

Alexandre Dumas

Die drei Musketiere

Zwanzig Jahre nachher

Der Vicomte von Bragelonne
oder
Zehn Jahre später



Alexandre Dumas

Die drei Musketiere

Zwanzig Jahre nachher

Der Vicomte von Bragelonne
oder
Zehn Jahre später



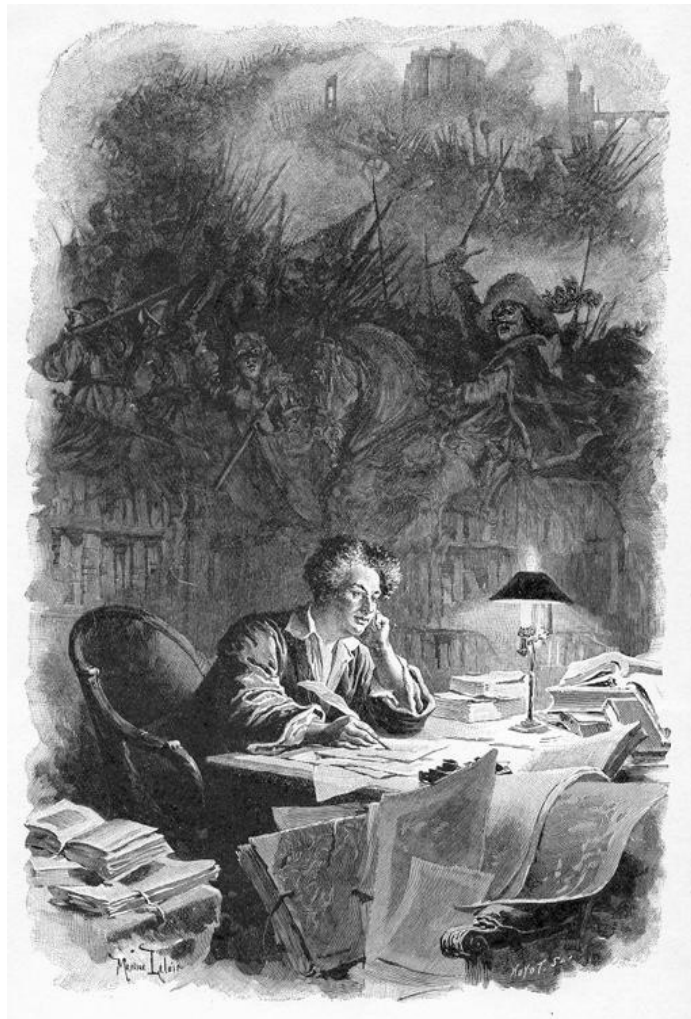
Alexandre Dumas

Die drei Musketiere

Zwanzig Jahre nachher

Der Vicomte von Bragelonne
oder
Zehn Jahre später





Die drei Musketiere.

Historischer Roman
von
Alexander Dumas.

mit zweihundertfünfzig Illustrationen von
Maurice Leloir.
Holzstiche von J. Huyot



Aus dem französischen.
von August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Illustrationen entnommen:

THE THREE MUSKETEERS
New York
D. Appleton and Company
1897.



Inhaltsverzeichnis

Die drei Musketiere.

Erster Teil.

Vorwort, in welchem nachgewiesen ist, daß die Helden der Geschichte, die wir unsern Lesern zu erzählen die Ehre haben, obgleich ihre Namen sich in Os und Is endigen, nichts Mythologisches haben.

I. Die drei Geschenke von Herrn d'Artagnan Vater.

II. Das Vorzimmer des Herrn von Treville.

III. Die Audienz.

IV. Die Schulter von Athos, das Wehrgehänge von Porthos und das Taschentuch von Aramis.

V. Die Musketiere des Königs und die Leibwache des Herrn Kardinals.

VI. Seine Majestät König Ludwig der Dreizehnte.

VII. Das Hauswesen der Musketiere.

VIII. Eine Hof-Intrigue.

IX. D'Artagnan zeigt sich in einem eigenthümlichen Lichte.

X. Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert.

XI. Die Intrigue schürzt sich.

XII. George Villiers, Herzog von Buckingham.

XIII. Herr Bonacieux.

XIV. Der Mann von Meung.

XV. Beamter und Kriegsmann.

- XVI. Worin der Herr Siegelbewahrer Seguiet mehrmals die Glocke suchte,
um zu läuten, wie er auch sonst getan.
- XVII. Die Haushaltung Bonacieux.
- XVIII. Der Liebhaber und der Gatte.
- XIX. Feldzugsplan.
- XX. Die Reise.
- XXI. Die Gräfin von Winter.
- XXII. Das Ballet der Merlaison.
- XXIII. Das Rendezvous.
- XXIV. Der Pavillon.
- XXV. Porthos.
- XXVI. Die These von Aramis.
- XXVII. Die Frau von Athos.
- XXVIII. Rückkehr.
- XXIX. Die Equipirungsjagd.
- XXX. Mylady.
- Anmerkungen



Erster Teil.



Vorwort,

*in welchem nachgewiesen ist, daß
die Helden der
Geschichte, die wir unsern Lesern
zu erzählen die Ehre haben,
obgleich ihre Namen sich
in Os und Is endigen, nichts
Mythologisches haben.*

Als ich vor etwa einem Jahre in der königlichen Bibliothek Nachforschungen für meine Geschichte Ludwig XIV. anstellte, fielen mir zufällig die Memoiren von Herrn d'Artagnan in die Hände — gedruckt, wie die Mehrzahl der Werke dieser Zeit, wo die Schriftsteller darauf hielten, die Wahrheit zu sagen, ohne einen mehr oder minder langen Gang nach der Bastille zu machen — in Amsterdam bei Pierre Rouge. Der Titel verführte mich. Ich trug das Buch nach Hause, wohlverstanden mit Erlaubniß des Herrn Konservators, und verschlang es.

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier eine Analyse des interessanten Werkes zu geben und ich begnüge mich, diejenige von meinen Lesern, welche Zeitgemälde hochachten, darauf zu verweisen. Sie finden darin mit Meisterhand gezeichnete Porträte, und obgleich die Skizzen meistens an Casernenthüren und Wirthshauswände gemalt sind, so werden sie darum die Bilder von Ludwig XIII., von Anna von Österreich, von Richelieu, von Mazarin und den meisten Hofleuten der Zeit nicht minder ähnlich finden, als in der Geschichte von Herrn Anguétil.

Aber was den launenhaften, seltsamen Geist des Dichters berührt, bringt bekanntlich nicht immer einen lebhaften Eindruck auf die Masse des Volks hervor. Während wir die bezeichneten Einzelheiten bewundern, wie sie die Andern ohne Zweifel bewundern werden, ist die Sache, welche uns am meisten in Anspruch nimmt, eine Sache, der vor uns sicherlich Niemand die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hat.

D'Artagnan erzählt, bei seinem ersten Besuche bei Herrn von Treville, dem Kapitän der Musketiere des Königs, habe er im Vorzimmer drei junge Leute getroffen, welche in dem berühmten Corps dienten, in das er aufgenommen zu werden wünschte, und Athos, Porthos und Aramis hießen. Wir gestehen, diese drei seltsamen Namen fielen uns sehr auf, und es entstand sogleich in uns der Gedanke, es wären Pseudonymen, mit deren Hilfe d'Artagnan vielleicht berühmtere, erhabene Namen verkleidet hätte, wenn nicht diese entlehnten Namen von ihnen selbst an dem Tage gewählt worden wären, wo sie aus Laune, aus Unzufriedenheit oder aus Mangel an Vermögen die einfache Kasake der Musketiere anzogen.

Von dieser Stunde an fanden wir keine Ruhe mehr, bis wir in den gleichzeitigen Werken irgend eine Spur von diesen außerordentlichen Namen entdeckten, die unsere Neugierde so sehr rege gemacht hatten.

Der Catalog der Bücher, welche wir lasen, um zu diesem Ziele zu gelangen, würde allein einen ganzen Band füllen, was vielleicht sehr lehrreich, aber sicherlich sehr wenig unterhaltend für unsere Leser wäre. Wir begnügen uns, ihnen mitzutheilen, daß wir in dem Augenblick, wo wir, entmuthigt durch so viele fruchtlose Nachforschungen, das Suchen aufzugeben im Begriffe waren, endlich geführt durch die Nachschlage unseres gelehrten und berühmten Freundes Paulin Paris ein Manuscript in Folio fanden, das unter der Nummer 4772 oder 4773, wir erinnern uns nicht mehr genau, im Register eingetragen war, und den Titel hatte:

»Mémoire de M. 1^e Comte de la Fère, concernant quelques - uns des événements qui se passèrent en France vers la fin du règne du roi Louis XIII et le commencement du règne de Louis XIV.

Man kann sich leicht denken, wie groß unsere Freude war, als wir dieses Manuscript, unsere letzte Hoffnung, durchblättern und auf der 20. Seite den Namen Athos, auf der 27. den Namen Porthos und auf der 31. den Namen Aramis fanden.

Die Entdeckung eines völlig unbekanntes Manuscriptes in einer Zeit, wo man die Wissenschaft der Geschichte auf einen so hohen Grad gebracht hat, erschien uns als ein beinahe wunderbarer Fund. Wir beeilten uns auch, um die Erlaubniß nachzusuchen, dasselbe drucken zu lassen, in der Absicht eines

Tages vor der **Akademie des inscription et belles - lettres** mit dem Gepäck von Andern zu erscheinen, wenn es uns, was sehr wahrscheinlich ist, nicht gelingen würde zu der **Akademie francaise** mit unserm eigenen Gepäck zu kommen. Diese Erlaubniß — wir müssen es sagen — wurde uns äußerst huldvoll ertheilt, was wir hier anführen, um die Böswilligen, welche behaupten, wir leben unter einer in Beziehung auf Schriftsteller wenig bereitwilligen Regierung, öffentlich Lügen zu strafen.

Wir übergeben nun heute unsern Lesern den ersten Band dieses kostbaren Manuscriptes unter dem ihm gebührenden Titel und machen uns anheischig, wenn dieser Band, wie wir nicht zweifeln, von dem verdienten Erfolge gekrönt wird, ungesäumt den zweiten erscheinen zu lassen.

Da der Pathe ein zweiter Vater ist, so laden wir unsere Leser einstweilen ein, sich an uns und nicht an den Grafen de La Fère in Beziehung auf Vergnügen oder Unlust zu halten.

Hiernach gehen wir zu unserer Geschichte über.





I.

Die drei Geschenke von Herrn d'Artagnan Vater.

Am ersten Montag des Monats April 1625 schien der Marktflecken Meung, wo der Verfasser des *Romans der Rose* geboren wurde, in einem so vollständigen Aufruhr begriffen zu sein, als ob die Hugenotten gekommen wären, um ein zweites Rochelle daraus zu machen. Mehrere Bürger beeilten sich, als sie die Frauen die Straßen entlang fliehen sahen und die Kinder auf den Thürschwellen schreien hörten, den Kürass umzuschnallen und, ihre etwas unsichere Haltung durch eine Muskete oder eine Partisane unterstützend, sich nach der Herberge zum Freimüller zu wenden, vor der sich von Minute zu Minute anwachsend eine lärmende, neugierige, dichte Gruppe drängte.

Zu dieser Zeit waren die panischen Schrecken gar häufig, und wenige Tage vergingen, ohne daß eine oder andere Stadt irgend ein Ereigniß dieser Art in ihre Archive einzutragen hatte. Da gab es adelige Herren, welche unter sich Krieg führten; da war der König, der den Kardinal bekriegte; da war der Spanier, der den König bekriegte. Außer diesen stillen oder öffentlichen, geheimen oder geräuschvollen Kriegen, gab es Diebe, Bettler, Hugenotten, Wölfe und Lakaien, welche mit aller Welt Krieg führten. Die Bürger bewaffneten sich immer gegen die Diebe, gegen die Wölfe, gegen die Lakaien; – häufig gegen die adeligen Herren und die Hugenotten; – zuweilen gegen den König; – aber nie gegen den Kardinal und den Spanier. Infolge dieser Gewohnheit geschah es, daß die Bürger an genanntem erstem Montag des Monats April

1625, als sie das Geräusche hörten und weder die gelb und rothen Standarten, noch die Livree des Herzogs von Richelieu sahen, nach der Herberge zum Freimüller liefen.

Hier angelangt, vermochte jeder die Ursache dieses Lärms zu erschauen und zu erkennen.

Ein junger Mensch . . . entwerfen wir sein Porträt mit einem Federzuge: man denke sich Don Quixote im achtzehnten Jahre; Don Quixote ohne Bruststück, ohne Panzerhemd und ohne Beinschienen; Don Quixote in einem Wamms, dessen blaue Farbe sich in eine unbestimmbare Nuance von Weinhefe und Himmelblau verwandelt hatte. Langes, braunes Gesicht, hervorspringende Backenknochen, Zeichen der Schlaueit, außerordentlich stark entwickelte Kiefermuskeln, ein untrügliches Zeichen, an dem der Gascogner selbst ohne Baret zu erkennen ist, und unser junger Mann trug ein mit einer Art von Feder verziertes Baret; das Auge offen und gescheit; die Nase gebogen, aber fein gezeichnet; zu groß für einen Jüngling, zu klein für einen gemachten Mann, und ein ungeübtes Äuge würde ihn für einen reisenden Pächterssohn gehalten haben, hätte er nicht den langen Degen getragen, der an einem ledernen Wehrgehänge befestigt an die Waden seines Eigentümers schlug, wenn er zu Fuß war, und an das raue Fell seines Pferdes, wenn er ritt.

Denn unser junger Mann hatte ein Pferd, und dieses Roß war eben so merkwürdig, als es auch wirklich in die Augen fiel. Es war ein Klepper aus dem Bearn, zwölf bis vierzehn Jahre alt, von gelber Farbe, ohne Haare am Schweif, aber nicht ohne Fesselgeschwüre an den Beinen, ein Thier, das, während es den Kopf im Gehen tiefer hielt, als die Kniee, was die Anwendung des Sprungriemens überflüssig machte, muthig noch seine acht Meilen im Tage zurücklegte. Unglücklicherweise waren die geheimen Vorzüge dieses Pferdes so gut unter seiner seltsamen Haut und unter seinem fehlerhaften Gange versteckt, daß in einer Zeit, wo sich Jedermann auf Pferde verstand, die Erscheinung der genannten Mähre in Meung, woselbst sie vor ungefähr einer Viertelstunde durch das Beaugencythor eingetroffen war, eine allgemeine Sensation hervorbrachte, deren Ungunst bis auf den Reiter zurücksprang.

Und diese Sensation war für den jungen d'Artagnan (so hieß der Don Quixote dieser zweiten Rozinante), um so peinlicher, als er sich die lächerliche Seite nicht verbergen konnte, die ihm, ein so guter Reiter er auch war, ein solches Pferd gab. Es war ihm nicht unbekannt, daß dieses Thier einen Werth von höchstens zwanzig Livres hatte; die Worte, von denen das Geschenk begleitet wurde, waren allerdings unschätzbar.

»Mein Sohn,« sagte der gascognische Edelmann m dem reinen Patois des Bearn, von dem sich Heinrich IV. nie hatte losmachen können, »mein Sohn, dieses Pferd ist in dem Hause Deines Vaters vor bald dreizehn Jahren geboren, und seit dieser Zeit hier geblieben, was Dich bewegen muß, dasselbe zu lieben. Verkaufe es nie, laß es ruhig und ehrenvoll an Altersschwäche sterben, und wenn Du einen Feldzug mit ihm machst, so schone es, wie Du einen alten Diener schonen würdest. Am Hofe,« fuhr d'Artagnan Vater fort, »wenn Du die Ehre hast dahin zu kommen, eine Ehre, auf die wir übrigens vermöge unseres alten Adels Anspruch machen dürfen, halte würdig Deinen Namen als Edelmann aufrecht, der von unsern Ahnen seit fünfhundert Jahren auf eine ruhmvolle Weise geführt worden ist, halte ihn aufrecht für Dich und für

die Deinigen. Unter den Deinigen verstehe ich Deine Verwandten und Deine Freunde; dulde nie etwas, außer von dem Herrn Kardinal und von dem König. Durch seinen Muth, höre wohl, nur durch seinen Muth, macht ein Edelmann heut zu Tage sein Glück. Wer eine Sekunde zittert, läßt sich vielleicht den Köder entgehen, welchen ihm das Glück gerade während dieser Sekunde darreichte. Du bist jung. Du mußt aus zwei Gründen tapfer werden; einmal weil Du ein Gascogner und dann weil Du mein Sohn bist. Fürchte die Gelegenheit nicht und suche die Abenteuer; ich habe Dich den Degen handhaben gelehrt. Du besitzt einen eisernen Kniebug, eine stählerne Handwurzel; schlage Dich bei jeder Veranlassung; schlage Dich um so mehr, als Zweikämpfe verboten sind, und weil es deshalb eines doppelten Muthes bedarf, sich zu schlagen. Mein Sohn, ich habe Dir nur fünfzehn Thaler, mein Pferd und die Rathsschläge zu geben, die Du so eben vernommen hast. Deine Mutter wird das Recept zu einem gewissen Balsam beifügen, das sie von einer Zigeunerin erhalten hat, und das die wunderbare Kraft besitzt, jede Wunde zu heilen, die nicht gerade das Herz berührt. Ziehe aus Allem Nutzen, lebe glücklich und lange.

»Ich habe nur ein Wort beizufügen. Ich will Dir ein Beispiel nennen, nicht das meinige, denn ich bin nie bei Hof erschienen und habe nur die Religionskriege als Freiwilliger mitgemacht: ich spreche von Herrn von *Treville*, der einst mein Nachbar war und die Ehre hatte, als Kind mit unserem König Ludwig XIII., den Gott erhalten möge, zu spielen. Zuweilen arteten ihre Spiele in Schlachten aus, und bei diesen Schlachten war der König nicht immer der Stärkere. Die Schläge, welche er erhielt, flößten ihm große Achtung und Freundschaft für Herrn von *Treville* ein. Später schlug sich Herr von *Treville* fünfmal während seiner ersten Reise nach Paris mit Andern? vom Tode des seligen Königs an bis zur Volljährigkeit des jungen, ohne die Kriege und Belagerungen zu rechnen, siebenmal, und von dieser Volljährigkeit an bis auf den heutigen Tag hundertmal! – Nun ist er, allen Edicten, Ordonnanzen und Urtheilssprüchen zum Trotz, Kapitän der Musketiere, d. h. Anführer einer Legion von Cäsaren, welche der König sehr hoch achtet und der Kardinal fürchtet, der sich sonst bekanntlich vor nichts zu fürchten pflegt. Noch mehr, Herr von *Treville* nimmt jährlich 10,000 Thaler ein; er ist also ein sehr vornehmer Herr. – Er hat angefangen wie Du, besuche ihn mit diesem Briefe und richte Dein Benehmen nach seinen Vorschriften ein, damit es Dir ergehe, wie ihm.«

Darauf gürtete Herr d'Artagnan Vater dem Jüngling seinen eigenen Degen um, küßte ihn zärtlich auf beide Wangen und gab ihm seinen Segen.

Das väterliche Zimmer verlassend, fand der junge Mann seine Mutter, welche ihn mit dem berühmten Recepte erwartete, zu dessen häufiger Anwendung die so eben erhaltenen Rathsschläge ihn nöthigen sollten. Der Abschied war von dieser Seite länger und zärtlicher als von der andern. Nicht als ob Herr d'Artagnan seinen Sohn, der sein einziger Sprößling war, nicht geliebt hätte, aber Herr d'Artagnan war ein Mann, und er hätte es als eines Mannes unwürdig erachtet, sich seiner Rührung hinzugeben, während Frau d'Artagnan Weib und überdies Mutter war. Sie weinte schrecklich, und wir müssen es Herrn d'Artagnan zum Lob nachsagen, daß er sich trotz seiner Anstrengungen, ruhig zu bleiben, wie es die Pflicht eines zukünftigen Musketiers war, von der Natur hinreißen ließ und eine Menge Thränen vergoß, von denen er nur mit großer Mühe die Hälfte verbergen konnte.

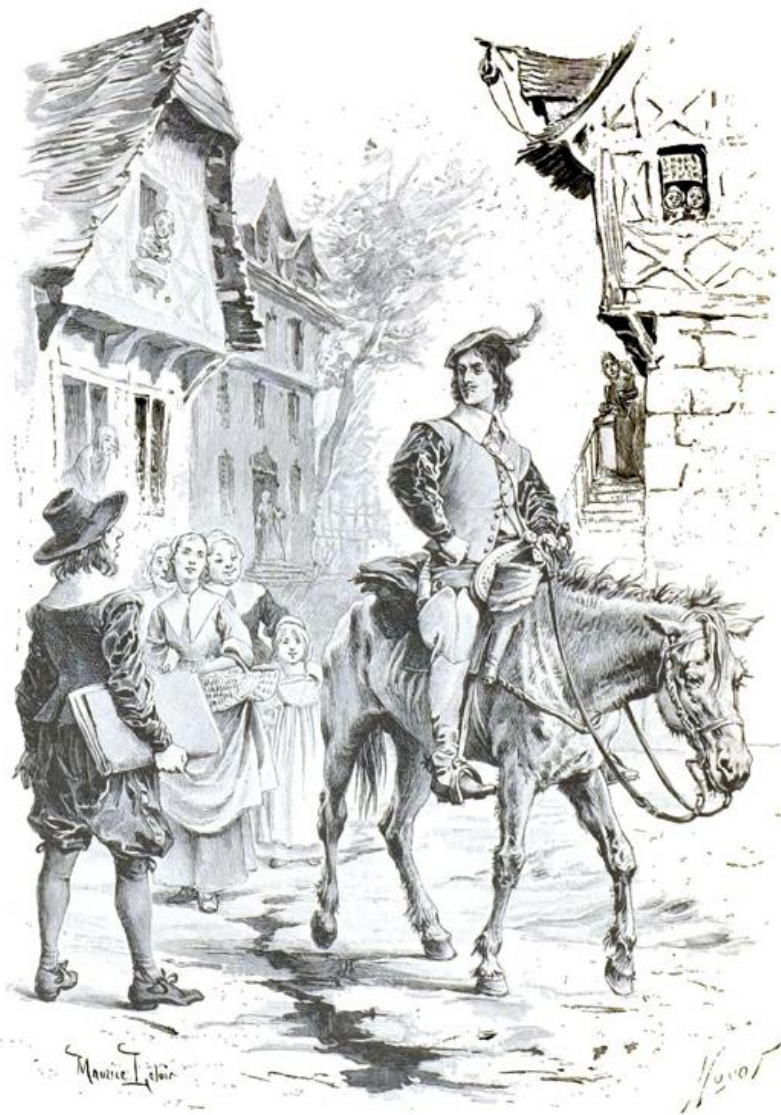


Am selben Tage begab sich der junge Mann auf den Weg, ausgerüstet mit den drei väterlichen Geschenken, welche, wie gesagt, aus fünfzehn Thalern, dem Pferde und dem Briefe an Herrn von Treville bestanden; die Rathschläge waren, wie man sich wohl denken kann, in den Kauf gegeben worden. Mit einem solchen Vademecum erschien d'Artagnan in moralischer, wie in physischer Beziehung als eine getreue Copie des Helden von Cervantes, mit dem wir ihn so glücklich verglichen, als wir uns durch unsere Geschichtschreiberpflichten veranlaßt sahen, sein Bild zu entwerfen. Don Quixote hielt die Windmühlen für Riesen und die Schafe für Armeen, d'Artagnan nahm jedes Lächeln für eine Beleidigung und jeden Blick für eine Herausforderung. Demzufolge

hielt er seine Faust von Tarbes bis Meung geschlossen und fuhr wenigstens zehnmal des Tags an seinen Degenknopf; die Faust traf indessen keinen Kinnbacken und der Degen kam nicht aus der Scheide. Nicht als ob der Anblick der unglückseligen gelben Mähre nicht oftmals ein Lächeln auf den Gesichtern der Vorübergehenden hervorgerufen hätte, aber da über dem Klepper ein Degen von achtungswerther Größe klirrte und über diesem Degen ein mehr wildes als stolzes Auge glänzte, so unterdrückten die Vorübergehenden ihre Heiterkeit, oder wenn diese Heiterkeit mächtiger wurde, als die Klugheit, so suchten sie wenigstens, wie die antiken Masken, nur auf einer Seite zu lachen; d'Artagnan blieb also majestätisch und unverletzt in seiner Empfindlichkeit bis zu dem unseligen Städtchen Meung.

Hier aber, als er an der Thüre des Freimüllers vom Pferd stieg, ohne daß irgend Jemand, Wirth, Kellner oder Hausknecht erschien, um ihm den Steigbügel am Auftritt zu halten, erblickte d'Artagnan an einem halbgeöffneten Fenster des Erdgeschosses einen Edelmann von schöner Gestalt und vornehmem Aussehen mit leicht gerunzeltem Gesicht, der mit zwei Personen sprach, welche ihm mit großer Untertänigkeit zuzuhören schienen. D'Artagnan glaubte ganz natürlich, seiner Gewohnheit gemäß, der Gegenstand des Gespräches zu sein, und horchte. Diesmal hatte sich d'Artagnan nur zur Hälfte getäuscht; es war zwar nicht von ihm die Rede, aber von seinem Pferde, dessen Eigenschaften der Edelmann seinen Zuhörern aufzählte, und da diese Zuhörer, wie gesagt, große Ehrfurcht vor dem Erzähler zu hegen schienen, so brachen sie jeden Augenblick in ein neues schallendes Gelächter aus. Da nun ein halbes Lächeln hinreichte, um den jungen Mann zum Zorne zu reizen, so begreift man leicht, welchen Eindruck eine so geräuschvolle Heiterkeit auf ihn hervorbringen mußte.

D'Artagnan wollte sich jedoch vorerst über die Physiognomie des Frechen belehren, der es wagte, sich über ihn lustig zu machen. Er heftete seinen Blick voll Stolz auf den Fremden und erkannte in ihm einen Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit schwarzen, durchdringenden Augen, bleicher Gesichtsfarbe, stark hervortretender Nase und schwarzem, vollkommen zugestutztem Schnurrbart; derselbe trug ein Wamms und veilchenblaue Beinkleider mit Schnürnesteln von ähnlicher Farbe. Dieses Wamms und diese Beinkleider schienen, obwohl neu, doch zerknittert, wie lange in einem Mantelsack eingeschlossene Reisekleider. D'Artagnan machte alle seine Bemerkungen mit der Geschwindigkeit des schärfsten Beobachters und ohne Zweifel von einem instinktartigen Gefühl angetrieben, das ihm sagte, dieser Fremde müsse einen großen Einfluß auf sein zukünftiges Leben ausüben.



Da nun in dem Moment, wo d'Artagnan sein Auge auf den Edelmann mit der veilchenblauen Hose heftete, dieser Herr eine seiner gelehrtesten und gründlichsten Erläuterungen in Bezug der bearnischen Mähre zum Besten gab, so brachen seine Zuhörer in ein schallendes Gelächter aus, und er selbst ließ augenscheinlich gegen seine Gewohnheit ein bleiches Lächeln, wenn man so sagen darf, über sein Antlitz schweben. Diesmal konnte kein Zweifel entstehen,

d'Artagnan war wirklich beleidigt. Erfüllt von dieser Überzeugung, drückte er sein Baret tief in die Augen und rückte, indem er sich Mühe gab, einige von den Hofmienen nachzuahmen, die er in der Gascogne bei reisenden vornehmen Herren aufgefangen hatte, eine Hand auf das Stichblatt seines Degens, die andere auf die Hüfte gestützt, vor. Leider verblendete ihn der Zorn immer mehr, je weiter er vorschritt, und statt einer würdigen stolzen Rede, die er im Stillen zu einer Herausforderung vorbereitet hatte, fand er auf seiner Zungenspitze nichts mehr, als eine plumpe Grobheit, die er mit einer wüthenden Gebärde begleitete.

»He, mein Herr,« rief er, »mein Herr, der Ihr Euch hinter jenem Laden verbergt, ja Ihr, sagt mir doch ein wenig, über wen Ihr lacht, dann wollen wir gemeinschaftlich lachen.«

Der Edelmann richtete langsam die Augen von dem Pferde auf den Reiter, als ob er einiger Zeit bedürfte, um zu begreifen, daß so seltsame Worte an ihn gesprochen wurden; da ihm sodann kein Zweifel mehr übrig blieb, so runzelte er leicht die Stirne, und antwortete nach einer ziemlich langen Pause mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Spott und Keckheit:

»Ich spreche nicht mit Euch.«

»Aber ich spreche mit Euch,« rief der junge Mann, ganz außer sich über diese Mischung von Frechheit und guten Manieren, von Anstand und Verachtung.

Der Unbekannte betrachtete ihn noch einen Augenblick mit seinem leichten Lächeln und zog sich langsam vom Fenster zurück, ging dann aus dem Wirthshause, näherte sich d'Artagnan bis auf zwei Schritte und blieb vor dem Pferde stehen. Seine ruhige Haltung und seine spöttische Miene hatten die Heiterkeit derjenigen vermehrt, mit denen er plauderte, und die am Fenster geblieben waren. Als d'Artagnan ihn auf sich zukommen sah, zog er seinen Degen einen Fuß lang aus der Scheide.

»Dieses Pferd ist offenbar oder war vielmehr in seiner Jugend ein Goldfuchs,« sprach der Unbekannte, während er in den begonnenen Untersuchungen fortfuhr, und wandte sich dabei an seine Zuhörer am Fenster, ohne daß er die Erbitterung d'Artagnan's im Geringsten zu beachten schien. »Es ist eine in der Botanik sehr bekannte, aber bis jetzt bei den Pferden sehr seltene Farbe.«

»Wer über das Pferd lacht,« rief der Nebenbuhler Treville's wüthend, »würde es nicht wagen, über den Herrn zu lachen.«

»Ich lache nicht oft, mein Herr,« erwiderte der Unbekannte, »wie Ihr selbst an meinen Gesichtszügen wahrnehmen könnt, aber ich halte etwas darauf, mir das Vorrecht u lachen, so oft es mir beliebt, zu wahren.«

»Und ich,« rief d'Artagnan, »ich will nicht, daß irgend Jemand über mich lache, wenn es mir mißfällt.«

»Wirklich, mein Herr?« erwiderte der Unbekannte, ruhiger als je, »nun denn, das ist nicht mehr als billig.«

Und auf seinen Fersen sich drehend, schickte er sich an, durch das große Thor in das Gasthaus zurückzukehren, wo d'Artagnan ein völlig gesatteltes Pferd wahrgenommen hatte.

Aber d'Artagnan besaß nicht den Character, mit dem es ihm möglich

gewesen wäre, einen Menschen loszulassen, der die Frechheit gehabt hatte, über ihn zu spotten. Er zog seinen Degen vollends aus der Scheide und fuhr fort, seinen Streit zu verfolgen.

»Umgedreht, mein Herr Spötter, damit ich Euch nicht auf den Rücken schlage.«

»Mich schlagen, mich?« sagte der Andere, sich auf den Fersen umdrehend, und schaute den jungen Mann mit eben so großer Verwunderung als Verachtung an. »Geht, mein Lieber, Ihr seid ein Narr!« Dann fuhr er mit leiser Stimme und als ob er mit sich selbst spräche, fort: »Das ist ärgerlich; welch ein Fund für Seine Majestät, welche überall nach Leuten sucht, um die Musketiere zu rekrutieren.«

Er hatte kaum vollendet, als d'Artagnan mit seiner Degenspitze einen so wüthenden Stoß nach ihm führte, daß er, ohne einen sehr raschen Sprung rückwärts, wahrscheinlich zum letzten Mal gescherzt hätte. Der Unbekannte sah jetzt, daß die Sache über den Spaß hinausging; er zog seinen Degen, begrüßte seinen Gegner und nahm eine Fechterstellung ein. Aber in demselben Augenblick fielen seine zwei Zuhörer in Begleitung des Wirthes mit Stöcken, Schaufeln und Feuerzangen über d'Artagnan her. Dies gab dem Angriff eine so rasche und vollständige Diversion, daß d'Artagnan's Gegner, während sich dieser umwandte, um einen Hagel von Schlägen abzuwehren, seinen Degen mit der größten Gelassenheit einsteckte und aus einem darstellenden Mitglied, das er beinahe geworden wäre, wieder Zuschauer des Kampfes wurde, – eine Rolle, deren er sich mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit entledigte. Nichtsdestoweniger murmelte er durch die Zähne:

»Die Pest über alle Gascogner! Setzt ihn wieder auf sein orangefarbiges Pferd, er mag zum Teufel gehen.«

»Nicht ohne Dich getödtet zu haben, Feigling!« rief d'Artagnan, während er sich so gut als möglich und ohne einen Schritt zurückzuweichen gegen seine drei Feinde, die ihn mit Schlägen überhäuften, zur Wehre setzte.

»Abermals eine Gasconnade«, murmelte der Edelmann. »Bei meiner Ehre, diese Gascogner sind unverbesserlich! Setzt also den Tanz fort, da er es durchaus haben will. Wenn er einmal müde ist, wird er schon sagen, es sei genug.«

Aber der Unbekannte wußte noch nicht, mit was für einem hartnäckigen Menschen er es zu thun hatte; d'Artagnan war nicht der Mann, der Gnade gefordert hätte. Der Kampf dauerte also noch einige Sekunden fort, doch endlich ließ d'Artagnan erschöpft seinen Degen fahren, den ein Schlag mit einer Heugabel entzwei brach. Ein anderer Schlag, welcher seine Stirne traf, schmetterte ihn beinahe zu derselben Zeit blutend und fast ohnmächtig nieder. In diesem Augenblick kamen von allen Seiten Leute auf den Schauplatz gelaufen, der Wirth fürchtete ein ärgerliches Aufsehen und trug den Verwundeten mit Hilfe einiger Kellner in die Küche, wo man ihm Pflege angedeihen ließ.

Der Edelmann aber hatte seinen früheren Platz am Fenster wieder eingenommen und betrachtete mit einer gewissen Ungeduld die umherstehende Menge, deren Verweilen ihm sehr ärgerlich zu sein schien.

»Nun! wie geht es dem Wüthenden?« sagte er, indem er sich bei dem durch

das Öffnen der Thüre verursachten Geräusch umkehrte und an den Wirth wandte, der sich nach dessen Befinden erkundigt hatte.

»Ew. Exzellenz ist gesund und wohlbehalten?« fragte der Wirth.

»Ja, vollkommen wohl und gesund, mein lieber Wirth, und ich frage Euch, was aus unserem jungen Menschen geworden ist?«

»Es geht besser mit ihm,« erwiderte der Wirth: »er ist in Ohnmacht gefallen.«

»Wirklich?« sprach der Edelmann.

»Doch ehe er in Ohnmacht fiel, raffte er alle seine Kräfte zusammen, rief nach Euch und forderte Euch heraus.«

»Dieser Bursche ist also der leibhaftige Teufel!« rief der Unbekannte.

»O nein, Ew. Exzellenz, es ist kein Teufel,« entgegnete der Wirth mit einer verächtlichen Grimasse, »denn während seiner Ohnmacht haben wir ihn durchsucht und in seinem Päckchen nicht mehr als ein Hemd, in seiner Börse nicht mehr als zwölf Thaler gefunden, was ihn jedoch nicht abhielt, kurz bevor er in Ohnmacht fiel, zu bemerken, wenn dergleichen in Paris geschehen wäre, so müßtet Ihr dies sogleich bereuen, während Ihr es hier erst später bereuen würdet.«

»Dann ist er irgend ein verkleideter Prinz von Geblüt,« sagte der Unbekannte kalt.

»Ich theile Euch dies mit, gnädiger Herr,« versetzte der Wirth, »damit Ihr auf Eurer Hut sein möget.«

»Und er hat Niemand in seinem Zorn genannt?«

»Allerdings, er schlug an seine Tasche und sagte: »Wir wollen sehen, was Herr von Treville zu der Beleidigung sagen wird, die seinem Schützling widerfahren ist.«

»Herr von Treville?« sprach der Unbekannte mit steigender Aufmerksamkeit; »er schlug an seine Tasche, während er den Namen des Herrn von Treville aussprach? . . . Hört, mein lieber Wirth, indeß Euer junger Mann in Ohnmacht lag, habt Ihr sicherlich nicht versäumt, ein wenig in diese Tasche zu schauen. Was fand sich darin?«

»Ein Brief, mit der Adresse des Herrn von Treville, Kapitän der Musketiere.«

»Wirklich?«

»Es ist, wie ich Ew. Exzellenz zu sagen die Ehre habe.«

Der Wirth, welcher eben nicht mit übergroßem Scharfsinn begabt war, gewährte den Ausdruck nicht, den seine Worte auf dem Gesichte des Unbekannten hervorriefen. Dieser entfernte sich von dem Gesimse des Kreuzstocks, auf das er sich bis jetzt mit dem Ellbogen gestützt hatte, und faltete die Stirne, wie ein Mensch, den etwas beunruhigt.

»Teufel!« murmelte er zwischen den Zähnen, »sollte mir Treville diesen Gascogner geschickt haben? Er ist noch sehr jung! Aber ein Degenstich bleibt ein Degenstich, welches Alter auch sein Spender haben mag, und man nimmt sich vor einem jungen Bürschchen weniger in Acht, als vor anderen Leuten; Zuweilen genügt ein schwaches Hinderniß, um einem großen Plan in den Weg zu treten.«

Und der Unbekannte versank in ein Nachdenken, das einige Minuten währte.

»Hört einmal, Wirth,« sagte er, »werdet Ihr mich nicht von diesem

Wüthenden befreien? Ich kann ihn mit gutem Gewissen nicht töten, und dennoch,« fügte er mit einem kalt drohenden Ausdrücke bei, »ist er mir unbequem. Wo verweilt er?«

»Im ersten Stock in der Stube meiner Frau, wo man ihn verbindet.«

»Hat er Kleidungsstücke und seine Tasche bei sich? Er hat sein Wamms nicht ausgezogen?«

»Alles dies blieb im Gegentheil unten in der Küche. Aber wenn Euch dieser junge Laffe unbequem ist . . . ?«

»Gewiß. Er veranlaßt in Eurem Gasthaus ein Ärgernis, das ehrliche Leute nicht aushalten können. Geht hinauf, macht meine Rechnung und benachrichtigt meinen Lakaien.«

»Wie! gnädiger Herr, Ihr verlasst uns schon?«

»Ihr konntet es daraus sehen, daß ich Euch Befehl gegeben hatte, mein Pferd zu satteln. Hat man mir nicht Folge geleistet?«

»Allerdings, und das Pferd steht völlig aufgezäumt unter dem großen Thor, wie Ew. Exzellenz selbst hat sehen können.«

»Das ist gut. Thut, was ich Euch gesagt habe.«

»Oh weh!« sprach der Wirth zu sich selbst; »sollte er vor dem kleinen Jungen bange haben?«

Aber ein gebieterischer Blick des Unbekannten machte seinen Gedanken rasch ein Ende. Er verbeugte sich demüthig und ging ab.

»Mylady¹ soll diesen Burschen nicht gewahr werden,« fuhr der Fremde fort; »sie muß bald kommen; sie bleibt schon allzulange aus. Offenbar ist es besser, wenn ich zu Pferde steige und ihr entgegenreite . . . Könnte ich nur erfahren, was dieser Brief an Treville enthält!« Und unter fortwährendem Murmeln wandte sich der Fremde nach der Küche.

Inzwischen war der Wirth, der nicht daran zweifelte, daß die Gegenwart des jungen Menschen den Unbekannten aus seiner Herberge treibe, zu seiner Frau hinaufgegangen und hatte d'Artagnan hier wieder gefunden. Er machte ihm begreiflich, die Polizei könnte ihm einen schlimmen Streich spielen, da er mit einem vornehmen Herrn Streit angefangen habe, denn nach der Meinung des Wirthes konnte der Unbekannte nur ein vornehmer Herr sein, und er veranlaßte ihn, trotz seiner Schwäche aufzustehen und seinen Weg fortzusetzen. Halb betäubt, ohne Wamms und den Kopf mit Leinwand umwickelt, stand d'Artagnan auf und ging, vom Wirth gedrängt, die Treppe hinab; aber als er in die Küche kam, war das erste, was er bemerkte, sein Gegner, der am Fußtritt einer schweren, mit zwei plumpen normannischen Pferden bespannten Karosse ruhig plauderte.

Die Frau, mit der er sprach, war eine Frau von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, deren Kopf in den Kutschenschlag eingerahmt schien. Wir haben bereits erwähnt, mit welcher Raschheit d'Artagnan eine Physiognomie aufzufassen wußte; er sah also auf den ersten Blick, daß die Frau jung und hübsch war. Diese Schönheit fiel ihm um so mehr auf, als sie eine in den südlichen Gegenden, welche d'Artagnan bis jetzt bewohnt hatte, ganz fremde Erscheinung war. Es war eine Blondine mit langen, auf die Schultern herabfallenden Locken, großen, schmachtenden, blauen Augen, rosigen Lippen und Alabasterhänden; sie sprach sehr lebhaft mit dem Unbekannten.

»Also befiehlt mir Seine Eminenz . . . « sagte die Dame.

»Sogleich nach England zurückzukehren und sie zu benachrichtigen, ob der Herzog London verlassen hat.«

»Und was meine übrigen Instruktionen betrifft? . . . « fragte die schöne Reisende.

»Sie sind in dieser Kapsel enthalten, welche Ihr erst jenseits des Kanals öffnen dürft.«

»Sehr wohl; und Ihr, was macht Ihr?«

»Ich kehre nach Paris zurück.«

»Ohne das freche Bürschchen zu züchtigen?« fragte die Dame.

Der Unbekannte war im Begriff zu antworten, aber in dem Augenblick, wo er den Mund öffnete, sprang d'Artagnan, der alles gehört hatte, auf die Thürschwelle.

»Das freche Bürschchen züchtigt andere,« rief er, »und ich hoffe, daß derjenige, welchen er zu züchtigen hat, ihm diesmal nicht entkommen wird, wie das erstemal.«

»Nicht entkommen wird?« entgegnete der Unbekannte, die Stirne faltend.

»Nein, vor einer Dame, denke ich, werdet Ihr nicht zu fliehen wagen.«

»Bedenkt,« rief Mylady, als sie sah, daß der Edelmann die Hand an den Degen legte, »bedenkt, daß die geringste Zögerung Alles verderben kann.«

»Ihr habt Recht,« rief der Edelmann, »reist also Eurerseits, ich thue desgleichen.«

Und indem er der Dame mit dem Kopf zunickte, sprang er zu Pferde, während der Kutscher der Karosse sein Gespann kräftig mit der Peitsche antrieb. Die zwei Sprechenden entfernten sich also im Galopp, jedes in einer entgegengesetzten Richtung der Straße.

»Heda! Eure Rechnung,« schrie der Wirth, dessen Ergebenheit für den Reisenden sich in tiefe Verachtung verwandelte, als er sah, daß er abging, ohne seine Zeche zu bezahlen.

»Bezahle, Schlingel,« rief der Reisende stets galoppierend seinem Bedienten zu, der dem Wirth ein Paar Geldstücke vor die Füße warf und dann eiligst seinem Herrn nachgaloppierte.

»Ha, Feigling, ha, Elender, ha, falscher Edelmann!« rief d'Artagnan und lief dem Bedienten nach.

Aber der Verwundete war noch zu schwach, um eine solche Erschütterung auszuhalten. Kaum hatte er zehn Schritte gemacht, so klangen ihm die Ohren, er sah nichts mehr, eine Blutwolke zog über seine Augen hin und er stürzte unter dem beständigen Geschrei: »Feigling! Feigling! Feigling!«



auf die Straße nieder.

»Er ist in der That sehr feig!« murmelte der Wirth, indem er sich d'Artagnan näherte und sich durch diese Schmeichelei mit dem armen Jungen zu versöhnen suchte, wie der Held in der Fabel mit seiner Schnecke.

»Ja, sehr feig,« sagte d'Artagnan mit schwacher Stimme, »aber sie ist sehr schön.«

»Wer sie?« fragte der Wirth.

»Mylady,« stammelte d'Artagnan und fiel zum zweiten Mal in Ohnmacht.

»Gleich viel,« sprach der Wirth, »es bleibt mir doch dieser da, den ich sicherlich einige Tage behalten werde. Da lassen sich immerhin elf Thaler verdienen.«

Man weiß bereits, daß sich der Inhalt von d'Artagnans Börse gerade auf elf Thaler belief.

Der Wirth hatte auf elf Tage Krankheit den Tag zu einem Thaler gerechnet; aber er hatte die Rechnung ohne seinen Reisenden gemacht. Am andern Morgen stand d'Artagnan schon um fünf Uhr auf, ging in die Küche hinab, verlangte außer einigen anderen Ingredienzien, deren Liste uns nicht zugekommen ist, Wein, Öl, Rosmarin, und bereitete sich, das Rezept seiner Mutter in der Hand, einen Balsam, mit dem er seine zahlreichen Wunden salbte; dann erneuerte er seine Kompressen selbst und wollte keine ärztliche Hilfeleistung gestatten. Der Wirksamkeit des Zigeunerbalsams und ohne Zweifel auch ein wenig der Abwesenheit jedes Arztes hatte es d'Artagnan zu danken, daß er schon an demselben Abend wieder auf den Beinen und am andern Tag beinahe völlig geheilt war.

In dem Augenblick aber, als er den Rosmarin, das Öl und den Wein bezahlen wollte – die einzige Ausgabe des Herrn, der strenge Diät hielt, während das gelbe Roß, wenigstens nach der Aussage des Wirthes, dreimal so viel gefressen hatte, als sich vernünftigerweise bei seiner Gestalt voraussetzen ließ – fand d'Artagnan in seiner Tasche nur noch seine kleine Sammetbörse, sowie die elf Thaler, welche sie enthielt; jedoch der Brief an Herrn von Treville war verschwunden.

Der junge Mann suchte anfangs diesen Brief mit großer Geduld, drehte seine Taschen um und um, durchwühlte seinen Mantelsack, öffnete und schloß seine Börse wieder und wieder, als er aber die Überzeugung gewonnen hatte, daß der Brief nicht mehr zu finden war, gerieth er in einen dritten Anfall von Wuth, der ihn leicht zu einem neuen Verbrauch von aromatischem Wein und Öl veranlassen konnte; denn als man sah, daß dieser junge Brausekopf sich erhitzte und drohte, er werde Alles im Hause kurz und klein schlagen, wenn man seinen Brief nicht finde, da ergriff der Wirth einen Spieß, seine Frau einen Besenstiel, und sein Aufwärter nahm von denselben Stöcken, welche zwei Tage vorher benützt worden waren.

»Meinen Empfehlungsbrief,« schrie d'Artagnan, »meinen Empfehlungsbrief, oder ich spieße Euch alle wie Ortolane.«

Unglücklicherweise trat ein Umstand der Ausführung seiner Drohung in den Weg; sein Degen war erwähnstermaßen beim ersten Kampf in zwei Stücke zerbrochen worden, was er völlig vergessen hatte. Als d'Artagnan wirklich vom Leder ziehen wollte, sah er sich ganz einfach mit einem Degenstumpfe von

acht bis zehn Zoll bewaffnet, den der Wirth sorgfältig wieder in die Scheide gesteckt hatte. Den übrigen Theil der Klinge hatte der Herr der Herberge geschickt auf die Seite gebracht, um sich einen Bratspieß daraus zu machen.

Diese Enttäuschung dürfte wohl unsern jähzornigen jungen Mann nicht zurückgehalten haben, aber der Wirth bedachte, daß die Forderung, die sein Reisender an ihn stellte, eine völlig gerechte war.

»In der That,« sprach er und senkte dabei seinen Spieß, »wo ist der Brief?«

»Wo ist dieser Brief?« rief d'Artagnan. »Ich sage Euch vor Allem, daß dieser Brief für Herrn von Treville bestimmt ist, und daß er sich wiederfinden muß; ist dies nicht der Fall, so wird Er schon machen, daß er gefunden wird!«

Diese Drohung schüchterte den Wirth vollends ein. Nach dem König und dem Herrn Kardinal war Herr von Treville derjenige Mann, dessen Namen vielleicht am öftesten von den Militären und sogar von den Bürgern wiederholt wurde. Wohl war noch der Pater Joseph vorhanden, aber *sein* Name wurde immer nur ganz leise ausgesprochen, so groß war der Schrecken, den die graue Eminenz einflößte, wie man den Vertrauten des Kardinals nannte.

Er warf also seinen Spieß weit von sich, befahl seiner Frau, dasselbe mit ihrem Besenstiel zu thun, und seinen Dienern, ihre Stöcke wegzulegen; dann ging er mit gutem Beispiel voran und begann nach dem verlorenen Brief zu suchen.

»Enthielt dieser Brief etwas Werthvolles?« sagte der Wirth, nachdem er einen Augenblick fruchtlos gesucht hatte.

»Heiliger Gott, ich glaube es wohl!« erwiderte der Gascogner, der mit Hilfe dieses Schreibens seinen Weg zu machen hoffte, »er enthielt mein Glück.«

»Anweisungen auf Spanien?« fragte der Wirth unruhig.

»Anweisungen auf den Privatschatz Seiner Majestät,« erwiderte d'Artagnan, der darauf zählte, er werde durch diese Empfehlung in den Dienst des Königs aufgenommen werden, und deßhalb ohne zu lügen diese etwas kecke Antwort geben zu können glaubte.

»Teufel!« rief der Wirth ganz in Verzweiflung.

»Aber daran liegt nichts,« fuhr d'Artagnan mit ganz nationaler Dreistigkeit fort, »daran liegt nichts, das Geld kommt gar nicht in Betracht; der Brief war Alles. Ich hätte lieber tausend Pistolen verloren, als diesen Brief.«

Er würde nicht mehr gewagt haben, wenn er zwanzig tausend gesagt hätte, aber eine gewisse jugendliche Schüchternheit hielt ihn zurück.

Ein Lichtstrahl durchdrang plötzlich den Geist des Wirthes, der von einem entsetzlichen Grauen befallen wurde, als er nichts fand.

»Dieser Brief ist durchaus nicht verloren,« rief er.

»Ah!« seufzte d'Artagnan.

»Nein, er ist Euch gestohlen worden.«

»Gestohlen! und von wem?«

»Von dem Edelmann von gestern. Er ist in die Küche hinabgegangen, wo Euer Wamms lag, und daselbst allein geblieben. Ich wollte wetten, daß er ihn gestohlen hat.«

»Ihr glaubt?« erwiderte d'Artagnan nicht sehr überzeugt, denn er kannte den ganz persönlichen Belang dieses Briefes und sah nichts dabei, was einen

Andern nach dem Besitz desselben hätte lüstern machen können. Keiner von den Dienern, keiner von den anwesenden Gästen würde etwas damit gewonnen haben, wenn er sich das Papier zugeeignet hätte.

»Ihr sagt also,« versetzte d'Artagnan, »Ihr habet diesen frechen Edelmann im Verdacht?«

»Ich sage, daß ich vollkommen hiervon überzeugt bin,« fuhr der Wirth fort; »als ich ihm mittheilte, Ew. Herrlichkeit sei ein Schützling des Herrn von Treville, und Ihr hättet sogar einen Brief an diesen erlauchten Herrn, da schien er sehr unruhig zu werden und fragte mich, wo dieser Brief sei; dann ging er sogleich in die Küche hinab, weil er wußte, daß Euer Wamms dort lag.«

»Dann ist er mein Dieb,« sagte d'Artagnan, »ich werde mich bei Herrn von Treville darüber beklagen, und Herr von Treville wird sich beim König beklagen.« Sofort zog er majestätisch zwei Thaler aus seiner Tasche, gab sie dem Wirth, der ihn mit dem Hut in der Hand bis vor die Thüre begleitete, und bestieg wieder sein gelbes Roß, das ihn ohne weiteren Unfall bis zu der Porte Saint-Antoine in Paris trug, wo es der Eigenthümer um drei Thaler verkaufte, was sehr gut bezahlt war, da d'Artagnan es auf dem letzten Marsch bedeutend übertrieben hatte. Der Roßkamm, welchem d'Artagnan die Mähre gegen erwähnte neun Livres abtrat, verbarg auch dem jungen Mann keineswegs, daß er diese außerordentliche Summe nur wegen der originellen Farbe des Tieres bezahle.

D'Artagnan hielt also zu Fuß seinen Einzug in Paris, trug sein Päckchen unter dem Arm und marschierte so lange umher, bis er eine Stube zu miethen fand, die der Geringfügigkeit seiner Mittel entsprach. Diese Stube war eine Art von Mansarde und lag in der Rue de Fossoyeurs in der Nähe des Luxemburg.

Sobald d'Artagnan die Miethen bezahlt hatte, nahm er Besitz von seiner Wohnung und brachte den übrigen Theil des Tages damit hin, daß er an sein Wamms und an seine Strümpfe Posamenten annähte, die seine Mutter von einem beinahe neuen Wammse des Herrn d'Artagnan Vaters abgetrennt und ihm insgeheim zugesteckt hatte. Dann ging er auf den Quai de la Ferraille, um eine neue Klinge in seinen Degen machen zu lassen, hierauf nach dem Louvre und erkundigte sich bei dem ersten Musketier, dem er begegnete, nach dem Hotel des Herrn von Treville, welches in der Rue du Vieux-Colombier lag, das heißt, ganz in der Nähe der Wohnung, welche d'Artagnan gemiethet hatte – ein Umstand, der ihm als ein glückliches Vorzeichen für den Erfolg seiner Reise erschien.



Zufrieden mit der Art und Weise, wie er sich in Meung benommen hatte, ohne Gewissensbisse wegen der Vergangenheit, voll Vertrauen aus die Gegenwart, voll Hoffnung für die Zukunft, legte er sich hierauf nieder und schlief den Schlaf des Gerechten.

Dieser noch ganz provinzmäßige Schlaf währte bis zur neunten Stunde des Morgens, wo er aufstand, um sich zu dem berühmten Herrn von Treville, der dritten Person des Reiches nach der väterlichen Schätzung, zu begeben.

II.

Das Vorzimmer des Herrn von Treville.

Herr von Troisville, wie seine Familie in der Gascogne noch hieß, oder Herr von Treville, wie er sich selbst am Ende in Paris nannte, hatte wirklich gerade wie d'Artagnan angefangen, nämlich ohne einen Sou Geldeswerth, aber mit jenem Grundstock von Kühnheit, Geist und Ausdauer, worin der ärmste gascognische Krautjunker mehr an Hoffnungen zum väterlichen Erbtheil erhält, als der reichste Edelmann des Perigord oder Berry in Wirklichkeit empfängt. Sein kecker Muth und sein noch viel keckeres Glück in einer Zeit, wo die Schläge wie Hagel fielen, hatten ihn auf die Höhe der schwer erklimmbaren Leiter gehoben, die man Hofgunst nennt, und deren Stufen er vier und vier auf einmal erstiegen hatte.

Er war der Freund des Königs, der, wie Jedermann weiß, das Andenken seines Vaters Heinrich IV. sehr in Ehren hielt. Der Vater des Herrn von Treville hatte ihm in seinen Kriegen gegen die Ligue so treu gedient, daß er ihm in Ermangelung von barem Geld – eine Sache, die dem Bearner sein ganzes Leben lang abging, denn er bezahlte seine Schulden stets mit dem einzigen Ding, das er nicht zu entleihen brauchte, mit Witz – daß ihm in Ermangelung von barem Geld, sagen wir, nach der Übergabe von Paris die Vollmacht verlieh, als Wappen eines goldenen Löwen im rothen Felde mit dem Wahlspruch: fidelis et fortis zu führen; das war viel in Bezug auf Ehre, aber mittelmäßig in Bezug auf Vermögen. Als der berühmte Gefährte des großen Heinrich starb, hinterließ er also seinem Herrn Sohn als einziges Erbe nur seinen Degen und seinen Wahlspruch. Dieser doppelten Gabe und dem fleckenlosen Namen, von dem sie begleitet war, hatte Herr von Treville seine Aufnahme unter die Haustruppen des jungen Fürsten zu verdanken, wo er sich so gut seines Schwertes bediente, und seiner Devise so treu war, daß Ludwig XIII., einer der besten Degen seines Königreichs, zu sagen pflegte, wenn er einen Freund hätte, der sich schlagen wollte, so würde er ihm den Rath geben, zum Secundanten zuerst ihn selbst und dann Herrn von Treville oder sogar vielleicht diesen vor ihm zu nehmen.

Ludwig XIII. hegte eine wahre Anhänglichkeit an Treville, eine königliche Anhänglichkeit, eine selbstsüchtige Anhänglichkeit allerdings, darum aber nicht minder eine Anhänglichkeit. In dieser unglücklichen Zeit strebte man mit aller Macht darnach, sich mit Männern von dem Schlage Treville's zu umgeben. Viele konnten sich den Beinamen fortis geben, der die zweite Hälfte seiner Devise bildete, aber wenige Edelleute hatten Anspruch darauf, sich fidelis zu nennen, wie der erste Theil hieß. Treville gehörte zu den letzteren; er war eine von den seltenen Organisationen mit dem gehorchenden Verstande des Hundes, dem blinden Muth, dem raschen Auge, der schnellen Hand, ein Mann, dem das Auge nur gegeben schien, um zu sehen, ob der König mit Jemand unzufrieden war, und diesen Jemand, einen Besme, einen Maurevers, einen

Poltrout von Meré, einen Vitry niederzuschlagen. Treville hatte bis jetzt nur die Gelegenheit gefehlt, aber er lauerte darauf, er hatte sich gelobt, sie beim Schopfe zu fassen, sobald sie in den Bereich seiner Hand käme. Ludwig XIII. machte Treville zum Kapitän seiner Musketiere, welche in Bezug auf Ergebenheit oder vielmehr auf Fanatismus für ihn dasselbe waren, was die schottische Leibwache für Ludwig XI. und die Ordinären für Heinrich III.

Der Kardinal seiner Seite blieb in dieser Beziehung nicht hinter dem König zurück. Als dieser zweite oder vielmehr erste König von Frankreich die furchtbare Eile wahrnahm, mit der sich Ludwig XIII. seine Umgebung schuf, wollte er ebenfalls seine Leibwache haben. Er hatte also seine Musketiere, wie Ludwig XIII. und man sah diesen mächtigen Nebenbuhler in allen Provinzen Frankreichs und sogar in auswärtigen Staaten die berühmtesten Kampfahne ausheben. Ludwig XIII. und Richelieu stritten sich auch oft, wenn sie Abends eine Partie Schach spielten, über die Verdienste ihrer Anhänger. Jeder lobte den Muth und die Haltung der seinigen, und während sie sich laut gegen Zweikämpfe und Händel aussprachen, stachelten sie dieselben ganz in der Stille gegen einander auf, und das Unterliegen oder der Sieg ihrer Leute bereitete ihnen wahren Kummer oder eine maßlose Freude. So erzählen wenigstens die Memoiren eines Mannes, der bei einigen dieser Niederlagen und bei vielen von diesen Siegen betheilig war.

Treville hatte seinen Herrn bei der schwachen Seite gefaßt, und dieser Geschicklichkeit verdankte er die lange und beständige Gunst eines Königs, der nicht den Ruf großer Treue in seinen Freundschaften hinterlassen hat. Mit einem verschmitzten Lächeln ließ er seine Musketiere vor dem Kardinal Armand Duplessis paradien, wobei sich die Haare im Schnurrbart Sr. Eminenz vor Zorn sträubten. Treville verstand sich vortrefflich auf den Krieg dieser Zeit, wo man, wenn man nicht auf Kosten des Feindes leben konnte, auf Kosten seiner Landsleute lebte; seine Soldaten bildeten eine gegen Jedermann, nur gegen ihn nicht, unbotmäßige Legion *lebendiger Teufel*.

Hals und Brust entblößt, betrunken, verbreiteten sich die Musketiere des Königs, oder vielmehr des Herrn von Treville, in den Schenken, auf den Spaziergängen, bei den öffentlichen Spielen, schrien, strichen ihren Schnurrbart, ließen ihre Degen klirren, versetzten aus lauter Muthwillen den Leibwachen des Herrn Kardinals Rippenstöße und zogen unter tausenderlei Scherzen am hellen Tag auf offener Straße vom Leder; sie wurden zuweilen getödtet, aber sie wußten gewiß, daß man sie in diesem Falle beweinte und rächte; zuweilen tödteten sie, aber sie wußten ebenso gewiß, daß sie nicht im Gefängnis zu verschimmeln hatten, denn Herr von Treville war da, um sie zurückzufordern. Das Loblied des Herrn von Treville wurde auch in allen Tonarten von diesen Leuten gesungen, die den Satan nicht fürchteten, aber vor ihm zitterten, wie Schüler vor ihrem Lehrer, seinem geringsten Worte gehorchten und stets bereit waren, sich tödten zu lassen, um einen Vorwurf abzuwaschen.

Herr von Treville hatte sich Anfangs dieses mächtigen Hebels für den König und die Freunde des Königs – dann für sich selbst und für seine Freunde bedient. Übrigens findet man in keinem Memoirenwerk dieser Zeit, welche so viele Memoiren hinterlassen hat, daß dieser würdige Edelmann, selbst nicht einmal von seinen Feinden – und er hatte deren so viele unter den Leuten von

der Feder, als unter denen vom Degen – nirgends, sagen wir, findet man, daß dieser würdige Edelmann angeklagt worden wäre, er habe sich für die Mitwirkung seiner Seiden bezahlen lassen. Bei einem seltenen Talent für Intriguen, das ihn auf dieselbe Stufe mit den stärksten Intriganten stellte, war er ein ehrlicher Mann geblieben. Noch mehr, trotz der großen Stoßdegen, welche lendenlahm machen, und der angestregten Übungen, welche ermüden, war er einer der galantesten Boudoirläufer, einer der feinsten Jungfernknechte, einer der gewürfeltsten Schönredner seiner Zeit geworden; man sprach von Treville's Liebesglück, wie man zwanzig Jahre früher von Bassompierre gesprochen hatte, und das wollte viel sagen. Der Kapitän war also bewundert, gefürchtet und geliebt, und dies bildet wohl den Höhepunkt menschlicher Glücksumstände.

Ludwig XIV. verschlang alle kleinen Gestirne seines Hofes in seiner weiten Ausstrahlung, aber sein Vater, eine Sonne pluribus impar, ließ jedem seiner Günstlinge seinen persönlichen Glanz, jedem seiner Höflinge seinen eigenthümlichen Werth. Außer dem Lever des Königs und dem des Kardinals zählte man damals in Paris mehr als zweihundert einigermaßen besuchte Levers. Unter den zweihundert kleinen Levers war das von Treville eines von denjenigen, zu welchen man sich am meisten drängte.

Der Hof seines in der Rue du Vieux-Colombier gelegenen Hotels glich einem Lager, und dies von Morgens sechs Uhr im Sommer und von acht Uhr im Winter. Fünfzig oder sechzig Musketiery, welche sich hier abzulösen schienen, um stets eine imposante Zahl darzustellen, gingen beständig in völliger Kriegsrüstung und zu jedem Thun bereit umher. Auf einer der großen Treppen, auf deren Raum unsere moderne Civilisation ein ganzes Gebäude errichten würde, stiegen die Bittsteller von Paris aus und ab, die irgend eine Gunst zu erhaschen suchten; ferner die Edelleute aus der Provinz, deren höchster Wunsch war, ins Corps aufgenommen zu werden, und die in allen Farben verbrämten Lakaien, die an Herrn von Treville die Botschaften ihrer Gebieter überbrachten. In den Vorzimmern ruhten auf langen, kreisförmigen Bänken die Auserwählten, das heißt diejenigen, welche berufen waren. Das Gesumme dauerte vom Morgen bis zum Abend, während Herr von Treville in seinem an dieses Vorzimmer stoßenden Kabinet Besuche empfing, Klagen anhörte, seine Befehle ertheilte und, wie der König auf seinem Balkon im Louvre, sich nur an das Fenster zu stellen hatte, um Menschen und Waffen Revue passieren zu lassen.

Den Tag, an welchem d'Artagnan sich hier einfand, war die Versammlung äußerst imposant, besonders für einen Provinzbewohner, der eben erst aus seiner Heimath anlangte; dieser Provinzbewohner war allerdings Gascogner, und damals besonders standen d'Artagnans Landsleute nicht im Rufe, als ließen sie sich so leicht einschüchtern. In der That, sobald man einmal durch die starke, mit langen viereckigen Nägeln beschlagene Thür gelangt war, gerieth man unmittelbar mitten in eine Truppe von Männern des Degens, die sich im Hofe herumtrieben, einander anriefen, mit einander stritten und spielten. Um sich durch diese brausenden Wogen eine Bahn zu brechen, hätte man ein Offizier, ein vornehmer Herr oder eine hübsche Frau sein müssen.

Mitten durch dieses Gedränge und diese Unordnung rückte unser junger Mann mit zitterndem Herzen, den langen Raufdegen an die magern Beine

drückend und eine Hand an den Rand seines Filzes haltend, mit dem verlegenen provinzialen Halblächeln, das eine gute Haltung geben soll, sachte vorwärts. Hatte er eine Gruppe hinter sich, so athmete er freier; aber er begriff wohl, daß man sich umwandte, um ihm nachzuschauen, und zum ersten Mal in seinem Leben kam sich d'Artagnan, der bis auf diesen Tag eine ziemlich gute Meinung von sich selbst gehabt hatte, lächerlich vor.

Als er zur Treppe gelangte, war die Sache noch schlimmer: er fand hier auf den ersten Stufen vier Musketiere, die sich mit folgender Übung belustigten, während zehn bis zwölf mit ihren Kameraden auf dem Ruheplatz der Treppe warteten, bis es an sie käme, an der Partie Theil zu nehmen. Einer von ihnen, der mit entblößtem Degen auf der obersten Stufe stand, verhinderte die Andern herauf zu steigen, oder er bemühte sich wenigstens, sie daran zu verhindern. Diese drei Andern fochten mit sehr behenden Degenstößen gegen ihn. D'Artagnan hielt Anfangs ihre Eisen für Fechtrappiere und glaubte, sie seien mit Knöpfen versehen; aber bald erkannte er an gewissen Schrammen, daß jede Waffe im Gegentheil gehörig zugespitzt und scharf geschliffen war. Und bei jeder von diesen Schrammen lachten nicht nur die Zuschauer, sondern auch die handelnden Personen, wie die Narren.



Derjenige, welcher in diesem Augenblick die oberste Stufe behauptete, hielt seine Gegner vortrefflich im Schach. Man bildete einen Kreis um sie. Es war Bedingung hierbei, daß bei jedem Stoße der Getroffene die Partie verlassen mußte, und dadurch seine Audienzreihe zu Gunsten des Berührenden verlieren sollte. In fünf Minuten waren drei gestreift, der eine an der Handwurzel, der andere am Kinn, der dritte am Ohr, während der Verteidiger, der ihnen diese Schrammen beibrachte, unberührt blieb, eine Geschicklichkeit, die ihm eine dreimalige Audienzreihe zu seinen Gunsten eintrug. So schwer auch unser junger Reisender in Erstaunen zu setzen war, oder wenigstens sein wollte, so verblüffte ihn doch dieser Zeitvertreib gewaltig: er hatte in seiner Provinz, auf diesem Boden, wo sich die Köpfe doch so schnell erhitzen, etwas mehr als Präliminarien zu Zweikämpfen gesehen, und die Gasconnade der vier Spieler erschien ihm als die stärkste unter allen, von denen er bis jetzt selbst in der Gascogne gehört hatte. Er glaubte sich in das berühmte Land der Riesen versetzt, wohin Gulliver ging und wo er so gewaltig bange hatte; und er war noch nicht einmal am Ziele: es blieben noch der Ruheplatz und das Vorzimmer.

Auf dem Ruheplatz der Treppe schlug man sich nicht, man erzählte sich Geschichten von Frauen, und im Vorzimmer Hofgeschichten. Auf dem

Ruheplatz erröthete d'Artagnan, im Vorzimmer schauderte er. Seine rege, umherirrende Einbildungskraft, die ihn in der Gascogne für Kammermädchen und zuweilen sogar für junge Edeldamen furchtbar machte, hatte nie, selbst nicht einmal in den Augenblicken des Delirirens, die Hälfte dieser verliebten Abenteuer und den vierten Theil dieser Heldenthaten geträumt, bei denen die bekanntesten Namen erhalten mußten und die Details ganz und gar nicht verschleiert wurden. Aber wenn auf dem Ruheplatz sein Sittlichkeitsgefühl verletzt wurde, so bereitete man im Vorzimmer seiner Achtung vor dem Kardinal ein wahres Ärgernis. Hier hörte d'Artagnan zu seinem größten Erstaunen ganz laut die Politik, welche Europa erzittern machte, und das Privatleben des Kardinals kritisieren, für dessen Verunglimpfung so viele hochgestellte und mächtige Herren gestraft worden waren; dieser große, von Herrn d'Artagnan Vater verehrte Mann wurde verspottet von den Musketieren des Herrn von Treville, welche sich über seine krummen Beine und seinen gewölbten Rücken lustig machten; Einige sangen Spottlieder auf Madame d'Aiguillon, seine Geliebte, und auf Frau Combalet, seine Nichte, während Andere gegen die Pagen und die Leibwachen des Kardinal-Herzogs Pläne schmiedeten, lauter Dinge, welche d'Artagnan als monströse Unmöglichkeiten vorkamen.

Indessen kam zuweilen plötzlich und ganz unversehens der Name des Königs mitten unter diese kardinalistischen Scherze wie eine Art von Knebel, der für einen Augenblick allen Anwesenden den spöttischen Mund verstopfte; man schaute sachte um sich her und schien die Indiskretion der Scheidewand am Kabinet des Herrn von Treville zu fürchten. Aber bald brachte irgend eine Anspielung das Gespräch wieder auf Se. Eminenz, die Spöttereien wurden immer derber und keine seiner Handlungen blieb mit einer kräftigen Beleuchtung verschont.

»Gewiß sind dieß Leute, welche insgesamt nach der Bastille gebracht und gehängt werden,« dachte d'Artagnan mit Schrecken, »und ich ohne Zweifel mit ihnen, denn von dem Augenblick an, wo ich sie gehört und verstanden habe, wird man mich für ihren Mitschuldigen halten. Was würde mein Herr Vater sagen, der mir so dringend Achtung vor dem Kardinal eingeschärft hat, wenn er mich in Gesellschaft von solchen Lümmeln wüßte?«

D'Artagnan wagte es also, wie man sich leicht denken kann, nicht, an dem Gespräche Theil zu nehmen, er schaute nur mit beiden Augen, hörte nur mit beiden Ohren, er hielt seine fünf Sinne gierig gespannt, um nichts zu verlieren, und trotz seines Vertrauens auf die väterlichen Ermahnungen fühlte er sich, in Folge seiner Geschmacksrichtung und von seinen Instinkten hingerissen, mehr geneigt, die unerhörten Dinge, die sich in seiner Gegenwart ereigneten, zu loben als zu tadeln.

Da er indessen der Menge der Höflinge des Herrn von Treville völlig fremd war, und da man ihn zum ersten Male an diesem Ort bemerkte, so fragte man ihn, was er wünsche. Auf diese Frage nannte d'Artagnan demüthig seinen Namen; er berief sich aus seinen Titel als Landsmann und ersuchte den Kammerdiener, der diese Frage an ihn gerichtet hatte, Herrn von Treville für ihn um eine kurze Audienz zu bitten, welche Bitte man in hohem Gönnertone zu geeigneter Zeit und geeigneten Orts vorzutragen versprach.

D'Artagnan erholte sich allmählig von seinem ersten Staunen und hatte nun

Muße, die Trachten und Gesichter ein wenig zu studieren.

Der Mittelpunkt der belebtesten Gruppe war ein Musketier von großer Gestalt, hochmüthigem Antlitz und höchst wunderlichem Aufzug, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Er trug in diesem Augenblick keine Uniform, wozu er auch in jener Zeit geringerer Freiheit, aber größerer Unabhängigkeit nicht durchaus verbunden war, sondern er hatte einen etwas abgetragenen Leibrock an, und auf diesem Kleide gewahrte man ein prachtvolles Wehrgehänge mit goldenen Stickereien, das funkelte, wie ein Wasserspiegel im vollen Sonnenschein. Ein langer, karmesinrother Mantel fiel anmuthig über die Schultern und ließ vorn nur das glänzende Wehrgehänge sehen, woran ein riesiger Raufdegen befestigt war.

Dieser Musketier war so eben von der Wache abgekommen, beklagte sich über Schnupfen und hustete von Zeit zu Zeit mit einer gewissen Affektation. Deßhalb hatte er den Mantel genommen, wie er zu seiner Umgebung sagte, und während er von oben herab sprach und verächtlich seinen Schnurrbart kräuselte, bewunderte man mit großer Begeisterung – d'Artagnan mehr, als jeder Andere – das gestickte Wehrgehänge.

»Was wollt Ihr, es kommt in die Mode,« sagte der Musketier; »es ist eine Thorheit, ich weiß es wohl, aber es ist einmal Mode. Überdies muß man doch auch sein anererbtes Vermögen draufgehen lassen.«

»Ah! Porthos!« rief einer von den Umherstehenden, »suche uns nicht glauben zu machen, dieses Wehrgehänge sei Dir durch die väterliche Großmuth zugefallen; die verschleierte Dame hat es Dir ohne Zweifel gegeben, mit der ich Dir an einem Sonntag in der Nähe der Porte Saint-Honoré begegnete.«

»Nein, auf Ehre und Edelmannsparole, ich habe es selbst und zwar um mein eigenes Geld gekauft,« antwortete derjenige, welchen man mit dem Namen Porthos bezeichnete.

»Ja, wie ich diese neue Börse mit Dem gekauft habe, was mir meine Geliebte in die alte gesteckt hat,« sprach ein anderer Musketier.

»Wahrhaftig, ich habe zehn Pistolen dafür bezahlt,« sagte Porthos.

Die Bewunderung verdoppelte sich, obgleich der Zweifel noch fortbestand.

»Nicht wahr, Aramis?« fragte Porthos, und wandte sich dabei gegen einen dritten Musketier um.

Dieser bildete einen vollständigen Contrast mit dem Fragenden, der ihn mit dem Namen Aramis bezeichnet hatte. Er war ein junger Mann von kaum zwei- bis dreiundzwanzig



Jahren, mit naivem, süßlichem Gesichte, schwarzem, sanftem Auge und mit Wangen, so rosig, wie ein Pfirsich im Herbste; sein feiner Schnurrbart zog eine völlig gerade Linie auf seiner Oberlippe; seine Hände schienen sich vor dem Herabhängen zu hüten, weil ihre Adern anschwellen könnten, und von Zeit zu Zeit kniff er sich in die Ohren, um sie in einem zarten, durchsichtigen Incarnat zu erhalten. Er hatte die Gewohnheit, wenig zu sprechen, viel zu grüßen und geräuschlos zu lachen, wobei er seine schönen Zähne zeigte, auf die er, wie aus seine ganze Person, die größte Sorgfalt zu verwenden schien. Er beantwortete die Aufforderung seines Freundes mit einem bestätigenden Kopfnicken.

Diese Bestätigung schien allen Zweifeln in Beziehung auf das Wehrgehänge ein Ende zu machen; man bewunderte es fortwährend, aber man sagte nichts mehr davon, und das Gespräch ging in Folge einer der raschen Wendungen des Gedankens auf einen andern Gegenstand über.

»Was denkt Ihr von dem, was der Stallmeister von Chalais erzählt?« fragte ein anderer Musketier, ohne seine Worte unmittelbar an Einen von der Gruppe zu richten, sondern im Gegentheil sich an alle Umstehenden wendend.

»Und was erzählt er?« sagte Porthos in anmaßendem Tone.

»Er erzählt, er habe in Brüssel Rochefort, den Vertrauten des Kardinals, als Kapuziner verkleidet getroffen; der verfluchte Rochefort hatte in dieser Verkleidung Herrn von Laigues, gerade wie er ist, als einen wahren Einfaltspinsel gespielt.«

»Als einen wahren Einfaltspinsel,« fragte Porthos, »aber ist die Sache gewiß?«

»Ich habe es von Aramis gehört,« antwortete der Musketier.

»Wirklich?«

»Ei! Ihr wißt es wohl, Porthos,« sagte Aramis, »ich habe es Euch selbst gestern erzählt; sprechen wir nicht mehr davon.«

»Nicht mehr davon sprechen, meint Ihr?« erwiderte Porthos. »Nicht mehr davon sprechen? Zum Henker! Wie! der Cardinal läßt einen Edelmann ausspähen, er läßt ihm seine Korrespondenz durch einen Verräther, durch einen Dieb, durch einen Galgenstrick stehlen; läßt mit Hilfe dieser Späher und dieser Korrespondenz Chalais unter dem thörichten Vorwand, er habe den König ermordet und Monsieur mit der Königin verheirathen wollen, den Hals abschneiden! Niemand wußte etwas von diesem Räthsel, Ihr erfuhrt es gestern zum allgemeinen Erstaunen, und während wir über diese Neuigkeit noch ganz verwundert sind, kommt Ihr heute und sagt: Sprechen wir nicht mehr davon!«

»Sprechen wir also davon, wenn Ihr es wünscht,« erwiderte Aramis geduldig.

»Wäre ich der Stallmeister des armen Chalais,« rief Porthos, »so würde dieser Rochefort einen schlimmen Augenblick mit mir erleben.«

»Und ihr würdet einen schlimmen Augenblick mit dem Herzog Roth erleben,« versetzte Aramis.

»Ah! der Herzog Roth! bravo, bravo, der Herzog Roth!« erwiderte Porthos, in die Hände klatschend. »Der Herzog Roth, das ist allerliebst. Ich werde den Witz verbreiten, seid nur ruhig. Welch ein gescheidter Kerl doch dieser Aramis ist! Es ist ein wahres Unglück, daß Ihr Euren Beruf nicht verfolgen konntet, mein Lieber; was für ein köstlicher Abbé wäre doch aus Euch geworden!«

»Ah! das ist nur für den Augenblick hinausgeschoben,« entgegnete Aramis, »ich werde es später schon noch werden; Ihr wißt wohl, Porthos, daß ich zu diesem Behuf die Theologie zu studieren fortfahre.«

»Er thut, was er sagt,« rief Porthos, »er thut es früher oder später.«

»Früher,« sprach Aramis.

»Er wartet nur Eines ab, um sich gänzlich hierfür zu entscheiden und die Sutane zu nehmen, welche hinter seiner Uniform hängt,« sagte ein anderer Musketier.

»Und was wartet er denn ab?« fragte ein Dritter.

»Er wartet, bis die Königin der Krone Frankreich einen Erben geschenkt hat.«

»Scherzen wir nicht hierüber, meine Herren,« sprach Porthos; »sie ist, Gott sei Dank! noch in dem Alter, um der Krone einen Erben zu schenken.«

»Man sagt, Herr von Buckingham sei in Frankreich,« versetzte Aramis mit einem spöttischen Lächeln, das dieser scheinbar so einfachen Äußerung eine ziemlich skandalöse Bedeutung verlieh.

»Aramis, mein Freund,« unterbrach ihn Porthos, »diesmal habt Ihr Unrecht; Eure Manie, Witze zu machen, läßt Euch beständig alle Grenzen überspringen; wenn Herr von Treville Euch hörte, so dürftet Ihr eine solche Sprache theuer zu bezahlen haben.«

»Wollt Ihr mir eine Lektion geben. Porthos!« rief Aramis, und durch sein sanftes Auge zuckte ein Blitz.

»Mein Lieber, seid Musketier oder Abbé, seid das Eine oder das Andere, aber nicht das Eine und das Andere,« erwiderte Porthos. »Hört, Athos hat Euch noch vor Kurzem gesagt: Ihr eßt an allen Raufen! Oh! erzürnt Euch nicht, es wäre vergeblich, Ihr wißt wohl, was zwischen Euch, Athos und mir abgemacht ist. Ihr geht zur Frau d'Aiguillon und macht ihr den Hof; Ihr geht zur Frau von Bois-Tracy, der Base der Frau von Chevreuse, und man sagt, Ihr steht bedeutend in Gnade bei der Dame. Oh! mein Gott, Ihr braucht Euer Glück nicht einzugestehen; man fragt Euch nicht um Euer Geheimnis, denn man kennt Eure Discretion. Aber da Ihr diese Tugend besitzt, so macht in des Teufels Namen in Beziehung auf Ihre Majestät davon Gebrauch. Beschäftige sich mit dem König und dem Kardinal wer will und wie jeder will; aber die Königin ist geheiligt, und wenn man von ihr spricht, so muß es in Gutem geschehen.«

»Porthos, Ihr seid anmaßend, wie ein Narziß,« erwiderte Aramis. »Ihr wißt, daß ich die Moral hasse, außer wenn sie von Athos gepredigt wird. Was Euch betrifft, mein Lieber, Ihr habt ein viel zu prachtvolles Wehrgehänge, um in diesem Punkt stark zu sein. Ich werde Abbé, wann es mir beliebt; mittlerweile bin ich Musketier; in dieser Eigenschaft sage ich, was mir gefällt, und in diesem Augenblick gefällt es mir zu sagen, daß Ihr mich ungeduldig macht!«

»Aramis!«

»Porthos!«

»He, meine Herren! meine Herren!« rief man um sie her.



»Herr von Treville erwartet Herrn d'Artagnan,« unterbrach der Bediente, die Thür des Kabinets öffnend.

Bei dieser Ankündigung, während welcher die Thüre offen blieb, schwieg Jeder, und unter diesem Stillschweigen durchschritt der junge Gascogner das Vorzimmer und trat bei dem Kapitän der Musketiere ein, nicht ohne sich von ganzem Herzen Glück zu wünschen, daß er gerade zu rechter Zeit dem Ende dieses seltsamen Streites entging.

III.

Die Audienz.

Herr von Treville war in diesem Augenblick in einer abscheulichen Laune; nichtsdestoweniger grüßte er höflich den jungen Mann, der sich bis zur Erde vor ihm verbeugte, und nahm lächelnd sein Kompliment auf, dessen bearnesischer Ausdruck ihn zugleich an seine Jugend und an seine Heimath erinnerte – eine doppelte Erinnerung, welche den Menschen in jedem Alter zum Lächeln bewegt. Aber beinahe in demselben Augenblick trat er, d'Artagnan mit der Hand ein Zeichen machend, als wolle er ihn um Erlaubniß bitten, die Andern abzufertigen, ehe er mit ihm anfinde, trat er, sagen wir, an die Thüre, und rief dreimal, jedes Mal die Stimme verstärkend, so daß er alle Intervall-Töne zwischen dem befehlenden und dem aufgeregten Accent durchlief:

»Athos! Porthos! Aramis!«

Die uns bereits bekannten zwei Musketiere antworteten auf die zwei letzten von diesen drei Namen, verließen sogleich die Gruppen, unter denen sie standen, und gingen auf das Kabinet zu, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß, sobald sie die Schwelle überschritten hatten. Ihre Haltung erregte, obgleich sie nicht ganz ruhig war, durch ihre zugleich würdevolle und ehrerbietige Ungezwungenheit die Bewunderung d'Artagnans, der in diesen Menschen Halbgötter und in ihrem Anführer einen mit all seinen Blitzen bewaffneten Jupiter erblickte.

Als die Musketiere eingetreten waren, als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, als das Gemurmel im Vorzimmer, dem der Aufruf ohne Zweifel neue Nahrung gab, wieder angefangen und Herr von Treville endlich drei- bis mehrmal sein Kabinet, schweigend und mit gefalteter Stirne immer an Porthos und Aramis vorübergehend, welche steif und stumm wie auf der Parade dastanden, der ganzen Länge nach durchschritten hatte, blieb er plötzlich vor ihnen stehen, maß sie von Kopf zu Fuß mit zornigen Blicken und rief:

»Wißt Ihr, was mir der König gesagt hat, und zwar erst gestern Abend, wißt Ihr es, meine Herren?«

»Nein,« antworteten die zwei Musketiere nach kurzem Stillschweigen; »nein, gnädiger Herr, wir wissen es nicht.«

»Aber ich hoffe, Ihr werdet uns die Ehre erweisen, es uns zu sagen,« fügte Aramis in seinem höflichen Tone und mit der anmuthigsten Verbeugung bei.

»Er hat mir gesagt, er werde in Zukunft seine Musketiere unter der Leibwache des Herrn Kardinals rekrutieren.«

»Unter der Leibwache des Kardinals, und warum dies?« fragte Porthos lebhaft.

»Weil er sah, daß sein trüber Wein durch eine Vermischung mit gutem Wein aufgefrischt werden muß.«

Die zwei Musketiere errötheten bis unter das Weiß ihrer Augen. D'Artagnan

wußte nicht, wo er war, und wäre gern hundert Fuß unter der Erde gewesen.

»Ja, ja,« fuhr Herr von Treville hitziger werdend fort, »und Se. Majestät hat Recht, denn, auf meine Ehre, die Musketiere spielen eine traurige Rolle bei Hof. Der Herr Kardinal erzählte gestern beim Spiele des Königs mit einer Miene des Bedauerns, die mir sehr mißfiel, diese verdammten Musketiere, diese lebendigen Teufel, und er legte auf diese Worte einen ironischen Nachdruck, der mir noch mehr mißfiel; diese Kopfspalter, fügte er bei und schaute mich dabei mit seinem Tigerkatzenauge an, hätten sich gestern in der Rue Ferou in einer Schenke verspätet, und eine Runde von seiner Leibwache, ich glaubte, er wollte mir in's Gesicht lachen, sei genöthigt gewesen, die Ruhestörer zu verhaften. Mord und Tod! Ihr müßt etwas davon wissen! Musketiere verhaften! Ihr wäret dabei, Ihr leugnet es nicht, man hat Euch erkannt, und der Kardinal hat Euch genannt. Es ist freilich mein Fehler, ja mein Fehler ist es, da ich mir meine Leute auswähle. Seht doch, Aramis, warum zum Teufel habt Ihr mich um die Kasake gebeten, da Ihr doch so gut unter der Sutane gewesen wäret? Und Ihr, Porthos, habt Ihr ein so schönes goldenes Wehrgehänge, nur um einen Strohdegen daran zu tragen! Und Athos, ich sehe Athos nicht. Wo ist er?«

»Gnädiger Herr,« antwortete Aramis traurig, »er ist krank, sehr krank.«

»Krank, sehr krank, sagt Ihr, und woran leidet er?«

»Man befürchtet an den Blattern, gnädiger Herr,« antwortete Porthos, der auch ein Wort mitsprechen wollte, »was sehr unangenehm wäre, denn es würde sicherlich sein Gesicht verderben.«

»Blattern! Abermals eine glorreiche Geschichte, die Ihr mir da erzählt. Porthos! In seinem Alter an den Pocken krank? – Nein! . . . Aber verwundet ohne Zweifel, vielleicht getödtet – Ah! wenn ich es wüßte . . . Gottesblut! meine Herren Musketiere, ich dulde es nicht, daß man sich auf diese Art in schlechten schenken umhertreibt, auf der Straße Händel anfängt und an jeder Ecke vom Leder zieht. Ich will nicht, daß man sich vor den Leibwachen des Herrn Kardinals lächerlich macht, denn diese sind brave, ruhige, gewandte Leute, die sich nie der Verlegenheit aussetzen, verhaftet zu werden, und die sich überdies nicht verhaften lassen, gewiß nicht, ich bin es überzeugt! Sie würden eher auf dem Platze sterben, als einen Schritt zurückweichen. Sich flüchten, aus dem Staube machen, Fersengeld geben, das ist eine schöne Aufführung für die Musketiere des Königs, das!«



Porthos und Aramis bebten vor Wuth. Sie würden gerne Herrn von Treville erwürgt haben, wenn sie nicht gefühlt hätten, daß ihn die große Liebe, welche er für sie hegte, zu dieser Sprache veranlaßte. Sie stampften mit dem Fuß auf den Boden, bissen sich die Lippen blutig und preßten das Stichblatt ihres Degens mit aller Gewalt zusammen. Außen hatte man erwähnthermaßen Athos, Porthos und Aramis rufen hören, und an dem Ton des Herrn von Treville hatte man errathen, daß er sehr zornig war. Zehn neugierige Köpfe lehnten an der Tapete und erleichteten vor Ingrim; denn ihre fest an die Thüre gehaltenen Ohren verloren kein Wort von dem, was gesprochen wurde, während ihr Mund die für das ganze Corps beleidigenden Reden des Kapitäns, Silbe für Silbe, wiederholte. In einem Augenblick war das ganze Hotel von der Thüre des Kapitäns bis zu dem nach der Straße führenden Thore in Gärung.

»Ah! die Musketiere des Königs lassen sich von der Leibwache des Herrn Kardinals verhaften!« fuhr Herr von Treville fort, der in seinem Innern eben so wüthend war, wie seine Soldaten, aber seine Worte nur so herausstieß und gleichsam eines nach dem andern wie Dolchstiche in die Brust seiner Zuhörer bohrte. »Ah! sechs Leibwachen Sr. Eminenz arretieren sechs Musketiere Seiner Majestät! Mord Element! ich weiß, was ich thue. Ich begeben mich auf der Stelle nach dem Louvre; ich nehme meine Entlassung als Kapitän des Königs und bewerbe mich um eine Lieutenantsstelle bei den Gardes des Kardinals, und wenn er es mir abschlägt, Mord Element! so werde ich Abbé.«

Bei diesen Worten kam es von dem Gemurmel außen zu einem völligen Ausbruch; überall hörte man nur Schwüre und Flüche. Mord Element! Gottesblut! Tod und Teufel! durchkreuzten sich in der Luft. D'Artagnan schaute sich nach einer Tapete um, um sich dahinter zu verbergen, und hatte sehr große Lust unter den Tisch zu kriechen.

»Wohl, mein Kapitän,« sprach Porthos außer sich, »wir waren allerdings sechs gegen sechs, aber wir wurden verräterischer Weise überfallen, und ehe

wir Zeit hatten, den Degen zu ziehen, stürzten zwei von uns todt nieder, und Athos war, als schwer verwundet nichts mehr werth. Denn Ihr kennt Athos, Kapitän; nun zweimal versuchte er es, sich zu erheben, aber zweimal fiel er wieder zu Boden. Wir haben uns indessen nicht ergeben; nein, man hat uns mit Gewalt fortgeschleppt. Auf dem Wege flüchteten wir uns. Athos hielt man für todt; man ließ ihn ruhig auf dem Schlachtfelde liegen und achtete es nicht der Mühe werth, ihn wegzuschaffen. Das ist die ganze Geschichte. Was den Teufel! Kapitän, man gewinnt nicht alle Schlachten, der große Pompejus hat die von Pharsalus verloren, und Franz I. der, wie ich sagen hörte, seinen Mann stellte, unterlag in der Schlacht bei Pavia.«

»Und ich habe die Ehre, Euch zu versichern, daß ich Einen mit seinem eigenen Degen tödtete,« sagte Aramis; »denn der meinige war bei der ersten Parade zerbrochen. Getödtet oder erdolcht, gnädiger Herr, wie es Euch gefällig ist.«

»Ich wußte das nicht,« erwiderte Herr von Tréville mit etwas sanfterem Tone; »der Herr Kardinal hat, wie es scheint, übertrieben.«

»Aber halten zu Gnaden, Herr Kapitän,« sprach Aramis, der, da er Herrn von Tréville etwas besänftigt sah, eine Bitte vorzubringen wagte; »sagt nicht, gnädiger Herr, daß Athos verwundet ist; er wäre in Verzweiflung, wenn dies zu den Ohren des Königs käme, und da die Wunde sehr bedeutend zu sein scheint, insofern sie durch die Schulter tief in die Brust eingedrungen ist, so wäre zu befürchten . . . «

In demselben Augenblick hob sich der Thürvorhang, und ein edler, schöner, aber furchtbar bleicher Kopf erschien unter der Franse.

»Athos!« riefen die zwei Musketiere.

»Ihr habt nach mir verlangt, gnädiger Herr,« sprach Athos mit einer schwachen, aber vollkommen ruhigen Stimme; »Ihr habt nach mir verlangt, wie mir meine Kameraden sagen, und ich beeile mich, Eurem Befehle nachzukommen. Hier bin ich, gnädiger Herr, was steht zu Diensten?«

Mit diesen Worten trat der Musketier festen Schrittes, in tadelloser Haltung, gegürtet wie gewöhnlich, in das Kabinet. Im Innersten seines Herzens durch diesen Beweis von Muth gerührt, eilte ihm Herr von Tréville entgegen.

»Ich war eben im Zuge, diesen Herren zu bemerken,« fügte er bei, »daß ich meinen Musketieren verbiete, ihr Leben unnöthig auszusetzen, denn brave Leute sind dem Könige sehr theuer, und der König weiß, daß seine Musketiere die bravsten Leute dieser Erde sind. Eure Hand, Athos.«

Und ohne eine Antwort des so eben Angekommenen auf diesen Beweis von Zuneigung abzuwarten, faßte Herr von Tréville seine rechte Hand und drückte sie mit aller Kraft, wobei er nicht gewahr wurde, daß Athos, wie groß auch seine Selbstbeherrschung war, eine Bewegung des Schmerzes nicht zu bewältigen vermochte und noch bleicher wurde, was man kaum hätte für möglich halten sollen.

Die Thüre war halb offen geblieben, so sehr hatte die Ankunft von Athos, dessen Verwundung, trotz des Geheimnisses, Allen bekannt war, Aufsehen erregt. Ein Freudengeschrei war das Echo der letzten Worte des Kapitäns, und von der Begeisterung hingerissen, zeigten sich einige Köpfe durch die Öffnungen der Tapete. Ohne Zweifel war Herr von Tréville im Begriff, durch

kräftige Worte diesen Verstoß gegen die Gesetze der Etikette zurückzudrängen, als er fühlte, daß sich die Hand von Athos krampfhaft in der seinigen zusammenzog, und bei genauerer Betrachtung bemerkte er, daß derselbe einer Ohnmacht nahe war. Im gleichen Augenblick fiel Athos, der alle seine Kräfte zusammengerafft hatte, um den Schmerz zu bekämpfen, wie todt auf den Boden nieder.

»Einen Wundarzt!« rief Herr von Treville. »Den meinigen, den des Königs, den nächsten besten! Einen Wundarzt! oder Gottesblut! mein braver Athos verscheidet!«



Aus das Geschrei des Herrn von Treville stürzte Alles in sein Kabinet, ohne daß er daran dachte, die Thüre irgend Jemand zu verschließen, und alle Anwesenden drängten sich um den Verwundeten. Aber dieser Eifer wäre fruchtlos gewesen, wenn sich der geforderte Arzt nicht im Hotel selbst befunden hätte; er durchschritt die Menge, näherte sich dem immer noch ohnmächtigen Athos, und da ihn das Geräusch und Gedränge in seiner Thätigkeit hemmten, so verlangte er als Erstes und Wesentlichstes, daß man den Musketier in ein anstoßendes Zimmer bringe. Sogleich öffnete Herr von Treville eine Thüre und zeigte Porthos und Aramis, welche ihren Kameraden auf den Armen trugen, den Weg. Hinter dieser Gruppe ging der Wundarzt und hinter

dem Wundarzt schloß sich die Thüre. Nun wurde das Kabinet des Herrn von Treville, dieser sonst so geachtete Ort, ein zweites Vorzimmer. Jedermann schwatzte, sprach, deklamierte, schwur, fluchte ganz laut und wünschte den Kardinal und seine Leibwachen zu allen Teufeln.

Nach einem Augenblick kehrten Porthos und Aramis zurück. Der Chirurg und Herr von Treville waren allein bei dem Verwundeten geblieben.

Endlich kam auch Herr von Treville in sein Kabinet zurück. Der Verwundete hatte das Bewußtsein wieder erlangt und der Wundarzt erklärte, der Zustand des Musketiers dürfe seine Freunde durchaus nicht beunruhigen, da seine Schwäche einzig und allein durch den Blutverlust veranlaßt worden sei.

Herr von Treville gab nun ein Zeichen mit der Hand, und Jedermann entfernte sich, mit Ausnahme d'Artagnans, der durchaus nicht vergaß, daß er Audienz hatte, und mit der Hartnäckigkeit eines Gascogners an derselben Stelle geblieben war.

Als sich alle entfernt hatten und die Thüre wieder verschlossen war, wandte sich Herr von Treville um und fand sich allein mit dem jungen Manne. Durch das vorhergehende Ereigniß hatte er einigermaßen den Faden seiner Gedanken verloren. Er fragte daher den hartnäckigen Bittsteller nach seinem

Verlangen. D'Artagnan nannte seinen Namen. Rasch tauchten in Herrn von Treville alle Erinnerungen an Gegenwart und Vergangenheit wieder auf und er war im Laufenden über seine Stellung.

»Um Vergebung,« sprach er lächelnd, »um Vergebung, mein lieber Landsmann, aber ich hatte Euch völlig vergessen. Was wollt Ihr! ein Kapitän ist nur ein Familienvater, dem eine größere Verantwortlichkeit obliegt, als einem gewöhnlichen Familienvater. Die Soldaten sind große Kinder; da ich aber darauf halte, daß die Befehle des Königs und besonders die des Herrn Kardinals vollzogen werden . . . «

D'Artagnan konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Aus diesem Lächeln urtheilte Herr von Treville, daß er es mit keinem Dummkopf zu thun habe; er ging daher gerade auf die Sache los, veränderte das Gespräch und sagte:

»Ich habe Euern Vater sehr geliebt! was kann ich für seinen Sohn thun? Beeilt Euch, meine Zeit gehört nicht mir.« »Gnädiger Herr,« sprach d'Artagnan, »als ich Tarbes verließ und hierher kam, hatte ich die Absicht, Euch in Erinnerung an diese Freundschaft, die Ihr nicht aus dem Gedächtnis verloren habt, um einen Musketiermantel zu bitten. Aber nach Allem, was ich seit zwei Stunden gesehen, begreife ich, daß eine solche Gunst ungeheuer wäre, und ich zittere, sie nicht zu verdienen.«

»Es ist allerdings eine Gunst, junger Mann,« antwortete Herr von Treville, »aber sie kann nicht so hoch über Euch stehen, als Ihr glaubt oder zu glauben Euch das Ansehen gebt. Indessen hat eine Entscheidung Sr. Majestät für diesen Fall vorgesehen, und ich sage Euch mit Bedauern, daß Niemand unter die Musketiere aufgenommen wird, ohne sich vorher in einigen Feldzügen, durch gewisse Waffenthaten oder einen zweijährigen Dienst in einem andern Regiment, das weniger begünstigt ist, als das unsere, erprobt zu haben.«

D'Artagnan verbeugte sich, ohne zu antworten. Sein Verlangen nach der Musketieruniform wurde noch dringender, seit er bemerkte, daß man so viele Hindernisse zu überwinden hatte, um sie zu bekommen. –

»Aber,« fuhr Treville fort und heftete dabei auf seinen Landsmann einen so durchdringenden Blick, daß man hätte glauben sollen, er wolle im Grunde seines Herzens lesen; »aber Eurem Vater, meinem alten Landsmann, wie ich Euch gesagt habe, zu Liebe, will ich etwas für Euch thun, junger Mann. Unsere Söhne von Bearn sind gewöhnlich nicht reich, und ich zweifle, daß sich die Verhältnisse seit meiner Abreise aus der Provinz bedeutend verändert haben. Das Geld, das Ihr mitgebracht habt, wird also zum Leben nicht zu viel sein.«

D'Artagnan richtete sich mit einer stolzen Miene auf, welche wohl sagen wollte, er verlange von Niemand ein Almosen.

»Schon gut, junger Mann, schon gut,« fuhr Treville fort, »ich kenne diese Mienen, ich bin nach Paris mit vier Thalern in der Tasche gekommen und hätte mich mit Jedem geschlagen, der mir gesagt haben würde, ich sei nicht im Stande, den Louvre zu kaufen.

D'Artagnan richtete sich noch höher auf; in Folge des Verkaufs seines Pferdes begann er seine Laufbahn mit vier Thalern mehr, als Herr von Treville die seinige begonnen hatte.

»Ihr müßt also, wie ich sagte. Euer Eigenthum zusammennehmen, so stark auch diese Summe sein mag. Aber ihr müßt Euch auch in den Übungen

vervollkommen, die einem Edelmann anstehen. Ich werde noch heute einen Brief an den Direktor der königlichen Akademie schreiben, und schon morgen seid ihr unentgeltlich aufgenommen, schlagt dieses kleine Geschenk nicht aus. Unsere höchstgeborenen und reichsten Edelleute bewerben sich zuweilen um diese Gunst, ohne sie erlangen zu können. Ihr werdet reiten, fechten und tanzen lernen. Ihr werdet gute Kenntnisse erlangen, und von Zeit zu Zeit besucht Ihr mich, um mir zu sagen, wie weit Ihr seid und ob ich etwas für euch thun kann.«

So wenig d'Artagnan mit den Hofsitzen bekannt war, so entging ihm doch die Kälte dieses Empfangs nicht.

»Ach! mein gnädiger Herr,« sagte er, »ich sehe, wie sehr der Empfehlungsbrief, den mir mein Vater eingehändigt hatte, mir heute fehlt.«

»In der That,« erwiderte Herr von Treville, »ich wundere mich, daß Ihr eine weite Reise ohne dieses nothwendige Viatikum, unser einziges Hilfsmittel, unternommen habt.«

»Ich hatte es, Gott sei Dank, in guter Form bei mir,« rief d'Artagnan, »aber es ist mir gestohlen worden.«

Und er erzählte die ganze Szene in Meung, zeichnete den Unbekannten in seinen geringfügigsten Einzelheiten, Alles mit einer Wärme und Wahrheit, die Herrn von Treville entzückte.

»Das ist seltsam,« sprach der letztere nachsinnend; »Ihr hattet also ganz laut von mir gesprochen?«

»Ja, gnädiger Herr, ich hatte allerdings diese Unklugheit begangen; ein Name, wie der Eurige, mußte mir auf der Reise als Schild dienen. Ihr könnt Euch denken, daß ich mich oft unter den Schutz desselben gestellt habe.«

Schmeichelei war damals sehr in der Mode, und Herr von Treville liebte den Weihrauch so gut wie ein König oder Kardinal.

Er konnte also nicht umhin, mit sichtbarer Befriedigung zu lächeln, aber dieses Lächeln verschwand bald wieder, er kam selbst auf das Abenteuer in Meung zurück und fuhr fort:

»Hatte dieser Edelmann nicht eine leichte Narbe an der Wange?«

»Ja, wie von dem Ritzen einer Kugel.«

»War er nicht ein Mann von schönem Gesicht?«

»Ja.«

»Von hoher Gestalt?«

»Ja.«

»Von bleicher Gesichtsfarbe und braunen Haaren?«

»Ja, ja, so ist es. Wie kommt es, gnädiger Herr, daß Ihr diesen Menschen kennt? Ach! wenn ich ihn wieder finde, und ich werde ihn wieder finden, ich schwöre es Euch, und wäre es in der Hölle . . . «

»Er erwartete eine Frau?« fuhr Treville fort.

»Er ist wenigstens abgereist, nachdem er einen Augenblick mit der Erwarteten gesprochen hatte.«

»Ihr wißt nicht, was der Gegenstand ihres Gespräches war?«

»Er übergab ihr eine Kapsel, sagte, sie enthalte Instruktionen, und schärfte ihr ein, sie erst in London zu öffnen.«

»Diese Frau war eine Engländerin?«

»Er nannte sie Mylady.«

»Er ist es!« murmelte Treville, »er ist es! Ich glaubte, er wäre noch in Brüssel.«

»Oh! gnädiger Herr, wenn Ihr diesen Menschen kennt,« rief d'Artagnan, »so sagt mir, wer er ist und wo er ist; dann entbinde ich Euch von Allem, selbst von Eurem Versprechen, mich unter die Musketiere aufzunehmen, denn vor Allem will ich mich rächen.«

»Hütet Euch wohl, junger Mann,« rief Treville; »wenn Ihr ihn auf der einen Seite der Straße kommen seht, so geht im Gegentheil auf die andere; stoßt Euch nicht an einem solchen Felsen, er würde Euch wie Glas zerbrechen.«

»Wenn ich ihn je wieder finde,« sprach d'Artagnan, »hält mich dies nicht ab . . . «

»Sucht ihn einstweilen nicht auf,« versetzte Treville, »wenn ich Euch gut zu Rathe sein soll.«

Plötzlich hielt Treville, von einem raschen Argwohn erfaßt, inne. Der gewaltige Haß, den der junge Reisende so laut gegen diesen Menschen kund that, der ihm, wie sehr wahrscheinlich war, den Brief seines Vaters entwendet hatte, verbarg er nicht etwa eine Treulosigkeit? war dieser junge Mann nicht von Seiner Eminenz abgesandt? kam er nicht, um ihm eine Falle zu legen? war dieser angebliche d'Artagnan nicht ein Emissär des Kardinals, den man in sein Haus zu bringen suchte, den man in seine Nähe gestellt hatte, um sein Vertrauen zu erschleichen und ihn später zu verderben, wie dieß tausendmal geschehen war? Er schaute d'Artagnan das zweite Mal noch schärfer an, als das erste Mal. Diese von schlauem Geist und geheuchelter Unterthänigkeit gleichsam funkelnde Physiognomie vermochte ihn nur wenig zu beruhigen.

– Ich weiß, daß er Gascogner ist, dachte Herr von Treville, aber er kann es eben so wohl für den Kardinal, als für mich sein. Wir wollen ihn einmal auf die Probe stellen. »Mein Freund,« sprach er langsam, »ich will Euch als dem Sohn meines alten Freundes, denn ich halte die Geschichte dieses verlorenen Briefes für wahr, ich will Euch, sage ich, um die Kälte, die Ihr Anfangs bei meinem Empfang bemerkt haben möget, wieder gut zu machen, die Geheimnisse unserer Politik offenbaren. Der König und der Kardinal sind die besten Freunde; ihre scheinbaren Streitigkeiten sollen nur Dummköpfe täuschen. Ich will nicht, daß ein Landsmann, ein hübscher Cavalier, ein braver Bursche von diesen Fintenmachern bethört werde und wie ein Einfaltspinsel hinter denen her, welche darin zu Grunde gegangen sind, in das Garn gehe. Bedenkt wohl, daß ich diesen zwei allmächtigen Herren ergeben bin und daß ich nie einen andern Zweck haben werde, als dem König und dem Kardinal, einem der erhabensten Geister, welche Frankreich hervorgebracht hat, zu dienen. Darnach richtet Euch nun, junger Mann, und wenn Ihr, sei es Eurer Familie, sei es Eurer freundschaftlichen Verbindungen wegen oder aus Instinkt gegen den Kardinal einen Groll hegt, wie wir ihn oft bei unseren Edelleuten zum Vorschein kommen sehen, so sagt uns Lebewohl und verlaßt uns. Ich werde Euch in tausenderlei Dingen unterstützen, aber ohne Euch eine nähere Verbindung mit meiner Person zu gestatten. Ich hoffe jedenfalls durch meine Freimütigkeit Euch zum Freund zu gewinnen, denn bis zu dieser Stunde

seid Ihr der einzige junge Mensch, mit dem ich so gesprochen habe.«

Treville sagte hierbei zu sich selbst:

– Wenn der Kardinal diesen jungen Fuchs an mich abgesandt hat, so wird er, der wohl weiß, wie sehr er mir verhaßt ist, nicht verfehlt haben, seinem Spion kundzugeben, das beste Mittel, mir den Hof zu machen, bestehe darin, daß man das Schlimmste von ihm sage. Der listige Gevatter wird mir auch trotz meiner Versicherungen antworten, er verabscheue den Kardinal. –

Es ging ganz anders, als Treville erwartete; d'Artagnan antwortete mit der größten Einfachheit:

»Mein gnädiger Herr, ich komme mit ähnlichen Ansichten und Absichten nach Paris. Mein Vater hat mir eingeschärft, von Niemand, als von dem König, dem Kardinal und von Euch, die er für die drei höchsten Männer von Frankreich hält, Etwas zu dulden.«

D'Artagnan stellte, wie man hier bemerkt, Herrn von Treville zu den beiden Andern, aber er dachte, diese Zusammenstellung könne nichts schaden.

»Ich hege also die größte Verehrung für den Herrn Kardinal,« fuhr er fort, »und die tiefste Achtung vor seinen Handlungen. Desto besser für mich, gnädiger Herr, wenn Ihr, wie Ihr sagt, freimüthig mit mir sprecht, denn Ihr werdet mir dann die Ehre erweisen, diesen Charakterzug auch an mir zu schätzen; habt Ihr aber irgend einen allerdings sehr natürlichen Argwohn gehabt, so sehe ich wohl ein, daß ich mich zu Grunde richte, indem ich die Wahrheit sage; das wäre um so schlimmer, als ich Eure Werthschätzung verlieren würde, und gerade diese ist es, worauf ich in der Welt den höchsten Werth lege.«

Herr von Treville war überrascht durch den letzten Punkt. So viel Offenherzigkeit, so viel Scharfsinn erregten seine Bewunderung, hoben aber seine Zweifel nicht gänzlich; je höher dieser junge Mann über anderen jungen Leuten stand, desto mehr war er zu fürchten, wenn er sich täuschte. Dessenungeachtet drückte er d'Artagnan die Hand und sagte:

»Ihr seid ein ehrlicher Bursche, aber in diesem Augenblick kann ich nicht mehr thun, als ich Euch so eben angeboten habe. Mein Hotel ist stets für Euch offen. Da Ihr zu jeder Stunde bei mir einsprechen und folglich jede Gelegenheit benützen könnt, so werdet Ihr wahrscheinlich später erreichen, was Ihr zu erreichen wünscht.«

»Das heißt, gnädiger Herr,« erwiderte d'Artagnan, »Ihr werdet warten, bis ich mich dessen würdig gemacht habe. Nun gut!« fügte er mit der Vertraulichkeit eines Gascogners bei, »Ihr sollt nicht lange zu warten haben.« Und er grüßte, um sich zu entfernen, als ob das Übrige nur ihn angehe.

»Aber wartet doch,« rief Herr von Treville ihn zurückhaltend, »ich habe Euch einen Brief an den Vorstand der Akademie angeboten. Seid Ihr zu stolz, ihn anzunehmen, Junker?«

»Nein, gnädiger Herr,« entgegnete d'Artagnan, »ich stehe Euch dafür, daß es mit diesem nicht gehen soll, wie mit dem andern. Ich werde ihn so gut bewahren, daß er, ich schwöre es Euch, an seine Adresse gelangen soll, und wehe dem, der es versuchen würde, ihn mir zu rauben!«

Herr von Treville lächelte bei dieser Großsprecherei, ließ seinen jungen Landsmann in der Fenstervertiefung zurück, wo die Unterredung stattgefunden

hatte, setzte sich an einen Tisch und schrieb den versprochenen Empfehlungsbrief. Während dieser Zeit begann d'Artagnan, da er nichts Besseres zu thun hatte, einen Marsch auf den Fensterscheiben zu trommeln, beschaute die Musketiere, welche sich einer nach dem andern entfernten, und folgte ihnen mit dem Blicke, bis sie an der Wendung der Straße verschwanden.

Nachdem Herr von Treville den Brief geschrieben hatte, versiegelte er ihn, stand auf und näherte sich dem jungen Manne, um ihm denselben einzuhändigen, aber gerade in dem Augenblick, wo d'Artagnan die Hand ausstreckte, um ihn in Empfang zu nehmen, sah Herr von Treville mit großem Staunen, wie sein Schützling einen Sprung machte, vor Zorn feuerroth wurde und aus dem Kabinet stürzte mit dem Ruf:



»Ah! Gottesblut! dießmal soll er mir nicht entkommen!«

»Wer denn?« fragte Herr von Treville.

»Er, mein Dieb,« antwortete d'Artagnan. »Ha, Verräther!«

Und er verschwand.

»Närrischer Teufel!« murmelte Herr von Treville. »Wenn das nicht eine geschickte Manier ist, sich davon zu machen, weil er gesehen hat, daß sein Stoß fehlgegangen ist.«

IV.

Die Schulter von Athos, das Wehrgehänge von Porthos und das Taschentuch von Aramis.

Von Wuth entbrannt hatte d'Artagnan in drei Sprüngen das Vorzimmer hinter sich, und er stürzte nach der Treppe, deren Stufen er zu vier und vier hinabeilen wollte, als er blindlings fortstürmend einen Musketier, der durch eine Nebenthüre von Herrn von Treville kam, so gewaltig mit der Stirne auf die Schulter stieß, daß dieser laut aufschrie oder vielmehr brüllte.



»Entschuldigt mich,« sagte d'Artagnan, der seinen Lauf fortzusetzen versuchte, »entschuldigt mich, aber ich habe Eile.«

Kaum war er die erste Treppe hinabgestiegen, als ihn eine eiserne Hand bei der Schärpe packte und zurück hielt.

»Ihr habt Eile,« rief der Musketier, bleich wie ein Leintuch, »unter diesem Vorwande stoßt Ihr mich; Ihr sagt; ›Entschuldigt mich,‹ und glaubt, das genüge. Nicht ganz, junger Mann. Glaubt Ihr, weil Ihr Herrn von Treville heute ein wenig kavaliermäßig mit uns sprechen hörten, man könne uns behandeln, wie er mit uns spricht? Laßt Euch diesen Wahn vergehen, Ihr

seid nicht Herr von Treville, Ihr!«

»Meiner Treu,« erwiderte d'Artagnan, welcher Athos erkannte, der, nachdem der Arzt den Verband vorgenommen hatte, wieder nach seiner Wohnung zurückkehrte, »meiner Treu, ich habe es nicht absichtlich getan, und weil ich es nicht absichtlich getan habe, sagte ich; ›Entschuldigt mich.‹ Das scheint mir genug zu sein. Ich wiederhole Euch indessen, daß ich bei meiner Ehre Eile habe, große Eile. Laßt mich los, ich bitte Euch, laßt mich dahin, wo ich zu thun habe.«

»Mein Herr,« sprach Athos, indem er ihn losließ, »Ihr seid nicht artig. Man sieht, daß Ihr von ferne herkommt.«

D'Artagnan hatte schon drei bis vier Stufen überschritten, aber die Bemerkung von Athos hielt ihn plötzlich zurück.

»Bei Gott! mein Herr,« sprach er, »aus so weiter Ferne ich auch kommen mag, so werdet Ihr mir doch keinen Unterricht in den feinen Manieren ertheilen, das sage ich Euch.«

»Vielleicht,« erwiderte Athos.

»Ah! wenn ich nicht so sehr Eile hätte,« rief d'Artagnan, »und wenn ich nicht Einem nachlaufen würde . . . «

»Ei, mein eiliger Herr, mich werdet Ihr finden, ohne mir nachzulaufen, versteht Ihr?«

»Und wo dies, wenn es gefällig wäre?«

»Bei den Karmeliter-Barfüßern.«

»Zu welcher Stunde?«

»Gegen Mittag.«

»Gegen Mittag, gut; ich werde dort sein.«

»Laßt mich nicht lange warten, denn ein Viertel nach zwölf laufe ich Euch nach, das sage ich Euch, und schneide Euch die Ohren im Laufen ab.«

»Gut!« rief d'Artagnan; »ich werde zehn Minuten vor zwölf mich einfinden.«

Und er fing wieder an zu rennen, als ob ihn der Teufel holte, in der Hoffnung, seinen Unbekannten zu finden, den sein ruhiger Gang noch nicht weit geführt haben konnte.

Aber am Straßenthor plauderte Porthos mit einem Wache stehenden Soldaten. Zwischen den zwei Sprechenden war gerade Raum für einen Mann. D'Artagnan glaubte, dieser Raum würde für ihn genügen, und stürzte vor, um wie ein Pfeil zwischen beiden durchzuschießen. Aber d'Artagnan hatte ohne den Wind gerechnet. Als er eben im Begriffe war, durchzudringen, fing sich der Wind in den langen Mantel von Porthos, und d'Artagnan prallte gerade in den Mantel. Porthos hatte ohne Zweifel Gründe, diesen wesentlichen Theil seiner Kleidung nicht preiszugeben, denn statt das Blatt, welches er festhielt fahren zu lassen, zog er es an sich, so daß d'Artagnan durch eine umdrehende Bewegung, die sich leicht durch den Widerstand des hartnäckigen Porthos erklären läßt, sich in den Sammet verwickelte.

Als d'Artagnan den Musketier fluchen hörte, wollte er sich unter dem Mantel, der ihn verblendete, hervorarbeiten und suchte seinen Weg in den Falten. Er fürchtete besonders die Frische des, uns bereits bekannten, glänzenden Wehrgehänges beeinträchtigt zu haben; als er aber schüchtern die Augen öffnete, fand es sich, daß seine Nase zwischen den beiden Schultern von Porthos, das heißt gerade auf dem Wehrgehänge steckte. Ach! wie die meisten Dinge dieser Welt, die nur den Schein für sich haben, war das Wehrgehänge vorne von Gold und hinten von Büffelleder. Da Porthos, ein Hochmuthsnarr, wie er war, kein ganz goldenes Wehrgehänge haben konnte, so hatte er wenigstens die Hälfte davon: man begreift jetzt die Nothwendigkeit des Schnupfens und das dringliche Bedürfnis eines Mantels.

»Donner und Teufel!« rief Porthos, während er sich mit aller Gewalt anstrengte, von d'Artagnan loszukommen, der ihm am Rücken krappelte, seid Ihr denn wahnsinnig, daß Ihr Euch so auf die Leute werft!«

»Entschuldigt mich,« sagte d'Artagnan, als er wieder unter den Schultern des Riesen erschien, »aber ich hatte Eile, ich laufe Einem nach, und . . . «

»Vergeßt Ihr vielleicht Eure Augen, wenn Ihr Jemand nachläuft?« fragte Porthos.

»Nein,« antwortete d'Artagnan gereizt, »nein, und meinen Augen hab' ich es

sogar zu danken, daß ich das sehe, was Andere nicht sehen.«

Porthos verstand oder verstand nicht, jedenfalls erfaßte ihn der Zorn und er rief:

»Mein Herr, man wird Euch zu striegeln wissen, wenn Ihr Euch an den Musketieren reibt.«

»Striegeln, mein Herr!« sagte d'Artagnan, »das Wort ist hart.«

»Es ist das Wort eines Mannes, der seinen Feinden ins Gesicht zu sehen gewohnt ist.«

»Ah! bei Gott, ich weiß wohl, daß Ihr den Eurigen den Rücken nicht zukehrt.«

Und über seinen Witz entzückt, entfernte sich der junge Mann laut lachend.

Porthos schäumte vor Wuth und machte eine Bewegung, um über d'Artagnan herzufallen.

»Später, später,« rief dieser, »wenn Ihr Euren Mantel nicht mehr anhabt.«

»Um ein Uhr also, hinter dem Luxemburg.«

»Sehr wohl, um ein Uhr,« erwiderte d'Artagnan, sich um die Straßenecke wendend.

Aber weder in der Straße, die er durchlaufen hatte, noch in derjenigen, in welcher er jetzt seine Blicke umherlaufen ließ, sah er irgend Jemand. So sachte der Unbekannte gegangen war, so hatte er doch einen Vorsprung gewonnen; vielleicht war er auch in ein Haus eingetreten. D'Artagnan erkundigte sich bei Allen, denen er begegnete, nach ihm, ging bis zur Fähre hinab und wieder durch die Rue de Seine und la Croix-Rouge hinauf, aber nichts, durchaus nichts. Dieses Laufen war jedoch in so fern für ihn vorteilhaft, als je mehr der Schweiß seine Stirne überströmte, desto mehr sein Gemüth sich abkühlte. Er fing nun an, über die Ereignisse die er so eben erlebt hatte, nachzudenken, sie waren zahlreich und unglücklich; es war kaum elf Uhr und bereits hatte ihm der Morgen die Ungunst des Herrn von Treville zugezogen, der die Art und Weise, wie d'Artagnan ihn verlassen hatte, etwas wenig cavaliermäßig finden mußte. Dann hatte er zwei Duelle mit Männern angebunden, von denen jeder im Stande war, drei d'Artagnan zu tödten, kurz mit zwei Musketieren, mit zwei von diesen Wesen, die er so hoch schätzte, daß er sie in seinem Geist und in seinem Herzen über alle andere Menschen stellte.

Diese Conjunctur war sehr traurig. In der Überzeugung, von Athos getödtet zu werden, bekümmerte sich der junge Mann begreiflicher Weise nicht viel um Porthos. Da jedoch die Hoffnung das Letzte ist, was in dem Herzen des Menschen erlischt, so fing er wirklich an zu hoffen, er könnte diese zwei Duelle,



freilich mit furchtbaren Wunden, überleben, und im Fall des Überlebens machte er sich für die Zukunft folgende Vorstellungen:

»Was für ein hirnloser Tölpel bin ich! Dieser brave und unglückliche Athos ist an der Schulter verwundet und ich stürze mit dem Kopfe auf ihn zu, gerade wie ein Stier. Mich wundert nur, daß er mich nicht tod zu Boden streckte; er hatte das Recht dazu, und der Schmerz, den ich ihm verursacht habe, muß furchtbar gewesen sein. Was Porthos betrifft, – ah Porthos! das ist drolliger.« Und unwillkürlich fing der junge Mann an zu lachen, wobei er indessen umherschaute, ob durch dieses vereinzelte Gelächter Niemand ohne Grund verletzt wurde. »Die Sache mit Porthos ist drolliger, darum bin ich aber nicht weniger ein elender Dummkopf. Wirft man sich so auf die Leute, ohne »Habt Acht!« zu rufen, nein! und schaut man ihnen unter den Mantel, um zu sehen, was nicht da ist? Er hätte mir gewiß verziehen. Er hätte mir verziehen, wäre ich



nicht so unklug gewesen, von dem Wehrgehänge zu sprechen, allerdings mit verblühten Worten! ja, schön, verblüht! Ah! verdammter Gascogner, der ich bin, ich würde in der Bratpfanne Witze machen. Auf! d'Artagnan, mein Freund,« fuhr er fort, indem er zu sich selbst mit all der Höflichkeit sprach, die er sich zu schulden glaubte, »entkommst Du, was nicht sehr wahrscheinlich ist, so hast Du in Zukunft eine vollkommene Höflichkeit zu beobachten. Man muß Dich fortan bewundern, als Musterbild nennen. Zuvorkommend und höflich sein, heißt nicht feig sein. Man schaue nur Aramis an, er ist die Sanftmuth, die Artigkeit selbst, und Niemand ist noch der Meinung gewesen, er sei ein Feigling! Nein, gewiß nicht, und von nun an will ich mich ganz nach seinem

Vorbild formen! Ah! hier ist er gerade.«

Immer vorwärts marschierend und mit sich selbst sprechend war d'Artagnan bis auf einige Schritte zu dem Hotel d'Aiguillon gelangt, und vor diesem Hotel hatte er Aramis wahrgenommen, welcher munter mit drei Edelleuten von der Leibwache des Königs plauderte. Aramis bemerkte d'Artagnan ebenfalls; da er nicht vergaß, daß sich Herr von Treville diesen Morgen in seiner Gegenwart so stark ausgedrückt hatte, und da ein Zeuge der Vorwürfe, welche den Musketieren zu Theil wurden, ihm in keiner Beziehung angenehm war, so gab er sich den Anschein, als würde er ihn gar nicht gewahr. D'Artagnan aber, der im Gegentheil ganz mit seinen Versöhnungs- und Höflichkeitserklärungen beschäftigt war, näherte sich den vier jungen Leuten und machte eine tiefe Verbeugung, begleitet mit dem artigsten Lächeln. Aramis nickte leicht mit dem Kopf, lächelte aber nicht. Alle vier unterbrachen jedoch sogleich ihr Gespräch.

D'Artagnan war nicht so thöricht, um nicht einzusehen, daß er hier zu viel

war, aber er hatte in den Manieren der großen Welt noch nicht genug Gewandtheit, um sich auf eine geschickte Art aus einer Lage zu ziehen, wie es in der Regel die eines Menschen ist, der sich unter Leute, die er nicht kennt, und in ein Gespräch gemischt hat, das ihn nichts angeht. Er suchte eben in seinem Innern nach einem Mittel, sich auf die wenigst linkische Weise zurückzuziehen, als er sah, daß Aramis ein Taschentuch entfallen war, auf das er, ohne Zweifel aus Unachtsamkeit, seinen Fuß gestellt hatte; dies schien ihm der günstige Augenblick zu sein, um seine Unschicklichkeit wieder gut zu machen; er bückte sich, zog mit der verbindlichsten Miene, die er sich zu geben vermochte, das Taschentuch unter dem Fuße des Musketiers hervor, wie sehr dieser sich auch anstrebte, es zurückzuhalten, und sprach, indem er ihm dasselbe übergab:

»Ich glaube, mein Herr, Ihr würdet dieses Taschentuch wohl nicht gerne verlieren.«

Das Taschentuch war in der That reich gestickt und hatte eine Krone und ein Wappen in einer seiner Ecken. Aramis erröthete im höchsten Grade und riß das Taschentuch förmlich aus den Händen des Gascogners.

»Ah! ah!« rief einer von den Umstehenden; »wirst Du noch behaupten. Du stehst schlecht mit Frau von Bois-Tracy, da diese anmuthige Dame die Gefälligkeit hat, Dir ihre Taschentücher zu leihen?«

Aramis schleuderte d'Artagnan einen von den Blicken zu, welche einem Menschen begreiflich machen, daß er sich einen Todfeind zugezogen hat; aber sogleich wieder seine süßliche Miene annehmend, sprach er:

»Ihr täuscht Euch, meine Herren, dieses Taschentuch gehört nicht mir, und ich weiß nicht, warum es diesem Menschen in den Kopf gekommen ist, es eher mir, als einem von Euch zuzustellen; zum Beweis ist hier das meinige in meiner Tasche.«

Bei diesen Worten zog er sein eigenes Taschentuch hervor, ebenfalls ein sehr elegantes, feines Batisttuch, obgleich Batist damals noch theuer war, aber ohne Wappen, ohne Stickerei und nur mit einem einzigen Buchstaben, dem seines Eigentümers, bezeichnet.

Diesmal gab d'Artagnan keinen Ton von sich; er hatte seinen Mißgriff erkannt. Aber die Freunde von Aramis ließen sich durch sein Leugnen nicht überzeugen, und der eine von ihnen wandte sich mit geheucheltem Ernste an ihn und sprach:

»Wenn es so wäre, wie du behauptest, mein lieber Aramis, so würde ich mich genöthigt sehen, es von Dir zurückzufordern, denn Bois-Tracy ist, wie Du weißt, einer von meinen innigsten Freunden, und man soll keine Trophäen aus dem Eigenthum seiner Gattin machen.«

»Du stellst Dein Verlangen nicht auf die geeignete Weise,« erwiderte Aramis, »und während ich die Gerechtigkeit Deiner Forderung im Grunde würdige, müßte ich sie der Form wegen zurückweisen.«

»In der That,« wagte d'Artagnan schüchtern zu bemerken, »ich habe das Tuch nicht aus der Tasche von Aramis fallen sehen. Er hatte den Fuß darauf, das ist das Ganze, und weil er den Fuß darauf hatte, glaubte ich, das Taschentuch gehöre ihm.«

»Und Ihr habt Euch getäuscht,« antwortete Aramis kalt, ohne auf diese

Entschuldigung Werth zu legen. Dann wandte er sich gegen denjenigen, welcher sich für den Freund von Bois-Tracy ausgegeben hatte, und fuhr fort: »Überdies, mein lieber Herzensfreund, bei Bois-Tracy fällt mir gerade ein, daß ich selbst ein nicht weniger zärtlicher Freund von ihm bin, als Du sein kannst, so daß dieses Tuch eben so wohl aus Deiner Tasche, als aus der meinigen gefallen sein kann.«

»Nein, auf meine Ehre,« rief der Soldat von der Leibwache Sr. Majestät.

»Du schwörst bei Deiner Ehre und ich bei meinem Worte, und dabei muß nun nothwendig einer von uns beiden lügen. Halt, es ist das Gescheiteste, Montaran, es nimmt jeder von uns die Hälfte davon.«

»Von dem Taschentuch?«

»Ja.«

»Vortrefflich,« riefen die zwei Andern. »Das Urtheil des Salomo. Aramis, Du bist in der That ein weiser Mann.«

Die jungen Leute brachen in ein schallendes Gelächter aus, und die Sache hatte, wie man sich denken kann, keine weitere Folge. Nach einem Augenblick hörte das Gespräch auf, die drei Soldaten von der Leibwache und der Musketier drückten sich herzlich die Hände und gingen auseinander.

»Das ist der Augenblick, um mit diesem artigen Mann Frieden zu schließen,« sagte d'Artagnan, der sich während des letzten Theils der Unterredung etwas bei Seite gehalten hatte, zu sich selbst, und mit dieser freundlichen Gesinnung trat er näher zu Aramis, der sich entfernte, ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

»Mein Herr,« sprach er, »Ihr werdet mich hoffentlich entschuldigen.«

»Ah! mein Herr,« unterbrach ihn Aramis, »erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß Ihr in dieser Sache nicht gehandelt habt, wie ein artiger Mann hätte handeln müssen.«

»Wie, Herr! Ihr meint . . . «

»Ich meine, Herr, daß Ihr kein Dummkopf seid, und daß Ihr, obgleich Ihr aus der Gascogne kommt, wohl wißt, daß man nicht ohne Grund auf Taschentücher steht. Was zum Teufel, Paris ist nicht mit Batist gepflastert.«

»Mein Herr, Ihr habt Unrecht, daß Ihr mich zu demüthigen sucht,« sagte d'Artagnan, bei dem der angeborene Streitgeist lauter sprach, als seine friedlichen Entschließungen. »Ich bin allerdings aus der Gascogne, und da Ihr dieß wißt, so brauche ich Euch nicht zu sagen, daß die Gascogner wenig Geduld besitzen, und wenn sie sich einmal entschuldigt haben, sei es auch wegen einer Grobheit, so sind sie überzeugt, sie haben um die Hälfte mehr getan, als sie hätten thun sollen.«

»Mein Herr,« erwiderte Aramis, »was ich Euch sage, sage ich nicht aus Händelsucht. Ich gehöre, Gott sei Dank! nicht zu den Raufbolden, und da ich nur vorläufig Musketier bin, so schlage ich mich blos, wenn ich dazu genöthigt werde, und stets mit Widerstreben. Aber diesmal ist es eine Angelegenheit von Belang, denn Ihr habt die Ehre einer Dame gefährdet.« »Ich? was wollt Ihr damit sagen?« rief d'Artagnan.

»Warum hattet Ihr die Ungeschicklichkeit, mir dieses Taschentuch zurückzustellen?«

»Warum hattet Ihr die Ungeschicklichkeit, es fallen zu lassen?«

»Ich habe gesagt und wiederhole, mein Herr, daß dieses Tuch nicht aus meiner Tasche gekommen ist.«

»Nun, dann habt Ihr zweimal gelogen, mein Herr, denn ich habe es selbst herausfallen sehen.«

»Ha! Ihr sprecht aus diesem Tone, Herr Gascogner? nun wohl! ich werde Euch Lebensart beibringen.«

»Und ich werde Euch in Euere Messe zurückschicken, mein Herr Abbé. Zieht vom Leder, und zwar sogleich, wenn es Euch gefällig ist.«

»Nein, mit Eurer Erlaubniß, mein schöner Freund, wenigstens nicht hier. Seht Ihr nicht, daß wir dem Hotel d'Aiguillon gegenüberstehen, das voll von Kreaturen des Kardinals ist? Wer sagt mir, daß Euch nicht Se. Eminenz beauftragt hat, ihm meinen Kopf zu verschaffen? Nun halte ich lächerlich viel auf meinen Kopf, da er mir sehr gut zu meinen Schultern zu passen scheint. Ich will Euch wohl tödten, seid ganz ruhig, aber in der Stille, an einem heimlichen, verborgenen Orte, damit Ihr Euch gegen Niemand Eures Todes rühmen könnt.«

»Es mag wohl sein, aber verlaßt Euch nicht darauf, und nehmt Euer Taschentuch mit, ob es Euch gehört, oder nicht, Ihr habt vielleicht Gelegenheit, es zu benützen.«

»Der Herr ist ein Gascogner?« fragte Aramis.

»Ja, aber der Herr verschiebt einen Zweikampf nicht aus Klugheit.«

»Die Klugheit ist eine für Musketiere ziemlich überflüssige Tugend, wie ich wohl weiß, aber sie ist unerlässlich für Geistliche, und da ich nur provisorisch Musketier bin, so bemühe ich mich klug zu bleiben. Um zwei Uhr werde ich die Ehre haben, Euch im Hotel des Herrn von Treville zu erwarten, dort zeige ich Euch geeignete Stellen.«

Die zwei jungen Leute grüßten, Aramis ging die Straße hinauf, welche nach dem Luxembourg führte, während d'Artagnan, als er sah, daß die bestimmte Stunde nahe rückte, den Weg nach dem Barfüßerkloster einschlug. Dabei sagte er zu sich selbst: »Ich kann offenbar nicht mit dem Leben durchkommen, aber wenn ich getötet werde, so werde ich doch wenigstens von einem Musketier getötet.«

V.

Die Musketierte des Königs und die Leibwache des Herrn Kardinals.

D'Artagnan kannte Niemand in Paris. Er ging daher nach dem bestimmten Orte, ohne einen Sekundanten mitzubringen, entschlossen, sich mit denen zu begnügen, welche sein Gegner gewählt haben würde. Überdies war es ausdrücklich seine Absicht, offen, aber zugleich ohne Schwäche jede Entschuldigung auszusprechen; er fürchtete, dieses Duell könne die gewöhnliche Folge eines solchen Handels haben, wenn sich ein junger und kräftiger Mann mit einem verwundeten und geschwächten Gegner schlägt: überwunden verdoppelt er den Triumph seines Widersachers, als Sieger wird er der Pflichtvergessenheit und eines wohlfeilen Muthes angeklagt.

Wenn wir den Charakter unseres Abenteurers nicht schlecht geschildert haben, so kann es den Lesern nicht entgangen sein, daß d'Artagnan durchaus kein gewöhnlicher Mensch war. Während er sich stets wiederholte, daß sein Tod unvermeidlich sei, ergab er sich durchaus nicht darein, ganz geduldig zu sterben, wie ein anderer minder muthiger Mensch an seiner Stelle getan haben würde. Er zog die verschiedenen Charaktere derjenigen in Betracht, mit welchen er sich schlagen sollte, und fing an, seine Lage klarer zu durchschauen. Durch die loyalen Entschuldigungen, die er auszusprechen gedachte, hoffte er Athos, dessen vornehmes Aussehen und stolze Miene ihm ungemein gefielen, zum Freund zu gewinnen. Er schmeichelte sich, Porthos mit dem Wehrgehänge-Abenteurer einzuschüchtern, das er, wenn er nicht auf der Stelle getödtet würde, Jedermann erzählen könnte, und eine solche Erzählung, sagte er sich, müßte, auf eine geschickte Weise verbreitet, Porthos im höchsten Grade lächerlich machen; vor dem duckmäuserischen Aramis war ihm nicht besonders bange, und wenn es bis zu ihm käme, so meinte er, es würde ihm wohl gelingen, ihn gänzlich abzuthun oder wenigstens, wie Cäsar gegen die Soldaten des Pompejus empfohlen hatte, durch tüchtige Hiebe in das Gesicht für immer die Schönheit zu Grunde zu richten, auf die er so stolz war.

Dann besaß d'Artagnan jenen unerschütterlichen Grundstock von Entschlossenheit, den in seinem Gemüth die Ermahnungen seines Vaters gebildet hatten, welche darauf hinausliefen, daß er von Niemand, außer von dem König, dem Kardinal und von Herrn von Treville etwas dulden sollte. Er flog also beinahe nach dem Kloster der Karmeliter-Barfüßer, einem fensterlosen Gebäude, das an unfruchtbaren zur Schreiberwiese gehörigen Wiesen lag und von Leuten, welche keine Zeit zu verlieren hatten, gewöhnlich zu Zweikämpfen benützt wurde.

Als d'Artagnan auf dem kleinen Grundgebiet ankam, das sich am Fuß des Klosters ausdehnte, wartete Athos erst seit fünf Minuten, und es schlug gerade zwölf. Er war also pünktlich wie die Samaritanerin, und der strengste

Duellcasuist hätte nichts zu rügen gefunden.

Athos, welcher noch immer schwer an seiner Wunde litt, obgleich sie um neun Uhr vom Chirurgen des Herrn vom Treville verbunden worden war, saß auf einem Brunnen und erwartete seinen Gegner mit der ruhigen Haltung und der würdigen Miene, die ihn nie verließ. Beim Anblick d'Artagnans stand er auf und ging ihm höflich einige Schritte entgegen; dieser näherte sich seinem Widersacher, den Hut in der Hand.

»Mein Herr,« sagte Athos, »ich habe zwei von meinen Freunden benachrichtigen lassen, die mir als Sekundanten dienen werden; aber diese zwei Freunde sind noch nicht eingetroffen. Ich wundere mich über ihr langes Ausbleiben, denn es ist sonst nicht ihre Gewohnheit.«

»Ich meines Theils habe keinen Sekundanten, mein Herr,« erwiderte d'Artagnan, »denn erst gestern in Paris eingetroffen, kenne ich hier Niemand, außer Herr von Treville, dem ich durch meinen Vater empfohlen worden bin, welcher sich zu seinen Freunden zu zählen die Ehre hat.«

Athos überlegte einen Augenblick.

»Ihr kennt nur Herrn von Treville?« fragte er.

»Ja mein Herr, ich kenne nur ihn.«

»Ei dann,« fuhr Athos halb mit sich selbst, halb zu d'Artagnan sprechend fort, »wenn ich Euch tödte, werde ich das Ansehen eines Kinderfressers haben!«

»Nicht gar zu sehr, mein Herr,« erwiderte d'Artagnan mit einer Verbeugung, der es nicht an Würde mangelte; »nicht gar zu sehr, da Ihr mir die Ehre erweist, den Degen gegen mich mit einer Wunde zu ziehen, die Euch sehr belästigen muß.«

»Sie ist mir auf mein Wort sehr lästig, und ich muß Euch sagen, Ihr habt mir sehr wehe getan; aber ich werde die linke Hand nehmen, was unter solchen Umständen meine Gewohnheit ist. Glaubt nicht, daß ich Euch eine Gnade gewähre, denn ich stoße gleichmäßig mit beiden Händen; ja, Ihr seid sogar im Nachtheil, ein Linker ist sehr unbequem für Leute, die nicht zuvor davon in Kenntnis gesetzt sind. Ich bedauere daher ungemein. Euch diesen Umstand nicht früher mitgetheilt zu haben.«

»Mein Herr,« sagte d'Artagnan, sich abermals verbeugend, »Ihr seid in der That von einer Höflichkeit, wofür ich Euch im höchsten Grade Dank weiß.«

»Ihr macht mich verlegen,« erwiderte Athos mit seiner edelmännischen Miene; »ich bitte, sprechen wir von etwas Anderem, wenn es Euch nicht unangenehm ist. Ah, Gottesblut! wie habt Ihr mir weh getan! die Schulter brennt mir.«

»Wenn Ihr mir erlauben wollt,« . . . sagte d'Artagnan schüchtern.



»Was denn, mein Herr?«

»Ich besitze einen Wunderbalsam für Wunden, einen Balsam, den mir meine Mutter gegeben hat, und von dem ich an mir selbst eine Probe gemacht habe.«

»Nun denn?«

»Nun denn, ich bin überzeugt, daß dieser Balsam Euch in weniger als drei Tagen heilen würde, und nach Ablauf dieser drei Tage, mein Herr, wäre es mir immer eine große Ehre, Euch zu Diensten zu stehen.«

D'Artagnan sprach diese Worte mit einer Einfachheit, die seinen höflichen Sitten Ehre machte, ohne seinem Muth eintrag zu thun.

»Bei Gott, mein Herr,« sagte Athos, »das ist ein Vorschlag, der mir gefällt. Nicht als ob ich ihn annehmen würde, aber auf eine Meile erkennt man daran den Edelmann. So sprachen und handelten die Tapfern in der Zeit Karls des Großen, nach denen jeder Cavalier sich zu bilden suchen muß. Leider befinden wir uns nicht mehr in der Zeit dieses großen Kaisers; wir leben in der Zeit des Herrn Kardinals; da würde man, so gut das Geheimnis auch bewahrt wäre, in drei Tagen erfahren, daß wir uns schlagen sollen, und sich unserem Kampfe widersetzen. Ei, der Teufel! die faulen Bursche kommen nicht.«

»Wenn Ihr Eile habt, mein Herr,« sagte d'Artagnan zu Athos mit derselben Einfachheit, womit er ihm so eben einen dreitägigen Aufschub vorgeschlagen hatte, »wenn Ihr Eile habt und es Euch gefällig wäre, mich sogleich abzufertigen, so bitte ich, Euch nicht zu genießen.«

»Abermals ein Wort, das mir gefällt,« sprach Athos mit freundlichem Kopfnicken. »Er ist nicht ohne Geist und hat sicherlich Herz,« dachte er. »Mein Herr, ich liebe die Leute von Eurem Schlag, und sehe, daß ich, wenn wir einander nicht tödten, später ein großes Vergnügen an Eurer Unterhaltung finden werde. Wir wollen diese Herren abwarten, denn ich habe Zeit genug, und so wird es mehr in der Ordnung sein. Ah, ich glaube, da kommt einer!«

Am Ende der Rue de Vaugirard erschien wirklich der riesige Porthos.

»Wie,« rief d'Artagnan, »Euer erster Zeuge ist Herr Porthos?«

»Ja; ist Euch dies etwa unangenehm?«

»Nein, keineswegs.«

»Und hier ist der zweite.«

D'Artagnan wandte sich nach der von Athos bezeichneten Seite und erkannte Aramis.

»Wie!« rief er mit noch größerer Verwunderung, »Euer zweiter Zeuge ist Herr Aramis?«

»Allerdings; wißt Ihr nicht, daß man nie einen von uns ohne den Andern sieht, und daß man uns bei den Musketieren wie bei den Leibwachen, bei Hofe wie in der Stadt Athos, Porthos und Aramis, oder die drei Unzertrennlichen nennt? Da Ihr jedoch von Dax oder von Pau kommt . . . «

»Von Tarbes,« sagte d'Artagnan.

»So ist es Euch erlaubt, diese Dinge nicht zu wissen,« sprach Athos.

»Meiner Treu,« erwiderte d'Artagnan, man nennt Euch mit Recht so, und mein Abenteuer, wenn es einiges Aufsehen macht, wird wenigstens beweisen, daß Eure Verbindung nicht auf Contrasten beruht.«

Während dieser Zeit kam Porthos näher und begrüßte Athos mit der Hand.

Dann blieb er, sich gegen d'Artagnan umwendend, sehr erstaunt stille stehen.

Beiläufig bemerken wir, daß er sein Wehrgehänge gewechselt und seinen Mantel abgelegt hatte.

»Ah! ah!« rief er, »was ist das?«

»Mit diesem Herrn schlage ich mich,« sprach Athos und deutete mit der Hand auf d'Artagnan.

»Ich schlage mich ebenfalls mit ihm,« sagte Porthos.

»Aber erst um ein Uhr,« erwiderte d'Artagnan.

»Und ich schlage mich auch mit diesem Herrn,« sagte Aramis, der in diesem Augenblick herankam.

»Aber erst um zwei Uhr,« entgegnete d'Artagnan mit derselben Ruhe.

»Doch sage mir, warum schlägst Du Dich, Athos?« fragte Aramis.

»Meiner Treu', ich weiß es nicht, er hat mir an der Schulter wehe getan; und Du, Porthos?«

»Meiner Treu', ich schlage mich, weil ich mich schlage,« antwortete Porthos erröthend.

Athos, dem nichts entging, sah, wie sich ein feines Lächeln über die Lippen des Gascogners hinzog.

»Wir haben einen Toilettenstreit gehabt,« sagte der junge Mann.

»Und Du, Aramis?« fragte Athos.

»Ich schlage mich wegen eines theologischen Punktes,« antwortete Aramis und gab zugleich d'Artagnan ein Zeichen, durch das er ihn bat, die Ursache ihres Duells geheim zu halten.

Athos sah ein zweites Lächeln über d'Artagnans Lippen schweben.

»Wirklich?« sagte Athos.

»Ja, wegen des heiligen Augustin, über welchen wir verschiedener Meinung sind,« erwiderte der Gascogner.

»Das ist entschieden ein gescheidter Kerl,« murmelte Athos.

»Und nun, da Ihr beisammen seid, meine Herren,« sagte d'Artagnan, »erlaubt mir meine Entschuldigungen vortragen.«

Bei dem Worte *Entschuldigungen* zog eine Wolke über die Stirne von Athos hin; ein hochmüthiges Lächeln glitt über die Lippen von Porthos, und ein verneinendes Zeichen war die Antwort von Aramis.

»Ihr versteht mich nicht, meine Herren,« sagte d'Artagnan mit hochgehaltenem Haupt, auf welchem in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl spielte, der die seinen, kecken Linien vergoldete. »Ich bitte Euch um Vergebung, falls ich nicht im Stande sein sollte, meine Schuld an alle drei abzutragen; denn Herr Athos hat das Recht, mich zuerst zu tödten, was Eurer Schuldforderung, Herr Porthos, viel von ihrem Werthe benimmt und die Eurige, Herr Aramis, beinahe zu nichte macht. Und nun, meine Herren, wiederhole ich, entschuldigt mich, aber nur in dieser Beziehung und ausgelegt!«

Nach diesen Worten zog d'Artagnan mit der ritterlichsten Gebärde, die man sehen konnte, seinen Degen. Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen und er hätte in diesem Augenblick seinen Degen gegen alle Musketiere des Königreichs gezogen, wie er es gegen Athos, Porthos und Aramis that.

Es war ein Viertel nach zwölf Uhr. Die Sonne stand in ihrem Zenith und die zum Schauplatz des Zweikampfes gewählte Stelle war völlig ihrer Gluth ausgesetzt.

»Es ist sehr warm,« sagte Athos, ebenfalls seinen Degen ziehend, »und dennoch kann ich mein Wamms nicht ablegen. Ich habe so eben gefühlt, daß meine Wunde blutet, und ich müßte den Herrn zu belästigen fürchten, wenn ich ihn Blut sehen ließe, dessen Fließen er nicht selbst veranlaßt hätte.«

»Das ist wahr, mein Herr,« sagte d'Artagnan, »und ich versichere Euch, daß ich, mag die Wunde durch mich oder durch einen Andern veranlaßt sein, stets mit Bedauern das Blut eines so braven Edelmanns sehen werde; ich werde mich also ebenfalls im Wamms schlagen.«

»Vorwärts!« rief Porthos, »genug der Artigkeiten! Bedenkt, daß wir warten, bis die Reihe an uns kommt.«

»Sprecht für Euch allein. Porthos, wenn Ihr solche Ungereimtheiten vorzubringen habt,« unterbrach ihn Aramis. »Ich für meine Person finde die Dinge, die sich diese Herren sagen, sehr gut gesagt und zweier Edelleute vollkommen würdig.«

»Wenns beliebt, mein Herr,« sprach Athos, sich auslegend.

»Ich erwarte Eure Befehle,« entgegnete d'Artagnan den Degen kreuzend.

Aber die zwei Raufdegen hatten kaum bei ihrer Berührung geklirrt, als eine Corporalschaft von der Leibwache Sr. Eminenz, befehligt von Herrn von Jussac, sich an der Ecke des Klosters zeigte.

»Die Leibwachen des Kardinals!« riefen Porthos und Aramis zugleich. »Den Degen in die Scheide, meine Herren, den Degen in die Scheide!«

Aber es war zu spät. Man hatte die zwei Kämpfenden in einer Stellung gesehen, welche keinen Zweifel über ihre Absichten zuließ.

»Halloh!« rief Jussac, indem er gegen sie zurückte und seinen Leuten ein Zeichen gab, dasselbe zu thun. »Halloh! Musketiere, man schlägt sich also hier? und die Edikte, wie steht es damit?«

»Ihr seid sehr edelmüthig, meine Herren Garden,« sagte Athos voll Groll, denn Jussac war einer von den vorgestrigen Angreifern. »Wenn wir sehen, daß Ihr Euch schlagt, so stehe ich Euch dafür, daß wir uns wohl hüten werden, Euch daran zu hindern. Laßt uns also gewähren, und Ihr sollt ein Vergnügen haben, das Euch gar keine Mühe kostet.«

»Meine Herren,« entgegnete Jussac, »zu meinem größten Bedauern erkläre ich Euch, daß dies unmöglich ist. Unsere Pflicht geht Allem vor. Steckt ein, wenns Euch beliebt, und folget uns.«

»Mein Herr,« sprach Aramis, Jussac parodierend, »mit größtem Vergnügen würden wir Eurer freundlichen Einladung Folge leisten, wenn es von uns abhinge, aber leider ist dies unmöglich. Herr von Treville hat es uns verboten. Geht also Eures Wegs, das ist das Beste, was Ihr thun könnt.«

Dieser Spott brachte Jussac außer sich.

»Wir greifen Euch an,« sprach er, »wenn Ihr nicht gehorcht.«



»Sie sind ihrer fünf,« sagte Athos mit leiser Stimme, »und wir sind nur zu drei; wir werden abermals geschlagen und müssen hier sterben, denn ich erkläre, daß ich als Besiegter mich nicht vor dem Kapitän blicken lasse.«

Athos, Porthos und Aramis traten sogleich näher zu einander, während Jussac seine Leute in Linie stellte.

Dieser einzige Augenblick genügte für d'Artagnan, seinen Entschluß zu fassen. War dies eines von den Ereignissen, welche über das Leben eines Menschen entscheiden, so war eine Wahl zwischen dem König und dem Kardinal zu treffen, und hatte er gewählt, so mußte er dabei beharren. Wenn er sich schlug, beging er einen Ungehorsam gegen das Gesetz, wagte seinen Kopf und machte sich auf einmal einen Minister zum Feind, der mächtiger war, als der König selbst. Dies begriff der junge Mann, und wir haben zu seinem Lobe zu erwähnen, daß er nicht eine Sekunde zögerte. Er wandte sich gegen Athos und seine Freunde und sagte:

»Ich habe an Euren Worten, wenn es erlaubt ist, etwas auszusetzen. Ihr sagtet, Ihr wäret nur zu drei, doch mir scheint es, wir sind unser vier.«

»Ihr gehört ja nicht zu den Unsern,« sprach Porthos.

»Allerdings,« entgegnete d'Artagnan, nicht dem Gewandte, aber dem Gemüthe nach. Mein Herz ist das eines Musketiers, das fühle ich wohl, meine Herren, und das reißt mich fort.«

»Entfernt Euch, junger Mann,« rief Jussac, der ohne Zweifel aus seinen Gebärden und dem Ausdrücke seines Gesichtes die Absicht d'Artagnans errathen hatte. »Ihr könnt Euch zurückziehen, wir erlauben es. Rettet Eure Haut, geht geschwind.«

D'Artagnan wich nicht von der Stelle.

»Ihr seid entschieden ein herrlicher Junge,« sagte Athos, und drückte dem Gascogner die Hand.

»Vorwärts, vorwärts, entschließen wir uns,« sprach Jussac.

»Auf!« sagten Porthos und Aramis, »wir müssen etwas thun.«

»Ihr seid gar zu edelmüthig,« sprach Athos.

Alle drei zogen die Jugend d'Artagnans in Betracht und fürchteten seine Unerfahrenheit.

»Wir werden samt dem Verwundeten nur unser drei sein, denn diesen Jungen können wir nicht rechnen, und dennoch wird es heißen, wir seien vier Mann hoch gewesen.«

»Ja, aber zurückweichen!« entgegnete Porthos.

»Das ist schwierig,« sagte Athos.

»Es ist unmöglich,« bemerkte Aramis.

D'Artagnan begriff ihre Unentschlossenheit.

»Meine Herren, stellt mich immerhin auf die Probe,« rief er, »und ich schwöre Euch bei meiner Ehre, daß ich nicht von dieser Stelle gehen will, wenn wir besiegt sind.«

»Wie heißt Ihr, mein Braver?« sagte Athos

»D'Artagnan, mein Herr.«

»Nun wohl, Athos, Porthos, Aramis und d'Artagnan, vorwärts!« rief Athos.

»Gut, meine Herren, Ihr habt Euch entschieden?« rief Jussac zum dritten Mal.

»Es ist geschehen,« entgegnete Athos.

»Und was gedenkt Ihr zu thun?« fragte Jussac.

»Wir werden die Ehre haben. Euch anzugreifen,« antwortete Aramis, indem er mit der einen Hand seinen Hut lüpfte und mit der andern den Degen zog.

»Ah! Ihr leistet Widerstand!« rief Jussac.

»Gottesblut! darüber wundert Ihr Euch?«

Und die neun Kämpfer stürzten auf einander mit einer Wuth los, welche eine gewisse Methode nicht ausschloß. Athos nahm einen gewissen Cahusac, den Liebling des Kardinals, auf sich; Porthos hatte Biscarat gegen sich, und Aramis sah sich zwei Feinden gegenüber gestellt. D'Artagnan hatte gegen Jussac zu kämpfen.

Das Herz des jungen Gascogner schlug, daß es ihm beinahe die Brust zersprengte, nicht aus Furcht, denn davon hatte er keinen Schatten, sondern aus Eifer; er kämpfte wie ein wüthender Tiger, drehte sich zehnmal um seinen Gegner und veränderte zwanzigmal seine Stellungen und sein Terrain. Jussac war, wie man es damals nannte, ein Freund der Klinge und hatte viel Übung; aber nur mit der größten Mühe vermochte er sich gegen einen Widersacher zu wehren, der rasch und behend alle Augenblicke von den Regeln der Kunst abwich und von allen Seiten zugleich angriff, dabei aber wie ein Mensch parierte, der seiner Oberhaut die größte Umsicht widmet. Endlich verlor Jussac bei diesem Streit die Geduld; wütend darüber, daß er von einem Menschen im Schach gehalten wurde, den er für ein Kind angesehen hatte, erhitzte er sich und fing an, sich Blößen zu geben. D'Artagnan, der in Ermangelung der Praxis eine gründliche Theorie besaß, verdoppelte seine Thätigkeit. Jussac wollte der

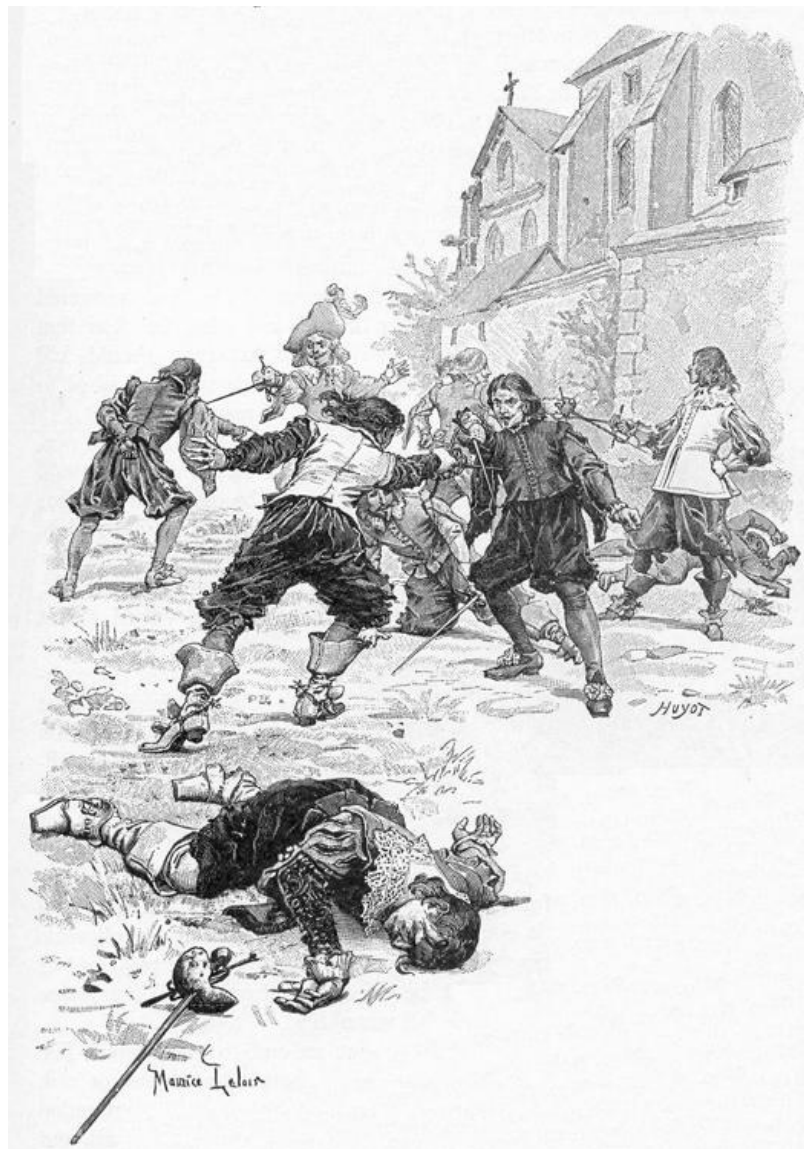
Sache ein Ende machen und führte einen furchtbaren Streich nach seinem Gegner: aber dieser parierte, und während Jussac sich wieder erhob, stieß er ihm, schlangentartig unter seinem Stahl hingleitend, den Degen durch den Leib. Jussac fiel wie eine träge Masse zu Boden.

D'Artagnan warf einen raschen, unruhigen Blick auf das Schlachtfeld.

Aramis hatte bereits einen von seinen Gegnern getötet, aber der andere bedrängte ihn lebhaft. Doch war Aramis in einer guten Stellung und konnte sich noch vertheidigen.

Biscarat und Porthos hatten gleichzeitig gegen einander gestoßen. Porthos hatte einen Degenstich durch den Arm und Biscarat einen durch den Schenkel bekommen. Aber da weder die eine noch die andere Wunde bedeutend war, so fochten sie nur mit um so größerer Erbitterung.

Abermals von Cahusac verwundet, erbleichte Athos sichtbar, wich jedoch keinen Fuß breit zurück; er hatte nur den Degen in eine andere Hand genommen und schlug sich jetzt mit der linken.



D'Artagnan konnte nach den Duellgesetzen jener Zeit Einem beistehen; während er mit den Augen denjenigen von seinen Gefährten aufsuchte, der

seiner Hilfe bedurfte, erhaschte er einen Blick von Athos. Dieser Blick war in hohem Grade beredt. Athos wäre lieber gestorben, als daß er um Hilfe gerufen hätte. Aber er konnte blicken und mit dem Blicke Unterstützung fordern. D'Artagnan errieth ihn. machte einen furchtbaren Sprung und fiel Cahusac mit dem Ruf in die Seite:

»Gegen mich, mein Herr Garde, oder ich tödte Euch!«

Cahusac wandte sich um, es war die höchste Zeit, Athos, den nur sein außerordentlicher Muth aufrecht erhalten hatte, fiel auf ein Knie.

»Gottes Blut!« rief er d'Artagnan zu, »tödtet ihn nicht, junger Mann, ich bitte Euch, ich habe eine alte Geschichte mit ihm abzumachen, wenn ich geheilt bin. Entwaffnet ihn nur, bindet ihm den Degen. So! so! gut! sehr gut!«

Dieser Ausruf wurde Athos dadurch entrissen, daß Cahusacs Degen zwanzig Fuß weit wegflog. D'Artagnan und Cahusac stürzten zugleich auf ihn zu, der Eine, um ihn wieder zu ergreifen, der Andere, um sich desselben zu bemächtigen. Aber d'Artagnan kam als der behendere zuerst an Ort und Stelle und setzte seinen Fuß darauf.



Cahusac lief nach demjenigen von den Garden, welchen Aramis getödtet hatte, bemächtigte sich seines Degens und wollte gegen d'Artagnan zurückgehen, aber auf seinem Wege begegnete er Athos, der während dieser kurzen Pause, die ihm d'Artagnan verschaffte, Athem geschöpft hatte und den Kampf wieder beginnen wollte, damit d'Artagnan ihm seinen Feind nicht tödten möchte.

D'Artagnan begriff, daß es eine

Unhöflichkeit gewesen wäre, Athos nicht gewähren zu lassen. Nach einigen Sekunden stürzte Cahusac wirklich, die Kehle von einem Degenstiche durchbort, nieder. In diesem Augenblick setzte Aramis seinem niedergeworfenen Feinde den Degen auf die Brust und nöthigte ihn, um Gnade zu bitten.

Nun blieben noch Porthos und Biscarat übrig. Porthos erlaubte sich während des Kampfes tausenderlei Prahlereien, fragte Biscarat, wie viel Uhr es wohl sein möchte, und beglückwünschte ihn wegen der Kompagnie, welche sein

Bruder bei dem Regiment Navarra bekommen hatte; aber er gewann Nichts mit diesen Spöttereien. Biscarat war einer von jenen Eisenmännern, welche nur fallen, wenn sie getödtet sind.

Es mußte indessen ein Ende gemacht werden. Die Wache konnte kommen, und alle Kämpfer, verwundete oder nicht verwundete, Royalisten oder Kardinalisten, verhaften. Athos, Aramis und d'Artagnan stellten sich um Biscarat und forderten ihn auf, sich zu ergeben. Obgleich allein gegen Alle mit einem Degenstich durch den Schenkel, wollte Biscarat Stand halten; aber Jussac, der sich auf seinen Ellenbogen erhoben hatte, rief ihm zu, er solle sich ergeben. Biscarat war ein Gascogner wie d'Artagnan. Er stellte sich taub, bezeichnete zwischen zwei Paraden eine Stelle auf dem Boden und sagte, einen Vers der Bibel parodierend: »Hier wird Biscarat sterben, der einzige von denen, die bei ihm sind!«

»Aber sie sind ihrer vier gegen Dich, endige, ich befehle es Dir!«

»Ah! wenn Du es befiehlst, dann ist es etwas Anderes,« erwiderte Biscarat; »da Du mein Brigadier bist, so muß ich Dir gehorchen.«

Und einen Sprung rückwärts machend, zerbrach er seinen Degen, um ihn nicht übergeben zu müssen, warf die Stücke über die Klostermauer und kreuzte, ein kardinalistisches Lied pfeifend, die Arme über der Brust.

Der Muth wird immer geachtet, selbst bei einem Feinde. Die Musketiere begrüßten Biscarat mit ihren Degen und steckten diese wieder in ihre Scheide. D'Artagnan that dasselbe und trug dann, unterstützt von Biscarat, welcher allein aufrecht geblieben war, Jussac, Cahusac und denjenigen von den Gegnern des Aramis, welcher nur eine Wunde bekommen hatte, unter die Klosterhalle.



Der vierte war, wie gesagt, todt. Dann zogen sie an der Glocke und wanderten, nachdem vier Degen über fünf den Sieg davon getragen hatten, freudetrunken nach dem Hotel des Herrn von Treville. Man sah sie Arm in Arm die ganze Breite der Straße einnehmen und jeden Musketier, dem sie begegneten, herbeirufen, so daß am Ende ein wahrer Triumphzug daraus wurde. D'Artagnan's Herz schwamm in Seligkeit. Er ging zwischen Athos und Porthos, die er sanft an seinen Leib drückte.

»Wenn ich auch noch nicht wirklich Musketier bin,« sprach er zu seinen neuen Freunden, als er die Schwelle des Treville'schen Hotels überschritt, »so bin ich doch wenigstens als Lehrling aufgenommen, nicht wahr?«

VI.

Seine Majestät König Ludwig der Dreizehnte.

Diese Begebenheit machte großes Aufsehen. Herr von Treville äußerte sich laut sehr ungehalten über seine Musketiere und wünschte ihnen in der Stille Glück. Da aber keine Zeit zu verlieren war, um den König zu benachrichtigen, so begab er sich eiligst in den Louvre. Es war schon zu spät. Der König war mit dem Kardinal eingeschlossen; man sagte, er arbeite und könne in diesem Augenblick Niemand empfangen. Abends kam Herr von Treville zum Spiele des Königs. Der König gewann, und da Se. Majestät sehr geizig war, so war sie auch vortrefflicher Laune. Sobald der König Treville von fern erblickte, rief er ihm zu: »Kommt her, Herr Kapitän, daß ich Euch ausschelte; wißt Ihr, daß Se. Eminenz Eure Musketiere bei mir verklagt hat, und vor lauter Ärger krank geworden ist? Ei, ei, es sind doch leibhaftige Teufel, wahre Galgenstricke, Eure Musketiere!«

»Nein, Sire,« erwiderte Treville, der mit dem ersten Blick bemerkte, welche Wendung die Sache nahm, »nein, sie sind im Gegentheil ganz gute, lammfromme Jungen, und ich hafte dafür, daß sie keinen andern Wunsch hegen, als daß ihr Degen nur im Dienste Eurer Majestät aus der Scheide komme. Aber was wollt Ihr? die Leibwachen des Herrn Kardinals suchen unablässig Streit mit ihnen, und für die Ehre des Korps sehen sich die armen jungen Leute zur Verteidigung genöthigt.«

»Hört Herrn von Treville!« sagte der König, »hört ihn! Sollte man nicht glauben, er spreche von einer religiösen Gemeinschaft? In der That, mein lieber Kapitän, ich habe Lust, Euch Euer Patent abzunehmen und es Fräulein von Chemerault zu geben, der ich eine Abtei zugesagt habe. Hofft aber nicht, daß ich Euch aufs Wort glauben werde. Man nennt mich Ludwig den Gerechten, und wir werden sogleich sehen!«

»Gerade, weil ich auf diese Gerechtigkeit baue, Sire, erwarte ich ruhig und geduldig, was Ew. Majestät beliebt.«

»Wartet immerhin, wartet immerhin, ich werde Euch nicht lange warten lassen,« sprach der König.

Das Glück nahm wirklich eine Wendung, und da der König seinen Gewinn zu verlieren anfing, so war es ihm nicht unangenehm, daß er einen Vorwand erhielt, um – man entschuldige den Spielerausdruck, dessen Ursprung wir nicht kennen – um Karl den Großen zu machen. Der König stand bald auf, steckte das Gold, das vor ihm lag und zum größeren Theil von seinem Gewinn herrührte, in die Tasche und sagte:

»Vieuville, nehmt meinen Platz ein: ich habe in wichtigen Angelegenheiten mit Herrn von Treville zu verhandeln. Ah . . . ich hatte achtzig Louisd'or vor mir. Legt dieselbe Summe auf, damit diejenigen, welche verloren haben, sich nicht

beklagen können. Vor Allem Gerechtigkeit.« Dann wandte er sich gegen Herrn von Treville, ging mit ihm nach einer Fenstervertiefung und fuhr fort:

»Nun, mein Herr, Ihr sagt, die Leibwachen Sr. Eminenz haben Streit mit Euren Musketieren angefangen?«

»Ja, Sire, wie immer.«

»Und wie kam das? spricht, denn Ihr wißt, mein lieber Kapitän, ein Richter muß alle Parteien hören.«

»Ach! mein Gott! auf die einfachste und natürlichste Weise. Drei meiner besten Soldaten, welche Ew. Majestät dem Namen nach kennt, und deren Ergebenheit Ihr mehr als einmal gewürdigt habt, denn ich kann den König versichern, daß ihnen ihr Dienst sehr am Herzen liegt; drei von meinen besten Soldaten, sage ich, die Herren Athos, Porthos und Aramis, machten eine Lustpartie mit einem Junker aus der Gascogne, den ich ihnen an demselben Morgen empfohlen hatte. Die Partie sollte, wie ich glaube, in Saint-Germain stattfinden, und sie hatten sich bei den Karmeliter-Barfüßern zusammenbestellt, als sie von Herrn von Jussac, den Herren Cahusac und Biscarat und zwei anderen Leibwachen gestört wurden, welche gewiß nicht ohne eine schlimme Absicht gegen die Edikte in so zahlreicher Gesellschaft dahin kamen.«

»Ah! ah! Ihr bringt mich auf den Gedanken, sie haben die Absicht gehabt, sich selbst zu schlagen.«

»Ich klage sie nicht an, Sire, aber ich überlasse es Ew. Majestät zu bedenken, was fünf bewaffnete Männer an einem so öden, verlassenen Orte, wie die Umgegend des Barfüßerklosters ist, thun können.«

»Ja, Ihr habt Recht, Treville, Ihr habt Recht.«

»Als sie meine Musketiere erblickten, gaben sie sodann ihren Plan auf und vergaßen ihren Privathaß über dem Korpshaß; denn es ist Ew. Majestät nicht unbekannt, daß die Musketiere, die ganz und gar nur dem Könige angehören, die natürlichen Feinde der Leibwachen sind, welche dem Herrn Kardinal angehören.«

»Ja, Treville, ja,« sagte der König schwermüthig, es ist sehr traurig, glaubt mir, in Frankreich zwei Parteien, zwei Köpfe des Königthums zu sehen, aber dies Alles soll ein Ende nehmen. Ihr sagt also, die Leibwachen haben Streit mit den Musketieren gesucht?«

»Ich sage, daß die Sache wahrscheinlich so gegangen ist, aber ich schwöre nicht, Sire. Ihr wißt, wie schwer es ist, die Wahrheit zu erkennen, und wenn man nicht mit dem bewunderungswürdigen Instinkte begabt ist, der Ludwig XIII. den Beinamen »der Gerechte« erworben hat . . . «

»Und Ihr habt Recht, Treville; aber Eure Musketiere waren nicht allein, es befand sich noch ein Junge bei ihnen.«

»Ja, Sire, und ein verwundeter Mann, so daß drei Musketiere des Königs, worunter ein Verwundeter, und ein Junge nicht allein gegen fünf der furchtbarsten Leibwachen des Herrn Kardinals Stand gehalten, sondern auch vier von ihnen zur Erde niedergestreckt haben.«

»Aber das ist ja ein wahrer Sieg!« rief der König ganz strahlend; »ein vollständiger Sieg!«

»Ja, Sire, eben so vollständig als der vom Pont de Ce!« »Vier Mann, worunter ein Verwundeter und ein Junge, sagt Ihr?«

»Kaum ein Jüngling, der sich bei dieser Gelegenheit so vortrefflich benommen hat, daß ich mir die Freiheit nehme, denselben Ew. Majestät zu empfehlen.«

»Wie heißt er?«

»D'Artagnan, Sire. Er ist der Sohn eines meiner ältesten Freunde; der Sohn eines Mannes, der mit Euerem königlichen Vater glorreichen Andenkens manchen Krieg mitgemacht hat.«

»Und Ihr sagt, dieser junge Mensch habe sich gut benommen? Erzählt mir das, Treville; Ihr wißt, ich liebe Erzählungen von Krieg und Kämpfen.«

Und der König richtete sich auf und strich sich stolz den Schnurrbart in die Höhe.



»Sire,« erwiderte Treville, »Herr d'Artagnan ist, wie ich Euch gesagt habe, beinahe noch ein Kind, uns da er nicht die Ehre hat, Musketier zu sein, so trug er bürgerliche Kleidung; als die Leibwachen des Herrn Kardinals erkannten, wie jung er war und daß er nicht zu dem Korps gehörte, so forderten sie ihn auf, sich zurückzuziehen, ehe sie angreifen würden.«

»Ihr seht also, Treville,« unterbrach ihn der König, »daß sie der angreifende Theil gewesen sind.«

»Allerdings, Sire, es unterliegt keinem Zweifel mehr; sie forderten ihn also auf, sich zu entfernen, er aber antwortete, er sei seinem Herzen nach Musketier und gehöre ganz und gar Seiner

Majestät, werde also bei den Herren Musketieren bleiben.«

»Wackrer Jüngling!« murmelte der König.

»Er blieb in der That bei ihnen, und Ew. Majestät hat einen so festen Kämpen an ihm, daß er es war, der Jussac den furchtbaren Degenstich beibrachte, worüber der Herr Kardinal so sehr erbost ist.«

»Er hat Jussac verwundet?« rief der König; »dieser Junge! das ist unmöglich, Treville.«

»Es ist, wie ich Ew. Majestät zu sagen die Ehre habe.«

»Jussac, einer der besten Degen des Königreichs!«

»Wohl, Sire, er hat seinen Meister gefunden.«

»Ich will diesen jungen Menschen sehen, Treville, ich will ihn sehen, und wenn man etwas für ihn thun kann, nun, wir werden sorgen.«

»Wann wird Ew. Majestät denselben zu empfangen geruhen?«

»Morgen um die Mittagsstunde, Treville.«

»Soll ich ihn allein bringen?«

»Nein, bringt mir alle vier miteinander. Ich will allen zugleich danken; ergebene Männer sind selten, Treville, und man muß die Ergebenheit belohnen.

»Um die Mittagsstunde werden wir im Louvre sein.«

»Ah! über die kleine Treppe, Treville, über die kleine Treppe, der Kardinal braucht es nicht zu erfahren . . . «

»Sehr wohl, Sire.«

»Ihr versteht, Treville, ein Edikt bleibt immer ein Edikt, und es ist am Ende verboten, sich zu schlagen.«

»Aber dieses Zusammentreffen, Sire, liegt ganz außerhalb der gewöhnlichen Bedingungen des Duells, es ist ein Streit, und es dient überdies zum Beweis, daß fünf Leibwachen des Kardinals gegen meine drei Musketiere und Herrn d'Artagnan waren.«

»Das ist richtig,« sprach der König, »aber gleich viel, kommt immerhin über die kleine Treppe.«

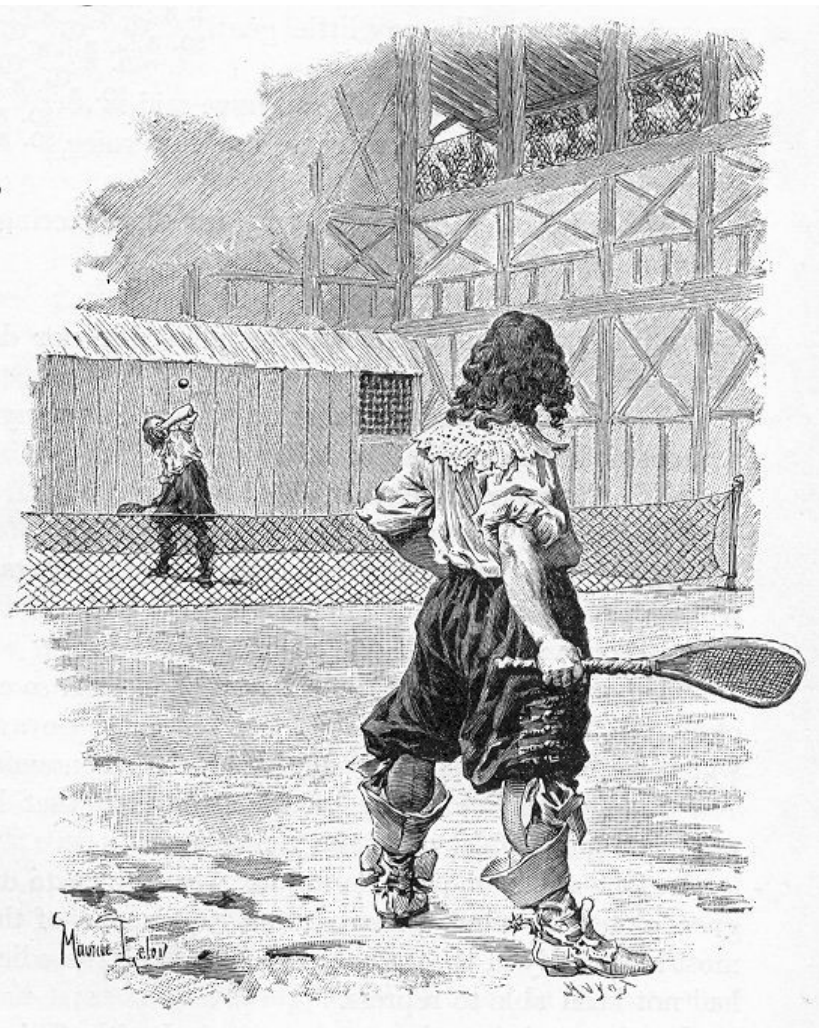
Treville lächelte; da es aber schon viel war, daß er dieses Kind dazu gebracht hatte, sich gegen den Gebieter aufzulehnen, so verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor dem König und verabschiedete sich mit dessen Erlaubnis.

Schon an demselben Abend wurden die drei Musketiere von der ihnen vergönnten Ehre benachrichtigt. Da sie den König schon seit langer Zeit kannten, so geriethen sie dadurch nicht besonders ins Feuer, aber d'Artagnan mit seiner gascognischen Einbildungskraft erblickte darin sein zukünftiges Glück und brachte die Nacht in goldenen Träumen hin. Schon um acht Uhr Morgens war er bei Athos.

D'Artagnan fand den Musketier ganz angezogen und zum Ausgehen bereit. Da man sich erst zur Mittagsstunde bei dem König einzufinden hatte, so beabsichtigte er mit Porthos und Athos eine Partie in einem, nahe bei den Ställen des Luxembourg liegenden Ballhause zu machen. Athos lud d'Artagnan ein, ihn zu begleiten, und obgleich er dieses Spiel nicht kannte, an dem er nie Theil genommen hatte, willigte dieser doch in den Vorschlag ein, da er nicht wußte, was er von neun Uhr Morgens bis Mittag mit seiner Zeit machen sollte.

Die zwei Musketiere waren schon eingetroffen und spielten mit einander zum

Zeitvertreib, ohne die Regeln zu beobachten. Athos, der in allen körperlichen Hebungen sehr stark war, stellte sich ihnen mit d'Artagnan gegenüber und forderte sie heraus. Aber bei seiner ersten Bewegung bemerkte er, obgleich er mit der linken Hand spielte, daß seine Wunde noch zu neu war, um ihm eine solche Übung zu gestatten. D'Artagnan blieb also allein, und da er sich für zu ungeschickt erklärte, um eine regelmäßige Partie aufrecht zu erhalten, so fuhr man fort, sich Bälle zuzusenden, ohne das Spiel zu berechnen. Aber einer



von den Bällen flog, von der herkulischen Faust von Porthos geschleudert, so nahe an d'Artagnans Gesicht vorüber, daß, wenn er ihn getroffen hätte, statt an ihm vorbei zu schießen, seine Audienz verloren gewesen wäre, weil ihn dieser ohne allen Zweifel in die Unmöglichkeit versetzt hätte, vor dem König zu erscheinen. Da nun seiner gascognischen Einbildungskraft zu Folge von dieser Audienz seine ganze Zukunft abhing, so verbeugte er sich höflich vor Porthos und Aramis und erklärte, er würde die Partie nicht eher aufnehmen, als bis er im Stande wäre, ihnen Widerstand zu leisten, worauf er seinen Platz auf der Gallerie nahm.

Unglücklicher Weise befand sich unter den Zuschauern ein Mann von der Leibwache Sr. Eminenz, der, noch ganz grimmig über die Niederlage, die seine Kameraden am Tage vorher erlitten hatten, fest entschlossen war, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um Rache zu nehmen. Er meinte, diese Gelegenheit biete sich ihm, und sagte, sich an seinen Nachbar wendend:

»Man darf sich nicht wundern, daß dieser junge Mensch vor einem Ball bange hat: er ist ohne Zweifel ein Musketier-Lehrling.«

D'Artagnan drehte sich um, als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, und schaute den Mann, der das kecke Wort gesprochen, fest an.

»In Gottes Namen!« fuhr dieser, seinen Knebelbart auf eine freche Weise kräuselnd fort, »schaut mich an, so lange Ihr wollt, mein kleiner Herr; was ich

gesagt habe, habe ich gesagt.«

»Und da das, was Ihr gesagt habt, zu klar ist, um einer Erläuterung zu bedürfen, so bitte ich Euch, mir zu folgen,« antwortete d'Artagnan mit dumpfer Stimme.

»Wann dies?« fragte der Garde mit derselben spöttischen Miene.

»Sogleich, wenn es Euch gefällig ist.«

»Und Ihr wißt ohne Zweifel, wer ich bin?«

»Ich, ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum.«

»Ihr habt Unrecht, denn wenn Ihr meinen Namen wüßtet, wäret Ihr vielleicht minder eilig.«

»Wie heißt Ihr?«

»Bernajoux, Euch zu dienen.«

»Wohl, mein Herr Bernajoux,« erwiderte d'Artagnan ruhig, »ich will Euch vor der Thüre erwarten.«

»Geht, Herr, ich folge Euch.«

»Beeilt Euch nicht zu sehr, mein Herr, damit man nicht gewahr wird, daß wir mit einander gehen; Ihr begreift, daß bei unserem Geschäfte zu viele Menschen lästig wären.«

»Ganz gut,« antwortete der Garde, erstaunt, daß sein Name keine größere Wirkung auf den jungen Menschen hervorgebracht hatte.

Der Name Bernajoux war in der That Jedermann bekannt, d'Artagnan allein vielleicht ausgenommen; denn er war einer von denjenigen, die am häufigsten bei den täglichen Streitigkeiten vorkamen, welche alle Edikte des Königs und des Kardinals nicht zu unterdrücken im Stande gewesen waren.

Porthos und Aramis waren so sehr mit ihrer Partie beschäftigt, und Athos schaute ihnen mit so viel Aufmerksamkeit zu, daß sie nicht einmal ihren jungen Gefährten hinausgehen sahen, der, wie er zu dem Gardisten Sr. Eminenz gesagt hatte, vor der Thüre wartete; nach einem Augenblick folgte ihm Bernajoux. Da d'Artagnan keine Zeit zu verlieren hatte, indem die Audienz bei dem König auf die Mittagsstunde bestimmt war, so schaute er um sich und sagte zu seinem Gegner, als er keinen Menschen auf der Straße erblickte:

»Meiner Treu, es ist ein Glück für Euch, obgleich Ihr Bernajoux heißt, daß Ihr es nur mit einem Musketier-Lehrling zu thun habt; seid indessen ruhig, ich werde mir alle Mühe geben. Legt Euch aus!«

»Ei,« erwiderte der Mann, den d'Artagnan auf diese Art herausforderte, »mir scheint dieser Platz sehr schlecht gewählt, wir wären viel besser hinter der Abtei Saint-Germain oder auf der Schreiberwiese.«

»Was Ihr da sagt, ist sehr verständig,« entgegnete d'Artagnan; »aber leider kann ich nur über wenig Zeit verfügen, da ich gerade um 12 Uhr ein Rendezvous habe. Ausgelegt also, mein Herr, ausgelegt!«

Bernajoux war nicht der Mann, der eine solche Aufforderung zweimal an sich ergehen ließ. In demselben Augenblick glänzte sein Degen in seiner Hand und er fiel gegen seinen Widersacher aus, den er bei seiner großen Jugend leicht einzuschüchtern hoffte.

Aber d'Artagnan hatte den Tag vorher seine Lehre gemacht, und ganz frisch geschliffen durch seinen Sieg, ganz aufgeblasen von seinem zukünftigen

Glücke, war er entschlossen, keine Hand breit zurückzuweichen: die zwei Degen waren auch sogleich gebunden, und da d'Artagnan fest auf seiner Stelle blieb, so machte sein Gegner einen Schritt rückwärts. Aber d'Artagnan ergriff den Augenblick, wo bei dieser Bewegung die Klinge von Bernajoux von der Linie abwich, machte seine Klinge los, führte einen Hieb von oben herunter und traf seinen Gegner in die Schulter. Sogleich machte d'Artagnan seiner Seits einen Schritt zurück und hob seinen Degen in die Höhe, aber Bernajoux rief ihm zu, es sei nichts, stürzte wie blind auf ihn los und rannte sich selbst in den Degen seines Feindes. Da er indessen nicht fiel, da er sich nicht für besiegt erklärte, sondern nur seine Stellung mehr nach dem Hotel des Herrn de la Tremouille zu nahm, in dessen Diensten er einen Verwandten hatte, so bedrängte ihn d'Artagnan, welcher nicht wußte, wie schwer sein Gegner verwundet war, auf das lebhafteste und hätte ihm ohne Zweifel mit einem dritten Streiche den Garaus gemacht, als auf das Geräusch, welches von der Straße bis zu dem Ballspiele hinausdrang, zwei von den Freunden des Gardisten, welche ihn einige Worte mit d'Artagnan wechseln und in Folge dessen hinausgehen gesehen hatten, mit dem Degen in der Faust aus dem Ballhause stürzten und über den Sieger herfielen. Aber sogleich erschienen Athos, Porthos und Aramis ebenfalls und nöthigten die zwei Leibwachen in dem Augenblick, wo sie ihren jungen Kameraden angriffen, zum Rückzug. Jetzt fiel Bernajoux zu Boden, und da die Leibwachen nur zu zwei gegen vier waren, so schrien sie: »Zu Hilfe, Hotel de la Tremouille!« Auf dieses Geschrei lief Alles, was sich in dem Hotel befand, heraus und fiel über die vier Kameraden her, welche ihrerseits: »Uns zu Hilfe Musketiere!« zu schreien anfangen.

Dieser Ruf fand in der Regel Gehör, denn man kannte die Musketiere als Feinde Sr. Eminenz und liebte sie wegen ihres Hasses gegen den Kardinal. Auch ergriffen die Leibwachen der Compagnien, welche nicht dem Herzog Roth gehörten, wie ihn Aramis genannt hatte, in der Regel bei diesen Streitigkeiten Partei für die Musketiers des Königs. Von drei Gardisten von der Compagnie des Herrn des Essarts, welche vorübergingen, kamen also zwei den vier Kameraden zu Hilfe, während der andere nach dem Hotel des Herrn von Treville lief und daselbst: »Zu Hilfe, Musketiere, uns zu Hilfe!« rief. Da gewöhnlich das Hotel des Herrn von Treville voll von Soldaten dieser Waffe war, welche ihren Kameraden schnell zu Hilfe eilten, so wurde das Gefecht allgemein, aber die Oberhand blieb auf der Seite der Musketiere; die Leibwachen des Kardinals und die Leute des Herrn de la Tremouille zogen sich in das Hotel zurück, dessen Thore sie noch zeitig genug schlossen, um ihre Feinde zu verhindern, daß sie mit ihnen einbrachen. Den Verwundeten hatte man gleich Anfangs und zwar, wie gesagt, in sehr schlimmem Zustand weggebracht.

Die Aufregung hatte unter den Musketieren und ihren Verbündeten den höchsten Grad erreicht, und man berathschlagte bereits, ob man nicht, um die Unverschämtheit der Bedienten des Herrn de la Tremouille zu bestrafen, welche einen Ausfall auf die Musketiere des Königs zu machen gewagt hatten, Feuer an das Hotel legen sollte. Ein Vorschlag zu diesem Ende wurde gemacht und mit Begeisterung aufgenommen, als es zum Glück elf Uhr schlug; d'Artagnan und seine Gefährten erinnerten sich ihrer Audienz, und da sie es bedauert hätten, wenn ein so schöner Streich ohne sie ausgeführt worden

wäre, so suchten sie die Köpfe zu beschwichtigen, was ihnen auch gelang. Man begnügte sich, einige Pflastersteine an die Thore zu werfen, aber diese widerstanden und man war der Sache müde; überdies hatten diejenigen, welche man als Anführer des Unternehmens betrachten mußte, seit einigen Augenblicken die Gruppe verlassen und gingen nach dem Hotel des Herrn von Treville zu, der sie, bereits von diesem neuen Handgemenge unterrichtet, erwartete.

»Rasch in den Louvre,« sagte er, »in den Louvre, ohne einen Augenblick zu verlieren, wir müssen den König zu sehen suchen, ehe uns der Kardinal zuvorgekommen ist; wir erzählen ihm die Sache als eine Folge der gestrigen Angelegenheit, und Beides wird zugleich durchgehen.«

Herr von Treville begab sich in Begleitung der vier jungen Leute nach dem Louvre, aber mit großem Erstaunen vernahm der Kapitän der Musketiere, der König sei nach dem Walde von Saint-Germain auf die Hirschjagd gezogen. Herr von Treville ließ sich diese Nachricht zweimal wiederholen, und jedes Mal bemerkten seine Gefährten, wie sich sein Antlitz verdüsterte.

»Hatte Se. Majestät schon gestern die Absicht, diese Jagd zu machen?« fragte er.

»Nein, Ew. Exzellenz,« antwortete der Kammerdiener, »der Oberjäger meldete diesen Morgen, man habe in vergangener Nacht einen Hirsch zu Sr. Majestät Vergnügen bestellt. Anfangs antwortete der König, er werde nicht gehen, aber er konnte der Lust nicht widerstehen, die ihm diese Jagd gewähren sollte, und er entfernte sich nach dem Frühstück!«

»Und hat der König den Kardinal gesehen?« fragte Herr von Treville.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach,« antwortete der Kammerdiener, »denn ich habe heute früh den Wagen Sr. Eminenz angespannt gesehen; ich fragte, wohin sie ginge, und man antwortete mir: nach Saint Germain.«

»Man ist uns zuvorgekommen,« sagte Herr von Treville. »Meine Herren, ich werde den König diesen Abend sprechen; Euch aber rathe ich nicht, Euch dahin zu wagen.«

Dieser Rath war zu vernünftig und kam überdies von einem Manne, der den König zu gut kannte, als daß die vier jungen Leute ihn zu bekämpfen gesucht hätten. Herr von Treville forderte sie auf, nach Hause zu gehen und Nachricht von ihm zu erwarten.

In sein Hotel zurückgekehrt, bedachte jedoch Herr von Treville, daß es für ihn das Klügste wäre, zuerst Klage zu führen. Er schickte deßhalb einen seiner



Bedienten zu Herrn de la Tremouille mit einem Brief, worin er ihn bat, die Leibwache des Herrn Kardinals aus seinem Hause zu entfernen und seinen Leuten einen Verweis darüber zu geben, daß sie die Frechheit gehabt hätten, einen Ausfall gegen die Musketiere zu machen. Aber bereits durch seinen Stallmeister unterrichtet, mit dem Bernajoux, wie man weiß, verwandt war, ließ ihm Herr de la Tremouille antworten, es sei weder an Herrn von Treville, noch an seinen Musketieren, sich zu beklagen, sondern im Gegenteil an ihm, dessen Leute von den Musketieren angegriffen und verwundet worden seien und dem sie sein Hotel hätten in Brand stecken wollen. Da jedoch der Streit zwischen diesen beiden hohen Herren lange hätte dauern können, indem natürlich jeder auf seiner Meinung beharren mußte, so ersann Herr von Treville ein Auskunftsmittel, durch das er die ganze Sache zu beendigen beabsichtige; es bestand darin, Herr de la Tremouille selbst aufzusuchen.

Er begab sich also sogleich in sein Hotel und ließ sich melden.

Die zwei Herren begrüßten sich sehr höflich, denn wenn auch keine Freundschaft unter ihnen bestand, so achteten sie sich doch gegenseitig. Beide waren Männer von Herz und Ehre, und da Herr de la Tremouille, ein Protestant, den König nur selten sah und keiner Partei angehörte, so erfaßte er seine gesellschaftlichen Verhältnisse gewöhnlich ohne Vorurtheil. Diesmal war jedoch sein Empfang, obgleich höflich, kälter als in Regel.

»Mein Herr,« sagte Herr von Treville, »jeder von uns glaubt, er habe sich über den andern zu beklagen, und ich bin gekommen, damit wir diese Angelegenheit gemeinschaftlich ins Reine bringen.«

»Gerne,« erwiderte Herr de la Tremouille, »aber ich habe Euch zu bemerken, daß ich gut unterrichtet bin, und daß alles Unrecht auf Seiten Eurer Musketiere zu suchen ist.«

»Ihr seid ein zu vernünftiger und gerechter Mann, mein Herr,« sagte Herr vom Treville, »um den Vorschlag nicht anzunehmen, den ich Euch machen will.«

»Macht ihn, ich höre.«

»Wie geht es Herrn Bernajoux, dem Vetter Eures Stallmeisters?«

»Sehr schlecht; außer dem nicht besonders gefährlichen Degenstich, den er in den Arm bekommen hat, ist ihm noch ein anderer durch die Lunge beigebracht worden, und der Arzt prophezeit das Schlimmste.«

»Hat der Verwundete sein Bewußtsein behalten?«

»Vollkommen.«

»Spricht er?«

»Mit einer Schwierigkeit, aber er spricht.«

»Nun gut, mein Herr, gehen wir zu ihm. Beschwören wir ihn im Namen Gottes, vor den er vielleicht bald gerufen wird, die Wahrheit zu sagen. Er soll Richter in seiner eigenen Sache sein, und was er sagt, werde ich glauben.«

Herr de la Tremouille überlegte einen Augenblick und willigte dann ein, da man nicht wohl einen billigeren Vorschlag machen konnte.

Beide gingen in das Zimmer hinab, wo der Verwundete lag. Als dieser die edlen Herren eintreten sah, versucht er es, sich auf seinem Bette zu erheben, aber er war zu schwach, und erschöpft durch diese kurze Anstrengung fiel er



beinahe bewußtlos zurück.

Herr de la Tremouille näherte sich ihm und ließ ihn an flüchtigen Salzen riechen, die ihn wieder ins Leben zurückriefen. Herr von Treville forderte Herrn de la Tremouille auf, den Kranken selbst zu fragen, damit man ihn nicht beschuldigen könne, er habe einen Einfluß auf denselben ausgeübt.

Es geschah, was Herr von Treville vorhergesehen hatte. Zwischen das Leben und den Tod gestellt, dachte Bernajoux nicht einen Augenblick daran, die Wahrheit zu verschweigen, und erzählte den zwei Herren den Vorfall ganz genau, wie er sich ereignet hatte.

Das war Alles, was Herr von Treville haben wollte; er wünschte Bernajoux

eine baldige Wiedergenesung, nahm von Herrn de la Tremouille Abschied, kehrte sogleich in sein Hotel zurück und ließ die vier Freunde benachrichtigen, daß er sie zum Mittagessen erwarte.

Herr von Treville empfing sehr gute, jedoch antikardinalistische Gesellschaft. Man begreift leicht, daß sich das Gespräch während des ganzen Mittagessens um die beiden Niederlagen drehte, welche die Leibwachen Sr. Eminenz erlitten hatten. Da nun d'Artagnan der Held dieser zwei Tage gewesen war, so fielen ihm alle Glückwünsche zu, die ihm Athos, Porthos und Aramis nicht nur als gute Kameraden, sondern auch als Männer überließen, an denen die Reihe in dieser Beziehung schon oft genug gewesen war.

Gegen sechs Uhr äußerte Herr von Treville, er sei verpflichtet, sich nach dem Louvre zu begeben: da jedoch die von Sr. Majestät bewilligte Audienzstunde vorüber war, stellte er sich, statt den Eingang bei der kleinen Treppe zu fordern, mit den vier jungen Leuten im Vorzimmer auf. Der König war noch nicht von der Jagd zurückgekommen. Unsere jungen Leute warteten, unter die Schaar der Höflinge gemischt, kaum eine halbe Stunde, als sich alle Thüren öffneten und man den König ankündigte.

Bei dieser Ankündigung bebte d'Artagnan bis in das Mark seiner Knochen. Der nächstfolgende Augenblick sollte aller Wahrscheinlichkeit nach über sein ganzes Leben entscheiden. Seine Augen waren voll Furcht auf die Thüre geheftet, durch welche Se. Majestät eintreten mußte.

Ludwig XIII. erschien zuerst in dem Vorzimmer. Er trug ein noch ganz bestaubtes Jagdgewand, hatte große Stiefel an und hielt eine Peitsche in der Hand. Auf den ersten Blick erkannte d'Artagnan, daß im Geiste des Königs ein Sturm tobte.

So sichtbar auch diese Stimmung bei Sr. Majestät war, so hielt sie die Höflinge doch nicht ab, sich in den königlichen Vorgemächern an seinem Weg aufzustellen. Für sie ist es immer noch besser, mit einem zornigen Auge, als

gar nicht gesehen zu werden. Die drei Musketiere zögerten also nicht und traten einen Schritt vor, während d'Artagnan im Gegentheil hinter ihnen verborgen blieb. Aber obgleich der König Athos, Porthos und Aramis persönlich kannte, ging er doch an ihnen vorüber, ohne sie anzuschauen, ohne mit ihnen zu sprechen, als ob er sie nie gesehen hätte. Als die Augen des Königs sich einen Moment auf Herrn von Treville hefteten, hielt dieser den Blick mit solcher Festigkeit aus, daß der König sein Gesicht abwandte, worauf Se. Majestät unter fortwährendem Gemurre sich in ein inneres Gemach zurückzog.

»Die Sache steht schlimm,« sagte Athos lächelnd, »und man wird uns diesmal noch nicht zu Ordensrittern machen.«

»Wartet hier zehn Minuten,« sprach Herr von Treville, »und wenn Ihr mich nach Ablauf dieser Zeit nicht herauskommen seht, so kehrt in mein Hotel zurück, denn es ist unnütz, daß Ihr dann länger hier verweilt.«

Die jungen Leute warteten zehn Minuten, eine Viertelstunde, zwanzig Minuten; als sie sahen, daß Herr von Treville nicht wieder erschien, entfernten sie sich, sehr unruhig über das, was geschehen würde.

Herr von Treville war keck in das Kabinet des Königs getreten und hatte Se. Majestät, in einem Fauteuil sitzend und mit dem Griffe seiner Peitsche auf seine Stiefel klopfend, in sehr übler Laune gefunden, was ihn nicht abhielt, den König mit dem größten Phlegma nach seinem Befinden zu fragen.

»Es steht schlecht, mein Herr, sehr schlecht,« erwiderte der König, »ich langweile mich.«

Dies war in der That die schlimmste Krankheit Ludwigs XIII., der häufig einen seiner Höflinge am Arme nahm, in ein Fenster zog und zu ihm sagte: Mein Herr So und So, langweilen wir uns mit einander.«

»Wie! Ew. Majestät langweilt sich,« sprach Herr von Treville, »habt Ihr heute nicht das Vergnügen der Jagd genossen?«

»Ein schönes Vergnügen! auf meine Ehre, ganz entartet, und ich weiß nicht, ob das Wild keine Fährte mehr hat oder ob die Hunde keine Nase mehr haben. Wir treiben einen Zehnder auf, wir reiten ihm sechs Stunden nach, und als er eben im begriff ist, Halt zu machen, als Simon eben das Horn an den Mund setzen will, um Halali zu blasen, krack! verschlägt die ganze Meute die Spur und schießt einem Spießer nach. Ihr werdet sehen, daß ich genöthigt bin, auf diese Jagd Verzicht zu leisten, wie ich auf die Beize verzichtet habe. Ach! ich bin ein sehr unglücklicher König, Herr von Treville, ich hatte nur noch einen Geierfalken, er ist vorgestern gestorben.«

»In der That, Sire, ich begreife Eure Verzweiflung, und das Unglück ist groß, aber ich denke, es bleibt Euch noch eine gute Anzahl von Falken und Sperbern übrig.«

»Und kein Mensch, um sie abzurichten; die Falkeniere verschwinden und nur ich allein verstehe noch die Kunst der Jägerei. Nach mir wird Alles aus sein, und man wird nur noch mit Fuchs- und Marderfallen jagen. Wenn ich noch Zeit hätte, Schüler zu bilden! Aber nein, da ist der Herr Kardinal, der mir nicht einen Augenblick Ruhe läßt, der mir von Spanien vorschwatzt! von Östreich, von England! á propos Kardinal, Herr von Treville, ich bin unzufrieden mit Euch.«

Herr von Treville erwartete den König auf dieser Stelle; er kannte ihn von lange her, er wußte, daß alle diese Klagen nur eine Vorrede, nur eine Art von

Aufregung waren, um sich selbst zu ermuthigen, und daß er dahin kommen wollte, wohin er endlich gelangt war.

»Und wodurch habe ich das Unglück gehabt, Ew. Majestät zu mißfallen?« fragte Herr von Treville, das tiefste Erstaunen heuchelnd.

»Erfüllt Ihr auf diese Weise Eure Aufgabe, mein Herr?« fuhr der König fort, ohne unmittelbar auf die Frage des Herrn von Treville zu antworten; »habe ich Euch dafür zum Kapitän meiner Musketiere ernannt, daß sie einen Menschen ermorden, ein ganzes Quartier in Aufruhr bringen und Paris niederbrennen wollen, ohne daß Ihr mir ein Wort davon sagt? Doch während ich mich ereifere. Euch anzuklagen,« fuhr der König fort, »sitzen die Ruhestörer ohne Zweifel bereits im Gefängnis, und Ihr kommt, um mir anzuzeigen, daß Gerechtigkeit gepflogen worden ist.«

»Sire,« antwortete Herr von Treville ruhig, »ich komme im Gegentheil, um diese von Euch zu verlangen.«

»Und gegen wen?« rief der König.

»Gegen die Verleumder,« sprach Herr von Treville.

»Ah! das ist doch ganz neu,« versetzte der König. »Werdet Ihr mir nicht zugestehen, daß sich Eure drei verdammten Musketiere, Athos, Porthos und Aramis und Euer Junker von Bearn wie Wüthende auf den armen Bernajoux geworfen und denselben dergestalt mißhandelt haben, daß er wahrscheinlich noch in dieser Stunde verscheiden wird? Werdet Ihr nicht zugeben, daß sie hierauf das Hotel des Herzogs de la Tremouille belagert haben und dasselbe in Brand stecken wollten, was in Kriegszeiten vielleicht kein sehr großes Unglück gewesen wäre, insofern es ein Hugenottennest ist, jedoch in Friedenszeiten ein ärgerliches Beispiel geben würde? Sagt, wollt Ihr all dies abläugnen?«

»Und wer hat Euch dieses schöne Märchen geliefert, Sire?« fragte Herr von Treville ruhig.

»Wer mir dieses schöne Märchen geliefert hat, mein Herr? wer anders als derjenige, welcher wacht, wenn ich schlafe, welcher arbeitet, wenn ich mich belustige, welcher Alles lenkt, innerhalb und außerhalb des Königreichs, in Frankreich wie in Europa?

»Ew. Majestät beliebt ohne Zweifel von Gott zu sprechen«, sagte Herr von Treville, »denn ich kenne nur Gott, der so hoch über Ew. Majestät steht.«

»Nein, mein Herr, ich spreche von der Stütze des Staates, von meinem einzigen Diener, von meinem einzigen Freunde, von dem Herrn Kardinal.«

»Se. Eminenz ist nicht Se. Heiligkeit, Sire!«

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?«

»Daß nur der Pabst unfehlbar ist, und daß sich diese Unfehlbarkeit nicht auf die Kardinäle erstreckt.«

»Ihr wollt behaupten, er täusche mich? Ihr wollt behaupten, er verrathe mich? Ihr klagt ihn also an. Seht, sprecht, gesteht freimüthig, daß Ihr ihn anlagt.«

»Nein, Sire, aber ich sage, daß er sich selbst täuscht, ich sage, daß er schlecht unterrichtet gewesen ist, ich sage, daß er sich beeilt hat, die Musketiere Sr. Majestät anzuklagen, gegen die er ungerecht ist, und daß er seine Nachrichten nicht aus guten Quellen geschöpft hat.«

»Die Anklage kommt von Herrn de la Tremouille, vom Herzog selbst. Was

habt Ihr hierauf zu erwidern?«

»Ich könnte erwidern, Sire, er sei zu sehr bei der Sache betheilt, um unparteiischer Zeuge bei dieser Frage zu sein, aber weit entfernt hiervon, Sire, ich kenne den Mann als einen loyalen Edelmann, und ich stelle die Sache seinem Ausspruch anheim, jedoch unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß Ew. Majestät ihn kommen läßt, ihn selbst Auge in Auge ohne Zeugen befragt, und daß ich vor Ew. Majestät sogleich erscheinen darf, sobald der Herzog dagewesen ist.«

»Gut so!« rief der König, »und Ihr fügt Euch in das, was Herr de la Tremouille aussprechen wird?«

»Ja, Sire.«

»Ihr unterwerft Euch der Genugthuung, die er fordert?«

»Vollkommen.«

»La Chesnaye!« rief der König, »la Chesnaye?«

Der vertraute Kammerdiener des Königs, der sich immer in der Nähe der Thüre aufhielt, trat ein.

»La Chesnaye,« sprach der König, »man gehe sogleich und hole mir Herrn de la Tremouille; ich will ihn noch diesen Abend sprechen.«

»Ew. Majestät gibt mir ihr Wort, daß sie Niemand sehen wird, als Herrn de la Tremouille und mich?«

»Niemand, auf mein adeliges Wort!«

»Morgen also, Sire.«

»Morgen, mein Herr.«

»Um welche Stunde, wenn es Ew. Majestät gefällig wäre?«

»Wann es Euch beliebt.«

»Aber ich müßte Ew. Majestät aufzuwecken befürchten, wenn ich zu früh käme.«

»Mich aufwecken! Schlafe ich? Ich schlafe nicht mehr, mein Herr; ich träume nur zuweilen, das ist das Ganze. Kommt also so frühe als Ihr wollt, um sieben Uhr etwa; aber nehmt Euch in Acht, wenn Euere Musketiere schuldig sind.«

»Wenn meine Musketiere schuldig sind, Sire, so sollen die Schuldigen in die Hände Ew. Majestät überliefert werden, welche nach Gutdünken über sie verfügen wird. Fordert Ew. Majestät noch mehr, so mag sie sprechen, ich bin bereit, ihr zu gehorchen.«

»Nein, mein Herr; nein! man hat mich nicht ohne Grund Ludwig den Gerechten genannt. Morgen also, mein Herr, morgen.«

»Gott beschütze Ew. Majestät bis dahin.«

So wenig der König schlief, schlief Herr von Treville doch noch viel schlechter; er hatte noch an demselben Tage den drei Musketieren und ihrem Geführten Nachricht geben lassen, daß sie sich am andern Morgen um halb sieben Uhr bei ihm einfinden sollten. Er nahm sie mit sich, ohne eine Versicherung, ohne ein Versprechen, und ohne ihnen zu verbergen, daß ihr Glück und sogar das seinige davon abhing, wie die Würfel fielen.

Unten an der kleinen Treppe angelangt, hieß er sie warten. Wenn der König

gegen sie aufgebracht wäre, sollten sie sich entfernen, ohne gesehen zu werden: wenn er sie empfangen wollte, so dürfte man sie nur rufen.

Im Privatvorzimmer des Königs traf Herr von Treville la Chesnaye, der ihm mittheilte, man habe den Herzog de la Tremouille am vorigen Abend nicht in seinem Hotel getroffen, er sei zu spät nach Hause gekommen, um sich noch in den Louvre zu begeben; er sei erst vor einem Augenblick erschienen und befinde sich eben jetzt bei dem König.

Dieser Umstand war Herrn von Treville sehr angenehm, denn er war nun überzeugt, daß keine fremde Meinung zwischen die Angabe des Herrn de la Tremouille und ihn einschleichen könne.

Kaum waren zehn Minuten abgelaufen, so öffnete sich in der That die Kabinetsthüre des Königs, und Herr von Treville sah den Herzog de la Tremouille herauskommen, der auf ihn zutrat und zu ihm sagte:

»Herr von Treville, Se. Majestät hat mich kommen lassen, um sich zu erkundigen, wie sich die Dinge gestern Morgen in meinem Hotel zugetragen haben. Ich habe die Wahrheit gesprochen, das heißt, daß meine Leute den Fehler gemacht haben, und daß ich bereit sei, mich bei Euch zu entschuldigen. Da ich Euch gerade hier finde, so nehmt diese Entschuldigung gefälligst an und haltet mich stets für einen Eurer Freunde.«

»Mein Herr Herzog,« sagte Herr von Treville, »ich hegte ein solches Zutrauen zu Eurer Rechtschaffenheit, daß ich bei Sr. Majestät keinen andern Vertheidiger als Euch selbst haben wollte. Ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, und ich danke Euch dafür, daß es noch einen Mann gibt, von dem man, ohne sich zu irren, sagen kann, was ich von Euch gesagt habe.«

»Gut! gut!« sprach der König, der alle diese Komplimente zwischen den Thürflügeln mit angehört hatte; »nun sagt ihm, Treville, da er Euer Freund zu sein behauptet, daß ich zu den Seinigen zu gehören wünsche, daß er mich vernachlässige, daß ich ihn bald drei Jahre nicht mehr gesehen habe, und daß ich ihn überhaupt nur sehe, wenn ich ihn holen lasse. Sagt ihm das in meinem Namen, denn das sind Dinge, die ein König nicht selbst sagen kann.«

»Ich danke, Sire, ich danke,« sprach der Herzog, »aber Ew. Majestät mag wohl glauben, daß nicht diejenigen, ich sage dies nicht in Beziehung auf Herrn von Treville, daß nicht diejenigen, welche sie zu jeder Stunde des Tages um sich sieht, ihr am meisten ergeben sind.«

»Ah! Ihr habt gehört, was ich gesprochen habe; desto besser, Herzog, desto besser,« sagte der König und trat bis vor die Thüre. »Ah! Ihr seid es, Treville, wo sind Euere Musketiere? Ich habe Euch vorgestern befohlen, sie zu bringen, warum habt Ihr es nicht getan?«

»Sie sind unten, Sire, und mit Eurer Erlaubniß wird Chesnaye sagen, daß sie herauf kommen.«

»Ja, ja, sie sollen sogleich kommen; es ist bald acht Uhr und um neun Uhr erwarte ich einen Besuch. Geht, Herr Herzog, und kommt gewiß wieder. Tretet ein, Treville.«

Der Herzog verbeugte sich und ging. In dem Augenblick, wo er die Thür öffnete, erschienen die drei Musketiere und d'Artagnan, von la Chesnaye geführt, oben an der Treppe.

»Kommt, meine Braven, kommt,« sagte der König, »ich muß Euch schelten.«

Die Musketiere näherten sich unter Verbeugungen, d'Artagnan hinter ihnen.

»Wie Teufels!« fuhr der König fort, »Ihr vier habt sieben Leibwachen Seiner Eminenz in zwei Tagen kampfunfähig gemacht! Das ist zu viel, meine Herren, zu viel. Auf diese Art wäre Seine Eminenz genöthigt, seine Kompagnie in drei Wochen zu erneuern, und ich, die Edikte in aller Strenge in Anwendung zu bringen. Zufällig Einen, da wollte ich nichts sagen, aber sieben, ich wiederhole es, das ist zu viel.«

»Sire, Ew. Majestät sieht wohl, daß sie ganz zerknirscht und reumüthig erscheinen, um ihre Entschuldigungen vorzubringen.«

»Ganz zerknirscht und reumüthig! hm!« rief der König, »ich traue ihren heuchlerischen Gesichtern nicht ganz; ich sehe besonders da hinten ein Gascognergesicht. Tretet näher, mein Herr.«

D'Artagnan begriff, daß das Kompliment an ihn gerichtet war, und näherte sich, seine verzweiflungsvollste Miene annehmend.

»Wie, Ihr sagtet, es sei ein Jüngling? es ist ein Kind, Herr von Treville, ein wahres Kind. Hat dieser dem Jussac den bösen Degenstoß gegeben?«

»Und Bernajoux die zwei schönen Streiche.«

»Wahrhaftig!«

»Abgesehen davon,« sprach Athos, »daß ich, wenn er mich nicht den Händen Biscarats entrissen hätte, sicherlich nicht die Ehre haben könnte, in diesem Augenblick Ew. Majestät meine untertänigste Reverenz zu machen.«



»Es ist also ein wahrer Teufel, dieser Bearner, Ventre-saintgris! Herr von Treville, wie mein königlicher Vater gesagt haben würde. Bei diesem Gewerbe muß man viele Wämmser durchlöchern und viele Degen zerbrechen. – Die Gascogner sind wohl stets arm, nicht wahr?«

»Sire, ich darf wohl behaupten, daß man noch keine Goldmine in ihren Bergen gefunden hat, obgleich ihnen der Herr im Himmel dieses Wunder als Belohnung für die Art und Weise schuldig wäre, wie sie die Ansprüche Eures königlichen Vaters unterstützt haben.«

»Damit ist gesagt, daß sie mich selbst zum König gemacht haben, Treville, insofern ich der Sohn meines Vaters bin. Ganz wohl, ich sage nicht nein. La Chesnaye, seht nach, ob Ihr in allen meinen Taschen vierzig

Pistolen findet, und wenn Ihr sie findet, bringt sie mir. Und nun, junger Mann, legt die Hand auf das Herz und sprecht, wie hat sich die Sache zugetragen?«

D'Artagnan erzählte das Abenteuer des vorigen Tages mit allen Einzelheiten; wie er aus Freude, Se. Majestät zu sehen, nicht habe schlafen können und drei

Stunden vor der Audienzzeit zu seinen Freunden gekommen sei; wie sie sich mit einander in ein Ballhaus begeben haben, und wie er, weil er Furcht geäußert, einen Ball ins Gesicht zu bekommen, von Bernajoux verspottet worden sei, was dem Spötter selbst beinahe sein Leben und Herrn de la Tremouille sein Hotel gekostet habe.

»Es ist gut so,« murmelte der König, ja, so hat mir der Herzog die Sache erzählt. Armer Kardinal! sieben Menschen in zwei Tagen und zwar seine liebsten; aber damit ist es genug, meine Herren, versteht Ihr? es ist genug; Ihr habt Eure Rache für die Rue de Ferou und noch mehr genommen; Ihr müßt zufrieden sein.«

»Wenn Ew. Majestät es ist,« sagte Treville, »wir sind es.«

»Ja, ich bin es,« fügte der König bei, nahm eine Faust voll Gold aus la Chesnayes Händen, übergab sie d'Artagnan und sagte: »Hier, zum Beweise meiner Zufriedenheit.«

Damals waren die stolzen Ideen, wie sie jetzt der äußere Anstand heischt, noch nicht in der Mode. Ein Edelmann nahm unmittelbar aus der Hand des Königs Geld an und fühlte sich nicht im geringsten dadurch gedemüthigt. D'Artagnan steckte also die vierzig Pistolen ohne alle Umstände in die Tasche und bedankte sich im Gegentheil ganz unterthänig bei dem König.

»So! so!« sprach der König und schaute auf die Pendeluhr; »es ist nun halb neun Uhr und Ihr müßt Euch entfernen; ich habe Euch gesagt, ich erwarte Jemand um neun Uhr. Ich danke Euch für Eure Ergebenheit, meine Herren. Ich kann stets darauf zählen, nicht wahr?«

»Oh! Sire,« riefen die vier Gefährten einstimmig, wir lassen uns für Ew. Majestät in Stücke hauen.«

»Gut, gut; aber bleibt ganz, das ist mehr werth, Ihr seid mir so nützlicher. Treville,« fügte der König mit halber Stimme hinzu, während sich die Andern entfernten, »da kein Platz bei den Musketieren offen ist, und ich überdies als Bedingung der Aufnahme in dieses Corps ein Noviziat festgesetzt habe, so bringt diesen Jungen in die Kompagnie der Garden des Herrn des Essarts, Eures Schwagers. Ah! bei Gott, Treville, ich freue mich auf die Grimasse, die der Kardinal machen wird, er wird wüthend sein, aber daran ist mir nichts gelegen, ich bin in meinem Recht.«

Und der König begrüßte Herrn von Treville mit der Hand. Dieser ging und suchte seine Musketiere auf, die er in einer Theilung der Pistolen mit d'Artagnan begriffen fand.

Und Richelieu war, wie Se. Majestät gesagt hatte, wirklich wüthend, so wüthend, daß er acht Tage die Spielpartie des Königs nicht besuchte, was den König nicht abhielt, ihm das freundlichste Gesicht von der Welt zu machen und ihn, so oft er ihm begegnete, mit dem schmeichelhaftesten Tone zu fragen:

»Nun, mein Herr Kardinal, wie geht es dem armen Bernajoux und dem armen Jussac, Euren Leuten?«

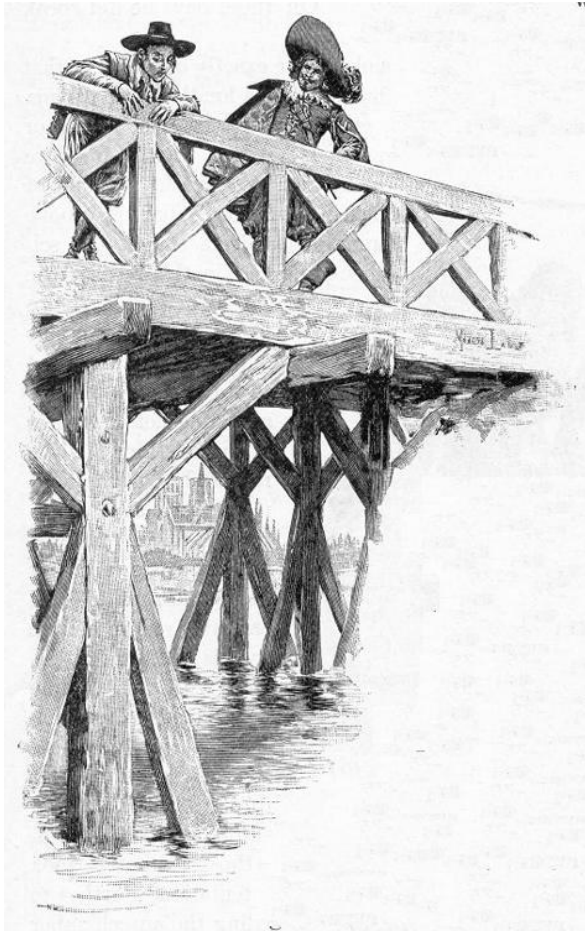
VII.

Das Hauswesen der Musketiere.

Als sich d'Artagnan außerhalb des Louvre befand und mit seinen Freunden über die Verwendung seines Antheils an den vierzig Pistolen berathschlugte, riet ihm Athos, ein gutes Gastmahl zu bestellen, Porthos einen Lakaien zu nehmen, und Aramis, sich eine anständige Geliebte zu verschaffen.

Das Mahl wurde an demselben Tage ausgeführt und der Lakai servierte dabei. Athos hatte das Mahl bestellt, Porthos den Lakaien geliefert. Dieser war ein Picarde, den der glorreiche Musketier an demselben Tag und aus dieser Veranlassung auf dem Pont de la Tournelle anwarb, während er in das Wasser spuckend Kreise machte. Porthos behauptete, diese Beschäftigung sei der Beweis eines überlegenden und contemplativen Geistes und nahm ihn ohne weitere Empfehlung mit. Das vornehme Aussehen dieses Edelmannes, für dessen Rechnung er sich angeworben glaubte, hatte Planchet – dies war der Name des Picarden – verführt; es trat eine kleine Enttäuschung bei ihm ein, als er sah, daß der Platz bereits durch einen Zunftgenossen Namens Mousqueton besetzt war, und Porthos ihm eröffnete, daß sein Hausstand, so groß er auch sei, zwei Bedienten nicht zulasse, und daß er in d'Artagnans Dienst treten müsse. Als er aber dem Mahl beiwohnte, das sein Herr gab, und diesen bei der Bezahlung eine Hand voll Gold aus der Tasche ziehen sah, hielt er sein Glück für gegründet und dankte dem Himmel, daß er ihn in die Hände eines solchen Krösus fallen lassen; in dieser Meinung beharrte er bis nach dem Festmahl, von dessen Abhub er ein langes Fasten wieder gut machte. Aber Planchet's Chimären verschwanden, als er Abends das Bett seines Herrn machte. Dieses Bett war das einzige in der Wohnung, welche aus einem Vorzimmer und einem Schlafzimmer bestand. Planchet schlief im Vorzimmer auf einer Decke, welche dem Bette d'Artagnans entzogen wurde, und worauf dieser von nun an Verzicht leistete.

Athos besaß einen Bedienten, Namens Grimaud, den er auf eine ganz eigenthümliche Weise für seinen Dienst dressiert hatte. Er war sehr schweigsam, dieser würdige Herr; wohlverstanden, wir sprechen von Athos. In den fünf oder sechs Jahren, die er im vertrautesten Umgang mit seinen zwei Gefährten Porthos und Aramis lebte, erinnerten sich diese wohl ihn lächeln, aber nie lachen gesehen zu haben. Seine Worte waren kurz, ausdrucksvoll, sie sagten immer das, was sie sagen wollten, und nicht mehr; keine Ausschmückungen, keine Stickereien, keine Arabesken. Obgleich Athos erst dreißig Jahre zählte und ein Mann von großer körperlicher und geistiger Schönheit war, kannte doch Niemand eine Geliebte von ihm. Er sprach nie von Frauen; er hielt jedoch auch Niemand davon ab, in seiner Gegenwart von ihnen zu sprechen, obgleich man leicht wahrnehmen konnte, daß diese Art von Unterhaltung, in die er sich nur mit bitteren Worten und menschenfeindlichen Bemerkungen mischte, ihm ganz besonders unangenehm war. Seine



„ Zurückhaltung, sein herbes Wesen, seine Stummheit gaben ihm beinahe das Aussehen eines Greises; um von seinen Gewohnheiten nicht abgehen zu müssen, hatte er Grimaud daran gewöhnt, ihm auf eine einfache Gebärde, auf eine einzige Bewegung seines Mundes zu gehorchen. Nur in höchst wichtigen Fällen sprach er mit ihm. Grimaud, der seinen Herrn wie das Feuer fürchtete, obgleich er für seine Person eine große Anhänglichkeit und für seinen Geist eine große Verehrung hegte, glaubte zuweilen vollkommen verstanden zu haben, was er verlangte, eilte, den erhaltenen Befehl auszuführen, und that gerade das Gegentheil davon. Dann zuckte Athos die Achseln und prügelte Grimaud, ohne in Zorn zu gerathen. An solchen Tagen sprach er ein wenig.



Porthos hatte einen Charakter, der, wie man bereits bemerken konnte, dem von Athos gerade entgegengesetzt war: er sprach nicht nur viel, sondern er sprach auch laut; es war ihm indessen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenig daran gelegen, ob man ihm zuhörte oder nicht; er sprach, weil es ihm Vergnügen machte, zu sprechen und sich zu hören; er sprach von allen Dingen mit Ausnahme der Wissenschaften; in dieser Hinsicht nahm er einen eingefleischten Haß zum Vorwand, den er seit seiner Kindheit gegen die Gelehrten zu hegen vorgab. Er hatte kein so vornehmes Aussehen, wie Athos, und das Gefühl seiner niedrigeren Stellung in Beziehung auf das Äußere machte ihn am Anfang ihrer Verbindung oft ungerecht gegen diesen Edelmann, den er sodann durch seine glänzende Toilette zu überbieten sich bemühte.

Kasake und einzig und allein durch die Art und Weise, wie er den Kopf

zurückwarf und den Fuß vorsetzte, nahm Athos sogleich wieder den ihm gebührenden Platz ein und verwies den pomphaften Porthos auf den zweiten Rang. Porthos tröstete sich damit, daß er das Vorzimmer des Herrn von Treville und die Wachtstube des Louvre mit dem Lärme von seinem Liebesglück erfüllte, wovon Athos nie sprach, und nachdem er vom Bürgeradel zum Kriegsadel, von der Robine zur Baronin übergegangen war, handelte es sich im gegenwärtigen Augenblicke bei Porthos um nichts Geringeres, als um eine ausländische Prinzessin, die ihm ein ungemeines Wohlwollen kundgegeben hatte.

Ein altes Sprichwort sagt: wie der Herr, so der Diener. Gehen wir also vom Diener des Athos zum Diener des Porthos, von Grimaud zu Mousqueton über.

Mousqueton war ein Normanne, dessen friedlichen Namen Boniface sein Herr in den unendlich klangreicheren und kriegerischen Mousqueton verwandelt hatte. Er war in den Dienst von Porthos unter der Bedingung getreten, nur mit Kleidern und Wohnung, aber dies auf eine prachtvolle Weise, versehen zu werden. Er verlangte nur zwei Stunden täglich; um sich einer Industrie zu widmen, mit deren Ertrag er seine übrigen Bedürfnisse bestreiten wollte. Porthos hatte den Handel angenommen; die Sache stand ihm auf diese Art ganz gut an. Er ließ Mousqueton Wämmser aus seinen alten Kleidern und abgetragenen Mänteln zuschneiden, und mit Hilfe eines geschickten Schneiders, der den alten Röcken durch Wenden ein neues Ansehen verlieh, und dessen Frau man im Verdacht hatte, sie veranlasse Porthos, etwas von seinen aristokratischen Gewohnheiten herabzusteigen, spielte Mousqueton im Gefolge seines Herrn eine ziemlich gute Figur.

Was Aramis betrifft, dessen Charakter wir hinreichend geschildert zu haben glauben, – einen Charakter, den wir überdies, wie den seiner Gefährten, in seiner Entwicklung verfolgen können, so hieß sein Lakai Bazin. Da sein Herr Hoffnung hatte, eines Tages in den geistlichen Stand einzutreten, so war er immer schwarz gekleidet, wie dies der Diener eines Geistlichen sein soll. Es war ein Berrichon Aus Berry., von ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Jahren sanft, friedlich, fett, pflegte in den Mußestunden, die ihm sein Herr ließ, fromme Bücher zu lesen, und speiste, streng genommen für zwei zu Mittag, wobei er sich übrigens mit wenigen Schüsseln begnügte, diese aber mußten vortrefflich zubereitet sein. Im Übrigen war er stumm, blind, taub, aber von feuerfester Treue. Da wir jetzt die Herren und die Diener wenigstens oberflächlich kennen, wollen wir zu den Wohnungen der Einzelnen übergehen.

Athos wohnte in der Rue Ferou, zwei Schritte vom Luxemburg; seine Wohnung bestand aus zwei kleinen, sehr reinlich ausgestatteten Zimmern in einem möblierten Hause, dessen noch sehr junge und in der That sehr hübsche Wirthin vergeblich mit ihm liebäugelte. Einige Überreste großer ehemaliger Herrlichkeit glänzten da und dort an den Wänden dieser bescheidenen Wohnung: ein reich damaszierter Degen zum Beispiel, der seiner Form nach aus der Zeit Franz I. herrühren mochte, und dessen mit kostbaren Steinen incrustirter Griff wohl an zweihundert Pistolen werth war; dennoch hatte sich Athos selbst in seinen größten Verlegenheiten nie herbeigelassen, ihn zu verkaufen oder zu verpfänden. Dieser Degen war lange Zeit ein Gegenstand sehnsüchtigen Trachtens von Porthos gewesen. Porthos hätte zehn Jahre seines Lebens für den Besitz dieses Degens gegeben.

Als er eines Tages ein Rendezvous mit einer Herzogin hatte, versuchte er es,



ihn von Athos zu entleihen. Ohne ein Wort zu sprechen, leerte Athos seine Taschen, suchte alle seine Juwelen zusammen, Börsen, goldene Nadeln und Ketten, und bot ihm Alles an, aber von dem Degen sagte er, er sei an seine Stelle befestigt und solle diese nur verlassen, wenn sein Herr selbst seine Wohnung verlasse. Außer diesem Degen besaß er noch ein Porträt, einen vornehmen Mann aus der Zeit Heinrichs III. in äußerst eleganter Tracht und mit dem Heiligengeistorden darstellend, und dieses Porträt glich Athos in Beziehung auf gewisse Linien; es lag eine Familienähnlichkeit darin, aus der sich erkennen ließ, daß dieser vornehme Mann, ein Ritter der Orden des Königs, sein Vorfahre war. Eine Lade endlich von prachtvoller

Goldschmiedsarbeit, mit demselben Wappen verziert, wie der Degen und das Porträt, bildete einen Kaminaufsatz, der gewaltig von der übrigen Ausstattung abstach. Athos trug den Schlüssel dieser Lade stets bei sich, aber eines Tages öffnete er sie vor Porthos, und dieser hatte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Lade nur Briefe und Papiere enthielt – Liebesbriefe und Familienpapiere ohne Zweifel.

Porthos hatte eine geräumige Wohnung von äußerst prunkvollem Aussehen in der Rue du Vieux-Colombier. So oft er mit einem Freunde an seinen Fenstern vorüber kam, an deren einem Mousqueton stets in großer Livree stand, hob Porthos Kopf und Hand in die Höhe und sagte: *Hier ist meine Wohnung.*« Aber nie fand man ihn zu Hause, nie lud er Jemand ein, mit ihm hinaufzusteigen, und Niemand konnte sich einen Begriff davon machen, welche wirkliche Reichthümer diese prunkvolle Außenseite in sich schließen dürfte.

Aramis hatte eine kleine Wohnung, bestehend aus einem Ankleidezimmer, einem Speisezimmer und einem Schlafzimmer; das letztere lag, wie die ganze Wohnung im Erdgeschoß und ging auf einen frischen, grünen, schattigen und für die Augen der Nachbarschaft undurchdringlichen kleinen Garten.

Von d'Artagnan wissen wir, wie er wohnte, und wir haben bereits mit seinem Lakaien, Meister Planchet, Bekanntschaft gemacht.

D'Artagnan war von Natur sehr neugierig, wie alle Leute von intrigantem Geist, und gab sich alle Mühe, um zu erfahren, wer Athos, Porthos und Aramis, genau genommen, seien; denn unter diesen Kriegsnamen verbarg jeder der jungen Leute seinen wahren adeligen Namen, Athos besonders, in dem man auf eine Meile den hochgeborenen Mann erkannte. Er wandte sich also an Porthos, um Auskunft über Athos und Aramis zu erhalten, und an Aramis, um Porthos kennen zu lernen.

Leider wußte Porthos von dem Leben seines schweigsamen Kameraden selbst nicht mehr, als was zufällig und von ferne her davon bekannt geworden war. Man sagte, er habe furchtbares Unglück in seinen Liebesangelegenheiten gehabt, ein schändlicher Verrath habe das Leben dieses trefflichen jungen Mannes auf immer vergiftet. Worin bestand dieser Verrath? Niemand wußte es.

Was Porthos betraf, so konnte man sein Leben, abgesehen von seinem wahren Namen, den, wie die seiner beiden Kameraden, nur Herr von Treville wußte, leicht kennen lernen. Ihn, den eitlen, indiskreten Menschen, durchschaute man wie einen Krystall. Die Nachforschung nach seinen Verhältnissen würde nur dadurch irre geleitet worden sein, wenn man alles Gute, was er von sich selbst sagte, geglaubt hätte.

Aramis sah aus, als ob er kein Geheimnis besäße, während er von Mysterien vollgepfropft war, er antwortete wenig auf die Fragen, die man über Andere an ihn richtete, und wußte geschickt denjenigen auszuweichen, welche seine Person betrafen. Als ihn d'Artagnan eines Tages lange über Porthos ausgeforscht und von ihm das Gerücht von dem Glücke des Musketiers bei einer Prinzessin erfahren hatte, wollte er auch wissen, wie es mit den Liebeshändeln desjenigen stehe, mit dem er sich unterhielt.

»Und Ihr, mein lieber Gefährte,« sagte er, »Ihr, der Ihr von Baroninnen, Gräfinnen, Prinzessinnen Anderer sprecht?«

»Um Vergebung,« unterbrach ihn Aramis, »ich habe gesprochen, weil Porthos selbst davon spricht, weil er alle diese schönen Dinge vor mir ausgesprochen hat. Aber glaubt mir, mein lieber Herr d'Artagnan, wenn ich es aus einer andern Quelle wüßte, oder wenn er es mir anvertraut hätte, so gäbe es für ihn keinen verschwiegenem Beichtvater, als ich bin.«

»Ich zweifle nicht daran,« erwiderte d'Artagnan, »aber es scheint mir, Ihr habt Euch selbst mit den Wappen sehr vertraut gemacht, was ein gewisses Taschentuch beweist, dem ich die Ehre Eurer Bekanntschaft zu danken habe.«

Aramis ärgerte sich diesmal nicht, sondern nahm seine bescheidenste Miene an und antwortete mit rührendem Tone:

»Vergeßt nicht, mein Lieber, daß ich der Kirche angehören will und alle weltlichen Veranlassungen fliehe. Das Taschentuch, welches Ihr gesehen habt, ist mir nicht anvertraut worden, sondern einer von meinen Freunden vergaß es bei mir. Ich mußte es zu mir nehmen, um ihn und die Dame, die er liebt, nicht zu compromittiren. Ich für meine Person habe keine Geliebte und will keine haben; ich folge hierin dem sehr vernünftigen Beispiel von Athos, welcher ebenfalls keine hat.«

»Aber, den Teufel! Ihr seid nicht Abbé, so lange Ihr die Musketierkasake tragt.«

»Musketier ad interim, mein Lieber, wie der Kardinal sagt, Musketier wider meinen Willen, aber glaubt mir, im Herzen Geistlicher. Athos und Porthos haben mich, um mich zu beschäftigen, da hineingeschoben; im Augenblick, wo ich ordiniert werden sollte, hatte ich eine kleine Streitigkeit mit . . . Aber das interessiert Euch nicht und ich raube Euch eine kostbare Zeit.«

»Im Gegentheil, das interessiert mich sehr,« rief d'Artagnan, »und ich habe in diesem Augenblicke durchaus nichts zu thun.«

»Wohl, aber ich muß mein Brevier beten,« antwortete Aramis, »sodann

einige Verse machen, welche Madame d'Aiguillon von mir verlangt hat. Ferner muß ich mich nach der Rue Saint-Honoré begeben, um Schminke für Frau von Chevreuse zu kaufen. Ihr seht, mein lieber Freund, daß, wenn Ihr auch keine Eile habt, ich doch sehr bedrängt bin.«

Nach diesen Worten reichte Aramis seinem jungen Gefährten freundlich die Hand.

D'Artagnan war nicht im Stande, mehr über seine drei neuen Freunde zu erfahren, so sehr er sich auch Mühe gab. Er entschloß sich also, für die Gegenwart Alles zu glauben, was man von ihrer Vergangenheit sagte, mit der Hoffnung, in der Zukunft sichere und umfassendere Nachrichten zu erhalten. Einstweilen betrachtete er Athos als einen Achilles, Porthos als einen Ajax und Aramis als einen Joseph.

Übrigens führten die vier jungen Leute ein lustiges Leben. Athos spielte, aber stets unglücklich. Er entlehnte indessen nie einen Sou von seinen Freunden, obgleich ihnen seine Börse stets zu Diensten stand, und wenn er auf Ehrenwort gespielt hatte, ließ er seinen Gläubiger um sechs Uhr am andern Morgen wecken, um ihm seine Schuld vom vorhergehenden Abend zu bezahlen. Porthos gab starke Leidenschaften kund: an Tagen, wo er gewann, war er übermüthig und freigebig, und wenn er verlor, verschwand er völlig auf mehrere Tage, bis er mit bleicher Miene und langen Zügen, aber mit Geld in den Taschen, wieder zum Vorschein kam. Aramis spielte nie. Er war der schlimmste Musketier und der abscheulichste Tischgesellschaftler, den man sich denken konnte. Er hatte stets etwas zu arbeiten. Mitten in einem Mahle, wenn Jeder in der Aufregung des Weines und der Wärme des Gesprächs glaubte, man habe wenigstens noch zwei bis drei Stunden bei Tische zu bleiben, schaute Aramis zuweilen auf seine Uhr, erhob sich mit einem verbindlichen Lächeln und beurlaubte sich von der Gesellschaft, um, wie er sagte, zu einem Casuisten zu gehen, mit dem er eine Zusammenkunft verabredet hatte. Ein ander Mal kehrte er nach seiner Wohnung zurück, um eine These zu schreiben, und bat seine Freunde, ihn nicht zu stören. Athos aber lächelte in der schwermüthigen Weise, die so gut zu seinem schönen Gesichte stand, und Porthos trank und schwur, aus Aramis würde nie etwas Anderes als ein Dorfpfarrer werden.

Planchet, der Diener d'Artagnans, ertrug das Glück auf eine vortreffliche Weise; er erhielt dreißig Sou täglich und kam einen Monat lang heiter, wie ein Dompfaffe, und sehr freundlich gegen seinen Herrn nach Hause. Als ein entgegengesetzter Wind auf das Hauswesen der Rue des Fossoyeurs zu blasen anfang, das heißt, als die vierzig Pistolen vom König Ludwig XIII. verzehrt oder wenigstens beinahe verzehrt waren, stimmte er Klagen an, welche Athos ekelhaft, Porthos unschicklich und Aramis lächerlich fand. Athos rieth d'Artagnan, den Burschen zu entlassen, Porthos wollte, man sollte ihn zuvor durchprügeln, und Aramis behauptete, ein Herr dürfe nur die Komplimente anhören, die man ihm sage.

»Das könnt Ihr leicht behaupten,« erwiderte d'Artagnan, »Ihr, Athos, der Ihr stumm mit Grimaud lebt, ihm zu sprechen verbietet und folglich nie schlimme Worte mit ihm wechselt; Ihr, Porthos, der Ihr einen prachtvollen Haushalt führt und für Euren Diener Mousqueton ein Gott seid; und endlich Ihr Aramis, der Ihr, stets mit Euren theologischen Studien beschäftigt. Eurem Diener Bazin, einem frommen, religiösen Menschen, die tiefste Ehrfurcht einflößt; aber ich, der ich

ohne Mittel und ohne einen bestimmten Stand bin, ich, der ich nicht Musketier und nicht einmal Gardist bin, was soll ich thun, um Planchet Zuneigung, Schrecken oder Achtung einzuflößen?«

»Die Sache ist schwierig,«antworteten die drei Freunde; »es ist eine häusliche Angelegenheit; es ist mit den Bedienten, wie mit den Frauen, man muß sie sogleich auf den Fuß setzen, auf dem sie bleiben sollen.«

D'Artagnan überlegte und beschloß, Planchet provisorisch braun und blau zu prügeln, was mit der Gewissenhaftigkeit ausgeführt wurde, welche d'Artagnan in allen Dingen beobachtete; nachdem er ihn gehörig durchgewammst hatte, verbot er ihm, seinen Dienst ohne seine Erlaubniß zu verlassen. »Denn,« fügte er bei, »denn die Zukunft kann mir nicht entgehen, ich erwarte mit Bestimmtheit bessere Zeiten, Dein Glück ist also gemacht, wenn Du bei mir bleibst, und ich bin ein zu guter Herr, um Deinem Glück durch Genehmigung des Abschieds, den Du von mir verlangst, im Wege zu stehen.«

Diese Handlungsweise flößte den Musketieren große Achtung vor der Politik d'Artagnans ein. Planchet wurde ebenfalls von Bewunderung ergriffen und sprach nicht mehr vom Gehen.

Das Leben der vier jungen Leute war ein gemeinschaftliches geworden; d'Artagnan, der keine Gewohnheit hatte, da er von seiner Provinz herkam, und mitten in eine ihm ganz neue Welt gerieth, nahm alsbald die Gewohnheiten seiner Freunde an.

Man stand im Winter gegen acht Uhr, und im Sommer gegen sechs Uhr auf, holte bei Herrn von Treville das Losungswort und erkundigte sich zugleich nach dem Stande der Angelegenheiten. D'Artagnan that, obgleich er kein Musketier war, den Dienst mit einer rührenden Pünktlichkeit; er war stets auf der Wache, weil er stets demjenigen von seinen drei Freunden, welcher seine Wache bezog, Gesellschaft leistete. Man kannte ihn im Hotel der Musketiere und jeder behandelte ihn als einen guten Kameraden. Herr von Treville, der ihn mit dem ersten Blick gewürdigt hatte und eine wahre Zuneigung für ihn faßte, empfahl ihn beständig dem König.

Die drei Musketiere liebten den jungen Kameraden ungemein. Die Freundschaft, welche diese vier Menschen verband, und ihr Bedürfnis, sich drei- bis viermal täglich zu sehen, sei es wegen eines Duells, sei es in Geschäften oder wegen einer Lustparthie, machten, daß sie sich unablässig nachliefen, wie Schatten, und man begegnete den Unzertrennlichen immer, wie sie sich vom Luxemburg nach der Place Saint-Sulpice oder von der Rue du Vieux-Colombier nach dem Luxemburg begleiteten.



Mittlerweile gingen die Versprechungen des Herrn von Treville ihren Gang. An einem schönen Morgen befahl der König dem Herrn Chevalier des Essarts, d'Artagnan als Kadet in seine Gardenkompagnie aufzunehmen. Seufzend zog d'Artagnan dieses Gewand an, das er um den Preis von zwei Jahren seines Lebens gegen die Musketersuniform vertauscht hätte. Aber Herr von Treville versprach diese Gunst nach einem Noviziat von zwei Jahren, das sich indessen abkürzen ließ, wenn sich für d'Artagnan eine Gelegenheit darbot, dem König einen Dienst zu leisten oder eine glänzende Waffenthat auszuführen. D'Artagnan beruhigte sich bei diesem Versprechen und trat schon den andern Tag seinen Dienst an.

Nun war es an Athos, Porthos und Aramis, mit d'Artagnan die Wache zu beziehen. Die Kompagnie des Herrn Chevalier des Essarts bekam also an den Tagen, wo d'Artagnan Dienst hatte, vier Mann, statt eines einzigen.

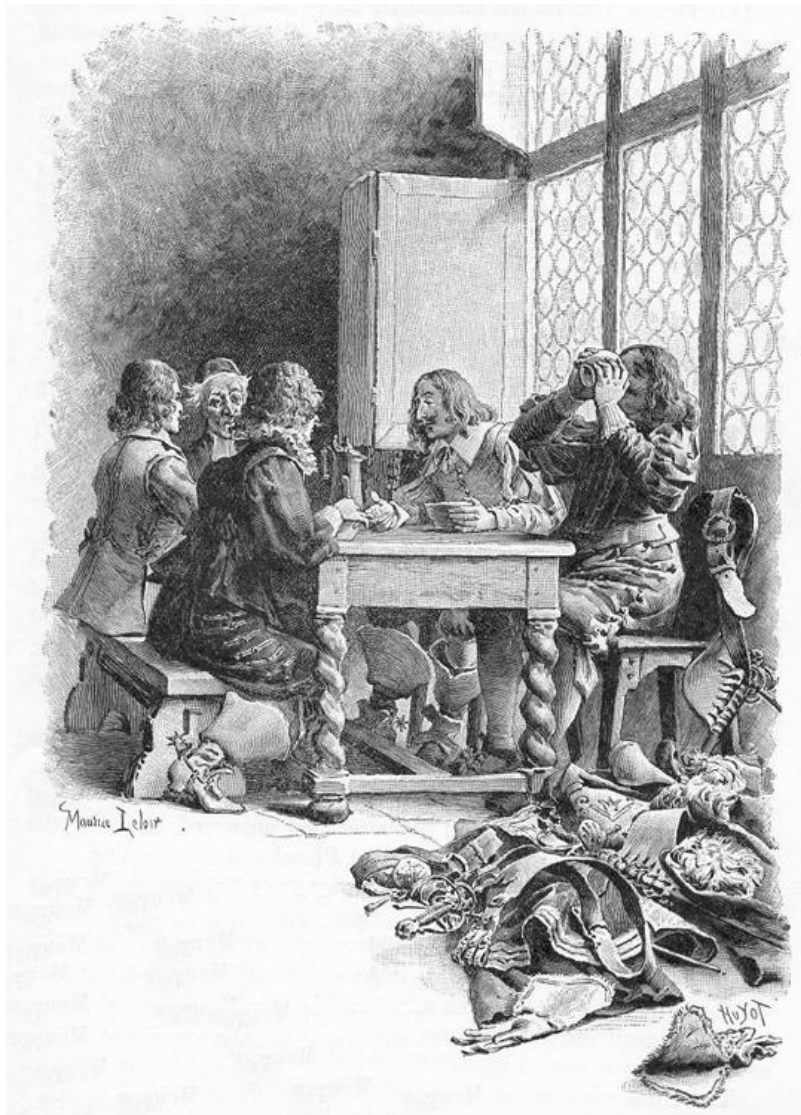
VIII.

Eine Hof-Intrigue.

Die vierzig Pistolen von König Ludwig XIII. nahmen, wie alle Dinge dieser Welt, nachdem sie einen Anfang gehabt hatten, auch ein Ende, und seit diesem Ende waren unsere vier Gefährten in eine Klemme gerathen. Einige Zeit hatte Athos den Bund mit seinen eigenen Pfennigen unterstützt. Ihm folgte Porthos, und durch eine seiner gewöhnlichen Verschwendungen war es ihm gelungen, beinahe vierzehn Tage lang die Gesamtbedürfnisse zu bestreiten; endlich kam die Reihe an Aramis, der sich auf das Zuvorkommendste auspfänden ließ und, wie er sagte, durch den Verkauf seiner theologischen Bücher einige Pistolen zu verschaffen wußte.

Man nahm nun, wie gewöhnlich seine Zuflucht zu Herrn von Treville, der einige Vorschüsse auf den Sold bewilligte. Aber diese konnten nicht lange ausreichen für Musketiere, welche mit vielen Rechnungen im Rückstande waren, und für einen Gardisten, der keine hatte. Als man endlich sah, daß Alles zu Ende ging, raffte man mit einer letzten Anstrengung acht bis zehn Pistolen zusammen, mit denen Porthos spielte. Leider hatte er an diesem Tage kein Glück; er verlor Alles und überdies noch fünfundzwanzig Pistolen auf Ehrenwort. Nun wurde die Verlegenheit sehr bedenklich, man sah die Ausgehungerten auf den Quais und in den Wachstuben umherlaufen, wo sie sich von ihren auswärtigen Freunden so oft als nur möglich zu Tische laden ließen; nach der Meinung von Aramis mußte man in glücklichen Umständen rechts und links Gastereien aussäen, um im Unglück einige ernten zu können.

Athos wurde viermal eingeladen und nahm jedes mal seine Freunde samt ihren Lakaien mit sich. Porthos fand sechs Gelegenheiten und ließ gleichfalls seine Kameraden daran Antheil nehmen; Aramis hatte acht; es war dies ein Mensch, der wie man bereits wahrnehmen konnte, wenig Lärm und viel Geschäfte machte. D'Artagnan aber, der noch Niemand in der Hauptstadt kannte, fand nur ein Chocladefrühstück bei einem Priester aus seiner Heimath und ein Mittagsbrod bei einem Cornet der Garden. Er führte sein Heer zu dem Priester, dem man seinen Mundvorrath für zwei Monate verzehrte, und zu dem Cornet, welcher Wunder that; aber man speist stets nur einmal, selbst wenn man viel speist, wie Planchet sagte.



D'Artagnan war daher sehr betrübt, daß er nur anderthalb Mahle, denn das Frühstück bei dem Priester konnte er nur für ein halbes Mahl zählen, seinen Gefährten als Wiedervergeltung für die Schmäuse anbieten konnte, welche Athos, Porthos und Aramis verschafft hatten. Er glaubte sich der Gesellschaft verpflichtet; er vergaß in seiner jugendlichen Gutmüthigkeit, daß er diese Gesellschaft einen Monat lang gänzlich ernährt hatte, und sein geschäftiger Geist fing an zu arbeiten. Er dachte, daß diese Verbindung von vier jungen, muthigen, unternehmenden, thätigen Männern einen andern Zweck haben müsse, als müßige Spaziergänge, Fechtstunden und mehr oder minder geistreiche Späße. In der That, vier Menschen wie sie, von der Börse bis zum Leben einander ergeben, Leute, die sich beständig unterstützten, vor nichts zurückwichen, die gemeinschaftlich gefaßten Beschlüsse einzeln oder miteinander ausführten, acht Arme, welche allen vier Winden Trotz boten oder sich nach einem einzigen Punkte wandten, mußten unvermeidlich, ob nun unterirdisch oder am lichten Tage, ob nun untergrabend oder durchstehend, ob mit List oder mit Gewalt, sich einen Weg nach dem Ziel öffnen, das sie erreichen wollten, mochte es auch noch so gut beschützt, noch so weit entfernt sein. Das Einzige, worüber d'Artagnan erstaunte, war, daß seine Gefährten noch nicht an das gedacht hatten.

Er dachte daran, und zwar sehr ernstlich; er zerbrach sich den Kopf, um eine Richtung für diese einzige, aber vierfach vermehrte Kraft zu finden, mit der man, wie er nicht zweifelte, wie mit dem Hebel, den Archimed suchte, die Welt aus ihren Fugen heben mußte. Da klopfte es leise an seine Thür. D'Artagnan weckte Planchet auf und befahl ihm, zu öffnen.

Aus den Worten, d'Artagnan weckte Planchet auf, darf der Leser nicht schließen, es sei Nacht gewesen oder noch nicht Tag geworden. Nein, es hatte so eben vier Uhr Nachmittags geschlagen. Planchet hatte zwei Stunden vorher von seinem Herrn Mittagsbrod verlangt und war mit dem Sprichwort abgefertigt worden: »Wer schläft, speist.« Und Planchet speiste schlafend.

Ein Mann von ziemlich einfacher Miene und bürgerlichem Aussehen wurde eingeführt.

Planchet hätte gern zum Nachtschiff der Unterredung zugehört, aber der Bürger erklärte d'Artagnan, er habe ihm im Vertrauen etwas Wichtiges mitzutheilen und wünschte mit ihm unter vier Augen zu sein.

D'Artagnan ließ Planchet abtreten und hieß seinen Besuch sitzen.

Es herrschte ein kurzes Stillschweigen, während dessen die zwei Männer sich ansahen, gleichsam um eine vorläufige Bekanntschaft mit einander zu machen, wonach d'Artagnan sich verbeugte, zum Zeichen, daß er zu hören bereit sei.



»Ich habe von Herrn d'Artagnan als von einem sehr braven jungen Manne reden hören,« sagte der Bürger, »und dieser Ruf, in dem er gerechter Weise steht, hat mich bestimmt, ihm ein Geheimnis anzuvertrauen.«

»Sprecht, mein Herr, sprecht,« sagte d'Artagnan, der instinktmäßig etwas Vortheilhaftes roch. Der Bürger machte eine neue Pause und fuhr dann fort:

»Ich habe eine Frau, welche Weißzeugverwalterin bei der Königin ist, und der es weder an Verstand noch an Schönheit gebricht. Man hat mich vor

ungefähr drei Jahren veranlaßt, sie zu heirathen, obgleich sie nur ein kleines Vermögen besitzt, weil Herr de la Porte, der Mantelträger der Königin, ihr Pathe ist und sie ganz besonders begünstigt.«

»Nun, mein Herr?« fragte d'Artagnan.

»Nun!« versetzte der Bürger, »nun, mein Herr! Meine Frau ist gestern Morgen, als sie aus ihrem Arbeitszimmer ging, entführt worden.«

»Und von wem ist Eure Frau entführt worden?«

»Ich weiß es nicht gewiß, mein Herr, aber ich habe Jemand im Verdacht.«

»Und wer ist die Person, die Ihr im Verdachte habt?«

»Ein Mann der sie seit geraumer Zeit verfolgte.«

»Teufel!«

»Aber, mein Herr, ich muß Euch sagen,« fuhr der Bürger fort, »daß in Allem dem weniger Liebe, als Politik zu suchen ist.«

»Weniger Liebe als Politik?« erwiderte d'Artagnan mit sehr nachdenklicher Miene, »und wen habt Ihr im Verdacht?«

»Ich weiß nicht, ob ich Euch meinen Verdacht offenbaren soll . . . «

»Mein Herr, ich muß Euch bemerken, daß ich durchaus nichts von Euch verlange. Ihr seid zu mir gekommen, Ihr sagtet, Ihr habet mir ein Geheimnis anzuvertrauen. Thut, wie es Euch beliebt, Ihr habt noch Zeit, Euch zurückzuziehen.«

»Nein, nein, Herr, nein, Ihr habt das Aussehen eines ehrlichen jungen Mannes, und ich vertraue Euch. Ich glaube also nicht, daß meine Frau wegen ihrer eigenen Liebschaften, sondern wegen der Liebschaften einer viel vornehmeren Dame verhaftet worden ist.«

»Ah! ah! etwa wegen der Liebschaften der Frau von Bois-Tracy?« rief d'Artagnan, der dem Bürger gegenüber das Ansehen haben wollte, als wäre er ganz auf dem Laufenden mit den Angelegenheiten des Hofes.«

»Höher, mein Herr, höher!«

»Der Frau d'Aiguillon?«

»Noch höher!«

»Der Frau von Chevreuse?«

»Noch höher, viel höher!«

»Der . . . « d'Artagnan hielt inne.

»Ja, mein Herr,« antwortete der erschrockene Bürger so leise, daß man ihn kaum hören konnte.

»Und mit wem?«

»Mit wem? natürlich mit dem Herzog von . . . «

»Dem Herzog von . . . «

»Ja, mein Herr,« antwortet der Bürger mit fast unmerklicher Stimme.

»Aber woher wißt Ihr das Alles?«

»Ah! woher ich das weiß!«

»Ja, woher Ihr es wißt? Keine halbe Offenbarungen, oder . . . Ihr versteht mich!«

»Ich weiß es von meiner Frau, mein Herr, von meiner Frau selbst.«

»Und von wem weiß es diese?«

»Von Herrn de la Porte. Habe ich Euch nicht gesagt, daß sie die Pathin von Herrn de la Porte, dem Vertrauten der Königin, ist? Nun, Herr de la Porte hatte sie zu Ihrer Majestät gebracht, damit unsere arme Königin, verlassen von dem König, bespät von dem Kardinal, verrathen von Allen, doch wenigstens Eine Seele hätte, der sie sich anvertrauen könnte.«

»Ah, ah! das wird immer klarer,« sprach d'Artagnan.

»Meine Frau ist nun vor vier Tagen zu mir gekommen; es ist nämlich eine von ihren Bedingungen, daß sie mich zweimal in der Woche besuchen darf, denn wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe, meine Frau liebt mich zärtlich: meine Frau ist also zu mir gekommen und hat mir anvertraut, die Königin schwebe in diesem Augenblick in großer Furcht.«

»Wahrhaftig?«

»Ja. Der Herr Kardinal verfolgt sie, wie es scheint, mehr als je. Er kann ihr die Geschichte mit der Sarabande nicht vergeben. Ihr kennt die Geschichte der Sarabande?«

»Bei Gott! Ob ich sie kenne?« erwiderte d'Artagnan, der nichts von der ganzen Sache wußte, aber sich das Ansehen geben wollte, als wäre er völlig eingeweiht.

»So, daß es jetzt nicht mehr Haß, sondern Rache ist.«

»Wirklich?«

»Und die Königin glaubt.

»Nun, was glaubt die Königin?«

»Sie glaubt, man habe in ihrem Namen an den Herzog von Buckingham geschrieben.«

»Im Namen der Königin?«

»Ja, um ihn nach Paris kommen zu lassen und ihn, wenn er einmal in Paris wäre, in eine Falle zu locken.

»Teufel! aber mein lieber Herr, was hat Eure Frau mit Allem dem zu schaffen?«

»Man kennt ihre Ergebenheit für die Königin, man will sie entweder von ihrer Gebieterin entfernen, oder sie einschüchtern, um die Geheimnisse Ihrer Majestät zu erfahren, oder sie zu Spionendiensten verführen.«

»Das ist wahrscheinlich,« sprach d'Artagnan; »aber kennt Ihr den Mann, der sie in Verhaft genommen hat?«

»Ich habe Euch gesagt, daß ich ihn zu kennen glaube.«

»Sein Name?«

»Ich weiß ihn nicht; ich weiß nur, daß er eine Kreatur des Kardinals und ihm mit Leib und Seele ergeben ist.«

»Aber Ihr habt ihn gesehen?«

»Ja, meine Frau hat ihn mir einmal gezeigt.«

»Dürfte man ihn wohl an seinem Signalement erkennen?«

»Oh, gewiß! es ist ein Herr von hochmüthigem Aussehen, schwarzen Haaren, dunkler Gesichtsfarbe, durchdringendem Auge, weißen Zähnen und mit einer Narbe an der Schläfe.«

»Einer Narbe an der Schläfe!« rief d'Artagnan, »und dabei weiße Zähne, ein durchdringendes Auge, dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Haare und ein hochmüthiges Aussehen, das ist mein Mann von Meung.«

»Das ist Euer Mann, sagt Ihr?«

»Ja, ja, das thut aber nichts zur Sache. Nein, ich täusche mich, es vereinfacht sie vielmehr im Gegentheil; wenn Euer Mann der meinige ist, so werde ich mit einem einzigen Streich doppelte Rache nehmen, das ist das Ganze; aber wo diesen Menschen finden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Habt Ihr nicht die geringste Kunde von seiner Wohnung?«

»Keine; als ich eines Tags meine Frau nach dem Louvre zurückführte, kam er gerade heraus, während sie einzutreten im Begriff war, und da hat sie mir ihn gezeigt.«

»Teufel, Teufel!« murmelte d'Artagnan, »das ist Alles so unbestimmt. Von wem habt Ihr die Entführung Eurer Frau erfahren?«

»Von Herrn de la Porte.«

»Hat er Euch einzelne Umstände angegeben?«

»Er wußte nichts weiter.«

»Und Ihr habt von keiner anderen Seite etwas erfahren?«

»Doch; ich habe gehört . . . «

»Was?«

»Aber ich weiß nicht, ob ich nicht eine große Unklugheit begehe.«

»Ihr kommt noch einmal auf diesen Punkt. Nun muß ich Euch aber bemerken, daß es diesmal ein wenig zu spät ist, um zurückzutreten.«

»Ich trete auch nicht zurück,« rief der Bürger unter verschiedenen Flüchen, mit denen er sich wohl Muth machen wollte. Überdies, so wahr ich Bonacieux heiße . . . «

»Ihr heißt Bonacieux?« unterbrach ihn d'Artagnan.

»Ja, das ist mein Name.«

»Ihr sagtet, so wahr ich Bonacieux heiße! Entschuldigt, daß ich Euch unterbrochen habe, aber es kam mir vor, als wäre mir dieser Name nicht unbekannt.«

»Das ist möglich, mein Herr, ich bin Euer Hauseigentümer.«

»Ah! ah!« rief d'Artagnan halb aufstehend und grüßend, »Ihr seid mein Hauseigentümer?«

»Ja, mein Herr, ja, und da Ihr seit den drei Monaten, die Ihr bei mir wohnt, wahrscheinlich aus geschäftlicher Zerstreutheit, meinen Miethzins zu bezahlen vergessen habt, ich Euch aber nicht ein einziges Mal drängte, so dachte ich, Ihr würdet auf meine Zartheit Rücksicht nehmen.«

»Allerdings, mein lieber Herr Bonacieux,« erwiderte d'Artagnan, »glaubt mir, daß ich ein solches Benehmen zu schätzen weiß, und wie gesagt, wenn ich Euch in irgend einer Beziehung nützlich sein kann . . . «

»Ich glaube Euch, mein Herr, ich glaube Euch, und hege, so wahr ich Bonacieux heiße, Vertrauen zu Euch.«

»Vollendet also Eure angefangene Mittheilung.«

Der Bürger zog ein Papier aus seiner Tasche und überreichte es d'Artagnan.

»Ein Brief!« sprach der junge Mann.

»Den ich diesen Morgen erhalten habe.«

D'Artagnan öffnete, und da der Tag sich zu neigen anfang, so trat er näher an's Fenster. Der Bürger folgte ihm.

›Suchet Eure Frau nicht,‹ las d'Artagnan; ›sie wird Euch zurückgegeben werden, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. Thut Ihr einen Schritt, um sie aufzufinden, so seid Ihr verloren.‹

»Das ist sehr bestimmt,« fuhr d'Artagnan fort. »Im Ganzen aber ist es nur eine Drohung.«

»Ja, aber diese Drohung erschreckt mich, mein Herr; ich bin durchaus kein Mann vom Degen und fürchte mich vor der Bastille.«

»Herr,« sprach d'Artagnan, »ich sehne mich eben so wenig nach der Bastille, als Ihr. Wenn es sich nur um einen Degenstoß handelte, das möchte noch gehen.«

»Ich habe jedoch bei dieser Veranlassung sehr auf Euch gezählt, mein Herr.«

»So?«

»Als ich Euch beständig von Musketieren von herzlichem Ansehen umgeben sah und erkannte, daß es Musketiere des Herrn von Treville und folglich Feinde des Kardinals waren, so dachte ich, Ihr und Eure Freunde würdet mit dem größten Vergnügen bereit sein, unserer armen Königin zu ihrem Recht zu verhelfen und zugleich Sr. Eminenz einen schlimmen Streich zu spielen.«

»Allerdings!«

»Und dann dachte ich auch, insofern Ihr mir drei Monate Miethzins schuldig wäret, an die ich Euch nie ermahnt habe . . . «

»Ja, ja, Ihr habt mir diesen Grund bereits genannt, und ich finde ihn vortrefflich.«

»Beabsichtigend ferner, so lange Ihr mir die Ehre erzeigen werdet, bei mir zu bleiben, um von Eurem zukünftigen Miethzins zu sprechen . . . «

»Schon gut.«

Und überdies, daß ich Euch im Falle der Noth, solltet Ihr Euch in diesem Augenblick, wider alle Wahrscheinlichkeit, in einer Klemme befinden, fünfzig Pistolen anzubieten gedenke . . . «

»Vortrefflich; Ihr seid also reich, mein lieber Herr Bonacieux?«

»Ich bin wohlhabend, das ist das rechte Wort. Ich habe mir so zwei- bis dreitausend Thaler Renten in meinem Kramladen und besonders dadurch erworben, daß ich einige Kapitalien bei der letzten Reise des berühmten Seefahrers Jean Mosauet anlegte, so daß Ihr wohl begreifen könnt, mein Herr . . . Ah! dort . . . « rief der Bürger.

»Was?« fragte d'Artagnan.

»Was sehe ich?«

»Wo?«

»Auf der Straße, Eurem Fenster gegenüber, in der Vertiefung jener Thüre, ein Mann in einen Mantel gehüllt.«

»Er ist es!« rief d'Artagnan und der Bürger zu gleicher Zeit, denn beide



hatten ihren Mann erkannt.

»Ah! diesmal,« schrie d'Artagnan, nach seinem Degen laufend, »diesmal soll er mir nicht entgehen.«

Und vom Leder ziehend stürzte er aus dem Zimmer.

Auf der Treppe begegnete er Athos und Porthos, die ihn besuchen wollten. Sie machten Platz, d'Artagnan schoß wie ein Pfeil zwischen ihnen durch.

»He da! wohin läufst Du denn?« riefen die beiden Musketiere zugleich.

»Der Mann von Meung,« erwiderte d'Artagnan und verschwand.

D'Artagnan hatte seinen Freunden mehr als einmal sein Abenteuer mit dem Unbekannten, so wie die Erscheinung der schönen Reisenden mitgeteilt, der dieser Mensch eine, wie es schien, so wichtige Sendung anvertraute.

Athos hatte gemeint, d'Artagnan habe seinen Brief bei dem Streite verloren. Ein Edelmann wäre seiner Ansicht nach – und nach dem Portrait, das d'Artagnan von dem Unbekannten entworfen hatte, konnte es nur ein Edelmann sein – ein Edelmann wäre der Gemeinheit zu stehlen unfähig gewesen.

Porthos hatte in Allem diesem nur ein verliebtes Rendezvous gesehen, das ein Kavalier einer Dame, oder eine Dame einem Kavalier gab, und das durch die Anwesenheit d'Artagnans und seines gelben Rosses gestört wurde.

Aramis sagte, bei so geheimnisvollen Dingen sei es besser, sie gar nicht ergründen zu wollen.

Sie konnten also aus den paar Worten d'Artagnans schließen, wovon die Rede war, und da sie dachten, wenn d'Artagnan seinen Mann getroffen oder aus dem Gesichte verloren hätte, würde er zurückkommen, so setzten sie ihren Weg fort.

Als sie in d'Artagnans Zimmer traten, war es leer. Die Folgen des Zusammentreffens befürchtend, welches ohne Zweifel zwischen dem jungen Manne und dem Unbekannten stattfinden würde, hatte der Hauseigenthümer für gut befunden, sich aus dem Staub zu machen.

IX.

D'Artagnan zeigt sich in einem eigenthümlichen Lichte.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte d'Artagnan zurück, wie dies Athos und Porthos vorhergesehen hatten. Er hatte auch dießmal seinen Mann verfehlt, welcher wie durch ein Zauberwerk verschwunden war. D'Artagnan war ihm mit dem Degen in der Faust durch alle benachbarten Straßen nachgelaufen, ohne etwas zu finden, was dem Gesuchten glich. Dann kam er auf das zurück, wobei er vielleicht hätte anfangen sollen und klopfte an die Thüre, an die sich der Unbekannte gelehnt hatte; aber vergeblich ließ er zehn- bis zwölfmal hinter einander den Klopfer ertönen. Niemand antwortete, und Nachbarn, welche in Folge des Geräusches auf ihre Thürschwelle liefen oder die Nase durch's Fenster steckten, gaben ihm die Versicherung, dieses Haus, dessen Fenster sämtlich verschlossen waren, sei seit sechs Monaten völlig unbewohnt.

Während d'Artagnan in den Straßen umherlief und an die Thüren klopfte hatte sich Aramis bei seinen zwei Gefährten eingefunden, so daß d'Artagnan, in sein Zimmer zurückkehrend, die Versammlung vollzählig fand.

»Nun?« fragten die drei Musketiere zugleich, als sie d'Artagnan mit Schweiß auf der Stirne und zornentstelltem Gesicht eintreten sahen.

»Nun!« rief dieser und warf seinen Degen auf das Bett, »der Mensch muß der leibhaftige Teufel sein; er ist verschwunden, wie ein Phantom, wie ein Schatten, wie ein Gespenst.«

»Glaubt Ihr an Erscheinungen?« fragte Athos seinen Kameraden Porthos.

»Ich? ich glaube nur das, was ich gesehen habe, und da ich nie Erscheinungen gesehen habe, so glaube ich nicht daran.«

»Die Bibel,« sagte Aramis, »macht es uns zum Gesetz, daran zu glauben: der Schatten Samuels erschien Saul, es ist dies ein Glaubensartikel, den ich nicht gern in Zweifel ziehen lasse.«

»In jedem Fall ist dieser Mann, ob nun Mensch oder Teufel, Körper oder Schatten, Täuschung oder Wirklichkeit, zu meiner Verdammnis geboren; denn durch seine Flucht entgeht uns ein herrliches Geschäft, meine Freunde, ein Geschäft, wobei man hundert Pistolen und vielleicht noch mehr hätte gewinnen können.«

»Wie das?« fragten Porthos und Aramis.

Athos aber begnügte sich, seinem Stummheitssystem getreu, d'Artagnan nur mit einem Blick zu befragen.

»Planchet,« sagte d'Artagnan zu seinem Bedienten, der in diesem Augenblick durch die ein wenig geöffnete Thür seinen Kopf steckte, um wo möglich einige Brocken von dem Gespräche zu erhaschen, »geh' hinab zu meinem Hauseigenthümer Bonacieux und sage ihm, er möge uns ein halb Dutzend Flaschen Beaugencywein schicken. Ich ziehe diesen vor.«

»Ah, Du scheinst offenen Credit bei Deinem Hauseigenthümer zu haben?«

fragte Porthos.

»Ja,« antwortete d'Artagnan, »von heute an, und seid nur ruhig, wenn sein Wein schlecht ist, so muß er uns andern holen.«

»Man muß gebrauchen und nicht mißbrauchen,« sagte Aramis spruchreich.

»Ich habe immer behauptet, d'Artagnan sei der einsichtsvollste Kopf unter uns Vieren,« bemerkte Athos, und nachdem er diese Meinung ausgesprochen, auf welche d'Artagnan mit einer Verbeugung antwortete, verfiel er alsbald wieder in sein gewöhnliches Stillschweigen.

»Aber nun laßt einmal hören, wie verhält sich die Sache?« fragte Porthos.

»Ja,« sprach Aramis, »theilt es uns mit, lieber Freund, wenn nicht die Ehre einer Dame bei dieser Eröffnung betheilig ist; in diesem Fall würdet Ihr besser daran thun, das Geheimnis für Euch zu behalten.«

»Seid unbesorgt,« erwiderte d'Artagnan, »es wird sich Niemand's Ehre bei dem, was ich Euch mittheilen will, zu beklagen haben.«

Und hierauf erzählte er seinen Freunden Wort für Wort, was sich zwischen ihm und seinem Hauswirth begeben hatte, und wie der Mann, der die Frau des würdigen Hauseigenthümers entführt, derselbe war, mit dem er an der Herberge zu Meung Streit gehabt hatte.

»Eure Angelegenheit ist nicht schlimm,« sagte Athos, nachdem er den Wein als Kenner gekostet und mit einem Zeichen angedeutet hatte, daß er ihn gut finde, »und man könnte wohl aus diesem braven Manne fünfzig bis sechzig Pistolen herausbringen. Nun entsteht nur noch die Frage, ob fünfzig bis sechzig Pistolen so viel werth sind, daß man vier Köpfe dafür aufs Spiel setzt.«

»Aber bemerkt wohl,« rief d'Artagnan, »daß eine Frau bei dieser Angelegenheit betheilig ist, eine entführte Frau, eine Frau, die man ohne Zweifel bedroht, die man wahrscheinlich martert und zwar Alles dies, weil sie ihrer Gebieterin treu ist.«

»Bemerkt wohl, d'Artagnan,« sprach Aramis, »Ihr erhitzt Euch meiner Ansicht nach ein wenig zu sehr über das Schicksal der Frau Bonacieux. Das Weib ist zu unserem Verderben geboren und von ihm rührt all unser Unglück her.«

Bei dieser Sentenz von Aramis runzelte Athos die Stirne und biß sich in die Lippen.

»Ich hin nicht wegen Frau Bonacieux unruhig,« rief d'Artagnan, »sondern wegen der Königin, die der König im Stich läßt, die der Kardinal verfolgt, und welche die Köpfe ihrer Freunde einen nach dem andern fallen sieht.«

»Warum liebt sie das, was wir am meisten auf der Welt verabscheuen: die Spanier und die Engländer?«

»Ei! meiner Treue!« sprach Athos, »ich muß gestehen, dieser Engländer ist im höchsten Grad würdig, geliebt zu werden. Ich habe nie eine so erhabene Miene erschaut, wie die seinige.«

»Abgesehen davon, daß er sich kleidet, wie kein anderer Mensch,« sprach Porthos; »ich war im Louvre an dem Tag, wo er seine Perlen ausstreute, und ich habe zwei aufgerafft, die ich für zehn Pistolen das Stück verkaufte. Und Du, Aramis, kennst Du ihn?«

»So gut als Ihr, meine Herren, denn ich befand mich unter denjenigen, die ihn im Garten von Amiens angehalten haben, wo mich der Stallmeister der

Königin, Herr von Putange, eingeführt hatte. Ich war um diese Zeit im Seminar, und die Geschichte kam mir damals sehr schlimm für den König vor.«

»Wenn ich nur wüßte, wo sich der Herzog von Buckingham befindet,« sagte d'Artagnan, »so sollte mich das nicht abhalten, ihn bei der Hand zu nehmen und zur Königin zu führen, wäre es auch nur, um den Kardinal wüthend zu machen; denn unser wahrer, unser einziger und ewiger Feind, meine Herren, ist der Kardinal, und wenn wir Mittel und Wege finden könnten, ihm einen recht garstigen Streich zu spielen, so würde ich, ich gestehe es, gerne meinen Kopf einsetzen.«

»Und der Krämer hat Euch gesagt, d'Artagnan,« sprach Athos, »man habe den Buckingham unter einem falschen Vorwand kommen lassen?«

»Sie befürchtet es.«

»Wartet, Aramis.«

»Was?« fragte Porthos.

»Immer zu! ich suche mich gewisser Umstände zu erinnern.«



»Und nun bin ich überzeugt,« sprach d'Artagnan, »daß die Verhaftnahme dieser Kammerfrau der Königin sich auf die Ereignisse, von denen wir reden, und vielleicht auf die Gegenwart des Herrn von Buckingham in Paris bezieht.«

»Der Gascogner ist voll kluger Gedanken,« sagte Porthos mit Bewunderung.

»Ich höre ihn sehr gerne sprechen,« versetzte Athos, »sein Patois ergötzt mich.«

»Meine Herren,« rief Aramis, »höret mich an.«

»Hören wir Aramis,« sprachen die drei Freunde.

»Gestern befand ich mich bei einem gelehrten Doktor der Theologie, den ich bei meinen Studien zuweilen um Rath frage.« Athos lächelte.

»Er wohnt in einem öden Quartier,« fuhr Aramis fort; »es entspricht aber seinem Geschmack, seiner Beschäftigung. In dem Augenblick nun, wo ich aus seinem Hause trat . . . «

Aramis hielt inne.

»Nun!« fragten seine Zuhörer, »in dem Augenblick, wo Ihr aus seinem Hause tratet . . . «

Aramis schien nicht recht daran zu wollen, wie ein Mensch, der mitten in

einer Lüge sich durch ein unvorhergesehenes Hinderniß gehemmt sieht; aber die Augen seiner drei Gefährten waren auf ihn geheftet, ihre Ohren erwarteten gespannt die Fortsetzung, es gab kein Mittel, zurückzuweichen.

»Dieser Doktor hat eine Nichte,« fuhr Aramis fort.

»Ah! er hat eine Nichte,« unterbrach ihn Porthos.

»Eine sehr achtungswerthe Dame,« sagte Aramis.

Die drei Freunde brachen in ein Gelächter aus.

»Ah! wenn Ihr lacht oder wenn Ihr zweifelt,« sagte Aramis, »so erfahrt Ihr nichts mehr«.

»Wir sind gläubig wie Mahomedaner und stumm wie Gräber,« erwiderte Athos.

»Ich fahre also fort,« sprach Aramis. »Diese Nichte besucht ihren Oheim zuweilen; gestern befand sie sich nun zu gleicher Zeit mit mir bei ihm, und ich machte ihr das Anerbieten, sie an ihren Wagen zu führen.«

»Ah, sie hat einen Wagen, die Nichte des Doktors?« unterbrach ihn Porthos, der unter andern Fehlern auch den einer großen Fessellosigkeit der Zunge besaß; »eine schöne Bekanntschaft, mein Freund.«

»Porthos,« sprach Aramis, »ich habe Euch bereits mehr als einmal bemerkt, daß Ihr sehr indiskret seid, und daß Euch dies bei den Frauen schadet.«

»Meine Herren! meine Herren!« rief d'Artagnan, der bereits klar dem Abenteuer auf den Grund sah, »die Sache ist ernst; lassen wir also wo möglich alles Scherzen.«

»Ein großer, brauner Mann, mit adeligen Manieren . . . halt, so etwa in der Art des Eurigen, d'Artagnan.«

»Vielleicht derselbe« sagte dieser.

»Wohl möglich,« fuhr Aramis fort . . . »er näherte sich mir plötzlich, in Begleitung von fünf bis sechs Menschen, die ihm ungefähr auf zehn Schritte folgten, und sagte mit dem höflichsten Tone zu mir: »Mein Herr Herzog und Sie, Madame,« fuhr er gegen die Dame fort, die ich am Arm führte . . . «

»Ah! die Nichte des Doktors?«

»Stille, Porthos!« sprach Athos; »Ihr seid unerträglich.«

»Wollet gefälligst in diesen Wagen steigen, und zwar ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, ohne den mindesten Lärm zu machen.«

»Er hielt Euch für Buckingham!« rief d'Artagnan.

»Ich glaube es,« antwortete Aramis.

»Aber diese Dame?« fragte Porthos.

»Er hielt sie für die Königin!« sagte d'Artagnan.

»Allerdings!« erwiderte Aramis.

»Der Gascogner hat den Teufel im Leibe,« rief Athos, »nichts entgeht ihm.«

»Es ist nicht zu leugnen,« sprach Porthos, »Aramis hat die Gestalt des schönen Herzogs und auch etwas von seiner Tournure; dennoch scheint es mir, daß die Musketier-Tracht . . . «

»Ich trug einen ungeheuren Mantel,« entgegnete Aramis.

»Im Monat Juli? Teufel!« rief Porthos; »befürchtete der Doktor, man würde Dich erkennen?«

»Ich begreife, daß sich der Spion durch die Tournure täuschen ließ,« sprach Athos, »aber das Gesicht . . . «

»Ich hatte einen großen Hut,« sagte Aramis.

»O! mein Gott,« rief Porthos, »was für Vorsichtsmaßregeln, um Theologie zu studieren.«

»Meine Herren, meine Herren,« sagte d'Artagnan, »verlieren wir nicht die Zeit mit unnützem Geschwätze; wir wollen uns zerstreuen und die Frau des Krämers aufsuchen; das ist der Schlüssel der Intrigue.«

»Eine Frau von so untergeordneter Stellung! Ihr glaubt, d'Artagnan!« sprach Porthos verächtlich die Lippen verziehend.

»Es ist die Pathin La Portes, des vertrauten Dieners der Königin, habe ich Euch das nicht gesagt, meine Herren? Und dann war es diesmal vielleicht Berechnung von der Königin, daß sie so tief unten Beistand suchte. Die erhabenen Köpfe sieht man von ferne, und der Kardinal hat ein gutes Gesicht.«

»Wohl!« sprach Porthos, »doch setzt zuerst mit dem Krämer einen Preis fest und zwar einen guten Preis.«

»Das ist unnöthig,« entgegnete d'Artagnan, »denn ich glaube, wenn er uns nicht bezahlt, so wird man uns von einer andern Seite bezahlen.«

In diesem Augenblick ertönte auf der Treppe das Geräusch eiliger Tritte, die Thüre öffnete sich mit Getöse und der unglückliche Krämer stürzte in das Zimmer, wo der Rath gehalten wurde.

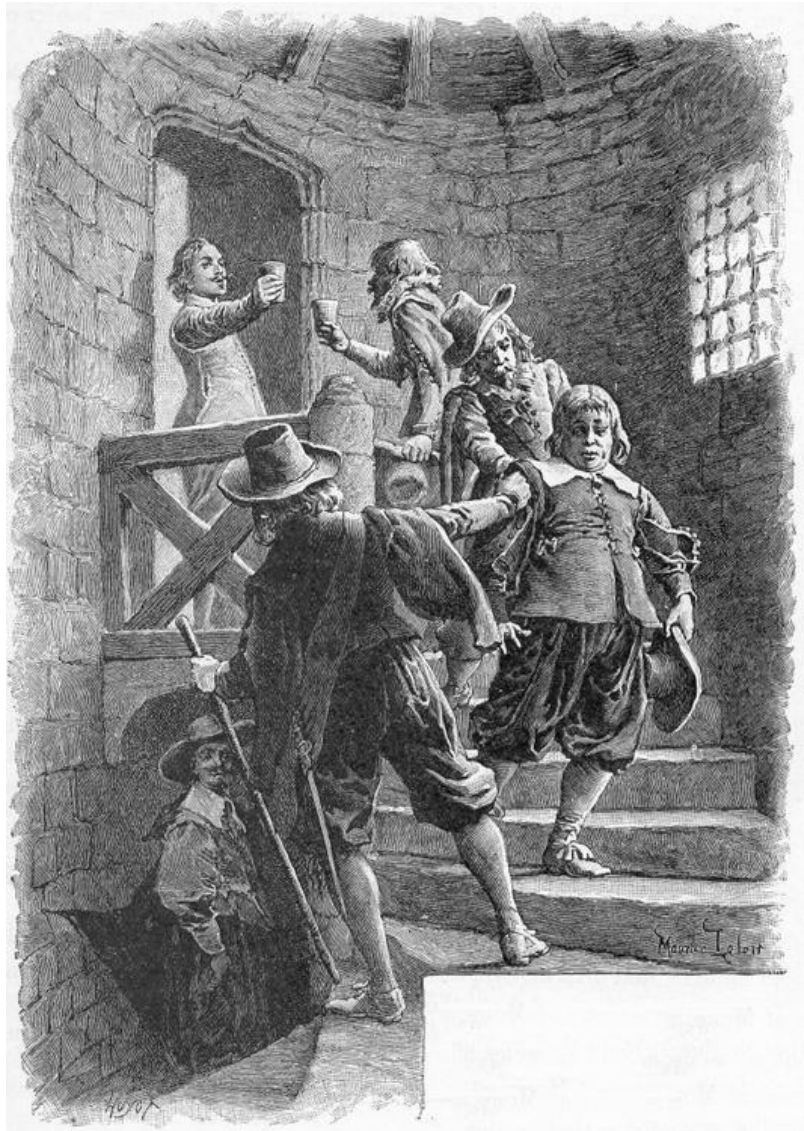
»Ach! meine Herren,« rief er, »rettet mich, ums Himmels willen, rettet mich; es sind vier Männer da, die mich verhaften wollen; rettet mich, rettet mich.«

Porthos und Aramis sprangen auf.

»Einen Augenblick,« rief d'Artagnan und gab ihnen sogleich ein Zeichen, ihre halbgezogenen Degen wieder in die Scheide zu stecken; »es bedarf hier nicht des Muthes, sondern der Klugheit.«

»Doch wir lassen nicht . . . « rief Porthos.

»Ihr laßt d'Artagnan machen,« sprach Athos; »ich wiederhole es, er ist der Einsichtsvollste von uns, und ich meines Theils erkläre, daß ich ihm gehorche. Thu', was Du willst, d'Artagnan.«



In diesem Augenblick erschienen die vier Leibwachen an der Thüre des Vorzimmers, doch als sie vier Musketiere mit dem Degen an der Seite in aufrechter Haltung erblickten, zögerten sie, weiter zu gehen.

»Tretet ein, meine Herren, tretet ein,« rief d'Artagnan; »Ihr seid hier in meiner Wohnung und wir sind insgesamt treue Diener des Königs und des Herrn Kardinals.«

»In diesem Falle werdet Ihr Euch nicht widersetzen, wenn wir die Befehle, die wir erhalten haben, vollstrecken?« fragte derjenige, welcher der Anführer der kleinen Mannschaft zu sein schien.

»Im Gegentheil, meine Herren, wir werden Euch im Falle der Noth unterstützen.«

»Was spricht er da?« murmelte Porthos.

»Du bist ein Einfaltspinsel,« sagte Athos, »schweige!«

»Aber Ihr habt mir versprochen . . . ,« flüsterte der arme Krämer ganz leise.

»Wir können Euch nur retten, wenn wir frei bleiben,« antwortete d'Artagnan rasch und ebenfalls leise, »machen wir aber Miene, Euch zu vertheidigen, so verhaftet man uns ebenfalls.«

»Es scheint mir jedoch . . . «

»Kommt, meine Herren, kommt,« sprach d'Artagnan laut; »ich habe keinen Grund, den Herrn zu beschützen. Ich sah ihn heute zum ersten Mal und aus welcher Veranlassung! er wird es Euch selbst sagen, um die Bezahlung meiner Hausmiete zu fordern. Ist dieß wahr, Herr Bonacieux? Antwortet!«

»Es ist die reine Wahrheit,« rief der Krämer, aber der Herr sagt Euch nicht . . . «

»Schweigt über mich, schweigt über meine Freunde, schweigt besonders über die Königin, oder Ihr stürzt Alles ins Verderben, ohne Euch zu retten. Vorwärts, vorwärts, meine Herren, führt diesen Mann weg!«

Und d'Artagnan stieß den ganz betäubten Krämer in die Hände der Leibwachen und sagte:

»Ihr seid ein Halunke, mein Lieber, Ihr kommt und verlangt Geld von *mir*, von einem Musketier! Fort ins Gefängnis! Noch einmal, meine Herren, führt ihn ins Gefängnis und haltet ihn so lange als möglich unter Schloß und Riegel – ich gewinne dadurch Zeit, zu bezahlen.«

Die Sbirren verwickelten sich in Danksagungen und nahmen ihre Beute mit sich fort.

In dem Augenblick, wo sie hinausgingen, klopfte d'Artagnan ihrem Führer auf die Schulter, füllte zwei Gläser mit Beaugency-Wein, den er der Freigebigkeit des Herrn Bonacieux zu verdanken hatte, und sprach:

»Werde ich nicht auf Eure Gesundheit, werdet Ihr nicht auf die meinige trinken?«

»Das wäre eine große Ehre für mich,« antwortete der Anführer der Sbirren, »und ich nehme es dankbar an.«

»Auf Eure Gesundheit also, mein Herr . . . , wie heißt Ihr?«

»Boisrenard.«

»Boisrenard!«

»Auf die Eurige, mein edler Herr, wie heißt Ihr, wenn es gefällig ist?«

»D'Artagnan.«

»Auf die Eurige, Herr d'Artagnan.«

»Und vor Allem,« rief d'Artagnan, als erfaßte ihn eine Begeisterung, »auf die des Königs und des Kardinals!«

Der Anführer der Sbirren hätte vielleicht an der Aufrichtigkeit d'Artagnans gezweifelt, wenn der Wein schlecht gewesen wäre, aber der Wein war gut und der Mann somit überzeugt.

»Aber was für einen teuflischen Unsinn habt Ihr da gemacht?« sagte Porthos, als sich die vier Freunde wieder allein befanden. »Pfui! vier Musketiere lassen einen Unglücklichen, der um Hilfe ruft, in ihrer Mitte verhaften! Ein Edelmann trinkt mit einem Schergen!«

»Porthos,« sprach Aramis, »Athos hat Dir bereits bemerkt. Du seist ein Einfaltspinsel, und ich pflichte seiner Ansicht bei. D'Artagnan, Du bist ein großer Mann, und wenn Du einmal an der Stelle des Herrn von Treville stehst, so bitte ich um Deine Protektion für eine Abtei.«

»Ah, ich kann nicht klug aus der Sache werden,« sagte Porthos; »Ihr billigt, was d'Artagnan getan hat?«

»Ich glaube bei Gott wohl,« erwiderte Athos; »ich billige nicht nur, was er getan hat, sondern ich wünsche ihm sogar Glück dazu.«

»Und nun, meine Herren,« sprach d'Artagnan, ohne sich die Mühe zu geben, Porthos sein Benehmen zu erläutern, »Alle für Einen, Einer für Alle, das ist unser Wahlspruch, nicht wahr?«

»Indessen,« sagte Porthos.

»Strecke die Hand aus und schwöre,« riefen Athos und Aramis zu gleicher Zeit.

Besiegt durch das Beispiel, streckte Porthos unter leisen Flüchen die Hand aus, und die vier Freunde wiederholten mit *einer* Stimme die von d'Artagnan vorgesprochene Formel:

»Alle für Einen, Einer für Alle.«

»So ist es gut,« sagte d'Artagnan; »Jeder gehe nun ruhig nach Hause, und aufgepaßt! Von diesem Augenblicke an liegen wir im Streite mit dem Kardinal.«



X.

Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert.

Die Mausfalle ist keine Erfindung unserer Tage; sobald die Gesellschaften bei ihrer Bildung irgend eine Polizei erfunden hatten, erfand diese ihrerseits die Mausefalle.

Da unsere Leser vielleicht noch nicht mit dem Rothwälsch der Rue de Jerusalem vertraut sind, und da wir zum ersten Mal dieses Wort in dieser eigenthümlichen Bedeutung anwenden, so wollen wir ihnen erklären, was eine Mausefalle ist.

Wenn man in irgend einem Hause irgend eine eines Verbrechens verdächtige Person verhaftet hat, so hält man diese Verhaftung geheim; man legt vier oder fünf Mann im ersten Zimmer in Hinterhalt, man öffnet die Thüre allen denjenigen, welche anklopfen, schließt sie wieder hinter ihnen und verhaftet sie; nach Verlauf von zwei bis drei Tagen hat man alle diejenigen, welche mit dem betreffenden Hause in Verbindung stehen, in Händen.

Das ist eine Mausefalle.

Man machte also eine Mausefalle aus der Wohnung des Meisters Bonacieux, und wer daselbst erschien, wurde ergriffen und von den Leuten des Kardinals ausgefragt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diejenigen, welche zu d'Artagnan kamen, von den Ausforschungen befreit blieben, insofern ein besonderer Gang nach seiner Wohnung im ersten Stock führte.

Überdies kamen die drei Musketiere allein dahin. Jeder von ihnen hatte sich einzeln auf Kundschaft gelegt, aber keinem war es gelungen, etwas zu entdecken. Athos war sogar so weit gegangen, Herrn von Treville zu befragen, worüber sein Kapitän in Betracht der gewöhnlichen Schweigsamkeit des würdigen Musketiers nicht wenig erstaunte. Herr von Treville wußte nur, daß das letzte Mal, als er den König, die Königin und den Kardinal gesehen, der Kardinal eine sehr sorgliche Miene hatte, der König sehr unruhig war, und die Augen der Königin andeuteten, daß sie geweint oder gewacht hatte; aber Letzteres veranlaßte keine Verwunderung bei ihm, denn die Königin wachte und weinte viel seit ihrer Verheirathung.

Herr von Treville empfahl jedenfalls Athos den Dienst des Königs und besonders den bei der Königin, und ersuchte ihn, dieselbe Empfehlung seinen Kameraden zu überbringen.

D'Artagnan verließ seine Wohnung nicht; er hatte sein Zimmer in ein Observatorium verwandelt. Von seinem Fenster aus sah er diejenigen ankommen, welche gefangen genommen wurden. Da er ferner die Dielen seines Stubenbodens aufgebrochen hatte und nur ein einfacher Plafond ihn vor dem unter ihm liegenden Zimmer trennte, wo die Verhöre stattfanden, so vernahm er Alles, was zwischen den Inquisitoren und den Angeklagten vorging.

Die Verhöre, welche stets mit einer sorgfältigen Durchsuchung der

verhafteten Personen verbunden waren, glichen sich beinahe gänzlich ihrem Inhalt nach: »Hat Euch Madame Bonacieux etwas für ihren Gatten oder für irgend eine andere Person zugestellt?«

»Hat Euch Herr Bonacieux irgend etwas für seine Frau oder für irgend eine andere Person zugestellt?«

»Hat Euch die eine oder der andere von ihnen irgend eine vertrauliche Mittheilung gemacht?«

»Wenn sie etwas wüßten, so würden sie nicht so fragen,« sagte d'Artagnan zu sich selbst. »Was wollen sie nur erfahren? Ob sich der Herzog von Buckingham nicht in Paris befindet, und ob er nicht mit der Königin eine Zusammenkunft gehabt hat oder haben soll.«

D'Artagnan blieb bei dieser Ansicht stehen, der es nach Allem, was er erfahren hatte, nicht an Wahrscheinlichkeit gebrach.

Mittlerweile war die Mausfalle permanent und die Wachsamkeit d'Artagnans ebenso. Am zweiten Tag nach der Verhaftung des armen Bonacieux, als Athos d'Artagnan so eben verlassen hatte, um sich zu Herrn von Treville zu begeben, als es gerade neun Uhr geschlagen und Planchet, der seines Herrn Bett noch nicht gemacht hatte, eben seine Arbeit verrichtete, hörte man an die Hausthüre klopfen. Alsbald wurde diese Thüre geöffnet und wieder verschlossen. Es hatte sich Jemand in der Mausfalle fangen lassen.

D'Artagnan stürzte nach der Stelle, wo die Dielen weggenommen waren, legte sich mit dem Bauch auf den Boden und horchte. Es wurde ein Geschrei vernehmbar, dann folgte ein starkes Seufzen, das man zu ersticken suchte, von einem Verhör war nicht die Rede.

»Teufel!« sprach d'Artagnan zu sich selbst, »es scheint mir, das ist eine Frau; man durchsucht sie, sie widersteht, man thut ihr Gewalt an. Die Schurken!«

D'Artagnan hatte, trotz seiner Klugheit, die größte Mühe, sich von der Szene entfernt zu halten, welche unten vorging.

»Aber ich sage Euch, daß ich die Hausfrau bin, meine Herren, ich sage Euch, daß ich die Frau Bonacieux bin, ich sage Euch, daß ich im Dienste der Königin stehe,« rief die Unglückliche.

»Frau Bonacieux!« murmelte d'Artagnan; »sollte ich so glücklich sein, das gefundene zu haben, was Jedermann sucht?«

»Gerade Euch haben wir hier erwartet,« sprachen die Fragenden unten.

Die Stimme der Frau wurde immer dumpfer; das Tafelwerk ertönte von einer geräuschvollen Bewegung, das Opfer widerstand, so weit eine Frau vier Männern widerstehen kann.

»Vergebung, meine Herren, vergebt . . . « murmelte die Stimme, welche nur noch unartikulierte Töne hören ließ.

»Sie knebeln sie! sie schleppen sie fort!« rief d'Artagnan und sprang wie eine Feder auf. »Meinen Degen! ich habe ihn zum Glück an meiner Seite. Planchet!«

»Gnädiger Herr!«

»Lauf schnell, suche Athos, Porthos und Aramis auf. Einer von diesen Dreien wird sicherlich zu Hause sein; vielleicht sind alle drei heimgekehrt. Sie sollen sich bewaffnen und rasch hierher kommen. Ah, ich erinnere mich, Athos ist bei



Herrn von Treville.«

»Aber wohin geht Ihr, gnädiger Herr, wohin geht Ihr?«

»Ich steige durch das Fenster hinab,« rief d'Artagnan, »um schneller an Ort und Stelle zu sein. Du, lege die Diele wieder ein, fege den Boden, geh' durch die Thüre und lauf, wohin ich Dir gesagt habe.«

»O, mein Herr, mein Herr, Ihr bringt Euch ums Leben,« rief Planchet.

»Schweig, Dummkopf,« sprach d'Artagnan und sich mit der Hand an der Randleiste des Fensters haltend, glitt er vom ersten Stockwerk, das glücklicher Weise nicht hoch war, hinab, ohne die geringste Verletzung zu erleiden.

Dann klopfte er an die Thüre und murmelte dabei:

»Ich will mich ebenfalls in der Mausefalle fangen lassen, aber wehe den Katzen, die sich an einer solchen Maus reiben.«

Kaum hatte der Klopfer unter der Hand des jungen Mannes ertönt, als das Geräusch aufhörte; es näherten

sich Tritte, die Thüre öffnete sich und d'Artagnan stürzte mit bloßem Degen in das Zimmer des Meisters Bonacieux, dessen Thüre, ohne Zweifel durch eine Feder in Bewegung gesetzt, sich von selbst wieder schloß.

Dann vernahmen die übrigen Bewohner des unglücklichen Hauses, so wie die nächsten Nachbarn ein gewaltiges Geschrei, ein Stampfen, ein Degengeklirr und ein Zertrümmern von Geräthschaften; einen Augenblick nachher konnten die Menschen, welche erstaunt über diesen Lärmen sich an ihr Fenster gestellt hatten, um die Ursache zu erfahren, deutlich sehen, wie die Thür sich wieder öffnete und vier schwarz gekleidete Menschen nicht heraus gingen, sondern gleich aufgescheuchten Raben herausflogen, am Boden und an den Tischecken Federn von ihren Flügeln zurücklassend, d.h. Fetzen von ihren Kleidern und Stücke von ihren Mänteln.

D'Artagnan hatte mit leichter Mühe den Sieg errungen, denn nur ein einziger von den Alguazils war bewaffnet, und dieser vertheidigte sich nur der Form wegen. Die drei andern hatten es allerdings versucht, den jungen Mann mit Stühlen, Bänken und Töpfen niederzuschlagen, aber zwei bis drei Hiebe vom Flammberg des Gascogners flößten ihnen den gehörigen Schrecken ein. Zehn Minuten waren hinreichend, ihre Niederlage zu bewerkstelligen, und d'Artagnan blieb Herr des Schlachtfeldes.

Die Nachbarn, welche ihre Fenster mit der in jenen Zeiten fortwährender Aufstände und Streitigkeiten den Parisern eigenen Kaltblütigkeit geöffnet hatten, schlossen sie wieder, sobald sie die vier schwarzen Männer entfliehen sahen; ihr Instinkt sagt ihnen, daß für den Augenblick alles zu Ende war; überdies war es bereits spät geworden, und damals, wie heut zu Tage legte man sich im Quartier des Luxemburg frühe schlafen.

Allein mit Frau Bonacieux, drehte sich d'Artagnan nach dieser um. Die arme Frau war auf einen Lehnstuhl zurückgesunken und halb ohnmächtig. D'Artagnan schaute sie mit einem raschen Blick prüfend an. Es war eine reizende Frau von fünf- bis sechszwanzig Jahren, brünett, mit blauen Augen, leicht aufgestülpter Nase und einem von Rosa und Opal marmorierten Teint. Hier aber hörten die Zeichen auf, nach welchen man sie mit einer vornehmen Dame hätte verwechseln können. Die Hände waren weiß, aber nicht zart, die Füße kündigten keine Frau von Stand an. Zum Glücke konnte sich d'Artagnan noch nicht mit allen diesen Einzelheiten beschäftigen.



Als d'Artagnan in seiner Musterung der Frau Bonacieux bis zu den Füßen gelangte, sah er auf dem Boden ein feines Batisttuch, das er seiner Gewohnheit gemäß aufhob, und erkannte an der Ecke dieselbe Zeichnung, wie an dem Taschentuch, wegen dessen er sich mit Aramis beinahe auf Leben und Tod hätte schlagen müssen. Von dieser Zeit an mißtraute d'Artagnan allen mit Wappen verzierten Sacktüchern und er steckte deshalb das von ihm aufgehobene, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche der Frau Bonacieux.

In diesem Augenblick kam Frau Bonacieux wieder zu sich; sie schlug die Augen auf, schaute erschrocken um sich und sah, daß das Zimmer leer und sie mit ihrem Befreier allein war. Sie reichte ihm alsbald lächelnd die Hände. Frau Bonacieux besaß das reizendste Lächeln in der Welt.

»Ah! mein Herr,« sprach sie, »Ihr habt mich gerettet. Erlaubt mir, daß ich Euch danke.«

»Madame,« sagte d'Artagnan, »ich habe nicht mehr getan, als jeder Edelmann an meiner Stelle getan haben würde. Ihr seid mir also keinen Dank schuldig.«

»Gewiß, mein Herr, gewiß, und ich hoffe, Euch beweisen zu können, daß Ihr keiner Undankbaren einen Dienst geleistet habt. Aber was wollten denn diese Menschen, die ich Anfangs für Diebe gehalten habe, und warum ist Herr

Bonacieux nicht hier?«

»Madame, diese Menschen waren bei weitem gefährlicher, als Diebe sein könnten; denn es sind Schergen des Herrn Kardinals, und was Euern Gatten, den Herrn Bonacieux, betrifft, so befindet sich dieser nicht hier, weil man ihn gestern verhaftet und nach der Bastille abgeführt hat.«

»Mein Mann in der Bastille!« rief Frau Bonacieux; »o mein Gott, was hat er denn getan, dieser arme liebe Mann, er ist ja die Unschuld selbst!«

Und etwas wie ein Lächeln trat auf dem noch erschrockenen Antlitz der jungen Frau hervor.

»Was er getan hat, Madame?« sprach d'Artagnan; »ich glaube, sein Verbrechen besteht einzig und allein darin, daß er zugleich das Glück und das Unglück hat, Euer Gatte zu sein.«

»Aber, mein Herr, Ihr wißt also . . . «

»Ich weiß, daß man Euch entführt hat, Madame.«

»Und wer hat dies getan? Wißt Ihr es? O! wenn ihr es wißt, so sagt es mir.«

»Ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit schwarzen Haaren, dunkler Gesichtsfarbe und einer Narbe an der linken Schläfe.«

»So ist es, so ist es, aber sein Name?«

»Ah! sein Name? Ich weiß ihn nicht.«

»Und mein Mann, wußte er, daß man mich gewaltsam weggebracht hatte?«

»Er war von dem Entführer selbst davon benachrichtigt worden.«

»Und hat er irgend einen Verdacht in Beziehung auf die Ursache dieses Ereignisses?« fragte Frau Bonacieux mit einer Verlegenheit.

»Er schrieb dasselbe einer politischen Ursache zu.«

»Anfangs zweifelte ich daran, und nun theile ich seine Ansicht. Also hat dieser gute Herr Bonacieux mich nicht einen Augenblick im Verdacht gehabt?«

»Ach! weit entfernt, Madame. Er war zu stolz auf Eure Klugheit und besonders auf Eure Liebe.«

Ein zweites, beinahe unmerkliches Lächeln umspielte die rosigen Lippen der schönen jungen Frau.

»Aber wie ist es Euch gelungen zu entfliehen?« fuhr d'Artagnan fort.

»Ich benützte einen Augenblick, wo ich allein blieb, und da ich seit diesem Morgen wußte, was ich von meiner Entführung zu halten hatte, so ließ ich mich mit Hilfe meiner Betttücher vom Fenster herab und lief hierher, in der Hoffnung, meinen Mann zu finden.«

»Um Euch unter seinen Schutz zu stellen?«

»Oh! nein, der arme liebe Mann, ich wußte wohl, daß er unfähig wäre, mich zu vertheidigen. Da er uns aber zu etwas Anderem dienen konnte, so wollte ich ihn hiervon in Kenntniß setzen.«

»Wovon?«

»O, das ist nicht mein Geheimnis, ich kann es Euch also nicht sagen.«

»Übrigens,« sprach d'Artagnan, »verzeiht, Madame, daß ich, ein einfacher Soldat, Euch an Klugheit erinnere, übrigens glaube ich, daß wir uns hier nicht am geeigneten Orte zu vertraulichen Mittheilungen befinden. Die Menschen, welche ich in die Flucht geschlagen habe, werden binnen Kurzem mit

bewaffneter Mannschaft zurückkehren, und wenn sie uns hier finden, sind wir verloren. Ich habe wohl drei von meinen Freunden benachrichtigen lassen, aber wer weiß, ob man sie zu Hause traf?«

»Ja, ja, Ihr habt Recht,« rief Frau Bonacieux erschrocken, »fliehen wir, retten wir uns!«

Bei diesen Worten nahm sie d'Artagnan beim Arm und suchte ihn fortzuziehen.

»Aber wohin fliehen?« sprach d'Artagnan. »Wo werden wir sicher sein?«

»Entfernen wir uns zuerst von diesem Hause und das Übrige wird sich finden.«

Und der junge Mann und die junge Frau gingen rasch, ohne auch nur die Hausthüre zu verschließen, durch die Rue des Fosses – Monsieur-le-Prince und hielten erst auf der Place Saint-Sulpice an.

»Und was fangen wir nun an?« fragte d'Artagnan, »und wohin soll ich Euch führen?«

»Ich bin sehr in Verlegenheit, Euch hierauf zu antworten,« sagte Frau Bonacieux. »Es war meine Absicht, Herrn de la Porte durch meinen Mann benachrichtigen zu lassen, damit er uns genau sagen könnte, was seit drei Tagen im Louvre vorgegangen ist, und ob es nicht gefährlich für mich sei, dort zu erscheinen.«

»Aber ich kann eben so wohl Herrn de la Porte benachrichtigen,« sagte d'Artagnan.

»Allerdings, nur ist dabei ein unglücklicher Umstand zu bedenken. Herrn Bonacieux kennt man im Louvre und ließe ihn passieren, während man Euch nicht kennt und Euch die Thüre verschließen würde.«



»Ah, bah!« sprach d'Artagnan, »Ihr habt gewiß an irgend einer Pforte des Louvre einen Hausmeister, der Euch ergeben ist, und mit Hilfe eines Losungswortes . . . «

Frau Bonacieux schaute den jungen Mann fest an.

»Und wenn ich Euch dieses Losungswort gebe, «sprach sie, »würdet Ihr es wohl vergessen, sobald Ihr Euch desselben bedient hättet?«

»Bei meiner Ehre, so wahr ich ein Edelmann bin,« sagte d'Artagnan mit einem Ton, der keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit übrig ließ.

»Gut, ich glaube Euch, Ihr seht aus, wie ein braver junger Mann. Überdies ist Euer Glück vielleicht die Folge Eurer Ergebenheit.«

»Ich werde ohne ein Versprechen und freiwillig Alles thun, was in meinen Kräften liegt, um dem König zu dienen und der Königin angenehm zu sein,«sagte d'Artagnan. »Verfügt also über mich, als über einen Freund.«

»Aber ich, wohin werdet Ihr mich einstweilen bringen?«

»Habt Ihr Niemand, bei dem Herr de la Porte Euch abholen konnte?«

»Nein, ich will mich Niemand anvertrauen.«

»Halt!« sprach d'Artagnan, »wir sind an der Thüre von Athos. Ja, so geht es.«

»Wer ist Athos?«

»Einer von meinen Freunden.«

»Aber wenn er zu Hause ist, so sieht er mich.«

»Er ist nicht zu Hause, und ich nehme den Schlüssel mit, nachdem ich Euch in sein Zimmer geführt habe.«

»Und wenn er zurückkommt?«

»Er wird nicht zurückkommen. Überdies wird man ihm sagen, ich habe eine Frau gebracht und diese Frau befinde sich in seiner Wohnung.«

»Das wird meinen Ruf zu sehr gefährden, wißt Ihr wohl?«

»Was ist Euch daran gelegen? Man kennt Euch nicht, und abgesehen davon, befinden wir uns in einer Lage, wo man sich einiger Maßen über die Schicklichkeit wegsetzen muß.«

»Gehen wir also zu Eurem Freunde. Wo wohnt er?«

»In der Rue Ferou, zwei Schritte von hier.«

»Vorwärts!«

Und beide setzten sich wieder in Marsch. Athos war, wie d'Artagnan vorausgesehen hatte, nicht zu Hause. Dieser nahm den Schlüssel, den man ihm als einem Freunde des Miethmannes zu geben gewohnt war, stieg die Treppe hinauf und führte Frau Bonacieux in die von uns bereits beschriebene Wohnung.

»Thut wie daheim,« sprach er, »schließt die Thüre von innen und öffnet Niemand, wenn Ihr nicht dreimal auf folgende Weise klopfen hört; gebt Acht.« Und er klopfte dreimal, zweimal kurz hinter einander und sehr stark, einmal entfernter und leichter.

»Gut,« sprach Frau Bonacieux. Nun ist es an mir. Euch Instructionen zu geben.« – »Ich höre.«

»Begeht Euch nach der Pforte des Louvre auf der Seite der Rue de l'Echelle und fragt nach Germain.«

»Gut, und dann?«

»Er wird Euch fragen, was Ihr wollt, und Ihr antwortet ihm mit den zwei Worten Tours und Brüssel. Sogleich wird er sodann zu Euern Befehlen stehen.«

»Und was soll ich ihm befehlen?«

»Herrn de la Porte, den Kammerdiener der Königin, zu holen.«

»Und wenn er ihn geholt hat und Herr de la Porte kommt?«

»So schickt Ihr ihn zu mir.«

»Ganz gut. Aber wo und wie werde ich Euch wiedersehen?«

»Ist Euch viel daran gelegen, mich wiederzusehen?«

»Gewiß.«

»Überlaßt mir die Sorge hierfür und seid ruhig.«

»Ich baue auf Euer Wort.«

»Rechnet darauf.«

D'Artagnan verabschiedete sich von Frau Bonacieux mit dem verliebtesten Blick, den er auf ihrer reizenden kleinen Person zu concentriren vermochte, und während er die Treppen hinabstieg, hörte er die Thüre doppelt hinter sich verschließen. Mit zwei Sprüngen war er am Louvre. Als er durch die Pforte an

der Rue de l'Echelle trat, schlug es zehn Uhr. Die von uns mitgetheilten Ereignisse waren im Verlauf einer halben Stunde erfolgt.

Alles ging, wie Frau Bonacieux vorhergesagt hatte. Auf das bestimmte Losungswort verbeugte sich Germain; zwei Minuten nachher befand sich de la Porte in der Loge; mit zwei Worten theilte ihm d'Artagnan das Nothwendige mit und bezeichnete ihm den Aufenthalt der Frau Bonacieux. Sobald de la Porte die Adresse genau wußte, entfernte er sich in größter Eile; kaum hatte er jedoch zehn Schritte gemacht, als er zurückkehrte und zu d'Artagnan sagte:

»Junger Mann, einen Rath!«

»Welchen?«

»Man könnte Euch wegen dessen, was vorgefallen ist, beunruhigen.«

»Ihr glaubt?«

»Ja, habt Ihr einen Freund, dessen Uhr nachgeht?«

»Nun?«

»Geht zu ihm, damit er bezeugen kann, Ihr wäret um halb zehn Uhr bei ihm gewesen. Das nennt man in der Justiz ein Alibi.«



D'Artagnan fand den Rath klug. Er lief über Hals und Kopf und kam zu Herrn von Treville. Aber statt wie alle Welt in den Salon zu gehen, bat er, in sein Cabinet eingelassen zu werden. Da d'Artagnan einer der täglichen Gäste des Hotels war, so setzte man seiner Bitte keine Schwierigkeiten entgegen und benachrichtigte Herrn von Treville, sein junger Landsmann, der ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe, verlange eine Privataudienz. Nach fünf Minuten fragte Herr von Treville d'Artagnan, in was er ihm zu Dienst sein könne, und welchem Umstand er seinen späten Besuch zuzuschreiben habe?

»Um Vergebung, gnädiger Herr,« sprach d'Artagnan, der den Augenblick seines Alleinseins dazu benützt hatte, die Uhr um drei Viertelstunden zurückzurücken; »ich dachte, da es erst neun Uhr fünf und zwanzig Minuten sei, so könne ich mich wohl noch bei Euch einfinden.«

»Neun Uhr fünf und zwanzig Minuten!« rief Herr von Treville und schaute nach seiner Pendeluhr; »das ist unmöglich!«

»Seht selbst, gnädiger Herr, dort ist der Beweis.«

»Es ist richtig,« versetzte Herr von Treville, »ich hätte geglaubt, es wäre

später. Doch laßt hören, was wollt Ihr von mir?«

D'Artagnan machte nun Herrn von Treville eine lang Geschichte über die Königin, er setzte ihm seine Befürchtungen in Beziehung auf seine Majestät auseinander, erzählte ihm, was er von den Projekten des Kardinals in Betreff Buckingham's hatte sagen hören, und Alles dies mit einer Ruhe, mit einer festen Haltung, wodurch sich Herr von Treville um so leichter bethören ließ, als er ja selbst wahrgenommen hatte, daß etwas Neues zwischen dem König, der Königin und dem Kardinal vorging.

Als es zehn Uhr schlug, verließ d'Artagnan Herrn von Treville, der ihm für seine Nachrichten dankte und ihm empfahl, den Dienst des Königs und der Königin wohl im Auge und im Herzen zu haben. Aber unten an der Treppe erinnerte sich d'Artagnan, daß er seinen Stock vergessen hatte. Er stieg schnell wieder hinauf, kehrte in das Cabinet zurück, rückte die Uhr mit dem Finger an ihre Stunde vor, damit man am andern Morgen nicht bemerken konnte, daß man sie in Unordnung gebracht hatte, und da er nun eines Zeugen für sein Alibi gewiß war, lief er wieder die Treppe hinab und befand sich in Kurzem abermals auf der Straße.

XI.

Die Intrigue schürzt sich.

Als d'Artagnan seinen Besuch bei Herrn von Treville gemacht hatte, nahm er den weitesten Weg, um nach Hause zu gehen.

An was dachte d'Artagnan, als er sich so weit von seiner Straße entfernte, die Gestirne des Himmels betrachtete, bald seufzte, bald lächelte?

Er dachte an Frau Bonacieux. Für einen Musketierlehrling war diese junge Frau fast ein Liebesideal. Hübsch, mysteriös, beinahe in alle Geheimnisse des Hofes eingeweiht, welche so viel reizenden Ernst auf ihren anmuthigen Zügen widerspiegeln, stand sie im Verdacht, nicht unempfindlich zu sein, was für Neulinge in der Liebe einen unwiderstehlichen Reiz bildet. Überdies hatte d'Artagnan sie aus den Händen dieser Teufel befreit, die sie mißhandeln und durchsuchen wollten. Und dieser wichtige Dienst hatte Dankbarkeitsgefühle bei ihr gegründet, welche so leicht einen zärtlicheren Charakter annehmen.

D'Artagnan sah bereits, so rasch gehen die Träume auf den Flügeln der Einbildungskraft, einen Boten von der jungen Frau vor sich, der ihm ein Rendezvousbillet, eine goldene Kette oder einen Diamant zustellte. Wir haben schon erwähnt, daß junge Cavaliere, ohne sich zu schämen, Geld von ihrem König annahmen; fügen wir noch bei, daß sie in jenen Zeiten leichter Moral auch vor ihren Geliebten nicht errötheten, und daß diese ihnen beinahe beständig kostbare und dauerhafte Erinnerungen zurückließen, als ob sie die Gebrechlichkeit ihrer Gefühle durch die Festigkeit ihrer Geschenke hätten gutmachen wollen.

Man machte damals seinen Weg durch die Frauen, ohne sich dessen zu schämen. Diejenigen, welche nur schön waren, gaben ihre Schönheit, und hiervon rührt ohne Zweifel das Sprichwort: daß das schönste Mädchen der Welt nur das geben kann, was sie hat. Die Reichen gaben überdies einen Theil ihres Geldes, und man könnte gar manche Helden aus dieser galanten Epoche anführen, welche erstens ihre Sporen und zweitens ihre Schlachten nicht gewonnen hätten ohne die mehr oder minder gespickte Börse, die ihre Geliebte ihnen an den Sattelbogen befestigte.

D'Artagnan besaß nichts; die Blödigkeit des Provinzbewohners, – ein leichter Firnis, eine ephemere Blüthe, ein Pfirsichflaum, – war unter dem Winde der nicht sehr orthodoxen Rathsschläge verdunstet, welche die drei Musketiere ihrem Freunde gaben. D'Artagnan betrachtete sich, nach dem seltsamen Gebrauch jener Zeit, in Paris wie im Felde, und dies nicht mehr und nicht weniger als in Flandern: der Spanier da unten, die Frau hier. Es gab überall Feinde, die man zu überwinden hatte, überall waren es Steuern, die man eintreiben zu müssen glaubte.

Aber wir können nicht leugnen, daß d'Artagnan in diesem Augenblick von einem edleren, uneigennützigeren Gefühle bewegt war. Der Krämer hatte ihm gesagt, er sei reich; der junge Mann konnte sich leicht denken, daß bei einem

albernen Menschen, wie Herr Bonacieux, die Frau den Kassenschlüssel in der Hand haben mußte. Aber Alles dies übte durchaus keinen Einfluß auf die Empfindung aus, welche der Anblick der Frau Bonacieux hervorgebracht hatte, und das Interesse war diesem Liebesanfang, der Folge dieses Anblicks, beinahe fremd geblieben; wir sagen beinahe, denn der Gedanke, daß eine schöne, anmuthige, geistreiche junge Frau zu gleicher Zeit reich ist, benimmt diesem Liebesanfang durchaus nichts, sondern verstärkt ihn vielmehr. Es gibt bei der Wohlhabenheit eine Menge von aristokratischen Launen und Bedürfnissen, die der Schönheit sehr gut stehen. Ein feiner weißer Strumpf, ein seidenes Kleid, ein Spitzenbesatz, ein schöner Schuh am Fuß, ein frisches Band auf dem Kopfe machen eine häßliche Frau nicht hübsch, aber eine hübsche Frau schön, abgesehen von den Händen, die bei Allem dem gewinnen. Die Hände müssen bei den Frauen müßig bleiben, um schön zu bleiben

Dann war d'Artagnan, wie der Leser wohl weiß, da wir ihm seinen Vermögensstand nicht verborgen haben, kein Millionär; er hoffte, es eines Tags zu werden, aber die Zeit, die er selbst für diese glückliche Veränderung der Dinge feststellte, war ziemlich weit entfernt. Bis dahin, welche Verzweiflung, eine Frau die tausenderlei Kleinigkeiten verlangen zu sehen, die das Glück der Frauen bilden, und ihr eben diese tausenderlei Kleinigkeiten nicht geben zu können! Wenn die Frau reich ist und der Liebhaber nicht, so gibt sie sich selbst, was ihr der Liebhaber nicht bieten kann, und obgleich sie sich diesen Genuß gewöhnlich mit dem Gelde ihres Mannes verschafft, so fließt doch ihr Dank sehr selten diesem zu.

Geneigt, der zärtlichste Liebhaber zu sein, war d'Artagnan mittlerweile der ergebenste Freund. Mitten unter den verliebten Entwürfen auf die Frau des Krämers, vergaß er die seinigen nicht; die hübsche Bonacieux war ganz die Frau, die man auf der Ebene St. Denis oder auf dem Markte St. Germain spazieren führen konnte, in Gesellschaft von Athos, Porthos und Aramis, denen er eine solche Eroberung mit Stolz zeigen würde. Wenn man lang gegangen ist, stellt sich der Hunger ein; dies hatte d'Artagnan seit ewiger Zeit bemerkt. Man konnte da jene kleinen Diners einnehmen, wobei man auf der einen Seite die Hand eines Freundes und auf der andern den Fuß einer Geliebten berührt. Und dann konnte d'Artagnan in dringlichen Augenblicken und peinlichen Lagen der Retter seiner Freunde werden.

Herr Bonacieux aber, den d'Artagnan in die Hände der Sbirren gestoßen, den er laut verleugnet und dem er ganz leise Rettung versprochen hatte? Wir müssen unsern Lesern gestehen, daß d'Artagnan auf keine Weise hieran dachte, oder daß er, wenn er auch daran dachte, sich höchstens sagte, der Mann sei ganz gut da, wo er sich befinde, wo dies auch sein möchte. Für den Augenblick wollen wir es machen, wie der verliebte Gascogner; wir kommen jedoch später auf den würdigen Krämer zurück.

Während d'Artagnan seine zukünftige Liebe überdachte, mit der Nacht sprach und den Sternen zulächelte, ging er die Rue Cherche-Midi oder Chasse-Midi, wie man sie damals nannte, hinauf. Da er sich in dem Quartier von Aramis befand, so kam ihm der Gedanke, seinem Freund einen Besuch zu machen und ihm die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn bewogen hatten, denselben durch Planchet zu einem augenblicklichen Besuch in der Mausfalle

auffordern zu lassen. Wäre Aramis zu Hause gefunden worden, so würde er ohne Zweifel nach der Rue des Fossoyeurs gelaufen sein und dort Niemand als seine zwei Kameraden gefunden haben, welche eben so wenig, wie er selbst gewußt hätten, was dies bedeuten sollte. Diese Störung verdiente wohl aufgeklärt zu werden; das war es, was sich d'Artagnan ganz laut sagte.

Ganz leise dachte er, es sei für ihn eine Gelegenheit, von der hübschen, kleinen Bonacieux zu sprechen, welche seinen Geist, wenn auch nicht sein Herz, bereits gänzlich erfüllt hatte. Bei einer ersten Liebe darf man keine Discretion fordern; diese erste Liebe ist von so großer Freude begleitet, daß sie ausströmen muß, wenn sie uns nicht ersticken soll.

Paris war seit zwei Stunden düster und fing an, öde zu werden. Es schlug elf Uhr auf allen Glockentürmen des Faubourg St. Germain. Das Wetter war mild. D'Artagnan ging eine Gasse entlang, welche auf der Stelle lag, wo sich jetzt die Rue d'Assas hinzieht. Er athmete die balsamischen Ausdünstungen ein, welche der Wind aus der Rue de Vaugirard und den daran anstoßenden, vom Abendthau erfrischten Gärten herübertrug. Aus der Ferne tönte das durch gute Fensterläden etwas gedämpfte Geräusch der auf der Ebene zerstreuten Schenken. Am Ende der Gasse angelangt, wandte sich d'Artagnan nach links. Das von Aramis bewohnte Haus lag zwischen der Rue Cassette und der Rue Servandoni. D'Artagnan hatte bereits die Rue Cassette durchschritten und erkannte die Hausthüre seines Freundes, welche unter Sykomoren und Rebwinden vergraben war, die über derselben einen schweren Wulst bildeten, als er etwas wie einen Schatten erblickte, der aus der Rue Servandoni hervorkam. Dieses Etwas war in einen Mantel gehüllt und d'Artagnan hielt es Anfangs für einen Mann. Aber an der Feinheit des Wuchses und der Unsicherheit des Ganges erkannte er bald, daß es eine Frau war. Diese Frau schlug, als wäre sie ungewiß über das Haus, das sie suchte, die Augen auf, um sich zu orientieren, blieb stille stehen, kehrte sich um, ging einige Schritte rückwärts und wieder vorwärts. Das reizte die Neugierde d'Artagnan's.

»Wenn ich ihr meine Dienste anböte,« dachte er; »an ihrem Wesen erkennt man, daß sie jung ist; vielleicht ist sie auch hübsch. Oh! ja. Aber eine Frau, welche um diese Zeit in den Straßen umherläuft, sucht in der Regel nichts Anderes, als ihren Liebhaber. Pest! Rendezvous zu stören, wäre eine schlimme Einleitung zu meinem Liebeshandel!«

Die junge Frau ging indessen immer vorwärts, und zählte die Häuser und Fenster. Das war übrigens weder schwierig noch langwierig. Es gab in diesem Theil der Straße nur drei Hotels und zwei Fenster, welche auf die Straße gingen. Das eine war das eines Pavillons, welcher mit der Wohnung von Aramis parallel lag, das andere das von Aramis selbst.

»Bei Gott,« sprach d'Artagnan, dem die Nichte des Theologen einfiel, zu sich selbst, »bei Gott es wäre drollig, wenn diese verspätete Taube das Haus unseres Freundes aufsuchte. Aber, bei meiner Seele, es sieht so aus. Ah, mein lieber Aramis, diesmal wollen wir Dir auf die Sprünge kommen.«

D'Artagnan machte sich so schmal als möglich und verbarg sich auf der dunkelsten Seite der Straße bei einer steinernen Bank, welche im Hintergrund einer Nische stand.

Die junge Frau schritt immer vorwärts; abgesehen von dem leichten Gang,

der sie verrathen hatte, ließ sie ein leichtes Husten vernehmen, das eine äußerst frische Stimme offenbarte. D'Artagnan hielt es für ein Signal. Aber ob nun das Husten durch ein gleichbedeutendes Zeichen erwidert wurde, das der Unentschlossenheit der nächtlichen Sucherin ein Ende machte, oder ob sie ohne fremde Hilfe erkannt hatte, daß sie am Ziele ihrer Wanderung angelangt war, – sie näherte sich entschlossen dem Fensterladen von Aramis und klopfte dreimal in gleichen Zwischenräumen mit gekrümmtem Finger daran.

»Das ist allerdings bei Aramis,« murmelte d'Artagnan. »Ah, mein Herr Heuchler, ich ertappe Euch bei den theologischen Studien!«

Die Unbekannte hatte kaum dreimal geklopft, als der innere Kreuzstock sich öffnete und ein Licht durch den Laden sichtbar wurde.

»Ah, ah!« flüsterte der Horcher, »nicht durch die Thüren, sondern durch die Fenster, ah, ah! der Besuch war erwartet. Schön! der Laden wird sich öffnen und die Dame einsteigen. Sehr gut!«

Aber zum großen Erstaunen d'Artagnans blieb der Laden geschlossen, das Licht, welches einen Augenblick geflammt hatte, verschwand wieder, und Alles versank abermals in die frühere Dunkelheit.

D'Artagnan dachte, dies könne nicht lange so dauern, und horchte und schaute mit gespannten Ohren und weit geöffneten Augen. Er hatte Recht. Nach Verlauf einiger Sekunden ertönten zwei dumpfe Schläge im Innern.

Die junge Frau auf der Straße antwortete durch ein einmaliges Klopfen und der Laden öffnete sich.

Man kann sich leicht denken, mit welcher Gier d'Artagnan schaute und horchte.

Zum Unglück hatte man das Licht in ein anderes Zimmer gebracht. Aber die Augen des jungen Mannes waren an die Nacht gewöhnt. Überdies haben die Augen der Gascogner, wie man versichert, die Eigenschaft, daß sie, wie die Katzen, in der Finsternis sehen.

D'Artagnan bemerkte also, wie die junge Frau aus ihrer Tasche einen weißen Gegenstand herausholte, den sie lebhaft auseinanderwickelte, und der sodann die Gestalt eines Sacktuches annahm. Sobald dieser Gegenstand entwickelt war, zeigte sie der Person im Hause eine Ecke desselben.

Dies erinnerte d'Artagnan an das Taschentuch, das er zu den Füßen der Frau Bonacieux gefunden, und welches ihn an das zu den Füßen von Aramis gefundene erinnert hatte.

»Was Teufel konnte denn dieses Taschentuch bedeuten?«

Auf der Stelle, wo er stand, vermochte d'Artagnan das Gesicht von Aramis nicht zu sehen. Wir sagen, von Aramis, weil d'Artagnan nicht im Geringsten zweifelte, daß sein Freund es sei, der von innen mit der Dame außen sprach. Die Neugierde trug den Sieg über die Klugheit davon, und den Umstand benutzend, daß die zwei Personen, welche wir in Szene gesetzt haben, ganz von der Aufmerksamkeit gefesselt zu sein schienen, die sie dem Anblick des Taschentuchs widmeten, verließ er sein Versteck und drückte sich, rasch wie ein Blitz, aber mit gedämpften Tritten, an eine Mauerecke, von wo aus sein Auge vollkommen in's Innere von Aramis Wohnung dringen konnte.

Hier angelangt, stieß d'Artagnan beinahe einen Schrei des Erstaunens aus. Nicht Aramis sprach mit dem nächtlichen Besuche, sondern eine Frau.



D'Artagnan sah wohl genug, um die Form ihrer Kleidung zu erkennen, aber nicht genug, um ihre Züge zu unterscheiden.

In demselben Augenblick zog die Frau in der Wohnung ein zweites Taschentuch hervor, und vertauschte es mit dem, welches man ihr gezeigt hatte. Dann wurden einige Worte zwischen den zwei Frauen gewechselt, der Laden verschloß sich wieder, die Frau, welche sich außen befand, wandte sich um und ging auf vier Schritte, die Kappe ihres Mantels niederschlagend, an d'Artagnan vorüber; aber letztere Vorsichtsmaßregel war zu spät genommen worden, d'Artagnan hatte

bereits Frau Bonacieux erkannt.

Frau Bonacieux! Dieser Verdacht hatte sich schon in seinem Geiste geregt, als sie das Taschentuch hervorzog; aber welche Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß Frau Bonacieux, die nach Herrn de la Porte geschickt hatte, um sich nach dem Louvre zurückführen zu lassen, allein um halb zwölf Uhr in der Nacht, auf die Gefahr, abermals verhaftet zu werden, in den Straßen umhergehen würde?

Es mußte also eine sehr wichtige Angelegenheit im Spiele sein, und was für wichtige Angelegenheiten gibt es für eine Frau von fünfundzwanzig Jahren? Die Liebe.

Aber setzte sie sich für eigene Rechnung oder für Rechnung einer andern Person solchen Zufällen aus? Das war es, was sich der junge Mann selbst fragte; denn der Dämon der Eifersucht nagte nicht mehr und nicht minder an seinem Herzen, als wenn er bereits ein in volles Recht eingesetzter Liebhaber gewesen wäre.

Es gab übrigens ein sehr einfaches Mittel, sich zu überzeugen, wohin Frau Bonacieux ging. Er brauchte ihr nur zu folgen, und dieses Mittel war so einfach, daß d'Artagnan es ganz von selbst und instinktmäßig anwandte.

Aber bei dem Anblick des jungen Mannes, der von der Mauer hervortrat, wie eine Statue aus ihrer Nische, und bei dem Geräusch der Tritte, die sie hinter sich erdröhnen hörte, stieß Frau Bonacieux einen kurzen Schrei aus und entflo.

D'Artagnan lief ihr nach. Es wurde ihm nicht schwer, eine Frau zu erreichen, die durch ihren Mantel im Laufe gehemmt wurde. Er hatte sie also schon innerhalb des ersten Drittels der Straße eingeholt, in die sie sich flüchtete. Die Unglückliche war erschöpft, nicht vor Ermüdung, sondern vor Schrecken, und als ihr d'Artagnan die Hand auf die Schulter legte, stürzte sie auf die Kniee und schrie mit erschreckter Stimme:

»Tödtet mich, wenn Ihr wollt, aber Ihr sollt nichts erfahren.«

D'Artagnan schlang seinen Arm um ihren Leib und hob sie auf. Da er aber an ihrem Gewichte bemerkte, daß sie einer Ohnmacht nahe war, so beeilte er sich, sie durch Bethuerungen seiner Ergebenheit zu beruhigen. Diese Bethuerungen galten der Frau Bonacieux Nichts, denn man kann solche mit den schlimmsten Absichten der Welt geben, aber die Stimme war Alles. Die junge Frau glaubte den Klang dieser Stimme zu erkennen; sie öffnete die Augen, warf einen Blick auf den Mann, der ihr so bange gemacht hatte, erkannte d'Artagnan und stieß einen Freudenschrei aus.

»Ah, Ihr seid's, Ihr seid's,« sprach sie, »Gott sei gelobt!«

»Ja, ich bin's,« erwiderte d'Artagnan, »Gott hat mich gesandt, über Euch zu wachen.«

»Seid Ihr mir in dieser Absicht gefolgt?« fragte mit kokettem Lächeln die junge Frau, deren etwas spöttischer Charakter wieder die Oberhand gewann, und deren Furcht gänzlich verschwunden war, seit sie in dem vermeintlichen Feind einen Freund erkannt hatte.

»Nein,« sprach d'Artagnan, »nein, ich gestehe es, der Zufall hat mich Euch in den Weg geführt. Ich sah eine Frau an das Fenster eines meiner Freunde klopfen.«

»Eines Eurer Freunde?« unterbrach ihn Frau Bonacieux.

»Allerdings; Aramis ist einer meiner besten Freunde.«

»Aramis? wer ist dies?«

»Geht doch! wollt Ihr etwa behaupten, Ihr kennt Aramis nicht?«

»Ich höre zum ersten Mal seinen Namen aussprechen.«

»Ihr kommt also auch zum ersten Mal an dieses Haus?«

»Allerdings!«

»Und Ihr wußtet nicht, daß es von einem jungen Menschen bewohnt war?«

»Nein.«

»Von einem Musketier?«

»Keineswegs.«

»Ihr habt also nicht ihn aufgesucht?«

»Durchaus nicht. Überdieß habt Ihr wohl gesehen, daß die Person, mit der ich sprach, eine Frau war.«

»Allerdings; aber diese Frau gehört wohl zu den Freundinnen von Aramis?«

»Ich weiß es nicht.«

»Da sie bei ihm wohnt.«

»Das geht mich nichts an.«

»Aber wer ist sie denn?«

»Oh! das ist nicht mein Geheimnis.«

»Liebe Frau Bonacieux, Ihr seid reizend, aber zugleich die geheimnißvollste Frau . . . «

»Verliere ich dabei?«

»Nein, Ihr seid im Gegentheil anbetungswürdig.«

»Dann gebt mir den Arm.«

»Sehr gerne; und nun? . . . «

»Nun führt mich.«
»Wohin?«
»Wohin ich gehe.«
»Aber wohin geht Ihr?«
»Ihr werdet es sehen, da Ihr mich an der Thüre verlassen müßt.«
»Soll ich Euch erwarten?«
»Das wird unnöthig sein.«
»Ihr werdet also allein zurückkehren?«
»Vielleicht ja, vielleicht nein.«
»Aber wird die Person, die Euch sodann begleitet, ein Mann oder eine Frau sein?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Das werde ich wohl erfahren.«
»Wie dies?«
»Ich werde Euch erwarten, um Euch herauskommen zu sehen.«
»In diesem Falle adieu!«
»Wie so?«
»Ich bedarf Eurer nicht.«
»Aber Ihr erbatet Euch ja . . . «
»Die Hilfe eines Edelmannes und nicht die Überwachung eines Spions.«
»Das Wort ist etwas hart.«
»Wie nennt man diejenigen, welche den Leuten ungeheißten folgen?«
»Indiscrete.«
»Das Wort ist zu weich.«
»Nun, Madame, ich sehe wohl, daß man alles thun muß, was Ihr haben wollt.«
»Warum habt Ihr Euch des Verdienstes beraubt, es sogleich zu thun?«
»Gibt es nicht Menschen, welche zu bereuen wissen?«
»Ihr bereuet also ernstlich?«
»Ich weiß dies selbst nicht. Ich weiß nur so viel, daß ich Euch Alles zu thun verspreche, was Ihr haben wollt, wenn Ihr mich Euch bis dahin begleiten laßt, wohin Ihr geht.«
»Und Ihr verlaßt mich sodann?«
»Ja.«
»Ohne mich bei meinem Austritt zu bespähen?«
»Nein.«
»Auf Ehrenwort?«
»So wahr ich ein Edelmann bin!«
»Gebt mir Euren Arm und dann vorwärts!«

D'Artagnan bot seinen Arm der Frau Bonacieux, welche sich halb lachend, halb zitternd daran hing, und sie gewannen die Höhe der Rue de la Harpe. Hier angelangt, schien die junge Frau zu zögern, wie sie dies bereits in der Rue de Vaugirard getan hatte. Aber sie erkannte wohl an gewissen Zeichen die Thüre, näherte sich dieser und sprach:

»Nun, mein Herr, hier habe ich Geschäfte. Ich danke Euch tausendmal für das ehrenvolle Geleite, das mich vor allen Gefahren beschützt hat; aber der Augenblick, Wort zu halten, ist gekommen. Ich bin am Orte meiner Bestimmung.«

»Und Ihr habt bei Eurer Rückkehr nichts mehr zu befürchten?«

»Ich habe nur die Diebe zu fürchten.«

»Ist das nichts?« »Was könnten sie mir nehmen? ich habe keinen Pfennig bei mir.«

»Ihr vergeßt das schön gestickte Taschentuch mit dem Wappen.«

»Welches?«

»Das, welches ich zu Euren Füßen gefunden und wieder in Eure Tasche gesteckt habe.«

»Schweigt, schweigt. Unglücklicher!« rief die junge Frau. »Wollt Ihr mich verderben?«

»Ihr seht, daß immer noch Gefahr für Euch vorhanden ist, da Euch ein einziges Wort zittern macht und Ihr eingesteht, daß Ihr verloren wäret, wenn man dieses Wort hören würde. Ah! Madame,« fuhr d'Artagnan fort, indem er ihre Hand ergriff und mit glühenden Blicken betrachtete, »seid edelmüthiger, vertraut Euch mir an; habt Ihr nicht in meinen Augen gelesen, daß in meinem Herzen nur Ergebenheit und Mitgefühl herrschen?«

»Allerdings,« antwortete Frau Bonacieux, »verlangt meine Geheimnisse von mir und ich werde sie Euch sagen; aber bei fremden Geheimnissen ist mir dies nicht möglich.«

»Gut,« sprach d'Artagnan, »ich werde sie zu entdecken wissen; da diese Geheimnisse Einfluß auf Euer Leben üben können, so müssen sie die meinigen werden.«

»Hütet Euch wohl,« rief die junge Frau mit einem Ernst, der d'Artagnan unwillkürlich beben machte. »Oh! mischt Euch auf keinerlei Weise in meine Angelegenheiten, sucht mich nicht in der Erfüllung meiner Aufgabe zu unterstützen, ich bitte Euch darum, bei der Theilnahme, die ich Euch einflöße, bei dem Dienste, den Ihr mir geleistet habt, und den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Glaubt vielmehr, was ich Euch sage. Beschäftigt Euch nicht mehr mit mir, ich sei für Euch gar nicht mehr vorhanden, es sei, als ob Ihr mich gar nicht gesehen hättet.«

»Muß Aramis dasselbe thun, wie ich?« fragte d'Artagnan gereizt.

»Ihr habt diesen Namen schon zwei- oder dreimal ausgesprochen, mein Herr, und ich sagte Euch doch, daß ich ihn nicht kenne.«

»Ihr kennt den Mann nicht, an dessen Laden Ihr geklopft habt? Ihr haltet mich doch für gar zu leichtgläubig, Madame!«

»Gesteht, daß Ihr, um mich zum Sprechen zu veranlassen, diese Geschichte erfindet und diese Person schafft.«

»Ich erfinde nichts, ich schaffe nichts, Madame, ich sage die strenge Wahrheit.«

»Und Ihr behauptet, einer von Euren Freunden wohne in diesem Hause?«

»Ich behaupte und wiederhole es zum dritten Male, in diesem Hause wohnt mein Freund, und dieser Freund ist Aramis.«

»Alles das wird sich später erklären, für jetzt, mein Herr, schweigt.«

»Wenn Ihr mein Herz ganz unverhüllt sehen könntet,« sprach d'Artagnan, »so würdet Ihr darin so viel Neugierde lesen, daß Ihr Mitleid mit mir hättet, und so viel Liebe, daß Ihr sogleich eben diese Neugierde befriedigen würdet. Man hat von Liebenden nichts zu befürchten.«

»Ihr sprecht sehr rasch von Liebe, mein Herr,« sagte die junge Frau, den Kopf schüttelnd.

»Weil die Liebe mich rasch und zum ersten Male erfaßt hat, und weil ich noch nicht zwanzig Jahre alt bin.«

Die junge Frau schaute ihn verstohlen an.

»Hört, ich bin der Sache bereits auf der Spur,« versetzte d'Artagnan. »Vor drei Monaten hätte ich beinahe ein Duell mit Aramis wegen eines Taschentuchs gehabt, das ganz dem ähnlich ist, das Ihr der Frau, welche bei ihm war, gegen ein auf dieselbe Weise bezeichnetes Tuch vorwieset.«

»Mein Herr,« erwiderte die junge Frau, »ich schwöre Euch, Ihr ermüdet mich mit diesen Fragen.«

»Aber Ihr, die Ihr so klug seid, Madame, bedenkt doch: wenn man Euch verhaftete und dieses Taschentuch bei Euch fände, würdet Ihr hierdurch nicht gefährdet?«

»Warum denn, sind die Anfangsbuchstaben nicht die meinigen: C. B. Constance Bonacieux?«

»Oder Camille von Bois-Tracy.«

»Stille, mein Herr, stille! da die Gefahren, denen ich ausgesetzt bin, Euch nicht zurückhalten, so bedenkt, wie Ihr gefährdet seid.«

»Ich?«

»Ja, Ihr, Eure Freiheit ist bedroht. Euer Leben steht auf dem Spiele, wenn Ihr mich kennt.«

»Dann verlasse ich Euch nicht mehr.«

»Mein Herr,« sprach die junge Frau flehend und die Hände faltend, »mein Herr, im Namen des Himmels, im Name der Ehre eines Militärs, im Namen der Ritterlichkeit eines Edelmannes, entfernt Euch; hört, es schlägt Mitternacht, es ist die Stunde, wo man mich erwartet.«

»Madame,« erwiderte der junge Mann sich verbeugend, »wenn man mich so bittet, kann ich nichts verweigern; seid ruhig, ich entferne mich.«

»Aber Ihr folgt mir nicht, Ihr bespät mich nicht?«

»Ich gehe sogleich nach Hause.«

»Oh! ich wußte wohl, daß Ihr ein braver junger Mann seid!« rief Frau Bonacieux, indem sie ihm eine Hand reichte und die andere an den Klopfer einer beinahe in der Mauer verborgenen Thür legte.

D'Artagnan ergriff die Hand, die man ihm darbot, und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

»Ach! ich wollte, ich hätte Euch nie gesehen,« rief d'Artagnan mit jener naiven Derbheit, welche die Frauen häufig den künstlichen Redensarten der Höflichkeit vorziehen, weil sie den Grund der Denkungsart enthüllt und zum Beweise dient, daß das Herz den Sieg über den Geist davon trägt.

»Nun!« erwiderte Frau Bonacieux, mit beinahe schmeichelndem Tone, und



drückte dabei d'Artagnans Hand, welche die ihrige noch nicht losgelassen hatte, »nun! ich sage noch nicht so viel, wie Ihr: was für heute verloren ist, ist nicht für die Zukunft verloren. Wer weiß, ob ich nicht, wenn ich eines Tags entbunden bin. Eure Neugierde befriedige.«

»Und leistet Ihr meiner Liebe dasselbe Versprechen?« rief d'Artagnan in der höchsten Freude.

»Ah! von dieser Seite will ich mich zu nichts verpflichten, das hängt von den Gefühlen ab, die Ihr mir einzuflößen wissen werdet.«

»Also heute, Madame . . . «

»Heute, mein Herr, stehe ich erst bei der Dankbarkeit!«

»Ah! Ihr seid zu reizend,« sprach d'Artagnan traurig, »und Ihr mißbraucht meine Liebe.«

»Nein, ich gebrauche Euern

Edelmuth, das ist das Ganze. Aber glaubt mir, bei gewissen Menschen findet sich Alles wieder.«

»Oh! Ihr macht mich zum glücklichsten Sterblichen. Vergeßt diesen Abend nicht, gedenkt dieses Versprechens.«

»Seid unbesorgt, zu geeigneter Zeit, an geeignetem Orte werde ich mich an Alles erinnern. Aber nun geht, geht in des Himmels Namen! Man erwartet mich auf den Schlag zwölf, und ich habe mich bereits verspätet.«

»Um fünf Minuten.«

»Ja, aber unter gewissen Umständen sind fünf Minuten fünf Jahrhunderte.«

»Wenn man liebt.«

»Ei! wer sagt Euch denn, daß ich es nicht mit einem Liebenden zu tun habe?«

»Ein Mann erwartet Euch,« rief d'Artagnan, »ein Mann?«

»Geht, soll der Streit schon wieder beginnen?« sprach Frau Bonacieux mit einem leichten Lächeln, das nicht ganz von Unruhe frei war.

»Nein, nein, ich gehe, ich gehe, ich entferne mich, ich glaube Euch, ich will das volle Verdienst meiner Ergebenheit haben, und wäre diese auch eine Albernheit. Gott befohlen, Madame! Gott befohlen!«

Und als fühlte er nicht die Kraft in sich, von der Hand, die er hielt, sich anders als durch ein gewaltsames Losreißen zu trennen, lief er rasch weg, während Frau Bonacieux, wie bei dem Fensterladen, dreimal langsam und in denselben Zwischenräumen klopfte; an der Ecke der Straße drehte er sich um; man hatte die Thüre geöffnet und wieder geschlossen. Die schöne Krämerin war verschwunden.

D'Artagnan setzte seinen Weg fort; er hatte sein Wort gegeben, Frau Bonacieux nicht zu beobachten, und hätte sein Leben von dem Orte, wohin sie ging, und von der Person, die sie begleiten sollte, abgehängt, d'Artagnan wäre nach Hause gegangen, weil er es zugejagt hatte. Nach fünf Minuten befand er sich in der Rue des Fossoyeurs.

»Armer Athos,« sprach er, »er wird nicht wissen, was dies heißen soll. Er ist ohne Zweifel, mich erwartend, eingeschlafen, oder nach Hause gegangen, und dort wird er erfahren haben, daß eine Frau in seine Wohnung gekommen ist. Eine Frau bei Athos. Übrigens war auch eine bei Aramis,« fuhr d'Artagnan fort. »Das ist eine ganz seltsame Geschichte, und ich bin neugierig, wie das Alles enden wird.«

»Schlimm, gnädiger Herr, schlimm,« antwortete eine Stimme, an welcher der junge Mann Planchet erkannte, denn nach Art der Leute, welche ganz und gar von ihren Gedanken in Anspruch genommen sind, war er laut mit sich sprechend in den Gang gelangt, an dessen Hintergrund die Treppe lag, die nach seinem Zimmer führte.

»Wie so, schlimm? Was willst Du damit sagen, Dummkopf?« fragte d'Artagnan, »und was ist denn vorgefallen?«

»Alles mögliche Unglück.«

»Was denn?«

»Erstens hat man Athos verhaftet.«

»Verhaftet! Athos! verhaftet! Warum?«

»Man hat ihn in Eurer Wohnung gefunden und für Euch gehalten.«

»Und durch wen ist er verhaftet worden?«

»Durch die Wache, welche die schwarzen Menschen holen wollte, welche Ihr in die Flucht geschlagen habt.«

»Warum hat er nicht seinen Namen genannt? Warum hat er nicht gesagt, daß er gar nichts von dieser Angelegenheit wisse?«

»Er hat sich wohl gehütet, gnädiger Herr; er näherte sich mir im Gegentheil und sagte: ›Dein Herr bedarf seiner Freiheit in diesem Augenblick, ich nicht, da er Alles weiß und ich nichts. Man wird glauben, er sei verhaftet, und dadurch gewinnt er Zeit. In drei Tagen sage ich, wer ich bin, und dann muß man mich wohl gehen lassen.«

»Bravo, Athos! edles Herz, daran erkenne ich ihn,« murmelte d'Artagnan. »Und was thaten die Sbirren?«

»Vier haben ihn, ich weiß nicht wohin, nach der Bastille oder nach dem Fort-l'Evêque geführt, zwei sind mit den schwarzen Männern zurückgeblieben, welche alles durchsuchten und alle Papiere in Beschlag nahmen. Während dieser Expedition hielten die zwei letzten Wache vor der Thüre; sobald Alles zu Ende gebracht war, zogen sie ab und ließen das Haus leer und offen.«

»Und Porthos und Aramis?«

»Ich fand sie nicht, sie kamen nicht.«

»Aber sie können jeden Augenblick kommen, denn Du hast ihnen doch sagen lassen, daß ich sie erwarte?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Gut, geh nicht von der Stelle; wenn sie kommen, sage ihnen, was mir

begegnet ist, sie mögen mich in der Herberge zum Fichtenapfel erwarten; hier ist Gefahr, das Haus kann bespätet werden. Ich laufe zu Herrn von Treville, um ihm alles mitzuteilen, und kehre dann zu ihnen zurück.«

»Ganz wohl, gnädiger Herr,« sprach Planchet.

»Aber Du bleibst. Du hast keine Furcht?« sagte d'Artagnan, noch einmal zurückkehrend, um seinem Diener Muth einzuschärfen.

»Seid ruhig,« erwiderte Planchet, »Ihr kennt mich noch nicht; ich bin muthig, wenn ich einmal anfangen; ich brauche nur anzufangen; überdies bin ich ein Picarde.«

»Abgemacht also,« sagte d'Artagnan: »Du läßt Dich eher tödten, als daß Du von deinem Posten weichst.«

»Ja, Herr, es gibt nichts, was ich nicht thun würde, um Euch meine Anhänglichkeit zu beweisen.«

»Gut,« sprach d'Artagnan zu sich selbst; »die Methode, welche ich bei diesem Burschen in Anwendung gebracht habe, scheint offenbar gut zu sein; ich werde bei Gelegenheit weiteren Gebrauch davon machen.«

Und mit der ganzen Geschwindigkeit seiner, durch die verschiedenen Märsche dieses Tages bereits etwas ermüdeten Beine lief d'Artagnan nach der Rue du Colombier.

Herr von Treville war nicht zu Hause; seine Compagnie hatte die Wache im Louvre; er war bei seiner Compagnie.

Man mußte nothwendig zu Herrn von Treville gelangen; es war sehr wichtig, ihn von allen Vorgängen in Kenntniß zu setzen. D'Artagnan beschloß, den Versuch zu machen, ob er in den Louvre könnte. Seine Uniform als Gardist von der Compagnie des Herrn des Essarts sollte ihm als Paß dienen.

Er ging also durch die Rue des Petits-Augustins hinab und an dem Quai hinauf, um den Pont Neuf zu erreichen. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, in der Fähre über den Fluß zu setzen; als er aber am Rande des Wassers stand, steckte er mechanisch die Hand in die Tasche und bemerkte, daß er kein Geld bei sich hatte, um den Fährmann zu bezahlen.

In dem Augenblick, wo er auf die Höhe der Rue Guenegaud gelangte, sah er aus der Rue Dauphine eine aus zwei Personen bestehende Gruppe hervorkommen, deren Erscheinung ihn sehr in Erstaunen setzte.

Die zwei Personen, welche die Gruppe bildeten, waren ein Mann und eine Frau.

Die Frau hatte die Gestalt der Frau Bonacieux, und der Mann war Aramis zum Täuschen ähnlich.

Die Frau trug überdies den schwarzen Mantel, dessen Umrisse d'Artagnan noch auf dem Laden der Rue Vaugirard und auf der Thüre der Rue de la Harpe vor sich sah.

Noch mehr, der Mann trug die Musketier-Uniform.

Die Mantelkappe der Frau war vorgeschlagen; der Mann hielt ein Sacktuch vor sein Gesicht; beide hatten, wie diese Vorsicht bewies, ein Interesse dabei, nicht erkannt zu werden.

Sie schlugen den Weg nach der Brücke ein; es war auch d'Artagnans Weg, da sich dieser nach dem Louvre begab. D'Artagnan folgte ihnen. Kaum hatte er

aber zwanzig Schritte gemacht, als er überzeugt war, daß diese Frau nur Frau Bonacieux, dieser Mann nur Aramis sein könne.

Sogleich regte sich der ganze Argwohn der Eifersucht in seinem bewegten Herzen.

Er glaubte sich doppelt verrathen: von seinem Freunde und von derjenigen, welche er bereits wie eine Geliebte liebte. Frau Bonacieux hatte ihm bei allen Göttern geschworen, sie kenne Aramis nicht, und eine Viertelstunde nach diesem Schwur findet er sie am Arme von Aramis.

D'Artagnan bedachte nicht einmal, daß er die hübsche Frau erst seit drei Stunden kannte, daß sie ihm zu nichts verpflichtet war, als zu einiger Dankbarkeit für ihre Errettung aus den Händen der schwarzen Männer, und daß sie ihm gar nichts versprochen hatte. Er betrachtete sie als einen beleidigten, verachteten, verspotteten Liebhaber, das Blut und der Zorn stiegen ihm ins Gesicht, und er beschloß, sich Aufklärung über alles zu verschaffen.

Die junge Frau und der junge Mann bemerkten, daß man ihnen folgte, und verdoppelten ihre Schritte.

D'Artagnan lief schneller, überholte sie und kehrte sich gegen sie in dem Augenblicke um, wo sie sich vor der Samaritaine befanden, welche durch eine Laterne beleuchtet wurde, die ihr Licht über diesen Theil der Brücke verbreitete.

D'Artagnan blieb vor ihnen stehen und sie standen vor ihm stille.

»Was wollt Ihr, mein Herr?« fragte der Musketier, einen Schritt zurückweichend und mit einer fremdartigen Betonung, woraus d'Artagnan ersah, daß er sich in einem Theil seiner Vermuthung getäuscht habe.

»Das ist nicht Aramis,« rief er.

»Nein, mein Herr, es ist nicht Aramis, und da ich aus Eurem Ausrufe erkenne, daß Ihr mich für einen Andern gehalten habt, so vergebe ich Euch.«

»Ihr vergebt mir!« rief d'Artagnan.

»Ja,« erwiderte der Unbekannte, »laßt mich meines Wegs ziehen, da Ihr mit mir nichts zu schaffen habt.«

»Ihr habt Recht, mein Herr, ich habe mit Euch nichts zu thun, wohl aber mit dieser Frau.«

»Mit dieser Frau! Ihr kennt sie nicht,« sprach der Fremde.

»Ihr täuscht Euch, Herr, ich kenne sie.«

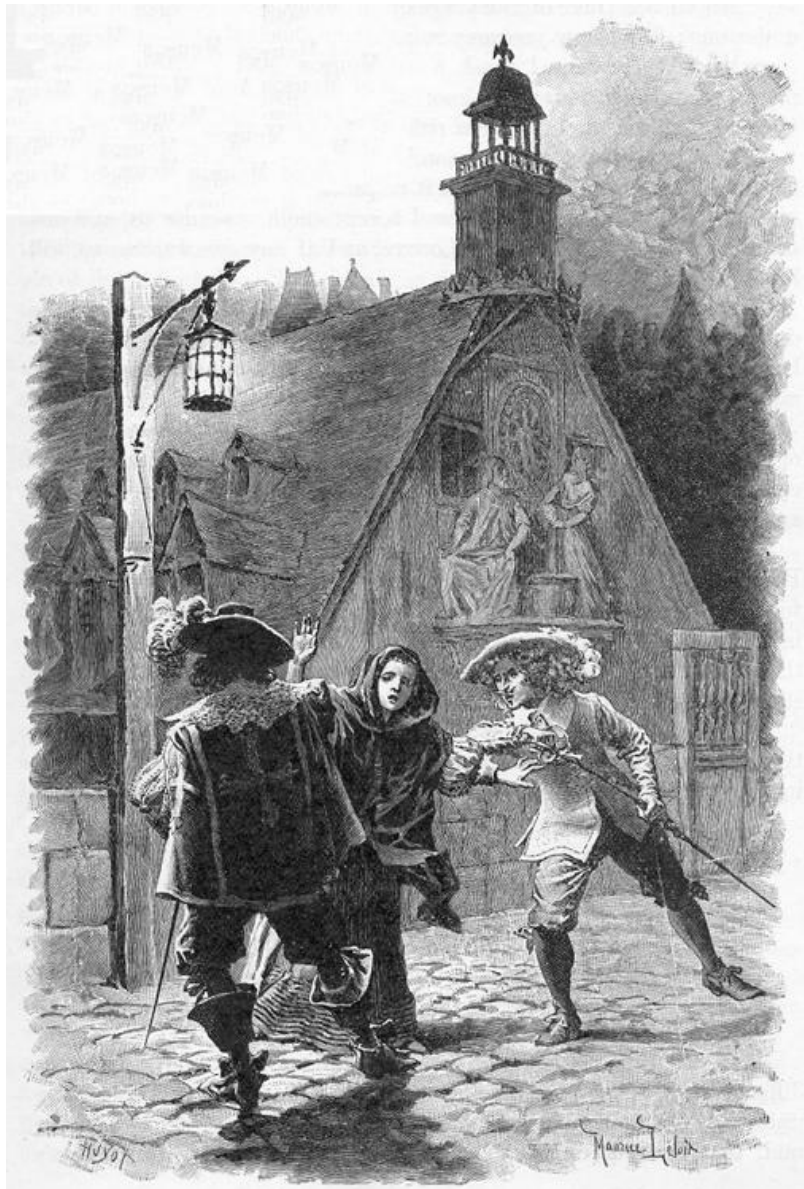
»Ah!« sagte Frau Bonacieux mit einem Tone des Vorwurfs, »ah, mein Herr, ich hatte Euer Ehrenwort als Militär und Edelmann und glaubte darauf zählen zu dürfen.«

»Und Ihr, Madame,« erwiderte d'Artagnan verlegen, »Ihr habt mir versprochen . . . «

»Nehmt meinen Arm, Madame,« sprach der Fremde, und wir wollen weiter gehen.«

Betäubt, niedergebeugt, vernichtet durch Alles, was ihm begegnete, blieb d'Artagnan indessen mit gekreuzten Armen vor dem Musketier und Frau Bonacieux stehen.

Der Musketier trat zwei Schritte vorwärts und suchte d'Artagnan mit der Hand auf die Seite zu schieben.



D'Artagnan sprang zurück und zog seinen Degen.

Zu gleicher Zeit und mit Blitzesschnelligkeit zog der Unbekannte ebenfalls vom Leder.

»Im Namen des Himmels, Mylord,« rief Frau Bonacieux, sich zwischen die Kämpfenden werfend und nach dem Degen greifend.

»Mylord,« rief d'Artagnan, plötzlich durch einen Gedanken erleuchtet, »Mylord, um Vergebung. Gnädiger Herr, solltet Ihr es sein . . . «

»Mylord Herzog von Buckingham,« sagte Frau Bonacieux mit lauter Stimme, »und nun könnt Ihr uns Alle ins Verderben stürzen.«

»Mylord und Madame, ich bitte um Vergebung, tausendmal um Vergebung; aber ich liebe, Mylord, und war eifersüchtig, und Ihr wißt, was lieben heißt, Mylord. Vergebt mir und sagt mir, wie ich mich für Eure Herrlichkeit kann tödten lassen?«

»Ihr seid ein braver junger Mann,« sprach Buckingham und reichte d'Artagnan eine Hand, die dieser ehrfurchtsvoll drückte. »Ihr bietet mir Eure Dienste, ich nehme sie an; folgt mir auf zwanzig Schritte bis zum Louvre, und

wenn uns Jemand verfolgt, so tötet ihn.«

D'Artagnan nahm seinen bloßen Degen unter den Arm, ließ Frau Bonacieux und den Herzog zwanzig Schritte vorausgehen und folgte ihnen, bereit, die Anweisung des edlen und eleganten Ministers von Carl I. buchstäblich zu vollstrecken.

Glücklicherweise hatte der junge Mann keine Gelegenheit, dem Herzog diesen Beweis von Ergebenheit abzulegen, und die junge Frau und der hübsche Musketier erreichten die Pforte des Louvre an der Rue de l'Echelle, ohne beunruhigt zu werden.

D'Artagnan begab sich sogleich nach der Schenke zum Fichtenapfel, wo er Porthos und Aramis fand, die seiner harrten.

Er gab ihnen keine nähere Erklärung über die Störung, die er beiden verursacht hatte, sondern sagte nur, er habe die Angelegenheit, wobei er ihren Beistand einen Augenblick für nothwendig erachtet, allein abgemacht. Fortgerissen durch den Gang unserer Erzählung, wollen wir die drei Freunde nach Hause gehen lassen und dem Herzog mit seiner Führerin in die Gänge des Louvre folgen.

XII.

George Villiers, Herzog von Buckingham.

Frau Bonacieux und der Herzog gelangten ohne Mühe in den Louvre; von Frau Bonacieux war es bekannt, daß sie im Dienste der Königin stand. Der Herzog trug die Uniform der Musketiere des Herrn von Treville, welche an diesem Abend die Wache hatten. Überdies war Germain im Interesse der Königin, und wenn etwas vorfiel, so wäre Frau Bonacieux ganz einfach beschuldigt worden, sie habe ihren Liebhaber in den Louvre gebracht; sie nahm das Verbrechen auf sich: ihr Ruf war allerdings verloren, aber welchen Werth hat in der Welt der Ruf einer kleinen Krämerin!

Sobald der Herzog und die junge Frau sich im Innern des Hofes befanden, gingen sie ungefähr zwanzig Schritte an einer Mauer hin. Nachdem sie diesen Raum durchwandert hatten, stieß Frau Bonacieux an eine kleine Thüre, welche bei Tag offen, aber in der Nacht gewöhnlich geschlossen war. Die Thüre gab nach, Beide traten ein und befanden sich in der Dunkelheit; Frau Bonacieux kannte jedoch alle Winkel und Räume dieses für die Leute vom Gefolge bestimmten Theiles vom Louvre. Sie verschloß die Thüre hinter sich, nahm den Herzog bei der Hand, machte tastend einige Schritte, faßte ein Geländer, berührte mit dem Fuß eine Stufe und fing an eine Treppe hinaufzusteigen, wobei der Herzog zwei Stockwerke zählte. Dann wandte sie sich nach der rechten Seite, folgte einer langen Flur, stieg wieder ein Stockwerk hinab, machte noch einige Schritte, steckte einen Schlüssel in ein Schloß, öffnete eine Thüre, schob den Herzog in ein nur durch eine Nachtlampe beleuchtetes Zimmer und sagte zu ihm: »Bleibt hier, Mylord Herzog, man wird kommen!« Hierauf entfernte sie sich durch dieselbe Thüre, welche sie mit dem Schlüssel wieder verschloß, so daß sich der Herzog buchstäblich gefangen fand.

Obschon sich der Herzog von Buckingham von aller Welt abgeschnitten sah, so befahl ihm doch nicht die geringste Furcht; eine der hervorstechendsten Seiten seines Charakters bestand in der Aufsuchung von Abenteuern und in der Liebe zum Romantischen. Tapfer, kühn, unternehmend, war es nicht das erste Mal, daß er sein Leben in solchen Versuchen wagte; er hatte erfahren, daß die angebliche Botschaft von Anna von Österreich, im Vertrauen auf deren Inhalt er nach Paris kam, eine Falle war, und statt nach England zurückzukehren, hatte er die Lage, in die man ihn versetzt, mißbraucht und der Königin erklärt, er würde nicht zurückkehren, ohne sie gesehen zu haben. Die Königin hielt seinem Drängen Anfangs eine gänzliche Weigerung entgegen, später aber befürchtete sie, der Herzog könnte außer sich gerathen und eine Thorheit begehen. Schon war sie entschlossen, ihn zu empfangen und ihn zu bitten, er möge sogleich abreisen, als gerade an dem Abend dieser Entscheidung Frau Bonacieux, welche den Herzog zu suchen und nach dem Louvre zu führen beauftragt war, verhaftet wurde. Zwei Tage lang wußte man durchaus nicht, was aus ihr geworden war, und Alles blieb ausgesetzt. Aber

sobald sie ihre Freiheit wieder erlangt und mit La Porte die Verbindung wiederhergestellt hatte, nahmen die Dinge wieder ihren Lauf, und sie erfüllte den gefährvollen Auftrag, den sie ohne ihre Verhaftung drei Tage früher vollführt haben würde.

Als sich Buckingham allein sah, näherte er sich einem Spiegel. Die Musketierkleidung stand ihm vortrefflich. Damals ein Mann von fünf und dreißig



Jahren, galt er mit Recht für den schönsten Baron und zierlichsten Cavalier von Frankreich und England. Der Liebling zweier Könige, im Besitze eines Vermögens von Millionen, allmächtig in einem Reiche, das er nach seiner Laune aufregte oder beruhigte, war George Villiers, Herzog von Buckingham, eine jener fabelhaften Existenzen, welche noch nach Jahrhunderten die Nachwelt in fortwährendes Erstaunen setzen. Seiner sicher, überzeugt von seiner Macht, gewiß, daß die Gesetze, welche Andere beherrschen, ihn nicht erreichen konnten, ging er gerade auf das Ziel los, das er sich gesteckt hatte, und war dasselbe auch so erhaben, so blendend, daß es für einen Andern eine Thorheit gewesen wäre, nur seinen Blick darauf zu werfen. So war es ihm gelungen, sich wiederholt der schönen und stolzen Anna von Österreich zu nähern und

durch die Macht der Verblendung ihre Liebe zu gewinnen.

George Villiers stellte sich, wie gesagt, vor einen Spiegel und gab seinem schönen blonden Haare die Wellenlinien wieder, die das Gewicht seines Hutes niedergedrückt hatte, strich seinen Schnurrbart in die Höhe und lächelte, glücklich und stolz, dem so lange ersehnten Augenblick nahe zu sein, sich selbst in übermüthiger Hoffnung zu.

In diesem Augenblick öffnete sich eine verborgene Tapetenthüre und eine Dame erschien. Buckingham sah diese Erscheinung im Spiegel; er stieß einen Schrei aus, es war die Königin!

Anna von Österreich zählte damals sechs bis sieben und zwanzig Jahre, das heißt sie stand im vollen Glanze ihrer Schönheit. Ihr Gang war der einer Königin oder Göttin. Ihre Augen, welche Smaragdreflexe warfen, waren unendlich schön und zugleich voll Sanftmuth und Majestät. Ihr Mund war klein und frischroth, und obgleich ihre Unterlippe, wie bei allen Prinzen vom Hause Österreich, etwas vortrat, so war er doch äußerst anmuthig in seinem Lächeln, aber ungemein wegwerfend in der Geringschätzung. Ihre Haut war berühmt wegen ihrer sammetartigen Weichheit; ihre Hand und ihre außerordentlich reizenden Arme wurden von den Dichtern der Zeit als unvergleichlich

besungen. Ihre Haare, welche in ihrer Jugend blond, nunmehr aber kastanienbraun geworden waren, umrahmten auf eine bewunderungswürdige Weise ihr Antlitz, dem der strengste Richter nur etwas weniger Röthe und der anspruchsvollste Bildhauer nur eine etwas feinere Nase hätte wünschen können.

Buckingham stand geblendet da; nie war ihm Anna von Österreich auf den Bällen, bei den Feten, bei den Carroussels so schön vorgekommen, als sie ihm in diesem Augenblick in ihrem einfachen weißen Seidenkleide erschien. Sie war begleitet von Donna Estefania, der einzigen von ihren spanischen Frauen, welche nicht durch die Eifersucht des Königs oder die Verfolgungen von Richelieu vertrieben worden war.



Anna von Österreich ging zwei Schritte vorwärts; Buckingham stürzte auf seine Kniee und küßte, ehe es die Königin verhindern konnte, den Saum ihres Kleides.

»Herzog, Ihr wißt bereits, daß ich Euch nicht habe schreiben lassen?«

»O ja, Madame, ja, Ew. Majestät. Ich weiß, daß ich ein Thor, ein Wahnsinniger gewesen bin, glauben zu können, der Schnee würde sich beleben, der Marmor erwärmen; aber was wollt Ihr? wenn man liebt, glaubt man leicht an die Liebe; überdies habe ich bei dieser Reise nicht Alles verloren, da ich Euch sehe.«

»Ja,« erwiderte Anna, »aber Ihr wißt, warum und wie ich Euch sehe, Mylord. Ich sehe Euch aus Mitleid für Euch selbst; ich sehe Euch, weil Ihr, unempfindlich für alle meine Qualen, hartnäckig in einer Stadt verweilt, wo Ihr Euer Leben wagt und meine Ehre bloßstellt. Ich sehe Euch, um Euch zu sagen, daß uns Alles trennt, die Tiefe des Meeres, die Zwistigkeiten der Königreiche, die Heiligkeit der Schwüre. Es ist ein wahrer Frevel, gegen so viele Dinge zu kämpfen, Mylord. Ich sehe Euch endlich, um Euch zu sagen, daß wir uns nicht mehr sehen dürfen.«

»Sprecht, Madame, sprecht, Königin,« erwiderte Buckingham, »die Sanftheit Eurer Stimme verhüllt die Härte Eurer Worte. Ihr sprecht von Frevel! aber der Frevel liegt in der Trennung von Herzen, welche Gott für einander geschaffen hatte.«

»Mylord!« rief die Königin, »Ihr vergeht, daß ich Euch nie gesagt habe, ich liebe Euch.«

»Aber Ihr habt mir auch nie gesagt, Ihr liebt mich nicht, und in der That, eine solche Äußerung wäre von Seiten Eurer Majestät eine zu große Undankbarkeit.

Denn sagt mir, wo würdet Ihr eine Liebe finden, die der meinigen gliche, eine Liebe, welche weder die Zeit, noch die Entfernung, noch die Verzweiflung zu ersticken vermögen; eine Liebe, die sich mit einem entfallenen Bande, einem verlorenen Blicke, einem entschlüpften Worte begnügt? Vor drei Jahren, Madame, habe ich Euch zum ersten Male gesehen, und seit drei Jahren liebe ich Euch auf diese Weise. Soll ich Euch sagen, wie Ihr gekleidet wäret, als ich Euch zum ersten Male sah, soll ich jedes Stück Eurer damaligen Toilette beschreiben? Ich sehe Euch noch vor mir: Ihr saßt nach spanischer Sitte, auf Polstern; Ihr hattet ein Kleid von grüner Seide mit Gold- und Silberstickerei, lange, an Euren schönen, Euren bewunderungswürdigen Armen mit großen Diamanten befestigte Ärmel, eine geschlossene Krause, auf Eurem Haupt eine kleine Mütze von der Farbe Eures Kleides und auf dieser Mütze eine Reiherfeder. Oh! ich schließe die Augen und sehe Euch, wie Ihr damals waret. Ich öffne sie wieder, und sehe Euch, wie Ihr jetzt seid – noch hundertmal schöner!«

»Welche Thorheit!« murmelte Anna von Österreich, die nicht den Muth besaß, dem Herzog zu grollen, weil er ihr Porträt so gut in seinem Innern bewahrt hatte; »welche Thorheit, eine vergebliche Leidenschaft mit solchen Erinnerungen zu nähren!«

»Und wovon soll ich denn leben? ich habe nur Erinnerungen. Das ist mein Glück, mein Schatz, meine Hoffnung! So oft ich Euch sehe, finde ich einen Diamant mehr, den ich in dem Gefäße meines Herzens einschließe. Dieser ist der vierte, den Ihr fallen laßt und ich auffaffe; denn in drei Jahren, Madame, habe ich Euch nur vier Mal gesehen, das erste Mal, wie ich so eben gesagt, das zweite Mal bei Frau von Chevreuse, das dritte Mal in den Gärten von Amiens . . . «

»Herzog,« rief die Königin, »sprecht mir nicht von diesem Abend.«

»Oh, sprechen wir im Gegentheil davon, Madame, sprechen wir davon, es ist der schönste, leuchtendste Abend meines Lebens. Ihr erinnert Euch jener herrlichen Nacht! Wie schön und balsamisch war die Lust, wie war der Himmel so blau und mit Sternen bestreut. Ach! damals, Madame, konnte ich einen Augenblick mit Euch allein sein; damals wäret Ihr bereit, mir Alles mitzutheilen, die Einsamkeit Eures Lebens, den Kummer Eures Herzens. Ihr lehntet Euch auf meinen Arm, auf diesen hier. Als ich meinen Kopf nach Eurer Seite neigte, da streiften Eure schönen Haare mein Gesicht, und so oft sie es streiften, bebt ich vom Scheitel bis zu den Zehen. Oh! Königin! Königin! Oh! Ihr wißt nicht Alles, was ein solcher Augenblick an himmlischen, paradiesischen Freuden in sich schließt. Meine Güter, mein Vermögen, meinen Ruhm, mein ganzes übriges Leben würde ich für einen solchen Augenblick und für eine solche Nacht hingeben: denn in dieser Nacht, Madame, in dieser Nacht liebtet Ihr mich, das schwöre ich Euch.«

»Mylord, ja, es ist möglich, daß der Einfluß des Ortes, der Zauber jener schönen Nacht, das Blendwerk Eures Blickes, daß die tausend Umstände, welche sich zuweilen vereinigen, um eine Frau ins Verderben zu stürzen, sich in diesem unseligen Augenblick um mich gruppiert haben; aber Ihr mußtet wahrnehmen, Mylord, daß die Königin der schwach werdenden Frau zu Hilfe kam: bei dem ersten Wort, das Ihr zu sagen wagtet, bei der ersten Kühnheit, auf die ich zu antworten hatte, rief ich die Hilfe herbei.«

»Oh! ja, ja, das ist wahr, und eine andere Liebe, als die meinige, wäre dieser Prüfung unterlegen. Aber meine Liebe ist nur noch glühender und beständiger daraus hervorgegangen. Ihr glaubtet mich zu fliehen, indem Ihr nach Paris zurückkehrtet, Ihr glaubtet, ich würde es nicht wagen, den Schatz zu verlassen, dessen Bewachung mein Herr mir übertragen hatte. Ach! was liegt mir an allen Schätzen der Welt und an allen Königen der Erde! Nach acht Tagen war ich zurückgekehrt, Madame. Diesmal hattet Ihr mir nichts zu sagen. Ich hatts meine Gnade, mein Leben eingesetzt, um Euch zum zweiten Mal zu sehen. Ich berührte nicht einmal Eure Hand und Ihr vergabt mir, als Ihr mich so unterwürfig, so reumüthig erblicktet.«

»Ja, aber die Verleumdung hat sich aller dieser Thorheiten bemächtigt, an denen ich, wie Ihr wohl wißt, nicht im Geringsten schuldig war. Der König hat, durch den Kardinal aufgereizt, ein furchtbares Geschrei erhoben; Frau von Verne wurde fortgejagt, Putange verbrannt, Frau von Chevreuse fiel in Ungnade, und als Ihr als Botschafter nach Frankreich zurückkehren wolltet, widersetzte sich der König selbst, Mylord, wie Ihr Euch wohl erinnern werdet.«

»Ja, und Frankreich wird die Weigerung seines Königs mit einem Kriege bezahlen. Ich kann Euch nicht mehr sehen, Madame, wohl! Ihr sollt jeden Tag von mir sprechen hören. Welchen Zweck glaubt Ihr wohl, daß diese Expedition von Re und das von mir beabsichtigte Bündniß mit den Protestanten von La Rochelle haben? Das Vergnügen, Euch zu sehen. Ich habe nicht die Hoffnung, mit gewaffneter Hand bis nach Paris vorzudringen das weiß ich wohl. Aber dieser Krieg kann einen Frieden herbeiführen; dieser Friede wird die Person eines Unterhändlers nöthig machen, und dieser Unterhändler werde ich sein. Man wird es nicht mehr wagen, mich zurückweisen, ich werde nach Paris zurückkommen, Euch sehen und einen Augenblick glücklich sein. Tausende von Menschen müssen allerdings mein Glück mit ihrem Leben bezahlen, aber was liegt mir daran, wenn ich nur Euch sehe? Alles dieß ist vielleicht thöricht, vielleicht wahnsinnig, aber sagt mir, welche Frau hat einen liebenderen Liebhaber, welche Königin einen glühenderen Diener?«

»Mylord! Mylord! Ihr beruft Euch zu Eurer Vertheidigung auf Dinge, welche Euch noch mehr anklagen. Mylord, alle diese Beweise von Liebe, die Ihr mir geben wollt, sind beinahe Verbrechen.«

»Weil Ihr mich nicht liebt, Madame; wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr alles das ganz anders ansehen; wenn Ihr mich liebtet, oh! es wäre zu viel Glück, ich würde närrisch werden. Ah! Frau von Chevreuse, von der Ihr so eben gesprochen habt, Frau von Chevreuse war minder grausam als Ihr. Holland liebte sie und sie erwiderte seine Liebe.«

»Frau von Chevreuse war nicht Königin,« murmelte Anna von Oesterreich, wider Willen durch den Ausdruck einer so innigen Liebe besiegt.

»Ihr würdet mich also lieben, wenn Ihr nicht Ihr wäret, Madame, Ihr würdet mich also lieben? Ich darf also glauben, daß Euch nur die Würde Eures Ranges so grausam gegen mich macht! Ich darf glauben, daß der arme Buckingham hätte hoffen dürfen wenn Ihr Frau von Chevreuse gewesen wäret? Dank, für die süßen Worte, oh! meine schöne Majestät! hundertfachen Dank!«

»Ah, Mylord, Ihr habt schlecht verstanden, falsch ausgelegt; ich wollte nicht sagen . . . «

»Stille, stille,« erwiderte der Herzog, »wenn ein Irrthum mich glücklich macht, so seid nicht so grausam, ihn mir zu benehmen. Ihr sagtet mir selbst, man habe mir eine Falle gelegt. Ich werde vielleicht mein Leben darin lassen; denn ich habe seltsamer Weise seit einiger Zeit Vorgefühle meines nahe bevorstehenden Todes.« Und der Herzog lächelte traurig, aber voll Grazie.

»Oh! mein Gott!« rief Anna von Österreich mit einem Ausdruck des Schreckens, welcher eine größere Theilnahme für den Herzog kundgab, als sie es gestehen wollte.

»Ich sage dies nicht, um Euch zu erschrecken, Madame. Nein, es ist sogar lächerlich, daß ich es Euch sage. Glaubt mir, dergleichen Träume beschäftigen mich durchaus nicht. Aber das Wort, das Ihr so eben zu mir gesprochen, die Hoffnung, die Ihr mir beinahe gegeben, wird Alles, sogar mein Leben bezahlt haben.«

»Auch ich, Herzog,« sprach Anna von Österreich, »auch ich habe Ahnungen und Träume. Ich sah Euch im Traume verwundet, blutend auf der Erde ausgestreckt.«

»Auf der linken Seite verwundet, nicht wahr, und zwar mit einem Messer?« unterbrach Buckingham die Königin.

»Ja, so ist es, Mylord, so ist es, auf der linken Seite mit einem Messer, wer konnte Euch sagen, daß mir dieses träumte? Ich habe es nur Gott in meinem Gebete anvertraut.«

»Ich verlange nicht mehr, und Ihr liebt mich, Madame, das ist gewiß.«

»Ich liebe Euch, ich?«

»Ja, Ihr. Würde Euch Gott dieselben Träume schicken, wie mir, wenn Ihr mich nicht liebtet? Hätten wir dieselben Ahnungen, wenn sich unser beiderseitiges Dasein nicht durch das Herz berührte? Ihr liebt mich, o Königin, und werdet mich beweinen.«

»Oh mein Gott! mein Gott!« rief Anna von Österreich, »das ist mehr, als ich ertragen kann. Geht, Herzog, ums Himmels, willen, geht, entfernt Euch! Ich weiß nicht, ob ich Euch liebe oder ob ich Euch nicht liebe; aber ich weiß nur so viel, daß ich nicht meineidig sein werde. Habt also Mitleid mit mir und geht. Oh! wenn Ihr in Frankreich getroffen würdet, wenn Ihr in Frankreich sterben müßtet, und ich könnte glauben. Eure Liebe für mich wäre die Ursache Eures Todes – ich wüßte mich nie mehr zu trösten: ich würde wahnsinnig. Geht also, geht, ich flehe Euch an.«

»Oh! wie schön seid Ihr so, wie liebe ich Euch!« sprach Buckingham.

»Entfernt Euch, geht, ich bitte Euch, und kommt später wieder; kommt als Botschafter, als Minister, kommt umgeben von Garden, die Euch vertheidigen, von Dienern, die Euch bewachen werden, und dann fürchte ich nicht mehr für Euer Leben und werde mich glücklich schätzen, Euch wieder zu sehen.«

»Oh! ist es wahr, was Ihr mir sagt?«

»Ja . . . «

»Nun wohl, ein Pfand Eurer Huld, einen Gegenstand, der von Euch kommt und mich daran erinnert, daß ich nicht träumte, irgend eine Sache, die Ihr getragen habt und die ich selbst tragen kann, einen Ring, ein Halsband, eine Kette.«

»Und geht Ihr gewiß, wenn ich Euch gebe, was Ihr von mir verlangt?«

»Ja, sogleich, ja.«

»Ihr verlaßt Frankreich? Ihr kehrt nach England zurück?«

»Ja, ich schwöre es.«

»Dann wartet einen Augenblick.«

Anna von Österreich ging in ihr Gemach zurück und kam beinahe in demselben Augenblick wieder heraus. Sie hielt in der Hand ein mit Gold incrustirtes Kistchen von Rosenholz.

»Hört, Mylord Herzog, hört,« sprach sie, »behaltet dies zur Erinnerung an mich.«

»Buckingham nahm das Kistchen und sank zum zweiten Male auf die Kniee.

»Ihr habt mir versprochen, abzureisen,« sprach die Königin.

»Und ich halte mein Wort, Eure Hand, Eure Hand, Madame, und ich reise.«

Anna reichte ihm die Hand, indem sie zugleich die Augen schloß und sich auf Estefania stützte, denn sie fühlte, daß ihre Kräfte zusammenbrachen.

Buckingham drückte seine Lippen leidenschaftlich auf diese schöne Hand, stand dann auf und rief:

»Ehe sechs Monate vergehen, habe ich Euch wieder gesehen, wenn ich nicht todt bin, Madame, und sollte ich auch die ganze Welt umkehren.«

Seinem Versprechen getreu, stürzte er aus dem Zimmer.

Auf der Flur traf er Frau Bonacieux, die ihn erwartete und mit denselben Vorsichtsmaßregeln und mit demselben Glücke aus dem Louvre zurückführte.



XIII.

Herr Bonacieux.

Bei dieser ganzen Geschichte spielte eine Person mit, um die man sich, trotz ihrer bedenklichen Lage, nur wenig zu beunruhigen schien: diese Person war Herr Bonacieux, der ehrenwerthe Märtyrer politischer und verliebter Intriguen, die sich in dieser zugleich so ritterlichen und so galanten Epoche so gut mit einander vermengten.

Zum Glück erinnert sich der Leser, oder er erinnert sich auch nicht, daß wir ihn nicht aus dem Blick zu lassen versprochen haben.

Die Schergen, welche ihn verhaftet hatten, führten ihn geraden Wegs nach der Bastille, wo man ihn ganz zitternd an einem Zug Soldaten, welche ihre Musketen luden, vorübergehen ließ. Von hier in eine halb unterirdische Galerie gebracht, wurde er von Seiten derjenigen, welche ihn verhaftet hatten, der Gegenstand der gröbsten Beleidigungen, der größten Mißhandlungen. Die Sbirren sahen, daß sie es mit keinem Edelmann zu thun hatten, und behandelten ihn als einen armen Schlucker.

Nach Verlauf einer halben Stunde machte ein Gerichtsschreiber seinen Qualen, aber nicht seiner Unruhe ein Ende, indem er befahl, Herrn Bonacieux ins Verhörzimmer zu bringen. Gewöhnlich befragte man die Gefangenen in ihrem Zimmer, aber mit Herrn Bonacieux machte man nicht so viel Umstände.

Zwei Gardien ergriffen den Krämer, ließen ihn durch einen Hof schreiten, sodann in eine Flur eintreten, wo drei Schildwachen standen, öffneten eine Thüre und stießen ihn in eine niedrige Stube, in der das ganze Geräthe aus einem Tische, einem Stuhl und einem Commissär bestand. Der Commissär saß auf dem Stuhle und schrieb auf dem Tisch. Die zwei Gardien führten den Gefangenen vor den Tisch und entfernten sich auf ein Zeichen des Commissärs aus dem Bereich seiner Stimme. Der Commissär, welcher bis dahin seinen Kopf gesenkt gehalten hatte, erhob ihn nun, um zu sehen, mit wem er es zu thun hätte. Dieser Commissär war ein Mann von widerlicher Miene, mit spitziger Nase, gelben, hervorstehenden Backenknochen, kleinen, aber forschenden und lebhaften Augen, ein Mann, dessen Physiognomie eine Mischung von Marder und Fuchs zu sein schien. Sein von einem langen Halse getragenes Haupt trat, sich wiegend, aus seinem schwarzen Gewande beinahe mit derselben Bewegung hervor, die man bei der Schildkröte wahrnimmt, wenn sie den Kopf aus ihrer Schale herausstreckt.

Er fing damit an, daß er Herrn Bonacieux nach Namen und Vornamen, Alter und Domizil fragte. Der Angeklagte antwortete, er heiße Jacques Michel Bonacieux, sei einundfünfzig Jahre alt, Krämer, der sich vom Geschäfte zurückgezogen, und wohne in der Rue des Fossoyeurs, Nro. 11.

Statt mit dem Verhör fortzufahren, hielt ihm der Commissär nun eine lange Rede über die Gefahr, die ein unbedeutender Bürger laufe, wenn er sich in die öffentlichen Angelegenheiten mische. Diese Predigt verband er mit einer

Erläuterung, worin er von der Macht und den Handlungen des Herrn Kardinals, dieses unvergleichlichen Ministers, dieses Besiegers früherer Minister, dieses Beispiels zukünftiger Minister sprach, von einer Macht und von Handlungen, denen Niemand ungestraft in den Weg trete.

Nach diesem zweiten Theil seiner Rede heftete er seinen Sperberblick auf den armen Bonacieux, und forderte ihn auf, den Ernst seiner Lage in Betracht zu ziehen.

Die Betrachtungen des Krämers waren alle angestellt. Er wünschte den Augenblick zum Teufel, wo Herr La Porte den Gedanken gehabt hatte, ihn mit seiner Pathin zu verheirathen, und mehr noch den Augenblick, wo eben diese Pathin in die Garderobe der Königin aufgenommen wurde.

Der Grundstoff im Charakter von Meister Bonacieux war verhärtete Selbstsucht, vermischt mit schmutzigem Geiz und gewürzt mit außerordentlicher Feigheit. Die Liebe, die ihm seine junge Frau eingeflößt hatte, war ein ganz secundäres Gefühl und konnte mit den aufgezählten Gefühlen nicht in die Schranken treten.

Herr Bonacieux überdachte sich in der That, was man ihm so eben gesagt hatte.

»Aber, mein Herr Commissär,« sprach er schüchtern, »glaubt mir, daß ich mehr als irgend ein Mensch das Verdienst der unvergleichlichen Eminenz, von der wir regiert zu werden die Ehre haben, kenne und zu schätzen weiß.«

»Wirklich?« fragte der Commissär mit etwas zweifelhafter Miene. »Aber wenn dem in der That so ist, wie kommt ihr in die Bastille?«

»Wie ich hierher komme, oder vielmehr, warum ich hier bin,« erwiderte Bonacieux, »das kann ich Euch unmöglich sagen, weil ich es selbst nicht weiß; aber sicherlich nicht, weil ich den Herrn Kardinal beleidigt habe, wenigstens nicht wissentlich.«

»Ihr müßt doch ein Verbrechen begangen haben, da Ihr hier des Hochverraths angeklagt seid.«

»Des Hochverraths!« rief Bonacieux erschrocken. »Des Hochverraths! wie sollte ein armer Krämer, der die Hugenotten haßt und die Spanier verabscheut, des Hochverraths angeklagt sein? Bedenkt doch, mein Herr, dies ist in der That rein unmöglich.«

»Herr Bonacieux,« sprach der Commissär, und schaute dabei den Angeklagten an, als ob seine kleinen Augen die Macht besäßen, in der Tiefe der Herzen zu lesen, »Herr Bonacieux, habt Ihr eine Frau?«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Krämer, am ganzen Leibe zitternd, denn er fühlte, daß in diesem Punkte der böse Knoten der ganzen Angelegenheit liegen mußte; »das heißt, ich hatte eine.«

»Wie? Ihr hattet eine! Was habt Ihr gemacht, wenn Ihr sie nicht mehr besitzt?«

»Man hat sie mir entführt, mein Herr.«

»Man hat sie Euch entführt?« sprach der Commissär. »Ah!«

Bonacieux fühlte bei diesem Ah, daß sich die Angelegenheit immer mehr verwickelte.

»Man hat sie Euch entführt?« versetzte der Commissär; »und wißt Ihr, wer

der Mann ist, der diesen Raub begangen hat?«

»Ich glaube. Ihn zu kennen.«

»Wer ist es?«

»Bedenkt, daß ich nichts behaupte, mein Herr Commissär, sondern nur vermüthe.«

»Wen habt Ihr im Verdacht? Antwortet offenherzig.«

Herr Bonacieux war in der größten Verlegenheit; sollte er Alles leugnen oder Alles sagen? Leugnete er Alles, so konnte man glauben, er wisse zu viel, um zu gestehen; sagte er Alles, so war dies ein Beweis von gutem Willen. Er entschloß sich, Alles zu sagen.

»Ich habe,« sprach er, »einen großen Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe und stolzer Miene im Verdacht, der ganz aussieht, wie ein vornehmer Herr; er folgte uns wiederholt, wie es mir vorkam, wenn ich meine Frau vor der Pforte des Louvre erwartete, um sie nach Haus zu begleiten.«

Der Commissär schien sich etwas beunruhigt zu fühlen.

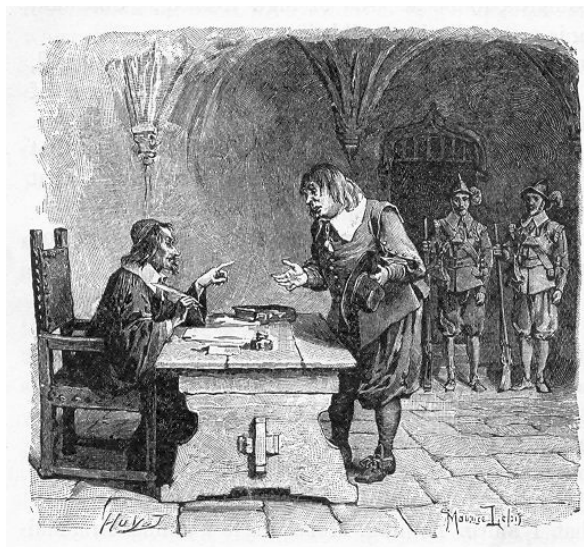
»Und sein Name?« sprach er.

»Ah, was seinen Namen betrifft, den weiß ich nicht. Aber wenn ich ihm je begegne, und wäre es unter tausend Menschen, werde ich ihn sogleich wieder erkennen, dafür stehe ich Euch.«

Die Stirne des Commissärs verfinsterte sich.

»Ihr werdet ihn unter tausend Menschen wieder erkennen, sagt Ihr?« fuhr er fort.

»Das heißt, erwiderte Bonacieux, welcher einsah, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, »das heißt . . . «



»Ihr habt mir geantwortet, Ihr würdet ihn wieder erkennen,« sprach der Commissär, »schon gut, das ist für heute genug. Ehe wir weiter gehen, muß Jemand davon in Kenntniß gesetzt werden, daß Ihr den Räuber Eurer Frau kennt.«

»Aber ich habe Euch nicht gesagt, ich kenne ihn!« rief Bonacieux in Verzweiflung. »Ich sagte Euch im Gegentheil . . . «

»Führt den Gefangenen ab,« sprach der Commissär zu den Wachen.

»Und wohin soll man ihn führen?« fragte der Gerichtsschreiber.

»In einen Kerker.«

»In welchen?«

»Oh, mein Gott! in den nächsten besten, wenn er nur fest ist,« erwiderte der Commissär mir einer Gleichgültigkeit, die den armen Bonacieux schaudern machte.

»Wehe, wehe!« sprach er zu sich selbst, »das Unglück lastet auf meinem Haupt; meine Frau wird ein furchtbares Verbrechen begangen haben; man hält

mich für ihren Mitschuldigen und bestraft mich mit ihr. Sie wird gesprochen, sie wird eingestanden haben, ich sei mit Allem vertraut; eine Frau ist so schwach! Ein Kerker! der nächste beste! so geht es! eine Nacht ist bald vorüber, und dann morgen Galgen und Rad! Oh! mein Gott, mein Gott, erbarme Dich meiner!«

Ohne im Geringsten auf das Klagegeschrei des Meisters Bonacieux zu hören, ein Geschrei, woran sie übrigens gewöhnt sein mußten, nahmen die zwei Wachen den Gefangenen beim Arm und führten ihn weg, während der Commissär in Eile einen Brief schrieb, auf den der Gerichtschreiber wartete.

Bonacieux schloß kein Auge; nicht als ob sein Kerker zu abscheulich gewesen wäre, sondern weil seine Unruhe zu groß war. Er blieb die ganze Nacht auf seiner Bank, er zitterte bei dem geringsten Geräusche, und als die ersten Strahlen des Tages in seine Kammer drangen, kam es ihm vor, als hätte das Morgenroth eine Leichenfärbung angenommen.

Plötzlich hörte er die Riegel klirren und sprang erschrocken auf. Der Unglückliche glaubte, man komme, um ihn zu holen und nach dem Schaffot zu führen. Aber als er statt des erwarteten Henkers seinen Commissär und seinen Gerichtsschreiber vom vorigen Tage erscheinen sah, war er sehr geneigt, ihnen um den Hals zu fallen.

»Eure Angelegenheit hat sich seit gestern Abend sehr verwirrt, mein braver Mann,« sagte der Kommissär, »und ich rathe Euch, die Wahrheit unumwunden zu gestehen, denn nur Eure Reue vermag den Zorn des Kardinals zu beschwören.«

»Ich bin bereit. Alles zu sagen,« rief Bonacieux, »wenigstens Alles, was ich weiß. Fragt, ich bitte Euch.«

»Vor Allem: wo ist Eure Frau?«

»Ich sagte Euch doch, man habe sie mir entführt.«

»Ja, aber seit gestern Mittag um fünf Uhr ist sie durch Eure Hilfe entflohen.«

»Meine Frau ist entflohen?« rief Bonacieux. »Oh, die Unglückliche! Mein Herr, wenn sie entflohen ist, so bin ich nicht Schuld, ich schwöre es Euch.«

»Was hattet Ihr dann bei Herrn d'Artagnan, Eurem Nachbar zu thun, mit welchem Ihr an diesem Tag eine lange Konferenz hieltet?«

»Ach! ja, Herr Commissär, ja, das ist wahr, und ich gestehe, daß ich Unrecht hatte. Ja, ich bin bei Herrn d'Artagnan gewesen.«

»Und was war der Zweck Eures Besuches?«

»Ich wollte ihn bitten, mir meine Frau aufsuchen zu helfen. Ich glaubte mich berechtigt, sie zurückzufordern; aber ich täuschte mich, wie es scheint, und bitte um Vergebung.«

»Was antwortete Herr d'Artagnan?«

»Herr d'Artagnan hat mir seinen Beistand zugesagt; aber ich sah bald ein, daß er mich verrieth.«

»Ihr wollt der Justiz eine Lüge aufschwätzen! Herr d'Artagnan hat einen Vertrag mit Euch abgeschlossen, hat kraft dieses Vertrags die Polizei, welche Eure Frau verhafteten, in die Flucht gejagt, und alle Nachforschungen vereitelt.«

»Herr d'Artagnan hat meine Frau entführt? Ei, ei, was sagt Ihr mir da?«

»Zum Glück ist Herr d'Artagnan in unsern Händen und Ihr sollt ihm gegenüber gestellt werden.«

»Ah! meiner Treu, das ist mir ungemein lieb;« rief Bonacieux, »es soll mir gar nicht leid thun, ein bekanntes Gesicht zu sehen.«

»Laßt Herrn d'Artagnan eintreten,« sprach der Commissär zu den zwei Wachen.

Die Wachen ließen Athos eintreten.

»Herr d'Artagnan,« sprach der Commissär, sich an Athos wendend, »erklärt, was zwischen Euch und diesem Herrn vorgefallen ist.«

»Aber Ihr zeigt mir ja gar nicht d'Artagnan,« rief Bonacieux.

»Wie, das ist nicht d'Artagnan?« sprach der Commissär.

»Keineswegs,« antwortete Bonacieux.

»Wie heißt dieser Herr?« fragte der Commissär.

»Ich kann es Euch nicht sagen, ich kenne ihn nicht.«

»Wie, Ihr kennt ihn nicht?«

»Nein!«

»Ihr habt ihn nie gesehen?«

»Doch; aber ich weiß nicht, wie er heißt.«

»Euer Name?« fragte der Commissär.

»Athos«, antwortete der Musketier.

»Das ist kein Menschenname, sondern der Name eines Berges,« rief der arme Untersuchungsrichter, der den Kopf zu verlieren anfang.

»Es ist mein Name,« sprach Athos ruhig.

»Aber Ihr sagtet doch, Ihr hießt d'Artagnan?«

»Ich?«

»Ja, Ihr!«

»Man hat zu mir gesagt: Ihr seid Herr d'Artagnan? ich erwiderte: Ihr glaubt? Meine Wachen meinten, sie wüßten es gewiß; ich wollte ihnen nicht widersprechen; überdies konnte ich mich täuschen.«

»Mein Herr, Ihr beleidigt die Majestät der Justiz!«

»Durchaus nicht,« entgegnete Athos gelassen.

»Ihr seid Herr d'Artagnan?«

»Seht, Ihr sagt es mir noch einmal.«

»Nun ich sage Euch, mein Herr Commissär,« rief Bonacieux, »daß man hier keinen Augenblick zweifeln darf. Herr d'Artagnan wohnt in meinem Hause, und ich muß ihn folglich kennen, obgleich er mir meinen Miethzins nicht bezahlt, und gerade aus diesem Grunde. Herr d'Artagnan ist ein junger Mann von kaum neunzehn bis zwanzig Jahren, und dieser Herr ist gewiß dreißig Jahre alt. Herr d'Artagnan steht bei den Garden des Herrn des Essarts, und dieser Herr bei der Musketiercompagnie des Herrn von Treville. Schaut die Uniform an, mein Herr Commissär, schaut die Uniform an.«

»Es ist wahr,« murmelte der Commissär, »es ist bei Gott wahr!«

In diesem Augenblicke wurde die Thüre rasch geöffnet, und ein von einem Gefangenenwärter der Bastille eingeführter Bote übergab dem Commissär einen Brief.

»Oh! die Unglückliche!« rief der Commissär.

»Wie? was sagt Ihr? von wem sprecht Ihr? Hoffentlich nicht von meiner Frau?«

»Im Gegentheil gerade von ihr. Eure Angelegenheit steht ganz schön!«

»Ah,« rief der Krämer in Verzweiflung, »macht mir das Vergnügen und sagt mir, wie sich meine Angelegenheit durch das verschlimmern kann, was meine Frau thut, während ich im Gefängnis sitze.«

»Weil das, was sie thut, die Folge eines unter Euch abgekarteten höllischen Planes ist.«

»Ich schwöre Euch, Herr Commissär, daß Ihr in einem gewaltigen Irrthume befangen seid; daß ich nicht das Mindeste von dem weiß, was meine Frau thun sollte; daß ich dem, was sie gesagt hat, völlig fremd bin, und daß ich sie, wenn sie Dummheiten begangen hat, verleugne, verfluche.«

»Ei,« sprach Athos zu dem Commissär, »wenn Ihr mich hier nicht braucht, so schickt mich irgendwo hin. Dieser Herr Bonacieux ist ein sehr langweiliger Geselle.«

»Führt die Gefangenen in ihre Kerker zurück,« sprach der Commissär, mit derselben Gebärde Athos und Bonacieux bezeichnend, »und man bewache sie mit der größten Strenge!«

»Wenn Ihr indessen mit Herrn d'Artagnan zu thun habt,« sagte Athos mit seiner gewöhnlichen Ruhe, »so sehe ich nicht ganz ein, warum ich seine Stelle vertreten soll.«

»Thut, was ich gesagt habe,« rief der Commissär, »und beobachtet das tiefste Stillschweigen, hört Ihr?«

Athos folgte den Wachen mit einem Achselzucken, und Herr Bonacieux mit einem Klagegeschrei, das einem Tiger hätte das Herz zerreißen mögen.

Man führte den Krämer in denselben Kerker, wo er die Nacht zugebracht hatte, und ließ ihn hier den ganzen Tag. Den ganzen Tag weinte Herr Bonacieux, wie ein wahrer Krämer, denn er war durchaus kein Mann vom Schwerte, wie er uns selbst gesagt hat.

Abends gegen neun Uhr, in dem Augenblick, wo er sich entschloß, zu Bette zu gehen, hörte er Tritte in der Hausflur. Diese Tritte näherten sich seinem Kerker, die Thüre wurde geöffnet, die Wachen erschienen.

»Folgt mir,« sagte ein Gefreiter, der hinter den Wachen ging.

»Euch folgen!« rief Bonacieux, »Euch folgen, zu dieser Stunde! und wohin denn, mein Gott?«

»Wohin wir Euch zu führen den Befehl haben.«



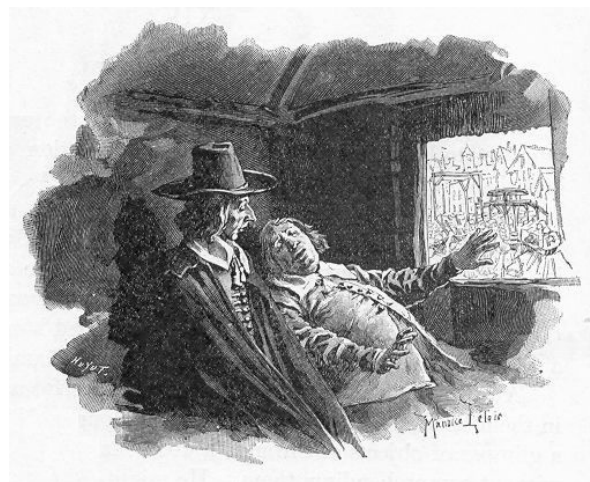
»Aber das ist keine Antwort.«

»Es ist die einzige, die wir Euch geben können.«

»Ach! mein Gott, mein Gott,« murmelte der arme Krämer, »diesmal bin ich verloren.«

Und er folgte maschinenmäßig ohne Widerstand den Wachen, die ihn holten. Er ging durch dieselbe Flur, durch die er bereits gegangen war, durchschritt einen ersten Hof und dann ein zweites Hauptgebäude. Vor dem Thore des Einfahrthofes fand er einen von vier Reitern umgebenen Wagen. Man ließ ihn in diesen Wagen einsteigen, der Gefreite setzte sich neben ihn. Man verschloß den Kutschenschlag mit einem Schlüssel, und Beide befanden sich in einem fahrenden Gefängnisse.

Das Gefährt setzte sich langsam wie ein Leichenwagen in Bewegung. Durch das geschlossene Gitter gewahrte der Gefangene die Häuser und das Pflaster, mehr nicht. Aber als wahrer Pariser erkannte Bonacieux jede Straße an den Ecksteinen, an den Schilden, an den Laternen. Als sie zu St. Paul gelangten, wo man die Verurtheilten der Bastille hinrichtete, war er einer Ohnmacht nahe und bekreuzte sich zweimal. Er glaubte, der Wagen würde hier halten, aber er ging weiter. Später erfaßte ihn abermals ein gewaltiger Schrecken, als er an dem Kirchhof St. Jean vorüberfuhr, wo man die Staatsverbrecher beerdigte. Ein einziger Umstand beruhigte ihn einigermaßen, nämlich daß man ihnen vor der Einscharrung gewöhnlich den Kopf abschnitt, und sein Kopf saß noch auf



seinen Schultern. Als er aber sah, daß der Wagen die Straße nach der Grève einschlug, als er die spitzigen Dächer des Stadthauses bemerkte und wahrnahm, daß man unter der Arcade einbog, da glaubte er, jetzt sei Alles aus. Er wollte dem Gefreiten beichten; da ihm dieser aber alles Gehör verweigerte, so stieß er ein so erbarmungswürdiges Geschrei aus, daß ihm der Gefreite erklärte, wenn er nicht aufhöre, ihm die Ohren voll zu schreien, so werde er ihm einen Knebel anlegen. Diese Drohung

beruhigte Bonacieux einigermaßen. Wollte man ihn an der Grève hinrichten, so lohnte es sich nicht der Mühe, ihn zu knebeln, da man die Richtstätte beinahe erreicht hatte. Der Wagen fuhr in der That über den unseligen Ort hin, ohne anzuhalten. Jetzt war nichts mehr zu befürchten, als die Croix-du-Trahoir, und der Wagen nahm seinen Weg wirklich gerade in dieser Richtung.

Diesmal konnte man nicht mehr zweifeln. Auf der Croix-du-Trahoir wurden Verbrecher untergeordneten Ranges hingerichtet. Bonacieux hatte sich des St. Paul oder des Grève-Platzes würdig gehalten. An der Croix-du-Trahoir sollten sein Leben und sein Schicksal sich endigen! Er konnte das unglückliche Kreuz noch nicht sehen, aber er hatte ein Gefühl, als ob es ihm entgegen käme. Als nur noch etwa zwanzig Schritte zurückzulegen waren, hörte er ein Geräusch und der Wagen hielt stille. Das war mehr, als der arme, durch die rasch aufeinander erfolgten Gemüthsbewegungen niedergeschmetterte Krämer zu

ertragen vermachte. Er stieß einen schwachen Seufzer aus, den man für den letzten Athemzug eines Sterbenden hätte halten können, und sank in Ohnmacht.

XIV.

Der Mann von Meung.

Der Zusammenlauf fand nicht statt, weil man einen für den Galgen bestimmten Menschen erwartete, sondern er wurde durch die Anschauung eines Gehenkten veranlaßt. Einen Augenblick aufgehalten, fuhr der Wagen bald wieder weiter, setzte seinen Weg durch die Menge fort, gelangte in die Rue St. Honoré, wandte sich nach der Rue des Bons-Enfants und hielt vor einer niederen Pforte an.

Die Thüre öffnete sich; zwei Wachen nahmen Bonacieux, der von dem Gefreiten unterstützt wurde, in ihre Arme, und man stieß ihn in einen Gang, ließ ihn eine Treppe hinaufsteigen und setzte ihn in einem Vorzimmer nieder. Alle diese Bewegungen hatten sich für ihn maschinenmäßig bewerkstelligt. Er war gegangen, wie man im Traume geht; er hatte die Gegenstände in einem Nebel gesehen. Seine Ohren hatten Töne vernommen, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Man hätte ihn in diesem Augenblick hinrichten können, und er würde nicht die geringste Gebärde zu seiner Vertheidigung unternommen, keinen Schrei ausgestoßen haben, um Mitleid zu erleben.

Er blieb also, den Rücken an die Wand gelehnt und die Arme herabhängend, auf derselben Stelle der Bank sitzen, wo ihn die Wachen niedergesetzt hatten. Da er jedoch bei Umherschauen nichts Bedrohliches gewahr wurde, da nichts eine wirkliche Gefahr andeutete, da die Bank geziemend ausgepolstert und die Wand mit schönem Corduanleder tapeziert war, da prächtige rothe Damastvorhänge, vom Fenster herabwogten, so begriff er allmählig, daß seine Furcht übertrieben war, und er fing an, seinen Kopf nach rechts und links, und von unten nach oben zu bewegen. Durch diese Bewegung, der sich Niemand widersetzte, gewann er etwas Muth; er wagte es, zuerst ein Bein, dann das andere vorzuziehen; dann erhob er sich vorsichtig mit Hilfe seiner Hände auf seiner Bank und stand bald auf seinen Füßen.

In diesem Augenblicke öffnete ein hübscher Offizier einen Thürvorhang. Er wechselte noch ein paar Worte mit einer im anstoßenden Zimmer befindlichen Person, wandte sich sodann gegen den Gefangenen um und sagte:

»Seid Ihr Bonacieux?«

»Ja, mein Herr Offizier,« stammelte der Krämer, mehr todt als lebendig, »Euch zu dienen.«

»Tretet ein,« sagte der Offizier.

Und er trat auf die Seite, daß der Krämer durchgehen konnte. Dieser gehorchte ohne Erwiderung und trat in das Zimmer, wo man ihn zu erwarten schien.

Es war ein großes, an den Wänden mit Vertheidigungs- und Angriffswaffen geschmücktes, geschlossenes und lustloses Cabinet, in welchem bereits ein Feuer brannte, obgleich man erst am Ende des Monats September war. Ein



viereckiger, mit Büchern und Papieren bedeckter Tisch, auf welchem ein ungeheurer Plan der Stadt Rochelle entrollt war, nahm die Mitte des Zimmers ein. Vor dem Kamin stand ein Mann von mittlerer Gestalt, stolzer, hochmütiger Miene, mit durchdringenden Augen, breiter Stirne und abgemagertem Gesichte, das durch Schnurr- und Knebelbart noch länger wurde. Obgleich er erst sechs- bis siebenunddreißig Jahre alt sein mochte, so fingen doch Haupthaare, Schnurrbart und Knebelbart an grau zu werden. Dieser Mann trug zwar keinen Degen, sah aber ganz wie ein Krieger aus, und seine büffelledernen, noch leicht mit Staub bedeckten

Stiefel deuteten an, daß er im Verlauf des Tages geritten war.

Dieser Mann war Armand Jean Duplessis, Kardinal von Richelieu, nicht wie man ihn uns darstellt, hinfällig wie ein Greis, leidend wie ein Märtyrer, mit gebrochenem Körper, erloschener Stimme, in einem großen Lehnstuhl begraben, nur durch die Kraft seines Genies lebend und den Kampf mit Europa einzig und allein durch die ewige Thätigkeit seines Geistes aushaltend; sondern, so wie er in Wirklichkeit zu dieser Zeit war, das heißt ein galanter Kavalier von aufrechter Haltung, zwar schwach von Körper, aber unterstützt von jener moralischen Kraft, die ihn zu einem der außerordentlichsten Menschen machte, welche je gelebt haben; jetzt, nachdem er den Herzog von Revers in seinem Herzogthum Mantua aufrecht erhalten, nachdem er Nimes, Castres und Uzés genommen hatte, mit den Vorbereitungen beschäftigt, um die Engländer von der Insel Re zu vertreiben und La Rochelle zu belagern.

Beim ersten Anblick bezeichnete nichts den Kardinal, und diejenigen, welche sein Gesicht nicht kannten, konnten unmöglich errathen, vor wem sie sich befanden.

Der arme Krämer blieb vor der Thüre stehen, während die Augen der so eben beschriebenen Person auf ihn gerichtet waren, als wollten sie bis in die tiefste Tiefe seiner Gedanken dringen.

»Ist das Bonacieux?« fragte er nach kurzem Stillschweigen.

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Offizier.

»Gut; gebt mir diese Papiere und laßt uns allein.«

Der Offizier nahm die bezeichneten Papiere vom Tisch, übergab sie, verbeugte sich zur Erde und trat ab.

Bonacieux erkannte in diesen Papieren das Verhör in der Bastille. Von Zeit zu Zeit schlug der Mann am Kamin die Augen von den Schriften auf und bohrte sie wie zwei Dolche dem armen Krämer in den Grund des Herzens.

Nachdem der Kardinal zwei Minuten gelesen und zwei Sekunden geprüft hatte, war er entschieden.

»Dieser Kopf da hat nicht conspirirt,« murmelte er, »doch gleich viel, sehen wir ein wenig nach.«

»Ihr seid des Hochverraths angeklagt,« sprach der Kardinal langsam.

»Das hat man mir bereits gesagt, Monseigneur,« rief Bonacieux, indem er dem Fragenden den Titel gab, welchen er von dem Offizier gehört hatte; »aber ich schwöre Euch, daß ich nichts davon wußte.«

Der Kardinal unterdrückte ein Lächeln.

»Ihr habt mit Eurer Frau, mit Frau von Chevreuse und mit Mylord Herzog von Buckingham conspirirt.«

»In der That, Monseigneur,« antwortete der Krämer, »ich habe sie alle diese Namen aussprechen hören.«

»Und bei welcher Veranlassung?«

»Sie sagte, der Kardinal von Richelieu habe den Herzog von Buckingham nach Paris gelockt, um ihn und die Königin mit ihm zu verderben.«

»Das sagte sie?« rief der Kardinal heftig.

»Ja, Monseigneur; aber ich erwiderte ihr, sie hätte Unrecht, solche Worte zu sprechen, und Seine Eminenz sei unfähig . . . «

»Schweig! Ihr seid ein Dummkopf,« versetzte der Kardinal.

»Meine Frau hat mir gerade dasselbe geantwortet, gnädigster Herr.«

»Wißt Ihr, wer Eure Frau entführt hat?«

»Nein, Monseigneur!«

»Ihr habt jedoch Verdacht?«

»Ja, Monseigneur, aber dieser Verdacht schien dem Herrn Commissär ärgerlich zu sein und ich habe ihn nicht mehr.«

»Eure Frau ist entflohen; wußtet Ihr es?«

»Nein Monseigneur, ich habe es erst erfahren, seit ich im Gefängnis bin, und zwar einzig und allein durch die Vermittlung des Herrn Commissärs, eines sehr liebenswürdigen Mannes!«

Der Kardinal unterdrückte ein zweites Lächeln.

»Dann wißt Ihr also auch nicht, was aus Eurer Frau seit Ihrer Flucht geworden ist?«

»Durchaus nicht, Monseigneur; aber sie muß in den Louvre zurückgekommen sein.«

»Um ein Uhr Morgens war sie noch nicht zurückgekehrt.«



»Aber mein Gott, was ist dann aus ihr geworden?«

»Man wird es erfahren, seid ruhig; man verbirgt dem Kardinal nichts; der Kardinal weiß Alles.«

»Glaubt Ihr in diesem Fall, Monseigneur, der Kardinal werde sich herablassen, mir zu sagen, was aus meiner Frau geworden ist?«

»Vielleicht; aber zuvor müßt Ihr Alles gestehen, was Ihr in Beziehung auf die Verhältnisse Eurer Frau zu Frau von Chevreuse wißt.«

»Monseigneur, ich weiß nichts, ich habe diese nie gesehen.«

»Kehrte Eure Frau, wenn Ihr sie im Louvre abholtet, unmittelbar in Euer Haus zurück?«

»Beinahe nie, sie hatte Geschäfte mit Leinwandhändlern, zu denen ich sie führte.«

»Mit wie viel Leinwandhändlern?«

»Mit zwei, gnädigster Herr.«

»Wo wohnen sie?«

»Der eine in der Rue de Vaugirard, der andere in der Rue de la Harpe.«

»Gingt Ihr mit ihr hinein?«

»Nie, Monseigneur, ich erwartete sie an der Thüre.«

»Welchen Vorwand nahm sie, um allein hineinzugehen?«

»Keinen, sie sagte mir, ich sollte warten, und ich wartete.«

»Ihr seid ein gefälliger Gatte, mein lieber Herr Bonacieux«, sprach der Kardinal.

»Er hat mich seinen lieben Herrn genannt,« sagte der Krämer zu sich selbst; »Teufel, die Sache geht gut.«

»Würdet Ihr die Thüren wieder erkennen?«

»Ja.«

»Wißt Ihr die Nummern?«

»Ja.«

»Welche sind es?«

»Nro. 25 in der Rue de Vaugirard, Nro. 75 in der Rue de la Harpe.«

»Gut,« sagte der Kardinal.

Bei diesen Worten nahm er ein silbernes Glöckchen, läutete, und der Offizier trat wieder ein.

»Sucht mir Rochefort,« sagte er mit leiser Stimme, »und er soll sogleich hierher kommen, sobald er zurückgekehrt ist.«

»Der Graf ist da,« erwiderte der Offizier, »und wünscht mit Ew. Eminenz zu sprechen.«

»Er komme, er komme!« sagte der Kardinal lebhaft.

Der Offizier entfernte sich mit der Geschwindigkeit, mit der alle Diener Richelieus zu gehorchen pflegten.

»Mit Ew. Eminenz!« murmelte Bonacieux, und drehte ganz verwirrt seine Augen in ihren Höhlen.

Es waren noch keine fünf Sekunden seit dem Verschwinden des Offiziers abgelaufen, als die Thüre sich öffnete und eine neue Person eintrat.

»Er ist es!« rief Bonacieux.

»Wer?« fragte der Kardinal.

»Derjenige, welcher mir meine Frau entführt hat.«

Der Kardinal läutete zum zweiten Male. Der Offizier erschien wieder.

»Übergebt diesen Menschen seinen zwei Wachen und er soll warten, bis ich ihn vor mich rufe.«

»Nein, Monseigneur, nein, er ist es nicht,« schrie Bonacieux, »ich habe mich getäuscht; es ist ein Anderer, der nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihm hat. Dieser Herr ist ein rechtschaffener Mann.«

»Führt diesen Dummkopf weg,« sprach der Kardinal.

Der Offizier nahm Bonacieux beim Arm und führte ihn in das Vorzimmer, wo er seine zwei Wachen fand.

Die zuletzt eingeführte Person folgte Bonacieux ungeduldig mit den Augen, bis man ihn aus der Thüre gebracht hatte, und sobald diese wieder verschlossen war, näherte sie sich lebhaft dem Kardinal und sprach:

»Sie haben sich gesehen!«

»Wer?« fragte die Eminenz.

»Er und sie.«

»Die Königin und der Herzog!« rief Richelieu.

»Ja.«

»Und wo?«

»Im Louvre.«

»Wißt Ihr es gewiß?«

»Ganz gewiß!«

»Wer hat es Euch gesagt?«

»Frau von Lannoy, welche Ew. Eminenz ganz ergeben ist, wie Ihr wißt.«

»Warum hat sie es nicht früher gesagt?«

»Die Königin ließ zufälligerweise oder aus Mißtrauen Frau von Surgis in ihrem Zimmer schlafen und behielt sie den ganzen Tag.«

»Das ist schön, wir sind geschlagen; doch wir wollen unsere Revanche nehmen.«

»Ich werde Euch von ganzem Herzen unterstützen, gnädiger Herr, seid ruhig.«

»Wie ist das zugegangen?«

»Um halb ein Uhr war die Königin bei ihren Frauen . . . «

»Gut.«

»Als man ihr ein Taschentuch von Seiten ihrer Weißzeugverwalterin zustellte.«



»Hernach? . . . «

»Sogleich gab die Königin eine große Unruhe kund und erleichte trotz der Schminke, mit der sie ihr Antlitz bedeckt hatte.«

»Hernach, hernach?«

»Sie stand jedoch auf, und sagte mit bewegter Stimme: »Meine Damen, wartet hier zehn Minuten auf mich, ich komme zurück.« Und sie öffnete die Thüre ihres Alkovens und entfernte sich.«

»Warum hat Frau von Lannoy Euch nicht in demselben Augenblick davon unterrichtet?«

»Es war noch nichts gewiß. Überdies hatte die Königin gesagt: »Meine Damen, wartet auf mich,« und sie wagte es nicht, ungehorsam gegen ihre Gebieterin zu sein.«

»Und wie lange ist die Königin aus dem Zimmer geblieben?«

»Drei Viertelstunden.«

»Keine ihrer Frauen begleitete sie?«

»Donna Estefania allein.«

»Und sie kehrte dann zurück?«

»Ja, um ein kleines Kistchen von Rosenholz mit ihrem Namenszuge zu holen und sich sogleich wieder zu entfernen.«

»Und als sie später wieder kam, brachte sie dieses Kistchen zurück?«

»Nein.«

»Weiß Frau von Lannoy, was in diesem Kistchen enthalten war?«

»Ja, die Diamant-Nestelstifte, welche Se. Majestät der Königin gegeben hatte.«

»Und sie kehrte ohne das Kistchen zurück?«

»Ja.«

»Frau von Lannoy meint, sie habe es Buckingham gegeben?«

»Sie ist fest davon überzeugt.«

»Wie so?«

»Im Verlauf des Tages suchte Frau von Lannoy als Kammerdame der Königin nach dem Kistchen, stellte sich beunruhigt darüber, daß sie es nicht fand, und fragte endlich die Königin danach.«

»Und die Königin . . . «

»Wurde sehr roth und erwiderte, sie habe am Tage vorher einen von den Nestelstiften zerbrochen und das Ding zur Ausbesserung ihrem Goldschmied geschickt.«

»Man muß dahin gehen und sich überzeugen, ob es wahr ist oder nicht.«

»Ich bin dort gewesen.«

»Nun, der Goldschmied . . . «

»Hat keine Sylbe davon erfahren.«

»Gut! gut! Rochefort, es ist noch nicht Alles verloren und vielleicht . . . vielleicht steht Alles auf's Beste.«

»Ich zweifle allerdings nicht, daß das Genie Ew. Eminenz . . . «

»Die Thorheiten meines Agenten wieder gut macht, nicht wahr?«

»Das war ich im Begriff zu sagen, wenn Ew. Eminenz mich hätte aussprechen lassen.«

»Wißt Ihr nun, wo sich die Herzogin von Chevreuse und der Herzog von Buckingham verborgen hielten?«

»Nein, Monseigneur, meine Leute konnten mir nichts Bestimmtes hierüber sagen.«

»Ich weiß es.«

»Ihr, Monseigneur?«

»Wenigstens vermuthete ich es. Die eine von diesen zwei Personen hielt sich in der Rue de Vaugirard No. 25, die andere in der Rue de la Harpe No. 75 auf.

»Befehlen Ew. Eminenz, daß ich beide verhaften lasse?«

»Es ist ohne Zweifel zu spät, sie werden abgereist sein.«

»Gleichviel, man kann sich Gewißheit verschaffen.«

»Nehmt zehn Mann von meinen Wachen und durchsucht die zwei Häuser.«

»Ich gehe, Monseigneur.«

Rochefort eilte aus dem Zimmer.

Als der Kardinal allein war, dachte er einen Augenblick nach und läutete zum dritten Male.

Derselbe Offizier erschien.

»Laßt den Gefangenen eintreten,« sprach der Kardinal.

Meister Bonacieux wurde abermals eingeführt und der Offizier zog sich auf ein Zeichen des Kardinals zurück.

»Ihr habt mich getäuscht,« sprach der Kardinal mit strengem Tone.

»Ich!« rief Bonacieux, »ich Ew. Eminenz täuschen!«

»Wenn Euere Frau in die Rue de Vaugirard und in die Rue de la Harpe ging, ging sie nicht zu Leinwandhändlern.«

»Wohin ging sie denn, gerechter Gott!«

»Sie ging zu der Herzogin von Chevreuse und zu dem Herzog von Buckingham.«

»Ja,« sagte Bonacieux, alle seine Erinnerungen in sich sammelnd, »ja, so ist es, Ew. Eminenz haben Recht. Ich bemerkte meiner Frau wiederholt, es sei sonderbar, daß Leinwandhändler in solchen Häusern wohnen, die gar keine Schilder haben, und da lachte sie jedes mal laut auf. Ach! Monseigneur,« fuhr Bonacieux sich dem Richelieu zu Füßen werfend fort, »ach! Ihr seid wohl der Kardinal, der große Kardinal, der Mann von erhabenem Geiste, den alle Welt verehrt!«

So geringfügig auch der Sieg war, den er über einen so gewöhnlichen Menschen, wie Bonacieux, davon getragen hatte, so freute sich doch der Kardinal nichtsdestoweniger einen Augenblick darüber; aber sogleich, als wäre ein neuer Gedanke in ihm aufgetaucht, spielte ein Lächeln um seine Lippen, und er sprach, dem Krämer die Hand reichend:

»Steht auf, mein Freund, Ihr seid ein braver Mann.«

»Der Kardinal hat meine Hand berührt! ich habe die Hand des großen Mannes berührt!« rief Bonacieux. »Der große Mann hat mich seinen Freund genannt.«

»Ja, mein Freund, ja,« sprach der Kardinal mit dem väterlichen Tone, den er zuweilen anzunehmen wußte, wodurch aber nur diejenigen hintergangen wurden, sie ihn nicht kannten; »und da man Euch ungerechter Weise im Verdacht gehabt hat, so verdient Ihr eine Entschädigung. Nehmt diesen Sack mit hundert Pistolen und vergebt mir.«



»Ob ich Euch vergebe, Monseigneur!« sagte Bonacieux, zögerte jedoch, den Sack zu nehmen, ohne Zweifel aus Furcht, das angebliche Geschenk möchte nur ein Scherz sein. »Es stand Euch ganz frei, mich verhaften zu lassen, es steht Euch vollkommen frei, mich foltern, mich hängen zu lassen, Ihr seid der Herr, und ich hätte kein Wörtchen darüber zu sagen gehabt. Euch verzeihen, Monseigneur? Geht, das kann nicht Euer Ernst sein.«

»Ah! mein lieber Herr Bonacieux, Ihr wollt Großmuth üben, wie ich sehe, und ich danke Euch dafür. Ihr nehmt also diesen Sack und geht ohne

Groll?«

»Ich gehe entzückt, Monseigneur.«

»So lebt wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen, denn ich hoffe, wir werden uns wieder sehen.«

»So oft es Monseigneur haben will, ich stehe ganz Eurer Eminenz zu Befehlen.«

»Seid ruhig, das wird oft vorkommen, denn Eure Unterhaltung hat mich in hohem Maße ergötzt.«

»Ah! Monseigneur!«

»Auf Wiedersehen, Herr Bonacieux, auf Wiedersehen.«

Der Kardinal machte ein Zeichen mit der Hand, das Bonacieux mit einer Verbeugung bis zur Erde erwiderte. Dann entfernte er sich rückwärts, und als er im Vorzimmer war, hörte ihn der Kardinal aus vollem Halse schreien: »Es lebe Monseigneur! Es lebe Se. Eminenz! Es lebe der große Kardinal!«

Der Kardinal vernahm mit einem Lächeln die geräuschvolle Kundgebung der enthusiastischen Gefühle von Meister Bonacieux; als sich das Geschrei in der Ferne verloren hatte, sagte er:

»Das ist nunmehr ein Mensch, der sich für mich todtschlagen ließe.«

Und der Kardinal betrachtete mit der größten Aufmerksamkeit die Karte von la Rochelle, welche, wie gesagt, auf seinem Schreibtische ausgebreitet lag, und zog mit dem Bleistift eine Linie, wo sich der bekannte Damm sich hinziehen sollte, der achtzehn Monate später den Hafen der belagerten Stadt schloß.

Als er ganz in seine strategischen Betrachtungen vertieft war, öffnete sich die Thüre wieder und Rochefort trat ein.

»Nun?« sprach der Kardinal, sich mit einer Schnelligkeit erhebend, die verrieth, welch hohes Gewicht er auf den Auftrag legte, den er dem Grafen ertheilt hatte.

»Nun,« sprach dieser, »eine junge Frau von sechs- bis achtundzwanzig Jahren und ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren haben wirklich, die eine vier Tage, der andere fünf, in den von Ew. Eminenz bezeichneten Häusern gewohnt; aber die Frau ist in der vergangenen Nacht und der Mann diesen Morgen abgereist.«

»Sie waren es!« rief der Herzog auf die Pendeluhr schauend; »und nun,« fuhr er fort, »ist es zu spät, um ihnen nachzusetzen; die Herzogin ist in Tours, der Herzog in Boulogne. Man muß sie in London treffen.«

»Was sind Ew. Eminenz Befehle?«

»Kein Wort verlaute von dem, was vorgefallen ist. Die Königin verharre in vollkommener Sicherheit; sie darf nicht erfahren, daß wir ihr Geheimnis wissen; sie soll glauben, wir forschen irgend einer Verschwörung nach. Schickt mir den Siegelbewahrer Seguier.«

»Und dieser Mensch? was hat Ew. Eminenz mit ihm gemacht?«

»Was für ein Mensch?« fragte der Kardinal.

»Dieser Bonacieux?«

»Ich habe Alles aus ihm gemacht, was man aus ihm machen konnte. Ich habe ihn zum Spion seiner Frau gemacht.«

Der Graf von Rochefort verbeugte sich als ein Mann, der die große Überlegenheit seines Herrn anerkennt, und ging ab.

Wieder allein setzte sich der Kardinal abermals, schrieb einen Brief, den er mit seinem Privatsiegel verschloß, und läutete. Der Offizier trat zum vierten Male ein.

»Laßt mir Vitray kommen,« sprach er, »und sagt ihm, er solle sich zur Reise bereit halten.«

Einen Augenblick nachher stand der verlangte Mann gestiefelt und gespornt vor ihm.

»Vitray,« sagte der Kardinal, »Ihr geht sogleich nach London. Ihr haltet Euch nicht einen Augenblick unterwegs auf; diesen Brief übergebt Ihr Mylady; hier ist eine Anweisung von zweihundert Pistolen; geht zu meinem Schatzmeister und laßt sie Euch ausbezahlen. Eben so viel erhaltet Ihr, wenn Ihr in sechs Tagen zurück seid und Euern Auftrag gut vollzogen habt.«

Ohne ein Wort zu erwidern, verbeugte sich der Bote, nahm den Brief und die Anweisung von zweihundert Pistolen und ging ab.

Der Brief enthielt Folgendes:

»Mylady!

»Findet Euch auf dem ersten Balle ein, den der Herzog von Buckingham besucht. Er wird an seinem Wamms zwölf Diamantnestelstifte tragen. Nähert Euch ihm und schneidet zwei davon ab.

»Sobald diese Nestelstifte in Euren Händen sind, gebt mir Nachricht.«

XV.

Beamter und Kriegsmann.

Als am Tage nach diesen Ereignissen Athos nicht erschien, wurde Herr von Treville durch d'Artagnan und Porthos von seinem Verschwinden in Kenntniß gesetzt.

Aramis hatte sich einen Urlaub von fünf Tagen erbeten und befand sich, der Sage nach, in Familienangelegenheiten in Rouen.

Herr von Treville war der Vater seiner Soldaten. Der Geringste und Unbekannteste unter ihnen war, sobald er die Uniform seiner Kompagnie trug, seiner Hilfe und seines Beistandes so sicher, als es nur sein eigener Bruder hätte sein können.

Er begab sich also sogleich zu dem Kriminalrichter. Man ließ den Offizier kommen, der den Posten an der Croix-Rouge kommandierte, und aus den Nachrichten, die man nach und nach erhielt, ging hervor, daß Athos für den Augenblick im Fort-l'Evêque einquartiert war.

Athos hatte alle Prüfungen durchgemacht, denen Bonacieux unterworfen gewesen war.

Wir haben der Konfrontationsscene zwischen den zwei Gefangenen beigewohnt. Athos, welcher bis dahin nichts gesagt hatte, weil er dachte, d'Artagnan könnte ebenfalls beunruhigt worden sein und die nöthige Zeit nicht gefunden haben, erklärte von diesem Augenblick an, er heiße Athos und nicht d'Artagnan. Übrigens kenne er weder Herrn noch Dame Bonacieux; er habe noch nie weder mit dem einen noch mit der andern gesprochen, er sei gegen zehn Uhr Abends gekommen, um Herrn d'Artagnan, seinen Freund, zu besuchen, aber bis zu dieser Stunde sei er bei Herrn von Treville gewesen, wo er zu Mittag gespeist habe; zehn Zeugen könnten, fügte er bei, diese Thatsache beweisen, und er nannte mehrere ausgezeichnete Edelleute, worunter den Herrn Herzog de la Tremouille.

Der zweite Kommissär wurde gleich dem ersten gewaltig verblüfft durch die einfache und feste Erklärung des Musketiers, an dem er, wie Civilbeamte Kriegsmännern gegenüber zu thun lieben, so gerne sein Muthchen gekühlt hätte, aber die Namen des Herrn von Treville und des Herrn Herzogs erheischten Respekt.

Athos wurde ebenfalls zu dem Kardinal geschickt, aber zum Unglück befand sich dieser bei dem König im Louvre.

In demselben Augenblick traf Herr von Treville, der von dem Kriminalrichter und dem Gouverneur des Fort-l'Evêque kam, ohne Athos gefunden zu haben, bei dem König ein.

Als Kapitän der Musketiere hatte Herr von Treville zu jeder Stunde Eintritt bei dem König.

Man kennt die Vorurtheile des Königs gegen die Königin, welche auf eine

geschickte Weise durch den Kardinal genährt wurden, der im Punkte der Intriguen Frauen viel mehr mißtraute, als Männern. Eine der bedeutendsten Ursachen dieser Vorurtheile war die Freundschaft Annas von Österreich für Frau von Chevreuse. Diese zwei Frauen bereiteten ihm mehr Unruhe, als die Kriege mit Spanien, die Streitigkeiten mit England und die Finanzverlegenheiten. In seinen Augen und nach seiner Überzeugung unterstützte Frau von Chevreuse die Königin nicht nur in ihren politischen Intriguen, sondern auch, was ihn noch viel mehr quälte, in ihren Liebeshändeln.

Bei dem ersten Wort des Kardinals, daß Frau von Chevreuse, die man an ihrem Verbannungsorte Tours glaubte, nach Paris gekommen sei und der Polizei zum Trotz fünf Tage hier verweilt habe, gerieth der König in furchtbaren Zorn. Launisch und ungetreu, wollte der König *Ludwig der Gerechte* und *Ludwig der Keusche* heißen. Der Nachwelt wird es schwer werden, diesen Charakter zu begreifen, den die Geschichte nur durch Thatsachen und nie durch Urtheile erklärt.

Als aber der Kardinal beifügte, Frau von Chevreuse sei nicht nur nach Paris gekommen, sondern auch mittelst einer der geheimnißvollen Korrespondenzen, die man damals eine Kabale nannte, mit der Königin in Verbindung getreten; als er versicherte, er, der Kardinal, sei nahe daran gewesen, die verborgensten Fäden dieser Intrigue zu enthüllen, aber in dem Augenblick, wo man die Abgeordnete der Königin bei der Verbannten mit allen Beweisen auf der That hätte ertappen können, habe ein Musketier sich unterstanden, den Gang der Gerechtigkeit gewaltsam zu unterbrechen und mit dem Degen in der Hand über ehrliche Männer des Gesetzes herzufallen, welche beauftragt gewesen, die ganze Angelegenheit unparteiisch zu untersuchen, um sie dem Könige vor Augen zu legen, da konnte Ludwig XIII. nicht mehr an sich halten: er that, mit jener bleichen, stummen Entrüstung, die diesen Fürsten, wenn sie zum Ausbruch kam, bis zur kalten Grausamkeit führte, einen Schritt gegen das Gemach der Königin.

Und dennoch hatte der Kardinal in der ganzen Sache noch nicht ein Wort von dem Herzog von Buckingham gesprochen.

Jetzt trat Herr von Treville ein, kalt, höflich und in tadelloser Haltung.

Durch die Gegenwart des Kardinals und durch die Entstellung in den Gesichtszügen des Königs genugsam über das Vorgefallene unterrichtet, fühlte sich Herr von Treville stark, wie Simson vor den Philistern.

Ludwig XIII. legte bereits die Hand an den Knopf der Thüre. Bei dem Geräusche, das Herrn von Treville's Eintritt verursachte, drehte er sich um.

»Ihr kommt zu gelegener Zeit, mein Herr,« sprach der König, der, wenn seine Leidenschaften einen gewissen Grad erreicht hatten, sich nicht mehr zu verstellen wußte, »und ich erfahre schöne Dinge von Euren Musketieren.«

»Und ich,« sprach Herr von Treville kalt, »ich habe Ew. Majestät schöne Dinge von Ihren Civildienern zu melden.«

»Wenn es gefällig wäre?« fragte der König stolz.

»Ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu benachrichtigen,« fuhr Herr von Treville in demselben Tone fort, »daß eine Anzahl von Prokuratoren, Kommissären und Leuten von der Polizei – sehr schätzenswerthe Leute, aber, wie es scheint, sehr erbittert gegen die Uniform, sich erlaubt hat, einen meiner Musketiere in

einem Hause zu verhaften, über die offene Straße zu führen, und auf einen Befehl, dessen Vorzeigung man mir verweigerte, in's Fort-l'Evêque zu werfen, und Alles dies, sage ich, ist einem meiner Musketiere, oder vielmehr Eurer Musketiere, Sire, einem Mann von tadellosem Benehmen, von beinahe erhabenem Ruf, einem Mann, der Ew. Majestät vortheilhaft bekannt ist, Herrn Athos, widerfahren.«

»Athos,« sprach der König maschinenmäßig; »ja, in der That, ich kenne diesen Namen.«

»Ew. Majestät belieben sich seiner zu erinnern,« sagte Herr von Treville, »Athos ist der Musketier, der bei dem ärgerlichen Duelle, das Ihr kennt, Herrn von Cahusac schwer zu verwunden das Unglück hatte. Apropos, Monseigneur,« fuhr Herr von Treville sich gegen den Kardinal wendend fort, »Herr von Cahusac ist völlig wiederhergestellt, nicht wahr?«

»Ich denke,« sagte der Kardinal, sich vor Zorn in die Lippen beißend.



»Herr Athos wollte also einen seiner Freunde besuchen, welcher gerade nicht zu Hause war, einen Bearner, der als Kadett bei den Gardes de la Seine, Kompanie des Essarts steht; aber kaum befand er sich im Zimmer seines Freundes und hatte in Erwartung desselben ein Buch genommen, als ein Haufen von Schergen und Soldaten das Haus belagert und mehrere Thüren einstößt.«

Der Kardinal machte dem König ein Zeichen, welches bedeuten sollte:

»Es geschah in der Angelegenheit, von der ich gesprochen habe.«

»Wir wissen Alles, was Ihr uns da sagt, denn es ist Alles in unserem Dienste geschehen,« sagte der König.

»Dann geschah es wohl auch im Dienste Ew. Majestät, daß man einen meiner Musketiere ganz unschuldig ergriff, wie einen Missethäter zwischen zwei Wachen stellte und mitten durch einen frechen Pöbelhaufen diesen ehrenfesten Mann hindurchführte, der zehnmal sein Blut im Dienste Seiner Majestät vergossen hat und noch zu vergießen bereit ist.«

»Bah!« sprach der König erschüttert, »ist die Sache wirklich so gegangen?«

»Herr von Treville,« versetzte der Kardinal mit dem größten Phlegma, »verschweigt, daß dieser unschuldige Musketier, dieser ehrenfeste Mann, eine Stunde vorher vier Instruktions-Kommissäre, welche ich zur Untersuchung einer sehr wichtigen Angelegenheit abgeschickt, mit dem Degen in der Faust angegriffen und in die Flucht geschlagen hatte.«

»Ich fordere Ew. Eminenz auf, dies zu beweisen,« rief Herr von Treville mit seiner ganzen gascognischen Freimüthigkeit und mit seiner vollen militärischen Derbheit; »denn Herr Athos, ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften, erzeugte mir eine Stunde vorher, nachdem er bei mir zu Mittag gespeist hatte, die Ehre, sich im Salon meines Hotels mit dem Herrn Herzog de la Tremouille und dem Herrn Grafen von Chalus zu unterhalten.«

Der König schaute den Kardinal an.

»Ein Protokoll beglaubigt, was ich sagte,« antwortete der Kardinal ganz laut auf die stumme Frage Seiner Majestät, »und die Mißhandelten haben folgende Urkunde abgefaßt, die ich Ew. Majestät zu überreichen die Ehre habe.«

»Ist ein Protokoll von Beamten so viel werth, als das Ehrenwort eines Kriegsmanns?« erwiderte Herr von Treville in stolzem Tone.

»Ruhig, ruhig, Treville! schweigt,« sagte der König.

»Hegt Seine Eminenz einen Verdacht gegen einen meiner Musketiere,« sprach Treville, »so ist die Gerechtigkeit des Herrn Kardinals so weltbekannt, daß ich selbst eine Untersuchung verlange.«

»In dem Hause, wo diese gerichtliche Besichtigung vorgenommen wurde,« fuhr der Kardinal leidenschaftslos fort, »wohnt, wie ich glaube, ein Bearner, ein Freund des Musketiers.«

»Ja, Ew. Eminenz, so ist es.«

»Glaubt Ihr nicht, daß dieser junge Mensch schlimmen Rath gegeben hat . . . «

»Herrn Athos, einem Manne, der doppelt so alt ist,« unterbrach ihn Herr von Treville; »nein, Monseigneur, überdies hat Herr d'Artagnan den Abend bei mir zugebracht.«

»Ah! es scheint in der That, die ganze Welt brachte den Abend bei Euch zu?« erwiderte der Kardinal.

»Sollte Ew. Eminenz an meinem Worte zweifeln?« sprach Herr von Treville, dessen Stirne der Zorn roth färbte.

»Nein, davor soll mich Gott bewahren!« sagte der Kardinal; »aber es handelt sich nur darum, zu welcher Stunde er bei Euch war?«

»Ah! das kann ich Ew. Eminenz genau sagen, denn als er eintrat, sah ich auf

der Uhr, daß es halb zehn war, obschon ich glaubte, es müßte später sein.«

»Und um welche Zeit hat er Euer Hotel verlassen?«

»Um halb elf Uhr, gerade eine Stunde nach dem Vorfall.«

»Aber,« fuhr der Kardinal fort, »der nicht einen Augenblick an der Redlichkeit des Herrn von Treville zweifelte und gewahr wurde, daß der Sieg seinen Händen entchlüpfen wollte; »aber Athos ist doch in dem Hause der Rue des Fossoyeurs verhaftet worden.«

»Ist es einem Freunde verboten, einen Freund zu besuchen? ist es einem Musketier von meiner Compagnie verboten, mit einem Gardisten von der Compagnie des Essarts Brüderschaft zu halten?«

»Ja, wenn das Haus, wo man mit diesem Freunde Brüderschaft pflegt, verdächtig ist.«

»Weil dieses Haus verdächtig ist, Treville,« sprach der König; »vielleicht wußtet Ihr das nicht?«

»In der That, Sire, ich wußte es nicht. Jedenfalls kann es überall verdächtig sein, nur ziehe ich in Abrede, daß es in dem Theile, welchen Herr d'Artagnan bewohnt, verdächtig ist, denn ich darf wohl im Vertrauen auf seine eigenen Äußerungen versichern, daß es keinen ergebenern Diener Ew. Majestät, keinen innigern Bewunderer des Herrn Kardinals gibt.«

»Ist das nicht jener d'Artagnan, welcher eines Tags bei dem unglücklichen Streit in der Nähe des Klosters der Karmeliter-Barfüßer Jussac verwundete?« fragte der König und schaute dabei den Kardinal an, der vor Ärger im ganzen Gesicht roth wurde.

»Und am andern Tage Bernajoux. Ja, Sire, ja, es ist derselbe, Ew. Majestät haben ein gutes Gedächtnis.«

»Nun, was wollen wir beschließen?« sagte der König. – »Ich werde die Schuld beweisen.«

»Und ich leugne sie. Aber Seine Majestät hat Richter und diese Richter sollen entscheiden.«

»Ganz gut,« versetzte der König, »übergeben wir den ganzen Prozeß den Richtern; es ist ihre Sache zu urtheilen, und sie werden urtheilen.«

»Nur ist es sehr traurig,« sprach Herr von Treville, »daß in den gegenwärtigen unglücklichen Zeiten ein Mann beim reinsten Leben, bei der vorwurfsfreiesten Tugend, der Bosheit und Verfolgung nicht entgeht. Die Armee wird auch ganz sicherlich sehr unzufrieden sein, wenn sie sieht, daß sie bei Polizei-Angelegenheiten der strengsten Behandlung preisgegeben wird.«

Das Wort war unklug, aber Herr von Treville hatte es ausgesprochen, weil er mit dem Stand der Dinge genau vertraut war. Er wollte eine Explosion herbeiführen, denn bei dieser Gelegenheit gibt eine Mine Feuer und Feuer erleuchtet.

»Polizei-Angelegenheiten!« rief der König, Herrn von Treville's Worte aufnehmen». »Polizei-Angelegenheiten!« und was wißt denn Ihr davon, mein Herr? Kümmert Euch um Euere Musketiere und macht mich nicht toll. Hört man Euch, so sollte man glauben, Frankreich wäre in Gefahr, wenn unglücklicherweise ein Musketier verhaftet wird! Ei! was für ein Lärm um einen Musketier! Ich lasse zehn verhaften, bei Gott, hundert, ja, die ganze

Compagnie, und man soll nicht mucksen.«

»Die Musketiere sind schuldig, sobald Ew. Majestät einen Verdacht gegen sie hegen,« entgegnete Herr von Treville, »auch seht Ihr mich bereit, Sire, Euch meinen Degen zu übergeben; denn ich zweifle nicht daran, daß der Herr Kardinal, nachdem er meine Soldaten verklagt hat, am Ende auch mich verklagen wird, und es ist somit besser, daß ich mich selbst in Verhaft gebe, mit Herrn Athos, der bereits verhaftet ist, und mit Herrn d'Artagnan, den man noch verhaften wird.«

»Gascogner-Kopf, wollt Ihr schweigen!« rief der König.

»Sire,« antwortete Treville, ohne die Stimme im Geringsten zu dämpfen, »befehlt, mir meinen Musketier zurückzugeben oder Gericht über ihn zu halten.«

»Man wird Gericht über ihn halten,« sagte der Kardinal.

»Nun, desto besser, in diesem Falle werde ich Seine Majestät bitten, für ihn plaidiren zu dürfen.«

Der König fürchtete ein großes Aufsehen und sprach:

»Wenn Seine Eminenz nicht persönliche Motive hätte . . . «

Der Kardinal sah den König kommen und ging ihm entgegen.

»Um Vergebung,« sagte er, »wenn Ew. Majestät in mir einen Richter von vorgefaßter Meinung erblicken, so ziehe ich mich zurück.«

»Hört,« sprach der König, »schwört Ihr mir bei meinem Vater, daß Herr Athos während des Vorfalles bei Euch gewesen ist und keinen Theil daran genommen hat?«

»Bei Eurem glorreichen Vater und bei Euch selbst, der Ihr das seid, was ich auf der Welt am innigsten liebe und verehere, schwöre ich!«

»Wollt bedenken, Sire,« sprach der Kardinal, »wenn wir den Gefangenen so entlassen, wird man nie mehr die Wahrheit erfahren.«

»Herr Athos wird stets vorhanden und bereit sein, den Gerichten Rede und Antwort zu stehen, wenn sie ihn zu befragen Lust haben,« entgegnete Herr von Treville. »Er wird nicht desertieren, dafür stehe ich.«

»Gewiß, er wird nicht desertieren,« sprach der König, »man kann ihn immer wieder finden, wie Herr von Treville sagt. Überdies,« fügte er mit gedämpfter Stimme und einem flehenden Blick auf Se. Eminenz hinzu, »überdies wollen wir sie sicher machen, das ist Politik.«

Diese Politik Ludwigs XIII. machte Richelieu lächeln.

»Befehlt, Sire,« sprach er, »Euch steht das Recht der Begnadigung zu.«



»Das Recht der Begnadigung ist nur auf Schuldige anwendbar,« entgegnete Treville, der das letzte Wort haben wollte, »und mein Musketier ist unschuldig. Ihr laßt also nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit widerfahren, Sire.«

»Er ist im Fort-l'Evêque?« sagte der König.

»Ja, Sire, und in engem Gewahrsam, in einem Kerker, wie der gemeinste Verbrecher.«

»Teufel! Teufel!« murmelte der König, »was soll man da thun?«

»Den Freilassungsbefehl unterzeichnen und Alles ist abgemacht,« sprach der Kardinal; »ich halte, wie Ew. Majestät, die Gewährung des Herrn von Treville für mehr als genügend.«

Treville verbeugte sich ehrfurchtsvoll und mit einer Freude, die nicht ohne alle Beimischung von Furcht war; er hätte einen hartnäckigen Widerstand diesem plötzlichen Nachgeben vorgezogen.

Der König unterzeichnete den Freilassungsbefehl, den Herr von Treville ohne Verzug forttrug.

Im Augenblick seines Abgangs lächelte ihm der Kardinal freundschaftlich zu und sagte zu dem König:

»Es herrscht bei Euren Musketieren eine schöne Harmonie zwischen den Führern und Soldaten, das ist sehr ersprießlich für den Dienst und sehr ehrenvoll für Alle.«

»Er wird mir demnächst einen schlimmen Streich spielen,« dachte Treville. »Man hat nie das letzte Wort bei einem solchen Menschen. Aber eilen wir; dem König kann gleich wieder ein anderer Kopf wachsen; denn im Ganzen ist es schwieriger, einen Menschen, der einmal herausgekommen ist, wieder nach der Bastille oder dem Fort-l'Evêque zu bringen, als einen Gefangenen zu bewachen, den man eingekerkert hat.«

Herr von Treville hielt triumphierend seinen Einzug im Fort-l'Evêque, wo er den Musketier befreite, den seine Ruhe nicht einen Augenblick verlassen hatte.

Als er zum ersten Mal d'Artagnan wieder sah, sprach er:

»Ihr kommt gut weg. Euer Degenstich gegen Jusac ist nun bezahlt. Es bleibt noch der gegen Bernajoux im Rest, aber seid immerhin auf Eurer Hut!«

Herr von Treville hatte übrigens Recht, dem Kardinal zu mißtrauen und zu glauben, es sei noch nicht Alles vorbei; denn kaum hatte der Kapitän der Musketiere hinter sich geschlossen, als Seine Eminenz zu dem König sagte:

»Nun, da wir allein sind, wollen wir ernsthaft sprechen, wenn es Ew. Majestät



gefällig ist. – Sire, der Herzog von Buckingham war fünf Tage lang in Paris, und ist erst diesen Morgen abgereist.«

XVI.

Worin der Herr Siegelbewahrer Seguier mehrmals die Glocke suchte, um zu läuten, wie er auch sonst getan.

Man kann sich unmöglich einen Begriff von dem Eindruck machen, den diese paar Worte bei Ludwig XIII. hervorriefen. Er wurde abwechselnd blaß und roth, und der Kardinal sah sogleich, daß er mit einem einzigen Schlag das verlorene Terrain wieder gewonnen hatte.

»Herr von Buckingham in Paris!« rief der König. »Und was hat er hier gemacht?«

»Ohne Zweifel mit den Hugenotten und den Spaniern, Euern Feinden, conspirirt.«

»Nein, bei Gott, nein! er hat mit Frau von Chevreuse, Frau von Longueville und dem Condé gegen mein Glück conspirirt.«

»Oh, welcher Gedanke, Sire! Die Königin ist zu klug, zu vernünftig und liebt Ew. Majestät zu sehr.«

»Das Weib ist schwach, mein Herr Kardinal,« sprach der König, »und was die allzugroße Liebe betrifft, so habe ich meine eigene Ansicht darüber.«

»Nichtsdestoweniger behaupte ich,« sagte der Kardinal, »daß der Herzog von Buckingham in rein politischen Zwecken nach Paris gekommen ist.«

»Und ich bin überzeugt, daß er anderer Dinge wegen sich hier eingefunden hat, mein Herr Kardinal. Aber wenn die Königin sich verfehlt hat, so mag sie zittern!«

»Obgleich mein Geist nur mit dem größten Widerwillen bei einem solchen Verrathe verweilt,« erwiderte der Kardinal, »so bringen mich Ew. Majestät doch auf einen Gedanken: Frau von Lannoy, die ich auf Ew. Majestät Befehl wiederholt befragt habe, sagt mir, Ihre Majestät habe in der letzten Nacht sehr lange gewacht, diesen Morgen viel geweint und den ganzen Tag geschrieben.«

»So ist's,« sprach der König; »gewiß an ihn. Kardinal, ich muß die Papiere der Königin haben.«

»Aber wie diese nehmen, Sire! Es scheint mir, daß weder ich, noch Ew. Majestät einen solchen Auftrag vollziehen kann.«

»Wie hat man's bei der Marschallin d'Ancre gemacht?« rief der König, im höchsten Grade zornig. »Man hat zuerst ihre Schränke und dann sie selbst untersucht.«

»Die Marschallin d'Ancre, Sire, war nur die Marschallin d'Ancre, eine florentinische Abenteurerin, und weiter nichts, während die erhabene Gemahlin Eurer Majestät, Anna von Österreich, Königin von Frankreich, das heißt eine der größten Fürstinnen der Welt ist.«

»Sie ist darum nur um so schuldiger, mein Herr Herzog! Je mehr sie ihre hohe Stellung vergessen hat, desto tiefer ist sie hinabgestiegen. Ich bin

überdies schon längst entschlossen, allen diesen kleinen politischen Intriguen und Liebeshändeln ein Ende zu machen. Sie hat auch einen gewissen la Porte bei sich . . . «

»Den ich für den Hauptschuldigen beim Ganzen halte,« sagte der Kardinal.

»Ihr glaubt also wie ich, daß sie mich täuscht?« sprach der König.

»Ich glaube und wiederhole Ew. Majestät, daß die Königin gegen die Macht ihres Königs conspirirt; aber ich habe keineswegs gesagt, gegen seine Ehre.«

»Und ich sage Euch, gegen Beides. Ich sage Euch, daß die Königin mich nicht liebt; ich sage Euch, daß sie einen Andern liebt; ich sage Euch, daß sie den Herzog von Buckingham liebt! Warum habt Ihr ihn nicht während seines Aufenthalts in Paris verhaften lassen?«

»Den Herzog verhaften! Den ersten Minister Karls I. verhaften! Bedenkt doch, Sire, welches Aufsehen dies machen müßte, und wenn es sich zeigte, daß der Verdacht Eurer Majestät nicht grundlos gewesen wäre, woran ich immer noch zweifle, welch ein furchtbarer Lärm! welch ein verzweifelter Skandal!«

»Aber da er sich wie ein Vagabund, wie ein Dieb bloßstellte, mußte man . . . «

Ludwig XIII. hielt erschrocken über das, was er zu sagen im Begriff war, selbst inne, während Richelieu mit großer Spannung vergeblich das Wort erwartete, das auf seinen Lippen fest hielt.

»Man müßte . . . ?«

»Nichts,« sagte der König, »aber Ihr habt ihn doch während der ganzen Zeit, die er sich in Paris aufhielt, nicht aus dem Gesichte verloren?«

»Nein, Sire.«

»Wo wohnte er?«

»In der Rue de la Harpe, Nro. 75.«

»Wo ist dies?«

»Neben dem Luxemburg.«

»Und Ihr seid überzeugt, daß die Königin und er sich nicht gesehen haben?«

»Ich glaube, daß die Königin zu fest an ihren Pflichten hängt, Sire.«

»Aber sie wechselten Briefe, an ihn hat die Königin den ganzen Tag geschrieben. Mein Herr Herzog, ich muß diese Briefe haben.«

»Sire, wenn indessen . . . «

»Mein Herr Herzog, ich will sie haben, um welchen Preis es auch sein mag.«

»Ich erlaube mir indessen, Ew. Majestät zu bemerken . . . «

»Verrathet Ihr mich also auch, Herr Kardinal, daß Ihr Euch stets auf diese Art meinem Willen widersetzt? Seid Ihr im Einverständnis mit dem Spanier und dem Engländer? mit Frau von Chevreuse und der Königin?«

»Sire,« antwortete der Kardinal lächelnd, »ich glaubte mich vor einem solchen Verdachte geschützt.«

»Mein Herr Kardinal, Ihr habt mich verstanden, ich will diese Briefe haben.«

»Es dürfte nur ein Mittel geben.«

»Welches?«

»Man müßte den Herrn Siegelbewahrer Seguier damit beauftragen. Die

Sache gehört ganz zu den Verpflichtungen seines Amtes.«

»Man soll ihn sogleich holen lassen.«

»Er muß bei mir sein, Sire. Ich habe ihn zu mir bestellt, und als ich in den Louvre ging, Befehl gegeben, ihn warten zu lassen, wenn er sich einfinden würde.«

»Man hole ihn sogleich hierher.«

»Die Befehle Ew. Majestät sollen vollzogen werden, aber . . . «

»Was aber?«

»Aber die Königin wird sich vielleicht weigern, zu gehorchen.«

»Meinen Befehlen?«

»Ja, wenn sie nicht weiß, daß diese Befehle von dem König herrühren.«

»Gut! damit sie daran nicht zweifelt, will ich sie selbst in Kenntniß setzen.«

»Eure Majestät werden nicht vergessen, daß ich Alles, was in meinen Kräften lag, getan habe, um einen Bruch abzuwenden.«

»Ja, Herzog, ja, ich weiß, daß Ihr vielleicht zu nachsichtig seid, und ich sage Euch, daß wir später hierüber sprechen müssen.«

»Wann es Ew. Majestät belieben wird; aber ich werde stets glücklich und stolz sein, Sire, mich dem guten Einvernehmen aufzuopfern, von dem ich wünsche, daß es beständig zwischen dem König und der Königin von Frankreich herrschen möge.«

»Gut, Kardinal, gut. Aber laßt mir mittlerweile den Herrn Siegelbewahrer holen.«

Und Ludwig XIII. öffnete die Verbindungsthüre und ging in die Flur, welche von seinen Zimmern in die Gemächer Anna's von Österreich führte.

Die Königin befand sich inmitten ihrer Frauen; um sie her saßen Frau von Guitaut, Frau von Sablé, Frau von Montbazou und Frau von Guémené. In einem Winkel stand die spanische Kammerfrau, Donna Estefania, die ihr von Madrid gefolgt war. Frau von Guémené las vor, und Alle horchten aufmerksam auf die Vorleserin, mit Ausnahme der Königin, welche im Gegentheil diese Lektüre befohlen hatte, um, während sie sich den Anschein gab zu hören, dem Faden ihrer eigenen Gedanken folgen zu können.

Diese Gedanken waren, so sehr sie auch durch einen letzten Widerschein der Liebe vergoldet wurden, darum nicht minder trauriger Natur. Des Vertrauens ihres Gatten beraubt, verfolgt von dem Hasse des Kardinals, der ihr nicht vergeben konnte, daß sie ein zärtlicheres Gefühl zurückgewiesen, das Beispiel der Königin Mutter vor Augen, welche von diesem Hasse ihr ganzes Leben hindurch gequält wurde, obgleich Maria von Medicis, wenn man den Memoiren jener Zeit glauben darf, Anfangs dem Kardinal ein Glück zugestanden, das Anna von Österreich beständig verweigerte – hatte sie ihre ergebensten Diener, ihre innigsten Vertrauten, ihre liebsten Günstlinge fallen sehen. Sie brachte Unglück über Alles, was sie berührte; ihre Freundschaft war ein unseliges Zeichen, das Verfolgung hervorrief. Frau von Chevreuse und Frau von Vernet waren verbannt; La Porte verbarg seiner Gebieterin nicht, daß er jeden Augenblick einer Verhaftung entgegen sah.

Während sie aber in ihre düsteren Gedanken vertieft war, öffnete sich die Thüre und der König trat ein.

Die Vorleserin schwieg sogleich, alle Damen standen auf und es herrschte allgemeines Stillschweigen. Der König enthielt sich aller Höflichkeitsbezeugungen, blieb vor der Königin stehen und sagte mit bebender Stimme:

»Madame, Ihr erhaltet einen Besuch von dem Herrn Kanzler, der Euch gewisse Angelegenheiten mittheilen wird, mit denen ich ihn beauftragt habe.«

Die unglückliche Königin, welche man beständig mit Ehescheidung, Verbannung und sogar mit einem Urtheile bedrohte, erleichte unter der Schminke, und konnte nicht umhin zu erwidern:



»Aber warum dieser Besuch, Sire? was wird mir der Herr Kanzler sagen, das mir Ew. Majestät nicht selbst sagen könnten?«

Der König wandte sich auf den Fersen um, ohne eine Antwort zu geben, und beinahe in demselben Augenblicke kündigte der Kapitän der Gardes, Herr von Guitaut, den Besuch des Herrn Kanzlers an.

Als der Kanzler erschien, war der König bereits durch eine andere Thüre abgegangen.

Der Kanzler trat halb lächelnd, halb erröthend ein, wie wir ihn im Verlaufe

dieser Geschichte wieder finden werden. Es kann nicht schaden, wenn unsere Leser sogleich seine Bekanntschaft machen.

Dieser Kanzler war ein drolliger Mensch. Des Roches le Masler, Kanonikus bei Notre-Dame, früher Kammerdiener des Kardinals, schlug ihn Seiner Eminenz als einen ergebenen, zuverlässigen Mann vor. Der Kardinal vertraute hierauf und befand sich gut dabei.

Man erzählte sich gewisse Geschichten von ihm; unter andern folgende:

Nach einer stürmischen Jugend hatte er sich in ein Kloster zurückgezogen, um wenigstens eine Zeit lang die Thorheiten seiner Jugend zu büßen; aber bei seinem Eintritte konnte der arme Reumüthige nicht so schnell die Thüre schließen, daß die Leidenschaften, welche er floh, nicht mit ihm eingezogen wären. Er war ohne Unterlaß von ihnen belagert, und der Superior, dem er dieses Unglück anvertraut hatte, empfahl ihm, er solle, um sich vor diesen Anfällen zu schützen und den versuchenden Teufel zu beschwören, seine Zuflucht zu der Glocke nehmen und mit aller Gewalt läuten. Dadurch würden die Mönche benachrichtigt werden, daß die Versuchung einen Bruder belagere, und die ganze Gemeinde würde Gebete für sein Heil verrichten.

Der Rath schien dem zukünftigen Kanzler gut. Er beschwor den bösen Geist mit starker Unterstützung der Gebete, welche die Mönche verrichteten. Aber der Teufel läßt sich nicht leicht aus einem Orte vertreiben, wo er seine Garnison eingelegt hat.

In demselben Maße, wie man die Exorcismen verdoppelte, verdoppelte er seine Versuchungen, so daß die Glocke Tag und Nacht ertönte und das heiße Verlangen des Reumüthigen nach Abtödtung des Fleisches kund gab.

Die Mönche hatten Tag und Nacht keine Ruhe mehr; sie mußten den ganzen Tag die Treppe auf- und abspringen, welche zu der Kapelle führte; in der Nacht waren sie außer den Completen und Frühmetten noch genöthigt, sich zwanzigmal aus ihren Betten zu erheben und auf den Boden ihrer Zellen niederzustürzen.

Man weiß nicht, ob der Teufel nachließ, oder ob die Mönche müde wurden; nur so viel ist gewiß, daß der Reumüthige nach Verlauf von drei Monaten mit dem Ruf des furchtbarsten Besessenen, der je gelebt, wieder in der Welt erschien.

Als er das Kloster verließ, trat er in die Magistratur, wurde nach seinem Oheim Parlaments-Präsident, schlug sich auf die Partei Richelieu's, was nicht wenig Scharfsinn verrieth, erhielt seine Ernennung als Kanzler, diente Sr. Eminenz mit dem größten Eifer in seinem Hasse gegen die Königin Mutter und in seiner Rache gegen Anna von Oesterreich; stachelte die Richter in der Angelegenheit von Chalais auf, unterstützte die Versuche des Herrn von Laffemas, Großwildmeisters von Frankreich, und erhielt endlich, in das volle, so wohl erworbene Vertrauen des Kardinals eingesetzt, den seltsamen Auftrag, zu dessen Vollstreckung er sich bei der Königin einfand.

Die Königin stand noch bei seinem Eintritte, aber so bald sie ihn gewahr wurde, setzte sie sich nieder in ihr Fauteuil und gab ihren Frauen ein Zeichen, auf ihre Kissen und Tabourets niederzusitzen. In höchst stolzem Tone fragte Anna von Oesterreich:

»Was wollt Ihr, mein Herr? und in welcher Absicht erscheint Ihr hier?«

»Um hier im Namen des Königs und in aller Ehrfurcht, die ich Ew. Majestät schuldig bin, eine genaue Durchsichtung Eurer Papiere anzustellen.«

»Wie? mein Herr! eine Durchsichtung meiner Papiere! Mir dies! Das ist eine unwürdige Handlungsweise.«

»Wollt mir vergeben, Madame, aber unter diesen Umständen bin ich nur das Werkzeug, dessen sich der König bedient. Ist Se. Majestät nicht so eben von hier weggegangen? Hat er Euch nicht selbst aufgefordert, dieses Besuchs gewärtig zu sein?«

»Sucht also, mein Herr. Ich bin, wie es scheint, eine Verbrecherin; Estefania, gebt ihm die Schlüssel zu meinen Tischen und meinen Secretären.«

Der Kanzler suchte der Form wegen in diesen Meubeln, aber er wußte wohl, daß die Königin den Brief, welchen sie am Tage geschrieben, in keinem derselben verschließen würde.

Nachdem der Kanzler zwanzigmal die Schubladen des Secretärs geöffnet und wieder verschlossen hatte, mußte er, wie sehr er auch zögerte, seinen Auftrag zu Ende führen, das heißt, die Königin selbst durchsuchen. Der Kanzler trat gegen Anna von Österreich vor und sagte mit äußerst verlegenem Ton und verwirrter Miene:

»Nun habe ich noch die Hauptdurchsichtung vorzunehmen.«

»Welche?« fragte die Königin, die nicht begriff oder vielmehr nicht begreifen wollte.

»Seine Majestät weiß gewiß, daß heute ein Brief von Euch geschrieben worden und daß derselbe noch nicht an seine Adresse abgegangen ist. Dieser Brief findet sich weder in Eurem Tische noch in Eurem Secretär, und doch ist er irgendwo.«

»Solltet Ihr es wagen, Hand an Eure Königin zu legen!« rief Anna von Österreich, sich hoch aufrichtend und einen Blick auf den Kanzler heftend, dessen Ausdruck beinahe drohend wurde.

»Ich bin ein getreuer Unterthan des Königs, Madame, und Alles, was Seine Majestät mir befiehlt, werde ich thun.«

»Wohl, das ist wahr,« sprach Anna von Österreich, »und der Herr Kardinal ist von seinen Spionen gut bedient worden. Ich habe heute einen Brief geschrieben und dieser ist noch nicht abgegangen. Hier ist der Brief.«

Und die Königin legte hierbei ihre schöne Hand an den Leib.

»Dann gebt mir diesen Brief, Madame,« sprach der Kanzler.

»Ich werde ihn nur dem König geben, mein Herr,« sagte Anna.

»Wäre es des Königs Wille gewesen, den Brief selbst in Empfang zu nehmen, so würde er ihn von Euch gefordert haben. Aber ich wiederhole Euch, er hat mich beauftragt, ihn zu fordern, und wenn Ihr mir denselben nicht geben solltet . . . «

»Nun?«

»So bin ich ebenfalls beauftragt, ihn zu nehmen.«

»Wie? was wollt Ihr damit sagen?«

»Daß meine Befehle weit gehen, Madame, und daß ich bevollmächtigt bin, das verdächtige Papier sogar an der Person Eurer Majestät zu suchen.«

»Wie abscheulich!« rief die Königin.

»Wollt Euch also etwas leichter ergeben, Madame.«

»Dieses Benehmen ist eine schändliche Gewaltthat; wißt Ihr das, mein Herr?«

»Der König befiehlt, Madame, entschuldigt.«

»Ich werde es nicht dulden, nein, nein, eher sterben!« rief die Königin, bei der sich das kaiserliche Blut der Spanierin und Österreicherin empörte.

Der Kanzler machte eine tiefe Verbeugung; mit der klaren Absicht, keinen Zollbreit von der Erfüllung des Auftrags, den er übernommen, zurückzuweichen, und wie es etwa ein Henkersknecht in der Folterkammer hätte thun mögen, näherte er sich Anna von Österreich, aus deren Augen man jetzt Thränen der Wuth hervorströmen sah.

Die Königin war, wie gesagt, eine große Schönheit. Der Auftrag konnte als äußerst delikat angesehen werden, aber der König war durch seine Eifersucht gegen Buckingham so weit gekommen, daß er gegen Niemand mehr Eifersucht fühlte.

Ohne Zweifel suchte der Kanzler Seguier in dieser Minute mit seinen Augen den Strang der berühmten Glocke, da er ihn aber nicht fand, so faßte er seinen Entschluß und streckte die Hand nach dem Orte aus, wo das Papier nach dem Geständnis der Königin verwahrt war. Anna von Österreich wurde so bleich, daß man hätte glauben sollen, sie würde sterben; einen Schritt rückwärts machend, stützte sie sich, um nicht zu fallen, mit der linken Hand auf einen Tisch, der hinter ihr stand, zog mit der rechten ein Papier aus ihrem Busen hervor, und reichte es dem Siegelbewahrer.

»Nehmt, hier ist der Brief!« rief die Königin mit zitternder Stimme, »nehmt und befreit mich von Eurer gehässigen Gegenwart.«

Der Kanzler, der ebenfalls von einer leicht begreiflichen Aufregung zitterte, nahm den Brief, verbeugte sich bis zur Erde und trat ab.

Kaum war die Thüre hinter ihm geschlossen, als die Königin halb ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen sank.

Der Kanzler trug den Brief zum König, ohne ein einziges Wort zu lesen. Der König ergriff ihn mit zitternder Hand, suchte die Adresse, welche fehlte, wurde sehr bleich, öffnete ihn langsam und las den Inhalt sehr rasch, als er bei den ersten Worten bemerkte, daß er an den König von Spanien gerichtet war.

Es war ein förmlicher Angriffsplan gegen Richelieu. Die Königin forderte ihren Bruder und den Kaiser von Österreich auf, sich zu stellen, als würden sie, verletzt durch die Politik Richelieu's der sich unablässig mit der Erniedrigung des Hauses Österreich beschäftigte, Frankreich den Krieg erklären, und



sodann als Friedensbedingung die Entfernung des Kardinals zu fordern; aber von Liebe stand kein Wörtchen in dem Briefe.

Hoherfreut darüber, erkundigte sich der König, ob der Kardinal noch im Louvre sei. Man sagte ihm. Seine Eminenz erwarte im Arbeitskabinet die Befehle Sr. Majestät.

Der König begab sich sogleich zu ihm.



»Hört, Herzog,« sprach er, »Ihr hattet Recht, und ich hatte Unrecht. Die ganze Intrigue ist politischer Natur, und die Liebe wird in diesem Briefe von keiner Silbe berührt. Dagegen ist sehr viel von Euch die Rede.«

Der Kardinal nahm den Brief und las ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Nachdem er damit zu Ende war, las er ihn noch einmal.

»Gut, Ew. Majestät,« sagte er. »Ihr seht, wohin meine Feinde zielen. Man bedroht Euch mit zwei Kriegen, wenn Ihr mich nicht entfernt. An Eurer Stelle, Sire, würde ich in der That bei so mächtigem Andringen nachgeben, und ich würde mich wahrhaft glücklich fühlen, mich von den Geschäften zurückziehen zu dürfen.«

»Was sagt Ihr da, Herzog?«

»Ich sage, Sire, daß meine Gesundheit in diesen Kämpfen zu Grunde geht; ich sage, daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach die Strapazen der Belagerung von La Rochelle nicht aushalten kann, und daß Ihr besser Herrn von Condé oder Herrn von Bassompierre oder irgend einen tapferen Mann, der seinem Stande nach zum Kriegsführen bestimmt ist, hierzu ernennen würdet, aber nicht mich, der ich ein Mann der Kirche bin, und den man beständig von seinem Beruf abzieht, um ihn zu Dingen zu gebrauchen, für welche er keine Geschicklichkeit besitzt. Ihr werdet glücklicher im Innern und, ich zweifle nicht daran, auch nach außen größer sein.«

»Mein Herr Herzog,« sprach der König, »ich begreife, seid nur ruhig. Alle diejenigen, welche in diesem Briefe genannt sind, und die Königin selbst, sollen

nach Verdienst bestraft werden.«

»Was sagt Ihr, Sire? Gott behüte mich, daß die Königin meinetwegen die geringste Unannehmlichkeit erfahre; sie hat mich immer für ihren Feind gehalten, Sire, obgleich Ew. Majestät bezeugen kann, daß ich stets ihre Partie, sogar gegen Euch genommen habe. Oh! wenn sie Ew. Majestät in Beziehung auf die Ehre verriethe, dann wäre es etwas Anderes und ich wäre der Erste, der sagen müßte: keine Gnade für die Schuldige! Zum Glück ist dem nicht so, und Eure Majestät haben einen neuen Beweis hierfür erlangt.«

»Das ist wahr, Herr Kardinal,« erwiderte der König, »und Ihr habt Recht, wie immer. Aber die Königin verdient darum nicht minder meinen ganzen Zorn.«

»Ihr habt den ihrigen auf Euch gezogen, Sire, und wenn sie Ew. Majestät ernstlich grollen würde, so könnte ich es wohl begreifen! . . . «

»So werde ich stets meine Feinde und die Eurigen behandeln, Herzog, so hoch sie gestellt sein mögen, und welche Gefahr ich auch bei strenger Behandlung derselben laufen könnte.«

»Die Königin ist meine Feindin, aber nicht die Eurige, Sire. Sie ist im Gegenteil eine gehorsame und tadellose Gattin. Laßt mich also für sie ein Wort einlegen.«

»Sie demüthige sich und komme mir zuerst entgegen.«

»Im Gegentheil, Sire, gebt Ihr das Beispiel. Ihr habt zuerst Unrecht gehabt, denn in Euch ist der Verdacht gegen die Königin entstanden.«

»Ich den ersten Schritt thun?« sagte der König. »Nie!«

»Sire, ich flehe Euch an.«

»Übrigens, wie sollte ich ihr zuerst entgegenkommen?«

»Indem Ihr irgend Etwas veranstaltet, wovon Ihr wißt, daß es ihr angenehm ist.«

»Was?«

»Gebt einen Ball. Ihr wißt, wie gerne die Königin tanzt. Ich stehe dafür, daß ihr Groll gegen eine solche Aufmerksamkeit nicht Stand halten wird.«

»Mein Herr Kardinal, es ist Euch bekannt, daß ich die weltlichen Freuden nicht liebe.«

»Die Königin wird Euch um so dankbarer sein, weil sie Eure Antipathie gegen dieses Vergnügen kennt. Überdies wird es ihr eine Gelegenheit bieten, die schönen Diamant-Nestelstifte zu tragen, die Ihr Eurer Gemahlin an ihrem Namenstag geschenkt habt, ohne daß sie sich bis jetzt damit schmücken konnte.«

»Wir werden sehen, Herr Kardinal, wir werden sehen,« sagte der König, der, voll Freude darüber, daß die Königin eines Verbrechens, um das er sich nichts kümmerte, schuldig, und in Betreff eines Vergehens, das er so sehr fürchtete, unschuldig befunden worden, sehr geneigt war, sich mit ihr auszusöhnen; »wir werden sehen, aber bei meiner Ehre, Ihr seid zu nachsichtig.«

»Sire,« sprach der Kardinal, »überlaßt die Strenge Euren Ministern, die Nachsicht ist eine königliche Tugend; wendet sie an, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß Ihr Euch gut dabei befindet.«

Als der Kardinal sodann die Uhr elf schlagen hörte, machte er eine tiefe Verbeugung, bat den König, sich beurlauben zu dürfen, und forderte ihn, ehe er

sich entfernte, noch einmal auf, sich mit der Königin zu versöhnen.

Anna von Österreich, welche in Folge des ihr abgenommenen Briefes Vorwürfe erwartete, war sehr erstaunt, als sie den König am andern Tage Annäherungsversuche machen sah. Ihre erste Bewegung war zurückweisend. Der Stolz der Frau und die Würde der Königin waren so grausam verletzt worden, daß sie sich nicht sogleich von diesem Schlag erholen konnte. Doch ließ sie sich von den Frauen ihrer Umgebung bereden und that, als wollte sie allmählig vergessen. Der König benützte den ersten Moment eines Entgegenkommens, um ihr zu sagen, er gedenke ein Fest zu geben.

Ein Fest war etwas so Seltenes für die arme Anna von Österreich, daß bei dieser Ankündigung, wie es der Kardinal vorhergesehen hatte, die letzte Spur ihres Grolles, wenn nicht in ihrem Herzen, doch wenigstens auf ihrem Gesichte verschwand. Sie fragte, an welchem Tage dieses Fest statt haben sollte, aber der König antwortete, er müsse sich über diesen Punkt mit dem Kardinal verständigen.

Der König fragte den Richelieu wirklich jeden Tag, wann das Fest gegeben werden solle, und jeden Tag schob Richelieu eine bestimmte Äußerung darüber unter irgend einem Vorwande hinaus.

Am achten Tage nach der von uns mitgetheilten Szene bekam der Kardinal einen Brief mit dem Stempel von London, der nur folgende Zeilen enthielt:

»Ich habe sie, aber ich kann London nicht verlassen, weil es mir an Geld fehlt; schickt mir fünfhundert Pistolen, und vier bis fünf Tage nach Empfang derselben bin ich in Paris.«

An demselben Tag, wo der Kardinal diesen Brief empfangen hatte, richtete der König seine gewöhnliche Frage an ihn.

Richelieu zählte an den Fingern und sagte ganz leise zu sich selbst:

»Sie wird, schreibt sie, vier bis fünf Tage nach Empfang des Geldes ankommen; das Geld braucht vier bis fünf Tage, um dort anzukommen, sie braucht vier bis fünf Tage, um hierher zu kommen: das macht zehn Tage; nun rechnen wir noch conträre Winde, etwaige Unfälle, Weiberschwäche dazu, und setzen wir zwölf Tage.«

»Nun, Herr Herzog,« sprach der König, »habt Ihr Eure Rechnung gemacht?«

»Ja, Sire, heute ist der 20. September; der Rath der Stadt Paris giebt am 3. Oktober ein Fest. Das trifft vortrefflich zusammen: dann sieht es nicht aus, als ob Ihr Euch so große Mühe gäbet, um die Königin zu versöhnen.«

»Doch,« fügte der Kardinal bei, »vergeßt nicht, Sire, am Vorabend des Festes Ihrer Majestät zu sagen, daß Ihr zu sehen wünscht, wie ihr die diamantenen Nestelstifte stehen.«

XVII.

Die Haushaltung Bonacieux.

Es war das zweite Mal, daß der Kardinal der diamantenen Nestelstifte gegen den König erwähnte. Ludwig XIII. war über diese Wiederholung betroffen und dachte, es müsse ein Geheimnis dahinter liegen, daß er ihm diesen Gegenstand so dringend empfahl.

Mehr als einmal hatte sich der König dadurch gedemüthigt gesehen, daß der Kardinal, der eine vortreffliche Polizei besaß, obgleich diese noch nicht die Vollendung der modernen Polizei erreicht hatte, über das, was in seinem eigenen Haushalt vorging, besser unterrichtet war, als er selbst. Er hoffte nun aus einem Gespräch mit Anna von Österreich einiges Licht zu gewinnen und sodann mit irgend einem Geheimnis, das der Kardinal mühte, zur Eminenz zurückzukehren, was ihn in den Augen seines Ministers unendlich erhöhen müßte.

Er suchte deßhalb die Königin auf und knüpfte seiner Gewohnheit gemäß die Unterredung mit neuen Drohungen gegen ihre Umgebung an. Anna von Österreich senkte den Kopf, ließ den Strom verlaufen, ohne zu antworten, und hoffte, er werde am Ende von selbst stille stehen; aber das war es nicht, was Ludwig XIII. wollte. Ludwig XIII. wollte einen Wortwechsel, aus dem irgend ein Lichtfunke hervorspringen würde, denn er war überzeugt, daß der Kardinal einen Hintergedanken habe und ihm eine von jenen furchtbaren Überraschungen bereite, welche Seine Eminenz herbeizuführen wußte. Er gelangte zu diesem Ziele durch seine Beharrlichkeit im Anschuldigen.

»Aber,« rief Anna von Österreich, dieser unbestimmten, schwankenden Angriffe müde, »aber, Sire, Ihr sagt mir nicht Alles, was Ihr auf dem Herzen habt; was habe ich denn getan? Sprecht, welches Verbrechen habe ich begangen? Es ist nicht möglich, daß Ew. Majestät all diesen Lärmen wegen eines Briefes machen, den ich an meinen Bruder geschrieben.«

Seinerseits so direkt angegriffen, wußte der König nicht, was er antworten sollte. Er dachte, dies sei der geeignete Augenblick, die Aufforderung anzubringen, die er erst am Vorabend des Festes machen sollte.

»Madame,« sprach er mit Hoheit, »es wird alsbald ein Ball im Rathhaus stattfinden. Ich erwarte, daß Ihr unsern braven Rathsherrn die Ehre anthun werdet, daselbst in Ceremonienkleidern und besonders mit den diamantenen Nestelstiften, die ich Euch an Euerem Namensfest gegeben habe, zu erscheinen. Das ist meine Antwort.«

Die Antwort war furchtbar; Anna von Österreich glaubte, Ludwig XIII. wisse Alles, und der Kardinal habe ihn zu dieser sechs- bis siebentägigen Verstellung bestimmt, die übrigens in seinem Charakter lag. Sie wurde todesblaß, stützte ihre bewunderungswürdig schöne Hand, welche jetzt von Wachs zu sein schien, auf eine Console, schaute den König mit erschrockenen Augen an und antwortete keine Sylbe.

»Ihr versteht, Madame,« sagte der König, der sich an dieser Verlegenheit in seiner ganzen Ausdehnung ergötzte, aber ohne die Ursache zu errathen, »Ihr versteht?«

»Ja, Sire, ich verstehe,« stammelte die Königin.

»Ihr werdet auf diesem Balle erscheinen?«

»Ja!«

»Mit Euren Nestelstiften?«

»Ja!«

Die Blässe der Königin nahm wo möglich noch zu, der König bemerkte es und waidete sich daran mit jener kalten Grausamkeit, welche eine der schlimmsten Seiten seines Charakters bildete.

»Dann ist die Sache abgemacht,« sprach der König, »und das ist Alles, was ich Euch zu sagen hatte.«

»Aber an welchem Tage soll der Ball stattfinden?« fragte Anna von Osterreich.

Ludwig XIII. fühlte instinktmäßig, daß er auf diese Frage, welche die Königin mit beinahe ersterbender Stimme getan hatte, nicht antworten durfte.

»Sehr bald, Madame,« sagte er, »aber ich erinnere mich nicht mehr genau des Datums und werde den Kardinal fragen.«

»Also hat Euch der Kardinal dieses Fest angekündigt!« rief die Königin.



»Ja, Madame,« erwiderte der König erstaunt. »Aber warum dies?«

»Er hat Euch gesagt, Ihr sollt mich auffordern, dabei mit diesen Nestelstiften zu erscheinen.«

»Das heißt, Madame . . . «

»Er, Sire!«

»Was liegt daran, ob er oder ich? Ist diese Aufforderung etwa ein Verbrechen?«

»Nein, Sire!«

»So werdet Ihr also erscheinen?«

»Ja, Sire!«

»Gut,« sprach der König sich entfernend, »ich zähle darauf.«

Die Königin machte eine Verbeugung, weniger aus Etikette, als weil ihre Kniee unter ihr brachen.

Der König schien entzückt.

»Ich bin verloren,« murmelte die Königin, »verloren, denn der Kardinal weiß Alles. Und er ist es, der den König antreibt, welcher nichts weiß, aber bald Alles erfahren wird. Ich bin verloren! Mein Gott! mein Gott! mein Gott!«

Sie kniete auf ein Kissen nieder und betete, den Kopf zwischen die zitternden Arme gesenkt.

Ihre Lage war in der That furchtbar. Buckingham war nach London

zurückgekehrt. Frau von Chevreuse befand sich in Tours. Strenger als je überwacht, hatte die Königin eine geheime Ahnung, daß sie von einer ihrer Frauen verrathen wurde, ohne sich sagen zu können, von welcher. La Porte konnte den Louvre nicht verlassen. Sie hatte nicht eine Seele auf der Welt, der sie sich anvertrauen durfte.

Bei dem Unglück, das sie bedrohte, und bei der Verlassenheit, der sie preisgegeben war, brach sie in heftiges Schluchzen aus.

»Kann ich Ew. Majestät nichts nützen?« sprach plötzlich eine Stimme voll Sanftmuth und Mitleid.

Die Königin wandte sich lebhaft um, denn man konnte sich im Ausdruck dieser Stimme nicht täuschen: es war eine Freundin, welche so sprach.

An einer der Thüren, welche in das Gemach der Königin führten, erschien wirklich die hübsche Frau Bonacieux; sie war, als der König eintrat, damit beschäftigt gewesen, Kleider und Weißzeug in einem Kabinet zu ordnen. Sie konnte sich nicht entfernen und hatte Alles gehört. Die Königin stieß einen durchdringenden Schrei aus, als sie sich überrascht sah; denn in ihrer Angst erkannte sie anfangs die junge Frau nicht, die ihr La Porte gegeben hatte.

»O, fürchtet nichts, Madame,« sagte die junge Frau, die Hände faltend und selbst über die Bangigkeit der Königin weinend. »Ich gehöre Ew. Majestät mit Leib und Seele, und so fern ich Euch stehe, so untergeordnet meine Stellung ist, so glaube ich doch das Mittel gefunden zu haben, Ew. Majestät aller Pein zu entziehen.«

»Ihr! O Himmel, Ihr!« rief die Königin. »Aber seht, schaut mir ins Gesicht. Ich bin von allen Seiten verrathen; kann ich mich Euch anvertrauen?«

»O, Madame!« rief die junge Frau auf die Kniee fallend, »o, bei meiner Seele, ich bin bereit, für Euch zu sterben!«

Dieser Ruf kam aus der Tiefe des Herzens und man konnte sich über seine Wahrheit so wenig täuschen, als bei dem ersten.

»Ja,« fuhr Frau Bonacieux fort, »ja es gibt Verräther hier. Aber bei der heiligen Jungfrau beschwöre ich Euch, daß Niemand ergebener sein kann, als ich es Ew. Majestät bin. Diese Nestelstifte, welche der König fordert, habt Ihr dem Herzog von Buckingham gegeben, nicht wahr? Diese Nestelstifte waren in einem Kistchen von Rosenholz verschlossen, das er unter seinem Arm trug. Täusche ich mich? ist es nicht so?«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« murmelte die Königin, der die Zähne vor Angst klapperten.

»Nun,« fuhr Frau Bonacieux fort, »man muß diese Nestelstifte wieder bekommen.«

»Ja, allerdings, das muß sein!« rief die Königin, »aber wie soll man dies machen, wie dazu gelangen?«

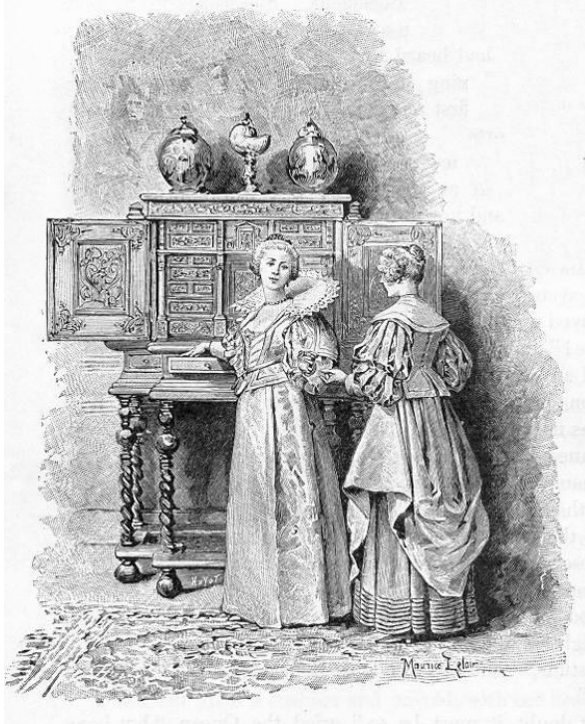
»Man muß Jemand zu dem Herzog schicken.«

»Aber wen? . . . wem mich anvertrauen?«

»Habt Vertrauen zu mir, Madame; erweist mir diese Ehre, und ich werde den Boten finden.«

»Aber ich werde schreiben müssen!«

»Oh! ja, das ist unerlässlich. Zwei Worte von Ew. Majestät Hand und Euer



Privatsiegel.«

»Aber diese zwei Worte sind meine Verdammung, die Ehescheidung, die Verbannung!«

»Ja, wenn sie in böse Hände fallen. Aber ich stehe dafür, daß diese zwei Worte ihrer Adresse zugestellt werden.«

»O mein Gott! Ich muß also mein Leben, meine Ehre, meinen Ruf in Eure Hände legen.«

»Ja, ja, Madame, das muß sein, und ich werde Alles dies retten!«

»Aber wie? sagt mir dies wenigstens.«

»Mein Gatte ist vor zwei oder drei Tagen in Freiheit gesetzt worden, ich habe noch nicht Zeit gehabt, ihn zu sehen; er ist ein braver, ehrlicher Mann, der weder Haß noch Liebe für

irgend Jemand hegt. Er wird thun, was ich haben will. Er wird auf einen Befehl von mir abreisen, ohne zu wissen, was er mit sich trägt, und den Brief Ew. Majestät an seine Adresse abgeben, ohne zu erfahren, daß er von Eurer Majestät herrührt.«

Die Königin ergriff die zwei Hände der jungen Frau mit leidenschaftlicher Begeisterung, schaute sie an, als wollte sie in der Tiefe ihres Herzens lesen, und küßte sie zärtlich, als sie nur Aufrichtigkeit in ihren schönen Augen gewahr wurde.

»Thu' dies,« rief sie, »und Du hast mir das Leben, Du hast mir die Ehre gerettet!«

»O, schlagt den Dienst, den ich Euch zu leisten so glücklich bin, nicht allzu hoch an. Ich habe Ew. Majestät, die nur das Opfer treuloser Komplotte ist, nichts zu retten.«

»Das ist wahr, das ist wahr, mein Kind,« sprach die Königin, »und Du hast Recht.«

»Gebt mir also den Brief, Madame, die Zeit drängt.«

Die Königin lief nach einem Tischchen, worauf sich Dinte, Papier und Federn befanden. Sie schrieb zwei Zeilen, versiegelte den Brief mit ihrem Siegel und stellte ihn Frau Bonacieux zu.

»Nun aber,« sagte die Königin, »nun aber vergessen wir eine sehr notwendige Sache.«

»Welche?«

»Das Geld.«

Frau Bonacieux erröthete.

»Ja, das ist wahr,« sagte sie, »und ich gestehe Eurer Majestät, daß mein Mann . . . «

»Dein Mann hat keines, nicht wahr, das willst Du mir sagen?«

»Gewiß, er hat, aber er ist sehr geizig, das ist sein Fehler. Übrigens dürfen sich Ew. Majestät hierdurch nicht beunruhigen lassen, wir werden Mittel finden . . . «

»Ich habe auch keines,« sprach die Königin (diejenigen, welche die Memoiren der Frau von Moteville lesen, werden über diese Antwort nicht staunen), »aber warte!«

Anna von Österreich eilte nach ihrem Geschmeidekästchen. »Halt,« sagte sie, »hier ist ein Ring von großem Werthe, wie man mich versichert. Er kommt von meinem Bruder, dem König von Spanien; er gehört mir, und ich kann darüber verfügen. Nimm diesen Ring, mach ihn zu Gelde und schick Deinen Mann auf die Reise.«

»In einer Stunde soll Euch gehorcht sein.«

»Du siehst die Adresse,« fügte die Königin bei, indem sie so leise sprach, daß man kaum hören konnte, was sie sagte: »An Mylord Herzog von Buckingham in London.«

»Der Brief soll ihm selbst eingehändigt werden.«

»Edelmüthiges Kind!« rief Anna von Österreich.

Frau Bonacieux küßte der Königin die Hände, verberg das Parier in ihrem Schnürleib und verschwand mit der Leichtigkeit eines Vogels.

Zehn Minuten nachher war sie in ihrem Hause. Sie hatte, wie sie der Königin gesagt, ihren Gatten, seid er in Freiheit gesetzt worden war, nicht wieder gesehen und wußte nichts von der Veränderung, welche in ihm, in Beziehung auf den Kardinal vorgegangen war; einer Veränderung, die durch die Schmeichelei und das Geld seiner Eminenz bewerkstelligt und seitdem durch einige Besuche des Grafen von Rochefort gekräftigt worden, welche der beste Freund von Bonacieux wurde und diesen ohne alle Mühe glauben machte, die Entführung seiner Frau sei nicht durch irgend eine Schuld herbeigeführt worden, sondern er habe sie nur als eine politische Vorsichtsmaßregel zu betrachten.

Sie fand Herr Bonacieux allein: der arme Mann brachte mit großer Anstrengung wieder Ordnung in das Haus, dessen Geräthe er beinahe alles zertrümmert, und dessen Schränke er beinahe leer fand, da die Gerechtigkeit nicht zu den drei Dingen gehört, von denen der König Salomo sagt, daß sie keine Spuren ihres Erscheinens zurücklassen. Die Magd war bei der Verhaftung ihres Herrn entflohen. Des armen Mädchens hatte sich ein solcher Schrecken bemächtigt, daß sie von Paris bis in ihr Heimathland Burgund eilte.

Der würdige Krämer hatte sogleich nach seiner Rückkehr in sein Haus seine Frau benachrichtigt, und diese hatte ihm hieraus mit ihrem Glückwunsche und mit der Ankündigung geantwortet, daß der erste Augenblick, wo sie sich ihren Verpflichtungen entziehen könne, vollständig einem Besuche bei ihm gewidmet werden solle.

Dieser erste Augenblick ließ fünf Tage auf sich warten, was unter allen andern Umständen Meister Bonacieux sehr lange vorgekommen sein würde: aber er hatte in dem Besuche, den er dem Kardinal gemacht, und in den Besuchen, die ihm Rochefort machte, reichlichen Stoff zum Nachdenken gefunden, und bekanntlich verkürzt nichts die Zeit so sehr, als das

Nachdenken. Überdies waren die Betrachtungen von Bonacieux insgesamt rosenfarbig. Rochefort nannte ihn seinen Freund, seinen lieben Bonacieux, und versicherte ihn unaufhörlich, der Kardinal halte große Stücke auf ihn. Der Krämer sah sich bereits auf dem Weg der Ehre und des Glückes.

Frau Bonacieux hatte ihrerseits auch nachgedacht, allerdings über etwas ganz Anderes, als über den Ehrgeiz. Unwillkürlich kam ihr immer und immer wieder der schöne, muthige, junge Mann in den Sinn, der so verliebt schien. Mit achtzehn Jahren an Herrn Bonacieux verheirathet, stets unter den Freunden ihres Gatten lebend, welche gar wenig geeignet waren, einer jungen Frau, deren Herz hoch über ihrer bürgerlichen Stellung stand, Gefühle einzufloßen, war Madame Bonacieux unempfindlich für gewöhnliche Verführung geblieben; der Titel eines Edelmannes übte besonders in dieser Epoche einen großen Einfluß auf das Bürgerthum aus, und d'Artagnan war Edelmann; überdies trug er die Uniform der Garden, welche nach der Musketier-Uniform bei den Damen in der höchsten Achtung stand. Er war, wir wiederholen es, schön, jung, abenteuerlich. Er sprach von Liebe wie ein Mann, welcher liebt und nach Gegenliebe dürstet; darin lag mehr, als es bedurfte, um ein dreiundzwanzigjähriges Köpfchen zu verdrehen. Und Frau Bonacieux war gerade bei diesem glücklichen Lebensalter angelangt.

Die zwei Gatten trafen also, obgleich sie sich seit mehr als acht Tagen nicht gesehen hatten, obgleich im Verlauf dieser Woche wichtige Ereignisse unter ihnen vorgefallen waren, nicht ohne allen Zwang wieder zusammen; dessenungeachtet gab Herr Bonacieux eine wahre Freude kund und ging mit offenen Armen auf seine Frau zu.

Frau Bonacieux bot ihm die Stirne.

»Sprechen wir ein wenig,« sagte sie.

»Wie?« fragte Bonacieux erstaunt.

»Ja, allerdings; ich habe Dir eine Sache von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.«

»In der That, ich habe ebenfalls einige sehr ernsthafte Fragen an Dich zu richten. Ich bitte Dich, erkläre mir ein wenig Deine Entführung.«

»Es handelt sich in diesem Augenblicke nicht hiervon,« sagte Frau Bonacieux.

»Und wovon handelt es sich denn? von meiner Gefangenschaft?«

»Ich habe sie an demselben Tage erfahren; aber da Du keines Verbrechens, keiner Intriguen schuldig warst, da Du nichts wußtest, was Dich oder sonst Jemand hätte gefährden können, so legte ich nicht mehr Gewicht auf dieses Ereigniß, als es verdiente.«

»Ihr sprecht freundlich, Madame!« versetzte Bonacieux verletzt durch die geringe Theilnahme, welche seine Frau für ihn an den Tag legte. »Wißt Ihr, daß ich einen Tag und eine Nacht in einem Kerker der Bastille saß!«

»Ein Tag und eine Nacht sind bald vorüber. Lassen wir Deine Gefangenschaft und kommen wir auf das, was mich hierher führt.«

»Wie? was Dich hierher führt! Also nicht das Verlangen, einen Gatten wiederzusehen, von dem Du seit acht Tagen getrennt bist?« fragte der Krämer in äußerst gereiztem Tone.

»Zuerst dies und dann etwas Anderes.«

»Sprich!«

»Eine Sache von dem größten Interesse, wovon vielleicht unser zukünftiges Glück abhängt.«

»Unser zukünftiges Glück hat sich bedeutend verändert, seitdem ich Dich nicht mehr gesehen habe, und es sollte mich nicht wundern, wenn uns in einigen Monaten gar viele Leute darum beneiden würden.«

»Ja, besonders wenn Du die Anweisungen befolgen willst, die ich Dir geben werde.«

»Mir?«

»Ja, Dir! Es ist eine gute und heilige Handlung zu vollbringen, mein Freund, und vielleicht viel Geld dabei zu gewinnen.«

Frau Bonacieux wußte, daß sie ihren Mann bei der schwachen Seite faßte, wenn sie von Geld sprach.

Aber ein Mensch, und wäre es auch ein Krämer, ist, wenn er zehn Minuten mit dem Kardinal von Richelieu gesprochen hat, nicht mehr derselbe Mensch.

»Viel Geld zu gewinnen!« sagte Bonacieux.

Ja, viel!«

»Wie viel ungefähr?«

»Etwa tausend Pistolen.«

»Was Du von mir zu verlangen hast, ist also sehr wichtig?«

»Ja!«

»Was ist zu thun?«

»Du reisest sogleich ab, ich gebe Dir ein Papier, das Du unter keinem Vorwand aus Deinen Händen lassesst, und nur an seine Adresse abgibst.«

»Und wohin soll ich reisen?«

»Nach London.«

»Ich nach London! Geh, Du scherzest; ich habe nichts in London zu thun!«

»Aber für Andere ist es nothwendig, daß Du dahin gehst.«

»Wer sind die Anderen? Ich sage Dir, daß ich nichts mehr blindlings thue, und will nicht nur wissen, welchen Gefahren ich mich aussetze, sondern für wen ich mich aussetze.«

»Eine vornehme Person schickt Dich, eine vornehme Person erwartet Dich. Die Belohnung wird Deine Wünsche übertreffen. Das ist Alles, was ich Dir versprechen kann.«

»Abermals Intriguen! immer Intriguen! ich danke, ich traue jetzt nicht mehr, und der Herr Kardinal hat mich hierüber aufgeklärt.«

»Der Kardinal?« rief Frau Bonacieux, »hast Du den Kardinal gesehen?«

»Er hat mich rufen lassen,« antwortete der Krämer stolz.

»Und Du hast seiner Einladung Folge geleistet, unkluger Mann?«

»Ich muß gestehen, daß es nicht in meiner Wahl stand, mich zu ihm zu begeben oder nicht; denn ich befand mich zwischen zwei Wachen. Ich kann nicht leugnen, daß ich, da ich damals Seine Eminenz nicht kannte, sehr entzückt gewesen wäre, mich von diesem Besuche frei machen zu können.«

»Er hat Dich also mißhandelt? er hat Dich bedroht?«

»Er hat mir die Hand gereicht und mich seinen Freund genannt – seinen Freund! hörst Du wohl? Ich bin der Freund des großen Kardinals!«

»Des großen Kardinals!«

»Wollt Ihr ihm vielleicht diesen Titel streitig machen, Madame?«

»Ich bestreite nichts, ich sage nur, daß die Gunst eines Ministers eine Eintagsfliege ist, und daß man ein Thor sein muß, um sich an einen Minister zu hängen. Es gibt Gewalten, die über den seinigen stehen, und nicht auf der Laune eines Menschen oder dem Ausgang eines Ereignisses beruhen; mit diesen Gewalten muß man sich verbinden.«

»Es thut mir leid, Madame, aber ich kenne keine andere Gewalt, als die des großen Mannes, dem ich zu dienen die Ehre habe.«

»Du dienst also dem Kardinal?«

»Ja, Madame, und als sein Diener werde ich nicht zugeben, daß Ihr Euch in Komplotte gegen die Sicherheit des Staates einlasst, und eine Frau, die keine Französin ist und ein spanisches Herz hat, in ihren Intriguen unterstützt. Zum Glück ist der große Kardinal da. Sein wachendes Auge dringt bis in die Tiefe des Herzens.«

Bonacieux wiederholte Wort für Wort eine Phrase, die er vom Grafen von Rochefort gehört hatte. Aber die arme Frau, die auf ihren Gatten gerechnet und sich in dieser Hoffnung bei der Königin für ihn verantwortlich gemacht hatte, zitterte darum nicht minder über die Gefahr, in die sie sich beinahe gestürzt, so wie über die Ohnmacht, in welche sie sich versetzt sah. Da sie jedoch die Schwäche und besonders die Habgier ihres Mannes kannte, so verzweifelte sie noch nicht daran, ihn zu ihrem Ziele zu lenken.

»Ah, Ihr seid ein Kardinalist, mein Herr,« rief sie, »ah! Ihr dient der Partei derjenigen, welche Eure Frau mißhandeln und Eure Königin beleidigen!«

»Die Privatinteressen sind nichts den allgemeinen Interessen gegenüber. Ich bin für diejenigen, welche den Staat retten,« sagte Bonacieux mit Pathos.

Das war abermals eine Phrase des Grafen von Rochefort, die er im Kopfe behalten hatte und hier gut angebracht glaubte.

»Und wißt Ihr, was der Staat ist, von dem Ihr sprecht?« sagte Frau Bonacieux die Achseln zuckend. »Begnügt Euch, ein Bürger ohne alle seine Unterscheidungen zu sein, und haltet Euch auf die Seite, welche Euch am meisten Vortheil bietet.«

»Ei, ei!« erwiderte Bonacieux, und schlug auf einen Sack mit gerundetem Wanste, der einen silbernen Ton von sich gab. »Was sagt Ihr hiervon, Frau Predigerin?«

»Woher kommt dieses Geld?«

»Ihr errathet es nicht?«

»Vom Kardinal?«

»Von ihm und von meinem Freunde, dem Grafen von Rochefort.«

»Von dem Grafen von Rochefort! Aber das ist ja derjenige, welcher mich weggeschleppt hat.«

»Das kann sein, Madame.«

»Und Ihr nehmt Geld von diesem Menschen an?«

»Habt Ihr mir nicht gesagt, diese Entführung sei ganz politischer Natur

gewesen?«

»Ja, aber der Zweck dabei war, mich zu einem Verrath an meiner Gebieterin zu veranlassen, mir durch Foltern Geständnisse zu erpressen, welche die Ehre und vielleicht das Leben der erhabenen Fürstin bloßstellen sollten.«

»Madame,« entgegnete Bonacieux, »Eure erhabene Fürstin ist eine treulose Spanierin, und was der große Kardinal thut, ist wohlgethan.«



»Mein Herr,« sprach die junge Frau, »ich kannte Euch als feig, geizig und einfältig, aber ich wußte nicht, daß Ihr ehrlos seid!«

»Madame,« sagte Bonacieux, der seine Frau nie zornig gesehen hatte und vor dem ehelichen Grimme zurückwich; »Madame, was sagt Ihr da?«

»Ich sage, daß Ihr ein Elender seid!« fuhr Madame Bonacieux fort, der es nicht entging, daß sie wieder einigen Einfluß auf ihren Gatten gewann. »Ah! Ihr treibt Politik, Ihr! und zwar kardinalistische Politik! Ah! Ihr verkauft um schnödes Gold Leib und Seele an den Teufel!«

»Nein, aber an den Kardinal.«

»Das ist ganz dasselbe. Wer Richelieu sagt, sagt Satan.«

»Schweigt, Madame, schweigt, man könnte Euch hören!«

»Ihr habt Recht, und ich würde mich Eurer Feigheit schämen.«

»Aber was verlangt Ihr denn von mir? laßt hören!«

»Ich habe Euch gesagt, mein Herr, daß Ihr stehenden Fußes abreisen und den Auftrag, dessen ich Euch würdige, sogleich vollziehen sollt, unter dieser Bedingung vergebe ich Alles, vergesse ich Alles; mehr noch« – sie reichte ihm die Hand – »ich schenke Euch wieder meine Freundschaft.«

Bonacieux war feig und geizig, aber er liebte seine Frau; er ließ sich erweichen. Ein Mann von fünfzig Jahren grollt einer Frau von dreiundzwanzig nicht lange. Madame Bonacieux sah, daß er schwankte, und sagte:

»Nun, seid Ihr entschlossen?«

»Aber, meine liebe Freundin, bedenkt doch einen Augenblick, was Ihr von mir fordert; London ist weit von Paris, sehr weit, und es ist vielleicht mit dem Auftrag, den Ihr mir gebt, Gefahr verbunden.«

»Was ist daran gelegen, wenn Ihr sie vermeidet?«

»Hört, Madame Bonacieux, hört,« sagte der Krämer, »ich widersetze mich entschieden Euerem Ansinnen: die Intriguen machen mir bange. Ich habe die Bastille gesehen. Brrrr! Die Bastille ist furchtbar. Wenn ich nur daran denke, überläuft mich eine Schauer. Man hat mich mit der Folter bedroht. Wißt Ihr, was die Folter ist? steile, die man einem zwischen die Beine treibt, bis die Knochen krachen! Nein, ich bin entschlossen, ich gehe nicht. Ei, der Teufel! warum geht

Ihr nicht selbst? Denn in der That, ich glaube, daß ich mich jetzt in Beziehung auf Euere Person nicht getäuscht habe: Ihr seid ein Mann und noch dazu einer der wüthendsten.«

»Und Ihr, Ihr seid ein Weib, ein elendes, albernes, dummes Weib. Ah! Ihr habt Furcht! Nun wohl! wenn Ihr nicht in diesem Augenblick reist, lasse ich Euch auf Befehl der Königin verhaften und in die Bastille setzen, die Ihr so sehr fürchtet.«

Bonacieux versank in tiefes Nachdenken; er erwog reiflich in seinem Gehirne die zwei Grimme, den des Kardinals und den der Königin: der des Kardinals gewann in einem ungeheuer Grade die Oberhand.

»Laßt mich im Namen der Königin verhaften,« sprach er; »ich fordere meine Freilassung von Seiner Eminenz.«

Madame Bonacieux sah ein, daß sie zu weit gegangen war, und erschreck darüber, daß sie sich hatte so fortreißen lassen. Sie betrachtete einen Augenblick nicht ohne Bangigkeit dieses alberne Gesicht, auf dem eine unüberwindliche Entschlossenheit zu lesen war, wie gewöhnlich bei Albernern, welche Furcht haben.

»Nun gut, es sei so!« sagte sie, »Ihr habt vielleicht am Ende Recht; ein Mann sieht in der Politik weiter, als ein Weib, und Ihr besonders, Herr Bonacieux, der Ihr mit dem Cardinal gesprochen habt; aber dennoch ist es sehr hart,« fügte sie bei, »daß mein Gatte, daß ein Mann, aus dessen Liebe ich rechnen zu dürfen glaubte, mich so unfreundlich behandelt und meine Launen nicht befriedigt.«

»Weil Euere Launen zu weit führen könnten,« entgegnete Bonacieux triumphierend, »und weil ich nicht traue.«

»Ich werde also Verzicht leisten,« sprach die junge Frau seufzend, »gut, reden wir nicht mehr davon.«

»Wenn Ihr nur wenigstens sagen wolltet, was ich in London zu thun hätte,« fragte Bonacieux, dem es etwas spät einfiel, daß ihm Rochefort aufgetragen hatte, er solle die Geheimnisse seiner Frau zu erforschen suchen.

»Ihr braucht es nicht zu wissen,« antwortete die junge Frau, welche ein instinktmäßiges Mißtrauen nun wieder zurücktrieb, »es handelte sich um eine Bagatelle, wie sie die Frauen oft zu bekommen wünschen, um einen Einkauf, wobei viel zu gewinnen gewesen wäre.«

Aber je mehr sich die junge Frau vertheidigte, desto mehr kam Bonacieux auf die Meinung, das Geheimnis, welches sie ihm anzuvertrauen sich weigerte, müsse von großem Belang sein. Er beschloß deßhalb, sogleich zu dem Grafen von Rochefort zu laufen und ihm mitzutheilen, die Königin suche einen Boten, um ihn nach England zu schicken.

»Verzeiht, wenn ich Euch verlasse, meine liebe Madame Bonacieux,« sagte er, »aber da ich nicht wußte, daß Ihr kommen würdet, so hatte ich mich mit einem von meinen Freunden zusammenbestellt, ich komme sogleich wieder, und wenn Ihr eine halbe Minute auf mich warten wollt, so hole ich Euch ab, sobald ich meinen Freund abgefertigt habe, und führe Euch, da es bereits spät zu werden anfängt, in den Louvre zurück.«

»Ich danke, mein Herr,« erwiderte Madame Bonacieux. »Ihr seid nicht muthig genug, um mir von irgend einem Nutzen zu sein, und ich werde allein in den Louvre zurückkehren.«

»Wie es Euch gefällig ist, Madame Bonacieux,« versetzte der Exkrämer.
»Werde ich Euch bald wieder sehen?«

»Ohne Zweifel; in der nächsten Woche wird mir mein Dienst hoffentlich einige Freiheit gönnen, und ich gedenke diese zu benützen, um die Ordnung in unsern Sachen wieder herzustellen, welche ein wenig durcheinander gebracht worden sein müssen.«

»Gut, ich erwarte Euch; Ihr seid mir nicht böse?«

»Ich! nicht im mindesten.«

»Also, auf baldiges Wiedersehen?«

»Gewiß.« Bonacieux küßte seiner Frau die Hand und entfernte sich rasch.

»Schön,« sagte Madame Bonacieux, als ihr Mann die Hausthüre geschlossen hatte und sie sich allein befand, »diesem Schwachkopf fehlte nichts mehr, als daß er ein Kardinalist wurde. Und ich, die ich der Königin dafür stand, ich, die ich meiner armen Gebieterin versprochen habe . . . Ah! mein Gott! mein Gott! sie wird mich für eine von den Elenden halten, von denen der Palast wimmelt und die man in ihre Nähe gebracht hat, um sie auszuspionieren. Ah! Herr Bonacieux, ich habe Euch nie sehr geliebt, aber jetzt steht es noch schlimmer! Ich hasse Euch und gebe Euch mein Wort, Ihr sollt es mir bezahlen.«

In dem Augenblicke, wo sie diese Worte sprach, vernahm sie einen Schlag an den Plafond, sie hob den Kopf in die Höhe und eine Stimme, welche durch die Decke kam, rief ihr zu:

»Liebe Madame Bonacieux, öffnet mir die kleine Thüre und ich komme zu Euch hinab.«

XVIII.

Der Liebhaber und der Gatte.

»Aber, Madame Bonacieux,« sagte d'Artagnan, durch die Thüre eintretend, welche ihm die junge Frau öffnete, »erlaubt mir. Euch zu bemerken. Ihr habt da einen traurigen Mann.«

»Hörtet Ihr denn unser Gespräch?« fragte Madame Bonacieux lebhaft und schaute dabei d'Artagnan unruhig an.

»Vollkommen.«

»Aber, mein Gott, wie dies?«

»Durch ein mir bekanntes Verfahren, durch welches ich auch Euer etwas belebteres Gespräch mit der Polizei vernahm.«

»Und was habt Ihr von dem, was wir sagten, verstanden.«

»Tausenderlei Dinge. Vor allem, daß Euer Gatte ein armseliger Tropf ist; ferner daß Ihr glücklicher Weise in Verlegenheit seid, denn dies ist mir sehr angenehm, weil es mir Gelegenheit bietet. Euch zu Diensten zu sein, und Gott weiß, daß ich bereit bin, mich für Euch in die Flammen zu stürzen; endlich, daß die Königin eines braven, gescheiten und ergebenen Mannes zu einer Reise nach London bedarf. Ich besitze wenigstens zwei von diesen Eigenschaften, und hier bin ich.«

Madame Bonacieux antwortete nicht; aber ihr Herz schlug gewaltig vor Freude, und eine geheime Hoffnung erglänzte in ihren Augen.

»Und welche Bürgschaft könnt Ihr mir geben,« fragte sie, »wenn ich mich entschließe, Euch diese Sendung anzuvertrauen?«

»Meine Liebe für Euch. Sprecht, befiehlt, was soll ich thun?«

»Mein Gott, mein Gott,« murmelte die junge Frau, »darf ich Euch ein solches Geheimnis anvertrauen, Herr? Ihr seid beinahe noch ein Kind.«

»Ich sehe schon, daß irgend Jemand für mich gut stehen müßte.«

»Ich kann nicht leugnen, daß mich dies ungemein beruhigen würde.«

»Kennt Ihr Athos?«

»Nein!«

»Porthos?«

»Nein!«

»Aramis?«

»Nein. Wer sind diese Herren?«

»Musketiere des Königs. Kennt Ihr Herrn von Treville, ihren Kapitän?«

»O ja, diesen kenne ich; nicht persönlich, aber ich habe oft von ihm als einem braven und rechtschaffenen Edelmann sprechen hören.«

»Ihr fürchtet nicht, von ihm an den Kardinal verrathen zu werden, nicht wahr?«

»O nein, gewiß nicht.«

»Nun, so enthüllt diesem Euer Geheimnis, und fragt ihn, ob Ihr es mir, so wichtig, so kostbar, so furchtbar es auch sein mag, anvertrauen könnt?«

»Aber das Geheimnis gehört nicht mir und ich kann es nicht auf diese Art enthüllen.«

»Ihr wolltet es Herrn Bonacieux anvertrauen,« sprach d'Artagnan etwas ärgerlich.

»Wie man einen Brief einem hohlen Baume, dem Flügel einer Taube, dem Halsbande eines Hundes anvertraut.«

»Und doch seht Ihr wohl, daß ich Euch liebe.«

»Ihr sagt es.«

»Ich bin ein gefälliger Mann!«

»Ich glaube es.«

»Ich habe Muth.«

»Oh! davon bin ich überzeugt.«

»Dann stellt mich auf die Probe.«

Madame Bonacieux schaute den jungen Mann mit einem letzten Zögern an. Aber es lag ein solcher Eifer in seinen Augen, eine solche Überzeugungskraft in seiner Stimme, daß sie sich hingezogen fühlte, d'Artagnan sich anzuvertrauen. Überdieß befand sie sich in einem jener Verhältnisse, wo man Alles für Alles wagen muß. Die Königin war eben so wohl durch eine zu große Zurückhaltung, als durch ein zu großes Vertrauen verloren. Dann müssen wir gestehen, daß das Gefühl, welches sich unwillkürlich für diesen jungen Beschützer in ihr regte, vollends zu sprechen bewog.

»Hört,« sprach sie, ich füge mich Eueren Betheuerungen, ich gebe Eueren Versicherungen nach; aber ich schwöre Euch vor Gott, der uns hört, daß ich, wenn Ihr mich verrathet und meine Feinde mich tödten, Euch meines Todes anklage.«

»Und ich schwöre Euch vor Gott, Madame,« sagte d'Artagnan, »daß ich, wenn ich bei der Vollziehung Eurer Befehle ergriffen werde, sterbe, ehe ich irgend etwas thue oder sage, was einen Menschen gefährden könnte.«

Hierauf vertraute ihm die junge Frau das furchtbare Geheimnis an, das ihm der Zufall theilweise vor der Samaritaine geoffenbart hatte.

Das war ihre gegenseitige Liebeserklärung.

D'Artagnan strahlte vor Stolz und Freude. Das Geheimnis, welches er nun besaß, die Frau, die er liebte, das Vertrauen und die Liebe machten ihn zum Riesen.

»Ich reise,« sagte er, »ich reise auf der Stelle.«

»Wie! Ihr reist!« rief Madame Bonacieux, »und Euer Kapitän, Euer Regiment?«

»Bei meiner Seele! Ihr habt mich das ganz und gar vergessen gemacht, liebe Constanze. Ja, Ihr habt Recht, ich bedarf eines Urlaubs.«

»Abermals ein Hinderniß!« murmelte Madame Bonacieux schmerzlich.

»Oh! was dieses betrifft,« rief d'Artagnan nach kurzem Bedenken, »seid ruhig, ich werde es zu beseitigen wissen.«

»Wie dies?«

»Ich suche noch diesen Abend Herrn von Treville auf und veranlasse ihn, seinen Schwager, Herrn des Essarts, um diese Gunst für mich zu bitten.«

»Nun, noch etwas Anderes.«

»Was?« fragte d'Artagnan, als er sah, daß Madame Bonacieux fortzufahren zögerte.

»Habt Ihr vielleicht kein Geld?«

»Vielleicht ist zu viel,« erwiderte d'Artagnan lächelnd.

»Gut,« versetzte Madame Bonacieux, öffnete einen Schrank und zog daraus den Sack, den ihr Gatte vor einer halben Stunde so verliebt gestreichelt hatte; »gut, so nehmt diesen Sack.«

»Den Sack des Kardinals!« rief d'Artagnan mit lautem Lachen, denn er hatte, wie man sich erinnert, durch Wegnahme seiner Fliesen keine Silbe von der Unterredung des Krämers und seiner Frau verloren.

»Ja freilich,« antwortete Madame Bonacieux; »Ihr seht, daß er sich unter einer sehr ehrwürdigen Gestalt präsentiert.«

»Bei Gott!« rief d'Artagnan, es wird doppelt belustigend sein, die Königin mit dem Gelde Seiner Eminenz zu retten!«

»Ihr seid ein liebenswürdiger und artiger junger Mann,« sagte Madame Bonacieux. »Glaubt mir, Ihre Majestät wird nicht undankbar sein.«

»Oh! ich bin bereits großartig belohnt,« rief d'Artagnan. »Ich liebe Euch. Ihr erlaubt mir, es Euch zu sagen, das ist bereits mehr Glück, als ich zu hoffen wagte.«

»Stille,« sprach Madame Bonacieux zitternd.

»Was?«

»Man spricht auf der Straße.«

»Es ist die Stimme . . . «

»Meines Mannes, ja ich erkenne sie.«

D'Artagnan lief an die Thüre, und stieß den Riegel vor.

»Er wird nicht eher eintreten, als bis ich weggegangen bin,« sprach er, »und dann öffnet Ihr ihm.«

»Aber ich sollte ebenfalls weggegangen sein. Wie ließe sich das Verschwinden des Geldes rechtfertigen, wenn ich hier wäre?«

»Ihr habt Recht, wir müssen fortgehen.«

»Wie dies? Er wird uns gehen sehen.«

»Dann müssen wir in meine Wohnung hinauf.«

»Ach! rief Madame Bonacieux, »Ihr sagt mir dies in einem Tone, der mich bange macht.«

Madame Bonacieux sprach diese Worte mit einer Thräne in den Augen. D'Artagnan gewahrte diese Thräne und warf sich beunruhigt, gerührt vor ihr auf die Kniee.

»Bei mir,« sagte er, »seid Ihr so sicher, wie in der Kirche, darauf gebe ich Euch mein Edelmannswort.«

»So laßt uns gehen,« erwiderte sie; »ich traue Euch, mein Freund.«

D'Artagnan öffnete vorsichtig den Riegel wieder. Beide schlüpfen leicht wie



Schatten durch die innere Thüre des Ganges, stiegen geräuschlos die Treppe hinauf und traten in das Zimmer d'Artagnans.

Sobald sich der junge Mann hier befand, verbarrikadierte er zu größerer Sicherheit die Thüre; dann näherten sich beide dem Fenster und sahen durch einen Spalt des Ladens Herr Bonacieux, der mit einem in einen Mantel gehüllten Mann sprach.

Beim Anblick dieses Mannes im Mantel sprang d'Artagnan auf und stürzte mit halbgezogenem Degen nach der Thüre. Es war der Mann von Meung.

»Was wollt Ihr thun?« rief Madame Bonacieux, »Ihr richtet uns zu Grunde.«

»Aber ich habe geschworen, diesen Menschen zu tödten!« sagte d'Artagnan.

»Euer Leben ist in diesem Augenblick Andern geweiht und gehört nicht Euch. Ich verbiete Euch im Namen der Königin, Euch in irgend eine Gefahr zu begeben, außer in die der Reise.«

»Und in Eurem Namen befiehlt Ihr mir nichts?«

»In meinem Namen,« sagte Madame Bonacieux äußerst bewegt, »in meinem Namen bitte ich Euch. Aber horchen wir! Es scheint mir, sie sprechen von mir.«

D'Artagnan näherte sich dem Fenster und lauschte.

Herr Bonacieux hatte die Thüre wieder geöffnet und kehrte, als er die Wohnung leer fand, zu dem Manne im Mantel zurück, den er einen Augenblick allein gelassen hatte.

»Sie ist fort,« sprach er, »sie wird in den Louvre zurückgekehrt sein.«

»Ihr wißt gewiß,« erwiderte der Fremde, »daß sie nicht vermuthet, in welcher Absicht Ihr weggegangen seid?«

»Allerdings,« antwortete Bonacieux mit anmaßendem Tone. »Es ist eine zu gedankenlose Frau.«

»Ist der Gardecadet zu Hause?«

»Ich glaube nicht. Sein Laden ist, wie Ihr seht, geschlossen, und man sieht kein Licht durch die Spalten glänzen.«

»Gleich viel, man sollte sich vergewissern.«

»Wie dies?«

»Indem man an die Thüre klopfen würde.«

»Ich werde nach seinem Bedienten fragen.«

»Geht!«

Bonacieux kehrte in sein Haus zurück, ging durch dieselbe Thüre, durch welche die zwei Flüchtlinge geschlüpft waren, stieg bis zu dem Vorplatze

d'Artagnan's hinauf und klopfte.

Niemand antwortete. Um eine größere Figur zu spielen, hatte Porthos diesen Abend Planchet entlehnt. D'Artagnan hütete sich wohl, ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Im Augenblick, wo der Finger von Bonacieux an der Thüre ertönte, schlugen die Herzen der jungen Leutchen gewaltig.

»Es ist Niemand zu Hause,« sagte Bonacieux.

»Gut, doch gehen wir immerhin zu Euch hinein. Wir sind sicherer als auf einer Thürschwelle.«

»Ach, mein Gott,« murmelte Madame Bonacieux, »wir werden nichts mehr hören.«

»Im Gegentheil,« sprach d'Artagnan, »wir hören nur besser.«



D'Artagnan hob die drei bis vier Fliesen auf, welche aus seinem Zimmer ein zweites Dionysiusrohr machten, breitete einen Teppich auf dem Boden aus, legte sich auf die Kniee und gab Madame Bonacieux durch ein Zeichen zu verstehen, sie möge sich, wie er, gegen die Öffnung neigen.

»Ihr wißt gewiß, daß Niemand zu Hause ist,« sprach der Unbekannte.

»Ich stehe dafür,« sagte Bonacieux.

»Und Ihr glaubt, daß Euere Frau . . . «

»In den Louvre zurückgekehrt ist.«

»Ohne mit irgend Jemand zu sprechen, außer mit Euch?«

»Ich bin dessen gewiß.«

»Das ist ein wichtiger Punkt, versteht Ihr.«

»Also hat die Nachricht, die ich Euch überbracht habe, einigen Werth? . . . «

»Einen sehr großen Werth, mein lieber Bonacieux, ich will es Euch nicht verbergen.«

»Dann wird der Kardinal mit mir zufrieden sein.«

»Ich zweifle nicht daran.«

»Der große Kardinal!«

»Ihr wißt gewiß, daß Euere Frau in Euerer Unterredung mit Euch keinen Eigennamen ausgesprochen hat.«

»Ich glaube nicht.«

»Sie hat weder Frau von Chevreuse, noch Herrn von Buckingham, noch Frau

von Vernet genannt?«

»Nein, sie hat mir nur gesagt, sie wolle mich nach London schicken, um den Interessen einer vornehmen Person zu dienen.«

»Der Verräther!« murmelte Madame Bonacieux.

»Stille,« sagte d'Artagnan und nahm sie bei der Hand, die sie ihm, ohne daran zu denken, überließ.

»Wie dem sein mag,« fuhr der Mann im Mantel fort, »Ihr seid ein Thor, daß Ihr Euch nicht gestellt habt, als wollet Ihr den Auftrag übernehmen. Ihr hättet jetzt den Brief, der Staat, den man bedroht, wäre gerettet, und Ihr . . . «

»Und ich? . . . «

»Nun, der Kardinal würde Euch in den Adelstand erheben.«

»Hat er Euch dies gesagt?«

»Ja, er wollte Euch diese Überraschung bereiten.«

»Seid ruhig,« erwiderte Bonacieux, »meine Frau betet mich an, und es ist noch Zeit.«

»Der Dummkopf!« murmelte Madame Bonacieux.

»Stille!« sagte d'Artagnan und drückte ihr die Hand noch stärker.

»Wie, ist es noch Zeit?« versetzte der Mann in dem Mantel.

»Ich kehre in den Louvre zurück, ich frage nach Madame Bonacieux, ich sage, ich habe mir die Sache überdacht, ich knüpfe die Angelegenheit wieder an, ich erhalte den Brief und laufe zu dem Kardinal.«

»Nun! geht geschwind. Ich werde bald zurückkehren, um den Erfolg Eueres Ganges zu erfahren.«

Der Unbekannte entfernte sich.

»Der Schändliche!« sagte Madame Bonacieux, sich mit diesem Beinamen abermals an ihren Gatten wendend.

»Stille!« wiederholte d'Artagnan, und drückte ihr die Hand immer stärker.

Ein furchtbares Gekreische unterbrach jetzt die Betrachtungen d'Artagnans und der Frau Bonacieux. Ihr Gatte hatte das Verschwinden seines Sackes bemerkt und schrie um Hilfe gegen Diebe.

»O mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »er wird das ganze Quartier in Aufruhr bringen!«

Bonacieux schrie lange Zeit, aber da dergleichen Geschrei, weil es sehr häufig vorkam, Niemand nach der Rue des Fossoyeurs zog, und da überdies das Haus des Krämers seit einiger Zeit in ziemlich schlechtem Rufe stand, so ging er, als er Niemand kommen sah, hinaus, ohne in seinem Gekreische nachzulassen, und man hörte seine Stimme in der Richtung der Rue du Bac verhallen.

»Und nun, da er fort ist, ist es an Euch wegzugehen,« sagte Madame Bonacieux. »Muth und besonders Klugheit! Bedenkt, daß Ihr Euch der Königin weihet.«

»Ihr und Euch!« rief d'Artagnan, »seid ruhig, schöne Constanze, ich werde Ihrer Dankbarkeit würdig wiederkehren, aber werdet Ihr mich dann auch Eurer Liebe würdig halten?«

Die junge Frau antwortete nur durch eine lebhaftere Röthe, welche ihre



Wangen färbte. Einige Augenblicke nachher entfernte sich auch d'Artagnan, ebenfalls in einen großen Mantel gehüllt, aus welchem kavaliermäßig die Scheide eines langen Degens vorstand.

Madame Bonacieux folgte ihm mit jenem langen Liebesblicke, womit die Frau den Mann begleitet, von dem sie sich geliebt fühlt; aber nachdem er an der Straßenecke verschwunden war, fiel sie auf ihre Kniee, faltete die Hände und rief:

»O! mein Gott! mein Gott! beschütze die Königin, beschütze mich!«

XIX.

Feldzugsplan.

D'Artagnan begab sich geraden Wegs zu Herrn von Treville. Er hatte überlegt, daß in einigen Minuten der Kardinal durch diesen verdammten Unbekannten, welcher sein Agent zu sein schien, benachrichtigt sein mußte, und dachte mit Recht, daß man keinen Augenblick verlieren dürfe.

Das Herz des jungen Mannes strömte vor Freude über. Ein Abenteuer, wobei Ruhm zu erwerben und Geld zu gewinnen war, bot sich ihm dar, und hatte ihn als erste Ermuthigung einer Frau näher gebracht, die er anbetete. Dieser Zufall that beinahe auf den ersten Schlag mehr für ihn, als er von der Vorsehung zu verlangen gewagt hätte.

Herr von Treville befand sich mit seinem gewöhnlichen Hofe von Edelleuten in seinem Salon. D'Artagnan, den man als einen Vertrauten des Hauses kannte, begab sich geradezu in sein Kabinet und ließ ihn benachrichtigen, daß er ihn in einer wichtigen Angelegenheit erwarte.

D'Artagnan war hier seit etwa fünf Minuten, als Herr von Treville eintrat. Beim ersten Blicke und aus der Freude, die aus seinem Antlitz strahlte, erkannte der würdige Kapitän, daß wirklich etwas Neues vorging.

Den ganzen Weg entlang hatte d'Artagnan sich gefragt, ob er sich Herrn von Treville anvertrauen oder ob er ihn nur bitten sollte, ihm Carte blanche in einer wichtigen Angelegenheit zu bewilligen. Aber Herr von Treville war stets so vollkommen gut gegen ihn gewesen, er war so sehr dem König und der Königin ergeben, er haßte den Richelieu so von ganzem Herzen, daß der junge Mann sich entschloß, ihm Alles zu sagen.

»Ihr habt mich bitten lassen, mein junger Freund?« sprach Herr von Treville.

»Ja, mein Herr,« sprach d'Artagnan, »und Ihr werdet mir diese Störung hoffentlich vergeben, wenn Ihr erfahrt, wie wichtig die Angelegenheit ist, um die es sich handelt.«

»Sprecht, ich höre!«

»Es handelt sich um nichts Geringeres,« sagte d'Artagnan, die Stimme dämpfend, »als um die Ehre, und vielleicht um das Leben der Königin.«

»Was sprecht Ihr da?« fragte Herr von Treville, indem er sich rings umschaute, ob sie auch gewiß allein seien, und heftete dann wieder seinen Blick auf d'Artagnan.

»Ich sage, gnädiger Herr, daß mir der Zufall ein Geheimnis in die Hände gespielt hat . . . «

»Das Ihr hoffentlich bewahren werdet, junger Mann! Bei Eurem Leben warne ich Euch!«

»Das ich aber Euch anvertrauen muß, gnädiger Herr, denn Ihr allein könnt mich in der Sendung unterstützen, die ich von der Königin erhalten habe.« –
»Gehört das Geheimnis Euch?«

»Nein, der Königin.«

»Seid Ihr von Ihrer Majestät bevollmächtigt, es mir anzuvertrauen?«

»Nein, es ist mir im Gegentheil das tiefste Stillschweigen anempfohlen.«

»Und warum wollt Ihr es mir gegenüber brechen?«

»Weil ich, wie gesagt, ohne Euch nichts thun kann, und weil ich fürchte, Ihr könntet mir die Gnade, um die ich Euch bitte, abschlagen, wenn Ihr nicht wüßtet, in welcher Absicht ich Euch bitte.«

»Behaltet Euer Geheimnis, junger Mann, und nennt mir Euern Wunsch.«

»Ich wünsche, daß Ihr mir bei Herrn des Essarts einen Urlaub von vierzehn Tagen verschaffet.«

»Wann dies?«

»Noch in dieser Nacht.«

»Ihr verlaßt Paris?«

»Ich gehe in einem Auftrag.«

»Könnt Ihr mir sagen, wohin?«

»Nach London.«

»Hat Jemand ein Interesse dabei, daß Ihr Euer Ziel nicht erreicht?«

»Der Kardinal würde, glaube ich. Alles in der Welt dafür geben, wenn es mir nicht gelänge.«

»Und Ihr reist allein?«

»Ich reise allein.«

»In diesem Fall kommt Ihr nicht über Bondy hinaus; das sage ich Euch, so wahr ich Treville heiße.«

»Wie so?«

»Man läßt Euch ermorden.«

»Dann sterbe ich in der Erfüllung meiner Pflicht.«

»Aber Eure Sendung ist nicht vollzogen.«

»Das ist wahr,« sprach d'Artagnan.

»Glaubt mir,« fuhr Treville fort, »bei dergleichen Unternehmungen müssen es vier sein, wenn einer ankommen soll.«

»Ihr habt Recht, gnädiger Herr,« sagte d'Artagnan, »aber Ihr kennt Porthos, Athos und Aramis und wißt, daß ich über diese verfügen kann.«

»Ohne ihnen das Geheimnis anzuvertrauen, das ich nicht wissen wollte?«

»Wir haben uns ein für allemal blindes Vertrauen und Ergebenheit unter jeder Bedingung geschworen. Überdies könnt Ihr ihnen sagen, daß Ihr volles Vertrauen in mich setzt, und sie werden nicht minder gläubig sein, als Ihr.«

»Ich kann nicht mehr thun, als jedem von ihnen einen Urlaub von vierzehn Tagen schicken: Athos, der immer noch an seiner Wunde leidet, um die Bäder von Farges zu besuchen; Porthos und Aramis, um ihrem Freunde zu folgen, den sie in einer so schmerzlichen Lage nicht verlassen wollen. Die Übersendung des Urlaubs wird ihnen zum Beweise dienen, daß ich die Reise billige.«

»Ich danke, gnädiger Herr, für diese hundertfache Güte.«

»Sucht sie also sogleich auf, und bringt Alles noch in dieser Nacht zur

Ausführung. Doch schreibt mir vor Allem Euer Urlaubsgesuch an Herrn des Essarts. Vielleicht hattet Ihr einen Spion auf Euren Fersen, und Euer Besuch, der in diesem Falle dem Kardinal bereits bekannt ist, wird hierdurch legitimiert.«

D'Artagnan faßte die Meldung ab; Herr von Treville übernahm sie mit der Versicherung, vor zwei Uhr Morgens sollen die vier Urlaube in den Wohnungen der verschiedenen Reisenden sein.

»Habt die Güte, den meinigen zu Athos zu schicken,« sagte d'Artagnan. »Ich fürchte ein schlimmes Zusammentreffen, wenn ich nach Hause heimkehren würde.«

»Seid unbesorgt. Gott befohlen und glückliche Reise! Doch hört,« sagte Herr von Treville zurückrufend.

D'Artagnan kehrte noch einmal um.

»Habt Ihr Geld?«

D'Artagnan ließ den Sack erklingen, den er in seiner Tasche hatte.

»Genug?« fragte Herr von Treville.

»Dreihundert Pistolen.«

»Gut! damit kann man bis ans Ende der Welt kommen.«

D'Artagnan verbeugte sich vor Herrn von Treville, der ihm die Hand reichte; der junge Gardist drückte sie mit einer Mischung von Ehrfurcht und Dankbarkeit. Seit seiner Ankunft in Paris hatte er nur Rühmenswertes von diesem vortrefflichen Manne zu erfahren gehabt, den er stets würdig, redlich, groß in seinem ganzen Benehmen fand.

Zuerst suchte er Aramis auf; er war nicht mehr zu seinem Freunde gekommen seit dem bekannten Abend, wo er Frau Bonacieux folgte. Mehr noch, er hatte den jungen Musketier kaum gesehen, und so oft er ihn wiedersah, glaubte er das Gepräge tiefer Schwermuth auf seinem Antlitz wahrzunehmen.

Auch diesen Abend wachte Aramis düster und träumerisch; d'Artagnan richtete einige Fragen an ihn über diese lange anhaltende Schwermuth; Aramis entschuldigte sich mit einem Commentar über das neunzehnte Kapitel des heiligen Augustin, den er in lateinischer Sprache bis zur nächsten Woche schreiben müsse, was seinen Geist sehr in Anspruch nehme.

Die zwei Freunde hatten kaum einige Minuten miteinander geplaudert, als ein Diener von Herrn von Treville mit einem versiegelten Päckchen eintrat.

»Was ist das?« fragte Aramis.

»Der Urlaub, den der Herr verlangt hat,« antwortete der Lakai.

»Ich? ich habe keinen Urlaub verlangt.«

»Schweigt und nehmt,« sagte d'Artagnan. »Und Ihr, mein Freund, habt hier eine halbe Pistole für Euere Mühe. Ihr sagt Herrn von Treville, Herr Aramis lasse ihm von Herzen danken. Geht.«

Der Bediente verbeugte sich bis zur Erde und trat ab.

»Was soll das bedeuten?« fragte Aramis.

»Nehmt, was Ihr zu einer Reise von vierzehn Tagen braucht, und folgt mir.«

»Aber ich kann Paris diesen Augenblick nicht verlassen, ohne zu wissen . . . «

Aramis hielt inne.

»Was aus ihr geworden ist, nicht wahr?« fuhr d'Artagnan fort.

»Aus wem?«

»Aus der Frau, welche hier war, aus der Frau mit dem gestickten Taschentuch.«

»Wer sagt Euch, daß eine Frau hier war?« fragte Aramis und wurde dabei bleich wie der Tod.

»Ich habe sie gesehen.«

»Und Ihr wißt, wer es ist?«

»Ich glaube es wenigstens zu vermuthen.«

»Hört,« sprach Aramis, »da Ihr so viele Dinge wißt, wißt Ihr vielleicht auch, was aus dieser Frau geworden ist?«

»Meiner Überzeugung nach ist sie nach Tours zurückgekehrt.«

»Nach Tours? ja, so hieß es; Ihr kennt sie. Aber warum ist sie nach Tours zurückgekehrt, ohne mir etwas davon zu sagen?«

»Weil sie verhaftet zu werden fürchtete.«

»Warum hat sie mir nicht geschrieben?«

»Weil sie Euch einer Gefahr auszusetzen fürchtete.«

»D'Artagnan, Ihr gebt mir das Leben wieder!« rief Aramis; »ich hielt mich für verachtet, für verrathen. Ich war so glücklich, sie wieder zu sehen, und konnte nicht glauben, daß sie ihre Freiheit für mich auf das Spiel setzen würde, und doch, aus welcher andern Ursache sollte sie nach Paris gekommen sein?«

»Aus derselben Ursache, die uns heute zu der Reise nach England veranlaßt.«

»Und was ist dies?«

»Ihr sollt es eines Tages erfahren, Aramis; für den Augenblick aber werde ich die Zurückhaltung der *Nichte des Doktors* nachahmen.«

Aramis lächelte, denn er erinnerte sich dessen, was er an einem gewissen Abend seinen Freunden erzählt hatte.

»Nun also, da sie Paris verlassen hat, und da Ihr es gewiß wißt, d'Artagnan, so hält mich nichts hier zurück, und ich bin bereit, Euch zu folgen. Ihr sagt, wir gehen . . . «

Zunächst zu Athos, und wenn Ihr mitkommen wollt, so bitte ich Euch um Eile, denn wir haben bereits viel Zeit verloren. Doch bald hätte ich vergessen, setzt Bazin davon in Kenntniß.«

»Wird uns Bazin begleiten?«

»Vielleicht. In jedem Falle ist es gut, wenn er uns vorläufig zu Athos folgt.«

Aramis rief Bazin und nachdem er demselben Befehl gegeben hatte, ihn bei Athos aufzusuchen, sagte er: »Nun wollen wir gehen.« Ehe er jedoch sein Zimmer verließ, nahm er seinen Mantel, seinen Degen und seine Pistolen, und öffnete vergeblich mehrere Schubladen, um nachzusehen, ob nicht etwa irgend ein verirrtes Goldstück zu finden wäre. Nachdem er sich von der Fruchtlosigkeit seiner Nachsuchung überzeugt hatte, folgte er d'Artagnan, indem er sich fragte, wie es komme, saß der junge Gardecadett so gut wie er selbst wisse, wer die Frau gewesen, der er Gastfreundschaft gegeben, und besser als er, was aus

ihr geworden.

Als sie aus dem Hause traten, legte Aramis seine Hand auf d'Artagnan's Arm, schaute ihn fest an und sagte:

»Ihr habt mit Niemand von dieser Frau gesprochen?«

»Mit Niemand auf dieser Welt.«

»Nicht einmal mit Athos und Porthos?«

»Ich habe nicht davon gehaucht.«

»Dann ist es gut.«

Und über diesen wichtigen Punkt beruhigt, setzte Aramis den Weg mit d'Artagnan fort und beide gelangten bald zu Athos.

Als sie eintraten, hielt er seinen Urlaub in der einen, den Brief des Herrn von Treville in der andern Hand.

»Könnt Ihr mir erklären, was dieser Brief und dieser Urlaub bedeuten sollen?« sprach Athos erstaunt.

»Mein lieber Athos, es ist mein Wille, da es Eure Gesundheit durchaus heischt, daß Ihr vierzehn Tage ausruht. Geht in die Bäder von Forges oder in jedes andere Bad, das Euch zusagen mag, und sorgt, daß Ihr Eure Gesundheit bald wieder herstellt.

Euer wohlaffectionirter Treville.«

»Nun! dieser Urlaub und dieser Brief bedeuten, daß Ihr mir folgen sollt, Athos!«

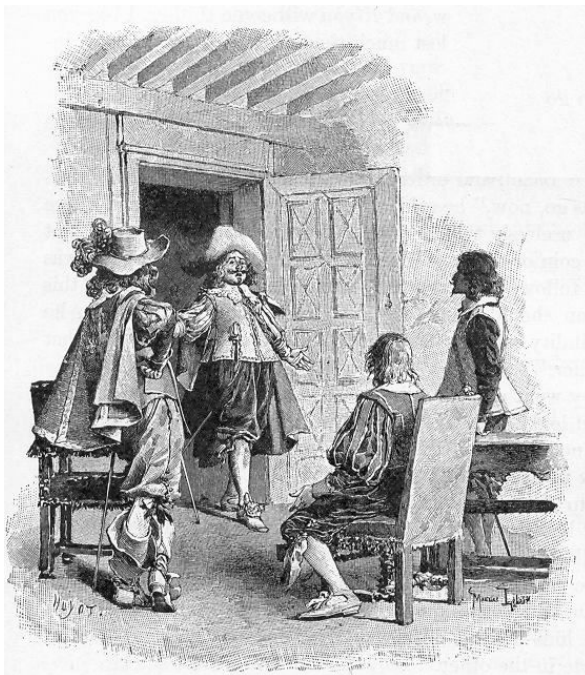
»In die Bäder von Forges?«

»Dahin oder wo andershin.«

»Im Dienste des Königs?«

»Des Königs oder der Königin: sind wir nicht Diener Ihrer Majestäten?«

In diesem Augenblick trat Porthos ein.



»Bei Gott,« sagte er, »das ist eine seltsame Geschichte. Seit wann bewilligt man bei den Muskietieren den Leuten einen Urlaub, wenn sie ihn nicht verlangen?«

»Seitdem es Freunde gibt, die einen solchen für sie erbitten,« erwiderte d'Artagnan.

»Ah, ah,« sagte Porthos, »da scheint etwas Neues vorzugehen.«

»Ja, wir reisen,« sprach Aramis.

»Nach welchem Lande?« fragte Porthos.

»Meiner Treu', ich weiß es nicht,« erwiderte Athos. »Frage d'Artagnan.«

»Nach London, meine Herren,« sagte d'Artagnan.

»Nach London!« rief Porthos, »und was sollen wir in London machen?«

»Das kann ich Euch nicht sagen, meine Herren, Ihr müßt mir trauen.«

»Aber um nach London zu gehen,« fügte Porthos bei, »braucht man Geld und ich habe keines.«

»Ich auch nicht,« sagte Aramis.

»Ich eben so wenig,« sprach Athos.

»Ich aber habe,« versetzte d'Artagnan, zog seinen Schatz aus seiner Tasche und legte ihn auf den Tisch. »In diesem Sack sind dreihundert Pistolen. Jeder von uns nimmt fünf und siebenzig davon. Das ist genug, um nach London zu reisen und wieder zurückzukehren. Überdies seid ruhig wir erreichen nicht alle London.«

»Und warum dies?«

»Weil aller Wahrscheinlichkeit nach einige von uns auf dem Marsche bleiben werden.«

»Wir unternehmen also einen Feldzug?«

»Und zwar einen sehr gefährlichen, das sage ich Euch.«

»Ei, da wir Gefahr laufen, uns umbringen zu lassen,« sprach Porthos, »so möchte ich wenigstens wissen, warum?«

»Du wirst bald der Sache auf dem Grunde sein,« sprach Athos.

»Ich bin indessen auch der Meinung von Porthos,« sagte Aramis.

»Hat der König die Gewohnheit, Euch Rechenschaft abzulegen? Nein; er sagt ganz einfach: Meine Herren, man schlägt sich in der Gascogne oder in Flandern. Begeht Euch dahin, schlägt Euch. Warum? Um das Warum habt Ihr Euch nicht zu kümmern.«

»D'Artagnan hat Recht,« sagte Athos. »Hier sind unsere drei Urlaube, welche von Herrn von Treville kommen, und hier dreihundert Pistolen, welche Gott weiß woher kommen. Lassen wir uns tödten, wo man uns sagt, daß wir hingehen sollen. Lohnt sich das Leben nur der Mühe, so viele Fragen darüber zu machen? D'Artagnan, ich bin bereit. Dir zu folgen.«

»Und ich auch,« sprach Porthos.

»Und ich ebenfalls,« rief Aramis. »Auch ist es mir gar nicht unangenehm, Paris zu verlassen. Ich bedarf der Zerstreung.«

»Gut! seid nur ruhig, Ihr sollt Zerstreung finden, meine Herren,« sagte d'Artagnan.

»Und nun, wann reisen wir?« fragte Athos.

»Sogleich,« antwortete d'Artagnan, »es ist keine Minute zu verlieren!«

»Holla, Grimaud, Planchet, Mousqueton, Bazin!« riefen die vier jungen Leute ihren Lakaien zu. »Schmiert unsere Stiefel und führt unsere Pferde vom Hotel herbei!«

Jeder Musketier ließ wirklich im allgemeinen Hotel wie in einer Kaserne sein Pferd und das seines Lakaien.

Planchet, Grimaud, Mousqueton und Bazin entfernten sich eiligst.

»Nun wollen wir einen Feldzugsplan entwerfen,« sagte Porthos. »Wohin gehen wir zuerst?«

»Nach Calais,« antwortete d'Artagnan. »Das ist die geradeste Linie, um nach

London zu gelangen.«

»Nun so hört meinen Rath,« versetzte Porthos.

»Sprich!«

»Vier mit einander reisende Personen wären verdächtig; d'Artagnan wird



jedem von uns seine Instruction geben. Ich reise voraus auf der Route von Boulogne, um den Weg zu lichten; Athos geht zwei Stunden später auf der Route von Amiens ab; Aramis folgt uns auf der von Noyon; d'Artagnan reist auf einer ihm beliebigen Straße in den Kleidern Planchets, während uns Planchet als d'Artagnan in der Uniform der Gardien folgt.«

»Meine Herren,« sagte Athos, »es ist meine Ansicht, daß es nicht zuträglich sein kann, die Lakaien bei einer solchen Angelegenheit ins Vertrauen zu ziehen; ein Geheimnis wird von Edelleuten zufällig verrathen, aber von den Bedienten stets verkauft.«

»Der Plan von Porthos scheint mir unausführbar,« sprach d'Artagnan, »insofern ich selbst nicht weiß, welche Instructionen ich Euch geben soll. Ich bin der Überbringer eines Briefes, das ist das Ganze. Ich kann nicht drei Abschriften von dem Briefe machen, weil er versiegelt ist. Wir müssen also meiner Meinung nach in Gesellschaft reisen. Dieser Brief ist hier in meiner Tasche.« Und er deutete auf die Tasche, in welcher der Brief verwahrt war. »Werde ich getödtet, so nimmt ihn einer von Euch, und Ihr setzt den Marsch fort. Wird dieser getödtet, so ist die Reihe an einem Andern, u. s. f. Wenn nur einer ankommt, das ist genug.«

»Bravo, d'Artagnan, Dein Rath ist auch der meinige,« sprach Athos. »Man muß überdies consequent sein. Ich will die Bäder gebrauchen; Ihr begleitet mich. Statt die Bäder von Forges zu gebrauchen, wähle ich Seebäder; das steht in meinem Belieben. Man will uns verhaften, ich zeige den Brief von Herrn von Treville, und Ihr zeigt Eure Urlaube; man greift uns an, wir vertheidigen uns; man stellt uns vor Gericht, wir behaupten steif und fest, daß wir nichts Anderes beabsichtigen, als uns ein Dutzendmal in das Meer zu tauchen; mit vier vereinzelt Menschen hätte man zu leichtem Kauf, während wir zusammen eine Truppe bilden; wir bewaffnen die vier Lakaien mit Pistolen und Gewehren; schickt man eine Armee gegen uns, so liefern wir eine Schlacht, und der Überlebende bringt den Brief nach London, wie d'Artagnan gesagt hat.«

»Wohl gesprochen!« rief Aramis. »Du sprichst nicht viel, Athos, aber wenn Du sprichst, klingt es wie ein Evangelium. Ich schließe mich dem Plane von Athos an. Und Du, Porthos?

»Ich ebenfalls,« antwortete Porthos, »wenn er d'Artagnan zusagt. D'Artagnan

ist als Überbringer des Briefes natürlich das Haupt der Unternehmung; er mag entscheiden, wir führen aus.«

»Gut!« sagte d'Artagnan; ich entscheide mich für den Plan von Athos, und wir reisen in einer halben Stunde.«

»Angenommen!« riefen im Chor die drei Musketiere.

Jeder von ihnen streckte die Hand nach dem Sacke aus, nahm fünf und siebenzig Pistolen und traf Anstalt zu schleuniger Abreise.

XX.

Die Reise.

Um zwei Uhr Morgens zogen die vier Abenteurer durch die Barriere St. Denis aus Paris; so lange es Nacht war, blieben sie stumm. Unter dem Einflusse der Dunkelheit erblickten sie unwillkürlich überall Hinterhalte, erst bei den ersten Strahlen des Tages lösten sich ihre Zungen. Mit der Sonne kehrte ihre Heiterkeit wieder: es war wie am Vorabend einer Schlacht; das Herz klopfte in der Brust, die Augen lachten, man fühlte, daß das Leben, von dem man vielleicht scheiden sollte, am Ende doch ein schönes Ding war.

Der Anblick der Caravane hatte übrigens etwas Furchtbares: die Rappen der Musketiere, ihre martialische Tournure, die Gewohnheit der Schwadron, welche die edlen Gefährten der Soldaten regelmäßig marschieren läßt, hätten das strengste Incognito verrathen.

Die Bedienten folgten, bis an die Zähne bewaffnet.

Alles ging gut bis Chantilly, wo man gegen acht Uhr Morgens anlangte. Man mußte frühstücken und stieg vor einer Herberge ab, die sich durch einen



Schild, den heiligen Martin darstellend, wie er die Hälfte seines Mantels einem Armen gibt, empfahl. Man schärfte den Lakaien ein, die Pferde nicht abzusatteln und sich zu schleunigem Wiederaufbruch bereit zu halten.

Die vier Freunde traten in das gemeinschaftliche Wirthszimmer und setzten sich zu Tisch.

Ein Herr, welcher auf der Straße von Dampmartin angelangt war, saß an demselben Tisch und frühstückte. Er fing an von Regen und schönem Wetter zu sprechen. Die Reisenden antworteten; er trank ihre Gesundheit. Die Reisenden erwiderten diese Höflichkeit.

Aber in dem Augenblick, wo Mousqueton ankündigte, die Pferde seien bereit, und man vom Tische aufstand, schlug der Fremde Porthos die Gesundheit des Kardinals vor. Porthos antwortete: er sei ganz damit einverstanden, wenn der Fremde ebenfalls die Gesundheit des Königs trinken wolle. Der Fremde antwortete: er kenne keinen andern König, als Se. Eminenz. Porthos nannte ihn einen Trunkenbold; der Fremde zog seinen Degen.

»Ihr habt eine Albernheit begangen,« sprach Athos, »gleich viel, jetzt läßt sich nicht mehr zurückweichen. Tödtet diesen Menschen, und holt uns so schnell als möglich wieder ein.«

Und alle drei bestiegen wieder ihre Pferde und jagten mit verhängten Zügeln davon, während Porthos seinem Gegner versprach, er werde ihn mit allen in der Fechtkunst bekannten Stößen durchbohren.

»Dies der erste,« sagte Athos nach fünfhundert Schritten.

»Aber warum hat dieser Mensch eher Porthos, als jeden Andern angegriffen?« fragte Aramis.

»Weil Porthos viel lauter sprach als wir, weißhalb er ihn für unsern Führer gehalten hat.«

»Ich habe immer gesagt, dieser gascognische Kadett sei ein wahrer Brunnen der Weisheit,« murmelte Athos.

Und die Reisenden setzten ihren Marsch fort.

In Beauvais hielt man zwei Stunden an, sowohl um die Pferde ausschnaufen zu lassen, als um Porthos zu erwarten. Als dieser nach Verlauf von zwei Stunden nicht erschien und auch keine Nachricht von ihm eintraf, begab man sich wieder auf den Weg.

Eine Meile von Beauvais, an einer Stelle, wo die Straße zwischen zwei Böschungen eingezwängt war, stieß man auf acht bis zehn Menschen, welche, da man hier gerade das Pflaster aufgebrochen hatte, aussahen, als ob sie hier arbeiteten, um Löcher zu graben oder die Straße auszubessern.

Aramis, der seine Stiefel in diesem künstlichen Schlammloche zu beschmutzen fürchtete, redete sie mit harten Worten an. Athos wollte ihn zurückhalten, es war zu spät. Die Arbeiter fingen an, die Reisenden zu verspotten, und ihre Frechheit brachte den kalten Athos so sehr außer sich, daß er sein Pferd gegen einen von ihnen antrieb.

Nun wich jeder dieser Menschen bis zu dem Graben zurück und ergriff eine verborgene Muskete. Aramis wurde von einer Kugel getroffen, die durch seine Schulter drang, Mousqueton von einer andern, welche im fleischigen Theile der Lende stecken blieb. Mousqueton fiel indessen allein vom Pferde, nicht als ob er schwerer verwundet gewesen wäre; aber da er die Wunde nicht sehen konnte, so hielt er sich ohne Zweifel für viel gefährlicher verletzt, als er es in der That war.

»Das ist ein Hinterhalt!« rief d'Artagnan, »lassen wir unser Zündkraut unverbrannt, und vorwärts!«

Aramis nahm trotz seiner Wunde sein Pferd bei der Mähne, und dieses trug ihn mit den Andern fort. Das von Mousqueton holte sie wieder ein und galoppierte ganz allein und in seiner Reihe.

»Das gibt uns ein Pferd zum Wechseln,« sagte Athos.

»Ein Hut wäre mir lieber,« sprach d'Artagnan, »der meinige ist von einer Kugel fortgerissen worden. Es ist nur ein Glück, daß der Brief, den ich trage, nicht darin war.«

»Bei Gott! sie werden den armen Porthos tödten, wenn er vorüber kommt,« sprach Aramis.



»Wenn Porthos auf den Beinen wäre, so müßte er uns bereits eingeholt haben,« sagte Athos. »Meiner Meinung nach hat der Trunkenbold auf dem Kampfplatze den Rausch verloren.«

Und man galoppierte noch zwei Stunden lang, obgleich die Pferde so ermüdet waren, daß man befürchten mußte, sie werden bald den Dienst versagen.

Die Reisenden hatten einen Seitenweg eingeschlagen, in der Hoffnung, auf diese Art weniger beunruhigt zu werden; aber in Crevecour erklärte Aramis, er könne nicht weiter reiten. In der That hatte er seines ganzen Muthes bedurft, den er unter seiner eleganten Form und unter seinen höflichen Manieren verbarg, um bis hierher zu gelangen. Jeden Augenblick erbleichte er und man war genöthigt, ihn auf seinem Pferde zu unterstützen: man hob ihn vor der Thüre einer Schenke herab, ließ ihm Bazin, der übrigens bei einem Scharmützel mehr hinderlich als nützlich war, und zog weiter, in der Hoffnung, erst in Amiens Nachtlager zu halten.



»Beim Teufel!« sagte Athos, als sie sich auf zwei Herren und auf Grimaud und Planchet zusammenschmolzen, wieder auf der Straße befanden, »beim Teufel! ich lasse mich nicht drankriegen, und stehe Euch dafür, daß mich von hier bis Calais Niemand dazu bringen wird, den Mund zu öffnen oder den Degen zu ziehen. Ich schwöre . . . «

»Schwören wir nicht,« sagte d'Artagnan, »galoppieren wir lieber, wenn es unsere Pferde gestatten.«

Die Reisenden spornten ihre Rosse so, daß sie ihre Kräfte wieder fanden. Man langte in Amiens um Mitternacht an und stieg vor der Herberge zur goldenen Lilie ab.

Der Wirth sah aus, wie der ehrlichste Mann von der Welt. Er empfing die Reisenden, seinen Leuchter in der einen, die baumwollene Mütze in der andern Hand; er wollte die zwei Reisenden jeden in einem vortrefflichen Zimmer einquartieren. Zum Unglück lag jedes von diesen Zimmern am äußersten Ende des Gasthauses. D'Artagnan und Athos weigerten sich. Der Wirth antwortete, er habe keine andere Ihrer Exzellenzen würdige Zimmer; aber die Reisenden erklärten, sie würden in einer gemeinschaftlichen Stube jeder auf einer Matratze schlafen, die man auf den Boden werfen könne; der Wirth bestand auf seiner Meinung, die Reisenden gaben nicht nach, und er mußte thun, wie sie haben wollten.

Sie hatten ihr Bett geordnet und ihre Thüre von innen verbarrikadiert, als man vom Hof aus an ihre Läden klopfte. Sie fragten, wer da sei, erkannten die Stimme ihrer Bedienten und öffneten. Es waren wirklich Planchet und Grimaud.

»Grimaud kann allein die Pferde bewachen,« sagte Planchet. »Wenn die Herren erlauben, so werde ich mich quer vor ihre Thüre legen. Auf diese Art sind sie sicher, daß man nicht bis zu ihnen gelangt.«

»Und auf was willst Du schlafen?« sagte d'Artagnan.

»Hier ist mein Bett,« antwortete Planchet und zeigte einen Bund Stroh.

»Komm also,« sprach d'Artagnan, »Du hast Recht, das Gesicht des Wirthes will mir nicht zusagen, es ist zu freundlich.«

Planchet stieg durch das Fenster ein und legte sich quer vor die Thüre, während sich Grimaud in dem Stalle einschloß, nachdem er zuvor die Versicherung gegeben hatte, daß er und die Pferde um fünf Uhr Morgens bereit sein sollen.

Die Nacht ging ziemlich ruhig vorüber; man versuchte es wohl gegen zwei Uhr Morgens die Thüre zu öffnen; aber da Planchet plötzlich erwachte und: »*Wer da!*« rief, so antwortete man ihm, man habe sich getäuscht, und zog ab. Um vier Uhr Morgens vernahm man einen gewaltigen Lärm im Stalle. Grimaud hatte die Hausknechte wecken wollen und diese schlugen ihn. Als man das Fenster öffnete, sah man den armen Burschen bewußtlos auf der Erde ausgestreckt. Ein Hieb mit der Heugabel hatte ihm den Kopf verletzt.

Planchet ging in den Hof hinab und wollte die Pferde satteln: die Pferde lahnten; nur das von Grimaud, welches am Tage vorher fünf bis sechs Stunden ohne Herrn gereist war, hätte den Marsch fortsetzen können. Aber in Folge eines unbegreiflichen Irrthums hatte der Thierarzt, den man ohne Zweifel holen ließ, um dem Pferde des Wirthes zur Ader zu lassen, dem von Grimaud zur Ader gelassen.

Die Sache fing an beunruhigend zu werden: alle diese rasch aufeinander folgenden Begebenheiten waren vielleicht das Resultat des Zufalls, aber sie konnten ebensowohl die Frucht eines Komplottes sein. Athos und d'Artagnan gingen hinaus, während sich Planchet erkundigte, ob man nicht in der Gegend drei Pferde zu kaufen finden könne. Vor der Thüre standen wirklich zwei Pferde gesattelt und gezäumt, frisch und kräftig. Das fügte sich gut. Er fragte, wo die Herren seien, man antwortete ihm, sie haben die Nacht in dem Wirthshause zugebracht und bezahlen in diese Augenblick ihre Zeche.

Athos ging hinab, um die Rechnung zu berichtigen, während d'Artagnan und Planchet an der Hausthüre stehen blieben; der Wirth befand sich in einem unteren nach hinten gelegenen Zimmer; man bat Athos, dahin zu gehen.

Athos trat ohne Mißtrauen ein und zog zwei Goldstücke hervor, um zu



bezahlen. Der Wirth war allein und saß vor einem Bureau, an dem eine der Schubladen halb offen war. Er nahm das Geld, das ihm Athos darbot, drehte es wiederholt in der Hand um und rief plötzlich, es sei falsch, und er werde ihn und seine Gefährten als Falschmünzer in Verhaft nehmen lassen.

»Schurke,« sprach Athos gegen ihn vorrückend, »ich werde Dir die Ohren abschneiden!«

Aber der Wirth bückte sich, nahm zwei Pistolen aus einer der Schubladen, und richtete sie, um Hilfe rufend, gegen Athos.

In demselben Augenblick traten vier bis an die Zähne bewaffnete Männer durch die Seitenthüren ein und warfen sich auf Athos.



»Ich bin verloren,« schrie Athos mit der vollen Gewalt seiner Lunge; »mach Dich fort, d'Artagnan, fort, fort!« Und er drückte seine beiden Pistolen ab.

D'Artagnan und Planchet ließen sich diesen Zuruf nicht wiederholen; sie machten die zwei Pferde, welche vor der Thüre standen, los, sprangen in den Sattel, stießen ihnen die Sporen in den Leib und jagten im stärksten Galopp davon.

»Weißt Du, was aus Athos geworden ist?« fragte d'Artagnan.

»Ach! gnädiger Herr,« erwiderte Planchet, »ich habe zwei auf seine Schüsse fallen sehen, und bei einem Blicke, den ich noch durch die Glasthüre warf, kam es mir vor, als fuchtelte er mit den andern.«

»Braver Athos!« murmelte d'Artagnan. »Wenn ich bedenke, daß man ihn so

im Stiche lassen muß! Übrigens erwartet uns vielleicht zehn Schritte von hier dasselbe Schicksal. Vorwärts! Planchet, vorwärts! Du bist ein wackerer Bursche.«

»Ich habe es Euch gesagt, gnädiger Herr,« antwortete Planchet, »die Picarden erkennt man erst beim Gebrauch; übrigens bin ich hier in meiner Heimath und das feuert mich an.«

Beide spornten auf das Schönste und gelangten in einem Zuge nach Saint-Omer. Hier ließen sie ihre Pferde ausschlaufen, wobei sie aus Furcht vor irgend einem Unfälle die Zügel um den Arm schlangen, und aßen, vor der Thüre stehend, einen Bissen aus der Faust, wonach sie ihren Marsch wieder fortsetzten.

Hundert Schritte vor den Thoren von Calais stürzte d'Artagnans Pferd es war unmöglich, dasselbe wieder auf die Beine zu bringen; das Blut lief ihm aus der Nase und aus den Augen; es war noch das Pferd Planchets übrig, aber dieses stand stille, und man konnte es keinen Schritt mehr weiter treiben.

Zum Glück waren sie, wie gesagt, nur noch hundert Schritte von der Stadt entfernt. Sie ließen die beiden Rosse aus der Landstraße und liefen nach dem Hafen. Planchet machte seinen Gebieter auf einen Herrn aufmerksam, der eben mit seinem Bedienten ankam und nur fünfzig Schritte vor ihnen ging.

Sie näherten sich rasch diesem Herrn, der große Eile zu haben schien. Seine Stiefel waren mit Staub bedeckt, und er fragte, ob er nicht sogleich nach England überfahren könnte.

»Nichts leichter als das,« antwortete der Patron eines segelfertigen Schiffes; aber diesen Morgen ist ein Befehl eingetroffen, Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Herrn Kardinals passieren zu lassen.«

»Ich habe diese Erlaubniß,« sagte der Herr, ein Papier aus seiner Tasche ziehend; »hier ist sie.«

»So laßt sie vom Hafen-Gouverneur unterzeichnen und gönnt mir den Vorzug vor den anderen Schiffen.«

»Wo kann ich den Gouverneur finden?«

»In seinem Landhause.«

»Und wo liegt dieses?«

»Eine Viertelmeile von der Stadt! Ihr seht es dort, am Fuße jener Anhöhe, mit dem Schieferdache.«

»Gut!« rief der Herr und schlug von seinem Bedienten gefolgt den Weg nach dem Landhause des Gouverneurs ein.

D'Artagnan und Planchet folgten dem Herrn in einer Entfernung von fünfhundert Schritten.

Sobald sie vor der Stadt waren, beschleunigte d'Artagnan seine Schritte und holte den Herrn ein, als er eben in ein kleines Gehölze eintrat.

»Mein Herr,« sprach d'Artagnan, »Ihr scheint mir große Eile zu haben.«

»Im höchsten Grade.«

»Bedaure sehr, denn da ich ebenfalls große Eile habe, so wollte ich Euch um einen Dienst bitten.«

»Um welchen?«

»Mich vorausgehen zu lassen. Ich habe sechzig Meilen in vier und vierzig

Stunden zurückgelegt und muß morgen Mittag in London sein.«

»Ich habe denselben Weg in vierzig Stunden gemacht und muß morgen früh um zehn Uhr in London sein.«

»Bedaure, mein Herr, aber da ich zuerst angekommen, werde ich nicht als zweiter gehen.«

»Es thut mir unendlich leid ich bin als zweiter angekommen, aber ich werde zuerst gehen.«

»Im Dienste des Königs?« sprach der Herr.

»In meinem Dienste!« antwortete d'Artagnan.

»Ihr scheint mir Händel zu suchen?«

»Beim Teufel! wie soll es anders sein?«

»Was verlangt Ihr von mir?«

»Wollt Ihr es wissen?«

»Allerdings.«

»Nun! ich verlange den Befehl, den Ihr bei Euch tragt, insofern ich keinen habe und doch desselben nothwendig bedarf.«

»Ihr scherzt hoffentlich?«

»Ich scherze nie.«

»Laßt mich ziehen.«

»Ihr kommt nicht von der Stelle.«

»Mein braver junger Mann, ich werde Euch den Schädel zerschmettern. Holla! Lubin, meine Pistolen.«

»Planchet,« sagte d'Artagnan, »übernimm Du den Bedienten, ich nehme den Herrn.«

Durch die erste That ermuthigt, sprang Planchet auf Lubin, warf ihn, stark und kräftig, wie er war, auf den Boden und setzte ihm das Knie auf die Brust.

»Macht Euer Geschäft ab, gnädiger Herr,« sagte Planchet, »ich bin mit dem meinigen fertig.«

Dies gewahrend, zog der Unbekannte seinen Degen und fiel gegen d'Artagnan aus, aber er hatte es mit einem gewaltigen Gegner zu thun.

In drei Sekunden versetzte ihm d'Artagnan drei Degenstöße und bei jedem Stoße sagte er:

»Einen für Athos, einen für Porthos, einen für Aramis!«

Beim dritten Stoße stürzte der Unbekannte wie eine träge Masse zur Erde.

D'Artagnan hielt ihn für todt oder wenigstens für ohnmächtig, und näherte sich ihm, um den Befehl zu nehmen; aber in dem Augenblicke, wo er die Hand ausstreckte, um ihn zu suchen, brachte ihm der Verwundete, der seinen Degen nicht losgelassen hatte, einen Stich in die Brust bei und rief:

»Einen für Euch!«

»Und einen für Dich! Wer zuletzt lacht, lacht am besten!« schrie d'Artagnan wüthend und spießte ihn mit einem vierten Stoße durch den Bauch an den Boden.

Diesmal schloß der Fremde, ohnmächtig geworden, die Augen.

D'Artagnan durchsuchte die Tasche, in welche er ihn den Überfahrtsbefehl hatte stecken sehen, und nahm ihn. Er war auf den Namen des Grafen von

Wardes ausgestellt.

Einen letzten Blick auf den schönen jungen Mann werfend, der kaum fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, und den er hier auf der Erde ausgestreckt, das Bewußtsein beraubt, vielleicht gar todt zurücklassen mußte, seufzte er über das seltsame Geschick, welches die Menschen dahinbringt, daß sie einander umbringen im Interesse von Leuten, die ihnen fremd sind, und denen ihr Dasein häufig ganz unbekannt ist.

Bald aber wurde er seinen Betrachtungen durch Lubin entzogen, der ein furchtbares Jammergeschrei ausstieß und mit aller Gewalt um Hilfe rief.

Planchet faßte ihn bei der Gurgel und schnürte sie ihm aus Leibeskräften zusammen.

»Gnädiger Herr,« sagte er, »so lange ich ihn so halte, wird er sicherlich nicht schreien, das weiß ich gewiß, aber sobald ich ihn loslasse, wird er wieder zu kreischen anfangen. Es ist ein Normann und die Normannen sind hartnäckige Bursche.«

Lubin suchte wirklich, so gepreßt er auch war, einige Töne von sich zu geben.

»Warte!« sprach d'Artagnan, nahm sein Taschentuch und knebelte ihn.

»Nun wollen wir ihn an einen Baum binden!« sagte Planchet.

Dies wurde gewissenhaft ausgeführt. Dann schleppte man den Grafen von Wardes in die Nähe seines Bedienten, und da die Nacht bereits einbrach und beide, der Verwundete und der Geknebelte, sich mehrere Schritte in einem Gehölze befanden, so mußten sie offenbar bis am andern Tage hier bleiben.

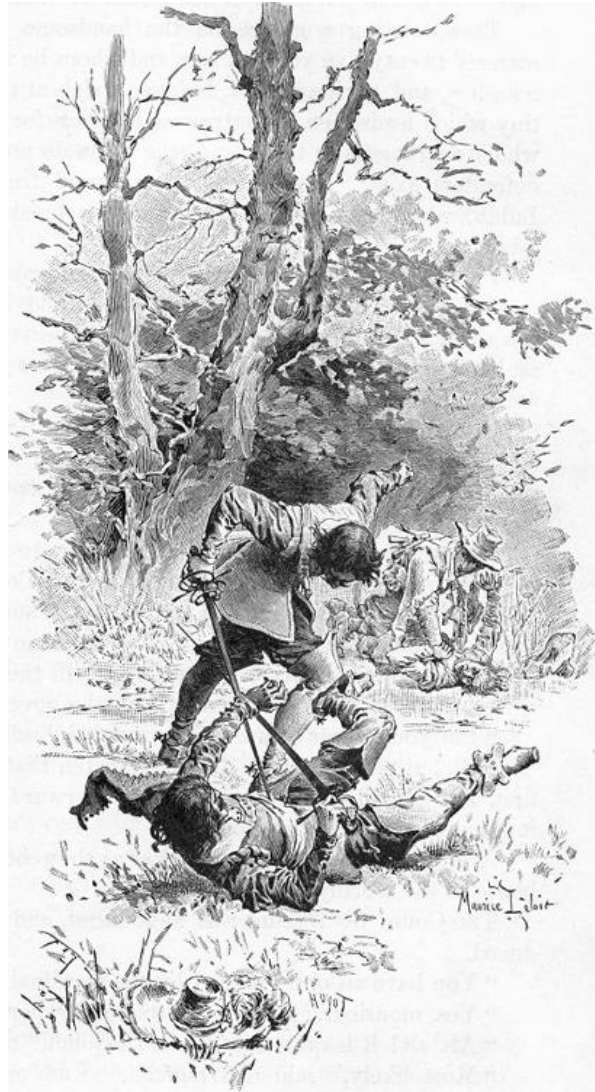
»Und nun zum Gouverneur,« rief d'Artagnan.

»Es scheint mir, Ihr seid verwundet?« sagte Planchet.

»Das ist jetzt von keiner Bedeutung, wir wollen uns mit dem Dringenderen beschäftigen, und dann nach der Wunde fragen, die mir übrigens durchaus nicht gefährlich zu sein scheint.«

Und beide eilten mit großen Schritten nach dem Landhause des würdigen Beamten.

Man kündigte den Grafen von Wardes an.



D'Artagnan wurde eingeführt.

»Ihr habt einen vom Kardinal unterzeichneten Paß?« sagte der Gouverneur.

»Ja, mein Herr, hier ist er.«

»Ah, ah! er ist in Ordnung und mit guten Empfehlungen versehen,« sprach der Gouverneur.

»Das ist ganz einfach,« erwiderte d'Artagnan, »ich gehöre zu seinen getreuesten Anhängern.«

»Es scheint. Seine Eminenz will irgend Jemand verhindern, nach England zu kommen?«

»Ja, einen gewissen d'Artagnan, einen Bearner Edelmann, der mit drei von seinen Freunden von Paris abgereist ist, in der Absicht, sich nach London zu begeben.«

»Kennt Ihr ihn persönlich,« fragte der Gouverneur.

»Wen?«

»Diesen d'Artagnan.«

»Sehr gut!«

»Gebt mir sein Signalement.«

»Nichts leichter!«

D'Artagnan gab Zug für Zug das Signalement des Grafen von Wardes.

»Hat er einen Begleiter?« fragte der Gouverneur.

»Ja, einen Bedienten, Namens Lubin.«

»Man wird auf sie Acht haben, und wenn man ihrer habhaft wird, mag Seine Eminenz ruhig sein, sie sollen unter sicherem Geleite nach Paris zurückgeführt werden.«

»Wenn Ihr dies thut, mein Herr Gouverneur,« sprach d'Artagnan, »werdet Ihr Euch ein großes Verdienst um den Kardinal erwerben.«

»Ihr seht ihn wohl bei Eurer Rückkehr, mein Herr Graf?«

»Das versteht sich.«

»Sagt ihm gefälligst, ich sei sein getreuer Diener.«

»Ich werde nicht ermangeln.«

Erfreut über diese Versicherung, visierte der Gouverneur den Paß und stellte ihn d'Artagnan zu.

D'Artagnan verlor keine Zeit mit unnützen Komplimenten, verbeugte sich vor dem Gouverneur, dankte ihm und ging weg.

Sobald er mit Planchet aus dem Hause war, setzten sie sich in raschen Lauf, machten einen langen Umweg, um das Gehölze zu vermeiden, und gelangten durch ein anderes Thor nach der Stadt zurück.

Das Schiff war immer noch zur Abfahrt bereit. Der Patron wartete am Hafen.

»Nun, wie steht's?« sagte er, sobald er d'Artagnan gewahr wurde.

»Hier ist der visierte Paß,« erwiderte dieser.

»Und der andere Herr?«

»Er wird heute nicht mehr abreisen,« sprach d'Artagnan, »aber seid ruhig, ich bezahle die Überfahrt für uns Beide.«

»In diesem Fall, zu Schiffe,« sagte der Patron.

»Zu Schiffe,« wiederholte d'Artagnan.

Und er sprang mit Planchet in den Nachen; fünf Minuten nachher waren sie an Bord.

Es war höchste Zeit; sie befanden sich kaum eine halbe Meile in See, als d'Artagnan eine Flamme bemerkte und einen Knall hörte.

Es war der Kanonenschuß, der das Schließen des Hafens ankündigte.

Nun mußte man sich endlich mit d'Artagnans Wunde beschäftigen. Zum Glück war sie, wie er selbst gedacht hatte, nicht gefährlich. Die Degenspitze hatte eine Rippe getroffen und war von dem Beine abgeglitten; überdies hatte sich das Hemd an die Wunde festgeklebt und so waren nur einige Tropfen Blutes hervorgedrungen.



D'Artagnan war im höchsten Grad ermattet. Man breitete ihm eine Matratze auf dem Verdeck aus, er warf sich darauf und entschlummerte.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch befand er sich noch drei bis vier Meilen von der Küste Frankreichs entfernt; der Wind war in der ganzen Nacht sehr schwach gewesen und man hatte eine kleine Strecke zurückgelegt.

Um zwei Uhr ging das Schiff in dem Hafen von Dover vor Anker.

Um halb drei Uhr setzte d'Artagnan den Fuß auf den Boden Englands und rief: »Endlich bin ich hier!«

Aber damit war es noch nicht genug. Man mußte London erreichen. In England war die Post ziemlich gut bedient. D'Artagnan und Planchet nahmen jeder einen Klepper. Ein

Postillon ritt voraus, in vier Stunden langten sie vor den Thoren der Hauptstadt an.

Der Herzog befand sich mit dem König auf der Jagd.

D'Artagnan kannte London nicht. D'Artagnan verstand kein Wort Englisch; aber er schrieb den Namen Buckingham auf ein Papier und Jedermann zeigte ihm das Hotel des Herzogs.

D'Artagnan fragte nach dem ersten Kammerdiener Buckingham's, der ihn auf allen seinen Reisen begleitet hatte und vollkommen Französisch sprach. Er sagte ihm, er komme von Paris in einer Angelegenheit, bei der es sich um Leben und Tod handle, und müsse seinen Herrn sogleich sprechen.

Die Sicherheit, mit der d'Artagnan sein Verlangen ausdrückte, überzeugte Patrice, so hieß dieser Minister des Ministers. Er ließ zwei Pferde satteln und übernahm es, den jungen Gardisten zu begleiten. Planchet hatte man steif wie ein Rohr von seinem Rosse herabgehoben. Die Kräfte des armen Burschen waren völlig erschöpft. D'Artagnan schien von Eisen.

Man kam in dem Schlosse an und zog hier Erkundigung ein; der König und Buckingham waren auf der Beize in einem zwei bis drei Meilen von da entfernten Moore.

In zwanzig Minuten befand man sich an der bezeichneten Stelle. Bald hörte Patrice die Stimme seines Herrn, der seinen Falken zurückrief.

»Wen soll ich Mylord-Herzog ankündigen?« fragte Patrice.

»Den jungen Mann, der eines Abends auf dem Pont Neuf bei der Samaritaine Händel mit ihm gesucht hat.«

»Eine sonderbare Empfehlung!«

»Ihr werdet sehen, daß sie so viel werth ist, als irgend eine andere.«

Patrice setzte sein Pferd in Galopp, erreichte den Herzog und meldete ihm in den so eben erwähnten Worten einen Boten an, der seiner harrete.

Buckingham erkannte d'Artagnan sogleich, und da er vermuthete, daß in Frankreich etwas vorging, wovon man ihn in Kenntniß setzen wollte, so nahm er sich nicht die Zeit, zu fragen, wo der Bote sei, sondern galoppierte, als er von Ferne die Uniform der Gardien erkannt hatte, gerade auf d'Artagnan zu. Patrice hielt sich aus Discretion entfernt.

»Es ist der Königin doch kein Unglück widerfahren?« rief Buckingham, alle seine Gedanken, seine ganze Liebe in diese Frage legend.

»Ich glaube nicht, aber ich bin der Überzeugung, daß sie eine große Gefahr läuft, der Eure Herrlichkeit allein sie entziehen kann.«

»Ich?« rief Buckingham. »Sollte ich so glücklich sein, ihr in irgendwie nützen zu können? Sprecht? sprecht!«

»Nehmt diesen Brief,« sagte d'Artagnan

»Diesen Brief? von wem kommt er?«

»Von Ihrer Majestät, wie ich glaube.«

»Von Ihrer Majestät,« sprach Buckingham und erbleichte dergestalt, daß d'Artagnan meinte, er würde in Ohnmacht fallen.

Er erbrach das Siegel.

»Woher dieser Riß?« sagte er und zeigte d'Artagnan eine Stelle, wo er durchbohrt war.

»Ah, ab!« rief d'Artagnan, »ich hatte das nicht gesehen. Der Degen des Grafen von Wardes wird dieses schöne Loch gemacht haben, als er ihn mir in die Brust stieß.«

»Ihr seid verwundet?« fragte Buckingham.

»O! nichts,« erwiderte d'Artagnan; »eine Schramme.«



»Gerechter Himmel! was habe ich gelesen?« rief der Herzog. »Patrice, bleibe hier, oder vielmehr suche den König auf, wo er auch sein mag, und sage Seiner Majestät, daß ich mich zu entschuldigen bitte; aber eine Angelegenheit von höchstem Belang rufe mich nach London zurück. Kommt, Herr, kommt!«

Und Beide schlugen im Galopp den Weg nach der Hauptstadt ein.

XXI.

Die Gräfin von Winter.

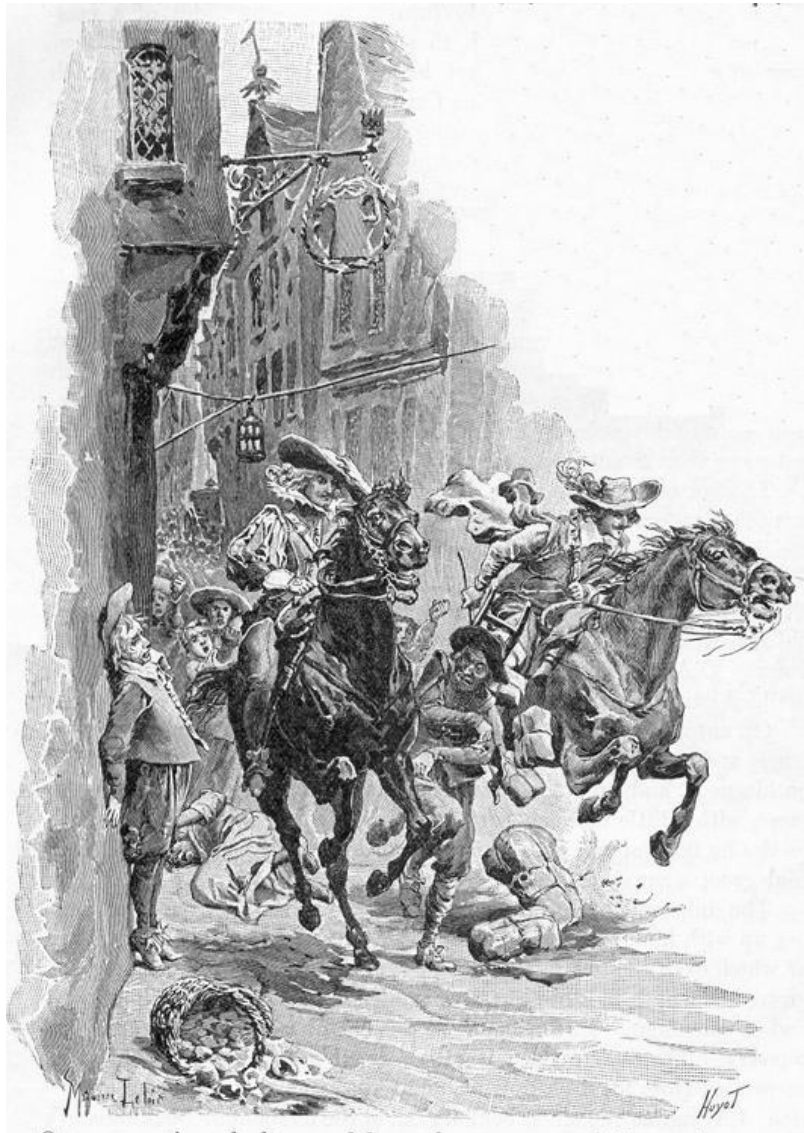
Den ganzen Weg entlang ließ sich der Herzog über Alles von d'Artagnan Bericht erstatten, nicht über Alles, was vorgefallen war, sondern über das, was d'Artagnan davon wußte. Indem er die Mittheilungen des jungen Mannes mit seinen Erinnerungen zusammenhielt, konnte er sich einen genauen Begriff von der Lage machen, von deren Mißlichkeit ihm der Brief der Königin, so kurz er auch war, einen Maßstab gab. Er wunderte sich besonders darüber, daß es dem Kardinal, dem so viel daran liegen mußte, daß der junge Mann England nicht erreichen konnte, nicht gelungen war, ihn auf dem Wege aufgreifen zu lassen. Als er sein Erstaunen hierüber kund gab, erzählte ihm d'Artagnan von den Vorsichtsmaßregeln, die er genommen, und wie er durch die aufopfernde Ergebenheit seiner drei Freunde, die er blutend und zerstreut auf der Straße zurückgelassen, mit einem Degenstiche sich durchgeschlagen, der durch das Billet der Königin gedrungen war, und den er dem Grafen von Wardes mit so furchtbarer Münze zurückbezahlt hatte. Während der Herzog auf diese Erzählung hörte, die mit der größten Einfachheit vorgetragen wurde, schaute er d'Artagnan mit erstaunter Miene an, als könnte er nicht begreifen, wie er so viel Muth, so viel Klugheit, so viel Ergebenheit mit einem Gesichte zusammenreimen sollte, das kaum zwanzig Jahre andeutete.

Die Pferde gingen wie der Wind, und in wenigen Minuten befanden sie sich vor den Thoren von London. D'Artagnan hatte geglaubt, der Herzog würde in der Stadt etwas langsamer reiten; aber dem war nicht so. Er setzte seinen Weg in größter Eile fort und kümmerte sich nicht darum, ob er die Leute auf der Straße niederwarf. Wirklich ereigneten sich mehrere Unfälle dieser Art während des Rittes durch die Stadt. Aber Buckingham drehte nicht einmal den Kopf um zu sehen, was aus denjenigen, welche er niederritt, geworden war. D'Artagnan folgte ihm mitten unter Schreien, welche viel Ähnlichkeit mit Verfluchungen hatten.

Im Hof seines Hotels sprang Buckingham von seinem Pferd, warf ihm gleichgültig den Zügel auf den Hals und stürzte nach der Treppe. D'Artagnan that dasselbe, jedoch mit etwas mehr Unruhe für diese edlen Thiers, deren Verdienst er würdigen gelernt hatte; aber zu seiner Befriedigung bemerkte er, daß drei bis vier Bedienten aus den Küchen und Ställen herbeiliefen und sich sogleich der Pferde bemächtigten.

Der Herzog ging so rasch, daß d'Artagnan Mühe hatte, ihm zu folgen. Er durchschritt nach einander mehrere Salons von einer Eleganz, von der selbst die vornehmen Herren Frankreichs keinen Begriff hatten, und gelangte endlich in ein Schlafgemach, das zugleich ein Wunder von Geschmack und Reichtum war. Im Alkoven dieses Gemachs war eine in der Tapete angebrachte Thüre, welche der Herzog mit einem kleinen goldenen Schlüssel öffnete, den er an einer Kette von demselben Metall am Halse trug. Aus Bescheidenheit war

d'Artagnan zurückgeblieben. Aber in dem Augenblick, wo Buckingham die Schwelle dieser Thüre überschritt, drehte er sich um und sprach, als er das Zögern des jungen Mannes wahrnahm:



»Kommt, und wenn Ihr die Ehre habt, vor Ihrer Majestät erscheinen zu dürfen, so sagt ihr, was Ihr hier seht.«

Ermuthigt durch diese Aufforderung, folgte d'Artagnan dem Herzog, der die Thüre hinter sich schloß.

Beide befanden sich nun in einer kleinen mit persischer Seide tapezierten und mit Gold gestickten Kapelle, welche mit einer großen Anzahl von Kerzen stark beleuchtet war. Über einer Art von Altar und unter einem Prachthimmel von blauem Sammet, überragt von weißen und rothen Federn, gewahrte man ein Porträt in natürlicher Größe, Anna von Österreich so vollkommen ähnlich darstellend, daß d'Artagnan unwillkürlich einen Schrei des Erstaunens ausstieß. Man hätte glauben sollen, Ihre Majestät wäre im Begriff zu sprechen.

Auf dem Altar und unter dem Porträt stand das Kistchen, welches die diamantenen Nestelstifte enthielt.

Der Herzog näherte sich dem Altar, kniete davor nieder, wie ein Priester vor

dem Christusbilde, und öffnete das Kistchen.

»Seht,« sprach er, indem er eine große ganz von Diamanten funkelnde blaue Bandschleife hervorzog, »seht, hier sind diese kostbaren Nestelstifte, mit denen ich mich begraben zu lassen geschworen hatte. Die Königin hat sie mir gegeben, die Königin nimmt sie mir wieder, ihr Wille geschehe, wie der Wille Gottes, in allen Dingen.«

Dann küßte er alle diese Stifte, von denen er sich trennen sollte, einen um den andern. Plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus.

»Was gibt es?« fragte d'Artagnan unruhig. »Was ist Euch, Mylord?«

»Alles ist verloren!« rief Buckingham, indem er todesbleich wurde; »zwei von diesen Nestelstiften fehlen; es sind nur noch zehn.«

»Hat Mylord sie verloren, oder glaubt er, man könnte sie ihm gestohlen haben?«

»Man hat sie mir gestohlen,« erwiderte der Herzog, »und das ist ein Streich des Kardinals! Seht, die Bänder, an denen sie befestigt waren, sind mit der Scheere durchschnitten.«

»Sollte Mylord vermuthen, wer den Diebstahl begangen hat? . . . Vielleicht sind sie noch in den Händen der Person.«

»Geduld!« rief der Herzog. »Ich trug diese Nestelstifte nur ein einziges Mal vor acht Tagen auf einem Ball des Königs in Windsor. Die Gräfin von Winter, mit der ich gespannt war, näherte sich nur auf diesem Ball. Diese Annäherung war eine Rache der eifersüchtigen Frau. Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen. Sie ist eine Agentin Richelieus.«



»Also gibt es auf der ganzen Welt Agenten von ihm?« rief d'Artagnan.

»Oh! ja, ja,« sprach Buckingham vor Zorn mit den Zähnen knirschend; »ja, er ist ein furchtbarer Gegner. Doch wann soll der bewußte Ball stattfinden?«

»Nächsten Montag.«

»Nächsten Montag! Fünf Tage also? Das ist mehr Zeit als wir brauchen. Patrice!« rief der Herzog, die Thüre der Kapelle öffnend, »Patrice!«

Der Kammerdiener erschien.

»Meinen Juwelier und meinen Sekretär!«

Der Kammerdiener entfernte sich mit einer Geschwindigkeit, und Schweigsamkeit, woraus sich erkennen ließ, daß er an blinden und stummen Gehorsam gewöhnt war.

Aber obgleich man den Juwelier zuerst gerufen hatte, erschien doch der Sekretär vor diesem. Dies war ganz einfach, denn er wohnte im Hotel. Er fand Buckingham in seinem Schlafzimmer vor einem Tisch sitzend und eigenhändig einige Briefe schreibend.

»Herr Jakson,« sprach er, »Ihr begeben Euch stehenden Fußes zum Lordkanzler und sagt ihm, daß ich ihn mit Vollziehung dieser Befehle beauftrage. Ich verlange, daß sie sogleich bekannt gemacht werden sollen.«

»Aber, gnädigster Herr, wenn der Lordkanzler mich nach den Motiven fragt, die Eure Herrlichkeit zu so außerordentlichen Maßregeln veranlassen konnten, was soll ich antworten?«

»So habe es mir gefallen, und ich habe Niemand über meinen Willen Rechenschaft zu geben.«

»Ist das die Antwort, die er Seiner Majestät zu überbringen hat,« versetzte der Sekretär lächelnd, »wenn Seine Majestät zufällig so neugierig sein sollte, wissen zu wollen, warum kein Schiff aus den Häfen Großbritanniens auslaufen darf?«

»Ihr habt Recht, mein Herr,« antwortete Buckingham; »er mag in diesem Fall dem König sagen, ich habe den Krieg beschlossen, und diese Maßregel sei mein erster feindseliger Akt gegen Frankreich.«

Der Sekretär verbeugte sich und trat ab.

»Wir sind nun von dieser Seite her ruhig,« sprach Buckingham, sich gegen d'Artagnan umwendend. »Wenn die Nestelstifte noch nicht nach Frankreich abgegangen sind, so werden sie erst nach Euch ankommen.«

»Wie dies?«

»Ich habe einen Embargo auf alle Schiffe gelegt, welche sich zu dieser Stunde in den Häfen seiner Majestät befinden, und ohne besondere Erlaubniß wird es keines wagen, die Anker zu lichten.«

D'Artagnan betrachtete staunend diesen Mann, der die unbeschränkte Gewalt, womit ihn das Vertrauen des Königs bekleidet hatte, im Dienste seiner Liebschaften ausbeutete. Buckingham bemerkte am Gesichtsausdruck des jungen Mannes, was in seinem Innern vorging, und lächelte.

»Ja,« sagte er, »ja, Anna von Oesterreich ist meine wahre Königin, auf ein Wort von ihr verrathe ich mein Vaterland, meinen König, meinen Gott. Sie hat mich gebeten, den Protestanten von La Rochelle die Hilfe nicht zu schicken, die ich ihnen zugesagt hatte, und ich habe es getan. Ich habe mein Wort

gebrochen, aber gleich viel, ich gehorchte ihrem Wunsche; sagt, wurde ich nicht großmüthig für meinen Gehorsam bezahlt? denn diesem habe ich ihr Porträt zu verdanken.«

D'Artagnan staunte und bedachte, an welch schwachen und unbekanntem Fäden oft die Geschicke der Völker und das Leben der Menschen hängen.

Er war ganz in Betrachtungen versunken, als der Goldschmied eintrat: er war ein Irländer und einer der geschicktesten Künstler seines Fachs; er gestand selbst, daß er jährlich hundert tausend Livres bei dem Herzog von Buckingham gewann.

»Herr O'Reilly,« sagte der Herzog, indem er ihn in die Kapelle führte, »betrachtet diese diamantenen Nestelstifte und sagt mir, was das Stück werth ist.«

Der Goldschmied warf einen Blick auf die zierliche Fassung, berechnete den Werth jedes einzelnen Diamants und antwortete ohne Zögern:

»Fünfhundert Pistolen das Stück.«

»Wie viel Tage braucht man, um zwei solche Nestelstifte zu machen, wie diese sind? Ihr seht, daß zwei fehlen.«

»Acht Tage, Mylord.«

»Ich bezahle Euch dreitausend Pistolen für das Stück; übermorgen muß ich sie haben.«

»Mylord wird sie haben.«

»Ihr seid ein kostbarer Mann, Herr O'Reilly; aber das ist noch nicht Alles; diese Stifte kann man Niemand anvertrauen, sie müssen in meinem Palaste gemacht werden.«

»Unmöglich, Mylord, nur ich bin im Stande, die Arbeit so auszuführen, daß man den Unterschied zwischen den neuen und den alten nicht sieht.«

»Dann seid Ihr mein Gefangener, mein lieber Herr O'Reilly, und dürft den Palast von dieser Stunde an nicht mehr verlassen: entschließt Euch also. Nennt mir diejenigen Eurer Gehilfen, deren Ihr bedürft, und bezeichnet mir die Werkzeuge, die sie mitbringen sollen.«

Der Goldschmied kannte den Herzog! er wußte, daß jede Gegenbemerkung vergeblich gewesen wäre, und faßte also sogleich seinen Entschluß.

»Es wird mir erlaubt sein, meine Frau davon in Kenntniß zu setzen?« fragte er.

»Oh! es ist Euch auch erlaubt, sie zu sehen, mein lieber O'Reilly; seid unbesorgt, Euere Gefangenschaft soll mild sein, und da jede Störung eine Schadloshaltung heischt, so nehmt außer dem Preise für die zwei Nestelstifte, diese Anweisung auf tausend Pistolen, damit Ihr leichter die Beschwerde vergeßt, die ich Euch verursache.«

D'Artagnan konnte sich von seinem Erstaunen über diesen Minister nicht erholen, der mit vollen Händen Menschen und Millionen in Bewegung setzte.

Der Goldschmied schrieb an seine Frau und schickte ihr die Anweisung auf tausend Pistolen, mit dem Auftrag, ihm dagegen seinen geschicktesten Gesellen, ein Sortiment von Diamanten, die er ihr dem Gewicht und Titel nach bezeichneter, und eine Anzahl von Instrumenten, deren er bedurfte, zuzusenden.

Buckingham führte den Goldschmied in das für ihn bestimmte Zimmer, welches nach Verlauf einer halben Stunde in eine Werkstatt verwandelt war; dann stellte er eine Wache vor jede Thüre mit dem strengen Verbot, irgend Jemand außer seinem Kammerdiener Patrice einzulassen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es dem Goldschmied O'Reilly und seinem Gehilfen unter keinem Vorwand gestattet war, den Palast zu verlassen.

Nachdem der Herzog diesen Punkt geordnet hatte, kehrte er zu d'Artagnan zurück.

»Nun, mein junger Freund,« sprach er, »nun gehört England uns beiden; was wollt Ihr, was wünscht Ihr?«

»Ein Bett,« antwortete d'Artagnan; »das ist in diesem Augenblick für mich das wesentlichste Bedürfnis.«

Buckingham gab d'Artagnan ein Zimmer, das an das seinige stieß. Er wollte den jungen Mann bei der Hand behalten, nicht als ob er ihm mißtraut hätte, sondern um einen Menschen bei sich zu haben, mit dem er beständig von der Königin sprechen konnte.

Eine Stunde nachher wurde in London der Befehl verkündigt, kein nach Frankreich bestimmtes Schiff aus den Häfen auslaufen zu lassen, nicht einmal das Briefpaquetboot. Dies war in Aller Augen eine Kriegserklärung zwischen den zwei Königreichen.

Am zweiten Tag um elf Uhr waren die diamantenen Nestelstifte vollendet und so genau nachgeahmt, so vollkommen ähnlich, daß Buckingham die neuen nicht von den alten unterscheiden konnte, und daß das geübteste Kennerauge sich getäuscht hätte.

Sogleich ließ der Herzog d'Artagnan rufen.

»Hier sind die diamantenen Nestelstifte, die Ihr holen wolltet. Seid mein Zeuge, daß ich Alles getan habe, was in der Macht eines Menschen lag.«

»Seid unbesorgt, Mylord, ich werde erzählen, was ich gesehen habe, aber Ew. Herrlichkeit legen die Nestelstifte nicht wieder in das Kistchen.«

»Das Kistchen wäre unbequem für Euch. Überdies ist es für mich um so kostbarer, als es mir allein bleibt. Ihr werdet sagen, daß ich es behalte.«

»Euer Auftrag soll Wort für Wort vollzogen werden, Mylord.«

»Und nun,« sprach Buckingham und schaute dabei den jungen Mann fest an, »wie soll ich meine Schuld gegen Euch abtragen?«

D'Artagnan erröthete bis unter das Weiß der Augen. Er sah, daß der Herzog



ihn bewegen wollte, irgend etwas anzunehmen, und der Gedanke, daß das Blut seiner Gefährten und das seinige mit englischem Golde bezahlt werden sollte, widerstrebte ganz und gar seiner Denkungsart.

»Verständigen wir uns, Mylord,« versetzte d'Artagnan, »wägen wir die Umstände vorher genau ab, damit nicht nachher ein Mißverständniß daraus entstehe. Ich bin im Dienste des Königs und der Königin von Frankreich und gehöre zu der Gardekompanie des Herrn des Essarts, welcher, wie sein Schwager, Herr von Treville, Ihren Majestäten ganz besonders ergeben ist. Ich habe also Alles für die Königin und nichts für Ew. Herrlichkeit getan. Überdieß hätte ich vielleicht von Allem dem gar nichts ausgeführt, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, einer Person angenehm zu sein, welche meine Dame ist, wie die Königin die Eure.«

»Ja,« sprach der Herzog lächelnd, »und ich glaube sogar die andere Person zu kennen; es ist . . . «

»Mylord, ich habe sie nicht genannt,« unterbrach ihn der junge Mann lebhaft.

»Das ist wahr,« sprach der Herzog. »Also muß ich dieser Person für Eure Aufopferung dankbar sein?«

»Ihr habt es gesagt, Mylord; denn gerade zu dieser Stunde, wo von einem Krieg die Rede ist, gestehe ich, daß ich in Ew. Herrlichkeit nur einen Engländer und folglich einen Feind sehe, dem ich noch viel lieber auf dem Schlachtfeld, als im Park von Windsor oder in den Gängen des Louvre begegnen würde, was mich indessen nicht abhalten soll, meine Sendung zu vollziehen und mich nöthigenfalls in Erfüllung derselben tödten zu lassen; aber ich wiederhole Ew. Herrlichkeit, daß Ihr mir persönlich ebenso wenig für das zu danken habt, was ich bei diesem zweiten Zusammentreffen für mich thue, als für das, was ich bei dem ersten für Euch getan habe.«

»Wir sagen: ›Stolz wie ein Schottländer,‹ murmelte Buckingham.

»Und wir sagen: ›Stolz wie ein Gascogner,‹ antwortete d'Artagnan. »Die Gascogner sind die Schottländer Frankreichs.«

D'Artagnan verbeugte sich vor dem Herzog und schickte sich an zu gehen.

»Nun? Ihr geht, wie Ihr da seid! Auf welchem Wege, wie?«

»Das ist wahr!«

»Gott verdamme mich! die Franzosen bedenken gar nichts.«

»Ich hatte vergessen, daß England eine Insel ist, und daß Ihr der König derselben seid.«

»Geht in den Hafen, fragt nach der Brigg Sund, stellt dem Kapitän diesen Brief zu; er wird Euch nach einer Bucht führen, wo man Euch gewiß nicht erwartet, und wo gewöhnlich nur Fischerschiffe landen.«

»Wie heißt diese Bucht?«

»Saint Valery. Doch wartet: hier angelangt, geht Ihr in eine schlechte Herberge ohne Namen und Schild, in eine wahre Matrosenschenke; Ihr könnt Euch nicht täuschen; es giebt nur eine daselbst.«

»Hernach?«

»Ihr fragt nach dem Wirthe und sagt ihm: Forward.«

»Was soll das heißen?«

»Vorwärts: das ist das Losungswort. Er wird Euch ein gesatteltes Pferd

geben und den Weg nennen, den Ihr einzuschlagen habt; auf dieselbe Art findet Ihr vier Relais auf Euerer Route. Wenn Ihr wollt, so gebt Ihr jedem derselben Eure Adresse in Paris, und die vier Pferde werden Euch dahin folgen. Zwei davon kennt Ihr bereits und es schien mir, Ihr wußtet sie als Liebhaber zu schätzen. Es sind die beiden, welche wir ritten. Glaubt mir, die zwei andern stehen nicht hinter ihnen zurück. Diese vier Pferde sind für das Feld ausgerüstet. So stolz Ihr auch sein mögt; werdet Ihr Euch doch nicht weigern, eines für Euch und die drei andern für Eure Gefährten anzunehmen. Ihr nehmt sie ja, um damit Krieg gegen uns zu führen. Der Zweck heiligt das Mittel, wie ihr Franzosen sagt, nicht wahr?«

»Ja, Mylord, ich nehme Euer Anerbieten an,« sprach d'Artagnan, »und wir werden, wenn es Gott gefällt, einen guten Gebrauch von Euren Geschenken machen.«

»Nun, Eure Hand, junger Mann, vielleicht treffen wir uns bald auf dem Schlachtfelde, mittlerweile scheiden wir gewiß als gute Freunde.«

»Ja, Mylord, aber in der Hoffnung, bald Feinde zu werden.«

»Seid ruhig, ich verspreche es Euch.«

»Ich baue auf Euer Wort, Mylord.«

D'Artagnan verbeugte sich vor dem Herzog und lief rasch nach dem Hafen.

Dem Tower von London gegenüber fand er das bezeichnete Schiff, stellte den Brief dem Kapitän zu, der ihn von dem Hafengouverneur visieren ließ und sogleich unter Segel ging.

Fünfzig Schiffe warteten zum Auslaufen bereit. Als d'Artagnan Bord an Bord an einem derselben vorüberfuhr, glaubte er die Frau von Meung zu erkennen, dieselbe, welche der unbekannte Edelmann Mylady genannt, und die er selbst so schön gefunden hatte.

Aber mit Hilfe der raschen Strömung und eines guten Windes ging das Schiff so geschwind, daß er in einem Augenblick den übrigen Fahrzeugen aus dem Auge war.

Am andern Tage gegen neun Uhr Morgens ankerte man vor Saint Valery.

D'Artagnan wandte sich sogleich nach der bezeichneten Herberge und erkannte dieselbe aus dem Geschrei, welches daraus hervordrang; man sprach von dem Krieg zwischen England und Frankreich als von einer nahe bevorstehenden und unzweifelhaften Sache, und die Matrosen feierten zum Voraus ein lustiges Gelage.

D'Artagnan durchschritt die Menge, ging auf den Wirth zu und sprach das Wort »*Forward*« aus. Sogleich deutete ihm der Wirth durch ein Zeichen an, er möge ihm folgen, entfernte sich mit ihm durch eine Thüre, welche nach dem Hofe ging, führte ihn in den Stall, wo ein völlig gesatteltes und aufgezügtes Pferd seiner harnte und fragte ihn, ob er sonst noch etwas bedürfe.

»Ich brauche nur den Weg kennen zu lernen, den ich einzuschlagen habe,« sagte d'Artagnan.

»Geht von hier nach Blangy, und von Blangy nach Neufchatel. In Neufchatel steigt an der Herberge *zur goldenen Egge* ab, sagt dem Wirthe das Losungswort, und Ihr werdet wie hier ein Pferd mit Sattel und Zeug finden.«

»Habe ich Euch etwas zu entrichten?« fragte d'Artagnan.

»Es ist Alles bezahlt,« antwortete der Wirth, »und zwar reichlich. Geht also, und Gott geleite Euch.«

»Amen!« erwiderte der junge Mann und ritt im Galopp von dannen.

Vier Stunden später war er in Neufchatel.

Er befolgte streng die Instruktion, welche er erhalten hatte. In Neufchatel, wie zuvor in Saint Valery, fand er ein Pferd mit Sattel und Zeug, das seiner harrte. Er wollte die Pistolen aus dem Sattel nehmen, den er verließ, und in den andern übertragen; die Halfter waren bereits mit ähnlichen Pistolen ausgerüstet.

»Eure Adresse in Paris?«

»Hotel der Garden, Kompagnie des Essarts.«

»Gut,« antwortete der Wirth.

»Welche Route soll ich nehmen?« fragte d'Artagnan.

»Die von Rouen. Ihr laßt aber die Stadt zu Eurer Rechten. In dem kleinen Dorfe Ecouis haltet Ihr an. Es giebt dort nur eine Herberge, die zum französischen Thaler. Beurtheilt sie nicht nach ihrem Aussehen. In ihrem Stalle findet Ihr ein Pferd, das so viel werth ist, wie dieses.«

»Dasselbe Losungswort?«

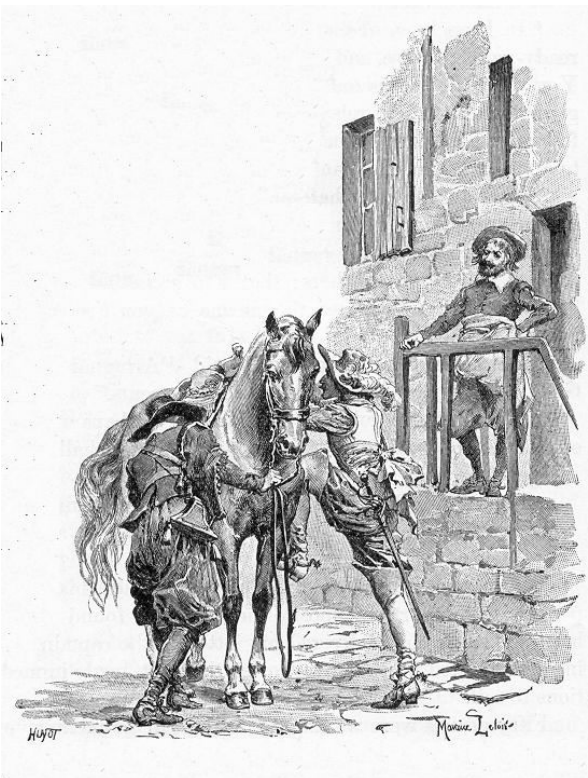
»Ganz dasselbe.«

»Gott befohlen, Meister!«

»Glückliche Reise, edler Herr. Bedürft Ihr sonst noch etwas?«

D'Artagnan machte mit dem Kopf ein verneinendes Zeichen und gab seinem Pferde die Sporen. In Ecouis wiederholte sich dieselbe Szene. Er fand einen eben so zuvorkommenden Wirth, ein frisches, ausgeruhtes Pferd, ließ seine Adresse zurück, wie er es vorher getan hatte, und ritt mit derselben Eile nach Pontoise. In Pontoise wechselte er zum letzten Male, und um neun Uhr Abends sprengte er in vollem Galopp in den Hof des Herrn von Treville. Er hatte beinahe sechzig Lieues in zwölf Stunden zurückgelegt.

Herr von Treville empfing ihn, als ob er ihn an demselben Morgen gesehen hätte, nur drückte er ihm die Hand etwas lebhafter, als gewöhnlich. Er theilte ihm mit, daß die Kompagnie des Herrn des Essarts im Louvre die Wache habe, und daß er sich sogleich auf seinen Posten begeben könne.



XXII.

Das Ballet der Merlaison.

Am folgenden Tag sprach man in allen Straßen von Paris nur von dem Ball, den die Herren Schöppen der Stadt dem König und der Königin gaben, und wobei Ihre Majestäten das berühmte Ballet der Merlaison, das Lieblingsballet des Königs, tanzen sollten.

Man traf wirklich seit acht Tagen im Stadthaus alle Anstalten zu dieser feierlichen Soiree. Der Stadtwerkmeister hatte Gerüste aufgeschlagen, auf welchen die eingeladenen Damen ihre Plätze bekommen sollten. Die Krämer der Stadt hatten die Säle mit zweihundert Flambeaux von weißem Wachs geschmückt, was in jener Zeit als ein unerhörter Luxus zu betrachten war; endlich waren zwanzig Geiger bestellt worden, und man hatte ihnen das Doppelte des gewöhnlichen Lohnes bewilligt, in Betracht – sagt der Bericht – daß sie die ganze Nacht spielen mußten.

Um zehn Uhr Morgens erschien der Sieur de la Coste, Fähnrich der Garden des Königs, gefolgt von zwei Gefreiten und von mehreren Leibbogenschützen, und forderte von dem Rathsschreiber der Stadt, Namens Clement, alle Schlüssel der Thüren, der Zimmer und Bureaux des Stadthauses. Diese Schlüssel wurden ihm sogleich zugestellt. An jedem derselben war ein Zettelchen befestigt, damit man sich auskennen sollte, und von diesem Augenblick an war dem Sieur de la Coste die Bewachung aller Thüren und Zugänge übertragen.

Um elf Uhr kam du Hallier, Kapitän der Garden, mit fünfzig Bogenschützen, die sich sogleich in dem Stadthaus an den Thüren, die man ihnen bezeichnete, aufstellten.

Um drei Uhr langten zwei Kompagnien Garden an, eine französische und eine schweizerische. Die Kompagnie der französischen Garden bestand zur Hälfte aus der Mannschaft des Herrn du Hallier, zur Hälfte aus der des Herrn des Essarts.

Um sechs Uhr fingen die Eingeladenen an einzutreten. Bei ihrem Eintritt wurden ihnen Plätze im großen Saal auf den hierzu bestimmten Gerüsten angewiesen.

Um neun Uhr traf die Gemahlin des ersten Präsidenten ein. Da diese nach der Königin die bedeutendste Person des Festes war, so wurde sie von den Herren der Stadt empfangen und in die Loge derjenigen gegenüber geführt, welche die Königin einnehmen sollte.

Um zehn Uhr trug man in dem kleinen Saal, auf der Seite der St. Jean-Kirche, und zwar dem silbernen Büffet der Stadt gegenüber, das von vier Bogenschützen bewacht wurde, das Zuckerwerk für den König auf.

Um Mitternacht hörte man einen gewaltigen Lärmen und zahlreiche Zurufe. Es war der König, welcher durch die Straßen zog, die vom Louvre nach dem

Stadthause führten und insgesamt durch farbige Lampen beleuchtet waren.

Die Herren Schöppen, vor denen Sergenten mit Fackeln in den Händen einhergingen, eilten, in ihre Tuchgewänder gekleidet, dem König bis auf die Treppe entgegen, wo ihn der Prevot der Kaufleute mit einer Anrede bewillkommte, die der König dadurch erwiderte, daß er sein spätes Erscheinen entschuldigte, und die Schuld auf den Herrn Kardinal schob, der ihn bis elf Uhr mit Staatsangelegenheiten aufgehalten habe.

Se. Majestät erschien in großer Gala, und sein Gefolge bestand aus Sr. Königl. Hoheit Monsieur, dem Grafen von Soissons, dem Großprior, dem Herzog von Longueville, dem Herzog d'Elbeuf, dem Grafen d'Harcourt, dem Grafen de la Roch-Guyon, Herrn von Liancourt, Herrn von Baradas, dem Grafen von Cramail und dem Chevalier Souveray. Jedermann bemerkte, daß der König traurig und mißgestimmt war.

Man hatte ein Kabinet für den König und ein anderes für Monsieur bereitet; in jedem von diesen Kabinetten lagen Maskenkleider.

Dasselbe hatte man für die Königin und die Frau Präsidentin getan. Die Herren und Damen vom Gefolge Ihrer Majestäten sollten sich zwei und zwei in Zimmern ankleiden, welche zu diesem Ende eingerichtet waren.

Ehe der König in das Kabinet eintrat, gab er Befehl, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn der Herr Kardinal erscheinen würde.



Eine halbe Stunde nach dem Eintritt des Königs ertönten neue Zurufe; diese verkündeten die Ankunft der Königin; die Schöppen der Stadt thaten dasselbe, was sie bereits getan hatten, und gingen, Sergenten voran, ihrem erhabenen Gaste entgegen.

Die Königin erschien im Saal. Man bemerkte, daß sie, wie der König, traurig und angegriffen aussah.

Im Augenblick, wo sie eintrat, öffnete sich der Vorhang einer kleinen Tribüne, die bis jetzt geschlossen gewesen war, und man erblickte den bleichen Kopf Richelieu's, der die Tracht eines spanischen Cavaliers angelegt hatte. Seine Augen hefteten sich auf die der Königin und ein Lächeln furchtbarer Freude umzuckte seine Lippen: die Königin trug ihre diamantenen Nestelstifte nicht.

Die Königin verweilte einige Zeit, um die Komplimente der Herren der Stadt in Empfang zu nehmen und die Begrüßungen der Damen zu erwidern.

Plötzlich erschien der König mit dem Kardinal an einer der Saalthüren. Der Kardinal sprach sehr leise mit ihm und der König war äußerst bleich.

Der König durchschritt die Menge; er war ohne Maske und hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, die Bänder seines Wammes knüpfen zu lassen; so näherte er sich der Königin und sprach mit erschütternder Stimme zu ihr:

»Madame, wenn ich fragen darf, warum tragt Ihr Euere diamantenen

Nestelstifte nicht, da Ihr doch wißt, daß es mir angenehm gewesen wäre, dieselben zu sehen?«

Die Königin schaute um sich her und erblickte hinter sich den Kardinal, der mit wahrhaft teuflischer Miene lächelte.

»Sire,« antwortete die Königin mit bebender Stimme, »ich fürchtete, unter dieser großen Menschenmasse könnte mir damit ein Unglück begegnen.«

»Und Ihr habt Unrecht gehabt, Madame. Wenn ich Euch dieses Geschenk machte, so geschah es, damit Ihr Euch damit schmücken solltet. Ich wiederhole, Ihr habt Unrecht gehabt.«

Die Stimme des Königs zitterte vor Zorn. Jedermann sah und hörte mit Erstaunen und Niemand begriff, was vorging.

»Sire,« sagte die Königin, »ich kann sie im Louvre holen lassen, um den Wünschen Ew. Majestät zu entsprechen.«

»Thut das, Madame, thut das, und zwar so bald als möglich; denn in einer Stunde beginnt das Ballet.«

Die Königin verbeugte sich, um damit ihre Folgsamkeit anzudeuten, und begab sich mit ihren Damen in das für sie bestimmte Kabinet.

Der König kehrte ebenfalls in das seinige zurück.

Es herrschte einen Augenblick Unruhe und Verwirrung im Saale.

Jedermann konnte bemerken, daß etwas zwischen dem König und der Königin vorging; aber beide sprachen so leise, daß sich alle Anwesenden aus Ehrfurcht einige Schritte zurückzogen und somit Niemand etwas vernahm. Die Geigen ertönten mit aller Gewalt aber Niemand hörte sie.



Der König trat zuerst aus seinem Kabinet. Er trug ein äußerst elegantes Jagdcostüm, und Monsieur und die übrigen Großen hatten sich ebenso gekleidet. Es war dies das Costüm, welches dem König am besten stand, und worin er allerdings der erste Edelmann seines Königreichs zu sein schien.

Der Kardinal näherte sich dem König und übergab ihm ein Etui, der König öffnete es und fand darin zwei diamantene Nestelstifte.



»Was soll das bedeuten?« fragte er den Kardinal.

»Nichts,« antwortete dieser; »wenn die Königin Nestelstifte trägt, woran ich zweifle, so zählt sie, Sire, und wenn Ihr nur zehn findet, so fragt Ihre Majestät, wer ihr die Stifte, die Ihr hier in Händen habt, genommen haben könne.«

Der König schaute den Kardinal forschend an, aber er hatte nicht Zeit, eine Frage an ihn zu richten, ein Schrei der Verwunderung drang aus dem Munde aller Anwesenden. Schien der König der erste Edelmann seines Reiches zu sein, so war die Königin sicherlich die schönste Frau Frankreichs.

Die Tracht einer Jägerin stand ihr allerdings wunderbar schön. Sie trug einen Filzhut mit blauen Federn, ein durch Diamant-Agraffen befestigtes perlgraues Sammetoberkleid und ein durchaus mit Silber gesticktes Unterkleid von blauer Seide. Auf ihrer linken Schulter glänzten die Nestelstifte, gehalten von einer Schleife von derselben Farbe wie die Federn und das Unterkleid.

Der König bebte vor Freude, der Kardinal vor Zorn; doch in der Entfernung, in der sie von der Königin standen, konnten sie die Stifte nicht zählen. Die Königin hatte sie, so viel war gewiß; nur fragte es sich, hatte sie zehn oder zwölf?

In diesem Augenblick gaben die Geigen das Zeichen zum Ballet. Der König schritt gegen die Frau Präsidentin vor, mit der er tanzen sollte, und seine Hoheit Monsieur näherte sich der Königin. Man stellte sich in Ordnung und das Ballet begann.

Der König figurierte der Königin gegenüber, und so oft er an ihr vorüberkam, verschlang er mit seinen Blicken die Nestelstifte, die er nicht abzuzählen vermochte. Kalter Schweiß bedeckte die Stirne des Kardinals.

Das Ballet dauerte eine Stunde; es hatte sechzehn Entres.

Sobald das Ballet vorüber war, führte jeder Herr unter dem Beifallklatschen des ganzen Saales seine Dame an ihren Platz. Aber der König benützte das ihm zukommende Vorrecht, seine Dame da zu lassen, wo er sich gerade befand, um lebhaft auf die Königin zuzugehen.

»Ich danke Euch Madame,« sprach er, »für die Bereitwilligkeit, mit der Ihr meinen Wünschen Folge geleistet habt, aber ich glaube, es fehlen Euch zwei Nestelstifte, die ich Euch hier überbringe.«

Bei diesen Worten überreichte er die zwei Stifte, die ihm der Kardinal gegeben hatte.

»Wie, Sire!« sagte die Königin, die Erstaunte spielend, »Ihr gebt mir noch zwei andere, dann habe ich vierzehn.«

Der König zählte wirklich, und die zwölf Nestelstifte fanden sich an der Schulter Ihrer Majestät.

Der König rief den Kardinal und fragte in strengem Tone: »Ei, was soll das bedeuten, Herr Kardinal?«

»Sire,« antwortete der Kardinal, »das bedeutet, daß ich der Königin gerne diese Stifte verehrt hätte, und da ich es nicht wagte, dieselben Ihrer Majestät anzubieten, so wählte ich dieses Mittel.«

»Und ich bin Ew. Eminenz hierfür um so mehr zu Dank verpflichtet,« antwortete Anna von Österreich mit einem Lächeln, welches bewies, daß sie sich durchaus nicht von dieser geistreichen Galanterie täuschen ließ, »als ich die Überzeugung hege, daß diese zwei Stifte allein Euch mehr kosten, als die zwölf andern Seine Majestät gekostet haben.«

Dann zog sich die Königin, nachdem sie den König und den Kardinal begrüßt hatte, wieder in das Zimmer zurück, wo sie sich angekleidet hatte und wo sie sich entkleiden sollte.

Die Aufmerksamkeit, welche wir am Anfang dieses Kapitels den von uns eingeführten hohen Personen schenken mußten, entfernte uns einen Augenblick von demjenigen, welchem Anna von Österreich den unerhörten Triumph zu verdanken hatte, den sie über den Kardinal davon trug, und der unbekannt, verloren unter der an der Thür sich drängenden Menge, diese Szene betrachtete, welche nur für vier Personen, für den König, die Königin, Seine Eminenz und ihn begreiflich war.

Die Königin hatte ihr Zimmer wieder erreicht und d'Artagnan schickte sich an abzugehen, als er fühlte, daß man leicht seine Schulter berührte; er wandte sich um und sah eine junge Frau, die ihn durch ein Zeichen aufforderte, ihr zu folgen. Das Gesicht dieser jungen Frau war mit einer schwarzen Sammetmaske bedeckt; aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel, welche übrigens mehr Andern als ihm galt, erkannte er sogleich seine gewöhnliche Führerin, die heitere und geistreiche Frau Bonacieux.

Am Tag vorher hatten sie sich kaum bei dem Schweizer Germain, wohin sie d'Artagnan hatte rufen lassen, gesprochen, Die junge Frau eilte so sehr, der Königin die vortreffliche Nachricht von der Rückkehr ihres Boten zu

überbringen, und somit konnten die beiden Liebenden nur sehr wenige Worte mit einander wechseln. Von einer doppelten Empfindung, von Liebe und Neugierde getrieben, folgte d'Artagnan Frau Bonacieux. Auf dem ganzen Weg und als es in den Hausfluren öde wurde, wollte d'Artagnan die junge Frau anhalten, ergreifen, betrachten, wenn auch nur für einen Augenblick; aber lebhaft wie ein Vogel entschlüpfte sie stets seinen Händen, und wenn er sprechen wollte, wurde er durch ihren, mit einer kleinen gebieterischen Miene voll Liebreiz auf den Mund gelegten Finger daran erinnert, daß er unter der Herrschaft einer Macht stand, der er blindlings gehorchen mußte und die ihm auch die leiseste Klage untersagte. Nachdem Beide ein paar Minuten lang die Kreuz und Quer gegangen waren, öffnete Frau Bonacieux eine Thüre und führte den jungen Mann in ein völlig dunkles Kabinet. Hier gab sie ihm ein neues Zeichen, stumm zu bleiben, schloß eine zweite, unter einer Tapete verborgene, Thüre auf, deren Öffnung plötzlich ein lebhaftes Licht verbreitete, und verschwand.

D'Artagnan blieb einen Augenblick unbeweglich und fragte sich, wo er wäre; aber ein Lichtstrahl, der aus diesem Zimmer drang, die warme und von Wohlgerüchen geschwängerte Lust, die an ihn heranströmte, die Unterhaltung mehrerer Frauen in zugleich ehrfurchtsvoller und zierlicher Sprache, das mehrmals wiederholte Wort Majestät zeigten ihm plötzlich ganz klar, daß er sich in einem an das Zimmer der Königin stoßenden Kabinet befand.

Der junge Mann blieb im Schatten stehen und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Die Königin schien heiter und glücklich, worüber die Personen ihrer Umgebung ohne Zweifel gewaltig staunten, da sie im Gegenteil gewöhnlich beinahe kummervoll aussah. Die Königin schrieb dieses heitere Gefühl der Schönheit des Festes, dem Vergnügen, das ihr das Ballet verursacht habe, zu, und da es nicht erlaubt ist, einer Königin zu widersprechen, so überboten sich alle in Lobeserhebungen über die Galanterie der Herren Schöppen der Stadt Paris.

Obgleich d'Artagnan die Königin nicht kannte, so unterschied er doch bald ihre Stimme von den übrigen, einmal an dem etwas fremdartigen Accent und dann an jenem Gefühl der Oberherrschaft, das allen fürstlichen Reden ein eigenthümliches Gepräge verleiht. Er hörte, wie sie sich der offenen Thüre näherte und sich von derselben entfernte. Er sah sogar zwei- oder dreimal, wie der Schatten eines Körpers das Licht unterbrach. Endlich kamen plötzlich eine Hand und ein Arm von bewunderungswürdiger Form und Weiße durch die Tapete hervor. D'Artagnan begriff, daß dieß seine Belohnung war. Er



warf sich auf ein Knie, ergriff diese Hand und drückte ehrfurchtsvoll seine Lippen darauf. Dann zog sich diese Hand zurück und ließ in der seinigen einen Gegenstand, in welchem er einen Ring erkannte. Als bald schloß sich die Thüre wieder und d'Artagnan befand sich in völliger Finsternis.

D'Artagnan steckte den Ring an seinen Finger und wartete abermals. Offenbar war noch nicht Alles zu Ende. Auf die Belohnung seiner Ergebenheit mußte der Lohn seiner Liebe folgen. Das Ballet war allerdings getanzt, aber das Fest hatte kaum seinen Anfang genommen. Man speiste um drei Uhr zu Nacht und die Glocke von St. Jean hatte bereits vor einiger Zeit drei Viertel nach zwei geschlagen.

Der Lärm der Stimmen nahm in der That in dem anstoßenden Zimmer allmählig ab. Dann hörte man, wie er sich entfernte; die Thüre des Kabinetts, in welchem sich d'Artagnan befand, öffnete sich wieder und Frau Bonacieux trat heraus.

»Endlich kommt Ihr!« rief d'Artagnan.

»Stille!« sprach die junge Frau und legte ihre Hand auf seine Lippen; »stille! und geht auf demselben Weg zurück, aus dem Ihr gekommen seid.«

»Aber wo und wann werde ich Euch wiedersehen?« rief d'Artagnan.

»Ein Billet, das Ihr bei Eurer Rückkehr zu Hause findet, wird Euch das sagen. Geht, geht!«

Bei diesen Worten öffnete sie die Flurthüre und drängte d'Artagnan aus dem Kabinet.

D'Artagnan gehorchte wie ein Kind ohne Widerstand, ohne Einwendung, woraus hervorgeht, daß er wirklich sehr verliebt war.

XXIII.

Das Rendezvous.

D'Artagnan lief in aller Eile nach Haus, und obgleich es Morgens drei Uhr war und er die abscheulichsten Quartiere von Paris zu durchwandern hatte, begegnete ihm doch nichts Schlimmes. Bekanntlich wacht ein Gott über den Trunkenen und Verliebten.

Er fand die Thüre zu seinem Gange halb offen, stieg die Treppe hinauf und klopfte auf eine zwischen ihm und seinem Lakaien abgemachte Weise sachte an. Planchet, den er zwei Stunden vorher mit dem Befehl, auf ihn zu warten, aus dem Stadthaus zurückgeschickt hatte, öffnete ihm.

»Hat Jemand einen Brief für mich gebracht?« fragte d'Artagnan lebhaft.

»Niemand hat einen Brief gebracht, gnädiger Herr,« antwortete Planchet; »aber es ist einer ganz allein gekommen.«

»Was willst Du damit sagen, Dummkopf?«

»Ich will damit sagen, daß ich bei meiner Rückkehr, obgleich ich den Schlüssel Eurer Wohnung in der Tasche hatte, und dieser nicht aus derselben gekommen war, auf dem grünen Teppich des Tisches in Eurem Schlafzimmer einen Brief gefunden habe.«

»Und wo ist dieser Brief?«

»Ich ließ ihn, wo er war, gnädiger Herr. Es geht nicht mit natürlichen Dingen zu, daß Briefe auf diese Art zu den Leuten kommen. Wäre wenigstens das Fenster offen oder nur auch halb geöffnet gewesen, so würde ich nichts sagen. Aber nein, Alles war hermetisch verschlossen. Seid auf Eurer Hut, Herr, denn sicherlich ist hierbei ein Zauberwerk im Spiele.« Während dieser Zeit stürzte der junge Mann in das Zimmer und öffnete den Brief. Er war von Frau Bonacieux und in folgenden Worten abgefaßt:

»Man hat Euch lebhaften Dank abzustatten und zu überbringen. Findet Euch diesen Abend gegen zehn Uhr in St. Cloud vor dem Pavillon ein, der sich an der Ecke des Hauses von Herrn d'Estrées erhebt.

C. B.«

Als d'Artagnan diesen Brief las, fühlte er, wie sich sein Herz unter jenem süßen Kampfe, der Liebende quält und liebkost, erweiterte und zusammenschnürte.

Es war der erste Liebesbrief, den er erhielt, das erste Rendezvous, das ihm bewilligt wurde. Von der Trunkenheit der Freude übervoll, war sein Herz nahe daran, auf der Schwelle des irdischen Paradieses, das man Liebe nennt, zu brechen.

»Nun, gnädiger Herr,« sagte Planchet, der seinen Gebieter bald blaß, bald

roth werden sah: »Nicht wahr, ich habe richtig errathen, es ist eine abscheuliche Geschichte?«

»Du täuschest Dich, Planchet,« antwortete d'Artagnan, »und zum Beweis hast Du hier einen Thaler, um meine Gesundheit dafür zu trinken.«

»Ich danke dem gnädigen Herrn für den Thaler, den er mir gibt, und verspreche ihm seine Anweisung pünktlich zu befolgen; darum ist es aber nicht minder wahr, daß Briefe, welche auf diese Art in die geschlossenen Häuser kommen . . . «

»Vom Himmel fallen, mein Freund, vom Himmel fallen.«

»Der gnädige Herr ist also zufrieden?« fragte Planchet.

»Mein lieber Planchet, ich bin der glücklichste der Sterblichen.«

»Und ich darf das Glück des gnädigen Herrn benützen, um mich schlafen zu legen?«

»Ja, geh.«

»Alle Segnungen des Himmels mögen auf den gnädigen Herrn herabströmen, darum ist es aber nicht minder wahr, daß dieser Brief . . . «

Und Planchet entfernte sich, den Kopf schüttelnd und mit einer Miene des Zweifels, den d'Artagnans Großmuth nicht gänzlich zu beseitigen vermocht hatte.

Allein in seinem Zimmer, las d'Artagnan das Billet wieder und wieder. Dann küßte er wohl zwanzigmal diese von seiner schönen Geliebten geschriebenen Zeilen. Endlich legte er sich nieder, entschlummerte und träumte goldene Träume.

Um sieben Uhr Morgens stand er auf und rief Planchet, der, mit noch einigen Spuren von der gestrigen Ausschweifung im Gesicht, auf den zweiten Ruf die Thüre öffnete.

»Planchet,« sagte d'Artagnan zu ihm, »ich entferne mich vielleicht für den ganzen Tag. Du bist also bis sieben Uhr Abends frei; aber um sieben Uhr halte Dich mit zwei Pferden bereit.«

»Ah, gnädiger Herr,« sprach Planchet, »es scheint, wir wollen uns die Haut noch an verschiedenen Stellen durchstechen lassen.«

»Du nimmst Deine Muskete und Deine Pistolen.«

»Schön, sagte ich's doch!« rief Planchet. »Dahinter steckt ganz bestimmt der verdammte Brief.«

»Sei ruhig, alberner Tropf, es handelt sich ganz einfach um eine Vergnügungspartie.« – »Ja, wie bei den Lustreisen von neulich, wo es Kugeln regnete und die Wolfsfallen blühten.«

»Wenn Du übrigens Furcht hast, Planchet,« sprach d'Artagnan, »so werde ich allein gehen. Ich will lieber allein reisen, als einen zitternden Gefährten bei mir haben.«

»Der gnädige Herr thut mir Unrecht,« sagte Planchet; »es scheint mir doch, er hat mich bei der Arbeit gesehen.«

»Ja, aber ich glaubte. Du hättest all Deinen Muth auf einmal verbraucht.«

»Der gnädige Herr wird sehen, daß ich vorkommenden Falls noch übrig habe, nur bitte ich, nicht zu verschwenderisch damit umzugehen, wenn mir noch lange etwas davon bleiben soll.«

»Meinst Du, Du könntest heute Abend noch eine gewisse Summe ausgeben?«

»Ich hoffe es.«

»Gut, ich zähle auf Dich.«

»Zur genannten Stunde werde ich bereit sein. Ich glaubte nur, der gnädige Herr hätte nur *ein* Pferd im Stalle der Garden.«

»Vielleicht findet sich in diesem Augenblick nur eines daselbst, aber diesen Abend werden vier dort sein.«

»Unsere Reise war, scheint es, eine Remonte-Reise?«

»Ganz richtig,« sagte d'Artagnan, schärfte Planchet seinen Austrag durch eine Gebärde noch einmal ein und entfernte sich.

Herr Bonacieux stand an seiner Thür. D'Artagnan wollte vorbeigehen, ohne mit dem würdigen Krämer zu sprechen; aber dieser grüßte ihn so zuckersüß und freundlich, daß sich der Miethsman nicht nur genöthigt sah, den Gruß zurückzugeben, sondern auch ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Wie sollte man nicht ein wenig Herablassung gegen einen Mann zeigen, dessen Frau einem für denselben Abend ein Rendezvous vor dem kleinen Pavillon des Herrn d'Estrées in St. Cloud gegeben hat? D'Artagnan näherte sich ihm mit der lebenswürdigsten Miene, die er anzunehmen im Stande war.

Man kam natürlich auf die Einkerkierung des armen Mannes zu sprechen. Herr Bonacieux, der nicht wußte, daß d'Artagnan seine Unterredung mit dem Manne von Meung gehört hatte, erzählte seinem jungen Miethsmanne die Verfolgungen dieses Ungeheuers von Laßmann, den er unablässig während seiner Mittheilungen als den Henker des Kardinals bezeichnete, und verbreitete sich mit vielen Worten über die Bastille, die Riegel, die Pforten, die Luftlöcher, die Gitter und die Folterwerkzeuge.

D'Artagnan hörte ihm mit musterhafter Gefälligkeit zu und sagte, als er geendigt hatte:

»Und wie steht's mit Frau Bonacieux? Wißt Ihr, wer sie entführt hat? denn ich vergesse nicht, daß ich diesem unangenehmen Umstand die Ehre Eurer Bekanntschaft zu danken habe.«

»Ah!« rief Herr Bonacieux, »sie haben sich wohl gehütet, mir dies zu sagen, und meine Frau hat mir bei allen Göttern geschworen, daß sie nichts wisse. Aber Ihr selbst,« fuhr Bonacieux mit äußerst gutmüthigem Tone fort, »was ist mit Euch in allen diesen Tagen vorgegangen? Ich habe weder Euch, noch Eure



Freunde gesehen, und Ihr habt wohl nicht auf dem Pflaster von Paris all den Staub gesammelt, den Planchet gestern aus Euren Stiefeln klopfte?»

»Ihr habt Recht, mein lieber Herr Bonacieux. Meine Freunde und ich machten eine kleine Reise.«

»Weit von hier?»

»O mein Gott, nein, höchstens vierzig Meilen; wir begleiteten Herrn Athos nach den Bädern von Forges, wo meine Freunde zurückgeblieben sind.«

»Und Ihr seid zurückgekehrt, nicht wahr?« versetzte Herr Bonacieux, indem er seinem Gesichte ein höchst witziges Aussehen zu geben trachtete. »Ein hübscher Junge, wie Ihr, erhält keine langen Urlaube von seiner Geliebten. Und wir wurden ungeduldig zurückerwartet, nicht wahr?«

»Meiner Treu,« erwiderte der junge Mann lachend, »ich gestehe Euch dies um so eher, mein lieber Herr Bonacieux, als ich sehe, daß man Euch nichts verbergen kann. Ja, ich wurde erwartet, und zwar sehr ungeduldig, das mögt Ihr glauben.«

Eine leichte Wolke zog über Bonacieux's Stirne, aber so leicht, daß es d'Artagnan nicht gewahr wurde.

»Und wir werden für unsern Eifer belohnt?« fuhr der Krämer mit einem beinahe unmerklichen Zittern seiner Stimme fort, einem Zittern, das d'Artagnan eben so wenig bemerkte, als die augenblickliche Wolke, welche einen Augenblick vorher das Antlitz des würdigen Mannes verdüstert hatte.

»Ah! schweigt doch,« sagte d'Artagnan lachend.

»Nein,« versetzte Bonacieux, »ich sage Euch dies nur, um zu erfahren, ob wir spät nach Hause kommen.«

»Warum diese Frage, mein lieber Wirth?« entgegnete d'Artagnan; »habt Ihr vielleicht im Sinn, auf mich zu warten?«

»Nein, aber seit meiner Verhaftung und dem Diebstahl, der bei mir begangen wurde, erschrecke ich, so oft ich eine Thüre öffnen höre, und zwar besonders bei Nacht. Verdammt! was wollt Ihr? Ich bin kein Kriegsmann.«

»Schon gut, erschreckt meinewegen nicht, wenn ich erst um zwei oder drei Uhr zurückkehre; erschreckt nicht, wenn ich auch gar nicht nach Hause komme.«

Diesmal wurde Bonacieux so bleich, daß es d'Artagnan nicht entgehen konnte, weshalb er ihn auch fragte, was ihm sei.

»Nichts,« antwortete Bonacieux, »nichts; seit meinen Unglücksfällen bin ich Schwächen unterworfen, die mich plötzlich befallen, und es hat mich soeben ein Schauer überlaufen. Achtet nicht darauf, denn Ihr habt Euch doch nur damit zu beschäftigen, glücklich zu sein.«

»Dann habe ich Beschäftigung, denn ich bin es.«

»Noch nicht, wartet noch. Ihr sagtet diesen Abend.«

»Wohl, dieser Abend wird kommen, Gott sei Dank! Und Ihr erwartet ihn wohl mit eben so großer Ungeduld, als ich? Vielleicht wird Madame Bonacieux das eheliche Gemach besuchen.«

»Madame Bonacieux ist diesen Abend nicht frei,« erwiderte der Gatte sehr ernst; »sie wird durch ihren Dienst im Louvre zurückgehalten.«

»Desto schlimmer für Euch, mein lieber Wirth, desto schlimmer; wenn ich

glücklich bin, wünsche ich, die ganze Welt wäre es; aber es scheint, das ist nicht möglich.«

Und der junge Mann entfernte sich, laut lachend über den Scherz, den er allein verstehen zu können glaubte.

»Unterhaltet Euch gut,« erwiderte Bonacieux mit einer Leichenstimme.

Aber d'Artagnan war bereits zu weit entfernt, um ihn zu hören, und hätte er ihn gehört, so würde er es in seiner Gemüthsstimmung gewiß nicht verstanden haben.

Er wandte sich nach dem Hotel des Herrn von Treville: sein Besuch war am Tag vorher, wie man sich erinnern wird, sehr kurz gewesen und hatte wenig Erläuterungen herbeigeführt.

Er fand Herrn von Treville in der vollen Freude seines Herzens. Der König und die Königin hatten sich auf dem Ball höchst freundlich gegen ihn benommen. Der Kardinal war allerdings unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit höchst verdrießlich gewesen. Er entfernte sich schon um ein Uhr Morgens. Ihre Majestäten kehrten erst um sechs Uhr in den Louvre zurück.

»Nun,« sprach Herr von Treville, die Stimme dämpfend und mit dem Blick alle Winkel des Zimmers durchforschend, um zu sehen, ob sie allein waren: »nun, sprechen wir von Euch, mein junger Freund, denn Eure glückliche Rückkehr spielt offenbar eine Rolle bei der Freude des Königs, bei dem Triumph der Königin und bei der Demüthigung Sr. Eminenz. Ihr müßt auf Eurer Hut sein.«

»Was habe ich zu fürchten?« antwortete d'Artagnan, »so lange ich mich des Glückes erfreue, bei Ihren Majestäten in Gunst zu stehen?«

»Glaubt mir. Alles. Der Kardinal ist nicht der Mann, eine Mystifikation zu vergessen, so lang er noch nicht mit dem Mystificirenden abgerechnet hat. Und dieser scheint mir ganz einem gewissen jungen Manne von meiner Bekanntschaft zu gleichen.« – »Glaubt Ihr, der Kardinal sei so gut unterrichtet, als Ihr, und wisse, daß ich in London gewesen bin?«

»Teufel! Ihr seid in London gewesen und von London habt Ihr diesen schönen Diamant mitgebracht, der an Eurem Finger glänzt? Nehmt Euch in Acht, mein lieber d'Artagnan. Es ist nichts Gutes um ein Geschenk von einem Feinde. Gibt es nicht hierüber einen lateinischen Vers?« . . .

»Ja, allerdings,« antwortete d'Artagnan, der nie die erste Regel der Elemente hatte in den Kopf bringen können und oft durch seine Unwissenheit seinen Lehrer in Verzweiflung brachte, »ja, allerdings, es gibt einen hierüber.«

»Ganz gewiß,« sprach Herr von Treville, dem es nicht an einem wissenschaftlichen Anstrich fehlte. »Und Herr von Benserade citirte mir ihn eines Tages . . . Geduld . . . ah! ich hab' es:

. . . Timeo Danaos et dona ferentes.

Das bedeutet: »Mißtrauet dem Feinde, wenn er Euch Geschenke gibt.«

»Dieser Diamant kommt nicht von einem Feinde, gnädiger Herr,« entgegnete d'Artagnan, »er kommt von der Königin.«

»Von der Königin! oh! oh!« sprach Herr von Treville; »das ist ein wahrhaft königlicher Juwel, der tausend Pistolen, wie einen Heller werth ist. Durch wen hat Euch die Königin dieses Geschenk zustellen lassen?«

»Sie hat es mir selbst übergeben.«

»Wo?«

»In dem Kabinet, welches an das Zimmer stößt, wo sie ihre Toilette wechselte.«

»Wie?«

»Indem sie mir die Hand zum Kusse reichte.«

»Ihr habt die Hand der Königin geküßt?« rief Herr von Treville d'Artagnan anschauend.

»Ihre Majestät hat mir die Ehre erzeigt, mir diese Gnade zu bewilligen.«

»Und dies in Gegenwart von Zeugen? Unvorsichtige, dreimal unvorsichtige Frau!«

»Nein, gnädiger Herr, seid unbesorgt. Niemand hat es gesehen,« erwiderte d'Artagnan und erzählte Herrn von Treville den Hergang der Sache.

»O die Weiber! die Weiber!« rief der alte Soldat, »ich erkenne sie an ihrer romanhaften Einbildungskraft. Alles entzückt sie, was geheimnißvoll klingt. Also habt Ihr nur den Arm gesehen, und nicht weiter? Ihr würdet der Königin begegnen und sie nicht wieder erkennen? Sie würde Euch begegnen und nicht wissen, wer Ihr seid?«

»Nein, aber durch diesen Diamant . . . « versetzte der junge Mann.

»Hört,« sprach Herr von Treville, »soll ich Euch einen Rath geben, einen guten Rath, einen Freundesrath?«

»Ihr werdet mir eine Ehre erweisen, gnädiger Herr,« sprach d'Artagnan.

»Wohl! so geht zu dem ersten besten Goldschmied und verkauft diesen Diamant um das, was er Euch dafür gibt! so jüdisch er auch sein mag, so werdet Ihr doch immerhin achthundert Pistolen dafür bekommen. Pistolen haben keinen Namen, junger Mann, aber dieser Ring hat einen furchtbaren Glanz, der seinen Träger verrathen kann.«

»Diesen Ring verkaufen! einen Ring, den ich von meiner Fürstin erhalten habe! nie!« sagte d'Artagnan.



»Dann dreht den Stein nach innen, armer Narr; denn man weiß, daß ein

Junker aus der Gascogne keine solche Juwelen in dem Schmuckkästchen seiner Mutter findet.«

»Ihr glaubt also, daß ich etwas zu befürchten habe?« fragte d'Artagnan.

»Das heißt, junger Mann, daß Derjenige, welcher auf einer Mine einschläft, deren Lunte angezündet ist, sich im Vergleich mit Euch für sicher halten darf.«

»Teufel!« sprach d'Artagnan, den der bestimmte Ton des Herrn von Treville zu beunruhigen anfang, »Teufel! und was soll ich thun?«

»Stets uns vor Allem auf Eurer Hut sein. Der Kardinal hat ein beharrliches Gedächtnis und eine lange Hand; glaubet mir, er wird Euch einen schlimmen Streich spielen.«

»Aber welchen?«

»Weiß ich es? Hat er nicht alle Ränke des Teufels in seinem Dienste? Das Geringste, was Euch widerfahren kann, ist, daß man Euch verhaftet.«

»Wie, man sollte es wagen, einen Mann im Dienste Seiner Majestät zu verhaften?«

»Bei Gott, hat man sich bei Athos viel darum bekümmert; glaubt jeden Falls, junger Thor, einem Manne, der seit dreißig Jahren bei Hofe lebt, entschlummert nicht in Eurer Sicherheit, oder Ihr seid verloren. Seht vielmehr im Gegentheil überall Feinde, das sage ich Euch. Sucht man einen Streit mit Euch, weicht aus, und wäre es ein Kind von zehn Jahren, das mit Euch anbinden wollte; greift man Euch bei Tag oder bei Nacht an, nehmt fechtend Euern Rückzug und schämt Euch dessen nicht; geht Ihr über eine Brücke, so betastet die Bretter, aus Furcht, es könnte etwas unter Euren Füßen weichen; kommt Ihr an einem Ort vorüber, wo man ein Haus baut, schaut in die Höhe, es könnte Euch ein Stein auf den Kopf fallen; kehrt Ihr spät in der Nacht heim, so laßt Euch von Eurem Bedienten begleiten, und dieser sei bewaffnet, wenn Ihr Euch überhaupt auf Euren Bedienten verlassen könnt. Mißtraut aller Welt, Euren Freunden, Eurem Bruder, Eurer Geliebten besonders.«

D'Artagnan erröthete.

»Meiner Geliebten,« wiederholte er mechanisch, »und warum ihr mehr, als einer ändern?«

»Die Geliebte ist das Lieblingsmittel des Kardinals, es gibt kein wirksameres; eine Frau verkauft Euch um zehn Goldstücke, dies beweist Delila. Ihr kennt die heilige Schrift, he?«

D'Artagnan dachte an das Rendezvous, das ihm Madame Bonacieux für diesen Abend gegeben hatte, aber unserem Helden zum Lob sei es gesagt, die schlechte Meinung, welche Herr von Treville im Allgemeinen von den Frauen hatte, flößte ihm nicht den geringsten Verdacht gegen seine junge Wirthin ein.

»Aber apropos,« versetzte Herr von Treville, »was ist denn aus Euern drei Gefährten geworden?«

»Ich war im Begriff, Euch zu fragen, ob Ihr keine Kunde von Ihnen erhalten hättet.«

»Keine, mein Herr.«

»Nun, ich habe sie auf meiner Reise zurückgelassen. Porthos in Chantilly mit einem Duell auf den Armen, Aramis in Crevecoeur mit einer Kugel in der Schulter, Athos in Amiens mit einer Falschmünzeranklage auf dem Leibe.«

»Seht Ihr!« rief Herr von Treville, »und wie seid Ihr entkommen?«

»Ich muß gestehen, durch ein Wunder, gnädiger Herr, mit einem Degenstich in der Brust, und indem ich den Grafen von Wardes auf der Straße von Calais in die Gosse spießte, wie einen Schmetterling in die Tapete.«

»Da seht Ihr abermals! Von Wardes, einen Mann des Kardinals, einen Vetter von Rochefort; hört, mein Freund, es kommt mir ein Gedanke.«

»Sprecht, gnädiger Herr.«

»An Eurer Stelle würde ich etwas thun.«

»Was?«

»Während ich Seine Eminenz suchen ließe, würde ich ganz in aller Stille den Weg nach der Picardie einschlagen und mich nach meinen drei Gefährten erkundigen. Den Teufel! sie verdienen wohl diese kleine Aufmerksamkeit von Euch.«

»Der Rath ist gut und ich werde morgen reisen.«

»Morgen! und warum nicht diesen Abend?«

»Diesen Abend hält mich eine unerläßliche Angelegenheit in Paris zurück.«

»Ah! junger Mann! junger Mann! irgend ein Liebschäftchen. Nehmt Euch in Acht, ich muß Euch wiederholen, das Weib hat uns insgesamt ins Verderben gestürzt, und wird uns verderben, so lange wir bestehen. Folget mir, reist noch diesen Abend.«

»Unmöglich, gnädiger Herr.«

»Ihr habt Euer Wort gegeben?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Das ist ein ander Ding, aber versprecht mir, morgen zu reisen, wenn Ihr in dieser Nacht nicht getödtet werdet.«

»Ich verspreche es Euch.«

»Braucht Ihr Geld?«

»Ich habe noch fünfzig Pistolen. Mehr brauche ich, glaube ich, nicht.«

»Aber Euere Gefährten.«

»Ich denke nicht, daß es ihnen daran fehlt. Wir sind jeder mit fünfundsiebenzig Pistolen in der Tasche von Paris abgereist.«

»Werde ich Euch noch vor Euerem Abgang sehen?«

»Es ist nicht wahrscheinlich, gnädiger Herr, wenn nichts Neues vorfällt.«

»Dann glückliche Reise!«

»Ich danke, gnädiger Herr.«

D'Artagnan verabschiedete sich von Herrn von Treville, mehr als je gerührt durch seine wahrhaft väterliche Fürsorge für seine Musketiere.

Er ging hinter einander zu Athos, zu Porthos und zu Aramis. Keiner von ihnen war zurückgekehrt. Auch ihre Bedienten waren noch abwesend und man hatte nicht die geringste Kunde von ihnen.

Wohl hätte er sich gern bei ihren Geliebten nach ihnen erkundigt, aber er kannte weder die von Porthos, noch die von Aramis; – Athos hatte keine.

Als er an dem Hotel der Garden vorüberkam, warf er einen Blick in den Stall; drei von den vier Pferden waren bereits eingetroffen. Obgleich sehr erstaunt, war Planchet doch schon im Zug, sie zu striegeln, und hatte zwei von ihnen

vollkommen geputzt.

»Ah! gnädiger Herr!« sprach er, als er d'Artagnan gewahr wurde, »wie freut es mich. Euch zu sehen!«

»Und warum, Planchet?« fragte der junge Mann.

»Habt Ihr Vertrauen zu Herrn Bonacieux, unserem Wirthe?«

»Ich? nicht im mindesten.«

»Oh! daran thut Ihr sehr wohl, gnädiger Herr.«

»Warum diese Frage?«

»Darum weil ich, während Ihr mit ihm plaudertet, Euch beobachtete, ohne Euch zu hören; sein Gesicht hat zwei- bis dreimal die Farbe gewechselt.«

»Bah!«

»Nur mit dem Briefe beschäftigt, den er erhalten, hat es der gnädige Herr nicht wahrgenommen; aber ich, den der auf so seltsame Weise ins Haus gekommene Brief behutsam gemacht hatte, ich habe keine Bewegung seiner Physiognomie verloren.«

»Und Du fandest sie?«

»Verrätherisch, gnädiger Herr.«

»In der That?«

»Mehr noch – so bald der gnädige Herr ihn verlassen hatte und an der Straßenecke verschwunden war, nahm Herr Bonacieux seinen Hut, verschloß die Thüre und lief aus Leibeskräften durch die entgegengesetzte Straße.«

»Du hast wirklich Recht, Alles dies kommt mir sehr zweideutig vor; sei ohne Sorge, wir bezahlen ihm unsern Miethzins nicht eher, als bis er uns die ganze Geschichte auf eine kategorische Weise erklärt hat.«

»Der gnädige Herr scherzt, aber er wird sehen.«

»Was willst Du, Planchet! was geschehen soll, steht im Buche des Schicksals geschrieben.«

»Der gnädige Herr verzichtet also nicht auf seinen Abendspazierritt?«

»Ganz im Gegentheil, Planchet, je mehr ich Herrn Bonacieux grolle, desto mehr bin ich entschlossen, mich bei dem Rendezvous einzufinden, das mir der Brief gegeben hat, der Dich so sehr beunruhigt.«

»Wenn es also des Entschluß der gnädigen Herrn ist . . . «

»Der unerschütterliche Entschluß, mein Freund. Um sieben Uhr halte Dich hier am Hotel bereit. Ich hole Dich ab.«

Als Planchet sah, daß keine Hoffnung vorhanden war, seinen Herrn zur Verzichtleistung auf sein Vorhaben zu bewegen, stieß er einen tiefen Seufzer aus und schickte sich an, auch das dritte Pferd zu striegeln.



D'Artagnan, im Grund ein sehr kluger junger Mann, ging, um zu Mittag zu speisen, nicht nach Hause, sondern zu dem gascognischen Priester, der zur Zeit, wo die vier Freunde auf der Hefe waren, ein Choccoladefrühstück zum Besten gegeben hatte.

XXIV.

Der Pavillon.

Um sieben Uhr befand sich d'Artagnan bei dem Hotel der Garden. Er fand Planchet unter den Waffen. Das vierte Pferd war eingetroffen. Planchet hatte seine Muskete und eine Pistole bei sich. D'Artagnan war mit seinem Degen bewaffnet und steckte zwei Pistolen in seinen Gürtel. Dann schwangen sich beide zu Pferd und zogen geräuschlos ab. Es war finstere Nacht, und Niemand sah, wie sie sich entfernten. Planchet ritt zehn Schritte hinter seinem Herrn.

D'Artagnan ritt über die Quais, zog durch die Porte de la Conference und schlug sodann den reizenden Weg ein, der nach Saint-Cloud führt und damals noch viel schöner war, als heut zu Tage.

So lange man in der Stadt war, hielt sich Planchet in der ehrfurchtsvollen Entfernung, die er sich vorgeschrieben hatte; aber als der Weg öder und dunkler zu werden anfing, näherte er sich ganz sachte, so daß er, als man das Bois de Boulogne erreichte, auf eine ganz natürliche Weise neben seinem Herrn einherzog. Wir können nicht verschweigen, daß die zitternde Bewegung der großen Bäume und der Widerschein des Mondes in dem düsteren Gehölz ihm eine lebhaftere Unruhe verursachte. D'Artagnan bemerkte, daß in seinem Bedienten etwas Außerordentliches vorging, und fragte ihn:

»Ei, mein Herr Planchet, was haben wir denn?«

»Findet Ihr nicht, gnädiger Herr, daß die Wälder gerade wie die Kirchen sind?«

»Warum dies, Planchet?«

»Weil man in diesen, wie in jenen nicht laut zu sprechen wagt.«

»Warum wagst Du nicht laut zu sprechen, Planchet? Weil Du Furcht hast?«

»Furcht gehört zu werden, ja, gnädiger Herr.«

»Furcht gehört zu werden? Unser Gespräch ist doch moralischer Natur und Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben!«

»Ach, gnädiger Herr,« versetzte Planchet, auf den in ihm vorherrschenden Gedanken zurückkommend, »daß dieser Herr Bonacieux etwas Duckmäuserisches in seinen Augenbraunen und etwas Widerwärtiges im Spiele seiner Lippen hat, ist gewiß nicht zu leugnen!«

»Wer Teufel heißt Dich an Bonacieux denken?«

»Gnädiger Herr, man denkt, an was man kann, und nicht an was man will.«

»Weil Du ein Hasenherz bist, Planchet.«

»Gnädiger Herr, wir wollen nicht die Klugheit mit der Feigheit verwechseln; die Klugheit ist eine Tugend.«

»Und Du bist tugendhaft, nicht wahr, Planchet?«

»Gnädiger Herr, ist das nicht ein Musketenlauf, was da unten glänzt? Wenn wir uns bückten?«

»Wahrlich,« murmelte d'Artagnan, der sich an den Rath des Herrn von Treville erinnerte, »wahrlich, dieses Vieh könnte mir am Ende bange machen.« Und er setzte sein Pferd in Trab.

Planchet folgte der Bewegung seines Herrn so genau, als ob er sein Schatten gewesen wäre, und hielt sich trabend an seiner Seite.

»Werden wir die ganze Nacht so marschieren, gnädiger Herr?« fragte er.

»Nein, Planchet, denn Du bist an Ort und Stelle.«

»Wie! ich bin an Ort und Stelle! Und der gnädige Herr?«

»Ich gehe noch einige Schritte.«

»Und der gnädige Herr läßt mich hier allein?«

»Hast Du bange, Planchet?«

»Nein, aber ich erlaube mir zu bemerken, daß die Nacht sehr kalt sein wird, daß die Kühle Rheumatismen verursacht, und daß ein mit Rheumatismus behafteter Lakai ein trauriger Bedienter ist, besonders für einen so rüstigen Mann, wie der gnädige Herr.«

»Wohl, wenn Du frierst, Planchet, so gehe in eine von den Schenken, die Du da unten siehst, und erwarte mich morgen früh um sechs Uhr vor der Thüre.«

»Gnädiger Herr, ich habe den Thaler, den Ihr mir diesen Morgen gegeben, ehrfurchtsvoll verspeist und vertrunken, so daß mir kein elender Sou mehr übrig bleibt, falls ich frieren würde.«

»Hier ist eine halbe Pistole. Morgen also.«

D'Artagnan stieg vom Pferde, warf Planchet den Zügel über den Arm, hüllte sich in seinen Mantel und ging rasch weg.

»Gott wie kalt,« rief Planchet, sobald er seinen Herrn aus dem Gesicht verloren hatte, und um sich so schnell als möglich wieder zu erwärmen, klopfte er eiligst an die Thür eines Hauses, das mit allen Zeichen einer Schenke geschmückt war.

D'Artagnan, der einen kleinen Fußpfad eingeschlagen hatte, setzte mittlerweile seine Wanderung fort und erreichte Saint Cloud, aber statt die Landstraße zu nehmen, wandte er sich hinter das Schloß, ging durch eine ziemlich verborgene Gasse und befand sich bald vor dem bezeichneten Pavillon. Dieser lag an einem völlig öden Ort. Eine große Mauer, an deren Ecke er den Pavillon gewahr wurde, zog sich an der einen Seite dieser Gasse hin, auf der andern beschützte eine Hecke, in deren Hintergrund sich eine elende Hütte erhob, einen kleinen Garten gegen die Vorübergehenden.

Er hatte die Stelle des Rendezvous erreicht, und da man ihm nicht angedeutet hatte, daß er seine Gegenwart durch ein Signal kundgeben sollte, so wartete er.

Nicht das geringste Geräusch ließ sich vernehmen; man hätte in der That glauben sollen, man wäre hundert Meilen von der Hauptstadt entfernt. D'Artagnan lehnte sich an die Hecke, nachdem er einen Blick hinter sich geworfen hatte. Jenseits der Hecke des Gartens und der Hütte hüllte ein düsterer Nebel den unermeßlichen Raum in seine Falten, wo Paris schläft, eine gähnende Leere, in welcher noch einige leuchtende Punkte, düstere Sterne dieser Hölle glänzten.

Aber für d'Artagnan kleideten sich alle diese Ansichten in eine glückliche

Gestalt, alle Gedanken hatten ein Lächeln, alle Finsternisse waren durchsichtig. Die Stunde des Rendezvous sollte schlagen. Nach Verlauf einiger Minuten ließ wirklich der Glockenthurm von Saint Cloud langsam zehn Schläge aus seinem blöckenden Rachen fallen. Es lag etwas Trauriges in dieser ehernen, mitten in der Nacht wehklagenden Stimme.

Aber jeder dieser Schläge, welcher die erwartete Stunde bildete, vibrierte harmonisch in dem Herzen des jungen Mannes.

Seine Augen blieben auf den kleinen an der Ecke der Mauer liegenden Pavillon gerichtet, dessen Fenster insgesamt durch Läden verschlossen waren, mit Ausnahme eines einzigen im ersten Stock. Durch dieses Fenster glänzte ein sanftes Licht, welches das zitternde Laubwerk einiger Linden versilberte, die eine Gruppe bildend, sich vor dem Park erhoben. Hinter diesem so anmuthig beleuchteten Fenster erwartete ihn offenbar die hübsche Madame Bonacieux.



Von diesem süßen Gedanken gewiegt, harrte d'Artagnan eine halbe Stunde ohne die geringste Ungeduld, die Augen auf die reizende kleine Wohnung geheftet, von der er theilweise den Plafond mit den vergoldeten Leisten erblickte, welche auf die Eleganz des Übrigen schließen ließen.

Im Glockenthurm von Saint Cloud schlug es halb elf Uhr. Diesmal durchlief ein Schauer die Adern unsres Helden, ohne daß er begriff, warum. Vielleicht bemächtigte sich die Kälte seiner, und er nahm eine ganz körperliche Empfindung für einen moralischen Eindruck.

Dann kam ihm der Gedanke, er habe schlecht gelesen und das Rendezvous sei erst auf elf Uhr

bestimmt.

Er näherte sich dem Fenster, stellte sich in einen Lichtstrahl, zog den Brief aus der Tasche, und las ihn abermals; er hatte sich nicht getäuscht; das Rendezvous war auf zehn Uhr festgesetzt. Er begab sich wieder auf seinen Posten und fing an über diese Stille und Einsamkeit sehr traurig zu werden.

Es schlug elf Uhr.

D'Artagnan begann nun wirklich zu fürchten, es könnte Madame Bonacieux etwas widerfahren sein.

Er schlug dreimal in seine Hände – das gewöhnliche Zeichen der Verliebten – aber Niemand antwortete, nicht einmal das Echo.

Dann dachte er, nicht ohne einen gewissen Ärger, die junge Frau sei vielleicht, während sie ihn erwartete, eingeschlafen. Er näherte sich der Mauer und suchte hinaufzusteigen, aber sie war neu bestrichen und d'Artagnan brach

sich vergeblich die Nägel ab.

In diesem Augenblick bemerkte er die Bäume, deren Blätter fortwährend von dem Licht versilbert wurden, und da einer derselben auf den Weg vorsprang, so glaubte er, aus seinen Zweigen würde sein Blick in den Pavillon dringen können.

Der Baum war leicht zu ersteigen. D'Artagnan zählte überdies erst zwanzig Jahre und erinnerte sich seiner Schülerübungen. Sogleich befand er sich mitten unter den Zweigen und durch die durchsichtigen Scheiben tauchten seine Augen in das Innere des Pavillons.

Seltsamer Anblick, der d'Artagnan vom Scheitel bis zur Fußsohle schauern machte – dieses sanfte Licht, diese ruhige Lampe beleuchtete eine Szene furchtbarer Störung: eine der Fensterscheiben war zerbrochen, die Thüre hatte man eingestoßen und sie hing halb zertrümmert an ihren Angeln, ein Tisch, auf dem ein elegantes Abendbrot gestanden haben mußte, lag auf dem Boden, Scherben von den Flaschen lagen aus dem Fußteppich umher, und zwischen denselben sah man Früchte und Speisen umhergeworfen; Alles zeugte dafür, daß in diesem Zimmer ein heftiger, verzweiflungsvoller Kampf stattgefunden hatte; d'Artagnan glaubte sogar mitten unter diesem seltsamen Durcheinander Fetzen von Kleidern und Blutflecken an dem Tischtuch und an den Vorhängen zu erkennen.

Er beeilte sich mit gräßlichem Herzklopfen wieder auf die Straße herabzusteigen und wollte sehen, ob er keine andere Spuren von Gewaltthat wahrnehmen könnte.

Das sanfte Licht glänzte immer noch in der Stille der Nacht. D'Artagnan bemerkte jetzt, was ihm früher entging, da ihn nichts vorher zu einer näheren Prüfung antrieb, daß der Boden, da und dort eingetreten und durchlöchert, verworrene Spuren von Menschentritten und Pferdehufen zeigte. Überdies hatten die Räder eines Wagens, der von Paris zu kommen schien, in der weichen Erde einen tiefen Eindruck ausgehöhlt, der nicht über die Höhe des Pavillons ging und gegen Paris zurückkehrte.

Seine Nachsuchungen weiter verfolgend, fand d'Artagnan in der Nähe der Mauer einen Frauenhandschuh, der jedoch an allen Punkten, wo er die schmutzige Erde nicht berührt hatte, von tadelloser Frische war. Es war in der That einer jener duftenden Handschuhe, wie die Liebenden sie so gerne einer hübschen Hand entreißen.

Je länger d'Artagnan seine Forschungen fortsetzte, desto stärker troff ein eisiger Schweiß von seiner Stirne. Sein Herz schnürte sich in furchtbarer Angst zusammen, sein Athem wurde keuchend, und dennoch suchte er sich durch den Gedanken zu beruhigen, dieser Pavillon habe vielleicht nichts mit Madame Bonacieux gemein; die junge Frau habe ihn ja *vor* und nicht in den Pavillon beschieden; sie könnte in Paris durch ihren Dienst, durch die Eifersucht ihres Gatten zurückgehalten worden sein. Aber alle diese Betrachtungen wurden abgeschwächt, zerstört, über den Haufen geworfen durch jenes schmerzliche innere Gefühl, das sich bei gewissen Veranlassungen unseres ganzen Seins bemächtigt und uns durch Alles das, was wir zu hören bestimmt sind, zuruft, daß ein großes Unglück über uns schwebe.

D'Artagnan wurde nun beinahe wahnsinnig; er lief nach der Landstraße, schlug denselben Weg ein, den er bereits gemacht hatte, und ging bis zu der Fähre um den Fährmann zu befragen.

Gegen sieben Uhr Abends hatte der Fährmann eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Frau übergesetzt, der viel daran zu liegen schien, daß man sie nicht erkenne, aber gerade wegen der Vorsichtsmaßregel, die sie nahm, betrachtete sie der Fährmann mit größerer Aufmerksamkeit und erkannte, daß es eine junge und schöne Frau war.

Damals, wie heut zu Tage gab es eine Menge junger und schöner Frauen, welche nach St. Cloud kamen, und denen sehr viel daran lag, nicht erkannt zu werden, und dennoch zweifelte d'Artagnan nicht einen Augenblick daran, daß Madame Bonacieux von dem Fährmann erkannt worden war.

D'Artagnan benützte die Lampe, welche in der Hütte des Fährmanns glänzte, um das Billet von Madame Bonacieux noch einmal zu lesen und sich zu überzeugen, daß er sich nicht getäuscht, daß das Rendezvous in St. Cloud, und nicht anderswo, vor dem Pavillon des Herrn d'Estrées und nicht in einer andern Straße stattfinden sollte. Alles wirkte zusammen, um d'Artagnan zu beweisen, daß seine Ahnungen ihn nicht täuschten und daß sich ein großes Unglück ereignet hatte.

Er lief rasch auf dem Weg nach dem Schlosse zurück; er dachte, es sei in dem Pavillon vielleicht etwas Neues vorgefallen, und es müssen ihn Nachrichten dort erwarten.

Die Gasse war immer noch öde und derselbe ruhige, sanfte Schein verbreitete sich aus dem Zimmer. D'Artagnan dachte nun an das blinde und taube Gemäuer, das aber ohne Zweifel gesehen hatte und vielleicht sprechen konnte. Die Thüre des Zauns war geschlossen, aber er sprang über die Hecke und näherte sich der Hütte trotz des Bellens eines Kettenhundes.

Auf die ersten Schläge antwortete Niemand; es herrschte eine Todesstille in der Hütte wie in dem Pavillon; da jedoch diese Hütte seine letzte Zuflucht war, so blieb er beharrlich.

Bald glaubte er im Innern ein leichtes Geräusch zu vernehmen, ein furchtsames Geräusche, ein Geräusch, das zitterte, gehört zu werden.

D'Artagnan hörte nun auf zu klopfen, und bat mit einem Ton so voll Unruhe und Versprechungen, voll Schrecken und Schmeichelei, daß seine Stimme auch den Furchtsamsten beruhigen mußte. Endlich wurde ein alter, wurmstichiger Laden ein wenig geöffnet, aber sogleich wieder geschlossen, als der Schein einer elenden Lampe, welche in einem Winkel brannte, d'Artagnans Wehrgehänge, seinen Degengriff und den Schaft seiner Pistolen beleuchtete. So rasch die Bewegung gewesen war, so hatte d'Artagnan doch Zeit gehabt, flüchtig den Kopf eines Greises wahrzunehmen.

»Um Gottes willen!« rief er, »hört mich. Ich erwarte Jemand, der nicht kommt, und sterbe vor Unruhe. Sollte ein Unglück in der Gegend vorgefallen sein? Sprecht!«

Das Fenster öffnete sich langsam zum zweiten Male und dasselbe Gesicht erschien wieder, nur war es viel bleicher als das erste Mal.

D'Artagnan erzählte ganz unumwunden seine Geschichte beinahe bis auf die Namen. Er sagte, wie er mit einer jungen Frau vor diesem Pavillon hätte

Rendezvous haben sollen, und wie er, da sie nicht erschienen, auf eine Linde gestiegen und beim Lampenschein die Zerstörung im Innern des Zimmers gesehen habe.

Der Greis hörte ihm aufmerksam zu und bestätigte durch Zeichen, daß es sich so verhalten müsse. Als d'Artagnan geendigt hatte, schüttelte er den Kopf mit einer Miene, die nichts Gutes andeutete.

»Was wollt Ihr sagen?« rief d'Artagnan. »Ich beschwöre Euch im Namen des Himmels, erklärt Euch.«

»Oh! Herr,« sprach der Greis, »fragt mich nicht; denn wenn ich Euch sagte, was ich gesehen habe, würde es mir sicherlich schlimm ergehen.«

»Ihr habt also etwas gesehen?« versetzte d'Artagnan. »In diesem Falle bitte ich Euch um Gotteswillen,« fuhr er, dem Alten ein Goldstück zuwerfend fort, »sagt, sagt, was Ihr gesehen habt, und ich gebe Euch mein Wort als Edelmann, daß nichts von dem, was Ihr mir mittheilt, über meine Lippen kommen soll.«

Der Greis las in d'Artagnans Gesicht so viel Schmerz und Offenherzigkeit, daß er ihm ein Zeichen gab, er möge hören, und mit leiser Stimme sprach:

»Es war ungefähr neun Uhr; ich vernahm ein Geräusch auf der Straße, und wollte wissen, was das sein könnte, als man sich meiner Thüre näherte und ich sah, daß Jemand hereinzukommen suchte. Da ich arm bin und mich nicht vor Dieben zu fürchten habe, so öffnete ich und erblickte einige Schritte vor mir drei Männer; im Schatten stand ein Wagen mit angespannten Pferden und Reitpferden. Letztere gehörten offenbar den drei Männern, welche als Reiter gekleidet waren.«

»Aber meine guten Herren,« rief ich, »was verlangt Ihr?«

»Du mußt eine Leiter haben,« sprach derjenige von ihnen, welcher der Anführer der Escorte zu sein schien.

»Ja Herr, diejenige, mit welcher ich mein Obst pflücke.«

»Gib sie uns, und geh wieder in Deine Hütte; hier ist ein Thaler für die Störung. Erwähne Dich jedoch, daß Du, wenn Du ein Wort von dem sagst, was Du sehen oder hören wirst (und Du wirst sehen und hören, wie sehr wir Dich auch bedrohen mögen), daß Du, sage ich, verloren bist.«

»Bei diesen Worten warf er mir einen Thaler zu, den ich aufhob, und nahm meine Leiter.

»Nachdem ich die Thüre der Hecke hinter ihnen verschlossen hatte, stellte ich mich wirklich, als kehrte ich in das Haus zurück, aber ich ging sogleich wieder durch eine Hinterthüre hinaus, schlüpfte in den Schatten, und es gelang mir, das Hollundergebüsch zu erreichen, aus dem ich Alles sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

»Die drei Männer hatten den Wagen ohne Geräusch vorfahren lassen und zogen einen kleinen, dicken, kurzen, ärmlich gekleideten Mann heraus, welcher vorsichtig die Leiter hinaufkletterte, duckmäuserisch in das Innere des Zimmers schaute, leise wieder herabstieg und mit gedämpfter Stimme murmelte:

»Sie ist es!«

»Sogleich näherte sich derjenige, welcher mit mir gesprochen hatte, der Pavillonthüre und öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich trug,



verschloß die Thüre wieder und verschwand. Zu gleicher Zeit stiegen die zwei Anderen die Leiter hinauf. Der kleine Alte blieb am Kutschenschlag, der Kutscher hielt die Wagenpferde und ein Lakai die Reitpferde.

»Plötzlich ertönte ein gewaltiges Geschrei in dem Pavillon. Eine Frau lief an das Fenster und öffnete es, als wollte sie sich hinausstürzen. Aber sobald sie die zwei Männer erblickte, warf sie sich zurück; die zwei Männer sprangen ihr ins Zimmer nach.



»Nun sah ich nichts mehr, aber ich hörte ein Getöse, wie wenn Möbel zerschlagen würden. Die Frau kreischte und schrie um Hilfe. Bald wurde ihr Geschrei erstickt. Die drei Männer näherten sich, die Frau in ihren Armen tragend, dem Fenster. Zwei stiegen auf der Leiter herab und brachten sie in den Wagen, in den der kleine Alte nach ihr hineinkletterte. Derjenige, welcher im Pavillon geblieben war, verschloß das Fenster wieder, trat einen Augenblick nachher zur Thüre heraus und überzeugte sich, daß die Frau im Wagen gut untergebracht war; seine zwei Gefährten erwarteten ihn bereits zu Pferde. Er sprang ebenfalls in den Sattel; der Lakai nahm seinen Platz neben dem Kutscher; der Wagen entfernte sich, von den drei Reitern geleitet, im Galopp, und Alles war vorüber. Von diesem Augenblick an habe ich nichts mehr gehört, nichts mehr gesehen.«

Niedergeschmettert von einer so furchtbaren Kunde, blieb d'Artagnan stumm und unbeweglich, während in seinem Innern alle Teufel des Zorns und der Eifersucht wütheten.

»Aber, mein edler Herr,« versetzte der Greis, auf den diese Verzweiflung eine größere Wirkung hervorbrachte, als wenn er geschrien und geweint hätte; »laßt

Euch doch nicht vom Schmerz so sehr niederbeugen, sie haben sie Euch nicht getödtet, das ist die Hauptsache.«

»Wißt Ihr vielleicht,« sprach d'Artagnan, »wer der Mann ist, der diese höllische Expedition anführte?«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Aber da er mit Euch sprach, so konntet ihr ihn doch wohl sehen?«

»Ah! Ihr verlangt sein Signalement von mir.«

»Ja.«

»Ein großer, magerer Mann von schwärzlicher Gesichtsfarbe, mit schwarzem Schnurrbart, schwarzen Augen und dem ganzen Wesen eines Edelmanns.«

»Der ist es!« rief d'Artagnan, »abermals er! immer er! das ist mein böser Dämon, wie es scheint! Und der Andere?«

»Welcher?«

»Der Kleine.«

»Ah! das ist kein vornehmer Herr! Dafür stehe ich. Auch trug er keinen Degen, und die Andern behandelten ihn durchaus nicht mit Achtung.«

»Irgend ein Lakai,« murmelte d'Artagnan. »Oh! arme Frau, arme Frau! Was haben sie mit Dir gemacht?«

»Ihr habt mir Geheimhaltung versprochen,« sagte der Greis.

»Ich erneuere Euch mein Versprechen. Seid unbesorgt, ich bin ein Edelmann. Ein Edelmann hat nur sein Ehrenwort, und ich habe Euch das meinige gegeben.«

Mit tief verwundeter Seele schlug d'Artagnan wieder den Weg nach der Fähre ein. Bald konnte er nicht glauben, daß es Madame Bonacieux gewesen, und er hoffte sie am andern Tage wieder im Louvre zu finden; bald befürchtete er, sie könnte einen Liebeshandel mit einem Andern haben, und ein Eifersüchtiger habe sie überfallen und entführt. Er schwankte, er wüthete, er verzweifelte.

»O wenn meine Freunde hier wären!« rief er, »dann hätte ich wenigstens Hoffnung, sie wieder zu finden, aber wer weiß, was aus ihnen geworden ist?«

Es war beinahe Mitternacht, und er mußte Planchet aufsuchen. D'Artagnan ließ sich nach und nach alle Schenken öffnen, in denen er etwas Licht bemerkte. In keiner derselben fand er Planchet. Bei der sechsten bedachte er, daß die Nachforschung etwas gewagt war. D'Artagnan hatte seinen Bedienten erst auf sechs Uhr Morgens bestellt, und derselbe befand sich in seinem Rechte, wo er auch sein mochte. Überdieß kam dem jungen Manne der Gedanke, daß er, wenn er in der Nähe des Ortes bliebe, wo das Ereigniß vorgefallen war, vielleicht einige Aufklärung über die geheimnißvolle Geschichte erhalten würde. In der sechsten Schenke blieb d'Artagnan also, verlangte eine Flasche Wein erster Qualität, und zog sich in den dunkelsten Winkel zurück, entschlossen hier den Tag zu erwarten. Aber auch diesmal wurde er in seiner Hoffnung getäuscht, und obgleich er mit gespitzten Ohren horchte, vernahm er doch mitten unter den Flüchen, den Späßen und den Grobheiten, welche die Arbeiter, Lakaien und Fuhrleute, in deren ehrenwerthe Gesellschaft er gerathen war, einander zuwarfen, durchaus nichts, was ihn auf die Spur der entführten Frau bringen konnte. Nachdem er also, um kein

Aufsehen zu erregen, seine Flasche in aller Muße geleert hatte, mußte er in seinem« Winkel eine möglichst entsprechende Lage suchen und wohl oder übel schlafen. D'Artagnan zählte, wie man sich erinnern wird, erst zwanzig Jahre, und in diesem Alter hat der Schlaf unverjährende Rechte, die er gebieterisch auch von dem verzweiflungsvollsten Gemüthe fordert.

Gegen sechs Uhr Morgens erwachte d'Artagnan mit jener Unbehaglichkeit, welche gewöhnlich bei Tagesanbruch nach einer schlechten Nacht eintritt. Seine Toilette machte ihm nicht lange zu schaffen; er betastete sich, um sich zu überzeugen, daß man seinen Schlaf nicht zu einer Beraubung benützt hatte, und als er seinen Diamant am Finger, seine Börse in der Tasche und seine Pistolen im Gürtel fand, stand er auf, bezahlte seine Flasche und ging hinaus, um nachzusehen, ob ihn das Glück beim Aufsuchen seines Lakaien am Morgen nicht mehr begünstigen würde, als in der Nacht. Das Erste, was er durch den feuchten, graulichen Nebel erblickte, war wirklich der ehrliche Planchet, der ihn, die zwei Pferde an der Hand, vor der Thüre einer kleinen Winkelschenke erwartete, vor welcher d'Artagnan vorübergegangen war, ohne nur ihr Dasein zu ahnen.

XXV.

Porthos.

Statt sich unmittelbar nach Haus zu begeben, stieg d'Artagnan vor dem Hotel des Herrn von Treville ab und sprang rasch die Treppe hinauf. Diesmal war er entschlossen, ihm Alles zu erzählen, was sich ereignet hatte. Er hoffte von ihm einen guten Rat in der ganzen Angelegenheit; indem Herr von Treville die Königin beinahe täglich sah, so konnte dieser auch bei Ihrer Majestät Erkundigungen über die arme Frau einziehen, welche man ohne Zweifel ihre Ergebenheit für ihre Gebieterin bezahlen ließ.

Herr von Treville hörte die Erzählung des jungen Mannes mit einem Ernste an, woraus hervorging, daß er in diesem ganzen Abenteuer etwas Anderes sah, als eine Liebesintrigue. Als d'Artagnan vollendet hatte, sagte er:

»Hm! das riecht auf eine Meile nach dem Kardinal.«

»Aber was ist zu thun?« fragte d'Artagnan.

»Nichts, durchaus nichts, zu dieser Stunde, als Paris, wie ich Euch gesagt habe, so schnell als möglich zu verlassen. Ich werde die Königin sehen, ich werde ihr alle einzelnen Umstände von dem Verschwinden der armen Frau, wovon sie vielleicht noch gar nichts weiß, mittheilen; diese Umstände werden ihr als Leitfaden dienen, und bei Eurer Rückkehr habe ich vielleicht gute Kunde für Euch. Verlaßt Euch auf mich.«

D'Artagnan wußte, daß Herr von Treville, obgleich Gascogner, nicht die Gewohnheit hatte, zu viel zu versprechen, und daß er, wenn er zufällig versprach, Wort hielt. Er verabschiedete sich von ihm, voll Dankbarkeit für das Vergangene und für die Zukunft, und der würdige Kapitän, der eine lebhaftere Theilnahme für diesen so muthigen, so entschlossenen jungen Mann fühlte, drückte ihm liebevoll die Hand und wünschte ihm glückliche Reise.

Entschlossen, sogleich den Rath des Herrn von Treville in Ausführung zu bringen, wanderte d'Artagnan nach der Rue des Fossoyeurs, um beim Packen seines Mantelsacks gegenwärtig zu sein. Als er sich Nro. 11 näherte, erkannte er Herrn Bonacieux, der in einem Morgenanzug auf der Schwelle seiner Thüre stand. D'Artagnan erinnerte sich alles dessen, was ihm der kluge Planchet Tags zuvor über den zweideutigen Charakter seines Wirthes gesagt hatte, und schaute ihn aufmerksamer an, als je zuvor. Außer der gelblichen krankhaften Blässe, welche die Einsickerung der Galle in das Blut andeutet und nur zufällig sein konnte, bemerkte d'Artagnan etwas duckmäuserisch Treuloses in der Art und Weise, wie er sein Gesicht zu runzeln gewohnt war. Ein Schelm lacht nicht auf dieselbe Art, wie ein ehrlicher Mann, ein Heuchler weint nicht dieselben Thränen, wie ein Mann von Treu und Glauben. Jede Falschheit ist eine Maske; so gut diese auch gemacht sein mag, mit etwas Geduld und Aufmerksamkeit lernt man sie immer vom Gesicht unterscheiden.

D'Artagnan kam es also vor, als ob Herr Bonacieux eine Maske trüge, und

zwar eine der unangenehmsten, die man sehen konnte.

Überwältigt von dem Widerwillen, den ihm dieser Mensch einflößte, ging er an ihm vorüber, ohne mit ihm zu sprechen, als Herr Bonacieux, wie am Tage zuvor, d'Artagnan anrief.

»Ei! ei! junger Mann,« sprach er, »es scheint mir, wir machen Faschingsnächte? Morgens sieben Uhr, pest! Ihr wollt wahrscheinlich den Gebrauch umdrehen, und kommt nach Haus, wenn Andere ausgehen.«

»Euch kann man diesen Vorwurf nicht machen, Meister Bonacieux, denn Ihr seid ein wahres Muster von einem geordneten Mann. Wenn man eine hübsche junge Frau hat, braucht man allerdings dem Glücke nicht nachzulaufen; das Glück sucht Euch auf, nicht wahr, Herr Bonacieux?«

Bonacieux wurde bleich wie der Tod, und schnitt eine Grimasse, welche ein Lächeln bedeuten sollte.

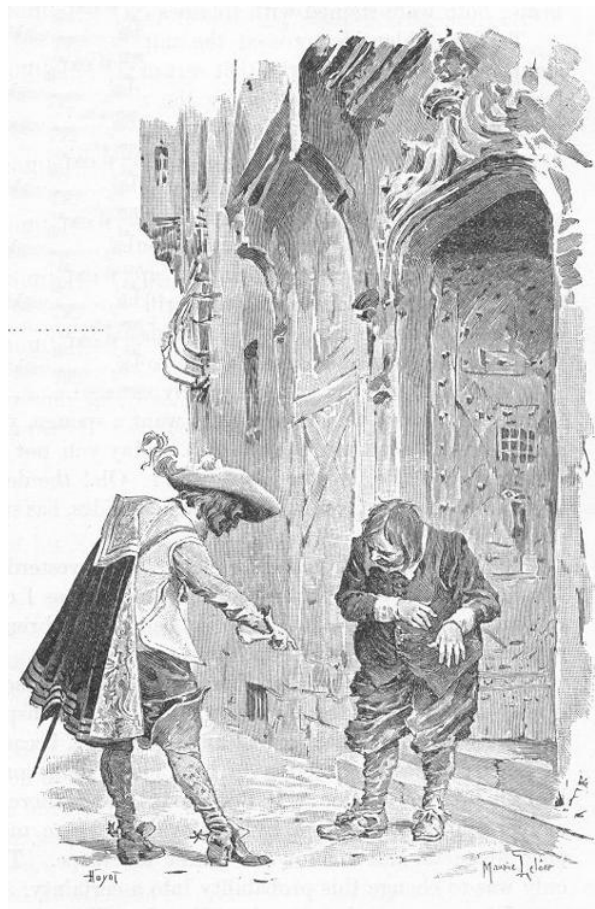
»Ah! ah!« sprach Bonacieux, »Ihr seid ein lustiger Geselle. Aber wo seid Ihr denn die ganze Nacht umhergelaufen, junger Herr? Die Nebenwege scheinen nicht sehr gut gewesen zu sein.«

D'Artagnan senkte seine Augen gegen seine ganz mit Koth bedeckten Stiefel, aber bei dieser Bewegung traf sein Blick zugleich die Schuhe und Strümpfe des Krämers; man hätte in der That glauben sollen, sie wären in denselben Schlamm getaucht worden; an den einen, wie an den andern zeigten sich ganz dieselben Schmutzflecken.

Plötzlich durchzuckte ein Gedanke d'Artagnans Geist; der kleine, kurze, dicke, gräuliche, lakaienartige, schlecht gekleidete Mann, der von den Kriegsleuten, welche die Escorte bildeten, ohne alle Achtung behandelt worden, war Bonacieux selbst. Der Mann hatte die Entführung seiner Frau geleitet.

D'Artagnan fühlte ungeheure Lust, dem Krämer an die Gurgel zu springen und ihn zu erdrosseln; allein er war, wie gesagt, ein kluger Bursche und hielt sich zurück. Aber der Aufruhr, der in seinem Innern vorging, drückte sich so sichtbar auf seinem Antlitz aus, daß Bonacieux darüber in Schrecken gerieth und einen Schritt zurückzuweichen suchte; er befand sich jedoch gerade vor dem geschlossenen Thürflügel, und dieses materielle Hinderniß, auf das er stieß, zwang ihn, auf seiner Stelle zu bleiben.

»Ei! ei! Ihr spaßt, mein guter Herr,« sagte d'Artagnan, »mir scheint es, wenn meine Stiefel des Schwammes bedürfen, so fordern Eure Schuhe und Eure



Strümpfe einigermaßen die Bürste. Solltet Ihr etwa ebenfalls herumgestrichen sein, Meister Bonacieux? Ah! Teufel, das wäre unverzeihlich bei einem Mann von Eurem Alter, und vollends bei einem Mann, der eine so hübsche Frau hat, wie Ihr.«

»Ach! mein Gott, nein,« sagte Bonacieux, »aber ich war gestern in Saint-Mandé, um Erkundigungen über eine Magd einzuziehen, da ich nothwendig eine solche dinge muß; und da die Wege schlecht waren, so brachte ich all den Schmutz mit, dessen ich mich aus Mangel an Zeit noch nicht entledigen konnte.«

Der von Bonacieux als Ziel seiner Wanderung bezeichnete Ort war eine neue Bestätigung des Verdachtes, welcher sich in d'Artagnan geregt hatte. Bonacieux nannte Saint-Mandé, weil Saint-Mandé gerade in der entgegengesetzten Richtung von Saint-Cloud lag.

Diese Vermuthung gereichte ihm zum ersten Trost. Wußte Bonacieux, wo seine Frau war, so konnte man immerhin zu gewagten Mitteln greifen und den Krämer zwingen, den Mund aufzuthun und sein Geheimnis zu verrathen. Man mußte diese Vermuthung in Gewißheit verwandeln.

»Ich bitte um Vergebung, mein lieber Herr Bonacieux, wenn ich mit Euch ohne alle Umstände verfare,« sprach d'Artagnan, »aber nichts greift so sehr an, als eine Nacht nicht geschlafen zu haben, und mich plagt ein wüthender Durst; erlaubt mir ein Glas Wasser bei Euch zu trinken, Ihr wißt, Nachbarn verweigern das einander nicht.«

Und ohne die Antwort seines Wirthes abzuwarten, trat d'Artagnan rasch in das Haus ein, und warf einen Blick auf das Bett. Es war unberührt und Bonacieux hatte sich nicht schlafen gelegt. Es unterlag keinem Zweifel, er war erst seit ein paar Stunden zurückgekehrt und hatte seine Frau an den Ort, wohin man sie führte, oder wenigstens bis zum ersten Relais begleitet.

»Ich danke, Meister Bonacieux,« sagte d'Artagnan sein Glas leerend, »das war Alles, was ich von Euch wollte. Nun gehe ich in mein Zimmer, lasse mir von Planchet meine Stiefel putzen, und ist er damit fertig, so schicke ich ihn, wenn Ihr wollt, zu Euch, daß er Eure Schuhe bürstet.«

Und er verließ den Krämer, der über diesen seltsamen Abschied ganz erstaunt war und sich fragte, ob er sich nicht durch irgend eine unbesonnene Rede bloßgestellt habe.

Oben auf der Treppe fand d'Artagnan seinen Diener Planchet in der größten Bestürzung.

»Ah! gnädiger Herr,« rief der Lakai, sobald er seinen Herrn erblickt, »endlich seid Ihr hier, ich konnte Eure Rückkehr kaum erwarten!«

»Was gibt es denn?«

»Oh! ich wette hundert, ich wette tausend, gnädiger Herr, gegen Eins, daß Ihr den Besuch nicht errathet, den ich in Eurer Abwesenheit für Euch erhalten habe.«

»Wann?«

»Vor einer halben Stunde, während Ihr bei Herrn von Treville wäret.«

»Wer ist denn hier gewesen? sprich.«

»Herr von Cavois.«

»Herr von Cavois?«

»In eigener Person.«

»Der Kapitän der Leibwachen Seiner Eminenz?«

»Er selbst.«

»Er wollte mich ohne Zweifel verhaften?«

»Ich habe es vermuthet trotz seiner freundlichen Miene.

»Er sah freundlich aus, sagst Du?«

»Er war ganz Honig, gnädiger Herr.«

»Wirklich?«

»Er sagte, er komme von Seiner Eminenz, die Euch sehr wohl wolle, um Euch zu bitten, ihm ins Palais Royal zu folgen.«

»Und Du hast ihm geantwortet?«

»Es sei dies nicht möglich, insofern Ihr Euch außer dem Hause befändet, wie er selbst sehen könne.«

»Was sagte er hierauf?«

»Ihr würdet wohl nicht verfehlen, ihn im Verlauf des Tages zu besuchen; dann fügte er noch ganz leise bei: ›Sage Deinem Herrn, Seine Eminenz sei sehr wohl gesinnt gegen ihn, und sein Glück hänge vielleicht von dieser Zusammenkunft ab.‹

»Diese Falle war für den Kardinal ziemlich ungeschickt gestellt,« versetzte der junge Mann lächelnd.

»Ich habe die Falle auch gesehen und erwiderte, Ihr würdet bei Eurer Rückkehr sehr bedauern, nicht sogleich da gewesen zu sein.«

›Wohin ist er gegangen?‹ fragte Herr von Cavois.

›Nach Troyes in der Champagne,‹ antwortete ich.

›Und wann ist er abgereist?‹

›Gestern Abend.‹

»Planchet, mein Freund,« unterbrach ihn d'Artagnan, »Du bist in der That ein herrlicher Bursche.«

»Ich dachte natürlich, wenn Ihr Herrn von Cavois sehen wolltet, so sei es immer noch Zeit, mich Lügen zu strafen und zu sagen, Ihr habet keine Reise unternommen: ich hätte in diesem Falle gelogen, und da ich kein Edelmann bin, so kann ich wohl lügen.«

»Sei unbesorgt. Du sollst Deinen Ruf als wahrheitsliebender Mann behalten; in einer Viertelstunde reisen wir.«

»Diesen Rath wollte ich eben dem gnädigen Herrn geben; und wohin gehen wir? das möchte ich wohl erfahren, ohne neugierig zu sein.«

»Gerade in entgegengesetzter Richtung von der Gegend, die Du genannt hast. Dir scheint übrigens an Nachrichten von Grimaud, Mousqueton und Bazin nicht so viel zu liegen, wie wir an Nachrichten über Athos, Porthos und Aramis.«

»Oh! gewiß! gnädiger Herr,« erwiderte Planchet, »und ich reise, wann Ihr wollt; die Provinzluft taugt, wie ich glaube, in diesem Augenblick besser für uns als die Pariser Luft. Also . . .

»Schnüre Deine Bündel, Planchet, und dann vorwärts; ich gehe mit den

Händen in der Tasche, damit man keinen Verdacht schöpft, voraus. Du holst mich im Hotel der Garden ein. Doch – beiläufig gesagt – Du hattest Recht in Beziehung auf unsern Wirth, das ist offenbar eine schändliche Canaille.«

»Oh! glaubt mir immer, wenn ich Euch etwas sage; ich bin ein Physiognomiker, ich!«

D'Artagnan ging verabredeter Maßen zuerst hinab und wandte sich, um sich keinen Vorwurf machen zu müssen, zum letzten Mal nach der Wohnung seiner drei Freunde; man hatte keine Nachricht von ihnen erhalten; nur ein ganz von Wohlgerüchen geschwängertes Brief von äußerst zarter und zierlicher Handschrift war für Aramis eingelaufen. D'Artagnan übernahm denselben. Zehn Minuten nachher traf Planchet mit ihm in den Ställen des Hotels der Garden zusammen. Um keine Zeit zu verlieren, hatte d'Artagnan sein Pferd bereits selbst gesattelt.

»Gut so,« sagte er zu Planchet, als er den Mantelsack festgeschnallt hatte; »nun saddle auch die drei andern Pferde und dann vorwärts.«

»Glaubt Ihr, daß wir jeder mit zwei Pferden schneller reisen?« fragte Planchet mit einer verschmitzten Miene.

»Nein, nein, schlechter Spaßvogel,« antwortete d'Artagnan, »aber mit unsern vier Pferden können wir unsere drei Freunde zurückbringen, wenn wir sie überhaupt noch lebend finden.«

»Das wäre ein großes Glück,« sprach Planchet, »aber man darf an der Barmherzigkeit Gottes nicht verzweifeln.«

»Amen,« rief d'Artagnan und stieg zu Pferde.

Beide verließen das Hotel der Garden, jedoch auf verschiedenen Straßen, der Eine um den Wog durch die Barriere de la Villete zu nehmen, der Andere, um durch die Barriere Montmartre zu reiten, und jenseits Saint-Denis sollten sie sich sodann wiederzusammenfinden – ein strategisches Manöver, das von beiden Seiten mit gleicher Pünktlichkeit ausgeführt und von den glücklichsten Resultaten gekrönt wurde. D'Artagnan und Planchet ritten also mit einander in Pierresitte ein.

Planchet war allerdings muthiger bei Tag als bei Nacht. Seine natürliche Klugheit verließ ihn jedoch keinen Augenblick. Er hatte keinen von den Vorfällen der ersten Reise vergessen und glaubte in allen Menschen, denen er auf der Reise begegnete, Feinde zu erblicken. Dem zu Folge hielt er unablässig den Hut in der Hand, was ihm strenge Verweise von Seiten d'Artagnan's zuzog, welcher befürchtete, man möchte ihn bei diesem Übermaß von Höflichkeit für einen Mann von geringem Stande ansehen.

Wurden die Vorübergehenden wirklich durch das artige Benehmen Planchets gerührt oder hatte man diesmal Niemand an dem Wege des jungen Mannes in Hinterhalt gelegt – unsere Reisenden gelangten jedenfalls, ohne irgend einen Unfall zu erleben, nach Chantilly und stiegen vor dem Gasthause zum großen Sanct Martin ab, wo sie bei ihrer ersten Reise angehalten hatten.

Der Wirth trat ehrfurchtsvoll auf die Schwelle seiner Thüre, als er einen jungen Mann, mit einem Lakaien und zwei Handpferden kommen sah. Da d'Artagnan bereits elf Meilen zurückgelegt hatte, so hielt er es für zweckdienlich, einzukehren, ob Porthos in dem Wirthshaus wäre oder nicht. Vielleicht war es auch nicht der Klugheit gemäß, mit der Thüre ins Haus zu

fallen und sich sogleich zu erkundigen, was aus dem Musketier geworden. Durch diese Betrachtungen bewogen, stieg d'Artagnan ab, ohne sich nach irgend Jemand zu erkundigen, empfahl die Pferde seinem Lakaien, trat in ein kleines Zimmer, das zur Aufnahme von Gästen bestimmt war, welche allein zu bleiben wünschten, und verlangte von dem Wirth eine Flasche von seinem besten Wein, und ein Frühstück so gut, als man es haben könne; dieses Verlangen bestärkte den Gastgeber noch mehr in der guten Meinung, die er beim ersten Blick von dem Reisenden gefaßt hatte.

D'Artagnan wurde auch mit wunderbarer Geschwindigkeit bedient. Das Regiment der Gardes rekrutierte sich unter den ersten Edelleuten des Königreichs; von einem Lakaien gefolgt und mit vier prachtvollen Pferden reisend, mußte also d'Artagnan trotz der Einfachheit seiner Uniform notwendig einiges Aufsehen erregen. Der Wirth wollte ihn selbst bedienen. Als d'Artagnan dieß sah, ließ er zwei Gläser herbeischaffen und knüpfte folgendes Gespräch an:

»Meiner Treu, mein lieber Wirth,« sprach d'Artagnan, die zwei Gläser füllend, »ich verlangte von Eurem besten Wein, und wenn Ihr mich getäuscht habt, so sollt Ihr da gestraft werden, wo Ihr sündigtet, insofern Ihr mit mir trinken müßt, da ich es hasse, allein eine Flasche zu leeren. Nehmt also dieses Glas und laßt uns trinken. Auf was wollen wir trinken, um keine empfindliche Seite zu verletzen? Trinken wir auf die Wohlfahrt Eures Gasthofes.«

»Eure Herrlichkeit erweist mir eine große Ehre,« sprach der Wirth, »und ich danke von Herzen für diesen guten Wunsch.«

»Täuscht Euch nicht,« sprach d'Artagnan, »es liegt in meinem Toast vielleicht mehr Selbstsucht, als Ihr wohl glauben möget. Nur in den Gasthöfen, welche gedeihen, findet man gute Aufnahme; in denjenigen, welche in der Abnahme begriffen sind, geht Alles drunter und drüber, und der Reisende ist das Opfer der Verlegenheiten seines Wirthes. Da ich aber viel und besonders viel auf dieser Straße reise, so wünschte ich, daß es allen Gastgebern wohl erginge.«

»In der That,« sprach der Wirth, »es scheint mir, es ist nicht das erste Mal, daß ich die Ehre habe, den gnädigen Herrn zu sehen.«

»Bah! ich bin mehr als zehnmal durch Chantilly gereist und dabei wenigstens drei bis viermal bei Euch eingekehrt. Ich war sogar vor zehn bis zwölf Tagen hier. Damals begleitete ich Freunde, Musketiere. Zum Beweis hierfür erinnere ich Euch daran, daß einer von ihnen mit einem Fremden, einem Unbekannten, in Streit gerieth, der, Gott weiß warum, Händel mit ihm suchte.«

»Ah, ja, wahrhaftig!« sprach der Wirth. »Eure Herrlichkeit meint wohl Herrn Porthos?«

»Das ist gerade der Name meines Reisegefährten. Mein Gott! mein lieber Wirth, sagt mir, sollte ihm etwa ein Unglück widerfahren sein?«

»Eure Herrlichkeit muß wohl wahrgenommen haben, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte.«

»In der That, er versprach uns, sogleich nachzufolgen, und wir haben ihn nicht wiedergesehen.«

»Er hat uns die Ehre erzeigt, hier zu bleiben.«

»Wie? er hat Euch die Ehre erzeigt, hier zu bleiben?«

»Ja, gnädiger Herr, in diesem Gasthof. Wir sind sogar sehr in Unruhe.«

»Worüber?«

»Über gewisse Ausgaben, die er gemacht hat.«

»Gut! aber er wird die Ausgaben, die er gemacht hat, bezahlen.«

»Ah, gnädiger Herr, Ihr gießt mir in der That Balsam in das Blut. Wir haben große Vorschüsse geleistet und noch diesen Morgen erklärte uns der Wundarzt, wenn ihn Herr Porthos nicht bezahle, so werde er sich an mich halten, da ich ihn habe holen lassen.«

»Porthos ist also verwundet?«

»Ich wüßte es Euch nicht zu sagen, gnädiger Herr.«

»Wie, Ihr wüßtet es mir nicht zu sagen? Ihr solltet doch besser unterrichtet sein, als irgend Jemand.«

»Ja, aber wir in unserem Stande sagen nicht Alles, was wir wissen, besonders wenn man uns bedeutet hat, daß unsere Ohren für unsere Zunge haften müssen.«

»Kann ich Porthos sehen?«

»Gewiß, gnädiger Herr, geht die Treppe hinauf und klopft im ersten Stocke an Nr. 1, nur thut ihm kund, daß Ihr es seid.«

»Wie, ich soll ihm kundthun, daß ich es bin?«

»Ja, es könnte Euch sonst ein Unglück widerfahren.«

»Und welches Unglück soll mir widerfahren?«

»Herr Porthos könnte Euch für Jemand aus dem Hause halten und Euch in einem Anfall von Zorn den Degen durch den Leib rennen oder die Hirnschale zerschmettern.«

»Was habt Ihr ihm denn getan?«

»Wir haben Geld von ihm gefordert!«

»Ah, Teufel, ich begreife es. Das ist eine Forderung, welche Porthos sehr übel aufnimmt, wenn er nicht bei Kasse ist; aber ich weiß, daß er dies sein sollte.«

»Das haben wir auch gedacht, gnädiger Herr; da in diesem Hause große Ordnung herrscht, und wir jede Woche unsere Rechnungen machen, so überreichten wir ihm nach Verlauf von acht Tagen unsere Note; aber es scheint, wir hatten hierzu einen ungünstigen Augenblick gewählt, denn bei dem ersten Wort, das wir über diesen Gegenstand sprachen, wünschte er uns zu allen Teufeln; allerdings hatte er den Tag vorher gespielt.«

»Wie, er hatte gespielt, und mit wem?«

»O mein Gott, wer weiß? Mit einem durchreisenden vornehmen Herrn, dem er eine Partie Landsknecht antragen ließ.«

»Das ist es, der Unglückliche wird wohl Alles verloren haben.«

»Bis auf sein Pferd, gnädiger Herr, denn als der Fremde abreisen wollte, gewahrten wir, daß er das Pferd des Herrn Porthos durch seinen Lakaien satteln ließ. Wir machten ihm hierüber eine Bemerkung, aber er erwiderte uns, wir mischen uns in Dinge, die uns nichts angehen, und das Pferd gehöre ihm. Wir ließen auch Herrn Porthos von dem Vorfall in Kenntniß setzen, doch er antwortete, wir seien Schufte, daß wir an dem Wort eines Edelmannes zweifelten, und da dieser uns gesagt habe, das Pferd gehöre ihm, so müsse es wohl auch so sein.«

»Daran erkenne ich ihn,« murmelte d'Artagnan.

»Darauf ließ ich ihm sagen,« fuhr der Wirth fort, »wenn wir uns in Betreff der Bezahlung nicht verstehen können, so müsse ich hoffen, daß er wenigstens die Güte habe, die Gunst seiner Kundschaft meinem Kollegen, dem Wirth zum goldenen Adler, zuzuwenden; aber Herr Porthos antwortete mir, da mein Gasthof der beste sei, so wünsche er hier zu bleiben. Diese Antwort war zu schmeichelhaft, als daß ich auf seinem Auszug bestehen konnte. Ich bat ihn also blos, er möchte mir sein Zimmer, das schönste im Gasthof, zurückgeben und sich mit einem hübschen Cabinet im dritten Stock begnügen. Hierauf aber erwiderte Herr Porthos, da er jeden Augenblick seine Geliebte, eine der vornehmsten Damen des Hofes erwarte, so müsse ich einsehen, daß das Zimmer, welches er zu bewohnen mir die Ehre erweise, immer noch sehr mittelmäßig für eine solche Person sei. Obschon ich die Wahrheit des Gesagten vollkommen einsah, glaubte ich dennoch auf meiner Forderung bestehen zu müssen. Aber er gab sich nicht einmal die Mühe, sich mit mir in eine Discussion darüber einzulassen, sondern nahm seine Pistole, legte sie auf seinen Nachttisch und erklärte, daß er beim ersten Wort, welches man über ein Ausziehen nach einem andern Gasthof oder im Innern des Hauses zu ihm zu sprechen sich erfreche, demjenigen die Hirnschale zerschmettern werde, der so unklug wäre, sich in eine Angelegenheit zu mischen, die ihn nichts angehe. Seit dieser Zeit, gnädiger Herr, betritt außer seinem Bedienten Niemand mehr sein Zimmer.«

»Mousqueton ist also hier?«

»Ja, gnädiger Herr. Fünf Tage nach seiner Abreise ist er in sehr übler Laune zurückgekehrt. Es scheint, es sei ihm auch eine Unannehmlichkeit auf seiner Reise widerfahren. Leider ist er noch flinker als sein Herr und kehrt für diesen das Unterste zu oberst; da er glaubt, man könnte ihm verweigern, was er fordert, so nimmt er Alles, was er braucht, ohne zu fordern.«

»Ich habe bei Mousqueton allerdings stets eine ungewöhnliche Ergebenheit und Geisteskraft wahrgenommen,« erwiderte d'Artagnan.

»Das ist möglich, gnädiger Herr; aber setzt den Fall, ich komme nur viermal im Jahre mit einer solchen Ergebenheit und Geisteskraft in Berührung, so bin ich ein zu Grunde gerichteter Mann.«

»Nein, denn Porthos wird Euch bezahlen.« – »Hm,« murmelte der Wirth mit zweifelhaftem Tone.

»Er ist der Günstling einer vornehmen Dame, die ihn wegen einer Bagatelle, die er Euch schuldig ist, nicht im Stich lassen wird.«

»Wenn ich es wagte, Euch zu sagen, was ich hierüber denke . . . «

»Was denkt Ihr hierüber?«

»Ich dürfte sogar sagen: was ich hierüber weiß.«

»Was Ihr wißt?«

»Und sogar was ich ganz gewiß weiß.«

»Und was wißt Ihr gewiß? Laßt hören!«

»Ich dürfte sagen, ich kenne diese vornehme Dame.«

»Ihr?«

»Ja, ich.«

»Und woher kennt Ihr sie?«

»O, gnädiger Herr, wenn ich mich Eurer Verschwiegenheit anvertrauen dürfte . . . «

»Sprecht! und auf Edelmannswort, Ihr sollt Euer Vertrauen nicht zu bereuen haben.«

»Wohl, gnädiger Herr. Ihr begreift, daß die Besorgnis zu allerhand Dingen leitet.«

»Was habt Ihr gemacht?«

»Oh! nichts, was nicht in der Befugniß eines Gläubigers läge.«

»Nun?«

»Herr Porthos übergab uns ein Billet für diese Herzogin, mit dem Befehl, es auf die Post zu bringen. Sein Bedienter war noch nicht angelangt. Da er sein Zimmer nicht verlassen konnte, so mußten wir seine Aufträge zur Besorgung übernehmen.«

»Weiter?«

»Statt den Brief auf die Post zu bringen, was nie ganz sicher ist, benützten wir die Gelegenheit, da gerade einer von unsern Aufwärtern nach Paris ging, und beauftragten ihn, den Brief der Herzogin selbst zuzustellen. Dieß hieß den Absichten von Herrn Porthos entsprechen, der uns seinen Brief so sehr empfohlen hatte, nicht wahr?«

»Ungefähr.«

»Nun, gnädiger Herr, wißt Ihr, wer diese große Dame ist?«

»Nein, ich habe nur Porthos von ihr sprechen hören.«

»Wißt Ihr, wer diese angebliche Herzogin ist?«

»Ich wiederhole Euch, ich kenne sie nicht.«

»Es ist eine alte Frau, die Gattin eines Prokurators beim Chatelet, gnädiger Herr, Madame Coquenard; sie hat wenigstens ihre fünfzig Jahre auf dem Rücken und spielt noch die Eifersüchtige. Das kam mir auch ganz sonderbar vor – eine Prinzessin, die in der Rue aux Ours wohnt!«

»Woher wißt Ihr dies?«

»Weil sie in gewaltigen Zorn gerieth, als sie den Brief empfing, und sagte: Herr Porthos sei ein flatterhafter Mensch und habe wohl irgend einer Frauensperson wegen den Degenstich bekommen.«

»Er hat also einen Degenstich bekommen?«

»Ah! mein Gott! was habe ich da gesagt?«

»Ihr sagtet, Porthos habe einen Degenstich bekommen.«

»Ja, aber er hat mir streng verboten, darüber zu sprechen.«

»Warum dies?«

»Weil er sich gerühmt hatte, er werde diesen Fremden, mit dem Ihr ihn im Streite zurückließet, durchbohren, während dieser Fremde im Gegentheil ihn trotz aller seiner Prahlereien zu Boden streckte. Da nun Herr Porthos ein sehr eitler Mann ist, zumal seiner Herzogin gegenüber, die er durch Erzählung seines Abenteuers für sich gewinnen zu können geglaubt hatte, so will er Niemand zugestehen, daß er einen Degenstich erhalten hat.«

»Also hält ihn ein Degenstich im Bette zurück?«

»Und zwar ein Hauptstich. Die Seele Eures Freundes muß mit Pflöcken im Körper befestigt sein.«

»Ihr wäret also dabei?«

»Gnädiger Herr, ich folgte ihnen aus Neugierde, und sah den Kampf, ohne daß die Kämpfenden mich sehen konnten.«

»Und wie ging es dabei zu?«

»Oh! die Sache dauerte nicht lang, dafür kann ich Euch wohl stehen. Sie nahmen ihre Stellung. Der Fremde machte eine Finte und stieß zu, und zwar so schnell, daß Herr Porthos, als er zur Parade gelangte, bereits drei Zoll Eisen in der Brust hatte. Der Fremde setzte ihm sogleich die Spitze seines Degens an die Gurgel, aber als sich Herr Porthos der Gnade seines Gegners preisgegeben sah, erklärte er sich für überwunden; der Fremde fragte ihn hierauf nach seinem Namen, und als er erfuhr, daß er Herr Porthos und nicht Herr d'Artagnan hieß, so bot er ihm seinen Arm, führte ihn bis zum Hotel, stieg zu Pferde und verschwand.«

»Also wollte der Fremde Herrn d'Artagnan an den Leib gehen?«

»Es scheint so.«

»Und wißt Ihr, was aus ihm geworden ist?«

»Nein, ich habe ihn bis zu diesem Augenblicke nicht gesehen, und er ist uns auch seitdem nicht wieder zu Gesicht gekommen.«

»Gut, ich weiß, was ich wissen wollte. Ihr sagt also, das Zimmer von Porthos sei im ersten Stock Nro. 1?«

»Ja, gnädiger Herr, das schönste des Gasthofes; ein Zimmer, das ich schon mehr als zehnmal zu vermieten Gelegenheit gehabt hätte.«

»Bah, beruhigt Euch,« sprach d'Artagnan lachend, »Porthos wird Euch mit dem Gelde der Herzogin Coquenard bezahlen.«

»O gnädiger Herr, Procuratorfsrau oder Herzogin, wenn sie nur ihre Börse öffnen wollte, das wäre mir gleich viel; aber sie hat geradezu erklärt, sie sei der Forderungen und Treulosigkeiten des Herr Porthos müde, und sie werde ihm nicht einen Pfennig schicken.«

»Und habt Ihr diese Antwort Eurem Gaste wieder mitgeteilt?«

»Wir hüteten uns wohl, er würde gesehen haben, auf welche Weise wir seinen Auftrag besorgten.«

»Also wartet er immer noch auf sein Geld?«

»O mein Gott, ja, er hat gestern erst geschrieben, aber dießmal brachte sein Bedienter den Brief auf die Post.«

»Und Ihr sagt, die Person sei alt und häßlich?«

»Wenigstens fünfzig Jahre alt, gnädiger Herr, und durchaus nicht schön, wie Pathaud behauptet.«

»Dann seid ohne Sorgen, sie wird sich erweichen lassen. Überdies kann Euch Porthos nicht viel schuldig sein.«

»Wie, nicht viel schuldig! Bereits zwanzig Pistolen, den Arzt nicht zu rechnen. O! er versagt sich nicht das Mindeste, man sieht, daß er gut zu leben gewohnt ist.«

»Wenn ihn seine Geliebte auch verläßt, so wird er doch Freunde finden, dafür bürgere ich Euch. Seid also ganz ruhig, mein lieber Wirth, und widmet ihm



alle Sorgfalt, welche sein Zustand fordert.«

»Der gnädige Herr hat mir versprochen, den Mund über die Procuratorsfrau nicht zu öffnen und keine Silbe über die Wunde zu sagen?«

»Das ist eine abgemachte Sache. Ihr habt mein Wort darauf.«

»Oh, er würde mich sicherlich umbringen!«

»Seid ohne Furcht! Er ist nicht so teuflmäßig als er aussieht.«

Sofort stieg d'Artagnan die Treppe hinauf, der Wirth aber war in Beziehung auf die zwei Dinge, auf welche er sehr viel zu halten schien, nämlich seine Schuldforderung und

sein Leben bedeutend ruhiger.

Oben an der Treppe war an die augenfälligste Thüre der Hausflur mit schwarzer Farbe ein riesiges Nro. 1 geschrieben; d'Artagnan klopfte an, und trat auf die Einladung, welche hierauf erfolgte, in das Zimmer.

Porthos lag im Bette und spielte zum Zeitvertreib eine Parthie Lanzknecht mit Mousqueton, während sich ein mit Rebhühnern beladener Spieß vor dem Feuer drehte und in jeder Ecke eines großen Kamins auf zwei Gluthpfannen zwei Kasserole kochten, aus denen der doppelte Wohlgeruch von Gibelotte und Matelote lieblich hervorströmte. Die Oberfläche eines Schrankes und die Marmortafel einer Kommode waren überdies mit leeren Flaschen bedeckt.



Beim Anblick seines Freundes erhob Porthos ein Freudengeschrei; Mousqueton stand ehrfurchtsvoll auf, trat ihm seinen Platz ab und ging zu den Gluthpfannen, um einen Blick in die Kasserole zu werfen, deren Oberaufsicht

ihm anvertraut zu sein schien.

»Ah, bei Gott, Ihr seid es,« sprach Porthos zu d'Artagnan. »Seid mir willkommen und entschuldigt, daß ich Euch nicht entgegengehe. Aber,« fügte er bei, und schaute d'Artagnan zugleich mit einer gewissen Unruhe an, »Ihr wißt, was mir begegnet ist?«

»Nein.«

»Der Wirth hat Euch nichts gesagt?«

»Ich habe nach Euch gefragt und bin sogleich heraufgegangen.«

Porthos schien freier zu athmen.

»Und was ist Euch denn begegnet, mein lieber Porthos?« fuhr d'Artagnan fort.

»Als ich gegen meinen Widersacher ausfiel, dem ich bereits drei Degenstiche beigebracht hatte und mit dem vierten den Garaus machen wollte, stieß ich mit dem Fuß an einen Stein und verstauchte mir das Knie.«

»Wirklich?«

»Auf Ehre! zum Glück für den Schurken, denn ich hätte ihn todt auf dem Platze gelassen, dafür stehe ich Euch.«

»Und was ist aus ihm geworden?«

»Oh! ich weiß es nicht. Er hatte genug und zog ab, ohne den Rest von mir zu fordern; aber Ihr, mein lieber d'Artagnan, was ist Euch begegnet?«

»Also,« fuhr d'Artagnan fort, »also fesselt Euch diese Verstauchung an das Bett?«

»Ach! mein Gott, ja, nichts Anderes; übrigens werde ich in einigen Tagen wieder auf den Beinen sein.«

»Aber warum habt Ihr Euch nicht nach Paris transportieren lassen, Ihr müßt Euch hier schrecklich langweilen?«

»Es war meine Absicht, doch ich muß Euch etwas gestehen.«

»Was?«

»Gerade weil ich mich schrecklich langweilte, wie Ihr sagtet, und die fünf und siebenzig Pistolen in meiner Tasche hatte, die Ihr mir zutheilte, ließ ich, um mich zu zerstreuen, einen vorüberziehenden Edelmann zu mir heraufkommen und bot ihm eine Würfelpartie an. Er willigte ein, und, meiner Treu, meine fünf und siebenzig Pistolen gingen aus meiner Tasche in die seinige über, mein Pferd gar nicht zu rechnen, das er noch in den Kauf bekam. Aber Ihr, mein lieber d'Artagnan?«

»Was wollt Ihr, mein lieber Porthos, man kann nicht auf jede Weise bevorzugt sein,« sagte d'Artagnan. Ihr kennt das Sprichwort: »Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!« Ihr seid zu glücklich in der Liebe, als daß sich nicht das Spiel rächen sollte. Aber was kümmert Ihr Euch um den Umschlag des Glückes? Habt Ihr, glücklicher Bursche, der Ihr seid, nicht Euere Herzogin, die Euch nothwendig zu Hilfe kommen muß?«

»Seht, mein lieber d'Artagnan, wie Alles gegenwärtig bei mir schief geht,« antwortete Porthos mit der freimüthigsten Miene von der Welt; »ich schrieb ihr um etliche fünfzig Louisd'or, deren ich in Betracht meiner dermaligen Lage durchaus bedürfe.«

»Nun?«

»Nun! sie muß auf ihren Gütern sein, denn sie hat mir gar nicht geantwortet!«

»Wahrhaftig!«

»Nein; auch schickte ich ihr gestern eine neue Epistel noch viel dringenderen Inhaltes als die erste zu; aber da Ihr jetzt hier seid, so sprechen wir von Euch, mein Liebster! Ich gestehe, daß ich über Euch unruhig zu werden anfing.«

»Doch Euer Wirth benimmt sich gut gegen Euch, mein lieber Porthos,« sprach d'Artagnan und deutete auf die vollen Kasserole und die leeren Flaschen.

»So so!« erwiderte Porthos. »Der unverschämte Kerl brachte mir schon vor drei oder vier Tagen seine Rechnung, aber ich warf beide, seine Rechnung und ihn, zur Thüre hinaus, so daß ich hier wie eine Art von Sieger, wie ein Eroberer lebe. Auch bin ich, wie Ihr seht, bis an die Zähne bewaffnet, da ich immer einen Angriff aus meine Stellung fürchten muß.«

»Ihr scheint mir indessen von Zeit zu Zeit Ausfälle zu machen,« sprach d'Artagnan lachend und deutete abermals auf die Flaschen und Kasserole.

»Nein, leider nicht ich,« sagte Porthos. »Diese elende Verstauchung hält mich im Bett, aber Mousqueton zieht zu Felde und bringt Proviant mit. Mousqueton, mein Freund,« fuhr Porthos fort, »Ihr seht, daß wir Verstärkung bekommen, wir bedürfen einen Zusatz an Victualien.«

»Mousqueton,« sprach d'Artagnan, »Du mußt mir einen Gefallen thun.«

»Welchen, gnädiger Herr?«

»Du mußt mir Dein Recept für Planchet geben; ich könnte ebenfalls belagert werden, und es würde mir leid thun, wenn ich nicht dieselben Vortheile genöÙe, mit denen Du Deinen Herrn erfreust.«

»Ei, mein Gott, gnädiger Herr,« sprach Mousqueton mit bescheidener Miene, »nichts leichter auf der Welt. Man muß nur geschickt sein, das ist das Ganze. Ich bin im Felde aufgezogen worden, und mein Vater war in seinen müÙigen Augenblicken ein wenig Wildschütze.«

»Und was machte er die übrige Zeit?«

»Gnädiger Herr, er trieb ein Gewerbe, das mir immer sehr glücklich vorkam.«

»Welches?«

»Da er in der Zeit der Kriege der Katholiken und Hugenotten lebte und sah, wie die Katholiken die Hugenotten und die Hugenotten die Katholiken ausrotteten. Alles im Namen der Religion, so hatte er sich einen gemischten Glauben gebildet, was ihm bald Katholik, bald Hugenott zu sein erlaubte. Er ging nun gewöhnlich, seine Stutzbüchse auf der Schulter, hinter den Hecken spazieren, welche die Wege begränzen, und wenn er einen Katholiken allein kommen sah, so gewann die protestantische Religion sogleich in seinem Innern die Oberhand. Er senkte seine Stutzbüchse in der Richtung des Reisenden, und wenn dieser etwa zehn Schritte von ihm entfernt war, knüpfte er ein Gespräch an, welches beinahe immer damit endigte, daß ihm der Reisende, um sein Leben zu retten, seine Börse abtrat. Es versteht sich von selbst, daß er sich, wenn er einen Hugenotten erblickte, von einem so glühenden katholischen Eifer erfaßt fühlte, daß er gar nicht begriff, wie er eine Viertelstunde vorher an dem hohen Vorzug unserer heiligen Religion hätte zweifeln können. Denn ich, mein Herr, ich bin Katholik, während mein Vater,

seinen Grundsätzen getreu, aus meinem älteren Bruder einen Hugenotten machte.«

»Und wie hat dieser würdige Mann geendet?« fragte d'Artagnan.

»Oh! auf die allerunglücklichste Weise, gnädiger Herr. Er befand sich eines Tags in einem Hohlweg zwischen einem Hugenotten und einem Katholiken. Er hatte bereits mit Beiden zu thun gehabt. Beide erkannten ihn wieder, vereinigten sich gegen ihn und hingen ihn an einem Baume auf. Dann kamen sie in das Wirthshaus des nächsten Dorfes, wo ich mit meinem Bruder trank, und erzählten den albernen Streich, den sie gemacht hatten.«

»Und was thatet Ihr?« sprach d'Artagnan.

»Wir ließen sie reden,« erwiderte Mousqueton; »da sie jedoch, als sie das Wirthshaus verließen, eine entgegengesetzte Route einschlugen, so legte sich mein Bruder an dem Wege des Katholiken und ich mich an dem des Protestanten in Hinterhalt. Zwei Stunden nachher war Alles vorbei. Wir hatten mit Jedem das Geschäft abgemacht, jedoch nicht ohne die Klugheit unseres Vaters zu bewundern, der so vorsichtig gewesen war, jeden von uns in einer andern Religion erziehen zu lassen.«

»In der That, Mousqueton, Dein Vater scheint, wie Du behauptest, ein sehr gescheidter Bursche gewesen sein. Und Du sagst also, der brave Mann habe in seinen müßigen Augenblicken das Wildschützenhandwerk getrieben?«

»Ja, gnädiger Herr, er hat mich eine Schlinge binden und mit Legangeln umgehen gelehrt. Als ich nun sah, daß uns unser Schurke von einem Wirth mit Massen von schwer verdaulichem Fleische, höchstens gut für Bauern und keineswegs zuträglich für zwei so sehr geschwächte Magen, fütterte, so pflegte ich wieder ein wenig mein altes Gewerbe. Während ich im Walde spazieren ging, legte ich Schlingen auf die Wechsel; während ich am Rande des Wassers lag, ließ ich Leinen in die Teiche gleiten. Auf diese Art fehlt uns, Gott sei Dank! jetzt nichts mehr, wie sich der gnädige Herr selbst überzeugen kann. Wir haben Feldhühner und Kaninchen, Karpfen und Aale, lauter leichte und gesunde, für Kranke zweckdienliche Nahrungsmittel.«

»Aber den Wein,« sprach d'Artagnan, »wer liefert den Wein? Euer Wirth?«

»Das heißt: ja und nein.«

»Wie, ja und nein?«

»Er liefert ihn allerdings, aber er weiß nicht, daß er diese Ehre hat.«

»Erklärt Euch näher, Mousqueton. Eure Unterhaltung ist äußerst lehrreich.«

»So hört, gnädiger Herr: der Zufall wollte, daß ich auf meinen Wanderungen einen Spanier traf, die viele Länder und unter Anderem auch die neue Welt gesehen hatte.«

»In welchem Zusammenhang kann die neue Welt mit den Flaschen stehen, die ich auf dem Schrank und auf der Kommode erblicke?«

»Geduld, gnädiger Herr, Alles zu seiner Zeit.«

»Das ist richtig, Mousqueton; fahre fort, ich höre.«

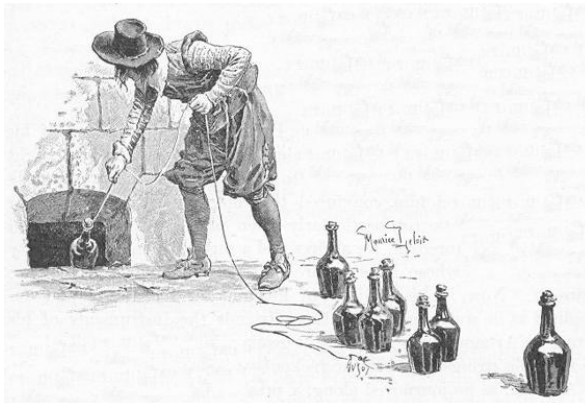
»Dieser Spanier hatte einen Lakaien in seinem Dienste, der mit ihm nach Mexiko gereist war. Dieser Lakai war ein Landsmann, und wir knüpften um so leichter ein freundschaftliches Verhältnis an, als eine große Ähnlichkeit der Charaktere zwischen uns stattfand. Wir liebten Beide ganz besonders die Jagd,

und er erzählte mir, wie die Eingebornen des Landes auf den Ebenen von Pampas den Tiger und den Büffel ganz einfach mit Schlingen jagen, die sie den furchtbaren Thieren um den Hals werfen. Anfangs wollte ich nicht glauben, daß man einen solchen Grad von Geschicklichkeit erreichen könne, auf zwanzig bis dreißig Schritte das Ende des Strickes dahin zu werfen, wohin man will. Aber ich mußte die Wahrheit anerkennen, als er mir Proben zur Bestätigung seiner Behauptung ablegte. Mein Freund stellte eine Flasche auf dreißig Schritte Entfernung auf, und bei jedem Wurf faßte er den Hals mit der Schlinge. Ich übte mich in der Kunst, und da mich die Natur mit einigen Fähigkeiten ausgerüstet hat, so werfe ich heute den Lasso mit so viel Geschicklichkeit als irgend ein Mensch in der Welt. Nun begreift Ihr? Unser Wirth hat einen sehr wohl ausgerüsteten Keller, dessen Schlüssel er jedoch immer bei sich trägt. Dieser Keller hat aber ein Luftloch, durch dieses Luftloch werfe ich nun den Lasso, und da ich weiß, wo der rechte Winkel ist, so schöpfe ich aus diesem. Auf diese Art, gnädiger Herr, steht die neue Welt mit den Flaschen auf dem Schrank und auf der Kommode in Verbindung. Wollt Ihr nun unsern Wein kosten und uns ohne Vorurtheil sagen, was ihr davon denkt?«

»Ich danke, mein Freund, ich danke, ich habe leider schon gefrühstückt.«

»Gut,« sprach Porthos, »stelle den Tisch hierher, Mousqueton, und während wir frühstücken, wird uns d'Artagnan erzählen, was ihm in den zehn Tagen, seit er uns verlassen hat, begegnet ist.«

»Sehr gerne,« erwiderte d'Artagnan.



Während Porthos und Mousqueton mit dem Appetit von Wiedergenesenden und mit der brüderlichen Herzlichkeit frühstückten, welche die Menschen im Unglück einander näher bringt, erzählte d'Artagnan, wie Aramis in Crevecoeur verwundet zurückbleiben mußte, wie er Athos zu Amiens in einem Handgemenge mit vier Menschen, die ihn der Falschmünzerei angeklagt, zurückgelassen hatte, und wie er,

d'Artagnan, um England zu erreichen, genöthigt gewesen war, den Grafen von Wardes an den Boden zu speißen.

Damit endeten die Mittheilungen d'Artagnans; er sprach nur noch davon, daß er bei seiner Rückkehr aus Großbritannien vier prachtvolle Pferde mitgebracht habe, wovon eines für ihn, und ein anderes für jeden von seinen Gefährten; dann schloß er mit der Ankündigung, das für Porthos bestimmte stehe bereits im Stall des Gasthofes.

In diesen Augenblick trat Planchet ein. Er meldete seinem Herrn, die Pferde seien hinreichend ausgeruht, und man könne wohl bis zum Abend Clermont erreichen und dort ein Lager suchen.

Da d'Artagnan in Beziehung auf Porthos ziemlich beruhigt war, und es ihn drängte, auch von seinen zwei andern Freunden Kunde zu erhalten, so reichte er dem Kranken die Hand und sagte ihm, er werde sogleich abreisen, um seine

Nachforschungen fortzusetzen. Er hoffe übrigens auf demselben Weg zurückzukehren und gedenke Porthos, wenn er sich in sechs bis acht Tagen noch im Hotel zum großen Sanct Martin befände, im Vorüberziehen mitzunehmen.

Porthos erwiderte, aller Wahrscheinlichkeit nach würde ihm seine Verstauchung die Abreise um diese Zeit noch nicht erlauben; überdies müsse er in Chantilly bleiben, um die Antwort seiner Herzogin abzuwarten.

D'Artagnan wünschte ihm ein baldiges und erfreuliches Eintreffen dieser Antwort, empfahl Porthos noch einmal der Sorge Mousqueton's, bezahlte dem Wirth seine Rechnung und setzte seine Reise mit Planchet fort, der nun bereits von einem seiner Handpferde befreit war.

XXVI.

Die These von Aramis.

D'Artagnan hatte Porthos weder von der Wunde noch von der Procuratorsfrau Etwas gesagt. Es war ein sehr kluger Bursche, unser Bearner, trotz seiner Jugend. Er stellte sich, als glaube er Alles, was ihm der ruhmredige Musketier erzählte, wobei er von der Überzeugung ausging, daß man immer eine moralische Überlegenheit über die Menschen hat, deren Leben man kennt, ohne es sie sogleich fühlen zu lassen und ihren Stolz dadurch zu verletzen. D'Artagnan aber, der fest entschlossen war, seine drei Gefährten zu Werkzeugen seines Glückes zu machen und sie bei seinen zukünftigen Intriguen zu benützen, freute sich zum Voraus, in seiner Hand die unsichtbaren Fäden zu vereinigen, mit deren Hilfe er sie zu lenken gedachte.

Auf dem ganzen Marsch schnürte ihm jedoch eine gewaltige Traurigkeit das Herz zusammen. Er dachte an die junge und hübsche Frau Bonacieux, die ihm den Preis für seine Ergebenheit reichen sollte. Fügen wir jedoch sogleich bei, daß diese Traurigkeit bei dem jungen Mann weniger von der Klage über sein verlorenes Glück herrührte, als von seiner Furcht, es könnte der armen Frau ein Unglück widerfahren sein. Für ihn gab es keinen Zweifel mehr, sie war das Opfer einer Rache des Kardinals; die Rache Sr. Eminenz war bekanntlich furchtbar. Wie hatte er Gnade vor den Augen dieses Ministers gefunden? Das wußte er sich selbst nicht zu erklären, und der Herr von Cavois würde ihm dies wohl enthüllt haben, wenn ihn der Kapitän der Garden zu Haufe getroffen hätte.

Nichts leiht der Zeit raschere Flügel, nichts kürzt den Weg so sehr ab, als ein Gedanke, der alle Fähigkeiten der Organisation des Denkenden verschlingt. Das äußere Dasein gleicht sodann einem Schlummer, dessen Traum dieser Gedanke ist; durch seinen Einfluß hat die Zeit kein Maaß, der Raum keine Entfernung mehr; man geht von einem Ort aus und kommt an einem andern an, das ist das Ganze. Von dem durchlaufenen Zwischenraum ist unserm Gedächtnis nichts gegenwärtig geblieben, als ein unbestimmter Nebel, in dem sich tausend verworrene Bilder von Bäumen, Bergen und Landschaften gegenseitig verwischen. In dieser Geistesabwesenheit legte d'Artagnan bei dem Gang, den sein Pferd zu nehmen beliebte, die sechs bis acht Meilen, welche Chantilly von Crevecoeur trennen, zurück, ohne daß er sich bei seiner Ankunft in diesem Dorfe eines der Dinge erinnerte, denen er auf seinem Ritt begegnet war.

Hier erst kehrte sein Gedächtnis zurück; er schüttelte den Kopf, bemerkte die Schenke, wo er Aramis gelassen hatte, und trabte auf das Thor zu. Diesmal war es kein Wirth, sondern eine Wirthin, die ihn empfing. D'Artagnan war Physiognomiker; er überschaute mit einem Blick das dicke, heitere Gesicht der Herrin des Ortes und begriff, daß es hier keiner Verstellung bedurfte, und daß er von Seiten einer so lustigen Physiognomie nichts zu fürchten hatte.

»Meine gute Dame,« fragte sie d'Artagnan, »könnt Ihr mir wohl sagen, was

aus einem meiner Freunde geworden ist, den wir vor etwa zwölf Tagen hier zu lassen genöthigt waren?»

»Ein hübscher junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren, sanft, liebenswürdig, wohlgebaut?«

»So ist es, überdies an der Schulter verwundet.«

»Ganz richtig. Nun, mein Herr, er befindet sich immer noch hier.«

»Ah, bei Gott, meine liebe Dame,« sprach d'Artagnan absteigend und Planchet den Zügel seines Pferdes zuwerfend, »Ihr gebt mir das Leben wieder; wo ist dieser theure Aramis, damit ich ihn umarme? denn ich gestehe, es drängt mich, ihn wieder zu sehen.«

»Um Vergebung, gnädiger Herr, ich zweifle, ob er Euch in diesem Augenblicke empfangen kann.«

»Warum? Ist eine Frau bei ihm?«

»Jesus, mein Gott! der arme Junge! nein, gnädiger Herr, es ist keine Frau bei ihm.«

»Nun, wer ist denn bei ihm?«

»Der Pfarrer von Montdidier und der Superior der Jesuiten von Amiens.«

»Gott im Himmel!« rief d'Artagnan. »Sollte es mit dem armen Jungen so schlimm stehen?«

»Nein, gnädiger Herr, im Gegentheil, aber in Folge seiner Krankheit hat ihn die Gnade berührt, und er ist entschlossen, in den geistlichen Stand einzutreten.«

»Ganz richtig,« sprach d'Artagnan, »ich hatte vergessen, daß er nur vorläufig Musketier war.«

»Besteht der gnädige Herr immer noch darauf, ihn zu sehen?«

»Mehr als je.«

»Nun, der gnädige Herr darf nur die Treppe rechts im Hof hinaufgehen, im zweiten Stock Nro. 5.«

D'Artagnan eilte in der angegebenen Richtung weg und fand eine von den äußern Treppen, wie man sie noch heut zu Tage in den Höfen der alten Gasthäuser sieht. Aber man gelangte nicht auf diese Art in die Wohnung des zukünftigen Abbé; die Zugänge zu den Zimmern von Aramis waren nicht mehr und nicht minder bewacht, als die Gärten der Armida. Bazin stand in der Hausflur Wache und versperrte ihm den Weg mit um so größerer Unerschrockenheit, als er sich endlich dem Ziele nahe sah, nach welchem er ewig mit frommem Ehrgeiz gestrebt hatte. Der arme Bazin hatte stets davon geträumt, einem Manne der heiligen Kirche zu dienen, und er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, den er unablässig in der Zukunft erblickt hatte, wo Aramis endlich die Uniform mit der Sutane vertauschen würde; nur das oft wiederholte Versprechen des jungen Mannes, daß dieser Augenblick nicht mehr lange ausbleiben könne, hatte ihn im Dienst eines Musketiers zurückgehalten, einem Dienst, wo, wie er sagte, seine Seele nothwendig zu Grunde gehen müßte.

Bazin schwamm also in einem Meer von Freude. Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte sein Herr diesmal nicht wieder zurücktreten.

Das Zusammentreffen des körperlichen Schmerzes mit dem moralischen

hatte endlich die so lang ersehnte Wirrung hervorgebracht. An Leib und Seele leidend, hatte Aramis seine Augen und seinen Geist auf die Religion gerichtet, und sein doppelter Unfall, das heißt, das plötzliche Verschwinden seiner Geliebten und seine Verwundung an der Schulter, war ihm als eine Verkündigung des Himmels erschienen.

Man begreift, daß Bazin bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nichts unangenehmer sein konnte, als die Ankunft d'Artagnans, welche seinen Herrn wieder in den Strudel weltlicher Gedanken, die ihn so lange fortgerissen hatten, zurückwerfen konnte. Er beschloß also, die Thüre muthig zu vertheidigen, und da er, insofern es bereits von der Wirthin verrathen war, nicht sagen konnte, Aramis befinde sich nicht zu Hause, so suchte er dem Ankommenden zu beweisen, es wäre der höchste Grad von Indiscretion, seinen Herrn in der frommen Konferenz zu stören, die schon am Morgen angefangen habe und nach der Aussage Bazins vor Abend nicht zu Ende gehen konnte.

Aber d'Artagnan nahm keine Rücksicht auf die Beredsamkeit des Meisters Bazin, und da er es nicht über sich gewinnen konnte, sich in eine Polemik mit dem Diener seines Freundes einzulassen, so schob er ihn ganz einfach mit einer Hand aus die Seite und drehte mit der andern den Knopf der Thüre von Nro. 5.

Die Thüre öffnete sich und d'Artagnan trat in das Zimmer ein.

Aramis saß in einem schwarzen Oberrock mit einer runden und platten Kopfbedeckung, welche nicht wenig Ähnlichkeit mit einer Calotte hatte, vor einem länglichen, mit Papierrollen und ungeheuren Folianten bedeckten Tische. Zu seiner Rechten saß der Superior der Jesuiten, zu seiner Linken der Pfarrer von Montdidier. Die Vorhänge waren halb geschlossen und ließen nur ein mystisches, glückseliger Träumerei entsprechendes Licht eindringen. Alle weltlichen Gegenstände, welche das Auge berühren, wenn man in das Zimmer eines jungen Mannes eintritt, und besonders, wenn dieser junge Mann ein Musketier ist, waren wie durch einen Zauber verschwunden, und ohne Zweifel hatte die Furcht, ihr Anblick möchte seinen Herrn auf Gedanken von dieser Welt zurückbringen, Bazin veranlaßt, den Degen, die Pistolen, den Federhut und die Stickereien und Spitzen jeder Art und Gattung bei Seite zu schaffen.

Aber an ihrer Stelle glaubte d'Artagnan in einem dunkeln Winkel etwas wie eine Geißel an einem Nagel hängen zu sehen.

Bei dem Geräusch, das d'Artagnan verursachte, als er die Thüre öffnete, hob Aramis seinen Kopf in die Höhe und erkannte sogleich den Freund. Aber zum großen Erstaunen des jungen Mannes schien sein Anblick keinen großen Eindruck auf den Musketier hervorzubringen, so sehr hatte sich sein Geist von allen irdischen Dingen losgeschält.

»Guten Morgen, mein lieber d'Artagnan,« sprach Aramis, »glaubt mir, daß ich mich unendlich freue. Euch wiederzusehen.«

»Und ich Euch,« erwiderte d'Artagnan, »obgleich ich noch nicht ganz gewiß weiß, ob es Aramis ist, mit dem ich spreche.«

»Mit ihm selbst, mein Freund, mit ihm selbst, aber was konnte Dich zu einem Zweifel veranlassen . . . «

»Ich fürchtete mich im Zimmer zu täuschen und glaubte Anfangs in die Wohnung eines Tieners der heiligen Kirche einzutreten. Dann erfaßte mich ein

neuer Schrecken, als ich Euch in Gesellschaft dieser Herren fand, denn ich glaubte, Ihr wäret ernstlich krank.«

Die zwei schwarzen Herren schleuderten d'Artagnan, dessen Absicht sie begriffen, einen drohenden Blick zu, aber d'Artagnan kümmerte sich nicht darum.

»Ich störe Euch vielleicht, lieber Aramis,« fuhr er fort, »denn nach dem, was ich sehe, muß ich glauben, daß Ihr diesen Herren Beichte ablegt.«

Aramis erröthete unmerklich.

»Ihr mich stören! ei, ganz im Gegentheil, lieber Freund; das schwöre ich Euch. Und zum Beweise erlaubt mir vor Allem mich zu freuen, daß ich Euch gesund und wohlbehalten wiedersehe.«

»Ah, nun kommt er endlich,« dachte d'Artagnan, »es steht nicht ganz schlimm!«

»Denn dieser Herr, mein Freund, ist einer dräuenden Gefahr entgangen,« fuhr Aramis salbungreich fort, indem er mit der Hand auf d'Artagnan deutete.

»Lobet Gott, mein Herr,« erwiderten die zwei Geistlichen und verbeugten sich gleichzeitig.

»Ich habe dies nicht versäumt, ehrwürdige Herren,« antwortete der junge Mann und gab ihnen den Gruß zurück.

»Ihr kommt zu gelegener Zeit, lieber d'Artagnan; Ihr werdet an der Diskussion Theil nehmen und sie mit Eurem Lichte erleuchten. Der Herr Prinzipal von Amiens, der Herr Pfarrer von Montdidier und ich argumentieren über gewisse theologische Fragen, deren Interesse uns seit geraumer Zeit in Anspruch nimmt. Ich werde entzückt sein, Eure Meinung darüber zu vernehmen.«

»Die Meinung eines Mannes vom Schwerte entbehrt jeglichen Gewichts,« antwortete d'Artagnan, der über die Wendung, welche die Dinge nahmen, unruhig zu werden anfang, »und Ihr könnt Euch, glaubt mir, ganz an die Wissenschaft dieser Herren halten.«

»Im Gegentheil,« versetzte Aramis, »Eure Meinung wird höchst werthvoll für uns sein. Hört, warum es sich handelt: der Herr Prinzipal glaubt, meine These müsse hauptsächlich dogmatisch und didaktisch sein.«

»Eure These! Ihr macht also eine These?«

»Allerdings,« antwortete der Jesuit, »für die Prüfung, die der Ordination vorhergeht, ist eine These unerläßlich.«

»Der Ordination!« rief d'Artagnan, welcher nicht glauben konnte, was ihm die Wirthin und Bazin gesagt hatten. »Ordination!« wiederholte er, und ließ seine Augen erstaunt auf den drei Personen, welche er vor sich hatte, umher laufen.

»Da nun,« fuhr Aramis fort, indem er auf seinem Fauteuil eine Haltung annahm, als säße er in einem Chorstuhl, und zugleich seine frauenhaft weiße und fleischige Hand, die er in der Luft hielt, um das Blut zurückkehren zu machen, wohlgefällig betrachtete; »da nun, wie Ihr gehört habt, d'Artagnan, der Herr Prinzipal meine These dogmatisch haben will, während ich wünsche, daß sie ideal sein möchte, so hat mir der Herr Prinzipal nachfolgenden Gegenstand vorgeschlagen, welcher noch nicht behandelt worden ist, und worin ich allerdings Stoff zu prachtvollen Entwicklungen finden werde:

»Utramque manum in benedicendo clericis inferioribus necessariae sit.«²

D'Artagnan, dessen wissenschaftliche Bildung wir kennen, veränderte sein Gesicht bei diesem Citat so wenig als bei demjenigen, das ihm Herr von Treville in Beziehung auf die Geschenke gemacht hatte, von denen er glaubte, er habe sie vom Herzog von Buckingham erhalten.

»Was so viel heißen will,« fuhr Aramis fort, um ihn, die Sache zu erleichtern: »die zwei Hände sind für die Priester der niederen Ordnung unerlässlich, wenn sie den Segen geben.«

»Ein bewundernswürdiger Gegenstand!« rief der Jesuit.

»Bewundernswürdig und dogmatisch,« wiederholte der Pfarrer, der, im Lateinischen ungefähr eben so bewandert, wie d'Artagnan, sorgfältig den Jesuiten beobachtete, um gleichen Schritt mit ihm zu halten und seine Worte wie ein Echo zu wiederholen.

D'Artagnan blieb vollkommen gleichgültig bei der Begeisterung der zwei schwarzen Männer.

»Ja bewundernswürdig! prorsus admirabile!« fuhr Aramis fort, »aber es heischt ein großes Studium der Kirchenväter und der heiligen Schrift. Ich erkläre nun diesen gelehrten geistlichen Herren, und zwar in aller Demuth, daß ich in der Wachtstube der Musketiere und beim Dienste des Königs dieses Studium etwas vernachlässigt habe. Ich würde mich bequemer, *facilius natans*, bei einem Gegenstande meiner Wahl finden, der bei diesen rein theologischen Fragen das wäre, was die Moral für die Metaphysik in der Philosophie ist.«



D'Artagnan langweilte sich sehr.

»Seht, welches Exordium!« rief der Jesuit.

»Exordium!« wiederholte der Pfarrer, um etwas zu sagen.

»Quem ad modum inter colorum immensitatem!«

Aramis warf einen Seitenblick auf d'Artagnan und sah ihn dergestalt gähnen, daß er den Kiefer beinahe ausrenkte.

»Sprechen wir Französisch, mein Vater,« sagte er zu dem Jesuiten, »Herr d'Artagnan wird mehr Genuß an unseren Worten finden.«

»Ja, ich bin müde von der Reise,« sagte d'Artagnan, »und alles Latein

entgeht mir.«

»Vor Allem,« sprach der Jesuit, etwas aus der Fassung gebracht, während der Pfarrer äußerst erfreut d'Artagnan voll Dankbarkeit anschaute; »betrachtet einmal den Nutzen, den man aus dieser Glosse ziehen könnte.«

»Moses, ein Diener Gottes . . . er ist nur ein Diener, versteht Ihr wohl, Moses segnet mit den Händen, er läßt sich die zwei Arme halten, während die Hebräer ihre Feinde schlagen. Er segnet also mit beiden Händen. Überdies sagt das Evangelium: *Imposuite manus*, und nicht *manum*, leget die Hände auf, und nicht die Hand.«

»Leget die Hände auf,« wiederholte der Pfarrer mit einer Gebärde.

»Bei dem heiligen Petrus dagegen, dessen Nachfolger die Päpste sind,« fuhr der Jesuit fort: »*porrige digitos*, streckt die Finger aus. Begreift Ihr das nun?«

»Gewiß,« erwiderte Aramis, der ein Vergnügen an dieser Abhandlung zu haben schien, »gewiß, aber die Sache ist sehr kitzeliger Natur.«

»Die Finger,« wiederholte der Jesuit; »der heilige Petrus segnete mit den Fingern. Der Papst segnet also auch mit den Fingern. Und mit wie viel Fingern segnet er? Mit drei Fingern. Einen für den Vater, einen für den Sohn und einen für den heiligen Geist.«

Alle Anwesenden bekreuzten sich.

D'Artagnan glaubte dieses Beispiel nachahmen zu müssen.

»Der Papst ist der Nachfolger des heiligen Petrus und stellt die drei göttlichen Gewalten dar. Der Rest, *ordines inferiores* der kirchlichen Hierarchie, erscheint im Namen der heiligen Erzengel und Engel. Die niedersten Geistlichen, wie unsere Diakone und Sakristane, segnen mit den Weihwedeln, welche als eine unbegrenzte Zahl von segnenden Fingern zu betrachten sind. Dies ist der ganze auf seine Einfachheit zurückgeführte Gegenstand, *Argumentum omni denudatum ornamento*. Aus diesem,« fuhr der Jesuit fort, »wollte ich zwei Bände von dem Umfang des Folianten hier machen.«

Und in seiner Begeisterung schlug er auf den heiligen Chrysostomus in Folio, daß der Tisch sich unter seinem Gewichte bog.

D'Artagnan bebte.

»Ich lasse gewiß den Schönheiten dieser These Gerechtigkeit widerfahren,« sagte Aramis, »aber ich muß zu gleicher Zeit erkennen, daß ich ihrer Last erliegen würde. Ich hatte folgenden Text gewählt; sagt mir, lieber d'Artagnan, ob er Eurem Geschmack entspricht: *Non inutile est desiderium in oblatione*, oder besser: Etwas Bedauern bei dem Opfer, das ich dem Herrn darbringe, steht mir nicht übel an.«

»Halt!« rief der Jesuit, »diese These riecht nach Ketzerei. Es ist ein ähnlicher Vorschlag in dem *Augustinus* des Ketzervaters Jansen enthalten, dessen Buch früher oder später von Henkershand verbrannt werden wird. Nehmt Euch in Acht, mein junger Freund, Ihr neigt Euch zu falschen Lehren, Ihr richtet Euch zu Grunde, mein junger Freund.«

»Ihr richtet Euch zu Grunde,« sprach der Pfarrer schmerzlich den Kopf schüttelnd.

»Ihr berührt den bekannten Punkt vom freien Willen, der eine menschliche Klippe ist. Ihr greift die Insinuationen der Pelagianer und Semi-Pelagianer an.«

»Aber, ehrwürdiger Herr . . . ,« versetzte Aramis, etwas betäubt von dem Hagel von Argumenten, der auf seinen Kopf fiel.

»Wie wollt Ihr beweisen,« fuhr der Jesuit fort, ohne daß er ihm zum Sprechen Zeit ließ, »wie wollt Ihr beweisen, daß man die Welt bedauern muß, wem. man Gott ein Opfer darbringt? Hört folgendes Dilemma: Gott ist Gott, und die Welt ist der Teufel. Die Welt bedauern, heißt den Teufel bedauern. Das ist mein Schluß.«

»Das ist auch der meinige,« sagte der Pfarrer.

»Aber ich bitte . . . « versetzte Aramis.

»Desideras diabolum! Unglücklicher!« rief der Jesuit.

»Er bedauert den Teufel. Ha! mein junger Freund,« sprach der Pfarrer seufzend, »bedauert den Teufel nicht, darum bitte ich Euch.«

D'Artagnan wirbelte es im Kopfe. Es kam ihm vor, als sei er in einem Narrenhaus und solle ein Narr werden, wie diejenigen, welche er vor sich sah. Nur war er genöthigt zu schweigen, da er die Sprache nicht verstand, welche man in seiner Gegenwart sprach.

»Aber hört mich doch,« sagte Aramis mit einer Höflichkeit, unter der etwas Ungeduld durchzuscheinen anfang; »ich sage nicht, daß ich bedaure, nein; ich werde nie dieses Wort aussprechen, welches nicht orthodox wäre . . . «

Der Jesuit hob die Arme zum Himmel auf und der Pfarrer that dasselbe.

»Nein, aber gebt wenigstens zu, daß es nicht sehr schön ist, dem Herrn nur das anzubieten, was man mit gänzlichem Überdruß und Widerwillen betrachtet. Habe ich Recht, d'Artagnan?«

»Ich glaube, bei Gott!« rief dieser.

Der Pfarrer und der Jesuit sprangen von ihren Stühlen auf.

»Folgendes ist mein Ausgangspunkt; es ist ein Syllogismus: Es fehlt der Welt nicht an Reizen, ich verlasse die Welt, folglich bringe ich ein Opfer; nun sagt aber die Schrift ganz bestimmt: Bringt dem Herrn ein Opfer dar.«

»Das ist wahr,« sprachen die Antagonisten.

»Und dann,« sagte Aramis, sich in das Ohr kneipend, um es roth zu machen, wie er die Hände schüttelte, damit sie weiß wurden, »und dann habe ich hierüber ein gewisses Ringelgedicht gemacht, das ich im vorigen Jahre Herrn Voviture mittheilte und worüber mir dieser große Mann tausend Komplimente sagte.«

»Ein Ringelgedicht?« sagte der Jesuit verächtlich.

»Ein Ringelgedicht?« sprach der Pfarrer maschinenmäßig.

»Sprecht, sprecht,« rief d'Artagnan, »das bringt ein wenig Abwechslung in die Sache.«

»Nein, es ist religiöser Natur,« antwortete Aramis, »es ist Theologie in Versen.«

»Teufel,« murmelte d'Artagnan.

»Hört,« sagte Aramis mit einer bescheidenen Miene, welche nicht ganz von einer gewissen Färbung von Heuchelei frei war:

Vous qui pleurez un passé plein de charmes
Et qui traînez des jours infotunés,

Tous vos malheurs se verront terminés
Quad à Dieux vous offrirez vos larmes
Vous qui pleurez.³

D'Artagnan und der Pfarrer schienen erfreut, der Jesuit beharrte bei seiner Meinung.

»Hütet Euch vor dem profanen Geschmack im theologischen Styl. Was sagt der heilige Augustin? Severus sit clericorum sermo.«

»Ja, die Rede sei klar,« sprach der Pfarrer.

»Eure These,« unterbrach ihn der Jesuit rasch, als er sah, daß sein Acolyt vom rechten Weg abkam, »Eure These wird höchstens den Damen gefallen. Sie wird den Erfolg einer Proceßrede von Herrn Patrou haben.«

»Möge es Gott gefallen!« rief Aramis entzückt.

»Ihr seht es,« rief der Jesuit, »die Welt spricht noch mit lauter Stimme in Euch. Altissima voce. Ihr folgt der Welt, Freund, und ich fürchte, die Gnade ist noch nicht ganz wirksam.«

»Beruhigt Euch, ehrwürdiger Herr, ich stehe für mich.«

»Weltliche Anmaßung!«

»Ich kenne mich, mein Vater, mein Entschluß ist unwiderruflich.«

»Also besteht Ihr darauf, diese These auszuführen?«

»Ich fühle mich berufen, diese und keine andere zu behandeln. Ich will sie fortsetzen und Ihr werdet hoffentlich mit den Verbesserungen zufrieden sein, die ich nach Eurem Rathe daran vorgenommen habe.«

»Arbeitet langsam,« sprach der Pfarrer, »wir lassen Euch in vortrefflicher Stimmung zurück.«

»Ja der Boden ist ganz eingesäet,« sagte der Jesuit, »und wir haben nicht zu befürchten, daß ein Theil des Kornes auf einen Felsen, ein anderer an den Weg falle, und daß die Vögel des Himmels das Übrige fressen. Aves coeli comederunt illam.«

»Die Pest ersticke Dich mit Deinem Latein,« sagte d'Artagnan, der kaum mehr an sich halten konnte.

»Gott befohlen, mein Sohn,« sprach der Pfarrer, »morgen also.«

»Morgen, junger Verwegener,« sagte der Jesuit, »Ihr versprecht ein Licht der Kirche zu werden. Wolle der Himmel, daß dieses Licht zu einem verzehrenden Feuer werde.«

Die zwei schwarzen Männer standen auf, grüßten Aramis und d'Artagnan und gingen nach der Thüre. Bazin, der im Zimmer stehen geblieben war und die ganze Controverse mit frommem Jubel gehört hatte, stürzte ihnen entgegen, nahm das Brevier des Pfarrers, das Meßbuch des Jesuiten und marschierte ehrfurchtsvoll vor ihnen her, um ihnen den Weg zu bahnen.

Aramis begleitete sie bis unten an die Treppe und kam sogleich wieder zu d'Artagnan zurück, der noch in Träume versunken war.

Als die zwei Freunde einander allein gegenüber standen, beobachteten sie Anfangs ein verlegenes Stillschweigen. Einer mußte es jedoch brechen, und da d'Artagnan entschlossen schien, die Ehre seinem Freund zu überlassen, so fing dieser an:

»Ihr seht, daß ich zu meinem Grundgedanken zurückgekehrt bin.«

»Ha, die wirksame Gnade hat Euch berührt, wie dieser Herr so eben sagte.«

»Oh, der Plan, mich zurückzuziehen, hat sich längst gebildet, und Ihr habt mich bereits davon sprechen hören, nicht wahr, mein Freund?«

»Allerdings, aber ich glaubte, Ihr wolltet scherzen.«

»Mit solchen Dingen? Oh! d'Artagnan!«

»Gott verdamme mich, man scherzt auch mit dem Tode.«

»Und man hat Unrecht, d'Artagnan, denn der Tod ist die Pforte, welche zum Heil oder zum Verderben führt.«

»Einverstanden! aber lassen wir die Theologie bei Seite, wenn es Euch beliebt, Aramis. Ihr müßt für den Rest des Tages genug haben. Ich, meines Theils, habe das wenige Latein, was ich nie konnte, völlig vergessen. Dann muß ich gestehen, daß ich seit diesem Morgen um zehn Uhr ohne Speise und Trank geblieben bin und einen ganz teuflmäßigen Hunger habe.«

»Wir werden sogleich zu Mittag speisen, lieber Freund; nur erinnert Euch, daß es heute Freitag ist, und an einem solchen Tag kann ich weder Fleisch essen, noch essen sehen. Wollt Ihr Euch mit meinem Mittagsbrod begnügen? es besteht aus gekochten Vierecken und Obst.«

»Was versteht Ihr unter Vierecken?« fragte d'Artagnan unruhig.

»Ich verstehe darunter Spinat,« erwiderte Aramis. »Aber für Euch werde ich Eier beifügen lassen, und das ist eine schwere Verletzung der Vorschrift, denn die Eier sind Fleisch, da sie das Huhn erzeugen.«

»Dieses Mahl ist eben nicht sehr saftig; doch gleich viel, um bei Euch zu bleiben, will ich mich dem unterziehen.«

»Ich bin Euch dankbar für dieses Opfer,« sprach Aramis; »aber wenn es Eurem Körper nichts nützt, so wird es doch Eurer Seele nützen, das könnt Ihr überzeugt sein.«

»Also Ihr tretet entschieden in den geistlichen Stand ein, Aramis? Was werden Eure Freunde, was wird Herr von Treville sagen? sie werden Euch als Deserteur behandeln, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Ich trete nicht in den geistlichen Stand ein, ich trete zu demselben zurück. Ich hatte die Kirche der Welt zu Liebe verlassen, denn Ihr wißt, daß ich mir Gewalt anthun mußte, um die Kasake des Musketiers zu nehmen.«

»Ich, ich weiß nichts davon.«

»Wie? Ihr wißt nicht, wie ich das Seminar verlassen habe?«

»Nein.«

»Hört meine Geschichte; übrigens sagt die Schrift, beichtet einander, und ich lege Euch meine Beichte ab, d'Artagnan.«

»Und ich gebe Euch zum Voraus die Absolution; Ihr wißt, daß ich ein guter Kerl bin.«

»Scherzt nicht mit heiligen Dingen, mein Freund.«

»So sprecht also, ich höre.«

»Ich war im Seminar von meinem neunten Jahr und zählte jetzt einundzwanzig; noch drei Tage, und ich wäre Abbé geworden und Alles wäre abgetan gewesen.«

Als ich mich eines Abends meiner Gewohnheit gemäß in ein Haus begab, das ich oft besuchte – was wollt Ihr? man ist jung, man ist schwach – trat ein Offizier, der es mit eifersüchtigem Auge sah, daß ich der Gebieterin des Hauses das Leben der Heiligen vorlas, plötzlich und unangemeldet ein. Gerade an diesem Abend hatte ich eine Episode von Judith übersetzt und ich theilte meine Verse der Dame mit, welche mir alle mögliche Complimente darüber sagte und sie, über meine Schulter geneigt, mit mir zum zweiten Male las. Die Stellung, welche – ich kann es nicht leugnen – etwas nachlässig war, verletzte den Offizier: er sagte nichts, aber als ich wegging, folgte er mir; er holte mich ein und sprach:

›Herr Abbé liebt Ihr Stockschläge?‹

›Ich kann es nicht sagen, mein Herr,‹ erwiderte ich, ›da es Niemand gewagt hat, mir solche zu geben.‹

›Nun, so hört mich, Herr Abbé: wenn Ihr noch einmal in das Haus kommt, wo ich Euch getroffen habe, so werde ich es wagen.‹

›Ich glaube, ich hatte Furcht; ich wurde bleich, ich fühlte, daß die Beine beinahe unter mir brachen, ich suchte eine Antwort, fand keine und schwieg.

›Der Offizier erwartete eine Antwort, und da er sah, daß sie ausblieb, so lachte er, wandte mir den Rücken und ging in das Haus zurück.

›Ich begab mich in das Seminar.

›Ich bin ein guter Edelmann und habe lebhaftes Blut, wie Ihr bemerken konntet, mein lieber d'Artagnan. Die Beleidigung war furchtbar, und obgleich die Welt nichts davon erfahren hatte, so fühlte ich doch, daß sie in der Tiefe meines Herzens tobte. Ich erklärte meinen Oberen, ich sei nicht hinreichend für die Ordination vorbereitet, und auf meine Bitte verschob man die Ceremonie um ein Jahr.

›Dann suchte ich den besten Fechtmeister von Paris auf; ich schloß einen Vertrag mit ihm ab, dem zu Folge er mir jeden Tag eine Lection in der Fechtkunst zu geben hatte, und ein ganzes Jahr lang nahm ich diese Lection jeden Tag. Am Jahrestag der mir widerfahrenen Beleidigung hängte ich meine Sutane an einen Nagel, legte ein vollständiges Cavaliercostüm an und ging auf einen Ball, den eine mir befreundete Dame gab, wo ich meinen Mann zu treffen überzeugt sein konnte. Es war in der Rue des Francs-Bourgeois, ganz nahe bei der Force.

›Mein Offizier hatte sich wirklich eingefunden; ich näherte mich ihm, als er unter zärtlichen Blicken auf eine Dame ein Lieblingslied sang, und unterbrach ihn mitten in der ersten Strophe.

›Mein Herr,‹ sprach ich, ›mißfällt es Euch immer noch, wenn ich ein gewisses Haus der Rue Payenne besuche, und werdet Ihr mir immer noch Stockschläge



geben, wenn es mir einfällt, Euch ungehorsam zu sein?«

»Der Offizier sah mich erstaunt an und sagte:

›Was wollt Ihr von mir, mein Herr? ich kenne Euch nicht.«

›Ich bin der kleine Abbé,« erwiderte ich, ›der das Leben der Heiligen vorliest und Judith in Verse übersetzt.«

›Ah, ah, ich erinnere mich,« sprach der Offizier mit gleichgültigem Lachen, ›was wollt Ihr von mir?«

›Ich wollte, Ihr hättet Muße, einen Spaziergang mit mir zu machen.«

›Morgen früh, wenn Ihr wollt, und zwar mit dem größten Vergnügen.«

›Nein, nicht morgen früh, wenn es Euch beliebt, sondern sogleich.«

›Wenn Ihr es durchaus verlangt . . . «

›Ja ich verlange es.«

›So laßt uns gehen. – Meine Damen,« sprach der Offizier, ›laßt Euch nicht stören. Ich brauche nur so viel Zeit, um diesen Herrn zu tödten, und werde dann sogleich zurückkommen und meine zweite Strophe vollenden.«

»Wir entfernten uns.«

›Ich führte ihn in die Rue Payenne gerade an die Stelle, wo er mir ein Jahr vorher zur selben Stunde das erwähnte Compliment gemacht hatte. Es war herrlicher Mondenschein. Wir nahmen den Degen in die Hand, und mit dem ersten Stoß streckte ich ihn maustodt zur Erde.«

»Teufel!« rief d'Artagnan.

›Da nun,« fuhr Aramis fort, ›die Damen ihren Sänger nicht zurückkommen sahen und man ihn in der Rue Payenne mit einem gewaltigen Degenstich durch den Leib fand, so dachte man, ich hätte ihn aus diese Weise gebettet, und die Sache erregte Aufsehen. Ich war also genöthigt, für einige Zeit auf die Sutane zu verzichten. Athos, dessen Bekanntschaft ich um diese Zeit machte, und Porthos, der mir außer meinen Lectionen einige Fechterkunstgriffe beigebracht hatte, bestimmten mich, um eine Musketierkasake zu bitten. Der König, der meinen Vater, welcher bei der Belagerung von Arras getödtet worden war, sehr lieb gehabt hatte, bewilligte mir diese Gnade. Ihr begreift nun, daß heute für mich der Augenblick gekommen ist, in den Schoß der Kirche zurückzukehren.«

›Und warum eher heute, als gestern und morgen? Was ist Euch heute begegnet, das Euch auf so abscheuliche Gedanken bringt?«

›Diese Wunde, mein lieber d'Artagnan, war mir eine Verkündigung des Himmels.«

›Diese Wunde! bah! sie ist beinahe geheilt, und ich bin überzeugt, daß es heute nicht diese ist, welche Euch am meisten leiden macht.«

Aramis' Auge funkelte unwillkürlich.

›Ah!« sprach er, die Bewegung in seinem Innern unter einer geheuchelten Gleichgültigkeit verbergend, ›sprecht mir nicht von solchen Dingen! Ich an dergleichen Dinge denken! Ich Liebeskummer haben! Vanitas vanitatum! Ich sollte mir, Eurer Meinung nach, das Hirn verdreht haben! Und für wen? Für eine Kammerjungfer oder irgend eine Bürgerdirne, der ich in einer Garnison den Hof gemacht hätte? Pfui!«

›Verzeiht, mein lieber Aramis, aber ich glaubte, Eure Blicke wären etwas

höher gerichtet.«

»Höher, und was bin ich, was berechtigte mich, zu einem solchen Stolze? Ein bettelarmer, unbekannter Musketier, der die Sklaverei haßt und sich in der Welt durchaus nicht an seinem Platze sieht.«

»Aramis, Aramis!« rief d'Artagnan und schaute seinen Freund mit zweifelhafter Miene an.

»Staub, kehre ich in den Staub zurück,« fuhr Aramis fort. »Das Leben ist voll von Demüthigungen und Schmerzen,« sagte er düster werdend; »alle Fäden, die es mit dem Glücke verknüpfen, brechen nach einander in der Hand des Menschen ab, und besonders die goldenen Fäden. Oh! mein lieber d'Artagnan,« fuhr er mit einem leichten Anflug von Bitterkeit fort, »verbergt Eure Wunden wohl, wenn Ihr welche habt. Das Stillschweigen ist die letzte Freude der Unglücklichen. Hütet Euch wohl, irgend Jemand auf die Spur Eurer Schmerzen zu bringen. Die Neugierigen pumpen unsere Thränen aus, wie die Fliegen das Blut eines verwundeten Hirsches.«

»Ach! mein lieber Aramis,« sprach d'Artagnan ebenfalls einen Seufzer ausstoßend. »Was Ihr da sagt, ist gerade meine Geschichte.«

»Wie?«

»Ja, eine Frau, die ich liebte. die ich anbetete, ist mir mit Gewalt entführt worden. Sie ist vielleicht eingekerkert, vielleicht todt.«

»Aber Ihr habt doch wenigstens den Trost, Euch sagen zu können, daß sie Euch nicht freiwillig verlassen hat, daß ihr, wenn Ihr keine Kunde von ihr erhaltet, alle Verbindung mit Euch untersagt ist, während . . . «

»Während?«

»Nichts,« erwiderte Aramis, »nichts.«

»Also entsagt Ihr der Welt für immer? Das ist Euer fester, unwiderruflicher Entschluß?«

»Für immer. Ihr seid heute mein Freund, morgen werdet Ihr für mich nur ein Schatten sein, oder vielmehr Ihr werdet gar nicht für mich bestehen. Was die Welt betrifft, so ist sie ein Grab und nichts Anderes.«

»Teufel! das ist sehr traurig, was Ihr mir da sagt.« – »Was wollt Ihr? Mein Beruf zieht mich fort, reißt mich hin.«

D'Artagnan lächelte und antwortete nicht. Aramis fuhr fort:

»Und dennoch hatte ich, während ich noch an der Welt halte, gerne mit Euch über Euch und über unsere Freunde gesprochen.«

»Und ich,« sagte d'Artagnan, »hätte gerne über Euch selbst gesprochen; aber ich sehe Euch so sehr von Allein losgeschält. Die Liebe behandelt Ihr mit Pfui, die Freunde sind Schatten, die Welt ist ein Grab.«

»Ach, Ihr werdet es an Euch selbst erfahren,« sprach Aramis mit einem Seufzer.

»Es sei also unter uns nicht mehr die Rede davon,« sagte d'Artagnan, »und wir wollen diesen Brief verbrennen, der Euch ohne Zweifel eine neue Treulosigkeit von Eurer Grisette oder von Eurer Kammerjungfer ankündigte.«

»Welchen Brief?« rief Aramis lebhaft.

»Einen Brief, der in Eurer Abwesenheit für Euch eingetroffen ist, und den man mir für Euch übergeben hat.«

»Aber von wem ist dieser Brief?«

»Von irgend einer thränenreichen Zofe, von einer verzweiflungsvollen Grisette, vielleicht von der Kammerjungfer der Frau von Chevreuse, welche genöthigt gewesen sein wird, mit ihrer Gebieterin nach Tours zurückzukehren, und ohne Zweifel aus eitel Gefallsucht parfümiertes Papier genommen und ihren Brief mit einer Herzogskrone versiegelt hat.«

»Was sagt Ihr da?«

»Ich werde ihn wohl verloren haben,« sprach der junge Mann, indem er sich den Anschein gab, als suchte er das Schreiben. »Zum Glück ist die Welt ein Grab, die Menschen und folglich die Frauen nur Schatten, die Liebe ist ein Gefühl, über das Ihr Pfui macht.«

»Ah, d'Artagnan!« rief Aramis, »Du tödtest mich.«

»Da ist er endlich,« sprach d'Artagnan und zog den Brief aus seiner Tasche.

Aramis sprang auf, nahm den Brief und las oder vielmehr verschlang ihn; sein Antlitz strahlte.

»Die Zofe scheint einen hübschen Styl zu haben,« sagte d'Artagnan nachlässig.

»Ich danke, d'Artagnan!« rief Aramis beinahe außer sich. »Sie hat sich genöthigt gesehen, nach Tours zurückzukehren, Sie ist mir nicht ungetreu; sie liebt mich noch. Komm, mein Freund, komm, daß ich Dich umarme, das Glück erstickt mich!«



Und die zwei Freunde fingen an, um den ehrwürdigen Sankt Chrysostomus zu tanzen, und stampften mit den Füßen auf die Blätter der These, welche auf den Boden gefallen waren.

In diesem Augenblick trat Bazin mit dem Spinat und dem Eierkuchen ein.

»Fliehe, Unglücklicher!« rief Aramis, und warf ihm seine Calotte ins Gesicht. »Kehre dahin zurück, wo Du hergekommen bist, bringe dieses furchtbare Gemüse und die abscheuliche Beilage weg! Verlange einen gespickten Hasen, einen fetten Kapaun, eine Hammelskeule mit Knoblauch und vier Flaschen alten Burgunder.«

Bazin, der seinen Herrn anschaute und diese Veränderung durchaus nicht begreifen konnte, ließ schwermüthig den Eierkuchen in den Spinat und den Spinat auf den Boden fallen.

»Das ist der Augenblick, Euer Dasein dem König der Könige zu opfern,« sprach d'Artagnan, »wenn Ihr ihm eine Artigkeit erzeigen wollt. Non inutile desiderium in oblatione.«

»Geht zum Teufel mit Eurem Latein! Laßt uns trinken, lieber d'Artagnan, Tod und Teufel! laßt uns trinken und erzählt mir ein wenig, was da unten vorgefallen ist.«

XXVII.

Die Frau von Athos.

»Wir müssen uns nun noch Kunde von Athos verschaffen,« sagte d'Artagnan dem munter gewordenen Aramis, als er ihn von dem, was seit ihrer Abreise in der Hauptstadt vorgefallen war, in Kenntniß gesetzt, und nachdem ein vortreffliches Mittagsbrod den Einen seine These, den Andern seine Müdigkeit vergessen gemacht hatte.

»Glaubt Ihr also, es könnte ihm ein Unglück widerfahren sein?« fragte Aramis. »Athos ist so kaltblütig, so muthig und weiß seinen Degen so geschickt zu handhaben.«

»Allerdings, und Niemand ist mehr geneigt, als ich, den Muth und die Geschicklichkeit von Athos anzuerkennen, aber ich lasse mich lieber mit Lanzen als mit Knitteln angreifen. Ich fürchte, Athos ist von dem Bedientenvolk gestriegelt worden. Die Knechte sind Leute, welche gewaltig schlagen und nicht so bald aufhören. Das ist der Grund, warum ich so schnell als möglich abzureisen wünsche.«

»Ich werde es versuchen, Euch zu begleiten,« sagte Aramis, »obgleich ich mich kaum im Stande fühle, zu Pferd zu steigen. Gestern versuchte ich die Geißel, welche Ihr dort an der Wand seht, und der Schmerz nöthigte mich diese fromme Übung zu unterbrechen.«

»Man hat auch noch nie gesehen, mein lieber Freund, daß Büchenschüsse mit Geißelhieben geheilt werden. Aber Ihr wäret krank, und Krankheit schwächt, weßhalb ich Euch entschuldige.«

»Und wann gedenkt Ihr abzureisen?«

»Morgen mit Tagesanbruch. Ruhet diese Nacht so gut als möglich, und morgen, wenn Ihr könnt, reisen wir mit Tagesanbruch.«

»Morgen also,« sagte Aramis, »denn so sehr Ihr auch von Eisen seid, so müßt Ihr doch wohl der Ruhe bedürfen.«

Als d'Artagnan am andern Morgen bei Aramis eintrat, stand dieser an seinem Fenster.

»Was betrachtet Ihr da?« fragte d'Artagnan.

»Meiner Treu! ich bewundere diese drei prächtigen Pferde, welche die Stallknechte am Zaume halten; es ist ein fürstliches Vergnügen, auf solchen Pferden zu reisen.«

»Nun, mein lieber Aramis, Ihr werdet Euch dieses Vergnügen machen, denn eines von den drei Pferden gehört Euch.«

»Ah! ah! und welches?«

»Dasjenige, welches Ihr auswählt. Ich gebe keinem den Vorzug.«

»Und die reiche Decke gehört auch mir?«

»Allerdings.«

»Ihr scherzt, d'Artagnan.«

»Ich scherze nicht mehr, seitdem Ihr wieder französisch sprecht.«

»Also gehören mir diese vergoldeten Halfter, diese Sammetschabracke, dieser silberbeschlagene Sattel?«

»Euch selbst, wie jenes sich bäumende Pferd mir, und das andere tänzelnde Athos gehört.«

»Teufel, das sind drei herrliche Thiere!«

»Es freut mich, daß sie Eurem Geschmack entsprechen.«

»Also der König hat Euch dieses Geschenk gemacht?«

»Sicherlich nicht der Kardinal, aber kümmert Euch nicht darum, woher sie kommen, und denkt nur daran, daß eines derselben Euch gehört.«

»Ich nehme das, welches der rothe Bediente hält.«

»Vortrefflich.«

»Bei Gott,« rief Aramis, »das befreit mich von dem Rest meines Schmerzes. Ich würde es mit dreißig Kugeln im Leibe besteigen. Ah, bei meiner Seele, die schönen Steigbügel! Hollah! Bazin, komm hierher; sogleich!«

Bazin erschien trübe und lahm auf der Schwelle.

»Putze meinen Degen, stülpe meinen Hut auf, bürste meinen Mantel und lade meine Pistolen!«

»Letzteres ist unnöthig,« unterbrach ihn d'Artagnan, »es sind geladene Pistolen in Euren Holstern.«

Bazin seufzte.

»Auf, Meister Bazin, beruhigt Euch. Man gewinnt das himmlische Reich in allen Lebenslagen.«

»Der gnädige Herr war ein so guter Theolog,« sagte Bazin weinerlich, »er wäre Bischof oder vielleicht Kardinal geworden.«

»Nun, mein armer Bazin, sieh und bedenke ein wenig: ich bitte Dich, wozu nützt es, ein Mann der Kirche zu sein? Man muß darum doch in den Krieg ziehen. Du siehst, daß der Kardinal den ersten Feldzug mit der Pickelhaube auf dem Kopf und mit der Partisane in der Faust macht, und Herr von Nogaret de la Valette – was sagst Du von ihm? er ist ebenfalls Kardinal. Frage seinen Lakai, wie oft er Charpie für ihn gezupft hat.«

»Ach, ich weiß es, gnädiger Herr,« seufzte Bazin. »Alles ist heutzutage verkehrt in der Welt.«

Während dieser Zeit waren die zwei jungen Leute und der arme Lakai die Treppe hinabgegangen.

»Halte mir den Steigbügel, Bazin,« sprach Aramis.

Und er sprang mit seiner gewöhnlichen Anmuth und Leichtigkeit in den Sattel; aber nach einigen Volten und Courbetten des edlen Thieres fühlte sein Reiter so unerträgliche Schmerzen, daß er erbleichte und wankte. D'Artagnan, der ihn in der Voraussicht dieses Unfalles nicht aus dem Gesicht verloren hatte, lief hinzu, faßte ihn in seinen Armen auf und führte ihn in sein Zimmer.

»Es ist gut, mein lieber Aramis, pflegt Euch,« sagte er, »und ich werde Athos allein aufsuchen.«

»Ihr seid ein eherner Mann,« erwiderte Aramis.

»Nein, ich habe Glück, das ist das Ganze. Aber wie wollt Ihr leben, bis ich zurückkomme? Keine These? keine Glosse über die Finger und die Segnungen mehr, nicht wahr?«

Aramis lächelte.

»Ich werde Verse machen,« sprach er.

»Ja, Verse so duftend wie das Billet der Kammerjungfer der Frau von Chevreuse. Lehrt Bazin die Verskunst, das wird ihn beruhigen. Was Euer Pferd betrifft, so reitet es jeden Tag ein wenig, damit Ihr Euch an seine Manöver gewöhnt.«

»O, was das betrifft, seid unbesorgt,« sprach Aramis, »Ihr werdet mich bereit finden. Euch zu folgen.«

Sie nahmen Abschied, und zehn Minuten nachher trabte d'Artagnan in der Richtung von Amiens, nachdem er zuvor seinen Freund der Wirthin und Bazin empfohlen hatte.

Wie sollte er Athos wiederfinden und durfte er ihn überhaupt zu finden hoffen?

D'Artagnan hatte Athos in einer äußerst kritischen Lage zurückgelassen und er konnte wohl unterlegen sein. Dieser Gedanke verdüsterte d'Artagnan's Stirne und veranlaßte ihn zu ganz leisen Racheschwüren. Von allen seinen Freunden war Athos der älteste und folglich derjenige, welcher ihm in Geschmack und Sympathien scheinbar am wenigsten nahe stand. Er hegte jedoch für diesen Edelmann eine sichtbare Vorliebe. Das edle stolze Aussehen von Athos, diese Blitze von Größe, welche von Zeit zu Zeit aus den Schatten hervorsprangen, in denen er sich freiwillig eingeschlossen hielt, diese unveränderliche Gleichheit der Gemüthsart, die ihn zum angenehmsten Kameraden von der Welt machte, und diese beißende Heiterkeit, dieser Muth, den man hätte blind nennen können, wenn er nicht das Resultat der seltensten Kaltblütigkeit gewesen wäre, alle diese Eigenschaften nöthigten d'Artagnan mehr als Achtung, mehr als Freundschaft, sie nöthigten ihm volle Bewunderung ab.

Selbst Herrn von Treville, dem eleganten und edlen Hofmann gegenüber, konnte Athos in seinen Tagen schöner Laune mit Vortheil eine Vergleichung aushalten. Er war von mittlerer Gestalt, aber diese Gestalt war so bewundernswürdig gebaut, so verhältnißmäßig, daß er bei seinen Kämpfen mit Porthos diesen Riesen, dessen Körperkraft unter den Musketieren sprüchwörtlich geworden war, mehr als einmal bezwungen hatte. In seinem Kopf mit den blitzenden Augen, mit der Adlernase, mit dem Brutuskinn lag ein Charakter unbeschreiblicher Größe und Anmuth; seine Hände, auf die er keine Sorgfalt verwendete, brachten Aramis zur Verzweiflung, der die seinigen mit Hilfe von sehr viel Mandelteilg und wohlriechendem Öl pflegte; der Ton seiner Stimme war zugleich durchdringend und melodisch, und dabei hatte Athos, der sich immer klein und dunkel machte, etwas ganz Unerklärliches an sich, diese genaue Vertrautheit mit der Welt und den Gebräuchen der guten Gesellschaft, diese Gewohnheit an ein vornehmes Leben, die sich ganz unwillkürlich selbst in seinen geringsten Handlungen kundgab.

Sollte ein Festmahl stattfinden, so vermochte es Niemand in der Welt besser zu ordnen, als er, indem er jeden Gast an den Platz und nach dem Range

setzte, den er vermöge seiner Ahnen oder seines eigenen Verdienstes ansprechen durfte. War von heraldischer Wissenschaft die Rede, so kannte Athos alle edlen Familien des Königreichs, ihre Genealogie, ihre Verbindungen, ihre Wappen und den Ursprung ihrer Wappen. Die Etikette hatte keine, wenn auch noch so kleinliche Rücksichten, die ihm fremd gewesen wären; er war vertraut mit den Rechten der großen Grundeigenthümer, er besaß vollkommene Kenntnisse in dem Jagdwesen und in der Falknerei, und er hatte eines Tags, als er über diese große Kunst sprach, den König Ludwig XIII., der doch für einen Meister galt, in Erstaunen gesetzt. Wie alle große Herren dieser Zeit, war er ein vollendeter Reiter und ein ausgezeichnete Fechter.

Mehr noch: man hatte seine Erziehung, sogar hinsichtlich der scholastischen Studien, welche damals unter Edelleuten so selten zu finden waren, so wenig vernachlässigt, daß er oft bei den lateinischen Brocken, welche Aramis zum Besten gab und Porthos verstehen wollte, sich eines Lächelns nicht enthalten konnte. Einige Male war es sogar zum großen Erstaunen seiner Freunde vorgekommen, daß er, wenn Aramis sich eines Fehlers in den Rudimenten schuldig machte, das Verbum in sein Tempus und das Nomen in seinen Casus setzte. Überdies war seine Redlichkeit unantastbar in einem Jahrhundert, wo es die Kriegsmänner mit ihrer Religion und ihrem Gewissen, die Liebenden mit dem strengen Zartgefühl und die Armen mit dem siebenten Gebot des Herrn so leicht nahmen. Athos war also ein sehr ungewöhnlicher Mann.

Und doch sah man diese so ausgezeichnete Natur, dieses so schöne Geschöpf, dieses so gesund organisierte Wesen sich unmerklich dem materiellen Leben zuwenden, wie sich die Greise den körperlichen und geistigen Schwächen zuwenden. In seinen Mußestunden, und diese kamen sehr häufig vor, erlosch Athos ganz in seinem leuchtenden Theil, und seine glänzende Seite verschwand in einer tiefen Nacht. Wenn dann der Halbgott unsichtbar wurde, blieb kaum noch ein Mensch übrig. Mit gesenktem Kopf, mattem Auge und schwerer Zunge schaute Athos Stunden lang seine Flasche, sein Glas oder Grimaud an, der gewöhnt war, ihm auf Zeichen zu gehorchen, und in dem stummen Blick seines Gebieters sein geringstes Verlangen las, das er auch sogleich befriedigte. Fand in einem solchen Augenblick eine Zusammenkunft der vier Freunde statt, so war ein gewaltsam ausgestoßenes Wort das einzige Kontingent, das Athos zu ihrem Gespräche lieferte. Dagegen trank Athos ganz allein für vier, und zwar ohne daß dies durch etwas Anderes, als durch ein stärkeres Runzeln der Stirne und durch eine tiefere Traurigkeit sichtbar wurde.

D'Artagnan, dessen forschenden durchdringenden Geist wir kennen, hatte bis jetzt, so sehr ihm daran lag, auch seine Neugierde in dieser Beziehung zu befriedigen, noch keinen Grund für diese seltsame Erscheinung aufzufinden, und die Ereignisse die ihr vorangegangen sein mußten, noch nicht zu erforschen vermocht. Nie empfing Athos Briefe, nie that er einen Schritt, der nicht allen seinen Freunden bekannt gewesen wäre. Man konnte nicht sagen, der Wein versetzte ihn in diese Traurigkeit, denn er trank im Gegentheil nur, um diese Traurigkeit zu bekämpfen, welche sich, wie bemerkt, durch dieses Gegenmittel noch düsterer gestaltete. Man konnte dieses Übermaß von Mißmuth nicht dem Spiel zuschreiben, denn im Gegensatz gegen Porthos, welcher alle Wechselfälle des Spieles mit seinen Flüchen oder Liedern

begleitete, blieb Athos eben so unempfindlich, wenn er gewonnen, als wenn er verloren hatte. Man hat ihn in Gesellschaft der Musketiere an einem Abend dreitausend Pistolen gewinnen, sein Pferd, seine Waffen, ja sogar das goldgestickte Wehrgehänge für Galatage verlieren, und später das Alles und noch hundert Louisd'or dazu wieder gewinnen gesehen, ohne daß sich seine schönen schwarzen Augenbrauen auch nur um eine halbe Linie erhöht oder gesenkt hätten, ohne daß seine Hände ihre Perlmutterfarbe verloren, ohne daß seine Unterhaltung, welche an diesem Abend sehr angenehm war, aufgehört hätte, ruhig und freundlich zu sein.

Eben so wenig war es, wie bei unsern Nachbarn, den Engländern, ein atmosphärischer Einfluß, der sein Gesicht verdüsterte, denn diese Traurigkeit nahm gewöhnlich in der schönen Jahreszeit überhand: Juni und Juli waren die furchtbarsten Monate von Athos.

Für die Gegenwart hatte er keinen Kummer; er zuckte die Achseln, wenn man von der Zukunft mit ihm sprach. Sein Geheimnis lag also in der Vergangenheit, wie man dies auf eine unbestimmte Weise d'Artagnan gesagt hatte.

Diese geheimnißvolle, über seine ganze Person verbreitete Färbung machte den Mann noch viel interessanter, der nie, selbst nicht einmal im Zustand vollkommener Trunkenheit, weder mit den Augen noch mit dem Munde etwas verrathen hatte, so geschickt auch die Fragen gestellt gewesen sein mochten, die man an ihn richtete.

»Der arme Athos ist vielleicht schon todt,« dachte d'Artagnan, »und todt durch meine Schuld, denn ich habe ihn in diese Angelegenheit verwickelt, deren Ursprung er nicht kannte, deren Erfolg er nicht erfahren, und woraus er nicht den geringsten Nutzen ziehen wird.«

»Abgesehen davon, gnädiger Herr,« erwiderte Planchet, »daß wir ihm wahrscheinlich das Leben zu verdanken haben. Ihr erinnert Euch, wie er schrie: ›Fort, d'Artagnan, ich bin gefangen!‹ Und nachdem er seine zwei Pistolen abgefeuert hatte, was für einen furchtbaren Lärm machte er mit seinem Degen! man hätte glauben sollen, es wären zwanzig Menschen, oder vielmehr zwanzig rasende Teufel!«

Diese Worte verdoppelten den Eifer d'Artagnans, der sein Pferd antrieb, welches, keines Antriebs bedürftig, seinen Reiter im schnellsten Galopp forttrug. Gegen elf Uhr Morgens erblickte man Amiens; um halb zwölf Uhr war man vor der Thür« des schlimmen Wirthshauses.

D'Artagnan hatte oft gegen den treulosen Wirth auf eine Rache gesonnen, deren Hoffnung den Menschen tröstet. Er trat also, den Hut in die Augen gedrückt, die linke Hand am Degengriff und die Reitpeitsche mit der Rechten schwingend, in den Gasthof ein.

»Erkennt Ihr mich?« sprach er zu dem Wirthe, der ihm begrüßend entgegen trat.

»Ich habe nicht die Ehre, gnädigster Herr,« antwortete der Wirth, dessen Auge noch von dem glänzenden Aufzuge d'Artagnans geblendet war.

»Ah, Ihr kennt mich nicht?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Gut. Zwei Worte sollen Euch das Gedächtnis zurückgeben. Was habt Ihr mit

dem Edelmann gemacht, den Ihr vor vierzehn Tagen der Falschmünzerei zu bezichtigen die Frechheit hattet?«

Der Wirth erbleichte, denn d'Artagnan hatte seine drohendste Stellung angenommen und Planchet formte sich nach seinem Gebieter.

»Ach, gnädiger Herr, sprecht mir nicht hiervon!« rief der Wirth mit äußerst kläglicher Stimme. »Ach, gnädiger Herr, wie theuer mußte ich dieses Versehen bezahlen! Ach ich bin ein unglücklicher Mann!«

»Sprecht, was ist aus diesem Edelmann geworden?«

»Hört mich gnädigst an und verfährt glimpflich. Habt die Gnade, setzt Euch.«

Stumm vor Zorn und Aufregung, setzte sich d'Artagnan drohend wie ein Richter. Planchet lehnte sich stolz an seinen Stuhl.

»Hört die ganze Geschichte, gnädiger Herr,« fuhr der Wirth zitternd fort; denn jetzt erkenne ich Euch. Ihr seid weggeritten, als ich den unseligen Streit mit dem Edelmann hatte, von dem Ihr sprecht.«

»Ja, das war ich. Ihr seht also, daß Ihr keine Gnade zu erwarten habt, wenn Ihr nicht die volle Wahrheit bekennt.«

»Wollt mich gnädigst anhören, und Ihr sollt Alles erfahren.«

»Ich höre.«

»Ich war von den Behörden in Kenntniß gesetzt worden, es würde ein berühmter Falschmünzer mit mehreren seiner Gefährten, die sich alle als Garden oder Musketiere verkleidet hätten, in meinen Gasthof kommen. Eure Pferde, Eure Lakaien, Eure Gesichter, gnädigster Herr, Alles war mir genau bezeichnet worden.«

»Weiter, weiter,« sprach d'Artagnan, welcher alsbald erkannte, woher ein so scharfes Signalement gekommen war.

»Ich ergriff also auf Befehl der Behörde, die mir eine Verstärkung von sechs Mann zuschickte, diejenigen Maßregeln, die ich für zweckmäßig hielt, um mich der angeblichen Falschmünzer zu versichern.«

»Auch noch!« rief d'Artagnan, dem der Ausdruck Falschmünzer furchtbar die Ohren erhitzte.

»Vergebt mir, gnädiger Herr, daß ich solche Dinge sage, aber sie dienen gerade zu meiner Rechtfertigung. Die Behörde hatte mir bange gemacht, und Ihr wißt, daß ein Wirth der Behörde gehorchen muß.«

»Aber noch einmal, wo ist dieser Edelmann? was ist aus ihm geworden? ist er todt? lebt er?«

»Geduld, gnädiger Herr, wir kommen sogleich daran. Es geschah, was Ihr wißt, und Eure schleunige Abreise schien zu dem Verfahren zu berechtigen,« fügte der Wirth mit einer Schlaueit bei, welche d'Artagnan nicht entging. »Dieser Edelmann, Euer Freund, vertheidigte sich wie ein Verzweifelter. Sein Bedienter, der durch ein unvorhergesehenes Unglück Streit mit den Leuten von der Behörde gesucht hatte, welche als Stallknechte verkleidet waren . . . «

»Ha, Elender,« rief d'Artagnan, »Ihr wäret also einverstanden, und ich weiß nicht, warum ich Euch nicht sogleich Alle umbringe?«

»Ach, nein, gnädiger Herr, wir waren nicht alle einverstanden, wie Ihr sehen werdet. Euer Herr Freund (vergebt, daß ich ihn nicht bei dem ehrenwerthen Namen nenne, den er ohne Zweifel führt, aber wir wissen diesen Namen nicht).

Euer Herr Freund zog sich, nachdem er zwei Menschen mit seinen zwei Pistolenschüssen kampfunfähig gemacht hatte, fechtend zurück, indem er sich mit seinem Degen vertheidigte, wobei er einen von meinen Leuten zum Krüppel hieb und mich durch einen Schlag mit der flachen Klinge betäubte.«

»He, Henkersknecht, wirst Du bald zu Ende kommen?« rief d'Artagnan. »Athos! was geschah mit Athos?«

»Indem er sich fechtend zurückzog, wie ich dem gnädigen Herrn gesagt habe, fand er hinter sich die Kellertreppe, und da die Thüre offen war, so sprang er hinein. Sobald er sich im Keller befand, zog er den Schlüssel ab und verrammelte sich von innen. Da man überzeugt war, daß man ihn hier wieder finden konnte, so ließ man ihn frei.«

»Ja,« sprach d'Artagnan, »man kümmerte sich nicht darum, ihn zu tödten, man suchte ihn nur einzukerkern.«

»Gerechter Gott! Ihn einzukerkern, gnädiger Herr? Er kerkerte sich selbst ein, das schwöre ich Euch. Er hatte zuvor ein tüchtiges Stück Arbeit gemacht. Ein Mann lag todt auf dem Platze, zwei andere waren schwer verwundet. Der Todte und die zwei Verwundeten wurden von ihren Kameraden weggebracht, und nie habe ich mehr von dem Einen oder von den Andern sprechen hören. Ich selbst, als ich wieder zum Bewußtsein kam, suchte den Herrn Gouverneur auf, dem ich Alles erzählte, was vorgefallen war; ich fragte ihn, was ich mit dem Gefangenen machen sollte, aber der Gouverneur sah aus, als wäre er aus den Wolken gefallen. Er sagte mir, er verstehe gar nicht, was ich da spreche, die Befehle, die ich erhalten, seien nicht von ihm ausgegangen, und wenn ich so unglücklich wäre, gegen irgend Jemand zu äußern, daß er den geringsten Antheil an diesem heillosen Streite gehabt habe, so würde er mich hängen lassen. Es scheint, ich hatte mich getäuscht, gnädiger Herr, und den Einen für den Andern genommen, und derjenige, welcher verhaftet werden sollte, war gerettet.«

»Aber Athos?« rief d'Artagnan, dessen Ungeduld sich noch durch die Art und Weise verdoppelte, wie die Behörde die ganze Sache von sich abgelehnt hatte; »was ist aus Athos geworden?«

»Da mir daran liegen mußte, eiligst mein Unrecht gegen den Gefangenen gut zu machen,« antwortete der Wirth, »so lief ich nach dem Keller, um ihn wieder in Freiheit zu setzen. Ach, gnädiger Herr, das war kein Mensch mehr, das war ein Teufel. Bei meinem Freiheitsantrag erklärte er, es sei eine Falle, die man ihm stellen wolle, und ehe er herausgebe, werde er Bedingungen machen. Ich erwiderte ihm ganz demüthig, denn ich verhehlte mir die schlimme Lage nicht, in die ich mich dadurch gebracht hatte, daß ich an einen Musketier Seiner Majestät Hand legte; ich erwiderte ihm, ich sei bereit, mich allen seinen Bedingungen zu unterziehen.«



»Vor Allem,« sprach er, »verlange ich, daß man mir meinen Bedienten vollständig bewaffnet zurückgibt.«

»Man beeilte sich, diesem Befehl zu gehorchen, denn Ihr begreift wohl, gnädiger Herr, daß wir bereit waren. Alles zu thun, was Euer Freund verlangte. Herr Grimaud (dieser hat seinen Namen genannt, obgleich er nicht viel spricht), Herr Grimaud wurde also, obschon verwundet, in den Keller hinabgelassen. Sobald er sich bei seinem Herrn befand, verrammelte dieser wieder die Thüre und befahl uns, in unserer Schenkstube zu bleiben.«

»Aber wo ist er denn?« rief d'Artagnan, »wo ist Athos?«

»Im Keller, gnädiger Herr.«

»Wie, Unglücklicher? Ihr haltet ihn seit dieser Zeit im Keller fest?«

»Gütiger Gott! nein, gnädiger Herr. Wir ihn im Keller festhalten! Ihr wißt also nicht, was er in dem Keller gemacht hat? Ach! wenn Ihr ihn herausbringen könntet, ich wäre Euch mein ganzes Leben dankbar, ich würde Euch anbeten, wie meinen Schutzpatron!«

»Also ist er da? ich finde ihn dort?«

»Allerdings, gnädiger Herr. Er besteht darauf, im Keller zu bleiben. Jeden Tag reicht man ihm durch das Luftloch Brot an einer Gabel, und Fleisch, wenn er es verlangt. Aber sein stärkster Verbrauch besteht leider nicht in Brot und Fleisch. Einmal versuchte ich es, mit zwei von meinen Aufwärtern hinabzusteigen, aber er gerieth in eine furchtbare Wuth. Ich hörte das Geräusch seiner Pistolen, die er lud, und seiner Muskete, die sein Bedienter lud. Als wir sie sodann fragten, was sie beabsichtigten, so antwortete er: sie hätten zusammen noch vierzig Schüsse abzufeuern, und sie würden sie eher abfeuern, als daß sie einem von uns den Eintritt in den Keller gestatteten. Ich ging sodann zu dem Gouverneur, gnädiger Herr, um mich zu beklagen. Dieser aber erwiderte mir, es geschehe mir ganz recht, und das würde mich wohl lehren, in Zukunft ehrenwerthe Edelleute, welche bei mir einkehren, nicht mehr zu beleidigen.«

»Und seit dieser Zeit . . . « versetzte d'Artagnan, der sich eines lauten Lachens über das erbarmungswürdige Gesicht des Wirthes nicht enthalten konnte.

»Und seit dieser Zeit, gnädiger Herr,« sprach dieser, »führen wir das traurigste Leben, das man sich denken kann, denn Ihr müßt wissen, daß alle meine Vorräthe im Keller aufbewahrt sind: unser Flaschen- und unser Faßwein, das Bier, das Öl und die Specereien, der Speck und die Würste. Und da es uns verboten ist, hinabzusteigen, so sind wir genöthigt, den Reisenden, die bei uns ankommen, Essen und Trinken zu verweigern, so daß unser Gasthof von Tag zu Tag abnimmt. Verweilt Euer Freund noch eine Woche in unserm Keller, so sind wir geschlagene Leute.«

»Und das wäre nicht mehr als billig. Schuft! Sagt, hat man uns nicht an unserer Miene angesehen, daß wir Leute von Stand und keine Falschmünzer waren?«

»Ja, gnädiger Herr, ja, Ihr habt Recht. Aber hört, hört, wie er wüthet!«

»Ohne Zweifel wird man ihn gestört haben.«

»Man muß ihn wohl stören,« rief der Wirth. »Es sind soeben zwei vornehme Engländer bei uns angekommen.«

»Was weiter?«

»Was weiter! Die Engländer lieben den guten Wein, wie Ihr wißt, und diese haben vom besten verlangt. Meine Frau wird von Eurem Freund sich die Erlaubniß erbeten haben, eintreten zu dürfen, um diese Herren befriedigen zu können. Und er hat es wahrscheinlich wie gewöhnlich abgeschlagen. Ach, gütiger Gott! der Teufelslärm verdoppelt sich!«

D'Artagnan hörte wirklich auf der Seite des Kellers ein gewaltiges Getöse. Er stand auf. Der Wirth schritt, die Hände ringend, vor ihm her, Planchet folgte ihm, das geladene Gewehr in der Hand, und so näherte er sich dem Orte der Handlung.

Die zwei fremden Herren waren in Verzweiflung. Sie hatten einen langen Ritt gemacht, und starben beinahe vor Hunger und Durst.

»Das ist eine wahre Tyrannei!« riefen sie in sehr gutem Französisch, obgleich mit etwas fremdem Accent; »es ist eine wahre Tyrannei, daß dieser Hauptnarr die guten Leute nicht über ihren Wein verfügen lassen will. Aus! treten wir die Thüre ein, und wenn er zu wüthend ist, so schlagen wir ihn todt.«

»Warum nicht gar, meine Herren,« sagte d'Artagnan, seine Pistolen aus dem Gürtel ziehend. »Ihr werdet Niemand todt schlagen, wenn's beliebt.«

»Gut, gut,« sprach Athos ruhig hinter der Thür, »man lasse sie nur ein wenig eintreten, diese Kleinkinderfresser, und wir werden sehen.«



So muthig die beiden englischen Herren sich gebärdet hatten, so schauten sie doch jetzt zögernd einander an; man hätte glauben sollen, im Keller befände sich ein ausgehungertes Wehrwolf, einer jener riesigen Helden der Volkssage, in deren Höhle Niemand ungestraft eindringt.

Nach einer kurzen Pause stieg der Händelsüchtigste von ihnen die fünf oder sechs Stufen der Treppe hinab, und gab der Thüre einen Fußtritt, daß eine Mauer hätte bersten müssen.

»Planchet,« sprach d'Artagnan, seine Pistolen rüstend, »ich übernehme den oberen, übernimm Du den unteren. Ah! meine Herren, Ihr wollt eine Schlacht! Ganz gut, sie soll Euch geliefert werden.«

»Mein Gott,« rief Athos mit hohler Stimme, »ich höre d'Artagnan, wie es mir scheint.«

»In der That!« schrie d'Artagnan, »ich bin es, mein Freund.«

»Ah, dann ist es gut,« sprach Athos, »wir wollen sie bearbeiten, diese Thürenstürmer!«

Die Fremden hatten ihre Degen ergriffen, aber sie fanden sich zwischen zwei Feuer gestellt; sie zögerten noch einen Augenblick; doch der Stolz trug wie das erste Mal den Sieg davon, und ein zweiter Fußtritt machte die Thüre in ihrer ganzen Höhe erkrachen.

»Halt' Dich fertig, d'Artagnan, halt' Dich fertig!« brüllte Athos, »halt' Dich fertig! ich schieße!«

»Meine Herren!« rief d'Artagnan, den die Überlegung nie verließ, »meine Herren, bedenkt wohl! Geduld, Athos. Ihr fangt einen schlimmen Handel an, bei dem Ihr sicherlich den Kürzeren ziehet. Ich und mein Bedienter, wir feuern dreimal, eben so viele Kugeln werden Euch vom Keller aus zugeschleudert; dann haben wir noch unsere Degen, mit denen mein Freund und ich ziemlich gut zu spielen wissen, das versichere ich Euch. Laßt mich Eure und meine Sache abmachen. Ihr werdet sogleich zu trinken bekommen, darauf gebe ich Euch mein Ehrenwort.«

»Wenn noch etwas übrig ist,« knurrte Athos mit spöttischer Stimme.

Dem Wirth lief der kalte Schweiß über den Rücken.

»Wie so? wenn noch etwas übrig ist!« murmelte er.

»Der Teufel! es wird wohl noch etwas übrig sein,« erwiderte d'Artagnan. »Seid unbesorgt, sie werden zu zwei nicht den ganzen Keller ausgetrunken haben. Meine Herren, steckt Eure Degen in die Scheide!«

»Gut, aber steckt Ihr ebenfalls Eure Pistolen in den Gürtel!«

»Gern!«

D'Artagnan gab das Beispiel, wandte sich sodann gegen Planchet um und deutete ihm durch ein Zeichen an, er solle seine Muskete abspannen.

Hiedurch überzeugt, steckten die Engländer ihre Degen brummend in die Scheide. Man erzählte ihnen die Geschichte der Einkerkering von Athos, und da sie gute Edelleute waren, so gaben sie dem Wirth Unrecht.

»Nun, meine Herren,« sagte d'Artagnan, »geht in Euer Zimmer hinauf, und in zehn Minuten sollt Ihr Alles bekommen, dafür stehe ich Euch, was Ihr nur wünschet.«

Die Engländer grüßten und entfernten sich.

»Da ich jetzt allein bin, mein lieber Athos,« sagte d'Artagnan, »so öffnet mir gefälligst die Thüre.«



»Sogleich,« erwiderte Athos.

Dann vernahm man ein Geräusch von unter einander geworfenen Reißbündeln und knarrenden Balken. Dies waren die Contreescarpes und Basteien von Athos, welche der Belagerte selbst zerstörte. Nach einem Augenblick wankte die Thüre und man sah den bleichen Kopf von Athos erscheinen, der mit raschem Blick das Terrain musterte.

D'Artagnan warf sich ihm an den Hals und umarmte ihn zärtlich; dann wollte er ihn aus seinem feuchten Aufenthalt herausziehen. Nun aber merkte er erst, daß sein Freund wankte.

»Ihr seid verwundet,« sprach er.

»Nicht im Mindesten, ich bin schwer betrunken, das ist das Ganze. Und um dies zu bewerkstelligen, ist nie ein Mensch in der Welt besser verfahren. Bei Gott! Herr Wirth, ich habe für meinen Theil wenigstens hundert und fünfzig Flaschen getrunken.«

»Barmherzigkeit!« rief der Wirth, »wenn der Diener nur halb so viel getrunken hat, als der Herr, so bin ich zu Grund gerichtet.«

»Grimaud ist ein Lakai von gutem Hause, der sich nicht erlaubt haben würde, auf dieselbe Weise ein Tägliches zu sich zu nehmen, wie ich. Er trank nur aus dem Fasse. Halt! ich glaube, er hat vergessen, den Zapfen wieder hineinzustecken. Hört Ihr, das läuft!«

D'Artagnan brach in ein schallendes Gelächter aus, das den Schauer des Wirths in ein hitziges Fieber verwandelte.

In demselben Augenblick erschien auch Grimaud hinter seinem Herrn, die

schwere Büchse auf der Schulter mit wackelndem Kopf, wie trunkene Satyrn auf den Gemälden von Rubens. Er war hinten und vorn mit einer fetten Flüssigkeit benetzt, worin der Wirth sein bestes Olivenöl erkannte.

Der Zug ging durch den großen Saal und verfügte sich in das schönste Zimmer des Gasthofes, welches d'Artagnan aus eigener Machtvollkommenheit in Beschlag nahm.

Während dieser Zeit stürzten der Wirth und seine Frau in den Keller, der für sie so lange verschlossen gewesen war. Hier aber harrete ihrer ein furchtbares Schauspiel.

Jenseits der Festungswerke, die aus Reißbüscheln, Brettern, Balken und leeren Fässern bestanden, welche Athos nach allen Regeln der Strategie aufgehäuft, nun aber eingerissen hatte, um herausgehen zu können, sah man in Teichen von Öl und Wein die Gebeine aller verspeisten Schinken schwimmen, während eine Masse zerbrochener Flaschen den linken Winkel des Kellers füllte, und ein Faß, dessen Hahn offen geblieben war, durch diese Öffnung die letzten Tropfen seines Blutes vergoß. Das Bild der Verwüstung und des Todes herrschte hier, nach den Worten eines alten Dichters, wie auf dem Schlachtfelde.

Von fünfzig an den Balken aufgehängten Würsten waren kaum noch zehn übrig.

Das Jammergeschrei des Wirthes und der Wirthin durchdrang nun das Kellergewölbe, und selbst d'Artagnan ward von ihrem lauten Wehklagen bewegt. Athos wandte nicht einmal den Kopf um.

Auf den Schmerz folgte die Wuth. Der Wirth bewaffnete sich mit einem Bratspieß und rannte in seiner Verzweiflung in das Zimmer, in das sich die zwei Freunde zurückgezogen hatten.

»Wein!« sprach Athos, als er den Wirth erblickte.

»Wein!« rief der Wirth ganz außer sich. »Wein! Ihr habt mir für mehr als hundert Pistolen getrunken, ich bin ein geschlagener, verlorener zu Grunde gerichteter Mann!«

»Bah!« sagte Athos, »unser Durst ist immer gleich geblieben.«

»Wenn Ihr Euch nur mit dem Trinken begnügt hättet, aber Ihr habt alle Flaschen zerbrochen.«

»Ei, warum müßtet Ihr mich auf einen Haufen treiben, der herunterrumpelte? Das ist Euer Fehler.«

»All mein Öl ist zu Grunde gegangen.«



»Das Öl ist ein vortrefflicher Balsam für die Wunden, und der arme Grimaud mußte doch die, welche Ihr ihm beigebracht habt, ein wenig einschmieren.«

»Alle meine Würste sind aufgegessen.«

»Es gibt eine ungeheure Menge Ratten in diesem Keller.«

»Ihr werdet mir Alles bezahlen,« rief der Wirth verzweiflungsvoll.

»Dreifacher Schurke,« sagte Athos aufstehend, aber er fiel sogleich wieder zurück und gab dadurch einen Maßstab von seinen Kräften. D'Artagnan kam ihm, die Reitpeitsche schwingend, zu Hilfe.

Der Wirth wich einen Schritt zurück und machte sich durch einen Thränenstrom Luft.

»Das wird Euch die Gäste, welche Euch Gott schickt, auf eine höflichere Weise behandeln lehren,« sprach d'Artagnan.

»Gott schickt? sagt lieber der Teufel.«

»Mein lieber Freund,« erwiderte d'Artagnan, »wenn Ihr unsere Ohren noch länger peinigt, so schließen wir uns alle vier in den Keller ein, und wir werden dann sehen, ob der Schaden wirklich so groß ist, als Ihr sagt.«

»Ja, ja,« sprach der Wirth, »ich gestehe, ich habe Unrecht, aber es gibt Gnade und Barmherzigkeit für jede Sünde. Ihr seid vornehme Herren und ich bin ein armer Wirth; Ihr werdet Mitleid mit mir haben.«

»Ah! wenn Du so sprichst,« sagte Athos, »so zerreiße Du mir das Herz, und die Thränen entströmen meinen Augen, wie der Wein deinen Fässern entströmte. Man ist kein so eingefleischter Teufel, wie man aussieht. Komm her, schwatzen wir miteinander.«

Der Wirth trat unruhig näher.

»Komm her, sage ich Dir, und fürchte Dich nicht,« fuhr Athos fort. »In dem Augenblick, wo ich Dich bezahlen wollte, hatte ich meine Börse auf den Tisch gelegt.«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Diese Börse enthielt sechszig Pistolen; wo ist sie!«

»In der Gerichtskanzlei deponiert; man sagte, es sei falsche Münze.«

»Gut! laß Dir meine Börse zurückgeben und behalte die sechszig Pistolen.«

»Aber, der gnädige Herr weiß doch, daß die Gerichtskanzlei nichts mehr zurückgibt, was sie einmal in ihrer Kasse hat; wenn es falsche Münze wäre, dann dürfte man noch hoffen, aber leider sind es gute Goldstücke.«

»Mach das mit der Kanzlei ab, mein braver Mann; darum kümmere ich mich um so weniger, als mir kein Livre mehr übrig bleibt.«

»Hört,« sagte d'Artagnan, »wo ist das alte Pferd von Athos?«

»Im Stalle.«

»Wie viel ist es werth?«

»Höchstens fünfzig Pistolen.«

»Es ist achtzig wert, nimm es und Alles ist abgetan.«

»Wie, Du verkaufst mein Pferd?« sprach Athos, »Du verkaufst meinen Bajazet? und auf was soll ich den Feldzug machen? auf Grimaud?«

»Ich bringe Dir ein anderes,« sagte d'Artagnan.

»Ein herrliches!« rief der Wirth.

»Wenn ein schöneres und jüngerer für mich vorhanden ist, so nimm das alte, und – jetzt Wein her!«

»Von welchem?« fragte der Wirth wieder erheitert.

»Von dem, welcher hinten bei den Latten liegt; es sind noch fünfundzwanzig Flaschen davon übrig; die andern zerbrochen insgesamt bei meinem Sturze. Rasch hinab!«

»Das ist ein wahrer Teufelskerl von einem Menschen,« sagte der Wirth bei Seite; bleibt er nur vierzehn Tage hier und bezahlt Alles, was er trinkt, so bin ich wieder geborgen.«

»Und vergiß nicht,« fuhr d'Artagnan fort, »vier Flaschen von demselben zu den englischen Herren hinauf zu tragen.«

»Nun, mein Freund,« sprach Athos, »während er den Wein holt, erzähle mir, was aus den Anderen geworden ist; laß hören.«

D'Artagnan theilte ihm mit, wie er Porthos mir einer Quetschung im Bette, und Aramis an einem Tische zwischen zwei Theologen gefunden hatte. Als er seine Erzählung endigte, erschien der Wirth mit den verlangten Flaschen und mit einem Schinken, der zu seinem Glück außerhalb des Kellers geblieben war.

»Das ist gut,« sagte Athos sein und d'Artagnans Glas füllend, »so viel von Porthos und Aramis; aber Ihr, mein Freund, was habt Ihr und was ist Euch persönlich begegnet? Ihr seht so trübselig aus.«

»Ach! ich bin wahrlich der Unglücklichste von uns Allen.«

»Du unglücklich, d'Artagnan?« sprach Athos. »Laß hören, sprich, auf welche Art bist Du unglücklich?«

»Später,« sagte d'Artagnan.

»Später, und warum später? weil Du glaubst, ich sei betrunken, d'Artagnan? Merke Dir wohl, ich habe nie klarere Ideen, als wenn ich im Wein schwimme. Sprich also, ich bin ganz Ohr.«

D'Artagnan erzählte sein Abenteuer mit Madame Bonacieux. Athos hörte ihm zu, ohne eine Miene zu verändern; als er vollendet hatte, rief der Musketier:

»Erbärmlichkeiten, lauter Erbärmlichkeiten!«

»Erbärmlichkeiten! das ist immer Euer Wort,« sprach d'Artagnan; »das steht Euch sehr schlecht. Euch, der Ihr nie geliebt habt.«

Das todte Auge von Athos flammte plötzlich, aber es war nur ein Blitz; es wurde wieder matt, wie vorher.

»Das ist wahr,« sagte er ruhig, »ich habe nie geliebt.«

»Ihr seht also wohl, Marmorseele,« sprach d'Artagnan, »daß Ihr Unrecht habt, gegen uns, die wir ein zärtlich Herz besitzen, hart zu sein.« – »Zärtliches Herz, durchlöcherter Herz.«

»Was sagt Ihr da?«

»Ich sage, daß die Liebe eine Lotterie ist, wo derjenige, welcher gewinnt, den Tod gewinnt. Glaubt mir, mein lieber d'Artagnan, Ihr seid sehr glücklich, daß Ihr verloren habt. Wenn ich Euch rathen soll, so verliert immer.«

»Sie hatte das Ansehen, als liebte sie mich so sehr.«

»Sie hatte das Ansehen.«

»Oh! sie liebte mich.«

»Kind! es gibt keinen Menschen, der nicht geglaubt hätte, sein Liebchen liebe ihn, und der nicht von seiner Geliebten betrogen worden wäre.«

»Euch ausgenommen, Athos, der Ihr nie geliebt habt.«

»Das ist wahr,« sprach Athos nach kurzem Stillschweigen, »ich habe nie geliebt. Laß uns trinken.«

»Aber unterstützt mich, belehrt mich, Ihr, der Ihr ein Philosoph seid,« sprach d'Artagnan, »ich bedarf der Weisheit und des Trostes.«

»Des Trostes, worüber?«

»Über mein Unglück.«

»Euer Unglück macht mich lachen,« sagte Athos die Achseln zuckend, »ich möchte wohl wissen, was Ihr sagtet, wenn ich Euch eine Liebesgeschichte erzählen würde.«

»Die Euch begegnet ist?«

»Oder einem von meinen Freunden, was ist daran gelegen?«

»Sprecht, Athos, sprecht.«

»Wir wollen trinken, das wird besser sein.«

»Trinkt und erzählt.«

»Wirklich, das läßt sich machen,« sagte Athos, sein Glas leerend und wieder füllend; »diese zwei Dinge gehen vortrefflich zusammen.«

Athos sammelte sich, aber je mehr er sich sammelte, desto bleicher sah ihn d'Artagnan werden; er hatte die Periode der Trunkenheit erreicht, wo gewöhnliche Trinker fallen und einschlafen.

»Ihr wollt es durchaus haben?« fragte er.

»Ich bitte Euch darum,« sagte d'Artagnan.

»Euerem Wunsche soll willfahrt werden. Einer von meinen Freunden, hört Ihr wohl? nicht ich,« sprach Athos sich mit einem düsteren Lächeln unterbrechend; »einer von den Grafen meiner Provinz, das heißt im Berry, hochgeboren wie ein Dandolo oder ein Montmorency, verliebte sich in seinem



fünfundzwanzigsten Jahr in ein sechzehnjähriges Mädchen, das so schön war wie eine Liebesgöttin. Durch die Naivetät ihres Alters leuchtete ein glühender Geist, kein Frauengeist, sondern ein Dichtergeist; sie gefiel nicht, sie berauschte; sie lebte in einem kleinen Dorf bei ihrem Bruder, der Pfarrer war. Beide waren in die Gegend gekommen, ohne daß man wußte, woher; aber wenn man sah, wie schön sie, und wie fromm ihr Bruder war, so dachte man nicht daran, sie zu fragen, woher sie kämen. Überdies behauptete man, sie seien von guter Herkunft. Mein Freund, welcher der Gebieter dieser Ländereien war, hätte sie nach seinem Belieben verführen oder mit Gewalt wegnehmen können, denn er war der Herr; wer wäre zwei Fremden, zwei Unbekannten zu Hilfe gekommen? Zu seinem Unglück war er ein ehrlicher Mann und heirathete sie. Der Narr, der Dummkopf, der Tropf!«

»Aber warum dies, da er sie liebte?« fragte d'Artagnan.

»Nur Geduld,« erwiderte Athos. »Er führte sie in sein Schloß und machte sie zur ersten Dame der Provinz; und man muß ihr hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie wußte ihren Rang vortrefflich zu behaupten.«

»Nun?« fragte d'Artagnan.

»Nun! eines Tages, als sie mit ihm auf der Jagd war,« fuhr Athos mit gedämpfter Stimme und sehr schnell sprechend fort, »fiel sie vom Pferde und wurde ohnmächtig; der Graf eilte ihr zu Hilfe, und da sie in ihren Kleidern beinahe erstickte, so schlitze er diese mit seinem Dolche und entblößte ihre Schulter. Errathet, was sie auf ihrer Schulter hatte, d'Artagnan?«

»Kann ich es wissen?«

»Eine Lilie,« sprach Athos. »Sie war gebrandmarkt.« Und Athos leerte mit einem Zuge das Glas aus, das er in der Hand hatte.

»Gräßlich!« rief d'Artagnan, »was erzählt Ihr mir da?«

»Die Wahrheit, mein Lieber. Der Engel war ein Teufel. Das arme Mädchen hatte gestohlen.«

»Und was that der Graf?«

»Der Graf war ein hoher Herr; er hatte auf seinen Gütern die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit; er zerriß die Kleider der Gräfin vollends, band ihr die Hände auf den Rücken und knüpfte sie an einem Baume auf.«

»Himmel! Athos, ein Mord!« rief d'Artagnan.

»Ja, ein Mord, nicht mehr« sprach Athos bleich wie der Tod. »Aber es scheint, es fehlt uns an Wein.«

Und er ergriff die letzte Flasche, welche noch übrig war, am Halse, setzte sie an den Mund und leerte sie auf einen Zug, als wäre es ein gewöhnliches Glas gewesen.

Dann ließ er den Kopf zwischen seine beiden Hände sinken, d'Artagnan aber blieb stumm vor Schrecken.

»Das heilte mich von allen Frauen, von den schönen, von den poetischen und von den verliebten,« sprach Athos sich wieder erhebend und ohne daran zu denken, die Fabel von dem Grafen fortzusetzen. »Gott gewähre Euch eben so viel! Trinken wir!«

»Sie ist also todt?« stammelte d'Artagnan.

»Beim Teufel!« erwiderte Athos. »Doch reicht mir Euer Glas. Schinken,



Schufft!« rief er. »Wir können nicht mehr trinken!«

»Aber ihr Bruder?« fügte d'Artagnan schüchtern bei.

»Ihr Bruder?« versetzte Athos.

»Ja, der Priester.«

»Ich schickte nach ihm, um ihn ebenfalls aufhängen zu lassen, aber er war mir zuvorgekommen und hatte seinen Pfarrhof am Abend zuvor verlassen.«

»Wußte man, wer der Elende war?«

»Er war der erste Liebhaber und der Mitschuldige der Schönen, ein würdiger Mann, der sich den Anschein gab, als wäre er Pfarrer, um sie zu verheirathen und ihr eine Zukunft zu sichern; er wird hoffentlich geviertheilt worden sein.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief

d'Artagnan ganz betäubt von dieser furchtbaren Begebenheit.

»Eßt doch von diesem Schinken, d'Artagnan, er ist vortrefflich,« sagte Athos und legte eine Schnitte auf den Teller des jungen Mannes. »Wie Schade, daß nicht wenigstens nur vier wie dieser in dem Keller gewesen sind! Ich hätte fünfzig Flaschen mehr getrunken.«

D'Artagnan vermochte dieses Gespräch nicht länger zu ertragen, denn es hätte ihn toll gemacht, er ließ den Kopf auf seine Hände sinken und stellte sich als entschlief er.

»Die jungen Leute können nicht mehr trinken,« sprach Athos und schaute ihn mitleidig an, und doch ist dieser noch einer von den besten! . . . «

XXVIII.

Rückkehr.

D'Artagnan blieb ganz betäubt durch die furchtbare Mittheilung von Athos. Es erschienen ihm noch sehr viele Dinge dunkel in dieser halben Offenbarung. Vor Allem war sie von einem völlig betrunkenen Menschen, einem halb Betrunkenen gemacht worden. Aber trotz der Schwankung, welche durch den Dunst von zwei oder drei Flaschen Burgunder im Gehirn entsteht, war d'Artagnan, als er am andern Morgen erwachte, jedes Wort noch so gegenwärtig, als ob die Sylben, wie sie von dem Mund des Einen fielen, in den Geist des Andern eingezeichnet worden wären. Der Zweifel, der sich in ihm regte, erzeugte ein noch viel lebhafteres Verlangen, Gewißheit zu bekommen, und er begab sich zu seinem Freund in der besten Absicht, das Gespräch am vorigen Abend wieder anzuknüpfen, aber er fand Athos bereits wieder in den feinsten, undurchdringlichsten Menschen umgewandelt.

Der Musketier, nachdem er einen Händedruck und ein Lächeln mit ihm ausgetauscht hatte, kam ihm indessen zuvor.

»Ich war gestern sehr betrunken, mein lieber d'Artagnan,« rief er, »ich fühlte dies heute Morgen an meiner immer noch etwas schweren Zunge und an meinem aufgeregten Pulse. Ich wette, daß ich tausenderlei närrische Dinge preisgegeben habe.«

Während er diese Worte sprach, schaute er seinen Freund so fest an, daß dieser dadurch in Verlegenheit gerieth.

»Nicht doch,« erwiderte d'Artagnan, »und wenn ich mich recht erinnere, so habt Ihr nichts Außerordentliches gesprochen.

»Ah, Ihr setzt mich in Erstaunen. Ich glaubte Euch eine höchst klägliche Geschichte erzählt zu haben,« und dabei sah er den jungen Mann an, als wollte er in der Tiefe seiner Seele lesen.

»Meiner Treu',« sprach d'Artagnan, »es scheint, ich war noch betrunkenener als Ihr, da ich mir gar nicht mehr erinnern kann.«

Athos ließ sich nicht mit diesen Worten abspesen, sondern versetzte:

»Es kann Euch nicht entgangen sein, mein lieber Freund, daß jeder seine eigene Art von Trunkenheit bat: der Eine, eine lustige, der Andere eine traurige. Ich habe sie traurige Trunkenheit, und wenn ich einmal weingrün bin, so ist es meine Manier, alle trübselige Geschichten zu erzählen, die mir meine alberne Amme in das Hirn gepflanzt hat. Das ist mein Fehler, ein Hauptfehler, ich gestehe es zu; aber abgesehen davon bin ich ein guter Trinker.«

Athos sagte dies auf eine so natürliche Weise, daß d'Artagnan in seiner Überzeugung erschüttert wurde.

»O! das ist es, in der That,« sprach der junge Mann, der hinter die Wahrheit zu kommen suchte. »Dergleichen ist es. Ich erinnere mich, wie man sich eines Traumes erinnert, daß wir von Gehenkten gesprochen haben.«

»Ah, Ihr seht wohl,« sagte Athos erbleichend, während er zu lächeln suchte, »ich wußte es, die Gehenkten sind mein Alp.«

»Ja, ja,« entgegnete d'Artagnan, »das Gedächtnis kehrt wieder bei mir ein: es war die Rede . . . wartet nur . . . es war die Rede von einer Frau.«

»Seht,« erwiderte Athos beinahe bleifarbig geworden, »das ist meine große Geschichte von der blonden Frau. Wenn ich diese erzähle, bin ich bis zur Bewußtlosigkeit betrunken.«

»Ja, das ist es,« sagte d'Artagnan, »die Geschichte von der blonden Frau, groß und schön mit blauen Augen.«

»Ja, und gehenkt.«

»Durch ihren Gatten, der ein hoher Herr von Eurer Bekanntschaft war,« fuhr d'Artagnan, seinen Freund fest anschauend, fort.

»Seht Ihr, wie man einen Menschen bloßstellen kann, wenn man nicht mehr weiß, was man sagt,« fuhr Athos fort und zuckte die Achseln, als ob er sich selbst bemitleidete. »Gewiß, ich will mich nicht mehr betrinken, d'Artagnan, es ist eine gar zu schlechte Gewohnheit.«

»Bald hätte ich vergessen,« fügte er hinzu, »ich danke Euch für das Pferd, das Ihr mir mitgebracht habt.«

»Gefällt es Euch?«

»Ja, aber es ist kein Pferd für Strapazen.«

»Ihr täuscht Euch. Ich habe zehn Meilen in weniger als anderthalb Stunden mit ihm gemacht, und es schien nicht mehr ermüdet, als wenn es einmal auf der Place Saint-Sulpice im Kreise umher geritten worden wäre.«⁴

»Ei, ei, das ist sehr ärgerlich.«

»Ärgerlich?«

»Ja, ich habe mich desselben entäußert.«

»Wie dies?«

»Hört: als ich diesen Morgen um sechs Uhr erwachte, schließt Ihr wie ein Dachs, und ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ich war noch ganz verdumpft von unserer gestrigen Schwelgerei. Ich ging in den großen Saal hinab und sah einen von unsern Engländern, der mit einem Roßtäuscher um ein Pferd handelte. Dem seinigen war ein Blutgesäß gesprungen. Ich näherte mich ihm und sage, als ich gewahr wurde, daß er hundert Pistolen für einen Schweißfuchs bot: ›Bei Gott, mein edler Herr, ich habe auch ein Pferd zu verkaufen.‹

›Und zwar ein sehr schönes,‹ sprach er. ›Ich habe es gestern gesehen. Der Knecht Eures Freundes führte es an der Hand.‹

›Glaubt Ihr, es sei hundert Pistolen werth?‹

›Ja. Wollt Ihr es mir um diesen Preis geben?‹

›Nein, aber ich spiele mit Euch darum.‹

›Wie?‹

›Mit Würfeln.‹

»Gesagt getan, und ich habe das Pferd verloren. Doch hört wohl,« fuhr Athos fort, »die Decke habe ich wieder gewonnen.«

D'Artagnan machte eine ziemlich verdrießliche Miene.

»Das ist Euch unangenehm?« sprach Athos.

»Allerdings, ich muß es Euch gestehen,« erwiderte d'Artagnan. »Dieses Pferd sollte dazu dienen, uns an einem Schlachttag kenntlich zumachen; es war ein Pfand, ein Andenken. Athos, Ihr habt Unrecht gehabt.«

»Ei, mein lieber Freund, versetzt Euch an meine Stelle,« entgegnete der Musketier, »ich langweilte mich zum Sterben, und dann auf Ehre, ich liebe die englischen Pferde nicht. Hört, wenn es sich nur darum handelt, von irgend Jemand erkannt zu werden, so wird der Sattel genügen. Er ist auffallend genug. Was das Pferd betrifft, so werden wir irgend eine Entschuldigung finden, um sein Verschwinden zu rechtfertigen. Was Teufels! ein Pferd ist sterblich. Gesetzt, das meine hätte den Wurm oder den Rotz bekommen!«

D'Artagnan's Antlitz erheiterte sich nicht.

»Es ist mir verdrießlich,« fuhr Athos fort, »daß Ihr so viel auf diese Thiere zu halten scheint, denn ich bin mit meiner Geschichte noch nicht zu Ende.«

»Was habt Ihr weiter noch gemacht?«

»Nachdem ich mein Pferd verloren hatte, neun gegen zehn, (seht, was für ein Wurf!) kam mir der Gedanke, um das Eurige zu spielen.«

»Ja, aber es blieb doch hoffentlich bei dem Gedanken?«

»Nein, ich brachte ihn sogleich in Ausführung.«

»Ah, den Henker!« rief d'Artagnan unruhig.

»Ich spielte und verlor.«

»Mein Pferd?«

»Euer Pferd, sieben gegen acht; um ein Auge . . . Ihr kennt das Sprichwort?«

»Athos, ich schwöre, Ihr seid nicht bei Vernunft.«

»Mein Lieber, das hättet Ihr mir gestern sagen sollen, als ich Euch die tollen Geschichten erzählte, und nicht heute. Ich verlor es also samt Sattel und Zeug.«

»Aber das ist abscheulich!«

»Nur Geduld, Ihr habt Unrecht. Ich wäre ein vortrefflicher Spieler, wenn ich nicht hartnäckig würde, aber das ist der Fall, wie beim Trinken. Ich wurde also hartnäckig.«

»Aber um was konntet Ihr denn spielen? Es blieb Euch ja nichts mehr übrig.«

»Allerdings, mein Freund, es blieb Euch noch der Diamant übrig, der an Eurem Finger glänzt und den ich gestern bemerkt hatte.«

»Dieser Diamant!« rief d'Artagnan, und fuhr mit der Hand an seinen Ring.

»Und da ich Kenner bin, insoferne ich einige für eigene Rechnung besessen hatte, schätzte ich ihn auf tausend Pistolen.«

»Ich hoffe« sprach d'Artagnan halbtodt vor Schrecken, »Ihr erwähntet meines Diamants nicht?«

»Im Gegentheil, lieber Freund, Ihr begreift doch, daß dieser Diamant unser einziges Rettungsmittel war. Mit ihm konnte ich unser Reitzeug, unsere Pferde, und sogar Geld für die Reise wieder gewinnen.«

»Athos, Ihr macht mich zittern!« rief d'Artagnan.

»Ich sprach also von Eurem Diamant mit meinem Gegenspieler, der ihn ebenfalls wahrgenommen hatte. Was Teufel, mein Lieber, Ihr tragt an Eurem

Finger einen Stern des Himmels und wollt, man soll nicht darauf aufmerksam werden? Unmöglich.«

»Vollendet, mein Lieber, vollendet!« sprach d'Artagnan, »denn auf Ehre, Ihr bringt mich um mit Eurer Kaltblütigkeit.«

»Wir theilten also diesen Diamant in zehn Theile von je hundert Pistolen.«

»Ah, Ihr wollt scherzen und mich auf die Probe stellen,« sagte d'Artagnan, den der Zorn zu ersticken drohte.

»Nein, ich scherze nicht, Mord und Teufel! Ich hätte Euch wohl sehen mögen! Vierzehn Tage lang hatte ich kein menschliches Antlitz zu Gesicht bekommen, und war durch dieses ewige Umarmen der Weinflaschen rauhborstig geworden.«

»Das ist kein Grund, um meinen Ring auf das Spiel zu setzen,« entgegnete d'Artagnan, die Hand krampfhaft zusammenpressend.

»Hört also das Ende. Zehn Theile zu hundert Pistolen, ohne Revanche. Auf dreizehn Würfe verlor ich Alles. Auf dreizehn Würfe! Dreizehn ist immer eine Unglückszahl für mich gewesen; es geschah am 13. Juli, daß . . . «

»Tod und Teufel!« rief d'Artagnan aufspringend; die Geschichte dieses Tages machte ihn die des vorhergehenden vergessen.

»Geduld,« sprach Athos, »ich hatte einen Plan. Der Engländer war ein Original. Ich sah ihn am Morgen mit Grimaud plaudern, und dieser meldete mir, er habe ihm den Antrag gemacht, er möge in seine Dienste treten. Ich spiele mit ihm um Grimaud, den stillschweigenden Grimaud, in zehn Portionen getheilt.«

»Ah, Gottes Wunder!« rief d'Artagnan und brach in ein lautes Gelächter aus.

»Grimaud selber, hört Ihr wohl, und mit den zehn Theilen von Grimaud, der nicht ganz einen Dukaten werth ist, gewinne ich den Diamant wieder. Sagt mir also noch einmal, die Beharrlichkeit sei keine Tugend.«

»Meiner Treue! das ist drollig!« rief d'Artagnan getröstet, und hielt sich vor Lachen die Seiten.

»Ihr begreift, daß ich, als ich mich wieder bei Kräften fühlte, abermals um den Diamant zu spielen anfang.«

»Ah, Teufel!« sagte d'Artagnan verdüstert.

»Ich gewann Euer Reitzug wieder und dann Euer Pferd, dann mein Reitzug, dann mein Pferd, und verlor abermals. Kurz, ich habe Euer Reitzug wieder bekommen und das meinige. Und so stehen nun die Sachen. Das war ein vortrefflicher Wurf, und ich blieb dabei.«

D'Artagnan athmete, als ob man ihm das ganze Wirthshaus von der Brust genommen hätte.

»Der Diamant bleibt mir also?« sprach er schüchtern.

»Unberührt, mein lieber Freund. Auch das Reitzug Eueres Bucephalus und des meinigen.«

»Aber was sollen wir mit dem Reitzug ohne Pferd machen?«

»Ich habe hierüber einen Gedanken.«

»Athos, Ihr macht mich beben.«

»Hört: Ihr habt seit langer Zeit nicht mehr gespielt, d'Artagnan!«

»Und ich habe auch keine Lust zu spielen.«

»Verschwören wir nichts. Ihr habt seit langer Zeit nicht mehr gespielt, sagte ich, Ihr müßt folglich eine glückliche Hand haben.«

»Gut, und hernach?«

»Gut, der Engländer und sein Gefährte sind noch hier. Ich bemerkte, daß es ihnen sehr leid thut, unser Reitzzeug nicht zu besitzen. Ihr scheint viel auf Euer Pferd zu halten. An Euerer Stelle würde ich um Euer Reitzzeug gegen Euer Pferd spielen.«

»Aber er wird nicht um ein einziges Reitzzeug wollen.«

»Spielt um beide. Bei Gott, ich bin kein Egoist, wie Ihr.«

»Ihr würdet dies thun?« sagte d'Artagnan unentschlossen, so sehr wurde er unwillkürlich von der Zuversichtlichkeit seines Freundes angesteckt.

»Bei meinem Ehrenwort, auf einen Wurf!«

»Da ich die Pferde verloren habe, so muß mir sehr viel daran liegen, wenigstens das Reitzzeug zu behalten.«

»So spielt um Euern Diamant.«

»O, das ist ein ander Ding; nie, nie!«

»Teufel!« sprach Athos, »ich würde Euch vorschlagen, um Grimaud zu spielen; da dies aber bereits geschehen ist, so wird der Engländer ohne Zweifel nicht mehr wollen.«

»Entschieden, mein lieber Athos,« sagte d'Artagnan, »ich will lieber gar nichts mehr wagen.«

»Das ist Schade,« sprach Athos kalt. »Der Engländer ist ganz gespickt mit Pistolen. Ei, mein Gott, versucht doch einen Wurf. Ein Wurf ist bald gemacht.«

»Und wenn ich verliere?«

»Ihr werdet gewinnen.«

»Aber wenn ich verliere?«

»Gut, so gebt Ihr ihm unser Reitzzeug.«

»Es mag sein, einen Wurf,« sprach d'Artagnan.

Athos suchte den Engländer auf und fand ihn im Stalle, wo er das Reitzzeug der Freunde mit lüsternen Augen betrachtete. Die Gelegenheit war günstig. Er machte seine Bedingungen: Beider Reitzzeug gegen ein Pferd oder hundert Pistolen nach Belieben. Der Engländer rechnete schnell. Das Reitzzeug war wenigstens dreihundert Pistolen werth. Er schlug ein.

D'Artagnan warf die Würfel zitternd und bekam die Zahl drei. Seine Blässe erschreckte Athos, welcher nur die Worte sprach: »Das ist ein trauriger Wurf, Kamerad; Ihr bekommt die Pferde mit Sattel und Zeug, mein Herr.«

Triumphirend nahm sich der Engländer nicht einmal die Mühe, die Würfel zu rollen. Er warf sie auf den Tisch, ohne hinzusehen, so sehr war er von seinem Siege überzeugt. D'Artagnan hatte sich umgedreht, um seinen Verdruß zu verbergen.

»Halt, halt, halt!« sprach Athos in seinem ruhigen Tone. »Das ist ein außerordentlicher Wurf, und ich habe ihn nur viermal in meinen Leben gesehen. Zwei Aß!«

Der Engländer schaute und war wie niedergedonnert. D'Artagnan schaute



ebenfalls und wurde roth vor Freude.

»Ja,« fuhr Athos fort, »nur viermal: einmal bei Herrn von Crequi, zum zweiten Mal bei mir im Felde, in meinem Schlosse, als ich noch ein Schloß hatte, ein drittes Mal bei Herrn von Treville, und ein viertes Mal in einer Schenke, wo es mich traf und ich dabei hundert Louisd'or nebst einem Abendbrot verlor.«

»Der Herr nimmt also sein Pferd wieder?« sprach der Engländer.

»Allerdings,« sagte d'Artagnan.

»Dann findet keine Revanche statt?«

»Unsere Bedingungen lauteten:

keine Revanche, wie Ihr Euch erinnern werdet.«

»Allerdings; das Pferd soll Eurem Bedienten übergeben werden.«

»Einen Augenblick,« sagte Athos. »Mit Euerer Erlaubniß, mein Herr, ich wünschte ein Wort mit meinem Freunde zu sprechen.«

»Sprecht!«

Athos nahm d'Artagnan bei Seite.

»Nun?« fragte d'Artagnan. »Was willst Du noch von mir, Versucher? Du willst, daß ich spiele?«

»Ich will, daß Du nachdenkst.«

»Worüber?«

»Du hast das Pferd wieder genommen?«

»Gewiß.«

»Du hast Unrecht. Ich würde die hundert Pistolen nehmen. Du weißt, daß Du um unser Reitzzeug gegen das Pferd, oder um hundert Pistolen gespielt hast.«

»Ja.«

»Ich würde die hundert Pistolen nehmen.«

»Gut, und ich nehme das Pferd.«

»Und Ihr habt Unrecht, mein Freund, das wiederhole ich Euch. Was wollen wir mit einem Pferde für uns Beide machen? Ich kann doch nicht hinten aufsitzen, wir würden aussehen, wie zwei Haimonskinder, die ihre Brüder verloren haben. Ihr könnt mich doch nicht so sehr demüthigen, daß Ihr auf diesem prachtvollen Schlachtrosse neben mir herreitet. Ich nähme, ohne einen Augenblick m schwanken, die hundert Pistolen. Wir brauchen Geld, um nach Paris zurückzukommen.«

»Es liegt mir Alles an diesem Pferde, Athos.«

»Und Ihr habt Unrecht mein Freund. Ein Pferd macht einen Seitensprung, ein Pferd bäumt sich und überschlägt, ein Pferd frißt aus einer Krippe, aus der ein rotziges Thier gefressen hat, dann ist ein Pferd, oder vielmehr es sind hundert Pistolen verloren. Ferner muß der Herr sein Pferd ernähren, während im Gegentheil hundert Pistolen ihren Herrn ernähren.«

»Aber wie sollen wir zurückkommen?«

»Auf den Pferden unserer Bedienten. Bei Gott! man wird uns immer noch am Gesicht ansehen, daß wir Leute von Stand sind.«

»Wir werden uns gut ausnehmen auf solchen Mähren, während Aramis und Porthos auf ihren schönen Rossen einherreiten.«

»Aramis! Porthos!« rief Athos und brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Was gibt es denn?« fragte d'Artagnan, der die Heiterkeit seines Freundes nicht begreifen konnte.

»Nichts, nichts, fahrt nur fort,« sagte Athos.

»Also Euer Rath . . . «

»Ist, die hundert Pistolen zu nehmen, d'Artagnan mit den hundert Pistolen können wir schwelgen bis zu dem Ende des Monats. Wir haben Strapazen ausgestanden, seht Ihr wohl, und bedürfen ein wenig der Ruhe.«

»Ich ausruhen? o nein, Athos! Sobald ich in Paris bin, forsche ich wieder nach dieser armen Frau.«

»Wohl, glaubt Ihr etwa, Euer Pferd wäre Euch zu diesem Behufe nützlicher, als schöne Louisd'or? Nehmt die hundert Pistolen, mein Freund, nehmt die hundert Pistolen.«

D'Artagnan bedurfte nur eines Grundes um sich zu fügen, und dieser schien ihm vortrefflich. Überdies befürchtete er, in den Augen von Athos egoistisch zu erscheinen, wenn er länger auf seinem Willen beharren würde. Er willigte also ein, und wählte die hundert Pistolen, die ihm der Engländer sogleich ausbezahlte.

Nun dachte man nur an die Abreise, der Friedensschluß mit dem Wirthe kostete außer dem alten Pferd von Athos sechs Pistolen. D'Artagnan und Athos nahmen die Pferde von Planchet und Grimaud. Die zwei Bedienten begaben sich, die Sättel auf ihren Köpfen tragend, zu Fuß auf den Weg.

So schlecht beritten die Freunde auch waren, so gewannen sie doch bald einen Vorsprung vor ihren Lakaien und langten in Crevecoeur an. Sie erblickten von ferne Aramis, der sich schwermüthig auf ein Fenstergesimse stützte und nachschaute, wie der Horizont in eine Staubwolke gehüllt wurde.

»He, holla, Aramis! was macht Ihr denn da?« riefen die zwei Freunde.

»Ah, Ihr seid es, d'Artagnan, Ihr seid es, Athos?« sprach der junge Mann. »Ich dachte darüber nach, mit welcher Schnelligkeit die Güter dieser Welt verschwinden. Mein englisches Roß, das sich von hier entfernte, und eben in einem Staubwirbel verschwunden ist, war mir ein lebendiges Bild von der Hinfälligkeit aller irdischen Dinge. Das Leben läßt sich in die drei Worte auflösen: fuit. est. erit.«

»Das will sagen?« fragte d'Artagnan, der die Wahrheit zu ahnen anfang.

»Das will sagen, daß ich so eben einen albernem Handel abgeschlossen habe. Sechzig Louisd'or um ein Pferd, das nach seinem Gange zu schließen wenigstens fünf Meilen in einer Stunde zurücklegen kann.«

D'Artagnan und Athos brachen in ein Gelächter aus.

»Mein lieber d'Artagnan,« sagte Aramis, »seid mir nicht zu sehr gram, ich bitte Euch. Noth kennt kein Gebot. Überdies bin ich am meisten gestraft, da mich dieser heillose Roßhändler wenigstens um fünfzig Louisd'or betrogen hat.

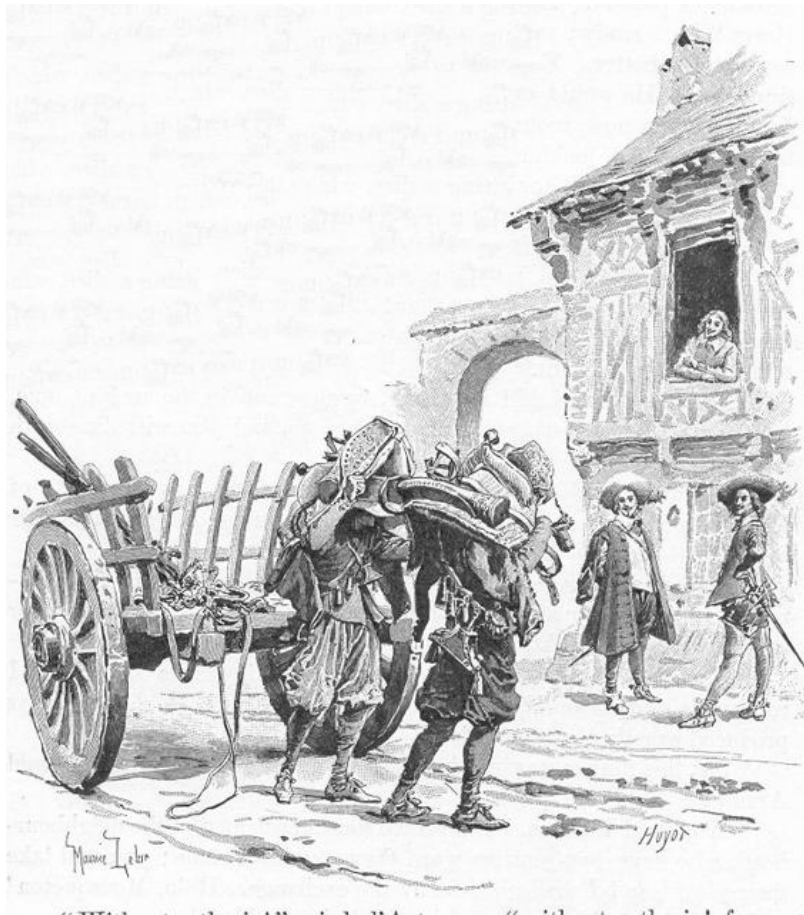
Ah! Ihr seid gute Haushalter, Ihr Beiden. Ihr reitet auf den Pferden Eurer Lakaien, und laßt Euch Eure Luxuspferde sachte und in kleinen Tagemärschen an der Hand nachführen.«

In demselben Augenblick hielt ein Frachtwagen, den man seit einigen Minuten auf der Straße von Amiens erblickte, vor dem Gasthofs an, und man sah Grimaud und Planchet, ihre Sättel auf dem Kopfe, aussteigen. Der Frachtwagen kehrte leer nach Paris zurück, und die zwei Lakaien hatten sich anheischig gemacht, den Fuhrmann auf dem ganzen Wege zechfrei zu halten, wenn er sie mitnehmen würde.

»Was ist das? was soll das bedeuten?« sagte Aramis, als er sah, was vorging. »Nur die Sättel?«

»Begrift Ihr nun?« sprach Athos.

»Meine Freunde, das ist gerade, wie bei mir. Ich habe Sattel und Zeug instinktmäßig behalten. Holla, Bazin, trage mein neues Reitzzeug zu denen der beiden Herren.«



»Und was habt ihr mit euren Doktoren gemacht?« fragte d'Artagnan.

»Mein Lieber, ich habe sie am andern Tag zum Mittagessen eingeladen,« sprach Aramis. »Es gibt hier, beiläufig gesagt, vortrefflichen Wein. Ich machte sie, so gut es mir möglich war, betrunken, dann verbot mir der Pfarrer, die Uniform abzulegen, und der Jesuit bat mich, ihn unter die Musketiere aufnehmen zu lassen!«

»Ohne These,« rief d'Artagnan, »ohne These! Ich verlange die Unterdrückung der These.«

»Von da an lebte ich angenehm,« fuhr Aramis fort. »Ich fing ein Gedicht in einsilbigen Versen an, das ist schwierig, aber das Verdienst liegt bei jeder Sache in der Schwierigkeit. Der Stoff ist galanter Natur; ich werde Euch den ersten Gesang vorlesen. Er hat vierhundert Verse und dauert eine Minute.«

»Meiner Treue, mein lieber Aramis,« sprach d'Artagnan, der die Verse beinahe eben so sehr haßte, als das Latein, »fügt dem Verdienste der Schwierigkeit noch das der Kürze bei, und Ihr könnt wenigstens überzeugt sein, daß es zwei Verdienste haben wird.«

»Ein drittes besteht darin,« fuhr Aramis fort, »daß es redliche Leidenschaften athmet. Wir kehren nach Paris zurück? Bravo! Ich bin bereit! Wir werden also den guten Porthos wieder sehen? Desto besser! Ihr glaubt nicht, wie sehr er mir fehlte, dieser große Pinsel. Ich sehe ihn so gerne in seiner Selbstzufriedenheit, das söhnt mich mit mir aus. Er wird sein Pferd nicht verkauft haben, und wäre es auch gegen ein Königreich! Es ist mir, als ob ich ihn vor mir hätte, auf seinem schönen Thier und seinem glänzenden Sattel. Er sieht gewiß aus, wie ein Großmogul.«

Man hielt eine Stunde an, um die Pferde ausschlaufen zu lassen. Aramis bezahlte seine Rechnung, brachte Bazin bei seinen Kameraden im Frachtwagen unter, und man setzte sich in Marsch, um zu Porthos zu gelangen.

Die Freunde fanden ihn beinahe genesen und folglich minder bleich, als er bei d'Artagnans erstem Besuch gewesen war. Er saß vor einem Tische, auf dem, obgleich er allein war, ein Mittagsbrod für vier Personen figurirte; dieses Mittagsbrod bestand aus zierlich zugerichteten Fleischspeisen, ausgesuchten Weinen und vortrefflichem Obst.

»Ah, bei Gott!« sprach er ausstehend, »Ihr kommt wie gerufen, meine Herren. Ich war gerade bei der Suppe und Ihr könnt mit mir zu Mittag speisen.«

»Oh, oh!« rief d'Artagnan, »hat Mousqueton solche Flaschen mit dem Lasso gefangen, dann finde ich hier ein gespicktes Fricandeau und einen Lendenbraten . . . «

»Ich stärke mich,« sagte Porthos, »ich stärke mich. Nichts schwächt so sehr, als diese verdammten Quetschungen. Habt Ihr schon Quetschungen gehabt, Athos?«

»Niemals, nur erinnere ich mich, daß ich bei unserem Streit in der Rue Ferou einen Degenstich bekam, der nach Verlauf von vierzehn oder acht Tagen genau dieselbe Wirkung hervorbrachte.«

»Aber dieses Mittagsbrod war nicht für Euch allein, mein lieber Porthos,« sagte Aramis.

»Nein,« erwiderte Porthos, »ich erwartete einige Edelleute aus der Nachbarschaft, die mir so eben sagen ließen, sie würden nicht kommen; ihr nehmt ihre Stellen ein, ich verliere nichts bei dem Tausch. Holla, Mousqueton, Stühle! und man verdopple die Flaschen!«

»Wißt Ihr, was wir hier essen?« sagte Athos nach zehn Minuten.

»Bei Gott!« antwortete d'Artagnan, »ich esse gespicktes Kalbfleisch mit Artischocken.«

»Und ich Hammelskeule,« sprach Porthos.

»Und ich Hühnerfricassee,« sagte Aramis.

»Ihr täuscht Euch, meine Herren,« erwiderte Athos ernst. »Ihr verspeist Pferdefleisch.«



»Geht doch,« rief d'Artagnan.

»Pferdefleisch!« brummte Aramis mit einer Grimasse des Ekels.

Porthos allein antwortete nicht.

»Ja, Pferdefleisch, nicht wahr. Porthos, wir speisen Pferdefleisch, und vielleicht Sattel und Zeug dazu?«

»Nein, meine Herren, ich habe das Reitzzeug behalten,« sagte Porthos.

»Meiner Treue, von uns ist einer so gut wie der andere,« rief Aramis; »es ist, als ob wir uns das Wort gegeben hätten.«

»Was wollt Ihr, dieses Pferd beschämte meine Gäste und ich wollte sie nicht demüthigen.«

»Und dann ist Euere Herzogin immer noch in den Bädern, nicht wahr?« fragte d'Artagnan.

»Immer noch,« erwiderte Porthos. »Auch schien der Gouverneur der Provinz, einer von den Edelleuten, die ich heute zum Mittagsbrod erwartete, ein so großes Verlangen darnach zu haben, daß ich es ihm schenkte.«

»Geschenkt,« rief d'Artagnan.

»Oh! mein Gott, ja, geschenkt, das ist das rechte Wort,« sprach Porthos, »es war wenigstens hundert und fünfzig Louisd'or werth und der Knicker wollte mir nicht mehr dafür geben, als achtzig.«

»Ohne den Sattel?« sagte Aramis.

»Ja, ohne den Sattel.«

»Ihr bemerkt, meine Herren,« sprach Athos, »daß Porthos abermals den besten Handel von uns allen gemacht hat.«

Dann entstand ein schallendes Gelächter, wodurch der arme Porthos ganz verduzt wurde, aber man erzählte ihm bald die Ursache dieser Heiterkeit, an der er, seiner Gewohnheit gemäß, geräuschvollen Antheil nahm.

»Auf diese Art sind wir also alle bei Kasse,« sagte d'Artagnan.

»Was mich betrifft,« entgegnete Athos, »ich fand den spanischen Wein von Aramis so gut, daß ich sechzig Flaschen in den Frachtwagen der Bedienten packen ließ, was meinen Baarbestand gewaltig geschmälert hat.«

»Und ich,« sprach Aramis, »stellt Euch vor, daß ich meinen letzten Sou der Kirche von Montdidier und den Jesuiten von Amiens geschenkt, daß ich überdies Verbindlichkeiten eingegangen hatte, welche erfüllt werden mußten: ich habe für mich und Euch, meine Herren, Messen bestellt, die man lesen wird, und bei denen wir uns, wie ich gar nicht zweifle, vortrefflich befinden werden.«

»Und ich,« sagte Porthos, »glaubt Ihr, meine Quetschung habe nichts gekostet? Die Wunde Mousquetons nicht zu rechnen, für den ich jeden Tag zweimal den Chirurgen kommen lassen mußte.«

»Wohl, wohl,« versetzte Athos, mit d'Artagnan und Aramis ein Lächeln austauschend, »ich sehe, daß Ihr Euch sehr großmüthig gegen den armen Burschen benommen habt. So benimmt sich nur ein guter Herr.«

»Kurz, wenn ich meine Rechnung bezahlt habe, werden mir höchstens dreißig Thaler übrig bleiben.«

»Und mir ungefähr zehn Pistolen,« sprach Aramis.

»Es scheint, wir sind die Krösusse der Gesellschaft,« sagte Athos, »wie viel habt ihr noch von Eueren hundert Pistolen übrig?«

»Von meinen hundert Pistolen? Erstlich habe ich Euch fünfzig davon gegeben.«

»Ihr glaubt?«

»Bei Gott!«

»Ah! es ist wahr, ich erinnere mich.«

»Dann habe ich dem Wirthe sechs bezahlt.«

»Welches Vieh, dieser Wirth? Warum habt Ihr ihm sechs Pistolen gegeben?«

»Weil Ihr es mich heißt.«

»Allerdings ich bin zu gut. Kurz, es bleiben übrig?«

»Fünf und zwanzig Pistolen,« antwortete d'Artagnan.«

»Und ich,« sprach Athos, etwas kleine Münze aus der Tasche ziehend, »seht hier.«

»Ihr, nichts.«

»Meiner Treue, oder so wenig, daß es nicht der Mühe werth ist, es zur Masse zu schlagen.«

»Nun wollen wir berechnen, wie viel wir besitzen: Porthos?«

»Dreißig Thaler.«

»Aramis?«

»Zehn Pistolen.«

»Und Ihr, d'Artagnan?«

»Fünf und zwanzig.«

»Das macht im Ganzen?« fragte Athos.

»Vier hundert und fünf und siebenzig Livres,« antwortete d'Artagnan, ein Archimed im Rechnen.

»Bei unserer Ankunft in Paris werden uns immerhin noch vierhundert übrig bleiben,« rief Porthos.

»Vortrefflich! doch wir wollen jetzt speisen, der zweite Gang wird kalt.«

Nunmehr über ihre Zukunft beruhigt, erwiesen die vier Freunde dem Mittagmahl alle Ehre, die Überreste desselben aber wurden den Herren Mousqueton, Bazin, Planchet und Grimaud überlassen.

Als d'Artagnan in Paris ankam, fand er einen Brief von Herr des Essarts, der ihn von dem festen Entschluß Sr. Majestät, am ersten Mai den Feldzug zu eröffnen, benachrichtigte und ihn darauf aufmerksam machte, daß er sich ungesäumt zu equipiren habe.

Er lief sogleich zu seinen Kameraden, die er eine halbe Stunde zuvor verlassen hatte und jetzt sehr traurig, oder vielmehr sehr in Unruhe fand. Sie waren bei Athos im Rathe versammelt, was immer Umstände von ernster Bedeutung ankündigte.

Es hatte wirklich jeder in seiner Wohnung einen ähnlichen Brief von Herrn von Treville erhalten.

Die vier Philosophen schauten sich ganz verdutzt an; Herr von Treville kannte keinen Scherz, was die Disciplin betraf.

»Wie hochschätzt Ihr diese Equipirungen?« fragte d'Artagnan.

»O! das läßt sich so ungefähr sagen,« erwiderte Aramis, »wir haben in diesem Augenblick unsere Rechnung mit spartanischer Knickerei gemacht und gefunden, daß jeder von uns fünfzehnhundert Livres braucht.«

»Vier mal fünfzehn macht sechzig, das sind sechstausend Livres,« sprach Athos.

»Mir scheint,« entgegnete d'Artagnan, »tausend Livres wären hinreichend für Jeden. Ich spreche allerdings nicht als Spartaner, sondern als Procurator . . . «

Das Wort Procurator erweckte Porthos.

»Halt! ich habe einen Gedanken,« rief er.

»Das ist schon etwas; ich habe nicht einmal einen Schatten von einem Gedanken,« sprach Athos kalt; »aber d'Artagnan ist ein Narr, meine Herren. Tausend Livres! Ich erkläre, daß ich für meine Equipirung allein zweitausend brauche.«

»Vier mal zwei macht acht,« sagte Aramis; »wir brauchen also achttausend Livres, um uns zu equipiren, wobei nicht zu vergessen, daß wir die Sättel

bereits haben.«

»Und dann,« sagte Athos, der, um diesen verheißungsreichen Gedanken auszusprechen wartete, bis d'Artagnan, welcher Herrn von Treville danken wollte, die Thüre hinter sich geschlossen hatte, »und dann der schöne Diamant, der am Finger unseres Freundes funkelt. Was Teufels, d'Artagnan ist ein zu guter Kamerad, um Brüder in der Verlegenheit stecken zu lassen, während er an seinem Mittelfinger das Lösegeld für einen König trägt.«

XXIX.

Die Equipirungsjagd.

Der ängstlichste von den vier Freunden war offenbar d'Artagnan, obgleich dieser in seiner Eigenschaft als Garde viel leichter zu equipiren war, als die Herren Musketiere; aber unser Junker aus der Gascogne hatte, wie man bereits sehen konnte, einen vorsichtigen, etwas geizigen Charakter, und war dabei so eitel, daß er Porthos die Spitze bieten konnte. Mit der Unruhe seiner Eitelkeit verband sich bei d'Artagnan in diesem Augenblick eine minder egoistische Unruhe. Alle Erkundigungen, die er über Madame Bonacieux einzog, blieben erfolglos. Herr von Treville hatte mit der Königin gesprochen; die Königin wußte nicht, wo die junge Frau war, und versprach, sie suchen zu lassen. Aber diese Zusage war sehr unbestimmt und diente d'Artagnan nicht zur Beruhigung.

Athos verließ sein Zimmer nicht; er war entschlossen, keinen Schritt zum Behuf seiner Equipirung zu unternehmen.

»Es bleiben uns vierzehn Tage,« sagte er zu seinen Freunden; »wohl! wenn ich nach Verlauf dieser vierzehn Tage nichts gefunden habe, oder vielmehr, wenn mich nichts aufgesucht hat, so werde ich, da ich ein zu guter Katholik bin, um mir mit einem Pistolenschuß den Hirnschädel zu zerschmettern, einen ehrlichen Streit mit vier Leibwachen Seiner Eminenz oder mit acht Engländern suchen und mich schlagen, bis mich einer tötet, was in Betracht der Quantität nicht ausbleiben kann. Man wird dann sagen, ich sei im Dienste des Königs gestorben, und ich werde meinen Dienst getan haben, ohne daß ich mich zu equipiren brauche.«

Porthos ging fortwährend, die Hände auf dem Rücken und den Kopf schüttelnd, auf und ab und sagte:

»Ich habe meine Gedanken.«

Aramis sah sorgenvoll und verwahrlost aus, und sprach nichts.

Aus diesen unglücklichen Einzelheiten kann man ersehen, daß Verzweiflung in der Gemeinde herrschte.

Die Lakaien theilten wie die Renner Hippolyts die trübe Stimmung ihrer Herren. Mousqueton kaufte Krustenvorräte ein; Bazin, der stets ein gottesfürchtiger Mann gewesen war, verließ die Kirche nicht mehr; Planchet beobachtete den Flug der Mücken, und Grimaud, den das allgemeine Unglück nicht dazu bringen konnte, daß er das ihm von seinem Herrn auferlegte Stillschweigen gebrochen hätte, stieß Seufzer aus, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen.

Die drei Freunde, denn Athos hatte, wie gesagt geschworen, keinen Schritt für seine Equipirung zu thun, die drei Freunde gingen am frühen Morgen aus und kehrten sehr spät nach Hause. Sie irrten in den Straßen umher und betrachteten jeden Pflasterstein, um zu schauen, ob nicht etwa ein

Vorübergehender seine Börse habe fallen lassen. Man hätte glauben sollen, sie verfolgen eine Fährte, so aufmerksam waren sie überall, wo sie gingen. Wenn sie sich begegneten, richteten sie verzweiflungsvolle Blicke an einander, welche zu fragen schienen: hast Du etwas gefunden?

Da jedoch Porthos zuerst seinen Gedanken gefunden und diesen sodann mit der größten Beharrlichkeit verfolgt hatte, so war er auch der Erste, der an das Werk ging. Es war ein Mann der Ausführung, dieser würdige Porthos. D'Artagnan bemerkte ihn eines Tags, wie er nach der Saint-Leu-Kirche wandelte, und folgte ihm instinktmäßig. Er trat in den heiligen Ort ein, nachdem er zuvor seinen Schnurrbart in die Höhe gestrichen und den Knebelbart lang gezogen hatte, was von seiner Seite stets äußerst erobersüchtige Pläne andeutete. Da d'Artagnan einige Vorsichtsmaßregeln traf, so glaubte Porthos nicht gesehen worden zu sein. Porthos lehnte sich an die eine Seite eines Pfeilers, d'Artagnan, stets unbemerkt, an die andere.

Es wurde gerade eine Predigt gehalten, weshalb die Kirche sehr voll war. Porthos benützte diesen Umstand, um die Frauen zu beäugeln. In Folge der Bemühungen Mousqueton's kündigte sein Äußeres entfernt nicht die Trübsal des Innern an. Sein Filzhut war wohl etwas abgetragen, seine Feder wohl etwas verschossen, seine Stickereien wohl etwas matt geworden, seine Spitzen wohl etwas verzerrt; aber in dem Halblicht verschwanden alle diese Bagatellen und Porthos blieb immer der schöne Porthos.

D'Artagnan bemerkte auf einer Bank, zunächst bei dem Pfeiler, an welchem Porthos und er lehnten, eine Art von reifer Schönheit, etwas vergilbt, etwas vertrocknet, aber steif und hochmütig unter ihrer schwarzen Haube. Die Augen unseres Porthos senkten sich verstohlen auf diese Dame und schweiften dann sogleich wieder im Schiff der Kirche umher.

Die Dame, welche von Zeit zu Zeit erröthete, schleuderte mit Blitzesschnelligkeit einen Blick auf den flatterhaften Porthos, und sogleich fing Porthos wieder an, seine Augen mit aller Wuth umher irren zu lassen. Offenbar stachelte dieses Benehmen die Dame mit der Haube ganz ungemein; denn sie biß sich in die Lippen, daß sie bluteten, kratzte sich an der Nase und rückte verzweiflungsvoll auf ihrem Stuhle hin und her.

Als dies Porthos gewahr wurde, strich er seinen Schnurrbart abermals in die Höhe, zog seinen Knebelbart zum zweiten Mal lang und fing an, einer schönen Dame in der Nähe des Chors Zeichen zu machen, einer Dame, die nicht nur eine schöne, sondern auch ohne Zweifel eine vornehme Dame war; denn sie hatte einen Negerknaben, der das Kissen brachte, auf dem sie kniete, und eine Kammerfrau hinter sich, welche die mit einem Wappen gestickte Tasche in der Hand hielt, worin ihr Gebetbuch verwahrt wurde.

Die Dame mit der schwarzen Haube verfolgte den Blick von Porthos in allen seinen Irrfahrten, und erkannte, daß er auf die Dame mit dem Sammetkissen, dem Negerknaben und der Kammerfrau geheftet blieb.

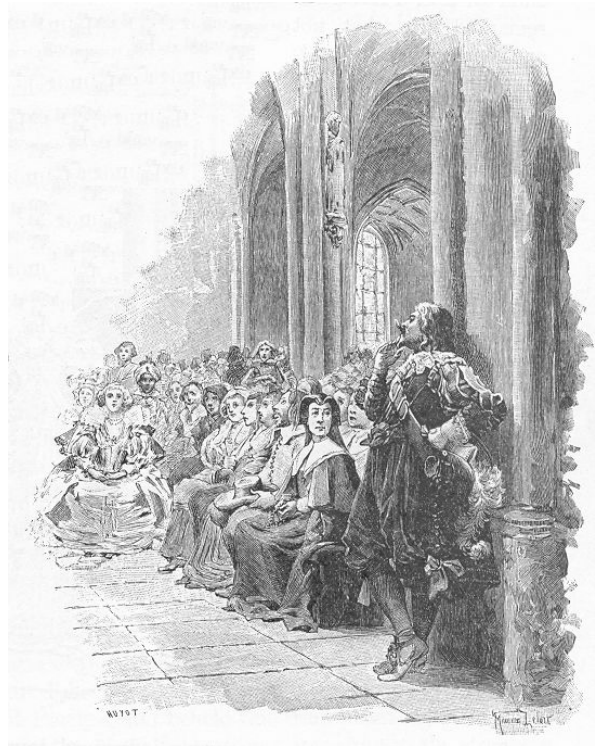
Während dieser Zeit gab sich Porthos nicht die geringste Blöße; er blinzelte mit den Augen, legte die Finger auf seine Lippen und schoß wiederholt ein kleines mörderisches Lächeln ab, welches der verschmähten Schönen wirklich durch Mark und Bein ging.

Sie stieß daher in Form eines mea culpa, und sich an die Brust schlagend,

ein so kräftiges Hm! aus, daß alle Welt und sogar die Dame mit dem rothen Kissen sich umwandte; Porthos hielt fest. Er hatte wohl verstanden, aber er spielte den Tauben.

Die Dame mit dem rothen Kissen brachte, denn sie war sehr schön, eine gewaltige Wirkung auf die Dame mit der schwarzen Haube hervor, welche in ihr eine furchtbare Nebenbuhlerin erblickte, eine große Wirkung auch auf Porthos, der sie viel jünger und auch viel hübscher fand, als die Dame mit der schwarzen Haube, eine große Wirkung auf d'Artagnan, der in ihr die Dame von Meung, von Calais und Dover erkannte, die sein Verfolger, der Mann mit der Narbe, mit dem Titel Mylady begrüßt hatte.

Ohne die Dame mit dem rothen Kissen aus dem Auge zu verlieren, fuhr d'Artagnan fort, das Benehmen von Porthos zu verfolgen, das ihn im höchsten Grad belustigte; er glaubte zu errathen, daß seine Dame mit der schwarzen Haube die Procuratorsfrau von der Rue aux Ours war; dies um so mehr, als die Saint-Leu-Kirche unfern von der genannten Straße lag.



Durch Folgerungen errieth er auch, daß Porthos für seine Niederlage in Chantilly, wo sich die Procuratorsfrau so widerspenstig im Punkt der Börse gezeigt hatte, seine Rache nehmen wollte.

Bei Allem dem aber entging es d'Artagnan nicht, daß kein einziges Gesicht die Galanterien von Porthos erwiderte. Es waren nur Chimären und Illusionen; aber gibt es für eine wahre Liebe, für eine wahre Eifersucht eine andere Wirklichkeit, als Illusionen und Chimären?

Die Predigt war zu Ende. Die Procuratorsfrau ging auf den Weihkessel zu. Porthos kam ihr zuvor und steckte statt eines Fingers die ganze Hand hinein. Die Procuratorsfrau lächelte im Glauben, Porthos versetzte sich für sie in Unkosten, aber sie wurde schnell und grausam enttäuscht. Als sie nur noch drei Schritte von ihm entfernt war, drehte er den Kopf und heftete seine Augen unveränderlich auf die Dame mit dem rothen Kissen, welche sich erhoben hatte und von ihrem Negerknaben und der Kammerfrau gefolgt, herbeikam. Als die Dame mit dem rothen Kissen nahe bei Porthos war, zog dieser seine tiefende Hand aus dem Weihkessel; die schöne Andächtige berührte mit ihrer zarten Hand die plumpe von Porthos, machte lächelnd das Zeichen des Kreuzes und verließ die Kirche.

Das war zu viel für die Procuratorsfrau; sie zweifelte nicht mehr daran, daß diese Dame und Porthos in einem Liebesverhältniß standen; wäre sie eine vornehme Dame gewesen, so würde sie in Ohnmacht gefallen sein; da sie aber nur eine Procuratorsfrau war, so begnügte sie sich mit gepreßter Wuth zu Porthos zu sagen:

»Ei, Herr Porthos, Ihr bietet mir kein Weihwasser?«

Porthos machte bei dem Klang dieser Stimme eine Bewegung, etwa wie ein Mensch, der nach einem Schlaf von hundert Jahren erwachen würde.

»Ma . . . Madame!« rief er, »seid ihr es wirklich? Wie befindet sich Euer Gemahl, der liebe Herr Coquenard? Ist er immer noch ein so großer Filz, wie früher? Wo hatte ich denn die Augen, daß ich Euch während der zwei Stunden, welche die Predigt dauerte, nicht einmal bemerkte?«

»Ich war nur zwei Schritte von Euch entfernt, mein Herr,« antwortete die Procuratorsfrau, »aber bemerktet mich nicht, weil Ihr nur Augen für die schöne Dame hattet, der Ihr so eben Weihwasser gabt.«

Porthos stellte sich, als geriethe er in Verlegenheit.

»Ah!« sagte er »Ihr habt wahrgenommen . . . «

»Man müßte blind sein, um es nicht zu sehen.«

»Ja,« sagte Porthos nachlässig, »es ist eine Herzogin, eine Freundin von mir, mit der ich wegen der Eifersucht ihres Gatten nur unter den größten Schwierigkeiten zusammenkommen kann, und die mich benachrichtigt hatte, sie würde heute, einzig und allein, um mich zu sehen, in dieser baufälligen Kirche, in diesem abgelegenen, öden Quartier erscheinen.«

»Herr Porthos,« erwiderte die Procuratorsfrau, »würdet Ihr wohl die Güte haben, mir den Arm auf fünf Minuten zu bieten? Ich möchte gern mit Euch sprechen.«

»Wie, Madame!« sagte Porthos sich selbst zublinzelnd, wie ein Spieler, der über den Thoren lacht, welchen er zu fangen im Begriffe ist.

In diesem Augenblick ging d'Artagnan, Mylady verfolgend, vorüber. Er warf Porthos einen Seitenblick zu und las den Triumph in seinem Auge.

»Ei, ei,« sagte er zu sich selbst, im Geiste der äußerst leichten Moral jener Epoche raisonnierend, »da ist Einer, der wohl in der vorgeschriebenen Frist equipirt werden dürfte.«

Dem Drucke des Armes seiner Procuratorsfrau nachgebend, wie eine Barke dem Steuerruder nachgibt, gelangte Porthos in die Nähe des Klosters Saint Magloire, in einen wenigbesuchten, an beiden Enden durch drei Kreuze eingeschlossenen Gang. Man sah hier bei Tage nur essende Bettler oder spielende Kinder.

»Ah, mein Herr Porthos,« rief die Procuratorsfrau, nachdem sie sich versichert hatte, daß sie von Niemand, der nicht zu der gewöhnlichen Bevölkerung dieser Örtlichkeit gehörte, gesehen oder gehört werden konnte; »ah, mein Herr Porthos, Ihr seid, wie es scheint, ein großer Sieger.«

»Ich, Madame?« fragte Porthos sich spreizend. »Und warum dies?«

»Nun die Zeichen von vorhin und das Weihwasser so eben! Es ist mindestens eine Prinzessin, diese Dame mit ihrem Negerknaben und ihrer Kammerfrau.«

»Ihr täuscht Euch. Mein Gott, nein,« antwortete Porthos; »es ist ganz einfach eine Herzogin.« »Und der Läufer, der an der Thüre wartete, und die Karosse mit dem Kutscher in großer Livree!«

Porthos hatte weder den Läufer, noch die Karosse gesehen; aber mit dem Blick einer eifersüchtigen Frau hatte Madame Coquenard alles wahrgenommen.

Porthos bedauerte, daß er die Dame mit dem rothen Kissen nicht auf den ersten Schlag zu einer Prinzessin gemacht hatte.

»Ah, Ihr seid das Lieblingskind der Schönen, Herr Porthos,« versetzte die Procuratorsfrau seufzend.

»Ihr mögt wohl denken,« erwiderte Porthos, »daß es mir bei einem Äußern, wie es mir die Natur vergönnt hat, nicht an Glück fehlen kann.«

»Mein Gott, wie schnell die Männer doch vergessen!« rief die Procuratorsfrau, die Augen zum Himmel erhebend.

»Mir scheint es, weniger schnell als die Frauen,« antwortete Porthos, »denn am Ende kann ich wohl sagen, daß ich Euer Opfer war, als ich mich verwundet, sterbend, von den Ärzten verlassen sah. Ich, der Sprößling einer erhabenen Familie, der ich mich Eurer Freundschaft anvertraut hatte, wäre beinahe in einer schlechten Herberge in Chantilly anfangs an meinen Wunden und dann vor Hunger gestorben, und zwar, ohne daß Ihr mich nur einer Antwort auf die dringenden Briefe würdigtet, die ich an Euch schrieb.«

»Aber, Herr Porthos . . . « murmelte die Procuratorsfrau, welche gegenüber dem Betragen der vornehmen Damen jener Zeit einsah, daß sie Unrecht hatte.

»Ich, der ich für Euch die Gräfin von Penaflor opferte!«

»Ich weiß es wohl.«

»Die Baronin von . . . «

»Herr Porthos, peinigt mich nicht.«

»Die Gräfin von . . . «

»Herr Porthos, seid edelmüthig!«

»Ihr habt Recht, Madame, ich werde nicht vollenden.«

»Die Schuld liegt an meinem Manne, der nichts von Anlehen hören will.«

»Madame Coquenard,« sprach Porthos, »erinnert Euch des ersten Briefes, den Ihr mir geschrieben habt, und der tief in mein Herz geprägt ist.«

Die Procuratorsfrau stieß einen Seufzer aus.

»Aber die Summe, die Ihr von mir entleihen wolltet,« sprach sie, »war auch etwas stark. Ihr sagtet, Ihr braucht tausend Livres.«

»Madame Coquenard, ich gab Euch den Vorzug. Ich dürfte nur an die Herzogin von . . . schreiben. Ich will ihren Namen nicht sagen, denn ich bin ganz außer Stande, eine Frau zu compromittiren. Ich weiß nur, daß es mich höchstens eine Zeile an sie gekostet hätte, und sie würde mir fünfzehn hundert geschickt haben.«

Die Procuratorsfrau vergoß eine Thräne.

»Herr Porthos,« sagte sie, »ich schwöre Euch, daß Ihr mich schwer bestraft habt, und daß Ihr Euch, wenn Ihr Euch in Zukunft in einer ähnlichen Verlegenheit befindet, nur an mich wenden dürft.«

»Pfui, Madame,« rief Porthos wie empört, »sprechen wir nicht von Geld, wenn es Euch beliebt; denn das ist demüthigend.«

»Also liebt Ihr mich nicht mehr?« fragte die Procuratorsfrau langsam und traurig.

Porthos beobachtete ein majestätisches Stillschweigen.

»Also auf diese Weise antwortet Ihr mir? Ach! ich begreife!«

»Denkt an die Beleidigung, die Ihr mir zugefügt habt, Madame! sie ist hier fest geblieben,« sprach Porthos und preßte die Hand an sein Herz.

»Ich werde sie wieder gut machen, hört wohl, mein lieber Porthos.«

»Überdies, was verlangte ich von Euch?« versetzte Porthos mit einem gutmüthigen Achselzucken; »ein Anlehen nichts weiter; im Ganzen bin ich kein unbilliger Mensch; ich weiß, daß Ihr nicht reich seid, Madame Coquenard, und daß Euer Mann die armen Prozeßkrämer besteuern muß, um ihnen ein paar Thaler abzulocken. Oh! wenn Ihr eine Gräfin, eine Marquise, oder eine Herzogin wäret, dann wäre es etwas ganz Anderes, und ich wüßte keine Entschuldigung für Euch zu finden.«

Die Procuratorsfrau war gereizt.

»Vernehmt, Porthos,« sprach sie, »daß meine Geldkasse, obgleich nur die Kasse einer Procuratorsfrau, vielleicht besser gespickt ist, als die aller Eurer zu Grunde gerichteten Zieraffen.«

»Das ist eine doppelte Beleidigung für mich,« sagte Porthos, seinen Arm von dem der Procuratorsfrau losmachend, »denn wenn Ihr reich seid, Madame Coquenard, so ist Eure Weigerung völlig unentschuldbar.«

»Wenn ich Euch sage reich,« erwiderte die Procuratorsfrau, welche einsah, daß sie sich etwas zu weit hatte fortreißen lassen, »so darf man meine Worte nicht buchstäblich nehmen. Ich bin nicht reich, aber wohlhabend.«

»Gut, Madame,« sagte Porthos. »Sprechen wir nicht mehr hiervon, ich bitte Euch. Ihr habt mich verkannt; jede Sympathie ist zwischen uns erloschen.«

»Undankbarer Mensch!«

»Ihr habt wohl ein Recht, Euch zu beklagen,« sagte Porthos.
 »Geht also mit Eurer Herzogin! Ich halte Euch nicht zurück.«
 »Ah, sie ist doch nicht gar so schlimm, wie ich glaubte.«
 »Hört, Herr Porthos, ich wiederhole zum letzten Male, liebt Ihr mich noch?«
 »Ach, Madame,« entgegnete Porthos, mit dem schwermüthigsten Tone, den er anzunehmen vermochte, »wenn wir in einen Krieg ziehen, in einen Krieg, wo mir meine Ahnungen sagen, daß ich meinen Tod finden werde . . . «
 »Oh! sprecht nicht solche Dinge,« rief die Procuratorsfrau und brach in ein Schluchzen aus.



»Irgend etwas sagt mir dies,« fuhr Porthos, immer schwermüthiger werdend, fort.

»Gesteht vielmehr, daß Ihr eine neue Liebe hegt.«

»Nein, gewiß nicht, ich rede offenherzig mit Euch. Kein neuer Gegenstand rührt mich, und ich fühle, daß sogar hier im Grunde meines Herzens Etwas für Euch spricht. Aber in vierzehn Tagen wird, wie Ihr wißt oder vielleicht nicht wißt, dieser unselige Feldzug eröffnet, und ich sehe mich auf eine abscheuliche Weise durch meine Equipirung in Anspruch genommen. Dann muß ich eine Reise zu meiner Familie machen, welche in dem entferntesten Theile der Bretagne wohnt, um die für meinen Auszug erforderlichen Summen zu erhalten.«

Porthos bemerkte einen letzten Kampf zwischen der Liebe und dem Geiz.

»Und da die Güter der Herzogin,« fuhr er fort, »die Ihr so eben in der Kirche gesehen habt, bei den meinigen liegen, so machen wir die Reise miteinander. Eine Reise, wie Ihr wißt, erscheint bekanntlich viel kürzer, wenn man sie zu zweit macht.«

»Ihr habt also keine Freunde in Paris, Herr Porthos?« sagte die Procuratorsfrau.

»Ich glaubte welche zu haben,« erwiderte Porthos mit seiner schwermüthigen Miene, »aber ich habe eingesehen, daß ich mich täuschte.«

»Ihr habt Freunde, Herr Porthos, Ihr habt,« versetzte die Procuratorsfrau mit einer Begeisterung, über die sie selber erstaunte. »Ihr seid der Sohn meiner Tante, folglich mein Vetter. Ihr kommt von Noyen in der Picardie; Ihr habt mehrere Prozesse in Paris und keinen Procurator. Werdet Ihr wohl Alles dies behalten?«

»Vollkommen, Madame.«

Kommt zur Mittagessenszeit.«

»Sehr gut.«

»Und haltet Euch fest bei meinem Manne, der gar verschmitzt ist, trotz seiner sechundsiebzig Jahre.«

»Sechundsiebzig Jahre! Pest! was für ein schönes Alter!« sprach Porthos. – »Ein hohes Alter wollt Ihr sagen, Herr Porthos. Der liebe alte Mann kann mich auch jeden Augenblick zur Wittwe machen,« fuhr sie mit einem vielsagenden Blicke fort. »Glücklicherweise ist nach einem unter uns abgeschlossenen Heirathsvertrag der überlebende Theil Erbe des ganzen Vermögens.«

»Des ganzen?« sagte Porthos.

»Des ganzen.«

»Ihr seid eine vorsichtige Frau, wie ich sehe, meine liebe Madame Coquenard,« sprach Porthos, der Procuratorin zärtlich die Hand drückend.

»Wir sind also ausgesöhnt, lieber Herr Porthos,« sagte sie, sich zierend.

»Für das ganze Leben,« erwiderte Porthos mit derselben Miene.

»Aus Wiedersehen also, mein Verräther.«

»Auf Wiedersehen, meine Vergeßliche.«

»Morgen, mein Engel!«

»Morgen, Flamme meines Lebens!«

XXX.

Mylady.

D'Artagnan war Mylady gefolgt, ohne daß er von ihr bemerkt wurde. Er sah sie in den Wagen steigen und hörte sie dem Kutscher Befehl geben, nach Saint-Germain zu fahren.

Es wäre fruchtlos gewesen, einem in starkem Trabe von zwei kräftigen Pferden fortgeführten Wagen zu Fuß zu folgen. D'Artagnan kehrte daher nach der Rue Ferou zurück.

In der Rue de Seine traf er Planchet, der vor einer Pastetenbude stand und über ein Backwerk von äußerst appetitlichem Aussehen entzückt zu sein schien. Er gab ihm Befehl, zwei Pferde in den Ställen des Herrn von Treville, eines für ihn selbst, eines für Planchet, zu satteln und ihn bei Athos damit abzuholen. Herr von Treville hatte d'Artagnan ein für allemal seine Ställe zur Verfügung gestellt.

Planchet schlug den Weg nach der Rue de Colombier und d'Artagnan den nach der Rue Ferou ein. Athos war zu Hause und leerte traurig eine der Flaschen von dem berühmten spanischen Wein, die er von seiner Reise in der Picardie mitgebracht hatte. Er winkte Grimaud, ein Glas für d'Artagnan herbeizuschaffen, und dieser gehorchte, wie gewöhnlich, stillschweigend.

D'Artagnan erzählte nun seinem Freunde Athos Alles, was zwischen Porthos und der Procuratorsfrau vorgefallen war, und wie ihr Kamerad zu dieser Stunde bereits auf dem Weg sein dürfte, sich zu equipieren.

»Was mich betrifft« antwortete Athos auf die ganze Erzählung, »ich bin völlig ruhig. Die Frauen werden sicherlich meine Ausrüstung nicht bezahlen.«

»Und dennoch gibt es für den hübschen, artigen, stolzen Herrn, der Ihr seid, mein lieber Athos, weder Prinzessinnen, noch Königinnen, die vor Euren Liebespfeilen geschützt wären.«

In diesem Augenblick streckte Planchet bescheiden den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre und meldete, daß die beiden Pferde vor dem Hause ständen.

»Welche Pferde?« fragte Athos.

»Zwei Pferde, die mir Herr von Treville zum Spazierenreiten leiht, und mit denen ich einen Ritt nach Saint-Germain machen will.«

»Und was wollt Ihr in Saint-Germain thun?« fragte Athos.

Hierauf erzählte ihm d'Artagnan, wie er in der Kirche der Dame begegnet war, welche ihn, nebst dem Herrn im schwarzen Mantel und der Narbe am Schlaf, beständig in Unruhe erhielt.

»Das heißt, Ihr seid verliebt in diese, wie Ihr es in Madame Bonacieux waret,« sprach Athos, verächtlich die Achseln zuckend, als fühlte er Mitleid mit der menschlichen Schwäche.

»Ich? Keineswegs,« rief d'Artagnan, »ich bin nur begierig, das Geheimnis aufzuklären, in das sie verwickelt ist. Ich weiß mir keinen Grund anzugeben, aber ich bilde mir ein, diese Frau müsse, obschon ich ihr eben so unbekannt bin, als sie mir, einen Einfluß auf mein Leben ausüben.«

»Ihr habt im Ganzen Recht,« sprach Athos, »ich kenne keine Frau, bei der es sich der Mühe lohnen würde, sie aufzusuchen, wenn sie einmal verloren ist. Madame Bonacieux ist verloren, desto schlimmer für sie, sie mag sich wieder suchen.«

»Nein, Athos, nein, Ihr täuscht Euch,« sprach d'Artagnan, »ich liebe meine arme Constance mehr als je, und wenn ich den Ort wüßte, wo sie sich befindet, so würde ich, und wäre sie am Ende der Welt, hineilen, sie den Händen ihrer Feinde zu entreißen. Aber ich weiß diesen Ort nicht; alle meine Nachforschungen waren fruchtlos. Ihr seht wohl ein, man muß sich zerstreuen.«

»Zerstreut Euch mit Mylady, mein lieber d'Artagnan, ich wünsche es Euch von ganzem Herzen, wenn es Euch unterhalten kann.«

»Hört, Athos,« erwiderte d'Artagnan, »statt Euch hier eingeschlossen zu halten, als wäret Ihr im Arrest, steigt zu Pferde und reitet mit mir nach Saint-Germain.«

»Mein Lieber,« sagte Athos, »ich reite meine Pferds, wenn ich welche habe; habe ich keine, so gehe ich zu Fuß.«

»Wohl!« sprach d'Artagnan, über die Unfreundlichkeit von Athos lächelnd, die ihn bei einem Andern sicherlich verletzt haben würde; »ich bin weniger stolz, als Ihr, ich reite das, was ich finde. Also auf Wiedersehen, mein lieber Athos!«

»Auf Wiedersehen,« sagte der Musketier und machte Grimaud ein Zeichen, die Flasche zu entkorken, die er gebracht hatte.

D'Artagnan und Planchet sprangen in den Sattel, und schlugen die Straße nach Saint-Germain ein.

Auf dem ganzen Weg ging d'Artagnan das, was Athos ihm von Madame Bonacieux gesagt hatte, im Kopfe um. Obgleich er nicht von sehr sentimentalem Charakter war, so hatte doch die hübsche Krämerin einen wirklichen Eindruck auf sein Herz hervorgebracht: er war, wie er sagte, bereit, bis an das Ende der Welt zu gehen, um sie zu suchen. Aber die Welt hat, insofern sie rund ist, viele Enden, und er wußte nicht, nach welcher Seite er seine Richtung nehmen sollte.

Mittlerweile suchte er zu erfahren, wer Mylady war. Mylady hatte mit dem Schwarzmantel gesprochen und kannte ihn also. In d'Artagnans Geist aber hatte sicherlich der Schwarzmantel und kein Anderer Frau Bonacieux auch jetzt wieder entführt. D'Artagnan log also nur halb und also sehr wenig, wenn er sagte, indem er Mylady aufsuchte, suche er zu gleicher Zeit Constance auf.

Unter solchen Betrachtungen und sein Pferd von Zeit zu Zeit mit den Sporen aufmunternd, legte d'Artagnan den Weg zurück und erreichte Saint-Germain. Er kam an dem Pavillon vorüber, in welchem zehn Jahre später Ludwig XIV. geboren werden sollte, und schaute, durch eine ziemlich öde Straße reitend, rechts und links, ob er nicht irgend eine Spur von seiner schönen Engländerin finden könnte, als er im Erdgeschoß eines hübschen Hauses, das nach dem Gebrauch jener Zeit kein Fenster nach der Straße zu hatte, ein bekanntes Gesicht erblickte. Dieses Gesicht ging auf einer Art von Terrasse spazieren, welche mit Blumen geschmückt war. Planchet erkannte es zuerst.



»Ei, gnädiger Herr,« sagte er, sich an d'Artagnan wendend, »erinnert ihr Euch dieses Gesichts nicht mehr, das dort Maulaffen feil hat?«

»Nein,« antwortete d'Artagnan, »und doch weiß ich gewiß, daß ich diesen Menschen nicht zum ersten Mal sehe.«

»Bei Gott, ich glaube es wohl,« versetzte Planchet, »das ist der arme Lubin, der Lakai des Grafen von Wardes, den Ihr vor einem Monat in Calais auf dem Weg nach dem Landhaus des Gouverneurs so übel zugerichtet habt.«

»Ah! ja, so ist's,« sprach d'Artagnan, »ich erkenne ihn nun wieder. Glaubst Du, daß er dich auch erkennt?«

»Meiner Treu, gnädiger Herr, er war so voll Angst, daß ich nicht denken kann, ich werde ihm im Gedächtnis geblieben sein.«

»Nun, so geh' und rede mit dem Burschen, erkundige Dich gesprächsweise, ob sein Herr noch lebt.«

Planchet stieg ab, ging gerade aus Lubin zu, der ihn wirklich nicht erkannte, und die zwei Bedienten fingen an, in schönster Eintracht mit einander zu plaudern, während d'Artagnan die zwei Pferde in ein Gäßchen trieb, rund um ein Haus ging und zurückkehrte, um hinter einem Haselstrauche das Gespräch anzuhören.

Kaum hatte er sich einen Augenblick seinen Beobachtungen hingegeben als er Wagengerassel vernahm und die Karosse von My lady ihm gegenüber anhielt. Er konnte sich nicht täuschen, My lady saß darin. D'Artagnan legte sich auf den Hals seines Pferdes, um Alles zu sehen, ohne gesehen zu werden.

My lady schaute mit ihrem reizenden blonden Kopfe aus dem Kutschenschlag heraus und gab ihrer Zofe

Befehle.

Die letztere, ein hübsches, lebhaftes, flinkes Mädchen, die wahre Kammerjungfer einer vornehmen Dame, sprang von dem Fußtritt herab, auf dem sie nach der Sitte jener Zeit saß, und wandte sich nach der Terrasse, wo d'Artagnan Lubin bemerkt hatte.

D'Artagnan folgte der Zofe mit den Augen und sah sie nach der Terrasse gehen. Zufälligerweise aber hatte ein Befehl aus dem Innern des Hauses Lubin hineingerufen, und Planchet, der nach allen Seiten hinschaute, um zu erforschen, in welcher Richtung sein Herr verschwunden sein möchte, war allein geblieben.

Die Kammerfrau näherte sich Planchet, den sie für Lubin hielt, gab ihm ein Billet und sagte:

»Für Euern Herrn.«

»Für meinen Herrn?« fragte Planchet sehr erstaunt.

»Ja – und es hat große Eile – nehmt also geschwind.«

Hierauf ging sie nach dem Wagen zurück, der wieder nach der Seite, von welcher er hergekommen war, umgekehrt hatte; sie sprang auf den Fußtritt und die Karosse entfernte sich.

Planchet wandte das Billet um und um, lief dann, an stummen Gehorsam gewöhnt, von der Terrasse herab, eilte in das Gäßchen und traf nach zwanzig Schritten seinen Herrn, der Alles gesehen hatte und ihm entgegen kam.

»Für Euch, gnädiger Herr,« sprach Planchet, das Billet dem jungen Manne überreichend.

»Für mich?« entgegnete d'Artagnan, »bist Du dessen ganz gewiß?«

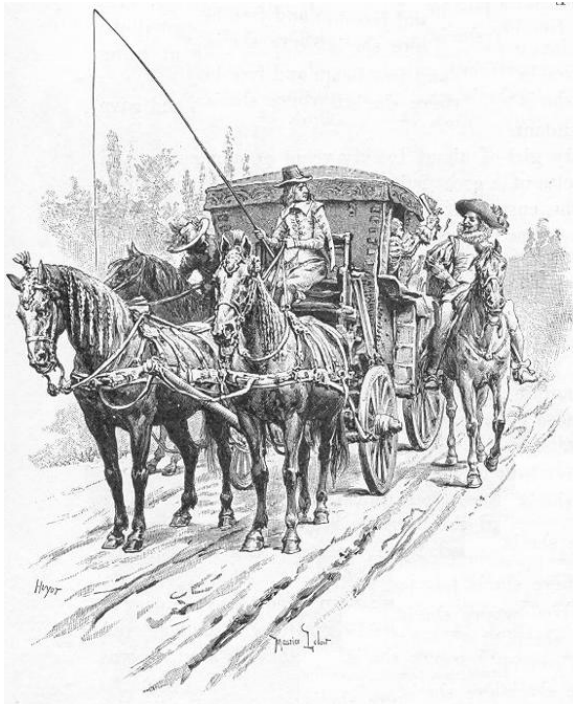
»Bei Gott! ganz gewiß, die Kammerjungfer sagte: »Für Deinen Herrn.«« Ich habe keinen andern Herrn außer Euch, also . . . Ein hübscher Bissen von einem Mädchen, diese Zofe, meiner Treu.«

D'Artagnan öffnete den Brief und las folgende Worte:

»Eine Person, welche sich mehr für Euch interessiert, als sie sagen kann, wünschte zu wissen, an welchem Tage Ihr im Walde promenieren könnt; morgen erwartet ein schwarz und rother Bedienter im Hotel zum goldenen Felde Euere Antwort.«

»Oh! oh!« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »das ist ein wenig lebhaft. Es scheint, My lady und ich leiden an demselben Übel. Nun, Planchet laßt hören, wie befindet sich Herr von Wardes? Er ist also nicht tot?«

»Nein, gnädiger Herr, es geht so gut, als es mit vier Degenstichen im Leibe gehen kann; denn Ihr habt diesem Edelmann vier ganz tadellose beigebracht, und er ist noch sehr schwach, da er beinahe all sein Blut verloren hat. Lubin erkannte mich nicht, wie ich dem gnädigen Herrn zum Voraus sagte, und erzählte mir das ganze Abenteuer



von Anfang bis zu Ende.«

»Sehr gut, Planchet, Du bist der König der Lakaien; jetzt steig zu Pferde und wir wollen dem Wagen nachreiten.«

Das dauerte nicht lange; nach fünf Minuten erblickte man die Karrosse, welche auf der Biegung der Straße stille hielt; Ein reichgekleideter Kavalier befand sich am Kutschenschlag.

Das Zwiegespräch zwischen Mylady und dem Kavalier war so belebt, daß d'Artagnan auf der andern Seite des Wagens stille hielt, ohne daß Jemand, außer der hübschen Zofe, seine Gegenwart bemerkte.

Die Unterredung fand in englischer Sprache statt, von der d'Artagnan nichts verstand, aber am Ausdruck glaubte der junge Mann zu erkennen, daß die schöne Engländerin sehr zornig war; sie schloß mit einer Gebärde, die ihm keinen Zweifel über die Natur der Unterhaltung ließ, das heißt, mit einem Fächerschlag, der mit solcher Gewalt geführt wurde, daß das kleine weibliche Geräthe in tausend Stücke flog.

Der Reiter brach in ein Gelächter aus, das Mylady in Verzweiflung zu bringen schien.

D'Artagnan meinte, dies sei der geeignete Augenblick, um ins Mittel zu treten; er näherte sich dem Kutschenschlag, entblößte ehrfurchtsvoll sein Haupt und sprach:

»Madame, erlaubt mir, Euch meine Dienste anzubieten; es scheint mir, dieser Kavalier hat Euch in Zorn gebracht. Sprecht ein Wort, und ich übernehme es, ihn für seinen Mangel an Höflichkeit zu bestrafen.«

»Mein Herr,« antwortete sie in gutem Französisch, »mit freudigem Herzen würde ich mich unter Euern Schutz stellen, wenn die Person, welche mit mir streitet, nicht mein Bruder wäre.«

»Oh! dann verzeiht mir,« sagte d'Artagnan; »Ihr begreift, daß ich das nicht wußte, Madame.«

»Was hat sich denn dieser Narr in unsere Angelegenheit zu mischen,« rief, sich zu dem Kutschenschlag herabbeugend, der Kavalier, den Mylady als ihren Verwandten bezeichnet hatte; »und warum zieht er nicht seines Wegs?«

»Selbst Narr,« erwiderte d'Artagnan, sich ebenfalls auf den Hals seines Pferdes herabbeugend und durch den Kutschenschlag redend, »ich ziehe nicht meines Wegs, weil es mir hier zu bleiben beliebt.«

Der Kavalier richtete einige englische Worte an seine Schwester.

»Ich spreche Französisch mit Euch,« rief d'Artagnan; »ich bitte Euch also, macht mir das Vergnügen und antwortet mir in derselben Sprache. Ihr seid der Bruder dieser Dame, gut! aber Ihr seid glücklicherweise nicht der meinige.«

Man hätte glauben sollen, Mylady würde mit weiblicher Ängstlichkeit gleich beim Anfang der Herausforderung zu vermitteln suchen, damit der Streit nicht zu weit käme, aber sie warf sich im Gegentheil in ihren Wagen zurück und rief dem Kutscher kalt zu:

»Fahr nach dem Hotel!«

Die hübsche Zofe warf einen unruhigen Blick auf d'Artagnan, dessen gefälliges Aussehen einen günstigen Eindruck auf sie gemacht zu haben schien.

Die Karrosse fuhr weiter und ließ die zwei Männer einander gegenüber.

Der Reiter machte eine Bewegung, um dem Wagen zu folgen, aber d'Artagnan, dessen bereits gärender Zorn noch dadurch gesteigert würde, daß er in ihm den Engländer erkannte, der ihm sein Pferd und Athos beinahe seinen Diamant abgewonnen hatte, fiel ihm in den Zügel und hielt ihn zurück.

»Ei! mein Herr,« sagte er, »Ihr scheint mir noch mehr Narr zu sein, als ich, denn es kommt mir vor, als wolltet Ihr vergessen, daß sich ein kleiner Streit zwischen uns entsponnen hat.«

»Ah! ah!« entgegnete der Engländer, »Ihr seid es, Meister? Ihr müßt also immer irgend ein Spiel spielen?«

»Ja, und das erinnert mich daran, daß ich Revanche zu nehmen habe. Wir werden sehen, mein lieber Herr, ob Ihr den Degen eben so gut handhabt, als den Würfelbecher.«

»Ihr müßt bemerken, daß ich keinen Degen bei mir habe,« sprach der Engländer; »wollt Ihr gegen einen Unbewaffneten den Tapfern spielen?«

»Ich hoffe, Ihr werdet zu Hause einen besitzen. Jedenfalls habe ich zwei, und wenn Ihr wollt, so spiele ich um Einen mit Euch.«

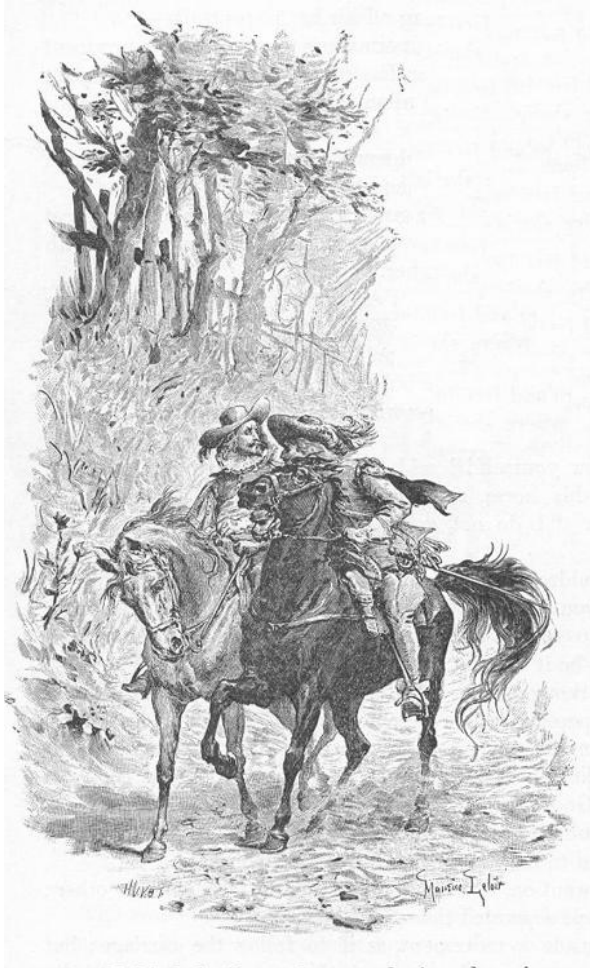
»Unnötig,« sprach der Engländer, »ich bin hinreichend mit dergleichen Werkzeug versehen.«

»Gut, mein würdiger Herr,« entgegnete d'Artagnan, »wählt Euren längsten Degen und zeigt ihn mir diesen Abend.«

»Wo, wenn ich bitten darf?«

»Hinter dem Luxemburg, das ist ein allerliebstes Plätzchen für Spaziergänge, wie ich sie Euch vorschlage.«

»Schön, man wird sich einfinden.«



»Zu welcher Stunde?«
»Um sechs Uhr.«
»Ihr habt auch wohl ein paar Freunde?«
»Ich habe drei, welche sich eine Ehre daraus machen würden, dasselbe Spiel zu spielen, wie ich.«
»Drei? vortrefflich! wie sich das trifft!« rief d'Artagnan, »das ist gerade meine Zahl.«
»Und nun, wer seid Ihr?« fragte der Engländer.
»Ich bin Herr d'Artagnan, gascognischer Edelmann, diene bei der Leibwache, Compagnie des Herrn des Essarts. Und Ihr?«
»Ich bin Lord Winter, Baron von Sheffield.«



»Gut! ich bin Euer Diener, mein Herr Baron,« sprach d'Artagnan, »obgleich Euere Namen sehr schwer zu behalten sind.«

Und er spornte sein Roß und galoppierte Paris zu.

Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, stieg er unmittelbar bei Athos ab. Er fand diesen auf seinem Bette

liegend, wo er, wie er sagte, wartete, bis seine Equipirung ihn aufsuchen würde.

D'Artagnan erzählte Athos, außer dem Brief an Herrn von Wardes, Alles was vorgefallen war.

Athos war entzückt, als er erfuhr, daß er sich mit einem Engländer schlagen sollte. Wir haben erzählt, daß dies sein Lieblingsgedanke war.

Man ließ sogleich Porthos und Aramis durch die Lakaien aufsuchen und von der Lage der Dinge in Kenntniß setzen.

Porthos zog seinen Degen aus der Scheide, focht gegen die Wand, ging von Zeit zu Zeit rückwärts und machte Verbeugungen wie ein Tänzer. Aramis, der immer noch an seinem Gedicht arbeitete, schloß sich im Cabinet von Athos ein und bat, ihn nicht eher zu stören, als bis es Zeit wäre, vom Leder zu ziehen.

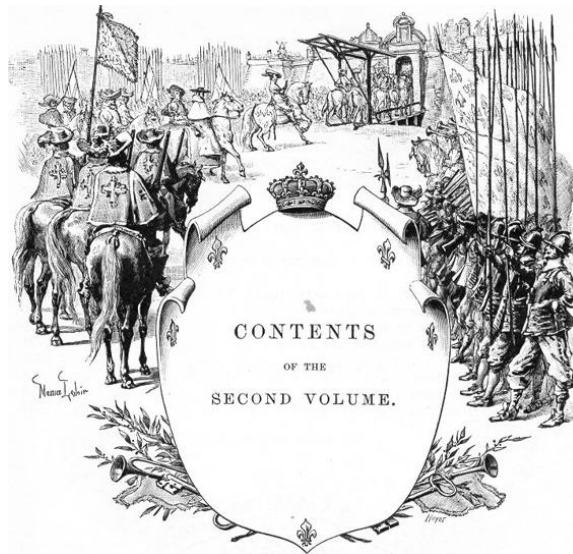
Athos forderte von Grimaud durch ein Zeichen eine neue Flasche Wein.

D'Artagnan entwarf in aller Stille einen kleinen Plan, dessen Ausführung wir später sehen werden, und der ihm ein anmuthiges Abenteuer verhiess, wie man an dem Lächeln sehen konnte, das von Zeit zu Zeit über sein träumerisches Antlitz flog.



Anmerkungen

- [1] Wir wissen sehr wohl, daß der Ausdruck Mylady nur gebräuchlich ist, wenn der Familienname darauf folgt, aber wir finden ihn so im Manuscripte und können keine Veränderung auf uns nehmen. Al. Dumas.
- [2] Diese Latinität und die nachfolgende Theologie wolle der Leser gefälligst weder dem Übersetzer noch der Korrektur, sondern einzig und allein dem Originale des Herrn Alexandre Dums zuschreiben. D. Übers.
- [3] Ihr, die Ihr eine reizvolle Vergangenheit beweint,
und unselige Tage hinschleppt,
all' Euer Jammer wird ein ein Ende nehmen,
wenn Ihr Gott allein Eure Thränen darbringt,
Ihr, die Ihr weint.
- [4] Der Leser wolle nicht vergessen, daß in diesem Buche immer von französischen Meilen, Lieues, die Rede ist. D. Übers.



Inhaltsverzeichnis

Die drei Musketiere.

Zweiter Teil.

I. Engländer und Franzosen.

II. Ein Procuratorsmahl.

III. Zofe und Gebieterin.

IV. Worin von der Equipirung von Aramis und Porthos die Rede ist.

V. Bei Nacht sind alle Katzen grau.

VI. Rachetraum.

VII. Das Geheimnis Myladys.

VIII. Athos, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seine Equipirung fand.

IX. Eine holdselige Erscheinung.

X. Eine furchtbare Erscheinung.

XI. Die Belagerung von La Rochelle.

XII. Anjou-Wein.

XIII. Die Wirtschaft zum Rothen Taubenschlag.

XIV. Von dem Nutzen der Ofenröhren.

XV. Eheliche Szene.

XVI. Die Bastei Saint Gervais.

XVII. Der Rath der Musketiere.

XVIII. Familien-Angelegenheit.

XIX. Widerwärtigkeiten.

XX. Plauderei eines Bruders und einer Schwester.

XXI. Offizier!

XXII. Erster Tag der Gefangenschaft.

XXIII. Zweiter Tag der Gefangenschaft.

XXIV. Dritter Tag der Gefangenschaft.

XXV. Vierter Tag der Gefangenschaft.

XXVI. Fünfter Tag der Gefangenschaft.

XXVII. Ein Vorwurf zu einer klassischen Tragödie.
XXVIII. Die Flucht.
XXIX. Was in Portsmouth am 23. August 1628 vorfiel.
XXX. In Frankreich.
XXXI. Das Kloster der Karmeliterinnen in Bethune.
XXXII. Zwei Abarten von Teufeln.
XXXIII. Ein Tropfen Wasser.
XXXIV. Der Rothmantel.
XXXV. Das Gericht.
XXXVI. Die Hinrichtung.
XXXVII. Eine Botschaft des Kardinals.
Epilog.



Zweiter Teil.



I.

Engländer und Franzosen.

Zur bestimmten Stunde begab man sich mit den vier Lakaien hinter dem Luxemburg in ein Gehege, das den Ziegen überlassen war, Athos gab dem Ziegenhirten ein Geldstück, damit er sich entferne. Die Lakaien mußten Wache halten.

Bald näherte sich eine stillschweigende Truppe demselben Gehege, trat ein und stieß zu den Muskietieren. Dann fanden nach den englischen Gebräuchen die Vorstellungen statt.

Die Engländer waren insgesamt Leute von hohem Stande; die bizarren Namen der drei Freunde wurden deßhalb für sie ein Gegenstand, nicht nur des Erstaunens, sondern auch der Unruhe.

»Bei Allem dem,« sprach Lord Winter, als die Freunde genannt waren, »bei Allem dem wissen wir nicht, wer Ihr seid, und wir schlagen uns mit solchen Namen nicht. Das sind ja wahre Schäfernamen.«

»Es sind auch, wie Ihr voraussetzt, Mylord, nur falsche Namen.«

»Um so mehr müssen wir darauf bestehen, die wahren Namen zu erfahren,« antwortete der Engländer.

»Ihr habt doch auch gegen uns gespielt, ohne uns zu kennen,« sagte Athos, »und uns dabei unsere zwei Pferde abgenommen.«

»Das ist wahr, aber wir wagten nur unsere Pistolen. Diesmal setzen wir unser Blut ein. Man spielt mit der ganzen Welt, aber man schlägt sich nur mit Seinesgleichen.

»Das ist richtig,« sprach Athos.

Und er nahm denjenigen von den vier Engländern, mit welchem er sich schlagen sollte, bei Seite und nannte ihm ganz leise seinen Namen. Porthos und Aramis thaten ihrerseits dasselbe.

»Genügt das,« sprach Athos zu seinem Gegner, »und findet Ihr meine Abkunft vornehm genug, um mir die Gnade zu erzeigen, den Degen mit mir zu kreuzen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Engländer sich verbeugend.

»Gut! soll ich Euch nun etwas sagen?« versetzte Athos kalt.

»Was?« fragte der Engländer.

»Ihr hättet viel besser daran gethan, nicht von mir zu fordern, daß ich meinen Namen nenne.«

»Warum dies?«

»Weil man mich für tot hält, und ich aus Gründen wünschen muß, daß man mein Leben nicht erfahre, ich werde deßhalb genöthigt sein, Euch zu töten, damit mein Geheimnis nicht in der Welt herumgetragen wird.«

Der Engländer schaute Athos an und glaubte, dieser scherze; aber Athos scherzte durchaus nicht.

»Meine Herren,« sagte Athos, sich an seine Gefährten und an seine Gegner wendend, »sind wir fertig?«

»Ja« antworteten einstimmig Engländer und Franzosen.

»Dann legt Euch aus!« sprach Athos.

Und alsbald glänzten acht Degen in den Strahlen der untergehenden Sonne, und rasch begann der Kampf mit einer Erbitterung, die bei dem gegenseitigen Nationalhaß ganz natürlich war.

Athos focht mit eben so viel Ruhe und Methode, als ob er in einem Fechtsaal stände.

Porthos, dem sein Abenteuer in Chantilly ohne Zweifel etwas von seinem allzu großen Selbstvertrauen benommen hatte, spielte den Feinen und Klugen.

Aramis, der den dritten Gesang seines Gedichtes vollenden wollte, arbeitete wie ein Mann der große Eile hat.

Athos tötete zuerst seinen Gegner. Er hatte ihm nur einen Stoß beigebracht, aber dieser war, wie er vorhergesehen tödtlich gewesen; der Degen drang durch das Herz.

Porthos streckte hierauf seinen Gegner zu Boden; er hatte ihm den Schenkel durchstoßen. Da ihm der Engländer seinen Degen übergab, so nahm er ihn in seine Arme und trug ihn in seinen Wagen.

Aramis bedrängte seinen Gegenkämpfer so kräftig, daß er ihn, nachdem er ihn beinahe fünfzig Schritt weit über die Mensur getrieben hatte, kampfunfähig machte.

D'Artagnan trieb ganz einfach ein Vertheidigungsspiel. Als er seinen Gegner sehr ermüdet sah, schlug er ihm mit einem sehr heftigen Quartstoß den Degen aus der Faust. Sobald der Baron sich entwaffnet sah, machte er ein paar Schritte rückwärts, aber bei dieser Bewegung glitt sein Fuß und er fiel auf die Erde.

D'Artagnan war mit einem Sprung auf ihm und setzte ihm den Degen an die Kehle.



»Ich könnte Euch töten, mein Herr,« sagte er zu dem Engländer, »und Ihr seid in meinen Händen, aber ich schenke Euch Eurer Schwester zu Liebe das Leben.«

D'Artagnan war im höchsten Grad erfreut: jetzt war der Plan verwirklicht, den er im Voraus gefaßt, und dessen Entwicklung das von uns besprochene Lächeln auf sein Gesicht gerufen hatte.

Entzückt darüber, daß er es mit einem Edelmann von so schönem Charakter zu thun hatte, schloß der Engländer d'Artagnan in seine Arme, sagte den drei Musketieren tausend Schmeicheleien, und da der Gegner von Porthos bereits

in seinen Wagen gebracht war und der von Aramis sich aus dem Staube gemacht hatte, so dachte man nur noch an den Toten.

Als Porthos und Aramis in der Hoffnung, seine Wunde würde nicht tödlich sein, ihn entkleideten, fiel eine schwere Börse aus seinem Gürtel. D'Artagnan hob sie auf und reichte sie Lord Winter.

»Ei! den Teufel, was soll ich denn damit machen?« sprach der Engländer.

»Gebt diese Börse seiner Familie zurück,« erwiderte d'Artagnan.

»Seine Familie kümmert sich viel um eine solche Erbärmlichkeit! sie erbt eine Rente von fünfzehntausend Louisd'or. Behaltet diese Börse für Eure Lakaien!«

Während dieser Zeit hatte sich Athos seinem Freund d'Artagnan genähert.

»Nein,« sprach er, »geben wir die Börse nicht unsern Lakaien, sondern den englischen.«

Athos nahm die Börse, warf sie dem Kutscher in die Hand und rief: »Für Euch und Eure Kameraden.«

Diese Großartigkeit der Manieren bei einem gänzlich entblößten Menschen setzte sogar Porthos in Erstaunen, und diese französische Freigebigkeit hatte, von Lord Winter und seinem Freunde wieder erzählt, überall, nur nicht bei den Herrn Grimaud, Mousqueton, Planchet und Bazin, den günstigen Erfolg.

»Und nun, mein junger Freund, denn ihr erlaubt mir hoffentlich, daß ich Euch diesen Namen gebe,« sagte Lord Winter; »noch diesen Abend, wenn es Euch genehm ist, stelle ich Euch Lady Clarick, meiner Schwester, vor, denn sie soll Euch ebenfalls gewogen werden, und da sie bei Hof nicht übel angeschrieben ist, so wird vielleicht in Zukunft ein Wort von ihr nicht unvortheilhaft für Euch sein.«

D'Artagnan erröthete vor Vergnügen und verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung.

Lord Winter gab d'Artagnan, ehe er ihn verließ, die Adresse seiner Schwester; sie wohnte auf der Place Royale, was damals das vornehmste Quartier war, Nro. 6. Überdies machte er sich anheischig, ihn zum Behuf der Vorstellung abzuholen. D'Artagnan gab ihm um acht Uhr bei seinem Freunde Athos Rendezvous.

Diese Vorstellung bei Mylady nahm den Kopf unseres Gascogners gewaltig in Anspruch. Er erinnerte sich, auf welch seltsame Weise diese Frau bis jetzt in sein Geschick verwickelt gewesen war. Nach seiner Überzeugung war sie ein Geschöpf des Kardinals, und dennoch sah er sich unwiderstehlich durch eines jener Gefühle, von denen man sich keine Rechenschaft gibt, zu ihr hingezogen. Er fürchtete nur, Mylady möchte in ihm den Mann von Meung und Dover wieder erkennen. Dann würde sie wissen, daß er einer von den Freunden des Herrn von Treville war und folglich mit Leib und Seele dem König gehörte, wodurch er gleich einen Theil seiner Vortheile verlieren mußte. Was den Anfang einer Intrigue zwischen ihr und dem Grafen von Wardes betrifft, so kümmerte sich unser junger Mann nur sehr wenig um diesen Umstand, obgleich der Marquis jung, hübsch, reich und bei dem Kardinal sehr in Gunst war. Es will nicht wenig heißen, wenn man zwanzig Jahre zählt, besonders wenn man in Tarbes geboren ist.

D'Artagnan fing damit an, daß er in seinem Zimmer eine glänzende Toilette machte; dann kehrte er zu Athos zurück und erzählte diesem seiner

Gewohnheit gemäß Alles. Athos hörte ruhig seine Pläne an, schüttelte sodann den Kopf und empfahl ihm mit einer gewissen Bitterkeit große Vorsicht.

»Wie?« sprach er, »Ihr habt vor Kurzem erst eine Frau verloren, die Ihr gut, schön, vollkommen nanntet, und Ihr lauft bereits einer andern nach?«

D'Artagnan fühlte die Wahrheit dieses Vorwurfs.

»Ich liebe Madame Bonacieux mit dem Herzen, während ich Mylady mit dem Kopfe liebe,« sagte er, »und indem ich mich bei ihr einführen lasse, suche ich mir Licht über die Rolle zu verschaffen, die sie bei Hofe spielt.«

»Welche Rolle sie spielt, bei Gott, das ist nach Allem, was Ihr mir erzählt habt, nicht schwer zu errathen. Sie ist eine Emissärin Richelieus, eine Frau, die Euch in eine Falle locken wird, in der Ihr ganz einfach Euren Kopf lassen müßt.«

»Teufel! Athos, es scheint mir, Ihr seht die Dinge sehr schwarz.«

»Mein Lieber, ich mißtraue den Frauen; was wollt Ihr! ich habe meinen Lohn dahin; und ganz besonders mag ich nichts von den Blonden wissen. Mylady ist blond, sagtet Ihr mir?«

»Sie hat Haare vom schönsten Blond, das man sehen kann.«

»Ah! mein armer d'Artagnan!« rief Athos.

»Hört: ich will mir Licht verschaffen, und wenn ich weiß, was ich wissen will, halte ich mich ferne.«

»Verschafft Euch Licht,« sagte Athos phlegmatisch.

Lord Winter erschien zur bestimmten Stunde, aber zu rechter Zeit benachrichtigt, ging Athos in das zweite Zimmer. Er fand also d'Artagnan allein, und da es beinahe acht Uhr war, so führte er den jungen Mann mit sich fort.

Eine elegante Karosse wartete vor der Hausthüre; sie war mit zwei vortrefflichen Pferden bespannt, und man hatte in einem Augenblick die Place Royale erreicht.

Mylady Winter empfing d'Artagnan höchst verbindlich.

Ihr Hotel war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, und sie hatte, obgleich die meisten Engländer durch den Krieg vertrieben, Frankreich verließen oder es zu verlassen im Begriffe waren, neue Ausgaben hierfür gemacht, woraus hervorging, daß die allgemeine Maßregel, wodurch die Engländer entfernt wurden, sie nicht traf.

»Ihr seht hier,« sprach Lord Winter, »Ihr seht hier einen jungen Edelmann, der mein Leben in seinen Händen hatte und keinen Mißbrauch von seinem Vortheil machen wollte, obgleich wir doppelte Feinde waren, einmal weil ich ihn beleidigt hatte, und dann weil ich ein Engländer bin. Dankt ihm also, wenn Ihr einige Freundschaft für mich fühlt.«

Mylady zog die Augenbrauen etwas zusammen, eine kaum bemerkbare Wolke lagerte sich über ihre Stirne, und ein so seltsames Lächeln erschien auf ihren Lippen, daß der junge Mann, der diese dreifache Nuance gewahr wurde, von einem leichten Schauer erfaßt wurde.

Der Bruder sah nichts; er hatte sich umgedreht, um mit dem Lieblingsaffen von Mylady zu spielen, der ihn am Wamms zupfte.

»Seid willkommen, mein Herr,« sprach Mylady mit einer Stimme, deren Weichheit in seltsamem Widerspruch mit den Symptomen schlechter Laune

stand, welche d'Artagnan bemerkt hatte, »denn Ihr habt Euch heute ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.«

Der Engländer drehte sich jetzt wieder um und erzählte den Kampf, ohne auch nur das Geringste zu übergehen. Mylady hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu; aber wie sehr sie sich auch anstrebte, um ihre Eindrücke zu verbergen, so sah man doch leicht, daß ihr das Gespräch durchaus nicht angenehm war; das Blut stieg ihr in den Kopf und ihr kleiner Fuß bewegte sich unruhig unter dem Kleide.



Lord Winter bemerkte nichts; als er vollendet hatte, näherte er sich einem Tisch, auf welchen man ein silbernes Brett mit einer Flasche spanischem Wein gestellt hatte; er füllte zwei Gläser und lud d'Artagnan ein, zu trinken.

D'Artagnan wußte, daß es eine grobe Unhöflichkeit gegen einen Engländer wäre, auf einen Toast nicht Bescheid zu thun. Er trat an den Tisch und ergriff das zweite Glas, verlor jedoch Mylady nicht aus dem Gesicht, und gewahrte im Spiegel die Veränderung, welche in ihren Zügen vorging. Jetzt, da sie nicht mehr beobachtet zu sein glaubte, belebte ein Gefühl, das der Wildheit glich, ihr Antlitz. Sie biß mit ihren schönen Zähnen in das Taschentuch.

Die hübsche Zofe, welche d'Artagnan bereits gesehen hatte, trat ein; sie sagte einige Worte auf Englisch zu Lord Winter, der augenblicklich, unter Vorschützung dringender Geschäfte, d'Artagnan um Erlaubnis bat, sich entfernen zu dürfen, und seine Schwester ersuchte, Verzeihung für ihn zu erlangen.

D'Artagnan tauschte einen Händedruck mit Lord Winter und kam zu Mylady

zurück. Das Gesicht dieser Frau hatte mit überraschender Beweglichkeit seinen anmuthigen Ausdruck wieder angenommen: nur deuteten einige rote Fleckchen auf ihrem Taschentuche an, daß sie sich die Lippen blutig gebissen hatte.

Ihre Lippen waren herrlich, wie aus Korallen geformt.

Das Gespräch nahm eine heitere Wendung. Mylady schien ganz von ihrer vorhergehenden Stimmung zurückgekommen. Sie erzählte, daß Lord Winter nur ihr Schwager und nicht ihr Bruder sei; sie selbst habe einen jüngeren Sohn geheirathet, der sie als Wittwe mit einem Kind hinterlassen. Dieses Kind sei der einzige Erbe von Lord Winter, wenn er nicht heirathe. Alles dies ließ d'Artagnan einen Schleier erschauen, der etwas verhüllte; aber er vermochte noch nichts unter dem Schleier zu unterscheiden.

Nach einer Unterredung von einer halben Stunde hatte d'Artagnan indessen die Überzeugung gewonnen, daß Mylady seine Landsmännin war; sie sprach das Französische mit einer Reinheit und Eleganz, daß kein Zweifel übrig blieb.

D'Artagnan verschwendete galante Redensarten und Ergebenheits-Betheuerungen. Mylady lächelte wohlwollend zu allen Albernheiten, die unserem Gascogner entschlüpfen. Endlich war die Stunde zum Aufbruch gekommen! d'Artagnan verabschiedete sich von Mylady und verließ den Saal als der glücklichste der Sterblichen.

Auf der Treppe begegnete er der hübschen Zofe, welche sanft an ihn anstriefte, bis unter die Augen erröthete und ihn mit so weicher Stimme wegen dieser Berührung um Verzeihung bat, daß diese auch augenblicklich bewilligt wurde.

D'Artagnan kam am andern Tag wieder und wurde noch freundlicher, als am Abend zuvor, empfangen. Lord Winter war nicht anwesend, und Mylady machte ihm alle Honneurs. Sie schien ein großes Interesse an ihm zu nehmen, fragte ihn, wo er wohne, wer seine Freunde seien, und ob er nicht zuweilen daran gedacht habe, in den Dienst des Herrn Kardinals zu treten.

D'Artagnan war, wie man weiß, sehr klug für einen jungen Mann von zwanzig Jahren, und erinnerte sich alsbald seines Verdachts in Beziehung auf Mylady. Er sprach mit großen Lobeserhebungen von Seiner Eminenz und sagte zu Mylady, er würde nicht verfehlt haben, bei der Leibwache des Kardinals statt bei der des Königs einzutreten, wenn er zum Beispiel Herrn von Cavois statt Herrn von Treville gekannt hätte.

Mylady gab dem Gespräch eine andere Wendung, ohne daß es nur entfernt den Anschein einer Absicht hatte, und fragte d'Artagnan auf die gleichgültigste Weise der Welt, ob er je in England gewesen sei.

D'Artagnan antwortete, er sei von Treville dahin geschickt worden, um wegen einer Remonte von Pferden zu unterhandeln, und habe auch vier Stück als Muster mitgebracht.

Mylady biß sich im Verlauf des Gespräches wiederholt auf die Lippen, sie hatte es mit einem jungen Manne zu thun, der sich keine Blößen gab.

D'Artagnan zog sich zu derselben Stunde, wie am Tage vorher, zurück. In der Flur begegnete er abermals der hübschen Ketty, so hieß die Zofe. Sie schaute ihn mit einem Ausdruck geheimen Wohlwollens an. Aber d'Artagnan war so sehr mit der Gebieterin beschäftigt, daß er nur das gewahr wurde, was von ihr

herrührte.

Am zweiten Tag kam d'Artagnan abermals und am dritten ebenso, und jedes Mal wurde ihm ein freundlicherer Empfang von Mylady zu Theil.

Jenen Abend begegnete er auch der hübschen Zofe auf der Treppe, oder in der Hausflur.

Aber d'Artagnan ließ, wie gesagt, die seltsame Beharrlichkeit der armen Ketty unbeachtet.

II.

Ein Procuratorsmahl.

Das Duell, bei welchem Porthos eine so glänzende Rolle gespielt hatte, ließ ihn indessen das Mittagmahl nicht vergessen, wozu er von der Frau Procuratorin eingeladen worden war. Am andern Tag gegen ein Uhr ließ er sich von Mousqueton den letzten Bürstenstrich geben, und wanderte der Rue aux Ours zu. Sein Herz klopfte, aber nicht wie das von d'Artagnan, von einer jungen und ungeduldigen Liebe. Nein, ein materielles Interesse leitete seine Schritte. Er sollte endlich die geheimnißvolle Schwelle überschreiten, die unbekannte Treppe ersteigen, welche die alten Thaler des Meisters Coquenard einer um den andern erstiegen hatten. Er sollte wirklich eine gewisse Kiste sehen, deren Bild ihm zwanzigmal in seinen Träumen erschienen war; eine Kiste von langer und tiefer Form, mit Schlössern und Riegeln versehen, und mit eisernen Bändern an den Boden befestigt; eine Kiste, von der er so oft sprechen gehört, und welche die Hände des Procurators nun vor seinen bewundernden Blicken öffnen sollten.

Und er, der in der Welt umherirrende Mensch, der Mann ohne Vermögen, ohne Familie, der an Herbergen, Gasthöfen, Schenken und Wirtschaften aller Art gewöhnte Soldat, der Gourmand, der meistens nur auf zufällige Schmausereien angewiesen war, sollte sich an den Tisch einer bürgerlichen Haushaltung setzen, die Annehmlichkeiten eines so wohlhábigen Heimwesens kennen lernen.

Täglich in der Eigenschaft eines Vettters bei einer guten Tafel erscheinen, die gelbe gefaltete Stirne des alten Procurators entrunzeln, die jungen Schreiber durch den Unterricht im Bassettspiele, im Lanzknecht und im Würfeln mit den feinsten Kunstgriffen rupfen und ihnen in Form eines Honorars für die Lection, die er ihnen in einer Stunde geben würde, die Ersparnisse eines Monats abnehmen. Alles dies lag in den seltsamen Sitten jener Zeit und war in der Voraussicht ungemein ergóztlich für Porthos.

Der Musketier erinnerte sich wohl der schlimmen Gerüchte, welche über die Procuratoren, ihre Knickerei, ihre Fasttage im Umlaufe waren. Da er aber im Ganzen die Procuratorin, abgesehen von einigen ökonomischen Anfällen, welche er stets sehr unzeitig fand, ziemlich freigebig gesehen hatte, wohl verstanden für eine Procuratorsfrau, so hoffte er ein angenehm eingerichtetes Haus zu finden.

An der Thüre regten sich jedoch einige Zweifel in dem Musketier. Der Zutritt hatte durchaus nichts Einladendes. Er fand einen übelriechenden schwarzen Gang, eine nur schlecht beleuchtete Treppe mit einem Fenster, durch dessen eiserne Stangen das graue Licht eines benachbarten Hofes mühsam eindrang. Im ersten Stock kam er vor eine niedere und, wie die Hauptthüre des großen Chatelet, mit ungeheuren eisernen Nägeln beschlagene Thüre. Porthos klopfte mit dem Finger an. Ein großer, bleicher und unter einem Wald von struppigen

Haaren verborgener Schreiber öffnete und grüßte mit der Miene eines Mannes, der sich genöthigt sieht, an einem Andern den kräftigen hohen Wuchs, eine militärische Uniform und das frische rothe Gesicht zu achten, das die Gewohnheit gut zu leben andeutet.

Ein zweiter, kleinerer Schreiber hinter dem ersten, ein anderer größerer Schreiber hinter dem zweiten, ein Gassenjunge von zwölf Jahren hinter dem dritten.

Im Ganzen drei und ein halber Schreiber, was für jene Zeit eine Schreibstube von sehr bedeutender Kundschaft ankündigte.

Obgleich der Musketier erst um ein Uhr erscheinen sollte, war doch die Procuratorin seit der Mittagstunde mit ihrem Auge auf der Lauer, und versah sich zu dem Herzen und vielleicht auch zu dem Magen ihres Anbeters, daß er vor der bestimmten Zeit erscheinen werde.

Madame Coquenard kam also beinahe in demselben Augenblick aus der Zimmerthüre, wo ihr Gast durch die Treppenthüre eintrat, und die Erscheinung der würdigen Dame entzog Porthos einer großen Verlegenheit. Die Schreiber sahen äußerst neugierig aus, und er blieb völlig stumm, da er nicht wußte, was er zu dieser aufsteigenden Tonleiter sagen sollte.



»Das ist mein Vetter!« rief die Procuratorin. »Tretet doch ein, Herr Porthos!«

Der Name Porthos brachte die gehörige Wirkung auf die Schreiber hervor, welche zu lachen anfangen; aber Porthos wandte sich um und auf alle Gesichter kehrte der Ernst zurück.

Man gelangte in das Kabinet des Procurators, nachdem man ein Vorzimmer, wo die Schreiber waren, und die Schreibstube, in der sie hätten sein sollen, durchschritten hatte. Die letztere war eine Art von schwarzem Saale, mit beschriebnem Papier tapeziert. Aus der Schreibstube heraustretend, ließ man die Küche zur Rechten und gelangte in das Empfangszimmer.

Alle diese Zimmer, welche mit einander in Verbindung standen, brachten Porthos durchaus keine guten Begriffe bei. Man mußte die Worte von ferne durch alle diese offenen Thüren hören; dann hatte er im Vorübergehen einen raschen, forschenden Blick in die Küche geworfen und sich zur Schande der Procuratorsfrau und zu seinem eigenen Bedauern gestanden, daß er nichts von dem Feuer, von der Belebtheit von der Bewegung wahrzunehmen vermochte, wie dergleichen gewöhnlich im Augenblicke eines guten Mahles im Heiligthum der Gern- und Gutesserei zu herrschen pflegt.

Der Procurator war ohne Zweifel zum Voraus von seinem Besuche in Kenntniss gesetzt worden, denn er gab nicht das geringste Erstaunen bei dem

Anblick von Porthos kund, der sich ihm mit vollkommen ungezwungener Miene näherte und ihn höflich begrüßte.

»Wir sind Vettern, wie es scheint, mein Herr Porthos?« sagte der Procurator und stand, sich mit den Armen stützend, von seinem Rohrstuhle auf.

Der Greis war in ein großes schwarzes Wamms gehüllt, in welchem sich sein schwächlicher Körper verlor, und sah gelb und vertrocknet aus. Seine kleinen grauen Augen glänzten wie Karfunkel und schienen nebst seinem Munde, der in beständigen Grimassen begriffen war, der einzige Theil seines Gesichtes zu sein, wo noch Leben wohnte. Leider fingen die Beine an, dieser ganzen Knochenmaschine den Dienst zu verweigern. Seit den fünf oder sechs Monaten, wo sich diese Schwäche fühlbar gemacht hatte, war der würdige Procurator beinahe der Sklave seiner Gattin geworden.

Der Vetter wurde mit Resignation aufgenommen und nicht weiter. Wäre Meister Coquenard noch flink auf den Beinen gewesen, so würde er alle Verwandtschaft mit Porthos abgelehnt haben.

»Ja, wir sind Vettern,« sprach Porthos, der nie auf eine begeisterte Aufnahme von Seiten des Gatten gerechnet hatte, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

»Durch die Frauen, glaube ich,« sagte der Procurator boshaft.

Porthos fühlte diesen Spott nicht und hielt ihn für eine Naivetät, worüber er in seinen dicken Schnurrbart lachte; Madame Coquenard, welche wußte, daß der naive Prokurator eine äußerst seltene Varietät in der Gattung ist, lächelte ein wenig und erröthete stark.

Herr Coquenard hatte seit der Ankunft von Porthos seine Augen unruhig auf einen großen, seinem eigenen Schreibtisch gegenüber stehenden Schrank geworfen. Porthos begriff, daß dieser Schrank, obgleich er seiner Form nach durchaus nicht demjenigen entsprach, welchen er in seinen Träumen gesehen hatte, das glückselige Geräthe sein mußte, und er beglückwünschte sich darüber, daß sie Wirklichkeit sechs Fuß mehr Höhe hatte, als der Traum.

Meister Coquenard trieb seine genealogischen Forschungen nicht weiter; aber seinen unruhigen Blick vom Schranke wieder Porthos zuwendend, begnügte er sich, zu sagen:

»Euer Herr Vetter wird wohl, ehe er in das Feld zieht, uns die Ehre erweisen, mit uns zu Mittag zu essen, nicht wahr, Madame Coquenard?«

Diesmal empfing Porthos den Stich in den vollen Leib und fühlte ihn; Madame Coquenard schien ihrerseits nicht unempfindlicher zu sein, denn sie fügte bei:

»Mein Vetter wird nicht wieder kommen, wenn er findet, daß wir ihn schlecht behandeln; aber im entgegengesetzten Fall hat er zu wenig Zeit noch in Paris zuzubringen und folglich uns zu sehen, als daß wir ihn nicht um jeden Augenblick bitten sollten, über den er noch zu verfügen vermag.«

»Oh! meine Beine, meine armen Beine!« murmelte Herr Coquenard und suchte zu lächeln.

Diese Hilfe, welche Porthos in dem Augenblicke zugekommen war, wo man ihn in seinen gastronomischen Hoffnungen angegriffen hatte, flößte dem Musketier große Dankbarkeit gegen seine Procuratorin ein.

Bald schlug die Mittagsstunde; man ging in das Speisezimmer, eine große dunkle Stube der Küche gegenüber.

Die Schreiber, denen, wie es scheint, die ungewöhnlichen Gerüche im Hause nicht entgangen waren, beobachteten eine militärische Pünktlichkeit und hielten, bereits sich niedersetzend, ihre Bestecke in der Hand. Man sah sie zum Voraus mit furchtbarem Tätigkeitsdrang ihre Kinnbacken bewegen. »Bei Gott!« dachte Porthos, indem er einen Blick auf die drei Ausgehungerten warf, denn der Gassenjunge wurde, wie man sich denken kann, nicht zu der Ehre eines Herrentisches zugelassen. »Bei Gott! an der Stelle meines Veters würde ich solche Fresser nicht behalten. Sie sehen aus wie Schiffbrüchige, die seit sechs Wochen nicht gegessen.«



Herr Coquenard wurde auf seinem Rollstuhl von Madame Coquenard hereingeschoben, welche Porthos, bis er den Tisch erreichte, zuvorkommend im Rollen unterstützte. Kaum war er im Zimmer, als er Nase und Kinnbacken nach dem Beispiel seiner Schreiber in Bewegung setzte.

»Oh! oh!« sagte er, »das ist eine einladende Suppe.«

»Was Teufel riechen sie denn Außerordentliches in dieser Suppe?« sagte Porthos zu sich selbst beim Anblick einer blassen, weißlichen, aber ganz blinden Fleischbrühe, auf der einige seltene Krusten, wie die Inseln eines Archipels, schwammen.

Madame Coquenard lächelte und auf ein Zeichen von ihr beeilte sich Jedermann niederzusitzen.

Herr Coquenard wurde zuerst bedient, dann Porthos, hierauf füllte Madame Coquenard ihren Teller und theilte die Krusten ohne Fleischbrühe unter die Ungeduldigen aus.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Speisezimmers knarrend von selbst, und Porthos erblickte durch die halbgeöffneten Flügel den kleinen Schreiber, der, da er nicht an dem Mahl Theil nehmen durfte, sein Brot bei dem doppelten Geruch von der Küche und dem Speisezimmer verzehrte.

Nach der Suppe brachte die Magd eine gesottene Henne, ein Prachtstück, bei dessen Anblick sich die Augenlider der Gäste so sehr erweiterten, daß man glaubte, sie müßten zerreißen.

»Man sieht, Ihr liebt Eure Familie, Madame Coquenard,« sprach der Procurator mit einem beinahe tragischen Lächeln, »das ist offenbar eine Galanterie, die Ihr Eurem Vetter erweist.«

Die arme Henne war alt und mit einer von den dicken, rauhen Häuten bekleidet, welche die Knochen mit aller Anstrengung nicht zu durchdringen vermögen. Man mußte sie lange gesucht haben, um ihre Aufsitzstange zu finden, auf die sie sich zurückgezogen hatte, um an Altersschwäche zu

sterben.

»Teufel!« dachte Porthos, »das ist doch sehr traurig. Ich ehre das Alter, aber ich mache mir wenig daraus, wenn es gesotten oder gebraten ist.«

Und er schaute in der Runde umher, um zu beobachten, ob seine Meinung getheilt würde; aber er sah im Gegenteil nur flammende Augen, welche zum Voraus diese erhabene Henne, den Gegenstand seiner Verachtung, verschlangen.

Madame Coquenard zog die Platte zu sich heran, löste geschickt die zwei großen schwarzen Pfoten, die sie ihrem Gatten auf den Teller legte, schnitt den Hals ab, den sie mit dem Kopfe für sich nahm, trennte einen Flügel für Porthos ab und gab der Magd, welche es gebracht hatte, das Thier zurück, so daß es beinahe unberührt zurückkehrte und verschwunden war, ehe der Musketier Zeit hatte, die Veränderungen zu beobachten, welche diese Enttäuschung je nach den Charakteren und Temperamenten der Umsitzenden auf den Gesichtern hervorbrachte.

Nach der Henne machte eine Platte mit Bohnen ihre Aufwartung, in der sich einige Schöpsenknochen zu zeigen schienen, von denen man Anfangs glauben konnte, sie seien mit Fleisch bekleidet. Aber die Schreiber ließen sich durch diesen Trug nicht bethören, und ihre düstern Mienen wurden ergebungsvolle Gesichter.



Madame Coquenard theilte dieses Gericht mit der Mäßigung einer guten Hauswirthin unter die jungen Leute aus.

Nun kam die Reihe an den Wein; Herr Coquenard schenkte aus einem sehr mageren Weinkrüge jedem von den jungen Leuten das Drittheil eines Glases ein, nahm für sich ungefähr in gleichem Verhältnis, und die Flasche ging sogleich zu Porthos und Madame Coquenard über.

Die jungen Leute füllten das Drittel Wein mit Wasser; wenn sie die Hälfte des Glases getrunken hatten, füllten sie es abermals, und so machten sie dies fortwährend, wodurch sie am Ende des Mahles ein Getränke verschluckten, das von der Farbe des Rubins zu der des Rauchtropases übergegangen war.

Porthos verspeiste schüchtern seinen Flügel. Er trank auch ein halbes Glas

von diesem so spärlich zugemessenen Weine und erkannte ihn als einen Montreuil. Meister Coquenard sah ihn den Wein ungemischt trinken und stieß einen Seufzer aus.

»Eßt Ihr vielleicht von diesen Bohnen, mein Vetter Porthos?« sprach Madame Coquenard mit jenem Tone, welcher sagen will: »Glaubt mir, eßt nichts davon.«

»Ich danke meiner Base,« erwiderte er, »ich habe keinen Hunger mehr.«

Es trat ein Stillschweigen ein. Porthos wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Der Procurator wiederholte mehrmals:

»Ah, Madame Coquenard, ich mache Euch mein Compliment. Euer Mittagsbrot ist ein wahres Festmahl!«

Porthos glaubte, man wolle ihn zum Besten halten, und fing an, seinen Schnurrbart in die Höhe zu streichen und die Stirne zu falten. Aber der Blick von Madame Coquenard ermahnte ihn zur Geduld.

In diesem Augenblick standen die Schreiber auf einen Wink des Procurators langsam vom Tische auf, legten ihre Servietten noch langsamer zusammen, verbeugten sich und traten ab.

»Geht, Ihr jungen Leute, geht und verdauet durch Arbeiten,« sagte der Procurator ernsthaft.

Als die Schreiber sich entfernt hatten, erhob sich Madame Coquenard und holte aus einem Speiseschrank ein Stück Käse, eingemachte Quitten und einen Kuchen, den sie aus Mandeln und Honig selbst verfertigt hatte.

Herr Coquenard runzelte die Stirne, weil er zu viel Gerichte erblickte.

»Ein Festmahl, ganz entschieden!« rief er, ungeduldig sich auf seinem Stuhl hin und her bewegend. »Ein wahres Festmahl! Epulae epularum: Lucullus speist bei Lucullus zu Mittag!«

Porthos schaute die Flasche an, die in seiner Nähe stand, und hoffte sich im Wein, Brot und Käse gütlich zu thun. Aber der Wein ging bald aus, die Flasche war leer. Herr und Madame Coquenard thaten, als ob sie es nicht bemerkten.

»Das ist gut,« sprach Porthos zu sich selbst, »ich weiß nun, woran ich bin.«

Er leckte ein wenig an einem Löffel voll eingemachter Quitten und verbiß sich die Zähne in dem zähen Teige von Madame Coquenard.

»Nun ist das Opfer gebracht,« sprach er.

Herr Coquenard fühlte nach den Leckereien eines solchen Mahles, das er einen Exceß nannte, das Bedürfnis, Siesta zu halten.

Porthos hoffte, dies würde an Ort und Stelle und in demselben Räume vorgehen, aber der Procurator wollte nichts davon hören. Man mußte ihn in sein Zimmer zurückbringen, und er schrie, so lange er nicht vor seinem Schranke war, auf dessen Rand er sodann aus Vorsicht seine Füße stellte.

Die Procuratorin führte Porthos in ein anstoßendes Zimmer. »Ihr könnt dreimal in der Woche zu Tisch kommen,« sagte Madame Coquenard.

»Ich danke,« erwiderte Porthos, »ich mache nicht gerne Mißbrauch von solchen Einladungen. Überdies muß ich an meine Equipirung denken.«

»Das ist wahr,« sprach die Prokuratorin seufzend, »diese unglückliche Equipirung nimmt Euch in Anspruch, nicht wahr?«

»Ach ja,« sagte Porthos.

»Aber worin besteht denn die Equipirung Eueres Corps, Herr Porthos?«

»Oh! in Mancherlei,« sprach Porthos, »die Musketiere sind, wie Ihr wißt, Elitesoldaten, und sie brauchen viele Dinge, welche die Garden und die Schweizer entbehren können.«

»Nennt sie mir einzeln.«

»Das belauft sich etwa auf . . . erwiderte Porthos, der sich lieber über den Gesamtbetrag, als über die einzelnen Punkte aussprechen wollte.

Die Procuratorin wartete zitternd.

»Auf wie viel?« fragte sie; »ich hoffe, es wird nicht mehr als . . . « hier blieb sie stecken, es fehlte ihr das Wort.

»Oh! nein, es beträgt nicht über zwei tausend fünf hundert Livres. Ich glaube sogar, daß ich bei einiger Sparsamkeit mit zwei tausend ausreichen könnte.«

»Guter Gott! zwei tausend Livres!« rief sie, »das ist ja ein ganzes Vermögen, und mein Mann wird sich nie herbeilassen, eine solche Summe zu borgen!«

Porthos machte eine sehr bezeichnende Grimasse; Madame Coquenard verstand ihren Sinn.

»Ich fragte nach den einzelnen Punkten,« sprach sie, »weil ich viele Verwandte und Kunden bei dem Handelsstand habe, und folglich überzeugt sein kann, daß ich die Sache um hundert Procent unter dem Preise bekomme, den Ihr dafür bezahlen müßt.«

»Ah! ah!« rief Porthos, »wenn Ihr damit andeuten wolltet . . . «

»Ja, mein lieber Herr Porthos. Ihr braucht also vor Allem . . . «

»Ein Pferd.«

»Ja, ein Pferd. Gut! das ist es gerade, was ich für Euch abmachen kann.«

»Ah!« sprach Porthos strahlend, »in Beziehung auf mein Pferd stehen also die Angelegenheiten ganz gut; dann brauche ich noch ein Pferd für meinen Bedienten und ein Felleisen. Was die Waffen betrifft, so dürft Ihr Euch nicht darum bekümmern, diese habe ich bereits.«

»Ein Pferd für Euren Bedienten?« versetzte die Procuratorin zögernd. »Aber das klingt sehr vornehm.«

»Ei! Madame!« sprach Porthos stolz, »bin ich etwa ein armer Schlucker?«

»Nein. Ich wollte Euch nur sagen, ein hübsches Maulthier sehe gleichsam eben so gut aus, wie ein Pferd, und es scheine mir, wenn ich Euch ein gutes Maulthier für Euren Mousqueton verschaffen würde . . . «

»Es mag sein, ein hübsches Maulthier; Ihr habt Recht, ich habe sehr vornehme spanische Herren gesehen, deren ganzes Gefolge auf Maulthieren ritt. Aber Ihr werdet dann begreifen, Madame Coquenard, daß ich ein Maulthier mit Federbusch und Schelle haben muß.«

»Seid unbesorgt,« erwiderte die Procuratorin.

»Nun ist noch das Felleisen übrig,« sagte Porthos.

»Oh! das darf Euch nicht beunruhigen,« rief Madame Coquenard, »mein Mann besitzt fünf oder sechs Felleisen, und Ihr sucht Euch das beste aus; es ist besonders eines darunter, das er sehr gerne mit auf Reisen nahm, man könnte eine ganze Welt hineinpacken.«

»Euer Felleisen ist also leer?« fragte Porthos.

»Gewiß, es ist leer,« antwortete die Procuratorin.

»Ah! dasjenige, welches ich brauche,« rief Porthos, »ist ein wohl ausgerüstetes, meine Theure.«

Madame Coquenard stieß neue Seufzer aus. Molière hatte damals seinen Geizhals noch nicht geschrieben. Madame Coquenard gebührt also der Vorrang vor Harpagon.

Der Rest der Equipirung wurde nach und nach auf dieselbe Weise debattiert, und das Resultat der Sitzung war, daß die Procuratorin von ihrem Gatten acht hundert Livres in barem Gelde verlangen und das Pferd und das Maulthier liefern sollte, welchen beiden Geschöpfen die Ehre zugedacht war, Porthos und Mousqueton zum Ruhme zu tragen.

Als diese Bedingungen festgestellt und die Interessen vertragsmäßig bestimmt waren, nahm Porthos von Madame Coquenard Abschied und kehrte mit abscheulichem Hunger nach seiner Wohnung zurück.

III.

Zofe und Gebieterin.

Trotz der Stimme seines Gewissens, trotz der weisen Rathschläge von Athos und der zarten Erinnerung an Madame Bonacieux, verliebte sich d'Artagnan von Stunde zu Stunde mehr in Mylady; auch verfehlte er nicht, ihr täglich auf eine Weise den Hof zu machen, von welcher der eitle Gascogner überzeugt war, sie müsse früher oder später eine Erwiderung zur Folge haben.

Als er eines Tages, die Nase hochtragend, leichten Sinnes wie ein Mensch, der einem Goldregen entgegensieht, nach dem Hotel von Mylady kam, traf er die Zofe unter der Einfahrt; aber diesmal begnügte sich die hübsche Ketty nicht mit einem flüchtigen Lächeln, sie nahm ihn sachte bei der Hand.

»Gut!« sprach d'Artagnan zu sich selbst, »sie ist mit einer Botschaft ihrer Herrin an mich beauftragt; sie wird mir ein Rendezvous bezeichnen, das man mir mündlich zu geben nicht gewagt hat,« und dabei schaute er das schöne Kind mit der siegreichsten Miene an.

»Ich wünschte ein paar Worte mit Euch zu sprechen, Herr Chevalier,« stammelte die Kammerjungfer.

»Sprich, mein Kind, sprich,« sagte d'Artagnan, »ich höre.«

»Hier unmöglich; was ich Euch zu sagen habe, ist zu lang und besonders zu geheim.«

»Nun! was ist aber dann zu machen?«

»Wenn der Herr Chevalier mir folgen wollte,« sagte Ketty schüchtern.

»Wohin Du willst, mein schönes Kind.«

»So kommt.«

Und Ketty, die seine Hand nicht losgelassen hatte, zog ihn nach sich auf eine düstere Wendeltreppe, und öffnete eine Thüre, nachdem sie etwa fünfzehn Stufen hinaufgestiegen waren.

»Tretet ein, Herr Chevalier, hier sind wir allein und können ruhig mit einander sprechen.«

»Was ist das für ein Zimmer, mein schönes Kind?« fragte d'Artagnan.

»Das meinige, gnädiger Herr; es steht mit dem meiner Gebieterin durch diese Thüre in Verbindung. Aber seid ohne Sorgen, sie kann nicht hören, was wir sprechen, da sie sich nie vor Mitternacht schlafen legt.«

D'Artagnan ließ seine Blicke umherschweifen. Das kleine Zimmer war reizend, sowohl was den Geschmack, als was die Reinlichkeit betraf, aber unwillkürlich hefteten sich seine Augen auf die Thüre, von der ihm Ketty gesagt hatte, sie führe nach dem Zimmer von Mylady.

Ketty erriet, was in der Seele des jungen Mannes vorging, und seufzte.

»Ihr liebt also meine Gebieterin sehr, Herr Chevalier?« fragte sie.

»Ich weiß nicht, ob ich sie wahrhaft liebe, ich weiß nur, daß ich wahnsinnig in

sie verliebt bin.«

Ketty stieß einen zweiten Seufzer aus.

»Ach! mein Herr, das ist schade.«

»Was Teufels siehst Du denn darin so Unangenehmes?«

»Ich meine, weil meine Gebieterin Euch gar nicht liebt.«

»Wie!« rief d'Artagnan, »sollte sie Dich beauftragt haben, mir dies zu sagen?«

»Oh! nein, gnädiger Herr, aber ich habe aus Theilnahme für Euch den Entschluß gefaßt, es Euch kund zu thun.«

»Ich danke, meine gute Ketty, aber nur für die Absicht, denn Du wirst wohl zugeben, daß eine solche Eröffnung nicht gerade angenehm ist.«

»Das heißt, Ihr glaubt nicht an das, was ich Euch gesagt habe, nicht wahr?«

»Ich gestehe, daß ich, bis Du mir irgend einen Beweis für Deine Behauptung zu geben vermagst . . . «

»Was sagt Ihr zu diesem?«

Ketty zog aus ihrem Busen ein kleines Billet ohne Aufschrift hervor.

»Für mich?« rief d'Artagnan, sich rasch des Briefchens bemächtigend, und mit der Geschwindigkeit eines Gedankens zerriß er den Umschlag, trotz des Geschreies, das Ketty erhob, als sie sah, was er thun wollte, oder vielmehr, was er that.

»Ach! mein Gott! Herr Chevalier, was macht Ihr da?« sprach sie.

»Ei! bei Gott,« erwiderte d'Artagnan, »muß ich nicht von dem, was an mich gerichtet ist, Kenntnis nehmen?« Und er las: »Ihr habt auf mein erstes Billet nicht geantwortet: seid Ihr leidend, oder habt Ihr vergessen, mit welchen Augen Ihr mich auf dem Ball der Frau von Guise ansahst? Die Gelegenheit ist da, Graf, laßt sie nicht entchlüpfen.«

D'Artagnan erbleichte, er war in seiner Eigenliebe verletzt, er glaubte sich in seiner Liebe verwundet.

»Dieses Billet ist nicht für mich!« rief er.

»Nein es ist für einen Andern; Ihr habt mir nicht Zeit gelassen, dies Euch zu sagen.«

»Für einen Andern! sein Name! sein Name!« rief d'Artagnan wüthend.

»Für den Grafen von Wardes.«

Die Erinnerung an die Szene in Saint-Germain trat plötzlich wieder vor den Geist des anmaßenden Gascogners und bestätigte die Eröffnung Ketty's.

»Armer, lieber Herr d'Artagnan,« sprach diese in einem Tone voll Mitleids und drückte dem jungen Manne abermals die Hand.

»Du beklagst mich, gute Kleine,« sagte d'Artagnan. »Oh! ja, von ganzem Herzen, denn ich weiß, was Liebe heißt.«

»Du weißt, was Liebe heißt?« fragte d'Artagnan und schaute sie zum ersten Male mit einer gewissen Aufmerksamkeit an.

»Ach! ja.«

»Nun wohl! dann würdest Du, statt mich zu beklagen, viel besser daran thun, mir zu meiner Rache an Deiner Gebieterin zu verhelfen.«

»Und was für eine Rache wollt Ihr nehmen?«

»Meinen Nebenbuhler aus seiner Stelle verdrängen.«

»Dazu werde ich Euch nie behilflich sein, Herr Chevalier,« erwiderte Ketty lebhaft.

»Und warum nicht?«

»Aus zwei Gründen.«

»Aus welchen?«

»Erstens, weil meine Gebieterin Euch nie lieben wird.«

»Weißt Du dies?«

»Ihr habt sie in ihrem Innersten verletzt.«

»In welcher Beziehung kann ich sie verletzt haben, da ich doch, seit ich sie kenne, wie ein Sklave zu ihren Füßen liege? Sprich, ich bitte Dich.«

»Ich werde dieß nur dem Manne gestehen . . . der in der Tiefe meines Herzens zu lesen vermag.«

D'Artagnan schaute Ketty zum zweiten Male an. Das junge Mädchen war von einer Frische und Schönheit, wofür manche Herzogin ihre Krone gegeben hätte.

»Ketty, ich werde in der Tiefe Deines Herzens lesen, darüber beruhige Dich, mein liebes Kind; aber sprich.«

»O! nein,« rief Ketty, »Ihr liebt mich nicht, Ihr liebt meine Gebieterin; das habt Ihr mir soeben gesagt.«

»Und das hält Dich ab, mir den zweiten Grund zu nennen?«

»Der zweite Grund, mein Herr Chevalier,« sprach Ketty, durch den Ausdruck der Augen des jungen Mannes ermuthigt! »der zweite Grund heißt: in der Liebe sorgt jedes für sich.«

Jetzt erinnerte sich d'Artagnan der schmach tenden Blicke Kettys, ihres Lächelns und ihrer unterdrückten Seufzer, so oft er ihr begegnete; aber ganz und gar von dem Verlangen beseelt, der vornehmen Dame zu gefallen, hatte er die Zofe verachtet: wer den Adler jagt, kümmert sich nicht um den Sperling.

Aber diesmal begriff unser Gascogner blitzschnell, welchen Nutzen man aus dieser Liebe ziehen konnte, die ihm Ketty auf eine so naive Weise zugestanden hatte — Auffangung der an den Grafen von Wardes gerichteten Briefe, Einverständnis am Platze, Eintritt zu jeder Stunde durch Kettys Zimmer, welches an das ihrer Gebieterin stieß. Der Treulose opferte, wie man sieht, bereits in Gedanken das arme Mädchen der vornehmen Dame auf.

Es schlug Mitternacht und man hörte beinahe um dieselbe Zeit das Glöckchen in Myladays Zimmer ertönen.

»Großer Gott!« rief Ketty, »meine Herrin ruft, geht, geht geschwind.«

D'Artagnan stand auf, nahm seinen Hut, als ob er zu gehorchen



beabsichtigte, öffnete aber rasch statt der Treppentüre die Thüre eines großen Schrankes und kauerte sich mitten unter die Kleider und Mäntel von Mylady hinein.

»Was macht Ihr denn?« rief Ketty.

D'Artagnan, der zum Voraus den Schlüssel genommen hatte, schloß sich in seinen Schrank ein, ohne zu antworten.

»Nun!« rief Mylady mit scharfer Stimme, »schläfst Du, daß Du nicht kommst, wenn ich läute?«

D'Artagnan hörte, daß die Verbindungsthüre heftig geöffnet wurde.

»Hier bin ich, Mylady, hier bin ich!« rief Ketty ihrer Gebieterin entgegenlaufend.

Alle Beide traten in das Schlafzimmer ein und da die Thüre offen blieb, konnte d'Artagnan noch einige Zeit hören, wie Mylady ihre Kammerjungfer auszankte; endlich beruhigte sie sich, und es kam auf ihn die Rede, während Ketty ihre Gebieterin bediente.

»Ei!« sagte Mylady, »ich habe unsern Gascogner diesen Abend nicht gesehen.«

»Wie, Madame,« sprach Ketty, »er ist nicht gekommen! Sollte er flatterhaft sein, ehe er glücklich gewesen ist?«

»Oh! nein, Herr von Treville, oder Herr des Essarts werden ihn abgehalten haben. Ich verstehe mich darauf, Ketty, diesen halte ich fest.«

»Was wird die gnädige Frau mit ihm machen?«

»Was ich mit ihm machen werde? sei unbesorgt, Ketty; zwischen diesem Menschen und mir liegt ein Ding, das er nicht kennt. Er hat mich beinahe um meinen Kredit bei Sr. Eminenz gebracht. O! ich werde mich rächen.«

»Ich glaubte, die gnädige Frau liebe ihn?«

»Ich, ihn lieben! ich verabscheue ihn. Ein Einfaltspinsel, der das Leben von Lord Winter in den Händen hat, ihn nicht tötet und mir dadurch einen Verlust von dreimal hunderttausend Livres Rente zuzieht.«

»Das ist richtig,« sagte Ketty. »Euer Sohn wäre der einzige Erbe seines Oheims, und bis zu seiner Volljährigkeit hättet Ihr die Nutznießung seines Vermögens gehabt.«

D'Artagnan schauerte bis in das Mark seiner Knochen, als er hörte, wie ihm dieses liebreizende Geschöpf, mit der scharfen Stimme, die sie nur mit größter Mühe im Gespräch zu verbergen vermochte, vorwarf, daß er einen Mann nicht getötet habe, den sie, wie er selbst gesehen hatte, mit Freundschaftsbeweisen überhäufte.



»Auch hätte ich mich bereits an ihm gerächt,« fuhr Mylady fort, »wenn mir nicht der Kardinal, ich weiß nicht aus welchem Grunde, befohlen hätte, ihn zu schonen.«

»Oh! ja, aber Madame hat die kleine Frau nicht geschont, die er liebte.«

»Ah! die Krämerin aus der Rue des Fossoyeurs! hat er nicht bereits vergessen, daß sie lebte? eine schöne Rache, meiner Treu!«

Der kalte Schweiß lief d'Artagnan von der Stirne: dieses Weib war ein Ungeheuer.

Er horchte wieder, aber leider war die Toilette beendet.

»Gut,« sprach Mylady, »geh in Dein Zimmer, und suche morgen eine Antwort auf den Brief zu bekommen, den ich Dir gegeben habe.«

»Für Herrn von Wardes?« fragte Ketty.

»Allerdings.«

»Das ist ein Mann,« sprach Ketty, »der mir vorkommt, als wäre er gerade das Gegentheil von dem armen Herrn d'Artagnan.«

»Geht, Mademoiselle,« sagte Mylady, »ich liebe die Kommentare nicht.«

D'Artagnan hörte die Thüre zumachen, dann vernahm er das Geräusch von zwei Riegeln, welche Mylady vorschob, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen. Ketty drehte auf ihrer Seite, aber so sachte als möglich, den Schlüssel einmal um. Dann stieß d'Artagnan die Thüre des Schrankes auf.

»Oh! mein Gott!« sprach Ketty mit gedämpfter Stimme, »was habt Ihr denn und wie bleich seht Ihr aus!«

»Das abscheuliche Geschöpf!« murmelte d'Artagnan.

»Stille! stille! kommt heraus; es ist nur eine dünne Scheidewand zwischen meinem Zimmer und dem von Mylady; man hört in dem einen ganz genau, was in dem andern gesprochen wird.«

»Schon gut; aber ich gehe nicht eher heraus, als bis Du mir gesagt hast, was aus Madame Bonacieux geworden ist.«

Das arme Mädchen schwur d'Artagnan auf das Krucifix, daß sie es nicht wisse, da ihre Gebieterin ihre Geheimnisse nie mehr als zur Hälfte durchdringen lasse. Nur glaube sie dafür stehen zu können, daß sie nicht tot sei.

Was die Ursache betraf, aus der Mylady beinahe ihren Kredit bei dem Kardinal verloren hatte, so wußte Ketty auch hiervon nicht mehr. Aber diesmal war d'Artagnan besser eingeweiht, als sie. Da er Mylady in dem Augenblick, wo er selbst England verließ, auf einem konsignirten Schiffe gesehen hatte, so vermuthete er, daß von den diamantenen Nestelstiften die Rede war.

Am klarsten trat bei Allem hervor, daß der wahre, tiefe und eingefleischte Haß Myladays gegen ihn davon herrührte, daß er ihren Schwager nicht getötet hatte.

D'Artagnan kehrte am andern Tag zu Mylady zurück. Sie war sehr übler Laune. D'Artagnan begriff, daß das Ausbleiben des Briefes ihre gereizte Stimmung veranlaßt hatte. Ketty trat ein, wurde aber äußerst hart von Mylady behandelt. Ein Blick, den sie d'Artagnan zuwarf, wollte sagen: »Ihr seht, wie ich um Euretwillen leide.«

Doch am Ende des Abends besänftigte sich die schöne Löwin; sie hörte

lächelnd die zärtlichen Worte d'Artagnan's und gab ihm sogar die Hand zu küssen.

Als d'Artagnan sich entfernte, wußte er nicht mehr, was er denken sollte; da er aber ein Gascogner war, den man nicht so leicht den Kopf verlieren machte, so ersann er in seinem Innern ein Plänchen.

Er fand Ketty an der Thüre und ging wie am vorhergehenden Tage mit ihr hinauf, um Neuigkeiten von ihr zu erfahren. Ketty war viel gescholten worden; man hatte sie der Nachlässigkeit beschuldigt. Mylady konnte das Stillschweigen des Grafen von Wardes gar nicht begreifen und sie hatte ihr befohlen, am Morgen um neun Uhr in ihrem Schlafzimmer zu erscheinen, um ihre Aufträge zu vernehmen.

D'Artagnan ließ sich von Ketty das Versprechen geben, am andern Tage in seine Wohnung zu kommen, um ihm den Inhalt dieser Befehle mitzutheilen. Die Arme versprach alles, was d'Artagnan haben wollte; sie liebte wahnsinnig.

Um elf Uhr sah er Ketty kommen. Sie hielt ein neues Billet von Mylady in der Hand. Diesmal suchte es das arme Kind d'Artagnan nicht einmal streitig zu machen und ließ ihn gewähren. Sie gehörte mit Leib und Seele dem schönen Soldaten.

D'Artagnan öffnete dieses zweite Billet, das ebenfalls weder mit einer Unterschrift noch mit einer Adresse versehen war, und las, wie folgt:

»Ich schreibe Euch zum dritten Male, um Euch zu sagen, daß ich Euch liebe. Hütet Euch, daß ich Euch nicht zum vierten Male schreibe, um Euch zu sagen, daß ich Euch hasse.«

D'Artagnan wurde wiederholt blaß und roth, während er dieses Billet las.

»Oh! Ihr liebt sie immer noch!« sprach Ketty, die nicht einen Moment die Augen von dem Gesicht des jungen Mannes abgewandt hatte.

»Nein, Ketty, Du täuschest Dich; ich liebe sie nicht mehr, aber ich will mich für ihre Verachtung rächen.«

Ketty seufzte.

D'Artagnan nahm eine Feder und schrieb:

»Madame, bis jetzt habe ich gezweifelt, ob Eure beiden ersten Billets auch gewiß an mich gerichtet wären, so sehr währte ich mich einer solchen Ehre unwürdig.

»Heute aber muß ich an das Übermaß Eurer Güte glauben, weil nicht nur Euer Brief, sondern auch Euere Kammerfrau mir die Versicherung geben, daß ich das Glück habe, von Euch geliebt zu werden.

»Ich werde heute Abend um elf Uhr meine Verzeihung erleben. Einen Tag länger zögern, wäre jetzt in meinen Augen eine neue Beleidigung.

»Derjenige, welchen Ihr zum glücklichsten Sterblichen macht.«

Dieses Billet war nicht gerade eine Fälschung — d'Artagnan unterzeichnete es nicht — aber es war eine Unzartheit, es war sogar, aus dem Gesichtspunkte unserer gegenwärtigen Sitten betrachtet, etwas wie eine Schändlichkeit; man

machte sich in jener Zeit weniger Bedenken, als gegenwärtig. Überdies wußte d'Artagnan durch das eigene Geständnis von Mylady, daß sie des Verraths an wichtigeren Häuptern schuldig war, und er hegte nur eine sehr geringe Achtung vor ihr.

Auch hatte er sich an ihr wegen ihrer Koketterie gegen ihn und wegen ihres Benehmens gegen Madame Bonacieux zu rächen.

D'Artagnans Plan war ganz einfach. Durch Ketty's Zimmer gelangte er in das ihrer Gebieterin. Er beschämte die Treulose, er drohte, sie durch öffentlichen Skandal zu kompromittieren, und erhielt von ihr durch den Schrecken alle Auskunft, die er über Constance's Schicksal zu haben wünschte. Vielleicht konnte sogar die Freiheit der hübschen Krämerin das Resultat dieser Zusammenkunft sein.

»Hier,« sprach der junge Mann und stellte Ketty das Billet ganz versiegelt zu, »gib diesen Brief Mylady; es ist die Antwort des Herrn von Wardes.«

Die arme Ketty wurde bleich wie der Tod; sie vermuthete, was das Billet enthielt.



»Höre, mein liebes Kind,« sagte d'Artagnan zu ihr, »Du begreifst, daß Alles dies auf die eine oder auf die andere Weise endigen muß; Mylady kann entdecken, daß Du das erste Billet meinem Bedienten übergeben hast, statt es dem Bedienten des Grafen einzuhändigen und daß ich die anderen entsiegelt habe, welche Herr von Wardes entsiegeln sollte. Dann wird Dich Mylady fortjagen, und Du kennst sie, sie ist nicht die Frau, ihre Rache hierauf zu beschränken.«

»Ach,« rief Ketty, »wofür habe ich mich Allem dem ausgesetzt!«

»Für mich, ich weiß es wohl, meine Schönste,« sagte der junge Mann; »auch bin ich Dir in hohem Maße dankbar, das schwöre ich.«

»Aber was enthält denn Euer Billet?«

»Mylady wird es Dir sagen.«

»Ach, Ihr liebt mich nicht!« rief Ketty, »und ich bin sehr unglücklich!«

Ketty weinte sehr, ehe sie sich entschloß, diesen Brief Mylady zu übergeben; aber endlich entschloß sie sich dennoch aus Ergebenheit für den jungen Musketier, und das war Alles, was d'Artagnan in diesem Augenblick wollte.

IV.

Worin von der Equipirung von Aramis und Porthos die Rede ist.

Seitdem jeder der vier Freunde seiner Equipirung nachjagte, fand keine bestimmte Zusammenkunft mehr unter ihnen statt; die Einen speisten ohne die Andern, wo man sich traf, oder vielmehr man traf sich, wo man konnte. Der Dienst nahm auch einen Theil der so schnell verrinnenden Zeit weg. Nur hatte man sich verabredet, einmal wöchentlich gegen ein Uhr bei Athos zusammen zu kommen, weil der letztere seinem Schwure getreu nicht mehr über seine Thürschwelle ging.

Gerade der Tag, an welchem Ketty d'Artagnan aufgesucht hatte, war auch der Tag der Zusammenkunft. Kaum hatte Ketty das Haus verlassen, als sich d'Artagnan nach der Rue Ferou wandte.

Er fand Athos und Aramis, welche philosophierten. Aramis war halb Willens, zu der Sutane zurückzukehren. Athos rieth ihm, seiner Gewohnheit gemäß, weder ab, noch ermuthigte er ihn dazu. Athos war dafür, Jedem seinen freien Willen zu lassen. Er gab nur Rathschläge, die man von ihm forderte, und man mußte sie zweimal fordern.

»Im Allgemeinen fordert man Rathschläge nur,« sagte er, »um sie nicht zu befolgen, oder wenn man sie befolgt, um Jemand zu haben, dem man einen Vorwurf daraus machen kann, daß er sie gegeben.«

Porthos kam einen Augenblick nach d'Artagnan. Die Versammlung der vier Freunde war also vollzählig.

Die vier Gesichter drückten vier verschiedene Gefühle aus: das von Porthos Ruhe, das von d'Artagnan Hoffnung, das von Aramis Unruhe, das von Athos Sorglosigkeit.

Nach einem kurzen Gespräch, in welchem Porthos durchblicken ließ, eine sehr hochgestellte Person wolle es gütigst übernehmen, ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, trat Mousqueton ein. Er bat Porthos, in seine Wohnung zu kommen, wo, wie er mit sehr kläglicher Miene sagte, seine Gegenwart dringend nothwendig sei.

»Betrifft es meine Equipirung?« fragte Porthos.

»Ja und nein,« antwortete Mousqueton.

»Aber was willst Du denn? . . . «

»Kommt, gnädiger Herr!«

Porthos stand auf, grüßte seine Freunde und folgte Mousqueton.

Einen Augenblick später erschien Bazin auf der Thürschwelle.

»Was willst Du von mir, mein Freund?« sagte Aramis mit jener Weichheit der Sprache, die man jedes Mal bei ihm bemerkte, so oft ihn seine Gedanken zu der Kirche zurückführten.

»Ein Mann erwartet den gnädigen Herrn zu Hause,« antwortete Bazin.

»Ein Mann! was für ein Mann?«

»Ein Bettler.«

»Gib ihm ein Almosen, Bazin, und sage ihm, er möge für einen armen Sünder beten.«

»Dieser Bettler will mit aller Gewalt Euch sprechen, und behauptet, Ihr würdet sehr erfreut sein, ihn zu sehen.«

»Hat er nichts Besonderes für mich?«

»Allerdings.« »»Wenn Herr Aramis,« sagte er, »»mich nicht sogleich aufsuchen will, so meldet ihm, ich komme von Tours.««

»Von Tours? ich gehe!« rief Aramis. »Meine Herren, ich bitte tausendmal um Vergebung, aber ohne Zweifel bringt mir dieser Mensch Nachrichten, welche ich erwarte.« So sprechend stand er auf und entfernte sich rasch.

Es blieben noch Athos und d'Artagnan.

»Ich glaube, daß diese Spitzbuben ihre Sachen gefunden haben. Was denkt Ihr davon, d'Artagnan?« sagte Athos.

»Ich weiß, daß Porthos im schönsten Zug ist,« erwiderte d'Artagnan, »und in Bezug auf Aramis bin ich in der That nie ernstlich in Unruhe gewesen. Aber Ihr, mein lieber Athos, der Ihr so edelmüthig die Pistolen des Engländers ausgetheilt habt, die Euch von Rechts wegen zukamen, was gedenkt Ihr zu thun?«

»Ich bin sehr froh, daß ich diesen Schurken getötet habe, da er die alberne Neugierde hatte, meinen wahren Namen erfahren zu wollen; aber wenn ich seine Pistolen eingesackt hätte, so würden sie mich drücken, wie ein Gewissensbiß.«

»Ei, ei, mein lieber Athos, Ihr habt ein wahrhaft unbegreifliches Zartgefühl.«

»Lassen wir das! Apropos, Herr von Treville, der mich gestern mit seinem Besuch beehrte, sagte mir, daß Ihr sehr häufig die verdächtigen Engländer besucht, welche der Kardinal beschützt.«

»Das heißt, daß ich einer Engländerin meinen Besuch mache, derjenigen, von welcher ich mit Euch gesprochen habe.«

»Ah, ja, die blonde Frau, in Bezug auf welche ich Euch Rathschläge gab, die Ihr natürlich nicht befolgt habt.«

»Ich habe Euch meine Gründe genannt. Ich bin jetzt fest überzeugt, daß diese Dame bei der Entführung der Frau Bonacieux mitgewirkt hat.«

»Ja, und ich begreife, daß Ihr, um eine Frau aufzufinden, einer andern den Hof macht. Das ist der längste Weg, aber der unterhaltendste.«

Wir wollen die zwei Freunde, die sich nichts Wichtiges zu sagen hatten, verlassen, um Aramis zu folgen.

Wir haben gesehen, mit welcher Geschwindigkeit der junge Mann, bei der Nachricht, daß sein Unbekannter von Tours komme, Bazin folgte, oder vielmehr ihm vorauslief. Er machte gleichsam nur einen Sprung von der Rue Ferou nach der Rue Vaugirard.

Beim Eintritt in seine Wohnung fand er wirklich einen Mann von kleinem Wuchs und gescheidten Augen, aber mit Lumpen bedeckt.

»Ihr verlangt nach mir,« sagte der Musketier.

»Das heißt, ich verlange nach Herrn Aramis. Heißt Ihr so?«

»Allerdings. Habt Ihr mir etwas zu übergeben?«

»Ja, wenn Ihr mir ein gewisses gesticktes Taschentuch zeigt.«

»Hier ist es,« sprach Aramis, indem er einen Schlüssel aus der Brust zog und ein kleines, mit Perlmutter inkrustirtes Kistchen von Ebenholz öffnete, »seht, hier ist es.«

»Gut,« sprach der Bettler, »schickt Euren Bedienten weg.«

Bazin hatte wirklich, um zu erfahren, was der Bettler von seinem Herrn wollte, gleichen Schritt mit ihm gehalten und war beinahe zugleich mit ihm angekommen. Aber diese Geschwindigkeit nützte ihn nicht sehr viel. Auf diese Aufforderung des Bettlers gab ihm sein Herr ein Zeichen, sich zu entfernen, und er mußte gehorchen.

Sobald Bazin sich entfernt hatte, warf der Bettler einen raschen Blick umher, um sich zu versichern, daß ihn Niemand hören oder sehen konnte, öffnete seine mit einem ledernen Gürtel nur schlecht verschlossene, zerlumpte Überweste, und fing an, sein Wamms oben aufzutrennen, aus dem er einen Brief hervorzog.

Aramis stieß ein Freudengeschrei bei dem Anblick des Siegels aus und öffnete mit beinahe religiöser Ehrfurcht den Brief, welcher Folgendes enthielt:

»Freund! das Schicksal will, daß wir noch einige Zeit getrennt sein sollen; aber die schönen Tage der Jugend sind nicht unwiederbringlich verloren. Thut Eure Pflicht im Felde, ich thue die meinige anderswo. Nehmt, was der Überbringer Euch zustellen wird. Macht den Feldzug als schöner und braver Edelmann mit, und denkt an mich. Adieu, oder vielmehr auf Wiedersehen!«

Der Bettler trennte immer noch auf. Er zog aus seinen schmutzigen Kleidern hundert und fünfzig Doppelpistolen hervor, die er auf dem Tisch an einander reihte; dann öffnete er die Thüre, grüßte und ging ab, ohne daß der erstaunte junge Mann ihm ein Wort hatte sagen können.

Aramis las den Brief noch einmal und bemerkte, daß derselbe eine Nachschrift hatte.

»N. S. Ihr könnt dem Überbringer einen guten Empfang zu Theil werden lassen. Er ist Graf und Grand von Spanien.«

»Goldene Träume!« rief Aramis, »oh! das schöne Leben! ja, wir sind jung! ja, wir werden noch schöne Tage haben! oh! Dir! Dir meine Liebe, mein Blut, mein Dasein! Alles, Alles, Alles, meine schöne Geliebte!«

Und er küßte den Brief leidenschaftlich, ohne nur das Gold anzuschauen, das auf dem Tische funkelte.

Bazin kratzte an der Thüre, Aramis hatte keine Ursache mehr ihn entfernt zu halten, und erlaubte ihm einzutreten.

Bazin blieb beim Anblick des Goldes ganz erstaunt stehen und vergaß d'Artagnan zu melden, der aus Neugierde in Betreff des Bettlers zu Aramis kam, nachdem er Athos verlassen hatte.

Da sich aber d'Artagnan bei Aramis keinen Zwang anthat, so meldete er sich selbst, als er sah, daß ihn Bazin vergaß.



»Ah, Teufel, mein lieber Aramis,« sprach d'Artagnan, »wenn das die Pflaumen sind, die man Euch von Tours schickt, so macht dem Gärtner, der sie pflanzt, mein Kompliment.«

»Ihr täuscht Euch, mein Lieber,« erwiderte der allzeit verschwiegene Aramis. »Mein Buchhändler hat mir so eben das Honorar für das Gedicht in einsilbigen Versen geschickt, das ich da unten angefangen habe.«

»Ah, wahrhaftig?« rief d'Artagnan. »Nun wohl! Euer Buchhändler ist splendid, mein lieber Aramis; das ist Alles, was ich sagen kann.«

»Wie, gnädiger Herr,« rief Bazin, »ein Gedicht wird so hoch bezahlt? Das ist unglaublich! Oh, gnädiger Herr! Ihr macht Alles, was Ihr wollt, Ihr könnt es noch so weit bringen, wie Herr Voiture und Herr von Benserade.«

»Bazin, mein Freund,« sagte Aramis, »ich glaube, Du mischest Dich

in das Gespräch.«

Bazin begriff, daß er Unrecht hatte, senkte den Kopf und trat ab.

»Wie?« sprach d'Artagnan lächelnd. »Ihr laßt Euch Eure Erzeugnisse mit Gold aufwiegen? Ihr seid sehr glücklich, mein Freund! Aber nehmt Euch in Acht, Ihr verliert den Brief, der aus Eurer Kasake hervorsieht und ohne Zweifel auch von Eurem Buchhändler kommt.«

Aramis erröthete bis unter das Weiß der Augen, drückte seinen Brief tiefer hinein und knöpfte sein Wamms wieder zu.

»Mein lieber d'Artagnan,« sagte er, »wir wollen, wenn es Euch genehm ist, unsere Freunde aufsuchen, und da ich jetzt reich bin, heute wieder anfangen mit einander zu dinieren, bis Ihr ebenfalls reich seid.«

»Meiner Treu!« erwiderte d'Artagnan, »mit großem Vergnügen. Wir haben seit geraumer Zeit kein anständiges Mittagsmahl mehr eingenommen, und da ich, für meinen Theil, diesen Abend ein etwas gewagtes Unternehmen auszuführen habe, so wäre es mir, ehrlich gestanden, nicht unangenehm, den Kopf mit einigen Flaschen altem Burgunder zu erwärmen.«

»Es mag sein, alter Burgunder, ich hasse ihn auch nicht,« sprach Aramis, dem der Anblick des Goldes die Gedanken an Zurückgezogenheit abgestreift hatte.

Er steckte drei bis vier Doppelpistolen in seine Tasche, um den Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen, und schloß die übrigen in das mit Perlmutter inkrustirte Kistchen von Ebenholz, worin das bereits bekannte Taschentuch lag, das ihm als Talisman gedient hatte.

Die zwei Freunde begaben sich zuerst zu Athos, der es, getreu seinem Schwur nicht auszugehen, übernahm, das Mittagsbrot in seine Wohnung bringen zu lassen. Da er sich sehr gut auf die gastronomischen Einzelheiten verstand, so machten d'Artagnan und Aramis keine Schwierigkeit, ihm diese wichtige Sorge zu überlassen.

Sie waren auf dem Wege zu Porthos, als sie an der Ecke der Rue du Bac Mousqueton begegneten, der mit kläglicher Miene ein Maulthier und ein Pferd vor sich hertrieb.



D'Artagnan stieß einen Schrei des Erstaunens aus, dem es nicht an einer Beimischung von Freude fehlte.

»Ah! mein gelbes Pferd!« rief er, »seht dieses Pferd an!«

»Oh! die abscheuliche Mähre!« sagte Aramis.

»Was wollt Ihr, mein Lieber,« versetzte d'Artagnan, »das ist das Pferd, auf welchem ich nach Paris gekommen bin.«

»Wie, der gnädige Herr kennt dieses Pferd?« sprach Mousqueton.

»Es hat eine ganz originelle Farbe,« rief Aramis, »es ist das einzige, das ich mit einer solchen Haut gesehen habe.«

»Ich glaube wohl!« sagte d'Artagnan, »ich habe es auch um drei Thaler verkauft, und das muß der Haut wegen gewesen sein, denn das Gerippe ist sicherlich keine achtzehn Livres werth. Aber wie kommt dieses Pferd in Deine Hände, Mousqueton?«

»Oh! sprecht mir nicht hiervon, gnädiger Herr,« erwiderte der Bediente, »das ist ein abscheulicher Streich vom Gemahle unserer Herzogin.«

»Wie so, Mousqueton?«

»Ja, wir sind sehr wohl gelitten bei einer Frau von hohem Stande, bei der Herzogin von... Doch um Vergebung, mein Herr hat mir Verschwiegenheit empfohlen. Sie hatte uns genöthigt, ein kleines Andenken, ein spanisches Roß und ein andalusisches Maulthier anzunehmen, und Beides war herrlich anzuschauen. Der Gemahl erfuhr die Sache, konfiszierte unterwegs die zwei prächtigen Thiers, die man uns schickte, und vertauschte sie mit diesen abscheulichen Bestien.«

»Die Du ihm zurückbringst?«

»Natürlich,« antwortete Mousqueton. »Ihr begreift, daß wir keine solchen Thiere für diejenigen annehmen können, welche uns versprochen waren.«

»Nein, bei Gott! obgleich ich Porthos gerne auf meinem gelben Pferde gesehen haben möchte. Das hätte mir eine Idee davon gegeben, wie ich aussah, als ich nach Paris kam. Aber wir wollen Dich nicht aufhalten, Mousqueton; geh und besorge den Auftrag Deines Herrn. Ist er zu Hause?«

»Ja, gnädiger Herr; aber in sehr verdrießlicher Laune,« sprach Mousqueton.

Und er setzte seinen Weg nach dem Quai des Grands-Augustins fort, während die zwei Freunde an der Thüre des unglücklichen Porthos läuteten. Dieser hatte sie durch den Hof schreiten sehen, und war nicht Willens zu öffnen. Sie klopfen also vergebens.

Mousqueton aber trieb seine zwei Mähren vor sich her über den Pont Neuf und erreichte die Rue aux Ours. Hier angelangt, band er, nach dem Befehle seines Herrn, Pferd und Maulthier an den Thürklopfer des Procurators und kehrte sodann, ohne sich um ihr ferneres Schicksal zu bekümmern, zu seinem Herrn zurück, um diesem zu melden, daß sein Auftrag vollzogen sei.

Nach einiger Zeit machten die unglücklichen Thiers, die seit dem Morgen nichts gefressen hatten, dadurch, daß sie den Klopfer aufhoben und wieder fallen ließen, einen solchen Lärm, daß der Procurator seinem Gassenjungen befahl, sich in der Nachbarschaft zu erkundigen, wem das Pferd und das Maulthier gehörten.

Madame Coquenard erkannte ihr Geschenk und konnte Anfangs diese Zurücksendung gar nicht begreifen; aber bald bekam sie Licht durch den Besuch des Musketers. Der Zorn, der in seinen Augen funkelte, obschon er an sich zu halten suchte, erschreckte die empfindsame Liebende. Mousqueton hatte seinem Herrn wirklich nicht verborgen, daß er d'Artagnan und Aramis begegnet war, und daß d'Artagnan in dem gelben Pferde die Bearner Mähre erkannt, auf der er nach Paris gekommen war und die er sodann um drei Thaler verkauft hatte.

Porthos entfernte sich, nachdem er der Procuratorin im Kloster Saint-Magloire Rendezvous gegeben hatte. Als der Procurator Porthos gehen sah, lud er ihn zum Mittagessen ein, der Musketier aber schlug diese Einladung mit einer Miene voll Majestät aus.

Madame Coquenard begab sich ganz zitternd nach dem Kloster Saint-Magloire, denn sie ahnte die Vorwürfe, die ihrer harrten, aber sie wurde gänzlich geblendet durch die großartigen Manieren von Porthos.

Alles was ein in seiner Eitelkeit verletzter Mensch von Verwünschungen und Vorwürfen auf das Haupt einer Frau herabströmen lassen kann, ließ Porthos auf das gebeugte Haupt der Procuratorin strömen.

»Ach! ich glaubte äußerst klug zu Werke zu gehen,« sagte sie. »Einer von unsern Kunden ist Pferdehändler; er war der Schreibstube Geld schuldig und zeigte sich hartnäckig; ich nahm das Maulthier und das Pferd für das, was wir von ihm zu fordern hatten. Er versprach mir zwei königliche Thiere.«

»Wohl! Madame,« erwiderte Porthos, »wenn er Euch mehr als fünf Thaler schuldig war, so ist Euer Pferdehändler ein Dieb.«

»Es ist nicht verboten, das Wohlfeile zu suchen, Herr Porthos,« entgegnete die Procuratorsfrau, sich entschuldigend.

»Nein, Madame, aber diejenigen, welche das Wohlfeile suchen, müssen Anderen erlauben, sich nach edelmüthigeren Freunden umzusehen.«

Hierauf wandte sich Porthos auf den Absätzen und machte einen Schritt um sich zu entfernen.

»Herr Porthos! Herr Porthos!« rief die Procuratorin, »ich habe Unrecht, ich erkenne es; ich hätte nicht feilschen sollen, da es sich darum handelte, einen Cavalier, wie Ihr seid, zu equipiren.«

Porthos machte, ohne zu antworten, einen zweiten Schritt zum Rückzug.

Die Procuratorin glaubte ihn in einer glänzenden Wolke zu erblicken, umgeben von lauter Herzoginnen und Marquisen, die ihm Säcke voll Gold vor die Füße warfen.



»Bleibt doch um's Himmels willen, Herr Porthos!« rief sie, »bleibt und laßt mit Euch sprechen.«

»Mit Euch sprechen bringt mir Unglück,« entgegnete Porthos.«

»Sagt mir doch, was wünscht Ihr?«

»Nichts; denn das kommt gerade auf dasselbe heraus, als wenn ich etwas wünschen würde.«

Die Procuratorin hing sich Porthos an den Arm und rief in überströmendem Schmerz:

»Herr Porthos, ich bin unwissend in allen diesen Dingen. Weiß ich, was ein Pferd ist! Weiß ich, was Equipirung heißt?«

»Dann müßt Ihr Euch an mich halten, der ich mich darauf verstehe; aber Ihr wolltet sparen und folglich auf Wucher leihen.«

»Das war Unrecht von mir, Herr Porthos, und ich werde es auf mein Ehrenwort wieder gut machen.«

»Und wie dies?« fragte der Musketier.

»Hört. Diesen Abend geht Coquenard zu dem Herrn Herzog von Chaulnes, der ihn hat rufen lassen. Es findet eine Berathung statt, welche wenigstens zwei Stunden dauert. Kommt zu mir, wir werden allein sein und unsere Angelegenheiten ordnen.«

»Gut. Das heiße ich vernünftig sprechen, meine Liebe.«

»Ihr verzeiht mir?«

»Wir werden sehen,« erwiderte Porthos majestätisch.

Und sie trennten sich nach wiederholtem: »Diesen Abend also.«

»Teufel!« dachte Porthos auf dem Rückweg, »es scheint mir, ich komme dem Geldkasten des Herrn Coquenard immer näher.

V.

Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Der so ungeduldig von Porthos und von d'Artagnan erwartete Abend kam.

D'Artagnan fand sich wie gewöhnlich gegen neun Uhr bei Mylady ein. Er traf sie in der angenehmsten Laune, nie hatte sie ihn so gut empfangen. Unser Gascogner sah auf den ersten Blick, daß Ketty ihrer Gebieterin das vermeintliche Billet des Grafen von Wardes zugestellt hatte, und daß dieses Billet seine Wirkung hervorbrachte.

Ketty trat ein, um Sorbets zu reichen. Ihre Gebieterin machte ihr die freundlichste Miene, lächelte ihr auf das Anmuthigste zu; aber die Arme war so traurig über die Anwesenheit d'Artagnans bei Mylady, daß sie das Wohlwollen der letzteren gar nicht gewahr wurde.

D'Artagnan schaute die zwei Frauen nach einander an und mußte sich gestehen, daß sich die Natur bei ihrer Hervorbringung getäuscht hatte; der vornehmen Dame hatte sie eine giftige, treulose Seele, der Zofe ein liebendes, treues Herz gegeben.

Um zehn Uhr fing Mylady an, unruhig zu scheinen; d'Artagnan errieth ihre Gedanken sehr wohl; sie schaute auf die Uhr, erhob sich, setzte sich wieder und lächelte d'Artagnan mit einer Miene zu, als wollte sie sagen; »Ihr seid allerdings lebenswürdig, aber Ihr wäret allerliebste, wenn Ihr Euch entferntet.«

D'Artagnan stand auf und nahm seinen Hut; Mylady reichte ihm die Hand zum Kusse. Der junge Mann fühlte, daß sie ihm seine Hand drückte, und begriff, daß er diese Gunst einem Gefühl, nicht der Koketterie, sondern der Dankbarkeit für seinen Aufbruch verdankte.

»Sie liebt ihn wahnsinnig!« murmelte er.

Diesmal erwartete ihn Ketty weder im Vorzimmer, noch auf der Flur, noch im Thorweg. D'Artagnan mußte ganz allein die Treppe und das kleine Zimmer finden.

Ketty hatte an einem Tisch sitzend das Gesicht in den Händen verborgen und weinte.

Sie hörte d'Artagnan eintreten, aber sie hob den Kopf nicht in die Höhe. Der junge Mann näherte sich ihr und nahm sie bei der Hand; dann brach sie in ein Schluchzen aus.

Mylady hatte, wie d'Artagnan voraussetzte, als sie den Brief erhielt, den sie für eine Antwort des Grafen von Wardes hielt, im Übermaß der Freude der Zofe alles gesagt und ihr als Belohnung für die Art und Weise, wie sie sich ihres Auftrags entledigt, eine Börse geschenkt.

In ihr Zimmer zurückkehrend hatte Ketty die Börse in einen Winkel geworfen, wo sie neben drei oder vier Goldstücken, welche herausgefallen waren, offen liegen blieb.

Bei der Stimme d'Artagnans schaute das arme Mädchen endlich empor.



D'Artagnan erschrak über die Veränderung in ihren Gesichtszügen; sie faltete die Hände mit flehender Miene, aber ohne daß sie ein Wort zu sprechen vermochte.

So wenig empfindsam das Herz d'Artagnans war, so fühlte er sich doch gerührt durch diesen stummen Schmerz; aber er hing zu fest an seinen Entwürfen und besonders an diesem, als daß er es hätte über sich gewinnen können, etwas an dem Programm zu verändern, das er zum Voraus gemacht hatte. Er ließ Ketty keine Hoffnung, das von ihm beschlossene kecke Unternehmen zu verhindern. Nur stellte er ihr es als das dar, was es in Wirklichkeit war, das heißt als eine einfache Rache für die Koketterie Mylady's und als das einzige Mittel, von ihr die gewünschte Auskunft über Madame Bonacieux dadurch zu erlangen, daß er sie durch

Furcht vor Skandal beherrschen würde.

Dieser Plan war um so leichter ausführbar, als Mylady aus Gründen, die man sich nicht erklären konnte, die jedoch von großem Gewichte zu sein schienen, Ketty den Befehl gegeben hatte, alle Lichter in ihrem Zimmer und sogar die im Zimmer der Zofe auszulöschen.

Bald hörte man Mylady, welche in ihr Gemach zurückkehrte. D'Artagnan stürzte sogleich in den Schrank; kaum war er hineingeschlüpft, als die Glocke ertönte.

Ketty ging zu ihrer Gebieterin hinein und ließ die Thüre diesmal nicht offen, aber die Scheidewand war so dünn, daß man beinahe Alles hörte, was zwischen den zwei Frauen gesprochen wurde.

Mylady schien trunken vor Freude; sie ließ sich von Ketty die geringsten Einzelheiten der angeblichen Zusammenkunft der Kammerjungfer mit dem Grafen von Wardes wiederholen, — wie er ihren Brief empfangen, wie er geantwortet, welchen Ausdruck sein Gesicht gezeigt habe, ob er sehr verliebt geschienen; auf alle diese Fragen antwortete die arme Ketty, welche sich keine Blöße geben durfte, mit einer erstickten Stimme, deren schmerzhaften Ton ihre Gebieterin nicht einmal bemerkte — so selbstsüchtig ist das Glück.

Als endlich die Stunde nahte, wo der Graf von Wardes erscheinen sollte, ließ Mylady in der That Alles bei sich auslöschen, und hieß Ketty in ihr Zimmer zurückkehren und den Grafen von Wardes bei ihr einführen, sobald er sich zeigen würde.

Ketty hatte nicht lange zu warten. Kaum hatte d'Artagnan durch das Schlüsselloch seines Schrankes gesehen, daß das ganze Zimmer in Finsternis

gehüllt war, so sprang er in dem Augenblick, wo Ketty die Verbindungsthüre wieder schloß, aus seinem Versteck hervor.

»Was soll dieses Geräusch bedeuten?« fragte Mylady.

»Ich bin es,« sagte d'Artagnan mit halber Stimme, »ich, der Graf von Wardes.«

»O, mein Gott, mein Gott!« murmelte Ketty, »er konnte nicht einmal die Stunde abwarten, die er selbst festgesetzt hatte.«

»Nun!« sprach Mylady mit zitternder Stimme, »warum tritt er nicht ein? Graf, Graf, Ihr wißt, daß ich Euch erwarte.«

Auf diesen Ruf schob d'Artagnan Ketty sachte bei Seite und eilte in das Zimmer von Mylady.

Müssen Wuth und Schmerz eine Seele foltern, so ist dies im höchsten Grad bei einem Liebenden der Fall, welcher unter einem Namen, der nicht ihm gehört, Liebesbetheuerungen empfängt, die seinem glücklichen Nebenbuhler gelten.

D'Artagnan befand sich in einer peinvollen Lage, die er nicht vorhergesehen hatte; die Eifersucht marterte sein Herz, und er litt beinahe so sehr, wie die arme Ketty, welche in demselben Augenblick im anstoßenden Zimmer weinte.

»Ja, Graf,« sagte Mylady mit ihrer weichsten Stimme und drückte dabei eine seiner Hände, »ja, ich bin glücklich durch die Liebe, die mir Eure Blicke und Eure Worte ausdrückten. Aber ich liebe Euch auch. Morgen, morgen will ich irgend ein Pfand von Euch, das beweisen soll, daß Ihr an mich denkt, und da Ihr mich vergessen könntet, so nehmt.«

Und sie zog einen Ring von ihrem Finger und steckte ihn d'Artagnan an.

Es war ein prächtiger Saphir, umgeben von Brillanten.

Die erste Regung d'Artagnans war, ihr denselben zurückzugeben; aber Mylady fügte bei:

»Nein, nein, behaltet diesen Ring, mir zu Liebe. Überdies leistet Ihr mir, indem Ihr ihn annehmt,« setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, »einen größeren Dienst, als Ihr Euch vorstellen könnt.«

»Diese Frau ist doch voll von Geheimnissen,« dachte d'Artagnan.

In diesem Augenblick fühlte er sich geneigt, Alles zu enthüllen. Er öffnete den Mund, um Mylady zu sagen, wer er sei, und welcher Racheplan ihn herbeigeführt; aber sie fügte hinzu:

»Armer Engel, den dieses Ungeheuer von einem Gascogner beinahe getötet hätte!«

Das Ungeheuer war er.

»Oh!« fuhr Mylady fort, »habt Ihr noch an Euren Wunden zu leiden?«

»Ja, viel,« erwiderte d'Artagnan, der nicht wußte, was er sagen sollte.

»Seid ruhig,« antwortete Mylady, in einem für ihren Zuhörer wenig beruhigenden Ton, »ich werde Euch rächen, grausam rächen!«

»Pest,« sprach d'Artagnan zu sich selbst, »der Augenblick der Offenbarung ist noch nicht gekommen.«

D'Artagnan brauchte einige Zeit, um sich von diesem kleinen Dialog zu erholen: alle rachsüchtigen Gedanken, die er mitgebracht hatte, waren völlig verschwunden. Diese Frau übte eine unglaubliche Macht über ihn aus; er haßte

sie und betete sie zugleich an; er hatte nie geglaubt, daß zwei so entgegengesetzte Gefühle in einem Herzen wohnen und ihrer Vereinigung eine seltsame, gleichsam teuflische Liebe bilden können.

Es hatte indessen ein Uhr geschlagen; man mußte sich zurückziehen. In dem Augenblick, wo d'Artagnan Mylady verließ, fühlte er nur ein lebhaftes Bedauern, sich von ihr entfernen zu müssen, und bei dem leidenschaftlichen Lebewohl, das sie an einander richteten, wurde eine neue Zusammenkunft für die nächste Woche verabredet.

Die arme Kitty hoffte einige Worte mit d'Artagnan sprechen zu können, wenn er durch ihr Zimmer gehen würde; aber Mylady geleitete ihn selbst in der Dunkelheit und verließ ihn erst auf der Treppe.

Am andern Morgen lief d'Artagnan zu Athos. Er war in ein so seltsames Abenteuer verwickelt, daß er ihn um seinen Rath bitten wollte, und erzählte ihm deßhalb Alles, was vorgefallen war. Athos runzelte wiederholt die Stirne.

»Eure Mylady,« sprach er, »scheint mir ein heillooses Geschöpf zu sein. Aber es war darum von Euch nicht minder unrecht, sie zu täuschen, und Ihr habt nun auf die eine oder auf die andere Weise eine Feindin auf dem Nacken.«

Während Athos sprach, schaute er beständig den mit Diamanten umgebenen Saphir an, der an d'Artagnan's Finger die Stelle des Ringes der Königin eingenommen hatte, welcher sorgfältig in ein Kästchen verschlossen worden war.

»Ihr schaut diesen Ring an,« sagte der Gascogner, stolz darauf, vor den Blicken des Freundes ein so reiches Geschenk glänzen lassen zu können.

»Ja,« sagte Athos, »er erinnert mich an ein Familienjuwel.«

»Der Ring ist schön, nicht wahr?« sprach d'Artagnan.



»Herrlich!« antwortete Athos, »ich glaubte nicht, daß zwei Saphire von so schönem Wasser vorhanden wären. Habt Ihr ihn gegen Euren Diamant ausgetauscht?«

»Nein,« sagte d'Artagnan, »es ist ein Geschenk von meiner schönen Engländerin oder vielmehr von meiner schönen Französin, denn, obgleich ich

sie nicht darüber befragt habe, bin ich doch überzeugt, daß sie in Frankreich geboren ist.«

»Dieser Ring ist Euch von Mylady zugekommen?« rief Athos mit einer Stimme, in der sich leicht die große Gemüthsbewegung erkennen ließ.

»Von ihr selbst, sie hat ihn mir heute Nacht gegeben.«

»Zeigt mir den Ring,« sprach Athos.

»Hier ist er,« antwortete d'Artagnan und zog ihn vom Finger.

Athos betrachtete denselben und wurde sehr bleich. Dann probierte er ihn an dem Ringfinger seiner linken Hand. Er ging so gut an diesen Finger, als ob er dafür gemacht worden wäre.

Eine Wolke des Zorns und der Rache zog über die gewöhnlich so ruhige Stirne des Edelmanns.

»Es kann unmöglich derselbe sein,« sprach er. »Wie sollte sich dieser Ring in den Händen von Mylady Clarick finden! Und doch läßt sich kaum zwischen zwei Juwelen eine solche Ähnlichkeit denken!«

»Kennt Ihr diesen Ring?« fragte d'Artagnan.

»Ich glaubte ihn zu erkennen,« erwiderte Athos, »aber ich täuschte mich ohne Zweifel.«

Und er gab d'Artagnan den Ring zurück, schaute ihn aber fortwährend an.

»Ich bitte Euch!« sprach er nach einem Augenblick, »ich bitte Euch, d'Artagnan, nehmt diesen Ring von Eurem Finger oder dreht den Saphir nach Innen. Er ruft so schreckliche Erinnerungen in mir zurück, daß ich nicht die nöthige Besinnung hätte, um mit Euch zu plaudern. Wolltet Ihr nicht Rath von mir haben? Sagtet Ihr mir nicht, Ihr seiet in Verlegenheit, was Ihr thun sollt? Aber halt, gebt mir nochmals diesen Ring. Derjenige, von welchem ich sprechen wollte, muß an einer der Seiten des Steines in Folge eines Unfalls geritzt sein.«

D'Artagnan zog den Ring abermals von seinem Finger und gab ihn Athos.

Athos bebte: »Seht,« sprach er; »seht! ist das nicht seltsam!«

Und er zeigte d'Artagnan die Ritze, deren er sich erinnerte.

»Aber von wem hattet Ihr diesen Saphir, Athos?«

»Von meiner Mutter, die ihn von der ihrigen erbt. Wie ich Euch sage, es ist ein alter Juwel, der nie aus der Familie kommen sollte.«

»Und Ihr habt ihn verkauft?« fragte d'Artagnan zögernd.

»Nein,« antwortete Athos mit seltsamem Lächeln. »Ich habe ihn während einer Liebesstunde verschenkt, wie er an Euch verschenkt worden ist.«

D'Artagnan wurde ebenfalls nachdenkend. Es kam ihm vor, als erblicke er in Myladys Leben Abgründe mit düsteren, furchtbaren Tiefen.

Er steckte den Ring nicht an seinen Finger, sondern in seine Tasche.

»Hört,« sprach Athos und faßte ihn bei der Hand, »Ihr wißt, daß ich Euch liebe, d'Artagnan; hätte ich einen Sohn, ich könnte ihn nicht mehr lieben als Euch; nun, glaubt mir, verzichtet auf diese Frau. Ich kenne sie nicht, aber eine unbestimmte Ahnung sagt mir, daß sie ein verdorbenes Geschöpf ist und daß etwas Unseliges in ihr sein muß.«

»Und Ihr habt Recht,« sprach d'Artagnan, »glaubt mir, ich trenne mich von

ihr. Ich gestehe Euch, auch mich erfüllt diese Frau mit Schrecken.«

»Werdet Ihr den Muth haben?« sagte Athos.

»Ich werde ihn haben,« antwortete d'Artagnan, »und zwar in diesem Augenblick.«

»Wohl, mein Junge, Ihr habt Recht,« sprach der Edelmann und drückte dem Gascogner mit wahrhaft väterlicher Zuneigung die Hand. »Gott wolle, daß diese Frau, die kaum in Eure Existenz eingetreten ist, keine traurige Spur darin zurücklasse.«

Und Athos grüßte d'Artagnan mit dem Kopf, wie ein Mensch, der zu verstehen geben will, daß es ihm nicht unangenehm wäre, mit seinen Gedanken allein bleiben zu können.

Als d'Artagnan nach seiner Wohnung zurückkehrte, fand er Ketty, die auf ihn wartete. Ein Monat Fieber hätte das arme Kind nicht mehr verändert, als dies durch eine Stunde der Eifersucht und des Schmerzes geschehen war.

Sie wurde von ihrer Gebieterin zum Grafen von Wardes geschickt. Ihre Gebieterin war toll vor Liebe, trunken vor Freude. Sie wollte wissen, wann der Graf ihr eine zweite Zusammenkunft geben würde.

Bleich und zitternd sah die arme Ketty der Antwort d'Artagnan entgegen.

Athos übte einen großen Einfluß über diesen jungen Mann aus. Der Rath seines Freundes hatte ihn in Verbindung mit den Gefühlen seines eigenen Herzens und der Erinnerung an Madame Bonacieux, welche ihn nur selten verließ, in dem Entschlusse befestigt, jetzt, da sein Stolz gerettet war, Mylady nicht wieder zu sehen. Statt jeder Antwort nahm er eine Feder und schrieb folgenden Brief, den er eben so wenig unterzeichnete, als den vorhergehenden:

»Rechnet nicht auf mich, Madame; seit meiner Wiederherstellung habe ich so viele Unterhaltungen dieser Art zu bewilligen, daß ich eine gewisse Ordnung in die Sache bringen mußte. Kommt die Reihe an Euch, so werde ich die Ehre haben, Euch davon in Kenntnis zu setzen.«

Von dem Saphir kein Wort; der Gascogner wollte ihn bis auf neuen Befehl als eine Waffe gegen Mylady behalten.

Man hätte übrigens Unrecht, die Handlungen einer Epoche aus dem Gesichtspunkte einer andern zu betrachten. Was man heute als eine Schmach für einen Mann von Welt halten würde, war in jener Zeit etwas ganz Einfaches und Natürliches.

D'Artagnan gab den Brief Ketty offen; diese las ihn anfangs, ohne ihn zu verstehen, und wäre beinahe wahnsinnig geworden, als sie ihn zum zweiten Male las.

Ketty konnte nicht an dieses Glück glauben. D'Artagnan war genöthigt, ihr mündlich die Versicherung zu wiederholen, die ihr der Brief schriftlich gab. Wie groß auch die Gefahr war, welche die Arme bei dem heftigen Charakter von Mylady lief, wenn sie dieses Billet ihrer Gebieterin einhändigte, so ging sie doch so geschwind, als sie konnte, nach der Place Royale zurück.

Das Herz der besten Frau ist gefühllos gegen die Schmerzen einer Nebenbuhlerin.

Mylady öffnete den Brief mit derselben Eile, mit der ihn Ketty gebracht hatte,

aber bei den ersten Worten, die sie las, wurde sie leichenblau, dann zerknitterte sie das Papier und wandte sich mit einem Blitze in den Augen gegen Ketty.

»Was soll dieser Brief?« sprach sie.

»Es ist die Antwort auf den der gnädigen Frau,« erwiderte Ketty zitternd.

»Unmöglich!« versetzte Mylady, »unmöglich kann ein Edelmann an eine Frau einen solchen Brief geschrieben haben.«

Dann rief sie plötzlich:

»Mein Gott! sollte er wissen . . . «

Und sie hielt bebend inne. Sie knirschte mit den Zähnen, ihr Gesicht war leichenfarbig. Sie wollte einen Schritt gegen das Fenster machen, um Luft zu schöpfen; aber sie konnte nur den Arm ausstrecken, die Kraft versagte ihr und sie sank auf einen Stuhl zurück.

Ketty glaubte, sie befinde sich unwohl, und eilte zu ihr, um den Schnürleib zu öffnen. Aber Mylady sprang auf und rief lebhaft:



»Was willst Du? Warum legst Du Hand an mich?« »Ich glaubte, Mylady befinde sich unwohl, und wollte ihr Hilfe leisten,« antwortete die Zofe, ganz erschrocken über den furchtbaren Ausdruck, den das Gesicht ihrer Gebieterin angenommen hatte.

»Ich mich unwohl befinden! hältst Du mich für ein erbärmliches Weib? Soll ich krank werden, wenn man mich beleidigt? Nein, ich räche mich, verstehst Du

wohl?«

Und sie gab Ketty ein Zeichen, sich zu entfernen.

VI.

Rachetraum.

Am Abend gab Mylady Befehl, Herrn d'Artagnan einzuführen, sobald er seiner Gewohnheit gemäß kommen würde. Aber er kam nicht.

Am andern Tag besuchte Ketty den jungen Mann abermals und erzählte ihm Alles, was am Abend vorgefallen war. D'Artagnan lächelte. Dieser eifersüchtige Zorn war seine Rache.

Am zweiten Abend war Mylady noch ungeduldiger, als Tags zuvor; sie erneuerte den Befehl in Beziehung auf den Gascogner; aber sie wartete vergeblich, wie am Tag vorher. Am nächsten Morgen erschien Ketty wiederum bei d'Artagnan, nicht heiterer, nicht aufgeräumter, als an den zwei vorhergehenden Tagen, sondern im Gegentheil zum Sterben traurig.

D'Artagnan fragte das arme Mädchen, was sie habe; aber sie zog statt jeder Antwort einen Brief aus der Tasche und händigte ihm denselben ein.

Dieser Brief war von der Hand Myladys, nur mit dem Unterschied, daß er diesmal wirklich für d'Artagnan und nicht für Herrn von Wardes bestimmt war.

Er öffnete und las Folgendes:

»Lieber Herr d'Artagnan, es ist nicht schön, seine Freunde zu vernachlässigen, besonders in dem Augenblick, wo man sie auf lange Zeit zu verlassen im Begriffe ist. Mein Schwager und ich haben Euch gestern und vorgestern vergebens erwartet. Wird dies heute Abend ebenso sein? Eure dankbare

Lady Winter.«

»Das ist ganz einfach,« sprach d'Artagnan. »Ich erwartete diesen Brief. Mein Kredit steigt durch das Sinken des Grafen von Wardes.«

»Werdet Ihr gehen?« fragte Ketty.

»Höre, mein liebes Kind,« sagte der Gascogner, der sich in seinen eigenen Augen darüber zu entschuldigen suchte, daß er von dem Versprechen, welches er Athos geleistet hatte, abgehen wollte; »Du begreifst, daß es unpolitisch wäre, einer so bestimmten Einladung nicht Folge zu leisten. Würde Mylady mich nicht zurückkommen sehen, so dürfte sie das Abbrechen meiner Besuche nicht begreifen; sie könnte dann irgend etwas vermuthen, und wer weiß, wie weit die Rache einer Frau von diesem Schlage gehen könnte?«

»O mein Gott!« sprach Ketty, »Ihr wißt die Dinge so darzustellen, daß Ihr immer Recht habt. Aber Ihr werdet ihr den Hof machen, und wenn Ihr Mylady diesmal unter Eurem wahren Namen und mit Eurem wahren Gesicht gefallen würdet, so wäre es noch viel schlimmer, als das erste Mal.«

Der Instinkt ließ das arme Mädchen einen Theil von dem, was da kommen sollte, ahnen.

D'Artagnan suchte sie so gut als möglich zu beruhigen und versprach ihr, unempfindlich gegen Myladys Verführungen zu bleiben.

Er ließ dieser antworten, er sei äußerst dankbar für ihre Güte und werde ihrem Befehl gehorchen; aber er wagte es nicht, ihr zu schreiben, weil er für so geübte Augen, wie Mylady's, seine Handschrift nicht gehörig verstellen zu können fürchtete.

Mit dem Schlag neun Uhr war d'Artagnan auf der Place Royale. Die Bedienten, welche im Vorzimmer warteten, waren offenbar von seiner Erscheinung in Kenntnis gesetzt, denn sobald er kam, sogar ehe er gefragt hatte, ob Mylady sichtbar sei, lief einer von ihnen hinweg, um ihn zu melden.

»Laßt ihn eintreten,« sprach Mylady mit raschem, aber so durchdringendem Tone, daß d'Artagnan es im Vorzimmer hörte.

Man führte ihn ein.

»Ich bin für Niemand zu Hause,« sprach Mylady, »verstehst Du, für Niemand.«

Der Lakai entfernte sich.

D'Artagnan warf einen neugierigen Blick auf Mylady. Sie war bleich und hatte matte Augen, mochte dies nun von Thränen oder von Schlaflosigkeit herrühren. Man hatte absichtlich die gewöhnliche Zahl der Lichter vermindert, und dennoch gelang es der jungen Frau nicht, die Spuren des Fiebers zu verbergen, von dem sie seit zwei Tagen verzehrt wurde.

D'Artagnan näherte sich ihr mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit. Sie machte eine gewaltige Anstrengung, um ihn zu empfangen, aber nie hat ein verstörteres Gesicht ein liebenswürdiges Lächeln Lügen gestraft.

Auf die Frage, welche d'Artagnan über ihre Gesundheit an sie richtete, antwortete Mylady:

»Schlecht, sehr schlecht.«

»Dann begehe ich eine Unbescheidenheit,« sagte d'Artagnan, »Ihr bedürft ohne Zweifel der Ruhe, und ich entferne mich.«

»Nein, im Gegentheile, bleibt, Herr d'Artagnan. Eure liebenswürdige Gesellschaft wird mich zerstreuen.«

»Sie ist nie so reizend gewesen,« dachte d'Artagnan. »Wir wollen ihr Trotz bieten.«

Mylady nahm die liebevollste Miene an, die sie anzunehmen vermochte und verlieh ihrer Unterhaltung allen möglichen Reiz. Zu gleicher Zeit gab das Fieber, das sie einen Augenblick verlassen hatte, ihren Augen den Glanz, ihren Wangen die Farbe ihren Lippen den Karmin wieder. D'Artagnan fand abermals die Circe, die ihn bereits in ihren Zauber verstrickt hatte. Mylady lächelte, und es war d'Artagnan zu Muthe, als könnte er für dieses Lächeln die Höllenqualen erleiden.

Es gab einen Augenblick, wo er etwas wie einen Gewissensbiß über das fühlte, was er gegen sie gethan hatte.

Nach und nach wurde Mylady mittheilsam. Sie fragte d'Artagnan, ob er eine Liebe im Herzen trage.

»Ach!« rief d'Artagnan mit seinem empfindsamsten Tone, »könnt Ihr so grausam sein, eine solche Frage an mich zu richten, an mich, der ich, nachdem

ich Euch gesehen habe, nur für Euch, für Euch allein athme und seufze!«



Mylady lächelte seltsam.

»Also liebt Ihr mich?« sprach sie.

»Habe ich nöthig, Euch dies zu sagen? Habt Ihr es nicht selbst wahrgenommen?«

»Allerdings, aber Ihr wißt, je stolzer die Herzen sind, desto schwieriger sind sie zu erobern.«

»Oh! die Schwierigkeiten erschrecken mich nicht,« sprach d'Artagnan; »nur die Unmöglichkeiten können mich erschrecken.«

»Nichts ist einer wahren Liebe unmöglich,« sagte Mylady.

»Nichts, Madame?«

»Nichts!« wiederholte Mylady.

»Teufel,« dachte d'Artagnan, »die Note verändert sich. Sollte sie vielleicht verliebt in mich werden? Sollte sie geneigt sein, mir einen zweiten Saphir zu geben, dem ähnlich, welchen sie mir für Herrn von Wardes gegeben hat?«

»Laßt hören,« sagte Mylady, »was würdet Ihr thun, um mir die Liebe zu beweisen, von der Ihr sprecht?«

»Alles, was man von mir verlangte. Man befehle, ich bin bereit.«

»Zu Allem?«

»Zu Allem!« rief d'Artagnan, welcher zum Voraus wußte, daß er nicht viel wagte, wenn er eine solche Verpflichtung einging.

»Schön! plaudern wir ein wenig,« sprach Mylady und rückte ihren Stuhl d'Artagnan näher.

»Ich höre, gnädige Frau,« sprach dieser.

Mylady blieb einen Augenblick nachdenkend und unentschieden, dann schien sie einen Entschluß zu fassen und sagte:

»Ich habe einen Feind.«

»Ihr Madame?« rief d'Artagnan, den Erstaunten spielend. »Mein Gott, ist es möglich . . . bei Eurer Schönheit und Güte!«

»Einen Todfeind.«

»In der That?«

»Einen Feind, der mich grausam beleidigt hat, daß zwischen ihm und mir ein Krieg auf Leben und Tod stattfindet. Könnte ich auf Euch als auf einen Bundesgenossen rechnen?«

D'Artagnan begriff sogleich, was das rachsüchtige Geschöpf beabsichtigte.

»Ihr könnt es,« sprach er mit Emphase. »Mein Arm und mein Leben gehören Euch, wie meine Liebe.«

»Dann,« sprach Mylady: »da Ihr in demselben Grade edelmüthig seid, in dem Ihr liebt . . . «

»Nun?« fragte d'Artagnan.

»Nun!« versetzte Mylady nach kurzem Stillschweigen, »sprecht fortan nicht mehr von Unmöglichkeiten.«

»Tödtet mich nicht durch so viel Glück!« rief d'Artagnan, stürzte auf die Kniee und bedeckte die Hände, die man ihm überließ, mit Küssen.

»Räche mich an diesem heillosen Wardes,« dachte Mylady, »und ich werde mich Deiner alsbald zu entledigen wissen, doppelter Dummkopf, lebendige Degenklinge!«

»Ja, sage mir. Du liebst mich, nachdem Du mich so schändlich betrogen hast, heuchlerisches, gefährliches Weib,« dachte d'Artagnan, »und ich verlache Dich dann mit demjenigen, welchen Du durch meine Hand bestrafen willst.«

D'Artagnan schaute empor und sagte:

»Ich bin bereit.«

»Ihr habt mich also begriffen, lieber Herr d'Artagnan,« sprach Mylady.

»Ich würde Eure Blicke errathen.«

»Ihr werdet also für mich Euren Arm gebrauchen, der sich bereits einen so hohen Ruf erworben hat?«

»Sogleich.«

»Und wie werde ich Euch je für einen solchen Dienst danken können?« sprach Mylady.

»Eure Liebe ist die einzige Belohnung, welche ich verlange,« erwiderte d'Artagnan, »die einzige, die Euer und meiner würdig ist.«

»Eigennütziger!« sagte sie lächelnd.

»Ah!« rief d'Artagnan, einen Augenblick durch die Leidenschaft fortgerissen, welche diese Frau in seinem Herzen zu entzünden gewußt hatte; »ah! weil mir Eure Liebe unwahrscheinlich vorkommt, und weil ich sie wie meine Träume verschwinden zu sehen fürchte, drängt es mich die bestimmte Versicherung

aus Eurem Munde zu empfangen.«

»Verdient Ihr denn bereits ein solches Geständnis?«

»Ich bin zu Euren Befehlen,« sagte d'Artagnan.

»Gewiß?« rief Mylady mit einem leichten Zweifel.

»Nennt mir den Elenden, der diese schönen Augen weinen gemacht hat.«

»Wer sagt Euch, daß ich geweint habe?« fragte Mylady lebhaft.

»Es schien mir so . . . «

»Frauen, wie ich, weinen nicht,« versetzte Mylady. »Desto besser! O sagt mir dann, wie er heißt.«

»Bedenkt, daß sein Name ganz mein Geheimnis ist.«

»Ich muß ihn jedoch wissen.«

»Ja, Ihr sollt ihn erfahren. Seht, welches Vertrauen ich in Euch setze!«

»Ihr erfüllt mich mit Freude! Wie heißt er?«

»Ihr kennt ihn.«

»Wirklich?«

»Ja!«

»Es ist keiner von meinen Freunden?« sprach d'Artagnan zögernd, um an seine Unwissenheit glauben machen.

»Wenn es einer von Euren Freunden wäre, würdet Ihr also zögern?« rief Mylady, und ein drohender Blitz zuckte aus ihren Äugen.

»Nein, und wäre es mein Bruder,« sprach d'Artagnan, als würde er von der Begeisterung fortgerissen.

Unser Gascogner betheuerte, ohne zu wagen, denn er wußte, wohin dies alles führen sollte.

»Ich liebe Eure Ergebenheit,« sagte Mylady.

»Ach! liebt Ihr nur das an mir?« fragte d'Artagnan.

»Ich werde Euch das ein andermal sagen,« antwortete sie und nahm ihn bei der Hand.

Und dieser Druck machte d'Artagnan schauern, als ob ihn das Fieber, welches Mylady verzehrte, durch die Berührung ebenfalls ergriffen hätte.

»Werdet Ihr mich eines Tages lieben?« rief er. »O, wenn dies der Fall wäre, ich könnte den Verstand darüber verlieren!«

D'Artagnan war in der That trunken vor Freude, und in seinem Wahnsinn glaubte er beinahe an die Zärtlichkeit Myladys, er glaubte beinahe an das Verbrechen von Wardes. Wenn

Wardes in diesem Augenblicke unter seiner Hand gewesen wäre, er hätte ihn getötet.



Mylady ergriff die Gelegenheit.

»Er heißt . . . « sprach sie.

»Von Wardes, ich weiß es,« unterbrach d'Artagnan.

»Und woher wißt Ihr dies?« fragte Mylady, indem sie seine beiden Hände nahm und in seinen Augen bis auf den Grund seiner Seele zu lesen suchte.

D'Artagnan fühlte, daß er sich hatte hinreißen lassen und daß er einen Fehler gemacht hatte.

»Sprecht, sprecht, sprecht doch!« wiederholte Mylady. »Woher wißt Ihr es?«

»Woher ich es weiß?« sprach d'Artagnan.

»Ja.«

»Ich weiß es, weil gestern von Wardes in einem Salon, wo ich mich befand, einen Ring zeigte, von dem er behauptete, er habe ihn von Euch bekommen.«

»Der Elende!« rief Mylady.

Dieser Beiname trug seinen Klang, wie man leicht begreift, bis tief in d'Artagnans Herz.

»Nun wohl . . . « fuhr sie fort.

»Wohl! ich werde Euch rächen an diesem Elenden!« versetzte d'Artagnan, und gab sich dabei das Ansehen des Don Japhet von Armenien.

»Ich danke Euch, mein muthiger Freund!« rief Mylady »und wann werde ich gerächt sein?«

»Morgen, sogleich, wenn Ihr wollt.«

Mylady wollte ausrufen: Sogleich! Aber sie bedachte, daß eine solche Eile nicht sehr erfreulich für d'Artagnan wäre.

Überdies hatte sie tausenderlei Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, ihrem Vertheidiger tausenderlei Rathschläge zu geben, damit er Erklärungen vor Zeugen mit dem Marquis vermeiden möchte.

»Morgen,« sprach d'Artagnan, »seid Ihr gerächt, oder ich bin todt.«

»Nein,« sagte sie, »Ihr werdet mich rächen, aber Ihr werdet nicht sterben. Ich weiß etwas.«

»Was wißt Ihr?«

»Es scheint mir, Ihr hattet Euch bei Eurem Streit mit ihm nicht über das Glück zu beklagen.«

»Das Glück ist eine Buhlerin; heute günstig, kann es mich morgen verrathen.«

»Das heißt: Ihr zögert jetzt.«

»Nein, ich zögere nicht, Gott soll mich bewahren, aber . . . «

»Stille!« unterbrach sie ihn, »ich höre meinen Schwager. Er braucht Euch nicht hier zu finden.«

Sie schellte. Ketty erschien.

»Geht durch diese Thüre,« sagte sie zu d'Artagnan, und stieß dabei eine kleine verborgene Thüre auf. »Kommt um elf Uhr wieder, und wir werden unsere Unterredung zu Ende bringen. Ketty führt Euch bei mir ein.«

Das arme Kind glaubte umzusinken, als sie diese Worte hörte.

»Nun, was macht Ihr denn, Mademoiselle, Ihr bleibt hier unbeweglich, wie eine Statue? Hört Ihr, führt diesen Herrn zurück, und um elf Uhr, vergeßt es

nicht.«

»Es scheint, alle ihre Rendezvous finden um elf Uhr statt,« dachte d'Artagnan. »Das ist eine feste Gewohnheit.«

Mylady reichte ihm die Hand, die er zärtlich küßte.

»Sachte,« dachte er sich entfernend und kaum auf die Vorwürfe Kettys antwortend; »sachte, wir wollen kein Thor sein. Offenbar ist diese Frau eine große Missethäterin. Sei auf Deiner Hut, d'Artagnan!«

VII.

Das Geheimnis Myladys.

D'Artagnan hatte das Hotel verlassen, statt sogleich zu Ketty hinaufzugehen, um hier die Stunde seiner Unterredung mit Mylady abzuwarten, und dies aus zwei Gründen: einmal vermied er auf diese Art die Vorwürfe, den Tadel und die Bitten des jungen Mädchens, und dann war es ihm nicht unangenehm, Zeit zu kalter Überlegung zu haben, um wo möglich in die Gedanken dieser Frau einzudringen.

Am klarsten war ihm dabei, daß er sich der Gefahr aussetzte, wahnsinnig in Mylady verliebt zu werden, und daß sie ihn im Gegentheil ganz und gar nicht liebte und nie lieben würde. Einen Augenblick sah er ein, daß es das Gescheiteste wäre, wenn er nach Hause kehrte, einen langen Brief schriebe und gestände, er und der Graf von Wardes seien für sie bis jetzt eine und dieselbe Person; er könne daher, wenn er sich nicht eines Selbstmordes schuldig machen wolle, die Verbindlichkeit nicht übernehmen, den Grafen von Wardes zu tödten, über den sie sich ihrer Behauptung nach zu beklagen habe; aber mit der Überzeugung, daß sie ihn haßte, und nur als ein feiles Werkzeug ihrer Rache betrachtete, das sie nach dem Gebrauch zerbrechen würde, kehrte auch das Verlangen, für sich selbst Rache zu üben, in sein Herz zurück. Er wollte diese Frau beherrschen, die mit ihm spielte und ihn als Mitschuldige an der Entführung von Madame Bonacieux in seiner reinen aufrichtigen Liebe verletzt hatte.

Er ging, durch entgegengesetzte Gefühle in Bewegung erhalten, fünf bis sechsmal auf der Place Royale umher, und wandte sich von zehn zu zehn Schritten zurück, um das Licht in Myladys Zimmer zu betrachten, das man durch die Jalousien erblickte; offenbar hatte die junge Frau diesmal weniger Eile, in ihr Zimmer zurückzukehren, als das erste Mal.

Endlich schlug es elf Uhr.

Bei diesem Getöse entwich alle Unentschlossenheit aus dem Herzen d'Artagnans. Er erinnerte sich der Einzelheiten der Unterredung, die so eben zwischen Mylady und ihm stattgefunden hatte, und in einer, unter solchen Umständen so häufig vorkommenden raschen Wendung des Entschlusses trat er mit klopfendem Herzen und entzündetem Kopfe in das Hotel und stürzte in Kettys Zimmer.

Das junge Mädchen wollte, bleich wie der Tod, an allen Gliedern zitternd, d'Artagnan zurückhalten, aber Mylady mit ihren lauernden Ohren hatte das durch seinen Eintritt verursachte Geräusch vernommen, öffnete die Thüre und hieß ihn hereinkommen.

D'Artagnan hatte seine Vernunft verloren, er glaubte von einer jener phantastischen Itriguen fortgezogen zu werden, wie sie uns im Traume vorkommen. Der Anziehungskraft weichend, welche der Magnet auf das Eisen ausübt, ging er auf Mylady zu.

Die Thüre schloß sich hinter ihm.

Ketty stürzte ebenfalls nach der Thüre.

Die Eifersucht, die Wuth, der beleidigte Stolz, alle Leidenschaften, welche sich in dem Herzen eines verliebten weiblichen Wesens streiten, trieben sie zu einer Offenbarung; aber sie war verloren, wenn sie zugestand, daß sie die Hände bei einer solchen Machination im Spiele gehabt hatte, und was mehr als Alles in Betracht kam, — d'Artagnan war für sie verloren; dieser letzte Liebesgedanke rieth ihr, noch ein Opfer zu bringen.

D'Artagnan überließ sich seiner Seite ganz der Eingebungen seiner Eitelkeit. Es war nicht mehr ein Nebenbuhler, den man in ihm liebte, sondern es hatte das Ansehen, als liebte man ihn selbst. Eine geheime Stimme sagte ihm wohl im Hintergrund seines Herzens, er sei nur die Waffe, die man liebte, bis sie den Tod gegeben habe; aber der Stolz, die Eigenliebe, die Tollheit brachten diese Stimme zum Schweigen, erstickten dieses Gemurmel. Dann verglich sich der Gascogner vermöge seiner bekannten Dosis von Selbstvertrauen mit dem Grafen von Wardes und fragte sich, warum man nicht am Ende ihn selbst um seiner selbst willen lieben könnte.

Durch das Blendwerk dieser Gedanken war Mylady für ihn nicht mehr das Weib mit den unseligen Absichten, die ihn einen Augenblick vorher erschreckt hatten; sie war eine reizende Frau, welche die Liebe selbst zu fühlen versprach, die sie einflößte.

Aber Mylady, welche nicht dieselben Gründe zum Vergessen hatte, wie d'Artagnan, entzog ihm bald seinen Betrachtungen und rief ihn zu der Wirklichkeit dieser Zusammenkunft zurück; sie fragte ihn, ob die Maßregeln, welche am andern Tage einen Streit zwischen ihm und dem Grafen von Wardes herbeiführen sollten, bereits in seinem Kopfe festgestellt seien.

D'Artagnan jedoch, dessen Gedanken einen ganz andern Gang genommen hatten, vergaß sich wie ein Thor und antwortete schmeichelnd: in ihrer Nähe, wo er sich ganz nur dem Glück hingebte, sie zu hören und zu sehen, könne er sich unmöglich mit Duellen und Degenstößen beschäftigen.

Diese Kälte für das einzige Interesse, von dem sie in Anspruch genommen war, erschreckte Mylady, deren Fragen dringender wurden.

D'Artagnan hatte nie ernstlich an dieses Duell gedacht: er wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben, aber es lag nicht in seinen Kräften.

Mylady hielt die Unterredung innerhalb der Gränzen, die sie zum Voraus mit ihrem unwiderstehlichen Geist und mit ihrem eisernen Willen festgesetzt hatte.

D'Artagnan hielt sich nun für sehr geistreich, indem er Mylady rieth, Wardes zu vergeben und auf ihre wüthenden Pläne Verzicht zu leisten.

Aber bei den ersten Worten, die er sprach, nahm das Gesicht der jungen Frau einen finsternen Ausdruck an.

»Habt Ihr vielleicht Furcht, lieber Herr d'Artagnan?« rief sie in einem spitzigen, spöttischen Tone, der seltsam in den Ohren des jungen Mannes klang.

»Das kann nicht Euer Ernst sein, meine theure Seele,« erwiderte d'Artagnan; »aber wenn dieser arme Graf Wardes am Ende minder schuldig wäre, als Ihr glaubt?«

»In jedem Fall,« versetzte Mylady ernst, »in jedem Fall hat er mich getäuscht, und von dem Augenblick an, wo er mich getäuscht hat, verdient er den Tod.«

»Er wird also sterben, da Ihr ihn verurtheilt,« sprach d'Artagnan mit so festem Tone, daß dieser Mylady als der Ausdruck einer jede Prüfung bestehenden Ergebenheit erschien.

Alsbald lächelte sie ihm von Neuem zu.

»Ja ich bin ganz bereit,« rief nun d'Artagnan in unwillkürlicher Begeisterung; »aber zuvor wünschte ich einer Sache gewiß zu sein.«

»Und welcher?« fragte Mylady.

»Daß Ihr mich liebt.«

»Eure Anwesenheit dahier scheint mir der beste Beweis zu sein,« antwortete sie mit scheinbarer Verlegenheit.

»Ja; ich bin auch Euer mit Leib und Seele. Verfügt über meinen Arm!«

»Ich danke, mein tapferer Vertheidiger, und eben so, wie ich Euch meine Liebe dadurch beweise, daß ich Euch hier empfangen, eben so werdet Ihr mir die Eurige beweisen, nicht wahr?«

»Ganz gewiß. Aber wenn Ihr mich liebt, wie Ihr mir sagt, habt Ihr nicht ein wenig Bange für mich?«

»Was sollte ich fürchten?«

»Daß ich gefährlich verwundet, sogar getödtet werde?«

»Unmöglich!« sprach Mylady, »Ihr seid ein so muthiger Mann, ein so geschickter Degen!«

»Ihr würdet also ein Mittel nicht vorziehen, das Euch rächte, während der Kampf dabei überflüssig wäre?«

Mylady schaute den jungen Mann stilleschweigend an; ihre klaren Augen hatten einen seltsam düsteren Ausdruck angenommen.

»In der That,« sprach sie, »ich glaube, Ihr zaudert abermals!«

»Nein, ich zaudere nicht, aber es thut mir in der That leid um den armen Grafen von Wardes, seitdem Ihr ihn nicht mehr liebt, und es scheint mir, ein Mann muß schon durch den Verlust Eurer Liebe so grausam bestraft sein, daß er keiner anderen Züchtigung mehr bedarf.«

»Wer sagt Euch, daß ich ihn geliebt habe?« fragte Mylady.

»Wenigstens kann ich jetzt ohne zu große Abgeschmacktheit glauben, daß Ihr einen Andern liebt,« sprach der junge Mann in höflichem Tone, »und ich wiederhole Euch, ich interessiere mich für den Grafen.«

»Ihr?« fragte Mylady.

»Ja, ich.«

»Und warum Ihr?«

»Weil ich allein weiß . . . «

»Was?«

»Daß er bei weitem nicht so schuldig gegen Euch ist, oder war, als es scheint.«

»In der That?« sprach Mylady mit unruhiger Miene, »erklärt Euch, denn ich weiß wahrhaftig nicht, was Ihr damit sagen wollt.«

Und sie schaute d'Artagnan mit Augen an, in denen sich allmählig ein düsteres Feuer entzündete.

»Ja, ich bin ein Mann von guter Lebensart,« sprach d'Artagnan, entschlossen ein Ende zu machen, »und seitdem Ihr mir Eure Liebe gestanden habt, seitdem ich ihres Besitzes gewiß bin, denn nicht wahr, ich besitze sie?«

»Ganz und gar. Fahrt fort.«

»Seitdem fühle ich mich verwandelt. Ein Geständnis bedrückt mich.«

»Ein Geständnis?«

»Hätte ich an Eurer Liebe gezweifelt, so würde ich es nicht abgelegt haben, aber Ihr liebt mich, nicht wahr, Ihr liebt mich?«

»Allerdings.«

»Wenn ich mich also aus maßloser Liebe zu Euch vergangen hätte, würdet Ihr mir vergeben?«

»Vielleicht. Aber das Geständnis,« sprach sie erbleichend, »was habt Ihr mir zu gestehen?«

»Ihr hattet am vorigen Donnerstag dem Grafen Wardes in diesem Zimmer Rendezvous gegeben, nicht wahr?«

»Ich! nein! das ist nicht der Fall!« sprach Mylady mit so fester Stimme und mit solcher Ruhe im Gesicht, daß d'Artagnan, wenn er nicht vollkommene Gewißheit gehabt hätte, gezweifelt haben würde.

»Lügt nicht, mein schöner Engel, es wäre unnütz,« sprach d'Artagnan und zwang sich dabei zu einem Lächeln.

»Wie so? sprecht doch! Ihr peinigt mich zu Tode.«

»Dieser Ring — ist in meinen Händen. Der Graf von Wardes vom Donnerstag und d'Artagnan von heute sind eine und dieselbe Person.«

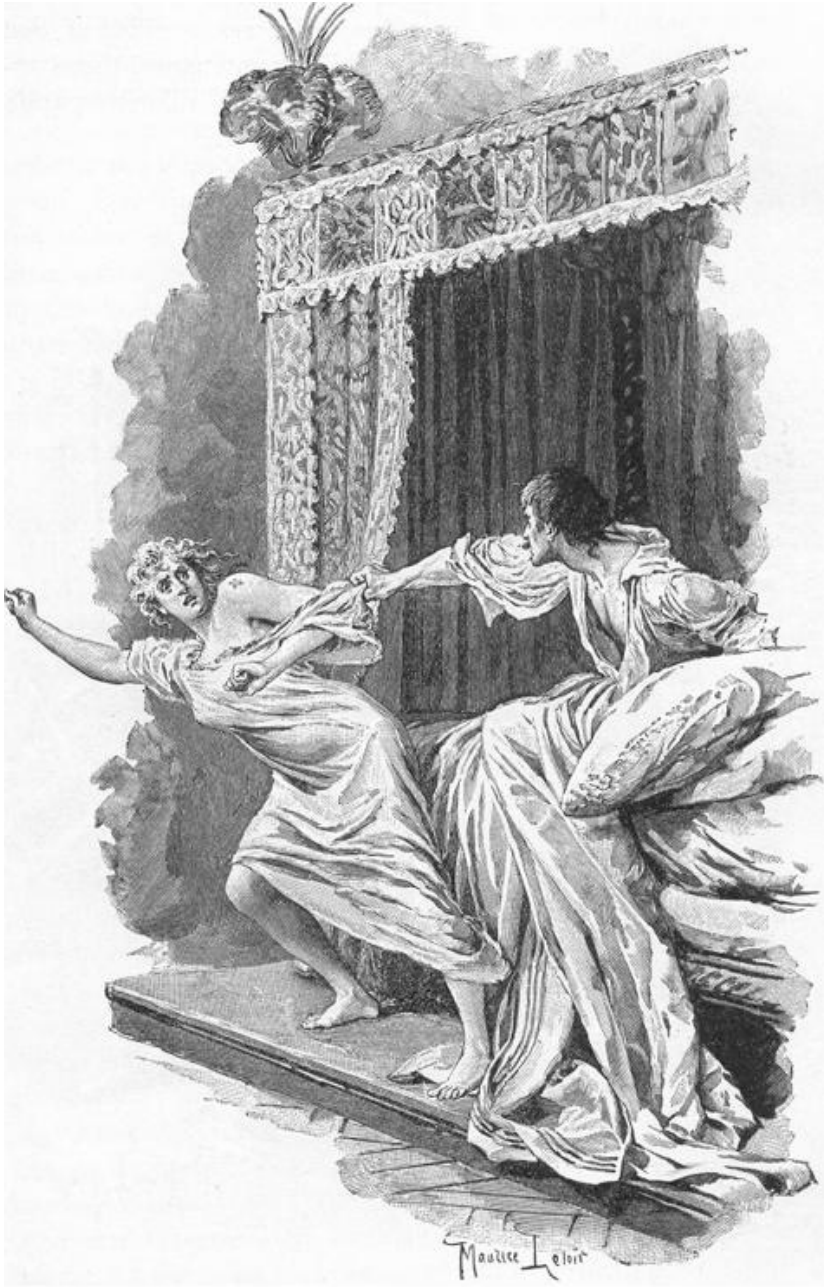
Der Unkluge erwartete ein Staunen vermischt mit Scham, einen kleinen Sturm, der sich in Thränen auflösen würde; aber er täuschte sich gewaltig, und sein Irrthum währte nicht lange.

Bleich und furchtbar erhob sich Mylady und wollte d'Artagnan, der in ihrer Nähe war, durch einen heftigen Schlag auf die Brust zurückstoßen und sich von ihm entfernen. D'Artagnan hielt sie am Kleide zurück, um ihre Vergebung zu erflehen, aber mit einer kräftigen, entschlossenen Bewegung suchte sie zu entfliehen. Da zerriß das Kleid oben am Leibe und d'Artagnan erblickte auf einer von ihren schönen Schultern, welche nun entblößt war, zu seinem unaussprechlichen Schrecken die Lilie, das nie zu tilgende Mal, das die Hand des Henkers ausdrückt.

»Großer Gott!« rief er, das Kleid aus den Händen lassend, und blieb stumm, unbeweglich, zu Eis geworden an seiner Stelle.

Aber Mylady fühlte sich gerade durch den Schrecken d'Artagnan's verrathen. Ohne Zweifel hatte er Alles gesehen; der junge Mann wußte nun ihr Geheimnis, ein furchtbares Geheimnis, das außer ihr der ganzen Welt unbekannt war.

Sie wandte sich um, nicht mehr wie ein wüthendes Weib, sondern wie ein verwundetes Panterthier.





»Ha! Elender!« sprach sie, »Du hast mich feig verrathen, und mehr noch. Du bist im Besitze meines Geheimnisses! Du sollst sterben!«

Und sie lief nach einem kleinen Kistchen mit eingelegter Arbeit, das auf ihrer Toilette stand, öffnete es mit fieberhaft zitternder Hand, zog einen kleinen Dolch mit goldenem Griff und dünner spitziger Klinge heraus und stand mit einem Sprunge wieder vor d'Artagnan, welcher sitzen geblieben war.

Obgleich der junge Mann viel Muth besaß, erschrak er doch vor diesem verstörten Gesichte, diesen hervortretenden Augen, diesen bleichen Wangen, diesen blutigen Lippen; er stand auf und wich zurück, wie vor einer Schlange, die auf ihn zugekrochen wäre, fuhr instinktmäßig mit seiner von Schweiß befeuchteten Hand an den Degen und zog ihn aus der Scheide.

Aber ohne durch den Anblick der blanken Klinge beunruhigt zu werden, rückte Mylady auf ihn zu, um ihm einen Stoß beizubringen, und hielt nicht eher stille, als bis sie die Spitze der Klinge auf ihrer Brust fühlte.

Nun suchte sie den Degen mit ihren Händen zu fassen, aber d'Artagnan entzog ihn fortwährend ihren Griffen, streckte ihr denselben, ohne zu stoßen, bald gegen die Brust, bald gegen die Augen entgegen und wich immer mehr zurück, in der Absicht, die Thüre zu suchen, welche zu Ketty führte, und durch diese seinen Rückzug zu nehmen.

Mylady drang während dieser Zeit mit furchtbarer Anstrengung und einem wahren Löwengebrülle auf ihn ein.

Da dies jedoch am Ende wie ein Duell aussah, so beruhigte sich d'Artagnan nach und nach.

»Gut, schöne Dame, gut,« sprach er; »aber ich bitte Euch um Gotteswillen, besänftigt Euch, oder ich zeichne eine zweite Lilie auf Eure andere Schulter.«

»Heillosen, Elender!« heulte Mylady.

Doch fortwährend die Thüre suchend, war d'Artagnan nur auf seine Vertheidigung bedacht.

Bei dem Geräusch, das sie durch das Umwerfen der Gerätschaften verursachten, sie, um zu ihm zu gelangen, er, um sich hinter dem Geräthe vor ihr zu schützen, öffnete Ketty die Thüre. D'Artagnan, der beständig manövriert hatte, um sich der Thüre zu nähern, war nur noch drei Schritte von dieser entfernt. Mit einem einzigen Sprung warf er sich aus dem Zimmer Mylady's in das der Zofe, und verschloß schnell wie der Blitz die Thüre wieder, gegen die er sich mit seiner ganzen Macht stützte, während Ketty die Riegel vorstieß.

Dann suchte Mylady die Thüre zu sprengen und zwar mit Kräften, welche weit über das gewöhnliche Maß einer Frau gingen. Da sie fühlte, daß dies unmöglich war, so versetzte sie der Thüre Dolchstöße, von denen einige das Holz in seiner ganzen Dicke durchdrangen.

Jeder Stoß war von einer furchtbaren Verwünschung begleitet.

»Geschwind, geschwind, Ketty,« sprach d'Artagnan mit leiser Stimme, »mach', daß ich aus diesem Hotel komme; denn wenn wir ihr Zeit gönnen, sich umzudrehen, läßt sie mich durch ihre Bedienten tödten. Eilen wir, verstehst Du wohl, es hängt Leben und Tod davon ab!«



Ketty verstand nur zu gut. Sie führte ihn in der Dunkelheit über die Stufen hinab. Es war die höchste Zeit. Mylady hatte bereits geschellt und weckte das ganze Haus auf; der Portier zog auf die Stimme Ketty's in demselben Augenblicke die Schnur, wo Mylady »Öffnet nicht!« rief.

Der junge Mann floh, während sie ihn mit einer ohnmächtigen Geberde bedrohte. In der Sekunde, in der sie ihn aus dem Gesicht verlor, stürzte sie ohnmächtig in ihrem Zimmer nieder.

VIII.

Athos, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seine Equipirung fand.

D'Artagnan war in so gewaltiger Aufregung, daß er, ohne sich im Geringsten darum zu bekümmern, was aus Ketty wurde, in größter Eile die Hälfte von Paris durchlief und nicht eher stille hielt, als bis er sich vor der Thüre von Athos befand. Die Verwirrung seines Geistes, der Schrecken, der ihn spornte, das Geschrei einiger Patrouillen, die ihn verfolgten, bewirkten nur, daß er seinen Lauf noch mehr beschleunigte.

Er flog durch den Hof, stieg die zwei Treppen hinauf, und klopfte an die Thüre, daß sie hätte in Stücke springen sollen.

Grimaud öffnete mit schlaftrunkenen Augen. D'Artagnan stürzte mit solcher Gewalt in das Vorzimmer, daß er ihn beinahe niedergeworfen hätte.

Trotz der gewöhnlichen Stummheit Grimauds kam ihm diesmal das Wort. Beim Anblick des entblößten Degens, den d'Artagnan in der Hand hielt, bildete sich der arme Bursche ein, er habe es mit einem Mörder zu thun, rief:

»Zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe!«

»Schweig', Unglücklicher!« sprach der junge Mann, »ich bin d'Artagnan. Erkennst Du mich nicht mehr? wo ist Dein Herr?«

»Ihr Herr d'Artagnan?« rief Grimaud erschrocken, »unmöglich!«

»Grimaud,« sagte Athos, im Schlafrock aus seinem Zimmer tretend, »ich glaube, Du erlaubst Dir zu sprechen!«

»Ach, gnädiger Herr, weil . . . «

»Stille!«

Grimaud begnügte sich mit dem Finger auf d'Artagnan zu deuten.

Athos brach bei all' seinem Phlegma in ein Gelächter aus, das durch die verstörte Miene seines jungen Freundes gar wohl motiviert war.



»Lacht nicht, mein Freund!« rief d'Artagnan, »um des Himmels willen, lacht nicht, denn bei meiner Seele sage ich Euch, es ist kein Grund zum Lachen vorhanden.«

Und er sprach diese Worte mit einer so feierlichen Betonung und mit einem so unzweideutigen Ausdruck des Schreckens, daß Athos ihn bei der Hand nahm und ausrief:

»Solltet Ihr verwundet sein, mein Freund? Ihr seht sehr bleich aus.«

»Nein, aber es ist mir so eben ein furchtbares Abenteuer begegnet. Seid Ihr allein, Athos?«

»Bei Gott, wer soll denn zu dieser Stunde bei mir sein?«

»Gut, gut!«

D'Artagnan stürzte in das Zimmer von Athos.

»Ei, so sprecht doch,« sagte dieser, die Thüre verschließend und die Riegel vorschiebend, um nicht gestört zu werden. »Ist der König todt? Habt Ihr den Herrn Kardinal umgebracht? Ihr seid ganz verwirrt. Sprecht! laßt hören! denn ich sterbe in der That vor Unruhe.«

»Athos,« antwortete d'Artagnan, »seid bereit, eine unglaubliche, unerhörte Geschichte zu hören!«

»Redet doch,« sagte Athos.

»Nun wohl,« fuhr d'Artagnan, sich nach dem Ohr von Athos beugend und die Stimme dämpfend fort, »Mylady ist mit einer Lilie auf der Schulter bezeichnet.«

»Ha!« rief der Musketier, als ob ihn eine Kugel ins Herz getroffen hätte.

»Sagt,« sprach d'Artagnan, »seid Ihr sicher, daß die *Andere* todt ist?«

»Die *Andere*?« versetzte Athos mit so dumpfer Stimme, daß es d'Artagnan kaum hörte.

»Ja, die, von welcher Ihr mir eines Tages in Amiens erzählt habt.«

Athos stieß einen Seufzer aus, und ließ den Kopf in seine Hände fallen.

»Diese,« fuhr d'Artagnan fort, »ist eine Frau von sechsundzwanzig bis



achtundzwanzig Jahren.«

»Blond?« fragte Athos.

»Ja.«

»Blaue, helle Augen, von seltener Klarheit, mit schwarzen Wimpern und Brauen?«

»Ja.«

»Groß, gut gewachsen? es fehlt ihr ein Zahn neben dem Augenzahn auf der linken Seite?«

»Ja.«

»Die Lilie ist klein und roth, etwas verwischt durch Pflaster, welche man aufgelegt hat?«

»Ihr sagt jedoch, diese Frau sei eine Engländerin?«

»Ja.«

»Man nennt sie Mylady, aber sie kann dessenungeachtet eine Französin sein. Lord Winter ist nur ihr Schwager.«

»Ich will sie sehen, d'Artagnan!«

»Nehmt Euch in Acht, Athos, nehmt Euch in Acht. Ihr wolltet sie tödten? Sie ist die Frau, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten und Euer nicht zu fehlen.«

»Sie wird es nicht wagen, etwas zu sagen, denn sie würde sich dadurch selbst verrathen.«

»Sie ist zu Allem fähig! Habt Ihr sie je wüthend gesehen?«

»Nein,« sprach Athos.

»Eine Tigerin, ein Pantherthier! ach, mein lieber Athos, ich fürchte sehr, eine gräßliche Rache auf uns herabbeschworen zu haben!«

D'Artagnan erzählte nun Alles, den wahnsinnigen Zorn Mylady's und ihre Todesdrohungen.

»Ihr habt Recht, und ich würde mein Leben für ein Haar geben,« sprach Athos. »Zum Glück verlassen wir Paris übermorgen, wir ziehen höchst wahrscheinlich nach La Rochelle, und wenn wir einmal fort sind . . . «

»Wird sie Euch verfolgen bis an's Ende der Welt, Athos, wenn sie Euch wieder erkennt. Laßt also ihren Haß sich gegen mich allein wenden.«

»Ei, mein Lieber, was ist daran gelegen, daß sie mich tödtet!« sagte Athos. »Glaubt Ihr etwa, ich hänge am Leben?«

»Unter Allem dem ist ein furchtbares Geheimnis verborgen. Die Frau ist die Spionin des Kardinals. Das bin ich fest überzeugt.«

»In diesem Fall seid auf Eurer Hut. Wenn der Kardinal nicht wegen der Londoner Angelegenheit eine hohe Bewunderung für Euch hegt, so hegt er einen gewaltigen Haß. Aber da er Euch am Ende nichts offen vorwerfen kann und der Haß befriedigt werden muß, besonders wenn es ein Kardinalshaß ist, so hütet Euch wohl! Wenn Ihr ausgeht, geht nicht allein aus, wenn Ihr eßt, nehmet Eure Vorsichtsmaßregeln; mißtraut Allem, selbst Eurem Schatten.«

»Zum Glück handelt es sich nur darum,« sprach d'Artagnan, »bis übermorgen in Bangigkeit umherzugehen. Denn sind wir einmal bei der Armee, so haben wir es hoffentlich nur noch mit Männern zu thun.«

»Indessen,« sagte Athos, »verzichte ich auf meine Einsperrungspläne und

gehe überall hin mit Euch. Ihr müßt nach der Rue des Fossoyeurs zurückkehren; ich werde Euch begleiten.«

»Es sei, mein lieber Athos; aber laßt mich Euch zuerst den Ring zustellen, den ich von dieser Frau empfangen habe. Der Saphir gehört Euch. Habt Ihr mir nicht gesagt, es sei ein Familienjuwel?«

»Ja, mein Vater kaufte ihn um zweitausend Thaler, wie er mir einst sagte. Er bildete einen Theil der Hochzeitsgeschenke, die er meiner Mutter machte. Es ist ein prächtiger Stein. Meine Mutter gab ihn mir, und ich in meiner damaligen Narrheit schenkte ihn, statt ihn wie eine heilige Reliquie zu bewahren, meinerseits dieser Elenden.«

»Gut, nehmt den Ring zurück, an dem Ihr begreiflich hängen müßt.«

»Ich den Ring zurücknehmen, nachdem er durch die Hände dieser Schändlichen gegangen ist? Nie, dieser Ring ist beschmutzt, d'Artagnan.«

»Dann verkauft oder verpfändet ihn; man wird Euch wohl tausend Thaler darauf leihen. Mit dieser Summe macht Ihr Eure Angelegenheiten bequem ab. Mit dem ersten Geld, das Ihr einnehmt, löst Ihr ihn sodann wieder und nehmt ihn von seinen alten Flecken gereinigt zurück, denn er ist durch die Hände von Wucherern gegangen.«

Athos lächelte.

»Ihr seid ein entzückender Junge, mein lieber d'Artagnan,« sprach er. »Ihr richtet durch Eure ewige Heiterkeit die armen Geister in ihrem Kummer auf. Nun denn, ja, verpfänden wir diesen Ring, der mir gehört, aber unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß fünfhundert Thaler für Euch und fünfhundert für mich sind.«

»Was denkt Ihr, Athos? Ich bedarf nicht des vierten Theils dieser Summe, da ich bei den Garden stehe und wenn ich meinen Sattel verkaufe, so verschaffe ich mir den Betrag. Was brauche ich? ein Pferd für Planchet, das ist Alles. Dann vergeßt Ihr, daß ich auch einen Ring besitze.«

»An dem Ihr noch mehr zu hängen scheint, als ich an dem meinigen. Wenigstens glaubte ich dies zu bemerken.«

»Ja, denn in einem äußersten Fall kann er uns nicht nur aus einer großen Verlegenheit, sondern auch aus einer großen Gefahr ziehen. Das ist kein einfacher Diamant, es ist zugleich ein Talisman.«

»Ich verstehe Euch nicht, aber ich glaube, was Ihr sagt. Um wieder auf meinen Ring, oder vielmehr auf den Eurigen zurückzukommen, so müßt Ihr die Hälfte der Summe, die man Euch darauf leihen wird, annehmen, oder ich werfe ihn in die Seine, und ich zweifle, ob, wie bei Polykrates, ein Fisch so gefällig ist, ihn uns wieder zu bringen.«

»Gut, ich nehme es an,« sagte d'Artagnan.

In diesem Augenblick trat Grimaud in Begleitung von Planchet ein. Dieser war unruhig über seinen Herrn und neugierig zu erfahren, was ihm begegnet sein möchte.

Athos kleidete sich an, und als er auszugehen bereit war, machte er Grimaud ein bedeutsames Zeichen, der Diener nahm seine Muskete von der Wand, und schickte sich an, seinen Herrn zu begleiten.

D'Artagnan und Athos gelangten ohne irgend einen Unfall in die Rue des Fossoyeurs. Herr Bonacieux stand an seiner Thüre und schaute d'Artagnan auf eine pöbelhaft spottende Weise an.

»Eh! mein lieber Miethsmann,« sagte er, »beeilt Euch, es wartet ein hübsches Mädchen in Eurem Zimmer, und Ihr wißt, die Frauen lieben es nicht, daß man sie warten läßt.«

»Es ist Ketty« rief d'Artagnan und lief in den Gang.

Auf dem nach seinem Zimmer führenden Boden fand er das arme Kind, das sich ganz zitternd an die Thüre lehnte. Sobald sie ihn erblickte, sagte sie:

»Ihr habt mir Euren Schutz versprochen, Ihr habt mir gelobt, mich vor ihrem Zorne zu retten. Erinneret Euch, daß Ihr es seid, der mich zu Grunde gerichtet hat.«

»Ja, allerdings,« erwiderte d'Artagnan; »sei ruhig, Ketty. Aber was ist denn nach meinem Abgang vorgefallen?«

»Weiß ich es?« sagte Ketty, »Auf ihr Geschrei liefen alle Lakaien herbei; sie war furchtbar aufgebracht und spie alle Verwünschungen der Welt gegen Euch aus. Dann dachte ich, sie würde sich erinnern, daß Ihr durch mein Zimmer in das ihrige eingedrungen wäret, und sie müßte in mir Eure Mitschuldige erkennen. Ich nahm das wenige Geld, das ich besaß, sowie meine kostbarsten Kleidungsstücke, und flüchtete mich.«

»Armes Kind, aber was soll ich mit Dir machen? Ich reise übermorgen ab.«

»Alles was Ihr wollt, Herr Chevalier. Macht, daß ich Paris, daß ich Frankreich verlasse.«

»Ich kann Dich doch nicht mit zur Belagerung von La Rochelle führen,« sprach d'Artagnan.

»Nein, aber Ihr könnt mich in der Provinz unterbringen, bei irgend einer Dame von Eurer Bekanntschaft; in Eurer Heimath zum Beispiel.«

»Oh, meine liebe Freundin, in meiner Heimath haben die Damen keine Kammerfrauen. Doch halt! ich weiß, was zu thun ist. Planchet, hole mir Aramis. Er möge sogleich kommen. Wir haben etwas sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen.«

»Ich begreife,« sagte Athos; »aber warum nicht Porthos? Es scheint mir, seine Marquise . . . «

»Die Marquise von Porthos ließe sich eher von den Schreibern ihres Mannes ankleiden, als daß sie eine Kammerfrau hielte,« sprach d'Artagnan lachend. »Überdies dürfte Ketty nicht gerne in der Rue aux Ours wohnen, nicht wahr, Ketty?«

»Ich werde wohnen, wo man will,« sagte Ketty, »vorausgesetzt, daß ich gut verborgen bin und man nicht weiß, wo ich mich aufhalte.«

»Jetzt, Ketty, da wir uns zu trennen im Begriffe sind, und Du folglich nicht mehr auf mich eifersüchtig bist . . . «

»Herr Chevalier,« sprach Ketty, »nah oder fern, ich werde Euch beständig lieben.«

»Wo Teufels nistet sich die Beständigkeit ein!« murmelte Athos.

»Auch ich,« sagte d'Artagnan, »auch ich werde Dich stets lieben, glaube mir. Aber höre, antworte mir. Ich lege ein großes Gewicht auf die Frage, die ich an

dich richte. Solltest Du nie von einer jungen Frau gehört haben, die man in einer Nacht wegführte?»

»Halt . . . Oh! mein Gott, Herr Chevalier, liebt Ihr diese Frau noch?«

»Nein, einer meiner Freunde liebt sie — Athos, den Du hier siehst.«

»Ich!« rief Athos mit dem Ausdruck eines Menschen, der gewahr wird, daß er auf eine Natter getreten.

»Allerdings Ihr,« erwiderte d'Artagnan, Athos die Hand drückend. »Ihr wißt wohl, wie sehr wir an dem Schicksal der guten Frau Bonacieux Theil nehmen. Überdies wird Kitty nicht plaudern. Nicht wahr, Kitty? Du begreifst, mein Kind,« fuhr d'Artagnan fort, »es ist die Frau des abscheulichen Affen, den Du bei Deinem Eintritt unten an der Thüre gesehen hast.«

»Oh! mein Gott!« rief Kitty, »Ihr erinnert mich an meine Angst; wenn er mich nur nicht erkannt hat! . . . «

»Wie, erkannt? Du hast also diesen Menschen schon gesehen?«

»Er ist zweimal zu Mylady gekommen.«

»Um welche Zeit?«

»Vor etwa vierzehn oder achtzehn Tagen.«

»Ganz richtig.«

»Und gestern Abend ist er wieder erschienen.«

»Gestern Abend?«

»Ja, einen Augenblick, ehe Ihr selbst eingetroffen seid.«

»Mein lieber Athos, wir sind von einem Netz von Spionen umgeben! Und Du



glaubst, er habe Dich erkannt, Ketty?»

»Ich senkte meine Haube, als ich ihn erblickte, aber vielleicht war es zu spät.«

»Geht hinab, Athos, man mißtraut Euch weniger, als mir, und seht, ob er immer noch vor der Thüre steht.«

Athos ging hinab und kam sogleich wieder zurück.

»Der Krämer ist fort,« sprach er, »und das Haus ist geschlossen.«

»Er wird sich ohne Zweifel entfernt haben, um zu melden, daß alle Tauben im Schlage sind.«

»Gut! aber wir wollen ausfliegen,« sagte Athos, »und nur Planchet hier lassen, um uns Nachricht zu bringen.«

»Noch eine Minute! Aramis, nach dem wir geschickt haben?«

»Das ist richtig, erwarten wir Aramis.«

In demselben Augenblicke trat Aramis ein.

Man setzte ihm die ganze Angelegenheit auseinander und sagte ihm, daß er nothwendig unter allen seinen hohen Bekannten einen Platz für Ketty suchen müsse.

Aramis dachte einen Augenblick nach und erwiderte dann erröthend:

»Wird Euch wirklich ein großer Dienst dadurch erwiesen?«

»Ich werde Euch mein ganzes Leben dafür dankbar sein.«

»Nun wohl. Frau von Bois-Tracy hat mich für eine ihrer Freundinnen, welche, glaube ich, in der Provinz wohnt, um eine sichere Kammerfrau gebeten, und wenn Ihr mir für dieses Mädchen stehen könnt, d'Artagnan . . . «

»Oh! gnädiger Herr,« rief Ketty, »ich werde gewiß der Person, die mich in den Stand setzt, Paris zu verlassen, mit Leib und Seele ergeben sein.«

»Dann geht die Sache vortrefflich,« sprach Aramis.

Er setzte sich an einen Tisch, schrieb ein paar Worte, versiegelte sie mit einem Ringe und händigte das Billet Ketty ein.

»Du weißt nun, mein Kind,« sagte d'Artagnan, »daß es hier nicht besser für uns ist, als für Dich. Wir müssen uns jetzt trennen, werden uns aber in schöneren Tagen wiederfinden.«

»Und an welchem Ort und zu welcher Zeit wir uns wieder sehen werden,« sprach Ketty, »so werde ich Euch so innig lieben, wie ich Euch heute liebe.«

Einen Augenblick nachher trennten sich die drei jungen Männer und ließen nur Planchet zurück, um das Haus zu bewachen.

Aramis kehrte in seine Wohnung zurück, während Athos und d'Artagnan für Unterbringung des Saphirs sorgten.

Man fand, wie unser Gascogner vorhergesehen hatte, leicht dreihundert Pistolen auf den Ring. Überdies bemerkte der Jude, wenn man denselben an ihn verkaufen wollte, so würde er sogar fünfhundert Pistolen dafür geben, da er ein prachtvolles Ohrgehänge daraus machen lassen könnte.

Mit der Thätigkeit zweier Soldaten und der Wissenschaft zweier Kenner brauchten Athos und d'Artagnan kaum drei Stunden, um die ganze Equipirung des Musketiers einzukaufen. Athos war vornehmer Herr bis an die Nagelspitzen. Sobald ihm etwas anstand, bezahlte er den verlangten Preis,

ohne daß er nur den geringsten Versuch machte, etwas herunterzumarkten. D'Artagnan wollte ihm hierüber Bemerkungen machen, aber Athos legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter, und d'Artagnan begriff, daß für ihn, den kleinen gascognischen Edelmann, das Handeln gut war, aber nicht für einen Mann von fürstlichem Aussehen.

Der Musketier fand ein herrliches andalusisches Roß, schwarz wie Gagath, mit Feuer schnaubenden Nüstern, eleganten, zarten Beinen und sechs Jahre alt. Er untersuchte das Pferd und erkannte es als tadellos. Man bot es für tausend Franken. Vielleicht hätte er es für weniger bekommen, aber während sich d'Artagnan mit dem Pferdehändler über den Preis besprach, zählte Athos die hundert Pistolen auf den Tisch.

Grimaud erhielt ein picardisches Pferd, untersetzt und stark, das dreihundert Livres kostete.

Nachdem der Sattel für letzteres Pferd und die Waffen für Grimaud gekauft waren, blieb kein Sou mehr von den hundert und fünfzig Pistolen von Athos übrig. D'Artagnan bot seinem Freunde etwas von dem ihm zukommenden Theil an. Aber Athos beschränkte sich statt jeder Antwort darauf, die Achseln zu zucken.

»Wie viel würde der Jude für den Ring geben, wenn man ihm denselben als volles Eigenthum überließe?« fragte er.

»Fünfhundert Pistolen.«

»Das heißt zweihundert Pistolen mehr: hundert Pistolen für Euch, hundert Pistolen für mich. Das ist ein wahres Glück, mein lieber Freund, kehrt zu dem Juden zurück.«

»Wie? Ihr wollt . . . «

»Dieser Ring würde offenbar zu traurige Erinnerungen in mir zurückrufen; dann haben wir ihm auch die dreihundert Pistolen nicht heimzubezahlen, so daß wir bei diesem Handel zweitausend Livres gewinnen. Sagt ihm, der Ring gehöre ihm, d'Artagnan, und kommt mit zweihundert Pistolen zurück.

»Überlegt, Athos.«

»Das bare Geld ist in diesen Zeitläuften theuer, und man muß Opfer zu bringen wissen. Geht, d'Artagnan, geht. Grimaud wird Euch mit seinem Mousqueton begleiten.«

Nach einer halben Stunde kam d'Artagnan mit den zweihundert Pistolen und ohne daß ihm ein Unfall zugestoßen war, zurück.

So fand Athos in seiner Wirtschaft Mittel, auf die er nicht gerechnet hatte.

IX.

Eine holdselige Erscheinung.

Zur bestimmten Stunde waren die vier Freunde bei Athos versammelt. Ihre Unruhe, ihre Bangigkeit in Betreff der Equipirung war völlig verschwunden, und jedes Gesicht behielt nur noch den Ausdruck seiner eigenen und geheimen Unruhe, denn hinter jedem gegenwärtigen Glück ist eine Furcht vor der Zukunft verborgen.

Plötzlich trat Planchet ein und brachte zwei Briefe mit der Adresse d'Artagnan's.

Der eine war ein zierlich zusammengefaltetes Billet von länglicher Form, mit einem hübschen Siegel von grünem Wachs, auf dem sich eine Taube mit einem grünen Zweig im Schnabel eingedrückt fand.

Der andere war ein großer viereckiger Brief, auf dem das furchtbare Wappen von Seiner Eminenz, dem Kardinal Herzog glänzte.

Bei dem Anblick des kleinen Briefes hüpfte d'Artagnan's Herz vor Freude, denn er glaubte die Handschrift zu erkennen, und obgleich er dieselbe nur einmal gesehen, so hatte sich doch die Erinnerung tief in seinem Innern eingegraben.

Er nahm also den kleinen Brief und entsiegelte ihn eilig.

»Reitet nächsten Mittwoch,« schrieb man ihm, »von sechs bis sieben Uhr auf der Straße von Chaillot spazieren, und schaut sorgfältig in jeden Wagen, der an Euch vorüber kommt. Aber wenn Euch an Eurem eigenen Leben und am Leben der Euch liebenden Personen etwas liegt, so sprecht kein Wort. Macht keine Bewegung, woraus man ersehen könnte, daß Ihr diejenige erkannt habt, welche Alles wagt, um Euch einen Augenblick zu sehen.«

Keine Unterschrift.

»Das ist eine Falle,« sprach Athos, »geht nicht hin, d'Artagnan.«

»Ich glaube aber die Handschrift ganz wohl zu erkennen,« sagte d'Artagnan.

»Sie kann nachgemacht sein,« entgegnete Athos. »Von sechs bis sieben Uhr ist um diese Zeit die Straße von Chaillot ganz verlassen. Ihr könntet eben sowohl im Walde von Bondy spazieren gehen.«

»Doch wenn wir Alle gingen?« sagte d'Artagnan. »Was Teufels, man wird nicht alle vier, nebst vier Lakaien, vier Pferden und den Waffen verschlingen; das müßte eine schöne Unverdaulichkeit zur Folge haben.«

»Dann wäre es auch eine schöne Gelegenheit, unsere Rosse zu zeigen,« sprach Porthos.

»Aber wenn es eine Frau ist, die Euch schreibt,« sagte Aramis, »und wenn diese Frau nicht gesehen zu werden wünscht, so bedenkt, daß Ihr sie compromittirt, d'Artagnan, was einem Edelmann gar übel steht.«

»Wir bleiben etwas zurück,« rief Porthos, »und er allein reitet voraus.«

»Ja, aber eine Pistole ist bald aus einem Wagen abgefeuert, der im Galop dahinfährt.«

»Bah!« erwiderte d'Artagnan, »man wird mich nicht treffen.«

»Wir holen dann den Wagen ein, und bringen Alle um, die darin sitzen. Dadurch haben wir immerhin eben so viele Feinde weniger.«

»Er hat Recht,« sagte Porthos, »eine Schlacht kann nichts schaden, wir müssen ohnehin unsere Waffen versuchen.«

»Meiner Treu! Wir wollen uns dieses Vergnügen gönnen,« versetzte Aramis mit seiner sanften, gleichgültigen Miene.

»Wie Ihr wollt,« sprach Athos.

»Meine Herren,« sagte d'Artagnan, »es ist halb fünf Uhr, und wir haben kaum Zeit, uns auf den Weg nach Chaillot zu machen.«

»Wenn wir zu spät ritten,« sagte Porthos, »so würde man uns nicht mehr sehen, und das wäre sehr schade. Vorwärts also, meine Herren.«

»Aber Ihr vergeßt den zweiten Brief,« rief Athos. »Das Sigel scheint mir anzudeuten, daß er geöffnet zu werden verdient. Ich meines Theils muß Euch erklären, daß ich mich viel mehr um diesen bekümmere, als um den kleinen Wisch, den Ihr ganz zart in Euren Busen gesteckt habt.«

D'Artagnan erröthete.

»Nun wohl,« sprach der junge Mann, »sehen wir, meine Herren, was Seine Eminenz von mir will.«

D'Artagnan entsiegelte und las:

»Herr d'Artagnan, Garde des Königs, Kompagnie des Essarts, wird diesen Abend um acht Uhr im Palais-Kardinal erwartet.

La Houdinière, Kapitän der Leibwache.«

»Teufel!« rief Athos, »das ist ein Rendezvous, welches viel mehr beunruhigen muß, als das andere.«

»Ich gehe zu dem zweiten, wenn ich von dem ersten zurückkomme,« sprach d'Artagnan. »Das eine soll um sieben, das andere um acht Uhr stattfinden. Ich habe Zeit zu Allem.«

»Hm! ich ginge nicht,« entgegnete Aramis. »Ein galanter Ritter darf bei einem Rendezvous nicht fehlen, das ihm eine Dame gibt. Aber ein kluger Edelmann kann sich entschuldigen und nicht zu seiner Eminenz gehen, besonders wenn er einige Gründe hat, zu glauben, daß man ihn nicht rufe, um ihm Komplimente zu machen.«

»Ich bin der Meinung von Aramis,« fügte Porthos bei.

»Meine Herren,« antwortete d'Artagnan, »ich habe bereits durch Herrn von Cavois eine ähnliche Einladung zu Sr. Eminenz erhalten. Ich vernachlässigte sie, und am andern Tage begegnete mir ein großes Unglück. Constance verschwand. Was auch daraus werden mag, ich gehe in jedem Falle hin.«

»Wenn dies Euer fester Entschluß ist, so führt ihn aus,« sprach Athos.

»Aber die Bastille?« sagte Aramis.

»Bah! Ihr werdet mich herausziehen,« erwiderte d'Artagnan.

»Allerdings,« versetzten Aramis und Porthos mit bewundernswürdiger Bestimmtheit, und als ob dies eine ganz einfache Sache wäre. »Allerdings werden wir Dich herausziehen, aber mittlerweile würdet Ihr, da wir übermorgen abreisen, besser daran thun, Euch der Gefahr der Bastille nicht auszusetzen.«

»Thun wir, was in unsern Kräften liegt,« sprach Athos, »verlassen wir ihn diesen Abend nicht. Erwarten wir ihn jeder an einer Thüre des Palastes, je mit drei Musketieren hinter uns. Bemerken wir, daß ein Wagen mit geschlossenem Schlag und von verdächtigem Aussehen herauskommt, so fallen wir darüber her. Es ist schon sehr lange, daß wir keinen Strauß mehr mit den Leibwachen des Herrn Kardinals ausgefochten haben, und Herr von Treville muß uns für todt halten.«

»Ihr seid offenbar zum Heerführer geboren, Athos,« sprach Aramis. »Was sagt Ihr zu diesem Plane, meine Herren?«

»Vortrefflich!« wiederholten die jungen Leute im Chor.

»Gut!« sprach Porthos, »ich laufe nach dem Hotel und benachrichtige unsere Kameraden, damit sie sich auf dem Platze des Palais-Kardinal bereit halten; Ihr laßt mittlerweile die Pferde durch die Bedienten satteln.«

»Ich, was mich betrifft, habe kein Pferd,« entgegnete d'Artagnan, aber ich will eines von Herrn von Treville nehmen.«

»Das ist unnöthig,« versetzte Aramis. »Ihr nehmt eines von den meinigen.«

»Wie viel habt Ihr denn?« fragte d'Artagnan.

»Drei,« antwortete Aramis lächelnd.

»Mein Lieber,« sagte Athos, »Ihr seid sicherlich der bestbezahlte Dichter von Frankreich und Navarra.«

»Hört, mein lieber Aramis, Ihr werdet nicht wissen, was Ihr mit drei Pferden thun sollt? nicht wahr? Ich begreife sogar nicht, warum Ihr drei Pferde gekauft habt.«

»Ich habe auch nur zwei gekauft,« erwiderte Aramis.

»Das dritte ist Euch also vom Himmel zugefallen?«

»Nein, das dritte ist mir diesen Morgen von einem Bedienten ohne Livree zugeführt worden, der mir nicht sagen wollte, wem er gehörte, und mir die Versicherung gab, er habe den Befehl von seinem Gebieter erhalten . . . «

»Oder von seiner Gebieterin,« unterbrach ihn d'Artagnan.

»Das macht nichts zur Sache,« fuhr Aramis erröthend fort, »und der mir die Versicherung gab, sage ich, er habe Befehl von seinem Gebieter oder seiner Gebieterin erhalten, dieses Pferd in meinen Stall zu bringen, ohne zu sagen, woher es käme.«

»Dergleichen begegnet nur einem Dichter,« sprach Athos ernst.

»Nun, wir wollen dieß benützen,« sagte d'Artagnan. »Welches von den zwei Pferden werdet Ihr reiten? Das, welches Ihr gekauft habt oder das, welches man Euch geschenkt hat?«

»Offenbar das, welches man mir geschenkt hat. Ihr begreift, daß ich eine solche Beleidigung . . . «

»Dem unbekanntem Geber nicht anthun kann,« versetzte d'Artagnan.

»Oder der geheimnißvollen Geberin,« sprach Athos.

»Das gekaufte ist Euch also unnütz.«

»Beinahe.«

»Ihr habt es selbst ausgewählt?«

»Ja, und zwar mit der größten Sorgfalt. Die Sicherheit des Reiters hängt, wie Ihr wißt, beinahe immer von seinem Pferde ab.«

»Nun wohl, überlaßt es mir um den Preis, den es Euch kostet.«

»Ich wollte es Euch anbieten, mein lieber d'Artagnan, und dabei Euch jede Zeit gönnen, die Ihr nöthig haben könntet, um mir diese Bagatelle zurückzubezahlen.«

»Und wie viel kostet Euch das Pferd?«

»Achthundert Livres.«

»Hier sind vierzig Doppelpistolen, mein Freund,« sprach d'Artagnan und zog diese Summe aus seiner Tasche. »Ich weiß, daß dies die Münze ist, in der man Euch Eure Gedichte bezahlt.«

»Ihr seid also bei Kasse?«

»Reich, sehr reich, mein Lieber!«

Und d'Artagnan ließ in seiner Tasche den Rest seiner Pistolen klingen.

»Schickt Euren Sattel in das Hotel der Musketiere, und man wird Euch Euer Pferd mit den unsrigen hierher führen.«

»Sehr gut, aber es ist bald fünf Uhr, eilen wir!«

Eine Viertelstunde nachher erschien Porthos am Ende der Rue Ferou auf einem prächtigen Rosse. Mousqueton folgte ihm auf einem Auvergnier Pferde, das kleiner, aber stark war. Porthos glänzte vor Stolz und Freude.

Zu gleicher Zeit sah man Aramis von dem andern Ende der Straße her auf einem herrlichen englischen Renner; Bazin folgte ihm auf einem Rothschimmel und führte ein kräftiges Mecklenburger Roß am Zügel, das für d'Artagnan bestimmt war.

Die zwei Musketiere begegneten sich vor der Thüre. Athos und d'Artagnan betrachteten dieselben durch das Fenster.

»Teufel!« sagte Aramis, »Ihr habt da ein herrliches Pferd, mein Lieber.«

»Ja,« antwortete Porthos, »es ist das, welches man mir gleich am Anfang schicken sollte. Ein schlechter Spaß des Gemahls hatte es durch ein anderes ersetzt; aber er ist schön dafür bestraft worden, und ich habe vollständige Genugthuung erhalten.«

Grimaud zeigte sich ebenfalls, das Pferd seines Herrn an der Hand haltend; d'Artagnan und Athos kamen herab, schwangen sich neben ihren Gefährten in den Sattel, und nun ritten alle vier nach dem Quai, Athos auf dem Pferde, das er seiner Gattin, Porthos auf dem Pferd, das er der Procuratorin, Aramis auf dem Pferd, das er seiner Geliebten, und d'Artagnan auf dem Pferd, das er seinem guten Glück, der schönsten Geliebten der Welt, zu verdanken hatte. Die Bedienten folgten ihnen. Die Kavalcade brachte, wie dies Porthos vorher gedacht hatte, eine gute Wirkung hervor, und wenn sich Madame Coquenard auf dem Wege von Porthos eingefunden und gesehen hätte, wie vornehm er auf seinem spanischen Rosse aussah, so würde sie den Aderlaß nicht bedauert haben, den sie an der Geldkasse ihres Mannes vorgenommen hatte.

In der Nähe des Louvre begegneten die vier Freunde Herrn von Treville, der von Saint-Germain zurückkam. Er hieß sie stille halten, um ihnen sein

Kompliment über ihre Equipirung zu machen, was im Augenblick einige hundert Müßiggänger um sie versammelte.

D'Artagnan benützte diesen Umstand, um mit Herrn von Treville von dem Brief mit dem großen rothen Siegel und dem herzoglichen Wappen zu sprechen. Es versteht sich, daß er von dem andern keine Silbe verlauten ließ.

Herr von Treville billigte seinen Entschluß und versicherte ihn, daß, wenn er am andern Morgen nicht wieder erschienen wäre, er ihn zu finden wissen würde, wo er auch sein möchte.

In diesem Augenblick schlug die Glocke von la Samaritaine sechs Uhr. Die vier Freunde entschuldigten sich mit einer Zusammenkunft und nahmen von Herrn von Treville Abschied.

Ein kurzer Galop brachte sie auf die Straße von Chaillot. Der Tag fing an sich zu neigen. Wagen fuhren hin und her. In einiger Entfernung von seinen Freunden bewacht, senkte d'Artagnan seine Blicke in die Tiefe jedes Wagens. Er gewahrte jedoch kein ihm bekanntes Gesicht.

Endlich, nachdem er eine Viertelstunde gewartet hatte und die Abenddämmerung völlig eingebrochen war, fuhr ein Wagen in starkem Galop auf der Straße von Sevres herbei. Eine Ahnung sagte d'Artagnan zum Voraus, dieser Wagen müsse die Person enthalten, welche ihn bisher beschieden hatte. Der junge Mann war selbst ganz erstaunt, als er fühlte, wie heftig sein Herz pochte. Beinahe in derselben Sekunde schlüpfte ein Frauenkopf aus dem Kutschenschlage hervor, zwei Finger auf dem Mund, als wollte man Stillschweigen empfehlen oder einen Kuß zusenden. D'Artagnan stieß einen leichten Schrei der Freude aus. Diese Frau oder vielmehr diese Erscheinung — denn der Wagen war mit der Geschwindigkeit einer Vision vorüber gezogen — war Madame Bonacieux.



In unwillkürlichem Drang und trotz der Empfehlung, die an ihn ergangen war, setzte d'Artagnan sein Pferd in Galop und holte den Wagen mit einigen Sprüngen wieder ein, aber die Scheibe des Kutschenschlages war hermetisch verschlossen und die Erscheinung verschwunden.



D'Artagnan erinnerte sich nun der Worte, die man ihm in dem Billet eingeschärft hatte: »wenn Euch an Eurem eigenen Leben und am Leben der

Euch liebenden Personen Etwas liegt, so bleibt unbeweglich, als ob Ihr nichts gesehen hättet.«

Er hielt also stille und zitterte, nicht für sich, sondern für die arme Frau, die sich offenbar einer großen Gefahr ausgesetzt hatte, indem sie ihn hierher beschieden.

Die Kutsche setzte ihren Weg in größter Eile fort, fuhr nach Paris hinein und verschwand.

D'Artagnan war ganz verblüfft auf demselben Platze geblieben und wußte nicht, was er denken sollte. War es Madame Bonacieux und kehrte sie nach Paris zurück, warum dieses flüchtige Rendezvous? warum dieser einfache Austausch eines Blickes? warum dieser zugeworfene Kuß? War sie es dagegen nicht, was immer noch sein konnte, denn das geringe Tageslicht machte einen Irrthum ganz leicht möglich; war sie es nicht, sollte dies dann nicht der Anfang eines Überfalls sein, den man gegen ihn mit dem Köder dieser Frau beabsichtigte, da man seine Liebe für dieselbe gar wohl kannte?

Die drei Freunde näherten sich ihm. Alle drei hatten vollkommen einen Frauenkopf aus dem Kutschenschlage erscheinen sehen, aber keiner von ihnen, mit Ausnahme von Athos, kannte Madame Bonacieux. Athos war allerdings der Meinung, sie sei es gewesen, aber minder unruhig mit diesem hübschen Gesichte beschäftigt, als d'Artagnan, hatte er einen zweiten Kopf, einen Männerkopf, im Hintergrunde des Wagens zu sehen geglaubt.

»Wenn dem so ist,« sprach d'Artagnan, »so bringt man sie ohne Zweifel von einem Gefängnisse in das andere. Aber, was wollen sie mit diesem armen Geschöpfe machen? Und wie soll ich sie je wiederfinden?«

»Freund,« sprach Athos ernst, »erinnert Euch, daß man nur bei den Todten nicht Gefahr läuft, ihnen auf Erden wieder zu begegnen. Ihr wißt etwas so gut wie ich, nicht wahr? Wenn nur Eure Geliebte nicht todt ist, falls sie es ist, der wir soeben begegnet haben, so werdet Ihr sie eines Tages wiederfinden und vielleicht, mein Gott,« fügte er mit dem ihm eigentümlichen menschenfeindlichen Tone bei, »vielleicht früher, als Euch lieb sein wird!«

Es schlug halb acht Uhr. Der Wagen war zwanzig Minuten nach der für das Rendezvous bestimmten Stunde gekommen. Die Freunde erinnerten d'Artagnan daran, daß er einen Besuch zu machen hatte, bemerkten jedoch, daß es immer noch Zeit sei, sich davon zu entbinden. Aber d'Artagnan war zugleich halsstarrig und neugierig. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, nach dem Palais Richelieus zu gehen, um zu erfahren, was ihm Seine Eminenz sagen wollte. Nichts konnte ihn in seinem Entschluß wankend machen.

Man gelangte nach der Rue St. Honoré und vor das Palais-Kardinal, und traf die zwölf zusammenberufenen Musketiere, welche, ihre Kameraden erwartend, auf- und abgingen. Man erklärte ihnen erst hier, um was es sich handelte.

D'Artagnan war sehr bekannt bei dem ehrenwerten Corps der Musketiere. Man wußte, daß er einst eine Stelle bei demselben bekommen sollte, und betrachtete ihn zum Voraus als einen Kameraden. Dem zu Folge nahm jeder gerne die Sendung an, für welche er beschieden war. Überdies hatte man aller Wahrscheinlichkeit nach dem Herrn Kardinal und seinen Leuten einen schlimmen Streich zu spielen, und zu solchen Unternehmungen waren die würdigen Herren stets bereit.

Athos theilte sie in drei Gruppen, übernahm das Kommando der einen, übergab die zweite Aramis, die dritte Porthos, und jede Gruppe legte sich einem Eingang gegenüber in den Hinterhalt.

D'Artagnan trat muthig durch die Hauptpforte ein. Obgleich sich der junge Mann kräftig unterstützt fühlte, war er doch nicht ganz ruhig, als er die große Treppe Stufe um Stufe hinauf stieg. Sein Benehmen gegen Mylady glich einigermaßen einem Verrath, und er vermuthete die politischen Beziehungen, welche zwischen dem Herzog und dieser Frau bestanden; überdies war Herr von Wardes, den er so übel zugerichtet hatte, einer von den Getreuen Seiner Eminenz, und d'Artagnan wußte, daß Seine Eminenz, wenn sie einerseits furchtbar für ihre Feinde war, andererseits eine große Anhänglichkeit an ihre Freunde bewies.

»Hat Herr von Wardes unsere ganze Angelegenheit dem Kardinal erzählt, woran nicht zu zweifeln ist, hat er mich erkannt, was mir sehr wahrscheinlich vorkommt, so darf ich mich beinahe als einen Verurtheilten betrachten,« sagte d'Artagnan den Kopf schüttelnd. »Aber warum hat er bis heute gewartet? Das ist ganz einfach: Mylady wird Klage gegen mich geführt haben, mit jenem heuchlerischen Schmerz, der so interessant macht. Und das letzte Verbrechen hat das Überlaufen des Gefäßes bewirkt.«

»Zum Glück,« fügte er bei, »sind meine Freunde unten und werden mich nicht wegführen lassen, ohne mich zu vertheidigen. Indessen kann die Musketiercompagnie des Herrn von Treville nicht für sich allein den Krieg gegen den Kardinal führen, der über die Streitkräfte von ganz Frankreich zu verfügen hat, und dem gegenüber der König ohne Willen und die Königin ohne Macht ist. D'Artagnan, mein Freund, Du bist klug. Du hast vortreffliche Eigenschaften, aber die Weiber werden Dich zu Grunde richten!«

Er war bis zu diesem traurigen Schlusse gelangt, als er in das Vorzimmer eintrat. Hier übergab er seinen Brief dem Huissier vom Dienste, der ihn in den Wartesaal führte und sich in das Innere des Palastes verfügte.

In diesem Wartesaal befanden sich fünf bis sechs Leibwachen des Herrn Kardinals, die ihn, da sie d'Artagnan erkannten und wußten, daß er es war, der Jussac verwundet hatte, mit sonderbarem Lächeln anschauten.

Dieses Lächeln erschien d'Artagnan als ein schlimmes Vorzeichen. Aber da unser Gascogner nicht leicht einzuschüchtern war, oder vielmehr da er in Folge eines den Söhnen seiner Heimath natürlichen Stolzes nicht leicht sehen ließ, was in seiner Seele vorging, wenn das, was vorging, der Furcht glich, so pflanzte er sich unerschrocken vor den Herren Garden auf und wartete, die Hand auf die Hüfte gestützt, in einer Stellung, der es nicht an Majestät fehlte.

Der Huissier kehrte zurück und machte d'Artagnan ein Zeichen, ihm zu folgen. Es kam dem jungen Manne vor, als ob die Garden unter sich flüsteren, als sie ihn weggehen sahen.

D'Artagnan kam zuerst durch eine Flur, sodann durch einen Salon, trat in eine Bibliothek ein und stand vor einem Manne, der an einem Bureau saß und schrieb.

Der Huissier, der ihn eingeführt hatte, zog sich zurück, ohne ein Wort zu sprechen.

D'Artagnan glaubte Anfangs, er habe es mit einem Richter zu thun, der in

seinen Akten arbeite, aber er bemerkte, daß der Mann an dem Bureau, Worte an den Fingern skandierend, schrieb oder vielmehr Zeilen von ungleicher Länge corrigirte. Er sah, daß er einem Dichter gegenüberstand. Nach einem Augenblick schloß der Dichter sein Manuscript, auf dessen Decke *Mirame*, Tragödie in fünf Akten, geschrieben war, und schaute empor.

D'Artagnan erkannte den Kardinal Richelieu.



X.

Eine furchtbare Erscheinung.

Richelieu stützte seinen Ellbogen auf sein Manuscript, seine Wange auf seine Hand und schaute d'Artagnan einen Augenblick an. Niemand besaß ein tieferforschendes Auge als der Kardinal, und dem jungen Mann rann es bei diesem Blick wie Fieber durch die Adern.

Er blieb indessen fest, hielt seinen Hut in der Hand und erwartete das Belieben Seiner Eminenz, ohne zu viel Stolz, aber auch ohne zu viel Demuth.

»Mein Herr,« sprach der Kardinal, »seid Ihr ein d'Artagnan aus Bearn?«

»Ja, Monseigneur.«

»Es gibt mehrere Linien d'Artagnan in Tarbes und in der Umgegend; zu welcher gehört Ihr?«

»Ich bin der Sohn desjenigen, welcher die Religionskriege unter dem großen König Heinrich, dem Vater Seiner Allergnädigsten Majestät, mitgemacht hat.«

»Gut Ihr seid es, der etwa vor sieben oder acht Monaten von seiner Heimath abgereist ist, um in der Hauptstadt sein Glück zu suchen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ihr seid durch Meung gekommen, wo Euch etwas begegnete; ich weiß nicht mehr genau was, aber irgend etwas.«

»Monseigneur,« sprach d'Artagnan, »es begegnete mir . . . «

»Unnöthig, unnöthig,« versetzte der Kardinal mit einem Lächeln, welches andeutete, daß er die Geschichte so gut kannte, wie derjenige, welcher sie erzählen wollte. »Ihr waret an Herrn von Treville empfohlen?«

»Ja, Monseigneur, aber gerade bei dieser unglücklichen Angelegenheit in Meung . . . «

»Ging der Empfehlungsbrief verloren,« unterbrach ihn Seine Eminenz, ja, ich weiß es. Aber Herr von Treville ist ein geschickter Physiognomiker, der die Menschen auf den ersten Blick kennt, und er hat Euch in der Compagnie seines Schwagers, des Herrn des Essarts, untergebracht, wobei er Euch Hoffnung machte, mit der Zeit bei den Musketieren eintreten zu können?«

»Monseigneur ist vollkommen unterrichtet.«

»Seit dieser Zeit ist Euch Vielerlei begegnet. Ihr seid eines Tages hinter dem Karmeliterkloster spazieren gegangen, wo es besser gewesen wäre, Ihr hättet Euch anderswo befunden; dann habt Ihr mit Euren Freunden eine Reise nach den Bädern von Forges gemacht. Sie sind auf der Route zurückgeblieben, Ihr aber habt Euren Weg fortgesetzt. Das ist ganz einfach, Ihr hättet Geschäfte in England.«

»Monseigneur,« sagte d'Artagnan ganz verblüfft, »ich begab mich . . . «

»Auf die Jagd nach Windsor oder anderswohin, das geht Niemand etwas an. Ich weiß das, weil es mein Beruf ist. Alles zu wissen. Bei Eurer Rückkehr seid

Ihr von einer hohen Person empfangen worden, und ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr das Andenken bewahrt habt, welches Ihr von ihr erhieltet.«

D'Artagnan trug den Diamant am Finger, den er von der Königin hatte, und drehte rasch den Stein nach Innen; aber es war zu spät.

»Am Tage nach diesem Empfang besuchte Euch Herr von Cavois,« fuhr der Cardinal fort. »Er bat Euch, in den Palast zu kommen, Ihr gabt ihm diesen Besuch nicht zurück und hattet Unrecht.«

»Monseigneur, ich fürchtete, die Ungnade Eurer Eminenz auf mich gezogen zu haben.«

»Und warum dies, mein Herr? Weil Ihr die Befehle Eurer Vorgesetzten mit mehr Muth und Verstand befolgt habt, als irgend ein Anderer gethan haben dürfte? Ihr solltet meine Ungnade auf Euch gezogen haben, während Ihr Lob verdient? Ich bestrafe nur die Leute, welche nicht gehorchen, und nicht diejenigen, welche, wie Ihr . . . zu gut . . . gehorchen. Und zum Beweise erinnert Euch an das Datum des Tages, an welchem ich Euch zu mir beschied, und sucht in Eurem Gedächtnis, was an diesem Tage vorgefallen ist.«

An diesem Tag hatte die Entführung der Frau Bonacieux stattgefunden.

D'Artagnan schauerte und erinnerte sich, daß eine halbe Stunde vorher die arme Frau an ihm vorübergekommen war, ohne Zweifel abermals durch dieselbe Macht weggeführt, der man ihr Verschwinden zuschreiben mußte.

»Da ich seit einiger Zeit nicht mehr von Euch sprechen hörte,« fuhr Richelieu fort, »so wollte ich wissen, was Ihr machtet. Übrigens seid Ihr mir immerhin einigen Dank schuldig, denn es konnte Euch nicht entgehen, wie sehr man Euch unter allen Umständen schonte.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Dies rührte nicht allein von einem Gefühl natürlicher Billigkeit her,« fuhr der Kardinal fort, »sondern auch von einem Plan, den ich mir in Beziehung auf Euch gemacht hatte.«

D'Artagnan staunte immer mehr.

»Ich wollte Euch,« sprach der Kardinal, »Ich wollte Euch diesen Plan an dem Tag auseinandersetzen, wo Ihr meine erste Einladung empfangen habt, aber Ihr kamt nicht. Zum Glück ist durch die Zögerung noch nichts verloren, und Ihr sollt ihn heute hören. Setzt Euch zu mir, Herr d'Artagnan, Ihr seid ein zu guter Edelmann, um stehend hören zu müssen.«

Der Kardinal deutete hierbei mit dem Finger auf einen Stuhl, aber der junge Mann war über das, was vorging, so verwundert, daß er, ehe er gehorchte, auf ein zweites Zeichen wartete.

»Ihr seid muthig, Herr d'Artagnan,« fuhr Seine Eminenz fort, »Ihr seid klug, was noch mehr ist. Ich liebe die Menschen von Kopf und Herz. Erschreckt nicht,« sprach er lächelnd, »unter den Menschen von Herz verstehe ich die Menschen von Muth; aber so jung Ihr seid und obgleich Ihr erst in die Welt eintretet, habt Ihr doch mächtige Feinde. Wenn Ihr Euch nicht hütet, so werden sie Euch ins Verderben stürzen.«

»Ach, Monseigneur,« antwortete der junge Mann, »sie werden dies leicht zu Stande bringen, denn sie sind stark und wohl unterstützt, während ich allein stehe.«

»Ja, das ist wahr, aber obgleich allein, habt Ihr bereits viel gethan, und werdet, wie ich nicht zweifle, noch viel thun. Ihr bedürft jedoch meiner Ansicht nach einiger Anleitung auf der abenteuerlichen Laufbahn, die Ihr eingeschlagen habt, denn wenn ich mich nicht täusche, seid Ihr mit dem ehrgeizigen Gedanken, Euer Glück zu machen, nach Paris gekommen.«

»Ich bin in dem Alter toller Hoffnungen, Monseigneur,« erwiderte d'Artagnan.

»Tolle Hoffnungen sind nur für die Thoren vorhanden, mein Herr, und Ihr seid ein Mann von Geist. Laßt hören, was würdet Ihr zu einer Fähnrichsstelle bei meiner Leibwache und zu einer Kompagnie nach dem Feldzuge sagen?«

»Ah! Monseigneur . . . «

»Ihr nehmt an, nicht wahr?«

»Monseigneur,« erwiderte d'Artagnan mit verlegener Miene.

»Wie, Ihr weigert Euch?« rief der Kardinal erstaunt.

»Ich bin bei der Leibwache Seiner Majestät und habe keinen Grund, damit unzufrieden zu sein.«

»Aber es scheint mir, daß meine Leibwachen auch die Seiner Majestät sind, und daß man, wenn man in einem französischen Korps dient, dem König dient.«

»Monseigneur, Ew. Eminenz hat meine Worte unrichtig verstanden.«

»Ihr wollt einen Vorwand, nicht wahr? Ich begreife. Nun, Ihr habt den Vorwand. Das Vorrücken, der Feldzug, der sich eröffnet, die Gelegenheit, die ich Euch biete — das genügt für die Welt; für Euch kommt noch das Bedürfnis sicherer Protektion dazu. Denn Ihr müßt wissen, Herr d'Artagnan, daß schwere Klagen gegen Euch bei mir erhoben worden sind. Ihr widmet Eure Tage und Eure Nächte nicht ausschließlich dem Dienste des Königs.«

D'Artagnan erröthete.

»Überdies,« fuhr der Kardinal fort und legte seine Hand auf einen Haufen Papiere, »überdies habe ich hier einen ganzen Stoß, der Euch betrifft. Aber ich wollte zuvor mit Euch sprechen, ehe ich ihn las. Ich weiß, daß Ihr ein entschlossener Mann seid, und Eure Dienste könnten Euch unter guter Leitung viel eintragen, statt Euch zu Unheil zu führen. Auf! überlegt und entscheidet Euch.«

»Eure Güte macht mich ganz verwirrt, Monseigneur,« antwortete d'Artagnan, »und ich erkenne in Ew. Eminenz eine Seelengröße, die mich klein macht, wie einen Wurm der Erde, aber da mir Monseigneur freimüthig zu sprechen erlaubt . . . «

D'Artagnan hielt inne.

»Ja, sprecht.«

»So werde ich Ew. Eminenz sagen, daß alle meine Freunde bei den Musketieren und Leibwachen des Königs und alle meine Feinde in Folge eines mir ganz unbegreiflichen Unsterns bei Ew. Eminenz dienen. Ich wäre also hier sehr unwillkommen und müßte da unten in einem schlimmen Lichte erscheinen, wenn ich das, was mir Monseigneur bietet, annehmen würde.«

»Solltet Ihr bereits den stolzen Gedanken haben, ich biete Euch weniger, als Ihr verdient, mein Herr?« sagte der Kardinal mit verächtlichem Lächeln.

»Monseigneur, Ew. Eminenz ist hundertmal zu gut gegen mich, und ich

glaube im Gegentheil nicht genug gethan zu haben, um eine solche Güte zu verdienen. Die Belagerung von la Rochelle wird eröffnet, Monseigneur; ich werde unter den Augen Ew. Eminenz dienen, und wenn ich das Glück gehabt habe, mich bei dieser Belagerung so zu benehmen, daß ich Euere Blicke auf mich ziehe, nur dann habe ich eine glänzende Handlung hinter mir, welche die Protektion rechtfertigt, der Ihr mich zu würdigen die Güte haben werdet. Alles zu seiner Zeit. Später werde ich vielleicht das Recht haben, mich zu *geben*; heute würde es aussehen, als ob ich mich verkaufte.«

»Das heißt, Ihr verweigert mir Euern Dienst, mein Herr?« sprach der Kardinal mit einem ärgerlichen Ton, unter dem jedoch eine gewisse Achtung durchdrang. »Bleibt also frei und bewahrt Euern Haß und Euere Sympathien.«

»Monseigneur . . . «

»Gut, gut,« sagte der Kardinal, »ich grolle Euch darum nicht; aber versteht wohl: man hat alle Verpflichtung, seine Freunde zu vertheidigen und zu belohnen; seinen Feinden ist man nichts schuldig. Dennoch will ich Euch einen Rath geben. Haltet Euch gut, nehmt Euch wohl in Acht, denn von dem Augenblick an, wo ich meine Hand von Euch abziehe, gebe ich keinen Heller mehr für Euer Leben.«

»Ich werde mich bestreben,« antwortete der Gascogner demüthig und zugleich mit einer gewissen Sicherheit.

»Erinnert Euch später und in einem gewissen Augenblick, wenn Euch Unheil widerfährt,« sagte Richelieu mit vorleuchtender Absicht, »daß ich Euch aufgesucht und daß ich Alles, was in meinen Kräften lag, gethan habe, um dieses Unheil von Euch abzuwenden.«

»Was auch geschehen mag,« erwiderte d'Artagnan, die Hand auf seine Brust legend und sich verbeugend, »ich werde eine ewige Dankbarkeit gegen Ew. Eminenz für das bewahren, was Ihr mir in diesem Augenblick gethan habt.«

»Gut also, Herr d'Artagnan, wir werden uns, wie Ihr sagtet, nach dem Feldzug wieder sehen. »Ich folge Euch mit den Augen, denn ich werde unten sein,« fuhr der Kardinal fort und zeigte d'Artagnan eine prachtvolle Rüstung, die er anlegen sollte. »Und wenn wir zurückkommen, rechnen wir ab.«

»Oh! Monseigneur!« rief d'Artagnan, »erspart mir die Last Eurer Ungnade; bleibt neutral, Monseigneur, wenn Ihr findet, daß ich als ritterlicher Mann handle.«

»Jüngling,« sagte Richelieu, »wenn ich Euch noch einmal sagen kann, was ich Euch heute gesagt habe, so gelobe ich es Euch zu sagen.«



Die letzten Worte Richelieus drückten einen furchtbaren Zweifel aus; d'Artagnan war darüber mehr bestürzt, als über eine Drohung, denn dies war eine Verkündigung. Der Kardinal suchte ihn also vor einem Unglück zu bewahren, das ihn bedrohte. Er öffnete den Mund, um zu antworten, aber Richelieu entließ ihn mit einer stolzen Geberde.

D'Artagnan entfernte sich, aber an der Thüre drückte es ihm beinahe das Herz ab, und es fehlte wenig, so wäre er umgekehrt. Doch das strenge, ernste Antlitz von Athos trat ihm vor die Augen. Machte er mit dem Kardinal den Vertrag, den dieser ihm vorschlug, so würde ihm Athos keine Hand mehr geben, Athos würde ihn verleugnen.

Diese Befürchtung hielt ihn ab; so mächtig ist der Einfluß eines wahrhaft großartigen Charakters auf seine ganze Umgebung.

D'Artagnan stieg dieselbe Treppe hinab, auf der er heraufgekommen war; er fand vor der Thüre Athos und die vier Musketiere, welche auf seine Rückkehr warteten und unruhig zu werden anfangen. D'Artagnan beruhigte sie mit einem Worte, und Planchet lief umher, um die Andern zu benachrichtigen, daß es unnöthig sei, länger Wache zu halten, indem sein Herr wohlbehalten das Palais des Kardinals verlassen habe.

Sobald sie zu Athos zurückgelangt waren, erkundigten sich Aramis und Porthos nach der Ursache dieser seltsamen Bestellung; aber d'Artagnan sagte ihnen nur, Herr von Richelieu habe ihn kommen lassen, um ihm den Eintritt bei seinen Leibwachen mit dem Grad eines Fähnrichs anzutragen; er habe aber dieses Anerbieten ausgeschlagen.

»Und Ihr habt Recht gehabt,« riefen einstimmig Aramis und Porthos.

Athos versank in eine tiefe Träumerei und erwiderte nichts.

Aber als er mit d'Artagnan allein war, sagte er:

»Ihr habt gethan, was Ihr thun mußtet, aber Ihr habt vielleicht Unrecht gehabt.«

D'Artagnan stieß einen Seufzer aus, denn diese Stimme antwortete auf eine geheime Stimme seiner Seele, die ihm sagte, daß großes Unglück seiner harre.

Der nächste Tag ging unter Vorkehrungen für die Abreise hin.

D'Artagnan verabschiedete sich von Herrn von Treville. Noch zu dieser Stunde glaubte man, die Trennung der Garden und der Musketiere würde nur ganz kurz sein; der König würde sein Parlament noch an demselben Tage halten, und am andern Morgen abreisen. Herr von Treville beschränkte sich also darauf, d'Artagnan zu fragen, ob er seiner bedürfe; d'Artagnan aber antwortete stolz, er habe Alles, was er brauche.

Die Nacht versammelte alle Kameraden der Gardecompagnie des Essarts und der Musketiercompagnie des Herrn von Treville, welche Freundschaft miteinander geschlossen hatten. Man verließ sich, um sich wieder zu sehen, wann und wenn es Gott gefiele. Die Nacht war also, wie man sich denken kann, eine höchst geräuschvolle, denn bei einem solchen Fall läßt sich die äußere Unruhe nur mit der äußersten Sorglosigkeit bekämpfen.

Am Morgen trennten sich die Freunde beim ersten Trompetenschall, die Musketiere liefen nach dem Hotel des Herrn von Treville, die Garden nach dem des Herrn des Essarts. Jeder der Kapitäne führte seine Compagnie sogleich nach dem Louvre, wo sie der König Revue passieren ließ.

Der König war traurig und schien krank zu sein, was ihm von seinem guten Aussehen benahm. Es hatte ihn in der That am Tag vorher mitten im Parlament, während er zu Gericht saß, das Fieber ergriffen. Er war darum nicht minder entschlossen, an demselben Tage abzugehen und wollte, trotz allen Bemerkungen, die man ihm machte, die Revue halten, in der Hoffnung, durch dieses erste, kräftige Entgegenstreben die Krankheit zu besiegen, die sich seiner bemächtigte.

Als die Revue vorüber war, marschierten die Garden allein aus, da die Musketiere erst mit dem König abgehen sollten, wodurch es Porthos vergönnt war, mit seiner herrlichen Equipirung einen Ritt durch die Rue aux Ours zu machen.

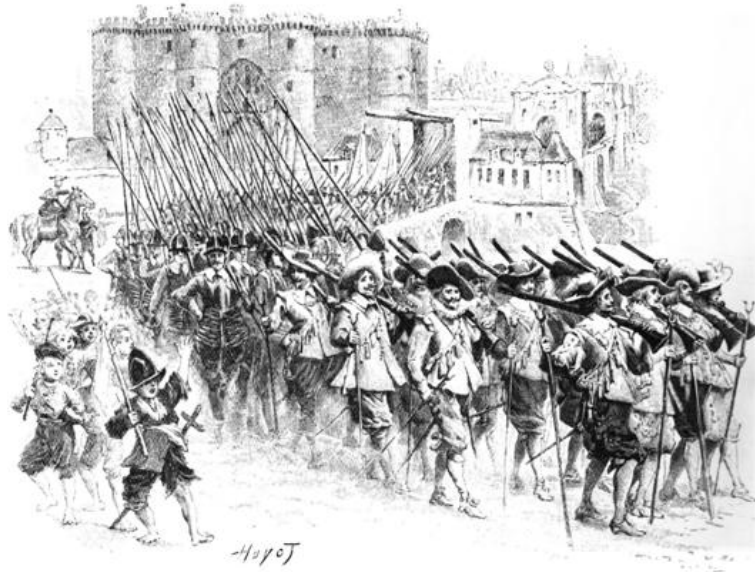
Die Procuratorin sah ihn in seiner neuen Uniform und auf seinem schönen Pferd vorüberreiten. Sie liebte ihn zu sehr, um ihn abziehen zu lassen; sie machte ihm ein Zeichen abzusteigen und zu ihr zu kommen. Porthos war prächtig: seine Sporen klirrten, sein Panzer glänzte, sein Schwert schlug stolz an seine Beine. Diesmal fühlten die Schreiber keine Lust zum Lachen, so sehr hatte Porthos das Ansehen eines Ohrenabschneiders.

Der Musketier wurde bei Herrn Coquenard eingeführt, dessen kleines graues Auge vor Zorn blitzte, als er seinen angeblichen Vetter ganz flammend erblickte. Eines jedoch tröstete ihn einigermaßen: man sagte allgemein, es würde ein sehr heftiger Feldzug werden, und er hoffte ganz stille im Grunde seines Herzens, Porthos werde dabei das Leben verlieren.

Porthos machte Herrn Coquenard sein Kompliment und verabschiedete sich von ihm. Meister Coquenard wünschte ihm alles mögliche Glück. Madame

Coquenard konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, aber ihr Schmerz gab zu keinem bösen Gedanken Anlaß; man wußte, daß sie sehr an ihrem Verwandten hing, um dessen willen sie manchen furchtbaren Streit mit ihrem Gatten durchzufechten hatte.





So lange die Procuratorin ihrem schönen Vetter mit den Augen folgen konnte, neigte sie sich zum Fenster hinaus, das man hätte glauben können, sie wolle sich herausstürzen, und winkte mit dem Sacktuch. Porthos empfing alle diese Zeichen der Zärtlichkeit als ein Mann, der an dergleichen Kundgebungen gewöhnt ist. Als er jedoch um die Straßenecke ritt, nahm er seinen Hut vom Kopfe und schwenkte ihn zum Lebewohl.

Aramis schrieb einen langen Brief. An wen? Niemand wußte es. Kitty, welche an demselben Abend nach Tours abreisen sollte, wartete auf diesen geheimen Brief im Nebenzimmer.

Athos trank in kleinen Zügen die letzte Flasche von seinem spanischen Wein.

Während dieser Zeit defilierte d'Artagnan mit seiner Kompagnie. Als er nach dem Faubourg Saint-Germain kam, drehte er sich um und schaute die Bastille heiter an, der er bis dahin glücklich entgangen war. Da er nur die Bastille anschaute, sah er Mylady nicht, die ihn, auf einem Isabell reitend, mit dem Finger zwei Menschen von ziemlich schlechtem Aussehen bezeichnete, welche sich sogleich den Reihen näherten, um ihn zu betrachten. Auf eine Frage, die sie mit dem Blicke machten, antwortete Mylady, er sei es. Sobald sie sich überzeugt hatte, daß kein Versehen bei Ausführung ihres Auftrags stattfinden konnte, spornte sie ihr Pferd und verschwand.



Die zwei Männer folgten sodann der Kompagnie und bestiegen beim Ausgang aus dem Faubourg Saint-Antoine Pferde welche ein Bedienter ohne Livree für sie bereit hielt.

XI.

Die Belagerung von La Rochelle.

Die Belagerung von La Rochelle war eines der bedeutendsten Ereignisse unter der Regierung Ludwigs XIII.

Die politischen Absichten des Kardinals, als er die Belagerung unternahm, waren von hoher Bedeutung. Von den wichtigen Städten, welche Heinrich IV. den Hugenotten als Versicherungsplätze gab, war nur noch La Rochelle übrig. Der Kardinal wollte dieses letzte Bollwerk des Calvinismus zerstören.

La Rochelle, das durch den Untergang der andern calvinistischen Städte ein neues Gewicht bekommen hatte, war überdies der letzte Hafen, der den Engländern in Frankreich offen stand; und wenn er denselben für England, den ewigen Feind Frankreichs, verschloß, vollendete er das Werk der Jungfrau von Orleans und des Herzogs von Guise.

Bassompierre, der zugleich Protestant und Katholik war, Protestant aus Überzeugung, Katholik als Kommandeur vom heiligen Geist, Bassompierre, ein Deutscher von Geburt, ein Franzose seinem Herzen nach, der ein besonderes Kommando bei der Belagerung von La Rochelle hatte, sagte daher auch, als er an der Spitze mehrerer anderer protestantischer Edelleute angriff:

»Ihr werdet sehen, meine Herren, wir sind so dumm und nehmen La Rochelle.«

Und Bassompierre hatte Recht. Die Kanonade der Insel Ré weissagte ihm die Verfolgungen der Hugenotten; die Einnahme von La Rochelle war die Vorrede zum Widerruf des Edicts von Nantes.

Aber neben diesen allgemeinen Absichten des nivellirenden Ministers, welche der Geschichte angehören, muß der Chronikschreiber die kleinen Gesichtspunkte des verliebten Mannes und eifersüchtigen Nebenbuhlers in's Auge fassen.

Richelieu war, wie Jedermann weiß, in die Königin verliebt gewesen. Hatte diese Liebe bei ihm einen einfachen politischen Zweck, oder war es eine jener tiefen Leidenschaften, wie sie Anna von Österreich den Männern, von denen sie umgeben war, einflößte? Wir wissen es nicht zu sagen; aber jeden Falls könnte man aus der früheren Entwicklung dieser Geschichte ersehen, daß Buckingham bei mehreren Umständen den Sieg über ihn davon getragen hatte, und besonders hatte er ihn bei der Geschichte mit den Nestelstiften auf eine grausame Weise mystifiziert.

Es handelte sich also für Richelieu nicht nur darum, Frankreich von einem Feinde zu befreien, sondern auch sich an einem Nebenbuhler zu rächen. Die Rache sollte groß, glänzend und besonders eines Mannes würdig werden, der die Kräfte eines ganzen Königreichs als Schwert in der Hand hält.

Richelieu wußte, daß er, indem er England bekämpfte, über Buckingham triumphierte, daß er, indem er England in den Augen Europas demüthigte,

Buckingham in den Augen der Königin demüthigte.

Während Buckingham seinerseits nur die Ehre Englands vorschob, wurde er von Interessen in Bewegung gesetzt, die denen des Kardinals vollkommen glichen: Buckingham verfolgte ebenfalls eine Privatrache. Buckingham hatte unter keinem Vorwand wieder als Botschafter Eingang in Frankreich finden können.

Daraus geht hervor, daß der wahre Einsatz bei der Partie, welche die zwei mächtigen Reiche, nach dem Belieben zweier verliebter Männer spielten, weiter nichts als ein Blick Anna's von Österreich war.

Den ersten Vortheil hatte der Herzog von Buckingham errungen. Er erschien unerwartet im Angesicht der Insel Ré mit neunzig Schiffen und ungefähr zwanzig tausend Mann, überfiel den Grafen von Toiras, der auf der Insel für den König kommandierte, und bewerkstelligte nach einem blutigen Kampfe seine Landung.

Wir bemerken im Vorübergehen, daß bei diesem Kampfe der Baron von Chantal fiel. Der Baron von Chantal hinterließ eine Enkelin von achtzehn Monaten als Waise. Diese Enkelin wurde später Frau von Sevigné.

Der Graf von Toiras zog sich in die Citadelle Saint-Martin mit der Garnison zurück, und warf etwa hundert Mann in ein kleines Fort, das man das Fort de la Prée nannte.

Dieses Ereignis hatte die Entschließungen des Kardinals beschleunigt, er schickte, bis der König und er, wie dies beabsichtigt war, den Oberbefehl bei der Belagerung von La Rochelle übernehmen könnten, Monsieur ab, um die ersten Operationen zu leiten, und alle Truppen über die er zu verfügen im Stande war, gingen nach dem Kriegsschauplatz ab.

Zu diesem als Vorhut abgeschickten Detachement gehörte auch unser Freund d'Artagnan.

Der König sollte, wie gesagt, folgen, sobald er seinen großen Gerichtstag im Parlament gehalten hätte. Als er sich am 25. Juni von diesem erhob, fühlte er sich vom Fieber ergriffen. Er wollte nichtsdestoweniger abreisen, aber sein Zustand verschlimmerte sich, und er war genöthigt in Villeroy zu bleiben.

Wo der König stille hielt, mußten auch die Musketiere verweilen. Dadurch geschah es, daß d'Artagnan, der ganz einfach bei den Garden war, sich wenigstens für den Augenblick von seinen Freunden Athos, Porthos und Aramis getrennt sah. Diese Trennung, welche für ihn nur eine Unannehmlichkeit war, würde ihm gewiß zu ernstlicher Unruhe gereicht haben, wenn er die unbekanntenen Gefahren hätte ahnen können, von denen er umgeben war. Dessenungeachtet langte er in dem vor La Rochelle aufgeschlagenen Lager an.

Es befand sich noch Alles in demselben Zustand. Der Herzog von Buckingham und seine Engländer fuhren als Herren der Insel Ré fort, obgleich ohne Erfolg, die Citadelle von Saint-Martin und das Fort de la Prée zu belagern; und die Feindseligkeiten mit La Rochelle hatten seit zwei oder drei Tagen gegen ein Fort begonnen, das der Herzog von Angoulême in der Nähe erbauen ließ.

Die Garden unter dem Kommando von Herrn des Essarts hatten ihre Wohnungen im Kloster der Minimien.

Aber d'Artagnan, der ganz und gar von dem Ehrgeiz, unter die Musketiere überzutreten, eingenommen war, hatte wenig Freundschaft mit seinen Kameraden gemacht, und fand sich so vereinzelt und seinen eigenen Betrachtungen überlassen.

Diese Betrachtungen waren eben nicht sehr lachend. Seit einem Jahre, seit dem er in Paris angekommen war, hatte er sich in die öffentlichen Angelegenheiten gemischt, und seine eigenen Angelegenheiten waren, was Liebe und Glück betrifft, nicht weit vorgerückt.

Was die Liebe betrifft, war Madame Bonacieux die einzige Frau, die er wahrhaft geliebt hatte, und Madame Bonacieux war verschwunden, ohne daß er nur im Geringsten etwas von ihrem Leben oder Aufenthalt zu entdecken vermochte.

In Betreff des Glückes hatte er, der Schwache, sich den Kardinal, das heißt den Mann, vor dem die Größten des Reiches, vom König abwärts, zitterten, zum Feinde gemacht.

Dieser Mann konnte ihn niederschmettern, zertreten, und er hatte es nicht gethan. Für einen so scharfsinnigen Geist wie d'Artagnan, war diese Nachsicht ein Licht, durch das er eine bessere Zukunft erblickte.

Dann hatte er sich noch einen andern Feind gemacht, der seiner Ansicht nach weniger zu fürchten, aber, wie er instinktmäßig fühlte, darum doch nicht zu verachten war. Dieser Feind war Mylady.

Allen diesen gegenüber durfte er sich des Schutzes und Wohlwollens der Königin versichert halten; aber das Wohlwollen der Königin war zu jener Zeit eine weitere Ursache zur Verfolgung, und ihre Protektion beschützte bekanntlich sehr schlecht, was bei Chalais und Madame Bonacieux sichtbar wurde.

Der augenscheinlichste Gewinn, den er unter allen diesen Verhältnissen errungen hatte, war der Diamant von fünf bis sechstausend Livres, den er an seinem Finger trug, und auch dieser Diamant hatte, da d'Artagnan in seinen ehrgeizigen Plänen ihn behalten wollte, um ihn eines Tages als Zeichen der Wiedererkennung bei der Königin zu benützen, und ihn also nicht veräußern konnte, vorläufig nicht mehr Werth, als die Kieselsteine, auf die er mit seinen Füßen trat.

Wir sagen, als die Kieselsteine, auf die er mit seinen Füßen trat, denn d'Artagnan stellte diese Betrachtungen an, während er einsam auf einem hübschen Pfad spazieren ging, der von dem Lager in eine benachbarte Stadt führte. Unter diesen Betrachtungen aber war er weiter gegangen, als er glaubte, und der Tag fing an sich zu neigen, als er bei dem letzten Strahl der untergehenden Sonne hinter einer Ecke hervor einen Flintenlauf glänzen sah.

D'Artagnan hatte ein lebhaftes Auge und einen raschen Geist. Er begriff, daß die Flinte nicht allein gekommen war, und daß ihr Träger sich nicht in freundschaftlichen Absichten hinter der Hecke verborgen hatte. Er beschloß also das Weite zu suchen, als er auf der andern Seite der Straße hinter einem Felsen das Ende einer zweiten Flinte erblickte.

Das war offenbar ein Hinterhalt.

Der junge Mann warf einen Blick auf die erste Flinte und sah mit einer gewissen Unruhe, daß sie sich in der Richtung nach ihm senkte. Aber sobald er

gewahr wurde, daß die Mündung des Laufes unbeweglich blieb, warf er sich mit dem Bauche auf die Erde. Zu gleicher Zeit ging der Schuß los, und er hörte das Zischen einer Kugel, welche über seinem Kopf hinflieg.



Es war keine Zeit zu verlieren. D'Artagnan sprang auf und in demselben Augenblick sprengte die andere Flinte die Kieselsteine von der Stelle auf, wo er sich vorher mit dem Gesicht auf die Erde geworfen hatte.

D'Artagnan gehörte nicht zu den Prahlern, welche einen lächerlichen Tod suchen, damit man nicht von ihnen sage, sie seien nicht einen Schritt zurückgewichen. Überdies handelte es sich hier nicht mehr um den Muth, denn d'Artagnan war in einen Hinterhalt gefallen.

»Kommt noch ein dritter Schuß,« sprach er zu sich selbst, »so bin ich ein Kind des Todes.«

Und sogleich entfloh er nach dem Lager zu mit der Geschwindigkeit der Bewohner seiner Heimath, welche durch ihr behendes Wesen berühmt geworden sind. Aber so rasch er auch lief, so hatte doch derjenige, welcher zuerst geschossen, Zeit gefunden, sein Gewehr wieder zu laden, und er feuerte ihm einen zweiten Schuß nach, der dießmal so gut gezielt war, daß die Kugel durch seinen Hut drang und diesen zehn Schritte von ihm schleuderte.

Da d'Artagnan keinen andern Hut besaß, so hob er diesen im Laufe vom Boden auf, und langte ganz bleich und athemlos in seiner Wohnung an; er setzte sich hier nieder, ohne Jemand ein Wort zu sagen, und dachte über das Vorgefallene nach.

Dieses Ereignis konnte drei Ursachen haben.

Die erste und natürlichste ließ sich in einem Hinterhalt von Rochellern suchen, denen es nicht leid gewesen wäre, einen von den Gardien des Königs zu tödten, denn sie würden sich dadurch einen Feind weiter vom Halse geschafft haben, und dieser Feind hätte eine wohlgespickte Börse in seiner Tasche tragen können.

D'Artagnan nahm seinen Hut, untersuchte das Loch der Kugel und schüttelte den Kopf. Die Kugel war nicht von einer Muskete, sondern aus einer Büchse. Die Genauigkeit des Schusses hatte ihn schon auf den Gedanken gebracht, er sei aus einem Privatgewehr abgefeuert worden. Es war also kein militärischer

Hinterhalt, wie dies aus dem Kaliber der Kugel hervorging.

Es konnte auch ein gutes Andenken von dem Kardinal sein. Man erinnert sich, daß er in dem Augenblick, wo er durch den glücklichen Sonnenstrahl begünstigt den Flintenlauf erblickte, selbst über die Langmuth Seiner Eminenz in Beziehung auf seine Person staunte.

Aber d'Artagnan schüttelte mit zweifelhafter Miene den Kopf. Bei Leuten, nach denen er nur die Hand auszustrecken hatte, nahm der Kardinal nur selten zu solchen Mitteln seine Zuflucht.

Es konnte eine Rache von Mylady sein.

Diese Vermuthung war vernünftiger.

Vergebens suchte er sich der Züge oder der Tracht der Mörder zu erinnern; er war genöthigt gewesen, sich so rasch zu entfernen, daß er nicht Muße gehabt hatte, etwas wahrzunehmen.

»Ah! meine armen Freunde,« murmelte d'Artagnan, »wo seid Ihr? und wie fehlt Ihr mir!«

D'Artagnan verbrachte eine schlimme Nacht. Drei- oder viermal erwachte er plötzlich, weil er sich einbildete, man näherte sich seinem Bette, um ihn zu erdolchen. Aber der Tag erschien, ohne daß die Dunkelheit einen Unfall herbeigeführt hatte.

D'Artagnan verleugnete sich jedoch nicht, daß aufgeschoben nicht aufgehoben war. Er blieb den ganzen Tag in seiner Wohnung, wobei er sich vor sich selbst mit dem schlechten Wetter entschuldigte.

Am zweiten Tag um neun Uhr wurde Marsch geschlagen. Der Herzog von Orleans visitierte die Posten. Die Leibwachen eilten zu den Waffen; d'Artagnan nahm seine Stelle unter seinen Kameraden ein.

Monsieur zog an der Front der Truppen vorüber; dann näherten sich ihm alle höheren Offiziere, um seinen Hof zu bilden, darunter auch der Herr des Essarts.

Nach kurzem kam es d'Artagnan vor, als ob ihn Herr des Essarts durch ein Zeichen zu sich beschiede. Er wartete auf eine neue Geberde seines Vorgesetzten, aus Furcht, er könnte sich täuschen, und als diese Geberde wiederholt wurde, verließ er die Reihen und trat vor, um den Befehl einzuholen.

»Monsieur verlangt Freiwillige zu einer gefährlichen Sendung, die jedoch denjenigen, welche sie erfüllen, Ehre bringt, und ich habe Euch ein Zeichen gemacht, damit Ihr Euch bereit halten möget.«

»Ich danke, mein Kapitän,« antwortete d'Artagnan, dem nichts erwünschter war, als sich unter den Augen des Generallieutenants auszuzeichnen.

Die Rocheller hatten wirklich in der Nacht einen Ausfall gemacht und eine Bastei wieder genommen, deren sich zwei Tage vorher die royalistische Partei bemächtigt hatte; es handelte sich darum, eine Recognoscirung vorzunehmen, um zu sehen, wie die Bastei bewacht werde.

Nach einigen Augenblicken erhob Monsieur die Stimme und sprach:

»Ich bedarf zu diesem Auftrag drei oder vier Freiwillige geführt von einem sichern Manne.«



»Was den sichern Mann betrifft, so habe ich diesen bei der Hand,« erwiderte Herr des Essarts und deutete auf d'Artagnan, »und in Beziehung auf die Freiwilligen darf Monseigneur nur seinen Willen kundgeben, und es wird nicht an Leuten fehlen.«

»Vier Freiwillige, um sich mit mir tödten zu lassen,« sprach d'Artagnan, den Degen erhebend.

Zwei von seinen Kameraden bei den Garden stürzten sogleich hervor, zwei Soldaten verbanden sich mit ihnen und die gewünschte Zahl war voll. D'Artagnan wies daher alle Andere zurück, da er denen, welche zuerst gekommen waren, ihr Recht auf Beförderung nicht schmälern wollte.

Man wußte nicht, ob die Rocheller nach der Einnahme diese Bastei geräumt, oder ob sie eine Garnison darin gelassen hatten. Man mußte also den bezeichneten Ort ziemlich nahe untersuchen, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen.

D'Artagnan ging mit seinen vier Gefährten ab und folgte dem Laufgraben. Die zwei Garden marschierten in demselben Glied mit ihm und die Soldaten kamen hinter ihm.

So gelangten sie, sich deckend, bis auf hundert Schritte zur Bastei; als sich d'Artagnan hier umwandte, sah er, daß die Soldaten verschwunden waren. Er glaubte, sie seien aus Furcht zurückgeblieben, und rückte weiter vor.

An der Biegung der äußersten Grabenmauer waren sie nur noch ungefähr sechzig Schritte von der Bastei entfernt.

Man sah nichts, und die Bastei schien ganz verlassen.

Die drei Verlorenen berathschlagten, ob sie weiter gehen sollten, als plötzlich eine Rauchwolke sichtbar wurde und ein Dutzend Kugeln um d'Artagnan und seine Gefährten zischten.

Sie wußten, was sie wissen wollten, die Bastei wurde bewacht, ein längerer Aufenthalt an diesem gefährlichen Ort wäre eine nutzlose Unklugheit gewesen.

D'Artagnan und die zwei Garden kehrten um und begannen einen Rückzug,

der mehr einer Flucht glich.

Als sie die Ecke des Laufgrabens erreichten, der ihnen als Wall dienen sollte, stürzte einer von den Garden; eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt; der andere war wohlbehalten und setzte seinen Lauf nach dem Lager fort.

D'Artagnan wollte seinen Gefährten nicht so verlassen und beugte sich über ihn herab, um ihn aufzuheben; aber in diesem Augenblicke wurden zwei Schüsse abgefeuert; eine Kugel zerschmetterte dem bereits verwundeten Garden den Kopf, die andere prallte an dem Felsen ab, nachdem sie auf zwei Zoll an d'Artagnan vorüber geflogen war.

Der junge Mann wandte sich lebhaft um, denn dieser Angriff konnte nicht von der Bastei kommen, die durch die Ecke des Laufgrabens maskiert war. Sogleich fielen ihm die zwei Soldaten ein, die ihn verlassen hatten, und er erinnerte sich dabei der Mörder, die ihm zwei Tage vorher nach dem Leben getrachtet. Er beschloß daher, diesmal zu untersuchen, woran er sich zu halten hätte, und fiel auf den Leib seines Kameraden nieder, als ob er todt wäre.

Als bald sah er, wie sich zwei Köpfe über einem verlassenen Werke, dreißig Schritte von ihm erhoben. Es waren die unserer zwei Soldaten. D'Artagnan hatte sich nicht getäuscht. Diese Leute waren ihm nur gefolgt, um ihn zu tödten, in der Hoffnung, der Tod des jungen Mannes würde dem Feinde auf die Rechnung gebracht werden.

Da er jedoch nur verwundet sein und ihr Verbrechen anzeigen konnte, so näherten sie sich ihm, um ihm den Garaus zu machen. Durch die List d'Artagnans getäuscht, versäumten sie es glücklicher Weise, ihre Gewehre wieder zu laden. Als sie auf zehn Schritte von ihm entfernt waren, stand d'Artagnan, der bei seinem Falle sein Schwert fest in der Hand behalten hatte, rasch auf, und befand sich mit einem Sprunge bei ihnen.

Die Mörder begriffen, daß sie, wenn sie nach dem Lager entflohen, ohne ihren Mann getödtet zu haben, von diesem verklagt wurden; es war daher ihr erster Gedanke, zum Feinde überzugehen. Der Eine von ihnen nahm seine Flinte beim Lauf und bediente sich derselben als einer Keule. Er führte einen furchtbaren Schlag nach d'Artagnan, der ihm dadurch auswich, daß er sich auf die Seite warf, aber durch diese Bewegung ließ er dem Banditen freien Raum, und dieser lief sogleich nach der Bastei.

Da die Rocheller, welche dieselben bewachten, nicht wissen konnten, in welcher Absicht dieser Mann zu ihnen kam, so gaben sie Feuer auf ihn, und er stürzte mit zerschmetterter Schulter nieder.

Während dieser Zeit warf sich d'Artagnan auf den zweiten Soldaten und griff ihn mit dem Degen an. Der Kampf währte nicht lange; der Elende hatte zu seiner Vertheidigung nichts als die abgefeuerte Flinte. Der Degen des Garden glitt an dem Laufe des unnütz gewordenen Gewehres ab und durchdrang den Schenkel des Mörders, welcher niederfiel.

D'Artagnan setzte ihm sogleich seine Degenspitze an die Gurgel.



»Oh! tödtet mich nicht,« rief der Bandit, »Gnade! Gnade! mein Offizier, und ich werde Euch Alles sagen.«

»Ist Dein Geheimnis so viel Werth, daß ich Dir das Leben schenke?« fragte der junge Mann.

»Ja, sobald Ihr das Leben einigermaßen schätzt, wenn man erst zwanzig Jahre alt ist, wenn man schön und brav ist, wie Ihr, und Alles erreichen kann.«

»Elender,« sagte d'Artagnan, »sprich schnell. Wer hat Dir den Auftrag gegeben, mich zu ermorden?«

»Eine Frau, die ich nicht kenne, die man aber Mylady nannte.«

»Doch wenn Du diese Frau nicht kennst, woher weißt Du ihren Namen?«

»Mein Kamerad kannte sie und nannte sie so. Sie verhandelte mit ihm und nicht mit mir. Er hat sogar in seiner Tasche einen Brief von dieser Person, der von großem Belang für Euch sein muß, wie ich ihn sagen hörte.«

»Aber wie kommst Du dazu, an diesem Hinterhalt Antheil zu nehmen?«

»Er machte mir den Vorschlag, diesen Streich zu zwei auszuführen, und ich willigte ein.«

»Und wie viel hat sie Euch für dieses Unternehmen gegeben?«

»Hundert Louisd'or.«

»Schön,« sprach der junge Mann lachend, »sie denkt doch, ich sei etwas werth. Hundert Louisd'or, das ist eine Summe für Schurken Eurer Art; auch begreife ich, daß Du eingewilligt hast, und ich begnadige Dich, jedoch unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?« fragte der Soldat unruhig, als er sah, daß noch nicht Alles zu Ende war.

»Daß Du mir den Brief holst, den Dein Kamerad in seiner Tasche hat.«

»Aber das ist nur eine andere Art, mich zu tödten,« rief der Bandit. »Wie soll ich diesen Brief unter dem Feuer der Bastei holen?«

»Du mußt Dich entschließen, ihn herbei zu schaffen, oder ich schwöre Dir, daß Du von meiner Hand stirbst.«

»Gnade! Herr, Barmherzigkeit! Im Namen der jungen Dame, die Ihr liebt, die Ihr vielleicht todt glaubt, und die es nicht ist!« rief der Bandit, sich auf die Kniee erhebend und mit der Hand stützend, denn er fing an mit seinem Blut auch die Kräfte zu verlieren.

»Woher weißt Du, daß es eine junge Frau gibt, die ich liebe, und daß ich diese junge Frau todt geglaubt habe?« fragte d'Artagnan.

»Aus dem Briefe den mein Kamerad in seiner Tasche hat.«

»Du siehst also wohl, daß ich diesen Brief bekommen muß,« sprach d'Artagnan. »Nicht mehr gezögert, oder wie sehr es mir auch widerstrebt, mein Schwert zum zweiten Male in das Blut eines Elenden zu tauchen, wie Du bist, ich schwöre Dir so wahr ich ein ehrlicher Mann bin . . . «

Bei diesen Worten machte d'Artagnan eine so drohende Geberde, daß sich der Verwundete erhob.

»Halt, halt!« rief er, seinen Muth wieder durch den Schrecken gewinnend, »ich gehe . . . ich gehe.«

D'Artagnan nahm die Büchse des Soldaten, ließ ihn vor sich hergehen und trieb ihn gegen seinen Gefährten zu, indem er ihn von Zeit zu Zeit mit der Spitze seines Degens in die Hüfte stach. Es war furchtbar anzuschauen, wie dieser Unglückliche, auf seinem Weg eine lange Blutspur zurücklassend, bleich vor dem bevorstehenden Tode, sich ungesehen zu dem Leichnam seines Kameraden hinzuschleppen suchte, der zwanzig Schritte von ihm entfernt lag.

Der Schrecken war so stark auf seinem mit kaltem Schweiß bedeckten Gesichte ausgeprägt, daß d'Artagnan Mitleid bekam und ihn verächtlich anschaute.

»Nun!« sprach er, »ich will Dir zeigen, welch ein Unterschied zwischen einem Manne von Herz und einem Feigling Deiner Art stattfindet. Bleibe, ich werde gehen!«

Und schnellen Schrittes, mit lauerndem Auge jede Bewegung des Feindes beobachtend, alle Vortheile des Terrains benützend, gelangte d'Artagnan bis zu dem zweiten Soldaten.

Es gab zwei Mittel, seinen Zweck zu erreichen: entweder mußte er ihn auf der Stelle durchsuchen oder mußte er ihn, seinen Leib als Schild gebrauchend, nach dem Laufgraben tragen und dort erst durchsuchen.



D'Artagnan zog das zweite Mittel vor und lud den Mörder in dem Augenblick, wo der Feind Feuer gab, auf seine Schulter.

Ein leichter Stoß, ein letzter Schrei, ein Beben des Todeskampfes bewiesen d'Artagnan, daß ihm derjenige, welcher ihn ermorden gewollt, das Leben gerettet hatte.

D'Artagnan erreichte wieder den Laufgraben und warf den Leichnam neben den Verwundeten.

Sogleich begann er die Untersuchung: eine lederne Briefftasche, eine Börse, worin sich offenbar ein Theil von der Summe fand, die der Bandit erhalten hatte, ein Becher und Würfel bildeten die ganze Hinterlassenschaft des Todten.

Er ließ den Becher und die Würfel, wo sie hingefallen waren, schleuderte die Börse dem Verwundeten zu und öffnete gierig die Briefftasche.

Mitten unter unwichtigen Papieren fand sich folgender Brief den er mit Gefahr seines Lebens geholt hatte:

»Da Ihr die Spur dieser Frau verloren habt, und sie nun in Sicherheit in dem Kloster ist, wohin Ihr sie nie durftet gelangen lassen, so sucht wenigstens den Mann nicht zu verfehlen. Verfehlt Ihr ihn, so wißt Ihr, daß ich eine lange Hand habe, und daß Ihr die hundert Louisd'or, die Ihr von mir

erhalten habt, teuer bezahlen müßt.«

Keine Unterschrift. Dessenungeachtet kam der Brief unlegbar von Mylady. Er behielt ihn also, als ein Aktenstück zum Behuf der Überweisung, und da er sich hinter der Ecke des Laufgrabens in Sicherheit befand, so fing er an den Verwundeten auszufragen. Dieser gestand, daß er es mit seinem soeben getöteten Kameraden übernommen hatte, eine junge Frau, die von Paris durch die Barriere de la Vilette abreisen sollte, zu entführen, daß sie sich aber in einer Schenke, um zu trinken, aufgehalten und den Wagen um zehn Minuten versäumt hatten.

»Aber was hättet Ihr mit dieser Frau gemacht?« fragte d'Artagnan bange.

»Wir sollten sie in ein Hotel der Place Royale bringen,« erwiderte der Verwundete.

»Ja, ja,« murmelte d'Artagnan, »das ist es, zu Mylady selbst.«

Nun begriff der junge Mann schauernd, welcher furchtbare Rachedurst diese Frau antrieb, ihn, so wie diejenigen, welche ihn liebten, zu Grunde zu richten, und wie sehr sie mit den Angelegenheiten des Hofes vertraut war, da sie Alles entdeckt hatte. Ohne Zweifel hatte sie ihre Nachrichten dem Kardinal zu verdanken. Aber dagegen sah er auch mit einem Gefühl wahrer Freude ein, daß die Königin endlich den Kerker erkundet, in welchem die arme Madame Bonacieux ihre Ergebenheit büßen mußte, und daß sie dieselbe diesem Kerker entzogen hatte.

Von dieser Zeit wurde es, wie Athos vorhergesagt hatte, möglich, Madame Bonacieux wieder aufzufinden, und ein Kloster war nicht uneinnehmbar.

Dieser Gedanke vollendete die Milde in seinem Herzen. Er wandte sich gegen den Verwundeten um, welcher ängstlich all die verschiedenen Ausdrücke in seinem Gesichte verfolgte, und reichte ihm den Arm.

»Auf!« sprach er, »ich will Dich nicht so verlassen. Stütze Dich auf mich, und kehren wir in das Lager zurück.«

»Ja,« sagte der Verwundete, der kaum an so viel Großmuth glauben konnte, »aber geschieht dies nicht, um mich hängen zu lassen?«

»Du hast mein Wort und zum zweiten Mal schenke ich Dir Dein Leben.«

Der Verwundete sank auf die Kniee und küßte seinem Retter abermals die Füße. Aber d'Artagnan, der durchaus keinen Grund hatte, so nahe beim Feinde zu bleiben, kürzte selbst die Dankbarkeitsbezeugungen ab.

Der Garde, welcher bei dem ersten Feuer der Rocheller zurückgeeilt war, hatte den Tod seiner vier Gefährten angekündigt. Man war also sehr erstaunt und äußerst vergnügt im Regiment, als man den jungen Mann wohlbehalten ankommen sah.

D'Artagnan erklärte den Degenstich seines Gefährten durch einen Ausfall, den er improvisierte. Er erzählte den Tod des andern Soldaten und die Gefahren, denen sie preisgegeben gewesen. Seine Erzählung hatte einen wahren Triumph für ihn zur Folge. Die ganze Armee sprach einen Tag lang von dieser Expedition, und Monsieur ließ ihm darüber seine Zufriedenheit aussprechen.

Wie übrigens jede schöne Handlung ihre Belohnung mit sich trägt, so war das Resultat der schönen Handlung d'Artagnans, daß sie ihm die verlorene

Ruhe wieder gab. Der junge Mann glaubte in der That ruhig sein zu können, da von seinen zwei Feinden der eine todt, der andere seinen Interessen ergeben war.

Diese Sache bewies bloß, daß d'Artagnan Mylady noch nicht kannte.

XII.

Anjou-Wein.

Nachdem man beinahe verzweifelte Nachrichten vom König erhalten hatte, fing das Gerücht von seiner Wiedergenesung an sich zu verbreiten, und da er große Eile hatte, in Person zu der Belagerung zu kommen, so sagte man, er würde abreisen, sobald er wieder zu Pferde steigen könnte.

Monsieur, welcher wußte, daß er jeden Tag durch den Herzog von Angoulême, durch Bassompierre oder durch Schomberg, die sich um das Commando stritten, im Oberbefehl ersetzt werden konnte, that mittlerweile nur wenig, verlor seine Zeit durch Umhertappen und wagte kein großes Unternehmen, um die Engländer von der Insel Ré zu vertreiben, wo sie die Citadelle Saint-Martin und das Fort de la Prée belagerten, während die Franzosen ihrerseits La Rochelle belagerten.

D'Artagnan war, wie gesagt, ruhiger geworden, wie dies stets nach einer überstandenen Gefahr, oder wenn man die Gefahr für verschwunden hält, der Fall ist. Sein einziger Kummer war, daß er keine Nachricht von seinen Freunden erhielt.

Aber eines Morgens wurde ihm durch folgenden aus Villeroy datierten Brief Alles klar:

»Herr d'Artagnan,

»Die Herren Athos, Porthos und Aramis machten, nachdem sie bei mir ein gutes Mahl eingenommen hatten, einen so gewaltigen Lärm, daß ihnen der Herr Schloßrichter, ein sehr strenger Mann, einige Tage Zimmerarrest gab. Ich vollziehe ihre Befehle, indem ich Euch zwölf Flaschen von meinem Anjou-Wein schicke, dem sie großes Lob spenden; sie wünschen, Ihr möget ihren Lieblingswein auf ihre Gesundheit trinken.

»Ich bin, mein Herr, mit der größten Achtung

Euer

ergebenster und gehorsamster Diener
Godeau, Gastwirth der Musketiere.«

»Vortrefflich!« rief d'Artagnan, »sie gedenken mein bei ihren Vergnügungen, wie ich ihrer bei meinem Kummer gedachte. Ich werde gewiß auf ihre Gesundheit trinken, und zwar von ganzem Herzen und nicht allein.«

Und d'Artagnan lief zu zwei Garden, mit denen er mehr Freundschaft geschlossen hatte, als mit den andern, und lud sie ein, den köstlichen Wein mit ihm zu trinken, der von Villeroy angekommen war. Der Eine von ihnen war für denselben Abend, der Andere für den folgenden eingeladen; so wurde also die Zusammenkunft auf den zweiten Tag festgesetzt.

D'Artagnan schickte seine zwölf Flaschen Wein in die Trinkstube der Garden,



mit dem Befehle, sie sorgfältig aufzubewahren. Als der Tag des Festes erschien, mußte Planchet schon um neun Uhr sich an Ort und Stelle begeben, um die notwendigen Vorbereitungen zu treffen, während die Stunde zum Mittagmahle auf ein Uhr festgesetzt war.

Stolz, zur Würde eines Haushofmeisters erhoben worden zu sein, war Planchet darauf bedacht, sich seiner Aufgabe als ein gescheidter Kerl zu entledigen. Er

nahm zu diesem Ende noch einen Bedienten von einem der Gäste seines Herrn, Namens Fourreau, zu sich, nebst Baisemout, dem falschen Soldaten, der unsern Helden hatte tödten wollen und, da er zu keinem Korps gehörte, in den Dienst d'Artagnans oder vielmehr Planchets getreten war, seitdem ihm d'Artagnan das Leben geschenkt hatte.



Zur bestimmten Stunde erschienen die zwei Gäste, nahmen Platz und die Gerichte wurden aufgetragen; Planchet wartete mit der Serviette unter dem Arm auf, Fourreau öffnete die Flaschen, und Baisemout, der Rekonvalescent, goß den Wein, der durch das Schütteln einen Satz bekommen zu haben schien, in gläserne Karaffen über. Die erste Flasche von diesem Wein war etwas trüb, Baisemont goß den Satz in ein Glas und d'Artagnan erlaubte ihm, dasselbe zu trinken, denn der arme Teufel hatte noch nicht viel Kraft.

Die Gäste hatten die Suppe gegessen und waren gerade im Begriff, das

erste Glas an die Lippen zu setzen, als plötzlich die Kanone im Fort Louis und im Fort Neuf ertönte. Die Garden glaubten, es handle sich um einen unvorhergesehenen Angriff von Seiten der Engländer und von Seiten der Belagerten, und liefen nach ihren Degen; d'Artagnan machte es ebenso und alle drei eilten an ihre Posten.

Aber kaum waren sie außerhalb der Trinkstube, als sie sich durch ein gewaltiges Getöse gefesselt sahen. Von allen Seiten ertönte der Ruf: »Es lebe der König! Es lebe der Herr Kardinal!« und die Trommler schlugen in allen Richtungen.

Der König hatte wirklich in seiner Ungeduld zwei Etappen verdoppelt und traf in diesem Augenblick mit all seinen Haustruppen und einer Verstärkung von zehntausend Mann ein. Vor und hinter ihm zogen die Musketiere. D'Artagnan hatte mit seiner Kompagnie Spalier zu machen, und begrüßte mit einer ausdrucksvollen Geberde seine Freunde und Herrn von Treville.

Sobald die Empfangszeremonie vorüber war, versammelten sich die vier Freunde.

»Bei Gott!« rief d'Artagnan, »Ihr hättet nicht besser ankommen können; das Fleisch hat gewiß noch nicht Zeit gehabt, kalt zu werden. Nicht wahr, meine Herren,« fügte der junge Mann gegen die zwei Garden bei, die er seinen Freunden vorstellte.

»Ah! ah! es scheint, wir bankettieren,« sprach Porthos.

»Hoffentlich ist doch keine Frauensperson bei dem Mahle?« sagte Aramis.

»Gibt es trinkbaren Wein in Eurer Schenke?« fragte Athos.

»Ei! bei Gott den Eurigen, lieber Freund,« antwortete d'Artagnan.

»Unseren Wein?« rief Athos.

»Ja den Wein, welchen Ihr mir geschickt habt.«

»Wir haben Euch Wein geschickt?«

»Ihr wißt doch von dem köstlichen Wein von den Rebhügeln von Anjou? . . . «

»Ja, ich weiß wohl, von welchem Weine Ihr sprecht.«

»Von dem Wein, welchem Ihr den Vorzug gebt.«

»Allerdings, wenn ich weder Champagner noch Chambertin habe.«

»Nun! in Ermanglung des Champagners und des Chambertin werdet Ihr Euch mit diesem begnügen.«

»Wir haben also Anjou-Wein kommen lassen, wir Leckermäuler?« sprach Porthos.

»Nein, es ist der Wein, den man mir in Eurem Auftrage geschickt hat.«

»In unserem Auftrag?« riefen die Musketiere.

»Aramis, habt Ihr den Wein geschickt?« fragte Athos.

»Nein, und Ihr Porthos?«

»Nein.«

»Ganz wohl, aber Euer Wirth, Godeau, der Wirth der Musketiere.«

»Meiner Treu, er mag kommen, woher er will, daran ist nichts gelegen,« sagte Porthos, »wir wollen ihn versuchen und wenn er gut ist, trinken.«

»Nein,« entgegnete Athos, »wir wollen den Wein nicht trinken, der aus einer

unbekannten Quelle kommt.«

»Ihr habt Recht, Athos,« sprach d'Artagnan. »Niemand von Euch hat den Gastwirth Godeau beauftragt, mir den Wein zu schicken?«

»Nein: und dennoch ist er Euch in unserem Auftrage zugeschickt worden?«

»Hier ist der Brief,« erwiderte d'Artagnan, und übergab seinen Kameraden das Billet.

»Das ist nicht seine Handschrift,« rief Athos; »ich kenne sie, denn ich habe vor dem Abgang die Rechnungen der Brüderschaft geordnet.«

»Ein falscher Brief,« sagte Porthos, »wir hatten keinen Zimmerarrest.«

»D'Artagnan,« sprach Aramis im Tone des Vorwurfs, »wie konntet Ihr glauben, wir hätten Lärm gemacht? . . . «

D'Artagnan erbleichte, und ein krampfhaftes Zittern schüttelte seine Glieder.

»Du jagst mir Schrecken ein,« sagte Athos, der ihn nur bei bedeutenden Gelegenheiten duzte; »was ist denn vorgefallen?«

»Rasch, laßt uns laufen, meine Freunde!« rief d'Artagnan, dessen Geist ein furchtbarer Verdacht durchzuckte: »sollte es abermals eine Rache von dieser Frau sein?«

Athos erbleichte ebenfalls.

D'Artagnan stürzte nach der Trinkstube; die drei Musketiere und die zwei Garden folgten ihm.

Das Erste was d'Artagnan beim Eintritt in den Speisesaal ins Auge fiel, war Baisemout, der sich in furchtbaren Convulsionen auf dem Boden wälzte.

Bleich wie der Tod suchten ihm Planchet und Fourreau Hilfe zu leisten, aber jeder Beistand war offenbar fruchtlos; alle Züge des Sterbenden waren im Todeskampfe zusammengezogen.

»Ah!« rief er, als er d'Artagnan gewahr wurde; »ah! das ist abscheulich: Ihr gebt Euch das Ansehen, als wolltet Ihr mich begnadigen, und Ihr vergiftet mich.«

»Ich!« rief d'Artagnan, »ich, Unglücklicher! Was sagst Du da?«

»Ich sage, daß Ihr mir diesen Wein gegeben habt; ich sage, daß Ihr mich habt trinken heißen, ich sage, daß Ihr Euch an mir rächen wolltet, ich sage, daß dies abscheulich ist.«

»Glaubt es nicht, Baisemout,« rief d'Artagnan, »glaubt es nicht: ich schwöre Euch . . . «



»Aber es lebt ein Gott! Gott wird Euch bestrafen! Mein Gott, laß ihn einen Tag leiden, was ich leide.«

»Beim heiligen Evangelium,« sprach d'Artagnan, sich auf den Sterbenden stürzend, »ich schwöre Euch, ich wußte nicht, daß dieser Wein vergiftet war, und wollte so eben selbst davon trinken.«

»Ich glaube Euch nicht,« sagte der Soldat und verschied unter doppelten Qualen.

»Schändlich! schändlich!« murmelte Athos, während Porthos die Flaschen zerbrach und Aramis etwas spät den Befehl gab, einen Beichtiger zu holen.

»Oh! meine Freunde,« sprach d'Artagnan, »Ihr habt mir abermals das Leben gerettet, und zwar nicht allein mir, sondern auch diesen Herren. Meine Herren,« fuhr er, sich an die Garden wendend, fort, »ich bitte, dieses ganze Abenteuer zu verschweigen; hohe Personen könnten in einer Beziehung zu dem, was Ihr gesehen habt, stehen, und das Schlimme von Allem dem würde auf uns zurückfallen.«

»Ach! gnädiger Herr,« stammelte Planchet, mehr todt als lebendig, »ach, gnädiger Herr, da bin ich schön durchgeschlüpft.«

»Wie, Schurke!« rief d'Artagnan, »Du wolltest also meinen Wein trinken?«

»Auf die Gesundheit des Königs, gnädiger Herr; ich wollte eben ein armseliges Gläschen leeren, als Fourreau mir sagte, man rufe mich.«

»Ach!« sprach Fourreau, dem die Zähne vor Schrecken klapperten, »ich wollte ihn entfernen, um allein trinken zu können.«

»Meine Herren,« sagte d'Artagnan, »Ihr begreift, daß ein solches Mahl nach dem, was vorgefallen ist, nur sehr traurig sein könnte: entschuldigt also gütigst, und wollt mich, ich bitte, an einem anderen Tag mit Eurer Gesellschaft beehren!« Die zwei Garden nahmen die Entschuldigungen d'Artagnan's höflich auf und entfernten sich, da sie wohl begreifen mochten, daß die vier Freunde allein zu sein wünschten.

Als der junge Garde und die drei Musketiere ohne Zeugen waren, schauten sie sich mit einer Miene an, aus der hervorging, daß sie die ernste Bedeutung ihrer Lage begriffen.

»Vor Allem,« sprach Athos, »wollen wir dieses Zimmer verlassen; ein Todter ist eine schlechte Gesellschaft.«

»Planchet,« sagte d'Artagnan, »ich empfehle Dir, über den Leichnam des armen Teufels zu wachen; er soll in geweihter Erde begraben werden. Allerdings hat er ein Verbrechen begangen, aber er bereute es.«

Die vier Freunde entfernten sich aus dem Zimmer und überließen Planchet und Fourreau die Sorge, Baisemout die letzte Ehre zu erweisen.

Der Wirth gab ihnen eine andere Stube, in die man ihnen weich gesottene Eier und Wasser brachte, das Athos selbst aus dem Brunnen schöpfte. Mit ein paar Worten wurden Porthos und Aramis über die Lage der Dinge in Klare gesetzt.

»Nun! wohl,« sagte d'Artagnan zu Athos, »Ihr seht, es ist ein Krieg auf Leben und Tod.«

Athos schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ja, ja, ich sehe es wohl, aber glaubt Ihr, sie sei es?«

»Ich bin es fest überzeugt.«

»Doch, ich muß Euch gestehen, daß ich noch daran zweifle.«

»Aber die Lilie auf der Schulter . . . «

»Es ist eine Engländerin, welche irgend ein Verbrechen in Frankreich begangen haben wird, wofür man sie gebrandmarkt hat.«

»Athos, es ist Eure Frau, sage ich Euch,« antwortete d'Artagnan; »erinnert Ihr Euch nicht, wie sehr sich die zwei Signalements gleichen?«

»Ich glaubte, die andere müßte todt sein, ich hatte sie so gut gehenkt!«

Nun war die Reihe an d'Artagnan, den Kopf zu schütteln.

»Aber was läßt sich am Ende machen?« sprach der junge Mann.

»Offenbar kann man nicht ewig mit einem Schwert über dem Haupte bleiben,« sagte Athos, »und man muß aus dieser Lage herauskommen.«

»Aber wie?«

»Hört: versucht es irgendwo mit ihr zusammen zu kommen und zu einer Erklärung mit ihr zu gelangen. Sagt ihr: »Krieg oder Friede. Ich gebe Euch mein Ehrenwort als Edelmann, nie etwas von Euch zu sagen, nie etwas gegen Euch zu thun. Von Eurer Seite fordere ich einen feierlichen Eid, neutral in Beziehung auf meine Person zu sein; wollt Ihr dies nicht, so suche ich den Kanzler, den König, den Henker auf: ich bringe den ganzen Hof gegen Euch in Aufruhr, ich gebe Euch als Gebrandmarkte an: ich stelle Euch vor Gericht und wenn man Euch freispricht, nun wohl! dann tödte ich Euch, so wahr ich ein Edelmann bin, an dem nächsten besten Eckstein, wie ich einen wüthenden

Hund umbringen würde.««

»Dieses Mittel gefällt mir,« erwiderte d'Artagnan, »aber wie mit ihr zusammenkommen?«

»Die Zelt, mein theurer Freund, die Zeit führt die Gelegenheit herbei; die Gelegenheit ist die Martingale; je höher man spielt, desto mehr gewinnt man, wenn man zu warten weiß.«

»Ja; aber umgeben von Mördern und Giftmischern zu warten . . . «

»Bah!« rief Athos, »Gott hat uns bis daher bewahrt, Gott wird uns auch fernerhin bewahren.«

»Allerdings uns. Doch wir sind im Ganzen genommen Männer, und es liegt in unserem Stande, unser Leben zu wagen; aber sie . . . « fügte er mit halber Stimme bei.

»Wer, sie?« fragte Athos.

»Constance.«

»Madame Bonacieux? Ah! das ist richtig,« sprach Athos. »Armer Freund! Ich vergaß, daß Ihr verliebt seid.«

»Ei, wohl!« sagte Aramis; »aber habt Ihr nicht aus dem Briefe, der sich bei dem Schurken fand, welcher Euch ermorden wollte, ersehen, daß sie in einem Kloster ist? Man befindet sich ganz wohl in einem Kloster, und sobald die Belagerung vorüber ist, erkläre ich Euch meines Theils . . . «

»Gut, gut,« rief Athos. »Ja, mein lieber Aramis, wir wissen, daß Eure Wünsche auf die Religion abzielen.«

»Ich bin nur einstweilen Musketier,« sagte Aramis demüthig.

»Er scheint lange Zeit keine Briefe mehr von seiner Geliebten empfangen zu haben,« sagte Athos leise; »aber merke nicht darauf, wir kennen das.«

»Mir scheint, es gibt ein ganz einfaches Mittel,« rief Porthos.

»Welches?« fragte d'Artagnan.

»Sie ist in einem Kloster, sagt Ihr?«

»Ja.«

»Nun, sobald die Belagerung vorüber ist, entführen wir sie aus diesem Kloster.«

»Aber man muß auch wissen, in welchem Kloster sie sich befindet.«

»Das ist richtig,« versetzte Porthos.

»Doch, wenn ich bedenke,« sprach Athos, »behauptet Ihr nicht, mein liebes d'Artagnan, die Königin habe das Kloster für sie ausgewählt.«

»Ja, ich glaube es wenigstens.«

»Gut! da kann uns Porthos helfen.«

»Wie dies, wenn ich bitten darf?«

»Durch Eure Marquise, durch Eure Herzogin, Eure Prinzessin; sie muß einen langen Arm haben.«

»Stille!« erwiderte Porthos und legte einen Finger auf seine Lippen; »ich halte sie für eine Kardinalistin und sie darf nichts davon wissen.«

»Dann übernehme ich es, Kunde von ihr zu erhalten,« sagte Aramis.

»Ihr! Aramis?« riefen die drei Freunde; »Ihr, und wie dies!«

»Durch den Almosenier der Königin, mit dem ich befreundet bin,« antwortete

Aramis erröthend.

Die vier Freunde hatten ihr bescheidenes Mahl zu sich genommen und trennten sich auf diese Versicherung, mit dem Versprechen, sich am Abend wieder zu sehen. D'Artagnan kehrte nach Hause zurück, und die Musketiere begaben sich nach dem Quartiere des Königs, wo sie sich ihre Wohnungen einrichten zu lassen hatten.

XIII.

Die Wirtschaft zum Rothen Taubenschlag.

Kaum in dem Lager angelangt, wollte der König, welcher so große Eile hatte, dem Feinde gegenüber zu stehen, und den Haß des Kardinals gegen Buckingham theilte, alle Vorkehrungen treffen, einmal um die Engländer von der Insel Ré zu verjagen, und dann um die Belagerung von La Rochelle kräftiger zu betreiben; aber er wurde gegen seinen Willen durch die feindselige Art aufgehalten, womit die Herren Bassompierre und Schomberg dem Herzog von Angoulême entgegentraten.

Herr von Bassompierre und Schomberg waren Marschälle von Frankreich und forderten ihr Recht, das Heer unter dem Befehle des Königs zu kommandieren; aber Richelieu, welcher befürchtete, Bassompierre, der im Innern seines Herzens ein Hugenotte war, möchte die Engländer und die Rocheller, seine Religionsbrüder, nur wenig bedrängen, suchte im Gegentheil den Herzog von Angoulême zu begünstigen, den der König auf seinen Antrieb zum General-Lieutenant ernannt hatte. Wenn also die Herren Bassompierre und Schomberg nicht die Armee verlassen sollten, so mußte man jedem von ihnen ein besonderes Kommando übergeben. Bassompierre nahm seine Quartiere im Norden der Stadt von Lalen bis Dompierre, der Herzog von Angoulême nahm die seinigen im Osten von Dompierre bis Perigny, und Herr von Schomberg im Süden von Perigny bis Angoulin.

Die Wohnung Monsieurs war in Dompierre, die des Königs bald in Estré, bald in la Jarri.

Die Wohnung des Kardinals war auf den Dünen bei dem Pont de la Pierre in einem einfachen Hause ohne alle Verschanzung.

Monsieur überwachte auf diese Weise Bassompierre, der König den Herzog von Angoulême und der Kardinal Herrn von Schomberg.

Sobald diese Anordnung getroffen war, beschäftigte man sich damit, die Engländer von der Insel zu vertreiben.

Die Umstände waren dazu günstig. Die Engländer, welche vor Allem guter Lebensmittel bedürfen, um gute Soldaten zu sein, hatten viele Kranke in ihrem Lager, da sie nur gesalzenes Fleisch und schlechten Zwieback zu essen bekamen. Das Meer war um diese Jahreszeit an allen östlichen Küsten sehr gefährlich, und das Gestade war von der Spitze des Aiguillon bis zu den Laufgräben buchstäblich bei jeder Fluth mit zertrümmerten Pinassen, Robergen und Felucken bedeckt; daher kam es, daß sich die Leute des Königs in ihrem Lager hielten, und Buckingham, der aus Halsstarrigkeit noch auf der Insel Ré verweilte, mußte eines Tages genöthigt werden, die Belagerung aufzugeben.

Aber da Herr von Toiras melden ließ, im feindlichen Lager bereite sich Alles zu einem neuen Sturme vor, so meinte der König, man müsse der ganzen Sache ein Ende machen, und gab die nöthigen Befehle zu einem

entscheidenden Kampf.

Es war nicht unsere Absicht, ein Tagebuch der Belagerung zu schreiben, sondern wir wollten im Gegentheil nur die Ereignisse berichten, welche mit der Geschichte, die wir erzählen, in besonderem Zusammenhang stehen, und wir begnügen uns also, mit zwei Worten zu bemerken, daß das Unternehmen zur großen Zufriedenheit des Königs und zum großen Ruhme des Kardinals glückte. Fuß für Fuß zurückgetrieben, bei jedem Zusammentreffen geschlagen, mußten sich die Engländer mit Zurücklassung von zweitausend Todten auf der Wahlstätte wieder einschiffen; unter diesen Todten waren fünf Obersten, drei Oberst-Lieutenants, zweihundert und fünfzig Kapitäne und zwanzig Edelleute von hohem Rang; ferner verloren die Engländer viele Feldstücke und sechzig Fahnen; die letzteren wurden von Claude von Saint-Simon nach Paris gebracht und mit großem Gepränge in den Gewölben von Notre-Dame aufgehängt.

Im Lager ertönten *Te Deum*, die sich von da durch ganz Frankreich verbreiteten.

Dem Kardinal blieb es also überlassen, die Belagerung fortzusetzen, ohne daß er, wenigstens für den Augenblick, von den Engländern etwas zu befürchten hatte.

Aber die Ruhe war, wie gesagt, nur eine augenblickliche. Es war ein Abgesandter des Herzogs von Buckingham, Namens Montaignu, aufgefangen worden, und man hatte den Beweis eines Bündnisses zwischen dem Reiche, Spanien, England und Lothringen erlangt.

Dieses Bündnis war gegen Frankreich gerichtet.

Außerdem hatte man in der Wohnung des Herzogs von Buckingham, die er in großer Eile verlassen gemußt, Papiere gefunden, welche dieses Bündnis bestätigten, wie der Herr Kardinal in seinen Memoiren versichert, und Frau von Chevreuse, und folglich auch die Königin bedeutend kompromittierten.

Auf Richelieu lastete die ganze Verantwortlichkeit, denn man ist nicht unumschränkter Minister, ohne verantwortlich zu sein. Auch waren alle Quellen und Mittel seines umfassenden Genies Tag und Nacht in Anspruch genommen, um das geringste Geräusch zu vernehmen, das sich in einem der großen Reiche Europas erhob.

Der Kardinal kannte die Thätigkeit und besonders den Haß Buckinghams; triumphierte das Bündnis, von dem Frankreich bedroht wurde, so war sein ganzer Einfluß verloren. Die spanische und die österreichische Politik hatte ihre Repräsentanten im Louvre. Er, Richelieu, der französische, der vorzugsweise nationale Minister, war verloren. Der König, der ihm wie ein Kind gehorchte, haßte ihn, wie ein Kind seinen Lehrmeister haßt, und überließ ihn der vereinigten Rache Monsieurs und der Königin. Er war verloren und Frankreich vielleicht auch; dem Allem mußte man zuvorkommen.

Jeden Augenblick waren die Eilboten zahlreicher, und man sah sie einander Tag und Nacht in dem kleinen Hause am Pont de la Pierre folgen, wo der Kardinal seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Es waren Mönche, welche die Kutte so schlecht trugen, daß man leicht erkennen konnte, sie gehören hauptsächlich der streitenden Kirche an; Frauen, die in ihren Pagen-Kleidern etwas beengt waren, und deren weite Hosen die gerundeten Formen nicht völlig verbergen konnten: Bauern endlich mit

geschwärzten Händen, aber zarten Beinen, in denen man den Mann von Stand auf eine Meile in der Runde erkannte.

Dann kamen noch andere minder angenehme Besuche, denn wiederholt verbreitete sich das Gerücht, der Kardinal wäre beinahe ermordet worden.

Allerdings behaupteten die Feinde Seiner Eminenz, sie selbst habe ungeschickte Mörder in das Feld geschickt, um vorkommenden Falls das Recht zu Repressalien zu haben, aber man muß weder das, was die Minister, noch das, was ihre Feinde sagen, glauben.

Dies hielt jedoch den Kardinal, dem seine erbittertsten Verleumder den Muth nicht abgesprochen haben, nicht ab, viele nächtliche Ritte zu machen, bald um dem Herzog von Angoulême wichtige Befehle zu eröffnen, bald um sich mit dem König, bald um sich mit irgend einem Boten zu besprechen, den man nicht in seinem Hause sehen sollte.

Die Musketiere, welche bei der Belagerung nicht viel zu thun hatten, waren nicht streng gehalten und führten ein lustiges Leben. Dies war hauptsächlich unsern drei Genossen um so leichter, als sie, mit Herrn von Treville befreundet, von diesem ohne Schwierigkeit die Erlaubnis erhielten, länger auszubleiben und auch nach Schließung des Lagers außen zu verweilen.

Eines Abends, als d'Artagnan, der den Dienst in den Laufgräben hatte, sie nicht begleiten konnte, kamen Athos, Porthos und Aramis auf ihren Schlachtrossen, in ihre Kriegsmäntel gehüllt, eine Hand auf dem Kolben ihrer Pistole, aus einer Schenke, zum Rothen Taubenschlag genannt, zurück, welche zwei Tage vorher von Athos auf der Straße nach Jarri entdeckt worden war. Sie verfolgten den Weg, der nach dem Lager führte, und waren dabei aus Furcht vor einem Hinterhalt wohl auf ihrer Hut, als sie ungefähr eine Viertelstunde von dem Dorfe Boisneau das Geräusch von Pferden zu hören glaubten, welche auf sie zukamen. Sogleich hielten alle Drei stille und schlossen sich, die Mitte der Straße behauptend, eng an einander an. Nach einem Augenblick, als der Mond eben unter einer Wolke hervortrat, sahen sie wirklich an der Biegung der Straße zwei Reiter, welche, sobald sie unsere Freunde erblickten, ebenfalls stillehielten und mit sich zu Rathe zu gehen schienen, ob sie ihren Weg fortsetzen oder umkehren sollten. Dieses Zögern erregte Verdacht bei den Musketieren; Athos rückte einige Schritte vor und rief mit fester Stimme:

»Wer da?«

»Wer da, Ihr selbst?« erwiderte einer von den Reitern.

»Das ist keine Antwort!« sprach Athos. »Wer da? oder wir feuern.«

»Besinnt Euch wohl, ehe Ihr dies thut, meine Herren,« entgegnete eine vibrierende Stimme, welche zu befehlen gewohnt zu sein schien.

»Das ist ein Oberoffizier, der diese Nacht seine Runde macht,« sprach Athos, sich gegen seine Freunde umwendend. »Was wollen wir thun, meine Herren?«

»Wer seid Ihr?« rief dieselbe Stimme mit demselben befehlenden Tone; »antwortet oder Ihr dürftet Euch schlecht bei Eurem Ungehorsam befinden.«

»Musketiere des Königs!« erwiderte Athos, immer mehr überzeugt, daß der, welcher sie fragte, auch das Recht hierzu hatte.

»Welche Kompagnie?«

»Kompagnie von Treville.«

»Rückt vor und gebt mir Rechenschaft, was Ihr zu dieser Stunde hier zu machen habt.«

Die drei Musketiere rückten etwas verblüfft vor, denn alle drei waren überzeugt, daß sie es mit einem Mächtigen zu thun hatten. Man überließ indessen Athos die Sorge, das Wort zu führen.

Einer von den zwei Reitern war ungefähr zehn Schritte von seinem Gefährten entfernt; Athos gab Porthos und Aramis ein Zeichen, ebenfalls zurückzubleiben, und ritt allein vorwärts.

»Um Vergebung, mein Offizier,« sprach Athos, »aber wir wußten nicht, mit wem wir es zu thun hatten, und Ihr könnt sehen, wir halten gute Wache.



»Euer Name?« fragte der Offizier, der einen Theil seines Gesichtes mit dem Mantel verhüllte.

»Ihr selbst, mein Herr,« sagte Athos, den dieses Verhör zu empören anfing, »gebt mir, ich bitte Euch, den Beweis, daß Ihr das Recht habt, mich so zu fragen?«

»Euer Name?« wiederholte der Reiter, und ließ den Mantel so fallen, daß sein Gesicht entblößt war.

»Der Herr Kardinal!« rief der Musketier erstaunt.

»Euer Name?« fragte Seine Eminenz zum dritten Male.

»Athos,« antwortete der Musketier.

Der Kardinal gab dem Stallmeister ein Zeichen und dieser näherte sich.

»Die drei Musketiere werden uns folgen,« sprach er mit leiser Stimme; »man soll nicht erfahren, daß ich das Lager verlassen habe, und wenn sie uns folgen,

sind wir sicher, daß sie Niemand etwas davon sagen.«

»Wir sind Edelleute, Monseigneur,« sprach Athos; »verlangt unser Ehrenwort und seid unbesorgt. Wir wissen, Gott sei Dank! ein Geheimnis zu bewahren.«

Richelieu heftete seine durchdringenden Augen auf den kühnen Redner.

»Ihr habt ein feines Ohr, Herr Athos,« sprach der Kardinal. »Aber nun hört: ich bitte Euch, nicht aus Mißtrauen, sondern meiner Sicherheit wegen, mir zu folgen. Ohne Zweifel sind Eure zwei Gefährten die Herren Porthos und Aramis.«

»Ja, Ew. Eminenz,« antwortete Athos, während die zwei zurückgebliebenen Musketiere, den Hut in der Hand, sich näherten.

»Ich kenne Euch, meine Herren,« sagte der Kardinal, »ich kenne Euch. Ich weiß, daß ich Euch nicht ganz zu meinen Freunden zu zählen habe, und das thut mir leid. Ich weiß aber auch, daß Ihr brave, wackere Edelleute seid, und daß man sich Euch anvertrauen kann. Herr Athos, erweist mir die Ehre, mich nebst Euren zwei Freunden zu begleiten, und ich werde dann eine Eskorte haben, um welche mich Seine Majestät beneiden müßte, wenn wir ihr begegnen würden.«

Die drei Musketiere verbeugten sich bis auf den Hals ihrer Pferde.

»Ei, bei meiner Ehre!« rief Athos, »Ew. Eminenz hat Recht, uns mitzunehmen. Wir stießen unterwegs auf abscheuliche Gesichter, und hatten sogar mit vier von diesen Gesichtern einen Zank im Rothen Taubenschlag.«

»Einen Zank! und warum, meine Herren,« sagte der Kardinal. »Ich liebe die Zänkereien nicht, wie Ihr wißt.«

»Gerade deßhalb habe ich die Ehre, Ew. Eminenz von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen; denn sie könnte es von Andern erfahren und uns auf einen falschen Bericht hin schuldig glauben.«

»Und was war das Resultat dieses Streites?« fragte der Kardinal die Stirne faltend.

»Mein Freund Aramis, den Ihr hier seht, hat einen kleinen Degenstich in den Arm bekommen, was ihn jedoch nicht abhalten wird, wie Ihr wohl bemerken möget, morgen den Sturm mitzumachen, wenn Euer Eminenz dazu Befehl geben sollte.«

»Aber Ihr seid nicht die Menschen, die sich auf diese Art Degenstiche geben lassen?« sagte der Kardinal. »Sprecht offen, meine Herren, Ihr habt sicherlich einige zurückgegeben! Beichtet, Ihr wißt, ich habe das Recht, Absolution zu ertheilen.«

»Ich, gnädiger Herr,« sagte Athos, »ich habe nicht einmal den Degen gezogen, aber ich nahm denjenigen, mit welchem ich zu schaffen hatte, um den Leib und warf ihn zum Fenster hinaus. Es scheint,« fuhr Athos mit einigem Zögern fort, »daß er beim Fallen den Schenkel gebrochen hat.«

»Ah! ah!« rief der Kardinal, »und Ihr, Herr Porthos?«

»Ich, Monseigneur, ergriff, da ich wußte, daß das Duell verboten ist, eine Bank und versetzte einem von diesen Schurken einen Streich, der ihm, glaube ich, die Schulter zerschmettert hat.«

»Gut,« sagte der Kardinal, »und Ihr, Herr Aramis?«

»Ich, Monseigneur, da ich ein sehr sanftes Gemüth habe und überdies, was

Monseigneur vielleicht nicht weiß, in den geistlichen Stand einzutreten im Begriffe bin, wollte meine Kameraden trennen, als einer von diesen Elenden mir verrätherischer Weise einen Degenstich durch den linken Arm beibrachte. Da ging mir die Geduld aus und ich zog meinen Degen ebenfalls, und als er wieder angriff, glaube ich bemerkt zu haben, daß er sich, indem er sich auf mich warf, meine Klinge durch den Leib rannte. Ich weiß nur, daß er fiel, und es schien mir, als ob man ihn mit seinen zwei Genossen fortgetragen hätte.«

»Teufel, meine Herren!« sprach der Kardinal, »drei Menschen wegen einer Wirthshauszänkerei wehrlos zu machen! Ihr scheint mir keine faule Hände zu haben! Und worüber entspann sich der Streit?«

»Die Elenden waren berauscht und wollten, da sie wußten, daß diesen Abend eine Frau in der Schenke angekommen war, die Thüre sprengen.«

»Diese Frau war wohl jung und hübsch?« fragte der Kardinal mit einiger Unruhe.

»Wir haben sie nicht gesehen, Monseigneur,« sagte Athos.

»Ihr habt sie nicht gesehen? Ah! sehr gut!« versetzte der Kardinal lebhaft. »Ihr habt wohl daran gethan, die Ehre einer Frau zu vertheidigen, und da ich gerade selbst zur Herberge zum Rothen Taubenschlag gehe, so werde ich erfahren, ob Ihr die Wahrheit gesprochen habt.«

»Monseigneur,« sagte Athos stolz, »wir sind Edelleute und würden uns keine Lüge erlauben, und wenn wir damit unser Leben retten könnten.«

»Auch zweifle ich nicht einen Augenblick an dem, was Ihr mir sagt, Herr Athos, ich zweifle nicht im Mindesten daran. Doch,« fügte er bei, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, »doch diese Dame war wohl allein?«

»Sie hatte einen Kavalier bei sich eingeschlossen,« sagte Athos. »Da sich dieser Kavalier jedoch, trotz des Lärmens, nicht zeigte, so läßt sich annehmen, daß er ein Feigling ist.«

»Richtet nicht vorlaut, sagt das Evangelium,« entgegnete der Kardinal.

Aramis verbeugte sich.

»Und nun, meine Herren, ist es gut,« fuhr Seine Eminenz fort; »ich weiß, was ich wissen wollte, folgt mir.«

Die drei Musketiere ritten hinter dem Kardinal, der wieder das Gesicht in seinen Mantel hüllte, sein Pferd in Marsch setzte und sich acht bis zehn Schritte vor seinen vier Gefährten hielt.

Man gelangte bald zu der einsamen, stillen Herberge. Ohne Zweifel wußte der Wirth, welcher erhabene Besuch erscheinen würde, und hatte deßhalb die Lästigen weggeschickt.

Zehn Schritte von der Thüre entfernt gab der Kardinal seinem Stallmeister und den Musketieren ein Zeichen, Halt zu machen. Ein völlig gesatteltes Pferd war an den Laden angebunden. Der Kardinal klopfte dreimal und auf eine besondere Weise. Ein in einen Mantel gehüllter Mann trat heraus und wechselte rasch einige Worte mit dem Kardinal, wonach er zu Pferde stieg und sich in der Richtung von Surgère, was auch zugleich die Richtung von Paris war, entfernte.

»Vorwärts, meine Herren,« sprach der Kardinal.



»Ihr habt mir die Wahrheit gesagt, meine edlen Herrn,« fügte er, sich an die Musketiere wendend, bei, »und es ist nicht meine Schuld, wenn unser Zusammentreffen an diesem Abend nicht vortheilhaft für Euch ausfällt. Mittlerweile folgt mir.«

Der Kardinal stieg ab, die Musketiere thaten dasselbe. Der Kardinal warf den Zügel seines Pferdes seinem Stallmeister zu, die drei Musketiere banden die ihrigen an die Läden.

Der Wirth blieb auf der Schwelle seiner Thüre. Für ihn war der Kardinal nur ein Offizier, der eine Dame besuchte.

»Habt Ihr ein Zimmer im Erdgeschoß, wo diese Herren mich bei einem guten Feuer erwarten können?« sagte der Kardinal.

Der Wirth öffnete die Thüre einer großen Stube, in welcher man eben im Begriffe war, einen schlechten Ofen durch ein großes vortreffliches Kamin zu ersetzen.

»Ich habe diese hier,« sagte er.

»Das ist gut,« versetzte der Kardinal. »Tretet ein, meine Herren, und erwartet mich gefälligst. Ich werde höchstens eine halbe Stunde ausbleiben.«

Und während die drei Musketiere in die Stube im Erdgeschoß eintraten, stieg der Kardinal, ohne weitere Auskunft zu verlangen, die Treppe hinauf, wie ein Mensch, der sich den Weg nicht zeigen zu lassen braucht.

XIV.

Von dem Nutzen der Ofenröhren.

Offenbar hatten unsere drei Freunde, ohne es zu vermuthen und einzig und allein durch ihren ritterlichen, abenteuerlichen Charakter bewogen, Jemand, den der Kardinal mit seinem besonderen Schutze beehrte, einen Dienst erwiesen.

Wer war nun dieser Jemand? Das war eine Frage, welche die drei Musketiere auch an sich richteten. Da sie aber sahen, daß keine von den Antworten, welche ihr Verstand zu geben vermochte, genügend war, so rief Porthos den Wirth und forderte Würfel.

Porthos und Aramis setzten sich an einen Tisch und fingen an zu spielen; Athos ging nachdenklich auf und ab.

Bei dieser Gelegenheit kam er wiederholt an einer Ofenröhre vorüber, deren eine Hälfte abgebrochen war, während das andere Ende in ein oberes Zimmer ging und so oft er vorüber kam, hörte er ein Gemurmel von Worten, das am Ende seine Aufmerksamkeit fesselte. Athos näherte sich und unterschied einige Worte, die ihm ohne Zweifel eine so große Theilnahme zu verdienen schienen, daß er seinen zwei Gefährten ein Zeichen gab, sie möchten schweigen, während er sein Ohr an die Mündung der Röhre legte.



»Hört, Mylady,« sprach der Kardinal, »die Sache ist äußerst wichtig, setzt Euch, wir wollen uns besprechen.«

»Mylady?« murmelte Athos.

»Ich höre Euere Eminenz mit der größten Aufmerksamkeit,« antwortete eine Frauenstimme, welche den Musketier beben machte.

»Ein kleines Schiff mit englischer Bemannung, dessen Kapitän mir ergeben ist, erwartet Euch an der Mündung der Charente, bei dem Fort de la Pointe. Es wird morgen unter Segel gehen.«

»Ich muß mich also noch in dieser Nacht dahin begeben?«

»In diesem Augenblick, das heißt, sobald Ihr meine Instruktionen erhalten habt. Zwei Männer, die Ihr bei Eurem Abgang vor der Thüre findet, werden Euch als Geleite dienen. Ihr laßt mich aber zuerst gehen, und entfernt Euch eine halbe Stunde nach mir.«

»Gut, Monseigneur. Nun aber wollen wir auf die Sendung zurückkommen, mit der Ihr mich beauftragen werdet, und da mir Alles daran gelegen ist, fortwährend das Vertrauen Eurer Eminenz zu verdienen, so setzt mir gnädigst in klaren und scharfen Worten die Sache auseinander, damit ich keinen Irrthum begehe.«

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen unter den Sprechenden, offenbar wog der Kardinal vorher die Ausdrücke ab, deren er sich bedienen wollte, und Mylady faßte alle ihre geistigen Fähigkeiten zusammen, um die Dinge, die er ihr sagen würde, vollständig zu begreifen und, wenn sie gesagt wären, ihrem Gedächtnisse einzuprägen.

Athos benützte diesen Augenblick, um seine Freunde aufzufordern, die Thüre von Innen zu schließen und dann zu ihm heranzutreten, um mit ihm zu hören.

Die zwei Musketiere, welche die Bequemlichkeit liebten, brachten einen Stuhl für jeden von ihnen und einen weiteren für Athos herbei. Alle drei setzten sich, hielten die Köpfe neben einander und horchten mit gespannten Ohren.

»Ihr begeht Euch nach London,« fuhr der Kardinal nun fort. »Dort sucht Ihr sogleich Buckingham auf.«

»Ich erlaube mir, Eurer Eminenz zu bemerken,« sagte Mylady, »daß seit der Geschichte mit den diamantenen Nestelstiften, wegen deren mich der Herzog stets im Verdacht gehabt hat, Seine Herrlichkeit mir mißtraut.«

»Es handelt sich auch diesmal,« entgegnete der Kardinal, »nicht darum, sein Vertrauen zu gewinnen, sondern sich ihm auf eine offene und loyale Weise als Unterhändlerin zu nähern.«

»Aus eine offene und loyale Weise?« wiederholte Mylady mit einer unbeschreiblich doppelsinnigen Betonung.

»Ja, offen und loyal,« versetzte der Kardinal in demselben Ton, »diese ganze Angelegenheit muß offen behandelt werden.«

»Ich werde die Instruktionen Seiner Eminenz buchstäblich befolgen und sehe denselben entgegen.«

»Ihr sucht Buckingham in meinem Namen auf und sagt ihm, ich wisse von allen Vorbereitungen, die er treffe, aber ich kümmere mich nicht im Geringsten darum, indem ich bei der ersten Bewegung, die er wagen würde, die Königin ins Verderben stürze.«

»Wird er glauben, daß Eure Eminenz im Stande ist, diese Drohung zu

erfüllen?«

»Ja, denn ich habe Beweise.«

»Ich muß diese Beweise seiner Prüfung vorlegen können.«

»Allerdings, und Ihr sagt ihm: erstens, daß ich den Bericht von Bois-Robert und vom Marquis von Beautru über die Zusammenkunft bekannt mache, die der Herzog mit der Königin bei der Frau Connetable an demselben Abend gehabt hat, wo die letztere ein Maskenfest gab. Ihr sagt ihm, damit ihm kein Zweifel übrig bleibt, daß er daselbst im Costüm des Großmoguls erschienen ist, das der Chevalier von Guise tragen sollte, dem er es um dreitausend Pistolen abgekauft hat.«

»Gut, Monseigneur.«

»Alle Einzelheiten über seinen Ein- und Austritt im Louvre in der Nacht, wo er sich unter dem Costüm eines italienischen Wahrsagers eingeschlichen hat, sind mir bekannt; Ihr sagt ihm, damit er nicht an der Echtheit meiner Nachrichten zweifelt, er habe unter seinem Mantel ein weites, mit schwarzen Thränen, Totenköpfen und Knochen in Form von Andreaskreuzen besätes Gewand getragen; denn im Fall der Überraschung sollte er für das Gespenst der weißen Dame gehalten werden, welche, wie Jedermann weiß, im Louvre erscheint, so oft ein großes Ereignis um den Weg ist.«

»Ist das Alles, Monseigneur?«

»Sagt ihm auch, ich wisse alle Einzelheiten von seinem Abenteuer in Amiens. Ich werde daraus ein geistreiches Romänchen mit dem Plane des Gartens und den Porträts der Hauptpersonen dieser nächtlichen Szene machen lassen.«

»Ich werde ihm Alles das sagen.«

»Sagt ihm ferner: ich halte Montaigu fest, Montaigu sei in der Bastille. Man habe allerdings keinen Brief bei ihm gefunden, aber die Folter könne ihn dazu bringen. Alles zu gestehen, was er weiß und selbst . . . das, was er nicht weiß.«

»Vortrefflich!«

»Fügt endlich bei: Seine Herrlichkeit habe bei der Eile, mit der er die Insel Ré verließ, einen gewissen Brief von Frau von Chevreuse liegen lassen, der die Königin sehr bedeutend compromittire, indem daraus hervorgehe, daß Ihre Majestät nicht nur die Feinde des Königs liebe, sondern auch mit denen Frankreichs conspirire. Ihr habt Alles, was ich Euch gesagt, wohl behalten, nicht wahr?«

»Eure Eminenz mag selbst urtheilen: der Ball der Frau Connetable, die Nacht im Louvre, die Abendunterhaltung von Amiens, die Verhaftung von Montaigu, der Brief der Frau von Chevreuse.«

»So ist es,« sprach der Kardinal, »so ist es. Ihr habt ein sehr glückliches Gedächtnis, Mylady.«

»Aber,« versetzte diejenige, an welche der Kardinal dieses Compliment gerichtet hatte, »wenn sich der Herzog trotz all dieser Gründe nicht ergiebt und Frankreich zu bedrohen fortfährt?«

»Der Herzog ist verliebt, wie ein Narr, oder vielmehr wie ein Dummkopf,« erwiderte Richelieu mit tiefer Bitterkeit. »Wie die alten Paladine, hat er diesen Krieg nur unternommen, um einen Blick von seiner Schönen zu erlangen. Weiß

er, daß dieser Krieg die Dame seiner Gedanken, wie er sagt, die Ehre und vielleicht die Freiheit kosten kann, so wird er sich doppelt in Acht nehmen, dafür stehe ich Euch.«

»Aber,« sagte Mylady mit einer Beharrlichkeit, welche bewies, daß sie den Auftrag, den man ihr gab, bis an sein Ende durchschauen wollte, »aber wenn er dennoch fest bleibt?«

»Wenn er fest bleibt« — sagte der Kardinal . . . »das ist nicht wahrscheinlich.«

»Es ist möglich,« entgegnete Mylady.

»Wenn er fest bleibt...« Seine Eminenz machte eine Pause und sprach sodann: »Wenn er festbleibt, gut! so hoffe ich auf eines jener Ereignisse, welche die Gestalt der Staaten verändern.«

»Wenn Seine Eminenz die Güte haben wollte, mir aus der Geschichte einige solche Ereignisse anzuführen, «sagte Mylady, »so würde ich vielleicht dieses Vertrauen auf die Zukunft theilen.«

»Nun wohl, zum Beispiel,« antwortete Richelieu, als im Jahre 1610 wegen einer Ursache, welche derjenigen ungefähr ähnlich ist, die den Herzog in Bewegung setzt, König Heinrich IV., glorreichen Andenkens, zu gleicher Zeit einen Einfall in Flandern und Italien machte, um Österreich von zwei Seiten anzugreifen, — nun, geschah es da nicht, daß ein Ereignis Österreich rettete? Warum sollte der König von Frankreich nicht dasselbe Glück haben, wie der Kaiser?«

»Eure Eminenz beliebt von dem Messerstiche in der Rue de la Feronnerie zu sprechen.«

»Allerdings,« sagte der Kardinal.

»Fürchtet Eure Eminenz nicht, die Hinrichtung Ravallacs werde diejenigen zurückschrecken, welche einen Augenblick den Gedanken haben dürften, sein Beispiel nachzuahmen?«

»Es gibt zu allen Zeiten und in allen Ländern, besonders wenn die Länder durch die Religion getheilt sind, Fanatiker, deren höchster Wunsch es ist, Märtyrer zu werden. Halt! in diesem Augenblick fällt mir ein, daß die Puritaner gegen den Herzog von Buckingham wüthend sind, und daß ihre Prediger ihn als den Antichrist bezeichnen.«

»Nun?« fragte Mylady.

»Nun!« fuhr der Kardinal mit gleichgültiger Miene fort, »es würde sich für den Augenblick z. B. nur darum handeln, eine hübsche, junge, geschickte Frau zu finden, die sich selbst an dem Herzog zu rächen hätte. Eine solche Frau läßt sich finden. Der Herzog ist ein Mann, der bei den Weibern Glück hat, und säete er auch viel Liebe durch seine Versprechungen ewiger Treue aus, so mußte er dagegen ebenfalls viel Haß durch seine ewige Untreue ausstreuen.«

»Gewiß,« sagte Mylady, »eine solche Frau läßt sich finden.«

»Gut, eine Frau, welche das Messer Jacques Clements oder Ravallacs einem Fanatiker in die Hände zu drücken wüßte, würde Frankreich retten.«

»Ja aber sie wäre die Mitschuldige einer Mordthat.«

»Hat man je die Mitschuldigen Ravallacs oder Jacques Clements kennen gelernt?«

»Nein, denn sie waren vielleicht zu hoch gestellt, als daß man es hätte wagen sollen, sie da zu suchen, wo sie sich befanden. Man würde den Justizpalast nicht um Alles in der Welt verbrennen, Monseigneur.«

»Ihr glaubt also, daß der Brand des Justizpalastes einer andern Ursache, als dem Zufall zuzuschreiben ist?« fragte Richelieu in einem Ton, worin er eine ganz bedeutungslose Frage gestellt haben würde.

»Ich, Monseigneur,« antwortete Mylady, »ich glaube nichts. Ich führe eine Thatsache an, weiter Nichts. Ich sage nur, wenn ich Mademoiselle von Montpensier oder Königin Marie von Medicis hieße, würde ich weniger Vorsichtsmaßregeln nehmen, als jetzt, da ich ganz einfach Lady Winter heiße.«

»Das ist richtig,« sprach Richelieu. »Was würdet Ihr also verlangen?«

»Ich würde einen Befehl verlangen, der Alles das zum Voraus bestätigte, was ich zur Wohlfahrt Frankreichs thun zu müssen glauben würde.«

»Aber vor Allem müßte man die Frau finden, wie ich sie bezeichnet habe, und die sich an dem Herzog zu rächen hätte.«

»Sie ist gefunden,« sprach Mylady.

»Dann müßte man den elenden Fanatiker finden, der als Werkzeug für die Gerechtigkeit Gottes dienen würde.«

»Man wird ihn finden.«

»Wohl,« sagte der Herzog, »dann wird es Zeit sein, den Befehl zu fordern, den ihr so eben von mir verlangt habt.«

»Ew. Eminenz hat Recht,« erwiderte Mylady, »und ich habe Unrecht gehabt, in der Sendung, womit sie mich beehrt, etwas Anderes zu sehen, als was sie wirklich ist, das heißt Seiner Herrlichkeit von Seiten Seiner Eminenz zu melden, daß Ihr die verschiedenen Verkleidungen kennt, mit deren Hilfe es Seiner Herrlichkeit gelungen ist, sich der Königin auf dem Ball der Frau Connetable zu nähern; daß Ihr Beweise von der Zusammenkunft besitzt, welche die Königin einem gewissen Astrologen, der Niemand anders war als der Herzog von Buckingham, im Louvre gegeben; daß Ihr einen äußerst geistreichen Roman über das Abenteuer in Amiens samt dem Plane des Gartens, wo diese Geschichte vorfiel, und den Porträts der handelnden Personen, bestellt habt; daß Montaigu sich in der Bastille befindet, und daß ihn die Folter bewegen kann, Dinge zu sagen, deren er sich erinnert, und sogar Dinge, die er vergessen hat; endlich, daß Ihr einen gewissen Brief von Frau von Chevreuse besitzt, der sich in der Wohnung seiner Herrlichkeit gefunden hat und nicht nur die Schreiberin, sondern auch diejenige, in deren Namen er geschrieben worden ist, bedeutend compromittirt. Bleibt er dessenungeachtet fest, so habe ich, da sich, wie gesagt, mein Auftrag hierauf beschränkt, nur Gott zu bitten, er möge ein Wunder zur Rettung Frankreichs thun. So ist es, nicht wahr, Monseigneur, und ich habe nichts Anderes zu vollbringen?«

»So ist es,« erwiderte der Kardinal trocken.

»Und nun,« sprach Mylady, ohne daß sie die Veränderung im Tone des Kardinals zu bemerken schien, »nun, da ich die Instruktionen Eurer Eminenz in Bezug auf Eure Feinde erhalten habe, so wird mir Monseigneur erlauben, ihm ein paar Worte über die meinigen zu sagen.«

»Ihr habt also Feinde?« fragte Richelieu.

»Ja, Monseigneur, gegen die Ihr mir Eure Unterstützung schuldig seid, denn ich habe sie mir im Dienste Eurer Eminenz zugezogen.«

»Und wer sind sie?« fragte der Kardinal.

»Vor allem eine kleine Intrigantin, Namens Bonacieux.«

»Sie ist im Gefängnisse von Nantes.«

»Das heißt, sie war dort,« entgegnete Mylady; »aber die Königin hat sich von dem König einen Befehl zu verschaffen gewußt, mit dessen Hilfe sie dieselbe in ein Kloster bringen ließ.«

»In ein Kloster?« sagte der Herzog.

»Ja, in ein Kloster.«

»Und in welches?«

»Ich weiß es nicht; daß Geheimnis ist wohl verwahrt.«

»Ich werde es erfahren.«

»Und Eure Eminenz wird mir sagen, in welchem Kloster sich diese Frau befindet?«

»Ich sehe keinen Grund, es Euch zu verweigern,« sprach der Kardinal.

»Gut. Nun habe ich noch einen andern Feind, der mir viel furchtbarer ist, als die kleine Madame Bonacieux.«

»Und wen?« »Ihren Liebhaber.«

»Wie heißt er?«

»Oh! Eure Eminenz kennt ihn wohl,« rief Mylady voll Zorn; »er ist der böse Genius von uns Beiden. Es ist derselbe Kerl, der bei einem Zusammentreffen mit den Leibwachen Ew. Eminenz den Sieg zu Gunsten der Musketiere des Königs entschieden hat; derselbe, der dem Grafen von Wardes, Eurem Emissär, vier Degenstiche versetzte und dadurch die Angelegenheit mit den Nestelstiften scheitern machte; derselbe, der mir, weil er weiß, daß ich ihm Madame Bonacieux entführte, den Tod geschworen hat.«

»Ah! ah!« sagte der Kardinal, »ich weiß, von wem Ihr sprechen wollt.«

»Ich will von dem elenden d'Artagnan sprechen.«

»Das ist ein kecker Geselle,« rief der Kardinal.

»Und gerade, weil er ein kecker Geselle ist, hat man ihn um so mehr zu fürchten.«

»Man müßte einen Beweis von seinem Einverständnis mit Buckingham haben,« sprach der Herzog.

»Einen Beweis!« rief Mylady, »es werden mir zehn zu Gebot stehen.«

»Gut, dann ist es die einfachste Sache der Welt. Liefert mir diesen Beweis und ich schicke ihn in die Bastille.«

»Wohl, Monseigneur, aber hernach?«

»Wenn man in der Bastille ist, gibt es keine Hernach,« entgegnete der Kardinal mit dumpfer Stimme. »Ah! bei Gott!« fuhr er fort, »wenn es mir so leicht wäre, mich meines Feindes zu entledigen, als es mir leicht ist. Euch den Eurigen vom Halse zu schaffen, und wenn Ihr gegen solche Leute Strafflosigkeit von mir verlangt . . . «

»Monseigneur,« versetzte Mylady, »Zug um Zug, Leben um Leben, Menschen um Menschen: gebt mir diesen, und ich gebe Euch den andern.«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt,« erwiderte der Kardinal, »und will es sogar nicht einmal wissen; aber ich hege den Wunsch, Euch angenehm zu sein, und ich sehe nichts Ungeeignetes darin. Euch Euern Wunsch in Betreff eines so untergeordneten Geschöpfes zu gewähren, um so mehr als dieser kleine d'Artagnan, wie Ihr mir sagt, ein lockerer Geselle, ein Raufbruder, ein Verräther ist.«

»Ein Schandbube! Monseigneur! ein Schandbube!«

»Gebt mir Tinte, Feder und Papier,« sagte der Kardinal.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, woraus hervorging, daß der Kardinal damit beschäftigt war, die Ausdrücke zu suchen, in denen das Billet beschrieben werden sollte, oder es wirklich zu schreiben. Athos, der kein Wort von der Unterredung verloren hatte, nahm seine zwei Gefährten bei der Hand und führte sie ans andere Ende der Stube.

»Nun,« sagte Porthos, »Was willst Du? und warum läßt Du uns nicht den Schluß des Gespräches hören?«

»Stille!« entgegnete Athos, leise redend, »wir haben Alles vernommen, was wir vernehmen mußten; übrigens halte ich Euch nicht ab, den Rest zu hören, aber ich muß gehen.«

»Du mußt gehen?« fragte Porthos. »Aber wenn der Kardinal nach dir verlangt, was sollen wir antworten?«

»Ihr wartet nicht, bis er nach mir verlangt, Ihr sagt ihm, ich sei als Kundschafter vorausgeritten, weil mich gewisse Worte unseres Wirthes auf den Gedanken gebracht hätten, daß der Weg nicht sicher sei. Überdies werde ich dem Stallmeister des Kardinals ein paar Worte zuflüstern. Das Weitere geht mich an, kümmer Dich nicht darum.«

»Sei klug, Athos,« sagte Aramis.

»Seid ruhig,« antwortete Athos, »Ihr wißt, daß ich kaltes Blut habe.«

Porthos und Aramis nahmen ihren Platz bei der Ofenröhre wieder ein.

Athos ging hinaus, ohne ein Geheimnis daraus zu machen nahm sein Pferd, das mit denen seiner zwei Freunde an die Läden angebunden war, überzeugte



mit vier Worten den Stallmeister von der Nothwendigkeit einer Vorhut bei der Rückkehr, untersuchte, scheinbar mit großer Pünktlichkeit, das Zündkraut auf seiner Pistole, nahm den Degen zwischen die Zähne und ritt wie ein verlorener Posten auf dem Wege voraus, der nach dem Lager führte.

XV.

Eheliche Szene.

Richelieu kam, wie es Athos vorhergesehen hatte, alsbald herab. Er öffnete die Thür der Stube, in welche die Musketiere eingetreten waren, und fand Porthos in einem sehr hitzigen Würfelspiel mit Aramis begriffen. Mit einem Blick durchforschte er alle Winkel der Stube und sah, daß einer von seinen Leuten fehlte.

»Was ist aus Herrn Athos geworden?« fragte er.

»Monseigneur,« antwortete Porthos, »er ist als Kundschafter vorausgeritten wegen einiger Worte unseres Wirthes, aus denen er entnehmen mußte, daß der Weg nicht sicher sein dürfte.«

»Und Ihr, was habt Ihr gemacht, Herr Porthos?«

»Ich habe Aramis fünf Pistolen abgenommen.«

»Und nun könnt Ihr mit mir zurückkehren?«

»Wir stehen Eurer Eminenz zu Befehl.«

»Zu Pferde also, meine Herren, denn es ist spät.«

Der Stallmeister war vor der Thüre und hielt das Pferd des Kardinals am Zügel. Eine Gruppe von zwei Menschen und drei Pferden erschien im Schatten. Diese zwei Menschen waren diejenigen, welche Mylady nach dem Fort de la Pointe geleiten und ihre Einschiffung bewachen sollten.

Der Stallmeister bestätigte dem Kardinal das, was die zwei Musketiere ihm bereits in Beziehung auf Athos gesagt hatten. Der Kardinal machte eine billigende Geberde und schlug den Rückweg ein, wobei er sich mit denselben Vorsichtsmaßregeln umgab, die er bei seinem Auszug genommen hatte.

Lassen wir ihn beschützt von seinem Stallmeister und den zwei Musketieren seinen Weg nach dem Lager verfolgen, und kehren wir zu Athos zurück.

Eine Zeit lang hatte er seinen Marsch in gleichem Tempo fortgesetzt, aber als er aus dem Gesichte war, warf er sein Pferd auf die rechte Seite, machte einen Umweg und kehrte auf etwa zwanzig Schritte in das Gehölze zurück, um das Vorüberziehen der kleinen Truppe zu beobachten; als er die eingefaßten Hüte seiner Gefährten und die goldene Franse am Mantel des Herrn Kardinals erkannte, wartete er, bis sich die Reiter um die Ecke der Straße wandten, und sobald er sie aus dem Gesichte verloren hatte, sprengte er im Galop nach dem Wirthshause zurück, das man ihm ohne Schwierigkeit öffnete.

Der Wirth erkannte ihn.

»Mein Offizier,« sprach Athos, »hat vergessen, der Dame im ersten Stocke eine Sache von großer Wichtigkeit zu empfehlen, und ich bin von ihm abgeschickt, um seinen Fehler gut zu machen.«

»Geht hinauf,« sagte der Wirth, »sie ist noch in ihrem Zimmer.«

Athos benützte diese Erlaubnis; stieg, so leicht als er es vermochte die

Treppe hinauf, gelangte auf die Flur und sah durch die halb geöffnete Thüre Mylady, welche ihren Hut knüpfte.

Er trat in das Zimmer ein und verschloß die Thüre hinter sich.

Athos stand an der Thüre in seinen Mantel gehüllt, seinen Hut tief in die Augen gedrückt.

Als Mylady diese stumme, unbewegliche, einer Statue ähnliche Gestalt erblickte, wurde ihr bange.

»Wer seid Ihr und was wollt Ihr?« rief sie.

»Wahrlich, sie ist es,« murmelte Athos.

Und er ließ den Mantel fallen, hob den Hut in die Höhe und trat vor Mylady.

»Erkennt Ihr mich, Madame?« sprach er.

Mylady wich zurück, als hätte sie eine Schlange erschaut.

»Wohl,« sagte Athos, »ich sehe, Ihr erkennt mich.«



»Der Graf de la Fère!« murmelte Mylady erbleichend, und wich immer mehr zurück, bis die Wand sie hinderte weiter zu gehen.

»Ja, Mylady,« antwortete Athos, »der Graf de la Fère in Person, der eigens von der andern Welt zurückkommt, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen. Setzt Euch und wir wollen uns besprechen, wie der Kardinal sagt.«

Von einem namenlosen Schrecken beherrscht setzte sich Mylady, ohne eine Silbe zu stammeln.

»Ihr seid ein auf die Erde geschickter Teufel,« sagte Athos, »Eure Macht ist groß, ich weiß es, aber Ihr wißt auch, daß die Menschen oft mit Gottes Hilfe die furchtbarsten Teufel besiegt haben. Ihr habt Euch schon einmal auf meinem Wege gezeigt, ich glaubte Euch

niedergeschmettert zu haben, aber wenn mich nicht Alles trügt, hat Euch die Hölle wiedererweckt.«

Bei diesen Worten, welche gräßliche Erinnerungen in ihr zurückriefen, ließ Mylady mit einem dumpfen Seufzer das Haupt sinken.

»Ja, die Hölle hat Euch wiedererweckt,« fuhr Athos fort, »die Hölle hat Euch

einen andern Namen gegeben, die Hölle hat Euch reich gemacht, die Hölle hat Euch beinahe ein neues Gesicht verliehen, aber sie hat weder die Flecken Eurer Seele noch das Brandmal Eures Leibes getilgt.«

Mylady stand auf, als ob sie von einer Feder gehoben würde, und ihre Augen schleuderten Blitze. Athos blieb sitzen.

»Ihr hieltet mich für todt, nicht wahr, wie ich euch für todt hielt, und der Name Athos hatte den Grafen de la Fère verborgen, wie der Name Mylady Winter Anna von Breuil verbarg? Nanntet Ihr Euch nicht so, als Euer ehrenwerther Bruder unsere Ehe schloß? Unsere Stellung ist in der That seltsam,« fuhr Athos lachend fort, »wir lebten bis jetzt beide nur, weil wir uns für todt hielten, und weil eine Erinnerung weniger beengt, als ein lebendes Wesen, obgleich eine Erinnerung oft eine verzehrende Sache ist.«

»Sprecht,« sagte Mylady mit dumpfer Stimme, »wer führt Euch zu mir, und was wollt Ihr von mir?«

»Ich will Euch sagen, daß ich Euch, obgleich unsichtbar für Eure Augen, nicht aus dem Gesichte verloren habe!«

»Ihr wißt, was ich gethan?«

»Ich kann Euch Euere Handlungen Tag für Tag erzählen, seit Eurem Eintritt in den Dienst des Kardinals bis zu diesem Abend.«

Ein ungläubiges Lächeln zog über die bleichen Lippen Mylady's.

»Hört! Ihr habt die zwei diamantenen Nestelstifte von der Schulter des Herzogs von Buckingham geschnitten; — Ihr habt Madame Bonacieux entführen lassen; — Ihr habt, in den Grafen von Wardes verliebt, und im Glauben diesen zu empfangen, d'Artagnan Eure Thüre geöffnet; — Ihr wolltet Wardes, weil Ihr glaubtet, er habe Euch betrogen, durch seinen Nebenbuhler tödten lassen; — Ihr wolltet, als dieser Nebenbuhler Euer schmachvolles Geheimnis entdeckt hatte, ihn ebenfalls durch Meuchler, die ihr ihm nachschicktet, ermorden lassen; — Ihr habt, als Ihr saht, daß die Kugeln den Mann verfehlten, vergifteten Wein mit einem falschen Brief geschickt, um Euer Opfer glauben zu machen, er komme von seinen Freunden; — Ihr habt endlich in diesem Zimmer, auf dem Stuhle, wo ich jetzt sitze, vorhin gegen den Kardinal die Verbindlichkeit übernommen, den Herzog von Buckingham ermorden zu lassen und zwar nachdem Ihr ihm das Gegenversprechen abgenommen, d'Artagnan zum Tode zu befördern.«

Mylady wurde leichenblaß.

»Ihr seid also Satan in eigener Person?« sagte sie.

»Vielleicht,« erwiderte Athos, »doch hört: ermordet den Herzog von Buckingham oder laßt ihn ermorden, daran ist mir wenig gelegen, ich kenne ihn nicht und überdies ist er ein Feind Frankreichs; aber krümmt d'Artagnan kein Haar, denn er ist ein treuer Freund, den ich liebe und vertheidige, oder ich schwöre Euch bei dem Haupte meines Vaters, das Verbrechen, welches Ihr zu begehen versucht, oder begangen habt, ist Euer letztes.«

»Herr d'Artagnan hat mich grausam verletzt,« sagte Mylady mit dumpfer Stimme; »Herr d'Artagnan muß sterben.«

»In der That, ist es möglich. Euch zu verletzen, Madame?« sprach Athos lachend; »er hat Euch verletzt und muß sterben!«

»Er muß sterben!« versetzte Mylady, »Er zuerst und sie hernach.«

Athos war wie von einem Schwindel befallen; der Anblick dieses Geschöpfes, das nichts mehr mit dem Weibe gemein hatte, erweckte gräßliche Erinnerungen in ihm; er bedachte, daß er sie schon einmal in einer viel weniger gefährlichen Lage seiner Ehre hatte opfern wollen; seine Mordlust kehrte glühend zurück und bemächtigte sich seiner mit fieberischer Gewalt. Er erhob sich ebenfalls, fuhr mit der Hand nach dem Gürtel, zog eine Pistole hervor und spannte sie.

Bleich wie eine Leiche, wollte Mylady schreien, aber über ihre kaltgewordene Zunge kam nur ein rauher Ton, dem Röcheln eines wilden Thieres ähnlich; an die düstere Wand gedrückt, erschien sie mit ihren aufgelösten Haaren als das schauerhafte Bild des Schreckens.



Athos hob langsam die Pistole in die Höhe, streckte den Arm so aus, daß das Gewehr beinahe Mylady's Stirne berührte, und sprach dann mit einer Stimme, die um so furchtbarer klang, als die erhabene Ruhe eines unbeugsamen Entschlusses daraus hervortrat.

»Madame, Ihr werdet auf der Stelle das Papier herausgeben, das Euch der Kardinal unterzeichnet hat, oder bei meiner Seele, ich schieße Euch über den Haufen.«

Bei einem andern Mann würde Mylady vielleicht ein Zweifel übrig geblieben sein, aber sie kannte Athos. Dennoch blieb sie unbeweglich.

»Ihr habt eine Sekunde um Euch zu entscheiden,« rief er.

Mylady sah an der Zusammenziehung seines Gesichts, daß der Schuß losgehen sollte; sie

fuhr rasch mit der Hand an ihre Brust, zog ein Papier hervor und reichte es Athos mit den Worten:

»Nehmt und seid verflucht:«

Athos nahm das Papier, steckte die Pistole wieder in seinen Gürtel, näherte sich der Lampe, um sich zu überzeugen, daß es gewiß das geforderte Papier war, entfaltete es und las:

»Auf meinen Befehl und zum Wohle des Staates hat der Inhaber dieses gethan, was er gethan hat.«

Den 3. August

Richelieu.«

»Und nun,« sprach Athos, indem er seinen Mantel wieder nahm und den Hut

aufsetzte, »und nun, da ich Dir die Zähne ausgerissen habe, beiß' wenn Du kannst.«

Hierauf verließ er das Zimmer, ohne sich nur umzuschauen. Vor der Thüre fand er die zwei Männer und das Pferd, das sie an der Hand hielten.

»Meine Herren,« sagte er, »Monseigneur befiehlt, wie Ihr wißt, diese Frau ohne Zeitverlust nach dem Fort de la Pointe zu führen, und sie nicht eher zu verlassen, als bis sie an Bord ist.«

Da diese Worte wirklich mit dem Befehl, den sie erhalten hatten, übereinstimmten, so verbeugten sie sich leicht zum Zeichen der Bestätigung.

Athos schwang sich in den Sattel und sprengte im Galopp davon. Doch statt der Straße zu folgen, ritt er quer durch das Feld, trieb sein Pferd kräftig mit den Sporen an und hielt von Zeit zu Zeit stille, um zu horchen.

Bei einem seiner Halte vernahm er auf der Straße die Tritte mehrerer Pferde. Er zweifelte nicht daran, daß es der Kardinal mit seiner Eskorte sei. Sogleich sprengte er noch eine Strecke voraus, stieg dann rasch ab, rieb sein Pferd mit Haidekraut und Baumblättern, sprang wieder in den Sattel und stellte sich auf der Straße ungefähr zweihundert Schritte von dem Lager auf.

»Wer da!« rief er von ferne, als er die Reiter ansichtig wurde.

»Das ist, glaube ich, unser braver Musketier,« sagte der Kardinal.

»Ja, Monseigneur,« erwiderte Athos, »er ist es.«

»Herr Athos,« sprach Richelieu, »empfangt meinen Dank, daß Ihr uns so gut Wache gehalten habt. Meine Herren, wir sind an Ort und Stelle, reitet durch das Thor links; das Losungswort ist: *der König und Ré*.

Nach diesen Worten nickte der Kardinal den drei Freunden mit dem Kopfe zu und ritt, gefolgt von seinem Stallmeister, nach rechts, denn diese Nacht schlief er selbst im Lager.

»Nun, wie steht es?« fragten Porthos und Aramis, als der Kardinal außer dem Bereich ihrer Stimmen war, »hat er das von ihr geforderte Papier unterzeichnet?«

»Allerdings,« antwortete Athos ruhig, »ich habe es hier.«

Und die drei Freunde wechselten keine Silbe mehr bis in ihr Quartier, und sagten nur den Wachen das Losungswort.

Man ließ nun Planchet durch Mousqueton sagen, sein Herr werde gebeten, wenn er von der Laufgraben-Wache abkomme, sich sogleich nach der Wohnung der Musketiere zu begeben.

My lady machte, wie es Athos vorhergesehen hatte, keine Schwierigkeit, den Männern zu folgen, als sie dieselben vor der Thüre erblickte; wohl hatte sie einen Augenblick Lust, sich zu dem Kardinal zurückführen zu lassen und ihm Alles zu erzählen, aber eine Enthüllung von ihrer Seite führte eine Enthüllung von Athos herbei; sie konnte wohl sagen, Athos habe sie gehängt, aber Athos konnte sagen, daß sie gebrandmarkt war; sie hielt es also für das Klügste zu schweigen, in der Stille abzureisen, mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit die Sendung zu erfüllen, die sie übernommen hatte, und wenn alles zur Zufriedenheit des Kardinals vollzogen wäre, Rache von ihm zu fordern.

Nachdem sie die ganze Nacht gereist war, langte sie um sieben Uhr Morgens im Fort de la Pointe an; um acht Uhr war sie an Bord und um neun Uhr lichtete

das Schiff die Anker und segelte nach England.

XVI.

Die Bastei Saint Gervais.

Als d'Artagnan bei den drei Freunden eintraf, fand er sie in demselben Zimmer versammelt. Athos dachte nach. Porthos kräuselte seinen Schnurrbart, Aramis betete aus einem reizenden, in blauen Sammet gebundenen Büchlein.

»Bei Gott!« sagte er, »meine Herren, ich hoffe, daß sich das, was Ihr mir sagen wollt, wohl der Mühe lohnen wird, sonst könnte ich Euch nicht verzeihen, daß Ihr mich veranlaßt habt, allein die Mauern einer Bastei niederzureißen!« Ach! daß Ihr nicht dabei wäret, es ging hübsch warm zu.«

»Wir befanden uns anderswo, wo es auch nicht kalt war,« antwortete Porthos, während er seinem Schnurrbart eine ihm eigenthümliche Biegung verlieh.

»Stille!« sagte Athos.

»Oh! oh!« rief d'Artagnan, der das leichte Stirnrunzeln des Musketiers wohl verstand, »es scheint Neuigkeiten zu geben.«

»Aramis,« sprach Athos, »ich glaube. Du hast vorgestern in der Herberge zum Parpaillot [Ein verächtlicher Beiname für die Calvinisten.] gefrühstückt; wie ißt man dort?«

»Ich war für meine Perlon sehr schlecht versorgt; vorgestern war Fasttag und sie hatten nur Fleischspeisen.«

»Wie!« rief Athos, »in einem Seehafen haben sie keine Fische?«

»Sie sagen,« antwortete Aramis, und wandte sich wieder zu seiner frommen Lektüre, »sie sagen, der Damm, den der Herr Kardinal bauen lasse, vertreibe sie in das offene Meer.«

»Das ist es nicht, was ich von Euch wissen wollte, Aramis,« entgegnete Athos, »ich wollte Euch fragen, ob Ihr ohne Zwang gewesen, ob Euch niemand gestört habe.«

»Es scheint mir, wir hatten nicht zu viele lästige Gäste. Ja, in Beziehung auf das, was Ihr wissen wollt, Athos, werden wir uns ziemlich wohl beim Parpaillot befinden.«

»Also auf, zum Parpaillot,« sprach Athos, »denn hier sind die Wände wie Papierblätter.«

D'Artagnan, der an die Handlungsweise seines Freundes gewöhnt war, und an einem Wort, an einem Zeichen, an einer Geberde von ihm erkannte, wenn es sich um eine Angelegenheit von Bedeutung handelte, nahm Athos beim Arm und entfernte sich mit ihm, ohne ein Wort zu sagen. Porthos folgte mit Aramis plaudernd.

Auf dem Wege begegnete man Grimaud. Athos winkte ihm mitzugehen. Grimaud gehorchte seiner Gewohnheit gemäß stillschweigend. Der arme Bursche hatte am Ende beinahe das Sprechen verlernt.

Man gelangte in die Trinkstube zum Parpaillot. Es war sieben Uhr morgens und es wurde eben Tag. Die vier Freunde bestellten ein Frühstück und traten in eine Stube ein, wo sie nach der Aussage des Wirths nicht gestört werden sollten.

Zum Unglück war die Stunde zu einer Berathung schlecht gewählt. Man hatte gerade Tagwache geschlagen. Jeder schüttelte den Schlaf von den Gliedern und nahm, um die feuchte Luft zu vertreiben, in der Trinkstube einen Schluck zu sich; Dragoner, Schweizer, Garden, Musketiere, Chevauxlegers folgten sich so rasch, daß sich der Wirth gut dabei stehen mußte, aber den Absichten der vier Freunde entsprach dies keineswegs. Sie erwiderten auch die Grüße, Toaste und Späße ihrer Genossen sehr verdrießlich.

»Wir werden uns hierdurch einen Streit zuziehen,« sprach Athos, »und wir brauchen dies gegenwärtig nicht. D'Artagnan erzählt uns von Eurer Nacht; wir erzählen Euch die unsere nachher.«

»In der That,« sprach ein Chevauleger, der sich hin- und herwiegte und langsam etwas Branntwein aus einem Glase, das er in der Hand hielt, kostete, »in der That, Ihr waret auf der Laufgraben-Wache, mein Herr Garde, und es scheint mir, Ihr hattet einen Strauß mit den Rochellern auszufechten.«

D'Artagnan schaute Athos an, als wollte er ihn fragen, ob er dem Eindringlinge antworten solle, der sich in das Gespräch mischte.

»Nun,« sagte Athos, »hörst Du nicht, daß Herr von Busigny Dir die Ehre erweist, das Wort an Dich zu richten? Erzähle was vorgefallen ist, da es diese Herren zu wissen wünschen.«

»Habt ihr nicht eine Bastei genommen?« fragte ein Schweizer, der Rum aus einem Bierglase trank.

»Ja, Herr,« antwortete d'Artagnan sich verbeugend, »wir haben diese Ehre gehabt: wir haben sogar, wie Ihr hören konntet, unter eine der Ecken ein Pulverfäßchen gebracht, das beim Aufspringen eine hübsche Bresche machte, abgesehen davon, daß der übrige Theil des Baues, insofern die Bastei nicht von gestern war, gewaltig erschüttert wurde.«

»Welche Bastei ist es?« fragte ein Dragoner, der an seinem Säbel eine Gans gespießt hielt, die er herbei brachte um sie braten zu lassen.

»Die Bastei Saint Gervais,« antwortete d'Artagnan, »aus der die Rocheller unsere Arbeiter beunruhigten.«

»Und die Affaire war hitzig?«

»Gewiß. Wir haben fünf Mann, die Rocheller acht bis zehn verloren.«

»*Balzembleu!*« rief der Schweizer, der trotz der bewundernswürdigen Sammlung von Flüchen, welche die deutsche Sprache besitzt, die Gewohnheit französisch zu fluchen angenommen hatte.

»Doch ist es wahrscheinlich,« sagte der Chevauxleger, »daß sie diesen Morgen Pioniere abschicken werden, um die Bastei wieder in Stand zu setzen.«

»Ja, das ist wahrscheinlich,« bemerkte d'Artagnan.

»Meine Herren,« sagte Athos, »eine Wette! . . . «



»Ah! ja, eine Wette!« rief der Schweizer.

»Welche?« fragte der Chevauxleger.

»Wartet,« sprach der Dragoner und legte seinen Säbel wie einen Spieß über die zwei großen Feuerblöcke im Kamin. »Unglückswirth! eine Bratpfanne, sogleich, daß ich keinen Tropfen von dem Fett dieses achtungswerthen Vogels verliere.«

»Er hat Recht,« sagte der Schweizer, »Gänsefett ist sehr gut bei Eingemachtem.«

»So,« rief der Dragoner, »nun, Eure Wette. Laßt hören, Herr Athos.«

»Ja, die Wette,« wiederholte der Chevauxleger.

»Wohl, Herr von Busigny, ich wette mit Euch,« antwortete Athos, »daß meine drei Gefährten, die Herren Porthos, Aramis, d'Artagnan und ich in der Bastei Saint-Gervais frühstücken und uns daselbst eine Stunde lang, die Uhr in der Hand, aufhalten, was der Feind auch thun mag, um uns zu vertreiben.«

Porthos und Aramis schauten sich an, sie fingen an zu begreifen.

»Aber, Freund,« sprach d'Artagnan, sich an das Ohr von Athos beugend, »Du willst uns ohne Barmherzigkeit tödten lassen.«

»Wir werden viel eher getödtet,« antwortete Athos, »wenn wir nicht dahin gehen.«

»Ah, meiner Treu, meine Herrn,« sprach Porthos, sich auf dem Stuhl umdrehend und seinen Schnurrbart kräuselnd, »das ist hoffentlich eine schöne Wette!«

»Ich nehme sie auch an,« erwiderte Herr von Busigny. »Nun handelt es sich nur noch darum, den Einsatz zu bestimmen.«

»Ihr seid zu vier, meine Herren,« sagte Athos, »wir sind auch zu vier; ein Mittagmahl nach Belieben für acht Personen, ist das Euch angenehm?«

»Vortrefflich,« versetzte Herr von Busigny.

»Vollkommen,« sprach der Dragoner.

»Es sei so,« sagte der Schweizer.

Der vierte Zuhörer, der bei dem ganzen Gespräch eine stumme Rolle gespielt hatte, machte ein Zeichen mit dem Kopfe zum Beweis, daß er dem Vorschlag beirat.

»Das Frühstück dieser Herren ist bereit,« rief der Wirth.

»Gut, so bringt es,« sagte Athos.

Der Wirth gehorchte; Athos winkte Grimaud herbei, zeigte ihm einen großen Korb, der in einer Ecke stand, und befahl ihm durch eine Geberde, das aufgetragene Fleischwerk in Servietten zu hüllen.

Grimaud begriff sogleich, daß es sich um ein Frühstück im Freien handelte, nahm den Korb, packte das Fleisch ein, legte die Flaschen dazu und hob den Korb sodann auf seinen Arm.

»Aber wo wollt Ihr mein Frühstück verzehren?« sagte der Wirth.

»Was geht das Euch an,« erwiderte Athos, »wenn man Euch nur bezahlt!«

Und er warf majestätisch zwei Pistolen auf den Tisch.

»Muß ich herausgeben, mein Herr Offizier?« fragte der Wirth.

»Nein, fügt nur zwei Bouteillen Champagner bei, und das Übrige ist für die Servietten.«

Der Wirth machte kein so gutes Geschäft, als er Anfangs geglaubt hatte. Aber er entschädigte sich dadurch, daß er den vier Gästen zwei Flaschen Anjou-Wein statt der zwei Flaschen Champagner gab.

»Herr von Busigny,« sagte Athos, »wollt Ihr die Güte haben, Eure Uhr nach der meinigen zu richten, oder mir erlauben, die meinige nach der Euren zu regeln?«

»Sehr wohl, mein Herr,« sprach der Chevauxleger, und zog eine sehr schöne, mit Diamanten eingefasste Uhr aus seiner Tasche, »ich habe halb acht Uhr.«

»Sieben Uhr fünfunddreißig Minuten,« entgegnete Athos. »Wir wissen also, daß meine Uhr um fünf Minuten voraus geht.«

Die jungen Leute grüßten die Umstehenden, welche im höchsten Grad erstaunt waren, und schlugen den Weg nach der Bastei Saint-Gervais ein, gefolgt von Grimaud, der den Korb trug, ohne zu wissen, wohin er ging, aber auch bei dem leidenden Gehorsam, an den er sich gewöhnt hatte, nicht einmal daran dachte, darnach zu fragen.

So lange sie noch innerhalb des Lagers waren, wechselten die vier Freunde kein Wort; es folgten ihnen viele Neugierige, welche von der eingegangenen Wette wußten und sehen wollten, wie sie sich herausziehen würden. Aber sobald sie die Umschanzungslinie hinter sich hatten und sich in freier Luft befanden, glaubte d'Artagnan, der durchaus nicht wußte, wovon es sich handelte, es sei Zeit, sich eine Aufklärung zu erbitten.

»Und nun, mein lieber Athos,« sprach er, »erzeige mir die Freundschaft, mir zu erklären, wohin wir gehen?«

»Ihr seht es ja,« antwortete Athos, »wir gehen in die Bastei.«

»Aber was machen wir dort?«

»Ihr wißt es ja, wir frühstücken daselbst.«

»Aber warum frühstücken wir nicht beim Parpaillot?«

»Weil wir uns sehr wichtige Dinge zu sagen haben, und weil es unmöglich wäre, in diesem Wirthshause zu sprechen, bei all den Überlästigen, die dort kommen, grüßen und plaudern. Hier,« fuhr Athos, auf die Bastei deutend fort, »hier wird man uns wenigstens nicht stören.«

»Es scheint mir,« sprach d'Artagnan mit der Klugheit, die er so gut und natürlich mit seinem außerordentlichen Muth vereinigte, »es scheint mir, wir hätten einen verborgenen Ort auf den Dünen am Meeresufer finden können.«

»Wo man die Besprechung zwischen uns vier gesehen hätte, so daß nach einer Viertelstunde der Kardinal durch seine Spione von unserer Beratung benachrichtigt gewesen wäre.«

»Ja,« sagte Aramis. »Athos hat Recht; *Animadvertuntur in desertis.*«

»Eine Wüste wäre nicht übel gewesen,« sprach Porthos, »aber wie hätte man sie finden können?«



»Es gibt keine Wüste, wo nicht ein Vogel über das Haupt hinfliegen, ein Fisch über das Wasser springen oder ein Hase aus fernem Lager laufen kann, und ich glaube, Vogel, Fisch, Hase, Alles hat sich zum Spion des Kardinals gemacht. Es ist also besser, wir verfolgen unser Unternehmen, von dem wir übrigens ohne Schmach nicht mehr zurückweichen können. Wir haben eine Wette eingegangen, eine Wette, welche nicht vorhergesehen werden konnte, und deren wahre Ursache, das weiß ich gewiß, Niemand zu errathen vermag. Um zu gewinnen, halten wir eine Stunde in der Bastei aus. Entweder werden wir angegriffen oder wir werden nicht angegriffen. Wenn nicht, so gewinnen wir hinreichend Zeit, uns zu besprechen, und Niemand wird uns hören, denn ich stehe dafür, daß die Mauern dieser Bastei keine Ohren haben. Greift man uns an, so besprechen wir unsere Angelegenheiten dennoch, und bedecken uns durch unsere Vertheidigung mit Ruhm. Ihr sehet, daß Alles zu unserem Vortheil ist.«

»Ei!« rief d'Artagnan, »wir werden sicherlich eine Kugel erwischen.«

»Ei, mein Lieber,« erwiderte Athos, »Ihr wißt, daß die am meisten zu

fürchtenden Kugeln nicht vom Feinde kommen.«

»Aber,« meinte Porthos, mir scheint, für ein solches Unternehmen hätten wir wenigstens unsere Musketen mitnehmen sollen.«

»Ihr seid ein Thor, Freund Porthos, warum sich mit einer unnützen Bürde belasten?«

»Ich finde eine gute Muskete mit zwölf Patronen und dem Pulversack, dem Feinde gegenüber, nicht unnütz.«

»Wie,« sprach Athos, »habt Ihr nicht gehört, was d'Artagnan gesagt hat?«

»Was hat er gesagt?« fragte Porthos.

»D'Artagnan hat erzählt, bei dem Angriff in dieser Nacht seien acht bis zehn Franzosen und eben so viel Rocheller getödtet worden.«

»Weiter?«

»Man hat nicht Zeit gehabt, sie zu plündern, nicht wahr? insofern man für den Augenblick etwas Eiligers zu thun hatte?«

»Nun?«

»Nun, wir werden ihre Musketen, ihre Pulversäcke und ihre Patronen finden, und statt vier Musketen und zwölf Kugeln haben wir fünfzehn Gewehre, und können wohl hundert Schüsse thun.«

»Oh! Athos,« rief Aramis, »Du bist in der That ein großer Mann!«

Porthos verbeugte sich zum Zeichen der Beipflichtung. D'Artagnan allein schien nicht völlig überzeugt.«

Wahrscheinlich theilte Grimaud die Zweifel des jungen Mannes, denn als er sah, daß man fortwährend der Bastei zumarschierte, was er bis jetzt noch nicht geglaubt hatte, zog er seinen Herrn am Rockschoße.

»Wohin gehen wir?« fragte er mit einer Geberde.

Athos deutete auf die Bastei.

»Aber,« sprach der stillschweigende Grimaud, stets in demselben Dialekte, »aber wir werden unsere Haut dort lassen.«

Athos hob die Augen und den Finger zum Himmel empor. Grimaud stellte seinen Korb auf die Erde und setzte sich, den Kopf schüttelnd, nieder.

Athos nahm eine Pistole aus seinem Gürtel, schaute, ob sie mit Zündkraut versehen war, spannte und hielt den Lauf Grimaud an das Ohr.

Grimaud war auf den Beinen, als ob ihn eine Feder emporgeschnellte hätte.

Athos hieß ihn durch ein Zeichen den Korb nehmen und vorausgehen. Grimaud gehorchte.

Der arme Bursche hatte bei dieser Pantomime eines Augenblicks durchaus nicht mehr gewonnen, als daß er von der Nachhut zur Vorhut gekommen war.

Als die vier Freunde die Bastei erreichten, wandten sie sich um. Mehr als vierhundert Soldaten von allen Waffen waren an einem Thor des Lagers versammelt, und man konnte in einer getrennten Gruppe Herrn von Busigny, den Dragoner, den Schweizer und den vierten Theilnehmer an der Wette unterscheiden.

Athos nahm seinen Hut ab, steckte ihn an das Ende seines Degens und schwenkte ihn in der Luft.

Alle Zuschauer gaben ihm den Gruß zurück und begleiteten diese Höflichkeit

mit einem Hurrah, das bis zu ihnen drang.

Hierauf verschwanden alle vier in der Bastei, wohin ihnen Grimaud vorausgegangen war.



XVII.

Der Rath der Musketiere.

Die Bastei war, wie dies Athos vorhergesehen, nur von einem Dutzend Todter, sowohl Franzosen als Rocheller, besetzt.

»Meine Herren,« sprach Athos, der das Kommando bei diesem Zug übernommen hatte, »während Grimaud die Tafel zurichtet, wollen wir zuvörderst die Gewehre und Patronen sammeln. Wir können übrigens sprechen, so lange wir dieses Geschäft besorgen, denn diese Herren,« fügte er auf die Todten deutend bei, »hören uns nicht.«

»Wir könnten sie immerhin in die Gräben werfen,« sagte Porthos, »nachdem wir uns zuvor versichert, daß sie nichts in den Taschen haben.«

»Allerdings,« versetzte Athos, »aber das ist ein Geschäft für Grimaud.«

»Wohl,« sprach d'Artagnan, »so mag Grimaud sie hernach durchsuchen und in die Gräben werfen.«

»Das sei ferne von uns,« rief Athos, »sie können uns nützlich sein.«

»Diese Todten könnten uns nützlich sein?« fragte Porthos »ei. Du wirst ein Narr, mein lieber Freund.«

»Urtheilt nicht vorlaut, sagen das Evangelium und der Herr Kardinal,« antwortete Athos. »Wie viele Flinten, meine Herren?«

»Zwölf,« antwortete Aramis.

»Wie viel Schüsse zu feuern?«

»Etwa hundert.«

»Das ist so viel, als wir brauchen; laden wir die Gewehre.«

Die vier Musketiere machten sich an die Arbeit. Als sie das letzte Gewehr geladen hatten, deutete Grimaud mit einem Zeichen an, das Frühstück sei bereit.



Athos antwortete, stets mit einer Geberde, es sei gut, und zeigte Grimaud eine Art von Nische. Dieser begriff, daß er darin Wache halten sollte. Um ihm jedoch die Unannehmlichkeit seiner Trennung etwas zu versüßen, erlaubte ihm Athos ein Brot, zwei Kalbsrippchen und eine Flasche Wein mitzunehmen.

»Und nun zu Tische,« sprach Athos.

Die vier Freunde setzten sich auf die Erde, die Beine gekreuzt, wie Türken oder wie Schneider.

»Doch jetzt,« sagte d'Artagnan, »jetzt, da Du nicht mehr gehört zu werden fürchten mußt, wirst Du uns hoffentlich Dein Geheimnis mittheilen?«

»Ich hoffe Euch zugleich Vergnügen und Ruhm zu verschaffen, meine Herren,« antwortete Athos. »Ich habe Euch einen reizenden Spaziergang machen lassen. Hier ist ein äußerst schmackhaftes Frühstück und dort unten stehen, wie Ihr durch die Schießscharten sehen könnt, fünfhundert Personen, die uns für Narren oder für Helden halten, zwei Klassen von Schwachköpfen, die sich ziemlich gleichen.«

»Aber das Geheimnis,« sagte d'Artagnan.

»Das Geheimnis,« erwiderte Athos, »besteht darin, daß ich gestern Abend Mylady gesehen habe.«

D'Artagnan setzte eben sein Glas an die Lippen, aber bei dem Namen Mylady zitterte seine Hand so sehr, daß er es auf den Boden stellte, um den

Inhalt nicht zu verschütten.

»Du hast Deine Fr . . . «

»Stille«, unterbrach ihn Athos. »Ihr vergeßt, mein Lieber, daß diese Herren nicht wie Ihr in das Geheimnis meiner häuslichen Angelegenheiten eingeweiht sind. Ich habe Mylady gesehen.«

»Und wo dies?« fragte d'Artagnan.

»Ungefähr zwei Meilen von hier, in der Herberge zum Rothen Taubenschlag.«

»Dann bin ich verloren,« rief d'Artagnan.

»Nein, noch nicht ganz,« versetzte Athos, »denn zu dieser Stunde muß sie die Küste von Frankreich verlassen haben.«

D'Artagnan athmete.

»Aber wer ist denn diese Mylady?« fragte Porthos.

»Eine reizende Frau,« erwiderte Athos, ein Glas Schaumwein kostend. »Canaille von einem Wirth!« rief er, »der uns Anjouer für Champagner gibt und glaubt, wir lassen uns hintergehen! Ja,« fuhr er fort, »eine reizende Frau, der unser Freund d'Artagnan irgend einen schlimmen Streich gespielt hat, für den sie sich dadurch zu rächen suchte, daß sie ihn vor einem Monat mit Musketenschüssen tödten lassen wollte, daß sie ihn vor acht Tagen zu vergiften trachtete, und daß sie gestern sich vom Kardinal seinen Kopf erbat.«

»Wie! vom Kardinal meinen Kopf erbat?« rief d'Artagnan bleich vor Schrecken.

»Gewiß!« sprach Porthos, »das ist so wahr wie das Evangelium; ich habe es mit meinen eigenen zwei Ohren gehört.«

»Ich ebenfalls,« fügte Aramis bei.

»Dann,« versetzte d'Artagnan und ließ entmuthigt die Arme sinken, »dann ist es unnütz, länger zu kämpfen; es ist besser, ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf, und Alles ist vorbei.«

»Das ist die letzte Dummheit, die man zu machen hat,« sprach Athos, »insoferne es die einzige ist, für die es kein Gegenmittel gibt.«

»Aber bei solchen Feinden werde ich nie entkommen,« erwiderte d'Artagnan. »Zuerst mein Unbekannter von Meung; sodann Herr von Wardes, dem ich vier Degenstiche beigebracht habe; ferner Mylady, deren Geheimnis ich entdeckte, und endlich der Kardinal, dessen Rache ich vereitelt habe.«

»Gut,« sprach Athos, »Alles das macht zusammen nur vier, einer gegen einen, bei Gott! Wenn wir den Zeichen glauben dürfen, die uns Grimaud macht, so werden wir es mit einer viel größeren Anzahl von Menschen zu thun haben. Was gibt es, Grimaud? In Betracht des Gewichts der Umstände erlaube ich Euch zu sprechen; doch ich bitte, faßt Euch kurz. Was seht Ihr?«

»Eine Truppe!«

»Von wie viel Personen?«

»Von zwanzig Menschen.«

»Was für Menschen?«

»Sechzehn Gefangene, vier Soldaten.«

»Auf wie viel Schritte sind sie von uns entfernt?«

»Auf fünfhundert Schritte.«

»Gut, wir haben noch Zeit, dieses Huhn vollends zu verzehren und ein Glas Wein zu trinken. Auf Deine Gesundheit! d'Artagnan!«

»Auf Deine Gesundheit!« wiederholten Porthos und Aramis.

»Wohl denn, auf meine Gesundheit, obgleich ich nicht glaube, daß mir Eure Wünsche viel nützen werden.«

»Bah!« rief Athos, »Gott ist groß, wie die Anhänger Mahomeds sagen, und die Zukunft liegt in seinen Händen.«

Nachdem Athos sein Glas geleert hatte, stand er gleichgültig auf, nahm das nächste beste Gewehr und näherte sich einer Schießscharte.

Porthos, Aramis und d'Artagnan thaten dasselbe. Grimaud erhielt Befehl, sich hinter die vier Freunde zu stellen um die Gewehre wieder zu laden.

Bald sah man die Truppe erscheinen; sie kam durch einen schlauchartigen Laufgraben, der eine Verbindung zwischen der Bastei und der Stadt bildete.

»Bei Gott!« sprach Athos, »es war wohl der Mühe Werth, unser Mahl wegen zwanzig solcher mit Karsten, Hauen und Schaufeln bewaffneter Schufte zu unterbrechen. Grimaud hätte ihnen nur durch ein Zeichen bedeuten dürfen, sie sollen gehen und ich bin überzeugt, sie würden uns in Ruhe gelassen haben.«

»Ich bezweifle es,« sprach d'Artagnan, »denn sie rücken sehr entschlossen heran. Übrigens sind bei den Arbeitern vier mit Musketen bewaffnete Soldaten und ein Brigadier.«

»Weil sie uns nicht gesehen haben,« entgegnete Athos.

»Meiner Treu,« sagte Aramis, »es widerstrebt mir, auf diese armen Teufel von Bürgersleuten zu schießen.«

»Ein schlechter Priester,« rief Porthos, »der mit Ketzern Mitleid hat.«

»In der That,« sagte Athos, »Aramis hat Recht, und ich will sie warnen.«

»Was Teufels macht Ihr denn?« entgegnete d'Artagnan, »Ihr wollt Euch, scheint es, niederschießen lassen, mein Lieber.«

Aber Athos hörte nicht auf diesen Rath, sondern stieg auf die Bresche, wandte sich, sein Gewehr in der einen, den Hut in der andern Hand, höflich grüßend an die Soldaten und Arbeiter, welche erstaunt über diese Erscheinung ungefähr fünfzig Schritte vor der Bastei stehen blieben, und rief:

»Meine Herren, einige Freunde und ich sitzen hier in dieser Bastei beim Frühstück. Ihr wißt aber wohl, wie unangenehm es ist, gestört zu werden, wenn man frühstückt: wir bitten Euch also, wenn Ihr unerläßliche Geschäfte hier habt, entweder zu warten bis wir unser Mahl vollendet haben oder später wieder zu kommen, wenn Ihr nicht, was das Heilsamste wäre, Lust habt, die Partei der Rebellen zu verlassen und mit uns auf die Gesundheit des Königs von Frankreich zu trinken.«

»Nimm Dich in Acht, Athos,« jagte d'Artagnan, »siehst Du nicht, daß sie auf Dich anlegen?«

»Allerdings,« erwiderte Athos, »aber es sind Bürger, die sehr schlecht schießen und mich gewiß nicht treffen werden.«

Es wurden in der That in demselben Augenblick vier Flintenschüsse abgefeuert und die Kugeln schlugen um Athos her an die Mauern, aber keine traf ihn.



Vier Schüsse antworteten ihnen beinahe in derselben Sekunde, aber unsere Freunde hatten besser gezielt, als die Angreifenden: drei Soldaten stürzten maustodt nieder und ein Arbeiter war verwundet.

»Grimaud, eine andere Muskete,« sagte Athos, immer noch auf der Bresche stehend.

Grimaud gehorchte sogleich. Die drei Freunde hatten ihre Gewehre selbst wieder geladen, der Brigadier und zwei Pioniere wurden tot zu Boden gestreckt, der Rest der Truppe ergriff die Flucht.

»Auf! meine Herren, einen Ausfall,« rief Athos.

Und die vier Freunde stürzten aus dem Fort hervor, gelangten bis zum Schlachtfeld, rafften die vier Musketen der Soldaten und die Halbpikete des Brigadiers auf, und zogen sich,

überzeugt, daß die Fliehenden erst in der Stadt anhalten werden, mit ihren Siegestrophäen in die Bastei zurück.

»Lade unsere Gewehre wieder, Grimaud,« sprach Athos, »und wir, meine Herren, wollen zu unserem Frühstück zurückkehren und unser Gespräch fortsetzen. Wo waren wir?«

»Ich erinnere mich,« antwortete d'Artagnan, »Du sagtest Mylady habe Frankreich verlassen, nachdem sie meinen Kopf von dem Kardinal verlangt habe.«

»Und wohin geht sie?« fügte d'Artagnan bei, den Myladays Reiseplan sehr in Anspruch zu nehmen schien.

»Sie geht nach England,« erwiderte Athos.

»In welcher Absicht?«

»In der Absicht, Buckingham zu ermorden oder ermorden zu lassen.«

»Ei das ist ja ganz heillos,« rief d'Artagnan voll Staunen und Entrüstung.

»Oh! was das betrifft,« entgegnete Athos, »darum kümmere ich mich nicht viel. Nun, da Du fertig bist, Grimaud,« fuhr Athos fort, »nimm die Halbpikete unseres Brigadiers, binde eine Serviette daran und pflanze sie dann auf unserer Bastei auf, damit diese rebellischen Rocheller sehen, daß sie es mit braven und loyalen Soldaten des Königs zu thun haben.«

Grimaud gehorchte, ohne zu antworten, und einen Augenblick nachher wehte eine weiße Fahne über dem Haupte der vier Freunde. Freudengeschrei und donnernder Beifall begrüßten ihre Erscheinung. Die Hälfte des Lagers war an den Barrieren.

»Wie,« versetzte d'Artagnan, »Du kümmerst Dich wenig darum, ob sie



Buckingham ermordet, oder ermorden läßt? Der Herzog ist unser Freund.«

»Der Herzog ist ein Engländer, der Herzog kämpft gegen uns, sie mag also mit ihm machen, was sie will, ich kümmere mich so wenig darum, als um eine leere Flasche.«

Und bei diesen Worten schleuderte Athos eine Flasche, deren Inhalt er bis auf den letzten Blutstropfen in sein Glas gegossen hatte, zwanzig Schritte von sich.

»Einen Augenblick —« sagte d'Artagnan, »ich gebe den Herzog nicht so rasch auf, er schenkte uns sehr schöne Pferde.«

»Und besonders sehr schöne Sättel,« sprach Porthos, der die

Galone des seinigen an seinem Mantel trug.

»Auch will Gott die Bekehrung und nicht den Tod des Sünders,« sagte Aramis.

»Amen!« sprach Athos, »und wir werden später hierauf zurückkommen, wenn es Euch beliebt. Doch ich war am meisten daraus bedacht — und Du wirst das wohl begreifen, d'Artagnan — dieser Frau eine Art von Vollmacht abzunehmen, welche sie Richelieu abgepreßt hatte, und mit deren Hilfe sie sich ungestraft Deiner und vielleicht unserer Personen entledigen könnte.«

»Aber das ist doch ein wahrer Teufel, dieses Geschöpf!« sprach Porthos und reichte Aramis, welcher Geflügel zerlegte, seine Serviette.

»Und diese Vollmacht,« fragte d'Artagnan, »diese Vollmacht blieb in Ihren Händen?«

»Nein, sie ging in die meinigen über. Wenn ich sagen würde, dies sei ohne Mühe geschehen, so müßte ich lügen.«

»Mein lieber Athos,« sprach d'Artagnan, »ich zähle nicht mehr, wie oft Ihr mir das Leben gerettet habt.«

»Also um zu ihr zurückzukehren, hast Du uns verlassen?« fragte Aramis.

»Allerdings.«

»Und Du besitzt den Brief des Kardinals?« fragte d'Artagnan.

»Hier ist er,« antwortete Athos.

Und er zog das kostbare Papier aus der Tasche seiner Kasake hervor.

D'Artagnan entfaltete es mit einer Hand, deren Zittern er nicht einmal zu verbergen suchte und las:

»Auf meinen Befehl und zum Wohle des Staates hat der Inhaber gethan, was er gethan hat.

Den 3. August 1628.

Richelieu.«

»In der That,« sprach Aramis, »das ist eine Absolution nach allen Regeln.«

»Man muß dieses Papier vernichten,« sprach d'Artagnan, der sein Todesurtheil zu lesen meinte.

»Ganz im Gegentheil,« erwiderte Athos, »man muß es sorgfältig aufbewahren, und ich würde dieses Papier nicht hergeben, wenn man es mit Goldstücken bedecken wollte.«

»Und was wird sie nun wohl thun?« fragte der junge Mann.

»Wahrscheinlich,« antwortete Athos, »wahrscheinlich wird sie dem Kardinal schreiben, ein verdammter Musketier, Namens Athos, habe ihr mit Gewalt ihren Geleitsbrief entrissen. Sie wird ihm in demselben Brief den Rath geben, sich zu gleicher Zeit seiner, so wie seiner zwei Freunde, Porthos und Aramis, zu entledigen. Der Kardinal wird sich erinnern, daß es dieselben Menschen sind, denen er immer auf seinen Wegen begegnet. Dann wird er an einem schönen Morgen d'Artagnan verhaften lassen und, damit er sich ganz allein nicht zu sehr langweilt, auch uns in die Bastille schicken, um ihm Gesellschaft zu leisten.«

»Ei, den Teufel!« rief Porthos, »es scheint mir, Du machst da sehr schlechte Spässe, mein Lieber?«

»Ich spaße nicht,« sagte Athos.

»Weißt Du,« versetzte Porthos, »daß es eine geringere Sünde wäre, dieser verdammten Mylady den Hals umzudrehen, als diesen armen Teufeln von Hugenotten, welche nie ein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie die Psalmen französisch singen, die wir lateinisch singen.«

»Was sagt der Abbé dazu?« fragte Athos ruhig.

»Ich sage, daß ich der Meinung von Porthos bin,« antwortete Aramis.

»Und ich ebenfalls,« sprach d'Artagnan.

»Zum Glück ist sie ferne von hier,« versetzte Porthos, »denn ich gestehe, sie würde mich hier sehr genieren.«

»Sie geniert mich in England eben so sehr, als in Frankreich,« sagte Athos.

»Sie geniert mich überall,« sprach d'Artagnan.

»Aber da Du sie in Deinen Händen hattest,« rief Porthos, »warum hast Du sie nicht ertränkt, erdrosselt, aufgehängt? . . . Nur die Todten kommen nicht wieder.«

»Ihr glaubt das?« erwiderte der Musketier mit einem düstern Lächeln, das d'Artagnan allein verstand.

»Ich habe einen Gedanken,« sprach d'Artagnan.

»Laß hören,« sagten die Musketiere.

»Zu den Waffen!« schrie Grimaud.

Die jungen Leute sprangen rasch auf und liefen nach ihren Gewehren.

Ein kleiner Trupp, aus zwanzig bis fünfundzwanzig Mann bestehend, rückte heran. Aber diesmal waren es nicht mehr Arbeiter, sondern Soldaten der Garnison.

»Wenn wir in das Lager zurückkehrten,« sprach Porthos. »Es scheint mir, die Partie ist ungleich.«

»Unmöglich aus drei Gründen,« antwortete Athos. »Erstens haben wir unser Frühstück noch nicht vollendet, zweitens haben wir uns noch wichtige Dinge zu

sagen, drittens fehlen noch zehn Minuten, bis die Stunde abgelaufen ist.«

»Wohl,« sagte Aramis, »wir müssen jedoch einen Schlachtplan feststellen.«

»Das ist ganz einfach,« sagte Athos; »sobald der Feind in Schußweite kommt, geben wir Feuer. Rückt er weiter vor, so geben wir abermals Feuer; wir feuern, so lange wir geladene Gewehre haben; wenn hernach der Rest des Trupps Sturm laufen will, so lassen wir die Belagerer bis in den Graben heransteigen und werfen ihnen dann einen Flügel von dieser Mauer, welche nur noch durch ein Wunder ihr Gleichgewicht hält, auf die Köpfe.«

»Bravo,« sagte Porthos, »Du bist entschieden zum General geboren, Athos, und der Kardinal, der sich für einen großen Kriegsmann hält, ist offenbar sehr wenig im Vergleich mit Dir.«

»Meine Herren,« sprach Athos, »nicht auf zwei Seiten verhandelt, ich bitte. Nehmt jeder Euern Mann auf das Korn!«

»Ich habe den meinigen,« sagte d'Artagnan.

»Und ich den meinigen,« sagte Porthos.

»Und ich ebenfalls,« sagte Aramis.

»Gebt Feuer!« sagte Athos.

Die vier Flintenschüsse machten nur einen Knall und vier Soldaten stürzten zu Boden.

Sogleich schlug der Tambour und der kleine Trupp rückte im Sturmschritt vor.

Dann folgten sich die Schüsse unregelmäßig, aber mit der größten Genauigkeit gezielt; doch die Rocheller rückten, als hätten sie die numerische Schwäche der Feinde gekannt, fortwährend im Geschwindschritt vor.

Bei drei Schüssen fielen immer zwei Mann: dessenungeachtet wurde der Marsch der Übrigbleibenden nicht langsamer.

Am Fuße der Bastei angelangt, waren die Feinde noch zwölf bis fünfzehn Mann stark. Eine letzte Ladung empfing sie, hielt sie aber nicht auf. Sie sprangen in den Graben und schickten sich an, die Bresche zu ersteigen.

»Auf, meine Freunde,« rief Athos, »endigen wir mit einem Schlage. Zur Mauer! Zur Mauer!«

Und von Grimaud unterstützt, stemmten sich die vier Freunde mit dem Laufe ihrer Flinten an einen enormen Mauerflügel, der, wie vom Sturmwind erfaßt, sich neigte, sich von seiner Grundlage ablöste, und mit furchtbarem Gekrach in den Graben stürzte. Dann vernahm man ein gewaltiges Geschrei, eine Staubwolke stieg zum Himmel auf und Alles war vorbei.

»Sollten wir sie vom Ersten bis zum Letzten zerschmettert haben?« sagte Athos.

»Meiner Treu', es sieht so aus,« erwiderte d'Artagnan.

»Nein,« sagte Porthos, »seht dort zwei oder drei, welche sich hinkend fortzuschleppen suchen.«



Drei oder vier von den Unglücklichen flohen wirklich, mit Koth und Blut bedeckt, in den Hohlweg, und erreichten die Stadt. Das war Alles, was von dem Trupp übrig blieb.

Athos schaute auf seine Uhr.

»Meine Herren, wir sind nun eine Stunde hier, und die Wette ist gewonnen. Aber man muß ehrlich spielen, und d'Artagnan hat uns überdies seinen Gedanken noch nicht gesagt.«

Nach diesen Worten setzte sich der Musketier mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit zu den Überresten des Frühstücks.

»Ihr wollt meinen Plan kennen lernen?« sprach d'Artagnan zu seinen drei Gefährten, als sie nach dem Angriffe, der für den kleinen Trupp der Rocheller so traurig geendet hatte, wieder beim Frühstück saßen.

»Ja,« antwortete Athos, »Ihr sagtet, Ihr habet einen Gedanken.«

»Richtig, ich habs wieder,« rief d'Artagnan. »Ich reise zum zweiten Mal nach England, suche Herrn von Buckingham auf und benachrichtige ihn von dem Komplott, das gegen ihn gesponnen wird.«

»Ihr werdet das nicht thun, d'Artagnan,« sprach Athos kalt.

»Und warum nicht? Habe ich es nicht bereits gethan?«

»Ja, aber damals waren wir nicht im Krieg begriffen, und Herr von Buckingham war zu jener Zeit unser Verbündeter und kein Feind. Was Ihr thun wollt, würde man als einen Verrath taxieren.«

D'Artagnan begriff das Gewicht dieses Urtheils und schwieg.

»Aber ich glaube ebenfalls einen Gedanken zu haben,« sprach Porthos.

»Hört den Gedanken des Herrn Porthos,« sagte Aramis.

»Ich verlange einen Urlaub von Herrn von Treville unter irgend einem Vorwand, den Ihr finden werdet, denn ich bin nicht so stark in Vorwänden. Mylady kennt mich nicht. Ich nähere mich ihr, ohne daß sie mich fürchtet, und wenn ich meine Schöne treffe, erdrossele ich sie.«

»Ei,« sagte Athos, »ich bin nicht abgeneigt, dem Gedanken von Porthos beizupflichten.«

»Pfui,« sprach Aramis, »eine Frau umbringen! Halt! ich habe den wahren Gedanken.«

»Laßt ihn hören, Aramis,« erwiderte Athos, welcher große Achtung vor dem jungen Musketier hegte.

»Man müßte die Königin in Kenntnis setzen.«

»Ah, meiner Treu, ja,« sprachen Porthos und d'Artagnan zugleich, »ich glaube, wir haben ein Mittel gefunden.«

»Die Königin in Kenntnis setzen?« fragte Athos, »und wie dies? Haben wir Verbindungen bei Hofe? Können wir Jemand nach Paris schicken, ohne daß man es im Lager erfährt? Von hier nach Paris sind es hundert und vierzig Meilen; unser Brief hat noch nicht Angers erreicht und wir sitzen bereits im Gefängnisse.«

»Was die Aufgabe betrifft, Ihrer Majestät einen Brief sicher zuzustellen,« sagte Aramis erröthend, »so übernehme ich dies. Ich kenne in Tours eine geschickte Person . . . «

Aramis hielt inne, als er Athos lächeln sah.

»Nun, Athos? Ihr nehmt dieses Mittel nicht an?« fragte d'Artagnan.

»Ich weise es nicht gänzlich zurück,« antwortete Athos; »aber ich wollte Aramis nur bemerken, daß er das Lager nicht verlassen kann, daß jeder Andere sicherer ist, als Einer von uns; daß zwei Stunden, nachdem der Bote abgegangen, alle Kapuziner, alle Alguazils, alle Schwarzmützen des Kardinals Euren Brief auswendig kennen, und daß man Euch samt Euren geschickten Personen verhaften wird.«

»Abgesehen davon,« sprach Porthos, »daß die Königin Herrn von Buckingham, aber keineswegs uns retten wird.«

»Meine Herren,« sagte d'Artagnan, »was Porthos einwendet, ist sehr vernünftig.«

»Ah ah! was geht in der Stadt vor?« rief Athos.

»Man schlägt Generalmarsch.«

Die vier Freunde horchten und der Lärm der Trommeln drang wirklich bis zu ihnen.

»Ihr werdet sehen, daß man ein ganzes Regiment schickt,« sagte Athos.

»Ihr hofft doch nicht gegen ein ganzes Regiment Stand zu halten,« sprach Porthos.

»Warum nicht?« erwiderte der Musketier. »Ich fühle mich jetzt im Zug und würde vor einer ganzen Armee Stand halten, wenn wir nur so vorsichtig gewesen wären, ein Dutzend Flaschen mehr mitzunehmen.«

»Bei meinem Ehrenwort, der Trommler nähert sich,« sagte d'Artagnan.

»Laßt ihn herankommen!« rief Athos. »Es ist eine Viertelstunde Wegs von hier nach der Stadt, und folglich auch von der Stadt hierher. Das ist mehr Zeit als wir brauchen, um unsern Plan festzustellen. Wenn wir von hier weggehen, finden wir nie mehr einen so passenden Ort. Und halt, gerade jetzt kommt mir der wahre Gedanke.«

»Sprecht also!«

»Erlaubt mir, daß ich Grimaud einige unerläßliche Befehle gebe.«

Athos machte seinem Bedienten ein Zeichen, sich zu nähern.

»Grimaud,« sprach Athos, auf die Todten deutend, die in der Bastei lagen, »Du nimmst diese Herren, stellst sie an die Mauer, setztest ihnen ihre Hüte auf den Kopf und gibst ihnen ihre Flinten in die Hand.«

»O großer Mann!« rief d'Artagnan, »ich verstehe Dich!«

»Ihr versteht?« fragte Porthos.

»Und Du, verstehst Du, Grimaud?« sagte Athos.

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen.

»Mehr braucht es nicht,« sprach Athos. »Kommen wir auf meinen Gedanken zurück.«

»Ich wünschte jedoch zu begreifen,« sprach Porthos.

»Das ist unnöthig!«

»Ja, ja, den Gedanken von Athos!« riefen d'Artagnan und Aramis zugleich.

»Diese Mylady, diese Frau, dieses Geschöpf, dieser Teufel, hat, wie Ihr mir, glaube ich, sagtet, einen Schwager, d'Artagnan?«

»Ja, ich kenne ihn genau, und ich bin überzeugt, daß er keine große Sympathie für seine Schwägerin hegt.«

»Das ist nicht schlimm,« antwortete Athos, »und es wäre sogar das Beste, wenn er sie haßte und verabscheute.«

»In diesem Falle sind wir nach Wunsch bedient.«

»Indessen möchte ich doch einsehen,« sprach Porthos, »was Grimaud macht.«

»Stille, Porthos,« sagte Aramis.

»Wie heißt dieser Schwager?«

»Lord Winter.«

»Wo hält er sich gegenwärtig auf?«

»Er ist bei dem ersten Kriegslärm nach London zurückgekehrt.«

»Nun, das ist gerade der Mann, den wir brauchen,« sagte Athos. »Er ist es, den wir von dem, was vorgeht, in Kenntnis setzen müssen. Wir lassen ihn wissen, daß seine Schwägerin im Begriffe ist, Jemand zu ermorden, und bitten ihn, sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Es giebt in London hoffentlich Anstalten nach Art der Madelonetten oder der reuigen Schwestern. Er läßt

seine Schwägerin dahin bringen und wir sind ruhig.«

»Ja,« sagte d'Artagnan, »bis sie wieder heraus ist.«

»Ah meiner Treu, Ihr verlangt zu viel, d'Artagnan,« sagte Athos, »ich habe Euch Alles gegeben, was ich besaß, und leugne nicht, daß ihr meinem Sack auf den Grund gekommen seid.«

»Ich meines Theils,« sagte Aramis, »halte es für das Beste, wir setzen die Königin und Lord Winter zugleich in Kenntniss.«

»Ja aber durch wen lassen wir den Brief nach Tours und den nach London tragen?«

»Ich stehe für Bazin,« sagte Aramis.

»Und ich für Planchet,« fügte d'Artagnan bei.

»In der That,« sprach Porthos, »wenn wir das Lager nicht verlassen können, so können es doch wenigstens unsere Lakaien verlassen.«

»Allerdings,« bemerkte Aramis, »noch heute schreiben wir die Briefe, geben ihnen Geld und sie gehen ab.«

»Wir geben ihnen Geld?« fragte Athos. »Ihr habt also Geld?«

Die vier Freunde schauten sich an, und eine Wolke zog über ihre Stirne hin.

»Geschwind!« rief d'Artagnan. »Ich sehe schwarze und rothe Punkte, die sich da unten bewegen. Was spracht Ihr von einem Regiment, Athos? Es ist ein wahres Heer.«

»In der That, da kommen sie. Seht, die Duckmäuser! Sie rücken ohne Trommel und Trompete heran. Bist Du fertig, Grimaud?«

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen und deutete aus ein Dutzend Todte, die er in den pittoresksten Stellungen aufgepflanzt hatte. Die Einen hatten ihre Gewehre geschultert, die Andern sahen aus, als schlugen sie an, wieder Andere hielten den Degen in der Faust.

»Bravo!« rief Athos, »das macht Deiner Einbildungskraft Ehre!«

»Das ist ganz gleichgültig,« sagte Porthos, »ich möchte jedoch wissen, zu was er sich solche Mühe gegeben.«

»Machen wir uns vorerst aus dem Staube,« erwiderte d'Artagnan.

»Einen Augenblick, meine Herren, einen Augenblick, gönnen wir Grimaud Zeit, abzutragen.«

»Ah!« sagte Aramis, »seht, die schwarzen Punkte und die rothen Punkte werden sichtbar größer, und ich bin der Meinung d'Artagnans. Ich glaube, daß wir keine Zeit zu verlieren haben, um das Lager wieder zu erreichen.«

»Meiner Treu,« sprach Athos, »ich habe nichts gegen den Rückzug einzuwenden. Wir haben auf eine Stunde gewettet, und sind anderthalb Stunden geblieben. Das ist mehr als genug. Vorwärts, meine Herren!«

Grimaud war schon mit dem Korbe vorausgegangen.

Die vier Freunde gingen hinter ihm hinaus und machten etwa zehn Schritte, als ihnen Athos zurief:

»Meine Herren! was machen wir?«

»Hast Du etwas vergessen?« fragte Aramis.

»Die Fahne! Mord und Teufel! Man darf keine Fahne in den Händen des Feindes lassen, selbst wenn es eine Serviette ist.«



Und Athos stürzte in die Bastei, erstieg die Plattform und nahm die Fahne ab. Als aber die Rocheller in Schußweite gelangt waren, eröffneten sie ein furchtbares Feuer auf diesen Mann, der sich gleichsam zum Vergnügen den Schüssen auszusetzen schien.

Doch man hätte glauben sollen, Athos würde durch einen Zauber geschützt; die Kugeln flogen zischend um ihn her, keine einzige berührte seine Person.

Athos schwang seine Fahne, indem er den Leuten von der Stadt den Rücken zukehrte und die im Lager begrüßte.

Von zwei Seiten erscholl ein mächtiges Geschrei, von der einen Seite ein Geschrei der Wuth, von der andern ein Geschrei der Begeisterung.

Eine zweite Ladung folgte der ersten, und drei Kugeln durchlöchernten die Serviette und machten wirklich eine Fahne aus ihr.

Das ganze Lager rief: »Steigt herab, steigt herab!«

Athos stieg herab; seine Kameraden, welche ängstlich seiner harrten, sahen ihn zu ihrer großen Freude wieder erscheinen.

»Vorwärts, Athos, vorwärts!« rief d'Artagnan, »ziehen wir uns zurück; jetzt, da wir Alles gefunden haben, wäre es thöricht, wenn wir uns töten ließen.«

Aber Athos fuhr fort, majestätisch einzumarschieren; und da seine Gefährten sahen, daß jede Bemerkung fruchtlos war, so regelten sie ihren Gang nach

dem seinigen.

Grimaud und sein Korb waren vorausmarschirt und befanden sich beide außerhalb des Bereichs eines Angriffes.

Nach einem Augenblick vernahm man das Gekrache eines furchtbaren Gewehrfeuers.

»Was ist das?« fragte Porthos, »und wonach schießen sie? Ich höre die Kugeln nicht pfeifen, und sehe Niemand.«

»Sie schießen nach unsern Todten,« antwortete Athos. »Aber unsere Todten werden nicht antworten.«

»Ganz richtig, dann glauben sie an einen Hinterhalt, beratschlagen, schicken einen Parlamentär ab, und wenn sie den Spaß gewahr werden, sind wir außer dem Bereich der Kugeln. Es ist daher unnöthig, uns durch große Eile ein Seitenstechen zuzuziehen.«

»O! ich begreife,« sprach Porthos erstaunt.

»Das ist ein Glück,« sagte Athos, die Achseln zuckend.

Als die Franzosen ihre vier Freunde im Schritt zurückkommen sahen, erhoben sie ein Freudenschrei.

Endlich vernahm man ein neues Musketenfeuer, die Kugeln prallten dießmal an den Kieselsteinen um die vier Freunde her auf und zischten unheilschwanger in ihre Ohren. Die Rocheller hatten sich der Bastei bemächtigt.

»Das sind sehr ungeschickte Leute,« sagte Athos. »Wie viel haben wir getödtet?«

»Zwölf bis fünfzehn.«

»Wie viel haben wir niedergeschmettert?«

»Acht bis zehn.«

»Für Alles dies nicht einmal eine Schramme! Doch was habt Ihr an der Hand, d'Artagnan? Blut, wie es mir scheint!«

»Es ist nichts,« erwiderte d'Artagnan.

»Eine verlorene Kugel!«

»Nicht einmal.«

»Was ist es denn?«

Athos liebte d'Artagnan wie sein eigenes Kind und dieser düstere und unbeugsame Charakter hegte zuweilen, wie wir schon früher bemerkten, eine wahrhaft väterliche Sorge für den jungen Mann.

»Eine Verletzung der Haut«, antwortete d'Artagnan, »meine Finger sind zwischen zwei Steine gekommen, zwischen den der Mauer und den meines Ringes, da öffnete sich die Haut.«

»Das kommt davon her, daß man Diamanten trägt,« sprach Athos verächtlich.

»Ah! wirklich,« rief Porthos, »er besitzt einen Diamant? Und warum des Teufels klagen wir, daß wir kein Geld haben, da er einen Diamant besitzt?«

»Ganz richtig,« sagte Aramis.

»Das ist gut. Porthos, diesmal habt Ihr einen Gedanken.«

»Ganz gewiß,« sprach Porthos, sich bei dem Komplimente von Athos



brüstend, »da er einen Diamant hat, so wollen wir ihn verkaufen.«

»Aber es ist der Diamant der Königin,« entgegnete d'Artagnan.

»Ein Grund mehr,« versetzte Athos. »Die Königin rettet Herrn von Buckingham, ihren Liebhaber, nichts ist billiger; die Königin rettet uns, ihre Freunde, nichts ist moralischer. Verkaufen wir den Diamant. Was denkt der Herr Abbé hierüber? Ich frage Porthos nicht um seine Meinung; er hat sie bereits ausgesprochen.«

»Ich denke,« antwortete Aramis erröthend, »daß d'Artagnan, da sein Ring nicht von einer Geliebten kommt und folglich kein Liebespfand ist, denselben verkaufen kann.«

»Mein Lieber, Ihr sprecht wie die leibhaftige Theologie. Es ist also Euer Rath? . . . «

»Den Diamant zu verkaufen,« erwiderte Aramis.

»Gut!« rief d'Artagnan heiter. »Verkaufen wir den Diamant und sprechen wir nicht mehr davon.«

Das Gewehrfeuer dauerte fort, aber die Freunde befanden sich außerhalb der Schußweite und die Rocheller schossen nur, um ihr Gewissen zu entlasten.

»Meiner Treu, es war Zeit, daß Porthos auf diese Idee kam: wir sind im Lager. Also, meine Herren, kein Wort mehr von der ganzen Geschichte. Man bemerkt uns, man kommt uns entgegen; man wird uns im Triumphe hineintragen!«



In der That war, wie wir bemerkt haben, das ganze Lager in Bewegung. Mehr als zweitausend Personen hatten die glückliche Prahlerei der vier Freunde, deren wahre Ursache man nicht im entferntesten errieth, wie ein Schauspiel betrachtet. Man hörte nichts als den Ruf: »Es leben die Garden! Es leben die Musketiere!« Herr von Busigny war der erste, der herbei kam, um Athos die Hand zu drücken und die Wette für verloren zu erklären. Der Schweizer und der Dragoner ahmten ihm nach und alle Kameraden folgten dem Schweizer und dem Dragoner. Das Händedrücken, Glückwünschen, Umarmen wollte kein Ende nehmen, es entstand ein unauslöschliches Gelächter über die Rocheller und der Tumult nahm dermaßen zu, daß der Herr Kardinal, in der Meinung, es sei ein Aufruhr ausgebrochen, La Houdinière, den Kapitän seiner Leibwachen, abschickte, um sich zu erkundigen, was vorging.

Man erzählte ihm die Sache mit dem ganzen Feuer der Begeisterung.

»Nun?« fragte der Kardinal, als er La Houdinière zurückkommen sah.

»Monseigneur,« erwiderte dieser, »drei Musketiere und ein Garde haben mit Herrn von Busigny gewettet, in der Bastei Saint Gervais zu frühstücken; sie hielten zwei Stunden gegen den Feind aus und tödteten, ich weiß nicht wie viele Rocheller.«

»Habt Ihr nach den Namen der drei Musketiere gefragt?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wie heißen sie?«

»Es sind die Herren Athos, Porthos und Aramis.«

»Immer meine drei Braven,« murmelte der Kardinal. »Und der Garde?«

»Herr d'Artagnan.«

»Immer mein junger Tollkopf! Diese vier Menschen müssen um jeden Preis mein werden.«

Am Abend desselben Tages sprach der Kardinal mit Herrn von Treville über die That vom Morgen, welche das Gespräch des ganzen Lagers bildete; Herr von Treville, der die Begebenheit aus dem Munde des Helden selbst erfahren hatte, erzählte sie Seiner Eminenz in allen ihren Einzelheiten, ohne die Episode der Serviette zu vergessen.

»Das ist schön, Herr von Treville,« sagte der Kardinal, »ich bitte Euch, verschafft mir diese Serviette, ich lasse drei goldene Lilien darauf sticken und gebe sie Eurer Kompagnie als Standarte.«

»Monseigneur,« erwiderte Herr von Treville, »das wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Gardien, Herr d'Artagnan gehört nicht mir an, sondern Herrn des Essarts.«

»Gut, so nehmt ihn,« sprach der Kardinal, »es ist nicht mehr als billig, daß die vier braven Militärs, die sich so sehr lieben, in einer Kompagnie dienen.«

An demselben Abend theilte Herr von Treville diese gute Botschaft den drei Musketieren und d'Artagnan mit, und lud alle vier auf den andern Tag zum Frühstück ein.

D'Artagnan gerieth außer sich vor Freude. Musketier zu sein war, wie man weiß, der Traum seines ganzen Lebens.

Auch die drei Freunde waren sehr erfreut.

»Meiner Treu,« sprach d'Artagnan zu Athos, »Da hast einen glorreichen Gedanken gehabt, und wir erlangten dabei Ruhm, wie Du sagtest, und konnten eine höchst wichtige Unterredung halten.«

»Die wir jetzt wieder aufnehmen können, wann es uns beliebt, denn mit Gottes Hilfe werden wir von nun an für Kardinalisten gelten.«

An demselben Abend machte d'Artagnan Herrn des Essarts seine Aufwartung, um ihm sein Avancement mitzuthemen.

Herr des Essarts, der d'Artagnan sehr gewogen war, bot diesem seine Dienste an, denn die Korps-Veränderung hatte bedeutende Equipirungskosten zur Folge.

D'Artagnan schlug das Anerbieten aus, aber er wollte die gute Gelegenheit benützen und bat ihn, den Diamant schätzen zu lassen, den er ihm zustellte und den er zu Geld zu machen wünschte.

Am andern Morgen um acht Uhr trat der Bediente des Herrn des Essarts bei d'Artagnan ein und übergab ihm einen Sack mit siebentausend Franken. Dies war der Preis für den Diamant der Königin.

XVIII.

Familien-Angelegenheit.

Athos hatte das rechte Wort gefunden: man mußte aus der Angelegenheit Buckingham's eine *Familien-Angelegenheit* machen. Eine Familien-Angelegenheit war nicht der Nachforschung des Kardinals unterworfen. Eine Familien-Angelegenheit ging Niemand etwas an. Man konnte sich vor der ganzen Welt mit einer Familien-Angelegenheit beschäftigen.

Aramis hatte den Gedanken gefunden: die Lakaien.

Porthos hatte das Mittel gefunden: den Diamant.

D'Artagnan allein hatte nichts gefunden, obschon er sonst der erfindungsreichste unter den vier Freunden war, aber man muß auch bemerken, daß schon der Name Mylady ihn lähmte. Doch wir täuschen uns, er hatte einen Käufer für seinen Diamant gefunden.

Bei dem Frühstück des Herrn von Tréville herrschte die ungezwungenste Heiterkeit. D'Artagnan hatte bereits seine Uniform. Da er beinahe von demselben Wuchse war, wie Aramis, und da Aramis in Folge des reichlichen Honorars von dem Buchhändler, der ihm sein Gedicht abgekauft hatte, wie er behauptet hatte, Alles doppelt besaß, so trat er d'Artagnan eine vollständige Equipirung ab.

D'Artagnan wäre auf dem Höhepunkt seiner Wünsche gestanden, wenn er nicht Mylady wie eine düstere Wolke am Horizont hätte hervortreten sehen.

Nach dem Frühstück kam man überein, sich am Abend in der Wohnung von Athos zu versammeln und dort die Angelegenheit zu Ende zu führen.

D'Artagnan brachte den Tag damit zu, seine Musketier-Uniform in allen Straßen des Lagers zu zeigen.



Am Abend versammelten sich die Freunde zur bestimmten Stunde; es blieben nur noch drei Dinge zu entscheiden:

Was man dem Bruder von Mylady schreiben sollte; Was man der geschickten Person in Tours schreiben sollte;

Und welche Bedienten die Briefe besorgen sollten.

Jeder bot den seinigen an. Athos rühmte die Verschwiegenheit Grimauds, der nur sprach, wenn ihm sein Herr den Mund auftrennte; Porthos pries die Kraft Mousquetons, der vier Männer von gewöhnlicher Leibesbeschaffenheit durchprügeln konnte. Aramis vertraute auf die Gewandtheit Bazin's und sprach mit pomphaften Lobeserhebungen von seinem Kandidaten; d'Artagnan endlich hatte ein vollkommenes Zutrauen zu dem Muth Planchets und erinnerte daran, wie er sich in der so kitzeligen Angelegenheit von Boulogne benommen hatte. Diese vier Tugenden stritten lang um den Preis und gaben zu glänzenden Reden Anlaß, die wir in Betracht ihrer Ausdehnung nicht anführen.

»Leider,« sprach Athos, »müßte der, welchen man abschickt, die vier Tugenden vereinigt besitzen.«

»Aber wo ließe sich ein solcher Bediente finden?«

»Nicht zu finden; ich weiß wohl,« antwortete Athos; »nehmt also Grimaud.«

»Nehmt Mousqueton.«

»Nehmt Bazin.«

»Nehmt Planchet. Planchet ist ehrlich und gewandt, das sind schon zwei von

den vier Eigenschaften.«

»Meine Herren,« sprach Aramis, »die Hauptsache ist nicht zu ermessen, welcher von unsern vier Bedienten der verschwiegenste, der stärkste, der gewandteste und der muthigste ist; die Hauptsache ist, daß wir ermessen, welcher das Geld am meisten liebt.«

»Was Aramis sagt, ist sehr vernünftig,« versetzte Athos, »man muß auf die Fehler der Menschen spekulieren, und nicht auf ihre Tugenden. Mein Herr Abbé, Ihr seid ein großer Moralist.«

»Allerdings,« erwiderte Aramis, »denn wir bedürfen guter Bedienung, nicht nur damit unser Plan gelingt, sondern daß wir nicht scheitern, weil es sonst um unsre Köpfe geht, nicht um die der Lakaien . . . «

»Leiser, Aramis,« sagte Athos.

»Das ist wahr,« sprach Aramis, »nicht um die der Lakaien, sondern um die der Herren. Sind uns unsere Bedienten so sehr ergeben, daß sie das Leben für uns wagen? Nein.«

»Meiner Treu,« entgegnete d'Artagnan, »ich wollte beinahe für Planchet stehen.«

»Gut! mein lieber Freund, so fügt seiner natürlichen Ergebenheit eine schöne Summe bei, wodurch er zu einiger Wohlhabenheit gelangt, und steht dann zweimal für ihn.«

»Eh! guter Gott, Ihr werdet gleichfalls betrogen werden,« sagte Athos, der Optimist war, wenn es sich um Dinge, und Pessimist, wenn es sich um Menschen handelte; »sie werden Alles versprechen, um Geld zu bekommen, und unterwegs wird sie die Furcht abhalten zu handeln. Sind sie einmal gefangen, so bindet man sie; sind sie gebunden, so gestehen sie. Was Teufels, wir sind keine Kinder! Um nach England zu gehen (Athos dämpfte seine Stimme), muß man ganz Frankreich durchreisen, während das Land von Spionen und Kreaturen des Kardinals wimmelt; man muß einen Paß haben, um sich einzuschiffen; man muß Englisch verstehen, um den Weg nach London zu erfragen. Mir kommt die Sache sehr schwierig vor.«

»Keineswegs,« entgegnete d'Artagnan, dem Alles daran lag, die Sache durchzusetzen; »mir kommt sie im Gegentheil ganz leicht vor. Es versteht sich, bei Gott! von selbst, daß, wenn man an Lord Winter von niederträchtigen Dingen, von Abscheulichkeiten des Kardinals . . . «

»Leiser,« ermahnte Athos.

»Von Intriguen und Staatsgeheimnissen schreibe,« fuhr d'Artagnan sich der Ermahnung fügend fort, »es versteht sich, sage ich, dann von selbst, daß wir bei lebendigem Leibe gerädert würden, aber vergeßt doch um Gottes willen nicht, daß wir ihm, wie Ihr selbst gesagt habt, Athos, in Familienangelegenheiten schreiben, daß wir uns einzig und allein an ihn wenden, damit er Mylady bei ihrer Ankunft in London außer Stand setzt, uns zu schaden. Ich werde ihm einen Brief ungefähr in folgenden Ausdrücken schreiben.«

»Laßt hören,« sagte Aramis und nahm zum Voraus das Gesicht eines Kritikers an.

»Mein Herr und theuer Freund . . . «

»Ah! ja, theurer Freund, an einen Engländer!« unterbrach ihn Athos. »Gut angefangen, d'Artagnan, schon wegen dieses einzigen Wortes würdet Ihr geviertheilt, statt gerädert.«

»Wohl, es sei, ich werde also ganz kurz »»Mein Herr«« sagen.«

»Ihr könnt sogar Mylord sagen,« erwiderte Athos, der große Stücke auf derartige Äußerlichkeiten hielt.

»Mylord, erinnert Ihr Euch des kleinen Ziegengeheges beim Luxemburg?«

»Gut! jetzt kommt der Luxemburg, man wird glauben, es sei eine Anspielung auf die Königin Mutter! das ist geistreich!« sprach Athos.

»Wohl, setzen wir ganz einfach: Mylord, erinnert Ihr Euch eines gewissen kleinen Geheges, wo man Euch das Leben gerettet hat?«

»Mein lieber d'Artagnan,« sprach Athos, »Ihr werdet stets ein sehr schlechter Briefsteller sein. Wo man Euch das Leben rettete! pfui! das ist nicht würdig; einen anständigen Mann erinnert man nicht an dergleichen Dienste; eine Wohlthat vorwerfen heißt beleidigen.«

»Ah! mein Lieber,« erwiderte d'Artagnan, »Ihr seid unerträglich, und wenn ich unter Eurer Censur schreiben muß, so verzichte ich darauf.«

»Und daran thut Ihr wohl. Handhabt die Muskete und den Degen, mein Freund, bei solchen Übungen benehmt Ihr Euch vortrefflich; aber überlaßt die Feder dem Herrn Abbé, das ist seine Sache.«

»Ja gewiß,« sprach Porthos, »überlaßt die Feder Aramis, der Thesen in lateinischer Sprache schreibt.«

»Nun wohl, es sei,« sagte d'Artagnan, »entwerft Ihr diesen Brief, Aramis; aber im Namen des heiligen Vaters! nehmt Euch wohl in Acht, ich hechle Euch ebenfalls durch, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Das ist mir äußerst angenehm,« antwortete Aramis mit dem naiven Selbstvertrauen, das jeder Dichter besitzt; »aber man theile mir die betreffenden Umstände mit. Ich habe wohl beiläufig gehört, diese Schwägerin sei eine schurkische Person, ich habe sogar selbst den Beweis hierfür erhalten, als ich ihre Unterredung mit dem Kardinal hörte . . . «

»Leiser, Donner und Teufel!« sprach Athos.

»Aber,« fuhr Aramis fort, »die Einzelheiten sind mir nicht bekannt.«

»Mir auch nicht,« sagte Porthos.

D'Artagnan und Athos schauten sich einige Zeit stillschweigend an. Endlich, als sich Athos etwas gesammelt hatte, machte er, noch bleicher als gewöhnlich, ein Zeichen der Einwilligung. D'Artagnan begriff, daß er sprechen konnte.

»Wohl, so hört, was zu schreiben ist,« versetzte d'Artagnan, »Mylord, Eure Schwägerin ist eine Schändliche, die Euch tödten lassen wollte, um Euch zu beerben; aber sie konnte Euern Bruder nicht heirathen, da sie schon in Frankreich verheirathet war und . . . « d'Artagnan hielt inne, als ob er nach dem Worte suchte, und schaute Athos an.

»Von ihrem Gatten fortgejagt wurde,« sagte Athos.

»Weil sie gebrandmarkt war,« fuhr d'Artagnan fort.

»Bah!« rief Porthos, »unmöglich! Sie wollte ihren Schwager tödten lassen?«

»Ja.«

»Sie war verheirathet?« fragte Aramis.

»Ja.«

»Und ihr Gatte bemerkte, daß sie eine Lilie auf der Schulter hatte?« rief Porthos.

»Ja.«

Diese drei Ja wurden von Athos, jedes mit düsterer Betonung ausgesprochen.

»Und wer hat die Lilie gesehen?« fragte Aramis.

»D'Artagnan und ich, oder vielmehr, um die chronologische Ordnung zu beobachten, ich und d'Artagnan,« antwortete Athos.

»Und der Gatte dieses abscheulichen Geschöpfes lebt noch?« sprach Aramis.

»Er lebt noch.«

»Ihr wißt es gewiß?«

»Ich weiß es gewiß.«

Es herrschte ein kurzes Stillschweigen, während dessen jeder die Eindrücke nach seiner eigentümlichen Natur in sich verarbeitete.

»Diesmal,« sagte Athos, das Stillschweigen zuerst unterbrechend, »diesmal hat uns d'Artagnan ein vortreffliches Programm gegeben, und das muß man vor Allem schreiben.«

»Teufel, Ihr habt Recht, Athos,« versetzte Aramis, »und der Entwurf ist kitzelig. Der Herr Kanzler käme selbst in Verlegenheit, wenn er einen Brief von dieser Wichtigkeit abfassen müßte, und der Herr Kanzler faßt doch ein Protokoll sehr gut ab. Doch gleich viel, schweigt, ich schreibe.«

Aramis nahm eine Feder, dachte einen Augenblick nach, schrieb acht bis zehn Zeilen mit einer zierlichen Frauenhandschrift, und las sodann mit weicher Stimme, als ob jedes Wort ängstlich von ihm erwogen worden wäre, wie folgt:

»Mylord,

»Die Person, welche Euch diese Zeilen schreibt, hat die Ehre gehabt, den Degen in einem kleinen Gehege der Rue d'Enfer mit Euch zu kreuzen. Da Ihr seitdem wiederholt die Güte hattet, Euch den Freund dieser Person zu nennen, so glaubt sie Euch für diese Freundschaft durch einen guten Rath danken zu müssen. Zweimal wäret Ihr beinahe das Opfer einer nahen Verwandten geworden, die Ihr für Eure Erbin haltet, weil Ihr nicht wißt, daß sie, ehe sie in England eine Ehe eingegangen hatte, bereits in Frankreich verheirathet war; aber das dritte Mal, das Euch jetzt bevorsteht, könntet Ihr unterliegen. Eure Verwandte ist von La Rochelle nach England abgereist. Überwacht ihre Ankunft, denn sie hat große, furchtbare Pläne. Wenn ihr durchaus wissen wollt, was sie zu thun fähig ist, so lest ihre Vergangenheit auf ihrer linken Schulter.«

»Das ist vortrefflich,« rief Athos. »Ihr habt die Feder eines Staatssekretärs, mein lieber Aramis. Lord Winter wird wohl auf seiner Hut sein, wenn der Rath überhaupt zu ihm gelangt, und fiele er in die Hände seiner Eminenz, so dürften wir dadurch nicht gefährdet werden. Da jedoch der Bediente, dem die Besorgung übertragen wird, uns glauben machen könnte, er sei in London gewesen, während er in Chatelleraut angehalten hat, so wollen wir ihm nur die Hälfte der Summe geben und die andere Hälfte für die Antwort versprechen.

Habt Ihr den Diamant?« fuhr Athos fort.



»Ich habe etwas Besseres, ich habe das bare Geld,« antwortete d'Artagnan.

Und er warf den Sack auf den Tisch. Beim Klange des Goldes schlug Aramis die Augen auf. Porthos bebte, Athos blieb unempfindlich.

»Wie viel ist in diesem Säckchen?« sagte er.

»Siebentausend Livres in Louisd'or zu zwölf Franken.«

»Siebentausend Livres!« rief Porthos; »dieser schlechte, kleine Diamant war siebentausend Livres werth!«

»Es scheint, Porthos, da sie hier liegen; ich glaube nicht, daß unser Freund d'Artagnan von dem seinigen dazu gethan hat.«

»Aber, meine Herren, bei allem dem denken wir gar nicht an die Königin; sorgen wir doch auch ein wenig für die Gesundheit ihres lieben Buckingham, das sind wir ihm mindestens schuldig.«

»Ganz richtig,« sprach Athos, »doch das geht Aramis an.«

»Wohl,« sagte dieser erröthend, »was soll ich thun?«

»Das ist ganz einfach,« antwortete Athos, »einen zweiten Brief an die gewandte Person schreiben, welche in Tours wohnt.«

Aramis nahm die Feder wieder auf, dachte abermals einen Augenblick nach und schrieb folgende Zeilen, die er sogleich der Billigung seiner Freunde unterwarf:

»Meine liebe Base . . . «

»Ah! ab!« sagte Athos, »diese gewandte Person ist mit Euch verwandt?«

»Geschwisterkind,« sprach Aramis.

»Also Base.«

Aramis fuhr fort:

»Meine liebe Base, Seine Eminenz der Kardinal, den Gott zum Wohle Frankreichs und zur Schmach der Feinde des Reiches erhalten möge, ist auf dem Punkte, den ketzerischen Rebellen von La Rochelle den Garaus zu machen; es ist wahrscheinlich, daß die Hilfe der englischen Flotte nicht einmal vor dem Platz ankommen wird; ich möchte beinahe sagen, ich weiß gewiß, daß Herr von Buckingham durch ein gewisses Ereignis verhindert sein wird, abzureisen. Seine Eminenz ist der erhabenste Politiker der Vergangenheit, der Gegenwart und wahrscheinlich auch der Zukunft. Er würde die Sonne auslöschen, wenn sie ihn genierte. Theilt diese glücklichen Nachrichten Eurer Schwester mit, meine liebe Base. Ich träumte, der verdammte Engländer wäre tot. Ich weiß nicht mehr, ob durch Eisen oder durch Gift; nur dessen bin ich gewiß, daß er tot war und Ihr wißt, meine Träume täuschen mich nie. Haltet Euch also versichert, mich bald

zurückkommen zu sehen.«

»Vortrefflich,« rief Athos; »Ihr seid der König der Dichter, Ihr sprecht wie die Apokalypse und seid wahr wie das Evangelium. Es braucht jetzt nur noch die Adresse auf den Brief gesetzt zu werden.

»Das ist sehr leicht,« sagte Aramis.

Er legte den Brief niedlich zusammen und schrieb:

»An Mademoiselle Michon, Weißnäherin in Tours.«

Die drei Freunde schauten sich lachend an. Sie waren getäuscht.

»Nun begreift Ihr wohl, meine Herren,« sagte Aramis, »daß Bazin allein diesen Brief nach Tours bringen kann. Meine Base kennt nur Bazin und hat nur zu ihm Vertrauen. Bei jedem Andern würde die Sache scheitern. Überdies ist Bazin ehrgeizig und gelehrt. Bazin hat die Geschichte gelesen, meine Herren, er weiß, daß Sixtus V. Pabst geworden ist, nachdem er Schweine gehütet, und da er zugleich mit mir zur Kirche übertreten will, so verzweifelt er nicht daran, selbst einmal Pabst oder wenigstens Kardinal zu werden. Ihr begreift, daß ein Mensch, der solche Absichten hegt, sich nicht fangen läßt, oder wenn er gefangen wird, eher das Märtyrerthum erduldet, als daß er spräche.«

»Sehr gut,« sagte d'Artagnan, »ich lasse Euch gerne Bazin gelten, laßt mir dagegen Planchet gelten. Mylady hat ihn einst mit Stockschlägen aus dem Hause gejagt. Planchet aber hat ein gutes Gedächtnis, und wenn er irgendwo eine Rache wittern kann, so würde er sich eher bei lebendigem Leibe rädern lassen, als darauf Verzicht leisten. Sind die Angelegenheiten von Tours die Eurigen, Aramis, so sind die von London die meinigen. Ich bitte also, Planchet zu wählen, welcher überdies schon einmal mit mir in London gewesen ist und ganz deutlich auszusprechen versteht: *London, Sir, if you please und my master, Lord d'Artagnan.* Mit diesem wird er seinen Weg hin und zurück machen, Ihr könnt ganz unbesorgt sein.«

»In diesem Fall,« sprach Athos, »muß Planchet siebenhundert Livres für die Hinreise und siebenhundert für die Rückreise bekommen, und Bazin dreihundert für die Hinreise und dreihundert für die Rückreise. Dadurch schmilzt die Summe auf fünftausend Livres herab. Wir nehmen jeder Tausend Livres, um sie nach Gutdünken zu verbrauchen, und behalten einen Fonds von tausend Livres übrig, den der Abbé für außerordentliche Fälle oder gemeinschaftliche Bedürfnisse aufbewahrt. Ist Euch dies angenehm?«

»Mein lieber Athos,« sagte Aramis, »Ihr sprecht wie Nestor, der, wie Jedermann weiß, der weiseste der Griechen war.«

»Gut, das ist abgemacht,« versetzte Athos. »Planchet und Bazin werden reisen. Im Ganzen ist es mir nicht leid, daß Grimaud bei mir bleibt. Er ist an meine Art und Weise gewöhnt, und darauf halte ich große Stücke. Der gestrige Tag hat ihn bereits etwas erschüttert, diese Reise würde ihn zu Grund richten.«

Man ließ Planchet kommen und gab ihm seine Instruktionen. Er wurde von d'Artagnan unterrichtet, der ihm zuerst den Ruhm, dann das Geld und endlich die Gefahr ankündigte.

»Ich werde den Brief im Aufschlag meines Rockes tragen,« sagte Planchet, »und ihn verschlingen, wenn man mir ihn nehmen will.«

»Aber dann kannst Du Deinen Auftrag nicht besorgen,« entgegnete d'Artagnan.

»Ihr gebt mir diesen Abend eine Abschrift, die ich auswendig lerne.«

D'Artagnan schaute seine Freunde an, als wollte er sagen:

»Nun, was hatte ich Euch versprochen?«

»Du hast acht Tage,« fuhr er, sich an Planchet wendend, fort, »um zu Lord Winter zu gelangen. Du hast acht Tage, um hierher zurückzukommen. Im Ganzen sechzehn Tage. Wenn Du am sechzehnten Tage nach Deiner Abreise Abends nicht zurückgekommen bist, kein Geld, und wenn es acht Uhr fünf Minuten wäre.«

»Dann kauft mir eine Uhr, gnädiger Herr,« sprach Planchet.

»Nimm diese,« sagte Athos und gab ihm mit seiner sorglosen Großmuth die seinige, »sei ein braver Bursche und bedenke, daß Du, wenn Du plauderst, Schuld bist, daß Deinem Herrn, der so großes Vertrauen auf Deine Treue setzt und für Dich haftete, der Hals abgeschnitten wird. Aber bedenke auch, daß ich Dich, wenn durch Deine Schuld d'Artagnan ein Unglück widerfährt, überall finden werde, um Dir den Bauch aufzuschlitzen.«

»Oh, gnädiger Herr!« sagte Planchet, gedemüthigt durch diesen Verdacht und besonders erschrocken über die ruhige Miene des Musketiers.

»Und ich,« rief Porthos, seine große Augen in ihren Höhlen rollend, »bedenke, daß ich Dich lebendig erdroßle.«

»Oh, gnädiger Herr!«

Und Planchet fing an zu weinen; wir vermögen nicht anzugeben, ob dies aus Schrecken wegen der Drohungen, die man gegen ihn ausstieß, oder aus Rührung darüber geschah, daß er die vier Freunde so enge verbunden sah.

D'Artagnan faßte ihn bei der Hand und sprach:

»Siehst Du, Planchet, diese Herren sagen Dir dies Alles aus Liebe für mich, aber im Grunde sind sie Dir wohl geneigt.«

»Ah, gnädiger Herr,« erwiderte Planchet, »entweder schlage ich mich durch, oder man schneidet mich in Stücke, und wenn man mich in Stücke schneidet, so dürft Ihr überzeugt sein, daß keines davon sprechen wird.«

Es wurde beschlossen, daß Planchet am andern Morgen um acht Uhr abgehen sollte, damit er, wie er gesagt hatte, während der Nacht den Brief auswendig lernen könnte. Bei dieser Anordnung gewann er gerade zwölf Stunden. Er mußte am sechzehnten Tage Abends acht Uhr zurückgekommen sein.

Als er am andern Morgen zu Pferde steigen wollte, nahm d'Artagnan, der eine gewisse Vorliebe für den Herzog von Buckingham in seinem Innern fühlte, Planchet bei Seite und sprach:

»Höre, wenn Du den Brief Lord Winter zugestellt und er ihn gelesen hat, so sagst Du ihm noch weiter; »»Wacht über Seine Herrlichkeit, Lord Buckingham, denn man will ihn ermorden!«« Siehst Du, Planchet, das ist aber so ernst und so wichtig, daß ich es nicht einmal meinen Freunden gestehen wollte; ich vertraue nur Dir dieses Geheimnis an, und ich möchte es nicht für eine Kapitänsstelle niederschreiben.«

»Seid unbesorgt, gnädiger Herr,« sprach Planchet, »Ihr werdet sehen, ob

man auf mich zählen kann.«

Und auf einem vortrefflichen Pferd, von dem er sich zwanzig Meilen von da trennen sollte, um die Post zu nehmen, ritt Planchet im Galopp von dannen, das Herz ein wenig gepreßt durch das traurige Versprechen, das ihm die Musketiere gemacht hatten, aber im Ganzen in der besten Stimmung.

Bazin ging am andern Tag nach Tours ab und hatte acht Tage, um seinen Auftrag zu besorgen.

Die vier Freunde hatten, wie man sich leicht denken kann, während der ganzen Dauer dieser zwei Abwesenheiten, mehr als je ihre Augen auf der Lauer, die Nase im Winde und das Ohr im Horchwinkel.

Sie verbrachten ihre Tage damit, daß sie zu erfahren suchten, was man sagte, daß sie die Gänge des Kardinals beobachteten und die ankommenden Couriere ausspähten. Mehr als einmal wurden sie von einer unüberwindlichen Angst befallen, wenn man sie zu irgend einem unerwarteten Dienste rief. Sie hatten sich übrigens zu ihrer eigenen Sicherheit zu hüten: Mylady war ein Gespenst, das, wenn es einmal den Menschen erschienen war, sie nicht mehr ruhig schlafen ließ.

Am Morgen des achten Tages trat Bazin frisch, wie immer, und lächelnd, wie gewöhnlich, in die Schenke zum Parpaillot ein, wo die vier Freunde gerade beim Frühstücke saßen, und sagte, wie dies verabredet war:

»Herr Aramis, hier ist die Antwort Eurer Base.«

Die vier Freunde tauschten einen freudigen Blick aus, die Hälfte des Geschäftes war abgemacht. Allerdings war es die kürzere und leichtere.

Aramis nahm unwillkürlich erröthend den Brief, der von einer plumpen Handschrift und ohne Orthographie war.

»Guter Gott!« rief er lachend, »ich gerathe gewiß noch in Verzweiflung, nie wird die arme Michon wie Herr von Voiture schreiben.«

»Was soll das heißen: die arme Michon?« fragte der Schweizer, welcher, als der Brief ankam, gerade in einem Gespräch mit den vier Freunden begriffen war.

»Oh! mein Gott, weniger als nichts,« antwortete Aramis, »eine kleine reizende Nählerin, die ich sehr lieb habe, und von der ich mir einige Zeilen ihrer Hand als Andenken erbat.«

»Gottes Blut!« rief der Schweizer, »wenn ihre Seele so groß ist, als ihre Handschrift, so sitzt Ihr sehr im Glücke, mein Kamerad.«

»Laßt sehen, was sie mir schreibt,« sagte Athos.

Athos warf einen Blick auf das Papier und laß, um jeden Verdacht zu entfernen, der hätte entstehen können, ganz laut:

»Mein Vetter, meine Schwester und ich, wir errathen die Träume sehr gut und wir haben eine furchtbare Angst davor; aber von Eurem wird man hoffentlich sagen können: Träume Schäume. Adieu! Bleibt gesund und macht, daß wir von Zeit zu Zeit etwas von Euch hören.

Agläë Michon.«

»Von welchem Traume spricht sie?« fragte der Dragoner.

»Ei, bei Gott!« rief Aramis, »das ist ganz einfach, von einem Traume, den ich gehabt und ihr erzählt habe.«

»Ah ja, bei Gott! Das ist ganz einfach, wenn man seine Träume erzählt. Aber ich, was mich betrifft, ich träume nie.«

»Ihr seid sehr glücklich,« sagte Athos aufstehend, »und ich wollte, ich könnte dasselbe von mir sagen.«

»Nie,« versetzte der Schweizer, entzückt, daß ein Mann wie Athos ihn um etwas beneidete, »nie, nie!«

Als d'Artagnan sah, daß Athos aufstand, machte er es ebenso, nahm ihn beim Arm und ging mit ihm hinaus.

Porthos und Aramis blieben zurück, um den Späßen des Dragoners und des Schweizers die Spitze zu bieten.

Bazin legte sich auf einen Bund Stroh nieder, und da er mehr Einbildungskraft als der Schweizer hatte, so träumte er, Aramis sei Papst geworden und schmückte ihn mit einem Kardinalshut.

Aber Bazin hatte, wie gesagt, durch seine glückliche Rückkehr den vier Freunden nur einen Theil der Unruhe benommen, welche auf ihnen lastete. Die Tage des Wartens sind lang und d'Artagnan besonders hätte gewettet, jeder Tag habe achtundvierzig Stunden.

Er vergaß die notwendige Langsamkeit der Schifffahrt, er stellte sich die Macht Myladys allzu groß vor, er verlieh dieser Frau, die ihm einem Dämon ähnlich zu sein schien, übernatürliche Mittel; er bildete sich bei dem geringsten Geräusche ein, man komme, um ihn zu verhaften, und bringe Planchet herbei, um ihn mit ihm und seinen Freunden zu confrontiren. Diese Unruhe war so groß, daß sie auch Porthos und Aramis ergriff; nur Athos blieb unempfindlich. Er war, als ob es gar keine Gefahr um ihn her gäbe und als ob er seine gewöhnliche Atmosphäre athmete.

Am sechzehnten Tage besonders wurden diese Zeichen der Aufregung bei d'Artagnan und seinen zwei Freunden so sichtbar, daß sie nicht am Platze bleiben konnten und wie Schatten auf dem Wege umherirrten, auf welchem Planchet zurückkehren sollte.

»Wahrlich,« sagte Athos zu ihnen, »Ihr seid Kinder, daß Euch eine Frau so bange macht. Ei, was kann denn am Ende geschehen? Daß man uns einsperrt? Man wird uns auch wieder aus dem Gefängnisse ziehen, wie man Madame Bonacieux herausgezogen hat. Daß man uns enthauptet? Jeden Tag setzen wir uns im Laufgraben noch viel Schlimmerem aus, denn eine Kugel kann uns das Bein zerschmettern und ich bin überzeugt, daß uns ein Wundarzt bei Weitem größere Schmerzen verursacht, wenn er uns den Schenkel



abschneidet, als ein Henker, wenn er uns den Kopf abschlägt. Seid also ruhig: in zwei Stunden, in vier, in sechs Stunden spätestens wird Planchet hier sein; denn er hat einzutreffen versprochen, und ich setze großes Vertrauen auf die Versprechungen Planchets.«

»Aber wenn er nicht kommt?« fragte d'Artagnan.

»Wenn er nicht kommt, nun so wird er aufgehalten worden sein. Das Pferd kann ihn abgeworfen haben, es kann einen Sprung über die Brücke gemacht haben, er kann so rasch gelaufen sein, daß er eine Brustentzündung bekommen hat. Ei, meine Herren, wir müssen auch die Ereignisse in Rechnung bringen. Das Leben ist ein großer Rosenkranz von kleinen Unglücksfällen, die der Philosoph lachend abkörnt. Seid Philosophen, wie ich, meine Herren, setzt Euch zu Tische und trinkt. Nichts läßt die Zukunft so rosenfarbig erscheinen, als wenn man sie durch ein Glas Chambertin anschaut.«

»Das ist sehr gut,« antwortete d'Artagnan, »aber ich bin es müde, bei jedem Schluck fürchten zu müssen, der Wein könnte aus Myladys Keller kommen.«

»Ihr seid sehr heikel,« sagte Athos, »eine so schöne Frau!«

»Eine Gebrandmarkte!« rief Porthos mit seinem plumpen Lachen.

Athos bebte, strich mit der Hand über die Stirne, um den Schweiß abzutrocknen, und stand ebenfalls mit einem Nervenzittern auf, das er nicht zu bewältigen vermochte.

Der Tag ging indessen hin und der Abend kam noch langsamer heran, aber er kam doch endlich; die Trinkstuben füllten sich mit Gästen. Athos, der seinen Antheil an dem Diamant in die Tasche gesteckt hatte, verließ den Parpaillot nicht mehr. Er fand in Herrn von Busigny, der ihnen übrigens ein vortreffliches Mittagsmahl gegeben hatte, einen würdigen Partner. Sie spielten wie gewöhnlich miteinander, als es sieben Uhr schlug: man hörte die Patrouillen vorüberziehen, welche die Posten verdoppelten. Um halb acht Uhr wurde Retraite geschlagen.

»Wir sind verloren,« sagte d'Artagnan Athos in das Ohr.

»Ihr wollt sagen: wir haben verloren,« erwiderte Athos ruhig und warf zehn Louisd'or auf den Tisch, die er aus seiner Tasche gezogen hatte. »Auf, meine Herren,« fuhr er fort; »man schlägt die Retraite, gehen wir schlafen.«

Athos verließ den Parpaillot, von d'Artagnan gefolgt. Aramis gab Porthos den Arm und kam hinter ihnen. Aramis kaute Verse und Porthos riß sich von Zeit zu Zeit ein Haar aus dem Schnurrbart als Zeichen der Verzweiflung.

Aber plötzlich zeigte sich in der Dunkelheit ein Schatten, dessen Form d'Artagnan bekannt war und eine Stimme sagte:

»Gnädiger Herr, ich bringe Euch Euern Mantel, denn es ist frisch heute Abend.«

»Planchet!« rief d'Artagnan trunken vor Freude.

»Planchet!« riefen Porthos und Aramis.

»Ja wohl, Planchet!« sagte Athos. »Was ist darüber zu staunen? Er hatte versprochen, um acht Uhr zurückzukommen, und eben schlägt es acht Uhr. Bravo, Planchet, Ihr seid ein Mann von Wort, und wenn Ihr je Euern Herrn verläßt, so nehme ich Euch in meine Dienste.«

»Oh! nein, nie,« sagte Planchet, »nie verlasse ich Herrn d'Artagnan.«



Und in demselben Augenblick fühlte d'Artagnan, daß ihm Planchet ein kleines Billet in die Hand schob.

D'Artagnan hatte große Lust, seinen Planchet zu umarmen, aber er fürchtete, dieses Freundschaftszeichen gegen seinen Lakaien auf offener Straße könnte einem Vorübergehenden auffallend erscheinen, und er hielt sich zurück.

»Ich habe das Billet,« sagte er zu Athos und zu seinen Freunden.

»Das ist gut,« sprach Athos, »kehren wir nach Hause und lesen wir es.«

Das Billet brannte d'Artagnan in der Hand. Er wollte seinen Marsch beschleunigen; aber Athos nahm ihn beim Arme, faßte ihn fest, und der junge Mann war genöthigt, gleichen Schritt mit seinem Freunde zu halten.

Endlich trat man in das Zelt ein und zündete eine Lampe an. Während Planchet bei der Thüre blieb, damit die vier Freunde nicht überrascht würden, erbrach d'Artagnan mit zitternder Hand das Siegel und öffnete den so sehnsüchtig erwarteten Brief.

Er enthielt eine halbe Zeile von echt brittischer Handschrift und lakonischer Gedrängtheit:

»*Thank you! be easy.*« Was sagen sollte: »Ich danke, seid ruhig.«

Athos nahm d'Artagnan den Brief aus den Händen, näherte ihn der Lampe, brannte ihn an und ließ ihn nicht aus dem Auge bis er in Asche verwandelt war.

Dann rief er Planchet und sagte:

»Nun, mein Junge, kannst Du die siebenhundert Livres fordern; aber Du wagtest nicht viel mit einem Billet wie dieses hier.«

»Das hielt mich nicht ab, alle möglichen Mittel zu ersinnen, um es zu bewahren,« sprach Planchet.

»Nun erzähle uns,« sagte d'Artagnan.

»Das wäre in der That sehr weitschweifig, gnädiger Herr.«

»Du hast Recht, Planchet; überdies hat man die Retraite geschlagen, und es könnte auffallen, wenn wir länger Licht behielten, als die Anderen.«

»Es sei,« sagte d'Artagnan, »legen wir uns nieder; schlaf wohl, Planchet.«

»Meiner Treu, gnädiger Herr, das ist das erste Mal seit vierzehn Tagen.«

»Bei mir auch!« sagte d'Artagnan.

»Bei mir auch!« sagte Porthos.

»Bei mir auch!« sagte Aramis.

»Nun, soll ich Euch die Wahrheit gestehen? Bei mir auch,« sagte Athos.

XIX.

Widerwärtigkeiten.



Außer sich vor Zorn, auf dem Verdecke wie eine Löwin schnaubend, die man einschiffte, war Mylady mittlerweile versucht gewesen, sich in das Meer zu stürzen, um die Küste wieder zu erreichen; denn sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß sie von d'Artagnan beleidigt, von Athos bedroht worden war, und Frankreich verlassen sollte, ohne sich an ihnen zu rächen. Bald wurde dieser Gedanke ihr so unerträglich, daß sie auf die Gefahr, was auch Furchtbares daraus entstehen möchte, den Kapitän bat, sie an das Ufer zu setzen; aber zwischen die französischen und englischen Kreuzer, wie die Fledermaus zwischen die Ratten und Vögel gestellt, lag dem Kapitän Alles daran, so bald als möglich nach England zu gelangen. Er weigerte sich also hartnäckig, einem Ansinnen zu gehorchen, das er für eine Frauenlaune hielt, wobei er jedoch seiner Passagierin, die ihm von dem Kardinal besonders empfohlen war, versprach, daß er sie, wenn es das Meer und die Franzosen

erlauben, in einem der Häfen der Bretagne, entweder in Lorient oder in Brest, an das Ufersetzen wolle. Aber das Meer war schlimm und der Wind conträr; man mußte lavieren und verlor viel Zeit. Erst neun Tage nachdem man aus der Charente ausgelaufen war, sah Mylady, ganz bleich vor Ärger und Zorn, das bläuliche Gestade von Finisterre.

Sie berechnete, daß es wenigstens drei Tage bedürfe, um diese Ecke von Frankreich zu umschiffen und wieder in die Nähe des Kardinals zu gelangen. Hierzu einen Tag für das Ausschiffen gerechnet, machte vier Tage. Fügte sie zu diesen vier Tagen die neun anderen, so kamen dreizehn verlorene Tage heraus, dreizehn Tage, während welcher so viele wichtige Ereignisse in London vorfallen konnten. Sie bedachte, daß der Kardinal ohne Zweifel über ihre Rückkehr wüthend sein würde und folglich viel mehr geneigt wäre, den Klagen

Gehör zu schenken, die man gegen sie führen, als den Anschuldigungen, welche sie gegen Andere vorbringen würde. Sie ließ also Lorient und Brest vorübergehen, ohne daß sie bei dem Kapitän auf ihrem Willen beharrte, und dieser hütete sich seinerseits wohl, sie darin zu bestärken. Mylady setzte also ihre Reise fort, und an demselben Tage, wo sich Planchet in Portsmouth nach Frankreich einschiffte, lief die Botin Seiner Eminenz triumphierend in dem Hafen ein.

Die ganze Stadt war in einer außerordentlichen Bewegung. Vier große, in den letzten Tagen erst fertig gewordene Schiffe hatte man vom Stapel laufen lassen. Buckingham stand, mit Gold verbrämt, seiner Gewohnheit gemäß von Diamanten und Edelsteinen funkelnd, den Hut mit einer Feder geschmückt, welche auf seine Schultern herabfiel, von seinem glänzenden Generalstab umgeben, auf dem Hafendamme.

Es war einer von den schönen, seltenen Sommertagen, wo England sich erinnert, daß es eine Sonne gibt. Das bleiche, aber immer noch schimmernde Gestirn ging am Horizont unter, übergoß den Himmel und die See mit Feuerstreifen und warf auf die Thürme und alten Gebäude der Stadt einen letzten goldenen Strahl, der die Scheiben wie der Reflex eines Brandes funkeln machte. Als Mylady diese, in der Nähe des Landes lebhaftere balsamischere Seeluft einathmete, und die ganze Macht dieser Vorbereitungen, welche sie zu zerstören beauftragt war, die ganze Kraft dieses Heeres betrachtete, das sie allein bekämpfen sollte, sie allein mit einigen Säcken Goldes, da verglich sie sich im Geiste mit Judith, der furchtbaren Jüdin, als sie in das Lager der Assyrer drang und die ungeheure Masse von Wagen, Pferden, Menschen und Waffen erblickte, welche eine Bewegung ihrer Hand wie eine Rauchwolke zerstreuen sollte.

Man lief in die Rhede ein; aber als man sich anschickte, daselbst Anker zu werfen, näherte sich ein kleiner, furchtbar bemannter Kutter dem Handelsschiffe und ließ ein Boot in das Meer setzen, das sich sogleich nach der Leiter wandte. Der Offizier allein stieg an Bord, wo er mit der Achtung aufgenommen wurde, welche die Uniform einflößt.

Der Offizier unterhielt sich einige Augenblicke mit dem Patron, ließ ihn einige Papiere lesen, die er bei sich trug, und alle aus dem Schiff befindliche Personen, Matrosen und Passagiere wurden aus das Verdeck gerufen. Als dieser Aufruf geschehen war, fragte der Offizier ganz laut nach dem Auslaufpunkte der Brigg, nach ihrer Route, nach ihren Landungen, und alle diese Fragen wurden von dem Kapitän ohne Zögern und ohne Schwierigkeit beantwortet. Dann ließ der Offizier alle Personen, eine nach der andern, Revue passieren, und als die Reihe an Mylady kam, betrachtete er sie äußerst aufmerksam, aber ohne ein einziges Wort an sie zu richten.«

Dann kehrte er zu dem Kapitän zurück, sagte ihm noch einige Worte und empfahl, als ob das Schiff ihm jetzt zu gehorchen hatte, ein Manöver, das die Mannschaft sogleich ausführte.

Während der Offizier Mylady prüfend anschaute, hatte ihn Mylady ihrerseits, wie sich leicht denken läßt, mit dem Blicke verschlungen. Aber wie sehr auch diese Frau mit den Flammenaugen daran gewöhnt war, in dem Herzen derjenigen zu lesen, deren Geheimnisse zu errathen sie für nothwendig erachtete, so fand sie doch diesmal ein Gesicht von solcher Unbeweglichkeit,

daß ihre Forschung keine Entdeckung zur Folge hatte. Der Offizier, welcher vor ihr stehen geblieben war und stillschweigend ihr Äußeres so sorgfältig studirte, mochte etwa fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt sein, und hatte ein weißes Gesicht und blaue, etwas tief liegende Augen. Sein feiner, wohlgezeichneter Mund blieb unbeweglich in seinen untadelhaften Linien, sein kräftiges Kinn deutete jene Willenskraft an, welche in dem gewöhnlichen brittischen Typus nichts Anderes als Halsstarrigkeit ist; eine etwas zurückliegende Stirne, wie sie den Dichtern den Enthusiasten und den Soldaten geziemt, war kaum von einem kurzen Haare beschattet, das sich wie der Bart, welcher den unteren Theil seines Gesichtes bedeckte, durch eine schöne dunkel kastanienbraune Farbe auszeichnete.

Als man in den Hafen einlief, war es bereits Nacht. Der Nebel vermehrte noch die Dunkelheit und bildete um die Leuchten und Laternen des Hafendamms einen Kreis, demjenigen ähnlich, welcher den Mond umgibt, wenn das Wetter regnerisch zu werden droht. Die Luft, welche man einathmete, war trübe, feucht und kalt.

Mylady schauderte trotz all ihrer Stärke.

Der Offizier ließ sich die einzelnen Stücke von Mylady nennen, ihr Gepäck sodann in das Boot bringen, und ersuchte sie, nachdem dieses Geschäft abgemacht war, selbst hinabzusteigen, wobei er seine Hand bot. Mylady schaute diesen Mann an und zögerte.

»Wer seid Ihr, mein Herr,« fragte sie, »der Ihr die Güte habt, Euch so ganz besonders mit mir zu beschäftigen?«

»Ihr müßt es wohl an meiner Uniform sehen, Madame. Ich bin englischer Marineoffizier,« antwortete der junge Mann.

»Aber sagt mir, ist es Gewohnheit, daß sich die englischen Marineoffiziere ihren Landsleuten zu Befehl stellen, wenn sie in einem Hafen Großbritanniens ankommen, und ihre Höflichkeit sogar soweit treiben, sie bis ans Land zu begleiten?«

»Ja, Mylady, aber nicht aus Galanterie, sondern aus Klugheit werden die Fremden in Kriegszeiten in ein bestimmtes Gasthaus geführt, damit die Regierung sie überwachen kann, bis man vollständige Auskunft über sie erhalten hat.«

Diese Worte wurden mit der größten Artigkeit und der vollkommensten Ruhe ausgesprochen, aber sie waren nicht im Stande, Mylady zu überzeugen.

»Ich bin keine Fremde, mein Herr,« sagte sie mit dem reinsten Accente, der je zwischen Portsmouth und Manchester erklang. »Ich heiße Lady Winter, und diese Maßregel . . . «

»Diese Maßregel ist allgemein, Mylady, und Ihr würdet es vergeblich versuchen. Euch derselben zu entziehen.«

»Ich folge Euch also, mein Herr.«

Und die Hand des Offiziers ergreifend, fing sie, an die Treppe hinabzusteigen, unter der das Boot wartete. Der Offizier folgte ihr; ein großer Mantel war auf dem Hintertheil ausgebreitet; der Offizier ließ sie auf den Mantel sitzen und setzte sich neben sie.

»Fahrt zu,« sprach er zu den Matrosen.

Die acht Ruder fielen geräuschvoll in das Meer, ließen nur einen gleichzeitigen Schlag hören, und das Boot schien aus der Oberfläche des Wassers hinauszufiegen.

Nach fünf Minuten hatte man das Land erreicht. Der Offizier sprang auf das Quai und bot Mylady seine Hand.

Ein Wagen wartete.

»Ist dieser Wagen für uns?« fragte Mylady.

»Ja, Madame,« antwortete der Offizier.

»Das Gasthaus ist also sehr entfernt?«

»Am andern Ende der Stadt.«

»Vorwärts!« rief Mylady und stieg entschlossen in den Wagen.

Der Offizier wachte darüber, daß das Gepäck gut hinter dem Kasten befestigt wurde, nahm, als dies geschehen war, seinen Platz neben Mylady und schloß den Kutschenschlag.

Sogleich, ohne daß ein Befehl gegeben war und ohne daß man ihm die Bestimmung anzugeben hatte, setzte der Kutscher seine Pferde in Galopp und fuhr in die Straßen der Stadt.

Eine so seltsame Aufnahme mußte Mylady reichlichen Stoff zum

Nachdenken bieten. Als sie sah, daß der junge Offizier keineswegs geneigt schien, ein Gespräch anzuknüpfen, lehnte sie sich in eine Ecke des Wagens und ließ alle Vermuthungen, welche in ihrem Geist auftauchten, eine nach der andern Revue passieren.

Erstaunt über die Länge des Weges, neigte sie sich jedoch nach Verlauf einer Viertelstunde aus dem Kutschenschlage heraus, um zu sehen, wohin man sie führe. Man erblickte keine Häuser mehr; Bäume erschienen in der Finsternis, wie große, schwarze, einander nachlaufende Gespenster.

Mylady bebte.

»Aber wir sind nicht mehr in der Stadt, mein Herr,« sagte sie.

Der Offizier beobachtete dasselbe Stillschweigen.

»Ich gehe nicht weiter, wenn Ihr mir nicht sagt, wohin Ihr mich führt, das erkläre ich Euch, mein Herr.«

Diese Drohung erhielt keine Antwort.

»Ah, das ist zu stark!« rief Mylady. »Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Keine Stimme antwortete der ihrigen. Der Wagen rollte mit derselben Geschwindigkeit fort. Der Offizier schien eine Bildsäule.

Mylady fixierte den Offizier mit dem ihr eigenthümlichen furchtbaren Ausdruck, der nur selten seine Wirkung verfehlte. Der Zorn machte ihre Augen



in der Finsternis funkeln.

Der junge Mann blieb unbeweglich.

Mylady wollte den Kutschenschlag öffnen und hinauspringen.

»Nehmt Euch in Acht, Madame,« sagte der junge Mann kalt. »Ihr tötet Euch, wenn Ihr springt.«

Mylady setzte sich schäumend wieder zurück. Der Offizier neigte sich vor, schaute sie ebenfalls an und schien erstaunt, als er dieses kurz zuvor noch so schöne Gesicht durch die Wuth ganz verstört und beinahe häßlich geworden sah. Die schlaue Person begriff, daß sie sich ins Verderben stürzte, wenn sie so in ihre Seele blicken ließ. Sie suchte ihre Züge wieder aufzuheitern und sprach mit seufzender Stimme:

»Um Gotteswillen, mein Herr, sagt mir, ob ich Euch, Eurer Regierung oder einem Feinde die Gewalt zuzuschreiben habe, die man mir anthut?«

»Man thut Euch keine Gewalt an, Madame, und was Euch widerfährt, ist die Folge einer ganz einfachen Maßregel, die wir bei Allen zu nehmen genöthigt sind, welche in England landen.«

»Also kennt Ihr mich nicht?«

»Es ist das erste Mal, daß ich die Ehre habe, Euch zu sehen.«

»Und auf Euer Wort, Ihr habt keinen Grund des Hasses gegen mich?«

»Keinen, ich schwöre Euch.«

Es lag so viel Offenheit, Kaltblütigkeit und sogar Sanftmuth in der Stimme des jungen Mannes, daß Mylady beruhigt wurde.

Nachdem man ungefähr eine Stunde gefahren war, hielt der Wagen vor einem eisernen Gitter stille, das einen Hohlweg verschloß, welcher nach einem massiven Schlosse von ernstem Aussehen führte. Als nun die Räder auf einem zarten Sande hinliefen, hörte Mylady ein dumpfes Geräusch, das sie als ein Brausen der See erkannte, welche sich an einem abschüssigen Gestade brach.

Der Wagen lief unter zwei Gewölben hin und hielt endlich in einem düstern viereckigen Hofe. Beinahe in demselben Augenblicke öffnete sich der Kutschenschlag, der junge Mann sprang leicht heraus und bot Mylady seine Hand. Sie stützte sich darauf und stieg mit ziemlich viel Ruhe aus.

»Es wird mir immer klarer,« sprach Mylady, indem sie um sich schaute und ihre Augen dann mit dem anmuthigsten Lächeln der Welt auf den jungen Offizier richtete, es wird mir immer klarer, daß ich eine Gefangene bin. Aber ich werde es nicht lange bleiben, das weiß ich gewiß,« fügte sie bei. »Mein Gewissen und Eure Artigkeit, mein Herr, bürgen mir hierfür.«

So schmeichelhaft auch dieses Kompliment war, so antwortete doch der Offizier nicht, sondern zog aus seinem Gürtel eine kleine silberne Pfeife hervor, derjenigen ähnlich, welcher sich die Hochbootsleute auf Kriegsschiffen bedienen, und piff dreimal auf drei verschiedene Modulationen; sogleich erschienen mehrere Männer, spannten die Pferde aus und führten den Wagen unter eine Remise.

Der Offizier forderte, stets mit derselben ruhigen Höflichkeit, seine Gefangene auf, in das Haus einzutreten. Diese nahm, fortwährend mit demselben lächelnden Gesichte, seinen Arm und trat mit ihm unter eine

niedrige Thüre, welche durch ein nur im Hintergrund beleuchtetes Gewölbe nach einer steinernen Treppe führte; dann blieb man vor einer zweiten starken Thüre stehen, die sich, nachdem der junge Mann sie mit einem Schlüssel aufgeschlossen hatte, den er bei sich trug, schwerfällig auf ihren Angeln drehte und das für Mylady bestimmte Zimmer öffnete.

Mit einem einzigen Blick hatte die Gefangene das Zimmer in seinen kleinsten Einzelheiten überschaut.

Es war eine Stube, deren Geräte ein für ein Gefängnis reinliches, anständiges, für die Wohnung eines freien Menschen aber strenges Aussehen hatte. Die eisernen Stangen an den Fenstern und die Riegel an der Thüre entschieden jedoch den Prozeß zu Gunsten des Gefängnisses. Einen Augenblick wurde dieses Geschöpf, das seine Kraft in so mächtigen Quellen gestählt hatte, von aller Seelenstärke verlassen. Sie fiel auf einen Stuhl zurück, kreuzte die Arme, ließ den Kopf sinken und erwartete jeden Augenblick, es werde ein Richter erscheinen, um sie zu verhören.

Aber es kam Niemand, außer zwei oder drei Marinesoldaten, welche die Koffer und Kisten brachten, diese in eine Ecke niederstellten, und sich dann entfernten, ohne ein Wort zu sprechen.

Der Offizier wohnte allen diesen Verrichtungen mit derselben Ruhe bei, welche Mylady beständig an ihm wahrgenommen hatte, sprach selbst kein Wort und verschaffte sich durch eine Handbewegung oder einen Ton seiner Pfeife Gehorsam.

Man hätte glauben sollen, zwischen diesem Mann und seinen Untergebenen bestehe die Sprache nicht, die man mit der Zunge spricht, oder sie sei überflüssig geworden. Endlich konnte Mylady nicht mehr länger an sich halten. Sie unterbrach das Stillschweigen und rief:

»Um Gottes willen, mein Herr, was soll das Alles bedeuten? Macht meiner Unruhe ein Ende. Ich habe Muth, jeder Gefahr, die ich vorher sehe, jedem Unglück, das ich begreife, zu trotzen. Wo bin ich und was bin ich? Bin ich frei? Warum diese eisernen Stangen und diese Thüren? Bin ich eine Gefangene? Welches Verbrechen habe ich begangen?«



»Ihr seid hier in der für Euch bestimmten Wohnung, Madame. Ich habe Befehl erhalten. Euch auf der See abzuholen und in dieses Schloß zu bringen. Diesen Befehl habe ich, wie ich glaube, mit aller Strenge eines Soldaten, aber zugleich mit aller Höflichkeit eines Edelmanns vollzogen. Hiermit endigt sich, wenigstens für jetzt, der Auftrag, den ich bei Euch zu erfüllen habe, das Übrige geht eine andere Person an.«

»Und die andere Person, wer ist sie?« fragte Mylady. »Könnt Ihr mir nicht ihren Namen sagen?«

In diesem Augenblick vernahm man auf der Treppe ein gewaltiges Sporengeklirr, einige Stimmen machten sich im Vorübergehen hörbar und verhallten dann wieder. Das Geräusch eines einzelnen Trittes näherte sich der Thüre.

»Hier ist sie, Madame,« sagte der Offizier, den Gang öffnend und eine ehrfurchtsvolle Stellung nehmend.

Zu gleicher Zeit erschien ein Mann auf der Schwelle: er war ohne Hut, trug einen Degen an seiner Seite und zerknitterte ein Sacktuch zwischen seinen Fingern.

Mylady glaubte diesen Schatten im Schatten zu erkennen. Sie stützte sich mit einer Hand auf den Arm eines Lehnssessels und reckte den Kopf, um einer Gewißheit entgegen zu gehen.

Der Fremde näherte sich langsam; sobald er in den von der Lampe geworfenen Lichtkreis eintrat und näher kam, wich Mylady unwillkürlich zurück. Als ihr kein Zweifel mehr übrig blieb, rief sie mit dem höchsten Erstaunen:

»Wie, mein Bruder, Ihr seid es?«

»Ja, schöne Dame,« antwortete Lord Winter mit einer halb höflichen, halb ironischen Verbeugung; »ich bin es.«

»Aber dieses Schloß?«

»Gehört mir.«

»Dieses Zimmer?«

»Ist das Eure.«

»Und ich bin also eine Gefangene?«

»Ungefähr.«

»Aber das ist ein ganz abscheulicher Mißbrauch der Gewalt.«

»Keine großen Worte! Setzen wir uns und plaudern wir ruhig mit einander, wie es sich zwischen Bruder und Schwester geziemt.«

Dann wandte er sich nach der Thüre um und sagte, als er sah, daß der junge Offizier auf seine letzten Befehle wartete:

»Es ist gut, ich danke Euch, laßt uns nun allein, Herr Felton.«

XX.

Plauderei eines Bruders und einer Schwester.

Während Lord Winter die Thüre schloß, einen Laden aufstieß und einen Stuhl näher zu dem seiner Schwägerin rückte, senkte Mylady träumerisch ihren Blick in die Tiefen der Möglichkeit und entdeckte den ganzen Faden, den sie nicht von ferne geahnt hatte, so lange sie nicht wußte, in welche Hände sie gefallen war. Sie kannte ihren Schwager als einen guten Edelmann, als einen treuherzigen Jäger, als einen unerschrockenen Spieler, unternehmend bei Frauen, aber von weniger als mittelmäßigem Intriguirtalent. Wie war es ihm gelungen, ihre Ankunft zu entdecken, sie ergreifen zu lassen? und warum hielt er sie fest?

Athos hatte ihr wohl einige Worte gesagt, woraus hervorging, daß ihr Gespräch mit dem Kardinal in fremde Ohren gefallen war, aber sie konnte nicht glauben, daß er so geschickt und so rasch eine Gegenmine zu graben vermocht habe. Sie fürchtete vielmehr, ihre früheren Operationen in England möchten entdeckt worden sein. Buckingham konnte errathen haben, daß sie die zwei Nestelstifte abgeschnitten hatte, und wollte sich für diesen kleinen Verrath rächen. Aber Buckingham war unfähig, sich zu irgend einer harten Maßregel gegen eine Frau verleiten zu lassen, besonders wenn man glauben konnte, diese Frau werde zu ihren Handlungen durch ein Gefühl von Eifersucht getrieben.

Diese Vermuthung kam ihr als die wahrscheinlichste vor. Sie glaubte, man wolle sich für die Vergangenheit rächen und nicht der Zukunft entgegentreten. In dem Fall beglückwünschte sie sich, daß sie in die Hände ihres Schwagers gefallen war, bei dem sie jedenfalls leichteren Kaufes durchzukommen wähnte, als wenn sie in die Hände eines unmittelbaren und gescheiteren Feindes gerathen wäre.

»Ja, plaudern wir, mein Bruder,« sagte sie mit einer Art von Vergnügen, entschlossen, sich trotz aller Verstellung, mit der Lord Winter dabei zu Werke gehen könnte, aus dem Gespräch die nötige Aufklärung zu verschaffen, um ihr Benehmen darnach einzurichten.

»Ihr habt Euch also entschlossen, nach England zurückzukehren,« sagte Lord Winter, obschon Ihr mir in Paris so oft erklärt habt, daß Ihr das Gebiet Großbritanniens nie wieder betreten würdet?«

Mylady beantwortete die Frage mit einer Gegenfrage.

»Erklärt mir vor Allem,« sagte sie, »wie Ihr mich habt so scharf beobachten lassen, daß Ihr nicht allein von meiner Ankunft, sondern auch von dem Tag, der Stunde, und dem Hafen, wo ich eintraf, benachrichtigt wäret?«

Lord Winter nahm dieselbe Taktik an, wie Mylady. Er glaubte, da sie diese angewendet hatte, müßte sie die richtige sein.

»Sagt Ihr mir, meine liebe Schwester,« versetzte er, »was Ihr in England thun

wolltet?«

»Ich komme nur um Euch zu besuchen,« erwiderte Mylady, ohne zu wissen, wie sehr sie durch diese Antwort den Verdacht erschwerte, den der Brief d'Artagnans bei ihrem Schwager erregt hatte, und nur in der Absicht, das Wohlwollen ihres Zuhörers durch eine Lüge zu gewinnen.

»Um mich zu besuchen?« fragte Lord Winter.

»Allerdings, um Euch zu besuchen. Was ist daran zu verwundern?«

»Und Ihr hattet keinen andern Zweck bei Eurer Reise nach England, als den, mich zu sehen?«

»Nein!«

»Also habt Ihr Euch nur allein mir zu Liebe die Mühe gegeben, über den Kanal zu fahren?«

»Allerdings.«

»Teufel, welche Zärtlichkeit, meine Schwester!«

»Bin ich denn nicht Eure nächste Verwandte?« fragte Mylady im Ton der rührendsten Naivetät.

»Und sogar meine einzige Erbin, nicht wahr?« sagte Lord Winter, seine Augen auf die von Mylady heftend, »das heißt durch Euern Sohn!«

Welche Macht auch Mylady über sich selbst besaß, so konnte sie sich doch eines Bebens nicht enthalten, und da Lord Winter bei den letzten Worten seine Hand auf den Arm seiner Schwester gelegt hatte, so entging ihm dieses Beben nicht.

Der Schlag kam in der That unmittelbar und ging tief. Der erste Gedanke, welcher sich bei Mylady regte, war, daß Ketty sie verrathen und dem Baron den habsüchtigen Haß mitgetheilt habe, den sie unkluger Weise vor ihrer Kammerjungfer hatte laut werden lassen. Und sie erinnerte sich auch des wüthenden Ausfalls, den sie gegen d'Artagnan gemacht hatte, als er ihrem Schwager das Leben rettete.

»Ich begreife nicht, Mylord,« sagte sie, um Zeit zu gewinnen und ihren Gegner zum Sprechen zu bringen. »Was sollen Eure Worte bedeuten? Ist vielleicht ein unbekannter Sinn darunter verborgen?«

»Oh! mein Gott, nein,« erwiderte Lord Winter mit scheinbarer Gutmüthigkeit. »Ihr habt das Verlangen, mich zu sehen und kommt nach England. Ich erfahre von diesem Verlangen oder ich vermuthe vielmehr, daß Ihr es fühlt, und um Euch alle Unannehmlichkeiten einer nächtlichen Ankunft in einem Hafen, alle Anstrengungen des Ausschiffens zu ersparen, stelle ich Euch einen Wagen zur Verfügung. Er führt Euch hierher in dieses Schloß, dessen Gouverneur ich bin, und ich habe, da ich jeden Tag an diesen Ort komme, zur vollständigen Befriedigung unseres beiderseitigen Verlangens, einander zu sehen, ein Zimmer für Euch einrichten lassen. Wie könnte man sich darüber mehr verwundern, als über das, was Ihr mir gesagt habt?«

»Nein, ich staune nur darüber, daß Ihr von meiner Ankunft zuvor benachrichtigt gewesen seid.«

»Das ist jedoch die allereinfachste Sache, meine liebe Schwester. Ihr konntet wohl sehen, daß der Kapitän Eures kleinen Fahrzeuges, ehe er in die Rhede einlief, um die Erlaubnis zur Hafeneinfahrt zu erlangen, einen Nachen

vorausschickte, der sein Logbuch und sein Mannschaftsregister überbrachte. Ich bin Hafenkommendant und man übergab mir dieses Buch, in welchem ich Euren Namen erkannte. Mein Herz sagte mir, was mir Euer Mund so eben bestätigt hat; es sagte mir, in welcher Absicht Ihr Euch den Beschwerden eines so gefährlichen oder wenigstens in diesem Augenblick so ermüdenden See aussetzt, und ich schickte Euch meinen Kutter entgegen. Das Übrige wißt Ihr.«

Mylady sah wohl, daß Lord Winter die Unwahrheit sprach, und gerieth darum nur noch mehr in Schrecken.

»Mein Bruder,« fuhr sie fort, »war es nicht Mylord Buckingham, den ich diesen Abend auf dem Hafendamme sah?«

»Er selbst. Oh! ich begreife, daß Ihr bei seinem Anblick betreten wäret,« versetzte Lord Winter. »Ihr kommt aus einem Lande, wo man sich viel mit ihm beschäftigen muß, und ich weiß, daß seine Rüstungen gegen Frankreich Euern Freund, den Kardinal, sehr beunruhigen.«

»Meinen Freund, den Kardinal!« rief Mylady, als sie einsah, daß Mylord Winter über diesen Punkt, wie über den anderen vollständig unterrichtet schien.

»Ist er nicht Euer Freund?« erwiderte der Baron mit gleichgültigem Ton. »Ah, um Vergebung, ich glaubte es. Doch wir werden später auf Mylord Herzog zurückkommen. Wir wollen uns nicht von der sentimentalen Wendung entfernen, welche das Gespräch genommen hatte. Ihr sagtet, Ihr kämet, um mich zu sehen?«

»Ja.«

»Nun wohl, ich antwortete Euch, Ihr sollt nach Wünschen bedient werden und wir werden uns jeden Tag sehen.«

»Soll ich also ewig hier bleiben?« fragte Mylady mit einem gewissen Schrecken.

»Wenn Euch diese Wohnung schlecht vorkommt, meine Schwester, so verlangt, was Euch fehlt, und ich werde mich beeilen, es Euch geben zu lassen.«

»Ich habe meine Frauen, meine Leute nicht bei mir.«

»Ihr sollt Alles das haben, Madame. Sagt mir, auf welchem Fuße Euer erster Gatte Euer Haus eingerichtet hatte, und ich werde es, obgleich ich nur Euer Schwager bin, auf demselben Fuß einrichten.«

»Mein erster Gatte!« rief Mylady und schaute Lord Winter mit verstörten Augen an.

»Ja, Euer französischer Gatte! ich spreche nicht von meinem Bruder. Übrigens wenn Ihr es vergessen habt, könnte ich ihm, da er noch lebt, schreiben, und er wird mir wohl Auskunft über diesen Gegenstand geben.«

Ein kalter Schweiß perlte auf der Stirne Mylady's.

»Ihr spottet,« sagte sie mit dumpfer Stimme.

»Sehe ich so aus?« fragte der Baron, indem er aufstand und einen Schritt zurückging.

»Oder vielmehr, Ihr beleidigt mich,« fuhr sie fort, indem sie mit ihren krampfhaften Händen die zwei Arme des Lehnstuhls drückte und sich auf den Faustgelenken zu erheben suchte.

»Euch beleidigen! ich?« sagte Lord Winter verächtlich. »In der That, Madame, glaubt Ihr, dies sei möglich?«

»Mein Herr,« sprach Mylady, »Ihr seid entweder betrunken oder wahnsinnig. Geht und schickt mir meine Frauen.«

»Diese Frauen sind sehr indiskret, meine Schwester. Könnte ich Euch nicht als Hofe dienen? Auf diese Art blieben alle unsere Geheimnisse in der Familie.

»Unverschämter!« rief Mylady, und als ob sie von einer Feder emporgeschnellt würde, sprang sie gegen den Baron, der sie ganz ruhig erwartete, obschon er mit einer Hand an seinen Degen griff.

»Ei, ei,« sagte er, »ich weiß, daß Ihr die Gewohnheit habt, die Leute zu ermorden, aber ich werde mich vertheidigen, das sage ich Euch, und wäre es auch gegen Euch.«

»Oh! Ihr habt Recht,« sprach Mylady, »Ihr kommt mir feig genug vor, um Hand an eine Frau zu legen.«

»Wenn dies geschähe, so wäre ich entschuldigt. Meine Hand wäre übrigens nicht die erste Männerhand, die sich an Euch gelegt hätte, denke ich.«

Und der Baron deutete mit einer langsamen, anschuldigenden Geberde auf die linke Schulter Mylady's, die er beinahe mit dem Finger berührte.



Mylady stieß ein dumpfes Röcheln aus und wich bis in die Ecke des Zimmers zurück, wie ein Panther, der sich anstemmt, um seinen Sprung zu machen.

»O brüllt, so lange Ihr wollt,« rief Lord Winter, »aber versucht nicht, zu beißen, denn ich sage Euch, die Sache würde zu Eurem Nachtheil ausfallen; es gibt hier keine Procuratoren, welche die Erbfolge zum voraus ordnen; es gibt hier keinen fahrenden Ritter, der der schönen Dame zu Liebe, welche ich gefangen halte, Streit mit mir anfangen würde; aber ich habe ganz in der Nähe Richter, welche über eine Frau urtheilen werden, die schamlos genug ist, durch eine Doppelehe in die Familie Lord Winters, meines älteren Bruders, einzudringen, und diese Richter werden Euch einem Henker überliefern, der

Eure beiden Schultern gleichmacht.«

Mylady's Augen schleuderten so mächtige Blitze, daß Lord Winter, obgleich er Mann war und bewaffnet vor einer wehrlosen Frau stand, die Kälte der Furcht bis in die Tiefe seiner Seele fühlte. Nichtsdestoweniger fuhr er mit wachsendem Grimme fort:

»Ja, ich begreife, nachdem Ihr meinen Bruder beerbt habt, wäre es Euch angenehm gewesen, auch mich zu beerben. Aber wißt zum Voraus, Ihr könnt mich tödten oder tödten lassen, meine Vorsichtsmaßregeln sind getroffen. Nicht ein Penny von dem, was ich besitze, soll in Eure oder in Eures Sohnes Hände übergehen. Seid Ihr nicht reich, besitzt Ihr nicht beinahe eine halbe Million, und könntet Ihr nicht auf Eurem unseligen Pfad stille stehen, wenn Ihr nicht das Böse aus grenzenloser Lust verübtet? Oh! ich sage Euch, wenn mir das Andenken an meinen Bruder nicht heilig wäre, müßtet Ihr in einem Staatsgefängnisse vermodern oder in Tyburn die Neugierde der Matrosen befriedigen! Ich werde schweigen, aber Ihr müßt Eure Gefangenschaft ruhig ertragen. In vierzehn Tagen bis drei Wochen gehe ich mit dem Heere nach La Rochelle ab, doch am Vorabend meiner Abreise holt Euch ein Schiff, dessen Abfahrt ich noch ansehen werde, und das Euch nach unsern Kolonien im Süden führt, und seid unbesorgt, ich gebe Euch einen Gesellschafter, der Euch bei dem ersten Versuche, den Ihr wagt, um nach England oder auf den Kontinent zurückzukommen, über den Haufen schießen wird.«

Mylady hörte mit einer Aufmerksamkeit, wobei sich ihre entflammten Augen immer mehr erweiterten.

»Ja, aber vorläufig,« fuhr Lord Winter fort, »bleibt Ihr in diesem Schlosse. Die Mauern desselben sind dick, die Thüren stark, die Gitter fest und überdies geht Euer Fenster gerade auf die See hinab. Die Leute von meiner Schiffsmannschaft, welche mir auf Leben und Tod ergeben sind, werden um diese Wohnung her aufgestellt und bewachen alle Zugänge, welche zu dem Hof führen. Wäret Ihr auch im Hof, so müßtet Ihr noch durch drei Gitter gelangen. Der Befehl ist genau. Ein Schritt, eine Geberde, ein Wort, woraus sich auf einen Entweichungsversuch schließen ließe, und man gibt Feuer auf Euch. Tödtet man Euch, so hat die englische Justiz mir Dank zu sagen, daß ich ihr ein Geschäft erspart habe. Ah, Eure Züge nehmen ihre Ruhe wieder an. Euer Antlitz gewinnt wieder seine Sicherheit. Zehn Tage, vierzehn Tage, sagt Ihr? bah! bis dahin wird mir ein Gedanke kommen: ich habe einen erfindungsreichen, einen höllischen Geist, und werde schon irgend ein Opfer treffen. In vierzehn Tagen von heute an, sagt Ihr Euch, werde ich ferne von hier sein. Versucht es einmal!«

Als sich Mylady verrathen sah, preßte sie sich die Nägel in das Fleisch, um jede Bewegung zu bewältigen, welche ihrer Physiognomie irgend einen andern Ausdruck, als den des Schreckens hätte geben können.

Lord Winter fuhr fort.

»Den Offizier, welcher allein hier in meinem Namen kommandiert, habt Ihr gesehen und kennt ihn also bereits. Ihr konntet wahrnehmen, daß er einem Befehle zu gehorchen weiß: denn Ihr seid nicht von Portsmouth hierher gekommen, ohne den Versuch zu machen, ihn zum Sprechen zu bringen. Was sagt Ihr von ihm? Hätte eine Marmorstatue unempfindlicher, stummer sein

können? Ihr habt die Macht Eurer Verführungsmittel schon an vielen Männern versucht und leider ist es Euch stets gelungen. Versucht sie auch bei diesem, und wenn Ihr zu Eurem Ziele kommt, so erkläre ich Euch für den Teufel selbst.«

Er ging nach der Thüre und öffnete sie heftig.

»Man rufe mir Herrn Felton!« sagte er. »Wartet noch ein wenig und ich werde Euch ihm empfehlen.«

Es herrschte einen Augenblick ein seltsames Stillschweigen zwischen diesen zwei Personen, und inzwischen hörte man das Getöse eines langsamen regelmäßigen Schrittes, der sich dem Zimmer näherte.

Bald sah man im Schatten der Hausflur eine menschliche Gestalt, und der junge Lieutenant, mit dem wir bereits Bekanntschaft gemacht Haben, erschien, die Befehle des Barons erwartend, auf der Schwelle.

»Tretet ein, mein lieber John,« sprach Lord Winter, »tretet ein und schließt die Thüre.«

Der junge Offizier trat ein.

»Schaut nun diese Frau an,« sagte der Baron, »sie ist jung, sie ist schön, alle Verführungsmittel der Welt stehen ihr zu Gebot. Hört wohl, sie ist ein Ungeheuer, das sich mit fünfundzwanzig Jahren so vieler Verbrechen schuldig gemacht hat, als Ihr in einem Jahre in den Archiven unserer Tribunale lesen könnt. Ihre Stimme nimmt zu ihren Gunsten ein, ihre Schönheit dient als Köder für ihre Opfer. Sie wird Euch zu verführen, vielleicht sogar zu tödten versuchen. Ich habe Euch aus dem Elend gezogen, Felton, ich habe Euch zum Lieutenant ernennen lassen, ich habe Euch einmal das Leben gerettet, Ihr wißt, bei welcher Gelegenheit. Ich bin Euch nicht nur ein Beschützer, sondern ein Freund, nicht nur ein Wohlthäter, sondern ein Vater. Diese Frau ist nach England gekommen, um gegen mein Leben zu conspiriren. Ich halte diese Schlange in meinen Händen; ich habe Euch rufen lassen und sage Euch: Freund Felton, John, mein Junge, hüte Dich und mich vor dieser Frau. Schwöre mir bei Deinem Seelenheil, sie für die verdiente Strafe aufzubewahren. Felton, ich baue auf Dein Wort, John Felton, ich glaube an Deine Rechtschaffenheit.«

»Mylord,« erwiderte der junge Offizier, sein reines Auge mit allem Hasse füllend, den er in seinem Herzen finden konnte; »Mylord, ich schwöre Euch, daß ich thun werde, wie Ihr wünscht.«



Mylady nahm diesen Blick wie ein in ihr Schicksal ergebenes Opfer auf. Man könnte unmöglich einen unterwürfigeren und sanfteren Ausdruck sehen, als den, welcher jetzt auf ihrem schönen Antlitz herrschte.

Kaum erkannte Lord Winter in ihr die Tigerin, die er einen Augenblick vorher zu bekämpfen sich anschickte.

»Sie wird dieses Zimmer nie verlassen, hört Ihr wohl, John,« fuhr der Baron fort, »sie wird mit Niemand Briefe wechseln, sie wird nur mit Euch sprechen, wenn Ihr überhaupt Euch herablassen wollt, ein Wort an sie zu richten.«

»Es ist genug, Mylord, ich habe geschworen.«

»Und nun, Madame,« sprach der Baron, »und nun versucht es. Euren Frieden mit Gott zu machen, denn von den Menschen seid Ihr gerichtet.«

Mylady ließ das Haupt sinken, als ob sie durch dieses Urtheil zu Boden getreten wäre. Lord Winter entfernte sich mit einer Geberde gegen Felton, der ihm folgte und die Thüre schloß.

Einen Augenblick nachher hörte man in der Flur den schweren Gang eines Marinesoldaten, der mit seiner Axt in der Hand Wache stand.

Mylady verharrte einige Minuten in derselben Stellung, denn sie meinte, man könne sie durch das Schlüsselloch beobachten. Dann hob sie sachte das Haupt, das einen furchtbar drohenden, trotzigen Ausdruck angenommen hatte. Sie lief an die Thüre, um zu horchen, schaute durch das Fenster und begrub sich wieder in einen weiten Lehnstuhl.

Sie überlegte.

XXI.

Offizier!

Richelieu erwartete mittlerweile Kunde aus England. Aber es kam keine Nachricht, außer unangenehmen, bedrohlichen. So gut La Rochelle eingeschlossen war, so sicher der Erfolg durch die Maßregeln, die man ergriffen, und besonders durch den Damm erscheinen durfte, der keine Barke mehr in die belagerte Stadt eindringen ließ, so konnte die Blokade doch noch lange Zeit dauern, und das war eine große Schmach für die Waffen des Königs und eine große Last für den Herrn Kardinal, der allerdings nicht mehr Ludwig XIII. mit Anna von Österreich zu veruneinigen hatte, was bereits abgemacht war, wohl aber Herrn von Bassompierre versöhnen sollte, der sich mit dem Herzog von Angoulême entzweit hatte.

Die Stadt hatte trotz der unglaublichen Beharrlichkeit ihres Bürgermeisters eine Meuterei versucht, um sich zu ergeben. Der Bürgermeister ließ die Meuterer hängen. Die Strafe brachte die schlimmsten Köpfe zur Ruhe, und sie ergaben sich jetzt in die Aussicht auf den Hungertod, der immerhin langsamer und auch nicht so schrecklich gewiß war, als die Erdrosselung.

Von Zeit zu Zeit erwischten die Belagerer Boten, welche die Rocheller an Buckingham schickten, oder Spione, welche Buckingham an die Rocheller absandte.

Im einen wie im andern Fall war der Proceß schnell abgemacht. Der Kardinal sprach das einzige Wort: Gehentk! Man lud den König ein, das Hängen mit anzusehen; der König kam kraftlos herbei und wählte sich einen guten Platz, um die Operation in allen ihren Einzelheiten anschauen zu können. Dies gewährte ihm stets einige Zerstreung, aber er langweilte sich dessenungeachtet und sprach alle Augenblicke von einer Rückkehr nach Paris, so daß Seine Eminenz wenn es an Boten und Spionen gefehlt hätte, trotz ihrer Einbildungskraft in große Verlegenheit gerathen wäre.

Nichtsdestoweniger ging die Zeit vorüber, und die Rocheller ergaben sich nicht. Der letzte Spion, den man auffing, war der Überbringer eines Briefes. Dieser Brief sagte allerdings Buckingham, daß die Stadt jetzt in der äußersten Noth sei, aber statt des Beisatzes: »Wenn Eure Hilfe nicht vor vierzehn Tagen eintrifft, werden wir uns ergeben,« war ganz einfach beigefügt: »Wenn Eure Hilfe nicht vor vierzehn Tagen eintrifft, werden wir bei Eurer Erscheinung samt und sonders verhungert sein.« Die Rocheller setzten ihre Hoffnung also auf Buckingham. Buckingham war ihr Messias. Hätten sie eines Tages auf eine sichere Weise erfahren, daß sie nicht mehr auf Buckingham rechnen dürften, so wäre offenbar ihr Muth mit der Hoffnung gesunken.

Der Kardinal erwartete also mit großer Ungeduld Nachrichten aus England, die ihm melden würden, daß Buckingham nicht komme.

Die Frage, ob man die Stadt nicht stürmen solle, wurde oft im Rathe des Königs verhandelt. Einmal schien La Rochelle uneinnehmbar, und dann wußte

der Kardinal, was er auch gesagt haben mochte, gar wohl, daß das bei einem solchen Zusammentreffen, wo Franzosen gegen Franzosen kämpfen sollten, vergossene Blut einen Schrecken einjagen mußte, der für die Politik eine retrograde Bewegung von sechzig Jahren bedeutete, und Richelieu war um diese Zeit, was man heut zu Tage einen Mann des Fortschrittes nennt. In der That hatten im Jahr 1628 die Plünderung von La Rochelle und die Ermordung von drei bis viertausend Hugenotten, welche sich tödten ließen, viel Ähnlichkeit mit dem Gemetzel der Bartholomäusnacht im Jahre 1572. Dieses Mittel, das dem König, einem guten Katholiken, keineswegs widerstrebte, scheiterte stets an der Behauptung der belagernden Generale; »La Rochelle ist auf keine andere Weise, als durch den Hunger zu nehmen.«

Der Kardinal konnte nicht über die Angst hinweg kommen, worein seine furchtbare Emissarin ihn versetzte; denn auch er hatte die seltsamen Verhältnisse dieser Frau begriffen, die bald eine Schlange, bald eine Löwin war. Hatte sie ihn verrathen? war sie todt? Er kannte sie hinreichend, um zu wissen, daß sie, für oder gegen ihn handelnd, Freundin oder Feindin, ohne große Hindernisse nicht unbeweglich blieb. Aber von welcher Seite kamen diese Hindernisse? Das war es, was er nicht wissen konnte.

Übrigens zählte er auf Mylady, und zwar mit Recht. Er hatte in der Vergangenheit dieser Frau gewisse Dinge errathen, die nur sein rother Mantel bedecken konnte; und er fühlte, daß diese Frau ihm aus dem einen oder dem andern Grunde zugetan war, da nur er allein sie in der Gefahr, von der sie bedroht war, mächtig beschützen konnte.

Er beschloß also, den Krieg ganz allein zu führen und einen von außen kommenden Erfolg nur so zu erwarten, wie man einen günstigen Zufall erwartet. Er ließ an dem furchtbaren Damm, welcher La Rochelle aushungern sollte, weiter bauen, und warf mittlerweile seine Augen auf die unglückliche Stadt, welche so viel tiefes Elend, so viel heldenmüthige Tugenden in sich schloß; er erinnerte sich dabei des Wortes von Ludwig XI., seinem politischen Vorgänger, wie er selbst der Vorgänger von Robespierre war. Er erinnerte sich der Maxime von Gevatter Tristan: »*Divide et impera.*«

Als Heinrich IV. Paris belagerte, ließ er Brot und Lebensmittel über die Mauern werfen. Der Kardinal ließ kleine Zettel hinüberwerfen, in welchen er den Rochellern vorstellte, wie ungerecht, selbstüchtig und barbarisch das Verfahren ihrer Häupter sei. Diese Häupter hatten Getreide im Überfluß und vertheilten es nicht. Sie nahmen als Grundsatz an, denn sie hatten Grundsätze, daß wenig daran liege, ob die Weiber, Kinder und Greise umkommen, wenn nur die Männer, welche die Mauern verteidigen sollten, stark und gesund bleiben. Bis jetzt war dieser Grundsatz, sei es aus Ergebenheit, sei es, weil jede Auflehnung vergeblich gewesen wäre, ohne allgemein anerkannt zu werden, von der Theorie zur Praxis übergegangen: aber durch die erwähnten Zettel geschah ein Angriff auf denselben. Diese Zettel erinnerten die Männer daran, daß die Kinder, Weiber und Greise, die man sterben ließ, ihre Söhne, Frauen und Väter waren; daß es billiger wäre, wenn jeder dem allgemeinen Elend unterworfen würde, damit die Gleichmäßigkeit der allgemeinen Lage auch Einhelligkeit in den Beschlüssen herbeiführen müßte.

Aber in dem Augenblick, wo der Kardinal bereits sein Mittel Früchte tragen sah und sich zur Anwendung desselben Glück wünschte, gelangte ein

Einwohner von La Rochelle, der durch die königlichen Linien gedrungen war — Gott weiß, auf welche Weise, denn Bassompierre, Schomberg und der Herzog von Angoulême beobachteten, selbst wieder von dem Kardinal überwacht, eine große Wachsamkeit — ein Einwohner von La Rochelle, sagen wir, gelangte, von Portsmouth her, in die Stadt und sagte aus, er habe eine herrliche Flotte gesehen, welche noch vor acht Tagen auslaufen werde. Überdies kündigte Buckingham dem Bürgermeister an, daß endlich das große Bündnis gegen Frankreich sich erklärt habe, und daß zu gleicher Zeit die englischen, kaiserlichen und spanischen Heere das Königreich überfallen werden. Dieser Brief wurde öffentlich auf allen Plätzen vorgelesen. Man klebte eine Abschrift an die Straßenecken, und diejenigen, welche Unterhandlungen angeknüpft hatten, brachen dieselben wieder ab, um die in so kurzer Zeit angekündigte Hilfe zu erwarten.

Dieser unvorhergesehene Umstand versetzte Richelieu wieder in seine frühere Unruhe und nöthigte ihn, seine Augen abermals dem Meere zuzuwenden.

Während dies vorging, führte die königliche Armee, frei von der Unruhe ihres einzigen und wahren Hauptes, ein lustiges Leben, es fehlte im Lager nicht an Speise und Trank und nicht an Geld. Alle Corps wetteiferten an Kühnheit und Heiterkeit. Spione auffangen und hängen, kecke Expeditionen auf dem Damm oder auf der See ausführen, Tollheiten ersinnen und kaltblütig ins Werk setzen, das waren die Zeitvertreibe, womit sich die Armee die Tage verkürzte, welche den von Angst und Hunger aufgeriebenen Rochellern so lang, und dem Kardinal, der sie belagerte, noch weit länger erschienen.

Wenn der Kardinal, welcher stets wie der geringste Soldat umher ritt, seinen nachdenkenden Blick zuweilen über die Werke hinschweifen ließ, welche unter seinem Befehl von Ingenieuren errichtet wurden, die er aus allen Winkeln Frankreichs herbeirief, und er dann einem Musketier von Treville's Kompagnie begegnete, so schaute er ihn auf eine seltsame Weise an, und richtete seinen Blick sogleich wieder anderswohin, wenn er in ihm nicht einen von den vier Gefährten erkannte.

Eines Tages ritt der Kardinal, von tödtlichem Ärger gequält, ohne Hoffnung auf die Unterhandlungen mit der Stadt, ohne Nachrichten aus England, in keiner andern Absicht, als gerade um auszureiten, nur von Cahusac und La Houdinière begleitet, am Ufer entlang hin, und vermischte die Unermeßlichkeit seiner Träume mit der Unermeßlichkeit des Ozeans. So kam er auf einen Hügel, von dessen Höhe herab er, hinter einer Hecke und unter einer Baumgruppe vor der großen Sonnenhitze geschützt, sieben von leeren Flaschen umgebene Menschen liegen sah. Vier davon waren unsere Musketiere, welche sich anschickten, einen Brief vorlesen zu hören, den einer von ihnen bekommen hatte. Dieser Brief war so wichtig, daß man ihm zu Liebe auf einer Trommel Karten und Würfel im Stiche ließ.

Die drei Andern beschäftigten sich, eine ungeheure mit Stroh umflochtene Flasche Collioure-Wein aufzumachen. Es waren die Lakaien dieser Herren.

Richelieu war, wie gesagt, bei finsterner Laune, und in dieser Gemüthsstimmung ärgerte ihn nichts mehr als die Heiterkeit Anderer. Überdies hegte er einen seltsamen Argwohn und glaubte, gerade die Ursache seiner Traurigkeit errege die Heiterkeit der Fremden. Er gab La Houdinière und

Cahusac ein Zeichen, stille zu halten, stieg vom Pferde und näherte sich diesen verdächtigen Lachern, in der Hoffnung, mit Hilfe des Sandes, der seinen Schritt unhörbar machte, und der Hecke, die seinen Gang bedeckte, einige Worte von dem Gespräch zu erlauschen, das ihm so interessant erschien. Erst zehn Schritte von der Hecke erkannte er das gascognische Geplauder d'Artagnans, und da er bereits wußte, daß diese Leute zu den Muskietieren gehörten, so zweifelte er nicht daran, daß die drei Andern die sogenannten Unzertrennlichen, das heißt, Athos, Porthos und Aramis seien.

Man kann sich leicht denken, daß sein Verlangen, etwas von dem Gespräch zu hören, sich durch diese Entdeckung nur noch vermehrte. Seine Augen nahmen einen seltsamen Ausdruck an und er näherte sich der Hecke mit dem Tritt einer Tigerkatze; aber er hatte noch nicht mehr als einige unbestimmte Sylben ohne einen richtigen Sinn aufzufassen vermocht, als ein kurzer kräftiger Ruf ihn beben machte und die Aufmerksamkeit der Muskietiere erregte.

»Offizier!« rief Grimaud.

»Ihr sprecht, glaube ich, Bursche,« sagte Athos, sich auf einem Ellbogen erhebend und Grimaud mit seinem flammenden Blick anblitzend.

Grimaud fügte auch kein Wort mehr bei, er begnügte sich, den Zeigefinger in der Richtung der Hecke auszustrecken, und deutete durch Geberde den Kardinal und seine Escorte an.

Mit einem Sprung waren die vier Muskietiere auf den Beinen und grüßten ehrfurchtsvoll.

Der Kardinal schien wüthend.

»Es scheint, daß man sich bei den Herren Muskietieren bewachen läßt,« sagte er. »Kommt der Engländer zu Lande oder sollten sich die Muskietiere für hohe Offiziere halten?«

»Monseigneur,« antwortete Athos, denn er allein hatte mitten unter dem allgemeinen Schrecken die Ruhe und Kaltblütigkeit des vornehmen Mannes behalten, die ihn nie verließ. »Monseigneur, wenn die Muskietiere nicht im Dienste sind oder wenn ihr Dienst zu Ende ist, so trinken und würfeln sie und sind für ihre Lakaien sehr hohe Offiziere.«



»Lakaien!« brummte der Kardinal, »Lakaien, welche Befehl haben, ihre Herren zu benachrichtigen, wenn Jemand vorüber kommt, das sind keine Lakaien, sondern Wachen.«

»Seine Eminenz sieht jedoch, daß wir, wenn wir diese Vorsichtsmaßregel nicht getroffen hätten, uns der Unannehmlichkeit ausgesetzt haben würden, sie vorübergehen zu lassen, ohne ihr unsere Ehrfurcht zu bezeigen und unsern Dank für die Gnade ihres

Besuches, abzustatten. D'Artagnan,« fuhr Athos fort, »Ihr, der Ihr Euch so eben nach einer Gelegenheit sehtet, Monseigneur Eure Dankbarkeit auszudrücken, habt sie nun gefunden und werdet sie benützen.«

Diese Worte wurden mit dem unstörbaren Phlegma, das Athos in den

Stunden der Gefahr bezeichnete, und mit der außerordentlichen Höflichkeit gesprochen, die ihm in gewissen Augenblicken etwas Königliches gab, so daß er ein majestätischeres Ansehen hatte, als geborene Könige.

D'Artagnan näherte sich und sprach einige Worte des Dankes, welche bald unter dem düsteren Blicke des Kardinals erloschen.

»Gleich viel, meine Herren,« fuhr der Kardinal fort, der sich, wie es schien, durch den von Athos benützten Zwischenfall nicht im Geringsten von seiner ersten Ansicht abbringen ließ, »gleichviel, ich liebe es nicht, daß einfache Soldaten weil sie den Vorzug haben, in einem privilegierten Corps zu dienen, auf diese Art die großen Herren spielen, und die Disziplin ist für sie dieselbe, wie für die ganze Welt.«

Athos ließ den Kardinal ganz aussprechen, verbeugte sich sodann zum Zeichen der Beipflichtung und versetzte:

»Die Disziplin, Monseigneur, ist, wie ich hoffe, von uns in keiner Beziehung vergessen worden, wir sind nicht im Dienste und glaubten, da nur nicht im Dienste sind, über unsere Zeit nach unserem Gutdünken verfügen zu können. Sollte uns Eure Eminenz durch einige besondere Befehle beglücken wollen, so sind wir bereit zu gehorchen. Monseigneur sieht,« fuhr Athos die Stirne runzelnd fort, denn dieses Verhör fing an, ihn ungeduldig zu machen, »daß wir, um auf den ersten Trommelschlag bereit zu sein, mit unsern Waffen ausgezogen sind.«

Und er deutete mit dem Finger auf die vier Musketen, welche in der Nähe der Trommel, auf der die Würfel und Karten lagen, aufgepflanzt waren.

»Eure Eminenz wolle überzeugt sein,« fügte d'Artagnan bei, »daß wir ihr entgegengekommen wären, wenn wir hätten vermuthen können, daß sie sich uns in so kleiner Gesellschaft näherte.«

Der Kardinal biß sich in den Schnurrbart und auch etwas in die Lippen.

»Wißt Ihr, wie Ihr ausseht, wenn Ihr, wie in diesem Augenblick, stets beisammen, stets bewaffnet und von Euren Bedienten bewacht seid?« sprach der Kardinal. »Ihr seht aus, wie Verschwörer.«

»Oh! was das betrifft, Monseigneur, das ist wahr,« sprach Athos. »Wir conspiriren allerdings, wie Seine Eminenz an jenem Morgen sehen konnte, aber nur gegen die Rocheller.«

»Ei, meine Herren Politiker,« entgegnete der Kardinal, ebenfalls die Stirne faltend, »man würde vielleicht in Eurem Gehirn das Geheimnis von allerlei Dingen finden, wenn man darin lesen könnte, wie Ihr in dem Briefe gelesen habt, den Ihr bei meiner Ankunft verbarget.«

Athos stieg das Blut ins Gesicht, er machte einen Schritt gegen Seine Eminenz.

»Man sollte glauben, Ihr hegtet wirklich einen Argwohn gegen uns, Monseigneur, und wir hätten ein wahres Verhör zu bestehen.«

»Und wenn es nun wirklich ein Verhör wäre?« fragte der Kardinal.

»Monseigneur, ich habe Eurer Eminenz gesagt, daß sie nur zu fragen habe und daß wir zu antworten bereit seien.«

»Was für ein Brief war das, den Ihr vorhin gelesen habt, Herr Aramis, und was verbarget Ihr?«

»Einen Brief von einer Frau, Monseigneur.«

»Oh ich begreife,« sprach der Kardinal, »man muß bei solchen Briefen diskret sein; aber man kann sie doch einem Beichtiger zeigen, und Ihr wißt, ich gehöre dem geistlichen Stande an.«

»Monseigneur,« sagte Athos mit einer um so furchtbareren Ruhe, als er bei dieser Antwort um seinen Kopf spielte, »Monseigneur, der Brief ist von einer Frau, aber weder Marion Delorme, noch Frau von Combalot, noch Frau von Chaulnes unterzeichnet.



Der Kardinal wurde bleich wie der Tod. Ein wilder Blitz guckte aus seinen Augen. Er wandte sich um, als wollte er Cahusac und La Houdinière einen Befehl geben. Athos sah diese Bewegung und machte einen Schritt gegen die Musketen, auf welche die drei Freunde ihre Augen wie Männer gerichtet hielten, die sehr wenig Lust hatten, sich verhaften zu lassen. Der Kardinal war zu drei, die Musketierte, ihre Bedienten mit einbegriffen, zu sieben. Er dachte, die Partie wäre um so weniger gleich, wenn Athos und seine Gefährten wirklich conspiriren, und vermöge einer der raschen Wendungen, über die er stets zu verfügen im Stande war, verwandelte sich sein ganzer Zorn in ein lächeln.

»Gut, gut,« sprach er, »Ihr seid wackre junge Leute, stolz in der Sonne, getreu in der Dunkelheit, und es ist kein Fehler, über sich selbst zu wachen, wenn man so gut über Andere wacht. Meine Herren, ich habe die Nacht durchaus nicht vergessen, wo Ihr mir als Escorte bei meinem Ritt nach dem rothen Taubenschlag dientet. Wenn irgend eine Gefahr auf der Route, die ich zu machen habe, zu befürchten wäre, so würde ich Euch bitten, mich zu begleiten. Da aber dies nicht der Fall ist, so bleibt, wo Ihr seid, endiget Eure Flaschen, Eure Partie und Euern Brief. Gott befohlen, meine Herren!«

Hierauf bestieg er wieder sein Pferd, das ihm Cahusac entgegen brachte,

grüßte sie mit der Hand und entfernte sich.

Die vier jungen Leute standen unbeweglich und folgten ihm mit den Blicken, ohne ein einziges Wort zu sprechen, bis er verschwunden war.

Dann schauten sie sich an.

Alle sahen bestürzt aus, denn trotz des freundschaftlichen Abschiedes des Kardinals begriffen sie, daß Seine Eminenz mit Wuth im Herzen wegging.

Athos allein lächelte verächtlich.

Als der Kardinal außer Hör- und Sehweite war, rief Porthos, welcher große Lust hatte, seine üble Laune auf einen Andern fallen zu lassen:

»Dieser Grimaud hat sehr spät geschrien!«

Grimaud war im Begriff zu antworten, um sich zu entschuldigen. Athos hob den Finger auf und Grimaud schwieg.

»Würdet Ihr den Brief abgegeben haben, Aramis?« sagte d'Artagnan.

»Ich,« erwiderte Aramis mit seiner flötendsten Stimme, »ich war entschieden. Wenn er die Auslieferung verlangt hätte, so würde ich ihm mit einer Hand den Brief übergeben und mit der andern den Degen durch den Leib gerannt haben.«

»Das erwartete ich,« sagte Athos, »und darum habe ich mich zwischen Euch und ihn geworfen. Dieser Mann ist in der That sehr unklug, daß er auf solche Art mit andern Männern spricht. Man sollte glauben, er habe es sein Leben lang nur mit Weibern und Kindern zu thun gehabt.«

»Mein lieber Athos!« rief d'Artagnan, »ich bewundere Euch, aber wir hatten im Ganzen doch Unrecht.«

»Wie, Unrecht?« entgegnete Athos, »wem gehört denn diese Luft, die wir athmen? wem dieses Meer, an welchem wir lagern? wem dieser Brief von Eurer Geliebten? Etwa dem Kardinal? Dieser Mensch bildet sich am Ende ein, die ganze Welt gehöre ihm. Ihr standet stammelnd, erstaunt, vernichtet da, als ob die Bastille vor Euch empor starrte, und die eisige Medusa Euch in Stein verwandelte. Ist Verliebtheit eine Conspiration? Ihr seid in eine Frau verliebt, die der Kardinal einsperren ließ; Ihr wollt sie den Händen des Kardinals entziehen, das ist die Partie, die Ihr mit Seiner Eminenz spielt. Dieser Brief ist Euer Spiel. Warum solltet Ihr Euer Spiel Eurem Gegner zeigen? Er mag es errathen! Wir errathen das seinige gar wohl.«

»Was Ihr da sagt, Athos, ist allerdings sehr vernünftig,« sprach d'Artagnan.

»Dann sei von dem ganzen Vorfall nicht mehr die Rede, und Aramis nehme den Brief seiner Base da auf, wo ihn der Herr Kardinal unterbrochen hat.«

Aramis zog den Brief aus seiner Tasche. Die drei Freunde näherten sich ihm und die drei Lakaien lagerten sich abermals um die Strohflasche.

»Ihr habt nur eine oder zwei Zeilen gelesen,« sagte d'Artagnan. »Lest also den Brief von Anfang an.«

»Gerne,« erwiderte Aramis.

»Mein lieber Vetter,

»Ich glaube wohl, daß ich mich entschließen werde, nach Bethune abzureisen, wo meine Schwester unsere kleine Magd in eine Karmeliterinnen-Kloster gebracht hat. Dieses arme Kind hat sich darein

ergeben. Es weiß, daß es nicht anderswo leben kann, ohne daß das Heil seiner Seele gefährdet wäre. Wenn jedoch unsere Familienangelegenheiten sich ordnen, wie wir es wünschen, so glaube ich, daß die Arme auf die Gefahr ihres Seelenheiles hin zu demjenigen zurückkehren wird, nach welchen sie sich um so mehr sehnt, als sie weiß, daß man stets an sie denkt. Einstweilen ist sie nicht zu unglücklich. Ihr einziger Wunsch ist ein Brief von ihrem Bräutigam. Ich weiß sehr wohl, daß solche Waaren schwer durch die Gitter gehen, aber im Ganzen, mein lieber Vetter, bin ich — und ich habe Euch hiervon Beweise gegeben — nicht gar zu ungeschickt, und ich übernehme diesen Auftrag. Meine Schwester dankt Euch für Eure beständige Erinnerung; sie schwebte einen Augenblick in großer Unruhe, aber jetzt ist sie ein wenig beruhigt, weil sie ihren Gehilfen hinuntergeschickt hat, damit nichts Unvorhergesehenes vorkommen kann.

»Adieu, mein lieber Vetter, gebt so oft als möglich Nachricht von Euch, das heißt, so oft, als Ihr es sicher thun zu können glaubt. Ich küsse Euch.

Marie Michon.«

»O wie viel Dank bin ich Euch schuldig, Aramis,« rief d'Artagnan. »Die theure Constance! endlich habe ich also Kunde von ihr! Sie lebt, sie ist in Sicherheit in einem Kloster; sie ist in Bethune! Wo liegt Bethune, Athos?«

»Auf der Grenze von Artois und Flandern; ist die Belagerung einmal aufgehoben, so können wir eine Reise dahin machen.«

»Und das wird hoffentlich nicht mehr lange währen,« sprach Porthos; »denn man hat diesen Morgen wieder einen Spion gehängt, welcher behauptete, die Rocheller seien am Oberleder ihrer Stiefel. Nehme ich nun an, daß sie die Sohlen essen, wenn sie das Oberleder verzehrt haben, so sehe ich nicht ein, was ihnen nachher noch übrig bleiben soll, wenn sie nicht einander selber verspeisen wollen.«

»Arme Tröpfe!« sprach Athos und leerte ein Glas vortrefflichen Bordeauxweins, der, ohne damals schon seinen heutigen Ruf zu besitzen, ihn doch wenigstens verdiente. »Arme Tröpfe, als ob die katholische Religion nicht die vortheilhafteste und angenehmste der Religionen wäre. Doch gleich viel,« fuhr er fort, nachdem er mit der Zunge am Gaumen geschmalzt hatte, »es sind brave Leute. Aber was Teufels macht Ihr denn, Aramis, Ihr steckt diesen Brief in Eure Tasche?«

»Ja,« sagte d'Artagnan, »Athos hat Recht, man muß ihn verbrennen. Wer weiß jedoch, ob der Herr Kardinal nicht ein Geheimnis besitzt, um die Asche zu befragen.«

»Er muß wohl eines besitzen,« erwiderte Athos.

»Aber, was wollt Ihr denn mit dem Briefe machen?« fragte Porthos.

»Kommt hierher, Grimaud,« sagte Athos.

Grimaud stand auf und gehorchte.

»Zur Strafe dafür, daß Ihr ohne Erlaubnis gesprochen habt, mein Freund, werdet ihr das Stück Papier essen, und für den Dienst, den Ihr uns leistet, trinkt ihr sodann dieses Glas Wein. Hier, nehmt zuerst den Brief, kaut kräftig.«

Grimaud lächelte, und die Augen auf das Glas gerichtet, das Athos bis auf



re squeezing that
t!"

den Rand gefüllt hatte, zerkaute er das Papier und verschlang es.

»Bravo, Meister Grimaud!« rief Athos, »und nun dieses. Gut, ich entbinde Euch der Verpflichtung, Dank zu sagen.«

Grimaud trank stillschweigend das Glas Bordeauxwein, aber seine zum Himmel aufgeschlagenen Augen sprachen, so lange diese süße Beschäftigung dauerte, eine Sprache, die, obgleich stumm, darum doch nicht minder ausdrucksvoll war.

»Und nun,« sagte Athos, »wenn nicht der Herr Kardinal den geistreichen Gedanken hat, Grimaud den Bauch öffnen zu lassen, können

wir, glaube ich, beinahe ruhig sein.«

Während dieser Zeit setzte Seine Eminenz ihren schwermüthigen Spazierritt fort und brummte wiederholt in seinen Schnurrbart:

»Diese vier Bursche müssen um jeden Preis mein werden.«

XXII.

Erster Tag der Gefangenschaft.

Kehren wir zu Mylady zurück, die uns ein Blick auf die Küste Frankreichs eine Weile aus dem Gesichte verlieren ließ.

Wir werden sie in der verzweifelten Lage wieder finden, in der wir sie zurückgelassen haben, einen Abgrund düsterer Betrachtungen, eine finstere Hölle grabend, an deren Pforte sie beinahe jede Hoffnung zurückgelassen hat, denn zum ersten Male zweifelt, zum ersten Male fürchtet sie.

Bei zwei Gelegenheiten hat ihr Glück sie verlassen, bei zwei Gelegenheiten hat sie sich entdeckt und verrathen gesehen, bei zwei Gelegenheiten scheiterte sie an dem bösen Geiste, den ohne Zweifel der Herr sandte, um sie zu bekämpfen. D'Artagnan hat sie besiegt, sie, die unbesiegbare Macht des Bösen.

Er hat sie in ihrer Liebe verletzt, in ihrem Stolze gedemüthigt, und nun richtet er sie in ihrem Vermögen zu Grunde, schlägt sie in ihrer Freiheit, bedroht sie sogar in ihrem Leben. Mehr noch, er hat eine Ecke ihrer Maske aufgehoben, mit der sie sich bedeckt, die sie so stark macht.

D'Artagnan hat von Buckingham, den sie haßt, wie sie alles haßt, was sie geliebt hat, den Sturm abgewendet, mit dem ihn Richelieu in der Person der Königin bedrohte. D'Artagnan hat sich für Wardes ausgegeben, für den sie eine glühende Tigerliebe, unbezähmbar, wie bei allen Frauen dieses Charakters, hegte. D'Artagnan kennt das furchtbare Geheimnis, das nach ihrem Schwure Niemand kennen sollte, ohne zu sterben. In dem Augenblick, wo sie von Richelieu eine Vollmacht erhalten hat, mit dessen Hilfe sie sich an ihrem Feinde zu rächen gedenkt, wird ihr dieses Papier aus den Händen gerissen, und d'Artagnan hält sie gefangen und will sie nach irgend einem schmachvollen Botanybay, nach irgend einem abscheulichen Tyburn des indischen Ozeans schicken.

Denn alles dies kommt ohne Zweifel von d'Artagnan. Von wem sollte so viele auf ihr Haupt gehäufte Schmach kommen, außer von ihm? Er allein konnte Lord Winter all' die furchtbaren Geheimnisse mittheilen, die er nach einander durch eine unselige Verkettung von Umständen erfahren hatte.

Wie viel Haß zersetzt sie! Hier, unbeweglich und die glühenden Augen starr auf ihr einsames Stübchen geheftet, während das Geräusch des dumpfen Schnaubens, das zuweilen aus der Tiefe ihrer Brust hervorkommt, das Tosen der Wellen begleitet, welche steigen, brausen und brüllen und sich wie eine ewige, unmächtige Verzweiflung an den Felsen brechen, auf denen das stolze, düstere Schloß erbaut ist, während ihr stürmischer Zorn mit seinen Blitzen ihren Geist erleuchtet, hier entwirft sie gegen Madame Bonacieux, gegen Buckingham und besonders gegen d'Artagnan großartige, in der fernen Zukunft sich verlierende Rachepläne.

Ja, aber um sich zu rächen, muß man frei sein, und um frei zu sein, wenn man gefangen ist, muß man eine Mauer durchbrechen, Gitterstangen losmachen, einen Boden durchhöhlen, lauter Unternehmungen, welche ein geduldiger und starker Mann zu Ende führen kann, an denen jedoch die fieberhaften Aufregungen einer Frau scheitern müssen.

Um Alles dies zu thun, muß man überdies Zeit, Monate Jahre haben, und sie hat, wie ihr Mylord Winter, ihr brüderlicher und furchtbarer Kerkermeister, sagte, nur zehn bis zwölf Tage.

Und dennoch, wenn sie ein Mann wäre, würde sie Alles dies versuchen, und es würde ihr vielleicht gelingen; warum hat sich der Himmel so getäuscht, indem er diese männliche Seele in einen so schwachen und zarten Leib legte?

Die ersten Augenblicke der Gefangenschaft waren also furchtbar. Mit einigen krampfhaften Zuckungen der Wuth, die sie nicht zu überwinden vermochte, wurde die Schuld weiblicher Schwäche an die Natur abgetragen. Nach und nach aber hat sie die Ausbrüche ihres tollen Zornes bewältigt, das Nervenzittern, welches ihren Körper bewegte, ist verschwunden, und sie hat sich nun auf sich selbst zurückgewunden, wie eine müde Schlange, wenn sie ausruht.

»Auf, auf! ich war eine Thorin, daß ich mich hinreißen ließ,« spricht sie, in den Spiegel schauend, der ihren Augen den glühenden Blick zurückwirft, durch den sie sich selbst zu befragen scheint, »keine Gewaltthätigkeit! die Gewaltthätigkeit ist ein Zeichen der Schwäche, und ich habe nie durch dieses Mittel gesiegt. Wenn ich vielleicht von meiner Kraft gegen Frauen Gebrauch machen müßte, hätte ich Hoffnung, sie noch schwächer zu finden, als ich selbst bin, und sie folglich zu überwältigen; aber ich kämpfe gegen Männer und bin für sie nur eine Frau. Wir wollen als Frau kämpfen. Meine Kraft liegt in meiner Schwäche.«

Als wollte sie sich selbst von den Veränderungen Rechenschaft geben, die sie in ihrer so ausdrucksvollen und so edeln Physiognomie zu bewerkstelligen im Stande war, ließ sie diese sodann nach und nach alle Ausdrücke annehmen, vom Zorne an, der ihr Gesicht krampfhaft zusammenzog, bis zum sanftesten, zärtlichsten, verführerischsten Lächeln. Ihre Haare erhielten unter ihren geschickten Händen alle Wellenformen, von denen sie glaubte, sie dürften die Reize ihrer Züge erhöhen. Endlich murmelte sie mit sich selbst zufrieden:

»Noch ist nichts verloren, ich bin immer noch schön.«

Es war ungefähr acht Uhr Abends. Mylady bemerkte ein Bett und dachte, ein paar Stunden Ruhe würden nicht nur ihren Kopf und ihre Gedanken, sondern auch ihren Teint erfrischen. Doch ehe sie sich niederlegte, kam ihr noch eine bessere Idee; sie hatte von Abendbrot sprechen hören. Schon war sie seit geraumer Zeit in diesem Zimmer und man konnte nicht länger zögern, ihr das Mahl zu bringen. Die Gefangene wollte keine Zeit verlieren, und sie beschloß schon an diesem Abend einen Versuch zu machen, um das Terrain zu sondieren und die Charaktere der Leute zu erforschen, denen ihre Bewachung anvertraut war.

Ein Licht erschien unter der Thüre, es kündete die Rückkehr ihrer Kerkermeister an. Mylady, welche sich erhoben hatte, warf sich rasch wieder in ihren Lehnstuhl, den Kopf zurückgebogen, die Haare aufgelöst und zerstreut,

den Hals halb entblößt unter zerknitterten Spitzen, eine Hand auf ihrem Herzen, die andere herabhängend.

Man öffnete die Riegel, die Thüre ächzte auf ihren Angeln; Tritte erschollen im Innern und näherten sich.

»Stellt den Tisch hierher,« sagte eine Stimme, an der Mylady Felton erkannte.

Der Befehl wurde vollzogen.

»Bringt Lichter und laßt die Wache ablösen,« fuhr Felton fort, und dieser doppelte Befehl, den der junge Lieutenant denselben Menschen ertheilte, gab Mylady die Überzeugung, daß ihre Diener und ihre Wächter dieselben Menschen waren, nämlich Soldaten.

Endlich wandte sich Felton, der Mylady noch nicht angeschaut hatte, nach ihr um.

»Ah! ah!« sagte er, »sie schläft gut, bei ihrem Erwachen wird sie zu Nacht speisen.«

Er machte einige Schritte, um sich zu entfernen.

»Aber, mein Lieutenant,« sagte der Soldat, der etwas weniger stoisch war, als sein Vorgesetzter, und sich Mylady genähert hatte, »diese Frau schläft nicht.«

»Wie, sie schläft nicht?« sprach Felton, »was macht sie denn?«

»Sie ist ohnmächtig. Ihr Gesicht ist sehr bleich, und ich höre, wie sehr ich auch lausche, keinen Athemzug.«

»Ihr habt Recht,« erwiderte Felton, nachdem er Mylady von dem Platze, wo er stand, ohne einen Schritt gegen sie zu thun, angeschaut hatte. »Benachrichtigt Lord Winter, seine Gefangene sei in Ohnmacht gefallen, denn ich weiß nicht, was ich thun soll, da dieser Fall nicht vorhergesehen ist.«

Der Soldat ging ab, um den Befehlen des Offiziers zu gehorchen. Felton setzte sich auf einen Stuhl, der sich zufällig in der Nähe der Thüre fand, und wartete, ohne ein Wort zu sprechen, ohne die geringste Geberde zu machen. Mylady besaß die große, von den Frauen so sehr studirte Kunst, alles mit Hilfe eines Reflexes, eines Spiegels oder eines Schattens zu sehen; sie bemerkte Felton, der ihr den Rücken zuehrte; sie schaute ihn beinahe zehn Minuten beständig an, und während dieser zehn Minuten wandte sich der kalte Wächter nicht ein einziges Mal um.

Sie bedachte nun, daß Lord Winter kommen und durch seine Gegenwart ihrem Kerkermeister neue Kraft verleihen würde. Ihr erster Versuch war gescheitert; sie faßte ihren Entschluß als eine Frau, welche auf ihre Mittel zählt.



Diesem Entschlusse zu Folge hob sie den Kopf, öffnete die Augen und stieß einen schwachen Seufzer aus.

Bei diesem Seufzer wandte sich Felton um.

»Ah! Ihr seid erwacht, Madame,« sprach er, »ich habe also nichts mehr hier zu thun. Wenn Ihr etwas braucht, so ruft.«

»Oh, mein Gott, mein Gott! was habe ich gelitten!« murmelte Mylady mit der wohlklingenden Stimme, welche Alle bezauberte, sie sie ins Verderben stürzen wollte.

Und sich auf ihrem Stuhle aufrichtend, nahm sie eine noch anmuthigere und zugleich nachlässigere Stellung an.

Felton stand auf.

»Ihr werdet auf diese Art dreimal des Tags bedient werden, Madame,« sprach er, »Morgens um neun Uhr, Mittags um ein Uhr und Abends um acht Uhr. Wenn Euch das nicht genehm ist, so könnt Ihr andere Stunden statt derer, welche ich Euch vorschlage, nennen, und man wird sich in dieser Beziehung Euern Wünschen fügen.«

»Aber soll ich denn immer in dieser großen, traurigen Stube allein bleiben?« fragte Mylady.

»Eine Frau aus der Gegend ist bestellt, sie wird morgen im Schlosse sein und zu Euch kommen, so oft Ihr ihre Gegenwart wünscht.«

»Ich danke Euch, mein Herr,« antwortete die Gefangene demüthig.

Felton grüßte leicht und wandte sich nach der Thüre. In dem Augenblick, wo er über die Schwelle treten wollte, erschien Lord Winter, gefolgt von dem Soldaten, der ihn von Myladys Ohnmacht in Kenntniss gesetzt hatte, in der Flur; er hielt einen Flacon mit Riechsalz in der Hand.



»Wie! was geht denn hier vor?« sprach er mit spöttischem Tone, als er sah, daß seine Gefangene aufrecht stand und Felton im Begriff war zu gehen. »Die Todte ist also wieder erweckt? Mein Gott, Felton, mein Junge, hast Du denn nicht wahrgenommen, daß man Dich für einen Neuling hielt und den ersten Akt einer Komödie mit Dir spielte, dessen ganze Entwicklung zu verfolgen wir ohne Zweifel das Vergnügen haben werden?«

»Ich habe es wohl gedacht, Mylord,« erwiderte Felton, »aber da die Gefangene im Ganzen doch eine Frau ist, so wollte ich die Rücksicht nehmen, die ein Mann von guter Geburt einem weiblichen Wesen schon um seiner selbst willen schuldig ist.«

Mylady bebte am ganzen Leibe. Diese Worte liefen wie Eis durch alle ihre Adern.

»Diese schönen Haare,« versetzte Lord Winter lächelnd, »diese schönen, so geschickt ausgebreiteten Haare, diese weiße Haut, dieser schmachthafte Blick haben Dich also nicht verführt, Marmorherz?«

»Nein, Mylord,« antwortete der unempfindliche junge Mann, »glaubt mir, es bedarf mehr, als der Frauen-Kunstgriffe und Koketterien, um mich zu bestechen.«

»Wenn dem so ist, mein braver Lieutenant, so mag Mylady etwas Anderes ersinnen, und wir wollen zu Nacht speisen. Oh! sei ruhig, sie hat eine furchtbare Phantasie, und der zweite Akt der Komödie wird bald dem ersten folgen.«

Nach diesen Worten nahm Lord Winter Felton beim Arme, und ging lachend mit ihm weg.

»Oh! ich werde schon finden, was Du brauchst,« murmelte Mylady zwischen den Zähnen; armer, verunglückter Mönch, umgekehrter Soldat, der Du Dir Deine Uniform aus einer Kutte geschnitten hast.«

»Doch, was ich noch bemerken wollte,« versetzte Lord Winter, auf der Schwelle stehen bleibend, »dieses Scheitern braucht Euch den Appetit nicht zu benehmen. Kostet das Huhn und die Fische, die ich bei meinem Ehrenwort nicht habe vergiften lassen. Ich bin ziemlich wohl mit meinem Koche zufrieden, und da er nichts von mir zu erben hat, so setze ich volles Vertrauen in ihn. Macht es wie ich. Gott befohlen, liebe Schwester. Bei Eurer nächsten Ohnmacht sehen wir uns wieder.«

Das war Alles, was Mylady zu ertragen vermochte. Ihre Hände zogen sich krampfhaft auf dem Lehnstuhl zusammen. Ihre Zähne knirschten dumpf, ihre Augen folgten der Bewegung der Thüre, welche sich hinter Lord Winter und Felton schloß, und als sie sich allein sah, fühlte sie sich von einer neuen Krisis der Verzweiflung befallen. Sie schaute nach dem Tische, gewahrte ein Messer, stürzte darauf los und ergriff es. Aber es trat sogleich eine grausame Enttäuschung ein, die Klinge war rund, und von biegsamem Silber.

Ein schallendes Gelächter wurde an der Thüre hörbar, und diese öffnete sich wieder.

»Ah! ah!« rief Lord Winter, »ah, ah! siehst Du wohl, mein braver Felton, was ich Dir gesagt habe? Dieses Messer war für Dich bestimmt, mein Kind, sie hätte Dich umgebracht. Siehst Du, das ist eine ihrer Verkehrtheiten, daß sie sich der Leute, welche sie genießen, auf die eine oder die andere Weise



entledigt. Wenn ich auf Dich gehört hätte, so wäre das Messer spitzig und von Stahl gewesen, dann gäbe es keinen Felton mehr; sie hätte Dich erstochen und nach Dir die ganze Welt. Siehst Du, John, wie sie das Messer so gut zu halten weiß!«

Mylady hielt in der That noch die unschädliche Waffe in ihrer Hand. Die letzte Beleidigung löste ihre Hände, ihre Kräfte und sogar ihren Willen auf. Das Messer fiel zu Boden.

»Ihr habt Recht, Mylord,« sprach Felton mit einem Ausdruck des tiefsten Ekels, der in dem Herzen Myladys wiederhallte, »Ihr habt Recht und ich hatte Unrecht.«

Hierauf entfernten sich Beide abermals.

Aber diesmal horchte Mylady aufmerksamer, als das erste Mal, und sie hörte, wie ihre Tritte nach und nach im Hintergrunde der Flur erstarben.

»Ich bin verloren,« murmelte sie, »ich befinde mich in der Gewalt von Leuten, auf die ich nicht mehr Einfluß ausüben werde, als auf Bildsäulen von Erz oder Granit. Sie kennen mich auswendig und sind gegen alle meine Waffen gepanzert.«

»Doch diese Sache kann unmöglich,« sprach sie nach einem Augenblick, »so endigen, wie sie es beschlossen haben.«

Die Furcht und das Gefühl der Schwäche schwammen, wie dies die letztere Betrachtung, die instinktmäßige Rückkehr zur Hoffnung, andeutete, nicht lange oben in dieser tiefen Seele.

Mylady setzte sich zu Tische, aß von mehreren Gerichten, trank ein wenig spanischen Wein und fühlte ihre ganze Entschlossenheit wieder erwachen.

Ehe sie sich schlafen legte, hatte sie bereits die Worte, die Schritte, die Geberden, die Zeichen und sogar das Stillschweigen ihrer Kerkermeister erklärt, analysiert, von allen Seiten betrachtet, in allen Punkten geprüft, und aus diesem geschickten, geistreichen Studium hatte sie entnommen, daß Felton jedenfalls der weniger unverwundbare von Beiden war.

Ein Wort besonders tauchte immer wieder im Geiste der Gefangenen auf.

»Wenn ich auf Dich gehört hätte,« hatte Lord Winter zu Felton gesagt.

Felton hatte also zu ihren Gunsten gesprochen, da ihn Lord Winter nicht hören wollte.

»Dieser Mensch,« wiederholte Mylady, »hat also jedenfalls einen mehr oder minder starken Anflug von Mitleid in seinem Herzen. Diesen Schimmer werde ich zu einem Brande anfachen, der ihn verzehren soll. Der andere kennt mich, er fürchtet mich und weiß, was er von mir zu erwarten hat, wenn ich je seinen Händen entkomme. Es ist also vergeblich, etwas gegen ihn zu versuchen.

#Aber bei Felton ist es etwas Anderes. Er ist ein unschuldiger reiner junger

Mann, ein tugendhafter Mensch, wie es scheint. Bei ihm gibt es ein Mittel, ihn zu verderben.«

Und Mylady legte sich nieder und entschlummerte mit einem Lächeln auf den Lippen. Wer sie schlafend sah, hätte glauben können, ein junges Mädchen liege vor ihm und träume von dem Blumenkranz, den es beim nächsten Fest auf seiner Stirne tragen solle.

XXIII.

Zweiter Tag der Gefangenschaft.

Mylady träumte, sie habe d'Artagnan endlich erwischt und wohne seiner Hinrichtung bei; der Anblick seines unter dem Henkerbeil entströmenden verhaßten Blutes brachte dieses reizende Lächeln auf ihre Lippen. Sie schlief, wie ein Gefangener schläft, der durch seine erste Hoffnung eingewiegt wird.

Als man am andern Morgen in ihr Zimmer trat, lag sie noch im Bette. Felton verweilte in der Flur. Er brachte die Frau, von der er am Abend zuvor gesprochen hatte. Diese Frau trat ein, näherte sich dem Bette Mylady's und bot ihr ihre Dienste an.

Mylady war gewöhnlich bleich, ihre Gesichtsfarbe konnte also diejenige täuschen, die sie zum erstenmale sah.

»Ich habe das Fieber,« sprach sie, »und konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich leide furchtbar. Werdet Ihr menschlicher sein, als man gestern gegen mich gewesen ist? Ich verlange nichts Anderes, als liegen bleiben zu dürfen.«

»Wollt Ihr, daß man einen Arzt rufe?« sprach die Frau.

Felton hörte diesen Dialog an, ohne ein Wort zu sagen. Mylady überlegte, daß sie, je mehr man sie mit Menschen umgebe, desto mehr Leute hätte, die sie zum Mitleid bewegen könnte, und daß sich sodann die Wachsamkeit Lord Winters verdoppeln müßte. Überdies konnte der Arzt erklären, die Krankheit sei nur geheuchelt, und Mylady wollte, nachdem sie die erste Partie verloren hatte, die zweite nicht ebenfalls verlieren.

»Einen Arzt holen,« sagte sie, »wozu soll dies nützen? Diese Herren haben gestern erklärt, mein Übel sei eine Komödie. Heute würde wohl dasselbe der Fall sein. Denn seit gestern Abend hat man Zeit genug gehabt, den Arzt zu benachrichtigen.«

»Nun, so sagt selbst,« sprach Felton ungeduldig, »welche Kur Ihr wünscht.«

»Ei, mein Gott, weiß ich es denn? ich fühle, daß ich leide; das ist Alles. Man gebe mir, was man will, es ist mir ganz gleichgültig!«

»Holt Lord Winter,« sagte Felton, der ewigen Klagen müde.

»Oh! nein, nein!« rief Mylady, »nicht, mein Herr, ruft ihn nicht! Ich beschwöre Euch, ich befinde mich wohl! ich brauche nichts; ruft ihn nicht!«

Sie sprach diese Worte mit einer so natürlichen Heftigkeit, daß Felton, davon hingerissen, einige Schritte in das Zimmer that.

»Er ist bewegt,« dachte Mylady.

»Wenn Ihr jedoch *wirklich* leidet, Madame,« sagte Felton, »so wird man einen Arzt holen, und täuscht Ihr uns, nun, um so schlimmer für Euch; wir haben uns wenigstens nichts vorzuwerfen.«

Mylady antwortete nicht, sondern sie warf ihren schönen Kopf auf das Kissen

zurück und fing an zu weinen und zu schluchzen.

Felton betrachtete sie mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit. Als er aber sah, daß die Krisis sich zu verlängern drohte, ging er weg. Die Frau folgte ihm. Lord Winter erschien nicht.

»Ich glaube, ich fange an, klar zu sehen,« murmelte Mylady mit einer wilden Freude und begrub sich unter ihren Betttüchern, um allen denjenigen, welche sie beobachten könnten, diesen Ausbruch innerer Befriedigung zu verbergen.

Es schlug zehn Uhr.

»Nun ist es Zeit, die Krankheit aufhören zu lassen,« sagte sie. »Wir wollen aufstehen, und schon heute einigen Erfolg zu gewinnen suchen. Ich habe nur zehn Tage, und heute Abend und bereits zwei davon abgelaufen.«

Die Bedienung hatte, als sie am Morgen in Mylady's Zimmer getreten war, ihr das Frühstück gebracht. Nun dachte die Gefangene, man werde es ihr bald wegnehmen, und sie werde bei dieser Gelegenheit Felton wiedersehen.

Mylady täuschte sich nicht. Felton erschien abermals und gab, ohne nachzusehen, ob Mylady das Frühstück berührt hatte oder nicht, Befehl, den Tisch wegzutragen, den man gewöhnlich ganz serviert brachte.

Felton blieb zurück. Er hielt ein Buch in seiner Hand. In einem Fauteuil in der Nähe des Kamins liegend, glich Mylady, schön, bleich und ergebungsvoll, einer heiligen Jungfrau, welche dem Märtyrerthum entgegensieht.

Felton näherte sich ihr und sprach:

»Lord Winter, der ein Katholik ist, wie Ihr, Madame, glaubte, die Entbehrung der Gebräuche und Zeremonien Eurer Religion dürfte schmerzlich für Euch sein. Er erlaubt also, daß Ihr jeden Tag die gewöhnlichen Gebete *Eurer Messe* lest, und hier ist ein Buch, welches das Ritual enthält.«

Bei der Miene, mit der Felton dieses Buch auf das Tischchen legte, an welchem Mylady saß, bei dem Tone, mit dem er die zwei Worte *Eurer Messe* aussprach, bei dem verächtlichen Lächeln, womit er dieselben begleitete, hob Mylady das Haupt und schaute den Offizier aufmerksamer an.

An dem ernsten Schnitt des Haares, an der einfachen Tracht, an der Stirne, die so glatt war wie Marmor, aber hart und undurchdringlich wie dieser, erkannte sie einen von den finstern Puritanern, dergleichen sie sowohl am Hof des Königs Jakob, als am Hof des Königs von Frankreich, wo sie zuweilen trotz der Erinnerung an die Sanct-Bartholomäusnacht Zuflucht suchten, so häufig getroffen hatte.

Sie hatte daher eine jener raschen Eingebungen, wie sie nur Leute von Genie in großen Krisen, in den äußersten Momenten, die über Glück und Leben entscheiden sollen, zu bekommen pflegen.

Die zwei Worte *Eurer Messe* und ein einziger Blick auf Felton hatten ihr in der That das ganze Gewicht der Antwort enthüllt, welche sie zu geben im Begriffe war.

Aber mit dem ihr eigenthümlichen schnellen Geistesblick trat diese Antwort sogleich ganz fertig auf ihre Lippen, und mit einer verächtlichen Betonung, welche sie mit dem Ausdruck in Einklang brachte, den sie in der Stimme des jungen Mannes wahrgenommen hatte, erwiderte sie:

»Ich, mein Herr? *meine Messe*? Lord Winter, der verdorbene Katholik, weiß



ganz wohl, daß ich nicht seiner Religion angehöre, und es ist nur eine Falle, die er mir legen will.«

»Von welcher Religion seid Ihr denn, Madame?« fragte Felton mit einem Staunen, das er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht ganz zu verbergen vermochte.

»Ich werde es sagen!« rief Mylady mit einer erheuchelten Begeisterung, »ich werde es sagen, wenn ich genug für meine Religion gelitten haben werde.«

Der Blick Feltons enthüllte vor Mylady die ganze Ausdehnung des Raumes, den sie sich durch dieses einzige Wort geöffnet hatte.

Der junge Mann blieb indessen stumm und unbeweglich. Sein Blick hätte allein gesprochen.

»Ich bin in den Händen meiner Feinde,« fuhr sie in jenem Tone der Begeisterung fort, von dem sie wußte,

daß er den Puritanern eigenthümlich war. »Gott mag mich retten, oder ich mag für meinen Gott untergehen! Das ist die Antwort, die ich Euch Lord Winter zu überbringen bitte,« fügte sie bei und deutete mit der Fingerspitze auf das Gebetbuch, jedoch ohne es zu berühren, als hätte sie sich durch eine solche Berührung verunreinigt geglaubt, »Ihr könnt dieß zurückbringen und gebraucht es für Euch selbst; denn Ihr seid ohne Zweifel ein doppelter Mitschuldiger von Lord Winter, mitschuldig bei seiner Verfolgung, mitschuldig bei seiner Ketzerei.«

Felton antwortete nicht. Er nahm das Buch mit demselben Gefühl des Widerwillens, das er bereits kund gegeben hatte, und zog sich nachdenklich zurück.

Lord Winter erschien gegen fünf Uhr Abends. Mylady hatte den ganzen Tag Zeit gehabt, den Plan für ihr Benehmen zu entwerfen. Sie empfing ihn als eine Frau, die bereits wieder in alle ihre Vortheile eingetreten ist.

»Es scheint,« sagte der Baron, indem er sich Mylady gegenüber in einen Lehnstuhl setzte und seine Füße nachlässig gegen den Kamin ausstreckte, »es scheint, wir haben eine kleine Apostasie gemacht.«

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?«

»Ich will damit sagen, daß Ihr, seit wir uns zum letzten Mal gesehen haben, die Religion gewechselt habt. Solltet Ihr zufällig einen dritten protestantischen Gatten genommen haben?«

»Erklärt Euch, Mylord,« entgegnete die Gefangene mit Majestät; »denn ich sage Euch, daß ich Eure Worte zwar höre, aber nicht verstehe.«

»Dann habt Ihr gar keine Religion, und das gefällt mir noch besser,«

versetzte Lord Winter mit Hohnlachen.

»Jedenfalls stimmt es besser zu Euren Grundsätzen,« sprach Mylady kalt.

»Ich muß Euch gestehen, daß mir dies vollkommen gleichgültig ist.«

»Gesteht immerhin diese religiöse Gleichgültigkeit, Eure Ausschweifungen und Verbrechen sind hinreichende Belege hierfür.«

»Wie, Ihr sprecht von Ausschweifungen, Frau Messalina, Ihr sprecht von Verbrechen, Lady Macbeth? Entweder habe ich unrecht verstanden, oder Ihr seid bei Gott! sehr unverschämt.«

»Ihr sprecht so, weil man uns hört, mein Herr,« erwiderte Mylady mit kaltem Tone, »und weil Ihr Eure Kerkermeister und Henker gegen mich einnehmen wollt.«

»Meine Kerkermeister, meine Henker! potz tausend, Madame, Ihr stimmt einen kuriosen Ton an, und die Komödie von gestern verwandelt sich heute Abend in eine Tragödie. Übrigens werdet Ihr in acht Tagen da sein, wo Ihr sein sollt, und meine Aufgabe ist geendigt.«

»Schandfleck, heilloser Schandfleck!« rief Mylady mit der Begeisterung des Opfers, das seine Richter herausfordert.

»Bei meinem Ehrenwort, ich glaube, die drollige Person wird verrückt,« sagte Lord Winter. »Seid ruhig, Frau Puritanerin, oder ich lasse Euch in den Kerker werfen. Bei Gott! mein spanischer Wein steigt Euch in den Kopf, nicht wahr? Aber seid unbesorgt, diese Trunkenheit ist nicht gefährlich und wird keine Folgen haben.«

Und Lord Winter zog sich fluchend zurück, was in jener Zeit eine ganz ritterliche Gewohnheit war.

Felton stand allerdings vor der Thüre und hatte kein Wort von dieser ganzen Szene verloren.

Mylady hatte ihn richtig errathen.

»Ja, gehe, gehe!« sagte sie zu ihrem Schwager, »die Folgen kommen im Gegentheil: aber Du sollst sie erst erfahren, wenn es nicht mehr Zeit ist, sie zu vermeiden.«

Es trat wieder eine völlige Stille ein. Zwei Stunden verliefen und man brachte das Abendbrot; man fand Mylady mit ihrem Gebet beschäftigt, mit einem Gebet, das sie von einem Diener ihres zweiten Gatten, einem äußerst strengen Puritaner, gelernt hatte. Sie schien in eine solche Begeisterung versetzt, daß man glauben konnte, sie achte ganz und gar nicht auf das, was um sie her vorging. Felton befahl durch ein Zeichen, sie nicht zu stören, und als Alles in Ordnung war, entfernte er sich geräuschlos mit den Soldaten.

Mylady wußte, daß sie beobachtet werden konnte, sie setzte deßhalb ihr Gebet bis zum Schlusse fort, und es kam ihr vor, als ob der Soldat, der an ihrer Thüre Wache hielt, nicht mehr in demselben Schritt marschierte, sondern horchte.

Für den Augenblick wollte sie nicht mehr; sie stand auf, setzte sich zu Tische, aß wenig und trank nur Wasser.

Eine Stunde nachher kam man, um den Tisch wegzunehmen. Aber Mylady bemerkte, daß Felton die Soldaten diesmal nicht begleitete.

Er fürchtete also, sie zu oft zu sehen.

Sie wandte sich ab, um zu lächeln, denn in diesem Lächeln lag ein so triumphierender Ausdruck, daß sie sich schon dadurch hätte verrathen können.

Abermals ließ sie eine halbe Stunde vergehen, und da in diesem Augenblick Alles in dem alten Schlosse still war und man nur das ewige Gemurmel des Meeres, dieses ungeheure Athemholen des Ozeans, vernahm, so stimmte sie mit ihrer reinen, klangreichen, vibrierenden Stimme den ersten Vers des folgenden, damals bei den Puritanern sehr beliebten, Psalmes an:

»Herr Du verläßt uns nur.
Zu prüfen uns're Stärke,
Doch Deine Himmelshand
Beut dann den Preis für unsere Werke.«

Diese Verse waren nicht ausgezeichnet, dazu fehlte im Gegentheil noch viel: aber die Protestanten kümmerten sich nichts um die Poesie.

Während Mylady sang, horchte sie zugleich. Der Soldat, welcher vor ihrer Thüre Wache hielt, stand stille, als ob er in Stein verwandelt worden wäre. Mylady konnte hiernach die Wirkung beurtheilen, die sie hervorgebracht hatte.

Sie setzte nun ihren Gesang mit unaussprechlicher Inbrunst und Gefühlsfülle fort. Es kam ihr vor, als verbreiteten sich die Töne in der Feme unter den Gewölben und müßten wie ein magischer Zauber das Herz ihrer Kerkermeister erweichen. Jedoch, der Soldat, welcher Schildwache stand, ohne Zweifel ein eifriger Katholik, schüttelte den Zauber ab, denn er öffnete das in der Thüre angebrachte Gitter und sprach:

»Schweigt, Madame, Euer Gesang ist traurig, wie de profundis, und wenn man, außer dem Vergnügen, hier in Garnison zu sein, auch noch solche Dinge hören müßte, so wäre es nicht auszuhalten.«

»Stille!« sagte eine tiefe Stimme, an der Mylady Felton erkannte. »In was mischt Ihr Euch, Bursche? Hat man Euch geboten, diese Frau im Singen zu hindern? Nein! man hat Euch gesagt, Ihr sollt sie bewachen und auf sie schießen, wenn sie zu entweichen suchen würde. Bewacht sie, schießt auf sie, wenn sie entweichen will, aber ändert nichts an dem Befehl.«

Ein Ausdruck unnennbarer Freude erleuchtete das Antlitz Mylady's, aber dieser Ausdruck war flüchtig, wie der Wiederstrahl eines Blitzes, und als ob sie



das Zwiegespräch nicht gehört hätte, von dem sie kein Wort verlor, fuhr sie zu singen fort, indem sie ihrer Stimme den ganzen Zauber, den ganzen Umfang, die ganze Verführungskraft verlieh, womit sie von einem Dämon ausgerüstet war.

»Für so viele Thränen, Elend, Bann und Ketten
Bleibt mir Gebet noch, Kraft und Jugend,
Gott zählt sie selbst, die Zahl der Schrecken,
Und lohnt sie mit dem Lohn der Tugend.«

Diese Stimme von unerhörtem Umfang und voll erhabener Leidenschaft gab der rohen, ungeschliffenen Poesie dieser Psalmen eine Zauberkraft, welche selbst die begeisterten Puritaner nur selten in den Gesängen ihrer Brüder fanden: Felton glaubte den Engel singen zu hören, der die drei Hebräer im feurigen Ofen tröstete.

Mylady fuhr fort:

»Er kommt gewiß, gerechter großer Gott,
Des Leidens Lösetag,
Und immer bleibt uns Märtyrthum und Tod,
Ob jener auch die Hoffnung täuschen mag.«

Dieser Vers, in welchen die furchtbare Zauberin ihre ganze Seele legte, vollendete die Verwirrung im Herzen des jungen Offiziers. Er öffnete heftig die Thüre und Mylady sah ihn bleich wie immer, aber mit glühenden, beinahe irren Augen eintreten.

»Warum singt Ihr so,« sprach er, »und mit einer solchen Stimme?«

»Ich bitte um Vergebung, mein Herr,« erwiderte Mylady mit sanftem Tone. »Ich vergaß, daß meine Lieder in diesem Hause nicht gebräuchlich sind. Ich habe Euch ohne Zweifel in Eurem Glauben verletzt, aber ich schwöre Euch, es geschah unwillkürlich. Verzeiht mir also einen Fehler, der vielleicht groß, aber gewiß absichtslos ist.«

Mylady war in diesem Augenblick so schön, die religiöse Begeisterung, in welche sie sich versetzt hatte, gab ihrem Gesicht einen solchen Ausdruck, daß es Felton in seiner Verblendung vorkam, als sähe er den Engel, den er kurz zuvor zu hören geglaubt hatte.

»Ja, ja,« antwortete er, »ja, Ihr stört die Leute, die dieses Schloß bewohnen, Ihr bringt sie in Aufregung.«

Der arme Thor bemerkte nicht einmal die Zusammenhangslosigkeit seiner Rede, während Mylady ihr Luchsauge in die tiefste Tiefe seiner Seele tauchte.

»Ich werde schweigen,« sprach Mylady, indem sie mit der ganzen Weichheit, die sie ihrer Stimme, mit der ganzen Resignation, die sie ihrer Haltung zu geben vermochte, die Augen niederschlug.

»Nein, nein, Madame,« erwiderte Felton, »singt nur etwas weniger laut, besonders bei Nacht.«

Nach diesen Worten verließ Felton eilig das Zimmer, da er fühlte, daß er der Gefangenen gegenüber seine Strenge nicht länger zu bewahren vermochte.

»Ihr habt wohl gethan, Lieutenant,« sagte der Soldat. »Solche Gesänge drehen das Herz um; doch man gewöhnt sich am Ende daran. Die Stimme ist so schön!«

XXIV.

Dritter Tag der Gefangenschaft.

Felton war gekommen, aber es blieb noch ein Schritt zu thun: man mußte ihn zurückhalten oder er mußte vielmehr von selbst bleiben, und Mylady sah nur dunkel das Mittel, das sie zu diesem Resultate führen sollte.

Man brauchte noch mehr, man mußte ihn zum Sprechen bringen, um ebenfalls mit ihm zu sprechen; denn Mylady wußte wohl, daß ihre größte Versuchungskraft in ihrer Stimme lag, welche so geschickt die ganze Tonleiter von dem menschlichen Wort bis zur himmlischen Sprache durchlief.

Aber trotz dieser Verführungskunst konnte Mylady an dem geringsten Zufall scheitern, denn Felton war unterrichtet. Von nun an beobachtete sie alle seine Handlungen, alle seine Worte, den einfachsten Blick seiner Augen, jede Geberde, jedes Athemholen, das man als einen Seufzer halten konnte, kurz sie studirte Alles, wie ein geschickter Schauspieler, dem man eine Rolle in einem Fach gegeben hat, worin er nicht gewöhnlich auftritt.

Lord Winter gegenüber war ihr Benehmen leichter; in Beziehung auf ihn hatte sie schon am Tage vorher ihren ganzen Operationsplan festgestellt; stumm und würdig in seiner Anwesenheit bleiben, ihn zuweilen durch eine geheuchelte Verachtung, durch ein geringschätziges Wort reizen, ihn zu Drohungen und Gewaltthätigkeiten antreiben, die einen Kontrast mit ihrer Resignation bilden würden, dies war ihr Plan. Felton würde sehen, er würde vielleicht nichts sagen, aber er würde sehen.

Am Morgen kam Felton, wie gewöhnlich. Mylady ließ ihn allen Vorbereitungen zu ihrem Frühstück beiwohnen, ohne ein Wort an ihn zu richten.

In dem Augenblick, wo er sich entfernen wollte, belebte sie daher ein Hoffnungsschimmer, denn sie glaubte, er wolle sprechen; aber seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Ton aus seinem Munde kam, mit einer gewaltigen Anstrengung verschloß er die Worte, die seinen Lippen entschlüpfen wollten, und verließ das Zimmer.

Gegen Mittag trat Lord Winter ein.

Es war ein schöner Sommertag, und ein Strahl der bleichen Sonne Englands, welche erleuchtet und nicht erwärmt, drang durch die Gitter des Gefängnisses.

Mylady schaute durch das Fenster und stellte sich, als ob sie das Öffnen der Thüre nicht hörte.

»Ah, ah,« sagte Lord Winter, »nachdem man abwechselnd Komödie und Tragödie gespielt hat, spielt man jetzt Melancholie.«

Die Gefangene antwortete nicht.

»Ja, ja, ich verstehe,« fuhr Lord Winter fort. »Ihr möchtet wohl auf diesem Gestade in Freiheit sein, Ihr möchtet wohl auf einem guten Schiff die Wellen

dieser smaragdgrünen See durchfurchen. Ihr möchtet, sei es zu Wasser oder zu Land, mir einen jener guten kleinen Hinterhalte legen, die Ihr so schön einzurichten wißt. Geduld, Geduld! in vier Tagen ist Euch das Gestade erlaubt und die See geöffnet, mehr vielleicht, als Ihr wünschen möget, denn in vier Tagen ist England von Euch befreit.«

Mylady faltete die Hände und schlug ihre schönen Augen zum Himmel auf.

»Herr, Herr,« sprach sie mit englischer Weichheit der Geberde und Betonung, »vergib diesem Manne, wie ich ihm selber vergebe!«

»Ja, bete, Verdammte!« rief der Baron, »Dein Gebet ist um so edelmüthiger, als Du Dich, ich schwöre es Dir, in der Gewalt eines Menschen befindest, der Dir nicht vergeben wird.«

Und er entfernte sich.

Im Moment wo er hinausging, glitt ein scharfer Blick durch die halbgeöffnete Thür, und sie gewahrte Felton, der sich rasch auf die Seite drückte, um nicht gesehen zu werden.

Dann warf sie sich auf die Kniee und fing an zu beten.

»Mein Gott! mein Gott!« sagte sie, »Du weißt, für was für eine heilige Sache ich leide. Gib mir die Kraft, das Leiden zu ertragen.«

Die Thüre wurde sachte geöffnet, die schöne Beterin gab sich den Anschein, als hätte sie es nicht einmal gehört, und fuhr mit einer thränenreichen Stimme fort:

»Rächender Gott! Gott der Güte! wirst Du die schändlichen Pläne dieses Mannes in Erfüllung gehen lassen?«

Jetzt erst stellte sie sich, als hörte sie das Geräusch der Tritte Feltons; sie sprang rasch wie ein Gedanke aus und erröthete, als schämte sie sich, auf den Knieen getroffen worden zu sein.

»Ich störe Betende nicht gerne, Madame,« sprach Felton mit ernstem Tone. »Laßt Euch also nicht durch mich unterbrechen, ich beschwöre Euch darum.«

»Woher wißt Ihr, daß ich betete?« sagte Mylady mit einer von Schluchzen erstickten Stimme. »Ihr täuschet Euch, mein Herr, ich betete nicht.«

»Glaubt Ihr denn, Madame,« antwortete Felton, mit demselben Ernst, doch mit etwas weicherem Ausdruck, »glaubt Ihr, ich halte mich für berechtigt, ein Geschöpf, das sich vor seinem Schöpfer niederwerfen will, daran zu verhindern? das wolle Gott verhüten! Überdies steht den Schuldigen die Reue wohl an, welches Verbrechen sie auch begangen haben mögen, ein Schuldiger ist mir heilig zu den Füßen Gottes.«

»Schuldig ich?« entgegnete Mylady mit einem Lächeln, das einen Engel des jüngsten Gerichts entwaffnet haben würde. »Schuldig, o mein Gott! Du weißt, ob ich es bin? Sagt, ich sei verdammt, mein Herr! Aber Ihr wißt, Gott, der die Märtyrer liebt, läßt es oft zu, daß die Unschuldigen auf dieser Erde verdammt werden.«

»Mögt Ihr verdammt, mögt Ihr unschuldig, mögt Ihr eine Märtyrin sein,« antwortete Felton, »Ihr habt um so mehr Grund zu beten, und ich werde Euch mit meinem Gebet unterstützen.«

»Oh! Ihr seid ein Gerechter,« rief Mylady ihm zu Füßen fallend, »hört, ich kann es nicht länger in mir verschließen, denn ich fürchte, es könnte mir in dem

Augenblick, wo ich den Kampf bestehen und meinen Glauben bekennen soll, an Kraft mangeln; hört das Flehen einer Frau, welche von der Verzweiflung erfaßt ist. Man täuscht Euch, mein Herr, aber hiervon soll nicht die Rede sein. Ich bitte Euch nur um eine Gnade, und wenn Ihr sie mir gewährt, werde ich Euch dafür in dieser und in der andern Welt segnen.«

»Sprecht mit dem Herrn, Madame,« sagte Felton, »ich habe zum Glück nicht den Auftrag, zu vergeben oder zu strafen. Gott hat diese Verantwortlichkeit einem Höheren übertragen.«

»Mit Euch, nein, mit Euch allein. Hört mich und tragt zu meinem Untergange, zu meiner Schmach bei.«

»Wenn Ihr diese Schmach verdient habt, Madame, wenn Ihr die Schande Euch selbst zuzuschreiben habt, so müßt Ihr Euch geduldig unterwerfen und in Gottes Willen fügen.«

»Was sagt Ihr? Oh! Ihr versteht mich nicht. Wenn ich von Schande spreche, so meint Ihr, ich spreche von einer Bestrafung, von Gefängnis oder vom Tod? Möchte es dem Himmel so gefallen! Was liegt mir an Tod oder Gefängnis?«

»Nun begreife ich Euch nicht, Madame,« sagte Felton.

»Oder Ihr stellt Euch, als ob Ihr mich nicht begriffet, mein Herr,« erwiderte die Gefangene mit einem zweifelhaften Lächeln.

»Nein, Madame, bei der Ehre eines Soldaten, bei dem Glauben eines Christen.«

»Wie! Ihr kennt die Absichten Lord Winters in Beziehung auf meine Person nicht?«

»Ich kenne sie nicht.«

»Unmöglich! Ihr, sein Vertrauter!«

»Ich lüge nie, Madame.«

»Doch er verstellt sich zu wenig, als daß man ihn nicht errathen sollte.«

»Ich suche nichts zu errathen, ich warte, bis man mir etwas anvertraut, und außer dem, was er mir in Eurer Gegenwart gesagt hat, ist mir von Lord Winter nichts anvertraut worden.«

»Wie!« rief Mylady mit einem unglaublichen Gepräge von Wahrheit, »Ihr seid also nicht sein Mitschuldiger! Ihr wißt nicht, daß er mir eine Schmach anzuthun gedenkt, der alle Strafen der Erde an Abscheulichkeit nicht gleichkommen?«

»Ihr täuscht Euch, Madame,« entgegnete Felton erröthend. »Lord Winter ist keines solchen Verbrechens fähig.«

»Gut!« sagte Mylady zu sich selbst, »er nennt das ein Verbrechen, ohne zu wissen, was es ist.«

Dann sprach sie laut:

»Der Freund des Schändlichen ist zu Allem fähig.«

»Wen nennt Ihr den Schändlichen?« fragte Felton.

»Gibt es in England zwei Menschen, denen ein solcher Name gebührt?«

»Ihr sprecht von George Villiers,« sagte Felton, dessen Blicke flammten.

»Den die Heiden, die Ungläubigen und die Gottlosen Herzog von Buckingham nennen,« versetzte Mylady; »ich hätte nicht geglaubt, daß in ganz England ein Mensch leben könnte, der einer so langen Erläuterung bedürfte,

um denjenigen zu erkennen, von welchem ich sprechen wollte.«

»Die Hand des Herrn ist über ihm ausgestreckt, er wird der verdienten Strafe nicht entgehen.«

Felton sprach in Beziehung auf den Herzog nur das Gefühl der Verwünschung aus, das alle Engländer gegen den Mann hegten, den auch die Katholiken schlechtweg Satan nannten.

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief Mylady, »wenn ich Dich bitte, über diesen Menschen die ihm gebührende Strafe zu verhängen, so weißt Du, daß ich nicht meiner eigenen Rache Genüge thun will, sondern die Befreiung eines Volkes vom Himmel erflehe.«

»Ihr kennt ihn also?« fragte Felton.

»Endlich fragt er mich!« sagte Mylady zu sich selbst, voll Freude, so schnell zu einem so großen Resultat gelangt zu sein.

»Ob ich ihn kenne! oh ja! zu meinem Unglück, zu meinem ewigen Unglück.« Und Mylady rang die Hände, als ob sie von einem Paroxysmus des Schmerzes befallen wäre.

Felton fühlte ohne Zweifel in seinem Innern, daß ihn die Kraft verließ; er machte einige Schritte gegen die Thüre; aber die Gefangene, welche ihn nicht aus den Augen ließ, lief ihm nach und hielt ihn zurück.

»Mein Herr!« rief sie, »seid barmherzig, hört meine Bitte. Das Messer, welches mir die unselige Klugheit des Barons genommen hat, weil er weiß, welchen Gebrauch ich davon machen will... Oh! hört mich bis zu Ende. Dieses Messer, oh! gebt es mir nur auf eine Minute zurück, gebt es mir aus Gnade, aus Mitleid. Ich umfasse Eure Kniee! Ihr schließt die Thüre, ich will nicht Euch an das Leben gehen. Gott! Euch an das Leben gehen. Euch, dem einzigen gerechten, guten und teilnehmenden Wesen, das ich getroffen habe! Euch, meinem Retter vielleicht. Eine Minute, nur eine Minute dieses Messer und ich gebe es Euch durch das Gitter der Thüre zurück! Nur eine Minute, Herr Felton, und Ihr habt meine Ehre gerettet!«

»Euch tödten!« rief Felton voll Schrecken und vergaß seine Hände denen seiner Gefangenen zu entziehen; »Euch tödten!«

»Ich habe es ausgesprochen, mein Herr,« murmelte Mylady, indem sie die Stimme sinken ließ und kraftlos auf den Boden niederfiel, »ich habe mein Geheimnis ausgesprochen! Er weiß Alles, mein Gott! ich bin verloren!«

Felton blieb unbeweglich und unentschlossen auf der Stelle.

»Er zweifelt noch,« dachte Mylady, »ich bin nicht wahr genug gewesen.«

Man hörte in der Flur gehen, Mylady erkannte den Tritt von Lord Winter.

Felton erkannte ihn ebenfalls und machte einen Schritt gegen die Thüre.

Mylady sprang auf und sagte mit gepreßter Stimme:

»Oh! nicht ein Wort, nicht ein Wort zu diesem Menschen von Allem, was ich Euch gesagt habe, oder ich bin verloren; und Ihr seid es . . . Ihr . . . «

Als die Tritte nun näher kamen, schwieg sie aus Furcht, ihre Stimme könnte gehört werden, und legte dabei mit einer Geberde unsäglichen Schreckens ihre schöne Hand Felton auf den Mund.

Felton stieß Mylady sanft zurück und diese sank auf eine Bank.

Lord Winter ging an der Thüre vorüber, ohne stehen zu bleiben, und man

vernahm das Geräusch der Tritte, wie sie sich entfernten.

Bleich wie der Tod, horchte Felton einen Augenblick mit gespanntem Ohr; als aber das Geräusch gänzlich erstarben war, athmete er wie ein Mensch, der aus einem Traume erwacht, und stürzte aus dem Zimmer.

»Ah!« sagte Mylady, als sie die Tritte Feltons in entgegengesetzter Richtung sich ebenfalls verlieren hörte, »endlich bist Du mein.«

Dann verdüsterte sich ihre Stirne wieder.

»Wenn er bei dem Baron plaudert, bin ich verloren,« sagte sie, »denn der Baron, der wohl weiß, daß ich mir nicht das Leben nehme, wird mir in seiner Gegenwart ein Messer in die Hände geben, und Felton wird sehen, daß diese ganze große Verzweiflung nur eine Spiegelfechterei war.«

Sie stellte sich vor den Spiegel und beschaute sich: nie war sie so schön gewesen.

»Oh! ja,« sprach sie lächelnd, »aber er wird nicht plaudern.«

Am Abend erschien Lord Winter, als man Mylady ihr Mahl brachte.

»Mein Herr,« sprach Mylady, »ist Eure Gegenwart eine nothwendige Beigabe meiner Gefangenschaft, und könntet Ihr mir nicht den Zuwachs an Qualen ersparen, den mir Eure Besuche verursachen?«

»Wie, meine liebe Schwester, habt Ihr mir nicht auf eine ganz empfindsame Weise mit diesem schönen, heute aber gegen mich so grausamen, Munde angekündigt, Ihr seiet einzig und allein, um mich nach Gefallen sehen zu können, nach England gekommen, nur um diesen Genuß zu haben, dessen Entbehrung Ihr so sehr fürchtet, wie Ihr mir sagt, daß Ihr Alles dafür gewagt habt, Seekrankheit, Sturm, Gefangenschaft? Übrigens hat mein Besuch diesmal einen Grund.«

Mylady bebte; sie glaubte, Felton habe gesprochen; nie vielleicht fühlte diese Frau, welche so mächtige und entgegengesetzte Gemütsbewegungen erfahren hatte, ihr Herz so heftig schlagen.

Sie saß; Lord Winter nahm einen Lehnstuhl, stellte ihn neben sie, setzte sich und zog ein Papier aus seiner Tasche, das er langsam entfaltete.

»Hört,« sprach er, »ich wollte Euch diesen Paß zeigen, den ich selbst abgefaßt habe, und der Euch als Verhaltens-Vorschrift in dem Leben dienen soll, das ich Euch lasse.«

Dann las er, seine Augen von Mylady ab und nach dem Papier wendend:

»Befehl, die Charlotte Backson, welche durch die Gerichte des Königreichs Frankreich gebrandmarkt, aber nach der Strafvollziehung wieder frei gelassen worden ist, nach... der Name ist noch nicht eingetragen,« unterbrach sich Winter, »wenn Ihr einem Orte den Vorzug gebt, so sagt es mir; beträgt die Entfernung wenigstens zwei tausend Meilen von London, so soll Euch willfahrt werden. Ich fahre also fort: Befehl, die Charlotte Backson, welche durch die Gerichte des Königreichs Frankreich gebrandmarkt, aber nach der Strafvollziehung wieder frei gelassen worden ist, nach... zu führen. Sie wird an diesem Orte bleiben, ohne sich je mehr als drei Meilen davon zu entfernen. Im Fall eines Fluchtversuches soll die Todesstrafe an ihr vollzogen werden. Sie erhält täglich fünf Schillinge für Kost und Wohnung.«

»Dieser Befehl betrifft mich nicht,« sprach Mylady kalt, »da ein anderer Name

als der meinige, eingetragen ist.«

»Ein Name! habt Ihr einen Namen?«

»Ich habe den Eures Bruders.«



»Ihr täuscht Euch; mein Bruder ist nur Euer zweiter Gatte, und der erste lebt noch. Sagt mir seinen Namen und ich werde ihn an die Stelle von Charlotte Backson setzen. Nicht? Ihr wollt nicht? . . . Ihr schweigt. Gut; Ihr werdet unter dem Namen Charlotte Backson in das Gefangenen-Register eingetragen.«

Mylady blieb stumm; diesmal aber geschah es nicht aus Verstellung, sondern vor Schrecken. Sie glaubte, der Befehl werde alsbald vollstreckt werden; sie fürchtete, Lord Winter habe ihre Abreise beschleunigt; sie glaubte sich verurtheilt, schon an demselben Abend weggebracht zu werden; für einen Augenblick war in ihrem Innern Alles verloren, als sie plötzlich bemerkte, daß der Befehl noch nicht mit einer Unterschrift

versehen war.

Die Freude, welche ihr diese Entdeckung gewährte, war so groß, daß sie nicht die Kraft besaß, sie zu verbergen.

»Ja, ja,« sprach Lord Winter, als er wahrnahm, was in ihr vorging, »ja, Ihr sucht die Unterschrift, und sagt Euch: »»Noch ist nicht Alles verloren, da diese Akte nicht unterzeichnet ist. Man zeigt sie mir, um mir Schrecken einzuflößen, das ist das Ganze.«« Ihr täuscht Euch: morgen wird dieser Befehl Lord Buckingham zugeschickt, übermorgen kommt er von seiner Hand unterzeichnet und mit seinem Siegel versehen zurück, und vierundzwanzig Stunden nachher, dafür stehe ich Euch, beginnt der Anfang der Vollstreckung. Gott befohlen, Madame, ich habe Euch sonst nichts zu sagen.«

»Und ich, mein Herr, erkläre Euch, daß dieser Mißbrauch der Gewalt, daß diese Verbannung unter einem fremden Namen eine Niederträchtigkeit ist.«

»Wollt Ihr vielleicht lieber unter Euerem eigenen Namen gehenkt werden? Ihr wißt, die englischen Gesetze sind unerbittlich im Punkte einer Doppelehe; erklärt Euch ganz offen; obgleich mein Name oder vielmehr der meines Bruders in diese Geschichte verflochten ist, scheue ich doch den Scandal eines öffentlichen Prozesses nicht, wenn ich überzeugt sein kann, daß ich mit Einem Schlag von Euch befreit werde.«

Mylady antwortete nicht, wurde aber leichenblaß.

»Oh, ich sehe, daß Ihr die Auswanderung vorzieht. Vortrefflich, Madame, ein altes Sprichwort behauptet: Reisen bilden die Jugend. Meiner Treu, Ihr habt nicht ganz Unrecht, das Leben ist so schön! Darum habe ich auch ganz und

gar keine Lust, mich von Euch umbringen zu lassen. Es bleibt also noch der Punkt der fünf Schillinge zu ordnen; ich zeige mich hier etwas sparsam, nicht wahr? Das kommt davon her, daß ich Euch die Möglichkeit rauben will. Eure Wächter zu bestechen. Übrigens besitzt Ihr immer noch Eure Reize, um sie zu verführen. Benützt sie, wenn der Umstand, daß Ihr bei Felton gescheitert seid, Euch nicht einen Widerwillen gegen dergleichen Versuche beigebracht hat.«

»Felton hat nicht gesprochen,« sagte Mylady zu sich selbst, »noch ist nichts verloren.«

»Und nun, Madame, auf Wiedersehen! Morgen werde ich Euch den Abgang meines Boten melden.«

Lord Winter stand auf, verbeugte sich ironisch vor Mylady und verließ das Zimmer.

Mylady athmete: sie hatte noch vier Tage vor sich, vier Tage genügten ihr, um Felton vollends zu verführen.

Ein furchtbarer Gedanke tauchte in ihr auf, der Gedanke, Lord Winter könnte Felton selbst abschicken, um den Befehl von Buckingham unterzeichnen zu lassen; auf diese Art entging ihr Felton, denn es bedurfte des Zaubers einer fortwährenden Verführung, wenn die Gefangene ihren Plan zum Ziel führen sollte.

Doch, wie gesagt, ein Umstand beruhigte sie; Felton hatte nicht gesprochen.

Sie wollte sich nicht das Ansehen geben, als ob Winters Drohungen ihr zu Herzen gingen; deßhalb setzte sie sich zu Tisch und speiste.

Dann warf sie sich, wie am Tage vorher, auf die Kniee und betete laut. Der Soldat hörte, wie am Tage vorher auf, im Gange umherzumarschieren, blieb vor der Thüre stille stehen und lauschte.

Bald vernahm sie leichtere Tritte, als die der Wache, welche aus dem Hintergrunde der Flur kamen und vor ihrer Thüre still anhielten.

»Er ist es,« sagte sie.

Und sie stimmte denselben religiösen Gesang an, der am Abend vorher Felton so sehr exaltiert hatte.

Aber ihre Thüre blieb verschlossen, obgleich ihre sanfte, volle, sonore Stimme harmonischer, ergreifender vibriert hatte, als je. Wohl glaubte Mylady bei einem flüchtigen Blicke, den sie nach dem Gitter warf, die glühenden Augen des jungen Mannes gesehen zu haben, aber ob es nun Wirklichkeit oder eine Vision war, diesmal hatte er die Macht über sich selbst, nicht einzutreten.

Nur meinte Mylady einige Augenblicke, nachdem sie ihren religiösen Gesang vollendet hatte, einen tiefen Seufzer zu vernehmen; dann entfernten sich dieselben Tritte, welche sie kommen gehört hatte, langsam und mit Widerwillen.



XXV.

Vierter Tag der Gefangenschaft.

Als Felton am andern Tage bei Mylady eintrat, stand sie auf einem Stuhle und hielt einen, mittelst mehrerer in Streifen zerrissener Batistsacktücher geflochtenen Strick in der Hand. Bei dem Geräusch, das Felton durch das Öffnen der Thüre verursachte, sprang Mylady leise vom Stuhle herab und suchte den improvisierten Strick hinter sich zu verbergen.

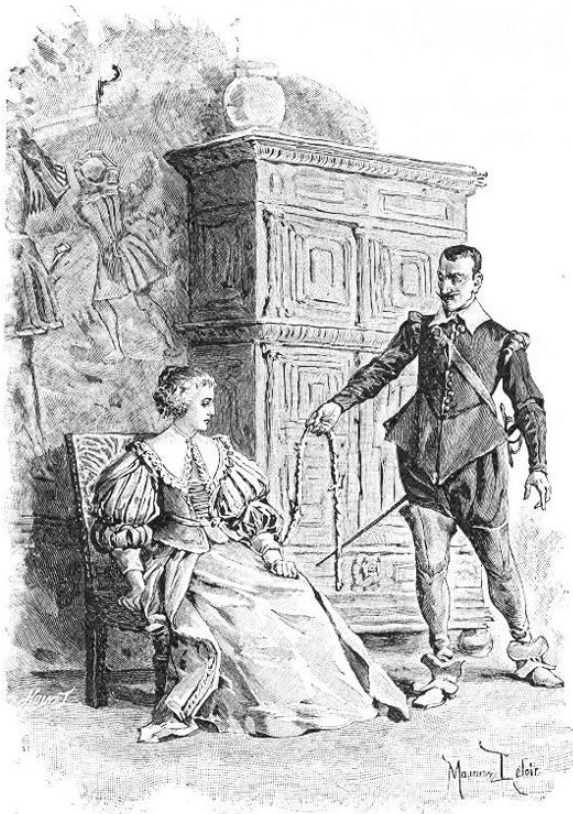
Der junge Mann war noch bleicher als gewöhnlich, und seine von der Schlaflosigkeit gerötheten Augen verriethen, daß er eine fieberhafte Nacht zugebracht hatte.

Aber seine Stirne war mehr als je mit einem tiefen Ernst bewaffnet.

Er ging langsam auf Mylady, die sich niedergesetzt hatte, zu, nahm das mörderische Geflechte, das sie aus Unachtsamkeit oder absichtlich hatte vorsehen lassen, an einem Ende und fragte kalt:

»Was soll das bedeuten, Madame?«

»Dies? nichts,« erwiderte Mylady, indem sie mit jenem schmerzhaften Ausdruck, den sie ihren Zügen so gut zu geben wußte, lächelte. »Die Langweile ist, wie Ihr wißt, der Todfeind der Gefangenen. Ich langweilte mich und suchte mich durch das Flechten dieses Strickes zu zerstreuen.«



Felton schaute nach dem Punkte an der Wand, vor dem er Mylady auf dem Stuhle stehend getroffen hatte, auf welchem sie jetzt saß, und er gewahrte über ihrem Kopfe eine vergoldete Krampe in der Mauer befestigt, die zum Aufhängen von Waffen oder Kleidern bestimmt war.

»Und warum standet Ihr auf diesem Stuhle?« fragte er.

»Was kümmert das Euch?« entgegnete Mylady.

»Aber ich wünsche es zu wissen.«

»Fragt mich nicht,« sagte die Gefangene: »Ihr wißt wohl, daß es uns wahren Christen verboten ist, zu lügen.«

»Nun ich will Euch sagen,« sprach Felton, »was Ihr thatet, oder was Ihr vielmehr thun wolltet. Ihr wolltet den unseligen Gedanken zur Ausführung bringen, den Ihr in Eurem Innern

nährt. Wenn Euer Gott die Lüge verbietet, Madame, so verbietet er noch viel strenger den Selbstmord.«

»Wenn Gott eines von seinen Geschöpfen, ungerechter Weise verfolgt, zwischen Selbstmord und Schande gestellt sieht,« antwortete Mylady im Tone tiefer Überzeugung, »glaubt mir, mein Herr, dann vergibt Gott den Selbstmord, denn der Selbstmord wird zum Märtyrthum.«

»Ihr sagt zu viel oder zu wenig; sprecht, Madame, ums Himmels willen, erklärt Euch.«

»Soll ich Euch die Unglücksfälle meines Lebens erzählen, damit Ihr sie für Märchen erkläret? Soll ich Euch meine Pläne nennen, damit Ihr sie meinem Verfolger angebt? Nein, mein Herr. Überdies was liegt Euch am Leben oder Tod einer unglücklichen Verdammten! Ihr seid nur für meinen Leib verantwortlich, insofern man, wenn Ihr einen Leichnam zeigt, der als der meinige erkannt wird, nicht mehr von Euch verlangen wird. Ja, vielleicht erhaltet Ihr sogar doppelten Lohn dafür?«

»Ich, Madame, ich!« rief Felton, »Ihr könnt glauben, ich würde den Preis Eures Lebens annehmen? O Ihr glaubt nicht, was Ihr da sprecht.«

»Laßt es gut sein, Felton, laßt es gut sein,« sprach Mylady voll Heftigkeit. »Jeder Soldat ist ehrgeizig, nicht wahr? Ihr seid ein Lieutenant; nun Ihr werdet meinem Leichenzuge mit dem Grad eines Kapitäns folgen.«

»Aber was habe ich Euch denn gethan,« rief Felton erschüttert, »daß Ihr mir eine solche Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen aufbürdet? In einigen Tagen seid Ihr ferne von hier, Madame; Euer Leben steht nicht mehr unter meiner Bewachung, und dann,« fügte er mit einem Seufzer bei, »dann werdet Ihr thun, was Euch beliebt.«

»Also Ihr,« sprach Mylady, als ob sie einer heiligen Entrüstung nicht länger widerstehen könnte, »Ihr ein heiliger Mann, Ihr, den man einen Gerechten nennt, Ihr verlangt nichts Anderes, als daß man Euch wegen meines Todes nicht eines Versehens beschuldigen könne?«

»Ich muß über Euer Leben wachen, Madame, und werde darüber wachen.«

»Aber begreift Ihr auch den Auftrag, den Ihr erfüllt? Ist er schon grausam, selbst wenn ich schuldig wäre, welchen Namen werdet Ihr ihm geben, welchen Namen wird ihm der Herr geben, wenn ich unschuldig bin?«

»Ich bin Soldat, Madame, und vollziehe die Befehle, die ich erhalten habe.«

»Glaubt Ihr, daß Gott beim jüngsten Gerichte die blinden Henker von den ungerechten Richtern trennen wird? Ihr wollt nicht, daß ich meinen Leib tödte, und macht Euch zum Werkzeug des Menschen, der meine Seele tödten will.«

»Ich wiederhole,« versetzte Felton erschüttert, »es droht Euch keine Gefahr, und ich stehe für Lord Winter, wie für mich selbst.«

»Wahnsinniger!« rief Mylady, »armer Wahnsinniger, der für einen andern Menschen stehen will, während die Weisesten, die Gottgefälligsten nicht wagen können, für sich selbst zu stehen, und der sich auf die stärkere, glücklichere Partei schlägt, um ein schwaches, unglückliches Geschöpf niederzutreten!«

»Unmöglich, Madame, unmöglich,« murmelte Felton, der in Gefangene werdet Ihr durch mich nicht die Freiheit erhalten, als Lebende erhaltet Ihr durch mich nicht den Tod.«

»Ja,« rief Mylady, »ich werde verlieren, was mir theurer ist, als das Leben; ich werde die Ehre verlieren, Felton, und Euch, Euch mache ich vor Gott und den Menschen für meine Schmach, meine Schande verantwortlich.«

Diesmal konnte Felton trotz seiner wirklichen oder scheinbaren Unempfindlichkeit dem Einflusse nicht widerstehen, der sich seiner bereits bemächtigt hatte. Diese schöne Frau, so weiß wie die reinste Vision, bald in Thränen zerfließend, bald drohend zu sehen, der Macht des Schmerzes und der Schönheit bloßgestellt zu sein, das war zu viel für ein durch glühende Träume eines exaltierten Glaubens bereits unterhöhltes Gehirn, für ein zugleich von der brennenden Liebe des Himmels und von dem verzehrenden Hasse der Menschen zernagtes Herz.

Mylady sah seine Unruhe; sie fühlte durch innere Anschauung die Flamme entgegengesetzter Leidenschaften, welche in den Adern des jungen Fanatikers brannten, und einem geschickten Generale gleich, der, wenn er sieht, daß der Feind zurückweichen will, mit einem Siegesgeschrei auf ihn losmarschirt, stand sie auf, ging wie eine schöne Priesterin des Alterthums, begeistert wie eine christliche Jungfrau, den Arm ausgestreckt, mit fliegenden Haaren, mit einer Hand schamhaft das über der Brust zusammengezogene Kleid haltend, den Blick erleuchtet von dem Feuer, das bereits eine Verwirrung in den Sinnen des jungen Puritaners hervorgebracht hatte, auf ihn zu und rief mit ihrer sanften Stimme, der sie bei dieser Gelegenheit eine furchtbare Gewalt verlieh:

»So wirf sein Opfer vor den Baal,
Und wirf den Märtyrer dem Löwen vor.
Gott weckt in Dir der Reue Qual,
Vom Abgrund dringt mein Ruf zu ihm empor.«

Felton blieb wie versteinert auf seiner Stelle.

»Wer seid Ihr? wer seid Ihr?« rief er die Hände faltend. »Seid Ihr Engel oder Teufel! Heißt Ihr Eloah oder Astarte?«

»Hast Du mich nicht erkannt, Felton? Ich bin weder ein Engel noch ein Teufel. Ich bin eine Tochter der Erde, ich bin eine Schwester Deines Glaubens und nichts weiter.«

»Ja, ja,« sprach Felton, »ich zweifelte noch, aber jetzt glaube ich.«

»Du glaubst und bist dennoch der Schuldgenosse dieses Belialskindes, das man Lord Winter nennt? Du glaubst und lässest mich in den Händen meiner Feinde, des Feindes von England, des Feindes Gottes. Du glaubst, und dennoch überantwortest Du mich demjenigen, welcher die Welt mit seinen Ketzereien und Ausschweifungen erfüllt und befleckt, diesem schändlichen Sardanapal, den die Blinden den Herzog von Buckingham und die Gläubigen den Antichrist nennen!«

»Ich Euch Buckingham überantworten! was sagt Ihr da?«

»Sie haben Augen,« rief Mylady, »und werden nicht sehen; sie haben Ohren, und werden nicht hören!«

»Ja, ja,« sprach Felton, indem er mit den Händen über seine schweißbedeckte Stirne strich, als wollte er den letzten Zweifel entfernen; »ja, ich erkenne die Stimme, die in meinen Träumen mit mir spricht; ja, ich erkenne die Züge des Engels, der mir allnächtlich erscheint und meiner schlaflosen

Seele zuruft: »»Schlage; rette England, rette Dich, denn Du wirst sterben, ohne Gott entwaffnet zu haben!«« Sprecht, sprecht!« rief Felton, »denn ich kann Euch jetzt verstehen.«

Ein Blitz furchtbarer Freude, aber rasch wie der Gedanke, sprang aus den Augen Myladys hervor.

So flüchtig auch dieses mörderische Zucken gewesen war, so entging es doch Felton nicht, und er bebte, als ob dieser Blitz die Abgründe des Herzens dieser Frau erleuchtet hätte.

Felton erinnerte sich plötzlich der Bemerkungen von Lord Winter, der Verführungskünste Myladys, ihrer ersten Versuche bei ihrer Ankunft. Er wich einen Schritt zurück, ließ den Kopf sinken, hörte aber nicht auf, sie anzuschauen, als ob er von diesem seltsamen Geschöpf verzaubert wäre und seine Augen sich nicht von ihr trennen könnten.

Mylady war nicht die Frau, um sich in dem Sinne dieses Zögerns zu täuschen. Unter den scheinbaren Aufregungen verließ ihre eisige Kaltblütigkeit sie nicht. Ehe ihr Felton geantwortet hatte und sie sich genöthigt sah, das Gespräch wieder aufzunehmen, das so schwer in demselben Tone der Begeisterung fortzusetzen war, ließ sie ihre Arme zurücksinken, als ob weibliche Schwäche über den Enthusiasmus der Begeisterten obsiegt.

»Aber nein,« sprach sie, »mir kommt es nicht zu, die Judith zu sein, welche Bethulien von diesem Holofernes befreien wird. Das Schwert des Ewigen ist zu schwer für meinen Arm. Laßt mich also der Schande durch den Tod entfliehen, laßt mich meine Zuflucht zum Märtyrthum nehmen. Ich verlange von Euch nicht die Freiheit, wie dies eine Schuldige thun würde, nicht die Rache, wie es eine Heidin thäte. Ich bitte Euch, ich flehe Euch auf meinen Knieen an: laßt mich sterben, und mein letzter Seufzer soll eine Segnung für meinen Retter sein.«

Bei dieser sanften, flehenden Stimme, bei diesem schüchternen, niedergeschlagenen Blicke näherte sich Felton.

Allmählig hatte die Zauberin das magische Gewand angethan, das sie nach Belieben an- und ablegte, das heißt die Schönheit, die Sanftmuth, die Thränen und vor Allem den unwiderstehlichen Reiz mystischer Wollust, einer Wollust, die verzehrender wirkt, als jede andere.

»Ach,« sprach Felton, »ich kann weiter Nichts als Euch beklagen, wenn Ihr mir beweist, daß Ihr ein Opfer seid. Aber Lord Winter erhebt schreckliche Anschuldigungen gegen Euch. Ihr seid Christin, Ihr seid meine Religionsschwester. Ich fühle mich zu Euch hingezogen, ich, der ich nie einen andern Menschen geliebt habe als meinen Wohlthäter, ich, der ich im Leben nur Verräther und Gottlose gefunden habe! Aber Ihr, Madame, die Ihr in Wahrheit so schön, und dem Anscheine nach so rein seid, Ihr habt also, da Euch Lord Winter auf diese Weise verfolgt, große Frevel verübt?«

»Sie haben Augen,« wiederholte Mylady mit einem Ausdrucke unsäglichen Schmerzes, »und werden nicht sehen; sie haben Ohren, und werden nicht hören.«

»Aber so sprecht doch,« rief der junge Offizier, »sprecht, sprecht!«

»Euch meine Schmach und meine Schande anvertrauen!« rief Mylady, mit Schamröthe im Gesicht; »denn oft ist das Verbrechen des Einen die Schande des Andern. Euch meine Schande anvertrauen, einem Manne, ich die Frau!

Oh,« fuhr sie fort, und legte dabei verschämt die Hand auf die schönen Augen.
»Oh! nie, nie werde ich dies über mich vermögen!«

»Vertraut mir als einem Bruder!« rief Felton.

Mylady schaute ihn lange mit einem Ausdrücke an, den der Offizier für Zweifel hielt, während er nichts Anderes, als Beobachtung und hauptsächlich Absicht zu blenden war. Nun faltete Felton flehend die Hände.

»Wohl!« sprach Mylady, »ich will mich einem Bruder anvertrauen, ich will es wagen.«

In diesem Augenblicke hörte man die Tritte von Lord Winter, aber diesmal begnügte sich der furchtbare Schwager Myladys nicht damit, wie am Tage vorher, an der Thüre vorüber zu gehen und sich wieder zu entfernen, sondern er blieb stehen und wechselte zwei Worte mit der Wache. Die Thüre öffnete sich und er trat ein.

Während die zwei Worte gewechselt wurden, war Felton rasch zurückgewichen, und als Lord Winter erschien, stand er einige Schritte von der Gefangenen entfernt.

Der Baron trat langsam ein, und ließ seinen forschenden Blick von der Gefangenen auf den jungen Offizier überschweifen.

»Ihr seid schon sehr lange hier, John,« sagte er. »Hat Euch diese Frau ihr Verbrechen erzählt? Dann begreife ich die Dauer der Unterhaltung.«

Felton bebte und Mylady fühlte, daß sie verloren war, wenn sie dem aus der Fassung gebrachten Puritaner nicht zu Hilfe kam.

»Ah, Ihr fürchtet Eure Gefangene dürfte Euch entkommen,« sprach sie. »Ei, so fragt doch Euren Kerkermeister, welche Gnade ich mir so eben von ihm erbeten habe.«

»Ihr habt Euch eine Gnade erbeten?« sprach der Baron argwöhnisch.

»Ja, Mylord,« erwiderte der junge Mann verwirrt.

»Und welche Gnade? Laßt hören!« fügte Lord Winter bei.

»Ein Messer, das sie mir eine Minute, nachdem sie es empfangen, durch das Gitter der Thüre zurückgeben will,« antwortete Felton.

»Es ist also irgend Jemand hier verborgen, den diese anmuthreiche Person erstechen will?« versetzte Lord Winter mit spöttischem, verächtlichem Tone.

»Ich bin hier,« antwortete Mylady.

»Ich habe Euch die Wahl zwischen Amerika und Tyburn gelassen,« entgegnete Lord Winter. »Wählt Tyburn, Mylady. Glaubt mir, der Strick ist sicherer, als das Messer.«

Felton fühlte einen Schauer durch das Mark seiner Knochen. Wahrscheinlich bemerkte Lord Winter diese Bewegung.

»Ihr habt Recht,« sprach Mylady, »und ich habe bereits daran gedacht;« dann fügte sie mit dumpfer Stimme bei: »ich werde noch einmal daran denken.«

Felton erleichte und machte einen Schritt vorwärts, denn er erinnerte sich, daß Mylady, als er eintrat, einen Strick in der Hand gehalten hatte.

»Traue nicht, John,« sagte der Baron. »John, mein Freund, ich habe mich auf Dich verlassen. Nimm Dich in Acht, Du bist von mir unterrichtet. Sei übrigens guten Muths, mein Kind! In drei Tagen werden wir von diesem

Geschöpfe befreit sein, und an dem Orte, wohin ich sie schicke, wird sie Niemand mehr schaden.«

»Du hörst ihn!« rief Mylady, die Stimme erhebend, so daß der Baron glaubte, sie wende sich an den Himmel, während Felton begriff, daß es ihm galt.

Felton ließ das Haupt sinken und träumte.

Der Baron nahm den Offizier beim Arme und drehte sogleich den Kopf über seine Schulter zurück, um Mylady nicht aus dem Gesichte zu verlieren, bis er das Zimmer verlassen hätte.

»Ach, ich bin noch nicht so weit vorgerückt, als ich glaubte,« sagte die Gefangene, als die Thüre wieder geschlossen war. »Der Baron hatte seine gewöhnliche Albernheit in eine ihm sonst unbekannt Klugheit verwandelt; das ist die Rachgier, die den Menschen bildet. Felton zögerte noch. Ach, das ist kein entschlossener Mensch, wie dieser verdammte d'Artagnan.«

Mylady wartete jedoch mit Ungeduld, denn sie vermuthete mit Recht, der Tag würde nicht vorüber gehen, ohne daß Felton wieder käme. Eine Stunde nach der so eben erzählten Szene hörte sie leise an der Thüre sprechen. Bald öffnete sich die Thüre und sie erkannte Felton.

Der junge Mann trat rasch in das Zimmer ein, ließ die Thüre hinter sich offen und bedeutete Mylady durch ein Zeichen, sie möge schweigen. Sein Gesicht war ganz verstört.

»Was wollt Ihr von mir?« sagte sie.

»Hört,« antwortete Felton mit leiser Stimme; »ich habe die Wache entfernt, um hier bleiben zu können, ohne daß man weiß, daß ich gekommen bin, um mit Euch sprechen zu können, ohne daß man hört, was ich Euch sage. Der Baron hat mir eine furchtbare Geschichte erzählt.«

Mylady nahm wieder das Lächeln des in sein Schicksal ergebenen Opfers an.

»Entweder seid Ihr ein Teufel, oder der Baron, mein Wohlthäter, mein Vater, ist ein Ungeheuer. Ich kenne Euch seit vier Tagen, ich liebe ihn seit zehn Jahren. Ich darf also in der Wahl zwischen Euch beiden wohl bedenklich sein. Erschreckt nicht über das, was ich Euch sage. Ich bedarf der Überlegung; ich komme nach Mitternacht zu Euch und Ihr werdet mich überzeugen.«

»Nein, Felton, nein, mein Bruder,« entgegnete sie. »Das Opfer ist zu groß, und ich fühle, was es Euch kostet. Nein, ich bin verloren, richtet Euch nicht auch zu Grunde. Mein Tod wird viel beredter sein, als mein Leben, und das Stillschweigen des Leichnams wird Euch eher überzeugen, als das Wort der Gefangenen.«

»Schweigt, Madame!« rief Felton, »und laßt mich nicht solche Worte hören. Ich bin gekommen, damit Ihr mir bei Eurer Ehre gelobet, damit Ihr mir schwört



bei Allem, was heilig ist, nicht Hand an Euer Leben zu legen.«

»Ich will nicht geloben,« antwortete Mylady, »denn Niemand achtet den Eid so sehr wie ich, und wenn ich geloben würde, dann müßte ich es auch halten.«

»Gut,« sagte Felton, »so versprecht es wenigstens nur bis zu dem Augenblick, wo wir uns wiedergesehen haben werden. Besteht Ihr auf Eurer Absicht, wenn wir uns wiedergesehen haben, so seid Ihr frei, und ich selbst gebe Euch die Waffe, die Ihr von mir verlangt.«

»Es sei!« sagte Mylady, »Euch zu Liebe werde ich warten.«

»Schwöret mir!«

»Ich schwöre bei unserem Gott! Seid Ihr zufrieden?«

»Wohl,« erwiderte Felton, »heute Nacht also!«

Und er stürzte aus dem Zimmer, verschloß die Thüre, und blieb außen, die Halbpikete des Soldaten in der Hand haltend, als ob er die Wache bezogen hätte.

Der Soldat kam zurück, Felton gab ihm seine Waffe wieder.

Mylady sah nun durch das Gitter der Thüre, dem sie sich genähert hatte, wie sich der junge Mann mit allen Zeichen einer irrsinnigen Inbrunst geberdete und in einer Art von Entzücken durch die Hausflur wegeilte. Sie aber kehrte, ein Lächeln wilder Verachtung auf den Lippen, an ihren Platz zurück und wiederholte lächelnd den furchtbaren Namen Gottes, bei welchem sie geschworen, ohne ihn je kennen gelernt zu haben.

»Mein Gott,« sagte sie, »wahnsinniger Fanatiker, mein Gott bin ich selbst und derjenige, welcher mir zu meiner Rache verhelfen wird.«

XXVI.

Fünfter Tag der Gefangenschaft.

Mylady war bereits zu einem halben Triumph gelangt und der Erfolg verdoppelte ihre Kräfte.

Bisher hatte sie keine große Mühe gehabt, um Menschen zu besiegen, welche sich leicht verführen ließen und von der galanten Erziehung des Hofes rasch in die Falle gelockt wurden. Mylady war schön genug, um die Sinne zu reizen, und geschickt genug, um alle Hindernisse des Geistes zu überwäligen.

Aber diesmal hatte sie gegen eine rohe und in ihrer Strenge unempfindliche Natur zu kämpfen. Die Religion und die Buße hatten Felton für gewöhnliche Versuchungsmittel unempfänglich gemacht. In diesem exaltierten Kopfe bewegten sich so weit umfassende Pläne, so stürmische Entwürfe, daß darin kein Platz mehr für die Liebe war, für dieses Gefühl, das sich durch die Muße nährt und durch die Verdorbenheit der Sitten groß wird.

Mylady hatte mit ihrer falschen Tugend in der Meinung eines gegen sie eingenommenen Mannes, und durch ihre Schönheit in dem Herzen und in den Sinnen eines unschuldigen Menschen Bresche gemacht.

Nichtsdestoweniger verzweifelte sie manchmal während dieses Abends an dem Gesicke und an sich selbst. Sie rief Gott nicht an, wie wir wissen, sie hegte Vertrauen zu dem Geiste des Bösen, dieser ungeheuern Souveränität, welche in allen Einzelheiten des menschlichen Lebens herrscht, und für die wie in der arabischen Fabel ein Granatkern hinreicht, um eine ganze verlorene Welt wieder aufzubauen.

Gut auf den Empfang Feltons vorbereitet, konnte Mylady ihre Batterien für den andern Tag aufpflanzen; sie wußte, daß ihr nur noch zwei Tage übrig blieben, daß, wenn der Befehl einmal von Buckingham unterzeichnet war (und Buckingham mußte ihn um so leichter unterzeichnen, als in dem Befehl ein falscher Name eingetragen war und er die Frau, um die es sich handelte nicht zu erkennen vermochte), daß, wenn dieser Befehl einmal unterzeichnet war, sagen wir, der Baron sie sogleich einschiffen würde; sie wußte auch, daß die zur Deportation verurtheilten Frauen sich minder mächtiger Waffen bei ihren Verführungsplänen bedienen, als die angeblich tugendhaften Frauen, deren Schönheit die Sonne der Welt bescheint, deren Geist die Stimme der Mode rühmt, die ein Widerschein der Aristokratie mit seinem zauberhaften Glanze vergoldet. Eine zu einer entehrenden Strafe verurtheilte Frau kann immer noch schön sein, aber nicht so leicht wieder zur Macht gelangen. Wie alle Menschen von wahren Genie kannte Mylady die ihrer Natur und ihren Mitteln zusagende Mitte. Die Armuth widerstrebte ihr, der Zustand der Verachtung minderte ihre Größe um zwei Drittheile. Mylady war nur Königin unter den Königinnen. Ihre Herrschaft bedurfte der Lust befriedigten Stolzes; untergeordnete Menschen zu beherrschen, war für sie eher eine Demüthigung als ein Vergnügen.

Gewiß wäre sie aus ihrer Verbannung zurückgekehrt, daran zweifelte sie

nicht einen Augenblick; aber wie lange konnte diese Verbannung dauern? Für eine thätige, ehrgeizige Natur, wie Mylady, sind die Tage, wo man nicht emporsteigt, verlorene Unglückstage. Wie soll man also die Tage nennen, wo man nur hinabsteigt? Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre verlieren, das ist eine Ewigkeit. Vielleicht nach dem Tode oder der Ungnade des Kardinals zurückkommen, zurückkommen, wenn d'Artagnan und seine Freunde glücklich und triumphierend die wohl verdiente Belohnung für ihre Dienste erhalten hatten: das waren verzehrende Gedanken, welche eine Frau, wie Mylady, nicht ertragen konnte. Der Sturm, welcher in ihr tobte, verdoppelte indessen ihre Kraft, und sie hätte die Wände ihres Kerkers gesprengt, wenn ihr Körper einen Augenblick die Verhältnisse ihres Geistes anzunehmen vermocht hätte.

Unter all diesen Gemüthsbewegungen wurde sie ganz besonders noch durch die Erinnerung an den Kardinal gepeinigt. Was mußte der unruhige, mißtrauische, argwöhnische Kardinal von ihrem Stillschweigen denken und sagen? der Kardinal, nicht nur ihre einzige Stütze, ihr einziger Beschützer in der Gegenwart, sondern auch das Hauptwerkzeug ihres künftigen Glückes, ihrer zukünftigen Rache? Sie kannte ihn: sie wußte, daß sie bei ihrer Rückkehr immerhin eine vergebliche Reise und ihre Gefangenschaft vorschützen, daß sie immerhin die ausgestandenen Leiden mit den schwärzesten Farben ausmalen mochte, der Kardinal würde ihr mit jener spöttischen Ruhe des zugleich durch die Kraft und das Genie mächtigen Skeptikers antworten: »Ihr hättet Euch nicht fangen lassen sollen!«

Mylady raffte ihre ganze Energie zusammen, murmelte in der Tiefe ihrer Gedanken den Namen Felton, den einzigen Strahl, der bis in die Hölle drang, in die sie gestürzt war, und der Schlange ähnlich, welche ihre Ringe rollt und entrollt, um sich, ihrer Kraft recht bewußt zu werden, hüllte sie Felton zum Voraus in die tausend Falten ihrer erfindungsreichen Einbildungskraft.

Indessen verlief die Zeit. Die Stunden schienen eine nach der andern im Vorübergehen die Glocke zu erwecken, und jeder Ton des ehernen Schlägels hallte in dem Herzen der Gefangenen wieder.

Um neun Uhr machte Lord Winter den gewöhnlichen Besuch, beschaute die Fenster und die Gitterstangen davor, sondierte den Boden und die Wände, betrachtete den Kamin und die Thüren, ohne daß während dieser langen und sorgfältigen Untersuchung Mylady oder er ein einziges Wort sprachen. Ohne Zweifel begriffen Beide, daß die Lage der Dinge zu ernst geworden war, um die Zeit mit unnöthigen Worten und in erfolglosem Zorne zu verlieren.

»Gut,« sagte der Baron, als er sie verließ, »Ihr werdet diese Nacht noch nicht entweichen.«

Um zehn Uhr führte Felton eine Wache auf, Mylady erkannte seinen Tritt; sie errieth ihn jetzt, wie eine Liebende den Geliebten ihres Herzens erräth, und dennoch verachtete, verabscheute Mylady diesen schwachen Fanatiker.

Es war nicht die verabredete Stunde und Felton trat nicht ein.

Zwei Stunden später, als es Mitternacht schlug, wurde die Wache abgelöst.

Diesmal war es die Stunde, und Mylady wartete von diesem Augenblick mit großer Ungeduld.

Die neue Wache fing an in der Flur auf und abzugehen.

Nach zehn Minuten kam Felton.

Mylady horchte.

»Höre,« sprach der junge Mann zu der Wache, »entferne Dich unter keinem Vorwand von dieser Thüre; denn Du weißt, daß in der letzten Nacht ein Soldat von Mylord bestraft worden ist, weil er einen Augenblick seinen Posten verlassen hatte, und ich hielt doch während seiner kurzen Abwesenheit Wache.«

»Ja, ich weiß es,« sagte der Soldat.

»Ich empfehle Dir also die pünktlichste Wachsamkeit; aber,« fügte er bei, »ich will hineingehen und zum zweiten Mal das Zimmer dieser Frau visitieren, welche, wie ich fürchte, Unseliges gegen sich selbst beabsichtigt, weshalb ich Befehl erhalten habe, sie zu überwachen.«

»Gut,« murmelte Mylady, »der strenge Puritaner lügt!«

Der Soldat begnügte sich zu lächeln.

»Teufel! mein Lieutenant,« sprach er, »Ihr seid nicht der Unglücklichste, daß man Euch einen solchen Auftrag gegeben hat.«

Felton erröthete; unter allen andern Umständen würde er dem Soldaten, der sich einen solchen Scherz erlaubte, einen Verweis ertheilt haben. Aber sein Gewissen murrte zu laut, als daß sein Mund zu sprechen gewagt hätte.

»Wenn ich rufe,« sagte er, »so komm; wenn man kommt, so rufe mich.«

»Sehr wohl, mein Lieutenant,« antwortete der Soldat.

Felton trat bei Mylady ein. Mylady stand auf.

»Seid Ihr hier?« sagte sie.

»Ich hatte Euch zu kommen versprochen,« erwiderte Felton, »und ich bin gekommen.«

»Ihr habt mir noch etwas Anderes versprochen.«

»Was denn, mein Gott!« rief der junge Mann, der trotz seiner Selbstbeherrschung fühlte, wie seine Kniee zitterten und der Schweiß seine Stirne befeuchtete.

»Ihr habt versprochen, mir ein Messer zu bringen und es mir nach unserer Unterredung zu lassen.«

»Verschont mich mit Euren Worten, Madame,« sagte Felton; »es gibt keine Lage, die so schrecklich wäre, daß sie ein Geschöpf Gottes berechnete, sich den Tod zu geben. Ich habe überlegt, daß ich mich nie einer solchen Sünde schuldig machen darf.«

»Ah! Ihr habt überlegt,« sprach die Gefangene, indem sie sich mit verächtlichem Lächeln in ihren Lehnstuhl zurückwarf. »Und ich habe mir auch überlegt!«

»Was?«

»Daß ich einem Menschen, der sein Wort nicht hält, nichts zu sagen habe.«

»Oh! mein Gott,« murmelte Felton.

»Ihr könnt Euch entfernen, ich werde nichts sprechen.«

»Hier das Messer,« sagte Felton und zog die Waffe, die er mitzubringen versprochen, aber der Gefangenen nicht hatte geben wollen, aus seiner Tasche.

»Laßt sehen,« sagte Mylady.

»Was wollt Ihr damit machen?«

»Bei meiner Ehre, ich gebe Euch das Messer gleich zurück. Ihr legt es auf diesen Tisch und bleibt zwischen ihm und mir.«

Felton überreichte Mylady die Waffe, sie prüfte aufmerksam die Härtung und versuchte die Spitze an ihren Fingern.

»Gut,« sagte sie und gab das Messer dem jungen Offizier zurück . . . »das ist ein schöner, guter Stahl . . . Ihr seid ein treuer Freund, Felton.«

Felton nahm die Waffe und legte sie auf den Tisch, wie dies mit seiner Gefangenen verabredet war.

Mylady folgte ihm mit den Augen und machte eine Geberde der Zufriedenheit.

»Nun hört mich,« sprach sie.

Die Aufforderung war unnöthig, der junge Mann stand vor ihr und lauschte auf ihre Worte, um sie zu verschlingen. »Felton,« sagte Mylady mit einer schwermuthsvollen Feierlichkeit, »Felton, wenn Eure Tochter oder die Tochter Eures Vaters zu Euch spräche: »»Noch jung, zum Unglück ziemlich schön, hat man mich in eine Falle gelockt, ich widerstand; man verdoppelte die Schlingen, die Hinterhalte, die Gewaltstreiche um mich her, ich widerstand; man lästerte die Religion, der ich diene, den Gott, den ich anbete, ich widerstand; dann überhäufte man mich mit Beleidigungen, und da man meine Seele nicht zu verderben vermochte, so wollte man meinen Leib für immer brandmarken.«

Mylady hielt inne, ein bitteres Lächeln zog über ihre Lippen hin.

»Endlich,« sprach Felton, »was that man endlich?«

»Endlich eines Abends beschloß man diesen Widerstand, den man nicht besiegen konnte, zu lähmen, man mischte eines Abends ein narkotisches Mittel in mein Wasser; kaum hatte ich mein kleines Mahl beendet, als ich von einer seltsamen Schläfrigkeit befallen wurde; obgleich ich kein Mißtrauen hegte, ergriff mich doch eine schwankende Furcht und ich suchte gegen den Schlaf zu kämpfen; ich stand auf, ich wollte zum Fenster laufen, um Hilfe rufen, aber meine Beine versagten mir den Dienst, es war mir, als sänke der Plafond auf mich herab und drückte mich mit seinem Gewichte nieder; ich streckte den Arm aus, ich versuchte zu sprechen; aber ich konnte nur unartikulierte Töne ausstoßen, eine unüberwindliche Erstarrung bemächtigte sich meiner, ich hielt mich an einem Stuhl, denn ich fühlte, daß ich dem Fallen nahe war, bald aber genügte diese Stütze für meine schwachen Arme nicht mehr, ich sank auf ein Knie, dann auf beide, ich wollte beten, meine Zunge war in Eis verwandelt. Gott hörte und sah mich ohne Zweifel nicht, und ich glitt, die Beute eines todähnlichen Schlafes, auf den Boden.

»Von Allem, was während dieses Schlafes vorging, habe ich keine Erinnerung mehr, ich weiß nur noch, daß ich in einem runden, reich ausgestatteten Zimmer erwachte, in welches das Tageslicht durch eine Öffnung in der Decke drang. Keine Thüre schien den Eingang in dasselbe zu gewähren und man hätte glauben sollen, es wäre ein prächtiges Gefängnis.

»Lange bemühte ich mich, mir Rechenschaft von dem Orte, wo ich mich befand, und von den einzelnen Umständen zu geben, welche mich dahingebracht hatten; mein Geist schien vergebens zu kämpfen, um die drückende Finsternis des Schlafes abzuschütteln, dem ich mich nicht zu

entreißen vermochte; ich hatte unbestimmte Vorstellungen von einem durchlaufenen Räume, vom Rollen eines Wagens, aber dies Alles war so düster und schwankend in meinem Geiste, daß die Ereignisse einem andern Leben, als dem meinigen anzugehören und doch mit dem meinigen durch eine phantastische Doppelheit vermengt zu sein schienen.

»Einige Zeit kam mir der Zustand, in dem ich mich befand, so sonderbar vor, daß ich zu träumen glaubte. Allmähig aber trat die Wirklichkeit schreckensvoll vor mich, ich war nicht mehr in dem Hause, das ich sonst bewohnte; soweit ich es nach dem Sonnenlichte beurtheilen konnte, war der Tag schon zu zwei Dritteln abgelaufen, am Abend zuvor war ich eingeschlummert und mein Schlaf hatte also beinahe vierundzwanzig Stunden gedauert. Was war während dieser langen Zeit vorgefallen?

»Ich erhob mich wankend. Die Lahmheit aller meiner Bewegungen bewies, daß der Einfluß des narkotischen Mittels noch nicht ganz aufgehört hatte. Das Zimmer war übrigens zur Aufnahme eines weiblichen Wesens eingerichtet und der vollendetsten Kokette wäre kein Wunsch übrig geblieben, den sie nicht erfüllt gesehen hätte, wenn sie ihren Blick in diesem Gemach umherlaufen ließ.

»Offenbar war ich nicht die erste Gefangene, die sich in diesem glänzenden Kerker eingeschlossen gesehen hatte, aber Ihr begreift, Felton, je schöner der Kerker war, desto mehr mußte er mich in Schrecken setzen.

»Ja, es war ein Gefängnis; denn vergebens versuchte ich hinauszukommen, ich sondierte alle Wände, um eine Thüre zu entdecken, überall gaben sie einen vollen und zugleich matten Ton von sich.

»Zwanzig Mal machte ich vielleicht die Runde im Zimmer, um irgend einen Ausweg zu suchen, es war keiner vorhanden; der Müdigkeit und dem Schrecken unterliegend, sank ich in einen Lehnstuhl.

»Mittlerweile rückte die Nacht rasch heran und mit der zunehmenden Finsternis vermehrte sich meine Angst; ich wußte nicht, ob ich da, wo ich saß, sitzen bleiben sollte, es kam mir vor, als wäre ich von unbekanntem Gefahren umgeben, in die ich bei jedem Schritt stürzen müßte. Obgleich ich seit dem vorhergehenden Tage nichts gegessen hatte, ließ mich doch meine Furcht keinen Hunger empfinden.

»Kein Geräusch von außen, nach dem ich die Zeit hätte ermessen können, drang zu mir: ich vermuthete nur, es möchte etwa sieben oder acht Uhr sein; denn wir waren im Monat Oktober und es war bereits finstere Nacht.

»Plötzlich machte mich das Knarren einer auf ihren Angeln sich drehenden Thüre heftig erbeben, eine Feuerkugel erschien über der gläsernen Öffnung, des Plafond, und ich sah zu meinem größten Schrecken, daß einige Schritte vor mir ein Mann stand.

»Ein Tisch mit zwei Gedecken, auf dem ein vollständiges Abendbrot aufgetragen war, hatte sich, wie durch einen Zauber, mitten im Zimmer erhoben.

»Dieser Mann war derjenige, welcher mich seit einem Jahre verfolgte, der meine Entehrung geschworen hatte, und mir mit den ersten Worten, die aus seinem Munde kamen, begreiflich machte, daß ich durch seinen Entschluß jeder Hoffnung beraubt sei, wieder in Freiheit gesetzt zu werden.«

»Der Schändliche!« murmelte Felton.



»Oh ja! der Schändliche!« rief Mylady, den Antheil gewährend, den der junge Offizier, dessen Seele an ihren Lippen zu hängen schien, an dieser seltsamen Erzählung nahm, »oh! ja! der Schändliche, er glaubte, damit, daß er mich im Schlafe entführen ließ, als Alles abgemacht; er kam in der Hoffnung, ich würde meine Schande hinnehmen, weil die That vollbracht war, er bot mir ein Vermögen gegen mein Herz.

»Alles, was ein Frauenherz an erhabener Verachtung, an Worten des Abscheus in sich zu schließen vermag, ergoß ich über diesen Menschen: ohne Zweifel war er an dergleichen Vorwürfe gewöhnt, denn er hörte mich ruhig, lächelnd, mit gekreuzten Armen an; als er glaubte,

ich habe Alles gesagt, näherte er sich mir, um meine Hand zu ergreifen, aber ich sprang nach dem Tische, ergriff ein Messer, hielt es an meine Brust und rief:

»»Noch einen Schritt und Ihr habt Euch außer meiner Schande auch meinen Tod vorzuwerfen.««

»Ohne Zweifel lag in meinem Blick, in meiner Stimme, in meiner ganzen Person jene Wahrheit der Geberde, der Stellung und des Tones, welche auch die verdorbensten, verkehrtesten Gemüther überzeugt, denn er blieb stille stehen.

»»Euern Tod?«« sagte er zu mir, »»oh! nein. Ihr seid eine zu reizende Gefangene, als daß ich mich entschließen könnte. Euch so zu verlieren. Adieu, meine Schönste, um Euch wieder zu besuchen, werde ich warten, bis Ihr Euch in eine bessere Stimmung versetzt habt.««

»Nach diesen Worten piff er. Die Flammenkugel stieg in die Höhe und verschwand. Ich befand mich wieder in der Finsternis. Einen Augenblick nachher hörte ich dasselbe Geräusch einer sich öffnenden und wieder schließenden Thüre. Die Feuerkugel wurde abermals herabgelassen und ich sah mich allein.

»Dieser Augenblick war furchtbar; hätte ich noch einige Zweifel über mein Unglück gehabt, sie wären unter einer jammervollen Wirklichkeit verschwunden; ich befand mich in der Gewalt eines Menschen, den ich nicht nur verabscheute, sondern auch verachtete, eines Menschen, der mir bereits einen unseligen Beweis von dem, was er zu thun im Stande war, gegeben hatte.«

»Aber, wer war denn dieser Mensch?« fragte Felton.

Mylady beantwortete diese Frage nicht und fuhr in ihrer Erzählung fort:

»Ich brachte die Nacht, bei dem geringsten Geräusche zitternd, auf einem

Stühle zu; um Mitternacht etwa erlosch die Lampe und ich befand mich wieder in völliger Dunkelheit, aber die Stunden gingen vorüber, ohne daß mein Verfolger zum zweiten Male erschien; der Tag brach an, der Tisch war verschwunden, nur hatte ich das Messer noch immer in der Hand.

»Auf diesem Messer beruhte meine ganze Hoffnung.

»Ich war von Müdigkeit ganz entkräftet, die Schlaflosigkeit brannte in meinen Augen; denn ich hatte es nicht gewagt, auch nur einen Augenblick zu schlummern. Der Tag beruhigte mich, ich warf mich auf mein Bett, ohne mich von meinem Befreiungsmesser zu trennen, das ich unter dem Kopfkissen verbarg.

»Als ich erwachte, stand abermals ein gedeckter Tisch im Zimmer.

»Diesmal machte sich trotz meiner Befürchtungen, trotz meiner Angst ein peinlicher Hunger fühlbar, ich hatte seit achtundvierzig Stunden keine Nahrung zu mir genommen; ich aß Brot und etwas Obst; da ich mich aber des narkotischen Mittels erinnerte, mit dem das Wasser vermischt gewesen war, das ich getrunken hatte, so berührte ich das, welches auf dem Tische stand, nicht, sondern füllte mein Glas an einem marmornen, über meiner Toilette an der Wand befestigten Handbrunnen.

»Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln schwebte ich nichtsdestoweniger in großer Angst, aber meine Furcht war dießmal nicht begründet, ich brachte den Tag hin, ohne daß ich etwas von dem verspürte, was ich gefürchtet hatte.

»Damit man mein Mißtrauen nicht wahrnehme, war ich darauf bedacht, die Flasche halb zu leeren.

»Der Abend kam, doch so finster es auch wurde, so begannen meine Augen sich daran zu gewöhnen; mitten in der Dunkelheit sah ich, wie der Tisch versank. Nach einer Viertelstunde kam er wieder mit meinem Abendbrot beladen, und einen Augenblick nachher wurde mein Zimmer mit derselben Lampe beleuchtet.

»Ich war entschlossen, nur Speisen zu mir zu nehmen, in welche man unmöglich Schlafmittel mischen konnte; zwei Eier und etwas Obst bildeten mein Mahl, dann schöpfte ich ein Glas Wasser aus meiner Schutzquelle und trank es.

»Bei dem ersten Schlucke kam es mir vor, als hätte es nicht mehr denselben Geschmack, wie am Morgen; ein jäher Verdacht regte sich in mir; ich hielt inne, aber ich hatte bereits ein halbes Glas getrunken. Den Rest goß ich mit Abscheu aus und wartete mit Angstschweiß auf der Stirne.

»Ohne Zweifel hatte mich ein unsichtbarer Zeuge Wasser aus dem Brunnen nehmen sehen und benützte gerade mein Vertrauen, um meinen so kalt beschlossenen, so grausam verfolgten Untergang sicher zu bewerkstelligen.

»Es verging keine halbe Stunde, als dieselben Symptome wieder eintraten; nur kämpfte ich länger, da ich kaum ein halbes Glas Wasser getrunken hatte, und statt gänzlich zu entschlummern, verfiel ich in eine Art von Betäubung, die mir das Gefühl von Allem, was um mich her vorging, ließ, ohne daß ich zu fliehen vermochte.

»Ich schleppte mich nach meinem Bette, um dort das einzige Vertheidigungsmittel zu suchen, das mir übrig blieb, mein Rettungsmesser, aber ich war nicht im Stande, das Kopfkissen zu erreichen, sank in die Kniee

und klammerte mich mit den Händen an eine der Bettsäulen an.«

Felton wurde furchtbar bleich und ein krampfhafter Schauer durchlief seinen ganzen Körper.

»Das Gräßlichste dabei war,« fuhr Mylady mit bebender Stimme fort, als ob sie noch mit derselben Angst erfüllt wäre, wie in jenem furchtbaren Augenblicke, »das Gräßlichste dabei war, daß ich dießmal das Bewußtsein der Gefahr hatte, die mich bedrohte, daß meine Seele, so zu sagen, in meinem entschlummerten Körper wachte, daß ich sah und hörte: Alles dies freilich nur wie in einem Traum, aber darum war es nicht minder peinlich.

»Ich sah die Lampe, welche hinaufgezogen wurde und mich allmählig in der Finsternis ließ.

»Dann hörte ich das Geräusch der Thüre, das mir so wohl bekannt war, obgleich sich diese Thüre nur zweimal geöffnet hatte.

»Ich fühlte instinktmäßig, daß man sich mir näherte; man sagt, der Unglückliche, der in den Wüsten Amerikas umherirre, fühle auf solche Art die Annäherung der Schlange.

»Ich wollte meine Kräfte zusammenraffen, ich versuchte zu schreien; durch eine unglaubliche Willensanstrengung hob ich mich sogar in die Höhe, doch nur, um sogleich wieder zurückzufallen.«

»Aber sagt mir endlich, wer war denn Euer Verfolger?« rief der junge Offizier.

Mylady überschaute mit einem Blicke, welche Pein sie Felton dadurch verursachte, daß sie bei allen Einzelheiten ihrer Geschichte so lange verweilte; aber sie wollte ihm keine Folter ersparen. Je mehr sie ihm das Herz zu brechen vermochte, desto gewisser mußte er sie rächen. Sie fuhr also dießmal ebenfalls fort, als ob sie seinen Ausruf nicht gehört hätte, oder als ob sie glaubte, der Augenblick, ihm zu antworten, sei noch nicht gekommen.

»Als er mich anblickte, hörte ich ihn schreien: »»Diese elenden Puritaner! ich wußte wohl, daß sie ihre Henker ermüdeten, hielt sie aber für minder stark gegen ihre Verführer.««

Felton hörte zu, ohne daß er etwas Anderes vernehmen ließ, als eine Art von Schnauben; der kalte Schweiß rieselte von seiner Marmorstirne, und seine unter dem Rock verborgene Hand zerfleischte seine Brust.

»Meine erste Bewegung,« fuhr Mylady fort, »als ich zu mir selbst kam, war, daß ich unter dem Kopfkissen das Messer suchte, welches ich nicht hatte erreichen können; hatte es nicht zur Verteidigung gedient, so konnte es wenigstens zur Sühnung dienen.

»Als ich aber dieses Messer ergriff, kam mir ein furchtbarer Gedanke. Ich habe geschworen, Euch Alles zu sagen und werde Euch Alles sagen; ich habe Euch Wahrheit versprochen und werde mein Wort halten, und sollte ich dabei zu Grunde gehen.«

»Es kam Euch der Gedanke, an diesem Menschen Rache zu nehmen, nicht wahr?« rief Felton.

»Nun! ja,« erwiderte Mylady, »ich weiß wohl, dieser Gedanke ziemte sich nicht für eine Christin. Ohne Zweifel blies ihn der ewige Feind unserer Seele meinem Geiste ein. Nun, was soll ich Euch noch weiter sagen, Felton,« fuhr Mylady mit dem Tone eines Weibes fort, das sich eines Verbrechens anklagt,

»dieser Gedanke kam mir und verließ mich nicht mehr. Für diese mörderische Absicht habe ich jetzt vielleicht die Strafe zu tragen.«

»Fahrt fort, fahrt fort,« rief Felton, »es drängt mich, Euch zur Rache gelangen zu sehen.«

»Oh! ich beschloß, sie so bald als möglich in das Werk zu setzen, ich zweifelte nicht daran, daß er in der nächsten Nacht wieder kommen würde. Bei Tage hatte ich nichts zu befürchten.

»Als die Frühstücksstunde kam, zögerte ich nicht zu essen und zu trinken; ich war entschlossen, mich zu stellen, als speise ich auch zu Nacht, aber nichts zu mir zu nehmen, und mußte also durch die Nahrung am Morgen das Fasten am Abend bekämpfen.

»Von meinem Frühstück nahm ich ein Glas Wasser und verbarg es, weil mich der Durst am meisten gepeinigt hatte, als ich achtundvierzig Stunden ohne Speise und Trank geblieben war.

»Der Tag verging ohne einen andern Einfluß auf mich, als daß er mich in meinem Entschluß bestärkte; nur war ich dafür besorgt, daß mein Gesicht durch Nichts den Gedanken meiner Seele kundgab, denn ich zweifelte nicht daran, daß man mich beobachtete; wiederholt fühlte ich sogar ein Lächeln auf meinen Lippen. Felton, ich wage es nicht, Euch zu gestehen, bei welchem Gedanken ich lächelte, Ihr könntet von Abscheu gegen mich ergriffen werden.«

»Fahrt fort, fahrt fort,« sprach Felton, »Ihr seht wohl, daß ich höre, und daß es mich drängt, zum Ende zu gelangen.«

»Der Abend kam,« fuhr Mylady fort, »die gewöhnlichen Ereignisse traten ein; mein Abendbrot wurde wie in den vorhergehenden Tagen in der Dunkelheit serviert, dann erleuchtete sich die Lampe und ich setzte mich zu Tische.

»Ich aß nur etwas Obst, stellte mich, als ob ich ein wenig Wasser aus der Flasche einschenkte, trank sodann dasjenige, das ich mir in meinem Glase aufbewahrt hatte, suchte dabei jedoch so geschickt zu manövrieren, daß meine Spione, wenn ich welche hatte, keinen Verdacht schöpfen konnten.

»Nach dem Abendbrot gab ich dieselben Zeichen der Erstarrung kund, wie am Tage vorher, aber diesmal that ich, als ob ich entschlummerte, wie wenn ich der Müdigkeit unterläge, oder wie wenn ich mich an die Gefahr gewöhnt hätte.

»Nun fand ich mein Messer, und während ich mich schlafend stellte, preßte ich krampfhaft das Heft in der Hand.

»Es vergingen zwei Stunden, ohne daß etwas Neues vorfiel. Jetzt, o mein Gott! wer mir das am Tage vorher gesagt hätte, jetzt fürchtete ich, er könnte nicht kommen.

»Endlich sah ich die Lampe sachte sich erheben und in der Vertiefung das Plafond verschwinden; mein Zimmer erfüllte sich mit Finsternis, aber ich strengte mich an, die Dunkelheit mit meinem Blicke zu durchdringen.

»Es gingen etwa zehn Minuten vorüber, ich hörte kein anderes Geräusch, als die Schläge meines Herzens.

»Ich flehte den Himmel an, er möge ihn kommen lassen.

»Endlich hörte ich das bekannte Knarren der Thüre, die sich öffnete und wieder schloß. Trotz eines dicken Teppichs erdröhnte der Boden unter einem Tritte und ich sah unerachtet der Finsternis einen Schatten, der sich mir

näherte.«

»Eilt, eilt!« unterbrach Felton die Erzählerin, »seht Ihr nicht, daß mich jedes Eurer Worte brennt, wie geschmolzenes Blei?«

»Da raffte ich alle meine Kräfte zusammen,« fuhr Mylady fort; »ich erinnerte mich, daß die Stunde der Rache oder vielmehr der Gerechtigkeit geschlagen hatte, ich sah mich wie eine zweite Judith an, ich hielt mein Messer in der Hand, und als ich bemerkte, daß er mir nahe genug war, stieß ich es ihm mit einem letzten Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung mitten auf die Brust.

»Der Elende! er hat Alles vorhergesehen, seine Brust war durch ein Panzerhemd geschützt, die Messerspitze sprang ab.

»»Ah! ah!« rief er, indem er mich beim Arme ergriff und mir die Waffe entriß, die mich so schlecht bedient hatte, »»Ihr trachtet mir nach dem Leben, schöne Puritanerin; aber das ist mehr als Haß, das ist Undankbarkeit. Beruhigt Euch, mein schönes Kind; ich glaubte, Ihr wäret zahm geworden. Ich bin keiner von den Tyrannen, welche die Frauen mit Gewalt zurückhalten. Ihr liebt mich nicht? Ich bezweifelte es in meiner Eitelkeit, nun bin ich überzeugt. Morgen seid Ihr frei.««

»Ich hatte nur ein einziges Verlangen, nämlich von ihm getödtet zu werden.

»»Nehmt Euch in Acht,«« sprach ich, »»denn meine Freiheit ist Eure Schande.««

»»Erklärt Euch deutlicher, schöne Sibylle.««

»»Ja, denn sobald ich diesen Ort verlassen habe, sage ich Alles; ich sage, welche Gewaltthat Ihr an mir verübt habt; mit lauter Stimme erzähle ich der Welt von meiner Gefangenschaft, von diesem Schlosse der Ehrlosigkeit. Ihr seid sehr hoch gestellt, aber zittert! Über Euch ist ein König! über dem König lebt ein Gott!««



»So sehr mein Verfolger noch Herr über sich zu sein schien, so vermochte er doch eine Bewegung des Zornes nicht zu bewältigen. Ich konnte den Ausdruck seines Gesichtes nicht sehen, aber ich fühlte, wie sein Arm zitterte, auf dem meine Hand lag.

»»Dann werdet Ihr nicht von hinnen gehen,«« sprach er.

»»Gut! gut!«« rief ich, »»die Stelle meines Todes wird auch die Stelle meines Grabes sein. Ich werde hier sterben, und Ihr werdet sehen, ob ein Gespenst, das anklagt, nicht furchtbarer ist, als ein Lebender mit allen seinen Drohungen.««

»»Man wird Euch keine Waffen lassen.««

»»Es gibt eine, welche die Verzweiflung jedem Menschen

zugänglich gemacht hat, wenn er nur den Muth besitzt, sich ihrer zu bedienen. Ich werde mich aushungern.««

»»Hört,«« sprach der Elende, »»ist der Friede nicht mehr werth, als ein solcher Krieg? Ich schenke Euch sogleich die Freiheit, ich erkläre Euch für eine Tugend, ich nenne Euch die Lucretia Englands.««

»»Und ich sage, daß Ihr der Sextus seid, ich klage Euch vor den Menschen an, wie ich Euch vor Gott angeklagt habe, und wenn es sein muß, unterzeichne ich, wie Lucretia, meine Anklage mit Blut.««

»»Ah! ah!«« erwiderte mein Feind mit spöttischem Tone, »»das ist etwas Anderes. Meiner Treu, Ihr seid im Ganzen hier sehr gut, es soll Euch an nichts fehlen, und wenn Ihr Hungers sterbt, so ist es Eure eigene Schuld.««

»Nach diesen Worten entfernte er sich, ich hörte die Thüre öffnen und schließen. Ich war wie niedergeschmettert, und zwar, das gestehe ich, weniger durch meinen Schmerz, als durch die Schmach, nicht gerächt zu sein.

»Er hielt Wort. Der ganze Tag, die ganze Nacht verging, ohne daß ich ihn wieder sah, aber auch ich hielt Wort und berührte weder Speise noch Trank, denn ich war entschlossen, mich durch den Hunger zu tödten.

»Ich brachte den Tag und die Nacht in Gebeten hin, denn ich hoffte, Gott würde mir meinen Selbstmord vergeben.

»In der zweiten Nacht öffnete sich die Thüre. Ich lag auf dem Boden, die Kräfte verließen mich allmählig.

»Bei dem Geräusch richtete ich mich auf eine Hand auf.



»»Nun!«« sprach eine Stimme, die zu furchtbar in meinen Ohren klang, als

daß ich sie nicht hätte erkennen sollen, »»nun! sind wir ein wenig besänftigt, werden wir unsere Freiheit mit dem einfachen Versprechen zu schweigen bezahlen? Hört, ich bin ein guter Mensch,«« fügte er bei, »»und obgleich ich die Puritaner nicht liebe, lasse ich ihnen, wie den Puritanerinnen, wenn sie hübsch sind, Gerechtigkeit widerfahren. Auf, leistet mir einen kleinen Eid auf das Kreuz, mehr verlange ich nicht.««

»»Auf das Kreuz!«« rief ich mich erhebend, denn beim Ton der verhaßten Stimme hatte ich meine ganze Kraft wieder gewonnen: »»auf das Kreuz schwöre ich, daß kein Versprechen, keine Drohung, keine Marter mir den Mund verschließen soll; auf das Kreuz schwöre ich Euch als einen Mörder, als einen Ehrenräuber, als einen Elenden anzuklagen; auf das Kreuz schwöre ich, daß ich, wenn es mir je gelingt, diesen Ort zu verlassen, im Namen des ganzen Menschengeschlechts Rache gegen Euch fordern werde.««

»»Nehmt Euch in Acht,«« erwiderte er mit einer drohenden Betonung, die ich noch nicht von ihm gehört hatte, »»es steht mir ein Mittel zu Gebot, das ich nur im äußersten Falle anwenden werde, um Euch den Mund zu verschließen, oder wenigstens zu verhindern, daß man auch nur ein Wort von dem glaubt, was Ihr aussagt.««

»Ich raffte alle meine Kräfte zusammen, um ihm mit einem schallenden Gelächter zu antworten . . .

»Er sah, daß unter uns nun ein Krieg auf Leben und Tod ausgebrochen war.

»»Hört,«« sagte er, »»ich gebe Euch noch den Rest der Nacht und den morgigen Tag. Bedenkt wohl. Versprecht zu schweigen, und Reichthum, Achtung, Ehre soll Euch umgeben; droht Ihr zu sprechen, so überantworte ich Euch der Schande.««

»»Ihr?«« rief ich, »»Ihr?««

»»Der ewigen, untilgbaren Schande.««

»»Ihr?«« wiederholte ich. »Ah! ich sage Euch, Felton, ich hielt ihn für wahnsinnig.

»»Oh! laßt mich,«« rief ich, »»geht, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mir in Eurer Gegenwart die Hirnschale an der Wand zerschmettere.««

»»Gut, Ihr wollt es so haben; morgen Abend also.««

»»Morgen Abend,«« erwiderte ich, sank auf den Boden nieder und biß vor Wuth in den Teppich.«

Felton stützte sich auf einen Schrank und Mylady sah mit teuflischer Freude, daß der junge Offizier vielleicht nicht die Kraft haben würde, die Erzählung bis zu Ende zu hören.

XXVII.

Ein Vorwurf zu einer klassischen Tragödie.

Nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen Mylady den jungen Offizier, der ihr zuhörte, zu beobachten beschäftigt war, fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

»Ich hatte beinahe drei Tage nichts gegessen und nichts getrunken, und war furchtbaren Qualen preisgegeben; zuweilen zog es wie Wolken über meine gepreßte Stirne hin, meine Augen verschleierten sich, meine Gedanken geriethen in Verwirrung.

»Der Abend kam; ich war so schwach, daß ich jeden Augenblick in Ohnmacht sank, und so oft ich ohnmächtig wurde, dankte ich Gott, denn ich glaubte, mein Tod nahe heran.

»Mitten in einer solchen Ohnmacht hörte ich, daß sich die Thüre öffnete. Der Schrecken brachte mich zum Bewußtsein.

»Mein Verfolger trat mit einem maskierten Manne ein; er war selbst maskiert; ich erkannte seinen Tritt, ich erkannte seine Stimme, ich erkannte das imposante Wesen, das die Hölle seiner Person zum Unglück der Menschheit verliehen hat.

»»Nun!«« sprach er, »»seid Ihr entschlossen, mir den Eid zu leisten, den ich von Euch verlange?««

»»Ihr habt es gesagt, die Puritaner haben nur ein Wort: das meinige habt Ihr vernommen, ich habe mir angelobt. Euch auf Erden vor dem Gerichte der Menschen, im Himmel vor dem Gerichte Gottes zu verfolgen!««

»»Ihr beharrt also auf Eurer Absicht?««

»»Ich schwöre es vor Gott, der mich hört; ich nehme die ganze Welt zum Zeugen Eures Verbrechens, und zwar bis ich einen Rächer gefunden habe.««

»»Ihr seid eine Metze,«« rief er mit einer Donnerstimme, »»und sollt die Strafe der Metzen erdulden! . . . Gebrandmarkt in den Augen der Welt, die Ihr anrufen wollt, versucht es dieser Welt zu beweisen, daß Ihr weder wahnwitzig noch schuldig seid.««

»Dann wandte er sich an seinen Begleiter mit den Worten:

»»Henker, thue Deine Schuldigkeit.««

»Oh! seinen Namen! seinen Namen!« rief Felton abermals; »nennt mir seinen Namen.«

»Trotz meines Geschreis, trotz meines Widerstands, denn ich fing nun an, zu begreifen, daß es sich für mich um etwas Schlimmeres, als um den Tod handelte, packte mich der Henker, warf mich zu Boden, schnürte mir die Arme fest zusammen, und vom Schluchzen halb erstickt, beinahe ohne Bewußtsein, Gott anrufend, der mich nicht hörte, stieß ich plötzlich einen furchtbaren Schrei des Schmerzes und der Schande aus: ein glühendes Eisen, ein rothes Eisen, das Eisen des Henkers hatte man auf meine Schulter gedrückt.«

Felton schnaubte und brüllte.

»Seht,« sprach Mylady, sich mit der Majestät einer Königin erhebend, »seht Ihr, wie man für das reine Mädchen, das ein Opfer der Rohheit eines heillosen Missethätters war, ein neues Märtyrthum ersonnen hatte. Lernt das Herz der Menschen kennen, und dient von nun an minder leicht als Werkzeug ihrer ungerechten Rache.«

Mit einer raschen Bewegung öffnete Mylady ihr Kleid, zerriß den Batist, welcher ihre Schulter bedeckte, und zeigte, roth vor geheucheltem Zorn und gespielter Scham, dem jungen Manne das untilgbare Mal, das ihre so schöne Schulter entehrte.

»Aber ich sehe hier eine Lilie,« rief Felton.

»Darin liegt gerade die Niederträchtigkeit,« antwortete Mylady, »die Brandmarkung von Frankreich!... Er hätte beweisen müssen, von welchem Tribunal mir diese aufgedrückt worden sei, und ich hätte einen öffentlichen Aufruf an alle Gerichte des Königreichs ergehen lassen. Aber durch die Brandmarkung von Frankreich war ich wirklich gebrandmarkt.«

Das war zu viel für Felton. Bleich, unbeweglich, niedergeschmettert durch diese furchtbare Enthüllung, geblendet durch die übermenschliche Schönheit dieser Frau, die sich mit einer Schamlosigkeit vor ihm enthüllte, welche er erhaben fand, stürzte er endlich vor ihr auf die Kniee nieder, wie dies die ersten Christen vor jenen heiligen Märtyrerinnen thaten, welche die Verfolgung der Kaiser im Circus der blutgierigen Lüsternheit des Pöbels bloßstellte. Das Brandmal verschwand, die Schönheit allein blieb übrig!

»Vergebung, Vergebung!« rief Felton, »o Vergebung!«

Mylady las in seinen Augen: Liebe, Liebe!

»Vergebung, wofür?« fragte sie.

»Vergebung dafür, daß ich mit Euren Verfolgern in Verbindung stand.«

Mylady reichte ihm die Hand.

»So schön! so jung!« rief Felton und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

Mylady ließ einen jener Blicke, die einen Sklaven zum König machen, auf ihn fallen.

Felton war Puritaner. Er ließ die Hand dieser Frau los, um ihr die Füße zu küssen.

Er liebte sie bereits nicht mehr, er betete sie an.

Als diese Krise vorüber war, als Mylady ihre Kaltblütigkeit, die sie nie verlassen hatte, wieder gewonnen zu haben schien, sprach er:

»Und nun habe ich Euch nur Eines noch zu sagen: nennt mir den Namen Eures wahren Henkers, denn für mich gibt es nur einen; der andere war das Werkzeug und nicht mehr.«





»Wie, Bruder!« rief Mylady, »ich soll ihn Dir nennen und Du hast ihn noch nicht errathen?«

»Wie!« versetzte Felton, »Er! . . . abermals er!... immer er! . . . Er, der wahre Schuldige?«

»Der wahre Schuldige ist der Verwüster Englands, der Verfolger der ächten Gläubigen, der feige Räuber der Ehre so vieler Frauen! Er, der aus einer Laune seines verdorbenen Herzens so viel Blutvergießen über England bringt, der heute die Protestanten beschützt, und sie morgen verrathen wird.«

»Buckingham! also Buckingham!« rief Felton außer sich.

Mylady verbarg ihr Gesicht in den Händen, als vermöchte sie die Schmach nicht zu ertragen, an welche dieser Mann sie erinnerte.

»Buckingham! der Henker dieses engelreinen Geschöpfes!« rief Felton.

»Und Du hast ihn nicht mit Deinem

Donner niedergeschmettert, mein Gott! und Du lässest ihn erhaben, geehrt, mächtig, zu unser aller Verderben!«

»Gott verläßt den, der sich selbst verläßt,« sprach Mylady.

»Er will also auf sein Haupt die Strafe der Verdammten herabrufen,« fuhr Felton mit wachsender Begeisterung fort. »Die menschliche Rache soll also der göttlichen Rache zuvorkommen!«

»Die Menschen fürchten und schonen ihn.«

»Oh, ich fürchte ihn nicht und werde ihn nicht schonen!« rief Felton.

Myladys Seele schwamm in höllischer Freude.

»Aber in welchem Zusammenhange,« fragte Felton, »steht Lord Winter, mein Beschützer, mein Vater, mit Allem dem?«

»Hört, Felton,« erwiderte Mylady, »neben feigen und verächtlichen Menschen finden sich erhabene, edelmüthige Naturen; ich hatte einen Bräutigam, einen Mann, der mich liebte und den ich liebte, ein Herz wie das Eurige, Felton, einen Mann, wie Ihr. Ich ging zu ihm und erzählte ihm Alles. Er kannte mich und zweifelte nicht einen Augenblick. Er war ein hochgestellter Herr, in allen Beziehungen Buckingham gleich. Er sprach nichts, gürtete nur sein Schwert um, hüllte sich in seinen Mantel, und begab sich nach Buckingham Palace.«

»Ich begreife,« sagte Felton, »obgleich man gegen solchen Menschen nicht das Schwert, sondern den Dolch brauchen muß.«

»Buckingham war am Tage vorher abgereist, als Botschafter nach Spanien

geschickt, wo er um die Hand der Infantin für König Karl I., der damals noch Prinz von Wales war, werben sollte. Mein Bräutigam kam zurück.«

»Hört,« sprach er zu mir, »dieser Mensch ist abgereist, und folglich für den Augenblick meiner Rache entgangen; aber mittlerweile schließen wir unsere Verbindung, wie wir dies beabsichtigten, und dann baut auf Lord Winter, daß er seiner Ehre und die seiner Gemahlin aufrecht zu erhalten wissen wird.«

»Lord Winter!« rief Felton.

»Ja,« antwortete Mylady, »Lord Winter, und nun begreift Ihr wohl Alles, nicht wahr? Buckingham blieb beinahe ein Jahr abwesend. Acht Tage vor seiner Ankunft starb Lord Winter plötzlich und hinterließ mich als seine einzige Erbin. Woher kam der Schlag? Gott, der Alles weiß, weiß auch dies ohne Zweifel. Ich klage Niemand an.«

»Oh welch ein Abgrund! Welch ein furchtbarer Abgrund!« rief Felton.

»Lord Winter war gestorben, ohne seinem Bruder etwas zu sagen. Das furchtbare Geheimnis sollte vor Allem verborgen bleiben, bis es wie ein Gewitter über dem Haupte des Schuldigen ausbrechen würde; Euer Beschützer hatte nur mit Widerwillen die Heirath seines Bruders mit einem jungen Mädchen ohne Vermögen angesehen. Ich fühlte, daß ich keine Stütze bei einem Manne zu erwarten hatte, der in seinen Erbschaftshoffnungen betrogen worden war, und zog nach Frankreich, entschlossen, mein ganzes übriges Leben daselbst zuzubringen. Aber da sich mein Vermögen in England befand, und jede Verbindung durch den Krieg abgebrochen war, so fehlte es mir an Allem, und ich sah mich genöthigt, dahin zurückzukehren. Vor sechs Tagen landete ich in Portsmouth.«

»Was geschah weiter?« fragte Felton.

»Buckingham erfuhr ohne Zweifel meine Rückkehr, er sprach darüber mit Lord Winter und sagte ihm, seine Schwägerin sei eine Geschändete, eine Gebrandmarkte. Die edle, reine Stimme meines Gatten konnte mich nicht mehr vertheidigen. Lord Winter glaubte Alles, was man ihm sagte, um so leichter, als er ein Interesse dabei hatte, es zu glauben. Er ließ mich verhaften und hierher führen, und stellte mich unter Eure Obhut. Das Übrige wißt Ihr. Übermorgen deportiert er mich. Übermorgen schickt er mich in die Verbannung unter ehrlose Verbrecher. Oh! der Faden ist gut gesponnen, das Complot ist geschickt angelegt, aber meine Ehre wird es nicht überleben. Ihr seht wohl, daß ich sterben muß, Felton. Felton, gebt mir das Messer!«

Und nach diesen Worten sank Mylady, als ob alle ihre Kräfte erschöpft wären, schwach und schmachtend in die Arme des jungen Offiziers.

»Nein, nein!« rief er, »nein. Du sollst leben, rein und geehrt. Du sollst über Deine Feinde triumphieren!«

Mylady stieß ihn sachte mit der Hand zurück, während sie ihn mit dem Blicke anzog.

»O den Tod! den Tod!« sprach sie, die Stimme und die Augen verschleiern. »O lieber den Tod, als die Schande! . . . Felton, mein Bruder, mein Freund, ich beschwöre Dich!«

»Nein,« rief Felton, »nein. Du sollst leben und gerächt werden.«

»Felton, ich bringe Unglück über Alles, was mich umgibt. Felton, verlaß mich!

Felton, laß mich sterben!«

»Wohl, so sterben wir mit einander!« rief er.

Es tönten mehrere Schläge an der Thüre.

»Horch!« sprach sie, »man hat uns belauscht; man kommt! Es ist vorbei; wir sind verloren.«

»Nein,« sprach Felton, »es ist die Wache, welche mir meldet, daß eine Runde kommt.«

»Dann eilt an die Thüre und öffnet selbst.«

Felton gehorchte. Diese Frau war bereits sein ganzer Gedanke, seine ganze Seele.

Er stand dem Sergenten gegenüber, der eine Wachpatrouille commandirte.

»Was gibt es?« fragte der Offizier.

»Ihr habt mir gesagt, ich solle die Thüre öffnen, wenn ich um Hilfe rufen höre, aber Ihr vergaßt, mir den Schlüssel zu lassen. Ich hörte Euch rufen, ohne daß ich verstand, was Ihr verlangtet, und wollte die Thüre öffnen, aber sie war von innen verschlossen, und ich rief deßhalb den Sergenten.«

»Und hier bin ich,« sagte der Sergent.

Verwirrt, beinahe verrückt, blieb Felton lautlos.

Mylady begriff, daß sie sich der Lage der Dinge bemächtigen mußte. Sie lief nach dem Tische und ergriff das Messer, welches Felton darauf gelegt hatte.

»Und mit welchem Rechte wollt Ihr mich hindern zu sterben?« fragte sie.

»Großer Gott!« rief Felton, als er das Messer in ihrer Hand blinken sah.

In diesem Augenblick erscholl ein ironisches Gelächter in der Flur.

Von dem Geräusche herbeigezogen, stand der Baron im Schlafrocke, den Degen unter dem Arm, auf der Thürschwelle.

»Ah! ah!« sagte er, »wir sind im letzten Akte der Tragödie angelangt. Ihr seht, Felton, das Drama hat alle von mir bezeichneten Phasen durchgemacht; aber seid unbesorgt, das Blut wird nicht fließen.«

Mylady begriff, daß sie verloren war, wenn sie nicht Felton einen unmittelbaren und furchtbaren Beweis von ihrem Muth gab.

»Ihr täuscht Euch, Mylord, das Blut wird fließen. Möge es auf diejenigen zurückfallen, welche es fließen lassen!«

Felton stieß einen Schrei aus und stürzte auf sie zu. Es war zu spät, Mylady hatte gestochen.

Aber das Messer hatte glücklicher Weise — wir sollten sagen geschickter Weise — das stählerne Planchet getroffen, das in jener Zeit wie ein Panzer die Brust der Frauen beschützte. Es hatte das Kleid zerrissen, war aber dann abgeglitten und schräg zwischen dem Fleisch und den Rippen eingedrungen.

Myladys Kleid war darum nicht minder in einer Sekunde mit Blut befleckt.

Mylady sank zurück und schien ohnmächtig. Felton entriß ihr das Messer.



»Seht, Mylord,« sprach er mit düsterer Miene. »Diese Frau war unter meine Obhut gestellt und hat sich getötet.«

»Seid unbesorgt, Felton,« sprach Lord Winter, »sie ist nicht tot. Die Teufel sterben nicht so leicht; seid unbesorgt, erwartet mich in meinem Zimmer.«

»Aber, Mylord . . . «

»Geht, ich befehle es Euch!«

Felton gehorchte dem Befehl seines Vorgesetzten, aber er steckte das Messer in seinen Busen, als er sich entfernte.

Lord Winter begnügte sich, die Frau zu rufen, welche Mylady bediente, und als diese gekommen war, empfahl er ihr die noch immer ohnmächtige Gefangene und ließ sie mit dieser allein.

Da jedoch die Wunde trotz seines Argwohns von Bedeutung sein konnte, so schickte er sogleich einen Reitenden ab, um den Arzt zu holen.

XXVIII.

Die Flucht.

Myladys Wunde war, wie Lord Winter gedacht hatte, durchaus nicht gefährlich. Sobald sie sich mit der für ihre Bedienung bestimmten Frau allein befand, schlug sie die Augen wieder auf.

Aber man mußte Schwäche und Schmerz heucheln; das war nicht schwierig für eine Schauspielerin wie Mylady. Die arme Frau, welche sich beeilte sie zu entkleiden, wurde auch dergestalt von ihrer Gefangenen bethört, daß sie, trotz der Einwendungen Myladys, auf ihrem Willen, die ganze Nacht bei ihr zu wachen, beharrte.

Aber die Gegenwart dieser Frau hinderte Mylady nicht am Nachdenken. Es blieb kein Zweifel mehr, Felton war überzeugt, Felton gehörte ihr. Wäre ein Engel dem jungen Manne erschienen, um Mylady anzuklagen, er würde ihn in seiner damaligen Gemüthsstimmung sicherlich für einen Abgesandten des Teufels gehalten haben.

Mylady lächelte bei diesem Gedanken; denn Felton war von nun an ihre einzige Hoffnung, ihr einziges Rettungsmittel.

Aber in Lord Winter konnte ein Verdacht gegen ihn entstanden sein. Felton konnte jetzt selbst überwacht werden.

Gegen vier Uhr Morgens erschien der Arzt; doch seit der Zeit, wo Mylady sich den Stich beigebracht, hatte sich die Wunde bereits wieder geschlossen. Der Arzt konnte also weder ihre Richtung noch ihre Tiefe ermessen. Er erkannte nur an dem Pulse der Kranken, daß die Sache von keiner Bedeutung war.

Am Morgen schickte Mylady, unter dem Vorwand, die ganze Nacht nicht geschlafen zu haben und der Ruhe zu bedürfen, die Frau weg, welche bei ihr wachte.

Sie hegte einigermaßen die Hoffnung, Felton werde zur Frühstückstunde erscheinen, aber er kam nicht.

Hatten sich ihre Befürchtungen verwirklicht? Sollte ihr Felton, von dem Baron beargwöhnt, in dem entscheidenden Augenblicke sein Wort nicht halten können? Sie hatte nur noch einen Tag. Lord Winter hatte ihr die Einschiffung auf den 23. angekündigt und man hatte bereits den Morgen des 22. erreicht. Nichtsdestoweniger wartete sie noch geduldig bis zur Stunde des Mittagmahles. Obgleich sie am Morgen nichts gegessen hatte, wurde doch das Mittagsbrot zur gewöhnlichen Stunde gebracht. Mylady bemerkte mit Schrecken, daß die Uniform der Soldaten, welche sie bewachten, sich verändert hatte. Sie wagte es jetzt zu fragen, was aus Felton geworden sei?

Man antwortete ihr: Felton sei vor einer Stunde zu Pferde gestiegen und weggeritten.

Sie erkundigte sich, ob sich der Baron immer noch im Schlosse befinde. Der

Soldat bejahte diese Frage mit der Bemerkung, er habe Befehl erhalten, ihn zu benachrichtigen, wenn ihn die Gefangene zu sprechen wünsche.

Mylady antwortete, sie sei für den Augenblick zu schwach und wünsche nur allein zu bleiben.

Der Soldat trat, das Mittagsbrot zurücklassend, ab.

Felton war entfernt. Die Marinesoldaten hatten sich verändert: man mißtraute also Felton.

Dies war der letzte Schlag für die Gefangene.

Sobald sie sich allein sah, stand sie auf. Das Bett, in welchem sie aus Klugheit, und damit man sie für schwer verwundet halten sollte, geblieben war, brannte sie wie ein glühender Rost. Sie warf einen Blick nach der Thüre. Der Baron hatte ein Brett vor das Gitter nageln lassen. Ohne Zweifel fürchtete er, es dürste ihr mit Hilfe dieser Öffnung durch irgend ein teuflisches Mittel gelingen, die Wachen zu verführen.

Mylady lächelte vor Freude; sie konnte sich allen ihren Gemüthsbewegungen, ohne beobachtet zu werden, hingeben. Sie durchlief das Zimmer mit der Exaltation einer Wahnsinnigen oder einer in einem eisernen Käfig eingeschlossenen Tigerin. Wäre ihr das Messer geblieben, sie hätte sicherlich daran gedacht, nicht mehr sich selbst, sondern diesmal den Baron zu ermorden.

Um sechs Uhr trat Lord Winter, bis an die Zähne bewaffnet, ein. Dieser Mann, in dem Mylady bis dahin nur einen eleganten, artigen Edelmann gesehen hatte, war ein bewunderungswürdiger Kerkermeister geworden. Er schien Alles vorherzusehen, Alles zu errathen. Allem zuvorzukommen.

Ein einziger Blick auf Mylady unterrichtete ihn von Allem, was in ihrer Seele vorging.

»Gut,« sagte er, »aber Ihr werdet mich heute noch nicht umbringen. Ihr habt keine Waffe mehr und überdies bin ich auch auf meiner Hut. Ihr hattet schon angefangen, meinem armen Felton den Kopf zu verdrehen. Er stand bereits unter Eurem höllischen Einflüsse, aber ich will ihn retten; er wird Euch nicht mehr sehen. Alles ist vorbei. Packt Eure Kleidungsstücke zusammen. Morgen reist Ihr ab. Ich hatte die Einschiffung auf den 23. festgestellt; aber je näher die Sache gerückt wird, desto sicherer ist sie. Morgen Mittag habe ich Euern Verbannungsbefehl, von Buckingham unterzeichnet, in meinen Händen. Sprecht Ihr ein einziges Wort zu irgend Jemand, ehe Ihr Euch auf dem Schiffe befindet, so schießt Euch mein Sergeant über den Haufen, dazu hat er Befehl. Sprecht Ihr auf dem Schiffe ein Wort zu irgend Jemand, ehe es der Kapitän gestattet, so läßt Euch dieser ins Meer werfen, das ist so abgemacht. Auf Wiedersehen, dies hatte ich Euch heute zu eröffnen. Morgen sehe ich Euch noch einmal, um Abschied zu nehmen.«

Nach diesen Worten entfernte sich der Baron.

Mylady hatte diese ganze drohende Tirade mit einem Lächeln auf den Lippen, aber mit Wuth im Herzen, angehört.

Man trug das Abendbrot auf. Mylady fühlte, daß sie der Kräfte bedurfte. Sie wußte nicht, was in dieser Nacht vorgehen konnte, welche drohend herannahte, denn schwere Wolken wälzten sich am Himmel hin und ferne Blitze kündigten einen Sturm an.

Der Sturm brach wirklich gegen zehn Uhr Abends aus. Mylady fand einen Trost darin, daß die Natur die Verwirrung ihres Herzens theilte. Der Donner rollte in der Luft, wie der Zorn in ihrem Herzen. Es war ihr, als brauste der Wind über ihre Stirne, wie über die Bäume hin, deren Zweige er krümmte, deren Blätter er fortriß. Sie heulte wie der Ozean, und ihre Stimme verlor sich in der großen Stimme der Natur, welche ebenfalls zu seufzen und zu verzweifeln schien.

Von Zeit zu Zeit betrachtete sie einen Ring, den sie am Finger trug. Der Kasten dieses Ringes enthielt ein feines, scharfes Gift; dies war ihre letzte Zuflucht.

Plötzlich hörte sie an ein Fenster klopfen, und bei dem Schimmer eines Blitzes erblickte sie ein männliches Gesicht hinter den Gitterstangen. Sie lief nach dem Fenster und öffnete es.

»Felton!« rief sie, »ich bin gerettet!«

»Ja,« sagte Felton, »aber stille, stille! Ich brauche Zeit, um Euere Stangen zu durchsägen.

Nehmt Euch in Acht, daß sie Euch nicht durch das Gitter in der Thüre sehen.«

»Oh! das dient zum Beweise, daß der Herr für uns ist, Felton,« versetzte Mylady, »sie haben das Gitter mit einem Brette verschlossen.«

»So ist es gut! Gott hat sie wahnsinnig gemacht,« sprach Felton.

»Aber was habe ich zu thun?« fragte Mylady.

»Nichts, nichts, verschließt nur dieses Fenster wieder. Legt Euch schlafen,



oder legt Euch wenigstens ganz angekleidet in Euer Bett. Sobald ich fertig bin, klopfe ich an die Scheibe. Aber könnt Ihr mir auch folgen?«

»O gewiß!«

»Eure Wunde?«

»Macht mir Schmerzen, hindert mich aber nicht zu gehen.«

»Haltet Euch also auf das erste Zeichen bereit.«

Mylady schloß das Fenster, löschte ihre Lampe aus und kauerte sich, wie ihr Felton empfohlen hatte, in ihr Bett. Inmitten der Klagen des Sturmes hörte sie das Knirschen der Feile an den Stangen, und bei dem Schimmer jedes Blitzes gewährte sie den Schatten Feltons hinter den Scheiben.

Sie verbrachte eine Stunde ohne zu athmen, keuchend, mit Schweiß auf der Stirne, unter furchtbarer Angst bei jeder Bewegung, die sie in der Flur hörte.

Es gibt Stunden, welche ein Jahr dauern.

Nach Verlauf einer Stunde klopfte Felton abermals. Mylady sprang aus ihrem Bett und öffnete. Zwei ausgebrochene Stangen bildeten eine Öffnung, durch welche ein Mensch schlüpfen konnte.

»Seid Ihr bereit?« fragte Felton.

»Ja; soll ich etwas mitnehmen?«

»Geld, wenn Ihr habt!«

»Glücklicher Weise hat man mir das, was ich besaß, gelassen.«

»Desto besser, denn ich habe das meinige aufgebraucht, um eine Barke zu miethen.«

»Nehmt,« sagte Mylady und legte Felton einen Sack Gold in die Hände.

Felton nahm den Sack und warf ihn an den Fuß der Mauer.

»Wollt Ihr nun kommen?« sprach er.

»Hier bin ich!«

Mylady stieg auf einen Stuhl und schlüpfte mit dem ganzen obern Theile ihres Körpers durch das Fenster. Sie sah, daß der junge Offizier auf einer Strickleiter über dem Abgrunde hing.

Zum ersten Male erinnerte sie eine Regung von Angst daran, daß sie ein Weib war.

Die gähnende Leere machte ihr bange.

»Ich dachte es mir,« sagte Felton.

»Es ist nichts,« sprach Mylady, »ich werde mit geschlossenen Augen hinabsteigen.«

»Habt Ihr Vertrauen zu mir?« sagte Felton.

»Könnt Ihr noch fragen?«

»Reicht mir Eure zwei Hände, kreuzt sie; so ist es gut.«

Felton band ihr die zwei Faustgelenke mit seinem Taschentuche zusammen und umwickelte das Taschentuch mit einem Stricke.

»Was macht Ihr?« fragte Mylady erstaunt.

»Legt Eure Arme um meinen Hals und fürchtet Euch nicht.«

»Aber Ihr werdet durch mich das Gleichgewicht verlieren, und wir stürzen Beide hinab.«

»Seid unbesorgt; ich bin ein Seemann!«

Man hatte keine Sekunde, um sich zu besinnen. Mylady legte ihre beiden Arme um Feltons Hals und ließ sich aus dem Fenster gleiten.

Felton fing an die Sprossen langsam, eine nach der andern, hinabzusteigen. Trotz des Gewichtes der zwei Körper wiegte sie der Orkan in der Luft.

Plötzlich hielt Felton inne.

»Was giebt es?« fragte Mylady.

»Still!« sagte Felton, »ich höre Tritte!«

»Wir sind entdeckt!«

Es wurde wieder einen Augenblick still.

»Nein,« sprach Felton, »es ist nichts.«

»Aber was ist denn das für ein Geräusch?«

»Es kommt von der Patrouille, welche auf dem Rundengang geht.«

»Wo ist der Rundengang?«

»Gerade unter uns.«

»Sie wird uns entdecken.«

»Wenn keine Blitze kommen, nicht.«

»Sie wird unten an die Leiter stoßen.«

»Glücklicherweise ist diese um sechs Fuß zu kurz.«

»Mein Gott! hier kommen sie!«

»Schweigt!«

Alle Beide blieben zwanzig Fuß über der Erde unbeweglich und ohne zu athmen aufgehängt. Während dieser Zeit gingen die Soldaten lachend und plaudernd unter ihnen hin.

Es war für die Flüchtlinge ein furchtbarer Augenblick.

Die Patrouille zog weiter. Man hörte, wie sich das Geräusch ihrer Tritte immer mehr entfernte und das Gemurmel ihrer Stimmen immer schwächer wurde.

»Nun sind wir gerettet,« sprach Felton.

Mylady stieß einen Seufzer aus und wurde ohnmächtig.

Felton fuhr fort hinabzusteigen. Als er unten an der Leiter angelangt war, und keine Stütze mehr für seine Füße fühlte, klammerte er sich mit den Händen an, und als er die letzte Sprosse erreicht hatte, ließ er sich an den Faustgelenken herabhängen und berührte die Erde. Er bückte sich, hob den Goldsack auf und





nahm ihn zwischen die Zähne.

Dann nahm er Mylady in seine Arme und entfernte sich rasch, in entgegengesetzter Richtung von der, welche die Patrouille eingeschlagen hatte. Bald verließ er den Rundengang, stieg durch die Felsen hinab und ließ, am Ufer des Meeres angelangt, einen scharfen Ton seiner Pfeife hören.

Ein ähnliches Signal antwortete, und fünf Minuten nachher sah er eine Barke mit vier Mann erscheinen.

Die Barke kam so nahe als möglich zum Ufer heran, aber sie hatte hier nicht genug Tiefe, um den Rand erreichen zu können. Felton ging bis an den Gürtel in das Wasser, da er seine kostbare Beute Niemand anvertrauen wollte.

Zum Glück fing der Sturm an sich ein wenig zu legen. Das Meer war jedoch immer noch aufgeregte. Die

kleine Barke hüpfte, wie eine Nußschale über die Wellen hin.

»Zur Schaluppe!« sagte Felton, »und rasch vorwärts.«



Die vier Männer fingen an zu arbeiten, aber die See ging zu hoch, als daß die Ruder eine starke Wirkung hätten äußern können.

Doch man entfernte sich wenigstens vom Schlosse. Das war die Hauptsache. Die Nacht hatte Wasser und Land in tiefe Finsternis gehüllt, und bereits war es unmöglich, das Ufer von der Barke aus zu unterscheiden, man hätte also noch viel weniger die Barke vom Ufer aus unterscheiden können.

Ein schwarzer Punkt schwankte auf dem Meere.

Das war die Schaluppe.

Während die Barke mit aller Kraft ihrer vier Ruderer vorrückte, band Felton den Strick und das Sacktuch los, womit die Hände Myladys zusammengeknüpft waren.

Nachdem er ihre Hände gelöst hatte, nahm er Seewasser und sprengte es ihr ins Gesicht.

Mylady stieß einen Seufzer aus.

»Wo bin ich,« sagte sie.

»Gerettet!« antwortete der junge Offizier.

»Oh! gerettet! gerettet!« rief sie. »Ja, hier ist der Himmel, hier ist das Meer! Die Luft, die ich athme, ist die Freiheit. Ach! Dank, Felton, tausend Dank!«

Der junge Mann drückte sie an sein Herz.

»Aber, was habe ich denn an den Händen?« fragte Mylady: »es scheint, man hat sie mir in einen Schraubstock gepreßt.«

Mylady hob die Arme auf; die Faustgelenke waren in der That gequetscht.

»Ach!« seufzte Felton, die schönen Hände anschauend und schüttelte schmerzlich den Kopf.

»Oh! es ist nichts, es ist nichts!« rief Mylady; »ich erinnere mich nun wieder.«

Mylady suchte mit den Augen um sich her.

»Er ist da,« sprach Felton und stieß mit dem Fuß an den Goldsack.

Man näherte sich dem Schiffe. Der Matrose von der Wache rief die Barke an. Die Barke antwortete.

»Was für ein Schiff ist das?« fragte Mylady.

»Das, welches ich für Euch gemiethet habe.«

»Wohin wird es mich bringen?«

»Wohin Ihr wollt, nur müßt Ihr mich in Portsmouth an das Land setzen.«

»Was wollt Ihr in Portsmouth machen?« fragte Mylady.

»Die Befehle von Lord Winter vollziehen,« antwortete Felton mit düsterem Lächeln.

»Welche Befehle?«

»Ihr begreift nicht?«

»Nein, erklärt Euch, ich bitte.«

»Da er mir mißtraute, wollte er Euch selbst bewachen, und schickte mich ab, um für ihn Euren Deportations-Befehl von Buckingham unterzeichnen zu lassen.«

»Aber wenn er Euch mißtraute, wie konnte er Euch diesen Auftrag anvertrauen?«

»Konnte er glauben, daß ich wußte, was ich trug, da er mir nichts gesagt hatte, und ich das Geheimnis von Euch erfuhr?«

»Das ist richtig. Und Ihr geht nach Portsmouth?«

»Ich habe keine Zeit zu verlieren; morgen ist der 23. und Buckingham geht morgen mit der Flotte ab.«

»Er geht morgen ab! Wohin?«

»Nach La Rochelle.«

»Er darf nicht abgehen!« rief Mylady, ihre gewöhnliche Geistesgegenwart verlierend.

»Seid ruhig,« erwiderte Felton, »er wird nicht abgehen.«

Mylady bebte vor Freude, sie hatte tief im Herzen des jungen Mannes gelesen: der Tod Buckingham's stand mit allen Buchstaben darin geschrieben.

»Felton!« sagte sie, »Ihr seid groß, wie Judas Maccabäus! Sterbt Ihr, so sterbe ich mit Euch. Das ist Alles, was ich Euch sagen kann.«

»Leise, wir sind an Ort und Stelle.«

Man berührte wirklich die Schaluppe.

Felton stieg zuerst die Leiter hinauf und reichte Mylady die Hand, während die Matrosen sie unterstützten, denn die See war noch stürmisch.

Einen Augenblick nachher befanden sie sich auf dem Verdeck.

»Kapitän,« sprach Felton, »hier ist die Person, von der ich gesagt habe, und die Ihr gesund und wohl erhalten nach Frankreich bringen müßt.«

»Gegen tausend Pistolen,« entgegnete der Kapitän.

»Ich habe Euch fünfhundert gegeben.«

»Ganz richtig.«

»Und hier sind die andern fünfhundert,« sprach Mylady und fuhr in den Goldsack.

»Nein,« erwiderte der Kapitän, »ich habe nur ein Wort, und dieses gab ich dem jungen Manne: die anderen fünfhundert Pistolen ist man mir erst schuldig, wenn wir in Boulogne angekommen.«

»Und wir werden ankommen?«

»Gesund und wohlbehalten,« sprach der Kapitän, »so wahr ich Jack Butler heiße.«

»Gut,« sprach Mylady, »wenn Ihr Euer Wort haltet, so gebe ich Euch nicht fünfhundert, sondern tausend Pistolen.«

»Dann Hurrah für Euch, meine schöne Dame!« rief der Kapitän, »und Gott möge mir oft Kunden, wie Eure Herrlichkeit schicken!«

»Mittlerweile führt uns in die kleine Bucht von Chichester,« sagte Felton, »vor Portsmouth, Ihr wißt, es ist verabredet, daß Ihr uns dahin bringen sollt!«

Der Kapitän erwiderte diese Worte durch den Befehl zu dem erforderlichen Manöver, und um sieben Uhr Abends ankerte das kleine Schiff in der bezeichneten Bucht.

Während dieser Fahrt erzählte Felton Mylady Alles, wie er, statt nach London zu gehen, das Schiff gemiethet hatte, wie er zurückgekehrt war, wie er mit Hilfe von Lücken, hervorspringenden Steinen und Klammern, die er befestigte, um seinen Füßen einen Halt zu geben, die Mauer erstiegen und endlich zu dem Gitter gelangt, die Leiter angebunden hatte: das Übrige wußte Mylady.

Mylady suchte ihrer Seits den jungen Offizier in seinem Vorhaben zu ermuthigen und zu bestärken, aber bei den ersten Worten, die aus ihrem Munde kamen, sah sie, daß der Fanatiker eher einer Dämpfung, als einer Aufmunterung bedurfte.

Es wurde verabredet, daß Mylady Felton bis zehn Uhr erwarten sollte; wäre

er um zehn Uhr nicht zurück, so sollte sie absegeln.



In der Voraussetzung, daß er frei wäre, sollte er sodann in Frankreich im Kloster der Karmeliterinnen in Bethune mit ihr zusammentreffen.

XXIX.

Was in Portsmouth am 23. August 1628 vorfiel.

Felton nahm von Mylady Abschied, wie ein Bruder, der einen einfachen Spaziergang machen will, von seiner Schwester Abschied nimmt, d.h. in dem er ihr die Hand küßte.

Seine ganze Person schien in den Zustand ihrer gewöhnlichen Ruhe zurückversetzt zu sein; nur war in seinen Augen ein seltsamer, dem Widerscheine eines Fensters ähnlicher Glanz vorherrschend. Seine Stirne war noch bleicher, als früher, seine Zähne waren zusammengepreßt und seine Sprache machte sich durch ein gewisses Stoßen der Töne bemerkbar, woraus sich schließen ließ, daß finstere Gedanken in seinem Innern ihr Lager genommen hatten.

So lange er sich auf der Barke befand, die ihn nach dem Lande führte, war sein Gesicht Mylady zugewendet, die ihm, auf dem Verdecke stehend, mit den Augen folgte. Alle Beide fürchteten sich sehr wenig vor einer Verfolgung. Man betrat das Zimmer Myladys nie vor neun Uhr, und man brauchte drei Stunden, um vom Schlosse aus London zu erreichen.

Felton stieg an das Land, erkletterte den kleinen Kamm der auf die Höhe des abschüssigen Ufers führte, grüßte Mylady mm letzten Mal und lief nach der Stadt.

Nach hundert Schritten konnte er, weil sich das Terrain senkte, nur noch den Mast des Schiffes sehen.

Er eilte in der Richtung von Portsmouth fort, dessen Thürme und Häuser er in einer Entfernung von ungefähr einer halben Meile im Morgennebel vor sich erblickte.

Jenseits Portsmouth war das Meer mit Schiffen bedeckt, deren Masten, einem Wald von winterlich entblätterten Pappelbäumen ähnlich, sich unter dem Hauch des Windes schaukelten.

Während seines raschen Laufes durchging Felton Alles, was ihm zehn Jahre asketischer Betrachtungen und ein langer Aufenthalt unter den Puritanern an wahren und falschen Beschuldigungen gegen den Liebling Jacobs VI. und Carls I. geliefert hatten.

Wenn Felton die öffentlichen Verbrechen des Ministers, schreiende, so zu sagen europäische Verbrechen mit den unbekanntem und persönlichen Verbrechen verglich, mit denen ihn Mylady belastete, so fand er, daß der schuldigere von den zwei Menschen, welche Buckingham in sich schloß, derjenige war, dessen Leben das Volk nicht kannte. Seine so seltsame, so neue, so glühende Liebe ließ ihn die schändlichen, erdichteten Anklagen von Lady Winter so ansehen, wie man durch ein Vergrößerungsglas in sonst unbemerkbaren Atomen furchtbare Ungeheuer erblickt.

Der rasche Lauf entzündete sein Blut noch mehr. Der Gedanke, daß er eine

furchtbarer Rache preisgegebene Frau hinter sich ließ, die er liebte, oder vielmehr wie eine Heilige anbetete, die Aufregung der vorhergehenden Stunden und Tage, die gegenwärtige Anstrengung, Alles dies exaltierte seine Seele über das Maß menschlicher Gefühle.

Er erreichte Portsmouth gegen acht Uhr Morgens. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen. Die Trommeln wurden in den Straßen und in den Häfen gerührt. Die zum Einschiffen bestimmten Truppen marschierten nach dem Meere zu.

Felton gelangte mit Staub bedeckt und von Schweiß triefend nach dem Admiraltätspalast. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht war purpurroth vor Grimm und Hitze. Die Wache wollte ihn zurückweisen, aber Felton rief den Anführer des Postens, zog aus seiner Tasche den Brief, welchen er zu überbringen hatte, und sagte nur die Worte:

»Eilbote von Lord Winter.«

Bei dem Namen des Lords, den man als einen der vertrautesten Freunde Seiner Herrlichkeit kannte, gab der Anführer der Posten Befehl, Felton, der ohnedies die Uniform eines Marineoffiziers trug, passieren zu lassen.

Felton stürzte in den Palast. Im Augenblick, wo er in die Flur eintrat, erschien auch ein bestaubter, athemloser Mann, der vor der Thüre ein Postpferd stehen ließ, das sogleich vor Erschöpfung in die Kniee sank.

Felton und er wandten sich zu gleicher Zeit an Patrick, den ersten Kammerdiener des Herzogs. Felton nannte den Baron Winter. Der Unbekannte wollte Niemand nennen und behauptete, er dürfe sich nur dem Herzog allein zu erkennen geben. Jeder wollte vor dem andern den Eintritt erlangen.

Patrick, welcher wußte, daß Lord Winter in dienstlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zu dem Herzog stand, gab demjenigen, der in des Lords Namen kam, den Vorzug. Der Andere war genöthigt zu warten, und man sah deutlich, wie sehr er diese Zögerung verwünschte.

Der Kammerdiener ließ Felton durch einen großen Saal gehen, in welchem die Deputirten von La Rochelle, mit dem Fürsten von Soubise an der Spitze warteten, und führte ihn in ein Kabinet, wo Buckingham, aus dem Bade kommend, seine Toilette vollendete, der er diesmal, wie immer, eine besondere Aufmerksamkeit widmete.

»Der Lieutenant Felton,« sagte Patrick, »von Lord Winter geschickt.«

»Von Lord Winter?« wiederholte Buckingham. »Laßt ihn eintreten.«

Felton trat ein. In diesem Augenblicke warf Buckingham einen reichen, mit Gold gestickten Schlafrock auf das Kanapé, um ein durchaus mit Perlen gesticktes Wamms von blauem Sammet anzuziehen.

»Warum ist der Baron nicht selbst gekommen?« fragte Buckingham. »Ich erwartete ihn diesen Morgen.«

»Er hat mich beauftragt, Eurer Herrlichkeit zu sagen,« antwortete Felton, »daß er sehr bedaure, nicht diese Ehre haben zu können, aber er sei durch eine nothwendige Bewachung im Schlosse abgehalten.«

»Ja, ja,« sprach Buckingham, »ich weiß das, er hat eine Gefangene.«

»Gerade von dieser Gefangenen wollte ich mit Eurer Herrlichkeit sprechen,« versetzte Felton.

»Nun, so sprecht!«

»Was ich zu sagen habe, kann nur von Eurer Herrlichkeit gehört werden.«

»Laß uns allein, Patrick,« sprach Buckingham, »aber halte Dich im Bereich der Glocke auf. Ich werde Dich sogleich rufen.«

Patrick ging hinaus.

»Wir sind allein, mein Herr,« sagte Buckingham, »sprecht nun.«

»Mylord,« erwiderte Felton, »der Baron von Winter hat Euch kürzlich geschrieben, und Euch in seinem Briefe gebeten, einen Deportationsbefehl bezüglich auf eine junge Frau Namens Charlotte Backson zu unterzeichnen.«

»Ja, mein Herr, und ich habe ihm geantwortet, er möge mir diesen Befehl bringen oder schicken, und ich werde ihn unterzeichnen.«

»Hier ist er, Mylord.«

»Gebt,« sagte der Herzog.

Er nahm das Papier aus den Händen Feltons und warf einen raschen Blick darauf. Als er sah, daß es derjenige war, welchen man ihm angekündigt hatte, legte er ihn auf den Tisch, ergriff eine Feder und schickte sich an, denselben zu unterzeichnen.

»Um Vergebung Mylord,« sprach Felton, den Herzog zurückhaltend. »Weiß Eure Herrlichkeit, daß der Name Charlotte Backson nicht der wahre Name dieser jungen Frau ist?«

»Ja, mein Herr, ich weiß es,« antwortete der Herzog, die Feder in das Tintenfaß tauchend.

»Also kennt Eure Herrlichkeit ihren wahren Namen?« fragte Felton in kurzem Tone.

»Ich kenne ihn.«

Der Herzog näherte die Feder dem Papiere. Felton erbleichte.

»Und mit dem wahren Namen vertraut,« sprach Felton, »wird Eure Herrlichkeit dennoch unterzeichnen?«

»Allerdings,« erwiderte Buckingham, »eher zweimal, als einmal.«

»Ich kann nicht glauben,« fuhr Felton mit einer Stimme fort, welche immer mehr abgestoßen klang, »ich kann nicht glauben, daß Eure Herrlichkeit weiß, daß es sich um Lady Winter handelt.«

»Ich weiß es vollkommen, obgleich ich staune, daß Ihr es wißt.«

»Und Eure Herrlichkeit wird diesen Befehl ohne Gewissensbisse unterzeichnen?«

Buckingham schaute den jungen Mann stolz an.

»Ei! Herr, wißt Ihr,« sagte er, »daß Ihr ganz seltsame Fragen an mich stellt, und daß es einfältig von mir ist darauf zu antworten?«

»Antwortet, gnädigster Herr,« sprach Felton; »die Lage der Dinge ist bedeutungsvoller, als Ihr wohl glauben möget.«

Buckingham dachte, da der junge Mann von Lord Winter abgeschickt sei, so spreche er ohne Zweifel in dessen Namen, und besänftigte sich.

»Ohne irgend einen Gewissensbiß,« sagte er, »und der Baron weiß so gut wie ich, daß Mylady eine große Verbrecherin ist, und daß man es beinahe als eine Begnadigung betrachten muß, wenn man ihre Strafe auf Deportation

beschränkt.«

Der Herzog legte die Feder auf das Papier.

»Ihr werdet diesen Befehl nicht unterzeichnen, Mylord,« sprach Felton und machte einen Schritt gegen den Herzog.

»Ich werde diesen Befehl nicht unterzeichnen?« fragte Buckingham, »und warum nicht?«

»Weil Ihr in Euch gehen und Mylady Gerechtigkeit widerfahren lassen werdet.«

»Man würde ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sie nach Tyburn schickte,« sagte Buckingham. »Mylady ist eine schändliche Verbrecherin.«

»Gnädigster Herr, Mylady ist ein Engel. Ihr wißt es wohl, und ich fordere von Euch ihre Freiheit.«

»Seid Ihr ein Narr,« rief Buckingham, »daß Ihr so sprecht!«

»Mylord, entschuldigt mich, ich spreche wie ich kann. Bedenkt jedoch Mylord, was Ihr zu thun im Begriffe seid, und fürchtet das Maß zu überschreiten.«

»Wie? . . . Gott vergebe mir,« rief Buckingham, »ich glaube, er droht mir!«



»Nein, Mylord, ich bitte noch und sage Euch: ein Tropfen Wasser reicht hin, um das volle Gefäß überlaufen zu machen. Ein leichter Fehler genügt, um die Strafe auf das trotz so vieler Verbrechen bis auf diesen Tag verschonte Haupt zu ziehen.«

»Herr Felton,« sprach Buckingham, »Ihr entfernt Euch und meldet Euch sogleich in Arrest.«

»Und Ihr, Ihr werdet mich ganz anhören, Mylord. Ihr habt das junge Mädchen verführt, Ihr habt die Unglückliche beschmutzt, mißhandelt. Macht Eure Verbrechen gegen sie

wieder gut; laßt sie frei ziehen, und ich werde nichts Anderes von Euch fordern.«

»Ihr werdet nicht fordern?« sprach Buckingham, Felton mit Erstaunen anschauend und auf jede Silbe der vier Worte, die er sprach, einen besonderen Nachdruck legend.

»Mylord,« fuhr Felton fort, der immer aufgeregter wurde, je länger er sprach, »ganz England ist Eurer Frevel müde, Mylord, Ihr habt die königliche Gewalt, die Ihr an Euch gerissen, mißbraucht, Mylord, Ihr seid Gott und den Menschen zum Abscheu. Gott wird Euch später bestrafen, aber ich, ich bestrafe Euch heute.«

»Ah, das ist zu stark,« rief Buckingham mit einem Schritte gegen die Thüre.

Felton versperrte ihm den Weg.

»Ich bitte Euch in Demuth: unterzeichnet den Freilassungsbefehl von Lady Winter. Bedenkt, daß es die Frau ist, sie Ihr entehrt habt.«

»Entfernt Euch, Herr,« sagte Buckingham, »oder ich rufe und lasse Euch von meinen Leuten wegzagen.«

»Ihr werdet nicht rufen,« sagte Felton und warf sich zwischen den Herzog und die Glocke, welche auf einem mit Silber eingelegten Tischchen stand. »Nehmt Euch in Acht, Mylord, Ihr seid jetzt in den Händen Gottes.«

»In den Händen des Teufels, wollt Ihr sagen!« rief Buckingham, die Stimme verstärkend, um Leute herbeizuziehen, ohne diese jedoch unmittelbar aufzufordern.

»Unterzeichnet, Mylord, unterzeichnet die Freigebung von Lady Winter,« sagte Felton und stieß ein Papier vor den Herzog.

»Gewalt? scherzt Ihr? Holla, Patrick!«

»Unterzeichnet Mylord!«

»Nie!«

»Nie?«

»Herbei!« rief der Herzog und lief zu gleicher Zeit nach seinem Degen.

Aber Felton ließ ihm nicht Zeit, ihn zu ziehen; er hielt ganz entblößt und unter seinem Wams verborgen das Messer, mit dem sich Mylady gestochen hatte. Mit einem Sprunge war er an dem Herzog.

In diesem Augenblick trat Patrick in den Saal und rief:

»Mylord, ein Brief von Frankreich.«

»Von Frankreich!« sprach der Herzog, der jetzt Alles um sich her vergaß und nur daran dachte, von wem wohl dieser Brief komme.

Felton benützte diesen Augenblick und stieß ihm das Messer bis ans Heft in die Seite.

»Ha, Verräther!« schrie Buckingham, »Du hast mich ermordet.«

»Mörder! Mörder!« heulte Patrick.



Felton warf seine Blicke umher, um zu entfliehen. Als er die Thüre geöffnet sah, stürzte er in das anstoßende Zimmer, wo erwähnstermaßen die Abgeordneten von La Rochelle warteten, eilte durch dieses und lief nach der Treppe. Aber auf der ersten Stufe begegnete er Lord Winter, der ihn, als er ihn bleich, verstört, leichenfarbig, an der Hand und im Gesicht mit Blut befleckt, herabstürzen sah, an der Gurgel faßte, und ihm zurief:

»Ich wußte es! ich hatte es geahnt. Eine Minute zu spät! Oh! ich Unglücklicher! ich Unglücklicher!«

Felton leistete keinen Widerstand. Lord Winter übergab ihn den Wachen, die ihn bis auf weitere Befehle auf eine kleine, das Meer beherrschende, Terrasse führten, und eilte selbst in das Cabinet Buckingham's.

Bei des Herzogs Geschrei, bei dem Rufe Patrick's lief der Mann, welchen Felton im Vorzimmer getroffen hatte, hastig in das Cabinet. Er fand den Herzog auf einem Sopha ausgestreckt, die Wunde mit krampfhafter Hand zudrückend.

»La Porte,« sprach der Herzog mit sterbender Stimme, »La Porte, kommst Du von ihr?«

»Ja, gnädigster Herr,« antwortete der getreue Diener Annas von Österreich, »aber vielleicht zu spät.«

»Stille, La Porte! man könnte Euch hören. Patrick, laß Niemand herein. Oh!

ich soll nicht erfahren, was sie mir sagen läßt. Mein Gott, ich sterbe!«

Und der Herzog fiel in Ohnmacht.

Indessen waren Lord Winter, die Abgeordneten, die Anführer der Expedition, die Beamten des Hauses Buckingham in sein Zimmer eingedrungen. Überall erscholl ein Geschrei der Verzweiflung. Die Nachricht, welche den Palast mit Klagen und Seufzen erfüllte, wurde bald ruchbar und verbreitete sich in der Stadt.

Ein Kanonenschuß kündigte an, daß etwas Neues, Unerwartetes vorgefallen war.

Lord Winter raupte sich die Haare aus.

»Um eine Minute zu spät!« rief er, »um eine Minute zu spät! O mein Gott, welch ein Unglück!«

Man hatte ihm wirklich Morgens um sieben Uhr gemeldet, eine Strickleiter hänge an einem der Fenster des Schlosses. Er war sogleich in Myladys Zimmer gelaufen, hatte dieses leer, das Fenster offen und die Gitterstangen durchsägt gefunden. Er erinnerte sich wieder, was ihm d'Artagnan durch seinen Boten mündlich empfohlen hatte. Er zitterte für den Herzog, lief in den Stall, ohne sich Zeit zu nehmen, ein Pferd satteln zu lassen, bestieg das nächste beste, eilte im stärksten Galopp davon, sprang im Hofe herab, eilte die Treppe hinauf und begegnete, wie wir erzählten, Felton auf der ersten Stufe.

Der Herzog war jedoch nicht tot. Er kam wieder zu sich, öffnete die Augen und Alle waren mit neuer Hoffnung belebt.

»Meine Herren,« sagte er, »laßt mich mit Patrick und La Porte allein... Ah! Ihr seid es, Lord Winter! Ihr habt mir diesen Morgen einen seltsamen Narren geschickt; seht den Zustand, in welchen er mich versetzt hat!«

»Oh! Mylord,« rief der Baron, »Mylord, ich werde mich nie zu trösten wissen.«

»Und Du hättest Unrecht, mein guter Winter,« erwiderte Buckingham und reichte ihm die Hand. »Ich kenne keinen Menschen, der es verdiente, von einem andern Menschen ein ganzes Leben hindurch beklagt zu werden. Aber ich bitte Dich, laß uns allein.«

Der Baron entfernte sich schluchzend.

Es blieben nur noch der Verwundete, La Porte und Patrick. Man suchte einen Arzt und konnte ihn nicht finden.

»Ihr werdet leben, Mylord, Ihr werdet leben,« wiederholte vor dem Sopha des Herzogs kniend, der Bote Annas von Österreich.

»Was schreibt sie mir?« fragte der Herzog mit schwacher Stimme, von Blut triefend und furchtbare Schmerzen bewältigend, um von der Geliebten sprechen zu können.

»Was schreibt sie mir? Lies mir ihren Brief vor!«

»Oh! Mylord!« rief La Porte.

»Nun, La Porte, siehst Du nicht, daß ich keine Zeit zu verlieren habe?«

La Porte erbrach das Siegel und legte dem Herzog das Pergament unter die Augen; aber Buckingham versuchte vergebens die Schrift zu unterscheiden.

»Lies doch,« sagte er, »lies doch. Ich sehe nichts mehr, lies doch, denn bald vielleicht werde ich auch nicht mehr hören und sterben, ohne zu erfahren, was

sie mir geschrieben hat.«

La Porte machte keine Schwierigkeiten mehr und las:

»Mylord,

»Bei dem, was ich, seit ich Euch kenne, für Euch und durch Euch gelitten habe, beschwöre ich Euch, wenn Euch an meiner Ruhe etwas gelegen ist, die großen Rüstungen zu unterbrechen, welche Ihr gegen Frankreich ins Werk setzt, und einen Krieg aufzugeben, als dessen scheinbare Ursache man laut die Religion bezeichnet, während man ganz leise sagt, Eure Liebe für mich sei die verborgene Ursache. Dieser Krieg kann nicht nur für Frankreich und England große Katastrophen, sondern auch für Euch ein Unglück herbeiführen, über das ich mich nie mehr trösten würde.

»Wacht über Euer Leben, das man bedroht und das mir von dem Augenblicke an theuer sein wird, wo ich nicht mehr genöthigt bin, in Euch einen Feind zu sehen.

Eure wohlgergebene
Anna.«

Buckingham raffte den ganzen Rest seines Lebens zusammen, um diesen Brief zu hören. Sobald er zu Ende war, fragte er, als hätte er eine bittere Enttäuschung darin gefunden:

»Habt Ihr mir nichts Anderes mündlich zu sagen, La Porte?«

»Allerdings, gnädiger Herr. Die Königin beauftragte mich Euch zu sagen, Ihr möget auf Eurer Hut sein, denn sie habe sichere Kunde, daß man Euch ermorden wolle.«

»Und das ist Alles? das ist Alles?« versetzte Buckingham ungeduldig.

»Sie hat mich auch noch beauftragt, Euch zu sagen, daß sie Euch stets liebe.«

»Ah!« rief Buckingham, »Gott sei gelobt! Mein Tod wird also für sie nicht der Tod eines Fremden sein.«

La Porte zerfloß in Thränen.

»Patrick,« sprach der Herzog, »bring mir das Kästchen, in welchem die diamantenen Nestelstifte eingeschlossen waren.«

Patrick brachte den verlangten Gegenstand, worin La Porte ein früheres Eigenthum der Königin erkannte.

»Jetzt das kleine Kissen von weißem Atlas, auf welches ihre Chiffre in Perlen gestickt ist.«

Patrick gehorchte abermals.

»Seht, La Porte,« sprach Buckingham, »das sind die einzigen Pfänder, die ich von ihr besitze. Dieses silberne Kästchen und diese zwei Briefe. Ihr gebt sie Ihrer Majestät zurück und zum letzten Andenken . . . (er suchte einen kostbaren Gegenstand um sich her) . . . fügt Ihr . . . «

Er suchte abermals, aber seine durch den Tod verfinsterten Blicke begegneten nur dem Messer, das Feltons Händen entfallen war, und dessen Klinge noch von frischrothem Blute rauchte.

»Und Ihr fügt dieses Messer bei,« sprach der Herzog und drückte La Porte die Hand.

Er legte das kleine Kissen in das silberne Kästchen, ließ das Messer hineinfallen und machte La Porte ein Zeichen, daß er nicht mehr sprechen könne. Dann erfaßte ihn eine letzte krampfhaftige Zuckung, die er nicht mehr zu bekämpfen vermochte, und er glitt vom Sopha auf den Boden herab.

Patrick stieß ein furchtbares Geschrei aus. Buckingham wollte zum letzten Mal lächeln, aber der Tod schlug seinen Gedanken in Fesseln und dieser blieb wie ein letztes Lebewohl auf seine Lippen und auf seine Stirne geprägt.

In diesem Augenblick traf der Arzt des Herzogs ganz verstört ein. Er war schon an Bord des Admiralschiffes gewesen, und man hatte sich genöthigt gesehen, ihn dort zu suchen.

Er näherte sich dem Herzog, nahm seine Hand, hielt sie einen Augenblick in der seinigen und ließ sie wieder fallen.

»Alles ist vergeblich,« sprach er, »er ist tot!«

»Tot! Tot!« rief Patrick.



Bei diesem Schrei drang der ganze Hause wieder in den Saal und überall herrschte Bestürzung und Aufruhr.

Sobald Lord Winter Buckingham entseelt sah, lief er zu Felton zurück, den die Soldaten auf der Terrasse des Palastes bewachten.

»Elender,« sprach er zu dem jungen Manne, der seit dem Tode Buckingham's seine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte. »Elender, was hast Du gethan?«

»Ich habe mich gerächt,« antwortete er.

»Du!« rief der Baron, »sage, daß Du diesem verfluchten Weibe als Werkzeug gedient hast; aber ich schwöre Dir, dieses Verbrechen soll ihr letztes sein!«

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt,« entgegnete Felton ruhig, »und ich begreife nicht, von was Ihr sprechen wollt, Mylord: ich habe den Herzog von Buckingham getödet, weil er es Euch selbst zweimal abschlug, mich zum Kapitän zu ernennen. Ich habe ihn für seine Ungerechtigkeit bestraft, das ist das Ganze.«

Lord Winter schaute die Leute, welche Felton banden, erstaunt an und wußte

nicht, was er von einer solchen Unempfindlichkeit denken sollte. Nur Eines lagerte sich wie eine Wolke auf Feltons Stirne. Bei jedem Tritt, den er hörte, glaubte der naive Puritaner den Tritt und die Stimme Myladys zu hören, welche komme, um sich in seine Arme zu werfen, sich mit ihm anzuklagen und dem Verderben zu überantworten.

Plötzlich bebte er. Sein Blick war auf einen Punkt im Meere gerichtet, das man von der Terrasse aus, auf welcher er sich befand, völlig beherrschte. Mit seinem seemännischen Adlerblick hatte er da, wo ein Anderer nur eine auf den Wellen sich wiegende Möve gesehen hätte, ein Segel erschaut, das nach der Küste Frankreichs steuerte. Er erbleichte, fuhr mit der Hand nach dem brechenden Herzen und begriff den ganzen Verrath.

»Eine letzte Gnade,« sagte er zu dem Baron.

»Welche?« fragte dieser.

»Wie viel Uhr ist es?«

»Neun Uhr.«

Mylady hatte ihre Abfahrt um anderthalb Stunden vorgerückt. Sobald sie den Kanonenschuß hörte, der ein unglückliches Ereignis verkündigte, gab sie Befehl, die Anker zu lichten.

Die Barke schwamm in großer Entfernung von dem Gestade unter einem blauen Himmel.



»Es war so Gottes Wille,« sprach Felton, mit der Resignation des Fanatikers, jedoch ohne seine Augen von dem Fahrzeug losmachen zu können, an dessen Bord er ohne Zweifel das weiße Gespenst derjenigen zu unterscheiden glaubte, welcher sein Leben geopfert werden sollte.

Lord Winter folgte seinem Blicke, schaute in sein leidendes Antlitz und errieth Alles.

»Du sollst vorerst *allein* bestraft werden. Elender,« sagte der Lord zu Felton, der sich, die Augen nach der See gekehrt, wegführen ließ, »aber ich schwöre Dir bei dem Andenken an meinen Bruder, den ich unendlich liebte, daß Deine Mitschuldige nicht gerettet ist.«

Felton neigte das Haupt, ohne eine Silbe zu sprechen.

Der Baron aber stieg rasch die Treppe hinab und begab sich nach dem Hafen.

XXX.

In Frankreich.

Als König Carl I. von England den Tod des Herzogs erfuhr, fürchtete er vor Allem, die Rocheller könnten durch diese furchtbare Nachricht entmuthigt werden, er suchte sie ihnen daher, wie die Memoiren des Kardinals sagen, so lang als möglich vorzuenthalten, ließ die Häfen in seinem ganzen Königreich schließen und sorgfältig darüber wachen, daß kein Schiff auslaufen konnte, bis das Heer, welches Buckingham ausrüstete, abgegangen wäre, und übernahm es, in Ermangelung Buckinghams, die Abfahrt in eigener Person zu leiten.

Er trieb die Strenge sogar so weit, daß er den Gesandten Dänemarks, der sich bereits verabschiedet hatte, und den Botschafter von Holland, der die indischen Schiffe, welche Carl I. den Vereinigten Niederlanden zurückgegeben, in den Hafen von Vließingen zurückführen sollte, in England zurückhielt.

Da er aber seinen Befehl erst fünf Stunden, nachdem die Sache vorgefallen war, das heißt gegen zwei Uhr Nachmittags erließ, so waren bereits zwei Schiffe aus dem Hafen ausgelaufen: das eine führte Mylady, welche das Ereignis vermuthete und in ihrem Glauben noch bestätigt wurde, als sie die schwarze Flagge auf dem Admiral-Schiff sah.

Wen das zweite Schiff führte und wie es hinauskam, werden wir später mittheilen.

Während dieser Zeit ging nichts Neues im Lager von La Rochelle vor. Nur beschloß der König, der sich wie immer, im Lager aber vielleicht noch ein wenig mehr als anderswo, langweilte, das Fest des heiligen Ludwig inkognito in Saint-Germain mitzumachen, und ersuchte den Kardinal, eine Eskorte von zwanzig Musketieren für ihn bereit zu halten. Der Kardinal, den die Langweile des Königs manchmal ansteckte, bewilligte mit großem Vergnügen seinem königlichen Lieutenant einen Urlaub, und dieser versprach ihm, am 15. September zurück zu sein.

Von Sr. Eminenz benachrichtigt, traf Herr von Treville Anstalt zur Reise, und da er, ohne die Ursache zu wissen, mit dem lebhaften Verlangen und sogar dem gebieterischen Bedürfnis seiner Freunde, nach Paris zurückzukehren, vertraut war, so bezeichnete er sie zur Theilnahme an der Eskorte.

Die vier jungen Leute erfuhren die Neuigkeit eine Viertelstunde nach Herrn von Treville, denn sie waren die ersten, denen er sie mittheilte. Jetzt erst wußte d'Artagnan die Gunst recht zu schätzen, die ihm der Kardinal dadurch bewilligt hatte, daß er ihn zu den Musketieren übertreten ließ. Ohne diesen Umstand hätte er im Lager zurückbleiben müssen, während seine Freunde reisten.

Man wird später sehen, daß das ungeduldige Verlangen, wieder nach Paris zu kommen, von der Furcht vor der Gefahr herrührte, der Madame Bonacieux preisgegeben sein mußte, wenn sie im Kloster von Bethune mit Mylady, ihrer Todfeindin, zusammen traf. Aramis hatte auch unmittelbar an Marie Michon, die

Weißnätherin von Tours, welche sich so schöner Bekanntschaften erfreute, geschrieben, sie möchte von der Königin für Madame Bonacieux die Erlaubnis auswirken, das Kloster verlassen und sich nach Lothringen oder Belgien zurückziehen zu dürfen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und schon nach acht bis zehn Tagen hatte Aramis folgenden Brief empfangen:

»Mein lieber Vetter, Ihr erhaltet hier die Erlaubnis, unsere kleine Dienerin aus dem Kloster in Bethune zurückzuziehen, da ihr Eurer Ansicht nach die Luft daselbst nicht zuträglich ist; meine Schwester schickt Euch diese Erlaubnis mit großem Vergnügen, denn sie liebt das kleine Mädchen gar sehr und gedenkt ihr in der Folge nützlich zu sein.

*»Ich umarme Euch.
Marie Michon.«*

Diesem Brief war eine in folgenden Worten abgefaßte Vollmacht beigelegt:

»Die Superiorin des Klosters in Bethune wird der Person, welche ihr dieses Billet zustellt, die Novizin übergeben, die auf meine Empfehlung und unter meinem Patronat in ihr Kloster eingetreten ist.

»Im Louvre, den 10. August 1628. Anna.«

Man begreift, wie sehr die Verwandtschafts-Verhältnisse zwischen Aramis und einer Weißnätherin, welche die Königin ihre Schwester nannte, unsere Freunde belustigten; aber nachdem Aramis wiederholt bis unter das Weiße der Augen bei den plumpen Späßen von Porthos erröthet war, bat er seine Genossen, nie mehr auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und erklärte zugleich, wenn man ihm noch ein Wort hierüber sagen sollte, so würde er seine Base nun und nimmermehr als Vermittlerin in solchen Angelegenheiten benützen.

Es war also nicht mehr von Marie Michon die Rede unter den vier Musketieren, welche übrigens in Händen hatten, was sie haben wollten, nämlich den Befehl, Madame Bonacieux aus dem Kloster der Karmeliterinnen in Bethune wegzunehmen. Dieser Befehl nützte ihnen allerdings nicht viel, so lange sie sich im Lager von La Rochelle, das heißt am andern Ende Frankreichs, befanden. Auch war d'Artagnan im Begriff, sich von Herrn von Treville, unter einfacher Andeutung der Wichtigkeit seiner Abreise, einen Urlaub zu erbitten, als ihm wie seinen Freunden die Nachricht ertheilt wurde, daß sich der König mit einer Eskorte von zwanzig Musketieren, worunter auch sie, nach Paris begeben würde.



Die Freude war groß. Man schickte die Bedienten mit dem Gepäck voraus und zog am 16. Morgens ab.

Der Kardinal begleitete Se. Majestät von Surgères bis Maupes, und hier nahmen der König und sein Minister unter großen Freundschaftsbetheurungen von einander Abschied.

Obgleich der König, welcher Zerstreung suchte, so schnell als es ihm möglich war, reiste, denn er wollte am 23. in Paris sein, hielt er doch von Zeit zu Zeit stille, um die Elster beizen zu sehen, ein Vergnügen, wofür er stets eine große Vorliebe hegte. Von den zwanzig Musketieren freuten sich immer sechzehn, wenn dies der Fall war, über die Ruhe, welche dann eintrat, aber vier murrten gewaltig. D'Artagnan besonders hatte ein beständiges Summen in den Ohren, was Porthos also erklärte:

»Eine sehr vornehme Dame hat mich belehrt, dies bedeute, daß man irgendwo von Dir spreche.«

Endlich am 23. in der Nacht zog die Eskorte durch Paris, der König dankte Herrn von Treville und bevollmächtigte ihn, Urlaube auf vier Tage unter der Bedingung zu ertheilen, daß sich keiner von den Begünstigten bei Strafe der Bastille an einem öffentlichen Ort sehen lasse.

Die vier ersten Urlaube, welche bewilligt wurden, erhielten, wie sich leicht denken läßt, unsere vier Freunde. Athos erhielt sogar sechs Tage statt vier, und ließ diesen sechs Tagen noch zwei Nächte beifügen, denn sie reisten am 24. Abends fünf Uhr ab, und Herr von Treville stellte den Urlaub vom Morgen des 25. aus.

»Ei! mein Gott,« sprach d'Artagnan, der bekanntlich nie an Etwas verzweifelte, »wir machen viel Wesens um eine ganz einfache Sache; wir reiten

ein paar Pferde zu Tode, was liegt daran? ich habe Geld; in zwei Tagen bin ich in Bethune, überreiche der Superiorin den Brief der Königin und führe den theuren Schatz, den ich suche, nicht nach Belgien, nicht nach Lothringen, sondern nach Paris, wo er besser verborgen sein wird, besonders so lange der Herr Kardinal vor La Rochelle liegt. Sind wir einmal aus dem Felde zurück, so erhalten wir von der Königin, halb durch die Protektion ihrer Base, halb für die Dienste, die wir ihr persönlich geleistet haben. Alles was wir wollen. Bleibt also hier und erschöpft Euch nicht durch unnütze Anstrengungen. Ich und Planchet genügen für eine so einfache Expedition.«

Hierauf erwiderte Athos ruhig:

»Wir besitzen auch Geld, denn ich habe den Rest des Diamants noch nicht ganz vertrunken, und Porthos und Aramis haben ihn noch nicht ganz verspeist. Wir werden also eben so gut vier Pferde, als eines zu Tode reiten. Aber bedenkt, d'Artagnan,« fügte er mit so finsterner Betonung bei, daß dieser von einem Schauer ergriffen wurde, »bedenkt, daß Bethune eine Stadt ist, wo der Kardinal einer Frau Rendezvous gegeben hat, welche, wohin sie auch geht, stets Unglück mit sich bringt. Wenn Ihr nur mit vier Männern zu thun hättet, d'Artagnan, so ließe ich Euch allein ziehen. Ihr habt es aber mit einem Weibe zu thun, darum laßt uns zu vier ausziehen, und möge es Gott gefallen, daß wir mit unsern vier Bedienten die hinreichende Zahl bilden.«

»Ihr erschreckt mich, Athos!« rief d'Artagnan; »mein Gott! was fürchtet Ihr denn?«

»Alles!« antwortete Athos.

D'Artagnan schaute die Gesichter seiner Freunde forschend an; auf allen trat, wie bei Athos, das Gepräge tiefer Unruhe scharf hervor, und man setzte den Ritt in großer Eile, aber ohne ein Wort zu sprechen fort.

Als sie am 25. in Arras anlangten, und d'Artagnan vor dem Gasthaus zur goldenen Egge abstieg, um ein Glas Wein zu trinken, kam ein Reiter aus dem Posthof, wo er die Pferde gewechselt hatte, und sprengte mit verhängtem Zügel auf der Straße nach Paris fort. Im Augenblick, wo er durch das große Thor in die Straße ritt, öffnete der Wind den Mantel, in den er sich gehüllt hatte, obgleich man erst im Monat August war, und lüpfte seinen Hut, den der Reisende mit der Hand faßte und rasch wieder in die Stirne drückte.

D'Artagnan heftete seinen Blick auf diesen Menschen, erbleichte, und ließ sein Glas fallen.



»Was habt Ihr, gnädiger Herr?« fragte Planchet. »Holla! herbei, meine Herren, mein Gebieter wird unwohl!«

Die drei Freunde liefen herbei, und fanden d'Artagnan, der, statt sich übel zu befinden, nach seinem Pferde eilte. Sie hielten ihn auf der Schwelle zurück.

»Wo, des Teufels, willst Du denn hin?« rief ihm Athos zu.

»Er ist es!« erwiderte d'Artagnan bleich vor Zorn und mit schweißtriefender Stirne; »er ist es, laßt mich ihn einholen.«

»Wer denn?«

»Er! dieser Mensch!«

»Welcher Mensch?«

»Dieser verfluchte Mensch, mein böser Genius, dem ich stets begegnete, wenn ich von einem Unglück bedroht war, derjenige, welcher die furchtbare Frau begleitete, als ich sie zum ersten Male erblickte; derjenige, welchen ich suchte, als ich unsern Freund Athos herausforderte; derjenige, welchen ich an demselben Morgen gewahr wurde, wo man Madame Bonacieux entführte; ich habe ihn gesehen, er ist es! der Mann von Meung, ich habe ihn wieder erkannt, als der Wind seinen Mantel öffnete.«

»Teufel!« sprach Athos träumerisch.

»Zu Pferde! meine Herren, zu Pferde! wir wollen ihn verfolgen und werden

ihn sicherlich einholen.«

»Mein Lieber,« sagte Aramis, »bedenkt, daß er in der entgegengesetzten Richtung von uns reitet, daß er ein frisches Pferd hat und daß unsere Pferde ermüdet sind, daß wir folglich unsere Pferde, ohne die geringste Hoffnung ihn zu erreichen, zu Tode reiten werden. Lassen wir also den Mann, d'Artagnan, und retten wir die Frau.«

»He, Herr!« rief ein Stallknecht, der dem Unbekannten nachlief. »He, Herr, hier ist ein Papier, das aus Eurem Hute fiel. He, Herr, he!«

»Mein Freund,« sprach d'Artagnan, »eine halbe Pistole für dieses Papier.«

»Meiner Treu, Herr, mit dem größten Vergnügen.«

Entzückt über den guten Tagelohn, den er gemacht hatte, kehrte der Stallknecht in den Hof des Wirthshauses zurück; d'Artagnan entfaltete das Papier.

»Nun?« fragten seine Freunde lauschend.

»Ein einziges Wort!« antwortete d'Artagnan.

»Ja,« sagte Aramis, »aber dieses Wort ist der Name einer Stadt.«

»Armentières,« las Porthos. »Armentières, ich kenne das nicht.«



»Und der Name dieser Stadt ist von ihrer Hand geschrieben.«

»Wir wollen das Papier sorgfältig bewahren,« sprach d'Artagnan. »Meine halbe Pistole ist vielleicht nicht verloren. Zu Pferde, meine Freunde, zu Pferde!«

Und die vier Gefährten sprenghen im Galopp auf der Straße nach Bethune

fort.



XXXI.

Das Kloster der Karmeliterinnen in Bethune.

Die großen Verbrecher tragen eine Art von Vorherbestimmungen mit sich, durch welche sie alle Hindernisse zu überwinden vermögen und allen Gefahren entgehen, bis zu dem Augenblick, den die Vorsehung als Klippe ihres frevelhaften Glücks bezeichnet hat.

Dies war bei Mylady der Fall. Sie fuhr mitten durch die Kreuzer der beiden Nationen und gelangte ohne irgend einen Unfall nach Boulogne.

Als sich Mylady in Portsmouth ausschiffte, war sie eine durch die Verfolgungen Frankreichs aus La Rochelle vertriebene Engländerin. Nach einer zweitägigen Fahrt sich in Boulogne ausschiffend, gab sie sich für eine Französin aus, welche die Engländer in Portsmouth aus Franzosenhaß mißhandelten.

Mylady trug übrigens den wirksamsten aller Pässe bei sich: ihre Schönheit und die Freigebigkeit, mit der sie die Pistolen ausstreute. Von den gebräuchlichen Formalitäten durch das höfliche Lächeln und die galanten Manieren eines alten Hafengouverneurs befreit, der ihr die Hände küßte, hielt sie sich in Boulogne nur so lange auf, bis sie einen in folgenden Worten abgefaßten Brief auf die Post gegeben hatte.

»An Seine Eminenz, Monseigneur Kardinal von Richelieu, im Lager von La Rochelle.

»Monseigneur, Ew. Eminenz mag unbesorgt sein. Seine Herrlichkeit der Herzog von Buckingham wird nicht nach Frankreich abgehen.

Boulogne den 25. Abends.

*Mylady ***.«*

»N. S. Nach dem Wunsche Eurer Eminenz begeben sich in das Kloster der Karmeliterinnen in Bethune, wo ich weiteren Befehlen entgegen sehe.«

Mylady begab sich wirklich noch an demselben Abend auf den Weg.

Die Nacht überfiel sie. Sie sah sich genöthigt anzuhalten und schlief in einem Gasthof. Am andern Morgen um fünf Uhr reiste sie wieder ab und hatte nach drei Stunden Bethune erreicht.

Sie ließ sich das Kloster der Karmeliterinnen zeigen und verfügte sich sogleich nach demselben. Die Superiorin kam ihr entgegen. Mylady wies ihr den Befehl des Kardinals. Die Äbtissin ließ ihr ein Zimmer geben und ein Frühstück vorsetzen.

Alles Vergangene hatte sich vor den Augen dieser Frau verwischt, und den Blick auf die Zukunft gerichtet, sah sie nur das hohe Glück, das ihr der Kardinal vorbehielt, den sie so gut bedient hatte, ohne daß sein Name irgendwie in

diese blutige Angelegenheit gemischt war. Die stets neuen Leidenschaften, welche sie verzehrten, gaben ihrem Leben Ähnlichkeit mit jenen Wolken, die am Himmel aussteigen, ein Widerschein bald von Azur, bald von Feuer, bald von der schwarzen Farbe des Sturmes sind und keine andere Spuren als Verwüstung und Tod zurücklassen.

Nach dem Frühstück machte ihr die Äbtissin ihren Besuch. Im Kloster gibt es wenig Zerstreungen, und es drängte die gute Vorsteherin, bald Bekanntschaft mit ihrer neuen Kostgängerin anzuknüpfen.

Mylady wollte der Äbtissin gefallen, und dies war etwas Leichtes für eine Frau von so hervorragenden Eigenschaften. Sie versuchte es, liebenswürdig zu sein: sie war bezaubernd und verführte die Superiorin durch ihr wechselreiches Gespräch und durch die über ihre ganze Person ausgegossene Anmuth.

Die Äbtissin, eine Tochter aus adeligem Hause, liebte besonders die Hofgeschichten, welche so selten in die Klostermauern gelangen, an deren Schwelle das Geräusch der Welt erstirbt.

Mylady dagegen war sehr auf dem Laufenden mit allen aristokratischen Intrigen, in deren Mitte sie fünf bis sechs Jahre beständig gelebt hatte. Sie fing also an, der guten Äbtissin von den weltlichen Ränken und Geschichten des Hofes von Frankreich, sowie den übertriebenen Andachtsübungen des Königs zu erzählen. Sie lieferte ihr die Scandalchronik der vornehmen Herren und Damen des Hofes, welche die Äbtissin dem Namen nach kannte, berührte obenhin die Liebschaft der Königin mit Buckingham und sprach viel, damit man ein wenig sprechen möchte.

Aber die Äbtissin begnügte sich zu hören und zu lächeln, und antwortete nicht. Da Mylady jedoch sah, daß diese Art von Erzählungen sie sehr zu ergötzen schien, so fuhr sie fort, lenkte aber das Gespräch auf den Kardinal.

Dabei gerieth sie jedoch in große Verlegenheit, denn sie wußte nicht, ob die Äbtissin Royalistin oder Kardinalistin war. Sie hielt sich deshalb in einer klugen Mitte. Aber die Äbtissin, welche ihrerseits eine noch klügere Zurückhaltung beobachtete, beschränkte sich darauf, eine tiefe Verbeugung mit dem Kopfe zu machen, so oft die Reisende den Namen Seiner Eminenz aussprach.

Mylady fing an zu glauben, sie würde sich in diesem Kloster gewaltig langweilen. Sie beschloß daher, etwas zu wagen, um sogleich zu erfahren, woran sie sich zu halten hatte. Da sie wissen wollte, wie weit die Diskretion der Äbtissin ging, begann sie sehr verblümt über den Kardinal loszuziehen; dann rückte sie näher und erzählte von den Liebschaften des Ministers mit Frau von Aiguillon, mit Marion de Lorme und einigen andern galanten Damen.

Die Äbtissin hörte aufmerksam zu, belebte sich allmählig und lächelte.

»Gut,« sagte Mylady zu sich selbst, »sie findet Geschmack an meiner Unterhaltung. Ist sie eine Kardinalistin, so treibt sie es wenigstens nicht fanatisch.«

Dann ging sie auf die Verfolgungen über, welche sich der Kardinal gegen seine Feinde zu Schulden kommen ließ. Die Äbtissin beschränkte sich darauf, sich zu bekreuzigen, ohne zu billigen oder zu mißbilligen. Dies bestätigte Mylady in ihrer Meinung, daß die Nonne mehr Royalistin als Kardinalistin sei. Mylady trug immer dicker auf.

»Ich bin sehr unwissend in allen diesen Verhältnissen,« sagte die Äbtissin

endlich, »aber wie ferne wir auch vom Hofe leben, wie sehr wir auch außerhalb der weltlichen Interessen gestellt sind, so haben wir doch äußerst traurige Beispiele von der Wahrheit dessen, was Ihr uns da erzählt, und eine unserer Kostgängerinnen hat viel unter der Rache und den Verfolgungen des Herrn Kardinals gelitten.«

»Eine Eurer Kostgängerinnen?« fragte Mylady. »O mein Gott! die arme Frau! wie sehr beklage ich sie!«

»Und Ihr habt Recht, denn sie ist sehr zu beklagen. Gefängnis, Drohungen, Mißhandlungen, Alles mußte sie ausstehen. Aber im Ganzen,« versetzte die Äbtissin, »hatte der Herr Kardinal vielleicht triftige Gründe so zu handeln, und obgleich sie wie ein Engel aussieht, so darf man die Menschen doch nicht nach ihrem Gesichte beurtheilen.«

»Gut,« sagte Mylady zu sich selbst, »wer weiß? ich entdecke vielleicht hier etwas.«

Und sie verlieh ihren Zügen einen Ausdruck vollkommener Unschuld.

»Ach, ich weiß wohl,« sprach Mylady, »man sagt, es sei den Physiognomien nicht zu trauen. Aber wem sollte man denn Glauben schenken, wenn nicht dem schönen Werke des Herrn? Ich für meine Person werde vielleicht mein ganzes Leben lang getäuscht werden; aber stets werde ich einer Person trauen, deren Gesicht mir Mitgefühl einflößt.«

»Ihr seid also versucht, diese junge Frau für unschuldig zu halten?« fragte die Äbtissin.

»Der Herr Kardinal bestraft nicht allein die Verbrechen,« erwiderte Mylady; »es gibt gewisse Tugenden, die er noch heftiger verfolgt, als gewisse Frevel.«

»Erlaubt mir, Madame, Euch mein Erstaunen auszudrücken,« sagte die Äbtissin.

»Und worüber?« fragte Mylady naiv.

»Über die Sprache, die Ihr führt.«

»Was findet Ihr denn Wunderbares an dieser Sprache?« fragte Mylady lächelnd.

»Ihr seid die Freundin des Kardinals, da er Euch hierher schickt, und dennoch . . . «

»Und dennoch spreche ich Schlimmes von ihm,« versetzte Mylady, den Gedanken der Superiorin vollendend.

»Wenigstens sagt Ihr nichts Gutes von ihm.«

»Dies geschieht, weil ich nicht seine Freundin, sondern sein Opfer bin,« erwiderte sie seufzend.

»Doch diesen Brief, durch den er Euch mir empfiehlt . . . «

»Ist ein Befehl für mich, in einer Art von Gefängnis zu verharren, bis er mich durch seine Schergen . . . «

»Aber warum habt Ihr Euch nicht geflüchtet?«

»Wohin sollte ich gehen? Glaubt Ihr, es gebe irgend einen Ort der Erde, wohin der Kardinal nicht reichen könnte, wenn er sich die Mühe geben will seinen Arm auszustrecken? Wäre ich ein Mann, so dürfte dies noch möglich sein, aber eine Frau! . . . Was sollte ich als Frau machen? Hat die junge Kostgängerin, die Ihr bei Euch habt, zu entfliehen versucht?«

»Nein, das ist wahr; doch bei ihr ist es etwas Anderes. Sie wird, wie ich glaube, durch irgend eine Liebschaft in Frankreich zurückgehalten.«

»Wenn sie liebt,« sprach Mylady mit einem Seufzer, »ist sie nicht ganz unglücklich.«

»Also sehe ich,« fragte die Äbtissin, und schaute Mylady mit wachsender Theilnahme an, »also sehe ich abermals eine arme Verfolgte vor mir?«

»Ach ja,« antwortete Mylady.

Die Äbtissin betrachtete Mylady einen Augenblick mit großer Unruhe, als ob ein neuer Gedanke in ihrem Geist rege geworden wäre.

»Ihr seid keine Feindin unseres heiligen Glaubens,« sprach sie stammelnd.

»Ich,« rief Mylady, »ich eine Protestantin? Oh nein! ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich im Gegentheil eine eifrige Katholikin bin.«



»Dann, Madame,« sprach die Äbtissin lächelnd, »dann möget Ihr Euch beruhigen; denn das Haus, in welchem Ihr Euch befindet, soll kein harter Kerker für Euch sein, und wir werden Alles thun, was in unsern Kräften liegt, um Eure Gefangenschaft angenehm zu machen. Überdies findet Ihr hier die junge Frau, welche ohne Zweifel wegen einer Hofintrigue verfolgt wird. Sie ist liebenswürdig, anmuthig, und wird Euch gefallen.«

»Wie heißt sie?«

»Sie ist mir von einer sehr hochgestellten Person unter dem Namen Kitty empfohlen worden. Ich habe ihren andern Namen nicht zu erfahren gesucht.«

»Ketty!« rief Mylady. »Seid Ihr dessen gewiß?«

»Daß sie sich so nennen läßt? Ja, Madame. Solltet Ihr sie etwa kennen?«

Mylady lächelte bei dem Gedanken, diese junge Frau könnte ihre ehemalige Zofe sein. In die Erinnerung an dieses Mädchen mischte sich eine Erinnerung des Zorns, und die Rachgier verstörte schnell Myladys Züge, welche jedoch beinahe in demselben Augenblicke den ruhigen, wohlwollenden Ausdruck wieder annahm, den diese Frau mit den hundert Gesichtern ihnen zuvor verliehen hatte.

»Und wann könnte ich diese junge Dame sehen, für welche ich bereits eine so große Sympathie in mir fühle?« fragte Mylady.

»Diesen Abend,« erwiderte die Äbtissin, »noch heute. Aber Ihr reist seit vier Tagen, wie Ihr mir selbst sagt, seid heute Morgen um fünf Uhr aufgestanden

und müßt der Ruhe bedürfen. Legt Euch nieder und schlaft. Zur Stunde des Mittagessens werden wir Euch erwecken.«

Obgleich Mylady, unterstützt durch alle Aufregungen, welche ein neues Abenteuer in ihrem nach Intriguen gierigen Gemüthe erzeugte, leicht den Schlaf hätte entbehren können, so nahm sie doch nichts destoweniger das Anerbieten der Superiorin an. Seit zehn bis vierzehn Tagen hatte sie so verschiedene Gemüthsbewegungen durchlebt, daß, wenn auch ihr eiserner Körper die Anstrengungen zu ertragen vermochte, ihre Seele doch der Ruhe bedurfte.

Sie nahm also von der Äbtissin Abschied und legte sich, sanft gewiegt durch Rachedgedanken, auf die der Name Ketty sie gebracht hatte, zu Bette. Sie erinnerte sich des beinahe unbegrenzten Versprechens, das der Kardinal ihr gegeben hatte, falls sie ihre Unternehmungen glücklich zu Ende führte. Es war ihr gelungen und somit konnte sie sich an d'Artagnan rächen.

Eines jedoch erschreckte Mylady, das Andenken an ihren Gatten, den Grafen La Fère, den sie todt, oder wenigstens aus dem Vaterland entfernt geglaubt hatte, nun aber in Athos, dem besten Freund d'Artagnans, wiederfand.

Aber wenn er der Freund d'Artagnans war, so mußte er ihm auch in allen seinen Handlungen, wodurch er den Plan Seiner Eminenz vereitelt hatte, Beistand geleistet haben; wenn er der Freund d'Artagnans war, so war er der Feind des Kardinals, und ohne Zweifel würde es ihr gelingen, ihn in dasselbe Rachewerk zu verstricken, in welchem der junge Musketier seinen Untergang finden sollte.

Alle ihre Aussichten waren angenehme Gedanken für Mylady. Sanft von diesen gewiegt, entschlummerte sie bald.

Sie wurde durch eine weiche Stimme erweckt, die am Fuße ihres Bettes ertönte. Mylady öffnete die Augen und sah die Äbtissin in Begleitung einer jungen Person mit blonden Haaren und zartem Teint, welche einen Blick voll wohlwollender Neugierde auf sie heftete.

Das Gesicht dieser jungen Person war ihr völlig unbekannt. Beide schauten sich prüfend und mit ängstlicher Aufmerksamkeit an, während sie die üblichen Höflichkeiten austauschten. Beide waren sehr schön, aber von verschiedenartiger Schönheit. Mylady lächelte jedoch, als sie erkannte, daß sie selbst in Bezug auf vornehmes Aussehen und aristokratische Manieren bei Weitem den Vorzug hatte.

Die Äbtissin stellte sie einander vor, und nachdem dieser Förmlichkeit Genüge geleistet war, ließ sie die beiden jungen Frauen allein, da ihre Pflichten sie in die Kirche riefen.

Da die Novize sah, daß Mylady im Bette lag, so wollte sie der Superiorin folgen; aber Mylady hielt sie zurück.

»Wie, Madame,« sprach sie, »kaum habe ich Euch erblickt, und Ihr wollt mich bereits wieder Eurer Gegenwart berauben, auf die ich, ich gestehe es, für die Dauer meiner Anwesenheit an diesem Orte ein wenig rechnete.«

»Nein, Madame,« antwortete die Novize, »ich glaubte nur, die Zeit schlecht gewählt zu haben. Ihr schließt, Ihr seid müde.«

»Wohl,« erwiderte Mylady, »was können schlafende Menschen Besseres erwarten, als ein gutes Erwachen? Dieses Erwachen habt Ihr mir gegeben.

Laßt es mich nach meinem Wohlgefallen genießen.«

Und hierauf nahm sie die junge Person bei der Hand und zog sie auf einen Stuhl, der in der Nähe ihres Bettes stand.

Die Novize setzte sich.

»Mein Gott,« sprach sie, »wie unglücklich ich bin! Ich befinde mich nun sechs Monate hier ohne einen Schatten von Zerstreuung; Ihr kommt; Eure Gegenwart sollte für mich eine liebliche Gefährtin sein, und wahrscheinlich habe ich nun in den nächsten Augenblicken das Kloster zu verlassen.«

»Wie?« sprach Mylady, »Ihr geht also bald von hier?«

»Wenigstens hoffe ich es,« erwiderte die Novize mit einem freudigen Ausdruck, den sie nicht im Mindesten zu verbergen bemüht war.

»Ihr habt, wie ich höre, durch den Kardinal gelitten,« fuhr Mylady fort. »Das ist ein weiterer Grund der Sympathie zwischen uns.«

»Also ist das, was mir unsre gute Mutter gesagt hat, eine Wahrheit? Ihr seid ebenfalls ein Opfer des Kardinals?«

»Still,« entgegnete Mylady, »selbst hier dürfen wir nicht so von ihm sprechen. Mein ganzes Unglück kommt davon her, daß ich ungefähr das, was ihr so eben sagtet, in Gegenwart einer Frau äußerte, die ich für meine Freundin hielt und die mich verrieth. Und Ihr, seid Ihr auch ein Opfer des Verraths?«

»Nein,« antwortete die Novize, »sondern meiner Anhänglichkeit an eine Frau, die ich liebte, für die ich das Leben hingegeben hätte, für die ich es noch hingeben würde.«

»Und die Euch verlassen hat, nicht wahr?«

»Ich war so ungerecht, dies zu glauben; aber seit ein paar Tagen habe ich den Beweis vom Gegenteil erlangt und danke Gott dafür. Es würde mich das Leben gekostet haben, wenn ich hätte glauben müssen, ich sei ganz und gar von ihr vergessen worden. Aber Ihr, Madame,« fuhr die Novize fort, »es scheint mir, Ihr seid frei, und wenn ihr fliehen wolltet, so würde es nur von Euch abhängen.«

»Wohin soll ich gehen, ohne Freunde, ohne Geld, in einer Gegend von Frankreich, die ich nicht kenne, wo . . . «

»Oh! rief die Novize, was die Freunde betrifft, Ihr werdet sie überall finden, wo Ihr wollt, denn ihr scheint so gut zu sein, und seid so schön!«

»Darum bin ich nicht minder allein und verfolgt,« fügte Mylady bei und versüßte ihr Lächeln, so daß es einen wahrhaft englischen Ausdruck annahm.

»Hört,« sprach die Novize, »man muß die Hoffnung auf den Himmel nicht aufgeben. Seht, es kommt immer ein Augenblick, wo das Gute, was wir gethan haben, vor Gott für unsre Sache spricht, und es ist vielleicht ein Glück für Euch, daß Ihr, so niedrig auch meine Stellung ist, so wenig ich Macht besitze, mich getroffen habt, denn wenn ich diesen Ort verlasse, nun, dann werde ich einige mächtige Freunde haben, die, nachdem sie für mich in's Feld gezogen sind, auch für Euch zu Felde ziehen können.«

»Oh! wenn ich sagte, ich sei allein,« erwiderte Mylady, in der Hoffnung, die Novize zum Sprechen zu bringen, »so äußerte ich dies nicht, als ob ich nicht auch einige hohe Bekanntschaften hätte, sondern weil diese Bekanntschaften vor dem Kardinal zittern. Die Königin selber wagt es nicht, mir gegen diesen

furchtbaren Minister beizustehen, und ich habe den Beweis, daß Ihre Majestät trotz ihres vortrefflichen Herzens mehr als einmal genöthigt gewesen ist, die Personen, welche ihr Dienste geleistet hatten, dem Zorn seiner Eminenz preiszugeben.«

»Glaubt mir, Madame, es kann bei der Königin den Anschein haben, als hätte sie diese Personen verlassen, aber man muß dem Schein nicht glauben; je mehr sie verfolgt werden, desto mehr denkt Ihre Majestät an sie, und in dem Augenblick, wo sie wähen, die Königin denke am wenigsten an sie, erhalten sie oft den Beweis einer herzlichen Erinnerung.«

»Ach! ich glaube es wohl,« sprach Mylady. »Die Königin ist so gut!«

»Ihr kennt sie also, diese schöne und edle Königin, da Ihr so von ihr sprecht!« rief die Novize begeistert.

»Das heißt,« versetzte Mylady, in ihren Verschanzungen bedrängt, »ich habe nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen, aber ich kenne viele von ihren vertrautesten Freunden. Ich kenne Herrn von Putange; ich habe in England Herrn Dujart kennen gelernt; ich kenne Herrn von Treville.«

»Herrn von Treville!« rief die Novize, »Ihr kennt Herrn von Treville?«

»Ja vollkommen, sehr gut sogar.«

»Den Kapitän der Musketiere des Königs?«

»Den Kapitän der Musketiere des Königs.«

»Oh! nun werdet Ihr sehen,« sprach die Novize, »daß wir sogleich ganz gut mit einander bekannt, ja beinahe Freundinnen sein werden. Wenn Ihr Herrn von Treville kennt, so müßt Ihr in seinem Hause gewesen sein.«

»Oft,« antwortete Mylady, welche die Lüge bis zum Ende führen wollte, als sie bemerkte, daß sie auf diesem Weg zum Ziele kam.

»Ihr müßt bei ihm einige von seinen Musketieren gesehen haben?«

»Alle diejenigen, welche er gewöhnlich empfängt,« erwiderte Mylady, für welche dieses Gespräch ein wirkliches Interesse zu gewinnen anfing.

»Nennt mir einige von denen, die Ihr kennt, und Ihr werdet sehen, daß sie zu meinen Freunden gehören.«

»Ich kenne,« sprach Mylady etwas verlegen, »ich kenne Herrn von Louvigny, Herrn von Courtivon, Herrn von Ferussac.«

Die Novize ließ sie aussprechen; als sie aber sah, daß Mylady inne hielt, so fragte sie:

»Kennt Ihr nicht einen Edelmann Namens Athos?«

Mylady wurde so bleich, wie die Leintücher, in denen sie lag, und konnte sich, so sehr sie sich auch zu beherrschen wußte, eines Schreies nicht enthalten, während sie die Novize bei der Hand faßte und mit dem Blicke verschlang.

»Wie? was habt Ihr? Oh! mein Gott,« fragte die arme junge Frau, »habe ich etwas gesagt, was Euch verletzte?«

»Nein, aber der Name ist mir aufgefallen, weil ich diesen Mann ebenfalls kenne, und weil es mir seltsam vorkommt, daß ich Jemand finde, der so genau mit ihm bekannt ist.«

»O ja, sehr genau bekannt, und zwar nicht allein mit ihm, sondern auch mit seinen Freunden, den Herren Aramis und Porthos.«

»In der That? Auch sie kenne ich,« rief Mylady, welche eine eisige Kälte in ihr Herz dringen fühlte.

»Nun, wenn Ihr sie kennt, so müßt Ihr wissen, daß es gute und brave Kameraden sind. Warum wendet Ihr Euch nicht an sie, wenn Ihr der Hilfe bedürft?«

»Das heißt,« stammelte Mylady, »ich stehe mit keinem von ihnen in einer wirklichen Verbindung. Ich kenne sie, weil ich einen von ihren Freunden, Herrn d'Artagnan, von ihnen sprechen hörte.«

»Ihr kennt also Herrn d'Artagnan!« rief die Novize, die nun ihrerseits Mylady bei der Hand faßte und sie mit ihren Augen verschlang.

Dann sagte sie, als sie den seltsamen Ausdruck in Myladys Blick gewahr wurde: »Um Vergebung, Madame, in welcher Eigenschaft kennt Ihr ihn?«

»Wie meint Ihr?« sprach Mylady verlegen. »In der Eigenschaft eines Freundes.«

»Ihr täuscht mich, Madame,« versetzte die Novize, »Ihr seid seine Geliebte gewesen!«

»Ihr seid es gewesen, Madame,« entgegnete Mylady.

»Ich!« rief die Novize.

»O ja, Ihr; ich kenne Euch jetzt. Ihr seid Madame Bonacieux.«

Die junge Frau wich voll Staunen und Schrecken zurück.

»Oh! leugnet nicht, antwortet,« sprach Mylady.

»Nun ja, Madame, ich liebe ihn. Sind wir Nebenbuhlerinnen?«

Das Gesicht Myladys beleuchtete sich mit einem so wilden Feuer, daß Madame Bonacieux unter allen andern Umständen voll Angst entflohen wäre; aber jetzt wurde sie einzig und allein durch die Eifersucht beherrscht.

»Sprecht, laßt hören, Madame,« fuhr Frau Bonacieux mit einer Energie fort, deren sie gar nicht fähig schien. »Seid Ihr seine Geliebte gewesen?«

»O! nein!« rief Mylady mit einer Betonung, die keinen Zweifel an der Wahrheit dessen, was sie sagte, übrig ließ. »Nie! nie!«

»Ich glaube Euch,« sprach Madame Bonacieux, »aber warum dieser Schrei?«

»Wie, Ihr begreift nicht?« sagte Mylady, welche sich von ihrer Unruhe erholt und ihre ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte.

»Wie soll ich begreifen? ich weiß nichts.«

»Ihr begreift nicht, daß d'Artagnan, der mein Freund war, mich zu seiner Vertrauten gewählt hatte?«

»Wirklich?«



»Ihr begreift nicht, daß ich Alles weiß. Eure Entführung aus dem kleinen Hause in St. Germain, seine und seiner Freunde Verzweiflung, ihre Nachforschungen seit jenem Augenblick? Und ich soll nicht staunen, wenn ich mich so unvermuthet in Eurer Nähe befinde, nachdem wir so oft mit einander von Euch gesprochen haben, die er mit der ganzen Macht seiner Seele liebt, so daß auch ich Euch lieben mußte, noch ehe ich Euch gesehen hatte? Ach! theure Constance, endlich, endlich finde ich Euch!«

Und Mylady streckte ihre Arme nach Madame Bonacieux aus, welche nunmehr überzeugt war, und in dieser Frau, die sie einen Augenblick vorher für ihre Nebenbuhlerin gehalten hatte, nur noch eine ergebene und aufrichtige Freundin erblickte.

»Oh! vergebt mir! vergebt mir!« sagte sie und sank auf ihre Schulter, »ich liebe ihn so sehr!«

Die zwei Frauen hielten sich einen Augenblick umarmt. Wenn Myladys Kräfte ihrem Haß gleichgekommen wären, so würde diese Umarmung nur mit dem Tode von Madame Bonacieux geendigt haben. Aber da sie die junge Frau nicht ersticken konnte, so lächelte sie ihr zu.

»Oh! theure, schöne Kleine,« sagte Mylady, »wie glücklich bin ich. Euch zu sehen. Laßt mich Euch anschauen.« Und bei diesen Worten verschlang sie die Novize wirklich mit ihren Blicken. »Ja, Ihr seid es. Nach dem, was er mir von Euch gesagt hat, erkenne ich Euch zu dieser Stunde, ich erkenne Euch vollkommen.«

Die arme junge Frau konnte nicht ahnen, wie schrecklich es hinter dem Wall dieser reinen Stirne, hinter diesen schönen Augen, worin sie nur das Interesse des Mitleids las, zunging.

»Ihr wißt also, was ich gelitten habe,« sprach Madame Bonacieux, »da er Euch sein Leiden mitgetheilt hat. Aber für ihn dulden ist Glück.«

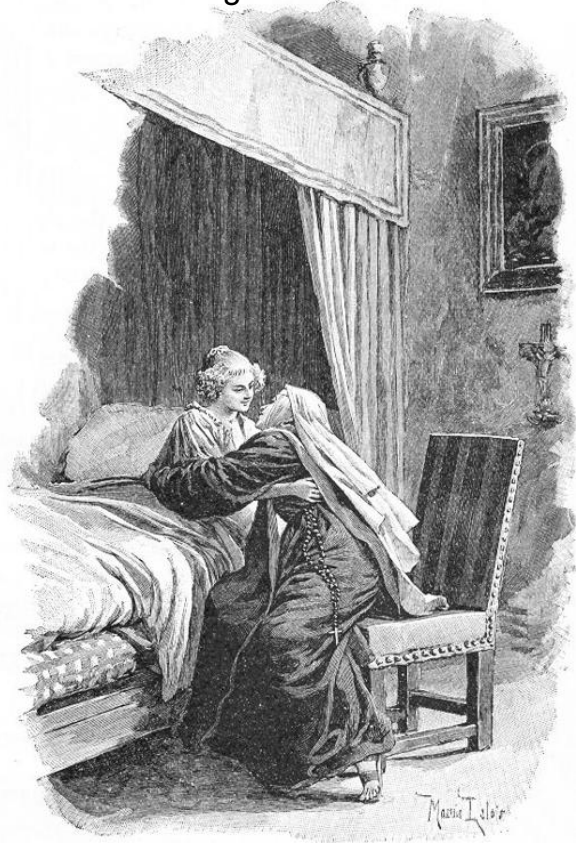
Mylady wiederholte mechanisch: »Ja, das ist Glück.«

Sie dachte an etwas Anderes.

»Und dann,« fuhr Madame Bonacieux fort, »ist mein Unglück seinem Ende nahe: morgen, diesen Abend vielleicht werde ich ihn wiedersehen, und dann besteht die Vergangenheit nicht mehr für mich.«

»Diesen Abend? morgen?« rief Mylady, durch diese Worte aus ihrer Träumerei gerissen. »Was wollt Ihr damit sagen? Erwartet Ihr vielleicht Nachrichten von ihm?«

»Ich erwarte ihn selbst.«



»Ihn selbst! D'Artagnan hier!«

»Ihn selbst.«

»Das ist unmöglich! Er befindet sich mit dem Kardinal bei der Belagerung von La Rochelle und wird erst nach der Einnahme der Stadt nach Paris zurückkehren.«

»Ihr glaubt dies, aber sagt: ist meinem d'Artagnan, diesem trefflichen und loyalen Edelmanns, etwas unmöglich?«

»Ah! ich kann es nicht glauben.«

»Nun, so lest doch,« sprach die unglückliche junge Frau, im Übermaß ihrer Freude und ihres Stolzes, indem sie Mylady den Brief überreichte.

»Die Handschrift der Frau von Chevreuse!« sagte Mylady zu sich selbst. »Ich war überzeugt, daß mit dieser ein Einverständnis stattfand.«

Und sie las mit gierigen Blicken folgende Zeilen:

»Mein liebes Kind, haltet Euch bereit. *Unser Freund* wird Euch bald besuchen, und zwar nur, um Euch dem Gefängnisse zu entreißen, wo Ihr Euch Eurer Sicherheit wegen verborgen halten mußtet. Trefft Eure Vorkehrungen zur Reise und verzweifelt nie an uns.

»Unser vortrefflicher Gascogner hat sich so eben wieder brav und getreu gezeigt, wie immer. Sagt ihm, daß man ihm irgendwo für den Rath, den er ertheilt, sehr dankbar sei.«

»Ja, ja,« sprach Mylady, »ja, dieser Brief ist genau. Wißt Ihr vielleicht, worin dieser Rath besteht?«

»Nein; ich vermüthe nur, daß er die Königin von irgend einer Machination des Kardinals benachrichtigt hat.«

»Ja, so ist es ohne Zweifel,« erwiderte Mylady, gab den Brief Madame Bonacieux zurück und ließ ihr nachdenkendes Haupt auf die Brust sinken.

In diesem Augenblick hörte man den Galop eines Pferdes.

»Oh!« rief Madame Bonacieux, an das Fenster stürzend, »sollte er es sein?«

Mylady war vor Erstaunen in Stein verwandelt im Bette geblieben. Es begegneten ihr plötzlich so viele unerwartete Dinge, daß sie zum ersten Male den Kopf verlor.

»Er! er!« murmelte sie, »sollte er es sein?« Und sie verharrte mit starren Augen in ihrem Bette.

»Ach! nein,« sprach Madame Bonacieux, »es ist ein Mann, den ich nicht kenne. Es scheint, er kommt hierher; er reitet langsamer — er hält vor der Thüre — er läutet.«

Mylady sprang aus dem Bette.

»Seid Ihr gewiß, daß er es nicht ist?« sagte sie.

»O ja, ganz gewiß.«

»Ihr habt vielleicht schlecht gesehen?«

»Oh! ich würde ihn erkennen, wenn ich nur die Feder seines Hutes, das Ende seines Mantels erblickte.«

Mylady kleidete sich fortwährend an.

»Gleich viel, Ihr sagt, dieser Mann komme hierher?«

»Ja, er ist bereits in das Kloster eingetreten.«

»Das geschieht entweder Euret- oder meinetwegen.«

»O mein Gott! wie aufgeregt seht Ihr aus!«

»Ja, ich gestehe, ich hege nicht Euer Vertrauen, ich fürchte Alles von dem Kardinal!«

»Stille!« sagte Madame Bonacieux, »man kommt.«

Die Thüre öffnete sich wirklich und die Äbtissin trat ein.

»Kommt ihr von Boulogne?« fragte sie Mylady.

»Allerdings,« antwortete diese, indem sie ihre Kaltblütigkeit wieder zu erlangen suchte. »Wer fragt nach mir?«

»Ein Mann, der seinen Namen nicht nennen will, aber von dem Kardinal kommt.«

»Und mich sprechen will?« sagte Mylady.

»Der eine Dame sprechen will, welche von Boulogne eingetroffen sein soll.«

»Dann laßt ihn eintreten, Madame!«

»Oh! mein Gott, mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »sollte es eine schlimme Kunde sein?«

»Ich befürchte es.«

»Ich lasse Euch mit diesem Fremden allein; aber sobald er sich entfernt hat, kehre ich mit Eurer Erlaubnis wieder zurück.«

»Ich bitte Euch darum.«

Die Äbtissin und Madame Bonacieux verließen das Zimmer.

Mylady blieb, die Augen auf die Thüre geheftet, allein. Bald hörte man Sporengeklirr auf der Treppe. Dann näherten sich Tritte: die Thüre wurde geöffnet und ein Mann erschien.

Mylady stieß einen Freudenschrei aus. Dieser Mann war der Graf von Rochefort, die ergebenste Seele Seiner Eminenz.

XXXII.

Zwei Abarten von Teufeln.

»Ah!« riefen Rochefort und Mylady zugleich, »Ihr seid's?«

»Ja, ich bin es.«

»Und Ihr kommt?« fragte Mylady.

»Von La Rochelle. Und Ihr?«

»Von England.«

»Buckingham?«

»Todt oder gefährlich verwundet. Als ich abreiste, ohne etwas von ihm erlangen zu können, ermordete ihn ein Fanatiker.«

»Ah,« sprach Rochefort lächelnd, »das ist ein äußerst glücklicher Zufall, worüber sich Seine Eminenz ungemein freuen wird. Habt Ihr ihn davon in Kenntnis gesetzt?«

»Ich habe ihm von Boulogne aus geschrieben. Aber wie kommt Ihr hierher?«

»Seine Eminenz war in Unruhe, und schickte mich aus, um Euch zu suchen.«

»Ich bin erst gestern hier angekommen.«

»Und was habt Ihr seit gestern gemacht?«

»Ich habe meine Zeit nicht verloren.«

»Oh! das kann ich mir wohl denken.«

»Wißt Ihr, wen ich hier getroffen habe?«

»Nein.«

»Rathet!«

»Wie soll ich?«

»Die junge Frau, welche die Königin dem Gefängnis entrissen hat.«

»Die Geliebte des kleinen d'Artagnan?«

»Ja, Madame Bonacieux, deren Zufluchtsstätte der Kardinal nicht kannte.«

»Nun,« sprach Rochefort, »das ist abermals ein Zufall, der dem andern die Stange halten kann. Der Herr Kardinal ist in der That ein vom Glücke begünstigter Mann.«

»Könnt Ihr Euch mein Erstaunen denken,« fuhr Mylady fort, »als ich mich dieser Frau gegenüber fand?«

»Kennt sie Euch?«

»Nein.«

»Dann hält sie Euch für eine Fremde?«

Mylady lächelte. »Ich bin ihre beste Freundin.«

»Bei meiner Ehre!« sprach Rochefort, »nur Ihr, meine liebe Gräfin, könnt solche Wunder bewirken.«



»Es geschah zur rechten Zeit, Chevalier,« sagte Mylady; »denn wißt Ihr, was vorgeht?«

»Nein.«

»Man will sie morgen oder übermorgen mit einem Befehl der Königin holen.«

»Wirklich? und wer dies?«

»D'Artagnan und seine Freunde.«

»In der That? Sie treiben es so arg, daß wir sie in die Bastille schicken müssen.«

»Warum ist dies nicht bereits geschehen?«

»Was wollt Ihr? Der Herr Kardinal hat für diese Menschen eine mir ganz unbegreifliche

Vorliebe.«

»Wirklich? nun so sagt ihm Folgendes, Rochefort: sagt ihm, daß unsere Unterredung in der Herberge zum Rothen Taubenschlag von diesen vier Menschen gehört worden ist; sagt ihm, daß einer von ihnen nach seinem Abgang heraufkam und mir mit Gewalt den Geleitsbrief entriß, den er mir gegeben hatte; sagt ihm, daß sie Lord Winter von meiner Fahrt nach England benachrichtigen ließen; daß sie auch diesmal beinahe meine Sendung vereitelt hätten, wie sie die mit den Nestelstiften vereitelten. Sagt ihm, daß von diesen vier Menschen nur zwei, d'Artagnan und Athos, zu fürchten sind; sagt ihm, daß der dritte der Liebhaber der Frau von Chevreuse ist; man muß diesen leben lassen; man weiß sein Geheimnis, er kann von Nutzen sein; der vierte, Porthos, ist ein Einfaltspinsel, ein alberner Geck, mit dem man sich nicht zu beschäftigen braucht.«

»Aber diese vier Menschen müssen in dieser Stunde bei der Belagerung von La Rochelle sein.«

»Ich glaubte dies, wie Ihr, aber ein Brief, den Madame Bonacieux von Frau von Chevreuse erhalten und mir unkluger Weise mitgeteilt hat, gibt mir die Überzeugung, daß diese vier Menschen vielmehr in das Feld gezogen sind, um sie zu entführen.«

»Teufel, was ist da zu machen?«

»Was hat Euch der Kardinal in Beziehung auf mich aufgetragen?«

»Eure geschriebenen oder mündlichen Depeschen in Empfang zu nehmen und mit Postpferden zurückzukehren. Sobald er weiß, was Ihr gethan habt, wird er Befehl geben, was Ihr thun sollt.«

»Ich muß also hier bleiben?«

»Hier oder in der Umgegend.«

»Ihr könnt mich nicht mitnehmen?«

»Nein, der Befehl ist streng. In der Gegend des Lagers könntet Ihr erkannt werden, und Eure Gegenwart würde, wie Ihr wohl begreift. Seine Eminenz besonders nach dem, was da drüben vorgefallen ist, compromittiren. Doch sagt mir jetzt schon, wo Ihr Nachrichten vom Kardinal erwarten wollt, damit ich stets weiß, wo ich Euch treffen kann.«

»Wahrscheinlich bin ich nicht im Stande hier zu bleiben.«

»Warum?«

»Ihr vergeßt, daß meine Feinde jeden Augenblick ankommen können.«

»Das ist wahr, aber dann wird diese kleine Frau Seiner Eminenz entschlüpfen.«

»Bah!« sprach Mylady mit einem Lächeln, das nur ihr eigenthümlich war, »Ihr vergeht, daß ich ihre beste Freundin bin.«

»Ah! das ist wahr; ich darf also dem Kardinal sagen, in Beziehung auf diese Frau . . . «

»Könne er ruhig sein.«

»Nicht mehr? Weiß er, was dies zu bedeuten hat?«

»Er wird es errathen.« »Was soll ich nun thun?«

»Sogleich abreisen. Es scheint mir, die Nachrichten, welche Ihr bringt, sind wohl werth, daß man sich beeilt.«

»Mein Wagen ist in Lilliers gebrochen.«

»Vortrefflich!«

»Wie vortrefflich?«

»Ja, ich brauche Euern Wagen.«

»Und wie soll ich dann reisen?«

»Zu Pferde.«

»Ihr habt gut sprechen, hundertundachtzig Meilen!«

»Was ist das?«

»Sie sollen gemacht werden. Und hernach?«

»Wenn Ihr durch Lilliers kommt, schickt Ihr mir den Wagen und gebt Eurem Bedienten Befehl, sich mir zur Verfügung zu stellen.«

»Gut.«

»Ihr habt ohne Zweifel einen Befehl des Kardinals bei Euch?«

»Ich habe eine Vollmacht bei mir.«

Ihr zeigt sie der Äbtissin, und sagt ihr, man werde mich heute oder morgen abholen, und ich habe der Person zu folgen, die sich in Eurem Namen einfinde.«

»Sehr gut!«

»Vergeht nicht, über mich loszuziehen, wenn ihr mit der Äbtissin von mir sprecht.«

»Wozu soll das nützen?«

»Ich bin ein Opfer des Kardinals und muß wohl dieser armen kleinen Madame Bonacieux Vertrauen einflößen.«

»Das ist richtig. Wollt Ihr mir nun einen Bericht von Allem dem machen, was vorgefallen ist?«

»Ich habe Euch die Ereignisse erzählt, Ihr besitzt ein gutes Gedächtnis. Wiederholt die Dinge, wie ich sie Euch mittheilte; ein Papier geht verloren.«

»Ihr habt Recht. Nur damit ich weiß, wo ich Euch finden kann und nicht unnütz in der Gegend umherlaufe.«

»Das ist richtig; wartet!«

»Wollt Ihr eine Karte?«

»Oh! ich kenne diese Gegend vortrefflich.«

»Ihr? wann seid Ihr hier gewesen?«

»Ich bin hier erzogen worden.«

»Wirklich!«

»Seht, irgendwo erzogen worden zu sein, nützt doch zu etwas.«

»Ihr werdet mich also erwarten? . . . «

»Laßt mich einen Augenblick nachdenken . . . halt, ja in Armentières?«

»Was ist das, Armentières?«

»Eine kleine Stadt an der Lys. Ich habe nur über den Fluß zu setzen, und bin in einem fremden Lande.«

»Vortrefflich! aber wohlverstanden, Ihr geht nur im Fall einer großen Gefahr über den Fluß.«

»Natürlich.«

»Wie soll ich aber dann erfahren, wo Ihr seid?«

»Ihr bedürft Eures Bedienten nicht?«

»Nein.«

»Es ist ein sicherer Mann?«

»Unter jeder Bedingung.«

»Gebt ihn mir; niemand kennt ihn, ich lasse ihn an dem Orte zurück, von dem ich mich entferne, und er führt Euch dahin, wo ich bin.«

»Und Ihr sagt, Ihr werdet mich in Armentières erwarten?«

»In Armentières.«

»Schreibt mir diesen Namen auf ein Stückchen Papier, damit ich ihn nicht vergesse. Der Name einer Stadt kann unmöglich kompromittieren, nicht wahr?«

»Wer weiß? doch gleich viel,« sagte Mylady und schrieb den Namen auf ein Blättchen Papier; »ich gefährde mich dadurch.«

»Gut,« sprach Rochefort, nahm das Papier Mylady aus den Händen, faltete es zusammen, und steckte es in das Futter seines Hutes. »Seid übrigens unbesorgt, ich mache es wie die Kinder und wiederhole den Namen den ganzen Weg entlang, wenn ich das Papier verliere. Nun, ist das Alles?«

»Ich glaube.«

»Wir wollen einmal untersuchen: Buckingham todt oder schwer verwundet: Eure Unterredung mit dem Kardinal von den vier Musketieren gehört; Lord Winter von Eurer Ankunft in Portsmouth benachrichtigt: d'Artagnan und Athos in die Bastille: Aramis der Liebhaber der Frau von Chevreuse; Porthos ein Gimpel; Madame Bonacieux wieder gefunden; Euch den Wagen so bald als möglich schicken; Euch meinen Bedienten zur Verfügung stellen; ein Opfer des Kardinals aus Euch machen, damit die Äbtissin keinen Verdacht schöpft; Armentières an den Ufern der Lys; ist es so?«

»In der That mein lieber Chevalier, Ihr seid ein wahres Wunder von Gedächtnis. Doch fügt noch bei . . . «

»Was?«

»Ich habe ein sehr hübsches Wäldchen gesehen, das an den Klostergarten stoßen muß. Sagt, es sei mir erlaubt, in diesem Wäldchen spazieren zu gehen. Wer weiß, ich muß vielleicht durch eine Hinterpforte von hier fort.«

»Ihr denkt an Alles.«

»Und Ihr, Ihr vergeßt etwas.«

Was denn?«

»Zu fragen, ob ich Geld brauche.«

»Das ist richtig. Wie viel wollt Ihr?«

»Alles, was Ihr an Gold bei Euch habt.«

»Ich habe ungefähr fünfhundert Pistolen bei mir.«

»Ich etwa eben so viel. Mit tausend Pistolen kann man Allem Trotz bieten. Leert Eure Taschen.«

»Hier.«

»Gut. Und Ihr reist?«

»In einer Stunde. Ich bleibe nur so lange, um einen Bissen zu essen, und schicke mittlerweile nach einem Postpferd.«

»Vortrefflich. Adieu, Graf!«

»Adieu, Gräfin.«

»Empfehl mich dem Kardinal.«



»Empfehl mich dem Satan.«

My lady und Rochefort tauschten ein Lächeln und trennten sich.

Eine Stunde nachher sprenkte Rochefort im stärksten Galopp aus Bethune. Nach fünf Stunden kam er durch Arras.

Unsre Leser wissen bereits, wie er von d'Artagnan wiedererkannt wurde, wie dieses Wiedererkennen den vier Musketieren Furcht einflößte und sie zur größten Eile trieb.

XXXIII.

Ein Tropfen Wasser.

Kaum war Rochefort weggegangen, als Madame Bonacieux zurückkehrte; sie fand Mylady mit lachendem Gesichte.

»Nun,« sprach die junge Frau, »was Ihr befürchtet habt, ist eingetroffen. Diesen Abend oder Morgen läßt Euch der Kardinal holen.«

»Woher wißt Ihr es?«

»Ich habe es aus dem Munde des Boten vernommen.«

»Setzt Euch zu mir,« sprach Mylady.

»Hier bin ich.«

»Wartet, ich will mich überzeugen, ob uns Niemand belauscht.«

»Warum diese Vorsicht?«

»Ihr sollt es erfahren.«

Mylady stand auf, ging an die Thüre, öffnete sie, schaute in die Flur, kehrte zurück und setzte sich wieder neben Madame Bonacieux.

»Er hat also seine Rolle gut gespielt,« sprach sie.

»Wer?«

»Derjenige, welcher sich bei der Äbtissin als ein Abgesandter des Kardinals angestellt hat.«

»Er spielte also eine Rolle?«

»Ja, mein Kind.«

»Dieser Mensch ist kein . . . «

»Dieser Mensch,« erwiderte Mylady, ihre Stimme dämpfend, »dieser Mensch ist mein Bruder.«

»Euer Bruder!« rief Madame Bonacieux.

»Nur Ihr wißt dieses Geheimnis, mein Kind, und wenn Ihr es irgend Jemand in der Welt anvertraut, so bin ich verloren und Ihr vielleicht ebenfalls.«

»O mein Gott!«

»Hört, was vorgefallen ist: mein Bruder, der mir zu Hilfe eilte und mich im Falle der Noth mit Gewalt von hier wegbringen wollte, traf den Emissär des Kardinals, der mich abholen sollte. Er folgte ihm, und als sie auf einen einsamen, verborgenen Weg gelangt waren, zog er den Degen und forderte den Boten auf, ihm die Papiere zu übergeben, die er bei sich trug. Der Bote wollte sich vertheidigen, mein Bruder tödtete ihn.«

»O!« rief Madame Bonacieux schauernd.

»Bedenkt wohl, es war das einzige Mittel. Mein Bruder beschloß nun, List an die Stelle der Gewalt zu setzen. Er nahm die Papiere, erschien hier als Abgeordneter des Kardinals, und in ein paar Stunden wird mich ein Wagen im Auftrag Seiner Eminenz abholen.«

»Ich begreife. Euer Bruder schickt Euch den Wagen.«

»Richtig, aber das ist noch nicht Alles. Der Brief, den Ihr empfangen habt, und von dem Ihr glaubt, er komme von Frau von Chevreuse . . . «

»Nun?«

»Er ist falsch.«

»Wie dies?«

»Ja falsch: es ist eine Falle, damit Ihr keinen Widerstand leistet, wenn man Euch holen will.«

»Aber d'Artagnan wird kommen und mich holen.«

»Ihr täuscht Euch, d'Artagnan und seine Freunde sind bei der Belagerung von La Rochelle.«

»Woher wißt Ihr dies?«

»Mein Bruder begegnete Emissären des Kardinals in Muskietiertracht. Man würde Euch vor die Thür gerufen haben. Ihr würdet geglaubt haben, Eure Freunde seien erschienen, man hätte Euch ergriffen und nach Paris zurückgeführt.«

»O mein Gott! mein Kopf wird ganz irr in diesem Chaos von Niederträchtigkeiten. Ich fühle, daß ich wahnsinnig würde, wenn dies lange so fort dauerte,« sprach Madame Bonacieux und legte die Hände an ihre Stirne.

»Hört.«

»Was?«

»Ich höre den Tritt eines Pferdes. Mein Bruder reist wieder ab. Ich will ihm ein letztes Lebewohl sagen; kommt.«

Mylady öffnete das Fenster und bedeutete Madame Bonacieux durch ein Zeichen, sie möge zu ihr heran treten.

Rochefort ritt im Galopp vorüber.

»Adieu, Bruder!« rief Mylady.

Der Graf schaute empor, sah die zwei jungen Frauen und winkte Mylady freundschaftlich zu.

»Dieser gute George!« sagte sie, indem sie mit einem Ausdruck voll Zärtlichkeit und Schwermuth im Gesichte das Fenster schloß.

Und dann setzte sie sich wieder auf ihren Platz, als ob sie in rein persönliche Betrachtungen versunken wäre.

»Liebe Dame,« sprach Frau Bonacieux, »entschuldigt, daß ich Euch unterbreche, aber mein Gott! was rathet Ihr mir denn zu thun? Ihr habt mehr Erfahrung, als ich, sprecht, ich höre.«

»Vor allem kann ich mich täuschen,« erwiderte Mylady, und es ist wohl möglich, daß Euch d'Artagnan und seine Freunde wirklich zu Hilfe kommen.«

»Oh! das wäre zu schön,« rief Madame Bonacieux, »aber so viel Glück gibt es nicht für mich auf der Welt.«

»Ihr begreift, daß es nur eine Zeitfrage, eine Art von Wettlauf wäre, wer zuerst ankäme; tragen Eure Freunde den Sieg in der Geschwindigkeit davon, so seid Ihr gerettet; gewinnen die Schergen des Kardinals einen Vorsprung, so seid Ihr verloren.«

»Ja! ja! ohne Barmherzigkeit verloren. Aber was soll ich thun? was soll ich

beginnen?«

»Es gäbe ein einfaches, ganz natürliches Mittel.«

»Oh! nennt es, nennt es mir.«

»Es bestünde darin, daß Ihr in der Gegend verborgen wartet und Euch überzeugen würdet, was für Menschen nach Euch fragen.« — »Aber wo wartet?«

»Oh! das unterliegt keiner Schwierigkeit: ich selbst verweile und verberge mich einige Meilen von hier, bis mich mein Bruder abholt; wenn Ihr wollt, nehme ich Euch mit mir, wir verbergen uns miteinander und warten gemeinschaftlich auf Erlösung.«

»Man wird mich nicht ziehen lassen, ich bin gleichsam als Gefangene hier.«

»Da man meint, ich reise auf einen Befehl des Kardinals, so wird man nicht annehmen, daß Ihr große Lust habet, mir zu folgen.«

»Und dann?«

»Der Wagen ist vor der Thüre, Ihr sagt mir Lebewohl, Ihr steigt auf den Fußtritt, um mich zum letzten Mal in Eure Arme zu schließen, der Bediente meines Bruders, der mich fortführt, wird unterrichtet, er gibt dem Postillon ein Zeichen und wir eilen im Galopp davon.

»Aber d'Artagnan, wenn d'Artagnan kommt?«

»Werden wir es nicht erfahren?«

»Wie dies?«

»Nichts leichter, — wir schicken diesen Bedienten meines Bruders, auf den wir uns verlassen können, zurück; er nimmt unter einer Verkleidung sein Quartier dem Kloster gegenüber; kommen Emissäre des Kardinals, so rührt er sich nicht, erscheinen aber Herr d'Artagnan und seine Freunde, so führt er sie an den Ort, wo wir uns aufhalten.«

»Er kennt sie also?«

»Allerdings; hat er nicht Herrn d'Artagnan bei mir gesehen?«

»Oh! ja, ja, Ihr habt Recht. So wird Alles gut gehen, so macht sich die Sache vortrefflich; aber brechen wir nicht bald auf?«

Um sieben Uhr oder spätestens um acht Uhr sind wir an der Grenze, und bei dem ersten Lärmen verlassen wir Frankreich.«

»Und was soll ich bis dahin machen?«

»Warten.«

»Aber wenn sie kommen?«

»Der Wagen meines Bruders wird vor ihnen hier sein.«

»Wenn ich im Augenblicke, wo man Euch abholt, von Euch entfernt bin, beim Mittags- oder Abendessen zum Beispiel?«

»So hört, was Ihr thun könnt.«

»Was?«

»Sagt unserer guten Äbtissin, Ihr bittet sie, mein Mahl mit mir theilen zu dürfen, damit Ihr mich so wenig als möglich zu verlassen habt.«

»Wird sie es erlauben?«

»Was kann hierbei als ungeeignet erscheinen?«

»Oh! schön, schön! auf diese Art verlassen wir uns nicht einen Augenblick.«

»Nun so geht zu ihr hinab und tragt ihr Eure Bitte vor, mein Kopf ist mir so schwer und ich will einen Gang durch den Garten thun.«

»Geht, und wo treffe ich Euch wieder?«

»Hier, in einer Stunde!«

»Oh! ich danke Euch; wie gut seid Ihr doch!«

»Wie sollte ich nicht innige Theilnahme für Euch hegen, da Ihr so schön und liebenswürdig seid, und seid Ihr denn nicht auch die Freundin eines meiner besten Freunde?«

»Der theure d'Artagnan! oh! wie wird er Euch danken!«

»Ich hoffe es. Aber nun vorwärts; Alles ist verabredet; laßt uns hinabgehen.«

»Ihr geht in den Garten?«

»Ja.«

»Folgt der Flur; geht eine kleine Treppe hinab.«

»Gut; ich danke Euch.«

Und mit dem holdseligsten Lächeln verließen sich die zwei Frauen.

Mylady hatte die Wahrheit gesprochen: der Kopf war ihr schwer, denn ihre noch ungeordneten Pläne trieben sich wie in einem Chaos durcheinander. Sie bedurfte der Einsamkeit, um etwas Ordnung in ihre Gedanken zu bringen; ihr Blick in die Zukunft war nicht klar und sie brauchte Ruhe und Stille, um allen ihren Ideen eine bestimmte Form, feste Anhaltspunkte zu geben.

Das Dringendste war, Madame Bonacieux zu entführen und an einen sichern Ort zu bringen, um sie erforderlichen Falls als Geißel zu gebrauchen. Mylady fing an, den Ausgang des furchtbaren Zweikampfes zu fürchten, bei welchem ihre Feinde eben so viel Hartnäckigkeit zeigten, als sie selbst Erbitterung bewies.

Überdies fühlte sie, wie man den Sturm kommen fühlt, daß dieser Ausgang nahe war und nothwendig furchtbar werden mußte.

Die Hauptsache schien ihr also zu sein, daß sie Madame Bonacieux in ihren Händen hielt. Mit Madame Bonacieux hatte sie das Leben d'Artagnans, ja noch mehr das Leben der Frau, die er liebte, in ihrer Gewalt. Im allerschlimmsten Fall besaß sie dadurch ein Mittel zu unterhandeln und auf sichere Weise gute Bedingungen zu erzielen.

Dieser Punkt war nun festgestellt. Madame Bonacieux folgte ihr ohne Mißtrauen; einmal mit ihr in Armentières verborgen, konnte man sie leicht glauben machen, d'Artagnan sei nicht nach Bethune gekommen. In spätestens vierzehn Tagen mußte Rochefort zurückkehren. Während dieser vierzehn Tage würde sie wohl einen Plan ersinnen, um sich an den vier Freunden zu rächen. Langweile könnte sie, Gott sei Dank! keine bekommen, denn sie hätte den süßesten Zeitvertreib zu erwarten, den die Ereignisse einer Frau ihres Charakters zu gewähren im Stande sind: sie hätte ein schönes Rachewerk zu vollführen.

Unter diesen Träumen schaute sie umher und ordnete in ihrem Kopfe die Topographie des Gartens; Mylady war ein guter Feldherr, der zugleich den Sieg und die Niederlage vorher berechnet und sich bereit hält, je nach den Chancen der Schlacht vorwärts zu marschieren oder sich fechtend zurückzuziehen.

Nach Verlauf einer Stunde hörte sie eine sanfte Stimme, welche sie rief: es

war Madame Bonacieux. Die gute Äbtissin hatte natürlich zu allem ihre Einwilligung ertheilt, und um den Anfang zu machen, sollten sie mit einander ein Abendbrot nehmen.

Als sie in den Hof kamen, vernahmen sie das Geräusch eines Wagens, der vor dem Thore anhielt. Mylady horchte.

»Hört Ihr?« sprach sie.

»Ja, das Rollen eines Wagens.«

»Es ist der, welchen uns mein Bruder schickt.«

»Oh! mein Gott!«

»Auf! Muth gefaßt!«

Man läutete an der Klosterpforte, Mylady hatte sich nicht getäuscht.

»Geht in Euer Zimmer hinauf,« sagte sie zu Madame Bonacieux. »Ihr habt wohl einige Juwelen, die ihr mitzunehmen wünschen werdet.«

»Ich habe seine Briefe,« erwiderte sie.

»Nun wohl! so geht und holt sie! kommt dann sogleich zu mir, wir nehmen geschwind einige Nahrung zu uns; vielleicht reisen wir einen Theil der Nacht, wir bedürfen unserer Kräfte.«

»Großer Gott!« sprach Madame Bonacieux; »mein Herz droht zu zerspringen, ich kann nicht von der Stelle.«

»Muth gefaßt! meine Theure, Muth gefaßt! Bedenkt, daß Ihr in einer Viertelstunde gerettet seid, und daß Ihr das, was Ihr thut, für ihn thut.«

»Ja, ja! Alles, Alles für ihn. Ihr habt mir durch ein einziges Wort meinen Muth wieder gegeben.«

Mylady eilte in ihr Zimmer, sie fand hier den Bedienten Rocheforts und gab ihm seine Instruktionen.

Er sollte vor dem Thor warten; würden zufällig die Musketiere erscheinen, so sollte der Wagen im Galopp um das Kloster fahren und Mylady in einem Dörfchen erwarten, das auf der andern Seite des Gehölzes lag.

In diesem Fall würde Mylady durch den Garten gehen und das Dörfchen zu Fuß zu erreichen suchen; Mylady kannte diesen Theil Frankreichs erwähnter Maßen ganz vortrefflich.

Würden die Musketiere nicht erscheinen, so sollten die Dinge vor sich gehen, wie es verabredet war. Madame Bonacieux stieg in den Wagen, unter dem Vorwand, ihr Lebewohl zu sagen, und sie entführte Madame Bonacieux.

Madame Bonacieux trat ein, und um ihr jeden Argwohn zu benehmen, wenn sie einen solchen hätte, wiederholte sie dem Bedienten in ihrer Gegenwart den letzten Theil seiner Instruktion.

Mylady machte einige Fragen in Beziehung auf den Wagen; es war eine mit drei Pferden bespannte Chaise, geführt von einem Postillon. Der Lakai Rocheforts sollte als Courier vorausreiten.

Mylady hatte Unrecht, wenn sie einen Argwohn bei Madame Bonacieux befürchtete. Die arme junge Frau war zu rein, um bei einem andern weiblichen Wesen eine solche Treulosigkeit zu ahnen. Überdies war ihr der Name der Gräfin Winter, den sie von der Äbtissin gehört hatte, völlig unbekannt, und sie wußte nicht einmal, daß eine Frau einen so großen und unseligen Antheil an den Unglücksfällen ihres Lebens gehabt hatte.

»Ihr seht,« sprach Mylady, nachdem der Lakai weggegangen war, »Alles ist bereit. Die Äbtissin hatte keine Ahnung und glaubt, man hole mich auf Befehl des Kardinals. Dieser Mensch ertheilt die letzten Befehle; nehmt ein wenig Speise, trinkt einen Tropfen Wein und dann vorwärts.«

»Ja,« sprach Madame Bonacieux mechanisch, »ja vorwärts!«

Mylady gab ihr ein Zeichen, sich ihr gegenüber zu setzen, schenkte ihr ein Glas spanischen Wein ein und legte ihr ein Stückchen Huhn vor.

»Seht,« sprach sie, »wie uns Alles begünstigt, es wird bereits Nacht. Mit Tagesanbruch sind wir an Ort und Stelle, und Niemand wird ahnen können, wo wir uns befinden. Muth gefaßt, nehmt etwas zu Euch!«

Madame Bonacieux aß mechanisch einige Bissen und benetzte ihre Lippen mit dem Weine.

»Auf, muthig!« sprach Mylady, indem sie ihr Glas an die Lippen setzte, »macht es, wie ich.«

Aber in dem Augenblick, wo sie zu trinken im Begriffe war, blieb ihre Hand schwebend. Sie hatte in der Ferne das Geräusch eines näher kommenden Galopps gehört, und beinahe zu gleicher Zeit kam es ihr vor, als vernähme sie das Gewieher von Pferden.

Dieses Geräusch entriß sie ihrer Freude, wie uns das Brausen des Sturmes mitten in einem schönen Traume erweckt; sie erbleichte und lief nach dem Fenster, während Madame Bonacieux, am ganzen Leibe zitternd, aufstand und sich, um nicht zu fallen, auf ihren Stuhl stützte.

Man sah noch nichts, man hörte nur den Galopp immer deutlicher.

»O mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »was bedeutet dieses Geräusch?«

»Es rührt von unsern Freunden oder von unsern Feinden her,« antwortete Mylady mit furchtbarer Kaltblütigkeit. »Bleibt, wo Ihr seid, ich werde es Euch sagen.«

Madame Bonacieux blieb an ihrem Platze stehen, stumm, unbeweglich und bleich, wie eine Bildsäule.

Das Geräusch wurde indessen immer stärker. Die Pferde konnten nicht mehr über fünfhundert Schritte entfernt sein. Wenn man sie noch nicht sah, so kam dies davon her, daß die Straße eine Krümmung bildete. Aber das Getöse war so deutlich, daß man die Zahl der Pferde an ihrem Hufschlag hätte unterscheiden können.

Mylady schaute mit aller Macht der gespanntesten Aufmerksamkeit. Es war gerade noch hell genug, daß man die Ankommenden zu erkennen vermochte.



Plötzlich sah sie an der Wendung des Weges betäubt Hüte glänzen und Federn wogen. Sie zählte zwei, dann fünf dann acht Reiter. Der eine von ihnen ritt den übrigen um zwei Pferdelängen voraus.

Mylady brüllte. In demjenigen, welcher sich an der Spitze befand, erkannte sie d'Artagnan.

»O mein Gott!« rief Madame Bonacieux, »was gibt es denn?«

»Es ist die Uniform der Leibwachen des Herrn Kardinals — kein Augenblick zu verlieren!« schrie Mylady, »laßt uns fliehen, eiligst fliehen.«

»Ja, ja, fliehen,« wiederholte Madame Bonacieux, aber ohne, durch den Schrecken auf den Platz gebannt, einen Schritt machen zu können.

Man hörte die Reiter unter dem Fenster vorüber ziehen.

»Kommt doch, kommt doch!« rief Mylady und suchte die junge Frau am Arme fortzuschleppen, »durch den Garten können wir noch entfliehen; ich habe den Schlüssel; aber eilen wir, in fünf Minuten ist es zu spät!«

Madame Bonacieux versuchte zu gehen, machte zwei Schritte und sank in die Kniee.

In diesem Moment hörte man das Rollen des Wagens, der bei dem Anblick der Musketiere im Galopp davon eilte. Dann erschollen drei oder vier Schüsse.

»Zum letzten Male, wollt Ihr kommen!« rief Mylady.

»O! mein Gott! mein Gott! Ihr seht wohl, daß es mir an Kraft gebricht, Ihr seht wohl, daß ich nicht gehen kann, flieht allein.«

»Allein fliehen? Euch hier lassen? Nein, nie, nie!« rief Mylady.

Plötzlich zuckte ein bleicher Blitz aus ihren Augen hervor. Sie lief nach dem Tische und goß in das Glas von Madame Bonacieux den Inhalt eines Ringkastens, den sie mit seltsamer Geschwindigkeit öffnete.

Es war ein röthliches Kügelchen, das sogleich schmolz.

Dann nahm sie das Glas mit fester Hand und sagte zu Madame Bonacieux:

»Trinkt, trinkt, dieser Wein wird Euch Kräfte geben, trinkt!«

Und sie näherte das Glas den Lippen der jungen Frau, die es mechanisch trank.

»Ah! ich wollte mich nicht auf diese Art rächen,« sprach Mylady, indem sie mit einem höllischen Lächeln das Glas auf den Tisch setzte; »aber meiner Treu, man thut nur, was man kann.«

Und sie stürzte aus dem Zimmer.

Madame Bonacieux sah sie fliehen, ohne ihr folgen zu können. Sie war, wie jene Menschen, welche träumen, man verfolge sie, und vergebens zu gehen versuchen. Einige Minuten gingen vorüber. Ein furchtbares Getöse erhob sich vor der Thüre. Jeden Augenblick erwartete Madame Bonacieux das Wiedererscheinen Myladys, welche jedoch nicht zurückkehrte. Mehrere Male drang, ohne Zweifel aus Schrecken, ein kalter Schweiß auf ihre glühende Stirne.

Endlich vernahm sie das Ächzen der Gitter, welche man öffnete. Der Lärm von Stiefeln und Sporen ertönte auf der Treppe; in einem gewaltigen Gemurmel von Stimmen, die sich näherten, glaubte sie ihren Namen aussprechen zu hören.

Plötzlich stieß sie ein mächtiges Freudengeschrei aus und stürzte nach der

Thüre: sie hatte die Stimme d'Artagnans erkannt.

»D'Artagnan! d'Artagnan!« rief sie, »seid Ihr es? hierher!«



»Constance! Constance!« antwortete der junge Mann, »mein Gott, wo seid Ihr?«

In demselben Augenblicke wich die Thüre der Zelle vor einem kräftigen Stoße. Mehrere Männer traten in das Zimmer; Madame Bonacieux war in einen Lehnstuhl gesunken, ohne sich von der Stelle bewegen zu können.

D'Artagnan warf eine noch rauchende Pistole, die er in der Hand hielt, von sich und fiel vor seiner Geliebten auf die Kniee, Athos steckte die seinige in den Gürtel, Porthos und Aramis, welche ihre entblößten Degen in der Hand hielten, stießen sie in die Scheide.

»Oh! d'Artagnan, mein geliebter d'Artagnan, Du kommst endlich! Du hattest mich nicht getäuscht! Du bist es!«

»Ja, ja, Constance! endlich vereinigt!«

»Oh *sie* mochte immerhin sagen. Du würdest nicht kommen, ich hoffte dennoch und wollte nicht fliehen. Oh! wie wohl habe ich daran gethan! Wie glücklich bin ich!«

Bei dem Worte sie stand Athos, der sich ruhig niedergesetzt hatte, plötzlich auf.

»*Sie?* welche *sie?*« fragte d'Artagnan.



»Meine Gefährtin, diejenige, welche mich aus Freundschaft meinen Verfolgern entziehen wollte, diejenige, welche so eben entflohen ist, weil sie Euch für Leibwachen des Kardinals hielt.«

»Eure Gefährtin?« rief d'Artagnan und wurde so bleich, wie der weiße Schleier seiner Geliebten. »Von welcher Gefährtin spricht Ihr?«

»Von derjenigen, deren Wagen vor der Thüre stand; von einer Frau, die sich Eure Freundin nennt, d'Artagnan; von einer Frau, der Ihr Alles erzählt habt.«

»Ihr Name?« rief d'Artagnan. »Mein Gott, wißt Ihr ihren Namen nicht?«

»Allerdings, man hat ihn in meiner Gegenwart ausgesprochen. Wartet, aber das ist seltsam . . . Ah! mein Gott! meine Sinne verwirren sich . . . ich sehe nicht mehr . . . «

»Hierher, meine Freunde, hierher, ihre Hände sind kalt, wie Eis!« rief d'Artagnan. »Großer Gott, sie verliert das Bewußtsein!«

Während Porthos mit aller Gewalt seiner Stimme um Hilfe rief, lief Aramis, um ein Glas Wasser zu holen, nach dem Tische. Aber er blieb plötzlich stehen, als er die furchtbare Verstörung in den Gesichtszügen von Athos wahrnahm, der an dem Tische stehend, die Haare starr, das Antlitz vor Bestürzung in Stein verwandelt, eines von den Gläsern betrachtete und der gräßlichsten Vermuthung preisgegeben zu sein schien.

»Oh!« sagte Athos, »oh! nein, das ist unmöglich! Gott würde ein solches Verbrechen nicht zugeben.«

»Wasser! Wasser!« rief d'Artagnan, »Wasser!«

»O! arme Frau, arme Frau,« murmelte Athos mit gebrochener Stimme.

Madame Bonacieux öffnete die Augen wieder unter d'Artagnans Küssen.

»Sie kommt zu sich!« rief der junge Mann. »Oh! mein Gott, mein Gott, ich danke Dir!«

»Madame,« sprach Athos, »Madame, im Namen des Himmels! wem gehört dieses leere Glas?«

»Mir, Herr,« antwortete die junge Frau mit sterbender Stimme.

»Doch wer hat den Wein eingeschenkt, der in diesem Glase war?«

»Sie!«

»Aber welche *sie* denn?«

»Ah, ich erinnere mich,« erwiderte Madame Bonacieux, »die Gräfin Winter.«

Die vier Freunde stießen einen einzigen, gleichzeitigen Schrei aus; aber die Stimme von Athos beherrschte die andern.



In diesem Augenblick wurde das Antlitz von Madame Bonacieux leichenblaß. Ein dumpfer Schmerz warf sie nieder. Sie fiel keuchend in die Arme von Porthos und Aramis.

D'Artagnan ergriff die Hände von Athos mit einer unbegreiflichen Seelenangst.

»Wie!« sagte er, »Du glaubst?«

Seine Stimme erlosch unter gewaltigem Schluchzen.

»Ich glaube Alles,« antwortete Athos, und biß sich in die Lippen, daß das Blut hervorquoll.

»D'Artagnan! d'Artagnan!« rief Madame Bonacieux, »wo bist Du? Verlaß mich nicht, Du siehst, daß ich sterbe.«

D'Artagnan ließ die Hände von Athos los, die er in seinen krampfhaft zusammengepreßten Fäusten hielt.

Ihr so schönes Gesicht war völlig verstört, ihre glasigen Augen hatten bereits keinen Blick mehr, ein krampfhaftes Zittern schüttelte ihren ganzen Leib und

der Schweiß floß in Strömen von der Stirne herab.

»Ums Himmels willen lauft, ruft. Porthos, Aramis, fordert Hilfe!«

»Vergeblich,« sprach Athos, »vergeblich! Für ein Gift, das sie einflößt, gibt es kein Gegengift!«

»Ja, ja. Hilfe! Hilfe!« murmelte Madame Bonacieux, »zu Hilfe!«

Dann raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, nahm den Kopf des jungen Mannes zwischen ihre zwei Hände, schaute ihn eine Sekunde an, als ob ihre ganze Seele in ihren Blick übergegangen wäre, und drückte mit einem jammervollen Schrei ihre Lippen auf die seinigen.

»Constance! Constance!« rief d'Artagnan.

Ein Seufzer drang aus dem Munde von Madame Bonacieux hervor, der d'Artagnans Lippen berührte. Dieser Seufzer war die so keusche, so liebevolle Seele, welche zum Himmel aufstieg.

D'Artagnan hielt nur noch eine Leiche in seinen Armen.

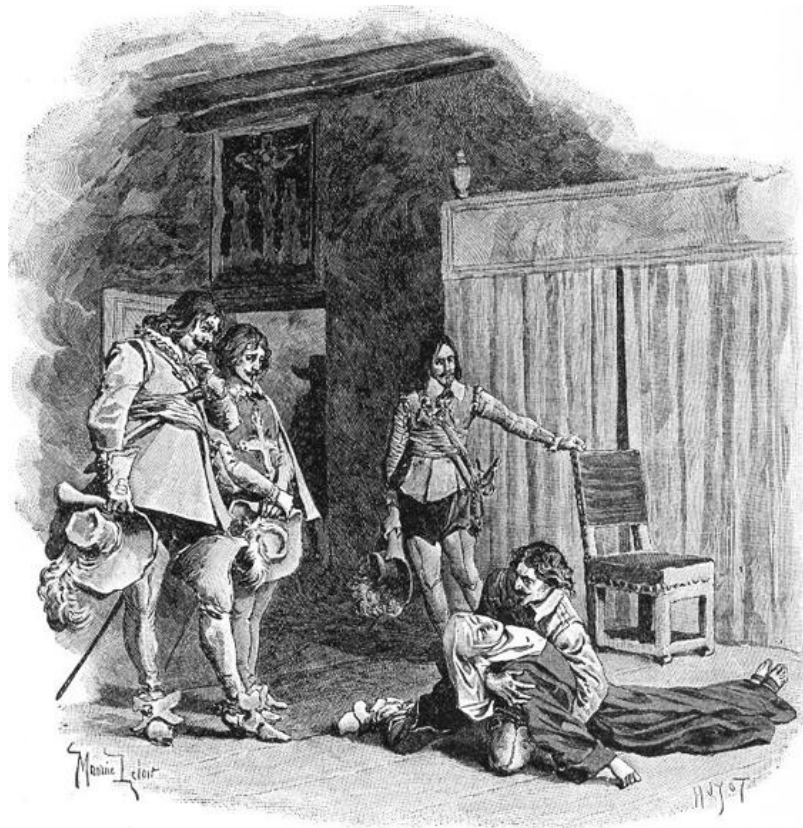
Der junge Mann stieß einen Schrei aus und stürzte neben seine Geliebte, so bleich, so starr wie sie, nieder.

Porthos weinte. Athos streckte die Faust zum Himmel empor. Aramis machte das Zeichen des Kreuzes.

In diesem Augenblick erschien ein Mann an der Thüre, beinahe so bleich wie diejenigen, welche sich im Zimmer befanden. Er schaute um sich her, sah Madame Bonacieux tot und d'Artagnan in Ohnmacht.

Er erschien gerade in jenem Augenblick der Erstarrung, welche stets auf große Katastrophen folgt.

»Ich hatte mich nicht getäuscht,« sagte er, »hier ist Herr d'Artagnan und Ihr seid seine drei Freunde, die Herren Athos, Porthos und Aramis.«



Die Männer, deren Namen genannt worden waren, schauten den Fremden mit Erstaunen an. Es kam ihnen Allen vor, als müßten sie ihn kennen.

»Meine Herren,« versetzte der Fremde, »Ihr sucht Alle, wie ich, eine Frau auf, die,« fügte er mit einem furchtbaren Lächeln bei, »hier durchgekommen sein muß, denn ich sehe dort eine Leiche.«

Die drei Freunde blieben stumm: nun erinnerte sie die Stimme, wie zuvor das Gesicht an einen Mann, den sie bereits gesehen hatten; aber sie konnten sich nicht entsinnen, unter welchen Umständen.

»Meine Herren,« fuhr der Fremde fort, »da Ihr mich nicht als einen Mann wiedererkennen wollt, der Euch ohne Zweifel das Leben zu verdanken hat, so muß ich mich wohl nennen: ich bin Lord Winter, der Schwager jener Frau.«

Die drei Freunde gaben einen Schrei des Staunens von sich.

Athos stand auf, reichte ihm die Hand und sprach:

»Seid willkommen, Mylord, Ihr gehört zu uns.«

»Ich reiste fünf Stunden nach ihr von Portsmouth ab,« sprach Lord Winter; »ich kam drei Stunden nach ihr in Boulogne an, ich verfehlte sie um zwanzig Minuten in Saint-Omer; endlich verlor ich in Lilliers ihre Spur. Ich überließ mich dem Zufalle, erkundigte mich nach Euch, als ich Euch im Galopp vorüberreiten sah. Ich erkannte Herrn d'Artagnan, rief Euch, aber Ihr antwortetet mir nicht. Ich wollte Euch folgen, doch mein Pferd war zu müde, um mit den Eurigen gleichen Schritt halten zu können, und dennoch scheint es, Ihr seid bei allein Eurem Eifer zu spät gekommen.«

»Ihr seht es,« sprach Athos und zeigte Lord Winter die tote Madame Bonacieux und d'Artagnan, den Porthos und Aramis in das Leben zurückzurufen suchten.

»Sind alle Beide tot?« fragte Lord Winter kalt.

»Zum Glücke, nein,« antwortete Athos, »d'Artagnan ist nur ohnmächtig.«

»Desto besser!« sprach Lord Winter.

D'Artagnan öffnete in diesem Momente die Augen wieder. Er entriß sich den Armen von Porthos und Aramis und warf sich wie ein Wahnsinniger auf die Leiche seiner Geliebten.

Athos stand auf, ging mit langsamem, feierlichem Schritt auf seinen Freund zu und sagte, als dieser in ein Schluchzen ausbrach, mit seiner so edlen, so überzeugenden Stimme:

»Freund! sei ein Mann, die Weiber beweinen die Toten, die Männer rächen sie!«

»Oh! ja,« sprach d'Artagnan, »ja, wenn es geschehen soll, um sie zu rächen, so bin ich bereit, Dir zu folgen.«

Athos genützte diesen Augenblick der Kraft, welche die Hoffnung auf Rache seinem unglücklichen Freunde wieder verlieh, und machte Porthos und Aramis ein Zeichen, die Äbtissin zu holen.

Die Freunde trafen sie in der Flur völlig verwirrt von so vielen Ereignissen. Sie rief einige Nonnen, welche gegen alle klösterliche Gebräuche vor den fünf Männern erschienen.

»Madame,« sagte Athos, indem er d'Artagnan beim Arme nahm, »wir überlassen Eurer frommen Sorge den Leib dieser unglücklichen Frau. Sie war

ein Engel auf Erden, ehe sie ein Engel im Himmel wurde. Behandelt sie wie eine von Euern Schwestern, wir werden eines Tages wiederkehren, um auf ihrem Grabe zu beten.«

D'Artagnan verbarg sein Antlitz an der Brust seines Freundes und brach abermals in ein Schluchzen aus.

»Weine,« sagte Athos, »weine, Herz voll Liebe, Jugend und Leben! Ach, ich wünschte wohl auch wie Du weinen zu können.«

Und er zog seinen Freund fort, zärtlich wie ein Vater, tröstend wie ein Priester, groß wie der Mann, der viel gelitten hat.

Alle fünf begaben sich nun, von ihren Bedienten gefolgt, die ihre Pferde am Zügel führten, nach der Stadt Bethune, und hielten vor der ersten Herberge an, die sie erblickten.

»Aber verfolgen wir denn diese Frau nicht?« fragte d'Artagnan.

»Später,« antwortete Athos, »ich habe Maßregeln zu nehmen.«

»Sie wird uns entkommen,« entgegnete der junge Mann, »sie wird uns entkommen, Athos, und das ist Deine Schuld.«

»Ich stehe für sie,« sprach Athos.

D'Artagnan hatte ein solches Zutrauen zu dem Worte seines Freundes, daß er das Haupt neigte und ohne eine weitere Silbe in die Herberge eintrat.

Porthos und Aramis schauten sich an und konnten die Sicherheit von Athos nicht begreifen.

Lord Winter glaubte, er spreche so, um d'Artagnans Schmerz zu betäuben.

»Nun, meine Herren,« sagte Athos, nachdem er sich überzeugt hatte, daß fünf Zimmer im Hause frei waren, »nun wollen wir uns jeder in sein Zimmer zurückziehen. Für d'Artagnan ist es Bedürfnis, allein zu weinen, und für Euch, zu schlafen. Ich übernehme Alles, seid unbesorgt.«

»Es scheint mir jedoch,« erwiderte Lord Winter, »daß es mich angeht, wenn Maßregeln gegen die Gräfin zu nehmen sind, denn es ist meine Schwägerin.«

»Und es ist meine Frau,« sprach Athos.

D'Artagnan bebte, denn er begriff, daß Athos seiner Rache sicher war, da er ein solches Geheimnis enthüllte; Porthos und Aramis schauten sich erleblich an; Lord Winter glaubte, Athos sei verrückt.

»Zieht Euch nun zurück,« sagte Athos, »und laßt mich machen. Ihr seht wohl, daß die Sache mich als den Gatten betrifft. Nur gebt mir das Papier, d'Artagnan, wenn Ihr es nicht verloren habt, das aus dem Hute jenes Mannes gefallen ist, und worauf der Name der Stadt geschrieben steht.«

»Ah!« rief d'Artagnan, »ich begreife, der von ihrer Hand geschriebene Name . . . «

»Du siehst wohl,« sprach Athos, »daß es einen Gott im Himmel gibt!«

XXXIV

Der Rothmantel.

Die Verzweiflung von Athos hatte einem tiefen innern Schmerz Platz gemacht, der die glänzenden Eigenschaften dieses Mannes noch leuchtender hervortreten ließ.

Nur mit einem Gedanken beschäftigt, nämlich an das Versprechen, das er geleistet, und an die Verantwortlichkeit, die er übernommen hatte, zog er sich zuletzt in sein Zimmer zurück, bat den Wirth, ihm eine Karte von der Gegend zu verschaffen, beugte sich über diese, betrachtete die auf derselben gezogenen Linien, fand, daß vier verschiedene Wege von Bethune nach Armentières führten, und ließ die Bedienten rufen.

Planchet, Grimaud, Mousqueton und Bazin erschienen und erhielten klare, pünktliche und ernste Befehle von Athos. Sie sollten mit Tagesanbruch abgehen und sich jeder auf einem andern Wege nach Armentières begeben. Planchet, der Gescheiteste von allen, sollte denselben einschlagen, wie der Wagen, auf welchen die drei Freunde geschossen hatten, und der, wie man sich erinnert, von dem Bedienten Rocheforts begleitet war.

Athos ließ die Bedienten zuerst ins Feld rücken, einmal weil er, seitdem diese Leute in seinem und seiner Freunde Dienst standen, bei jedem von ihnen verschiedenartige und wesentliche Eigenschaften erkannt hatte, und dann, weil Bedienten, wenn sie sich nach etwas erkundigen, den Bauern weniger Mißtrauen einflößen, als ihre Herren, und mehr Sympathie bei denjenigen finden, an welche sie sich wenden. Endlich kannte auch Mylady die Herren, während ihr die Knechte fremd waren.

Alle vier sollten sich am andern Tag um elf Uhr an einem bezeichneten Orte einfinden. Wenn sie den Aufenthalt Myladys entdeckt hätten, sollten drei zu ihrer Bewachung zurückbleiben, der vierte aber sollte wieder nach Bethune kommen, um Athos Kunde zu geben und den drei Freunden als Führer zu dienen.



Als diese Anordnungen getroffen waren, gingen auch die Bedienten schlafen.

Athos erhob sich nun von seinem Stuhl, gürtete sein Schwert um, hüllte sich in seinen Mantel und verließ die Herberge; es war zehn Uhr, um zehn Uhr finden sich bekanntlich in der Provinz nur selten Menschen auf den Straßen. Athos aber suchte offenbar irgend Jemand, an den er eine Frage richten könnte. Endlich ging ein Verspäteter vorüber, er näherte sich ihm und sagte einige Worte. Der Mann, an den er sich wandte, wich erschrocken zurück; er beantwortete jedoch die Frage des Musketiers durch ein Deuten. Athos bot diesem Menschen eine halbe Pistole, wenn er ihn begleiten würde, aber er schlug es aus.

Athos wandte sich nach einer Straße, die ihm der Befragte mit dem Finger bezeichnet hatte, aber als er auf einen Kreuzweg gelangte, gerieth er abermals in eine sichtbare Verlegenheit. Da er jedoch auf diesem Kreuzweg mehr als irgendwo einem Menschen zu begegnen hoffen durfte, so blieb er stille stehen. Bald kam auch wirklich ein Nachtwächter. Athos wiederholte die Frage, die er bereits an die erste Person, die er getroffen, gerichtet hatte. Der Nachtwächter gab denselben Schrecken kund, weigerte sich ebenfalls, Athos zu begleiten, und zeigte ihm mit der Hand den Weg, den er einzuschlagen hatte.

Athos ging in der ihm angegebenen Richtung vorwärts und erreichte die am entgegengesetzten Ende liegende Vorstadt. Hier schien er abermals unruhig und verlegen und stand zum dritten Male still.

Zum Glück kam ein Bettler vorüber, der sich Athos näherte und ihn um ein Almosen bat. Athos bot ihm einen Thaler an, wenn er ihn begleiten würde. Der Bettler zögerte einen Moment, aber beim Anblick des in der Dunkelheit schimmernden Geldstückes entschloß er sich und marschierte Athos voraus.

Als sie die Ecke einer Straße erreicht hatten, zeigte er ihm von ferne ein

kleines, einsam gelegenes düsteres Haus. Athos eilte auf dasselbe zu, während der Bettler, nachdem er seine Belohnung erhalten hatte, aus Leibeskräften davonlief.

Athos ging rings um das Haus, ehe er die Thüre unter der rothen Farbe unterscheiden konnte, mit der es angemalt war. Kein Licht schien durch die Spalten der Fensterläden, kein Geräusch ließ vermuthen, daß es bewohnt wurde; es war stumm und traurig wie ein Grab.

Athos klopfte dreimal, ohne daß man antwortete; bei dem dritten Schlag näherten sich im Innern Tritte, die Thüre öffnete sich halb, und ein Mann von hohem Wuchse, bleicher Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und schwarzem Barte erschien.

Athos und er wechselten einige Worte mit leiser Stimme, dann machte der Mann von hohem Wuchse dem Musketiere ein Zeichen, daß er eintreten könne. Athos benützte sogleich diese Erlaubnis und die Thüre schloß sich hinter ihm.



Der Mann, den Athos in so großer Entfernung aufgesucht und nur mit Mühe gefunden hatte, ließ ihn in ein Laboratorium eintreten, wo er eben daran arbeitete, die klappernden Knochen eines Skelets mit Eisendraht an einander zu befestigen. Der ganze Körper war bereits zusammengefügt, nur der Kopf allein lag noch auf dem Tische.

Alles übrige Geräthe deutete an, daß der Mann, bei dem man sich befand, sich mit den Naturwissenschaften beschäftigte; es waren hier gläserne Gefäße voll von Schlangen mit Aufschriften nach den Gattungen, getrocknete Eidechsen glänzend wie Smaragde in großen Rahmen von Holz; Bündel von wildwachsenden, wohlriechenden Kräutern, ohne Zweifel mit

Eigenschaften und Kräften ausgerüstet, die dem großen Haufen unbekannt waren, hingen an der Decke und in den Ecken der Stube.

Keine Familie, kein Gesinde war zu bemerken; der Mann von hohem Wuchse bewohnte das Haus allein.

Athos warf einen kalten, gleichgültigen Blick auf alle diese Gegenstände und setzte sich auf die Einladung des Mannes, den er aufgesucht hatte, zu diesem.

Er erklärte ihm die Ursache seiner Erscheinung und den Dienst, den er von ihm forderte; aber kaum hatte er ihm sein Verlangen auseinandergesetzt, als der Unbekannte, der vor dem Musketier stehen geblieben war, voll Schrecken zurückwich und Gehorsam verweigerte. Athos zog aus seiner Tasche ein kleines Papier, auf welches zwei mit einer Unterschrift und einem Siegel

versehene Zeilen geschrieben waren, und bot es demjenigen dar, welcher zu frühzeitig Zeichen des Widerstrebens kundgab. Der Mann von hohem Wuchse hatte kaum diese zwei Zeilen gelesen, die Unterschrift gesehen und das Siegel erkannt, als er sich verbeugte, zum Beweise, daß er keine Einwendung mehr zu machen habe und zu gehorchen bereit sei.

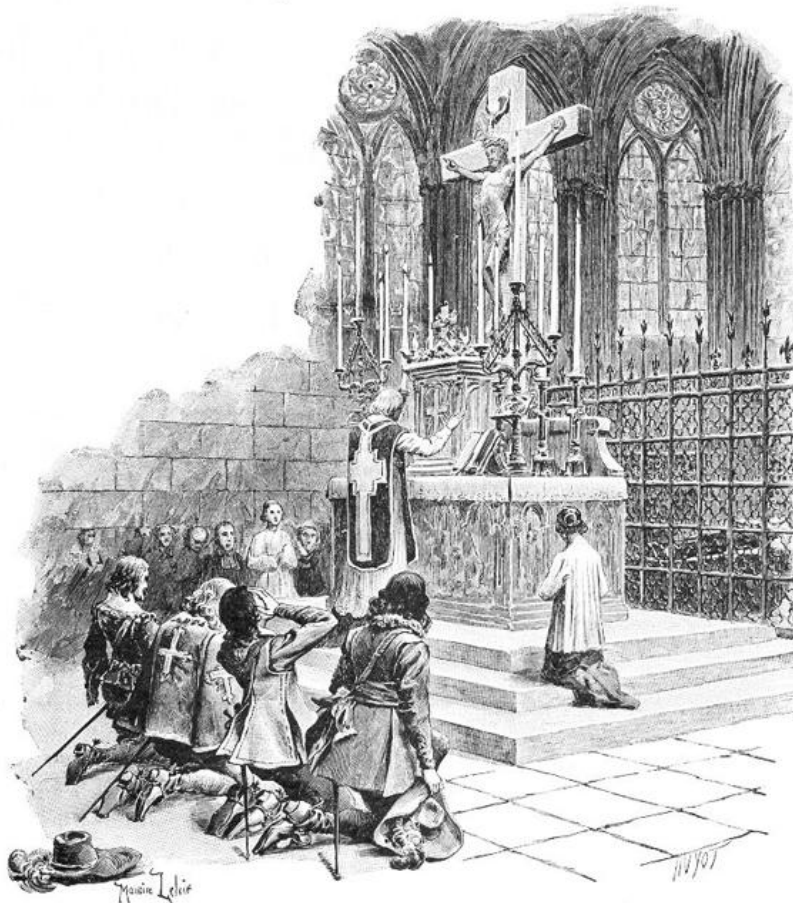
Athos verlangte nicht mehr, stand auf, verließ das Haus, ging auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, wieder durch die Straßen, kehrte in das Hotel zurück und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Mit Tagesanbruch trat d'Artagnan bei ihm ein und fragte, was zu thun sei.

»Warten,« antwortete Athos.

Einige Augenblicke nachher ließ die Äbtissin des Klosters die Musketiere benachrichtigen, daß die Beerdigung des Opfers von Mylady um die Mittagsstunde stattfinden solle. Von der Giftmischerin hatte man keine Kunde. Nur wußte man, daß sie durch den Garten entflohen war, man hatte auf dem Boden die Spur ihrer Tritte erkannt und die Thüre wieder geschlossen gefunden; der Schlüssel war verschwunden.

Zur bezeichneten Stunde begaben sich Lord Winter und die vier Freunde in das Kloster, alle Glocken wurden geläutet, die Kapelle war geöffnet, nur das Gitter des Chors war geschlossen. Mitten im Chor war der Leichnam des Opfers in seinen Novizenkleidern ausgestellt. Auf jeder Seite des Chors und hinter dem Gitter war die ganze Gemeinde der Karmeliterinnen versammelt, welche von hier aus den Gottesdienst hörte und ihren Gesang mit dem Gesänge des Priesters vermischte, ohne die Laien zu sehen und von ihnen gesehen zu werden.



An der Thüre der Kapelle fühlte d'Artagnan, daß ihn der Muth abermals verließ; er wandte sich, um Athos zu suchen; aber Athos war verschwunden.

Seiner Rachesendung getreu, hatte sich Athos in den Garten führen lassen, folgte auf dem Sande den leichten Tritten der Frau, von der überall, wo sie erschien, eine blutige Spur zurückblieb, gelangte bis zu der Thüre, öffnete diese und drang in den Wald.

Alle seine Zweifel wurden nun beseitigt: der Weg auf welchem der Wagen verschwunden war, lief um den Wald. Athos folgte diesem Wege eine Zeit lang, die Augen auf den Boden geheftet: leichte Blutspuren, welche entweder von einer Verwundung des Mannes, der den Wagen als Curier begleitete, oder von einem verwundeten Pferd herrührten, besprenkelten den Weg. Nach ungefähr einer Dreiviertelsmeile, fünfzig Schritte von Festubert entfernt, erschien ein größerer Blutfleck; der Boden war von den Pferden vertreten. Zwischen dem Walde und dieser verrätherischen Stelle, etwas hinter der vertretenen Erde, fand man dieselbe Spur von kleinen Tritten: der Wagen hatte stille gehalten.

Hier hatte Mylady den Wald verlassen und war in den Wagen gestiegen.

Befriedigt durch diese Entdeckung, welche alle seine Vermuthungen bestätigte, kehrte Athos in das Gasthaus zurück, wo er Planchet fand, der ungeduldig seiner harrte.

Alles war, wie es Athos vorhergesehen hatte.

Planchet hatte seinen Weg verfolgt und wie Athos die Blutspuren bemerkt, wie Athos hatte er die Stelle erkannt, wo die Pferde anhielten; aber er war weiter gegangen, als Athos, und hatte im Dorfe Festubert, im Wirthshause

trinkend, ohne viel fragen zu müssen, erfahren, daß um halb neun Uhr am Abend vorher ein verwundeter Mann, der eine in einer Postchaise reisende Dame begleitete, habe einkehren müssen, weil ihm seine Schmerzen das Weiterreisen nicht gestatteten. Der Unfall war auf Rechnung von Räufern gesetzt worden, welche den Wagen im Walde angehalten haben sollten. Der Mann war im Dorfe zurückgeblieben, die Frau hatte frische Pferde genommen und ihre Reise fortgesetzt.

Planchet suchte den Postillon auf und fand ihn auch. Er hatte die Dame bis Fromelles geführt und von Fromelles war sie nach Armentières gereist. Planchet schlug einen Seitenweg ein, und erreichte Armentières um 8 Uhr Morgens. Es war hier nur ein Wirthshaus, das zur Post. Planchet gab sich für einen Lakai ohne Stelle aus, der einen Herrn suche. Er hatte noch keine zehn Minuten mit den Leuten vom Hause gesprochen, als er bereits wußte, daß um elf Uhr Abends eine Frau ganz allein angekommen war, ein Zimmer genommen, den Wirth gerufen und diesem gesagt hatte, sie wünsche einige Zeit in der Gegend zu bleiben.

Planchet brauchte nicht mehr zu wissen. Er lief nach dem zum Zusammentreffen bestimmten Ort, fand die drei Lakaien pünktlich auf ihrem Posten, stellte sie als Schildwachen vor alle Ausgänge des Gasthauses und kehrte zu Athos zurück, der gerade die letzte Meldung von Planchet angehört hatte, als seine Freunde wieder erschienen.

Auf allen Gesichtern waren finstere Wolken gelagert, selbst auf dem sanften Antlitz von Aramis.

»Was soll geschehen?« fragte d'Artagnan.

»Warten,« antwortete Athos.

Jeder zog sich in sein Zimmer zurück.

Abends um acht Uhr gab Athos Befehl, die Pferde zu satteln und Lord Winter und seine Freunde zu benachrichtigen, sie möchten sich zu dem Zuge bereit halten.

In einem Augenblick waren alle fünf fertig. Jeder untersuchte seine Waffen und setzte sie in gehörigen Stand. Athos ging zuletzt hinab und fand d'Artagnan bereits ungeduldig zu Pferde.

»Geduld, d'Artagnan,« sprach Athos, »es fehlt noch Einer.«

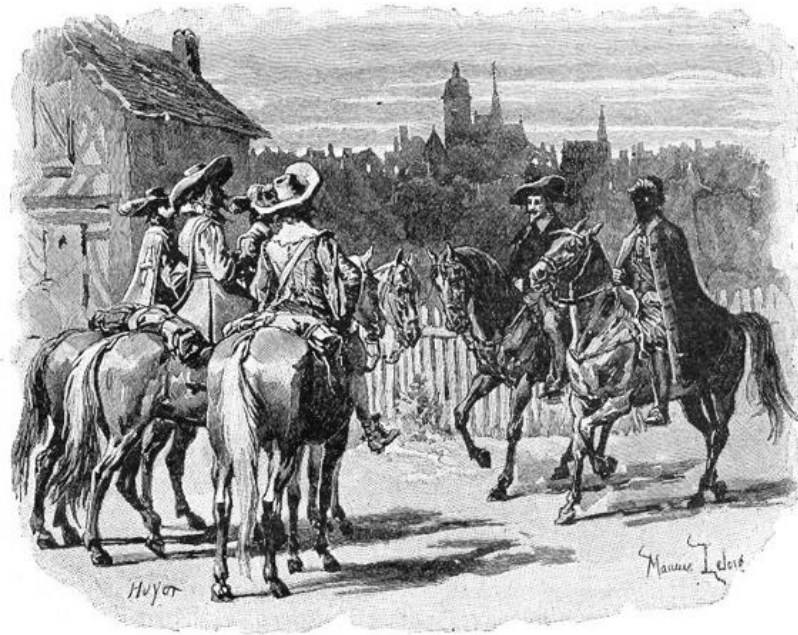
Die vier Freunde schauten erstaunt um sich her, denn sie besannen sich vergeblich, wer der Eine sein möge, der noch fehlen sollte.

In diesem Augenblick führte Planchet das Pferd von Athos herbei. Der Musketier sprang leicht in den Sattel.

»Wartet auf mich,« sagte er, »ich komme sogleich.«

Und er sprengte im Galopp davon.

Eine Viertelstunde nachher kam er wirklich in Begleitung eines maskierten und in einen großen rothen Mantel gehüllten Mannes zurück.



Lord Winter und die drei Musketiere fragten sich gegenseitig mit den Blicken. Keiner von ihnen konnte die Andern belehren, denn sie wußten insgesamt nicht, wer dieser Mann war. Sie dachten jedoch, es müsse so sein, da es auf Befehl von Athos geschah.

Um neun Uhr setzte sich die kleine Reitertruppe, von Planchet geführt, in Marsch und schlug den Weg ein, den der Wagen verfolgt hatte.

Sie boten einen traurigen Anblick, die sechs Männer, welche in der Stille hinritten, jeder in seine Gedanken vertieft, düster wie die Verzweiflung, ernst wie die Strafe.

XXXV.

Das Gericht.

Es war eine stürmische, finstere Nacht. Schwere Wolken jagten am Himmel hin und verschleierten den Glanz der Gestirne; der Mond sollte erst um Mitternacht aufgehen. Zuweilen gewährte man beim Schimmer eines Blitzes, der am Horizont zuckte, die Straße, wie sie sich weiß und einsam entrollte. Erlosch der Blitz, so trat wieder dieselbe Finsternis ein.

Jeden Augenblick rief Athos d'Artagnan zu, der stets an der Spitze der kleinen Truppe ritt, und nöthigte ihn, in sein Glied zurückzukehren, das er nach einem Augenblick abermals verließ. Er hatte nur einen Gedanken, nämlich vorwärts zu kommen, und es drängte ihn. Man zog in der Stille durch das Dorf Festubert, wo der verwundete Bediente zurückgeblieben war, und dann längs dem Dorfe Richebourg. In Herlier angelangt, wandte sich Planchet, der den Zug stets anführte, nach links.

Wiederholt hatten es Lord Winter, Porthos oder Aramis versucht, den Mann mit dem rothen Mantel anzureden, aber auf jede Frage, die man an ihn richtete, verneigte er sich, ohne zu antworten. Die Reisenden begriffen sodann, daß der Unbekannte sein Stillschweigen aus triftigen Gründen beobachtete, und hörten auf, ihn auszuforschen.

Überdies nahm das Gewitter immer mehr zu, die Blitze folgten sich rascher, der Donner fing an zu rollen, und der Wind der Vorläufer des Orkans, pfiß durch die Federn und Haare der Reiter.

Die Reitertruppe schlug einen Trab an.

Jenseits Fromelles kam der Sturm zum Ausbruch. Man zog die Mäntel an. Es waren noch drei Meilen zurückzulegen, man machte sie unter Strömen von Regen. D'Artagnan hatte seinen Hut abgenommen und den Mantel nicht angezogen. Es war ihm eine Erquickung, das Wasser über seine glühende Stirne und seinen von Fieberschauern geschüttelten Körper rinnen zu lassen.

Im Augenblick, nachdem die kleine Truppe durch Goscal geritten war und sich vor der Post befand, machte sich ein an einen Baum gelehnter Mann von dem Stamme los, wo man ihn in der Dunkelheit nicht erkannt hatte, und trat, seinen Finger auf die Lippen legend, bis an die Mitte der Straße vor.

Athos erkannte Grimaud.

»Was gibt es?« rief d'Artagnan. »Sollte sie Armentières verlassen haben?«

Grimaud machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen. D'Artagnan knirschte mit den Zähnen.

»Stille, d'Artagnan!« sprach Athos, »ich habe Alles übernommen, und es ist folglich meine Sache, Grimaud zu befragen.«

»Wo ist sie?« fragte Athos.

Grimaud streckte die Hand in der Richtung der Lys aus.

»Fern von hier?«

Grimaud zeigte seinem Herrn einen gebogenen Finger.

»Allein?«

Grimaud bejahte durch ein Zeichen.

»Meine Herren,« sagte Athos, »sie ist eine halbe Meile von hier, in der Richtung des Flusses.«

»Gut,« sprach d'Artagnan; »führe uns, Grimaud.«

Grimaud ging querfeldein und diente der Cavalcade als Führer.

Nach ungefähr fünfhundert Schritten fand man einen Bach, den man durchwatete.

Beim Schimmer eines Blitzes gewahrte man das Dorf Erquinheim.

»Ist es hier?« fragte d'Artagnan.

Grimaud schüttelte verneinend den Kopf.

»Stille also,« sprach Athos.

Und die Truppe setzte ihren Weg fort.

Ein anderer Blitz leuchtete. Grimaud streckte den Arm aus, und bei dem bläulichen Schein unterschied man ein kleines, einzeln stehendes Haus am Rande des Flusses, hundert Schritte von einer Fähre.

Ein Fenster war erhellt.

»Wir sind an Ort und Stelle,« sprach Athos.

In diesem Augenblick erhob sich ein in einem Graben liegender Mann: es war Mousqueton. Er deutete mit dem Finger nach dem erleuchteten Fenster.

»Sie ist hier,« sagte er.

»Und Bazin?« fragte Athos.

»Während ich das Fenster bewachte, bewachte er die Thüre.«

»Gut,« sagte Athos, »Ihr seid Alle getreue Diener.«

Athos sprang von seinem Pferde, dessen Zügel er Grimaud überließ, und ging auf das Fenster zu, nachdem er den übrigen Mitgliedern seiner Truppe durch ein Zeichen angedeutet hatte, sie möchten sich nach der Thüre wenden.

Das kleine Haus war von einer lebendigen, zwei bis drei Fuß hohen Hecke umgeben. Athos sprang über die Hecke und gelangte bis zu dem Fenster, das der Läden entbehrte, dessen Halbvorhänge aber sorgfältig zugezogen waren.

Er stieg auf die steinerne Randleiste, damit sein Auge über die Höhe der Vorhänge reichen möchte.

Beim Schimmer einer Lampe sah er eine in einen dunkelfarbenen Mantel gehüllte Frau auf einem Schemel in der Nähe eines erlöschenden Feuers sitzen.

Sie stützte ihren Ellenbogen auf einen schlechten Tisch und hatte ihren Kopf in ihre elfenbeinweiße Hände gelegt.

Man konnte ihr Gesicht nicht unterscheiden, aber ein finsternes Lächeln zog über die Lippen von Athos. Es war keine Täuschung möglich. Er sah diejenige, welche er suchte.

In diesem Augenblick wieherte ein Pferd. Mylady schaute empor, erblickte dicht vor dem Fenster das bleiche Antlitz von Athos und stieß einen Schrei aus.

Athos begriff, daß sie ihn erkannt hatte, stieß mit dem Knie und der Hand an das Fenster, dieses gab nach, die Scheiben zerbrachen und Athos sprang,



sein. Tretet ein, meine Herren.«

dem Gespenst der Rache ähnlich, in das Zimmer.

Mylady lief nach der Thür und öffnete sie. Noch bleicher, noch drohender als Athos, stand d'Artagnan auf der Schwelle.

Mylady wich kreischend zurück.

D'Artagnan glaubte, sie habe ein Mittel zu entfliehen, und zog, ihr Entkommen befürchtend, eine Pistole aus seinem Gürtel. Aber Athos hob die Hand und sprach:

»Stecke die Waffe wieder an ihren Ort, d'Artagnan. Diese Frau soll gerichtet und nicht ermordet werden. Warte noch einen Augenblick, d'Artagnan, und Du sollst befriedigt



D'Artagnan gehorchte, denn Athos hatte die feierliche Stimme und die mächtige Geberde eines vom Herrn im Himmel abgesandten Richters. Hinter d'Artagnan traten Porthos, Aramis, Lord Winter und der Rothmantel ein.

Die vier Lakaien bewachten die Thüre und das Fenster.

Mylady war auf ihren Sitz zurückgesunken und streckte die Hände aus, als wollte sie diese furchtbare Erscheinung beschwören. Als sie ihren Schwager erblickte, stieß sie einen gräßlichen Schrei aus.

»Was verlangt Ihr?« rief Mylady.

»Wir verlangen,« antwortete Athos, »Anna von Breuil, die sich Anfangs Gräfin de la Fère und sodann Lady Winter, Baronin von Sheffield genannt hat.«

»Ich bin es,« murmelte sie in höchster Bestürzung. »Was wollt Ihr von mir?«

»Wir wollen Euch richten nach Euren Verbrechen,« sagte Athos. »Es steht Euch frei, Euch zu vertheidigen; rechtfertigt Euch, wenn Ihr könnt. Herr d'Artagnan, Euch kommt die erste Anklage zu.«

D'Artagnan schritt vor und sprach:

»Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau an, Constance Bonacieux, welche gestern Abend verschieden ist, vergiftet zu haben.«

Er wandte sich gegen Porthos und Aramis um.

»Wir bezeugen es,« sagten mit einer Bewegung die zwei Musketiere. D'Artagnan fuhr fort:

»Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau darüber an, daß sie mich mit dem Weine vergiften wollte, den sie mir von Villeroy mit einem falschen Briefe zuschickte, als ob der Wein von meinen Freunden käme. Gott hat mich gerettet, aber ein Mann, Namens Baisemout, ist statt meiner gestorben.«

»Wir bezeugen es,« sagten einstimmig Porthos und Aramis.

»Vor Gott und den Menschen,« sprach d'Artagnan weiter, »klage ich diese Frau an, mich zur Ermordung des Grafen von Wardes angereizt zu haben, und da Niemand hier ist, um die Wahrheit dieser Beschuldigung zu bezeugen, so bezeuge ich sie. Ich habe es gesagt.«

Nach diesen Worten trat d'Artagnan mit Porthos und Aramis auf die andere Seite des Zimmers.

»An Euch, Mylord,« sagte Athos.

Der Baron trat ebenfalls vor und sprach:

»Vor Gott und den Menschen klage ich diese Frau darüber an, daß sie den Herzog von Buckingham ermorden ließ.«

»Der Herzog von Buckingham ermordet!« riefen alle Anwesenden wie aus einem Munde.

»Ja,« erwiderte der Baron, »ermordet! Auf Euer warnendes Schreiben hin ließ ich diese Frau verhaften und übergab sie einem redlichen Diener zur Bewachung. Sie verführte diesen Menschen, drückte ihm den Dolch in die Hand, hieß ihn den Herzog ermorden, und in diesem Augenblick bezahlt Felton vielleicht mit seinem Kopfe das Verbrechen dieser Furie.«

Ein Schauer durchlief die Richter bei der Enthüllung dieser noch unbekanntem Verbrechen.

»Das ist noch nicht Alles,« versetzte Lord Winter. »Mein Bruder, der Euch zu seiner Erbin eingesetzt hatte, ist in drei Stunden an einer seltsamen Krankheit gestorben, welche auf dem ganzen Körper schwarzblaue Flecken zurückläßt. Meine Schwester, wie ist Euer Gatte gestorben?«

»Gräulich!« riefen Porthos und Aramis.

»Mörderin Buckinghams! Mörderin Feltons! Mörderin meines Bruders! ich verlange Gerechtigkeit von Euch, und wenn sie mir nicht gegeben wird, so werde ich sie mir selbst nehmen!«

Und Lord Winter stellte sich neben d'Artagnan und ließ den Platz für einen andern Ankläger frei.

Myladys Stirne sank in ihre beiden Hände, sie suchte ihre durch einen tödtlichen Schwindel verwirrten Gedanken zu klären.

»Nun ist es an mir,« sprach Athos selbst, indem er zitterte, wie ein Löwe beim Anblick einer Schlange zittert, »nun ist es an mir. Ich heirathete diese Frau, als sie noch ein junges Mädchen war; ich heirathete sie wider den Willen meiner Familie; ich übergab ihr mein Vermögen, ich gab ihr meine Hand, und eines Tages bemerkte ich, daß diese Frau gebrandmarkt war. Diese Frau trug das Brandmal einer Lilie auf der linken Schulter.«



»Oh!« rief Mylady, sich erhebend, »ich fordere Euch auf, das Tribunal, welches diesen schändlichen Spruch über mich verhängt hat, aufzufinden. Ich fordere Euch auf, denjenigen, welcher ihn vollstreckte, zu finden.«

»Stille!« ließ sich eine Stimme vernehmen, »dies zu beantworten kommt mir zu!«

Und der Rothmantel trat ebenfalls näher.

»Wer ist dieser Mann? wer ist dieser Mann?« rief durch den Schrecken niedergeschmettert Mylady, deren Haare sich lösten und auf dem leichenblassen Haupte empor starteten, als ob sie lebendig gewesen wären.

Aller Augen wandten sich nach diesem Manne, denn mit Ausnahme von Athos war er allen unbekannt. Doch auch Athos schaute ihn mit eben so großer Verwunderung an, wie die Andern; er wußte nicht, wie derselbe im Zusammenhang mit dem furchtbaren Drama stehen konnte, das sich in diesem Augenblicke entwickelte.

Nachdem der Unbekannte sich langsam und feierlich Mylady genähert hatte, so daß ihn nur noch der Tisch von ihr trennte, nahm er seine Maske ab.

Mylady schaute einige Zeit mit allen Zeichen wachsenden Schreckens das bleiche, mit schwarzen Haaren und schwarzem Bart umgebene Gesicht an, dessen einziger Ausdruck eine eisige Unempfindlichkeit war. Dann rief sie plötzlich aufstehend und bis an die Wand zurückweichend:

»Oh! nein, nein, nein! Das ist eine höllische Erscheinung! Er ist es nicht! Zu Hilfe, zu Hilfe!« schrie sie mit rauher Stimme, und wandte sich nach der Wand um, als ob sie sich mit ihren Händen einen freien Durchgang hätte öffnen können.

»Aber wer seid Ihr denn?« riefen alle Zeugen dieser Szene. »Fragt diese

Frau,« antwortete der Rothmantel; »denn Ihr seht wohl, daß sie mich wieder erkannt hat.«

»Der Henker von Lille! der Henker von Lille!« rief Mylady, von wahnsinnigem Schrecken erfaßt und sich mit den Händen an die Wand klammernd, um nicht zu fallen.

Alle Anwesenden wichen zurück und der Rothmantel stand allein mitten in der Stube.

»Oh! Gnade! Barmherzigkeit!« rief die Elende, auf die Kniee stürzend.

Der Unbekannte wartete, bis es wieder stille geworden war, und sprach sodann:

»Ich sagte Euch, daß sie mich wiedererkannt hat. Ja, ich bin der Henker der Stadt Lille. Hört meine Geschichte.«

Aller Augen waren auf den Mann geheftet, dessen Worten man mit ängstlicher Neugier entgegenharrte.

»Diese Frau war einst ein junges Mädchen, so schön, wie sie heute ist. Sie war eine Nonne im Kloster der Benedictinerinnen von Templemar. Ein junger Priester von schlichtem, gläubigem Herzen versah den Gottesdienst in der Kirche dieses Klosters. Sie unternahm es, ihn zu verführen, und es gelang ihr. Sie hätte auch einen Heiligen verführt.

»Ihre Gelübde, die Gelübde Beider, waren heilig, unwiderruflich: ihre Leidenschaft konnte nicht lange dauern, ohne Beide in das Verderben zu stürzen. Sie bewog ihn, mit ihr die Gegend zu verlassen; aber um gemeinschaftlich nach einem andern Theil Frankreichs zu entfliehen, wo sie als Unbekannte ruhig leben könnten, brauchten sie Geld, und keines von Beiden besaß Geld. Der Priester stahl die heiligen Gefäße und verkaufte sie; aber als sie eben abreisen wollten, wurden Beide verhaftet.

»Acht Tage nachher hatte sie den Sohn des Kerkermeisters verführt und sich geflüchtet. Der junge Priester wurde zu zehn Jahren Kettenstrafe und zur Brandmarkung verurtheilt. Ich war der Henker der Stadt Lille, wie diese Frau sagt. Ich mußte den Schuldigen brandmarken, und der Schuldige, meine Herren, war mein Bruder.

»Ich schwor, daß diese Frau, welche ihn zu Grunde gerichtet hatte und mehr als seine Mitschuldige war, weil sie ihn zum Verbrechen antrieb, wenigstens seine Strafe theilen sollte. Ich vermuthete, an welchem Orte sie verborgen war, verfolgte, erreichte, knielte sie, und drückte ihr dasselbe Mal auf, das ich meinem Bruder aufgedrückt hatte.

»Am Tage nach meiner Rückkehr nach Lille gelang es meinem Bruder, ebenfalls zu entweichen. Man klagte mich der Mitschuld an und verurtheilte mich, so lange im Gefängnis zu bleiben, bis er sich wieder gestellt hätte. Mein armer Bruder wußte nichts von diesem Urtheil. Er war mit der ehemaligen Nonne wieder zusammengetroffen und mit ihr nach Berri gezogen, wo er eine kleine Pfarre erhielt. Diese Frau galt für seine Schwester.

»Der Herr des Gutes, auf welchem die Kirche des Pfarrers lag, sah die angebliche Schwester und verliebte sich in sie, so daß er ihr die Ehe antrug. Da verließ sie denjenigen, welchen sie ins Verderben gestürzt hatte, um dem Manne zu folgen, den sie ins Verderben stürzen sollte, und wurde Gräfin de la Fère.«

Aller Augen wandten sie gegen Athos, dessen wirklicher Name dies war. Athos aber bestätigte mit einem Zeichen seines Kopfes, daß Alles, was der Henker gesagt hatte, der Wahrheit entsprach. Dieser fuhr fort: »In Verzweiflung, entschlossen sich eines Daseins zu entledigen, dem sie Ehre, Glück, Alles geraubt hatte, kam mein armer Bruder nun nach Lille zurück, und als er von dem Spruche hörte, der mich statt seiner verurtheilt hatte, gab er sich freiwillig in Haft und erhing sich an demselben Abend am Luftloche seines Kerkers.

»Um denjenigen, welche mich verurtheilt hatten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken, daß sie Wort hielten. Kaum war die Identität des Leichnams nachgewiesen, als man mich wieder in Freiheit setzte. Dies ist das Verbrechen, dessen ich sie anklage, dies die Ursache, warum ich sie gebrandmarkt habe.«

»Herr d'Artagnan,« sprach Athos, »welche Strafe verlangt Ihr gegen diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antwortete d'Artagnan.

»Mylord von Winter.« fuhr Athos fort, »welche Strafe verlangt Ihr gegen diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antwortete Lord Winter.

»Meine Herren Porthos und Aramis,« sagte Athos, »Ihr, die Ihr ihre Richter seid, welche Strafe verhängt Ihr gegen diese Frau?«

»Die Todesstrafe!« antworteten mit dumpfer Stimme die zwei Musketiere.

Mylady stieß ein furchtbares Geheul aus und schleppte sich auf den Knien einige Schritte gegen ihre Richter.

Athos streckte die Hand gegen sie aus.

»Anna von Breuil, Gräfin de la Fère, Mylady Winter,« sagte er, »Eure Verbrechen haben die Menschen auf Erden und Gott im Himmel ermüdet. Wenn Ihr ein Gebet wißt, so sprecht es, denn Ihr seid verurtheilt und müßt sterben.«



Bei diesen Worten, die ihr keine Hoffnung mehr übrig ließen, richtete sich Mylady in ihrer ganzen Höhe auf und wollte reden. Aber es fehlten ihr die Laute. Sie fühlte, daß eine mächtige, unwiderstehliche, unversöhnliche Hand sie an den Haaren faßte und unwiderruflich fortzog, wie das Verhängnis den Menschen fortzieht. Sie versuchte daher nicht einmal Widerstand zu leisten, und verließ die Hütte.

Lord Winter, d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis gingen nach ihr hinaus; die Bedienten folgten ihren Herren, und die Stube blieb verlassen mit ihren zerbrochenen Fenstern, ihrer offenen Thüre und ihrer rauchigen Lampe, welche düster auf dem Tische fortbrannte.

XXXVI.

Die Hinrichtung.

Es war um die Mitternachtsstunde. Der in seiner Abnahme sichelförmige und durch die letzten Spuren des Gewitters blutig gefärbte Mond ging hinter dem Dorfe Armentières auf, das in seinem bleichen Schimmer die düstere Silhouette seiner Häuser und das Skelett seines hohen, durchbrochenen Glockenthurms hervorhob. Vorn wälzte die Lys, einem Flusse von geschmolzenem Zinn ähnlich, ihre Wasser, während man auf dem andern Ufer das Profil einer schwarzen Masse von Bäumen auf einem stürmischen Himmel erblickte, dessen dicke, kupferrothe Wolken mitten in der Nacht eine Art von Dämmerung hervorriefen. Zur Linken erhob sich eine alte verlassene Mühle mit unbeweglichen Flügeln, in deren Trümmern von Zeit zu Zeit eine Nachttaube ihr monotones, schrilles Geschrei hören ließ. Da und dort erschienen in der Ebene rechts und links vom Wege, auf dem sich der traurige Zug bewegte, niedrige, untersetzte Bäume, welche wie mißgestaltete Zwerge aussahen, die sich niedergekauert hätten, um in dieser finsternen Stunde Menschen aufzulauern.

Zuweilen öffnete ein mächtiger Blitz den Horizont in seiner ganzen Breite, schlängelte sich über die schwarze Masse der Bäume hin und trennte, wie ein furchtbarer Säbel, den Himmel und das Wasser in zwei Theile. Nicht der leiseste Wind bewegte die schwerfällige Atmosphäre. Eine Todtenstille lastete auf der ganzen Natur, der Boden war feucht und schlüpfrig von dem gefallenem Regen und die wiederbelebten Gräser und Kräuter ergossen ihre Wohlgerüche mit neuer Kraft.

Zwei Bediente schleppten Mylady, welche jeder von ihnen an einem Arme hielt. Der Henker ging hinter ihr. Lord Winter, d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis gingen hinter dem Henker.

Planchet und Bazin kamen zuletzt.

Die zwei Diener führten Mylady nach dem Flusse. Ihr Mund war stumm, aber ihre Augen sprachen mit jener unaussprechlichen Beredsamkeit und flehten abwechselnd zu Jedem, den sie anschaute.

Als sie sich einige Schritte voraus sah, sagte sie zu den Bedienten:

»Tausend Pistolen für jeden von Euch, wenn ihr meine Flucht begünstigt; wenn Ihr mich aber Euren Herren ausliefert, so habe ich hier in meiner Nähe Rächer, die Euch meinen Tod theuer bezahlen lassen.«

Grimaud zögerte, Mousqueton zitterte an allen Gliedern.

Athos, der die Stimme Myladys gehört hatte, näherte sich rasch, Lord Winter that dasselbe.

»Schickt diese Bedienten weg,« sagte er, »sie hat mit ihnen gesprochen, sie sind nicht mehr sicher.«

Man rief Planchet und Bazin, welche die Stelle von Grimaud und Mousqueton einnahmen.

An den Rand des Wassers gelangt, trat der Henker zu Mylady und band ihre Hände und Füße.

Da brach sie das Schweigen und rief: »Ihr seid feige, elende Mörder, Ihr erhebt Euch zu zeh'n, um eine Frau umzubringen. Nehmt Euch in Acht, wenn man mir auch keine Hilfe bringt, so wird man mich doch rächen! . . . «

»Ihr seid kein Weib,« sprach Athos kalt, »Ihr gehört nicht dem Menschengeschlechts an, Ihr seid ein der Hölle entsprungener Teufel, den wir wieder dahin zurückschicken werden.«

»Oh! meine tugendhaften Herren,« sprach Mylady, gebt wohl Acht, daß derjenige von Euch, welcher ein Haar von meinem Haupte berührt, nicht auch ein Mörder ist.«

»Der Henker kann tödten, ohne darum ein Mörder zu sein, Madame,« sprach der Rothmantel und klopfte dabei an sein breites Schwert. »Er ist der Nachrichter, der letzte Richter und nichts Anderes.«



Während er sie band und diese Worte sprach, stieß Mylady wiederholt ein Geschrei aus, das gar düster und seltsam klang, als es durch die Nacht hinflieg und sich in der Tiefe des Waldes verlor.

»Wenn ich schuldig bin, wenn ich die Verbrechen begangen habe, deren Ihr mich bezichtigt,« heulte Mylady, »so führt mich vor ein Tribunal. Ihr seid nicht die Richter, die mich verdammen können.«

»Ich habe Euch Tyburn vorgeschlagen,« entgegnete Lord Winter, »warum habt Ihr es nicht angenommen?«

»Weil ich nicht sterben will,« rief Mylady, gegen den Henker sich sträubend, »weil ich zu jung bin, um zu sterben.«

»Die Frau, welche Ihr in Bethune vergiftet habt, war noch jünger, als Ihr, und ist dennoch gestorben,« sagte d'Artagnan.

»Ich werde in ein Kloster eintreten, ich werde den Schleier nehmen,« rief Mylady.

»Ihr waret in einem Kloster,« sprach der Henker, »und Ihr habt es verlassen, um meinen Bruder zu verderben.«

Mylady stieß abermals ein Angstgeschrei aus und fiel auf die Kniee.

Der Henker hob sie bei den Armen auf und wollte sie nach dem Nachen tragen.

»Oh! mein Gott, mein Gott!« rief sie. »Wollt Ihr mich denn ertränken?«

Dieses Geschrei hatte etwas so Herzzerreißendes, daß d'Artagnan, der Anfangs der erbitterteste Verfolger Myladys war, sich auf einen Baumstumpf niederließ, das Haupt neigte und die Ohren mit seinen flachen Händen verstopfte; aber dennoch hörte er sie schreien und drohen.

D'Artagnan war der jüngste von allen diesen Männern; sein Herz erweichte sich.

»Oh! ich kann dieses furchtbare Schauspiel nicht ansehen,« sagte er; »ich kann nicht zugeben, daß diese Frau so stirbt.«

Mylady hatte die letzten Worte gehört und gab sich wieder einem Strahle der Hoffnung hin.

»D'Artagnan! d'Artagnan!« rief sie, »erinnerst Du Dich, daß ich Dich geliebt habe?«

Der junge Mann stand auf und machte einen Schritt gegen sie.

Athos stand ebenfalls auf, zog seinen Degen und stellte sich ihm in den Weg.

»Wenn Ihr noch einen Schritt macht, d'Artagnan,« sprach er, »so mögen sich unsere Schwerter kreuzen.«

D'Artagnan fiel auf die Kniee und betete.

»Auf!« fuhr Athos fort, »Henker, thue Deine Pflicht.«



»Gern, gnädiger Herr,« antwortete der Henker; »denn so wahr ich ein guter Katholik bin, glaube ich, daß ich gerecht handle, wenn ich mein Geschäft an dieser Frau vollziehe.«

Athos trat näher zu Mylady und sprach:

»Ich vergebe Euch das Böse, was Ihr mir zugefügt habt, ich vergebe Euch meine zertrümmerte Zukunft, meine verlorene Ehre, meine befleckte Liebe und mein für immer durch die Verzweiflung, in die Ihr mich gestürzt habt, zu Grunde gerichtetes Glück. Sterbt im Frieden!«

Lord Winter kam ebenfalls heran und sagte:

»Ich vergebe Euch die Vergiftung meines Bruders, die Ermordung Seiner Herrlichkeit, des Lord Buckingham, ich vergebe Euch den Tod des armen Felton, ich vergebe Euch, was Ihr gegen meine Person versucht habt. Sterbt im Frieden!«

»Was mich betrifft,« sprach d'Artagnan, »so vergebt mir, Madame, daß ich durch einen eines Edelmannes unwürdigen Betrug Euren Zorn hervorgerufen habe, und dagegen vergebe ich Euch die Ermordung meiner armen Freundin und die grausame Rache, die Ihr an mir verübt habt. Sterbt im Frieden!«

»*I am lost!*« murmelte Mylady englisch, »*I must die!*« [Ich bin verloren! ich muß sterben!]

Dann erhob sie sich und warf einen jener leuchtenden Blicke um sich, die aus einem Flammenauge hervorzuspringen schienen.

Sie sah nichts. Sie horchte, sie hörte nichts.

Sie hatte nur Feinde um sich her.

»Wo soll ich sterben?« fragte sie.

»Auf dem andern Ufer,« antwortete der Henker.

Dann ließ er sie in seine Barke eintreten, und als er den Fuß auf diese setzte, um ihr zu folgen, überreichte ihm Athos eine Summe Geldes.

»Nehmt,« sprach er, »hier ist der Lohn der Hinrichtung, damit man sehe, daß wir als Richter handeln.«

»Gut,« versetzte der Henker, »diese Frau soll nun erfahren, daß ich nicht mein Gewerbe treibe, sondern meine Pflicht erfülle.«

Und er warf das Geld in den Fluß.

»Seht,« sagte Athos, »diese Frau hat ein Kind, und dennoch hat sie kein Wort von ihrem Kinde gesprochen.«

Der Nachen entfernte sich nach dem linken Ufer der Lys, die Schuldige und den Nachrichter mit sich tragend. Die Anderen blieben auf dem rechten Ufer, und waren niedergekniet.

Der Nachen glitt langsam den Strick der Fähre entlang unter dem Widerschein einer bleichen Wolke, welche in diesem Augenblick über dem Wasser schwebte.

Man sah ihn am andern Ufer landen. Die Personen zeichneten sich schwarz an dem röthlichen Horizont ab. Mylady hatte während der Überfahrt den Strick an ihren Füßen loszumachen gewußt. Als sie sich nahe am Ufer befand, sprang sie leicht zu Boden und ergriff die Flucht.

Aber der Boden war feucht: oben auf der Böschung angelangt, glitt sie aus und fiel auf ihre Kniee nieder.

Ein abergläubischer Gedanke berührte sie ohne Zweifel. Sie sah ein, daß der Himmel ihr seinen Beistand versagte, und verharrte gebeugten Hauptes und mit gefalteten Händen in der Stellung, worin sie sich befand.



Da sah man vom andern Ufer den Henker langsam seine Arme erheben, ein Strahl des Mondes spiegelte sich auf der Klinge seines breiten Schwertes. Die beiden Arme fielen nieder, man hörte das Zischen des Schwertes, und eine verstümmelte Masse wälzte sich unter dem Streiche.

Dann nahm der Henker seinen rothen Mantel ab, legte den Körper darauf, warf den Kopf dazu, knüpfte den Mantel an seinen vier Enden zusammen, lud ihn auf seine Schulter, und stieg wieder in den Nachen.

Als er die Mitte der Lys erreicht hatte, hielt er die Barke an, hob seine Last über den Fluß und rief:



»Gottes Gerechtigkeit mag walten!«

Und er schleuderte den Leichnam in die Tiefe des Wassers, das sich über

demselden schloß.



XXXVII.

Eine Botschaft des Kardinals.

Drei Tage nachher kamen die vier Musketiere nach Paris zurück. Sie hatten sich innerhalb der Grenzen ihres Urlaubs gehalten und statteten noch an demselben Abend Herrn von Treville ihren gewöhnlichen Besuch ab.

»Nun, meine Herren,« fragte sie der brave Kapitän, »habt Ihr Euch bei Eurem Ausfluge gut unterhalten?«

»Außerordentlich,« antwortete Athos in seinem und seiner Freunde Namen.

Am 6. des darauf folgenden Monats verließ der König, dem Versprechen getreu, das er dem Kardinal in Bezug auf seine Rückkehr nach La Rochelle geleistet hatte, die Stadt Paris, noch ganz betäubt von der Nachricht, die sich über die Ermordung Buckingham's verbreitete.

Obgleich davon unterrichtet, daß der Mann, den sie so sehr geliebt hatte, von einer Gefahr bedroht war, wollte die Königin, als man ihr diesen Tod ankündigte, nicht daran glauben. Sie rief sogar unkluger Weise aus: »Das ist falsch, er hat mir kürzlich erst geschrieben!«

Aber am andern Tage mußte sie wohl der unseligen Kunde Glauben schenken. La Porte, wie alle Menschen in England durch den Befehl des Königs Karl I. zurückgehalten, kam als Überbringer des letzten traurigen Geschenkes an, das Buckingham der Königin überschickte.

Der König war voll Freude, als er die Nachricht erhielt. Er gab sich nicht einmal die Mühe, diese Freude zu verbergen, sondern ließ sie sogar geflissentlich in Gegenwart der Königin hervorbrechen. Ludwig XIII. fehlte es, wie allen schwachen Geistern, an allem Edelmuth.

Bald aber wurde der König wieder düster und übler Laune. Seine Stirne war keine von denen, welche sich auf lange Zeit erheitern. Er fühlte, daß er sich, in das Lager zurückkehrend, wieder in seine Sklaverei begab, und dennoch kehrte er zurück.

Der Kardinal war für ihn die bezaubernde Schlange, und er war der Vogel, der von Zweig zu Zweig hüpfte, ohne ihr entweichen zu können.

Die Rückkehr nach La Rochelle war auch äußerst traurig. Unsere Freunde besonders setzten ihre Kameraden in Erstaunen. Sie ritten dicht neben einander mit düsteren Augen und gesenkten Häuptern. Nur Athos allein hob seine breite Stirne von Zeit zu Zeit empor, ein Blitz leuchtete in seinen Augen, ein bitteres Lächeln zog über seine Lippen hin, und dann überließ er sich wieder, wie seine Kameraden, seinen finstern Träumereien.

Gleich nach der Ankunft der Eskorte in einer Stadt zogen sich die vier Freunde, sobald sie den König nach seiner Wohnung geleitet hatten, entweder nach ihren Quartieren oder in eine abgelegene Schenke zurück, wo sie weder spielten noch tranken, sondern nur unter sorgfältigem Umherschauen, ob Niemand sie hören könne, leise mit einander sprachen.

Als der König eines Tages auf dem Wege Halt gemacht hatte, um die Elster zu beizen, und die vier Freunde ihrer Gewohnheit gemäß, statt der Jagd zu folgen, in einem Wirthshaus an der Landstraße saßen, sprengte ein Mann, der von La Rochelle kam, mit verhängtem Zügel heran, hielt vor der Thüre, um ein Glas Wein zu trinken, und schaute ins Innere der Stube, wo sich die vier Musketiere befanden.

»Holla! Herr d'Artagnan,« sprach er, »seid Ihr es nicht, den ich da innen sehe?«

D'Artagnan schaute auf und stieß ein Freudengeschrei aus. Der Unbekannte, der ihn rief, war sein Gespenst, sein Unbekannter von Meung, von der Rue des Fossoyeurs und von Arras.

D'Artagnan zog den Degen und stürzte nach der Thüre. Aber statt zu fliehen, sprang der Unbekannte vom Pferde und lief d'Artagnan entgegen.

»Ah! mein Herr,« sprach der junge Mann, »endlich treffe ich Euch. Diesmal sollt Ihr mir nicht entgehen!«

»Das ist auch diesmal gar nicht meine Absicht, denn ich suchte Euch. Ich verhafte Euch im Namen des Königs!«

»Wie, was sagt Ihr?« rief d'Artagnan.

»Ihr habt mir Euren Degen zu geben, mein Herr, und zwar ohne Widerstand. Es geht um Euren Kopf, das sage ich Euch.«

»Wer seid Ihr denn?« fragte d'Artagnan den Degen senkend, aber ohne ihn abzugeben.

»Ich bin der Chevalier von Rochefort, der Stallmeister des Herrn Kardinals von Richelieu, und habe Befehl, Euch vor Se. Eminenz zu führen.«

»Wir kehren zu Seiner Eminenz zurück, Herr Chevalier,« sagte Athos vortretend, »und Ihr werdet wohl Herrn d'Artagnan auf sein Wort glauben, daß er sich in gerader Richtung nach La Rochelle begibt.«

»Ich muß ihn den Wachen überliefern, die ihn nach dem Lager führen werden.«

»Wir werden ihm als solche dienen, mein Herr, bei unserem adeligen Ehrenwort! Aber ich sage Euch auch,« fügte Athos die Stirne faltend bei, »ich sage Euch bei unserem adeligen Ehrenwort, daß uns Herr d'Artagnan nicht verläßt.«

Der Chevalier von Rochefort warf einen Blick zurück und sah, daß sich Porthos und Aramis zwischen ihn und die Thüre gestellt hatten. Er begriff, daß er ganz der Willkür dieser vier Männer bloßgestellt war.

»Meine Herren,« sagte er, »wenn mir Herr d'Artagnan seinen Degen übergeben und sein Wort dem Eurigen beifügen will, so begnüge ich mich mit Eurem Versprechen, Herrn d'Artagnan in das Quartier des Herrn Kardinals zu führen.«

»Ihr habt mein Wort,« sprach d'Artagnan, »und hier meinen Degen.«

»Das ist mir um so lieber,« fügte Rochefort bei, »als ich meine Reise fortsetzen muß.«

»Geschieht dies, um Mylady aufzusuchen,« sprach Athos kalt, »so bemüht Euch nicht, Ihr werdet sie nicht finden.«

»Was ist denn aus ihr geworden?« fragte Rochefort heftig.

»Kommt in das Lager zurück, und Ihr sollt es erfahren.«

Rochefort blieb einen Augenblick in Gedanken versunken. Da man aber nur noch eine Tagereise von Surgères entfernt war, bis wohin der Kardinal dem König entgegenkommen wollte, so beschloß er, den Rath von Athos zu befolgen und mit ihm zurückzukehren.

Überdies bot ihm diese Rückkehr einen weiteren Vortheil: er konnte seinen Gefangenen selbst überwachen.

Man setzte sich in Marsch.

Am andern Tag um drei Uhr Nachmittags erreichte man Surgères: der Kardinal erwartete hier Ludwig XIII. Der Minister und der König tauschten hier viele Schmeicheleien und Liebkosungen aus und beglückwünschten sich über den glücklichen Zufall, der Frankreich von dem erbitterten Feinde befreite, welcher ganz Europa gegen dasselbe aufwiegelte.

Sobald dies geschehen war, verabschiedete sich der Kardinal, welcher von Rochefort die Ankunft d'Artagnan's erfahren hatte und diesen sogleich vernehmen wollte, von dem König, indem er ihn einlud, am andern Tag die vollendeten Dammarbeiten zu besichtigen.

Als der Kardinal am Abend nach seinem Quartier am Pont de Pierre zurückkam, fand er d'Artagnan ohne Degen und die drei Musketiere bewaffnet vor dem Hause, das er bewohnte.

Da er ihnen diesmal an Kräften überlegen war, so schaute er sie streng an und gab d'Artagnan mit den Augen und mit der Hand ein Zeichen, ihm zu folgen.

»Wir erwarten Dich, d'Artagnan,« sprach Athos laut genug, daß es der Kardinal hören konnte.

Seine Eminenz faltete die Stirne, stand einen Augenblick still und setzte sodann seinen Weg fort, ohne eine Silbe zu sprechen.

D'Artagnan trat hinter dem Kardinal, Rochefort hinter d'Artagnan ein. Die Thüre wurde bewacht.

Seine Eminenz begab sich in das Zimmer, das ihm als Arbeitskabinet diente, und befahl Rochefort durch ein Zeichen, d'Artagnan einzuführen.

Rochefort gehorchte und zog sich zurück.

D'Artagnan blieb allein bei dem Kardinal. Es war seine zweite Zusammenkunft mit Richelieu, und er gestand später, er sei überzeugt gewesen, daß es seine letzte sein würde.

Richelieu blieb an dem Kamin stehen. Ein Tisch war zwischen ihm und d'Artagnan.

»Mein Herr,« sprach der Kardinal, »Ihr seid auf meinen Befehl verhaftet worden.«

»Man hat es mir gesagt, Monseigneur.«

»Wißt Ihr, warum?«

»Nein, Monseigneur, denn die einzige Sache, wegen deren ich verhaftet werden könnte, ist Seiner Eminenz noch unbekannt.«

Richelieu schaute den jungen Mann fest an und rief:

»Holla! was wollt Ihr damit sagen?«

»Wenn mich Monseigneur zuerst über die Verbrechen belehren will, die man

mir aufbürdet, so werde ich ihm sodann die Handlungen nennen, die ich begangen habe.«

»Man bürdet Euch Verbrechen auf, welche noch höhere Häupter, als das Eurige, fallen gemacht haben,« sagte der Kardinal.

»Welche, Monseigneur?« fragte d'Artagnan mit einer Ruhe, die den Kardinal in Erstaunen setzte.

»Man klagt Euch an, Ihr habet mit den Feinden des Königreichs korrespondiert; man klagt Euch an, Ihr habet Staatsgeheimnisse erlauscht; man klagt Euch an, Ihr habet die Pläne Eures Generals zu vereiteln gesucht.«

»Und wer beschuldigt mich dessen, Monseigneur?« sprach d'Artagnan, welcher sich dachte, daß die Anklage von Mylady komme. »Ein von den Gerichten gebrandmarktes Weib, ein Weib, das einen Mann in Frankreich und einen andern in England geheirathet, ein Weib, das seinen zweiten Gatten vergiftet und mich selbst zu vergiften gesucht hat.«

»Was sagt Ihr da, Herr!« rief der Kardinal voll Erstaunen, »von welchem Weibe sprecht Ihr so?«

»Von Mylady Winter,« antwortete d'Artagnan, »ja, von Mylady Winter, deren Verbrechen Eure Eminenz ohne Zweifel nicht kannte, als sie dieselbe mit ihrem Vertrauen beehrte.«

»Mein Herr,« sprach der Kardinal, »wenn Mylady Winter die Verbrechen begangen hat, deren Ihr sie bezichtigt, so soll sie bestraft werden.«

»Sie ist bestraft.«

»Und wer hat sie bestraft?«

»Wir.«

»Sie ist im Gefängnis?«

»Sie ist todt.«

»Todt!« wiederholte der Kardinal, der nicht an das glauben konnte, was er hörte. »Habt Ihr nicht gesagt, sie sei todt?«

»Dreimal versuchte sie es, mich zu tödten, und ich verzieh ihr; aber sie mordete eine Frau, die ich liebte; dann nahmen meine Freunde und ich sie gefangen, hielten Gericht und verurtheilten sie.«

D'Artagnan erzählte nun die Vergiftung von Madame Bonacieux im Kloster der Karmeliterinnen in Bethune, das Gericht in dem einsamen Hause und die Hinrichtung am Ufer der Lys. Ein Schauer lief dem Kardinal durch den ganzen Leib, und doch schauerte der Kardinal nicht so leicht.

Aber als ob sich plötzlich ein stummer Gedanke seiner bemeisterte, erhellte sich allmählig das bisher so düstere Antlitz des Kardinals und erlangte die vollkommenste Ruhe.

»Ihr habt Euch also,« sprach er mit einer Stimme, deren Weichheit in seltsamem Widerspruch mit der Strenge der Worte stand, »Ihr habt Euch also zu Richtern aufgeworfen, ohne zu bedenken, daß diejenigen, welche strafen und nicht den Auftrag dazu haben, Mörder sind?«

»Monseigneur, ich schwöre, daß ich nicht einen Augenblick die Absicht gehabt habe, meinen Kopf gegen Euch zu vertheidigen; ich werde mich der Strafe unterziehen, die Eure Eminenz über mich ausspricht. Ich hänge nicht so sehr am Leben, daß ich den Tod fürchten sollte.«



»Ja, ich weiß es, Ihr seid ein beherzter Mann,« sprach der Kardinal mit beinahe zärtlichem Tone; »ich kann Euch also zum Voraus sagen, daß man Gericht über Euch halten, ja sogar Euch verurtheilen wird.«

»Ein Anderer könnte Seiner Eminenz entgegen, er habe seine Begnadigung in der Tasche; ich aber begnüge mich zu antworten: befehlt, Monseigneur, ich bin bereit.«

»Eure Begnadigung?« fragte Richelieu erstaunt.

»Ja, Monseigneur,« erwiderte d'Artagnan.

»Und von wem unterzeichnet? Vom König?«

Der Kardinal sprach diese Worte mit einem eigenthümlichen Ausdruck der Verachtung.

»Nein, von Eurer Eminenz.«

»Von mir? Ihr seid ein Narr, mein Herr.«

»Monseigneur wird ohne Zweifel

seine Handschrift erkennen.«

Bei diesen Worten überreichte d'Artagnan dem Kardinal das kostbare Papier, das Athos Mylady entrissen und d'Artagnan übergeben hatte, dem es als Schutzwache dienen sollte.

Seine Eminenz nahm es und las es langsam und mit starker Betonung jeder einzelnen Silbe.

»Auf meinen Befehl und zum Wohle des Staates hat der Träger des Gegenwärtigen gethan, was er gethan hat.«

»Im Lager von Rochelle, den 3. Aug. 1628.

»Richelieu.«

Der Kardinal versank in tiefes Nachsinnen, nachdem er das Papier gelesen hatte, gab es aber d'Artagnan nicht zurück.

»Er überlegt, durch welche Strafe er mich zum Tode befördern soll,« sagte der Gascogner ganz leise zu sich selbst. »Gut, er soll sehen, wie ein Edelmann stirbt.«

Der junge Muskietier war in der besten Fassung, um heldenmütig zu scheiden.

Richelieu dachte immer noch nach, rollte das Papier in seiner Hand zusammen und rollte es wieder aus einander. Dann schaute er auf und heftete seinen Adlerblick auf diese redlichen, offenen, gescheiterten Züge, auf dieses in

Folge der Leiden, die er seit einem Monat ausgestanden, von Thränen durchfurchte Antlitz, und dachte zum dritten und vierten Male, wie viel dieser Junge von zwanzig Jahren Zukunft vor sich hatte, und welche Mittel seine Thätigkeit, sein Muth und sein Geist einem guten Herrn bieten konnten.

Andererseits hatten ihn die Verbrechen, die Macht, das höllische Genie Myladays mehr als einmal erschreckt. Er fühlte etwas wie eine geheime Freude darüber, daß er für immer von dieser gefährlichen Schuldgenossin befreit war.

Langsam zerriß er das Papier, welches ihm d'Artagnan so edelmüthig übergeben hatte.

»Ich bin verloren,« sprach d'Artagnan zu sich selbst.

Und er verbeugte sich tief vor dem Kardinal, wie ein Mensch, der da sagt: »Gnädiger Herr, Euer Wille soll geschehen.«

Der Kardinal trat an den Tisch, schrieb, ohne sich zu setzen, ein paar Zeilen auf ein Pergament, das zu zwei Dritteln bereits voll geschrieben war, und druckte sein Siegel darunter.

»Das ist meine Verurtheilung,« dachte d'Artagnan, »er erspart mir die Unannehmlichkeiten der Bastille und den langsamen Gang eines Gerichts. Ich finde das noch sehr liebenswürdig von ihm.«

»Nehmt,« sprach der Kardinal zu dem jungen Manne, »ich habe Euch ein Blanket genommen und gebe Euch ein anderes. Der Name fehlt auf diesem Patent, Ihr werdet ihn selbst eintragen.«

D'Artagnan ergriff das Papier zögernd und warf einen Blick darauf.

Es war eine Lieutenants-Stelle bei den Musketieren.

D'Artagnan fiel dem Kardinal zu Füßen.

»Monseigneur,« rief er, »mein Leben gehört von nun an Euch, verfügt darüber: aber ich verdiene die Gunst nicht, die Ihr mir bewilligt; ich habe drei Freunde, welche würdiger . . . «

»Ihr seid ein braver Junge, d'Artagnan,« unterbrach ihn der Kardinal und klopfte ihn, entzückt, diese widerspenstige Natur besiegt zu haben, vertraulich auf die Schulter; »macht mit diesem Patent, was Ihr wollt, da der Name weiß ist; nur erinnert Euch, daß ich es Euch gebe.«

»Ich werde es nie vergessen,« antwortete d'Artagnan, »Eure Eminenz darf dessen versichert sein.«

Der Kardinal wandte sich um und rief: »Rochefort«.

Der Chevalier hatte sich ohne Zweifel vor der Thüre aufgehalten, und trat sogleich ein.

»Rochefort,« sagte der Kardinal, »Ihr seht hier Herrn d'Artagnan, ich nehme ihn unter die Zahl meiner Freunde auf. Man umarme sich also und sei vernünftig, wenn man sein Leben lieb hat.«



Rochefort und d'Artagnan küßten sich mit dem Rande ihrer Lippen; aber der Kardinal war da und beobachtete sie mit wachsamem Auge. Sie verließen zu gleicher Zeit das Zimmer.

»Wir treffen uns wieder, nicht wahr, mein Herr?« sprachen sie. — »Wann es Euch gefällig ist,« sagte d'Artagnan.

»Die Gelegenheit wird sich finden,« erwiderte Rochefort.

»Was da?« brummte der Kardinal die Thüre öffnend.

Die Männer lächelten sich zu, drückten sich die Hand und verbeugten sich vor Seiner Eminenz.

»Wir fingen an unruhig zu werden,« sprach Athos, als der Musketier zurückkam.

»Hier bin ich, meine Freunde,« antwortete d'Artagnan.

»Frei?«

»Nicht allein frei, sondern in Gunsten.«

»Ihr werdet uns das erzählen.«

»Noch diesen Abend. Doch für diesen Augenblick trennen wir uns.«

D'Artagnan begab sich wirklich noch denselben Abend in die Wohnung von Athos, den er im besten Zuge fand, seine Flasche spanischen Wein zu leeren, ein Geschäft, dem er gewissenhaft jeden Abend oblag.

Er erzählte seinem Freunde, was zwischen ihm und dem Kardinal vorgefallen

war, zog sein Patent aus der Tasche und sprach:

»Nehmt, mein lieber Athos, was Euch ganz natürlich zukommt.«

Athos lächelte in seiner sanften, liebenswürdigen Art und erwiderte: »Freund, für Athos ist es zu viel, für den Grafen de la Fère ist es zu wenig. Behaltet dieses Patent, es gehört Euch: ach! Ihr habt es theuer genug bezahlen müssen.«

D'Artagnan entfernte sich aus dem Zimmer von Athos und trat bei Porthos ein.

Er traf ihn in einem prächtigen, mit glänzenden Stickereien bedeckten Rock, wie er sich eben im Spiegel beschaute.

»Ah! ah!« rief Porthos, »Ihr seid es, lieber Freund; wie findet Ihr, daß mir dieser Rock steht?«

»Vortrefflich,« sprach d'Artagnan; »doch ich komme, um Euch ein Kleid anzutragen, das Euch noch viel besser stehen wird.«

»Welches?«

»Die Uniform eines Musketierlieutenants.«

D'Artagnan erzählte Porthos seine Unterredung mit dem Kardinal, zog das Patent aus seiner Tasche und sagte:

»Nehmt, mein Lieber, schreibt Euern Namen darauf und seid ein guter Chef für mich.«

Porthos warf einen Blick auf das Patent und gab es zum großen Erstaunen des jungen Mannes zurück.

»Ja,« sprach er, »das würde mir sehr schmeicheln, aber ich könnte diese Gunst nicht lange genug genießen; während unseres Zuges nach Bethune ist der Gatte meiner Herzogin gestorben, und da mir die Kasse des Seligen die Hand reicht, so heirathe ich die Wittve. Seht, ich habe so eben meinen Hochzeitsanzug probiert. Behaltet das Lieutenantspatent, mein Lieber, behaltet es.«

Und er legte es d'Artagnan wieder in die Hände.

Der junge Mann begab sich zu Aramis.

Er fand ihn vor einem Betpult kniend, seine Stirne auf ein Andachtsbuch gestützt.

D'Artagnan erzählte ihm seine Zusammenkunft mit dem Kardinal, zog sein Patent zum dritten Mal aus der Tasche und sprach:

»Ihr, unser Freund, unser Licht, unser unsichtbarer Beschützer, empfangt dieses Patent; Ihr habt es mehr als jeder Andere durch Eure Weisheit und Eure stets von gutem Erfolge begleiteten Rathschläge verdient.«

»Ach! theurer Freund,« erwiderte Aramis, »unsere letzten Abenteuer haben mir einen gänzlichen Widerwillen gegen das Soldatenleben eingeflößt. Diesmal steht mein Entschluß unwiderruflich fest: nach der Belagerung trete ich bei den Lazaristen ein. Behaltet dieses Patent, d'Artagnan. Das Waffenhandwerk sagt Euch zu; Ihr werdet ein kühner und verwegener Kapitän sein.«

Das Auge feucht von Dankbarkeit, strahlend vor Freude kehrte d'Artagnan zu Athos zurück, den er immer noch am Tisch fand, wo er sein letztes Glas Malaga beim Schein einer Lampe beäugelte.

»Auch sie haben mich zurückgewiesen,« sagte er.

»Ganz einfach, lieber Freund, keiner war dieses Vorzugs würdiger, als Ihr.«

Er nahm eine Feder, schrieb in das Patent den Namen d'Artagnan und gab es ihm zurück.

»Ich werde also keine Freunde mehr haben,« sprach der junge Mann. »Ach! nichts mehr, als bittere Erinnerungen.«

Und er ließ sein Haupt zwischen seine beiden Hände fallen, während zwei Thränen an seinen Wangen herabrollten.

»Ihr seid noch jung,« erwiderte Athos, und Euere bitteren Erinnerungen haben Zeit, sich in süße Erinnerungen zu verwandeln.«





Epilog.

Der Hilfe der englischen Flotte und der von Buckingham versprochenen Diversion beraubt, ergab sich La Rochelle nach einer einjährigen Belagerung; am 25. Oktober 1628 unterzeichnete man seine Kapitulation.

Der König hielt am 23. Dezember desselben Jahres seinen Einzug in Paris. Man feierte ihm einen Triumph, als ob er den Feind und nicht Franzosen besiegt hätte. Er zog unter Bogen von grünem Laubwerk durch das Faubourg Saint-Jacques ein.



D'Artagnan nahm Besitz von seinem Grade. Porthos verließ den Dienst und heirathete im Verlauf des darauf folgenden Jahres Madame Coquenard. Die so schmerzlich ersehnte Kiste enthielt achtmalhunderttausend Livres.

Mousqueton trug eine prächtige Livree und genoß die Befriedigung, nach der er sein ganzes Leben getrachtet hatte, nämlich hinter einer vergoldeten Carrosse stehen zu dürfen.

Aramis verschwand plötzlich nach einer Reise ins Lothringische und schrieb seinen Freunden nicht mehr. Man erfuhr später durch Frau von Chevreuse, daß er in ein Kloster in Nancy eingetreten war. Bazin wurde Laienbruder.

Athos blieb unter d'Artagnans Befehl Musketier bis zum Jahr 1633, wo er, in Folge einer Reise in Roussillon, unter dem Vorwand eine kleine Erbschaft gemacht zu haben, ebenfalls quittierte.

Grimaud folgte Athos.

D'Artagnan schlug sich dreimal mit Rochefort und verwundete ihn dreimal.

»Ich werde Euch wahrscheinlich das vierte Mal tödten,« sagte er zu ihm und reichte ihm die Hand, um ihn aufzuheben.

»Es ist also besser für Euch und für mich, wir lassen es hierbei bewenden,« antwortete der Verwundete. »Zum Henker, ich meine es besser mit Euch, als

Ihr vielleicht glaubt, denn bei unserem ersten Zusammentreffen durfte ich nur ein Wort zu dem Kardinal sagen, und man hätte Euch den Hals abgeschnitten.«

Sie umarmten sich, aber diesmal mit vollem Herzen und ohne einen Hintergedanken.

Planchet erhielt von Rochefort den Grad eines Sergenten im Regiment Piemont.

Herr Bonacieux lebte in vollkommener Ruhe, wußte durchaus nicht, was aus seiner Frau geworden war, und kümmerte sich auch nicht darum. Eines Tags hatte er die Unklugheit, sich dem Kardinal ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Kardinal ließ ihm antworten, er werde dafür sorgen, daß es ihm in Zukunft an nichts mangle.

Am andern Tage ging Herr Bonacieux wirklich Abends um sieben Uhr aus, um sich nach dem Louvre zu begeben, und erschien nie mehr in der Rue des Fossoyeurs. Die Meinung derjenigen, welche sich für sehr gut unterrichtet hielten, ging dahin, daß er in irgend einem königlichen Schlosse auf Kosten Seiner freigebigen Eminenz freie Kost und Wohnung genieße.





Zwanzig Jahre nachher
(Vingt ans après)
Fortsetzung
der
drei Musketiere.

von
Alexandre Dumas

Nach dem französischen
von
August Zoller

Illustriert.



St u t t g a r t.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1845

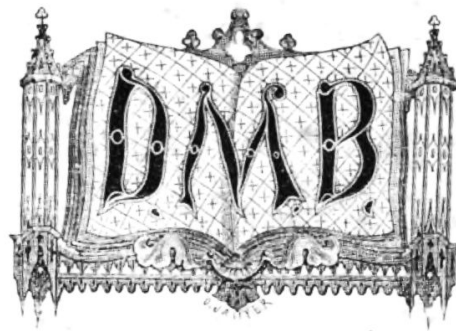
Cover von:

Twanty Years After
London
George Routledge & Sons
Broadway, Ludgate Hill
New York: 9 Lafayette Place

Illustrationen von:

Vingt ans après

PAR
M. Alexandre Dumas.



Paris
Dofour, Mulat et Boulanger, Editeurs
6, rue de Beaune, près le pont-Royal
(Ancien Hôtel de Nesle)
1859

Inhaltsverzeichnis

Zwanzig Jahre nachher (Vingt ans après) Fortsetzung der drei Musketiere.

Erstes bis drittes Bändchen.

- I. Das Gespenst von Richelieu.
- II. Eine Nachtrunde.
- III. Zwei alte Feinde.
- IV. Anna von Österreich mit sechsundvierzig Jahren.
- V. Gascogner und Italiener.
- VI. D'Artagnan mit vierzig Jahren.
- VII. D'Artagnan ist in Verlegenheit, aber einer von unsern alten Bekannten kommt ihm zu Hilfe.
- VIII. Über die verschiedenen Einflüsse, welche eine halbe Pistole auf einen Meßner und aus einen Chorknaben ausüben kann.
- IX. Wie d'Artagnan, während er Aramis sehr ferne suchte, wahrnahm, daß er hinter Planchet auf dem Pferde saß.
- X. Der Abbé d'Herblay.
- XI. Die zwei Caspars.
- XII. Herr Porthos du Vallon de Bracieux de Pierrefonds.
- XIII. Wie d'Artagnan, als er Portos wiedersah, wahrnahm, daß das Vermögen nicht immer glücklich macht.
- XIV. Worin nachgewiesen ist, daß, wenn Porthos mit seinem Verhältnisse unzufrieden war, Mousqueton sich mit dem seinigen sehr zufrieden fühlte.
- XV. Zwei Engelsköpfe.
- XVI. Das Schloß Bragelonne.
- XVII. Die Diplomatie von Athos.
- XVIII. Herr von Beaufort.
- XIX. Woran sich der Herzog von Beaufort im Kerker ergötzte.
- XX. Grimaud tritt in Funktion.
- XXI. Was die Pasteten des Nachfolgers vom Vater Marteau enthielten.

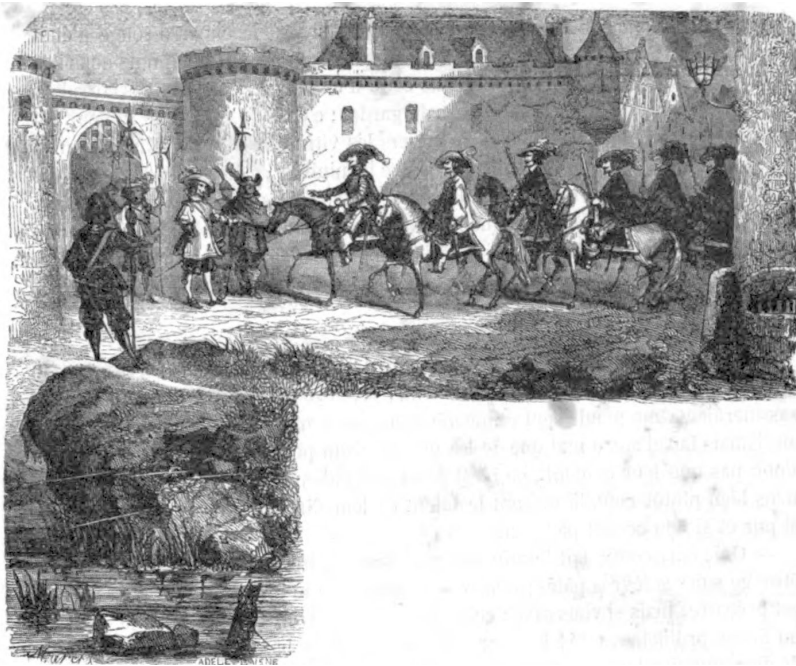
Viertes bis sechstes Bändchen.

- I. Ein Abenteuer von Marie Michon.
 - II. Der Abbé Scarron.
 - III. Saint-Denis.
 - IV. Eines von den vierzig Entweichungsmitteln von Herrn von Beaufort.
 - V. D'Artagnan kommt gerade zu rechter Zeit.
 - VI. Die lange Straße.
 - VII. Das Zusammentreffen.
 - VIII. Der gute Broussel.
 - IX. Vier alte Freunde schicken sich zu einem Wiedersehen an.
 - X. Die Place Royal.
 - XI. Die Fähre.
 - XII. Das Scharmützel.
 - XIII. Der Mönch.
 - XIV. Die Absolution.
 - XV. Grimaud spricht.
 - XVI. Der Tag vor der Schlacht.
 - XVII. Ein Abendbrot von Ehemals.
 - XVIII. Der Brief von Karl I.
 - XIX. Der Brief von Cromwell.
- Siebentes bis zehntes Bändchen.
- I. Mazarin und Madame Henriette.
 - II. Wie die Unglücklichen zuweilen den Zufall für die Vorsehung halten.
 - III. Der Oheim und der Neffe.
 - IV. Vaterschaft.
 - V. Noch eine Königin, welche Beistand verlangt.
 - VI. Worin nachgewiesen wird, daß die erste Bewegung immer die beste ist.
 - VII. Das Te Deum des Sieges von Lens.
 - VIII. Der Bettler von St. Eustache.
 - IX. Der Turm Saint-Jacques-la-Boucherie.
 - X. Der Aufstand.
 - XI. Die Meuterei wird zur Empörung.
 - XII. Das Unglück verleiht Gedächtnis.
 - XIII. Die Unterredung.
 - XIV. Die Flucht.

- XV. Der Wagen des Herrn Coadjutors.
- XVI. Wie d'Artagnan und Porthos, der Eine 219, der Andere 215 Louisd'or durch den Verkauf von Stroh gewannen.
- XVII. Man hat Nachricht von Athos und Aramis.
- XVIII. Der Schotte, treulos gegen Eid und Ehr, Gibt seinen König um einen Pfennig her.
- XIX. Der Rächer.
- XX. Oliver Cromwell.
- XXI. Die Edelleute.
- XXII. Herr Jesus!
- XXIII. Worin nachgewiesen ist, daß in den schwierigsten Lagen große Herzen nie den Mut und gute Mägen nie den Appetit verlieren.
- XXIV. Heil der gefallenen Majestät!
- XXV. D'Artagnan findet einen Plan.
- XXVI. Die Lanzknecht-Partie.
- Elftes bis vierzehntes Bändchen.
- I. London.
- II. Der Prozeß.
- III. Whitehall.
- IV. Die Arbeiter.
- V. Remember!
- VI. Der Verlarvte.
- VII. Das Haus von Cromwell.
- VIII. Unterredung.
- IX. Die Felucke: der Blitz.
- X. Der Portwein.
- XI. Mißgeschick.
- XII. Worin Mousqueton, nachdem er beinahe gebraten worden wäre, fast gefressen wird.
- XIII. Die Rückkehr.
- XIV. Die Gesandten.
- XV. Die drei Lieutenants des Generalissimus.
- XVI. Das Gefecht von Charenton.
- XVII. Die Straße nach der Picardie.
- XVIII. Die Dankbarkeit von Anna von Österreich.
- XVIII. Das Königtum von Herrn von Mazarin.

- XIX. Vorsichtsmaßregeln.
XX. Der Geist und der Arm.
XXI. Die Oublietten von Herrn von Mazarin.
XXII. Konferenzen.
XXIII. Worin man endlich zu glauben anfängt, daß Porthos
Baron und d'Artagnan Kapitän werden sollen.
XXIV. Wie man mit einer Feder und einer Drohung mehr,
rascher und besser wirkt, als mit einem Schwerte und
mit Ergebenheit.
XXV. Worin bewiesen ist, daß es den Königen zuweilen
schwerer wird, in die Hauptstadt ihres Königreiches
zurückzukehren, als daraus wegzugehen.
XXVI. Schluß.
Anmerkung

Fußnoten



Erstes bis drittes Bändchen.

I.

Das Gespenst von Richelieu.



In einem Zimmer des uns bereits bekannten Palais Cardinal saß an einem mit Papieren und Büchern beladenen Tische mit Ecken von Vermeil ein Mann, den Kopf in seine zwei Hände gestützt.

Hinter ihm war ein weiter Kamin, rot von einem Feuer, dessen Brände auf großen vergoldeten Feuerböcken zusammensanken. Der Glanz der Flammen beleuchtete von hinten das prachtvolle Genwand diesen Träumers, den das Licht eines mit Kerzen beladenen Kandelabers von vorne bestrahlte.

Beim Anblick dieser roten Simarre und dieser reichen Spitzen, dieser bleichen, unter dem Nachsinnen gebeugten Stirne, der

Einsamkeit diesen Kabinetts, bei der Stille in den Vorzimmern und dem abgemessenen Tritte der Wachen auf der Flur, hätte man glauben können, der Schatten den Kardinal von Richelieu weile noch in diesem Gemach.

Ach! es war allerdings nur der Schatten des großen Mannes. Das geschwächte Frankreich, das gesunkene Ansehen des Königs, die entkräfteten oder aufrührerischen Großen, der Feind, welcher die Grenzen des Landen überschritten hatte, Alles bewies, daß Richelieu nicht mehr war.

Was aber noch mehr zum Beweise diente, als Alles dies, daß die rote Simarre keineswegs die des alten Kardinals sein konnte, das war diese Vereinzelnung, welche, wie gesagt, mehr die einen Gespenstes, als eines Lebendigen zu sein schien, das waren die von Höflingen leeren Fluren, die von Wachen vollen Höfe, das war das spöttische Gefühl, welches von der Straße heraufkam und durch die Scheiben diesen von dem Hauche einer ganzen gegen den Minister verbundenen Stadt erschütterten Zimmers drang; das war endlich das entfernte und unablässig erneute Geräusch von Schüssen, welche zwecklos und erfolglos abgefeuert wurden, nur um den Garden, den Schweizern, den Musketieren und den Soldaten, welche das Palais Royal umgaben, denn das Palais Kardinal hatte selbst seinen Namen verändert, zu zeigen, daß das Volk auch Waffen besitze.

Dieses Gespenst von Richelieu war Mazarin.

Mazarin aber war allein und fühlte sich schwach.

»Fremder!« murmelte er, »Italiener! das ist ihr großen Wort. Mit diesem Worte haben sie Concini ermordet, aufgehängt, verschlungen. Und wenn ich sie machen ließe, würden sie mich ermorden, hängen, verschlingen, wie Jenen. obgleich ich ihnen nie etwas anderes Böses zugefügt habe, als daß ich ein wenig Geld auspreßte. Die Dummköpfe, sie fühlen nicht, daß ihr Feind nicht dieser Italiener ist, der schlecht Französisch spricht, sondern vielmehr diejenigen, welche das Talent haben, ihre schönen Worte mit einem so reinen und guten Pariser Accent vorzubringen.«

»Ja, ja«, fuhr der Minister mit seinem feinen Lächeln fort, welches diesmal seltsam auf seinen bleichen Lippen erschien, »ja, Euer Geschrei sagt mir, daß das Geschick der Günstlinge

precär ist. Aber wenn Ihr dies wißt. so müßt Ihr auch wissen, daß ich kein gewöhnlicher Günstling bin! Der Graf von Essex besaß einen glänzenden, mit Diamanten verzierten Ring, den ihm seine königliche Geliebte geschenkt hatte. Ich besitze einen einfachen Ring mit einer Chiffre und einem Datum, aber dieser Ring ist in der Kapelle des Palais Royal gesegnet worden; ¹ ich werde auch nicht nach ihrem Belieben untergehen. Sie bemerken nicht, daß ich sie mit ihrem ewigen Geschrei: »Nieder mit Mazarin!« bald: es lebe Herr von Beaufort!« bald: »es lebe der Herr Prinz!« bald: »es lebe das Parlament!« schreien lasse. Nun wohl, Herr von Beaufort ist in Vincennes, der Herr Prinz wird demnächst zu ihm kommen, und das Parlament . . . «

Hier nahm das Lächeln den Kardinals einen Ausdruck den Hasses an, dessen sein sanften Gesicht unfähig zu sein schien . . . »Und das Parlament . . . wir werden sehen, was wir damit machen; wir haben Orleans und Montargis! O, ich werde Zeit darauf verwenden, aber diejenigen, welche damit angefangen haben, daß sie: »Nieder mit Mazarin!« schrien, werden mit dem Geschrei: »Nieder mit allen diesen Leuten!« endigen; jeder der Reihe nach.

»Richelieu. den sie haßten, solange er lebte, und von dem sie beständig sprechen, seit er tot ist, war niedriger als ich, denn er ist oft fortgejagt worden, und hat noch öfter befürchtet, fortgejagt zu werden. Die Königin wird mich nie fortjagen, und wenn ich gezwungen werde, den Folgen zu weichen, so wird sie mit mir weichen; wenn ich fliehe, so flieht sie mit mir, und wir werden dann sehen, was die Rebellen ohne ihren König und ihre Königin sind.«

»Oh! wenn ich nur kein Fremder, wenn ich nur Franzose, wenn ich nur Edelmann wäre!«

Und er versank wieder in seine Träumerei.

Die Lage war allerdings schwierig, und der so eben abgelaufene Tag hatte sie noch mehr verwickelt. Beständig von seinem schmutzigen Geize angestachelt, drückte Mazarin das Volk mit Steuern zu Boden, und diesen Volk für welchen er nur die Seele blieb, wie der Staatsanwalt Talon sagte, und auch, weil man seine Seele nicht im Aufstreich verkaufen konnte, das Volk, das man mit den Lärmen von Siegen zur Geduld bewegen wollte, und

welchen fand, daß die Lorbeeren kein Fleisch waren, womit man sich sättigen konnte, das Volk hatte seit langer Zeit angefangen zu murren.

Doch das war noch nicht Alles, denn wenn nur das Volk murt, so hört es der Hof nicht, da er durch die Bürgerschaft und die Edelleute von demselben getrennt ist. Aber Mazarin hatte die Unklugheit gehabt, sich an den Beamten zu vergreifen! Er hatte zwölf Requetmeister-Patente verkauft, und da diese Beamten ihre Stellen sehr teuer bezahlten und die Beiordnung dieser zwölf neuen Collegen den Preis sinken machen mußte, so vereinigen sie sich und schworen auf das Evangelium, diese Vermehrung nicht zu dulden und allen Verfolgungen des Hofes zu widerstehen, mit dem gegenseitigen Versprechen, falls einer von ihnen durch diese Rebellion seine Stelle verlieren würde, ihm gemeinschaftlich den Preis derselben zurückzuzahlen.

Man höre, was auf diesen beiden Seiten vorgefallen war.

Am 7. Januar hatten sich sieben- bis achthundert; Kaufleute von Paris versammelt und sich gegen eine neue Steuer erhoben, die man den Hausbesitzern auflegen wollte. Sie hatten sodann zehn von ihnen abgeordnet, um in ihrem Namen mit dem Herzog von Orleans zu sprechen, der seiner alten Gewohnheit gemäß, den Populären spielte. Der Herzog von Orleans empfing sie, und sie erklärten ihm, sie wären entschlossen, diese neue Steuer nicht zu bezahlen, und müßten sie sich mit bewaffneter Hand gegen die Leute des Königs verteidigen, welche zum Eintreiben derselben erscheinen würden. Der Herzog von Orleans hörte sie mit großer Leutseligkeit an, gab ihnen Hoffnung auf einige Ermäßigung, versprach ihnen, mit der Königin zu reden, und entließ sie mit dem gewöhnlichen Worte der Fürsten: »Man wird sehen!«

Am 9. suchten die Requetmeister den Kardinal auf, und einer von ihnen, der das Wort für die andern führte, sprach mit solcher Festigkeit und Kühnheit, daß der Kardinal ganz erstaunt darüber war. Er entließ sie auch, indem er wie der Herzog von Orleans sagte, man würde sehen.

Um zu sehen, versammelte man sodann den Rat und schickte nach dem Oberintendanten der Finanzen d'Emery.

Dieser d'Emery wurde sehr verabscheut von dem Volke, einmal, weil er Oberintendant der Finanzen war und weil jeder

Oberintendant der Finanzen verabscheut sein muß, und dann, was nicht geleugnet werden kann, weil er es einigermaßen zu sein verdiente.

Er war der Sohn eines Banquiers in Lyon, welcher Particelli hieß und seinen Namen in Folge eines Bankerottes in den Namen d'Emery verwandelte.² Der Kardinal von Richelieu, der in ihm einen großen Finanzmanns-Verdienst erkannte, hatte ihn dem König Ludwig XIII. unter dem Namen Herr d'Emery vorgeschlagen, und da er ihn zum Intendanten der Finanzen ernennen lassen wollte, viel Gutes von ihm gesprochen.

»Ah, desto besser«, erwiderte damals der König, »es freut mich, daß Ihr mir Herrn d'Emery für diese Stelle nennt, welche einen ehrlichen Mann braucht. Man hatte mir gesagt, Ihr wolltet diesen Schurken von Particelli dazu befördern, und ich befürchtete, Ihr würdet mich zwingen, ihn zu nehmen.«

»Ah, Sire«, antwortete der Kardinal, »Eure Majestät mag sich beruhigen, den Particelle, von dem sie spricht, hat man gehängt.«

»Desto besser«, sprach der König, »nicht umsonst hat man mich Ludwig den Gerechten genannt.«

Und er unterzeichnete die Ernennung von d'Emery.

Es war derselbe d'Emery, den man zum Oberintendanten der Finanzen gemacht hatte.

Man hatte vom Rate aus nach ihm geschickt. Er lief ganz bleich und bestürzt herbei und sagte, sein Sohn wäre beinahe an demselben Tage auf der Place du Palais ermordet worden. Das Volk war ihm entgegengetreten und hatte ihm den Luxus seiner Frau vorgeworfen, welche ein mit rotem Sammet und goldenen Crepinen austapeziertes Zimmer besaß. Sie war die Tochter von Nicolas Lecamus, dem Sekretär des Königs im Jahr 1617, der mit zwanzig Livres nach Paris gekommen war, und, während er sich vierzigtausend Livres Renten vorbehielt, neun Millionen unter seine Kinder verteilt hatte.

Der Sohn von d'Emery war beinahe erstickt worden. Einer von den Meuterern machte nämlich den Vorschlag, ihn zu pressen, bis er das Gold, welches er verschlungen, zurückgegeben hätte. Der Rat entschied an diesem Tage Nichts, denn der Oberintendant war zu sehr von diesem Ereignis ergriffen, um den Kopf frei zu

haben.

Am andern Tage wurde der erste Präsident, Mathieu Molé, dessen Mut bei allen diesen Angelegenheiten, sagt der Kardinal von Retz, dem den Herrn Herzoge von Beaufort und dem den Herrn Prinzen von Condé, das heißt der zwei Männer gleich kam, welche für die Bravsten von Frankreich galten, am andern Tage, sagen wir, wurde der erste Präsident ebenfalls angegriffen. Das Volk drohte ihm, sich an seine Person wegen des Schlimmen zu halten, das man ihm zufügen wollte; aber der erste Präsident antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, ohne zu staunen oder sich zu erhitzen, wenn die Aufrührer nicht dem Willen des Königs gehorchten. so würde er Galgen auf den öffentlichen Plätzen errichten, um sogleich die Meuterischsten unter ihnen hängen zu lassen. Diese erwiderten hierauf, es wäre ihnen nichts lieber, als Galgen errichten zu sehen, sie würden dazu dienen, die schlechten Richter zu hängen, welche die Gunst des Hofes mit dem Elend den Volkes erkaufte.

Das war noch nicht genug. Am 11. wurde die Königin, als sie zu der Messe in Notre-Dame ging, was sie regelmäßig jeden Sonnabend tat, von mehr als zweihundert Frauen verfolgt, welche schrien und Gerechtigkeit forderten. Sie hatten indessen keine böse Absicht und wollten sich ihr nur zu Füßen werfen, um ihr Mitleid rege zu machen. Aber die Wachen verhinderten sie daran, und die Königin ging hochmüthig und stolz, ohne auf ihr Geschrei zu hören, an ihnen vorüber.

Am Nachmittag versammelte sich der Rat abermals, und es wurde beschlossen, das Ansehen den Königs aufrecht zu halten. In Folge hiervon berief man das Parlament auf den nächsten Tag.

An diesem Tage, demjenigen, an dessen Abend wir diese neue Geschichte eröffnen, ließ der König, der damals zehn Jahre alt war und kurz zuvor die Pocken gehabt hatte, unter dem Vorwande, in Notre-Dame sein Dankgebet zu verrichten, seine Gardien, seine Schweizer und seine Musketiere ausrücken, stellte sie um das Palais Royal, auf den Quais und auf dem Pont-Neuf auf, und begab sich, nachdem er die Messe gehört hatte, in das Parlament, wo er bei einem improvisierten Lit de Justie³ nicht allein seine früheren Edikte bestätigte, sondern auch fünf bis sechs neue erließ — eines immer verderblicher, als das andere,

sagt der Kardinal von Retz, so daß der erste Präsident, der, wie man sehen konnte, in den vorhergehenden Tagen für den Hof war, sich dennoch kühn gegen diese Art und Weise, den König in den Palast zu führen, um die Stimmfreiheit zu unterdrücken, erhob.«

Diejenigen aber, welche sich besonders stark gegen die neuen Steuern auflehnten, waren der Präsident Blancmesnil und der Rat Broussel.

Nachdem diese Edikte erlassen waren, kehrte der König nach dem Palais Royal zurück. Eine große Volksmenge befand sich auf seinem Wege. Da man aber wußte, daß er nun dem Parlamente kam und da es noch nicht ruchbar geworden war, ob er sich dahin begeben hatte, um dem Volke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder um dasselbe auf's Neue zu bedrücken, so ertönte nicht ein Freudenruf, um ihn wegen seiner Wiederherstellung zu beglückwünschen. Alle Gesichter waren im Gegenteil düster und unruhig, einige sogar drohend.

Trotz seiner Rückkehr blieben die Truppen auf dem Platze, denn man befürchtete, es würde eine Empörung ausbrechen, sobald man das Resultat der Parlamentssitzung erführe, und in der Tat. kaum verbreitete sich in den Straßen das Gerücht, daß der König, statt die Steuern zu vermindern, dieselben vermehrt hatte, als sich Gruppen bildeten und von allen Seiten der Ruf erscholl: »Nieder mit Mazarin! es lebe Broussel! es lebe Blancmesnil!« Denn das Volk wußte bereits, daß Broussel und Blancmesnil zu seinen Gunsten gesprochen hatten, und obgleich ihre Beredsamkeit keinen Erfolg gehabt hatte, war es ihnen doch nicht minder dankbar.

Man wollte diese Gruppen zerstreuen, man wollte das Geschrei verstummen machen; aber wie dies in solchen Fällen geschieht, die Gruppen wurden zahlreicher und das Geschrei verdoppelte sich. Man hatte den Leibwachen den Königs und den Schweizerwachen so eben Befehl gegeben, nicht nur festzuhalten, sondern auch in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin Patrouillen zu machen, wo diese Gruppen ganz besonders zahlreich und aufgeregte zu sein schienen, als man im Palais Royal den Prevot der Kaufleute meldete.

Der Prevot wurde sogleich eingeführt. Er kam, um zu sagen,

daß, wenn man nicht auf der Stelle diese feindseligen Demonstrationen aufgeben würde, ganz Paris in zwei Stunden unter den Waffen wäre.

Man beratschlagte, was man tun sollte, als Comminges, Lieutenant bei den Garden, mit zerrissenen Kleidern und blutigem Gesichte erschien. Sobald die Königin ihn erblickte, stieß sie einen Schrei des Erstaunens aus und fragte ihn, was er hätte.

Bei dem Anblick der Garden waren die Geister, wie dies der Prevot der Kaufleute vorhergesagt hatte, völlig in Mut geraten. Man hatte sich der Glocken bemächtigt und Sturm geläutet. Comminges hatte fest gehalten, einen Mann verhaftet, der einer der Hauptauführer zu sein schien, und, um ein Beispiel zu geben, befohlen, ihn an der Croix du Trahoir aufzuhängen. Demzufolge hatten ihn die Soldaten fortgeschleppt, um diesen Befehl auszuführen. Aber in den Hallen waren diese mit Steinwürfen und Hellebardenstichen angegriffen worden. Der Rebell hatte diesen Augenblick benützt, um zu entfliehen. Er hatte die Rue Tiquetonne erreicht und sich in ein Haus geworfen, dessen Türen man sogleich einstieß.

Diese Gewalttat war fruchtlos gewesen. Man konnte den Schuldigen nicht finden. Comminges hatte einen Posten in der Straße gelassen und war mit den übrigen Soldaten seiner Abteilung nach dem Palais Royal zurückgekehrt, um der Königin von dem Vorfall Meldung zu machen. Die ganze Straße entlang war er mit Geschrei und Drohungen verfolgt worden, und man hatte mehrere von seinen Leuten mit Piken- und Hellebardenstößen verwundet. Er selbst hatte einen Steinwurf an die Stirne bekommen.

Die Erzählung von Comminges bekräftigte die Worte des Prevot der Kaufleute. Man war nicht im Stande, einer ernstlichen Empörung Trotz zu bieten. Der Kardinal ließ im Volke ausstreuen, die Truppen wären nur auf dem Quai und auf dem Pont-Neuf während der Zeremonie aufgestellt worden und würden sich zurückziehen.

Gegen vier Uhr Abends concentrirten sie sich wirklich insgesamt nach dem Palais Royal zu. Man stellte einen Posten an der Barrière des Sergens, einen andern bei den Quinze-Vingts, einen dritten bei der Butte Saint-Roch auf. Man füllte die Höfe und

die Erdgeschosse mit Schweizern und Musketieren und wartete.

So standen die Angelegenheiten. als wir unsere Leser in das Kabinett den Kardinal Mazarin einführten, das einst das des Kardinal Richelieu gewesen war. Wir haben gesehen, in welcher Beschaffenheit des Geistes er das bin zu ihm dringende Gemurmel den Volkes und das Echo der Flintenschüsse in seinem Zimmer hörte.

Plötzlich erhob er das Haupt; die Stirne halb gefaltet, wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat, heftete er seine Augen auf eine ungeheure Pendeluhr, welche eben sechs Uhr schlug, nahm eine auf dem Tische im Bereiche seiner Hand liegende Pfeife und piff zweimal.

Eine unter der Tapete verborgene Türe öffnete sich geräuschlos, ein schwarz gekleideter Mann trat stillschweigend hervor und blieb aufrecht hinter dem Fauteuil stehen.

»Bernouin«, sprach der Kardinal, ohne sich umzudrehen, denn da er zweimal gepfiffen hatte, so wußte er, daß es sein Kammerdiener sein mußte, »welche Musketiere haben die Wache im Palais?«

»Die schwarzen Musketiere, Monseigneur.«

»Welche Compagnie?«

»Compagnie Treville.«

»Ist ein Offizier von dieser Compagnie im Vorzimmer?«

»Der Lieutenant d'Artagnan.«

»Ein Guter glaube ich.«

»Ja, Monseigneur.«

»Gib mir eine Musketier-Uniform und hilf mir beim Ankleiden.«

Der Kammerdiener entfernte sich eben so schweigend, als er eingetreten war, und kam nach einem Augenblick mit dem verlangten Anzug zurück.

Stille und nachdenkend fing nun der Kardinal an, sich den Zeremonien-Gewandes zu entledigen, das er angezogen hatte, um der Parlamentssitzung beizuwohnen und nahm die militärische Kasake, die er, durch seine früheren Feldzüge in Italien geübt, mit einer gewissen Leichtigkeit trug. Als er vollständig angekleidet war, sagte er: »Hole mir Herrn d'Artagnan.«

Der Kammerdiener entfernte sich diesmal durch die mittlere Türe, aber gleich schweigsam und stumm. Man hätte glauben sollen, es wäre ein Schatten.

Als der Kardinal allein war, betrachtete er sich mit einer gewissen Zufriedenheit im Spiegel; er war noch jung, denn er zählte kaum sechsundvierzig Jahre; Mazarin war ein Mann von zierlicher Gestalt, wenn auch etwas unter der mittleren Größe, hatte eine lebhaft schöne Gesichtsfarbe, einen feurigen Blick, eine große, jedoch ziemlich proportionierte Nase, eine breite, majestätische Stirne, kastanienbraune, etwas krause Haare und einen sehr dunkeln Bart. Dann zog er sein Wehrgehänge an, beschaute seine schönen, sorgfältig gepflegten Hände, warf die zu der Uniform gehörigen Handschuhe von Dammhirschleder, die bereits genommen hatte, bei Seite und schlüpfte in einfache seidene Handschuhe.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe wieder.

»Herr d'Artagnan«, sprach der Kammerdiener.

Ein Offizier trat ein.

Es war ein Mann von neununddreißig bis vierzig Jahren. von kleiner Gestalt, aber gut gebaut, mager, mit lebhaftem, geistreichem Blicke, der Bart schwarz und die Haare mit Grau vermischt, wie dies immer geschieht, wenn man das Leben zu gut oder zu schlecht gefunden hat, und besonders wenn man sehr brünett ist.

D'Artagnan machte vier Schritte in das Kabinett, er erkannte in demselben dasjenige, in welchem er einmal während der Zeit den Kardinals Richelieu gewesen war, und da er Niemand in diesem Kabinett erblickte, als einen Musketier von seiner Compagnie, so heftete er seine Augen auf diesen, und bei dem ersten Blicke-war er überzeugt, daß er den Kardinal vor sich hatte.

Er blieb in einer ehrfurchtsvollen, aber würdigen Haltung stehen, wie es sich für einen Mann von einer gewissen Stellung geziemt, der oft in seinem Leben Gelegenheit gehabt hat, mit großen Herren zusammen zu sein.

Der Kardinal schaute ihn prüfend mit seinen mehr feinen, als tiefen Augen an und sagte nach kurzem Stillschweigen.

»Sie sind Herr d'Artagnan?«

»Ja, Monseigneur.« antwortete der Offizier.

Der Kardinal betrachtete noch einen Augenblick diesen so, gescheiten Kopf und das Gesicht, dessen übermäßige Beweglichkeit durch die Jahre und die Erfahrung gefesselt worden war; aber d'Artagnan ertrug die Prüfung als ein Mann, der einst die Forschung von Augen ausgehalten hatte, welche bedeutend durchdringer der gewesen waren, als die von Mazarin.

»Mein Herr«, sagte der Kardinal, »Ihr werdet mit mir gehen, oder vielmehr, ich gehe mit Euch.«

»Zu Euren Befehlen. Monseigneur«, antwortete d'Artagnan.

»Ich will die Posten um das Palais Royal der selbst visitieren; glaubt Ihr, daß einige Gefahr dabei ist.«

»Gefahr, Monseigneur?« fragte d'Artagnan, »und welche?«

»Den Volk soll äußerst aufgeregt sein.«

»Die Uniform der Musketiere des Königs ist sehr geachtet, Monseigneur, und wäre sie es nicht, so machte ich mich dennoch anheischig, zu vier hundert von diesen Lumpenkerlen in die Flucht zu schlagen.«

»Ihr habt gesehen, was Comminges begegnet ist.«

»Herr von Comminges ist bei den Garden und nicht bei den Musketieren.«

»Womit ihr sagen wollt«, versetzte der Kardinal lächelnd, »die Musketiere seien bessere Soldaten als die Garden.«

»Jeder liebt seine Uniform Monseigneur.«

»Mich ausgenommen«, sprach Mazarin, »denn Ihr seht, daß ich die meinige abgelegt habe, um die Eurige anzuziehen.«

»Pest, Monseigneur«, sagte d'Artagnan, »den ist Bescheidenheit. Ich meines Teils erkläre, wenn ich die Eurer Eminenz hätte, so würde ich mich damit begnügen.«

»Ja, aber um diesen Abend auszugehen, wäre sie vielleicht nicht sehr sicher. Bernouin, meinen Hut.«

Der Kammerdiener brachte einen breitkrämpigen Uniformhut; der Kardinal setzte ihn sehr unternehmend auf und wandte sich dann wieder zu d'Artagnan um.

»Ihr habt gesattelte Pferde im Stalle, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»So gehen wir.«

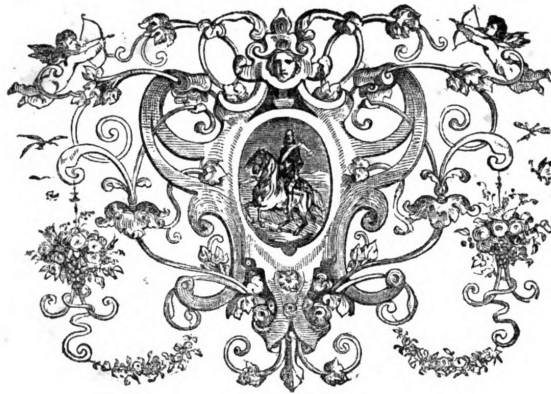
»Wie viel Leute befiehlt Monseigneur?«

»Ihr sagtet, mit vier Mann würdet Ihr Euch anheischig machen; hundert solche Lumpenkerle in die Flucht zu schlagen, da wir zweihundert begegnen könnten, so nehmt acht.«

»Wann beliebt Eurer Eminenz?«

»Ich folge Euch sogleich; leuchte uns, Bernouin.«

Der Kammerdiener ergriff eine Kerze; der Kardinal nahm einen kleinen Schlüssel von seinem Buerau, öffnete die Türe einer verborgenen Treppe und befand sich in einem Augenblick im Hofe den Palais Royal.



II.

Eine Nachtrunde.

Zehn Minuten nachher entfernte sich die kleine Truppe, durch die Rue des Bons-Enfans, hinter dem Schauspielhause, das der Kardinal Richelieu erbaute, um *Miraimé* darin spielen zu lassen, und in welchem der Kardinal Mazarin, mehr ein Liebhaber der Musik als der Literatur, die ersten Opern aufführen ließ, welche in Frankreich zur Darstellung kamen.

Der Anblick der Stadt bot alle Merkmale einer großen Aufregung; zahlreiche Gruppen durchliefen die Straßen und blieben, was auch d'Artagnan gesagt hatte, stille stehen, um die Militäre mit einer Miene drohenden Spottes vorüberziehen zu sehen, welche andeutete, daß die Bürger für den Augenblick ihre gewöhnliche Zahmheit gegen kriegerische Absichten vertauscht hatten. Von Zeit zu Zeit vernahm man einen Lärmen aus dem Quartiere der Hallen. Flintenschüsse knallten in der Richtung der Rue Saint-Denis und zuweilen fing plötzlich, ohne daß man wußte warum, von der Volkslaune in Bewegung gesetzt, eine Glocke an zu ertönen.

D'Artagnan verfolgte feinen Weg mit der Sorglosigkeit eines Mannes, auf welchen dergleichen Lappereien keinen Eindruck machen. Hielt sich eine Gruppe mitten in der Straße, so spornte er sein Pferd gegen sie, ohne Achtung zu rufen, und als ob, Rebellen oder nicht Rebellen, diejenigen, welche dieselbe bildeten, wüßten, mit wem sie es zu tun hätten, öffneten sie sich und ließen die Patrouille durchziehen. Der Kardinal beneidete ihn um diese Ruhe, die er der Gewohnheit der Gefahr zuschrieb, aber er faßte darum nicht minder für den Offizier, unter dessen Befehle er sich für den Augenblick gestellt hatte, jene Achtung, welche selbst die Klugheit dem sorglosen Mute zugesteht.

Als man sich dem Posten der Barrière des Sergens näherte, rief die Wache: Wer da? D'Artagnan antwortete, und rückte, nachdem er den Kardinal um das Losungswort gefragt hatte, vor; das Losungswort war *Louis* um

Nachdem die Zeichen der Erkennung ausgetauscht waren,

fragte d'Artagnan, ob nicht Herr von Comminges den Posten befehligte. Die Wache zeigte ihm einen Offizier, der zu Fuß, die Hand auf den Hals des Pferdes seines Gegenredners gestützt, plauderte. Es war derjenige, nach welchem d'Artagnan fragte.

»Dort ist Herr von Comminges«, sagte d'Artagnan, zu dem Kardinal zurückkehrend.

Der Kardinal lenkte sein Pferd gegen ihn, während d'Artagnan aus Diskretion zurückwicht eben aus der Art und Weise, wie der Offizier zu Fuß und der Offizier zu Pferde ihre Hüte abnahmen, ersah er, daß sie eine Eminenz erkannt hatten.

»Bravo, Guitaut«, sprach der Kardinal zu dem Reiter. »ich sehe, daß Ihr trotz Eurer vierundsechzig Jahre immer noch derselbe seid, immer munter, immer rüstig; was sagtet Ihr zu diesem jungen Manne?«

»Monseigneur, ich sagte ihm, daß der heutige Tag sehr einem von den Tagen der Ligue gleiche, die ich in meinen Jugendjahren gesehen habe. Wißt Ihr, daß in den Rues Saint-Denis und Saint-Martin von nichts weniger die Rede war, als Barrikaden zu errichten?«

»Und was antwortete Euch Herr von Comminges, mein lieber Guitaut?«

»Monseigneur«, sprach Comminges, »ich antwortete, um eine Ligue zu bilden, fehle es ihnen nur an Einem, was mir ziemlich wesentlich schein, an einem Herzog von Guise; überdies macht man nicht zweimal das Gleiche.«

»Nein, aber sie werden eine Fronde machen, wie sie es nennen«, versetzte Guitaut.

»Man ist das, eine Fronde?« fragte Mazarin.

»Monseigneur, das ist der Name, den sie ihrer Partei geben.«

»Und woher kommt dieser Name?«

»Der Rat Bachaumont soll vor einigen Tagen; im Palaste gesagt haben, alle Emeutenmacher gleichen den Burschen, welche in den Gräben von Paris mit der Schleuder spielen ⁴ und sich zerstreuen, sobald sie den Polizeilieutenant erblicken, um sich abermals zu versammeln, wenn er vorübergegangen ist. Sie haben das Wort aufgeschnappt, wie dies die Geusen in Brüssel taten, und nannten sich Frondeurs; heute und gestern war Allen à

la Frone, das Brot, die Hüte, die Handschuhe, die Mütze, die Fächer; doch halt, hört einmal.«

In diesem Augenblick öffnete sich wirklich ein Fenster, ein Mann stellte sich an dasselbe und sang:

Un vent de Fronde
S'est levé ce matin;
Je crois qu'il gronde
Contre Mazarin;
Un vent de Fronde
S'est levé ce matin.⁵

»Der Unverschämte!« murmelte Guitaut.

»Monseigneur«, sagte Comminges, der durch seine Wunde in üble Laune versetzt war und an Wiedervergeltung dachte, »wollt Ihr, daß ich diesem Kerl eine Kugel zuschicke, um ihn besser singen zu lehren?«

Und er legte die Hand an das Halfter des Pferdes von seinem Oheim.

»Nein, nein«, rief Mazarin »Diavolo, mein lieber Freund, Ihr würdet Alles verderben; es geht im Gegenteil auf das Beste. Ich kenne Eure Franzosen von dem Ersten bin zum Letzten, wie wenn ich sie gemacht hättet sie singen und werden bezahlen. Während der Ligue, von der Guitaut so eben sprach, fang man nur die Messe. Komm, Guitaut, komm, wir wollen nachsehen, ob man bei Quinze-Vingts eben so gut Wache hält, als an der Barrière des Sergens.«

Und Comminges mit der Hand begrüßend, kehrte er zu d'Artagnan zurück, der sich wieder an die Spitze seiner kleinen Truppe stellte, unmittelbar gefolgt von Guitaut und dem Kardinal, denen sodann der Rest der Escorte folgte.

»Das ist richtig«, murmelte Comminges, als er ihn wegreiten sah, »wenn man ihn nur bezahlt, mehr verlangt er nicht.«

Man schlug wieder den Weg in die Rue Saint-Honoré ein, wobei man fortwährend Gruppen auseinander sprengte; in diesen Gruppen sprach man nur von den Edikten des Tages; man beklagte den jungen König, der auf diese Art, ohne es zu wissen, sein Volk zu Grunde richtete; man warf die ganze Schuld auf Mazarin; man sprach davon, sich an den Herzog von Orleans und an den Herrn Prinzen zu wenden; man pries Blancmesnil und

Broussel.

D'Artagnan ritt mitten durch diese Gruppen so sorglos, als ob er und sein Pferd von Eisen wären; Mazarin und Guitaut plauderten ganz leise mit einander, die übrigen Musketiere, welche endlich den Kardinal erkannt hatten, folgten stillschweigend.

Man kam in die Rue Saint-Thomas--du-Louvre, wo der Posten der Quinze-Vingts war. Guitaut rief einen Subaltern-Offizier, der ihm Meldung machte.

»Nun, wie steht es?« fragte Guitaut.

Ah! mein Kapitän, Alles steht gut auf dieser Seite, nur glaube ich, daß in jenem Hotel etwas vorgeht.«

Und er deutete mit dem Finger auf ein prachtvolles Hotel, das gerade auf der Stelle stand, wo seitdem das Baudeville war.«

»In jenem Hotel?« sagte Guitaut; »das ist das Hotel Rambouillet.«

»Ich weiß nicht, ob es das Hotel Rambouillet ist«, versetzte der Offizier, »aber das weiß ich, daß ich sehr viele verdächtige Leute habe hineingehen sehen.«

»Bah!« sagte Guitaut und brach in ein schallendes Gelächter aus, »das sind lauter Dichter.«

»Nun, Guitaut«, sprach Mazarin, willst Du wohl nicht mit solcher Unehreerbietigkeit von diesen Herren sprechen; Du weißt nicht, daß ich in meiner Jugend auch Dichter gewesen bin, und daß ich Verse machte in der Art derer von Herrn von Benserade.«

»Ihr, Monseigneur?«

»Ja, ich. Soll ich Dir davon vorsagen?«

»Für mich gleichviel, Monseigneur, ich verstehe das Italienische nicht.«

»Ja, aber Du verstehst das Französische, nicht wahr, mein guter, braver Guitaut?« versetzte Mazarin und legte freundschaftlich die Hand auf seine Schulter, »und Du wirst jeden Befehl vollziehen, den man Dir in dieser Sprache gibt?«

»Allerdings, Monseigneur, wie ich dies bereits getan habe, vorausgesetzt, er kommt mir von der Königin zu.«

»Oh! ja«, sagte Mazarin, sich auf die Lippen beißend, »ich weiß, daß Du ihr ganz ergeben bist.«

»Ich bin seit mehr als zwanzig Jahren Kapitän ihrer Garden.«

»Vorwärts, Herr d'Artagnan«, rief der Kardinal, »Alles geht hier gut.«

D'Artagnan stellte sich wieder an die Spitze der Kolonne ohne ein Wort zu sprechen und mit dem leidenden Gehorsam, der den Charakter des alten Soldaten bildet.

Er ritt durch die Rue Richelieu und die Rue Villedo nach der Butte Saint-Roch, wo der dritte Posten stand; dieser war der einsamste, denn er berührte beinahe den Wall, und die Stadt war in dieser Gegend wenig bevölkert.

Wer kommandiert diesen Posten??«

»Villequier«, antwortete Guitaut.

»Teufel!« sagte Mazarin, »sprecht allein mit ihm. Ihr wißt, daß wir entzweit sind, seitdem Ihr den Auftrag hattet, den Herzog von Beaufort zu verhaften. Er behauptete, ihm, als dem Kapitän der Garden des Königs, komme diese Ehre zu.«

»Ich weiß es wohl und sagte ihm wohl hundert Mal, er hätte Unrecht. Der König hätte ihm diesen Befehl nicht geben können, weil er zu dieser Zeit kaum vier Jahre alt gewesen wäre.«

»Ja, aber ich konnte ihm diesen Befehl geben, ich, Guitaut, und ich zog es vor, Euch dies ausführen zu lassen.«

Guitaut trieb, ohne zu antworten, sein Pferd vorwärts, und ließ, nachdem er sich der Wache zu erkennen gegeben, Herrn von Villquier rufen. Dieser kam heraus.

»Ah, Ihr seid es, Guitaut«, sprach er mit dem bei ihm gewöhnlichen Tone schlechter Laune. »Was Teufels, wollt Ihr hier?«

»Ich komme, um Euch zu fragen, ob es hier etwas Neues gebe?«

»Was Teufels soll es hier geben?« Man ruft: es lebe der König und nieder mit Mazarin! Das ist nichts Neues, wir sind schon seit geraumer Zeit an diesen Geschrei gewöhnt.«

»Und Ihr macht Chorus dazu«, erwiderte Guitaut lachend.

»Meiner Treue, ich fühle oft große Lust in mir, und ich finde, daß sie ganz Recht haben, Guitaut. Gern gäbe ich fünf Jahre von meinem Gehalt, den man mir nicht ausbezahlt, wenn der König fünf Jahre älter wäre.«

»Wirklich! Und was würde geschehen, wenn der König um Jahre älter wäre?«

Es käme der Augenblick, wo der König volljährig würde und seine Befehle selbst geben müßte, und wahrlich, es ist doch mehr Vergnügen dabei, dem Enkel von Heinrich IV., als dem Sohne von Pietro Mazarin zu gehorchen. Für den König, Mord und Hölle! ließ ich mich mit Vergnügen töten; wenn ich aber für Mazarin getötet würde, wie dies heute Eurem Neffen beinahe widerfahren wäre, so gäbe es kein Paradies, so schön es auch sein dürfte, das mich jemals tröstete könnte.«

»Gut, gut, Herr von Villequier«, sagte Mazarin, »seid unbesorgt. ich werde dem König über Eure Ergebenheit Bericht erstatten.« Dann, sich gegen die Eskorte umwendend, fuhr er fort: »Vorwärts, meine Herren. Allen geht gut. Kehren wir zurück.«

»Halt«, sagte Villequier. »Mazarin war da. Desto besser! Ich hatte längst Lust, ihm das, was ich denke, in das Gesicht zu sagen. Ihr habt mir die Gelegenheit dazu geliefert, Guitaut, und obgleich Eure Gesinnung gegen mich vielleicht nicht die beste ist, so danke ich Euch doch dafür.«

Und er wandte sich auf den Fersen um und kehrte, eine Fronde-Melodie pfeifend, in die Wachstube zurück.

Mazarin kam ganz nachdenkend in seinen Palast zurück. Was er nach und nach von Comminges, von Guitaut und von Villequier gehört hatte, bestätigte ihn in der Ansicht, daß er im Falle ernster Ereignisse Niemand für sich hätte, als die Königin, und auch die Königin hatte so oft ihre Freunde verlassen, daß ihre Unterstützung dem Minister, trotz der Vorsichtsmaßregeln die er getroffen, sehr ungewiß und zweifelhaft vorkam.

Während der ganzen Zeit diesen nächtlichen Rittes hatte der Kardinal, indes er abwechselnd Comminges, Guitaut und Villequier studierte, einen Mann prüfend betrachtet. Dieser Mann, welcher bei den Volksdrohungen völlig gleichgültig geblieben war, und dessen Gesicht sich eben so wenig bei den Scherzen welche Mazarin gemacht; noch bei denjenigen, deren Gegenstand er gewesen war, auch nur im Mindesten verändert hatte, dieser Mensch schien ihm ein ganz eigentümliches, für die Ereignisse, wie man sie in der Gegenwart erlebte, und besonders für diejenigen, in welchen man sich demnächst befinden würde,

gestähltes Wesen.

Überdies war ihm der Name d'Artagnan nicht ganz unbekannt; und obgleich er erst gegen 1634 oder 1635 nach Frankreich gekommen war, d. h. sieben oder acht Jahre nach den von uns in einer vorhergehenden Geschichte erzählten Ereignissen so schien es dem Kardinal doch, als hätte er diesen Namen als den eines Mannes aussprechen hören, der sich unter Umständen, welche seinem Geiste nicht mehr gegenwärtig waren, als ein Mutter von Mut, Gewandtheit und Ergebenheit bemerkbar gemacht hatte.

Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner so sehr, daß er sich ungesäumt Licht zu verschaffen beschloß. Aber die Auskunft die er über d'Artagnan zu haben wünschte, durfte er nicht von d'Artagnan selbst verlangen. An den wenigen Worten, die der Lieutenant der Musketiere gesprochen hatte, erkannte der Kardinal seinen gascognischen Ursprung, und Italiener und Gascogner sind zu sehr mit einander vertraut und gleichen sich zu sehr, um gegenseitig auf das zu bauen, was sie selbst von sich sagen können. Als er an die Mauern gelangte, mit denen der Garten den Palais Royal umgeben war, klopfte er an eine kleine Pforte, ungefähr an der Stelle, wo sich jetzt das Caré de Foy erhebt, und machte, nachdem er d'Artagnan gedankt und denselben ersucht hatte, ihn im Hofe des Palais Royal zu erwarten, Guitaut ein Zeichen, ihm zu folgen. Beide stiegen vom Pferde, übergaben die Zügel ihrer Tiere dem Lackeien, der die Pforte geöffnet hatte, und verschwanden im Garten.

»Mein lieber Guitaut«, sprach der Kardinal, sich auf den Arm des alten Kapitäns der Garden stützend, »Ihr sagtet mir so eben, Ihr wäret bald zwanzig Jahre in dem Dienste der Königin.«

»Ja, das ist wahr«, antwortete Guitaut.

»Mein lieber Guitaut«, fuhr der Kardinal fort, »ich habe bemerkt, daß Ihr außer Eurem unbestreitbaren Mute und außer Eurer probefesten Treue ein bewunderungswürdiges Gedächtnis besitzt.«

»Ihr habt das bemerkt, Monseigneur«, sprach der Kapitän der Garden. »Desto schlimmer für mich.«

»Warum dies?«

»Ohne Zweifel ist eine der ersten Eigenschaften des Höflings, daß er zu vergessen weiß.«

»Aber Ihr seid kein Höfling, Guitaut, Ihr seid ein braver Soldat, einer von den Kapitänen, wie noch einige aus der Zeit von König Heinrich IV. übrig sind, wie aber leider bald keine mehr vorhanden sein werden.«

»Pest, Monseigneur, habt Ihr mich mit Euch kommen heißen, um mir die Naivität zu stellen?«

»Nein«, sagte Mazarin lachend, »ich nahm Euch mit, um Euch zu fragen, ob Ihr unsern Musketier-Lieutenant bemerkt habt?«

»Herrn d'Artagnan?«

»Ja.«

»Ich habe nicht mehr nötig gehabt, ihn zu bemerken. denn ich kenne ihn seit geraumer Zeit.«

»Was für ein Mensch ist er?«

»Wie denn?« sprach Guitaut, über diese Frage erstaunt. »Es ist ein Gascogner.«

»Ja, ich weiß das, aber ich wollte Euch fragen, ab er ein Mann wäre, in den man Vertrauen setzen könnte?«

»Herr von Treville hellt große Stücke auf ihn, und Herr von Treville ist, wie ihr wißt, einer der ergebensten Freunde der Königin.«

»Ich wünschte zu wissen, ob es ein Mann ist, der seine Prüfung erstanden hat?«

»Wenn Ihr darunter versteht, ob er ein braver Soldat sei, so kann ich Euch mit Ja antworten. Bei der Belagerung von La Rochelle, bei Perpignan hat er, wie ich hörte, mehr als seine Pflicht getan.«

»Aber Ihr wißt, Guitaut! wir arme Minister bedürfen oft noch anderer Männer, als der Braven. Wir brauchen geschickte Leute. War Herr d'Artagnan zur Zeit des Kardinals nicht in eine Intrige verwickelt, nun der er sich nach dem Gerüchte mit großer Gewandtheit gezogen hat?«

»Monseigneur, in dieser Beziehung«, sagte Guitaut, welcher wohl einsah, daß ihn der Kardinal zum Sprechen bringen wollte, »in dieser Beziehung sehe ich mich genötigt, Eurer Eminenz zu sagen, daß ich nicht mehr weiß, als das, was dieselbe durch

öffentliche Gerüchte erfahren konnte. Ich habe mich für meine Rechnung nie in die Intrigen gemischt, und wenn ich zuweilen eine vertrauliche Mittheilung hinsichtlich der Intrigen Anderer erhalten habe, so wird es Monseigneur, da das Geheimnis nicht mir gehört, gut finden, wenn ich es für diejenigen bewahre, die es mir anvertrauten.«

Mazarin schüttelte den Kopf.

»Ah!« sagte er, »auf mein Wort, es gibt sehr glückliche Minister, welche Alles wissen, was sie wissen wollen.«

»Monseigneur«, versetzte Guitaut, »dies ist der Fall, weil dieselben nicht alle Menschen in derselben Wage abwägen, und weil sie sich an Kriegsmänner in Betreff den Krieges und an Intriganten für die Intrige zu wenden wissen. Wendet Euch an irgend einen Intriganten der Zeit, von der Ihr sprecht, und Ihr werdet bekommen, was Ihr haben wollt, wohl verstanden, wenn Ihr bezahlt.«

»Ei, bei Gott«, versetzte Mazarin mit einer Grimasse, die ihm immer entfuhr, wenn man bei ihm die Geldfrage in dem Sinne von Guitaut berührte . . . man wird bezahlen . . . wenn es kein Mittel gibt, es ändern zu machen.«

»Fordert mich Monseigneur im Ernste auf, ihm einen Mann zu nennen, der in alle Kabalen dieser Zeit verwickelt war?«

»Per Bacco!« versetzte Mazarin, welcher nachgerade ungeduldig wurde, »seit einer Stunde verlange ich nichts Anderen von Euch, Ihr Eisenkopf.«

»Es gibt Einen, für den ich Euch stehen kann, wenn er sprechen will.«

»Das ist meine Sache.«

»Ah! Monseigneur, es ist nicht immer so leicht, die Menschen zu veranlassen, das zu sagen, was sie nicht sagen wollen.«

»Bah! mit Geduld gelangt man zum Ziele. Nun, wer ist dieser Mann.«

»Ein ist der Graf von Rochefort.«

»Der Graf von Rochefort?«

»Leider ist er seit bald vier oder fünf Jahren verschwunden. und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.«

»Ich werde es erfahren, Guitaut!« sprach Mazarin.

»Warum beklagte sich denn so eben Euer Eminenz, daß sie nichts wüßte?«

»Ihr glaubt also, Rochefort . . . «

»Er war der ergebenste Anhänger des Kardinals, Monseigneur. Aber ich sage Euch zum Voraus, es wird Euch viel kosten, der Kardinal war verschwenderisch gegen seine Kreatur.«

»Ja, ja, Guitaut«, sagte Mazarin, »er war ein großer Mann, aber er hatte diesen Fehler; ich danke, Guitaut. ich werde Euren Rat benutzen und zwar noch diesen Abend.«

Und da in diesem Augenblick die zwei Sprechenden zu dem Hofe den Palais Royal gelangt waren, so grüßte der Kardinal Guitaut mit einem Zeichen der Hand, und näherte sich einem Offizier, den er auf- und abgehen sah.

Es war d'Artagnan, der nach dem Befehle den Kardinals ihn erwartete.

»Kommt, Herr d'Artagnan«, sprach Mazarin mit seiner flötenreichsten Stimme, »ich habe Euch einen Auftrag zu geben.«

D'Artagnan verbeugte sich, folgte dem Kardinal auf der geheimen Treppe und befand sich einen Augenblick nachher wieder in dem Kabinett, von dem er aus gegangen war.

Der Kardinal setzte sich an sein Buerau nahm ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen darauf.

D'Artagnan wartete stehend ohne Ungeduld und ohne Neugierde. Er war ein militärischer Automat geworden, der durch eine Feder handelte oder vielmehr gehorchte.

Der Kardinal faltete den Brief zusammen und drückte sein Siegel darauf.

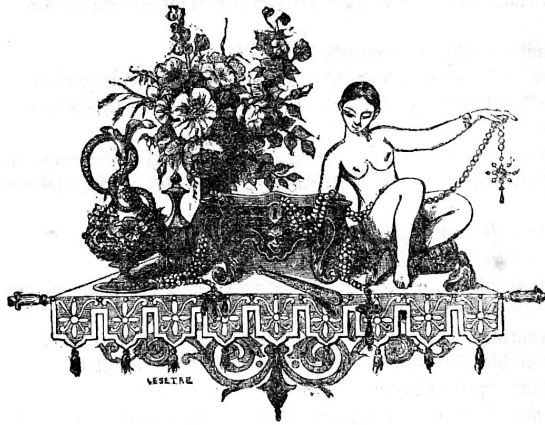


Mazarin.

»Herr d'Artagnan«, sprach er, »Ihr tragt diese Depesche in die Bastille und bringt die Person zurück, welche der Gegenstand derselben ist. Nehmt eine Carrosse, eine Escorte und bewacht sorgfältig den Gefangenen.«

D'Artagnan nahm den Brief, legte die Hand an seinen Hut, drehte sich auf dem Absatze um, wie es nur der geschickteste Sergent beim Vorexerzieren machen kann, ging hinaus, und einen Augenblick nachher hörte man ihn mit seinem kurzen Tone kommandieren:

»Vier Mann Escorte, eigen Wagen, mein Pferd! Fünf Minuten nachher vernahm man die Räder des Wagens und den Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster des Hofes.



III.

Zwei alte Feinde.

D'Artagnan kam um halb neun Uhr in die Bastille.

Er ließ sich bei dem Gouverneur melden, der ihm als er erfuhr, daß er von Seiten und auf Befehl des Ministers kam, bin auf die Freitreppe entgegen ging.

Der Gouverneur der Bastille war damals Herr du Tremblay, ein Bruder des berühmten Kapuziners Joseph, dieses furchtbaren Günstlings von Richelieu, den man die graue Eminenz nannte.

Als der Marschall von Bassompierre in der Bastille war, wo er zwölf volle Jahre blieb, und seine Gefährten in ihren Freiheitsträumen sich einander sagten: »Ich werde in der und der Zeit hinauskommen«, . . . »und ich in jener Zeit . . . « so antwortete Bassompierre »Und ich meine Herren, werde hinauskommen, wenn Herr du Tremblay hinauskommt«, womit er sagen wollte, bei dem Tode des Kardinals müsse Herr du Tremblay notwendig seinen Platz in der Bastille verlieren und Bassompierre den seinigen wieder einnehmen.

Seine Weissagung sollte wirklich in Erfüllung gehen, aber auf eine andere Art, als Bassompierre gedacht hatten denn als der Kardinal tot war, gingen die Dinge gegen alle Erwartung fort, wie bisher. Herr du Tremblay verlor seine Stelle nicht, und Bassompierre sollte nicht aus der Bastille kommen.

Herr du Tremblay war also noch Gouverneur der Bastille, als d'Artagnan sich in derselben einfand, um den Befehl des Ministers zu vollziehen. Er empfing ihn mit der größten Höflichkeit, und da er eben sich zu Tische zu setzen im Begriffe war, so lud er d'Artagnan ein, mit ihm zu Nacht zu speisen.

»Ich würde dies mit dem größten Vergnügen tun«, sprach d'Artagnan: »aber wenn ich mich nicht täusche, steht auf dem Umschlag des Briefes: *sehr eilig*.«

»Das ist richtig«, sagte Herr du Tremblay. »Holla, Major, man lasse Nro. 256 herabkommen.«

Beim Eintritt in die Bastille hörte man auf, ein Mensch zu sein,

und wurde eine Nummer.

D'Artagnan fühlte einen Schauer bei dem Geräusche der Schlüssel. Er blieb zu Pferde, ohne absteigen zu wollen, betrachtete die Gitterstangen, die tiefen Fenster, die ungeheuren Mauern, die er nie anders als von Jenseits der Gräben gesehen und, die ihm vor etwa zwanzig Jahren so bange gemacht hatten.

Es ertönte ein Glockenschlag.

»Ich Verlasse Euch«, sprach Herr du Tremblay. »Man ruft mich, um den Abgang des Gefangenen zu unterzeichnen. Auf Wiedersehen, Herr d'Artagnan.«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich Dir Deinen Wunsch zurückgebe«, murmelte d'Artagnan, und er begleitete diesen Fluch mit dem anmutigsten Lächeln. »Schon bei einem Aufenthalt von fünf Minuten im Hofe fühle ich mich krank. Ich sehe, daß ich lieber auf dem Stroh sterben, was mir wahrscheinlich widerfahren wird, als 10.000 Livres Renten sammeln will, um Gouverneur der Bastille zu sein.«

Kaum hatte er diesen Monolog vollendet, als der Gefangene erschien. Sobald d'Artagnan ihn erblickte, machte er eine Bewegung des Erstaunens, die er aber sogleich wieder bewältigte. Der Gefangene stieg in den Wagen, ohne, wie es schien, d'Artagnan erkannt zu haben.

»Meine Herren«, sagte d'Artagnan zu den vier Musketieren, »man hat mir befohlen, den Gefangenen auf das, Schärfste zu bewachen. Da nun der Wagen keine Schlösser an seinen Schlägen hat, so will ich zu ihm hinein steigen. Herr von Lillebonne, habt die Güte, mein Pferd am Zügel zu führen.«

»Seht gerne, mein Lieutenant«, antwortete derjenige, an welchen er sich gewandt hatte.

D'Artagnan sprang vom Pferde, gab den Zügel dem Musketier, stieg in den Wagen und rief in einem Tone, in welchem sich unmöglich auch nur die geringste Bewegung erkennen ließe:

»In das Palais Royal, im Trab!«

Sogleich entfernte sich der Wagen, und d'Artagnan warf sich, die Dunkelheit benützend, die in dem Gewölbe herrschte, durch das man fuhr, dem Gefangenen um den Hals.

»Rochefort!« rief er, »Ihr seid es! Ich täusche mich nicht!«

»D'Artagnan!« rief Rochefort erstaunt.

»Ach, mein armer Freund«, fuhr d'Artagnan fort; »da ich Euch seit vier bis fünf Jahren nicht gesehen habe, so hielt ich Euch für tot.«

»Meiner Treu!« erwiderte Rochefort, »es ist kein großer Unterschied zwischen einem Toten und einem Begrabenen und ich bin ein Begrabener.«

»Wegen welchen Verbrechens seid Ihr in der Bastille?«

»Soll ich Euch die Wahrheit sagen?«

»Ja.«

»Nun, ich weiß es nicht.«

»Mißtrauen gegen mich, Rochefort?«

»Nein, auf Edelmannswort, denn ich kann unmöglich aus der Ursache hier sein, die man angibt.«

»Welche Ursache?«

»Alls Nachtdieb.«

»Ihr, Nachtdieb? Rocheforts Ihr scherzt.«

»Ich begreife. Das heischt eine Erläuterung, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Nun, so hört, was geschehen ist. Einen Abends nach einer Orgie bei Reinard in den Tuileries mit dem Herzog d'Harcourt, Fontrailles, von Rieux und Anderen machte der Herzog d'Harcourt den Vorschlag, auf dem Pont-Neuf Mäntel zu ziehen. Es ist dies, wie Ihr wißt, eine Unterhaltung, welche der Herzog von Orleans sehr in die Mode gebracht hat.«

»Warte Ihr ein Narr, Rochefort? in Eurem Alter?«

»Nein, ich war betrunken, und dennoch, da mir die Belustigung sehr mittelmäßig vorkam, schlug ich dem Chevalier von Rieux vor, Zuschauer statt handelnde Person zu sein, und um die Szene aus der ersten Loge zu sehen, auf das Pferd das Bronze zu steigen. Gesagt, getan. Mit Hilfe der Sporen, die uns als Steigbügel dienten, saßen wir in einem Augenblick auf dem Rücken. Wir hatten einen vortrefflichen Standpunkt. Bereits waren vier bis fünf Mäntel mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen und ohne daß diejenigen, welchen man sie nahm, ein Wort zu sagen wagten, gestohlen, als es irgend einem Dummkopf, welcher etwas minder

geduldig war, als die Anderen, einfiel, nach der Wache zu schreien, was eine Patrouille von Bogenschützen herbeiführte. Der Herzog d'Harcourt, Fontrailles und die Andern machten sich aus dem Staube. Von Rieux will dasselbe tun. Ich halte ihn zurück und sage ihm, man werde uns da, wo wir seien, nicht aus dem Neste heben. Er hört nicht auf mich, setzt den Fuß auf den Sporn, um hinabzusteigen; der Sporn zerbricht, er fällt, bricht ein Bein und fängt an, statt zu schweigen, wie ein Gehängter zu schreien. Ich will ebenfalls herabspringen, aber es war zu spät. Ich springe in die Arme der Bogenschützen, die mich nach dem Chatelet führen, wo ich ruhig einschlafe, fest überzeugt, ich würde am andern Tage entlassen werden. Der andere Tag geht vorüber, ebenso der zweite. Es gehen acht Tage vorüber, ich schreibe an den Kardinal. An demselben Tage holt man mich ab und führt mich in die Bastille, wo ich seit fünf Jahren sitze. Glaubt Ihr, es sei dies der Fall, weil ich das Verbrechen begangen habe, auf das Pferd hinter Heinrich IV. zu steigen?«

»Nein, Ihr habt Recht, mein lieber Rochefort, das kann nicht der Grund sein, Ihr werdet ihn übrigens wahrscheinlich erfahren.«

»Ach! ja, doch ich habe Vergessen, Euch zu fragen: wohin führt Ihr mich?«

»Zu dem Kardinal.«

»Was will er von mir?«

»Ich weiß es nichts denn ich wußte nicht einmal, daß ich Euch holen sollte.«

»Unmöglich! Ihr, ein Günstling?«

»Ein Günstling ich!« rief d'Artagnan. »Ah! mein armer Graf, ich bin mehr Gascogner Junker, als da ich Euch vor zweiundzwanzig Jahren in Meung sah, wißt Ihr noch? Ach! ach!« und ein schwerer Seufzer endigte diesen Satz.

»Doch Ihr kommt mit einem Befehle.«

»Weil ich mich zufällig im Vorzimmer befand, und sich der Kardinal an mich wandte, wie er sich an jeden Andern gewendet hatte; aber ich bin immer noch Lieutenant bei den Musketieren, und dies bin ich, wenn ich richtig zähle, seit ungefähr ein und zwanzig Jahren.«

»Es ist Euch doch kein Unglück widerfahren, und das ist schon

viel.«

»Welches Unglück sollte mir widerfahren? Irgend ein lateinischer Vers, den ich vergessen oder vielmehr nie recht gewußt habe, sagt: der Blitz treffe die Täler nicht, und ich bin ein Tal, mein lieber Rochefort, und zwar eines von den tiefsten.«

»Mazarin ist also immer noch Mazarin?«

»Mehr als je, mein Lieber; man sagt, er sei mit der Königin verheiratet.«

»Verheiratet!«

»Ist er nicht ihr Gemahl, so ist er sicherlich ihr Geliebter.«

»Einem Buckingham widerstehen und einem Mazarin nachgeben!«

»So sind die Frauen«, versetzte d'Artagnan philosophisch.

»Die Frauen wohl, aber die Königinnen!«

»Ei, mein Gott, in dieser Hinsicht sind die Königin zweimal Frauen.«

»Und Herr von Beaufort ist immer noch im Gefängnis?«

»Immer noch, warum?«

»Da er mir wohl wollte, so hätte er mich aus der schlimmen Geschichte ziehen können.«

»Ihr seid ohne Zweifel der Freiheit näher, als er; also werdet Ihr ihn aus dem Unglück ziehen.«

»Und wie steht es mit dem Krieg?«

»Man wird haben.«

»Mit Spanien?«

»Nein, mit Paris.«

»Man wollt Ihr damit sagen?«

»Hört Ihr die Flintenschüsse?«

»Ja, nun?«

»Es sind Bürger, welche in Erwartung eines Aufstandes feuern.«

»Glaubt Ihr man konnte etwas aus den Bürgern machen?«

»Gewiß, sie versprechen etwas; und wenn sie einen Führer hätten, der aus allen Gruppen eine Masse machen würde«

»Es ist ein Unglück, nicht frei zu sein.«

»Ei, mein Gott, verzweifelt doch nicht. Wenn Mazarin Euch holen läßt, so geschieht es einfach, weil er Euch braucht, und wenn er Euch braucht, nun, so mache ich Euch mein Kompliment. Es ist lange her, daß Niemand meiner mehr bedurft hat; Ihr seht auch, wie weit ich es gebracht habe.«

»Beklagt Euch doch, ich rate es Euch!«

»Hört, Rochefort, einen Vertrag . . . «

»Welchen?«

»Ihr wißt, daß wir gute Freunde sind.«

»Bei Gott, ich trage die Mahle Eurer Freundschaft an mir: drei Degenstiche! . . . «

»Nun wohl, wenn Ihr wieder in Gunst kommt, vergeßt mich nicht.«

»So wahr ich Rochefort heiße, aber unter der Bedingung der Gegenseitigkeit.«

»Abgemachte hier ist meine Hand.«

»Die erste Gelegenheit also, die Ihr findet, um von mir zu sprechen . . . «

»Ich spreche von Euch: und Ihr?«

»Ebenso.«

»Und soll ich auch von Euren Freunden sprechen?«

»Von welchen Freunden?«

»Von Athos, Porthos und Aramis. Habt Ihr sie denn vergessen?«

»Beinahe.«

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Ich Weiß es nicht.«

»Wirklich?«

»Ah! mein Gott ja, wir haben uns verlassen, wie Ihr wißt; Sie leben, das ist Alles, was ich von ihnen sagen kann. Von Zeit zu Zeit erhalte ich mittelbar Nachrichten von ihnen; aber der Teufel soll mich holen, wenn Ich weiß, in welchem Winkel der Erde sie sich aufhalten. Nein auf Ehre! ich habe nur noch Euch zum Freund, Rochefort.«

»Und der Herrliche, wie nanntet Ihr doch den Burschen, den ich zum Sergenten im Regiment Piemout machte?«

»Planchet.«

»Ja, so ist es, der herrliche Planchet; was ist aus ihm geworden?«

»Er hat einen Zuckerbäckerladen in der Rue des Lombards geheiratet. Der Bursche war stets ein großer Freund von Süßigkeiten. Er ist nun Bürger von Paris Und treibt in diesem Augenblick wohl ohne Zweifel Aufruhr. Ihr werdet sehen, er ist Schöppe, ehe ich Kapiteln bin.«

»Auf! mein lieber d'Artagnan, wenn man ganz unten am Rade ist, so dreht sich das Rad und hebt einen empor. Vielleicht verändert sich Euer Schicksal noch diesen Abend.«

»Amen«, sprach d'Artagnan, den Wagen anhaltend.

»Wer macht Ihr?« fragte Rochefort.

»Wir sind bald an Ort und Stelle, und man soll nicht sehen, daß ich aus Eurem Wagen aussteige. Wir kennen uns nicht.«

»Ihr habt Recht, Adieu.«

»Auf Wiedersehen. erinnert Euch Eures Versprechens.«

D'Artagnan stieg wieder zu Pferde und setzte sich an die Spitze der Escorte.

Fünf Minuten nachher gelangte man in den Hof des Palais Royal.

D'Artagnan führte den Gefangenen über die große Treppe und ließ ihn durch das Vorzimmer und den Korridor gehen. Vor der Türe des Kabinetts von Mazarin angelangt, war er eben im Begriffe, sich melden zu lassen, als Rochefort die Hand auf seine Schulter legte und lächelnd zu ihm sagte:

»D'Artagnan, soll ich Euch Eines sagen, woran ich den ganzen Weg entlang dachte, als ich die Gruppen von Bürgern sah, durch die wir fuhren und die Euch und Eure vier Leute mit flammenden Augen betrachteten?«

»Sprecht«, antwortete d'Artagnan.

»Ich durfte nur um Hilfe rufen, um Euch und Eure Escorte in Stücke hauen zu lassen, und dann wäre ich frei.«

»Warum habt Ihr es nicht getan?«

»Geht doch! Geschworene Freundschaft! Aber wenn mich ein Anderer, als Ihr, geführt hätte, so sage ich nicht . . . «

D'Artagnan neigte das Haupt.

»Sollte Rochefort besser geworden sein, als ich?« sprach er zu sich selbst, und er ließ sich bei dem Minister melden.

»Laßt Herrn von Rochefort eintreten«, rief mit ungeduldigem Tone Mazarin, sobald er diese zwei Namen gehört hatte, und bittet Herrn d'Artagnan zu warten; ich bin noch nicht mit ihm fertig.«

Diese Worte machten d'Artagnan ganz heiter. Lange Zeit hatte, wie er selbst bemerkte, Niemand seiner bedurft, und diese Aufforderung von Mazarin erschien ihm als ein glückliches Vorzeichen. Was Rochefort betrifft, so brachte dieselbe auf diesen keine andere Wirkung hervor, als daß sie ihm völlige Fassung verlieh. Er trat in das Kabinett ein und fand Mazarin am Tische sitzend in seiner gewöhnlichen Tracht, d. h. als Monsignore, was ungefähr das Gewand der Abbés jener Zeit war, ausgenommen, daß er violette Strümpfe und einen violetten Mantel trug.

Die Türen schlossen sich wieder. Rochefort betrachtete Mazarin aus einem Winkel des Auges, und er ertappte den Minister auf einem Blick, welcher den seinigen kreuzte.

Der Minister war stets derselbe, gut frisiert, gut parfümiert und durch seine Ciquetterie jünger als seine wirklichen Lebensjahre. Bei Rochefort war es ein Anderes, die fünf Jahre, die er im Gefängnisse zubrachte, hatten diesen Freund von Herrn von Richelieu sehr alt gemacht. Seine schwarzen Haare waren ganz weiß geworden und die Bronzefarbe seiner Gesichtshaut hatte einer Blässe, welche Erschöpfung zu sein schien, Platz gemacht.

Bei seinem Anblick schüttelte Mazarin unmerklich den Kopf mit einer Miene, welche wohl sagen wollte:

»Dieser Mensch scheint mir nicht mehr zu großen Dingen zu taugen.«

Nach einem Stillschweigen, das in der Tat ziemlich lang währte, Rochefort aber wie ein Jahrhundert vorkam, zog Mazarin aus einem Stoß Papiere einen offenen Brief hervor, zeigte ihn dem Edelmann und sagte:

»Ich habe hier einen Brief gefunden, worin Ihr um Eure Freiheit nachsucht, Herr von Rochefort. Ihr seid also im Gefängnis?«

Rochefort bebte bei dieser Frage.

»Es scheint mir, Eure Eminenz wußte das besser, als irgend Jemand.«

»Ich? keineswegs. Es sind daselbst noch eine Menge von Gefangenen aus der Zeit von Herrn von Richelieu, deren Namen ich nicht einmal weiß.«

»Wohl, doch bei mir ist es etwas Anderes, Monseigneur, und Ihr wußtet den, meinigen, denn auf einen Befehl von Eurer Eminenz bin ich von dem Chatelet nach der Bastille gebracht worden.«

»Ihr glaubt?«

»Ich weiß es gewiß-«

»Ja, in der Tat, ich glaube mich dessen zu erinnern. Habt Ihr Euch damals nicht geweigert, für die Königin eine Reise nach Brüssel zu machend?«

»Ah! ah!« sprach Rochefort, »das ist also die wahre Ursache. Ich suche sie seit fünf Jahren. Dummkopf, der ich bin, daß ich sie nicht gefunden habe.«

»Ich sage nicht, daß dies die Ursache Eurer Verhaftung ist. Verstehen wir uns recht, ich stelle die Frage an Euch, und nicht mehr: Habt Ihr Euch nicht geweigert, im Dienste der Königin nach Brüssel zu gehen, während Ihr einwilligtet, Euch im Dienste des verstorbenen Kardinals dahin zu begeben?«

»Gerade weil ich im Dienste des verstorbenen Kardinals dort gewesen bin, konnte ich nicht in dem der Königin dahin zurückkehren. Ich war in Brüssel in einer, furchtbaren Angelegenheit. Es geschah zur Zeit der Verschwörung von Chalais, und ich hatte mich dahin begeben, um die Korrespondenz von Chalais mit dem Erzherzog zu erwischen und schon damals wäre ich, als man mich erkannte, beinahe in Stücke zerrissen worden. Ich hätte die Königin zu Grund gerichtet, statt ihr zu dienen.«

»Ihr seht hieraus, mein lieber, Herr von Rochefort, wie die besten Absichten oft schlecht ausgelegt werden. Die Königin hat in Eurer Weigerung nichts Anderes gesehen, als eine einfache Weigerung. Ihre Majestät die Königin hatte sich unter dem verstorbenen Kardinal seht über Euch zu beklagen.«

Rochefort lächelte verächtlich.

»Gerade weil ich dem Herrn Kardinal von Richelieu gut gegen

die Königin gedient hatte, mußtet Ihr, da er tot war, Monseigneur, begreifen, dass ich Euch gegen die ganze Welt gut bedienen würde.«

»Ich, Herr von Rochefort?« sagte Mazarin, »ich bin nicht wie Herr von Richelieu«, der auf die Allmacht abzielte. Ich bin ein einfacher Minister, der keiner Diener bedarf, insofern ich der der Königin bin. Ihre Majestät aber ist sehr empfindlich, sie wird Eure Weigerung erfahren und sie für eine Kriegserklärung gehalten haben, und da sie wußte, daß Ihr ein Mann von höheren Eigenschaften und folglich sehr gefährlich seid, mein lieber Herr von Rochefort, so hat sie mir wohl den Befehl gegeben, mich Eurer zu versichern. Auf diese Art befindet Ihr Euch in der Bastille.«

»Gut, Monseigneur«, sagte Rochefort, »es scheint mir, wenn ich in Folge eines Irrtums in der Bastille sitze . . . «

»Ja, ja«, versetzte Mazarin, »allerdings, das läßt sich ordnen, Ihr seid ein Mann, um gewisse Angelegenheiten zu begreifen, und wenn Ihr sie einmal begriffen habt, sie gut zu betreiben.«

»Das war die Meinung des Herrn Kardinal von Richelieu, und meine Bewunderung für diesen großen Mann vermehrt sich noch dadurch, daß Ihr die Güte habt, mir zu sagen, es sei auch die Eurige.«

»Das ist wahr«, versetzte Mazarin. »Der Herr Kardinal hatte viel Politik, und darin bestand seine große Überlegenheit über mich, der ich ein ganz einfacher schlichter Mann bin; was mir schadet, das ist der Umstand, daß ich eine ganz französische Offenherzigkeit besitze.«

Rochefort preßte die Lippen zusammen, um nicht zu lachen.

»Ich komme also zur Sache; ich bedarf guter Freunde, treuer Diener. Wenn ich sage, ich bedarf, so will ich damit sagen, die Königin bedarf. Ich tue Alles nur auf Befehl der Königin, versteht mich wohl; das ist nicht wie bei dem Herrn Kardinal von Richelieu, der Alles nur aus eigener Laune tat. Ich werde auch nie ein großer Mann sein, wie er; dagegen aber bin ich ein guter Mann, Herr von Rochefort und hoffe Euch dies zu beweisen.«

Rochefort kannte diese seidene Stimme, durch welche zuweilen ein Zischen glitt, das dem der Schlange glich.

»Ich bin ganz bereit, Monseigneur zu glauben«, sagte er, »obgleich ich meines Teils wenig Beweise von der Gutmütigkeit habe, von der Eure Eminenz spricht. Vergesst nicht«, fuhr Rochefort fort, als er die Bewegung wahrnahm, welche der Minister zu unterdrücken versuchte, »vergeßt nicht, daß ich seit fünf Jahren in der Bastille bin, und daß nichts die Gedanken so sehr verwirrt, als wenn man die Dinge durch das Gitter eines Gefängnisses sieht.«

»Ah! Herr von Rochefort, ich sagte Euch bereits daß ich keinen Teil an Eurer Gefangenschaft hatte. Die Königin (Zorn einer Frau und einer Prinzessin, was wollt Ihr! aber das geht, wie es kommt, und nachher denkt man nicht mehr daran) . . . «

»Ich begreife, Monseigneur, daß sie nicht mehr daran denkt, sie, welche fünf Jahre in dem Palais Royal mitten unter Festen und Höflingen zubrachte, aber ich, der sie in der Bastille zubringen mußte . . . «

»Ei mein Gott, Herr von Rochefort, glaubt Ihr, das Palais Royal sei ein so angenehmer Aufenthaltsort? Nein, nein, ich versichere Euch, wir haben auch gewaltiges Getöse gehabt. Doch sprechen wir nicht mehr hiervon. Ich spiele, wie immer offenes Spiel, und frage, Herr von Rochefort seid Ihr von den Unseren?«

»Ihr müßt begreifen Monseigneur, daß ich nichts Besseres wünschen kann, aber ich bin mit allen gegenwärtigen Angelegenheiten nicht im Mindesten vertraut. In der Bastille spricht man über Politik nur mit den Soldaten und den Gefängniswärtern, und Ihr habt keinen Begriff, Monseigneur, wie wenig diese Leute mit den Vorgängen auf dem Laufenden sind. Ich bin noch an Herrn von Bassompierre. Ist er innerer noch einer von den siebzehn Seigneurs?«

»Er ist tot, mein Herr, und das ist ein großer Verlust. Es war ein der Königin ergebener Mann, und die ergebenen Leute sind selten.«

»Bei Gott, ich glaube wohl«, sprach Rochefort. »Wenn Ihr welche habt, so schickt Ihr sie in die Bastille.«

»Aber wodurch beweist sich die Ergebenheit?« sagte Mazarin.

»Durch die Tätigkeit«, antwortete Rochefort.

»Ah! ja, durch die Tätigkeit«, versetzte der Minister

nachdenkend, »aber wo finden sich Männer von Tätigkeit?«

Rochefort zuckte die Achseln und erwiderte:

»Es fehlt nie daran, Monseigneur; nur sucht Ihr schlecht.«

»Ich suche schlecht? was wollt Ihr damit sagen, mein lieber Herr von Rochefort? belehrt mich doch. Ihr müßtet viel in Eurem vertrauten Umgang mit dem verstorbenen Herrn Kardinal lernen. Ah, das war ein so großer Mann!«

»Wird sich Monseigneur ärgern, wenn ich ihm etwas Moral lese?«

»Ich? niemals. Ihr wißt wohl, daß man mir Alles sagen kann, mein lieber Herr von Rochefort. Ich suche mich beliebt und nicht gefürchtet zu machen.«

»Nun, Monseigneur, in meinem Kerker findet sich ein Sprichwort mit der Spitze eines Nagels an die Wand geschrieben.«

»Und wie heißt dieses Sprichwort?«

»Es heißt, Monseigneur: *Wie der Herr . . .* «

»Ich kenne es: *so der Knecht.*«

»Nein: *so der Diener.* Es ist eine kleine Veränderung, welche die er ebenen Leute, von denen ich so eben sprach, zu ihrem Privatvergnügen daran vorgenommen haben.«

»Wohl, was bedeutet dieses Sprichwort?«

»Es bedeutet, daß Herr von Richelieu ergebene Diener gut zu finden wußte, und zwar dem Dutzend nach.«

»Er! der Zielpunkt aller Dolche! Er, der sein Leben damit zubrachte, alle Stöße zu parieren, die man nach ihm führte.«

»Aber er hat sie pariert, und sie waren doch kräftig genug geführt. Hatte er gute Feinde, so hatte er auch gute Freunde.«

»Mehr verlange ich auch nicht.«

»Ich habe Leute gekannt«, fuhr Rochefort fort, denn er dachte, es sei jetzt die Zeit gekommen, d'Artagnan Wort zu halten, »ich kannte Leute, die durch ihre Gewandtheit hundertmal den Scharfsinn des Kardinals scheitern gemacht, durch ihre Tapferkeit seine Leibwachen und seine Spione geschlagen haben, Leute, welche ohne Geld, ohne Unterstützung, ohne Kredit einem gekrönten Haupte eine Krone erhielten und den Kardinal dahin

brachten, daß er nur Verzeihung bitten mußte.«

»Aber die Leute, von denen Ihr sprecht«, sagte Mazarin in seinem Innern lächelnd, daß Rochefort dahin gelangte, wohin er ihn führen wollte, »diese Leute waren dem Kardinal nicht ergeben, da sie gegen ihn kämpften.«

»Nein, denn sie wären besser belohnt worden; aber sie hatten das Unglück, derselben Königin ergeben zu sein, für die Ihr so eben Diener verlangtet.«

»Woher wißt Ihr diese Dinge?«

»Ich weiß diese Dinge, weil dieselben Menschen zu jener Zeit meine Feinde waren, weil sie gegen mich kämpften, weil ich ihnen alles Schlimme zufügte, was ich nur immer konnte, weil sie es mir auf das Schönste zurückgegeben haben, weil Einer von ihnen, mit dem ich ganz besonders zu tun hatte, mir vor ungefähr sieben Jahren einen Degenstich beibrachte; es war der dritte, den ich von derselben Hand erhielt . . . der Abschluß einer alten Rechnung.«

»Ah!« sprach Mazarin mit bewunderungswürdiger Gutmütigkeit, wenn ich solche Menschen kennen würde.«

»Ei! Monseigneur, Ihr habt Einen seit sechs Jahren vor Eurer Türe und habt ihn seit sechs Jahren zu nichts gut gehalten.«

»Weil denn?«

»Herrn d'Artagnan.«

»Den Gascogner?« rief Mazarin mit vortrefflich gespielter Verwunderung.

»Dieser Gascogner hatte eine Königin gerettet und Herr von Richelieu mußte gestehen, daß er ihm gegenüber an Geschicklichkeit, Gewandtheit und Politik nur ein Schüler wäre.«

»Wirklich?«

»Wie ich Eurer Exzellenz zu sagen die Ehre habe.«

»Erzählt mir das ein wenig, mein lieber Herr von Rochefort.«

»Das ist sehr schwierig, Monseigneur«, sagte der Edelmann lächelnd.

»Dann wird er es mir selbst erzählen.«

»Ich zweifle daran, Monseigneur.«

»Und warum?«

»Weil das Geheimnis nicht ihm gehört, weil es, wie ich Euch gesagt habe, das einer großen Königin ist.«

»Und er war allein, um ein solches Unternehmen auszuführen?«

»Nein Monseigneur, er hatte drei Freunde, drei Brave, die ihn unterstützten, Brave, wie Ihr sie so eben suchte.«

»Und diese vier Männer waren einig, sagt Ihr?«

»Als ob sie nur ein Mensch gewesen waren, als ob diese vier Herzen in einer Brust geschlagen hätten. Was haben sie auch nicht Alles getan, diese Vier!«

»Mein lieber Herr von Rochefort, in der Tat, Ihr stachelt meine Neugierde im höchsten Grade. Könntet Ihr mir diese Geschichte nicht erzählen?«

»Nein, aber ich kann Euch ein Märchen erzählen, ein wahres Feenmärchen, dafür stehe ich Euch Monseigneur.«

»Oh! spricht, Herr von Rochefort, ich liebe die Märchen ungemein.«

»Ihr wollt es?« sagte Herr von Rochefort, indem er in diesem seinen, listigen Gesicht eine Absicht wahrzunehmen suchte.

»Ja.«

»Nun, so hört, Es war einmal eine Königin . . . aber eine mächtige Königin, die Königin von einem der mächtigsten Königreiche der Welt, der ein Minister sehr übel wollte, weil er ihr zuvor zu wohl gewollt hatte. Sucht nicht, Monseigneur, Ihr könnt nicht erraten, wer. Alles das ereignete sich lange Zeit, ehe Ihr in das Königreich kamt, wo diese Königin regierte. Es erschien aber an dem Hofe ein Botschafter, so brav, so reich und so artig, daß alle Frauen sich in ihn verliebten, und die Königin selbst, ohne Zweifel in Erinnerung der Art und Weise, wie er die Staatsangelegenheiten behandelt hatte, die Unklugheit beging, ihm einen Schmuck zu schenken, der so merkwürdig war, daß er sich nicht ersetzen ließ. Da dieser Schmuck vom König kam, so forderte der Minister diesen auf, von der Fürstin zu verlangen, gerade die bezeichneten Juwelen bei dem nächsten Balle zu tragen. Es ist überflüssig, Euch zu bemerken, daß der Minister aus einer gewissen Quelle erfahren hatte, wie der Schmuck dem Botschafter gefolgt war, welcher Botschafter in großer Entfernung

jenseits des Meeres lebte. Die große Königin war verloren, wie die letzte ihrer Untertaninnen, denn sie fiel von ihrer höchsten Höhe herab.«

»Wirklich?«

»Nun gut, Monseigneur, vier Menschen entschlossen sich, sie zu retten. Diese vier Menschen waren keine Prinzen, waren keine Herzoge, waren keine mächtigen Männer, waren keine reiche Männer, es waren vier Soldaten mit großem Herzen, gutem Arme und freiem Degen. Sie reisten ab. Der Minister erfuhr ihre Abreise und schickte Leute auf ihren Weg aus, um sie zu verhindern, zu ihrem Ziele zu gelangen. Drei wurden durch die zahlreichen Angriffe kampfunfähig gemacht, aber ein Einziger gelangte in den Hafen, tötete oder verwundete diejenigen, welche ihn festnehmen wollten, schiffte über das Meer und brachte den Schmuck der großen Königin zurück, die ihn an dem bestimmten Tage an die Schulter heften konnte. Was sagt Ihr von diesem Zuge, Monseigneur?«

»Das ist herrlich«, sprach Mazarin träumerisch.

»Nun, ich weiß noch ähnliche.«

Mazarin sprach nicht mehr, er dachte nach.

Fünf bis sechs Minuten gingen vorüber.

»Ihr habt mich nichts mehr zu fragen, Monseigneur?« sagte Rochefort.«

»Allerdings. Und der Herr d'Artagnan war einer von diesen vier raschen, sagt Ihr?«

»Er war derjenige, welcher das ganze Unternehmen leitete.«

»Und wer waren die Anderen?«

»Monseigneur erlaubt, daß ich Herrn d'Artagnan die Sorge überlasse, sie Euch zu nennen. Es waren seine Freunde und nicht die meinigen; er allein hätte einigen Einfluß auf sie und ich kenne sie nicht einmal unter ihren wahren Namen.«

»Ihr mißtraut mir, Herr von Rochefort. Ich will völlig offenherzig sein: ich bedarf Eurer, seiner, Aller.«

»Fangen wir bei mir an, Monseigneur, da Ihr mich habt holen lassen und ich nun hier bin; dann möget Ihr zu ihnen übergehen. Ihr werdet Euch über meine Neugierde nicht wundern; wenn man fünf Jahre im Gefängnis sitzt, erfährt man nicht ungerne, wohin

man geschickt werden soll.«

»Ihr, mein lieber Herr von Rochefort, sollt einen Vertrauensposten bekommen, Ihr geht nach Vincennes, wo Herr von Beaufort gefangen ist; Ihr bewacht ihn mir auf das Schärfste. Nun, was habt Ihr denn?«

»Ihr schlagt mir etwas Unmögliches vor«, sprach Rochefort und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf.

»Wie! etwas Unmögliches? Und warum ist diese Sache unmöglich?«

»Weil Herr von Beaufort einer meiner Freunde ist, oder vielmehr weil ich einer der seinigen bin. Habt Ihr vergessen, Monseigneur, daß Beaufort bei der Königin für mich gut gestanden hat?«

»Herr von Beaufort ist seit damals der Feind des Staates.«

»Ja, Monseigneur, das ist möglich, aber da ich weder König, noch Königin, noch Minister bin, so ist er nicht mein Feind, und ich kann nicht annehmen, was Ihr mir anbietet.«

»Das nennt Ihr Ergebenheit? Ich wünsche Euch Glück: Eure Ergebenheit macht Euch nicht zu sehr Bedeutendem verbindlich, Herr von Rochefort.«

»Und wann werdet Ihr begreifen«, fuhr Rochefort fort, »daß die Bastille verlassen, um nach Vincennes und zu kommen nur das Gefängnis wechseln heißt.«

»Sagt unumwunden daß Ihr zu der Partei von Herrn von Beaufort gehört, das wird freimütiger sein.«

»Monseigneur, ich bin so lange eingeschlossen gewesen, daß ich nur zu einer Partei, zu der Partei der frischen Luft gehöre. Verwendet mich zu irgend etwas Anderem, gebt mir eine Sendung, beschäftigt mich tätig, aber aus der offenen Straße, wenn es möglich ist.«

»Mein lieber Herr von Rochefort«, sagte Mazarin mit seiner spöttischen Miene, »Eure Eifer reißt Euch fort, Ihr haltet Euch noch für einen jungen Mann, weil dass Herz immer noch jung ist, aber die Kräfte fehlen Euch. Glaubt mir, Ihr bedürft jetzt vor Allem der Ruhe. Holla! irgend Jemand herein!«

»Ihr verfügt also nicht über mich?«

»Im Gegenteil, ich habe verfügt.«

Bernouin trat ein.

»Rufe einen Huissier«, sprach Mazarin, »und bleibe in meiner Nähe«, sagte er mit leisem Tone bei.

Ein Huissier trat ein, der Kardinal schrieb einige Worte, die er diesem Manne zustellte, grüßte sodann mit dem Kopfe und sagte:

»Gott befohlen, Herr von Rochefort.«

Rochefort verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

»Ich sehe, Monseigneur«, sagte er, »man führt mich wieder in die Bastille.«

»Ihr seid gescheit.«

»Ich kehre dahin zurück, Monseigneur, aber ich wiederhole Euch, Ihr habt Unrecht, daß Ihr mich nicht zu verwenden wißt.«

»Euch, den Freund meiner Feinde?«

»Warum nicht, Ihr hättet mich zum Feind Eurer Feinde machen sollen.«

»Glaubt Ihr, es gebe nur Euch allein? Seid überzeugt Herr von Rochefort, ich werde Leute finden, welche so viel wert sind, als Ihr.«

»Ich wünsche es Euch, Monseigneur.«

»Schon gut; geht, geht! Ihr braucht mir ferner nicht mehr zu schreiben, Eure Briefe wären verlorene Briefe.«

»Ich habe die Kastanien aus dem Feuer geholt«, murmelte Rochefort, indem er sich entfernte; »ist d'Artagnan nicht zufrieden, wenn ich ihm von dem Lobe erzähle, das ich ihm gespendet habe, so muß ich ihn einen Undankbaren schelten. Aber wohin führt man mich denn, in des Teufels Namen?«

Man führte Rochefort wirklich nach der kleinen Treppe, statt ihn durch das Vorzimmer gehen zu lassen, wo d'Artagnan wartete. Im Hofe fand er seinen Wagen und Eine vier Mann Escorte, aber er suchte vergebene seinen Freund..

»Ah! ah«, sagte Rochefort zu sich selbst, »das verändert die Sache auf eine furchtbare Weise; wenn noch so viel Volk auf den Straßen ist, so wollen wir es versuchen, Herrn von Mazarin zu beweisen, daß wir, Gott sei Dank, noch zu etwas ganz Anderem taugen, als zur Bewachung eines Gefangenen. Und er sprang so leicht in den Wagen, als ob er erst fünf und zwanzig Jahre alt wäre.«



IV.

Anna von Österreich mit sechsundvierzig Jahren.

Allein mit Bernouin, blieb Mazarin einen Augenblick nachdenkend; er wußte viel, aber er wußte immer noch nicht genug. Mazarin war Betrüger im Spiel. Das ist ein Umstand, den uns Brienne aufbewahrt hat: er hieß dies seinen Vorteil nehmen. Er beschloß die Partie mit d'Artagnan nicht eher anzufangen, als bis er alle Karten seines Gegners genau kennen würde.

»Monseigneur hat nichts zu befehlen?« sagte Bernouin.

»Allerdings«, antwortete Mazarin, »leuchte mir, ich gehe zu der Königin.«

Bernouin nahm eine Kerze und marschierte voraus.

Es war ein geheimer Gang vorhanden, der von den Zimmern und dem Kabinett von Mazarin nach den Zimmern der Königin ausmündete. Durch diesen Gang begab sich der Kardinal, so oft er zu Anna von Österreich gehen wollte.

Als Bernouin in das Schlafzimmer gelangte, nach welchem dieser Gang führte, traf er Madame Beauvais. Madame Beauvais und Bernouin waren die innigen Vertrauten dieser veralteten Liebe, und Madame Beauvais übernahm es, den Kardinal bei Anna von Österreich zu melden, welche sich mit ihrem Sohne, König Ludwig XIV., in ihrem Betzimmer befand.

In einem großen Lehnstuhle sitzend, den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hand gestützt, betrachtete Anna von Österreich das königliche Kind, welches auf dem Boden liegend, in einem großen Schlachtenbuche blätterte. Anna von Österreich war die Königin, welche ausgezeichnet gut sich mit Majestät zu langweilen wußte. Sie blieb zuweilen Stunden lang in ihr Schlafgemach oder in ihr Betzimmer zurückgezogen, ohne zu lesen oder zu beten.

Das Buch, mit welchem der König spielte, war ein Quintus Curtius, reich mit Kupferstichen ausgestattet, welche die Großtaten von Alexander darstellten.

Madame Beauvais erschien an der Türe des Betzimmers und meldete den Kardinal Mazarin.

Das Kind erhob sich auf einem Knie und schaute die Stirne runzelnd seine Mutter an.

»Warum kommt er so«, sagte es, »ohne um Audienz zu bitten?«

Anna errötete leicht.

»Es ist wichtig«, versetzte sie, »daß ein erster Minister in Zeiten, wie sie jetzt sind, zu jeder Stunde von dem, was vorgeht, der Königin Bericht erstatten kann, ohne daß er die Neugierde oder die Kommentare des ganzen Hofes anzuregen nötig hat.«

»Aber es scheint mir, Herr von Richelieu kam nicht so?« sprach das unbeugsame Kind.

»Wie erinnert Ihr Euch, was Herr von Richelieu tat? Ihr konntet es nicht wissen, denn Ihr wart noch zu jung.«

»Ich erinnere mich dessen nicht, sondern ich fragte, und man sagte es mir.«

»Und wer sagte es Euch?« versetzte Anna von Österreich mit einer Bewegung schlecht verborgener böser Laune.

»Ich weiß, daß ich nie die Personen nennen darf, welche die Fragen beantworten, die ich an sie richte«, antwortete das Kind, »oder daß ich sonst nichts mehr erfahren würde.«

In diesem Augenblick trat Mazarin ein. Der König stand vollends auf, nahm sein Buch, schloß es und trug es auf den Tisch, bei welchem er aufrecht stehen blieb, um Mazarin zu nötigen, ebenfalls zu stehen.

Mazarin beobachtete mit seinem geistreichen Auge diese ganze Szene, von welcher er die Erklärung der vorhergegangenen zu verlangen schien.

Er bückte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin, machte eine tiefe Verbeugung vor dem König, der ihm mit einem ziemlich stolzen Nicken des Kopfes dankte; aber ein Blick seiner Mutter machte es ihm zum Vorwurf, daß er sich den Gefühlen des Hasses hingab, die Ludwig XIV. seit seinen Kinderjahren gegen den Kardinal hegte, und er empfing, ein Lächeln auf den Lippen, das Kompliment des Ministers.

Anna von Österreich war bemüht, auf dem Antlitz von Mazarin

die Ursache dieses unvorhergesehenen Besuches zu erraten, denn der Kardinal kam gewöhnlich nur zu ihr, wenn sich alle Welt zurückgezogen hatte.

Der Minister machte ein unmerkliches Zeichen mit dem Kopf, die Königin wandte sich an Madame Beauvais und sagte:

»Es ist Zeit, daß sich der König schlafen legt. Ruft La Porte.«

Die Königin hatte bereits dem jungen Ludwig drei- bis viermal gesagt, er möge sich schlafen legen, und stets hatte das Kind mit zärtlichen Bitten darauf bestanden, es wünsche zu bleiben. Diesmal aber machte es keine Bemerkung; es biß sich nur in die Lippen und erbleichte. Einen Augenblick nachher trat La Porte ein. Das Kind ging gerade auf ihn zu, ohne seine Mutter zu umarmen.

»Nun, Louis«, sagte Anna, »warum umarmt Ihr mich nicht?«

»Ich glaubte, Ihr wäret böse gegen mich, Madame, Ihr jagt mich fort.«

»Ich jage Euch nicht fort. Ihr habt nur vor Kurzem erst die Blattern gehabt, seid noch leidend und ich fürchte, das lange Wachen könnte Euch anstrengen.«

»Ihr habt nicht dasselbe befürchtet, als Ihr mich heute in den Palast gehen hießt, um die abscheulichen Edikte zu erlassen, welche das Volk so sehr murren machten.«

»Sire«, sprach La Porte, um abzulenken, »wem befiehlt Eure Majestät, daß ich die Kerze geben soll.«

»Wem Du willst, La Porte«, antwortete das Kind, »vorausgesetzt«, fügte es bei, »es sei nicht Herr Mancini.«

Herr Mancini war ein Neffe des Kardinals, den Mazarin als Ehrenknaben zu dem König gebracht hatte und auf welchen Ludwig XIV. einen Teil des Hasses übertrug, der ihn gegen seinen Minister erfüllte.

Und der König entfernte sich, ohne seine Mutter zu umarmen und ohne den Kardinal zu grüßen.

»Ganz gut«, sprach Mazarin, »ich sehe es gerne, daß man Seine Majestät mit Abscheu vor der Heuchelei erzieht.«

»Warum dies?« fragte die Königin mit beinahe schüchternem Tone.

»Es scheint mir, der Abgang des Königs bedarf keiner

Kommentare; Seine Majestät gibt sich keine Mühe, die geringe Zuneigung zu verbergen, die er für mich hat, was mich indessen nicht abhält, seinem Dienste, so wie dem Eurer Majestät, völlig ergeben zu sein.«

»Ich bitte Euch für ihn um Vergebung«, erwiderte die Königin. »Es ist ein Kind, das noch nicht alle seine Verpflichtungen gegen Euch wissen kann.«

Der Kardinal lächelte.

»Aber«, fuhr die Königin fort, »Ihr seid ohne Zweifel in einer wichtigen Angelegenheit gekommen. Was gibt es?«

Mazarin setzte sich, oder lehnte sich vielmehr in einen weiten Stuhl zurück und sprach mit einer schwermütigen Miene:

»Was es gibt? Alter Wahrscheinlichkeit nach werden wir bald gezwungen sein, uns zu verlassen, wenn Ihr nicht Eure Ergebenheit für mich so weit treiben wollt, mir nach Italien zu folgen?«

»Und warum dies«, fragte die Königin.

»Weil, wie es in der Oper *Thisbe* heißt:

»Die ganze Welt verschworen ist, zu trennen unsre Liebe.«

»Ihr scherzt, Herr«, sagte die Königin mit einem Versuche, ihre ehemalige Würde wieder anzunehmen.

»Ach nein, Madame«, sprach Mazarin, »ich scherze nicht im Geringsten. Glaubt mir, ich würde eher weinen, denn merkt Euch wohl, was ich gesagt habe:

»Die ganze Welt verschworen ist, zu trennen unsre Liebe.«

»Da Ihr nun einen Teil dieser ganzen Welt bildet, so will ich Euch sagen, daß Ihr mich auch verlaßt.«

»Kardinal!«

»Ei, mein Gott! habe ich Euch nicht eines Tages ganz angenehm dem Herzog von Orleans oder vielmehr dem, was er Euch sagte zulächeln sehen?«

»Und was sagte er mir?«

»Er sagte Euch, Madame: ›Euer Mazarin ist der Stein des Anstoßes, er entferne sich und Alles wird gut gehen.«

»Was sollte ich machen?«

»Oh! Madame, es scheint mir, Ihr seid die Königin.«

»Ein schönes Königtum, der Gnade des ersten besten Tintenkleckers vom Palast Royal oder eines elenden Strohjunkers im Reiche preisgegeben!«

»Ihr seid indessen stark genug, um die Leute von Euch zu entfernen, die Euch mißfallen.«

»Das heißt, die Euch mißfallen«, antwortete die Königin.

»Mir?«

»Allerdings. Wer bat Frau von Chevreuse fortgeschickt, welche zwölf Jahre lang unter der vorhergehenden Regierung verfolgt worden war?«

»Eine Intrigantin, welche gegen mich die Kabalen fortsetzen wollte, die sie gegen Herrn von Richelieu angefangen hatte.«

»Wer hat Frau von Hautefort fortgeschickt, diese Frau, welche eine so vollkommene Freundin war, daß sie die Gnade des Königs ausschlug, um in der meinigen zu bleiben?«

»Eure Heuchlerin, die Euch jeden Abend beim Auskleiden sagte, einen Priester lieben, heiße seine Seele verderben; als ob man Priester wäre, weil man Kardinal ist!«

»Wer hat Herrn von Beaufort verhaften lassen?«

»Ein Brausekopf, der von nichts weniger sprach, als von meiner Ermordung.«

»Ihr seht Wohl, Kardinal«, versetzte die Königin, »daß Eure Feinde auch die meinigen sind.«

»Das ist nicht genug, Madame. Eure Freunde müssen auch die meinigen sein.«

»Meine Freundes Herr!« sprach die Königin und schüttelte den Kopf. »Ach, ich habe keine mehr!«

»Wie, Ihr habt keine Freunde mehr im Glück, während Ihr viele im Unglück hattet?«

»Weil ich im Glück diese Freunde vergaß, mein Herr, weil ich es gemacht habe, wie die Königin Maria von Medicis, die, aus ihrer ersten Verbannung zurückgekehrt, alle diejenigen mit Verachtung behandelte, welche für sie gelitten hatten, und die zum zweiten Male gerichtet, von aller Welt und sogar von ihrem Sohne verlassen, denn alle Welt verachtete sie jetzt, in Köln starb.«

»Bedenkt«, sprach Mazarin, »wäre es nicht mehr Zeit, das Übel gut zu machen? Sucht unter Euren Freunden, unter Euren

ältesten Freunden.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr?«

»Nichts Anderes, als was ich sage, sucht.«

»Acht ich mag immerhin um mich her schauen, ich habe auf Niemand mehr Einfluß. Monsieur wird wie immer von seinem Günstling geleitet; gestern war es Choisy, heute ist es la Rivière, morgen wird es ein Anderer sein. Der Herr Prinz wird von Frau von Longueville geleitet, welche ihrerseits den Willen des Prinzen von Marsillac, ihres Liebhabers, tut. Herr von Conti wird von dem Coadjutor geleitet, der sich von Frau von Guèmenéelenken läßt.«

»Ich sage Euch auch nicht, Madame, Ihr solltet Euch unter Euren Freunden von heute umschauen, sondern unter Euren ehemaligen Freunden.«

»Unter meinen ehemaligen Freunden?« fragte die Königin.

»Ja, unter Euren ehemaligen Freunden, unter denjenigen, welche Euch gegen den Herrn Herzog von Richelieu kämpfen und ihn sogar besiegen halfen.«

»Wo- will er hinaus?« murmelte die Königin und schaute den Kardinal unruhig an.

»Ja«, fuhr dieser fort, »unter gewissen Umständen; mit dem mächtigen, feinen Geiste, der Eure Majestät charakterisiert, müßt Ihr mit Hilfe Eurer Freunde die Angriffe diesen Gegnern zurückzuschlagen.«

»Ich?« sagte die Königin, »ich habe nur gelitten.«

»Ja«, sprach Mazarin, »wie die Frauen leiden, indem sie sich nähern. Kommen wir zur Sache. Kennt Ihr Herrn von Rochefort?«

»Herr von Rochefort gehört nicht zu meinen Freunden«, antwortete die Königin, »sondern im Gegenteil zu meinen erbittertsten Feinden. Er war einer der treuesten Diener des Kardinals. Ich glaubte Ihr müßtet es.«

»Ich weiß es so gut«, antwortete Mazarin, »daß wir ihn in die Bastille setzen ließen.«

»Ist er herausgekommen?« fragte die Königin.

»Nein, beruhigt Euch, er ist immer noch daselbst; aber ich spreche nur von ihm, um auf einen Andern zu kommen. Kennt Ihr Herrn d'Artagnan?« fuhr Mazarin der Königin in das Gesicht schauend, fort.

Anna von Österreich empfing den Stoß mitten im Herzen.

»Sollte der Gascogner geschwatzt haben?« murmelte sie. Dann fügte sie laut bei:

»D'Artagnan? wartet doch. Ja gewiß, dieser Name ist mir bekannt; d'Artagnan, ein Musketier, welcher eine von meinen Frauen liebte. Armes kleines Geschöpf, das meinetwegen an Gift starb.«

»Ist dies Alles?« fragte Mazarin.

Die Königin schaute den Kardinal erstaunt an.

»Aber, mein Herr«, sagte sie, »es scheint mir, Ihr unterwerft mich einem Verhör.«

»Bei dem Ihr jedenfalls«, erwiderte Mazarin mit seinem ewigen Lächeln und seinem stets süßen Tone, »nur nach Eurer Phantasie antwortet.«

»Drückt Euren Wunsch klar aus, mein Herr, und ich werde ebenso antworten«, sagte die Königin, welche ungeduldig zu werden anfang.

»Wohl, Madame«, antwortete Mazarin, sich verbeugend. »Ich Wünschte, Ihr ließt mich an Euren Freunden Anteil nehmen, wie ich Euch an dem Bisschen Gewandtheit und Talent Anteil nehmen ließ, womit mich der Himmel begabt hat. Die Umstände sind von ernster Bedeutung und man muß energisch handeln.«

»Abermals!« sprach die Königin, »ich glaubte, mit Herrn von Beaufort wären wir quitt.«

»Ihr habt nur den Strom gesehen, der Alles niederreißen wollte, und das stehende Wasser nicht wahrgenommen. Es gibt jedoch in Frankreich ein Sprichwort über das stehende Wasser.«

»Vollendet«, sagte die Königin.

»Nun wohl«, fuhr Mazarin fort; »ich dulde alle Tage Unverschämtheiten, die sich Eure Prinzen und Eure betitelten Knechte gegen mich erlauben, lauter Automaten, die nicht sehen, daß ich ihren Faden in der Hand halte, und die unter meinem geduldigen Ernste das Lachen des gereizten Mannen nicht erraten, der sich selbst zugeschworen hat, einen Tage der stärkste zu sein. Wir haben allerdings Herrn von Beaufort verhaften lassen, aber das war der am mindesten Gefährliche von Allen. Noch ist der Herr Prinz vorhanden.«

»Der Sieger von Rocroir? Ihr denkt nicht daran!«

»Ja, Madame, und zwar sehr oft, aber *Pacienza*, wie wir Italiener sagen. Dann nach Herrn von Condé ist der Herr Herzog von Orleans da.«

»Was sagt Ihr? der erste Prinz von Geblüt, der Oheim des Königs!«

»Nicht der erste Prinz von Geblüt, nicht der Oheim des Königs, sondern der feige Meuterer, der unter der vorigen Regierung, angetrieben von seinem launenhaften, phantastischen Charakter, zernagt von erbärmlichem Ärger, verzehrt von einem platten Ehrgeize, eifersüchtig auf Alles was ihn an ritterlichem Sinn und Mut übertraf, aufgebracht darüber, daß er wegen seiner inneren Hohlheit nichts war, sich zum Echo aller schlechten Gerüchte, zur Seele aller Katalen machte, tat als ob er allen den braven Leuten entgegenkäme, welche die Albernheit hatten, an das Wort eines Mannes von königlichem Blute zu glauben, und sie verleugnete, wenn sie das Schafott bestiegen! Nicht der erste Prinz von Geblüt, nicht der Oheim des Königs, ich wiederhole es, sondern der Mörder von Chalais, Montmorency und von Cing-Mars, welcher gegenwärtig dasselbe Spiel zu spielen versucht und sich einbildet, er werde die Partie gewinnen, weil er den Gegner verhindert hat, statt sich gegenüber einen Menschen zu haben, der droht, einen Mann sieht, welcher lächelt. Aber er täuscht sich, er wird verloren haben, und es liegt nicht in meinem Interesse, bei der Königin diesen Gährungsstoff der Uneinigkeit zu dulden, mit welchem der verstorbene Herr Kardinal die Galle des Königs zwanzig Jahre lang in Aufruhr erhalten hat.«

Anna errötete und verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

»Ich will Eure Majestät nicht demütigen«, fuhr Mazarin mit etwas ruhigerem Tone, aber zugleich mit seltsamer Festigkeit fort. »Man soll die Königin ehren und ihren Minister achten, denn in Aller Augen bin ich nur dieses. Eure Majestät weiß, daß ich nicht, wie viele Leute behaupten, ein aus Italien gekommener Straßenläufer bin; alle Welt soll dies wissen, wie Eure Majestät.«

»Man soll ich denn tun?« fragte Anna von Österreich, gebeugt unter dieser gebietenden Stimme.

»Ihr sollt in Eurem Gedächtnis den Namen der treuen,

ergebenen Menschen suchen, welche trotz Herrn von Richelieu über das Meer gefahren sind, Spuren ihres Blutes die ganze Straße entlang zurücklassend, um Eurer Majestät einen gewissen Schmuck zu bringen, den sie Herrn von Buckingham gegeben hatte.«

Anna von Österreich erhob sich majestätisch und zornig, als ob eine Feder sie aufgeschneit hätte, und schaute den Kardinal mit dem Stolze und der Würde an, wodurch sie in den Tagen ihrer Jugend so mächtig gewesen war.

»Ihr beleidigt mich, Herr«, sagte sie.

»Ich will«, fuhr Mazarin fort, den Gedanken vollendend, den die Bewegung der Königin durchschnitten hatte, »ich will, daß Ihr für Euren Gatten tut, was Ihr einst für Euren Liebhaber getan habt.«

»Abermals diese Verleumdung?« rief die Königin, »ich hielt sie für tot und erstickt, denn Ihr hattet sie mir bis jetzt erspart. Jetzt sprecht Ihr mir aber ebenfalls davon. Desto besser, denn die Frage wird nun unter nun abgemacht werden, und Allee ist abgemacht, versteht Ihr mich?«

»Aber, Madame«, sprach Mazarin erstaunt über diese Rückkehr der Kraft, »ich verlange gar nicht, daß Ihr mir Alles sagen sollt.«

»Und ich will Euch Alles sagen«, entgegnete Anna von Österreich. »Hört also: Es gab wirklich zu jener Zeit vier ergebene Herzen; vier ritterliche Seelen, vier treue Degen, die mir mehr als das Leben, die mir die Ehre retteten.«

»Oh! Ihr gesteht!« rief Mazarin.

»Ist nur die Ehre der *Schuldigen* auf das Spiel gesetzt, mein Herr, und kann man nicht einen Menschen, eine Frau besonders, dem Scheine nach entehren? Ja, der Schein war gegen mich und ich sollte entehrt werden, und dennoch, ich schwöre es Euch, war ich nicht schuldig, Ich schwört es . . . «

Die Königin suchte nach etwas Heiligem, worauf sie schwören könnte, zog aus einem unter der Tapete verborgenen Schranke ein kleines, mit Silber incrustirtes, Kästchen von Rosenholz hervor, stellte es auf den Altar und fuhr fort:

»Ich schwöre auf diese heilige Reliquie, ich liebte Herrn von Buckingham, aber Herr von Buckingham war nicht mein Liebhaber.«

»Und was für eine Reliquie ist es, auf die Ihr diesen Eid leistet?« sprach Mazarin lächelnd; »denn ich muß gestehen, als ein Römer bin ich ungläubig; es ist ein Unterschied unter den Reliquien.«

Die Königin machte einen kleinen goldenen Schlüssel von ihrem Halse los und übergab ihn dem Kardinal.

»Öffnet, mein Herr«, sprach sie, »und seht selbst.«

Mazarin nahm erstaunt den Schlüssel und öffnete das Kästchen, worin er nur ein vom Rost zerfressenes Messer und zwei Briefe fand, von denen der eine mit Blut befleckt war.

»Was ist das?« fragte Mazarin.

»Was das ist, mein Herr?« sprach Anna von Österreich mit ihrer königlichen Gebärde und über dem geöffneten Kistchen einen Arm ausstreckend, welcher trotz der Jahre vollkommen schön geblieben war. »Ich will es Euch sagen: diese zwei Briefe sind die einzigen, die ich ihm je geschrieben habe; dieses Messer ist dasjenige, mit welchem ihn Felton ermordet hat. Lest die Briefe, mein Herr, und Ihr werdet sehen, ob ich gelogen habe.«

Trotz der ihm von der Königin erteilten Erlaubnis nahm Mazarin, in einem natürlichen Gefühle, statt die Briefe zu lesen, das Messer, welches Buckingham sterbend aus seiner Wunde gerissen und durch La Porte der Königin geschickt hatte. Die Klinge war ganz zerfressen, denn das Blut hatte sich in Rost verwandelt; nachdem er es einen Augenblick angeschaut, während die Königin so weiß wurde, als das Tuch des Altars, worauf sie sich stützte, legte er es mit unwillkürlichem Schaudern wieder in das Kistchen.

»Es ist gut, Madame«, sagte er, »ich baue auf Euren Eid.«

»Nein, nein, lest«, rief die Königin, die Stirne faltend, »lest, ich will es, damit meinem Entschlusse gemäß, Alles diesmal abgemacht sei und wir nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen. Glaubt Ihr«, fügte sie mit furchtbarem Lächeln bei, »ich sei geneigt, dieses Kistchen bei jeder von Eltern zukünftigen Anklagen wieder zu öffnen?«



Durch diese Energie beherrscht, gehorchte Mazarin beinahe maschinenmäßig und las die zwei Briefe. Der eine war derjenige, durch welchen die Königin von Buckingham ihre Nestelstifte zurückverlangte; es war das Schreiben, das d'Artagnan nach England gebracht hatte, wo es zu rechter Zeit ankam; der andere Brief war der von La Porte dem Herzog zugestellte, worin ihn die Königin benachrichtigte, man wolle ihn ermorden, dieser aber war zu spät gekommen.

»Es ist gut, Madame«, sprach Mazarin, »hierauf läßt sich nichts erwidern.«

»Ja, mein Herr«, sprach die Königin, das Kistchen wieder

verschließend und ihre Hand darauf legend; »wenn sich etwas darauf erwidern läßt, so ist es, daß ich stets undankbar gegen diejenigen gewesen bin, welche mich gerettet haben und Alles taten, um ihn zu retten; daß ich, dem braven D'Artagnan, von dem Ihr so eben sprach, nichts gegeben habe, als meine Hand zu küssen und diesen Diamant.«

Die Königin streckte ihre schöne Hand gegen den Kardinal aus und zeigte ihm einen herrlichen Edelstein, der an ihrem Finger funkelte.

»Er hat ihn, wie es scheint, in einem Augenblick der Verlegenheit verkauft; er hat ihn verkauft, um mich zum zweiten Male zu retten, denn es geschah, damit ich einen Boten an den Herzog schicke und ihn benachrichtige, daß er ermordet werden sollte.«

D'Artagnan wußte es also.«

»Er wußte Alles. Wie er dies machte, weiß ich nicht; Kurz er verkaufte den Ring an Herrn des Effarts, an dessen Finger ich ihn sah, und von welchem ich ihn wieder kaufte; doch dieser Diamant gehört ihm, mein Herr, gebt ihm denselben in meinem Namen zurück, und da Ihr das Glück habt, einen solchen Menschen in Eurer Reihe zu besitzen, so sucht Vorteil daraus zu ziehen.«

»Ich danke, Madame«, sprach Mazarin, »ich werde Euren Rat benützen.«

»Und nun«, sagte die Königin, als hätte sie die Aufregung völlig entkräftet, »habt Ihr noch etwas Anderes von mir zu fordern?«

»Nichts, Madame«, erwiderte Mazarin mit seinem einschmeichelndsten Tone, »ich habe Euch nur zu bitten, mir meinen ungerechten Verdacht zu vergeben, aber ich liebe Euch so unendlich, daß man nicht staunen darf, wenn ich selbst über die Vergangenheit eifersüchtig bin.«

Ein Lächeln von unbeschreiblichem Ausdruck umspielte die Lippen der Königin.«

»Nun wohl, mein Herr«, sagte sie, »wenn Ihr nichts Anderes mehr von mir zu fordern habt, so laßt mich allein; Ihr begreift, daß ich nach einer solchen Szene der Einsamkeit bedarf.«

Mazarin verbeugte sich.

»Ich entferne mich, Madame«, sprach er, »erlaubt Ihr mir

wiederzukommen?«

»Ja, aber morgen; ich werde dieser ganzen Zeit bedürfen, um wieder Ruhe zu gewinnen.«

Der Kardinal nahm die Hand der Königin, küßte sie zärtlich und zog sich zurück.

Kaum hatte er sich entfernt, als sich die Königin in das Gemach ihres Sohnes begab und La Porte fragte, ob der König zu Bette gegangen wäre. La Porte deutete mit der Hand auf das schlafende Kind.

Anna von Österreich stieg auf die Stufen des Bettes, näherte ihre Lippen der gefalteten Stirne ihrer Sohnes und drückte sachte einen Kuß darauf; dann ging sie stille, wie sie gekommen war, wieder weg, wobei sie sich begnügte, zu dem Kammerdiener zu sagen:

»Seid bemüht, mein lieber La Porte, daß der König dem Herrn Kardinal, gegen den er und ich so große Verbindlichkeiten haben, ein besseres Gesicht macht.«

V.

Gascogner und Italiener.

Während dieser Zeit war der Kardinal in sein Kabinett zurückgekehrt, an dessen Türe Bernouin wachte, den er fragte, ob nichts Neues vorgefallen und ob keine Meldung von Außen gekommen wäre. Auf seine verneinende Antwort hieß er ihn durch ein Zeichen sich entfernen.

Allein geblieben öffnete er die Türe des Korridors und dann die des Vorzimmers. D'Artagnan schlief ermüdet auf einer Bank.

»Herr d'Artagnan!« sprach er mit leiser Stimme.

D'Artagnan rührte sich nicht.

»Herr d'Artagnan!« sprach er lauter.

D'Artagnan fuhr fort zu schlafen.

Der Kardinal näherte sich ihm und berührte seine Schulter mit der Fingerspitze.

Diesmal fuhr d'Artagnan zusammen, erwachte und stand erwachend auch aufrecht, wie ein Soldat unter den Waffen.

»Hier!« sagte er, »wer ruft mich?«

»Ich«, erwiderte Mazarin mit seinem freundlichsten Gesichte.

»Ich bitte Eure Eminenz um Vergebung«, sprach d'Artagnan, aber ich war so müde . . . «

»Bittet nicht um Vergebung, mein Herr«, erwiderte Mazarin, »denn Ihr habt Euch in meinem Dienste ermüdet.«

D'Artagnan bewunderte die anmutige Miene des Ministers.

»Oho!« murmelte er zwischen den Zähnen, »ist das Sprichwort wahr, welches sagt: Das Gute kommt im Schläfe?«

»Folgt mir, mein Herr«, sagte Mazarin.

»Vortrefflich«, murmelte d'Artagnan, »Rochefort hat mir Wort gehalten; nur möchte ich wissen, wo des Teufels er herausgekommen ist?«

Und er schaute in allen Winkeln des Kabinetts umher, aber es war kein Rochefort da.

»Herr D'Artagnan«, sagte Mazarin, nachdem er sich gesetzt

und eine bequeme Stellung in seinem Fauteuil eingenommen hatte, »Ihr seid mir immer als ein braver mutiger Mann vorgekommen.«

»Das ist möglich«, dachte d'Artagnan, »aber er hat sich Zeit gelassen, es mir zu sagen.« Dessen ungeachtet bückte er sich vor Mazarin bis auf den Boden, um sein Kompliment zu erwidern.

»Nun wohl«, fuhr Mazarin fort, »der Augenblick ist gekommen, um aus Eurem Talente und aus Eurem Rate Nutzen zu ziehen.«

Die Augen des Offiziers schleuderten gleichsam einen Freudenblitz, der sogleich wieder erlosch, denn er wußte nicht, wo Mazarin hinaus wollte.

»Befehlt, Monseigneur, ich bin bereit, Eurer Eminenz zu gehorchen.«

»Herr d'Artagnan«, fuhr Mazarin fort, »Ihr habt unter der letzten Regierung gewisse Taten vollbracht . . . «

»Eure Eminenz ist zu gut, daß sie sich dessen erinnert . . . Es ist wahr, ich habe den Krieg mit ziemlich günstigem Erfolg mitgemacht . . . «

»Ich spreche nicht von Euren Kriegstaten«, entgegnete Mazarin, »denn obgleich sie einiges Aufsehen machten, so sind sie doch von andern übertroffen worden.«

D'Artagnan spielte den Erstaunten.

»Wie?« sprach Mazarin, »Ihr antwortet nicht?«

»Ich warte darauf«, versetzte d'Artagnan, »daß Monseigneur mir sagt, von welchen Taten er zu sprechen die Gnade hat.«

»Ich spreche von den Abenteuern in . . . Ihr wißt wohl, was ich sagen will?«

»Ach nein, Monseigneur«, antwortete D'Artagnan ganz erstaunt.

»Ihr seid verschwiegen? desto besser! Ich spreche von jenem Abenteurer der Königin, von den Nestelstiften, von der Reise, die Ihr mit drei von Euren Freunden gemacht habt.«

»He, he!« dachte der Gascogner, »ist das eine Falle? Da müssen wir fest halten.«

Und er bewaffnete seine Züge mit einem Erstaunen, um das ihn Mondori und Bellerose, die zwei besten Schauspieler jener Zeit, beneidet hätten.

»Sehr gut!« rief Mazarin lachend. »Bravo! man hat mir wohl gesagt, Ihr wäret der Manns dessen ich bedürfe. Laßt hören, was würdet Ihr wohl für mich tun?«

»Alles, was Eure Eminenz mir zu tun befehlen wird«, antwortete D'Artagnan.

»Werdet Ihr für mich tun, was Ihr einst für eine Königin getan habt?«

»Es ist entschieden«, sagte d'Artagnan zu sich selbst, »man will mich zum Sprechen bringen. Lassen wir ihn immerhin herankommen. Der Teufel ist nicht feiner, als Richelieu.«

»Für eine Königin, Monseigneur? ich begreife nicht!«

»Ihr begreift nicht, daß ich Eurer und Eurer drei Freunde bedarf?«

»Welcher Freunde, Monseigneur?«

»Eurer drei ehemaligen Freunde.«

»Ehemals hatte ich nicht drei, sondern fünfzig Freunde, Monseigneur«, antwortete d'Artagnan. »Mit zwanzig Jahren nennt man alle Menschen seine Freunde.«

»Gut, gut, Herr Offizier«, sagte Mazarin; »die Verschwiegenheit ist eine schöne Sache, aber heute könntet Ihr es bereuen, zu verschwiegen gewesen zu sein.«

»Monseigneur, Pythagoras ließ seine Schüler fünf Jahre lang Stillschweigen beobachten, um sie schweigen zu lehren.«

»Und Ihr habt es zwanzig Jahre lang beobachtet, mein Herr, das ist fünfzehn Jahre mehr, als ein pythagoräischer Philosoph, was mir hinreichend erscheint. Sprecht also heute immerhin, denn die Königin selbst entbindet Euch Eures Schwures.«

»Die Königin!« sagte d'Artagnan mit einem Erstaunen, das diesmal nicht gespielt war.

»Ja, die Königin. Und zum Beweise, daß ich in ihrem Namen mit Euch spreche, hat sie mich beauftragt, Euch diesen Diamant zu zeigen, von welchem sie behauptet, Ihr kennt ihn, und den sie von Herrn des Essarts wieder erkaufte hat.«

Mazarin streckte die Hand nach dem Offizier aus, und dieser seufzte, als er den Ring wieder erkannte, den ihm die Königin am Abend des Balles im Stadthause geschenkt hatte.

»Es ist wahr«, sagte D'Artagnan, »ich erkenne diesen Diamant,

welcher der Königin gehört hat.«

»Ihr seht also wohl, daß ich in ihrem Namen mit Euch spreche. Antwortet mir, ohne fernerhin Komödie zu spielen. Ich habe Euch schon gesagt und wiederhole, daß Euer Glück davon abhängt.«

»Meiner Treu, Monseigneur, ich habe es sehr nötig, mein Glück zu machen. Eure Eminenz vergaß mich so lange!«

»Es braucht nicht mehr, als acht Tage, um dies gut zu machen. Ihr seid einmal hier; aber wo sind Eure Freunde?«

»Ich weiß es nicht, Monseigneur.«

»Wie, Ihr wißt es nicht?«

»Nein, wir sind seit geraumer Zeit getrennt, denn alle Drei haben den Dienst verlassen.«

»Aber wo werdet Ihr sie wiederfinden?«

»Überall, wo sie sich aufhalten; das ist meine Sache.«

»Gut . . . Eure Bedingung?«

»Geld, Monseigneur, so viel, als unsere Unternehmungen fordern. Ich erinnere mich zuweilen nur zu gut, wie sehr wir ohne Geld gehemmt waren, und ohne diesen Diamant, den ich zu verkaufen mich genötigt sah, wären wir auf dem Wege liegen geblieben.«

»Teufel! Geld, und zwar viel«, sprach Mazarin. »Wie rasch Ihr darauf losgeht, Herr Offizier! Wißt Ihr, daß in den Kassen des Königs kein Geld ist?«

»Macht es wie ich, Monseigneur, verkauft die Diamanten der Krone. Glaubt mir, wir wollen nicht handeln; man führt große Dinge nur schlecht aus mit kleinen Mitteln.«

»Nun wohl«, sprach Mazarin, »wir werden Euch zu befriedigen suchen.«

»Richelieu«, dachte d'Artagnan, »hätte mir bereits fünfhundert Pistolen Handgeld gegeben.«

»Ihr gehört also mein?«

»Ja, wenn meine Freunde wollen.«

»Aber falls sie sich weigern, kann ich auf Euch zählen?«

»Ich habe nie etwas Gutes ganz allein getan«, antwortete D'Artagnan, den Kopf schüttelnd.

»Sucht sie also auf.«

»Was soll ich ihnen sagen, um sie zu bestimmen«, Eurer Eminenz zu dienen?«

»Ihr kennt sie besser als ich; nach ihren Charakteren versprecht ihnen.«

»Was soll ich ihnen versprechen?«

»Sie mögen mir dienen, wie sie der Königin gedient haben, und meine Dankbarkeit wird glänzend sein.«

»Was sollen wir tun?«

»Alles, denn es scheint, Ihr wißt Alles zu tun.«

»Monseigneur, wenn man Vertrauen zu den Menschen hat und man will, daß sie Vertrauen zu uns haben sollen, so unterrichtet man sie besser, als dies Eure Eminenz tut.«

»Ist der Augenblick gekommen«, versetzte Mazarin, »so werdet Ihr alle meine Gedanken erfahren, darüber seid unbesorgt.«

»Und bis dahin?«

»Wartet und sucht Eure Freunde.«

»Monseigneur, vielleicht sind sie nicht in Paris; ja dies ist sogar wahrscheinlich, ich werde reisen müssen. Ich bin nur ein sehr armer Musketierlieutenant und die Reisen sind teuer.«

»Es liegt nicht in meiner Absicht«, sagte Mazarin, »daß Ihr mit einem großen Gefolge erscheint. Meine Pläne bedürfen des Geheimnisses und würden unter einer großen Equipage leiden.«

»Ich wiederhole, Monseigneur, ich kann nicht mit meinem Solde reisen, da man bei mir mit drei Monaten im Rückstande ist, und ich kann auch nicht mit meinem Ersparnissen reisen, insofern ich seit zweiundzwanzig Jahren, die ich im Dienste bin, nur Schulden erspart habe.«

Mazarin blieb einen Augenblick nachdenkend, als ob sich ein gewaltiger Kampf in seinem Innern entspanne. Dann ging er auf einen dreifach geschlossenen Schrank zu und zog einen Sack hervor, den er wiederholt in der Hand wog, ehe er ihn d'Artagnan gab.

»Nehmt dies«, sprach er mit einem Seufzer, es ist für die Reise.«

»Wenn es spanische Dublonen oder Goldtaler sind«, dachte D'Artagnan, »so können, wir noch ein Geschäft mit einander machen.«

Er verbeugte sich vor dem Kardinal und schob den Sack in seine weite Tasche.

»Nun, das ist abgemacht«, versetzte der Kardinal, »Ihr reise.«

»Ja, Monseigneur.«

»Schreibt mir alle Tage und gebt mir Nachricht von Eurer Unterhandlung.«

»Ich werde nicht verfehlen, dies zu tun, Monseigneur.«

»Gut. Doch halt, der Name Eurer Freunde . . . «

»Der Name meiner Freunde?« wiederholte D'Artagnan mit einem Reste von Unruhe.«

»Ja, während Ihr Eurerseits sucht, werde ich mich meinerseits erkundigen und vielleicht erfahre ich etwas.«

»Der Herr Graf de la Fère, sonst Athos genannt, Herr du Vallon, sonst Porthos genannt, und der Herr Chevalier d'Herblay, gegenwärtig Abbé d'Herblay früher Aramis genannt.«

Der Kardinal lächelte.

»Junker«, sprach er, die sich unter falschen Namen unter den Musketieren hatten aufnehmen lassen, um nicht ihre Familiennamen zu kompromittieren . . . lange Stoßdegen, leichte Börsen. Man kennt das.«

»Wenn es Gottes Wille ist, daß diese Stoßdegen in den Dienst Eurer Eminenz treten«, erwiderte D'Artagnan, »so wage ich den Wunsch auszudrücken, die Börse Eurer Eminenz möge leicht und die ihrige dafür schwer werden; denn mit diesen drei Männern und mit mir kann Eure Eminenz ganz Frankreich und sogar ganz Europa in Bewegung setzen, wenn es Euch beliebt.«

»Diese Gascogner«, sprach Mazarin lächelnd, »kommen den Italienern in der Prahlerei gleich.«

»Ist jedem Fall«, sagte D'Artagnan mit einem Lächeln, ähnlich dem des Kardinals, »in jedem Fall stehen sie über ihnen, was das Schwert betrifft.«

Und er trat ab, nachdem er um einen Urlaub gebeten hatte, der ihm sogleich bewilligt, und von dem Kardinal selbst unterzeichnet wurde.

Kaum war er außen, so näherte er sich einer Laterne, welche er im Hofe fand, und schaute rasch in den Sack.

»Silbertaler!« rief er verächtlich, »ich vermutete es! Ach, Mazarin, Mazarin! Du hast kein Vertrauen zu mir. Desto schlimmer! das wird Dir Unglück bringen.«

Während dieser Zeit rieb sich der Kardinal die Hände.

»Hundert Pistolen!« murmelte er, »hundert Pistolen!« um hundert Pistolen habe ich ein Geheimnis erhandelt, wofür Herr Richelieu zwanzig tausend Taler bezahlt hätte. Diesen Diamant nicht zu rechnen«, fügte er bei und warf einen verliebten Blick aus den Ring, den er behalten hatte, statt ihn D'Artagnan zu geben, »diesen Ring nicht zu rechnen, welcher wenigstens zehntausend Livres wert ist.«

Und der Kardinal kehrte in sein Zimmer zurück, ganz freudig über diesen Abend, an welchem er einen so schönen Vorteil gemacht hatte, legte den Ring in ein mit Brillanten aller Art ausgestattetes Etui, denn Mazarin hatte Geschmack für Edelsteine, und rief sodann Bernouin, um sich auskleiden zu lassen, ohne sich weiter um den Lärmem der fortwährend, gleichsam in Windstößen an die Fensterscheiben schlug, und um die Flintenschüsse zu bekümmern, welche noch in Paris erschollen, obgleich es bereits elf Uhr vorüber war.

Während dieser Zeit ging d'Artagnan in die Rue Tiquetonne, wo er in der Herberge zur Rehziege wohnte. Wir wollen mit wenigen Worten erzählen, wie es gekommen war, daß D'Artagnan dieses Quartier gewählt hatte



VI.

D'Artagnan mit vierzig Jahren.

Ach! seit der Zeit, wo wir in unserem Romane *der drei Musketiere* D'Artagnan in der Rue des Fossoyeurs Nro. 12 verließen, waren viele Dinge und besonders viele Jahre vorüber-gegangen.

D'Artagnan hatte sich nicht gegen die Umstände verfehlt, wohl aber verfehlten sich die Umstände gegen D'Artagnan. So lang seine Freunde ihn umgaben, war D'Artagnan in seiner Jugend und in seiner Poesie geblieben. Er war eine von den feinen und geistreichen Naturen, welche sich leicht mit den Eigenschaften Anderer in Einklang setzten. Athos gab ihm von seiner Größe, Porthos von seinem Feuer, Aramis von seiner Eleganz. Hätte D'Artagnan fortwährend mit diesen drei Männern gelebt, so wäre er ein erhabener Mensch geworden. Athos verließ ihn zuerst, um sich auf ein kleines Landgut zurückzuziehen, das er in der Gegend von Blois geerbt hattet sodann Porthos, um seine Prokuratorin zu heiraten, und endlich Aramis, um wirklich in den geistlichen Stand einzutreten und sich zum Abbé machen zu lassen. Von diesem Augenblick an fand sich D'Artagnan, der seine Zukunft mit der dieser drei Freunde vermischt zu haben schien, vereinzelt und schwach, ohne den Mut, eine Laufbahn zu verfolgen, auf der er, wie er fühlte, nur unter der Bedingung etwas werden konnte, daß ihm jeder von seinen drei Freunden, wenn man so sagen darf, einen Teil des elektrischen Fluidums, das er vom Himmel erhalten hatte, abtreten würde.

Obgleich Lieutenant der Musketiere geworden, sah sich D'Artagnan darum nicht minder vereinzelt. Er war nicht von hinreichend hoher Geburt, wie Athos, daß sich die großen Häuser vor ihm geöffnet hätten. Er war nicht eitel genug wie Porthos, um glauben zu machen, er sehe die vornehme Gesellschaft. Er war nicht Edelmann genug, wie Aramis, um sich die Elemente hierzu aus sich selbst ziehend, in seiner natürlichen Eleganz zu erhalten. Eine Zeit lang hatte die reizende Erinnerung an Madame Bonacieux dem Geiste des jungen Lieutenants das Gepräge einer gewissen Poesie verliehen; aber wie die Erinnerung an alle Dinge

dieser Welt vergänglich ist, so verwischte sich auch diese allmählig; das Garnisonsleben ist sehr nachteilig, selbst für aristokratische Organisationen. Von den zwei entgegengesetzten Naturen, welche die Individualität von d'Artagnan bildeten, trug die materielle Natur endlich den Sieg davon, und ganz sachte war D'Artagnan, stets in Garnison, stets im Lager, stets zu Pferde, das geworden; was man gegenwärtig (ich weiß nicht, wie man es zu jener Zeit nannte), *einen wahren Kavalleristen* nennt.

Darum hatte d'Artagnan nicht gerade seine ursprüngliche Feinheit verloren, nein, durchaus nicht. Diese Feinheit hatte sich im Gegenteil vielleicht noch vermehrt oder erschien wenigstens doppelt merkwürdig unter einer etwas plumpen Hülle; aber er hatte diese Feinheit auf die kleinen und nicht auf die großen Dinge des Lebens angewendet, auf den materiellen Wohlstand, was die Soldaten darunter verstehen, d. h. auf den Besitz eines guten Lagers, einer guten Tafel, einer guten Wirtin.

Und D'Artagnan hatte Alles dies seit sechs Jahren in der Rue Tiquetonne unter dem Schilde der Rehziege gefunden.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts in diesem Gasthofs verliebte sich die Wirtin, eine schöne, frische Flamänderin von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, sterblich in ihn. Nach einigen Liebschaften, welche sehr durch einen unbequemen Gatten durchkreuzt wurden, dem D'Artagnan zehnmal zum Scheine gedroht hatte, er werde ihm seinen Degen durch den Leib rennen, war dieser Gatte an einem schönen Morgen verschwunden, um für immer zu desertieren, nachdem er heimlicher Weise einige Fässer Wein verkauft und das Geld und die Juwelen mitgenommen hatte. Man hielt ihn für tot, seine Frau besonders, die sich mit dem süßen Gedanken des Witwenstandes schmeichelte, behauptete keck, er wäre hinübergegangen. Endlich nach drei Jahren einer Verbindung, welche D'Artagnan zu brechen sich wohl hütete, denn er fand jedes Jahr seine Geliebte und sein Lager angenehmer als zuvor, hatte die Herrin des Hauses die auffallende Anmaßung, wieder in den Ehestand treten zu wollen, und machte D'Artagnan den Antrag, sie zu heiraten.

»Ah, pfui!« antwortete D'Artagnan, »Doppelehe, meine Liebe! Stille, Ihr denkt nicht daran.«

»Aber er ist tot, ich bin es fest überzeugt.«

»Es war ein ärgerlicher Schuft und er würde sicherlich zurückkommen, um uns hängen zu lassen.«

»Nun wohl, wenn er zurückkommt, so tötet Ihr ihn; Ihr seid so mutig und so geschickt!«

»Pest, mein Kätzchen, das ist ein zweites Mittel, um gehängt zu werden.«

»Also Ihr weist meine Bitte zurück?«

»Allerdings, ganz und gar.«

Die schöne Wirtin war in Verzweiflung; sie hätte gerne aus Herrn D'Artagnan nicht nur ihren Gatten, sondern auch ihren Gott gemacht. Er war ein so schöner Mann und ein so stolzer Schnurrbart!«

Gegen das vierte Jahr dieser Verbindung kam die Expedition nach Franche-Comté! d'Artagnan wurde zur Teilnahme bezeichnet und schickte sich an, aufzumarschieren. Da gab es große Schmerzen, Tränen ohne Ende, feierliche Versprechungen, treu zu bleiben: Alles von Seiten der Wirtin, wohlverstanden. D'Artagnan war zu sehr vornehmer Mann, um etwas zu geloben; auch versprach er nur, zu tun, was in seinen Kräften läge, um den Ruhm seines Namens zu erhöhen.

In dieser Hinsicht kennt man den Mut von d'Artagnan. Er bezahlte auf eine bewunderungswürdige Weise mit seiner Person. Und als er an der Spitze seiner Compagnie angriff, erhielt er eine Kugel durch die Brust, die ihn auf das Schlachtfeld niederstreckte. Man sah ihn vom Pferde fallen, man sah, daß er sich nicht wieder erhob, man hielt ihn für tot, und alle diejenigen, welche Hoffnung hatten, ihm in seinem Grade zu folgen, sagten auf gut Glück, er wäre es. Man glaubt gern an das, was man wünscht, denn von den Divisionsgeneralen, welche den Tod des Obergenerals wünschten, bis zu den Soldaten, die den Tod der Korporale wünschen, wünscht in der Armee Jedermann den Tod von irgend Jemand.

Aber D'Artagnan war nicht der Mann, der sich nur so töten ließ. Nachdem er während der Tageshitze ohnmächtig auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war, bewirkte die Kühle der Nacht, daß er wieder zu sich kam. Er erreichte ein Dorf, klopfte an die Türe des schönsten Hauses und wurde aufgenommen, wie

überall und immer die Franzosen aufgenommen werden, wenn sie verwundet sind; man verband, pflegte und heilte ihn und sich besser befindend als je, schlug er an einem schönen Morgen den Weg nach Frankreich ein, einmal in Frankreich, die Straße nach Paris, und einmal in Paris die Richtung der Rue Tiquetonne.

Aber d'Artagnan fand sein Zimmer von einem vollständigen Männer-Kleiderständer besetzt, abgesehen von einem Degen, der an der Wand befestigt war.

»Er wird zurückgekommen sein«, dachte er; desto schlimmer und desto besser.«

Es versteht sich, D'Artagnan dachte immer an den Gatten.

Er erkundigte sich: neue Kellner, neue Magd, die Herrin den Hauses war auf die Promenade gegangen.

»Allein?« fragte d'Artagnan.

»Mit dem Herrn.«

»Der Herr ist also zurückgekehrt?«

»Allerdings«, antwortete naiv die Magd.

»Wenn ich Geld hatte«, sprach d'Artagnan zu sich selbst, »so würde ich gehen, aber ich habe keines. Ich muß bleiben und bei Durchkreuzung der ehelichen Pläne dieses ungelegenen Gastes den Rat mein Wirtin befolgen.«

Er vollendete eben diesen Monolog, was zum Beweise dient, daß unter großartigen Umständen nichts natürlicher ist, als der Monolog, da rief plötzlich die Magd, welche an der Türe lungerte:

»Ah! sieh da, hier kommt gerade Madame mit dem Herrn.«

D'Artagnan warf einen Blick weit in die Straße hinaus und sah wirklich an der Biegung der Rue Montmartre die Wirtin, welche, am Arme eines ungeheuren Schweizers hängend, zurückkehrte. Der Schweizer wiegte sich im Gehen mit einer Miene, welche Porthos auf eine angenehme Weise seinem Freunde in das Gedächtnis zurückrief.

»Das ist der Herr?« sprach d'Artagnan zu sich selbst. »Oh! Oh! er ist gewaltig gewachsen, wie es mir scheint.«

Und er setzte sich in dem Saal an eine Stelle, wo er völlig sichtbar war.

Die Wirtin bemerkte D'Artagnan bei ihrem Eintritte sogleich und stieß einen kurzen Schrei ans.

Bei diesem Schrei stand D'Artagnan, der sich-für erkannt hielt, rasch auf, lief auf sie zu und umarmte sie, zärtlich.

Der Schweizer schaute mit einer erstaunten Miene die Wirtin an, welche ganz bleich blieb.

»Ah, Ihr seid es, Herr! was wollt Ihr von mir?« fragte sie in der größten Unruhe.«

»Der Herr ist Euer Vetter?« der Herr ist Euer Bruder?« sprach d'Artagnan, ohne sich, im Geringsten aus der Rolle bringen zu lassen- die er spielte, und ohne eine Antwort von ihr abzuwarten, warf er sich in die Arme des Helvetiers, der ihn mit großer Kälte gewähren ließ.

»Wer ist dieser Mensch?« fragte dieser.

Die Wirtin antwortete nur mit krampfhaften Zuckungen.

»Wer ist dieser Schweizer?« fragte D'Artagnan.

»Der Herr will mich heiraten«, antwortete die Wirtin zwischen zwei Krämpfen.

»Euer Gatte ist also endlich gestorben?«

»Was geht das Euch an?« entgegnete der Schweizer.

»Es geht mich viel an?« sprach d'Artagnan, »insofern Ihr diese Frau ohne meine Einwilligung nicht heiraten könnt, und insofern . . . «

»Und insofern?« fragte der Schweizer.

»Und insofern ich sie nicht gehe, antwortete der Musketier.«

Der Schweizer wurde purpurrot, wie eine Gichtrose. Er trug seine schöne mit Gold besetzte Uniform; D'Artagnan war in eine Art von grauem Mantel gehüllt. Der Schweizer maß sechs Fuß; D'Artagnan kaum über fünf. Der Schweizer glaubte sich zu Hause; d'Artagnan erschien ihm als ein Eindringling.«

»Wollt Ihr Euch wohl von hier entfernen?« sagte der Schweizer und stampfte heftig mit dem Fuße, wie ein Mensch, der im Ernste zornig zu werden anfängt.

»Ich? Keineswegs«, sagte d'Artagnan.

»Aber man braucht nur Wache herbeizuholen!« rief ein Kellner, der nicht begreifen konnte, wie es dieser kleine Mensch wagte, dem so großen Manne den Platz streitig zu machen.

»Du«, sagte D'Artagnan, den der Zorn ebenfalls an den Haaren

zu fassen anfang, indem er den Kellner beim Ohre nahm. »Du bleibst auf dieser Stelle, oder ich reiße Dir aus, was ich in der Hand halte. Ihr aber, erhobener Abkömmling von Wilhelm Tell, Ihr macht einen Pack aus Euren Kleidern, die in meinem Zimmer sind und mich belästigen, und sucht Euch schleunigst eine andere Herberge auf.«

Der Schweizer brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Ich, gehen!« sagte er, »und warum?«

»Ah, das ist gut«, erwiderte d'Artagnan, »ich sehe, daß Ihr das Französische versteht. Dann macht einen Gang mit mir, und ich werde Euch das Übrige erklären.«

Die Wirtin, welche d'Artagnan als eine feine Klinge kannte, fing an zu weinen und sich die Haare auszuraufen.«

D'Artagnan wandte sich nach der Seite der schonen Tränenreichen um und sagte:

»So schickt ihn fort, Madame.«

»Bah!« versetzte der Schweizer, der einer gewissen Zeit bedurft hatte, um sich Rechenschaft von dem Vorschlage d'Artagnan's zu geben, »bah! Ihr seid ein Narr, daß Ihr mir zumutet, einen Gang mit Euch zu machen.«

»Ich bin Lieutenant bei den Muskietieren Seiner Majestät«, sprach d'Artagnan, »und stehe folglich in jeder Beziehung über Euch. Nur handelt es sich hier nicht um den Grad sondern um Einquartierungsbillets, und Ihr kennt den Gebrauch holt das Eurige, und wer zuerst zurück ist, nimmt sein Zimmer wieder hier ein.«

D'Artagnan führte den Schweizer fort, trotz der Wehklagen der Wirtin, die ihr Herz wieder zu ihrer alten Liebe sich hinneigen fühlte, aber nicht ungerne dem stolzen Muskietier eine Lektion gegeben haben würde, der ihr die Schmach angetan hatte, ihre Hand auszuschlagen.

Die zwei Gegner gingen geradezu nach den Fossés Montmartre. Es war Nacht, als sie dieselben erreichten. D'Artagnan bat den Schweizer höflich, ihm das Zimmer abzutreten und nicht mehr zurückzukommen.

Dieser weigerte sich mit einem Zeichen des Kopfes und zog seinen Degen.«

»Dann werdet Ihr hier ruhen«, sprach d'Artagnan. »Es ist eine häßliche Lagerstätte, aber das ist nicht mein Fehler, denn Ihr habt es so gewollt.«

Bei diesen Worten zog er ebenfalls vom Leder und kreuzte den Degen mit seinem Gegner.

Er hatte es mit einer rauen Faust zu tun, aber seine Geschmeidigkeit war über jede Kraft erhaben. Der Stoßdegen des Schweizers fand nie den des Musketiers. Der Schweizer erhielt zwei Degenstiche und nahm es Anfangs nicht wahr; plötzlich aber nötigten ihn der Blutverlust und die Schwäche, welche dieser zur Folge hatte, sich zu setzen.

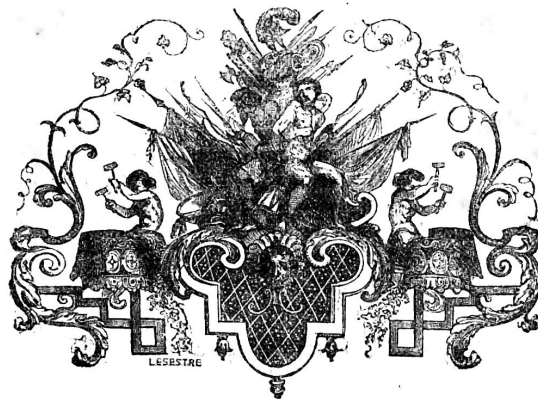
»Seht!« sprach D'Artagnan, »hab' ich es Euch nicht vorher gesagt? Ihr seid nun weit vorgerückt, Ihr halsstarriger Mensch. Zum Glücke habt Ihr nur für vierzehn Tage. Bleibt hier und ich werde Euch Eure Kleider durch den Aufwärter schicken. Auf Wiedersehen! Doch, halt! quartiert Euch in der, Rue Montorgueil in *der spielenden Katze* ein. Ihr bekommt dort vortreffliche Kost, wenn es immer noch dieselbe Wirtin ist. Adieu!«

Und hiernach kehrte er ganz heiter in die Wohnung zurück und schickte wirklich die Kleider dem Schweizer, welchen der Aufwärter auf demselben Platze sitzend, wo ihn D'Artagnan gelassen hatte, und noch ganz verblüfft über das lecke Benehmen seines Gegners fand.

Der Aufwärter, die Wirtin und das ganze Haus legten gegen d'Artagnan die Achtung an den Tag, die man Herkules zollen würde, wenn er auf die Erde zurückkäme, um seine zwölf Arbeiten wieder zu beginnen.«

Als er aber mit der Wirtin allein war, sagte er: »Nun schöne Madeleine, Ihr wißt, welcher Unterschied zwischen einem Schweizer und einem Edelmann stattfindet, Ihr aber habt Euch wie eine Schenkwoirthin benommen. Desto schlimmer für Euch; denn unter diesen Umständen verliert Ihr meine Achtung und meine Kundschaft. Ich habe den Schweizer fortgejagt, um Euch zu demütigen; aber ich werde nicht hier wohnen. Ich nehme mein Lager nicht da, wo ich verachte. Holla! Aufwärter! Man bringe mein Felleisen in die *Liebestonne*, Rue des Bourdonnais. Gott befohlen, Madame!«

D'Artagnan war, wie es scheint, während er diese Worte sprach, zugleich majestätisch und rührend. Die Wirtin warf sich ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und hielt ihn mit süßer Gewalt zurück. Was soll ich noch mehr sagend Der Bratspieß drehte sich, der Ofen sumnte, die schöne Madeleine weinte: D'Artagnan fühlte, wie sich Hunger, Kälte und Liebe zu gleicher Zeit wieder in ihm regten: er vergab, und nachdem er vergeben hatte, blieb er. So kam es, daß d'Artagnan in der Rue Tiquetonne, in der Herberge zur Rehziege wohnte.«



VII.

D'Artagnan ist in Verlegenheit, aber einer von unsern alten Bekannten kommt ihm zu Hilfe.

D'Artagnan kehrte also, ganz in Gedanken versunken, zurück; er fand ein lebhaftes Vergnügen daran, den Sack des Kardinal Mazarin zu tragen, und dachte an den schönen Diamant, der ihm gehört, und den er einen Augenblick an dem Finger des ersten Ministers hatte glänzen sehen.

»Wenn dieser Diamant je wieder in meine Hände fiel«, sagte er«, so würde ich ihn sogleich zu Geld machen. Ich kaufte mir einige Grundstücke in der Umgebung des Schlosses meines Vaters, das ein hübsches Wohngebäude ist, als Zugehör aber nichts hat, als einen Garten, der kaum so groß ist, wie der Cimetière des Innocens, und dort würde ich in meiner Majestät warten, bis irgend eine reiche Erbin mich heiratete; dann hätte ich drei Knaben: aus dem einen würde ich einen vornehmen Herrn wie Athos, aus dem zweiten einen schönen Soldaten wie Porthos, und aus dem dritten einen leutseligen Abbé wie Aramis machen. Meiner Treue das wäre viel mehr Wert, als das Leben, das ich führe. Aber Monsignore Mazarin ist ein Filz, der sich seines Diamanten nicht zu meinen Gunsten entäußern wird.«

Was würde D'Artagnan gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß dieser Diamant von der Königin Mazarin anvertraut worden war, damit er ihm denselben zurückgebe.

Als er in die Rue Tiquetonne kam, bemerkte er daß ein großer Lärmen stattfand, und er sah eine beträchtliche Zusammenrottung in der Gegend seiner Wohnung.

»Oh! oh!« sprach er, »sollte Feuer im Hotel zur Rehziege ausgebrochen sein, oder wäre der Mann der schönen Madeleine wirklich zurückgekommen?«

Es war weder das Eine noch das Andere: als d'Artagnan sich näherte, sah er, daß die Zusammenrottung nicht vor seinem Gasthofe, sondern vor dem benachbarten Hause stattfand. Man stieß ein gewaltiges Geschrei aus, man lief mit Fackeln umher,

und beim Schimmer dieser Fackeln gewährte d'Artagnan Uniformen.

Er fragte, was vorgehe.

Man antwortete ihm ein Bürger hätte einen von den Gardien des Herrn Kardinals eskortierten Wagen mit etwa zwanzig von seinen Freunden angegriffen; aber es wäre eine Verstärkung hinzu gekommen und man hätte die Bürger in die Flucht geschlagen. Der Anführer der Rotte hätte sich in das Haus zunächst dem Gasthofe geflüchtet, und man durchsuchte nun dieses Haus.

In seiner Jugend wäre d'Artagnan dahin gelaufen, wo er Uniformen gesehen hätte, und würde den Soldaten gegen die Bürger Beistand geleistet haben. Aber er war von allen diesen Hitzköpfigkeiten zurückgekommen. Überdies hatte er in seiner Tasche die hundert Pistolen des Kardinals und wollte sich nicht in eine Zusammenrottung wagen.

Er trat in das Gasthaus, ohne andere Fragen zu machen.

Sonst wollte d'Artagnan stets Alles wissen, jetzt wußte er stets genug.

Er fand die schöne Madeleine, welche ihn nicht erwartete, denn sie glaubte, wie es ihr d'Artagnan gesagt hatte, er würde die Nacht im Louvre zubringen. Sie zeigte sich daher sehr erfreut über diese unvorhergesehene Rückkehr, die ihr diesmal um so willkommener war, als sie große Angst über das hatte, was in der Straße vorging, und als sie keinen Schweizer mehr besaß, der sie beschützt haben würde.

Sie wollte also ein Gespräch mit ihm anknüpfen und ihm erzählen, was vorgefallen war. Aber d'Artagnan dachte nach und hatte folglich keine Lust zu plaudern. Sie zeigte ihm das dampfende Abendbrot, aber d'Artagnan hieß sie das Abendbrot in sein Zimmer bringen und eine Flasche alten Burgunder beifügen.

Die schöne Madeleine war zum militärischen Gehorsam abgerichtet, das heißt, sie war gewohnt, auf ein Zeichen zu gehorchen. Diesmal hatte d'Artagnan zu sprechen sich herabgelassen, und man befolgte daher seine Befehle mit verdoppelter Geschwindigkeit.

D'Artagnan nahm seinen Schlüssel und seinen Leuchter und stieg in sein Zimmer hinauf. Um der Vermietung nicht zu schaden,

hatte er sich mit einem Zimmer im vierten Stocke begnügt. Die Achtung, welche wir für die Wahrheit hegen, nötigt uns sogar zu bemerken, daß das Zimmer unmittelbar über der Dachrinne und unter dem Dache lag.

Das war sein Achilleszelt. D'Artagnan schloß sich in dieses Zimmer ein, wenn er die schöne Madeleine durch seine Abwesenheit bestrafen wollte.

Es war seine erste Sorge, in einem alten Sekretär, bei dem nur das Schloß allein neu war, seinen Sack zu verschließen, den er nicht zu untersuchen nötig hatte, um sich von der Summe, die er enthielt, Rechenschaft zu geben. Als einen Augenblick nachher sein Abendbrot aufgetragen und die Flasche Wein herbeigebracht war, entließ er den Aufwärter, schloß die Türe und setzte sich zu Tische.

Es geschah nicht, um zu überlegen, wie man denken könnte, sondern d'Artagnan meinte, man mache die Dinge nur gut wenn man sie der Reihe nach mache. Er hatte Hunger, und Verzehrte sein Abendbrot; nach dem Abendbrot legte er sich nieder. D'Artagnan gehörte auch nicht zu den Leuten, welche der Ansicht sind, die Nacht bringe guten Rat: Nachts schlief er. Aber, ganz frisch fand er dagegen am Morgen die die besten Eingebungen. Seit langer Zeit hatte er nicht mehr Gelegenheit gehabt, am Morgen zu denken, aber er hatte stets in der Nacht geschlafen.

Bei Tagesanbruch erwachte er, sprang mit militärischer Entschlossenheit aus dem Bette und ging nachdenkend in seinem Zimmer umher.

»Im Jahre 43«, sagte er, »ungefähr sechs Monate vor dem Tode des seligen Kardinals, habe ich einen Brief von Athos erhalten. Wo dies? Laß sehen . . . Ah! es war bei der Belagerung von Besancon, ich erinnere mich . . . ich war im Laufgraben. Was schrieb er mir? Er wohne auf einem kleinen Landgute, ja, so ist es, auf einem kleinen Landgute; aber wo? So weit war ich gekommen, als ein Windstoß den Brief fortnahm. Früher hätte ich ihn gesucht, obgleich ihn der Wind an einen sehr bloßgestellten Ort getragen hatte. Aber die Jugend ist ein großer Fehler . . . wenn man nicht mehr jung ist. Ich ließ meinen Brief die Adresse von Athos zu den Spaniern bringen, welche nichts damit tun konnten und mir ihn zurückschicken sollten. Ich kann also

nicht an Athos denken. Weiter . . . Porthos.«

»Ich habe einen Brief von ihm erhalten. Er lud mich zu einer großen Jagd für den Monat September 1646 ein. Da ich zu dieser Zeit wegen des Todes meines Vaters in Bearn war, so wurde mir der Brief unglückseliger Weise nachgeschickt. Ich war abgereist, als er ankam. Aber er verfolgte mich und erreichte Montmedy einige Tage, nachdem ich diese Stadt verlassen hatte. Endlich traf er mich im Monat April. Da er mir aber erst im April 1647 zukam, und die Einladung für den Monat September 46 war, so konnte ich keinen Gebrauch davon machen. Wir wollen diesen Brief einmal holen; er muß bei meinen Eigentumstiteln liegen.«

D'Artagnan öffnete eine kleine alte Truhe, welche in einem Winkel stand, und voll von Pergamenten bezüglich auf das Gut von d'Artagnan war, dessen Grundstücke seine Familie seit 200 Jahren verloren hatte. Er stieß einen Freudenschrei aus, denn er erkannte die breite Handschrift von Porthos und darunter einige Spinnenfüße, von der trockenen Hand seiner würdigen Gemahlin gekritzelt.

D'Artagnan ergötzte sich nicht an dem Durchlesen dieses Briefes, er wußte, was er enthielt, und eilte deshalb zur Adresse. Die Adresse war Schloß du Vallon.

Porthos hatte jede andere Auskunft vergessen. In seinem Stolze glaubte er, Jedermann kenne das Schloß, dem er seinen Namen gegeben hatte.

»Zum Teufel mit dem eitlen Burschen«, sprach d'Artagnan. »Immer derselbe! Es stünde mir übrigens gut an, bei ihm anzufangen, insofern er kein Geld nötig haben dürfte, er, der 800,000 Livres von Herrn Coquenard geerbt hat. Das ist gerade dass was mir fehlt. Athos wird durch das Trinken ein Narr geworden sein. Aramis muß sich in seine Adachtsübungen versenkt haben.«

D'Artagnan warf noch einen Blick auf den Brief von Porthos. Er hatte eine Nachschrift, und diese Nachschrift enthielt folgende Worte:

»Ich schreibe mit demselben Courier an unsern würdigen Aramis in sein Kloster.«

Ja, in sein Kloster; aber in welchem Kloster ist er? Es gibt 200

in Paris und 3000 in Frankreich. Und als er sich in's Kloster begab, hat er vielleicht zum dritten Male seinen Namen gewechselt. Ah! wenn ich in der Theologie bewandert wäre und mich nur des Gegenstands seiner Thesen erinnerte, über die er in Crevecoeux mit dem Pfarrer von Montdidier und dem Superior der Jesuiten so gut disputierte, so würde ich wissen, welcher Doctrine er sich angeschlossen hat, und ich entnähme daraus, welchem Heiligen er sich widmen konnte. Wie, wenn ich zu dem Kardinal ginge, und mir von ihm einen Geleitbrief in alle möglichen Klöster, sogar in die Nonnenklöster erbäte? Das wäre ein Gedanke, und vielleicht würde ich ihn wiederfinden, wie Achilles. Ja, aber das hieße gleich von vorne herein meine Ohnmacht zugestehen, und beim ersten Schlage wäre ich in dem Geiste des Kardinals verloren. Die Großen sind nur dankbar, wenn man das Unmögliche für sie getan hat. Ware es möglich gewesen, sagen sie zu uns, so hätte ich es selbst getan, und die Großen haben Recht. Aber nur Geduld, wir wollen sehen. Ich habe von ihm, dem lieben Freunde, auch einen Brief bekommen. Er bat mich um einen kleinen Dienst, den ich ihm auch leistete. Aber wohin habe ich diesen Brief gelegt?«

D'Artagnan dachte einen Augenblick nach und ging dann an den Ständer, an welchem seine alten Kleider hingen. Er suchte sein Wamms vom Jahre 1648, und, da dieser d'Artagnan ein ordnungsliebender Mann war, so fand er es an seinem Nagel. Er steckte die Hand in die Tasche und zog ein Papier heraus. Es war gerade der Brief von Aramis.

»Herr d'Artagnan«, schrieb ihm dieser, »Ihr wißt, daß ich Streit mit einem gewissen Edelmann gehabt habe, der mit mir diesen Abend auf der Place Royale zusammentreffen will. Da ich zu der Kirche gehöre und die Sache mir schaden könnte, wenn ich sie einem Andern mitteilte, als einem so sichern Freunde, wie Ihr seid, so schreibe ich Euch, damit Ihr mir als Sekundant dienen möget.«

»Ihr kommt durch die Rue Neuve-Sainte-Catherine herein; unter dem zweiten Scheinwerfer rechts findet Ihr Euren Gegner. Unter dem dritten werde ich mit dem meinigen sein. Ganz der Eurige,

Aramis.«

Hier war nicht einmal ein Gott befohlen beigelegt. D'Artagnan suchte seine Erinnerungen in sich rege zu machen. Er war nach dem bestimmten Orte der Zusammenkunft gegangen, hatte den bezeichneten Gegner gefunden, dessen Namen ihm nie bekannt wurde, und demselben einen schönen Degenstich in den Arm beigebracht. Dann war er auf Aramis zugeschritten, der ihm entgegenkam, denn er hatte seine Sache bereits abgemacht.«

»Es ist geschehen«, hatte Aramis gesagt. »Ich glaube, ich habe den Unverschämten getötet. Doch, lieber Freund, wenn Ihr meiner bedürft, so wißt Ihr, daß ich Euch ganz ergeben bin.«

Woran ihm Aramis die Hand gedrückt hatte und verschwunden war.

Er wußte also eben so wenig, wo Aramis war, als wo Athos und Porthos sich aufhielten. Und die Sache sang an ziemlich bedenklich zu werden, als er das Geräusche einer Glasscheibe, die man in seinem Zimmer zerbrach, zu hören glaubte. Er dachte sogleich an seinen Sack, der in seinem Sekretär eingeschlossen war, und stürzte aus dem Kabinett. Er hatte sich nicht getäuscht, in dem Augenblick, wo er durch die Türe eintrat, kam ein Mann durch das Fenster herein.

»Ah, Elender!« rief nach dem Degen greifend d'Artagnan welcher den Eindringling für einen Räuber hielt.

»In des Himmels Namen, Herr«, rief der Mann, »steckt Euren Degen in die Scheide und tötet mich nicht, ohne mich zu hören. Ich bin gewiß kein Räuber; ich bin ein ehrlicher Bürger, der sein Haus in der Straße hat, und heiße . . . Doch ich täusche mich nicht, Ihr seid Herr d'Artagnan.«

»Und Du Planchet!« rief der Lieutenant.

»Euch zu dienen, Herr«, sprach Planchet im höchsten Grade entzückt, »wenn es mir möglich wäre.«

»Vielleicht«, erwiderte d'Artagnan. »Aber was Teufels läufst Du um sieben Uhr Morgens in dieser Jahreszeit auf den Dächern umher?«

»Gnädiger Herr«, sprach Planchet, »Ihr sollt es erfahren. Doch im Ganzen, nein, Ihr sollt es vielleicht nicht erfahren.«

»Wie, laß hören«, sprach d'Artagnan. »Aber zuerst stecke eine

Serviette vor das Fenster und ziehe den Vorhang vor.«

Planchet gehorchte.

»Nun, so sprich«, sagte d'Artagnan.

»Gnädiger Herr, vor allen Dingen«, sagte der kluge Planchet, »wie steht Ihr mit Herrn von Rochefort?«

»Vortrefflich. Warum denn Rochefort? Du weißt wohl, daß er jetzt einer meiner besten Freunde ist.«

»Ah, desto besser!«

»Aber was hat denn Rochefort mit dieser Art und Weise in mein Zimmer zu dringen gemein?«

»Ah, gnädiger Herr, ich muß Euch zuerst sagen, Herr von Rochefort ist . . . «

Planchet zögerte.

»Bei Gott«, sagte d'Artagnan, »ich weiß es wohl, er ist in der Bastille.«

»Das heißt, er war darin«, erwiderte Planchet.

»Wie, er war darin?« rief d'Artagnan, »sollte er das Glück gehabt haben, sich zu flüchten?«

»Ah, Herr, wenn Ihr das ein Glück nennt«, rief Planchet, so steht Alles gut. Ich muß Euch also sagen, daß man gestern, wie es scheint, Leute abschickte, um Herrn von Rochefort aus der Bastille zu holen.«

»Ei, das weiß ich wohl! Ich habe ihn selbst abgeholt.«

»Aber zum Glücke für ihn habt Ihr ihn nicht zurückgeführt, denn wenn ich Euch unter der Escorte erkannt hätte — glaubt mir, gnädiger Herr, ich habe immer zu viel Achtung vor Euch . . . «

»Vollende, Schafskopf! sprich, was ist geschehen?«

»Nun, es ist geschehen, daß in der Rue de la Feronnerie, als der Wagen von Herrn von Rochefort durch, eine Volksgruppe fuhr und die Leute von der Escorte die Bürger grob behandelten, ein Gemurmeln sich erhob. Der Gefangene dachte wohl, die Gelegenheit wäre schön, nannte sich und rief um Hilfe. Ich war da und hörte den Namen des Grafen von Rochefort. Ich erinnerte mich, daß er mich zum Sergenten in dem Regiment Piemont gemacht hatte. Ich sagte ganz laut, es wäre ein Gefangener, ein Freund des Herrn Herzogs von Beaufort. Es entstand eine

Meuterei. Man hielt die Pferde fest und warf die Escorte nieder. Während dieser Zeit öffnete ich den Kutschenschlag, Herr von Rochefort sprang heraus und verlor sich in der Menge. Leider kam in diesem Augenblick eine Patrouille vorüber; sie vereinigte sich mit den Garden und rief uns an. Ich zog Mich fechtend nach der Rue Tiquetonne zurück. Man verfolgte mich auf den Fersen und ich flüchtete mich in das Haus hier neben an. Man umzingelte und durchsuchte dasselbe, aber vergebens: ich hatte im fünften Stocke eine mitleidige Person gefunden, die mich zwischen zwei Matratzen verbarg. In diesem Verstecke blieb ich bis Tagesanbruch, und da ich dachte, man würde am Abend die Nachforschungen wieder anfangen, so wagte ich mich auf die Dachrinnen, um zuerst einen Eingang und dann einen Ausgang in irgend einem Hause zu finden, das nicht bewacht wäre. Dies ist meine Geschichte und auf Ehre, gnädiger Herr, ich würde in Verzweiflung geraten, wenn sie Euch unangenehm wäre.«

»Nein«, sprach d'Artagnan, »im Gegenteil, und bei meiner Treue es freut mich sehr, daß Rochefort seine Freiheit erlangt hat. Aber weißt Du wohl etwas? wenn Du in die Hände der Leute des Königs fällst, wirft Du ohne Gnade und Barmherzigkeit gehenkt.«

»Bei Gott, ich weiß es«, rief Planchet; »das ist es auch, was mich nicht wenig beunruhigt, und warum ich so erfreut gewesen bin, daß ich Euch getroffen habe. Wenn Ihr mich verbergen wollt, so kann dies Niemand besser als Ihr.«

»Ja«, sagte d'Artagnan, das will ich auch, obgleich ich nicht mehr und nicht weniger wage, als meinen Grad, wenn es bekannt würde, daß ich einem Rebellen Zuflucht gegeben habe.«

»Ah! gnädiger Herr, Ihr wißt wohl, daß ich mein Leben für Euch wagen würde.«

»Du konntest sogar beifügen, Du habest es gewagt, Planchet. Ich vergesse nur die Dinge, die ich vergessen muß, und was diese Sache betrifft, so will ich mich derselben erinnern. Setze Dich und speise zu Ruhe, denn ich sehe, daß Du die Überreste meines Abendbrots mit einem sehr ausdrucksvollen Blicke anschaust.«

»Allerdings, gnädiger Herr, denn der Speiseschrank, der Nachbarin war in saftigen Dingen sehr schlecht ausgerüstet, und ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen, als ein Stück Brot

und Zuckerwerk. Obgleich ich die Süßigkeiten nicht verachte, wenn sie gehörigen Ortes erscheinen, so fand ich doch das Abendbrot ein wenig zu leicht.«

»Armer Junge!« sagte d'Artagnan, »nun so setze Dich.«

»Ach, gnädiger Herr, Ihr rettet mir zweimal das Leben.«

Und er setzte sich zu Tische und fing an zu schlingen, wie in den schönen Tagen der Rue des Fossoyeurs. D'Artagnan ging fortwährend im Zimmer auf und ab. Er suchte in seinem Geiste, welchen Nutzen er unter den Umständen, in denen er sich befand, aus Planchet ziehen könnte. Während dieser Zeit arbeitete Planchet aus Leibeskräften, um die verlorenen Stunden wieder gut zu machen.

Endlich stieß er jenen Befriedigungsseufzer des ausgehungerten Menschen aus, welcher anzeigt, daß er, nachdem er eine ernste und solide Abschlagszahlung genommen hat, einen Halt machen will.

»Nun sprich«, sagte d'Artagnan, welcher dachte, es wäre der Augenblick gekommen, das Verhör zu beginnen. Verfahren wir der Ordnung nach: »weißt Du, wo Athos ist?«

»Nein, gnädiger Herr«, antwortete Planchet.

»Teufel! Weißt Du, wo Porthos ist?«

»Eben so wenig!«

»Teufel, Teufel! Und Aramis?«

»Auch nicht.«

»Teufel! Teufel! Teufel!«

»Aber«, versetzte Planchet mit seinem klugen Tone. »ich weiß, wo Bazin ist.«

»Wie, Du weißt, wo Bazin ist?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Und wo ist er?«

»In Notre-Dame.«

»Und was macht er in Notre-Dame?«

»Er ist Meßner.«

»Bazin Meßner in Notre-Dame? Weißt Du es gewiß?«

»Ganz gewiß; ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesprochen.«

»Er muß wissen, wo sein Herr ist.«

»Ohne Zweifel.«

D'Artagnan dachte nach. Dann nahm er seinen Mantel und seinen Degen und schickte sich an fortzugehen.

»Gnädiger Herr«, sagte Planchet mit kläglicher Miene, »wollt Ihr mich so verlassen. Bedenkt, daß ich nur auf Euch meine Hoffnung setze.«

»Man wird Dich hier nicht holen«, entgegnete d'Artagnan.

»Aber wenn man hierher käme«, versetzte der kluge Planchet, »bedeutet, daß ich für die Leute des Hauses, die mich nicht haben herein gehen sehen, ein Dieb wäre.«

»Das ist richtig. Sprichst Du irgend ein Patois?«

»Ich spreche noch etwas Besseres, als dies, ich spreche eine Sprache, ich spreche Flamändisch.«

»Wo Teufels! hast Du das gelernt?«

»In Artois, wo ich zwei Jahre im Felde gewesen bin. Hört: Goeden Morgen, mynheer, ith hen begeercy te weenten tho ge sond heets omstan.«

»Das heißt?«

»Guten Morgen, mein Herr, ich beeile mich, Sie nach dem Stande Ihrer Gesundheit zu fragen.«

»Das nennt er eine Sprache! Doch gleichviel«, sagte d'Artagnan; »es kommt ganz gelegen.«

D'Artagnan ging an die Türe, rief einen der Aufwärter und befahl ihm, der schönen Madeleine zu sagen, sie möge heraufkommen.

»Was macht Ihr, Herr?« rief Planchet, »Ihr wollt unser Geheimnis einer Frau anvertrauen!«

»Sei ruhig, diese wird nicht davon schnaufen.«

In diesem Augenblick trat die Wirtin ein. Sie lief mit lachender Miene herbei; denn sie hoffte, d'Artagnan allein zu finden; als sie aber Planchet erblickte, wich sie mit erstaunender Miene zurück.

»Meine liebe Wirtin«, sagte d'Artagnan, »ich stelle Euch hier Euren Herrn Bruder vor. Er kommt von Flandern und ich nehme ihn einige Tage in meine Dienste.«

»Meinen Bruder«, sprach die Wirtin, immer mehr erstaunt.

»Wünscht doch Eurer Schwester guten Morgen, Meister Peter.«

»Wilkom zuster«, sagte Planchet.«

»Goeden dag, broer«, sprach die Wirtin voll Verwunderung.

»So ist es gut«, sagte d'Artagnan, »der Herr ist Euer Bruder, den Ihr vielleicht nicht kennt, den ich aber kenne. Er kommt von Amsterdam. Ihr kleidet ihn in meiner Abwesenheit. Wenn ich zurückkehre, das heißt in einer Stundet stellt Ihr ihn mir vor, und obgleich er kein Wort Französisch spricht, nehme ich ihn doch auf Eure Empfehlung, da ich Euch nichts abschlagen kann, in meine Dienste. Ihr versteht?«

»Das heißt, ich errate, was Ihr wünscht, und mehr braucht es nicht«, erwiderte Madeleine.

»Ihr seid eine kostbare Frau, meine schöne Wirtin, ich baue ganz auf Euch.«

Hiernach machte d'Artagnan Planchet ein Zeichen des Einverständnisses und verließ das Zimmer, um sich nach Notre-Dame zu begeben.





Madeleine.

VIII.

Über die verschiedenen Einflüsse, welche eine halbe Pistole auf einen Meßner und aus einen Chorknaben ausüben kann.

D'Artagnan schlug den Weg nach dem Pont-Neuf ein; er war sehr erfreut, daß er Planchet wieder gefunden hatte denn obgleich es aussah, als leistete er diesem würdigen Burschen einen Dienst, so war es doch in Wirklichkeit d'Artagnan, welcher einen Dienst von Planchet erhielt. Nichts konnte ihm in diesem Augenblicke angenehmer sein, als ein braver und verständiger Lackei. Planchet sollte freilich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange in seinem Dienste bleiben. Indem aber Planchet seine gesellschaftliche Stellung in der Rue des Lombards wieder einnahm, blieb er d'Artagnan zu Dank verpflichtet, denn dieser hatte ihm, ihn in seinem Hause verbergend, das Leben gerettet oder doch wenigstens ungefähr gerettet, und es war d'Artagnan nicht unerwünscht, Verbindungen in der Bürgerschaft in dem

Momente zu haben, wo diese sich anschickte, dem Hofe den Krieg zu machen. Es war ein Einverständnis im feindlichen Lager, und bei einem so feinen Manne, wie d'Artagnan, konnten die kleinsten Dinge zu großen führen. In einer mit dem Zufall und mit sich selbst zufriedenen geistigen Stimmung erreichte also d'Artagnan Notre-Dame. Er stieg die Freitreppe hinauf, trat in die Kirche, wandte sich an einen Sakristan, welcher eine Kapelle ausfegte und fragte ihn, ob er Herrn Bazin kenne.

»Herr Bazin, den Meßner?« sprach der Sakristan.

»Ihn selbst.«

»Er bedient da unten die Messe in der Kapelle der Jungfrau.«

D'Artagnan zitterte vor Freude. Es kam ihm vor, als sollte er, was auch Planchet gesagt hatte, Bazin nie finden. Nun aber, da er ein Ende des Fadens in der Hand hatte, machte er sich wohl anheischig, das andere zu erreichen.

Er kniete vor der Kapelle nieder, um seinen Mann nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Es war zum Glücke eine stille Messe, welche bald endigen mußte. D'Artagnan, der seine Gebete vergessen und ein Meßbuch mitzunehmen versäumt hatte, benützte seine Muße, um Bazin prüfend zu betrachten.

Man darf wohl behaupten, Bazin trug sein Gewand mit eben so viel Majestät als Glückseligkeit. Man sah, daß er zum Gipfel seines Ehrgeizes gelangt war, und daß der mit Silber verzierte Fischbeinstab, den er in der Hand hielt, ihm eben so ehrenvoll vorkam, als der Kommandostab, den Condé in der Schlacht von Freiburg in die feindlichen Reihen warf oder nicht warf. Sein Äußeres hatte eine seiner Tracht vollkommen entsprechende Veränderung erlitten. Sein ganzer Körper hatte sich abgerundet und gleichsam canonisirt. Die hervorspringenden Teile seines Gesichtes schienen verschwunden zu sein. Er hatte immer noch seine Nase, aber aufschwellend hatte jede von seinen Wangen einen Teil derselben an sich gezogen. Das Kinn verlor sich unter dem Halse. Etwas, das nicht mehr Fett, sondern Aufdunsung war, hatte seine Augen eingeschlossen. Viereckig und heilig geschnittene Haare bedeckten die Stirne bis auf drei Linien von den Augenbrauen. Eilen wir beizufügen, die Stirne von Bazin war selbst zur Zeit ihrer größten Entblößung nie über anderthalb Zoll hoch gewesen.

Der Geistliche endigte seine Messe zu gleicher Zeit wie d'Artagnan seine Prüfung. Er sprach die Worte des Sacraments und zog sich zurück, indem er zu dem großen Erstaunen von d'Artagnan seinen Segen gab, den jeder kniend empfing. Aber das Erstaunen von d'Artagnan hörte auf, als er in dem Geistlichen den Coadjutor selbst erkannt hatte, das heißt, den bekannten Jean-Francois de Gordi, der zu dieser Zeit, die Rolle ahnend, die er spielen sollte, sich durch Almosen populär zu machen bemüht war. Um diese Popularität zu vermehren, las er von Zeit zu Zeit eine von den Morgenmessen, denen das Volk allein beizuwohnen pflegt.

D'Artagnan warf sich auf die Kniee, wie die Anderen empfing seinen Teil von dem Segen und machte das Zeichen des Kreuzes; aber in dem Augenblick, wo Bazin die Augen zum Himmel aufgeschlagen und demütig als der Letzte einherschreitend, an ihm vorüberging, faßte ihn d'Artagnan unten an seinem Rocke.

Bazin schaute nieder und machte einen Sprung rückwärts, als ob er eine Schlange gesehen hätte.«

»Herr d'Artagnan!« rief er, »*vade retro Satanas!* . . . «

»Wie, mein lieber Bazin«, sagte der Offizier lachend, »so nehmt Ihr einen alten Freund auf!«

»Herr«, antwortete Bazin, »die wahren Freunde des Christen sind diejenigen, welche ihm an seinem Heile arbeiten helfen, und nicht diejenigen, welche ihn davon abwenden.«

»Ich verstehe Euch nicht, Bazin«, antwortete d'Artagnan, »und sehe nicht ein, wie ich ein Stein des Anstoßes für Euer Heil sein kann.«

»Ihr vergeßt, gnädiger Herr«, antwortete Bazin, »daß Ihr beinahe für immer das meines armen Gebieters zerstört hättet, und daß Ihr nicht die Ursache wart, wenn er sich nicht verdammt, indem er Musketier geblieben wäre, indes ihn sein Beruf so mächtig zu der Kirche hinzog.«

»Mein lieber Bazin«, versetzte d'Artagnan, »Ihr müßt an dem Orte, wo Ihr mich findet, erkennen, daß ich mich in allen diesen Dingen bedeutend verändert habe, und da ich nicht daran zweifle, daß Euer Herr auf dem besten Weg ist, sein Heil zu gründen, so komme ich, um Euch zu fragen, wo er sich aufhält, damit er mir

durch seinen Rat das meinige machen hilft.«

»Sagt lieber, um Ihn mit Euch in die Welt zurückzuführen. Zum Glücke«, fügte Bazin bei, »weiß ich nicht, wo er ist, denn da wir an einem heiligen Orte sind, würde ich keine Lüge wagen.«

»Wie!« rief d'Artagnan sehr ärgerlich, »Ihr wißt nicht, wo Aramis ist?«

»Einmal ist Aramis sein Name des Verderbens; in Aramis findet man Simara und dies ist ein Teufelsname; zu seiner Ehre hat er diesen Namen für immer aufgegeben.«

»Ich suchte auch nicht Aramis«, erwiderte d'Artagnan, entschlossen bis zum Ende geduldig zu bleiben, »sondern den Abbé d'Herblay. Nun, mein lieber Bazin, sagt mir, wo er ist.«

»Habt Ihr nicht gehört, Herr d'Artagnan, daß ich Euch antwortete, ich wüßte es nicht?«

»Ja, allerdings, aber hierauf erwidere ich Euch, daß dies unmöglich ist.«

»Es ist dennoch die Wahrheit, gnädiger Herr, die reine Wahrheit, die Wahrheit des guten Gottes.«

D'Artagnan sah ein, daß er von Bazin nichts herausbringen würde. Bazin log offenbar, aber er log mit so viel Eifer und Festigkeit, daß man leicht erraten konnte, er würde nicht von seiner Lüge abgehen.

»Wohl, Bazin«, sagte d'Artagnan; »da Ihr nicht wißt, wo Euer Herr sich aushält, so, sprechen wir nicht weiter davon. Wir wollen uns als gute Freunde trennen. Nehmt diese halbe Pistole und trinkt auf meine Gesundheit.«

»Ich trinke nicht, Herr«, sagte Bazin, majestätisch die Hand des Offiziers zurückstoßend, »das ist gut für die Laien.«

»Unbestechlich«, murmelte d'Artagnan, »in der Tat, ich spiele sehr unglücklich.«

Und da d'Artagnan, in seine Betrachtungen versunken, den Rock von Bazin los ließ, so benützte dieser die Gelegenheit, um sich rasch in die Sakristei zurückzuziehen, in der er sich nicht eher in Sicherheit glaubte, als bis er die Türe hinter sich zugeschlossen hatte.

D'Artagnan blieb unbeweglich, nachdenkend, die Augen auf die Türe geheftet, welche eine Schranke zwischen ihm und Bazin

gezogen hatte, als er fühlte, daß man seine Schulter leicht mit der Fingerspitze berührte.

Er wandte sich um und war im Begriffe, einen Ausruf des Erstaunens von sich zu geben, als derjenige, welcher ihn mit der Spitze des Fingers berührt hatte, eben diesen Finger zum Zeichen des Stillschweigens auf seinen Mund legte.

»Ihr hier, mein lieber Rochefort«, sagte d'Artagnan halblaut.

»St!« erwiderte Rochefort. »Wußtet Ihr, das ich frei war?«

»Ich habe es aus erster Hand erfahren.«

»Und von wem?«

»Von Planchet.«

»Wie? von Planchet?«

»Allerdings, er hat Euch gerettet.«

»Planchet? . . . In der Tat, ich glaubte ihn wieder zu erkennen. Das beweist, mein Lieber, daß eine Wohltat nie verloren geht.«

»Was macht Ihr hier?«

»Ich habe Gott für meine glückliche Befreiung gedankt«, sagte Rochefort.

»Was weiter? denn ich nehme an, das ist nicht Alles.«

»Und dann kam ich, um die Befehle Coadjutors einzuholen und zu sehen, ob wir nicht etwas tun können, um den Mazarin in Wut zu bringen.«

»Schlimmer Kopf! Ihr werdet machen, daß man Euch noch einmal in die Bastille steckt.«

Oh! was das betrifft . . . ich werde wohl auf meiner Hut sein; dafür stehe ich Euch. Die frische Lust ist so gut! Auch gedenke ich«, fuhr Rochefort mit voller Brust atmend fort: »auch gedenke ich eine Spazierfahrt auf das Land, eine Reise in die Provinz zu machen.«

»Ich ebenfalls«, sagte d'Artagnan.«

»Darf man Euch, ohne unbescheiden zu sein, fragen, wohin Ihr geht?«

»Ich suche meine Freunde auf.«

»Welche Freude?«

»Diejenigen, von welchen ich Euch gestern Kunde geben sollte.«

»Athos, Porthos und Aramis? Ihr sucht sie?«
»Ja.«
»Auf Ehre?«
»Was ist denn darüber zu erstaunen?«
»Nichts . . . Das ist komisch . . . Und in welchem Auftrage sucht Ihr sie?«
»Ihr vermutet es nicht?«
»Allerdings.«
»Leider weiß ich nicht, wo sie sind.«
»Und Ihr habt kein Mittel, Nachricht von Ihnen zu bekommen? Wartet acht Tage, und ich gebe Euch Auskunft.«
»Acht Tage, das ist zu viel; ich muß sie vor drei Tagen gefunden haben.«
»Drei Tage, das ist kurz«, sagte Rochefort, »und Frankreich ist groß.«
»Gleichviel. Ihr kennt das Wort: *es muß sein*, Mit diesem Wort macht man viele Dinge.«
»Und wann geht Ihr auf Nachforschungen aus?«
»Ich tue dies bereits.«
»Gut Glück!«
»Und Euch glückliche Reise!«
»Vielleicht treffen wir uns auf dem Wege.«
»Das ist nicht wahrscheinlich.«
»Wer weiß! der Zufall ist so launenhaft.«
»Gott befohlen!«
»Auf Wiedersehen! Doch halt, wenn Mazarin mit Euch spricht, so sagt ihm, ich habe Euch beauftragt, ihm mitzuteilen, er werde binnen Kurzem sehen, ob ich zum Handeln zu alt sei.«
Und Rochefort entfernte sich mit dem teuflischen Lächeln, das d'Artagnan einst so oft beben gemacht hatte. Aber d'Artagnan schaute ihn diesmal ohne Bangigkeit und lächelnd mit einem Ausdrücke von Schwermut an, den nur diese Erinnerung allein seinem Gesichte geben konnte.
»Geh', geh, Teufel«, sprach er, »und mache, was Du willst. Mir liegt nichts daran: es gibt keine zweite Constanze in der Welt!«
Sich umwendend erblickte d'Artagnan Bazin, der, nachdem er

seine kirchlichen Kleider abgelegt hatte, mit dem Sakristan plauderte, mit welchem d'Artagnan bei seinem Eintritt in die Kirche gesprochen hatte. Bazin schien sehr aufgeregt und machte mit seinem kurzen, dicken Arme allerlei Gebärden. D'Artagnan begriff, daß er ihm alter Wahrscheinlichkeit nach die größte Verschwiegenheit in Beziehung auf seine Person empfahl.

D'Artagnan benutzte die eifrige Unterredung dieser zwei Männer, um aus der Kathedrale zu schlüpfen und sich an der Ecke der Rue des Canettes in Hinterhalt zu legen. Bazin konnte, von dem Punkte aus, wo d'Artagnan verborgen war, nicht herausgehen, ohne daß man ihn sah.

Fünf Minuten nachher erschien Bazin auf dem Vorplatz. Er schaute rings umher, um sich zu versichern, ob er nicht beobachtet würde; aber er erblickte unsern Offizier nicht, dessen Kopf allein vor die Ecke eines Hauses fünfzig Schritte von da hervorsah. Durch den Anschein beruhigt, wagte er sich in die Rue Notre-Dame. D'Artagnan stürzte aus seinem Versteck hervor und kam noch zeitig genug an, um ihn in die Rue de la Juiverie einbiegen und in der Rue de la Calandre in ein Haus von anständigem Äußern eintreten zu sehen. Unser Offizier zweifelte nicht daran, daß der würdige Meßner in diesem Hause wohne.

D'Artagnan erkundigte sich nicht in diesem Hause. Der Concierge, wenn es einen gab, mußte bereits in Kenntnis gesetzt sein; war keiner vorhanden, an wen sollte er sich dann wenden?

Er trat in eine kleine Schenke, welche die Ecke der Rue Saint-Eloi und der Rue de la Calandre bildete und verlangte ein Maß Gewürzwein. Dieses Getränk zu bereiten, bedurfte es einer guten halben Stunde. D'Artagnan hatte alle Zeit, um Bazin zu bespähen, ohne Verdacht zu erregen.

Er erblickte in der Schenke einen kleinen Jungen von zwölf bis fünfzehn Jahren mit aufgeweckter Miene, in welchem er Einen zuerkennen glaubte, den er zwanzig Minuten vorher unter dem Gewande eines Chorknaben gesehen hatte. Er befragte ihn, und da der Diaconatslehrling kein Interesse bei der Verheimlichung hatte, so erfuhr d'Artagnan von ihm, daß er von sechs bis neun Uhr Morgens das Geschäft eines Chorknaben und von neun Uhr bis Mitternacht das eines Kellners trieb.

Während d'Artagnan mit dem Kinde plauderte, führte man ein

Pferd vor die Türe des Hauses von Bazin. Das Pferd war völlig gesattelt und gezäumt. Einen Augenblick nachher kam Bazin herab.

»Halt«, sagte das Kind, »unser Meßner begibt sich auf den Weg.«

»Wohin geht er?« fragte d'Artagnan.«

»Bei Gott, ich weiß es nicht.«

»Eine halbe Pistole, wenn Du es in Erfahrung bringst.«

»Für mich?« rief der Knabe, dessen Augen vor Freude funkelten, »wenn ich in Erfahrung bringe, wohin Herr Bazin geht? Das ist nicht schwierig! Ihr treibt nicht Euren Spott mit mir?«

»Nein, auf Offizierswort; halt, hier ist die halbe Pistole.«

Und er zeigte ihm die Bestechungsmünze, aber ohne sie ihm wirklich zu geben.

»Ich will ihn fragen.«

»Das ist gerade das Mittel, um nichts zu erfahren«, erwiderte d'Artagnan, »warte, bis er weggeritten ist. Dann forsche, frage, unterrichte Dich. Das ist Deine Sache; die halbe Pistole ist hier.«

Und er steckte sie wieder in seine Tasche.

»Ich begreife«, sagte das Kind mit einem listigen Lächeln, das nur den Pariser Straßenjungen eigentümlich ist. Nun, ich werde warten.«

Man hatte nicht lange zu warten. Nach fünf Minuten ritt Bazin, sein Pferd mit dem Regenschirme antreibend, in kurzem Trabe weg.

Es war stets die Gewohnheit von Bazin gewesen, einen Regenschirm in Form einer Reitpeitsche zu tragen.

Kaum hatte er sich um die Ecke der Rue de la Juiverie gewendet, als sich das Kind wie ein Leithund auf eine Spur stürzte.

D'Artagnan nahm seinen Platz wieder an dem Tische, an den er sich bei seinem Eintritt gesetzt hatte, vollkommen überzeugt, er würde vor zehn Minuten erfahren, was er wissen wollte.

Das Kind kehrte in der Tat, ehe diese Zeit abgelaufen war, zurück.

»Nun?« fragte d'Artagnan.

»Nun«, sagte der Junge, »man weiß es!«

»Wohin ist er geritten?«

»Die halbe Pistole ist immer noch für mich?«

»Ganz gewiß. Antworte.«

»Ich will sie sehen. Gebt sie mir, daß ich schauen kann, ob sie nicht falsch ist.«

»Hier ist sie.«

»He, Meister«, sprach das Kind, »der Herr wünscht Münze zu haben.«

Der Wirt saß an seinem Zahltische, gab Münze und nahm die Pistole.

Das Kind steckte die Münze in seine Tasche.

»Und nun, wohin ist er gegangen?« sprach d'Artagnan, der lachend seinem Treiben zugesehen hatte.

»Noch Noisy.«

»Woher weißt Du dies?«

»Ah! bei Gott, ich brauchte nicht viel Witz, um es zu erfahren. Ich erkannte in dem Pferde das eines Fleischers, welcher es zuweilen Herrn Bazin leiht. Ich dachte nun, der Fleischer leihe ihm sein Pferd nicht, ohne zu fragen, wohin er reite, obgleich er Herrn Basin wohl nicht für fähig hält, das Pferd zu übertreiben.«

»Und er antwortete Dir, Herr Bazin . . . «

»Begebe sich nach Noisy. Dies scheint übrigens seine Gewohnheit zu sein, denn er reitet drei bis viermal in der Woche dahin.«

»Kennst Du Noisy?«

»Ganz gewiß; meine Amme ist dort.«

»Ist ein Kloster daselbst?«

»Ein prächtiges, ein Jesuiten-Klöster.«

»Gut«, murmelte d'Artagnan; »es unterliegt keinem Zweifel mehr.«

»Ihr seid also zufrieden?«

»Ja. Wie heißt Du?«

»Friquet.«

D'Artagnan nahm seine Schreibtafel und schrieb den Namen des Knaben und die Adresse der Schenke auf.

»Sagt mir, Herr Offizier«, sprach das Kind, »sind noch mehr halbe Pistolen zu verdienen?«

»Vielleicht«, antwortete d'Artagnan.«

Und da er wußte, was er wissen wollte, so bezahlte er den Gewürzwein, den er nicht getrunken hatte, und schlug rasch wieder den Weg nach der Rue Tiquetonne ein.

IX.

Wie d'Artagnan, während er Aramis sehr ferne suchte, wahrnahm, daß er hinter Planchet auf dem Pferde saß.

Als d'Artagnan eintrat, sah er einen Mann an der Ecke des Kamins sitzen: es war Planchet, aber Planchet, so gut metamorphosirt durch die alten Kleider, die der Eheherr zurückgelassen hatte, daß er selbst Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen. Madeleine stellte ihn im Angesicht aller Aufwärter vor. Planchet wandte sich an den Offizier mit einer schönen flamändischen Phrase. Der Offizier antwortete ihm mit einigen Worten, welche keiner Sprache angehörten, und der Handel war abgeschlossen. Der Bruder der Madeleine trat in den Dienst von d'Artagnan.

Der Plan von d'Artagnan war vollkommen festgestellt; aus Furcht, erkannt zu werden, wollte er nicht bei Tage in Noisy ankommen; Er hatte also Zeit vor sich, denn Noisy lag nur drei bis vier Lieues von Paris auf der Straße nach Meaux.

Er fing damit an, daß er ein tüchtiges Frühstück zu sich nahm, was ein schlimmes Debut sein kann, wenn man mit dem Kopfe handeln will, was jedoch eine vortreffliche Vorsichtsmaßregel ist, wenn man, mit seinem Körper zu handeln gedenkt; hiernach wechselte er seine Kleider, befürchtend, die Kasake des Lieutenants der Musketiere könnte Mißtrauen einflößen. Dann nahm er den stärksten und solidesten von seinen drei Degen, den er nur an festlichen Tagen zu wählen pflegte, und endlich gegen zwei Uhr ließ er zwei Pferde satteln und ritt, von Planchet gefolgt, durch die Barriere de la Vilette hinaus. In dem Hause neben dem Gasthofe zur Rehziege stellte man immer noch die tätigsten Nachforschungen an, um Planchet aufzufinden.

Anderthalb Lieues von Paris hielt d'Artagnan an, da, er sah, daß er in seiner Ungeduld immer noch zu früh abgegangen war, und ließ die Pferde verschnaufen. Die Herberge war voll von Leuten von verdächtigem Aussehen. Sie schienen im Begriff zu

sein, eine nächtliche Unternehmung zu versuchen. Ein in einen Mantel gehüllter Mensch erschien an der Türe. Als er aber einen Fremden sah, machte er ein Zeichen mit der Hand und zwei Trinker gingen mit ihm hinaus, um sich mit ihm zu besprechen.

D'Artagnan näherte sich auf eine ganz gleichgültige Weise der Herrin des Hauses, lobte ihren Wein, einen abscheulichen Krätzer von Montreuil, machte einige Fragen an sie über Noisy und erfuhr, daß es in diesem Dorfe nur zwei Häuser von großartigem Aussehen gebe; das eine gehöre dem Erzbischof von Paris und werde in diesem Augenblick von seiner Nichte, der Frau Herzogin von Longueville, bewohnt; das andere sei ein Jesuitenkloster und der Gewohnheit gemäß das Eigentum dieser würdigen Väter. Man konnte sich also nicht täuschen.

Um vier Uhr begab sich d'Artagnan wieder auf den Weg; er ließ sein Pferd nur noch im Schritte marschieren, denn er wollte erst, wenn es völlig Nacht geworden wäre, an Ort und Stelle kommen. Wenn man aber im Schritt reitet, an einem Wintertage, bei einem nebeligen Wetter, in einer Gegend, wo man keinen Unfall zu befürchten hat, so hat man kaum etwas Besseres zu tun, als das, was, wie Lafontaine sagt, der Hase in seinem Lager tut, nachzudenken. D'Artagnan dachte also nach und Planchet ebenfalls; nur waren ihre Träumereien, wie man sehen wird, verschiedener Natur.

Ein Wort der Wirtin hatte den Gedanken von d'Artagnan eine besondere Richtung gegeben. Dieses Wort war der Name der Frau von Longueville.

Frau von Longueville hatte in der Tat Alles, was zum Nachdenken veranlassen kann: es war eine der vornehmsten Damen des Königreichs, es war eine der schönsten Frauen des Hofes. An den alten Herzog von Longueville verheiratet, den sie nicht liebte, galt sie Anfangs für die Geliebte von Coligny, der sich in einem Zweikampfe auf der Place-Royale von dem Herzog von Guise für sie töten ließ. Dann sprach man von einer etwas zu zärtlichen Freundschaft, welche sie für den Prinzen von Condé gehabt haben soll, worüber sich die furchtsamen Seelen des Hofes skandalisierten. Ferner sagte man auch, ein wahrer und aufrichtiger Haß sei auf diese Freundschaft gefolgt, und die Herzogin von Longueville stehe in diesem Augenblicke, wie man

ebenfalls sagte, in einer politischen Verbindung mit dem Prinzen von Marsillac, dem ältesten Sohne des alten Herzogs de la Rochefaucoult, aus welchem sie einen Feind des Herrn Herzogs von Condé, ihres Bruders, zu machen bestrebt war.

D'Artagnan dachte an alle diese Dinge. Er dachte daran, daß er im Louvre oft die schöne Frau von Longueville strahlend und blendend an sich hatte darüber gehen sehen. Er dachte an Aramis, der, ohne mehr zu sein als er, einst der Geliebte von Frau von Chevreuse gewesen war, die an dem früheren Hofe dieselbe Stellung eingenommen hatte, welche an dem gegenwärtigen Frau von Longueville einnahm. Er fragte sich, warum es in der Welt Menschen gebe, welche Alles erreichen, was sie wünschen, diese im Punkte des Ehrgeizes, jene im Punkte der Liebe, während Andere, sei es aus Zufall, sei es aus Mißgeschick, sei es in Folge eines von der Natur in sie gelegten Hindernisses, auf dem halben Wege aller ihrer Hoffnungen bleiben.

Er mußte sich zugestehen, daß er trotz seines Geistes, trotz seiner Geschicklichkeit von diesen letzteren wäre und bleiben würde, als Planchet sich ihm näherte und sagte:

»Ich wette, gnädiger Herr, Ihr denkt an dasselbe, wie ich.«

»Ich zweifle, Planchet«, erwiderte d'Artagnan lächelnd. »Doch woran denkst Du? laß hören.«

»Ich denke an die verdächtig aussehenden Leute, welche in der Herberge tranken, wo wir anhielten.«

»Stets klug, Planchet.«

»Gnädiger Herr, das ist Instinkt.«

»Nun, sprich: was sagt Dein Instinkt in dieser Hinsicht?«

»Mein Instinkt sagte mir, diese Leute wären in einer schlimmen Absicht in der Herberge versammelt, und ich überlegte mir das, was mir mein Instinkt indem dunkelsten Winkel des Stalles sagte, als ein in einen Mantel eingehüllter Mann, gefolgt von Zwei andern Männern, in eben diesen Stall eintrat.«

»Ah, Ah!« rief d'Artagnan, denn die Erzählung von Planchet stand im Zusammenhang mit seinen vorhergehenden Bemerkungen. »Nur weiter?«

Der eine von den zwei Männern sagte:

›Er muß sicherlich in Noisy sein oder heute Abend dahin

kommen, denn ich habe seinen Bedienten erkannt.«

›Du bist Deiner Sache gewiß?‹ fragte der Mann im Mantel.

›Ja, mein Prinz.«

›Mein Prinz?‹ unterbrach ihn d'Artagnan.

›Ja, mein Prinz, doch hört: ›Wenn er dort ist, was sollen wir dann tun?‹ sprach der andere Trinker.«

›Was man tun soll?‹ sagte der Prinz.«

›Ja, er ist nicht der Mann, der sich so fangen läßt; er wird gehörig mit dem Degen spielen.«

›Nun, man muß es machen, wie er, dabei aber bemüht sein, ihn lebendig zu bekommen. Habt Ihr Stricke, um ihn zu binden, und einen Knebel, um ihn in seinen Mund zu stecken?‹

›Wir haben Alles dies.«

›Seid auf Eurer Hut, aller Wahrscheinlichkeit nach ist er als Kavalier verkleidet.«

›Ja, ja, Monseigneur, seid unbesorgt.«

›Übrigens werde ich dabei sein und Euch führen.«

›Ihr steht dafür, daß die Gerichte . . . ?‹

›Ich siehe für Alles«,« sagte der Prinz.«

›Gut, wir werden unser Möglichstes tun.«

›Und hiernach verließen sie den Stall.«

›Nun«, sprach d'Artagnan, »was geht das uns an? Das ist eine Art von Unternehmungen, wie man sie alle Tage macht.«

›Wißt Ihr gewiß, daß sie nicht gegen uns gerichtet ist?‹

›Gegen uns! und warum?‹

›Erinnert Euch ihrer Worte: ›Ich habe seinen Bedienten erkannt«,« sagte der Eine, was ich auf mich beziehen könnte.«

›Weiter?‹

›Er muß in Noisy sein oder heute Abend dahin kommen«,« sagte der Andere, was sich wohl auf Euch beziehen könnte.«

›Ferner?‹

›Dann sprach der Prinz: ›Seid auf Eurer Hut, aller Wahrscheinlichkeit nach ist er als Kavalier gekleidet«,« was mir keinen Zweifel mehr übrig zu lassen scheint, ihr seid als Kavalier und nicht als Offizier der Musketiere gekleidet. Nun was sagt Ihr hierzu?‹

»Ach!« sprach d'Artagnan einen Seufzer ausstoßend, ich bin leider nicht mehr in der Zeit, wo die Prinzen mich ermorden lassen wollen. Ah, das war eine schöne Zeit. Sei unbesorgt, diese Leute wollen nicht an uns.«

»Ist der gnädige Herr dessen gewiß?«

»Ich siehe dafür.«

»Dann ist es gut, sprechen wir nicht mehr davon.«

Und Planchet nahm wieder seinen Platz hinter d'Artagnan mit dem erhabenen Vertrauen ein, das er immer zu seinem Herrn gehabt hatte, und das durch eine Trennung von fünfzehn Jahren nicht geschwächt worden war.

So machte man eine Meile. Nach dieser Meile näherte sich Planchet d'Artagnan und sagte zu ihm:

»Gnädiger Herr!«

»Was gibt es?«

»Schaut auf diese Seite. Kommt es Euch nicht vor, als erblicktet Ihr etwas wie Schatten mitten durch die Nacht hinziehen. Horcht! es kommt mir vor, man höre Pferdetritte.«

»Unmöglich«, sagte d'Artagnan, »die Erde ist durch den Regen aufgeweicht. Aber es scheint mir auch, als sähe ich etwas.«

Und er hielt an, um zu schauen und zu horchen.

»Wenn man nicht die Tritte von Pferden hört, so hört man wenigstens ihr Gewieher.«

Es schlug wirklich das Gewieher eines Pferdes, den Raum und die Dunkelheit durchdringend, an das Ohr von d'Artagnan.

»Unsere Leute sind im Felde«, sagte er, »aber das geht uns nichts an. Setzen wir unsern Weg fort.«

Und sie ritten weiter.

Eine halbe Stunde nachher erreichten sie die ersten Häuser von Noisy. Es mochte etwa halb neun Uhr Abends sein.

Nach den dörflichen Gewohnheiten hatte sich schon alle Welt niedergelegt und kein Licht glänzte mehr im Orte.

D'Artagnan und Planchet setzten ihren Weg fort; rechts und links von ihrer Straße hob sich auf dem düsteren Grau des Himmels der noch düsterere Zahnschnitt der Dächer hervor. Von Zeit zu Zeit kläffte ein aufgeweckter Hund hinter einer Türe oder

eine erschrockene Katze verließ eiligst die Mitte des Pflasters, um sich in einen Haufen von Reisbüschel zu flüchten, wo man wie Karfunkel ihre Augen glänzen sah. Das waren die einzigen lebendigen Wesen, welche das Dorf zu bewohnen schienen.

Ungefähr gegen die Mitte des Fleckens erhob sich, den Hauptplatz beherrschend und vereinzelt zwischen zwei Gassen, eine dunkle Masse, von deren Facade ungeheure Linden ihre entblätterten Reste ausbreiteten. D'Artagnan beschaute das Gebäude aufmerksam.

»Das muß das Schloß des Erzbischofs sein«, sagte er zu Planchet. »Hier wohnt die schöne Frau von Longueville. Aber wo ist das Kloster?«

»Das Kloster?« erwiderte Planchet, »das Kloster ist am Ende des Dorfes, ich kenne es.«

»Nun wohl«, sprach d'Artagnan, »im Galopp bis dahin, Planchet, während ich den Gurt meines Pferdes fester anziehe, und komme dann zurück, wenn Du ein erleuchtetes Fenster bei den Jesuiten siehst.«

Planchet gehorchte und entfernte sich in der Dunkelheit, während d'Artagnan abstieg und, wie er gesagt hatte, den Gurt seines Pferdes zurecht machte. Nach fünf Minuten kam Planchet zurück.

»Gnädiger Herr«, sprach er, »es ist ein einziges Fenster, auf der Seite, welche nach dem Felde geht, erleuchtet.«

»Hm! wenn ich ein Frondeur wäre, so klopfte ich hier an und wäre überzeugt, daß ich ein gutes Lager bekäme; wenn ich ein Mönch wäre, klopfte ich da unten an und wäre ebenfalls überzeugt, daß ich ein gutes Abendbrot bekäme, während es im Gegenteil leicht möglich ist, daß wir zwischen dem Schlosse und dem Kloster vor Hunger und Durst sterbend auf der harten Erde liegen müssen.«

»Ja«, fügte Planchet bei, »wir der berühmte Esel von Buridan. Doch mittlerweile wollt Ihr, daß ich klopfe?«

»St!« sagte d'Artagnan, »das einzige Fenster, welches erleuchtet war, ist dunkel geworden.«

»Hört Ihr, gnädiger Herr«, sprach Planchet.

»Ja der Tat, was für ein Geräusch ist dies?«

Es war wie das Tosen eines herannahenden Sturmes; in demselben Augenblick kamen »zwei Reitertruppe, jeder von zehn Mann, aus jeder von den zwei Gassen hervor, welche sich an dem Hause hinzogen, und umzingelten, jeden Ausgang verschließend, d'Artagnan und Planchet.«

»Oho«, sagte d'Artagnan, indem er seinen Degen zog und sich hinter sein Pferd zurückstellte, während Planchet dasselbe Manöver ausführte. »Solltest Du richtig gedacht haben? sollte man wirklich an uns wollen?«

»Hier ist er, wir haben ihn!« sprachen die Reiter, sich mit bloßem Degen auf d'Artagnan stürzend.

»Verfehlt ihn nicht«, rief eine hohe Stimme.

»Nein Monseigneur, seid unbesorgt.«

D'Artagnan glaubte, es wäre der Augenblick für ihn gekommen, sich in das Gespräch zu mischen.

Hollah! meine Herren!« rief er mit seinem gascognischen Accente, »was wollt Ihr, was verlangt Ihr?«

»Du sollst es erfahren«, brüllten die Reiter im Chor.

»Halt halt!« schrie derjenige, welchen sie Monseigneur genannt hatten, »haltet ein, wenn Euch Euer Kopf lieb ist. Das ist nicht seine Stimme.«

»Ei, meine Herren«, sprach d'Artagnan, »ist man zufällig in Noisy wahnsinnig geworden? Nehmt Euch wohl in Acht, denn ich sage Euch, daß ich dem Ersten, der sich mir auf die Länge meines Degens nähert, und mein Degen ist lang, den Bauch aufschlitze.«

Der Anführer näherte sich.

»Was macht Ihr hier?« sagte er mit einem hochmüthigen und an das Befehlen gewohnten-Tone.

»Was macht Ihr hier?« entgegnete d'Artagnan.

»Seid höflich oder man wird Euch auf die gehörige Weise striegeln, denn obgleich man sich nicht nennen will, wünscht man doch seinem Range gemäß respektiert zu werden.«

»Ihr wollt nichts erkannt sein, weil Ihr einen Hinterhalt leitet«, sagte d'Artagnan, »aber ich, der ich ruhig mit meinem Lackeien reise, ich habe nicht dieselben Ursachen, wie Ihr meinen Namen zu verschweigen.«

»Genug! genug! wie heißt Ihr?«

»Ich sage Euch meinen Namen, damit Ihr wißt, wo Ihr mich finden könnt. Mein Herr, Monseigneur oder mein Prinz, wie Ihr Euch nennen lassen möget«, sprach der Gascogner, der nicht das Aussehen haben wollte, als wiche er einer Drohung, »kennt Ihr Herrn d'Artagnan.«

»Lieutenant bei den Musketieren?« fragte die Stimme.

»Denselben.«

»Allerdings.«

»Nun wohl«, fuhr der Gascogner fort, Ihr müßt es gehört haben, daß er ein festes Faustgelenk und eine feine Klinge ist.«

»Ihr seid Herr d'Artagnan?«

»Ich bin es.«

»Dann kommt Ihr hierher, um *ihn* zu verteidigen.«

»Wen, *ihn*?«

»Denjenigen, welchen wir suchen.«

»Es scheint«, erwiderte d'Artagnan, während ich nach Noisy zu kommen glaubte, bin ich, ohne es zu vermuten, in das Königreich der Rätsel gelangt.«

»Antwortet«, sprach dieselbe hochmüthige Stimme. Erwartet Ihr ihn unter diesen Fenstern? Kommt Ihr nach Noisy um ihn zu verteidigen?

»Ich erwarte Niemand«, erwiderte d'Artagnan, welcher ungeduldig zu werden anfang. »Ich will Niemand verteidigen, als mich; aber diesen mich werde ich kräftig verteidigen, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Gut«, sprach die Stimme, »entfernt Euch von hier, räumt uns den Platz.«

»Mich von hier entfernen«, sagte d'Artagnan, dem dieser Befehl seine Pläne durchkreuzte, »dies ist nicht so leicht, in Betracht, daß ich vor Müdigkeit umsinke und mein Pferd ebenso. Ihr müßtet denn geneigt sein, mir Abendbrot und ein Lager in der Gegend anzubieten.«

»Halunke!«

»Herr!« rief d'Artagnan »nehmt Euch in Acht mit Euren Worten, ich bitte Euch, denn wenn Ihr noch ein zweites Wort wie dieses

gebrauchtet, so wurde ich es Euch, wäret Ihr nun Marquis, Herzog oder Prinz, in den Bauch zurückstoßen; versteht Ihr?»

»Ganz richtig«, sprach der Anführer, »man kann sich nicht täuschen, es ist ein Gascogner, der hier spricht, und folglich nicht der Mann, den wir suchen. Wir haben unsern Streich für diesen Abend verfehlt und können nichts Besseres tun, als uns zurückzuziehen . . . Wir werden uns wiederfinden, Meister d'Artagnan«, fügte der Anführer, den Ton verstärkend, bei.

»Ja, aber nie mit denselben Vorteilen«, sagte der Gascogner spottend; »denn wenn Ihr mich wieder findet seid Ihr vielleicht allein und es ist Tag.«

»Gut, gut«, sprach die Stimme; »vorwärts, meine Herren!«

Murrend verschwand die Truppe in der Finsternis und kehrte, wie es schien, in der Richtung von Paris zurück.

D'Artagnan und Planchet blieben noch einen Augenblick in der Defensive. Als sich aber das Geräusch immer mehr entfernte, steckten sie ihre Degen wieder in die Scheide.

»Du stehst wohl, Dummkopf«, sprach d'Artagnan ruhig zu Planchet, »daß sie nicht an uns wollten.«

»Aber an wen denn sonst?« sagte Planchet.

»Meiner Treue, ich weiß es nicht und es liegt mir auch nichts daran. Für mich ist die Hauptsache, in das Jesuitenkloster zu kommen. Zu Pferde also und dann angeklopft. Es mag kosten, was es will, sie werden uns nicht fressen.«

Und d'Artagnan schwang sich wieder in den Sattel.

Planchet tat dasselbe, als eine unerwartete Last auf das Hinterteil seines Pferdes fiel.

»He, Herr!« rief Planchet, ich habe einen Mann hinter mir!«

D'Artagnan wandte sich um und sah wirklich zwei menschliche Formen auf dem Pferde von Planchet.

»Es scheint, der Teufel verfolgt uns«, rief er, zog den Degen und war im Begriffe, den Unerwarteten anzugreifen.

»Nein, nein, mein lieber d'Artagnan«, sagte dieser, »es ist nicht der Teufel: ich bin es, Aramis. Im Galopp, Planchet, und am Ende des Dorfes links gehalten.«

Und Aramis auf dem Kreuze fortführend, ritt Planchet im Galopp davon, gefolgt von d'Artagnan, welcher zu glauben anfang, er

make a phantasmagoric, unconnected dream.



X.

Der Abbé d'Herblay.

Am Ende des Dorfes wandte sich Planchet links, wie es ihm Aramis befohlen hatte, und hielt unter dem erleuchteten Fenster. Aramis sprang zu Boden und schlug dreimal in seine Hände. Sogleich öffnete sich das Fenster und eine Strickleiter fiel herab.

»Mein Lieber«, sagte Aramis, »wenn Ihr hinaufsteigen wollt, so wird es mich sehr freuen, Euch zu empfangen.«

»Ah, so kehrt man bei Euch nach Hause«, sprach d'Artagnan.

»Wenn es neun Uhr vorüber ist, muß man es bei Gott so machen«, erwiderte Aramis. »Die Klosterordnung ist äußerst streng.«

»Um Vergebung, mein Freund«, sagte d'Artagnan, »ich glaube, Ihr habt bei Gott gesagt.«

»Ihr glaubt«, versetzte Aramis lachend, »das ist wohl möglich. Ihr könnt Euch nicht denken, wie viel schlechte Gewohnheiten man in diesen verdammten Klöstern annimmt, und was für abscheuliche Manieren alle diese Kirchenleute haben, mit denen ich zu leben genötigt bin. Aber Ihr steigt nicht hinauf?«

»Steigt voraus, ich folge Euch.«

»Wie der selige Kardinal zu dem seligen König sagtet ›Um Euch den Weg zu zeigen, Sire.««

Und Aramis stieg leicht die Leiter hinaus und hatte in einem Augenblick das Fenster erreicht.

D'Artagnan folgte ihm, aber langsamer; man sah, daß er; mit solchen Wegen weniger vertraut war, als sein Freund.

»Verzeiht«, sagte Aramis, als er seine Ungeschicklichkeit wahrnahm; »wenn ich gewußt hätte, daß ich mit einem Besuche von Euch beehrt würde, so hätte ich die Leiter des Gärtners bringen lassen. Für mich allein ist diese genügend.«

»Gnädiger Herr«, rief Planchet, als er sah, daß d'Artagnan auf dem Punkte war, seine Aufsteigung zu vollenden, »das geht gut für Herrn Aramis, das geht auch gut für Euch, es würde streng genommen auch für mich gehen, aber die zwei Pferde können

nicht wohl an der Strickleiter hinaufsteigen.«

»Führt sie unter jenen Schoppen, mein Freund«, sagte Aramis und deutete auf eine Hütte, welche in der Ebene sichtbar war. »Ihr findet dort Stroh und Haber für sie.«

»Aber für mich?«

»Ihr kommt unter dieses Fenster, klatscht dreimal in Eure Hände, und wir lassen Euch Lebensmittel herab. Mord und Tod! seid unbesorgt, man stirbt hier nicht Hungers.«

Aramis zog die Leiter zurück und schloß das Fenster.

D'Artagnan betrachtete das Zimmer.

Nie hatte er eine zugleich kriegereischere und elegantere Stube gesehen. In jeder Ecke des Zimmers waren Waffentrophäen, welche dem Blicke und der Hand Schwerter aller Art boten, und vier große Gemälde stellten in ihren Schlachtrüstungen den Kardinal von Lothringen, den Kardinal von Richelieu, den Kardinal von Lavalette und den Erzbischof von Bordeaux dar. Nichts deutete die Wohnung eines Abbé an. Die Tapeten waren von Damast, die Teppiche kamen von Alençon und das Bett besonders hatte mehr das Aussehen des Bettes einer Favoritin, mit seiner Spitzenverzierung und seiner gestickten Fußdecke, als das eines Lagers von einem Manne, der das Gelübde getan hatte, den Himmel durch Geißelung und Enthaltbarkeit zu gewinnen.

»Ihr schaut mein Kämmerchen an?« sagte Aramis. »Ah, mein Lieber, entschuldigt, ich wohne wie ein Karthäuser. Aber was sucht Ihr denn mit Euren Augen?«

»Ich suche die Person, die Euch die Leiter zugeworfen hat; ich sehe Niemand, und sie kann doch nicht ganz allein herabgekommen sein.«

»Nein, nein, Bazin hat es getan.«

»Ah, ah!« rief d'Artagnan.

»Mein Bazin ist ein guter, abgerichteter Bursche«, fuhr Aramis fort; »da er sah, daß ich nicht allein kam, zog er sich aus Diskretion zurück. Doch setzt Euch, mein Lieber, und laßt uns plaudern.«

Und hiernach stieß Aramis gegen d'Artagnan einen weiten Lehnstuhl vor, in den sich dieser warf.

»Vor Allem, Ihr nehmt Abendbrot mit mir, nicht so?« fragte

Aramis.

»Ja, wenn Ihr wollt«, sagte d'Artagnan, »und zwar mit großem Vergnügen, das gestehe ich Euch. Der Ritt hat mir einen teuflischen Appetit gemacht.«

»Ach, mein armer Freund, Ihr findet magere Kost, denn man erwartete Euch nicht.«

»Werde ich etwa mit dem Eierkuchen von Crevecoeux und mit Theobromen bedroht? Nicht wahr, so nanntet Ihr einst den Spinat?«

»Es läßt sich hoffen«, sagte Aramis, »daß wir mit, der Hilfe Gottes und Bazins etwas Besseres in der Speisekammer der würdigen Väter Jesuiten finden. Bazin, mein Freund«, rief Aramis, »Bazin, komm hierher.«

Die Türe öffnete sich und Bazin erschien. Als er aber d'Artagnan gewahr wurde, gab er einen Ausruf von sich, der einem Schrei der Verzweiflung glich.«

»Mein lieber Bazin«, sprach d'Artagnan, »ich sehe mit Vergnügen, mit welcher bewunderungswürdigen Haltung Ihr so oft in der Kirche lügt.«

»Gnädiger Herr«, erwiderte Bazin, »ich habe von den würdigen Vätern Jesuiten gelernt, es sei erlaubt zu lügen, wenn man in einer guten Absicht lüge.«

»Wohl, wohl, Bazin, d'Artagnan stirbt vor Hunger, und ich auch. Trage uns ein Abendbrot auf, so gut Du immer kannst, und bringe uns vor Allem von dem besten Wein, der sich findet.«

Bazin verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams, stieß einen schweren Seufzer aus und entfernte sich.

»Jetzt da wir allein sind, mein lieber Aramis«, sagte d'Artagnan, seine Augen vom Zimmer aus den Eigentümer wendend und die bei den Meubles angefangene Untersuchung bei den Kleidern endigend, »sagt mir, wo Teufels Ihr herkamt, als Ihr hinter Planchet auf das Kreuz fielt?«

»Ei, Ihr seht wohl, vom Himmel!« erwiderte Aramis.

»Vom Himmel?« versetzte d'Artagnan den Kopf schüttelnd. »Ihr scheint eben so wenig dort her zu kommen, als dahin zu gehen.«

»Mein Lieber«, sagte Aramis mit einer geckenhaften Miene, welche d'Artagnan zur Zeit da er noch Musketier war, nie an ihm

bemerkt hatte, wenn ich nicht vom Himmel kam, so kam ich wenigstens aus dem Paradies, was sich sehr ähnlich ist.«

»Die Gelehrten sind also hierüber einig«, sprach d'Artagnan. »Bis jetzt hatte man sich nie über die wirkliche Lage des Paradieses verständigen können, die Einen setzten es auf den Berg Ararat, die Andern zwischen den Tigris und den Euphrat. Es scheint, man suchte es sehr ferne, während es sehr nahe liegt. Das Paradies ist in Noisy-le-Sec auf der Stelle wo das Schloß des Herrn Erzbischofs von Paris liegt. Man kommt aus demselben nicht durch die Türe, sondern durch das Fenster. Man steigt nicht auf den Marmorstufen eines Säulenganges, sondern an den Ästen einer Linde herab, und der Engel mit dem feurigen Schwerte, der es bewacht, hat ganz das Aussehen, als hätte er seinen himmlischen Namen Gabriel in den irdischen des Prinzen von Marsillac verwandelt.«

Aramis brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Ihr seid immer noch der lustige Kamerad, mein lieber.« sprach er, »und Eure vortreffliche gascognische Laune hat Euch noch nicht verlassen. Es ist wohl etwas an Allem dem, was Ihr da sagt. Nur wollt nicht glauben, ich sei in Frau von Longueville verliebt.«

»Den Teufel, ich werde mich wohl hüten«, sagte d'Artagnan, »Nachdem Ihr so lange in Frau von Chevreuse verliebt gewesen seid, werdet Ihr nicht versucht sein, Euer Herz ihrer tödlichsten Feindin darzubringen.«

»Ja, das ist wahr«, sagte Aramis mit einer treuherzigen Miene. »Ja, ich habe diese arme Herzogin einst sehr geliebt, und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie ist uns äußerst nützlich gewesen. Aber was wollt Ihr? Sie wurde genötigt, Frankreich zu verlassen. Es war ein harter Zänker, dieser verdammte Kardinal«, fuhr Aramis fort, und warf einen Blick auf das Bild des ehemaligen Ministers. »Er hatte den Befehl gegeben, sie zu verhaften und nach dem Schlosse Loches zu führen. Meiner Treue, er hätte ihr wie Chalais, Montmorency und Cing-Mars den Kopf abschneiden lassen. Aber sie flüchtete sich als Mann verkleidet mit ihrer Kammerfrau, der armen Ketty. Wie ich sagen hörte, ist ihr in irgend einem Dorfe ein seltsames-Abenteuer mit irgend einem Geistlichen begegnet, von dem sie Gastfreundschaft forderte, und der, da er nur ein Zimmer hatte

und sie für einen Kavalier hielt, ihr das Anerbieten machte, dieses Zimmer mit ihr zu teilen. Sie trug mit unglaublicher Gewandtheit Männerkleider, diese arme Marie. Ich kenne nur eine Frau, die sie eben so gut trägt. Man hatte auch einen Vers auf sie gemacht.«

Und Aramis stimmte das Lied an:

»Laboissiere, sage mir doch,
Geh ich nicht wie ein Mann?«



J. FAGNOL. SC.

TYP. J. CLAYE.

D'Artagnan und Aramis.

»Bravo!« rief d'Artagnan, »Ihr singt immer noch vortrefflich, mein Lieber, und ich sehe, daß Euch die Messe die Stimme nicht verdorben hat.«

»Mein Lieder, Ihr begreift wohl, zur Zeit, wo ich Musketier war,

bezog ich die Wache so wenig, als ich nur konnte; heute, wo ich Abbé bin, lese ich so wenig Messen, als ich kann. Doch auf die arme Herzogin zurückzukommen . . . «

»Auf welche? Auf die Herzogin von Chevreuse oder auf die Herzogin von Longueville?«

»Mein Lieber, bereits habe ich Euch gesagt, es fände nichts zwischen mir und der Herzogin von Longueville statt: Coquetterieen vielleicht, und nicht mehr. Habt Ihr sie seit ihrer Rückkehr von Brüssel nach dem Tode des Königs gesehen?«

»Ja, gewiß und sie war noch sehr schön.«

»Allerdings«, sagte Aramis, »ich habe sie zu dieser Zeit auch ein wenig gesehen und ihr vortreffliche Ratschläge gegeben. Ich schwor bei meinem Leben, Mazarin wäre der Geliebte der Königin. Sie wollte mir nicht glauben, und sagte, sie kenne Anna von Österreich, sie wäre zu stolz, um einen solchen Schurken zu lieben. Mittlerweile warf sie sich, in die Kabalen des Herzogs von Beaufort, der Schurke ließ den Herrn Herzog von Beaufort verhaften und verbannte Frau von Chevreuse.«

»Ihr wißt«, sagte d'Artagnan, »daß sie die Erlaubnis erhalten hat, zurückzukehren?«

»Ja und auch, daß sie zurückgekommen ist . . . Sie wird abermals dumme Streiche machen.«

»Oh, diesmal wird sie wohl Euren Rat befolgen.«

»Diesmal habe ich sie nicht wieder gesehen; sie hat sich gewaltig verändert.«

»Es ist nicht wie bei Euch, mein lieber Aramis, denn Ihr seid immer derselbe. Ihr habt immer noch Eure schönen schwarzen Haare, Eure zierliche Taille, Eure Frauenhände, welche bewunderungswürdige Prälatenhände geworden sind.«

»Ja«, sagte Aramis, »das ist wahr, ich pflege mich sehr. Wißt Ihr, mein Lieber, daß ich mich alt mache. Ich bin bald siebenunddreißig Jahre.«

»Hört, mein Lieber«, sagte d'Artagnan lächelnd, da wir uns hier wieder finden, so wollen wir über einen Punkt übereinkommen, nämlich über das Alter, das wir in Zukunft haben werden.«

»Wie so?« versetzte Aramis.

»Ja, früher war ich zwei bis drei Jahre jünger als Ihr, und ich irre

mich nicht, ich habe vierzig Jahre wohlgezählt.«

»Wirklich?« sagte Aramis, »dann irre ich mich, denn Ihr seid stets ein vortrefflicher Mathematiker gewesen, mein Lieber. Eurer Rechnung nach wäre ich also drei und vierzig. Teufel! Teufel! mein Lieber, sagt es nicht im Hotel Rambouillet, das würde mir schaden.«

»Seid unbesorgt«, erwiderte d'Artagnan, »ich komme nicht dahin.«

»Ei, ei!« rief Aramis, »was macht denn das Tier von einem Bazin. Bazin, beeilen wir uns. Wir werden wütend vor Hunger und Durst.«

Bazin, der in diesem Augenblicke eintrat, hob seine Hände, von denen jede mit einer Flasche beladen war, zum Himmel empor.

»Endlich«, sagte Aramis, »sind wir einmal fertig?«

»Ja, gnädiger Herr, sogleich«, sagte Bazin. »Aber ich brauchte Zeit, um alle diese . . . «

»Weil Du immer glaubst, Du habest Deine Meßner-Simarre aus dem Rücken«, unterbrach ihn Aramis, »und weil Du Dein ganzes Leben damit hinbringst, Dein Brevier zu lesen. Aber ich sage Dir, daß ich, wenn Du dadurch, daß Du fortwährend die Gegenstände in den Capellen polierst, meinen Degen zu putzen verlernst, ein großes Feuer aus allen Deinen geweihten Bildern mache und Dich darauf rösten lasse.«

Voll frommen Ärgers machte Bazin das Zeichen des Kreuzes mit der Flasche, die er in der Hand hielt. Mehr als je erstaunt über den Ton und die Manieren des Abbé d'Herblay, welche so sehr mit denen des Musketiers Aramis kontrastierten, blieb d'Artagnan mit aufgesperrten Augen seinem Freunde gegenüber.

Bazin bedeckte rasch den Tisch mit einem Damasttuche und ordnete auf diesem Tuche so viele vergoldete parfümierte und leckere Dinge, daß d'Artagnan ganz verblüfft war.

»Ihr wartet auf Jemand?« fragte der Offizier.

»Ah, ich habe immer einigen Vorrat. Dann wußte ich auch, daß Ihr mich aufsuchen würdet.«

»Von wem?«

»Von Meister Bazin, der Euch für den Teufel hielt, mein Lieben und herbei lief, um mich von der Gefahr zu benachrichtigen, die

meine Seele bedrohte, wenn ich so schlechte Gesellschaft, wie die eines Muskeltieroffiziers, sehen würde.«

»Ach gnädiger Herr!« rief Basin die Hände gefaltet und mit flehender Miene.

»Stille, keine Heuchelei, Du weißt, daß ich sie nicht liebe. Du wirst besser daran tun, ein Fenster zu öffnen und ein Brot, ein Huhn und eine Flasche Wein Deinem Freunde Planchet hinabzulassen, der sich seit einer Stunde zu Tode klatscht.«

Planchet, welcher seinen Pferden Häckerling und Haber gegeben hatte, war wirklich unter das Fenster zurückgekehrt und hatte zwei oder dreimal das angegebene Zeichen wiederholt.

Bazin gehorchte, band an das Ende eines Strickes die drei genannten Gegenstände und ließ sie Planchet hinab, der ganz zufrieden damit sich unter seinen Schuppen zurückzog.

»Nun wollen wir zu Nacht speisen«, sagte Aramis.

Die zwei Freunde setzten sich zu Tische und Aramis fing an, mit völlig gastronomischer Geschicklichkeit junge Feldhühner und Schinken zu zerlegen.

»Teufel«, sagte d'Artagnan, »wie Ihr Euch füttert?«

»Ja, ziemlich gut. Ich habe für die Fasttage Dispens von Rom, die mir der Herr Coadjutor meiner Gesundheit wegen verschafft hat. Dann habe ich zum Koch den Exkoch von Lasolonne genommen, Ihr wißt, von dem ehemaligen Freunde des Kardinals, dem berühmten Gourmand, der statt jedes Gebetes nach seinem Mittagmahle sagte; »Mein Gott, habe die Gnade, gut zu verdauen, was ich so gut gegessen habe.««

»Was ihn indessen nicht abhielt, an einer Unverdaulichkeit zu sterben.«

»Was wollt Ihr?« versetzte Aramis mit ergebener Miene, »man kann seinem Geschicke nicht entfliehen.«

»Mein Lieber, vergebt die Frage, die ich lau Euch machen will«, versetzte d'Artagnan.

»Macht sie immerhin, Ihr wißt, unter Freunden gibt es keine Indiskretion.«

»Ihr seid also reich geworden?«

»Oh! mein Gott, nein; ich mache mir ein Dutzend tausend Livres jährlich, abgesehen von einer kleinen Rente, von tausend

Talern, die mir der Herr Prinz hat zukommen lassen.«

»Und womit macht Ihr Euch diese 12,000 Livres?« sagte d'Artagnan. »Mit Euren Gedichten?«

»Nein, ich habe auf die Poesie Verzicht geleistet, wenn ich nicht zuweilen einige Trinklieder, einige galante Sonette oder ein unschuldiges Epigramm dichte. Ich mache Reden, mein Lieber.«

»Wie, Reden?«

»Ja, aber vortreffliche Reden, wenigstens scheint es so.«

»Die ihr predigt?«

»Nein, die ich verkaufe.«

»An wen?«

»An diejenigen von meinen Collegen, welche durchaus große Redner sein wollen.«

»Wirklich! Und Ihr habt nicht nach diesem Ruhme gestrebt?«

»Allerdings, mein Lieber. Aber die Natur hat den Sieg davon getragen. Wenn ich auf der Kanzel stehe, und es schaut mich zufällig eine Frau an, so schaue ich sie auch an, wenn sie lächelt, lächle ich auch. Dann fange ich an zu fabeln. Statt von den Qualen der Hölle zu sprechen, spreche ich von den Freuden des Paradieses. Dies ist mir eines Tages in der Kirche Saint Louis im Marais begegnet. Ein Kavalier lachte mir in das Gesicht, ich unterbrach mich, um ihm zu sagen, er wäre ein alberner Tropf. Das Volk ging hinaus, um Steine zusammen zu raffen; aber während dieser Zeit wandte ich den Geist der Anwesenden so gut um, daß sie ihn steinigten. Allerdings fand er sich am andern Tage bei mir ein; er glaubte, er hatte es mit einem Abbé zu tun, wie alle andern Abbés sind.«

»Und was war der Erfolg seines Besuches?« sprach d'Artagnan, sich vor Lachen die Hüften haltend.

»Der Erfolg war, daß wir uns den andern Tag auf der Place-Royale zusammen bestellten. Bei Gott, Ihr wißt davon.«

»Sollte ich zufällig gegen diesen Unverschämten Euch als Sekundant gedient haben?« fragte d'Artagnan.

»Allerdings, Ihr wißt, wie ich ihn zurichtete.«

»Ist er gestorben?«

»Ich weiß es nicht, aber ich habe ihm die Absolution in *articulo*

mortis gegeben. Es ist hinreichend, den Körper zu töten, ohne die Seele zu töten.«

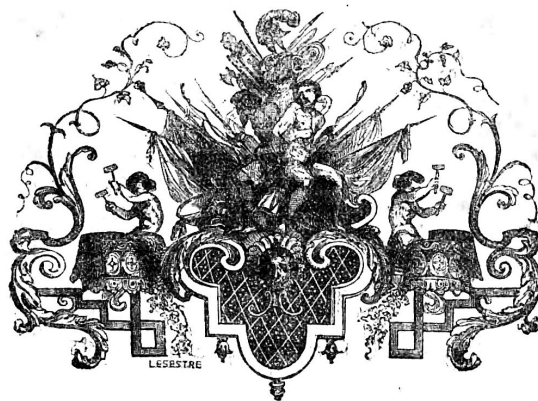
Bazin machte ein Zeichen der Verzweiflung, welches wohl sagen wollte: er billige vielleicht diese Moral, er mißbillige aber sehr den Ton, mit dem sie ausgesprochen werde.

»Bazin, mein Freund, Du bemerkst nicht, daß ich Dich in diesem Spiegel sehe, und daß ich Dir ein für allemal jedes Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung untersagt habe. Du wirst mir also das Vergnügen machen uns spanischen Wein zu servieren und Dich zurückzuziehen denn mein Freund d'Artagnan hat mir etwas Geheimes mitzuteilen; nicht wahr, d'Artagnan?«

D'Artagnan machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen, und Bazin zog sich zurück, nachdem er den spanischen Wem aus den Tisch gestellt hatte.

Als die zwei Freunde allein waren, blieben sie einen Augenblick stillschweigend einander gegenüber. Aramis schien eine süße Verdauung zu erwarten. D'Artagnan dachte über einen Eingang nach. Jeder von ihnen wagte einen verstohlenen Blick, wenn der Andere ihn nicht anschaute.

Aramis brach zuerst das Stillschweigen.



XI.

Die zwei Caspars.

»Woran denkt Ihr, d'Artagnan«, sagte Aramis, »und welcher Gedanke macht Euch lächeln?«

»Ich denke, mein Lieber, daß Ihr Euch, so lange Ihr Musketier wart, stets dem Abbé zuwandtet, und jetzt, da Ihr Abbé seid, Euch bedeutend dem Musketier zuzuwenden scheint.«

»Das ist wahr«, sagte Aramis lachend. »Der Mensch, wie Ihr wißt, ist ein seltsames Tier und besteht ganz aus Kontrasten. Seitdem ich Abbé bin, denke ich nur an Schlachten.«

»Das sieht man an der Ausstattung Eurer Wohnung. Ihr habt Raufdegen von allen Arten und für jeden Geschmack. Fechtet Ihr immer noch gut?«

»Ich fechte wie Ihr einst fochtet, und besser vielleicht noch, denn dies ist meine Beschäftigung den ganzen Tag hindurch.«

»Mit wem?«

»Mit einem vortrefflichen Fechtmeister, den wir hier haben.«

»Wie, hier?«

»Ja, hier in diesem Kloster, mein Lieber. Es gibt von Allem in einem Jesuitenkloster.«

»Ihr hättet also Herrn von Marsillac getötet, wenn er Euch allein angegriffen haben würde, statt an der Spitze von zwanzig Mann zu kommen?«

»Ganz gewiß«, sagte Aramis, »und selbst an der Spitze von zwanzig Mann, wenn ich hätte vom Leder ziehen können, ohne erkannt zu werden.«

»Gott vergebe mir, ich glaube, er ist noch mehr Gascogner geworden, als ich«, sagte d'Artagnan ganz leise, und er fügte dann laut bei:

»Nun, mein lieber Aramis, Ihr fragtet mich, warum ich Euch ausgesucht habe?«

»Nein, mein Lieber, ich fragte Euch nicht, sondern ich erwartete, daß Ihr es mir sagen würdet.«

»Wohl, ich suchte Euch auf, um Euch ganz einfach ein Mittel zu bieten, Herrn von Marsillac zu töten, wenn es Euch Vergnügen macht, obgleich er ein Prinz ist.«

»Halt, halt, halt!« sagte Aramis, »das ist ein Gedanke.«

»Den ich Euch zu benützen einlade, mein Lieber. Laßt hören, seid Ihr bei Eurer Pfründe von tausend Talern und bei den zwölf tausend Livres, die Ihr Euch macht, reich? Sprecht offenherzig.«

»Ich bin arm, wie Hiob, und wenn Ihr alle Taschen und Koffer durchwühlt, werdet Ihr, wie ich glaube, keine hundert Pistolen hier finden.«

»Pest! hundert Pistolen!« sagte d'Artagnan ganz leise zu sich selbst.

»Er nennt das arm, wie Hiob. Ich würde mich für so reich halten, wie Crösus, wenn ich sie immer vor mir hätte.« Dann ganz laut:

»Seid Ihr ehrgeizig?«

»Wie Encelade.«

»Nun wohl, mein Freund, ich bringe Euch etwas, wodurch Ihr reich, mächtig werden, und Euch die Freiheit verschaffen könnt, Alles zu tun, was Ihr wollt.«

Der Schatten einer Wolke zog über die Stirne von Aramis hin, so rasch, wie die Wolke, welche im August über die Getreidefelder schwebt; aber so rasch, sie auch war, so entging sie doch d'Artagnan nicht.

»Sprecht«, sagte Aramis.

»Vorhin noch eine Frage. Beschäftigt Ihr Euch mit Politik?«

Ein Blitz zuckte aus den Augen von Aramis, rasch, wie der Schatten, der über seine Stirne gezogen war, aber nicht so rasch, daß es d'Artagnan nicht gesehen hätte.

»Nein«, antwortete Aramis.

»Dann werden Euch alle Vorschläge genehm sein, da Ihr für den Augenblick keinen andern Herrn habt, als Gott«, sagte lachend der Gascogner.

»Das ist möglich.«

»Mein lieber Aramis, habt Ihr zuweilen an die schönen Tage unserer Jugend gedacht, die wir lachend, trinkend und uns

schlagend zubrachten?«

»Ja, gewiß, ich habe sie mehr als einmal bedauert. Es war eine glückliche Zeit. *Delectabile tempus!*«

»Ei, mein Lieber, diese schönen Tage können wieder kommen, diese glückliche Zeit kann zurückkehren. Ich habe den Auftrag erhalten, meine Kameraden aufzusuchen, und fing bei Euch an, der Ihr die Seele unserer Verbindung wart.«

Aramis verbeugte sich mehr höflich, als liebevoll.

»Ich soll mich wieder in die Politik machen?« sprach er mit erlöschender Stimme und sich in seinem Stuhle zurückbiegend. »Ah, lieber d'Artagnan, seht doch, wie ich regelmäßig und bequem lebe. Wir haben Undankbarkeit von den Großen erfahren, wie Ihr wißt.«

»Das ist wahr«, erwiderte d'Artagnan; vielleicht bereuen die Großen ihren Undank.«

»Ja diesem Falle wäre es etwas Anderes«, sprach Aramis. »Barmherzigkeit jedem Sünder. Überdies habt Ihr in einem Punkte Recht, wenn uns die Lust erfaßte, uns in die Staatsangelegenheiten zu mischen, so wäre, glaube ich, der rechte Augenblick gekommen.«

»Woher wißt Ihr dies, Ihr, der Ihr Euch nicht mit Politik beschäftigt?«

»Ei, mein Gott, ohne mich persönlich mit der Politik zu beschäftigen, lebe ich doch in einer Welt, in der man sich damit abgibt. Während ich die Poesie pflegte, während ich Liebesgeschichten unterhielt, verband ich mich mit Herrn Sarrasin, der Herrn von Conti gehört, und Herrn Vouture, der ein getreuer Anhänger des Coadjutors ist, und mit Herrn Bois-Robert, welcher, seitdem er nicht mehr im Dienste des Kardinal von Richelieu steht, Niemand oder Jedermann gehört, wie Ihr wollt. So ist mir die politische Bewegung nicht ganz entgangen.«

»Ich vermutete es wohl«, sagte d'Artagnan.

»Übrigens, mein Lieber, nehmt das, was ich Euch sage, nur für Worte eines Klosterpfaffen, eines Manne, der wie ein Echo spricht, und ganz einfach das wiederholt, was er sagen gehört hat«, versetzte Aramis. »Ich habe nämlich gehört, der Kardinal Mazarin wäre in diesem Augenblick sehr unruhig über den Gang

der Dinge. Es scheint, man hat für seine Befehle nicht alle Achtung, die man einst für die unserer seligen Vogelscheuche hatte, von der Ihr hier das Porträt seht; denn was man auch sagen mag, mein Lieber, man muß gestehen, Richelieu war ein großer Mann.«

»Ich widerspreche Euch in dieser Hinsicht nicht«, versetzte d'Artagnan, »er hat mich zum Lieutenant gemacht.«

»Meine erste Meinung war ganz für den Kardinal gewesen; ich hatte mir gesagt, ein Minister sei nie geliebt, aber mit dem Genie, das man diesem zugesteht, müsse er am Ende über seine Feinde triumphieren und sich gefürchtet machen, was vielleicht noch mehr wert ist, als sich geliebt zu machen.«

D'Artagnan machte ein Zeichen mit dem Kopf, was wohl sagen mochte, er billige ganz diese zweifelhafte Maxime.«

»Dies war also meine erste Meinung«, fuhr Aramis fort. »Da ich aber völlig in diesen Dingen unwissend bin, und da die Demut, welche ich als mein Gewerbe treibe, mir es zum Gesetz macht, mich nicht aus mein eigenes Urteil zu verlassen, so habe ich mich unterrichtet. Nun mein lieber Freund . . . «

Aramis machte eine Pause.

»Was nun?« fragte d'Artagnan.

»Nun wohl«, versetzte Aramis, »ich muß meinen Stolz beugen, ich muß gestehen, daß ich mich täuschte.«

»Wirklich?«

»Ja, ich habe mich unterrichtet, wie ich Euch sagte, und mehrere Personen von verschiedenartigem Geschmack und Ehrgeiz antworteten mir, Herr von Mazarin sei kein Mann von Genie, wie ich es glaubte.«

»Bah!« rief d'Artagnan.

»Nein, es ist ein Mann von Nichts, der Bedienter des Kardinal Bentivoglio war und sich durch die Intrige hervorgearbeitet hat, ein Emporkömmling, ein Mann ohne Namen, welcher in Frankreich nur einen Parteigängerweg machen wird. Er wird viele Taler aufhäufen, die Einkünfte des Königs verschleudern, sich selbst alle Pensionen bezahlen, welche der verstorbene Kardinal Richelieu an alle Welt bezahlte; aber nie durch das Recht des Stärksten, des Größten, oder des Geehrtesten herrschen. Es

scheint überdies, dieser Minister ist nicht Edelmann von Manier und von Herz; er ist eine Art von Bouffon, von Pulcinell, von Pantalon. Kennt Ihr ihn? ich kenne ihn nicht.«

»Gewiß«, sprach d'Artagnan, »es ist etwas Wahres in Dem, was Ihr sagt.«

»Ihr erfüllt mich mit Stolz, mein Lieber, wenn ich durch einen gewissen gewöhnlichen Scharfsinn, mit dem ich ausgerüstet bin, mit einem Manne zusammentreffen konnte, wie Ihr seid, der Ihr am Hofe lebt.«

»Aber Ihr habt von ihm persönlich, und nicht von seiner Partei und seinen Mitteln gesprochen.«

»Es ist wahr. Er hat die Königin für sich.«

»Das ist etwas, wie es mir scheint.«

»Aber er hat den König nicht für sich.«

»Ein Kind!«

»Das in vier Jahren volljährig sein wird.«

»Das ist die Gegenwart.«

»Ja, aber es ist nicht die Zukunft, und in der Gegenwart tat er weder das Parlament, noch das Volk, das heißt, er hat das Geld nicht für sich; er hat weder den Adel, noch die Prinzen, das heißt, er hat das Schwert nicht für sich.«

D'Artagnan kratzte sich hinter dem Ohre; er mußte sich selbst zugestehen, daß dies nicht nur umfassend, sondern auch richtig gedacht war.

»Seht, mein armer Freund, ob ich immer noch mit meinem gewöhnlichen Scharfsinn ausgerüstet bin. Ich sage Euch, daß ich vielleicht Unrecht habe, so offenherzig mit Euch zu sprechen, denn es scheint mir, Ihr neigt Euch auf die Seite von Mazarin.«

»Ich!« rief d'Artagnan; »ich! ganz und gar nicht!«

»Ihr spracht von einem Auftrage.«

»Sprach ich von einem Auftrage? Ich hatte Unrecht. Nein, ich sagte mir, wie Ihr Euch sagt: die Angelegenheiten verwickeln sich. Wohl, werfen wir die Feder in die Luft, gehen wir in der Richtung, in welcher der Wind sie fortträgt, fangen wir unser abenteuerliches Leben wieder an. Wir waren vier mutige Ritter, vier zärtlich vereinigte Herzen; vereinigen wir abermals, nicht unsere Herzen, denn diese waren nie getrennt, sondern unser Glück und unsern

Mut. Die Gelegenheit ist günstig, um etwas Besseres zu erobern, als einen Diamant.«

»Ihr hattet Recht, d'Artagnan, immer Recht«, erwiderte Aramis, »zum Beweise mag dienen, daß ich denselben Gedanken hatte, nur mußte er mir, der ich nicht die glühende, furchtbare Einbildungskraft besitze, wie Ihr, eingegeben werden; alle Welt bedarf gegenwärtig der Hilfstruppen; man hat mir Anträge gemacht, es blickte etwas von unseren berühmten Waffentaten in früheren Zeiten durch, und ich muß Euch frei gestehen, daß mich der Coadjutor zum Sprechen brachte.«

»Herr von Conti, der Feind des Kardinals!« rief d'Artagnan.

»Nein, der Freund des Königs, versteht Ihr! Wenn es sich darum handelt, dem König zu dienen, was die Pflicht jedes Edelmanns ist.«

»Der König hält es mit Herrn von Mazarin, mein Lieber.«

»Der Tat nach, nicht dem Willen nach, dem Scheine nach, nicht dem Herzen nach, und das ist gerade die Falle, welche die Feinde des Königs dem armen Kinde stellen.«

»Was Ihr mir da vorschlagt, ist ganz einfach der Bürgerkrieg, mein lieber Aramis.«

»Der Krieg für den König.«

»Aber der König wird an der Spitze der Armee stehen, bei der auch Mazarin ist.«

»Er wird mit dem Herzen bei dem Heere sein, das Herr von Beaufort befehligt.«

»Herr von Beaufort? er ist in Vincennes.«

»Habe ich Herr-von Beaufort gesagt?« versetzte Aramis; »Herr von Beaufort oder ein Anderer. Herr von Beaufort oder der Herr Prinz.«

»Der Herr Prinz geht zu der Armee ab und ist ganz auf der Seite des Kardinals.«

»Ho, ho!« rief Aramis, »bis auf diesen Augenblick haben sie einigen Streit mit einander. Doch wenn es nicht der Prinz ist, so ist es Herr von Conti.«

»Herr von Conti soll Kardinal werden; man verlangt den Hut für ihn.«

»Gibt es nicht sehr kriegerische Cardinale?« entgegnete

Aramis. »Seht, um Euch her sind vier Cardinale, welche an der Spitze von Heeren so viel wert waren, als Herr von Guebriant und Herr von Gassion.«

»Aber ein buckeliger General.«

»Unter seinem Küraß wird man den Buckel nicht sehen. Erinnert Euch, daß Alexander hinkte und Hannibal einäugig war.«

»Seht Ihr große Vorteile bei dieser Partie?« fragte d'Artagnan.

»Ich sehe darin die Protektion mächtiger Prinzen.«

»Mit der Proskription der Regierung.«

»Für nichtig erklärt durch die Parlamente und die Meutereien.«

»Alles könnte sich so machen, wie Ihr sagt, wenn es gelänge, den König von seiner Mutter zu trennen.«

»Dazu wird es kommen.«

»Nie!« rief d'Artagnan, diesmal zu seiner Überzeugung zurückkehrend. »Ich berufe mich aus Euch, Aramis, auf Euch, der Ihr Anna von Österreich so gut kennt, wie ich. Glaubt Ihr, sie könnte je vergessen, daß ihr Sohn ihre Sicherheit, ihr Palladium, das Pfand ihrer Achtung, ihres Glückes, ihres Lebens ist? Mazarin verlassend, müßte sie mit dem König auf die Partei der Prinzen übergehen, aber Ihr wißt besser, als irgend Jemand, daß sie mächtige Gründe hat, ihn nie zu verlassen.«

»Ihr habt vielleicht Recht«, sagte Aramis träumerisch; »ich werde mich also zu nichts verpflichten.«

»Bei Ihnen«, versetzte d'Artagnan; »aber bei mir?«

»Bei Niemand. Ich bin Priester, was habe ich mit der Politik zu tun; ich lese kein Brevier, aber ich habe eine kleine Kundschaft von geistreichen, spitzbübischen Abbés und reizenden Frauen; je mehr sich die Angelegenheiten verwirren, desto weniger werden meine Streiche Aufsehen machen; Alles geht vortrefflich, ohne daß ich mich darein mische, und, mein lieber Freund, ich bin entschieden, mich nicht darein zu mischen.«

»Schön, mein Wehrtester«, sprach d'Artagnan; »auf Ehre, Eure Philosophie steckt mich an, und ich weiß nicht, welcher Teufel von einer Ehrgeizfliege mich gestochen hatte; ich habe eine Art von Stelle, die mich ernährt, ich kann bei dem Tode des armen Herrn von Treville, der sich alt macht, Kapitän werden; das ist ein hübscher Marschallsstab für einen Junker aus Gascogne, und ich

sehe, daß ich an den Reizen den bescheidenen, aber täglichen Brotes hänge: statt Abenteuern nachzulaufen, nehme ich die Einladungen von Porthos an und jage auf seinen Gütern; Ihr wißt, daß Porthos Güter besitzt?«

»Ganz gewiß weiß ich es; er besitzt zehn Meilen Wälder, Sümpfe und Taler und prozessiert über Lehensrechte mit dem Bischof von Noyon.«

»Gut«, sagte d'Artagnan zu sich selbst, »das wollte ich wissen, Porthos ist in der Picardie.« Dann fügte er laut bei:

»Und er hat seinen alten Namen du Vallon wieder angenommen.«

»Welchem er den Namen Bracieux beifügte, von einem Gute, das baronisirt worden ist.«

»Also werden wir Porthos als Baron sehen.«

»Ich zweifle nicht daran; besonders die Baronin Porthos wird bewunderungswürdig sein.«

Die zwei Freunde brachen in ein schallendes Gelächter aus.

»Ihr wollt also nicht zu Mazarin übergehen?« fragte d'Artagnan.

»Und Ihr nicht zu den Prinzen?«

»Nein. Gehen wir zu Niemand über und bleiben wir Freunde. Wir wollen weder Kardinalisten, noch Frondeure werden.«

»Ja«, sagte Aramis, »seien wir Musketiere.«

»Sogar mit dem kleinen Kragen«, versetzte d'Artagnan.

»Besonders mit dem kleinen Kragen«, rief Aramis, »das ist gerade das Reizende davon.«

»Gott befohlen, also«, sprach d'Artagnan.

»Ich halte Euch nicht zurück, mein Lieber«, erwiderte Aramis, »in Betracht, daß ich nicht wüßte, wo ich Euch eine Lagerstätte geben sollte, und ich Euch schicklicher Weise nicht die Hälfte von dem Schuppen von Planchet anbieten kann.«

»Überdies bin ich nur drei Lieues von Paris entfernt. Die Pferde sind ausgeruht und in weniger als einer Stunde bin ich zurück.«

Und d'Artagnan schenkte sich ein letztes Glas Wein ein und sprach:

»Auf unsere alte Zeit!«

»Ja«, versetzte Aramis, »leider ist es eine vergangene Zeit:

lugitirraparabile tempus.«

»Bah!« rief d'Artagnan, »sie wird wiederkehren. In jedem Falle, wenn Ihr meiner bedürft, Rue Tiquetonne, Gasthaus zur Rehziege.«

»Und mich findet Ihr im Kloster der Jesuiten; von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends durch die Türe, von acht Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens durch das Fenster.«

»Adieu, mein Lieber.«

»Oh! ich verlasse Euch nicht so; erlaubt, daß ich Euch zurück geleite.« Und er nahm seinen Degen und seinen Mantel.

»Er will sich versichern, daß ich gehe«, sagte d'Artagnan zu sich selbst.

Aramis pfiff Bazin; aber Bazin schlief im Vorzimmer über den Resten seines Abendbrottes, und Aramis war genötigt, ihn am Ohre zu schütteln, um ihn aufzuwecken.

Bazin streckte die Arme aus, rieb sich die Augen und suchte wieder einzuschlafen.

»Auf, auf! Meister Schläfer, die Leiter.«

»Aber«, sagte Bazin gähnend, »daß sich die Kinnbacken hätten ausrenken sollen, die Leiter ist am Fenster geblieben.«

»Die andere, die vom Gärtner: hast Du nicht wahrgenommen, daß d'Artagnan Mühe hatte, heraufzusteigen, und daß er noch größere Mühe haben wird, hinabzusteigen.«

D'Artagnan wollte Aramis versichern, er würde sehr gut hinabsteigen, als ihm ein Gedanke kam; dieser Gedanke machte, daß er schwieg.

Bazin stieß einen tiefen Seufzer aus und entfernte sich, um die Leiter zu suchen. Einen Augenblick nachher stand eine feste hölzerne Leiter am Fenster.

»Vorwärts«, sprach d'Artagnan, »das nennt man ein Verbindungsmittel; eine Frau würde an einer solchen Leiter auf- und absteigen.«

Ein durchdringender Blick von Aramis schien den Gedanken seines Freundes bis in der Tiefe seines Herzens suchen zu wollen, aber d'Artagnan hielt diesen Blick mit bewunderungswürdiger Naivität aus.

In zwei Sekunden war er auf dem Boden. Bazin blieb am

Fenster.

»Bleibe hier«, sagte Aramis, »ich komme zurück.«

Alle Beide gingen auf den Schuppen zu; als sie sich demselben näherten, kam Planchet, die zwei Pferde an den Zügeln haltend, heraus.

»Schön«, sagte Aramis, »das ist ein tätiger, wachsamer Diener, nicht wie der träge Bazin, der zu nichts mehr taugt, seitdem er Kirchenmensch geworden ist. Folgt uns; Planchet, wir gehen plaudernd bis an das Ende des Dorfes.«

Die zwei Freunde durchwanderten wirklich, über gleichgültige Dinge plaudernd, das ganze Dorf; als sie die letzten Häuser erreicht hatten, sagte Aramis:

»Gebt, lieber Freund, verfolgt Eure Laufbahn, das Glück lächelt Euch, laßt es nicht entschlüpfen, erinnert Euch, daß es seine Courtisane ist und behandelt es darnach; ich bleibe in meiner Niedrigkeit und Trägheit; Gott befohlen.«

»Es ist also entschieden«, versetzte d'Artagnan, »was ich Euch anbiete, sagt Euch nicht zu!«

»Es würde mir im Gegenteil sehr zusagen, wenn ich ein Mensch wäre, wie Andere; aber ich wiederhole Euch, ich bin aus Kontrasten zusammengesetzt; was ich heute hasse, werde ich morgen anbeten, und *vice versa* . . . Ihr seht wohl, daß ich mich nicht verpflichten kann, wie Ihr, zum Beispiel, da Ihr feste Ansichten habt.«

»Du lügst, Duckmäuser«, sagte d'Artagnan zu sich selbst; »Du bist im Gegenteil der Einzige, der sich ein Ziel zu wählen weiß und im Finstern darauf losgeht.«

Sie umarmten sich. Planchet war bereits zu Pferde, d'Artagnan schwang sich ebenfalls in den Sattel, und sie drückten sich noch einmal die Hand.

Aramis blieb unbeweglich mitten auf der Straße stehen, bis er sie aus dem Gesichte verloren hatte.

Aber nach zweihundert Schritten hielt d'Artagnan plötzlich an, sprang zu Boden, warf den Zügel seines Pferdes Planchet über den Arm, nahm seine Pistolen aus den Halftern und steckte sie in den Gürtel.

»Was habt Ihr, gnädiger Herr?« fragte Planchet ganz

erschrocken.

»Was ich habe?« sagte d'Artagnan; »so schlau er auch sein mag, so werde ich darum doch nicht fein Thor sein. Bleibe hier und rühre Dich nicht; stelle Dich nur auf die Feldseite des Weges und erwarte mich.«

Bei diesen Worten sprang d'Artagnan auf die andere Seite des Grabens und eilte durch die Ebene, um das Dorf zu umgehen. Er hatte zwischen dem von Frau von Longueville bewohnten Hause und dem Jesuitenkloster einen leeren Raum bemerkt, der nur mittelst einer Hecke geschlossen war.«

Eine Stunde vorher hätte er vielleicht Mühe gehabt, diese Heile wieder aufzufinden, aber der Mond war so eben aufgegangen, und obgleich er von Zeit zu Zeit von den Wolken bedeckt wurde, so sah man doch sogar während dieser Verdunkelungen hell genug, um den Weg wieder zu finden.

D'Artagnan erreichte die Hecke und verbarg sich hinter derselben. Als er an dem Hause vorüberkam, wo die von uns erzählte Szene stattgefunden hatte, bemerkte er, daß dasselbe Fenster abermals erleuchtet war, und er überzeugte sich dadurch, daß Aramis noch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt sein konnte, und daß er, wenn er zurückkehrte, nicht allein zurückkehren würde.

Nach ein paar Minuten hörte er wirklich Tritte, die sich näherten, und etwas wie ein Geräusch von Stimmen, welche halblaut mit einander sprachen.

Am Anfange der Hecke hielten die Tritte an.

D'Artagnan kniete mit einem Fuße nieder und suchte die dickste Stelle der Hecke, um sich dahinter zu verbergen.

In diesem Augenblick erschienen zwei Männer, zum großen Erstaunen von d'Artagnan; bald aber entschwand sein Erstaunen, denn er hörte eine weiche, harmonische Stimme vibrieren; der eine von den zwei Männern war eine als Kavalier verkleidete Frau.

»Seid ruhig, mein lieber René«, sprach die weiche Stimme, »dieselbe Sache wird sich nicht wiederholen; ich habe eine Art von Gang entdeckt, der unter der Erde hinläuft, und wir dürfen nur eine von den Planen wegnehmen, welche vor der Türe sind, um

Euch einen Eingang und einen Ausgang zu öffnen.«

»Oh!« sprach eine andere Stimme, in welcher d'Artagnan die von Aramis erkannte; »ich schwöre Euch, Prinzessin, wenn Euer Ruf nicht von allen diesen Vorsichtsmaßregeln abhinge und ich nur mein Leben dabei wagte . . . «

»Ja, ich weiß, daß Ihr mutig und verwegen seid, wie irgend ein Weltmann; aber Ihr gehört nicht mir allein, Ihr gehört unserer Partei. Seid also klug, seid behutsam.«

»Ich gehorche immer, Madame«, sagte Aramis, »wenn man mir mit einer so süßen Stimme zu befehlen weiß.«

Und er küßte ihr zärtlich die Hand.

»Ah!« rief der Kavalier mit der weichen Stimme.

»Was gibt es?« fragte Aramis.

»Seht Ihr denn nicht, daß der Wind meinen Hut fortgenommen hat?«

Aramis stürzte dem flüchtigen Hute nach. D'Artagnan benützte diesen Umstand, um eine minder dichte Stelle der Hecke zu suchen, von wo sein Blick frei bis zu dem problematischen Kavalier dringen konnte. Vielleicht eben so neugierig wie der Offizier, trat der Mond gerade in diesem Momente hinter einer Wolke hervor, und bei seiner indiskreten Helle erkannte d'Artagnan die großen blauen Augen, die goldenen Haare und den edlen Kopf der Herzogin von Longueville.

Aramis kehrte lachend, einen Hut auf dem Kopfe und einen unter dem Arme, zurück und Beide setzten ihren Weg nach dem Jesuitenkloster fort.

»Gut!« sagte d'Artagnan sich erhebend und sein Knie abbürstend, »nun habe ich Dich, Du bist Frondeur und der Geliebte von Frau von Longueville.«



XII.

Herr Porthos du Vallon de Bracieux de Pierrefonds.

Durch die Erkundigungen, welche d'Artagnan bei Aramis einzog, hatte er, bereits damit vertraut, daß sich Porthos nach seinem Familiennamen nannte, auch erfahren, daß er sich nach seinem Gutsnamen de Bracieux hieß und wegen dieses Gutes einen Proceß mit dem Bischof von Nohon führte.

Er mußte also dieses Gut in der Gegend von Noyon, das heißt an der Grenze der Picardie aufsuchen.

Sein Reiseplan war bald festgestellt. Er gedachte sich nach Damartin zu begeben, wo zwei Straßen zusammenlaufen, von denen die eine nach Soissons, die andere nach Compiègne führt. Dort wollte er sich nach dem Gute seines Freundes erkundigen und je nachdem die Antwort ausfiel, gerade aus reiten oder den Weg links einschlagen.

Planchet, welcher in Beziehung auf seinen letzten Streich noch nicht ganz ruhig war, erklärte, er würde d'Artagnan bis an das Ende der Welt folgen, möchte dieser geradeaus reiten oder den Weg links einschlagen. Er bat nur seinen ehemaligen Herrn, Abends abzureisen, insofern die Finsternis mehr Sicherheit böte. d'Artagnan schlug ihm nun vor, seine Frau hiervon in Kenntnis zu setzen, um sie wenigstens über sein Schicksal zu beruhigen. Planchet aber antwortete mit viel Klugheit, er wäre überzeugt, seine Frau würde nicht vor Unruhe sterben, wenn sie nicht wüßte, wo er sich aufhielte, während er, bekannt mit der Zungenfessellosigkeit, von der sie zuweilen befallen würde, vor Unruhe sterben müßte, wenn sie es wüßte.

Diese Gründe erschienen d'Artagnan so gut, daß er nicht ferner daraus bestand, gegen acht Uhr Abends in dem Augenblick, wo der Nebel sich in den Straßen zu verdicken anfang, das Gasthaus zur Rehziege verließ und gefolgt von Planchet sich durch die Porte Saint-Denis aus der Hauptstadt entfernte.

Um Mitternacht befanden sich die zwei Reisenden in Damartin.

Es war zu spät, um Erkundigungen einzuziehen. Der Wirt *zum Schwan vom Kreuze* lag bereits im Bett. d'Artagnan verschob also die Sache auf den anderen Tag.

Am anderen Tage ließ er den Wirt kommen. Es war einer von den listigen Normannen, welche weder Ja noch Nein sagen und sich immer zu kompromittieren glauben, wenn sie unmittelbar auf die Frage antworten, die man an sie richtet. D'Artagnan glaubte jedoch zu verstehen, er müsse gerade aus reiten, und begab sich auf eine ziemlich zweideutige Auskunft wieder auf den Weg. Um neun Uhr Morgens war er in Nanteuil. Hier hielt er an, um zu frühstücken. Diesmal war der Wirt ein guter, offener Picarde, der, in Planchet einen Landsmann erkennend, keine Schwierigkeit machte, ihm die gewünschte Auskunft zu erteilen. Das Gut Bracieux lag einige Meilen⁶ von Villers-Cotterets entfernt.

D'Artagnan kannte Villers-Cotterets, wohin er zwei oder drei mal dem Hof gefolgt war; denn zu jener Zeit war Villers-Cotterets eine königliche Residenz. Er ritt also nach dieser Stadt zu und stieg in seinem gewöhnlichen Gasthause, das heißt im *goldenen Delphin*, ab.

Hier fielen die Mittheilungen befriedigender aus. Er erfuhr, daß das Gut Bracieux vier Meilen von dieser Stadt lag, daß er aber Porthos dort nicht suchen dürfte. Porthos lag wirklich im Streite mit dem Bischof wegen des Gutes Pierrefonds, welches an das seinige grenzte, und um alle diese Gerichtshändel zu endigen, von denen er nichts verstand, hatte er Pierrefonds gekauft und hier nach diesen neuen Namen seinen alten beigefügt. Er nannte sich nun du Vallon de Bracieux de Pierrefonds und wohnte auf seinem neuen Eigentum. In Ermangelung einer anderen Illustration trachtete Porthos offenbar nach der des Marquis Carabas.

Man mußte abermals bis zum anderen Morgen warten. Die Pferde hatten zehn Meilen in einem Tage zurückgelegt und waren müde. Allerdings hätte man andere nehmen können, aber man mußte durch einen großen Wald reiten und Planchet liebte bekanntlich die Wälder bei Nacht nicht.

Es gab noch etwas Anderes, was Planchet nicht liebte: er ritt nicht gerne mit leerem Magen aus. Als d'Artagnan erwachte, fand er auch sein Frühstück völlig bereit. Über eine solche Aufmerksamkeit durfte man sich nicht beklagen. D'Artagnan

setzte sich zu Tische. Es versteht sich von selbst, daß Planchet, indem er seine alten Funktionen wieder aufnahm, auch seine alte Demut wieder annahm und sich nicht mehr schämte, die Überreste von d'Artagnan zu speisen, als Frau von Motteville und Frau von Fargis sich schämten, wenn sie die von Anna von Österreich verzehrten.

Man konnte also erst gegen neun Uhr abreisen. Eine Täuschung war nicht möglich; man hatte der Straße zu folgen, welche von Villers-Cotterets nach Compiègne führt, und beim Austritt aus dem Walde den Weg rechts einzuschlagen.«

Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Die Vögel sangen in den großen Bäumen, breite Sonnenstrahlen schossen durch die Lichtungen und erschienen wie Vorhänge von Goldgaze. An andern Stellen drang das Licht kaum durch das dicke Gewölbe der Blätter und die Füße der alten Eichen, an denen bei dem Anblicke der Reisenden behende Eichhörnchen rasch hinausjagten, waren in Schatten getaucht. Aus dieser ganzen Morgennatur kam ein herzerquickender Wohlgeruch von Kräutern, Blumen und Blättern hervor. Der, üblen Ausdünstungen in Paris müde, sagte sich d'Artagnan: wenn man drei auf einander gespießte Güternamen führe, müsse man in einem solchen Paradiese sehr glücklich sein. Dann schüttelte er den Kopf und sprach: »Wenn ich Porthos wäre und d'Artagnan käme zu mir und machte mir einen Vorschlag, wie ich ihn Porthos machen will, so wüßte ich wohl, was ich d'Artagnan antworten würde.«

Planchet dachte nichts er verdaute.

Am Saume des Waldes gewahrte d'Artagnan den Weg, den man ihm bezeichnet hatte, und am Ende des Weges die Türme eines ungeheuren feudalen Schlosses.

»Oh, oh!« murmelte er, »es scheint mir, dieses Schloß gehörte dem älteren Zweige von Orleans. Sollte Porthos mit dem Herzog von Longueville unterhandelt haben?«

»Meiner Treue, gnädiger Herr«, sagte Planchet, »das sind gut gebaute Grundstücke, und wenn sie Herrn Porthos gehören, so werde ich ihm mein Kompliment machen.«

»Pest!« rief d'Artagnan, »nenne ihn nicht Porthos, auch nicht einmal du Vallon, sondern de Bracieux oder de Pierrefonds.

Meine Botschaft ist sonst verfehlt.«

Je mehr sich d'Artagnan dem Schlosse näherte, das Anfangs seine Blicke aus sich gezogen hatte, desto klarer war es ihm, daß sein Freund hier nicht wohnen konnte obgleich fest und dem Scheine nach wie gestern gebaut, waren die Türme offen und gleichsam ausgeweidet; man hätte glauben sollen ein Riese habe sie mit Hackenstreichen geschlitzt.

Am Ende des Weges angelangt, beherrschte d'Artagnan mit dem Blicke ein reizendes Tal, in dessen Hintergrund man an einem niedlichen kleinen See einige zerstreute Häuser ruhen sah, welche, niedrig und teils mit Ziegeln, teils mit Stroh bedeckt, als souveränen Gebieter ein hübsches, in der Zeit von Heinrich IV. erbautes, von Wetterfahnen überragtes Schloß anzuerkennen schienen. Diesmal zweifelte d'Artagnan nicht, daß er die Wohnung von Porthos erschaute.

Der Weg führte geradezu nach dein hübschen Schlosse, welches im Vergleiche mit seinem Ahnherrn, dem Schlosse auf dem Berge, das war, als was ein Modeherrchen aus der Coterie des Herrn Herzogs von Enghien, im Vergleiche mit einem eisengeharnischten Ritter aus der Zeit von Karl VII. erschien. D'Artagnan setzte sein Pferd in Trab und folgte dem Wege; Planchet regelte den Schritt seines Kleppers nach dem seines Herrn.

Nach zehn Minuten fand sich d'Artagnan am Ende einer regelmäßig gepflanzten Allee von schönen Pappelbäumen, die nach einem eisernen Gitter ausmündete, dessen Spieße und Querbänder vergoldet waren.

Mitten in dieser Alter hielt sich ein Herr, welcher grün und golden anzuschauen war, wie das Gitter. Er saß auf einem dicken Rosse. Zu seiner Rechten und zu seiner Linken waren zwei auf allen Nähten galonirte Bedienten. Eine große Anzahl von Schluckern, die sich um ihn versammelt hatten, machten ehrfurchtsvolle Verbeugungen vor ihm.

»Ah«, sagte d'Artagnan zu sich selbst, »sollte dies der edle Herr du Vallon de Bracieux de Pierrefonds sein? Ei, mein Gott, wie er zusammengeschrumpft ist, seit er sich nicht mehr Porthos nennt.«

»Vielleicht ist er es nicht«, sprach Planchet, das beantwortend, was d'Artagnan zu sich selbst gesagt hatte. »Herr Porthos war beinahe sechs Fuß hoch, und dieser hat kaum fünf.«

»Man macht indessen sehr tiefe Verbeugungen vor diesem Herrn«, versetzte d'Artagnan.

Nach diesen Worten ritt d'Artagnan auf den bedeutenden Mann und seine Bedienten zu. Je näher er kam, desto mehr schien es ihm, als erkenne er die Züge der Hauptperson.

»Jesus Christus, gnädiger Herr«, rief Planchet, der dieselbe ebenfalls zu erkennen glaubte.

Bei diesem Ausrufe wandte sich der Mann zu Pferde langsam und mit sehr vornehmer Miene um, und die zwei Reisenden konnten die großen funkelnden Augen, das pausbäckige Gesicht und das so beredte Lächeln von Mousqueton sehen.

In der es war Mousqueton, Mousqueton speckfett, strotzend von Gesundheit, welcher, d'Artagnan erkennend, ganz das Gegenteil von dem heuchlerischen Bazin, als er d'Artagnan erkannte, von seinem Pferde herabglitt und sich, den Hut in der Hand, dem Offiziere näherte, so daß die Ehrfurchtsbezeugungen der Versammelten sich der neuen Sonne zuwandten, welche die alte verdunkelte.

»Herr d'Artagnan, Herr d'Artagnan!« rief Mousqueton fortwährend mit seinen dicken Backen und vor Eifer von Schweiß triefend. »Ah, welche Freude für meinen gnädigen Herrn und Meister, Herrn du Vallon de Bracieux de Pierrefonds!«

»Der gute Mousqueton! Dein Herr ist also hier!«

»Ihr seid auf seinen Besitzungen.«

»Aber wie schön, wie fett, wie blühend Du aussiehst!« sprach d'Artagnan, unermüdlich die Veränderungen auseinandersetzend, welche die Glücksumstände bei dem ehemaligen Ausgehungerten hervorgebracht hatten.«

»Ah, ja, Gott sei Dank, gnädiger Herr, ich befinde mich ziemlich wohl«, sprach Mousqueton.

»Aber Du sagst gar nichts zu Deinem Freunde Planchet?«

»Zu meinem Freunde Planchet! Planchet, solltest Du es zufällig sein?« rief Mousqueton, die Arme geöffnet, die Augen mit Tränen gefüllt.

»Ich selbst«, erwiderte Planchet, stets behutsam »aber ich wollte sehen, ob Du nicht stolz geworden wärst.«

»Stolz geworden gegen einen alten Freund? Niemals, Planchet. Du hast Das nicht gedacht, oder Du kennst Mousqueton nicht.«

»Dann ist es gut«, sagte Planchet, stieg vom Pferde und streckte ebenfalls die Arme nach Mousqueton aus. »Der ist nicht, wie der Schurke von einem Bazin, welcher mich zwei Stunden unter einem Schuppen ließ, ohne nur Miene zu machen, als kenne er mich.«

Planchet und Mousqueton umarmten sich mit einem Ergusse, welcher die Umstehenden sehr rührte, indem er ihnen zugleich den Glauben beibrachte, Planchet wäre ein verkleideter Vornehmer, so sehr schlugen sie zu ihrem höchsten Werte die Stellung von Mousqueton an.

»Und nun, gnädiger Herr«, sagte Mousqueton, sich von der Umarmung von Planchet losmachend, der es vergebens versucht hatte, seine Hände hinter dem Rücken seines Freundes zusammen zu bringen, »und nun, gnädiger Herr, erlaubt mir, Euch zu verlassen, denn mein Gebieter soll die Kunde von Einer Ankunft von keinem Andern, als von mir erhalten. Er würde mir nie vergeben, wenn ich einen Andern zuvorkommen ließe.«

»Dieser liebe Freund«, sagte d'Artagnan, indem er es vermied, Porthos seinen alten oder seinen neuen Namen zu geben, »er hat mich also nicht vergessen?«

»Vergessen! er!« rief Mousqueton, »das heißt, es ist kein Tag vergangen, an welchem wir nicht zu hören erwarteten, Ihr wäret entweder an der Stelle von Herrn von Gassion oder an der von Herrn von Bassompierre zum Marschall ernannt worden.«

d'Artagnan ließ über seine Lippen jenes seltene, schwermütige Lächeln schweben, welches in der tiefsten Tiefe seines Herzens die Enttäuschung seiner Jugendjahre überlebt hatte.



Das Chateau de Pierrefonds.

»Und Ihr, Bauern«, fuhr Mousqueton fort, »bleibt bei dem Herrn Grafen d'Artagnan, und erweist ihm jede Ehre, während ich den gnädigen Herrn auf seine Ankunft vorbereite.«

Und mit Hilfe zweier wohlthätigen Seelen wieder sein kräftiges Pferd besteigend, während Planchet, flinker beschaffen, allein das seinige bestieg, ließ Mousqueton auf dem Rasen einen kleinen Galopp anschlagen, welcher mehr zu Gunsten der Nieren, als der Beine des Vierfüßigen sprach.

»Ah, das kündigt sich gut an«, sagte d'Artagnan. »Hier finden sich keine Geheimnisse, keine Mäntel, keine Politik. Man lacht aus vollem Halse, man weint vor Freude; ich sehe nur ellenbreite Gesichter; die Natur selbst kommt mir festtäglich vor, es ist mir, als wären die Bäume, statt mit Blüten und Blättern, mit kleinen grünen und rosafarbenen Bändern bedeckt.«

»Und mir«, sagte Planchet, »mir kommt es vor, als röche ich von hier aus den köstlichsten Bratenduft, als erblickte ich Küchenjungen, welche sich in Reihe und Glied aufstellen, um uns vorüberziehen zu sehen. Ah! gnädiger Herr, welchen Koch muß Herr de Pierrefonds haben, der schon so gerne und viel aß, als man ihn nur Herr Porthos nannte.«

»Halt!« sagte d'Artagnan, »Du machst mir bange. Wenn die Wirklichkeit dem Anscheine entspricht, so bin ich verloren. Ein so glücklicher Mann von wird seine herrliche Lage nie verlassen, und ich scheitert bei ihm, wie ich bei Aramis gescheitert bin.«



XIII.

*Wie d'Artagnan, als er Portos wiedersah,
wahrnahm, daß das Vermögen nicht immer
glücklich macht.*

D'Artagnan ritt durch das Gitter und befand stets vor dem Schlosse. Er sprang zu Boden, als eine Art von Riesen auf der Freitreppe erschien. Um d'Artagnan Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. müssen wir mitteilen, daß ihm, jede Selbstsucht bei Seite gesetzt, bei dem Anblicke dieser hohen Gestalt und des martialischen Gesichtes wodurch er an einen braven, guten Mann erinnert wurde, das Herz gewaltig schlug.

Er lief auf Porthos zu und stürzte sich in seine Arme. In einem Kreise von ehrerbietiger Entfernung schaute das ganze Gesinde mit demütiger Neugierde zu. Mousqueton trocknete sich in der ersten Reihe die Augen. Der arme Junge hörte nicht auf zu weinen, seitdem er d'Artagnan und Planchet wiedererkannt hatte.

Porthos nahm seinen Freund beim Arme.

»Ah! welche Freude, Euch wieder zu sehen, lieber d'Artagnan!« rief er mit einer Stimme, welche sich von Bariton in Baß verwandelt hatte. »Ihr habt mich also nicht vergessen?«

»Euch vergessen! ah, lieber du Vallon, vergißt man die schönsten Tage seiner Jugend, seine ergebensten Freunde und die gemeinschaftlich bestandenen Gefahren. Während ich Euch wiedersehe, gibt es keinen Augenblick unserer alten Freundschaft, der sich nicht vor meinen Geist stellte.«

»Ja, ja«, sprach Porthos, und versuchte es, seinem Schnurrbart die coquette Biegung, zu geben, die er in der Einsamkeit verloren hatte. »Ja, wir haben unserer Zeit schöne Dinge gemacht und dem Kardinal Faden aufzudrehen gegeben.«

Und er stieß einen Seufzer aus. D'Artagnan schaute ihn an.

»In jedem Fall«, fuhr Porthos mit betrübtem Tone fort, »seid mir willkommen, mein Freund. Ihr werdet mir helfen die Freude wieder finden. Wir jagen morgen den Hasen in meinen schönen Feldern oder das Reh in meinen herrlichen Waldungen. Ich besitze vier

Windhunde, welche für die leichtesten der Provinz gelten, und eine Meute, die ihres Gleichen aus zwanzig Meilen in der Runde nicht hat.«

Und Porthos stieß einen zweiten Seufzer aus.

»Oh! oh«, sagte d'Artagnan ganz leise zu sich selbst, »sollte mein Bruder minder glücklich sein, als es den Anschein hat.« Dann fügte er laut bei:

»Vor Allem werdet Ihr mich Madame du Vallon vorstellen; denn ich erinnere mich eines gewissen sehr verbindlichen Einladungsschreibens von Eurer Hand, dem sie unten einige Zeilen beizufügen die Güte hatte.«

Dritter Seufzer von Porthos.

»Ich habe Madame du Vallon vor zwei Jahren verloren.« sprach er, »worüber ich noch ganz betrübt bin. Deshalb verließ ich mein Schloß du Vallon bei Corbeil, um auf dem Gute Bracieux zu wohnen, eine Veränderung, welche mich veranlaßte, dieses Gut hier zu kaufen. Arme Madame du Vallon!« fuhr Porthos mit einer kläglichen Grimasse fort. »Es war keine Frau von gleichmäßigem Charakter, aber sie hatte sich endlich an meine Art und Weise gewöhnt und sich in meinen Willen gefügt.«

»Ihr seid also reich und frei?« sprach d'Artagnan.

»Ach!« erwiderte Porthos, »ich bin Witwer und habe vierzig tausend Livres Renten. Wollen wir frühstücken?«

»Ich will sehr«, sagte d'Artagnan, »die Morgenluft hat mir Appetit gemacht.«

»Ja«, versetzte Porthos, »meine Luft ist vortrefflich.«

Sie traten in das Schloß. Es war nichts als Gold von oben bis unten. Die Karnieße waren vergoldet, die Gesimse waren vergoldet, die Gestelle der Lehnstühle waren, vergoldet.

Die Tafel war mit Allem, was man sich wünschen mochte, bedeckt.

»Ihr seht«, sagte Porthos, »das ist mein Gewöhnliches.«

»Pest!« sprach d'Artagnan, »ich mache Euch mein Kompliment. Der König hat nichts Ähnliches.«

»Ja«, erwiderte Porthos, »ich habe sagen hören, er werde von Herrn von Mazarin sehr schlecht genährt. Kostet dieses Ripchen, mein lieber d'Artagnan, es ist von meinen Schöpfen.«

»Ihr habt zarte Schöpfen«, sagte d'Artagnan, »und ich beglückwünsche Euch dazu.«

»Ja, man weidet sie auf meinen Wiesen, welche vortrefflich sind.«

»Gebt mir noch mehr davon.«

»Nein, nehmt lieber von diesem Hasen, den ich gestern in einem von meinen Gehegen erlegt habe.«

»Ah, den Teufel, welch ein Geschmack! Es scheint, Ihr füttert Eure Hasen nur mit Quendel.«

»Und was denkt Ihr von meinem Wein?« fragte Porthos. »Nicht wahr, er ist angenehm?«

»Er ist köstlich.«

»Es ist Wein aus der Gegend.«

»Wirklich?«

»Ja, ein kleiner Weingarten gegen Süden, da unten auf meinem Berge. Er trägt zwanzig Tonnen.«

»Das ist ja eine wahre Weinlese.«

Porthos stieß einen fünften Seufzer aus. D'Artagnan hatte die Seufzer von Porthos gezählt.

»Mein Freund«, sagte er, begierig das Rätsel zu ergründen, »man sollte glauben, es betrübe Euch etwas. Solltet Ihr leidend sein? . . . Ist diese Gesundheit . . . «

»Vortrefflich, besser als je. Ich würde einen Ochsen mit einem Faustschlage töten.«

»Familienkummer also?«

»Familienkummer? zum Glücke habe ich nur mich auf dieser Welt.«

»Was wacht Euch denn seufzen?«

»Mein Lieber«, sagte Porthos, »ich werde offenherzig gegen Euch seine ich bin nicht glücklich.«

»Ihr nicht glücklich, Porthos? Ihr, der Ihr ein Schloß, Wiesgründe, Berge, Wälder besitzt; Ihr, der Ihr vierzigtausend Livres Renten habt, Ihr seid nicht glücklich?«

»Mein Lieber, ich habe Alles dies, es ist wahr, aber; ich bin allein mitten unter diesen Dingen.«

»Ah, ich begreife, Ihr seid von Schluckern umgeben, die Ihr

nicht ansehen könnt, ohne daß es Euch graut.«

Porthos erbleichte leicht und leerte ein ungeheures Glas von seinem eigenen Weinberg.

»Nein«, sagte er, »im Gegenteil; denkt Euch, es sind Dorfjunker, welche alle Grund und Boden zu besitzen, und von Pharamond, Karl dem Großen oder wenigstens Hugo Capet abzustammen behaupten. Im Anfang war ich der zuletzt Gekommene und mußte mich folglich ihnen nähern; ich tat es; aber Ihr wißt, Madame du Vallon . . . «

Als Porthos diese Worte sprach, schien er mit Mühe seinen Speichel zu verschlucken.«

» . . . Madame du Vallon«, fuhr er fort, »war von zweifelhaftem Adel. Sie hatte in erster Ehe (ich glaube Euch nichts Neues mitzuteilen, d'Artagnan) einen Prokurator geheiratet. Sie fanden das ekelhaft. Sie haben gesagt ekelhaft. Ihr begreift, das war ein Wort, um dreißigtausend Mann umbringen zu machen. Ich habe zwei getötet; das bewog die Andern, zu schweigen. Ich wurde dadurch aber nicht ihr Freund. Auf diese Weise habe ich keine Gesellschaft mehr, ich lebe allein, ich langweile mich, ich kümmere mich ab.«

D'Artagnan lächelte er sah den Fehler am Küraß und schickte sich zum Stoße an.

»Nun aber«, sagte er, »seid Ihr für Euch allein und Eure Frau kann Euch nicht mehr Eintrag tun.«

»Ja, aber Ihr begreift, da ich nicht von geschichtlichem Adel bin, wie die Coucy, welche sich damit begnügen, Sires zu sein, und die Rohan, die keine Herzöge sein wollten, so haben alle diese Leute, welche Vicomtes oder Grafen sind, den Vortritt vor mir in der Kirche, bei öffentlichen Feierlichkeiten überall, und ich kann nichts dagegen sagen. Wäre ich nur . . . «

»Baron, nicht wahr?« sprach d'Artagnan, den Satz seines Freundes vollendend.

»Ah!« rief Porthos, dessen Züge sich ausdehnten, »ah, wenn ich Baron wäre!«

»Gut!« dachte d'Artagnan, »es wird mir gelingen.«

Dann fügte er laut bei:

»Wohl, mein lieber Freund, Ihr wünscht, ich möchte Euch heute

diesen Titel bringen?«

Porthos machte einen Sprung, der den ganzen Saal erschütterte. Mehrere Flaschen verloren das Gleichgewicht, fielen auf den Boden und zerbrachen. Mousqueton lief bei dem Geräusche herbei, und man erblickte in der Perspektive Planchet mit vollem Munde und die Serviette in der Hand.

»Monseigneur ruft mich?« fragte Mousqueton.

Porthos machte ein Zeichen mit der Hand und Mousqueton sammelte die Scherben von den Flaschen.

»Ich sehe mit Vergnügen«, sagte d'Artagnan, »daß Ihr diesen braven Burschen immer noch bei Euch habt.«

»Er ist mein Intendant«, erwiderte Porthos; dann die Achseln zuckend: »Der Junge hat seine Geschäfte gemacht, man sieht es wohl; aber«, fuhr er leise fort, »er ist sehr anhänglich an mich und würde mich um keinen Preis der Welt verlassen.«

»Und er nennt ihn Monseigneur«, dachte d'Artagnan.

»Tretet ab, Mouston«, sagte Porthos.

»Ihr nennt ihn Mouston? Ah, ja, zur Abkürzung: Mousqueton war zu lang zum Aussprechen.«

»Allerdings«, sagte Porthos, und dann noch das auf eine Meile nach dem Quartiermeister. »Aber wir sprachen von Geschäften, als dieser Bursche eintrat . . . «

»Ja«, erwiderte d'Artagnan, verschieben wir jedoch dieses Gespräch auf später. Eure Leute könnten etwas argwöhnen; es gibt vielleicht Spione in der Gegend, Ihr erratet, Porthos, es handelt sich um sehr wichtige Dinge.«

»Den Teufel«, rief Porthos. Nun, so wollen wir zur Verdauung in meinem Parke spazieren gehen.«

»Sehr gerne.«

Und als Beide hinreichend gefrühstückt hatten, machten sie einen Gang in einen herrlichen Garten. Allen von Kastenienbäumen und Linden schlossen einen Raum von wenigstens dreißig Morgen ein. Um die dicht verwachsenen Gebüsche sah man Kaninchen laufen, welche von Zeit zu Zeit spielend unter dem hohen Grase verschwanden.

»Meiner Treue«, rief d'Artagnan, »der Pack entspricht allem Übrigen und wenn es so viele Fische in Eurem Teiche, als

Kaninchen in Euren Gehegen gibt, so seid Ihr ein glücklicher Mann, mein lieber Porthos, vorausgesetzt, Ihr habt den Geschmack für die Jagd bewahrt und den für die Fischerei erhalten.«

»Mein Freund«, erwiderte Porthos, »ich überlasse die Fischerei Mousqueton; das ist ein Vergnügen für gemeine Leute. Aber ich jage zuweilen, das heißt, wenn ich mich langweile, setze ich mich auf eine von diesen Marmorbänken, lasse mir meine Flinte bringen, Gredinet, meinen Lieblingshund, herbeiführen und schieße Kaninchen.«

»Das ist sehr unterhaltend«, sprach d'Artagnan.

»Ja«, antwortete Porthos mit einem Seufzer, »das ist sehr unterhaltend.«

D'Artagnan zählte die Seufzer nicht mehr.

»Dann sucht Gredinet die Kaninchen«, fügte Porthos bei, »und bringt sie dem Koch; er ist dazu dressiert.«

»Ach, das vortreffliche Tier!« rief d'Artagnan.«

»Lassen wir Gredinet«, versetzte Porthos, »ich schenke ihn Euch, wenn Ihr ihn haben wollt, denn ich werde desselben überdrüssig, und kehren wir zu unserer Angelegenheit zurück.«

»Mit Vergnügen«, sprach d'Artagnan. »Nur sage ich Euch, lieber Freund, damit Ihr nicht behauptet, ich habe Euch als Verräter überfallen, Ihr müßt Euer Leben völlig verändern.«

»Wie so?«

»Ihr müßt den Harnisch wieder nehmen, den Degen umschnallen, Abenteuer nachlaufen, etwas Fleisch auf den Straßen lassen, wie in vergangenen Zeiten; Ihr wißt unsere Art und Weise von ehemals.«

»Ah, Teufel!« rief Porthos.

»Ja«, ich begreife, Ihr seid verweichlicht, Ihr habt Bauch bekommen und die Faust hat nicht mehr die Elastizität von der die Leibwachen des Herrn Kardinals so viele Proben erhielten.«

»Ah! die Faust ist noch gut, das schwöre ich Euch«, erwiderte Porthos und streckte eine Hand aus, ähnlich einem Hammelsbug.

»Desto besser.«

»Wir sollen also Krieg machen?«

»Ei, mein Gott, ja.«

»Und gegen wen?«

»Seid Ihr der Politik gefolgt, mein Freund?«

»Ich? nicht im Geringsten.«

»Seid Ihr für Mazarin oder für die Prinzen?«

»Ich? ich bin für Niemand.«

»Das heißt, Ihr seid für uns. Desto besser, Porthos, das ist die schönste Lage, um seine Geschäfte zu machen. Wohl, mein Lieber, ich sage Euch, daß ich im Auftrage des Kardinals komme.«

Dieses Wort machte eine Wirkung auf Porthos, als ob man im Jahre 1640 gewesen wäre und es sich um den wahren Kardinal gehandelt hätte.

»Oh, oh!« rief er, »was will Seine Eminenz von mir?«

»Seine Eminenz will Euch in seinen Diensten haben.«

»Und wer hat von mir bei Seiner Eminenz gesprochen?«

»Rochefort, Ihr erinnert Euch.«

»Ja, bei Gott, derjenige, welcher uns in der Zeit so viel Ärger bereitet hat und uns so oft auf den Straßen umherlaufen machte, derselbe, dem Ihr nach und nach drei Degenstiche beibrachtet, die er übrigens nicht gestohlen hat.«

»Ihr wißt, daß er unser Freund geworden ist?« sagte d'Artagnan.

»Nein, ich wußte es nicht. Ah, er hat keinen Groll mehr.«

»Ihr täuscht Euch, Porthos«, versetzte d'Artagnan, »ich habe keinen mehr.«

Porthos begriff nicht ganz, aber man erinnert sich, das Begreifen war nicht seine Stärke.

»Ihr sagt also, der Graf von Rochefort habe von mir mit dem Kardinal gesprochen?«

»Ja, und dann die Königin.«

»Wie, die Königin?«

»Um uns Vertrauen einzuflößen, gab sie ihm den bekannten Diamant, den ich, wie Ihr wißt, an Herrn des Essarts verkauft hatte, und der, ich weiß nicht wie, wieder in ihren Besitz gelangt ist.«

»Aber mir scheint«, sprach Porthos mit seinem plumpen Menschenverstand, »sie hätte besser daran getan, Euch denselben wieder zu geben.«

»Das ist auch meine Meinung«, erwiderte d'Artagnan, »doch was wollt Ihr, die Könige und die Königinnen haben sonderbare Launen. Da sie es aber im Ganzen sind, welche Reichtümer und Ehrenstellen in den Händen haben, Geld und Titel verteilen, so ist man ihnen ergeben.«

»Ja«, man ist ihnen ergeben«, sagte Porthos. »Ihr seid also ergeben in diesem Augenblick? . . . «

»Dem König, der Königin und dem Kardinal und habe mich überdies für Eure Ergebenheit verbürgt.«

»Und Ihr sagt, Ihr habet gewisse Bedingungen für mich gemacht?«

»Herrliche, mein Lieber, herrliche, Ihr habt Geld nicht wahr? Vierzigtausend Livres Renten, wie Ihr sagt.«

Porthos wurde mißtrauisch.

»Ei, mein Gott«, versetzte er, »man besitzt nie genug Geld. Madame du Vallon hat eine etwas verwickelte Erbschaft hinterlassen. Ich bin kein großer Schreiber und lebe somit gewissermaßen von einem Tag in den andern.«

»Er fürchtet, ich sei gekommen, Geld von ihm zu entlehnen«, dachte d'Artagnan.

»Ah, mein Freund«, sagte er laut, »desto besser, wenn Ihr beengt seid.«

»Wie, desto besser?« fragte Porthos.

»Ja, Seine Eminenz gibt Alles, was man will, Güter, Geld, Titel.«

»Ah, ah, ah!« rief Porthos, die Augen bei dem letzten Worte weit aufsperrend.

»Unter dem vorigen Kardinal«, fuhr d'Artagnan fort, »verstanden wir nicht, das Glück zu benützen. Ich sage das nicht Euretwegen, der Ihr Eure vierzigtausend Livres Renten habt und der glücklichste Mensch der Welt zu sein scheint.«

Porthos seufzte.

»Demnach«, sprach d'Artagnan, »trotz Eurer vierzigtausend Livres Renten und vielleicht gerade wegen Eurer vierzigtausend Livres Renten scheint es mir, als ob sich eine kleine Krone gar

nicht übel aus Eurer Carrosse machen würde. Wie?»

»Allerdings«, antwortete Porthos.

»Nun wohl, mein Lieber, gewinnt sie, sie hängt an Eurer Degenspitze. Wir werden uns nicht schaden. Euer Ziel ist ein Titel, mein Ziel ist Geld. Wenn ich hinreichend gewinne, um d'Artagnan wieder aufzubauen, das meine durch die Kreuzzüge verarmten Voreltern seit jener Zeit in Trümmer zerfallen ließen, und um etliche dreißig Morgen Landes umher zu kaufen, so brauche ich nicht mehr; ich ziehe mich zurück und sterbe in Ruhe.«

»Und ich«, sprach Porthos, »ich will Baron sein.«

»Ihr werdet es.«

»Habt Ihr nicht auch an unsere Freunde gedacht?« fragte Porthos.

»Allerdings, ich habe mit Aramis gesehen.«

»Und was will er, Bischof werden.«

»Aramis«, erwiderte d'Artagnan, welcher Porthos nicht entzaubern wollte, »Aramis, stellt Euch vor, mein Lieber, ist Mönch und Jesuit geworden. Er lebt wie ein Bär und denkt nur an sein Seelenheil. Meine Anerbietungen konnten ihn nicht bestimmen.«

»Desto schlimmer«, sagte Porthos. »Er hatte Geist, und Athos?«

»Ich habe ihn noch nicht gesehen, werde ihn aber besuchen, wenn Ich Euch verlasse. Wißt Ihr, wo ich ihn finden kann?«

»Bei Blois, auf einem kleinen Landgut, das er, ich weiß nicht von welchem Verwandten, geerbt hat.«

»Und dieses heißt?«

»Bragelonne. Begreift Ihr wohl, mein Lieber, Athos, welcher adelig war, wie der Kaiser, und ein Gut erbt, das den Grafenschaftstitel hat! Was wird er mit allen diesen Grafschaften machen? Grafenschaft La Fère, Grafenschaft Bragelonne?«

»Dabei hat er keine Kinder?« fragte d'Artagnan.

»O!« rief Porthos, »man hat mir gesagt, er habe einen jungen Menschen angenommen, der ihm dem Gesichte nach äußerst ähnlich sei.«

»Athos, unser Athos, welcher tugendhaft war, wie Scipio. Habt

Ihr ihn gesehen?«

»Nein.«

»Ich werde ihm morgen Kunde von Euch bringen. Unter uns gesagt, ich befürchte, der Wein hat ihn sehr alt gemacht und entartet.«

»Ja«, sprach Porthos, »es ist wahr, er trank viel.«

»Und dann war er älter, als wir Alle.«

Nur um einige Jahre«, versetzte Porthos. Seine ernste Miene gab ihm ein so altes Aussehen.

»Ihr habt Recht. Wenn wir Athos haben, desto besser; wenn nicht, so werden wir ihn zu entbehren wissen. Wir zwei sind so viel Wert, als zehn.«

»Ja«, sprach Porthos lächelnd in der Erinnerung an seine alten Heldentaten, aber wir vier wären so viel wert gewesen, als sechs und dreißig, um so mehr, als das Handwerk rau sein wird, wie Ihr sagt.«

»Rau für Rekruten, ja, aber für uns, nein.«

»Wird es lange währen?«

»Gott verdamme mich, es kann drei bis vier Jahre dauern.«

»Wird man sich viel schlagen?«

»Ich hoffe es.«

»Desto bessert«, rief Porthos, »Ihr habt keinen Begriff, mein Lieber, wie mir die Knochen krachen, seitdem ich hier bin, Wenn ich Sonntags aus der Messe komme, jage ich zuweilen in den Feldern und auf den Gütern der Nachbarn umher, um einen guten kleinen Streit zu bekommen, denn ich fühle, daß ich dessen bedarf, aber nichts, mein Lieber! Mag man mich nun achten oder fürchten, das Letztere ist wahrscheinlicher, man läßt mich mit meinen Hunden den Klee zertreten, den Leuten gleichsam über den Bauch reiten, und ich komme ärgerlicher als zuvor zurück. Sagt mir wenigstens, schlägt man sich etwas leichter in Paris?«

»In dieser Beziehung sind die Verhältnisse reizend. Keine Edikte, keine Leibwachen des Kardinals, keine Jussac und andere Spürhunde mehr. Seht Ihr, unter einer Laterne, in einer Herberge; überall seid Ihr für Mazarin, seid Ihr Frondeur, man zieht vom Leder, und Alles ist gesagt, Herr von Guise hat Herrn von Coligny auf dem offenen Platze getötet und damit war es aus.«

»Ah! das ist schön«, rief Porthos.

»Und dann binnen Kurzem«, fuhr d'Artagnan fort, »werden wir Schlachten in Reihe und Glied, Kanonen, Brände haben, darin liegt Abwechselung.«

»Dann bin ich entschieden.«

»Ich habe also Euer Wort!«

»Ja, es ist abgemacht. Ich werde für Mazarin hauen und stoßen; aber . . . «

»Aber?«

»Aber er muß mich zum Baron machen.«

»Ei! bei Gott!« rief d'Artagnan. »das ist zum Voraus festgestellt. Ich habe es Euch gesagt und wiederhole, ich verbürge mich für Eure Baronie.«

Auf dieses Versprechen schlug Porthos, welcher nie an einem Worte seines Freundes gezweifelt hatte, wieder den Weg nach dem Schlosse ein.

XIV.

Worin nachgewiesen ist, daß, wenn Porthos mit seinem Verhältnisse unzufrieden war, Mousqueton sich mit dem seinigen sehr zufrieden fühlte.

Gegen das Schloß zurückkehrend, während Porthos in seinen Baronenträumen schwamm, dachte d'Artagnan an das Elend dieser armen menschlichen Natur, welche stets unzufrieden ist mit dem, was sie hat, und das wünscht, was sie nicht hat. An der Stelle von Porthos hätte sich d'Artagnan als den glücklichsten Menschen der Erde betrachten und damit Porthos glücklich wäre, was fehlte ihm? fünf Buchstaben vor alle seine Namen zu setzen und eine kleine Krone an seinen Wagen malen lassen zu dürfen.

»Ich werde mein ganzes Leben damit hinbringen, rechts und links zu schauen«, sagte d'Artagnan zu sich selbst, »ohne das Gesicht eines völlig glücklichen Menschen zu sehen.«

Er stellte diese philosophische Betrachtung an, als die Vorsehung ihn Lügen strafen zu wollen schien. In dem Augenblick wo ihn Porthos verließ, um seinem Koche einige Befehle zu geben, sah er Mousqueton auf sich zukommen. Das Gesicht des braven Burschen, abgesehen das einer leichten Bewegung, welche wie eine Sommerwolke seine Physiognomie mehr überflorte, als verschleierte, schien das eines vollkommen glücklichen Menschen zu sein.

»Das ist es, was ich suchte«, sprach d'Artagnan zu sich selbst; »aber, ach! der arme Bursche weiß nicht, warum ich gekommen bin.«

Mousqueton hielt sich in einiger Entfernung. D'Artagnan setzte sich auf eine Bank und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge näher kommen.

»Mein Herr Lieutenant«, sprach Mousqueton die Erlaubnis benützend, »ich habe Euch um eine Gnade zu bitten.«

»Sprich, mein Freund«, sagte d'Artagnan.

»Ich wage es nicht, denn ich fürchte, Ihr könntet denken, das Glück habe mich verdorben.«

»Du bist also glücklich?«

»So glücklich, als man möglicher Weise sein kann, und dennoch könntet Ihr mich glücklicher machen.«

»Nun wohl, sprich, und wenn es von mir abhängt, so soll es geschehen.«

»Oh! gnädiger Herr, es hängt nur von Euch ab.«

»Laß hören.«

»Die Gnade, um die ich Euch bitte, besteht darin, mich nicht mehr Mousqueton, sondern Mouston zu nennen. Seitdem ich Intendant meines gnädigen Herrn bin, habe ich diesen Namen angenommen, welcher würdiger erscheint und dazu dient, mir Achtung bei meinen Untergebenen zu verschaffen. Ihr wißt, wie notwendig die Subordination bei dem Gesinde ist.«

D'Artagnan lächelte, Porthos verlängerte seinen Namen, Mousqueton verkürzte den seinigen.

»Nun, gnädiger Herr?« sprach Mousqueton zitternd.

»Nun wohl, ja, mein lieber Mouston«, erwiderte d'Artagnan, »sei unbesorgt, ich werde Dein Gesuch nicht vergessen. Und wenn es Dir Vergnügen macht, so werde ich Dich sogar nicht mehr duzen.«

»Oh!« rief Mousqueton, rot vor Freude, wenn Ihr mir eine solche Ehre erweisen würdet, so wäre ich Euch mein ganzes Leben dankbar. Aber das hieße vielleicht zu viel verlangen.«

»Ach«, sagte d'Artagnan in seinem Innern, »das ist sehr wenig, den unerwarteten Plackereien gegenüber, die ich diesem armen Teufel bringe, der mich so gut empfangen hat.«

»Und der gnädige Herr bleibt lange bei uns?« sprach Mousqueton, dessen Angesicht, zu seiner vollen Heiterkeit zurückgekehrt, wie eine Gichtrose aufblühte.«

»Ich reise morgen ab, mein Freund«, antwortete d'Artagnan.

»Ah, gnädiger Herr«, sagte Mousqueton »Ihr seid also nur gekommen, um uns Kummer zu machen?«

»Ich befürchte es«, sprach d'Artagnan so leise, daß Mousqueton, der sich mit einer Verbeugung zurückzog, es nicht hören konnte.

Ein Gewissensbiß regte sich im Innern von d'Artagnan, obgleich sein Herz sich bedeutend verhärtet hatte. Er bedauerte es nicht,

Porthos auf eine Bahn zu versetzen, wo sein Leben und sein Vermögen gefährdet werden sollten, denn Porthos wagte Alles dies freiwillig für einen Baronentitel, den er seit fünfzehn Jahren zu erlangen trachtete. Aber Mousqueton, der nichts wünschte, als Mouston genannt zu werden, war es nicht grausam, diesen seinem kostbaren Leben, der Hülle und Fülle zu entziehen? Dieser Gedanke beschäftigte ihn, als Porthos wieder erschien.

»Zu Tische!« sprach Porthos.

»Wie, zu Tische?« fragte d'Artagnan. »Wie viel Uhr ist es denn?«

»Ei, mein Lieber, es ist ein Uhr vorüber.«

»Euer Wohnort ist ein wahres Paradies, Porthos, man vergißt die Zeit. Ich folge Euch, aber ich habe keinen Hunger.«

»Kommt, wenn man nicht immer essen kann, so kann man doch wenigstens immer trinken. Das ist eine von den Maximen des armen Athos, deren Richtigkeit ich anerkannt habe, seitdem ich mich langweile.«

D'Artagnan, den seine gascognische Natur stets ziemlich nüchtern gelassen hatte, schien nicht eben so sehr, wie sein Freund, von der Wahrheit des Axioms von Athos überzeugt. Nichtsdestoweniger tat er, was er konnte, um sich auf der Höhe seines Wirtes zu erhalten. Während er indessen Porthos beim Essen zuschaute und nach Kräften trank, kam d'Artagnan wieder der Gedanke an Mousqueton und zwar um so stärker, als Mousqueton, ohne selbst bei Tische zu servieren, was unter seiner neuen Stellung gewesen wäre, von Zeit zu Zeit an der Türe erschien und seine Dankbarkeit gegen d'Artagnan durch das Alter und, das Gewächse der Weine, die er auftragen ließ, kundgab.

Bei dem Dessert, als Porthos auf ein Zeichen von d'Artagnan seine Lackeien weggeschickt hatte und sich die zwei Freunde allein befanden, sagte d'Artagnan:

»Porthos, wer wird Euch bei Euren Feldzügen begleiten?«

Porthos antwortete natürlich:

»Mouston, wie es mir scheint.«

Das war ein Schlag für d'Artagnan. Er sah bereits das wohlwollende Lächeln des Intendanten sich in eine Grimasse des Schmerzes verwandeln.

»Doch, mein Freund«, versetzte d'Artagnan, »Mouston scheint mir nicht mehr in der ersten Jugend zu stehen. Überdies ist er sehr dick geworden und hat vielleicht die Gewohnheit des selbsttätigen Dienstes verloren.«

»Ich weiß es«, erwiderte Porthos; »aber ich bin an ihn gewöhnt, und überdies würde er mich nicht gerne verlassen- Er liebt mich zu sehr.«

»O blinde Eitelkeit!« dachte d'Artagnan.

»Und dann«, sprach Porthos, »habt Ihr nicht immer noch denselben Lackeien in Eurem Dienste, den guten, den braven, den gescheitert . . . Wie nanntet Ihr ihn doch?«

»Planchet. Ja, ich habe ihn wiedergefunden. Aber er ist nicht mehr Lackei.«

»Was ist er denn?«

»Mit seinen sechzehnhundert Livres, Ihr wißt, die sechzehnhundert Livres, die er bei der Belagerung von La Rochelle durch die Überbringung eines Briefes an Lord Winter gewonnen hat, hat er einen kleinen Laden Rue des Lombards eröffnet und ist Zuckerbäcker.«

»Ah, er ist Zuckerbäcker in der Rue des Lombards? Aber wie kommt es, daß er Euch folgt?«

»Er hat einige Streiche gemacht«, erwiderte d'Artagnan, »und befürchtet deshalb beunruhigt zu werden.«

»Nun wohl, wenn man Euch einst gesagt hätte, mein Lieber, Planchet würde eines Tages Rochefort retten, und Ihr würdet ihn deshalb verbergen?«

»So hätte ich es nicht geglaubt. Aber was wollt Ihr? die Ereignisse ändern die Menschen.«

»Nichts ist wahrer«, sagte Porthos. »Aber was sich nicht ändert, oder was sich vielmehr nur ändert, um besser zu werden, das ist der Wein. Kostet einmal diesen. Es ist ein spanisches Gewächs, das unser Freund Athos sehr achtete, es ist Xeres.«

In diesem Augenblick kam der Intendant, um seinen Herrn über den Küchenzettel des andern Tages und auch über die beabsichtigte Jagdpartie befragen.

»Sage mir, Mouston«, sprach Porthos, »meine Waffen, sind in gutem Stande?«

D'Artagnan fing an auf dem Tische zu trommeln, um seine Verlegenheit zu verbergen.

»Was für Waffen, gnädiger Herr?« fragte Mouston.

»Meine Kriegswaffen.«

»Ja, gnädiger Herr, Ich glaube wenigstens.«

»Du wirst Dich morgen überzeugen und sie putzen lassen, wenn es notwendig ist.«

»Welches von meinen Pferden ist der beste Renner?«

»Vulcan.«

»Welches ist am bestes für Strapazen?«

»Bayard.«

»Welches Pferd liebst Du für Deine Person?«

»Ich liebe Rustand, gnädiger Herr. Es ist ein gutes Tier, mit dem ich mich am besten verständige.«

»Es ist kräftig, nicht wahr?«

»Normanne mit Mecklenburger gekreuzt. Er würde Tag und Nacht gehen.«

»So ist es gut. Du läßt die drei Tiere gehörig stärken, putzest meine Waffen oder läßt sie putzen, dann Pistolen für Dich und ein Jagdmesser.«

»Wir reisen also, gnädiger Herr?« sprach Mousqueton, bereits sehr unruhig.

D'Artagnan, welcher bis jetzt nur unzusammenhängende Dinge getrommelt hatte, schlug einen Marsch.

»Noch etwas Besseres, Mouston«, antwortete Porthos.

»Wir machen eine Expedition, gnädiger Herr?« sprach der Intendant, dessen Rosen sich in Lilien zu verwandeln anfangen.

»Wir treten wieder in den Dienst, Mouston«, erwiderte Porthos, indem er seinem Schnurrbart die martialische Biegung zu geben versuchte, die er verloren hatte.

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als Mousqueton von einem Zittern befallen wurde, das seine dicken, geaderten Backen schüttelte. Er schaute d'Artagnan mit einer unbeschreiblichen Miene zarten Vorwurfs an, die der Offizier nicht ertragen konnte, ohne sich gerührt zu fühlen.

Dann wankte er und sprach mit einer beinahe erstickten

Stimme:

»Dienst, Dienst bei der Armee des Königs?«

»Ja oder Nein. Wir ziehen ins Feld, suchen allerlei Abenteuer und fangen das Leben von ehemals wieder an.«

Dieses Wort fiel wie ein Blitzstreich auf Mousqueton, es war dieses furchtbare Ehemals, was das letzte so angenehm machte.

»Oh, mein Gott! was höre ich?« sprach Mousqueton, mit einem immer mehr flehenden Blicke an die Adresse von d'Artagnan gerichtet.

»Was wollt Ihr, mein armer Mouston?« sprach d'Artagnan. »Das Schicksal . . . «

Trotz der Vorsicht von d'Artagnan, ihn nicht zu duzen und seinem Namen das von ihm gewünschte Maß zu geben, empfing Mousqueton nichtsdestoweniger den Schlag, und dieser Schlag war so furchtbar, daß er ganz niedergeschmettert hinausging, wobei er die Türe zu schließen vergaß.

»Dieser gute Mousqueton! er kennt sich nicht vor Freude!« sagte Porthos mit dem Tone, dessen sich Don Quichote wohl bediente, als er Sancho Pansa aufforderte, seinen Esel zu einem letzten Feldzuge zu satteln.

Die zwei Freunde, die nun allein waren, fingen an von der Zukunft zu sprechen und Luftschlösser zu bauen. Der gute Wein von Mousqueton ließ d'Artagnan eine glänzende Perspektive von Quadrupeln und Pistolen, Porthosdas blaue Band und den Herzogsmantel erschauen. Es ist nicht zu verbergen, daß sie auf dem Tische schliefen, als man kam und sie aufforderte, zu Bette zu gehen.

Doch am anderen Morgen wurde Mousqueton einigermaßen von d'Artagnan getröstet, der ihm mitteilte, der Krieg würde wahrscheinlich im Herzen von Paris und im Bereiche den Schlosses du Vallon, welches unweit von Corbeille lag, von Bracieux, welches bei Melun, und von Pierrefonds, welchen zwischen Compiègne und Villers-Cotterets war, geführt werden.

Aber es scheint mir, daß ehemals . . . « sprach Mousqueton schüchtern.

»Oh«, sagte d'Artagnan, »man führt den Krieg nicht mehr auf die Weise, wie ehemals. Gegenwärtig sind es diplomatische

Angelegenheiten, fragt nur Planchet!«

Mousqueton zog Erkundigungen bei seinem alten Freunde ein, welcher in jeder Beziehung das, was d'Artagnan gesagt hatte, bestätigte. Nur, fügte er bei, laufen in diesem Kriege die Gefangenen Gefahr, gehenkt zu werden.

»Pest!« sprach Mousqueton, »ich glaube, die Belagerung von La Rochelle wäre mir lieber.«

Porthos, nachdem er seinen Gast ein Reh hatte erlegen lassen, nachdem er ihn von seinen Waldungen auf seinen Berg, von seinem Berg an seine Teiche geführt, nachdem er ihm seine Windhunde, seine Meute, Gredinet, kurz Alles, was er besaß, gezeigt und ihm darauf weitere verschwenderische Mahle gegeben hatte, forderte von d'Artagnan, der ihn nun verlassen mußte, um seinen Weg fortzusetzen, bestimmte Instruktionen.

»So hört, mein Freund«, erwiderte der Bote, »ich brauche vier Tage von hier nach Blois, einen Tag bleibe ich dort, drei bis vier Tage brauche ich zur Rückkehr nach Paris. Reist also in einer Woche mit Eurer Equipage ab; nehmt Euer Absteigquartier in der Rue Tiquetonne im Gasthofe zur Rehziege und erwartet dort meine Rückkehr.«

»Abgemacht«, sprach Porthos.

»Ich mache eine Reise ohne Hoffnung zu Athos«, sagte d'Artagnan; »aber obgleich ich ihn für unfähig geworden hatte, so muß man doch, gewisse Rücksichten gegen seine Freunde beobachten.«

»Wenn ich mit Euch ginge«, versetzte Porthos, »es würde mich vielleicht zerstreuen.«

»Es ist möglich«, antwortete d'Artagnan, »und mich auch; aber Ihr hattet keine Zeit mehr, um Eure Vorbereitungen zu treffen.«

»Das ist wahr. Geht also und guten Mut. Ich, was mich betrifft, bin voll Eifer.«

»Vortrefflich!« sprach d'Artagnan.

Und sie trennten sich auf der Grenze des Gebieten von Pierrefonds, bis an welche Porthos seinen Freund begleitete.

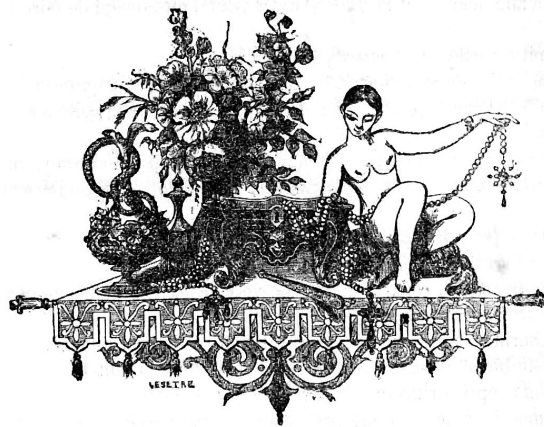
»Wenigstens«, sprach d'Artagnan, den Weg nach Villers-Cotterets einschlagend, »wenigstens werde ich nicht allein sein. Dieser Teufel von einem Porthos besitzt noch tüchtige Kräfte.

Kommt Athos hinzu, so sind mir zu Drei und können über Aramis, diesen kleinen Glücksjäger, spotten.«

In Villers-Cotterets schrieb er an den Kardinal.

»Monseigneur, ich kann Eurer Eminenz bereits Einen anbieten, und dieser Eine ist zwanzig Mann wert. — Ich reise nach Blois ab, der Graf de la Fère wohnt in der Nähe dieser Stadt im Schlosse Bragelonne.«

Und hiernach schlug er, sich mit Planchet beratend, der ihm während seiner langen Reise sehr zur Zerstreung diente, den Weg nach Blois ein.



XV.

Zwei Engelsköpfe.

Es handelte sich um einen langen Weg, d'Artagnan kümmert sich aber nicht darum; er wußte, daß sich seine Pferde an den reichen Raufen des Gebieters von Bracieux gestärkt hatten. Er unternahm also mit vollem Vertrauen die vier oder fünf Tagesmärsche, die er, gefolgt von dem treuen Planchet, zu machen hatte.

Um die Langeweile zu vertreiben, ritten diese zwei Männer beständig neben einander und plauderten. d'Artagnan hatte allmählig den Herrn aufgegeben und Planchet hatte völlig die Lackeienhaut abgestreift. Es war dies ein Schlaukopf, der seit seinem improvisierten Bürgertum die freien Bissen der Landstraße, so wie das Gespräch und die glänzende Gesellschaft von Edelleuten oft beklagt hatte und in einem Gefühle persönlicher Würde darunter litt, daß er sich durch die beständige Berührung mit Leuten von platten Ideen entwertet werden sah.

Es erhob sich also bald bei Demjenigen, welchen er noch seinen Herrn nannte, zum Range einen Vertrauten. d'Artagnan hatte seit langen Jahren sein Herz nicht erschlossen. So kam es, daß diese zwei Männer, als sie sich wiederfanden, sich auf eine bewunderungswürdige Weise zu verständigen wußten.

Planchet war kein ganz gewöhnlicher Gefährte bei Abenteuern. Er war ein Mann von gutem Rate; ohne, die Gefahr zu suchen, wich er nicht vor Streichen zurück, wie d'Artagnan wiederholt zu bemerken die Gelegenheit gehabt hatte. Er war Soldat gewesen und die Waffen adelten. Und dann mehr als Alles dies, wenn d'Artagnan seiner bedurfte, so war Planchet ihm auch nicht unnütz. d'Artagnan und Planchet gelangten so gleichsam auf dem Fuße von guten Freunden nach Blaisois.

Auf dem Wege sagte d'Artagnan, den Kopf schüttelnd und auf den Gedanken zurückkommend, der ihn beständig beschäftigte:

»Ich weiß wohl, daß mein Schritt bei Athos vergeblich und albern ist, aber ich bin dieses Verfahren einem alten Freunde, einem Manne schuldig, der den Stoff zu dem hochherzigsten,

dem edelmütigsten von allen Menschen in sich trug.«

»Oh, Herr Athos war ein tüchtiger, stolzer Edelmann!« rief Planchet.

»Nicht wahr?« versetzte d'Artagnan.

»Ein Herr, der Geld ausstreute, wie der Himmel hageln läßt«, fuhr Planchet fort, »ein Mann, der das Schwert mit königlichem Ansehen in die Hand nahm. Erinnert Ihr Euch, Herr, des Zweikampfes mit den Engländern in der Umfriedung des Karmeliterklosters. Ach, wie schön und herrlich anzuschauen war Herr Athos an diesem Tage, als er zu seinem Gegner sagte:

»Ihr habt verlangt, daß ich Euch meinen Namen sage, mein Herr, desto schlimmer für Euch, denn ich werde genötigt sein, Euch zu töten.« Ich war in seiner Nähe und hörte ihn. Dies ist Wort für Wort seine Rede. Und dieser Blick, als er seinen Gegner berührte, wie er es gesagt hatte, und als sein Gegner fiel, ohne nur ein Uff zu sagen. Ach, gnädiger Herr, ich wiederhole, es war ein tüchtiger, stolzer Edelmann.«

»Ja«, versetzte d'Artagnan, »Alles dies ist wahr, wie das Evangelium. Aber durch einen einzigen Fehler wird er alle seine schönen Eigenschaften verloren haben.«

»Ich erinnere mich«, erwiderte Planchet. »Er liebte den Trunk, oder vielmehr: er trank. Aber er trank nicht wie Andere. Seine Augen sagten nichts, wenn er das Glas an die Lippen setzte. In der Tat, nie war ein Stillschweigen so sprechend. Mir kam es vor, als hörte ich ihn murmeln: ›Tritt ein, Trank, und verjage meinen Kummer.« Und wenn er den Fuß einen Glases oder den Hals einer Flasche zerbrach, so gab es nur ihn, der es so machen konnte.«

Wohl«, versetzte d'Artagnan, »aber welch' ein trauriges Schauspiel harret unserer heute. Dieser treffliche Edelmann mit dem stolzen Auge, dieser schöne Kavalier, der unter den Waffen so glänzend aussah, daß man sich stets wunderte, daß er einen einfachen Degen statt eines Kommandanturstabes in der Hand hielt, er wird in einen gekrümmten Greis mit roter Nase und triefenden Augen verwandelt worden sein. Wir werden ihn auf irgend einem Rasen liegend finden, von wo er uns mit matten Augen anschaut und vielleicht nicht erkennt. Gott ist mein Zeuge«, fügte d'Artagnan bei, »ich würde dieses traurige

Schauspiel fliehen, wenn mir nicht daran läge, dem glorreichen Schatten des erhabenen Grafen de la Fère, den wir so sehr liebten, meine Achtung zu bezeugen.«

Planchet schüttelte den Kopf und sagte nichts, man sah, daß er die Befürchtungen seines Herrn teilte.

»Und dann«, fuhr d'Artagnan fort, »diese Hinfälligkeit, denn Athos ist jetzt alt; auch Armuth vielleicht, er wird das Wenige, was er besaß, vernachlässigt haben. Und dann der schmutzige Grimaud, stummer als je, und mehr Trunkenbold, als sein Herr, . . . Höre, Planchet, Alles dies schneidet mir in das Herz.«

»Es ist mir, als sehe ich ihn vor mir, lallend und wankend«, sprach Planchet in kläglichem Tone.

»Ich muß gestehen«, versetzte d'Artagnan, »ich fürchte nur, Athos nimmt meinen Antrag in einem Augenblick kriegerischer Trunkenheit an. Das wäre für Porthos und mich ein großes Unglück und besonders eine wahre Verlegenheit. Aber während seiner ersten Orgie verlassen wir ihn, dann hat die Geschichte ein Ende. Wenn er wieder zu sich kommt, wird er es wohl begreifen.«

»Jedenfalls, gnädiger Herr«, sagte Planchet, »werden wir bald hierüber Licht bekommen, denn ich glaube, jene hohen Mauern, welche in der untergehenden Sonne erröten, sind die Mauern von Blois.«

»Das ist sehr wahrscheinlich«, sprach d'Artagnan.

»Reiten wir in die Stadt hinein?« fragte Planchet.

»Allerdings, um Erkundigungen einzuziehen.«

»Gnädiger Herr, ich rate Euch, wenn wir dahin kommen, von gewissen Crème-Töpfen zu genießen, von denen ich viel habe sprechen hören, welche man oder leider nicht nach Paris kommen lassen kann und an Ort und Stelle genießen muß.«

»Gut, sei unbesorgt, wir werden davon essen.«

In diesem Augenblick kam einer von den schwerem mit Ochsen bespannten Wagen, die das in den schonen Waldungen der Gegend gefüllte Holz bis nach den Häfen der Loire führen, auf einem Wege voll von Geleisen auf die Straße, welche die zwei Reiter verfolgten. Ein Mann begleitete diesen Wagen, er hatte in der Hand eine lange Peitsche, woran ein Nagel befestigt war, mit welchem er sein langsames Gespann antrieb.

»He, Freund«, rief Planchet dem Ochsentreiber zu.

»Was steht zu Dienst, meine Herren?« sagte der Bauer mit der den Leuten dieser Gegend eigentümlichen Reinheit der Sprache, welche die städtischen Puristen der Place de la Sorbonne und der Rue de l'Université beschämen würde.

»Wir suchen das Haus des Herrn Grafen de la Fère«, sprach d'Artagnan. »Kennt Ihr diesen Namen unter den hohen Herren der Umgegend?«

Der Bauer nahm den Hut ab und antwortete: »Meine Herren, dieses Holz, welches ich fahre, gehört ihm. Ich habe es in seinem Walde gefällt und bringe es nach dem Schlosse.«

D'Artagnan wollte diesen Menschen nicht befragen; es widerstrebte ihm, von einem Andern sagen zu hören, was er selbst zu Planchet gesagt hatte.

»Das *Schloß*«, sagte er zu sich selbst, »das *Schloß!* oh! ich begreife, Athos ist nicht sehr duldsam; er wird seine Bauern genötigt haben, ihn Monseigneur und sein Nest ein Schloß zu nennen. Er besaß eine schwere Hand, dieser liebe Athos, besonders wenn er getrunken hatte.«

Die Ochsen rückten langsam vorwärts. D'Artagnan und Planchet marschierten hinter dem Wagen; dieser Gang machte sie ungeduldig.«

»Dies ist also der Weg?« fragte d'Artagnan den Ochsentreiber, »und wir können ihm, ohne Furcht uns zu verirren, folgen?«

»Oh! mein Gott, ja, Herr«, sprach der Mann, »Ihr könnt ihm ruhig folgen, ohne Euch in Begleitung dieser trägen Tiere zu langweilen. Ihr habt nur eine halbe Meile zurückzulegen und werdet dann rechts ein Schloß erblicken. Man sieht es hier noch nicht wegen einer Wand von Pappelbäumen, die es verbirgt. Dieses Schloß ist nicht Bragelonne, sondern La Vallière. Ihr reitet daran vorbei; aber drei Büchenschüsse weiter ist ein großes weißes Haus mit einem Schieferdache, auf einem von ungeheuren Maulbeerfeigenbäumen beschatteten Hügel erbaut. Dies ist das Schloß des Herrn Grafen de la Fère.«

»Ist die halbe Meile sehr lang?« fragte d'Artagnan, denn es gibt in dem schönen Frankreich gar verschiedenartige Meilen.«

»Zehn Minuten Wegs, Herr, für die zarten Beine Eures

Pferdes.«

D'Artagnan dankte dem Ochsentreiber und gab seinem Rosse die Sporen. Aber unwillkürlich beunruhigt durch den Gedanken, den seltsamen Mann wiederzusehen, den er so sehr geliebt, der so viel durch seine Ratschläge und sein Beispiel zu seiner edelmännischen Erziehung beigetragen hatte, ließ er sein Pferd wieder langsamer gehen und senkte den Kopf wie ein Träumer.

Planchet hatte ebenfalls in dem Begegnen und in der Haltung dieses Bauern Stoff zu ernststen Betrachtungen gefunden. Nie hatte er in der Normandie, in Franche-Comté, in Artois, in Picardie, in diesen Ländern, in welchen er sich hauptsächlich aufgehalten hatte, bei den Dorfbewohnern dieses leichte Wesen, dieses artige Benehmen, diese gereinigte Sprache wahrgenommen. Er war versucht zu glauben, er hätte irgend einen Edelmann gesehen, einen Frondeur, der aus politischen Gründen, wie er, genötigt gewesen wäre, sich zu verkleiden.

An der Biegung des Weges erschien das Schloß La Vallière, wie es der Ochsentreiber gesagt hatte, vor den Augen der Reisenden, dann eine Viertelmeile weiter hob sich das weiße Haus, umgeben den seinen Maulbeerfeigenbäumen, auf dem Grunde einer dicken Gruppe von Bäumen hervor, welche der Frühling mit einem Blütenschnee bestreut hatte.

Bei diesem Anblicke fühlte d'Artagnan, der gewöhnlich nur sehr wenig in Aufregung geriet, eine seltsame Unruhe in der Tiefe seines Herzens. So mächtig sind das ganze Leben hindurch die Jugenderinnerungen. Planchet, der nicht dieselben Motive zu solchen Eindrücke-n hatte, schaute, erstaunt, seinen Herrn so bewegt zu sehen, abwechselnd d'Artagnan und das Haus an.

Der Musketier ritt noch einige Schritte vorwärts und befand sich vor einem Gitter, das mit dem Geschmacke gearbeitet war, welcher die Gießereien jener Zeit auszeichnete.

Man sah durch dieses Gitter einen sorgfältig gepflegten Küchengarten, einen geräumigen Hof, in welchem mehrere Reitpferde stampften, die von Bedienten in verschiedenen Livreen gehalten wurden, und einen Wagen mit zwei Pferden bespannt.

»Wir täuschen uns, oder dieser Mann hat uns getäuscht«, sagte d'Artagnan, »hier kann Athos nicht wohnen. Mein Gott, sollte er

tot sein und dieses Gut einem seines Namens gehören? Steig ab, Planchet, und erkundige Dich. Ich gestehe, daß ich meines Theils nicht den Mut dazu habe.«

Planchet stieg ab.

»Du fügst bei«, sagte d'Artagnan, ein vorüberziehender Edelmann wünsche die Ehre zu haben, den Herrn Grafen de la Fère zu begrüßen, und wenn Du mit der Auskunft, die Du erhältst, zufrieden bist, so nennst Du mich.«

Sein Pferd am Zügel führend, näherte sich Planchet dem Thore, ließ die Glocke des Gitters ertönen, und alsbald erschien ein Mann vom Dienste mit weißem Haare, aber von gerader Gestalt, und empfing Planchet.

»Wohnt hier der Herr Graf de la Fère?« fragte Planchet.

»Ja, Herr, so ist es«, antwortete der Diener, welcher keine Livree trug.

»Ein Seigneur, der sich vom Dienst zurückgezogen hat, nicht wahr?«

»Ganz richtig.«

»Und der einen Lackeien Namens Grimaud hatte«, versetzte Planchet, welcher mit seiner gewöhnlichen Klugheit nicht genug Erkundigungen einziehen zu können glaubte.

»Herr Grimaud ist in diesem Augenblicke vom Schlosse abwesend«, erwiderte der Diener und begann, an solche Verhöre nicht gewöhnt, Planchet vom Kopfe bis zu den Füßen zu betrachten.

»Dann sehe ich«, rief Planchet strahlend, »daß es derselbe Graf de la Fère ist, den wir suchen. Wollt mir also öffnen, denn ich wünsche dem Herrn Grafen meinen Herrn, einen ihm befreundeten Edelmann, zu melden, der ihn zu begrüßen beabsichtigt.«

»Warum sagtet ihr mir das nicht früher?« sprach der Diener, das Gitter öffnend. »Aber Euer Herr, wo ist er?«

»Hinter mir, er folgt mir.«

Der Diener ging Planchet voraus und dieser machte d'Artagnan ein Zeichen, welcher mit pochendem Herzen in den Hof einritt.

Als Planchet auf der Freitreppe war, hörte er eine Stimme, welche aus einem unteren Saale kam und sagte:

»Nun, wo ist denn dieser Edelmann und warum wird er nicht hierher geführt?«

Diese Stimme, welche bis zu d'Artagnan drang, erweckte in seinem Innern tausend vergessene Erinnerungen, tausend Gefühle. Er sprang rasch vom Pferde, während Planchet, ein Lächeln auf den Lippen, auf den Herrn des Hauses zuging.

»Ah, ich kenne diesen Burschen«, sagte Athos, als er Planchet auf der Schwelle erblickte.

»Oh ja, Herr Graf, Ihr kennt mich und ich kenne Euch auch sehr gut. Ich bin Planchet, Herr Graf, Planchet, Ihr wißt wohl . . . « Der ehrliche Diener konnte nicht mehr sprechen, so war er betroffen von dem unerwarteten Anblick des Edelmanns.

»Wie, Planchet!« rief Athos. »Sollte Herr d'Artagnan hier sein?«

»Hier bin ich, Freund, hier bin ich, teurer Athos«, rief d'Artagnan stammelnd und beinahe wankend.

Bei diesen Worten trat eine sichtbare Bewegung auf dem schönen Antlitz und den ruhigen Zügen von Athos hervor. Er machte rasch zwei Schritte gegen d'Artagnan, ohne ihn aus dem Blicke zu verlieren, und schloß ihn zärtlich in seine Arme. d'Artagnan, welcher sich etwas von seiner Unruhe erholte, drückte ihn mit einer Herzlichkeit, die in Tränen in seinen Augen glänzte, an seine Brust.

Athos nahm ihn nun an der Hand und führte ihn in den Salon, wo mehrere Personen versammelt waren. Alle Anwesenden standen auf.

»Ich stelle Euch«, sprach Athos, »den Herrn Chevalier d'Artagnan, Lieutenant bei den Muskietieren Seiner Majestät des Königs, vor, einen sehr ergebenen Freund und einen der bravsten und liebenswürdigsten Edelleute, die ich kennen gelernt habe.«

Dem Gebrauche gemäß empfing d'Artagnan die Komplimente der Versammelten, gab sie nach Kräften zurück, nahm im Kreise Platz und fing an, Athos prüfend anzuschauen, während das einen Augenblick unterbrochene Gespräch wieder allgemein wurde.

Seltsamer Weise hatte Athos kaum gealtert. Frei von den blauen Kreisen, welche Nachtwachen und Orgien hervorbringen, schienen seine schönen Augen größer und von einem reineren

Glanze, als zuvor; sein etwas verlängertes Gesicht hatte das an Majestät gewonnen, was es an fieberhafter Aufregung verloren hatte; seine trotz der Weichheit des Fleisches immer noch bewunderungswürdige nervige Hand trat blendend unter einer Manchette hervor, wie gewisse Hände von Titian und Van Dyk; er war schlanker, als früher; seine breiten, gut geformten Schultern kündigten ungewöhnliche Stärke an; seine nun langen, wenig mit grauen durchstreuten, schwarzen Haare fielen zierlich und wellenförmig in natürlicher Biegung auf die Schultern herab; seine Stimme war so frisch, wie die eines fünfundzwanzigjährigen Mannes, und seine prächtigen, weiß und unverletzt erhaltenen, Zähne verliehen fernem Lächeln einen unaussprechlichen Zauber.«

Die Gäste des Grafen, welche an der unmerklichen Kälte der Unterhaltung wahrnahmen, daß die zwei Freunde vor Begierde allein zu sein brannten, schickten sich mit der ganzen Kunst und Artigkeit früherer Zeiten zum Abgange an, zu dieser wichtigen Angelegenheit der Leute von der großen Welt, so lange es noch eine große Welt gab, als man im Hofe einen gewaltigen Lärmen von Hunden vernahm und mehrere Personen zu gleicher Zeit sagten:

»Ah! Raoul kehrt zurück.«

Athos schaute bei dem Namen Raoul d'Artagnan an und schien die Neugierde zu beobachten, welche dieser Name auf seinem Gesichte hervorbringen müßte. Aber d'Artagnan begriff noch nichts; er hatte sich von seinem Staunen noch nicht erholt und wandte sich daher beinahe maschinenmäßig um, als ein hübscher junger Mensch, einfach, aber geschmackvoll gekleidet, seinen mit langen roten Federn geschmückten Hut anmutig abnehmend, in den Salon eintrat.

Diese neue, ganz unerwartete Erscheinung berührte ihn übrigens ungemein. Eine ganze Welt von Gedanken stellte sich vor seinen Geist und erläuterte ihm durch alle Quellen seines Verstandes die Veränderung von Athos, welche ihm unerklärlich vorgekommen war. Eine seltsame Ähnlichkeit zwischen dem Edelmann und dem Kinde enträtselte ihm das Geheimnis dieses wiedergeborenen Lebens. Er wartete schauend und horchend.«

»Ihr seid zurück, Raoul«, sprach der Graf.

»Ja, Herr«, antwortete der Jüngling ehrfurchtsvoll, »und ich habe mich des Auftrags entledigt, den Ihr mir gegeben.«

»Aber was habt Ihr?« fragte Athos besorgt; »Ihr seid bleich und scheint aufgeregt?«

»Es rührt davon her«, erwiderte der Jüngling, »daß unserer kleinen Nachbarin ein Unglück widerfahren ist.«

»Dem Fräulein da la Vallière?« versetzte Athos lebhaft.

»Was denn?« fragten mehre Stimmen.

»Sie ging mit ihrer guten Marceline in der Einfriedung spazieren, wo die Holzfäller ihre Bäume abvieren, als ich vorüberreitend sie wahrnahm und anhielt. Sie bemerkte mich ebenfalls und wollte von einem Holzstoß, auf den sie gestiegen war, herabspringen, aber der Fuß des armen Kindes fiel falsch auf und sie konnte sich nicht mehr erheben. Sie hat sich, glaube ich, den Knöchel verstaucht.«

»Oh, mein Gott!« rief Athos, »und Frau von Saint-Remy, ihre Mutter, ist sie davon benachrichtigt?«

»Nein, Herr. Frau von Saint-Remy ist in Blois bei der Frau Herzogin von Orleans. Ich fürchte, die erste Hilfe könnte schlecht angewendet werden, und eilte hierher, um Euch um Rat zu fragen.«

»Schickt geschwinde nach Blois, Raoul, oder vielmehr nehmt Euer Pferd und reitet schleunigst selbst dahin.«

Raoul verbeugte sich.

»Aber wo ist Louise?« fuhr der Graf fort.

»Ich habe sie bis hierher gebracht und bei der Frau von Charlot abgesetzt, welche sie mittlerweile den Fuß in Eiswasser stecken ließ.«

Nach dieser Erklärung, welche eine Gelegenheit zum Aufbruche bot, nahmen die Gäste von Athos Abschied von diesem; der alte Herzog von Barbé allein, der in Folge einer zwanzigjährigen Freundschaft mit dem Hause de la Vallière vertraulich zu Werke ging, suchte dies kleine Louise auf, welche weinte, aber, als sie Raoul erblickte, ihre schönen Augen abtrocknete und wieder lächelte.

Der Herzog machte nun den Vorschlag sie in seinem Wagen nach Blois zu führen.

»Ihr habt Recht, gnädiger Herr«, sagte Athos »sie wird früher bei ihrer Mutter sein; Ihr, Raoul, werdet wohl unbesonnen gehandelt haben und seid an diesem Unfall schuld.«

»Oh! nein, nein, Herr, ich schwöre es Euch!« rief das Mädchen, während der junge Mann bei dem Gedanken, vielleicht die Ursache dieses Unfalls zu sein, erbleichte.

»Oh Herr, ich versichere Euch«, murmelte Raoul. »Ihr geht nichtsdestoweniger nach Blois«, fuhr der Graf wohlwollend fort, und entschuldigt Euch und mich bei Frau von Saint-Remy; dann kehrt Ihr zurück.«

Die Farben erschienen wieder aus den Wangen des Jünglings; nachdem er mit den Augen den Grafen gefragt hatte, nahm er in seine bereits kräftigen Arme das kleine Mädchen, dessen hübscher, vom Schmerze bewegter und zugleich lächelnder Kopf auf seinen Schultern ruhte, und trug es sachte in den Wagen; dann sprang er mit der Leichtigkeit und Eleganz eines vollendeten Stallmeisters zu Pferde, begrüßte Athos und d'Artagnan und entfernte sich rasch, neben dem Schlage des Wagens reitend, in dessen Inneres seine Blicke beständig geheftet blieben.

XVI.

Das Schloß Bragelonne.

D'Artagnan war während dieser ganzen Szene gleichsam Augen und Mund aufgesperrt geblieben; er fand die Dinge so wenig seiner Vorhersehung entsprechend, daß er sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen konnte.

Athos reichte ihm den Arm und führte ihn in den Garten.

»Während man uns Abendbrot bereitet«, sagte er lächelnd, »wird es Euch nicht unangenehm sein, nicht wahr, mein lieber Freund, ein wenig Licht über dieses ganze Geheimnis zu bekommen, das Euch in Träume versenkt?«

»Allerdings, Herr Graf«, erwiderte d'Artagnan, welcher fühlte, wie Athos allmählig die ungeheure Überlegenheit der Aristokratie wieder über ihn gewann, die er immer gehabt hatte.

Athos schaute ihn mit seinem sanften Lächeln an.

»Vor Allem, mein lieber d'Artagnan«, sprach er, »gibt es hier keinen Herrn Grafen. Wenn ich Euch Chevalier nannte, so geschah es, weil ich Euch meinen Gästen vorstellte und damit sie wüßten, wer Ihr wäret, aber für Euch bin ich hoffentlich stets Athos, Euer Gefährte, Euer Freund. Oder zieht Ihr vielleicht das Zeremoniel vor, weil Ihr mich minder liebt.«

»Oh! Gott behüte mich!« rief der Gascogner mit einem von den loyalen Jugend-Ausbrüchen wie man sie so selten im reiferen Alter wieder findet.

»Dann wollen wir zu unseren Gewohnheiten zurückkehren und, um damit anzufangen, offenherzig sein. Alles setzt Euch hier in Erstaunen?«

»In ein tiefes Erstaunen.«

»Aber worüber Ihr Euch am meisten wundert«, sagte Athos lächelnd, »das bin ich, gesteht es nur.«

»Ich gestehe es.«

»Ich bin noch jung, nicht wahr, trotz meiner neunundvierzig Jahre? Ich bin noch zu erkennen.«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte d'Artagnan, bereit die

Aufforderung von Athos, offenherzig zu sein, -zu über- treiben,
»Ihr seid es nicht mehr.«

»Ah! ich begreife«, sprach Athos leicht errötend, »Alles hat sein Ende, d'Artagnan, die Narrheit, wie jede andere Sache.«

Sodann ist eine Veränderung in Euren Vermögensumständen vorgegangen. Ihr seid herrlich quartiert, dieses Haus gehört Euch, wie ich voraussehe.«

»Ja, das ist das kleine Gut, Ihr wißt, mein Freund, von dem ich, als ich den Dienst verließ, Euch sagte, ich hätte es geerbt.«

»Ihr habt einen Park, Pferde-. Equipagen.«

Athos lächelte und erwidert:

»Der Park hat zwanzig Morgen, wozu der Küchengarten und die Gesindewohnungen gehören. Die Zahl meiner Pferde beläuft sich auf zwei, wobei ich, wohl verstanden, den Stumpfohr meines Bedienten nicht rechne. Meine Equipagen beschränken sich auf vier Leithunde, zwei Windhunde und einen Hühnerhund. Und dieser ganze Meute-Luxus ist nicht einmal für mich«, fügte Athos lächelnd bei.

»Ich begreife«, versetzte d'Artagnan, »er ist für den jungen Menschen, für Raoul.«

Und d'Artagnan schaute Athos unwillkürlich lächelnd an.

»Ihr habt es erraten, mein Freund«, sprach Athos.

»Und der junge Mensch ist Euer Tischgenosse, Euer Taufpate, vielleicht Euer Vetter! Ah! wie habt Ihr Euch doch verändert, mein lieber Athos.«

»Dieser junge Mensch«, erwiderte Athos ruhig, »dieser junge Mensch ist eine Waise, d'Artagnan, die seine Mutter bei einem armen Landpfarrer zurückgelassen hatte; ich habe sie ausgezogen.«

»Der Knabe muß sehr anhänglich an Euch sein?«

»Ich glaube, er liebt mich, als wäre ich sein Vater.«

»Er ist sehr dankbar?«

»Oh! was die Dankbarkeit betrifft«, versetzte Athos, »sie ist gegenseitig, ich bin ihm eben so viel schuldig, als er mir, und, ich sage es ihm nicht, aber Euch, ich bin ihm noch verpflichtet.«

»Wie dies?« fragte der Musketier erstaunt.

»Ei, mein Gott, ja! Er hat in mir die Veränderung hervorgebracht, die Ihr wahrnehmt, ich verdorrte, wie ein armer, vereinzelter Baum, welcher durch kein Band mehr mit der Erde zusammenhängt; nur eine tiefe Neigung konnte mich wieder im Leben Wurzel schlagen lassen. Eine Geliebte? ich war zu alt. Freunde? ich hatte Euch nicht mehr bei mir. Dieser Knabe ließ mich nun Alles wiederfinden, was ich verloren hattet ich hatte nicht mehr den Mut, für mich zu leben, ich lebte für ihn. Die Lektionen sind viel für ein Kind; das Beispiel ist noch mehr wert. Ich gab ihm das Beispiel, d'Artagnan. Die Fehler, welche ich hatte, legte ich ab, die Tugenden, die ich nicht hatte, gab ich mir den Anschein zu besitzen. Ich glaube nicht, daß ich mich täusche, d'Artagnan, Raoul ist bestimmt, ein so vollkommener Edelmann zu sein, als es unserem verarmten Zeitalter einen zu liefern vergönnt ist.«

D'Artagnan scharfte Athos mit wachsender Bewunderung an; sie spazierten unter einer schattigen, kühlen Allee, durch welche schräg einige Strahlen der untergehenden Sonne schossen. Einer von diesen goldenen Strahlen beleuchtet das Antlitz von Athos, und seine Augen schienen das ruhige Feuer des Abends, welches sie empfangen, wieder von sich zu geben.«

Der Gedanke an Mylady regte sich in dem Geiste von d'Artagnan.

»Und Ihr seid glücklich?« sagte er zu seinem Freunde.

Das scharfe Auge von Athos drang bis in die Tiefe des Herzens von d'Artagnan und schien darin seine Gedanken zu lesen.

»So glücklich, als es einem Geschöpfe Gottes auf Erden zu sein gestattet ist. Aber vollendet Euren Gedanken, d'Artagnan, Ihr habt ihn mir nicht ganz gesagt.«

»Ihr seid furchtbar, Athos, und man kann Euch nichts verbergen. Nun wohl, ja, ich wollte Euch fragen, ob Ihr nicht zuweilen unerwartete Regungen von Schrecken habt, welche . . . «

»Gewissensbissen gleichen?« fuhr Athos fort. »Ich vollende Euren Satz, mein Freund, Ja oder nein, ich habe keine Gewissensbisse, weil jene Frau, wie ich glaube, die Strafe verdiente, die sie ausstehen mußte. Ich habe keine

Gewissensbisse, denn, wenn wir sie hätten leben lassen, so würde sie ohne Zweifel ihr Zerstörungswerk fortgesetzt haben; damit ist aber nicht gesagt, mein Freund, ich hege die Überzeugung, wir seien berechtigt gewesen, das zu tun, was wir taten. Vielleicht heischt jedes vergossene Blut eine Sühnung; sie hat die ihrige vollendet, möglicher Weise kommt die Reihe auch noch an uns, sie zu vollenden.«

»Zuweilen dachte ich wie Ihr, Athos.«

»Sie hatte einen Sohn, diese Frau?«

»Ja.«

»Habt Ihr von ihm sprechen hören?«

»Nie.«

»Er muß drei und zwanzig Jahre alt sein«, murmelte Athos.
»Ich denke oft an diesen jungen Mann, d'Artagnan.«

»Das ist sonderbar. Ich hatte ihn vergessen.«

Athos lächelt schwermütig.

»Und Lord Winter, habt Ihr Nachricht von ihm?«

»Ich weiß, daß er bei Karl I. sehr in Gunst war.«

»Er wird seinem Glücke gefolgt sein, und dieses ist jetzt schlecht. Halt d'Artagnan«, fuhr Athos fort, »das gehört zu dem, was ich Euch so eben sagte: er ließ das Blut von Strafford vergießen; Blut heischt Blut. Und die Königin?«

»Welche Königin?«

»Frau Henriette von England, die Tochter von Heinrich IV.?«

»Sie ist im Louvre, wie Ihr wißt.«

»Ja, wo es ihr an Miene gebricht, nicht wahr? Während der großen Kälte tu diesem Winter war ihre kranke Tochter, wie man mir gesagt hat, in Ermangelung von Holz genötigt, im Bette liegen, zu bleiben. Begreift ihr das?« fügte Athos die Achseln zuckend bei. »Die Tochter von Heinrich IV. schnatternd, weit es ihr an Holz gebricht! Warum hat sie nicht den Ersten, Besten von uns um Gastfreundschaft gebeten, statt Mazarin darum zu bitten! es würde ihr an nichts gefehlt haben.«

»Kennt Ihr sie denn, Athos?«

»Nein, meine Mutter hat sie als Kind gesehen. Habe ich Euch nie gesagt, dass meine Mutter Ehrendame von Maria von Medicis

gewesen ist.«

»Nie. Ihr sprecht von dergleichen Dingen nicht.«

»Ah! mein Gott, doch, wie Ihr seht«, versetzte Athos, »aber es muß sich eine Gelegenheit dazu bieten.«

»Porthos würde nicht so geduldig warten«, sagte d'Artagnan lächelnd.«

»Jeder hat seine eigene Natur«, mein lieber d'Artagnan. »Porthos besitzt trotz einiger Eitelkeit vortreffliche Eigenschaften. Habt Ihr ihn wiedergesehen?«

»Ich verließ ihn vor fünf Tagen«, antwortete d'Artagnan.«

Und nun erzählte er mit dem Erguß seiner gascogenischen Laune alle Herrlichkeiten von Porthos in seinem Schlosse Pierrefonds, und während er seinen Freund durchsiebte, schoß er zugleich zwei bis drei Pfeile auf die Geschicklichkeit des vortrefflichen Herrn Mouston ab.

»Ich bewundere«, sprach Athos, lächelnd über diese Heiterkeit, die ihn an ihre schönen Tage erinnerte, »ich bewundere, daß wir durch Zufall eine Gesellschaft von Männern gebildet haben, welche trotz einer zwanzigjährigen Trennung noch so eng mit einander verbunden sind. Die Freundschaft schlägt tiefe Wurzeln in redlichen Herzen, d'Artagnan; glaubt mir, nur schlechte Menschen leugnen die Freundschaft, weil sie dieselbe nicht kennen. Und Aramis?«

»Ich habe ihn auch gesehen«, antwortete d'Artagnan, »er ist mir sehr kalt vorgekommen.«

»Ah! Ihr habt ihn auch gesehen«, versetzte Athos, d'Artagnan mit seinen forschenden Augen anschauend. »Aber Ihr macht eine wahre Pilgerfahrt nach dem Tempel der Freundschaft, wie die Dichter sagen würden.«

»Allerdings«, erwiderte d'Artagnan verlegen.

»Aramis, wie Ihr wißt«, fuhr Athos fort, »ist von Natur kalt; dann ist er immer in Weiberintrigen verwickelt.«

»Ich glaube, gerade in diesem Augenblick in eine sehr ausgedehnte«, sprach d'Artagnan.

Athos antwortete nicht.

»Er ist neugierig«, dachte d'Artagnan.

Athos antwortete nicht nur nicht, sondern er gab auch dem

Gespräche eine andere Richtung.«

»Ihr seht«, sagte er, indem er d'Artagnan darauf aufmerksam machte, daß sie nach einem Spaziergang von einer Stunde zu dem Schlosse zurückgekommen waren; »wir haben die Runde auf allen meinen Besitzungen gemacht.«

»Alles ist hier reizend, und besonders hat Alles ein adeliges Aussehen«, erwiderte d'Artagnan.

In diesem Augenblick hätte man den Tritt eines Pferdes.

»Raoul kehrt zurück«, sprach Athos, »wir bekommen Nachricht von der armen Kleinen.«

Der junge Mensch erschien wirklich an dem Gitter und ritt ganz mit Staub bedeckt in den Hof ein, sprang dann von seinem Pferde, das er den Händen eines Knechtes überließ, und begrüßte den Grafen und d'Artagnan mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit.

»Dieser Herr«, sagte Athos, seine Hand auf die Schulter von d'Artagnan legend, dieser Herr ist d'Artagnan, von dem Du mich so oft sprechen hörtest, Raoul.«

»Gnädiger Herr«, sprach Raoul, sich abermals und noch tiefer verbeugend, »der Herr Graf hat Euren Namen mir als Beispiel genannt, so oft er einen unerschrockenem hochherzigen Edelmann bezeichnen wollte.«

Diesen kleine Kompliment machte einen angenehmen Eindruck auf d'Artagnan, sein Herz geriet in eine sanfte; Bewegung; er reichte Raoul eine Hand und sprach:

»Alle Lobeserhebungen, die man mir spenden mag, müssen auf den Herrn Grafen zurückgehen, denn er hat meine Erziehung in allen Dingen gemacht, und es ist nicht sein Fehler, wenn sie der Zögling schlecht benützte. Aber ich bin überzeugt, es wird ihm bei Euch besser gelingen. Ich liebe Eure Erscheinung, Raoul, und Eure Artigkeit hat mich gerührt.«

Athos war unbeschreiblich entzückt; er schaute d'Artagnan dankbar an und heftete dann auf Raoul jenes seltsame Lächeln, worauf die Jünglinge stolz sind, wenn sie es erschauen.

»Nun«, sagte d'Artagnan zu sich selbst, denn das stumme Mienenspiel war ihm nicht entgangen, »nun bin ich meiner Sache gewiß.«

»Laßt hören«, sprach Athos, »der Unfall wird hoffentlich keine Folge haben?«

»Man weiß es noch nicht, Herr, der Arzt konnte wegen der Geschwulst nichts sagen; er fürchtet jedoch, es werde ein Nerv verletzt sein.«

»Ihr seid nicht länger bei Frau von Saint-Remy geblieben?«

»Ich hatte bange, zur Stunde Euren Abendbrots nicht zurück zu sein«, erwiderte Raoul, »und Euch folglich warten zu lassen.«

In diesem Augenblick meldete ein kleiner Junge, halb Bauer halb Lackei, das Abendbrot sei aufgetragen.

Athos führte seinen Gast in einen sehr einfachen Speisesaal, dessen Fenster jedoch auf der einen Seite nach dem Garten, auf der andern nach einem Gewächshause gingen, in welchem herrliche Pflanzen blühten.

D'Artagnan warf einen Blick auf den Tisch; das Geschirr war prachtvoll; man sah, es war von dem alten Silberzeug der Familie. Auf einem Schenktische stand eine wundervolle silberne Wasserkanne. d'Artagnan blieb stehen, um sie zu betrachten.

»Oh! das ist göttlich gearbeitet«, rief er.

»Ja«, erwiderte Athos, »es ist ein Meisterwerk von einem großen florentinischen Künstler, Namens Benvenuto Cellini.«

»Und die Schlacht, die es vorstellt?«



Le Vicomte de Bragelonne.

»Ist die Schlacht von Marignan. Es ist der Augenblick, wo einer meiner Ahnen sein Schwert Franz I. gibt, der das seinige zerbrochen hat. Bei dieser Gelegenheit wurde Enguerrand de la Fère, mein Ahnherr, Ritter vom Sankt Michaels-Orden. Fünfzehn Jahre später gab ihm der König, denn er hatte nicht vergessen, daß er noch drei Stunden mit dem Schwerte seinen Freunden Enguerrand gefochten, ohne daß es absprang, gab ihm der König, sage ich diese Wasserkanne und ein Schwert, das Ihr einst vielleicht bei mir gesehen habt, auch ein schonen Stück von Goldschmiedekunst. Das war die Zeit der Riesen«, fuhr Athos fort; »wir sind Zwerge im Vergleich mit diesen Männern. Doch wir

wollen uns setzen und speisen, d'Artagnan. He! Junge«, sprach Athos zu dem kleinen Lackeien, der die Suppe aufgetragen hatte, »rufe mir Charlot.«

Das Kind entfernte sich, und einen Augenblick nachher erschien der Mann, an den sich die Reisenden bei ihrer Ankunft gewendet hatten.

»Mein lieber Charlot«, sagte Athos zu ihm, »ich empfehle Dir ganz besonders für die ganze Zeit, die er hier bleiben wird, Planchet, den Lackeien von Herrn d'Artagnan. Er liebt den guten Wein; Du hast die Kellerschlüssel. Er hat lange Zeit auf der harten Erde geschlafen und muß einem guten Bette nicht abgeneigt sein; Sorge auch hierfür.«

Charlot verbeugte sich und trat ab.

»Charlot ist ein braver Mann«, sagte Athos, »er dient mir seit neunzehn Jahren.«

»Ihr denkt an Alles«, sprach d'Artagnan, »und ich danke Euch im Namen von Planchet, mein lieber Athos.«

Der Jüngling machte große Augen, als er diesen Namen hätte, und schaute, ob d'Artagnan wirklich mit dem Grafen spräche.

»Dieser Name kommt Dir seltsam vor, nicht wahr, Raoul«, sprach Athos lächelnd. Es war mein Kriegsname zur Zeit, da Herr d'Artagnan, zwei brave Freunde und ich unter dem verstorbenen Kardinal und unter Herrn von Bassompierre, der nun auch tot ist, unsere Heldentaten bei La Rochelle verrichteten. Der Herr hat die Güte, diesen Freundschaftsnamen für mich beizubehalten, und so oft ich ihn höre, ist mein Herz freudig darüber.

»Dieser Name war berühmt«, sagte d'Artagnan, »und es wurde ihm eines Tages die Ehre den Triumphes zu Teil.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr?« fragte Raoul mit feiner jugendlichen Neugierde.

»Meiner Treue, ich weiß es nicht«, versetzte Athos.

»Ihr habt die Bastei Saint-Gervais vergessen, Athos und die Serviette, aus der drei Kugeln eine Fahne machten? Ich besitze ein besseres Gedächtnis, als Ihr, erinnere mich der Geschichte ganz genau und will sie Euch erzählen, Jüngling.«

Und er erzählte ihm die ganze Geschichte von der Bastei, wie ihm Athos die seines Ahnherrn mitgeteilt hatte.

Bei dieser Erzählung glaubte der Jüngling, er sehe eine von den Waffentaten vor sich enthüllen, wie wir sie in Tasso und Ariost lesen, Taten, welche der Zauberzeit des Ritterthums angehören.

»Aber d'Artagnan sagt Dir nicht«, sprach Athos, »daß er einer der besten Degen seiner Zeit war; eiserne Kniebeuge, stählerne Handwurzel, sicherer, brennender Blick, das war es, was er seinem Gegner bot; er war achtzehn Jahre alt, drei Jahre älter, als Du, Raoul, als er zum ersten Male und zwar gegen erprobte Männer an das Werk ging.«

»Und Herr d'Artagnan blieb Sieger?« fragte der Jüngling, dessen Augen während diesen Gesprächen glänzten und um die Mittheilung aller Einzelheiten zu bitten schienen.

»Ich tötete Einen, glaube ich«, antwortete d'Artagnan, Athos mit dem Blicke befragend. »Den Andern entwaffnete oder verwundete ich, ich erinnere mich nicht mehr genau.«

»Ja, Ihr verwundetet ihn. O! Ihr wart ein mächtiger Athlet.«

»Und ich habe noch nicht viel davon verloren«, versetzte d'Artagnan mit seinem kleinen gascognischen Lächeln voll Selbstzufriedenheit, »und noch vor Kurzem erst . . . «

Ein Blick von Athos verschloß ihm den Mund.

»Du sollst erfahren, Raoul«, sprach Athos, »Du, der Du Dich für einen feinen Degen hältst und dessen Eitelkeit einen Tag eine grausame Enttäuschung erleiden dürfte. Du sollst erfahren, wie gefährlich der Mann ist, der Kaltblütigkeit mit Behendigkeit verbindet, denn ich vermöchte Dir nie ein schlagenderes Beispiel zu bieten: bitte morgen Herrn d'Artagnan, wenn er nicht zu müde ist, Dir eine Lektion zu geben.«

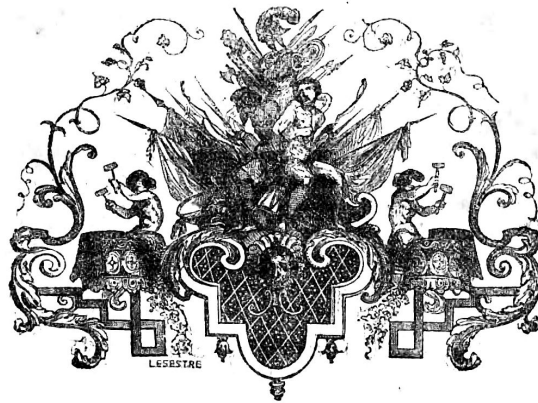
»Pest! mein lieber Athos, Ihr seid doch ein guter Meister, besonders hinsichtlich der Eigenschaften, die Ihr von mir rühmt. Heute noch sprach Planchet von dem bekannten Zweikampfe bei den Karmelitern mit Lord Winter und seinen Gefährten. Ah! Jüngling«, fuhr d'Artagnan fort, es muß hier irgendwo ein Schwert sein, das ich oft das beste des Königreichs nannte.«

»O! ich werde meine Hand mit diesem Kinde verdorben haben«, sagte Athos.

»Es gibt Hände, die sich nie verderben, mein lieber Athos«, entgegnete d'Artagnan, »welche aber andere gewaltig

verderben.«

Der Jüngling hätte gerne das Gespräch die ganze Nacht hindurch ausgedehnt, aber Athos bemerkte, ihr Gast müsse müde sein und der Ruhe bedürfen. d'Artagnan widersetzte sich aus Höflichkeit, doch Athos bestand darauf, daß d'Artagnan von seinem Zimmer Besitz ergreife. Raoul geleitete den Gast, und da Athos dachte, er würde so lange als möglich bei d'Artagnan bleiben, um sich von ihm alle Heldentaten ihrer früheren Zeiten erzählen zu lassen, so holte er ihn einige Minuten nachher selbst ab, und schloß diesen schönen Abend mit einem freundschaftlichen Händedruck und einer guten Nacht, die er dem Musketier wünschte.



XVII.

Die Diplomatie von Athos.

D'Artagnan legte sich zu Bette, weniger um zu schlafen, als um allein zu sein und an Alles das zu denken, was er an diesem Abend gesehen und gehört hatte. Da er gutmütiger Natur war und ganz von Anfang zu Athos eine instinktartige Zuneigung gefaßt hatte, welche in eine aufrichtige Freundschaft übergegangen war, so fühlte er sich entzückt, einen Mann glänzend an Geist und Körperkraft statt des verdampften Trunkenbolds zu finden, den er auf irgend einem Düngerhaufen seinen Rausch ausschlafen zu sehen erwartet hatte. Er nahm sogar, ohne sich dagegen zu sträuben, die beständige Überlegenheit von Athos über ihn an, und statt Eifersucht und Ärger darüber zu fühlen, wie dies bei einer minder edelmütigen Natur der Fall gewesen sein dürfte, fühlte er in sich eine innige, redliche Freude, die ihn die günstigsten Hoffnungen für sein Unternehmen fassen ließ.

Indessen kam es ihm vor, als fände er Athos nicht offenherzig und klar über alle Punkte. Wer war der junge Mensch, welchen er adoptiert zu haben behauptete, und der eine so große Ähnlichkeit mit ihm hatte? Was bedeutete diese Rückkehr zum Leben der Gesellschaft und diese übertriebene Mäßigkeit, welche er bei Tische wahrgenommen hatte? Eine scheinbar geringfügige Sache, diese Abwesenheit von Grimaud, von dem sich Athos einst nicht trennen konnte, und dessen Name trotz der Eröffnungen in dieser-Hinsicht nicht einmal genannt werden war . . . Alles dies beunruhigte d'Artagnan. Er besaß also das Vertrauen seinen Freunden nicht mehr, oder Athos war an eine unsichtbare Kette gebunden oder gar zum Voraus gegen den Besuch, den er ihm machte, eingenommen.

Unwillkürlich dachte er an Rochefort und an das, was ihm dieser in der Notre-Dame-Kirche gesagt hatte. Sollte Rochefort d'Artagnan bei Athos zuvorgekommen sein.

d'Artagnan hatte keine Zeit mit langen Studien zu verlieren. Er beschloß auch, schon am andern Tage eine Erklärung herbeizuführen. Das geringe, so geschickt verkleidete Vermögen

von Athos deutete die Begierde zu scheitern an und verriet einen Rest leicht zu erregenden Ehrgeizes. Die Geisteskraft und die Schärfe der Gedanken von Athos machten aus ihm einen Mann, der sich rascher erregen ließ, als ein anderer. Er mußte in die Pläne des Ministers mit um so größerem Eifer eingehen, als seine natürliche Tätigkeit durch eine Dosis Notwendigkeit verdoppelt würde.

Diese Gedanken hielten d'Artagnan trotz seiner Müdigkeit wach. Er entwarf seinen Angriffsplan, und obgleich er wußte, daß Athos ein hartnäckiger Gegner war, so stellte er doch die Aktion auf den andern Tag nach dem Frühstück fest.

Indessen sagte er sich auch andererseits, daß man uns einem neuen Terrain mit Klugheit vorrücken, mehrere Tage lang die Bekanntschaften von Athos studieren, seine neuen Gewohnheiten verfolgen und sich klar machen, aus dem naiven jungen Menschen, sei es bei Fechtübungen, sei es irgend einem Wildpret nach jagend, vermittelnde Auskunft, die ihm fehlte, um Athos von Einst mit Athos den Jetzt zu verbinden, zu erhalten bemüht sein müsse, und dies könne nicht schwer werden, denn der Lehrer müsse Einfluß auf den Geist und das Herz seines Zöglings ausüben. Aber d'Artagnan, der ein Mann der großen Feinheit war, begriff auch sogleich, welche Chancen er gegen sich geben würde, falls ein übereiltes Wort oder eine Ungeschicklichkeit seine Manöver dem geübten Auge von Athos bloßstellen würde.

Dann ist noch zu bemerken, daß d'Artagnan, obgleich ganz bereit, sich der List gegen die Feinheit von Aramis oder die Eitelkeit von Porthos zu bedienen, sich schämte, krumme Wege bei Athos, dem offenherzigen Manne, dem rechtschaffenen Gemüte, einzuschlagen. Es kam ihm vor, als ob Aramis und Porthos, in ihm ihren Meister der Diplomatie erkennend, ihn noch mehr schätzen würden, während Athos im Gegenteil ihn weniger schätzen mußte.

»Und warum ist Grimaud, der schweigsamer Grimaud, nicht hier?« sagte d'Artagnan. »Es gibt viele Dinge in seinem Stillschweigen, die ich verstanden hätte. Grimaud besaß ein so beredetes Stillschweigen.«

Mittlerweile hatte alles Geräusch in dem Hause aufgehört. d'Artagnan hatte Türen und Läden schließen hören. Die Hunde

antworteten einander noch eine Zeit lang im Felde und schwiegen dann. Eine in einer Baumgruppe verborgene Nachtigall sang noch mitten in der Nacht ihre harmonischen Tonleitern und entschlummerte sodann. Es war im Schlosse nur noch das Geräusch einen gleichmäßigem monotonen Tritten unter seinem Zimmer zu vernehmen. Er dachte, es wäre dies das Gemach von Athos.

»Er geht auf und ab und überlegt«, dachte d'Artagnan; »aber was? Das kann man unmöglich wissen. Man konnte das Übrige erraten, dies aber nicht.«

Endlich legte sich Athos ohne Zweifel zu Bette und diesen letzte Geräusch erlosch.

Die Stille und die Müdigkeit besiegten im Vereine d'Artagnan. Er schloß ebenfalls die Augen und beinahe in derselben Sekunde bemeisterte sich seiner der Schlummer.

D'Artagnan war kein Schläfer. Kaum hatte die Morgenröte seine Vorhänge vergoldet, als er aus dem Bette sprang und seine Fenster öffnete: es kam ihm vor, als sähe er durch den Laden einen Menschen im Hofe umhergehen, der es vermeide, Lärm zu machen. Gemäß seiner Gewohnheit, nichts, was in sein Bereich kam, vorübergehen zu lassen, ohne sich zu versichern, was es wäre, beobachtete d'Artagnan aufmerksam, aber geräuschlos, und erkannte das dunkelrothe Wamms und die braunen Haare von Raoul.

Der junge Mensch, denn er war es wirklich, öffnete die Stalltüre, zog das braunrote Pferd heraus, das er am Tage vorher geritten hatte, sattelte und zäumte es mit eben so viel Geschicklichkeit, als Geschwindigkeit, ließ das Tier sodann durch den geraden Gang des Gemüsegartens gehen, stieß eine kleine Seitentüre auf, welche nach einem Fußpfade führte, zog sein Pferd hinaus, verschloß die Türe wieder und d'Artagnan sah ihn nun wie einen Pfeil sich unter den herabhängenden und mit Blüten besetzten Zweigen der Akazien und Ahornbäume blickend hinschießen.

D'Artagnan hatte am Tage zuvor bemerkt, daß dieser Pfad nach Blois führen mußte.

»Ei, ei«, sagte der Gascogner, »das ist ein Spitzbube, der bereits seine eigenen Wege geht und mir den Haß von Athos

gegen das schöne Geschlecht nicht zu teilen scheint. Er zieht nicht auf die Jagd, denn er hat weder Gewehr noch Hunde. Er vollstreckt keinen Auftrag, denn er verbirgt sich. Vor wem verbirgt er sich? . . . Vor mir oder vor seinem Vater? denn ich bin überzeugt, der Graf ist sein Vater. Bei Gott, was das betrifft, so werde ich es erfahren, denn ich spreche ohne alle Umstände mit Athos.«

Der Tag nahm zu. Allen Geräusch, das d'Artagnan in der Nacht nach und nach hatte erlöschen hören, erwachte wieder. Der Vogel in den Zweigen, der Hund im Stalle, die Schafe in den Feldern, sogar die in der Loire angebundenen Nachen schienen wieder zu erwachen, sich vom Ufer zu lösen und dem Zuge des Wassern zu folgen. D'Artagnan blieb am Fenster, um Niemand zu erwecken; als er aber die Türen und die Läden des Schlosses sich öffnen gehört hatte, gab er seinen Haaren einen letzten Strich, seinem Schnurrbart eine letzte Biegung, bürstete aus Gewohnheit die Aufschläge seines Hutes mit dem Ärmel seinen Wammes und ging hinab. Kaum war er die letzte Stufe der Freitreppe hinabgestiegen, als er Athos gegen den Boden gebückt und in der Stellung eines Mannes erblickte, der einen Taler im Sande sucht.

»Ei, guten Morgen, lieber Wirt«, sagte d'Artagnan.

»Guten Morgen, lieber Freund; war die Nacht gut?«

Vortrefflich, Athos, wie Euer Bett, wie Euer Abendbrot gestern, das mich zum Schläfe führen mußte, wie Euer Empfang bei meiner Ankunft. Aber was betrachtet Ihr so aufmerksam? Solltet Ihr etwa zufällig Liebhaber von Tulpen geworden sein.«

»Ihr müßt deshalb meiner nicht spotten. Auf dem Lande verändert sich der Geschmack und man gelangt am Ende dazu, ohne daß man es gewahr wird, die schönen Dinge zu lieben, welche der Blick Gottes aus den Erdboden hervorkommen läßt und die man in den Städten verachtet. Ich betrachte ganz einfach einige Iris, welche ich bei diesem Becken gepflanzt hatte und die mir diesen Morgen niedergetreten worden sind. Diese Gärtner sind doch die ungeschicktesten Leute der Welt. Nachdem sie das Pferd zum Trinken geführt, ließen sie es ohne Zweifel in die Rabatten treten.«

D'Artagnan lächelte.

»Ah«, sagte er, »Ihr glaubt?«

Und er führte seinen Freund die Allee entlang, wo eine gute Anzahl von Tritten zu bemerken war, denen ähnlich, welche die Iris niedergetreten hatten.«

»Hier sieht man sie auch, wie es mir scheint, Athos«, sagte d'Artagnan mit gleichgültigem Tone.

»Ja, und zwar ganz frisch.«

»Ganz frisch«, wiederholte d'Artagnan.

»Wer ist denn hier diesen Morgen hinaus«, fragte sich Athos unruhig; »sollte ein Pferd aus dem Stalle entsprungen sein?«

»Das ist nicht wahrscheinlich«, entgegnete d'Artagnan, »denn die Tritte sind ganz gleich und ganz ruhig.«

»Wo ist Raoul?« rief Athos, »und wie kommt es, daß ich ihn noch nicht gesehen habe?«

»Stille«, sagte d'Artagnan und legte lächelnd seinen Finger auf den Mund.

»Was gibt es denn?« fragte Athos.

D'Artagnan erzählte, was er gesehen hatte, und schaute dabei forschend seinem Wirte in das Gesicht.

»Ah, ich errate jetzt Alles«, sagte Athos mit einer leichten Bewegung der Schultern. »Der arme Junge ist nach Blois geritten.«

»Was dort tun?«

»Ei, mein Gott, um Nachricht über die kleine La Vallière einzuziehen. Ihr wißt, das Kind, daß sich den Fuß verstaucht hat.«

»Ihr meint?« versetzte d'Artagnan ungläubig.

»Ich meine nicht nur, sondern ich weiß es gewiß. Habt Ihr nicht bemerkt, daß Raoul verliebt ist?«

»Gut! In wen? In dieses siebenjährige Kind?«

»Mein Lieber, im Alter von Raoul ist das Herz so voll, daß man es auf irgend etwas ausdehnen muß, sei es Traum oder Wirklichkeit. Nun, seine Liebe gehört zur Hälfte zu dem einen, zur Hälfte zu dem andern.«

»Ihr scherzt! Diesen kleine Mädchen . . . «

»Habt Ihr es nicht angeschaut, es ist das niedlichste kleine Geschöpf der Welt. Silberblonde Haare und blaue Augen,

zugleich eigensinnig und schmachkend.«

»Aber was sagt Ihr zu dieser Liebe?«

»Ich sage nichts, ich lache und spotte über Raoul. Diese ersten Bedürfnisse des Herzens sind so gebieterisch, dieses Aufkeimen der verliebten Schwermut ist so süß und so bitter, daß es zuweilen alle Charaktere der Leidenschaft zu haben scheint. Ich erinnere mich, daß ich mich, im Alter von Raoul in eine griechische Statue verliebte, welche der gute König Heinrich IV. meinem Vater geschenkt hatte, und daß ich vor Schmerz verrückt zu werden glaubte, als man mir sagte, die Geschichte von Pygmalion wäre nur eine Fabel.«

»Dein ist Folge den Müßiggangs. Ihr beschäftigt Raoul nicht genug, und er sucht sich seinerseits zu beschäftigen.«

»Nichts Anderes. Auch gedenke ich ihn von hier zu entfernen.«

»Und ihr tut wohl daran.«

»Allerdings, aber es wird ihm das Herz brechen und er wird so viel leiden, wie bei einer wahren Liebe. Seit drei bis vier Jahren und gleichsam selbst noch ein Kind, hat er sich daran gewöhnt, das kleine Idol, das er einen Tagen anbeten würde, wenn er hier bliebe, zu schmücken und zu bewundern. Diese Kinder träumen jeden Tag mit einander und plaudern über tausend ernsthafte Dinge, als ob es ein zwanzigjähriges Liebespaar wäre. Lange Zeit hat diese Geschichte die Eltern der kleinen La Vallière lachen gemacht. Aber ich glaube, sie fangen an die Stirne zu runzeln.«

»Kinderei, Raoul bedarf der Zerstreuung. Entfernt ihn rasch von hier, oder Ihr macht nie einen Mann aus ihm.«

»Ich glaube«, sprach Athos, »ich werde ihn nach Paris schicken.«

»Ah!« rief d'Artagnan.«

Und er dachte, der Augenblick zur Eröffnung der Feindseligkeiten wäre gekommen.

»Wenn Ihr wollt«, sprach er, »so können wir diesem jungen Menschen ein Schicksal machen.«

Ah!« rief Athos ebenfalls.

»Ich will Euch sogar über etwas um Rat fragen, was mir im Kopf umher geht.«

»Tut es.«

»Glaubt Ihr, die Zeit sei gekommen, um Dienst zu nehmen?«

»Aber Ihr seid ja noch im Dienste, d'Artagnan.«

»Verstehen wir uns recht, tätigen Dienst. Hat das ehemalige Leben nichts mehr für Euch, was Euch reizen könnte, und wenn Euch wirklich Vorteile erwarteten, wäre es Euch nicht angenehm, in meiner Gesellschaft und in der unseren Freunden Porthos die Unternehmungen unserer Jugend wieder zu beginnen?«

»Macht Ihr mir einen Vorschlag«, sagte Athos.

»Frei und offenherzig.«

»Um wieder in das Feld zu ziehen?«

»Ja.«

»Von wem und gegen wen?« fragte Athos plötzlich und heftete sein so klaren und so wohlwollenden Auge auf den Gascogner.

»Ah, Teufel! Ihr seid dringend.«

»Und besonders genau. Hört mich wohl, d'Artagnan. Es gibt nur eine Person, oder vielmehr eine Sache, der ein Mann wie ich nützlich sein kann, die Sache des Königs.«

»Das ist es gerade«, sprach der Musketier.

»Aber verständigen wir uns«, versetzte Athos ernst.

»Wenn Ihr unter der Sache den Königin die Sache von Herrn von Mazarin versteht, so hören wir auf, uns zu begreifen.«

»Ich sage das nicht gerade«, antwortete der Gascogner verlegen.«

»Hört, d'Artagnan«, sprach Athos, »spielen wir nicht bis zu Ende. Euer Zögern, Eure Umwege sagen mir, von welcher Seite Ihr kommt. Diese Sache wagt man allerdings nicht laut zu gestehen, und wenn man für dieselbe wirbt, so tut man es mit gesenktem Ohre und mit verlegenem Tone.«

»Ah, mein lieber Athos!« rief d'Artagnan.«

»Ei, Ihr wißt wohl«, versetzte Athos, daß ich nicht von Euch spreche, der Ihr die Perle der braven, kühnen Männer seid. Ich spreche von dem schmutzigen, intriganten Italiener, von dem Pedanten, der eine Krone auf sein Haupt zu setzen versucht, die er unter einem Kopfkissen gestohlen hat, von dem Schurken, der seine Partei die Partei des Königs nennt und die Prinzen von Geblüt in das Gefängnis zu stecken trachtet, da er es nicht wagt,

sie zu töten, wie es unser Kardinal machte, der große Kardinal; ein Wucherer, der seine Goldtaler abwägt und die beschnittenen behält, aus Furcht, obgleich er betrügt, sie beim Spiele am nächsten Tage zu verlieren; ein Schuft, der die Königin mißhandelt, wie man versichert — übrigens desto schlimmer für sie! — und in drei Monaten einen Bürgerkrieg anfangen wird, um seine Pensionen zu behalten. Das ist der Herr, den Ihr mir vorschlagt, d'Artagnan? Großen Dank!

»Gott vergebe mir, Ihr seid lebhafter, als früher«, sprach d'Artagnan, »und die Jahre haben Euer Blut erhitzt, statt es abzukühlen. Wer sagt Euch, daß dies mein Herr ist, und daß ich Euch denselben aufbringen will?«

»Teufel!« hatte der Gasconner zu sich gesagt, »einem so schlecht gestimmten Manne wollen wir unsere Geheimnisse nicht anvertrauen.«

»Aber, mein lieber Freund«, versetzte Athos, »worin bestehen dann Eure Vorschläge?«

»Ei, mein Gott, nichts ist einfacher, Ihr lebt auf Euren Gütern und seid, wie es scheint, glücklich auf Eurer goldenen Mittelstraße. Porthos hat vielleicht 50 bis 60,999 Livres Renten; Aramis hat immer noch fünfzehn Herzoginnen, die sich um den Prälaten streiten; wie sie sich um den Musketier stritten; er ist immer noch ein verdorbenes Kind den Schicksals. Aber ich, was tue ich in der Welt? Ich trage meinen Kürass und mein Büffelleder seid zwanzig Jahren an den ungenügenden Grad angeklammert, ohne vorzurücken, ohne zurückzuweichen, ohne zu leben. Ich bin tot mit einem Worte. Wenn es sich für mich darum handelt, wieder ein wenig zu erwachen, so kommt Ihr alle und sagt mir: Er ist ein Schurke! es ist ein Schuft! es ist ein Wucherer! es ist ein schlechter; Herr! Ei, bei Gott! ich bin auch Eurer Meinung, aber; findet mir einen bessern oder macht mir Renten!«

Athos dachte drei Sekunden nach, und nach diesen drei Sekunden begriff er die List von d'Artagnan, der, weil er von Anfang zu weit gegangen war, nun abbrach, um sein Spiel zu verbergen. Er sah deutlich, daß die Vorschläge, die man ihm gemacht hatte, ernst gemeint; waren, und sich in ihrer ganzen Entwicklung erklärt haben würden, wenn er ihnen etwas länger sein Ohr geliehen hätte.

»Gut«, sagte er sich, »d'Artagnan ist Mazarin.«

Von diesem Augenblick an beobachtete er ihn mit außerordentlicher Klugheit.«

D'Artagnan seinerseits spielte verschlossenen als je.

»Aber Ihr habt einen Gedanken?« fuhr Athos fort.

»Allerdings, ich wollte von Euch Allen Rat einholen, um darauf bedacht zu sein, etwas zu tun, denn die Einen ohne die Andern sind wir immer unvollständig.«

»Allerdings. Ihr spracht mir von Porthos; habt Ihr ihn bestimmt, Vermögen zu suchen. Aber er besitzt Vermögen?«

»Ganz gewiß, er besitzt. Doch der Mensch ist einmal so, er wünscht immer etwas Anderes.«

»Und was wünscht Porthos?«

»Baron zu sein.«

»Ah, das ist wahr; ich hatte es vergessen«, sprach Athos lachend.

»Es ist wahr?« dachte d'Artagnan, »und woher hat er es erfahren? Sollte er mit Aramis im Briefwechsel stehen? Ah! wenn ich das wüßte, so wüßte ich Alles.«

Hier endigte die Unterredung, denn gerade in diesem Augenblick erschien Raoul. Athos wollte ihn ohne Bitterkeit zanken, aber der junge Mensch sah so betrübt aus, daß er nicht den Mut hatte und sich unterbrach, um ihn zu fragen, was ihm wäre.

»Sollte es bei unserer jungen Nachbarin schlimmer gehen?« sprach d'Artagnan.

»Ach! Herr«, versetzte Raoul, beinahe unter dem Schmerze erstickend, »ihr Fall ist sehr ernst und der Arzt befürchtet, sie werde, wenn auch ohne scheinbare Mißstaltung, ihr ganzen Leben hinken.«

»Ah, das wäre furchtbar!« sprach Athos.

D'Artagnan hatte einen Scherz aus den Lippen, als er aber sah, welchen Anteil Athos an dem Unglück nahm, hielt er ihn zurück.

»O, Herr, was mich am meisten hierbei in Verzweiflung bringt«, versetzte Raoul, »ist der Umstand, daß ich die Ursache dieses Unglücks bin.«

»Wie Du, Raoul?« fragte Athos.

»Allerdings: ist sie nicht um zu mir zu laufen, von dem Holzstoße herabgesprungen?«

»Es bleibt Euch kein anderen Mittel, mein lieber Raoul, als sie zur Sühnung zu heiraten«, sagte d'Artagnan.

»Mein Herr«, entgegnete Raoul, »Ihr scherzt mit einem wahren Kummer: das ist schlimm!«

Und Raoul, der der Einsamkeit bedurfte, um nach Belieben weinen zu können, ging in sein Zimmer, das er erst zur Frühstücksstunde wieder verließ.

Das gute Einverständnis der zwei Freunde hatte sich nicht im Mindesten durch das Scharmützel um Morgen verändert: sie frühstückten mit dem besten Appetit und schauten von Zeit zu Zeit den armen Raoul an, der, die Augen feucht, das Herz schwer, kaum die Speisen berührte.

Am Ende des Frühstücks kamen zwei Briefe, welche Athos mit der größten Aufmerksamkeit las, ohne sich wiederholt eines Bebens enthalten zu können. D'Artagnan, der ihn diese Briefe von der Seite des Tisches an der andern lesen sah und dessen Gesicht äußerst scharf war schwor, er erkenne auf eine untrügliche Weise die kleine Handschrift von Aramis. Bei dem andern Brief nahm er eine lange, schwankende Frauenhandschrift wahr.

»Kommt«, sagte d'Artagnan zu Raoul, als er sah, daß Athos allein zu bleiben wünschte, entweder, um die Briefe zu beantworten oder um darüber nachzudenken; »kommt, wir wollen einen Gang in dem Fechtsaale machen, das wird Euch zerstreuen.«

Der junge Mensch schaute Athos an, welcher seinen Blick mit einem Zeichen der Beistimmung beantwortete.

D'Artagnan und Raoul gingen in einen Saal, in welchem Rappiere, Handschuhe, Bruststücke und ähnliche zum Fechten gehörige Gegenstände aufgehängt waren.

»Nun?« fragte Athos, als er nach einer Viertelstunde im Saale erschien.

»Eo ist bereite Eure Hand, mein lieber Athos«, antwortete d'Artagnan, »und wenn es auch Euer kalten Blut wird, so habe ich

Euch nur mein Kompliment zu machen.«

Der junge Mensch war etwas beschämt. Für die paar Male, die er d'Artagnan am Arm oder am Schenkel berührt hatte, hatte ihn dieser zwanzigmal auf den vollen Leib getroffen.

In diesem Augenblick trat Charlot ein und überbrachte, einen sehr eiligen Brief für d'Artagnan, den ein Bote so eben abgegeben hatte.«

Nun war die Reihe an Athos, aus einem Winkel des Auges zu beobachten.

D'Artagnan las den Brief ohne eine scheinbare Bewegung und sagte, nachdem er ihn gelesen hatte, mit einem leichten Schütteln des Kopfes:

»Seht, mein lieber Freund, was der Dienst ist, und Ihr habt meiner Treue Recht, nicht wieder eintreten zu wollen: Herr von Treville ist krank geworden, die Compagnie kann meiner nicht entbehren und mein Urlaub geht; somit verloren.«

»Ihr kehrt nach Paris zurück?« sprach Athos lebhaft.

»Ei, mein Gott! ja«, erwiderte d'Artagnan; »aber kommt Ihr nicht auch selbst dahin?«

Athos errötete ein wenig und antwortete:

»Wenn ich dahin käme, würde ich mich sehr glücklich schätzen Euch zu sehen.«

»Holla! Planchet!« rief d'Artagnan aus der Türe, »wir reisen in zehn Minuten: gib den Pferden Haber.«

Dann sich gegen Athos umwendend:«

»Es ist mir, als fesselte mich etwas hier und es tut mir in der Tat unendlich leid, Euch verlassen zu müssen, ohne den guten Grimaud gesehen zu haben.«

»Grimaud?« versetzte Athos. »Ach! es ist wahr, ich wunderte mich, daß Ihr Euch nicht nach ihm erkundigtet. Ich habe ihn einem von meinen Freunden geliehen.«

»Der sein Zeichen versteht?« sagte d'Artagnan.

»Ich hoffe es.«

Die zwei Freunde umarmten sich herzlich. d'Artagnan drückte Raoul die Hand, nahm Athos das Versprechen ab, ihn zu besuchen, wenn er nach Paris käme, und ihm zu schreiben, wenn

er nicht käme. Planchet, pünktlich wie immer, saß bereit im Sattel.

»Komm Ihr nicht mit mir?« sprach d'Artagnan lachend zu Raoul; »ich reite durch Blois.«

Raoul wandte sich gegen Athos um, der ihn durch ein unmerkliches Zeichen zurückhielt.

»Mein Herr«, antwortete der Jüngling, »ich bleibe bei dem Herrn Grafen.«

»In diesem Falle lebt wohl, alle Beide«, sprach d'Artagnan und drückte ihnen zum letzten Male die Hand, »und Gott beschütze Euch, wie wir sagten, so oft wir uns zur Zeit den seligen Kardinals trennten.«

Athos machte ihm ein Zeichen mit der Hand, Raoul eine Verbeugung und d'Artagnan entfernte sich mit Planchet.

Der Graf folgte ihnen mit den Augen, die Hand auf die Schulter des jungen Menschen gestützt, dessen Höhe beinahe der seinigen gleichkam, aber sobald sie hinter der Mauer verschwunden waren, sagte Athos:

»Raoul, wir reisen diesen Abend nach Paris.«

»Wie!« rief der Jüngling erbleichend.

»Du kannst Dein Lebewohl und das meinige Frau von Saint-Remy vermelden. Ich erwarte Dich hier um sieben Uhr.«

Der Jüngling verbeugte sich mit einem von Schmerz und Dankbarkeit gemischten Ausdrucke und ging weg, um sein Pferd zu satteln.

D'Artagnan war kaum aus dem Blicke, als er den Brief aus der Tasche zog, um ihn noch einmal zu lesen:

»Kommt auf der Stelle nach Paris zurück.

J. M.«

»Der Brief ist trocken«, murmelte d'Artagnan, »und wenn nicht eine Nachschrift dabei wäre, hätte ich ihn vielleicht nicht verstanden, aber zum Glücke findet sich eine Nachschrift.«

Und er las die herrliche Nachschrift, die ihn die Trockenheit des Briefes vergessen ließ.

N.S. Geht zu dein Schatzmeister des Königs in Blois, nennt

ihm Euren Namen und zeigt ihm diesen Brief; Ihr werdet zweihundert Pistolen erhalten.«

»Diese Prosa liebe ich«, sprach d'Artagnan, »und der Kardinal schreibt besser, also ich glaubte. Vorwärts, Planchet, wir wollen dem Herrn Schatzmeister des Königs einen Besuch machen, und dann die Sporen eingesetzt!«

»Nach Paris, gnädiger Herr?«

»Nach Paris.«

Und Beide ritten in starkem Trabe die Straße entlang.

XVIII.

Herr von Beaufort.

Man vernehme, was sich ereignet hatte und was die Ursachen waren, welche die Rückkehr von d'Artagnan nach Paris notwendig machten.

Als sich eines Abends Mazarin, seiner Gewohnheit gemäß, zu einer Stunde, wo sich alle Welt entfernt hatte, zu der Königin begab und an dem Saale der Wachen vorüber kam, dessen eine Türe nach dem Vorzimmer ging, hörte er laut in diesem Saale sprechen; er wollte wissen, worüber die Soldaten sich unterhielten, näherte sich, ebenfalls seiner Gewohnheit gemäß, mit Wolfstritten, stieß die Türe etwas auf und steckte durch die Öffnung den Kopf hinein.

Es war ein Streit unter den Wachen.

»Und ich erwidere Euch«, sprach Einer von den Soldaten, »wenn Coysel dies vorhergesagt hat, so ist die Sache so gewiß, als ob sie bereits geschehen wäre. Ich kenne ihn nicht, aber ich habe gehört, er wäre nicht nur ein Astrolog, sondern auch ein Magier.«

»Pest! mein Lieber, wenn er zu Deinen Freunden gehört, so nimm Dich in Acht, Du leistest ihm einen schlechten Dienst.«

»Warum dies?«

»Weil man ihm leicht den Prozeß machen könnte.«

»Ah, bah! man verbrennt heut zu Tage die Zauberer nicht mehr.«

»Nicht? Es scheint mir jedoch, es ist noch nicht so, lange her, daß der verstorbene Kardinal Urbain Grandier verbrennen ließ. Ich weiß was davon zu erzählen, ich war Wache bei dem Scheiterhaufen und sah ihn rösten.«

»Mein Lieber, Urban Grandier war kein Zauberer, sondern ein Gelehrter, das ist ganz etwas Anderes. Urbain Grandier weissagte nicht die Zukunft, sondern er kannte die Vergangenheit, was zuweilen noch viel schlimmer ist.«

Mazarin schüttelte beipflichtend den Kopf. Da er aber wissen

wollte, über welche Weissagung man stritt, so blieb er auf der Stelle.



»Ich sage Dir nicht«, versetzte der Soldat, »Coysel sei kein Zauberer, sondern ich sage Dir, das wenn er seine Weissagung zum Voraus bekannt macht, dies das Mittel ist, daß sie nicht in Erfüllung geht.«

»Warum?«

»Ganz gewiß, wenn wir nun mit einander schlagen, und ich sage Dir, ich will Dir eine Terze oder will Dir eine Sekunde beibringen, so parierst Du natürlich. Wenn nun Coysel so laut sagt, daß es der Kardinal hört, an dem und dem Tag wird sich der und der Gefangene flüchten, so wird der Kardinal offenbar seine Maßregeln so gut nehmen, daß sich der Gefangene nicht flüchten kann.«

»Ei, mein Gott«, sprach ein Anderer, der, auf einer Bank gelagert, zu schlafen schien und trotz seines scheinbaren Schlafes kein Wort von dem Gespräche verlor, »glaubt Ihr, die Menschen können ihrem Geschicke entgehen? Wenn es da oben geschrieben steht, daß Herr den Beaufort sich flüchten soll, so wird er sich flüchten, und alle Vorsichtsmaßregeln des Kardinals können es nicht verhindern.«

Mazarin bebte. Er war Italiener, das heißt, abergläubisch. Rasch trat er mitten unter die Wachen, welche ihn gewahr werdend, ihr Gespräch unterbrachen.

»Was sagtet Ihr, meine Herren«, sprach er mit seinem schmeichelnden Lächeln. »Ich glaubte, Herr von Beaufort wäre entwichen.«

»Oh! nein, Monseigneur«, sprach der ungläubige Soldat, für den Augenblick ist noch keine Gefahr. Man sagte nur, er sollte entweichen.«

»Und wer sagt dies?«

»Wiederholt Eure Geschichte, Saint-Laurent«, sagte der Garde, sich gegen den Erzählen umwendend.

»Monseigneur«, sprach dieser, »ich erzählte ganz einfach diesen Herren, was ich von der Weissagung eines gewissen Coysel gehört habe, welcher behauptet, so gut auch Herr von Beaufort bewacht sei, so werde er doch vor Pfingsten entkommen.«

»Und dieser Coysel ist ein Träumer? ein Narr?« versetzte der Kardinal, beständig lächelnd.

»Nein«, antwortete der Garde, hartnäckig in seiner Einseitigkeit.« Er weissagte viele Dinge, welche geschehen sind, z. B. die Königin würde einen Sohn gebären, Coligny in einem Duell mit dem Herzog von Guise getötet, der Coadjutor zum Kardinal ernannt werden. Die Königin gebar nicht nur einen ersten Sohn, sondern auch zwei Jahre später einen zweiten und Herr von Coligny wurde getötet.«

»Ja.« sagte Mazarin, »aber der Herr Coadjutor ist noch nicht Kardinal.«

»Nein, Monseigneur«, erwiderte der Garde, »aber er wird es werden.«

Mazarin machte eine Grimasse, welche sagen wolltet er hat das Baret noch nicht. Dann fügte er bei:

»Es ist also Eure Meinung, mein Freund, Herr von Beaufort solle sich flüchten.«

»Daß ist so sehr meine Meinung, Monseigneur«, sprach der Soldat, »daß ich, wenn Eure Eminenz mir zu dieser Stunde die Stelle von Herrn von Chavigny, das heißt, die des Gouverneurs im Schlosse Vincennes anböte, ich dieselbe nicht annehmen würde. Ja, am Tage nach Pfingsten wäre es etwas Anderes.«

Es gibt nichts Überzeugenderes, als eine große Überzeugung. Sie übt sogar ihren Einfluß auf Ungläubige aus, und weit entfernt, ungläubig zu sein, war Mazarin, wie gesagt, vielmehr abergläubisch. Er entfernte sich also ganz in Gedanken versunken.

»Der Knauser!« sprach der Garde, welcher an der Wand lehnte. »Er stellte sich, als glaubte er nicht an Euren Magier, Saint-Laurent, damit er Euch nichts zu geben brauchte. Aber sobald er in seine Wohnung zurückgekehrt ist, wird er Eure Weissagung benützen.«

Statt seinen Weg nach dem Zimmer der Königin fortzusetzen, lehrte Mazarin wirklich nach seinem Kabinett zurück, rief Bernouin und gab Befehl, man solle ihm am andern Morgen bei Tagesanbruch den Gefreiten holen, den er Herrn von Beaufort beigegeben habe, und ihn wecken, so bald er kommen würde.

Ohne es zu vermuten, hatte der Garde die schmerzlichste Wunde den Kardinals mit dem Finger berührt. Seit den fünf Jahren, die Herr von Beaufort im Gefängnisse saß, verging kein Tag, an welchem Mazarin nicht dachte, Herr von Beaufort werde früher oder später entkommen. Man konnte einen Enkel von Heinrich IV. nicht sein ganzes Leben lang gefangen halten, besonders wenn dieser Enkel von Heinrich IV. kaum dreißig Jahre alt war. Aber wie er den Kerker verlassen mochte, welchen Haß mußte er nicht in feiner Gefangenschaft gegen denjenigen angehäuft haben, welchem er dieselbe zu danken hatte, . . . der ihn, reich, tapfer, berühmt, von den Frauen geliebt, von den Männern gefürchtet, gefaßt hatte, um von seinem Leben die schönsten Jahre abzuschneiden, denn im Gefängnis leben ist kein Dasein. Mittlerweile verdoppelte Mazarin seine Wachsamkeit

gegen Herrn von Beaufort, nur war er dem Geizigen in der Fabel ähnlich, der neben seinem Schatze nicht schlafen konnte. Oft erwachte er plötzlich in der Nacht bei dem Traume, man habe ihm Herrn von Beaufort gestohlen. Dann erkundigte er sich nach ihm, und bei jeder Erkundigung, die er einzog, mußte er zu seinem Schmerze erfahren, der Gefangene spiele, trinke, singe und befinde sich ganz vortrefflich. Aber mitten im Spielen, Trinken und Singen unterbreche er sich immer wieder, um zu schwören, Mazarin soll ihm das Vergnügen, das er ihn in Vincennes zu genießen nötige, teuer bezahlen.

Dieser Gedanke beschäftigte den Minister ganz gewaltig. Als Bernouin Morgens sieben Uhr in sein Zimmer trat, um ihn aufzuwecken, war auch sein erstes Wort:

»He, was gibt es? Ist Herr von Beaufort aus Vincennes entwichen?«

»Ich glaube nicht, Monseigneur«, antwortete Bernouin, dessen offizielle Ruhe sich nie verleugnete. »Aber in jedem Fall bekommt Ihr Nachricht von ihm, denn der Gefreite La Ramée, den man diesen Morgen in Vincennes geholt hat, ist da und erwartet die Befehle Eurer Eminenz.«

»Öffnet und laßt ihn eintreten«, sprach Mazarin, und legte seine Kissen so zurecht, daß er ihn im Bette sitzend empfangen konnte.«

Der Offizier ⁷ trat ein. Es war ein großer, dicker, pausbäckiger Mann von gutem Aussehen. Er hatte eine gewisse ruhige Miene, welche Mazarin beunruhigte.

»Dieser Bursche sieht ganz aus, wie ein Dummkopf«, murmelte er.

Der Gefreite blieb aufrecht und stillschweigend an der Türe stehen.

»Nähert Euch, mein Herr«, sagte Mazarin.

Der Gefreite gehorchte.

»Wißt Ihr, was man hier sagt?« fuhr der Kardinal fort.«

»Nein, Monseigneur.«

»Nun wohl, man sagt, Herr von Beaufort werde aus Vincennes entweichen, wenn er es nicht bereits getan hat.«

Das Gesicht des Offiziers drückte das tiefste Erstaunen aus. Er

öffnete zugleich seine kleinen Augen und seinen großen Mund, um den Scherz besser zu kosten, den seine Eminenz an ihn zu richten ihm die Ehre erwies. Da er bei einer solchen Voraussetzung den Ernst nicht länger behaupten konnte, so brach er in ein so mächtigen Gelächter aus, daß seine dicken Glieder wie von einem heftigen Fieber bei dieser Heiterkeit geschüttelt wurden.

Mazarin war entzückt über diesen nicht sehr respektvollen Ausbruch; aber er behielt dessen ungeachtet seine ernste Miene bei. Als La Ramée genug gelacht und sich die Augen abgetrocknet hatte, dachte er, es wäre Zeit, zu sprechen, um die Unschicklichkeit seiner Lachens zu entschuldigen.

Entweichen«, sprach er, »entweichen? Eure Eminenz weiß also nicht, wo Herr von Beaufort ist?«

»Allerdings, mein Herr, ich weiß, daß er im Kerker von Vincennes ist.«

»Ja, Monseigneur, in einem Zimmer, dessen Mauern sieben Fuß tief sind, mit Fenstern mit gekreuzten Gittern, an denen jede Stange so dick ist, wie ein Arm.«

»Mein Herr«, sagte Mazarin, »mit Geduld dringt man durch alle Mauern, und mit einer Uhrfeile durchsägt man eine eiserne Stange.«

»Aber Monseigneur weiß nicht, daß er acht Wachen bei sich hat, vier in seinem Vorzimmer und vier in seinem Zimmer, und daß diese Wachen ihn nie verlassen.«

»Aber er verläßt sein Zimmer, treibt das Kolbenspiel oder das Ballspiel.«

»Monseigneur, solche Unterhaltungen sind den Gefangenen gestattet; wenn jedoch Seine Eminenz will, so wird man ihm dieselbe entziehen.«

»Nein, nein«, sagte Mazarin, welcher befürchtete, wenn man ihm diese Vergnügungen entzöge und sein Gefangener jemals Vincennes verließ, so würde er es noch mehr gegen ihn aufgebracht verlassen. »Ich frage nur, mit wem er spielt?«

»Monseigneur, er spielt mit dem Offizier von der Wache, oder mit mir, oder auch mit den andern Gefangenen.«

»Aber nähert er sich beim Spiele nicht den Mauern?«

»Monseigneur, Eure Eminenz kennt die Mauern nicht? Die Mauern sind sechzig Fuß hoch, und ich zweifle, ob Herr von Beaufort so sehr den Lebens müde ist, daß er es wagen würde, von oben herabspringend den Hals zu brechen.«

»Hm«, sagte der Kardinal, der nun ruhiger zu werden anfang, »Ihr meint also, mein lieber La Ramée . . . «

»Wenn Herr von Beaufort nicht Mittel findet, sich in einen kleinen Vogel zu verwandeln, so stehe ich für ihn.«

»Nehmt Euch in Acht, Ihr behauptet zu viel«, versetzte Mazarin. »Herr von Beaufort sagte zu den Wachen, welche ihn nach Vincennes führten, er habe oft an den Fall, daß man ihn einkerkern würde, gedacht und habe für diesen Fall vierzigerlei Manieren gefunden, aus dem Gefängnis zu entkommen.«

»Monseigneur, wenn unter den vierzig Manieren eine gute wäre«, antwortete La Ramée, »glaubt mir, so wäre er längst heraus.«

»Er ist nicht so dumm, als ich wähnte«, murmelte Mazarin.

»Überdies vergißt Monseigneur, daß Herr von Chavigny Gouverneur von Vincennes ist«, fuhr La Ramée fort und daß Herr von Chavigny nicht zu den Freunden von Herrn von Beaufort gehört.«

»Aber Herr von Chavigny entfernt sich.«

»Wenn er sich entfernt, bin ich da.«

»Aber wenn Ihr Euch selbst entfernt.«

»Oh, wenn ich mich selbst entferne, so ist an meiner Stelle ein kluger Bursche da, der Gefreiter Seiner Majestät zu werden trachtet und gute Wache hält, dafür stehe ich. Seit ich ihn vor drei Wochen in meinen Dienst genommen habe, kann ich ihm nur Einen zum Vorwurf machen, daß er zu hart gegen den Prinzen ist.«

»Und wer ist dieser Cerberus?« fragte der Kardinal.«

»Ein gewisser Herr Grimaud, Monseigneur.«

Was machte er, ehe er zu Euch nach Vincennes kam?«

»Er war in der Provinz, wie mir derjenige sagte, welcher mir ihn empfohlen hat. Er hat sich dort wegen eines bösen Streites irgend eine schlimme Geschichte zugezogen und es wäre ihm vielleicht erwünscht, sich Straflosigkeit unter der Uniform des Königs

zuzuziehen.«

»Und wer hat ihn Euch empfohlen?«

»Der Intendant des Herrn Herzogs von Grammont.«

»Man kann also Eurer Meinung nach auf ihn vertrauen?«

»Wie auf mich selbst, Monseigneur.«

»Er ist kein Schwätzer?«

»Jesus Christus, Monseigneur, ich glaubte lange, er wäre stumm. Er spricht und antwortet nur durch Zeichen. Es scheint, sein früherer Herr hat ihn so abgerichtet.«

»Nun wohl, sagt ihm, mein lieber Herr La Ramée«, versetzte der Kardinal, »wenn er gut und getreulich Wache halte, so werde man die Augen über seinen Provinzstreichen schließen, ihm eine Uniform auf den Rücken legen, um ihm Achtung zu verschaffen, und in die Taschen dieser Uniform einige Pistolen stecken, daß er auf die Gesundheit des Königs trinken könne.«

Mazarin ging sehr weit in Versprechungen. Er war gerade das Gegenteil von dem von La Ramée gerühmten guten Herrn Grimaud, welcher wenig sprach und viel handelte.

Der Kardinal machte noch eine Menge Fragen an La Ramée über den Gefangenen, über seine Nahrungsmittel, seine Wohnung, sein Bett, und La Ramée beantwortete diese Fragen so genügend, daß er ihn beinahe beruhigt entließ.

Da es neun Uhr Morgens war, so stand er auf, parfümierte, kleidete sich und ging zu der Königin, um ihr die Ursachen mitzuteilen, die ihn in seiner Wohnung zurückgehalten hatten. Die Königin, welche Herrn von Beaufort kaum weniger fürchtete, als den Kardinal selbst, und beinahe eben so abergläubisch war, wie er, ließ ihn Wort für Wort alle Versprechungen von La Ramée und alle Lobeserhebungen wiederholen, die dieser seinem Gehilfen gespendet hatte. Sobald der Kardinal damit zu Ende war, sagte sie mit halber Stimme zu ihm:

»Ach! Herr, daß wir nicht einen Grimaud bei jedem Prinzen haben.«

»Geduld«, sprach Mazarin, mit seinem italienischen Lächeln; »das wird vielleicht einen Tage kommen, aber mittlerweile . . . «

»Nun mittlerweile?«

»Werde ich immerhin meine Vorsichtsmaßregeln nehmen.«

Und hiernach hatte er d'Artagnan geschrieben, er möge seine Rückkehr beschleunigen.



XIX.

Woran sich der Herzog von Beaufort im Kerker ergötzte.

Der Gefangene, der dem Herrn Kardinal so bange machte, und dessen Entweichungsmittel die Ruhe des ganzen Hofes störten, hatte kaum eine Ahnung von der Angst, die man seinetwegen im Palais Royal empfand.

Er sah sich so bewunderungswürdig bewacht, daß er die Fruchtlosigkeit seiner Versuche erkannte; seine ganze Rache bestand darin, daß er zahllose Verwünschungen und Schmähworte gegen Mazarin ausstieß. Er versuchte es sogar, Verse zu machen, leistete aber sehr bald wieder darauf Verzicht. Herr von Beaufort hatte nicht nur von dem Himmel die Gabe der Dichtkunst nicht erhalten, sondern er drückte sich sogar oft in Prosa mit der größten Mühe aus.

Der Herzog von Beaufort war der Enkel von Heinrich IV. und Gabriele d'Esnées, eben so gut, eben so brav und besonders eben so Gascogner wie sein Großvater, aber bedeutend weniger in den Wissenschaften bewandert. Nachdem er eine Zeit lang nach dem Tode von König Ludwig XIII. der Günstling, der Mann des Vertrauens, kurz der Erste am Hofe gewesen, war, mußte er einen Tag seinen Platz Mazarin abtreten und wurde der Zweite. Und am Tage nachher, da er so wahnsinnig war, sich über diese Versetzung zu ärgern, und so unklug, es zu sagen, ließ ihn die Königin verhaften und durch denselben Guitaut nach Vincennes führen, den wir am Anfange dieser Geschichte gesehen haben, und wieder zu finden Gelegenheit haben werden. Wohl verstanden, wer sagt: die Königin, sagte Mazarin. Man hatte sich seiner Person und seiner Ansprüche nicht nur entledigt, sondern man berücksichtigte ihn auch gar nicht mehr, ein so populärer Prinz er auch war, und seit fünf Jahren bewohnte er ein sehr wenig königlichen Zimmer in dem Turme von Vincennes.«

Dieser Zeitraum, welcher die Ideen jedes Andern, als des Herrn von Beaufort, gereift hätte, ging über seinem Haupte hin, ohne

irgend eine Veränderung zu bewerkstelligen. Ein Anderer würde in der Tat bedacht haben, daß er, wenn er nicht seinen Stolz darein gesetzt hätte, dem Kardinal zu trotzen, die Prinzen zu verachten und allein zu gehen, ohne andere Parteigänger, als, wie der Kardinal von Retz sagt, einige schwermütige Träumer, seit fünf Jahren seine Freiheit oder Verteidiger haben müßte. Diese Betrachtungen entstanden wahrscheinlich nicht in dem Geiste des Herzogs, den seine lange Gefangenschaft nur noch mehr in seiner Starrköpfigkeit befestigte. Und jeden Tag erhielt der Kardinal Nachrichten von ihm, die seiner Eminenz im höchsten Grade unangenehm waren.

Nachdem Herr von Beaufort in der Poesie gescheitert war, versuchte er es in der Malerei, und da seine ziemlich mittelmäßigen Talente in dieser Kunst es ihm nicht gestatteten, eine große Ähnlichkeit zu erreichen, so schrieb er, um keinen Zweifel über das Original des Porträts Raum zu geben, unter dasselbe, »*Ritratto dell illustrissimo Facchino Mazarini.*« Herr von Chavigny hiervon in Kenntnis gesetzt, machte dem Herzog einen Besuch und bat ihn, sich einen andern Zeitvertreib zu wählen oder wenigstens Porträte ohne Legenden zu machen. Am andern Tage war das Zimmer voll von liegenden und Porträten. Herr von Beaufort glich, wie übriges alle Gefangene, den Kindern, welche nur hartnäckig auf Dingen bestehen, die man ihnen verbietet.

Herr von Chavigny wurde von diesem Zuwachs von Profilen unterrichtet. Seiner nicht hinreichend sicher, um den Kopf *de face* zu wagen, hatte Herr von Baufort aus seinem Zimmer einen wahren Ausstellungssaal gemacht. Diesmal sagte der Gouverneur nichts; als aber eines Tages Herr von Beaufort Ball spielte, ließ er mit dem Schwamm über alle diese Zeichnungen fahren und das Zimmer mit Wasserfarbe bemalen.

Herr von Beaufort dankte Herrn von Chavigny, teilte diesmal sein Zimmer in Felder und widmete jeden von diesen Feldern einem Zuge aus dem Leben des berühmten Kardinals von Mazarin.«

Das erste Feld sollte den hochwürdigsten Schurken Mazarini darstellen, wie er eine Tracht Prügel von dem Kardinal Bentivoglio empfing, dessen Bedienter er gewesen war.

Das zweite den hochwürdigen Schurken Mazarini, die Rolle von

Ignaz von Loyola in der Tragödie dieses Namens spielend.

Das dritte den hochwürdigsten Schurken Mazarini, das Portefeuille des ersten Ministers Herrn von Chavigny stehend, der es bereits in den Händen zu haben glaubte.

Das vierte endlich den hochwürdigsten Schurken Mazarini, wie er La Porte, dem Kammerdiener von Ludwig XIII. Leintücher verweigert und behauptet, es sei für einen König von Frankreichs hinreichend, alle Vierteljahre die Leintücher zu wechseln.

Es waren dies großartige Kompositionen, welche offenbar den Umfang des Talentes des Gefangenen überstiegen, und so begnügte er sich, die Rahmen zu zeichnen und die, Inschriften hinein zu setzen.

Aber diese Rahmen und die Inschriften genügten, um die Empfindlichkeit von Herrn von Chavigny zu erregen, welcher Herrn von Beaufort in Kenntnis setzen ließ, wenn er nicht auf die beabsichtigten Gemälde Verzicht leiste, so werde er ihm jedes Mittel zur Ausführung entziehen. Herr von Beaufort antwortete, da man ihn der Möglichkeit beraube, sich einen Ruf durch die Waffen zu erwerben, so wolle er sich einen solchen in der Malerei machen; da er kein Bayard oder Trivulce werden könne, so wolle er ein Michel Angelo oder Raphael werden. Als Herr von Beaufort eines Tages im Gefängnisgarten spazieren ging, nahm man ihm sein Feuer, mit seinem Feuer seine Kohle, mit seiner Kohle seine Asche weg, so daß er nicht den geringsten Gegenstand mehr fand, woraus er einen Zeichenstift hätte machen können.

Herr von Beaufort schwor, tobte, heulte und sagte, man wolle ihn vor Kälte und Feuchtigkeit sterben lassen, wie Puylaurens, der Marschall Ornano und der Großprior von Vendome gestorben seien, worauf Herr von Chavigny antwortete, er habe nur sein Wort zu geben, er wolle auf das Zeichnen Verzicht leisten, oder zu versprechen, er wolle keine historischen Gemälde mehr machen, und man werde ihm Holz und Alles zurückschaffen, was er brauche, um es anzuzünden. Herr von Beaufort wollte sein Wort nicht geben und blieb die übrige Zeit des Winters ohne Feuer.

Mehr noch, während der Gefangene einst ausging, kratzte man die Inschriften ab, und das Zimmer war wieder weiß und kahl und ohne irgend eine Spur von einer Freske.

Herr von Beaufort kaufte nun einem von seinen Wächtern einen Hund, Namens Pistache, ab; da nichts entgegenstand, daß die Gefangenen einen Hund hatten, so gab Herr von Chavigny die Erlaubnis, daß das vierfüßige Tier seinen Herrn wechsele. Herr von Beaufort blieb oft Stunden lang mit seinem Hunde eingeschlossen. Man vermutete wohl, daß sich der Gefangene während dieser Stunden mit der Erziehung von Pistache beschäftigte, aber man wußte nicht, in welcher Richtung er dies tat. Als Pistache hinreichend abgerichtet war, lud Herr von Beaufort einen Tages Herrn von Chavigny und die Offiziere von Vincennes zu einer großen Vorstellung ein, die er in seinem Zimmer gab. Die Eingeladenen erschienen, das Zimmer war mit so vielen Kerzen beleuchtet, als Herr von Beaufort sich hatte verschaffen können. Die Übungen begannen.

Der Gefangene hatte mit einem von der Mauer abgelöstes Stücke Gyps mitten durch das Zimmer eine lange Linie, einen Strick darstellend, gezogen. Pistache setzte sich auf den ersten Befehl seinen Herrn auf diese Linie, stellte sich sodann auf seine Hinterpfoten und fing an, einen Kleiderausklopfstock zwischen seinen Vorderpfoten haltend, der Linie mit allen Windungen zu folgen, die ein Seiltänzer macht. Nachdem er die Länge der Linie zwei- oder dreimal vor- und rückwärts durchlaufen hatte, gab er den Stock Herrn von Beaufort zurück und machte dieselben Evolutionen ohne Balancierstange.

Das gescheite Tier wurde mit Beifallsbezeugungen überhäuft.

Das Schauspiel war in drei Abteilungen geteilt. Sobald die erste beendet war, ging man zu der zweiten über. Es handelte sich zuerst darum, anzugeben, wie viel Uhr es war.

Herr von Chavigny zeigte Pistache seine Uhr. Es war halb sieben Uhr.

Pistache hob und senkte die Pfote sechsmal und bei dem siebenten Male blieb dieselbe in der Luft. Man konnte unmöglich klarer sein. Eine Sonnenuhr hätte nicht besser geantwortet. Wie Jedermann weiß, hat die Sonnenuhr den Nachtheil, daß sie die Stunde nur angibt, wenn die Sonne scheint.

Dann handelte es sich darum zu erkennen, wer der beste Kerkermeister aller Gefängnisse von Frankreich wäre.

Der Hund machte dreimal die Runde und legte sich auf die ehrfurchtsvollste Weise Herrn von Chavigny zu Füßen.

Herr von Chavigny stellte sich, als fände er den Scherz vortrefflich und lachte aus vollem Halse. Als er genug gelacht hatte, biß er sich auf die Lippen und fing an die Stirne zu runzeln.

Endlich legte Herr von Beaufort Pistache die so schwer zu lösende Frage vor, wer der größte Dieb in der Welt wärt?

Pistache machte die Runde im Zimmer, hielt aber vor Niemand stille, sondern ging an die Türe und fing an zu kratzen und zu winseln.

»Seht, meine Herren«, sprach der Prinz, »da dieses interessante Tier hier nicht findet, was ich wissen will, so beabsichtigt es außen zu suchen. Aber seid unbesorgt, seine Antwort soll Euch deshalb nicht entzogen sein. Pistache, mein Freund«, fuhr der Herzog fort, »komme hierher.« Der Hund gehorchte. »Ist der größte Dieb der bekannten Welt«, sprach der Prinz, »der Herr Sekretär des Königs«, Le Camus, der mit zwanzig Livres nach Paris gekommen ist und jetzt sechs Millionen besitzt?«

Der Hund schüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung.

»Ist es«, fuhr der Prinz fort, »Herr d'Emery, der seinem Sohne, Herrn Thore bei seiner Verheiratung 300,000 Livres Renten und ein Hotel gegeben hat, neben dem die Tuilerien eine Barake und der Louvre ein Rattennest sind?«

Der Hund schüttelte abermals den Kopf.

»Der ist es auch nicht«, sprach der Prinz. »Nun, wir wollen suchen. Sollte es zufällig der hochwürdigste Facchino Mazarini di Piscina sein?«

Pistache machte die eifrigsten Zeichen der Bejahung, indem er den Kopf acht bis neun mal hob und senkte.

»Meine Herren, Ihr seht«, sprach Herr von Beaufort zu den Anwesenden, die diesmal nicht zu lachen wagten, »der hochwürdigste Facchino Mazarini di Piscina ist der größte Dieb der bekannten Welt. Pistache behauptet es wenigstens.«

»Gehen wir zu einer andern Übung über.«

»Meine Herren«, fuhr Herr von Beaufort fort, ein großen Stillschweigen benützend und das Programm der dritten Abteilung

der Abendunterhaltung verkündigend, »Ihr wißt, daß der Herr Herzog von Guise alle Hunde von Paris für Fräulein de Pons, die er für die Schönste der Schönen erklärte, springen lehrte. Nun, meine Herren, das war nichts; denn diese Tiere gehorchten maschinenmäßig und wußten keinen Unterschied zwischen denjenigen zu machen, für welche sie nicht springen sollten. Pistache wird Euch, so wie dem Herrn Gouverneur zeigen, daß er hoch über seinen Genossen steht. Herr von Chavigny, habt die Güte, mir Euren Stock zu leihen.«

Herr von Chavigny reichte Herrn von Beaufort seinen Stock.

Herr von Beaufort hielt ihn waagrecht einen Fuß hoch.

»Pistache, mein Freund«, sagte er, »mache mir das Vergnügen und springe für Frau Montbazon.«

Jedermann lachte Man wußte, daß der Herzog von Beaufort im Augenblick seiner Verhaftung der erklärte Liebhaber von Frau von Montbazon gewesen war.

Pistache machte keine Schwierigkeit und sprang lustig über den Stock.

»Aber es scheint mir«, sagte Herr von Chavigny, »Pistache tut gerade das, was seine Genossen taten, wenn sie für Fräulein de Pons sprangen.«

»Wartet«, sagte der Prinz.

»Pistache, mein Freund«, fuhr er fort, springe für die Königin«, und er hob den Stock sechs Zoll höher.

Der Hund sprang ehrfurchtsvoll über den Stock.«

»Pistachet, mein Freund«, sagte der Herzog und erhöhte den Stock abermals um sechs Zoll, »springe für den König.«

Der Hund nahm einen Ansatz und sprang trotz der Höhe leicht hinüber.

»Und nun, aufgemerkt«, sagte der Herzog und erniedrigte den Stock beinahe bis zum Niveau des Bodens. »Pistache, mein Freund, springe für den hochwürdigsten Facchino Mazarini di Piscina.«

Der Hund wandte dem Stock den Rücken zu.

»Nun, was ist das?« sagte Herr von Beaufort, indem er einen Halbkreis von dem Schweife zum Kopfe des Tieres beschrieb, und ihm abermals den Stock darreichte. »Springe doch, Herr

Pistache!«

Aber Pistache machte abermals eine halbe Wendung und bot dem Stock den Rücken.

Herr von Beaufort wiederholte seine Bewegung und seine Worte. Doch diesmal war die Geduld des Tieres zu Ende. Er warf sich wütend auf den Stock, riß ihn dem Prinzen aus den Händen und zerbrach ihn zwischen seinen Zähnen.

Herr von Beaufort nahm ihm die zwei Stücke aus der Schnauze, überreichte sie Herrn von Chavigny unter tausend Entschuldigungen und sagte, die Abendunterhaltung wäre nun geschlossen; wenn er aber in drei Monaten einer zweiten Vorstellung beiwohnen wollte, so würde Pistache neue Stücke gelernt haben.

Drei Tage nachher war Pistache vergiftet.

Man suchte den Schuldigen, der Schuldige aber blieb, wie sich wohl denken läßt, unbekannt.«

Herr von Beaufort ließ ihm ein Grabmahl mit folgender Inschrift errichten:

»Hier ruht Pistache, einer der gescheitesten Hunde, welche je gelebt haben.«

Es war nichts gegen dieses Lob einzuwenden und Herr von Chavigny konnte es nicht verhindern.

Der Herzog sagte nun ganz laut, man habe an seinem Hunde den Versuch mit der Drogue gemacht, der man sich gegen ihn bedienen wolle, und eines Tage legte er sich nach dem Mittagsbrot zu Bette und schrie, er habe Kolik und Herr von Mazarin habe ihn vergiften lassen.

Dieser neue Mutwille kam dem Kardinal zu Ohren und machte ihm große Angst. Der Kerker von Vincennes galt für sehr ungesund und Frau von Rambouillet sagte einst, das Zimmer, in welchem Puylaurens, der Marschall Ornano und der Großprior von Vendome gestorben, sei Arsenik wert, und dieses Witzwort machte Glück. Er befahl daher, daß der Gefangene nichts mehr genießen solle, ohne daß man zuvor den Wein und die Speisen versucht habe. Der Gefreite La Ramée wurde sofort unter dem Titel einen Vorkosters zu ihm gebracht.

Herr von Chavigny hatte indessen die Beleidigungen, welche

dem unschuldigen Pistache das Leben kosteten, dem Herzog nicht vergeben. Herr von Chavigny war eine Kreatur des verstorbenen Kardinals. Man sagte sogar, er sei sein Sohn. Er mußte sich also einigermaßen auf Tyrannei verstehen. Herr von Chavigny fing an, Herrn von Beaufort seine Kränkungen zurückzugeben. Er nahm ihm, was man ihm bin dahin gelassen hatte, die eisernen Messer und die silbernen Gabeln, und ließ ihm dafür silberne Messer und hölzerne Gabeln geben. Herr von Beaufort beklagte sich, aber Herr von Chavigny ließ ihm antworten, er sei benachrichtigt worden, der Kardinal habe Frau von Vendome gesagt, ihr Sohn müsse sein ganzen Leben im Kerker von Vincennes bleiben, und er habe befürchtet, bei dieser unglücklichen Kunde könnte sein Gefangener sich zu einem Selbstmordversuche verleiten lassen. Vierzehn Tage nachher fand Herr von Beaufort zwei Reihen Bäume, so dick wie ein kleiner Finger, an den Weg gepflanzt, der zum Ballspiele führte. Er fragte, was dies zu bedeuten hatte, und man antwortete ihm, es wäre, um ihm eines Tages Schatten zu geben. Einen Morgens endlich suchte ihn der Gärtner auf und meldete ihm unter dem Anschein, ihm gefallen zu wollen, man lege Spargelbeete für ihn an. Allgemeine aber ist es bekannt, daß diese Beete, um genießbare Pflanzen zu treiben, gegenwärtig vier Jahre brauchen, während sie damals, wo die Gärtnerei minder vollkommen war, fünf Jahre brauchten. Diese Höflichkeit setzte Herrn von Beaufort in Wut.

Herr von Beaufort dachte nun zu einem von seinen vierzig Mitteln Zuflucht zu nehmen und versuchte es zuerst mit dem einfachsten, mit dem, La Ramée zu bestechen. Aber La Ramée, der seine Gefreitenstelle um 1500 Taler gekauft hatte, hielt große Stücke auf sein Amt. Statt in die Absicht des Gefangenen einzugehen, eilte er stehenden Fußes zu Herrn von Chavigny und machte ihm Meldung. Sogleich stellte Herr von Chavigny acht Mann in das Zimmer des Prinzen, verdoppelte die Wachen und verdreifachte die Posten. Von diesem Augenblick an ging der Prinz nur noch wie ein Theaterkönig einher, nämlich mit vier Mann vor sich und vier Mann hinter sich, diejenigen nicht zu rechnen, welche in einem Hintergliede marschierten.

Herr von Beaufort lachte Anfangs viel über diese Strenge,

welche ihm eine Zerstreung bereitete. Er wiederholte so oft als möglich: »Das belustigt mich, das ergötzt mich!« Dann fügte er bei: »Wenn ich mich übrigens Euren Ehrenbezeugungen entziehen wollte, so hätte ich noch neununddreißig andere Mittel.«

Aber diese Zerstreung wurde am Ende eine Langweile. Aus Prahlerei hielt es Herr von Beaufort sechs Monate aus. Als er aber nach Ablauf von sechs Monaten sah, daß die acht Mann sich setzten, wenn er sich setzte, aufstanden, wenn er aufstand, stehen blieben, wenn er stehen blieb, so fing er an, die Stirne zu runzeln und die Tage zu zählen.

Diese neue Verfolgung führte eine Verdoppelung des Hasses gegen Mazarin herbei. Der Prinz schwor vom Morgen bis zum Abend und sprach nur von Zerhacken und Einmachen Mazarinischer Ohren. Das war zum Schauern. Der Kardinal, welcher Alles erfuhr, was in Vincennes vorging, drückte unwillkürlich sein Baret bis zum Halse hinab.

Eines Tages versammelte Herr von Beaufort die Wächter und hielt, trotz der sprichwörtlichen Schwierigkeit, mit der er sich ausdrückte, folgende Rede, welche allerdings von ihm vorbereitet worden war:

»Meine Herren, werdet Ihr es dulden, daß ein Enkel des guten Heinrich IV. mit Beleidigungen und Schmach überhäuft wird. Ventre-Saint-gris! wie mein Großvater sagte, ich habe in Paris beinahe geherrscht, wißt Ihr! Ich habe ein ganzes Jahr lang den König und Monsieur zur Bewachung gehabt. Die Königin schmeichelte mir damals und nannte mich den rechtschaffensten Mann des Reiches. Meine Herren Bürger, bringt mich jetzt hinaus, ich gehe geraden Wegs nach Louvre. Ich drehe dem Mazarin den Hals um, Ihr werdet meine Leibwache, ich mache Euch alle zu Offizieren, und zwar mit guten Pensionen. Ventre-Saint-gris! vorwärts, Marsch!«

Aber so pathetisch auch die Beredsamkeit des Enkels von Heinrich IV. war, so rührte sie doch diese Steinherzen nicht; nicht Einer bewegte sich von der Stelle. Als Herr von Beaufort dies sah, sagte er ihnen, sie wären insgesamt Lumpenkerle, und machte sich dadurch grausame Feinde aus ihnen.

Wenn ihn zuweilen Herr von Chavigny besuchte, was er unfehlbar zwei bis drei mal in der Woche tat, so benützte der

Herzog diese Gelegenheit, ihn zu bedrohen.

»Was werdet Ihr tun, mein Herr,« sprach er zu ihm, »wenn Ihr eines Tages ein Heer bis unter die Zähne bewaffneter Pariser erscheinen seht, welche kommen um mich zu befreien?«

»Monseigneur«, antwortete Herr von Chavigny, indem er sich tief vor dem Prinzen verbeugte, »ich habe auf meinen Wällen zwanzig Feldstücke und in meinen Casematten dreißigtausend Schüsse: ich werde sie nach Kräften mit meinen Kanonen bearbeiten.«

»Ja, aber wenn Ihr Eure dreißigtausend Schüsse abgefeuert habt, so werden sie den Turm nehmen, und wenn sie den Turm genommen haben, so bin ich genötigt, Euch von ihnen hängen zu lassen, was mir allerdings sehr leid tun wird.«

Und der Prinz verbeugte sich ebenfalls mit der größten Höflichkeit vor Herrn von Chavigny.

»Ich aber, Monseigneur«, versetzte Herr von Chavigny, »wäre, sobald der erste Schlucker die Schwelle meiner Schlupfpforten betreten oder den Fuß auf meinen Wall setzen würde, zu meinem größten Bedauern genötigt, Euch mit eigener Hand zu töten, insofern Ihr mir ganz besonders anvertraut seid, und ich Euch tot oder lebendig zurückgeben muß.«

Und er verbeugte sich abermals vor seiner Hoheit.

»Ja«, fuhr der Herzog fort; »da aber diese braven Leute sicherlich nicht hierher kommen würden, ohne vorher Herrn Giulio Mazarini gehenkt zu haben, so würdet Ihr Euch wohl hüten, Hand an mich zu legen, und ließt mich wohl leben, aus Furcht, auf Befehl der Pariser von vier Pferden zerrissen zu werden, was noch viel unangenehmer ist, als das Heulen.«

Diese süßsauren Scherze gingen so zehn Minuten, eine Viertelstunde, zwanzig Minuten höchstens fort und endigten stets auf folgende Weise.

Herr von Chavigny wandte sich nach der Türe um und rief:

»Holla, La Ramée!«

La Ramée trat ein.

»La Ramée!« fuhr Herr von Chavigny fort, »ich empfehle Euch ganz besonders Herrn von Beaufort. Behandelt ihn mit aller seinem Range und seinem Namen schuldigen Rücksicht und

verliert ihn zu diesem Behufe nicht einen Augenblick aus dem Gesichte.«

Dann, entfernte er sich, Herrn von Beaufort mit einer ironischen Höflichkeit grüßend, die diesen so zornig machte, das er blau wurde.

La Ramée war also der obligate Tischgenosse des Prinzen, sein ewiger Wächter, der Schatten seines Leibes geworden. Man muß aber dabei gestehen, die Gesellschaft von La Ramée, einem heiteren Lebemann, einem offenherzigen Gaste, einem anerkannten Trinker, einem großen Ballspieler, einem guten Teufel im Grunde seines Herzens, der für Herrn von Beaufort keinen andern Fehler hatte, als daß er sich nicht bestechen ließ, war für den Prinzen mehr eine Zerstreung, als eine Pein.

Leider war nicht dasselbe der Fall bei Meister La Ramée, und obgleich er die Ehre mit einem Gefangenen von so hoher Bedeutung eingeschlossen zu sein, bis auf einen gewissen Grad zu schätzen wußte, so glich doch das Vergnügen, im vertraulichen Umgange mit dem Enkel Heinrich IV. zu leben, nicht das aus, welches er gehabt haben würde, wenn er von Zeit zu Zeit hätte seiner Familie einen Besuch machen dürfen. Man kann zugleich ein vortrefflicher Gefreiter des Königs und ein guter Gatte und Vater sein. Meister La Ramée aber betete seine Frau und seine Kinder an, welche er nur von der Höhe der Mauer herab sah, wenn sie, um ihm diesen natürlichen und ehelichen Trost zu geben, auf der andern Seite des Grabens spazieren gingen. Das war entschieden zu wenig für ihn, und La Ramée fühlte, daß seine heitere Laune, die er als die Ursache seiner guten Gesundheit betrachtet hatte, ohne zu berechnen, daß es im Gegenteil ohne Zweifel nur das Resultat davon war, nicht lange eine solche Ordnung der Dinge aushalten würde. Diese Überzeugung nahm in ihm nur zu, als die Verhältnisse von Herrn von Beaufort und Herrn von Chavigny sich allmählig dergestalt zur Bitterkeit steigerten, daß sie am Ende ganz und gar sich zu sehen aufhörten. La Ramée fühlte die Verantwortlichkeit stärker auf seinem Haupte lasten, und da er gerade aus den von uns angegebenen Gründen Erleichterung suchte, so ergriff er mit allem Eifer das Anerbieten seines Freundes, des Intendanten des Herrn Marschall von Grammont, ihm einen Gehilfen zu verschaffen. Sogleich sprach er

hierüber mit Herrn von Chavigny, welcher ihm erwiderte, daß er durchaus nichts dagegen einzuwenden habe, vorausgesetzt, das betreffende Subjekt sage ihm zu.

Wir halten es für durchaus überflüssig, unsern Lesern das physische und moralische Porträt von Grimaud zu entwerfen. Wenn sie, wie wir hoffen, den ersten Teil dieses Werkes nicht gänzlich vergessen haben, so muß ihnen in ihrem Gedächtnis ziemlich genau diese schätzenswerte Person geblieben sein, bei der keine Veränderung vorgegangen war, als daß sie zwanzig Jahre mehr zählte; ein Zuwachs, der Grimaud nur stiller, schweigsamer gemacht hatte, obgleich ihm Athos seit der Umwandlung seiner eigenen Person volle Erlaubnis zu sprechen gegeben hatte.

Aber zu dieser Zeit schwieg Grimaud bereits zwölf bis fünfzehn Jahre und eine Gewohnheit von zwölf bis fünfzehn Jahren ist eine andere Natur geworden.



XX.

Grimaud tritt in Funktion.

Grimaud fand sich also mit seinem günstigen Äußern im Turme von Vincennes ein. Herr von Chavigny bildete sich ein, ein unfehlbares Auge zu haben, was zu dem Glauben führen konnte, er wäre wirklich der Sohn des Kardinal von Richelieu gewesen, dessen ewige Anmaßung dies ebenfalls war. Er prüfte also aufmerksam den Bewerber und schloß aus der Anschauung, daß die nahe zusammenlaufenden Augenbrauen, die dünnen Lippen, die hakenförmige Nase und die hervorstehenden Backenknochen vollkommen genügende Anzeigen wären.

Er richtete nur zwölf Worte an ihn, Grimaud antwortete vier.

»Das ist ein ausgezeichnete Bursche, und so habe ich ihn auch sogleich beurteilt«, sprach Herr von Chavigny. »Gebt zu Herrn La Ramée und sagt ihm, Ihr entspricht mir in jeder Beziehung.«

Grimaud wandte sich auf dem Absatze um und unterwarf sich der viel strengeren Inspektion von La Ramée. Was diese Sache schwieriger machte, war der Umstand, daß Herr von Chavigny wußte, daß er sich aus ihm verlassen konnte, und daß er sich wollte auf Grimaud verlassen können.

Grimaud besaß gerade die Eigenschaften, welche einen Gefreiten verführen können, der einen Untergefreiten zu haben wünscht. Nach tausend Fragen, von denen jede nur eine Viertelsantwort erhielt, rieb sich La Ramée, bezaubert durch diese Mäßigkeit in Worten, die Hände und nahm Grimaud an.«

»Der Befehl?« fragte Grimaud.

»Folgendes: den Gefangenen nie allein lassen, ihm jedes stechende oder schneidende Instrument nehmen, ihn verhindern, den Leuten außen Zeichen zu machen oder zu lange mit seinen Wächtern zu sprechen.«

»Dies ist Alles?« fragte Grimaud.

»Altes für den Augenblick«, antwortete La Ramée.

»Neu eintretende Umstände führen neue Befehle herbei.«

»Gut«, antwortete Grimaud.

Und er trat bei dem Herzog von Beaufort ein. Der Herzog war eben im Zuge, seinen Bart zu kämmen, den er, so wie feine Haupthaare, wachsen ließ, um Mazarin mit der Schaustellung seines Elends und mit Paradirung; seines schlechten Aussehens bange zu machen. Da er aber einige Tage vorher von der Höhe seines Turmes herab im Hintergrunde eines Wagens die schöne Frau von Montbazou, deren Andenken ihm immer noch teuer war, zu sehen geglaubt hatte, so wollte er für sie nicht das sein, was er für Mazarin war, und verlangte einen bleiernen Kamm, der ihm auch bewilligt wurde.

Herr von Beaufort verlangte einen bleiernen Kamm, weil er, wie alle Blonde, einen rötlichen Bart hatte; er färbte ihn, indem er ihn kämte.

Grimaud sah bei seinem Eintritte den Kamm, den der Prinz so eben auf den Tisch gelegt hatte; er nahm denselben mit einer Verbeugung.

Der Herzog schaute diese seltsame Figur staunend an.«

Die Figur steckte den Kamm in ihre Tasche.

»Holla, he! Was ist das!« rief der Herzog, »Wer ist dieser Bursche?«

Grimaud antwortete nicht, sondern verbeugte sich zum zweiten Male.

»Bist Du stumm?« rief der Herzog.

Grimaud machte ein verneinendes Zeichen.

»Was bist Du denn? Antwort! Ich befehle es Dir«, sagte der Herzog.«

»Wächter«, antwortete Grimaud.

»Wächter!« rief der Herzog, »gut, es fehlte mir nur noch dieses Galgengesicht zu meiner Sammlung. Holla! La Ramée! Herbei!«

La Ramée erschien. Zum Unglück für den Prinzen war er, auf Grimaud bauend, im Begriffe, sich nach Paris zu begeben. Er befand sich bereits im Hofe und kam unzufrieden zurück.

»Was gibt es, mein Prinz?« fragte er.

»Wer ist dieser Halunke, der meinen Kamm nimmt und ihn in seine Tasche steckt?« fragte Herr von Beaufort.«

»Einer von Euren Wächtern, Monseigneur, ein Bursche voll Verdienst, den Ihr, wie ich überzeugt bin, schätzen werdet, wie Herr von Chavigny und ich.«

»Warum nimmt er mir meinen Kamm?«

»Ist der Tat«, sagte La Ramée, »warum nehmt Ihr den Kamm von Monseigneur?«

Grimaud zog den Kamm aus seiner Tasche, strich mit dem Finger darüber, betrachtete und zeigte den dicken Zahn und sprach nur das einzige Wort:

»Stechend!«

»Das ist wahr«, sagte La Ramée.«

»Was spricht dieses Tier?« fragte der Herzog.

»Es sei jedes stechende Instrument Monseigneur von dem König verboten.«

»Ei, seid Ihr verrückt, La Ramée? Ihr selbst habt mir diesen Kamm gegeben.«

»Und ich hatte großes Unrecht, Monseigneur, denn ich setzte mich dadurch in Widerspruch mit dem Befehl.«

Der Herzog schaute Grimaud, welcher den Kamm La Ramée übergeben hatte, wütend an.«

»Ich sehe vorher, daß mir dieser Bursche ungeheuer mißfallen wird«, murmelte der Prinz.«

In der Tat, im Gefängnis gibt es kein in der Mitte liegendes Gefühl; wie einem Alles, Menschen und Dinge, Freund oder Feind ist, so liebt oder haßt man zuweilen mit Vernunft, aber noch viel häufiger aus Instinkt. Aus dem einfachen Grunde aber, daß Grimaud bei dem ersten Blick Herrn von Chavigny und La Ramée gefallen hatte, mußte er, insofern die Eigenschaften, welche in den Augen des Gouverneurs und des Gefreiten gut erschienen, Mängel in den Augen des Gefangenen wurden, gleich von Anfang an Herrn von Beaufort mißfallen.

Grimaud aber wollte nicht schon am ersten Tage unmittelbar mit dem Gefangenen brechen. Er bedurfte keines improvisierten Widerstrebens, sondern eines schönen, guten, festhaltenden Hasses. Er entfernte sich also, um vier Wachen Platz zu machen, welche, vom Frühstück zurückkommend, ihren Dienst wieder bei dem Prinzen versehen konnten.

Der Prinz hatte seinerseits einen neuen Spaß zu vollführen, auf den er große Stücke hielt. Er hatte für sein Frühstück am andern Tage Krebse verlangt und gedachte den laufenden Tag mit Verfertigung eines kleinen Galgens zuzubringen, an welchen er den schönsten mitten in seinem Zimmer hängen wollte. Die rote Farbe, die ihm das Sieden geben müßte, würde keinen Zweifel über die Anspielung übrig lassen, und so hätte er das Vergnügen, den Kardinal *in effigie* zu hängen, in Erwartung der Zeit, wo er wirklich gehenkt würde, ohne daß man ihm zum Vorwurf machen könnte, er habe etwas Anderes gehenkt, als einen Krebs.

Der Tag wurde zu den Vorbereitungen zur Hinrichtung verwendet. Man wird sehr kindisch im Gefängnis, und Herr von Beaufort hatte den Charakter, um es mehr zu werden, als jeder Andere. Er ging wie gewöhnlich spazieren, brach einige kleine Zweige ab, welche dazu bestimmt waren, eine Rolle bei der Hinrichtung zu spielen, und er fand, nachdem er lange gesucht hatte, ein Stück zerbrochenes Glas, ein Fund, der ihm das größte Vergnügen machte. In sein Zimmer zurückgekehrt, faserte er sein Sacktuch aus.

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging dem beobachtenden Auge von Grimaud.

Am andern Morgen war der Galgen bereit; um ihn mitten in seinem Zimmer aufschlagen zu können, schabte Herr von Beaufort eines von seinen Enden mit seinem zerbrochenen Glase ab.

La Ramée schaute seinem Treiben mit der Neugierde eines Vaters zu, welcher glaubt, er werde vielleicht ein neues Spielzeug für seine Kinder entdecken. Die vier Wachen betrachteten die Sache mit der müßiggängerischen Miene, welche zu jener Zeit, wie heut zu Tage, der Hauptcharakter der Physiognomie des Soldaten bildete.

Grimaud trat ein, als der Prinz so eben sein Stück Glas niedergelegt hatte, obgleich das Zuspitzen des Galgenfußes noch nicht vollendet war; er hatte sich unterbrochen, um den Faden an das entgegengesetzte Ende des Galgens zu binden.

Er warf auf Grimaud einen Blick, in welchem sich ein Überrest der bösen Laune vom vorhergehenden Tage offenbarte. Da er aber zum Voraus mit dem Erfolge, der seiner neuen Erfindung

nicht entgehen konnte, sehr zufrieden war, so schenkte er ihm keine weitere Aufmerksamkeit.

Erst als er einen Schifferknoten an ein Ende seines Fadens und einen laufenden Knoten an das andere gemacht, nachdem er einen Blick auf die Platte mit Krebsen geworfen und mit dem Auge den majestätischsten ausgesucht hatte, wandte er sich zurück, um sein Stück Glas zu suchen. Das Stück Glas war verschwunden.

»Wer hat mir mein Stück Glas genommen?« fragte der Prinz, die Stirne runzelnd.

Grimaud machte ein Zeichen, daß er es wäre.

»Wie? Du abermals! warum hast Du es mir genommen?«

»Ja«, fragte La Ramée«, »warum habt Ihr Seiner Hoheit das Stück Glas genommen?«

Grimaud, der das Glasbruchstück in der Hand hielt, fuhr mit dem Finger darüber und sagte:

»Schneidend.«

»Das ist richtig, Monseigneur«, sprach La Ramée. »Teufel, was für einen kostbaren Mann haben wir da bekommen.«

»Herr Grimaud«, rief der Prinz, »in Eurem eigenen Interesse beschwöre ich Euch, seid darauf bedacht, nie in das Bereich meiner Hand zu kommen.«

Grimaud mochte eine Verbeugung und zog sich an das Ende des Zimmers zurück.

»Stille, stille, Monseigneur«, sagte La Ramée, »gebt mir Euren Galgen, ich will ihn mit meinem Messer zuspitzen.«

»Ihr?« sagte der Herzog lachend.

»Ja, ich; war es nicht das, was Ihr wünschtet?«

»Allerdings.«

»Schön, das wird im Ganzen nur noch drolliger werden«, sprach der Herzog, »Hier mein lieber La Ramée.«

La Ramée, welcher den Ausruf des Prinzen nicht verstanden hatte, spitzte den Fuß des Galgens auf das Niedlichste zu.

»Gut«, sagte der Herzog; »macht mir nun ein kleines Loch in den Boden, während ich den armen Sünder hole.«

La Ramée kniete mit einem Fuße nieder und höhnte den Boden

aus.

Während dieser Zeit hing der Prinz seinen Krebs an den Faden.

Dann pflanzte er den Galgen mitten im Zimmer auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

La Ramée lachte auch aus vollem Herzen, ohne recht zu wissen, warum er lachte, und die Wachen machten Chorus.

Grimaud allein lachte nicht. Er näherte sich La Ramée, deutete auf den Krebs, der sich am Ende des Fadens drehte und sagte:

»Kardinal.«

»Gehent von seiner Hoheit, dem Herzog von Beaufort«, versetzte der Prinz immer stärker lachend, »und von Meister Jacques Chrysostome La Ramée, Gefreiten des Königs.«

La Ramée stieß einen Schrei des Schreckens aus und stürzte nach dem Galgen, den er aus der Erde riß und in einige kleine Stücke zerbrach, die er zum Fenster hinaus warf. Er war im Begriffe, dasselbe mit dem Krebs zu tun, dergestalt hatte er den Verstand verloren, als Grimaud ihm denselben aus den Händen nahm und sagte:

»Gut zum Essen.«

Und er steckte den Krebs in seine Tasche.

Diesmal hatte der Herzog so großes Vergnügen an dieser Szene gefunden, daß er Grimaud die Rolle, die er dabei spielte, beinahe verzieh. Als er jedoch im Verlaufe des Tages über die Absicht nachdachte, welche sein Wächter dabei gehabt hatte, und diese Absicht ihm im Grunde schlecht vorkam, so fühlte er eine merkliche Zunahme seines Hasses gegen ihn.

Aber die Geschichte von dem Krebse fand nichtsdestoweniger zur größten Verzweiflung von La Ramée, einen ungeheuren Widerhall im Innern des Turmes und auch außerhalb desselben. Herr von Chavigny, der in der Tiefe seines Herzens den Kardinal verabscheute, war bemüht, die Anekdote einigen wohlgesinnten Freunden anzuvertrauen, die sie sogleich verbreiteten.

Mit dieser Geschichte brachte Herr von Beaufort zwei bis drei Tage zu.

Mittlerweile hatte der Herzog unter seinen Wachen einen Mann von ziemlich gutem Aussehen bemerkt, den, er um so mehr liebte, als ihm Grimaud jeden Augenblick mehr mißfiel. Eines

Morgens, als er diesen Mann bei Seite genommen hatte und mit ihm einige Zeit allein sprach, trat Grimaud ein, betrachtete, was vorging, näherte sich ehrfurchtsvoll der Wache und dem Prinzen und nahm die Wache beim Arme.



»Was wollt Ihr?« fragte der Prinz mit hartem Tone.

Grimaud führte die Wache einige Schritte weg, deutete auf die Türe und sagte:

»Geht.«

Die Woche gehorchte.

»Aber Ihr seid mir ganz unerträglich!« rief der Prinz.

Grimaud verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

»Ich breche Euch die Knochen entzwei«, schrie der Prinz in Verzweiflung.

Grimaud verbeugte sich zurückweichend.

»Herr Spion«, fuhr der Herzog fort, »ich erdrossle Euch mit meinen Händen.«

Grimaud verbeugte sich abermals und immer mehr zurückweichend.«

»Und zwar«, versetzte der Prinz, welcher dachte, es wäre das Beste, sogleich ein Ende zu machen, »nicht später, als in diesem Augenblick.«

Und er streckte seine krampfhaft zusammengezogenen Hände

gegen Grimaud aus, der nun die Wache hinausstieß und die Türe hinter ihr schloß. In diesem Augenblick fühlte er, wie die Hände des Prinzen sich auf seine eisernen Schultern herabsenkten. Aber statt zu rufen oder sich zu verteidigen, beschränkte er sich darauf, langsam seinen Zeigefinger in die Höhe seiner Lippen zu führen und sein Gesicht mit seinem reizendsten Lächeln färbend, das Wort: »Stille!« mit halber Stimme zu sprechen.

Ein Lächeln, eine Gebärde und ein Wort von Grimaud war etwas so Seltenes, daß Seine Hoheit plötzlich voll Staunen inne hielt.

Grimaud benützte diesen Augenblick, um aus dem Futter seines Wammses ein reizendes kleines Billett mit aristokratischem Siegel hervorzuziehen, dem sein langer Aufenthalt in den Kleidern von Grimaud seinen ersten Wohlgeruch nicht hatte benehmen können, und reichte es dem Herzog, ohne ein Wort zu sprechen.

Immer mehr erstaunt, ließ der Herzog Grimaud los, nahm das Billett und rief, die Handschrift erkennend:

»Von Frau von Montbazon!«

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

Der Herzog zerriß rasch den Umschlag, fuhr mit der Hand über die Augen und las, wie folgt:

»Mein lieber Herzog!

»Ihr könnt Euch vollkommen dem braven Burschen anvertrauen, der Euch dieses Billett zustellt, denn er ist der Bediente eines Edelmanns, welcher uns gehört und für ihn als einen durch zwanzigjährige Treue erprobten Mann bürgt. Er hat eingewilligt, in den Dienst Eures Gefreiten zu treten und sich mit Euch in Vincennes einzuschließen, um Eure Flucht, mit der wir uns beschäftigen, vorzubereiten und zu unterstützen.

»Der Augenblick der Befreiung ist nahe; faßt Geduld und Mut und bedenkt, daß trotz Zeit und Abwesenheit alle Eure Freunde die Gefühle bewahrt haben, welche sie für Euch hegen.

»Eure stets und immer wohlgeneigte

»Marie von Montbazon.«

»N.S. Ich unterzeichne alle Briefe, weil es zu große Eitelkeit wäre, zu denken, Ihr würdet nach fünf Jahren meine Anfangsbuchstaben wieder erkennen.«

Der Herzog blieb einen Augenblick wie betäubt. Was er seit fünf Jahren suchte, ohne es zu finden, einen Diener, einen Beistand, einen Freund, das fiel ihm plötzlich vom Himmel zu, und zwar in einem Augenblick, wo er es am wenigsten erwartete. Er schaute Grimaud erstaunt an, kehrte zu seinem Briefe zurück und las ihn noch einmal von Anfang bis zu Ende.

»Oh! teure Marie«, murmelte er, als er geendigt hatte, »sie ist es also gewesen, die ich im Hintergrunde ihres Wagens wahrgenommen habe. Wie, sie denkt noch an mich nach einer Trennung von fünf Jahren! Bei Gott, das ist eine Beständigkeit, wie man sie nur in der *Asträa* sieht.«

Dann sich gegen Grimaud umwendend, fügte er bei:

»Und Du, mein braver Junge, Du willst uns also helfen?«

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen.

»Du bist nur deshalb hierher gekommen?«

Grimaud wiederholte sein Zeichen.

»Und ich wollte Dich erdrosseln!« rief der Herzog.

Grimaud lächelte.

»Doch halt«, sprach der Herzog.

Und er suchte in seinen Taschen.«

»Warte«, fuhr der Herzog seinen fruchtlosen Versuch erneuernd fort, »man soll nicht sagen, eine solche Aufopferung für einen Enkel Heinrichs IV. bleibe unbelohnt.«

Die Bewegung des Herzogs von Beaufort deutete die beste Absicht der Welt an. Aber es war eine der Vorsichtsmaßregeln in Vincennes, den Gefangenen kein Geld zu lassen.

Als Grimaud die Enttäuschung und den Ärger des Herzogs bemerkte, zog er aus seiner Tasche eine Börse voll Gold, überreichte sie ihm und sagte:

»Das ist es, was Ihr sucht.«

Der Herzog öffnete die Börse und wollte sie in die Hände von

Grimaud leeren, Grimaud aber schüttelte den Kopf und sprach zurückweichend:

»Ich danke, Monseigneur, ich bin bezahlt.«

Der Herzog fiel aus einem Erstaunen in das andere. Der Herzog reichte ihm die Hand; Grimaud näherte sich und küßte sie ehrfurchtsvoll. Die vornehmen Manieren von Athos waren eine Schule für Grimaud gewesen.

»Und nun«, fragte der Herzog, »was werden wir tun?«

»Es ist elf Uhr«, versetzte Grimaud. »Um zwei Uhr verlange Monseigneur eine Partie Ball mit La Ramée zu spielen und schleudere zwei bis drei Bälle über den Wall.«

»Wohl, hernach?«

»Hernach . . . wird sich Monseigneur der Mauer nähern und einem Manne, der im Graben arbeitet, zurufen, er solle sie ihm zurückwerfen.«

»Ich begreife«, sagte der Herzog.

Das Antlitz von Grimaud schien eine lebhaft Befriedigung auszudrücken; bei dem geringen Gebrauch, den er von der Gewohnheit der Sprache machte, wurde ihm das Reden schwer.

Er schickte sich an, abzugehen.

»Du willst also nichts annehmen?« sprach der Herzog.

»Ich wünschte, Monseigneur würde mir eines versprechen.«

»Was? sprich.«

»Daß ich, wenn wir fliehen, immer zuerst hinausgehen darf; denn wenn man Monseigneur wieder erwischt, so läuft er höchstens Gefahr, in das Gefängnis gebracht zu werden, während ich, wenn man mich erwischt, wenigstens gehenkt werde.«

»Das ist nur zu richtig«, erwiderte der Herzog, »auf Edelmannswort, es soll geschehen, wie Du verlangst.«

»Nun habe ich mir von Monseigneur nur noch zu erbitten, daß er mir fortwährend die Ehre erweise, mich zu verabscheuen, wie bisher.«

»Ich werde mich bemühen«, sprach der Herzog.

Man klopfte an die Türe.

Der Herzog steckte sein Billett und seine Börse in die Tasche und warf sich auf sein Bett. Man wußte, daß dies seine Zuflucht in

seinen großen Augenblicken des Ärgers und der Langweile war. Grimaud öffnete; es war La Ramée, welcher vom Kardinal zurückkehrte, wo die von uns erzählte Szene vorgefallen war.

La Ramée warf einen forschenden Blick um sich her, und als er immer noch dieselben Symptome des Widerwillens zwischen dem Gefangenen und seinem Wächter wahrnahm, lächelte er voll innerer Zufriedenheit.

Dann wandte er sich nach Grimaud um und sagtet:

»Gut, mein Freund, gut; man hat geeigneten Ortes von Euch gesprochen, und ich hoffe, Ihr sollt bald eine Neuigkeit erfahren, die Euch nicht unangenehm sein wird.«

Grimaud grüßte mit einer Miene, die er freundlich zu machen suchte, und entfernte sich, was seine Gewohnheit war, wenn sein Vorgesetzter eintrat.

»Nun, Monseigneur«, sprach La Ramée mit seinem plumpen Lachen, »Ihr schmolzt immer noch mit diesem armen Burschen?«

»Ah! Ihr seid es, La Ramée«, sagte der Herzog, »meiner Treu', es war Zeit, daß Ihr kamt. Ich hatte mich auf mein Bett geworfen und die Nase der Wand zugekehrt, um der Versuchung nicht nachzugehen, mein Wort zu halten und diesen Schurken Grimaud zu erdrosseln.«

»Ich zweifle«, erwiderte La Ramée mit einer geistreichen Anspielung auf die Stummheit seines Untergeordneten, »daß er Eurer Hoheit etwas Unangenehmes gesagt hat.«

»Bei Gott, ich glaube wohl; ein Stummer aus dem Orient. Ich schwöre es Euch, es war Zeit, daß Ihr zurückkamt, La Ramée, und es drängte mich, Euch wieder zu sehen.«

»Monseigneur ist zu gut«, versetzte La Ramée, von dem Komplimente geschmeichelt.

»Ja«, fuhr der Herzog fort, »in der Tat, ich fühle mich heute von einer Ungeschicklichkeit, die Euch Vergnügen gewähren wird.«

»Wir machen, also eine Partie Ball?« sagte La Ramée maschinenmäßig.

»Wenn Ihr wollt.«

»Ich bin Monseigneur zu Befehl.«

»Das heißt, mein lieber Ramée«, sprach der Herzog, »Ihr seid ein sehr artiger Mann, und ich möchte gern ewig in Vincennes

bleiben, um das Vergnügen zu haben, mit Euch mein Leben zuzubringen.«

»Monseigneur«, erwiderte La Ramée, »ich glaube, es hängt nicht von dem Kardinal ab, wenn Eure Wünsche nicht erfüllt werden.«

»Wie so? habt Ihr ihn seit Kurzem gesehen?«

»Er hat mich diesen Morgen holen lassen.«

»Wirklich! um Euch über mich zu sprechen.«

»Worüber soll er mit mir sprechen? In der Tat, Monseigneur, Ihr seid sein Alp.«

Der Herzog lächelte bitter.

»Ach! wenn Ihr mein Anerbieten annehmen wolltet-, La Ramée . . . «

»Stille, Monseigneur, warum abermals von diesen Dingen sprechen; Ihr sehr wohl, daß Ihr nicht vernünftig seid.«

»La Ramée, ich habe Euch gesagt und wiederhole Euch, ich würde Euer Glück machen.«

»Womit? Ihr werdet nicht sobald aus dem Gefängnis sein, als man Eure Güter confisciren wird.«

»Ich werde nicht sobald aus dem Gefängnis entkommen, als ich Herr von Paris sein werde.«

»Stille, stille doch! Kann ich denn solche Dinge anhören? Das ist eine schöne Sprache gegen einen Offizier des Königs! Ich sehe wohl, Monseigneur, ich muß einen zweiten Grimaud suchen.«

»Gut, sprechen wir nicht mehr davon. Es war also zwischen Dir und dem Kardinal die Rede von mir? La Ramée, Du solltest eines Tages, wenn Du bei ihm erscheinen mußt, mich Deine Kleider anlegen lassen. Ich ginge an Deiner Stelle, würde ihn erdrosseln und stellte mich, wenn es Bedingung wäre, auf Edelmannswort selbst wieder im Gefängnis.«

»Monseigneur, ich sehe wohl, ich muß Grimaud rufen.«

»Ich habe Unrecht. Und was hat er Dir gesagt, der Philister?«

»Ich lasse Euch das Wort gelten, Monseigneur«, sprach La Ramée mit seiner Miene, »weil es sich reimt auf Minister. Was er mir gesagt hat? Er hat mir gesagte ich solle Euch überwachen.«

»Und warum mich überwachen?« fragte der Herzog unruhig.
»Weil ein Astrolog prophezeit hat, Ihr würdet entkommen.«
»Ach! ein Astrolog hat dies prophezeit«, sagte der Herzog unwillkürlich bebend.«
»Oh, mein Gott, ja sie wissen nicht, was sie erfinden sollen, diese Dummköpfe von Magiern, um ehrwürdige Leute zu plagen.«
»Und was hast Du der hochwürdigsten Eminenz geantwortet?«
»Wenn der fragliche Astrolog Almanache mache, so rate ich ihr nicht, solche zu kaufen.«
»Warum?«
»Weil Ihr, um zu entfliehen, Fink oder Zaunkönig werden müßtet.«
»Du hast leider sehr Recht, Doch wir wollen eine Partie Ball spielen, La Ramée.«
»Monseigneur, ich bitte Eure Hoheit um Vergebung, aber ich bedarf der Frist von einer halben Stunde.«
»Und warum dies?«
»Weil Monseigneur Mazarin, obgleich nicht von so guter Geburt, doch viel stolzer ist, als Ihr, und mich zum Frühstück einzuladen vergessen hat.«
»Nun wohl, so will ich Dir Frühstück hierher bringen lassen.«
»Nein, Monseigneur, ich muß Euch sagen, daß der Pastetenbäcker welcher dem Schlosse gegenüber wohnte und den man den Vater Marteau nannte . . . «
»Nun?«
»Vor acht Tagen sein Besitztum an einen Pastetenbäcker von Paris verkauft hat, dem die Ärzte, wie es scheint, die Landluft anrieten.«
»Was geht das mich an?«
»Wartet doch, Monseigneur. Dieser verdammte Pastetenbäcker hat vor seiner Bude eine Masse von Dingen, die einem den Mund wässern machen.«
»Leckermaul!«
»Ei, mein Gott, Monseigneur«, versetzte La Ramée, »man ist nicht Leckermaul, wenn man gerne gut ißt. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er die Vollkommenheit in Pasteten, wie in

allen andern Dingen sucht. Dieser Spitzbube von einem Pastetenbäcker, Monseigneur, kam nun, als er mich vor seiner Auslage stille stehen sah, mit einem dummdreisten Wesen auf mich zu, und sagte mir: »Herr La Ramée, ich muß die Kundschaft der Gefangenen des Turmes bekommen. Ich habe dieses Etablissement von meinem Vorgänger gekauft, weil er mir die Versicherung gab, er liefere für das Schloß, und auf meine Ehre, Herr von Chavigny hat seit den acht Tagen, die ich hier bin, noch kein Törtchen bei mir holen lassen.«

»Dies ist ohne Zweifel der Fall«, antwortete ich ihm, »weil Herr von Chavigny befürchtet, Euer Gebäcke sei nicht gut.«

»Nicht gut, mein Gebäcke!« nun wohl, Herr La Ramée, Ihr sollt selbst Richter sein und zwar auf der Stelle!«

»Ich kann nicht«, antwortete ich, »denn ich muß sogleich in's Schloß zurückkehren.«

»Nun wohl!«, sagte er, »so macht Eure Geschäfte ab, da Ihr Eile zu haben scheint, und kommt in einer halben Stunde wieder.«

»Ja einer halben Stunde?«

»Ja. Habt Ihr gefrühstückt?«

»Meiner Treue, nein!«

»Seht, hier ist eine Pastete, die Euch mit einer Flasche Burgunder erwartet.«

»Und Ihr begreift, Monseigneur, da ich noch ganz nüchtern bin, so möchte ich mit Erlaubnis Eurer Hoheit . . . «

Und La Ramée verbeugte sich.

»Geh also, Tier«, sprach der Herzog, »aber merke Dir wohl, ich gebe Dir nur eine halbe Stunde.«

»Darf ich dem Nachfolger von Vater Marteau Eure Kundschaft versprechen?«

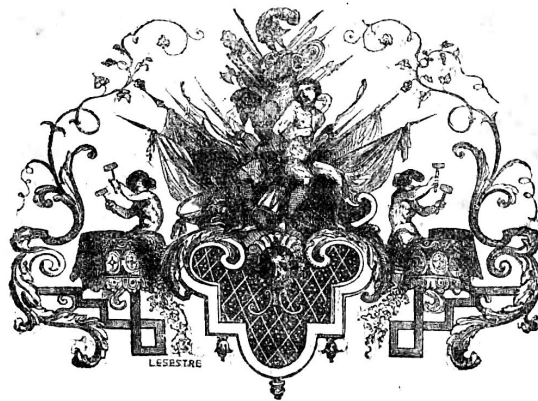
»Ja, vorausgesetzt, er tut mir keine Schwämme in seine Pasteten. Du weißt«, fügte der Prinz bei, »daß die Schwämme aus dem Walde von Vincennes meiner Familie tödlich sind.«

La Ramée entfernte sich, ohne die Anspielung zu erwidern, und fünf Minuten nach seinem Abgang trat der Offizier von der Wache ein, unter dem Vorwande, sich die Ehre zu geben, dem Prinzen Gesellschaft zu leisten, in Wirklichkeit aber, um die Befehle des Kardinals zu erfüllen, welcher, wie wir gesagt haben, einschärfte

den Gefangenen nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Aber während der fünf Minuten, die der Herzog allein geblieben war, hatte er Zeit gehabt, noch einmal das Billett von Frau von Montbazon zu lesen, welches dem Gefangenen bewies, daß ihn seine Freunde nicht vergessen hatten, und daß sie sich mit seiner Befreiung beschäftigten; auf welche Weise, das wußte er nicht; aber er gelobte sich, Grimaud, wie stumm er auch sein mochte, endlich zum Sprechen zu bringen. Er setzte um so größeres Vertrauen in diesen Mann, als er sich jetzt sein Benehmen klar machte und nun begriff, daß er alle die kleinen Verfolgungen, mit denen er den Herzog heimsuchte, nur erfunden hatte, um seinen Wächtern jeden Gedanken zu benehmen, er könnte sich mit ihm verständigen.

Diese List gab dem Herzog einen hohen Begriff von dem Verstande von Grimaud, welchem er sich gänzlich anzuvertrauen beschloß.



XXI.

Was die Pasteten des Nachfolgers vom Vater Marteau enthielten.

Eine halbe Stunde nachher lehrte La Ramée munter und vergnügt zurück, wie ein Mensch, der gut gegessen und besonders gut getrunken hat. Er hatte vortreffliche Pasteten und köstlichen Wein gefunden.

Das Wetter war schön und gestattete die beabsichtigte Partie. Das Ballspiel von Vincennes war ein Langballspiel, das heißt in freier Luft. Nichts war also für den Herzog leichter, als das zu tun, was ihm Grimaud empfohlen hatte, daß heißt, die Bälle in den Graben zu schleudern.

So lange es indessen nicht zwei Uhr geschlagen hatte, war der Herzog nicht zu ungeschickt, denn zwei Uhr war die bestimmte Stunde. Er verlor jedoch die bis dahin eingegangenen Partien, was ihm zornig zu werden und das zu tun gestattete, was man in solchen Fällen tut, nämlich Fehler auf Fehler zu machen.

Als es zwei Uhr schlug, fingen die Bälle an, den Weg nach dem Graben zu nehmen und zwar zur großen Freude von La Ramée, welcher bei jedem Hinaus, das der Prinz machte, fünfzehn markierte.

Die Hinaus nahmen so zu, daß es bald an Bällen fehlte. La Ramée schlug nun vor, Jemand hinab zu schicken, um sie aus dem Graben zu holen. Aber der Herzog bemerkte vernünftiger Weise, das wäre verlorene Zeit, näherte sich dem Walle, der an dieser Stelle, wie der Gefreite gesagt hatte, wenigstens fünfzig Fuß hoch war, und erblickte einen Mann, der in einem von den tausend Gärtchen arbeitete, welche die Bauern auf der andern Seite des Grabens anlegten.

»He, Freund!« rief der Herzog.

Der Mann schaute empor, und der Prinz war im Begriff, einen Schrei des Erstaunens auszustoßen. Dieser Mann, dieser Bauer, dieser Gärtner war Rochefort, den der Prinz in der Bastille glaubte.

»Nun, was gibt es da oben?« fragte der Mann.

»Habt die Gefälligkeit, unsere Bälle zurückzuwerfen«, rief der Herzog.

Der Gärtner machte ein Zeichen mit Herz Kopfe und fing an, die Bälle zurückzuwerfen, welche La Ramée und die Wachen aufhoben. Einer derselben viel vor die Füße des Herzog und da dieser offenbar für ihn bestimmt war, so steckte er ihn in seine Tasche.

Dann machte er dem Gärtner ein Zeichen des Dankes und kehrte zu seiner Partie zurück.

Der Herzog hatte aber offenbar seinen schlimmen Tag. Die Bälle flogen fortwährend in's Weite, statt sich in den Grenzen des Spieles zu halten. Zwei oder drei kehrten in den Graben zurück, da aber der Gärtner nicht mehr da war, um sie wieder hinauf zu schleudern, so gingen sie verloren. Dann erklärte der Herzog, er schäme sich so großer Ungeschicklichkeit und wolle nicht weiter spielen.

La Ramée war entzückt, einen Prinzen von Geblüt völlig geschlagen zu haben.

Der Prinz kehrte in sein Zimmer zurück und legte sich nieder. Das tat er beinahe den ganzen Tag, seitdem man ihm seine Bücher genommen hatte.

La Ramée nahm die Kleider des Prinzen, unter dem Vorwande, sie wären mit Staub bedeckt und er müßte sie ausbürsten lassen, in Wirklichkeit aber um sicher zu sein, daß sich der Prinz nicht von der Stelle bewegte. Es war ein vorsichtiger Mann, dieser La Ramée.

Glücklicher Weise halte der Prinz Zeit gehabt, den Ball unter seinem Kopfpfuhl zu verbergen.

Sobald die Türe geschlossen war, zerriß der Herzog den Überzug des Balles mit seinen Zähnen, denn man ließ ihm kein schneidendes Instrumente zum Essen hatte er nur Messer mit silbernen Klingen, welche nicht schnitten.

Unter dem Überzug war ein Brief, welcher folgende Zeilen enthielt:

»Monseigneur, Eure Freunde wachen und die Stunde Eurer Befreiung naht. Verlangt übermorgen eine Pastete zu essen,

gemacht von dem neuen Pastetenbäcker, welcher den Laden des früheren gekauft hat, und niemand Anderes ist, als Noirmont, Euer Haushofmeister. Öffnet die Pastete erst, wenn Ihr allein seid. Ich hoffe, Ihr werdet mit dem, was sie enthält, zufrieden sein.

Der stets ergebene Diener Eurer Hoheit,
in der Bastille wie anderswo,

Graf von Rochefort.

»N. S. Eure Hoheit kann Grimaud in jeder Beziehung trauen. Es ist ein sehr gescheiter und uns ergebener Bursche.«

Der Herzog von Beaufort, dem man sein Feuer zurückgegeben hatte, seitdem er auf die Malerei Verzicht geleistet, verbrannte den Brief, wie er dies zu seinem großen Bedauern mit dem von Frau von Montbazon getan hatte, und er war im Begriff, dasselbe mit dem Balle zu tun, als es ihm einfiel, er könnte ihm nützlich sein, um seine Antwort zu Rochefort gelangen zu lassen.

Er war wohl bewacht, denn in dem Augenblick, wo er es getan hatte, trat La Ramée ein.

»Bedarf Monseigneur etwas?« sagte er.

»Ich hatte kalt«, antwortete der Herzog, »und schürte das Feuer an, damit es mehr Wärme gebe, Ihr wißt, mein Lieber, die Zimmer des Turmes von Vincennes sind berühmt wegen ihrer Frische. Man könnte Eis darin aufbewahren und sammelt Salpeter in denselben. Diejenigen, in welchem Puylaurens, Marschall von Ornano und des Großprior mein Oheim, starben, waren Arsenik wert, wie Frau von Rambouillet sagte.«

Und der Herzog legte sich, seinen Ball unter den Kopfpfuhl steckend, wieder nieder. La Ramée lächelte. Es war im Grunde ein braver Mann, der eine große Vorliebe für seinen erhabenen Gefangenen gefaßt hatte und in Verzweiflung geraten wäre, wenn er ihm hätte ein Unglück begegnen sehen müssen. Die Unglücksfälle aber, welche hinter einander die drei genannten Personen betroffen hatten, waren unbestreitbar.

»Monseigneur«, sagte er, »man muß sich nicht solchen Gedanken hingeben. Solche Gedanken sind es, welche töten, und

nicht der Salpeter.«

»Ei, mein Lieber«, sprach der Herzog, »Ihr seid entzückend. Wenn ich, wie Ihr, zu dem Nachfolger von Vater Marteau gehen und Pasteten essen und Burgunderwein trinken könnte, das würde mich zerstreuen.«

»Es ist wahr, Monseigneur«, versetzte La Ramée, feine Pasteten sind ausgezeichnet und sein Wein ist vortrefflich.«

»Jeden Falls«, versetzte der Herzog, brauchen sich sein Keller und seine Küche nicht anzustrengen, um mehr wert zu sein, als Keller und Küche von Herrn von Chavigny.«

»Nun wohl, Monseigneur«, sagte La Ramée in die Falle gehend, »wer hindert Euch, davon zu kosten? Überdies habe ich ihm Eure Kundschaft versprochen.«

»Du hast Recht«, sprach der Herzog, »wenn ich lebenslänglich hier bleiben soll, wie Monsignore Mazarini zu verstehen zu geben die Güte gehabt hat. so muß ich mir für meine alten Tage eine Zerstreung schaffen; ich muß mich zum Gourmand machen.«

»Monseigneur«, versetzte La Ramée, »hört auf einen, guten Rat, wartet zu diesem Behufe nicht, bis Ihr alt geworden seid.«

»Gut«, sagte der Herzog von Beaufort zu sich selbst, »nur seine Seele oder seinen Leib zu verlieren, muß jeder Mensch von der himmlischen Großmut eine von den sieben Todsünden empfangen haben, wer nicht gar zwei empfangen hat. Es scheint, daß die des Meister La Ramée Leckerhaftigkeit ist. Es sei, wir werden Nutzen daraus ziehen.«

»Wohl, mein lieber La Ramée«, fügte er laut bei, übermorgen ist Festtag.«

»Ja, Monseigneur, es ist das Pfingstfest.«

»Wollt Ihr mir übermorgen eine Lektion geben?«

»Worin?«

»In der Leckerhaftigkeit.«

»Sehr gerne, Monseigneur.«

»Aber eine Lektion unter vier Augen. Wir schicken die Wachen in das Speisezimmer von Herrn von Chavigny und machen hier ein Abendbrot, dessen Leitung ich Euch überlasse.«

»Hm«, sagte La Ramée.

Das Anerbieten war verführerisch, aber La Ramée, was auch der Herr Kardinal, als er ihn sah, Unvorteilhaftes von ihm gedacht haben mag, war ein alter Ausgelernter, der alle Fallen kannte, welche ein Gefangenen zu stellen vermag. Herr von Beaufort hatte, wie er sagte vierzig Mittel vorbereitet, um aus dem Gefängnis zu entfliehen. Verborg dieses Abendbrot nicht eine List?

Er dachte einen Augenblick nach. Aber das Resultat seiner Betrachtungen war, daß er die Speisen und den Wein befehlen würde und daß folglich kein Pulver auf die Speisen gestreut und kein Trank in den Wein gemischt werden könnte. Was das ihn betrunken machen betrifft, so konnte der Herzog nicht wohl eine solche Absicht haben, und er lachte bei diesem Gedanken. Dann kam ihm eine Idee, welche Alles ausglich.

Der Herzog war den inneren Selbstgesprächen von La Ramée mit ziemlich unruhigem Auge gefolgt. Endlich aber erleuchtete sich das Antlitz des Gefreiten.

»Nun«, fragte der Herzog, »geht es?«

»Ja, Monseigneur, unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß uns Grimaud bei Tafel serviert.«

Nichts konnte den Prinzen angenehmer sein. Er hatte jedoch die Gewalt über sich, sein Gesicht eine sehr stark hervortretende Färbung von übler Laune annehmen zu lassen.

»Zum Teufel, mit Eurem Grimaud!« rief er, »er wird mir den ganzen Schmaus verderben.«

»Ich befehle ihm, sich hinter Eurer Hoheit zu halten, und da er kein Wort spricht, so wird ihn Eure Hoheit weder sehen noch hören und mit etwas gutem Willen sich einbilden, er sei hundert Meilen entfernt.«

»Mein Lieber«, entgegnete der Herzog, »wißt Ihr, was ich am klarsten in Allem dem sehe? Daß Ihr mir mißtraut.«

»Monseigneur, es ist übermorgen Pfingsten.«

»Was geht mich Pfingsten an? Habt Ihr bange, der heilige Geist könnte in der Gestalt einer feurigen Zunge herabsteigen, um mir die Türe meines Kerkers zu öffnen?«

»Nein, Monseigneur, aber Ihr wißt, was der Magier prophezeit

hat.«

»Und was hat er prophezeit?«

»Der Pfingsttag werde nicht vorübergehen, ohne daß Eure Hoheit sich außerhalb Vincennes befände.«

»Du glaubst also an Magier, Dummkopf?«

»Ich?« sagte La Ramée, »ich kümmere mich nicht so viel darum«, und er ließ seine Finger schnalzen, »aber Monseigneur Giulio kümmert sich darum: als Italiener ist er abergläubisch.«

Der Herzog zuckte die Achseln.

»Nun wohl, es sei«, sagte er mit vortrefflich gespielter Gutmütigkeit, »ich nehme Grimaud an, denn ohne dieses würde die Sache nie zu Ende kommen; aber ich will Niemand außer Grimaud. Ihr besorgt Alles und bestellt ein Abendbrot, wie Ihr es für gut findet; das einzige Gericht, welches ich bezeichne ist eine von den Pasteten, von denen Ihr gesprochen habt. Ihr bestellt sie für mich, damit der Nachfolger von Vater Marteau sich selbst übertrifft, und Ihr versprecht ihm meine Kundschaft, nicht nur für die ganze Zeit, die ich im Kerker bleibe, sondern auch für den Augenblick, wo ich denselben verlassen haben werde.«

»Ihr glaubt also immer noch, Ihr werdet hinauskommen?« versetzte La Ramée.

»Bei Gott«, rief der Prinz, »und wäre es erst bei dem Tode des Mazarin; ich bin fünfzehn Jahre jünger als er. Allerdings«, fügte er bei, »allerdings lebt man in Vincennes rascher.«

»Monseigneur«, sprach La Ramée, »Monseigneur! . . . «

»Oder man stirbt früher«, fügte der Herzog von Beaufort bei, »was auf dasselbe hinausläuft.«

»Monseigneur«, sagte La Ramée, »ich will das Abendbrot bestellen.«

»Und Ihr glaubt, Ihr werdet etwas aus Eurem Zögling machen können?«

»Ich hoffe es«, antwortete La Ramée.

»Ich lasse Euch Zeit dazu«, murmelte der Herzog.

»Was sagt Monseigneur?« fragte La Ramée.«

»Monseigneur sagt, Ihr sollt die Börse des Herrn Kardinals nicht schonen, der meine Pension zu übernehmen die Güte gehabt

hat.«

La Ramée blieb an der Türe stehen.

»Wer! befiehlt Monseigneur hierher zu schicken?«

»Wen Ihr wollt, nur Grimaud nicht.«

»Den Offizier der Wache also. Mit seinem Schachspiel?«

»Ja.«

La Ramée entfernte sich.

Fünf Minuten nachher trat der Offizier der Wache ein und der Herzog schien ganz vertieft in die seltsamen Kombinationen des Schachspiels.«

Es ist ein seltsames Ding um den Geist, und, welche Revolutionen bringen ein Zeichen, ein Wort, eine Hoffnung darin hervor. Der Herzog war seit fünf Jahren im Gefängnis, und ein Blick rückwärts geworfen, ließ ihm diese fünf Jahre, welche jedoch sehr langsam abgelaufen waren, minder lang erscheinen, als die acht und vierzig Stunden, die ihn noch von der zu seiner Entweichung bestimmten Stunde trennten.

Dann war ein Umstand, der ihn furchtbar beschäftigte; auf welche Weise sollte sich diese Flucht bewerkstelligen? Man hatte ihn auf ein günstiges Resultat hoffen lassen, aber dabei verborgen, was im Einzelnen die geheimnisvolle Pastete enthalten sollte. Welche Freunde harrten seiner? Er hatte also noch Freunde nach fünfjähriger Gefangenschaft? In diesem Fall war er ein bevorzugter Prinz.

Er vergaß auch nicht, daß außer seinen Freunden, was etwas sehr Seltenes ist, eine Frau sich seiner erinnert hatte; vielleicht war sie ihm nicht sehr gewissenhaft treu gewesen, aber sie hatte ihn wenigstens nicht vergessen, und das war viel.

Das war mehr, als es bedurfte, um den Herzog in Anspruch zu nehmen, es ging auch beim Schach, wie beim langen Ball. Herr von Beaufort machte Fehler über Fehler und der Offizier schlug ihn am Abend, wie ihn La Ramée am Morgen geschlagen hatte.«

Aber seine fortwährenden Niederlagen hatten einen Vorteil; es waren drei Stunden gewonnen, dann sollte die Nacht kommen und mit der Nacht der Schlaf.

So dachte der Herzog wenigstens; aber der Schlaf ist eine sehr launenhafte Gottheit, und gerade, wenn man sie ruft, läßt sie auf

sich warten; der Herzog erwartete den Schlaf bis Mitternacht, drehte sich wieder und immer wieder auf seiner Matratze um, wie der heilige Lorenz auf seinem Roste. Endlich entschlummerte er. Aber bei Tagesanbruch erwachte er wieder; er hatte phantastische Träume gehabt; es waren ihm Flügel gewachsen; er wollte ganz natürlich entfliehen, und Anfangs unterstützten ihn seine Flügel vollkommen; als er aber eine gewisse Höhe erreicht hatte, fehlte ihm plötzlich diese seltsame Stütze, seine Flügel waren gebrochen und es kam ihm vor, als stütze er in bodenlose Abgründe, und er erwachte, Schweiß aus der Stirne und gerädert, als ob er wirklich einen Sturz durch die Luft gemacht hätte.

Dann entschlummerte er abermals, um auf's Neue in einem Irrsale von Träumen umherzuschweifen, von denen der eine immer unsinniger war, als der andere. Kaum waren seine Augen geschlossen, als sein Geist, nach *einem* Ziele hingezogen, nach seiner Flucht, diese Flucht wieder zu versuchen anfang. Dann gestaltete sich etwas Anderes: man hatte einen unterirdischen Gang gefunden, der aus Vincennes hinausführen sollte; er drang in diesen Gang ein und Grimaud marschierte, eine Laterne in der Hand, vor ihm her, aber allmählig verengte sich der Gang und dennoch setzte der Herzog seinen Weg fort. Endlich wurde das unterirdische Gewölbe so eng, daß der Flüchtling vergebens weiter zu gehen suchte; die Wände schlossen sich an einander an und preßten sich, er machte unerhörte Anstrengungen, um vorzurücken, es war unmöglich; dabei sah er jedoch in der Ferne, seine Laterne in der Hand, Grimaud vor sich, der immer vorwärts marschierte; er wollte ihm rufen, daß er ihm aus diesem Engpaß, der ihn erstickte, sich hervorarbeiten helfe, aber er war nicht im Stande ein Wort auszusprechen. Dann vernahm er am andern Ende, an dem, wo er hereingekommen war, die Tritte derjenigen, welche ihn verfolgten; diese Tritte kamen immer näher, er war entdeckt, er hatte keine Hoffnung, zu entfliehen. Die Mauer schien mit seinen Feinden einverstanden zu sein; sie Preßte ihn um so mehr, je mehr er der Flucht bedurfte; endlich hörte er die Stimme von La Ramée; er hörte ihn, er sah ihn. La Ramée streckte die Hand aus und legte ihm in ein schallendes Gelächter ausbrechend, die Hand auf die Schulter; er war wieder gefangen und wurde in das niedere gewölbte Zimmer geführt, in welchem

der Marschall Ornano, Puylaurens und sein Oheim gestorben waren; ihre drei Gräber ragten über den Boden empor, ein viertes Grab war geöffnet und schien nur einen Leichnam zu erwarten.

Als der Herzog abermals erwachte, gab er sich eben so viel Mühe, wach zu bleiben, als er sich gegeben hatte, um einzuschlafen, und als La Ramée eintrat, fand er ihn so bleich und abgemattet, daß er ihn fragte, ob er krank wäre.

»In der Tat«, sprach eine von den Wachen, welche im Zimmer gelegen war und wegen eines Zahnwehs ins Folge der Feuchtigkeit nicht hatte schlafen können, »Monseigneur hat eine sehr unruhige Nacht gehabt und zwei oder drei mal im Traume um Hilfe gerufen.«

»Was fehlt denn, Monseigneur?« fragte La Ramée.

»Du bist es, Dummkopf«, sagte der Herzog, »der Du mit Deinem albernen Entweichungs-Geschwätz mir gestern den Kopf verwirrt hast; Du bist die Ursache, daß ich träumte, sich fliehe und breche mir auf der Flucht den Hals.«

La Ramée brach in ein Gelächter aus.

»Ihr seht Monseigneur«, sprach La Ramée, »das ist eine Verkündigung des Himmels; ich hoffe auch, Monseigneur wird nie Unklugheiten begehen, wie man sie träumt.«

»Und Ihr habt Recht, mein lieber La Ramée«, erwiderte der Herzog den Schweiß abtrocknend, der noch über seine Stirne lief, obgleich er völlig wach war, »ich will nur noch an Essen und Trinken denken.«

»St!« flüsterte La Ramée.

Und er entfernte die Wachen eine nach der andern unter irgend einem Vorwand.

»Nun?« fragte der Herzog, als sie allein waren.

»Eure Mahl ist bestellt«, antwortete La Ramée.

»Und worin wird es bestehen? laßt hören, mein Herr Obersthofmeister.«

»Monseigneur hat versprochen, sich auf mich zu verlassen.«

Es wird eine Pastete dabei sein?«

»Ich glaube wohl, so dick, wie ein Turm.«

»Gemacht von dem Nachfolger des Vaters Marteau?«

»Befohlen.«

»Und Du hast gesagt, es sei für mich?«

»Ich habe es ihm gesagt.«

»Und was antwortete er?«

»Er würde tun, was in seinen Kräften läge, um Eure Hoheit zufrieden zu stellen.«

»Vortrefflich!« rief der Herzog sich die Hände reibend.

»Teufel! Monseigneur«, sprach La Ramée, »wie Ihr Euch plötzlich auf ein leckeres Mahl freut; seit fünf Jahren habe ich Euch nie so vergnügt gesehen, wie in diesem Augenblick.«

Der Herzog sah, daß er sich nicht genug bemeistert hatte; aber in diesem Momente, als hätte er gehorcht und begriffen, es wäre dringend, La Ramée von seinen Gedanken abzubringen, trat Grimaud ein und bedeutete La Ramée durch ein Zeichen, er hätte ihm etwas zu sagen.

La Ramée näherte sich Grimaud, der ganz leise mit ihm sprach.

Der Herzog gewann mittlerweile wieder seine Ruhe und sagte:

»Ich habe diesem Menschen bereits verboten, sich hier ohne meine Erlaubnis zu zeigen.«

»Monseigneur«, erwiderte La Ramée, »man muß ihm vergeben, denn ich habe ihn bestellt.«

»Warum habt Ihr ihn bestellt? . . . weil Ihr wißt, daß er mir mißfällt?«

»Monseigneur erinnert sich, was verabredet worden, ist«, erwiderte La Ramée, »und daß er uns bei dem bekannten Abendbrot bedienen muß. Monseigneur hat das Abendbrot vergessen.«

»Nein. Aber ich hatte Herrn Grimaud vergessen.«

»Monseigneur weiß, daß es ohne ihn kein Abendbrot gibt.«

»Nun, so macht es, wie Ihr wollt.«

»Tretet näher, mein Lieber«, sprach La Ramée, »und hört, was ich Euch sage.«

Grimaud näherte sich mit seinem griesgrämigsten Gesichte.

La Ramée fuhr fort:

»Monseigneur erweist mir die Ehre, mich auf morgen zum Abendbrot unter vier Augen einzuladen.«

Grimaud machte ein Zeichen, durch das er sagen wollte, er wisse nicht, in welcher Beziehung dies ihn angehe.

»Doch, doch«, erwiderte La Ramée, die Sache geht Euch allerdings an, denn Ihr sollt die Ehre haben, uns zu servieren, abgesehen davon, daß, so guten Appetit und so großen Durst wir auch haben werden, immer noch etwas im Grunde der Platten und auf dem Boden der Flaschen zurückbleiben wird, und dieses Etwas ist für Euch.«

Grimaud verbeugte sich zum Danke.«

»Und nun Monseigneur«, sprach La Ramée, »bitte ich Eure Hoheit um Entschuldigung, es scheint, Herr von Chavigny entfernt sich auf einige Tage, und er läßt mir sagen, er habe vor seiner Abreise noch einige Befehle zu geben.«

Der Herzog versuchte es, mit Grimaud einen Blick zu wechseln, aber Grimauds Auge war ohne Blick.

»Geht«, sagte der Herzog zu La Ramée, »und kommt bald zurück.«

»Will Monseigneur Revanche für die Ballpartie von gestern haben?«

Grimaud machte ein unmerkliches Zeichen von oben nach unten.

»Ja«, sagte der Herzog, aber nehmt Euch in Acht, mein lieber La Ramée, die Tage folgen sich, aber gleichen sich nicht; heute bin ich entschlossen, Euch gehörig zu schlagen.«

La Ramée entfernte sich, Grimaud folgte ihm mit den Augen, ohne daß sein übriger Körper nur um eine Linie von seiner Richtung abging; als er die Türe wieder geschlossen sah, zog er rasch aus seiner Tasche einen Bleistift und ein Blatt Papier und sagte:

»Schreibt, Monseigneur.«

»Und was soll ich schreiben?«

Grimaud machte ein Zeichen mit dem Finger und diktierte:

»Alles ist für morgen Abend bereit; habt Acht von sieben Uhr bis neun Uhr, bringt zwei Reitpferde mit Euch, wir steigen durch das erste Fenster der Galerie hinab.«

»Weder«, sprach der Herzog.

»Weiter, Monseigneur?« erwiderte Grimaud erstaunt. »Weiter?

unterzeichnet.«

»Und das ist Alles?«

»Was wollt Ihr mehr, Monseigneur«, sprach Grimaud, der sehr sehr für die Kürze eingenommen war.

Der Herzog unterzeichnete.

Hat Monseigneur den Ball verloren?« fragte Grimaud.

»Welchen Ball?«

»Denjenigen, welcher den Brief enthielt.«

»Nein, ich dachte, er könnte uns nützlich sein. Hier ist er.«

Und der Herzog zog den Ball unter dem Kopfpfuhl hervor und reichte ihn Grimaud.

Grimaud lächelte so angenehm, als es ihm nur immer möglich war.

»Nun?« fragte der Herzog.

»Ich nähe das Papier in den Ball, und wenn Ihr spielt, werft Ihr denselben in den Graben.«

»Aber vielleicht geht er verloren?«

»Seid unbesorgt, es ist Einer da, der ihn aufhebt.«

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen.

»Derselbe wie gestern?«

Grimaud wiederholte sein Zeichen.

»Der Graf von, Rochefort also?«

Grimaud machte zum dritten Male ein bejahendes Zeichen.

»Aber sage mir doch etwas über die Art und Weise, wie wir fliehen sollen«, sprach der Herzog.

»Es ist mir vor dem Augenblick der Ausführung verboten.«

»Wer sind diejenigen, welche mich auf der andern Seite des Grabens erwarten werden?«

»Ich weiß es nicht, Monseigneur.«

»Aber teile mir doch wenigstens mit, was die Pastete enthalten wird, wenn Du nicht willst, daß ich verrückt werden soll?«

»Monseigneur, sie wird zwei Dolche, einen Strick mit Knoten und eine Maulbirne⁸ enthalten.«

»Gut, ich begreife.«

»Monseigneur sieht, daß für Alles gesorgt ist.«

»Wir nehmen für uns die Dolche und den Strick«, sagte der Herzog.

»Und lassen La Ramée die Birne essen«, versetzte Grimaud.

»Mein lieber Grimaud«, sprach der Herzog, »Du sprichst nicht oft, aber man muß Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Du sprichst, sprichst Du goldene Worte.«

Viertes bis sechstes Bändchen.

I.

Ein Abenteuer von Marie Michon.



ungefähr um dieselbe Stunde, wo die Entweichungspläne zwischen dem Herzog von Beaufort und Grimaud entworfen und angesponnen wurden, ritten zwei Männer, gefolgt von einem Bedienten, durch die Rue du Faubourg-Saint-Marcel in Paris ein. Diese zwei Männer waren der Graf de La Fère und der Vicomte von Bragelonne.

Der junge Mann kam zum ersten Male nach Paris und Athos hatte keine große Eitelkeit darein gesetzt, indem er ihm die Hauptstadt, seine alte Freundin, von dieser Seite zeigte. In der Tat, das letzte Dorf der Touraine war lieblicher anzuschauen, als Paris von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, unter dem der Jüngling Blois anschaute. Zur Schande von Paris muß man auch gestehen, daß es nur einen mittelmäßigen Eindruck auf den jungen Menschen hervorbrachte.

Athos hatte stets seine heitere, sorglose Miene.

In Saint-Medard angelangt, schlug Athos, der in diesem großen-Labyrinth seinem Reisegefährten als Führer diente, zuerst den Weg in die Rue des Postes, dann in die de l'Estrapade, dann in die des Fossés-Saint-Michel, dann in die Rue des Vaugirards ein. Zur Rue Ferou gelangt, ritten die Reisenden durch diese. Ungefähr in der Mitte derselben hob Athos lächelnd die Augen empor, deutete auf ein Haus von bürgerlichem Aussehen und sagte zu dem Jüngling:

»Sieh, Raoul, hier ist ein Haus, wo ich die sieben süßesten und sieben grausamsten Jahre meines Lebens zugebracht habe.«

Der junge Mann lächelte ebenfalls und begrüßte das Haus. Die fromme Achtung, die er für seinen Beschützer hegte, gab sich in allen Verhältnissen seines Lebens kund.

Die Reisenden hielten in der Rue du Vieux-Colombier vor dem Gasthofs *zum grünen Fuchse* an. Athos kannte die Taberne seit geraumer Zeit. Hundertmal war er mit seinen Freunden dahin gekommen; aber seit zwanzig Jahren waren, bei den Wirtsleuten anzufangen, vielfache Veränderungen in diesem Hotel vorgegangen.

Die Reisenden überließen ihre Pferde den Händen der Knechte, und da es Tiere von edler Race waren, so befahlen sie, sehr für dieselben besorgt zu sein, ihnen nur Stroh und Haber zu geben und die Brust und die Beine mit warmem Weine zu waschen. Sie hatten zwanzig Meilen in einem Tage zurückgelegt. Nachdem sie sich, wie dies wahre Kavaliers tun müssen, zuerst mit ihren Pferden beschäftigt hatten, verlangten sie zwei Zimmer für sich.

»Ihr werdet Toilette machen, Raoul«; sprach Athos, »ich stelle Euch Jemand vor.«

»Heute, Herr?« fragte der Jüngling.

»In einer halben Stunde.«

Der Jüngling verbeugte sich.

Minder unermüdlich, als Athos, welcher von Eisen zu sein schien, würde er vielleicht ein Bad in dem Seineflusse vorgezogen haben, von dem er so viel hatte sprechen hören, und den er geringer als die Loire zu finden sich gelobte. Dann wäre ihm wohl ein Bett willkommener gewesen, aber der Graf de la Fère hatte gesprochen, und er dachte nur daran, ihm zu gehorchen.

»Kleidet Euch sorgfältig, Raoul«, sagte Athos, »man soll Euch schön finden.«

»Ich hoffe, Herr«, erwiderte der Jüngling lächelnd, »es handelt sich nicht um eine Heirat. Ihr kennt meine Verbindung mit Louise.«

Athos lächelte ebenfalls.

»Nein, seid ruhig«, sprach er, »obgleich ich Euch einer Frau vorstellen werde.«

»Einer Frau?« sagte Raoul.

»Ja, ich wünsche sogar, daß Ihr sie liebtet.«

Der junge Mensch schaute den Grafen mit einer gewissen Unruhe an; aber das Lächeln von Athos beruhigte ihn bald wieder.

»Und wie alt ist sie?« fragte der Vicomte von, Bragelonne.

»Mein lieber Raoul, lernt ein für allemal«, sagte Athos, daß dies eine Frage ist, welche man nie macht. Wenn Ihr auf dem Antlitz einer Frau ihr Alter lesen könnt, so ist es unnütz, sie zu fragen, könnt Ihr es nicht, so ist es indiskret.«

»Ist sie schön?«

»Vor sechzehn Jahren galt sie nicht nur für die schönste, sondern auch für die anmutigste Frau von Frankreich.«

Diese Antwort beruhigte den Vicomte völlig.

Athos konnte keinen Plan mit ihm und mit einer Frau haben, welche ein Jahr früher, als er auf die Welt kam, für die hübscheste und anmutigste von Frankreich galt.

Er zog sich also in sein Zimmer zurück und bemühte sich, mit der Coquetterie, welche der Jugend so gut steht, dem Auftrage von Athos Folge zu leisten, das heißt, sich so schön als möglich zu machen. Bei dem aber, was die Natur für ihn getan hatte, war dies ein Leichtes.

Als er wieder erschien, empfing ihn Athos mit dem väterlichen Lächeln, mit welchem er einst d'Artagnan empfangen hatte, worin sich aber eine noch tiefere Zärtlichkeit für Raoul abspiegelte.

Athos warf einen Blick auf seine Füße, auf seine Hände und auf seine Haare, diese drei Race-Zeichen. Seine schwarzen Haare waren gleichmäßig abgeteilt, wie man sie zu jener Zeit trug, und fielen, sein Gesicht umrahmend, auf die Schultern herab. Handschuhe von, gräulichem Dammhirschleder, welche mit seinem Hute im Einklange standen, hoben eine feine, elegante Hand hervor, während seine Stiefeln von derselben Farbe, wie seine Handschuhe und sein Hut, einen Fuß umspannten, welcher der eines zehnjährigen Kindes zu sein schien.

»Gut«, murmelte er; »wenn sie nicht stolz aus ihm ist, so muß sie sehr häkelig sein.«

Es war drei Uhr Nachmittags, das heißt, die schickliche Stunde zu Besuchen. Die zwei Reisenden gingen nach der Rue de Grenelle zu, schlugen den Weg nach der Rue Roussiers ein,

traten in die Rue Saint-Dominique und hielten vor einem prachtvollen Hotel an, das den Jacobinern gegenüber lag und von dem Wappen von Luynes überragt war.

»Hier ist es«, sprach Athos.

Er trat in das Hotel mit dem festen, sichern Schritte, der dem Portier andeutet, daß der Eintretende das Recht hat, so zu handeln. Er stieg die Treppe hinauf, wandte sich an einen Bedienten, welcher in großer Livrée wartete, und fragte, ob die Frau Herzogin von Chevreuse sichtbar wäre und den Herrn Grafen de la Fère empfangen könnte.

Einen Augenblick nachher kam der Lackei zurück und sagte:

Obgleich die Frau Herzogin von Chevreuse nicht die Ehre hätte, den Herrn Grafen de la Fère zu kennen, so bäte sie ihn doch, eintreten zu wollen.

Athos folgte dem Bedienten, der ihn eine lange Reihe von Zimmern durchwandern ließ, und blieb endlich vor einer geschlossenen Türe stehen. Man befand sich in einem Salon. Athos machte dem Vicomte von Bragelonne ein Zeichen, da zu verweilen, wo er war.

Der Lackei öffnete und meldete den Herrn Grafen de la Fère.

Frau von Chevreuse, von der wir so oft in unserer Geschichte von *den drei Musketieren* sprachen, ohne je die Gelegenheit gehabt zu haben, sie in die Szene zu bringen, galt immer noch für eine sehr schöne Frau. Obgleich sie zu dieser Zeit 44 bis 45 Jahre alt war, so schien sie doch kaum 38 bis 39 zu sein. Sie besaß immer noch ihre schönen blonden Haare, ihre großen, lebhaften, verständigen Augen, welche die Intrige so oft geöffnet und die Liede so oft geschlossen hatte, und ihren Nymphenwuchs, welcher bewirkte, daß sie, wenn man sie von hinten sah, immer noch das junge Mädchen zu sein schien, das mit Anna von Österreich in dem Graben der Tuilerien umhersprang, wodurch 1623 die Krone von Frankreich eines Erben beraubt wurde.

Es war übrigens immer noch das stulle Geschöpf, das seinen Liebschaften ein solches Gepräge von Originalität verliehen hatte, daß dieselben beinahe zur Verherrlichung ihrer Familie dienten.

Die Herzogin befand sich in einem kleinen Boudoir, dessen

Fenster auf den-Garten ging. Dieses Boudoir war nach einer Mode, welche Frau von Rambouillet herbeigeführt hatte, als sie ihr Haus baute, mit einer Art von blauem Damast mit Rosablumen und goldenem Laubwerk austapeziert. Es war eine große Coquetterie für eine Frau von dem Alter der Herzogin von Chevreuse, in einem solchen Boudoir zu verweilen, und besonders so, wie sie es war, auf ein Sofa gelagert und den Kopf an die Wand gelehnt.

Sie hielt in der Hand ein halb geöffnetes Buch und hatte ein Kissen, um den Arm zu stützen, der das Buch hielt.

Bei der Ankündigung des Bedienten erhob sie sich ein wenig und reckte neugierig den Kopf vor.

Athos erschien.

Er war in veilchenblauen Sammet mit ähnlichen Postamenten gekleidet. Die Nesteln waren von mattem Silber, sein Mantel hatte nur eine goldene Stickerei und eine einzige veilchenblaue Feder schwankte an seinem schwarzen Hut.

Er trug Stiefeln von schwarzem Leder und an seinem gefirnißten Gürtel hing der Degen mit dem prachtvollen Griffe, den Porthos so oft in der Rue Férou bewundert hatte, und welchen ihm Athos nie hatte leihen wollen. Herrliche Spitzen bildeten den zurückgeschlagenen Kragen seines Hemdes, Spitzen fielen auch an seinen Stiefeln herab.

In der ganzen Person desjenigen, welchen man unter einem, Frau von Chevreuse völlig unbekanntem, Namen gemeldet hatte, trat ein so vollständig edelmännischer Ausdruck hervor, daß sie sich halb erhob und ihm mit einem anmutigen Zeichen bedeutete, er möge sich in ihrer Nähe niedersetzen.

Athos grüßte und gehorchte. Der Lackei war im Begriff, sich zurückzuziehen, als ihn Athos durch ein Zeichen bleiben hieß.

»Madame«, sprach er zu der Herzogin, »ich habe die Kühnheit gehabt, mich in Eurem Hotel einzufinden, ohne Euch bekannt zu sein. Diese Kühnheit ist mir gelungen, denn Ihr hattet die Gnade, mich zu empfangen; nun wage ich es noch, Euch um eine Unterredung von einer halben Stunde zu bitten.«

»Ach bewillige Euch dieselbe, mein Herr«, antwortete Frau von Chevreuse mit ihrem reizendsten Lächeln.

»Doch das ist noch nicht Alles, Madame; oh! bin ein gewaltig ehrgeiziger Mensch, ich weiß es wohl. Die Unterredung, die ich mir von Euch erbitte, ist eine Unterredung unter vier Augen, in der ich nicht unterbrochen zu werden wünschen muß.«

»Ich bin für Niemand zu Hause«, sagte die Herzogin von Chevreuse zu dem Bedienten; »geht!«

Der Lackei entfernte sich.

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, während dessen diese zwei Personen, welche bei dem ersten Blicke gegenseitig so gut ihren hohen Ursprung erkannten, sich ohne eine Verlegenheit von der einen oder der anderen Seite prüfend betrachteten.

Die Herzogin von Chevreuse unterbrach zuerst das Stillschweigen.

»Nun, mein Herr«, sagte sie lächelnd, »seht Ihr nicht, daß ich mit Ungeduld warte?«

»Und ich, Madame«, erwiderte Athos, »schaue mit Bewunderung.«

»Mein Herr«, sprach Frau von Chevreuse, »entschuldigt mich, aber ich wünschte sogleich zu wissen, mit wem ich spreche. Ihr seid ein Mann vom Hofe, das ist unbestreitbar, und dennoch habe ich Euch nie bei Hofe gesehen. Kommt Ihr vielleicht zufällig aus der Bastille?«

»Nein, Madame«, antwortete Athos lächelnd, »aber vielleicht bin ich auf dem Wege, der dahin führt.«

»Ah, dann sagt mir geschwinde, wer Ihr seid, und geht«, erwiderte die Herzogin mit dem lustigen Tone, der bei ihr einen so großen Zauber ausübte; »denn ich bin in dieser Beziehung bereits hinreichend kompromittiert und kann mich nicht noch mehr kompromittieren.«

»Wer ich bin, Madame? Man hat Euch meinen Namen gesagte der Graf de la Fère. Diesen Namen habt Ihr nie gekannt; ich führte einst einen andern, den Ihr vielleicht gewußt, aber sicherlich vergessen habt.«

»Nennt ihn immerhin, mein Herr.«

»Früher«, versetzte der Graf de la Fère, »nannte ich mich Athos.«

Frau von Chevreuse machte große verwunderte Augen. Offenbar hatte sich dieser Name in ihrem Gedächtnisse nicht ganz vermischt, obgleich er mit vielen alten Erinnerungen vermengt war.

»Athos?« sagte sie, »wartet doch ein wenig . . . «

Und sie legte ihre zwei Hände an ihre Stirne, als wollte sie die tausend flüchtigen Gedanken, welche dieselbe enthielt, nötigen, einen Augenblick stehen zu bleiben, um sie klar in dem buntscheckigen, glänzenden Haufen schauen zu lassen.

»Soll ich Euch helfen, Madame?« sagte Athos lächelnd.

»Ja doch«, erwiderte die Herzogin, des Suchens bereits müde; »Ihr tut mir einen Gefallen damit.«

»Dieser Athos stand in Verbindung mit drei jungen Musketieren, und diese drei Musketiere hießen d'Artagnan, Porthos und . . . «

Athos hielt inne.

»Und Aramis«, sprach die Herzogin lebhaft.

»Und Aramis, so ist es«, versetzte Athos.

»Ihr habt also diesen Namen nicht gänzlich vergessen?«

»Nein«, sprach sie, »nein! Armer Aramis! er war ein reizender Kavalier, zierlich, verschwiegen, und machte artige Verse. Ich glaube es hat eine schlimme Wendung mit ihm genommen.«

»Äußerst schlimm: er ist Abbé geworden.«

»Ah, welch ein Unglück!« rief Frau von Chevreuse, nachlässig mit ihrem Fächer spielend. »In der Tat, mein Herr, ich danke Euch.«

»Wofür, Madame.«

»Daß Ihr diese Erinnerung in mir zurückgerufen habt, denn sie gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend.«

»Dann erlaubt Ihr mir also, eine zweite in Euch zurückzurufen?«

»Welche mit dieser in Verbindung steht?«

»Ja oder nein.«

»Meiner Treue«, versetzte Frau von Chevreuse, »sprecht immerhin. Bei einem Manne, wie Ihr seid, wage ich Alles.«

Athos verbeugte sich.

»Aramis«, fuhr er fort, »stand in Verbindung mit einer Näherin in Tours.«

»Mit einer Näherin in Tours?« fragte Frau von Chevreuse.

»Ja, einer Verwandtin von ihm, welche Maria Michon hieß.«

»Ah, ich kenne sie!« rief Frau von Chevreuse; »es ist diejenige, an welche er von der Belagerung von La Rochelle schrieb, um sie von einem Komplott in Kenntnis zu setzen, das man gegen den armen Buckingham angesponnen hatte.«

»Ganz richtig; wollt Ihr mir erlauben, von ihr zu sprechen?«

Frau von Chevreuse schaute Athos an und sagte nach kurzem Stillschweigen:

»Ja, vorausgesetzt, daß Ihr mir nicht zu viel Schlimmes von ihr sagt.«

»Ich wäre ein Undankbarer«, erwiderte Athos, »und ich betrachte den Undank nicht als einen Mangel oder als ein Verbrechen, sondern als ein Laster, was noch schlimmer ist.«

»Ihr, undankbar gegen Marie Michon!« rief Frau von Chevreuse, und suchte in den Augen von Athos zu lesen. »Wie könnte dies sein? Ihr habt sie nie persönlich gekannt.«

»Ei, Madame, wer weiß!« versetzte Athos. »Ein Volkssprichwort sagte nur die Berge kommen nicht zusammen, und die Volkssprichwörter sind zuweilen unglaublich wahr.«

»Oh! fahrt fort, mein Herr, fahrt fort«, sagte Frau von Chevreuse lebhaft. »Ihr könnt nicht glauben, wie sehr mich diese Unterhaltung belustigt.«

»Ihr ermutigt mich, und ich fahre fort. Diese Base von Aramis, diese Marie Michon, diese junge Näherin hatte trotz ihres niedrigen Standes die höchsten Bekanntschaften. Sie nannte die vornehmsten Damen des Hofes ihre Freundinnen, und die Königin, so stolz sie auch in ihrer doppelten Eigenschaft als Österreicherin und Spanierin war, nannte sie ihre Freundin.«

»Oh!« sprach Frau von Chevreuse mit einem leichten Seufzer und einer kleinen Bewegung der Augenbrauen, die nur ihr eigentümlich war, »die Dinge haben sich seit jener Zeit gewaltig verändert.«

»Und die Königin hatte Recht«, fuhr Athos fort, »denn sie war ihr sehr ergeben, ergeben bis zu einem Grade, daß sie ihr als Vermittlerin mit ihrem Bruder, dem Könige von Spanien, diente.«

»Was ihr jetzt als ein großes Verbrechen angerechnet ward«,

versetzte die Herzogin.

»So«, fuhr Athos fort, »so, daß der Kardinal, der wahre Kardinal, der andere, an einem schönen Morgen beschloß, die arme Marie Michon verhaften und nach dem Schlosse Loges führen zu lassen. Glücklicher Weise ließ sich die Sache nicht so geheim ausführen, daß der Plan nicht ruchbar geworden wäre. Man hatte für den Fall vorhergesehen: wenn Marie Michon von irgend einer Gefahr bedroht wäre, sollte ihr die Königin ein in grünen Sammet gebundenes Gebetbuch zuschicken.«

»So ist es, mein Herr, Ihr seid gut unterrichtet.«

»Eines Morgens kam das Buch, überbracht von dem Prinzen von Marsillac. Es war keine Zeit zu verlieren. Glücklicher Weise wußten Marie Michon und eine Dienerin, die sie hatte, Namens Ketty, sich auf eine bewunderungswürdige Weise in Männerkleidern zu bewegen. Der Prinz verschaffte ihnen solche, Marie Michon eine Kavalierröcke und Ketty einen Lackeianzug, und übergab ihnen zwei Pferde. Die Flüchtigen verließen rasch Tours und erreichten Spanien, zitternd bei dem geringsten Geräusche, Fußpfaden im Walde folgend, weil sie es nicht wagten, aus der Landstraße zu reisen, und Gastfreundschaft ansprechend, wenn sie keine Herberge fanden.«

»In der Tat, es ist durchaus so«, rief Frau von Chevreuse in die Hände klatschend; »es wäre wirklich seltsam . . . « sie hielt inne.

»Wenn ich den zwei Flüchtlingen bis an das Ende ihrer Reise folgte?« sprach Athos. »Nein, Madame, ich werde Ihre Augenblicke nicht so sehr mißbrauchen, und wir begleiten sie nur bis in ein kleines Dorf im Limousin zwischen Tulle und Angoulême, in ein kleines Dorf, das man Roche-l'Abeille nennt.«

Frau von Chevreuse stieß einen Schrei des Erstaunens aus und betrachtete Athos mit einem Ausdrucke von Verwunderung, der den ehemaligen Musketier lächeln machte.

»Geduld, Madame«, fuhr Athos fort; »denn was ich Euch noch zu sagen habe, ist viel seltsamer, als das bereits Gesagte.«

»Mein Herr«, sprach Frau von Chevreuse, »ich halte Euch für einen Zauberer und bin auf Alles gefaßt. Aber gleichviel, fahrt nur fort.«

»Diesmal war die Tagereise lang und ermüdend gewesen. Es

herrschte bereits eine lästige Kälte, es war am 11. Oktober. Dieses Dorf bot weder ein Schloß noch eine Herberge. Die Bauernhöfe sahen armselig und schmutzig aus. Marie Michon war eine sehr aristokratische Person und wie die Königin, ihre Schwester, an gute Gerüche und seine Wäsche gewöhnt. Sie beschloß also, sich Gastfreundschaft im Pfarrhause zu erbitten.«

Athos machte eine Pause.

»Oh, fahrt fort«, sprach die Herzogin, »ich sagte Euch bereits, ich wäre auf Alles gefaßt.«

»Die zwei Reisenden klopfen an die Türe. Es war spät, der Priester hatte sich bereits zu Bette gelegt, er rief ihnen zu, sie mögen eintreten. Sie traten ein, denn die Türe war nicht geschlossen; das Vertrauen in den Dörfern ist groß. Es brannte eine Lampe in dem Zimmer, in welchem sich der Priester befand; Marie Michon spielte den reizendsten Kavalier der Welt, stieß die Türe auf, steckte den Kopf hinein und verlangte Gastfreundschaft.«

›Sehr gerne, mein junger Kavalier«, sprach der Priester, ›wenn Ihr Euch mit den Überresten von meinem Abendbrot und der Hälfte meines Zimmers begnügen wollt.«

»Die zwei Reisenden berieten sich einen Augenblick. Der Priester hörte, wie sie in ein Gelächter ausbrachen; dann erwiderte der Herr oder vielmehr die Herrin:

›Ich danke, Herr Pfarrer, und nehme es an.«

›Dann speist und macht so wenig als möglich Geräusch«, versetzte der Priester, denn ich bin auch den ganzen Tag umher gelaufen und es wäre mir nicht unangenehm, diese Nacht schlafen zu können.«

Frau von Chevreuse ging offenbar von Verwunderung zu Erstaunen und von Erstaunen zu Verwunderung über. Ihr Antlitz nahm, während sie Athos anschaute, einen Ausdruck an, der sich nicht wohl beschreiben läßt. Man sah, daß sie gerne gesprochen hätte, und dennoch schwieg sie aus Furcht, eines von seinen Worten zu verlieren.«

»Hernach?« fragte sie.

»Hernach«, sagte Athos, »ah! das ist gerade das Schwierige.«

»Sprecht, sprecht, sprecht! man kann mir Alles sagen. Überdies

geht es nicht mich an; es ist die Geschichte von Mademoiselle Marie Michon.«

»Ah, das ist richtig«, versetzte Athos . . . »Nun also, Marie Michon verzehrte die Überreste des Abendbrotes mit ihrer Dienerin und kehrte, nachdem sie gegessen hatte, der ihr gegebenen Erlaubnis zu Folge in das Zimmer zurück, wo ihr Wirt ruhte, während des sich Ketty in einem Lehnstuhle in dem ersten Zimmer, das heißt in demjenigen, wo man gespeist hatte, bequem machte.«

»In der Tat, mein Herr«, sprach Frau von Chevreuse, »wenn Ihr nicht der Teufel in Person seid, so weiß ich nicht, wie Ihr alle diese einzelnen Umstände zu kennen vermöget.«

»Es war eine reizende Frau, diese Marie Michon«, fuhr Athos fort, »eines von den tollen Geschöpfen, denen unablässig die seltsamsten Gedanken in den Kopf kommen, eines von den Wesen, welche geboren sind, uns Allen die Verdammnis zu bringen. Während sie nun bedachte, daß ihr Wirt ein Priester war, kam es der Coquette in den Kopf, es möchte mitten unter so vielen lustigen Erinnerungen, die sie hatte, eine sehr lustige Erinnerung für ihr Alter sein keinen Abbé in die Verdammnis gebracht zu haben.«

»Graf!« rief die Herzogin, »auf mein Ehrenwort, Ihr erschreckt mich!«

»Ach«, versetzte Athos, »der arme Abbé war kein heiliger Ambrosius, und ich wiederhole, Marie Michon war ein anbetungswürdiges Geschöpf.«

»Mein Herr«, sprach die Herzogin und ergriff Athos bei den Händen, »sagt mir sogleich, woher Ihr alle diese Umstände wißt, oder ich lasse einen Mönch aus dem Augustinerkloster kommen und Euch beschwören.«

Athos brach in ein Gelächter aus.

»Nichts leichter, Madame. Ein Kavalier, der mit einer wichtigen Sendung beauftragt war, kam eine Stunde vor Marie Michon in das Pfarrhaus und er bat sich Gastfreundschaft, und zwar in dem Augenblicke, wo der Pfarrer, zu einem Sterbenden gerufen, nicht nur sein Haus, sondern das Dorf für die ganze Nacht verließ. Voll Vertrauen zu seinem Gaste, der übrigens ein Edelmann war, hatte

der Geistliche diesem sein Haus, sein Abendbrot und sein Zimmer überlassen. Es war also der Gast des guten Abbé und nicht der Abbé selbst, von dem Marie Michon Gastfreundschaft forderte.«

»Und dieser Kavalier, dieser Gast, dieser Edelmann, der vor ihr ankam?«

»War ich, der Graf de la Fère«, sprach Athos aufstehend und sich ehrfurchtsvoll vor der Herzogin von Chevreuse verbeugend.

Die Herzogin blieb einen Augenblick ganz verblüfft; dann fing sie plötzlich an, laut zu lachen.

»Ah! meiner Treue«, sagte sie, »das ist drollig. Und diese tolle Marie Michon fand es besser, als sie erwartet hatte. Setzt Euch, lieber Graf, und fahrt in Eurer Erzählung fort.«

»Nun bleibt mir nur noch übrig, mich anzuklagen, Madame. Ich sagte Euch vorhin, daß ich selbst in einer dringenden Sendung reiste. Schon bei Tagesanbruch ging ich geräuschlos aus dem Zimmer und ließ meinen reizenden Lagergefährten schlafen.«

»In dem ersten Zimmer schlief ebenfalls, den Kopf auf einen Lehnstuhl zurückgelegt, die Kammerfrau, in Allem ihrer Gebieterin würdig. Ihr hübsches Gesicht fiel mir auf, ich näherte mich ihr und erkannte die kleine Ketty, welche unser Freund Aramis bei ihr untergebracht hatte. So erfuhr ich, die schöne Reisende wäre . . . «

»Marie Michon«, fiel Frau von Chevreuse lebhaft ein.

»Marie Michon«, versetzte Athos. »Ich verließ nun das Haus, ging in den Stall, fand mein Pferd gesattelt und meinen Bedienten bereit; wir reisten ab.«

»Und Ihr seid nie mehr durch dieses Dorf gekommen?« fragte Frau von Chevreuse.

»Ein Jahr nachher, Madame.«

»Nun?«

»Nun, ich wollte den guten Pfarrer wieder besuchen. Er war sehr bekümmert wegen eines Ereignisses, das er nicht begreifen konnte. Er hatte acht Tage vorher in einer kleinen Wiege einen reizenden Knaben von drei Monaten mit einer Börse voll Geld und einem Billett erhalten, in welchem nur die einfachen Worte standen: 11. Oktober 1633.«

»Das war das Ende des seltsamen Abenteuers«, versetzte Frau

von Chevreuse.

»Ja, aber er begriff nichts davon, als daß er diese Nacht bei einem Sterbenden zugebracht hatte; denn Marie Michon verließ selbst das Pfarrhaus vor seiner Rückkehr.«

»Ihr wißt, mein Herr, daß Marie Michon, als sie im Jahr 1643 wieder nach Frankreich kam, sogleich Kunde über dieses Kind einziehen ließ. Als Flüchtling konnte sie es nicht behalten; aber nach Paris zurückgekehrt, wollte sie es bei sich erziehen lassen.«

»Und was sagte ihr der Abbé?« fragte Athos.

»Ein vornehmer Herr, den er nicht kenne, habe das Kind, sich für feine Zukunft verbürgend, übernehmen wollen und mit sich fortgeführt.«

»Es war die Wahrheit.«

»Ah, dann begreife ich. Dieser Herr wart Ihr, es war sein Vater.«

»Stille, sprecht nicht so laut, Madame. Er ist da!«

»Er ist da!« rief Frau von Chevreuse rasch aufstehend, »er ist da, mein Sohn, der Sohn von Marie Michon ist da! Aber ich will ihn sogleich sehen.«

»Gebt wohl Acht, Madame, er kennt weder seinen Vater, noch seine Mutter.«

»Ihr habt das Geheimnis bewahrt und bring ihn mir hierher, weil Ihr denkt, Ihr macht mich sehr glücklich. Oh! ich danke, ich danke, mein Herr«, rief Frau von Chevreuse, faßte seine Hand und suchte sie an ihre Lippen zu führen, »ich danke, Ihr seid ein edles Herz.«

»Ich bringe ihn Euch«, sagte Athos, seine Hand zurückziehend, damit Ihr ebenfalls etwas für ihn tun möget. »Bis jetzt sorgte ich allein für seine Erziehung und ich habe, glaube ich, einen vollendeten Edelmann aus ihm gemacht; aber der Augenblick ist gekommen, in welchem ich mich abermals genötigt sehe, das umherirrende, gefährliche Leben eines Parteigängers zu ergreifen. Schon morgen werfe ich mich in eine gefährliche Angelegenheit; dann hat er Niemand mehr als Euch, um in der Welt vorwärts gebracht zu werden, in welcher er eine Stelle einzunehmen berufen ist.«

»Oh! seid ruhig«, rief die Herzogin; »leider habe ich nicht mehr viel Ansehen, aber was mir davon übrig geblieben ist, gehört ihm.«

Was sein Vermögen und seinen Titel betrifft . . . «

»Darüber beunruhigt Euch nicht, Madame. Ich habe ihn zum Nacherben von Bragelonne eingesetzt wodurch er den Titel Vicomte und 10, 000 Livres Renten bekommt.«

»Bei meiner Seele, mein Herr«, sprach die Herzogin«, »Ihr seid ein wahrhafter Edelmann. Aber es drängt mich, unsern jungen Vicomte zu sehen; wo ist er denn?«

»Dort in dem Salon; ich will ihn holen, wenn Ihr wollt.«

Athos machte eine Bewegung nach der Türe. Frau von Chevreuse hielt ihn zurück.

»Ist er hübsch?« fragte sie.

Athos lächelte und erwiderte:

»Er gleicht seiner Mutter..«

Hiernach machte er dem jungen Menschen ein Zeichen und dieser erschien auf der Schwelle.

Frau von Chevreuse konnte sich eines Freudenschreis nicht enthalten, als sie einen so reizenden Kavalier erblickte, der ihre stolzesten Hoffnungen übertraf.

»Vicomte, nähert Euch«, sagte Athos; »Frau von Chevreuse erlaubt Euch, ihr die Hand zu küssen.«

Der Jüngling näherte sich mit seinem reizenden Lächeln und mit entblößtem Kopfe, setzte ein Knie auf die Erde und küßte die Hand von Frau von Chevreuse.

»Nun, Herr Graf«, sprach er, sich gegen Athos umwendend, »habt Ihr mir nicht, um meine Schüchternheit zu schonen, gesagt, Madame wäre die Herzogin von Chevreuse, und ist es nicht vielmehr die Königin?«



TYP. J. CLAYE.

M*** de Chevreuse.

»Nein, Vicomte«, erwiderte Frau von Chevreuse, nahm ihn ebenfalls bei der Hand, hieß ihn zu sich sitzen, und schaute ihn mit Augen an, welche vor Vergnügen glänzten. »Nein, leider bin ich nicht die Königin, denn wenn ich es wäre, so würde ich sogleich Alles für Euch tun, was Ihr verdient. Aber sagt mir, so wie ich bin«, fügte sie bei, indem sie sich kaum enthalten konnte, ihre Lippen auf seine so reine Stirne zu drücken, »sagt mir, welche Laufbahn wünscht Ihr einzuschlagen?«

Athos schaute, dabei stehend, Beide mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Glückes an.

»Madame«, sagte der Jüngling mit feiner zugleich weichen und sonoren Stimme, »es scheint mir, es gibt für einen Edelmann nur eine Laufbahn, die der Waffen. Der Herr Graf hat mich, wie ich glaube, in der Absicht erzogen, einen Soldaten aus mir zu machen, und er gab mir die Hoffnung, in Paris mich irgend Einem vorzustellen, der mich vielleicht dem Herrn Prinzen empfehlen könnte.«

»Ja, ich begreife, es steht einem jungen Soldaten, wie Ihr seid, gut an, unter einem jungen General zu dienen, wie er ist. Doch Geduld . . . persönlich bin ich durchaus nicht mit ihm befreundet, wegen der Streitigkeiten von Frau von Montbazon, meiner Schwiegermutter, mit Frau von Longueville. Aber durch den Prinzen von Marsillac . . . Ei, wahrhaftig, Graf, das ist es. Der Herr Prinz von Marsillac ist ein alter Freund von mir, er wird unsern jungen Freund an Frau von Longueville empfehlen, die ihm einen Brief an ihren Bruder, den Herrn Prinzen, gibt, welcher sie zu zärtlich liebt, um nicht sogleich für sie Alles zu tun, was sie von ihm verlangen wird.«

»Nun wohl, das geht vortrefflich«, sprach der Graf; »nur nehme ich mir die Freiheit, Euch den größten Eifer anzuempfehlen. Ich habe Gründe, zu wünschen, daß der Vicomte morgen Abend nicht mehr in Paris sei.«

»Soll man wissen, daß Ihr Euch für ihn interessiert, Herr Graf?«

»Es wäre vielleicht besser für ferne Zukunft, wenn man gar nicht wüßte, daß er mich je gekannt hat.«

»Oh! Herr«, rief der Jüngling.

»Ihr wißt, Bragelonne«, sprach der Graf, »daß ich nie etwas ohne Grund tue.«

»Ja«, antwortete der Jüngling, »ich weiß, daß die höchste Weisheit in Euch herrscht, und werde Euch gehorchen, wie ich dies gewohnt bin.«

»Nun wohl, Graf, überlaßt ihn mir«, sagte die Herzogin; »ich will Befehl geben, daß man den Prinzen von Marsillac aufsucht, der glücklicher Weise in diesem Augenblick in Paris ist, und ich gehe nicht eher von ihm, als bis die Angelegenheit zu Ende gebracht ist.«

»Schön so, Frau Herzogin, tausend Dank. Ich habe selbst

heute mehrere Gänge zu machen, und bei meiner Rückkehr, das heißt, gegen sechs Uhr Abends, erwarte ich ihn im Hotel.«

»Was macht Ihr diesen Abend?«

»Wir gehen zu dem Abbé Scarron, an welchen ich einen Brief habe, und bei welchem ich einen von meinen Freunden finden soll.«

»Das ist gut«, sagte die Herzogin von Chevreuse, »ich werde selbst einen Augenblick dahin kommen; verläßt also seinen Salon nicht eher, als bis Ihr mich gesehen habt.«

Athos verbeugte sich vor Frau von Chevreuse und schickte sich an, wegzugehen.

»Wie, Herr Graf«, sagte die Herzogin lachend, »verläßt man seine alten Freunde auf so zeremoniöse Weise?«

Ah«, murmelte Athos, ihr die Hand küssend, »wenn ich früher gewußt hätte, Marie Michon wäre ein so reizendes Geschöpf . . . «

Und er entfernte sich seufzend.

II.

Der Abbé Scarron.

Es gab in der Rue des Tournelles eine Wohnung, welche alle Sänftenträger und alle Lackeien von Paris kannten, und dennoch war diese Wohnung weder die eines vornehmen Herrn, noch die eines Finanzmannes. Man speiste daselbst nicht, man spielte nicht, und man tanzte wohl auch nicht.

Dennoch war es der Sammelplatz der schönen Welt, und ganz Paris begab sich dahin.

Diese Wohnung war die des kleinere Scarron.

Man lachte so viel bei diesem witzigen Scarron, man gab so viele Neuigkeiten zum Besten, diese Neuigkeiten waren so schnell kommentiert, zerrissen und in Märchen oder Epigramme verwandelt, daß Jedermann eine Stunde bei dem kleinen Scarron zubringen, was er sagte, hören, und was er gesagt hatte, anderswohin verbreiten wollte. Viele brannten vor Begierde, ihren Witz dort anzubringen; war er gut, so konnten sie sich auf eine freundliche Aufnahme gefaßt machen.

Der kleine Abbé Scarron, welcher übrigens nicht Abbé war, weil er eine geistliche Pfründe besaß, und ebensowenig, weil er zu einem geistlichen Orden gehörte, war einst einer der zierlichsten Präbendare der Stadt Mans gewesen, wo er wohnte. An einem Karnevalstage aber wollte er über die Maßen diese gute Stadt genießen, deren Seele er war. Er ließ sich daher von seinem Bedienten mit Honig überstreichen, öffnete sodann ein Federbett, in welchem er sich umwälzte, und wurde so der groteskste Vogel, den man sehen konnte. Er fing damit an, daß er Besuche bei seinen Freunden und Freundinnen in diesem seltsamen Kostüme abstattete. Anfangs folgte man ihm mit Verwunderung, dann mit Gezische, dann beleidigten ihn die Arbeiter auf den Straßen, dann warfen die Kinder Steine nach ihm, und endlich war er genötigt, die Flucht zu ergreifen, um den Wurfgeschossen zu entgehen. Von dem Augenblicke an, wo er floh, wurde er von allen Seiten verfolgt, gedrängt, beworfen. Scarron fand kein anderes Mittel, seinem Geleite zu entkommen, als sich in den

Fluß zu werfen. Er schwamm wie ein Fisch, aber das Wasser war eisig. Scarron troff von Schweiß. Die Kälte ergriff ihn, und als er das andere Ufer errichtete, war er gliederlahm.

Man versuchte es durch alle mögliche bekannte Mittel, ihm den Gebrauch seiner Glieder wieder zu geben; er hatte durch die Behandlung so viel auszustehen, daß er alle Ärzte fortschickte, mit der Erklärung, er wolle lieber krank sein und krank bleiben. Dann kam er nach Paris, wo sein Ruf als Mann von Geist bereits gegründet war. Hier ließ er sich einen Stuhl von seiner eigenen Erfindung verfertigen, und als er eines Tages in diesem Stuhle der Königin Anna von Österreich einen Besuch machte, fragte ihn diese, entzückt über seinen Witz, ob er nicht irgend einen Titel wünsche?

»Ja, Eure Majestät, es gibt einen, nach welchem ich von ganzer Seele trachte«, antwortete Scarron.

»Und welcher ist dies?« fragte Anna von Österreich.

»Der Eures Kranken«, erwiderte der Abbé.

Und Scarron wurde zum *Kranken der Königin* mit einer Pension von 1500 Livres ernannt.

Von diesem Augenblicke an führte Scarron, dem seine Zukunft keine Sorgen mehr machte, ein lustiges Leben und verspeiste Kapital und Zins.

Eines Tags jedoch gab ihm ein Emissär des Kardinals zu verstehen, er hätte Unrecht, den Herrn Coadjutor zu empfangen.«

»Und warum dies?« fragte Scarron, »ist es nicht ein Mann von Geburt?«

»Allerdings.«

»Liebenswürdig?«

»Unbestreitbar.«

»Witzig?«

»Er hat leider nur zu viel Witz.«

»Nun wohl«, versetzte Scarron, »warum soll ich einen solchen Mann nicht ferner sehen?«

»Weil er schlecht denkt.«

»Wirklich? und von wem?«

»Vom Kardinal.«

»Wie!« rief Scarron; »ich sehe fortwährend Herrn Giles Depréaux, und Ihr wollt, ich solle aufhören, den Herrn Coadjutor zu sehen, weil er schlecht von einem Andern denkt? Unmöglich!«

Hiermit endigte das Gespräch, und Scarron sah aus Widerspruchsgeist Herrn von Coadjutor noch öfter.

An dem Morgen aber, zu welchem wir gelangt sind, war der Verfalltag seiner vierteljährigen Pension. Scarron schickte seiner Gewohnheit gemäß durch seinen Bedienten den Empfangsschein ab, um das betreffende Geld bei der Pensionskasse einziehen zu lassen; aber man antwortete ihm:

»Der Staat hätte kein Geld für den Herrn Abbé Scarron.«

Als der Lackei diese Antwort Scarron brachte, war gerade der Herzog von Lougueville bei ihm, der ihm eine Pension doppelt so groß anbot, als die von Mazarin entzogene gewesen war, aber der schlaue Gliederlahme hütete sich wohl, sie anzunehmen. Er machte seine Sache so gut, daß um vier Uhr Nachmittags die ganze Stadt die Weigerung des Kardinals kannte. Es war gerade Donnerstag, Empfangstag bei dem Abbé. Man kam in Masse zu ihm und schmähte wütend in der ganzen Stadt.

Athos traf in der Rue Saint-Honoré zwei Edelleute, die er nicht kannte, zu Pferde, wie er, gefolgt von einem Lackei, wie er, und denselben Weg machend, wie er. Der Eine von ihnen nahm den Hut in die Hand und sagte zu ihm:

»Solltet Ihr wohl glauben, mein Herr, daß der Knauser Mazarin dem armen Scarron die Pension entzogen hat?«

»Das ist abscheulich«, sprach Athos, die zwei Kavaliere ebenfalls begrüßend.

»Man sieht, daß Ihr ein ehrlicher Mann seid, Herr«, erwiderte derjenige, welcher bereits das Wort an Athos gerichtet hatte; »dieser Mazarin ist eine wahre Geißel.«

»Ach! mein Herr«, sprach Athos, »wem sagt Ihr dies?«

Und sie trennten sich unter vielen Höflichkeitsbezeugungen.

»Es kommt gerade recht, daß wir diesen Abend dahin gehen sollen«, sprach Athos zu dem Vicomte; »wir machen dem armen Mann unser Kompliment.«

»Aber wer ist denn dieser Herr Scarron, der ganz Paris in Aufruhr bringt?« fragte Raoul. »Irgend ein in Ungnade gefallener

Minister?«

»Nein, o mein Gott, nein, Vicomte, es ist ganz einfach ein kleiner Edelmann von großem Geist, welcher bei dem Kardinal in Ungnade gefallen sein wird, weil er wahrscheinlich irgend eine gereimte Strophe gegen ihn geschrieben hat.«

»Schreiben denn Edelleute Verse?« fragte Raoul naiv; »ich glaubte, es wäre wider ihre Standesgesetze.«

»Ja, mein lieber Vicomte«, versetzte Athos lachend, »wenn man sie schlecht macht; aber wenn man sie gut macht, so adelt es noch mehr. Schaut nur Herrn von Rotrou an. Doch«, fuhr Athos in dem Tone fort, mit welchem man einen heilsamen Rat gibt, »ich glaube, es ist besser, keine zu machen.«

»Dieser Herr Scarron ist also Dichter?« sagte Raoul.

»Ja, Ihr wißt es nun, Vicomte. Gebt wohl Achtung in diesem Hause. Sprecht nicht durch Gebärden, sondern hört vielmehr.«

»Ja,, Herr«, antwortete Raoul.

»Ihr werdet mich viel mit einem mir befreundeten Edelmann plaudern sehen: das ist der Abbé d'Herblay, von dem ich oft mit Euch sprach.«

»Ich erinnere mich.«

»Nähert Euch zuweilen, als ob Ihr mit uns sprechen wolltet, sprecht aber nicht, hört auch nicht. Dieses Spiel soll dazu dienen, daß nicht Ungelegene uns stören.«

»Sehr gut, ich werde Euch Punkt für Punkt gehorchen.«

Athos machte noch zwei Besuche in Paris. Um sieben Uhr wandten sie sich gegen die Rue des Tournelles. Die Straße war beinahe versperrt durch Sänfenträger, Pferde und Bedienten. Athos bahnte sich einen Weg und trat, gefolgt von dem jungen Menschen, ein. Die erste Person, welche er beim Eintritte erblickte, war Aramis, der sich neben einem weiten, mit einem Tapetenhimmel bedeckten, Rollstuhle aufhielt, unter welchem sich, in eine Brokatdecke gehüllt, ein ziemlich junges, ziemlich lachendes Gesicht bewegte, das jedoch zuweilen erbleichte, ohne daß seine Augen ein lebhaftes, witziges oder anmutiges Gefühl auszudrücken aufhörten. Das war der Abbé Scarron, beständig lachend, spottend, complimentirend, leidend und sich mit einem kleinen Stäbchen kratzend.

Um dieses Rollzelt drängte sich eine Menge von Herren und Damen. Das Zimmer war, sehr reinlich und anständig ausgestattet. Große seidene, mit Blumen gestickte, Vorhänge, welche einst lebhaftere Farben gehabt hatten, nun aber etwas verschossen waren, fielen an beiden Fenstern herab; die Tapezierung war bescheiden, zeugte aber von gutem Geschmack. Zwei sehr artige, zu guten Manieren abgerichtete, Bediente versahen den Dienst im Solon.

Sobald Aramis Athos erblickte, ging er auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn Herrn Scarron vor, welcher dem neuen Gast eben so viel Freude als Achtung bezeugte und ihm ein sehr geistreiches Kompliment über den Vicomte machte. Raoul blieb verblüfft, denn er hatte sich nicht auf die Majestät des schönen Geistes vorbereitet; er verbeugte sich jedoch mit viel Anmut. Athos empfing sodann die Komplimente von mehreren adeligen Herren, welchen Aramis ihn vorstellte. Bald aber verwischte sich das kleine Geräusche bei seinem Eintritt wieder und das Gespräch wurde allgemein.

Nach vier oder fünf Minuten, welche Raoul dazu anwandte, Ruhe zu gewinnen und topographische Kenntnisse von der Versammlung zu erlangen, öffnete sich die Türe wieder und ein Lackei kündigte Fräulein Paulet an.

Athos berührte mit der Hand die Schulter des Vicomte.

»Schau' diese Frau an, Raoul«, sagte er; »es ist eine historische Person. Zu ihr begab sich König Heinrich IV., als er ermordet wurde.«

Raoul bebte. Seit einigen Tagen hob sich vor ihm jeden Augenblick irgend ein Vorhang, der ihm einen heroischen Anblick enthüllte. Die noch junge und hübsche Frau, welche eben eintrat, hatte Heinrich IV. gekannt und mit ihm gesprochen!

Jedermann drängte sich um die Ankommende, denn, sie war immer noch sehr in der Mode; es war eine große Person von feiner, wellenförmiger Taille, mit einem Walde goldener Haare, wie sie Raphael liebte und Titian allen seinen Magdalenen gab. Diese gelbliche Farbe oder vielleicht auch die Königswürde, die sie den andern Frauen gegenüber erlangt hatte, brachte ihr den Beinamen: die *Löwin*.

Unsere schonen Damen von heute, welche nach diesem fashionalen Titel trachten, wissen nun, daß er ihnen nicht von England zukommt, sondern von dem schönen und geistreichen Fräulein Paulet.

Mademoiselle Paulet ging mitten unter dem Gemurmel, das sich von allen Seiten bei ihrer Ankunft erhob, gerade auf Scarron zu.

»Nun, mein lieber Abbé«, sprach sie mit ihrem ruhigen Tone, »Ihr seid also arm? Wir haben es heute Nachmittag bei Frau von Rambouillet erfahren; Herr von Grasse erzählte es uns.«

»Ja, aber der Staat ist jetzt reich«, erwiderte Scarron; »man muß sich dem Vaterlande zu opfern wissen.«

»Der Herr Kardinal wird sich um 1500 Livres mehr Pommaden und Parfums jährlich kaufen«, sprach ein Frondeur, in welchem Athos den Edelmann erkannte, den er in der Rue Saint-Honoré getroffen hatte.

»Aber die Muse, was wird die Muse sagen?« versetzte Aramis mit seiner Honigstimme; »die Muse, welche der goldenen Mittelstraße bedarf? Denn im Ganzen:

*Si Virgilio puer aut tolerabile desit,
Hospitium caderent omnes a crinibus hydri.«*

»Gut«, sprach Scarron und reichte Fräulein Paulet die Hand. »Aber wenn ich meine Schlange nicht mehr habe, so bleibt mir wenigstens meine Löwin.«

Alle Worte von Scarron, alle seine Witze erschienen diesen Abend vortrefflich; das ist das Vorrecht der Verfolgung. Herr Menage machte Sprünge vor Begeisterung.

Fräulein Paulet nahm ihren gewöhnlichen Platz wieder ein; ehe sie sich aber setzte, ließ sie von ihrer Höhe herab einen Blick über die ganze Versammlung spazieren und ihre Augen hefteten sich auf Raoul.

Athos lächelte und sagte zu Raoul:

»Ihr seid von Fräulein Paulet bemerkt worden, Vicomte, geht hin und begrüßt sie. Gebt Euch als das, was Ihr seid, als ein offener Provinzmensch; aber hütet Euch wohl, von Heinrich IV. mit ihr zu sprechen.«

Der Vicomte näherte sich errötend der Löwin und vermischte

sich bald mit den Herren, welche ihren Stuhl umgaben.

Dies bildete bereits zwei sehr ausgezeichnete Gruppen, diejenige, welche Herrn Menage umgab, und die, welche sich um Fräulein Paulet aufgestellt hatte. Scarron lief von der einen zu der andern, indem er seinen Rollstuhl mitten durch die Gesellschaft mit so viel Geschicklichkeit manövrierte, wie dies ein erfahrener Lootse mit einer Barke durch ein mit Klippen durchstreutes Meer machen würde.

»Wann sprechen wir mit einander?« sagte Athos zu Aramis.

»Sogleich«, antwortete dieser; »es sind noch nicht Leute genug vorhanden und man würde uns bemerken.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und der Lackei kündigte den Herrn Coadjutor an.

Bei diesem Namen wandte sich Jedermann um, denn es war ein Name, welcher sehr berühmt zu werden anfangt.

Athos machte es wie die Andern. Er kannte den Abbé von Conti nur dem Namen nach.

Er sah einen kleinen, schwarzen, schlecht gewachsenen Mann eintreten, dessen Hände zu Allem ungeschickt waren, außer um damit den Degen zu ziehen oder Pistolen zu schießen. Der Ankömmling ging Anfangs gerade auf einen Tisch zu, welchen er beinahe umgeworfen hätte; bei all dieser Ungeschicklichkeit aber besaß er etwas Erhabenes, Stolzes in seinem Gesichte.

Scarron wandte sich nach ihm um und kam ihm in seinem Stuhle entgegen. Fräulein Paulet begrüßte ihn von ihrem Platze aus mit der Hand.

»Nun«, sprach der Coadjutor, welcher Scarron erst erblickte, als er ganz vor ihm stand, »Ihr seid also in Ungnade, Abbé?«

Dies war eine Phrase, welche man an diesem Abend wohl hundertmal ausgesprochen hatte, und Scarron war bereits an seinem hundertsten Bonmot über denselben Gegenstand. Beinahe wäre ihm auch nichts mehr eingefallen, aber eine verzweifelte Anstrengung rettete ihn.

»Der Herr Kardinal hat die Güte gehabt, an mich zu denken«, sagte er.

»Vortrefflich!« rief Menage.

»Aber wie wollt Ihr uns noch fernerhin empfangen?« fuhr der

Coadjutor fort. »Wenn Eure Renten sinken, so werde ich genötigt sein, Euch zum Canonicus von Notar-Dame zu ernennen.«

»Oh! nein«, versetzte Scarron, »ich würde Euch zu sehr kompromittieren.«

»Dann habt Ihr Quellen, die wir nicht kennen.«

»Ich entlehne von der Königin.«

»Aber Ihre Majestät hat selbst nichts«, sprach Aramis. »Lebt sie nicht unter der Verwaltung der Gemeinheit!«

Der Coadjutor wandte sich um und lächelte Aramis zu, indem er ihm zugleich mit der Fingerspitze ein Freundschaftszeichen machte.

»Verzeiht, mein lieber Abbé«, sagte er du ihm, »Ihr seid im Rückstand und ich muß Euch ein Geschenk machen.«

»Womit?« fragte Aramis.

»Mit einer Hutschnur.«

Jedermann wandte sich nach dem Coadjutor um, der aus seiner Tasche eine seidene Schnur von sonderbarer Form zog.

»Das ist eine Schleuder⁹«, sagte Scarron.

»Ganz richtig«, erwiderte der Coadjutor, »man macht gegenwärtig Alles *à la fronde*. Fräulein Paulet, ich habe für Euch einen Fächer *à la fronde*. Ich gebe Euch meinen Handschuhhändler, d'Herblay, er macht Handschuhe *à la fronde*; und Euch, Scarron, meinen Bäcker mit einem unbeschränkten Kredit, er macht vortreffliche Brote *à la fronde*.«

Aramis nahm das Band und knüpfte es um seinen Hut.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und der Lackei rief mit lauter Stimme:

»Die Frau Herzogin von Chevreuse.«

Bei dem Namen von Frau von Chevreuse erhoben sich alle Anwesende. Scarron wandte rasch seinen Stuhl der Türe zu. Athos machte Aramis ein Zeichen, und dieser stellte sich in eine Fenstervertiefung.

Mitten unter diesen achtungsvollen Begrüßungen, welche man der Herzogin zollte, suchte sie irgend Jemand oder irgend Etwas. Endlich bemerkte sie Raoul und ihre Augen funkelten; sie erblickte Athos und wurde träumerisch sie sah Aramis in seiner

Fenstervertiefung und machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung des Erstaunens hinter ihrem Fächer.

»Ei, sagt doch«, sprach sie, als wollte sie die Gedanken vertreiben, die sich ihrer unwillkürlich bemeisterten, »wie geht es dem armen Voiture? wißt Ihr es vielleicht, Scarron?«

»Wie, Herr Voiture ist krank?« fragte der Herr, der mit Athos in der Rue Saint-Honoré gesprochen hatte; »wie ist das gekommen?«

»Er spielte, ohne so vorsichtig zu sein, von seinem Bedienten Hemden zum Wechseln mitnehmen zu lassen«, erwiderte der Coadjutor; »so hat er sich erkältet und liegt auf den Tod krank.«

»Wo dies?«

»Ei, mein Gott, bei mir. Denkt Euch, der arme Voiture hatte ein feierliches Gelübde getan, nicht mehr zu spielen. Nach drei Tagen kann er es nicht mehr aushalten und begibt sich nach dem erzbischöflichen Palast, um sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen. Zum Unglück war ich in diesem Augenblick in sehr wichtigen Angelegenheiten mit dem guten Rat Broussel im Innersten meiner Wohnung beschäftigt, als Voiture den Marquis von Luynes, an einem Tische einen Spieler erwartend, erblickte. Der Marquis ruft ihn und ladet ihn ein, sich an den Tisch zu setzen; Voiture antwortet, er könne nicht eher spielen, als bis ich ihn seines Gelübdes entbunden habe. Luynes macht sich in meinem Namen hier anheischig und nimmt die Sünde vorläufig auf sich; Voiture setzt sich an den Tisch und verliert vierhundert Taler, erkältet sich bei seinem Abgang und legt sich nieder, um nie mehr aufzustehen.«

»Steht es so schlimm mit dem lieben Voiture?« fragte Aramis, halb hinter seinem Fenstervorhang verborgen.«

»Ach!« antwortete Herr Menage, »es steht sehr schlimm, der große Mann wird uns wahrscheinlich verlassen, *deseret orbeum*.«

»Gut!« sprach Fräulein Paulet mit einer gewissen Bitterkeit; »er sterben? das hat keine Not! er ist umgeben von Sultaninnen, wie ein Türke. Frau von Saintot ist herbeigelaufen und gibt ihm Fleischbrühe, die Renaudot wärmt ihm seine Tücher, und alle Welt, unsere Freundin, die Marquise von Rambouillet, nicht ausgenommen, schickt ihm Tisanen.«

»Ihr liebt ihn nicht, meine liebe Parthenie«, sagte Scarron lachend.

»O! welche Ungerechtigkeit, mein lieber Kranker, ich hasse ihn so wenig, daß ich mit vergnügen Messen für die Ruhe seiner Seele lesen lassen würde.«

»Nicht umsonst nennt man Euch die Löwin, meine Liebe«, sagte Frau von Chevreuse, »Ihr beißt scharf.«

»Ihr mißhandelt einen großen Dichter, wie es mir scheint«, wagte Raoul zu bemerken.

»Ein großer Dichter, er? . . . geht; man sieht wohl, Vicomte, daß Ihr aus der Provinz kommt, wie Ihr mir vorhin sagtet, und daß Ihr ihn nie gesehen habt. Er! ein großer Dichter? er mißt kaum fünf Fuß.«

»Bravo! bravo!« rief ein langer, vertrockneter, schwarzer Mann mit einem stolzen Schnurrbart und einem ungeheuren Raufdegen. »Bravo, schöne Paulet; es ist endlich Zeit, diesen kleinen Voiture auf seinen Platz zu verweisen. Ich erkläre unumwunden, daß ich mich auf die Poesie zu verstehen glaube und daß ich die seinige immer abscheulich gefunden habe.«

»Wer ist denn dieser Großsprecher?« fragte Raoul Athos.

»Herr von Scudery.«

»Der Verfasser der *Clélin* und des *Grand Cyrus*.«

»Werke, die er auf halbe Rechnung mit seiner Schwester gemacht hat, welche in diesem Augenblick mit der hübschen Person da unten neben Herrn Scarron plaudert.«

Raoul wandte sich lebhaft um und sah wirklich zwei neue Erscheinungen, die er zuvor nicht bemerkt hatte; die eine war reizend, aber schwächlich und traurig, von hübschen schwarzen Haaren umrahmt, mit blauen, samtartigen Augen, den schönen Dreifaltigkeitsblumen ähnlich, unter denen ein goldener Kelch glänzte; die andere Frau schien diese gleichsam zu bevormunden, sah kalt, vertrocknet und gelb aus, ein wahres Duennen- oder Andächtlerinnen-Gesicht.

Raoul gelobte sich, den Salon nicht zu verlassen, ohne mit dem hübschen jungen Mädchen mit den Sammetaugen gesprochen zu haben, das ihn durch ein seltsames Gedankenspiel, obgleich es ihr nicht ähnlich war, an seine arme kleine Louise erinnerte, die er

leidend im Schlosse la Vallière zurückgelassen und mitten unter dieser Welt einen Augenblick vergessen hatte.

Während dieser Szene näherte sich Aramis dem Coadjutor, der ihm mit lachender Miene ein paar Worte in das Ohr sagte. Aramis konnte sich trotz seiner Selbstbeherrschung einer leichten Bewegung nicht enthalten.

»Lacht doch«, sagte Herr von Retz, »man beobachtet uns.« Und er verließ ihn, um mit Frau von Chevreuse zu plaudern, welche einen großen Kreis um sich versammelt hatte.

Aramis stellte sich, als lachte er, um die Aufmerksamkeit einiger neugierigen Zuhörer abzulenken, und da er bemerkte, daß Athos sich in die Vertiefung des Fensters zurückgezogen hatte, an welchem er einige Zeit geblieben war, so schleuderte er ein paar Worte rechts und links und ging dann wieder zu ihm, mit einem Wesen, als ob dies ohne irgend eine Absicht geschähe.

Sobald sie wieder beisammen waren, knüpften sie ein von vielen Gebärden begleitetes Gespräch an.

Raoul näherte sich ihnen, wie ihm Athos aufgetragen hatte.

»Der Herr Abbé gibt mir ein Ringelgedicht von Voiture zum Besten«, sagte Athos mit lauter Stimme, »und ich finde es ganz unvergleichlich.«

Raoul blieb einige Augenblicke in ihrer Nahe und vermischte sich dann mit der Gruppe von Frau von Chevreuse, zu der Fräulein Paulet von der einen Seite und Fräulein von Scudery von der andern getreten waren.

»Ich, meines Teils«, sagte der Coadjutor, »ich würde mir die Freiheit nehmen, nicht ganz der Meinung von Herrn von Scudery zu sein; ich finde im Gegenteil, daß Herr von Voiture ein Dichter ist, aber ein reiner Dichter. Die politischen Gedanken fehlen, ihm ganz und gar.«

»Also?« fragte Athos.

»Morgen«, erwiderte Aramis hastig.

»Um wie viel Uhr?«

»Um sechs Uhr.«

»Wo?«

»In Saint-Mandé.«

»Wer hat es Euch gesagt?«

»Der Graf von Rochefort.«

Es näherte sich Jemand.

»Und die philosophischen Ideen? sie fehlten diesem atmen Voiture ebenfalls. Ich schließe mich der Ansicht des Herrn Coadjutor an: ein reiner Dichter.«

»Ja, gewiß, in der Poesie war er vortrefflich«, sprach Menage, »und doch wird ihm die Nachwelt, während sie ihn bewundert, Eines zum Vorwurf machen, daß er in das Versedichten zu große Freiheit brachte; er hat die Freiheit getötet, ohne es zu wissen.«

»Getötet? das ist das richtige Wort«, sagte Scudery.

»Doch welche Meisterwerke sind seine Briefe?« sprach Frau von Chevreuse.

»Oh! in dieser Beziehung«, versetzte Fräulein von Scudery, »ist er eine wahre Erhabenheit.«

»Allerdings«, sprach Fräulein Paulet, »aber nur so lange er scherzte denn im ernstesten Brief ist er in der Tat höchst kläglich, und wenn er die Dinge nicht auf eine raue, grobe Weise sagen darf, so müßt Ihr zugestehen, daß er sie sehr schlecht sagt.«

»Aber Ihr müßt auch wenigstens bekennen, daß er im Scherze unnachahmlich ist.«

»Ja, gewiß«, rief Scudery, seinen Schnurrbart drehend; »aber ich finde nur seine somit gezwungen und seinen Scherz zu vertraulich. Man sehe seinen *Brief des Karpfen* am Spieße.«

»Abgesehen davon«, versetzte Menage, »daß seine besten Eingebungen ihm vom Hotel Rambouillet zukamen. Lest nur Zelide und Alcidolée.«

»Was mich betrifft«, sprach Aramis, indem er sich dem Kreise näherte und sich ehrfurchtsvoll vor Frau von Chevreuse verbeugte, welche seinen Gruß mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln erwiderte; »was mich betrifft, so klage ich ihn noch an, daß er sich zu frei gegen die Großen benommen hat. Er verfehlte sich oft gegen die Frau Prinzessin, gegen den Herrn Marschall d'Albret, gegen Herrn von Schomberg und sogar gegen die Königin.«

»Wie, gegen die Königin?« fragte Scudery, das rechte Bein ausstreckend, als wollte er in einem Zweikampfe ausfallen. »Mord und Tod! das wußte ich nicht! Und wie hat er sich gegen die

Königin verfehlt?«

»Kennt Ihr nicht sein Gedicht: *Je pensais?*«

»Nein«, sagte Frau von Chevreuse.

»Nein«, sagte Fräulein von Scudery.

»Nein«, sagte Fräulein Paulet.

»In der Tat, ich glaube, die Königin hat es nur wenigen Personen mitgeteilt; aber ich habe es aus sichern Händen.«

»Und Ihr wißt es auswendig?«

»Ich werde mich, glaube ich, erinnern.«

»Laßt hören, laßt hören!« riefen alle Stimmen.

»Man vernehme, bei welcher Gelegenheit es gemacht wurde«, sagte Aramis. »Herr von Voiture befand sich im Wagen der Königin, welche unter vier Augen mit ihm im Walde von Fontainebleau spazieren fuhr. Er stellte sich, als dächte er, damit ihn die Königin frage, woran er dächte, was auch nicht ausblieb.«

»Woran denkt Ihr, Herr Voiture?« sagte Ihre Majestät.

Voiture lächelte, gab sich den Anschein, als überlegte er fünf Sekunden, damit man glauben möchte, er improvisiere und erwiderte:

Je pensais que la destinée,
Après tant d'injustes malheurs,
Vous a justement couronnée
De gloire, d'éclat et d'honneurs;
Mais que vous étiez plus hereuse
Lorsque vous étiez autrefois,
Je ne dirai pas amoureuse . . .
La reine le veut toutefois.¹⁰

Scudery, Menage und Fräulein Paulet zuckten die Achseln.

»Geduld, Geduld«, sprach Aramis, »es hat drei Strophen.«

»Oh, sagt lieber drei Couplets«, verfehle Fräulein von Scudery,
»es ist höchstens ein Lied.«

Je pensais que ce pauvre Amor,
Qui toujours vous prêta ses armes,
Est banni loin de votre cour,
Sans ses traits, son arc et ses charmes;
Et de quoi je puis profiter
En passant près de vous, Marie,
Si vous pouvez si maltraiter
Ceux qui vous ont si bien servie.¹¹

»Oh, was den letzten Zug betrifft«, sprach Frau von Chevreuse, »so weiß ich zwar nicht, ob er den Regeln der Poesie entspricht, aber ich bitte dafür um Gnade, weil es eine Wahrheit ist. Und Frau von Hautefort und Frau von Scudery werden sich mit mir, abgesehen von Herrn von Beaufort, nötigen Falls verbinden.«

»Geht, geht«, sprach Scarron, »das kümmert mich nicht. Seit diesem Morgen bin ich nicht mehr ihr Kranker.«

»Und das letzte Couplet?« sagte Fräulein von Scudery; »laßt das letzte Couplet hören.«

»Sogleich«, erwiderte Aramis; »es hat dieses den Vorteil, daß es sich der Eigennamen bedient, weshalb man sich nicht täuschen kann.«

Je pensais — nous autres poètes,
Nous pensons extravagamment, —
Ce que dans l'humeur où vous êtes
Vous feriez si dans ce moment
Vous aviez en cette place
Venir le duc de Buckingham,
Et lequel serait en disgrâce
Du doc ou du père Vincent.¹²

Bei dieser letzten Strophe erscholl nur ein Schrei über die Unverschämtheit von Voiture.

»Ich hebe das Unglück, diese Verse reizend zu finden«, sprach das junge Mädchen mit den Sammetaugen. Das war auch die Meinung von Raoul, der sich Scarron näherte und errötend zu ihm sprach:

»Herr Scarron, erweist mir die Ehre und sagt mir gefälligst, wer die junge Dame ist, die allein ihre Meinung gegen diese ganze erhabene Versammlung ausspricht.«

»Ah, ah, mein junger Vicomte«, erwiderte Scarron, »ich glaube, Ihr habt Lust, ihr eine Vetheidigungs- und Angriffs-Allianz anzubieten.«

Raoul errötete abermals und sagte: »Ich gestehe, ich finde diese Verse sehr hübsch.«

»Sie sind es auch«, versetzte Scarron, »aber stille; unter Dichtern spricht man solche Dinge nicht aus.«

»Aber ich bin kein Dichter«, entgegnete Raoul, »und ich fragte Euch . . . «

»Es ist wahr, wer die junge Dame wäre; nicht so? Es ist die schöne Indianerin.«

»Wollt mich entschuldigen, mein Herr«, sagte Raoul errötend, »aber ich weiß nicht mehr als zuvor. Ach, ich bin ein Provinzbewohner.«

»Womit Ihr sagen wollt, Ihr versteht nicht viel von dem Bombast, der hier von allen Lippen fließt. Desto besser, junger Mann, desto besser! Sucht es nicht zu verstehen, Ihr verliert dabei nur Eure Zeit, und wenn Ihr es einmal versteht, wird man hoffentlich nicht mehr so sprechen.«

»Ihr verzeiht mir also, Herr«, versetzte Raoul, »und habt die Güte, mir zu sagen, wer die Person ist, die Ihr die schöne Indianerin nennt.«

»Ja, gewiß, es ist einen von den reizendsten Geschöpfen, die da leben: Fräulein Françoise d'Aubigné.«

»Gehört sie zu der Familie den bekannten Agrippa, den Freunden von König Heinrich IV.?«

»Sie ist seine Enkelin und kommt von Martinique, weshalb ich sie die schöne Indianerin nenne.«

Raoul öffnete weit seine großen Augen und sie begegneten denen der jungen Dame, welche lächelte.

Man sprach immer noch von Voiture.

»Mein Herr«, sagte Fräulein d'Aubigné, sich ebenfalls an Scarron wendend, als wollte sie in das Gespräch eintreten, das er mit dem jungen Vicomte führte, bewundert Ihr nicht die Freunde den armen Voiture? Aber hört doch, wie sie ihm die Federn ausrufen, während sie ihn loben! Der Eine nimmt ihm den gesunden Menschenverstand, der Andere die Poesie, der Dritte die Originalität, ein Anderer die Komik, und wieder ein Anderer die Unabhängigkeit u. s. s. Ei, mein Gott, was werden sie dieser vollkommenen Erhabenheit, wie ihn Fräulein von Scudery nannte, noch lassen?«

Scarron lachte und Raoul ebenfalls. Erstaunt über die Wirkung, die sie hervorgebracht hatte, schlug die schöne Indianerin die Augen nieder und nahm wieder ihre naive Miene an.

»Das ist eine geistreiche Person«, sagte Raoul.

Immer noch in der Fenstervertiefung schweifte Athos, ein

verächtlichen Lächeln auf den Lippen, mit den Augen über diese Szene hin.«

»Ruft doch den Herrn Grafen de la Fère«, sagte - Frau von Chevreuse zu dem Coadjutor, »ich muß ihn sprechen.«

»Und ich«, erwiderte der Coadjutor, »muß glauben machen, ich spreche, nicht mit ihm. Ich liebe und bewundere ihn, denn ich, kenne seine früheren Abenteuer, wenigstens einige davon; aber ich kann ihn nicht wohl vor übermorgen begrüßen.«

»Und warum übermorgen?« fragte Frau von »Chevreuse.«

»Ihr sollt es morgen Abend erfahren«, antwortete der Coadjutor lachend.

»In der Tat, mein lieber Conti«, sagte die Herzogin, »Ihr sprecht wie die Apokalypser Herr d'Herblay«, fügte sie, sich nach Aramis umwendend, bei: »wollt Ihr wohl diesen Abend noch einmal mein Diener sein? . . . «

»Wie, Herzogin«, sagte Aramis, »diesen Abend? morgen, immer, befehlt!«

»Wohl, so holt mir den Grafen de la Fère, ich will mit ihm sprechen.«

Aramis näherte sich Athos und kehrte mit ihm zurück.

»Mein Herr Graf«, sagte die Herzogin, Athos einen Brief zustellend, »hier ist das, was ich Euch versprochen habe. Unser Schützling wird eine vortreffliche Aufnahme finden.«

»Madame«, sprach Athos, »er ist sehr glücklich, daß er Euch etwas zu verdanken hat.«

»Ihr habt ihn in dieser Beziehung nicht zu beneiden; denn ich verdanke Euch seine Bekanntschaft«, versetzte die boshafte Frau mit einem Lächeln, das Athos und Aramis an Marie Michon erinnerte.

Und bei diesen Worten stand sie auf und befahl ihren Wagen. Fräulein Paulet war bereits weggegangen, Fräulein von Scudery ging eben weg.

»Vicomte«, sagte Athos, sich an Raoul wendend, »folgt der Frau Herzogin von Chevreuse, bittet sie um die Gnade, beim Hinabsteigen Eure Hand zu nehmen und bedankt Euch bei ihr.«

Die schöne Indianerin näherte sich Scarron, um sich von ihm zu verabschieden.

»Ihr geht schont?« sagte er.

»Ich bin eine von den Letzten, wie Ihr seht. Wenn Ihr Nachricht von Herrn Voiture bekommt und dieselbe erfreulich ist, so habt die Güte, mir sie morgen zukommen zu lassen.«

»Oh, nun kann er sterben!« rief Scarron.

»Wie so?« sagte das Mädchen mit den Sammetaugen.

»Ganz gewiß; seine Lobrede ist gemacht.«

Und man trennte sich lachend. Das junge Mädchen wandte sich, um den armen Lahmen teilnehmend anzuschauen. Der arme Lahme folgte ihr voll Liebe mit den Augen.

Allmählich lichteten sich die Gruppen. Scarron stellte sich, als bemerkte er nicht, daß einige von seinen Gästen geheimnisvoll mit einander gesprochen halten, daß Briefe für mehrere gekommen waren und daß seine Abendgesellschaft überhaupt einen geheimen Zweck gehabt zu haben schien, der sich weit von der Literatur entfernte, über die indessen so viel Lärmen gemacht worden war. Aber was lag Scarron daran, man konnte jetzt in seinem Hause nach Gefallen schmähen und intrigieren; seit diesem Morgen war er wie er gesagt hatte, nicht mehr der Kranke der Königin.

Raoul begleitete wirklich die Herzogin hin zu ihrem Wagen, wo sie Platz nahm, indem sie ihm ihre Hand zu küssen gab. Dann aber ergriff sie ihn in einer von den tollen Launen, die sie so anbetungswürdig und besonderen so gefährlich Mächten, plötzlich beim Kopfe, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

»Vicomte, möchten Euch meine Wünsche und dieser Kuß Glück bringen.«

Hiernach stieß sie ihn wieder zurück und befahl ihrem Kutscher, nach dem Hotel Luynes zu fahren. Der Wagen entfernte sich. Frau von Chevreuse machte dem jungen Manne ein letztes Zeichen durch den Schlag, und Raoul stieg ganz verblüfft wieder die Treppe hinauf.

Athos begriff, was vorgegangen war.

»Kommt, Vicomte«, sagte er, »es ist Zeit zum Rückzuge. Ihr reist morgen zu der Armee den Herrn Prinzen ab; schlaft Eure letzte bürgerliche Nacht gut.«

»Ich werde also Soldat«, sagte der Jüngling.

»Oh! Herr, Dank, aus vollem Herzen Dank!«

»Adieu, Graf«, sprach der Abbé d'Herblay; »ich kehre in mein Kloster zurück.«

»Adieu, Abbé«, sagte der Coadjutor; »ich predige morgen und habe mich diesen Abend noch über zwanzig Texte zu besinnen.«

»Adieu, meine Herren«, rief der Graf, »ich werde vier und zwanzig Stunden hinter einander schlafen, denn ich sinke vor Müdigkeit beinahe um.«

Die drei Männer begrüßten sich und gingen weg, nachdem sie, einen letzten Blick gewechselt hatten.

Scarron folgte ihnen aus einem Winkel seinen Augen durch die Türvorhänge seinen Salons.

»Keiner von ihnen tut, was er sagte«, murmelte er mit seinem affenartigen Lächeln; »aber sie mögen es so halten, die braven Leute! Wer weiß, ob sie nicht arbeiten, daß ich meine Pension zurückbekomme? Sie können die Arme bewegen, das ist viel! Ach! ich habe nur die Zunge, aber ich werde zu beweisen suchen, daß dies auch etwas ist. Holla! Champnois, es hat elf Uhr geschlagen; rolle mich nach meinen, Bette. In der Tat, Fräulein d'Aubigné; ist sehr reizend!«

Hierauf verschwand der arme Lahme in seinem Schlafzimmer, dessen Türe sich hinter ihm schloß, und die Lichter erloschen allmählich im Salon der Rue des Tournelles.



III.

Saint-Denis.

Der Tag graute, als Athos aufstand und sich ankleiden ließ; an seiner außergewöhnlichen Blässe und einem ruhelosen Ausdruck in seinen Augen ließ sich leicht erkennen, daß er beinahe die ganze Nacht schlaflos zugebracht haben mußte. Gegen die Gewohnheit des sonst so festen und entschiedenen Mannes lag an diesem Morgen etwas Langsames, Unentschlossenes in seinem ganzen Wesen.

Er war froh, weil er sich mit den Vorbereitungen zur Abreise Raouls beschäftigte und Zeit zu gewinnen suchte. Zuerst putzte er selbst ein Schwert, das er aus einem Etuie von parfümiertem Leder nahm, untersuchte, ob der Griff gehörig lag und ob die Klinge gut am Griffe befestigt war.

Dann warf er in ein für den jungen Mann bestimmtes Felleisen ein Säckchen voll Louisd'or, rief Olivain — so hieß der Lakai, der ihm von Blois gefolgt war — und ließ ihn den Mantelsack in seiner Gegenwart packen, wobei er genau darüber wachte, daß alle für einen ins Feld ziehenden jungen Menschen erforderlichen Gegenstände hineingelegt wurden.

Nachdem er beinahe eine Stunde auf alle diese Dinge verwendet hatte, öffnete er die Türe, welche in das Zimmer des Vicomte führte, und trat, sachte ein.

Die bereite strahlende Sonne drang in das Zimmer durch die breiten Fensterflügel, deren Vorhänge zu schließen Raoul, spät zurückgekehrt, vergessen hatte. Den Kopf anmutig auf den Arm gelehnt, schlief er noch. Seine langen, schwarzen Haare bedeckten halb seine reizende Stirne, welche feucht war von dem Dunste, der in Perlen an den Wangen des milden Kindes herabrollte.

Athos näherte sich und schaute, den Körper vorgebeugt in einer Haltung voll zarter Schwermut, lange den Jüngling mit dem lächelnden Munde, mit den halb geschlossenen Augenlidern an, dessen Traum süß, dessen Schlaf leicht sein mußte, so viel Liebe

und Sorgfalt verwandte sein Schutzengel auf seine stumme Bewachung. Allmählich ließ sich Athos zu dem Zauber seiner Träumerei in Gegenwart dieser so reichen, so reinen Jugend hinziehen. Seine Jugend tauchte wieder in seinem Innern auf, mit allen ihren süßen Erinnerungen, welche mehr Wohlgerüche sind, als Gedanken. Zwischen dieser Vergangenheit und der Gegenwart lag eine Kluft. Aber die Einbildungskraft hat den Flug den Engels und des Blitzes; sie überspringt die Meere, wo wir beinahe Schiffbruch gelitten hätten, durchdringt die Finsternis, in der sich unsere Illusionen verloren haben, fliegt über, die Abgründe, in die unser Glück gestürzt ist. Er dachte daran, daß der ganze erste Teil seines Lebens von einer Frau zertrümmert worden war, und er überlegte, sich mit Schrecken, welchen Einfluß die Liebe auf eine zugleich so zarte und so kräftige Organisation haben konnte.

Während er sich dessen erinnerte, was er gelitten hatte, sah er im Geiste das voraus, was Raoul leiden konnte, und der Ausdruck zärtlichen, tiefen Mitleids, welchen sein Herz erfüllte, verbreitete sich in dem feuchten Blicke, mit dem er den Jüngling anschaute.

In diesem Augenblick erwachte Raoul, mit jenem Erwachen ohne Wolken, ohne Finsternis und ohne Müdigkeit, das gewisse Organisationen so zart wie die des Vogels charakterisiert. Seine Augen hefteten sich auf die von Athos, und er begriff ohne Zweifel Alles, was in dem Herzen dieses Mannes vorging, der sein Erwachen erwartete, wie ein Liebender auf das Erwachen der Geliebten harrte, denn sein Blick nahm nun ebenfalls den Ausdruck unendlicher Liebe an.

»Ihr wart hier?« sprach er ehrfurchtsvoll.

»Ja, Raoul, ich war hier«, erwiderte der Graf.

»Und Ihr wecktet mich nicht?«

»Ich wollte Euch noch einige Augenblicke diesem guten Schläfe überlassen, mein Freund. Ihr müßt müde sein von dem gestrigen Tage her, der sich bis in die Nacht hinein verlängert hat.«

»O Herr, wie gut seid Ihr!« rief Raoul.

Athos lächelte und sagte:

»Wie befindet Ihr Euch?«

»Vollkommen wohl, Herr, und völlig ausgeruht und heiter.«

»Ihr wachst noch«, fuhr Athos mit der väterlichen Teilnahme des reifen Mannen für den Jüngling fort, »und die Anstrengungen wirken doppelt in Eurem Alter.«

»Ah! Herr, ich bitte um Vergebung«, sprach Raoul beschämt durch so große Zuvorkommenheit, »aber ich werde in einem Augenblick angekleidet sein.«

Athos rief Olivain, und nach Verlauf von zehn Minuten war der Jüngling mit der Pünktlichkeit, welche Athos im Militärdienste erlernt und auf seinen Mündel übertragen hatte, zum Aufbruche bereit.



Athos und Raoul in Saint Denis

»Nun besorge mein Gepäck«, sagte Raoul zu dem Lackeier.

»Euer Gepäck erwartet Euch, Raoul«, sprach Athos; »ich habe Euer Felleisen unter meinen Augen packen lassen, und es wird Euch nichts fehlen. Es muß bereits, so wie Mantelsack des Lackeins, auf den Pferden sein, wenn man die Befehle, die ich gegeben, befolgt hat.«

»Alles ist nach dem Willen des Herrn Grafen geschehen«, sagte Olivain, »und die Pferde harren unten.«

»Und ich schlief!« rief Raoul, »während Ihr, Herr, die Güte hattet, Euch mit allen diesen einzelnen Dingen zu beschäftigen. Oh, in der Tat, Ihr überhäuft mich mit Wohltaten!«

»Ihr liebt mich also ein wenig, wie ich hoffe?« versetzte Athos mit beinahe gerührtem Tone.

»O Herr!« rief Raoul, welcher, um die innere Erschütterung nicht durch einen Ausstrom von Zärtlichkeit kundzugeben, sich bis zum Ersticken zusammenhielt. »Oh, Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch liebe und verehere.«

»Seht, ob nichts vergessen ist«, sprach Athos und gab sich den Anschein, als suchte er umher, um seine Rührung zu verbergen.

»Nein, Herr«, sprach Raoul.

Der Lackei näherte sich Athos mit einem gewissen Zögern und sagte leise zu ihm:

»Der Herr Vicomte hat keinen Degen, denn der Herr Graf hieß mich gestern den, welchen er ablegte, wegnehmen.«

»Schon gut«, antwortete Athos, »das ist meine Sache.«

Raoul schien diesen Zwiesprach nicht zu bemerken. Er stieg hinab und schaute dabei jeden Augenblick den Grafen an, um zu sehen, ob der Augenblick des Scheidens gekommen wäre. Ader das Gesicht von Athos veränderte sich nicht im Geringsten.

Als Raoul die Freitreppe erreichte, erblickte er drei Pferde.

»O Herr!« rief er ganz strahlend, »Ihr begleitet mich also?«

»Ich will Euch ein wenig führen«, antwortete Athos.

Die Freude glänzte in den Augen von Raoul, und er schwang sich leicht auf sein Pferd.

Athos bestieg langsam das seinige, nachdem er zuvor leise ein Wort zu dem Lackeien gesagt hatte, der, statt unmittelbar zu folgen, sich wieder in die Wohnung zurückbegab. Entzückt, in der Gesellschaft den Grafen zu sein, bemerkte Raoul nichts oder

stellte sich wenigstens, als bemerkte er nichts.

Die zwei Edelleute schlugen den Weg nach dem Pont-Neuf ein, folgten dann den Quais, oder vielmehr dem, was man damals die Pepintränke nannte, und ritten an den Mauern den Grund Chatelet hin. Sie gelangten eben an die Rue Saint-Denis, als der Lackei sie wieder einholte.

Der Weg wurde stillschweigend zurückgelegt. Raoul fühlte wohl, daß der Augenblick der Trennung, herannahte. Der Graf hatte am Abend vorher verschiedene Befehle in Beziehung auf Dinge gegeben, welche den Verlauf den Tages betrafen. Überdies verdoppelten seine Blicke das Maß ihrer Zärtlichkeit. Von Zeit zu Zeit entschlüpfen ihm eine Betrachtung oder ein Rat, und seine Worte waren voll wohlwollender Fürsorge.

Nachdem sie den Pont Saint-Denis hinter sich hatten und auf die Höhe den Recollecten-Klosters gelangt waren, warf Athos einen Blick auf das Pferd des Vicomte und sagte: »Nehmt Euch wohl in Acht, Raoul, Ihr habt eine schwere Hand, ich hab' es Euch oft gesagt, Ihr müßt das nicht vergessen, denn das ist ein großer Fehler für einen Reiter. Seht, Euer Pferd ist bereits müde, es schäumt, während das meinige gerade aus dem Stalle zu kommen scheint. Ihr macht ihm ein hartes Maul, wenn Ihr das Gebiß so stark anzieht, und könnt es dann nicht mit der erforderlichen Behendigkeit manövrieren lassen. Das Glück eines Reitern hängt zuweilen von dem raschen Gehorsam seines Pferdes ab. Bedenkt wohl, in acht Tagen manövriert Ihr nicht mehr in einer Reitschule, sondern auf einem Schlachtfelde.«

Dann fügte er plötzlich bei, um dieser Bemerkung kein zu trauriges Gewicht zu geben:

»Seht, Raoul, was für ein schönes Feld für die Hühnerjagd!«

Der Jüngling benützte die Lektion und bewunderte besonders die Zartheit, mit der sie gegeben wurde.

»Ich habe einen Tage noch etwas Anderes bemerkt«, sprach Athos. »Ihr haltet beim Pistolenschießen den Arm zu gestreckt; durch diese Spannung verliert der Schuß die Pünktlichkeit. Unter zwölf Mal verfehltet Ihr auch dreimal das Ziel.«

»Das Ihr zwölfmal tragt«, erwiderte lächelnd Raoul.

»Weil ich den Arm etwas bog und so die Hand auf meinem

Ellenbogen ruhen ließ. Begreift Ihr wohl, was ich damit sagen will?«

»Ja, Herr, ich habe seitdem, Euren Rat beachtend, allein geschossen, und meine Bemühungen waren vom günstigsten Erfolge begleitet.«

»Seht«, versetzte Athos, »das ist gerade wie beim Fechten; Ihr greift Euren Gegner zu sehr an. Ich weiß wohl, das ist ein Fehler Euren Alters, aber die Bewegung des Körpers beim Angreifen bringt stets den Degen von der Linie ab, und wenn Ihr es mit einem Manne von kaltem Blute zu tun hättet, so würde er Euch bei Eurem ersten Schritte durch einfaches Losmachen Eurer Klinge überwinden.«

»Ja, Herr, wie Ihr es oft getan habt. Aber nicht jedermann besitzt Eure Geschicklichkeit und Euren Mut.«

»Welch' ein frischer Wind!« sprach Athos, »das ist eine Erinnerung an den Winter. Doch hört, wenn Ihr in das Feuer geht, und das wird so kommen, denn Ihr seid einem jungen General empfohlen, der das Pulver ungemein liebt, so erinnert Euch wohl: in einem Einzelkampfe, wie dies so oft besonders uns Kavalieren begegnet, schießt nie zuerst; wer zuerst schießt, trifft selten seinen Mann, denn er schießt in der Furcht einem bewaffneten Feinde gegenüber entwaffnet zu bleiben. Dann wenn Euer Gegner schießt, laßt Euer Pferd sich bäumen; diesen Manöver hat mir zwei oder drei mal das Leben gerettet.«

»Ich werde es anwenden, und wäre es nur aus Dankbarkeit.«

»Ei, sind das nicht Wildschützen, die man da unten festnimmt?« Ja, wahrhaftig! Dann noch etwas Wichtiges, Raoul, wenn Ihr bei einem Angriffe verwundet werdet, wenn Ihr vom Pferde fällt, und es bleibt Euch noch etwas Kraft, so schleppt Euch von der Linie ab, die Euer Regiment verfolgt hat; denn es kann zurückgeführt werden, und die Pferde zertreten Euch mit den Hufen. Jedenfalls schreibt mir sogleich oder laßt mir schreiben, wenn Ihr verwundet seid; wir verstehen uns auf Wunden«, fügte Athos bei.

»Ich danke Euch, Herr«, antwortete der junge Mensch ganz bewegt.

»Ah, wir sind in Saint-Denis«, murmelte Athos.

Sie gelangten wirklich zu dem Thore dieser Stadt, an dem zwei

Soldaten Wache standen. Der eine sagte zu dem andern:

Das ist ein junger Edelmann, welcher aussieht, als wollte er sich zum Heere begeben.«

Athos wandte sich um. Alles, was sich, selbst auf eine nur mittelbare Weise, mit Raoul beschäftigte, gewann sogleich ein Interesse in seinen Augen.

Woran seht Ihr dies?« fragte er.

»An seiner Miene, Herr«, antwortete die Schildwache. »Überdies hat er das Alter, das ist der Zweite heute.«

»Es ist diesen Morgen schon ein junger Mensch wie ich hier durchgekommen?« sagte Raoul.

»Ja, meiner Treue, von vornehmem Aussehen und glänzender Rüstung. Er hatte ganz das Wesen eines Sohnes von gutem Hause.«

»Den wird ein Reisegefährte für mich sein«, versetzte Raoul weiter reitend. »Aber ach! er wird mich denjenigen, welchen ich verliere, nicht vergessen machen.«

Ich glaube nicht, daß Ihr ihn einholt, Raoul; denn ich habe mit Euch zu sprechen, und das, was ich Euch sagen muß, dauert vielleicht so lange, daß dieser Edelmann einen großen Vorsprung vor Euch gewinnt.«

»Wie es Euch gefällig ist, Herr.«

So plaudernd zog man durch die Straßen, welche des Festtags wegen voll Menschen waren, und man gelangte vor die alte Basilika, in der eine erste Messe gelesen wurde.

»Steigt ab, Raoul«, sprach Athos. »Du, Olivain, bewache unsere Pferde und gib mir den Degen.«

Athen nahm den Degen in die Hand, den ihm der Lackei reichte, und die beiden Edelleute traten in die Kirche.

Athos bot Raoul Weihwasser. In gewissen Herzen liegt etwas von der zuvorkommenden Zärtlichkeit, die der Liebende für seine Geliebte hat.

Der Jüngling berührte die Hand von Athos und bekreuzte sich.

Athos sagte ein Wort zu einem von den Wächtern; dieser verbeugte sich und schritt der Gruft zu.

»Kommt, Raoul«, sagte Athos, »wir wollen diesem Manne

folgen.«

Der Wächter öffnete das Gitter der königlichen Gräber und blieb auf der obersten Stufe stehen, während Athos und Raoul hinabstiegen. Die Grufttreppe war in der Tiefe von einer silbernen Lampe beleuchtet, welche auf der untersten Stufe brannte, und gerade über dieser Lampe ruhte, in einen weiten, mit goldenen Lilien bestreuten, Mantel von veilchenblauem Sammet gehüllt, ein von eichenen Gestellen getragener Katafalk.

Auf diese Lage durch den Zustand seinen eigenen Herzens voll Traurigkeit, durch die Majestät der Kirche, welche er durchwandelt hatte, vorbereitet, war der Jüngling mit langsamem, feierlichem Schritte hinabgestiegen und stand mit entblößtem Haupte vor dieser sterblichen Hülle den letzten Königs, der sich erst mit seinen Ahnen vereinigen sollte, wenn sein Nachfolger sich mit ihm vereinigen würde, und der hier zu weilen schien, um dem so leicht auf dem Throne zu erregenden Stolze zu sagen: »Irdischer Staub, ich harre Dein!«

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen.

Dann hob Athos die Hand auf und deutete mit dem Finger auf den Sarg.

»Diesen unsichere Grab«, sprach er, »ist das eines schwachen, aller Größe ermangelnden Menschen, der jedoch eine Regierung voll ungeheurer Ereignisse hatte; denn über diesem König wachte der Geist einen andern Mannes, wie die Lampe hier über diesem Sarge wacht und ihn beleuchtet. Dieser war der wahre König, Raoul; der Andere war nur ein Phantom, in das er seine Seele legte. Und dennoch ist die monarchische Majestät so mächtig bei uns, daß dieser Mann nicht einmal die Ehre eines Grabes zu den Füßen denjenigen genießt, für welchen er sein ganzes Leben aufgebraucht hat. Denn erinnert Euch diesen Umständen wohl, Raoul, wenn dieser Mann den König klein gemacht hat, so hat er das Königtum groß gemacht, und es gibt zwei Dinge, welche im Palaste des Louvre ein geschlossen sind: der König, welcher stirbt, und das Königtum, welchen nicht stirbt. Diese Regierung ist vorüber, Raoul. Der von seinem Herrn so gefürchtete, so gehaßte Minister ist in das Grab gestiegen, den König nach sich ziehend, den er nicht allein leben lassen wollte, ohne Zweifel aus Angst, er könnte sein Werk zerstören; denn ein König baut nur, wenn er

entweder Gott selbst oder den Geist Gottes in seiner Nähe hat. Alle Welt betrachtete den Tod den Kardinals als eine Befreiung, und ich selbst, so blind sind die Zeitgenossen, durchkreuzte oft die Pläne den Mannes, welcher Frankreich in seinen Händen hielt, und der, je nachdem er sie zusammenpreßte oder öffnete, das Reich erstickte oder ihm nach Belieben frische Luft gab. Wenn er mich nicht zermalmte, mich und meine Freunde, wenn er uns in seinem furchtbaren Zorne nicht zermalmte, so geschah es ohne Zweifel nur, damit ich Euch heute sagen könnte: Raoul, versteht stets den König von dem Königtum zu unterscheiden; der König ist nur ein Mensch, das Königtum ist der Geist Gottes. Wenn Ihr im Zweifel darüber seid, wem Ihr dienen sollt, so verlaßt den materiellen Schein den sichtbaren Prinzips, denn das unsichtbare Prinzip ist Alles. Gott wollte diesen Prinzip fühlbar machen, indem er dasselbe die menschliche Natur annehmen ließ. Raoul, es ist mir, als erblickte ich Eure Zukunft wie durch eine Wolke; sie ist, glaube ich, besser, als die unsere. Ganz im Gegenteil von uns, die wir einen Minister ohne König hatten, werdet Ihr einen König ohne Minister haben. Ihr könnt also dem König dienen, ihn lieben und achten. Ist dieser König ein Tyrann, denn die Allmacht hat ihren Schwindel, der sie zur Tyrannei antreibt, so dient dem Königtum, das heißt, der unfehlbaren Sache, dem Geiste Gottes auf Erden, diesem himmlischen Funken, der den Staub so groß und so heilig macht, daß wir Edelleute, wenn auch von hoher Geburt, doch so wenig vor diesem auf der obersten Stufe dieser Leiter ausgebreiteten Körper sind, als dieser Körper selbst vor dem Throne Gottes.«

»Ich werde Gott anbeten, Herr«, sprach Raoul; »ich werde das Königtum ehren, dem König dienen und danach trachten, daß ich, wenn ich sterbe, für den König, für das Königtum oder für Gott sterbe. Habe ich Euch wohl begriffen?«

Athos lächelte und sprach:

»Ihr seid eine edle Natur, hier ist Euer Degen.«

Raoul setzte ein Knie auf die Erde.

»Er wurde getragen von meinem Vater, einem wackeren Edelmann; ich habe ihn ebenfalls getragen und ihm zuweilen Ehre gemacht, wenn sein Griff in meiner Hand lag und seine Scheide an meiner Seite hing. Ist Eure Hand noch zu schwach,

um diesen Degen zu führen, Raoul, desto besser, Ihr werdet Zeit haben, um ihn nur ziehen zu lernen, wenn er den Teig sehen soll.«

»Herr«, sprach Raoul, den Degen aus der Hand des Grafen empfangend, »ich habe Euch Allen zu verdanken, doch diesen Schwert ist das kostbarste Geschenk, drin Ihr mir gemacht habt. Ich schwöre Euch, ich werde ihn als ein Dankbarer tragen.«

Und er näherte seine Lippen dem Griffe, den er ehrfurchtsvoll küßte.

»Gut«, sprach Athos. »Steht auf, Vicomte, und umarmen wir uns.«

Raoul stand auf und warf sich mit dem vollen Ausstrome seiner Gefühle in die Arme von Athos.

»Gott befohlen«, murmelte der Graf, der sein Herz zerschmelzen fühlte, »Gott befohlen und denkt an mich.«

»Oh! ewig! ewig!« rief der Jüngling. »Oh! ich schwöre Euch, Herr, wenn mir Unglück widerfährt, ist Euer Name der letzte Name, den ich ausspreche, die Erinnerung an Euch mein letzter Gedanke.«

Athos stieg rasch wieder die Treppe hinauf, um die heftige Bewegung seinen Gemütes zu verbergen, ab dem Wächter der Gräber ein Goldstück, verbeugte sich vor dem Altar und erreichte mit großen Schritten die Kirchenpforte, vor der Olivain mit den zwei anderen Pferden wartete.

»Olivain«, sagte er, auf das Wehrgehänge von Raoul deutend, »ziehe die Schnalle von diesem Degen an, er fällt ein wenig zu tief. Gut. Nun begleitest Du den Herrn Vicomte, bis Grimaud Euch eingeholt hat; ist er gekommen, so verlässest du den Herrn Vicomte. Ihr versteht, Raoul, Grimaud ist ein alter Diener voll Mut und Klugheit; Grimaud wird Euch, folgen.«

»Ja, Herr«, sprach Raoul.

»Auf, zu Pferde, daß ich Euch wegreiten sehe.«

Raoul gehorchte.

»Gott befohlen, Raoul, Gott befohlen, mein liebes Kind!«

»Gott befohlen, Herr!« rief Raoul, »Gott befohlen, mein viel geliebter Beschützer!«

Athos machte ein Zeichen mit der Hand, denn er wagte es nicht

mehr zu sprechen, und Raoul entfernte sich mit entblößtem Haupte.

Athos blieb unbeweglich und schaute bis zu dem Augenblick nach, wo er an der Biegung der Straße verschwand.

Dann warf der Graf die Zügel seinen Pferden einem Bauern zu, stieg langsam wieder die Stufen hinauf, kehrte in die Kirche zurück, kniete indem dunkelsten Winkel nieder und betete.

IV.

Eines von den vierzig Entweichungsmitteln von Herrn von Beaufort.

Die Zeit verlief indessen für den Gefangenen, wie für diejenigen, welche sich mit seiner Flucht beschäftigten: nur verlief sie viel langsamer. Ganz und gar nicht wie andere Menschen, welche mit allem Feuer einen gefahrvollen Entschluß fassen und immer mehr erkalten, je näher der Augenblick der Aussöhnung kommt, schien der Herzog von Beaufort, dessen sprudelnder Mut sprichwörtlich geworden war, die Zeit vorwärts zu treiben, und rief mit den heißesten Wünschen die Stunde der Tätigkeit herbei. Es lagen in seiner Entweichung selbst, abgesehen von den Plänen, die er für die Zukunft nährte, allerdings noch ziemlich unbestimmte, ungewisse, Entwürfe, es lag darin ein Anfang der Rache, die ihm das Herz ausdehnte. Einmal war seine Flucht ein bösen Ereignis für Herrn von Chavigny, den er haßte wegen der kleinlichen Verfolgungen, welchen er ihn unterworfen hatte; dann ein noch viel schlimmeres Ereignis für Mazarin, den er verabscheute wegen der schweren Vorwürfe, die er ihm zu machen hatte. Man sieht, daß das richtige Verhältnis beiden Gefühlen des Gefangenen gegen den Gouverneur und den Minister, den Untergebenen und den Herrn, beobachtet war.

Dann brachte Herr von Beaufort, der, mit dem Innern den Palais Royal vertraut, die Verbindung den Kardinals und der Königin kannte, in die Szene seinen Gefängnissen die ganze dramatische Bewegung, welche erfolgen mußte, wenn von dem Kabinett des Ministers in das Zimmer der Königin das Gerücht erschallen würdet »Herr von Beaufort ist entflohen!« Indem Herr von Beaufort sich dies sagte, lächelte er sanft; er glaubte schon die Luft von Wald und Flur, zu atmen und ein kräftigen Roß zwischen den Beinen, mit lauter Stimme zu rufen: »Ich bin frei!«

Wieder zu sich kommend fand er sich allerdings zwischen seinen vier Wänden, sah er allerdings zehn Schritte von sich La Ramée, der seine Daumen um einander drehte, und im Vorzimmer seine acht Wachen, welche lachten oder tranken.

Das Einzige, was seinen Blick von diesem häßlichen Gemälde ausruhen ließ, so groß ist die Unbeständigkeit des menschlichen Geistes, war das gerunzelte Gesicht von Grimaud, das ihn Anfangs mit Haß erfüllt halte und jetzt seine einzige Hoffnung war. Grimaud kam ihm wie ein Antinous vor.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß Alles dies ein Spiel der fieberhaften Einbildungskraft des Gefangenen war. Grimaud blieb immer derselbe; er hatte sich auch das volle Vertrauen seinen Vorgesetzten La Ramée erhalten, der sich jetzt mehr auf ihn, als auf sich selbst verließ, denn La Ramée fühlte sich, wie gesagt, im Grunde seines Herzens etwas schwach gegen Herrn von Beaufort.

Dieser gute La Ramée freute sich auch ungemein auf das kleine Abendbrot mit dem Gefangenen. La Ramée hatte nur einen Fehler, er war Gourmand; er hatte die Pasteten gut, die Weine vortrefflich gefunden. Der Nachfolger von Vater Marteau hatte ihm nun eine Fasanenpastete statt einer Hühnerpastete, Chambertin statt Macon-Wein versprochen. Alles dies, erhöht durch die Anwesenheit den vortrefflichen Prinzen, der im Ganzen so gut war, der so drollige Streiche gegen Herrn von Chavigny und so vortreffliche Späße gegen Mazarin erfand, machte für La Ramée aus dem Pfingsttage, welcher kommen sollte, einen von den vier großen Festen den Jahres

La Ramée erwartete die sechste Abendstunde mit eben so viel Ungeduld als der Prinz. Schon am Morgen beschäftigte er sich mit allen Einzelheiten, und da er sich in dieser Beziehung nur auf sich selbst verließ, so machte er dem Nachfolger den Vater Marteau in Person einen Besuch. Dieser hatte sich selbst übertroffen, er zeigte ihm eine wahre Ungeheuerpastete, auf dem Deckel verziert mit dem Wappen des Herrn von Beaufort. Die Pastete war noch leer, aber neben ihr lagen ein Fasan und zwei Feldhühner, so niedlich gespickt, daß sie aussahen, wie ein Nadelkissen. Das Wasser lief La Ramée im Munde zusammen und er kehrte, sich die Hände reibend, in das Zimmer des Herzogs zurück.

Um das Maß des Glückes voll zu machen, hatte Herr von Chavigny, wir, erzählt haben, auf La Ramée bauend, eine kleine Reise unternommen und sich auch bereits an demselben Morgen entfernt, wodurch La Ramée Untergouverneur des Schlosses

geworden war.

Grimaud sah verdrießlicher als je aus.

Herr von Beaufort hatte um Morgen mit La Ramée eine Partie Ball gespielt, und Grimaud hatte ihm hierbei durch ein Zeichen zu verstehen gegeben, er möge auf Alles Achtung geben.

Vorwärts marschierend bezeichnete Grimaud den Weg, welchen man am Abend verfolgen sollte. Das Ballspiel war an dem Orte, den man den Bezirk den inneren Hofes vom Schlosse nannte. Er war eine ziemlich verlassene Stelle, welche nur in dem Augenblick mit Wachen besetzt wurde, wo Herr von Beaufort seine Partie machte. Bei der Höhe der Mauer schien sogar diese Vorsichtsmaßregel überflüssig.

Man hatte drei Türen zu öffnen, ehe man zu diesem Bezirke gelangte. Jede von diesen Türen wurde mit einem andern Schlüssel geöffnet. La Ramée trug diese drei Schlüssel bei sich.

Als Grimaud in den Bezirk kam, setzte er sich maschinenmäßig in eine Schießscharte und ließ die Beine außen an der Mauer hinabhängen. Offenbar sollte hier die Strickleiter befestigt werden.

Diesen ganze, für den Herzog von Beaufort wohlbegreifliche Manöver war, wie man leicht einsehen wird, für La Ramée nicht verständlich.

Die Partie begann. Diesmal war Herr von Beaufort im Zuge, und man hätte glauben sollen, er lege mit der Hand die Bälle dahin, wohin sie nach seinem Willen fallen sollten. La Ramée wurde völlig geschlagen.

Vier von den Wachen waren Herrn von Beaufort gefolgt und hoben die Bälle auf. Als das Spiel vorüber war, bot Herr von Beaufort La Ramée, ihn wegen seiner Ungeschicklichkeit verspottend, für die Wachen zwei Louisd'or an, um mit ihren vier andern Kameraden auf seine Gesundheit zu trinken.

Die Wachen baten um Erlaubnis hier bei La Ramée, der sie ihnen auch erteilte, aber nur für den Abend. Bin dahin mußte sich La Ramée mit wichtigen Dingen beschäftigen. Da er Gänge zu machen hatte, so wünschte er, daß man während seiner Abwesenheit den Gefangenen nicht aus dem Gesichte verliere.

Hätte Herr Beaufort die Sachen selbst angeordnet, er würde sie ohne Zweifel weniger zu seiner Zufriedenheit abgemacht haben,

als dies sein Wächter tat.

Endlich schlug es sechs Uhr; obgleich man sich erst um sieben Uhr zu Tische setzen sollte, so war das Abendbrot doch schon bereit und aufgetragen. Auf einem Schenktische stand die kolossale Pastete mit dem Wappen des Herzogs und, wie es schien, gar gebacken, wenn man nach der goldenen Farbe der Kruste urteilen durfte. Das Übrige des Abendbrots war ganz im Verhältnis zu der Pastete.

Alle Welt war ungeduldig: die Wachen, trinken zu gehen, La Ramée, sich zu Tische zu setzen, und Herr von Beaufort, zu entweichen.

Grimaud allein war gleich geduldig. Man hätte glauben sollen, Athos habe ihn in der Voraussicht dieses großen Ereignisses erzogen.

Es gab Augenblicke, wo der Herzog von Beaufort, wenn er ihn anschaute, sich fragte, ob er nicht träumte, und ob diesen Marmorgesicht wirklich ihm zu Dienste sei und sich im gegebenen Momente beleben würde.

La Ramée entließ die Wachen, indem er ihnen noch empfahl, auf die Gesundheit des Prinzen zu trinken. Sobald sie weggegangen waren, schloß er die Türen, steckte die Schlüssel in seine Tasche, deutete, gegen den Prinzen gewendet, mit einer Miene auf den Tisch, welche sagen wollte:

»Wenn es Monseigneur gefällig wäre?«

Der Prinz schaute Grimaud an. Grimaud scharfte die Uhr an. Es war erst ein Viertel auf sieben Uhr, die Flucht war auf sieben Uhr bestimmt. Man hatte also noch drei Viertelstunden zu warten.

Um eine Viertelstunde Zeit zu gewinnen, schätzte der Prinz eine Lektüre vor, die ihn sehr anspräche, und bat, das Kapitel vollenden zu dürfen. La Ramée näherte sich, schaute ihm über die Schulter, um zu sehen, was für ein Buch einen so großen Einfluß auf den Prinzen ausübte, daß es ihn abhielt, sich zu Tische zu setzen, während das Abendbrot aufgetragen war.

Es waren die Kommentare von Cäsar, welche er selbst gegen die Befehle von Chavigny, dem Prinzen vor drei Tagen verschafft hatte.

La Ramée gelobte sich, nie mehr der Gefängnisordnung

zuwider zu handeln.

Mittlerweile öffnete er die Flaschen und roch an der Pastete.

Um halb sieben Uhr erhob sich der Prinz und sagte mit großem Ernste:

»Cäsar war entschieden der größte Mann den Alterthums.«

»Ihr findet dies, Monseigneur?« sprach La Ramée.

»Ja.«

»Nun wohl, und ich«, versetzte La Ramée, »ich ziehe Hannibal vor.«

»Und warum dies, Meister La Ramée?« fragte der Herzog.

»Weil er keine Kommentare hinterlassen hat«, erwiderte La Ramée mit einem schweren Seufzer.

Der Herzog begriff die Anspielung, setzte sich zu Tische und bedeutete La Ramée, er möge ihm gegenüber Platz nehmen.

Der Gefreite ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Es gibt kein so ausdrucksvolles Gesicht, wie das eines Gourmand, der sich vor einer guten Tafel befindet. Als La Ramée aus den Händen von Grimaud einen Suppenteller empfing, stellte sein Gesicht das Gefühl vollkommener Glückseligkeit dar.

Der Herzog schaute ihn lächelnd an.

»Ventre-Saint-gris! La Ramée!« rief er; »Wißt Ihr, daß ich, wenn man mir sagte, es gäbe in diesem Frankreich einen glücklicheren Menschen als Ihr, es nicht glauben würde.«

»Und meiner Treu'! Ihr hättet Recht, Monseigneur«, sprach La Ramée; »ich gestehe, daß ich Hunger habe. Ich kenne keinen lieblicheren Anblick, als eine wohlbestellte Tafel, und wenn Ihr beifügt«, fuhr La Ramée fort, »daß derjenige, welcher die Honneurs dieser Tafel macht, der Enkel von Heinrich dem Großen ist, so werdet Ihr begreifen, Monseigneur, daß die Ehre, welche Einem zu Teil wird, das Vergnügen, das man genießt, verdoppelt.«

Der Prinz verbeugte sich, und ein unmerkliches Lächeln erschien auf dem Antlitz von Grimaud, der hinter La Ramée stand.

»Mein lieber La Ramée«, sprach der Herzog, »in der Tat, nur Ihr versteht es, ein Kompliment zu drehen.«

»Nein, Monseigneur«, erwiderte La Ramée in dem Ergusse

seiner Seele, nein, in Wahrheit, ich spreche aus, was ich denke. Es liegt kein Kompliment in dem, was ich Euch hier sage.«

»Also seid Ihr mir zugetan?« fragte der Prinz. »Das heißt«, erwiderte La Ramée, »ich wäre untröstlich, wenn Eure Hoheit Vincennes verließ.«

»Eine sonderbare Manier, Eure Zuneigung kundzugeben.«

»Aber, Monseigneur«, entgegnete La Ramée, »was würdet Ihr außen machen? Irgend eine Tollheit, durch die Ihr Euch mit dem Hofe überwerfen würdet, brächte Euch in die Bastille, statt nach Vincennes. Herr von Chavigny, ich gebe es zu, ist nicht liebenswürdig«, fuhr La Ramée, ein Glas Madeira schlürfend, fort; »Herr du Tremblay ist noch viel schlimmer.«

»In der Tat?« sprach der Herzog, der sich über die Wendung belustigte, welche das Gespräch nahm, und von Zeit zu Zeit auf die Pendeluhr schaute, deren Zeiger mit verzweiflungsvoller Langsamkeit vorrückte.

»Was wollt Ihr von dem Bruder eines in der Schule des Kardinal von Richelieu gefütterten Kapuziners mehr erwarten? Ah! Monseigneur, es ist ein großes Glück, daß die Königin, die Euch stets wohl wollte, wie ich wenigstens sagen hörte, die Idee hatte, Euch hierher zu schicken, wo es einen schönen Spaziergang, Ballspiel, gute Tafel, gute Luft gibt.«

»In der Tat«, sprach der Herzog, »wenn man Euch hört, La Ramée, bin ich sehr undankbar, daß ich einen Augenblick den Gedanken gehabt habe, mich von hier zu entfernen.«

»Oh! Monseigneur, das ist der höchste Grad von Undankbarkeit«, versetzte La Ramée; »aber Eure Hoheit hat wohl nie im Ernste daran gedacht.«

»Allerdings«, sprach der Herzog, »und ich muß Euch gestehen; es ist vielleicht eine Torheit, ich leugne es nicht, aber ich denke von Zeit zu Zeit noch daran.«

»Immer durch eines von Euren vierzig Mitteln, Monseigneur?«

»Gewiß«, versetzte der Herzog.

»Monseigneur«, sagte La Ramée, »der wir unsere Herzen gerade so erschließen, so nennt mir doch eines von den vierzig Mitteln, welche Eure Hoheit ersonnen hat.«

»Gerne.« sprach der Herzog. »Grimaud, gebt mir die Pastete.«

»Ich höre«, sagte La Ramée, lehnte sich in seinem Stuhle zurück, hob sein Glas in die Höhe und blinzelte mit dem Auge, um die untergehende Sonne durch den flüssigen Rubin zu sehen, den es enthielt.

Der Herzog warf einen Blick auf die Pendeluhr. Noch zehn Minuten, und es sollte sieben Uhr schlagen.

Grimaud stellte die Pastete vor den Prinzen, der sein Messer mit der silbernen Klinge nahm, um den Deckel abzuheben. Aber La Ramée, welcher befürchtete, es könnte diesem schönen Stücke Unheil widerfahren, reichte dem Herzog sein Messer, das eine eiserne Klinge hatte.

»Ich danke, La Ramée«, sprach der Herzog und griff nach dem Messer.

»Nun, Monseigneur«, sagte der Gefreite, »das ausgezeichnete Mittel?«

»Soll ich es Euch nennen?« versetzte der Herzog, »dasjenige, auf welches ich am meisten rechnete, das Mittel welches ich zuerst anzuwenden entschlossen war?«

»Ja, eben dieses«, antwortete La Ramée.

»Gut«, sprach der Herzog, mit einer Hand die Pastete aufhebend und mit der andern mittelst seines Messers Kreise beschreibend. »Ich hoffte vor Allein um Wächter einen braven Burschen zu haben, wie Ihr seit, Herr La C.«

»Schön«, sagte La Ramée, »Ihr habt ihn, Monseigneur. Hernach?«

»Und ich freue mich darüber.«

La Ramée verbeugte sich.

»Ich sagte mir«, fuhr der Prinz fort; »habe ich einmal in meiner Nähe einen braven Burschen, wie La Ramée, so werde ich darnach trachten, ihm durch einen Freund von mir, von dem er nicht weiß, daß ich in Verbindung mit ihm stehe, einen Menschen empfehlen zu lassen, der mir ergeben ist, und mit welchem ich mich über die Vorkehrungen zu meiner Flucht verständigen kann.«

»Gut, gut«, sagte La Ramée, »gar nicht übel ersonnen.«

»Nicht wahr?« versetzte der Prinz, »zum Beispiel den Diener irgend eines braven Edelmannes, eines Feindes von Mazarin, wie

jeder Edelmann sein muß.«

»Stille, Monseigneur, sprechen wir nicht über Politik.«

»Habe ich diesen Menschen bei mir«, fuhr der Herzog fort, »und er ist geschickt und weiß meinem Wächter Vertrauen einzuflößen, so wird dieser sich auf ihn verlassen, und ich erhalte Nachricht von außen.«

»Ah ja, aber wie dies, Nachricht von außen?« fragte La Ramée.

»Oh! nichts leichter«, antwortete der Herzog von Beaufort, »bei einer Ballpartie zum Beispiel.«

»Beim Ballspiele!« rief La Ramée, der mit der größten Aufmerksamkeit dem Herzog zuzuhören anfang.

»Ja, hört. Ich schleudere einen Ball in den Graben-; es ist ein Mensch da, der ihn aufhebt. Der Ball enthält einen Brief. Statt den Ball zurückzuwerfen, um den ich ihn gebeten habe, wirft er mir einen andern zurück. Dieser Ball enthält auch einen Brief. Auf diese Art tauschen wir unsere Gedanken aus, und Niemand hat etwas davon gesehen.«

»Teufel! Teufel!« sagte La Ramée, sich hinter den Ohren kratzend, »Ihr tut wohl daran, es mir zu sagen. Ich werde die Ballaufheber überwachen.«

Der Herzog lächelte.

»Aber im Ganzen«, fuhr La Ramée fort, »ist dieses nur ein Mittel, zu korrespondieren.«

»Mir scheint, das ist schon viel.«

»Doch noch nicht genug.«

»Ich bitte um Vergebung. Zum Beispiel, ich schreibe meinen Freunden: findet Euch an dem und dem Tag, zu der und der Stunde mit zwei Reitpferden jenseits des Grabens ein.«

»Nun, und hernach?« sagte La Ramée mit einer gewissen Unruhe, »wenn diese Pferde nicht Flügel haben, um den Wall zu ersteigen und Euch abzuholen.«

»Ei, mein Gott«, erwiderte der Prinz mit nachlässigem Tone, »es handelt sich nicht darum, daß die Pferde Flügel haben, um den Wall zu ersteigen, sondern, daß ich ein Mittel habe, um hinabzukommen.«

»Welches?«

»Eine Strickleiter.«

»Ja, wohl«, versetzte La Ramée und suchte zu lachen; »aber eine Strickleiter schickt man nicht wie einen Brief in einem Balle.«

»Nein, aber man schickt sie in etwas Anderem.«

»In etwas Anderem! in was denn?«

»In einer Pastete zum Beispiel.«

»In einer Pastete?«

»Ja; denkt Euch einmal, mein Haushofmeister Noirmont habe den Laden des Vater Marteau gekauft.«

»Und dann?« fragte La Ramée schauernd.

»La Ramée, ein Gourmand, erblickt seine Pasteten, findet, daß sie besser aussehen, als die seiner Vorgänger, und er bietet sich, mich davon kosten zu lassen. Ich nehme es an unter der Bedingung, daß La Ramée mit mir davon kostet. Zu größerer Bequemlichkeit entfernt La Ramée die Wachen und behält nur Grimaud, um uns zu bedienen. Grimaud ist der Mann, den mir einer von meinen Freunden gegeben hat, der treue Diener, mit dem ich mich verständige, bereit, mich in jeder Beziehung zu unterstützen. Als Augenblick meiner Flucht ist sieben Uhr bezeichnet. Einige Minuten vor sieben Uhr . . . «

»Einige Minuten vor sieben Uhr?« versetzte La Ramée, dem der Schweiß auf der Stirne zu perlen anfing.

Einige Minuten vor sieben Uhr«, antwortete der Herzog, die Tat mit dem Worte verbindend, nehme ich den Deckel von der Pastete ab. Ich finde darin zwei Dolche, eine Strickleiter und einen Knebel. Ich setze einen von den Dolchen La Ramée auf die Brust und sage zu ihm: »Mein Freund, es tut mir unendlich leid, aber wenn Du nur eine Gebärde wagst, wenn Du den geringsten Schrei ausstößt, bist Du verloren.«

Der Herzog hatte, wie gesagt, während er die letzten Worte aussprach, die Tat mit den Worten verbunden. Er stand bei La Ramée und hielt ihm die Spitze seines Dolches mit einem Ausdrücke auf die Brust, der demjenigen, an welchen er sich wandte, keinen Zweifel an seinem Entschluß übrig ließ.

Während dieser Zeit zog Grimaud, immer schweigend, aus der Pastete einen zweiten Dolch, die Strickleiter und die Maulbirne hervor.

La Ramée folgte jedem von diesen Gegenständen mit wachsendem Schrecken.

»Oh, Monseigneur!« rief er und schaute den Herzog mit einem Erstaunen an, worüber dieser in jedem andern Augenblick in ein Gelächter ausgebrochen wäre, »Ihr seid nicht der Mann, mich zu töten.«

»Nein, wenn Du Dich nicht meiner Flucht widersetzt.«

»Aber, Monseigneur, wenn ich Euch fliehen lasse, bin ich verloren.«

»Ich zahle Dir den Preis Deiner Stelle zurück.«

»Ihr seid fest entschlossen, den Turm zu verlassen.«

»Bei Gott!«

Alles, was ich Euch zu sagen vermag, ist nicht im Stande, eine Änderung in Eurem Entschluß herbeizuführen?«

»Ich will noch diesen Abend frei sein.«

»Und wenn ich mich verteidige, wenn ich rufe, wenn ich schreie?«

»So töte ich Dich, so wahr ich ein Edelmann bin.«

In diesem Augenblick schlug die Uhr.

»Sieben Uhr!« sagte Grimaud, der noch kein Wort gesprochen hatte.

»Sieden Uhr!« rief der Herzog, »Du siehst, ich bin noch zurück.«

La Ramée machte eine Bewegung, gleichsam zur Befreiung seines Gewissens.

Der Herzog runzelte die Stirne und der Gefreite fühlte, daß die Klinge den Dolches, welche seine Kleider durchdrungen hatte, nun auch seine Brust durchdringen wollte.

»Gut, Monseigneur«, sagte er, »das genügt, ich werde mich nicht rühren.«

»Beeilen wir uns«, sprach der Herzog.

»Monseigneur, eine letzte Gnade.«

»Welche? Sprich geschwinde!«

»Bindet mich gut, Monseigneur.«

»Warum Dich binden?«

»Damit man mich nicht für Euren Schuldgenossen hält.«

»Die Hände«, sagte Grimaud.

»Nicht von vorne, von hinten.«

»Aber womit«, sagte der Herzog.

»Mit Eurem Gürtel, Monseigneur«, versetzte La Ramée.

Der Herzog machte seinen Gürtel los und gab ihn Grimaud, der La Ramée auf die gewünschte Weise die Hände band.

»Die Füße«, sprach Grimaud.

La Ramée streckte seine Beine aus. Grimaud nahm eine Serviette, zerriß sie in Streifen und band La Ramée.

»Nun meinen Degen«, sprach La Ramée, »bindet den Griff.«

Der Herzog riß eines von den Bändern seiner Beinkleider ab und erfüllte das Verlangen seines Wärters.

»Jetzt die Maulbirne«, sprach der arme La Ramée; »ich verlange sie, denn man würde mir sonst den Prozeß machen, weil ich nicht geschrien habe. Drückt sie hinein, Monseigneur, drückt sie hinein!«

Grimaud schickte sich an, den Wunsch des Gefreiten zu erfüllen, welcher durch eine Bewegung andeutete, er habe noch etwas zu sagen.

»Sprecht«, rief der Herzog.

»Monseigneur«, antwortete La Ramée, »wenn mir Euretwegen ein Unglück widerfährt, so vergesse nicht, daß ich eine Frau und vier Kinder habe.«

»Sei ruhig. Stopfe zu, Grimaud!«

In einer Sekunde war La Ramée geknebelt und auf den Boden gelegt. Einige Stühle wurden umgeworfen, als hätte ein Kampf stattgefunden. Grimaud nahm aus den Taschen des Gefreiten alle Schlüssel, welche sie enthielten, öffnete zuerst die Türe des Zimmers, verschloß sie dann wieder doppelt, als sie hinausgegangen waren, und Beide schlugen den Weg nach der Galerie ein, welche in den kleinen Hofbezirk führte. Die drei Türen wurden nach und nach mit einer Behendigkeit geöffnet und geschlossen, welche Grimaud zur Ehre gereichte. Endlich gelangte man auf den Ballspielplatz; er war völlig verlassen, keine Wachen, Niemand am Fenster.

Der Herzog lief nach dem Walle und erblickte jenseits des Grabens drei Retter mit zwei Handpferden. Er wechselte ein

Zeichen mit ihnen; sie waren wirklich seinetwegen da.

Während dieser Zeit band Grimaud die Strickleiter an.

»Vorwärts«, sprach der Herzog.

»Ich zuerst, Monseigneur?« fragte Grimaud.

»Allerdings«, antwortete der Herzog. »Wenn man mich erwischt, so wage ich nicht mehr, als das Gefängnis. Erwischt man ich, so wirft Du gehenkt.«

»Das ist richtig«, sagte Grimaud und fing so gleich sein gefahrvolles Hinabsteigen an. Der Herzog folgte ihm mit den Augen mit einer unwillkürlichen Bangigkeit; er hatte bereits drei Viertheile der Mauer erreicht, als plötzlich der Strick zerriß . . . Grimaud stürzte in den Graben.

Der Herzog stieß einen Schrei aus; aber Grimaud ließ keinen Seufzer vernehmen, und dennoch mußte er schwer verwundet sein, denn er blieb auf der Stelle liegen, auf die er gefallen war.

Sogleich ließ einer von den Männern, welche jenseits warteten, sich in den Graben herabgleiten, band unter den Schultern von Grimaud das Ende eines Strickes an, und die zwei Andern, welche das entgegengesetzte Ende hielten, zogen Grimaud zu sich hinauf.

»Steigt herab, Monseigneur!« rief der Mensch, welcher im Graben war. »Die Entfernung beträgt nicht über fünfzehn Fuß, und der Rasen ist weich.«

Der Herzog war bereite am Werke. Er hatte eine schwierige Arbeit, denn durch den Bruch waren die Stützpunkte teilweise verloren gegangen; er konnte nur mit Hilfe seiner Faustgelenke herabkommen, und dies von einer Höhe von mehr als fünfzig Fuß. Aber der Prinz war, wie gesagt, geschickt, kräftig und kaltblütig; in weniger als fünf Minuten befand er sich am Ende des Strickes. Er ließ den Anhalt los und fiel auf seine Füße, ohne sich zu beschädigen.

Sogleich stieg er die Böschung des Grabens hinan, auf dessen Höhe er Rochefort fand; die zwei andern Edelleute waren ihm unbekannt. Den ohnmächtigen Grimaud hatte man bereits auf ein Pferd gebunden.

»Meine Herren«, sprach der Prinz, »ich werde Ihnen später danken, aber jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Vorwärts also,

vorwärts, wer mich liebt, folge mir.«

Und er schwang sich auf ein Pferd, ritt im gestreckten Galopp von dannen, atmete mit voller Brust und rief mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Freude:

»Frei! . . . frei! . . . frei! . . . «

V.

D'Artagnan kommt gerade zu rechter Zeit.

D'Artagnan nahm in Blois die Summe in Empfang, welche Mazarin, bewogen durch sein Verlangen, ihn wieder bei sich zu sehen, demselben für seine zukünftigen Dienste zu geben sich entschlossen hatte.

Von Blois nach Paris waren es vier Tagereisen für einen gewöhnlichen Reiter. D'Artagnan langte um vier Uhr Nachmittags am dritten Tage vor der Barrière Saint-Denis an. In früheren Zeiten hätte er nur zwei gebraucht. Wir haben bereits gesehen, daß Athos drei Stunden nach ihm abgereist, aber vierundzwanzig Stunden vor ihm angekommen war.

Planchet hatte die Gewohnheit forcierter Ritte verloren. D'Artagnan machte ihm seine Weichlichkeit zum Vorwurf.

»Ei, Herr, vierzig Meilen in drei Tagen, ich finde, das ist sehr hübsch für einen Menschen,, der mit gebrannten Mandeln handelt.«

»Bist Du wirklich Kaufmann geworden, Planchet, und gedenkst Du im Ernste, jetzt, da wir uns wiedergefunden haben, in Deinem Laden zu vegetieren?«

»Ach«, versetzte Planchet, »Ihr allein seid für ein tätiges Leben geschaffen. Seht Herrn Athos an; wer sollte glauben, es sei der abenteuerliche Rittersmann, als welchen wir ihn gekannt haben. Er lebt jetzt als wahrer Landedelmann, als wahrer Bauernbeherrscher. Gnädiger Herr, es gibt in der Tat nichts Wünschenswerteres, als ein ruhiges Dasein.«

»Heuchler!« sprach d'Artagnan, »man sieht wohl, daß Du Dich Paris näherst und daß es in Paris für Dich einen Galgen und einen Strick gibt.«

Als sie so weit in ihrem Gespräche gelangt waren, erreichten die zwei Reisenden die Barrière. Planchet drückte seinen Hut in das Gesicht, bedenkend, daß er durch Straßen ziehen sollte, wo er sehr bekannt war, und d'Artagnan strich seinen Bart in die Höhe, sich erinnernd, daß ihn Porthos in der Rue Tiquetonne

erwarten müßte. ihr dachte an die Mittel, ihn seine Herrenwürde in Bracieux und die homerischen Küchen in Pierrefonds vergessen zu machen.

Als er sich um die Ecke der Rue Montmartre wandte, erblickte er an einem von den Fenstern des Gasthauses zur Rehtziege Porthos in ein herrliches, himmelblaues, überall mit Silber gestieltes Wamms, gehüllt und gähnend, daß er sich beinahe die Kinnbacken ausgerenkt hatte. Alle Vorübergehende betrachteten mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung diesen so schönen und reichen Edelmann, den sein Reichtum und seine Größe so sehr zu langweilen schiene.

Kaum hatten d'Artagnan und Planchet um die Ecke gebogen, als Porthos sie erkannte.

»Ah, d'Artagnan!« rief er, »Gott sei gelobt! Ihr seid es.«

»Ei, guten Tag, lieber Freund«, antwortete d'Artagnan.

Eine kleine Schar von Müßiggängern bildete sich bald um die Pferde, welche die Knechte des Hauses bereits am Zügel hielten, und um die Reiter, die sich noch einen Augenblick mit einander besprachen, aber ein Stirnefalten von d'Artagnan und einige schlimme Gebärden von Planchet, welche den den Umstehenden wohl begriffen wurden, zerstreuten den Haufen, der um so dichter zu werden anfang, als er noch nicht wußte, warum man versammelt war.

Porthos stand bereits auf der Schwelle des Gasthauses.

»Ah, mein lieber Freund«, sagte er, »wie schlecht sind meine Pferde hier!«

»Ja der Tat!« versetzte d'Artagnan, »es tut mir unendlich leid für diese schönen Tiere.«

»Und ich auch«, sprach Porthos, »ich war auch schlecht hier, und wäre nicht die Wirtin«, fuhr er, sich mit seiner selbstzufriedenen Miene auf den Beinen wiegend, fort, »welche ziemlich zuvorkommend ist und einen Spaß versteht, so würde ich anderswo ein Lager gesucht haben.«

Die schöne Madeleine, die sich während dieses Gespräches genähert hatte, machte einen Schritt rückwärts und wurde bleich wie der Tod, als sie die Worte von Porthos hörte. Sie glaubte, die Szene mit dem Schweizer würde sich wiederholen, aber zu ihrem

großen Erstaunen veränderte d'Artagnan keine Miene und sagte, statt sich zu ärgern, lachend zu Porthos:

»Ja, ich begreife, lieber Freund, die Luft der Rue Tiquetonne ist nicht so viel wert, als die im Thale von Pierrefonds. Aber beruhigt Euch, Ihr sollt eine bessere bekommen.«

»Wann dies?.«

»Meiner- Treue, bald, hoffe ich.«

»Ah, desto besser!«

Aus diesen Ausruf erfolgte ein tiefer, langer Seufzer, welcher aus der Ecke einer Türe hervorkam. D'Artagnan, der abgestiegen war, erblickte jetzt als Relief aus der Mauer den ungeheuren Bauch von Mousqueton, dessen trübseligem Munde dumpfe Klagen entstiegen.

»Und Ihr auch, mein armer Herr Mouston, Ihr seid auch nicht an Eurem Platze in dieser gebrechlichen«, sagte d'Artagnan mit dem spöttischen Tone, der ebensowohl Mitleid als Hohn sein konnte.

»Er findet die Küche abscheulich«, antwortete Porthos.

»Nun«, versetzte d'Artagnan, »warum macht er, es nicht, wie in Cantill?«

»Ah! gnädiger Herr, ich hatte hier nicht mehr, wie da unten, die Teiche des Herrn Prinzen, um die schönen Karpfen darin zu fischen, und die Waldungen Seiner Hoheit, um die fetten Rebhühner darin am Kragen zu fassen. Den Keller habe ich auch sehr genau untersucht und in der Tat, es ist sehr wenig darin.«

»Herr Mouston«, sprach d'Artagnan, »ich würde Euch wirklich beklagen, wenn ich für den Augenblick nicht etwas viel Dringenderes zu tun hätte.«

Dann Porthos bei Seite nehmend, fuhr er fort: »Mein lieber Du Vallon, Ihr seid ganz angekleidet, und das trifft sich glücklich, denn ich führe Euch auf der Stelle zum Kardinal.«

»Bah! wirklich?« fragte Porthos, die Augen weit aufreißend.

»Ja, mein Freund.«

»Eine, Vorstellung?«

»Erschreckt Euch das?«

»Nein, aber es bringt mich in Verwirrung.«

»Oh! seid unbesorgt, Ihr habt es nicht mehr mit dem früheren

Kardinal zu tun, und dieser wird Euch nicht durch seine Majestät niederschmettern.«

»Gleichviel, Ihr begreift, d'Artagnan, der Hof!«

»Ei, mein Freund, es gibt keinen Hof mehr.«

»Die Königin!«

»Ich wollte sagen, es gibt keine Königin mehr. Die Königin? Beruhigt Euch, wir werden sie nicht sehen.«

»Und Ihr sagt, wir gehen auf der Stelle in das Palais Royal.«

»Auf der Stelle. Nur werde ich, um nicht zögern zu müssen, eines von Euren Pferden entleihen.«

»Auch Belieben, sie stehen Euch alle vier zu Dienst.«

»Ah, ich bedarf in diesem Augenblick nur Eines.«

»Nehmen wir unsere Bedienten nicht mit?«

»Ja, nehmt Mousqueton, das wird nicht übel sein. Planchet hat seine Gründe, nicht an den Hof zu gehen.«

»Und warum dies?«

»Er steht schlecht mit seiner Eminenz.«

»Mouston«, sprach Porthos, »sattelt Vulcan und Bayard!«

»Und ich, gnädiger Herr, soll ich Rustand nehmen?«

»Nein, nehmt ein Luxuspferd, Phöbus oder Superbe. Wir reiten in Zeremonie.«

»Ah«, sprach Mousqueton aufatmend, »es handelt sich also nur um einen Besuch.«

»Ei, mein Gott, ja, Mouston, um nichts Anderes. Nur steckt für jeden möglichen Fall Pistolen in die Halfter; Ihr findet die meinigen geladen an meinem Sattel.«

Mouston stieß einen Seufzer aus. Er verstand nichts von den Zeremonienbesuchen, die man bis an die Zähne bewaffnet macht.

»Ihr habt im Ganzen Recht«, sprach Porthos, der mit Wohlgefallen seinem alten Diener nachschaute; »Ihr habt Recht, d'Artagnan, Mouston genügt, Mouston hat ein hübsches Aussehen.«

D'Artagnan lächelte.

»Und Ihr?« sagte Porthos, kleidet Ihr Euch nicht um?«

»Nein, ich bleibe, wie ich bin.«

»Aber Ihr seid mit Schweiß und Staub überzogen und Eure Stiefeln sind ganz schmutzig.«

»Dieses Reisenegligé wird zum Beweise für den Eifer dienen, mit dem ich dem Befehle des Kardinals Folge leistete.«

In diesem Augenblick kam Mousqueton mit den drei Pferden zurück. D'Artagnan schwang sich in den Sattel, als ob er seit drei Tagen ausgeruht hätte.

»Oh«, sagte er zu Planchet, »meinen langen Degen!«

»Ich?« versetzte Porthos, auf einen kleinen Paradedegen mit einem vergoldeten Stichblatte deutend, »Ich habe meinen Hofdegen.«

»Nehmt Euren Raufdegen, mein Freund.«

»Und warum?«

»Ich weiß es nicht, aber nehmt ihn immerhin, glaubt mir.«

»Meinen Raufdegen, Mouston«, sprach Porthos.

»Aber das ist ja ein ganzer Kriegsaufzug, gnädiger Herr«, erwiderte dieser. »Ziehen wir denn in das Feld? Dann sagt es mir sogleich und ich werde meine Vorsichtsmaßregeln dem gemäß nehmen.«

»Bei uns, Mouston«, erwiderte d'Artagnan, »sind die Vorsichtsmaßregeln immer sehr anzuempfehlen; denn wir haben nicht die Gewohnheit, unsere Nächte auf Bällen und mit Serenaden hinzubringen.«

»Ach! das ist wahr«, sprach Mousqueton, sich von den Zehen bis zum Scheitel bewaffnend, »aber ich, hatte es vergessen.«

Sie entfernten sich im raschen Zuge und gelangten gegen ein Viertel auf acht Uhr nach dem Palais-Cardinal. Es trieb sich eine Menge von Menschen in den Straßen umher, denn es war gerade das Pfingstfest. Und diese Menge sah mit Erstaunen die zwei Kavaliere vorüberziehen, von denen der eine so frisch war, daß er aus einer Schachtel gekommen schien, und der andere so bestaubt, daß man hätte glauben sollen, er kehre unmittelbar von dem Schlachtfelde zurück. Mousqueton zog ebenfalls die Blicke der Müßiggänger auf sich, und da der Roman Don Quixote damals sehr viel gelesen wurde, so sagten Einige, es wäre Sancho Pansa, der nachdem er einen Herrn verloren, zwei gefunden hätte.



Mousqueton.

Als sie in das Vorzimmer gelangten, fand sich d'Artagnan wieder im bekannten Lande. Musketiere von seiner Compagnie hielten gerade Wache. Er ließ den Huissier rufen und zeigte ihm den Brief des Kardinals, der ihm einschärfte, ohne eine Sekunde zu verlieren, zurückzukehren. Der Huissier verbeugte sich und trat bei Seiner Eminenz ein.

D'Artagnan wandte sich gegen Porthos um und glaubte ein leichtes Zittern an ihm wahrzunehmen. Er lächelte, näherte sich seinem Ohre und sagte zu ihm:

»Guten Mut, mein braver Freund, laßt Euch nicht einschüchtern; glaubt mir, das Auge des Adlers ist geschlossen und wir haben es nur mit einem einfachen Reiher zu tun. Haltet Euch aufrecht, wie an dem Tage der Bastei Saint Gervais, und verbeugt Euch nicht zu tief vor diesem Italiener; das würde ihm einen armseligen Begriff von Euch geben.«

»Gut, gut«, antwortete Porthos.

Der Huissier erschien wieder und sagte:

»Tretet ein, mein Herr, Seine Eminenz erwartet Euch.«

Mazarin saß wirklich in seinem Kabinett und arbeitete daran, so viel als immer möglich, Namen von einer Pensionen- und Unterstützungsliste zu streichen. Er sah aus einem Winkel seines Auges d'Artagnan und Porthos eintreten, und obgleich sein Blick

bei der Meldung des Huissier gefunktelt hatte, so schien er doch nicht im Geringsten bewegt.

»Ah, Ihr seid es, mein Herr Lieutenant?« sagte er. »Ihr habt Euch beeilt; gut, seid willkommen.«

»Ich danke, Monseigneur. Ich bin hier auf Befehl Eurer Eminenz, und eben so Herr Du Vallon, derjenige von meinen ehemaligen Freunden, welcher seinen Adel unter dem Namen Porthos verbarg.«

Porthos verbeugte sich vor dem Kardinal.

»Ein herrlicher Kavalier«, sprach Mazarin.

Porthos drehte den Kopf rechts und links und machte Schulterbewegungen voll Würde.

»Der beste Degen des Königreichs, Monseigneur«, sprach d'Artagnan. »Dies wissen viele Leute, welche es nicht sagen und nicht sagen können.«

Porthos verbeugte sich vor d'Artagnan.

Mazarin liebte die schönen Soldaten beinahe eben, so sehr, als sie später der König Friedrich von Preußen 's liebte. Er bewunderte die nervigen Hände, die breiten Schultern und das feste Auge von Porthos. Es kam ihm vor, als hätte er das Heil seines Ministeriums und des Königreichs aus Fleisch und Knochen geschnitten vor sich. Das erinnerte ihn an die alte Verbindung der Musketiere, welche aus vier Personen bestanden hatte.

»Und Eure zwei anderen Freunde?« sagte Mazarin.

Porthos öffnete den Mund, denn er glaubte, es wäre für ihn jetzt Zeit, auch ein Wort anzubringen. D'Artagnan machte ihm aus dem Augenwinkel ein Zeichen.

»Unsere anderen Freunde sind in diesem Augenblicke verhindert; sie werden später mit uns zusammentreffen.«

Mazarin hustete leicht.

»Und dieser Herr ist wohl freier, als sie, und tritt gerne wieder in den Dienst?« fragte Mazarin.

»Ja, Monseigneur, und zwar aus reiner Ergebenheit, denn Herr de Bracieux ist reich.«

»Reich?« sagte Mazarin, dem dieses einzige Wort stets große Achtung einflößte.

»Fünzigtausend Livres Renten«, sagte Porthos.

Dies war das erste Wort, welches er ausgesprochen hatte.

»Aus reiner Ergebenheit«, versetzte Mazarin mit seinem seinen Lächeln, »aus reiner Ergebenheit?«

»Monseigneur glaubt vielleicht nicht viel an dieses Wort?« fragte d'Artagnan.

»und Ihr, Herr Gasconner?« sagte Mazarin, seine zwei Ellenbogen auf seinen Schreibtisch und sein Kinn auf seine zwei Hände stützend.

»Ich«, erwiderte d'Artagnan, »glaube an die Ergebenheit, wie an einen Taufnamen z. B., auf den natürlich ein irdischer Name folgen muß. Man hat allerdings eine mehr oder minder ergebene Natur; aber am Ende jeder Ergebenheit muß immer irgend Etwas sein.«

»Und Euer Freund z. B., was würde er am Ende seiner Ergebenheit wünschen?«

»Monseigneur, mein Freund hat drei herrliche Güter: das Gut Du Vallon bei Corbeille, Bracieux bei Soissons und Pierrefonds in Valois. Er wünschte nun, Monseigneur, daß eines von diesen drei Gütern zu einer Baronie erhoben würde.«

»Nicht mehr, als dieses?« sagte Mazarin, dessen Augen vor Freude glänzten, als er sah, daß er die Ergebenheit von Porthos belohnen konnte, ohne die Börse zu öffnen. »Nur dieses? die Sache wird sich machen lassen.«

»Ich werde Baron!« rief Porthos und tat einen Schritt vorwärts.

»Ich habe es Euch gesagt«, versetzte d'Artagnan, indem er ihn bei der Hand zurückhielt, »und Monseigneur wiederholt es Euch.«

»Und Ihr, Herr d'Artagnan, was wünscht Ihr?«

»Monseigneur«, sprach d'Artagnan, »im nächsten Monat September sind es zwanzig Jahre, daß mich der Herr Kardinal von Richelieu zum Lieutenant bei den Muskietieren gemacht hat.«

»Und Ihr wollt, daß Euch der Kardinal Mazarin zum Kapitän mache?«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Nun wohl, Alles dies ist nicht unmöglich. Man wird sehen, meine Herren, man wird sehen. Sagt nun, Herr Du Vallon«, sprach Mazarin, »welchen Dienste zieht Ihr vor? den in der Stadt? den im

Felde?«

Porthos öffnete den Mund, um zu antworten.

»Monseigneur«, sagte d'Artagnan. »Herr Du Vallon ist, wie ich, er liebt den außerordentlichen Dienst, d. h. die Unternehmungen, welche man für toll und unmöglich erachtet.«

Diese Gasconnade mißfiel Mazarin nicht.

»Doch ich gestehe, daß ich Euch habe kommen lassen, um Euch einen sitzenden Posten zu geben. Ich hege eine gewisse Unruhe. Nun, was ist das?« sprach, Mazarin.

Man vernahm in der Tat einen gewaltigen Lärmen im Vorzimmer, und beinahe zu gleicher Zeit öffnete sich die Türe des Kabinetts und ein mit Staub bedeckter Mann stürzte herein und schrie:

»Herr Kardinal! Wo ist der Herr Kardinal?«

Mazarin glaubte, man wollte ihn ermorden, und wich, seinen Stuhl vor sich schiebend, zurück. D'Artagnan und Porthos machten eine Bewegung, welche sie zwischen den Eindringling und den Kardinal stellte.

»Ei, mein Herr«, sagte der Kardinal, »was gibt es denn, daß Ihr hier eintretet, wie in die Hallen?«

»Monseigneur«, erwiderte der Offizier, an welchen dieser Vorwurf gerichtet war, »ich wünschte Euch sogleich und insgeheim zu sprechen. Ich bin Herr de Poins, Offizier bei den Wachen im Dienste des Gefängnisses von Vincennes.«

Der Offizier war so bleich, so entsetzt, daß Mazarin, überzeugt, er wäre der Überbringer einer wichtigen Nachricht, d'Artagnan und Porthos durch ein Zeichen bedeutete, sie sollten dem Boten Platz machen.

D'Artagnan und Porthos zogen sich in einen Winkel des Kabinetts zurück.

»Sprecht, mein Herr, sprecht geschwinde«, sagte Mazarin, »was gibt es?«

»Monseigneur«, antwortete der Bote, »Herr von Beaufort ist so eben aus dem Schlosse Vincennes entwichen.«

Mazarin stieß einen Schrei aus und wurde noch bleicher, als derjenige, welcher ihm diese Nachricht überbrachte. Er fiel beinahe vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück.

»Entwischen!« sagte er, »Herr von Beaufort entwischen?«
»Monseigneur, ich habe ihn von der Terrasse herab entfliehen
sehen.«
»Und ihr habt nicht aus ihn schießen lassen?«
»Er war außerhalb der Schußweite.«
»Aber was tat Herr von Chavigny?«
»Er war abwesend.«
»Und La Ramée?«
»Man fand ihn gebunden in dem Zimmer des Gefangenen,
einen Knebel in seinem Munde und einen Dolch neben ihm.«
»Aber der Mensch, den er sich beigegeben hatte?«
»Er war ein Genosse des Herzogs und entsprang mit ihm.«
Mazarin stieß einen Seufzer aus.
»Monseigneur«, sagte d'Artagnan und machte einen Schritt
gegen den Kardinal.
»Was?« fragte Mazarin.
»Es scheint mir, Eure Eminenz verliert eine kostbare Zeit.«
»Wie so?«
»Wenn Eure Eminenz Befehl erteilte, dem Gefangenen
nachzusetzen, so könnte man ihn vielleicht noch einholen.
Frankreich ist groß und die nächste Grenze sechzig Meilen
entfernt.«
»Und wer wird ihm nachsehen?« rief Mazarin.
»Ich, bei Gott!«
»Und Ihr würdet ihn festnehmen?«
»Warum nicht?«
»Ihr würdet den Herzog im Felde bewaffnet festnehmen?«
»Wenn Monseigneur mir Befehl erteilte, den Teufel zu
verhaften, so faßte ich ihn bei den Hörnern und führte ihn
hierher.«
»Ich auch«, sprach Porthos.
»Ihr auch?« versetzte Mazarin und schaute die zwei Männer
voll Erstaunen an.
»Aber der Herzog wird sich nicht ohne einen blutigen Kampf
ergeben?«

»Es sei!« rief d'Artagnan, dessen Augen sich entflamnten. »Zur Schlacht! Wir haben uns seit langer Zeit nicht mehr geschlagen; nicht wahr, Porthos?«

»Zum Kampfe!« sprach Porthos.

»Und ihr glaubt ihn wieder einzuholen?«

»Ja, wenn wir besser beritten sind, als er.«

»Dann nehmt, was Ihr von Wachen hier findet, und eilt ihm nach.«

»Ihr befiehlt es, Monseigneur?«

»Ich unterzeichne«, sprach Mazarin, nahm ein Papier und schrieb einige Zeilen.

»Fügt bei, Monseigneur, daß wir alle Pferde nehmen können, die wir auf dem Wege treffen.«

»Ja, ja«, sagte Mazarin; »Dienst des König. Nehmt und eilt!«

»Gut, Monseigneur.«

»Herr Du Vallon«, fügte Mazarin bei, »Eure Baronie sitzt hinter dem Herzog von Beaufort auf dem Rosse; Ihr braucht ihn nur zu fassen. Was Euch betrifft, mein lieber d'Artagnan, Euch verspreche ich nichts, aber, wenn Ihr ihn zurückbringt, tot oder lebendig, so mögt ihr fordern, was Ihr haben wollt.«

»Zu Pferde, Porthos!« rief d'Artagnan und faßte seinen Freund bei der Hand.

»Hier«, antwortete Porthos mit seiner erhabenen Kaltblütigkeit.

Und sie stiegen die große Treppe hinab, nahmen die Wachen mit, welche sie auf ihrem Wege fanden, und riefen: »Zu Pferde! zu Pferde!«

Etwa zehn Mann fanden sich versammelt.

D'Artagnan und Porthos schwangen sich, der Eine auf Vulcan, der Andere auf Bayard, Mousqueton setzte sich auf Phöbus.

»Folgt mir«, rief d'Artagnan.

»Marsch«, sprach Porthos.

Und sie stießen die Sporen in die Flanken ihrer edlen Renner, und diese flogen wie der Sturmwind durch die Rue Saint-Honoré.

»Nun, Herr Baron, ich hatte Euch Leibesübung versprochen, Ihr seht, daß ich Wort halte.«

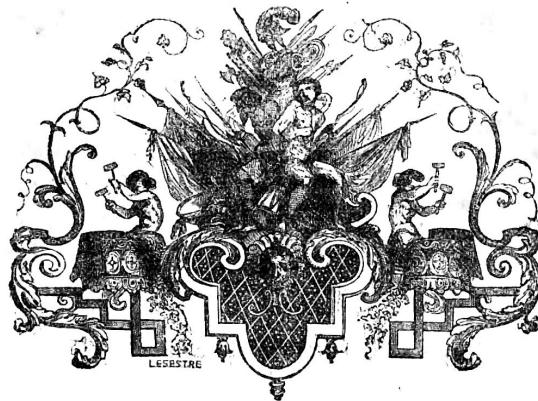
»Ja, mein Kapitän«, antwortete Porthos.

Sie wandten sich um; Mousqueton hielt sich, mehr schwitzend, als sein Pferd, in schuldiger Entfernung. Hinter Mousqueton galoppierten die zehn Garden.

Die erstaunten Bürger traten auf ihre Türschwellen und die zornig werdenden Hunde folgten bellend den Reitern.

An der Ecke des Saint-Jean-Kirchhofes warf d'Artagnan einen Mann nieder, aber es war dies ein zu geringfügiges Ereignis, um Leute, welche so große Eile hatten, aufzuhalten. Die galoppierende Truppe setzte ihren Weg fort, als hätten ihre Pferde Flügel.

Ach! es gibt keine kleinen Ereignisse in der Welt, und wir werden sehen, daß durch dieses beinahe die Monarchie verloren gegangen wäre.



VI.

Die lange Straße.

Sie ritten in gleicher Eile durch den ganzen Faubourg-Saint-Antoine und den Weg nach Vincennes entlang. Bald befanden sie sich außerhalb der Stadt, bald in dem Walde, bald im Angesichte des Dorfes.

Die Pferde schienen sich bei Jedem Schritte immer mehr und mehr zu beleben und ihre Nüstern fingen an rot zu werden, wie glühende Öfen. D'Artagnan, die Sporen im Bauche seines Pferdes, war höchstens zwei Fuß vor Porthos voraus. Mousqueton folgte auf zwei Pferdelängen, die Garden ritten in einer Entfernung je nach dem Werte ihrer Tiere.

Von einer Anhöhe herab erblickte d'Artagnan eine Gruppe von Personen, welche auf der andern Seite des Grabens standen, vor demjenigen Teile des Turmes, der eine Aussicht nach Saint-Maux bot. Er begriff, daß der Gefangene in dieser Richtung entflohen war und daß er hier Auskunft erhalten würde. In fünf Minuten gelangte er zu diesem Punkte, wo ihn nach und nach die Garden wieder einholten.

Alle Menschen, welche die Gruppe bildeten, waren sehr beschäftigt. Sie betrachteten den nahe an der Schießscharte hängenden und zwanzig Fuß vom Boden abgebrochenen Strick; sie maßen mit ihren Augen die Höhe und tauschten allerlei Vermutungen aus. Oben auf dem Walle gingen Wachen mit bestürzter Miene auf und ab.

Ein Posten von Soldaten, von einem Sergenten befehligt, entfernte die Bürger von der Stelle, wo der Herzog zu Pferde gestiegen war.

D'Artagnan ritt gerade auf den Sergenten zu.

»Mein Offizier«, sprach der Sergent, »man darf sich nicht hier aufhalten.«

»Dieser Befehl ist nicht für mich«, erwiderte d'Artagnan »Hat man die Flüchtlinge verfolgt?«

»Ja, mein Offizier; aber leider sind sie gut beritten.«

»Wie viele sind es?«

»Vier Gesunde und ein Fünfter, den sie verwundet mitgenommen haben.«

»Vier!« sprach d'Artagnan, und schaute dabei Porthos an.
»Hört Ihr, Baron? es sind ihrer nur vier.«

Ein freudiges Lächeln erleuchtete das Antlitz von Porthos.

»Und wie viel haben sie Vorsprung?«

»Zwei und eine Viertelstunde, mein Offizier.«

»Zwei und eine Viertelstunde? das ist nichts. Wir sind gut beritten; nicht wahr Porthos?«

Porthos stieß einen Seufzer aus; er dachte an das, was seiner armen Pferde harrte.

»Sehr gut«, sagte d'Artagnan; »und nun sprecht, in welcher Richtung sind sie weggeritten?«

»Was das betrifft, mein Offizier, so hat man verboten, es zu sagen.«

D'Artagnan zog aus seiner Tasche ein Papier und erwiderte:

»Befehl des Königs!«

»Dann sprecht mit dem Gouverneur.«

»Und wo ist der Gouverneur?«

»Im Felde.«

Der Zorn stieg d'Artagnan in's Gesicht, seine Stirne faltete sich; seine Schläfe wurden blutrot.

»Ah, Elender!« sagte er zu dem Sergenten.

Er öffnete das Papier, bot es mit einer Hand dem Sergenten und nahm mit der andern aus seinen Halftern eine Pistole, die er spannte.

»Befehl des Königs, sage ich Dir. Lies und antworte oder ich zerschmettere Dir die Hirnschale. Welchen Weg haben sie eingeschlagen?«

Der Sergent sah, daß d'Artagnan ernsthaft sprach.

»Straße nach Vendome«, antwortete er.

»Und durch welches Thor sind sie entflohen?«

»Durch das Thor von Saint-Maux.«

»Wenn Du mich täuschest, Elender«, sprach d'Artagnan, »so wirst Du morgen gehenkt.«

»Und wenn Ihr sie einholt, so kommt Ihr nicht wieder, um mich hängen zu lassen.«

D'Artagnan zuckte die Achseln, machte seiner Escorte ein Zeichen und ritt weiter.

»Hier durch, meine Herren, hier durch«, rief er, und wandte sich nach dem Thore des bezeichneten Parkes.

Aber nun, da der Herzog entkommen war, hatte es der Concierge für geeignet erachtet, das Thor doppelt zu verschließen. Man mußte ihn zwingen, es zu öffnen, wie man den Sergenten gezwungen hatte, und dadurch gingen wieder zehn Minuten verloren.

Als das letzte Hindernis überwunden war, setzte die Truppe ihren Lauf mit derselben Geschwindigkeit fort.

Doch nicht alle Pferde bewährten denselben Eifer; einige konnten den unangemessenen Lauf nicht lange aushalten. Drei hielten nach einem Marsch von einer Stunde inne; eines fiel.

D'Artagnan, der den Kopf nicht umwandte, bemerkte es nicht einmal.

Porthos sagte es ihm mit seiner ruhigen Miene.

»Wenn wir nur zu zwei ankommen«, erwiderte d'Artagnan, »mehr braucht es nicht, da sie nur zu vier sind.«

»Das ist wahr«, sprach Porthos.

Und er stieß seinem Pferde die Sporen wieder tu den Bauch.

Nach zwei Stunden hatten die Pferde zwölf Meilen, ohne anzuhalten, gemacht. Ihre Beine gingen an zu zittern und der Schaum, den sie ausschraubten, befleckte die Wämmser der Reiter, während der Schweiß, durch ihre Hosen drang.

»Ruhet einen Augenblick, um diese unglücklichen Tiere Atem holen zu lassen«, sagte Porthos.

»Töten wir sie im Gegenteil«, rief d'Artagnan, »und erreichen wir das Ziel. Ich sehe frische Spuren; es ist nicht mehr, als eine Viertelstunde, daß sie hier vorübergekommen sind.«

Die Oberfläche der Straße war wirklich von Pferdetritten verarbeitet. Man sah die Spuren bei den letzten Strahlen des Tages.

Sie setzten sich wieder in Marsch; aber nach zwei Meilen stürzte das Pferd von Mousqueton.

»Gut!« sprach Porthos, »Phöbus ist verloren.«

»Der Kardinal wird ihn mit tausend Pistolen bezahlen.«

»Oh«, rief Porthos, »darüber bin ich weg.«

»Reiten wir wieder und im Galopp.«

»Ja, wenn wir können.«

Das Pferd von d'Artagnan weigerte sich wirklich, weiter zu gehen, es atmete nicht mehr. Ein letzter Spornstreich machte, daß es fiel, statt vorzurücken.

»Ah, Teufel!« sagte Porthos, »Vulkan ist verschlagen.«

»Mord und Teufel!« schrie d'Artagnan und faßte sich mit der vollen Faust bei den Haaren. »Man soll also hier stille halten! Gebt mir Euer Pferd, Porthos. Doch was Teufels macht Ihr?«

»Ei, bei Gott, ich falle«, erwiderte Porthos, »oder Bayard bricht vielmehr zusammen.«

D'Artagnan wollte ihn wieder aufstehen machen, während sich Porthos, so gut er konnte, aus den Steigbügeln zog; aber er bemerkte, daß ihm das Blut aus den Nüstern schoß.

»Drei sind hin!« sagte er. »Nun ist Alles vorbei!«

In diesem Augenblick ließ sich ein Wiehern vernehmen.

»Stille!« sprach d'Artagnan.

»Was gibt es?«

»Ich höre ein Pferd.«

»Es ist das von einem unserer Kameraden, die uns einzuholen suchen..«

»Nein«, versetzte d'Artagnan, »Es ist voraus.«

»Dann ist es etwas Anderes«, sprach Porthos, und er horchte ebenfalls, das Ohr in der von d'Artagnan angegebenen Richtung vorstreckend.

»Gnädiger Herr«, sagte Mousqueton, der, nachdem er sein Pferd auf der Straße zurückgelassen hatte, seinen Herrn zu Fuß einholte, »gnädiger Herr, Phöbus konnte nicht wieder stehen, und . . . «

»Stille doch«, versetzte Porthos.

In diesem Augenblick drang wirklich ein zweites Gewieher, von dem Nachwinde herbeigetragen, zu der kleinen Gruppe.

»Das ist fünfhundert Schritte von hier! Vorwärts!« rief

d'Artagnan.

»In der Tat, gnädiger Herr«, sagte Mousqueton, »fünfhundert Schritte von uns liegt ein kleines Jägerhaus.«

»Mousqueton, Deine Pistolen!«

»Ich habe sie in der Hand.«

»Porthos, nehmt die Eurigen aus Euren Halftern.«

»Ich habe sie.«

»Gut«, sprach d'Artagnan, indem er ebenfalls nach den seinigen griff.

»Ihr versteht nun, Porthos?«

»Nicht ganz.«

»Wir reisen im Dienste des Königs.«

»Nun?«

»Für den Dienst des Königs verlangen wir diese Pferde.«

»So ist es«, sprach Porthos.

»Dann kein Wort mehr und zum Werke.«

Alle drei rückten in der Nacht schweigsam wie Gespenster vor. An einer Wendung der Straße sahen sie ein Licht mitten unter Bäumen glänzen.

»Hier ist das Haus«, sprach d'Artagnan ganz leiser »laßt mich gewähren, Porthos, und macht es, wie ich es machen werde.«

Sie schlichen von Baum zu Baum und gelangten, ohne gesehen zu werden, bis auf zwanzig Schritte zu dem Hause. In dieser Entfernung erblickten sie durch eine unter einem Schoppen aufgehängte Laterne vier Pferde von schönem Aussehen. Ein Knecht striegelte sie. Neben ihm lagen ihre Sättel und Zäume.

D'Artagnan näherte sich rasch und machte dabei seinen zwei Gefährten ein Zeichen, sich einige Schritte hinter ihm zu halten.

»Ich kaufe diese Pferde«, sagte er zu dem Knechte.

Dieser wandte sich erstaunt um, jedoch ohne etwas zu sprechen.

»Hast Du nicht gehört, Bursche?« versetzte d'Artagnan.

»Allerdings«, erwiderte er.

»Warum antwortest Du nicht?«

»Weil diese Pferde nicht zu verkaufen sind.«

»Dann nehme ich sie.«

Und er legte die Hand an dasjenige, welches in seinem Bereiche war.

Seine Gefährten erschienen in diesem Augenblick und taten dasselbe.

»Aber, meine Herren«, rief der Lackei, »sie haben eine Strecke von sechs Meilen zurückgelegt und sind kaum eine halbe Stunde abgesattelt.«

»Eine halbe Stunde Ruhe genügt«, versetzte d'Artagnan »und sie sind dann nur um so besser im Atem.«

Der Knecht rief um Hilfe.

Eine Art von Verwalter kam gerade in dem Augenblick heraus, wo d'Artagnan und seine Genossen den Pferden die Sättel auf den Rücken legten.

Der Verwalter wollte Lärm machen.

»Mein lieber Freund«, sagte d'Artagnan, »wenn Ihr ein Wort sprecht, zerschmettere ich Euch die Hirnschale.«

Und er zeigte ihm den Lauf einer Pistole, die er sogleich wieder unter seinen Arm steckte, um sein Geschäft fortzusetzen.

»Aber, mein Herr«, sagte der Verwalter, »wisst Ihr, daß diese Pferde dem Herrn von Montbazon gehören?«

»Desto besser«, erwiderte d'Artagnan, »es müssen gute Tiere sein!«

»Herr«, sprach der Verwalter, während er Schritt für Schritt zurückwich und die Türe zu erreichen suchte, »ich sage Euch, daß ich meine Leute rufe.«

»Und ich die meinigen«, antwortete d'Artagnan, »ich bin Lieutenant bei den Musketieren des Königs, habe zehn Wachen, die mir folgen, und Ihr . . . halt . . . hört Ihr sie galoppieren? Wir wollen doch sehen!«

Man hörte nichts, aber der Verwalter fürchtete sich, etwas zu hören.

»Seid Ihr fertig, Porthos?« fragte d'Artagnan.

»Ich bin fertig.«

»Und Ihr, Mouston?«

»Ich auch.«

»Dann zu Pferde, und vorwärts!«

Alle drei schwangen sich auf ihre Rosse.

»Herbei!« rief der Verwalter.

»Herbei, Bedienten, und die Karabiner heraus!«

»Vorwärts!« sprach d'Artagnan; »es könnte hier Musketenfeuer geben.«

Und alle Drei ritten wie der Wind davon.

»Zu Hilfe!« brüllte der Verwalter, während der Knecht nach dem benachbarten Hause lief.

»Hütet Euch, Eure Pferde zu töten!« rief d'Artagnan und brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Feuer!« antwortete der Verwalter.

Ein Schimmer, dem eines Blitzes ähnlich, beleuchtete den Weg und zu gleicher Zeit mit dem knalle hörten die drei Reiter die Kugeln pfeifen, welche sich in der Luft verloren.

»Sie schießen wie Bedientenvolk«, sagte Porthos; »zur Zeit des Kardinal von Richelieu schoß man besser. Erinneret Ihr Euch der Straße nach Crevecoeux, Mousqueton?«

»Ja, gnädiger Herr, der rechte Hinterbacke tut mir noch weh.«

»Wißt Ihr gewiß, daß wir auf der Spur sind, d'Artagnan?« fragte Porthos.

»Bei Gott! habt Ihr denn nicht gehört?«

»Was?«

»Daß diese Pferde Herrn von Montbazon gehören?«

»Nun?«

»Nun! Herr von Montbazon ist der Gatte von Frau von Montbazon.«

»Weiter?«

»Und Frau von Montbazon ist die Geliebte von Herrn von Beaufort.«

»Ah, ich begreife«, sagte Porthos, »sie hatte Relais gelegt.«

»Richtig!«

»Und wir eilen dem Herzog mit den Pferden nach, die er zurückgelassen hat.«

»Mein lieber Porthos, Ihr besitzt wirklich einen erhabenen Verstand«, sprach d'Artagnan mit seiner halb süßen, halb sauren Miene.«

»Bah!« sagte Porthos, »wie ich bin, so bin ich.«

So ritt man eine Stunde, die Pferde waren weiß vom Schaum und das Blut floß ihnen vom Bauch.

»He! was habe ich da unten gesehen?« sagte d'Artagnan.

»Ihr seid sehr glücklich, wenn Ihr in einer solchen Nacht etwas seht!« versetzte Porthos.

»Funken!«

»Ich habe sie auch gesehen«, sprach Mousqueton.

»Ah, ah! sollten wir sie eingeholt haben?«

»Gut, ein totes Pferd«, sagte d'Artagnan, indem er sein Roß von einer Wendung zurück lenkte, die es gemacht hatte. »Es scheint, sie sind auch mit ihrem Atem zu Ende.«

»Es kommt mir vor, als hörte ich das Geräusch einer Truppe von Reitern«, sprach Porthos, auf die Mähne seines Pferdes vorgebeugt.

»Unmöglich; sie sind zahlreich.«

»Dann ist es etwas Anderes.«

»Noch ein Pferd«, sagte Porthos.«

»Todt?«

»Nein, verendend.«

»Gesattelt oder abgesattelt.«

»Gesattelt.«

»Dann sind sie es!«

»Muht! wir haben sie!«

»Aber sie sind zahlreich«, sprach Mousqueton. »Wir sind es nicht, die sie haben, sondern sie sind es, die uns haben.«

Bah!« versetzte d'Artagnan, »sie werden uns für stärker halten, da wir sie verfolgen; dann wird sie die Furcht erfassen und wir werden sie zerstreuen.«

»Das ist sicher«, sagte Porthos.

»Ah, seht Ihr!« rief d'Artagnan.

»Ja, abermals Funken. Diesmal habe ich sie auch wahrgenommen«, sprach Porthos.

»Vorwärts, vorwärts!« sagte d'Artagnan mit seiner scharfen Stimme, »und in fünf Minuten werden wir lachen.«

Und sie jagten abermals fort. Wütend vor Schmerz und

Wetteifer flogen die Pferde auf der finsternen Landstraße hin, auf deren Mitte man eine dunklere Masse, als der übrige Horizont, zu erblicken anfing.



VII.

Das Zusammentreffen.

So rannte man noch ungefähr zehn Minuten.

Plötzlich lösten sich zwei schwarze Punkte von der Masse, traten hervor, wurden immer dicker und nahmen, je dicker sie wurden, immer mehr die Form von zwei Reitern an.

»Oho!« sprach d'Artagnan, »man kommt uns entgegen.«

»Desto schlimmer für die Kommenden«, versetzte Porthos.

»Wer da?« rief eine raue Stimme.

Die drei Reiter hielten nicht an und antworteten auch nicht.

Man hörte nur das Geräusch von Degen, die aus der Scheide gezogen wurden, und das Knarren von Pistolenhahnen, welche die zwei schwarzen Gespenster spannten.

»Zügel in die Zähne!« sagte d'Artagnan.

Porthos begriff, und d'Artagnan und er zogen jeder mit der linken Hand eine Pistole aus ihren Halftern und spannten ebenfalls.

»Wer da?« rief man zum zweiten Male. »Keinen Schritt mehr oder Ihr seid des Todes!«

»Bah!« antwortete Porthos, beinahe erstickt durch den Staub und an seinem Zügel kauend, wie sein Pferd am Gebiß kaute. »Bah! wir haben wohl schon Andere gesehen.«

Bei diesen Worten versperrten die zwei Schritten den Weg und man sah beim Mondschein den Lauf ihrer gesenkten Pistolen glänzen.

»Zurück!« rief d'Artagnan, »oder Ihr seid des Todes!«

Zwei Pistolenschüsse antworteten auf diese Drohung.

Aber die zwei Angreifenden kamen mit einer solchen Geschwindigkeit heran, daß sie in demselben Augenblick vor ihren Gegnern waren. Es trachte ein dritter Pistolenschuß, von d'Artagnan abgefeuert, und sein Feind fiel. Porthos stieß mit solcher Heftigkeit auf den Andern, daß er, obgleich sein Degen abgewendet war, ihn mit einem Stoße zehn Schritte vom Pferde

schleuderte.



»Mach fertig, Mousqueton«, sagte Porthos.

Und er jagte vorwärts an der Seite seines Freundes, welcher bereits seine Verfolgung wieder fortgesetzt hatte.

»Nun?« fragte Porthos.

»Ich habe ihm den Kopf zerschmettert«, erwiderte d'Artagnan; »und Ihr?«

»Ich habe ihn nur niedergeworfen. Doch halt!«

Man hörte einen Karabinerschuß. Es war Mousqueton, der im Vorüberreiten den Befehl seines Herrn vollstreckte.

»Frisch auf!« sprach d'Artagnan. »Das geht gut; die erste Partie haben wir gewonnen!«

»Ah, ah!« versetzte Porthos; »hier sind noch andere Spieler.«

Es erschienen in der Tat zwei neue Reiter, welche sich von der

Haupt runde getrennt hatten, um abermals den Weg zu versperren. Jetzt wartete d'Artagnan nicht einmal, bis man das Wort an ihn richtete.

»Platz!« tief er, »Platz!«

»Was wollt Ihr?« fragte eine Stimme.

»Den Herzog!« brüllten Porthos und d'Artagnan zugleich.

Ein schallendes Gelächter antwortete, endigte jedoch in einem Seufzer. D'Artagnan hatte den Lacher mit seinem Degen durchbohrt.

Zu gleicher Zeit machten zwei Knalle nur einen Schlag; es waren Porthos und sein Gegner, welche auf einander schossen.

D'Artagnan wandte sich um und sah Porthos ganz in seiner Nähe.

»Bravo, Porthos«, sagte er, »es scheint mir, Ihr habt ihn getötet.«

»Ich habe nur das Pferd getroffen«, antwortete Porthos.

»Was wollt Ihr, mein Lieber? man trifft nicht mit jedem Schlage eine Fliege, und darf sich nicht beklagen, wenn einmal ein Stich verloren geht.«

»Was Teufels hat Euer Pferd?« sagte Porthos, und hielt das seinige an.

Das Pferd von d'Artagnan stolperte wirklich und fiel auf die Kniee, röchelte sodann und streckte sich nieder.

Es hatte in die Brust die Kugel des ersten Gegners von d'Artagnan erhalten.

D'Artagnan stieß einen Fluch aus, daß der Himmel hätte bersten sollen.

»Will der gnädige Herr ein Pferd?« sagte Mousqueton.

»Bei Gott! ob ich eines will?« rief d'Artagnan.

»Hier«, versetzte Mousqueton.

»Wie Teufels, kommst Du zu zwei Handpferden?« fragte d'Artagnan und schwang sich auf eines derselben.

»Ihre Herren sind tot; ich dachte, sie könnten uns nützlich sein und nahm sie mit.«

Während dieser Zeit hatte Porthos seine Pistolen wieder geladen.

»Rasch!« sprach d'Artagnan, »hier sind wieder zwei.«

»Ei, bei Gott, ich denke, das geht bis morgen so fort«, rief Porthos.

Wirklich rückten zwei weitere Reiter in Eile heran.

»He, gnädiger Herr«, sagte Mousqueton«, »derjenige, welchen Ihr niedergeworfen habt, erhebt sich wieder.«

»Warum hast Du es nicht gemacht, wie mit dem Ersten?«

»Ich hatte keine freie Hand, weil ich die zwei Pferde hielt.«

»Es wurde ein Schuß abgefeuert. Mousqueton stieß ein Schmerzgeschrei aus.«

»Ah, gnädiger Herr«, rief er, »in den andern, gerade in den andern! Dieser Schuß gibt das Seitenstück zu dem auf der Straße von Amiens.«

Porthos wandte sich wie ein Löwe um und jagte auf den abgesehenen Reiter zu, welcher seinen Degen zu ziehen versuchte; aber ehe er aus der Scheide war, hatte ihm Porthos einen so furchtbaren Schlag mit seinem Schwertknaufe beigebracht, daß er zusammenstürzte, wie der Ochse unter der Axt des Fleischhauers.

Seufzend hatte sich Mousqueton von seinem Pferde herabgelassen, denn die Wunde, die er erhalten, gestattete ihm nicht mehr, auf dem Sattel zu bleiben.

Als d'Artagnan die Reiter erblickte, hielt er stille und lud seine Pistole wieder. Überdies hatte sein neues Pferd einen Karabiner am Sattel befestigt.

»Hier bin ich«, sagte Porthos, »warten wir oder greifen wir an?«

»Greifen wir an!« sprach d'Artagnan.

»Angegriffen!« wiederholte Porthos.

Sie stießen ihren Pferden die Sporen in den Bauch.

Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte von ihnen entfernt.

»Im Namen des Königs!« rief d'Artagnan, »laßt uns vorüber!«

»Der König hat hier nichts zu tun«, erwiderte eine düstere, vibrierende Stimme, welche aus einer Wolke zu kommen schien, denn der Reiter war von oben bis unten in Staub gehüllt.

»Es ist gut, wir werden sehen, ob der König nicht überall durchkommt«, versetzte d'Artagnan.

»Seht immerhin!« rief dieselbe Stimme.

Zwei Pistolenschüsse gingen beinahe gleichzeitig los, der eine von d'Artagnan, der andere von dem Gegner von Porthos abgefeuert. Die Kugel von d'Artagnan riß seinem Feinde den Hut fort, die Kugel des Gegners von Porthos drang in den Hals seines Pferdes, das einen Seufzer ausstieß und tot niederstürzte.

»Zum letzten Male, wohin wollt Ihr?« fragte dieselbe Stimme.

»Zum Teufel!« antwortete d'Artagnan.

»Gut, dann seid ruhig, Ihr werdet zu ihm kommen.«

D'Artagnan sah, wie sich der Lauf einer Muskete gegen ihn senkte. Er hatte nicht Zeit, in seine Halfter zu greifen, erinnerte sich jedoch eines Rates, den ihm Athos einst gegeben hatte und ließ sein Pferd sich bäumen.

Die Kugel schlug dem Tier in den vollen Bauch. D'Artagnan fühlte, daß es unter ihm zusammenbrach, und warf sich mit seiner wunderbaren Behendigkeit auf die Seite.

»Ei, bei Gott!« sprach dieselbe vibrierende, spöttische Stimme, »das ist eine Pferdeschlächterei, und kein Männerkampf, was wir da machen. Zum Schwerte gegriffen, mein Herr!«

Und er sprang von seinem Pferde.

»Zum Schwerte gegriffen! es sei! Das ist ganz meine Sache!«

Mit zwei Sprüngen war d'Artagnan seinem Feinde gegenüber, dessen Eisen er an dem seinigen fühlte. D'Artagnan hatte mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit den Degen in Terz gelegt, was seine Lieblingslage war.

Während dieser Zeit hielt Porthos hinter seinem Pferde kniend.«

welches sich in Zuckungen des Todeskampfes ausstreckte in jeder Hand eine Pistole.

Mittlerweile hatte der Kampf zwischen d'Artagnan und seinem Gegner begonnen. D'Artagnan griff seiner Gewohnheit gemäß heftig an; aber er fand diesmal ein Spiel und eine Handwurzel, wodurch er zum Nachdenken gebracht wurde. Zweimal in Quart gefaßt, machte d'Artagnan einen Schritt rückwärts; sein Gegner rührte sich nicht. D'Artagnan kehrte zurück und legte abermals in Terz aus.

Es wurden mehrere Stöße von der einen und der andern Seite

ohne Resultate geführt. Die Funken sprangen in Garben von den Degen auf.

Endlich dachte d'Artagnan, es wäre der geeignete Augenblick, seine Lieblingsfinte zu benutzen. Er führte sie mit Geschicklichkeit herbei und stieß mit Blitzesgeschwindigkeit und mit solcher Kraft, daß er sich für unwiderstehlich hielt.

Der Stoß wurde pariert.

»Mordious!« rief er mit seinem gascognischen Accent.

Bei diesem Ausrufe sprang, sein Gegner zurück, neigte das entblößte Haupt und bemühte sich, durch die Finsternis das Gesicht von d'Artagnan zu unterscheiden.

D'Artagnan, welcher eine Finte befürchtete, hielt sich in der Defensive.

»Nehmt Euch in Acht«, sprach Porthos zu seinem Gegner, »ich habe noch meine zwei Pistolen geladen.«

»Ein Grund mehr für Euch, zuerst zu schießen«, antwortete dieser.

Porthos schoß: Ein Blitz erleuchtete die Wahlstätte. Bei diesem Schimmer stießen die zwei andern Kämpfer jeder einen Schrei aus.

»Athos!« sagte d'Artagnan.

»D'Artagnan!« sprach Athos.

Athos hob seinen Degen in die Höhe, d'Artagnan senkte den seinigen.

»Aramis!« rief Athos, »schießt nicht!«

»Ah! ah! Ihr seid es, Aramis?« sagte Porthos.

Und er warf seine Pistole weg.

Aramis stieß die seinigen in seine Halfter, und steckte den Degen wieder in die Scheide.

»Mein Sohn«, sprach Athos und reichte d'Artagnan die Hand.

Dies war der Name, den er ihm einst in seinen zärtlichen Augenblicken gab.

»Athos«, erwiderte d'Artagnan, die Hände ringend, »Ihr verteidigt ihn also? Und ich habe geschworen, ihn tot oder lebendig zurückzubringen. Ah! ich bin entehrt!«

»Tötet mich«, entgegnete Athos, seine Brust entblößend,

»wenn Eure Ehre meines Todes bedarf.«

»Oh! wehe über mir! wehe über mir! Es gab nur einen Menschen auf dieser Welt, der mich aufhalten konnte, und das Unglück bringt mir gerade diesen in den Weg! Ah! was werde ich dem Kardinal sagen!«

»Ihr werdet ihm sagen, mein Herr«, antwortete eine Stimme, welche das Schlachtfeld beherrschte, er habe gegen mich die zwei einzigen Menschen geschickt, welche fähig wären, vier Männer niederzuwerfen, Leib, an Leib ohne Nachtheil gegen den Graf de la Fère und den Chevalier d'Herblay zu kämpfen und sich nur an fünfzig Mann zu ergeben.«

»Der Prinz!« sprachen zu gleicher Zeit Athos und Aramis und bewegten sich etwas auf die Seite, um den Prinzen frei zu stellen«, während d'Artagnan und Porthos einen Schritt rückwärts machten.

»Fünfzig Reiter!« murmelten d'Artagnan und Porthos.

»Schaut um Euch her, wenn Ihr daran zweifelt«, sagte der Herzog.

D'Artagnan und Porthos schauten umher, sie waren wirklich ganz umhüllt von einem Truppe von Männern zu Pferde.

»Bei dem Geräusche Eures Kampfes, mein Herr«, sagte der Herzog, »glaubte ich, Ihr wäret wenigstens zu zwanzig Mann, und ich bin mit allen Denen, welche mich umgaben, zurückgekehrt, müde, beständig zu fliehen, und begierig, ebenfalls ein wenig das Schwert zu ziehen; Ihr wart Eurer nur zwei?«

»Ja, Monseigneur«, versetzte Athos; »aber, wie Ihr gesagt habt, zwei, welche so viel wert sind, als zwanzig.«

»Vorwärts meine Herren, Eure Degen«, sprach der Herzog.

»Unsere Degen!« rief d'Artagnan, den Kopf erhebend und wieder erwachend. »Unsere Degen?« Nie!«

»Nie!« wiederholte Porthos.

Einige Männer machten eine Bewegung.

»Einen Augenblick, Monseigneur«, sprach Athos, »nur zwei Worte.«

Und er näherte sich dem Prinzen, der sich zu ihm herabneigte, und sagte ihm leise einige Worte in das Ohr.

»Wie Ihr wollt, Graf«, sprach der Prinz, »ich habe zu große

Verbindlichkeiten gegen Euch, um Euch Eure erste Bitte abzuschlagen. Entfernt Euch, meine Herren«, sagte er zu den Männern seiner Escorte. »Meine Herren d'Artagnan und Du Vallon, Ihr seid frei.«

Der Befehl wurde sogleich ausgeführt und d'Artagnan und Porthos bildeten den Mittelpunkt eines weiten Kreises.

»Nun d'Herblay«, sprach Athos, »steigt vom Pferde und kommt.«

Aramis stieg ab und näherte sich Porthos, während Athos sich d'Artagnan näherte.

Alle vier waren nun vereinigt.

»Freund«, sagte Athos, »bedauert Ihr immer noch, unser Blut nicht vergossen zu haben?«

»Nein«, antwortete d'Artagnan; »ich bedaure, uns gegen einander zu sehen, uns, die wir stets so schön vereinigt waren; ich bedaure, uns in zwei feindlichen Lagern zu treffen. Ah, fortan wird uns nichts mehr gelingen!«

»Oh, mein Gott, nein! das ist vorbei!« versetzte Porthos!

»Wohl, so seid von den Unseren!« sprach Aramis.

»Stille, d'Herblay!« sagte Athos. »Man macht Männern, wie diesen hier, keine solche Vorschläge. Sind sie auf die Partei von Mazarin getreten, so geschah es, weil sie ihr Gewissen auf diese Seite trieb, wie uns das unsere auf die Seite des Prinzen trieb.«

»Indessen aber sind wir Feinde!« rief Porthos. »Gottes Blut! wer hätte dies je geglaubt!«

D'Artagnan sprach nichts, aber er stieß einen Seufzer aus.

Athos schaute sie an und nahm ihre Hände in die seinigen.

»Meine Herren«, sprach er, »diese Sache ist sehr ernster Natur, und mein Herz leidet, als ob Ihr es durchstoßen hättet. Ja, wir sind getrennt, das ist die große, die traurige Wahrheit. Aber er wir haben uns den Krieg noch nicht erklärt; vielleicht haben wir uns noch Bedingungen zu machen; eine letzte Unterredung ist unerlässlich.«

»Ich, was mich betrifft, ich fordere sie«, sprach Aramis.

»Ich nehme sie an«, erwiderte d'Artagnan stolz.

Porthos neigte das Haupt als Zeichen der Einwilligung.

»Wählen wir einen Versammlungsort«, fuhr Athos fort, »der im Bereiche von uns Allen liegt, und ordnen wir auf eine bestimmte Weise bei einer letzten Zusammenkunft unsere gegenseitige Stellung und das Benehmen, das wir gegen einander zu beobachten haben.«

»Gut«, sprachen die drei Andern.

»Ihr seid also meiner Meinung?« fragte Athos.

»Vollkommen.«

»Nun wohl, der Ort?«

»Place Royale, wenn es Euch zusagt«, versetzte d'Artagnan.

»In Paris?«

»Ja.«

Athos und Aramis schauten sich an. Aramis machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Billigung.

»Place Royale, es sei!« sprach Athos.

»Und wann dies?«

»Morgen Abend, wenn Ihr wollt.«

»Seid Ihr bis dahin zurück?«

»Ja.«

»Um welche Stunde?«

»Um zehn Uhr Nachts, wenn es Euch genehm ist.«

»Ganz gut.«

»Hiervon«, versetzte Athos, »wird der Krieg oder der Friede ausgehen, aber unsere Ehre, meine Freunde, ist dann wenigstens unverletzt.«

»Ach«, murmelte d'Artagnan, »unsere Soldatenehre ist verloren!«

»D'Artagnan«, sprach Athos ernst, »ich schwöre Euch, daß Ihr mir wehe tut, hieran zu denken, während ich nur an Eines denke, daran, daß wir gegen einander die Schwerter gekreuzt haben. Ja«, fuhr er, schmerzlich den Kopf schüttelnd, fort, »ja, Ihr habt es gesagt, das Unglück ist über uns. Kommt, Aramis.«

»Und wir, Porthos?« sagte d'Artagnan, »kehren wir zurück und bringen wir dem Kardinal unsere Schande.«

»Und sagt ihm vor Allem«, rief eine Stimme, »daß ich nicht zu alt sei für einen Mann der Tätigkeit.«

D'Artagnan erkannte die Stimme von Rochefort.

»Vermag ich etwas für Euch?« fragte der Prinz.

»Zeugschaft leisten, daß wir getan haben, was wir konnten, Monseigneur.«

»Seid unbesorgt, es wird geschehen. Gott befohlen, meine Herren. In einiger Zeit sehen wir uns wieder, wie ich hoffe . . . vor Paris oder vielleicht in Paris, und dann könnt Ihr Eure Entschädigung nehmen.«

Bei diesen Worten grüßte der Herzog mit der Hand, setzte sein Pferd wieder in Galopp und verschwand, gefolgt von seiner Escorte, deren Anblick sich in der Dunkelheit verlor, während sich ihr Geräusch im weiten Raume auflöste.

D'Artagnan und Porthos befanden sich allein auf der Landstraße, mit einem Manne, der zwei Pferde an der Hand hielt.

Sie glaubten, es wäre Mousqueton, und näherten sich ihm.

»Was sehe ich!« rief d'Artagnan, »Du bist es, Grimaud?«

»Grimaud!« sagte Porthos.

Grimaud bedeutete den zwei Freunden durch ein Zeichen, daß sie sich nicht täuschten.

»Und wem gehören die Pferde?« fragte d'Artagnan.

»Wer gibt sie uns?« fragte Porthos.

»Der Herr Graf de la Fère.«

»Athos, Athos!« murmelte d'Artagnan, »Ihr denkt an Alles, und seid bei Gott der wahre Edelmann.«

»Vortrefflich!« sagte Porthos. »Ich hatte bereits bange, den Marsch zu Fuß machen zu müssen.«

Und er schwang sich in den Sattel. D'Artagnan saß bereits zu Pferde.

»Nun, wo gehst Du hin, Grimaud? Du verläßt Deinen Herrn?«

»Ja«, antwortete Grimaud. »ich begeben mich wieder zu dem Herrn Vicomte von Bragelonne bei der Armee in Flandern.«

Sie machten nun schweigend einige Schritte auf der Landstraße nach Paris; aber plötzlich hörten sie Klagen, welche aus einem Graben zu kommen schienen.

»Was ist das?« fragte d'Artagnan.

»Das ist Mousqueton«, antwortete Porthos.

»Ja wohl, gnädiger Herr, ich bin es«, rief eine klägliche Stimme, während sich eine Art von Schatten am Rande der Straße erhob.

Porthos ritt auf seinen Intendanten zu, welchen er wirklich sehr lieb hatte.

»Solltest Du gefährlich verwundet sein, mein lieber Mouston?« fragte er.

»Mouston!« versetzte Grimaud und riß voll Erstaunen seine Augen auf.

»Nein, gnädiger Herr, ich glaube nicht; aber ich bin auf eine sehr unbequeme Weise verwundet.«

»Du kannst also nicht zu Pferde steigen?«

»Ah, was schlägt Ihr mir da vor?«

»Kannst Du zu Fuß gehen?«

»Ich werde es versuchen bis zum ersten Hause.«

»Was ist zu tun?« sprach d'Artagnan.

»Wir müssen doch nach Paris zurückkehren.«

»Ich übernehme Mousqueton«, versetzte Grimaud.«

»Ich danke, mein guter Grimaud«, sagte Porthos.

Grimaud stieg ab und gab den Arm seinem alten Freunde, der ihn, Tränen in den Augen, annahm, ohne daß jedoch Grimaud genau wissen konnte, ob diese Tränen von der Freude des Wiedersehens herrührten, oder von dem Schmerze, den ihm seine Wunde verursachte.

D'Artagnan und Porthos setzten stillschweigend ihren Weg nach Paris fort.

Drei Stunden nachher wurden sie von einem mit Staub bedeckten Eilboten überholt: es war ein Mann von dem Herzog abgeschickt, der dem Kardinal einen Brief überbrachte, in welchem der Prinz seinem Versprechen gemäß von dem was Porthos und d'Artagnan getan hatten, Zeugschaft leistete.

Mazarin brachte eine sehr schlimme Nacht zu, als er diesen Brief empfing, in welchem ihm der Prinz ankündigte, er wäre in Freiheit und im Begriff einen Krieg auf Leben und Tod mit ihm zu beginnen.

Der Kardinal las ihn zwei- bis dreimal, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn in seine Tasche.

»Was mich tröstet«, sagte er, »da d'Artagnan ihn verfehlt hat, ist, daß dieser wenigstens in seiner Hast Broussel niederritt. Der Gascogner ist offenbar ein kostbarer Mann und dient mir sogar bei seinen Ungeschicklichkeiten.«

Der Kardinal spielte auf den Mann an, den d'Artagnan an der Ecke des Saint-Jean-Kirchhofes niedergeworfen hatte, und der kein Anderer war, als der Rat, Broussel.





Le conseiller Broussel.

VIII.

Der gute Broussel.

Aber zum Unglück für den Kardinal, welcher in diesem Augenblick seine Periode der Widerwärtigkeiten hatte, war der gute Broussel nicht zu Tode getreten worden.

Er ging wirklich ruhig durch die Rue Saint-Honoré, als das Pferd von d'Artagnan ihn an die Schulter traf und in den Kot warf.

D'Artagnan hatte, wie wir erwähnten, auf dieses kleine Ereignis

nicht Acht gegeben. Er teilte die tiefe und verächtliche Gleichgültigkeit, welche der Adel und besonders der militärische Adel in jener Zeit gegen das Bürgertum offenbarte. Er war also gegen das dem kleinen schwarzen Manne widerfahrere Unglück völlig unempfindlich geblieben, obgleich er sich als die Ursache dieses Unglücks bekennen mußte, und ehe der arme Broussel Zeit gehabt hatte, einen Schrei auszustoßen war der ganze Sturm der bewaffneten Renner vorübergezogen. Dann erst konnte der Verwundete gehört und aufgehoben werden.

Man lief herbei, man sah diesen stöhnenden Mann, man fragte ihn um seinen Namen, um seine Adresse, um seinen Titel, und sobald er gesagt hatte, er hieße Broussel, wäre Rat im Parlament und wohnte in der Rue Saint-Landry, erhob sich ein Schrei aus dieser Menge, ein furchtbar drohender Schrei, der dem Verwundeten so bange machte, als der Orkan, welcher so eben über seinen Leib hingefahren war.

»Broussel!« rief man, »Broussel, unser Vater! Der Mann, welcher unsere Rechte gegen Mazarin verteidigt! Broussel, der Freund des Volkes, getötet, mit den Füßen zerstampft von diesen Schurken von Kardinalisten! Zu Hilfe! Zu den Waffen! Tod diesen Schurken!«

In einem Augenblick wurde der Haufen ungeheuer; man hielt einen Wagen an, um den kleinen Rat hinein zu legen; aber ein Mann aus dem Volke machte die Bemerkung, bei dem Zustande des Verwundeten müßte die Bewegung der Carrosse das Übel nur noch verschlimmern; es taten Fanatiker den Vorschlag, ihn auf den Armen zu tragen, und dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung begrüßt und einstimmig angenommen. Gesagt, getan! Das Volk erhob sich zugleich drohend und sanft und trug ihn fort, dem Riesen aus dem fantastischen Märchen ähnlich, welcher fortwährend brummt und murr, während er einen Zwerg auf seinen Armen liebkost und wiegt.

Broussel vermutete wohl bereits diese Anhänglichkeit der Pariser an seine Person; er hatte nicht drei Jahre lang die Opposition ausgestreut, ohne die Hoffnung, eines Tags Popularität dafür zu ernten. Diese Kundgebung zur geeigneten Zeit machte ihm Vergnügen und er war stolz darauf; denn sie gab ihm den Maßstab seiner Gewalt. Aber auf der andern Seite wurde

dieser Triumph durch eine gewisse Unruhe getrübt. Außer den Quetschungen, welche ihm Schmerzen verursachten, befürchtete er, an jeder Straßenecke eine Schwadron von Garden und Musketieren hervorbrechen zu sehen, um die Menge anzugreifen, und was sollte dann aus dem Triumphator bei diesem Volksaufzuge werden.

Er hatte unablässig vor seinen Augen den Wirbel von Männern, den Sturm mit dem eisernen Fuße, der ihn mit einem Atemzuge gleichsam umgestürzt hatte.

Mehrmals wiederholte er mit erloschener Stimme:

»Eilen wir, meine Kinder, denn in der Tat, ich leide sehr.«

Und bei jeder von seinen Klagen erhoben sich verdoppelte Verwünschungen.

Nicht ohne Mühe gelangte man zu dem Hause von Broussel. Die Menge, welche vor ihm in die Straße gedrungen war, hatte bereits das ganze Quartier an die Kreuzstöcke und auf die Türschwellen gezogen. An einem Fenster eines Hauses mit sehr schmalen Eingänge nahm man eine alte Dienerin wahr, welche sich auf das Heftigste gebärdete und aus Leibeskräften schrie, und ebendasselbst eine bereits betagte Frau, welche in Tränen ausgebrochen war. Diese zwei Personen befragten mit einer sichtbaren, obgleich verschiedenartig ausgedrückten, Unruhe das Volk, welches ihnen statt jeder Antwort verworrenes unverständliches Geschrei zusandte.

Als aber der Rat, von acht Männern getragen, ganz bleich und mit sterbendem Auge seine Wohnung, seine Frau und seine Dienerin betrachtend, erschien, fiel die gute Dame Broussel in Ohnmacht und die Magd stürzte, die Arme zum Himmel erhebend, auf die Treppe, um ihrem Herrn entgegenzugehen, und schrie:

»Oh mein Gott! mein Gott! wenn nur Friquet da wäre, um einen Wundarzt zu holen!«

Friquet war da. Wo ist ein Pariser Straßenjunge nicht?

Friquet hatte natürlich den Pfingsttag benützt, um sich von dem Herrn der Taverne Urlaub zu erbitten, einen Urlaub, der ihm nicht verweigert werden konnte, in Betracht, daß es in seinem Vertrag ausdrücklich bestimmt war, an den großen Festtagen des Jahres

sollte er frei haben.

Friquet war an der Spitze des Zuges. Wohl kam ihm gleich von Anfang der Gedanke, einen Wundarzt zu holen; aber er fand es belustigender, aus vollem Halse zu schreien: »Sie haben Herrn Broussel getötet! Herrn Broussel, den Vater des Volkes! Es lebe Herr Broussel!« als ganz allein durch verschiedene Straßen zu gehen und ganz einfach zu einem schwarzen Manne zu sagen: »Kommt, Herr Wundarzt, der Rat Broussel bedarf Eurer.«

Zum Unglücke für Friquet, der eine wichtige Rolle bei dem Zuge spielte, beging er die Unklugheit, sich an die Gitter der Fenster im Erdgeschosse anzuklammern, um die Menge zu beherrschen. Dieser Ehrgeiz richtete ihn zu Grunde. Seine Mutter bemerkte ihn und schickte ihn nach dem Arzte.

Dann nahm sie den guten Mann in ihre Arme und wollte ihn bis in das oberste Stockwerk tragen; aber unten an der Treppe stellte sich der Rat wieder auf seine Beine und erklärte, er fühle sich stark genug, um allein hinaufzusteigen. Er bat auch Gervaise (das war der Name der Magd), sie möge das Volk zu bewegen suchen, daß es sich zurückziehe, aber Gervaise hörte nicht auf ihn.

»Oh mein armer Herr! mein lieber Herr!« rief sie.

»Ja, meine Gute, ja, Gervaise«, murmelte Broussel, um sie zu beschwichtigen; »sei unbesorgt, es wird nichts sein.«

»Daß ich mich beruhige, während Ihr gerädert, zertreten, zermalmt seid.«

»Nein, nein«, entgegnete Broussel, »es ist nichts, beinahe nichts.«

»Nichts? und Ihr seid mit Kot bedeckt! Nichts, und Ihr habt Blut an Euren Haaren! Ah, mein Gott, mein Gott! mein armer Herr!«

»Stille doch!« sagte Broussel, stille!«

»Blut, mein Gott, Blut!« rief Gervaise.

»Einen Arzt! einen Wundarzt! einen Doktor!« brüllte die Menge. »Der Rat Broussel stirbt. Die Mazariner haben ihn getötet!«

»Mein Gott!« sprach Broussel voll Verzweiflung, »die Unglücklichen werden machen, daß mein Haus abgebrannt wird.«

»Stellt Euch an das Fenster und zeigt Euch!«

»Pest! ich werde mich wohl hüten; es ist gut für den König, sich zu zeigen. Sage ihnen, Gervaise, es gehe besser mit mir. Sage

ihnen, ich wolle mich nicht an das Fenster, sondern in das Bett legen, und sie mögen sich entfernen.«

»Aber, warum sollen sie sich entfernen? Es macht Euch Ehre, wenn sie da sind.«

»Oh! siehst Du nicht«, sprach Broussel, dessen Verzweiflung immer mehr zunahm, sie machen, daß man mich verhaftet, daß man mich hängt! Ach, sieh' da, meine Frau ist unwohl.«

»Broussel! Broussel!« rief die Menge. »Es lebe Broussel! Einen Wundarzt für Broussel!«

Sie machten so viel Lärmen, daß das, was Broussel vorhergesehen hatte, wirklich geschah.

Eine Abteilung von Wachen trieb mit Musketenkolben diesen übrigens harmlosen Haufen aus einander. Aber bei dem ersten Geschrei: »Die Wache, die Soldaten!« steckte sich Broussel, welcher zitterte, man könnte ihn für den Anstifter dieses Auflaufes halten, ganz angekleidet in sein Bett.

In Folge dieser Fegerei gelang es der alten Gervaise, auf den dreimal wiederholten Befehl von Broussel, die Türe nach der Straße zu schließen. Aber kaum war sie geschlossen und Gervaise wieder zu ihrem Herrn hinaufgegangen, als man stark an eben diese Türe klopfte. Wieder zu sich gekommen, zog Madame Broussel am ganzen Leibe zitternd ihrem Gatten die Schuhe aus.

»Seht, wer klopft«, sagte Broussel; öffnet aber nur vertrauten Freunden, Gervaise.«

Gervaise sah nach.

»Es ist der Herr Präsident Blancmesnil«, sprach sie.

»Dann ist es gut«, erwiderte Broussel, öffnet immerhin.«

»Laßt hören!« sprach der Präsident, als er eintrat. »Was haben sie Euch getan, mein lieber Broussel? Ich höre, Ihr wäret beinahe ermordet worden.«

»Es ist nicht zu leugnen, man führte ohne Zweifel gegen mein Leben etwas im Schilde«, antwortete Broussel mit einer Festigkeit, die stoisch zu sein schien.

»Mein armer Freund, sie wollten mit Euch anfangen-; aber die Reihe wird an jeden von uns kommen, und da sie uns nicht in Masse besiegen können, so werden sie uns Einen nach dem

Andern zu zerstören suchen.«

»Wenn ich davon komme«, sagte Broussel, »so will ich sie alle unter dem Gewichte meines Wortes zermalmen.«

»Ihr werdet davon kommen«, erwiderte Blancmesnil, um sie ihren Angriff teuer bezahlen zu lassen.«

Madame Broussel weinte heiße Tränen, Gervaise war in Verzweiflung.

»Was gibt es denn?« rief ein hübscher junger Mann mit kräftigen Formen, in das Zimmer stürzend. »Mein Vater verwundet!«

»Ihr seht ein Opfer der Tyrannen junger Mensch«, sprach Blancmesnil, als wahrer Spartaner.

»Wehe denen, welche Euch berührt haben, mein Vater«, versetzte der junge Mann und wandte sich nach der Türe.

»Jacques«, sprach der Rat, »hole lieber einen Arzt.«

»Ich höre das Geschrei des Volkes«, rief die Alte, ohne Zweifel ist es Friquet, der einen bringt. Aber nein, es ist eine Carrosse!«

Blancmesnil schaute durch das Fenster.

»Der Coadjutor«, sagte er.

»Der Herr Coadjutor!« wiederholte Broussel. »Ei, mein Gott, wartet doch, daß ich ihm entgegengehe!«

Und seine Wunde vergessend, war der Rat im Begriff, Herrn von Retz entgegen zu laufen, wenn ihn Blancmesnil nicht aufgehalten hätte.

»Nun, mein lieber Broussel«, sagte der Coadjutor eintretend, »was gibt es denn? Man spricht von Hinterhalt, von Ermordung. Guten Morgen, Herr Blancmesnil. Ich habe im Vorüberfahren einen Arzt mitgenommen und bringe ihn.«

»Ah, gnädiger Herr«, sagte Broussel, »wie viel Gnade bin ich Euch schuldig. Es ist wahr, ich bin grausam niedergeworfen und von den Musketieren des Königs mit Füßen getreten worden.«

»Sagt des Kardinals«, sprach der Coadjutor, »sagt des Mazarin. Aber wir wollen ihn Alles dies teuer bezahlen lassen, seid unbesorgt. Nicht wahr, Herr von Blancmesnil?«

Blancmesnil verbeugte sich, als die Türe von einem Laufer aufgestoßen wurde. Ein Lackei in großer Livree folgte ihm und

meldete: »Der Herr Herzog von Longueville.«

»Wie!« rief Broussel, »der Herr Herzog hier! Welche Ehre für mich! Ah, Monseigneur!«

»Mein Herr«, sagte der Herzog, ich komme seufzend über das Schicksal unseres bravsten Vertheidigers. Seid Ihr denn verwundet, mein lieber Rat?«

»Wenn ich es wäre, Monseigneur, so würde mich Euer Besuch heilen.«

»Ihr leidet jedoch?«

»Sehr«, sagte Broussel.

»Ich habe einen Arzt mitgebracht«, versetzte der Herzog; »erlaubt Ihr ihm einzutreten?«

»Ganz gewiß.«

Der Herzog machte seinem Lackeien ein Zeichen und dieser führte einen schwarzen Mann ein.

»Ich hatte denselben Gedanken, wie Ihr, mein Prinz«, sprach der Coadjutor.

Die zwei Ärzte schauten sich an.

»Ah, Ihr seid es, mein Herr Coadjutor«, sagte der Herzog. »Die Freunde des Volkes treffen sich auf dem wahren Gebiete.«

»Das Geschrei hatte mich erschreckt und ich eilte herbei. Aber ich glaube, es wäre das Dringendste, daß die Ärzte unsern braven Rat untersuchten.«

»Vor Euch, meine Herren?« sprach Broussel ganz schüchtern.

»Warum nicht, mein Lieber?«

»Wir wollen eiligst erfahren, wie es mit Euch steht.«

»Ei, mein Gott«, sagte Madame Broussel, »was soll dieser neue Lärm bedeuten?«

»Man sollte glauben, es wäre Beifallsgeschrei«, sprach Blancmesnil und lief an das Fenster.

»Wie!« rief Broussel erbleichend, »was gibt es denn noch?«

»Die Livree des Herrn Prinzen von Conti«, sprach Blancmesnil.
»Der Herr Prinz von Conti selbst.«

Der Coadjutor und Herr von Longueville hatten ungeheure Lust zu lachen.

Die Ärzte waren im Begriff, die Decke von Broussel

aufzuheben.

Broussel hielt sie zurück.

In diesem Augenblick trat der Prinz von Conti ein.

»Ah, meine Herren«, sagte er, als er den Coadjutor erblickte, »Ihr seid mir zuvorgekommen! Doch Ihr müßt mir deshalb nicht grollen, mein lieber Herr Broussel. Als ich Euren Unfall erfuhr, glaubte ich, es würde Euch vielleicht an einem Arzte fehlen, und machte einen Umweg, um den meinigen mitzunehmen. Doch wie ist es mit dem Mordversuche?«

Broussel wollte sprechen, aber es fehlte ihm an Worten. Er erstickte beinahe unter dem Gewichte der, Ehrenbezeugungen, mit denen man ihn überhäufte.

»Ei, mein guter Doktor, seht nach«, sagte der Prinz zu einem schwarzen Manne, der ihn begleitete.

»Meine Herren«, sprach einer von den Ärzten, »es ist also eine Konsultation?«

»Wie Ihr wollt, doch beruhigt mich geschwinde über den Zustand des lieben Rates.«

Die drei Ärzte näherten sich dem Bette, Broussel zog die Decke mit aller Gewalt an sich, wurde aber, trotz seines Widerstandes entblößt und untersucht.

Er hatte nur eine Quetschung am Arme und eine andere am Schenkel.

Die drei Ärzte schauten sich an, denn sie begriffen nicht, wie man hatte die drei gelehrtesten Männer der Pariser Fakultät wegen einer solchen Erbärmlichkeit vereinigen können.

»Nun?« sagte der Coadjutor.

»Nun?« sagte der Herzog.

»Nun?« sagte der Prinz.

»Wir hoffen, der Unfall wird keine Folgen haben«, sprach einer von den drei Ärzten, »und wollen uns zum Behuf einer Verordnung in das nächste Zimmer zurückziehen.«

»Broussel! Kunde von Broussel!« rief das Volk. »Wie geht es Broussel?«

Der Coadjutor lief an das Fenster; bei seinem Anblick schwieg das Volk.

»Meine Freunde«, sagte er, »beruhigt Euch. Herr Broussel ist außer Gefahr. Seine Wunde ist jedoch bedeutend und die Ruhe sehr notwendig für ihn.«

Der Ruf: »Es lebe Broussel! Es lebe der Coadjutor!« erscholl sogleich auf der Straße.

Herr von Longueville war eifersüchtig und ging auch an das Fenster.

»Es lebe Herr von Lougueville!« rief man ebenfalls.

»Meine Freunde«, sagte der Herzog, mit der Hand grüßend, »entfernt Euch im Frieden und gönnt unsern Feinden nicht das Vergnügen einer Unordnung.«

»Schön, Herr Herzog«, sprach Broussel von seinem Bette aus. »Das heiße ich als guter Franzose sprechen.«

»Ja, meine Herren Pariser«, rief der Prinz von Conti, ebenfalls an das Fenster tretend, um seinen Anteil an dem Beifall zu bekommen. »Ja, Herr Broussel bittet Euch. Überdies bedarf er der Ruhe, und der Lärm könnte ihn belästigen.«

»Es lebe der Herr Prinz von Couti!« schrie die Menge.

Der Prinz grüßte.

Alle drei verabschiedeten sich nun von dem Rat, und die Menge, welche sie im Namen »von Broussel weggeschickt hatten, bildete ihr Geleite. Sie waren bereits auf dein Quai, als Broussel, immer noch von seinem Bette aus, Komplimente machte.«

Die alte Magd schaute ihren Herrn mit Bewunderung an. Der Rat war in ihren Augen um einen Fuß größer geworden.

»So geht es, wenn man seinem Vaterlande nach seinem Gewissen dient«, sagte Broussel mit Befriedigung.

Die Ärzte entfernten sich, nachdem sie sich eine Stunde lang beraten und für die Quetschungen Umschläge mit Wasser und Salz verordnet hatten.

Es war den ganzen Tag eine Wallfahrt von Carrossen. Die ganze Freude ließ sich bei Broussel einschreiben.

»Welch ein schöner Triumph, mein Vaters«, sagte der junge Mann, der den wahren Beweggrund nicht begriff, welcher alle diese Leute zu seinem Vater trieb, und die Kundgebung der Großen, der Prinzen und ihrer Freunde im Ernste nahm.

»Ach! mein lieber Jacques!« erwiderte Broussel, »ich bin sehr

bage, diesen Triumph etwas teuer bezahlen zu müssen. Wenn ich mich nicht täusche, ist Herr von Mazarin zu dieser Stunde damit beschäftigt, mir die Rechnung für den Ärger zu machen, den ich ihm verursache.«

Friquet kehrte um Mitternacht zurück; er hatte keinen Arzt finden können.

IX.

Vier alte Freunde schicken sich zu einem Wiedersehen an.

»Nun?« sagte, in dem Hofe des Gasthauses zur Rehziege sitzend, Porthos zu seinem Freunde d'Artagnan, welcher mit langem, verdrießlichem Gesichte auf dem Palais-Cardinal zurückkehrte, »nun, er hat Euch schlecht empfangen, mein braver d'Artagnan?«

»Meiner Treue, ja! dieser Mensch ist offenbar ein abscheuliches Wesen. Was esst Ihr da, Porthos?«

»Ei, Ihr seht es wohl, ich tauche etwas Zwieback in spanischen Wein. Macht es ebenso.«

»Ihr habt Recht. Gimblou, ein Glas!«

Der mit diesem harmonischen Namen angerufene Kellner brachte das verlangte Glas, und d'Artagnan setzte sich zu seinem Freunde.

»Wie hat sich die Sache gemacht?«

»Gott verdamme mich, es gab nicht zwei Mittel, die Geschichte darzustellen; ich trat ein, er schaute mich von der Seite an, ich zuckte die Achseln und sagte zu ihm:

›Monseigneur, wir sind nicht die Stärkeren gewesen.«

»Ja, ich weiß Alles, aber erzählt mir die einzelnen Umstände.«

»Ihr begreift, Porthos, ich konnte die Einzelheiten nicht erzählen, ohne unsere Freunde zu nennen, und sie nennen, hieße sie zu Grunde richten.«

»Bei Gott!«

›Monseigneur«,« sagte ich, ›sie waren zu fünfzig, und wir waren zu zwei.«

›Ja«,« antwortete er, ›aber das verhinderte keineswegs einen Austausch von Pistolenschüssen, wie ich, gehört habe.«

›Allerdings sind von der einen, wie von der andern Seite einige Patronen verbrannt worden.«

›Und die Schwerter haben den Tag gesehen?« fügte er bei.

›Das heißt, die Nacht, Monseigneur«,« antwortete ich.

›Ah! ja«,« fuhr der Kardinal fort; »ich hielt Euch für einen Gascogner, mein Lieber.«

›Ich bin nur Gascogner, wenn ich siege, Monseigneur.«

›Diese Antwort gefiel ihm, denn er lachte.«

›Das dient mir zur Lehre«,« sprach er, ›daß ich meinen Garden bessere Pferde gebe, denn wenn sie Euch hätten folgen können, und jeder würde so viel getan haben, wie Ihr und Euer Freund, so hättet ihr Euer Wort gehalten und mir ihn tot oder lebendig gebracht.«

›Das kommt mir gar nicht schlimm vor«, versetzte Porthos.

›Mein Gott, nein, aber so wurde es gesagt. Es ist doch unglaublich wie viel Wein diese Zwiebacke halten; es sind wahre Schwämme. Gimblou, noch eine Flasche.«

Die Flasche wurde mit einer Geschwindigkeit gebracht, die als Beweis für den Grad der Achtung diente, welche d'Artagnan in der Herberge genoß. Er fuhr fort:

›Ich war im Begriff, mich zu entfernen, als er mich zurückrief.«

›Drei von Euren Pferden sind tot oder verschlagen?« fragte er.

›Ja, Monseigneur.«

›Wie viel waren sie wert?«

›Das-war, scheint mir, ein guter Klang«, sprach Porthos.

›Tausend Pistolen«,« antwortete ich.

›Tausend Pistolen?« sagte Porthos, »oh! oh! das ist viel, er versteht sich auf die Pferde und wird wohl gehandelt haben.«

›Meiner Treue, er hatte Lust dazu, der Filz, denn er machte einen furchtbaren Sprung und schaute mich an. Ich schaute ihn auch an; dann begriff er die Sache, steckte die Hand in einen Schrank und zog Anweisungen auf die Bank von Lyon heraus.«

›Für tausend Pistolen?«

›Für tausend Pistolen . . . der Knauser nicht eine einzige mehr.«

›Ihr habt sie!«

›Hier sind sie.«

›Meiner Treue, ich finde, das ist anständig gehandelt«, sprach Porthos.

»Anständig! gegen Leute, welche nicht nur unmittelbar vorher ihre Haut gewagt, sondern ihm einen großen Dienst geleistet haben!«

»Einen großen Dienst! und welchen?« fragte Porthos.«

»Bei Gott, es scheint, ich habe ihm einen Rat vom Parlament zertreten.«

»Wie, den kleinen schwarzen Mann, den wir au der Este des Saint-Jean-Kirchhofes niedergeworfen haben?«

»Ganz richtig, mein Lieber. Dieser Mensch war ihm unbequem. Leider habe ich ihn nicht ganz platt getreten, er wird davon kommen und ihm abermals unbequem sein. Doch hätte mir ihn der Filz in jedem Falle bezahlen müssen.«

»Verdammt!« sprach Porthos, »da er nicht einmal ganz zerschmettert war!«

»Ah! Herr von Richelieu hätte gesagte ›Fünf- hundert Taler für den Rat!‹ Doch sprechen wir nicht ferner davon. Wie viel kosteten Euch Eure, Tiere, Porthos?«

»Ah! mein Freund, wenn der arme Mousqueton da wäre, er könnte es Euch bei Heller und Pfennig sagen.«

»Gleichviel, schätzt sie zehn Taler mehr oder weniger.«

»Vulcan und Bayard kosteten mich jeder ungefähr zweihundert Pistolen, schlage ich Phöbus auf hundert- und fünfzig an, so wird die Rechnung ungefähr herauskommen.«

»Dann bleiben also vierhundert und fünfzig Pistolen«, sprach d'Artagnan ziemlich zufrieden.

»Ja«, versetzte Porthos, »aber Sattel und Zeug.«

»Das ist bei Gott wahr. Wie viel hierfür?«

»Wenn ich hundert Pistolen für alle drei rechne . . . «

»Gut, hundert Pistolen«, sprach d'Artagnan. »Dann bleiben noch dreihundert und fünfzig Pistolen.«

Porthos nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Beistimmung.

»Geben wir die fünfzig Pistolen unserer Wirtin für unsere ganze Zeche«, sprach d'Artagnan, »und teilen wir die übrigen dreihundert.«

»Teilen wir sie.«

»Schofelige Geschichte!« murmelte d'Artagnan und steckte

seine Billetts ein.

»Ach! das ist immer so«, versetzte Porthos. »Doch, sagt mir, hat er gar nichts von mir gesprochen?«

»Gewiß!« rief d'Artagnan, der seinen Freund zu entmutigen befürchtete, wenn er ihm bekennen würde, der Kardinal habe seiner nicht mit einer Sylbe erwähnt, »gewiß, er hat gesagt . . . «

»Er hat gesagt?«

»Wartet nur, ich muß mir seine Worte zurückrufen; ganz richtig, er sagte: ›Was Euren Freund betrifft, so verkündigt ihm, er möge sich ruhig auf das Ohr legen.««

»Gut«, versetzte Porthos; »das bedeutet so klar, wie der Tag, daß er mich immer noch zum Baron zu machen gedenkt.«

In diesem Augenblick schlug es neun Uhr auf der benachbarten Kirche. D'Artagnan bebte.

»Ah, es ist wahr«, sagte Porthos, »es schlägt neun Uhr und um zehn Uhr sollen wir auf der Place Royale zusammentreffen.«

»Ah! Porthos. schweigt!« rief d'Artagnan mit einer Bewegung der Ungeduld; »erinnert mich nicht hieran, das hat mich seit gestern verdrießlich gemacht. Ich gehe nicht dahin.«

»Und warum?« fragte Porthos.

»Weil es eine schmerzliche Sache ist, zwei Männer zu sehen, welche unsere Unternehmung scheitern gemacht haben.«

»Es hat jedoch weder der Eine noch der Andere den Sieg davon getragen. Ich hatte noch eine geladene Pistole, und Ihr standet Euch, den Degen in der Hand, gegenüber.«

»Ja.« sprach d'Artagnan, »aber wenn diese Zusammenkunft etwas verbirgt?«

»Oho!« entgegnete Porthos, das glaubt Ihr nicht, d'Artagnan.«

Das war so. D'Artagnan hielt Athos nicht für fähig, sich einer List zu bedienen; aber er suchte einen Vorwand, diese Zusammenkunft zu vermeiden.

»Wir müssen dahin gehen«, fuhr der stolze Grundherr von Bracieux fort; »sie würden glauben, wir hatten Angst. Ei, mein lieber Freund, wir haben wohl, fünfzig Feinden auf der Landstraße Trotz geboten, wir werden auch wohl zwei Freunden auf der Place Royale Trotz bieten.«

»Ja, ja«, sagte d'Artagnan, »ich weiß es; aber sie haben die Partei der Prinzen ergriffen, ohne uns davon in Kenntnis zu setzen; Athos und Aramis trieben ein Spiel mit mir, das mich empört. Gestern haben wir die Wahrheit entdeckt wozu soll es dienen, heute noch etwas Anderes zu erfahren?«

»Ihr mißtraut also wirklich?«

»Aramis allerdings, seitdem er Abbé geworden ist. Er sieht uns auf dem Wege, der ihn zum Bistum führen soll, und es wäre ihm vielleicht nicht unangenehm, uns auf die Seite zu schaffen.«

»Ah! bei Aramis ist es etwas Anderes«, sprach Porthos, »das würde mich nicht in Erstaunen setzen.«

»Herr von Beaufort kann es auch versuchen, uns fassen zu lassen.«

»Bah! er hatte uns in der Hand und ließ uns wieder ziehen. Übrigens wollen wir auf der Hut sein, uns bewaffnen und Planchet mit seinem Karabiner mitnehmen.«

»Planchet ist Frondeur«, sagte d'Artagnan.

»Zum Teufel mit den Bürgerkriegen!« rief Porthos, »man kann weder auf seine Freunde noch auf seine Lackeien mehr rechnen. Ah! wenn der arme Mousqueton da wäre! Das ist ein Mensch, der mich nie verlassen wird.«

»Ja, so lange Ihr reich seid. Ei! mein Lieber, es sind nicht die Bürgerkriege, die uns entzweien; es geschieht, weil wir nicht mehr zwanzig Jahre zahlen, weil die ritterlichen Aufwallungen der Jugend verschwunden sind, um dem Gemurmeln des Eigennutzes, den Eingebungen des Ehrgeizes, den Ratschlägen der Selbstsucht Platz zu machen. Ja, Ihr habt Recht, Porthos, gehen wir dahin, aber wohl bewaffnet. Gingen wir nicht, so wurden sie sagen, wir hatten Angst.«

»Holla! Planchet«, rief d'Artagnan.

Planchet erschien.

»Laß die Pferde satteln und nimm Deinen Karabiner.«

»Aber, gnädiger Herr, gegen wen ziehen wir?«

»Wir ziehen gegen Niemand«, antwortete d'Artagnan, »es ist eine reine Vorsichtsmaßregel, falls wir angegriffen würden.«

»Ihr wißt, gnädiger Herr, daß man den guten Rat Broussel, den Vater des Volkes«, umbringen wollte.

»Wirklich«, rief d'Artagnan.

»Ja, aber er wurde schön gerächt. Das Volk hat, ihn auf seinen Armen nach Hause getragen. Seit gestern wird seine Wohnung nicht mehr leer. Er hat von dem Herrn Coadjutor, von Herrn von Longueville und von dem-Prinzen von Couti Besuch bekommen. Frau von Chevreuse und Frau von Vendome haben sich bei ihm einschreiben lassen, und wenn er jetzt wollte . . . «

»Nun, wenn er wollte . . . «

Planchet fing an zu trällern:

Un vent de fronde
S'est levé ce matin
Je crois qu'il gronde
Contre Mazarin.
Un vent de fronde
S'est levé ce matin.

»Es wundert mich nicht mehr«, sagte d'Artagnan ganz leise zu Porthos, »daß es Mazarin lieber gewesen wäre, ich hätte seinen Rat ganz zermalmt.«

»Ihr begreift also, gnädiger Herr«, sprach Planchet, »daß, wenn Ihr mich zu einer Unternehmung, ähnlich der gegen den guten Rat Broussel, meinen Karabiner zu nehmen ersuchtet . . . «

»Nein, sei unbesorgt; aber von wem weißt Du alle diese Umstände?«

»Oh! aus einer guten Quelle, gnädiger Herr. Ich weih es von Friquet.«

»Von Friquet? Dieser Name ist mir bekannt.«

»Es ist der Sohn der Magd von Herrn Broussel, ein Spitzbube, der bei einer Meuterei seinen Teil nicht den Hunden geben würde, dafür stehe ich Euch.«

»Ist er nicht Chorknabe bei Notre-Dame?«

»Allerdings; Bazin ist sein Beschützer.«

»Ah! ah! ich weiß, und Kellner in einer Schenke unferne davon?«

»Ganz richtig.«

»Was hattet Ihr mit diesem kleinen Burschen zu schaffend?« fragte Porthos.

»Er hat mir gute Kunde gegeben«, antwortete d'Artagnan, »und

dürfte mir bei Gelegenheit noch mehr geben.«

Euch, der Ihr seinen Herrn beinahe zermalmt hättet.«

»Wer wird es ihm sagen?«

»Da habt Ihr Recht.«

In demselben Augenblick ritten Athos und Aramis durch den Faubourg Saint-Antoine in Paris ein. Sie hatten sich auf dem Wege gestärkt und eilten, um zur Zusammenkunft nicht zu spät zu kommen. Bazin allein folgte ihnen, denn Grimaud war, wie man sich erinnern wird, zurückgeblieben, um Mousqueton zu pflegen, und sollte sich dann unmittelbar zu dem Jungen Grafen von Bragelonne begeben, der zu dem Heere nach Flandern ging.

»Nun müssen wir irgend eine Herberge aufsuchen«, sagte Athos, »nur ein städtisches Gewand anzuziehen, Pistolen und Raufdegen abzulegen und unsern Bedienten zu entwaffnen.«

»Oh! keines Wegs, mein lieber Graf; erlaubt mir, vielleicht nicht nur nicht Eurer Meinung zu sein, sondern Euch zu der meinigen zu bringen.«

»Und warum dies?«

»Weil wir zu einer Kriegszusammenkunft gehen.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Aramis?«

»Daß die Place Royale die Folge der Landstraße nach Vendome und nichts Anderes ist.«

»Wie, unsere Freunde . . . «

»Sind unsere gefährlichsten Feinde geworden; Athos, glaubt mir, wir dürfen nicht trauen.«

»Oh! d'Herblay!«

»Wer sagt Euch, daß d'Artagnan nicht seine Niederlage auf uns geworfen und den Kardinal davon in Kenntniss gesetzt hat? Wer sagt Euch, daß der Kardinal nicht diese Zusammenkunft benutzen wird, um uns fassen zu lassen?«

»Wie, Aramis, könnt Ihr denken, d'Artagnan und Porthos würden zu einer solchen Niederträchtigkeit die Hand bieten?«

»Ihr habt Recht, unter Freunden wäre es eine Niederträchtigkeit, aber unter Feinden ist es eine List.«

Athos kreuzte die Arme und ließ sein schönes Haupt auf die Brust fallen.«

»Was wollt Ihr, Athos, die Menschen sind einmal so beschaffen und zählen nicht immer zwanzig Jahre.« sagte Aramis. »Wir haben auf eine grausame Weise die Eitelkeit verletzt welche blind die Handlungen des Mensch leiten. Er ist besiegt worden. Habt Ihr nicht gehört, wie er auf der Landstraße in Verzweiflung geriet? Was Porthos betrifft, so hing für ihn vielleicht der Baronentitel vom Gelingen dieser Angelegenheit ab. Er hat uns nun auf dem Wege getroffen und wird für diesmal noch nicht Baron sein. Wer weiß, ob diese Baronie nicht in Verbindung mit unserer Zusammenkunft steht! Wir wollen auf unserer Hut sein, Athos.«

»Aber, wenn sie ohne Waffen kämen? Welche Schmach für uns, Aramis!«

»Oh! seid unbesorgt, mein Lieber, ich stehe Euch dafür, es wird nicht so sein. Überdies haben wir eine Entschuldigung: wir kommen von der Reise und sind Rebellen.«

»Eine Entschuldigung für uns! Wir müßten für den Fall vorhersehen, wo wir einer Entschuldigung, d'Artagnan, Porthos gegenüber bedürften! Oh! Aramis, Aramis«, fuhr Athos traurig den Kopf schüttelnd fort, »bei meiner Seele, Ihr macht mich zum unglücklichsten Menschen! Ihr entzaubert ein Herz, das für die Freundschaft nicht ganz abgestorben war; seht, Aramis, es wäre mir beinahe eben so lieb, wenn man es mir, aus der Brust reißen würde, das schwöre ich Euch. Geht hin, wie Ihr wollt, Aramis, ich gehe ohne Waffen.«

»Nein, ich lasse Euch so nicht gehen. Es ist nicht mehr ein einzelner Mann, es ist nicht mehr Athos, es ist selbst nicht mehr der Graf de la Fère, den Ihr durch diese Schwäche verraten würdet, nein, es ist eine ganze Partei, der Ihr angehört und die auf Euch zählt.«

»Es geschehe, wie Ihr sagt«, antwortete Athos.

Und sie setzten in trüber Stimmung ihren Weg fort.

Kaum gelangten sie durch die Rue du Pas-de-la-Mule zu den Gittern des verlassenen Platzes als sie unter der Arcade an der Mündung der Rue Sainte-Catharine drei Reiter erblickten.

Es waren d'Artagnan und Porthos, welche in ihre Mäntel gehüllt, unter denen die Schwerter hervorsahen, herbeiritten. Hinter ihnen kam Planchet, die Muskete am Schenkel.

Athos und Aramis stiegen vom Pferde, als sie d'Artagnan und Porthos erblickten.

D'Artagnan bemerkte, daß die drei Pferde, statt von Bazin gehalten zu werden, an die Ringe der Arcaden gebunden wurden. Er befahl Planchet zu tun, wie Bazin tat.

Dann gingen sie zwei und zwei, von den Bedienten gefolgt, einander entgegen und grüßten sich höflich.

»Wo beliebt Euch, die Unterredung zu pflegen, meine Herren?« sprach Athos, da er wahrnahm, daß mehre Personen stille standen, als ob es sich um einen von den berühmten Zweikämpfen handelte, welche noch in dem Gedächtnis der Pariser und besonders der Bewohner der Place Royale lebten.

»Das Gitter ist geschlossen«, sagte Aramis, »aber wenn diese Herren die Kühle unter den Bäumen und eine unverletzliche Einsamkeit lieben, so hole ich den Schlüssel im Hotel Rohan, und wir werden uns vortrefflich finden.«

D'Artagnan tauchte seinen Blick in die Dunkelheit des Platzes, und Porthos steckte seinen Kopf durch zwei Stangen, um die Finsternis zu sondieren.

»Zieht Ihr einen andern Ort vor«, sprach Athos mit seinem edlen, überzeugenden Tone, »so wählt selbst.«

»Kann sich Herr d'Herblay den Schlüssel verschaffen, so wird dieser Platz, glaube ich, die geeignetste Stelle sein.«

Aramis entfernte sich sogleich, forderte aber Athos zuvor noch auf, nicht so allein im Bereiche von d'Artagnan und Porthos zu bleiben, aber derjenige, welchem er diesen Rat gab, lächelte nur verächtlich und machte einen Schritt gegen seine alten Freunde, welche beide auf ihrem Platze blieben.

Aramis klopfte wirklich an dem Hotel Rohan an; bald erschien er wieder mit einem Manne, welcher sagte:

»Ihr schwört mir, Herr?«

»Nehmt«, erwiderte Aramis und gab ihm einen Louisd'or.

»Ah! Ihr wollt nicht schwören, gnädiger Herr?« versetzte der Haushofmeister den Kopf schüttelnd.

»Ei! kann man denn auf Nichts schwören?« sprach Aramis. »Ich versichere Euch nur, daß zu dieser Stunde diese Herren unsere Freunde sind.«

»Ja, gewiß«, sagten mit kaltem Tone Athos, d'Artagnan und Porthos.

D'Artagnan hatte das Gespräch gehört und verstanden.

»Ihr seht«, sagte er zu Porthos.

»Was sehe ich?.«

»Daß er nicht schwören wollte.«

»Schwören, worauf?«

»Dieser Mann wollte, Aramis sollte ihm schwören, wir gehen nicht auf die Place Royale, um uns zu schlagen.«

»Und Aramis wollte nicht schwören?«

»Nein.«

»Dann wohl Acht gegeben!«

Athos verlor die zwei Redenden nicht aus dem Auge. Aramis öffnete das Thor und ging auf die Seite, damit d'Artagnan und Porthos eintreten konnten. Beim Eintreten brachte d'Artagnan den Griff seines Degens in das Gitter und war genötigt, seinen Mantel wegzuschieben. Während er den Mantel wegschob, entblöste er die glänzenden Kolben seiner Pistolen, auf welchen sich ein Strahl des Mondes abspiegelte.

»Seht Ihr«, sagte Aramis, indem er mit der einen Hand die Schulter von Athos berührte und mit der andern auf das Arsenal deutete, das d'Artagnan an seinem Gürtel trug.

»Ah! ja«, sprach Athos mit einem tiefen Seufzer.

Und er war der Dritte, welcher eintrat. Aramis trat zuletzt ein und verschloß das Gitter hinter sich. Die zwei Diener blieben außen, aber, als ob sie sich ebenfalls mißtrauten, in einer gewissen Entfernung von einander.



X.

Die Place Royal.

Man ging stillschweigend bis in die Mitte des Platzes. Da aber in diesem Augenblick der Mond aus den Wolken hervortrat, so bedachte man, daß man an dieser entblößten Stelle zu leicht gesehen werden könnte, und zog sich unter die Linden, wo der Schatten stärker war.

Es waren Bänke in bestimmter Entfernung von einander aufgestellt. Die vier Männer hielten vor einer derselben an. Athos machte ein Zeichen d'Artagnan und Porthos setzten sich; Athos und Aramis blieben vor ihnen stehen.

Nach einem kurzen Stillschweigen, bei welchem jeder die Verlegenheit fühlte, in die ihn das Anfangen der Erörterung setzte, sprach Athos:

»Meine Herren, ein Beweis der Macht unserer alten Freundschaft ist unsere Gegenwart an diesem Ort. Keiner hatte gefehlt, Keiner-hatte sich also einen Vorwurf zu machen.«

»Hört, Herr Graf«, erwiderte d'Artagnan, »statt uns Komplimente zu sagen, die wir vielleicht, weder die Einen noch die Andern verdienen, erklären wir uns als Leute von Herz.«

»Das ist ganz mein Wunsch«, antwortete Athos. »Ich weiß, daß Ihr offenherzig seid; sprecht auch mit Eurer ganzen Offenherzigkeit: Habt Ihr mir, oder dem Herrn Abbé d'Herblay etwas vorzuwerfen?«

»Ja«, sprach d'Artagnan. »Als ich die Ehre hatte, Euch in Eurem Schlosse Bragelonne zu besuchen, überbrachte ich Euch Anträge, die Ihr wohl begriffen habt. Statt mir zu antworten, wie einem Freunde, spieltet Ihr mit mir, wie mit einem Kinde, und diese Freundschaft, welche Ihr so sehr rühmt, hat sich nicht durch das Zusammenstoßen unserer Schwerter, sondern durch Eure Heuchelei in Eurem Schlosse gebrochen.«

»D'Artagnan!« sagte Athos mit einem Tone sanften Vorwurfes.

»Ihr habt Offenherzigkeit von mir verlangt«, sprach d'Artagnan, »hier ist sie. Ihr fragt mich, was ich denke, ich sage es Euch. Und

nun habe ich Euch, Herr Abbé d'Herblay, dasselbe zu eröffnen. Ich handelte eben so bei Euch und Ihr habt mich ebenfalls getäuscht.«

»Ja der Tat, mein Herr, Ihr seid seltsam«, sprach Aramis, »Ihr kamt zu mir, um mir Vorschläge zu machen. Aber habt Ihr mir sie auch gemacht? Nein; Ihr habt mich nur ausgeforscht, und weiter nicht. Nun, was habe ich Euch gesagt? Mazarin wäre ein Knauser, und ich würde Mazarin nicht dienen. Das ist das Ganze. Sägte ich Euch, ich würde keinem Andern dienen? Im Gegenteil, ich gab Euch, glaube ich, zu verstehen, daß ich den Prinzen gehörte. Wir haben sogar, wenn ich mich nicht täusche, ganz angenehm über den sehr wahrscheinlichen Fall gescherzt, daß Ihr von dem Kardinal den Auftrag er halten würdet, mich zu verhaften. Wart Ihr Parteimann? Ja, allerdings. Nun wohl, warum sollten wir unserer Seits nicht auch Parteimänner sein. Ihr hattet Euer Geheimnis wie wir das unsere hatten. Wir haben dieselben nicht ausgetauscht: desto besser. Das, beweist, daß wir unsere Geheimnisse zu bewahren wissen.«

»Ich Mache Euch keinen Vorwurf, mein Herr«, sagte d'Artagnan; »nur weil der Herr Graf de la Fère von Freundschaft gesprochen hat, unterweise ich Euer Benehmen einer Prüfung.«

»Und was findet Ihr dabei?« fragte Aramis stolz. Das Blut stieg d'Artagnan auch in den Kopf; er erhob sich und antwortete:

»Ich finde, es ist das Benehmen eines Zöglings der Jesuiten.«

Als Porthos d'Artagnan sich erheben sah, erhob er sich ebenfalls. Die vier Männer standen also einander aufrecht und drohend gegenüber.

Bei der Antwort von d'Artagnan machte Aramis eine Bewegung, als wollte er die Hand an sein Schwert legen.

Athos hielt ihn zurück und sprach:

»D'Artagnan, Ihr kommt heute noch ganz wütend über unser gestriges Abenteuer hierher.

D'Artagnan, ich hielt Euch für so hochherzig, daß eine Freundschaft von zwanzig Jahren bei Euch eine Niederlage der Eitelkeit von einer Viertelstunde überstehen müßte. Laßt hören, sagt mir: glaubt Ihr mir also etwas vorwerfen zu können? Habe ich gefehlt, so werde ich meinen Fehler gestehen.«

Die ernste, klangreiche Stimme von Athos übte immer noch über d'Artagnan ihren alten Einfluß aus, während die von Aramis, in den Augen seiner schlechten Laune schrill und spitzig werdend, ihn aufbrachte. Er antwortete auch Athos:

»Ich glaube, mein Herr Graf, Ihr hättet mir in Eurem Schlosse Bragelonne eine vertrauliche Mittheilung zu machen gehabt, und dieser Herr«, fuhr er, Aramis bezeichnend, fort, »hätte mir eine ähnliche in seinem Kloster machen sollen. Ich würde mich dann nicht in ein Abenteuer geworfen haben, wo Ihr mir den Weg versperren mußtet. Weil ich jedoch diskret war, muß man mich nicht ganz und gar für einen Dummkopf halten. Hätte ich die Verschiedenheit der Leute, welche Herr d'Herblay auf einer Strickleiter empfängt, von der der Menschen, welche er auf einer hölzernen Leiter empfängt, ergründen wollen, so würde ich ihn wohl zum Sprechen genötigt haben.«

»In was mischt Ihr Euch?« rief Aramis bleich vor Zorn bei dem Zweifel, der sich in seinem Innern erhob, er könnte, von d'Artagnan bespät, mit Frau von Longueville gesehen worden sein.

»Ich mische mich in das, was mich angeht, und gebe mir das Ansehen, als hätte ich nicht bemerkt, was mich nicht angeht. Aber ich hasse die Heuchler, und in diese Kategorie setze ich die Musketiere, welche die Abbé spielen, und die Abbés, welche die Musketiere spielen. Und dieser Herr«, fügte er, sich gegen Porthos wendend, bei, »dieser Herr ist meiner Meinung.«

Porthos, welcher noch nicht gesprochen hatte, antwortete nur mit einer Sylbe und mit einer Gebärde.

Er sagt »Ja!« und legte die Hand an den Degen.

Aramis machte einen Sprung rückwärts und zog den seinigen. D'Artagnan beugte sich, bereit zur Verteidigung oder zum Angriff.

Nun streckte Athos mit der Gebärde des obersten Befehles, welche nur ihm eigentümlich war, die Hand aus, zog langsam den Degen aus der Scheide, zerbrach das Eisen über seinem Knie und warf die zwei Stücke zu seiner Rechten.

Dann sich gegen Aramis wendend, sagte er diesem: »Zerbrecht Euren Degen.«

Aramis zögerte.

»Es muß sein.« sprach Athos und fügte mit leiserem, sanfterem Tone bei: »Ich will es.«

Noch bleicher, aber beherrscht durch diese Gebärde, besiegt durch diese Stimme, zerbrach Aramis in seinen Händen die biegsame Klinge, kreuzte die Arme und wartete bebend vor Wut.

Diese Bewegung veranlaßte d'Artagnan und Porthos, zurückzuweichen. D'Artagnan zog seinen Degen nicht, Porthos steckte den seinen wieder in die Scheide.

»Nie«, sprach Athos, langsam seine rechte Hand zum Himmel erhebend, »nie, ich schwöre es vor Gott, der uns in dieser feierlichen Nacht hört und sieht, nie wird mein Schwert die Eurigen berühren, nie wird, mein Auge einen Blick des Zornes, nie mein Herz einen Schlag des Hasses für Euch haben.«

Wir haben mit einander gelebt, mit einander gehaßt und geliebt. Wir haben unser Blut vergossen und vermischt, und vielleicht, füge ich noch bei, besteht zwischen uns ein noch mächtigeres Band, als das der Freundschaft, vielleicht besteht der Vertrag des Verbrechens; denn wir haben alle vier ein menschliches Wesen verurteilt und hingerichtet, das wir von dieser Welt auszuschneiden wohl nicht berechtigt waren, obgleich es mehr der Hölle als dieser Welt anzugehören schien. D'Artagnan, ich habe Euch immer wie meinen Sohn geliebt. Porthos, wir baden zehn Jahre Seite an Seite geschlafen; Aramis ist Euer Bruder, wie der meinige, denn Aramis hat Euch geliebt, wie ich Euch noch liebe, wie ich Euch stets lieben werde. Was kann der Kardinal für uns sein, die wir die Hand und das Herz eines Mannes wie Richelieu bezwungen haben! Was kann dieser oder jener Prinz für uns sein, die wir die Krone auf dem Haupte eines Königs befestigt haben? D'Artagnan, ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich gestern den Degen mit Euch gekreuzt habe. Aramis tut dasselbe für Porthos. Und nun haßt mich, wenn Ihr könnt; aber ich, ich schwöre Euch, daß ich trotz Eures Hasses nur Achtung und Freundschaft für Euch haben werde. Nun wiederholt meine Worte, Aramis, und wenn sie wollen und Ihr wollt, so verlassen wir, unsere alten Freunde auf immer.«

Es herrschte einen Augenblick ein feierliches Stillschweigen, welches von Aramis unterbrochen wurde.

»Ich schwöre«, sagte er mit ruhiger Miene und redlichem Blicke, aber mit einer Stimme, in welcher ein letztes Zittern der

Aufregung vibrierte, »ich schwöre, daß keinen Haß mehr gegen diejenigen hege, welche meine Freunde waren; ich schwöre, daß ich es bedaure, Euren Degen berührt zu haben, Porthos; ich schwöre endlich, daß sich nicht nur der meinige nicht mehr gegen Eure Brust wenden sondern daß in der Tiefe meiner geheimsten Gedanken für die Zukunft nicht einmal ein Schein von feindseligen Gefühlen gegen Euch mehr übrig bleiben wird. Kommt, Athos.«

Athos machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

»Oh! nein, nein! geht nicht«, rief d'Artagnan, hingerissen von einer der unwiderstehlichen Aufwallungen welche die Wärme seines Blutes und die angeborene Rechtschaffenheit seiner Seele verrieten; »geht nicht, denn ich habe auch einen Eid zu leisten. Ich schwöre, daß ich den letzten Tropfen meines Blutes, den letzten Fetzen meines Fleisches geben würde, um die Achtung eines Mannes, wie Ihr Athos, die Freundschaft eines Mannes, wie Ihr, Aramis, zu erhalten.«

Und er stürzte in die Arme von Athos.



TYP. J. CLAYE.

»Mein Sohn!« rief Athos, ihn an sein Herz drückend.

»Und ich«, sagte Porthos, »schwöre nichts; aber ich ersticke, Sacrebleu! Wenn ich mich gegen Euch schlagen müßte, ich glaube, ich würde mich durchbohren lassen, denn ich, habe auf vergangen Welt nur Euch geliebt.«

Und der ehrliche Porthos zerfloß in Tränen, während er sich Aramis in die Arme warf.

»Meine Freunde«, sprach Athos, »das ist es, was ich erwartete, das, was ich von zwei Herzen wie die Eurigen hoffte; ja, ich habe es gesagt und wiederhole es, unsere Geschicke sind unwiderruflich verbunden, obgleich wir verschiedenen Wegen folgen. Ich achte Eure Meinung, d'Artagnan; sich ehre Eure Überzeugung Porthos; aber obgleich wir uns für entgegengesetzte Sachen schlagen, bleiben wir doch Freunde. Die Minister, die Prinzen werden wie ein Strom hinziehen, der Bürgerkrieg wird wie eine Flamme erlöschen, aber wir, wir werden bleiben, das sagt mir ein Vorgefühl.«

»Ja«, sprach d'Artagnan, »seien wir stets Musketiere, und behalten wir als einzige Fahne die berühmte Serviette der Bastei Saint-Gervais, auf welche der große Kardinal drei Lilien sticken ließ.«

»Ja«, sagte Aramis, »Kardinalisten oder Frondeure, was legt uns daran! Finden wir nur wieder unsere guten Sekundanten für die Zweikämpfe, unsere ergebenen Freunde für die wichtigen Angelegenheiten unsere lustigen Gefährten für das Vergnügen.«

»Und jedes Mal«, rief Athos, »so oft wir uns im Gefechte treffen, nehmen wir bei dem einzigen Wort: Place Royale! - den Degen in die linke Hand und reichen uns die Rechte, und wäre es mitten im Blutbade!«

»Ihr sprecht zum Entzücken«, sagte Porthos.

»Ihr seid der größte Mann«, erwiderte d'Artagnan, »und überragt uns um zehn Ellen.«

Athos lächelte mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Freude.

»Dies ist also abgemacht«, sprach er. »Auf, meine Herren, Eure Hand. Seid Ihr ein wenig Christen?«

»Bei Gott!« versetzte d'Artagnan.

Wir werden es bei dieser Gelegenheit sein, um unserem Schwure treu zu bleiben«, sagte Aramis.«

»Ah, ich bin bereit, bei Allem zu schwören, was man nur will, selbst bei Mahomet! Der Teufel soll mich holen, wenn ich je so glücklich gewesen bin, als in diesem Augenblick.«

Und der gute Porthos trocknete seine noch feuchten Augen.

»Hat Einer von Euch ein Kreuz?« fragte Athos.

Porthos und d'Artagnan schauten sich an, wie Menschen, welche unversehens gefaßt werden.

Aramis lächelte und zog aus seiner Brust ein Kreuz von Diamanten, welches an einer Perlenschnur an seinem Halse hing.

»Hier ist eines«, sagte er.

»Nun wohl«, versetzte Athos, »schwören wir auf dieses Kreuz, das trotz seines Stoffes immerhin ein Kreuz ist, schwören wir, unter allen Umständen und immer vereinigt zu sein, und mochte dieser Schwur nicht nur uns allein, sondern auch unsere Nachkommen binden. Ist dieser Eid Euch genehm?«

»Ja«, antworteten sie einstimmig.

»Ah! Verräter«, sagte ganz leise d'Artagnan, indem er sich an das Ohr von Aramis neigte, »Ihr habt uns auf das Kruzifix einer Frondeuse schwören lassen.«

XI.

Die Fähre.

Wir hoffen, der Leser hat den jungen Reisenden nicht ganz vergessen, den wir auf der Straße nach Flandern ließen.

Sobald Raoul seinen Beschützer, der ihm mit den Augen, vor der Basilica stehend, folgte, aus dem Blicke verlor, gab er seinem Pferde die Sporen, einmal, um seinen schmerzlichen Gedanken zu entfliehen, und dann um vor Olivain die Bewegung zu verbergen, welche mächtig auf seinen Zügen hervortrat.

Eine Stunde raschen Marsches zerstreute jedoch, bald alle die düsteren Dünste, welche die so reiche Einbildungskraft des Jünglings in Betrübniß versetzt hatten. Das unbekanntes Vergnügen, frei zu sein, ein Vergnügen, das seine Süßigkeit selbst für diejenigen hat, welche nie unter einer Abhängigkeit litten, vergoldete für Raoul den Himmel und die Erde, und besonders den fernen, azurblauen Horizont des Lebens, den man Zukunft nennt.

Er bemerkte jedoch nach verschiedenen Versuchen eines Gespräches mit Olivain, daß lange Tage auf diese Art zugebracht, sehr traurig sein müßten, und die so sanfte, so überzeugende Rede des Grafen kam ihm in das Gedächtnis, in Beziehung auf die Städte, die man durchzog, worüber Niemand kostbarere Auskunft geben konnte, als ihm von Athos, dem gelehrtesten und unterhaltendsten von allen Führern, erteilt worden war.

Noch ein anderes Andenken machte Raoul traurig; nach Louves gelangend, hatte er, hinter einem Vorhange von Pappelbäumen verloren, ein kleines Schloß erblickt, das ihn so stark an la Vallière erinnerte, daß er stille hielt, um es wenigstens zehn Minuten anzuschauen, und sodann seufzend seinen Weg fortsetzte, ohne nur Olivain zu antworten, der ihn nach der Ursache dieser Aufmerksamkeit fragte. Der Anblick der äußeren Gegenstände ist ein geheimnisvoller Conductor, welcher mit den Fibern des Gedächtnisses in Verbindung steht; ist dieser Faden einmal erregt, wie der der Ariadne, so führt er in ein Labyrinth von Gedanken, worin man sich verirrt, wenn man dem Schatten der

Vergangenheit folgt, den man Erinnerung nennt. Der Anblick dieses Schlosses hatte Raoul fünfzig Meilen nach Westen zu geworfen, und ihn in seinem Leben zurückgehen lassen, von dem Augenblick, wo Er von der kleinen Louise Abschied nahm, bis zu dem, wo er sie um ersten Male gesehen hatte, und jedes Eichengebüsch, jede Wetterfahne auf einem Schieferdache erschaut, erinnerte ihn daran, daß er, statt zu den Freunden seiner Kindheit zurückzukehren, sich immer, mehr von denselben entfernte, und daß er sie vielleicht für immer verlassen hatte.

Das Herz aufgeschwollen, den Kopf schwer, befahl er Olivain, die Pferde in eine kleine Herberge zu führen, die er an der Landstraße, ungefähr in einer halben Büchenschußweite vorwärts von dem Orte erblickte, zu, welchem man gelangt war. Er selbst stieg ab, blieb unter einer schonen Gruppe von blühenden Kastanienbäumen, um welche zahllose Bienen summten, und beauftragte Olivain, ihm durch den Wirt Briefpapier und Tinte auf einen Tisch bringen zu lassen, der wie zum Schreiben aufgestellt zu sein schien.

Olivain gehorchte und setzte seinen Weg fort, während Raoul die Ellbogen auf den Tisch gestützt da saß, mit den Blicken hinausschweifend über diese schöne, ganz mit grünen Feldern und Baumgruppen durchstreute Landschaft, indes von Zeit zu Zeit Blüten wie Schneeflocken auf sein Haupt herabfielen.

Raoul verweilte hier ungefähr seit zehn Minuten und war etwa fünf in seine Träumereien versunken, als er in dem Kreise, welchen seine zerstreuten Blicke umfaßten, eine rötliche Figur sich bewegen sah, die, eine Serviette unter dem Arm, eine weiße Mühe auf dem Kopfe, sich mit Papier, Tinte und Feder ihm näherte.

»Ah! ah!« sprach die Erscheinung, »man sieht, alle Edelleute haben dieselben Gedanken, denn vor kaum einer Viertelstunde hat ein junger Seigneur, gut beritten, wie Ihr, von vornehmen Aussehen, wie Ihr, und ungefähr von Eurem Alter, vor dieser Baumgruppe Halt gemacht; er befahl diesen Tisch und diesen Stuhl zu bringen, speiste hier mit einem alten Herrn, der sein Hofmeister zu sein schien, eine Pastete, von der sie kein Stückchen übrig ließen, und trank mit seinem Begleiter eine Flasche alten Macon-Wein, von der nicht ein Tropfen übrig blieb;

zum Glücke haben wir noch von demselben Wein und ähnliche Pasteten, und wenn der gnädige Herr befehlen wollte . . . «

»Nein, mein Freund«, antwortete Raoul lächelnd. »ich danke Euch, ich bedarf für jetzt nur der Dinge, die ich habe verlangen lassen; freilich würde es mir sehr lieb, sein, wenn die Tinte schwarz, und die Feder gut wäre; in diesem Falle würde ich für die Feder den Preis der Tasche, und für die Tinte den Preis der Pastete bezahlen.«

»Ganz wohl, gnädiger Herr«, sprach der Wirt., »dann will ich die Pastete und die Flasche Eurem Bedienten geben; Ihr bekommt auf diese Art die Feder und die Tinte in den Kauf.«

»Macht es, wie Ihr wollt«, erwiderte Raoul, der seine Lehre bei dieser ganz besonderen Klasse der Gesellschaft begann, welche als es auf den Landstraßen noch Räuber gab, mit diesen assoziiert war, und seitdem es keine mehr gibt, dieselben auf eine vortheilhafte Weise ersetzt hat.

Über seine Einnahme beruhigt, legte der Wirt Papier, Tintenfaß und Feder auf den Tisch. Zufälliger Weise war die Feder ziemlich gut und Raoul schickte sich an, zu schreiben.

Der Wirt blieb vor ihm stehen und betrachtete mit einer Art von unwillkürlicher Bewunderung dieses reizende, so sanfte und zugleich so ernste Antlitz. Die Schönheit ist stets eine Königin gewesen und wird immer eine sein.

»Das ist kein Gast, wie der von vorhin«, sagte der Wirt zu Olivain, welcher wieder zu Raoul zurückgekehrt war, um zu sehen, ob er nichts bedürfe, »und Euer junger Herr hat keinen Appetit.«

»Der Herr hatte noch vor drei Tagen, aber seit vorgestern hat er ihn verloren.«

Und Olivain und der Wirt wandelten nach der Herberge zurück, wobei Olivain, nach Art der über ihre Lage glücklichen Bedienten, dem Herbergsvater Alles erzählte, was er in Beziehung auf den jungen Edelmann sagen zu können glaubte.

Mittlerweile schrieb Raoul:

»Mein Herr!

»Noch einem Marsche von vier Stunden halte ich an, um

Euch zu schreiben, denn Ihr fehlt mir jeden Augenblick, und ich bin immer im Begriff, den Kopf umzudrehen, wie um zu antworten, wenn Ihr mit mir spracht. Ich war so betäubt von Eurem Abgang und wurde über unsere Trennung dergestalt von Kummer ergriffen, daß ich Euch nur schwach Alles das ausgedrückt habe, was ich an Zärtlichkeit und Dankbarkeit für Euch fühle. Ihr werdet mich entschuldigen, denn Euer Herz ist so edel, daß Ihr Alles begreift, was in dem meinigen vorging. Schreibt mir doch, ich bitte Euch, denn Eure Ratschläge bilden einen Teil meines Daseins; und dann, wenn ich es Euch gestehen darf, bin ich unruhig: es kam mir vor, als schicktet Ihr Euch selbst zu einer gefahrvollen Unternehmung an, über welche ich Euch nicht zu befragen wagte, weil Ihr mir nichts davon sagtet. Ihr seht, ich bedarf sehr der Kunde von Euch. Seitdem ich Euch nicht mehr bei mir habe, befürchte ich jeden Augenblick zu fehlen. Ihr unterstütztet mich mächtig, Herr, und heute, ich schwöre es Euch, fühle ich mich sehr allein.

»Wolltet Ihr wohl die Gefälligkeit haben, wenn Ihr Nachricht von Blois bekommt, mir einige Worte von meiner kleinen Freundin, Fräulein de la Vallière, zu schreiben, deren Gesundheit, wie Ihr wißt, bei unserer Abreise zu einiger Besorgnis Anlaß geben konnte, Ihr begreift, mein Herr und treuerer Beschützer, wie die Erinnerungen aus der Zeit, die ich bei Euch zugebracht habe, mir so kostbar und wesentlich sind. Ich hoffe, Ihr werdet auch zuweilen an mich denken, und wenn ich Euch zu gewissen Stunden fehle, wenn Ihr etwas wie einen kleinen Kummer über meine Abwesenheit fühlt, so wird mich Freude bei dem Gedanken erfüllen, daß Ihr, meine Liebe und Ergebenheit für Euch empfunden habt, und daß ich, sie Euch begreiflich zu machen verstand, während ich das Glück genoß, in Eurer Nähe zu leben.«

Als dieser Brief vollendet war, fühlte sich Raoul ruhiger. Er schaute umher, ob Olivain und der Wirt ihn nicht betrachteten, drückte einen Kuß auf dieses, Papier, eine stumme, rührende Liebkosung, welche Athos, den Brief öffnend, zu erraten fähig war.

Während dieser Zeit hatte Olivain seine Flasche geleert und

seine Pastete gegessen; die Pferde waren erfrischt; Raoul machte dem Wirt ein Zeichen, herbeizukommen, warf einen Taler auf den Tisch, stieg wieder zu Roß und gab in Senlis den Brief auf die Post.

Die Ruhe, welche Pferde und Reiter genossen hatten, erlaubte ihnen, den Marsch ohne Aufenthalt fortzusetzen. In Berberie befahl Raoul Olivain, sich nach dem jungen Edelmann zu erkundigen, der ihm voraus reiste. Man hatte ihn vor drei Viertelstunden durchkommen sehen; aber er war gut beritten, wie der Wirt gesagt hatte, und marschierte in raschem Zuge.

»Wir wollen diesen Edelmann einzuholen suchen«, sprach Raoul zu Olivain; »er geht, wie wir, zum Heere, und wird eine angenehme Gesellschaft für uns sein.«

Es war vier Uhr Nachmittags, als Raoul nach Compiègne gelangte; er speiste mit gutem Appetit zu Mittag und erkundigte sich abermals nach dem jungen Edelmann, der ihm voraus ritt; er hatte wie Raoul, im Gasthofs zur Glocke und Flasche angehalten, welcher der beste in Compiègne war, und sodann seine Reise mit der Bemerkung fortgesetzt, er wolle in Noyon über Nacht bleiben.

»Bleiben wir auch in Noyon«, sprach Raoul.

»Gnädiger Herr«, erwiderte ehrfurchtsvoll Olivain, »erlaubt mir zu bemerken, wir haben diesen Morgen unsere Pferde bereits sehr angestrengt. Es wäre, glaube ich, gut, hier zu übernachtete und morgen frühzeitig weiter zu reisen. Achtzehn Meilen genügen für eine erste Etappe.«

»Der Herr Graf de la Fère wünscht, daß ich mich beeile«, antwortete Raoul, »und ich soll am Morgen des vierten Tages den Herrn Prinzen eingeholt haben. Reiten wir noch bis Noyon, das ist dann eine Etappe der ähnlich, welche wir bei, unserer Reise von Blois nach Paris gemacht haben. Wir kommen um acht Uhr an; die Pferde haben die ganze Nacht, um auszuruhen, und morgen früh um fünf Uhr setzen wir uns wieder in Marsch.«

Olivain wagte es nicht, sich diesem Entschlusse zu widersetzen, aber er folgte murrend.

»Gebt, geht«, sprach er durch die Zähne; »werft Euer Feuer am ersten Tage weg. Morgen macht Ihr statt eines Marsches von zwanzig Meilen einen von zehn, übermorgen einen von fünf und

in drei Tagen liegt Ihr im Bette. Ah! Ihr hättet sehr der Ruhe nötig; alle diese jungen Leute sind Prahler.«

Man sieht, daß Olivain in der Schule der Planchet und Grimaud erzogen worden war.

Raoul fühlte sich wirklich müde; aber er wünschte seine Kräfte zu versuchen, und genährt von den Grundsätzen von Athos, fest überzeugt, daß er ihn tausendmal von Etappen von fünf und zwanzig Stunden hatte sprechen hören, wollte er nicht unter seinem Musterbilde bleiben. D'Artagnan, dieser Mann von Eisen, welcher ganz von Nerven und Muskeln gebaut zu sein schien, hatte seine Bewunderung hervorgerufen.

Er ritt also immer fort, wobei er von Zeit zu Zeit den Gang seines Pferdes, trotz der Bemerkungen von Olivain, zu beschleunigen suchte und einer reizenden schmalen Straße folgte, welcher zu einer Fähre führte und den Weg um eine Meile abkürzte, wie man ihn versichert hatte, als er den Gipfel eines Hügels erreichend, den Fluß vor sich erblickte. Eine kleine Truppe von Männern zu Pferde hielt am Ufer, bereit, sich einzuschiffen. Raoul zweifelte nicht, es wäre der Edelmann und sein Geleite. Er rief, war aber noch zu weit entfernt, um gehört zu werden. Raoul setzte sein Pferd, so müde es auch war, in Galopp, doch eine wellenförmige Erhöhung des Bodens entzog ihm bald den Anblick der Reisenden, und als er auf eine neue Anhöhe gelangte, hatte die Fähre das Ufer verlassen und schwamm nach dem entgegengesetzten Gestade.

Als Raoul sah, daß er nicht zeitig genug hinabgelangen konnte, um mit den Reisenden über den Fluß zu setzten, hielt er an und wartete auf Olivain.

In diesem Augenblick hörte man einen Schrei- welcher vom Flusse zu kommen schien. Raoul wandte sich auf die Seite, von wo der Schrei erscholl, hielt die Hand über seine Augen, welche die untergehende Sonne blendete, und rief:

»Olivain, was seht ich da unten!«

Ein zweiter, noch durchdringenderer Schrei erscholl unten!«

»Ei, gnädiger Herr«, sagte Olivain, »das Seil der Fähre ist gebrochen und das Schiff fällt ab. Aber was seh' ich im Wasser? Es kämpft!«

»Allerdings!« rief Raoul, seine Blicke auf einen Punkt im Flusse heftend, welchen die Sonnenstrahlen glänzend beleuchteten, »ein Pferd, ein Reiter!«

»Sie sinken!« rief Olivain.

Es war so, und Raoul hatte die Gewißheit erlangt, daß ein Unfall geschehen war und daß ein Mensch mit den Wellen kämpfte. Er ließ seinem Pferde die Zügel schießen, drückte ihm die Sporen in den Leib, und das Tier sprang, vom Schmerze gestachelt, über eine Art von Geländer, welches den Landungsplatz umgab, und fiel in den Fluß, wobei Schaumwogen in die Ferne spritzten.

»Ah, gnädiger Herr!« rief Olivain, »was macht Ihr? Mein Gott und Vater!«

Raoul lenkte sein Pferd nach dem Unglücklichen, der in Gefahr schwebte. Es war dies übrigens ein ihm bekanntes Manöver. An den Ufern der Loire geboren, war er gleichsam in ihren Wellen gewiegt worden; hundertmal hatte er sie zu Pferde, tausendmal schwimmend durchzogen. Die Zeit vorhersehend, wo er aus dem Vicomte einen Soldaten machen würde, hatte Athos ihn an alle diese Unternehmungen gewöhnt.

»O mein Gott!« fuhr Olivain ganz in Verzweiflung fort, was würde der Herr Graf sagen, wenn er Euch erblickte!«

»Der Herr Graf hätte es gemacht, wie ich«, antwortete Raoul, sein Pferd kräftig antreibend.

»Aber ich, aber ich!« rief Olivain, der sich ganz bleich am Ufer hin und hertrieb, »wie soll ich hinüberkommen?«

»Spring, Hasenherz!« rief Raoul, beständig schwimmend.

Dann sich an den Reisenden wendend, der sich zwanzig Schritte vor ihm abarbeitete, sprach er:

»Mut, mein Herr«, Mut, man kommt Euch zu Hilfe!«

Olivain ritt vor und wich wieder zurück, ließ sein Pferd sich bäumen und sich winden und stürzte endlich, von der Scham im Herzen ergriffen, wie Raoul in den Fluß, wobei er aber wiederholte: »Ich bin tot! wir sind verloren!«

Die Fähre lief indessen rasch, von der Strömung erfaßt, den Fluß hinab, und man hörte diejenigen, welche sie forttrug, laut um Hilfe rufen.

Ein Mann mit grauen Haaren war von der Fähre in den Fluß gesprungen und schwamm kräftig gegen die Person, welche dem Ertrinken nahe war. Aber er rückte nur langsam vorwärts, denn er mußte gegen den Strom schwimmen.

Raoul setzte seinen Weg fort, und kam sichtbar weitere aber das Pferd und der Reiter, die er nicht aus dem Blicke verlor, sanken offenbar immer mehr unter. Das Pferd hatte nur noch die Nüstern über dem Wasser und der Reiter, welcher bei der Anstrengung gegen die Wellen die Zügel los ließ, streckte die Arme aus und hielt seinen Kopf vorwärts. Noch eine Minute und Alles verschwand.

»Mut!« rief Raoul, »Mut!«

Das Wasser lief über den Kopf des Ertrinkenden und erstickte seine Stimme im Munde.

Raoul warf sich von seinem Pferde, dem er die Sorge für seine Selbsterhaltung überließ, und in drei bis vier Stößen war er bei dem Edelmann. Er ergriff sogleich das Pferd bei der Kinnkette und hob ihm den Kopf über das Wasser; das Tier atmete nun freier und verdoppelte seine Anstrengungen, als ob es begriffen hätte, man käme ihm zu Hilfe. Raoul faßte zu gleicher Zeit eine von den Händen des jungen Mannes und führte sie an die Mähne, an welcher sie sich mit der Fettigkeit des Ertrinkenden anklammerte. Überzeugt, daß der Reiter nicht mehr loslassen würde, beschäftigte sich Raoul nur noch mit dem Pferde, das er nach dem entgegengesetzten Ufer lenkte, wobei er es im Durchschneiden des Wassers unterstützte und mit der Zunge ermutigte.

Bald stieß das Tier auf einen festen Grund und faßte Fuß auf dem Sande.

»Gerettet!« rief der Mann mit den grauen Haaren, welcher nun ebenfalls Fuß faßte.

»Gerettet!« murmelte maschinenmäßig der Edelmann, ließ die Mähne los und glitt über den Sattel herab in die Arme von Raoul.

Raoul war nur zehn Schritte vom Ufer entfernt. Er trug den ohnmächtigen Jüngling dahin, legte ihn auf das Gras, riß die Schnüre seines Kragens auf und löste die Spangen seines Wammes.

Eine Minute nachher war der Mann mit den grauen Haaren bei ihm.

Olivain hatte ebenfalls nach vielen Bekreuzungen das Ufer erreicht, und die Leute von der Fähre lenkten diese, so gut sie konnten, mit Hilfe einer Stange, welche sich zufällig in dem Schiffe befand, nach dem Lande.

Allmählich kehrte durch die Bemühungen von Raoul und dem Manne, welcher den jungen Kavalier begleitete, das Leben auf die bleichen Wangen des Sterbenden zurück, welcher nun die Augen wieder öffnete, ganz verwirrt umherschautete, dann aber bald seine Blicke auf denjenigen heftete, welcher ihn gerettet hatte.

»Ah, mein Herr!« rief er, »Euch suchte ich: ohne Euch wäre ich tot, dreimal tot!«

»Aber man erwacht wieder, wie Ihr seht, mein Herr«, antwortete Raoul, »und wir sind mit einem Bade davon gekommen.«

»Welchen Dank sind wir Euch schuldig!« rief der Mann mit dem grauen Haare.

»Ihr seid hier, mein guter d'Arminges! ich habe Euch sehr bange gemacht, nicht wahr? Aber das ist Euer Fehler: Ihr wart mein Lehrer, warum habt Ihr mich nicht besser schwimmen gelehrt?«

»Ah, Herr Graf«, sprach der Greis, »wenn Euch Unheil widerfahren wäre, ich hätte es nie wieder gewagt, mich vor dem Herrn Marichall zu zeigen!«

»Aber wie hat sich denn diese Sache ereignet?« fragte Raoul.

»Mein Herr, auf die einfachste Weise«, antwortete derjenige, welchem man den Grafentitel gegeben hatte. »Wir hatten ungefähr den dritten Teil des Flusses erreicht, als das Seil der Fähre zerriß. Bei dem Geschrei und den Bewegungen der Ruderer scheute mein Pferd und sprang in den Fluß. Ich schwimme schlecht und wagte es nicht, mich in das Wasser zu werfen. Statt die Bewegungen meines Rosses zu unterstützen, lähmte ich sie und war nahe daran, auf das Altersschönste zu ertrinken, als Ihr gerade zur rechten Zeit kamt, um mich aus dem Flusse zu ziehen. Wenn Ihr wollt, mein Herr, so gehören wir uns von nun an auf Leben und Tod.«

»Mein Herr«, sprach Raoul, sich verbeugend, »ich bin, das

versichere ich Euch, ganz und gar Euer Diener.«

»Ich heiße Graf von Guiche«, fuhr der Reiter fort. »Mein Vater ist Marschall von Grammont. Und nun, da Ihr wißt, wer ich bin, so werdet Ihr mir wohl die Ehre erzeigen, mir zu sagen, wer Ihr seid.«

»Ich bin der Vicomte von Bragelonne«, sprach Raoul, errötend, daß er seinen Vater nicht nennen konnte, wie es der Graf von Guiche getan hatte.«

»Vicomte, Euer Antlitz, Eure Güte und Euer Mut ziehen mich zu Euch hin, Ihr habt bereits meine ganze Dankbarkeit. Umarmen wir uns, ich bitte Euch um Eure Freundschaft.«

»Mein Herr«, erwiderte Raoul, dem Grafen seine Umarmung zurckgebend, »auch ich liebe Euch bereits mit meinem ganzen Herzen. Gebraucht mich, ich bitte Euch, wie einen er ebenen Freund.«

»Und nun, wohin geht Ihr?« fragte von Guiche.

»Zu dem Heere des Herrn Prinzen, Graf.«

»Ich ebenfalls«, rief der junge Mann, im höchsten Maße erfreut. »Schön, schön, wir tun den ersten Pistolenschuß mit einander.«

»So ist es gut; liebt Euch!« sprach der Hofmeister. »Beide noch jung, habt Ihr ohne Zweifel ein Gestirn und mußtet Euch treffen.«

Die zwei jungen Leute lächelten mit dem Vertrauen der Jugend.

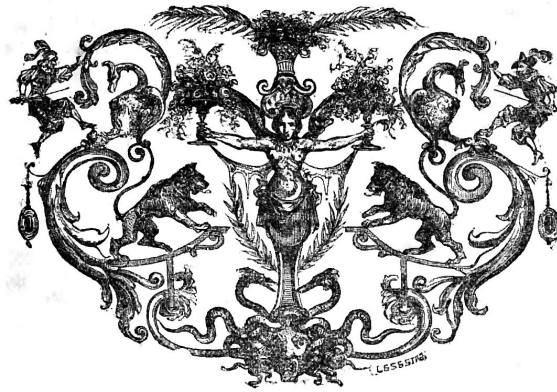
»Nun aber«, sprach der Hofmeister, »müßt Ihr die Kleider wechseln. Eure Lackeien, denen ich in dem, Augenblick, wo sie die Fhre verließen, Befehl gegeben habe, müssen bereits im Gasthofs angekommen sein. Frische Wäsche und Wein erwärmen. Kommt!«

Die jungen Leute hatten gegen diesen Vorschlag keine Einwendung zu machen; sie fanden denselben im Gegenteil vortrefflich, stiegen wieder zu Pferde und schauten sich beide einander bewundernd an: es waren in der Tat zwei schmutcke Reiter von schlankem, hohem Wuchse, zwei edle Gesichter mit freier Stirne, sanftem, stolzem Blicke, redlichem, feinem Lächeln. Von Guiche mochte ungefähr achtzehn Jahre alt sein, aber er war kaum größer als Raoul, welcher erst fünfzehn zählte.

Sie reichten sich mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand, spornten ihre Pferde und ritten neben einander von dem Flusse

nach dem Gasthofe. Der Eine fand dieses Leben, welches er beinahe hätte verlassen müssen, schön und lachend; der Andere dankte Gott, daß er bereits hinreichend gelebt hatte, um im Stande gewesen zu sein, Etwas zu tun, wodurch er feinen Beschützer erfreuen würde.

Olivain war der Einzige, den diese schöne Handlung seines Herrn nicht völlig befriedigte. Er drehte die Ärmel und Schöße seines Kleides und dachte dabei, daß ein Halt in Compiègne ihn nicht allein vor dem Unfalle, welchem er nun entgangen war, sondern auch vor Brustflüssen und Rheumatismen geschützt hätte, welche eine natürliche Folge seines Bades sein müßten.



XII.

Das Scharmützel.

Der Aufenthalt in Royon war kurz. Jeder schlief, daselbst einen guten Schlaf. Raoul hatte Befehl gegeben, ihn zu wecken, wenn Grimaud ankäme; aber Grimaud kam nicht.

Die Pferde wußten wohl ebenfalls die acht Stunden vollkommener Ruhe und die ausgezeichnete Streu zu schätzen, die ihnen vergönnt waren. Der Graf Guiche wurde um fünf Uhr von Raoul geweckt, der ihm einen guten Morgen wünschte. Man frühstückte eilig und hatte um sechs Uhr bereits zwei Meilen zurückgelegt.

Die Unterhaltung des jungen Grafen war äußerst anziehend für Raoul. Raoul hörte viel und der junge, Graf erzählte fortwährend. Er war in Paris erzogen, welches Raoul nur ein einziges Mal gesehen hatte, an einem Hofe, den Raoul nie erblickt, und so bildeten seine Pagenstreiche und zwei Duelle, die er bereits trotz der Edikte und trotz seines Hofmeisters gefunden hatte, Dinge von dem höchsten Interesse für Raoul. Raoul war nur bei Herrn Starron gewesen; er nannte Gleiche die Personen, die er dort gesehen hatte. Guiche kannte Jedermann: Frau von Neuillan, Fräulein Paulet, Fräulein von d'Aubigné, Fräulein von Scudery, Fräulein Paulet, Frau von Chevreuse. Er spottete über alle Welt mit Geist und Raoul dachte mit Zittern, er könnte auch über Frau von Chevreuse spotten, für die er eine wahre und tiefe Sympathie hegte; aber mag es Instinkt, mag es Vorliebe für die Herzogin von Chevreuse gewesen sein, er sagte alles mögliche Gute von ihr. Die Freundschaft von Raoul verdoppelte sich durch diese Lobeserhebungen.

Dann kam der Artikel der Galanterien und Liebschaften. In dieser Beziehung hatte Bragelonne auch mehr zu hören, als zu sagen. Er hörte also und es kam ihm vor, als erblickte er durch zwei bis drei ziemlich durchsichtige Abenteuer, daß der Graf, wie er, im Grunde seines Herzens ein Geheimnis verbarg.«

Von Guiche war, wie gesagt, am Hofe erzogen, worden und die Intrigen des ganzen Hofes waren ihm bekannt. Es war der Hof,

von dem Raoul den Grafen de la Fère hatte sprechen hören; nur hatte derselbe seit der Zeit, wo ihn Athos selbst gesehen, bedeutend die Gestalt verändert. Die ganze Erzählung des Grafen von Guiche war daher neu für seinen Reisegefährten. Spöttisch und witzig ließ der junge Graf alle Welt die Revue passieren. Er erzählte von den ehemaligen Liebschaften von Frau von Longueville mit Coligny und dem Duelle des Letzteren auf der Place Royale, welches für ihn ein so unseliges Ende nahm; von den neuen Liebschaften Frau von Longueville mit dem Prinzen von Marsillac, welcher so eifersüchtig war, wie man sagte, daß er alle Welt zu töten trachtete, sogar seinen Gewissensrath, den Abbé d'Herblay; von der Liebschaft des Prinzen von Wales mit Mademoiselle, die man später die große Mademoiselle nannte und die seitdem durch ihre geheime Verheiratung mit Lauzun so berühmt geworden ist; die Königin selbst wurde nicht verschont und Mazarin bekam auch seinen Teil von dem Spotte.

Der Tag ging rasch wie eine Stunde vorüber, der Hofmeister des Grafen, ein Lebemann, ein Weltmann, ein Gelehrter bis unter die Zähne, wie sein Zögling sagte, erinnerte Raoul wiederholt an die tiefe Bildung und den geistreichen, beißenden Witz von Athos. Aber was die Anmut, die Zartheit und den Adel der äußeren Erscheinung betrifft, so konnte in dieser Beziehung Niemand mit dem Grafen de la Fère verglichen werden.

Mehr geschont, als am Tage zuvor, hielten die Pferde gegen vier Uhr Abends in Arras an. Man näherte sich dem Kriegsschauplatze und beschloß, bis am andern Tag in dieser Stadt zu bleiben, da Abteilungen von Spaniern zuweilen die Nacht benützten, um Streifzüge bis an die Gegend von Arras zu machen.

Das französische Heer hielt sich von Pont-à-Marr bis Valenciennes. Man sagte, der Prinz selbst sei in Bethune.

Das feindliche Heer erstreckte sich von Cassel bis Courtray, und da es keine Art von Plünderungen und Gewalttaten gab, welche es nicht verübte, so verließen die armen Bewohner der Flecken ihre vereinzelt Wohnungen und suchten Zuflucht in den befestigten Städten, welche ihnen Schutz verhiessen.

Man sprach von einer nahe bevorstehenden Schlacht, welche entscheidend werden sollte, während der Herr Prinz nur in

Erwartung von Verstärkungen, die ihm zukommen sollten, manövriert hatte. Die jungen Leute freuten sich, gerade zu rechter Zeit anzukommen.

Sie speisten mit einander zu Nacht und schliefen in demselben Zimmer. Sie waren in dem Alter rascher Freundschaften. Es kam ihnen vor, als kennten sie sich seit ihrer Geburt und als wäre es ihnen unmöglich, sich je wieder zu verlassen.

Der Abend wurde zu Gesprächen über den Krieg benützt; die Lackeien putzten die Waffen, die jungen Leute luden ihre Pistolen für den Fall eines Scharmützels, und sie erwachten in Verzweiflung, denn Beide hatten geträumt, sie kämen zu spät, um an der Schlacht Teil zu nehmen.

Am Morgen verbreitete sich das Gerücht, der Prinz von Condé habe Bethune geräumt, um sich nach Carvin zurückzuziehen, jedoch nicht ohne eine Garnison in ersterer Stadt zu lassen. Da aber diese Nachricht nichts Bestimmtes ausdrückte, so beschlossen die jungen Leute, ihren Weg nach Bethune fortzusetzen, da es ihnen freistünde, wenn sie unterwegs bestimmte Kunde erhielten, schräg abzureiten und nach Carvin zu marschieren.

Der Hofmeister des Grafen von Guiche kannte das Land vollkommen. Er schlug daher vor, einen Weg zu wählen, welcher die Mitte zwischen der Straße nach Lens und der nach Bethune hielt, wobei man in Albain Erkundigungen einziehen sollte. Für Grimaud wurde eine Marschroute zurückgelassen.

Man brach um sieben Uhr Morgens auf.

Von Guiche, welcher jung und begeistert war, sprach zu Raoul:

»Wir sind drei Herren und drei Knechte; unsere Knechte sind gut bewaffnet und der Eurige scheint mir ein Starrkopf zu sein.«

»Ich habe ihn nie bei der Arbeit gesehen«, antwortete Raoul, »aber er ist ein Bretagner und das verspricht etwas.«

»Ja, ja«, versetzte von Guiche, »ich bin überzeugt, er würde bei Gelegenheit einen Musketenschuß tun. Ich, was mich betrifft, habe zwei sichere Männer, welche mit meinem Vater den Krieg machten. Wir bilden auf diese Art sechs schlagfertige Männer. Wenn wir eine kleine Truppe von Parteigängern, der unsrigen an Anzahl gleich oder sogar überlegen fänden, würden wir nicht

angreifen, Raoul?«

»Holla! Ihr jungen Leute, holla!« sprach der Hofmeister, sich in das Gespräch mischend. »Wie rasch geht Ihr doch? — Gottes Blut! Und meine Instruktionen, Herr Graf? Vergeßt Ihr, daß ich Befehl habe, Euch gesund und wohlbehalten zu dem Herrn Prinzen zu führen? Seid Ihr einmal bei dem Heere, so mögt Ihr Euch töten lassen, wenn es Euch Vergnügen macht. Aber bis dahin erkläre ich Euch, daß ich in meiner Eigenschaft als Heerführer den Rückzug befehle und bei der ersten Feder, die ich erblicke, den Rücken wende.«

Bon Guiche und Raoul blickten sich lächelnd aus dem Augenwinkel an. Das Land wurde ziemlich bedeckt und man traf von Zeit zu Zeit kleine Truppen von Bauern, welche, ihr Vieh vor sich hertreibend und ihre kostbarsten Gegenstände in Karren führend oder auf den Armen tragend, sich zurückzogen.

Man kam ohne Unfall nach Albain. Hier erkundigte man sich und erfuhr, der Herr Prinz habe sich wirklich von Bethune entfernt und halte sich zwischen Cambrin und Venthie. Man schlug nun, beständig eine Anweisung für Grimaud zurücklassend, einen Querweg ein, welcher in einer halben Stunde die kleine Truppe an das Ufer eines schmalen Baches führte, der sich in die Lys ergießt.

Das Land war reizend von smaragdgrünen Tälern durchschnitten. Von Zeit zu Zeit fand man kleine, Gehölze, durch welche sich der Pfad zog, dem die Reiter folgten. Bei jedem von diesen Gehölzen ließ der Hofmeister aus Furcht vor einem Hinterhalte zwei Lackeien des Grafen an die Spitze reiten, welche so die Vorhut bildeten. Der Hofmeister selbst und die jungen Leute stellten das Armeecops vor, und Olivain, den Karabiner auf dem Knie, das Auge auf der Lauer, betrachte den Rücken

Seit einiger Zeit erblickte man ein ziemlich dichtes Gehölze am Horizont. Bis auf hundert Schritte zu demselben gelangt, traf Herr d'Arminges seine gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln und schickte die zwei Lackeien des Grafen voraus.

Die Lackeien verschwanden unter den Bäumen, die jungen Leute und der Hofmeister folgten lachend und plaudernd ungefähr auf hundert Schritte. Olivain hielt sich in gleicher Entfernung hinter diesen, als plötzlich fünf bis sechs Musketenschüsse erschollen.

Der Hofmeister schrie Halt, die jungen Leute gehorchten und parierten ihre Pferde. In demselben Augenblicke sah man die zwei Lackeien im Galopp zurückkehren.

Ungeduldig, die Ursache dieses Musketenfeuers zu erfahren, ritten die zwei jungen Leute den Lackeien entgegen. Der Hofmeister folgte ihnen.

»Seid Ihr angehalten worden?« fragten lebhaft die jungen Leute.

»Nein«, antworteten die Lackeien; »wir sind sogar wahrscheinlich nicht gesehen worden. Die Flintenschüsse erschollen ungefähr hundert Schritte vor uns in dem dicksten Teile des Gehölzes, und wir sind zurückgekommen, um Befehl einzuholen.«

»Meine Meinung«, sprach Herr d'Arminges, »und im Falle der Not mein Wille ist, daß wir uns zurückziehen. Dieses Gehölze kann einen Hinterhalt verbergen.«

»Habt Ihr denn nichts gesehen?« fragte der Graf einen Lackeien.

»Es kam mir vor«, antwortete dieser, »als erblickte ich gelb gekleidete Reiter, welche nach dem Bette des Baches eilten.«

»So ist es«, sprach der Hofmeister, »wir sind in eine Abteilung von Spaniern gefallen. Zurück, meine Herren, zurück!«

Die jungen Leute beratschlagten aus dem Augenwinkel und in derselben Sekunde hörte man einen Pistolenschuß, worauf ein zwei- oder dreimaliges Hilferufen erfolgte.

Die zwei jungen Leute versicherten sich durch einen letzten Blick, daß jeder von ihnen geneigt war, nicht zurückzuweichen, und da der Hofmeister bereits sein Pferd umgedreht hatte, so ritten sie rasch vorwärts, Raoul rief: »Herbei, Olivain!« der Graf von Guiche rief: Herbei, Urbain und Blanchet!«

Und ehe sich der Hofmeister von seinem Erstaunen erholt hatte, waren sie im Walde verschwunden.

Zu derselben Zeit, wo sie ihren Pferden die Sporen gaben, nahmen die jungen Leute die Pistole in die Faust.

Fünf Minuten nachher waren sie an der Stelle, von der der Lärm gekommen zu sein schien. Dann ließen sie ihre Pferde langsam gehen und rückten vorsichtig vor.

»Stille«, sagte von Guiche, »Reiter!«

»Ja, drei zu Pferde und drei, welche abgestiegen sind.«

»Was machen sie? Seht Ihr?«

»Ja, es scheint mir, sie durchsuchen einen Verwundeten oder Toten.«

»Das ist eine feige Mordtat«, sprach von Guiche.

»Es sind jedoch Soldaten«, versetzte Bragelonne.

»Wohl, aber Parteigänger, das heißt Straßenräuber.«

»Vorwärts!« sagte Raoul.

»Marsch!« sprach von Guiche.

»Meine Herren!« rief der arme Hofmeister, »meine Herren, in des Himmels Namen! . . . «

Aber die jungen Leute hörten nicht. Sie waren wetteifernd fortgesprengt, und das Geschrei des Hofmeisters hatte keinen andern Erfolg, als daß es die Spanier aufmerksam machte.

Die drei Parteigänger zu Pferde galoppierten sogleich den jungen Leuten entgegen, während die drei andern die zwei Reisenden vollends plünderten, denn, der Gruppe näher kommend, bemerkten die jungen Leute, daß statt eines Körpers zwei ausgestreckt waren.

Auf zehn Schritte von den Spaniern schoß von Gleiche zuerst und fehlte seinen Mann. Der Spanier, welcher Raoul entgegen ritt, schoß ebenfalls, und Raoul fühlte am linken Arme einen Schmerz, einem Peitschenhiebe ähnlich. Auf vier Schritte drückte Raoul ab und der Spanier streckte, mitten in die Brust getroffen, die Arme aus und fiel rücklings auf sein Pferd, welches sich umwandte und ihn forttrug.

In diesem Augenblick sah Raoul durch eine Wolke einen Musketenlauf nach sich richten. Er erinnerte sich des Rates von Athos und ließ durch eine Bewegung, rasch wie der Blitz, sein Roß sich bäumen; der Schuß ging los.

Das Pferd machte einen Seitensprung und stürzte, das Bein von Raoul unter sich drückend, nieder. Der Spanier warf sich, seine Muskete beim Laufe nehmend, um Raoul mit dem Kolben den Schädel einzuschlagen, vorwärts.

Unglücklicher Weise konnte Raoul in seiner Lage weder den Degen aus der Scheide noch die Pistole aus dem Halfter ziehen.

Er sah den Kolben über seinem Haupte schwingen und drückte unwillkürlich seine Augen zu, als Guiche mit einem Sprunge zu dem Spanier gelangte und diesem die Pistole an die Kehle setzte.

»Ergebt Euch«, sagte er, »aber Ihr seid des Todes!«

Die Muskete entfiel den Händen des Soldaten, und dieser ergab sich in demselben Augenblick.

Guiche rief einen von seinen Lackeien, übergab ihm den Gefangenen zur Bewachung, mit dem Befehl, ihm den Hirnschädel zu zerschmettern, wenn er eine Bewegung zur Flucht machen würde, sprang von seinem Pferde und näherte sich Raoul.

»Meiner Treue, Herr!« sagte Raoul lachend, obgleich seine Blässe die unvermeidliche Aufregung einer ersten Affaire verriet, »Ihr bezahlt Eure Schulden schnell und wolltet keine lange Verbindlichkeit gegen mich haben; ohne Euch«, fügte er, die Worte des Grafen wiederholend, bei, »wäre ich tot, dreimal tot!«

»Mein Feind ließ mir, die Flucht ergreifend, die Möglichkeit, Euch zu Hilfe zu kommen«, antwortete von Guiche. »Aber seid Ihr ernstlich verwundet? Ich sehe Euch ganz voll Blut.«

»Ich glaube«, erwiderte Raoul, »ich habe etwas wie eine Schramme am Arm. Helft mir, daß ich mich unter dem Pferde vorziehe, und ich hoffe, wir werden unsere Reise sogleich wieder fortsetzen können.«

Herr d'Arminges und Olivain waren bereits abgestiegen und suchten das Pferd aufzuheben, welches sich im Todeskampfe zerarbeitete. Es gelang Raoul, seinen Fuß aus dem Steigbügel und sein Bein unter dem Pferde hervorzuziehen, und in einem Augenblick stand er aufrecht.

»Nichts gebrochen?« fragte Guiche.

»Meiner Treue, dem Himmel sei Dank«, nichts«, antwortete Raoul.

»Aber was ist aus den Unglücklichen geworden«, welche die Elenden töteten?«

»Wer sind zu spät gekommen, sie haben die Armen, wie ich glaube umgebracht und, ihre Beute mir sich schleppend, die Flucht ergriffen; meine zwei Lackeien sind bei den Leichnamen.«

»Wir wollen sehen, ob sie völlig tot sind oder ob man ihnen

nicht vielleicht Hilfe leisten kann«, sprach Raoul. »Olivain, wir haben zwei Pferde geerbt, aber ich habe das meinige verlorene nimm das bessere von beiden für Dich und gib mir das Deinige.«

Und sie näherten sich dem Orte, wo die Opfer lagen.



XIII.

Der Mönch.

Zwei Menschen waren ausgestreckt . . . der Eine unbeweglich, das Gesicht nach dem Boden, von drei Kugeln durchbohrt und in seinem Blute schwimmend. Dieser war tot.

Der Andere, von den zwei Lackeien, an einen Baum gelehnt, schlug die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und verrichtete ein heißes Gebet . . . Eine Kugel hatte ihm den Oberschenkel zerschmettert.

Die jungen Leute gingen zuerst zu dem Toten und schauten sich erstaunt an.

»Es ist ein Priester«, sprach Bragelonne, »er hat, die Tonsur. Oh, die Verfluchten! welche Hand an die Diener Gottes legen!«

»Komm hierher, gnädiger Herr«, sagte Urbain, ein alter Soldat, der alle Feldzüge mit dem Kardinal-Herzog gemacht hatte, »kommt hierher . . . es ist nichts mehr mit dem Andern zu machen, während man diesen vielleicht noch retten kann!«

Der Verwundete lächelte traurig.

»Mich retten? Nein«, sprach er, »aber mir sterben helfen, ja!«

»Seid Ihr ein Priester?« fragte Raoul.«

»Nein, Herr.«

»Euer unglücklicher Gefährte schien mir der Kirche anzugehören«, versetzte Raoul.

»Es ist der Pfarrer von Bethune, mein Herr.

Er trug an sichern Ort die heiligen Gefäße seiner Kirche und den Schatz des Kapitels, denn der Herr Prinz hat gestern unsere Stadt verlassen, und vielleicht ist morgen der Spanier darin. Da man aber wußte, daß feindliche Parteien im Lande umherzogen, und die Sendung gefährlich war, so wagte es Niemand, ihn zu begleiten, da bot ich mich an.«

»Und diese Elenden haben Euch angegriffen! Diese Schufte haben auf einen Priester geschossen!«

»Meine Herren«, sagte der Verwundete, um sich herschauend, »ich leide sehr, wünschte aber dennoch in irgend ein Haus

gebracht zu werden.«

»Wo Ihr Beistand finden könntet?« sagte von Guiche.

»Nein, wo ich beichten könnte.«

»Aber vielleicht seid Ihr nicht so schwer verwundet, als Ihr glaubt«, sprach Raoul.

»Mein Herr«, antwortete der Verwundete, »glaubt mir, es ist keine Zeit zu verlieren. Die Kugel hat den Schenkelknochen oben zerschmettert und ist bis in die Eingeweide gedrungen.«

»Seid Ihr Arzt?« sagte von Guiche.

»Nein«, antwortete der Sterbende, »aber ich verstehe mich ein wenig auf Wunden und die meinige ist tödlich. Versucht es also, mich irgendwohin bringen zu lassen, wo ich einen Priester finden könnte, oder habt die Güte, mir irgend einen hierher zu führen, und Gott wird Euch für diese fromme Handlung belohnen. Meine Seele muß gerettet werden, denn mein Leib ist verloren.«

»Bei einer guten Handlung sterben ist unmöglich, und Gott wird Euch beistehen.«

»Meine Herren, im Namen des Himmels«, sagte der Verwundete, alle seine Kräfte sammelnd, als wollte er aufstehen, »verlieren wir die Zeit nicht mit unnützen Worten. Helft mir wenigstens, daß ich das nächste Dorf erreiche, oder schwört mir bei Eurem Seelenheile, daß Ihr mir den ersten Mönch, den ersten Priester, den ersten Pfarrer hierher schickt, den Ihr findet. Aber«, fügte er mit dem Tone der Verzweiflung bei, »vielleicht wird es Niemand wagen, denn man weiß, daß die Spanier in der Gegend umherstreifen, und ich werde ohne Absolution sterben. Mein Gott, mein Gott!« rief der Verwundete mit einem Ausdrucke des Schreckens, der die jungen Leute beben machte, nicht wahr. Ihr werdet das nicht zugeben? Es wäre zu schrecklich!«

»Mein Herr, beruhigt Euch«, antwortete von Guiche, ich schwöre Euch, daß Ihr den Trost haben sollt, nach dem Ihr verlangt. Sagt uns nur, wo ein Haus ist, in welchem wir Beistand fordern, und wo ein Dorf, wo mir einen Priester bekommen können.«

»Ich danke und Gott vergelte es Euch. Eine halbe Meile von hier, wenn Ihr diesen Weg verfolgt, findet sich eine Herberge, und ungefähr eine halbe Meile jenseits der Herberge liegt das Dorf

Greny. Sucht dort den Pfarrer auf. Ist derselbe nicht zu Hause, so geht in das Augustiner-Kloster, welches das letzte Haus des Fleckens rechts ist, und führt mir einen Bruder herbei; gleichviel, Mönch oder Priester, wenn er nur von unserer heiligen Kirche die Fähigkeit erhalten hat, *in articulo mortis* zu absolvieren.«

»Herr d'Arminges«, sprach von Guiche, »bleibt bei diesem Unglücklichen und wacht darüber, daß er so sanft als möglich transportiert wird. Macht eine Tragbahre aus Baumzweigen, legt alle unsere Mäntel darauf. Zwei von unsern Lackeien tragen ihn, während sich der dritte bereit hält, den Platz desjenigen einzunehmen, welcher müde wird. Der Vicomte und ich suchen einen Priester auf.«

»Geht, Herr Graf«, sprach der Hofmeister, »aber im Namen des Himmels setzt Euch keiner Gefahr aus.«

»Seid unbesorgt. Überdies sind wir für heute gerettet: Ihr kennt das Axiom: *non bis in idem*.«

»Guten Mut, Herr«, sprach Raoul zu dem Verwundeten, »wir vollführen Euren Wunsch.«

»Gott segne Euch, meine Herren«, antwortete der Sterbende mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von Dankbarkeit.

Und die jungen Leute sprengten im Galopp in die angegebenen Richtung fort, während der Hofmeister des Grafen von Guiche die Verfertigung der Tragbahre überwachte.

Nach einem Ritte von zehn Minuten erblickten die jungen Leute die Herberge.

Raoul rief, ohne vom Pferde zu steigen, den Wirt, benachrichtigte ihn, daß man ihm einen Verwundeten bringen werde, und bat ihn, mittlerweile Alles vorzubereiten, was zum Verbinden notwendig sein dürfte, das heißt, ein Bett, Binden, Charpie, forderte ihn dabei auf, wenn er in der Umgegend einen Arzt, einen Wundarzt oder Operateur kenne, denselben holen zu lassen, und übernahm es, den Boten zu belohnen.

Der Wirt, welcher zwei reich gekleidete, vornehme junge Herren vor sich sah, versprach Alles, was sie von ihm verlangten, und unsere zwei Reiter, nachdem sie die Vorbereitungen zu der Aufnahme hatten beginnen sehen, entfernten sich abermals und eilten nach Greny.

Sie hatten mehr als eine Meile gemacht und erblickten bereits die ersten Häuser des Dorfes, deren mit rötlichen Ziegeln bedeckte Dächer kräftig aus den grünen Bäumen, von denen sie umgeben waren, hervortraten, als sie, auf einem Maultiere reitend, einen armen Mönch auf sich zukommen sahen, den sie nach seinem breiten Hute und seinem Rocke von grauer Wolle für einen Augustinerbruder hielten. Diesmal schien ihnen der Zufall zu schicken, was sie suchten.

Sie näherten sich dem Mönche.

Es war ein Mann von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, den jedoch die asketischen Übungen merklich gealtert hatten. Er war bleich, aber nicht von der matten Blässe, welche eine Schönheit ist, sondern von dem galligen Gelb. Seine kurzen Haare, welche kaum ein wenig über den Kreis gingen, den sein Hut um seine Stirne zog, waren hellblond und seine blauen Augen schienen des Blickes zu entbehren.

»Mein Herr«, sagte Raoul mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, »seid Ihr ein Priester?«

»Warum fragt Ihr mich dies?« sprach der Fremde mit beinahe unhöflicher Unempfindlichkeit.

»Um es zu wissen.« antwortete der Graf von Guiche mit stolzem Tone.

Der Fremde berührte sein Maultier mit dem Absatze und setzte seinen Weg fort.

Von Guiche war mit einem Sprunge vor ihm und versperrte ihm den Weg.

»Antwortet, Herr«, sagte er. »Man hat Euch höflich gefragt, und jede Frage ist einer Antwort wert.«

»Es steht mir, denke ich, frei, den nächsten besten zwei Personen, welche die Laune haben, mich auszuforschen, zu sagen, wer ich bin, oder es nicht zu sagen.«

Von Guiche unterdrückte mit großer Mühe seine wütende Lust, dem Mönche die Knochen zu zerbrechen.

»Einmal«, sprach er mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst, »sind wir nicht die nächsten besten zwei Personen; mein Freund hier ist der Vicomte von Bragelonne und ich bitte der Graf von Guiche; dann fragen wir nicht aus Laune, sondern ein

verwundeter, sterbender Mann verlangt die Hilfe der Kirche. Seid Ihr Priester, so fordere ich Euch im Namen der Menschheit auf, mir zu folgen, um diesem Manne Beistand zu leisten. Seid Ihr es nicht, dann ist es etwas Anderes. Ich sage Euch übrigens im Namen der Höflichkeit, die Ihr ganz und gar nicht zu kennen scheint, daß ich Euch für Eure Unverschämtheit bestrafen werde.«

Die Blässe des Mönches wurde leichenartig, und er lächelte auf eine so seltsame Weise, daß Raoul, der ihn mit den Augen nicht verliert, fühlte, daß ihm dieses Lächeln das Herz wie eine Beleidigung zusammenschnürte.

»Es ist ein spanischer oder flämischer Spion«, und er und legte die Hand an den Kolben seiner Pistole.

Ein drohender, einem Blitze ähnlicher Blick antwortete Raoul.

»Nun, Herr«, sagte Guiche, »wer-bei Ihr sprechen?«

»Ich bin Priester, meine Herren«, antwortete der junge Mann, und sein Gesicht nahm wieder seine gleichgültige Miene an.

»Dann, mein Vater«, sprach Raoul, ließ seine Pistole wieder in die Halfter fallen und gab seinen Worten einen ehrfurchtsvollen Ausdruck, der nicht von gutem Herzen kam, »wenn Ihr Priester seid, so findet Ihr, wie mein Freund Euch gesagt hat, eine Gelegenheit, Euer Amt auszuüben. Ein unglücklicher Verwundeter wird uns entgegengetragen und soll in der, nächsten Herberge anhalten. Er fordert den Beistand von einem Diener Gottes. Unsere Leute begleiten ihn.«

»Ich begeben mich dahin«, sprach der Mönch.

Und er gab seinem Maultiere einen Absatz.

»Wenn Ihr nicht dahin geht, mein Herr«, sagte von Guiche, »glaubt mir, wir haben Pferde, welche im Stande sind, Euer Maultier einzuholen, hinreichend Ansehen, um Euch überall, wo Ihr sein möget, ergreifen zu lassen, und dann, ich schwört es Euch, ist Euer Prozeß bald gemacht: ein Baum und ein Strick finden sich aller Orten.«

Das Auge des Mönches funkelte abermals, aber das war Alles; er wiederholte seine Worte: »Ich begeben mich dahin!« und entfernte sich.

»Folgen wir ihm«, sagte von Gleiche, »das wird sicherer sein.«

Und die jungen Leute ritten fort, wobei sie ihre Schritte nach dem des Mönches richteten, dem sie etwa auf Pistolenschußweite folgten.

Nach fünf Minuten wandte sich der Mönch, um sich zu versichern, ob sie ihm folgen oder nicht,

»Seht«, sprach Raoul, »wir haben wohl daran getan.«

»Ein furchtbares Gesicht, das des Mönches!« sagte der Graf von Guiche.

»Furchtbar«, erwiderte Raoul, besonders was den Ausdruck betrifft. Diese gelblichen Haare, diese matten Augen, diese Lippen, welche bei dem geringsten Worte, das er ausspricht, verschwinden . . . «

»Ja, ja«, sprach von Guiche, welcher von allen diesen Einzelheiten weniger berührt worden war, insofern Raoul den Mönch prüfend anschaute, während von Guiche sprach. »Ja, ein seltsames Gesicht; aber diese Mönche sind auch so entartenden Übungen unterworfen; das ewige Fasten macht sie bleich, die Disciplinschläge machen sie zu Heuchlern, und durch das viele Weinen über die Güter des Lebens, welche sie verloren haben, während wir dieselben genießen, werden ihre Augen matt.«

»Ganz gewiß.« sprach Raoul; »doch dieser arme Mann bekommt seinen Priester. Aber der Reumütige sieht aus, als besäße er ein besseres Gewissen, als der Priester. Ich gestehe, ich bin gewohnt, Priester von einem ganz andern Anblicke zu sehen.«

»Ah«, sagte von Guiche, »begreift Ihr? dieser ist einer von den fahrenden Brüdern, welche auf den Landstraßen umher betteln, bis zu dem Tage, wo ihnen ein Benefiz vom Himmel zufällt. Es sind meistens Fremde, Schottländer, Irländer, Dänen. Man hat mir zuweilen ähnliche gezeigt.«

»Eben so häßliche?«

»Nein, aber wenigstens gehörig häßliche.«

»Welch' ein Unglück für den Verwundeten, daß er in den Armen eines solchen Kутtenmenschen sterben soll!«

»Bah! sagte von Guiche, die Absolution kommt nicht von demjenigen, welcher sie gibt, sondern von Gott. Doch soll ich es Euch sagen, ich würde lieber, ohne Absolution sterben, als es mit

einem solchen Beichtvater zu tun zu haben. Ihr seid auch meiner Meinung, Vicomte, nicht wahr? Ich sah Euch den Kolben Eurer Pistole liebkosen, als ob Ihr versucht gewesen wäret, ihm dem Schädel zu zerschmettern.«

»Ja, Graf, es mag seltsam erscheinen und Ihr werdet darüber erstaunen, ich fühlte bei dem Anblick dieses Menschen einen unbeschreiblichen Abscheu. Habt ihr zuweilen auf Eurem Wege eine Schlange aufgejagt?«

»Nie«, antwortete der Graf von Guiche.

»Nun, mir ist dies manchmal in unsern Waldungen in der Heimat begegnet, und ich erinnere mich, daß ich bei dem Anblicke der ersten, die mich mit ihren trockenen Augen, den Kopf wiegend und die Zunge heftig bewegend, auf sich selbst gewunden anschaute, bleich, starr, gleichsam bezaubert bis zu dem Augenblicke blieb, wo der Graf de la Fère . . . «

»Euer Vater?« fragte von Guiche.

»Nein, mein Beschützer«, antwortete Raoul errötend.

»Seht gut.«

»Wie zu dem Augenblicke«, fuhr Raoul fort, »wo der Graf de la Fère mir sagte: ›Auf Bragelonne, den Degen gezogen.‹ Dann erst lief ich auf die Schlange zu und hieb sie entzwei, gerade in dem Momente, wo sie sich zischend auf dem Schweife erhob, um mir entgegen zu fahren. Ich schwört Euch, daß mich dasselbe Gefühl bei dem Anblicke dieses Menschen ergriff, als er, mich anschauend, sagte: ›Warum fragt Ihr mich dies?‹«

»Dann müßt Ihr es Euch zum Vorwurf machen, Ihr ihn nicht wie Eure Schlange entzwei gehauen habt.«

»Meiner Treue, ja.« antwortete Raoul.«

In diesem Augenblick kam man in die Nähe der kleinen Herberge, und man erblickte jenseits derselben das Geleite des Verwundeten, der unter Anführung von Herrn d'Arminges herbeigebracht wurde. Zwei Männer trugen den Sterbenden, der dritte führte die Pferde an der Hand.

Die zwei jungen Leute spornten ihre Rosse.

»Dort ist der Verwundete«, sagte den Guiche, an dem Augustinerbruder vorüber reitend, habt die Güte, Euch ein wenig zu beeilen, Herr Mönch.«

Raoul entfernte sich von dem Bruder auf die ganze Breite der Straße und ritt, den Kopf mit Ekel abwendend, vorbei.

Nun waren die jungen Leute vor dem Beichtvater, statt ihm zu folgen; sie gingen dem Sterbenden entgegen und teilten ihm die gute Kunde mit.

Dieser erhob sich, um in der angegebenen Richtung zu schauen, sah den Mönch, der, den Schritt seines Maultieres beschleunigend, sich näherte, und fiel, dass Gesicht von einem Freudenstrahle erleuchtet, auf die Tragbahre zurück.

»Wir haben nun«, sagten die jungen Leute, »Alles für Euch getan, was wir zu tun im Staude waren, und da es uns drängt, zu dem Heere des Herrn Prinzen zu gelangen, so setzen wir unsern Marsch fort; Ihr werdet uns entschuldigen, nicht wahr, Herr? Man sagt, es soll eine Schlacht geschlagen werden, und wir wünschten nicht den Tag nachher anzukommen.«

»Geht, meine jungen Herren«, erwiderte der Verwundete, »und seid Beide für Euer Mitleid gesegnet. Ihr habt in der Tat, wie Ihr sagtet, Alles getan, was Ihr zu tun im Stande wart. Ich kann nur wiederholen: Gott beschütze Euch, Euch und diejenigen, weiche Euch teuer sind.«

»Mein Herr«, sprach von Guiche zu seinem Hofmeister, »wir reiten voraus, Ihr holt uns auf der Straße nach Cambrin ein..«

Der Wirt stand unter seiner Türe. Er hatte, Alles vorbereitet, Bett, Binden und Charpie, und ein Knecht war nach Lens, der nächsten Stadt, gegangen, um einen Arzt zu holen.

»Hier die Bezahlung, sorgt für den Verwundeten«, sagte von Guiche zu dem Wirt und warf ihm Geld zu.

»Gut«, sprach der Wirt, es soll geschehen, wie Ihr wünscht. Aber haltet Ihr nicht an, gnädiger Herr, um Eure Wunde zu verbinden?« setzte er, sich an Bragelonne wendend, bei.

Ah, meine Wunde ist durchaus von keiner Bedeutung, und es ist Zeit, daß ich mich um den nächsten Halt kümmere. Habt nur die Güte, wenn Ihr einen Reiter vorüberkommen seht, und dieser Reiter sich nach einem jungen Manne auf einem Fuchsen und gefolgt von einem Lackei, erkundigt, ihm zu sagen: Ihr habet mich wirklich gesehen, ich aber habe meinen Weg fortgesetzt und gedenke in Mazingarde zu Mittag zu speisen und zu Cambrin

über Nacht zu bleiben. Dieser Reiter ist mein Bedienter.«

»Wäre es nicht besser und sicherer, wenn ich ihn um seinen Namen fragte und ihm den Eurigen nennen würde«, entgegnete der Wirt.

»Dieser Zuwachs von Vorsicht kann nicht schaden«, sprach Raoul, »ich heiße Vicomte von Bragelonne und er Grimaud.«

In diesem Augenblick kam der Verwundete von der einen Seite und der Mönch von der andern. Die zwei jungen Leute wichen zurück, um die Tragbahre vorüber ziehen zu lassen. Der Mönch stieg von seinem Maultiere ab und befahl, dasselbe in den Stall zu führen, ohne es abzusatteln.

»Herr Mönch«, sprach von Guiche, hört diesen brauen Mann wohl Beichte und kümmert Euch nicht um Eure Zeche und um die Eures Tieres; Alles ist bezahlt.«

»Ich danke, mein Herr«, antwortete der Mönch mit dem Lächeln, das Bragelonne bebend gemacht hatte.

»Komm, Graf«, sprach Raoul, welcher instinkartig die Gegenwart des Augustiners nicht ertragen zu können schien, »kommt, ich fühle mich unheimlich hier.«

»Ich danke noch einmal, meine schönen jungen Herren«, sagte der Verwundete, »und vergeßt mich nicht in Eurem Gebete.«

»Seid unbesorgt«, erwiderte von Guiche und spornte sein Pferd, um Bragelonne einzuholen, der bereits zwanzig Schritte voraus war.

In diesem Augenblicke wurde die Tragbahre von den zwei Lackeien in das Haus gebracht.

Der Wirt und seine Frau, welche nun auch herbei gelaufen war, standen auf den Stufen der Treppe. Der unglückliche Verwundete schien furchtbare Schmerzen auszustehen, und dennoch beschäftigte er sich nur damit, nachzusehen, ob ihm der Mönch folgte.

Bei dem Anblick dieses bleichen, blutigen Mannes ergriff die Frau ihren Mann heftig beim Arme.

»Nun, was gibt es?« fragte dieser, »befindest Du, Dich etwa unwohl?«

»Nein, aber schau«, erwiderte die Wirtin, auf den Verwundeten deutend.

»Bei Gott«, sagte der Wirt, er scheint mir sehr krank zu sein!«

»Das ist es nicht, was ich sagen will«, fuhr die Frau zitternd fort; »ich frage Dich, ob Du ihn erkennst?«

»Diesen Menschen? Warte doch . . . «

»Ah, ich sehe, daß Du ihn erkennst«, sagte die Frau, »denn Du erleichst ebenfalls.«

»In der Tat!« rief der Wirt. »Wehe unserem Hause, es ist der ehemalige Henker von Bethune!«

»Der ehemalige Henker von Bethune«, murmelte der junge Mönch, und machte eine Bewegung, als wollte er stille stehen, während auf seinem Gesichte das Gefühl des Widerstrebens hereintrat, das ihm sein Bußfertiger einflößte.

Herr d'Arminges, der sich an der Türe hielt, bemerkte sein Zögern.

»Herr Mönch«, sagte er, »mag dieser Unglückliche Henker sein oder gewesen sein, so ist er darum doch nicht minder Mensch. Leistet ihm also den letzten Dienst, den er von Euch heischt, und Euer Werk wird nur um so verdienstlicher sein.«

Der Mönch antwortete nicht, sondern setzte schweigend seinen Weg nach dem unteren Zimmer fort, wo die zwei Bedienten den Sterbenden bereits auf ein Bett gelegt hatten.

Als die zwei Lackeien den Mann Gottes sich dem Lager des Verwundeten nahen sahen, entfernten sie sich und schlossen die Türe vor dem Mönche und dem Sterbenden.

D'Arminges und Olivain harrten ihrer, stiegen wieder zu Pferde und alle vier entfernten sich im Trab, dem Wege folgend, an dessen Ende Raoul und sein Gefährte bereits verschwunden waren.

In dem Augenblick, wo der Hofmeister und sein Gefolge ebenfalls verschwanden, hielt ein neuer Reisender an der Schwelle des Wirtshauses.

»Was wünscht der Herr«, fragte der Wirt, noch bleich und zitternd von der Entdeckung, die er gemacht hatte.

Der Reisender machte das Zeichen eines Mannes, welcher trinkt, stieg ab, deutete auf sein Pferd und machte das Zeichen eines Reisenden.

»Ah, Teufel!« sagte der Wirt zu sich selbst, »es scheint, dieser

Mensch ist stumm. — Und wo wollt Ihr trinken?« fragte er.

»Hier«, antwortete der Reisende, auf einen Tisch deutend.

»Ich täuschte mich«, sprach der Wirt, »er ist nicht ganz stumm.«

Und er verbeugte sich, holte eine Flasche Wein und Zwieback und setzte Beides dem schweigsamen Gaste vor.

»Beliebt dem Herrn sonst noch Etwas?« fragte er.

»Allerdings«, sprach der Reisende.

»Was wünscht der Herr?«

»Zu wissen, ob Ihr nicht habt einen jungen Edelmann von fünfzehn Jahren auf einem Fuchsen und von einem Lackei gefolgt vorüber reiten sehen?«

»Den Grafen von Bragelonne?« sagte der Wirt.

»Richtig.«

»Dann heißt Ihr Herr Grimaud?«

Der Reisende machte ein bejahendes Zeichen.

»Nun wohl«, sprach der Wirt, »Euer junger Herr war erst vor einer Viertelstunde hier. Er wird in Mazingarde zu Mittag speisen und in Cambrin über Nacht bleiben.«

»Wie weit von hier nach Mazingarde?«

»Zwei und eine halbe Meile.«

»Danke.«

Gewiß, daß er seinen jungen Herrn am Ende des Tages treffen würde, schien Grimaud ruhiger, trocknete sich die Stirne ab und schenkte sich ein Glas Wein ein, das er schweigend trank.

Er hatte sein Glas auf den Tisch gesetzt und schickte sich an, es zum zweiten Male zu füllen, als ein furchtbarer Schrei aus dem Innern drang, wo sich der Mönch und der Sterbende befanden.

Grimaud stand rasch auf.

»Was ist das?« sagte er, »und woher kommt der Schrei?«

»Aus dem Zimmer des Verwundeten.«

»Wer ist der Verwundete?« fragte Grimaud.

»Der ehemalige Henker von Bethune, der, von spanischen Parteigängern auf den Tod verwundet, hierher gebracht worden ist und in diesem Augenblicke einem Augustinermönche beichtet. Es scheint, er leidet sehr.«

»Der ehemalige Henker von Bethune?« murmelte Grimaud, seine Erinnerungen zusammenfassend . . . »ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren . . . groß, kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe, mit schwarzem Bart und schwarzen Haaren?«

»So ist es, nur sind seine Barthaare grau und seine Haupthaare weiß geworden. Kennt Ihr ihn?.« fragte der Wirt.

»Ich habe ihn einmal gesehen«, antwortete Grimaud, dessen Stirne sich bei dem Gemälde, das sich vor seine Erinnerung stellte, verfinsterte.

Die Frau lief ganz zitternd herbei.

»Hast Du gehört?« sagte sie zu ihrem Manne.

»Ja«, antwortete der Wirt und schaute unruhig nach der Türe.

In diesem Augenblick vernahm man einen Schrei, etwas minder stark, als der erste, aber gefolgt von einem langen gedehnten Seufzer.

Die drei Personen schauten sich bebend an.

»Man muß sehen, was es ist«, sagte Grimaud.

»Man sollte glauben, es wäre der Schrei eines Menschen, den man erdrosselt«, murmelte der Wirt.

»Jesus!« rief die Wirtin, sich bekreuzend.

Wenn Grimaud wenig sprach, so handelte er dagegen viel, wie man weiß. Er stürzte nach der Türe und rüttelte mit aller Gewalt daran; aber sie war durch einen inneren Riegel verschlossen.

»Öffnet!« rief der Wirt, »öffnet, Herr Mönch! Öffnet sogleich!«

Niemand antwortete.

»Öffnet, oder ich sprengte die Türe!« rief Grimaud.

Dasselbe Stillschweigen.

Grimaud schaute umher und erblickte eine Stange, welche zufällig in einem Winkel lag. Er faßte sie rasch, und ehe der Wirt sich seinem Vorhaben widersetzen konnte, hatte er die Türe eingestoßen.

Das Zimmer war von Blut überströmt, das durch die Matratze drang. Der Verwundete sprach nicht, sondern röchelte. Der Mönch war verschwunden.

»Der Mönch! wo ist der Mönch?« rief der Wirt.

Grimaud lief nach einem offenen Fenster, das nach dem Hofe

ging.

»Er wird hier hinaus entflöhen sein!« rief er.

»Ihr glaubt?« sprach der Wirt ganz bestürzt. »Hausknecht, seht nach, ob das Maultier des Mönches im Stalle ist?«

»Kein Maultier mehr«, antwortete dieser.

Grimaud runzelte die Stirne, der Wirt faltete die Hände und schaute mißtrauisch um sich her. Die Frau hatte es nicht gewagt, in das Zimmer zu treten, und verharrte voll Schrecken an der Türe.

Grimaud näherte sich dem Verwundeten und schaute seine rauen Züge an, welche eine furchtbare Erinnerung in ihm hervorriefen. Nach einem Augenblicke stummer, düsterer Betrachtung sagte er:

»Es unterliegt keinem Zweifel, er ist es!.«

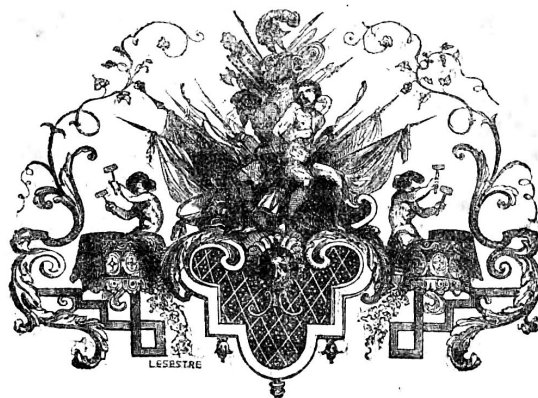
»Lebt er noch?« fragte der Wirt.

Ohne zu antworten, öffnete Grimaud sein Wamms, um ihm das Herz zu befühlen, während sich der Wirt ebenfalls näherte. Aber plötzlich wichen Beide, der Wirt einen Schrei des Schreckens ausstoßend, Grimaud erbleichend, zurück.

Die Klinge eines Dolches war bis an das Heft in die linke Seite der Brust des Henkers gestoßen.

»Lauft nach Hilfe!« sprach Grimaud; »ich bleibe bei ihm.«

Der Wirt eilte ganz bestürzt aus dem Zimmer. Die Frau war bei dem Schrei ihres Mannes entflohen.



XIV.

Die Absolution.

Man höre, was geschehen war.

Wir haben gesehen, daß der Mönch nicht durch eine Wirkung seines eigenen Willens, sondern im Gegenteil ganz gegen seinen Wunsch den Verwundeten geleitete, der ihm auf eine so seltsame Weise empfohlen wurde. Vielleicht hätte er zu fliehen gesucht, wenn er eine Möglichkeit gesehen haben würde, aber die Drohungen der zwei jungen Edelleute, ihr Gefolge, das hinter ihm geblieben war und ohne Zweifel Weisungen erhalten hatte, und eine schärfere Überlegung bestimmten den Mönch, ohne zu viel bösen Willen durchscheinen zu lassen, seine Beichtigerrolle bis zum Ende zu spielen. Sobald er in dem Zimmer war, näherte er sich dem Kopfkissen des Verwundeten.

Mit dem raschen, denjenigen, welche zu sterben im Begriffe sind und folglich keine Zeit zu verlieren haben, eigentümlichen Blicke betrachtete der Henker das Gesicht desjenigen, welcher sein Tröster werden soll; er machte eine Bewegung des Erstaunens und sagte:

»Ihr seid sehr jung, mein Vater.«

»Die Leute meines Gewandes haben kein Alter«, antwortete trocken der Mönch.

»Ach, sprecht doch etwas sanfter, mein Vater«, versetzte der Verwundete, »ich bedarf eines Freundes in meinen letzten Augenblicken.«

»Ihr leidet viel?« sagte der Mönch.

»Ja, aber mehr in der Seele, als im Leibe.«

»Wir werden Eure Seele retten«, erwiderte der junge Mann; »aber seid Ihr wirklich der Henker von Bethune, wie diese Leute sagten?«

»Das heißt«, antwortete lebhaft der Verwundete, welcher wohl bange hatte, der Name des Henkers könnte von ihm die letzte Hilfe entfernen, die er forderte, »das heißt, ich bin es gewesen, bin es aber nicht mehr. Ich habe vor fünfzehn Jahren mein Amt

aufgegeben, wohne Hinrichtungen noch bei, schlage aber nicht mehr. O nein!«

»Ihr habt also Abscheu vor Eurem Stande?«

s Der Henker stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte:

»So lange ich nur im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit geschlagen habe, ließ mich mein Stand, geschützt wie ich unter der Gerechtigkeit und dem Gesetze war, ruhig schlafen; aber seit der furchtbaren Nacht, wo ich als Werkzeug für eine Privatrache diene und mein Schwert mit Haß auf ein Geschöpf Gottes erhob, seit dieser Nacht . . . «

Der Henker hielt inne und schüttelte mit verzweifelter Miene den Kopf.

»Sprecht«, sagte der Mönch, der sich unten an das Bett des Verwundeten gesetzt hatte und an einer Erzählung, die sich auf eine so seltsame Weise ankündigte, Interesse zu nehmen anfang.

»Ach!« rief der Sterbende mit dem ganzen Ergüsse eines lange zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft macht, »ach! ich habe jedoch diese Gewissensbisse durch zwanzig Jahre guter Werke zu ersticken gesucht. Ich habe denjenigen, welche das Blut vergießen, die natürliche Wildheit genommen; bei jeder Gelegenheit habe ich mein Leben ausgesetzt, um das Leben anderer zu retten, welche in Gefahr schwebten. Ich habe der Erde menschliche Existenzen erhalten, im Austausch gegen diejenigen, welche ich ihr geraubt hatte. Das ist noch nicht Alles: das in der Ausübung meines Gewerbes von mir errungene Vermögen habe ich unter die Armen verteilt; ich bin ein beständiger Kirchengänger geworden; die Leute, welche mich früher flohen, gewöhnten sich an meinen Anblick. Alle haben mir vergeben, Einige liebten mich sogar. Aber ich glaube, daß mir Gott nicht verzeihen hat; denn die Erinnerung an jene Hinrichtung verfolgt mich beständig, und es kommt mir jede Nacht vor, als sähe ich das Gespenst jener Frau vor meinen Augen sich erheben.«

»Einer Frau? Ihr habt also eine Frau ermordet?« rief der Mönch.

»Und Ihr auch?« erwiderte der Henker; »Ihr bedient Euch auch des Ausdrucks, der so furchtbar in meinem Ohre klingt? Ermordet!

Ich habe also gemordet und nicht hingerichtet! Ich bin also ein Mörder und nicht ein Nachrichtenler!«

Und er schloß die Augen und stieß einen Seufzer aus. Der Mönch befürchtete ohne Zweifel, er könnte sterben, ohne mehr zu sagen; denn er versetzte lebhaft:

»Fahrt fort, ich weiß nichts, und wenn Ihr Eure Erzählung geendigt habt, werden Gott und ich richten.«

»Oh, mein Vater«, fuhr der Henker fort, ohne die Augen wieder zu öffnen, als hätte er bange, beim Öffnen einen furchtbaren Gegenstand zu sehen, »besonders bei Nacht und wenn ich über einen Fluß setze, ist dieser Schrecken, den ich nicht überwinden kann, gräßlich. Es kommt mir vor, als erschwerte sich meine Hand, als läge mein Schwert darin. Das Wasser nimmt die Farbe des Blutes an, und alle Stimmen der Natur, das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Windes, das Schlagen der Wellen, vereinigen sich, um eine weinende; verzweifelte, gräßliche Stimme zu bilden, die mir zuruft: ›Lasse die Gerechtigkeit Gottes walten.«

»Delirium!« murmelte der Mönch und schüttelte ebenfalls das Haupt.

Der Henker öffnete die Augen, machte eine Bewegung, um sich nach dem jungen Mann umzuwenden, und faßte ihn beim Arme.

»Delirium«, wiederholte er, »sagt Ihr? Oh, nein, denn es geschah, in der Nacht; ich warf ihren Körper in den Fluß; die Worte, welche mir meine Gewissensbisse wiederholen, diese Worte habe ich in meinem Stolze ausgesprochene nachdem ich das Werkzeug der menschlichen Gerechtigkeit gewesen war, glaubte ich das der Gerechtigkeit Gottes zu sein.«

»Laßt hören! wie kam dies? spricht!« sagte der Mönch.«

»An einem Abend erschien ein Mann bei mir und zeigte mir einen Befehl. Ich folgte. Vier andere vornehme Herren erwarteten mich; sie führten mich maskiert mit sich; Ich behielt mir immer vor, zu widerstehen, wenn das, was man von mir fordern würde, mir ungerecht vorkäme. Wir machten fünf oder sechs Meilen, düster, schweigsam und beinahe ohne ein Wort auszutauschen. Dann zeigten sie mir durch die Fenster einer kleinen Hütte eine mit dem Ellbogen auf den Tisch gelehnte Frau und sagten zu mir: ›Diese

habt Ihr hinzurichten.«

»Gräßlich!« sprach der Mönch.

»Und Ihr gehorchtet?«

»Mein Vater, diese Frau war ein Ungeheuer. Sie hatte, wie man sagte, ihren zweiten Gatten vergiftet, ihren Schwager, welcher sich unter diesen Männern befand, zu vergiften gesucht. Sie hatte kurz zuvor eine junge Frau, welche ihre Nebenbuhlerin war, vergiftet, und ehe sie England verließ, wie man sagte, Buckingham, den Liebling des Königs, erdolchen lassen.«

»Buckingham?« rief der Mönch.

»Ja, Buckingham, so ist es.«

»Diese Frau war also eine Engländerin?«

»Nein, sie war eine Französin, aber in England verheiratet.«

Der Mönch erbleichte, trocknete feine Stirne und verschloß die Türe mit einem Riegel. Der Henker glaubte, er wollte ihn verlassen, und fiel seufzend auf sein Bett zurück.

»Nein, nein, hier bin ich«, versetzte der Mönch, rasch zu ihm zurückkehrend: »fahrt fort, wer waren diese Männer?«

»Der Eine war ein Fremder, ein Engländer, glaube ich. Die Andern waren Franzosen und trugen die Uniform der Musketiere.«

»Ihre Namen?« fragte der Mönch.«

»Ich kenne sie nicht; ich weiß nur, daß die vier andern Herren den Engländer Mylord nannten.«

»Und die Frau war schön?«

»Schön und jung! Oh! ja, besonders schön. Ich sehe sie noch, wie sie auf den Knien vor mir, den Kopf zurückgeworfen, flehte. Nie habe ich seitdem begriffen, wie ich den so schönen und so bleichen Kopf abschlagen konnte.«

Der Mönch schien von einer seltsamen Bewegung ergriffen. Er zitterte an allen Gliedern; man sah, daß er eine Frage machen wollte, daß er, es aber nicht wagte.

Endlich nach einer heftigen Anstrengung gegen sich selbst sagte er:

»Der Name dieser Frau?«

»Ich weiß ihn nicht. Sie hatte sich, wie ich Euch sagte, zweimal

verheiratet, einmal in Frankreich, das zweite mal in England.«

»Und sie war jung, sagt Ihr?«

»Fünfundzwanzig Jahre.«

»Schön?«

»Zum Entzücken.«

»Blond?«

»Ja.«

»Lange Haare, nicht wahr . . . die ihr bis auf die Schultern herabfielen?«

»Ja.«

»Große Augen von wunderbarem Ausdruck?«

»Wenn sie wollte. Oh! ja, so ist es.«

»Eine Stimme von seltsamer Weichheit?«

»Woher wißt Ihr dies?«

Der Henker stützte sich mit dem Ellbogen auf sein Bett und heftete seinen erschrockenen Blick auf den Mönch, welcher leichenblaß wurde.

»Und Ihr habt sie getötet!« sprach der Mönch; »Ihr habt als Werkzeug für diese Feigen gedient, die sie nicht selbst zu töten wagten! Ihr habt mit dieser Jugend, mit dieser Schönheit, mit dieser Schwäche kein Mitleid gehabt! Ihr habt diese Frau getötet.«

»Ach!« versetzte der Henker, »ich habe es Euch gesagt, mein Vater, diese Frau verbarg unter einer himmlischen Hülle einen höllischen Geist, und als ich sie sah und mich alles des Bösen erinnerte, das sie mir zugefügt hatte . . . «

»Euch? Und was hatte sie Euch tun können? Laßt hören.«

»Sie hatte meinen Bruder, der ein Priester war, verführt und zu Grunde gerichtet; sie war mit ihm aus ihrem Kloster entflohen.«

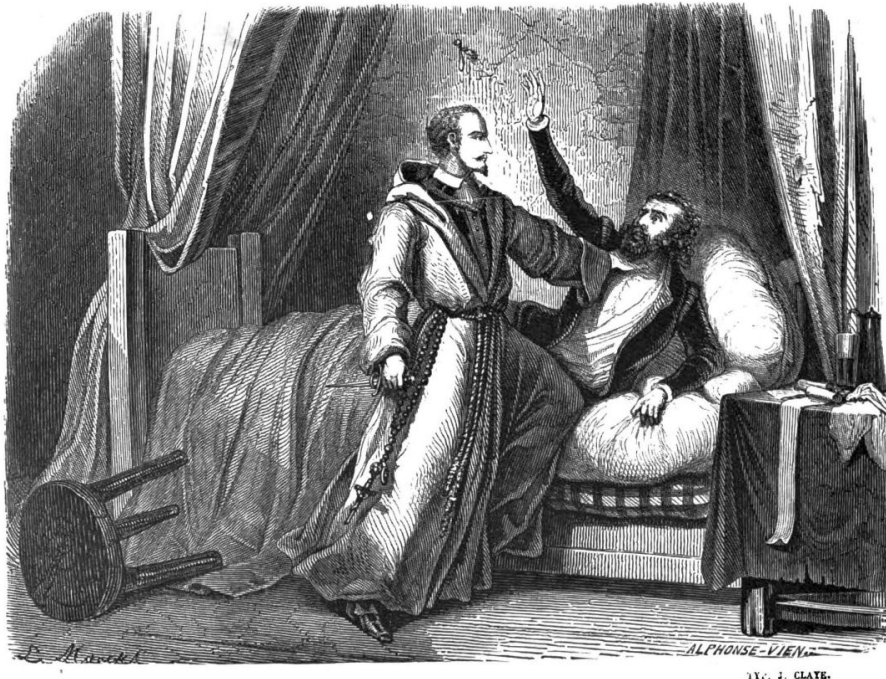
»Mit Eurem Bruder?«

»Ja. Mein Bruder war ihr erster Liebhaber; sie war die Ursache des Todes meines Bruders. Oh! mein Vater! mein Vater! schaut mich nicht so an! Oh! ich bin also sehr schuldig. Oh!i Ihr vergebt mir also nicht!«

Der Mönch verzog sein Gesicht.

»Doch wohl, ich werde Euch vergeben, wenn Ihr mir Alles sagt.«

»Oh!« rief der Henker, »Alles! Alles! Alles!«
»So antwortet also . . . Wenn sie Euren Bruder verführt hat . . . Ihr sagt, sie habe ihn verführt, nicht wahr?«
»Ja.«
»Wenn sie seinen Tod veranlaßt hat . . . Ihr sagt, sie habe seinen Tod veranlaßt, nicht wahr?«
»Ja«, wiederholte der Henker.
»So müßt Ihr ihren Namen als Mädchen kennen.«
»Oh! mein Gott!« sprach der Henker, »mein Gott! ich glaube, ich sterbe. Die Absolution, mein Vater, die Absolution!«



»Sage mir ihren Namen!« rief der Mönch, »und ich gebe sie Dir!«

»Sie hieß . . . mein Gott, habe Gnade mit mir!« murmelte der Henker und sank bleich, zitternd, einem Menschen in der Sekunde des Sterbens ähnlich, auf sein Bett zurück.

»Ihren Namen!« wiederholte der Mönch und beugte sich über ihn, als gedächte er ihm diesen Namen zu entreißen, wenn er denselben nicht nennen wollte; »ihren Namen! . . . sprich oder keine Absolution!«

Der Sterbende schien alle seine Kräfte zusammenzuraffen.

Die Augen des Mönches funkelten.

»Anna von Beuil«, murmelte der Sterbende.

»Anna von Beuil!« rief der Mönch, sich hoch aufrichtend und seine Hände zum Himmel erhebend; »Anna von Beuil, Du hast gesagt, Anna von Beuil, nicht war?«

»Ja, ja, das war ihr Name, und jetzt absolviert mich, denn ich sterbe.«

»Ich Dich absolvieren?« rief der Mönch mit einem Lachen, das die Haare auf dem Haupte des Sterbenden sich sträuben machte; »ich Dich absolvieren? ich bin kein Priester!«

»Ihr seid kein Priester!« rief der Henker; »aber was seid Ihr denn?«

»Ich werde es Dir sagen, Elender!«

»Ah! Herr! mein Gott!«

»Ich bin John Francis Winter.«

»Ich kenne Euch nicht!« rief der Henker.

»Warte, warte, Du sollst mich kennen lernen; ich bin John Francis Winter, und jene Frau . . . «

»Nun, jene Frau?«

»War meine Mutter.«

Der Henker stieß den ersten Schrei aus, den furchtbaren Schrei, welchen man außen gehört hatte.

»Oh! vergebt mir, vergebt mir, wenn nicht im Namen Gottes, doch wenigstens in Eurem Namen, wenn nicht als Priester, doch wenigstens als Sohn.«

»Dir vergeben!« rief der falsche Mönch, »Dir vergeben! Gott wird es vielleicht tun, ich nie!«

»Habt Mitleid!« sprach der Henker und streckte die Arme nach ihm aus.

»Kein Mitleid für den, der kein Mitleid gehabt hat; stirb unbußfertig, stirb in Verzweiflung; stirb und sei verdammt.«

Und er zog einen Dolch unter seinem Gewande hervor, bohrte ihm denselben in die Brust und sprach:

»Hier hast Du Deine Absolution!«

Da hörte man den zweiten, schwächeren Schrei, worauf ein langes Seufzen gefolgt war.

Der Henker, welcher sich erhoben hatte, fiel rücklings auf sein Bett zurück.

Der Mönch lief, ohne den Dolch aus der Wunde zu ziehen, nach dem Fenster, öffnete es, sprang auf die Blumen eines Gärtchens, schlüpfte in den Stall, nahm sein Maultier, entfernte sich durch eine Hintertüre, eilte zu dem nächsten Gehölze, zog aus seinem Felleisen eine vollständige Reitertracht, kleidete sich darein, erreichte zu Fuß die nächste Post, mietete ein Pferd und setzte mit verhängten Zügeln seinen Weg nach Paris fort.



XV.

Grimaud spricht.

Grimaud blieb allein bei dem Henker. Der Wirt rief nach Hilfe, die Frau betete. Nach einem Augenblick schlug der Verwundete die Augen wieder auf.

»Hilfe?« murmelte er, »Hilfe! Oh, mein Gott, sollte ich nicht einen einzigen Freund finden, der mir leben oder sterben helfen würde!«

Und er führte mit großer Anstrengung seine Hand an seine Brust; seine Hand traf den Griff des Dolches.

»Oh!« sagte er, wie ein Mensch, der sich eines Umstandes erinnert, und er ließ den Arm wieder zurückfallen.

»Habt Mut.« sprach Grimaud, »man ist bereits weggelaufen, um Hilfe zu suchen.«

»Wer seid Ihr?« fragte der Verwundete und heftete auf Grimaud seine weit aufgerissenen Augen.«

»Ein alter Bekannter«, antwortete Grimaud.

Der Verwundete suchte sich der Züge desjenigen, welcher mit ihm sprach, zu erinnern.

»Unter welchen Umständen haben wir uns getroffen?« sagte er.

»In einer Nacht vor zwanzig Jahren. Mein Herr hatte Euch in Bethune geholt und führte Euch nach Armentières.«

»Nun erkenne ich Euch wieder«, versetzte der Henker; »Ihr seid einer von den vier Lackeien.«

»So ist es.«

»Woher kommt Ihr.?«

»Ich zog auf dieser Straße und hielt hier an, um mein Pferd zu erfrischen. Man erzählte mir, der Henker von Bethune läge in diesem Hause verwundet, als Ihr zwei Schreie ausstießet. Bei dem ersten liefen wir herbei, bei dem zweiten brachen wir die Türe ein.«

»Und der Mönch«, sprach der Henker, »habt Ihr den Mönch gesehen?«

»Welchen Mönch?«

»Den Mönch, welcher mit mir eingeschlossen war.«

»Nein, er war bereits nicht mehr da; es scheint, er ist durch dieses Fenster entflohen. Hat er Euch gesehen?«

»Ja«, erwiderte der Henker.

Grimaud machte eine Bewegung, als wollte er sich entfernen.

»Was wollt Ihr tun?« fragte der Verwundete.

»Man muß ihm nachsetzen.«

»Hütet Euch wohl!«

»Und warum?«

»Er hat sich gerächt und wohl daran getan. Nun hoffe ich, Gott wird mir verzeihen, denn die Sühnung ist geschehen.«

»Erklärt Euch deutlicher«, sprach Grimaud.

»Diese Frau, welche ich auf Eurer Herren und auf Euer Geheiß tötete . . . «

»Mylady . . . «

»Ja, Mylady es ist wahr, so nanntet Ihr sie.«

»Was haben Mylady und der Mönch mit einander gemein?«

»Es war seine Mutter.«

Grimaud wankte und schaute den Sterbenden mit starrem Auge an.

»Seine Mutter!« wiederholte er.

»Ja, seine Mutter.«

»Er weiß also dieses Geheimnis?«

»Ich hielt ihn für einen Mönch und enthüllte es ihm in der Beichte.«

»Unglücklicher!« rief Grimaud, dessen Haare schon bei dem Gedanken an die Folgen, welche eine solche Enthüllung haben konnte, sich in Schweiß badeten.

»Unglücklicher! Ihr habt hoffentlich Niemand genannt.«

»Ich habe keinen Namen ausgesprochen, denn ich kannte keinen, außer dem Mädchennamen seiner Mutter, und hierauf hat er sie erkannte aber er weiß, daß sein Oheim unter der Zahl der Richter war.«

Und der Verwundete sank erschöpft zurück.

Grimaud wollte ihm Hilfe leisten und streckte seine Hand nach dem Griffe des Dolches aus.

»Berührt mich nicht«, sprach der Henker; »wenn man den Dolch heraus zöge, würde ich sterben.«

Grimaud verharrte die Hand ausgestreckt; dann schlug er sich plötzlich vor die Stirne und sagte:

»Ah, wenn dieser Mensch erfährt, wer die Andern sind, so muß mein Herr untergehen!«

»Verliert keine Zeit!« rief der Henker, »benachrichtigt ihn, wenn er noch lebt, benachrichtigt seine Freunde. Glaubt mir, mein Tod wird nicht die Lösung dieses furchtbaren Abenteuers sein.«

»Wohin reiste er?« fragte Grimaud.

»Nach Paris.«

»Wer hat ihn angehalten?«

»Zwei junge Edelleute, die sich zu der Armee begaben, und von denen der eine, ich hörte seinen Namen von seinem Kameraden aussprechen, Vicomte von Bragelonne heißt.«

»Und dieser junge Mensch hat Euch den Mönch gebracht?«

»Ja.«

Grimaud schlug die Augen zum Himmel auf und sprach:

»Es war der Wille Gottes.«

»Sicherlich«, versetzte der Verwundete.

»Ah, das ist furchtbar«, murmelte Grimaud, »und dennoch hatte diese Frau ihr Schicksal verdient. Ist dies nicht mehr Eure Ansicht?«

»Im Augenblick des Sterbens«, antwortete der Henker, »betrachtet man die Verbrechen Anderer in Vergleichung mit seinen eigenen.«

Und er sank erschöpft zurück und schloß die Augen.

Grimaud schwankte zwischen dem Mitleid, das ihm diesen Menschen ohne Hilfe zu lassen verbot, und der Furcht, die ihm sogleich abzureisen und diese Nachricht dem Grafen de la Fère zu überbringen befahl, als er Geräusch in der Hausflur hörte und einen Augenblick darauf den Wirt sah, der mit dem Wundarzte, den man gefunden hatte, endlich zurückkehrte.

Mehrere Neugierige folgten.

Das Gerücht von; dem seltsamen Abenteuer fing an sich zu verbreiten.

Der Wundarzt näherte sich dem Sterbenden, welcher ohnmächtig zu sein schien.

»Man muß zuerst das Eisen aus der Brust ziehen«, sagte er und schüttelte auf eine bezeichnende Weise den Kopf.

Grimaud erinnerte sich der Prophezeiung des Verwundeten und wandte die Augen ab.

Der Wundarzt schob das Wamms auf die Seite, zerriß das Hemd und entblößte die Brust.

Der Dolch war, wie gesagt, bis an das Stichblatt eingedrungen.

Der Chirurg nahm ihn am Ende des Griffes; während er ihn an sich zog, öffnete der Verwundete, die Augen mit einer furchtbaren Starrheit.

Als die Klinge ganz aus der Wunde gezogen war, drang ein rötlicher Schaum aus dem Munde des Verwundeten hervor; dann in dem Augenblicke, wo er atmete, sprang eine Blutwelle aus der Öffnung der Wund: mit einem halb erstickten Röcheln heftete der Sterbende einen Blick von seltsamem Ausdruck auf Grimaud und verschied.

Grimaud faßte den mit Blut überzogenen Dolch, welcher im Zimmer lag und bei allen Anwesenden Grauen erregte, machte dem Wirte ein Zeichen, ihm zu folgen, bezahlte die Zeche mit einer seines Herrn würdigen Großmut und stieg wieder zu Pferde.

Grimaud gedachte Anfangs geraden Wegs nach Paris zurückzukehren, aber es fiel ihm die Unruhe ein, welche seine verlängerte Abwesenheit bei Raoul verursachen mußte. Er erinnerte sich, daß Raoul nur zwei, Meilen von dem Orte entfernt war, an welchem er selbst sich befand, daß er in einer Stunde bei ihm sein könnte und zum Hin- und Herreiten und zu einer Erklärung nur einer Stunde bedürfte. Er setzte deshalb sein Pferd in Galopp und stieg zehn Minuten nachher im gekrönten Maulesel, der einzigen Herberge von Mazingarde, ab.

Bei den ersten Worten, die er mit dem Wirte austauschte, erlangte er die Gewißheit, daß er denjenigen, welchen er suchte, eingeholt hatte.

Raoul saß mit dem Grafen von Guiche und seinem, Hofmeister

bei Tische; aber das düstere Abenteuer vom Morgens ließ auf den zwei jungen Stirnen eine Traurigkeit zurück, welche das heitere Wesen von Herrn d'Arminges, der mehr Philosoph war, als sie, denn er hatte sich längst an solche Schauspiele gewöhnt, nicht zu zerstreuen vermochte.

Plötzlich öffnete sich die Türe und Grimaud erschien, bleich, bestaubt, noch bedeckt von dem Blute des unglücklichen Verwundeten.

»Grimaud, mein guter Grimaud, Du bist endlich hier? Entschuldigt, meine Herren, es ist kein Diener, sondern ein Freund.«

Und er stand auf, lief auf ihn zu und fuhr fort:

»Wie geht es dem Herrn Grafen? Vermißt er mich ein wenig? Hast Du ihn seit unserer Trennung gesehen? Aber ich habe Dir auch viele Dinge mitzuteilen. Seit drei Tagen sind uns viele Abenteuer begegnet. Doch was hast Du? Wie bleich siehst Du aus? Blut! Warum dieses Blut?«

»In der Tat, er hat Blut an sich«, sprach der Graf, sich erhebend. »Seid Ihr verwundet, mein Freund?«

»Nein, gnädiger Herr,« antwortete Grimaud, »dieses Blut nicht das meinige.«

»Wessen denn?« fragte Raoul.

»Es ist das Blut des Unglücklichen, den Ihr in der Herberge zurückgelassen habt, und der in meinen Armen verschieden ist.«

»Dieser Mensch in Deinen Armen! Weißt Du, wer er war?«

»Ja«, erwiderte Grimaud.

»Es war der ehemalige Henker von Bethune.«

»Ich weiß es.«

»Du kanntest ihn.«

»Ich kannte ihn.«

»Und er ist tot?«

»Ja«, sprach Grimaud.

Die zwei jungen Leute schauten sich an.

»Was wollt Ihr, meine Herren«, sagte d'Arminges, »es ist das gemeinschaftliche Gesetz, und man ist nicht davon befreit, wenn man Henker war. In dem Augenblick, wo ich seine Wunde

gesehen habe, hatte ich eine schlechte Ansicht davon, und Ihr wißt, es war seine eigene Meinung, da er einen Mönch verlangte.«

Bei dem Worte Mönch erbleichte Grimaud.

»Zu Tische, zu Tische!« rief d'Arminges, welcher, wie alle Männer dieser Epoche und besonders seines Alters die Empfindlichkeit zwischen zwei Gängen nicht zuließ.

»Ja, mein Herr, Ihr habt Recht«, sprach Raoul. »Vorwärts, Grimaud, laß Dir auftragen, bestelle, befehl, und wenn Du ausgeruht hast, sprechen wir mit einander.«

»Nein, Herr, nein«, entgegnete Grimaud. »ich kann mich nicht einen Augenblick aufhalten, ich muß sogleich nach Paris zurückkehren.«

»Wie! Du kehrst nach Paris zurück? Du täuschest, Dich; Olivain geht ab, Du bleibst.«

»Olivain bleibt, im Gegenteil, und ich reise; ich bin gerade deshalb gekommen, um es Euch mitzuteilen.«

»Aber warum diese Veränderung?«

»Ich kann es Euch nicht sagen.«

»Erkläre Dich!«

»Ich kann mich nicht erklären.«

»Was soll dieser Scherz bedeuten?«

»Der Herr Vicomte weiß, daß ich nie scherze.«

»Ja, ich weiß aber auch, da der Herr Graf de la Fère gesagt hat, Du würdest bei mir bleiben und Olivain wurde nach Paris zurückkehren. Ich werde die Befehle des Herrn Grafen befolgen.«

»Unter diesen Umständen nicht.«

»Solltest Du mir zufälliger Weise ungehorsam sein?«

»Ja, gnädigster Herr, denn ich muß.«

»Du beharrst also darauf?«

»Ja, ich gehe. Alles Glück, Herr Vicomte.«

Und Grimaud verbeugte sich und wandte sich nach der Türe, um wegzugehen; zugleich wütend und beunruhigt, lief ihm Raoul nach, hielt ihn beim Arme und rief:

»Grimaud bleibe, ich will es haben.«

»Dann wollt Ihr, daß ich den Herrn Grafen töten lasse?« sprach

Grimaud.

Grimaud grüßte und schickte sich an, wegzugehen.

»Grimaud, mein Freund«, sagte der Vicomte, »Du wirst nicht so weggehen, wirst mich nicht in einer solchen Unruhe lassen. Grimaud, sprich, sprich, in des Himmels Namen!«

Raoul wankte und fiel auf einen Stuhl zurück.

»Ich kann Euch nur Eines sagen, gnädiger Herr, denn das Geheimnis, das Ihr wissen wollt, ist nicht das meinige. Ihr seid einem Mönche begegnet, nicht war?«

»Ja.«

Die zwei jungen Leute schauten sich erschrocken an.

»Ihr habt ihn zu dem Verwundeten geführt?«

»Ja.«

»Ihr habt also Zeit gehabt, ihn zu sehen?«

»Und vielleicht würdet Ihr ihn wiedererkennen, solltet Ihr ihn je treffen?«

»O ja, ich schwöre es.«

»Und ich auch«, sprach von Guiche.

»Nun wohl, wenn Ihr ihn je trifft«, sagte Grimaud, »wo es auch sein mag, im freien Felde, in der Straße einer Stadt, in einer Kirche, wo er sein wird und wo Ihr sein werdet, setzt den Fuß auf ihn und zertretet ihn ohne Mitleid, wie Ihr es mit einer Viper, mit einer Schlange, mit einer Natter machen würdet, zertretet ihn und verlaßt ihn nicht eher, als bis er tot ist. So lange er lebt, ist auch das Leben von fünf Menschen für mich zweifelhaft.«

Und ohne ein Wort beizufügen, benutzte Grimaud das schreckensvolle Erstaunen, in das er diejenigen versetzt hatte, welche ihm zuhörten, um sich eiligst zu entfernen.«

»Seht, Graf«, sprach Raoul, sich nach Guiche umwendend, »hatte ich Euch nicht gesagt, dieser Mönch mache den Eindruck einer Schlange auf mich!«

Zwei Minuten nachher hörte man auf der Straße den Galopp eines Pferdes. Raoul lief an das Fenster.

Es war Grimaud, welcher wieder den Weg nach Paris einschlug. Er grüßte den Vicomte, den Hut schwingend, und verschwand bald an der Biegung der Straße.

Auf dem Wege dachte Grimaud an zwei Dinge: erstens, daß ihn sein Pferd bei der Schnelligkeit mit der er ritt, nicht zehn Meilen bringen würde, zweitens daran, daß er kein Geld hatte.

Aber Grimaud besaß eine um so fruchtbarere Einbildungskraft, je weniger er sprach.

Bei dem ersten Relais, das er traf, verkaufte er sein Pferd, und mit dem Gelde für sein Pferd nahm er die Post.

XVI.

Der Tag vor der Schlacht.

Raoul wurde seinen düsteren Betrachtungen durch den Wirt entzogen, der heftig in das Zimmer trat, in welchem die von uns erzählte Szene vorgefallen war und ausrief: »Die Spanier! die Spanier!«

Dieser Ruf war ernst genug, daß jede andere Unruhe verschwinden mußte, um derjenigen Platz zu machen, welche der Name der Spanier verursachen sollte. Die jungen Leute zogen Erkundigungen ein und erfahren, der Feind rücke wirklich durch Houdain und Bethune vor.

Während Herr d'Arminges Befehle gab, daß die Pferde, welche sich eben erfrischten, marschfertig gemacht würden, begaben sich die jungen Leute an das höchste Fenster des Hauses, das die Umgegend beherrschte, und sahen wirklich auf der Seite von Mersin und Sains ein zahlreiches Corps von Fußgängern und Reitern zum Vorschein kommen. Diesmal war es nicht mehr eine nomadische Gruppe von Parteigängern, es war ein ganzes Heer.

Es ließ sich nun nichts Anderes tun, als dem weisen Rate von Herrn d'Arminges zu folgen und sich zurückzuziehen.

Die jungen Leute stiegen rasch hinab, Herr d'Arminges war bereits zu Pferde. Olivain hielt die zwei Tiere der jungen Leute an der Hand und die Lackeien des Grafen von Guiche bewachten sorgfältig den gefangenen Spanier, welcher auf einem Klepper ritt, den man zu diesem Behufe gekauft hatte. Zu weiterer Vorsicht waren ihm die Hände gebunden.

Die kleine Truppe schlug den Weg nach Cambrin ein, wo man den Prinzen zu finden glaubte; der er war seit dem vorhergehenden Tage nicht mehr hier und hatte sich, getäuscht durch die falsche Nachricht, der Feind müßte in Essaire über die Lys setzen, nach Bassée zurückgezogen.

Die Nachricht hatte wirklich den Prinzen bewogen, seine Truppen von Bethune zu entfernen und alle seine Streitkräfte zwischen Vicille-Chapelle und Benthie zusammenzuziehen. Er

selbst aber war nach einer Rekognoszierung auf der ganzen Linie mit dem Marschall von Grammont zurückgekehrt und befragte die Offiziere, welche an seiner Seite saßen, über die Erkundigungen, welche jeder von ihnen einzuziehen übernommen hatte; Keiner aber wußte bestimmte Kunde zu geben. Die feindliche Armee war seit achtundvierzig Stunden völlig verschwunden.

Nun ist aber nie ein feindliches Heer so nahe und folglich so bedrohlich, als wenn es gänzlich verschwunden ist. Der Prinz war gegen seine Gewohnheit verdrießlich und sorgenvoll, als ein Offizier vom Dienste eintrat und dem Marschall von Grammont meldete, es wünsche ihn Jemand zu sprechen.

Der Herzog von Grammont bat mit dem Blicke den Prinzen um Erlaubnis und entfernte sich. Der Prinz folgte ihm mit den Augen, und seine Blicke blieben auf die Türe geheftet. Niemand wagte es, zu sprechen, aus Furcht, ihn in seinen Gedanken zu stören.

Plötzlich erscholl ein dumpfer Lärm, der Prinz erhob sich lebhaft und streckte die Hand nach der Gegend aus, von welcher der Lärm kam.

Dieser Lärm war ihm wohl bekannt, es war der der Kanone.

Alle hatten sich erhoben.

In diesem Augenblick wurde die Türe wieder geöffnet.

»Monseigneur«, sprach der Marschall von Grammont strahlend, »erlaubt Eure Hoheit, daß Ihr mein Sohn, der Graf von Guiche, und sein Reisegefährte der Vicomte von Bragelonne, die Kunde vom Feinde geben, die wir suchen und sie gefunden haben?«

»Wie?« sprach der Prinz lebhaft, »ob ich es erlaube? Ich erlaube es nicht nur, sondern ich wünsche, sie mögen eintreten.«

Der Marschall führte die zwei jungen Leute ein, und diese befanden sich dem Prinzen gegenüber.

»Sprecht, meine Herren«, sagte der Prinz, sie begrüßend, »sprecht zuerst, dann wollen wir uns die üblichen Komplimente machen. Das Dringendste für uns ist jetzt, zu erfahren, wo der Feind steht und was er tut.«

Dem Grafen von Guiche kam natürlich das Wort zu. Er war nicht nur der ältere von den beiden jungen Leuten, sondern auch bereits dem Prinzen von seinem Vater vorgestellt. Überdies kannte er den Prinzen seit geraumer Zeit, während ihn Raoul zum

ersten Male sah.

Er erzählte also dem Prinzen, was sie in dem Gasthause zu Mazingarde gesehen hatten. Während dieser Zeit betrachtete Raoul den jungen General, welcher sich bereits durch die Schlachten von Nocroy, Freiburg und Nördlingen so großen Ruhm erworben hatte.

Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, den man seit dem Tode von Heinrich von Bourbon, seinem Vater, durch Abkürzung und nach der Gewohnheit der Herr Prinz nannte, war ein junger Mann von höchstens sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren, mit einem Adlerblicke, *agl' occhi Grifagni*, wie Dante sagt, mit einer gebogenen Nase, mit langen, in Locken herabflatternden Haaren, von mittlerem, aber schönem Wuchse. Er besaß alle Eigenschaften eines großen Kriegers, d.h. Blick, rasche Entscheidung, fabelhaften Mut, was ihn übrigens nicht abhielt, zu gleicher Zeit ein Mann von Eleganz und Witz zu sein, so daß er außer der Revolution, die er durch neue Einrichtungen und strategische Erfindungen in den Krieg brachte, auch in Paris eine Revolution unter den jungen Leuten des Hofes gemacht hatte, deren natürlicher Führer er war, und die man im Gegensatze gegen die Elegants des alten Hofes, für welche Bassompierre, Bellegarde und der Herzog von Angoulême als Muster gedient hatten, Petits-Maitres nannte.

Bei den ersten Worten des Grafen von Guiche und aus der Richtung, von der der Lärm der Kanonen kam, hatte der Prinz Alles begriffen. Der Feind mußte in Saint-Venant über die Lys gesetzt haben, und marschierte gegen Lens, ohne Zweifel in der Absicht, sich dieser Stadt zu bemächtigen und das französische Heer zu trennen.

Aber von welcher Stärke war diese Truppe? War es ein Corps, bestimmt, eine einfache Diversion zu bewirken, war es die ganze Armee?

Dies war die letzte Frage des Prinzen, welche von Guiche nicht zu beantworten vermochte.

Da sie aber dem Prinzen als die wichtigste erschien, so hätte derselbe auf diese eine genaue, pünktliche, bestimmte Antwort zu haben gewünscht.

Raoul überwand nun das sehr natürliche Gefühl der Schüchternheit, das sich seiner Person dem Prinzen gegenüber bemächtigte, und sprach, sich ihm nähernd:

»Wind mir Monseigneur erlauben, einige Worte über diesen Gegenstand zu wagen, welche ihn vielleicht der Verlegenheit entziehen?«

Der Prinz wandte sich um und schien den jungen Menschen ganz und gar gleichsam in einen einzigen Blick zu hüllen. Er lächelte, als er in ihm ein Kind von kaum fünfzehn Jahren erkannte.

»Allerdings, mein Herr, sprecht«, sagte er, seine kräftige Stimme sänftigend, als richte er das Wort an eine Frau.

»Monseigneur könnte den gefangenen Spanier befragen«, erwiderte Raoul errötend.

»Ihr habt einen Spanier zum Gefangenen gemacht?« rief der Prinz.

»Ja, Monseigneur.«

»Ah, es ist wahr!« versetzte von Guiche, »ich hatte es vergessen.«

»Das ist ganz einfach, denn Ihr habt ihn gefangen genommen«, sprach Raoul lächelnd.

Der alte Marschall wandte sich gegen den Vicomte um, dankbar für das seinem Sohne gespendete Lob, während der Prinz ausrief:

»Dieser Jüngling hat Recht, man führe den Spanier herbei.«

Mittlerweile nahm der Prinz von Guiche bei Seite und befragte ihn über die Art und Weise, wie sie den Spanier zum Gefangenen gemacht hatten, und wer dieser Jüngling wäre.

»Mein Herr«, sagte der Prinz, zu Raoul zurückkehrend, »ich weiß, daß Ihr einen Brief von meiner Schwester, der Frau von Longueville, bei Euch habt; aber ich sehe, daß Ihr es vorzuzogt, Euch durch einen guten Rat, den Ihr mir erteiltet, selbst zu empfehlen.«

»Monseigneur«, versetzte Raoul errötend, »ich wollte Eure Hoheit nicht in dem so wichtigen Gespräche mit dem Herrn Grafen unterbrechen; doch hier ist der Brief.«

»Es ist gut«, entgegnete der Prinz; »Ihr werdet ihn mir später

geben. Hier kommt der Gefangene. Denken wir an das Wichtigere.«

Man brachte wirklich den Parteigänger.

Es war einer von den Condottieri, wie man sie in jener Zeit noch fand, Leute, gealtert in schlimmen Streichen aller Art, ihr Blut verkaufend an Jeden, der es bezahlen wollte. Seitdem er gefangen war, hatte er kein einziges Wort gesprochen, so daß diejenigen, welche ihn festgenommen hatten, nicht einmal wußten, welcher Nation er angehörte.

Der Prinz schaute ihn mit einer Miene unbeschreiblichen Mißtrauens an.

»Von welcher Nation bist Du?« fragte der Prinz.

Der Gefangene erwiderte einige Worte in fremder Sprache.

»Ah, ah! es scheint, er ist ein Spanier. Sprecht Ihr Spanisch, Grammont?«

»Meiner Treue, Monseigneur, sehr wenig.«

»Und ich gar nicht«, sagte der Prinz lachend. »Meine Herren«, fügte er, sich gegen seine Umgebung wendend, bei, ist Einer unter Euch, der Spanisch spricht und mir als Dolmetscher dienen will?«

»Ich, Monseigneur«, antwortete Raoul.

»Ah, Ihr sprecht Spanisch?«

»Hinreichend, wie ich glaube, um die Befehle Eurer Hoheit bei diesem Falle zu vollziehen.«

Während dieser ganzen Zeit war der Gefangene unempfindlich geblieben, als hätte er gar nicht begriffen, wovon es sich handelte.

»Monseigneur läßt Euch fragen, von welcher Nation Ihr seid?« fragte der Jüngling im reinsten Castilianisch.

»Ich bin ein Deutscher«, antwortete der Gefangene.

»Was Teufels, sagte er?« fragte der Prinz, »und was für ein neues Kauderwelsch ist das?«

»Er sagt, er sei ein Deutscher, Monseigneur«, erwiderte Raoul, »ich zweifle jedoch daran, denn sein Accent ist schlecht und seine Aussprache mangelhaft.«

»Ihr sprecht also auch Deutsch?« fragte der Prinz.

»Ja, Monseigneur«, antwortete Raoul.

»Genug, um ihn in dieser Sprache zu befragen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Fragt ihn also.«

Raoul begann sein Verhör, aber die Tatsache unterstützte seine Meinung. Der Gefangene härte nicht oder stellte sich, als hörte er nicht, was Raoul ihm sagte, und Raoul verstand nur schlecht seine mit Flämischem und Elsässischem vermischten Antworten.

Doch trotz der Anstrengung des Gefangenen, um ein regelmäßiges Verhör zu vereiteln, erkannte Raoul den natürlichen Accent dieses Menschen.

»*Non siete Spagnuolo*«, sagte er, »*non siete Tedesco, siete Italiano?*«

Der Gefangene machte eine Bewegung und biß sich in die Lippen.

»Ah, das verstehe ich vortrefflich«, sprach der Prinz von Condé, »und da er ein Italiener ist, so will ich das Verhör fortsetzen. Ich danke, Vicomte«, fügte der Prinz lachend bei; »ich ernenne Euch von diesem Augenblick an zu meinem Dolmetscher.«

Aber der Gefangene war eben so wenig geneigt, italienisch, als in den andern Sprachen zu antworten. Er trachtete nur darnach, die Fragen zu umgehen und zu vereiteln. Auch wußte er weder die Zahl des Feindes, noch die Namen derjenigen, welche ihn befehligten, noch den Zweck des Marsches der Armee.

»Es ist gut«, sprach der Prinz, der die Ursache, dieser Unwissenheit wohl begriff, »dieser Mensch ist plündernd und mordend gefangen genommen worden. Er hätte sein Lebens durch Sprechen erkaufen können; er will nicht sprechen. Führt ihn weg und laßt ihn über die Klinge springen.«

Der Gefangene erbleichte. Die zwei Soldaten, welche ihn herbei gebracht hatten, nahmen ihn jeder bei einem Arme und führten ihn gegen die Türe, während der Prinz, sich nach dem Marschall von Grammont umwendend, bereits den von ihm erteilten Befehl vergessen zu haben schien.

Auf der Türschwelle blieb der Gefangene stille stehen. Die Soldaten, welche nur ihren Befehl kannten, wollten ihn zwingen, weiter zu gehen.

»Einen Augenblick«, sagte der Gefangene französisch; ich bin

bereit zu sprechen, Monseigneur.«

»Ah, ah!« rief der Prinz, »ich wußte wohl, daß wir damit endigen würden. Ich habe ein vortreffliches Mittel, die Zungen zu lösen. Benützt es, Ihr jungen Leute, in der Zeit, wo Ihr befehlen werdet.«

»Aber unter der Bedingung«, fuhr der Gefangene fort, »daß mir Eure Hoheit durch einen Eid mein Leben sichert.«

»Auf mein adeliges Ehrenwort«, sprach der Prinz.

»Dann fragt, Monseigneur.«

»Wo ist das Heer über die Lys gesetzt?«

»Zwischen Saint-Venant und Aix.«

»Von wem wird es befehligt?«

»Von dem Grafen von Fuensaldagna, von dem General Beck und von dem Erzherzog in Person.«

»Aus wie viel Mann besteht es?«

»Aus 18,000 Mann und 36 Feldstücken.«

»Und es marschirt?«

»Gegen Lens.«

»Ihr seht, meine Herren!« rief der Prinz, sich mit triumphierender Miene gegen den Marschall von Grammont und die übrigen Offiziere umwendend.

»Ja, Monseigneur«, sagte der Marschall, »Ihr habt erraten, was dem menschlichen Genie zu erraten möglich ist.«

»Ruft le Plessis-Bellièvre, Vellequier und d'Erlac zurück«, sagte der Prinz; »ruft alle Truppen zurück, welche diesseits der Lys stehen; sie sollen sich bereit halten, noch in dieser Nacht zu marschieren. Morgen greifen wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Feind an.«

»Aber bedenkt«, Monseigneur«, sprach der Marschall von Grammont, »daß wir, wenn wir unsere ganze verfügbare Mannschaft sammeln, kaum die Zahl von 13,000 Mann erreichen werden.«

»Mein Herr Marschall«, entgegnete der Prinz mit dem bewunderungswürdigem Blicke, der nur ihm angehörte, »mit den kleinen Heeren gewinnt man die großen Schlachten.«

Dann sich gegen den Gefangenen umwendend: »Man führe diesen Menschen weg und bewache ihn sorgfältig. Sein Leben

hängt von den Nachrichten ab, die er uns gegeben hat. Sind sie wahr, so ist er frei; sind sie falsch, so erschieße man ihn.«

Man führte den Gefangenen weg.

»Graf von Guiche«, versetzte der Prinz«, »Ihr habt lange Zeit Euren Vater nicht gesehen; bleibt bei ihm. Mein Herr«, fuhr er, sich an Raoul wendend, fort, »wenn Ihr nicht zu müde seid, so folgt mir.«

»Bis an das Ende der Welt, Monseigneur!« rief Raoul, der für diesen jungen General, welcher ihm seines Rufes so würdig zu sein schien, eine unbewußte Begeisterung fühlte.

Der Prinz lächelte. Er verachtete die Schmeichler, aber er schätzte die Enthusiasten.

»Vorwärts, mein Herr«, sagte er. »Ihr seid gut im Rate, wir haben so eben einen Beweis davon erhalten; morgen werden wir sehen, wie Ihr beider Tat seid . . . «

»Und ich, Monseigneur, " sprach der Marschall«, »was soll ich tun?«

»Bleibt«, um die Truppen zu empfangen. Entweder werde ich sie selbst holen, oder ich schicke einen Eilboten, damit Ihr mir sie zuführt. Zwanzig gut berittene Wachen, das ist Alles, was ich zu meinem Geleite brauche.«

»Das ist sehr wenig«, versetzte der Marschall.

»Genug«, entgegnete der Prinz. »Habt Ihr ein gutes Pferd, Herr von Bragelonne?«

»Das meine ist diesen Morgen getötet worden, und ich reite einstweilen das von meinem Bedienten.«

»Verlangt und wählt selbst in meinen Ställen ein Pferd, welches Euch zusagt. Keine falsche Scham. Nehmt, was Euch am besten dient. Ihr braucht es vielleicht diesen Abend und morgen ganz gewiß.«

Raoul ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wußte, daß bei den Oberen, besonders wenn die Oberen Prinzen sind, die äußerste Höflichkeit darin besteht, daß man ohne Zögern und Abwägen gehorcht. Er ging in die Ställe hinab, wählte ein andalusisches isabellfarbiges Pferd und sattelte und zäumte es selbst; denn Athos hatte ihm anempfohlen, im Augenblicke der Gefahr ein so wichtiges Geschäft Niemand anzuvertrauen. Er kehrte zu dem

Prinzen zurück, der in diesem Augenblick zu Pferde stieg.

»Nun, mein Herr«, sagte er zu Raoul, »wollt ihr mir den Brief geben, dessen Überbringer Ihr seid.«

Raoul reichte den Brief dem Prinzen.

»Haltet Euch in meiner Nähe, mein Herr«, sagte dieser.

Der Prinz gab seinem Pferde die Sporen, hing den Zaum auf den Sattelknopf, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er die Hände frei haben wollte, entsiegelte den Brief von Frau von Longueville und entfernte sich im Galopp auf der Straße nach Lens, begleitet von Raoul, während die Boten, welche die Truppen zurückrufen sollten, in entgegengesetzten Richtungen mit verhängten Zügeln fortsprengten.

Der Prinz las während seines eiligen Rittes.

»Mein Herr«, sprach er nach einem Augenblick, »man sagt mir alles mögliche Gute von Euch; ich habe Euch nur Eines zu bemerken, nämlich, daß ich nach dem Wenigen, was ich von Euch gesehen und gehört habe, noch mehr von Euch denke, als man mir sagt.«

Raoul verbeugte sich.

Bei jedem Schritte, der die kleine Truppe gegen Lens führte, erschollen indessen die Kanonenschüsse näher und näher. Der Blick des Prinzen war gegen dieses Geräusch mit der Starrheit eines Raubvogels gerichtet. Man hätte glauben sollen, er besäße die Macht, die Vorhänge von Bäumen zu durchdringen, welche sich vor ihm ausdehnten und den Horizont begrenzten.

Von Zeit zu Zeit dehnte sich die Nase des Prinzen aus, als drängte es ihn, den Pulverdampf einzusatmen, und er schnaufte wie ein Pferd.

Endlich hörte man den Donner der Kanonen so nahe, daß man offenbar nur noch eine Meile von dem Schlachtfelde entfernt war. An der Wendung der Straße erblickte man wirklich das kleine Dorf Aunay. Die Bauern waren in großer Bestürzung. Das Gerücht von den Grausamkeiten der Spanier hatte sich verbreitet und stürzte Jeden in Schrecken. Die Weiber waren bereits gegen Vitry geflohen; einige Männer blieben allein.

Bei dem Anblicke des Prinzen liefen sie herbei. Einer derselben erkannte ihn.

»Ach! Monseigneur«, sprach er, »kommt Ihr, um alle diese Schurken von Spaniern und alle diese Räuber von Lothringern zu verjagen?«

»Ja«, antwortete der Prinz, »wenn Du mir als Führer dienen willst.«

»Gerne, Monseigneur; wohin soll ich Eure Hoheit führen?«

»An einen erhabenen Ort, von wo aus ich Lens und seine Umgebung sehen kann.«

»Das soll geschehen, und was weiter?«

»Kann ich mich Dir anvertrauen? Bist Du ein guter Franzose?«

»Ich bin ein alter Soldat von Rocroy, Monseigneur.«

»Halt«, sagte der Prinz und gab ihm seine Börse, »das ist für Rocroy. Willst Du nun ein Pferd oder ziehst Du es vor, zu Fuße zu gehen?«

»Zu Fuße, Monseigneur, zu Fuße, ich habe immer bei der Infanterie gedient. Überdies gedenke ich Eure Hoheit auf Wegen zu führen, wo Sie selbst abzustiegen genötigt sein werden.«

»Vorwärts«, sprach der Prinz, »und keine Zeit verloren.«

Der Bauer lief vor dem Pferde des Prinzen her; hundert Schritte vom Dorfe schlug er einen kleinen Weg ein, der sich durch ein hübsches Tal zog.

Eine halbe Meile marschierte man so unter einer Bedeckung von Bäumen. Die Kanonen erschollen so nahe, das man bei jedem Schusse hätte glauben sollen«, man höre die Kugel pfeifen. Endlich fand man einen Fußpfad, der vom Wege abging und sich auf der Seite, eines Berges hinzog. Der Bauer wählte diesen Fußpfad und forderte den Prinzen auf, ihm zu folgen. Dieser stieg ab, befahl einem seiner Adjutanten und Raoul, dasselbe zu tun, und den Andern, seine Befehle zu erwarten, dabei aber sehr auf ihrer Hut zu sein, und fing an, den Fußpfad zu ersteigen.

Nach zehn Minuten war man in die Ruinen eines alten Schlosses gelangt. Diese Ruinen bekränzten den Gipfel eines Hügels, von dessen Höhe aus man die ganze Umgegend beherrschte. Auf kaum eine Viertelmeile erschaute man Lens hart bedrängt und vor Lens die ganze feindliche Armee. Mit einem Blicke umfaßte der Prinz die ganze Strecke, welche sich vor seinen Augen ausdehnte, von Lens bis Vismy. In einem

Augenblick entrollte sich die Wahlstätte, welche am andern Tage Frankreich vor einer Invasion retten sollte, vor seinem Geiste. Er nahm ein Bleistift, riß ein Blatt aus seiner Schreibtasche und schrieb:

»Mein lieber Marschall!

»In einer Stunde wird Lens in der Gewalt des Feindes sein. Kommt zu mir, bringt das ganze Herr mit Euch. Ich werde in Vendrin sein, um es seine Stellung fassen zu lassen. Morgen haben wir Lens wieder eingenommen und den Feind geschlagen.«

Dann sich gegen Raoul umwendend, sagte er:

»Geht, Herr, jagt mit verhängten Zügeln und stellt diesen Brief Herrn von Grammont zu.«

Raoul verbeugte sich, nahm das Papier, stieg rasch den Berg hinab, schwang sich auf sein Pferd und ritt im Galopp davon.

Eine Viertelstunde nachher war er bei dem Marschall.

Bereits war eine Abteilung von Truppen angelangt. Den Rest erwartete man jeden Augenblick. Der Marschall von Grammont stellte sich an die Spitze aller verfügbaren Infanterie und Kavallerie und ließ den Herzog von Chatillon zurück, um die übrigen Truppen zu erwarten und nachzuführen.

Die ganze Artillerie war zum Aufbruch bereit und setzte sich in Marsch.

Es war sieben Uhr Abends, als der Marschall am Sammelplatze anlangte. Der Prinz erwartete ihn daselbst; denn er hatte es gesagt, Lens war beinahe, unmittelbar nach dem Abgange von Raoul in die Gewalt des Feindes gefallen. Das Einstellen der Kanonade hatte überdies dieses Ereignis verkündigt.

Man erwartete die Nacht. Mit dem Eintritt der Finsternis langten nach und nach die von dem Prinzen herbeigerufenen Truppen an. Es wurde Befehl gegeben, daß keine derselben die Trommel rühren oder die Trompete blasen lassen sollte.

Um neun Uhr war es völlig Nacht geworden. Eine letzte Abenddämmerung erleuchtete indessen die Ebene. Man setzte sich schweigend in Marsch. Der Prinz befehligte die Kolonne.

Jenseits Aunay angelangt, erblickte das Heer Lens. Einige

Häuser standen in Flammen und ein dumpfes Geräusch, das den Todeskampf einer im Sturme genommenen Stadt andeutete, drang bis zu den Soldaten. Der Prinz bezeichnete Jedem seinen Posten. Der Marschall von Grammont sollte die äußerste Linie halten und sich an Mericourt anlehnen. Der Herzog, von Chatillon bildete das Zentrum, der Prinz den rechten Flügel.

Die Schlachtordnung vom andern Tage sollte dieselbe sein, wie die der am Tage vorher eingenommenen Stellung. Jeder sollte sich auf dem Terrain befinden, worauf er zu manövrieren hätte.

Die Bewegung wurde in der tiefsten Stille und mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Um zehn Uhr nahm Jeder seine Stellung ein. Um halb elf Uhr durchlief der Prinz die Posten und gab die Parole für den andern Tag.

Drei Dinge waren vor Allem den Führern empfohlen, welche darüber wachen sollten, daß die Soldaten dieselben gewissenhaft beobachteten.

Erstens, daß die verschiedenen Corps sich bei dem Marsche wohl beobachteten, damit die Reiterei und die Infanterie auf derselben Linie wäre und daß jede die bestimmte Entfernung einhielte;

Zweitens, nur im Schritte anzugreifen;

Drittens, den Feind zuerst schießen zu lassen.

Der Prinz gab den Grafen von Guiche seinem Vater und behielt Bragelonne für sich; aber die zwei jungen Leute baten um Erlaubnis, die Nacht mit einander zubringen zu dürfen, was ihnen auch bewilligt wurde.

Es wurde für sie ein Zelt in der Nähe des für den Marschall bestimmten aufgeschlagen. Obgleich der Tag ermüdend gewesen war, so fühlte doch weder der Eine noch der andere ein Bedürfnis zu schlafen.

Überdies ist es eine wichtige, ernste Sache, selbst für die alten Soldaten, der Vorabend einer Schlacht, und noch viel wichtiger für zwei junge Leute, die dieses furchtbare Schauspiel zum ersten Male sehen sollten.

Am Vorabend einer Schlacht denkt man an tausend Dinge, die man bis dahin vergessen hatte, und die einem jetzt in den Kopf kommen; am Vorabend einer Schlacht werden die Gleichgültigen

Freunde, die Freunde Brüder. Es versteht sich von selbst, daß, wenn man im Grunde seines Herzens ein zärtliches Gefühl hegt, dieses Gefühl ganz natürlich den höchsten Grad der Begeisterung erreicht, den es zu erreichen im Stande ist.

Es ist zu glauben, daß jeder von den zwei jungen Leuten von einem solchen Gefühle bewegt wurde; denn nach wenigen Augenblicken setzte sich jeder von ihnen an ein Ende des Zeltes und fing an auf dem Schooße zu schreiben.

Die Briefe wurden lang, die vier Seiten bedeckten sich nach und nach mit feinen und gedrängten Buchstaben. Von Zeit zu Zeit schauten sich die jungen Leute lächelnd an. Sie verstanden sich, ohne etwas zu sprechen. Diese zwei zartfühlendem sympathischen Naturen waren bestimmt, einander zu verstehen, ohne zu sprechen. Sobald die Briefe vollendet waren, legte jeder den seinigen in zwei Umschläge, wo keiner den Namen der Person lesen konnte, an welche er ihn gerichtet hatte, er mußte denn den ersten Umschlag zerreißen. Dann näherten sie sich einander und tauschten ihre Briefe lächelnd aus.

»Wenn mir Unglück widerfahren würde . . . « sagte Bragelonne.

»Wenn ich getötet würde . . . « sprach von Guiche.

»Seid unbesorgt«, sagten alle Beide.

Hierauf umarmten sie sich, wie zwei Brüder, hüllten sich jeder in seinen Mantel ein und schiefen den jungen, lieblichen Schlaf, den die Vögel, die Blumen und die Kinder schlafen.



XVII.

Ein Abendbrot von Ehemals.

Die zweite Zusammenkunft der alten Musketiere war nicht prunkend und bedrohlich, wie die erste. Athos dachte mit seiner stets erhabenen Vernunft, die Tafel wäre der rascheste und vollständigste Vereinigungspunkt und in dem Augenblick, wo seine Freunde, seine Mäßigkeit befürchtend, nicht von einem von den guten Mahlen von Ehemals zu sprechen wagten, wie sie solche im Tannenapfel oder bei dem Parpaillot eingenommen hatten, schlug er zuerst vor, sich bei einer gut bestellten Tafel einzufinden und sich jeder seinem Charakter und seinen Manieren ohne Rückhalt hinzugeben, eine Hingebung, welche das gute Einverständnis unter ihnen erhalten und ihnen den Beinamen der Unzertrennlichen gebracht hatte.

Der Vorschlag war Allen angenehm, besonders d'Artagnan, welcher ein großes Verlangen hatte, den guten Geschmack und die Heiterkeit der Unterhaltungen seiner Jugend wieder zu finden, denn seit geraumer Zeit hatte sein feiner, für die Freude empfänglicher Geist nur ungenügende Befriedigung, ein gemeines Futter, wie er es selbst nannte, gefunden. Im Begriff, Baron zu werden, war Porthos entzückt, diese Gelegenheit zu finden, in Athos und Aramis den Ton und die Manieren der Leute von Stand zu studieren. Aramis wollte, Neuigkeiten aus dem Palais-Royal in Erfahrung bringen und sich für jeden Fall ergebene Freunde bewahren, welche einst mit so raschen und unüberwindlichen Schwertern seine Streitigkeiten unterstützt hatten.

Athos war der Einzige, der von den Andern nicht zu empfangen und nichts zu erwarten hatte, und nur von einem Gefühle einfacher Größe und reiner Freundschaft bewegt wurde.

Man kam dahin überein, daß Jeder ganz genau seine Adresse geben und daß bei dem Bedürfnisse von einem der Verbündeten die Versammlung bei einem berühmten Traiteur der Rue de la Monnaie mit dem Schilde zur Einsiedelei zusammenberufen werden sollte. Die erste Versammlung wurde auf den folgenden

Mittwoch Abends acht Uhr anberaumt.

Die vier Freunde kamen wirklich an diesem Tage pünktlich zur bezeichneten Stunde und jeder von seiner Seite. Porthos hatte ein neues Pferd probieren müssen; d'Artagnan kam von der Wache im Louvre ab; Aramis hatte eine von seinen Reuerinnen in der Nähe besuchen müssen und Athos, der sein Quartier in der Rue Guénégaud genommen hatte, speiste gewöhnlich in diesem Hause. Sie waren also sehr erstaunt, sich vor der Türe der Einsiedelei zusammenzufinden, Athos über den Pont-Neuf, Porthos durch die Rue du Roule, d'Artagnan durch die Rue de Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois, Aramis durch die Rue de Betsisy herbeikommend. Die ersten Worte, welche die vier Freunde austauschten, waren gerade durch den Eifer, welchen jeder in seine Kundgebungen legte, etwas gezwungen, und das Mahl begann mit einer gewissen Steifheit. Man sah, daß d'Artagnan sich anstrebte, um zu lachen, Athos, um zu trinken, Aramis, um zu erzählen, und Porthos um zu schweigen. Athos gewährte diese Verlegenheit und bestellte, um ein rasches Gegenmittel anzuwenden, vier Flaschen Champagner.

Bei diesem mit der gewöhnlichen Ruhe von Athos gegebenen Befehl sah man das Antlitz des Gascogners sich entrunzeln und die Stirne von Porthos sich aufhellen.

Aramis war erstaunt; er wußte nicht nur, daß Athos nicht mehr trank, sondern auch, daß er einen gewissen Widerwillen gegen den Wein empfand. Dieses Erstaunen wuchs, als er Athos sich ein volles Glas einschenken und mit der Begeisterung von Ehemals trinken sah. D'Artagnan füllte und leerte sein Glas ebenfalls. Porthos und Aramis stießen mit den ihrigen an. In einem Augenblick waren die vier Flaschen leer. Man hätte glauben sollen, es drängte die Gäste, sich, von ihren Hintergedanken zu trennen.

In einem Augenblick hatte dieses vortreffliche spezifische Mittel auch die kleinste Wolke zerstreut, welche im Grunde ihres Herzens zurückbleiben konnte. Sie fingen an, lauter zu sprechen, ohne daß Einer um anzufangen wartete, bis der Andere vollendet hatte, und Jeder nahm seine Lieblingsstellung bei Tische ein. Bald knüpfte Aramis — eine unerlebte Erscheinung — zwei Nesteln von seinem Wammse auf; als Porthos dies sah, öffnete er alle die

seinigen.

Die Schlachten, die langen Ritte, die empfangenen und gegebenen Stiche und Stöße hatten die ersten Kosten der Unterhaltung zu tragen. Dann ging man zu den Kämpfen über, die man gegen denjenigen ausgehalten hatte, welchen man jetzt den großen Kardinal nannte.

»Meiner Treue!« sagte Aramis lachend, »die Toten sind nun sattsam gelobt, laßt uns die Lebenden ein wenig durch die Hechel ziehen. Ich möchte gerne, über Mazarin herfallen. Ist es erlaubt?«

»Immerhin;« erwiderte d'Artagnan, ebenfalls, lachend, »immerhin; erzählt Eure Geschichte und ich klatsche Euch Beifall, wenn sie gut ist.«

»Ein großer Fürst«, sprach Aramis, »mit dem Mazarin eine Verbindung zu schließen suchte, wurde von diesem aufgefordert, ihm das Verzeichnis der Bedingungen zu schicken, unter denen er ihm die Ehre erzeigen würde, sich mit ihm zu vertragen. Der Fürst, dem es einigermaßen widerstrebte, mit einem solchen Knauser zu unterhandeln, machte nur ungerne sein Verzeichnis und schickte es ihm. In diesem Verzeichnis standen drei Dinge, welche Mazarin mißfielen; er ließ dem Fürsten zehntausend Taler anbieten, wenn er darauf Verzicht leisten wurde.«

»Ah! ah! ah!« riefen die drei Freunde, »das war nicht teuer, und er hatte nicht zu befürchten, beim Worte genommen zu werden. Was tat der Fürst?«

Der Fürst schickte sogleich 50,000 Livres an Mazarin, ersuchte denselben, nie mehr an ihn zu schreiben, und bot ihm zugleich noch 20,000 Livres mehr, wenn er sich verbindlich machen würde, nie mehr mit ihm zu sprechen.«

»Was tat Mazarin?«

»Er ärgerte sich«, sprach Athos.

»Er ließ den Boten prügeln«, sagte Porthos.

»Er nahm die Summe an«, versetzte d'Artagnan.

»Ihr habt es erraten, d'Artagnan«, erwiderte Aramis.

Und sie brachen insgesamt in ein so schallendes Gelächter aus, daß der Wirt herauskam und nachfragte, ob die Herren etwas nötig hatten.

Er hatte geglaubt, man schlage sich.

Endlich wurde es wieder etwas ruhiger.

»Darf man auch Herrn von Beaufort etwas folgen?« sprach d'Artagnan, »ich habe große Lust dazu.«

»Tut es«, antwortete Aramis, der ganz genau diesen seinen und mutigen gascognischen Geist kannte, — welcher nie auch nur einen Schritt auf irgend einem Gebiete zurückwich.

»Und Ihr, Athos?« sagte d'Artagnan.

»Ich schwöre Euch, so wahr ich ein Edelmann bin, daß wir lachen, wenn Ihr komisch seid.«

»Ich fange an«, sprach d'Artagnan. »Als Herr von Beaufort eines Tages mit einem von seinen Freunden von dem Herrn Prinzen sprach, sagte er ihm, er habe sich bei den ersten Streitigkeiten zwischen Mazarin und dem Parlament mit Herrn von Chavigny im Widerspruch gefunden, und als er gesehen, daß er ein großer Anhänger des neuen Kardinals gewesen, denselben auf gehörige Weise *gourmirt*.«

»Dieser Freund, welcher von Herrn von Beaufort wußte, daß er eine sehr leichte Hand hatte, war nicht wenig über diesen Umstand erstaunt und lief spornstreichs zu dem Herrn Prinzen. Die Sache wird ruchbar und Jedermann wendet Chavigny den Rücken zu. Dieser forscht nach einer Erklärung der allgemeinen Kälte. Man zögert, ihm den Grund mitzuteilen. Endlich wagt es Einer, ihm zu sagen, Jedermann sei sehr erstaunt darüber, daß er sich von Herrn von Beaufort, obgleich dieser ein Prinz, habe *gourmiren* lassen.«

›Und wer sagt, der Prinz habe mich gourmirt?‹ fragte Chavigny.

›Der Prinz selbst«, antwortete der Freund.

Man geht an die Quelle zurück und findet die Person, zu welcher der Prinz dieses Wort gesprochen hatte; bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit zu sagen, wiederholt und bestätigt sie das Gerücht.

»In Verzweiflung über eine solche Verleumdung, die er durchaus nicht begreift, erklärt Chavigny seinen Freunden, er werde eher sterben, als eine solche Beleidigung ertragen. In Folge hiervon schickt er zwei Zeugen zu dem Prinzen, mit dem Auftrage, ihn zu fragen, ob er sich wirklich geäußert, er habe Herrn von Chavigny *gourmirt*?«

›Ich habe es gesagt und wiederhole es«,« antwortete der Prinz,
»es ist die Wahrheit.«

›Monseigneur«,« sprach hierauf einer von den Abgeordneten von Chavigny, ›erlaubt mir, Eurer Hoheit zu bemerken, daß Schläge, einem Edelmann erteilt, ebenso denjenigen, welcher sie gibt, als den Empfänger entwürdigen. Der König Ludwig XIII. wollte keine adeligen Kammerdiener haben, um berechtigt zu sein, seine Kammerdiener zu schlagen.«

›Ei, so sagt mir doch«,« sprach Herr von Beaufort erstaunt, ›wer hat Schläge bekommen und wer spricht vom Schlagen?‹

›Ihr, Monseigneur, der Ihr behauptet, geschlagen zu haben.«

›Wen?‹

›Herrn von Chavigny.«

›Ich?‹

›»Habt Ihr nicht, wenigstens wie Ihr sagt, Herrn von Chavigny gourmirt?‹

›Ja.«

›Nun, er leugnet es.«

›Ah!‹ sprach der Prinz, ›ich habe ihn allerdings gourmirt und sage Euch hier meine eigenen Worte«,« fügte Herr von Beaufort mit der ganzen ihm eigentümlichen Majestät bei:

›Mein lieber Chavigny, Sie sind sehr tadelnswert, daß Sie einen Burschen wie Mazarin unterstützen.«

›Ah, Monseigneur«,« rief der Andere, ›ich begreife, *gourmandirt* wolltet Ihr sagen.«¹³

›*Gourmandiren, gourniren!* was tut das?‹ sprach der Prinz, ›ist es nicht dasselbe? In der Tat, Eure Wortmacher sind große Schulfüchse.«

Man lachte viel über diesen philologischen Irrtum von Herrn von Beaufort, dessen Verstöße in dieser Hinsicht sprichwörtlich zu werden anfangen, und es wurde beschlossen, daß insofern der Parteigeist für immer aus diesen freundschaftlichen Versammlungen verbannt bleiben mußte, d'Artagnan und Porthos die Prinzen verspotten könnten, unter der Bedingung, daß es Athos und Aramis gestattet sein sollte, Mazarin zu *gourniren*.

›Meiner Treue«, sagte d'Artagnan zu seinen zwei Freunden, ›Ihr habt Recht, diesem Mazarin zu grollen, denn ich schwört

Euch, daß er Euch ebenfalls nicht wohl will.«

»Wirklich?« sagte Athos; »würde ich glauben, dieser Bursche kenne mich dem Namen nach, so ließe ich mich umtaufen, aus Furcht, man könnte annehmen, ich kenne auch ihn.«

»Er kennt Euch nicht bei Eurem Namen. sondern durch Eure Taten. Er weiß, daß es zwei Edelleute gibt, welche ganz besonders zu der Flucht von Herrn von Beaufort beigetragen haben, und er läßt sie sehr tüchtig suchen, dafür stehe ich Euch.«

»Durch wen?«

»Durch mich.«

»Wie, durch Euch?«

»Ja, er hat mich noch an diesem Morgen holen lassen, um mich zu fragen, ob ich irgend eine Kunde hätte.«

»Über diese zwei Edelleute?«

»Und was habt Ihr ihm geantwortet?«

»Ich hätte keine, aber ich würde mit zwei Personen zu Mittag speisen, die mir wohl Auskunft geben könnten.«

»Dies habt Ihr ihm gesagt?« sprach Porthos, und eine unbeschreibliche Heiterkeit verbreitete sich über seinem Antlitz. »Bravo, und das macht Euch nicht bange, Athos?«

»Nein«, sagte Athos, »es ist nicht eine Nachforschung von Mazarin, was ich befürchte.«

»Ihr?« versetzte Aramis. »Sagt mir doch ein wenig, was Ihr fürchtet!«

»Nichts, in diesem Augenblick wenigstens, das ist wahr.«

»Und in der Vergangenheit?« sagte Porthos.

»Ah, in der Vergangenheit, das ist etwas Anderes«, sprach Athos mit einem Seufzer; »in der Vergangenheit und in der Zukunft.«

»Fürchtet Ihr etwa für Euren jungen Raoul?« fragte Aramis.

»Bah!« rief d'Artagnan, »man wird nie im ersten Gefecht getötet.«

»Und auch nicht in dem zweiten«, versetzte Aramis.

»Und eben so wenig in dem dritten«, sprach Porthos. »Überdies kommt man zurück, wenn man tot ist, der Beweis davon sind wir.«

»Nein«, entgegnete Athos, »es ist auch nicht Raoul, was mich beunruhigt, denn er wird sich hoffentlich wie ein Edelmann betragen, und stirbt er, so wird es der Tod des Tapferen sein. Doch hört, wenn ihm dieses Unglück begegnete . . . « Athos fuhr mit der Hand über seine bleiche Stirne.

»Nun?« fragte Aramis.

»Wohl, ich würde dieses Unglück als eine Sühnung betrachten.«

»Ah, ah!« rief d'Artagnan, »ich weiß, was Ihr sagen wollt.«

»Und ich auch«, sprach Aramis, »aber man muß nicht daran denken, Athos. Was geschehen ist, ist geschehen.«

»Ich verstehe Euch nicht«, sagte Porthos.

»Die Geschichte von Armentières!« flüsterte d'Artagnan.

»Die Geschichte von Armentières!« sagte Portos.

»Mylady . . . «

»Ah ja, das hatte ich vergessen.«

Athos schaute ihn mit seinem tiefen Auge an und sprach:

»Ihr habt es vergessen, Porthos?«

»Meiner Treue, ja, es ist schon lange her.«

»Die Sache lastet also nicht auf Eurem Gewissen.«

»Meiner Treue, nein«, antwortete Porthos.

»Und bei Euch, Aramis?«

»Ich denke zuweilen daran, wie an einen von den Gewissensfällen, welche sich ganz besonders zur Diskussion eignen.«

»Und Ihr, d'Artagnan?«

»Ich gestehe, wenn mein Geist bei dieser furchtbaren Epoche stille steht, so habe ich nur Erinnerungen für den eisigen Körper der armen Madame Bonacieux. Ja, ja«, murmelte er, »ich habe oft ein Bedauern wegen des Opfers, nie Gewissensbisse für die Mörderin gehabt.«

Athos schüttelte zweifelhaft den Kopf.

»Bedenkt«, sagte Aramis, »daß diese Frau, wenn Ihr die göttliche Gerechtigkeit und ihre Teilnahme, an den Dingen dieser Welt zugebt, nach dem Willen Gottes bestraft worden ist.«

»Aber der freie Wille des Menschen, Aramis?«

»Was tut der Richter? Er hat auch seinen freien Willen und verurteilt ohne Furcht. Was tut der Henker? Er ist Herr seiner Arme und schlägt dennoch ohne Gewissensbisse.«

»Der Henker«, murmelte Athos, und man sah, daß ihn eine Erinnerung fesselte.«

»Ich weiß, daß es furchtbar ist«, sagte d'Artagnan, »aber wenn ich bedenke, daß wir Engländer, Rocheller, Spanier, sogar Franzosen töteten, die uns nichts Schlimmeres zufügten, als daß sie auf uns anslagen und uns fehlten, daß sie kein anderes Unrecht gegen uns hatten, als daß sie den Degen mit uns kreuzten und nicht schnell zur Parade kamen, so entschuldigen wir uns über den Tod dieser Frau bei meiner Ehre.«

»Nun«, sagte Porthos. »da Ihr die Erinnerung in mir hervorgerufen habt, Athos, so sehe ich die Szene vor mir, als ob ich noch dabei stünde. Mylady war dort, wo Ihr seid (Athos erbleichte), ich war an dem Platze, wo sich d'Artagnan befindet; ich hatte an meiner Seite ein Schwert, welches schnitt wie ein Damaszener. Ihr erinnert Euch, Aramis, denn Ihr nanntet es meinen Balizardo? Nun wohl, ich schwöre Euch allen Dreien, wenn der Henker von Bethune nicht dagewesen wäre . . . nicht wahr, von Bethune, so würde ich dieser Verbrecherin, ohne mich zu besinnen oder sogar auch mit Vorbedacht, den Kopf abgeschlagen haben.«

»Und dann«, »sagte Aramis mit dem Tone sorgloser Philosophie, den er angenommen hatte, seitdem er der Kirche angehörte, und worin viel mehr Atheismus als Vertrauen zu Gott lag, wozu soll es nützen, an Alles das zu denken? Was geschehen ist, ist geschehen. Wir beichten diese Handlung in der letzten Stunde, und Gott wird besser wissen, als wir, ob es ein Verbrechen, ein Fehler oder eine verdienstliche Handlung war. Es bereuen, sagt Ihr? Meiner Treue, nein! Auf Ehre und auf das Kreuz, ich bereue es nur, weil es eine Frau war.«

»Das Beruhigendste bei Allem dem ist, daß von diesem Vorfall keine Spur mehr übrig bleibt«, sprach d'Artagnan.

»Sie hatte einen Sohn«, sagte Athos.

»Ah! ja, ich weiß es«, versetzte d'Artagnan, »Ihr habt mir davon gesprochen. Aber wer weiß, was aus, ihm geworden ist. Todt die

Schlange, tot die Brut! Glaubt Ihr, von Winter, sein Oheim, werde diese junge Schlange aufgezogen haben? Lord Winter hat sicherlich den Sohn verdammt, wie er die Mutter verdammt.«

»Dann wehe Lord Winter, denn das Kind hatte ihm nichts getan.«

»Das Kind ist tot oder der Teufel soll mich holen«, rief Porthos. »Es gibt so viel Nebel in diesem abscheulichen Lande, wie d'Artagnan versichert . . . «

In dem Augenblicke, wo dieser Schluß von Porthos auf die mehr oder minder verdüsterten Stirnen vielleicht die Heiterkeit zurückgeführt hätte, vernahm man das Geräusch von Tritten auf der Treppe, und es wurde an die Türe geklopft.

»Herein!« sagte Athos.

»Meine Herren«, sprach der Wirt, »es ist ein Mann da, welcher große Eile hat und einen von Euch! zu sprechen wünscht.«

»Welchen?« fragten die vier Freunde.

»Denjenigen, welcher sich Graf de la Fère nennt.«

»Das bin ich«, sagte Athos.

»Und wie heißt der Bursche?«

»Grimaud.«

»Ah«, murmelte Athos erbleichend, »was ist Bragelonne begegnet.«

»Laßt ihn eintreten«, sprach d'Artagnan.

Aber Grimaud war bereits die Treppe herauf gelaufen und wartete auf der Schwelle. Bald stürzte er in das Zimmer und schickte sogleich den Wirt mit einer Gebärde weg. Der Wirt verschloß die Türe wieder. Die vier Freunde harrten in gespannter Erwartung — die Aufregung von Grimaud, seine Blässe, der Schweiß, der über sein Gesicht lief, der Staub mit dem feine Kleider überzogen waren. Alles kündigte an, daß er sich zum Boten einer wichtigen, furchtbaren Nachricht gemacht hatte.

»Meine Herren«, sagte er, »diese Frau hatte ein Kind, das Kind ist ein Mann geworden. Die Tigerin hatte ein Junges, der Tiger ist aufgeschossen. Er kommt, seid auf Eurer Hut.«

Athos schaute seine Freunde mit einem schwermütigen Lächeln an; Porthos suchte sein Schwert, das an der Wand hing; Aramis ergriff sein Messer; d'Artagnan stand auf.

»Was willst Du damit sagen, Grimaud?« fragte der letztere.

»Daß der Sohn von Mylady England verlassen hat, daß er sich in Frankreich befindet, daß er nach Paris kommt, wenn er nicht schon hier ist.«

Diese Erklärung wurde mit einem langen Stillschweigen aufgenommen. Grimaud war so keuchend, so ermattet, daß er auf einen Stuhl sank.

Athos füllte ein Glas mit Champagner und brachte es ihm.

»Nun, im Ganzen«, sagte d'Artagnan, »wenn er lebte, wenn er nach Paris käme wir haben wohl schon Andere gesehen. Er mag kommen!«

»Ja«, versetzte Porthos, mit seinem an der Wand ausgehängten Degen liebäugelnd, »er mag kommen!«

»Überdies ist es nur ein Kind«, sprach Aramis.

Grimaud stand auf.

»Ein Kind!« rief er. »Wißt Ihr, was dieses Kind getan hat? Als Mönch verkleidet, hat es die ganze Geschichte, den Henker von Bethune Beichte hörend, entdeckt, und nachdem es die Beichte gehört und Alles von ihm erfahren hatte, hat es ihm zur Absolution diesen Dolch in das Herz gestoßen. Seht, er ist noch rot und feucht; denn es sind nicht mehr als dreißig Stunden, daß man ihm demselben aus der Wunde gezogen hat.«

Und Grimaud warf den von dem Mönche in der Wunde des Henkers zurückgelassenen Dolch auf den Tisch.

D'Artagnan, Porthos und Aramis erhoben sich und liefen mit einer gleichzeitigen Bewegung nach ihren Degen.

Athos allein blieb ruhig und träumerisch auf seinem Stuhle.

»Und Du sagst, er sei als Mönch gekleidet, Grimaud?«

»Ja, als Augustinermönch.«

»Was für ein Mensch ist es?«

»Von meinem Wuchse, wie mir der Wirt mit geteilt hat, mager, bleich, mit hellblauen Augen und blonden Haaren.«

»Und . . . er hat Raoul nicht gesehen?«

»Im Gegenteil, sie haben sich begegnet und der Vicomte selbst führte ihn an das Bett des Sterbenden.«

Athos stand auf, ohne ein Wort zu sprechen, und nahm

ebenfalls seinen Degen von der Wand.

»Ah, meine Herren!« rief d'Artagnan und versuchte es zu lachen, »wißt Ihr, daß wir aussehen, wie alberne Weibsbilder, wir vier Männer, die wir,, ohne eine Miene zu verziehen, Heeren Stand gehalten haben, wir zittern vor einem Kinde!«

»Ja«, sprach Athos, »aber dieses Kind kommt im Namen Gottes.«

Und sie verließen schleunigst die Gastwirtschaft.



XVIII.

Der Brief von Karl I.

Nun muß der Leser mit uns über die Seine setzen und uns in das Karmeliterinnen-Kloster der Rue-Saint-Jacques folgen.

Es ist elf Uhr Morgens und die frommen Schwestern haben so eben eine Messe für den Erfolg der Waffen von König Karl I. gehalten. Von der Kirche aus sind eine junge Frau und ein junges Mädchen, beide schwarz gekleidet, die Eine wie eine Witwe, die Andere wie eine Waise, in ihre Zelle zurückgekehrt.

Die Frau ist vor ein gemaltes hölzernes Betpult niedergekniet und einige Schritte von ihr steht, auf einen Stuhl gestützt, das junge Mädchen und weint.

Die Frau muß schön gewesen sein, aber man sieht, daß die Zähren sie alt gemacht haben. Das junge Mädchen ist reizend und die Tränen verschönern es noch. Die Frau scheint vierzig, das Mädchen vierzehn Jahre alt zu sein.

»Mein Gott«, sprach die kniende Beterin, »erhalte meinen Gatten, erhalte meinen Sohn und nimm mein so trauriges, so elendes Leben.«

»Mein Gott«, sprach das junge Mädchen, »erhalte mir meine Mutter!«

»Deine Mutter vermag nichts mehr für Dich in dieser Welt, Henriette«, sprach, sich umwendend, die betrübte Frau; »Deine Mutter hat weder Thron, noch Gemahl, noch Sohn, noch Freunde. Deine Mutter, mein armes Kind, ist von der ganzen Welt verlassen.«



Ein Brief von Karl I.

Und in die Arme ihrer Tochter stürzend, brach die Frau in ein lautes Schluchzen aus.

»Meine Mutter, fasst Mut«, rief das junge Mädchen.

»Ah, die Könige sind unglücklich in diesem Jahre«, sprach die Mutter und legte ihr Haupt auf die Schulter des Kindes. »Niemand denkt an uns in diesem Lande, denn Jeder denkt nur an seine eigenen Angelegenheiten. So lange Dein Bruder noch bei uns war, unterstützte er mich, aber Dein Bruder ist abgereist und gegenwärtig nicht einmal im Stande, Dir oder seinem Vater Nachricht zu geben. Ich habe meine, letzten Juwelen verpfändet, meine Kleider und die Deinigen verkauft, um die Gehalte seiner Diener zu bezahlen, welche sich weigerten, ihn zu begleiten,

wenn ich nicht dieses Opfer gebracht hätte. Nun sind wir darauf beschränkt, auf Kosten der Töchter des Herrn zu lesen. Wir sind Arme, auf die Hilfe Gottes angewiesen.«

»Aber warum wendet Ihr Euch nicht an die Königin, Eure Schwester?« fragte das Mädchen.

»Ah«, antwortete die Bekümmerte, dies-Königin, meine Schwester, ist nicht mehr Königin, mein Kind, und ein Anderer regiert in ihrem Namen. Eines Tags wirst Du das begreifen.«

Also an den König, Euren Neffen; soll ich mit ihm sprechen? Ihr wißt, wie sehr er mich liebt, meine Mutter.«

»Ach, der König, mein Neffe, ist noch nicht König, und ihm selbst, wie Du weißt, La Porte hat es uns zwanzig Mal gesagt, fehlt es an Allem.«

»Dann wollen wir uns an Gott wenden«, sprach das junge Mädchen.

Und es kniete neben seine Mutter nieder.

Die zwei Frauen, welche so neben einander vor demselben Betpulte knieten, waren die Tochter und die Enkelin von Heinrich IV., die Frau und die-Tochter von Karl I.

Sie hatten so eben ihr Doppelgebet vollendet, als eine Nonne sachte an die Türe klopfte.

»Herein, meine Schwester«, sprach die Ältere von den Frauen, indem sie ihre Tränen abtrocknete und sich erhob.

Die Nonne öffnete ehrfurchtsvoll die Türe.

»Eure Majestät wolle mich gnädigst entschuldigen, wenn ich sie in ihren Betrachtungen störe«, sagte sie; »aber es ist ein Fremder im Sprechzimmer, der von England kommt und sich die Ehre erbittet, Eurer Majestät einen Brief übergeben zu dürfen.«

»Ah, einen Brief! einen Brief vom König vielleicht! Hörst Du? ohne Zweifel Nachrichten von Deinem Vater, Henriette.«

»Ja, Madame, ich höre und hoffe.«

»Und wer ist der Herr, spricht.«

»Ein Edelmann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren.«

»Hat er seinen Name genannt?«

»Mylord von Winter.«

»Mylord von Winter!« rief die Königin, »der Freund meines

Gatten? O laßt ihn eintreten!«

Und die Königin lief dem Boten entgegen und faßte ihn bei der Hand.

Lord Winter kniete in die Zelle eintretend nieder und übergab der Königin einen in einem goldenen Etui verwahrten Brief.

»Ah, Mylord«, sprach die Königin, »Ihr bringt uns drei Dinge, die wir seit langer Zeit nicht mehr gesehen haben: Gold, eine ergebene Seele und einen, Brief von unserem Gemahl und Herrn.«

Lord Winter verbeugte sich, aber er vermochte nicht zu antworten, so erschüttert war er.

»Mylord«, sprach die Königin auf den Brief deutend, »Ihr begreift, daß es mich drängt, zu erfahren, was dieses Papier enthält.«

»Ich entferne mich, Madame«, sprach der Lord.

»Nein, bleibt«, sagte die Königin, »wir werden vor Euch lesen. Begreift Ihr nicht, daß ich tausend Fragen an Euch zu machen habe?«

Der Lord ging einige Schritte zurück und blieb dann schweigend stille stehen.

Die Mutter und die Tochter zogen sich in eine Fenstervertiefung zurück und lasen gierig, die Tochter auf den Arm der Mutter gestützt, folgenden Brief:

»Madame und teure Gemahlin!

»Wir sind am Ziele angelangt. Alle Quellen, welche mir Gott gelassen hat, sind in dem Lager von Naseby concentrirt, von wo aus ich Euch in Eile schreibe. Hier erwarte ich das Heer meiner meuterischen Untertanen und ich werde zum letzten Male gegen sie streiten. Bin ich Sieger, so setze ich den Kampf auf lange Zeiten fort, werde ich besiegt, so bin ich gänzlich verloren. In letzterem Falle (ach! in unserer Lage muß man Alles vorhersehen) will ich die Küste von Frankreich zu erreichen suchen; aber kann man dort, will man einen unglücklichen König ausnehmen, der ein so trauriges Beispiel in ein bereits durch bürgerliche Zwistigkeiten aufgeregtes Land bringt?« Eure Weisheit und Eure Liebe sollen mir als Führer

dienen. Der Überbringer dieses Briefes, Madame, wird Euch sagen, was ich nicht der Gefahr eines Zufalls anvertrauen kann. Er wird Euch erklären, welchen Schritt ich von Euch erwarte. Ich beauftrage ihn auch mit meinem Segen für meine Kinder und mit allen Gefühlen meines Herzens für Euch, Madame und teure Gemahlin.«

Der Brief war unterzeichnet statt Karl König — Karl noch König.

So traurig das Lesen dieses Briefes war, dessen Eindrücke Winter auf dem Gesichte der Königin verfolgte, so brachte es doch in ihre Augen einen Strahl der Hoffnung.

»Er mag nicht mehr König sein«, rief sie, »er mag besiegt, verbannt, geächtet werden, er lebe nur. Ach, der Thron ist heut zu Tage ein zu gefährlicher Posten, als daß ich wünschen könnte, er möchte auf demselben bleiben. Doch sagt mir, Mylord«, fuhr die Königin fort, »verhehlt mir nichts: wo ist der König? Ist seine Lage so verzweifelt, als er denkt?«

»Ach, Madame, noch verzweifelter, als er selbst glaubt. Seine Majestät hat ein so gutes Herz, daß er den Haß nicht begreift. Der König ist so ritterlich, daß er den Verrat nicht ahnt. England ist von einem Schwindelgeiste befallen, der, ich befürchte es, nur im Blute erlöschen wird.«

»Aber Lord Montrose«, antwortete die Königin, »ich hörte von raschen und großen Siegen, von Schlachten, gewonnen in Inverlashy, in Alfort und in Kilsyth, ich hörte sagen, er marschiere an die Grenze, um sich mit dem König zu verbinden?«

»Ja, Madame, aber an der Grenze traf er Lesly; er hatte den Sieg durch übermenschliche Unternehmungen ermüdet; der Steg verließ ihn. In Phillipaugh geschlagen, war Montrose, genötigt, die Reste seines Heeres zu verabschieden und als Bedienter verkleidet zu fliehen. Er befindet sich in Bergen in Bergen in Norwegen.«

»Gott beschütze ihn!« sprach die Königin; »es ist wenigstens ein Trost, zu wissen, daß diejenigen, welche so oft ihr Leben für uns gewagt haben, in Sicherheit sind. Und nun, Mylord, da ich die Lage des Königs so sehe, wie sie ist, d.h. verzweifelt, so sagt mir, was Ihr mir im Austrage meines königlichen Gemahls mitzuteilen habt.«

»Wohl, Madame«, antwortete Winter, »der König, Euer Gemahl, wünscht, daß Ihr die Stimmung des Königs und der Königin in Beziehung auf ihn erforschen möget.«

»Ach, Ihr wißt es«, antwortete die Königin, »der König ist nur ein Kind und die Königin eine Frau und zwar eine sehr schwache. Herr von Mazarin ist Alles.«

»Sollte er in Frankreich die Rolle spielen wollen, welche Cromwell in England spielt?«

»oh nein, es ist ein geschmeidiger, verschlagener Italiener, dem es vielleicht von Verbrechen träumt, der es aber nie wagt, sie zu begehen, und gerade im Gegensatz gegen Cromwell, welcher über zwei Kammern verfügt, hat Mazarin im Parlament nur die Königin zur Stütze.«

»Ein Grund mehr, daß er einen König beschützt, den die Parlamente verfolgen.«

Die Königin schüttelte voll Bitterkeit den Kopf.

»Wenn ich meinem eigenen Urteile trauen darf«, sagte sie, »so wird der Kardinal nichts tun oder vielmehr gegen uns sein. Meine Gegenwart und die meiner Tochter belästigen ihn bereits; um so mehr wird ihm die des Königs zur Last sein. Mylord«, fügte Henriette schwermütig lächelnd bei: »es ist traurig und beinahe schmachlich, zu bekennen, daß wir den Winter im Louvre ohne Geld, ohne Wäsche, fast ohne Brot zugebracht haben und zuweilen in Ermanglung von Holz nicht aufgestanden sind.«

»Schauderhaft!« rief der Lord, »die Tochter von Heinrich IV., die Frau von König Karl. Warum wandtet Ihr Euch nicht an den ersten Besten von uns?«

»Das ist die Gastfreundschaft, welche einer Königin der Minister gibt, von dem sie ein König verlangen will.«

»Aber ich hörte von einer Heirat zwischen Seiner Hoheit, dem Prinzen von Wales, und Mademoiselle von Orleans sprechen«, sagte der Lord.

»Ja, ich hatte einen Augenblick Hoffnung dazu; die Kinder liebten sich; aber die Königin, welche Anfangs zu dieser Liebe die Hände bot, hat ihre Ansichten verändert; der Herr Herzog, der das Entstehen ihrer Vertraulichkeit ermutigt hatte, verbot seiner Tochter, ferner an diese Verbindung zu denken. Ah, Mylord«, fuhr

die Königin fort, ohne daß sie daran dachte, ihre Tränen zu trocknen, »es ist besser, zu kämpfen, wie es der König, getan hat, und zu sterben, wie er es vielleicht tun wird, denn als Bettlerin zu leben, wie ich es tue.«

»Mut, Madame«, sprach Lord Winter, »Mut, verzweifelt nicht. Es liegt in den in diesem Augenblick so sehr erschütterten Interessen von Frankreich, den Aufruhr bei dem ihm benachbarten Volke zu bekämpfen. Mazarin ist ein Staatsmann und er wird diese Notwendigkeit begreifen.«

»Aber seid Ihr sicher«, sagte die Königin, »daß man Euch nicht zuvorkommen wird?«

»Wer soll mir zuvorkommen?«

»Joye, Pridge, Cromwell.«

»Ein Schneider, ein Krämer, ein Bierbrauer! Ach, ich hoffe, Madame, der Kardinal würde mit solchen Menschen nicht in Verbindung treten.«

»Ei, was ist er denn selbst«, fragte Henriette.

»Aber für die Ehre des Königs, für die der Königin . . . «

»Wir wollen hoffen, daß er etwas für diese Ehre tut«, erwiderte Henriette. »Ein Freund besitzt eine so gute Beredsamkeit, daß Ihr mich beruhigt. Gebt mir also Eure Hand und gehen wir zu dem Minister.«

»Madame«, sprach der Lord sich verbeugend, »diese Ehre macht mich ganz verwirrt.«

»Aber wenn er sich weigerte«, sagte Henriette stille stehend, »und wenn der König die Schlacht verlöre.«

»So würde Seine Majestät nach Holland fliehen, wo, wie ich vernommen habe, Seine Hoheit, der Prinz von Wales, verweilt.«

»Könnte Seine Majestät für die Flucht auf viele so treue Diener zahlen, wie Ihr seid?«

»Ach nein, Madame, aber es ist für den Fall vorhergesehen, und ich habe Verbündete in Frankreich.«

»Verbündete?« sprach die Königin den Kopf schüttelnd.

»Madame, wenn ich alte Freunde wiederfinde, die ich einst gehabt habe, so stehe ich für Alles.«

»Vorwärts, Mylord«, sagte die Königin, mit dem peinigenden

Zweifel von Leuten, welche lange Zeit unglücklich gewesen sind;
»gehen wir, und Gott erhöre Euch.«

Die Königin stieg in den Wagen und der Lord begleitete sie zu
Pferde, gefolgt von zwei Lackeien.



XIX.

Der Brief von Cromwell.

In dem Augenblick, wo Madame Henriette die Karmeliter verließ, um sich in das Palais-Royal zu begeben, stieg ein Reiter vor dem Thore dieses königlichen Wohngebäudes vom Pferde und kündigte den Wachen an, er habe dem Kardinal Mazarin etwas Wichtiges mitzuteilen.

Obgleich der Kardinal oft Furcht hatte, so war er doch ziemlich zugänglich, denn er bedurfte noch viel öfter des Rates und der Auskunft. Man fand nicht an der ersten Türe die wahre Schwierigkeit, selbst die zweite öffnete sich leicht; aber an der dritten wachte außer seiner Garde und den Huissiers der getreue Bernouin, der Cerberus, den kein Wort zu biegen, kein Stab, und wäre er von Gold gewesen, zu bezaubern vermochte.

An der dritten Türe mußte also derjenige, welcher um eine Audienz bat oder diese forderte, sich einem förmlichen Verhöre unterziehen.

Der Reiter ließ sein Pferd an einem Gitter im Hofe gebunden, stieg die große Treppe hinauf und sagte, sich an die Wachen im ersten Saale wendend:

»Der Herr Kardinal Mazarin?«

»Gebt weiter!« antworteten die Wachen, ohne aufzuschauen; die Einen beugten sich über ihre Karten, die Andern über ihre Würfel, und sie waren insgesamt darüber erfreut, daß sie zu verstehen geben konnten, sie hätten nicht den Dienst der Lackeien zu tun.

Der Reiter trat in den zweiten Saal. Dieser war von den Musketieren und den Huissiers bewacht.

Er wiederholte seine Bitte.

»Ihr habt einen Audienzbrief?« fragte ein Huissier ihm entgeg tretend.

»Ich habe einen, aber nicht von dem Kardinal von Mazarin.«

»Gebt hinein und fragt Herrn Bernouin«, sprach der Huissier.

Und er öffnete die Türe des dritten Zimmers.

Mag es Zufall sein, mag er sich auf seinem gewöhnlichen Posten befunden haben, Bernouin stand hinter dieser Türe und hatte Alles gehört.

»Ihr sucht mich, mein Herr?« sprach er.

»Von wem ist der Brief, den Ihr Seiner Eminenz bringt?«

»Vom General Oliver Cromwell«, antwortete der Reiter. »Wollt diesen Namen Seiner Eminenz sagen, und mir dann eröffnen, ob Monseigneur mich empfangen will, oder nicht.«

Und er verharrte in der düsteren, stolzen, den Puritanern eigentümlichen Haltung.

Nachdem Bernouin den jungen Mann von oben bis unten mit einem forschenden Blicke angeschaut hatte, ging er in das Kabinett des Kardinals, dem er die Worte des Boten überbrachte.

»Ein Mensch, der einen Brief von Oliver Cromwell bringt?« sagte Mazarin, »und was für ein Mensch ist es?«

»Ein wahrer Engländer, Monseigneur. Haare blond, rot, mehr rot als blond; Augen grau, blau, mehr grau als blau. Im Übrigen Stolz und Steifheit.«

»Laß Dir den Brief von ihm geben.«

»Monseigneur verlangt den Brief«, sprach Bernouin, aus dem Kabinett wieder in das Vorzimmer tretend.

»Monseigneur wird den Brief nicht ohne den Träger sehen«, antwortete der junge Mann; »aber um Euch zu überzeugen, daß ich wirklich der Träger eines Briefes bin, schaut, hier ist er.«

Bernouin betrachtete das Siegel, und als er sah, daß der Brief vom General Oliver Cromwell kam, schickte er sich an, zu Mazarin zurückzukehren.

»Fügt bei«, sagte der junge Mann, »daß ich nicht, ein gewöhnlicher Bote, sondern ein außerordentlicher Gesandter hin.«

Bernouin kehrte in das Kabinett zurück und kam nach einigen Sekunden wieder heraus.

»Tretet ein, mein Herr«, sagte er, die Türe offen haltend.«

Mazarin bedurfte alles dieses Hin- und Hergehens, um die Aufregung einigermaßen zu beschwichtigen, die ihm die Ankündigung dieses Briefes verursacht hatte. So scharfsichtig sein Geist auch war, so suchte er doch vergebens nach dem

Beweggründe, welcher Cromwell mit ihm in Verbindung zu treten veranlaßt haben dürfte.

Der junge Mann erschien auf der Schwelle des Kabinetts. Er hielt seinen Hut in einer Hand und den Brief in der anderen.«

Mazarin stand auf.

»Ihr habt ein Beglaubigungsschreiben für mich, mein Herr?«

»Hier ist es, Monseigneur.«

Mazarin nahm den Brief, entsiegelte ihn und las;

»Herr Mordaunt, einer meiner Sekretäre wird Seiner Eminenz, dem Kardinal Mazarin in Paris, dieses Einführungsschreiben überreichen. Er ist außerdem der Überbringer eines vertraulichen Briefes für Seine Eminenz.

Oliver Cromwell.«

»Sehr gut, Herr Mordaunt«, sprach Mazarin; »gebt mir den zweiten Brief und setzt Euch.«

Der junge Mann zog einen zweiten Brief aus seiner Tasche, gab ihn dem Kardinal und setzte sich.

Ganz in Gedanken versunken hatte der Kardinal mittlerweile den Brief genommen und drehte denselben, ohne ihn zu entsiegeln, in seiner Hand hin und her. Um aber den Boten von jeder Betrachtung abzubringen, fing er an, ihn seiner Gewohnheit gemäß zu befragen, und sagte, durch die Erfahrung überzeugt, daß es nur wenigen Menschen gelang, ihm etwas zu verbergen, wenn er zugleich fragte und anschaute:

»Ihr seid sehr jung, Herr Mordaunt, für das harte Geschäft eines Botschafters, wobei zuweilen die ältesten Diplomaten scheitern.«

»Monseigneur, ich zähle drei und zwanzig Jahre, aber Eure Eminenz täuscht sich, wenn sie mir sagt, ich sei sehr jung; ich bin älter als sie, obgleich ich nicht ihre Weisheit besitze.«

»Wie so, mein Herr?« sprach Mazarin, »ich verstehe Euch nicht.«

»Monseigneur, die Leidensjahre zählen doppelt, und ich leide seit zwanzig Jahren.«

»Ah, ja, ich begreife«, sagte Mazarin; »Ihr habt kein Vermögen, nicht wahr, Ihr seid arm?«

Dann fügte er in seinem Innern bei: »Diese englischen Revolutionäre sind lauter Bettler und Bauernkerle.«

»Monseigneur, ich sollte eines Tags ein Vermögen von sechs Millionen besitzen, aber man hat es mir genommen.«

»Ihr seid also kein Mann aus dem Volke?« fragte Mazarin erstaunt.

»Würde ich meinen Titel führen, so wäre ich Lord, würde ich meinen Namen führen, so hättet Ihr einen der erhabensten Namen Englands gehört.«

»Wie heißt Ihr denn?«

»Ich heiße Herr Mordaunt«, sprach der junge Mann sich verbeugend.

Mazarin begriff, daß der Abgesandte von Cromwell sein Inkognito zu bewahren wünschte.

Er schwieg einen Augenblick, aber während dieses Augenblicks schaute er ihn mit noch größerer Aufmerksamkeit an, als er es das erste Mal getan hatte.

Der junge Mann blieb völlig kalt und unempfindlich.

Zum Teufel mit diesen Puritanern!« sagte Mazarin ganz leise; »sie sind aus Marmor gehauen.«

Und ganz laut fügte er bei:

»Aber Ihr habt noch Verwandte?«

»Ja, einen, Monseigneur.«

»Er wird Euch unterstützen.«

»Ich habe mich dreimal zu ihm begeben, um ihn um seine Unterstützung zu bitten, und dreimal ließ er mich durch seine Bedienten fortjagen.«

»Oh, mein Gott, mein lieber Herr Mordaunt«, sprach Mazarin in der Hoffnung, ihn durch sein falsches Mitleid in irgend eine Falle zu bringen; »mein Gott, Eure Erzählung interessiert mich sehr. Ihr kennt also Eure Geburt nicht?«

»Ich kenne sie erst seit kurzer Zeit.«

»Und bis zu dem Augenblick, wo Ihr sie kennen lerntet?«

»Betrachtete ich mich als ein verlassenes Kind.«

»Ihr habt also Eure Mutter nie gesehen?«

»Doch wohl, Monseigneur. Als ich noch ein kleines Kind war,

kam sie dreimal zu meiner Amme. Ihrer düsteren Erscheinung erinnere ich mich, als ob es heute wäre.«

»Ihr habt ein gutes Gedächtnis«, sprach Mazarin.

»O ja, Monseigneur«, antwortete der junge Mann mit einer so seltsamen Betonung, daß dem Kardinal ein Schauer durch die Adern lief.

»Und wer hat Euch aufgezogen?«

»Eine französische Amme, die mich fortschickte, als ich fünf Jahre alt war, weil sie Niemand mehr bezahlte. Sie nannte mir den Verwandten, von dem meine Mutter oft mit mir gesprochen hatte.«

»Was wurde dann aus Euch?«

»Da ich auf der Landstraße weinte und bettelte, nahm mich ein Pfarrer von Kingston auf, unterrichtete mich in der calvinischen Religion, erteilte mir die ganze Wissenschaft, die er selbst besaß, und unterstützte mich in meinen Nachforschungen nach meiner Familie.«

»Und diese Nachforschungen?«

»Blieben fruchtlos; der Zufall tat Alles.«

»Ihr entdeckt, was das Schicksal Eurer Mutter gewesen war?«

»Ich erfuhr, daß sie dieser Verwandte mit Hilfe von vier Freunden ermordet hatte. Aber ich wußte bereits, daß ich des Adels verlustig war und daß mich der König Karl I. aller meiner Güter beraubt hatte.«

»Ah, ich begreife jetzt, warum Ihr Herrn Cromwell dient. Ihr haßt den König?«

»Ja, Monseigneur, ich hasse ihn«, antwortete der junge Mann.

Mazarin gewahrte mit Erstaunen den teuflischen Ausdruck mit dem der junge Mann diese Worte sprach; während sich die gewöhnlichen Gesichter mit Blut färben, färbte sich sein Gesicht mit Galle und wurde leichenblaß.

»Eure Geschichte ist furchtbar, Herr Mordaunt, und rührt mich im höchsten Maße; aber zu Eurem Glücke dient Ihr einem allmächtigen Herrn; er muß Euch in Euren Nachforschungen unterstützen.«

»Monseigneur, einem guten Racehunde muß man nur das eine Ende einer Fährte zeigen, damit er sicher zu dem andern gelangt.«

»Aber der Verwandte, dessen Ihr erwähnt habt, wollt Ihr, daß ich mit ihm spreche?« fragte Mazarin, dem daran lag, sich einen Freund bei Cromwell zu machen.

»Ich danke, Monseigneur, ich werde selbst mit ihm sprechen.«

»Saget Ihr mir nicht, er habe Euch mißhandelt?«

»Das erste Mal, wo ich ihn nun sehe, wird er mich besser behandeln.«

»Ihr habt also ein Mittel, ihn zu erweichen?«

»Ich habe ein Mittel, mich gefürchtet zu machen.«

Mazarin schaute den jungen Mann an, aber bei dem Blitze, der aus seinen Augen zuckte, senkte er den Kopf und öffnete, verlegen, dieses Gespräch fortzusetzen, den Brief von Cromwell.

Allmählich wurden die Augen des jungen Mannes wieder matt, glasisch, wie gewöhnlich, und er versank in eine tiefe Träumerei. Nachdem Mazarin die ersten Zeilen gelesen hatte, wagte er es, verstohlen zu schauen, ob Mordaunt seine Physiognomie nicht beobachtete; als er seine Gleichgültigkeit wahrnahm, sagte er: unmerklich die Achseln zuckend:

»Laßt nur Eure Angelegenheiten von Leuten besorgen, die zugleich die ihrigen betreiben! Doch sehen wir, was der Brief von mir will.«

Wir geben hier diesen Brief wortgetreu.

»An Seine Eminenz Monseigneur den
Kardinal Mazarini.

»Ich wünschte Eure Absichten in Beziehung auf die gegenwärtigen Angelegenheiten von England zu kennen. Die zwei Königreiche sind sich zu nahe, als daß sich Frankreich nicht mit unserer Lage beschäftigen sollte, wie wir uns mit der von Frankreich beschäftigen. Die Engländer sind beinahe insgesamt einhellig für die Bekämpfung der Tyrannei von König Karl I. und seinen Parteigängern. Durch das öffentliche Vertrauen an die Spitze dieser Bewegung gestellt, weiß ich besser als irgend Jemand die Natur der Sache und ihre Konsequenzen zu schätzen. Gegenwärtig führe ich Krieg und bin im Begriffe, König Karl I. eine entscheidende Schlacht zu liefern. Ich werde sie gewinnen, denn die Hoffnungen der

Nation und der Geist des Herrn sind für mich. Ist diese Schlacht gewonnen, so hat der König weder in England noch in Schottland mehr Hilfsquellen, und wenn er nicht gefangen genommen oder getötet wird, versucht er es, nach Frankreich überzugehen, um Soldaten rekrutieren und sich Waffen und Geld zu verschaffen. Bereits hat Frankreich die Königin Henriette aufgenommen und, ohne Zweifel unwillkürlich, einen Herd des unauslöschlichen Bürgerkrieges in meinem Lande unterhalten. Aber die Königin Henriette ist eine Tochter von Frankreich, und Frankreich war ihr wenigstens Gastfreundschaft schuldig. Was aber den König Karl betrifft, so nimmt die Frage ein anderes Gesicht an. Empfinge und unterstützte Frankreich den König, so würde es die Handlungen des englischen Volkes mißbilligen und England und namentlich dem Gange der Regierung so wesentlich schaden, daß ein solcher Zustand wirklichen Feindseligkeiten gleich käme.«

In diesem Augenblick hörte Mazarin, sehr beunruhigt durch die Wendung, die der Brief nahm, zu lesen auf und schaute den jungen Mann verstohlen an.

Er träumte immer noch.

Mazarin fuhr fort:

Es ist also dringend, Monseigneur, daß ich erfahre, woran ich mich in Beziehung auf die Absichten von Frankreich zu halten habe. Die Interessen dieses Königreichs und die von England sind, obgleich in umgekehrtem Sinne gelenkt, sich näher, als man glauben sollte. England bedarf der inneren Ruhe, um die Vertreibung seines Königs zu vollenden. Frankreich bedarf dieser Ruhe, um den Thron seines jungen Monarchen zu befestigen. Ihr habt diesen inneren Frieden so sehr wie wir nötig, diesen Frieden, den wir durch die Energie unserer Regierung bereits berühren.

»Eure Streitigkeiten mit dem Parlament, Eure Zwistigkeiten mit den Prinzen, welche heute für Euch und morgen gegen Euch kämpfen, die Hartnäckigkeit des von dem Coadjutor, dem Präsidenten Blancmesnil und dem Rat Broussel angeführten

Volkes, diese ganze Unordnung endlich, welche die verschiedenen, Stufen des Staates durchläuft, muß Euch mit Unruhe die Möglichkeit eines fremden Krieges betrachten lassen; denn dann würde England, im höchsten Maße aufgeregt durch die neuen Ideen, sich mit Spanien verbinden, das bereits auf eine solche Allianz abzielt. Bekannt mit Eurer Klugheit, Monseigneur, und mit der ganz persönlichen Stellung, die Euch die Ereignisse gegenwärtig geben, dachte ich, Ihr würdet lieber Eure Kräfte im Innern von Frankreich concentriren und die neue Regierung von England den ihrigen überlassen. Diese Neutralität besteht nun darin, daß Ihr den König Karl von dem Gebiete Frankreichs entfernt und diesen Eurem Lande völlig fremden König weder durch Waffen, noch durch Geld, noch durch Truppen unterstützt.

»Mein Brief ist also ganz vertraulicher Natur, und ich schicke Euch denselben durch einen Mann, der mein volles Zutrauen besitzt. Er geht in Folge eines Gefühles, das Eure Eminenz zu schätzen wissen wird, den Maßregeln voraus, die ich je nach den Ereignissen nehmen werde. Oliver Cromwell hat es für besser erachtet, mit einem verständigen Geiste, wie mit dem von Mazarin zu verhandeln, als mit einer Königin von allerdings bewunderungswürdiger Festigkeit, welche jedoch den eitlen Vorurteilen der Geburt und der göttlichen Gewalt unterworfen ist.

»Gott befohlen, Monseigneur. Habe ich in vierzehn Tagen keine Antwort, so werde ich meinen Brief als nicht geschehen betrachten.

Oliver Cromwell.«

»Herr Mordaunt«, sagte der Kardinal, die Stimme erhebend, als wollte er den Träumer wecken; »meine Antwort auf diesen Brief wird um so befriedigender für den General Cromwell ausfallen, je mehr ich überzeugt sein kann, daß man nicht wissen wird, ich habe sie gegeben. Erwartet sie also in Boulogne-sur-Mer und versprecht mir, morgen früh abzureisen.«

»Ich verspreche es Euch, Monseigneur«, antwortete Mordaunt;

»aber wie lange wird mich Eure Exzellenz auf diese Antwort warten lassen?«

»Wenn Ihr sie in zehn Tagen nicht erhalten habt, könnt Ihr abgehen.«

Mordaunt verbeugte sich.«

»Das ist noch nicht Alles, mein Herr«, fuhr Mazarin fort. »Eure persönlichen Abenteuer haben mich lebhaft gerührt. Überdies macht Euch der Brief von Cromwell in meinen Augen so wichtig, wie einen Botschafter. Laßt hören, ich wiederhole es, was kann ich für Euch tun?«

Mordaunt überlegte einen Augenblick. Nach einem sichtbaren Zögern war er im Begriff, den Mund zu öffnen, um zu sprechen, als Bernouin hastig eintrat, sich an das Ohr des Kardinals neigte und ihm zuflüsterte:

»Monseigneur, die Königin Henriette erscheint soeben in Begleitung eines englischen Edelmanns im Palais-Royal.«

Mazarin machte auf seinem Stuhle eine heftige Bewegung, welche dem jungen Manne nicht entging und die vertrauliche Eröffnung zurückdrängte, die er ohne Zweifel machen wollte.

»Mein Herr«, sagte der Kardinal, »nicht wahr, Ihr habt gehört? Ich bestimme Euch Boulogne, weil ich denke, es wird Euch jede Stadt von Frankreich gleichgültig sein. Zieht Ihr eine andere vor, so nennt dieselbe; aber Ihr begreift leicht, daß ich, umgeben von Einflüssen, denen ich nur durch Diskretion entgehe, wünschen muß, daß Eure Anwesenheit in Paris unbekannt bleibe.«

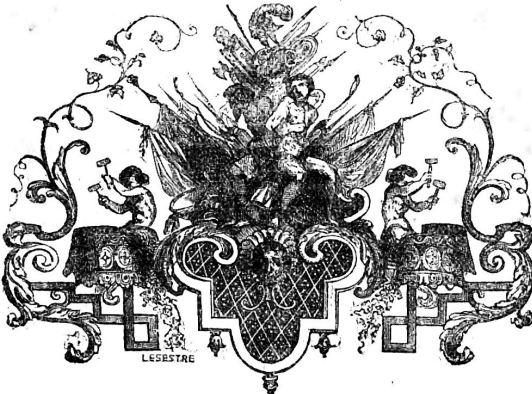
»Ich werde abreisen, Monseigneur«, sprach Mordaunt und machte einige Schritte nach der Türe, durch die er eingetreten war.

»Ich bitte Euch, nicht hier durch«, rief der Kardinal lebhaft; »wollt durch diese Galerie gehen, von wo aus Ihr das Vestibül erreicht. Man soll Euch nicht sehen; unsere Zusammenkunft muß geheim bleiben.«

Mordaunt folgte Bernouin, der ihn in einen anstoßenden Saal treten ließ, wo er ihn einem Huissier, demselben eine Ausgangstüre bezeichnend, übergab.

Dann kehrte er eilig zu seinem Herrn zurück, um die Königin Henriette einzuführen, welche bereits durch die Glasgalerie

herbeikam.



Siebentes bis zehntes Bändchen.

I.

Mazarin und Madame Henriette.



Der Kardinal stand auf, um die Königin Henriette zu empfangen. Er begegnete ihr mitten in der Galerie vor seinem Kabinett.

Mazarin legte um so mehr Ehrfurcht gegen diese Königin ohne Gefolgt und ohne Schmuck an den Tag, als er wohl fühlte, daß er sich einen Vorwurf über seinen Mangel an Gemüt und über seinen Geiz zu machen hatte.

Aber die Bittsteller wissen ihr Gesicht zu nötigen jeden Ausdruck anzunehmen, und die Tochter von Heinrich IV. lächelte, als sie demjenigen entgegentrat, welchen sie haßte und verachtete.

»Ach«, sagte Mazarin zu sich selbst, »was für ein sanftes Gesicht? Kommt sie etwa, um Geld von mir zu entleihen?«

Und er warf einen unruhigen Blick auf den Deckel seiner Kasse. Er drehte sogar den Kasten des prächtigen Diamanten nach Innen, dessen Glanz die Augen auf seine übrigens weiße und schöne Hand ziehen konnte. Unglücklicher Weise hatte dieser Ring nicht die Eigenschaft des von Gyges, welcher seinen Herrn unsichtbar machte, wenn er tat, was Mazarin getan hatte.

Mazarin aber hatte in diesem Augenblick wohl unsichtbar zu sein gewünscht, denn er ahnte, daß Madame Henriette kam, um ihn um etwas zu bitten. Wenn eine Königin, welche er so behandelt hatte, mit einem Lächeln auf den Lippen, statt die Drohung im Munde zu haben, erschien, so kam sie als Flehende.

»Herr Kardinal«, sagte die erhabene Dame, »ich hatte Anfangs die Absicht, über die Angelegenheit, welche mich Hierher führt,

mit der Königin, meiner Schwester, zu sprechen; aber ich bedachte, daß die politischen Dinge vor Allem die Männer angehen.«

»Madame«, sprach Mazarin, »glaubt mir, daß Eure Majestät mich ganz beschämt durch diese schmeichelhafte Unterscheidung.«

»Er ist sehr höflich«, dachte die Königin; »sollte er mich erraten haben?«

Man war in das Kabinett des Kardinals gelangt, Mazarin ließ die Königin sich setzen, und nachdem sie es sich in ihrem Lehnstuhle bequem gemacht hatte, sprach er:

»Gebt dem ehrfurchtsvollsten von Euren Dienern Eure Befehle.«

»Ach, mein Herr, ich habe die Gewohnheit, Befehle zu geben, verloren, und die, Bitten zu stellen, angenommen. Ich komme, um Euch zu bitten, und bin zu glücklich, wenn meine Bitte erhört wird.«

»Sprecht, Madame.«

»Herr Kardinal, es handelt sich um den Krieg, den der König, mein Gemahl, gegen seine rebellischen Untertanen führt. Ihr wißt vielleicht nicht, daß man sich in England schlägt«, sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln, »auf eine viel entscheidendere Art schlagen wird, als man sich bis jetzt geschlagen hat.«

»Ich weiß durchaus Nichts davon, Madame«, erwiderte der Kardinal, diese Worte mit einer leichten Schulterbewegung begleitend. »Ach, unsere eigenen Kriege verzehren völlig die Zeit und den Geist eines unfähigen, schwachen, armen Ministers wie ich bin.«

»Nun wohl, Herr Kardinal«, sagte die Königin, »ich teile Euch also mit, daß Carl I., mein Gemahl, im Begriffe ist, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Im Falle einer Niederlage . . . « Mazarin machte eine Bewegung . . . »Man muß für Alles vorhersehen«, fuhr die Königin fort, »im Falle einer Niederlage wünscht er sich nach Frankreich zurückzuziehen und hier wie ein einfacher Privatmann zu leben. Was sagt Ihr zu diesem Plane?«

Der Kardinal hatte zugehört, ohne daß eine Faser seines

Gesichtes den Eindruck verriet, den die Worte der Königin auf ihn machten. Während er hörte, blieb sein Lächeln das, was es immer war, falsch, schlau, und als die Königin geendet hatte, antwortete er mit seinem weichsten Tone:

»Glaubt Ihr, Madame, daß Frankreich, so aufgereggt, so brausend es in diesem Augenblicke ist, als ein Hafen des Heils für einen entthronten König betrachtet werden darf? Die Krone ist bereits nichts weniger als fest auf dem Haupte von Ludwig XIV. Wie sollte es eine doppelte Last tragen?«

»Diese Last ist in Beziehung auf das, was mich betrifft, nicht sehr schwer gewesen«, unterbrach ihn die Königin mit einem schmerzlichen Lächeln, »und ich fordere nicht, daß man mehr für meinen Gemahl tun soll, als man für mich getan hat. Ihr seht, daß wir sehr bescheidene Könige sind, mein Herr.«

»Oh Ihr, Madame, Ihr«, sagte der Kardinal hastig, um die Erklärungen, denen er entgegensah, kurz abzuschneiden, »das ist etwas Anderes. Eine Tochter von Heinrich IV., eine Tochter von diesem großen, diesem erhabenen König!«

»Was Euch nicht abhält, seinem Schwiegersohne die Gastfreundschaft zu verweigern, nicht wahr, mein Herr? Ihr solltet Euch jedoch erinnern, daß dieser große, dieser erhabene König eines Tags geächtet, wie es mein Gatte werden wird, Unterstützung von England verlangte und daß England sie ihm bewilligte. Allerdings war die Königin Elisabeth nicht seine Nichte.«

»*Peccato!*« sprach Mazarin, sich unter dieser so einfachen Logik schüttelnd, »Eure Majestät versteht mich nicht. Sie beurteilt meine Ansichten nicht richtig, ohne Zweifel, weil ich mich im Französischen schlecht ausdrücke.«

»Sprecht Italienisch, mein Herr, die Königin Maria von Medicis, unsere Mutter, hat uns diese Sprache gelehrt, ehe der Kardinal, Euer Vorgänger, sie in die Verbannung schickte, in der sie starb. Wenn etwas von diesem großen, von diesem erhabenen König Heinrich übrig ist, von dem Ihr so eben sprächet, so muß ich erstaunen über die tiefe Bewunderung für ihn, mit der so wenig Mitleid für seine Familie verbunden ist.«

Der Schweiß lief in schweren Tropfen von der Stirne von

Mazarin.

»Diese Bewunderung ist im Gegenteil so groß und so wahr, Madame«, sprach Mazarin, ohne das Anerbieten, der Königin, sich einer andern Sprache zu bedienen, anzunehmen, »daß, wenn der König Carl I., den Gott vor jedem Unglück bewahren möge, nach Frankreich käme, ich ihm mein Haus, mein eigenes Haus anbieten würde. Aber leider wäre dies ein durchaus nicht sicherer Aufenthaltsort. Eines Tages wird das Volk dieses Haus niederbrennen, wie es das des Marschall d'Ancre niedergebrannt hat. Armer Concino Concini! er wollte doch nichts, als das Wohl von Frankreich.«

»Ja, Monseigneur, wie Ihr«, versetzte die Königin ironisch.

Mazarin stellte sich, als verstünde er den Doppelsinn des Satzes nicht, den er selbst ausgesprochen hatte, und fuhr fort, über das Schicksal von Concino Concini zu seufzen.

»Aber, Monseigneur«, sagte die Königin ungeduldig, »was antwortet Ihr mir?«

»Madame«, rief Mazarin, »Madame, würde mir Eure Majestät wohl erlauben, ihr einen Rat zu geben? Wohl verstanden, ehe ich mir diese Freiheit nehme, fange ich damit an, daß ich mich Eurer Majestät für Alles, was Ihr gefallen dürfte, zu Füßen lege.«

»Sprecht, mein Herr«, antwortete die Königin, »der Rat eines Mannes, der so klug ist, wie Ihr, muß sicherlich gut sein.«

»Madame, glaubt mir, der König muß sich auf das Äußerste verteidigen.«

»Er hat es getan, mein Herr, und die Schlacht, die er mit Hilfsmitteln, welche weit unter denen des Feindes stehen, zu liefern im Begriffe ist, beweist, daß er sich nicht ohne Kampf zu ergeben gedenkt. Aber im Falle, daß er besiegt würde?«

»In diesem Falle, Madame, ist mein Rat, . . . ich weiß, daß ich sehr kühn bin, wenn ich Eurer Majestät einen Rat gebe, . . . aber mein Rat ist, der König soll sein Reich nicht verlassen. Man vergißt sehr schnell die abwesenden Könige. Geht er nach Frankreich über, so ist seine Sache verloren.«

»Wenn dies Euer Rat ist.« sprach die Königin, »und Ihr wirklich eine Teilnahme für ihn hegt, so schickt ihm einige Hilfe an Mannschaft und Geld, denn ich vermag nichts mehr für ihn. Ich

habe, um ihn zu unterstützen, meinen letzten Diamant verkauft. Es bleibt mir nichts mehr; Ihr wißt es besser, als irgend Jemand, mein Herr. Wenn mir ein Juwel geblieben wäre, hätte ich Holz dafür gekauft, um mich und meine Tochter in diesem Winter damit zu erwärmen.«

»Ach! Madame«, versetzte Mazarin, »Ihr wißt nicht, was Ihr von mir verlangt. Von dem Tage an, wo eine Hilfe von Fremden im Gefolge eines Königs erscheint, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, gesteht dieser König gleichsam zu, daß er keine Hilfe mehr in der Liebe seiner Untertanen zu suchen hat.«

»Zur Sache, mein Herr Kardinal«, sprach die Königin, welche die Geduld verlor, diesem feinen Geiste in das Labyrinth der Worte zu folgen, in welchem er sich umhertrieb, »zur Sache. Antwortet mir: ja oder nein, besteht der König darauf, in England zu bleiben, werdet Ihr ihm Hilfe schicken? kommt er nach Frankreich, werdet Ihr ihm Gastfreundschaft gönnen?«

»Madame«, antwortete der Kardinal, die größte Offenherzigkeit heuchelnd, »ich hoffe, Eurer Majestät zu beweisen, wie sehr ich ihr ergeben bin und wie sehr ich eine Angelegenheit zu Ende zu bringen wünsche, die ihr ungemein am Herzen liegt, wonach Eure Majestät an meinem Eifer, ihr zu dienen, nicht mehr zweifeln wird, wie ich denke.«

Die Königin biß sich in die Lippen und bewegte sich auf ihrem Stuhle voll Ungeduld hin und her.

»Nun, was wollt Ihr tun?« sagte sie, »sprecht.«

»Ich will auf der Stelle die Königin über diese Sache um Rat fragen, und wir werden sie dann sogleich dem Parlament vorlegen.«

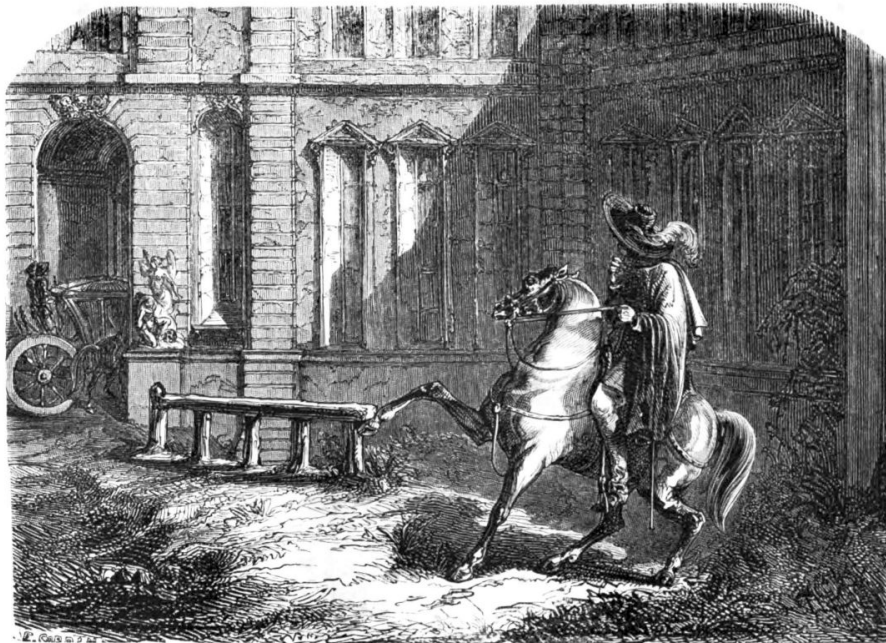
»Mit dem Ihr in Fehde lebt, nicht wahr? Ihr beauftragt Broussel, Berichterstatter zu sein. Genug, Herr Kardinal, genug. Ich verstehe Euch, oder vielmehr ich habe Unrecht. Geht wirklich zum Parlament, denn von diesem Parlament, dem Feinde der Könige, ist der Tochter des erhabenen Heinrich IV. die einzige Unterstützung zugekommen, welche sie diesen Winter verhindert hat, vor Hunger und Kälte zu sterben.«

Nach diesen Worten erhob sich die Königin mit einer majestätischen Entrüstung.

Der Kardinal streckte die gefalteten Hände gegen sie aus.

»Ah, Madame, Madame! wie schlecht kennt Ihr mich doch.«

Aber, ohne sich nach demjenigen umzuwenden, welcher diese heuchlerischen Tränen vergoß, durchschritt die Königin das Kabinett, öffnete selbst die Türe, ging mitten durch die zahlreichen Wachen Seiner Eminenz, mitten durch die Höflinge, welche sich herandrängten, um ihm ihre Huldigung darzubringen, auf Lord Winter zu, der vereinzelt da stand, und nahm seine Hand — eine arme, bereits gefallene Königin, vor der sich noch Alle aus Etikette verbeugten, die aber in der Tat nur noch einen einzigen Arm hatte, auf den sie sich stützen konnte.



Palais Royal

»Gleichviel«, sagte Mazarin, als er allein war, »es hat mir Mühe gemacht, und ich hatte eine harte Rolle zu spielen. Aber ich habe weder dem Einen, noch der Andern etwas gesagt. Dieser Cromwell ist ein scharfer Königsjäger. Ich beklage seine Minister, wenn er je nimmt. Bernouin!«

Bernouin trat ein.

»Man sehe, ob der junge Mann mit dem schwarzen Wammse und den kurzen Haaren, den Du vorhin bei mir eingeführt hast, sich noch im Palaste befindet.«

Bernouin ging ab. Der Kardinal beschäftigte sich während der Zeit seiner Abwesenheit damit, daß er den Kasten seines Ringes

umdrehte, den Diamant rieb, das Wasser bewunderte und, da in seinen Augen noch eine Throne rollte, die ihm das Gesicht trübte, den Kopf schüttelte, um sie fallen zu machen.

Bernouin kehrte mit Comminges zurück.

»Monseigneur«, sagte Comminges, »als ich den jungen Mann zurückführte, nach dem Eure Eminenz fragt, näherte er sich der Glastüre der Galerie und beschaute etwas mit großem Erstaunen, ohne Zweifel das schöne Gemälde von Raphael, welches der Türe gegenüber hängt. Dann träumte er einen Augenblick und stieg die Treppe hinab. Ich glaube, ich habe ihn seinen Grauschimmel besteigen und aus dem Hofe des Palastes reiten sehen. Aber geht denn Monseigneur nicht zu der Königin?«

»Was dort tun?«

»Herr von Guitaut, mein Oheim, sagt mir so eben, die Königin habe Nachricht vom Heere erhalten.«

In diesem Augenblick erschien Herr von Villequier. Er kam wirklich im Austrage der Königin, um den Kardinal zu holen.

Comminges hatte gut gesehen, und Mordaunt hatte wirklich getan, wie er erzählte. Die Gallerte durchschreitend, welche mit der großen Glasgalerie parallel lief, erblickte Mordaunt Lord Winter, welcher wartete, bis die Königin ihre Unterredung geschlossen haben würde.

Bei diesem Anblicke blieb der junge Mann plötzlich stille stehen, nicht in Bewunderung vor dem Gemälde von Raphael, sondern wie bezaubert beim Erschauen eines furchtbaren Gegenstandes. Seine Augen erweiterten sich, ein Schauer durchlief seinen ganzen Körper, es war, als wollte er den gläsernen Wall durchdringen, der ihn von seinem Feinde trennte; denn wenn Comminges gesehen hätte, mit welchem Ausdrucke des Hasses sich die Augen dieses jungen Mannes auf Lord Winter hefteten, so würde er keinen Augenblick daran gezweifelt haben, daß dieser englische Edelmann sein Todfeind war.

Aber er blieb stille stehen, ohne Zweifel, um zu überlegen, denn statt sich von seiner ersten Bewegung hinreißen zu lassen, der zu Folge er gerade auf Lord Winter zugehen wollte, stieg er langsam die Treppen hinab, verließ den Palast mit gesenktem Haupte, schwang sich in den Sattel, stellte sich mit seinem Pferde an der

Ecke der Rue de Richelieu auf und wartete, die Augen auf das Gitter geheftet, bis der Wagen aus dem Hofe kam.

Er hatte nicht lange zu warten, denn die Königin blieb kaum eine Viertelstunde bei Mazarin aber diese Viertelstunde des Harrens schien dem Wartenden ein Jahrhundert. Endlich kam die plumpe Maschine, die man damals eine Carrosse nannte, ächzend durch das Gitter heraus und Lord Winter, der wieder zu Pferde saß, neigte sich abermals an den Kutschenschlag, um mit der Königin zu sprechen.

Die Pferde liefen im Trab und schlugen den Weg nach dem Louvre ein, in den sie den Wagen führten. Ehe Madame Henriette das Karmeliterkloster verließ, sagte sie zu ihrer Tochter, sie möge sie in dem Palais erwarten, das sie lange bewohnt und nun verlassen hatte, weil ihr ihr Elend in seinen vergoldeten Sälen nur noch drückender vorkam.

Mordaunt folgte dem Wagen, und als er denselben unter die dunkle Arkade hatte fahren sehen, lehnte er sich nur seinem Pferde an eine Mauer, über die sich der Schatten ausdehnte, und blieb unbeweglich wie ein Basrelief, eine Reiterstatue darstellend.

Er wartete, wie er es bereits im Palais-Royal getan hatte.



II.

Wie die Unglücklichen zuweilen den Zufall für die Vorsehung halten.

»Nun, Madame«, sagte von Winter, als die Königin ihre Dienerin entfernt hatte.

»Nun, was ich vorhergesehen hatte, geschieht, Mylord.«

»Er weigert sich?«

»Habe ich es nicht gesagt?«

»Der Kardinal weigert sich, den König zu empfangen? Frankreich verweigert einem unglücklichen Fürsten Gastfreundschaft? Das geschieht zum ersten Male, Madame.«

»Ich habe nicht gesagt, Frankreich, Mylord. Ich habe gesagt der Kardinal, und der Kardinal ist nicht einmal ein Franzose.«

»Aber, die Königin, habt Ihr dieselbe gesehen?«

»Es ist unnütz«, erwiderte Madame Henriette und schüttelte traurig den Kopf, »die Königin wird nie ja sagen, wenn der Kardinal nein gesagt hat. Wißt Ihr nicht, daß dieser Italiener Alles leitet, sowohl auswärts, als im Innern. Mehr noch, ich komme auf das zurück, was ich euch bereits gesagt habe. Ich würde, mich nicht wundern, wenn uns Cromwell zuvorgekommen wäre. Er war verlegen, während er mit mir sprach, und dennoch fest in seinem Willen, sich zu weigern. Habt Ihr ferner die Bewegung im Palais-Royal bemerkt, das Hin- und Herlaufen geschäftiger Leute? Sollten sie Nachrichten bekommen haben, Mylord?«

»Von England kann dies nicht sein, Madame; ich habe mich so sehr beeilt, daß mir sicherlich Niemand zuvorgekommen ist. Ich bin vor drei Tagen abgereist, und wie durch ein Wunder durch die ganze puritanische Armee gelangt. Ich habe mit meinem Lackei Tomy die Post genommen, und die Pferde, welche wir reiten, haben wir in Paris gekauft. Übrigens bin ich fest überzeugt, daß der König, ehe er etwas wagt, die Antwort von Eurer Majestät abwartet.«

Ihr werdet ihm melden, Mylord«, versetzte die Königin in Verzweiflung, »daß ich nichts vermöge, daß ich so viel gelitten

habe, als er, mehr sogar als er, ich, die ich genötigt bin, das Brot der Verbannung zu essen und Gastfreundschaft von falschen Freunden zu verlangen, und daß er, was seine Königliche Person betrifft, sich edelmütig aufopfern und als König sterben müsse; ich werde an seiner Seite sterben.«

»Madame, Madame«, rief von Winter, »Eure Majestät überläßt sich der Mutlosigkeit, und es bleibt uns vielleicht noch einige Hoffnung.«

»Wir haben keine Freunde mehr, Mylord, keine Freunde in der ganzen Welt, außer Euch. Oh, mein Gott!« rief Madame Henriette, die Arme zum Himmel emporstreckend, »Haft Du denn alle edle Herzen, welche auf Erden bestanden, hinweggenommen?«

»Ich hoffe daß dies nicht der Fall ist, Madame«, erwiderte von Winter träumerisch, »ich habe Euch von vier Männern gesprochen . . . «

»Was wollt Ihr mit vier Männern machen?«

»Vier ergebene Männer, vier bis zum Tode entschlossene Männer vermögen viel, glaubt mir, Madame. Und diejenigen, welche ich kenne, haben in einer gewissen Zeit viel getan.«

»Und diese vier Männer, wo sind sie?«

»Das ist es, was ich gerade nicht weiß. Seit etwa zwanzig Jahren habe ich sie aus dem Gesichte verloren und dennoch dachte ich bei allen Gelegenheiten, wo ich den König in Gefahr sah, an dieselben.«

»Und diese Männer waren Eure Freunde?«

»Einer von ihnen hatte mein Leben in seinen Händen und schenkte es mir. Ich weiß nicht, ob er mein Freund geblieben ist, aber seit jener Zeit bin ich wenigstens der seinige geblieben.«

»Und diese Männer sind in Frankreich, Mylord?«

»Ich glaube.«

»Sagt mir ihre Namen, ich habe sie vielleicht nennen hören und könnte Euch in Eurer Nachforschung unterstützen.«

Der Eine von ihnen nannte sich Chevalier d'Artagnan.«

»Oh! Mylord, wenn ich mich nicht täusche, so ist dieser Chevalier d'Artagnan Lieutenant bei den Garden. Ich habe seinen Namen aussprechen hören, aber merkt wohl, ich befürchte, dieser Mann gehört ganz dem Kardinal an.«

»Das wäre mein letztes Unglück«, erwiderte von Winter, »und ich müßte zu glauben anfangen, daß wir wirklich verdammt sind.«

»Aber die Anderen?« sagte die Königin, welche sich an diese Hoffnung anklammerte, wie ein Schiffbrüchiger an die Trümmer seines Fahrzeuges, »die Anderen, Mylord?«

»Der zweite —, ich hörte zufällig seinen Namen, denn ehe sie sich mit uns schlugen, sagten uns diese vier Edelleute ihre Namen — der zweite hieß Graf de la Fère. Die Namen der zwei Anderen habe ich vergessen, weil ich gewohnt war, sie bei ihren entlehnten Namen zu nennen.«

»Oh, mein Gott! es wäre doch vom höchsten Belange, sie wieder zu finden«, sprach die Königin, »da Ihr glaubt, diese würdigen Edelleute dürften dem König nützlich sein.«

»O ja«, sprach von Winter, »denn es sind dieselben . . . hört wohl, Madame, und ruft alle Eure Erinnerungen in Euch zurück, habt Ihr nicht erzählen hören, die Königin Anna von Österreich wäre einst aus der größten Gefahr, die eine Königin je gelaufen ist, errettet worden?«

»Ja, während ihrer Liebschaft mit Buckingham; es handelte sich um Diamantnestelstifte.«

»So ist es, Madame. Diese Menschen retteten sie. Es wundert mich nicht, wenn die Namen dieser Edelleute Euch nicht bekannt sind, da die Königin sie vergessen hat, während sie die Ersten ihres Königreiches aus ihnen hätte machen sollen.«

»Nun, Mylord, man muß sie suchen. Aber was werden vier Männer ober vielmehr drei vermögen, denn ich sage Euch, man kann nicht auf Herrn d'Artagnan zählen.«

»Das wäre ein tapferer Degen weniger, Madame, doch es blieben immerhin noch drei andere, ohne den meinigen zu zählen. Vier ergebenen Männer aber in der Umgebung des Königs, um ihn vor seinen Feinden zu hüten, ihn in der Schlacht zu decken, im Rate zu unterstützen, auf seiner Flucht zu geleiten, das wäre hinreichend, nicht um den König zum Sieger zumachen, doch um ihn zu retten, wenn er besiegt wäre, um ihm über das Meer zu helfen, und befände sich Euer königlicher Gemahl einmal auf der Küste von Frankreich, so würde er, was auch Mazarin sagen mag, so viele Zufluchtsorte finden, als der Seevogel bei den Stürmen

findet.«

»Sucht, Mylord, sucht diese Edelleute, und wenn Ihr sie findet und sie willigen ein, mit Euch nach England zu ziehen, so gebe ich jedem von ihnen ein Herzogtum an dem Tage, wo wir wieder den Thron besteigen, und so viel Gold, als man brauchen würde, um den Palast Whitehall zu pflastern. Sucht also, Mylord, sucht, ich beschwöre Euch.«

»Ich würde wohl suchen, Madame«, sagte von Winter, »und fände auch, aber es gebricht mir an Zeit. Vergißt Eure Majestät, daß der König Ihre Antwort erwartet und zwar mit Bangigkeit erwartet?«

»So sind wir also verloren!« rief die Königin mit dem Ausdruck eines gebrochenen Herzens.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, die junge Henriette erschien, und die Königin drängte mit der erhabenen Kraft, welche der Heldenmut der Mutter ist, ihre Tränen bis in den Hintergrund des Herzens zurück und gab Lord Winter ein Zeichen, das Gespräch zu verändern.

Aber diese Reaktion, so mächtigste auch war, entging der jungen Prinzessin nicht. Sie blieb auf der Schwelle stille stehen, stieß einen Seufzer aus und sagte, sich an ihre Mutter wendend:

»Warum weint Ihr beständig ohne mich, meine Mutter?«

Die Königin lächelte und sprach, statt Ihr zu antworten:

»Hört, Lord Winter, ich habe wenigstens Eines dadurch gewonnen, daß ich nur noch zur Hälfte Königin bin, das, daß mich meine Kinder Mutter statt Madame nennen.«

Dann sich gegen ihre Tochter wendend, fuhr sie fort:

»Was willst Du, Henriette?«

»Meine Mutter«, antwortete die junge Prinzessin, »es ist ein Reiter im Louvre erschienen und bittet, Eurer Majestät seine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen; er kommt vom Heere und hat, wie er sagt, Euch einen Brief vom Marschall von Grammont zu übergeben.«

»Ah«, sprach die Königin zu Winter, »das ist einer von meinen Getreuen. Aber bemerkt Ihr nicht, mein lieber Lord, wie wir so armselig bedient sind, daß meine Tochter das Geschäft der Einführerin versehen muß?«

»Madame, habt Mitleid mit mir«, versetzte Lord Winter, »Ihr zerreißt mir das Herz.«

»Und wer ist der Reiter, Henriette?« fragte die Königin.

»Ich habe ihn aus dem Fenster gesehen, Madame. Es ist ein junger Mensch, der kaum sechzehn Jahre alt zu sein scheint und sich Vicomte von Bragelonne nennt.«

Die Königin machte lächelnd ein Zeichen mit dem Kopfe, die junge Prinzessin öffnete die Türe wieder und Raoul erschien auf der Schwelle.

Er machte drei Schritte gegen die Königin, kniete nieder und sprach:

»Madame, ich überbringe Eurer Majestät einen Brief von meinem Freunde, dem Herrn Grafen von Guiche, welcher mir sagte, er habe die Ehre, zu Euren Dienern zu gehören. Dieser Brief enthält eine wichtige Nachricht und den Ausdruck seiner Ehrfurcht.«

Bei dem Namen des Grafen von Guiche verbreitete sich eine Röthe über die Wangen der jungen Prinzessin. Die Königin schaute sie mit einer gewissen Strenge an.

»Aber Du Hast mir gesagt, der Brief käme von dem Marschall von Grammont, Henriette?« sprach die Königin.

»Ich glaubte es, Madame«, stammelte die Prinzessin.

»Das ist mein Fehler, Madame. Ich meldete mich wirklich, als käme ich von Seiten des Marschalls von Grammont, aber am rechten Arme verwundet konnte er nicht schreiben und der Graf von Guiche diente ihm als Sekretär.«

»Man hat sich also geschlagen?« sagte die Königin und gab Raoul ein Zeichen, sich zu erheben.«

»Ja, Madame«, antwortete der junge Mann und übergab den Brief an Winter, welcher vorgeschritten war, um denselben in Empfang zu nehmen, und ihn sodann der Königin einhändigte.

Bei der Nachricht, daß eine Schlacht geliefert worden sei, öffnete die junge Prinzessin den Mund, um eine Frage zu machen, welche sie ohne Zweifel interessierte, aber ihr Mund schloß sich wieder, ohne ein Wort gesprochen zu haben, während die Rosen ihrer Wangen nach und nach verschwanden.

Die Königin sah alle diese Bewegungen und übersetzte sie

ohne Zweifel in ihrem mütterlichen Herzen; dann sich abermals an Raoul wendend, fragte sie:

»Dem jungen Grafen von Guiche ist nichts Schlimmes widerfahren? Er gehört nicht allein zu unsern Dienern, mein Herr, sondern auch zu unsern Freunden.«

»Nein, Madame«, antwortete Raoul, »er hat im Gegenteil an diesem Tage einen großen Ruhm errungen und es wurde ihm die Ehre zu Teil, voll, dem Herrn Prinzen auf dem Schlachtfelde umarmt zu werden.«

Die junge Prinzessin klatschte in die Hände, aber ganz beschämt, daß sie sich zu einer solchen Kundgebung der Freude hatte hinreißen lassen, wandte sie sich halb um und neigte sich über eine Vase voll Rosen, als wollte sie den Geruch einatmen.

»Laßt sehen, was uns der Graf schreibt«, sprach die Königin.

»Ich hatte die Ehre, Eurer Majestät zu sagen, daß er im Namen seines Vaters schrieb?«

»Ja, mein Herr.«

Die Königin entsiegelte den Brief und las:

»Madame und Königin,

»Da ich nicht die Ehre haben kann, Euch selbst zu schreiben, wegen einer Wunde, die ich an meiner rechten Hand erhalten, so lasse ich Euch durch meinen Sohn, den Grafen von Guiche, schreiben, von dem Ihr wißt, daß er ein eben so treuer Diener von Euch ist, als sein Vater, um Euch zu melden, daß wir die Schlacht von Lens gewonnen haben und daß dieser Sieg unfehlbar dem Kardinal Mazarin und der Königin eine große Gewalt über die Angelegenheiten von Europa geben muß. Möchte Eure Majestät, wenn sie meinem Rats trauen will, diesen Augenblick benutzen, um zu Gunsten ihres erhabenen Gemahls bei der Regierung des Königs nachdrückliche Schritte zu tun. Der Herr Vicomte von Bragelonne, der Euch diesen Brief übergeben wird, ist der Freund meines Sohnes, dem er aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben gerettet hat. Es ist ein Edelmann, dem sich Eure Majestät vollkommen anvertrauen kann, falls sie mir einen

mündlichen oder schriftlichen Befehl zukommen zulassen hätte.

Ich habe die Ehre zu sein
Mit Ehrfurcht u. s. w.

Marschall von Grammont.«

In dem Augenblick, wo von dem Dienst die Rede war, den er dem Grafen geleistet hatte, konnte sich Raoul nicht enthalten, der jungen Prinzessin den Kopf zuzuwenden, und er sah in ihren Augen einen Ausdruck unendlicher Dankbarkeit für seine Person. Es unterlag keinem Zweifel mehr, die Tochter von Karl I. liebte seinen Freund.

»Die Schlacht von Lens gewonnen!« sprach die Königin. »Sie sind glücklich hier, sie gewinnen Schlachten! Ja, der Marschall von Grammont hat Recht, das wird das Angesicht der Dinge verändern. Aber ich befürchte, es wirkt nicht für die Unseren, wenn es ihnen nicht gar schadet. Diese Nachricht ist neu, mein Herr«, fuhr die Königin fort, »ich weiß Tuch Dank, daß Ihr mir dieselbe mit so großer Eile überbracht habt. Ohne Euch, ohne diesen Brief hätte ich sie erst morgen, übermorgen vielleicht, die Letzte in Paris, erfahren.«

»Madame«, sprach Raoul, »der Louvre ist der zweite Palast, in welchen diese Nachricht gelangt ist; Niemand kennt sie noch, und ich habe dem Herrn Grafen von Guiche geschworen, diesen Brief Eurer Majestät zu übergeben, sogar ehe ich meinen Vormund umarmt haben würde.«

»Euer Vormund ist ein Bragelonne, wie Ihr?« fragte Lord Winter. »Ich habe einst einen Bragelonne gekannt. Lebt er immer noch?«

»Nein, mein Herr, er ist tot, und von ihm hat mein Vormund, welcher in einem nahen Grade mit ihm verwandt war, das Gut geerbt, dessen Namen ich führe.«

»Und Euer Vormund, mein Herr?« fragte die Königin, welche nicht umhin konnte, an dem schönen jungen Manne Anteil zu nehmen, »wie heißt er?«

»Herr Graf de la Fère«, antwortete der junge Mann, sich verbeugend.

Lord Winter machte eine Bewegung des Staunens, die Königin

schaute ihn freudestrahlend an.

»Der Graf de la Fère!« rief sie, »habt Ihr mir nicht diesen Namen genannt?«

Von Winter konnte nicht glauben, was er hörte.

»Der Herr Graf de la Fère!« rief er ebenfalls. »Oh! mein Herr, antwortet mir, ich bitte Euch: ist der Graf de la Fère nicht ein Mann, den ich einst als einen schönen, tapferen Herrn gekannt habe, ein Mann, der Musketier unter Ludwig XIII. war und jetzt ungefähr sieben und vierzig bis acht und vierzig Jahre alt sein kann?«

»Ja, mein Herr, ganz so ist es.«

»Und der unter einem entlehnten Namen diente?«

»Unter dem Namen Athos. Ich hörte kürzlich erst seinen Freund, Herrn d'Artagnan, ihm diesen Namen geben.«

»Es ist so, Madame, es ist so. Gott sei gelobt! Und er befindet sich in Paris?« fuhr der Lord, sich an Raoul wendend, fort. Dann wieder zu der Königin zurückkehrend: »Hofft, hofft, die Vorsehung erklärt sich für uns, da sie macht, daß ich diesen braven Edelmann auf eine so wunderbare Weise wiederfinde. Sagt mir, ich bitte, wo wohnt er, mein Herr?«

»Der Herr Graf de la Fère wohnt in der Rue Guénégaud im Hotel du Grand-Roy-Charlemagne.«

»Ich danke, mein Herr. Sagt diesem würdigen Freunde, er möge zu Hause bleiben; ich komme sogleich, ihn zu umarmen.«

»Mein Herr, ich gehorche mit großem Vergnügen, wenn Ihre Majestät mir Urlaub geben will.«

»Geht, Herr Vicomte von Bragelonne«, sprach die Königin, »geht und seid unserer Wohlgenieghheit versichert.«

Raoul verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor den zwei Fürstinnen, grüßte Lord Winter und entfernte sich.

Von Winter und die Königin besprachen sich noch eine Zeit lang mit so leiser Stimme, daß die Prinzessin dieselben nicht hörte; aber diese Vorsicht war überflüssig, denn sie unterhielt sich mit ihren eigenen Gedanken.

Als Lord Winter Abschied nehmen wollte, sagte die Königin:

»Hört, Mylord, ich hatte dieses Diamantkreuz, das meiner Mutter gehörte, und diesen Sanct-Michaels-Stern, welchen ich

von meinem Gemahl erhielt, bis jetzt bewahrt. Diese beiden Gegenstände sind ungefähr fünfzigtausend Franken Wert. Ich hatte geschworen, eher bei diesen kostbaren Pfändern Hungers zu sterben, als mich derselben zu entäußern; jetzt aber, da diese zwei Juwelen ihm und seinen Verteidigern nützlich sein können, muß man Alles dieser Hoffnung aufopfern. Nehmt sie, und wenn Ihr für Eure Expedition Geld braucht, verkauft sie ohne Scheu, Mylord. Seid Ihr aber im Stande, sie zu behalten, so bedenkt, Mylord, daß ich es betrachte, als hättet Ihr mir den größten Dienst geleistet, den ein Edelmann einer Königin zu leisten vermag, und daß derjenige, welcher mir am Tage unseres Glückes diesen Stern und dieses Kreuz wiederbringt, von mir und meinen Kindern gesegnet sein wird.«

»Madame«, erwiderte von Winter, »Eure Majestät wird von einem treu ergebenen Manne bedient werden. Ich gehe und hinterlege an sicherem Orte diese Gegenstände, welche ich nicht annehmen würde, wenn uns Mittel von unserem ehemaligen Vermögen übrig blieben; aber unsere Güter sind confiscirt, unser baares Geld ist versiegt, und wir sind dahin gekommen, uns aus Allem, was wir besitzen, Hilfsquellen machen zu müssen. In einer Stunde begeben sich mich zu dem Grafen de la Fère, und morgen soll Eure Majestät eine bestimmte Antwort erhalten.«

Die Königin reichte Lord Winter die Hand; er küßte sie ehrfurchtsvoll, und sie sagte, sich gegen ihre Tochter wendend:

»Mylord. Ihr hattet den Auftrag, diesem Kinde etwas von seinem Vater zu überbringen.«

Lord Winter war sehr erstaunt; er wußte nicht, was die Königin damit sagen wollte.

Die junge Henriette schritt lächelnd und errötend vor, bot dem Edelmanne ihre Stirne und sprach:

»Sagt meinem Vater: König oder Flüchtling, Sieger oder besiegt, mächtig oder arm, habe er in mir die gehorsamste und zärtlichste Tochter.«

»Ich weiß es, Prinzessin«, antwortete Lord Winter und berührte mit den Lippen die Stirne von Henriette.

Dann entfernte er sich, durchschritt, ohne zurückgeführt zu werden, die großen, verlassenenen, dunkeln Gemächer und

trocknete sich die Tränen, deren er sich, so abgestumpft er auch durch ein fünfzig Jahre langes Leben bei Hofe war, bei dem Anblick dieses zugleich so tiefen und so würdigen königlichen Unglücks nicht erwehren konnte.



III.

Der Oheim und der Neffe.

Lord Winter wurde von seinem Pferde und dem Lackeien an der Türe erwartet. Er ritt ganz in Gedanken versunken nach seiner Wohnung und schaute dabei von Zeit zu Zeit zurück, um die schwarze, schweigsame Facade des Louvre zu betrachten. Da erblickte er einen Reiter, der sich so zu sagen von der Mauer losmachte und ihm in einer gewissen Entfernung folgte; er erinnerte sich, bei seinem Ausgange aus dem Palais-Royal einen ähnlichen Schatten gesehen zu haben.

Der Lackei von Lord Winter, der nur einige Schritte hinter ihm war, verfolgte auch mit unruhigem Auge diesen Reiter.

»Tomy!« sprach der Lord und machte dem Bedienten ein Zeichen, sich zu nähern.

»Hier, gnädiger Herr.«

Und der Bediente ritt an die Seite seines Herrn.

»Hast Du den Menschen bemerkt, der uns folgt?«

»Ja. Mylord.«

»Wer ist es?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er Eurer Herrlichkeit von dem Palais-Royal an gefolgt ist, im Louvre angehalten hat, um Euren Abgang zu erwarten, und mit Eurer Herrlichkeit wieder vom Louvre weggeritten ist.«

»Ein Spion des Kardinals«, sagte von Winter zu sich selbst.
»Wir wollen uns stellen, als bemerkten wir seine Späherei gar nicht.«

Und er gab seinem Pferde die Sporen und drang in das Irrsal der Gassen, welche nach seinem auf der Seite des Marais liegenden Hotel führten. Lord Winter hatte lange auf der Place-Royale gewohnt und nahm ganz natürlicher Weise sein Quartier in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung.

Lord Winter stieg vor seinem Gasthause ab und ging in seine Wohnung hinauf, wobei er sich den Spion beobachten zu lassen gelobte. Als er aber seine Handschuhe und seinen Hut auf einen

Tisch legte, sah er in einem Spiegel vor sich eine Gestalt, welche auf der Schwelle des Zimmers erschien.

Er wandte sich um, Mordaunt stand ihm gegenüber.

Lord Winter erbleichte und blieb unbeweglich stehen. Mordaunt hielt sich auf der Schwelle, kalt, drohend und der Bildsäule des Gouverneurs ähnlich.

Es herrschte einen Augenblick eisiges Stillschweigen zwischen diesen zwei Männern.

»Mein Herr, ich glaubte Euch bereits begreiflich gemacht zu haben, daß mich diese Verfolgung ermüdet. Entfernt Euch also, oder ich rufe Leute und lasse Euch wegjagen, wie in London. Ich bin nicht Euer Oheim, ich kenne Euch nicht«, sagte der Lord.

»Mein Oheim«, versetzte Mordaunt mit seinem höhnischen Tone, »Ihr täuscht Euch, Ihr werdet mich diesmal nicht wegjagen lassen, wie Ihr es in London getan habt; nein, Ihr werdet es nicht wagen. Was den Umstand betrifft, daß Ihr leugnen wollt, ich sei Euer Neffe, so werdet Ihr Euch dies wohl zweimal überlegen, jetzt, da ich mancherlei Dinge erfahren habe, die ich vor einem Jahre nicht wußte.«

»Ei, was liegt mir an dem, was Ihr erfahren habt«, entgegnete Lord Winter.

»Oh! es liegt Euch viel daran, mein Oheim, das weiß ich gewiß, und Ihr werdet sogleich meiner Meinung sein«, fügte er mit einem Lächeln bei, wobei ein Schauer durch die Adern dessen lief, zu welchem er sprach. »Als ich mich zum ersten Male in London bei Euch einfand, geschah es, um Euch zu fragen, was aus meinem Erbgute geworden wäre. Als ich mich zum zweiten Male bei Euch einfand, geschah es, um Euch zu fragen, wer meinen Namen befleckt hätte. Diesmal stelle ich mich vor Euch, um eine Frage an Euch zu richten, viel furchtbarer, als alle die vorhergehenden, um Euch zu sagen, wie Gott zu dem ersten Mörder gesagt hat: ›Kain, was Hast du mit deinem Bruder Abel gemacht?‹ Mylord, was habt Ihr mit Eurer Schwester gemacht, mit Eurer Schwester, die meine Mutter war?«

Lord Winter wich vor dem Feuer dieser glühenden Augen zurück.

»Mit Eurer Mutter!« sagte er.

»Ja, mit meiner Mutter, Mylord«, antwortete der junge Mann, den Kopf von oben nach unten schüttelnd.

Von Winter machte eine heftige Anstrengung gegen sich selbst, tauchte in seine Erinnerungen, um einen neuen Haß daraus zu holen, und rief:

»Sucht, was aus ihr geworden ist, Unglücklicher, und fragt die Hölle; vielleicht wird Euch die Hölle antworten.«

Der junge Mann schritt nun im Zimmer, vor, bis er Auge in Auge Lord Winter gegenüber stand, und kreuzte die Arme.

»Ich habe den Henker von Bethune gefragt«, sprach Mordaunt mit dumpfer Stimme und das Gesicht leichenblaß vor Schmerz und Zorn, »und der Henker von Bethune hat mir geantwortet.«

Von Winter fiel auf einen Stuhl, als ob ihn der Blitz getroffen hatte, und bemühte sich vergebens, zu sprechen.

»Ja, nicht wahr«, fuhr der junge Mann fort, »mit diesem Worte erklärt sich Alles. Mit diesem Schlüssel öffnet sich der Abgrund. Meine Mutter hatte von ihrem Gatten geerbt, und Ihr habt meine Mutter ermordet! Mein Name sicherte mir das väterliche Erbteil, und Ihr habt mich meines Namens beraubt. Als Ihr mich meines Namens beraubt hattet, beraubtet Ihr mich auch meines Vermögens. Ich wundere mich jetzt nicht mehr, daß Ihr mich nicht anerkennen wollt; wenn man sich Sauber weiß, ist es nicht ganz bequem, den Menschen, welchen man arm gemacht hat, seinen Neffen zu nennen, wenn man sich Mörder weiß, dem Menschen, den man zur Waise gemacht hat, den Titel seines Neffen zu gönnen.«

Diese Worte brachten eine ganz andere Wirkung hervor, als Mordaunt erwartet hatte. Lord Winter erinnerte sich, welches Ungeheuer Mylady gewesen war. Er erhob sich ruhig und ernst und bezwang mit seinem strengen Blicke das exaltierte Auge des jungen Mannes.

»Ihr wollt in dieses furchtbare Geheimnis dringen, mein Herr?« sprach er. »Nun wohl, es sei! Erfahrt also, wer die Frau war, über welche Ihr mir Rechenschaft abfordert: Diese Frau hat aller Wahrscheinlichkeit nach meinen Bruder vergiftet, und um mich zu beerben, wollte sie mich ebenfalls ermorden, dafür habe ich Beweise. Was sagt Ihr hierzu?«



Mordaunt und Lord de Winter.

»Ich sage, daß es meine Mutter war!«

»Sie hat einen gerechten, guten und reinen Mann, den Herzog von Buckingham, erdolchen lassen. Was sagt Ihr zu diesem Verbrechen, von welchem ich die Beweise habe?«

»Daß es meine Mutter war!«

»Nach Frankreich zurückgekehrt, hat sie in dem Kloster der Augustinerinnen in Bethune eine Frau vergiftet, welche einen ihrer Feinde liebte. Wird Euch dieses Verbrechen von der Gerechtigkeit der Strafe überzeugen? Ich habe die Beweise für dieses Verbrechen. Was sagt Ihr dazu?«

»Daß es meine Mutter war!« rief der junge Mann, der seinen drei Ausrufungen eine stufenweise zunehmende Verstärkung gegeben hatte.

»Von Mordtaten, von Ausschweifungen belastet, Jedermann verhaßt, drohend wie ein blutdürstiger Panther, unterlag sie den Schlägen von Männern, welche sie in Verzweiflung gebracht hatte, ohne daß ihr je von denselben der geringste Schaden zugefügt worden war. Sie fand Richter, welche ihre schändlichen Attentate hervorriefen, und dieser Henker, den Ihr gesehen habt, der Henker, von dem Euch, wie Ihr behauptet, Alles erzählt worden ist, dieser Henker, wenn er Euch Alles erzählt hat, muß Euch auch gesagt haben, wie er vor Freude bebte, als er an ihr die Schmach und den Selbstmord seines Bruders rächte. Eine verkehrte Tochter, eine ehebrecherische Gattin, eine entartete Schwester, eine Giftmischerin. eine Mörderin, fluchwürdig bei allen Menschen, die sie kennen lernten, bei allen Nationen, welche sie in ihrem Schooße aufgenommen hatten, starb sie verflucht von dem Himmel und der Erde. Das ist das Bild dieser Frau.«

Ein Schluchzen, stärker als der Wille von Mordaunt, zerriß ihm die Kehle, machte das Blut in sein leichenbleiches Gesicht steigen; er ballte die Fäuste und rief, das Antlitz von Schweiß triefend, die Haare auf der Stirne gesträubt, wie die von Hamlet, von Wut verzehrt:

»Schweigt, mein Herr, es war meine Mutter. Ihren ungeordneten Lebenswandel kenne ich nicht, ihre Verbrechen kenne ich nicht! Aber ich weiß, daß ich eine Mutter hatte, daß fünf Männer, gegen eine Frau verbunden, sie heimlich, nächtlicher Weise, schweigend wie Feige ermordet haben. Ich weiß, daß Ihr dabei wäret, mein Herr, daß Ihr dabei wäret, mein Oheim, daß Ihr, wie die Anderen und stärker als die Anderen, sprächet: Sie muß sterben! Ich sage Euch also, hört wohl auf diese Worte, und sie mögen sich in Euer Gedächtnis einprägen, damit Ihr sie nie vergesst: Dieser Mord, der mir Alles geraubt hat, dieser Mord, der mich namenlos, der mich arm, der mich boshaft und unversöhnlich gemacht hat . . . ich werde zuerst von Euch und dann von Euren Genossen, sobald ich sie kenne, Rechenschaft darüber verlangen!«

Haß in den Augen, Schaum auf dem Munde, die Fäuste geballt, machte Mordaunt einen Schritt mehr, einen furchtbar drohenden Schritt gegen Lord Winter.

Dieser griff mit der Hand nach dem Degen, und sagte mit dem Lächeln des Mannes, der seit dreißig Jahren mit dem Tode spielt:

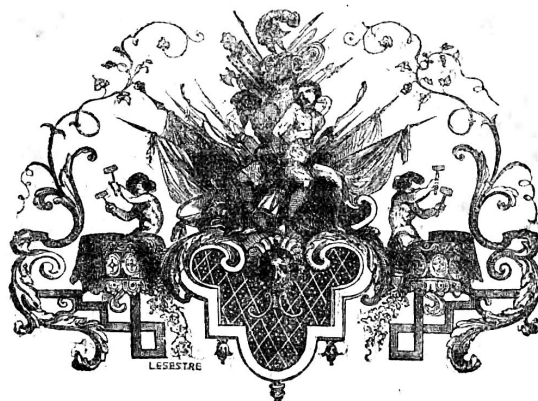
»Wollt Ihr mich ermorden, mein Herr? Dann erkenne ich Euch als meinen Neffen, denn Ihr seid der Sohn Eurer Mutter.«

»Nein«, versetzte Mordaunt, und er zwang alle Fibern seines Gesichtes, alle Muskeln seines Körpers, ihren Platz wieder einzunehmen. »Nein, ich werde Euch nicht töten, wenigstens in diesem Augenblicke nicht; denn ohne Euch würde ich die Andern nicht kennen lernen. Aber wenn ich sie kenne, dann zittert! Ich habe den Henker von Bethune erstochen; ich habe ihn ohne Barmherzigkeit erstochen, und er war der am Mindesten Schuldige von Euch Allen.«

Nach diesen Worten entfernte sich der junge Mann, und stieg mit hinreichender Ruhe, um nicht bemerkt zu werden, die Treppe hinab. Dann ging er auf dem inneren Treppenplatze vor Tomy vorüber, der, auf das Geländer gelehnt, nur auf einen Ruf seines Herrn wartete, um zu ihm hinauf zu eilen.

Aber Lord Winter rief nicht. Im höchsten Maaße erschüttert, blieb er mit gespanntem Ohre stehen. Erst als er den Tritt des Pferdes hörte, fiel er halb, ohnmächtig auf einen Stuhl zurück und sprach:

»Mein Gott, ich danke dir, daß er nur mich kennt!«



IV.

Vaterschaft.

Während diese furchtbare Szene sich bei Lord Winter ereignete, saß Athos am Fenster seines Zimmers, den Ellenbogen auf einen Tisch, den Kopf auf seine Hand gestützt, und hörte zugleich mit Augen und Ohren Raoul zu, der ihm die Abenteuer seiner Reise und die einzelnen Begebenheiten der Schlacht erzählte.

Das schöne, edle Antlitz von Athos drückte ein unsägliches Glück bei der Mittheilung dieser ersten, so frischen und so reinen Gemütsbewegung aus. Er sog die Töne dieser jugendlichen Stimme ein, welche sich bereits für schöne Gefühle begeisterte, wie man eine harmonische Musik einsaugt. Er vergaß, was Düsteres in der Vergangenheit, was Wolkiges in der Zukunft lag. Man hätte glauben sollen, durch die Rückkehr dieses viel geliebten Kindes wären aus seinen Befürchtungen Hoffnungen geworden. Athos war glücklich, glücklich, wie nie zuvor.

»Ihr habt also der großen Schlacht beigewohnt und daran Anteil genommen, Bragelonne?« sprach der ehemalige Musketier.

»Ja, Herr.«

»Und der Kampf war heiß, sagt Ihr?«

»Der Herr Prinz hat elfmal in Person angegriffen.«

»Er ist ein großer Kriegermann, Bragelonne.«

»Er ist ein Held. Ich habe ihn nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren. O wie schön ist es, mein Herr, sich Condé zu nennen und seinen Namen so zu tragen!«

»Ruhig und glänzend, nicht wahr?«

»Ruhig wie bei einer Parade, glänzend wie bei einem Feste. Als wir uns dem Feinde näherten, geschah es im Schritte. Man hatte uns verboten, zuerst zu schießen, und wir marschierten gegen die Spanier, welche sich, die Muskete auf dem Schenkel, auf einer Anhöhe hielten. Auf dreißig Schritte zu ihnen gelangt, wandte sich der Prinz nach den Soldaten um und sagte: »Kinder, Ihr werdet eine furchtbare Ladung auszuhalten haben. Hernach aber, seid unbesorgt, habt Ihr geringe Arbeit mit allen diesen Leuten.« Es

herrschte eine solche Stille, daß Freunde und Feinde diese Worte hörten. Dann seinen Degen erhebend, rief er:

›Blaset, Trompeter!‹

›Gut, gut, wenn sich diese Gelegenheit findet, werdet Ihr es eben so machen, Raoul, nicht wahr?‹

›Allerdings, Herr, wenn ich es vermag, denn es dünkte mich sehr groß und schön. Als wir noch zehn Schritte näher gekommen waren, sahen wir alle diese Musketen sich wie eine glänzende Linie senken; denn die Sonnenstrahlen funkelten auf den Läufen. ›Im Schritt, Kinder, im Schritt!‹ sprach der Prinz, ›dies ist der Augenblick!‹‹

›Hattet Ihr bange, Raoul?‹ sagte der Graf.

›Ja, Herr‹, antwortete der Jüngling naiv. ›Ich fühlte eine große Kälte in meinem Herzen, und bei dem Worte Feuer, das in spanischer Sprache in den feindlichen Reihen ertönte, schloß ich die Augen und dachte an Euch.‹

›Wirklich, Raoul?‹ sprach Athos und drückte ihm die Hand.

›Ja, Herr, in demselben Augenblicke entstand ein solcher Lärm, daß man hätte glauben sollen, die Hölle öffne sich, und diejenigen, welche nicht getötet wurden, fühlten die Wärme der Flamme. Ich öffnete die Augen wieder, erstaunt, nicht tot oder wenigstens verwundet zu sein . . . Der dritte Teil der Schwadron lag verstümmelt und blutig auf der Erde. In diesem Momente begegnete ich dem Auge des Prinzen. Ich dachte nur noch an Eines, daran, daß er mich anschaute. Ich gab meinem Pferde beide Sporen und befand mich mitten unter den feindlichen Reihen.‹

›Und der Prinz war mit Euch zufrieden?‹

›Er sagte es mir wenigstens, als er mich beauftragte, Herrn von Chatillon zu begleiten, welcher diese Neuigkeit der Königin mitzuteilen und die eroberten Fahnen zu überbringen hatte. ›Geht‹, sprach der Prinz zu mir, ›der Feind kann sich vor vierzehn Tagen nicht wieder gesammelt haben. Bis dahin bedarf ich Eurer nicht. Geht und umarmt diejenigen, welche Euch lieben und welche Ihr liebt. Sagt Frau von Longueville, meiner Schwester, ich danke ihr für das Geschenk, das sie mir mit Euch gemacht habe.‹ Und ich bin gekommen‹, fügte Raoul bei und schaute den Grafen

mit einem Lächeln tiefer Liebe an; »denn ich dachte, es würde Euch Freude machen, mich wieder zu sehen.«

Athos zog den Jüngling zu sich und küßte ihn auf die Stirne, wie er es bei einem jungen Mädchen getan hätte.

»So seid Ihr also in die Welt eingetreten, Raoul«, sprach er, »Ihr habt Herzoge zu Freunden, einen Marschall von Frankreich zum Paten, einen Prinzen von Gebüt zum Feldherrn und seid an einem Tage Eurer Rückkehr von zwei Königinnen empfangen worden. Das ist schön für einen Novizen.«

»Ah, Herr!« sprach Raoul plötzlich, »Ihr erinnert mich an einen Umstand, den ich in meinem Eifer, Euch meine Begebenheiten zu erzählen, vergessen hatte. Bei Ihrer Majestät der Königin von England befand sich ein Edelmann, der, als ich Euren Namen aussprach, einen Schrei des Erstaunens ausstieß. Er nannte sich einen von Euren Freunden, fragte mich nach Eurer Adresse und wird Euch besuchen.«

»Wie heißt er?«

»Ich wagte es nicht, ihn zu fragen. Aber obgleich sich zierlich ausdrückte, hielt ich ihn doch nach seinem Accente für einen Engländer.«

»Ah!« rief Athos, und sein Haupt neigte sich, als suchte er eine Erinnerung; dann als er die Stirne wieder erhob, wurden seine Augen betroffen von der Gegenwart eines Mannes, der vor der halb geöffneten Türe stand und ihn mit einer gerührten Miene anschaute.

»Mylord von Winter!« rief der Graf.

»Athos, mein Freund!«

Und die zwei Männer hielten sich einen Augenblick umschlossen. Dann nahm Athos den Engländer bei beiden Händen und sprach, ihn anschauend:

»Was habt Ihr, Mylord? Ihr scheint eben so traurig, als ich heiter bin!«

»Ja, teurer Freund, es ist wahr. Und ich sage noch mehr: Euer Anblick verdoppelt meine Furcht.«

Und von Winter schaute um sich her, als suchte er allein zu sein. Raoul begriff, daß die zwei Freunde mit einander zu sprechen hatten, und entfernte sich in der Stille.'

»Nun, da wir allein sind, sprechen wir von Euch«, sagte Athos.

»Während wir hier allein sind, sprechen wir von uns«, erwiderte Lord Winter. »Er ist hier.«

»Wer?«

»Der Sohn von Mylady.«

Abermals von diesem Namen berührt, der ihn wie ein unseliges Echo zu verfolgen schien, zögerte Athos einen Augenblick, faltete leicht die Stirne und sprach dann mit ruhigem Tone:

»Ich weiß es.«

»Ihr wißt es?«

»Ja, Grimaud hat ihn zwischen Bethune und Arras getroffen und ist mit verhängten Zügeln zurückgekehrt, um mich von seiner Gegenwart zu benachrichtigen.«

»Grimaud kannte ihn also?«

»Nein, aber er war an dem Sterbebette eines Menschen, der ihn kannte.«

»Der Henker von Bethune!« rief von Winter.

»Ihr wißt es?« sprach Athos erstaunt.

»Er verläßt mich in diesem Augenblick und hat mir Alles gesagt«, antwortete Lord Winter. »Ah, mein Freund, was für eine furchtbare Szene! Warum haben wir nicht das Kind mit der Mutter erstickt!«

Athos, wie alle edlere Naturen, übertrug die schmerzlichen Eindrücke, welche er empfand, nicht an Andere, sondern er verarbeitete dieselben im Gegenteil in sich selbst und gab an ihrer Stelle Hoffnungen und Tröstungen aus. Es war, als gingen seine persönlichen Schmerzen aus seinem Gemüte in Freuden für Andere verwandelt hervor.

»Was befürchtet Ihr?« sagte er, durch Vernunftschlüsse von dem instinktartigen Schrecken sich erholend, den er Anfangs empfunden hatte; »sind wir nicht da, um uns zu verteidigen? Hat sich dieser junge Mensch zum gewerbsmäßigen Heuchler, zum Mörder mit kaltem Blute gemacht? Er konnte den Henker von Bethune in einem Anfall von Wut töten, aber seine Rache ist nun gestillt.«

Lord Winter lächelte traurig und schüttelte das Haupt.

»Ihr kennt also dieses Blut nicht mehr?« sagte er.

»Bah!« sprach Athos, der ebenfalls zu lächeln suchte, »es wird in der zweiten Generation von seiner Wildheit verloren haben. Überdies, mein Freund, hat uns die Vorsehung zur rechten Zeit Kunde gegeben, damit wir auf der Hut sein mögen. Wir können nichts Anderes tun, als warten. Warten wir also. Aber wie ich von Anfang an sagte, sprechen wir von Euch. Was führt Euch nach Paris?«

»Wichtige Angelegenheiten, die Ihr später kennen lernen sollt. Doch was habe ich bei Ihrer Majestät der Königin von England sagen hören? Herr d'Artagnan ist Mazariner. Verzeiht mir meine Offenherzigkeit, Freund: ich Hasse den Kardinal nicht und schmähe ihn auch nicht, und Eure Ansichten werden mir stets heilig sein . . . solltet Ihr zufällig auch diesem Menschen angehören?«

Herr d'Artagnan ist im Dienste«, antwortete Athos, »er ist Soldat, er gehorcht der bestehenden Gewalt. Herr d'Artagnan ist nicht reich und bedarf, um zu leben, seiner Stelle als Lieutenant. Die Millionäre wie Ihr, Mylord, sind in Frankreich selten.«

»Ach!« sprach Lord Winter, »ich bin heute so arm und noch ärmer als er. Aber kommen wir auf Euch zurück.«

»Gut! Ihr wollt wissen, ob ich Mazariner bin? Nein, tausendmal nein! vergebt mir ebenfalls meine Offenherzigkeit, Mylord!«

Lord Winter stand auf, schloß Athos in seine Arme und sprach:

»Ich danke, Graf, ich danke für diese beseligende Kunde. Ihr seht mich glücklich und vergnügt. Ah! Ihr seid kein Mazariner, Ihr! Vortrefflich, das konnte freilich auch gar nicht sein. Aber vergebt mir abermals: seid Ihr frei?«

»Was versteht Ihr unter frei?«

»Ich frage Euch, ob Ihr nicht verheiratet seid?«

»Ah, was das betrifft, nein«, antwortete Athos lächelnd.

»Der schöne, zierliche, anmutige junge Mann . . . «

»Ist ein Kind, das ich erziehe und das nicht einmal seinen Vater kennt.«

»Sehr gut, Ihr seid immer derselbe, Athos, groß und edelmütig.«

»Laßt hören, Mylord, was wünscht Ihr von mir?«

»Ihr habt die Herren Porthos und Aramis immer noch zu Freunden?«

»Fügt auch d'Artagnan bei, Mylord, wir sind immer noch vier einander, wie früher, treu ergebene Freunde. Wenn es sich aber darum handelt, dem Kardinal zu dienen oder ihn zu bekämpfen, Mazariner oder Frondeurs zu sein, so sind wir nur noch zwei.«

»Herr Aramis ist bei d'Artagnan?« fragte Lord Winter.

»Nein, Herr Aramis erweist mir die Ehre, meine Überzeugung zu teilen.«

»Könnt Ihr mich mit diesem so reizenden und so geistreichen Freunde in Verbindung bringen?«

»Allerdings, sobald es Euch angenehm ist.«

»Hat er sich verändert?«

»Er ist Abbé geworden, sonst nichts.«

»Ihr erschreckt mich! Sein Stand mußte es dahin bringen, daß er auf die großen Unternehmungen Verzicht leistete?«

»Im Gegenteil«, versetzte Athos lächelnd, »er ist nie so sehr Musketier gewesen, als seitdem er Abbé geworden ist. Wollt Ihr, daß ich ihn durch Raoul holen lasse?«

»Ich danke Euch, Graf; man dürfte ihn zu dieser Stunde nicht zu Hause treffen. Da Ihr aber für ihn stehen zu können glaubt . . . «

»Wie für mich selbst.«

»Könnt Ihr Euch anheischig machen, ihn mir morgen um zehn Uhr auf den Pont-du-Louvre zu bringen?«

»Ah, ah«, sagte Athos lächelnd, »Ihr habt ein Duell?«

»Ja, Graf, und zwar ein schönes Duell, ein Duell, bei dem auch Ihr, wie ich hoffe, sein werdet.«

»Wohin gehen wir, Mylord?«

»Zu Ihrer Majestät der Königin von England, welche mich beauftragt hat, Euch ihr vorzustellen, Graf.«

»Ihre Majestät kennt mich also?«

»Ich kenne Euch.«

»Ein Rätsel«, sagte Athos; »doch gleichviel, wenn Ihr nur den Schlüssel dazu habt, so verlange ich nicht mehr. Werdet Ihr mir die Ehre erzeigen, mit mir zu Nacht zu speisen, Mylord?«

»Ich danke, Graf. Der Besuch dieses jungen Menschen hat mir, redlich gestanden, den Appetit genommen und wird mir auch den Schlaf nehmen. Was für ein Unternehmen hat er in Paris durchzuführen? Nicht um mich zu treffen, ist er Hierher gekommen; denn er wußte nichts von meiner Reise. Dieser junge Mensch erschreckt mich, Graf; es liegt eine blutige Zukunft in ihm.«

»Was macht er in England?«

»Er ist einer von den eifrigsten Anhängern von Oliver Cromwell.«

»Wer hat ihn mit dieser Sache in Verbindung gebracht? Seine Mutter und sein Vater waren, glaube ich, Katholiken.«

»Der Haß, den er gegen dm König hegt.«

»Gegen den König?«

»Ja, der König hat ihn zum Bastard erklärt, ihn seiner Güter beraubt und ihm verboten, den Namen Winter zu führen.«

»Und wie heißt er jetzt?«

»Mordaunt.«

»Puritaner, und als Mönch verkleidet reist er allein auf den Landstraßen Frankreichs umher?«

»Als Mönch, sagt Ihr?«

Ja, wußtet Ihr das nicht?«

»Ich weiß nichts, als was er mir selbst gesagt hat.«

»Und auf diese Art hat er zufällig, ich bitte Gott um Verzeihung, wenn ich blasphemire, hat er zufällig dm Henker von Bethune Beichte gehört.«

»Dann errate ich Alles. Er kommt von Cromwell abgesandt.«

»An wen?«

»An Mazarin. Und die Königin hatte Recht, man ist uns zuvorgekommen. Alles erklärt sich jetzt. Gott befohlen Graf. Morgen also!«

»Aber die Nacht ist schwarz«, sprach Athos, da er sah, daß Lord Winter von einer größeren Unruhe heimgesucht war, als er den Anschein haben wollte.

»Und Ihr habt vielleicht keinen Lackeien bei Euch?«

»Ich habe Tomy, einen guten aber einfältigen Menschen.«

»Hollah! Olivain, Grimaud, Blaisois! Man nehme die Muskete und rufe den Herrn Vicomte!«

Blaisois war jener große Bursche, halb Lackei, halb Bauer, den wir in dem Schlosse Bragelonne gesehen haben, wo er meldete, das Mittagsbrot wäre aufgetragen. Athos hatte ihn mit dem Namen seiner Provinz getauft.

Fünf Minuten, nachdem dieser Befehl gegeben war, trat Raoul ein.

»Vicomte«, sagte Athos, »Ihr geleitet Mylord bis zu seinem Gasthofe und laßt Niemand sich ihm nähern.«

»Ah, Graf«, sprach Lord Winter, »für wen haltet Ihr mich?«

»Für einen Fremden, der Paris nicht kennt«, sagte Athos, »und dem der Vicomte den Weg zeigen wird.«

Der Lord reichte ihm die Hand.

»Grimaud«, sprach Athos, »stelle Dich an die Spitze der Truppe und gib auf den Mönch Acht.«

Grimaud bebte. Dann machte er ein Zeichen mit dem Kopf und erwartete den Abgang mit schweigender Beredsamkeit, den Kolben seiner Muskete liebkosend.

»Morgen, Graf«, sagte Lord Winter.

»Ja, Mylord.«

Die kleine Truppe wandte sich der Rue Saint Louis zu. Olivain zitterte bei jedem zweideutigen Lichtreflexe. Blaisois war ziemlich fest, weil er nicht wußte, daß man irgend eine Gefahr lief. Tomy schaute rechts und links, konnte aber kein Wort sagen, weil er nicht Französisch sprach.

Von Winter und Raoul hielten sich neben einander und plauderten. Grimaud, der nach dem Befehle von Athos den Zug anführte, gelangte, die Fackel in einer, die Muskete in der andern Hand, an den Gasthof von Lord Winter und klopfte mit der Faust an die Türe. Als man öffnete, verbeugte er sich vor Mylord, ohne etwas zu sagen.

Eben so ging es bei der Rückkehr. Die durchdringenden Augen von Grimaud sahen nichts Verdächtiges, als eine Art von Schatten, der an der Ecke der Rue Guénégaud gleichsam im Hinterhalte lag und den er von dem Quai aus gesehen zu haben glaubte. Er ritt auf ihn zu, aber ehe er ihn hatte erreichen können,

war der Schatten in einer Gasse verschwunden, in welche einzudringen Grimaud nicht für klug hielt.

Man meldete Athos den Erfolg der Expedition, und da es bereits zehn Uhr Abends war, so zog sich jeder in sein Zimmer zurück.

Als der Graf am andern Morgen seine Augen öffnete, erblickte er Raoul an seinem Bette. Der junge Mann war völlig angekleidet und las ein neues Buch von Herrn Chapelaine.

»Schon aufgestanden, Raoul?« sagte der Graf.

»Ja, Herr«, antwortete der junge Mann mit einem leichten Zögern, »ich habe schlecht geschlafen.«

»Ihr, Raoul, Ihr schlecht geschlafen! Es beschäftigte Euch also etwas?« fragte Athos.

»Wehrtester Herr, Ihr werdet sagen, ich habe große Eile, Euch zu verlassen, da ich kaum erst angekommen bin, aber . . . «

»Ihr habt also nur zwei Tage Urlaub, Raoul?«

»Im Gegenteil, Herr, ich habe zehn; ich wünschte auch nicht nach dem Lager zu gehen.«

»Wohin denn sonst«, versetzte Athos lächelnd, »wenn es nicht ein Geheimnis ist, Vicomte? Ihr seid beinahe ein Mann, da Ihr Eure erste Waffentat verrichtet habt, und es steht Euch das Recht zu, zu gehen, wohin Ihr wollt, ohne es mir zu sagen.«

»Nie, Herr«, sprach Raoul; »so lange ich das Glück genieße, Euch zum Beschützer zu haben, werde ich mich nicht für berechtigt halten, mich von einer Vormundschaft zu befreien, die mir so teuer ist. Ich wünsche nur einen Tag in Blois zuzubringen. Ihr schaut mich an und werdet über mich lachen.«

»Nein, im Gegenteil«, erwiderte Athos, einen Seufzer unterdrückend, »nein, ich lache nicht, Vicomte. Ihr habt Lust, Blois wiederzusehen, und das ist ganz natürlich.«

»Ihr erlaubt es mir also?« rief Raoul freudig.

»Gewiß, Raoul.«

»Und Ihr seid nicht ärgerlich darüber?«

»Keineswegs. Warum sollte ich über das, was Euch Vergnügen macht, ärgerlich sein?«

»Ah, Herr, wie gut seid Ihr!« rief der junge Mann und machte eine Bewegung, als wollte er Athos an den Hals springen; aber

die Achtung hielt ihn zurück.

Athos öffnete ihm die Arme.

»Also kann ich sogleich abreisen?«

Raoul machte drei Schritte, um sich zu entfernen.

»Herr«, sprach er, »ich dachte an Eines, daran, daß ich durch die Frau Herzogin von Chevreuse, welche so gut gegen mich ist, bei dem Herrn Prinzen eingeführt worden bin.«

»Und daß Ihr der Herzogin einen Dank schuldig seid, nicht wahr, Raoul?«

»So scheint es mir; doch es hängt von Eurer Entscheidung ab.«

»Geht durch das Hotel Luynes, Raoul, und laßt fragen, ob Euch die Frau Herzogin empfangen kann. Ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr die Schicklichkeit nicht vergeßt. Nehmt Grimaud und Olivain mit.«

»Beide, Herr?« fragte Raoul erstaunt.

»Beide.«

Raoul verbeugte sich und ging ab.

Als ihn Athos die Türe schließen sah und hörte, wie er mit seiner fröhlichen, wohlklingenden Stimme Grimaud und Olivain rief, seufzte er.

»Das heißt sehr geschwinde mich verlassen«, dachte er, den Kopf schüttelnd; »aber er gehorcht dem gemeinschaftlichen Gesetze. Die Natur ist so beschaffen; sie schaut vorwärts. Er liebt offenbar dieses Kind. Wird er mich aber darum weniger lieben, weil er auch Andere liebt?«

Athos gestand sich zu, daß er die so rasche Abreise nicht erwartet hatte. Aber Raoul war so glücklich, daß in dem Geiste von Athos Alles vor dieser Bettachtung verschwand.

Um zehn Uhr war Alles zum Abgange bereit. Als Athos Raoul zu Pferde steigen sah, kam ein Lackei, um ihn im Namen von Frau von Chevreuse zu begrüßen.

Er war beauftragt, dem Grafen de la Fère zu sagen, sie hätte die Rückkehr ihres jungen Schützlings, so wie sein Benehmen in der Schlacht erfahren, und es würde sie sehr freuen, ihn zu beglückwünschen.

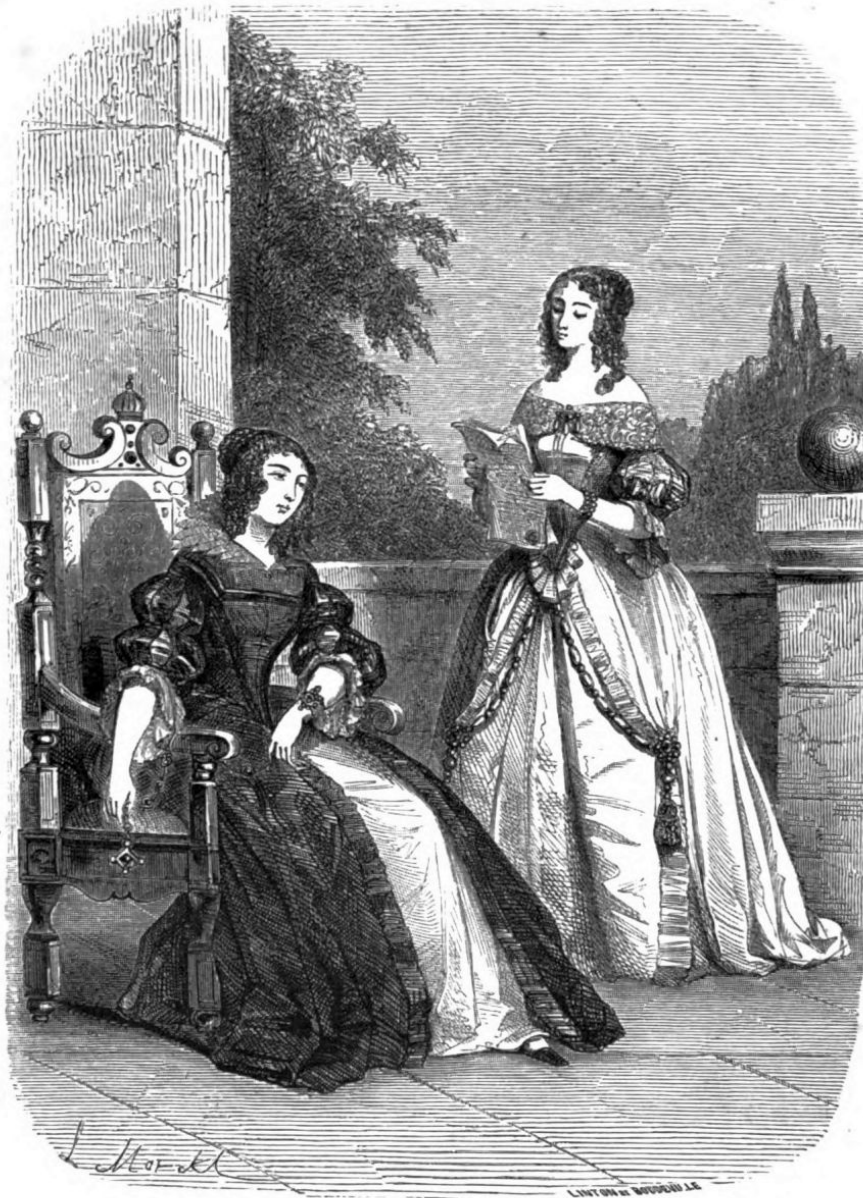
»Sagt der Frau Herzogin«, antwortete Athos, »der Vicomte

stiege zu Pferde, um sich nach dem Hotel Luynes zu begeben.«

Dann, nachdem er Grimaud neue Befehle erteilt, machte Athos Raoul ein Zeichen mit der Hand, daß er abgehen könnte.

Athos bedachte übrigens bei näherer Überlegung, daß es vielleicht nicht schlimm wäre, wenn Raoul sich in diesem Augenblick von Paris entfernte.





TYP. J. CLAYE.

Henriette d'Angleterre.

V.

Noch eine Königin, welche Beistand verlangt.

Athos schickte schon am Morgen zu Aramis und gab den Brief Blaisois, dem einzigen Diener, der ihm geblieben war. Blaisois fand Bazin gerade damit beschäftigt, seinen Meßnerrock anzuziehen. Er hatte an diesem Tage Dienst in Notre-Dame.

Athos hatte Blaisois beauftragt, er solle Aramis selbst zu

sprechen suchen. Blaisois ein großer, naiver Bursche, der nur seinen Befehl kannte, fragte also nach dem Abbé d'Herblay und bestand, trotz der Versicherungen von Bazin, er wäre nicht zu Hause, so hartnäckig darauf, ihn zu sehen, das Bazin in Zorn geriet. Blaisois, der Bazin in der Kirchentracht erblickte, kümmerte sich wenig um das Verleugnen von Bazin und wollte weiter gehen, denn er glaubte, der Mensch, den er vor sich sah, besitze alle Tugenden seines Gewandes, das heißt: christliche Geduld und Menschenfreundlichkeit.

Aber Bazin, immer noch ein Musketier-Bedienter, wenn ihm das Blut in seine großen Augen stieg, nahm einen Besenstiel und prügelte Blaisois mit dem Ausrufe:

»Ihr habt die Kirche beleidigt, mein Freund, Ihr habt die Kirche beleidigt.«

In diesem Augenblick und bei diesem ungewohnten Lärmen erschien Aramis, vorsichtig die Türe seines Schlafzimmers öffnend.

Da stützte Bazin ehrfurchtsvoll seinen Besenstiel auf eine von seinen Enden, wie er es hatte den Schweizer mit seiner Hellebarde in Notre-Dame machen sehen, und Blaisois zog mit einem vorwurfsvollen Blicke auf den Cerberus seinen Brief aus der Tasche und überreichte ihn Aramis.

»Vom Grafen de la Fère«, sprach Aramis, »gut!«

Dann kehrte er, ohne nur nach der Ursache des Lärmens zu fragen, in sein Zimmer zurück.

Blaisois kam traurig in das Hotel zum Grand-Roy-Charlemagne. Athos fragte ihn, wie sein Auftrag vollzogen worden sei. Blaisois erzählte sein Abenteuer.

»Dummkopf«, sagte Athos lachend, »Du Hast also nicht sogleich gemeldet, daß Du von mir kamst?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Und was sagte Bazin, als er erfuhr, Du wärest in meinen Diensten?«

»Er entschuldigte sich auf jede Weise und nötigte mich, zwei Gläser sehr guten Muskatwein zu trinken, in welchen er mich zwei oder drei vortreffliche Biscuite tauchen ließ. Aber gleichviel, er ist teuflermäßig grob. Ein Meßner, pfui!«

»Gut«, dachte Athos, »wenn Aramis nur den Brief erhalten hat! So beschäftigt er auch sein mag, wird er doch kommen!«

Um zehn Uhr fand sich Athos mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit auf dem Pont-du-Louvre ein. Er traf hier Lord Winter, der in demselben Augenblick erschien.

Sie warteten etwa zehn Minuten.

Mylord von Winter fing an zu befürchten, Aramis käme nicht.

»Geduld«, sprach Athos, der seine Augen nach der Rue-du-Bac gerichtet hielt, »Geduld, dort ist ein Abbé, der einem Menschen einen Faustschlag gibt und eine Frau grüßt; das muß Aramis sein.«

Er war es in der Tat. Ein junger Bürger, welcher Maulaffen feil hatte, fand sich auf seinem Wege und Aramis schleuderte ihn, da er ihn mit Kot bespritzte, mit einem Faustschlage zehn Schritte von sich. Zu gleicher Zeit ging eines von seinen reumütigen Beichtkindern an ihm vorüber, und da es eine junge, hübsche Person war, so grüßte sie Aramis mit seinem anmutigsten Lächeln.

Einen Augenblick nachher war Aramis bei den zwei Männern, welche seiner harrten.

Es fanden, wie sich leicht denken läßt, große Umarmungen zwischen ihm und Lord Winter statt.

»Wohin gehen wir?« sprach Aramis. »Schlägt man sich?« Ich habe keinen Degen bei mir und muß wieder nach Hause gehen, um einen zu holen.«

»Nein«, sagte Lord Winter, »wir machen Ihrer Majestät der Königin von England einen Besuch.«

»Ah, sehr gut«, sagte Aramis, »und was ist die Absicht bei diesem Besuche?« fuhr er, sich an das Ohr von Athos neigend, fort.

»Meiner Treue, ich weiß es nicht. Man fordert vielleicht irgend eine Zeugschaft von uns.«

»Sollte es nicht wegen jener verfluchten Geschichte sein«, sagte Aramis. »In diesem Falle wünschte ich nicht gerade dahin zu gehen, denn es wäre, um irgend eine Ermahnung einzusacken, und seitdem ich Andern solche gebe, liebe ich es nicht, zu empfangen.«

»Wenn dies Ware«, sprach Athos, »so würden wir nicht durch Lord Winter zu Ihrer Majestät geführt; denn er bekäme seinen Teil davon, da er zu uns gehörte.«

Ja, das ist wahr, gehen wir.«

Im Louvre angelangt, ging Lord Winter voraus. Es hielt ein einziger Portier die Türe und beim Tageslichte konnten Athos, Aramis und der Engländer die abscheuliche Nacktheit der Wohnung sehen, welche der Geiz der unglücklichen Königin bewilligt hatte. Große, von allen Meubles entblößte, Säle, verwitterte Wände, an denen stellenweise vergoldete Leisten glänzten, welche der Verödung widerstanden hatten, Fenster, welche nicht schlössen und der Scheiben ermangelten, keine Teppiche, keine Wachen, keine Bedienten, das war es, was sogleich die Augen von Athos traf, und worauf er schweigend seinen Gefährten aufmerksam machte, indem er ihn mit dem Ellbogen stieß und auf dieses Elend deutete.

»Mazarin wohnt besser«, sprach Aramis.

»Mazarin ist beinahe König«, versetzte Athos, »und Madame Henriette ist beinahe nichts mehr.«

»Wenn Ihr Witz haben wolltet, Athos«, versetzte Aramis, so hättet Ihr in der Tat mehr, als der arme Herr von Voiture besaß.«

Athos lächelte.

Die Königin schien ungeduldig zu warten, denn bei der ersten Bewegung, welche sie in dem Saale vor ihrem Zimmer hörte, kam sie selbst auf die Schwelle, um hier die Höflinge ihres Unglückes zu empfangen.

»Tretet ein, und seid willkommen, meine Herren«, sprach sie.

Die Edelleute traten ein und blieben Anfangs stehen. Aber auf eine Gebärde der Königin, welche sie durch ein Zeichen sitzen hieß, gab Athos das Beispiel des Gehorsams. Er war ernst und ruhig, Aramis aber war wütend. Diese königliche Not hatte ihn außer sich gebracht. Seine Augen studierten jeden neuen Zug von Elend, den er wahrnahm.

»Ihr betrachtet meinen Luxus«, sprach Madame Henriette und warf einen traurigen Blick um sich her.

»Madame«, sagte Aramis, »ich bitte Eure Majestät um Vergebung, aber ich bin nicht im Stande, meine Entrüstung zu

verbergen, da ich sehe, wie man am Hofe von Frankreich die Tochter von Heinrich IV. behandelt.«

»Dieser Herr ist kein Kavalier?« sprach die Königin zu Lord Winter.

»Dieser Herr ist der Abbé d'Herblay«, antwortete der Lord.
Aramis errötete.

»Madame«, sagte er, »ich bin allerdings Abbé, aber wider meinen Willen. Ich hatte nie Beruf für den kleinen Kragen. Meine Soutane hält nur an einem Knopf, und ich bin stets bereit, wieder Musketier zu werden. Am Morgen zog ich dieses Gewand an, weil ich nicht wußte, daß ich die Ehre haben würde, Eure Majestät zu sehen. Darum bin ich aber nicht minder der Mann, den Eure Majestät als den ergebensten in ihrem Dienste finden wird, was sie auch befehlen mag.«

»Der Herr Chevalier d'Herblay«, versetzte Lord Winter, »ist einer von den tapferen Musketieren Seiner Majestät des Königs Ludwig XIII., von denen ich mit Euch gebrochen habe, Madame.« Dann sich nach Athos umwendend, fuhr er fort: »Dieser Herr ist der edle Graf de la Fère, dessen erhabener Ruf Euch wohl bekannt ist.«

»Meine Herren«, sprach die Königin, »vor einigen Jahren hatte ich Edelleute, Schätze, Heere um mich. Auf ein Zeichen meiner Hand verwendete sich Alles in meinem Dienste. Heute, wenn Ihr um mich her schaut, wird Euch dies ohne Zweifel in Erstaunen setzen; denn um einen Plan auszuführen, der mir das Leben retten soll, habe ich Niemand, als Lord Winter, einen Freund seit zwanzig Jahren, und Euch, meine Herren, die ich zum ersten Male sehe und nur als meine Landsleute kenne.«

»Das ist genug, Madame«, sprach Athos, mit einer tiefen Verbeugung, »wenn das Leben von drei Männern das Eurige zu erkaufen vermag.«

»Ich danke, meine Herren, aber hört mich«, fuhr sie fort. »Ich bin nicht nur die Elendeste der Königinnen, sondern auch die Unglücklichste der Mütter, die Trostloseste der Gattinnen. Meine Kinder, zwei wenigstens, der Herzog von York und die Prinzessin Charlotte, sind ferne von mir, den Streichen von Ehrgeizigen und Feinden preisgegeben. Der König, mein Gemahl, schleppt in

England ein so schmerzliches Dasein hin, daß ich wenig sage, wenn ich Euch versichere, er suche den Tod als eine wünschenswerte Sache. Hier, meine Herren, ist der Brief, den er mir durch Mylord Winter überschickt hat. Lest ihn.«

Athos und Aramis entschuldigten sich.

»Lest«, sprach die Königin.

Athos las mit lauter Stimme den uns bekannten Brief, worin der König Karl fragte, ob ihm Gastfreundschaft in Frankreich bewilligt werden würde.

Nun?« fragte Athos, als er den Brief zu Ende gelesen hatte.

»Nun«, sagte die Königin, »er hat es abgeschlagen.«

Die zwei Freunde tauschten ein Lächeln der Verachtung.

»Und was ist nun zu tun, Madame?« sprach Athos.

»Habt Ihr Mitleid mit so viel Unglück?« sagte die Königin bewegt.

»Ich habe die Ehre gehabt, Eure Majestät zu fragen, was sie wünsche, daß Herr d'Herblay und ich für ihren Dienst tun sollen; wir sind bereit.«

»Ah, mein Herr, Ihr seid in der Tat ein edles Herz«, rief die Königin mit einem Ausbruche von Dankbarkeit, während Lord Winter sie anschaute, als wollte er sagen, habe ich mich nicht für sie verbürgt?

»Aber Ihr, mein Herr?« fragte die Königin Aramis.

»Ich, Madame«, antwortete dieser, »überall, wohin der Herr Graf geht, und wäre es in den Tod, folge ich, ohne zu fragen, warum. Wenn es sich aber um den Dienst Eurer Majestät handelt«, fügte er, die Königin mit aller Anmut der Jugend anschauend, bei: »so gehe ich dem Herrn Grafen voraus.«

»Wohl, wenn es so ist, wenn Ihr Euch dem Dienste einer armen Fürstin weihen wollt, welche die ganze Welt verlassen hat, so läßt sich Folgendes für mich tun: Der König ist allein mit einigen Edelleuten, die er jeden Tag zu verlieren befürchtet, mitten unter Schottländern, denen er mißtraut, obgleich er selbst ein Schottländer ist. Seit Lord Winter ihn verlassen hat, lebe ich nicht mehr, meine Herren. Ich verlange vielleicht zu viel, denn ich habe keinen Anspruch zu machen. Geht nach England, verbindet Euch mit dem König, seid seine Freunde, zieht an seiner Seite in die

Schlacht, geht neben ihm im Inneren seines Hauses, wo sich die Hinterhalte täglich drängen, viel gefährlicher, als alle Wagnisse der Schlacht. Und für das Opfer, daß Ihr mir bringt, meine Herren, verspreche ich Euch, nicht Euch zu belohnen, ich glaube, dieses Wort würde Euch beleidigen, sondern Euch zu lieben, wie eine Schwester, und Euch Allem vorzuziehen, mit Ausnahme meines Gemahls und meiner Kinder, das schwöre ich Euch vor Gott!«

Und die Königin schlug langsam und feierlich die Augen zum Himmel auf.

»Madame«, sagte Athos, »wann sollen wir reisen?«

»Ihr willigt also ein?« fragte die Königin voll Freude.

»Ja, Madame, nur geht Eure Majestät, wie es mir scheint, zu weit, wenn sie sich verbindlich macht, uns eine Freundschaft angedeihen zu lassen, welche so hoch über unsern Kräften steht. Wir dienen Gott, Madame, wenn wir einem so unglücklichen Fürsten und einer so tugendhaften Königin dienen. Madame, wir gehören Euch mit Leib und Seele.«

»Ah, meine Herren«, sprach die Königin, bis zu Tränen gerührt, »das ist der erste Augenblick der Freude und der Hoffnung, den ich seit fünf Jahren erlebe. Ja, Ihr dient Gott, und da meine Macht zu beschränkt ist, um einen solchen Dienst anzuerkennen, so wird Er ihn belohnen, der in meinem Herzen Alles liest, was in demselben von Dankbarkeit gegen ihn und gegen Euch liegt. Rettet meinen Gemahl, rettet den König, und obgleich Ihr nicht empfänglich für den Preis seid, der Euch auf Erden für diese schöne Handlung zukommen kann, so laßt mir doch die Hoffnung, daß ich Euch wiedersehen werde, um Euch selbst zu danken. Mittlerweile bleibe ich. Habt Ihr mir etwas zu empfehlen? Ich bin von diesem Augenblicke an Eure Freundin, und da Ihr meine Angelegenheiten besorgt, so muß ich mich mit den Einigen beschäftigen.«

»Madame«, sprach Athos, »ich habe nichts von Eurer Majestät zu verlangen, als Ihre Gebete.«

»Und ich«, sagte Aramis, »ich bin allein auf dieser Welt und diene nur Eurer Majestät.«

Die Königin reichte ihnen die Hand, die sie küßten, und sagte ganz leise zu Lord Winter:

»Wenn es Euch an Geld fehlt, Mylord, so zögert keinen Augenblick: zerbrecht die Juwelen, die ich Euch gegeben habe, nehmt die Diamanten heraus und verkauft sie an einen Juden. Ihr bekommt dafür fünfzig bis sechzig tausend Livres, verwendet sie, wenn es notwendig ist; diese Edelleute sollen aber behandelt werden, wie sie es verdienen, das heißt königlich.«

Die Königin hatte zwei Briefe bereit gehalten. Einer war von ihr, der andere von der Prinzessin Henriette, ihrer Tochter, geschrieben. Beide waren an den König Karl adressiert. Den einen gab sie Athos, den andern Aramis, damit, wenn der Zufall sie trennen würde, sie sich könnten jeder vom König erkennen lassen. Dann entfernten sie sich.

Unten an der Treppe blieb Lord Winter stille stehen und sprach:

Geht Eures Weges, ich gehe den meinigen, meine Herren, damit wir keinen Verdacht erwecken, und diesen Abend um neun Uhr finden wir uns an der Porte-Saint-Denis zusammen. Wir reiten mit meinen Pferden, so weit sie gehen können, dann nehmen wir die Post. Noch einmal Dank, meine Freunde, Dank in meinem Namen, Dank im Namen der Königin!«

Die drei Edelleute drückten sich die Hände. Der Graf von Winter schlug den Weg nach der Rue Saint-Honoré ein und Athos und Aramis blieben beisammen.

»Nun«, sprach Aramis, als sie allein waren, »was sagt Ihr zu dieser Angelegenheit, mein lieber Graf?«

»Sie ist schlimm«, antwortete Athos, »sehr schlimm.«

»Aber Ihr habt sie mit Begeisterung aufgenommen?«

»Wie ich stets die Verteidigung eines großen Grundsatzes aufnehmen würde, mein lieber d'Herblay. Die Könige können nur durch den Adel groß sein, der Adel aber kann nur durch die Könige groß sein. Unterstützen wir also den Monarchen, so unterstützen wir uns selbst.«

»Wir werden uns da drüben totschiagen lassen«, sprach Aramis. »Ich hasse die Engländer, sie sind plump, wie alle Leute, welche Bier trinken.«

»Ware es denn besser, hier zu bleiben«, versetzte Athos, »und einen Gang in die Bastille oder in den Kerker von Vincennes zu machen, da wir die Flucht von Herrn von Beaufort begünstigt

haben? Ach, meiner Treue, Aramis, glaubt mir, wir haben es nicht zu bereuen. Wir vermeiden das Gefängnis und handeln als Helden; die Wahl ist leicht.«

»Das ist wahr; doch bei allen Dingen muß man auf die erste, ich weiß wohl, sehr alberne, aber sehr notwendige Frage zurückkommen: Habt Ihr Geld?«

»Etwa hundert Pistolen, die mir mein Pächter den Tag vor meiner Abreise von Bragelonne schickte. Davon aber muß ich Raoul fünfzig lassen, denn ein junger Edelmann soll würdig leben. Es bleiben mir also nur fünfzig Pistolen. Und Ihr?«

»Ich bin überzeugt, wenn ich alle meine Taschen umdrehe und alle meine Schubladen öffne, finde ich nicht zehn Louisd'or. Zum Glück ist Lord Winter reich.«

»Lord Winter ist für den Augenblick zu Grunde gerichtet, denn Cromwell bezieht seine Einkünfte.«

»Da wäre Baron Porthos gut«, sagte Aramis.

»Da beklage ich die Trennung von d'Artagnan«, sprach Athos.

»Was für eine runde Börse!«

»Welch' ein stolzer Degen!«

»Verführen wir sie.«

»Das Geheimnis ist nicht das unsere, Aramis. Glaubt mir, wir wollen Niemand in das Vertrauen ziehen. Würden wir einen solchen Schritt tun, so Hütte es den Anschein, als mißtrauten wir uns. Beklagen wir uns ganz im Stillen unter uns, aber sprechen wir mit Niemand.«

Ihr habt Recht. Was macht Ihr von jetzt bis zum Abend? Ich bin genötigt, zwei Dinge zu verschieben.«

»Sind es Dinge, welche sich verschieben lassen?«

»Verdammt, es muß sein!«

»Worin bestehen sie?«

»Zuerst in einem Degenstiche für den Coadjutor, den ich gestern bei Frau von Rambouillet traf, wo er einen sonderbaren Ton gegen mich anstimmte.«

»Pfui doch! ein Duell unter Priestern! ein Duell unter Verbündeten!«

»Was wollt Ihr, mein Lieber? er ist Raufer und ich auch. Seine

Soutane drückte ihn, und ich habe, glaube ich, genug an der meinigen. Ich meine zuweilen, er sei Aramis und ich sei der Coadjutor, so viel Ähnlichkeit haben wir mit einander. Das ärgert mich und stellt mich in Schatten. Ich bin überzeugt, wenn ich ihm eine Ohrfeige geben würde, wie ich es diesen Morgen mit dem kleinen Bürgersmann gemacht habe, der mich mit Kot bespritzte, es müßte das Angesicht der Dinge verändern.«

»Und ich, mein lieber Aramis«, antwortete Athos ruhig, »ich glaube, es würde das Angesicht von Herrn von Retz nicht verändern. Lassen wir also die Dinge, wie sie sind. Überdies gehört Ihr weder dem Einen noch dem Andern mehr an. Ihr gehört der Königin von England, er gehört der Fronde. Wenn die zweite Sache nicht wichtiger ist, als die erste . . . «

»Oh, diese ist sehr wichtig.«

»Dann macht sie sogleich ab.«

»Leider steht es mir nicht frei, sie zu jeder Stunde abzumachen; es kann nur am Abend geschehen.«

»Ich begreife«, sagte Athos lächelnd, »um Mitternacht?«

»Ungefähr.«

»Was wollt Ihr, mein Lieber, das sind Dinge, die sich verschieben lassen, besonders da Ihr bei Eurer Rückkehr eine so gute Entschuldigung vorzubringen habt.«

»Ja, wenn ich zurückkehre.«

Kehrt Ihr nicht zurück, was liegt dann daran?«

Seid also ein wenig vernünftig. Aramis, mein lieber Freund, Ihr seid nicht mehr zwanzig Jahre alt.«

»Gottes Tod! zu meinem Bedauern. Ach, wenn ich es noch wäre!«

»Ja«, sprach Athos, »ich glaube, Ihr würdet schöne Torheiten machen. Aber wir müssen uns verlassen; ich habe ein paar Besuche zu machen und einen Brief zu schreiben. Holt mich also um acht Uhr ab, oder wollt Ihr, daß ich Euch um sieben Uhr zum Abendbrot erwarte?«

»Sehr wohl«, erwiderte Aramis; »ich habe zwanzig Besuche zu machen und eben so viele Briefe zu schreiben.«

Und hiernach trennten sie sich. Athos machte einen Besuch bei Frau von Vendome, gab seinen Namen bei Frau von Chevreuse

ab und schrieb folgenden Brief an d'Artagnan:

»Lieber Freund, ich reise mit Aramis in einer wichtigen Angelegenheit. Ich wünschte Wohl von Euch Abschied zu nehmen, aber es gebricht mir an Zeit. Vergeßt nicht, daß ich Euch schreibe, um zu wiederholen, wie sehr ich Euch liebe.«

»Raoul ist nach Blois gegangen und weiß nichts von meiner Abreise. Wacht über ihm während meiner Abwesenheit, so gut Ihr immer könnt, und wenn Ihr von heute an in drei Monaten keine Nachricht von mir erhaltet, so sagt ihm, er möge ein versiegeltes Paket unter seiner Adresse öffnen, das er in Blois in meiner Bronze-Cassette finden wird, zu der ich Euch den Schlüssel schicke.

Umarmt Porthos im Namen von Aramis und in meinem Namen. Auf Wiedersehen, vielleicht Gott befohlen!«

Und er ließ den Brief durch Blaisois wegtragen.

Zur bestimmten Stunde erschien Aramis. Er war als Kavalier gekleidet und hatte an seiner Seite das alte Schwert, das er so oft gezogen und mehr als je zu ziehen bereit war.

»Ach«, sagte er, »ich glaube, wir haben Unrecht, so abzureisen, ohne ein Wörtchen des Abschieds an Porthos und d'Artagnan zurückzulassen.«

»Das ist eine abgemachte Sache, lieber Freund«, versetzte Athos; »ich habe dafür gesorgt, ich habe alle Beide für mich und für Euch begrüßt.«

»Ihr seid ein bewunderungswürdiger Mann, mein lieber Graf«, sprach Aramis, »Ihr denkt an Alles.«

»Nun, seid Ihr fest in Eurem Entschlusse in Beziehung auf diese Reise?«

»Ganz und gar, und nun, da ich mir die Sache genauer überlegt habe, bin ich froh, Paris in diesem Augenblicke zu verlassen.«

»Ich auch«, versetzte Athos, »nur bedaure ich, d'Artagnan nicht umarmt zu haben. Aber dieser Teufel ist so fein, daß er unsere Pläne erraten hatte.«

Beim Schlüsse des Abendbrottes kam Blaisois zurück.

»Gnädiger Herr«, sagte er, »hier ist die Antwort von Herrn

d'Artagnan.«

»Ich habe Dir nicht gesagt, Du würdest Antwort bekommen, Dummkopf«, sprach Athos.

»Ich ging auch ab, ohne darauf zu warten; aber er ließ mich zurückrufen und gab mir dieses.«

Und er bot Athos eine völlig gerundete, klingende, kleine lederne Tasche.

Athos öffnete sie und zog zuerst ein in folgenden Worten abgefaßtes Billett daraus hervor:

»Mein lieber Graf!

»Wenn man verreist und besonders auf drei Monate verreist, hat man nie Geld genug. Ich erinnere mich unserer Zeiten der Armuth und schicke Euch die Hälfte meiner Börse. Es ist Geld, das ich Mazarin schwitzen gemacht habe. Macht also keinen zu schlimmen Gebrauch davon, ich bitte Euch.

»Was den Umstand betrifft, daß ich Euch nicht wiedersehen sott, so glaube ich kein Wort davon. Wenn man ein Herz und ein Schwert hat, wie Ihr, so kommt man überall durch.

»Auf Wiedersehen also, und nicht Gott befohlen!

»Es versteht sich von selbst, daß ich Raoul von dem Tage an, wo ich ihn zuerst sah, wie mein Kind liebte. Glaubt mir jedoch, daß ich Gott aufrichtig anflehe, er möge mich nicht seinen Vater werden lassen, obgleich ich auf einen solchen Sohn stolz wäre.

Euer d'Artagnan.«

»N. S. Wohlverstanden, die fünfzig Louisd'or, die ich Euch schicke, gehören Euch wie Aramis, Aramis wie Euch.«

Athos lächelte und sein schöner Blick verschleierte sich unter einer Throne. D'Artagnan, den er stets zärtlich geliebt hatte, liebte ihn also ebenfalls immer noch, obgleich er ein Mazariner war.

»Meiner Treue«, sprach Aramis, die Börse auf den Tisch ausleerend, »hier sind die fünfzig Goldstücke, alle nach dem Bildnis von König Ludwig XIII. Was macht Ihr mit diesem Gelde,

Graf? Behaltet Ihr es oder schickt Ihr es zurück?«

»Ich behalte es, Aramis, und würde es behalten, auch wenn ich desselben nicht bedürfte. Was von großem Herzen geboten wird, muß mit großem Herzen angenommen werden. Nehmt fünfundzwanzig, Aramis, und gebt mir die andern fünfundzwanzig.«

»Das gefällt mir; in der Tat es macht Mich glücklich, zu sehen, daß Ihr meiner Ansicht seid. Aber gehen wir nun?«

»Wenn Ihr wollt; doch habt Ihr keinen Bedienten?«

»Nein; der alberne Bazin hat die Dummheit begangen, Meßner zu werden, wie Ihr wißt, und kann folglich Notre-Dame nicht verlassen.«

»Gut, dann nehmt Blaisois, mit dem ich nichts anzufangen weiß, da ich Grimaud habe.«

»Gern«, sprach Aramis.

In diesem Augenblicke erschien Grimaud auf der Schwelle.

»Bereit«, sagte er auf seine gewöhnliche lakonische Weise.

»Vorwärts«, sprach Athos.

Die Pferde warteten wirklich gesattelt und gezäumt. Die zwei Freunde bestiegen jeder das seinige; die zwei Lackeien taten dasselbe.

An der Ecke des Quai begegneten sie Bazin, welcher ganz atemlos herbeilief.

»Ah! gnädiger Herr«, rief Bazin, »Gott sei Dank, ich komme noch zu rechter Zeit!«

»Was gibt es?«

»Herr Porthos hat mir dieses übergeben und dabei gesagt, es hätte große Eile und müßte Euch vor Eurer Abreise eingehändigt werden.«

»Gut«, erwiderte Aramis und nahm eine Börse, die ihm Bazin darreichte, »was ist das?«

»Wartet, Herr Abbé, es ist auch ein Brief dabei.«

»Du weißt, daß ich Dir bereits gesagt habe, ich schlage Dir Arm und Bein entzwei, wenn Du mich anders als Herr Chevalier nennen Würdest. Gib den Brief.«

»Wie wollt Ihr lesen?« fragte Athos; »es ist finster, wie in der

Hölle.«

»Wartet«, sagte Bazin, schlug Feuer und zündete das Licht an, mit dem er seine Kerzen in der Kirche anzuzünden Pfliegte.

Beim Scheine dieses Lichtes las Aramis:

»Mein lieber d'Herblay!,

»Ich erfahre von d'Artagnan, der mich in Eurem und in dem Namen des Grafen de la Fère umarmt, daß Ihr in einem Unternehmen abreist, welches vielleicht zwei bis drei Monate dauern wird: da ich weiß, daß Ihr nicht gern von Euren Freunden fordert, so biete ich Euch. Hier sind, zweihundert Pistolen, über die Ihr verfügen könnt; Ihr gebt sie mir bei Gelegenheit zurück. Fürchtet nicht, mich dadurch zu beengen; brauche ich Geld, so lasse ich mir von einem meiner Schlösser kommen; ich habe allein in Bracieux zwanzigtausend Livres in Gold. Schicke ich heute nicht mehr, so geschieht es nur, weil ich befürchte, Ihr könntet eine zu starke Summe nicht annehmen.

»Ich wende mich an Euch, weil Ihr wißt, daß mir der Graf de la Fère unwillkürlich immer etwas imponiert, obgleich ich ihn von ganzem Herzen liebe; aber wohl verstanden, was ich Euch biete, biete ich zu gleicher Zeit auch ihm.

»Ich bin, wie Ihr wohl nicht bezweifelt, Euer ergebener

»Du Ballon de Bracieux
de Pierrefonds.«

»Nun«, sprach Aramis, »was sagt Ihr dazu?«

»Ich sage, mein lieber d'Herblay, daß es ein arges Verbrechen ist, an der Vorsehung zu zweifeln, wenn man solche Freunde hat.«

»Also?«

Also teilen wir die Pistolen von Porthos, wie wir die Louisd'or von d'Artagnan geteilt haben.«

Die Teilung wurde bei dem Lichte von Bazin vorgenommen und man setzte sich in Marsch.

Eine Viertelstunde nachher waren die zwei Freunde an der

Porte Saint-Denis, wo Lord Winter ihrer harrte.



VI.

Worin nachgewiesen wird, daß die erste Bewegung immer die beste ist.

Die drei Edelleute schlugen den Weg nach der Picardie ein, diesen ihnen so wohl bekannten Weg, der in Athos und Aramis einige von den pittoresksten Erinnerungen ihrer Jugend zurückrief.

Wäre Mousqueton bei uns«, sprach Athos, als sie zu der Stelle gelangten, wo sie mit den Straßenarbeitern Streit gehabt hatten, »wie würde er zittern. Erinnert Ihr Euch, Aramis, hier bekam er die bekannte Kugel.«

»Meiner Treue, ich würde es ihm wohl hingehen lassen, denn ich selbst bebe einigermaßen bei dieser Erinnerung. Seht, dort jenseits des Baumes ist ein kleiner Punkt, wo ich glaubte, ich müßte sterben.«

Man setzte den Marsch fort. Bald war es die Sache von Grimaud, in seinem Gedächtnisse zurückzugehen. Der Herberge gegenüber angelangt, wo sein Herr und er einst eine so ungeheure Schmauserei gehalten hatten, näherte er sich Athos, deutete auf das Luftloch des Kellers und sagte:

»Würste.«

Athos lachte, denn diese Tollheit seiner Jugendjahre kam ihm so belustigend vor, als wenn man sie ihm von einem Andern erzählt hätte.

Endlich nach einem Marsche von zwei Tagen und einer Nacht erreichten sie gegen Abend bei einem herrlichen Wetter Boulogne, eine beinahe öde Stadt, gänzlich auf der Anhöhe erbaut; was man jetzt die untere Stadt nennt, bestand damals noch gar nicht. Als man zu den Thoren gelangte, sagte Lord Winter:

»Meine Herren, machen wir es hier, wie in Paris. Trennen wir uns, um keinen Verdacht zu erregen. Ich habe eine wenig besuchte Herberge, deren Wirt mir ganz und gar ergeben ist. Ich will mich dahin begeben, denn es erwarten mich Briefe. Ihr geht in das nächste beste Gasthaus der Stadt, zum Schwerte des großen

Heinrich z. B., erfrischt Euch und findet Euch dann auf dem Hafendamme ein. Unsere Barke muß dort unserer harren.«

Die Sache wurde so verabredet. Lord Winter setzte seinen Weg die äußeren Bollwerke entlang fort, um durch ein anderes Thor in die Stadt zu gelangen, während die zwei Freunde durch dasjenige einritten, vor welchem sie sich befanden. Nach zweihundert Schritten fanden sie das bezeichnete Gasthaus.

Man ließ den Pferden Futter geben, aber ohne sie abzusatteln. Die Lackeien nahmen Abendbrot, denn es fing cm spät zu werden, und die zwei Herren, welche es drängte, sich einzuschiffen, bestellten sie auf den Hafendamm, mit dem Befehle, mit keinem Menschen ein Wort zu wechseln. Dieser Befehl betraf natürlich nur Blaisois; für Grimaud war er längst überflüssig geworden.

Athos und Aramis gingen nach dem Hafen hinab.

Durch ihre mit Staub bedeckten Kleider, durch eine gewisse freie Miene, welche stets den an Reisen gewöhnten Menschen erkennen läßt, zogen die zwei Freunde die Aufmerksamkeit einiger Spaziergänger auf sich.

Sie sahen besonders Einen, auf welchen ihre Ankunft offenbar einen Eindruck hervorgebracht hatte. Dieser Mensch, den sie aus denselben Ursachen, durch welche sie Andern auffielen, zuerst wahrgenommen hatten, ging traurig auf dem Hafendamme auf und ab. Sobald er sie erblickte, schaute er sie unablässig an und schien vor Begierde, sie anzureden, zu brennen.

Dieser Mensch war jung und bleich. Er hatte Augen von einem so unsicheren Blau, daß sie, wie die des Tigers, je nach den Reflexen in allen Farben zu spielen schienen. Sein Gang war trotz der Langsamkeit und Ungewißheit seiner Wendung steif und keck. Er war schwarz gekleidet und trug ein langes Schwert mit ziemlich viel Anmut.

Als Athos und Aramis den Hafendamm erreichten, standen sie stille, um ein kleines Schiff anzuschauen, welches an einen Pfosten angebunden und ganz equipirt war, als ob es warte.

»Das ist ohne Zweifel das unsere«, sprach Athos.

»Ja«, antwortete Aramis, und die Schaluppe, welche sich da unten segelfertig macht, sieht aus, als wäre sie diejenige, welche

uns an den Ort unserer Bestimmung führen soll. Wenn nur Lord Winter nicht auf sich warten läßt«, fuhr er fort; »es ist gar nicht belustigend, hier zu verweilen; keine einzige Frauensperson kommt vorüber.«

»Stille«, sagte Athos, »man behorcht uns.«

Der Unbekannte war wirklich, die zwei Freunde beschauend, wiederholt hinter ihnen auf und ab gegangen und bei dem Namen von Lord Winter plötzlich stille gestanden. Da aber sein Antlitz, als er diesen Namen hörte, keine besondere Gemütsbewegung ausdrückte, so konnte auch sein Stehenbleiben dem Zufall zuzuschreiben sein.

»Meine Herren«, sprach der junge Mann, sich mit großer Leichtigkeit und Höflichkeit verbeugend, »verzeiht meine Neugierde, aber ich sehe, daß Ihr von Paris kommt oder wenigstens in Boulogne fremd seid.«

»Ja, mein Herr, wir kommen von Paris«, antwortete Athos mit derselben Höflichkeit. »Was steht zu Dienst?«

»Mein Herr«, sprach der junge Mann, »wollt Ihr wohl die Güte haben, mir zu sagen, ob der Herr Kardinal von Mazarin wirklich nicht mehr Minister ist?«

»Das ist eine seltsame Frage«, sagte Aramis.

»Er ist es oder ist es nicht«, antwortete Athos; »das heißt, die eine Hälfte von Frankreich jagt ihn fort, während er sich bei der andern durch Intrigen und Versprechungen aufrecht erhält. Dieser Zustand kann sehr lange dauern.«

»Er ist also weder auf der Flucht begriffen, noch im Gefängnis?« fragte der Fremde.

»Nein, mein Herr, wenigstens für dm Augenblick.«

»Meine Herren, empfangt meinen Dank für Eure Gefälligkeit«, sprach der junge Mann und entfernte sich.

»Was haltet Ihr von diesem Frager?« sagte Aramis.

»Es ist ein Provinzmensch, der sich langweilt, oder ein Spion, der sich unterrichten will.«

»Und Ihr antwortetet ihm auf diese Weise?«

»Nichts berechtigte mich, anders zu antworten. Er war höflich gegen mich, ich war es gegen ihn.«

»Aber wenn es ein Spion ist?«

»Was soll ein Spion machen? Wir leben nicht mehr in der Zeit des Kardinals von Richelieu, der auf einen einfachen Verdacht hin die Häfen schließen ließ.«

»Gleich viel, Ihr hattet Unrecht, ihm zu antworten, wie Ihr dies tatet«, sagte Aramis, mit den Augen den jungen Mann verfolgend, welcher hinter den Dünen verschwand.

»Und Ihr«, sprach Athos, »Ihr vergeßt, daß Ihr eine noch viel größere Unklugheit begangen habt, indem Ihr den Namen von Lord Winter nanntet. erinnert Ihr Euch nicht, daß der junge Mann bei diesem Namen stehen blieb?«

»Ein Grund mehr, als er Euch ansprach, ihn aufzufordern, seines Weges zu gehen.«

»Um einen Streit zu erregen«, sagte Athos.

»Seit wann macht Euch ein Streit bange?«

»Ein Streit macht mir immer bange, wenn man mich irgendwo erwartet, und dieser Streit mich abhalten kann, zu rechter Zeit anzukommen. Und dann, soll ich Euch etwas gestehen? Auch ich war neugierig, diesen jungen Menschen von Nahem zu sehen.«

»Und warum dies?«

»Aramis, Ihr werdet über mich spotten, Aramis, Ihr werdet sagen, ich wiederhole immer dasselbe, Aramis, Ihr werdet mich den furchtsamsten Geisterseher nennen.«

»Nun?«

»Wem findet Ihr, daß dieser junge Mann ähnlich ist?«

»Im Schönen oder im Häßlichen?« fragte Aramis lachend.

»Im Häßlichen, und so viel ein Mann einer Frau gleichen kann.«

»Ah, bei Gott!« rief Aramis, »Ihr bringt mich auf einen Gedanken. Nein, Ihr seid kein Geisterseher, mein lieber Freund. Und jetzt, wenn ich mir die Sache überlege . . . Ihr habt meiner Treue Recht, dieser feine Mund, diese Augen, welche stets den Befehlen des Geistes und nie denen des Herzens zu gehorchen scheinen . . . Es ist ein Bastard von Mylady.«

»Aramis, Ihr lacht.«

»Nur aus Gewohnheit; denn ich schwöre Euch, ich wünschte dieser jungen Schlange eben so wenig, als Ihr, auf meinem Wege zu begegnen.«

»Ah, hier kommt Lord Winter«, sprach Athos.

»Gut, es fehlte jetzt nur noch Eines«, versetzte Aramis, »daß unsere Lackeien auf sich warten ließen.«

»Nein, ich erblicke sie. Sie kommen zwanzig Schritte hinter Mylord. Ich erkenne Grimaud an seinem Hellen Kopfe und an seinen langen Beinen. Tomy trägt unsere Karabiner.«

»Wir schiffen uns alle bei Nacht ein?« fragte Aramis mit einem Blicke nach dem Westen, wo die Sonne nur noch eine goldene Wolke zurückließ, welche, allmähig in das Meer sinkend, zu erlöschen schien.

»Das ist wahrscheinlich«, sagte Athos.

»Teufel«, versetzte Aramis, »ich liebe das Meer nicht besonders bei Tag, und noch viel weniger bei Nacht. Das Tosen der Wellen, das Geräusch der Winde, die furchtbare Bewegung des Schiffes, ich gestehe, ich ziehe das Kloster in Noisy vor.«

Athos lächelte auf seine traurige Weise, denn er hörte das, was ihm sein Freund sagte, während er offenbar an etwas ganz Anderes dachte, und ging auf Lord Winter zu. Aramis folgte ihm.

»Was hat denn unser Freund«, sprach Aramis; »er gleicht den Verdammten von Dante, denen Satan den Hals umgedreht hat, wonach sie ihre Fersen anschauen. Was Teufels hat er denn immer hinter sich zu sehen?«

Als Lord Winter die Freunde erblickte, verdoppelte er seine Schritte und kam mit auffallender Raschheit zu ihnen.

»Was habt Ihr denn, Mylord«, sagte Athos, »und was bringt Euch so außer Atem?«

»Nichts«, sprach Lord Winter, »nichts. Als ich jedoch an dm Dünen vorüber ging, kam es mir vor, . . . « und er wandte sich abermals um.

Athos schaute Aramis an.

»Aber gehen wir«, fuhr Lord Winter fort, »das Boot muß uns erwarten und unsere Schlupe liegt vor Anker. Ich wünschte schon darauf zu sein.«

Und er wandte sich noch einmal um.

»He«, sagte Aramis, »habt Ihr denn etwas vergessen?«

»Nein, ein Gedanke beunruhigt mich.«

»Er hat ihn gesehen«, sprach Athos ganz leise zu Aramis.

Man war zu der Treppe gelangt, die in die Barke führte; der Lord ließ zuerst die Lackeien hinabsteigen, welche die Waffen trugen, dann die Knechte mit dem Gepäck und sang endlich an selbst hinabzusteigen.

In diesem Augenblick bemerkte Athos einen Menschen, welcher dem Rande des Meeres, parallel mit dem Hafendamm, folgte und seinen Gang beschleunigte, als wollte er auf der andern kaum zwanzig Schritte entfernten Seite des Hafens ihrem Einschiffen beiwohnen.

Er glaubte mitten im Schatten, der sich herabzusenken anfing, den jungen Menschen zu erkennen, welcher sie befragt hatte.

»Oho«, sagte er zu sich selbst, »wäre es wirklich ein Spion, und sollte er sich unserem Einschiffen widersetzen wollen!«

Da es aber, falls der Fremde diese Absicht gehabt hätte, zur Ausführung derselben bereits zu spät gewesen wäre, so stieg Athos ebenfalls die Treppe hinab, ohne jedoch den jungen Menschen aus dem Gesicht zu verlieren. Dieser trat, um die Sache kurz zu machen, auf eine Schleuße vor.

»Er hat es offenbar auf uns abgesehen«, sprach Athos, »aber schiffen wir uns immerhin ein. Sind wir einmal auf offener See, so mag er kommen.«

Und Athos sprang in die Barke, die sich sogleich vom Ufer losmachte und unter der Anstrengung von vier Ruderern sich zu entfernen begann.

Aber der junge Mann bemühte sich, der Barke zu folgen oder vielmehr ihr voranzueilen. Sie mußte zwischen der von dem Leuchtturme, welcher sich so eben entzündet hatte, beherrschten Spitze des Hafendamms und einem überhängenden Felsen durchfahren. Man sah ihn von ferne den Felsen erklettern, so daß er die Barke beherrschen konnte, wenn sie vorüberkam.

»Ah«, sagte Aramis zu Athos, »dieser junge Mensch ist offenbar ein Spion!«

»Was für ein Mensch?« fragte Lord Winter, sich umdrehend.

»Derjenige, welcher uns folgte, uns ansprach und da unten erwartet. Seht!«

Lord Winter folgte der Richtung des Fingers von Aramis. Der

Leuchtturm übergroß mit Klarheit die kleine Meerenge, durch die man zu schiffen hatte, und den Felsen, auf welchem der junge Mann stand, der mit entblößtem Haupte und gekreuzten Armen wartete.

»Er ist es!« rief Lord Winter, Athos beim Arme fassend, »er ist es! Ich glaubte ihn zu erkennen und tauschte mich nicht.«

»Wer?« fragte Aramis.

»Der Sohn von Mylady«, antwortete Athos.

»Der Mönch!« rief Grimaud.

Der junge Mensch hörte diese Worte. Es war, als wollte er sich herabstürzen, so weit außen stand er auf dem Felsen über das Meer herabgebeugt.

»Ja, ich bin es, mein Oheim! ich, der Sohn von Mylady, ich der Mönch, ich der Sekretär und Freund von Cromwell, und ich kenne Euch und Eure Gefährten.«



Es befanden sich in der Barke drei Männer, tapfere Männer, denen Niemand ihren Mut streitig zu machen gewagt hätte. Bei dieser Stimme, bei diesem Tone, bei dieser Gebärde aber fühlten sie, wie der Schauer des Schreckens ihre Adern durchlief.

Bei Grimaud sträubten sich die Haare auf seinem Haupte und der Schweiß strömte von seiner Stirne.

»Ah!« sprach Aramis, »es ist der Neffe, es ist der Mönch, es ist der Sohn von Mylady, wie er selbst sagt.«

»Ach, ja«, murmelte Lord Winter.

»Dann wartet«, versetzte Aramis.

Und er nahm mit der Kaltblütigkeit, die er bei den äußersten Veranlassungen besaß, eine von den zwei Musketen, welche Tomy hielt, spannte und legte auf den jungen Mann an, der sie mit der Hand und mit dem Blicke verfolgend aufrecht wie der Engel des Fluches auf dem Felsen stand.

»Feuer!« rief Grimaud außer sich.



Départ du Bologne

Athos warf sich auf den Lauf des Karabiners und hielt den Schuß zurück.

»Der Teufel soll Euch holen!« rief Aramis, »ich faßte ihn so gut mit meiner Muskete und die Kugel hätte ihn mitten in die Brust getroffen.«

»Es ist genug, daß wir die Mutter getötet haben«, sprach Athos

mit dumpfem Tone.

»Die Mutter war eine Verbrecherin, die uns Alle in uns selbst oder in denjenigen, welche uns teuer waren, getroffen hatte.«

»Aber der Sohn hat uns nichts getan.«

Grimaud, welcher aufgestanden war, um die Wirkung des Schusses zu sehen, fiel entmutigt und die Hände ringend zurück.

Der junge Mann brach in ein Gelächter aus.

»Ah! Ihr seid es«, sagte er, »Ihr seid es . . . ich kenne Euch nun.«

Sein scharfes Gelächter und seine drohenden Worte gingen vom Winde fortgetragen über die Barke hin und verloren sich in den Tiefen des Horizonts.

Aramis bebte.

»Ruhe!« sprach Athos. »Sind wir denn keine Männer mehr?«

»Allerdings«, sagte Aramis; »aber dieser dort ist ein Teufel. Fragt den Oheim, ob ich Unrecht hatte, ihn von seinem teuren Neffen befreien zu wollen.«

Lord Winter antwortete mit einem Seufzer.

»Alles wäre vorbei gewesen«, fuhr Aramis fort. »Ah! ich befürchte, Athos, Ihr habt mich mit Eurer Weisheit eine Torheit begehen lassen.«

Athos nahm Lord Winter bei der Hand und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen.

»Wann werden wir in England landen?« fragte er den Lord; aber dieser hörte ihn nicht und gab keine Antwort.

»Halt, Athos«, sprach Aramis, »vielleicht wäre es noch Zeit, Seht, er ist immer noch auf derselben Stelle.«

Athos wandte sich mit einem gewissen Widerstreben um; der Anblick des jungen Mannes war ihm offenbar peinlich.

Er stand wirklich immer noch auf dem Felsen; der Leuchtturm verbreitete eine Art von Glorie um ihn.

»Aber was macht er in Boulogne?« fragte Athos, der, die Vernunft selbst, von Allem die Ursache suchte, ohne sich viel um die Wirkung zu bekümmern.

»Er folgte mir, er folgte mir«, sagte Lord Winter, der diesmal die Stimme von Athos gehört hatte, denn die Stimme von Athos stand

in Verbindung mit seinen Gedanken.

»Um Euch zu folgen, mein Freund«, versetzte Athos, »hätte er unsere Abreise wissen müssen, und er ist uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, eher vorausgegangen.«

»Dann begreife ich es nicht«, sprach der Engländer, den Kopf schüttelnd, wie ein Mensch, dem es unnötig scheint, gegen eine übernatürliche Macht zu kämpfen.«

»Ich glaube, ich habe entschieden Unrecht gehabt, Aramis«, sagte Athos, »daß ich Euch nicht gewähren ließ.«

»Schweigt«, erwiderte Aramis, Ihr würdet mich weinen machen, wenn ich könnte.«

Grimaud stieß ein dumpfes Seufzen aus.

In diesem Augenblick rief sie eine Stimme von der Schlupe an. Der Lootse, welcher am Steuerruder saß, antwortete und die Barke erreichte das Schiff.

In einer Minute waren Herren, Bedienten und Gepäcke an Bord, der Patron erwartete nur die Passagiere, um abzugehen, und kaum hatten sie den Fuß auf das Verdeck gesetzt, als man gegen Hastings steuerte, wo man landen sollte.

Jetzt warfen die drei Freunde unwillkürlich noch einen Blick nach dem Felsen, wo der drohende Schatten, der sie verfolgte, immer noch sichtbar hervortrat.

Dann gelangte bis zu ihnen eine Stimme, die ihnen die letzte Drohung zusandte.

»Auf Wiedersehen, meine Herren, in England!«

VII.

Das Te Deum des Sieges von Lens.

Die ganze Bewegung, welche Madame Henriette wahrgenommen hatte, ohne die Ursache davon ergründen zu können, war durch die Verkündigung des Sieges von Lens hervorgebracht worden, zu dessen Boten der Herr Prinz den Herzog von Chatillon, einen edlen Teilhaber an demselben, gemacht hatte; der Herzog war überdies beauftragt, in den Gewölben von Notre-Dame zweiundzwanzig, teils von den Spaniern, teils von den Lothringern eroberte Fahnen aufzuhängen.

Diese Nachricht war entscheidend: sie schnitt den mit dem Parlament zu Gunsten des Hofes eingeleiteten Prozeß ab. Alle summarisch einregistrierten Steuern, gegen die sich das Parlament erhob, waren stets durch die Notwendigkeit, die Ehre Frankreichs aufrecht zu erhalten, und in der gewagten Hoffnung, den Feind zu besiegen, motiviert worden. Da man aber seit Nördlingen nur Schläge erlitten hatte, so war es dem Parlament ganz leicht, an Herrn von Mazarin vorwurfsvolle Fragen in Beziehung auf die stets versprochenen und immer wieder vertagten Siege zu stellen; diesmal aber war man zu einem Ziele gelangt, man hatte einen Triumph und zwar einen vollständigen! Jedermann begriff auch, daß darin für den Hof ein doppelter Sieg lag, ein Sieg gegen Außen, ein Sieg im Innern, so daß Alle, Keinen, selbst den jungen König nicht, ausgenommen, riefen:

»Ah! meine Herren vom Parlament, wir wollen sehen, was Ihr dazu sagen werdet.«

Die Königin drückte ihr königliches Kind, dessen stolzes, Unbändiges Wesen so gut mit ihrem Charakter im Einklänge stand, an ihr Herz. An demselben Abend fand ein Rat statt, wozu der Marschall de la Meilleraie und Herr von Villeroy, weil sie Mazariner waren, Chavigny und Seguier, weil sie das Parlament haßten, und Guitaut und Comminges, weil sie der Königin ergeben waren, berufen wurden.

Nichts verlautete von dem, was im Rache beschlossen worden war. Man erfuhr nur, daß am nächsten Sonntag ein *Te Deum* zu

Ehren des Sieges von Lens gesungen werden sollte.

Am folgenden Sonntag erwachten also die Pariser sehr heiter: ein *Te Deum* war zu jener Zeit eine großartige Angelegenheit. Man hatte damals noch keinen Mißbrauch mit solchen Zeremonien getrieben und sie brachten noch ihre Wirkung hervor. Die Sonne schien Teil an dem Feste zu nehmen, sie erhob sich strahlend und vergoldete die düsteren Türme der bereits mit einer ungeheuren Menschenmenge gefüllten Hauptstadt; die dunkelsten Gassen der Cité hatten ein festliches Aussehen angenommen, und die Quais entlang sah man ausgedehnte Reihen von Bürgern, Handwerkern, Frauen und Kindern, welche, wie ein zu seiner Quelle zurückkehrender Fluß, Notre-Dame zuströmten.

Die Buden waren verlassen, die Häuser geschlossen. Jeder wünschte den jungen König mit seiner Mutter und den berüchtigten Kardinal zu sehen, den man dergestalt haßte, daß sich Niemand seiner Gegenwart berauben wollte.

Es herrschte indessen die größte Freiheit unter dieser ungeheuren Volksmasse; alle Meinungen drückten sich offen aus und klangen, so zu sagen, Meuterei wie die tausend Glocken aller Kirchen von Paris *Te Deum* klangen. Da die Polizei der Stadt durch die Stadt selbst gemacht wurde, so störte nichts Drohendes die Einhelligkeit des allgemeinen Haffes, so vereiste nichts die Worte in dem schmähenden Munde des Volkes.

Indessen hatte sich schon um acht Uhr Morgens das Regiment der Gardes der Königin unter dem Befehle von Guitaut und von Comminges, seinem Neffen, Trommeln und Trompeten an der Spitze, von dem Palais-Royal bis zu Notre-Dame aufgestellt, ein Manöver, dem die Pariser, stets begierig auf militärische Musik und glänzende Uniformen, ruhig zuschauten.

Friquet zog seinen Sonntagsstaat an und erhielt unter dem Vorwande einer Geschwulst, die er sich für den Augenblick dadurch verschaffte, daß er eine Anzahl von Kirschensteinen in eine Seite seines Mundes schob, von Bazin, seinem Herrn, einen Urlaub auf den ganzen Tag. Anfangs schlug Bazin den Urlaub ab, denn er war übler Laune, einmal über die Entfernung von Aramis, welcher abgereist war, ohne ihm zu sagen, wohin er ging, und dann weil er bei einer Messe dienen sollte, welche zur Feier eines

Sieges gehalten wurde, der nicht seiner Gesinnung entsprach. Bazin war Frondeur, wie man sich erinnern wird, und Hütete sich der Meßner möglicher Weise bei einer solchen Feierlichkeit entfernen können, wie ein einfacher Chorknabe, so würde Bazin sicherlich an den Erzbischof dieselbe Bitte gerichtet haben, die man an ihn richtete. Er verweigerte also Anfangs, wie gesagt, jeden Urlaub, aber in Gegenwart von Bazin nahm die Geschwulst dergestalt an Umfang zu, daß er zur Ehre der Körperschaft der Chorknaben, welche durch eine solche Mißstaltung beschimpft worden wäre, am Ende brummend nachgab. An der Türe von Bazin spuckte Friquet seine Geschwulst aus und schleuderte nach der Seite von Bazin eine von den Gebärden, welche einem Pariser Straßenjungen seine Überlegenheit über alle Straßenjungen des Weltalls sichern. In seinem Gasthause hatte er sich natürlich dadurch losgemacht, daß er vorgab, er müsse die Messe bedienen.

Friquet war also frei und hatte, wie gesagt, seine kostbarste Toilette gemacht; besonders trug er als merkwürdige Bezeichnung seiner Person eine von den nicht wohl zu beschreibenden Mützen, welche die Mitte halten zwischen dem Barer des Mittelalters und dem Hute aus der Zeit von Ludwig XIII. Seine Mutter hatte ihm diese seltsame Kopfbedeckung fabriziert und sich dabei, sei es aus Laune, sei es aus Mangel an gleichem Stoffe, wenig sorgfältig in Beziehung auf Anordnung der Farben gezeigt, so daß dieses Meisterwerk der Kappenmacherei des siebzehnten Jahrhunderts gelb und grün auf der einen, weiß und rot auf der andern Seite war. Friquet aber, der stets den Wechsel in den Tönen geliebt hatte, schritt darum nicht minder stolz und triumphierend einher.

Als Friquet Bazin verließ, lief er in der größten Eile nach dem Palais-Royal. Er gelangte gerade in dem Augenblick dahin, wo das Regiment der Garden herausmarschierte, und da er aus keinem andern Grunde kam, als um sich seines Anblicks zu erfreuen und sich an seiner Musik zu ergötzen, so nahm er seine Stelle an der Spitze des Regiments, trommelte mit zwei Stückchen Schiefer und ging von dieser Hebung zu der Trompete über, welche er mit dem Munde auf eine Weise nachahmte, die ihm wiederholt die Lobeserhebungen der Liebhaber der imitativen

Harmonie eingetragen hatte.

Diese Unterhaltung dauerte von der Barriere des Sergens bis zu der Place Notre-Dame, und Friquet fand ein wahres Vergnügen daran. Als das Regiment aber Halt machte und die Compagnieen sodann sich ausbreitend bis in das Herz der Cité drangen und am Ende der Rue Saint-Christophe bei der Rue Cocatrix, wo Broussel wohnte, Posto faßten, erinnerte sich Friquet, daß er nicht gefrühstückt hatte, überlegte, wohin er seine Schritte lenken könnte, um diese wichtige Handlung des Tages zu vollführen, und beschloß nach reiflicher Überlegung, der Rat Broussel sollte die Kosten seines Mahles tragen.

Er lief folglich rasch weg, gelangte atemlos vor die Türe des Rates und klopfte heftig an.

Seine Mutter, die alte Dienerin von Broussel, öffnete.

»Was machst Du hier, Taugenichts?« sagte sie, »und warum bist Du nicht in Notre-Dame?«

»Ich war dort, Mutter Nannette«, antwortete Friquet, »aber ich sah, daß Dinge vorgingen, von denen Meister Broussel notwendig unterrichtet werden müßte, und mit Erlaubnis von Herrn Bazin, Ihr wißt wohl, Mutter Nannette, von Herrn Bazin, dem Meßner, kam ich Hierher, um mit Herrn Broussel zu sprechen.«

»Was willst Du Herrn Broussel sagen, Affe?«

»Ich will mit ihm selbst sprechen.«

»Das kann nicht sein; er arbeitet.«

»Dann werde ich warten«, antwortete Friquet.

Und er stieg rasch die Treppe hinauf, während Nannette langsamer folgte.

»Aber sage mir doch«, sprach sie, »was willst Du bei Herrn Broussel?«

»Ich will ihn benachrichtigen«, antwortete Friquet, aus Leibeskräften schreiend, »daß ein ganzes Regiment Garden in der Richtung nach diesem Hause aufmarschiert. Da ich nun überall sagen hörte, es herrsche am Hofe eine böse Stimmung gegen ihn, so will ich ihn warnen, damit er auf seiner Hut ist.«

Broussel hörte das Geschrei des Straßenjungen und eilte, entzückt über seinen rastlosen Eifer, in das erste Stockwerk hinab, denn er arbeitete wirklich in seinem Kabinett im zweiten.

»He, mein Freund«, sagte er, »was geht uns das Regiment der Garden an, und bist Du nicht verrückt, daß Du einen solchen Lärmen machst? Weißt Du nicht, daß es so üblich ist, daß diese Herren die Gewohnheit haben, das Regiment als Spalier auf dem Wege des Königs auszustellen?«

Friquet spielte den Erstaunten und drehte seine neue Mütze zwischen seinen Fingern hin und her.

»Ich wundere mich nicht darüber«, sprach er, »daß Ihr es wißt, Herr Broussel, der Ihr Alles wißt; aber mir war es beim wahrhaftigen Gott! nicht bekannt, und ich glaubte Euch diese Nachricht gleichsam als einen guten Rat bringen zu müssen. Ihr müßt mir deshalb nicht grollen, Herr Broussel.«

»Im Gegenteil, mein Junge, im Gegenteil, Dein Eifer gefällt mir. Dame Nannette, seht doch ein wenig nach den Aprikosen, welche uns Frau von Longueville gestern von Noisy schickte, und gebt Eurem Sohne ein halbes Dutzend davon, nebst einem zarten Stückchen Brot.«

»Ah! ich danke, Herr Broussel«, sagte Friquet, »ich danke, gerade die Aprikosen liebe ich sehr.«

Broussel ging nun zu seiner Frau und verlangte sein Frühstück. Es war halb zehn Uhr. Der Rat setzte sich an das Fenster. Die Straße war völlig verlassen; aber in der Ferne hörte man, ähnlich dem Geräusche einer steigenden Flut, das ungeheure Tosen der Volkswogen, welche um Notre-Dame her immer mehr zunahmen.

Dieses Geräusch verdoppelte sich, als d'Artagnan mit einer Compagnie Musketiere sich an den Pforten von Notre-Dame aufstellte, um den Kirchendienst verrichten zu lassen. Er hatte Porthos gesagt, er möge diese Gelegenheit benützen, um die Zeremonie zu sehen. Porthos bestieg in großer Galla sein schönstes Pferd und machte den Ehrenmusketier, wie dies einst d'Artagnan so oft getan hatte. Der Sergent dieser Compagnie, ein alter Soldat aus dem spanischen Kriege, erkannte in Porthos seinen ehemaligen Gefährten und setzte bald alle diejenigen, welche unter ihm dienten, von den Heldentaten dieses Riesen, der Ehre der Musketiere von Treville, in Kenntnis. Porthos wurde von der Compagnie nicht nur gut empfangen, sondern auch mit Bewunderung betrachtet.

Um zehn Uhr verkündigte die Kanone des Louvre den Abgang des Königs. Eine Bewegung wie die der Bäume, deren Gipfel der Sturmwind faßt und schüttelt, durchlief die Menge, die sich hinter den unbeweglichen Musketen der Garden hin- und hertrieb. Endlich erschien der König mit der Königin in einem ganz mit Gold überzogenen Wagen. Zehn andere Wagen folgten mit den Ehrendamen, den Offizieren des königlichen Hauses und dem ganzen Hofe.

»Es lebe der König!« rief man von allen Seiten.

Der junge König hielt ernst den Kopf an den Kutschenschlag, machte eine ziemlich dankbare Miene und grüßte sogar leicht, wodurch sich das Geschrei der Menge verdoppelte.

Der Zug rückte langsam vor und brauchte beinahe eine Stunde, um den Raum zurückzulegen, welcher den Louvre von der Place Notre-Dame trennt. Hier angelangt, begab er sich allmähig unter das ungeheure Gewölbe der düsteren Kathedrale, und der Gottesdienst begann.

In dem Augenblick, wo der Hof Platz nahm, verließ eine Carrosse mit dem Wappen von Comminges die Reihe der Wagen des Hofes und fuhr langsam an das Ende der gänzlich verlassenen Rue Saint-Christophe. Vier Garden und ein Gefreiter stiegen hier in die plumpe Maschine, schlossen die Schirmleder, und der Gefreite schaute durch eine kleine Öffnung die Rue Cocatrix entlang, als ob er die Ankunft von irgend Jemand erwartete?

Jedermann war mit der Zeremonie beschäftigt, so daß weder der Wagen, noch die Vorsichtsmaßregeln, mit denen sich diejenigen umgaben, welche sich in demselben befanden, bemerkt wurden. Friquet, dessen stets lauerndes Auge allein auf diese Sache hätte aufmerksam' werden können, speiste seine Aprikosen unter dem vorspringenden Gesimse eines Hauses am Vorhofe von Notre-Dame. Von hier aus sah er den König, die Königin und Herrn von Mazarin, und hörte die Messe, als ob er selbst dabei diente.

Als die Königin am Ende des Gottesdienstes bemerkte, daß Comminges in ihrer Nähe stand und eine Bestätigung des Befehles erwartete, den sie ihm, ehe sie den Louvre verließ, gegeben hatte, so sagte sie halblaut zu ihm:

»Geht, Comminges, und Gott stehe Euch bei!«

Comminges entfernte sich sogleich, trat aus der Kirche und begab sich nach der Rue Saint-Christophe.

Friquet, der diesen schönen Offizier, gefolgt von zwei Leibwachen, einherschreiten sah, belustigte sich damit, ihm nachzugehen, und zwar mit um so größerer Geschwindigkeit, als die Zeremonie in demselben Augenblick endigte und der König wieder in seinen Wagen stieg.

Kaum sah der Gefreite Comminges am Ende der Rue Cocatrix erscheinen, als er ein Wort zu dem Kutscher sagte, welcher sogleich seine Maschine in Bewegung setzte und vor die Türe von Broussel fuhr.

Comminges klopfte zu derselben Zeit, wo der Wagen hier hielt, an die Türe.

»Was machst Du da, Junge«, fragte Comminges.

»Ich warte, um bei Meister Broussel einzutreten, Herr Offizier«, antwortete Friquet mit dem trägen Tone, den der Straßenjunge von Paris so gut bei Gelegenheit anzunehmen weiß.

»Er wohnt also wirklich hier?« fragte Comminges.

»Ja, Herr.«

»Welchen Stock bewohnt er?«

»Das ganze Haus«, sagte Friquet, »das ganze Haus gehört ihm.«

»Aber wo hält er sich gewöhnlich auf?«

»Um zu arbeiten im zweiten Stocke, um zu speisen im ersten. In diesem Augenblick muß er sein Mittagsbrot nehmen, denn es ist zwölf Uhr.«

»Gut«, sagte Comminges.

Man öffnete nun. Der Offizier fragte den Bedienten und erfuhr, daß Meister Broussel wirklich zu Hause war und zu Mittag speiste. Comminges ging hinter dem Bedienten und Friquet hinter Comminges die Treppe hinauf.

Broussel saß mit seiner Familie bei Tische, ihm gegenüber seine Frau, zu seinen beiden Seiten seine Töchter und am Ende der Tafel Louvières, den wir bereits bei dem Unfälle haben erscheinen sehen, der dem Rat begegnet war, von welchem sich dieser jedoch bereits wieder gänzlich erholt hatte. Zur vollen

Gesundheit zurückgekehrt, genoß der gute Mann das schöne Obst, das ihm Frau von Longueville geschickt hatte.

Comminges, der den Arm des Bedienten im Augenblick, wo dieser die Türe öffnen wollte, um ihn zu melden, zurückgehalten hatte, öffnete selbst und befand sich vor diesem Familiengemälde.

Bei dem Anblick des Offiziers fühlte sich Broussel etwas bewegt, als er aber sah, das Comminges höflich grüßte, stand er auf und grüßte ebenfalls.

Doch trotz dieser gegenseitigen Artigkeit drückte sich die Unruhe auf dem Antlitz der Frauen aus. Louvières wurde sehr bleich und ermattete ungeduldig die Erklärung des Offiziers.

»Mein Herr«, sprach Comminges, ich bin der Überbringer eines Befehles Seiner Majestät des Königs.«

»Sehr wohl, mein Herr«, antwortete Broussel, »was für ein Befehl ist es?« Und er streckte seine Hand aus.

»Ich habe Befehl, mich Eurer Person zu bemächtigen, mein Herr«, sprach Comminges, immer in demselben Tone und mit derselben Höflichkeit, »und wenn Ihr mir glauben wollt, so werdet Ihr Euch die Mühe ersparen, diesen langen Brief zu lesen, und mir folgen.«

Hütte der Blitz mitten unter diese so friedlich versammelten Leute geschlagen, die Wirkung könnte nicht furchtbarer gewesen sein. Broussel wich ganz zitternd zurück. Es war in jener Zeit etwas Schreckliches, durch die Feindseligkeit des Königs eingekerkert zu werden. Louvières machte eine Bewegung, als wollte er nach seinem Degen laufen, der in einer Ecke des Speisezimmers auf einem Stuhle lag! aber ein Blick des guten Broussel, der den Kopf nicht verlor, hemmte diese Bewegung. Durch die Breite des Tisches vom ihren Gatten getrennt, zerfloß Madame Broussel in Tränen. Die zwei Töchter hielten ihren Vater umfassen.

»Auf! mein Herr«, sprach Comminges, »beeilen wir uns; man muß dem König gehorchen.«

»Mein Herr«, sagte Broussel, »ich habe eine leidende Gesundheit und kann mich in diesem Zustande nicht gefangen geben. Ich verlange Zeit.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte Comminges. »Der Befehl ist bestimmt und muß sogleich vollstreckt werden.«

»Unmöglich?« sprach Louvières; »hüten Sie sich wohl, mein Herr, uns zur Verzweiflung zu treiben.«

»Unmöglich?« rief eine kreischende Stimme im Hintergrunde des Zimmers.

Comminges wandte sich um und sah, den Besen in der Hand, Dame Nannette, deren Augen in allen Feuern des Zornes glänzten.

»Meine gute Nannette, halte Dich ruhig, ich bitte Dich«, sprach Broussel.

»Ich mich ruhig halten, wenn man meinen Herrn verhaftet, meinen Herrn, die Stütze, den Befreier, den Vater des armen Volkes? Ach ja, Ihr kennt mich wohl . . . Wollt Ihr gehen?« sagte sie zu Comminges.

Comminges lächelte und sprach, sich an Broussel wendend: »Ich bitte, Herr, macht, daß dieses Weib schweigt, und folgt mir.«

»Ich schweigen, ich?« rief Nannette. »Ach, ja, da müßte noch ein Anderer kommen, als Ihr, mein schöner Königsvogel. Ihr werdet es Wohl sehen.«

Und Dame Nannette stürzte an das Fenster und schrie mit einer durchdringenden Stimme:

»Zu Hilfe! Man verhaftet meinen Herrn! Man verhaftet den Rat Broussel! Zu Hilfe!«

»Mein Herr«, sagte Comminges, »erklärt Euch sogleich: werdet Ihr gehorchen, oder gedenkt Ihr einen Aufruhr gegen den König zu erregen?«

»Ich gehorche, ich gehorche, mein Herr«, sprach Broussel, indem er sich von den Armen seiner zwei Töchter loszumachen und mit dem Blicke seinen Sohn zurückzuhalten suchte, welcher beständig bereit war, ihm zu entgehen.

»Dann befiehlt dieser Alten zu schweigen«, versetzte Comminges.

»Ah! Alte!« rief Nannette.

Und sie fing wieder an, sich an die Fensterstangen anklammernd, aus Leibeskräften zu schreien:

»Zu Hilfe! zu Hilfe dem Rat Broussel, den man verhaftet, weil er

das Volk verteidigt hat! Zu Hilfe!«

Comminges nahm die Magd mit dem Arme um den Leib und wollte sie von ihrem Posten reißen. Aber in demselben Augenblick heulte eine andere Stimme aus einer Art von Entresol hervor in einem Falsettone:

»Mörder! Feuer Mörder! Man tötet Herrn Broussel! man erwürgt Herrn Broussel!«

Es war die Stimme von Friquet. Als Dame Nannette sich unterstützt fühlte, fuhr sie noch kräftiger fort und machte Chorus.

Bereits erschienen neugierige Köpfe an den Fenstern. An das Ende der Straße gezogen, lief das Volk herbei. Es kamen zuerst einzelne Menschen, dann sah man Gruppen und endlich eine Menge. Man hörte das Geschrei, man erblickte einen Wagen, aber man begriff nichts. Friquet sprang von dem Entresol auf den Himmel der Kutsche und rief:

»Sie wollen Herrn Broussel verhaften; es sind Leibwachen im Wagen und der Offizier ist da oben.«

Das Volk fing an zu murren und näherte sich den Pferden. Die zwei Leibwachen welche im Gange geblieben waren, stiegen die Treppe hinauf und eilten Comminges zu Hilfe. Diejenigen, welche in der Kutsche waren, öffneten die Schläge und kreuzten die Picken.

»Seht Ihr sie«, rief Friquet, »seht Ihr sie, hier sind sie!«

Der Kutscher wandte sich um und gab Friquet einen Peitschenhieb, daß dieser vor Schmerz brüllte.

»Ah, Teufelskutscher!« rief Friquet, »Du mischest Dich darein? Warte nur!«

Und er sprang wieder nach seinem Entresol, von wo aus er den Kutscher mit allen Wurfgeschossen überhäufte, die er finden konnte. Trotz der feindlichen Demonstrationen der Leibwachen und vielleicht gerade wegen dieser feindlichen Demonstrationen murrte das Volk und näherte sich den Pferden. Die Garden machten die Meuterischsten durch Pikenstöße zurückweichen.

Der Lärm nahm indessen immer mehr zu. Die Straße konnte die Zuschauer nicht mehr fassen, welche von allen Seiten herbeiströmten. Das Gedränge füllte den Raum, den die furchtbaren Piken der Leibwachen zwischen dem Volke und der

Kutsche gebildet hatten. Wie durch lebendige Mauern zurückgestoßen, sollten die Soldaten an den Rädern zerdrückt werden. Das Geschrei: »Im Namen des Königs!« hundertmal von dem Gefreiten wiederholt, vermochte nichts gegen diese furchtbare Menge, sondern schien sie im Gegenteil noch mehr aufzubringen, als auf eben dieses Geschrei ein Reiter herbei eilte und, da er sah, daß die Uniformen mißhandelt wurden, den Degen in der Faust mitten in das Gedränge stürzte und den Garden eine unerwartete Hilfe brachte.

Dieser Reiter, den der Zorn bleich machte, war ein junger Mensch von kaum fünfzehn, bis sechzehn Jahren. Er stieg ab, lehnte sich mit dem Rücken an die Wagendeichsel, machte sich einen Wall aus seinem Pferde, zog seine Pistolen aus den Halftern, steckte sie in den Gürtel und fing an um sich zu schlagen, wie ein Mensch, dem die Handhabung des Schwertes eine vertraute Sache ist.

Zehn Minuten lang hielt dieser junge Mensch den Kampf mit dem Volle allein aus.

Jetzt sah man Comminges, Broussel vor sich hertreibend, erscheinen.

»Zerschlagen wir den Wagen!« rief das Volk.

»Zu Hilfe!« schrie die Alte.

»Mörder!« rief Friquet, der auf die Leibwachen Alles, was sich unter seiner Hand fand, regnen zu lassen fortfuhr.

»Im Namen des König!« rief Comminges.

»Der Erste, welcher einen Schritt tut, ist tot!« rief Raoul, der, als er sich hart bedrängt sah, seine Degenspitze einen Riesen empfinden ließ, welcher ihn zu zermalmen sich anschickte und da er sich verwundet fühlte, brüllend zurückwich.

Denn es war Raoul, der, seinem dem Grafen de la Fère geleisteten Versprechen gemäß nach einer fünftägigen Abwesenheit von Blois zurückkehrend, hatte die Zeremonie mit anschauen wollen und durch die Straßen geritten war. Welche ihn in kürzerer Zeit nach Notre-Dame führten. In der Gegend der Rue Cocatrix angelangt, sah er sich von der Volksmenge fortgerissen und bei dem Rufe: »Im Namen des Königs!« erinnerte er sich des Wortes von Athos: »dient dem König!« und eilte hinzu, um für den

König zu kämpfen, dessen Wachen man mißhandelte.

Comminges warf gleichsam Broussel in die Kutsche und sprang nach. In diesem Augenblick erscholl ein Büchschuß; eine Kugel durchbohrte von oben nach unten den Hut von Comminges und zerschmetterte einer von den Leibwachen den Arm. Comminges schaute empor und sah mitten im Pulverdampfe an einem Fenster des zweiten Stockes das drohende Gesicht von Louvières.

»Gut, mein Herr«, rief Comminges, »Ihr sollt von mir sprechen hören.«

»Und Ihr auch, mein Herr«, erwiderte Louvières; »wir werden sehen, wer lauter spricht.«

Friquet und Nannette kreischten immer fort. Das Geschrei, der Lärm des Schusses, der stets berauschte Geruch des Pulvers brachten ihre Wirkung hervor.

»Tod dem Offizier! Tod!« heulte das Volk.

Und es begann eine gewaltige Bewegung.

»Noch einen Schritt«, rief Comminges, die Kutschenleder zurückschlagend, daß man gut in den Wagen sehen konnte, und zugleich Broussel seinen Degen auf die Brust setzend, »noch einen Schritt und ich töte den Gefangenen! Ich habe Befehl, ihn tot oder lebendig zu bringen. Ich bringe ihn tot und dann ist Alles abgemacht.«

Man vernahm einen furchtbaren Schrei. Die Frau und die Töchter von Brüssel streckten stehend ihre Hände nach dem Volke aus.

Das Volk begriff, daß der so bleiche, aber auch so entschlossene Offizier tun würde, wie er sagte. Man fuhr fort zu drohen, aber man wich zurück.

Comminges ließ den verwundeten Soldaten zu sich in den Wagen steigen und befahl den andern, den Schlag zu schließen.

»Fahre nach dem Palaste«, sagte er zu dem Kutscher, welcher mehr tot als lebendig auf dem Bock saß.

Dieser peitschte seine Pferde, und sie machten einen breiten Weg durch den Haufen. Als man aber nach dem Quai kam, mußte man anhalten. Der Wagen stürzte um. Die Pferde wurden von der Menge geschleppt, erstickt, zermalmt. Raoul, welcher immer noch

zu Fuß war, denn er hatte nicht Zeit gehabt, wieder zu Pferd zu steigen, begann, müde mit der flachen Klinge Hiebe auszuteilen, seine Zuflucht zu der Degenspitze zu nehmen. Das Gleiche taten die Leibwachen. Aber dieses furchtbare letzte Mittel brachte das Volk vollends außer sich. Bereits sah man von Zeit zu Zeit mitten unter dem Volke einen Flintenlauf oder die Klinge eines Raufdegens glänzen. Es erschollen einige ohne Zweifel in die Luft gefeierte Schüsse, aber das Echo machte darum die Herzen nicht minder beben. Es regnete fortwährend Wurfgeschosse von den Fenstern aus. Man hörte Stimmen, die man nur an den Tagen des Aufruhrs hört. Man sah Gesichter, die man nur an blutigen Tagen sieht. Das Geschrei: »Tod den Garden. In die Seine mit dem Offizier!« beherrschte den ganzen Lärm, so ungeheuer er auch war. Den Hut zerknittert, das Gesicht blutig, fühlte Raoul, wie ihn nicht nur seine Kraft, sondern auch der Verstand verließ. Seine Augen schwammen in einem rötlichen Nebel und durch diesen Nebel sah er hundert drohende Arme nach sich ausstrecken, bereit, ihn zu ergreifen, wenn er fallen würde. Comminges raupte sich in dem umgestürzten Wagen vor Wut die Haare aus. Die Garden konnten Niemand mehr Hilfe bringen, denn Jeder war mit seiner Selbstverteidigung beschäftigt. Alles war vorbei, Wagen, Pferde, Wachen, Parteigänger und vielleicht Gefangener, Alles sollte in Stücke zerrissen werden, als plötzlich eine Raoul wohl bekannte Stimme ertönte und ein breites Schwert in der Luft glänzte. In demselben Augenblick öffnete sich die Menge durchbrochen, niedergeworfen. Rechts und links schlagend und schneidend eilte ein Offizier der Musketiere Raoul zu Hilfe und faßte ihn in dem Moment, wo er niedersinken sollte, in die Arme.

»Gottes Blut?« rief der Offizier, »haben sie ihn ermordet, dann wehe ihnen!«

Und er wandte sich um, so furchtbar anzuschauen in seiner Stärke, in seinem Zorne, in seiner drohenden Gebärde, daß die wütendsten Rebellen sich auf einander stürzten, um zu entfliehen, und daß mehrere sogar in die Seine fielen.

»Herr d'Artagnan«, murmelte Raoul.

»Ja, Gottes Blut, und mir scheint, zu Eurem Glücke, mein junger Freund! Hört, Ihr Leute!« rief er, sich auf den Steigbügel erhebend und sein Schwert schwingend, während er mit der

Stimme und der Gebärde Musketiere herbeirief, welche nicht hatten folgen können, so rasch war er geritten. »Hört! fegt mir Alles das vom Platze. Ergreift die Musketen! macht Euch fertig! schlagt an!«

Bei diesem Befehl verschwanden die Volkshaufen so rasch, daß sich d'Artagnan eines homerischen Lachens nicht enthalten konnte.

»Ich danke, d'Artagnan«, sprach Comminges, die Hälfte seines Leibes durch den Schlag der umgeworfenen Kutsche streckend. »Wie heißt der junge Mann, damit ich ihn der Königin nennen kann?«

Raoul wollte antworten, als d'Artagnan sich gegen sein Ohr neigte und zu ihm sagte:

»Schweigt und laßt mich antworten!«

Dann sich gegen Comminges umwendend, sprach er.:

»Verliert keine Zeit, Comminges, geht aus dem Wagen heraus, wenn Ihr könnt, und laßt einen andern herbeischaffen.«

»Welchen?«

»Bei Gott! den ersten besten, der über den Pont-Neuf kommen wird. Die Leute, welche darin fahren, werden hoffentlich nur glücklich sein, wenn sie ihre Kutsche für den Dienst des Königs leihen dürfen.«

»Aber ich weiß nicht . . . « erwiderte Comminges.

»Geht doch, oder in fünf Minuten kommen alle diese Lumpenkerle mit Schwertern und Musketen zurück. Ihr werdet getötet und Euer Gefangener ist befreit. Vorwärts, seht, dort kommt gerade eine Kutsche!«

Dann flüsterte er, sich abermals gegen Raoul neigend, diesem zu:

»Sagt um keinen Preis Euren Namen!«

Der junge Mann schaute ihn verwundert an.

»Es ist gut, ich laufe dahin«, sagte Comminges, »und Wenn sie wieder kommen, gebt Feuer!«

»Nein, nein!« antwortete d'Artagnan, »im Gegenteil, Niemand rühre sich. Ein Schuß, in diesem Augenblick abgefeuert, würde morgen nur zu teuer bezahlt.«

Comminges nahm seine vier Leibwachen und eben so viele Musketiere und eilte nach der Kutsche. Er ließ die Leute die darin waren, aussteigen und führte sie zu dem umgeworfenen Wagen.

Als aber Broussel von dem zerbrochenen Wagen in den andern gebracht werden sollte, stieß das Volk, welches den Mann erblickte, den es seinen Befreier nannte, ein grimmiges Geschrei aus und stürzte abermals gegen die Carrosse.

»Geht«, sagte d'Artagnan, »hier sind zehn Musketiere zu Eurer Begleitung; ich behalte zwanzig, um das Volk zurückzutreiben. Geht und verliert keine Minute. Zehn Mann für Herrn von Comminges!«

Zehn Mann trennten sich von der Truppe, umgaben den neuen Wagen und ritten im Galopp davon.

Beim Abgang der Carrosse verdoppelte sich das Geschrei. Mehr als zehntausend Menschen drängten sich auf dem Quai, dem Pont-Neuf und den umliegenden Straßen.

Einige Schüsse erschollen, ein Musketier wurde verwundet.

»Vorwärts!« rief d'Artagnan, aufs Äußerste getrieben und in den Schnurrbart beißend.

Und er machte mit seinen zwanzig Mann einen Angriff auf all dieses Volk, das erschrocken zurückwich. Ein einziger Mensch blieb, die Büchse in der Faust, auf seinem Platze.

»Ah!« sagte dieser Mensch, »Du bist es, der Du ihn bereits ermorden wolltest, warte!«

Und er richtete seine Büchse gegen d'Artagnan, welcher im Galopp auf ihn zuritt.

D'Artagnan neigte sich auf den Hals seines Pferdes, der junge Mensch feuerte, die Kugel riß die Feder von d'Artagnan's Hut.

Kräftig angetrieben, stieß das Pferd den Unklugen, der ganz allein einen Sturm aufzuhalten versuchte, und schleuderte ihn an die Wand.

D'Artagnan parierte sein Pferd und schwang, während seine Musketiere den Angriff fortsetzten, das Schwert über dem, welchen er niedergeworfen hatte.

»Ah, Herr!« rief Raoul, der in dem jungen Menschen denjenigen erkannte, welchen er in der Rue Cocatrix gesehen halte, »Herr, verschont ihn, es ist sein Sohn!«

D'Artagnan hielt seinen zum Schlage bereiten Arm zurück.

»Ah, Ihr seid sein Sohn«, sprach er, »das ist etwas Anderes.«

»Mein Herr, ich ergebe mich«, sprach Louvières, dem Offizier seine Büchse reichend.

»Nein, Gottes Tod, ergebt Euch nicht! Flieht, flieht im Gegenteil, so schnell als Ihr könnt. Wenn ich Euch fasse, werdet Ihr gehenkt.«

Der junge Mensch ließ sich das nicht zweimal sagen. Er ging unter dem Halse des Pferdes durch und verschwand an der Ecke der Rue Guénégaud.

»Meiner Treue«, sprach d'Artagnan zu Raoul, »es war Zeit, daß Ihr meine Hand zurückhieltet. Ich hatte ihn getötet, und das würde mir leid getan haben, wenn ich erfahren hatte, wer er war.«

»Ah, mein Herr«, erwiderte Raoul, »erlaubt mir, daß ich Euch, nachdem ich Euch für diesen jungen Mann gedankt habe, auch für mich selbst danke. Ohne Eure Erscheinung hätte ich ebenfalls sterben müssen.«

»Wartet, wartet, junger Mann, und ermüdet Euch nicht mit Sprechen.«

Da zog d'Artagnan aus einem Halfter ein Fläschchen voll spanischen Wein hervor und sagte:

»Trinkt ein paar Schlucke hiervon.«

Raoul trank und wollte seinen Dank wiederholen.

»Mein Lieber, sprechen wir später hiervon«, versetzte d'Artagnan. Als er sodann sah, daß die Musketiere den Quai vom Pont-Neuf bis zum Quai Saint-Michel gefegt hatten und zurückkehrten, hob er seinen Degen in die Höhe, damit sie den Schritt verdoppelten.

Die Musketiere ritten im Trab herbei und zugleich erschienen die zehn Mann Escorte, welche d'Artagnan Comminges gegeben hatte.

»Hollah!« sprach d'Artagnan, sich an diese wendend, »ist etwas Neues vorgefallen?«

»Gnädiger Herr«, erwiderte der Sergent, »ihr Wagen ist abermals gebrochen. Es ist ein wahrer Fluch.«

D'Artagnan zuckte die Achseln und versetzte:

»Es sind ungeschickte Leute. Wenn man eine Kutsche wählt, muß es eine solide sein. Die Kutsche, mit der man einen Broussel verhaftet, muß zehntausend Mann tragen.«

»Was befiehlt Ihr, mein Lieutenant?«

»Nehmt die Abteilung und führt sie in das Quartier zurück.«

»Ihr reitet also allein?«

»Gewiß. Glaubt Ihr, ich bedürfe eines Geleites?«

»Doch . . . «

»Vorwärts!«

Die Musketiere entfernten sich und d'Artagnan blieb allein mit Raoul.

»Nun spricht, leidet ihr?« sagte er zu diesem.

»Ja, Herr, ich habe einen schweren, brennenden Kopf.«

»Was ist denn an diesem Kopfe?« fragte d'Artagnan und nahm ihm den Hut ab. »Ah, ah, eine Quetschung.«

»Ja, ja, ich habe, glaube ich, einen Blumentopf an den Kopf bekommen.«

»Canaille!« rief d'Artagnan. »Doch Ihr habt Sporen, wäret Ihr denn zu Pferde?«

»Ja, aber ich stieg ab, um Herrn von Comminges zu verteidigen, und mein Pferd wurde weggenommen. Doch halt, hier ist es!«

In diesem Augenblick ritt wirklich Friquet auf dem Pferde von Raoul im Galopp vorüber. Friquet schwang seine vierfarbige Mütze und schrie: »Broussel! Broussel!«

»Holla, Bursche! Halt!« rief d'Artagnan, »bringe das Pferd Hierher!«

Friquet hörte wohl, aber er stellte sich, als hörte er nicht, und versuchte es, seinen Weg fortzusetzen. D'Artagnan hatte einen Augenblick Luft, Friquet nachzureiten, aber er wollte Raoul nicht allein lassen und begnügte sich, eine Pistole aus dem Halfter zu ziehen und sie zu spannen.

Friquet besaß ein scharfes Auge und ein feines Ohr. Er sah die Bewegung von d'Artagnan, hörte das Knarren des Hahns und hielt sein Pferd rasch an.

»Ah, Ihr seid es, Herr Offizier!« rief er d'Artagnan zu. »Ich bin in

der Tat sehr erfreut, Euch zu treffen.«

D'Artagnan schaute Friquet aufmerksam an und erkannte den kleinen Burschen der Rue de la Calandre.

»Ah, Du bist es, Junge, komm nur her!«

»Ja, ich bin es, Herr Offizier«, antwortete Friquet mit seiner einfältigen Miene.

»Du Hast also dein Gewerbe verändert? Du bist nicht mehr Chorknabe? Du bist nicht mehr Kellner? Du bist Pferdedieb!«

»Ah, Herr Offizier, wie kann man das sagen!« rief Friquet. »Ich suchte den Edelmann, dem dieses Pferd gehört. Ein schönes Pferd, brav wie Cäsar.«

Nun stellte er sich, als ob er Raoul zum ersten Male erblickte, und fuhr fort:

»Ah, wenn ich mich nicht täusche, hier ist der Herr. Nicht wahr, Ihr werdet den Jungen nicht vergessen?«

Raoul steckte die Hand in die Tasche.

»Was wollt Ihr machen?« sagte d'Artagnan.

»Diesem braven Jungen zehn Livres geben«, antwortete Raoul und zog eine Pistole aus der Tasche.

»Zehn Fußstritte auf den Bauch«, versetzte d'Artagnan. »Geh, Bursche, und vergiß nicht, daß ich Deine Adresse habe.«

Friquet, welcher nicht so wohlfeilen Kaufes wegzukommen hoffte, machte einen Sprung von dem Quai nach der Rue Dauphins, wo er verschwand. Raoul stieg wieder zu Pferde und schlug mit d'Artagnan, der den jungen Mann bewachte, als ob er sein Sohn wäre, den Weg nach der Rue Tiquetonne ein.

Auf dem ganzen Marsche hörte man dumpfes Murmeln und entfernte Drohungen. Aber bei dem Anblicke des Offiziers mit dem so militärischen Wesen, bei dem Anblick des mächtigen Schwertes, das von der Quaste gehalten an seinem Faustgelenke hing, zog man sich beständig zurück und es wurde kein ernsthafter Versuch gegen die zwei Reiter gemacht.

Man kam also ohne einen Unfall nach dem Gasthofe zur Rehziege.

Die schöne Madeleine meldete d'Artagnan, Planchet wäre mit Mousqueton zurückgekommen, welcher heldenmütig das Ausziehen der Kugel ertragen hätte und sich so wohl befände, als

es bei seinem Zustande nur immer möglich wäre.

D'Artagnan befahl nun, Planchet zu rufen, aber so oft man ihn auch rief, Planchet erschien nicht: er war verschwunden.

»Dann bringt Wein«, sagte d'Artagnan.

Als man den Wein gebracht hatte und d'Artagnan mit Raoul allein war, sagte er zu diesem, ihm in seine beiden Augen schauend:

»Nicht wahr, Ihr seid sehr zufrieden mit Euch?«

»Ja«, erwiderte Raoul, »es scheint mir, ich habe meine Pflicht getan,; verteidigte ich nicht den König?«

»Und wer hieß Euch den König verteidigen?«

»Der Herr Graf de la Fère selbst.«

»Ja, den König; aber Ihr habt heute nicht den König, sondern Mazarin verteidigt, was nicht dasselbe ist.«

»Mein Herr . . . «

»Ihr habt eine große Ungeschicklichkeit begangen, junger Mann, Ihr habt Euch in Dinge gemischt, die Euch nichts angehen.«

»Doch Ihr selbst . . . «

»O! ich, das ist etwas Anderes, ich habe die Befehle meines Kapitäns zu befolgen. Euer Kapitän ist der Herr Prinz, versteht Ihr wohl, Ihr habt keinen andern! Seht mir einmal diesen schlimmen Kopf, der sich zum Mazariner macht und Broussel verhaften will. Schnauft wenigstens nicht hiervon, denn der Herr Graf de la Fère würde wütend.«

»Ihr glaubt, der Herr Graf de la Fère würde sich über mich ärgern?«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es gewiß, sonst würde ich Euch danken, denn Ihr habt am Ende für uns gearbeitet. Ich zanke Euch auch in seinem Namen und an seiner Stelle: seid überzeugt, der Sturm wird sanfter sein. Übrigens, mein liebes Kind«, fuhr d'Artagnan fort, »mache ich Gebrauch von dem Rechte, das mir Euer Vormund eingeräumt hat.«

»Ich verstehe Euch nicht, Herr«, versetzte Raoul.

D'Artagnan stand auf, ging zu seinem Sekretär, nahm einen Brief und bot ihn Raoul.

Sobald Raoul das Papier durchlaufen hatte, trübten sich seine Blicke.

»O mein Gott«, sagte er, seine schönen, tränenfeuchten Augen zu d'Artagnan aufschlagend, »der Herr Graf hat also Paris verlassen, ohne mich zu sehen?«

»Er ist vor vier Tagen abgereist«, sprach d'Artagnan.

»Sein Brief scheint eine Todesgefahr für ihn anzudeuten?«

Was die Todesgefahr betrifft, seid ruhig. Nein, er reist in einer besonderen Angelegenheit und wird bald zurückkommen. Es widerstrebt Euch nicht, mich einstweilen als Vormund anzunehmen?«

»Gewiß nicht, Herr d'Artagnan«, erwiderte Raoul; Ihr seid ein so braver Mann, und der Herr Graf de la Fère liebt Euch so sehr.«

»Ei, mein Gott, liebt mich auch, ich werde Euch nicht sehr plagen, aber unter der Bedingung, daß Ihr Frondeur seid, mein junger Freund, und zwar sehr Frondeur.«

»Kann ich fortwährend Frau von Chevreuse besuchen?«

»Ei, mein Gott, ja! und den Herrn Coadjutor auch, und eben so Frau von Longueville. Und wenn der gute Rat Broussel da wäre, zu dessen Verhaftung Ihr so unbesonnen beigetragen habt, so würde ich Euch sagen: Entschuldigt Euch rasch bei Herrn Broussel und küßt ihn auf beide Wangen.«

»Gut, ich werde Euch gehorchen, obgleich ich Euch nicht verstehe.«

»Es ist nicht nötig, daß Ihr mich versteht. Halt!« rief d'Artagnan, sich nach der Türe, welche man eben öffnete, wendend, »hier kommt Herr du Vallon mit ganz zerrissenen Kleidern.«

»Ja«, sprach Porthos, von Schweiß triefend und ganz mit Staub überzogen, »für die zerrissenen Kleider habe ich viele Häute zerrissen. Wollten mir diese Lumpenkerle nicht mein Schwert nehmen? Pest! was für eine Volksbewegung!« fügte der Riese mit seiner ruhigen Miene bei. »Aber ich habe wenigstens zwanzig mit dem Knopfe von Balizarde tot geschlagen. Gebt mir einen Tropfen Wein, d'Artagnan.«

»O, ich kenne Euch«, sprach der Gascogner, das Glas von Porthos bis an den Rand füllend; »doch, wenn Ihr getrunken habt, sagt mir Eure Meinung.«

Porthos leerte das Glas auf einen Zug. Als er es auf den Tisch gestellt und seinen Schnurrbart ausgesaugt hatte, fragte er:

»Worüber?«

»Hier ist Herr von Bragelonne, welcher mit aller Gewalt bei der Verhaftung von Broussel helfen wollte, und den ich nur mit großer Mühe von der Verteidigung von Herrn von Comminges abhalten konnte.«

»Teufel!« versetzte Porthos, »was würde der Vormund gesagt haben, wenn er es erfahren hätte!«

»Seht Ihr!« rief d'Artagnan, »seid Frondeur, mein Freund, und bedenkt, daß ich in jeder Beziehung die Stelle des Herrn Grafen einnehme.«

Und er ließ seine Börse klingen.

Dann sich gegen seinen Gefährten umwendend, sprach er:

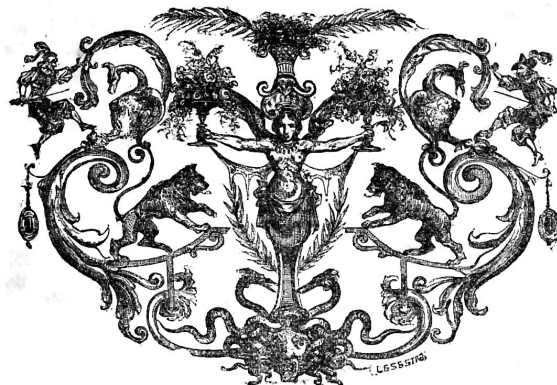
»Kommt Ihr mit, Porthos?«

»Wohin?« fragte Porthos, sich ein zweites Glas Wein eingießend.

Wir wollen dem Kardinal unsere Aufwartung machen.«

Porthos leerte das zweite Glas mit derselben Ruhe, mit der er das erste getrunken hatte, nahm seinen Hut und folgte d'Artagnan.

Raoul blieb ganz verblüfft von dem, was er sah, denn d'Artagnan hatte ihm verboten, das Zimmer zu verlassen, ehe diese ganze Aufregung beschwichtigt wäre.



VIII.

Der Bettler von St. Eustache.

Es war von d'Artagnan wohl berechnet, daß er sich nicht unmittelbar in das Palais-Royal begab. Er ließ Comminges Zeit, vor ihm dahin zu gehen und dem Kardinal die großen Dienste zu melden, die er, d'Artagnan, und sein Freund diesen Morgen der Partei der Königin geleistet hatten.

Es wurden auch Beide auf die schmeichelhafteste Weise von Mazarin aufgenommen, der ihnen viele Komplimente machte und ankündigte, jeder von ihnen wäre auf dem halben Wege dessen, was er wünschte, angelangt, d. h. d'Artagnan auf dem halben Wege seiner Kapitänschaft und Porthos auf dem seiner Baronie.

D'Artagnan wäre Geld lieber gewesen als Alles dies; denn er wußte, daß Mazarin leicht versprach, und sehr schwer hielt. Er schätzte folglich die Versprechungen des Kardinals wie taube Nüsse, schien aber darum in Gegenwart von Porthos, den er nicht entmutigen wollte, nicht, minder zufrieden.

Während die zwei Freunde bei dem Kardinal waren, ließ sie die Königin rufen. Mazarin dachte, es wäre ein Mittel, den Eifer seiner zwei Verteidiger zu verdoppeln, wenn er ihnen die Danksagung der Königin selbst verschaffen würde. Er bedeutete ihnen durch ein Zeichen, sie möchten folgen. D'Artagnan und Porthos zeigten dem Kardinal ihre bestaubten und zerrissenen Kleider, aber der Kardinal schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Diese Kleider sind mehr wert, als die meisten der Höflinge, welche Ihr bei der Königin finden werdet, denn es sind Schlachtgewänder.«

Der Hof der Königin Anna von Österreich war zahlreich und voll freudigen Geräusches: denn nachdem man einen Sieg über den Spanier davon getragen hatte, war man nun auch siegreich aus einem Kampfe mit dem Volke hervorgegangen. Broussel war ohne Widerstand aus Paris geführt worden und mußte in diesem Augenblick im Gefängnis von Saint-Germain sein, und Blancmesnil, den man ebenfalls verhaftet hatte, was jedoch ohne

Lärmen und Schwierigkeit ausgeführt wurde, war im Schlosse von Vincennes eingekerkert.

Comminges war bei der Königin, welche ihn über die Einzelheiten der Ausführung seines Auftrags befragte, und Jeder horchte auf seine Erzählung, als er an der Türe hinter dem eintretenden Kardinal d'Artagnan und Porthos erblickte.

»Ei, Madame«, sagte er, auf d'Artagnan zulaufend, »hier ist Einer, der Euch das besser als ich erzählen kann, denn er ist mein Retter. Ohne ihn wäre ich ohne Zweifel in den Netzen von Saint-Cloud gefangen, denn es handelte sich um Nichts Geringeres, als mich in den Fluß zu werfen. Sprecht, d'Artagnan, sprecht!«

Seit d'Artagnan Lieutenant bei den Musketieren war, hatte er sich wohl hundertmal in demselben Gemache mit der Königin befunden, aber nie hatte diese mit ihm gesprochen.

»Wie, Herr, nachdem ihr mir einen solchen Dienst geleistet habt, schweigt Ihr?« sprach Anna von Österreich.

»Madame«, antwortete d'Artagnan, »ich habe nichts zu sagen, wenn nicht, daß mein Leben dem Dienste Eurer Majestät gehört, und daß ich nur an dem Tage glücklich sein werde, an welchem ich es für sie verliere.«

»Ich weiß das, mein Herr, ich weiß das«, versetzte die Königin, »und zwar seit geraumer Zeit. Ich bin auch entzückt, daß ich Euch dieses öffentliche Zeichen meiner Ächtung und Dankbarkeit geben kann.«

»Erlaubt, Madame, daß ich einen Teil auf meinen Freund einen ehemaligen Musketier von der Compagnie von Treville, übertrage«, sprach d'Artagnan mit einem besonderen Nachdruck auf die letzten Worte, »auf einen Mann, der Wunder getan hat«, fügte er bei.

»Der Name dieses Herrn?«

»Bei den Musketieren«, antwortete d'Artagnan, »nannte er sich Porthos (die Königin bebte); aber sein wahrer Name ist Chevalier du Vallon.«

»De Bracieux de Pierrefonds«, fügte Porthos bei.

»Diese Namen sind zu zahlreich, als daß ich mich derselben insgesamt erinnern sollte, und ich will mich nur des ersten erinnern«, sprach die Königin huldreich.

Porthos verbeugte sich.

D'Artagnan machte zwei Schritte rückwärts.

In diesem Augenblick meldete man den Coadjutor.

Man hörte nur einen Schrei des Erstaunens in der königlichen Versammlung. Obgleich der Herr Coadjutor am Morgen gepredigt hatte, so wußte man doch, daß er sich stark auf die Seite der Fronde neigte, und als Mazarin den Erzbischof von Paris ersuchte, seinen Neffen predigen zu lassen, hatte er offenbar die Absicht, Herrn von Retz einen von den Streichen auf italienische Weise beizubringen, die ihn so sehr ergötzten.

Der Coadjutor hatte, als er Notre-Dame verließ, das Ereignis erfahren. Obgleich gewissermaßen mit den Hauptfrondeurs in Verbindung, war er dies doch nicht so sehr, daß er sich nicht zurückziehen konnte, wenn der Hof ihm die Vorteile bot, nach denen er strebte, und wozu die Coadjutorschaft nur der Weg war. Herr von Retz wollte Erzbischof an der Stelle seines Oheims und Kardinal wie Mazarin werden. Die Volkspartei konnte ihm aber nur schwer diese rein königliche Gunst bewilligen. Er begab sich also in den Palast, um der Königin seinen Glückwunsch zur Schlacht von Lens darzubringen, wobei er zum Voraus entschlossen war, für oder gegen den Hof zu handeln, je nachdem sein Glückwunsch gut oder schlecht aufgenommen würde.

Der Coadjutor wurde also gemeldet. Er trat ein, und bei seinem Anblick verdoppelte dieser ganze triumphierende Hof seine Neugierde, um die Worte von Herrn von Retz zu hören.

Der Coadjutor hatte für sich allein ungefähr so viel Geist, als diejenigen, welche hier versammelt waren, um seiner zu spotten. Seine Rede war auch so vollkommen geschickt abgefaßt, daß, so große Lust die Anwesenden auch hatten, darüber zu lachen, sich doch hierzu keine Gelegenheit fand. Er schloß mit den Worten, er stelle seine geringen Kräfte ganz allein dem Dienste Ihrer Majestät anheim.



FIG. J. GAYE.

D'Artagnan und die Königin.

Die Königin schien an der Rede des Coadjutors, so lange sie dauerte, viel Geschmack zu finden. Als dieselbe aber mit dieser Phrase endigte, welche allein zu Spöttereien Anlaß gab, wandte sich Anna um und kündigte mit einem auf ihre Günstlinge abgeschossenen Blick diesen an, sie gebe ihnen den Coadjutor Preis. Die Witzlinge des Hofes warfen sich auch sogleich auf das Feld der Mystifikation. Nogent-Baudin, der Possenreißer des Hauses, rief, die Königin wäre sehr glücklich, in einem solchen Augenblick die Unterstützung der Religion zu finden.

Alle Anwesenden brachen in ein Gelächter aus.

Der Herzog von Villeroy sagte, er begreife nicht, wie man einen Augenblick hätte fürchten können, da man zur Verteidigung des Hofes gegen das Parlament und die Bürger von Paris den Herrn Coadjutor hätte, der mit einem Zeichen eine Armee von Pfarrern, Türstehern und Meßnern auf die Beine bringen könnte.

Der Marschall de la Meilleraie fügte bei, vorkommenden Falles, wenn man handgemein würde und der Herr Coadjutor losfeuern sollte, wäre es ihm nur leid, daß der Herr Coadjutor im Treffen nicht an einem roten Hute erkannt werden könnte, wie man Heinrich IV. an seiner weißen Feder in der Schlacht bei Ivry erkannt habe.

Gondy blieb vor diesem Sturme, der für die Spötter tödlich werden konnte, ruhig und ernst. Die Königin fragte ihn, ob er der schönen Rede, die er ihr so eben gehalten, etwas beizufügen hätte.

»Ja, Madame«, sprach der Coadjutor, »ich habe Euch zu bitten, Ihr möget es zweimal bedenken, ehe Ihr den Bürgerkrieg in das Königreich bringt.«

Die Königin wandte ihm den Rücken zu und das Gelächter sang wieder an.

Der Coadjutor verbeugte sich und entfernte sich aus dem Palaste, indem er dem Kardinal, als er ihn anschaute, einen von den Blicken zuwarf, die man unter Todfeinden Wohl versteht. Dieser Blick war so geschärft, daß er Mazarin bis in das Herz drang, und daß dieser, wohl fühlend, es wäre eine Kriegserklärung, d'Artagnan beim Arme nahm und zu ihm sagte:

»Nicht wahr, mein Herr, Ihr würdet bei Gelegenheit den Mann, der so eben weggegangen ist, wiedererkennen?«

»Ja, Monseigneur.«

Dann sich gegen Porthos umwendend, fügte er bei:

»Teufel, die Sache wird ärgerlich. Ich liebe die Streitigkeiten unter Männern der Kirche nicht.«

Gondy entfernte sich, Segen auf seinem Wege ausspendend, wobei er sich das boshafte Vergnügen verschaffte, sogar die Diener seiner Feinde auf die Kniee fallen zu machen.

»Oh«, murmelte er, als er über die Schwelle des Palastes schritt, »undankbarer Hof! treuloser Hof! ich werde dich morgen

lachen lehren, aber auf einer andern Tonart!«

Während man jedoch am Hofe von Freude übersprudelte, um die Heiterkeit der Königin zu steigern, verlor Mazarin, ein Mann von Verstand, der die ganze Vorhersehung der Furcht besaß, seine Zeit nicht mit leeren und gefährlichen Späßen. Er entfernte sich hinter dem Coadjutor, sicherte seine Rechnungen, schloß sein Gold ein und ließ durch vertraute Arbeiter Verstecke in den Wänden anbringen.

Als der Coadjutor in seine Wohnung zurückkehrte, erfuhr er, es wäre nach seinem Abgange ein junger Mann gekommen und derselbe warte auf ihn. Er fragte nach dem Namen dieses jungen Mannes und zitterte vor Freude? als er hörte, er hieße Louvières.

Sogleich lief er nach seinem Kabinett, der Sohn von Broussel war wirklich noch ganz wütend und ganz blutend von seinem Kampfe gegen die Leute des Königs da. Die einzige Vorsichtsmaßregel, die er genommen hatte, um in den Palast zu gelangen, bestand darin, daß er seine Büchse bei einem Freunde niederlegte.

Der Coadjutor ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der junge Mann schaute ihn an, als wollte er im Grunde seines Herzens lesen.

»Mein lieber Herr Louvières«, sagte der Coadjutor, »glaubt mir, ich nehme innigen Anteil an dem Unglück, das Euch widerfahren ist.«

»Ist es wahr und sprecht Ihr im Ernste?« fragte Louvières.

»Aus dem Grunde meines Herzens«, sagte Gondy.

»Dann ist die Zeit der Worte vorüber, Monseigneur, und die Stunde des Handelns hat geschlagen. Wenn Ihr wollt, Monseigneur, ist mein Vater in drei Tagen aus dem Gefängnis und in sechs Monaten seid Ihr Kardinal.«

Der Coadjutor zitterte.

»Wir wollen frei sprechen und ein offenes Spiel spielen«, sagte Louvières. »Man spendet nicht für dreißigtausend Livres Almosen, wie Ihr es seit sechs Monaten gemacht habt, aus reiner christlicher Liebe; das wäre zu schön. Ihr seid ehrgeizig und das ist ganz einfach: Ihr seid ein Mann von Genie und fühlt Euren Wert. Ich hasse den Hof und habe in diesem Augenblick nur einen

Wunsch: die Rache. Gebt uns die Geistlichkeit und das Volk, worüber Ihr verfügt, ich gebe Euch die Bürgerschaft und das Parlament. Mit diesen vier Elementen gehört Paris in acht Tagen uns, und glaubt mir, Herr Coadjutor, der Hof gibt aus Furcht, was er aus Wohlwollen nie geben würde.«

Der Coadjutor schaute Louvières ebenfalls mit seinem durchdringenden Auge an und versetzte:

»Aber Herr Louvières, wißt Ihr, daß Ihr mir da ganz einfach den Bürgerkrieg vorschlagt!«

»Ihr bereitet ihn seil so geraumer Zeit vor, Monseigneur, daß er Euch willkommen sein muß.«

»Gleichviel«, sprach der Coadjutor, »Ihr begreift, daß diese Sache Überlegung fordert.«

»Wie viel Stunden verlangt Ihr zum Überlegen?«

»Zwölf, mein Herr, ist das zu viel?«

»Es ist Mittag, um Mitternacht bin ich bei Euch.«

»Wäre ich nicht zurückgekehrt, so wartet auf mich.«

»Gut, um Mitternacht, Monseigneur.«

»Um Mitternacht, mein lieber Herr Louvières.«

Als Gondy allein war, berief er alle Geistliche zu sich, mit denen er in Verbindung stand. Zwei Stunden nachher hatte er dreißig Pfarrer von den volkreichsten und unruhigsten Kirchspielen von Paris versammelt.

Gondy erzählte ihnen die Beleidigung, die ihm im Palais-Royal widerfahren war, und sprach von den Spöttereien des Herzogs von Villeroy, des Marschalls de la Meilleraie und von Baudin. Die Geistlichen fragten ihn, was zu tun wäre.

»Das ist ganz einfach«, antwortete der Coadjutor. »Ihr leitet die Gewissen: untergrabt das elende Vorurteil der Furcht und Achtung vor dem König, lehrt Eure Beichtkinder, die Königin sei eine Tyrannin, und wiederholt so kräftig, damit es Jeder wisse, Alles Unglück von Frankreich rühre von Mazarin, ihrem Liebhaber und Verderber, her. Beginnt das Werk heute, auf der Stelle und in drei Tagen erwarte ich von Euch das gewünschte Resultat. Hat übrigens Einer von Euch mir einen guten Rat zu geben, so bleibe er hier und ich werde ihn mit Vergnügen anhören.«

Drei Pfarrer blieben, der von Saint-Mery, der von Saint-Sulpice

und der von Saint-Eustache.

Die andern entfernten sich.

»Ihr glaubt mich also wirksamer unterstützen zu können, als Eure Amtsgenossen?« fragte Gondy.

»Wir hoffen es«, erwiderten die Pfarrer.

»Laßt hören, Herr Pfarrer von Saint-Mery. Fangt an.«

»Monseigneur, ich habe in meinem Quartiere einen Menschen, der Euch von dem größten Nutzen sein könnte.«

»Wer ist dieser Mensch?«

»Ein Kaufmann aus der Rue des Lombards, der den mächtigsten Einfluß auf das Treiben seines Quartiers ausübt.«

»Wie heißt er?«

»Es ist ein gewisser Planchet. Er hat vor ungefähr sechs Wochen ganz allein einen Aufruhr gemacht. In Folge dieses Aufruhrs aber ist er, da man ihn suchte, um ihn zu hängen, verschwunden.«

»Werdet Ihr ihn wiederfinden?«

»Ich hoffe es, denn ich glaube nicht, daß er verhaftet worden ist, und da ich Beichtiger seiner Frau bin, werde ich es Wohl erfahren, wenn sie weiß, wo er ist.«

»Gut, mein lieber Herr Pfarrer. Sucht mir diesen Mann und bringt ihn Hierher, wenn Ihr ihn findet.«

»Um welche Stunde, Monseigneur?«

»Um sechs Uhr. Wollt Ihr?«

»Wir werden um sechs Uhr bei Euch sein, Monseigneur.«

»Geht, mein lieber Pfarrer, geht, und Gott stehe Euch bei.«

Der Pfarrer entfernte sich.

»Und Ihr, mein Herr?« sagte Gondy, sich zu dem Pfarrer von Saint-Sulpice umwendend.

»Ich, Monseigneur, ich«, erwiderte dieser, »ich kenne einen Mann, der einem bei dem Volke sehr beliebten Prinzen große Dienste geleistet hat. Er würde einen vortrefflichen Anführer von Empörungen geben, und ich kann ihn zu Eurer Verfügung stellen.«

»Wie heißt dieser Mann?«

»Herr Graf von Rochefort.«

»Ich kenne ihn. Leider ist er nicht in Paris.«
»Monseigneur, er ist in der Rue Cassele.«
»Seit wann?«
»Bereits seit drei Tagen.«
»Und warum hat er mich nicht besucht?«
»Man sagte ihm, . . . Monseigneur wird mir vergeben . . . «
»Allerdings, sprecht!«
»Monseigneur wäre im Begriffe, mit dem Hofe zu unterhandeln.«

Gondy biß sich in die Lippen.

»Man hat ihn getäuscht. Bringt ihn mir um acht Uhr, Herr Pfarrer, und Gott segne Euch, wie ich Euch segne.«

Der Pfarrer verbeugte sich und ging ab.

»Nun ist die Reihe an Euch, mein Herr«, sagte der Coadjutor und wandte sich zu dem letzten Zurückbleibenden um. »Habt Ihr mir auch etwas anzubieten, wie die zwei Herren, die uns verlassen?«

»Etwas Besseres, Monseigneur.«

»Teufel! gebt wohl Acht, daß Ihr da nicht eine furchtbare Verbindlichkeit übernehmt: der Eine hat mir einen Kaufmann' angeboten, der Andere bietet mir einen Grafen an, Ihr wollt mir also einen Prinzen anbieten?«

»Ich biete Euch einen Bettler, Monseigneur.«

»Ah, ah«, sprach Gondy nachdenkend, »Ihr habt Recht, Herr Pfarrer, ein Mensch, der diese ganze Legion von armen Teufeln, welche in den Sackgassen von Paris zusammen gescharrt sind, zum Aufruhr brächte und sie so laut, daß es ganz Frankreich hören müßte, schreien machen würde, Mazarin habe sie an den Bettelstab gebracht . . . «

»Ich habe gerade Euren Mann!«

»Bravo! und wer ist dieser Mann?«

»Ein einfacher Bettler, wie ich Euch sagte, Monseigneur, ein Mensch, der, Weihwasser reichend, seit ungefähr sechs Jahren auf den Stufen der Saint Eustache-Kirche Almosen fordert.«

»Und Ihr sagt, er übe einen großen Einfluß auf seines Gleichen aus?«

»Weiß Monseigneur, daß die Bettlerei ein organisierter Körper, eine Art von Bund derjenigen, welche nichts besitzen, gegen diejenigen, welche etwas besitzen, ist, ein Bund, zu welchem jeder seinen Teil beiträgt und der unter einem Haupte steht?«

»Ja, ich habe hiervon sprechen hören.«

»Der Mensch, welchen ich Euch biete, ist General-Syndicus.«

»Und was wißt Ihr von diesem Menschen?«

»Nichts, Monseigneur, wenn nicht, daß er mir von Gewissensbissen geplagt zu sein scheint.«

»Was macht Euch dies glauben?«

»Immer am 28. jedes Monats läßt er mich eine Messe für die Ruhe einer Person lesen, welche eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Gestern erst habe ich diese Messe gelesen.«

»Und er nennt sich?«

»Maillard, aber ich glaube nicht, daß dies sein wahrer Name ist.«

»Meint Ihr, wir werden ihn zu dieser Stunde auf seinem Posten treffen?«

»Ganz gewiß.«

»Wir wollen Euren Bettler aufsuchen, Herr Pfarrer, und wenn er ist, wie Ihr sagt, so habt Ihr allerdings den wahren Schatz gefunden.«

Gondy legte eine Reitertracht an, setzte einen breitkrämpigen Hut mit einer roten Feder auf den Kopf, gürtete ein langes Schwert um, schnallte die Sporen an seine Stiefeln, hüllte sich in einen weiten Mantel und folgte dem Pfarrer.

Der Coadjutor und sein Gefährte durchzogen alle Straßen, welche den erzbischöflichen Palast von der Saint-Eustache-Kirche trennten, und erforschten dabei sorgfältig die Stimmung des Volkes. Das Volk war in Bewegung, schien aber, wie ein Schwarm wild gemachter Bienen, nicht zu wissen, wo es niederfallen sollte, und es war klar, daß, wenn man nicht Führer für die Masse finden würde, Alles mit einem Gesumme ablaufen müßte.

Als man in die Rue des Prouvaires gelangte, streckte der Pfarrer die Hand nach dem Vorhofe der Kirche aus und sagte:

»Seht, dort ist er auf seinem Posten.«

Gondy schaute in der angegebenen Richtung und erblickte einen Armen, welcher mit dem Rücken an ein Gesimse gelehnt auf einem Stuhle saß; er hatte einen kleinen Eimer in seiner Nahe und hielt einen Sprengwedel in der Hand.

»Hat er ein Privilegium, sich hier aufzuhalten?« fragte Gondy.

»Nein, Monseigneur«, antwortete der Pfarrer; »er hat seinem Vorgänger diesen Platz eines Weihwassergebers abgekauft.«

»Abgekauft?«

»Ja, solche Plätze werden verkauft; ich glaube, daß dieser für den seinigen hundert Pistolen bezahlt hat.«

»Der Bursche ist also reich?«

»Manche von diesen Leuten hinterlassen oft bei ihrem Tode zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig tausend Livres und noch mehr.«

»Hm!« versetzte Gondy lachend, »ich glaubte nicht, daß ich meine Almosen so gut anbringen würde.«

Man näherte sich indessen dem Vorhofe; in dem Augenblick, wo der Pfarrer und der Coadjutor den Fuß auf die erste Stufe der Kirche setzten, erhob sich der Bettler und überreichte seinen Sprengwedel.

Es war ein Mensch von sechsundsechzig bis achtundsechzig Jahren, klein, ziemlich dick, mit grauen Haaren und falben Augen. Auf seinem Antlitz war der Kampf zweier entgegengesetzter Prinzipien zu lesen . . . eine schlechte Natur, gezähmt durch den Willen, vielleicht durch die Reue.

Als er den Mann erblickte, der den Pfarrer begleitete, bebte er leicht und schaute ihn mit erstaunter Miene an.

Der Coadjutor und der Pfarrer berührten den Sprengwedel mit den Fingerspitzen und machten das Zeichen des Kreuzes; der Coadjutor warf ein Geldstück in den auf dem Boden stehenden Hut.

»Maillard«, sagte der Pfarrer, dieser Herr und ich sind gekommen, um einen Augenblick mit Euch zu sprechen.«

»Mit mir?« sagte der Bettler, »das ist eine große Ehre für einen armen Weihwassergeber.«

In dem Tone des Bettlers lag ein Ausdruck von Ironie, den er nicht zu beherrschen wußte, und worüber der Coadjutor sich wunderte.

»Ja.« fuhr der Geistliche fort, der an diesen Ton gewöhnt zu sein schien, »ja, wir wünschten zu wissen, was Ihr von den Ereignissen des Tages denkt, und was Ihr von den Personen habt sagen hören, welche in der Kirche ein- und ausgehen.«

Der Bettler schüttelte den Kopf.

»Das sind traurige Ereignisse, Herr Pfarrer, welche, wie beinahe immer, auf das arme Volk zurückfallen. In Beziehung auf das, was man spricht, darf ich wohl behaupten, daß Jedermann unzufrieden ist, daß Jedermann klagt, aber wer sagt Jedermann, sagt Niemand.«

»Erklärt Euch, mein Freund«, sprach der Coadjutor.

»Ich behaupte, alles dieses Geschrei, alle diese Klagen, alle diese Verwünschungen werden einen Sturm und Blitze hervorbringen, und nichts weiter; das Gewitter wird aber nur treffen, wenn es einen Führer hat, der es zu lenken weiß.«

»Mein Freund«, sagte der Coadjutor, »Ihr scheint mir ein gewandter Mensch zu sein; wäret Ihr geneigt, Euch in einen kleinen Bürgerkrieg zu mischen, falls wir einen hätten, und zur Verfügung dieses Führers, wenn wir einen fänden, Eure persönliche Macht und den Einfluß zu stellen, den Ihr über Eure Kameraden erlangt habt?«

»Ja, mein Herr, vorausgesetzt, daß dieser Krieg von der Kirche gebilligt würde, und mich folglich zu dem Ziele führen könnte, das ich zu erreichen strebe, nämlich zu der Erlassung meiner Sünden.«

»Dieser Krieg würde nicht nur von der Kirche gebilligt, sondern auch von ihr geleitet. Was die Vergebung Eurer Sünden betrifft, so haben wir den Herrn Erzbischof von Paris, dem von Rom große Vorrechte bewilligt worden sind, und auch den Herrn Coadjutor, welcher besondere Indulgenzen besitzt; wir werden Euch demselben empfehlen.«

»Bedenkt, Maillard, daß ich Euch diesem Herrn, welcher allmächtig ist, empfohlen und mich gleichsam für Euch verbürgt habe.«

»Ich weiß, Herr Pfarrer«, erwiderte der Bettler, »daß Ihr immer sehr gut gegen mich gewesen seid; ich bin auch meinerseits ganz geneigt, Euch jeden Gefallen zu erweisen.«

»Haltet Ihr die Gewalt, die Ihr über Eure Genossen ausübt, für so groß, als mir der Herr Pfarrer so eben gesagt hat?«

»Ich glaube, daß sie eine gewisse Achtung vor mir haben«, erwiderte der Bettler stolz, »und daß sie nicht nur Alles tun werden, was ich ihnen befehle, sondern auch, daß sie mir überallhin folgen, wohin ich gehe.«

»Könnt Ihr mir für fünfhundert entschlossene Männer, gute, müßige Menschen, kräftige Kreischer stehen, welche im Stande sind, mit ihrem Geschrei: »Nieder mit Mazarin«, die Mauern des Palais-Royal umzustürzen, wie einst die von Jericho einstürzten?«

»Ich glaube, daß ich mit noch schwierigeren und wichtigeren Dingen beauftragt werden kann.«

»Ah! ah! Ihr würdet es also übernehmen, in einer Nacht ein Dutzend Barrikaden zu machen?«

»Ich übernehme es, fünfzig zu machen und sie, wenn der Tag käme, zu verteidigen.«

»Bei Gott«, sagte Gondy, »Ihr sprecht mit einer Sicherheit, die mir Freude macht, und da der Herr Pfarrer für Euch bürgt . . . «

»Ich verbürge mich«, versetzte der Pfarrer.

»Dieser Sack enthält fünfhundert und fünfzig Pistolen in Gold; trifft also Eure Anstalten und sagt mir, wo ich Euch diesen Abend um zehn Uhr finden kann.«

»Es müßte eine hohe Stelle sein, von wo aus man ein Signal geben könnte, das in allen Quartieren von Paris gesehen würde.«

»Soll ich Euch ein Wort an den Vikar von Saint-Jacques-la-Boucherie geben? Er wird Euch in ein Zimmer des Turmes führen«, sagte der Pfarrer.

»Vortrefflich«, erwiderte der Bettler.

»Diesen Abend also um zehn Uhr«, sprach der Coadjutor; bin ich mit Euch zufrieden, so möget Ihr über einen andern Sack von fünfhundert Pistolen verfügen.«

Die Augen des Bettlers glänzten vor Gierde, aber er drängte diese Bewegung zurück und antwortete:

»Diesen Abend, mein Herr; es wird Alles bereit sein.«

Und er trug seinen Stuhl in die Kirche zurück, stellte seinen Eimer und den Sprengwedel zu dem Stuhle, nahm Weihwasser aus dem Weihkessel, als ob er kein Zutrauen zu dem seinigen

hätte, und verließ die Kirche.



IX.

Der Turm Saint-Jacques-la-Boucherie.

Um drei Viertel auf sechs Uhr hatte Herr von Gondy alle seine Gänge gemacht und war in den erzbischöflichen Palast zurückgekehrt.

Um sechs Uhr meldete man den Pfarrer von Saint-Mery.

Der Coadjutor sah lebhaft in das Vorzimmer und bemerkte, daß ihm ein anderer Mann folgte.

»Laßt ihn eintreten«, sprach er.

Der Pfarrer trat ein und Planchet mit ihm.

»Monseigneur«, sagte der Pfarrer von Saint-Mery. »hier ist die Person, von der ich mit Euch zu sprechen die Ehre gehabt habe.«

Planchet grüßte mit der Miene eines Menschen, welcher gute Häuser besucht hat.

»Seid Ihr geneigt, der Sache des Volkes zu dienen?« fragte Gondy.

»Ich glaube wohl«, antwortete Planchet; »ich nenne mich von ganzer Seele Frondeur. Ich bin, so wie Ihr mich seht, zum Strange verurteilt.«

»Aus welchem Anlasse?«

»Ich habe den Händen der Sergenten von Mazarin einen edlen Herrn entrissen, den sie nach der Bastille zurückführten, wo er seit fünf Jahren saß.«

»Er heißt?«

»Ah! Monseigneur kennt ihn Wohl: den Grafen von Rochefort.«

»In der Tat, ja«, versetzte der Coadjutor, »ich habe von dieser Geschichte sprechen Hören; Ihr brachtet das ganze Quartier in Aufruhr, wie man mir erzählte.«

»So ungefähr«, sagte Planchet mit selbstzufriedener Miene.

»Und Ihr seid Eures Standes?«

»Zuckerbäcker in der Rue des Lombards.«

»Erklärt mir, wie es kommt, daß Ihr bei einem so friedlichen Gewerbe so kriegerische Neigungen habt?«

»Wie kommt es, daß mich Monseigneur, der der Kirche angehört, in Reitertracht, den Degen an der Seite und die Sporen an den Stiefeln empfängt?«

»Meiner Treue, nicht schlecht geantwortet«, sagte Gondy lachend, »aber Ihr wißt, daß ich trotz meines Nebenschlages stets kriegerische Neigungen gehabt habe.«

»Wohl, Monseigneur, ehe ich Conditor wurde, war ich drei Jahre Sergent im Regiment Piemont, und ehe ich drei Jahre Sergent im Regiment Piemont wurde, hatte ich achtzehn Monate als Lackei bei Herrn d'Artagnan gedient.«

»Bei dem Lieutenant der Musketiere?« fragte Gondy.

»Bei demselben.«

»Aber man sagt, er sei ein wütender Mazariner?«

»Er hat Recht!«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Nichts, Monseigneur; Herr d'Artagnan ist im Dienste; Herr d'Artagnan folgt seinem Berufe, wenn er Mazarin verteidigt, der ihn bezahlt, wie wir Bürger dem unsrigen folgen, wenn wir Mazarin angreifen, der uns bestiehlt.«

»Ihr seid ein gescheiter Bursche, mein Freund; kann man auf Euch zählen?«

»Ich glaubte, der Herr Pfarrer hätte sich für mich verbürgt?«

»Allerdings, aber ich wünschte, diese Versicherung aus Eurem Munde zu vernehmen.«

»Ihr könnt auf mich zählen, Monseigneur, vorausgesetzt, daß es sich um eine Umwälzung durch die ganze Stadt handelt.«

»Gerade darum handelt es sich. Wie viel Mann glaubt Ihr diese Nacht zusammenbringen zu können?«

Zwei Hundert Musketen und fünf Hundert Hellebarden.«

»Wäret Ihr geneigt, dem Grafen von Rochefort zu gehorchen?«

Ich würde ihm bis in die Hölle folgen, und das will nicht wenig sagen, denn ich halte ihn für fähig, in dieselbe hinabzusteigen.«

»Bravo!«

»An welchem Zeichen wird man morgen die Freunde von den Feinden unterscheiden können?«

»Jeder Frondeur mag einen Strohknoten an seinem Hute

befestigen.«

»Gut; gebt den Befehl. Die Parole.«

»Braucht Ihr Geld?«

»Geld kann in keiner Sache schaden, Monseigneur; hat man keines, so wird man sich ohne dasselbe durchhelfen, hat man, so werden die Dinge nur rascher und besser gehen.«

Gondy ging an eine Kasse und zog einen Sack daraus hervor.

»Hier sind fünfhundert Pistolen.« sprach er, »und geht die Angelegenheit gut, so zählt morgen auf dieselbe Summe.«

»Ich werde getreulich über dieses Geld Rechenschaft ablegen«, sagte Planchet und nahm den Sack unter den Arm.

»Es ist gut, ich empfehle Euch den Kardinal.«

»Seid unbesorgt, er ist in guten Händen.«

Planchet ging ab, der Pfarrer blieb ein wenig zurück und sagte:

»Seid Ihr zufrieden, Monseigneur?«

»Ja, dieser Mensch hat das Aussehen eines entschlossenen Burschen.«

»Er wird mehr tun, als er versprochen hat.«

»Dann ist es vortrefflich.«

Und der Pfarrer folgte Planchet, der ihn auf der Treppe erwartete. Zehn Minuten nachher meldete man den Pfarrer von Saint-Sulpice.

Sobald die Türe des Kabinetts von Gondy geöffnet wurde, stürzte ein Mann herein; es war der Graf von Rochefort.

»Ihr seid es, mein lieber Graf?« sagte von Gondy ihm die Hand reichend.

»Ihr seid also endlich entschlossen?« versetzte Rochefort.

»Ich bin es immer gewesen«, erwiderte Gondy.

»Sprechen wir nicht weiter hierüber, Ihr sagt es und ich glaube Euch. Wir geben Mazarin einen Ball?«

»Ich hoffe es.«

»Wann soll der Tanz beginnen?«

»Die Einladungen sind für diese Nacht gemacht«, sprach der Coadjutor, »aber die Geiger werden erst morgen früh zu spielen anfangen.«

»Ihr könnt auf mich und auf fünfzig Mann zahlen, die mir der

Chevalier d'Humières versprochen hat, falls ich derselben bedürfen sollte.«

»Auf fünfzig Soldaten?«

»Er macht Rekruten und leiht sie mir; ist das Fest vorüber und es fehlen einige davon, so werde ich sie ersetzen.«

»Gut, mein lieber Rochefort, aber das ist noch nicht Alles.«

»Was gibt es sonst noch?« fragte Rochefort lächelnd.

»Was habt Ihr mit Herrn von Beaufort gemacht?«

»Er ist in der Provinz Vendome, wo er wartet, bis ich ihm schreibe, er möge zurückkommen.«

»Schreibt ihm, es ist Zeit.«

»Ihr seid also Eurer Angelegenheit gewiß?«

»Ja, aber er muß eilen, denn kaum wird das Volk zur Empörung gebracht sein, so haben wir zehn Prinzen für einen, welche sich an die Spitze stellen wollen; zögert er, so findet er den Platz besetzt.«

»Kann ich ihm den Rat in Eurem Auftrage geben?«

»Allerdings.«

»Darf ich ihm sagen, er könne auf Euch zählen?«

»Gewiß.«

»Und Ihr werdet ihm jede Gewalt überlassen? . . . «

»Für den Krieg, ja; was hie Politik betrifft . . . «

»Ihr wißt, daß das nicht seine Stärke ist.«

»Er wird mich nach Belieben um einen Kardinalshut unterhandeln lassen.«

»Ist Euch hieran gelegen?«

»Da man mich zwingt, einen Hut von einer Form zu tragen, die mir nicht gefällt, so verlange ich wenigstens, daß dieser Hut rot sei.«

»Wir wollen nicht über Geschmack und Falben streiten«, versetzte Rochefort lachend; »ich stehe für seine Einwilligung.«

»Und Ihr schreibt ihm noch diesen Abend?«

»Ich tue etwas Besseres, ich schicke ihm einen Boten.«

»In wie viel Tagen kann er hier sein?«

»In fünf.«

»Er mag kommen und wird eine Veränderung finden.«

»Ich wünsche es.«

»Ich büрге Euch dafür.«

»Also?«

»Sammelt Eure fünfzig Mann und haltet Euch bereit.«

»Gibt es ein Vereinigungszeichen?«

»Ein Strohknoten am Hute.«

»Schön. Gott befohlen, Monseigneur.«

»Adieu, mein lieber Rochefort.«

»Ah! Herr Mazarin«, sagte Rochefort, den Pfarrer, welcher nicht Gelegenheit gefunden hatte, bei dem ganzen Gespräche ein Wort anzubringen, mit sich fortziehend, »Ihr werdet sehen, ob ich zu einem Mann der Tätigkeit zu alt bin.«

Es war halb zehn Uhr, der Coadjutor bedurfte einer halben Stunde, um sich von dem erzbischöflichen Palaste nach dem Turme Saint-Jacques-la-Boucherie zu begeben.

Der Coadjutor bemerkte ein Licht an einem der höchsten Fenster des Turmes.

»Gut«, sagte er, »unser Bettler ist an seinem Posten.«

Er klopfte, man öffnete ihm. Der Vikar selbst harrte seiner und führte ihn voranleuchtend bis oben in den Turm; hier angelangt, zeigte er ihm eine kleine Türe, setzte das Licht in eine Ecke der Mauer, damit es der Coadjutor bei seinem Abgange finden könnte, und stieg wieder hinab.

Der Coadjutor klopfte, obgleich der Schlüssel in der Türe stack.

»Herein«, rief eine Stimme, in welcher der Coadjutor die des Bettlers erkannte.

Von Gondy trat ein. Es war wirklich der Weihwassergeber des Vorhofes von Saint-Eustache.

Er wartete auf einem ärmlichen Bette liegend.

Als er den Coadjutor eintreten sah, stand er auf.

Es schlug zehn Uhr.

»Nun«, fragte von Gondy, »hast Du mir Wort gehalten?«

»Nicht ganz.«

»Wie so?«

»Ihr habt fünfhundert Mann von mir gefordert, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun, ich werde zweitausend für Euch haben.«

»Du prahlst nicht?«

»Wollt Ihr einen Beweis?«

»Ja.«

Es waren drei Lichter angezündet, jedes derselben brannte vor einem Fenster; das eine von diesen Fenstern ging nach der Cité, das andere nach dem Palais-Royal, das dritte nach der Rue Saint-Denis.

Der Bettler ging schweigend zu jedem von diesen Lichtern und blies eines nach dem andern aus.

Der Coadjutor befand sich in der Finsternis; das Zimmer wurde nur durch einen unsicheren Strahl des Mondes beleuchtet, welcher durch schwarze Wolken hinzog, deren Enden er mit Silber befranste.

»Was Hast Du gemacht?« sagte der Coadjutor.

»Ich habe das Zeichen gegeben.«

»Welches?«

»Das zu den Barrikaden.«

»Ah! ah!«

»Wenn Ihr von hier weggeht, werdet Ihr meine Leute bei der Arbeit sehen. Nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht an einer Kette stoßt oder in ein Loch fallt und ein Bein brecht.«

»Gut. Hier ist Deine Summe, dieselbe, welche Du bereits empfangen Hast. Bedenke nun, daß Du ein Anführer bist und gehe nicht trinken.«

»Ich habe seit zwanzig Jahren nur Wasser getrunken.«

Der Mann nahm den Sack aus den Händen des Coadjutors, welcher bald den Lärmen hörte, den die in dem Golde wühlenden Finger des Bettlers machten.

»Ah! ah!« sagte der Coadjutor, »Du bist geizig, mein Freund.«

Der Bettler warf den Sack zurück und stieß einen Seufzer aus.

»Werde ich denn immer derselbe sein?« sagte er, »wird es mir denn nie gelingen, den alten Menschen abzustreifen? Oh Elend, oh Eitelkeit!«

»Du nimmst es doch?«

»Ja, aber ich gelobe vor Euch, das, was mir davon übrig bleibt, zu frommen Werken zu verwenden.«

Sein Gesicht war bleich und zusammengezogen, wie das eines Menschen, der einen inneren Kampf ausgestanden hat.

»Seltsamer Mensch!« murmelte Gondy.

Und er nahm seinen Hut, um zu gehen, aber sich umwendend erblickte er den Bettler zwischen der Türe und ihm.

Sein erster Gedanke war, dieser Mensch wolle ihm etwas Schlimmes zufügen.

Bald sah er ihn aber im Gegenteil die Hände falten und auf die Kniee fallen.

»Monseigneur.« sagte der Bettler, ehe Ihr mich verlaßt, gebt mir Euren Segen, ich bitte Euch.«

»Monseigneur!« rief Gondy, »mein Freund, Du hältst mich für einen Andern.«

»Nein, Monseigneur, ich halte Euch für den, der Ihr seid, für den Herrn Coadjutor; ich habe Euch mit dem ersten Blicke erkannt.«

Gondy lächelte und erwiderte:

»Und Du willst meinen Segen?«

»Ja, ich bedarf desselben.«

Der Bettler sprach diese Worte mit einem Tone so großer Demut, so tiefer Reue, daß Gondy seine Hand über ihn ausstreckte und ihm seinen Segen mit aller Salbung gab, welcher er fähig war.

»Nun besteht Gemeinschaft unter uns«, sagte der Coadjutor, »ich habe Dich gesegnet und Du bist mir geheiligt, wie ich es meinerseits für Dich bin. Sprich, Hast Du ein Verbrechen begangen, das die menschliche Gerechtigkeit verfolgt und wobei ich Dich beschützen kann?«

Der Bettler schüttelte den Kopf.

»Das Verbrechen, welches ich begangen habe, Monseigneur, ist nicht Sache der menschlichen Gerechtigkeit, und Ihr könnt mich nur davon befreien, wenn Ihr mich oft segnet, wie Ihr es soeben getan habt.«

»Sei offenherzig«, versetzte der Coadjutor, »Du hast nicht Dein ganzes Leben das Gewerbe getrieben, das Du gegenwärtig

treibst.«

»Nein, Monseigneur, ich treibe es erst seit zehn Jahren.«

»Wo warft Du vorher?«

»In der Bastille.«

»Und ehe Du in-die Bastille kamst?«

»Ich werde es Euch an dem Tage sagen, Monseigneur, wo Ihr mich Beichte hören wollt.«

»Es ist gut. Erinnere Dich, daß ich zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, in der Du Dich bei mir einfindest, bereit bin, Dir die Absolution zu geben.«

»Ich danke«, sagte der Bettler mit dumpfem Tone, »aber ich bin noch nicht bereit, sie zu empfangen.«

»Wohl denn. Gott befohlen.«

»Gott befohlen«, sprach der Bettler, die Türe öffnend und sich vor dem Prälaten verbeugend.

Der Coadjutor nahm das Licht, stieg die Treppe hinab und verließ den Turm träumerisch.

X.

Der Aufstand.

Es war ungefähr elf Uhr Nachts. Gondy hatte keine hundert Schritte in den Straßen von Paris gemacht, als er eine seltsame Veränderung wahrnahm.

Die ganze Stadt schien von phantastischen Wesen bewohnt; man sah schweigsame Schatten, welche die Pflastersteine aufrissen, andere, welche Karren zogen und diese umwarfen, wieder andere, welche Gräben machten, die ganze Reiter-Compagnien, verschlingen konnten. Alle diese so tätigen, rastlos hin und her taufenden, irgend ein unbekanntes Werk verrichtenden Personen waren Bettler, waren Agenten des Weihwassergebers aus dem Vorhofe der Saint-Eustache-Kirche, welche Barrikaden für den andern Tag bereiteten.

Gondy betrachtete diese Männer der Finsternis, diese nächtlichen Arbeiten mit einem gewissen Schrecken; er fragte sich, ob es, nachdem er die unreinen Geschöpfe aus ihren Schlupfwinkeln hervorgerufen, in seiner Gewalt läge, sie wieder dahin zurückzubringen. Wenn sich eines von diesen Wesen ihm näherte, war er bereit, das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Er erreichte die Rue Saint-Honoré und folgte dieser, nach der Rue de la Ferronnerie zuschreitend. Hier änderte sich die Gestalt der Dinge. Kaufleute liefen von Bude zu Bude; die Türen schienen geschlossen wie die Läden, aber sie waren nur angelehnt, so daß sie sich leicht öffneten und wieder zugemacht wurden, sobald die Menschen aus- und einschlüpfen wollten, welche sich zu fürchten schienen, man könnte das, was sie trugen, sehen. Diese Leute waren die Budeninhaber, welche Waffen besaßen und denen, die keine hatten, solche liehen.

Ein Mensch ging gebeugt unter der Last von Schwertern, Büchsen, Musketen, Waffen aller Art von Türe zu Türe und gab diese je nach den Verhältnissen ab. Bei dem Schimmer einer Laterne erkannte der Coadjutor Planchet.



Der Coadjutor.

Der Coadjutor erreichte durch die Rue de la Monnaie den Quai; auf dem Quai standen unbewegliche Gruppen von Männern in schwarzen oder grauen Mänteln, je nachdem sie der hohen oder der niederen Bürgerschaft angehörten, während einzelne Menschen von einer Gruppe zu der andern gingen. Alle diese schwarzen oder grauen Mäntel waren hinten durch das Ende

eines Degens, vorne durch den Lauf einer Büchse oder einer Muskete aufgehoben.

Als der Coadjutor auf den Pont-Neuf kam, fand er diese Brücke bewacht. Ein Mann näherte sich ihm.

»Wer seid Ihr?« fragte dieser Mann, »ich erkenne Euch nicht als einen der Unsern.«

»Ihr erkennt Eure Freunde nicht, mein lieber Herr Louvières«, sprach der Coadjutor, den Hut lüpfend.

Louvières erkannte ihn und verbeugte sich.

Gondy setzte seine Runde fort und ging bis zu der Tour de Nesle hinab. Hier sah er eine lange Reihe von Menschen, welche an den Mauern hinschlüpfen. Man hätte glauben sollen, es wäre eine Prozession von Gespenstern, denn sie hatten sich insgesamt in weiße Mäntel gehüllt. An eine gewisse Stelle gelangt, schienen alle diese Leute hinter einander zu verschwinden, als ob die Erde unter ihren Füßen gewichen wäre. Gondy lehnte sich in eine Ecke und sah sie von dem ersten bis zu dem vorletzten verschwinden. Dieser schlug die Augen ans, ohne Zweifel, um sich zu versichern, daß er und seine Genossen nicht bespät würden, und erblickte Gondy trotz der Dunkelheit. Er ging gerade auf ihn zu und setzte ihm die Pistole auf die Brust.

»Holla! Herr von Rochefort«, sagte Gondy lachend, »keinen Scherz mit Feuerngewehren.«

Rochefort erkannte die Stimme und erwiderte:

»Ah! Ihr seid es, Monseigneur.«

»Ich selbst. Aber was für Menschen führt Ihr da in die Eingeweide der Erde?«

»Meine fünfzig Rekruten vom Chevalier d'Humières. sie sind dazu bestimmt, bei den Chevaurlagers einzutreten, und haben als ganze Equipirung nichts erhalten, als ihre weißen Mantel.«

»Und Ihr geht?«

»Zu einem meiner Freunde, einem Bildhauer; nur steigen wir durch die Falltüre hinab, durch welche er seine Marmorblöcke hinunterläßt.«

»Sehr gut.« sagte Gondy und druckte Rochefort die Hand; dieser stieg nun auch hinab und schloß die Falltüre hinter sich.

Der Coadjutor ging wieder nach Hause. Es war ein Uhr

Morgens. Er öffnete das Fenster und neigte sich hinaus, um zu horchen.

Durch die ganze Stadt herrschte ein seltsames, unerhörtes, unbekanntes Geräusch; man fühlte, daß in allen diesen finsternen Straßen etwas Ungewöhnliches, Furchtbares vorging. Von Zeit zu Zeit hörte man ein dumpfes Tosen, dem eines sich zusammenballenden Sturmes oder einer steigenden Flut ähnlich; aber nichts Klares, nichts Entschiedenes stellte sich vor den Geist; man hätte glauben sollen, es sei eines von den geheimnisvollen, unterirdischen Geräuschen, wie sieden: Erdbeben vorhergehen.

Das Werk der Empörung dauerte so die ganze Nacht fort. Am andern Morgen erwachend, schien Paris bei seinem eigenen Anblick zu beben. Alles hatte das Aussehen einer belagerten Stadt. Bewaffnete Männer standen bei den Barrikaden mit drohenden Augen und die Muskete auf der Schulter. Patrouillen, Verhaftungen, sogar Exekutionen fand der Umhergehende auf jedem Schritte. Man packte die Federhüte und die goldenen Degen, um sie: »*Es lebe Broussel! nieder mit Mazarin!*« schreien zu lassen, und wer sich gegen die Zeremonie sträubte, wurde ausgezischt, angespuckt und sogar geschlagen. Man tötete noch nicht, aber man fühlte, daß es nicht an Lust dazu gebrach.

Man hatte die Barrikaden bis in die Nähe des Palais-Royal fortgeführt. Von der Rue des Bons-Enfans bis zu der Rue de la Ferronnerie, von der Rue Saint-Thomas du Louvre bis zum Pont-Neuf, von der Rue Richelieu bis zu der Porte Saint-Honoré waren zehntausend bewaffnete Menschen, von denen die Vordersten Aufforderungen den unempfindlichen Schildwachen des Regiments der Garden zuriefen, welche als Vedetten rings um das Palais-Royal aufgestellt waren, dessen Gitter man hinter ihnen wieder verschlossen hatte, eine Vorsichtsmaßregel, die ihre Lage sehr gefährlich machte. Mitten durch Alles dieses schwärmten Banden von hundert, von hundertundfünfzig, von zweihundert abgemagerten, bleichen, zerlumpten Menschen, welche eine Art von Standarten trugen, auf denen die Worte: »*Seht das Elend des Volkes*« geschrieben standen. Wohin die Menschen kamen, vernahm man wütendes Geschrei, und es gab solcher Banden so viele, daß man überall schrie.

Groß war das Erstaunen von Anna von Österreich und von Mazarin, als sie aufstanden und man ihnen meldete, die am Abend zuvor noch so ruhige Cité erhebe sich in fieberhafter Bewegung; weder die Eine noch der Andere wollte an die Berichte glauben, die man ihnen erstattete, und Beide sagten, sie würden sich in dieser Hinsicht nur auf ihre Ohren und auf ihre Augen verlassen. Man öffnete ihnen ein Fenster: sie sahen, sie hörten und wurden überzeugt.

Mazarin zuckte die Achseln und gab sich den Anschein, als verachte er diesen Pöbel; aber er erbleichte sichtbar und lief zitternd in sein Kabinett, schloß sein Gold und seine Juwelen in seine Koffer und steckte seine schönsten Diamanten an die Finger. Wütend und ihrem Willen allein überlassen, schickte die Königin nach dem Marschall Meilleraie, befahl ihm so viel Mannschaft zu nehmen, als er wollte, und nachzusehen, was *dieser Spaß* zu bedeuten hätte.

Der Marschall war gewöhnlich sehr verwegen und fürchtete sich vor nichts, denn er hegte gegen das Volk die hohe Verachtung, welche den Kriegsleuten eigentümlich ist; er nahm hundertundfünfzig Mann und wollte über den Pont de Louvre hinausreiten, aber hier traf er Rochefort mit seinen fünfzig Chevaurlagers und in Begleitung von wenigstens fünfzehnhundert Personen. Eine solche Barrière zu durchbrechen war nicht möglich. Der Marschall versuchte es nicht einmal und kehrte auf den Quai zurück.

Aber auf dem Pont-Neuf fand er Louvières und seine Bürger. Diesmal versuchte es der Marschall anzugreifen, doch er wurde mit Musketenschüssen empfangen, während die Steine wie Hagel aus allen Fenstern flogen. Er ließ dabei drei Menschen.

Er zog sich nach dem Quartiere der Hallen zurück; hier aber fand er Planchet und seine Hellebardiere. Die Hellebarden wurden ihm drohend entgegengestreckt; er wollte über alle diese Graumäntel wegreiten, doch die Graumäntel hielten Stand und der Marschall wich, vier von seinen Garden, welche ganz sachte mit dem blanken Gewehr getötet worden waren, auf dem Platze zurücklassend, nach der Rue der Saint-Honoré zurück.

Er drang nun in diese Straße; hier aber fand er die Barrikaden des Bettlers von Saint-Eustache. Sie waren nicht nur von

bewaffneten Männern, sondern auch von Weibern und Kindern bewacht. Meister Friquet, der Besitzer eines Degens und einer Pistole — Beides von Louvières ihm geschenkt — hatte eine Bande von Bürschchen wie er organisiert und mochte einen furchtbaren Lärmen.

Der Marschall hielt diesen Punkt für schlechter bewacht, als die anderen, und wollte ihn forcieren. Er ließ zwanzig Mann absitzen, um die Barrikade zu durchbrechen und zu öffnen. Die zwanzig Mann gingen, während er und der Rest seiner Truppe die Angreifenden zu Pferde beschützen würden, auf das Hindernis los, aber hier hinter den Kothäufen hervor, zwischen den Rädern der Karren durch, von den Steinen herab begann ein furchtbares Schießen und bei dem Lärmen dieses Schießens erschienen die Hellebardiere von Planchet an der Ecke des Cimetière des Innocents und die Bürger von Louvières an der Ecke der Rue de la Monnaie.

Der Marschall de la Meilleraie war zwischen zwei Feuer genommen.

Der Marschall de la Meilleraie war tapfer und beschloß, auf dem Platze zu sterben. Er gab Schuß für Schuß zurück und das Gebrüll des Schmerzes fing an in der Menge zu ertönen. Besser geübt, schossen die Garden richtiger; aber viel zahlreicher, schmetterten sie die Bürger unter einem wahren Eisenorkan nieder. Seine Leute fielen um ihn her, wie sie nur bei Rocroy und Lerida hatten fallen können. Fontrailles, seinem Adjutanten, wurde der Arm zerschmettert, sein Pferd bekam eine Kugel in den Hals, und er hatte große Mühe, es zu bemeistern, denn der Schmerz machte es beinahe verrückt. Endlich war man zu dem äußersten Augenblicke gelangt, wo der Bravste den Schauer in seinen Adern und den Schweiß auf seiner Stirne fühlt, als plötzlich auf der Seite der Rue de l'Arbre-Sec die Menge unter dem Geschrei: »*Es lebe der Herr Coadjutor!*« sich öffnete und Gondy im bischöflichen Gewände erschien, ganz gelassen mitten durch das Gewehrfeuer wandelnd und rechts und links so ruhig seinen Segen spendend, als ob er die Frohnleichnams-Prozession führte.

Alles fiel auf die Kniee.

Der Marschall erkannte ihn, ritt auf ihn zu und sagte:

»Helft mir im Namen des Himmels von hier weg, oder ich muß

meine Haut und die aller meiner Leute lassen.«

Es war ein solches Getöse, daß man das Rollen des Donners nicht gehört hatte. Gondy hob die Hände empor und forderte Stille. Man schwieg.

»Meine Kinder«, sprach er, »hier ist der Herr Marschall de la Meilleraie, in dessen Absichten Ihr Euch getäuscht habt; er macht sich verbindlich, bei seiner Rückkehr in den Louvre in Eurem Namen die Königin um die Freilassung unseres Broussel zu bitten. Macht Ihr Euch hierzu anheischig, Marschall?« fügte Gondy, sich an la Meilleraie wendend, bei.

»Bei Gott«, rief dieser, »ich mache mich allerdings hierzu anheischig. Ich glaubte nicht so wohlfeilen Kaufes loszukommen.«

»Er gibt Euch sein adeliges Ehrenwort«, sprach Gondy.

Der Marschall hob als Zeichen der Beipflichtung die Hand auf.

»Es lebe der Coadjutor!« rief die Menge. Einige Stimmen fügten sogar bei: »Es lebe der Marschall!« Alle aber wiederholten im Chor: »Nieder mit Mazarin!«

Die Menge wich auf beiden Seiten zurück; der Weg der Rue Saint-Honoré war der kürzeste. Man öffnete die Barrikaden, der Marschall und der Rest seiner Truppe zogen sich zurück, Friquet und seine Banditen voran, wobei die Einen Trommeln, die Andern den Ton der Trompete nachahmten.

Es war beinahe ein Triumphzug; nur schlossen sich die Barrikaden hinter dem Marschall wieder; der Marschall nagte sich an den Fingern.

Während dieser Zeit befand sich Mazarin, wie gesagt, in seinem Kabinett und brachte seine kleinen Angelegenheiten in Ordnung. Er hatte nach d'Artagnan, geschickt, hoffte aber nicht, ihn mitten unter diesem Tumulte zu sehen; d'Artagnan hatte nicht Dienst. Nach Verlauf von zehn Minuten erschien d'Artagnan, gefolgt von seinem unzertrennlichen Porthos, auf der Schwelle.

»Ah! herein, herein, Herr d'Artagnan«, rief der Kardinal, »und seid, so wie Euer Freund, willkommen. Aber was geht denn in dem verdammten Paris vor?«

»Was vorgeht, Monseigneur? nichts Gutes«, erwiderte d'Artagnan den Kopf schüttelnd; »die Stadt ist in vollem Aufruhr und so eben, als ich mit Herrn du Vallon hier, der Euer ergebener

Diener ist, durch die Rue Montorgueil kam, wollte man uns trotz meiner Uniform und vielleicht gerade wegen meiner Uniform zwingen: »Es lebe Broussel!« zu rufen, und darf ich sagen, was wir noch mehr rufen sollten?«

»Sprecht, sprecht.«

»Nieder mit Mazarin!« Meiner Treue, das Wort ist heraus!«

Mazarin lächelte, wurde aber sehr bleich und versetzte:

»Und Ihr habt gerufen?«

»Meiner Treue, nein«, sprach d'Artagnan, »ich war nicht bei Stimme, und Herr du Vallon ist heiser und hat eben so wenig gerufen. Dann, Monseigneur . . . «

»Was dann?«

»Schaut meinen Hut und meinen Mantel an.«

Und d'Artagnan zeigte vier Löcher von Kugeln an seinem Mantel und zwei an seinem Hute. Ein Hellebardenstoß hatte den Rock von Porthos an der Seite aufgeschlitzt, ein Pistolenschuß hatte seine Feder weggerissen.

»Teufel!« sagte der Kardinal nachdenkend und die zwei Freunde mit naiver Bewunderung anschauend, »ich hätte gerufen.«

In diesem Augenblick kam der Lärm näher.

Mazarin trocknete sich die Stirne ab und schaute umher. Er hatte große Lust, an das Fenster zu treten, aber er wagte es nicht.

»Seht nach, was vorgeht, Herr d'Artagnan«, sagte er.

D'Artagnan trat mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit an das Fenster.

»Oh! oh!« rief er, »was ist das? Der Marschall de la Meilleraie kommt ohne Hut zurück, Fontrailles trägt seinen Arm in der Binde, verwundete Garden, Pferde ganz mit Blut überzogen . . . Doch was machen die Schildwachen? sie schlagen an, sie wollen schießen.«

»Sie haben Befehl erhalten, auf das Volk zu schießen«, rief Mazarin, »wenn es sich dem Palais-Royal nähern würden.«

»Wenn sie Feuer geben, ist Alles verloren«, sprach d'Artagnan.

»Wir haben die Gitter.«

»Die Gitter! sie sind für fünf Minuten; die Gitter! sie werden

ausgerissen, umgedreht, zermalmt. Schießt nicht, Mord und Tod!« rief d'Artagnan, das Fenster öffnend.

Trotz dieses Befehls, der mitten im Tumulte nicht gehört werden konnte, erschollen drei oder vier Musketenschüsse, worauf ein furchtbares Feuern folgte: man hörte die Kugeln an der Fassade des Palais-Royal rasseln; eine derselben ging unter dem Arme von d'Artagnan durch und zerschmetterte einen Spiegel, in welchem sich Porthos wohlgefällig betrachtete.

»Oh weh!« rief der Kardinal, »ein venezianischer Spiegel.«

»Oh! Monseigneur«, sprach d'Artagnan ruhig das Fenster wieder schließend, »weint noch nicht, es ist nicht der Mühe Wert, denn in einer Stunde wird wahrscheinlich nicht ein einziger von allen Euren Spiegeln, mögen sie von Venedig oder von Paris herkommen, im Palais-Royal mehr, übrig sein.«

»Aber wozu ratet Ihr denn?« sagte der Kardinal zitternd.

»Morbleu! ihnen Broussel herauszugeben, da sie denselben von Euch verlangen! Was Teufels wollt Ihr mit einem Rate des Parlaments machen? Er taugt zu nichts.«

»Und Ihr, Herr du Vallon, was ist Eure Meinung? Was würdet Ihr tun?«

»Ich würde Broussel herausgeben«, erwiderte Porthos.

»Kommt, kommt, meine Herren!« rief Mazarin; »ich will mit der Königin von der Sache sprechen.«

Am Ende des Korridors blieb er stille stehen und sagte:

»Ich kann auf Euch zählen, meine Herren, nicht wahr?«

»Wir geben uns nicht zweimal«, antwortete d'Artagnan; wir haben uns Euch gegeben, befehlt, wir werden gehorchen.«

»Gut!« sagte Mazarin, »tretet in dieses Kabinett und wartet.«

Und einen Umweg machend, kehrte er durch eine andere Türe in den Salon zurück.

XI.

Die Meuterei wird zur Empörung.

Das Kabinett, in welches man d'Artagnan und Porthos hatte eintreten lassen, war von dem Salon, in welchem sich die Königin befand, nur durch Türvorhänge getrennt. Die geringe Dicke der Scheidewand ließ also Alles hören, was vorging, während die Öffnung zwischen den beiden Vorhängen, so schmal sie auch war, Alles zu sehen gestattete.

Die Königin stand bleich vor Zorn in dem Salon; aber ihre Selbstbeherrschung war so groß, daß man hätte glauben sollen, es gehe nicht die geringste Bewegung in ihrem Gemüte vor. Hinter ihr waren Comminges, Villequier und Guitaut, hinter den Männern die Frauen.

Vor ihr stand der Kanzler Sequier, derselbe, der sie zwanzig Jahre vorher so heftig angegriffen hatte, und erzählte, sein Wagen sei in Stücke zerschlagen worden, man habe ihn verfolgt und er habe sich kaum noch in das Hotel d'O . . . werfen können; dieses Hotel sei ebenfalls überfallen, geplündert und verwüstet worden; zum Glücke habe er noch Zeit gehabt, ein unter der Tapete verborgenes Kabinett zu erreichen, wo ihn eine alte Frau mit seinem Bruder, dem Bischof von Meaux, eingeschlossen. Hier sei die Gefahr so groß geworden, die Wütenden haben sich dem Kabinett mit so heftigen Drohungen genähert, daß er, im Glauben, seine letzte Stunde sei gekommen, seinem Bruder gebeichtet habe, um, wenn er entdeckt würde, zum Sterben bereit zu sein. Zum Glücke sei dies nicht geschehen; das Volk habe geglaubt, er sei durch eine Hintertüre entschlüpft, und habe sich, ihm dadurch freien Abzug gewährend, zurückgezogen. Er habe dann Kleider vom Marquis d'O . . . angezogen und das Hotel, über die Leichname von einem Gefreiten und zwei Soldaten schreitend, welche bei der Verteidigung des Thores gefallen, verlassen.

Während dieser Erzählung trat Mazarin ein, schlüpfte geräuschlos neben die Königin und horchte.

»Nun!« fragte die Königin, als der Kanzler geendigt hatte, »was denkt Ihr hiervon?«

»Ich denke, daß die Sache sehr ernst ist, Madame.«

»Aber welchen Rat gebt Ihr?«

Ich würde Eurer Majestät wohl einen Rat geben, aber ich wage es nicht.

»Wagt es immerhin, mein Herr«, versetzte die Königin mit bitterem Lächeln. »Ihr habt wohl Anderes gewagt.«

Der Kanzler errötete und stammelte einige Worte.

»Es ist nicht von der Vergangenheit, sondern von der Gegenwart die Rede«, erwiderte die Königin. »Ihr sagtet, Ihr hättet mir einen Rat zu geben; worin besteht er?«

»Madame«, sprach der Kanzler zögernd, »es handelte sich darum, Broussel freizulassen.«

Die Königin, obgleich sehr bleich, erbleichte sichtbar noch mehr, ihr Gesicht zog sich krampfhaft zusammen und sie rief:

»Broussel frei lassen . . . nie!«

In diesem Augenblicke hörte man Tritte im Vorsaale und ohne gemeldet zu werden, erschien der Marschall de la Meilleraie auf der Türschwelle.

»Ah! Ihr seid hier, Marschall«, rief freudig Anna von Österreich. Ihr habt hoffentlich diese ganze Canaille zur Vernunft gebracht?«

»Madame«, antwortete der Marschall, »ich verlor drei Mann auf dem Pont-Neuf, vier in den Hallen, sechs an der Ecke der Rue de l'Arbre-Sec und zwei vor dem Thore Eures Palastes, im Ganzen fünfzehn. Ich bringe zehn bis zwölf Verwundete zurück. Mein Hut ist, von einer Kugel fortgerissen, ich weiß nicht wo geblieben, und ohne Zweifel würde ich mit meinem Hute geblieben sein, wäre nicht der Herr Coadjutor gekommen und hätte mich aus der Klemme gezogen.«

»In der Tat«, sprach die Königin, »es hätte mich gewundert, wenn dieser Dachshund mit den krummen Beinen nicht mit dieser ganzen Geschichte vermischt gewesen wäre.«

»Madame«, versetzte la Meilleraie lachen, »sagt nicht zu viel Schlimmes von ihm in meiner Gegenwart, denn der Dienst, den er mir geleistet hat, ist noch ganz warm.«

»Gut«, erwiderte die Königin, »seid dankbar gegen ihn, so lange und so viel Ihr wollt, aber das legt mir keine Verbindlichkeit auf. Ihr seid gesund und wohlbehalten hier, mehr verlange ich

nicht; seid willkommen, ich freue mich Eurer Rückkehr.«

»Wohl, Madame, aber ich bin unter einer Bedingung zurückgekehrt — ich habe Euch die Willensmeinung des Volkes zu überbringen.«

»Willensmeinung!« sprach Anna von Österreich, die Stirne faltend. »Oh! oh! Herr Marschall, Ihr müßt Euch in einer sehr großen Gefahr befunden haben, daß Ihr eine solche Botschaft übernehmet.« Diese Worte wurden mit einer Ironie ausgesprochen, welche dem Marschall nicht entging.

»Um Vergebung Madame«, sagte der Marschall, »ich bin kein Advokat, sondern ein Kriegsmann, und verstehe mich folglich nur schlecht auf den Wert der Worte, ich hätte den *Wunsch* und nicht die Willensmeinung des Volkes sagen sollen. Was die Antwort betrifft, mit der Ihr mich beehrtet, so glaube ich, Ihr wolltet damit sagen, ich habe Furcht gehabt.«

Die Königin lächelte.

»Nun wohl, ja, Madame, ich habe Furcht gehabt, es ist das dritte Mal, daß mir dies begegnet, und dennoch bin ich bei zwölf ordentlichen Schlachten und ich weiß nicht bei wie vielen Gefechten und Scharmützeln gewesen; ja, ich habe Angst gehabt und ich will lieber Eurer Majestät gegenüberstehen, so bedrohlich auch ihr Lächeln sein mag, als diesen höllischen Teufeln, die mich bis hierher begleitet haben.«

»Bravo!« sagte ganz leise d'Artagnan zu Porthos, »gut geantwortet.«

»Nun!« sprach die Königin, sich in die Lippen beißend, während die Höflinge einander voll Verwunderung anschauten, »was ist der Wunsch meines Volkes?«

»Daß man ihm Broussel zurückgebe, Madame«, antwortete der Marschall.

»Nie«, rief die Königin, »nie!«

»Eure Majestät ist die Gebieterin«, sprach la Meilleraie sich verbeugend und ging einen Schritt rückwärts.

»Wohin geht Ihr, Marschall?« sagte die Königin.

»Ich werde die Antwort Eurer Majestät denjenigen überbringen, welche darauf warten.«

»Bleibt, Marschall, ich will nicht das Ansehen haben, als

unterhandelte ich mit Rebellen.«

»Madame, ich habe mein Wort gegeben.«

»Das heißt?«

»Daß ich geneigt bin, hinabzugehen, wenn Ihr mich nicht verhaften laßt!«

Die Augen von Anna schleuderten Blitze.

»Oh! das kann geschehen, mein Herr«, sprach sie; »ich habe Größere verhaften lassen, als Ihr seid. Guitaut.«

Mazarin stürzte vor und sprach:

»Madame, dürfte ich Euch auch einen Rat geben . . . «

»Vielleicht ebenfalls, Broussel freizulassen? In diesem Falle könnt Ihr Euch die Mühe ersparen.«

»Nein, obgleich vielleicht dieser Rat so viel Wert ist, als jeder andere.«

»Was also sonst?«

»Den Herrn Coadjutor rufen zu lassen.«

»Den Herrn Coadjutor!« rief die Königin, »diesen abscheulichen Händelstifter! Er hat die ganze Meuterei angezettelt.«

»Ein Grund mehr«, sprach Mazarin, »hat er sie veranlaßt, so kann er sie auch wieder auflösen.«

»Seht, Madame«, sprach Comminges, der an einem Fenster stand, durch das er hinausschaute, »seht, die Gelegenheit ist günstig, denn hier ist er und gibt seinen Segen über den Platz des Palais-Royal.«

Die Königin lief an das Fenster.

»Es ist wahr«, sagte sie, »hier ist er, der Meister Heuchler!«

»Ich sehe, daß alle Welt vor ihm niederkniet«, sprach Mazarin, »obgleich er nur Coadjutor ist, während man mich, wenn ich an seiner Stelle wäre, in Stücke zerreißen würde. Madame, ich bestehe also auf meinem *Wunsche* (Mazarin legte einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort), daß Eure Majestät den Coadjutor empfangen.«

»Und warum sagt Ihr nicht auch auf Eurer *Willensmeinung*?« antwortete die Königin mit leiser Stimme.

Mazarin verbeugte sich.

Die Königin blieb einen Augenblick in Gedanken versunken.

Dann wieder das Haupt erhebend, sprach sie:

»Herr Marschall, sucht den Coadjutor und bringt ihn mir.«

»Und was soll ich dem Volke sagen?« fragte der Marschall.

»Es soll Geduld haben, ich habe auch Geduld.«

Es lag in der Stimme der stolzen Spanierin ein so gebieterischer Ausdruck, daß der Marschall keine Bemerkung mehr machte, sondern sich verbeugte und abging.

D'Artagnan wandte sich nach Porthos um und sagte:

»Wie soll das Alles endigen?«

»Wir werden es wohl sehen«, antwortete Porthos mit seiner ruhigen Miene.

Mittlerweile ging Anna von Österreich auf Comminges zu und sprach ganz leise mit ihm.

Mazarin schaute voll Unruhe nach der Seite, wo d'Artagnan und Porthos standen.

Die andern Anwesenden wechselten einzelne Worte mit leiser Stimme.

Die Türe öffnete sich wieder und der Marschall erschien, von dem Coadjutor gefolgt.

»Hier ist Herr von Gondy, Madame«, sagte der Marschall, »er beeilt sich, den Befehlen Eurer Majestät Folge zu leisten.«

Die Königin ging ihm vier Schritte entgegen und blieb kalt, ernst, unbeweglich, die Unterlippe verächtlich vorgeschoben, stille stehen.

Gondy verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

»Nun, mein Herr«, sprach die Königin, »was sagt Ihr zu dieser Meuterei?«

»Daß es nicht mehr eine Meuterei ist, Madame«, antwortete der Coadjutor, »sondern eine Empörung.«

»Die Empörung ist bei denjenigen, welche denken, mein Volk könne sich empören!« rief Anna, unfähig, sich vor dem Coadjutor zu verstellen, den sie vielleicht mit. Recht als den Anstifter dieser ganzen Aufregung betrachtete. »Empörung nennen diejenigen, welche sie wünschen, die Bewegung, die sie selbst gemacht haben; aber nur Geduld, das Ansehen des Königs wird die Sache in Ordnung bringen.«

»Madame«, antwortete der Coadjutor kalt, »hat mich Eure Majestät, um mir dieses zu sagen, zu der Ehre Ihrer Gegenwart zugelassen?«

»Nein, mein lieber Coadjutor«, versetzte Mazarin, »sondern um Euch um einen Rat über die ärgerliche Lage der Dinge zu bitten, in der wir uns befinden.«

»Ist es wahr«, sprach der Coadjutor, die Miene eines Erstaunten heuchelnd, »daß mich Ihre Majestät hat rufen lassen, um mich um Rat zu fragen?«

»Ja«, sagte die Königin, »man hat es gewollt.«

Der Coadjutor verbeugte sich.

»Ihre Majestät wünscht also . . . «

»Daß Ihr sagt, was Ihr an ihrer Stelle tun würdet«, beeilte sich Mazarin zu antworten.

Der Coadjutor schaute die Königin an, diese machte ein bestätigendes Zeichen.

»An der Stelle Ihrer Majestät«, erwiderte Gondy kalt, »würde ich nicht zögern, ich würde Broussel herausgeben.«

»Und wenn ich ihn nicht herausgebe«, rief die Königin, »was glaubt Ihr, daß dann geschieht?«

»Ich glaube, daß dann morgen in Paris kein Stein mehr auf dem andern sein wird«, sagte der Marschall.

»Ich frage nicht Euch«, sprach die Königin mit trockenem Tone und ohne sich umzuwenden, »sondern Herrn von Gondy.«

»Wenn Ihre Majestät mich fragt«, antwortete der Coadjutor mit derselben Ruhe, »so sage ich ihr, daß ich in jeder Hinsicht der Meinung des Herrn Marschalls bin.«

Die Röthe stieg der Königin in das Gesicht, ihre schönen blauen Augen schienen bereit, aus ihrem Kopfe zu treten; ihre karminroten Lippen, von allen Dichtern jener Zeit mit Granatblüten verglichen, erbleichten und zitterten vor Wut; sie setzte sogar Mazarin in Schrecken, der doch an furchtbare Szenen des Zornausbruches in dieser schlimmen Ehe gewöhnt war.

»Broussel herausgeben!« rief sie endlich mit einem schrecklichen Lächeln; »ein schöner Rat, bei meiner Treue! man sieht wohl, daß er von einem Priester herkommt!«

Gondy blieb unbewegt. Die Beleidigungen schienen an diesem

Tage an ihm abzugleiten, wie die Spottreden an dem vorhergehenden; aber der Haß und die Rache häuften sich stille und Tropfen für Tropfen in seinem Herzen auf. Er schaute kalt die Königin an, welche Mazarin stieß, damit er auch etwas sage.

Seiner Gewohnheit gemäß dachte Mazarin viel und sprach wenig.

»He! he!« sagte er, »ein guter Rat, ein Freundesrat, ich würde ihn auch herausgeben, diesen guten Herrn Broussel — tot oder lebendig — und Alles wäre abgemacht.«

»Würdet Ihr ihn tot herausgeben, so wäre, wie Ihr sagt, Alles abgemacht, aber anders, als Ihr es versteht.«

»Habe ich tot oder lebendig gesagt?« versetzte Mazarin; »eine Redensart, Ihr wißt, daß ich das Französische schlecht verstehe, das Ihr, Herr Coadjutor, so gut sprecht und schreibt.«

»Das ist ein Staatsrat«, sagte d'Artagnan zu Porthos, »aber wir haben mit Athos und Aramis einen bessern bei La Rochelle gehalten.«

»In der Bastei Saint-Gervais«, versetzte Porthos.

»Dort und anderswo.«

Der Coadjutor sprach, bestätig mit demselben Phlegma:

»Madame, wenn Eure Majestät den Rat nicht gut heißt, den ich ihr unterworfen habe, so kommt es ohne Zweifel davon her, daß sie Besseres zu befolgen hat; ich kenne zu sehr die Weisheit der Königin und ihrer Räche, um annehmen zu können, man werde die Hauptstadt in einer Unruhe lassen, welche eine Staatsumwälzung herbeiführen kann.«

»Eurer Meinung nach«, versetzte schnaubend die Spanierin und biß sich in die Lippen, »kann die Meuterei von gestern, welche man heute bereits eine Empörung nennt, morgen zu einer Staatsumwälzung werden.«

»Ja, Madame«, sprach der Coadjutor ernst.

»Aber wenn man Euch hört, mein Herr, hätten die Völker jeden Zügel vergessen?«

»Das Jahr ist schlecht für die Könige«, sprach Gondy, den Kopf schüttelnd; »schaut nach England hinüber, Madame.«

»Ja, aber glücklicher Weise haben wir in Frankreich keinen Oliver Cromwell«, antwortete die Königin.

»Wer weiß«, versetzte Gondy, »diese Leute gleichen dem Blitze, man lernt sie erst kennen, wenn sie schlagen.«

Alle Anwesenden bebten und es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen.

Während dieser Zeit hatte die Königin ihre beiden Hände auf die Brust gelegt; man sah, daß sie die eiligen Schläge ihres Herzens zurückdrängen wollte.

»Porthos«, murmelte d'Artagnan, »schaut diesen Priester an.«

»Gut, ich sehe ihn«, sprach Porthos. »Nun?«

»Nun, es ist ein Mann.«

Porthos betrachtete d'Artagnan mit erstaunter Miene; offenbar begriff er nicht ganz, was sein Freund damit sagen wollte.

»Eure Majestät«, fuhr der Coadjutor unbarmherzig fort, »wird also die Maßregeln ergreifen, die ihr genehm sind. Aber ich sehe vorher, daß sie furchtbar sein und die Meuterer noch mehr aufbringen werden.«

»Nun wohl, mein Herr Coadjutor, Ihr, der Ihr so viel Macht über sie habt und der Ihr unser Freund seid«, sprach ironisch die Königin, »Ihr werdet sie dann wohl zur Ruhe bringen, indem Ihr ihnen Euren Segen spendet.«

»Das wird vielleicht zu spät sein«, entgegnete Gondy eisig, »und am Ende verliere ich selbst jeden Einfluß, während Eure Majestät, wenn sie ihnen Broussel zurückgibt, dem Aufruhr die Wurzel abschneidet und das Recht erhält, jedes Wiederbeginnen einer Empörung auf das Grausamste zu bestrafen.«

»Dieses Recht habe ich also nicht?« rief die Königin.

»Wenn Ihr es habt, gebraucht es«, antwortete Gondy.

»Teufel!« sagte d'Artagnan zu Porthos, »das ist ein Charakter, wie ich sie liebe; daß er nicht Minister ist und ich nicht sein d'Artagnan bin, statt daß ich diesem Knauser von Mazarin gehöre! Ah! Mord und Tod! was für schöne Schläge würden wir mit einander machen.«

»Ja«, sprach Porthos.

Die Königin entließ mit einem Zeichen den Hof, Mazarin ausgenommen. Gondy verbeugte sich und wollte sich wie die Andern entfernen.

»Bleibt, mein Herr«, sprach die Königin.

»Gut«, sagte Gondy zu sich selbst, »sie wird nachgeben.«

»Sie wird ihn umbringen lassen«, sagte d'Artagnan zu Porthos, »aber in jedem Falle geschieht es nicht durch mich. Ich schwöre im Gegenteil zu Gott, daß ich, wenn man über ihn herfällt, über die Andern herfalle.«

»Ich auch«, sprach Porthos.

Die Königin folgte mit den Augen den Personen, welche sich entfernten. Als die letzte die Türe geschlossen hatte, wandte sie sich um. Man sah, daß sie sich auf eine unerhörte Weise anstrenge, um ihren Zorn zu bewältigen; sie fächerte sich, sie roch an Räucherpfännchen sie ging hin und her. Mazarin blieb auf dem Stuhle, auf den er sich gesetzt hatte, und schien nachzudenken. Gondy, welcher unruhig zu werden anfing, sondierte mit den Augen alle Tapeten, betrachtete das Panzerhemd, das er unter seinem langem Rocke trug, und suchte von Zeit zu Zeit unter seinem Camail, ob der Griff eines guten spanischen Dolches, den er bei sich hatte, im Bereiche seiner Hand wäre.

»Laßt hören«, sprach die Königin endlich stillstehend, »wiederholt nun Euren Rat, da wir allein sind, Herr Coadjutor.«

»Vernehmt, Madame: gebt Euch den Anschein einer Überlegung . . . öffentlich einen Irrtum anerkennen, ist die Kraft starker Regierungen; entlaßt Broussel aus seinem Gefängnisse und stellt ihn dem Volke zurück.«

»Oh! mich so demütigen!« rief Anna von Österreich. »Bin ich Königin oder bin ich es nicht? Ist diese ganze brüllende Canaille nicht die Masse meiner Untertanen? habe ich Freunde, Leibwachen? Ah! bei unserer lieben Frau! wie Königin Catharina sagte«, fuhr sie, sich durch eigene Worte steigernd, fort, »ehe ich ihnen diesen schändlichen Broussel zurückgeben würde, erdrosselte ich ihn mit meinen eigenen Händen.«

Und sie stürzte mit geballten Fäusten auf Gondy zu, den sie in diesem Augenblick wenigstens eben so sehr haßte, als Broussel.

Gondy blieb unbeweglich; nicht eine Muskel seines Gesichtes rührte sich; es kreuzte sich nur sein eisiger Blick wie ein Schwert mit dem wütenden Blicke der Königin.

»Das ist ein toter Mann, wenn es noch einen Vitry bei Hofe gibt

und Vitry in diesem Augenblick eintritt«, sprach der Gascogner. »Aber ehe er zu dem guten Prälaten gelangt, schlage ich Vitry mausetot, und dafür wird mir der Herr Kardinal von Mazarin großen Dank wissen.«

»Stille!« flüsterte Porthos, »hört doch!«

»Madame«, rief der Kardinal, Anna von Österreich beim Arme fassend und zurückziehend, »Madame, was macht Ihr!«

Dann fügte er in spanischer Sprache bei:

»Anna, seid Ihr toll? Ihr fangt da bürgerliche Händel an, Ihr, eine Königin. Seht Ihr denn nicht, daß Ihr in der Person dieses Priesters das ganze Volk von Paris vor Euch habt, welches zu beleidigen in diesem Augenblick sehr gefährlich ist, und daß Ihr, wenn dieser Priester will, in einer Stunde keine Krone mehr besitzt? Später bei einer andern Gelegenheit mögt Ihr immerhin festhalten, hartnäckig sein, jetzt ist aber nicht die Stunde hierzu; heute schmeichelt und liebkost, oder Ihr seid nur ein gemeines Weib.«

Bei den ersten Worten dieser Rede ergriff d'Artagnan Porthos beim Arme und drückte ihn immer mehr; als Mazarin schwieg, sprach er ganz leise:

»Sagt nie in Gegenwart von Mazarin, daß ich Spanisch verstehe, oder ich bin ein verlorener Mann und Ihr seid es auch.«

»Gut«, antwortete Porthos.

Dieser scharfe Verweis, der das Gepräge einer Beredsamkeit an sich trug, welche Mazarin charakterisierte, sobald er Italienisch oder Spanisch sprach, und die er gänzlich verlor, wenn er Französisch sprach, wurde mit einem unerforschlichen Gesichte gegeben, das Gondy, ein so geschickter Physiognomiker er auch war, nur die einfache Ermahnung, sich etwas zu mäßigen, ahnen ließ.

Auf diese strenge Rüge besänftigte sich die Königin alsbald, sie ließ gleichsam von ihren Augen das Feuer, von ihren Wangen das Blut, von ihren Lippen den unnützen Zorn fallen. Sie setzte sich, ihre Arme sanken kraftlos an ihren beiden Seiten nieder, und sie sprach mit einer von Tränen feuchten Stimme:

»Verzeiht mir, Herr Coadjutor, und schreibt diese Heftigkeit dem Umstände zu, daß ich leide. Ein Weib und folglich den

Schwachen meines Geschlechts unterworfen, erschrecke ich vor dem Bürgerkrieg; eine Königin und daran gewöhnt, daß man mir gehorcht, lasse ich mich bei dem ersten Widerstande hinreißen.«

»Madame«, erwiderte Gondy sich verbeugend, »Eure Majestät täuscht sich, wenn sie meinen aufrichtigen Rat als Widerstand bezeichnet. Eure Majestät hat nur ergebene und ehrfürchtige Untertanen. Das Volk grollt nicht der Königin, es fordert Broussel, verlangt sonst nichts und ist nur zu glücklich, unter den Gesetzen Eurer Majestät zu leben, vorausgesetzt, daß Eure Majestät ihm Broussel zurückgibt«, fügte der Coadjutor lächelnd bei.

Mazarin, der bei den Worten: *das Volk grollt nicht der Königin*, bereits die Ohren gespitzt hatte, im Glauben, der Coadjutor werde von dem Rufe: »Nieder mit Mazarin!« sprechen, wußte Gondy für diese Zurückhaltung Dank und sagte mit seiner weichsten Stimme und mit seinem freundlichsten Gesichte:

»Madame, glaubt dem Coadjutor, der einer der gewandtesten Politiker ist, die wir haben; der erste Kardinalshut, der erledigt wird, scheint für sein edles Haupt gemacht zu sein.«

»Ah! Du bedarfst meiner, verschmitzter Schelm!« dachte Gondy.

»Und was wird er uns versprechen an dem Tage, wo man ihn umbringen will?« sprach d'Artagnan. »Den Teufel! wenn er auf diese Art Kardinalshüte verschenkt, so wollen wir uns gehörig in Bereitschaft setzen und schon morgen jeder ein Regiment verlangen. Morbleu! der Bürgerkrieg dauere nur ein Jahr, und ich lasse für mich den Degen des Connetable wieder vergolden.«

»Und ich?« versetzte Porthos.

»Du! ich lasse Dir den Marschallsstab von Herrn de la Meilleraie geben, der mir in diesem Augenblick nicht in großer Gunst zu stehen scheint.«

»Also, mein Herr«, sprach die Königin, »Ihr fürchtet wirklich die Volksbewegung?«

»Ich fürchte sie in vollem Ernste, Madame«, erwiderte Gondy, erstaunt, nicht weiter vorgerückt zu sein, »ich habe bange, der Strom, wenn er einmal seinen Damm durchbrochen hat, dürfte große Verwüstungen verursachen.«

»Und ich«, sagte die Königin, »ich glaube, daß man ihm in

diesem Falle neue Dämme entgegensetzen muß. Geht, ich werde mir die Sache überlegen.«

Gondy schaute Mazarin mit erstaunter Miene an; Mazarin näherte sich der Königin, um mit ihr zu sprechen; in diesem Augenblick hörte man einen furchtbaren Lärmen auf dem Platze des Palais-Royal.

Gondy lächelte, der Blick der Königin entflammte sich, Mazarin wurde sehr bleich.

»Was gibt es denn wieder?« sagte er.

Comminges stürzte in den Salon.

»Vergebt Madame«, sagte Comminges zu der Königin, »das Voll hat die Wachen an die Gitter zurückgeworfen und zermalmt, und sprengt in diesem Augenblick die Thore; was befiehlt Ihr?«

»Hört, Madame . . . « sprach Gondy.

Das Tosen der Wellen, das Rollen des Donners, das Brüllen des entflammten Orkans laßt sich nicht mit dem Sturme vergleichen, der sich in diesem Moment zum Himmel erhob.

»Was ich befehle?« rief die Königin.

»Ja, die Zeit drängt.«

»Wie viel Mann habt Ihr ungefähr im Palais-Royal?«

»Sechshundert.«

»Stellt hundert Mann um den König, und mit dem Reste jagt mir diesen Pöbel von der Türe.«

»Madame«, sprach Mazarin, »was macht Ihr?«

»Geht«, sagte die Königin.

Comminges entfernte sich mit dem leidenden Gehorsam des Soldaten. Plötzlich vernahm man ein furchtbares Krachen: eines von den Thoren fing an nachzugeben.

»Madame«, rief Mazarin, »Ihr stürzt uns Alle ins Verderben, den König, Euch und mich.«

Bei diesem aus der erschrockenen Seele des Kardinals hervorgehenden Schrei bekam die Königin ebenfalls bange; sie rief Comminges zurück.

»Es ist zu spät«, sagte Mazarin, sich die Haare ausraufend, »es ist zu spät!«

Das Thor wich und man hörte das Freudengebrülle des Volkes.

D'Artagnan nahm den Degen in die Fünfte und hieß Porthos durch ein Zeichen dasselbe tun.

»Rettet die Königin!« rief Mazarin sich an den Coadjutor wendend.

Gondy lief nach dem Fenster und öffnete es; er erkannte Louvières an der Spitze einer Truppe von ungefähr drei- bis viertausend Menschen.

»Keinen Schritt weiter!« rief er, »die Königin unterzeichnet.«

»Was sagt Ihr?« rief die Königin.

»Die Wahrheit, Madame«, sprach Mazarin, der Königin eine Feder und Papier reichend, »es muß sein.« Dann fügte er bei: »Unterzeichnet, Anna, ich bitte Euch, ich will es.«

Die Königin sank auf einen Stuhl, nahm die Feder und unterzeichnete.

Von Louvières zurückgehalten, hatte das Volk keinen Schritt mehr gemacht; aber das furchtbare Gemurmel, welches den Zorn der Menge andeutet, währte immer noch fort.

Die Königin schrieb:

»Der Concierge des Gefängnisses von Saint-Germain wird den Rat Broussel in Freiheit setzen.« Und sie unterzeichnete.

Der Coadjutor, der ihre geringsten Bewegungen mit den Augen verschlang, ergriff das Papier, sobald die Unterschrift beigesetzt war, kehrte er an das Fenster zurück, bewegte es mit der Hand und rief:

»Hier ist der Befehl.«

Paris schien *einen* mächtigen Freudenschrei auszustoßen. Dann erscholl der Ruf: es lebe Broussel! Es lebe der Coadjutor!«

»Es lebe die Königin!« rief der Coadjutor.

Einige Stimmen antworteten der seinigen, aber sie kamen spärlich und armselig. Vielleicht hatte der Coadjutor nur gerufen, um die Königin ihre Schwäche fühlen zu lassen.

»Und nun, da Ihr habt, was Ihr haben wolltet«, sagte sie, »so geht, Herr von Gondy.«

»Bedarf die Königin meiner«, sprach der Coadjutor, »so weiß Ihre Majestät daß ich zu Befehl stehe.«

Die Königin machte ein Zeichen mit dem Kopfe, Gondy

entfernte sich.

»Ah! verfluchter Priester!« rief Anna von Österreich, die Hand nach der kaum geschlossenen Türe ausstreckend, ich werde Dich eines Tags den Rest der Galle austrinken lassen, die Du mir eingegossen hast.«

Mazarin wollte sich ihr nähern.

»Laßt mich, Ihr seid kein Mann«, rief die Königin und ging aus dem Salon.

»Ihr seid keine Frau«, murmelte Mazarin.

Dann nach kurzem Nachdenken erinnerte er sich, daß d'Artagnan und Porthos anwesend sein müßten und folglich Alles gehört und gesehen hätten. Er runzelte die Stirne, ging gerade auf den Vorhang zu und hob ihn auf; das Kabinett war leer.

Bei dem letzten Worte der Königin hatte d'Artagnan Porthos bei der Hand genommen und mit sich nach der Gallerte gezogen.

Mazarin trat ebenfalls in die Galerie und fand die zwei Freunde auf- und abgehend.

Warum habt Ihr das Kabinett verlassen, Herr d'Artagnan?« sagte Mazarin.

»Weil die Königin Jedermann weggehen hieß und ich dachte, dieser Befehl betreffe eben sowohl uns, als die Andern.«

»Ihr seid also hier seit . . . «

Seit einer Viertelstunde ungefähr, sprach d'Artagnan, schaute dabei Porthos an und bedeutete diesem durch ein Zeichen, er möge ihn Nicht Lügen strafen.



Broussel l'emporte.

Mazarin gewährte dieses Zeichen und blieb überzeugt, d'Artagnan habe Alles gesehen und gehört, aber er wußte ihm Dank für die Lüge.

»Herr d'Artagnan«, sagte er, »Ihr seid offenbar der Mann, den ich suchte, und könnt, so wie Euer Freund, auf mich zählen.«

Dann die zwei Freunde mit seinem reizendsten Lächeln grüßend, kehrte er ruhiger in sein Kabinett zurück, denn beim Abgang von Gondy hatte der Tumult wie durch einen Zauber aufgehört.



XII.

Das Unglück verleiht Gedächtnis.

Anna war wütend in ihr Betzimmer zurückgekehrt.

»Wie!« rief sie, ihre schönen Arme verdrehend, »wie! das Volk hat Herrn von Condé, den ersten Prinzen von Geblüt, durch meine Schwiegermutter, Maria von Medicis, verhaftet gesehen; es hat meine Schwiegermutter, ihre ehemalige Regentin, von dem Kardinal vertrieben gesehen; es hat Herrn von Vendome, den Sohn von Heinrich IV., in Vincennes gefangen gesehen und nichts gesagt, als man diese hohen Personen beschimpfte, einkerkerte, bedrohte, und für einen Broussel ein solches Toben! Jesus, was ist aus dem Königtum geworden.«

Die Königin berührte hier, ohne daran zu denken, den wunden Fleck. Das Volk hatte für die Prinzen nichts getan; das Volk erhob sich für Broussel, weil es sich um einen Plebejer handelte, und Broussel verteidigend, fühlte es instinktartig, daß es sich selbst verteidigte.

Während dieser Zeit ging Mazarin in seinem Kabinett auf und ab und schaute wiederholt seinen zersprungenen venezianischen Spiegel an.

»Ach«, sagte er, »ich weiß wohl, es ist traurig, so nachgeben zu müssen; doch wir werden uns zu entschädigen wissen; was liegt an Broussel, das ist ein Name und keine Sache.«

Ein so gewandter Politiker Mazarin auch war, so täuschte er sich doch diesmal; Broussel war eine Sache und nicht ein Name.

Als Broussel am andern Morgen nach Paris in einem großen Wagen, seinen Sohn Louvières neben sich, zurückkehrte, lief ihm alles Volk bewaffnet entgegen; der Ruf: »Es lebe Broussel! es lebe unser Vater!« erscholl von allen Seiten und trug den Tod in die Ohren von Mazarin; von allen Seiten brachten die Spione des Kardinals und der Königin ärgerliche Nachrichten zurück, welche den Minister sehr bewegt und die Königin sehr ruhig fanden; die Königin schien in ihrem Kopfe einen großen Entschluß zur Reife zu bringen was die Unruhe von Mazarin verdoppelte. Er kannte

die stolze Person und fürchtete die Entschlüsse der Königin.«

Der Coadjutor war in das Parlament zurückgekehrt, mehr König, als es der König, die Königin und der Kardinal mit einander waren. Auf seinen Rat forderte ein Edikt des Parlaments die Bürger auf, die Waffen abzulegen und die Barrikaden zu zerstören; sie gehorchten, denn sie wußten nun, daß es nur einer Stunde bedurfte, um die Waffen wieder zu ergreifen, und einer Nacht, um die Barrikaden wieder herzustellen.

Mancher war in seine Bude zurückgekehrt: der Sieg amnestiert; Planchet befürchtete nicht mehr, gehängt zu werden, er war überzeugt, wollte man nur Miene machen, ihn zu verhaften, so würde sich das Volk für ihn erheben, wie es sich für Broussel erhoben hatte.

Rochefort hatte seine Chevaurlagers dem Chevalier d'Humières zurückgegeben; es fehlten zwei beim Appell; aber der Chevalier, der in seinem Innern Frondeur war, wollte nichts von einer Entschädigung wissen.

Der Bettler hatte wieder seinen Platz im Vorhofe von Saint-Eustache eingenommen, teilte abermals mit einer Hand sein Weihwasser aus und forderte mit der andern das Almosen, und Niemand ahnte, daß diese zwei Hände so eben aus dem sozialen Gebäude den Grundstein des Königtums gezogen hatten.

Louvières war stolz und zufrieden; er hatte sich an Mazarin gerächt, den er verabscheute, und viel zu der Befreiung seines Vaters aus dem Gefängnis beigetragen; sein Name war mit Schrecken im Palais-Royal genannt worden, und er sprach lächelnd zu dem seiner Familie zurückgegebenen Rate:

»Glaubt Ihr, mein Vater, wenn ich jetzt von der Königin eine Compagnie verlangte, sie würde mir eine geben?«

D'Artagnan benützte den Augenblick der Ruhe, um Raoul fortzuschicken, den er während des Aufruhrs nur mit großer Mühe eingeschlossen gehalten hatte, denn er wollte durchaus für den Einen oder den Andern das Schwert ziehen. Raoul machte Anfangs einige Schwierigkeiten, aber d'Artagnan sprach im Namen des Grafen de la Fère. Raoul besuchte Frau von Chevreuse und ging zum Heer ab.

Rochefort allein fand das Ende der Sache schlecht; er hatte

dem Herzog von Beaufort geschrieben, er möge kommen; der Herzog sollte bald erscheinen und würde dann Paris ruhig finden.

Er suchte den Coadjutor auf und fragte ihn, ob er dem Prinzen Kunde geben solle, damit er auf dem Wege anhalte; aber Gondy dachte einen Augenblick nach und erwiderte:

»Laßt ihn seinen Weg fortsetzen.«

»Die Sache ist also noch nicht beendet?« sagte Rochefort.

»Mein lieber Graf, wir sind erst beim Anfang.«

»Was bringt Euch zu diesem Glauben?«

»Meine Kenntniss von dem Charakter der Königin; sie wird nicht geschlagen bleiben wollen.«

»Sie bereitet also etwas vor?«

»Ich hoffe es.«

»Sprecht, was wißt Ihr?«

»Ich weiß, daß sie an den Herrn Prinzen geschrieben hat, er möge in aller Eile von dem Heere zurückkommen.«

»Ah! ah!« sagte Rochefort, »Ihr habt Recht, man muß Herrn von Beaufort kommen lassen.«

Am Abend des Tages, an welchem dieses Gespräch stattfand, verbreitete sich das Gerücht, der Herr Prinz sei angelangt.

Es war eine ganz einfache und natürliche Neuigkeit und dennoch hatte sie einen ungeheuren Widerhall: man behauptete, es seien Indiskretionen von Frau von Longueville begangen worden, der der Herr Prinz, den man einer Zärtlichkeit für seine Schwester beschuldigte, welche die Grenzen brüderlicher Freundschaft überschritt, vertrauliche Mittheilungen gemacht hätte. Diese Mittheilungen enthüllten finstere Pläne von Seiten der Königin.

Am Abend der Ankunft des Herrn Prinzen gingen höher gestellte Bürger, Schöppen, Quartier-Capitäne zu ihren Bekannten und sagten:

»Warum nehmen wir nicht den König und bringen ihn in das Stadthaus? Es ist Unrecht, daß wir ihn von unsern Feinden erziehen lassen, die ihm schlechte Nachschlüge geben, während er, wenn er von dem Herrn Coadjutor geleitet würde, nationale Grundsätze einsaugen und das Volk lieben müßte.«

In der Nacht herrschte eine dumpfe Bewegung; am andern Morgen erschienen die grauen und schwarzen Mantel, die Patrouillen bewaffneter Kaufleute und die Bettler-Banden wieder.

Die Königin hatte die Nacht allein mit dem Herrn Prinzen in einer Unterredung zugebracht und war erst um fünf Uhr von ihm verlassen worden.

Um fünf Uhr begab sich die Königin in das Kabinett von Mazarin. Hatte sie sich nicht niedergelegt, so war dagegen der Kardinal bereits aufgestanden.

Er entwarf eine Antwort an Cromwell; sechs Tage waren von den zehn abgelaufen, die er von Mordaunt gefordert hatte.

»Bah«, sagte er, »ich habe ihn ein wenig warten lassen, aber Herr Cromwell weiß zu gut, was Revolutionen sind, um mich nicht zu entschuldigen.«

Er überlas wohlgefällig den ersten Paragraphen seines Schreibens, als man an die Türe klopfte, welche mit den Gemächern der Königin in Verbindung stand. Anna von Österreich konnte allein durch diese Türe kommen. Der Kardinal stand auf und öffnete.

Die Königin war im Negligé; aber das Negligé stand ihr gut, denn wie Diana von Poitiers und Ninon bewahrte Anna von Österreich das Vorrecht, stets schön zu bleiben; nur war sie an diesem Morgen schöner, als gewöhnlich, denn ihre Augen hatten den vollen Glanz, den eine innere Freude dem Blicke verleiht.

»Ja, Giulio«, sagte sie, ich bin stolz und glücklich, denn ich habe das Mittel gefunden, diese Hydra zu ersticken.«

»Ihr seid groß in der Politik, meine Königin«, sprach Mazarin; »nennt mir das Mittel.«

Und er verbarg, was er schrieb, indem er den angefangenen Brief unter weißes Papier schob.

»Ihr wißt, sie wollen mir den König nehmen«, sagte die Königin.

»Ach ja, und mich hängen.«

»Sie werden den König nicht haben.«

»Und mich nicht hängen.«

»Hört! ich will ihnen meinen Sohn und mich selbst und Euch mit mir entführen. Dieses Ereignis, das von heute bis morgen das Angesicht der Dinge verändern wird, soll in Erfüllung gehen, ohne

daß es Jemand außer Euch, mir und einer dritten Person erfährt.«

»Und wer ist diese dritte Person?«

»Der Herr Prinz.«

»Er ist also angekommen, wie man mir sagte?«

»Gestern Abend.«

»Und Ihr habt ihn gesehen?«

»Ich verlasse ihn so eben.«

»Er bietet seine Hand zu dem Unternehmen?«

»Der Rat kommt von ihm.«

»Und Paris?«

»Er hungert es aus und nötigt es, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben.«

»Es fehlt dem Plane nicht an großartigem Charakter; nur sehe ich dabei ein Hindernis.«

»Welches?«

»Die Unmöglichkeit.«

»Ein leeres Wort, ein Wort ohne Sinn, nichts ist unmöglich.«

»Im Plane!«

»In der Ausführung. Haben wir Geld?«

»Ein wenig«, sagte Mazarin, zitternd aus Angst, Anna-könnte aus seiner Börse schöpfen wollen.

»Haben wir Truppen?«

»Fünf bis sechs tausend Mann.«

»Haben wir Mut?«

»Viel.«

»Dann ist die Sache abgemacht. Versteht Ihr, Giulio? Paris, dieses verhaßte Paris, erwacht eines Morgens ohne König und ohne Königin, eingeschlossen, belagert, ausgehungert, ohne eine andere Hilfsquelle, als sein einfältiges Parlament und seinen magern Coadjutor mit den krummen Beinen.«

»Schön, schön!« sagte Mazarin, »ich begreife die Wirkung, aber ich sehe nicht das Mittel, um dazu zu gelangen.«

»Ich werde es finden.«

»Ihr wißt, was der Krieg bedeutet, der heiße, erbitterte, unversöhnliche Bürgerkrieg?«

»Oh! ja, der Bürgerkrieg«, sprach Anna von Österreich, »ja, ich will diese Stadt in Asche legen, ich will das Feuer im Blute löschen, ein furchtbares Beispiel soll das Verbrechen und die Strafe verewigen. Paris! ich hasse es, ich verabscheue es!«

»Ganz schön, Anna, Ihr seid blutgierig; nehmt Euch in Acht, wir sind nicht in den Zeiten der Malatesta und der Castruccio Castracani. Ihr macht, daß man Euch enthaupten wird, meine schöne Königin, und das wäre Schade!«

»Ihr lacht?«

»Ich lache nicht. Der Krieg mit einem ganzen Volke ist sehr gefährlich. Seht Euren Bruder Karl I. an. Es steht schlimm, sehr schlimm mit ihm.«

»Wir sind in Frankreich, und ich bin Spanierin.«

»Desto schlimmer, *per Bacco!* desto schlimmer! Wäret Ihr lieber eine Französin und ich ein Franzose, man würde uns Beide weniger hassen.«

»Doch Ihr billigt mein Vorhaben?«

»Ja, wenn die Sache möglich ist.«

»Sie ist es, ich sage es Euch. Trefft Vorkehrungen zu Eurer Abreise.«

»Ich bin immer bereit zu reisen; nur, wie Ihr wißt, reise ich nie . . . und diesmal eben so wenig, als sonst.«

»Aber wenn ich reise, werdet Ihr auch reisen?«

»Ich werde es versuchen.«

»Ich sterbe vor Ungeduld über Eure Befürchtungen, Giulio; vor was habt Ihr denn Angst?«

»Vor vielen Dingen.«

»Vor welchen?«

Das spöttische Gesicht von Mazarin wurde düster, und er erwiderte;

»Anna, Ihr seid eine Frau, und als Frau könnt Ihr nach Belieben die Männer beleidigen, da Ihr der Straflosigkeit sicher sein dürft. Ihr beschuldigt mich der Furcht. Ich habe weniger Furcht, als Ihr, da ich nicht fliehe. Gegen wen schreit man? gegen Euch oder gegen mich? Ich trotze dem Sturm, ich, den Ihr der Furcht beschuldigt, nicht aus Prahlerei, das ist nicht meine Art und

Weise, aber ich halte Stand. Amt mich nach: nicht so viel Lärmen, mehr Wirkung. Ihr schreit laut und erreicht kein Ziel. Ihr sprecht von Fliehen!« Mazarin zuckte die Achseln, nahm die Königin bei der Hand und führte sie an das Fenster.

»Nun«, sagte die Königin, durch seine Hartnäckigkeit geblendet.

»Nun? was seht Ihr von diesem Fenster aus? Es sind, wenn ich mich nicht täusche, Bürger mit Panzern und Helmen und mit guten Musketen bewaffnet, wie zur Zeit der Ligue; sie betrachten das Fenster, aus dem Ihr sie erschaut, so scharf, daß sie Euch sehen werden, wenn Ihr den Vorhang so hoch aufhebt.

Kommt nun an das andere Fenster. Was seht Ihr? Leute aus dem Volke mit Hellebarden bewaffnet bewachen Eure Thore. An jeder Öffnung des Palastes, an die ich Euch führen werde, könnt Ihr eben so viele sehen. Eure Türen sind bewacht, die Luftlöcher Eurer Keller sind bewacht, und ich sage Euch, was mir der gute La Ramée von Herrn von Beaufort sagte, wenn Ihr nicht ein Vogel oder eine Maus seid, kommt Ihr nicht hinaus.«

»Er ist doch hinaus gekommen.«

»Gedenkt Ihr auf dieselbe Weise zu entfliehen?«

»Ich bin also eine Gefangene hier?«

»Bei Gott«, sprach Mazarin, seit einer Stunde beweise ich Euch dies.«

Mazarin nahm ruhig seine angefangene Depesche bei der Stelle wieder auf, wo er sie abgebrochen hatte.

Zitternd vor Zorn, rot durch die Demütigung, verließ Anna das Kabinett und schlug die Türe mit der größten Heftigkeit hinter sich zu.

Mazarin wandte nicht einmal den Kopf um.

In ihre Gemächer zurückgekehrt, sank die Königin auf einen Stuhl und fing an zu weinen.

Aber plötzlich durch einen Gedanken berührt, erhob sie sich und rief:

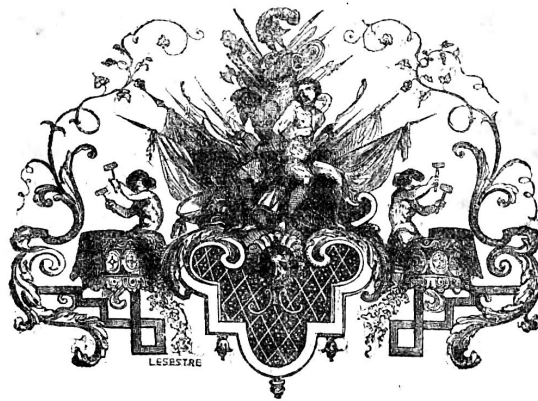
»Ich bin gerettet, oh ja, ja! ich kenne einen Menschen, der mich aus Paris zu bringen vermag, einen Menschen, den ich nur zu lange vergessen habe.«

Und träumerisch, obgleich mit einem Gefühle der Freude, fügte

sie bei:

»Ich Undankbare, ich habe zwanzig Jahre lang diesen Mann vergessen, aus dem ich einen Marschall von Frankreich hätte machen sollen. Meine Schwiegermutter hat Geld, Liebkosungen, Würden an Concini verschwendet, der sie zu Grunde richtete der König hat Vitry für einen Mord zum Marschall von Frankreich gemacht, und ich ließ diesen edlen d'Artagnan, der mich rettete, in der Vergessenheit, in der Armuth.

Und sie lief an einen Tisch, nahm Feder und Papier und fing an zu schreiben.



XIII.

Die Unterredung.

D'Artagnan lag an diesem Morgen in dem Zimmer von Porthos. Es war eine Gewohnheit, welche die zwei Freunde seit den Unruhen angenommen hatten. Unter ihrem Kopfkissen war ihr Degen und auf dem Tische, im Bereiche ihrer Hand, befanden sich ihre Pistolen.

D'Artagnan schlief noch und träumte, der Himmel bedecke sich mit einer großen, gelben Wolke; aus dieser Wolke ströme ein Goldregen herab, und er halte seinen Hut unter eine Traufe.

Porthos träumte, sein Kutschenschlag sei nicht breit genug für das Wappen, das er darauf malen ließ.

Sie wurden um sieben Uhr von einem Diener ohne Livree geweckt, der d'Artagnan einen Brief brachte.

»Von wem?« fragte der Gascogner.

»Von der Königin«, antwortete der Diener.

»Wie?« rief Porthos, sich in seinem Bette erhebend, was enthält er denn?«

D'Artagnan bat den Diener, in ein anstoßendes Zimmer zu gehen, sprang, sobald die Türe wieder geschlossen war, auf seinem Bette und las rasch, während ihn Porthos mit weit aufgesperrten Augen, und ohne daß er eine Frage an ihn zu richten wagte, anschaute.

»Freund Porthos«, sprach d'Artagnan, ihm den Brief reichend, »hier finden sich diesmal Dein Baron-Titel und mein Kapitänspatent. Nimm, lies und urteile!«

Porthos streckte die Hand aus, nahm den Brief und las folgende Worte von einer zitternden Hand:

»Die Königin will Herrn d'Artagnan sprechen . . . Er folge dem Überbringer.«

»Nun?« sagte Porthos.

»Nun?« sprach d'Artagnan.

»Ich sehe nichts Besonderes darin.«

»Aber ich sehe darin viel Außerordentliches«, versetzte d'Artagnan. »Wenn man mich ruft, so geschieht es, weil die Angelegenheiten in großer Verwirrung sind. Bedenke ein wenig, was für eine Aufregung in dem Geiste der Königin herrschen muß, daß nach zwanzig Jahren das Andenken an mich wieder auf die Oberfläche kommt.«

»Das ist richtig«, sprach Porthos.

»Schleife Deinen Degen, Baron, lade Deine Pistolen, gib den Pferden Haber, ich stehe Dir dafür, daß vor morgen Neues sich ereignen wird.«

Könnte es nicht eine Falle sein, die man uns stellt, um sich unserer zu entledigen?« versetzte Porthos, stets den Ärger befürchtend, den seine zukünftige Größe einem Andern verursachen müßte.

»Wenn es eine Falle ist«, sprach d'Artagnan, »sei unbesorgt, ich werde sie riechen. Ist Mazarin ein Italiener, so bin ich ein Gascogner.«

Und d'Artagnan kleidete sich blitzgeschwinde an.

Während Porthos, der immer noch im Bette lag, ihm seinen Mantel zuhäukelte, klopfte man zum zweiten Male an die Türe.

»Herein«, sprach d'Artagnan.

Ein zweiter Diener trat ein.

»Von Seiner Eminenz, dem Herrn Kardinal Mazarin«, sagte er.

D'Artagnan schaute Porthos an.

»Die Sache wird verwickelt«, sagte Porthos, »wo anfangen?«

»Das kommt vortrefflich!« versetzte d'Artagnan. »Seine Eminenz bestellt mich in einer halben Stunde.«

»Gut.«

»Mein Freund«, sprach d'Artagnan, sich zu dem Bedienten umwendend, »sagt Seiner Eminenz in einer halben Stunde sei ich zu seinem Befehl.«

Der Diener verbeugte sich und ging ab.

»Es ist ein Glück, daß er den Andern nicht gesehen hat«, sagte d'Artagnan.

»Du glaubst also, es lassen Dich beide wegen derselben Sache holen?«

»Ich glaube nicht, ich bin es überzeugt.«

»Vorwärts, vorwärts, d'Artagnan, geschwinde! Bedenke, daß die Königin Dich erwartet, und nach der Königin der Kardinal, und nach dem Kardinal ich.«

D'Artagnan rief den Bedienten von Anna von Österreich herein und sagte zu ihm:

»Ich bin bereit, mein Freund, führt mich.«

Der Diener führte ihn durch die Rue des Petits-Champs und ließ ihn, sich links wendend, durch die kleine Tür des Gartens eintreten, der nach der Rue de Richelieu ging. Dann erreichte man eine geheime Treppe und d'Artagnan wurde in das Betzimmer eingeführt.

Eine gewisse Gemütsbewegung, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, machte das Herz des Lieutenants schlagen. Er besaß nicht mehr das Vertrauen der Jugend, und die Erfahrung hatte ihn den ganzen Ernst der Ereignisse gelehrt. Er wußte, was die Erhabenheit der Fürsten und die Majestät der Könige ist. Er hatte sich daran gewöhnt, seine Mittelmäßigkeit hinter die Illustration des Vermögens und der Geburt zu reihen. Früher hätte er sich Anna von Österreich wie ein junger Mensch gegenübergestellt, der eine Frau begrüßt; jetzt war es etwas Anderes, und er begab sich zu ihr, wie ein demütiger Soldat zu einem berühmten Heerführer.

Ein leises Geräusch unterbrach die Stille des Betzimmers. D'Artagnan bebte, sah eine weiße Hand den Vorhang heben, und erkannte an ihrer Form und Schönheit die königliche Hand, die man ihm eines Tags zu küssen gegeben hatte.

Die Königin trat ein.

»Ihr seid es, Herr d'Artagnan!« sprach sie, auf den Offizier einen Blick voll einnehmender Schwermut heftend, »Ihr seid es, und ich erkenne Euch wieder. Schaut mich ebenfalls an; ich bin die Königin, erkennt Ihr mich?«

»Nein, Madame«, antwortete d'Artagnan.

»Aber wißt Ihr denn nicht mehr«, fuhr Anna von Österreich mit einem liebevollen Tone fort, den sie, wenn sie wollte, ihrer Stimme zu verleihen vermochte, »wißt Ihr denn nicht mehr, daß die Königin eines Tags eines jungen und ergebenen Kavaliers

bedurfte, daß sie diesen Kavalier fand, und obgleich er sich von ihr vergessen glauben konnte, einen Platz für ihn im Grunde ihres Herzens bewahrte?«

»Nein, Madame, ich weiß es nicht«, sprach der Musketier.

»Desto schlimmer, mein Herr«, sagte Anna von Österreich, »desto schlimmer, wenigstens für die Königin, denn die Königin bedarf heute desselben Mutes und derselben Ergebenheit.«

»Wie!« rief d'Artagnan, »die Königin, umgeben von so treuen Dienern, von so vielen Räten, von Männern, so groß durch ihr Verdienst oder ihre Stellung, läßt sich herab, ihre Augen auf einen unbekanntem Soldaten zu werfen!«

Anna begriff diesen Vorwurf; sie war dadurch mehr gerührt, als gereizt. So viel Verleugnung, so viel Uneigennützigkeit von Seiten des gascognischen Edelmannes hatte sie wiederholt gedemütigt. Sie hatte sich an Edelmut übertreffen lassen.

»Alles, was Ihr mir da von meiner Umgebung sagt, ist vielleicht wahr«, sprach die Königin, »aber ich habe nur zu Euch allein Zutrauen. Ich weiß, daß Ihr dem Herrn Kardinal angehört: Gehört aber auch mir an, und ich übernehme es, Euer Glück zu machen. Laßt hören: werdet Ihr für mich heute tun, was einst für die Königin jener Edelmann getan hat, den Ihr nicht kennt?«

»Ich werde Alles tun, was mir Eure Majestät befiehlt«, sprach d'Artagnan.

Die Königin dachte einen Augenblick nach und sagte sodann, die umsichtige Haltung des Musketiers wahrnehmend:

»Ihr liebt vielleicht die Ruhe?« »Ich weiß nicht, denn ich habe nie geruht, Madame.«

»Habt Ihr Freunde?«

»Ich habe drei; zwei von ihnen haben Paris verlassen, und es ist mir nicht bekannt, wohin sie gegangen sind. Ein einziger bleibt mir, aber dieser ist einer von denen, welche, wie ich glaube, den Kavalier kennen, von dem Eure Majestät mit mir zu sprechen mir die Ehre erwiesen hat.«

»Es ist gut«, sagte die Königin, »Ihr und Euer Freund seid so viel Wert, als ein Heer.«

»Was soll ich tun, Madame?«

»Kommt in fünf Stunden zurück und ich werde es Euch sagen.

Aber spricht mit keiner lebendigen Seele von dem Rendezvous, das ich Euch gebe.«

»Nein, Madame.«

»Schwört bei Christus.«

»Madame, ich habe nie mein Wort gebrochen; wenn ich Nein sage, so bleibt es bei dem Nein!«

Obgleich erstaunt über diese Sprache, an welche sie ihre Höflinge nicht gewöhnt hatten, zog doch die Königin ein gutes Vorzeichen für den Eifer daraus, mit welchem sie d'Artagnan bei der Ausführung ihres Vorhabens unterstützen würde. Es war eines von den Kunststücken des Gascogners, seine Scharfsinnigkeit unter dem Anscheine einer rauen Rechtschaffenheit zu verbergen.

»Hat mir die Königin für den Augenblick nichts Anderes mehr zu befehlen?«

»Nein, mein Herr«, antwortete Anna von Österreich, »und Ihr könnt Euch bis zu dem Augenblick, den ich Euch genannt habe, zurückziehen.«

D'Artagnan verbeugte sich und trat ab.

»Teufel«, sagte er, als er vor der Türe war, »es scheint, man bedarf hier meiner sehr.«

Dann, nachdem die halbe Stunde abgelaufen war, ging er durch die Gallerte und klopfte an die Türe des Kardinals.

Bernouin führte ihn ein.

»Ich unterziehe mich Euren Befehlen, Monseigneur«, sprach der Gascogner.

Seiner Gewohnheit gemäß warf d'Artagnan einen raschen Blick um sich her, und er gewahrte auf dem Schreibtisch einen versiegelten Brief. Er lag auf der Seite der Überschrift, so daß man unmöglich sehen konnte, all wen er adressiert war.

»Ihr kommt von der Königin?« sprach Mazarin, d'Artagnan fest anschauend.

»Ich, Monseigneur? Wer hat Euch das gesagt?«

»Niemand, aber ich weiß es.«

»Es tut mir unendlich leid, Monseigneur, sagen zu müssen, das Ihr Euch täuscht«, antwortete frecher Weise der Gascogner,

gestählt durch das Versprechen, das er Anna von Österreich geleistet hatte.

»Ich habe selbst das Vorzimmer geöffnet und Euch vom Ende der Galerie herkommen sehen.«

»Ich wurde über die geheime Treppe eingeführt.«

»Wie dies?«

»Ich weiß es nicht, es wird Wohl ein Missverständnis gewesen sein.«

Mazarin war es bekannt, daß man d'Artagnan nicht dazu brachte, das zu sagen, was er verbergen wollte. Er verzichtete auch für den Augenblick darauf, das Geheimnis des Gascogners zu enthüllen.

»Sprechen wir von meinen Angelegenheiten«, sagte der Kardinal, »da Ihr mir die Eurigen nicht mitteilen wollt.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Liebt Ihr das Reisen?« fragte der Kardinal.

»Ich habe mein Leben auf der Landstraße zugebracht.«

»Sollte Euch etwas in Paris zurückhalten?«

»Nichts würde mich in Paris zurückhalten, als ein höherer Befehl.«

»Gut. Hier ist ein Brief, der an seine Adresse überbracht werden muß.«

»An seine Adresse, Monseigneur? es ist keine darauf.«

Auf der dem Siegel entgegengesetzten Seite war wirklich keine Schrift zu finden.

»Der Brief hat einen doppelten Umschlag«, versetzte Mazarin.

»Ich begreife . . . ich soll den ersten zerreißen, wenn ich an Ort und Stelle angelangt bin.«

»Vortrefflich. Steckt den Brief ein und geht. Ihr habt einen Freund, Herrn du Vallon, ich liebe ihn sehr. Nehmt ihn mit Euch.«

»Teufel!« sprach d'Artagnan zu sich selbst, »er weiß, daß wir seine Unterredung gestern gehört haben, und will uns von Paris entfernen.«

»Solltet Ihr zögern?« fragte Mazarin.

»Nein, Monseigneur, ich reise auf der Stelle, nur wünsche ich Eines.«

»Was?« brecht!«

»Daß sich Eure Eminenz zu der Königin begeben möge.«

»Wann?«

»Sogleich.«

»Zu welchem Behufe?«

»Um ihr nur folgende Worte zu sagen: »Ich schicke Herrn d'Artagnan irgendwohin und lasse ihn sogleich reisen.«

»Seht Ihr«, sprach Mazarin. »Ihr seid bei der Königin gewesen.«

»Ich hatte die Ehre, Eurer Eminenz zu sagen, es habe möglicher Weise ein Missverständnis stattgefunden.«

»Was soll dies bedeuten?« fragte Mazarin.

»Dürfte ich es wagen, Eurer Eminenz, meine Bitte zu wiederholen?«

»Es ist gut, ich gehe, erwartet mich hier.«

Mazarin schaute aufmerksam umher, ob kein Schlüssel an den Schränken zurückgeblieben wäre, und entfernte sich.

Es verliefen zehn Minuten, während welcher d'Artagnan sich im höchsten Maße anstrengte, um durch den ersten Umschlag zu lesen, was auf dem zweiten geschrieben stand, aber es gelang ihm nicht.

Mazarin kehrte bleich und mit äußerst sorgenvoller Miene zurück; er setzte sich an seinen Schreibtisch. D'Artagnan schaute ihn forschend an, wie er den Brief angeschaut hatte; aber die Umhüllung seines Gesichtes war beinahe eben so undurchdringlich, als der Umschlag des Briefes.

»Ei, ei«, sagte der Gascogner, »er sieht sehr ärgerlich aus. Sollte er gegen mich aufgebracht sein? Er sinnt nach, etwa um mich in die Bastille zu schicken? Alles schön und gut, Monseigneur! bei dem ersten Worte, das Ihr sprecht, erdrossle ich Euch und werde Frondeur. Man trägt mich im Triumph umher, wie Herrn Broussel, und Athos ruft mich zum französischen Brutus aus. Das wäre drollig!«

Der Gascogner ersah mit seiner stets galoppierenden Einbildungskraft bereits den ganzen Vorteil, den er aus der Lage der Dinge ziehen konnte.

Aber Mazarin gab keinen Befehl dieser Art, sondern fing im Gegenteil an, d'Artagnan eine Sammetpfote zu machen.

»Ihr habt Recht«, sagte er zu ihm; »mein lieber Herr d'Artagnan, Ihr könnt noch nicht reisen; ich bitte, gebt mir diese Depesche zurück.«

D'Artagnan gehorchte. Mazarin versicherte sich, daß das Siegel unberührt war.

»Ich werde Eurer diesen Abend bedürfen, kommt in zwei Stunden zurück.«

»In zwei Stunden, Monseigneur, habe ich ein Rendezvous, bei dem ich nicht fehlen darf.«

»Das kümmere Euch nicht«, versetzte Mazarin, »es ist dasselbe.«

»Gut«, dachte d'Artagnan, »ich vermutete es.«

»Kommt also um fünf Uhr zurück und bringt mir den lieben Herrn du Vallon mit. Nur laßt ihn im Vorzimmer, ich will mit Euch allein sprechen.«

D'Artagnan verbeugte sich.

Während dieser Verbeugung sagte er zu sich selbst:

»Beide denselben Befehl, Beide zur selben Stunde, Beide im Palais-Royal . . . ich errate! Ah! das ist ein Geheimnis, wofür mir Herr von Gondy hunderttausend Livres bezahlen würde.«

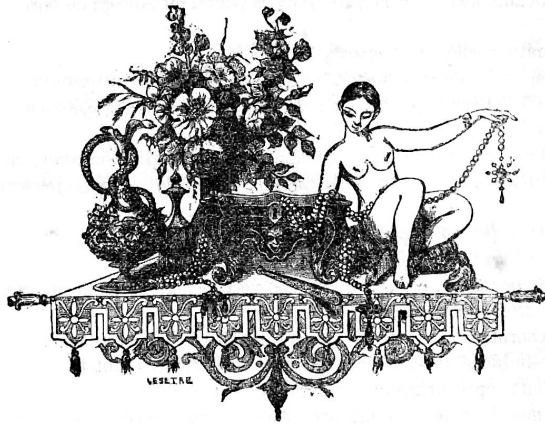
»Ihr überlegt?« sagte Mazarin unruhig.

»Ja, ich fragte mich, ob wir bewaffnet sein sollten oder nicht.«

»Bis unter die Zähne bewaffnet.«

»Gut, Monseigneur, es wird so sein.«

D'Artagnan grüßte, entfernte sich und lief nach Hause, um seinem Freunde die schmeichelhaften Versprechungen von Mazarin zu wiederholen, welche Porthos eine unglaubliche Behendigkeit verliehen.



XIV.

Die Flucht.

Trotz der Zeichen von Aufregung, welche die Stadt kundgab, bot das Palais-Royal, als d'Artagnan gegen fünf Uhr Abends dahin ging, ein sehr heiteres Schauspiel. Darüber durste man sich nicht wundern; die Königin hatte Broussel und Blancmesnil dem Volke zurückgegeben. Die Königin hatte wirklich nichts mehr zu befürchten, denn das Volk hatte nichts mehr zu verlangen. Seine Bewegtheit war ein Rest der Aufregung, der man Zeit sich zu beschwichtigen gönnen mußte, wie es nach dem Sturme mehrerer Tage bedarf, bis sich die Wellen des Meeres legen.

Es fand ein kleines Festmahl Statt, wobei die Rückkehr des Siegers von Lens als Vorwand diente. Die Prinzen und Prinzessinnen wurden eingeladen; ihre Carrossen füllten den Hof seit Mittag. Nach dem 'Mahle sollte Spiel bei der Königin sein.

Anna von Österreich strahlte an diesem Tage von Geist und Anmut; nie hatte man sie heiterer Laune gesehen. Die Rache in der Blüte glänzte in ihren Augen und umspielte ihre Lippen.

In dem Augenblick, wo man von der Tafel aufstand, verschwand Mazarin. D'Artagnan war bereits an seinem Posten und erwartete ihn im Vorzimmer. Der Kardinal erschien mit lachender Miene, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in sein Kabinett.

»Mein lieber Herr d'Artagnan«, sagte der Minister, sich setzend, ich will Euch den größten Beweis von Zutrauen geben, den ein Minister einem Offizier geben kann.«

D'Artagnan verbeugte sich und erwiderte:

»Ich hoffe, daß ihn mir Monseigneur ohne einen Hintergedanken und mit der Überzeugung gibt, daß ich desselben würdig bin.«

»Der Würdigste von Allen, mein lieber Freund, denn Ihr seid es, an den ich mich wende.«

»Wohl«, sprach d'Artagnan, »ich gestehe, Monseigneur, daß ich seit geraumer Zeit auf eine solche Gelegenheit warte. Sagt mir also geschwinde, was Ihr mir zu sagen habt.«

»Mein lieber Herr d'Artagnan«, erwiderte Mazarin, »Ihr werdet heute Abend das Heil des Staates in Euren Händen haben.«

Er hielt inne.

»Erklärt Euch, Monseigneur, ich warte.«

»Die Königin hat beschlossen, mit dem König eine kleine Reise nach Saint-Germain zu machen.«

»Ah, ah!« rief d'Artagnan, »das heißt, die Königin will Paris verlassen?«

»Ihr begreift, Weiberlaune.«

»Ja, ich begreife sehr gut.«

»Deshalb ließ sie Euch diesen Morgen kommen und beauftragte Euch, diesen Abend um fünf Uhr abermals zu erscheinen.«

»Es war wohl der Mühe Wert, mich schwören zu lassen, von dieser Bestellung mit Niemand zu sprechen«, murmelte d'Artagnan. »Oh! die Weiber, sind sie auch Königinnen, so bleiben sie doch immer Weiber!«

»Solltet Ihr etwa diese Reise mißbilligen, mein lieber Herr d'Artagnan?« fragte Mazarin unruhig.

»Nein, Monseigneur, warum dies?«

»Weil Ihr die Achseln zuckt.«

»Es ist meine Art, mit mir selbst zu sprechen, Monseigneur.«

»Ihr billigt also die Reise?«

»Ich billige sie eben so wenig, als ich sie mißbillige, Monseigneur, ich erwarte Eure Befehle.«

»Gut. Man hat auf Euch die Augen geworfen, um den König und die Königin nach Saint-Germain zu bringen.«

»Doppelter Schelmenstreich!« sprach d'Artagnan zu sich selbst.

»Ihr seht wohl«, versetzte Mazarin, als er das gleichgültige Wesen von d'Artagnan wahrnahm, »daß das Heil des Staates, wie ich Euch sagte, in Euren Händen ruhen wird.«

»Ja, Monseigneur, und ich fühle die ganze Verantwortlichkeit eines solchen Auftrags.«

»Doch Ihr übernehmt ihn?«

»Ich willige stets ein.«

»Haltet Ihr die Sache für möglich?«

»Alles ist möglich.«
»Dürftet Ihr auf dem Wege angegriffen werden?«
»Es ist wahrscheinlich.«
»Was werdet Ihr in diesem Falle tun?«
»Ich werde durch diejenigen dringen, welche mich angreifen.«
»Und wenn Ihr nicht durchdringt?«
»Desto schlimmer für sie, dann reite ich über sie weg.«
»Und Ihr bringt den König und die Königin wohlbehalten nach Saint-Germain?«
»Ja.«
»Bei Eurem Leben?«
»Bei meinem Leben.«
»Ihr seid ein Held, mein Teurer!« sprach Mazarin und betrachtete den Musketier voll Bewunderung.
»Und ich?« sagte Mazarin nach kurzem Stillschweigen, d'Artagnan fest anschauend.
»Wie, Ihr, Monseigneur?«
»Und ich, wenn ich reisen will?«
»Das wird schwierig sein.«
»Wie so?«
»Eure Eminenz kann erkannt werden.«
»Selbst unter dieser Verkleidung?« sagte Mazarin.
Und er hob einen Mantel auf, der ein Fauteuil bedeckte, auf welchem ein vollständiger perlgrauer und granatfarbiger, ganz mit Silber verbrämter Reiteranzug lag.
»Wenn sich Eitere Eminenz verkleidet, wird die Sache leichter.«
Mazarin gab aufatmend ein gedehntes »Ah!« von sich.
»Aber man wird tun müssen, was Eure Eminenz, wie sie uns einst sagte, an unserer Stelle getan hätte.«
»Was meint Ihr?«
»Man muß: Nieder mit Mazarin! schreien.«
»Ich werde schreien.«
»Aber in gutem Französisch, gebt Wohl auf den Accent Acht; man hat uns in Sizilien sechs tausend Anjouer umgebracht, weil sie das Italienische schlecht aussprachen. Nehmt Euch in Acht,

daß die Franzosen sich nicht an Euch für die sizilianische Vesper rächen.«

»Ich werde mein Möglichstes tun.«

»Es sind viele bewaffnete Menschen auf den Straßen«, fuhr d'Artagnan fort; »seid Ihr überzeugt, daß Niemand den Plan der Königin kennt?«

Mazarin dachte nach.

»Es wäre ein schönes Geschäft für einen Verräter, was Ihr mir da antragt, Monseigneur; der Zufall eines Angriffs wurde Alles entschuldigen.«

Mazarin schauerte, aber er bedachte, daß ein Mensch, der zu verraten beabsichtigte, nicht darauf aufmerksam machen würde.

»Ich traue nicht Jedermann.« sagte er lebhaft; »zum Beweise mag dienen, daß ich Euch gewählt habe, um mich zu geleiten.«

»Reist Ihr nicht mit der Königin?«

»Nein.«

»Dann reist Ihr nach der Königin?«

»Nein«, erwiderte Mazarin.

»Ah!« rief d'Artagnan, der zu begreifen anfing.

»Ja, ich habe Meine Pläne«, fuhr Mazarin fort; »mit der Königin verdopple ich ihre schlimmen Chancen; nach der Königin verdoppelt ihre Abreise die meinigen; ferner . . . ist der Hof einmal gerettet, so kann man mich vergessen; die Großen sind undankbar.«

»Das ist wahr«, sagte d'Artagnan und warf unwillkürlich einen Blick auf den Diamant der Königin den Mazarin am Finger trug.

Mazarin folgte der Richtung dieses Blickes und drehte sachte den Kasten des Ringes nach Innen.

»Ich will sie also verhindern, undankbar gegen mich zu sein«, sagte Mazarin.

»Es ist Christenpflicht, seinen Nächsten nicht in Versuchung zu führen«, sprach d'Artagnan.

»Gerade deshalb will ich vor ihnen abreisen.«

D'Artagnan lächelte; er war ganz der Mann, diese italienische List zu begreifen.

Mazarin sah ihn lächeln und benützte den Augenblick.

»Ihr werdet also damit anfangen, daß Ihr mich aus Paris bringt, nicht wahr, mein lieber Herr d'Artagnan?«

»Ein schwerer Auftrag«, antwortete d'Artagnan wieder mit ernster Miene.

»Aber«, versetzte Mazarin und schaute ihn so aufmerksam an, daß ihm kein Ausdruck seiner Physiognomie entgehen konnte, »aber Ihr habt nicht alle diese Bemerkungen in Beziehung auf den König und die Königin gemacht?«

»Der König und die Königin sind mein König und meine Königin, Monseigneur«, antwortete der Musketier, »mein Leben gehört ihnen, ich bin es ihnen schuldig. Sie verlangen es von mir, ich habe nichts zu sagen.«

»Das ist richtig«, murmelte Mazarin ganz leise, »aber da Dein Leben nicht mir angehört, muß ich es Dir abkaufen, nicht wahr?«

Und einen Seufzer ausstoßend, fing er an, den Kasten des Ringes nach Außen zu drehen.

D'Artagnan lächelte.

Diese zwei Männer berührten sich mit einer Spitze, mit der Schlaueit; hätten sie sich auch mit dem Mute berührt, so würde der Eine mit dem Andern große Dinge vollführt haben.

»Doch Ihr begreift«, sprach Mazarin, »wenn ich diesen Dienst von Euch verlange, so geschieht es mit der Absicht, dankbar dafür zu sein.«

»Ist Monseigneur erst bei der Absicht?«

»Nehmt«, sagte Mazarin, den Ring von seinem Finger ziehend, »hier ist ein Diamant, der einst Euch gehört hat, es ist billig, daß er zu Euch zurückkehrt; nehmt, ich bitte.«

D'Artagnan machte Mazarin nicht die Mühe, in ihn dringen zu müssen; er nahm ihn, schaute den Stein an, ob es gewiß derselbe wäre, und steckte den Ring, nachdem er sich von der Reinheit des Wassers überzeugt hatte, mit einem unbeschreiblichen Vergnügen an seinen Finger.

»Ich hielt große Stücke darauf«, sagte Mazarin, den Diamant mit einem letzten Blicke begleitend, »aber gleichviel, es macht mir Freude, Euch denselben zu geben.«

»Und ich, Monseigneur«, versetzte d'Artagnan, »ich nehme ihn, wie er mir gegeben wird. Sprechen wir nun von Euren kleinen

Angelegenheiten. Ihr wollt vor allen Anderen abreisen?»

»Ja, es ist mir viel daran gelegen.«

»Um welche Stunde?»

»Um zehn Uhr.«

»Und die Königin?»

»Um Mitternacht.«

»Dann ist es möglich; ich bringe Euch aus Paris, ich lasse Euch vor der Barriere und kehre zurück, um sie abzuholen.«

»Vortrefflich; aber wie wollt Ihr mich aus Paris bringen?»

»Oh! da müßt Ihr mich machen lassen.«

»Ich gebe Euch Vollmacht, nehmt eine Escorte so stark, als Ihr wollt.«

D'Artagnan schüttelte den Kopf.

»Mir scheint es, das wäre das sicherste Mittel«, sagte Mazarin.

»Ja, für Euch, Monseigneur, aber nicht für die Königin.«

Mazarin biß sich in die Lippen.

»Aber wie wollen wir dann zu Werke gehen?»

»Ihr müßt mich machen lassen, Monseigneur.«

»Hm!« brummte Mazarin.

»Ihr müßt mir die Leitung des ganzen Unternehmens übergeben.«

»Doch . . . «

»Oder einen Andern damit beauftragen«, sagte d'Artagnan den Rücken drehend.

»Ah!« sprach Mazarin ganz leise, »ich glaube, er geht mit meinem Diamant.«

Und er rief ihn zurück.

»Herr d'Artagnan, mein lieber Herr d'Artagnan«, sprach Mazarin mit schmeichelndem Tone.

»Monseigneur?»

»Steht Ihr mir für Alles?»

»Ich stehe für Nichts; ich werde mein Möglichstes tun.«

»Euer Möglichstes?»

»Ja.«

»Nun Wohl, ich verlasse mich auf Euch.«

»Das ist ein Glück«, sagte d'Artagnan zu sich selbst.

»Ihr werdet also um halb zehn Uhr hier sein?«

»Und ich finde Eure Eminenz bereit?«

»Ganz gewiß.«

»Abgemacht also. Will mich Monseigneur nun zu der Königin führen?«

»Wozu?«

»Ich wünschte die Befehle Ihrer Majestät aus ihrem eigenen Munde zu empfangen.«

»Sie hat mich beauftragt, sie Euch zu geben.«

»Sie könnte etwas vergessen haben.«

»Es liegt Euch daran, sie zu sehen?«

»Es ist unerlässlich, Monseigneur.«

Mazarin zögerte einen Augenblick: d'Artagnan ging nicht von seinem Willen ab.

»Nun gut«, sagte Mazarin, »ich will Euch führen, aber kein Wort von unserer Unterredung.«

»Was unter uns gesprochen worden ist, geht nur uns an, Monseigneur.«

»Ihr schwört mir, stumm zu sein?«

»Ich schwöre nie, Monseigneur. Ich sage ja oder nein und halte mein Wort als Edelmann.«

»Ich sehe, daß ich mich ganz unbedingt Euch anvertrauen muß.«

»Glaubt mir, das ist das Beste, Monseigneur.«

»Kommt.«

Mazarin ließ d'Artagnan in das Betzimmer der Königin eintreten und hieß ihn warten.

D'Artagnan wartete nicht lange. Als er sich fünf Minuten in dem Betzimmer befand, erschien die Königin in großem Galakleid.

»Ihr seid es, Herr d'Artagnan?« sagte sie freundlich lächelnd, »ich danke Euch, daß Ihr darauf bestanden habt, mich zu sehen.«

»Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung«, erwiderte d'Artagnan, »aber ich wollte ihre Befehle nur aus ihrem eigenen Munde empfangen.«

»Ihr wißt, um was es sich handelt?«

»Ja, Madame.«

»Ihr übernehmt den Auftrag, den ich Euch anvertraue?«

»Dankbar übernehme ich den Auftrag.«

»Gut, seid um Mitternacht hier.«

»Ich werde mich einfinden.«

»Herr d'Artagnan, ich kenne zu wohl Euren uneigennütigen Charakter, um in diesem Augenblicke von meiner Dankbarkeit zu sprechen, aber ich schwöre Euch, daß ich diesen zweiten Dienst nicht vergessen werde, wie ich den ersten vergessen habe.«

»Es steht Eurer Majestät frei, sich zu erinnern und zu vergessen, und ich weiß nicht, was sie damit sagen will«, erwiderte d'Artagnan sich verbeugend.

»Geht, mein Herr«, sprach die Königin mit ihrem bezauberndsten Lächeln, »geht und kehrt um Mitternacht zurück.«

Sie machte ihm mit der Hand ein Zeichen des Abschiedes, und d'Artagnan zog sich zurück, aber während er sich zurückzog, warf er einen Blick nach der Türe, durch welche die Königin eingetreten war, und er bemerkte unten an dem Vorhange die Spitze eines Sammetschuhs.

»Gut«, sagte er, »Mazarin horchte, um zu erfahren, ob ich ihn nicht verriete. In der Tat, dieser Schuft von einem Italiener verdient nicht, daß ihm ein ehrlicher Mann dient.«

D'Artagnan war darum nicht weniger pünktlich beim Rendezvous; um halb zehn Uhr trat er in das Vorzimmer.

Bernouin wartete und führte ihn ein.

Er fand den Kardinal in Reitertracht. Mazarin sah sehr gut aus in dieser Kleidung, die er, wie wir erwähnten, mit großer Leichtigkeit trug; er war nur bleich und zitterte ein wenig.

»Ganz allein?« fragte Mazarin.

»Ja, Monseigneur.«

»Und der gute Herr du Vallon, werden wir uns seiner Gesellschaft nicht erfreuen?«

»Allerdings, Monseigneur, er wartet in seinem Wagen.«

»Wo?«

»Am Thore des Gartens vom Palais-Royal.«

»Wir gehen also in seinem Wagen ab?«

»Ja, Monseigneur.«

»Und ohne ein anderes Geleite, als Euch Beide?«

»Ist das nicht genug? Einer von Beiden würde hinreichen.«

»In der Tat, mein lieber Herr d'Artagnan«, sagte Mazarin, »Ihr erschreckt mich mit Eurer Kaltblütigkeit.«

»Ich hätte eher geglaubt, sie müßte Euch Vertrauen einflößen.«

»Und Bernouin, nehme ich ihn mit?«

»Es ist kein Platz für ihn, er kann Eurer Eminenz nachfolgen.«

»Gut«, sagte Mazarin, »da ich in Allem tun muß, wie Ihr es haben wollt.«

»Monseigneur, es ist noch Zeit zurückzutreten und Eure Eminenz ist völlig frei.«

»Nein, nein, gehen wir.«

Und Beide stiegen die geheime Treppe hinab; Mazarin stützte sich dabei auf d'Artagnan, und der Musketier fühlte, wie der Arm des Kardinals zitterte.

Sie durchschritten die Höfe des Palais-Royal, wo noch einige Wagen verspäteter Gäste aufgestellt waren, erreichten den Garten und gelangten zu der Minen Türe.

Mazarin versuchte es, sie mit Hilfe eines Schlüssels, den er aus der Tasche zog, zu öffnen, aber seine Hand zitterte dergestalt, daß er das Schlüsselloch nicht finden konnte.

»Gebt«, sagte d'Artagnan.

Mazarin gab ihm den Schlüssel, d'Artagnan öffnete und steckte dann-den Schlüssel in seine Tasche; er gedachte auf diesem Wege zurückzukehren.

Der Fußtritt war Heruntergelassen, der Kutschenschlag offen; Mousqueton stand am Schlage, Porthos saß im Wagen.

»Steigt ein, Monseigneur«, sprach d'Artagnan.

Mazarin ließ sich das nicht zweimal sagen und sprang in den Wagen.

D'Artagnan stieg hinter ihm ein; Mousqueton schloß den Schlag wieder und schwang sich mit vielen Seufzern hinter dem Wagen auf; er hatte einige Schwierigkeiten gegen die Reise erhoben, unter dem Vormunde, seine Wunde mache ihm noch Schmerzen,

aber d'Artagnan entgegnete ihm:

»Bleibt, wenn Ihr wollt, mein lieber Herr Mouston, aber ich mache Euch darauf aufmerksam, daß Paris in dieser Nacht abgebrannt wird.«

Hiernach hatte Mousqueton nichts mehr verlangt, sondern vielmehr erklärt, er wäre bereit, seinem Gebieter und Herrn d'Artagnan bis an das Ende der Welt zu folgen.

Der Wagen ging in einem vernünftigen Trabe, der nicht entfernt verriet, daß er Menschen enthielt, welche große Eile hatten. Der Kardinal trocknete sich die Stirne mit seinem Taschentuche ab und schaute um sich her.

Er hatte zu seiner Linken Porthos, zu seiner Rechten d'Artagnan. Jeder bewachte einen Schlag, Jeder diente ihm als Wall.

Auf dem Vordersitze lagen zwei Paare Pistolen, ein Paar vor Porthos, ein Paar vor d'Artagnan; die zwei Freunde hatten überdies jeder seinen Degen an der Seite.

Hundert Schritte vom Palais-Royal hielt eine Patrouille den Wagen an.

»Wer da?« rief der Führer.

»Mazarin!« antwortete d'Artagnan und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Der Kardinal fühlte, wie sich die Haare auf seinem Haupte sträubten.

Der Spaß kam den Bürgern vortrefflich vor, denn als sie diesen Wagen ohne Waffen und ohne Geleite erblickten, hätten sie nie geglaubt, eine solche Unklugheit wäre wirklich möglich.

»Glückliche Reise!« riefen sie und ließen den Wagen vorüberziehen.

»Nun«, sagte d'Artagnan, »was denkt Monseigneur von dieser Antwort?«

»Ihr seid ein Mann von Geist!« rief Mazarin.

»Richtig«, sprach Porthos, »ich begreife.«

Gegen die Mitte der Rue des Petits-Champs hielt eine zweite Patrouille den Wagen an.

»Rückt zurück, Monseigneur«, sagte d'Artagnan.

Mazarin schob sich dergestalt zwischen die zwei Freunde, daß er hinter ihnen verborgen völlig verschwand.

»Wer da?« wiederholte dieselbe Stimme ungeduldig.

D'Artagnan fühlte zugleich, daß man sich den Pferden an die Köpfe warf.

Er beugte sich mit dem halben Leibe zu dem Wagen hinaus und rief:

»He! Planchet.«

Der Führer näherte sich; es war wirklich Planchet. D'Artagnan hatte die Stimme seines ehemaligen Lackeien wieder erkannt.

»Wie, Herr, Ihr seid es?« sagte Planchet.

»Ei, mein Gott, ja, mein Freund. Der liebe Porthos hat, einen Degenstich bekommen, und ich führe ihn nach seinem Landhause in Saint-Cloud zurück.«

»Oh! wirklich?« rief Planchet.

»Porthos«, versetzte d'Artagnan, »treuerer Porthos, wenn Ihr noch sprechen könnt, so sagt ein Wort zu diesem guten Planchet.«

»Planchet, mein Freund«, sprach Porthos mit gepreßter Stimme, »ich bin sehr krank, und wenn Du einen Arzt findest, so mache mir das Vergnügen, ihn zu mir zu schicken.«

»Ah! großer Gott«, rief Planchet, »welch' ein Unglück. Wie ist es denn geschehen?«

»Ich werde es Dir erzählen«, sprach Mousqueton.

Porthos stieß einen Seufzer aus.

»Mache uns Platz, Planchet«, sagte d'Artagnan ganz leise, »oder er kommt nicht mehr lebendig nach Hause: die Lunge ist verletzt, mein Freund.«

Planchet schüttelte den Kopf mit der Miene eines Menschen, der sagen will: »In diesem Falle geht es schlecht.«

Dann sich gegen seine Mannschaft umwendend:

»Laßt den Wagen vorbei, es sind Freunde.«

Der Wagen fuhr weiter und Mazarin wagte es wieder zu atmen.

»*Bricconi!*« murmelte er.

Einige Schritte, ehe man zu der Porte Saint-Honoré kam, begegnete man einer dritten Truppe; diese bestand aus

Menschen von schlichem Aussehen, welche eher Banditen, als irgend etwas Anderem glichen; es waren die Leute des Bettlers von Saint-Eustache.

»Aufgepaßt, Porthos«, sagte d'Artagnan.

Porthos streckte die Hand nach seinen Pistolen aus.

»Was gibt es?« fragte Mazarin.

»Monseigneur, ich glaube, wir sind in schlechter Gesellschaft.«

Ein Mann trat, eine Art von Sense in der Hand haltend, an den Kutschenschlag.

»Wer da?« fragte dieser Mann.

»Ei, Bursche«, sagte d'Artagnan, »erkennt Ihr den Wagen des Herrn Prinzen nicht?«

»Prinz oder nicht«, erwiderte der Andere, »öffnet. Wir haben die Torwache und Niemand kommt durch, ohne daß wir wissen, wer es ist.«

»Was ist zu tun?« fragte Porthos.

»Bei Gott, nichts Anderes, als fortzufahren«, erwiderte d'Artagnan.

»Wie dies?« sagte Mazarin

»Mitten durch oder darüber weg. Kutscher im Galopp!«

Der Kutscher hob die Peitsche.

»Keinen Schritt mehr«, sprach der Mann, welcher der Führer zu sein schien, »oder ich schneide Euer Pferde die Hacksen durch.«

»Pest«, versetzte Porthos, »das wäre Schade, die Tiere kosten mich zweihundert Pistolen.«

»Ich bezahle sie Euch doppelt«, sagte Mazarin.

»Ja, aber wenn man ihnen die Hacksen abgeschnitten hat, so schneidet man uns den Hals ab.«

»Es kommt Einer auf meine Seite«, sprach Porthos, soll ich ihn töten?«

»Ja, mit einem Faustschlage, wenn Ihr könnt; wir wollen erst in der äußersten Not Feuer geben.«

»Ich kann es«, erwiderte Porthos.

»Kommt und öffnet also«, sagte d'Artagnan zu dem Mann mit der Sense, nahm eine von seinen Pistolen beim Lauf und schickte

sich an, mit dem Kolben zu schlagen.

Der Mann näherte sich; während er sich aber näherte, legte sich d'Artagnan, um freier in seinen Bewegungen zu sein, halb aus dem Schlage heraus; seine Augen hefteten sich auf die des Bettlers, welchen der Schimmer einer Laterne beleuchtete.

Ohne Zweifel erkannte er den Musketier, denn er wurde sehr bleich; ohne Zweifel erkannte ihn d'Artagnan, denn seine Haare sträubten sich auf seinem Haupte.

»Herr d'Artagnan!« rief er, einen Schritt zurückweichend, »Herr d'Artagnan! laßt den Wagen vorbei.«

Vielleicht war d'Artagnan im Begriffe, zu antworten, als ein Schlag ertönte, dem einer Keule ähnlich, welche auf den Schädel eines Ochsen fällt: Porthos hatte seinen Mann tot zu Boden gestreckt.

D'Artagnan wandte sich um und sah den Unglücklichen vier Schritte vom Wagen auf der Erde liegen.

»Im stärksten Galopp!« rief er dem Kutscher zu. »Angetrieben! zugefahren!«

Der Kutscher versetzte seinen Pferden einen mächtigen Peitschenhieb. Die edlen Tiere sprangen auf. Man hörte ein Geschrei, wie von Menschen, welche niedergeworfen werden. Dann fühlte man einen doppelten Stoß; zwei Räder waren über einen biegsamen, runden Körper gegangen.

Es wurde einen Augenblick stille. Der Wagen fuhr aus dem Thore.

»Nach dem Cours-la-Reine«, rief d'Artagnan dem Kutscher zu.

Dann sich gegen Mazarin umwendend, sagte er:

»Nun, Monseigneur, könnt Ihr fünf *Pater* und fünf *Ave* beten, um Gott für Eure Befreiung zu danken. Ihr seid gerettet, Ihr seid frei!«

Mazarin antwortete nur durch ein gewisses Seufzen, er konnte kaum an ein solches Wunder glauben. Fünf Minuten nachher hielt der Wagen an: er war bei dem Cours-la-Reine angelangt.

»Ist Monseigneur mit seiner Escorte zufrieden?« fragte der Musketier.

»Entzückt, mein Herr«, antwortete Mazarin, und er wagte es endlich, den Kopf ein wenig aus dem Schlage zu legen; »nur tut ebenso viel für die Königin.«

»Das wird weniger schwierig sein«, sagte d'Artagnan zu Boden springend. »Herr du Vallon, ich empfehle Euch Seine Eminenz.«

»Seid unbesorgt«, sprach Porthos, die Hand ausstreckend.

D'Artagnan nahm die Hand von Porthos und schüttelte sie.

»Aje!« rief Porthos.

D'Artagnan schaute seinen Freund erstaunt an und fragte ihn:

»Was habt Ihr denn?«

»Ich glaube, ich habe mir das Faustgelenk verstaucht«, erwiderte Porthos.

»Den Teufel, Ihr schlagt auch, wie ein Tauber.«

»Ich mußte wohl, mein Mann wollte eine Pistole auf mich abdrücken; aber Ihr, wie habt Ihr Euch des Eurigen entledigt?«

»Oh! der meinige«, sagte d'Artagnan, »das war kein Mensch.«

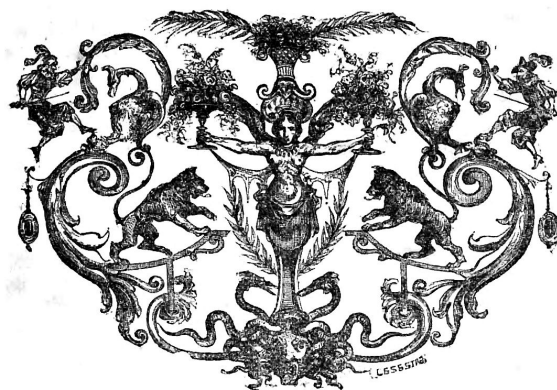
»Was war es denn?«

»Es war ein Gespenst.«

»Und . . . «

»Ich habe es beschworen.«

D'Artagnan nahm ohne weitere Erklärung die? Pistolen, welche auf dem Vordersitze lagen, steckte sie in seinen Gürtel, hüllte sich in seinen Mantel und wandte sich, da er nicht durch dieselbe Barrière zurückkehren wollte, durch die er herausgekommen war, nach der Porte Richelieu.



XV.

Der Wagen des Herrn Coadjutors.

Statt durch die Porte Saint-Honoré zurückzukehren, machte d'Artagnan, welcher Zeit vor sich hatte, einen Umweg und kehrte durch die Porte Richelieu zurück. Man erkannte ihn, und als man an seinem Federhut und an seinem galoppierten Mantel wahrnahm, daß er Offizier der Musketiere war, umgab man ihn, in der Absicht, ihn »Nieder mit Mazarin!« rufen zu lassen. Die erste Kundgebung beunruhigte ihn Anfangs nicht besonders; als er aber hörte, um was es sich handelte, rief er mit einer so schönen Stimme, daß auch die Schwierigsten zufrieden waren.

Er folgte der Rue de Richelieu und träumte über die Art und Weise, wie er nun die Königin ebenfalls wegbringen sollte, denn sie in einem Wagen mit dem Wappen von Frankreich fortzuführen, daran war nicht zu denken, als er vor der Türe des Hotel von Frau von Guémenée eine Equipage erblickte.

Plötzlich erleuchtete ihn ein Gedanke.

»Ah! bei Gott!« sagte er, »das wäre dem Kriegsgebrauche gemäß.«

Er näherte sich dem Wagen und schaute das Wappen an den Schlägen und die Livrée des Kutschers an, der auf dem Bocke saß.

Diese Prüfung wurde ihm um so leichter, als der Kutscher fest schlief.

»Das ist der Wagen des Herrn Coadjutors«, sprach er, »bei Gott, ich fange an zu glauben, daß die Vorsehung für uns ist.«

Er stieg sachte in den Wagen, zog an der seidenen Schnur, welche mit dem kleinen Finger des Kutschers in Verbindung stand, und sagte:

»In das Palais-Royal!«

Plötzlich erweckt, wandte sich der Kutscher nach dem bezeichneten Punkte, ohne zu vermuten, daß der Befehl von einem Andern, als von feinem Herrn herrührte. Der Portier war im Begriffe, die Gitter zu schließen, als er aber die prächtige

Equipage erblickte, zweifelte er nicht daran, es wäre ein Besuch von Bedeutung, und ließ den Wagen durchfahren, der unter dem Säulengange anhielt.

Erst, hier bemerkte der Kutscher, daß die Lackeien nicht hinter dem Wagen waren.

Er glaubte, der Herr Coadjutor hätte über sie verfügt, sprang von seinem Sitze herab, ohne die Zügel loszulassen, und öffnete.

D'Artagnan sprang ebenfalls zu Boden, und in dem Augenblick, wo der Kutscher, erschrocken, als er seinen Herrn nicht erkannte, einen Schritt rückwärts machte, faßte er denselben mit der linken Hand beim Kragen und setzte ihm mit der rechten die Pistole vor die Brust.

»Wage es nur, ein Wort zu sprechen«, sagte d'Artagnan, »und Du bist tot.«

Der Kutscher sah an, dem Gesichtsausdrucke desjenigen, welcher mit ihm sprach, daß er in eine Falle gegangen war, und sperrte Mund und Augen unmäßig weit auf.

Zwei Musketiere gingen im Hofe auf und ab; d'Artagnan rief sie bei ihren Namen.

»Herr von Bellière«, sagte er zu dem Einen, »habt die Güte, die Zügel aus den Händen dieses braven Mannes zu nehmen, auf den Bock der Kutsche zu sitzen, diese vor die geheime Treppe zu führen und mich dort zu erwarten; es betrifft eine wichtige Angelegenheit und gehört zum Dienste des Königs.«

Der Musketier wußte, daß sein Lieutenant unfähig war, einen schlechten Spaß in Beziehung auf den Dienst zu machen, und gehorchte, ohne ein Wort zu sagen, obgleich ihm der Befehl sonderbar vorkam.

Dann sich gegen den zweiten Musketier umwendend, sagte d'Artagnan:

»Herr du Verger, helft mir diesen Menschen in Gewahrsam bringen.«

Der Musketier glaubte, sein Lieutenant hätte einen verkleideten Prinzen verhaftet, verbeugte sich und bedeutete durch ein Zeichen, er wäre bereit.

D'Artagnan stieg die Treppe hinauf, gefolgt von dem Gefangenen, hinter dem der Musketier ging, durchschritt das

Vestibül und trat in das Vorzimmer von Mazarin.

Bernouin wartete mit Ungeduld auf Nachricht von seinem Herrn.

»Nun, gnädiger Herr?« sagte er.

»Alles geht auf das Beste, mein lieber Herr Bernouin; aber hier ist ein Mensch, den Ihr an einen sichern Ort bringen solltet!«

»Wohin, gnädiger Herr?«

»Wohin Ihr wollt, wenn nur der Ort, den Ihr wählt, Läden, die man mit dem Vorhängeschlosse, und eine Türe hat, die man mit dem Schlüssel schließen kann.«

»Wir haben dies«, erwiderte Bernouin.

Und man führte den armen Kutscher in ein Kabinett, das vergitterte Fenster und große Ähnlichkeit mit einem Gefängnisse hatte.

»Mein Freund«, sagte d'Artagnan, »ich ersuche Euch nun, mir zu Liebe Euren Hut und Euren Mantel abzulegen.«

Der Kutscher leistete, wie man leicht begreift, keinen Widerstand; er war über das, was ihm begegnete, so sehr erstaunt, daß er wankte und stammelte, wie ein Betrunkener; d'Artagnan gab die Kleidungsstücke dem Kammerdiener unter den Arm.

»Herr du Verger«, sprach d'Artagnan, »schließt Euch mit diesem Menschen ein, bis Herr Bernouin Euch die Türe öffnet; ich weiß, die Sache wird ziemlich lang dauern und nicht sehr belustigend sein, aber Ihr begreift«, fügte er ernst bei, »Dienst des Königs.«

»Zu Befehlen, mein Lieutenant«, antwortete der Musketier, welcher sah, daß es sich um wichtige Dinge handelte.

»Versucht der Mensch zu fliehen oder zu schreien«, sagte d'Artagnan, »so stoßt ihm den Degen durch den Leib.«

Der Musketier machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches sagen wollte, er werde pünktlich der Vorschrift nachkommen.

D'Artagnan entfernte sich mit Bernouin.

Es schlug Mitternacht.

»Führt mich in das Betzimmer der Königin«, sagte d'Artagnan; »meldet ihr, daß ich da bin, und legt mir dieses Päckchen mit einer gut geladenen Muskete auf den Sitz der Kutsche, welche

unten an der Geheimtreppe wartet.«

Bernouin führte d'Artagnan in das Betzimmer, wo er sich nachdenkend niedersetzte.

Alles war im Palais-Royal wie gewöhnlich gewesen. Um zehn Uhr hatten sich, wie wir erzählt, alle Gäste zurückgezogen; diejenigen, welche mit dem Hofe fliehen sollten, hatten das Losungswort, und Jeder wurde aufgefordert, sich um halb ein Uhr in der Nacht im Cours-la-Reine einzufinden.

Um zehn Uhr ging Anna von Österreich zu dem König; man hatte Monsieur so eben zu Bette gelegt, und der junge Louis, welcher geblieben war, belustigte sich damit, bleierne Soldaten in Schlachtordnung aufzustellen, eine Unterhaltung, die ihn sehr ergötzte. Zwei Ehrenknaben spielten mit ihm.

»La Porte«, sagte die Königin, »es wäre Zeit, seine Majestät zu Bette zu bringen.«

Der König bat, noch aufbleiben zu dürfen, da er noch keine Lust zu schlafen hätte, wie er sagte. Aber die Königin beharrte auf ihrem Willen.

»Müßt Ihr nicht morgen früh um sechs Uhr in Conflans baden, Louis? Ihr habt selbst darum gebeten.«

»Ihr habt Recht, Madame«, sprach der König, »und ich bin bereit, mich in mein Zimmer zu begeben, wenn Ihr mich zu küssen die Güte gehabt habt. La Porte, gebt den Handleuchter dem Herrn Chevalier von Coislin.«

Die Königin drückte ihre Lippen auf die weiße, glatte Stirne, welche ihr das erhabene Kind mit einem Ernste bot, an dem die Etiquette nicht zu verkennen war.

»Schlaft bald ein, Louis«, sagte die Königin, »denn man wird Euch frühzeitig wecken.«

»Ich werde mein Möglichstes tun, um Euch zu gehorchen«, erwiderte der junge Louis, »aber ich habe noch keine Lust, zu schlafen.«

»La Porte«, sagte Anna von Österreich ganz leise, »gebt dem König ein recht langweiliges Buch zu lesen, kleidet Euch aber nicht aus.«

Der König entfernte sich, begleitet von dem Chevalier von Coislin, der ihm den Leuchter trug. Das andere Ehrenkind wurde

in seine Wohnung zurückgeführt.

Dann begab sich die Königin wieder in ihr Gemach. Ihre Frauen, nämlich Frau von Bregy, Fräulein von Beaumont, Frau von Motteville und Socratine, ihre Schwester, die man wegen ihrer Weisheit so nannte, hatten ihr in die Garderobe Überreste von der Mittagstafel gebracht, welche sie gewöhnlich zu Nacht speiste.

Die Königin erteilte sodann ihre Befehle, sprach von einem Mahle, das ihr für den zweiten Tag der Marquis von Villequier angeboten hatte, bezeichnete die Personen, welche sie zu der Ehre, daran Teil zu nehmen, zuließ, kündigte für den nächsten Tag noch einen Besuch in Val-de-Grace an, wo sie ihre Andacht zu verrichten beabsichtigte, und gab Beringhen, ihrem ersten Kammerdiener, Befehl, sie zu begleiten.

Als das Abendbrot der Damen vorüber war, stellte sich die Königin sehr müde, und ging in ihr Schlafzimmer. Frau von Motteville, welche diesen Abend den Dienst hatte, folgte ihr, um sie entkleiden zu helfen. Die Königin legte sich zu Bette, sprach noch einige Minuten freundlich mit ihr und entließ sie sodann.

In diesem Augenblick kam d'Artagnan mit dem Wagen des Coadjutors in den Hof des Palais-Royal.

Eine Minute nachher fuhren die Wagen der Ehrendamen ab und das Gitter schloß sich hinter ihnen. Es schlug Mitternacht.

Fünf Minuten später klopfte Bernouin, von dem geheimen Gange des Kardinals herkommend, an das Schlafzimmer der Königin.

Anna von Österreich öffnete selbst.

»Ihr seid es, Bernouin?« sagte sie. »Ist Herr d'Artagnan da?«

»Ja, Madame, in Eurem Betzimmer; er wartet, bis Eure Majestät bereit ist.«

»Ich bin es. Sagt La Porte, er solle den König wecken und ankleiden, von dort geht zu dem Marschall von Villeroy und setzt ihn in meinem Namen in Kenntnis.«

Bernouin verbeugte sich und ging ab.

Die Königin trat in ihr Betzimmer, das eine einfache Lampe von venezianischem Glase beleuchtete. Sie erblickte d'Artagnan, der auf sie wartete.

»Ihr seid es?« sagte sie zu ihm.

»Ja, Madame.«

»Ihr seid bereit?«

»Ich bin es.«

»Und der Herr Kardinal?«

»Ist ohne Unfall hinausgekommen; er erwartet Eure Majestät in Cours-la-Reine.«

»Aber in welchem Wagen gehen wir ab?«

»Ich habe Alles besorgt, ein Wagen harret unten Eurer Majestät.«

»Gehen wir zu dem König.«

D'Artagnan verbeugte sich und folgte der Königin.

Das Bett lag aufgedeckt; die Leilacken des Königs waren so abgenutzt, daß sie an verschiedenen Stellen Löcher hatten.

Dies war abermals Folge der Knauserei von Mazarin.

Die Königin trat ein und d'Artagnan blieb auf der Schwelle stehen. Als das Kind die Königin erblickte, entschlüpfte es den Händen von La Porte und lief auf sie zu.

Die Königin machte d'Artagnan ein Zeichen, näher zu kommen.

D'Artagnan gehorchte.

»Mein Sohn«, sprach die Königin und deutete auf den Musketier, welcher ruhig, aufrecht, mit entblößtem Haupte in ihrer Nähe stand, »dies ist Herr d'Artagnan, ein Mann, so brav, wie einer von den alten, tapferen Rittern, deren Geschichte Ihr Euch so gerne von meinen Frauen erzählen laßt. erinnert Euch seines Namens und schaut ihn wohl an, um sein Gesicht nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren, denn er wird uns heute Abend einen wichtigen Dienst leisten.«

Der junge König schaute den Offizier mit seinem großen, stolzen Auge an und wiederholte:

»Herr d'Artagnan?«

»So ist es, mein Sohn.«

Der junge König hob langsam seine kleine Hand auf und reichte sie dem Musketier; dieser setzte ein Knie auf die Erde und küßte sie.

»Herr d'Artagnan«, wiederholte Louis, »es ist gut, Madame.«

In diesem Augenblick hörte man, wie sich ein Geräusch

näherte.

»Was ist das«, sagte die Königin.

»Oh, oh!« antwortete d'Artagnan. zu gleicher Zeit sein feines Ohr und seinen scharfen Blick anstrengend, »es ist der Lärm des Volkes, das sich empört.«

»Wir müssen fliehen«, sagte die Königin.

»Eure Majestät hat mir die Leitung dieser Angelegenheit überlassen: wir müssen bleiben und erfahren, was man will.«

»Herr d'Artagnan!«

»Ich stehe für Alles.«

Nichts teilt sich rascher mit, als das Vertrauen. Voll Mut und Kraft, fühlte die Königin im höchsten Grade diese zwei Tugenden bei Andern.

»Handelt«, sagte sie, »ich verlasse mich auf Euch.«

»Will mir Eure Majestät erlauben, bei dieser ganzen Angelegenheit Befehle in Ihrem Namen zu geben?«

»Befehlt, mein Herr.«

»Was will denn dieses Volk wieder?« fragte der König.

»Wir werden es erfahren, Sire«, antwortete d'Artagnan.

Und er verließ rasch das Zimmer.

Der Tumult hatte zugenommen, er schien gleichsam das ganze Palais-Royal einzuhüllen. Man hörte vom Zimmer aus Geschrei, dessen Sinn man nicht verstehen konnte; offenbar fand ein Aufruhr Statt.

Der König, halb gekleidet, die Königin und La Porte blieben, Jedes horchend und wartend, an dem Platze, wo sie sich befanden.

Comminges, der diese Nacht die Wache im Palais-Royal hatte, lief herbei; er hatte ungefähr zweihundert Mann in den Höfen und Ställen und stellte sie zur Verfügung der Königin.

»Nun?« fragte Anna von Österreich, als sie d'Artagnan wieder erscheinen sah, »was gibt es?«

»Madame, es hat sich das Gerücht verbreitet, die Königin hätte, den König mit sich nehmend, das Palais-Royal verlassen, und das Volk verlangt den Beweis vom Gegenteil, oder es droht, das Palais-Royal zu zerstören.«

»Ah! diesmal ist es zu stark und ich will ihnen beweisen, daß ich nicht abgereist bin.«

D'Artagnan sah an dem Gesichtsausdrucke der Königin, daß sie irgend einen heftigen Befehl geben wollte. Er näherte sich ihr und sagte ganz leise:

»Hat Eure Majestät immer noch Vertrauen zu mir?«

Diese Stimme machte sie beben. »Ja, mein Herr, alles Vertrauen«, erwiderte sie.

»Wird Eure Majestät die Gnade haben, meinem Rate zu folgen?«

»Sprecht.«

»Eure Majestät wolle Herrn, von Comminges wegschicken und ihm befehlen, sich und seine Leute in der Wachstube und in den Ställen eingeschlossen zu halten.«

Comminges schaute d'Artagnan mit dem neidischen Blicke an, mit welchem jeder Höfling ein neues Glück auftauchen sieht.

»Ihr habt gehört, Comminges?« sprach die Königin.

D'Artagnan ging auf ihn zu; er hatte mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit diesen unruhigen Blick erkannt.

»Herr von Comminges«, sagte er zu ihm, »vergebt mir; wir sind zwei alte Diener der Königin, nicht wahr? Es ist heute die Reihe an mir, ihr nützlich zu sein.«

Comminges verbeugte sich und ging ab.

»Wohl«, sprach d'Artagnan zu sich selbst, »nun habe ich einen Feind mehr.«

»Und nun«, sprach die Königin, sich an d'Artagnan wendend, »was ist zu tun? Denn Ihr hört, statt sich zu legen, verdoppelt sich der Lärm.«

»Madame«, antwortete d'Artagnan, »das Volk will den König sehen, es muß ihn sehen.«

»Wie, es muß! auf dem Balkon?«

»Nein, Madame, hier, in seinem Bette, schlafend.«

»Oh! Eure Majestät. Herr d'Artagnan hat vollkommen Recht!« rief La Porte.

Die Königin dachte einen Augenblick nach und lächelte dann, wie eine Frau, der der Trug nicht fremd ist.

»Es geschehe«, murmelte sie.

»Herr La Porte«, sagte d'Artagnan, »geht durch das Gitter des Palais-Royal, kündigt dem Volke an, es solle zufrieden gestellt werden, es werde den König nicht nur sehen, sondern auch in seinem Bette sehen. Fügt bei, der König schlafe und die Königin bitte, man möge sich stille verhalten, um den König nicht aufzuwecken.«

»Aber nicht Jedermann; eine Deputation von zwei, drei bis vier Personen?«

»Jedermann, Madame!«

»Bedenkt doch, sie werden uns bis zum Tage aufhalten.«

»In einer Viertelstunde sind wir mit ihnen fertig. Ich stehe für Alles, Madame. Glaubt mir, ich kenne das Volk: es ist ein großes Kind, dem man schmeicheln muß. Vor dem entschlummerten König wird es stumm, sanft und schüchtern sein, wie ein Lamm.«

»Geht, La Porte«, sagte die Königin.

Der junge König näherte sich seiner Mutter.

»Warum tut man, was diese Leute verlangen?« fragte er.

»Es muß sein«, sprach Anna von Österreich.

»Aber wenn man mir sagt: es muß sein! so bin ich nicht mehr König.«

»Sire«, sprach d'Artagnan, »erlaubt mir Eure Majestät eine Frage?«

Ludwig XIV. wandte sich um, ganz erstaunt, daß man es wagte, das Wort an ihn zu richten. Die Königin drückte dem König die Hand.

»Ja, mein Herr.« erwiderte der junge König.

»Erinnert sich Eure Majestät, wenn sie in dem Parke von Fontainebleau oder in den Höfen des Palastes von Versailles spielte, Plötzlich wahrgenommen zu haben, wie sich der Himmel bedeckte und der Donner zu rollen begann?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, dieses Rollen des Donners sagte Eurer Majestät, so große Lust sie auch hatte, fortzuspielen: kehrt zurück, Sire, es muß sein!«

»Das ist wahr, mein Herr, aber man sagte mir auch, das Getöse

des Donners sei die Stimme Gottes.«

»Wohl, Sire«, versetzte d'Artagnan, »hört auf das Getöse des Volkes, und Ihr werdet finden, daß es große Ähnlichkeit mit dem des Donners hat.«

In diesem Augenblick machte sich wirklich ein furchtbarer Lärm, durch den Nachtwind herbeigetragen, hörbar.

Plötzlich trat eine Stille ein.

»Sire«, sprach d'Artagnan, »man hat so eben dem Volke gesagt, Ihr schließt, und Ihr seht, daß Ihr immer noch König seid.«

Die Königin schaute voll Erstaunen diesen seltsamen Menschen an, den sein glänzender Mut den Bravsten, sein feiner, listiger Geist Allen gleich stellte.

La Porte kehrte zurück.

»Nun, La Porte?« fragte die Königin.

»Madame«, antwortete er, »die Prophezeiung von Herrn d'Artagnan ist in Erfüllung gegangen. Sie haben sich wie durch einen Zauber beruhigt. Man öffnete ihnen die Pforten und in fünf Minuten werden sie hier sein.«

»La Porte«, sagte die Königin, »wenn wir ihnen einen von Euren Söhnen an die Stelle des Königs legen würden? wir könnten während dieser Zeit abreisen.«

»Wenn es Eure Majestät befiehlt«, versetzte La Porte, »so sind meine Söhne wie ich zu den Diensten der Königin.«

»Nein«, sprach d'Artagnan; »denn würde Einer Seine Majestät kennen und den Betrug wahrnehmen, so wäre Alles verloren.«

»Ihr habt Recht, mein Herr, immer Recht«, sprach Anna von Österreich, »bringt den König zu Bette.«

La Porte legte den König ganz angekleidet, wie er war, in sein Bett; dann bedeckte er ihn bis an die Schultern mit dem Leintuch.



Die Königin beugte sich über, ihn herab und küßte ihn auf die Stirne.«

»Stellt Euch, als ob Ihr schließt«, sprach sie.

»Ja, aber es soll mich keiner von diesen Menschen berühren.«

»Sire, ich bin da«, versetzte d'Artagnan, »und ich stehe Euch dafür, daß der Erste, der diese Keckheit hätte, es mit dem Leben bezahlen müßte.«

»Was soll nun geschehen?« fragte die Königin, »denn ich höre sie.«

»Herr La Porte geht ihnen entgegen und empfiehlt ihnen abermals Stillschweigen. Madame wartet dort an der Türe. Ich stehe zu den Häupten des Königs, bereit, für ihn zu sterben.«

La Porte ging ab, die Königin stellte sich an die Türe, d'Artagnan schlüpfte hinter den Bettvorhang.

Man hörte sodann den dumpfen Tritt einer großen Menge von Menschen. Die Königin hob selbst den Türvorhang auf und legte

einen Finger auf ihren Mund.

Als diese Menschen die Königin sahen, blieben sie in ehrfurchtsvoller Haltung stille stehen.

»Tretet ein, meine Herren, tretet ein«, sagte die Königin.

Es trat nun unter all' diesem Volk ein Augenblick des Zögerns ein, der einer Art von Scham glich. Es war auf Widerstand gefaßt; es glaubte, die Gitter sprengen und die Wachen niederwerfen zu müssen; diese Gitter hatten sich ganz allein geöffnet und der König halte an seinem Bette, wenigstens scheinbar, keine andere Wache, als seine Mutter.

Die Leute, welche an der Spitze standen, stammelten und versuchten es zurückzuweichen.

»Tretet ein, meine Herren, da es die Königin gestattet«, sagte La Porte.

Da wagte es Einer, der wohl kühner war, als die Andern, die Schwelle zu überschreiten und ging auf der Fußspitze vor. Alle Andern ahmten ihn nach, und das Zimmer füllte sich stillschweigend, als ob alle diese Menschen die demütigsten, ergebensten Höflinge gewesen wären. Außerhalb der Türe erblickte man die Köpfe von denjenigen, welche, da sie nicht mehr eintreten konnten, sich auf den Fußspitzen erhoben.

D'Artagnan sah Alles durch eine Öffnung, die er im Vorhange gemacht hatte. In dem Menschen, welcher zuerst eintrat, erkannte er Planchet.

»Mein Herr«, sagte die Königin, welche begriff, daß er der Anführer der ganzen Bande war, »Ihr habet den König zu sehen gewünscht, und ich wollte ihn Euch selbst zeigen. Nähert Euch, schaut ihn an und sagt mir, ob wir aussehen, wie Menschen, welche entfliehen wollen?«

»Nein, gewiß nicht«, antwortete Planchet, etwas erstaunt über die unerwartete Ehre, die ihm zu Teil wurde.

»Ihr werdet also meinen guten und getreuen Parisern sagen«, versetzte Anna mit einem Lächeln, in dessen Ausdruck d'Artagnan sich nicht täuschte, »Ihr habt den König schlafend in seinem Bette gesehen und die Königin bereit, sich ebenfalls niederzulegen.«

»Ich werde es sagen, Madame, und meine Begleiter werden

dasselbe tun. Aber . . . «

»Aber was?« fragte Anna von Österreich.

»Eure Majestät verzeihe mir, doch ist es auch wirklich der König, der in diesem Bette liegt?«

Anna von Österreich bebte und erwiderte:

»Ist Einer unter Euch, der den König kennt, so nähere er sich und sage, ob dies wirklich Seine Majestät ist.«



Le peuple au Palais Royal.

Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, mit dem er sich das Gesicht verbarg, trat näher, beugte sich über das Bett und schaute.

Einen Augenblick glaubte d'Artagnan, dieser Mann hätte eine schlimme Absicht, und legte die Hand an seinen Degen. Aber bei der Bewegung, die der Mann in dem Mantel sich bückend machte, gewährte er einen Teil seines Gesichtes und d'Artagnan erkannte den Coadjutor.

»Es ist allerdings der König«, sprach dieser Mann, sich erhebend, »Gott segne Seine Majestät!«

»Ja«, sagte mit halber Stimme der Führer, »Gott segne Seine Majestät!«

Und alle diese Menschen, welche wütend herbei gekommen waren, segneten, vom Zorn zum Mitleid übergehend, ebenfalls das königliche Kind.

»Nun laßt uns der Königin danken, meine Freunde, und

abgehen«, sprach Planchet.

Alle verbeugten sich und zogen allmählig und geräuschlos wie sie kamen, wieder ab. Planchet, der zuerst eingetreten war, ging zuletzt weg.

Die Königin hielt ihn zurück und sagte zu ihm:

»Wie heißt Ihr, mein Freund?«

Planchet wandte sich, sehr erstaunt über diese Frage, rasch um.

»Ja«, sprach die Königin, »ich halte mich für eben so geehrt, Euch empfangen zu haben, als ob Ihr ein Prinz wäret, und wünsche Euren Namen zu wissen.«

»Ja«, dachte Planchet, um mich zu behandeln, wie einen Prinzen, ich danke!«

D'Artagnan hatte bange, Planchet würde, verlockt, wie der Rabe in der Fabel, seinen Namen sagen, und die Königin könnte, diesen Namen erfahrend, wissen, daß Planchet ihm gehört hätte.

»Madame«, antwortete Planchet ehrerbietig, »ich heiße Dulaurier, Euch zu dienen.«

»Ich danke, mein Herr Dulaurier«, versetzte die Königin, »und was treibt Ihr?«

Madame, ich bin Tuchhändler in der Rue des Bourdonnais.«

»Mehr wollte ich nicht wissen«, sagte die Königin. »Sehr verbunden, mein Herr Dulaurier, Ihr werdet von mir sprechen hören.«

»Schön, schön«, erwiderte d'Artagnan, hinter dem Vorhang hervortretend; »Meister Planchet ist offenbar kein Dummkopf, und man sieht, daß er in guter Schule erzogen worden ist.«

Die verschiedenen Darsteller dieser seltsamen Szene verharrten einen Augenblick einander gegenüber, ohne ein einziges Wort zu sprechen: die Königin bei der Türe flehend, d'Artagnan halb aus seinem Verstecke hervorgetreten, der König halb auf dem Ellenbogen erhoben und bereit, bei dem geringsten Geräusche, das die Rückkehr der Menge anzeigen würde, wieder in das Bett zurückzufallen. Statt aber näher zu kommen, entfernte sich das Geräusch immer mehr und erlosch am Ende gänzlich.

Die Königin atmete; d'Artagnan wischte sich seine feuchte Stirne ab; der König glitt von seinem Bette herab und sagte:

»Gehen wir nun.«

In diesem Augenblick erschien La Porte wieder.

»Nun«, sagte die Königin.

»Madame«, antwortete der Kammerdiener, »ich bin ihnen bis an die Gitter gefolgt. Sie teilten allen ihren Kameraden mit, sie hätten den König gesehen und die Königin hätte mit ihnen gesprochen, so daß sie sich ganz stolz und triumphierend entfernten.«

»Oh, die Elenden!« murmelte die Königin, »sie sollen ihre Kühnheit teuer bezahlen!«

Dann sich gegen d'Artagnan umwendend:

»Mein Herr, Ihr habt mir diesen Abend die besten Ratschläge gegeben, die mir in meinem ganzen Leben erteilt worden sind. Fahrt fort. Was haben wir nunmehr zu tun?«

Herr La Porte«, sprach d'Artagnan, »kleidet Seine Majestät vollends an.«

»Wir können also abreisen?« fragte die Königin.

»Wann Eure Majestät will. Sie mag nur die geheime Treppe hinabsteigen und wird mich an der Türe finden.«

»Geht, mein Herr«, sprach die Königin, »ich folge Euch.«

D'Artagnan ging hinab, der Wagen war an seinem Posten, der Musketier saß auf dem Bocke.

D'Artagnan nahm das Päckchen, das er Bernouin zu dem Musketiere zu legen befohlen hatte. Es enthielt, wie man sich erinnern wird, den Hut und den Mantel des Kutschers von Herrn von Gondy. Er nahm den Mantel um seine Schultern und setzte den Hut auf den Kopf.

»Mein Herr«, sprach d'Artagnan, »Ihr gebt Eurem Gefährten, der den Kutscher bewacht, wieder die Freiheit. Ihr steigt sodann zu Pferde, reitet nach der Rue Tiquetonne zu dem Gasthause zur Rehziege, nehmt dort mein Pferd und das von Herrn du Vallon, sattelt und zäumt sie kriegsmäßig, verlaßt dann Paris, dieselben an der Hand führend, und begeht Euch nach dem Cours-la-Reine. Findet Ihr in Cours-la-Reine Niemand mehr, so reitet Ihr bis Saint-Germain. Dienst des Königs.«

Der Musketier legte die Hand an seinen Hut und entfernte sich, um die Befehle zu erfüllen, die er erhalten hatte.

D'Artagnan stieg auf den Bock.

Er hatte ein Paar Pistolen in seinem Gürtel, eine Muskete unter seinen Füßen, seinen bloßen Degen hinter sich.

Die Königin erschien. Ihr folgten der König und der Herzog von Anjou, sein Bruder.

»Der Wagen des Herrn Coadjutors!« rief sie, einen Schritt zurückweichend.

»Ja, Madame«, sprach d'Artagnan; »aber steigt mutig ein, ich führe ihn.«

Die Königin stieß einen Schrei des Erstaunens aus und stieg in den Wagen. Der König und Monsieur stiegen hinter ihr ein und setzten sich an ihre Seite.

»Kommt, La Porte«, sagte die Königin.

»Wie, Madame?« rief der Kammerdiener, »in denselben Wagen mit Eurer Majestät?«

»Es handelt sich diesen Abend nicht um die königliche Etiquette, sondern um das Heil des Königs. Steigt ein, La Porte.«

La Porte gehorchte.

»Schließt die Schirmleder«, sagte d'Artagnan. »Wird das nicht Mißtrauen einflößen?« versetzte die Königin.

»Eure Majestät mag unbesorgt sein«, erwiderte d'Artagnan, »ich bin auf eine Antwort gefaßt.«

Man schloß die Leder und entfernte sich im Galopp durch die Rue de Richelieu. Als man an das Thor gelangte, rückte der Anführer des Posten an der Spitze von etwa zwölf Mann, eine Laterne in der Hand haltend, vor.

D'Artagnan bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge sich nähern.

»Erkennt Ihr den Wagen?« sagte er zu dem Sergenten.

»Nein«, antwortete dieser.

»Schaut das Wappen an.«

Der Sergent hielt seine Laterne an den Schlag.

»Es ist das Wappen des Herrn Coadjutors«, antwortete er.

»Stille, er steht in Gunst bei Frau von Guémenée.«

Der Sergent lachte.

»Öffnet das Thor«, sagte er, »ich weiß, wer es ist.«

Dann näherte er sich dem herabgelassenen Schirmleder und sprach:

»Viel Vergnügen, Monseigneur.«

»Vorlauter!« rief d'Artagnan, »Ihr macht, daß man mich fortjagt.«

Die Barriere ächzte aus ihren Angeln und d'Artagnan peitschte, als er den Weg offen sah, kräftig seine Pferde, die in starkem Trabe sich von der Stadt entfernten.

Fünf Minuten nachher hatte man den Wagen des Kardinals eingeholt.

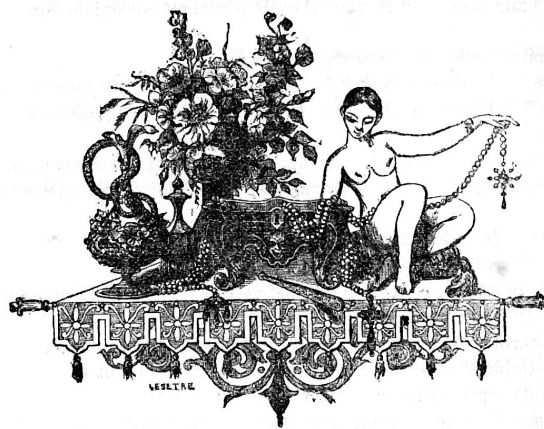
»Mousqueton!« rief d'Artagnan, hebt die Schirmleder von dem Wagen Seiner Majestät auf.«

»Er ist es!« sagte Porthos.

»Als Kutscher!« rief Mazarin.

»Und mit dem Wagen des Coadjutors!« sagte die Königin.

»*Corpo di Dio!* Herr d'Artagnan«, sprach Mazarin, »Ihr seid nicht mit Gold zu bezahlen!«



XVI.

Wie d' Artagnan und Porthos, der Eine 219, der Andere 215 Louisd'or durch den Verkauf von Stroh gewannen.

Mazarin wollte sogleich nach Saint-Germain abreisen, aber die Königin erklärte, daß sie die Personen, welche sie nach Cours-la-Reine beschieden, erwarten würde. Nur bot sie dem Kardinal den Platz von La Porte an; der Kardinal nahm ihn an, und ging von einem Wagen in den andern.

Nicht ohne Grund hatte sich das Gerücht verbreitet, der König sollte in der Nacht Paris verlassen; zehn bis zwölf Personen waren seit sechs Uhr Abends in das Geheimnis eingeweiht worden, und so verschwiegen sie auch gewesen, so hatten sie doch nicht Befehle zu ihrer Abreise geben können, ohne daß die Sache ein wenig ruchbar wurde. Überdies hatte jede von diesen Personen zwei bis drei andere, für welche sie sich interessierte, und da man nicht daran zweifelte, die Königin verlasse Paris mit furchtbaren Racheplänen, so hatte Jeder seine Freunde oder seine Verwandten in Kenntnis gesetzt, so daß das Gerücht von dieser Abreise wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilte.

Der erste Wagen, welcher nach dem der Königin ankam, war der Wagen des Herrn Prinzen; er enthielt Herrn von Condé, die Frau Prinzessin und die Frau Prinzessin Witwe. Diese Beide waren in der Nacht geweckt worden und wußten nicht, um was es sich handelte.

Der zweite enthielt den Herrn Herzog von Orleans, die Frau Herzogin, die Grande-Mademoiselle und den Abbé de la Riviere, den unzertrennlichen Günstling und vertrauten Rat des Prinzen.

Der dritte enthielt Herrn von Longueville und den Herrn Prinzen von Conti, Bruder und Schwager des Herrn Prinzen. Sie stiegen aus, näherten sich der Carrosse des Königs und der Königin und brachten den Majestäten ihre Huldigungen dar.

Die Königin senkte ihren Blick in die Tiefe des Wagens, dessen Schlag offen geblieben war, und sah, daß Niemand mehr darin

saß.

»Aber wo ist denn Frau von Longueville?« fragte sie.

»In der Tat, wo ist denn meine Schwester?« sagte der Herr Prinz.

»Frau von Longueville ist leidend, Madame«, antwortete der Herzog; »sie hat mich beauftragt, sie bei Eurer Majestät zu entschuldigen.«

Anna warf einen raschen Blick auf Mazarin, der mit einem unmerklichen Zeichen des Kopfes antwortete.

»Was sagt Ihr dazu?« fragte die Königin.

»Ich sage, daß es eine Geisel für die Pariser ist«, erwiderte der Kardinal.

»Warum ist sie nicht gekommen?« fragte ganz leise der Herr Prinz seinen Bruder.

»Stille«, antwortete dieser, »sie hat ohne Zweifel ihre Gründe.«

»Sie stürzt uns in das Verderben«, murmelte der Prinz.

Die Wagen kamen in Menge an. Der Marschall de la Meilleraie, der Marschall von Villeroy, Guitaut, Villequier, Comminges erschienen hinter einander; die zwei Musketiere trafen ebenfalls, die Pferde von d'Artagnan und Porthos an der Hand führend, ein. D'Artagnan und Porthos schwangen sich in den Sattel. Der Kutscher von Porthos nahm die Stelle von d'Artagnan auf dem königlichen Bock ein. Mousqueton ersetzte den Kutscher, er fuhr aus ihm bekannten Ursachen stehend, wie der Automedon des Alterthums.

Obgleich in ihren Gedanken mit tausend Einzelheiten beschäftigt, suchte doch die Königin d'Artagnan mit den Augen, aber der Gascogner hatte sich mit seiner gewöhnlichen Klugheit wieder unter der Menge verloren.

»Wir wollen die Vorhut bilden«, sagte er zu Porthos, »und uns gute Quartiere in Saint-Germain verschaffen, denn Niemand wird an uns denken. Ich fühle mich sehr müde.«

»Ich ebenfalls«, versetzte Porthos, »ich sinke vor Schlaf um. Wer sollte glauben, daß wir nicht einmal den geringsten Kampf gehabt haben? Die Pariser sind doch wahre Dummköpfe.«

»Sind wir nicht vielmehr sehr gewandte Leute?« versetzte d'Artagnan.

»Vielleicht.«

»Und wie geht es mit Eurem Faustgelenke?«

»Besser; aber glaubt Ihr, daß wir sie diesmal bekommen?«

»Was?«

»Ihr Euren Grad und ich meinen Titel?«

»Meiner Treue, ja, ich wollte darauf wetten. Wenn sie sich nicht erinnern, so werde ich sie übrigens daran mahnen lassen.«

»Man hört die Stimme der Königin«, sagte Porthos; ich glaube, sie will zu Pferde steigen.«

»Ah! sie wollte wohl, aber . . . «

»Was aber?«

»Aber der Kardinal will nicht. Meine Herren«, fuhr d'Artagnan, sich an die zwei Musketiere wendend, fort, »begleitet die Carrosse des Königs und verlaßt die Kutschenschläge nicht. Wir lassen die Wohnungen in Bereitschaft setzen.«

Und d'Artagnan ritt von Porthos begleitet gegen Saint-Germain.

»Vorwärts, meine Herren«, rief die Königin.

Der königliche Wagen begab sich auf den Weg, gefolgt von allen andern Carrossen. und von mehr als fünfzig Reitern.

Man gelangte ohne irgend einen Unfall nach Saint-Germain; aussteigend, fand die Königin den Herrn Prinzen, welcher mit entblößtem Haupte wartete, um ihr die Hand zu bieten.

»Welch' ein Erwachen für die Pariser!« sprach Anna von Österreich strahlend.

»Es ist Krieg«, sagte der Prinz.

»Wohl, es sei Krieg! Haben wir nicht den Sieger von Rocroy, Nördlingen und Lens bei uns?«

Der Prinz verbeugte sich, zum Zeichen des Dankes.

Es war drei Uhr Morgens. Die Königin trat zuerst in das Schloß; Alle folgten ihr; es hatten sie ungefähr zweihundert Personen bei ihrer Flucht begleitet.

»Meine Herren«, sagte die Königin lachend, »quartiert Tuch in dem Schlosse ein, es ist geräumig und es wird durchaus nicht an Platz gebrechen; aber da man nicht darauf gefaßt war, daß wir Hierher kommen würden, so meldet man mir, es seien im Ganzen nur drei Betten vorhanden: eines für den König, eines für

mich . . . «

»Und eines für Mazarin«, sagte ganz leise der Herr Prinz.

»Und ich werde also auf dem Boden schlafen?« sprach Gaston von Orleans mit sehr unruhigem Lächeln.

»Nein, Monseigneur«, erwiderte Mazarin, »denn das dritte Bett ist für Eure Hoheit bestimmt.«

»Aber Ihr?« fragte der Prinz.

»Ich werde nicht schlafen«, antwortete Mazarin, »ich habe zu arbeiten.«

Gaston ließ sich das Zimmer zeigen, wo das Bett war, ohne sich darum zu bekümmern, wie seine Frau und feine Tochter wohnen würden.

»Ich werde mich niederlegen«, sagte d'Artagnan; »kommt mit mir, Porthos.«

Porthos folgte d'Artagnan mit dem tiefen Vertrauen, das er zu dem Verstände seines Freundes hatte.

Sie gingen neben einander auf dem Platze vor dem Schlosse, Porthos schaute mit verwunderten Augen d'Artagnan an, der an seinen Fingern rechnete.

»Vierhundert, das Stück zu einer Pistole, macht vierhundert Pistolen.«

»Ja«, sagte Porthos, »vierhundert Pistolen; aber was macht vierhundert Pistolen?«

»Eine Pistole ist nicht genug, es ist einen Louisd'or Wert.«

»Was ist einen Louisd'or Wert?«

»Vierhundert zu einem Louisd'or macht vierhundert Louisd'or.«

»Vierhundert«, sagte Porthos.

»Ja, sie sind zu zweihundert und jede Person braucht wenigstens zwei. Das macht also vierhundert.«

»Was, vierhundert?«

»Hört«, sagte d'Artagnan.

Und da allerlei Leute umherstanden, welche mit aufgesperrtem Munde die Ankunft des Hofes betrachteten, so vollendete er seinen Satz ganz leise in das Ohr von Porthos.

»Ich begreife«, sprach Porthos, »meiner Treue! ich begreife sehr gut. Zweihundert Louisd'or für jeden, das ist hübsch! Aber

was wird man dazu sagen?«

»Was man will. Sollte man übrigens erfahren, daß wir es sind?«

»Aber wer wird die Verteilung übernehmen?«

»Ist nicht Mousqueton da?«

»Und meine Livree?« sagte Porthos, »man wird meine Livree erkennen.«

»Er kann seinen Rock umwenden.«

»Ihr habt immer Recht, mein Lieber«, rief Porthos. Aber wo Teufels schöpft Ihr denn alle Eure Gedanken?«

D'Artagnan lächelte.

Die zwei Freunde gingen in die nächste beste Straße. Porthos klopfte an die Türe des Hauses rechts, während d'Artagnan an die des Hauses links klopfte.

»Stroh«, sagten sie.

»Mein Herr, wir haben keines«, antworteten die Leute, welche öffneten. »Wendet Euch an den Futterhändler.«

»Wo ist der Futterhändler?«

»Die letzte große Türe der Straße.«

»Rechts oder links?«

»Links.«

»Sind noch andere Leute in Saint-Germain, bei denen man bekommen könnte?«

»Der Wirt zum gekrönten Schafe und Gros-Louis, der Pächter.«

»Wo wohnen sie?«

»In der Rue des Urselines.«

»Beide?«

»Ja.«

»Sehr gut.«

Die zwei Freunde ließen sich die zweite und dritte Adresse eben so genau bezeichnen, als sie sich hatten die erste bezeichnen lassen. Dann begab sich d'Artagnan zu dem Futterhändler und kaufte von ihm die hundert und fünfzig Bunde Stroh, welche er besaß, um die Summe von drei Pistolen. Er ging sodann zu dem Wirte, wo er Porthos fand, der zweihundert Bunde für eine ähnliche Summe gekauft hatte. Der Pächter Gros-Louis endlich stellte hundert und achtzig zu ihrer Verfügung. Das

machte im Ganzen vierhundert und dreißig.

Saint-Germain hatte nicht mehr.

Dieses ganze Geschäft nahm ihnen nicht mehr als eine halbe Stunde weg.

Mousqueton wurde gehörig unterrichtet an die Spitze des improvisierten Handels gestellt. Man schärfte ihm ein, nicht ein Strohhalmchen unter einem Louisd'or den Bund aus seinen Händen zu geben, und vertraute ihm auf diese Art vierhundert und dreißig Louisd'or.

Mousqueton schüttelte den Kopf und begriff nichts von der Spekulation der zwei Freunde.

D'Artagnan kehrte, drei Bunde Stroh mit sich nehmend, in das Schloß zurück, und Jeder schaute, schnatternd vor Kälte und vor Schlaf umfallend, mit neidischen Augen den König, die Königin und Monsieur auf ihren drei Feldbetten an.

Der Eintritt von d'Artagnan in den großen Saal brachte ein allgemeines Gelächter hervor. Aber d'Artagnan gab sich den Anschein, als bemerkte er nicht einmal, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Anwesenden war, und breitete mit so viel Geschicklichkeit und Heiterkeit sein Strohlager aus, daß allen diesen armen Schlaftrunkenen, welche nicht schlafen konnten, das Wasser im Munde zusammenlief.

»Stroh!« riefen sie, »Stroh! wo findet man Stroh?«

»Ich will Euch führen«, sprach Porthos.

Und er führte die Liebhaber zu Mousqueton, der ihnen großmütig die Bunde, zu einem Louisd'or das Stück, abgab. Man fand wohl, daß es ein wenig teuer war, aber wenn man große Lust zu schlafen hat, wer würde dann nicht zwei oder drei Louisd'or für einige Stunden guten Schlummers bezahlen!

D'Artagnan trat Jedem sein Bett ab, das er zehnmal hinter einander wieder anfang, und da man glaubte, er hätte wie die Andern seinen Bund um einen Louisd'or bezahlt, so hatte er auf diese Art in weniger als einer halben Stunde etwa dreißig Louisd'or. Um fünf Uhr Morgens kostete das Stroh achtzig Livres das Bund, und man konnte nicht einmal mehr bekommen.

D'Artagnan war darauf bedacht gewesen, vier Bunde für sich bei Seite zu legen. Er nahm aus seiner Tasche den Schlüssel des

Kabinetts, wo er sie verborgen hatte, und kehrte, begleitet von Porthos, zurück, um mit Mousqueton abzurechnen, der ihnen naiver Weise und als ein würdiger Intendant vierhundert Louisd'or zustellte und noch hundert für sich behielt.

Mousqueton, der nichts von dem wußte, was sich im Schlosse ereignet hatte, begriff nicht, wie ihm nicht selbst früher der Gedanke gekommen war, Stroh zu verkaufen.

D'Artagnan legte das Gold in seinen Hut und rechnete sodann im Schlosse mit Porthos ab. Es kamen jedem von ihnen zweihundert und fünfzehn Louisd'or zu.

Porthos bemerkte jetzt erst, daß er kein Stroh für seine eigene Rechnung hatte. Er kehrte zu Mousqueton zurück, aber Mousqueton hatte, ohne irgend etwas für sich selbst zu behalten, das Stroh bis auf das letzte Hälmchen verkauft.

Er suchte d'Artagnan wieder auf, der mit seinen vier Bunden Stroh im Zuge war, sich das Lager zu bereiten, und zum Voraus mit wahrer Wonne ein so weiches, am Kopfe so gut aufgefülltes, am Fuße so vortrefflich bedecktes Bett betrachtete, ein Bett, um das ihn der König selbst beneidet haben würde, wenn er nicht in dem seinigen so gut geschlafen hätte.

D'Artagnan wollte um keinen Preis sein Bett für Porthos in Unordnung bringen, aber gegen vier Louisd'or, die ihm dieser bezahlte, willigte er ein, daß Porthos das Lager mit ihm teilte.

Er legte seinen Degen über seinen Kopf, seine Pistolen an seine Seite, breitete seinen Mantel zu seinen Füßen aus, setzte seinen Hut auf den Mantel, und streckte sich wollüstig auf dem knisternden Stroh aus. Schon umschmeichelten ihn die süßen Träume, welche der Besitz von zweihundert in einer Stunde gewonnenen Louisd'or erzeugt, als eine Stimme an der Türe erscholl und ihn auffahren machte.

»Herr d'Artagnan!« rief die Stimme, »Herr d'Artagnan!«

»Hier«, sagte Porthos, »hier!«

Porthos begriff, daß wenn d'Artagnan ginge, ihm das Bett allein bleiben würde.

Ein Offizier näherte sich.

D'Artagnan erhob sich auf den Ellenbogen.

»Seid Ihr Herr d'Artagnan?« sprach der Offizier.

»Ja, mein Herr; was wollt Ihr?«

»Ich soll Euch holen.«

»In wessen Auftrag?«

»Im Auftrage Seiner Eminenz.«

»Sagt Monseigneur, ich wolle schlafen, und rate ihm als Freund, dasselbe zu tun.«

»Seine Eminenz hat sich noch nicht niedergelegt und wird sich nicht niederlegen. Sie verlangt sogleich nach Euch.«

»Die Pest ersticke Mazarin, der nicht zu rechter Zeit zu schlafen weiß«, murmelte d'Artagnan. »Was will er von mir? Etwa mich zum Kapitän machen? Dann verzeihe ich ihm.«

Und der Musketier stand brummend auf, nahm seinen Degen, seinen Hut, seine Pistolen, feinen Mantel, und folgte sodann dem Offizier, während Porthos, nunmehr der alleinige Besitzer des Bettes, die schöne Neigung seines Freundes nachzuahmen suchte.

»Herr d'Artagnan«, sprach der Kardinal, als er den Mann erblickte, den er zu so ungelegener Zeit hatte holen lassen, »ich habe nicht vergessen, mit welchem Eifer Ihr mir dientet, und ich will Euch einen Beweis hiervon geben.«

»Schön!« dachte d'Artagnan, »das kündigt sich gut an.«

Mazarin betrachtete den Musketier und sah, wie sich sein Gesicht erheiterte.

»Herr d'Artagnan«, sagte er, »habt Ihr große Lust, Kapitän zu werden?«

»Ja, Monseigneur.«

»Und Euer Freund wünscht immer noch Baron zu sein?«

»In diesem Augenblick träumt er, er sei es, Monseigneur.«

»Dann nehmt diesen Brief und bringt ihn nach England«, sprach Mazarin und zog aus einem Portefeulle den Brief, welchen er bereits d'Artagnan gezeigt hatte.

D'Artagnan schaute den Umschlag an; es war keine Adresse darauf.

»Dürfte ich nicht erfahren, wem ich ihn zustellen soll?«

»Wenn Ihr in London ankommt, erfahrt Ihr es. Erst in London erbrecht Ihr den doppelten Umschlag.«

»Und meine Instruktionen?«

»Bestehen darin, daß Ihr in jeder Beziehung dem zu gehorchen habt, an welchen dieser Brief gerichtet ist.«

D'Artagnan wollte neue Fragen machen, als Mazarin beifügte:

»Ihr reist nach Boulogne, wo Ihr im Wappen von England einen jungen Edelmann Namens Mordaunt findet.«

»Ja, Monseigneur. Und was soll ich mit diesem Edelmanns machen?«

»Ihm folgen, wohin er Euch führen wird.«

D'Artagnan schaute den Kardinal mit erstaunter Miene an.

»Ihr seid nun unterrichtet; geht«, sprach Mazarin.

»Geht, das ist gleich gesagt«, versetzte d'Artagnan. »Aber um zu gehen, muß man Geld haben, und ich habe keines.«

»Ach«, sprach Mazarin, sich hinter dem Ohre kratzend, »Ihr sagt, Ihr habet kein Geld?«

»Nein, Monseigneur.«

»Aber der Diamant, den ich Euch gestern Abend schenkte?«

»Ich wünschte ihn als ein Andenken an Eure Eminenz zu behalten.«

Mazarin seufzte.

Es ist in England sehr teuer zu leben und besonders für einen außerordentlichen Gesandten.«

»Bah!« versetzte Mazarin, »es ist ein äußerst nüchternes Land, wo man seit der Revolution in der höchsten Einfachheit lebt. Doch gleichviel!«

Er öffnete eine Schublade und zog eine Börse hervor.

»Was sagt Ihr zu diesen tausend Talern?«

D'Artagnan streckte die Unterlippe übermäßig vor.

»Ich sage, Monseigneur, es ist wenig; denn ich werde gewiß nicht allein reisen.«

»Ich zähle darauf«, antwortete Mazarin. »Herr du Vallon wird Euch begleiten, . . . der würdige Edelmann, denn nach Euch, mein lieber Herr d'Artagnan, ist er sicherlich derjenige Mensch, welchen ich in Frankreich am meisten achte und ehre.«

»Dann, Monseigneur«, sagte d'Artagnan, auf die Börse deutend, welche Mazarin noch nicht losgelassen hatte, »dann,

wenn Ihr ihn liebt und schätzt, begreift Ihr wohl auch . . . «

»Es sei, in Berücksichtigung seiner Person, füge ich zweihundert Taler bei.«

»Filz!« murmelte d'Artagnan. »Aber bei unserer Rückkehr«, fügte er laut bei, »können wir wenigstens, Herr Porthos auf seine Baronie und ich auf meinen Grad zählen, nicht wahr?«

»Bei meiner Treue!«

»Ein anderer Schwur wäre mir lieber«, sagte leise d'Artagnan zu sich selbst. Dann wieder laut: »Kann ich nicht Ihrer Majestät der Königin meine Huldigung darbringen?«

»Ihrer Majestät?« antwortete Mazarin rasch, »Ihr müßt ohne Verzug abreisen. Geht also, mein Herr!«

»Noch ein Wort, Monseigneur. Wenn man sich da schlägt, wohin ich gehe, soll ich mich schlagen?«

»Ihr werdet Alles tun, was Euch die Person befiehlt, an die ich Euch adressiere.«

Es ist gut, Monseigneur«, sagte d'Artagnan, die Hand ausstreckend, um den Sack in Empfang zu nehmen; »ich bezeuge Euch meine Achtung.«

D'Artagnan steckte langsam den Sack in seine weite Tasche, wandte sich gegen den Offizier um und sprach zu diesem:

»Mein Herr, wollt die Güte haben, Herrn du Vallon ebenfalls im Auftrage Seiner Eminenz zu wecken und ihm zu sagen, ich erwarte ihn in den Ställen.«

Der Offizier entfernte sich sogleich mit einem Eifer, der etwas Interessiertes zu haben schien.

Porthos hatte sich so eben in seinem Bette ausgestreckt und fing an, seiner Gewohnheit gemäß, harmonisch zu schnarchen, als er fühlte, daß man ihm auf die Schulter klopfte.

Er glaubte, es wäre d'Artagnan, und rührte sich nicht.

»Im Auftrage des Kardinals«, sprach der Offizier.

»Wie!« versetzte Porthos, die Augen weit aufsperrend, »was sagt Ihr?«

»Ich sage, daß Euch Seine Eminenz nach England schickt, und daß Ihr von Herrn d'Artagnan in den Ställen erwartet werdet.«

Porthos stieß einen tiefen Seufzer aus, stand auf, nahm seinen

Hut, seine Pistolen, seinen Degen und seinen Mantel, und entfernte sich, nachdem er noch einen Blick des Bedauerns auf das Bett geworfen, in welchem er so gut zu schlafen sich versprochen hatte.

Kaum hatte er dem Offizier den Rücken gewendet, als dieser sein Lager einnahm, und er hatte die Türschwelle noch nicht überschritten, als sein Nachfolger ebenfalls mächtig schnarchte. Und dies ging ganz natürlich zu: er war der Einzige in der ganzen Versammlung, der, nebst dem König, der Königin und Monseigneur Gaston von Orleans, gratis schlief.

XVII.

Man hat Nachricht von Athos und Aramis.

D'Artagnan hatte sich unmittelbar in die Ställe begeben. Der Tag graute bereits. Er erkannte sein Pferd und das von Porthos. Beide waren an die Raufe gebunden, aber an eine leere Raufe. Er hatte Mitleid mit den armen Tieren und ging in eine Ecke des Stalles, wo er ein wenig Stroh glänzen sah, das ohne Zweifel der Razzia der Nacht entgangen war. Aber während er dieses Stroh mit dem Fuße zusammenhäufte, stieß er mit dem Ende seines Stiefels auf einen runden Körper, der, ohne Zweifel an einer empfindlichen Stelle berührt, einen Schrei von sich gab, sich auf die Kniee erhob und die Augen ausrieb. Es war Mousqueton, welcher, da er kein Stroh mehr für sich selbst besaß, sich mit dem der Pferde begnügte.

»Mousqueton«, sprach d'Artagnan, »auf, auf, vorwärts, marsch!«

Mousqueton erkannte die Stimme des Freundes seines Herrn, stand rasch auf und ließ beim Aufstehen einige von den Louisd'or fallen, die er unrechtmäßiger Weise in der Nacht gewonnen hatte.

»Oh, oh!« sprach d'Artagnan, einen Louisd'or aufhebend und daran riechend, »das ist sonderbares Gold, es hat ganz den Geruch von Stroh.«

Mousqueton errötete auf eine so ehrliche Weise, und schien so verlegen, daß der Gascogner zu lächeln anfang und zu ihm sagte:

»Porthos würde in Zorn geraten, mein lieber Herr Mouston, ich aber vergebe Euch; wollen wir uns erinnern, daß dieses Gold uns als Heilmittel für unsere Wunden dienen muß, und lustig sein.«

Mousqueton nahm sogleich ein sehr heiteres Gesicht an, sattelte behende das Pferd seines Herrn und bestieg das seinige, ohne viel Grimassen zu machen.

Mittlerweile erschien Porthos mit einem sehr verdrießlichen Gesichte und war im höchsten Maße erstaunt, als er d'Artagnan in sein Schicksal ergeben und Mousqueton beinahe freudig fand.

»Oho!« sagte er, »wir haben also, was wir wünschen, Ihr Euren

Grad und ich meine Baronie.«

»Wir holen die Patente«, sagte d'Artagnan, »und bei unserer Rückkehr wird sie Meister Mazarin unterzeichnen.«

»Und wohin gehen wir?« fragte Porthos.

»Zuerst nach Paris«, erwiderte d'Artagnan, »ich will dort einige Angelegenheiten in Ordnung bringen.«

»Also nach Paris«, versetzte Porthos.

Und Beide schlugen den Weg nach Paris ein.

Bei den Thoren anlangend, waren sie sehr erstaunt, als sie die bedrohliche Haltung der Hauptstadt wahrnahmen. Um eine in Stücke zerschlagene Carrosse stieß das Volk Verwünschungen aus, während die Personen, welche hatten entfliehen wollen, nämlich ein Greis und zwei Frauen, festgenommen wurden.

Als dagegen d'Artagnan und Porthos Einlaß verlangten, gab es keine Schmeichelei, die man ihnen nicht machte. Man hielt sie für Deserteurs von der royalistischen Partei und wollte sie anwerben.

»Was macht der König?« fragte man.

»Er schläft.«

»Und die Spanierin?«

»Sie träumt.«

»Und der Italiener flucht?«

»Er wacht. Haltet Euch nur fest, denn wenn sie abgereist sind, so ist es sicherlich aus einem bestimmten Grunde geschehen. Da Ihr aber im Ganzen die Stärkeren seid«, fuhr d'Artagnan fort, »so hängt Euch nicht an Frauen und Greise. Laßt diese Damen und greift nach wichtigeren Dingen.«

Das Volk hörte diese Worte mit Vergnügen und ließ die Damen gehen, welche d'Artagnan mit einem beredten Blicke dankten.

»Nun vorwärts!« sprach d'Artagnan.

Und sie setzten ihren Weg fort, durchzogen die Barrikaden, sprengten über die Ketten, stießen, wurden gestoßen, fragten und wurden befragt.

Auf dem Platze des Palais-Royal sah d'Artagnan einen Sergenten, welcher fünf- bis sechshundert Bürger exerzieren ließ: es war Planchet, der zu Gunsten der städtischen Miliz seine Erinnerungen von dem Regiment Piemont her benützte.

An d'Artagnan vorübermarschierend, erkannte er seinen ehemaligen Herrn.

»Guten Morgen, Herr d'Artagnan«, sagte Planchet mit stolzer Miene.

»Guten Morgen, Herr Dulaurier«, antwortete d'Artagnan.

Planchet blieb stille stehen und heftete seine weit aufgerissenen Augen auf d'Artagnan. Als die erste Reihe ihren Führer stille stehen, sah, blieb sie auch stehen, und so fort bis zu der letzten.

»Diese Bürger sind doch abscheulich lächerlich«, sagte d'Artagnan zu Porthos und ritt seines Weges.

Fünf Minuten nachher stiegen sie vor dem Gasthause zur Rehziege ab. Die schöne Madeleine lief d'Artagnan entgegen.

»Meine liebe Madame Turquaine«, sagte d'Artagnan, »wenn Ihr Geld habt, vergrabt es rasch; wenn Ihr Juwelen habt, verbergt sie geschwinde; wenn Ihr Schuldner habt, laßt sie bezahlen; wenn Ihr Gläubiger habt, bezahlt sie nicht.«

»Warum dies?« fragte Madeleine.

»Weil Paris in Asche gelegt wird, gerade wie Babylon, wovon Ihr ohne Zweifel habt sprechen hören.«

»Und Ihr verlaßt mich in einem solchen Augenblicke?«

»Sogleich«, sagte d'Artagnan.

»Und wohin geht Ihr?«

»Ah, wenn Ihr mir das sagen könnt, erweist Ihr mir einen großen Dienst.«

»Ah, mein Gott! mein Gott!«

»Habt Ihr Briefe für mich?« fragte d'Artagnan und deutete seiner Wirtin mit einem Zeichen an, daß sie sich die Wehklagen ersparen sollte, insofern dieselben überflüssig wären.

»So eben ist einer angekommen.«

Und sie gab d'Artagnan den Brief.

»Von Athos!« rief d'Artagnan, die feste, große Handschrift ihres Freundes erkennend.

»Ah!« sprach Porthos, »wir wollen ein wenig sehen, was er sagt.«

D'Artagnan öffnete den Brief und las:

»Lieber d'Artagnan, lieber du Vallon, meine guten Freunde, vielleicht erhaltet Ihr zum letzten Male Nachricht von mir. Aramis und ich wir sind sehr unglücklich. Aber Gott, unser Mut und die Erinnerung an unsere Freundschaft halten uns noch aufrecht. Denkt an Raoul. Ich empfehle Euch die Papiere, welche in Blois liegen, und wenn Ihr in dritthalb Monaten keine Nachricht von uns erhalten habt, nehmt Kenntnis davon. Umarmt den Vicomte von ganzem Herzen für Euren ergebenen Freund

Athos.«

»Ich glaube bei Gott wohl, daß ich ihn umarmen werde«, sagte d'Artagnan. »Überdies ist er auf unserem Wege, und wenn er das Unglück hat, unsern armen Athos zu verlieren, so wird er von diesem Tage an mein Sohn.«

»Und ich mache ihn zu meinem Universalerben«, sprach Porthos.

»Laßt doch sehen, was Athos noch sagt.«

»Treffet Ihr auf Euren Wegen einen Herrn Mordaunt, so mißtraut ihm; ich kann Euch nicht mehr in meinem Briefe sagen.«

»Herr Mordaunt!« sagte d'Artagnan sehr erstaunt.

»Es ist gut«, sprach Porthos, man wird sich seiner erinnern. Aber seht, es ist noch eine Nachschrift von Aramis dabei.«

»In der Tat«, versetzte d'Artagnan, und er las:

»Wir verbergen unsern Aufenthaltsort, teure Freunde, weil wir Eure brüderliche Ergebenheit kennen und wissen, daß Ihr kommen würdet, um mit uns zu sterben.«

»Sacrebleu!« unterbrach Porthos den Lesenden mit einem Ausdrücke, der Mousqueton in die andere Ecke des Zimmers jagte. »Sind sie denn in Todesgefahr?«

D'Artagnan fuhr fort:

»Athos vermacht Euch Raoul, und ich vermache Euch eine Rache. Wenn Ihr glücklicher Weise einen gewissen Mordaunt unter die Hand bekommt, so sagt Porthos, er solle ihn in eine

Ecke führen und ihm den Hals umdrehen. Ich wage es nicht, Euch in einem Briefe mehr zu sagen.

Aramis.«

»Wenn es sonst nichts ist«, sprach Porthos, »das läßt sich leicht machen.«

»Im Gegenteil«, erwiderte d'Artagnan mit düsterer Miene, »das ist unmöglich.«

»Warum?«

»Gerade diesen Herrn Mordaunt suchen wir in Boulogne auf und mit ihm gehen wir nach England.«

»Nun, wenn wir, statt Herrn Mordaunt aufzusuchen, unsere Freunde aufsuchten?« rief Porthos mit einer Gebärde, welche ein Heer in Schrecken zu versetzen im Stande gewesen wäre.

»Ich habe wohl daran gedacht«, sagte d'Artagnan; »aber der Brief hat weder Datum noch Stempel.«

»Das ist richtig«, sprach Porthos.

Und er fing an wie ein Verrückter im Zimmer umherzugehen, machte allerhand Gebärden und zog alle Augenblicke seinen Degen zum dritten Teile aus der Scheide.

D'Artagnan blieb auf derselben Stelle wie ein Bestürzter, und der tiefste Kummer war auf seinem Antlitz ausgeprägt.

»Ah, das ist schlimm«, sagte er, »Athos beleidigt uns. Er will allein sterben, das ist schlimm!«

Als Mousqueton diese zwei großen Verzweiflungen sah, zerfloß er in seiner Ecke in Tränen.

»Vorwärts«, sprach d'Artagnan, »Alles das führt zu nichts. Wir wollen abreisen und Raoul umarmen, wie wir gesagt haben; vielleicht hat er Nachricht von Athos.«

»Das ist ein guter Gedanke«, sprach Porthos. »Mein lieber d'Artagnan, ich weiß nicht, wie Ihr es macht, aber Ihr seid voll Gedanken. Umarmen wir also Raoul.«

»Wehe dem, der meinen Herrn in diesem Augenblick schief ansehen würde«, sagte Mousqueton, »ich wollte keinen Pfennig für sein Leben geben.«

Man stieg zu Pferde und entfernte sich. Als die Freunde in die

Rue Saint-Denis gelangten, fanden sie einen großen Volksauslauf. Herr von Beaufort war so eben aus Vendome angelangt und wurde von dem Coadjutor den freudigen Parisern gezeigt. Mit Herrn von Beaufort hielten sie sich nunmehr für unüberwindlich.

Die zwei Freunde ritten durch eine kleine Gasse, um dem Prinzen nicht zu begegnen, und erreichten die Barriere Saint-Denis.

»Ist es wahr«, sagten die Wachen zu den zwei Reitern, »daß Herr von Beaufort in Paris angekommen ist?«

»Nichts kann wahrer sein«, sprach d'Artagnan. »Es diene Euch zum Beweise, daß er uns Herrn von Vendome, seinem Vater, entgeschickt, der ebenfalls kommen wird.«

»Es lebe Herr von Beaufort!« riefen die Wachen und gingen ehrfurchtsvoll auf die Seite, um die Abgesandten des großen Prinzen vorüber zu lassen.

Sobald sie vor der Barriere waren, wurde die Straße von diesen Männern, welche weder Ermüdung, noch Entmutigung kannten, gleichsam verschlungen. Ihre Pferde flogen, und sie hörten nicht auf, von Athos und Aramis zu sprechen.

Mousqueton litt alle erdenklichen Qualen; aber der vortreffliche Diener tröstete sich mit dem Gedanken, daß seine zwei Herren noch ganz andere Leiden zu ertragen hätten. Er war dazu gelangt, d'Artagnan als seinen zweiten Herrn zu betrachten, und gehorchte ihm sogar schneller und pünktlicher, als Porthos.

Das Lager war zwischen Saint-Omer und Lens. Die zwei Freunde machten einen Umweg nach dem Lager und erfuhren bei dem Heere mit allen einzelnen Umständen die Nachricht von der Flucht des Königs und der Königin, welche in der Stille hier angekommen war. Sie fanden Raoul bei seinem Zelte auf einem Bunde Heu liegend, von dem sein Pferd von Zeit zu Zeit ein wenig verstohlener Weise herauszog. Der junge Mann hatte rote Augen und schien niedergeschlagen. Der Marschall von Grammont und der Graf von Guiche waren nach Paris zurückgekehrt und das arme Kind fand sich ganz vereinzelt.

Bald schlug Raoul die Augen auf und sah die zwei Reiter, die ihn anschauten. Er erkannte sie und lief mit offenen Armen auf sie

zu.

»Ah, Ihr seid es, teure Freunde!« rief er. »Kommt Ihr, um mich zu holen? Nehmt Ihr mich mit Euch fort? Bringt Ihr mir Nachrichten von meinem Vormund?«

»Ihr habt also keine erhalten?« fragte d'Artagnan den jungen Mann.

»Ach! nein, mein Herr, und ich weiß in der Tat nicht, was aus ihm geworden ist; ich bin so unruhig, daß ich weinen muß.«

Und es rollten wirklich zwei schwere Tränen an den gebräunten Wangen des jungen Mannes herab.

Porthos wandte den Kopf ab, um auf seinem guten, dicken Antlitz nicht sehen zu lassen, was in seinem Herzen vorging.

»Den Teufel!« sprach d'Artagnan, mehr bewegt, als er es seit geraumer Zeit gewesen war, »verzweifelt nicht, mein Freund. Wenn Ihr keinen Brief von dem Grafen erhalten habt, so haben wir doch einen erhalten.« . . .

»Oh, wirklich!« rief Raoul.

»Und zwar einen sehr beruhigenden«, sprach d'Artagnan, als er die Freude wahrnahm', welche diese Nachricht dem jungen Manne bereitete.

»Habt Ihr den Brief?« fragte Raoul.

»Ja, das heißt, ich hatte ihn«, sagte d'Artagnan, indem er sich stellte, als suchte er. »Wartet, er muß hier in meiner Tasche sein. Er spricht von seiner Rückkehr, nicht wahr, Porthos?«

So sehr d'Artagnan auch Gascogner war, so wollte er doch die Last dieser Lüge nicht allein auf sich nehmen.

»Ja«, erwiderte Porthos hustend.

»Oh, gebt ihn mir«, sagte der junge Mann.

»Ah, ich las ihn doch vorhin erst. Sollte ich ihn verloren haben? Ei, verdammt! meine Tasche hat ein Loch.«

»Oh! ja, Herr Raoul«, sagte Mousqueton, »und der Brief war sogar sehr tröstlich. Diese Herren haben ihn mir vorgelesen, und ich weinte darüber vor Freude.«

»Aber Ihr wißt doch wenigstens, wo er ist, Herr d'Artagnan?« fragte Raoul halb erheitert.

»Oh! bei Gott, gewiß weiß ich es. Aber es ist ein Geheimnis.«

»Hoffentlich nicht für mich.«

»Nein, nicht für Euch. Ich will Euch auch sagen, wo er ist.«

Porthos schaute d'Artagnan mit seinen großen, erstaunten Augen an.

»Wo Teufels soll ich sagen, daß er ist, damit er nicht das Gelüste bekommt, ihn aufsuchen zu wollen?« murmelte d'Artagnan.

»Nun, wo ist er denn, mein Herr?« fragte Raoul mit seiner sanften, schmeichelnden Stimme.

»Er ist in Konstantinopel.«

»Bei den Türken!« rief Raoul erschrocken. »Guter Gott, was sagt Ihr mir da?«

»Nun, macht Euch das bange?« sprach d'Artagnan. »Bah! was sind die Türken für Männer wie den Grafen de la Fère und den Abbé d'Herblay!«

»Ah, sein Freund ist bei ihm«, sagte Raoul, »das beruhigt mich ein wenig.«

»Wie viel Geist hat er doch, dieser Teufel von einem d'Artagnan«, sprach Porthos, ganz erstaunt über die List seines Freundes.

Es drängte d'Artagnan, den Gegenstand des Gespräches zu verändern, und er sagte daher zu Raoul:

»Hier sind fünfzig Pistolen, die Euch der Herr Graf durch denselben Courier geschickt hat. Ich setze voraus, daß Ihr kein Geld habt und daß sie Euch willkommen sein werden.«

»Ich habe noch zwanzig Pistolen, mein Herr.«

»Und wenn Ihr mehr wollt«, versetzte Porthos, die Hand an seine Tasche legend . . . «

»Ich danke«, erwiderte Raoul errötend, »tausend Dank, mein Herr.«

In diesem Augenblick erschien Olivain am Horizont.

»Ei, sagt mir doch«, sprach d'Artagnan, so daß es der Lackei hörte, »seid Ihr mit Olivain zufrieden?«

»Ja, ziemlich wohl.«

Olivain stellte sich, als hätte er nichts gehört, und trat in das Zelt.

»Was habt Ihr diesem Burschen vorzuwerfen?«

»Er ist ein Fresser«, sagte Raoul.

»Oh, gnädiger Herr!« rief Olivain.

»Er ist ein wenig Dieb.«

»Oh, gnädiger Herr, oh!«

»Und besonders ein feiger Prahler!«

»Oh! oh! oh! gnädiger Herr, Ihr entehrt mich«, sprach Olivain.

»Pest!« rief d'Artagnan, »erfahrt, Meister Olivain, daß Leute, wie wir, sich nicht durch Feige bedienen lassen. Befiehlt Euren Herrn, eßt sein Zuckerwerk und trinkt seinen Wein; aber bei Gottes Zorn seid kein Feiger, oder ich schneide Euch die Ohren ab. Schaut Herrn Mouston an, sagt ihm, er solle Euch seine ehrenvollen Wunden zeigen, und seht, welche Würde seine Tapferkeit seinem Gesichte verliehen hat.«

Mousqueton war in dem dritten Himmel und würde d'Artagnan umarmt haben, wenn er es gewagt hätte. Mittlerweile schwur er in seinem Innern, sich für ihn töten zu lassen, wenn sich je Gelegenheit zeigen würde.

»Schickt diesen Burschen weg, Raoul«, sagte d'Artagnan; »denn wenn er ein Feiger ist, wird er sich eines Tags entehren.«

»Mein Herr nennt mich feig«, rief Olivain, »weil er sich mit einem Cornet des Regimentes Grammont schlagen wollte, und ich mich weigerte, ihn zu begleiten.«

»Herr Olivain, ein Lackei darf nie ungehorsam sein«, sprach d'Artagnan mit strengem Tone.

Dann zog er ihn in einen Winkel und sagte zu ihm: »Du Hast wohl daran getan, wenn Dein Herr Unrecht hatte, und hier ist ein Taler für Dich. Ist er aber je beleidigt worden, und Du läßt Dich nicht neben ihm vierteilen, so schneide ich Dir die Zunge aus und fege Dir das Gesicht damit. Behalte dies wohl.«

Olivain verbeugte sich und steckte den Taler in die Tasche.

»Und nun, Freund Raoul«, sprach d'Artagnan, »reifen wir, Herr Du Vallon und ich, als Botschafter ab. Ich kann Euch nicht sagen, zu welchem Ziele, denn ich weiß es selbst nicht; aber wenn Ihr etwas braucht, so schreibt an Madame Turquaine zur Rehziege, Rue Tiquetonne, und zieht auf diese Casse, wie auf die eines Banquier, jedoch mit etwas Schonung, denn ich sage Euch zum

Voraus, daß sie nicht so gut gespickt ist, wie die von Herrn d'Emery.«

Nachdem er seinen Interimsmündel umhalst hatte, übergab er ihn den kräftigen Armen von Porthos, die ihn von der Erde emporhoben und einen Augenblick an das edle Herz des furchtbaren Riesen gedrückt hielten.

»Nun vorwärts«, sprach d'Artagnan.

Und sie schlugen den Weg nach Boulogne ein, wo sie gegen Abend auf Pferden, bedeckt mit Schweiß und weißem Schaum, ankamen.

Zehn Schritte von dem Orte, wo sie Halt machten, ehe sie in die Stadt einritten, war ein schwarz gekleideter, junger Mann, der Jemand zu erwarten schien und von dem Momente, wo er sie erblickt hatte, die Augen unablässig auf sie geheftet hielt.

D'Artagnan näherte sich ihm und sagte, als er sah, daß er das Auge nicht von ihm abwandte:

»He, Freund, ich liebe es nicht, daß man mich mißt.«

»Mein Herr«, sprach der junge Mann, ohne auf den Ruf von d'Artagnan zu antworten, »kommt Ihr nicht vielleicht von Paris?«

D'Artagnan dachte, es wäre ein Neugieriger, der Nachrichten von der Hauptstadt zu haben wünschte, und erwiderte mit sanfterem Tone:

»Ja, mein Herr.«

»Sollt Ihr nicht im Wappen von England wohnen?«

»Ja, mein Herr.«

»Seid Ihr nicht mit einer Sendung von Seiner Eminenz, dem Herrn Kardinal von Mazarin, beauftragt?«

»Ja, mein Herr.«

»Dann habt Ihr mit mir zu tun«, sprach der junge Mann; »ich bin Herr Mordaunt.«

»Ah!« sagte d'Artagnan ganz leise, »derjenige, von welchem mir Athos sagt, ich solle ihm mißtrauen.«

»Ah!« murmelte Porthos, »derjenige, von welchem Aramis schreibt, ich solle ihn erdrosseln.«

Beide schauten den jungen Mann aufmerksam an.

Dieser täuschte sich in dem Ausdrucke ihres Blickes.

»Solltet Ihr an meinem Worte zweifeln?« sagte er; »ich bin in diesem Falle bereit, Euch jeden Beweis zu liefern.«

»Nein, mein Herr«, antwortete d'Artagnan, »wir sind zu Eurer Verfügung.«

»Wohl, meine Herren.« sprach Mordaunt, »wir werden ungesäumt abreisen. Es ist heute der letzte Tag der Frist, die der Herr Kardinal von mir gefordert hatte. Mein Schiff ist bereit, und wenn Ihr nicht gekommen wäret, so würde ich ohne Euch abgegangen sein, denn der General Oliver Cromwell muß meine Rückkehr mit Ungeduld erwarten.«

»Ah, ah«, sagte d'Artagnan, »wir sind also an den General Oliver Cromwell abgesandt?«

»Habt Ihr keinen Brief für ihn?« fragte der junge Mann.

»Ich habe einen Brief, dessen doppelten Umschlag ich erst in London erbrechen sollte. Da Ihr mir aber sagt, an wen er adressiert ist, so halte ich es für unnötig, bis dort zu warten.«

D'Artagnan zerriß den Umschlag des Briefes.

Er war in der Tat adressiert:

»An Herrn Oliver Cromwell, General der Truppen der englischen Nation.«

»Ah!« murmelte d'Artagnan, »ein sonderbarer Auftrag.«

»Wer ist dieser Oliver Cromwell?« fragte Porthos leise.

»Ein ehemaliger Bierbrauer«, antwortete d'Artagnan.

»Will etwa Mazarin eine Spekulation mit Bier machen, wie wir eine mit Stroh gemacht haben?« fragte Porthos.

»Vorwärts, meine Herren«, sprach Mordaunt ungeduldig, »gehen wir.«

»Oh, oh!« rief Porthos, »ohne Abendbrot? kann Herr Cromwell nicht ein wenig warten?«

»Ja, aber ich . . . « versetzte Mordaunt.

»Nun, Ihr? . . . « sagte Porthos.

»Ich habe Eile.«

»Oh, wenn es Euretwegen geschehen soll!« rief Porthos, »das geht mich nichts an, und ich werde mit Eurer Erlaubnis oder ohne dieselbe zu Nacht speisen.«

Der schwankende Blick des jungen Mannes entflammte sich

und schien bereit, einen Blitz zu schleudern, aber er bezähmte sich.

»Mein Herr«, sprach d'Artagnan, »man muß hungrige Reisende entschuldigen. Überdies wird Euch unser Abendbrot nicht lange aufhalten, wir reiten rasch bis zu dem Gasthause. Geht zu Fuße nach dem Hafen, wir essen einen Bissen, und sind beinahe zu gleicher Zeit mit Euch dort.«

»Wie es Euch gefällt, meine Herren, wenn wir nur reisen«, versetzte Mordaunt.

»Das ist ein Glück«, murmelte Porthos.

»Der Name des Schiffes?« fragte d'Artagnan.

»Der Standard.«

»Gut, in einer halben Stunde sind wir am Bord.«

Und Beide gaben ihren Pferden die Sporen und eilten nach dem Gasthofs zum »*Wappen von England*.«

»Was sagt Ihr zu diesem jungen Menschen?« fragte d'Artagnan während des scharfen Rittes.

»Ich sage, daß er mir nicht im Geringsten behagt«, erwiderte Porthos, »und daß ich das größte Gelüste in mir spürte, den Rat von Aramis zu befolgen.«

»Davor hütet Euch wohl, mein lieber Porthos; dieser Mensch ist ein Abgesandter des General Cromwell, und ich glaube, wir würden uns einen erbärmlichen Empfang bereiten, wenn wir dem General meldeten, wir hätten seinem Vertrauten den Hals umgedreht.«

»Gleichviel«, versetzte Porthos, »ich habe immer wahrgenommen, daß Aramis ein Mann von gutem Rate ist.«

»Hört«, sprach d'Artagnan, »wenn unsere Botschaft beendigt ist . . . «

»Hernach?«

»Wenn er uns nach Frankreich zurückführt . . . «

»Nun?«

»Nun, wir werden sehen.«

Die zwei Freunde gelangten hiernach zu dem Gasthofs zum *Wappen von England*, wo sie mit großem Appetit zu Nacht speisten, und begaben sich dann ungesäumt nach dem Hafen.

Eine Brigg war bereit, unter Segel zu gehen, und auf dem Verdecke dieser Brigg erkannten sie Mordaunt, welcher ungeduldig auf und ab ging.

»Es ist unglaublich«, sprach d'Artagnan, während sie die Barke an Bord des *Standard* führte, »es ist erstaunlich, wie sehr dieser junge Mann irgend Jemand gleicht, den ich gekannt habe, doch ich vermag nicht zu sagen, wem.«

Sie gelangten zu der Treppe und waren einen Augenblick nachher eingeschifft.

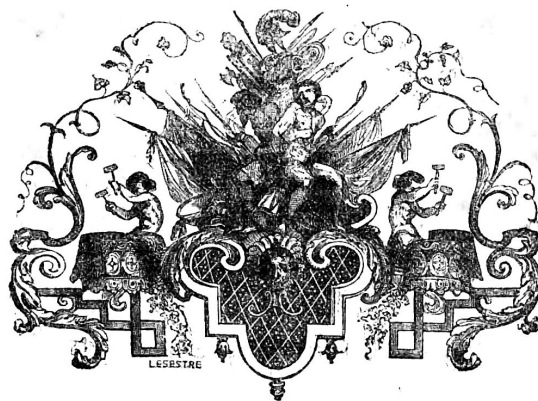
Aber das Einschiffen der Pferde dauerte etwas länger, als das der Menschen, und die Brigg konnte erst um acht Uhr Abends die Anker lichten.

Der junge Mann zitterte vor Ungeduld und befahl, die Masten mit Segeln zu bedecken.

Kreuzlahm von drei schlaflosen Nächten und einem ununterbrochenen Ritte von siebzig Lieues zog sich Porthos in die Kajüte zurück und schlief.

D'Artagnan überwand seinen Widerwillen gegen Mordaunt, ging mit ihm auf dem Verdecke auf und ab und gab hundert Geschichten zum Besten, um ihn zum Sprechen zu bringen.

— Mousqueton hatte die Seekrankheit.



XVIII.

Der Schotte, treulos gegen Eid und Ehr, Gibt seinen König um einen Pfennig her.

Und nun müssen unsere Leser den *Standard* ruhig, nicht gegen London, wohin d'Artagnan und Porthos zu gehen glaubten, sondern gegen Durham schwimmen lassen, wohin Briefe, welche Mordaunt während seines Aufenthaltes in Boulogne erhielt, diesen beschieden hatten, und uns in das royalistische Lager an der Tyne, unweit von der Stadt Newcastle, folgen.

Hier, zwischen zwei Flüssen, an der Grenze von Schottland, aber auf englischem Boden, breiten sich die Zelte eines kleinen Heeres aus. Es ist Mitternacht. Männer, die man an ihren nackten Beinen, an ihren kurzen Röcken, an ihren buntscheckigen Plaids und an der Feder, welche ihre Mütze ziert, als Hochländer erkennt, halten nachlässig Wache. Der Mond beleuchtet, durch dicke Wolken gleitend, bei jedem Zwischenräume, den er auf seinem Wege findet, die Musketen der Schildwachen und hebt kräftig die Mauern, Dächer und Türme der Stadt hervor, die Karl I. den Truppen des Parlaments übergeben hat, gerade wie Oxford und Newors, welche Städte, in der Hoffnung auf einen Vergleich, noch an ihm hielten.

An einem der Enden, dieses Lagers, bei einem Ungeheuern Zelte, das voll von Offizieren ist, die unter dem Vorsitze des alten Grafen von Lewen, ihres Anführers, beratschlagen, schläft ein Mensch in Reitertracht auf dem Rasen, die Hand an sein Schwert gelegt.

Fünzig Schritte von da plaudert ein anderer Mensch, ebenfalls in Reitertracht, mit einer schottischen Wache, und obgleich ein Fremder, scheint er doch hinreichend an die englische Sprache gewöhnt, um die Antworten zu verstehen, die ihm der Andere im Patois der Grafschaft Perth gibt.

Als es ein Uhr des Morgens in der Stadt Newcastle schlug, erwachte der Schläfer, und nachdem er alle Gebärden eines Menschen gemacht hatte, der die Augen nach tiefem Schläfe

öffnet, schaute er aufmerksam um sich her, stand auf, da er sich allein sah, machte einen Umweg und ging an dem Reiter vorbei, der mit der Schildwache plauderte. Dieser hatte ohne Zweifel feine Fragen beendet, denn nach einem Augenblick nahm er Abschied von der Wache und schlug, als ob es absichtslos geschehen würde, denselben Weg ein, den wir den ersten Reiter haben gehen sehen.

Im Schatten eines an der Straße aufgeschlagenen Zeltes erwartete ihn der Andere.

»Nun, mein lieber Freund?« sagte er im reinsten Französisch, das je von Rouen bis Tours gesprochen worden ist.

»Mein Freund, es ist keine Zeit zu verlieren, man muß den König benachrichtigen.«

»Was geht denn vor?«

»Es wäre zu lang, um es Euch zu sagen. Überdies werdet Ihr es sogleich hören. Hier gesprochen, kann das geringste Wort Alles verderben. Wir wollen Mylord von Winter aufsuchen.«

Und Beide wanderten nach dem entgegengesetzten Ende des Lagers. Da aber das Lager nicht mehr als eine Oberfläche von fünfhundert Quadratschritten bedeckte, so waren sie bald bei dem Zelte desjenigen, welchen sie suchten, angelangt.

»Schläft Euer Herr, Tomy?« fragte in englischer Sprache einer von den zwei Reitern den Diener, der in einer als Vorzimmer benützten ersten Abteilung des Zeltes lag.

»Nein, Herr Graf«, antwortete der Lackei, »ich glaube nicht, es müßte denn erst seit ganz kurzer Zeit der Fall sein, denn er ist mehr als zwei Stunden, nachdem er den König verlassen, umhergegangen, und das Geräusch seiner Tritte hat vor kaum zehn Minuten aufgehört; übrigens könnt Ihr selbst sehen«, fügte er, den Vorhang aufhebend, bei.

Von Winter saß wirklich vor einer wie ein Fenster angebrachten Öffnung, welche die Nachtluft eindringen ließ, und folgte schwermütig mit den Augen dem, wie wir so eben sagten, unter schweren, schwarzen Wolken hineinziehenden Monde.

Die zwei Freunde näherten sich dem Lord, der den Kopf auf seine Hand gestützt den Himmel anschaute; er hörte sie nicht kommen und verharrte in derselben Haltung bis zu dem

Augenblicke, wo er fühlte, daß eine Hand auf seine Schulter gelegt wurde.

Dann wandte er sich um, erkannte Athos und Aramis und reichte ihnen die Hand.

»Habt Ihr bemerkt«, sagte er zu ihnen, »wie der Mond diesen Abend blutfarbig ist?«

»Nein«, erwiderte Athos, »er kam mir wie gewöhnlich vor.«

»Schaut ihn an«, versetzte Lord Winter.

»Ich gestehe Euch«, antwortete Aramis, »es geht mir wie dem Grafen de la Fère, ich sehe nichts Besonderes daran.«

»Graf«, sprach Athos, »in einer so precären Lage, wie die unsere ist, muß man die Erde prüfend betrachten, und nicht den Himmel. Habt Ihr unsere Schottländer beobachtet und seid Ihr derselben sicher?«

»Die Schottländer?« fragte Lord Winter; »welche Schottländer?«

»Die unseren, bei Gott! diejenigen, welchen der König sich anvertraut hat. Die Schotten des Grafen von Lewen.«

»Nein«, erwiderte von Winter, und er fügte dann bei: »Sagt mir, Ihr seht also nicht, wie ich, die rötliche Tinte, welche den Himmel bedeckt?«

»Ganz und gar nicht«, antworteten gleichzeitig Athos und Aramis.

»Sagt mir«, fuhr der Lord, stets mit demselben Gedanken beschäftigt, fort, »ist es nicht eine Sage in Frankreich, daß am Vorabend des Tages, an welchem er ermordet wurde, Heinrich IV., der mit Herrn von Bassompierre Schach spielte, Blutflecken auf dem Schachbrette sah?«

»Ja.« Mach Athos, »der Marschall hat es mir oftmals selbst erzählt.«

»So ist es«, murmelte von Winter, »und am andern Tage wurde Heinrich IV. ermordet.«

»Aber in welchem Zusammenhang steht diese Vision von Heinrich IV. mit uns, Graf?« fragte Aramis.

»In keinem, meine Herren, und ich bin in der Tat ein Thor, daß ich Euch mit solchen Dingen unterhalte, während Eure Erscheinung in meinem Zelte zu dieser Stunde mir ankündigt, daß

Ihr irgend eine wichtige Neuigkeit zu überbringen habt.«

»Ja, Mylord«, versetzte Athos, »ich wünschte den König zu sprechen.«

»Den König? Er schläft.«

»Ich habe ihm Dinge von großem Belang mitzuteilen.«

»Läßt sich die Sache nicht auf morgen verschieben?«

»Er muß es sogleich erfahren, und vielleicht ist es bereits zu spät.«

»Gehen wir hinein, meine Herren.«

Das Zelt von Lord Winter war neben dem königlichen; eine Art von Korridor führte von dem-einen in das andere. Dieser Korridor wurde nicht von einem Soldaten, sondern von einem vertrauten Diener von Karl I. bewacht.

»Diese Herren gehören zu mir«, sprach der Lord.

Der Lackei verbeugte sich und ließ sie vorübergehen.

Auf einem Feldbette liegend, ein schwarzes Wamms auf dem Leibe, seine langen Stiefeln an den Beinen, den Gürtel los, den Hut neben sich, war König Karl wirklich, einem unwiderstehlichen Bedürfnis nachgebend, eingeschlafen. Die drei Männer schritten vorwärts, Athos, welcher vorausging, betrachtete einen Augenblick stillschweigend das edle, so bleiche Antlitz, umrahmt von langen schwarzen Haaren, welche der Schweiß eines unruhigen Schlummers an seine Schläfe klebte, und marmorartig durchzogen von dicken blauen Adern, die unter seinen müden Augen von Tränen aufgeschwollen zu sein schienen.

Athos stieß einen tiefen Seufzer aus; dieser Seufzer erweckte den König, einen so leichten Schlaf schlief er.

Er schlug die Augen auf.

»Ah!« sagte er, sich auf den Ellenbogen erhebend,

»Ihr seid es, Graf de la Fère?«

»Ja, Sire«, antwortete Athos.

»Ihr wacht, während ich schlafe, und Ihr bringt mir irgend eine Neuigkeit?«

»Ach! Sire«, erwiderte Athos, »Eure Majestät hat richtig erraten.«

»Dann ist die Nachricht schlecht«, sprach der König

schwermütig lächelnd.

»Ja, Sire.«

»Gleichviel, der Bote ist willkommen, und Ihr könnt nicht bei mir erscheinen, ohne mir stets Vergnügen zu machen, Ihr, dessen Ergebenheit weder Vaterland, noch Unglück kennt, Ihr, der Ihr mir von Henriette geschickt seid . . . was auch die Nachricht sein mag, die Ihr mir überbringt, sprecht unumwunden.«

»Sire, Herr Cromwell ist in dieser Nacht in Newcastle eingetroffen.«

Ah!« rief der König, »um mich zu bekämpfen.«

»Nein, um Euch zu kaufen.«

»Was sagt Ihr?«

»Ich sage, daß man dem schottischen Heere viermal hunderttausend Pfund Sterling schuldig ist.«

»An rückständigem Solde, ja. ich weiß es. Seit beinahe einem Jahre schlagen sich meine braven und getreuen Schotten für die Ehre.«

Athos lächelte.

»Wohl, Sire, obgleich die Ehre etwas Schönes ist, so sind sie doch müde geworden, sich für dieselbe zu schlagen, und haben Euch in dieser Nacht für zweimal hunderttausend Pfund Sterling verkauft, das heißt für die Hälfte von dem, was man ihnen schuldig war.«

»Unmöglich!« rief der König; »die Schotten verkaufen ihren König nicht um zweimal hunderttausend Pfund Sterling!«

»Die Juden haben ihren Gott um dreißig Silberlinge verkauft.«

»Und wer ist der Judas, der diesen schändlichen Handel gemacht hat?«

»Der Graf von Lewen.«

»Wißt Ihr es gewiß?«

»Ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört.«

Der König Hieß einen tiefen Seufzer aus, als ob sein Herz brechen wollte, und ließ sein Haupt in seine Hände fallen.

»Ah! die Schotten!« rief er, »die Schotten, die ich meine Treuen nannte! die Schotten, denen ich mich anvertraute, während ich nach Oxford fliehen konnte! die Schotten, meine Landsleute! die

Schotten, meine Brüder! Seid Ihr Eurer Sache auch gewiß, mein Herr?«



Karl I.

»Hinter dem Zelte des Grafen von Lewen, dessen Leinwand ich aufhob, scheinbar im Schlafe liegend, habe ich Alles gesehen, Alles gehört.«

»Und wann soll dieser abscheuliche Handel vollzogen werden?«

»Heute, diesen Morgen. Es ist daher, wie Eure Majestät sieht, keine Zeit zu verlieren.«

»Warum handeln, da Ihr sagt, ich sei verkauft?«

»Um über die Tyne zu setzen, um Schottland zu erreichen, um zu Lord Montrose zu gelangen, der Euch nicht verkaufen wird.«

»Und was soll ich in Schottland tun? Einen Parteigängerkrieg anfangen? Ein solcher Krieg ist eines Königs unwürdig.«

»Das Beispiel von Robert Bruce spricht Euch frei, Sire.«

»Nein! nein! ich kämpfe schon zu lange; haben sie mich verkauft, so mögen sie mich ausliefern, und die ewige Schmach ihres Verrates falle auf sie zurück.«

»Sire«, sprach Athos, »vielleicht soll ein König so handeln, nicht aber ein Gatte und Vater. Ich bin im Namen Eurer Gemahlin und Eurer Tochter gekommen, und im Namen Eurer Gemahlin und Eurer Tochter und der zwei anderen Kinder, welche Ihr noch in London hat, sage ich Euch: Lebt, Sire, Gott will es.«

Der König stand auf, zog seinen Gürtel fest, schnallte seinen Degen um und trocknete mit einem Taschentuche seine von Schweiß befeuchtete Stirne ab.

»Nun«, sagte er, »was ist zu tun?«

»Sire, habt Ihr beim ganzen Heere ein Regiment, auf das Ihr Euch verlassen könnt?«

»Winter, baut Ihr auf die Treue des Eurigen?« fragte der König.

»Sire, es sind nur Menschen, und die Menschen sind sehr schwach oder sehr böse geworden. Ich glaube an ihre Treue, aber ich stehe nicht dafür; ich würde ihnen mein Leben anvertrauen, aber ich zögere, ihnen das Eurer Majestät anzuvertrauen.«

»Wohl!« sprach Athos, »in Ermangelung eines Regiments sind wir drei ergebene Männer, und das genügt. Eure Majestät steige zu Pferde, begeben Sie sich in unsere Mitte, wir setzen über die Tyne, erreichen Schottland und sind gerettet.«

»Ist das auch Eure Meinung, Winter?« fragte der König.

»Ja, Sire.«

»Und die Eurige, Herr d'Herblay?«

»Ja, Sire.«

»Es geschehe also, wie Ihr wollt. Gebt Befehl, Winter.«

Der Lord entfernte sich; der König kleidete sich mittlerweile vollends an. Die ersten Strahlen, des Tages begannen durch die

Öffnungen des Zeltens zu dringen, als Lord Winter zurückkehrte.

»Alles ist bereit«, meldete er.

»Und wir?« fragte Athos.

»Grimaud und Blaisois harren Eurer mit den gesattelten Pferden.«

»Dann wollen wir keinen Augenblick verlieren«, sprach Athos.

»Laßt uns gehen«, versetzte der König.

»Sire«, sagte Aramis, »benachrichtigt Eure Majestät nicht ihre Freunde?«

»Meine Freunde!« erwiderte Karl I. traurig den Kopf schüttelnd, »ich habe noch Euch drei . . . einen Freund von zwanzig Jahren, der mich nie vergessen hat, zwei Freunde von acht Tagen, die ich nie vergessen werde. Kommt, meine Herren, kommt.«

Der König verließ das Zelt und fand sein Pferd wirklich bereit. Es war ein isabellfarbiges Roß, das er seit drei Jahren ritt und ungemein liebte.

Das Tier wieherte vor Vergnügen, als es ihn sah.

»Ah!« sprach der König, »ich war ungerecht: hier ist, wenn auch nicht ein Freund, doch ein Wesen, das mich liebt. Du wirst mir treu sein, nicht wahr Arthus?«

Und als hätte das Pferd diese Worte verstanden, näherte er seine rauchenden Nüstern dem Gesichte des Königs, hob seine Lippen auf und zeigte voll Freude feine weißen Zähne.

»Ja, ja«, sprach der König, das schöne Tier mit der Hand streichelnd; »ja, es ist gut, Arthus, ich bin zufrieden mit dir.«

Und mit der Behendigkeit, die aus dem König einen der besten Reiter Europa's machte, schwang sich Karl in den Sattel und sagte, sich gegen Athos, Aramis und den Grafen von Winter umdrehend:

»Nun, meine Herren, ich erwarte Euch.«

Aber Athos blieb unbeweglich, seine Hand und seine Augen nach einer schwarzen Linie gerichtet, welche dem Tyneflusse folgte und sich doppelt so lang als das Lager ausstreckte.

»Was für eine Linie ist dies?« sprach Athos, dem die letzte Dunkelheit der Nacht, kämpfend mit den ersten Strahlen des Tages, nicht gut zu unterscheiden gestattete. »Was bedeutet

diese Linie? Ich habe sie gestern nicht gesehen.«

»Ohne Zweifel ist es der Nebel, der vom Flusse aufsteigt«, erwiderte der König.

»Sire, es ist etwas Gedrängteres, als ein Dunst.«

»In der Tat, es gleicht einer rötlichen Barriere«, versetzte Winter.

»Es ist der Feind, der von Newcastle aufzieht und uns umschließt«, rief Athos.

»Der Feind!« sprach der König.

»Ja, der Feind. Es ist zu spät. Schaut! dort unter jenem Sonnenstrahl auf der Seite der Stadt, seht Ihr die eisernen Rippen glänzen?«

So nannte man die Kürassiere, aus welchen Cromwell seine Leibwachen gemacht hatte.

»Ah!« sprach der König, »wir werden erfahren, ob es wahr ist, daß mich die Schotten verraten.«

»Was wollt Ihr tun, Sire?« rief Athos.

»Ihnen Befehl zum Angriff geben und diese elenden Rebellen mit ihnen niedermachen.«

Und der König gab seinem Pferde die Sporen und jagte auf das Zelt des Grafen von Lewen zu.

»Folgen wir ihm«, sprach Athos.

»Vorwärts!« rief Aramis.

Sollte der König verwundet sein?« fragte der Graf von Winter. »Ich sehe Blutflecken auf dem Boden.« Und er sprengte den zwei Freunden nach. Athos hielt ihn zurück.

»Sammelt Euer Regiment«, sagte er; »ich sehe, daß wir desselben sogleich bedürfen werden.«

Der Lord wandte sein Pferd um, und die zwei Freunde setzten ihren Weg fort. In zwei Sekunden hatte der König das Zelt des Grafen von Lewen, des Obergenerals der schottischen Armee, erreicht. Er sprang zu Boden und trat ein.

Der General befand sich mitten unter den vornehmsten Häuptlingen.

»Der König!« riefen sie ausstehend und sich anschauend.

Karl stand wirklich vor ihnen, den Hut auf dem Kopfe, die Stirne

gefaltet und mit seiner Reitpeitsche an seine Stiefeln klopfend.

»Ja«, sprach er, »der König, der Rechenschaft von Euch über das fordert, was vorgeht.«

»Was geht denn vor, Sire?« fragte der Graf von Lewen.

»Meine Herren«, sprach der König, der sich vom Zorn fortreißen ließ, »der General Cromwell ist diese Nacht in Newcastle angekommen; Ihr wußtet es und ich bin davon benachrichtigt; der Feind zieht aus der Stadt und Versperrt uns den Übergang über die Tyne; Eure Wachen mußten diese Bewegung sehen, und ich bin davon in Kenntnis gesetzt; Ihr habt mich durch einen schändlichen Vertrag um zweimal hunderttausend Pfund Sterling an das Parlament verkauft, aber dieser Vertrag ist mir wenigstens bekannt. Das geht vor, meine Herren, antwortet und rechtfertigt Euch, denn ich klage Euch an.«

»Sire«, stammelte der Graf von Lewen, »Sire, Eure Majestät wird durch einen falschen Bericht getäuscht worden sein.«

»Ich habe mit meinen eigenen Augen das feindliche Heer zwischen mir und Schottland sich ausbreiten sehen«, versetzte Karl, »und ich kann beinahe sagen: ich habe mit meinen eigenen Ohren gehört, wie die Bedingungen des Vertrags beraten wurden.«

Die schottischen Häuptlinge schauten sich ebenfalls die Stirne faltend an.

»Sire«, murmelte der Graf von Lewen, gebeugt unter dem Gewichte der Schande, »Sire, wir sind bereit, Euch jeden Beweis zu geben.«

»Ich verlange nur einen einzigen«, sprach der König. »Stellt das Heer in Schlachtordnung auf, und wir marschieren dem Feinde entgegen.«

»Das kann nicht sein, Sire«, erwiderte der Graf.

»Wie! es kann nicht sein! Und warum kann es nicht sein?« rief Karl I.

»Eure Majestät weiß wohl, daß Waffenstillstand zwischen uns und dem englischen Heere stattfindet«, antwortete der Graf.

»Wenn Waffenstillstand stattfindet, so hat ihn das englische Heer dadurch gebrochen, daß es die Stadt gegen die Übereinkunft verließ; ich aber sage Euch, Ihr müßt Euch mit mir

durch dieses Heer schlagen und nach Schottland zurückkehren, und wenn Ihr es nicht tut, nun so wählt zwischen den zwei Namen, die den Menschen der Verachtung und dem Fluche der andern Menschen überantworten: entweder seid Ihr Feige oder Ihr seid Verräter.«

Die Augen der Schottländer flammten, aber sie gingen, wie dies so oft bei solchen Gelegenheiten geschieht, von der äußersten Scham zu der äußersten Frechheit über und zwei Clans-Häuptlinge schritten von zwei Seiten auf den König zu.

»Nun wohl, ja«, sagten sie, »wir haben versprochen, Schottland und England von demjenigen zu befreien, der seit fünfundzwanzig Jahren das Blut und das Gold von Schottland und England trinkt. Wir haben es versprochen und halfen unser Versprechen. König Karl Stuart, Ihr seid unser Gefangener.«

Und Beide streckten zu gleicher Zeit die Hand aus, um den König zu ergreifen, aber ehe die Spitze ihrer Finger seine Person berührten, stürzten Beide, der eine tot, der andere ohnmächtig, nieder.

Athos hatte den Einen mit der Kolben seiner Pistole zu Boden geschlagen, Aramis hatte dem Andern den Degen durch den Leib gerannt.

Als sodann der Graf von Lewen und die andern Häuptlinge erschrocken vor dieser unerwarteten Hilfe, die demjenigen, welchen sie bereits für ihren Gefangenen hielten, vom Himmel zuzufallen schien, zurückwichen, zogen Athos und Aramis den König aus dem meuterischen Zelte, in das sie sich so unkluger Weise gewagt hatten, und alle Drei schwangen sich auf die Pferde, welche die Lackeien bereithielten, und ritten im Galopp nach dem königlichen Zelte zurück.

Im Vorüberreiten gewahrten sie den Grafen von Winter, der an der Spitze seines Regimentes herbeieilte. Der König gab ihm ein Zeichen, sie zu begleiten.



XIX.

Der Rächer.

Alle Vier traten in das Zelt; es war noch kein Plan gemacht, man mußte etwas feststellen.

Der König sank in einen Lehnstuhl und rief:

»Ich bin verloren!«

»Nein, Sire«, entgegnete Athos, »Ihr seid nur verraten.«

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Verraten, verraten durch die Schottländer, in deren Mitte ich geboren bin, die ich immer den Engländern vorzog! Oh, die Elenden!«

»Sire«, sprach Athos, »es ist nicht die Stunde zu Klagen und Anschuldigungen, sondern der Augenblick, wo Ihr zeigen müßt, daß Ihr König und Edelmann seid. Erhebt Euch, Sire! denn Ihr habt wenigstens hier drei Männer, die Euch nicht verraten werden, . . . darüber könnt Ihr unbesorgt sein. Ah! wenn wir nur fünf wären«, murmelte Athos, an d'Artagnan und Porthos denkend.

»Was sagt Ihr?« fragte Karl aufstehend.

»Ich sage, Sire, daß es nur ein Mittel gibt. Mylord von Winter bürgt für sein Regiment, er tut es wenigstens so ungefähr, streiten wir nicht um Worte; er stellt sich an die Spitze seiner Leute, wir stellen uns an die Seite Seiner Majestät, wir machen eine Öffnung in die Armee von Cromwell und erreichen Schottland.«

»Es gäbe noch ein Mittel«, versetzte Aramis; »Einer von uns müßte die Kleidung und das Pferd des Königs nehmen. Während man diesen mit aller Hitze verfolgte, würde der König vielleicht durchkommen.«

»Der Rat ist gut«, sagte Athos, »und wenn Seine Majestät Einem von uns diese Ehre erweisen wollte, so würden wir sehr dankbar dafür sein.«

»Was ist Eure Ansicht von diesem Rate, Mylord von Winter?« sprach der König und schaute dabei voll Bewunderung die zwei Männer an, deren einzige Sorge es war, auf ihr Haupt die

Gefahren zu häufen, die ihn bedrohten.

»Ich denke, Sire, daß, wenn es ein Mittel gibt, Eure Majestät zu retten, Herr d'Herblay dasselbe vorgeschlagen hat. Ich bitte also Eure Majestät untertänig, sogleich ihre Wahl zu treffen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Aber willige ich ein, so erfolgt dadurch der Tod oder wenigstens das Gefängnis für denjenigen, welcher meinen Platz einnehmen wird.«

»Es entspringt daraus die Ehre für ihn, seinen König gerettet zu haben!« rief der Graf von Winter.

Der König schaute seinen alten Freund mit Tränen in den Augen an, machte das Band des Heiligen Geist-Ordens los, den ertrug, um die zwei Franzosen zu ehren, die ihn begleiteten, und schlang es um den Hals von Winter, welcher kniend dieses furchtbare Zeichen des Vertrauens und der Freundschaft seines Fürsten empfing.

»Es ist richtig«, sagte Athos, »er dient ihm länger, als wir.«

Der König hörte diese Worte, wandte sich voll Rührung um und sprach:

»Meine Herren, wartet einen Augenblick, ich habe jedem von Euch ebenfalls ein Band zu geben.«

Dann ging er an einen Schrank, in welchem seine eigenen Orden eingeschlossen waren, und nahm zwei Insignien des Hosenbandordens heraus.

»Diese Orden können nicht für uns sein«, sprach Athos.

»Warum nicht, mein Herr?« versetzte Karl.

»Diese Orden sind für Könige, und wir sind nur einfache Edelleute.«

»Laßt alle Throne der Erde vorüberziehen«, sagte der König, »und findet mir größere Herzen, als die Eurigen. Nein, nein, Ihr laßt Euch nicht Gerechtigkeit widerfahren, meine Herren, aber ich bin da, um dies zu tun. Auf die Kniee, Graf.«

Athos kniete nieder; der König schlang ihm das Band der Gewohnheit gemäß von der Linken zur Rechten um, hob sein Schwert und sprach statt der herkömmlichen Formel: Ich mache Euch zum Ritter, seid tapfer, treu und redlich:

»Ihr seid tapfer, treu und redlich, ich mache Euch zum Ritter,

mein Herr Graf.«

Dann sich an Aramis wendend:

»Nun Ihr, Herr Chevalier.«

Und dieselbe Zeremonie wurde mit denselben Worten wiederholt, während Winter, von Dienern unterstützt, seinen Panzer losmachte, um eher für den König gehalten zu werden.

Als Karl mit Aramis, wie mit Athos geendigt hatte, umarmte er Beide.

»Sire«, sagte Lord Winter, der im Angesichte einer großen Entwicklung seine ganze Kraft und seinen ganzen Mut wieder gewonnen hatte, »Sire, wir sind bereit.«

Der König schaute die drei Edelleute an und sprach:

»Ich muß also fliehen?«

»Durch ein Heer fliehen, nennt man in allen Ländern der Welt angreifen«, erwiderte Athos.

»Ich werde mit dem Schwerte in der Hand sterben«, rief Karl. »Herr Graf, Herr Chevalier, wenn ich je König bin . . . «

»Sire, Ihr habt uns bereits mehr geehrt, als es einfachen Edelleuten gebührte; die Dankbarkeit ist also auf unserer Seite. Aber verlieren wir keine Zeit mehr, denn wir haben bereits nur zu viel verloren.«

Der König reichte allen Dreien zum letzten Male die Hand, vertauschte seinen Hut mit dem von Winter und ging hinaus.

Das Regiment von Winter war auf einer Plattform aufgestellt, welche das Lager beherrschte; der König wandte sich, gefolgt von den drei Freunden, nach der Plattform.

Das schottische Lager schien endlich erwacht zu sein; die Leute waren aus ihren Zelten und hatten sich in Reihe und Glied gestellt, wie zu einer Schlacht.

»Seht Ihr«, sprach der König, »vielleicht bereuen sie es und sind bereit zu marschieren.«

»Wenn sie bereuen«, versetzte Athos, »so werden sie uns folgen.«

»Wohl, was tun wir?« fragte der König.

»Wir wollen das feindliche Heer beobachten«, erwiderte Athos.

Die Augen der kleinen Gruppe hefteten sich sogleich auf die

Linie, die man bei Tagesanbruch für Nebel gehalten hatte, und die nun die ersten Sonnenstrahlen als ein in Schlachtordnung aufgestelltes Heer bezeichneten. Die Luft war rein und durchsichtig, wie es gewöhnlich zu dieser Morgenstunde der Fall ist. Man unterschied vollkommen die Regimenter, die Standarten, so wie die Farbe der Uniformen und der Pferde.

Dann sah man auf einem niedrigen Hügel, etwas vor der feindlichen Front, einen kleinen, gedrungenen, schwerfälligen Mann erscheinen; dieser Mann war von einigen Offizieren umgeben. Er richtete ein Augenglas nach der Gruppe, zu welcher der König gehörte.

»Kennt dieser Mann Eure Majestät persönlich?« fragte Aramis.

Karl erwiderte lächelnd:

»Dieser Mann ist Cromwell.«

»Dann senkt Euren Hut, Sire, damit er die Unterschiebung nicht wahrnimmt.«

»Ah!« sprach Athos, wir haben viel Zeit verloren.«

»Nun den Befehl«, erwiderte der König, »und wir ziehen ab.«

»Gebt Ihr ihn, Sire?« fragte Athos.

»Nein, ich ernenne Euch zu meinem General-Lieutenant«, sprach der König.

»Hört, also, Mylord von Winter«, sagte Athos; »entfernt Euch, Sire, ich bitte Euch; was wir sprechen wollen, geht Eure Majestät nichts an.«

Der König machte lächelnd drei Schritte rückwärts.

»Folgendes ist mein Vorschlag«, fuhr Athos fort: »Wir teilen Euer Regiment in zwei Schwadronen: Ihr stellt Euch an die Spitze der ersten; Seine Majestät und wir stellen uns an die Spitze der zweiten; versperrt uns nichts den Zug, so greifen wir alle mit einander an, um die feindliche Linie zu forcieren und uns in die Tyne zu werfen, über die wir schwimmend oder watend gelangen; stößt uns dagegen ein Hindernd auf unserem Zuge auf, so laßt Ihr und Eure Leute Euch bis auf den letzten Mann töten, wir und der König setzen unsern Weg fort; sind wir einmal am Ufer angelangt, so ist das Weitere unsere Sache; und wären sie drei Glieder hoch aufgestellt, wenn nur Eure Leute ihre Schuldigkeit tun.«

»Zu Pferde«, rief Lord Winter.

»Zu Pferde!« sprach Athos, »Alles ist bedacht und entschieden.«

»Vorwärts, meine Herren«, sagte der König, »vorwärts. Wählen wir das alte Kriegsgeschrei der Franzosen: *Mon joie et Saint-Denis!* Das Kriegsgeschrei von England wird gegenwärtig von zu vielen Verrätern wiederholt.«

Man schwang sich in den Sattel, der König nahm das Pferd von Winter, Winter das des Königs; Winter stellte sich in das erste Glied der ersten Schwadron, und der König, Athos zu seiner Rechten und Aramis zu seiner Linken, in das erste Glied der zweiten.

Die ganze schottische Armee betrachtete diese Vorkehrungen mit der Unbeweglichkeit und dem Stillschweigen der Scham.

Man sah, wie einige Häuptlinge aus den Gliedern hervortraten und ihre Schwerter zerbrachen.

»Das tröstet mich«, sagte der König, »ich sehe, daß nicht Alle Verräter sind.«

In diesem Augenblick ertönte die Stimme von Lord Winter.

»Vorwärts!« rief er.

Die erste Schwadron fing an, sich in Bewegung zu setzen, die zweite folgte ihr und stieg die Plattform hinab. Ein der Zahl nach ungefähr gleich starkes Regiment Kürassiere entwickelte sich hinter dem Hügel und ritt im schnellsten Galopp entgegen.

Der König zeigte Athos und Aramis, was vorging.

»Sire«, sprach Athos, »für diesen Fall ist vorhergesehen, und wenn die Leute von Lord Winter ihre Schuldigkeit tun, so rettet uns dieses Ereignis, statt uns zu verderben.«

In diesem Augenblick hörte man Lord Winter, allen Lärmen beherrschend, den die galoppierenden und wiehernden Pferde machten, mit kräftiger Stimme ausrufen:

»Säbel in die Hand!«

Alle Säbel fuhren aus den Scheiden und erschienen wie Blitze.

»Auf! meine Herren«, rief der König ebenfalls, berauscht durch das Getöse und den Anblick; »auf, meine Herren, den Säbel in die Hand!«

Aber diesem Befehle, wobei der König das Beispiel gab, gehorchten nur Athos und Aramis.

»Wir sind verraten«, sagte der König ganz leise.

»Wir wollen noch warten«, versetzte Athos, »vielleicht haben sie die Stimme Eurer Majestät nicht erkannt und harren noch des Befehls ihres Schwadrons-Chefs.«

»Haben sie nicht den ihres Obersten gehört? Aber seht! seht!« rief der König, sein Pferd mit einem so gewaltigen Riffe parierend, daß es sich auf seinen Hacksen bog, und zugleich das von Athos am Zaume fassend.

»Ah, Feige! ah, Elende! ah, Verräter!« rief Lord Winter, dessen Stimme man deutlich hörte, während seine Leute Reihe und Glied verlassend, sich in der Ebene zerstreuten.

Kaum fünfzehn Mann waren um ihn gruppiert und erwarteten den Angriff der Kürassiere von Cromwell.

»Laßt uns mit ihnen sterben!« sprach der König..

»Laßt uns sterben«, wiederholten Athos und Aramis.

»Herbei, ihr treuen. Herzen!« rief Lord Winter.

Diese Stimme gelangte bis zu den zwei Freunden, welche im Galopp hinzueilten.

»Keine Gnade«, rief in französischer Sprache und Lord Winter antwortend eine Stimme, welche sie beben machte.

Lord Winter wurde bei dem Klange dieser Stimme bleich und wie versteinert.

Diese Stimme war die eines Reiters, der auf einem prachtvollen Rappen an der Spitze eines Regiments chargierte, dem er in seinem Eifer zehn Schritte voraneilte.

»Er ist es!« murmelte Lord Winter und ließ, die Augen starr, den Säbel an seiner Seite hinabsinken.

»Der König! der König!« riefen mehrere Stimmen, getäuscht durch das blaue Band und das isabellfarbige Pferd des Lords, »fangt ihn lebendig!«

»Nein, es ist nicht der König!« rief der Reiter, »laßt Euch nicht täuschen. Nicht wahr, Mylord von Winter, Ihr seid nicht der König? Nicht wahr, Ihr seid mein Oheim?«

Und in demselben Augenblicke richtete Mordaunt den Lauf einer Pistole gegen Winter. Der Schuß ging los, die Kugel durchbohrte die Brust des alten Edelmanns, der auf seinem Sattel aufsprang und in die Arme von Athos und Aramis fallend nur noch

die zwei Worte: »Der Rächer!« murmelte.

»Erinnere Dich meiner Mutter!« brüllte Mordaunt, während er, vom wütenden Galoppe seines Pferdes fortgerissen, vorüberjagte.

»Elender!« schrie Aramis, und drückte eine Pistole auf ihn ab, als er ganz nahe an ihm vorüber ritt, aber das Zündkraut allein fing Feuer und der Schuß ging nicht los.

In diesem Augenblick fiel das ganze Regiment über die zwei Männer her, welche Stand gehalten hatten, und die zwei Franzosen wurden umzingelt, gepreßt, eingehüllt. Nachdem sich Athos überzeugt hatte, daß Lord Winter tot war, ließ er den Leichnam los, zog seinen Degen und rief:

»Auf, Aramis, für die Ehre Frankreichs!«

Und die zwei Engländer, die sich zunächst bei den zwei Edelleuten befanden, stürzten Beide tödlich getroffen von den Pferden.

In demselben Augenblick erscholl ein furchtbares Hurrah und dreißig Klingen funkelten über ihren Häuptern.

Plötzlich stürzt ein Mensch mitten aus den englischen Reihen hervor, die er niederwirft, springt auf Athos zu, umschlingt ihn mit seinen nervigen Armen, entreißt ihm sein Schwert und sagt ihm in das Ohr:

»Stille! ergebt Euch. Mir Euch ergeben, heißt nicht Euch ergeben.«

Ein Riese hat zugleich die Handgelenke von Aramis ergriffen, der sich vergebens dem furchtbaren Drucke zu entziehen sucht.

»Ergebt Euch!« spricht er, ihn fest anschauend.

Aramis hebt den Kopf empor; Athos wendet sich um.

»D'Art . . . « ruft Athos, dem der Gascogner mit der Hand den Mund verschließt.

»Ich ergebe mich«, sagte Aramis, Porthos sein Schwert reichend.

»Feuer! Feuer!« rief Mordaunt, zu der Gruppe zurückkehrend, bei der die zwei Freunde waren.

»Und warum Feuer?« fragte der Oberste, »Jedermann hat sich ergeben.«

»Es ist der Sohn von Mylady«, sprach Athos zu d'Artagnan.

»Ich habe ihn erkannt.«

»Es ist der Mönch«, sagte Porthos zu Aramis.

»Ich weiß es.«

Zu gleicher Zeit fingen die Glieder an, sich zu öffnen. D'Artagnan hielt das Pferd von Athos, Porthos das von Aramis am Zügel. Jeder von ihnen suchte seinen Gefangenen mit vom Schlachtfelds fortzuziehen.

Diese Bewegung entblößte die Stelle, wohin der Leichnam von Winter gefallen war. Mit dem Instinkte des Hasses hatte Mordaunt den Toten wiedergefunden und er betrachtete ihn, über sein Pferd herabgebeugt, mit einem entsetzlichen Lächeln.

Athos legte, bei aller seiner Ruhe, die Hand an seine Halfter, in denen sich seine Pistolen noch befanden.

»Was macht Ihr?« sprach d'Artagnan.

»Laßt mich diesen Menschen töten.«

»Keine Gebärde, die auf den Glauben führen dürfte, Ihr kennt ihn, oder wir sind alle Vier verloren.«

Dann sich gegen den jungen Mann umwendend, rief er:

»Gute Beute, gute Beute! Freund Mordaunt. Herr du Vallon und ich, wir haben jeder unsern Mann, Ritter vom Hosenbandorden, nicht mehr.«

»Aber mir scheint, es sind Franzosen!« rief Mordaunt und schaute Athos und Aramis mit blutgierigen Augen an.

»Meiner Treue, ich weiß es nicht. Seid Ihr ein Franzose, mein Herr?« fragte er Athos.

»Ich bin es«, antwortete dieser mit ernstem Tone.

»Wohl, mein lieber Herr, Ihr seid nun der Gefangene eines Landsmannes.«

»Aber der König?« sprach Athos ängstlich, »der König?«

»Ei, wir haben den König.«

»Ja«, sagte Aramis, »durch einen schändlichen Verrat.«

Porthos preßte das Handgelenke seines Freundes gewaltig zusammen und sagte lächelnd zu ihm:

»Ei, mein Herr, man führt den Krieg ebensowohl durch Geschicklichkeit, als durch Kraft: schaut.«

Man sah wirklich die Schwadron, welche den Rückzug von Karl

beschützen sollte den König umgebend, der allein und zu Fuße in einem großen freien Räume ging, dem englischen Regimente entgegenreiten. Der Fürst war scheinbar ruhig, aber man gewahrte, was er leiden mußte, um ruhig zu scheinen; der Schweiß lief ihm über das Gesicht und er trocknete die Stirne und die Lippen mit einem Tuche ab, das sich jedes Mal mit Blut befleckt von seinem Munde entfernte.

»Da ist Nebuchodonosor«, rief einer von den Kürassieren von Cromwell, ein alter Puritaner, dessen Augen sich bei dem Anblicke des Mannes entflamnten, den er den Tyrannen nannte.

»Was sagt Ihr, Nebuchodonosor?« sprach Mordaunt mit einem furchtbaren Lächeln. »Nein, es ist König Karl I., der gute König Karl, der seine Untertanen plündert, um sie zu beerben.«

Karl schlug die Augen gegen den Frechen auf, der so sprach; er erkannte ihn nicht, aber die ruhige und religiöse Majestät seines Angesichtes machte, daß Mordaunt seine Blicke senkte.

»Guten. Morgen, meine Herren«, sagte der König zu den Edelleuten, die er den einen in den Händen von d'Artagnan, den andern in denen von Porthos sah. »Der Tag war unglücklich, doch das ist, Gott sei Dank, nicht Euer Fehler. Wo ist mein alter Winter?«

Die zwei Edelleute wandten die Köpft ab und schwiegen.

»Suche, wo Straffort ist«, sprach Mordaunt mit seiner scharfen Stimme.

Karl bebte, der Teufel hatte gut getroffen, Straffort war sein ewiger Gewissensbiß, der Schatten seiner Tage, das Gespenst seiner Nächte.

Der König schaute um sich her und erblickte einen Leichnam zu seinen Füßen; es war der von Lord Winter.

Karl stieß keinen Schrei aus, vergoß keine Throne; es verbreitete sich nur eine Leichenblässe über sein Antlitz; er setzte ein Knie auf die Erde, hob den Kopf von Winter in die Höhe, küßte ihn auf die Stirne, nahm das Band des Heiligen-Geist-Ordens, das er ihm um den Hals geschlungen hatte, und legte es auf seine Brust.

»Lord Winter ist also getötet?« fragte d'Artagnan, seine Augen auf den Leichnam heftend.

»Ja«, sprach Athos, »und zwar von seinem Neffen.«

»Er ist der Erste von uns, welcher hingeht«, murmelte d'Artagnan; »er war ein Braver, er ruhe im Frieden.«

»Karl Stuart«, sprach nun der Oberste des englischen Regiments, auf den König zureitend, der die Insignien des Königtums wieder angenommen hatte; »Ihr ergebt Euch uns als Gefangener?«

»Oberst Thomlison«, sprach Karl, »der König ergibt sich nicht; der Mensch weicht nur der Gewalt.«

»Euren Degen.«

Der König zog seinen Degen und zerbrach ihn auf dem Knie.

In diesem Augenblick lief ein Pferd, von Schaum bedeckt, die Augen entflammt die Nüstern weit aufgerissen, herbei und blieb, als es seinen Herrn erkannte, vor Freude Wiehernd stille stehen: es war Arthus.

Der König lächelte, liebte es mit der Hand, schwang sich leicht in den Sattel und rief:

»Vorwärts, meine Herren, führt mich, wohin Ihr wollt.«

Dann sich rasch umwendend:

»Halt, es kam mir vor, als bewegte sich Lord Winter; lebt er noch, so verlaßt diesen edlen Mann nicht, bei Allem, was Euch heilig ist.«

»Oh! seid unbesorgt«, erwiderte Mordaunt, »die Kugel hat ihm das Herz durchbohrt.«

»Flüstert kein Wort mehr, macht keine Gebärde, wagt keinen Blick, weder was mich, noch was Porthos betrifft«, sagte d'Artagnan zu Athos und Aramis, »denn Mylady ist nicht tot . . . Ihre Seele lebt in dem Körper dieses Teufels! . . . «

Und die Abteilung rückte, Ihren königlichen Gefangenen mit sich führend, gegen die Stadt zu, aber auf halbem Wege brachte ein Adjutant des General Cromwell dem Obersten Thomlison den Befehl, den König nach Holdenby-House zu führen.

Zu gleicher Zeit gingen die Eilboten in allen Richtungen ab, um England und ganz Europa zu verkündigen, der König Karl Stuart sei Gefangener des General Oliver Cromwell.

Die Schottländer betrachteten diese ganze Szene die Muskete bei Fuß und den Claymore in der Scheide.

XX.

Oliver Cromwell.

»Kommt Ihr zu dem General?« sagte Mordaunt zu d'Artagnan und Porthos, »Ihr wißt, daß er Euch nach dem Treffen beschieden hat.«

»Wir wollen zuerst unsere Gefangenen in sicheren Gewahrsam bringen«, sprach d'Artagnan zu Mordaunt. »Glaubt Ihr wohl, daß Jeder von diesen Herren wenigstens fünfzehnhundert Pistolen Wert ist?«

»Oh! seid unbesorgt«, erwiderte Mordaunt und schaute sie mit einem Auge an, dessen Wildheit er vergebens zu bemeistern suchte; »meine Reiter werden sie bewachen und zwar wohl bewachen, dafür stehe ich Euch.«

»Ich werde sie noch besser selbst bewachen«, versetzte d'Artagnan. »Was braucht man übrigens hierzu? ein gutes Zimmer mit ein paar Posten oder ihr einfaches Wort, daß sie nicht zu entfliehen suchen wollen. Ich bringe die Sache in Ordnung, und wir werden sodann die Ehre haben, uns bei dem General einzufinden und ihn um seine Befehle für Seine Eminenz zu bitten.«

»Ihr gedenkt also bald abzureisen?« fragte Mordaunt.

»Unsere Sendung ist vollbracht, und es hält uns nichts in England zurück, als das Belieben des großen Mannes, zu dem wir abgeschickt worden sind.«

Mordaunt biß sich in die Lippen, neigte sich an das Ohr des Sergenten und sagte zu diesem:

»Ihr folgt diesen Männern, Ihr verliert sie nicht aus dem Blicke, und wenn Ihr wißt, wo sie wohnen, kehrt Ihr zurück und erwartet mich am Thore der Stadt.«

Der Sergent bedeutete durch ein Zeichen, man werde gehorchen.

Statt dem Haufen der Gefangenen zu folgen, die man in die Stadt führte, wandte sich Mordaunt nun nach dem Hügel, von wo aus Cromwell dem Kampfe zugeschaut und wo er so eben sein

Zelt hatte aufschlagen lassen.

Cromwell hatte verboten, irgend Jemand bei ihm einzulassen; aber die Schildwache, welche Mordaunt als einen der innigsten Vertrauten des Generals kannte, glaubte, das Verbot betreffe den jungen Mann nicht.

Mordaunt schob also den Vorhang des Zeltes auf die Seite und sah Cromwell, den Kopf zwischen seinen Händen verborgen, an einem Tische sitzen; der General kehrte ihm überdies den Rücken zu.

Mochte Cromwell das Geräusch gehört haben, das Mordaunt durch seinen Eintritt verursachte, oder nicht, er wandte sich nicht um.

Mordaunt blieb an der Türe stehen.

Endlich, nach Verlauf einiger Minuten, erhob Cromwell seine niedergebeugte Stirne und wandte, als hätte er instinktartig gefühlt, es wäre Jemand da, langsam den Kopf um.

»Ich hatte Befehl gegeben, mich allein zu lassen«, rief er, als er den jungen Mann wahrte.

»Man glaubte, dieses Verbot ginge mich nichts an«, erwiderte Mordaunt; »wenn Ihr indessen befiehlt, so bin ich bereit, mich zu entfernen.«

»Ah! Ihr seid es«, sprach Cromwell, wie durch die Kraft des Willens den Schleier hebend, der seine Augen bedeckte; »da Ihr es seid, so ist es gut, bleibt.«

»Ich bringe Euch meine Glückwünsche.«

»Eure Glückwünsche! Wozu?«

»Zu der Gefangennehmung von Karl Stuart. Ihr seid nun der Herr von England.«

»Ich war es vor zwei Stunden vielmehr«, sprach Cromwell.

»Wie so, General?«

»England bedurfte meiner, um den Tyrannen zu fassen; nun ist er gefaßt . . . Habt Ihr ihn gesehen?«

»Ja, Herr.«

»Wie benimmt er sich?«

Mordaunt zögerte, aber die Wahrheit schien mit Gewalt über seine Lippen zu treten und er erwiderte:

»Ruhig und würdig.«

»Was hat er gesprochen?«

»Einige Worte des Abschieds an seine Freunde.«

»An seine Freunde!« murmelte Cromwell, »er hat also Freunde?« Dann laut:

»Hat er sich verteidigt?«

»Nein, Herr, er war von Allen verlassen, mit Ausnahme von drei oder vier Männern, er konnte sich also unmöglich verteidigen.«

»Wem hat er seinen Degen übergeben?«

»Er hat ihn nicht übergeben, er hat ihn zerbrochen.«

»Daran hat er wohl getan, aber es wäre noch besser gewesen, er hätte sich desselben, statt ihn zu zerbrechen, mit größerem Vorteile bedient.«

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein.

»Der Oberste, der den König, . . . der Karl geleitete, wurde, wie mir scheint, getötet?« fragte Cromwell, Mordaunt fest anschauend.

»Ja, Herr.«

»Von wem?«

»Von mir.«

»Wie hieß er?«

»Lord Winter.«

»Euer Oheim!« rief Cromwell.

»Mein Oheim?« versetzte Mordaunt; »die Verräter von England gehören nicht zu meiner Familie.«

Cromwell blieb einen Augenblick nachdenkend, schaute den jungen Mann an und sagte sodann mit der tiefen Schwermut, welche Shakespeare so gut zeichnet:

»Mordaunt, Ihr seid ein furchtbarer Diener.«

»Wenn der Herr befiehlt«, sprach Mordaunt, »so läßt sich mit seinen Befehlen nicht feilschen. Abraham hat das Messer über Isaak erhoben und Isaak war sein Sohn.«

»Ja«, entgegnete Cromwell, »aber der Herr ließ das Opfer nicht vollbringen.«

»Ich schaute um mich her«, sagte Mordaunt, »und sah weder Bock noch Zicklein in den Gebüschchen der Ebene.«

Cromwell verbeugte sich und sprach:

»Ihr seid stark unter den Starken, Mordaunt . . . Und wie haben sich die Franzosen benommen?«

»Als Leute von Mut, Herr.«

»Ja, ja«, murmelte Cromwell, »die Franzosen schlagen sich und wenn mein Augenglas gut ist, so habe ich sie wirklich im ersten Gliede gesehen.«

»Sie waren dort.«

»Jedoch nach Euch«, sagte Cromwell.

»Das ist der Fehler ihrer Pferde und nicht der ihrige.«

Es trat ein abermaliges Stillschweigen ein.

»Und die Schottländer?« fragte Cromwell.

»Sie haben ihr Wort gehalten und sich nicht gerührt«, antwortete Mordaunt.

»Die Elenden!« murmelte Cromwell.

»Ihre Offiziere verlangen Euch zu sehen, Herr.«

»Ich habe keine Zeit. Hat man sie bezahlt?«

»In dieser Nacht.«

»Sie sollen abziehen, in ihre Gebirge zurückkehren und ihre Schmach dort verbergen, wenn ihre Gebirge hierzu hoch genug sind. Ich habe nichts mehr mit ihnen, sie haben nichts mehr mit mir zu schaffen. Und nun geht, Mordaunt.«

»Ehe ich gehe«, erwiderte Mordaunt, »habe ich noch einige Fragen an Euch zu richten, mein Herr, und eine Bitte an Euch zu tun, mein Meister.«

»An mich?«

Mordaunt verbeugte sich.

»Ich komme zu Euch, mein Held, mein Beschützer, mein Vater, und frage Euch, Meister, seid Ihr mit mir zufrieden?«

Cromwell schaute ihn erstaunt an.

Der junge Mann blieb unempfindlich.

»Ja«, erwiderte Cromwell, »Ihr habt, seitdem ich Euch kenne, nicht nur Eure Pflicht getan, Ihr seid ein treuer Freund, ein geschickter Unterhändler, ein guter Soldat gewesen.«

»Erinnert Ihr Euch, Herr, daß ich zuerst den Gedanken gehabt habe, mit den Schottländern darüber zu unterhandeln, daß sie

ihren König verlassen?«

»Ja, der Gedanke kommt von Euch, das ist wahr; ich ging in der Verachtung der Menschen noch nicht so weit.«

»Bin ich ein guter Botschafter in Frankreich gewesen?«

»Ja, Ihr habt von Mazarin erhalten, was ich verlangte.«

»Habe ich stets eifrig für Euren Ruhm und Eure Interessen gekämpft?«

»Vielleicht zu eifrig, was ich Euch so eben erst zum Vorwurf machte. Aber worauf zielt Ihr mit allen diesen Fragen ab?«

»Ich will Euch damit sagen, daß der Augenblick gekommen ist, wo Ihr mit Einem Worte alle meine Dienste belohnen könnt.«

»Ah!« rief Oliver mit einer leichten, verächtlichen Bewegung, »es ist wahr, ich vergaß, daß jeder Dienst seine Belohnung verdient, daß Ihr gedient habt und noch nicht belohnt seid.«

»Mein Herr, ich kann es sogleich sein und zwar über meine Wünsche.«

»Wie dies?«

»Ich habe den Preis unter der Hand, ich halte ihn beinahe.«

»Und worin besteht der Preis?« fragte Cromwell. »Hat man Euch Gold geboten? Verlangt Ihr einen Grad? Wünscht Ihr eine Statthalterschaft?«

»Herr, werdet Ihr meine Bitte gewähren?«

»Wir wollen zuerst sehen, worin sie besteht.«

»Herr, wenn Ihr mir sagtet: ›Ihr werdet einen Befehl vollziehen!« antwortete ich dann je: ›Wir wollen diesen Befehl sehen?«

»Wenn es jedoch unmöglich wäre, Euren Wunsch zu verwirklichen?«

»Wenn Ihr einen Wunsch hattet und mich mit Erfüllung desselben beauftragtet, erwiderte ich dann je: ›Es ist unmöglich?«

»Aber eine mit so viel Vorbereitungen abgefaßte Bitte . . . «

»Ah! seid unbesorgt«, versetzte Mordaunt mit einem düsteren Ausdrucke, »sie wird Euch nicht in das Verderben stürzen.«

»Nun wohl«, sprach Cromwell, »ich verspreche Euch, Eurer Bitte zu willfahren, so weit die Sache in meiner Macht liegt; fordert.«

»Man hat diesen Morgen zwei Gefangene gemacht«, antwortete Mordaunt, »ich verlange sie von Euch.«

»Sie haben also ein bedeutendes Lösegeld angeboten?«

»Ich halte sie im Gegenteil für arm.«

Es sind Freunde von Euch?«

»Ja, Herr«, rief Mordaunt, »es sind Freunde von mir, teure Freunde, und ich würde mein Leben für das ihrige geben.«

»Gut, Mordaunt«, sprach Cromwell, der mit einer gewissen freudigen Bewegung wieder eine bessere Meinung von Mordaunt faßte, »gut, ich gebe sie Euch, ich will sogar nicht einmal wissen, wer sie sind, macht mit Ihnen, was Ihr wollt.«

»Ich danke, Herr«, rief Mordaunt, »ich danke! mein Leben gehört von nun an Euch, und wenn ich es verliere, bin ich immer noch Euer Schuldner, Ihr habt meinen Dienst herrlich bezahlt.«



TYP. J. CLAYE.

Cromwell.

Und er warf sich vor Cromwell auf die Kniee und küßte ihm die Hand, unerachtet des Wiederstrebens des puritanischen Generals, welcher diese beinahe königliche Huldigung sich nicht erzeigen, lassen wollte oder sich wenigstens den Anschein gab, als wollte er es nicht.

»Wie!« sagte Cromwell, ihn in dem Augenblick, wo er sich erhob, zurückhaltend, »keine andern Belohnungen, kein Gold! keine Grade!«

»Ihr habt mir Alles gegeben, was Ihr mir geben konntet, Mylord, und von diesem Tage an erkläre ich Euch für das Übrige quitt.«

Und Mordaunt stürzte aus dem Zelte des Generals mit einer Freude, welche aus seinem Herzen und auß seinen Augen

überströmte.

Cromwell folgte ihm mit dem Blicke.

»Er hat seinen Oheim getötet!« murmelte er, »ach! wie sind meine Diener beschaffen! Vielleicht hat dieser, welcher nichts von mir fordert oder nichts von mir zu fordern scheint, vor Gott mehr von mir verlangt, als diejenigen, welche das Gold der Provinzen und das Brot der Unglücklichen verlangen werden. Niemand dient mir umsonst. Karl, der mein Gefangener ist, hat vielleicht noch Freunde, und ich habe keine.«

Und er versank seufzend wieder in seine von Mordaunt unterbrochene Träumerei.



XXI.

Die Edelleute.

Während Mordaunt nach dem Zelte von Cromwell ging, führten d'Artagnan und Porthos ihre Gefangenen in das Haus, das ihnen von Cromwell als Wohnung in Newcastle angewiesen worden war.

Der Befehl, den Mordaunt dem Sergenten erteilt hatte, war dem Gascogner nicht entgangene, und er hatte deshalb Athos und Aramis mit dem Auge die strengste Klugheit empfohlen. Aramis und Athos gingen schweigend neben ihren Besiegern, was ihnen nicht schwer wurde, denn Jeder hatte sich seine eigenen Gedanken zu beantworten.

War je ein Mensch erstaunt, so war es Mousqueton, als er von der Türschwelle aus die vier Freunde, gefolgt von dem Sergenten und etwa einem Dutzend Leuten, herbeikommen sah. Er rieb sich die Augen, denn er konnte sich nicht entschließen, an die Erscheinung von Athos und Aramis zu glauben, aber endlich mußte er sich dem unwiderlegbaren Beweise fügen. Er war auch im Begriff, sich in Ausrufungen Luft zu machen, als ihm Porthos mit einem von jenen Blicken, welche keinen Widerspruch zulassen, Stillschweigen auferlegte.

Mousqueton blieb gleichsam an der Türe kleben, in Erwartung der Aufklärung einer so sonderbaren Sache, hauptsächlich brachte es ihn in Verwirrung, daß die Freunde das Aussehen hatten, als wären sie sich gänzlich fremd.

Das Haus, in welches d'Artagnan und Porthos Athos und Aramis führten, war dasjenige, welches sie seit dem vorhergehenden Tage bewohnten; es bildete die Ecke einer Straße, hatte eine Art von Garten und einen Stall rückwärts nach der andern Straße.

Die Fenster des Erdgeschosses waren, wie dies häufig bei den kleinen Provinzialstädten der Fall ist, vergittert und hatten dadurch große Ähnlichkeit mit denen eines Gefängnisses.

Die beiden Freunde ließen die Gefangenen vor sich eintreten

und blieben auf der Schwelle stehen, nachdem sie Mousqueton den Befehl gegeben hatten, die vier Pferde in den Stall zu führen.

»Warum gehen wir nicht mit ihnen hinein?« sprach Porthos.

»Weil wir zuvor sehen müssen«, antwortete d'Artagnan, »was der Sergent und die acht oder zehn Mann, die ihn begleiten, wollen.«

Der Sergent und die acht bis zehn Mann stellten sich in dem Garten auf.

D'Artagnan fragte sie, was sie wollten und warum sie hier blieben.

»Wir haben Befehl erhalten, Euch die Gefangenen bewachen zu helfen«, erwiderte der Sergent.

Hierüber war nichts zu sagen, es war im Gegenteil eine zarte Aufmerksamkeit, für die man erkenntlich zu sein sich den Anschein geben mußte. D'Artagnan dankte auch dem Sergenten und schenkte ihm eine Krone, um auf die Gesundheit des General Cromwell zu trinken.

Der Sergent antwortete, die Puritaner tranken nicht, und steckte die Krone in seine Tasche.

»Ah!« sprach Porthos, »was für ein abscheulicher Tag, mein lieber d'Artagnan.«

»Was sagt Ihr da, Porthos! Ihr nennt den Tag, an welchem wir unsere Freunde wiedergefunden haben, einen abscheulichen Tag?«

»Ja, aber unter welchen Umständen?«

»Die Konjunktoren sind allerdings etwas beklemmend«, versetzte d'Artagnan; »doch gleichviel, gehen wir immerhin zu ihnen hinein und suchen wir ein wenig klar in unserer Lage zu sehen.«

»Sie ist sehr verwickelt«, sprach Porthos, »und ich begreife jetzt, warum mir Aramis so dringend den furchtbaren Mordaunt zu erwürgen empfohlen hat.«

»Stille, sprecht diesen Namen nicht aus.«

»Ich spreche doch Französisch, und sie sind Engländer«, entgegnete Porthos.

D'Artagnan schaute Porthos mit jener Miene der Bewunderung an, welche ein vernünftiger Mensch Ungeheuerlichkeiten aller Art

nicht versagen kann.

Da ihn Porthos ebenfalls anschaute, ohne sein Erstaunen begreifen zu können, so trieb d'Artagnan seinen Freund an, hineinzugehen.«

Porthos trat zuerst ein, d'Artagnan folgte ihm. D'Artagnan schloß sorgfältig die Türe und umarmte die Freunde nach einander.

Athos war von einer tödlichen Traurigkeit befallen. Aramis schaute abwechselnd Porthos und d'Artagnan an, ohne etwas zu sagen, aber sein Blick war so ausdrucksvoll, daß d'Artagnan ihn begriff.

»Ihr wollt wissen, wie es kommt, daß wir hier sind?« Ei! mein Gott, das ist leicht zu erraten. Mazarin hat uns beauftragt, dem General Cromwell einen Brief zu überbringen.«

»Aber wie kommt es, daß Ihr Euch an der Seite von Mordaunt befindet«, sprach Athos, »von Mordaunt, von dem ich Euch sagte, Ihr sollt ihm mißtrauen, d'Artagnan?«

»Den ich Euch zu erdrosseln empfahl, Porthos!« sagte Aramis.

»Abermals Mazarin. Cromwell hatte ihn an Mazarin geschickt, Mazarin schickte uns an Cromwell. Es waltet ein Unstern in Allem dem ob.«

»Ja, Ihr habt Recht, d'Artagnan, ein Unstern, der uns trennt und in das Verderben stürzt.« Sprechen wir also nicht mehr davon, Aramis, und bereiten wir uns darauf vor, uns dem Schicksale zu unterziehen.«

»Gottes Blut!« rief d'Artagnan, »sprechen wir im Gegenteil davon, denn es ist ein für allemal abgemacht, daß wir immer zusammenhalten, wenn wir auch einer entgegengesetzten Sache dienen.«

»Ja, einer sehr entgegengesetzten!« sprach Athos lächelnd, »denn ich frage Euch: »welcher Sache dient Ihr hier? Ah! d'Artagnan, seht, wozu Euch dieser elende Mazarin verwendet. Wißt Ihr, welches Verbrechen Ihr Euch heute schuldig gemacht habt? Der Gefangennehmung des Königs, seiner Schmach, seines Todes.«

»Oh! oh!« versetzte Porthos, »glaubt Ihr?«

»Ihr übertreibt. Athos«, sprach d'Artagnan, »wir sind noch nicht

so., weit.«

Ei, mein Gott, wir sind im Gegenteil so weit. Warum nimmt man einen König gefangen? wenn man ihn als einen Herrn achten will, kauft man ihn nicht als einen Sklaven. Glaubt Ihr, daß ihn Cromwell mit zweimal hunderttausend Pfund Sterling bezahlt hat, um ihn wieder auf den Thron zu setzen?« Freunde, seid überzeugt, sie werden ihn töten, und das ist noch das geringste Verbrechen, welches sie begehen können. Es ist besser, einen König enthaupten, »als ihn beehrfeigen.«

»Ich widerspreche Euch nicht, und es ist Allem nach möglich«, sagte d'Artagnan; »aber was geht das uns an. Ich bin hier, weil ich Soldat bin, weil ich meinen Herren diene, das heißt denjenigen, welche mir meinen Sold bezahlen. Ich habe den Eid des Gehorsams geleistet, und gehorche. Aber Ihr, die Ihr keine Eide geleistet Habt, warum seid Ihr hier und welcher Sache dient Ihr?«

»Der heiligsten Sache, die es auf der Welt gibt«, erwiderte Athos, »der Sache des Unglücks, des Königtums, der Religion. Ein Freund, eine Gattin, eine Tochter haben uns die Ehre erwiesen, uns zu Hilfe zu rufen. Wir haben ihnen nach unsern schwachen Mitteln gedient, und Gott wird uns den Witten in Ermangelung der Kraft anrechnen. Ihr könnt auf eine andere Weise denken, d'Artagnan, Ihr könnt die Sachen auf eine andere Art ansehen, Fr.und, ich will Euch nicht davon abbringen, aber ich tadle Euch!«

»Oh! oh!« sprach d'Artagnan, »was geht es mich am Ende an, daß Cromwell, der ein Engländer ist, sich gegen seinen König, einen Schottländer, empört? Ich bin Franzose, alle diese Dinge berühren mich nicht, warum wolltet Ihr mich also dafür verantwortlich machen?«

»Allerdings«, sagte Athos, »weil alle Edelleute Brüder sind, weil Ihr ein Edelmann seid, weil die Könige aller Länder die ersten unter den Edelleuten sind, weil der blinde, undankbare, alberne Pöbel immer ein Vergnügen daran findet, das Erhabene zu erniedrigen; . . . und Ihr, d'Artagnan, der Mann der alten Ritterlichkeit, der Mann mit dem schönen Namen, der Mann mit dem guten Schwerte, Ihr habt dazu beigetragen, einen König Bierbrauern, Schneidern und Kärrnern auszuliefern. Ah! d'Artagnan, als Soldat habt Ihr vielleicht Eure.Pflicht getan, aber

als Edelmann habt Ihr Euch mit einer Schuld befleckt, das sage ich Euch.«

D'Artagnan kaute an einem Blumenstängel, antwortete nicht und fühlte sich unwohl, denn als er seinen Blick von Athos abwandte, begegnete er dem Blicke von Aramis.

»Und Ihr, Porthos«, fuhr der Graf fort, als hätte er Mitleid mit der Verlegenheit von d'Artagnan, »Ihr, das beste Herz, der beste Freund, der beste Soldat, den ich kenne, Ihr, den sein Gemüt würdig machte, auf den Stufen eines Thrones geboren zu sein, und der Ihr früher oder später von einem verständigen König Euren Lohn empfangen werdet, Ihr, mein lieber Porthos, ein Edelmann durch die Sitten, durch den Geschmack und durch den Mut, Ihr seid eben so schuldig, als d'Artagnan.«

Porthos errötete mehr aus Vergnügen, als aus Scham, senkte aber doch den Kopf, als wäre er sehr gedemütigt.

»Ja, ja«, sagte er, »ich glaube, Ihr habt Recht, mein lieber Graf.«

Athos erhob sich.

»Hört«, sprach er, auf d'Artagnan zugehend und ihm die Hand reichend, »schmolzt nicht, mein teurer Sohn, denn Alles, was ich Euch gesagt habe, habe ich, wenn nicht mit dem Tone, doch mit dem Herzen eines Vaters gesagt. Glaubt mir, es wäre mir leichter gewesen, Euch dafür zu danken, daß Ihr mir das Leben gerettet habt, und nicht ein Wort von meinen Gefühlen zu sprechen.«

»Gewiß, gewiß, Athos«, erwiderte d'Artagnan, ihm ebenfalls die Hand drückend, »Ihr habt aber auch Teufel von Gefühlen, die nicht Jedermann haben kann. Wer kann sich einbilden, ein vernünftiger Mensch werde sein Haus, Frankreich, seinen Mündel, einen reizenden jungen Menschen, verlassen — wir haben ihn im Lager besucht — um wohin zu eilen? einem verfaulten, wurmstichigen Königtum zu Hilfe, das eines Morgens wie eine alte Baraks zusammenstürzen wird. Das Gefühl, von dem Ihr sprecht, ist allerdings schön, so schön, daß es übermenschlich erscheint.«

»Wie dem sein mag«, erwiderte Athos, ohne in die Falle zu gehen, die d'Artagnan mit seiner gascognischen Geschicklichkeit seiner väterlichen Liebe für Raoul stellte, »wie dem sein mag, Ihr

wißt, daß dieses Gefühl richtig ist; aber ich habe Unrecht, mit meinem Herrn zu streiten, . . . d'Artagnan, ich bin Euer Gefangener, behandelt mich als solchen.«

»Ah, bei Gott!« versetzte d'Artagnan, »Ihr wißt wohl, daß Ihr nicht lange mein Gefangener sein werdet.«

»Nein«, sagte Aramis, »denn man wird uns ohne Zweifel behandeln, wie diejenigen, welche man in Philipphaus, gefangen genommen hat.«

»Wie hat man diese behandelt?« fragte d'Artagnan.

»Man hat die eine Hälfte gehängt und die andere erschossen«, erwiderte Aramis.

»Wohl, ich stehe Euch dafür, daß Ihr, so lange ich einen Tropfen Blut in meinen Adern habe, weder gehängt noch erschossen werden sollt«, sprach d'Artagnan. »Gottes Blut! sie mögen kommen! Überdies, seht Ihr diese Türe, Athos?«

»Nun?«

»Ihr geht durch diese Türe, wann Ihr wollt, denn von diesem Augenblick seid Ihr und Aramis frei wie die Luft.«

»Daran erkenne ich Euch, mein braver d'Artagnan«, erwiderte Athos, »aber Ihr seid nicht mehr Herr von uns: diese Türe wird bewacht, Ihr wißt es wohl, d'Artagnan.«

»Gut, Ihr sprengt sie«, sagte Porthos. »Was ist dabei? höchstens zehn Mann.«

»Das wäre nichts für uns Vier, es ist aber zu viel für Zwei. Nein, seht, geteilt, wie wir jetzt sind, müssen wir untergeben. Erinneret Euch des unseligen Beispiels: auf der Straße wurdet Ihr d'Artagnan, der Brave, und Ihr Porthos, der Mutige, Starke, geschlagen. Heute sind wir es, die Reihe ist an mir und Aramis. Nie aber ist uns dies begegnet, wenn wir alle Vier vereinigt waren; sterben wir also, wie Lord Winter gestorben ist; ich meinerseits erkläre, daß ich nur zu einer Flucht einwillige, wenn wir alle Vier mit einander fliehen.«

»Unmöglich«, sprach d'Artagnan, »wir stehen unter dem Befehl von Mazarin.«

»Ich weiß es und dringe nicht weiter in Euch; meine Beweisgründe haben keine Folge gehabt, ohne Zweifel waren sie schlecht, da sie keine Herrschaft über so große Geister, wie die

Eurigen, gewinnen konnten.«

»Hätten sie auch eine Wirkung hervorgebracht«, versetzte Aramis, »so ist es doch das Beste, wir gefährden zwei so vortreffliche Freunde, wie d'Artagnan und Porthos, nicht. Seid unbesorgt, meine Herren, wir werden Euch sterbend Ehre machen. Ich meines Teils fühle mich ganz stolz, den Kugeln und sogar dem Strange mit Euch, Athos, entgegenzugehen, denn Ihr seid mir nie so groß vorgekommen, wie heute.«

D'Artagnan sagte nichts, aber nachdem er den Stängel seiner Blume zerkaut hatte, kaute er an den Nägeln.

»Ihr denkt, man werde Euch töten«, sprach er endlich. »Warum dies, wer hat ein Interesse bei Eurem Tode? Überdies seid Ihr unsere Gefangenen.«

»Thor, dreifacher Thor!« entgegnete Aramis, »kennst du Mordaunt nicht? Ich habe nur einen Blick mit ihm gewechselt, und in diesem Blicke las ich, daß wir verurteilt sind.«

»Es tut mir in der Tat leid, daß ich ihn nicht erwürgte, wie Ihr es haben wolltet, Aramis«, versetzte Porthos.

»Ei, ich kümmere mich den Henker um Mordaunt«, rief d'Artagnan; »Gottes Blut! kitzelt mich dieses Insekt zu sehr, so zermalme ich es. Flüchtet Euch also nicht, es ist unnötig, denn ich schwöre Euch, Ihr seid hier eben so sehr in Sicherheit, als Ihr es vor zwanzig Jahren, Ihr Athos, in der Rue Feron, und Ihr, Aramis, in der Rue Vaugirard wäret.«

»Halt!« sprach Athos, seine Hand nach einem von den vergitterten Fenstern ausstreckend, welche das Zimmer erhellten, »Ihr werdet sogleich erfahren, woran Ihr Euch zu halten habt, denn er eilt eben herbei.«

»Wer?«

»Mordaunt.«

Der Richtung folgend, welche die Hand von Athos andeutete, sah d'Artagnan wirklich einen Reiter im Galopp herbeisprengen.

Es war in der Tat Mordaunt.

D'Artagnan stürzte aus dem Zimmer.

Porthos wollte folgen.

»Bleibt«, sagte d'Artagnan, »und kommt erst, wenn Ihr mit den Fingern an die Türe trommeln hört.«



XXII.

Herr Jesus!

Als Mordaunt vor das Haus kam, sah er d'Artagnan auf der Schwelle und die Soldaten mit ihren Waffen zerstreut auf dem Rasen des Gartens liegend.

»Holla!« rief er mit einer in Folge seines scharfen Rittes zusammengeschnürten Stimme, »sind die Gefangenen noch da?«

»Ja, Herr.« sagte der Sergent, und er sowohl, als seine Leute erhoben sich rasch und fuhren lebhaft mit der Hand an den Hut.

»Gut. Vier Mann haben sie in Empfang zu nehmen und sogleich in meine Wohnung zu führen.«

Vier Mann machten sich bereit.

»Was beliebt?« sagte d'Artagnan mit der spöttischen Miene, welche unsere Leser oft an ihm wahrnehmen mußten, seitdem sie ihn kennen. »Was gibt es, wenn ich bitten darf?«

»Mein Herr«, antwortete Mordaunt, »ich habe, vier Soldaten den Befehl erteilt, die Gefangenen, welche Ihr diesen Morgen gemacht habt, zu übernehmen und in meine Wohnung zu führen.«

»Und warum dies?« fragte d'Artagnan. »Verzeiht meine Neugierde, aber Ihr begreift, daß ich über diesen Gegenstand belehrt zu sein wünsche.«

»Weil die Gefangenen jetzt mein sind«, antwortete Mordaunt hochmüthig, »und weil ich nach meinem Gefallen über sie verfüge.«

»Erlaubt, erlaubt, mein junger Herr«, entgegnete d'Artagnan, »Ihr seid im Irrtum, wie mir scheint. Die Gefangenen gehören gewöhnlich denjenigen, welche sich ihrer bemächtigt haben, und nicht den Menschen, welche dieselben fassen sehen; Ihr konntet Mylord von Winter gefangennehmen, der, wie die Leute sagen, Euer Oheim war, Ihr zöget es vor, ihn zu töten, das ist Eure Sache; Herr du Vallon und ich konntet diese zwei Edelleute auch töten, wir zogen es vor, sie gefangen zu nehmen: Jeder nach seinem Geschmack.«

Die Lippen von Mordaunt wurden weiß.

D'Artagnan begriff, daß die Sache bald eine schlimme Wendung nehmen würde, und fing an, den Marsch der Garden an der Türe zu trommeln.

Bei dem ersten Takte kam Porthos heraus und stellte sich auf die andere Seite der Türe, an welche er oben und unten mit der Stirne und den Füßen anstieß.

Dieses Manöver entging Mordaunt nicht.

»Mein Herr«, sagte er mit hervorbrechendem Zorne, »Ihr werdet einen vergeblichen Widerstand leisten; diese Gefangenen sind mir so eben von meinem erhabenen Gebieter, dem Obergeneral Herrn Oliver Cromwell, geschenkt worden.«

D'Artagnan wurde von diesen Worten wie vom Blitze getroffen. Das Blut stieg ihm in den Kopf, eine Wolke zog vor seinen Augen hin, er begriff die wilde Hoffnung des jungen Menschen, und seine Hand fuhr mit einer instinktartigen Bewegung nach dem Griffe seines Degens.

Porthos schaute d'Artagnan an, um zu erfahren, was er tun sollte, und um sein Benehmen nach dem seines Freundes einzurichten.

D'Artagnan wurde durch den Blick von Porthos mehr beunruhigt, als beruhigt, und er fing an, es sich zum Vorwurfe zu machen, daß er die rohe Kraft von Porthos bei einer Angelegenheit zu Hilfe gerufen hatte, welche hauptsächlich durch List geführt werden mußte.

»Gewalttätigkeit«, sagte er zu sich selbst, »würde uns Alle zu Grunde richten; d'Artagnan, mein Freund, beweise dieser jungen Schlange, daß Du nicht nur stärker, sondern auch feiner bist, als sie.«

»Ah!« sprach er mit einer tiefen Verbeugung, »warum sagtet Ihr das nicht gleich von Anfang an, Herr Mordaunt? Wie, Ihr kommt von Herrn Oliver Cromwell, dem berühmtesten Feldherrn unserer Zeit?«

»Ich verließ ihn so eben«, erwiderte Mordaunt, indem er abstieg und sein Pferd einem Soldaten zu halten gab.

»Warum sagtet Ihr dies nicht sogleich, mein lieber Herr?« fuhr d'Artagnan fort; »ganz England gehört Herrn Cromwell, und da Ihr

meine Gefangenen in seinem Namen von mir fordert, so verbeuge ich mich, mein Herr, sie sind Euer, nehmt sie.«

Mordaunt rückte strahlend vor, während Porthos ganz verblüfft d'Artagnan anschaute und den Mund öffnete, um zu sprechen.

D'Artagnan trat Porthos auf den Fuß, und dieser begriff, daß sein Freund ein Spiel trieb.

Mordaunt setzte seinen Fuß auf die erste Stufe der Türe und schickte sich, den Hut in der Hand, an, zwischen den zwei Freunden durch zu gehen, wobei er seinen vier Soldaten durch ein Zeichen Befehl gab, ihm zu folgen.

»Um Vergebung«, sprach d'Artagnan mit dem freundlichsten Lächeln und dem jungen Manne die Hand auf die Schulter legend, »wenn der erhabene General Oliver Cromwell über unsere Gefangenen zu Euren Gunsten verfügt hat, so hat er Euch wohl auch eine schriftliche Schenkungsakte ausgestellt?«

Der junge Mann blieb erstaunt stille stehen.

»Er hat Euch irgend ein Briefchen für mich, den geringsten Fetzen Papier gegeben, worin bezeugt ist, daß Ihr in seinem Namen kommt? Habt die Güte, mir diesen Fetzen zu geben, damit ich wenigstens durch einen Vorwand die Abtretung meiner Landsleute zu entschuldigen vermag. Ihr begreift, daß es sonst eine schlimme Wirkung hervorbrächte, obgleich ich überzeugt bin, daß General Oliver Cromwell nichts Böses gegen sie im Sinne hat.«

Mordaunt wich zurück und schleuderte, den Streich fühlend, d'Artagnan einen furchtbaren Blick zu; aber dieser schaute den Puritaner mit der lebenswürdigsten und freundschaftlichsten Miene an, die sich je über sein Gesicht verbreitet hatte.

»Wenn ich Euch etwas sage, mein Herr«, sprach Mordaunt, »wollt Ihr mir die Beleidigung antun, daran zu zweifeln?«

»Ich!« rief d'Artagnan, »ich an dem zweifeln, was Ihr sagt! Gott soll mich bewahren, mein lieber Herr Mordaunt; ich halte Euch im Gegenteil für einen würdigen und vollkommenen Edelmann, dem Anscheine nach; doch, soll ich offen mit Euch sprechen, Herr?« fuhr d'Artagnan mit seiner treuherzigen Miene fort.

»Sprecht.«

»Herr du Vallon hier ist reich, er hat vierzigtausend Livres

Renten und es ist ihm folglich nichts am Gelde gelegen, ich spreche also nicht für ihn, sondern für mich.«

»Weiter, mein Herr.«

»Nun, ich bin nicht reich; in Gascogne ist dies keine Schande, mein Herr; Niemand ist es dort, und Heinrich IV. glorreichen Andenkens, welcher der König der Gascogner war, wie Seine Majestät Philipp IV. der König von Spanien ist, hatte nie einen Sou in seiner Tasche.«

»Vollendet, Herr«, erwiderte Mordaunt, »ich sehe, worauf Ihr abzielt, und wenn Euch das, was ich glaube, zurückhält, so läßt sich die Schwierigkeit heben.«

»Ah! ich wußte Wohl, daß Ihr ein Mann von Geist seid«, sagte d'Artagnan. »Wohl, das ist die Sache, hier drückt mich der Sattel, wie wir zu sagen pflegen. Ich bin ein Glücksoffizier und nichts Anderes. Ich habe nichts, als was mir mein Degen einträgt, das heißt, mehr Schläge als Banknoten. Als ich nun diesen Morgen zwei Franzosen, welche mir von hoher Geburt zu sein schienen, zwei Ritter vom Hosenbandorden gefangen nahm, sagte ich mir: mein Glück ist gemacht. Ich sage zwei, weil Herr du Vallon, da er reich ist, in einem solchen Falle mir stets seine Gefangenen abtritt.«

Völlig getäuscht durch die gutmütige Geschwätzigkeit von d'Artagnan, lächelte Mordaunt wie ein Mensch, der die Gründe, die man ihm angibt, sehr Wohl begreift, und antwortete mit höflichem Tone:

»Sogleich wird der Befehl unterzeichnet sein, und mit dem Befehl erhaltet Ihr zweitausend Pistolen, aber mittlerweile, mein Herr, laßt mich diese Menschen wegführen.«

»Nein«, sagte d'Artagnan; »was ist Euch an einer Zögerung von einer halben Stunde gelegen? Ich bin ein Mann von Ordnung, mein Herr, und wir wollen die Sache den Regeln gemäß abmachen.«

»Mein Herr, ich könnte Euch zwingen«, versetzte Mordaunt, »denn ich befehle hier.«

»Ah! mein Herr«, sprach d'Artagnan höflich lächelnd, »ich sehe, daß Ihr uns nicht kennt, obgleich Herr du Vallon und ich in Eurer Gesellschaft zu reisen die Ehre gehabt haben. Wir sind Edelleute,

wir sind Franzosen, wir zwei sind im Stande, Euch zu töten, Euch und Eure acht Mann. Bei Gott! Herr Mordaunt, macht nicht den Hartnäckigen, denn wenn man halsstarrig ist, bin ich es auch, und dann ergreift mich eine wilde Widerspenstigkeit, und dieser Herr hier ist in einem solchen Falle noch viel halsstarriger, noch viel wilder, als ich; abgesehen davon, daß wir von dem Herrn Kardinal Mazarin abgesandt sind, der die Stelle des Königs von Frankreich vertritt, woraus folgt, daß wir die Stelle des Königs und des Kardinals vertreten, weshalb wir in unserer Eigenschaft als Botschafter unverletzlich sind, und Herr Cromwell, ohne Zweifel ein eben so guter Politiker, als er ein großer General ist, muß dies gar wohl begreifen. Verlangt also den geschriebenen Befehl von ihm. Was kostet Euch dies, mein lieber Herr Mordaunt?«

»Ja, den geschriebenen Befehl«, sagte Porthos, der die Absicht von d'Artagnan zu begreifen anfang; »man fordert nichts anders von Euch.«

So große Lust Mordaunt auch hatte, Gewalt zu gebrauchen, so war er doch der Mann, der die Gründe von d'Artagnan zu würdigen und als triftig zu erkennen wußte. Er überlegte, und da ihm die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den vier Franzosen völlig unbekannt waren, so verschwand seine ganze Unruhe vor dem äußerst glaubwürdigen Beweggrunde eines Lösegeldes.

Er beschloß daher, nicht nur den Befehl, sondern auch die zweitausend Pistolen zu holen, zu welchem Preise er die Gefangenen selbst angeschlagen hatte.

Mordaunt stieg wieder zu Pferde, und nachdem er dem Sergenten gut zu wachen empfohlen hatte, wandte er um und verschwand.

»Wohl«, sagte d'Artagnan, »eine Viertelstunde, um bis zu dem Zelte zu reiten, eine Viertelstunde um zurückzukehren, das ist mehr, als wir brauchen.« Dann zu Porthos zurückkehrend, ohne daß sein Gesicht die geringste Veränderung ausdrückte, so daß diejenigen, welche ihn beobachteten, hätten glauben können, er setzte das vorhergehende Gespräch fort; sagte er, dem Riesen in das Gesicht schauend:

»Porthos, hört wohl: vor Allem kein Wort zu unseren Freunden von dem, was Ihr vernommen habt; es ist unnötig, daß sie

erfahren, welchen Dienst wir ihnen leisten.«

»Gut«, sprach Porthos, »ich begreife.«

»Geht in den Stall, Ihr findet dort Mousqueton; Ihr laßt die Pferde satteln, Ihr steckt die Pistolen in die Halfter, Ihr laßt die Tiere in die Straße unten führen, daß man nur aufsteigen darf, das Übrige ist meine Sache.«

Porthos machte nicht die geringste Bemerkung, sondern gehorchte mit dem erhabenen Vertrauen, das er stets zu seinem Freunde hatte.

»Ich gehe«, erwiderte er, »nur sagt mir, ob ich in das Zimmer zurückkehren soll, in welchem diese Herren sich aufhalten?«

»Nein«, das ist unnötig.«

»Wohl, so habt die Güte, meine Börse mitzunehmen, die ich auf dem Kamine liegen ließ.«

»Seid unbesorgt.«

Porthos ging mit seinem ruhigen, gelassenen Wesen in den Stall und schritt mittendurch die Soldaten, die, obgleich er ein Franzose war, seine hohe Gestalt und seine kräftigen Glieder zu bewundern nicht umhin konnten.

An der Ecke der Straße traf er Mousqueton, den er mit sich nahm.

D'Artagnan kehrte sodann, ein Liedchen pfeifend, das er bei dem Abgange von Porthos angefangen hatte, in das Haus zurück.

»Mein lieber Athos«, sprach er, »ich habe über Eure Bemerkungen nachgedacht und fand sie meinem Innern entsprechend; ich bedaure, daß ich an dieser ganzen Angelegenheit Teil gehabt habe; Mazarin ist, wie Ihr sagt, ein Knauser. Ich bin also entschlossen, mit Euch zu fliehen; es bedarf keiner Überlegung mehr, haltet Euch bereit; Eure zwei Degen sind in der Ecke, vergeßt sie nicht, es ist ein Werkzeug, das unter den Umständen, in denen wir uns befinden, sehr nützlich sein kann. Doch das erinnert mich an die Börse von Porthos; gut, hier ist sie.«

Und d'Artagnan steckte die Börse in seine Tasche. Die zwei Freunde schauten ihm erstaunt zu.

»Nun, ich frage Euch, was ist hierbei zu staunen?« sprach d'Artagnan. »Ich war blind, Athos hat mich hellsehen gemacht,

das ist das Ganze; kommt hierher.«

Die zwei Freunde näherten sich.

»Seht Ihr jene Straße?« sagte d'Artagnan; »dort werden die Pferde sein; Ihr geht durch die Türe hinaus, Ihr wendet Euch links, schwingt Euch in den Sattel und Alles ist abgemacht; kümmert Euch um gar nichts, als daß Ihr das Signal gut hört. Das Signal ist, daß ich: Herr Jesus! schreie.«

»Aber Ihr, kommt Ihr, bei Eurem Worte, d'Artagnan?« sprach Athos.

»Ich schwöre es, bei Gott.«

»Einverstanden«, rief Aramis. »Bei dem Rufe: Herr Jesus! gehen wir hinaus, werfen Alles nieder, was sich uns in den Weg stellt, laufen nach unsern Pferden, schwingen uns in den Sattel und stechen zu; meint Ihr es so?«

»Vortrefflich.«

»Seht, Aramis«, sprach Athos, ich sage Euch immer, d'Artagnan ist der Beste von uns.«

»Gut!« versetzte d'Artagnan, »Komplimente, ich mache mich aus dem Staube, Gott befohlen!«

»Und Ihr flieht mit uns, nicht wahr?«

»Ganz gewiß. Vergeßt das Signal nicht: Herr Jesus!«

Und er ging mit demselben Schritte hinaus, mit welchem er hereingekommen war, und fing die Melodie da zu pfeifen wieder an, wo er sie bei seinem Eintritte unterbrochen hatte.

Die Soldaten spielten oder schliefen, zwei sangen auf eine klägliche Weise in einem Winkel den Psalm: *Super flumina Babylonis*.

D'Artagnan rief den Sergenten.

»Mein lieber Herr«, sagte er zu ihm, »der General Cromwell hat mich durch Herr Mordaunt rufen lassen; ich bitte, bewacht die Gefangenen gut.«

Der Sergent bedeutete durch ein Zeichen, er verstünde nicht Französisch.

Dann suchte d'Artagnan durch Gebärden begreiflich zu machen, was er durch Worte nicht hatte zu verstehen geben können.

Der Sergent erwiderte, es wäre gut.

D'Artagnan ging in den Stall hinab: er fand die fünf Pferde gesattelt, das seinige, wie die andern.

»Nehmt jeder ein Pferd an die Hand«, sagte er zu Porthos und Mousqueton, »wendet Euch links, damit Athos und Aramis Euch von ihrem Fenster aus sehen.«

»Sie werden also kommen?« sagte Porthos.

»In einem Augenblick.«

»Ihr habt meine Börse nicht vergessen?«

»Nein, seid unbesorgt.«

»Gut.«

Porthos und Mousqueton begaben sich, jeder ein Pferd an der Hand führend, auf ihren Posten.

Als d'Artagnan allein war, schlug er Feuer, zündete ein Stück Schwamm, zweimal so groß als eine Linse an, stieg zu Pferde und hielt sodann mitten unter den Soldaten der Türe gegenüber.

Hier steckte er den Schwamm dem Tiere, während er es zugleich streichelte, brennend in das Ohr.

Man mußte ein so guter Reiter sein, als d'Artagnan dies war, um ein solches Mittel zu wagen, denn kaum fühlte das Pferd den brennenden Zunder, als es einen Schrei des Schmerzes ausstieß, sich bäumte und aufsprang, als ob es toll würde.

Die Soldaten, welche es niederzutreten drohte, wichen hastig zurück.

»Herbei! zu Hilfe!« rief d'Artagnan, »haltet mein Pferd, es hat den Schwindel!«

In einem Augenblick schien ihm wirklich das Blut aus den Augen zu treten und es wurde weiß vor Schaum.

»Zu Hilfe!« rief d'Artagnan beständig, ohne daß die Soldaten ihm Beistand zu leisten wagten. »Zu Hilfe! wollt Ihr mich denn umbringen lassen? Herr Jesus!«

Kaum hatte d'Artagnan dieses Wort ausgerufen, als die Türe sich öffnete und Athos und Aramis den Degen in der Faust herausstürzten.

Aber durch die List von d'Artagnan war der Weg frei.

»Die Gefangenen flüchten sich! die Gefangenen flüchten sich!«

rief der Sergent.

»Aufgehalten!« schrie d'Artagnan und ließ seinem Pferde, das mehrere Soldaten niederwerfend fortjagte, die Zügel schießen.

»Stopp! stopp!« riefen die Soldaten, nach ihren Waffen laufend.

Aber die Gefangenen saßen schon im Sattel, und einmal im Sattel, verloren sie keine Zeit und eilten nach dem nächsten Thore.

Mitten auf der Straße gewahrten sie Grimaud und Blaisois, welche ihre Herren suchend zurückkamen.

Mit einem Zeichen machte Athos Grimaud Alles begreiflich, und dieser folgte der kleinen Truppe, welche ein Wirbelwind zu sein schien und von d'Artagnan, der von hinten herbeikam, noch durch die Stimme angefeuert wurde.

Sie flogen wie Schatten durch das Thor, ohne daß die Wächter nur daran dachten, sie aufzuhalten, und befanden sich bald im freien Felde.

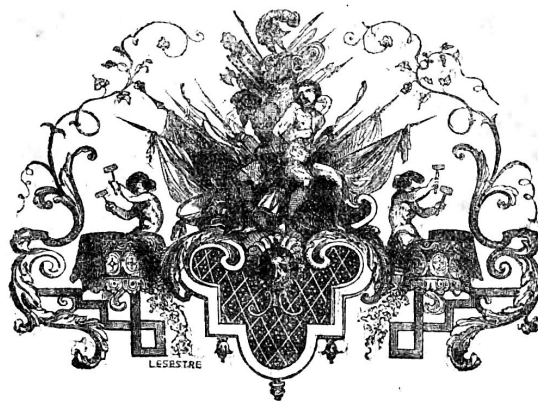
Während dieser Zeit schrien die Soldaten beständig: Stop, stop! und der Sergent begriff allmähig, daß er sich durch eine Lift hatte hintergehen lassen, und raufte sich die Haare aus.

Bald sah man einen Reiter mit einem Papiere in der Hand herbeikommen. Es war Mordaunt mit dem Befehle.

»Die Gefangenen!« rief er von seinem Pferde springend.

Der Sergent hatte nicht die Kraft zu antworten; er deutete auf die offen stehende Türe und das leere Innere.

Mordaunt stürzte nach der Treppe, begriff Alles, stieß einen Schrei aus, als ob man ihm die Eingeweide ausreißen würde, und fiel ohnmächtig zu Boden.



XXIII.

Worin nachgewiesen ist, daß in den schwierigsten Lagen große Herzen nie den Mut und gute Mägen nie den Appetit verlieren.

Die kleine Truppe eilte so, ohne ein Wort zu wechseln, ohne rückwärts zu schauen, im Galopp fort, durchwatete einen kleinen Fluß, dessen Namen Niemand wußte, und ließ zu ihrer Linken eine Stadt, von der Athos behauptete, es wäre Durham. Endlich erblickte man ein Gehölze und gab den Pferden, sie in dieser Richtung lenkend, zum letzten Male die Sporen.

Sobald sie hinter einem grünen Vorhange verschwunden waren, der sie hinreichend den Blicken der Menschen entzog, welche sie verfolgen konnten, hielten sie an, um zu beratschlagen; man gab die Pferde zwei Lackeien zu halten, um sie weder aufgezäumt noch abgesattelt verschnaufen zu lassen, und stellte Grimaud als Wache aus.

»Laßt Euch vor Allem umarmen«, sprach Athos zu d'Artagnan, »Euch, unsern Retter, Euch, der Ihr der wahre Held unter uns seid.«

»Athos hat Recht und ich bewundere Euch«, sagte Aramis, ihn ebenfalls in seine Arme schließend; »worauf könntet Ihr nicht bei einem verständigen Herrn Anspruch machen, Ihr, das unfehlbare Auge, der stählerne Arm, der siegreiche Geist!«

»Nun, das ist gut«, sagte der Gascogner, »ich nehme Alles, Umarmungen und Danksagungen, für mich und Porthos an; wir haben ja Zeit zu verlieren . . . geht! geht!«

Von d'Artagnan darauf aufmerksam gemacht, was sie auch Porthos zu verdanken hatten, drückten die zwei Freunde diesem ebenfalls die Hand.

»Nun handelt es sich darum, nicht auf den Zufall und wie Wahnsinnige umherzulaufen, sondern vielmehr einen Plan festzustellen«, sprach Athos. »Was wollen wir tun?«

»Was wir tun wollen? bei Gott! das ist nicht schwer zu sagen.«

»Sagt es also, d'Artagnan.«

»Wir wollen den nächsten Seehafen zu erreichen suchen, alle unsere kleinen Mittel vereinigen, ein Schiff mieten und nach Frankreich steuern. Ich, was mich betrifft, werde meinen letzten Sou hierzu verwenden. Der erste Schatz ist das Leben und das unsere hängt offenbar nur an einem Faden.«

»Was sagt Ihr dazu, du Vallon?« fragte Athos.

»Ich.« erwiderte Porthos, »ich bin vollkommen der Meinung von d'Artagnan; dieses England ist ein abscheuliches Land.«

»Ihr seid also völlig entschlossen, es zu verlassen?« fragte Athos d'Artagnan.

»Gottes Blut!« erwiderte dieser, »ich sehe nicht ein, was mich zurückhalten sollte!«

Athos wechselte einen Blick mit Aramis.

»Geht also, meine Freunde«, sagte er seufzend.

»Wie, geht!« sprach d'Artagnan; »gehen wir, scheint es mir.«

»Nein, mein Freund«, versetzte Athos; »Ihr müßt uns verlassen.«

»Euch verlassen!« sagte d'Artagnan ganz betrübt von dieser unerwarteten Kunde.

»Bah!« rief Porthos, »warum denn einander verlassen, da wir beisammen sind?«

»Weil Eure Sendung erfüllt ist, und weil Ihr nach Frankreich zurückkehren könnt und sogar müßt; aber die unsere ist noch nicht erfüllt.«

»Eure Sendung ist noch nicht erfüllt?« sprach d'Artagnan und schaute Athos voll Verwunderung an.

»Nein, mein Freund«, antwortete Athos mit seiner zugleich so sanften und so festen Stimme. »Wir sind hierher gekommen, um den König Karl zu verteidigen, wir haben ihn schlecht verteidigt, und es bleibt uns noch die Aufgabe, ihn zu retten.«

»Den König retten!« rief d'Artagnan und schaute Aramis an, wie er Athos angeschaut hatte.

Aramis beschränkte sich darauf, ein Zeichen mit dem Kopfe zu machen.

Das Gesicht von d'Artagnan nahm einen Ausdruck tiefen Mitleids an, er glaubte, er hätte es am Ende mit zwei

Wahnsinnigen zu tun.

»Ihr könnt nicht im Ernste sprechen, Athos«, sagte er; »der König befindet sich in der Mitte eines Heeres, das ihn nach London führt. Dieses Heer wird von einem Fleischer oder von einem Fleischerssohne, gleichviel, von dem Obersten Harrison befehligt. Es wird dem König bei seiner Ankunft in London der Prozeß gemacht, dafür stehe ich Euch, ich habe hierüber genug aus dem Munde von Herrn Oliver Cromwell gehört, um zu wissen, woran ich mich zu halten habe.«

Athos und Aramis wechselten einen zweiten Blick.

»Ist sein Prozeß gemacht, so wird das Urteil ungesäumt vollzogen werden«, fuhr d'Artagnan fort. »Oh, die Herren Puritaner sind Leute, die in ihren Geschäften rasch zu Werke gehen.«

»Und zu welcher Strafe glaubt Ihr, daß man den König verurteilen wird?« fragte Athos.

»Ich befürchte, zur Todesstrafe; sie haben zu viel gegen ihn getan, um ihm zu vergeben, und besitzen nur noch ein Mittel . . . das, ihn zu töten. Kennt Ihr das Wort von Herrn Oliver Cromwell nicht, als er nach Paris kam und man ihm den Kerker von Vincennes zeigte, in welchem Herr von Vendome eingesperrt war?«

»Wie lautet dieses Wort?«

»Man muß die Fürsten nur beim Kopfe berühren.«

»Ich kannte es«, sagte Athos.

»Und Ihr glaubt, er werde seine Maxime jetzt, da er den König in Händen hat, nicht in Ausführung bringen?«

»Allerdings, ich bin es sogar fest überzeugt; aber das ist ein Grund mehr, das bedrohte erhabene Haupt nicht zu verlassen.«

»Athos, Ihr werdet verrückt.«

»Nein, mein Freund.« antwortete mit sanftem Tone der Graf, »aber Lord Winter hat uns in Frankreich aufgesucht und zu Frau Henriette geführt. Ihre Majestät hat Herrn d'Herblay und mir die Ehre erwiesen, uns um unsere Unterstützung für ihren Gemahl zu bitten; wir haben ihr unser Wort verpfändet; unser Wort enthielt Alles . . . es war unsere Kraft, es war unser Verstand, unser Wissen, es war unser Leben, was wir ihr verpfändeten; wir

müssen unser Wort halten. Ist das Eure Meinung, d'Herblay?«

»Ja«, sprach Aramis, »wir haben es versprochen.«

»Dann haben wir noch einen andern Grund«, fuhr Athos fort; »hört: Alles ist in diesem Augenblick in Frankreich arm und schmutzig. Wir haben einen König von zehn Jahren, der noch nicht weiß, was er will; wir haben eine Königin, welche eine späte Leidenschaft blind macht; wir haben einen Minister, der Frankreich verwaltet, wie er es mit einem großen Bauerngute machen würde, das heißt, der sich nur damit beschäftigt, dasselbe mit italienischer List und Intrige bearbeitend, viel Gold herauszuschlagen; wir haben Prinzen, die eine persönliche und selbstsüchtige Opposition bilden und nichts erreichen werden, als daß sie einige Goldstangen, einige Brocken Gewalt den Händen von Mazarin entziehen; ich habe ihnen gedient, nicht aus Enthusiasmus — Gott weiß, daß ich sie nach ihrem Werte schätze, und daß sie in meiner Achtung nicht sehr hoch stehen — sondern aus Grundsatz. Heute ist es etwas Anderes, heute begegne ich auf meinem Wege einem hohen Mißgeschick, einem königlichen Mißgeschick, einem europäischen Mißgeschick: ich verbinde mich mit demselben. Wenn es uns gelingt, den König zu retten, so ist es schön; sterben wir mit ihm, so ist es groß.«

»Ihr wißt zum Voraus, daß Ihr dabei zu Grunde gehen werdet«, sprach d'Artagnan.

»Wir befürchten es, und es ist unser einziger Schmerz, daß wir ferne von Euch sterben sollen.«

»Was wollt Ihr in einem fremden, feindlichen Lande machen?«

»In meiner Jugend bin ich in England gereist; ich spreche englisch wie ein Engländer, und auch Aramis hat einige Kenntnis von dieser Sprache. Ah! wenn wir Euch hätten, meine Freunde! Mit Euch, d'Artagnan, mit Euch, Porthos, würden wir alle Vier zum ersten Male seit zwanzig Jahren vereinigt nicht allein England, sondern allen drei Königreichen Trotz bieten.«

»Habt Ihr der Königin versprochen, den Tower von London zu erstürmen«, versetzte d'Artagnan, »hunderttausend Soldaten zu erschlagen, siegreich gegen den Willen einer Nation und den Ehrgeiz eines Mannes zu kämpfen, wenn dieser Mann Cromwell heißt? Ihr habt diesen Mann nicht gesehen, Athos, Aramis. Es ist

ein Mann von Genie, der mich sehr an unsern Kardinal erinnerte, an den andern, den großen, Ihr wißt, an Richelieu. Übertreibt es also nicht mit Euren Pflichten. Im Namen des Himmels, Athos, keine unnütze Aufopferung! Wenn ich Euch anschau, kommt es mir in der Tat vor, als sähe ich einen vernünftigen Menschen; wenn Ihr mir antwortet, ist es mir, als hätte ich es mit einem Verrückten zu tun. Porthos, vereinigt Euch mit mir: was denkt Ihr von dieser Sache, sprecht offenherzig.«

»Nichts Gutes«, antwortete Porthos.

»Hört«, fuhr d'Artagnan fort, ungeduldig darüber, daß Athos, statt ihn zu hören, auf eine Stimme zu hören schien, die in seinem Innern sprach, »Ihr habt Euch bei meinen Ratschlägen nie schlecht befunden. Nun Wohl, Athos, glaubt mir, Eure Sendung ist vollbracht, auf eine edle Weise vollbracht: kehrt mit uns nach Frankreich zurück.«

»Freund«, erwiderte Athos, »unser Entschluß ist unerschütterlich.«

»Ihr habt also irgend einen andern Beweggrund, den wir nicht kennen?«

Athos lächelte.

D'Artagnan schlug zornig auf seine Lenden und murmelte die überzeugendsten Gründe, die er finden konnte; aber Athos beschränkte sich darauf, alle diese Gründe mit einem ruhigen, sanften Lächeln zu beantworten, während Aramis nur Zeichen mit dem Kopfe machte.

»Nun Wohl!« rief d'Artagnan wütend, »nun wohl! da Ihr es so wollt, so lassen wir unsere Knochen in diesem häßlichen Lande, wo eine beständige Kälte herrscht, wo das schöne Wetter Nebel, der Nebel Regen, der Regen Sündflut ist, wo die Sonne dem Monde und der Mond einem Rahmkäse gleicht. Ob man da oder dort stirbt, insofern man doch einmal sterben muß, daran ist wenig gelegen!«

»Nur bedenkt, teurer Freund.« sagte Athos, »daß es sich darum handelt, früher zu sterben.«

»Bah! ein wenig früher, ein wenig später, es lohnt sich nicht der Mühe, darüber ein Wort zu verlieren.«

»Wenn ich mich über Etwas wundere«, sagte Porthos mit

spruchreicher Miene, »so ist es darüber, daß es nicht bereits geschehen ist.«

»O! es wird geschehen, seid unbesorgt, Porthos«, versetzte d'Artagnan. »Es ist also abgemacht«, fuhr der Gascogner fort, »und wenn sich Porthos nicht widersetzt . . . «

»Ich!« rief Porthos, »ich tue, was Ihr wollt. Überdies finde ich das, was der Graf de la Fère so eben gesagt hat, sehr schön.«

»Aber Eure Zukunft, d'Artagnan? Euer Ehrgeiz, Porthos?«

»Unsere Zukunft, unser Ehrgeiz«, erwiderte d'Artagnan mit einer fieberhaften Zungenfertigkeit, »brauchen wir uns darum zu bekümmern, da wir den König retten? Ist der König gerettet, so sammeln wir seine Freunde, wir schlagen die Puritaner, wir erobern England wieder, wir kehren mit ihm nach London zurück und setzen ihn abermals ganz breit auf seinen Thron.«

»Und er macht uns zu Herzögen und Pairs«, sprach Porthos, dessen Augen vor Freude funkelten, wenn er diese Zukunft auch nur durch eine Fabel erblickte.

»Oder er vergißt uns«, versetzte d'Artagnan.

»Oh!« rief Porthos.

»Verdammt! das hat man gesehen, Freund Porthos; wir haben, wie es mir scheint, der Königin Anna von Österreich einst einen Dienst geleistet, der nicht viel dem nachstand, welchen wir heute Karl I. leisten wollen, was die Königin Anna von Österreich nicht abhielt, uns zwanzig Jahre lang zu vergessen.«

»Nun sagt«, sprach Athos, »tut es Euch dessen ungeachtet leid, ihr diesen Dienst geleistet zu haben?«

»Meiner Treue, nein«, erwiderte d'Artagnan, »und ich gestehe sogar, daß ich in den Augenblicken meiner schlimmsten Laune einen Trost in dieser Erinnerung gefunden habe.«

»Ihr seht, d'Artagnan, die Fürsten sind zuweilen undankbar, aber Gott ist es nie.«

»Hört, Athos«, rief d'Artagnan, »ich glaube, wenn Ihr den Teufel auf Erden träfet, Ihr würdet es so gut machen, daß Ihr ihn mit Euch in den Himmel zurückbrächtet.«

»Also? . . . « sprach Athos, d'Artagnan die Hand reichend.

»Es ist abgemacht«, erwiderte d'Artagnan, »ich finde, England ist ein reizendes Land und ich bleibe hier, aber unter einer

Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß man mich nicht nötigt, Englisch zu lernen.«

»Nun wohl«, rief Athos triumphierend, »jetzt schwöre ich Euch bei dem Gotte, der uns hört, bei meinem Namen, den ich für fleckenlos halte, ich glaube, es gibt eine Macht, welche über uns wacht, und ich hege die Hoffnung, daß wir alle Vier Frankreich wiedersehen werden.«

»Es mag sein«, versetzte d'Artagnan, »aber ich gestehe, daß ich die entgegengesetzte Überzeugung habe.«

»Dieser liebe d'Artagnan«, sprach Aramis, »er vertritt in unserer Mitte die Opposition der Parlamente, welche immer nein sagen und immer ja machen.«

»Wohl, die aber mittlerweile das Vaterland retten«, sagte Athos.

»Wenn wir nun, da Alles festgestellt ist, an das Mittagsbrot dächten?« sprach Porthos, sich die Hände reibend. »Wir haben, wie es mir scheint, in den kritischsten Lagen unseres Lebens stets zu Mittag gespeist.«

»Ah! ja, sprecht vom Mittagsbrot in einem Lande, wo man statt aller Speisen in Wasser gekochtes Schöpsenfleisch und statt jedes Trankes nur Bier bekommt. Wie, Teufels, seid Ihr in ein solches Land gekommen, Athos? Ah, verzeiht«, fügte d'Artagnan lächelnd bei, »ich vergaß, daß Ihr nicht mehr Athos seid. Doch gleich viel, laßt Euren Plan hinsichtlich des Mittagsbrotes hören, Porthos.«

»Meinen Plan?«

»Ja, Ihr habt doch einen Plan?«

»Nein, ich habe Hunger, sonst nichts.«

»Bei Gott, wenn es nur das ist, ich habe auch Hunger, damit aber, daß man Hunger hat, ist nicht Alles geschehen; man muß etwas zu Essen finden, und wenn wir nicht Gras fressen wollen, wie unsere Pferde . . . «

»Ah!« rief Aramis, der sich nicht so ganz von den weltlichen Dingen abgewendet hatte, wie Athos, »erinnert Ihr Euch der schönen Austern, die wir speisten, wenn wir beim Parpaillot waren?«

»Und der vortrefflichen Hammelskeulen!« rief Porthos, mit der

Zunge an den Lippen leckend.

»Aber haben wir nicht unsern Freund Mousqueton, der uns in Chantilly so gut leben ließ, Porthos?« versetzte d'Artagnan.

»In der Tat«, sprach Porthos, »wir haben Mousqueton, aber seit ich ihn zum Intendanten gemacht habe, ist er sehr schwerfällig geworden; . . . gleichviel, wir wollen schmausen.«

Und um einer freundlichen Antwort sicher zu sein, rief Porthos:

»He! Mouston!«

Mouston erschien mit einem kläglichen Gesichte. »Was habt Ihr denn, mein lieber Herr Mouston?« fragte d'Artagnan. »Solltet Ihr krank sein?«

»Gnädiger Herr, ich habe Hunger.«

»Gerade deshalb rufen wir Euch, mein lieber Herr Mouston. Könntet Ihr uns nicht in der Schlinge einige von den hübschen Kaninchen und etliche von den reizenden Feldhühnern fangen, woraus Ihr Gibelottes und Salmis machtet . . . Ihr wißt, im Gasthofe zum . . . meiner Treue, ich erinnere mich des Namens dieses Gasthofes nicht mehr.«

»Im Gasthofe zum . . . « sprach Porthos; »meiner Treue, ich erinnere mich auch nicht mehr.«

»Gleichviel, und mit dem Lasso einige Flaschen von dem alten Burgunder, der Euren Herrn so oft bei seiner Verstauchung erquickt hat.«

»Ach! gnädiger Herr.« sprach Mousqueton, »ich fürchte, Alles, was Ihr da verlangt, ist sehr rar in diesem abscheulichen Lande, und ich glaube, wir würden besser daran tun, uns Gastfreundschaft von dem Herrn eines kleinen Hauses zu erbitten, das man vom Saume des Waldes aus erblickt.«

»Wie, es findet sich ein Haus in der Gegend?« fragte d'Artagnan.

»Ja, gnädiger Herr.«

»Gut, wir wollen uns, wie Ihr sagt, mein Freund, Gastfreundschaft von dem Eigentümer dieses Hauses erbitten. Meine Herren, was denkt Ihr davon, erscheint Euch der Plan von Herrn Mouston nicht sehr sinnreich?«

»Wenn der Eigentümer aber ein Puritaner ist?« versetzte Aramis.

»Desto besser, Gottes Tod!« rief d'Artagnan, »wenn er ein Puritaner ist, so erzählen wir ihm die Gefangennehmung des Königs, und zur Verherrlichung dieser Nachricht gibt er uns dagegen seine weißen Hühner.«

»Wenn er aber ein königlich Gesinnter ist«, sprach Porthos.

»Dann nehmen wir eine Trauermiene an und rupfen seine schwarzen Hühner.«

»Ihr seid sehr glücklich«, sagte Athos, unwillkürlich über den Witz des unbeugsamen Gascogners lächelnd, »denn Ihr betrachtet Alles im Scherze.«

»Was wollt Ihr?« entgegnete d'Artagnan, »ich bin aus einem Lande, wo es keine Wolke um Himmel gibt.«

»Das ist nicht wie in diesem«, sagte Porthos und streckte die Hand aus, um sich zu überzeugen, ob eine gewisse Frische, die er auf seiner Wange fühlte, wirklich von einem Regentropfen verursacht würde.

»Auf, auf!« rief d'Artagnan, »ein Grund mehr, uns in Marsch zu setzen . . . Holla, Grimaud!«

Grimaud erschien.

»Nun, Grimaud, mein Freund, habt Ihr etwas gesehen?« fragte d'Artagnan.

»Nichts.« antwortete Grimaud.

»Diese Dummköpfe haben uns nicht einmal verfolgt«, sprach Porthos. »Oh! wenn wir an ihrer Stelle gewesen wären.«

»Ei! sie haben Unrecht gehabt«, sagte d'Artagnan. »Ich würde Mordaunt gerne zwei Worte in dieser kleinen Einöde sagen. Seht, welch' ein schöner Platz, um einen Mann gehörig niederzustrecken!«

»Meiner Ansicht nach besitzt der Sohn offenbar nicht die Kraft der Mutter«, sprach Aramis.

»Ei, lieber Freund«, entgegnete Athos, »wartet doch, wir haben ihn erst vor zwei Stunden verlassen, und er weiß nicht, welche Richtung wir nehmen, er weiß nicht, wo wir sind. Wir wollen sagen, er sei minder stark, als seine Mutter, wenn wir den Fuß auf den Boden von Frankreich setzen, falls wir bis dahin weder erschlagen noch vergiftet sind.«

»Mittlerweile laßt uns zu Mittag speisen«, sprach Porthos.

»Meiner Treue, ja, denn ich habe großen Hunger«, sagte Athos.

»Ich auch«, versetzte d'Artagnan.

»Aufgepaßt, ihr schwarzen Hühner«, rief Aramis.

Und von Mousqueton geführt, wanderten die vier Freunde nach dem erwähnten Hause, beinahe ihrer Sorglosigkeit zurückgegeben, denn sie waren nun alle Vier wieder vereinigt und einhellig, wie Athos gesagt hatte.

XXIV.

Heil der gefallenen Majestät!

Als unsere Flüchtlinge sich dem Hause näherten, sahen sie die Erde zusammengetreten, als ob eine beträchtliche Reitertruppe ihnen vorangegangen wäre; vor der Türe war die Spur noch mehr sichtbar; die Truppe hatte offenbar hier einen Halt gemacht.

»Bei Gott! die Sache ist klar«, rief Mousqueton, »der König und seine Escorte sind hier vorübergekommen.«

»Teufel!« sprach Porthos, »sie werden Alles verschlungen haben.«

»Bah!« entgegnete d'Artagnan, »sie haben gewiß noch ein Huhn übrig gelassen.«

Und er sprang von seinem Pferde und klopfte an die Türe; aber Niemand antwortete.

Er stieß die Türe auf, welche nicht verschlossen war, und fand das erste Zimmer leer und verlassen.

»Nun?« fragte Porthos.

»Ich sehe Niemand«, erwiderte d'Artagnan. »Ah, ah!«

»Was?«

»Blut!«

Bei diesem Worte sprangen die drei Freunde ebenfalls von ihren Pferden und traten in das erste Zimmer; aber d'Artagnan hatte bereits die Türe des zweiten geöffnet, und an dem Ausdrücke seines Gesichtes konnte man sehen, daß er etwas Außerordentliches wahrnahm.

Die drei Freunde näherten sich und erblickten einen noch jungen Menschen, der in einer Blutlache auf dem Boden ausgestreckt lag. Man sah, daß er sein Bett hatte erreichen wollen, aber aus Mangel an Kraft vorher niedergefallen war.

Athos war der Erste, der zu dem Unglücklichen trat; er glaubte eine Bewegung an ihm bemerkt zu haben.

»Nun?« fragte d'Artagnan.

»Wenn er tot ist«, erwiderte Athos, »so kann er es nicht lange

sein, denn ich fühle noch Wärme in ihm. Bei Gott, sein Herz schlägt. He! Freund!«

Der Verwundete stieß einen Seufzer aus; d'Artagnan nahm Wasser in seine hohle Hand und spritzte es ihm in das Gesicht.

Der junge Mann öffnete feine Augen, machte eine Bewegung, um seinen Kopf aufzurichten und, fiel wieder zurück.



Le frère du Parry

Athos suchte ihn auf seinen Schooß zu bringen, als er sah, daß die Wunde etwas oberhalb des kleinen Gehirnes war und ihm den Schädel spaltete; das Blut floß in reichlichem Maße daraus hervor.

Athos tauchte eine Serviette in das Wasser und legte sie auf die Wunde; die Frische rief den Verwundeten zu sich und er öffnete zum zweiten Male die Augen.

Erstaunt schaute er die Menschen an, die ihn zu beklagen schienen und ihm, soweit es in ihrer Macht lag, Hilfe zu leisten suchten.

»Ihr seid bei Freunden«, sagte Athos englisch, »beruhigt Euch also, und wenn Ihr die Kraft dazu habt, so erzählt uns, was vorgefallen ist.«

»Der König«, murmelte der Verwundete«, der König ist gefangen.«

»Ihr habt ihn gesehen?« fragte Aramis in derselben Sprache.

Der junge Mann antwortete nicht.

»Seid unbesorgt«, versetzte Athos, »wir sind treue Diener seiner Majestät.«

»Ist es wahr, was Ihr mir da sagt?« fragte der Verwundete.

»Bei unserem adeligen Ehrenworte.«

»Dann kann ich Euch Alles sagen.«

»Sprecht.«

»Ich bin der Bruder von Parry, dem Kammerdiener Seiner Majestät.«

Athos und Aramis erinnerten sich, daß Lord Winter mit diesem Namen den Diener nannte, den sie in dem Vorplatze des königlichen Zelttes gefunden hatten.

»Wir kennen ihn«, sprach Athos, »er verließ den König nie.«

»Ja, so ist es«, sagte der Verwundete. »Als er den König gefangen sah, dachte er an mich; man kam an diesem Hause vorüber, er bat im Namen Gottes, daß man hier anhalten möchte. Die Bitte wurde bewilligt. Der König, sagte man, hätte Hunger; man ließ ihn in das Zimmer eintreten, in welchem ich mich befinde, damit er speisen könnte, und stellte Schildwachen an die Türen und Fenster. Parry kannte dieses Zimmer, denn er hatte mich wiederholt besucht, während sich Seine Majestät in Newcastle aufhielt. Er wußte, daß in diesem Zimmer eine Falltüre war, daß diese Falltüre in den Keller führte und daß man von dem Keller in den Obstgarten gelangen konnte. Er machte mir ein Zeichen. Ich begriff. Aber dieses Zeichen wurde ohne Zweifel von den Wächtern des Königs bemerkt und machte sie mißtrauisch. Da ich nicht wußte, daß man etwas vermutete, so hatte ich nur ein Verlangen, das, den König zu retten. Ich stellte mich daher, als ginge ich hinaus, um Holz zu holen, denn ich dachte, es wäre keine Zeit zu verlieren, und trat in den unterirdischen Gang, der in den Keller führte, welcher mit der Falltüre in Verbindung stand; ich hob das Brett mit meinem Kopfe auf, und während Parry sachte den Riegel der Türe vorstieß, bedeutete ich dem König durch ein Zeichen, er möge mir folgen.«

»Ah! er wollte nicht, man hätte glauben sollen, diese Flucht widerstrebe ihm. Aber Parry faltete flehend die Hände, ich bat ihn ebenfalls, eine solche Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen.

Endlich entschloß er sich, mir zu folgen. Ich ging zum Glücke voraus: der König kam einige Schritte hinter mir, als ich plötzlich in dem unterirdischen Gange etwas wie einen großen Schatten sich erheben sah. Ich wollte schreien, um den König zu benachrichtigen, aber ich hatte nicht mehr Zeit dazu. Ich fühlte einen Schlag, als ob das Haus über meinem Kopfe zusammenstürzte, und fiel ohnmächtig nieder.«

»Guter, rechtschaffener Engländer! treuer Diener!« sprach Athos.

»Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf demselben Platze. Ich schleppte mich bis in den Hof; der König und seine Escorte hatten sich entfernt. Ich brauchte vielleicht eine Stunde, um vom Hofe hierher zu gelangen; hier aber schwanden meine Kräfte, und ich fiel abermals in Ohnmacht.«

»Und wie fühlt Ihr Euch jetzt?«

»Sehr schlecht«, erwiderte der Verwundete.

»Können wir etwas für Euch tun?« fragte Athos.

»Helft mir auf mein Bett, das wird mich, glaube ich, erleichtern.«

»Habt Ihr Jemand, der Euch Beistand leistet?«

»Meine Frau ist in Durham und kann jeden Augenblick zurückkommen. Aber Ihr, braucht Ihr nichts? wünscht Ihr nichts?«

Wir waren in der Absicht gekommen, Euch zu bitten, Ihr möget uns zu essen geben.«

»Ach! sie haben Alles genommen, und es ist kein Stückchen Brot mehr im Hause.«

»Ihr hört, d'Artagnan, wir müssen unser Mittagsbrot anderswo suchen.«

»Das ist mir nun gleichgültig«, erwiderte d'Artagnan, »ich habe keinen Hunger mehr.«

»Meiner Treu', ich auch nicht«, sagte Porthos.

Und sie trugen den Mann auf sein Bett. Man ließ Grimaud kommen, der seine Wunde verband. Grimaud hatte im Dienste der vier Freunde so oft Gelegenheit gehabt, Charpie und Kompressen zu machen, daß eine gewisse Färbung von Wundarzneikunde an ihm hängen geblieben war.

Während dieser Zeit kehrten die Flüchtlinge in das erste Zimmer zurück, um zu beratschlagen.

»Wir wissen nun, woran wir uns zu halten haben«, sprach Aramis, »der König und seine Escorte sind wirklich hier vorübergekommen; wir müssen die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Ist dies auch Eure Ansicht, Athos?«

Athos antwortete nicht, er dachte nach.

»Ja«, sprach Porthos, »wühlen wir die entgegengesetzte Richtung. Folgen wir der Escorte, so finden wir Alles verzehrt und müssen am Ende Hungers sterben; was für ein verfluchtes Land ist doch dieses England! Das ist das erste Mal, daß ich nicht zu Mittag gespeist haben werde. Das Mittagsbrot ist meine liebste Mahlzeit.«

»Was denkt Ihr, d'Artagnan?« fragte Athos, »seid Ihr der Meinung von Aramis?«

»Nein«, erwiderte d'Artagnan, »ich bin ganz entgegengesetzter Meinung.«

»Wie? Ihr wollt der Escorte folgen?« rief Porthos erschrocken.

»Nein, aber mit ihr marschieren.«

Die Augen von Athos glänzten vor Freude.

»Mit der Escorte marschieren!« rief Aramis.

»Laßt d'Artagnan reden, Ihr wißt, daß er der Mann des guten Rates ist«, sagte Athos.

»Allerdings«, sprach d'Artagnan, »wir müssen dahin gehen, wo man uns nicht suchen wird. Man wird sich aber wohl hüten, uns unter den Puritanern zu suchen; gehen wir also unter den Puritanern.«

»Gut, Freund, gut; ein vortrefflicher Rat; ich hätte ihn gegeben, wenn Ihr mir nicht zuvorgekommen wäret«, sagte Athos.

»Es ist also auch Eure Ansicht?« fragte Aramis.

»Ja, man wird glauben, wir wollen England verlassen, man wird uns in den Häfen suchen; während dieser Zeit gelangen wir mit dem König nach London; sind wir einmal in London, so kann man uns nicht finden; unter einer Million Menschen ist es nicht schwer, sich zu verbergen, abgesehen von den Chancen, die uns diese Reise bietet«, fügte Athos mit einem Blick auf Aramis bei.

»Ja«, versetzte dieser, »ich begreife.«

»Ich begreife nicht«, sprach Porthos; »doch gleichviel, da diese Ansicht zugleich die von d'Artagnan und Athos ist, so muß sie die

beste sein.«

»Aber werden wir dem Obersten Harrison nicht verdächtig vorkommen?« fragte Aramis.

»Ei! Gottes Tod, gerade auf ihn zähle ich«, rief d'Artagnan; »der Oberste Harrison gehört zu unsern Freunden; wir haben ihn zweimal bei dem General Cromwell gesehen; er weiß, daß wir von Herrn Mazarin zu ihm geschickt worden sind, und wird uns als Freunde betrachten. Ist er übrigens nicht der Sohn eines Fleischers? Ja, nicht wahr? Porthos zeigt ihm, wie man einen Ochsen mit einem Faustschlage tötet, und ich, wie man einen Stier niederwirft, indem man ihn an den Hörnern packt; dadurch werden wir sein Vertrauen gewinnen.«

Athos lächelte.

»Ihr seid der beste Gefährte, den ich kenne, d'Artagnan«, sagte er, dem Gascogner die Hand reichend, »und ich bin glücklich, Euch wiedergefunden zu haben, mein lieber Sohn.«

»Das war, wie man sich erinnern wird, der Name, den Athos d'Artagnan bei großen Ergüssen seines Herzens gab.«

In diesem Augenblicke trat Grimaud aus dem andern Zimmer. Der Verwundete war verbunden und befand sich besser.

Die vier Freunde nahmen von ihm Abschied und fragten ihn, ob er ihnen nicht einen Auftrag an seinen Bruder zu geben hätte.

»Sagt ihm«, erwiderte der brave Mann, »er möge dem König zu wissen tun, sie haben mich nicht ganz umgebracht; so wenig ich auch bin, so weiß ich doch, daß Seine Majestät mich bedauert, und sich meinen Tod zum Vorwurf macht«,

»Seid unbesorgt«, sprach d'Artagnan, »er soll es vor Abend erfahren.«

Die kleine Truppe setzte sich wieder in Marsch; man konnte im Wege nicht irren; derjenige, welchen sie verfolgen wollten, war sichtbar durch die Ebene gezogen.

Nachdem sie zwei Stunden schweigend marschiert waren, hielt d'Artagnan, der an der Spitze ritt, an der Wendung eines Weges an.

»Ah! ah!« sagte er, »hier sind unsere Leute.«

Es erschien wirklich eine beträchtliche Reitertruppe ungefähr eine halbe Stunde von da.

»Meine lieben Freunde«, sprach d'Artagnan, »gebt Eure Degen Herrn Mousqueton, der sie Euch seiner Zeit und gehörigen Orts wiedergeben wird, und vergeßt nicht, daß Ihr unsere Gefangenen seid.«

Dann setzte man die Pferde, welche müde zu werden anfangen, in Trab und bald hatte man die Escorte eingeholt.

Der König ritt, umgeben von einem Teile des Regiments des Obersten Harrison, ruhig, stets würdig und mit einem gewissen guten Willen vorwärts.

Als er Athos und Aramis erblickte, von welchen Abschied zu nehmen man ihm nicht einmal Zeit gelassen hatte, und als er in den Zügen der zwei Edelleute las, daß er Freunde ein paar Schritte von sich hatte, stieg, obgleich er diese Freunde für Gefangene hielt, eine Röthe der Freude in die bleichen Wangen des Königs.

D'Artagnan erreichte die Spitze der Kolonne, ließ seine Freunde unter der Bewachung von Porthos und ritt gerade auf Harrison zu, der ihn wirklich als einen Mann erkannte, den er bei Cromwell gesehen hatte, und so artig empfing, als ein Mensch von diesen Verhältnissen und von diesem Charakter irgend Jemand empfangen konnte. Was d'Artagnan vorhergesehen hatte, geschah: der Oberste hatte keinen Verdacht und konnte keinen haben.

Man hielt an; bei diesem Halt sollte der König zu Mittag speisen. Nur wurden diesmal Vorsichtsmaßregeln getroffen, um jeden Fluchtversuch zu verhindern. In dem großen Zimmer des Gasthauses wurden ein kleiner Tisch für ihn und ein großer für die Offiziere aufgestellt.

»Speist Ihr mit mir?« fragte Harrison d'Artagnan.

»Teufel!« erwiderte dieser, »das würde mir großes Vergnügen machen, aber ich habe meinen Gefährten, Herrn du Vallon, und meine zwei Gefangenen, welche ich nicht verlassen kann, was Euren Tisch zu sehr überladen würde. Doch wir wollen es machen, so gut es, geht; laßt einen Tisch in irgend einem Winkel decken und schickt uns, was Euch beliebt, von dem Eurigen, denn sonst laufen wir Gefahr, vor Hunger zu sterben. Wir speisen dann immer noch zusammen, insofern wir in einem Zimmer

speisen.«

»Es sei!« sprach Harrison.

Die Sache wurde nach dem Wunsche von d'Artagnan geordnet, und als er zu dem Obersten zurückkam, fand er den König bereits an seinem Tischchen sitzend und von Parry bedient, Harrison und seine Gefährten an einer gemeinschaftlichen Tafel und in einer Ecke die für ihn und seine Freunde bestimmten Plätze.

Die Tafel, an welcher die puritanischen Offiziere saßen, war rund und Harrison, mochte es Zufall oder plumpe Berechnung sein, wandte dem König den Rücken zu.

Der König sah die vier Edelleute eintreten, schien ihnen aber keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Sie setzten sich an den ihnen vorbehaltenen Tisch und nahmen ihre Plätze so, daß sie Niemand den Rücken zukehrten; ihnen gegenüber waren der Tisch der Offiziere und der des Königs.

Um seine Gäste zu ehren, schickte ihnen Harrison die besten Gerichte seiner Tafel. Leider fehlte es den vier Freunden an Wein. Diese Sache schien Athos ganz gleichgültig, aber d'Artagnan, Porthos und Aramis machten eine Grimasse, so oft sie das Bier, dieses puritanische Getränke, verschlucken mußten.

»Meiner Treu', Oberster«, sprach d'Artagnan, »wir sind Euch sehr dankbar für Eure freundliche Einladung, denn ohne Euch liefen wir Gefahr, des Mittagsbrotes entbehren zu müssen, wie wir das Frühstück entbehren mußten, und mein Freund, Herr du Vallon hier, teilt meine Dankbarkeit, denn er hatte großen Hunger.«

»Ich habe noch Hunger«, sprach Porthos, sich vor dem Obersten Harrison verbeugend.

»Und wie hat sich das wichtige Ereignis zugetragen, daß Ihr des Frühstücks entbehren mußtet?« fragte lachend der Oberste.

»Es geschah aus einem ganz einfachen Grunde«, antwortete d'Artagnan. »Ich hatte Eile, Euch einzuholen, und um dies zu erreichen, schlug ich denselben Weg ein, wie Ihr, was ich als ein alter Fourier nicht hätte tun sollen, da ich wissen mußte, daß da, wo ein gutes und braves Regiment wie das Eurige durchkommt, keine Ähren mehr zu lesen sind. Ihr könnt Euch auch unsere Enttäuschung denken, als wir, zu einem hübschen, am Saume

eines Waldes liegenden, Häuschen gelangend, das von ferne mit seinem roten Dache und seinen grünen Läden gar vergnüglich und einladend aussah, statt der Hühner, die wir braten, und der Schinken, die wir rösten lassen wollten, nichts fanden, als einen in Blut gebadeten armen Teufel. Ah! Gottes Tod! Oberster, macht demjenigen von Euren Offizieren, der diesen Streich geführt hat, mein Kompliment; das war gut geschlagen, so gut geschlagen, daß es sogar die Bewunderung von Herrn du Vallon, meinem Freunde, erregte, der doch selbst gar hübsch zu schlagen weiß.«

»Ja«, sprach Harrison lachend und mit den Augen einen am Tische sitzenden Offizier bezeichnend, »wenn Groslow dieses Geschäft übernimmt, so braucht kein Anderer nach ihm zu kommen.«

»Ah! es ist dieser Herr«, sagte d'Artagnan, den Offizier begrüßend; »ich bedaure, daß der Herr nicht Französisch spricht, damit ich ihm mein Kompliment machen könnte.«

»Ich, bin bereit, es zu empfangen und zurückzugeben, mein Herr«, sagte der Offizier in ziemlich gutem Französisch, »denn ich habe drei Jahre in Paris gewohnt.«

»Wohl, so beeile ich mich, Euch zu sagen«, fuhr d'Artagnan fort, »der Schlag war so gut geführt, daß Ihr Euren Mann beinahe getötet habt.«

»Ich glaubte, ihn völlig getötet zu haben«, erwiderte Groslow.

»Nein. Es fehlte allerdings nicht viel, aber er ist nicht tot.«

Und bei diesen Worten warf d'Artagnan Parry, der, Todesblässe auf der Stirne, vor dem König stand, einen Blick zu, um ihm anzudeuten, diese Kunde sei an ihn gerichtet.

Der König hatte diese ganze Unterredung, das Herz von unsäglicher Angst zusammengeschnürt, angehört, denn er wußte nicht, worauf der französische Offizier damit abzielte, und die unter einem sorglosen Anscheine verborgenen einzelnen Reden empörten ihn.

Erst bei den letzten Worten von d'Artagnan atmete er wieder frei.

»Ah! Teufel!« rief Groslow, ich glaubte, es wäre mir besser gelungen. Wenn es nicht so weit von hier bis zu dem Hause des Elenden wäre, so würde ich zurückkehren, um ihm den Garaus zu

machen.«

»Und Ihr würdet wohl daran tun, wenn Ihr seine Rückkehr befürchtet«, versetzte d'Artagnan; »denn Ihr wißt, wenn die Wunden am Kopfe nicht sogleich töten, so sind sie nach Verlauf von acht Tagen geheilt.«

Und d'Artagnan warf einen zweiten Blick Parry zu, auf dessen Antlitz sich ein Ausdruck so großer Freude verbreitete, daß ihm Karl lächelnd die Hand reichte.

Parry beugte sich auf die Hand seines Gebieters herab und küßte sie ehrfurchtsvoll.

»In der Tat, d'Artagnan«, sprach Athos, »Ihr seid zugleich ein Mann von Wort und von Geist. Aber was sagt Ihr von dem König?«

»Sein Gesicht gefällt mir ungemein«, versetzte d'Artagnan; »er sieht edel und gut aus.«

»Ja, aber er läßt sich gefangennehmen«, entgegnete Porthos, »und darin hat er Unrecht.«

»Ich habe Lust, auf die Gesundheit des Königs zu trinken«, sagte Athos.

»Dann laßt mich die Gesundheit ausbringen«, sprach d'Artagnan.

»Tut es«, versetzte Aramis.

Porthos schaute d'Artagnan ganz verblüfft über die Mittel an, die seinem Kameraden sein gascognischer Geist unablässig lieferte.

D'Artagnan nahm seinen zinnernen Becher, füllte ihn, stand auf und sprach zu seinen Gefährten:

»Trinken wir auf die Gesundheit dessen, der bei unserem Mahle den Vorsitz führt. Unserem Obersten und er mag wissen, daß wir ihm bis London und noch weiter zu Diensten sind!«

Und da d'Artagnan, diese Worte sprechend, Harrison anschaute, so glaubte dieser, der Toast gelte ihm, erhob sich und begrüßte die vier Freunde, welche, die Augen auf König Karl geheftet, gleichzeitig tranken, während Harrison sein Glas ohne das geringste Mißtrauen leerte.

Karl reichte sein Glas Parry, der ihm einige Tropfen Bier ingoß, denn der König wurde gerade bedient wie die Andern, setzte es

sodann an den Mund, schaute die vier Edelleute an und leerte es mit einem würdevollen Lächeln der Dankbarkeit.

»Auf, meine Herren«, rief Harrison, sein Glas wieder auf den Tisch setzend und ohne irgend eine Rücksicht für den erhabenen Gefangenen, den er führte, »vorwärts!«

»Wo werden wir Nachtlager halten, Oberster?«

»In Tirsk«, antwortete Harrison.

»Parry«, sagte der König, ebenfalls aufstehend und sich nach seinem Diener umwendend, »mein Pferd. Ich will nach Tirsk reiten.«

»Meiner Treu'«, sprach d'Artagnan zu Athos, »Euer König hat mich bezaubert, und ich bin ganz zu seinen Diensten.«

»Wenn das, was Ihr da sagt, aufrichtig gemeint ist«, versetzte Athos, so kommt er nicht bis London.«

»Wie dies?«

»Ja, denn vor diesem Augenblick haben wir ihn entführt.«

»Ah! diesmal seid Ihr bei meinem Ehrenworte ein Narr, Athos«, sprach d'Artagnan.

»Habt Ihr denn einen festen Plan?« fragte Aramis.

»Ei, die Sache wäre nicht unmöglich, wenn man einen guten Plan hätte.« meinte Porthos.

»Ich habe keinen«, sprach Athos, »aber d'Artagnan wird einen finden.«

D'Artagnan zuckte die Achseln und man begab sich auf den Marsch.

XXV.

D'Artagnan findet einen Plan.

Athos kannte d'Artagnan vielleicht besser, als dieser sich selbst kannte. Er wußte, daß man in einen abenteuerlichen Geist, wie ihn der Gascogner besaß, nur einen Gedanken fallen lassen darf, wie man in einen reichen, kräftigen Boden nur ein Samenkorn fallen läßt. Er sah also ruhig zu, als sein Freund die Achseln zuckte, setzte seinen Weg fort und plauderte über Raoul, ein Gespräch, das er, wie man sich erinnern wird, zu einer andern Zeit gänzlich unberücksichtigt gelassen hatte.

Bei Einbruch der Nacht gelangte man nach Tirsik. Die vier Freunde schienen völlig gleichgültig gegen die Vorsichtsmaßregeln, die man nahm, um sich der Person des Königs zu versichern. Sie zogen sich in ein Privathaus zurück, und da sie jeden Augenblick für sich selbst zu fürchten hatten, so richteten sie sich in einem einzigen Zimmer ein, wobei sie für einen Ausgang im Falle eines Angriffes besorgt waren. Die Bedienten wurden auf verschiedenen Posten verteilt. Grimaud schlief vor der Türe auf einem Bund Stroh.

D'Artagnan war nachdenkend und schien für einen Augenblick seine gewöhnliche Gesprächigkeit verloren zu haben. Er sagte kein Wort, pfiff unablässig und ging zwischen seinem Bette und dem Kreuzstock hin und her. Porthos, der nie etwas Anderes sah, als die äußeren Dinge, sprach zu ihm wie gewöhnlich. D'Artagnan antwortete äußerst einsilbig. Athos und Aramis schauten sich lächelnd an.

Der Tag war ermüdend gewesen und mit Ausnahme von Porthos, dessen Schlummer so unbeugsam war, als sein Appetit, schliefen die Freunde dennoch schlecht.

Am andern Morgen war d'Artagnan zuerst auf den Beinen. Er hatte bereits den Stall und die Pferde untersucht und die nötigen Befehle für den Tag gegeben, als Aramis und Athos nicht einmal aufgestanden waren, und Porthos noch schnarchte.

Um acht Uhr Morgens setzte man sich in derselben Ordnung in

Marsch, wie am Tage zuvor. Nur ließ d'Artagnan seine Freunde allein reiten und suchte die mit Groslow bei dem erwähnten Mittagsmahle angeknüpfte Bekanntschaft weiter fortzuspinnen.

Durch die Lobeserhebungen des Gascogners in seinem Innern ungemein geschmeichelt, empfing ihn Groslow mit einem freundlichen Lächeln.

»In der Tat, mein Herr«, sagte d'Artagnan zu ihm, »ich bin glücklich, einen Mann zu finden, mit dem ich mich in meiner eigenen Sprache unterhalten kann. Herr du Vallon, mein Freund, ist von äußerst schwermütigem Charakter, so daß man oft keine vier Worte den ganzen Tag aus ihm herausbringen kann; was unsere zwei Gefangenen betrifft, so begreift Ihr, daß sie keine große Lust haben, sich in ein Gespräch einzulassen.«

»Es sind wütende Royalisten«, versetzte Groslow.

»Deshalb grollen sie uns auch so sehr, daß wir den Stuart gefangen genommen haben, dem Ihr hoffentlich ganz hübsch den Prozeß machen werdet?«

»Gott verdamme mich«, erwiderte Groslow, »wir führen ihn aus diesem Grunde nach London.«

»Und ich denke, Ihr werdet ihn nicht aus dem Gesichte verlieren.«

»Den Teufel! ich glaube Wohl. Ihr seht«, fügte der Offizier lachend bei, »er hat eine wahrhaft königliche Escorte.«

»Oh! bei Tag ist keine Gefahr, daß er entkommen könnte, aber bei Nacht . . . «

»Bei Nacht werden die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt.«

»Auf welche Art laßt Ihr ihn bewachen?«

»Acht Mann bleiben beständig in seinem Zimmer.«

»Teufel!« rief d'Artagnan, »er ist gut bewacht, aber neben diesen acht Mann stellt Ihr ohne Zweifel auch außen eine Wache auf? Man kann nicht behutsam genug bei einem solchen Gefangenen sein.«

»Oh! nein. Bedenkt doch, was können zwei unbewaffnete Menschen gegen acht bewaffnete Männer machen?«

»Wie, zwei Menschen?«

»Ja, der König und sein Kammerdiener.«

»Man hat also dem Kammerdiener bei ihm zu bleiben erlaubt?«

»Ja. Stuart hat um diese Vergünstigung gebeten, und der Oberste Harrison willigte ein. Unter dem Vorwande, daß er ein König ist, scheint er sich weder allein ankleiden noch auskleiden zu können.«

»In der Tat«, sagte d'Artagnan, entschlossen in Beziehung auf den englischen Offizier das Lobsystem fortzusetzen, das ihn so gut unterstützt hatte, »je mehr ich höre, desto mehr muß ich über die leichte und zierliche Weise staunen, mit der Ihr französisch sprecht. Ihr habt drei Jahre in Paris gewohnt? wohl, ich könnte mich mein ganzes Leben in London aufhalten, und würde es, das bin ich fest überzeugt, nicht zu dem Grade dringen, den Ihr erreicht habt. Was machtet Ihr denn in Paris?«

»Mein Vater, ein Handelsmann, schickte mich zu seinem Korrespondenten, der seiner Seits seinen Sohn zu meinem Vater geschickt hatte: ein solcher Austausch ist gebräuchlich unter Handelsleuten.«

»Hat es Euch in Paris gefallen, mein Herr?«

»Ja. Aber Ihr hättet eine Revolution nach Art der unsern sehr nötig, nicht gegen Euren König, der noch ein Kind ist, sondern gegen den spitzbübischen Italiener, den Geliebten Eurer Königin.«

»Ah! ich bin ganz Eurer Meinung, mein Herr, und es wäre bald getan, wenn wir nur zwölf Offiziere, wie Ihr seid, vorurtheilsfreie, wachsame, unbestechliche Leute hätten; ah! wir wären bald mit dem Mazarin fertig, und würden ihm einen kurzen Prozeß machen, wie Ihr ihn Eurem König macht.«

»Aber ich glaubte, Ihr stündet in seinem Dienste«, versetzte der Offizier, »und er hätte Euch an den General Cromwell abgeschickt?«

»Das heißt, ich bin im Dienste des Königs, und als ich erfuhr, daß er Jemand nach England schicken würde, bewarb ich mich um diese Sendung, so groß war mein Verlangen, den Mann von Genie kennen zu lernen, der gegenwärtig in den drei Königreichen befiehlt. Ihr habt auch gesehen, wie wir, als er uns den Vorschlag machte, zur Ehre von Alt-England das Schwert zu ziehen, mit allem Eifer diesen Vorschlag ergriffen.«

»Ja, ich weiß, Ihr habt an der Seite von Herrn Mordaunt

angegriffen.«

»Zu seiner Rechten und zu seiner Linken, Herr. Teufel! abermals ein braver, vortrefflicher junger Mann! Wie hat er seinen Herrn Oheim niedergestreckt! Habt Ihr es gesehen?«

»Kennt Ihr ihn?« fragte der Offizier.

»Allerdings; ich kann sogar sagen, wir stehen in genauer Verbindung mit einander. Herr du Vallon und ich sind mit ihm von Frankreich herübergekommen.«

»Es scheint, Ihr habt ihn lange in Boulogne warten lassen.«

»Was wollt Ihr«, entgegnete d'Artagnan, »es ging mir wie Euch: ich hatte einen König zu bewachen.«

»Ah! ah!« rief Groslow, »welchen König?«

»Den unsern, bei Gott! den kleinen König Ludwig XIV.«

Bei diesen Worten nahm d'Artagnan den Hut ab, der Engländer tat aus Höflichkeit dasselbe.

»Und wie lange habt Ihr ihn bewacht?«

»Drei Nächte und, meiner Treue, ich werde mich dieser drei Nächte stets mit Vergnügen erinnern.«

»Der junge König ist also sehr liebenswürdig?«

»Der König? er schlief mit geschlossenen Fäusten.«

»Was wollt' Ihr also damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß meine Freunde, die Offiziere bei den Garden und Musketieren, mir Gesellschaft leisteten und daß wir unsere Nächte mit Spielen und Trinken hinbrachten.«

»Ah! ja, das ist wahr«, versetzte der Engländer mit einem Seufzer, »Ihr seid lustige Kameraden, Ihr Franzosen.«

»Spielt Ihr nicht auch, wenn Ihr auf der Wache seid?«

»Nie«, sprach der Engländer.

»Dann müßt Ihr viel Langeweile haben, und ich beklage Euch.«

»Ich sehe allerdings mit einem gewissen Schrecken die Reihe an mich kommen. Es währt verdammt lang, wenn man eine ganze Nacht Wachen muß.«

»Ja. wenn man allein oder mit albernen Soldaten wacht; wacht man aber mit einem lustigen Gesellen und läßt das Gold und die Würfel über den Tisch hinrollen, so geht die Nacht wie ein Traum vorüber. Ihr liebt also das Spiel nicht?«

»Im Gegenteil.«
»Lanzknecht, zum Beispiel?«
»Ich liebe es, zum Nürrisch werden, und spielte es beinahe jeden Abend in Frankreich.«
»Und seitdem Ihr in England seid?«
»Habe ich weder einen Wüffelbecher noch eine Karte in der Hand gehabt.«
»Ich beklage Euch«, sprach d'Artagnan mit einer Miene tiefen Mitleids.
»Hört!« Versetzte der Engländer. »Ihr könntet etwas tun.«
»Was?«
»Morgen bin ich auf der Wache.«
»Bei Stuart?«
»Ja, bringt die Nacht bei mir zu.«
»Unmöglich.«
»Unmöglich?«
»Nein unmöglich.«
»Warum?«
»Jede Nacht mache ich eine Partie mit Herrn du Vallon; zuweilen gehen wir nicht, zu Bette . . . so spielten wir diesen Morgen noch, als es bereits Tag war.«
»Nun?«
»Er würde sich zu sehr langweilen, wenn ich nicht die Partie mit ihm machte.«
»Ist er ein guter Spieler?«
»Ich habe ihn zweitausend Pistolen verlieren und dabei lachen sehen, daß die Tränen kamen.«
»Bringt ihn mit.«
»Wie kann ich dies?« Unsere Gefangenen?«
»Ah! Teufel, das ist wahr«, sprach der Offizier. »Doch laßt sie durch Eure Lackeien bewachen.«
»Ja, damit sie entfliehen!« versetzte d'Artagnan. »Ich werde mich wohl hüten.«
»Es sind also Leute von Stand, daß Euch so viel daran gelegen ist?«

»Teufel! der Eine ist ein reicher Herr aus der Touraine, der Andere ein Malteser Ritter von vornehmem Hause. Wir haben ihr Lösegeld zu 2000 Pfund Sterling für jeden bei der Ankunft in Frankreich festgesetzt und wollen Leute, von denen unsere Lackeien wissen, daß es Millionäre sind, nicht einen Augenblick verlassen. Wir durchsuchten sie, als wir sie gefangen nahmen, Wohl ein wenig, und ich gestehe Euch sogar, daß wir, nämlich Herr du Vallon und ich, uns jede Nacht um ihre Börse befanden, aber sie können uns irgend einen Edelstein, irgend einen wertvollen Diamant verborgen haben, und Witz sind wie die Geizigen, die nie von ihrem Schatze weichen; wir bewachen unsere Leute unablässig, und wenn ich schlafe, ist Herr du Vallon auf den Beinen.«

»Ah! ah!« rief Groslow.

»Ihr begreift also nun, was mich nötigt, Eure höfliche Einladung auszuschlagen, die ich um so mehr zu schätzen weiß, als es im höchsten Maße langweilig ist, immer mit derselben Person zu spielen; die Wechselfälle gleichen sich immer aus, und am Ende des Monats findet man, daß man weder Nutzen noch Schaden gehabt hat.«

»Ah!« entgegnete Groslow mit einem Seufzer, »es gibt etwas noch Langweiligeres — gar nicht zu spielen.«

»Ich begreife das.«

»Aber sprecht, sind Eure Gefangenen gefährliche Menschen?«

»In welcher Beziehung?«

»Sind sie fähig, ein keckes Wagnis zu unternehmen?«

D'Artagnan brach in ein Gelächter aus. »Mein Jesus!« rief er, »der Eine zittert vor Fieberfrost, denn er kann sich nicht an Euer reizendes Land gewöhne; der Andere ist ein Malteser Ritter, so schüchtern, wie ein junges Mädchen, und zu größerer Sicherheit haben wir ihnen sogar ihre Schnappmesser und Taschenscheeren weggenommen.«

»Gut, so bringt sie mit«, sagte Groslow.

»Wie, Ihr wollt?«

»Ja, ich habe acht Mann, vier bewachen Eure Gefangenen, vier bewachen den König.«

»So läßt sich die Sache allerdings machen«, versetzte

d'Artagnan, »obgleich ich Euch dadurch sehr beschwerlich fallen muß.«

»Bah! kommt immerhin, Ihr sollt sehen, wie ich das ordne.«

»Oh! darüber beunruhige ich mich nicht; einem Manne, wie Ihr seid, überlasse ich mich mit geschlossenen Augen.«

Diese Schmeichelei hatte bei dem Offizier jenes kleine Lachen der Zufriedenheit zur Folge, das die Leute zu Freunden desjenigen macht, welcher es hervorruft, denn es ist ein Erguß der geschmeichelten Eitelkeit.

»Aber wenn ich bedenke«, sprach d'Artagnan, »was hindert uns, schon diesen Abend zu beginnen?«

»Was?«

»Unsere Partie.«

»Nichts in der Welt«, erwiderte Groslow.

»In der Tat, kommt diesen Abend zu uns, und morgen geben wir Euch Euren Besuch zurück. Wenn Euch etwas an unsern Leuten belästigt, die, wie Ihr wißt, wütende Royalisten sind, nun, es soll nichts gesagt sein, und wir haben immerhin eine schöne Nacht zugebracht.«

»Vortrefflich! diesen Abend bei Euch, morgen bei Stuart, übermorgen bei mir.«

»Und die andern Tage in London. Ei, Gottes Tod!« rief d'Artagnan, »Ihr seht, man kann überall ein lustiges Leben führen.«

»Ja, wenn man Franzosen findet, und zwar Franzosen, wie Ihr seid«, erwiderte Groslow.

»Und wie Herr du Vallon; Ihr werdet sehen, das ist ein Bursche! ein wütender Frondeur, ein Mensch, der Mazarin um ein Haar totgeschlagen hätte; man verwendet ihn nur, weil man ihn fürchtet.«

»Ja«, sprach Groslow, »er sieht gut aus und behagt mir ganz und gar, obgleich ich ihn noch nicht kenne.«

»Kennt Ihr ihn erst, so wird es noch ganz anders sein. Ah! halt, er ruft mich. Wir stehen in so vertrauter, in so enger Verbindung mit einander, daß er meiner gar nicht entbehren kann. Ihr entschuldigt mich?«

»Gewiß.«

»Diesen Abend also?«

»Bei Euch.«

»Bei mir.«

Die zwei Männer begrüßten sich gegenseitig und d'Artagnan kam zu seinen Gefährten zurück.

»Was. Teufels, hattet Ihr mit diesem Bulldog zu verhandeln?« fragte Porthos.

»Mein Lieber, sprecht nicht in diesem Tone von Herrn Groslow, er ist einer meiner vertrautesten Freunde.«

»Einer Eurer Freunde!« rief Porthos, »dieser Bauernschinder?«

»Stille, mein lieber Porthos. Ja, Wohl, es ist wahr, Herr Groslow ist etwas lebhaft, aber ich habe im Grunde gute Eigenschaften bei ihm entdeckt: er ist dumm und stolz.«

Porthos riß seine Augen voll Verwunderung auf; Athos und Aramis schauten sich lächelnd an; sie kannten d'Artagnan und wußten, daß er nichts absichtslos tat.

»Aber, Ihr sollt ihn selbst beurteilen«, sagte d'Artagnan.

»Wie dies?«

»Ich stelle Euch diesen Abend vor; er kommt, um mit uns zu spielen.«

»Oh! oh!« rief Porthos, dessen Augen sich bei diesem Worte entflamnten, »er ist reich?«

»Er ist der Sohn eines der bedeutendsten Kaufleute in London.«

»Und er kennt das Lanzknecht?«

»Er betet es an.«

»Die Bassette?«

»Das ist seine Leidenschaft.«

»Das Biridi?«

»Er ist bis zum Wahnsinn in dasselbe verliebt.«

»Gut«, sprach Porthos, »wir werden eine angenehme Nacht zubringen.«

»Eine um so angenehmere, als sie uns eine noch viel bessere Nacht verspricht.«

»Wie so?«

»Wir geben ihm diesen Abend eine Spielpartie, er gibt uns

morgen eine.«

»Wo dies?«

»Ich werde es Euch sagen. Wir haben uns jetzt nur damit zu beschäftigen, daß wir die Ehre, welche uns Herr Groslow erzeigt, würdig aufnehmen. Wir hatten diesen Abend in Derby an: Mousqueton reitet voraus, findet sich eine einzige Flasche Wein in der ganzen Stadt, so kauft er sie. Es wäre auch nicht übel, wenn er Vorkehrungen zu einem guten Abendbrote trafe, woran Ihr nicht Teil nehmt, Athos. weil Ihr das Fieber habt, und Ihr, Aramis, ebenfalls nicht, weil Ihr Malteser Ritter seid und die Späße von Kriegsknechten Euch nicht gefallen und Euch erröten machen. Hört Ihr wohl?«

»Ja«, erwiderte Porthos, »aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es begreife.«

»Porthos, mein Freund, Ihr wißt, daß ich von Väterlicher Seite von den Propheten und von mütterlicher von den Sibyllen abstamme, daß ich nur in Gleichnissen und Rätseln spreche: wer Ohren hat zu hören, der höre, wer Augen hat, zu sehen, der sehe, ich kann für den Augenblick nicht mehr sagen.«

»Handelt nach Eurem Belieben, mein Freund«, sprach Athos, »ich bin überzeugt, was Ihr tut, ist wohl getan.«

»Und Ihr, Aramis, seid Ihr derselben Ansicht?«

»Ganz und gar, mein lieber d'Artagnan.«

»Gut«, versetzte d'Artagnan, »das sind die wahren Gläubigen, und es ist ein Vergnügen, Wunder für sie zu versuchen; sie sind nicht wie der ungläubige Porthos, der stets sehen und berühren will, um zu glauben.«

»Ich bin allerdings sehr ungläubig«, sagte Porthos mit schlauer Miene.

D'Artagnan gab ihm einen Schlag auf die Schulter, und da man eben zu der Frühstücksstation gelangte, so wurde das Gespräch hier unterbrochen.

Gegen fünf Uhr Abends ließ man, wie dies verabredet war, Mousqueton vorausreiten. Mousqueton sprach nicht Englisch, seitdem er aber in England war, hatte er bemerkt, daß Grimaud durch seine Gewohnheit, nur durch Gebärden zu sprechen, das Wort vollständig ersetzte. Er fing also an, die Gebärde bei

Grimaud zu studieren, und durch die Vortrefflichkeit des Lehrers erlangte er in wenigen Stunden eine gewisse Gewandtheit. Blaisois begleitete ihn.

Als die vier Freunde durch die Hauptstraße von Derby ritten, gewahrten sie Blaisois, der auf der Schwelle eines Hauses von schönem Aussehen stand; hier war ein Quartier für sie bereit.

Den ganzen Tag hatten sie sich aus Furcht, Verdacht zu erregen, dem König nicht genähert, und statt an der Tafel des Obersten Harrison zu speisen, wie sie dies den Tag zuvor getan, speisten sie unter sich zu Mittag.

Zur bestimmten Stunde erschien Groslow. D'Artagnan empfing ihn, als ob er einen zwanzigjährigen Freund empfangen würde. Porthos maß ihn vom Scheitel bis zu den Zehen, und lächelte, als er erkannte, daß derselbe trotz des merkwürdigen Schlages, den er dem Bruder von Parry versetzt hatte, kein Mann von seiner Stärke war. Athos und Aramis taten, was in ihren Kräften lag. um den Ekel zu verbergen, den ihnen diese rohe, plumpe Natur einflößte.

Groslow schien mit dem Empfang zufrieden.

Athos und Aramis verhielten sich ihren Rollen gemäß. Um Mitternacht zogen sie sich in ihr Zimmer zurück, dessen Türe man unter dem Vorwande der Bewachung offen ließ. D'Artagnan begleitete sie überdies und ließ Porthos im Kampfe mit Groslow zurück.

Porthos gewann fünfzig Pistolen von Groslow und fand, als dieser sich entfernt hatte, seine Gesellschaft wäre angenehmer, als er Anfangs geglaubt.

Groslow gedachte sich am andern Tage bei d'Artagnan für den Verlust zu entschädigen, den er bei Porthos erlitten hatte, und erinnerte den Gascogner, als er ihn verließ, an das Rendezvous am Abend.

Wir sagen am Abend, denn die Spieler trennten sich erst um vier Uhr Morgens.

Der Tag ging wie gewöhnlich vorüber; d'Artagnan ritt vom Kapitän Groslow zum Obersten Harrison und vom Obersten Harrison zu seinen Freunden. Für Jeden, der ihn nicht kannte, schien d'Artagnan in seiner gewöhnlichen Gemütsverfassung zu

sein, für seine Freunde, nämlich für Athos und Aramis, war seine Heiterkeit Fieber.

»Was kann er machinieren?« sagte Aramis.

»Wir wollen warten«, antwortete Athos.

Porthos sprach nichts, er zählte nur mit einer Miene der Zufriedenheit in seinem Sacke. eine nach der andern, die fünfzig Pistolen, die er Groslow abgewonnen hatte.

Als man Abends in Ryston ankam, versammelte d'Artagnan seine Freunde. Sein Gesicht hatte den Character sorgloser Heiterkeit verloren, den es den ganzen Tag hindurch als Maske trug. Athos drückte Aramis die Hand und sagte:

»Der Augenblick naht.«

»Ja«, sprach d'Artagnan, der es gehört hatte, »ja, der Augenblick naht; diese Nacht, meine Herren, retten wir den König.«

Athos bebte, seine Augen entflamnten sich.

»D'Artagnan«, sagte er zweifelnd, nachdem er gehofft hatte, »nicht wahr, es ist kein Scherz? es würde mir zu sehr wehe tun.«

»Es ist seltsam von Euch, Athos, daß Ihr an mir zweifelt«, sprach d'Artagnan. »Wann und wo habt Ihr mich mit dem Herzen eines Freundes und dem Leben eines Königs scherzen sehen?« Ich habe Euch gesagt und wiederhole es, daß wir heute Nacht Karl I. das Leben retten. Ihr habt es mir überlassen, das Mittel zu suchen, . . . es ist gefunden.«

Porthos schaute d'Artagnan mit einem Ausdrucke tiefer Bewunderung an. Aramis lächelte wie ein Hoffender. Athos war bleich, wie der Tod und zitterte an allen Gliedern.

»Sprecht«, sagte Athos.

Porthos sperrte die Augen weit auf; Aramis hing sich gleichsam an die Lippen von d'Artagnan.

»Wir sind eingeladen, die Nacht bei Herrn Groslow zuzubringen, Ihr wißt dies?«

»Ja«, erwiderte Porthos, »er hat uns das Versprechen abgenommen, ihm Revanche zu geben.«

»Wohl. Aber wißt Ihr, wo er uns Revanche geben wird?«

»Nein.«

»Bei dem König.«

»Bei dem König!« rief Athos.

»Ja, meine Herren, bei dem König. Herr Groslow hat diesen Abend die Wache bei Seiner Majestät, und um sich dabei etwas zu zerstreuen, ladet er uns ein, ihm Gesellschaft zu leisten.«

»Alle Vier?« sprach Athos.

»Gewiß, bei Gott! alle Vier; verlassen wir denn unsere Gefangenen?«

»Ah! ah!« rief Aramis.

»Laßt hören«, sagte Athos zitternd.

»Wir begeben uns also zu Groslow, wir mit unsern Degen, Ihr mit Euren Dolchen; wir Vier überwältigen diese acht Dummköpfe und ihren einfältigen Anführer. Herr Porthos, was sagt Ihr dazu?«

»Ich sage, es ist leicht«, erwiderte Porthos.

»Wir kleiden den König als Groslow; Mousqueton, Grimaud und Blaisois halten unsere Pferde an der Wendung der ersten Straße, wir schwingen uns auf und vor Tag sind wir zwanzig Stunden von hier. Nun, wie ist das angesponnen, Athos?«

Athos legte d'Artagnan seine Hände auf die Schultern, schaute ihn mit seinem ruhigen, sanften Lächeln an und sprach:

»Ich erkläre, Freund, daß es kein Geschöpf unter dem Himmel gibt, das Euch an Edelsinn und Mut nahe kommt; während wir Euch für gleichgültig gegen alle unsere Schmerzen halten, die Ihr, ohne ein Verbrechen zu begehen, ganz wohl nicht teilen konntet, findet Ihr allein von uns das was wir vergebens suchten. Ich wiederhole Dir also, d'Artagnan, Du bist der Beste von uns, und ich segne und liebe Dich, mein teurer Sohn.«

»Daß ich es nicht gefunden habe!« sagte Porthos und schlug sich dabei vor die Stirne; »es ist doch ganz einfach.«

»Doch wenn ich recht begriffen habe, werden wir Alles töten, nicht wahr?« fragte Aramis.

Athos bebte und wurde sehr bleich.

»Gottes Tod!« rief d'Artagnan, »es wird wohl sein müssen. Ich habe lange nachgedacht, um ein Mittel zu finden, dies zu vermeiden, aber ich gestehe, daß ich keines finden konnte.«

»Es handelt sich nicht darum, mit der Lage der Dinge zu

feilschen«, versetzte Aramis; »wie gehen wir zu Werke?«

»Ich habe einen doppelten Plan entworfen«, sagte d'Artagnan.

»Laßt den ersten hören«, versetzte Aramis.

»Sind wir alle Vier vereinigt, so stoßt Ihr auf mein Signal, dieses Signal ist das Wort Endlich, jeder einen Dolch in das Herz des Soldaten, der ihm zunächst steht, wir unserer Seits tun dasselbe. Dann sind einmal vier Mann tot; die Partie wird also gleich, denn wir finden uns vier gegen fünf; diese Fünf ergeben sich und wir knebeln sie, oder sie verteidigen sich und man tötet sie; sollte zufällig unser Bewirter seine Ansicht ändern und bei seiner Partie nur Porthos und mich zulassen, so muß man bei Gott zu den großen Mitteln greifen und doppelt schlagen, das wird ein wenig lang und stürmisch werden; Ihr haltet Euch außen mit Dolchen und eilt auf den Lärmen herbei.«

»Aber, wenn man Euch selbst schläge?« sprach Athos.

»Unmöglich«, erwiderte d'Artagnan; »diese Biertrinker sind zu plump und ungeschickt; übrigens schlägt Ihr an die Gurgel, Porthos, das tötet eben so schnell und hindert die Leute zu schreien.«

»Sehr gut«, sprach Porthos, »das wird eine hübsche kleine Würgerei geben.«

»Gräßlich! gräßlich!« rief Athos.

»Bah! mein empfindsamer Herr«, versetzte d'Artagnan, »Ihr habt wohl Anderes in einer Schlacht getan. Findet Ihr übrigens, mein Freund«, fuhr er fort, »daß das Leben des Königs nicht Wert ist, was es kosten soll, so ist nichts gesagt, und ich lasse Herrn Groslow melden, ich wäre krank.«

»Nein«, sprach Athos, »ich habe Unrecht, mein Freund, und Ihr habt Recht; vergebt mir.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und es erschien ein Soldat.

»Der Herr Kapitän Groslow.« sagte er in schlechtem Französisch, »läßt Herrn d'Artagnan und Herrn du Vallon benachrichtigen, daß er sie erwartet.«

»Wo?«

»In dem Zimmer des englischen Nebukadnezars«, antwortete der Soldat, ein eingefleischter Puritaner.

»Es ist gut«, erwiderte in vortrefflichem Englisch Athos, dem bei dieser Beleidigung der königlichen Majestät die Röthe in das Gesicht gestiegen war; »es ist gut, sagt dem Kapitän Groslow, wir kommen.«

Als der Puritaner weggegangen war, wurde den Lackeien Befehl gegeben, acht Pferde zu satteln und, ohne daß einer sich von dem andern trennen oder absteigen würde, an der Ecke einer Straße zu warten, welche ungefähr zwanzig Schritte von dem Hause lag, wo der König einquartiert war.

XXVI.

Die Lanzknecht-Partie.

Es war in der Tat neun Uhr Abends, die Posten waren um acht Uhr abgelöst worden und seit einer Stunde hatte die Wache des Kapitän Groslow angefangen.

D'Artagnan und Porthos mit ihren Degen bewaffnet, Athos und Aramis, jeder einen Dolch in der Brust verborgen, begaben sich nach dem Hause, das diesen Abend Karl Stuart als Gefängnis diente. Die zwei Letzteren folgten ihren Sieger, demütig und scheinbar unbewaffnet, wie Gefangene.

»Meiner Treue!« rief Groslow, als er sie erblickte, »ich zählte nicht mehr auf Euch.«

D'Artagnan näherte sich ihm und erwiderte leise:

»Herr du Vallon und ich zögerten wirklich einen Augenblick, ob wir kommen sollten.«

»Warum?« fragte Groslow.

D'Artagnan bezeichnete ihm mit dem Auge Athos und Aramis.

»Ah! ah! wegen der Gesinnung? daran ist wenig gelegen«, sprach Groslow. »Im Gegenteil«, fügte er lachend bei, »wenn sie ihren Stuart sehen wollen, so werden sie ihn sehen.«

»Bringen wir die Nacht in dem Zimmer des Königs zu?« fragte d'Artagnan.

»Nein, aber in dem anstoßenden Zimmer, und da die Tür offen bleiben wird, so ist es gerade, als ob wir in dem Zimmer selbst wären. Ihr habt Euch mit Geld versehen? Ich erkläre Euch, daß ich heute Abend ein Höllenspiel zu spielen gedenke.«

»Hört Ihr?« sagte d'Artagnan und ließ das Gold in seinen Taschen klingen.

»Ah, gut!« sprach Groslow. Und er öffnete die Türe des Zimmers. »Ich will Euch den Weg zeigen«, sagte er und ging voraus.

D'Artagnan wandte sich nach seinen Freunden um: Porthos war sorglos, als ob es sich um eine gewöhnliche Partie handelte; Athos war bleich, aber entschlossen; Aramis wischte mit seinem

Sacktuche seine von einem leichten Schweiß befeuchtete Stirne ab.

Die acht Wachen waren auf ihren Posten; vier befanden sich in dem Zimmer des Königs. zwei an der Verbindungstüre, zwei an der Türe, durch welche die vier Freunde eintraten. Beim Anblicke der Schwerter lächelte Athos: es war also keine Schlächtereier mehr, sondern ein Kampf.

Von diesem Augenblicke an schien seine ganze gute Laune wiederbelebt.

Karl, den man durch die offene Türe erblickte, lag ganz angekleidet auf seinem Bette; es war nur eine wollene Decke über ihn geworfen. Zu seinen Häupten saß Parry und las mit leiser Stimme, doch laut genug, daß es der König, der mit geschlossenen Augen zuhörte, vernahm, ein Kapitel aus einer katholischen Bibel.

Ein schlechtes Unschlittlicht, das auf einem schwarzen Tische stand, beleuchtete das ergebene Antlitz des Königs und das unendlich weniger ruhige Gesicht seines treuen Dieners.

Von Zeit zu Zeit unterbrach sich der gute Parry, im Glauben, der König schliefe wirklich; dann öffnete dieser die Augen und sagte:

»Fahre fort, mein guter Parry, ich höre.«

Groslow ging bis auf die Schwelle des Zimmers, setzte absichtlich den Hut auf, den er in der Hand gehalten hatte, um seine Gäste zu empfangen, betrachtete einen Augenblick das einfache, rührende Bild eines alten Dieners, der seinem gefangenen König aus der Bibel vorlas, versicherte sich, daß jeder Mann auf dem ihm bezeichneten Posten war, und schaute sodann, sich gegen d'Artagnan umwendend, mit triumphierender Miene den Franzosen an, als wollte er ein Lob über seine Taktik ernten.

»Vortrefflich!« sagte der Gascogner, »bei Gott! Ihr wäret ein ausgezeichnete General.«

»Glaubt Ihr etwa«, versetzte Groslow, »der Stuart werde entweichen, so lange ich auf der Wache bin?«

»Nein, gewiß nicht«, erwiderte d'Artagnan, »wenn es ihm nicht Freunde vom Himmel regnet.«

Das Gesicht von Groslow strahlte.

Da Karl während dieser Szene seine Augen beständig geschlossen hielt, so konnte man nicht sagen, ob er die Frechheit des puritanischen Kapitäns wahrgenommen hatte. Aber sobald er den Klang der Stimme von d'Artagnan hörte, öffneten sich unwillkürlich seine Augenlider.

Parry bebte und unterbrach sich im Lesen.

»Woran denkst Du, daß Du Dich unterbrichst?« sagte der König, »fahre fort, mein guter Parry, wenn Du nicht müde bist.«

»Nein, Sire«, erwiderte der Kammerdiener.

Und er fuhr fort zu lesen.

Im ersten Zimmer war ein Tisch bereitet, und auf diesem mit einem Teppich bedeckten Tische befanden sich zwei brennende Lichter, Karten, zwei Becher und Würfel.

»Meine Herren«, sagte Groslow, »ich bitte, setzt Euch: ich Stuart gegenüber, den ich so gerne sehe, besonders da, wo er ist, Ihr, Herr d'Artagnan, mir gegenüber.«

Athos wurde rot vor Zorn, d'Artagnan schaute ihn, die Stirne faltend, an.

»Gut«, sprach d'Artagnan; »Ihr Herr Graf de la Fère, auf der Rechten von Herrn Groslow, Ihr Herr Chevalier d'Herblay zu seiner Linken, Ihr Herr du Vallon neben mir. Ihr wettet auf mich und diese Herren auf Herrn Groslow.«

D'Artagnan hatte so Porthos neben sich und sprach mit ihm mit dem Knie, Athos und Aramis sich gegenüber und hielt sie unter seinem Blicke.

Bei dem Namen des Grafen de la Fère und dem des Chevalier d'Herblay öffnete Karl seine Augen wieder, erhob unwillkürlich sein edles Haupt und umfaßte mit einem Blicke alle Personen dieser Szene.

In diesem Momente wandte Parry einige Blätter seiner Bibel um und las ganz laut folgenden Vers des Jeremias:

»Der Herr spricht: hört die Worte der Propheten, meiner Knechte, welche ich mit großer Sorge geschickt und zu Euch geführt habe.«

Die vier Freunde wechselten einen Blick. Die Worte, welche Parry gelesen, deuteten ihnen an, daß ihre Anwesenheit von dem König dem wahren Beweggrunde zugeschrieben wurde.

Die Augen von d'Artagnan funkelten vor Freude.

»Ihr fragtet mich so eben, ob ich bei Geld wäre«, sagte d'Artagnan und legte zwanzig Pistolen auf den Tisch.

»Ja«, erwiderte Groslow.

»Nun wohl«, versetzte d'Artagnan, »ich aber sage Euch: nehmt Euren Schatz in Acht, mein lieber Herr Groslow, denn ich stehe Euch dafür, wir gehen nicht von hinnen, ohne ihn Euch geraubt zu haben.«

»Das wird nicht geschehen, ohne daß ich ihn verteidige«, entgegnete Groslow.

»Desto besser«, rief d'Artagnan. »Schlacht, mein lieber Kapitän, Schlacht! Ihr wißt oder wißt nicht, was wir verlangen.«

»Ah! ja, ich weiß es Wohl«, erwiderte Groslow, in sein plumpes Gelächter ausbrechend; »Ihr Franzosen sucht nur Wunden und Beulen.«

Karl hatte wirklich Alles gehört, Alles verstanden. Eine leichte Rothe stieg ihm in das Gesicht, die Soldaten sahen ihn allmählig seine müden Glieder ausstrecken und unter dem Vorwande einer durch den glühenden Ofen erzeugten übermäßigen Hitze nach und nach die schottische Decke abwerfen, unter der er, wie gesagt, ganz angekleidet lag.

Athos und Aramis bebten vor Freude, als sie sahen, daß der König angekleidet war.

Die Partie begann. Diesen Abend wandte sich das Glück auf die Seite von Groslow; er hielt Alles und gewann beständig. Hundert Pistolen gingen von der einen Seite des Tisches auf die andere über, Groslow war von einer tollen Heiterkeit.

Porthos, der die fünfzig Pistolen, die er am Tage vorher gewonnen, wieder verloren hatte, und noch über dreißig von den seinigen dazu, war sehr verdrießlich und stieß d'Artagnan mit dem Knie, als wollte er ihn fragen, ob es noch nicht bald Zeit wäre, zu einem andern Spiele überzugehen; Athos und Aramis schauten ihn auch von Zeit zu Zeit mit einem forschenden Auge an, aber d'Artagnan blieb unempfindlich.

Es schlug zehn Uhr. Man hörte die Runde vorüberkommen.

»Wie viel solche Runden macht Ihr?« sagte d'Artagnan, neue Pistolen aus der Tasche ziehend.

»Fünf«, erwiderte Groslow, »alle zwei Stunden eine.«

»Das ist klug«, versetzte d'Artagnan. Und nun warf er Athos und Aramis einen Blick zu. Man hörte die Tritte der Patrouillen, welche sich entfernten.

D'Artagnan erwiderte zum ersten Male die Kniestöße von Porthos mit einem ähnlichen Stoße.

Angelockt durch den Reiz des Spieles und durch den auf alle Menschen so mächtig wirkenden Anblick des Goldes, näherten sich die Soldaten, welche ihrem Befehle gemäß in dem Zimmer des Königs bleiben sollten, allmählig der Türe, erhoben sich auf den Fußspitzen und schauten d'Artagnan und Porthos über die Schultern; die von der Türe näherten sich ebenfalls und unterstützten auf diese Art die Wünsche der vier Freunde, welche sie lieber Alle unter der Hand haben, als genötigt sein wollten, ihnen in alle vier Ecken des Zimmers nachzulaufen. Die zwei Wachen an der Türe hatten beständig das Schwert entblößt, nur stützten sie sich auf die Spitze und schauten den Spielern zu.

Athos schien immer ruhiger zu werden, je mehr der Augenblick herannahte; seine weißen, aristokratischen Hände spielten mit den Louisd'or, die er mit einer Leichtigkeit krümmte und wieder gerade bog, als wären sie von Zinn gewesen; weniger seiner Herr, wühlte Aramis beständig in seiner Brust; ungeduldig, weil er immer verlor, ließ Porthos sein Knie mit aller Gewalt arbeiten.

D'Artagnan wandte sich um, schaute maschinenmäßig zurück und sah, wie Parry zwischen zwei Soldaten stand und Karl, auf seinen Ellbogen gestützt, die Hände faltete und ein glühendes Gebet an Gott zu richten schien. D'Artagnan begriff, daß der Augenblick gekommen war, daß sich Jeder an seinem Posten befand und daß man nur das Wort »Endlich« erwartete, welches, wie man sich erinnern wird, als Signal dienen sollte.

Er schleuderte Athos und Aramis einen vorbereitenden Blick zu und Beide rückten ihren Stuhl leicht zurück, um sich frei bewegen zu können.

Er gab Porthos einen zweiten Kniestoß; dieser stand halb auf, als wollte er seine steifen Beine wieder gelenkig machen, und versicherte sich beim Aufstehen, daß sein Degen leicht aus der Scheide gehen würde.

»Sacrebleu!« rief d'Artagnan, »abermals zwanzig Pistolen verloren. In der Tat, Kapitän Groslow, Ihr habt zu viel Glück, das kann nicht so fortdauern.«

Und er zog noch zwanzig Pistolen aus seiner Tasche.

»Noch einen Coup, Kapitän. Diese zwanzig Pistolen auf einen Satz, auf einen einzigen, den letzten.«

»Es gilt, zwanzig Pistolen.« versetzte Groslow.

Und er schlug, wie dies gebräuchlich ist, zwei Karten um, einen König für d'Artagnan, ein Aß für sich.

»Einen König«, sprach d'Artagnan, »das ist ein gutes Vorzeichen. Meister Groslow«, fügte er bei, »gebt auf den König Acht!«

Trotz seiner Selbstbeherrschung vibrierte die Stimme von d'Artagnan auf eine so seltsame Weise, daß sein Partner bebte.

Groslow fing an, die Karten eine nach der andern umzuschlagen. Schlug er zuerst ein Aß um, so hatte er gewonnen, schlug er einen König um, so hatte er verloren.

Er schlug einen König um.

»Endlich!« sagte d'Artagnan.

Bei diesen Worten erhoben sich Athos und Aramis, Porthos wich einen Schritt zurück. Dolche und Schwerter glänzten. Aber plötzlich öffnete sich die Türe und Harrison erschien auf der Schwelle, begleitet von einem in einen Mantel gehüllten Manne.

Hinter diesem Manne sah man die Musketen von fünf bis sechs Mann glänzen.

Groslow schämte sich, mitten unter Weinflaschen, Karten und Würfeln ertappt zu werden, und stand rasch auf. Harrison schenkte ihm aber keine Aufmerksamkeit, trat, gefolgt von seinem Gefährten, in das Zimmer des Königs und sprach:

»Karl Stuart, es ist der Befehl eingetroffen, Euch ohne den geringsten Aufenthalt bei Tag oder bei Nacht nach London zu führen. Bereitet Euch, sogleich aufzubrechen.«

»Von wem ist der Befehl?« fragte der König.

»Von General Oliver Cromwell«, antwortete Harrison, »und hier ist Herr Mordaunt, der ihn überbracht hat und beauftragt ist, denselben vollziehen zu lassen.«

»Mordaunt«, murmelten die vier Freunde, sich gegenseitig anschauend.

D'Artagnan raffte Alles Geld zusammen, das er und Porthos verloren hatten, und steckte es in seine weite Tasche; Athos und Aramis stellten sich hinter ihn. Bei dieser Bewegung wandte sich Mordaunt um, erkannte sie und stieß einen Schrei wilder Freude aus.

»Ich glaube, wir sind gefangen«, sagte d'Artagnan ganz leise zu seinen Freunden.

»Noch nicht«, erwiderte Porthos.

»Oberster!« rief Mordaunt, »laßt dieses Haus umzingeln, Ihr seid verraten. Diese vier Franzosen haben sich aus Newcastle geflüchtet und wollen ohne Zweifel den König entführen. Man verhafte sie.«

»Oh! junger Mann«, sprach d'Artagnan, den Degen ziehend, »das ist ein Befehl, der sich leichter sagen, als vollstrecken läßt.« Dann beschrieb er mit seinem Schwerte einen, furchtbaren Kreis und rief: »Abgezogen, Freunde! abgezogen!«

Zu gleicher Zeit stürzte er nach der Türe und warf zwei Soldaten nieder, welche dieselbe bewachten, ehe sie ihre Musketen anzuschlagen vermochten; Athos und Aramis folgten ihm; Porthos bildete die Nachhut, und bevor Oberster, Offiziere, Soldaten sich zu erkennen Zeit gehabt hatten, waren alle Vier auf der Straße.

»Feuer!« rief Mordaunt, »schießt auf sie!«

Zwei oder drei Musketen wurden wirklich abgefeuert, jedoch ohne einen andern Erfolg, als daß sie die vier Flüchtlinge zeigten, welche sich unversehrt um die Straßenecke wandten.

Die Pferde waren am bezeichneten Orte, die Bedienten hatten nur ihren Herren die Zügel zuzuwerfen, und diese schwangen sich mit der Leichtigkeit vollendeter Reiter in den Sattel.

»Vorwärts!« rief d'Artagnan, »die Sporen gegeben, festgehalten!«

Und sie sprengten, d'Artagnan folgend, fort und schlugen den Weg ein, den sie bereits am Tage gemacht hatten, das heißt, den Weg nach Schottland. Der Flecken hatte weder Thore noch Mauern und sie kamen folglich ohne Schwierigkeiten hinaus.

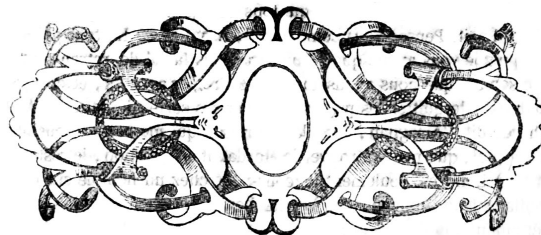
Fünzig Schritte vor dem letzten Hause hielt d'Artagnan an und rief: »Halt!«

»Wie, Halt?« sprach Porthos; »mit verhängten Zügeln, wollt Ihr sagen?«

»Keineswegs«, versetzte d'Artagnan, »diesmal wird man uns verfolgen; wir wollen sie aus dem Flecken ziehen und uns auf der Straße nach Schottland nachreiten lassen; haben wir sie im Galopp vorüberkommen sehen, so schlagen wir die entgegengesetzte Straße ein.«

Einige Schritte von dieser Stelle floß ein Bach, über den eine Brücke gebaut war; d'Artagnan führte sein Pferd unter den Bogen dieser Brücke, seine Freunde folgten ihm.

Sie waren kaum zehn Minuten hier, als sie den raschen Galopp einer Reitertruppe vernahmen. Fünf Minuten nachher zog diese Truppe über ihren Köpfen hin, weit entfernt, zu vermuten, diejenigen, welche sie suchten, wären nur durch die Dicke eines Brückengewölbes von ihnen getrennt.



Elftes bis vierzehntes Bändchen.

I.

London.



Als das Geräusch der Pferde sich in der Ferne verloren hatte, stieg d'Artagnan wieder zu dem Rande des Fließchens hinauf und fing an die Ebene zu durchlaufen, wobei er so gut als möglich die Richtung von London in das Auge zu fassen suchte. Die drei Freunde folgten ihm schweigend, bis sie, nachdem sie einen großen Halbkreis beschrieben, das Städtchen weit hinter sich gelassen hatten.

»Diesmal«, sagte d'Artagnan, als er sich ferne genug von dem Ausgangspunkte meinte, um vom Galopp in den Trab überzugehen, »diesmal glaube ich, daß entschieden Alles verloren ist und daß wir nichts Besseres tun könnten, als uns nach Frankreich wenden. Was sagt Ihr zu dem Vorschlage, Athos, findet Ihr ihn nicht vernünftig.«

»Ja, teurer Freund«, erwiderte Athos, »aber Ihr habt einst ein edleres, vernünftigeres Wort ausgesprochen, Ihr sagtet: ›Wir werden hier sterben.‹ Ich erinnere Euch an dieses Wort.«

»Oh!« rief Porthos, »der Tod ist nichts, und er soll uns auch nicht beunruhigen, weil wir nicht wissen, was er ist, aber der Gedanke einer Niederlage peinigt mich. Nach der Wendung der Dinge sehe ich ein, daß wir mit London, mit den Provinzen, mit ganz England zu kämpfen haben und am Ende kann es nicht fehlen, daß wir geschlagen werden.«

»Wir müssen diesem großen Trauerspiele bis zum Schlüsse beiwohnen«, sprach Athos, »und werden, was auch kommen mag, vor seiner völligen Entwicklung England nicht verlassen. Denkt Ihr wie ich, Aramis?«

»In jeder Beziehung, Graf; dann gestehe ich Euch auch, es wäre mir nicht unangenehm, Mordaunt wiederzufinden; es scheint mir, wir haben eine Rechnung mit ihm in Ordnung zu bringen, und es ist nicht unsere Gewohnheit, ein Land zu verlassen, ohne solche Schulden zu bezahlen.«

»Oh! das ist etwas Anderes«, sprach d'Artagnan, »dieser Grund leuchtet mir ganz ein. Ich bekenne, daß ich, um den fraglichen Mordaunt wieder zu finden, wenn es sein soll, ein ganzes Jahr in London bleiben werde. Nur müssen wir uns bei einem sichern Manne und so einquartieren, daß kein Verdacht dadurch erregt wird, denn Herr Cromwell muß uns zu dieser Stunde suchen lassen, und so viel ich zu beurteilen vermag, spaßt Herr Cromwell nicht. Athos, kennt Ihr in der ganzen Stadt eine Herberge, wo man weiße Leintücher, vernünftig gekochtes Rostbeef und Wein findet, der nicht von Hopfen oder Wacholder bereitet ist?«

»Ich glaube hierfür sorgen zu können«, erwiderte Athos. »Lord Winter hat uns zu einem Manne geführt, von dem er sagte, er wäre ein ehemaliger Spanier und nur durch die Guineen seiner Landsleute naturalisierter Engländer. Was meint Ihr, Aramis?«

»Der Gedanke, unser Quartier bei Sennor Perez zu nehmen, scheint mir äußerst vernünftig; ich trete demselben also für meine Person bei. Wir berufen uns auf den armen Winter, für den er eine große Verehrung zu hegen schien; wir sagen, wir kommen als Liebhaber, um zu sehen, was vorgehe; wir geben bei ihm jeder eine Guinee im Tage aus und mit Hilfe dieser Vorsichtsmaßregeln können wir, glaube ich, ziemlich ruhig bleiben.«

»Ihr vergeßt eine Vorsicht, Aramis, und zwar eine wichtige.«

»Welche?«

»Wir müssen die Kleider wechseln.«

»Bah!« sprach Porthos, »warum die Kleider wechseln? wir sind ganz bequem in diesen.«

»Um nicht erkannt zu werden«, versetzte d'Artagnan. »Unsere Kleider haben einen Schnitt und beinahe eine gleichmäßige Farbe, wodurch sich der Franchman beim ersten Blicke verrät. Es ist mir aber nicht so viel an dem Schnitte meines Wammses und an der Farbe meiner Beinkleider gelegen, daß ich ihnen zu Liebe mich der Gefahr aussetzen sollte, in Tyburn gehängt zu werden

oder eine Reise nach Indien zu machen. Ich will mir ein kastanienbraunes Kleid kaufen, denn, ich habe gesehen, daß alle die Dummköpfe von Puritanern diese Farbe wahnsinnig lieben.«

»Aber werdet Ihr Euren Mann wiederfinden?« sagte Aramis.

»Oh! gewiß, er wohnte Green-Hall-Street, Bedford's Tavern; überdies gehe ich mit geschlossenen Augen in die Cité.«

»Ich wollte, wir wären schon dort«, versetzte d'Artagnan, »und meiner Meinung nach wäre es das Beste, wenn wir London vor Tag erreichten, und sollten wir auch unsere Pferde zu Tode reiten.«

»Vorwärts!« rief Athos, »denn wenn mich meine Berechnung nicht täuscht, sind wir höchstens acht bis zehn Stunden davon entfernt.«

Die Freunde gaben ihren Pferden die Sporen und kamen wirklich gegen fünf Uhr Morgens nach London. Bei dem Thore hielt man sie an und Athos antwortete in vortrefflichem Englisch, sie wären von dem Obersten Harrison abgeschickt, um seinen Collegen, Herrn Pridge, von der nahe bevorstehenden Ankunft des Königs zu benachrichtigen. Diese Antwort hatte einige Fragen über die Gefangennehmung des Königs zur Folge; Athos gab jedoch die Umstände so genau und so bestimmt an, daß, wenn die Torwächter einen Verdacht gehabt hätten, derselbe völlig verschwunden sein müßte. Der Durchgang wurde also den vier Freunden mit allen Arten puritanischer Glückwünsche geöffnet.

Athos hatte die Wahrheit gesagt: er ritt gerade auf Bedford's Tavern zu und gab sich dem Wirt zu erkennen, der so sehr erfreut war, ihn in so zahlreicher und so schöner Gesellschaft wiederzusehen, daß er sogleich seine besten Zimmer in Bereitschaft setzen ließ.

Obgleich es noch nicht Tag war, so hatten die vier Freunde doch die ganze Stadt in größter Bewegung gefunden. Das Gerücht, daß sich der König, von dem Obersten Harrison geführt, der Hauptstadt näherte, hatte sich schon am Abend verbreitet und viele waren noch nicht zu Bette gegangen, aus Furcht, der Stuart, wie sie ihn nannten, würde bei Nacht ankommen, und sie könnten seinen Einzug verfehlen.

Der Plan, die Kleider zu wechseln, war, wie man sich erinnert,

abgesehen von dem kleinen Widerspruche von Porthos, allgemein angenommen worden. Man beschäftigte sich also damit, denselben in Ausführung zu bringen. Der Wirt ließ sich Kleider von allen Sorten bringen, als wollte er seine Garderobe neu ausstatten. Athos nahm ein schwarzes Kleid, das ihm das Aussehen eines ehrbaren Bürgers verlieh; Aramis, der sich nicht vom Schwerte trennen wollte, wählte ein dunkelgrünes Kleid von militärischem Schnitte; Porthos ließ sich durch ein rotes Wamms und grüne Hosen verführen; d'Artagnan, dessen Farbe zum Voraus bestimmt war, hatte sich nur noch um die Nuance zu kümmern und stellte unter dem kastanienbraunen Rocke, den er sich aussuchte, ziemlich genau einen Zuckerhändler vor, der sich vom Geschäfte

Grimaud und Mousqueton trugen keine Livree mehr und waren auf diese Art völlig verkleidet. Grimaud bot den ruhigen, steifen Typus des umsichtigen Engländers, Mousqueton den des dickbäuchigen, aufgedunsenen, trägen Engländers.

»Nun zur Hauptsache«, sagte d'Artagnan; »schneiden wir die Haare, um nicht von dem Pöbel beschimpft zu werden. Da wir keine Edelleute mehr durch das Schwert sind, so wollen wir Puritaner durch den Schnitt unserer Haare sein. Das ist, wie Ihr wißt, der wichtige Punkt, der den Convenanter von dem Ritter unterscheidet.«

D'Artagnan fand Aramis in dieser Sache sehr unnachgiebig; er wollte mit aller Gewalt seine schönen Haupthaare behalten, auf die er die größte Sorgfalt verwandte, und Athos, für den alle diese Fragen gleichgültig waren, mußte das Beispiel geben. Porthos überließ ohne Widerstreben seinen Kopf dem getreuen Mousqueton, der mit voller Schere in das dicke, raue Haar fuhr. D'Artagnan schnitt sich selbst einen Phantasiekopf, wonach er ziemlich viel Ähnlichkeit mit einer Medaille aus der Zeit von Franz I. und Karl IX. hatte.

»Wir sehen abscheulich aus«, sagte Athos.

»Mir kommt es vor, als ob wir nach dem Puritaner röchen, daß es einem übel werden könnte«, versetzte Aramis.

»Mich friert in den Kopf«, rief Porthos.

»Und ich bekomme Lust zu predigen«, sagte d'Artagnan.

»Nun, da wir uns selbst nicht mehr erkennen.« sprach Athos, »und folglich nicht bange haben, wir könnten von Andern erkannt werden, wollen wir den König einziehen sehen; ist er die ganze Nacht marschiert, so muß er unweit von London sein.«

Die vier Freunde hatten sich wirklich nicht zwei Stunden unter die Menge gemischt, als ein gewaltiges Geschrei und eine große Bewegung die Ankunft des Königs verkündigten. Man hatte ihm einen Wagen entgegengeschickt, und der riesige Porthos, welcher alle Köpfe um einen Kopf überragte, kündigte von ferne an, er sehe die königliche Carrosse kommen; d'Artagnan erhob sich auf den Fußspitzen, während Athos und Aramis horchten, um die öffentliche Stimmung zu erforschen. Man erblickte Harrison an einem Kutschenschlage und Mordaunt an dem andern.

Das Volk, dessen Eindrücke Athos und Aramis studierten, ergoß sich in tausenderlei Verwünschungen gegen den König.

Athos kehrte in Verzweiflung zurück.

»Mein Lieber«, sagte d'Artagnan zu ihm, »Eure Beharrlichkeit ist vergeblich, ich schwöre Euch, die Lage der Dinge ist sehr schlimm. Ich meiner Seits halte nur Euretwegen und aus einem gewissen Standesinteresse als Musketier bei der Sache aus, denn ich finde, es wäre lustig, allen diesen Brüllern ihre Beute zu entreißen und sie zu verhöhnen. Ich werde mir die Sache überlegen.«

Schon am andern Morgen hörte Athos an dem Fenster stehend, das nach den volkreichsten Quartieren der City ging, die Bill des Parlaments ausrufen, welche den Exkönig Karl I. angeblich des Verrats und des Mißbrauchs der Gewalt schuldig, vor die Schranken zog.

D'Artagnan war in seiner Nähe, Aramis betrachtete eine Karte, Porthos wurde von den letzten Leckerbissen eines saftigen Frühstücks in Anspruch genommen.

»Das Parlament!« rief Athos, »das Parlament kann unmöglich eine solche Bill erlassen haben.«

»Hört«, sprach d'Artagnan, »ich verstehe wenig Englisch, aber da das Englische nur schlecht ausgesprochenes Französisch ist, so verstehe ich doch Parlaments bill, das heißt Bill des Parlaments, Gott soll mich verdammen, wie sie hier zu Lande

sagen.«

In diesem Augenblick trat der Wirt ein; Athos bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge näher kommen.

»Hat das Parlament diese Bill erlassen?« fragte er in englischer Sprache.

»Ja, Mylord, das reine Parlament.«

»Wie, das reine Parlament? Es gibt also zwei Parlamente?«

»Mein Freund«, unterbrach ihn d'Artagnan, »da ich im Englischen nicht bewandert bin, wir aber Alle Spanisch verstehen, so macht uns das Vergnügen, uns in dieser Sprache zu unterhalten, welche Ihr, da sie die Eurige ist, gerne sprechen müßt, wenn Ihr Gelegenheit dazu findet.«

»Ah! das ist vortrefflich«, sagte Aramis.

Was Porthos betrifft, so blieb seine ganze Aufmerksamkeit, wie gesagt, auf ein Cotelettebein gerichtet, das er seiner fleischigen Hülle zu berauben beschäftigt war.

»Ihr fragtet also?« sagte der Wirt spanisch.

»Ich fragte«, erwiderte Athos in derselben Sprache, »ob es zwei Parlamente, ein reines und ein unreines gebe?«

»Oh! was das seltsam ist«, sagte Porthos, langsam den Kopf erhebend und seine Freunde mit erstaunter Miene anschauend; »ich verstehe also das Englische jetzt, ich begreife, was Ihr sprecht.«

»Weil wir Spanisch sprechen, lieber Freund«, erwiderte Athos mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit.

»Ah! Teufel«, rief Porthos, »das ist mir leid, es wäre eine Sprache mehr für mich gewesen.«

»Wenn ich sage, das reine Parlament, Sennor«, versetzte der Wirt, »so verstehe ich darunter das von dem Obersten Pridge gereinigte.«

»Ah! in der Tat, diese Leute sind sehr erfinderisch«, sprach d'Artagnan; »wenn ich nach Frankreich zurückkomme, muß ich dieses Mittel Herrn von Mazarin und dem Herrn Coadjutor mitteilen. Der Eine wird im Namen des Hofes, der Andere im Namen des Volkes reinigen, und so wird es gar kein Parlament mehr geben.«

»Wer ist der Oberste Pridge?« fragte Aramis, »wie hat er es

gemacht, um das Parlament zu reinigen?»

»Der Oberste Pridge«, antwortete der Spanier, »ist ein ehemaliger Kärner, ein Mann von viel Geist, der seinen Karren führend Eines wahrnahm, nämlich: daß es, wenn sich ein Stein auf seinem Wege fand, viel kürzer war, den Stein wegzunehmen, als es zu versuchen, das Rad darüber gehen zu lassen. Von zwei hundert ein und fünfzig Mitgliedern, aus denen das Parlament bestand, waren ihm nun hundert und ein und achtzig hinderlich und hätten können seinen politischen Karren umwerfen. Er nahm sie, wie früher die Steine, und warf sie aus der Kammer.«

»Hübsch«, sagte d'Artagnan, der vor Allem ein Mensch von Witz war und den Witz auch überall hochschätzte, wo er ihn fand.

»Und alle diese Ausgetriebenen waren Stuartisten?« fragte Athos.

»Allerdings, Sennor; Ihr begreift, daß sie den König gerettet hätten.«

»Bei Gott«, sprach Porthos mit großartigem Tone, »sie bildeten die Majorität.«

»Und Ihr denkt, er werde sich herablassen, vor einem solchen Parlamente zu erscheinen?« sagte Aramis.

»Er wird wohl müssen«, erwiderte der Spanier; »versuchte er Widerstand, so würde ihn das Volk zwingen.«

»Ich danke, Meister Perez«, sprach Athos, »ich bin nun hinreichend unterrichtet.«

»Glaubt Ihr endlich, daß es eine verlorene Sache ist«, sagte d'Artagnan, »und daß wir mit den Harrison, den Joyce, den Pridge und Cromwell nie uns messen können?«

Der König wird dem Parlament überantwortet werden.« sagte Athos; »das Stillschweigen seiner Parteigänger verkündet ein Komplott.«

D'Artagnan zuckte die Achseln.

»Aber wenn sie es wagen, ihren König zu verurteilen, so werden sie ihn höchstens zur Verbannung oder zum Gefängnis verurteilen.«

D'Artagnan piff seine Ungläubigkeits-Melodie.

»Wir werden es wohl sehen«, sprach Athos, »denn ich denke, wir gehen in die Sitzungen.«

»Ihr habt nicht lange zu warten«, versetzte der Wirt. »sie beginnen morgen.«

»Ah!« rief Athos, »der Prozeß wurde also instruiert, ehe der König gefangen war?«

»Allerdings, man fing an dem Tage an, an welchem man ihn erkaufte hatte.«

»Ihr wißt«, sagte Aramis, »daß unser Freund Mordaunt, wenn auch nicht den Vertrag abgeschlossen, doch wenigstens die ersten Unterhandlungen in dieser Angelegenheit eröffnet hat.«

»Ihr wißt«, sprach d'Artagnan, »daß ich diesen Herrn Mordaunt töte, wo er mir in die Hände fällt.«

»Pfui!« rief Athos, »einen so elenden Menschen.«

»Gerade weil er ein Elender ist, töte ich ihn«, entgegnete d'Artagnan. »Ah, lieber Freund, ich füge mich genugsam Eurem Willen, daß Ihr etwas nachsichtig gegen den meinigen sein müßt. Übrigens erkläre ich diesmal, mag es Euch gefallen oder nicht, daß er nur von mir getötet werden wird.«

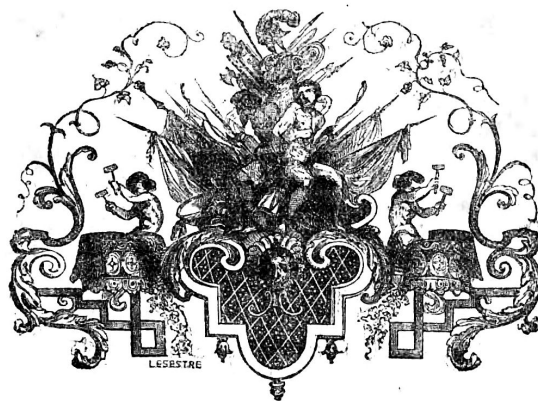
»Und von mir«, sagte Porthos.

»Und von mir«, versetzte Aramis.

»Rührende Einhelligkeit«, rief d'Artagnan, »wie es sich für gute Bürger unserer Art geziemt. Laßt uns einen Gang durch die Stadt machen; Mordaunt wird uns selbst auf drei Schritte bei diesem Nebel nicht erkennen. Laßt uns ein wenig Nebel trinken.«

»Ja«, sprach Porthos, »das ist eine Abwechslung von dem Biere.«

Und die vier Freunde gingen wirklich aus, um, wie man gewöhnlich sagt, Luft zu schöpfen.



II.

Der Prozeß.

Am andern Tage führte eine zahlreiche Wache Karl I. vor den hohen Gerichtshof, der sein Urteil fällen sollte.

Das Volk belagerte die Straßen und füllte die Häuser in der Nähe des Palastes. Die vier Freunde wurden auch bei den ersten Schritten, die sie machten, durch das beinahe unüberwindliche Hindernis lebendiger Mauern aufgehalten; einige kräftige, zänkische Menschen stießen sogar Aramis so heftig zurück, daß Porthos seine furchtbare Hand aufhob und auf das mehliges Gesicht eines Bäckers fallen ließ, welches, zerquetscht wie eine reife Weintraube, sogleich die Farbe veränderte und sich mit Blut bedeckte. Diese Sache machte großen Lärmen; drei Männer wollten sich auf Porthos stürzen; aber Athos beseitigte den einen, d'Artagnan den andern und Porthos warf den dritten über seinen Kopf. Einige englische Liebhaber des Faustkampfes würdigten die rasche und leichte Weise, wie dieses Manöver ausgeführt wurde, und klatschten Beifall. Es fehlte nicht viel, daß Porthos und seine Freunde, statt niedergeschlagen zu werden, wie sie zu befürchten ansingen, im Triumphe umhergetragen wurden, aber es gelang unsern vier Freunden, welche vor Allem bange hatten, was sie in das Licht setzen konnte, sich dieser Huldigung zu entziehen. Sie gewannen jedoch Eines bei dieser herculischen Kundgebung: die Menge öffnete sich vor ihnen, und sie erreichten damit, was ihnen einen Augenblick vorher unmöglich geschienen hatte, sie konnten bis zum Palaste vordringen. Ganz London Drängte sich an den Thoren der Tribünen; als die vier Freunde endlich Eintritt erlangten, fanden sie auch die ersten Bänke bereits besetzt. Das war nur halb schlimm für Menschen, welche nicht erkannt sein wollten; zufrieden, so weit gekommen zu sein, setzten sie sich daher auf ihre Plätze, mit Ausnahme von Porthos, welcher sein rotes Wamms und seine grünen Beinkleider zeigen wollte und sehr bedauerte, daß er nicht in der ersten Reihe erscheinen konnte.

Die Bänke waren amphitheatralisch geordnet und die vier

Freunde beherrschten von ihrem Platze aus die ganze Versammlung. Der Zufall hatte es gefügt, daß sie auf der Mittlern Galerie eingetreten waren und sich gerade dem für Karl I. bestimmten Lehnstuhle gegenüber befanden.

Gegen elf Uhr Morgens erschien der König auf der Schwelle des Saales. Er trat, umgeben von Wachen, aber mit bedecktem Haupte und mit ruhiger Miene ein und ließ in allen Richtungen einen Blick voll Sicherheit umherlaufen, als sollte er den Vorsitz bei einer Versammlung ergebener, demütiger Untertanen führen und nicht die Anklagen eines meuterischen Gerichtshofes beantworten.

Stolz, daß sie einen König zu demütigen hatten, schickten sich die Richter sichtbar an, von dem Rechte, das sie sich angemaßt, Gebrauch zu machen. Dem zu Folge sagte ein Gerichtsdienner zu dem König, es wäre gebräuchlich, daß der Angeklagte vor seinen Richtern das Haupt entblöste.

Ohne ein Wort zu erwidern, drückte Karl seinen Hut tiefer in seinen Kopf, den er auf eine andere Seite wandte; als sich der Gerichtsdienner entfernt hatte, setzte er sich nieder und schlug mit dem Rohre, das er in der Hand hielt, an den Stiefel.

Parry, der ihn begleitete, stand hinter ihm.

Statt diese ganze Zeremonie zu betrachten, betrachtete d'Artagnan seinen Freund Athos, auf dessen Antlitz sich alle Gemütsbewegungen ausprägten, welche der König durch Selbstbeherrschung von dem seinigen zu verbannen vermochte. Diese Aufregung von Athos, dem kalten, ruhigen Menschen, erschreckte ihn.

»Ich hoffe«, sagte er zu ihm, sich an sein Ohr neigend, »Ihr werdet ein Beispiel an Seiner Majestät nehmen und Euch nicht alberner Weise in diesem Käfig umbringen lassen.«

»Seid unbesorgt«, erwiderte Athos.

»Ah! ah!« fuhr d'Artagnan fort, es scheint, man befürchtet irgend Etwas, denn seht, die Posten verdoppeln sich. Wir hatten nur Partisanen, jetzt sind Musketen da; es gibt nun Waffen für alle Welt hier; die Partisanen sind für die Zuhörer im Parquet bestimmt, die Musketen betreffen uns.«

»Dreißig, vierzig, fünfzig, siebenzig Mann«, sagte Porthos, die

Ankommenden zählend.

»Ei!« versetzte Aramis, »Ihr vergeßt den Offizier, Porthos; es lohnt sich jedoch, wie es mir scheint, wohl der Mühe, ihn mitzuzählen.«

»Ho! ho!« sprach d'Artagnan und wurde bleich vor Zorn, denn er erkannte Mordaunt, der mit entblößtem Degen die Musketiere hinter den König, das heißt den Tribünen gegenüber, führte.

»Sollte er uns erkannt haben«, fuhr d'Artagnan fort; in diesem Falle würde ich ganz artig meinen Rückzug nehmen. Ich habe durchaus nicht Lust, mir irgend eine Todesart vorschreiben zu lassen, und wünsche sehr, nach meinem Gefallen zu sterben. Es ist aber keineswegs meine Wahl, in einer Schachtel totgeschossen zu werden.«

»Nein«, sagte Aramis, »er hat uns nicht gesehen; er sieht nur auf den König. Gottes Tod! mit welchen Augen schaut ihn der Freche an! Sollte er Seine Majestät so sehr hassen, als er uns haßt?«

»Bei Gott!« sagte Athos, »wir haben ihm nur seine Mutter genommen, aber der König hat ihn seiner Güter und seines Namens beraubt.«

»Das ist richtig«, versetzte Aramis, »doch stille, der Präsident spricht zu dem König.«

Der Präsident Bradshaw sprach wirklich zu dem, erhabenen Angeklagten.

»Stuart«, sagte er, »hört das Verlesen der Namen Eurer Richter und gebt dem Tribunal die Bemerkungen, die Ihr darüber zu machen habt.«

Der König, als wären diese Worte nicht an ihn gerichtet, wandte den Kopf nach einer andern Seite.

Der Präsident wartete, und da keine Erwiderung erfolgte, trat einen Augenblick Stillschweigen ein.

Von hundert und einundsechzig bezeichneten Mitgliedern konnten nur dreiundsiebzig antworten, denn vor der Mitschuld an einem solchen Akte sich scheuend, hielten sich die Andern ferne.

»Ich schreite zu dem Aufrufe«, sagte Bradshaw, ohne daß es schien, als bemerkte er die Abwesenheit von drei Fünfteln der Versammlung.

Und er fing eines nach dem andern die anwesenden und die abwesenden Mitglieder zu nennen. Die Anwesenden antworteten mit starker oder schwacher Stimme, je nachdem sie den Mut ihrer Meinung besaßen oder nicht besaßen. Ein kurzes Stillschweigen folgte stets auf den zwei Mal wiederholten Namen der Abwesenden.

Es kam die Reihe an den Namen des Obersten Fairfax und es trat jenes kurze, aber feierliche Stillschweigen ein, das die Abwesenheit der Mitglieder bezeichnete, welche nicht persönlich an dem Gerichte hatten Teil nehmen wollen.

»Der Oberste Fairfax!« wiederholte Bradshaw.

»Fairfax?« antwortete eine spöttische Stimme, in der man an ihrem silbernen Klange eine Frauenstimme erkannte, »er hat zu viel Geist, um hier zu sein.«

Ein ungeheures Gelächter empfing diese Worte, die mit jener Kühnheit ausgesprochen wurden, welche die Frauen in ihrer Schwäche schöpfen, in einer Schwäche, die sie vor jeder Rache sichert.

»Das ist die Stimme einer Frau«, sagte Aramis. »Ah! bei meiner Treue, ich würde viel geben, wenn sie jung und hübsch wäre.«

Und er stieg auf die Stufen und suchte auf die Tribüne zu sehen, von der die Stimme gekommen war.

»Bei meiner Seele!« sprach Aramis, »sie ist reizend; schaut sie doch an, d'Artagnan, Jedermann sieht nach ihr, und sie ist trotz des Blickes von Bradshaw nicht erbleicht.«

»Es ist Lady Fairfax selbst«, versetzte d'Artagnan; »Ihr erinnert Euch, Porthos? wir haben sie mit ihrem Gatten bei General Cromwell gesehen.«

Nach einem Augenblick war die durch diese sonderbare Episode gestörte Ruhe wieder hergestellt und der Aufruf dauerte fort.

»Diese Bursche werden die Sitzung aufheben, wenn sie wahrnehmen, daß nicht die hinreichende Anzahl vorhanden ist«, sprach der Graf de la Fère.

»Ihr kennt sie nicht, Athos; seht das Lächeln von Mordaunt, seht, wie er den König anschaut. Ist dieser Blick der eines Menschen, welcher befürchtet, sein Opfer könnte ihm

entkommen? Nein, es ist das Lächeln des befriedigten Hasses, der Rache, welche ihren Durst zu stillen sicher ist. Ah! verfluchter Basilisk, es wird ein glücklicher Tag für mich sein, der, an dem ich etwas Anderes, als den Blick mit Dir kreuze.«

»Der König ist in der Tat schön«, sagte Porthos, »und seht, wie sorgfältig hat er sich, obgleich ein Gefangener, gekleidet. Die Feder auf seinem Hute ist wenigstens fünfzig Pistolen Wert; schaut sie doch an, Aramis.«

Als der Aufruf beendet war, gab der Präsident Befehl, zur Verlesung der Anklageakte überzugehen.

Athos erleichte: er sah sich abermals in seiner Erwartung getäuscht. Obgleich die Zahl der Richter unzulänglich war, sollte der Prozeß dennoch instruiert werden; der König war also zum Voraus verurteilt.

»Ich habe es Euch gesagt, Athos«, sprach d'Artagnan, die Achseln zuckend; »aber Ihr zweifelt immer. Nun faßt Euren Mut in beide Hände und hört, ohne Euer Blut zu sehr in Aufwallung geraten zu lassen, die kleinen Abscheulichkeiten, welche jener Herr im schwarzen Gewände von seinem König mit Fug und Recht sagen wird.«

Es hatten in der Tat nie eine rohere Anklage, gemeinere Beleidigungen, eine blutigere Verfolgung die Majestät gebrandmarkt. Bis dahin hatte man sich begnügt, die Könige zu ermorden, aber die Beleidigung wurde wenigstens nur ihrem Leichname zugefügt.

Karl I. hörte die Rede des Anklägers mit besonderer Aufmerksamkeit, ließ die Beleidigungen vorübergehen, behielt die Beschwerden und lächelte verächtlich, wenn der Haß zu sehr überströmte, wenn sich der Ankläger zum Voraus zum Henker machte. Es war im Ganzen ein furchtbares Werk, worin der König alle seine Unklugheiten in heimtückische Streiche verwandelt, alle seine Irrtümer in Verbrechen umgestaltet sah.

D'Artagnan, welcher diesen Strom von Beleidigungen mit der ganzen Verachtung, die sie verdienten, vorübergehen ließ, verweilte jedoch mit seinem scharfen Geiste bei mehreren Beschuldigungen des Anklägers.

»Es ist wahr«, sagte er, »wenn man wegen der Unklugheit und

des Leichtsinns bestraft, so verdient dieser König eine Bestrafung; aber es scheint mir, die, welche er in diesem Augenblicke auszustehen hat, ist grausam genug.«

»In jedem Falle«, erwiderte Aramis, »sollte die Strafe nicht den König, sondern seine Minister treffen; denn das erste Gesetz der englischen Konstitution ist: *Der König kann nicht fehlen.*«

»Ich meines Teils«, dachte Porthos, Mordaunt anschauend und sich mit diesem beschäftigend, »würde, wenn dies nicht die Majestät der Dinge verletzen hieße, von der Tribüne hinabspringen, mit drei Sätzen über Herrn Mordaunt herfallen und ihn erdrosseln. Ich nähme ihn bei den Füßen und schlug alle diese schlechten Musketiere nieder, welche die Musketiere von Frankreich parodieren. Während dieser Zeit fände d'Artagnan, der voll Geist und Witz ist, vielleicht ein, Mittel, den König zu retten. Ich muß mit ihm davon sprechen.«

Feuer im Gesicht, die Fäuste geballt, die Lippen blutig durch seine eigenen Bisse, schäumte Athos auf seiner Bank. Wütend über diese ewige parlamentarische Beleidigung, über diese lange königliche Geduld, hatten sich dieser unbeugsame Arm, dieses unerschütterliche Herz in eine zitternde Hand, in einen bebenden Körper verwandelt.

In diesem Augenblick endigte der Ankläger sein Amt mit den Worten:

»Gegenwärtige Anklage wird von uns im Namen des englischen Volkes vorgebracht.«

Auf diese Worte folgte ein Gemurmel auf den Tribünen und eine andere Stimme, keine Frauenstimme, sondern eine wütende Männerstimme donnerte hinter d'Artagnan.

»Du lügst!« rief die Stimme, »neun Zehnteile des englischen Volkes verabscheuen, was Du sagst!«

Diese Stimme war die von Athos, welcher außer sich, hoch ausgerichtet, den Arm ausgestreckt, dem öffentlichen Ankläger so entgegentrat.

König, Richter, Zuschauer, alle Welt wandte bei dieser Anrede die Augen nach der Tribüne, auf der sich die vier Freunde befanden.

Mordaunt machte es wie die Übrigen und erkannte den

Edelmann, um den sich die drei andern Franzosen bleich und drohend erhoben hatten. Seine Augen flammten vor Freude. Er hatte diejenigen wiedergefunden, deren Aufsuchung und Tod er sein Leben weihte. Eine wütende Bewegung sammelte rasch um ihn her zwanzig von seinen Musketieren, und mit dem Finger auf die Tribüne deutend, wo seine Feinde waren, rief er:

»Feuer! Feuer auf diese Tribüne!«

Aber schnell wie der Gedanke faßte d'Artagnan Athos um den Leib, packte Porthos Aramis, und sie sprangen von den Stufen hinab, stürzten in die Korridore, eilten über die Treppen und verloren sich in der Menge, während im Innern des Saales die angeschlagenen Musketen dreitausend Zuschauer bedrohten, deren Angstgeschrei, deren von Schrecken erfüllter Ruf um Hilfe den bereits zu einem Blutbade gegebenen Antrieb wieder in Fesseln hielten.

Karl hatte die vier Franzosen ebenfalls erkannt. Er legte eine Hand auf sein Herz, um die Schläge zurückzudrängen, die andere auf seine Augen, um seine treuen Freunde nicht erwürgen zu sehen.

Bleich und zitternd vor Wut stürzte Mordaunt, den bloßen Degen in der Faust, mit zehn Hellebardieren aus dem Saale, durchwühlte fragend und keuchend die Menge, und kehrte sodann zurück, ohne etwas gefunden zu haben.

Es herrschte eine unbeschreibliche Bewegung. Mehr als eine halbe Stunde verging, ohne daß irgend Jemand sich hörbar machen konnte. Die Richter glaubten, jede Tribüne wäre im Begriff, zu donnern. Die Tribünen sahen die Musketen auf sich gerichtet und blieben, zwischen Furcht und Neugierde geteilt, lärmend und stürmisch.

Endlich stellte sich die Ruhe wieder her.

»Was habt Ihr zu Eurer Verteidigung zu sagen?« fragte Bradshaw den König.

Das Haupt beständig bedeckt, erhob sich der König, nicht aus Demut, sondern im Bewußtsein seiner Herrscherwürde, und sprach mit dem Tone eines Richters, nicht mit dem eines Angeklagten:

»Ehe Ihr mich fragt, antwortet mir. Ich war frei in Newcastle; ich

schloß einen Vertrag mit den zwei Kammern. Statt Eurer Seits diesen Vertrag zu erfüllen, den ich meiner Seits erfüllte, habt Ihr mich den Schottländern abgekauft, ich weiß, um keinen hohen Preis, und das macht der Sparsamkeit Eurer Verwaltung Ehre. Hofft Ihr aber, ich habe aufgehört, Euer König zu sein, weil Ihr den Preis eines Sklaven für mich bezahltet? Euch antworten, hieße die Königswürde vergessen; ich werde Euch also nicht eher antworten, als bis Ihr das Recht, mich zu befragen, nachgewiesen habt. Euch antworten hieße Euch als meine Richter anerkennen, und ich erkenne in Euch nur meine Engländer.«

Und mitten unter einer Todesstille setzte sich Karl ruhig, stolz und stets bedeckten Hauptes wieder in seinen Lehnstuhl.

»Warum sind meine Franzosen nicht da?« murmelte Karl, die Augen nach der Tribüne wendend, wo sie einen Augenblick erschienen waren. »Sie würden sehen, daß ihr Freund lebend der Verteidigung, tot des Beweinens würdig ist.«

Aber er mochte immerhin die Tiefe der Menge durchforschen und sich gleichsam von Gott diese tröstende, süße Gegenwart erbitten: er sah nichts als starre, furchtsame Gesichter und suhlte sich dem Kampfe mit dem Haß und der Grausamkeit preisgegeben

»Nun wohl«, sprach der Präsident, als er Karl zu einem unüberwindlichen Schweigen entschlossen sah, »es sey, wir werden Euch trotz Eures Stillschweigens richten. Ihr seid des Verrats, des Mißbrauchs der Gewalt und des Mordes angeklagt. Die Zeugen werden diese Anklage beglaubigen. Geht, und eine nächste Sitzung mag in Erfüllung bringen, was Ihr in dieser zu tun Euch weigert.«

Karl stand auf und sagte, sich gegen Parry umwendend, den er bleich und die Schläfe in Schweiß gebadet hinter sich stehen sah:

»Ei, mein guter Parry, was setzt Dich denn so sehr in Bewegung?«

»Oh! Sire«, antwortete Parry, Tränen in den Augen und mit flehendem Tone, »schaut nicht links, wenn Ihr den Saal verlaßt.«

»Warum dies?«

»Schaut nicht links, ich bitte Euch, mein König.«

»Aber was gibt es denn? sprich doch«, sagte Karl und suchte

durch die Linie von Wachen zu schauen, welche hinter ihm aufgestellt war.

»Sie haben . . . aber nicht wahr, Ihr schaut nicht hin? sie haben auf einen Tisch das Beil legen lassen, mit welchem man die Verbrecher hinrichtet. Der Anblick ist gräßlich, schaut nicht hin, Sire, ich flehe Euch an.«

»Die Dummköpfe!« sagte Karl, »halten sie mich für einen Feigen, wie sie sind. Es war gut von Dir, daß Du mich darauf aufmerksam machtest; ich danke Dir, Parry.«

Und da der Augenblick sich zurückzuziehen gekommen war, so entfernte sich der König, seinen Wachen folgend.

Links von der Türe glänzte in düsterem Schimmer auf einem roten Teppich das Weiße Beil mit dem langen von der Hand des Nachrichters geglätteten Stiele.

Als Karl sich dem Tische gegenüber befand, blieb er stehen, wandte sich um und sagte lächelnd;

»Ah! ah! das Beil! ein geistreicher Popanz und ganz würdig der Menschen, welche nicht wissen, was ein Edelmann ist; du machst mir nicht bange, Henkersbeil«, fügte er bei, und schlug darauf mit dem dünnen, biegsamen Rohre, das er in der Hand hielt, »und ich schlage dich, in christlicher Geduld wartend, bis du es mir zurückgibst.«

Mit königlicher Verachtung die Achseln zuckend, setzte er sodann seinen Weg fort und ließ in gewaltigem Erstaunen diejenigen hinter sich, welche sich in Masse um den Tisch gedrängt hatten, um das Gesicht des Königs zu sehen, wenn er dieses Beil erblicken würde, welches seinen Kopf von seinem Leibe trennen sollte.

»In der Tat, Parry«, fuhr der König weiter schreitend fort, »alle diese Leute halten mich, Gott verzeihe mir, für einen Baumwollenhändler und nicht für einen König, der daran gewöhnt ist. Eisen glänzen zu sehen: glauben sie denn, ich sei nicht so viel Wert, als ein Schlächter?«

Als er diese Worte sprach, gelangte er zu der Türe; es hatte sich eine Volksmasse herbeigedrängt, welche, da sie keinen Platz auf den Tribünen fand, wenigstens das Ende des Schauspiels genießen wollte, dessen interessantester Teil ihr entgangen war.

Diese zahllose Menge, in deren Reihen man drohende Gesichter erblickte, entriß dem König einen leichten Seufzer.

»Wie viele Menschen«, dachte er, »und nicht ein ergebener Freund!«

Als er aber diese Worte der Entmutigung und des Zweifels in seinem Innern sprach, antwortete eine Stimme in seiner Nähe:

»Heil der gefallenen Majestät!«

Der König wandte sich, Tränen in den Augen und im Herzen, rasch um.

Es war ein alter Soldat von seinen Leibwachen, welcher den König nicht wollte vorübergehenlassen, ohne ihm diese letzte Huldigung darzubringen.

Aber in demselben Augenblick wurde der Unglückliche mit Schwertknopfschlägen bearbeitet.

Unter den Schlägern erkannte der König den Kapitän Groslow.

»Ach? das ist eine schwere Strafe für einen sehr kleinen Fehler«, sprach Karl.

Das Herz zusammengeschnürt, ging er weiter, doch er hatte noch nicht hundert Schritte gemacht, als ein Wütender, sich durch zwei Soldaten des Gliedes vorbeugend, dem König in das Gesicht spuckte, wie einst ein schändlicher, verfluchter Jude Jesus von Nazareth in das Gesicht gespien hatte.



TYP. J. CLAYE.

La Hache

Gewaltiges Gelächter und finsternes Gemurmel erschollen gleichzeitig; die Menge zog sich zurück, drängte sich wieder herbei, wogte wie ein stürmisches Meer, und es kam dem König vor, als sähe er mitten in der lebendigen Welle die funkelnden Augen von Athos glänzen.

Karl wischte sich das Gesicht ab und sagte mit einem traurigen Lächeln:

»Der Unglückliche! für eine halbe Krone würde er dasselbe seinem Vater tun.«

Der König hatte sich nicht getäuscht: er hatte wirklich Athos und seine Freunde gesehen, welche unter die Gruppen gemischt den königlichen Märtyrer mit einem letzten Blicke geleiteten.

Als der Soldat Karl begrüßte, zerschmolz das Herz von Athos vor Freude, und der Unglückliche konnte, wieder zu sich kommend, in seiner Tasche zehn Guineen sinken, die der französische Edelmann hatte hineinschlüpfen lassen; als jedoch der feige Beleidiger dem gefangenen König in das Gesicht spie, fuhr Athos mit der Hand an den Dolch.

Aber d'Artagnan hielt diese Hand zurück und sprach mit rauem Tone:

»Warte!«

D'Artagnan hatte nie zuvor Athos oder den Grafen de la Fère geduzt.

Athos hielt inne.

D'Artagnan stützte sich auf Athos, bedeutete Porthos und Aramis, sie sollten sich nicht entfernen, und stellte sich hinter den Mann mit den bloßen Armen, welcher noch über seinen schändlichen Spaß lachte und von einigen anderen Wütenden beglückwünscht wurde.

Der Mensch ging nach der City. Immer noch auf Athos gestützt, folgte ihm d'Artagnan mit seinen Freunden.

Der Mensch mit den bloßen Armen, der ein Fleischerknecht zu sein schien, stieg mit zwei Kameraden durch ein abschüssiges, vereinzeltes Gäßchen hinab, welches nach dem Flusse zu lief. D'Artagnan hatte den Arm von Athos losgelassen und marschierte hinter dem Beleidiger.

In der Nähe des Wassers angelangt, sahen diese drei Menschen, daß man ihnen folgte, blieben stehen und wechselten, die Franzosen frech anschauend, einige Späße.

»Ich verstehe nicht Englisch, Athos«, sagte d'Artagnan, »aber Ihr versteht es und werdet mir als Dolmetscher dienen.«

Nach diesen Worten gingen sie, den Schritt verdoppelnd, an den drei Menschen vorbei. Doch sich plötzlich umwendend, schritt d'Artagnan auf den Fleischerknecht zu, welcher stehen blieb, berührte seine Brust mit der Spitze seines Zeigefingers und sagte zu seinem Freunde:

»Wiederholt ihm Folgendes, Athos: Du bist feig gewesen, Du Hast einen wehrlosen Mann beschimpft, Du Hast das Gesicht Deines Königs befleckt, Du mußt sterben! . . . «

Bleich wie ein Gespenst und von d'Artagnan am Faustgelenke gehalten, übersetzte Athos diese seltsamen Worte dem Menschen, der, als er die finsternen Vorbereitungen und das furchtbare Auge von d'Artagnan gewahrte, sich zur Wehr setzen wollte. Aramis fuhr bei dieser Bewegung mit der Hand an sein Schwert.

»Nein, kein Eisen, kein Eisen!« sagte d'Artagnan, »das Eisen ist für Edelleute.« Und den Fleischerknecht bei der Gurgel packend, rief er: »Porthos, schmettert diesen Elenden mit einem Faustschlage nieder.«

Porthos hob seinen furchtbaren Arm, ließ ihn wie den Stiel einer Schleuder durch die Lust pfeifen, und die gewichtige Masse fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Schädel des Feigen, den sie zerschmetterte.

Der Mensch stürzte nieder wie der Ochs unter dem Hammer.

Seine Gefährten wollten schreien, wollten fliehen, aber die Sprache fehlte ihrem Munde und ihre zitternden Beine brachen unter ihnen.

»Sagt ihnen noch Folgendes, Athos«, sprach d'Artagnan, »so werden alle diejenigen sterben, welche vergessen, daß ein gefesselter Mensch ein heiliges Haupt, daß ein gefangener König doppelt der Stellvertreter Gottes ist.«

Athos wiederholte die Worte von d'Artagnan.

Stumm, mit gesträubten Haaren, schauten die zwei Menschen den Leichnam ihres Gefährten an, welcher in Wellen schwarzen Blutes schwamm; dann zugleich die Stimme und ihre Kräfte wieder erlangend, rangen sie die Hände, schrien und entflohen.

»Es ist Recht geschehen«, sprach Athos, sich die Stirne abtrocknend.

»Und nun«, sagte d'Artagnan zu Athos, »nun zweifelt nicht mehr an mir und haltet Euch ruhig; ich übernehme Alles, was den König betrifft.«



III.

Whitehall.

Das Parlament verurteilte Karl Stuart zum Tode, wie sich dies leicht vorhersehen ließ. Politische Gerichte sind beinahe immer leere Förmlichkeiten; denn dieselben Leidenschaften, welche die Anklage veranlassen, veranlassen auch die Verurteilung. Dies ist die furchtbare Logik der Revolutionen.

Obgleich unsere Freunde diese Verurteilung erwarteten, so erfüllte sie dieselbe doch mit Schmerz. D'Artagnan, dessen Geist nie mehr Hilfsquellen besaß, als in den äußersten Augenblicken, schwur abermals, er würde Alles versuchen, um die Entwicklung dieser blutigen Tragödie zu verhindern; doch durch welche Mittel? dies erschaute er in seinem Geiste nur unklar. Alles mußte von der Natur der Umstände abhängen. Mittlerweile, bis man einen vollständigen Plan feststellen konnte, mußte man, um Zeit zu gewinnen, notwendig um jeden Preis es verhindern, daß die Hinrichtung am zweiten Tage, wie dies die Richter beschlossen hatten, stattfand. Das einzige Mittel war, den Henker von London zu entfernen; verschwand der Henker, so konnte der Spruch nicht vollzogen werden. Ohne Zweifel würde man den der London zunächst liegenden Stadt holen lassen; aber dabei gewann man mindestens einen Tag, und ein Tag ist unter solchen Umständen vielleicht die Rettung. D'Artagnan übernahm dieses äußerst schwierige Geschäft.

Nicht minder wesentlich war es, Karl Stuart davon in Kenntnis zu setzen, daß man ihn zu retten versuchen wollte, damit er so viel als möglich seine Verteidiger unterstützen oder wenigstens nichts beginnen würde, was ihren Bemühungen entgegenarbeiten könnte. Aramis übernahm diesen gefährlichen Auftrag. Karl Stuart hatte gebeten, dem Bischof Juron die Erlaubnis zu geben, ihn in seinem Gefängnisse in Whitehall zu besuchen. Mordaunt war an demselben Abend bei dem Bischof erschienen, um ihm das von dem König ausgedrückte religiöse Verlangen, so wie die Erlaubnis von Cromwell zu eröffnen. Aramis beschloß, es bei dem Bischof durch Schrecken oder Überredung dahin zu bringen, daß er ihn

an seiner Stelle und mit seinen priesterlichen Insignien angetan in den Palast von Whitehall dringen ließe. Athos übernahm es, für den Fall des Mißlingens oder für den des Gelingens die Mittel, England zu verlassen, in Bereitschaft zu halten.

Der Palast von Whitehall wurde durch drei Regimenter, und besonders durch die beständige Unruhe von Cromwell bewacht, welcher kam und ging und jeden Augenblick seine Generale und Agenten schickte.

Allein in seinem durch den Schein von zwei Kerzen beleuchteten Zimmer schaute der zum Tode verurteilte Monarch traurig den Luxus seiner vergangenen Größe an, wie man in seiner letzten Stunde das Bild des Lebens glänzender und süßer sieht, als je.

Parry hatte seinen Herrn nicht verlassen und seit seiner Verurteilung nicht zu weinen aufgehört.

Mit dem Ellenbogen auf einen Tisch gestützt, schaute Karl Stuart ein Medaillon an, auf welchem neben einander die Porträts seiner Gemahlin und seiner Tochter waren. Er erwartete zuerst Juron und nach Juron das Märtyrertum.

Zuweilen blieb sein Geist bei den braven französischen Edelleuten stille stehen, welche ihm bereits hundert Meilen entfernt, fabelhaft, schimärisch und jenen Bildern ähnlich erschienen, die man im Traume erblickt, während sie beim Erwachen wieder verschwinden.

Karl fragte sich wirklich wiederholt, ob Alles das, was ihm begegnet, nicht ein Traum oder Folge eines Fieberwahns wäre.

Bei diesem Gedanken stand er auf, machte einige Schritte, als wollte er sich von feiner Schlafsucht befreien, und ging an das Fenster. Bald aber sah er unterhalb des Kreuzstockes die Musketen der Soldaten glänzen. Dann war er genötigt, sich zu gestehen, daß er gut bewacht werde, und daß sein blutiger Traum der Wirklichkeit angehöre.

Karl kehrte stillschweigend zu seinem Lehnstuhle zurück, stützte sich abermals mit dem Ellenbogen auf den Tisch, ließ seinen Kopf auf die Hand fallen und versank in Gedanken.

»Ach«, sagte er zu sich selbst, »wenn ich nur zum Beichtvater eines der Lichten der Kirche hätte, deren Seele alle Geheimnisse

des Lebens erforscht, alle Geringfügigkeiten der Größe durchdrungen hat. Vielleicht würde seine Stimme die Stimme ersticken, welche in meinem Gemüte jammert. Aber ich werde einen Priester von gewöhnlichem Geiste sehen, dessen Laufbahn und Wohlfahrt ich durch mein Unglück gebrochen habe. Er wird mir von Gott und von dem Tode sprechen, wie er mit andern Sterbenden gesprochen hat, ohne zu begreifen, daß der königliche Sterbende dem Usurpator einen Thron hinterläßt, während seine Kinder kein Brot haben.«

Dann das Porträt seinen Lippen nähernd, murmelte er abwechselnd und einen nach dem andern die Namen seiner Kinder.

Es war eine nebelige, kalte Nacht. Die Glocke schlug langsam in dem Turme der benachbarten Kirche Die bleiche Helle zweier Kerzen ließ in dem großen, hohen Gemache von seltsamen Reflexen beleuchtete Phantome erscheinen. Diese Phantome waren die Ahnen von König Karl, welche sich aus ihren goldenen Rahmen lösten. Die Reflexe rührten von dem letzten bleichen, spiegelnden Schimmer eines Kohlenfeuers her, das im Erlöschen begriffen war.

Eine unermeßliche Traurigkeit bemächtigte sich des Königs. Er begrub seine Stirne in seinen zwei Händen, dachte an die Welt, welche so schön ist, wenn man sie verläßt, oder vielmehr wenn sie uns verläßt, an die Liebkosungen der Kinder, welche so süß und zart sind, besonders wenn man von diesen Kindern getrennt ist, um sie nie mehr zu sehen, dann an seine Gattin, ein edles, anmutiges Geschöpf, das ihn bis zu seinem letzten Augenblick unterstützt hatte. Er zog aus seiner Brust das Demantkreuz und den Stern des Hosenbandordens, diese Juwelen, die ihm durch die edelmütigen Franzosen zugeschickt worden waren, und küßte sie. Als er dabei bedachte, daß er diese Gegenstände nie wiedersehen würde, wenn er kalt und verstümmelt im Grabe läge, fühlte er jenen eisigen Schauer über seine Glieder laufen, den uns der Tod wie seinen ersten Mantel zuwirft.

In diesem Gemache, das so viele königliche Erinnerungen in ihm rege machte, wo so viel Höflinge sich bewegt, so viele tausend Schmeicheleien ausgesprochen worden waren, allein mit einem verzweifelnden Diener, dessen schwaches Gemüt seine

Seele nicht unterstützen konnte, ließ der König seinen Mut bis zu der Linie dieser Schwächen, dieser Finsternis, dieser Winterkälte herabsinken. Und sollte man es glauben, Karl, der so groß, so erhaben, das Lächeln der Resignation auf den Lippen starb, trocknete in der Finsternis eine Throne, welche auf den Tisch gefallen war und über dem goldgestickten Teppich zitterte.

Plötzlich hörte man Tritte in den Gängen, die Türe öffnete sich, Fackeln füllten das Gemach mit ihrem rauchigen Lichte, und ein Geistlicher in bischöflichem Gewände trat ein, gefolgt von zwei Wachen, denen Karl mit der Hand ein gebieterisches Zeichen machte. Die zwei Wachen entfernten sich, das Gemach versank abermals in Dunkelheit.

»Juron!« rief Karl. »Juron! ich danke, mein letzter Freund, Ihr kommt zu gelegener Zeit.«

Der Bischof warf einen unruhigen Seitenblick auf den Menschen, welcher in einem Winkel des Kamins schluchzte.

»Auf! Parry«, sagte der König, »weine nicht. Gott kommt zu uns.«

»Wenn es Parry ist«, versetzte der Bischof, »so habe ich nichts zu befürchten. Erlaubt mir also, Sire, Eure Majestät zu begrüßen und ihr zu sagen, wer ich bin und aus welchem Grunde ich komme.«

Bei diesem Anblick, bei dieser Stimme war Karl ohne Zweifel im Begriffe zu rufen; aber Aramis legte den Finger auf die Lippen und verbeugte sich tief vor dem König von England.

»Der Chevalier!« murmelte Karl.

»Ja, Sire«, unterbrach ihn Aramis, die Stimme erhebend, »ja, der Bischof Juron, ein getreuer Ritter Christi, der sich den Wünschen Eurer Majestät fügt.«

Karl faltete die Hände, er hatte d'Herblay erkannt; er war wie vernichtet vor diesen Menschen, welche als Freunde, ohne einen andern Beweggrund, als den einer durch ihr eigenes Gewissen auferlegten Pflicht, so gegen den Willen eines Volkes und das Geschick eines Königs handelten.

»Ihr seid es«, sprach er, »Ihr! wie seid Ihr bis Hierher gelangt? Mein Gott, Ihr wäret verloren, wenn sie Euch erkennen würden.«

»Denkt nicht an mich, Sire«, sagte Aramis, dem König abermals

durch eine Gebärde Stillschweigen empfehlend, »denkt nur an Euch, Eure Freunde nahen. Was wir tun werden, weiß ich noch nicht; aber vier entschlossene Männer sind viel zu tun im Stande. Schließt indessen das Auge nicht, erstaunt über nichts, seid aus Alles gefaßt.«

Karl schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Freund, wißt Ihr, daß Ihr keine Zeit zu verlieren habt, daß Ihr Euch beeilen müßt, wenn Ihr handeln wollt? Wißt Ihr, daß ich morgen um zehn Uhr sterben soll?«

»Sire, es wird bis dahin Etwas vorkommen, was eine Hinrichtung unmöglich macht.«

Der König schaute Aramis erstaunt an.

In demselben Augenblick vernahm man unter dem Fenster des Königs ein seltsames Geräusch; wie das eines Holzwagens, welcher abgeladen wird.

»Hört Ihr?« sprach der König. Auf dieses Geräusch folgte ein Schrei des Schmerzes.

»Ein Schrei . . . ich weiß nicht, wer ihn ausstoßen konnte, aber das Geräusch will ich Euch deuten«, sagte der König. »Wißt Ihr, daß ich vor diesem Fenster hingerichtet werden soll?« fügte er, die Hand nach dem düsteren, öden, nur von Soldaten und Schildwachen besetzten Platze ausstreckend, bei.

»Ja, Sire, ich weiß es.«

»Nun, das Holz, welches man bringt, besteht aus den Balken und Brettern, aus denen mein Schafott errichtet werden soll. Es wird sich ein Arbeiter beim Abladen verwundet haben.«

Aramis bebte unwillkürlich.

»Ihr seht, daß Ihr vergeblich auf Eurem Willen beharrt«, sprach Karl; »ich bin verurteilt, laßt mich meinen Tod erleiden.«

»Sire«, antwortete Aramis, seine einen Augenblick gestörte Ruhe wieder gewinnend, »sie mögen ein Schafott errichten, aber sie können keinen Henker finden.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Daß der Henker zu dieser Stunde entführt ist; morgen wird das Blutgerüste bereit sein, aber der Henker wird fehlen, und man muß die Hinrichtung auf übermorgen verschieben.«

»Und dann?«

»Morgen in der Nacht retten wir Euch.«

»Wie dies?« rief der König, dessen Antlitz unwillkürlich ein Blitz der Freude erleuchtete.

Oh! Herr, seid gesegnet«, murmelte Parry die Hände faltend.

»Wie dies?« wiederholte der König, »ich muß es wissen, um Euch nötigen Falls unterstützen zu können.«

»Ich weiß es nicht, Sire, aber der Gewandteste, der Bravste, der Ergebenste von uns Vieren, sprach zu mir, als ich ihn verließ: ›Chevalier, sagt dem König, daß wir ihn morgen Abend um zehn Uhr entführen.««

»Nennt mir den Namen dieses edelmütigen Freundes, daß ich, mag es ihm gelingen oder nicht gelingen, eine ewige Dankbarkeit für ihn bewahre.«

»D'Artagnan, Sire, welcher nahe daran war, Euch zu retten, als Harrison so ungelegen eintrat.«

»Ihr seid in der Tat wunderbare Menschen«, sprach der König, »und ich würde nicht daran geglaubt haben, wenn man mir solche Dinge erzählt hätte.«

»Nun hört mich an, Sire«, sprach Aramis. »Vergeßt nicht einen Augenblick, daß wir für Euer Heil wachen; beobachtet Alles, horcht auf Alles, erklärt Euch Alles, den geringsten Gesang, das kleinste Zeichen.«

»Oh! Chevalier, was soll ich Euch sagen?« rief der König. »Kein Wort, und käme es aus der tiefsten Tiefe meines Herzens, vermöchte meine Dankbarkeit auszudrücken. Wenn es Euch gelingt, werde ich Euch nicht zurufen, Ihr rettet einen König; von dem Blutgelüste aus gesehen, wie ich es sehe, ist das Königtum sehr wenig; aber Ihr werdet einer Gattin ihren Gatten, dm Kindern ihren Vater erhalten. Chevalier, berührt meine Hand, es ist die eines Freundes, der Euch bis zu seinem letzten Seufzer lieben wird.«

Aramis wollte dem König die Hand küssen, aber der König ergriff die seinige und drückte sie an das Herz.

In diesem Augenblick trat ein Mann ein, ohne an die Türe zu klopfen; Aramis wollte seine Hand zurückziehen, der König ließ sie nicht los.

Der Eintretende war einer von den puritanischen Halbpriestern,

Halbsoldaten, wie man sie in großer Anzahl in der Umgebung von Cromwell fand.

»Was wollt Ihr, mein Herr?« sagte der König zu ihm.

»Ich wünsche zu wissen, ob die Beichte von Karl Stuart beendigt ist«, erwiderte der Unbekannte.

»Was liegt Euch daran?« sagte der König, »wir sind nicht von derselben Religion.«

»Alle Menschen sind Brüder«, erwiderte der Puritaner; »einer meiner Brüder soll sterben, und ich komme, um ihn zum Tode vorzubereiten.«

»Genug.« versetzte Parry; der König hat nichts mit Euren Vorbereitungen zu schaffen.«

»Sire«, sagte ganz leise Aramis, »schont ihn, es ist ohne Zweifel ein Spion.«

»Nach dem ehrwürdigen Herrn Bischof werde ich Euch mit Vergnügen hören, mein Herr«, sprach der König.

Der Mensch mit dem scheelen Blicke entfernte sich, nachdem er Juron zuvor mit einer Aufmerksamkeit betrachtet halte, welche dem König nicht entging.

»Chevalier«, sagte er, als die Türe wieder geschlossen war, »ich glaube, Ihr habt Recht, dieser Mensch ist in böser Absicht Hierher gekommen. Nehmt Euch in Acht, wenn Ihr Euch entfernt, damit Euch kein Unglück widerfährt.«

»Sire«, erwiderte Aramis, »ich danke Eurer Majestät, aber sie mag sich beruhigen. Ich habe unter diesem Rocke ein Panzerhemd und einen Dolch.«

»Geht, mein Herr, und Gott beschütze Euch in Gnaden, wie ich zur Zeit sagte, als ich noch König war.«

Aramis entfernte sich. Karl geleitete ihn bis auf die Schwelle. Aramis teilte seinen Segen aus, wobei die Wachen sich verbeugten, ging majestätisch durch die mit Soldaten angefüllten Vorzimmer, stieg wieder in seinen Wagen, wohin ihm seine zwei Wächter folgten, und ließ sich in den erzbischöflichen Palast zurückführen, an welchem sie sich von ihm trennten.

Juron wartete voll Angst.

»Nun?« sagte er, als er Aramis gewahr wurde.

»Alles ist nach meinen Wünschen gegangen«, antwortete

dieser; »Spionen, Wachen, Trabanten haben mich für Euch gehalten, und der König segnet Euch, bis Ihr ihn segnen werdet.«

»Gott beschütze Euch, mein Sohn; Euer Beispiel hat mir zugleich Mut und Hoffnung gegeben.«

Aramis nahm seine Kleider und seinen Mantel wieder und verließ den Bischof, nachdem er ihm zuvor bemerkt hatte, er werde noch einmal seine Zuflucht zu ihm nehmen müssen.

Kaum hatte er zehn Schritte in der Straße gemacht, als er bemerkte, daß ihm ein in einen weiten Mantel gehüllter Mensch folgte. Er legte die Hand an seinen Dolch und blieb stille stehen. Der Mensch kam gerade auf ihn zu, es war Porthos.

»Der teure Freund!« sprach Aramis, ihm die Hand reichend.

»Ihr seht, mein Lieber«, versetzte Porthos, »jeder von uns hatte seinen Auftrag. Der meinige war, Euch zu bewachen, und ich bewachte Euch. Habt Ihr den König gesehen?«

»Ja, und es geht Alles gut. Doch wo sind nun unsere Freunde?«

»Wir versammeln uns um elf Uhr im Gasthause.«

»Dann ist keine Zeit zu verlieren.«

Es schlug wirklich halb elf Uhr in der Sanct Paulskirche; da sich die Freunde indes beeilten, so kamen sie zuerst an.

Nach ihnen kehrte Athos zurück.

»Alles geht gut«, sagte er, ehe seine Freunde Zeit hatten, ihn zu befragen.

»Was habt Ihr getan?« sprach Aramis.

»Ich habe eine kleine Felucke gemietet, welche so schmal ist wie eine Pirogue und so leicht wie eine Schwalbe. Sie erwartet uns in Greenwich mit einem Patron und vier Mann, welche gegen eine Bezahlung von fünfzig Pfund Sterling drei Nächte hinter einander zu unserer Verfügung sind. Einmal mit dem König an Bord, benützen wir die Flut, fahren die Themse hinab, und sind in zwei Stunden auf offener See. Als wahre Piraten folgen wir sodann der Küste, verbergen uns an den unzugänglichen Ufern und steuern, wenn das Meer frei ist, nach Boulogne. Für den Fall, daß ich getötet würde, bemerke ich Euch, daß der Patron des Schiffes Kapitän Roger ist und daß die Felucke *der Blitz* heißt. Hiermit findet Ihr den Herrn und das Schiff. Ein an den vier Enden

geknüpftes Sacktuch ist das Erkennungszeichen.«

Einen Augenblick nachher kam d'Artagnan ebenfalls.

»Leert Eure Taschen«, sagte er, »bis die Summe von hundert Pfund Sterling voll ist; denn die meinigen (d'Artagnan kehrte seine Taschen um) sind ganz leer.«

Die Summe war in der Sekunde zusammengeschossen. D'Artagnan ging hinaus und kehrte sogleich wieder zurück.

»Das ist abgemacht«, sagte er; »aber es hat Mühe gekostet.«

»Der Henker hat London verlassen?« fragte Athos.

»Ja wohl. Aber es war dies nicht sicher genug; er konnte zu einem Thore hinaus gehen und zum andern wieder herein kommen.«

»Wo ist er jetzt?« sprach Athos.

»Im Keller.«

»In welchem Keller?«

»Im Keller unseres Wirtes. Mousqueton sitzt auf der Schwelle, und hier ist der Schlüssel.«

»Bravo«, sagte Aramis. »Aber wie habt Ihr diesen Menschen bestimmt, zu verschwinden?«

»Wie man Alles in dieser Welt bestimmt, mit Geld. Es kostete mich viel, aber er willigte ein.«

»Wie viel hat es Euch gekostet, Freund?« fragte Athos; denn Ihr begreift nun, da wir nicht mehr ganz arme Musketiere ohne Habe und Gut sind, müssen alle Ausgaben gemeinschaftlich sein.«

»Es hat mich zwölftausend Livres gekostet«, erwiderte d'Artagnan.

»Wo habt Ihr diese gefunden? Besaßt Ihr denn eine solche Summe?«

»Der berühmte Diamant der Königin«, antwortete d'Artagnan mit einem Seufzer.

»Ah, es ist wahr«, sagte Aramis, »ich erkannte ihn an Eurem Finger.«

»Ihr habt ihn also Herrn des Essarts wieder abgekauft?« fragte Porthos.

»Ei, mein Gott, ja; aber es ist da oben geschrieben, daß ich ihn

nicht behalten soll. Was wollt Ihr? die Diamante haben, wie man Wohl glauben muß, ihre Sympathien und ihre Antipathien, gerade wie die Menschen. Es scheint, dieser haßt mich.«

»Mit dem Henker selbst also ist die Sache gut abgelaufen«, sagte Athos; »leider aber hat jeder Henker seinen Knecht, seinen Gehilfen, was weiß ich.«

»Dieser hatte auch einen; aber wir spielen glücklich.«

»Wie dies?«

»In dem Augenblick, wo ich glaubte, ich hätte eine zweite Angelegenheit abzumachen, brachte man meinen Burschen mit gebrochenem Schenkel zurück. Aus übermäßigem Eifer begleitete er bis unter die Fenster des Königs den Wagen, der die Balken und Bretter führte. Einer von diesen Balken fiel ihm auf das Bein und zerschmetterte ihm dasselbe.«

»Ah«, sprach Aramis, »er hat also den Schrei ausgestoßen, den ich in dem Gemache des Königs vernahm.«

»Das ist wahrscheinlich«, sagte d'Artagnan; »da er aber ein Mensch von Überlegung ist, so versprach er bei seiner Entfernung an seiner Stelle vier erfahrene, geschickte Arbeiter zu senden, um diejenigen, welche bereits bei dem Geschäfte sind, zu unterstützen, und als er bei seinem Herrn angelangt war, schrieb er, obgleich verwundet, sogleich an Tom Lowe, einen ihm befreundeten Zimmermann, er möge sich zu Erfüllung seines Versprechens nach Whitehall begeben. Hier ist der Brief, den er durch einen Erpressen abschickte, welcher denselben um zehn Pence besorgen sollte, aber um einen Louisd'or an mich verkaufte.«

»Was, Teufels, wollt Ihr mit dem Briefe machen?« sagte Athos.

»Ihr erratet es nicht?« versetzte d'Artagnan, mit seinen von Verstand glänzenden Augen. »Bei meiner Seele, nein.«

»Wohl, mein lieber Athos, Ihr, der Ihr Englisch sprecht wie John Bull, Ihr seid Meister Tom Lowe und wir sind Eure drei Gesellen. Begreift Ihr es nun?«

Athos stieß einen Schrei der Bewunderung und Freude aus, lief in ein Kabinett und nahm Arbeiterkleider, welche die vier Freunde alsbald anzogen, wonach sie den Gasthof, Athos mit einer Säge, Porthos mit einer Beißzange, Aramis mit einer Art und d'Artagnan

mit einem Hammer und Nägeln verließen.

Der Brief des Henkerknechtes diente bei dem Zimmermeister zur Beglaubigung, daß sie es wären, welche man erwartete.

IV.

Die Arbeiter.

Gegen Mitternacht vernahm Karl ein starkes Geräusch unter seinem Fenster. An verschiedenartigen Tönen ließen sich Hammer und Art, Beißzange und Säge unterscheiden. Er hatte sich ganz angekleidet auf sein Bett geworfen und fing an zu entschlummern, als ihn dieses Geräusch plötzlich erweckte, und da dasselbe außer seinem materiellen Wiederhalle ein furchtbares moralisches Echo in seiner Seele fand, so erfaßten ihn die gräßlichen Gedanken des vorhergehenden Tages abermals. Allein in der Finsternis und Einsamkeit, hatte er nicht die Kraft, diese neue Marter zu ertragen, welche nicht in dem Programm seiner Strafe stand, und ließ durch Parry der Schildwache sagen, sie möge die Arbeiter bitten, minder stark zu klopfen und Mitleid mit dem letzten Schläfe desjenigen zu haben, welcher ihr König gewesen.

Die Schildwache wollte nicht von ihrem Posten gehen, ließ aber Parry hinaus.

An dem Fenster angelangt, bemerkte Parry auf einer Höhe mit dem Balkon, dessen Gitter man weggenommen hatte, ein breites Schaffst, auf welches man eine Tapete von Sarsche zu nageln anfang.

Dieses ungefähr zwanzig Fuß hohe Schafott hatte zwei innere Stockwerke. Pany suchte, so verhaßt ihm auch dieser Anblick war, unter den acht bis zehn Arbeitern, welche die unselige Maschine erbauten, diejenigen, deren Geräusch für den König am unangenehmsten sein mußte, und erblickte auf einem Brette zwei Männer, welche mit Hilfe einer Brechstange die letzten Fischbänder des eisernen Ballons losmachten. Der Eine derselben, ein wahrer Coloß, verrichtete den Dienst des antiken Widders, welcher dazu bestimmt war, die Mauern umzustürzen. Bei jedem Schlage seines Instrumentes flog der Stein in Stücken. Der Andere war niedergekniet und zog die erschütterten Steine an sich. Diese, machten offenbar den Lärmen, worüber sich der König beklagte.

Parry stieg auf die Leiter und sagte zu ihnen: »Meine Freunde, wollt ein wenig stiller arbeiten. Ich bitte Euch, der König schläft, er bedarf des Schlafes.«

Der Mensch, welcher mit der Brechstange arbeitete, hielt inne und wandte sich um. Weil er aber aufrecht stand, so konnte Parry sein Gesicht in der Finsternis, welche sich an dem Boden verdichtete, nicht erkennen. Der aber, der auf den Knien lag, wandte sich um, und da sein Gesicht von der Laterne beleuchtet wurde, so vermochte ihn Parry zu sehen.

Dieser Mensch schaute ihn fest an und legte einen Finger an seinen Mund.

Parry wich erstaunt zurück.

»Es ist gut, es ist gut«, sagte der Arbeiter in vortrefflichem Englisch, »kehrt zurück und sagt dem König, wenn er heute Nacht schlecht schlafe, so werde er morgen Nacht desto besser schlafen.«

Diese harten Worte, welche, buchstäblich gedeutet, einen so furchtbaren Sinn hatten, wurden von den Zimmerleuten, welche an den Seiten und dem inneren Gerüste arbeiteten, mit einem Ausbruche gräßlicher Freude aufgenommen.

Parry glaubte, er träume, und kehrte zurück.

Karl erwartete ihn mit Ungeduld.

In dem Augenblick, wo er zurückkam, streckte die Schildwache, welche an der Tür stand, neugierig den Kopf durch die Öffnung, um zu sehen, was der König machte.

Der König stützte sich mit dem Ellenbogen auf sein Bett.

Parry schloß die Türe, ging mit freudestrahlendem Gesicht auf den König zu und sagte leise:

»Sire, wißt Ihr, wer die Arbeiter sind, welche ein solches Geräusch machen?«

»Nein«, antwortete Karl, schwermütig das Haupt schüttelnd, »wie soll ich es wissen? Kenne ich diese Menschen?«

»Sire«, sagte Parry noch leiser und sich auf das Bett seines Gebieters neigend, »Sire, es ist der Graf de la Fère und sein Freund.«

»Sie errichten mein Schafott?« sprach der König erstaunt.'

»Ja, und während sie es errichten, machen sie ein Loch in die

Mauer.«

»Stille«, versetzte der König ängstlich um sich her schauend;
»Du hast sie gesehen?«

»Ich habe mit ihnen gesprochen.«

Der König faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und verrichtete ein kurzes, inbrünstiges Gebet. Dann verließ er sein Bett und ging auf das Fenster zu, dessen Vorhänge er auf die Seite schob. Die Wachen des Ballons waren immer noch da; jenseits des Ballons aber breitete sich eine düstere Plattform aus, auf welcher Schatten umhergingen.

Karl vermochte nichts zu unterscheiden, aber er fühlte unter seinen Füßen die Erschütterung in Folge der Schläge seiner Freunde. Und jeder dieser Schläge antwortete in seinem Herzen.

Parry hatte sich nicht getäuscht: er hatte Athos erkannt. Er war es wirklich, der, unterstützt von Porthos, ein Loch aushöhlte in welchem einer von den Querbalken ruhen sollte.

Dieses Loch lief in eine unter dem Boden des königlichen Zimmers angebrachte Öffnung. War man einmal in dieser Öffnung, welche einem sehr niedrigen Entresol glich, so konnte man mittels einer Brechstange und guter Schaltern — dies war die Sache von Porthos eine Platte des Bodens sprengen. Der König schlüpfte sodann durch diese Öffnung, erreichte mit seinen Rettern eine von den Abteilungen des ganz mit schwarzem Tuche bedeckten Schafotts, zog ebenfalls ein Arbeitergewand an, das man für ihn bereit hielt, und ging ganz furchtlos mit den vier Freunden hinab. Die Schildwachen, welche, ohne irgend einen Verdacht zu haben, die Arbeiter vom Schafott kommen sahen, ließen sie vorübergehen. Die Felucke war, wie gesagt, bereit.

Dieser Plan war umfassend und zugleich einfach und leicht, wie alle Dinge, welche aus einer kühnen Entschlossenheit hervorgehen.

Athos zerriß seine so zarten, so weißen Hände, um Steine herauszuheben, die von Porthos aus ihren Basen gebrochen wurden. Bereits konnte er den Kopf unter die Zierraten stecken, welche den unteren Kranz des Ballons schmückten. Noch zwei Stunden und er würde den ganzen Körper durchbringen. Vor Tag sollte das Loch fertig, sein und völlig unter den Falten einer

inneren Tapete verschwinden, welche d'Artagnan zu legen hatte. D'Artagnan hatte sich für einen französischen Arbeiter ausgegeben, und brachte die Nägel mit der Regelmäßigkeit des geschicktesten Tapeziers an. Aramis schnitt das Überflüssige der Sarsche ab, welche bis zur Erde herabhing und hinter der sich das Blutgerüste erhob.

Der Tag erschien an den Gipfeln der Häuser. Ein großes Torf- und Kohlenfeuer hatte die Arbeiter in der so kalten Nacht vom 29. auf den 30. Januar unterstützt. Jeden Augenblick unterbrachen sich selbst die Giftigsten bei der Arbeit, um sich an dem Feuer zu wärmen. Athos und Porthos allein hatten ihr Werk nicht verlassen. Bei dem ersten Schimmer des Tages war auch das Loch vollendet. Athos drang hinein und nahm dabei die in einen Abschnitt von schwarzer Sarsche gewickelten, für den König bestimmten Kleider mit. Porthos gab ihm seine Brechstange, und d'Artagnan nagelte (ein großer, aber sehr nützlicher Luxus) eine Tapete von Sarsche innen an, hinter welcher das Loch und derjenige, welchen es verbarg, verschwanden.

Athos brauchte nur noch zwei Stunden zu arbeiten, um sich mit dem König in Verbindung zu setzen, und nach der Voraussicht der vier Freunde hatten sie den ganzen Tag vor sich, da man in Ermangelung des Henkers von London genötigt sein würde, den von Bristol zu holen.

D'Artagnan legte sein kastanienbraunes Kleid wieder an und Porthos nahm sein rotes Wamms.

Aramis begab sich zu Juron, um mit ihm, wenn es möglich wäre, zu dem König zu dringen.

Alle Drei sollten sich um die Mittagsstunde auf dem Whitehall-Platze zusammenfinden, um zu sehen, was vorginge.

Ehe Aramis das Schafott verließ, näherte er sich der Öffnung, wo Athos verborgen war, um ihm mitzuteilen, er wolle Karl zu sehen suchen.

»Gott befohlen also und guten Mut«, sprach Athos; »berichtet dem König, wie die Sachen stehen, sagt ihm, sobald er allein sei, möge er auf den Boden klopfen, damit ich meine Arbeit sicher fortsetzen kann. Wollte mir Parry vorher die innere Platte des Kamins, welche ohne Zweifel von Marmor ist, losmachen helfen,

so wäre schon etwas geschehen. Ihr, Aramis, trachtet danach, den König nicht zu verlassen. Sprecht laut, sehr laut, denn man wird Euch von der Türe aus hören. Befindet sich eine Wache im Innern des Zimmers, so tötet sie, ohne Euch lange zu bedenken; sind zwei da, so mag Parry die eine töten, und Ihr fertigt die andere ab; sind es drei, so laßt Euch töten, aber rettet den König.«

»Seid unbesorgt, ich nehme zwei Dolche mit, um einen davon Parry zu geben. Habt Ihr sonst noch etwas?«

»Nein, geht; aber schärft dem König ein, er solle keinen falschen Edelmut üben. Indeß Ihr kämpft, wenn ein Kampf entsteht, fliehe er; ist die Platte einmal wieder über seinem Kopfe, und Ihr seid tot oder lebendig auf der Platte, so braucht man wenigstens zehn Minuten, um das Loch zu finden, durch welches er entflohen ist. Während dieser zehn Minuten haben wir eine Strecke Wegs zurückgelegt, und der König ist gerettet.«

»Es soll geschehen, wie Ihr sagt, Athos. Eure Hand, denn vielleicht sehen wir uns nicht wieder.«

Athos schlang seinen Arm um den Hals von Aramis, küßte ihn und sprach:

»Für Euch, Aramis. Sterbe ich, so sagt d'Artagnan, daß ich ihn liebe, wie mein Kind, und umarmt ihn in meinem Namen. Umarmt auch Porthos, unsern guten, braven Porthos. Gott befohlen!«

»Gott befohlen«, erwiderte Aramis. »Ich bin nun so fest überzeugt, daß der König entkommen wird, als ich überzeugt bin, daß ich in diesem Augenblicke die redlichste Hand der Welt drücke.«

Aramis verließ Athos, stieg ebenfalls von dem Schafott herab, und kehrte, die Melodie eines Liedes zum Lobe von Cromwell pfeifend, in das Hotel zurück. Er fand seine zwei andern Freunde, welche in der Nähe eines guten Feuers am Tische saßen, eine Flasche Portwein tranken und ein kaltes Huhn verzehrten. Porthos aß und stieß zugleich tausend? Verwünschungen gegen die heillosen Parlamentsmitglieder aus. D'Artagnan saß stillschweigend, baute aber in seinen Gedanken die kühnsten Pläne.

Aramis erzählte ihm Alles, was verabredet war. D'Artagnan

billigte mit dem Kopfe, Porthos mit der Stimme.

»Bravo«, sagte er; »überdies werden wir im Augenblicke der Flucht dort sein. Man ist sehr gut unter dem Schafott verborgen und wir können uns daselbst halten. D'Artagnan, ich, Grimaud und Mousqueton schlagen wohl acht tot; von Blaisois spreche ich nicht, er taugt nur zur Bewachung der Pferde. Zwei Minuten auf den Menschen, macht vier Minuten. Mousqueton wird eine verlieren, das ist fünf. Während dieser fünf Minuten könnt Ihr beinahe eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt haben.«

Aramis aß schnell ein Stück Fleisch, trank ein Glas Wein und wechselte die Kleider.

»Nun begeben Sie sich zu Seiner Herrlichkeit«, sagte er. »Ihr beschäftigt Euch damit, die Waffen bereit zu halten, Porthos. Überwacht Euren Henker gut, d'Artagnan.«

»Seid unbesorgt. Grimaud hat Mousqueton abgelöst und ist auf seiner Hut.«

»Gleichviel; verdoppelt die Wachsamkeit und bleibt nicht einen Augenblick untätig.«

»Untätig, mein Lieber?« fragte Porthos. »Ich raste nicht, ich bin unablässig auf meinen Beinen, ich habe das Aussehen eines Tänzers. Gottes Tod! wie liebe ich Frankreich in diesem Augenblicke, und wie gut ist es, ein eigenes Vaterland zu haben, wenn man so schlimm in dem von Andern ist!«

Aramis verließ sie, wie er Athos verlassen hatte, das heißt, indem er Beide umarmte. Dann begab er sich zu dem Bischof Juron und stellte ihm sein Verlangen vor. Juron willigte um so leichter ein, Aramis mitzunehmen, als man ihn bereits benachrichtigt hatte, man würde eines Priesters bedürfen in dem gewissen Falle, daß der König das Nachtmahl nehmen wollte, und besonders in dem wahrscheinlichen Falle, daß er eine Messe zu hören wünschte.

Angethan, wie es Aramis am Tage vorher war, stieg der Bischof in seinen Wagen; mehr verkleidet durch seine Blässe und durch seine Traurigkeit, als durch sein Diaconengewand, stieg Aramis zu ihm ein. Der Wagen hielt vor dem Thore von Whitehall. Es war ungefähr neun Uhr Morgens. Nichts schien verändert. Die Vorzimmer und Gänge waren, wie am Tage vorher, mit Wachen

angefüllt. Zwei Schildwachen standen vor der Türe des Königs, zwei andere gingen vor dem Balkon auf der Plattform des Blutgerüsts auf und ab, auf welchem man bereits den Block befestigt hatte.

Der König war voll Hoffnung; als er Aramis wiedersah, verwandelte sich diese Hoffnung in Freude. Er umarmte Juron und drückte Aramis die Hand. Der Bischof sprach mit dem König zum Scheine laut und vor aller Welt von ihrem Zusammensein am vorhergehenden Tage. Der König antwortete ihm, die Worte, die er ihm bei diesem Zusammensein gesagt, hätten ihre Frucht getragen, und er wünschte noch eine ähnliche Unterredung. Juron wandte sich nach den Anwesenden um und bat sie, ihn mit dem König allein zu lassen.

Alle entfernten sich. Sobald die Türe wieder geschlossen war, sagte Aramis rasch:

»Sire, Ihr seid gerettet! Der Nachrichter von London ist verschwunden. Sein Gehilfe hat sich gestern unter den Fenstern Eurer Majestät den Schenkel gebrochen. Der Schrei, den wir hörten, rührte von ihm her. Ohne Zweifel hat man das Verschwinden des Henkers bereits wahrgenommen; doch es gibt nur in Bristol einen zweiten, und man braucht Zeit, um ihn zu holen. Wir haben also wenigstens bis morgen für uns.«

»Aber der Graf de la Fère?« fragte der König.

»Er befindet sich zwei Fuß von Euch, Sire. Nehmt das Schüreisen von der Glutpfanne und klopft dreimal; Ihr werdet hören, daß man Euch antwortet.«

Der König nahm mit zitternder Hand das Instrument und klopfte dreimal in gleichmäßigen Zwischenräumen. Sogleich erschollen, das Signal erwidern, dumpfe, behutsame Schläge unter dem Boden.

»Also derjenige, welcher mir antwortet«, . . . sagte der König.

»Ist der Graf de la Fère, Sire«, antwortete Aramis. »Er bereitet den Weg, auf welchem Eure Majestät zu fliehen im Stande sein wird. Parry mag diese Marmorplatte aufheben, und der Gang ist völlig geöffnet.«

»Aber ich habe kein Werkzeug«, sagte Parry.

»Nehmt diesen Dolch«, versetzte Aramis, »nur hütet Euch,

denselben zu sehr abzustumpfen, denn Ihr könntet desselben bedürfen, um etwas Anderes auszuhöhlen, als den Stein.«

»Oh, Juron«, sprach Karl, sich gegen den Bischof umwendend und seine beiden Hände fassend, »hört die Bitte desjenigen, welcher Euer König war.«

»Der es noch ist und immer sein wird«, sprach Juron, dem Fürsten die Hand küssend.

»Betet Euer ganzes Leben für diesen Edelmann, den Ihr hier seht, für einen andern, den Ihr unter unweit Füßen hört, und für noch zwei, welche irgendwo, ich bin es fest überzeugt, zu meinem Heile wachen.«

»Sire«, antwortete Juron, »es soll Euch gehorcht werden. Jeden Tag, so lange ich lebe, soll ein Gebet für die getreuen Seelen Eurer Majestät zum Himmel emporsteigen.«

Der Gräber setzte noch einige Zeit seine Arbeit fort, die man immer näher kommen fühlte. Plötzlich aber erscholl ein unerwartetes Geräusch in der Galerie. Aramis ergriff das Schüreisen und gab das Signal zur Unterbrechung.

Das Geräusch näherte sich. Es war das einer gewissen Anzahl gleichmäßiger, geregelter Schritte. Die vier Männer blieben unbeweglich. Aller Augen waren auf die Türe geheftet, die sich langsam und mit einer Art von Feierlichkeit öffnete.

Wachen waren in Reihe und Glied in dem Vorzimmer des Königs aufgestellt. Schwarz gekleidet und mit einem Ernste von schlimmer Vorbedeutung trat ein Commissär des Parlaments ein, grüßte den König, entrollte ein Pergament und las ihm seinen Spruch vor, wie man dies gewöhnlich bei den Verurteilten tut, welche das Blutgerüste besteigen sollen.

»Was soll das bedeuten?« fragte Aramis den Bischof.

Juron erwiderte ihm durch ein Zeichen, er sei in jeder Beziehung so unwissend, als er.

»Dies ist also für heute?« sagte der König mit einer nur für Juron und Aramis bemerkbaren Bewegung.

»Wäret Ihr nicht davon in Kenntnis gesetzt, Sire, daß es heute geschehen sollte?« fragte der Mann in dem schwarzen Gewände.

»Und ich soll wie ein gemeiner Verbrecher von der Hand des Henkers von London sterben?« sagte der König.

»Der Henker von London ist verschwunden, Sire«, antwortete der Commissär des Parlaments; »aber es hat sich ein Mensch statt seiner angeboten. Die Hinrichtung wird also nur um so viel Zeit verzögert werden, als Ihr fordert, um Eure zeitlichen und geistlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.«

Ein leichter an der Wurzel der Haare von Karl perlender Schweiß war die einzige Spur von Aufregung, welche diese Kunde bei ihm veranlagte.

Aramis aber wurde leichenbleich. Sein Herz schlug nicht mehr. Er schloß die Augen und stützte seine Hand auf einen Tisch. Als Karl diesen tiefen Schmerz wahrnahm, schien er den seinigen zu vergessen.

Er ging auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, umarmte ihn und sprach mit sanftem, traurigem Lächeln:

»Auf, mein Freund, Mut gefaßt!«

Dann sich gegen den Commissär umwendend:

»Mein Herr, ich bin bereit und verlange nur zwei Dinge, die Euch, glaube ich, nicht sehr auffallen werden. Erstens, das Nachtmahl zu nehmen, und dann, meine Kinder zu umarmen und ihnen das letzte Lebewohl zu sagen. Wird mir dies gestattet sein?«

»Ja, Sire«, antwortete der Commissär des Parlaments.

Und er entfernte sich.

Zu sich selbst gekommen, preßte sich Aramis die Nägel in das Fleisch. Ein ungeheurer Seufzer entstieg seiner Brust.

»Oh, hochwürdigster Herr!« rief er, die Hände von Juron ergreifend, »wo ist Gott? wo ist Gott?«

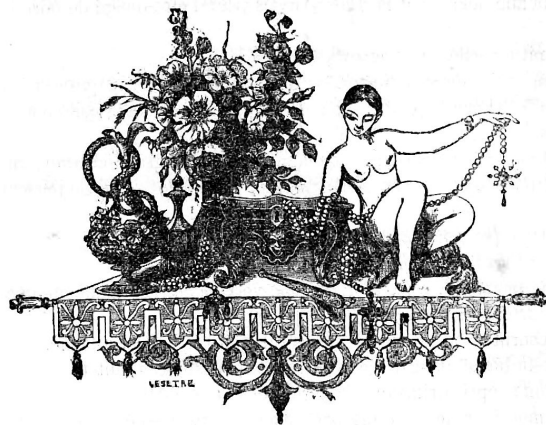
»Mein Sohn«, sprach der Bischof mit Festigkeit, »Ihr seht Gott nicht, weil die Leidenschaften der Erde ihn verbergen.«

»Mein Sohn«, sagte der König zu Aramis, »verzweifle nicht. Du fragst, was Gott mache? Gott sieht Deine Ergebenheit und mein Märtyrertum, und glaube mir, Beides wird seine Belohnung finden. Halte Dich also bei dem, was geschieht, an die Menschen, und nicht an Gott. Die Menschen bewirken meinen Tod, die Menschen veranlassen Deine Tränen.«

»Ja, Sire«, erwiderte Aramis, »Ihr habt Recht, an die Menschen muß ich mich halten und an sie werde ich mich auch halten.«

»Setzt Euch, Juron«, sprach der König niederkniend, »Ihr habt mich noch zu hören, ich habe noch zu beichten. Bleibt, mein Herr«, fügte er bei, sich an Aramis wendend, der eine Bewegung machte, um sich zurückzuziehen; »bleibt auch Ihr, Parry, ich habe selbst bei den Geheimnissen der Beichte nichts zu sagen, was sich nicht vor aller Welt sagen ließe; bleibt, ich bedaure nur, daß mich nicht die ganze Welt wie Ihr und mit Euch hören kann.«

Juron setzte sich und der König begann, vor ihm kniend, wie der geringste Gläubige, seine Beichte.





TYP. J. CLAYE.

Adieu Karl I.

V.

Remember!

Als die königliche Beichte vollendet war, nahm Karl das Abendmahl; dann verlangte er seine Kinder zu sehen. Es schlug zehn Uhr und es war somit, wie der König gesagt hatte, keine lange Zögerung.

Das Volk hielt sich indessen schon bereit; es wußte, daß zehn

Uhr die für die Hinrichtung bestimmte Stunde war, scharrte sich in den Straßen beim Palaste zusammen, und der König sing an den entfernten Lärmen zu unterscheiden, welchen die Menge und das Meer machen, wenn die eine durch ihre Leidenschaften, das andere durch seine Stürme erregt ist.

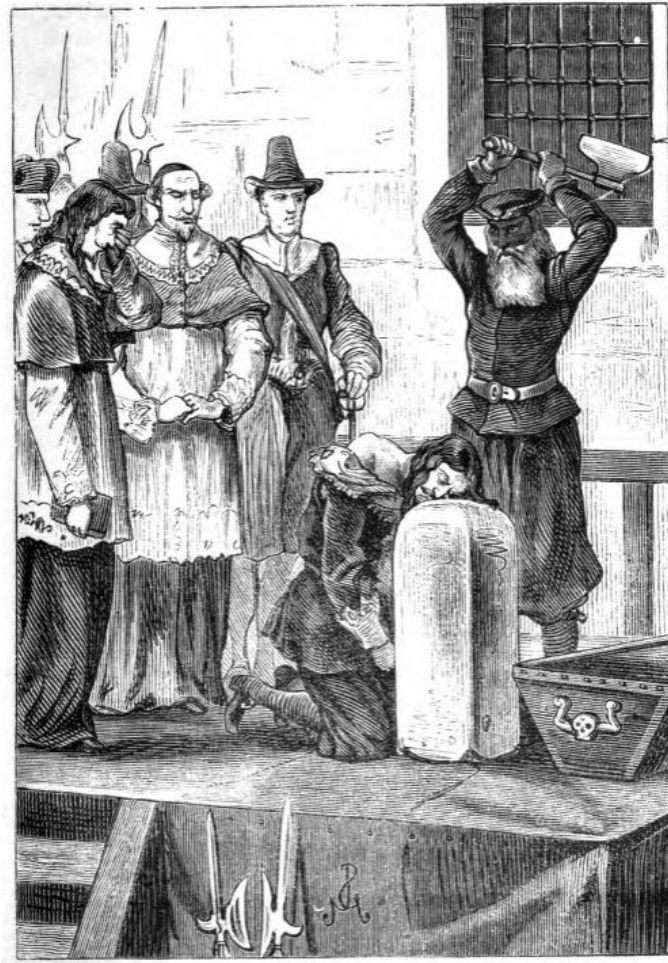
Die Kinder des Königs langten an: zuerst die Prinzessin Charlotte, dann der Herzog von Gloucester, — ein kleines, blondes Mädchen, die Augen in Tränen gebadet, und ein Knabe von acht bis zehn Jahren, bei dem ein trockenes Auge und die verächtlich aufgeworfene Lippe den wachsenden Stolz verrieten. Das Kind hatte ^ die ganze Nacht hindurch geweint, aber vor allen diesen Leuten weinte es nicht.

Karl fühlte, wie sein Herz beim Anblick der beiden Kinder schmolz, die er seit zwei Jahren nicht gesehen hatte und jetzt nur in der Stunde seines Todes wiedersah. Eine Throne trat in seine Augen und er wandte sich und trocknete sie, denn er wollte sank sein vor denjenigen, welchen er ein so schweres Erbe des Leidens und des Unglücks hinterließ.

Er sprach zuerst mit dem jungen Mädchen, zog die Kleine zu sich, empfahl ihr Frömmigkeit, Resignation und kindliche Liebe; dann ging er von den: Einen zum Andern über, nahm den jungen Herzog von Gloucester und setzte ihn auf seinen Schooß, damit er ihn zugleich an sein Herz drücken und ihm das Gesicht küssen könnte.

»Mein Sohn«, sagte er zu ihm, »Du hast auf Deinem Wege hierher in den Straßen und in den Vorzimmern viele Menschen gesehen; diese Leute, vergiß es nie, werden Deinem Vater den Kopf abschlagen. Vielleicht wollen sie Dich eines Tags, weil sie Dich bei sich sehen und in ihrer Gewalt haben, zum König machen, mit Ausschließung des Prinzen von Wales und des Herzogs von York, Deiner älteren Brüder, von denen der Eine in Frankreich, der Andere ich weiß nicht wo ist; aber Du bist nicht der König, mein Sohn, und kannst es nur durch ihren Tod werden. Schwöre mir also, Dir nicht die Krone auf das Haupt setzen zu lassen, wenn Du nicht rechtmäßige Ansprüche auf diese Krone hast, denn eines Tages, hörst Du Wohl, mein Sohn, eines Tages, wenn Du dies tust, würden sie Dir Kopf und Krone abschlagen, und an diesem Tage könntest Du nicht ruhig und ohne

Gewissensbisse sterben, wie ich sterbe. Schwöre mir, mein Sohn.«



Das Kind streckte seine kleine Hand in die seines Vaters aus und sprach:

»Sire, ich schwöre Eurer Majestät . . . «

Karl unterbrach ihn und sagte:

»Heinrich, nenne mich Deinen Vater.«

»Mein Vater«, versetzte das Kind, »ich schwöre Euch, daß sie mich eher töten, als zum König machen werden.«

»Gut! mein Sohn. Nun umarme mich, und Du auch, Charlotte, und vergeßt mich nicht.«

»Oh! nein! nein!« riefen die zwei Kinder, ihre Arme um den Hals des Königs schlingend.

»Gott befohlen«, sprach Karl, »Gott befohlen, meine Kinder.

Führt sie weg, Juron, ihre Tränen würden mir den Mut zum Sterben rauben.«

Juron entriß die unglücklichen Kinder den Armen ihres Vaters und übergab sie denjenigen, welche sie gebracht hatten.

Hinter ihnen öffneten sich die Pforten, und Jedermann konnte eintreten.

Als sich der König unter der Menge der Wachen und Neugierigen, welche das Zimmer zu füllen begannen, allein sah, erinnerte er sich, daß der Graf de la Fère sehr nahe unter dem Boden des Gemaches war, und da er ihn nicht sehen konnte, vielleicht immer noch hoffte.

Er zitterte, das geringste Geräusch könnte Athos als Signal erscheinen, und dieser würde sich, seine Arbeit wieder beginnend, selbst verraten. Er heuchelte deshalb eine Unbeweglichkeit und hielt dadurch alle Anwesenden in Ruhe.

Der König täuschte sich nicht, Athos war wirklich auf den Beinen, er horchte, er verzweifelte, da er kein Signal hörte; er fing zuweilen abermals an, den Stein anzugreifen, da er aber gehört zu werden befürchtete, hielt er bald wieder inne.

Diese furchtbare Untätigkeit dauerte zwei Stunden. Eine Todesstille herrschte in dem Zimmer des Königs.

Nun entschloß er sich, die Ursache dieser düsteren, stummen, nur von dem ungeheuren Lärmen des Volkes gestörten Ruhe zu erforschen. Er öffnete ein wenig die Tapete, welche das Loch des Spalts verbarg, und stieg auf den ersten Stock des Schafotts hinab. Kaum vier Zoll über seinem Kopfe war der Boden, der sich in einer Höhe mit der Plattform ausdehnte und das Schafott bildete.

Das Geräusch, welches er bis jetzt nur dumpf gehört hatte, und das nun düster und bedrohlich an sein Ohr drang, machte ihn vor Schrecken beben. Er ging bis an den Rand des Schafotts, öffnete ein wenig das schwarze Tuch in der Höhe seines Auges und sah Reiter, welche an der furchtbaren Maschine aufgestellt waren, jenseits der Reiter eine Reihe Partisanenträger, jenseits der Partisanenträger Musketiere, jenseits der Musketiere die ersten Reihen des Volkes, das einem düsteren Ozean ähnlich brauste und tobte. »Was ist denn vorgefallen?« fragte sich Athos, heftiger

zitternd, als das Tuch, dessen Falten er zerknitterte; das Volk drängt sich, die Soldaten stehen unter den Waffen, und unter den Zuschauern, welche insgesamt die Augen nach dem Fenster gerichtet haben, erblicke ich d'Artagnan! Was erwartet er? was betrachtet er? Großer Gott, sollte er haben den Henker entschlüpfen lassen!«

Plötzlich erscholl die Trommel dumpf und düster auf dem Platze; ein Geräusch schwerer, langsamer Tritte machte sich über seinem Kopfe hörbar. Es kam ihm vor, als ob etwas, wie eine ungeheure Prozession die Parkete von Whitehall beträte; bald hörte er sogar die Bretter des Blutgerüstes krachen. Er warf einen letzten Blick auf den Platz, und die Haltung der Zuschauer lehrte ihn, was eine im Grunde seines Herzens zurückgebliebene Hoffnung zu erraten bis jetzt verhindert hatte.

Das Geräusch auf dem Platze hatte völlig aufgehört. Aller Augen waren nach dem Fenster von Whitehall gerichtet; die starre Menge gab durch den aufgesperrten Mund und das Zurückhalten des Atems die Erwartung eines furchtbaren Schauspiels kund.

Das Getöse der Tritte, das Athos von der Stelle, die er unter dem Boden des königlichen Zimmers einnahm, über seinem Kopfe gehört hatte, wiederholte sich auf dem Schafott, welches sich dergestalt unter dem Gewichte bog, daß die Bretter beinahe den Kopf des unglücklichen Edelmanns berührten. Offenbar waren es zwei Reihen Soldaten, welche den ihnen zugewiesenen Platz besetzten.

In demselben Augenblicke sprach eine Athos wohlbekannte Stimme, eine edle Stimme, über seinem Kopfe:

»Herr Oberster, ich wünsche zu dem Volke zu reden.«

Athos bebte vom Scheitel bis zu den Zehen: es war der König, welcher auf dem Blutgerüste sprach.

Nachdem Karl ein paar Tropfen Wein getrunken und etwas Brot gebrochen, hatte er sich wirklich, müde den Tod zu erwarten, entschlossen, diesem entgegenzugehen, und das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

Dann hatte man die beiden Flügel des nach dem Platze gehenden Fensters geöffnet, und das Volk sah schweigend aus dem Hintergrunde des Zimmers einen verlarvten Mann

hervortreten, in welchem man an dem Beile, das er in der Hand hielt, den Scharfrichter erkannte. Dieser Mann näherte sich dem Blocke und legte sein Beil darauf.

Nach diesem Menschen erblickte man Karl Stuart, welcher ruhig und festen Schrittes zwischen zwei Priestern ging, gefolgt von einigen Oberoffizieren, die der Hinrichtung beizuwohnen hatten, und von zwei Gliedern von Partisanenträgern, welche sich auf beiden Seiten des Schafotts aufstellten.

Der Anblick des verlarvten Mannes hatte ein lange anhaltendes Geräusch hervorgebracht. Jedermann war neugierig zu erfahren, wer der unbekante Henker wäre, der sich noch zur rechten Zeit angeboten hatte, damit das dem Volke verheißene Schauspiel stattfinden konnte, während man bereits geglaubt, dasselbe müßte auf den andern Tag verschoben werden. Jeder verschlang ihn gleichsam mit den Augen, aber man konnte nichts sehen, als daß es ein schwarz gekleideter Mann von mittlerem Wüchse war, der bereits ein gewisses Alter erreicht zu haben schien, denn das Ende eines grau werdenden Bartes stand unter der Larve hervor, die sein Gesicht bedeckte.

Doch bei dem Anblick des so ruhigen, so edlen, so würdigen Königs stellte sich die Ruhe wieder her, und Jedermann konnte es hören, als er das Verlangen, zu dem Volke zu reden, aussprach.

Dieses Verlangen hatte derjenige, an welchen es gerichtet war, ohne Zweifel mit einem bejahenden Zeichen beantwortet, denn der König fing an, mit einer festen, wohlklingenden, bis in die Tiefe des Herzens von Athos vibrierenden Stimme zu sprechen.

Er erklärte dem Volke sein Benehmen und gab ihm Ratschläge zur Wohlfahrt Englands.

»Oh!« sprach Athos zu sich selbst, »ist es denn möglich, daß ich höre, was ich höre? Ist es möglich, daß Gott seinen Stellvertreter auf Erden so sehr verlassen hat, daß er so elendiglich sterben muß! . . . Und ich habe ihn nicht gesehen . . . habe ihm kein Fahrewohl gesagt!«

Man vernahm ein Geräusch, als würde das Todeswerkzeug auf dem Blocke bewegt.

Der König unterbrach sich und sprach:

»Berührt das Beil nicht.«

Und er setzte seine Rede fort; als sie zu Ende war, trat eine furchtbare Stille über dem Kopfe des Grafen ein. Er hielt seine Hand vor die Stirne, aber zwischen seiner Hand und seiner Stirne rieselten Schweißtropfen durch, obgleich die Luft eiskalt war.

Diese Stille deutete die letzten Vorbereitungen an.

Nachdem der König seine Rede geschlossen, ließ er auf der Menge einen Blick voll Mitleids umhergehen. Dann machte er den Orden, den er trug, eben jenen Demantstern, den die Königin ihm geschickt hatte, los und übergab ihn dem Priester, welcher Juron begleitete. Hierauf zog er aus seiner Brust ein kleines Kreuz, ebenfalls von Diamanten. Dieses kam, wie der Stern, von Frau Henriette.

»Mein Herr«, sagte er, sich an den Priester wendend, welcher Juron begleitete, »ich werde dieses Kreuz bis zu meinem letzten Augenblick in der Hand behalten; aber nehmt es von mir, wenn ich tot bin.«

»Ja, Sire«, sprach eine Stimme, in welcher Athos die von Aramis erkannte.

Karl, welcher bis dahin seinen Kopf bedeckt gehabt hatte, nahm nun feinen Hut ab und warf ihn von sich. Dann löste er, einen nach dem andern, die Knöpfe seines Wammes, zog es aus und warf es neben seinen Hut. Da es aber sehr kalt war, forderte er seinen Schlafrock, den man ihm reichte.

Alle diese Vorbereitungen waren mit furchtbarer Ruhe vor sich gegangen. Man hätte glauben sollen, der König wäre im Begriff, sich zu Bette und nicht in seinen Sarg zu legen.

Endlich hob er seine Haare mit der Hand in die Höhe und sagte zu dem Henker:

»Werden sie Euch hinderlich sein? In diesem Falle könnte man sie mit einer Schnur aufbinden.«

Karl begleitete diese Worte mit einem Blick, der unter die Larve des Unbekannten dringen zu wollen schien. Der so edle, so ruhige, so sichere Blick nötigte diesen Menschen, den Kopf abzuwenden. Aber hinter dem tiefen Blicke des Königs begegnete er dem glühenden Blicke von Aramis.

Als der König sah, daß er nicht antwortete, wiederholte er seine Frage.

»Es wird genügen, wenn Ihr sie vom Halst entfernt«, antwortete der Mann mit einer dumpfen Stimme.

Der König trennte seine Haare mit seinen beiden Händen und sagte, den Block anschauend:

»Dieser Block ist sehr niedrig; sollte sich kein höherer finden?«

»Es ist der gewöhnliche Block«, antwortete der Verlarvte.

Glaubt Ihr mir den Kopf mit einem Streiche abzuhaueu?« fragte der König.

»Ich hoffe es«, antwortete der Scharfrichter.

Es lag in den Worten: »*Ich hoffe es*«, eine so seltsame Betonung, daß alle Anwesenden, den König ausgenommen, bebten.

»Es ist gut«, sprach der König, »und nun, Henker, höre.«

Der Verlarvte machte einen Schritt gegen den König und stützte sich auf sein Beil.

»Du sollst mich nicht überraschen«, sprach Karl zu ihm. »Ich werde niederknien um zu beten; dann schlage noch nicht.«

»Wann soll ich schlagen?« fragte der Verlarvte. »Sobald ich den Hals auf den Block gelegt habe, die Arme ausstrecke und Remember¹⁴ rufe.«

Der Mann mit der Larve machte eine leichte Verbeugung.

»Der Augenblick, von der Welt zu scheiden, ist gekommen«, sprach der König zu seiner Umgebung. »Meine Herren, ich lasse Euch mitten im Sturme und gehe Euch in jenes Vaterland voran, das kein Ungewitter kennt. Gott befohlen!«

Er schaute Aramis an und machte ihm ein besonderes Zeichen mit dem Kopfe.

»Nun entfernt Euch«, fuhr er fort, »und laßt mich leise mein Gebet verrichten. Entferne. Du Dich auch«, sagte er zu dem Verlarvten; »ich weiß, daß ich Dir gehöre; aber erinnere Dich, daß Du erst bei meinem Signal schlagen sollst.«

Karl kniete nieder, machte das Zeichen des Kreuzes und näherte seinen Mund den Brettern, als wollte er die Plattform küssen. Dann stützte er sich mit der einen Hand auf den Boden, mit der andern auf den Block, und sagte in französischer Sprache:

»Graf de la Fère, seid Ihr da, und kann ich sprechen?«

Diese Stimme schlug gerade in das Herz von Athos und durchdrang dasselbe, wie ein kaltes Eisen.

»Ja, Majestät«, erwiderte er zitternd.

»Treuer Freund, edles Herz«, sprach der König, »ich konnte nicht von Dir gerettet werden, ich sollte es nicht sein. Nun aber, und sollte ich eine Entheiligung begehen, sage ich: ja, ich habe zu den Menschen, ich habe zu Gott gesprochen, ich spreche zuletzt zu Dir. Um eine Sache aufrecht zu halten, die ich für heilig hielt, habe ich den Thron meiner Väter verloren und das Erbe meiner Kinder verschleudert. Eine Million in Gold bleibt mir. Ich habe sie in den Kellern des Schlosses von Newcastle in dem Augenblick vergraben, wo ich diese Stadt verließ. Du allein weißt, daß dieses Geld vorhanden ist. Mache Gebrauch davon, wenn Du es zum Wohle meines ältesten Sohnes für zeitgemäß hältst. Und nun, Graf de la Fère, nimm Abschied von mir.«

»Gott befohlen, heilige Majestät, Märtyrer-Majestät!« stammelte Athos, vor Schrecken zu Eis geworden.

Es trat nun ein Stillschweigen ein, während dessen es Athos vorkam, als stünde der König auf und wechselte seine Stellung.

Dann rief der König mit einer vollen, klingenden Stimme, so daß man es nicht nur auf dem Schafott, sondern auch auf dem ganzen Patze hörte:

Kaum war dieses Wort aus seinem Munde, als ein furchtbarer Schlag den Boden des Blutgerüstes erschütterte. Der Staub drang aus dem Tuche hervor und verblendete den unglücklichen Edelmann.

Plötzlich hob er mit einer maschinenmäßigen Bewegung die Augen und den Kopf empor, und es fiel ein warmer Tropfen auf seine Stirne. Athos wich mit einem Schauer des Schreckens zurück, und in demselben Augenblick verwandelten sich die Tropfen in eine schwarze Cascade, welche auf dem Boden aufprallte.

Athos fiel auf die Kniee und blieb einige Augenblicke wie vom Wahnsinn erfaßt. An dem abnehmenden Gemurmel bemerkte er bald, daß das Volk sich entfernte. Er verharrte noch einen Moment unbeweglich, stumm und bestürzt. Dann tauchte er, sich umwendend, das Ende seines Taschentuches in das Blut des

Märtyrer-Königs, und als das Volk immer mehr den Platz verließ, stieg er hinab, schlitzte das Tuch, drängte sich zwischen zwei Pferde, vermischte sich mit dem Volke, dessen Kleidung er trug, und gelangte zuerst in die Taverne.

Als er in sein Zimmer trat, beschaute er sich im Spiegel, sah auf seiner Stirne einen breiten rothen Fleck, fuhr mit der Hand an die Stirne, zog sie voll von dem Blute des Königs zurück, und fiel in Ohnmacht.

VI.

Der Verlarvte.

Obgleich es erst vier Uhr war, herrschte doch schon finstere Nacht. Der Schnee fiel dick und eisig kalt. Aramis kehrte ebenfalls zurück und fand Athos, wenn auch nicht ohne Bewußtsein, doch wenigstens wie vernichtet.

Bei den ersten Worten seines Freundes erwachte der Graf aus der Lethargie, in die er versunken war.

»Nun«, sagte Aramis, »besiegt durch das Mißgeschick!«

»Besiegt«, sprach Athos, »edler, unglücklicher König!«

»Seid Ihr denn verwundet?« fragte Aramis.

»Nein, dieses Blut ist das seinige.«

Der Graf trocknete seine Stirne.

»Wo wart Ihr denn?«

»Wo Ihr mich gelassen hattet, unter dem Schafott!«

»Und Ihr habt Alles gesehen?«

»Nein, aber Alles gehört. Gott bewahre mich vor einer zweiten Stunde, der ähnlich, welche ich so eben durchmachen mußte! Habe ich nicht weiße Haare?«

»Dann wißt Ihr, daß ich ihn nicht verlassen habe.«

»Ich hörte Eure Stimme bis zum letzten Augenblick.«

»Hier ist der Stern, den er mir gegeben«, sprach Aramis, »hier ist das Kreuz, das ich aus seiner Hand genommen. Er wünschte, daß Beides der Königin zugestellt würde.«

»Und hier ein Taschentuch, um Beides darein zu wickeln«, sagte Athos.

Und er zog das Tuch hervor, das er in das Blut des Königs getaucht hatte.

»Was hat man mit der armen Leiche gemacht?« fragte Athos.

»Auf Befehl von Cromwell sollen ihr die königlichen Ehren erwiesen werden. Wir haben den Körper in einen bleiernen Sarg gelegt. Die Ärzte beschäftigen sich damit, die unglücklichen Überreste einzubalsamieren. Ist ihr Werk getan, so wird der König

auf ein Trauergerüste gesetzt werden.«

»Hohn!« murmelte Athos düster; »die königlichen Ehren demjenigen, welchen sie ermordet haben!«

»Dies beweist«, versetzte Aramis, »daß der König stirbt, daß das Königtum aber nicht stirbt.«

»Ah!« rief Athos, »das ist vielleicht der letzte ritterliche König, den die Welt haben wird.«

»Verzweifelt nicht, Graf«, sprach eine mächtige Stimme von der Treppe, auf der die schweren Tritte von Porthos erschollen. »Wir sind alle sterblich, meine armen Freunde.«

»Ihr kommt spät, mein lieber Porthos«, sagte der Graf de la Fère.

»Ja«, erwiderte Porthos, »es waren Leute auf meinem Wege, die mich aufhielten. Die Elenden tanzten! Ich nahm einen beim Halse und erdrosselte ihn, glaube ich, ein wenig. Gerade in diesem Augenblick kam eine Patrouille. Zum Glücke war derjenige, mit welchem ich es hauptsächlich zu tun hatte, ein paar Minuten außer Standes, zu sprechen. Ich benützte dies, um mich in eine kleine Straße zu werfen. Diese kleine Straße führte mich in eine noch kleinere; dann verirrte ich mich. Ich kenne London nicht, ich verstehe nicht Englisch und glaubte, ich würde mich nicht zurecht finden; doch endlich bin ich doch hier.«

»Aber d'Artagnan«, sagte Aramis, »Habt Ihr ihn nicht gesehen? sollte ihm etwas begegnet sein?«

»Wir wurden durch die Menge getrennt«, erwiderte Porthos, »und ich konnte, wie sehr ich mich auch anstrengte, nicht wieder zu ihm gelangen.«

»Oh!« sagte Athos mit einer gewissen Bitterkeit, »ich habe ihn gesehen, er war in der ersten Reihe des Volkes vortrefflich gestellt, um nichts zu verlieren, und da das Schauspiel im Ganzen ein seltsames gewesen ist, so wild er es haben bis zu Ende sehen wollen.«

»Ei, Graf de la Fère«, sprach eine ruhige, obgleich durch die Eile des Laufes etwas gehemmte Stimme, »seid Ihr es wirklich, der die Abwesenden verleumdet?«

Dieser Vorwurf traf Athos im Herzen. Da jedoch der Anblick von d'Artagnan in den ersten Reihen dieses albernen, rohen Volkes

einen tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, so beschränkte er sich darauf, ihm zu erwidern:

»Ich verleumde Euch nicht, mein Freund. Man war hier um Euch besorgt, und ich sagte, wo Ihr wäret. Ihr kanntet den König Karl nicht, er war nur ein Fremder für Euch und Ihr fandet Euch nicht genötigt, ihn zu lieben.«

So sprechend reichte er seinem Freunde die Hand. Aber d'Artagnan stellte sich, als gewahrte er diese Gebärde nicht und hielt seine Hand in seinem Mantel.

Athos ließ langsam die seinige fallen. '»Ich bin müde«, sprach d'Artagnan und setzte sich.

»Trinkt ein Glas Portwein«, sagte Aramis, nahm eine Flasche vom Tisch und füllte ein Glas; »trinkt, das wird Euch erquicken.«

»Ja, trinken wir«, rief Athos, der, die Unzufriedenheit des Gascogners fühlend, mit diesem anstoßen wollte; »laßt uns trinken und dann aus diesem abscheulichen Lande eilen. Die Felucke erwartet uns, wie Ihr wißt; reisen wir diesen Abend, denn wir haben nichts mehr hier zu tun.«

»Ihr seid eilig, Herr Graf«, sagte d'Artagnan:

»Dieser blutige Boden brennt mir unter den Füßen«, erwiderte Athos

»Der Schnee macht nicht diese Wirkung auf mich«, versetzte ruhig der Gascogner.

»Aber was sollen wir denn noch hier machen, nun, da der König tot ist?«

»Ihr seht also nicht, Herr Graf«, entgegnete d'Artagnan mit nachlässigem Tone, »daß Euch in England noch etwas zu tun übrig bleibt?«

»Nichts, nichts«, sprach Athos, »als an der Güte Gottes zu zweifeln und meine eigenen Kräfte zu verachten.«

»Wohl«, erwiderte d'Artagnan, »ich, der Schwächliche, der blutgierige Tagedieb, der ich zwanzig Schritte vom Schafott stand, um das Haupt des Königs besser fallen zu sehen, dieses Königs, den ich nicht kannte, und der mir, wie es scheint, gleichgültig war, ich denke anders, als der Herr Graf . . . ich bleibe.«

Athos erbleichte; jeder Vorwurf feines Freundes vibrierte in der Tiefe seines Herzens.

»Ah! Ihr bleibt in London?« sprach Porthos zu d'Artagnan.

»Ja«, erwiderte dieser, »und Ihr?«

»Verdammt!« rief Porthos, Athos und Aramis gegenüber etwas verlegen, »verdammt, wenn Ihr bleibt, so werde ich, da ich mit Euch gekommen bin, auch nur mit Euch gehen. Ich lasse Euch nicht allein in diesem abscheulichen Lande.«

»Ich danke, mein vortrefflicher Freund, ich habe Euch ein kleines Unternehmen vorzuschlagen, das wir mit einander ausführen werden, wenn der Herr Graf abgereist ist. Der Gedanke dazu kam mir, während ich das bekannte Schauspiel betrachtete.«

»Welches?« sagte Porthos.

»Ich wollte wissen, wer der verlarvte Mann wäre, der sich zuvorkommend angeboten hatte, dem König den Hals abzuschneiden.«

»Ein verlarvter Mann!« rief Athos, »Ihr habt also den Henker nicht entfliehen lassen?«

»Den Henker?« sagte d'Artagnan, »er ist immer noch im Keller, wo er ohne Zweifel ein paar Worte mit den Flaschen unseres Wirtes sprechen wird. Aber ich bedenke, . . . «

D'Artagnan ging an die Türe und rief: »Mousqueton!«

»Gnädiger Herr?« erwiderte eine Stimme, welche aus der Tiefe der Erde zu kommen schien.

»Laßt Euren Gefangenen los, Alles ist vorbei.«

»Aber wer ist der Elende, der Hand an den König gelegt hat?« sprach Athos.

»Ein Henker aus Liebhaberei, der übrigens das Beil mit großer Leichtigkeit handhabt, denn er bedurfte, wie er hoffte, nur eines Streiches«, sagte Aramis.

»Ihr habt sein Gesicht nicht gesehen?« fragte Athos.

»Er hatte eine Larve«, erwiderte d'Artagnan.

»Aber Ihr, der Ihr in seiner Nähe wäret, Aramis?«

»Ich sah nur einen gräulichen Bart, der unter der Larve hervorkam.«

»Es ist also ein Mensch von etwas vorgerücktem Alter?« fragte Athos.

»Oh, das ist kein Beweis«, versetzte d'Artagnan, »Nimmt man eine Larve, so kann man auch einen Bart nehmen.«

»Es tut mir leid, daß ich ihm nicht folgte!« rief Porthos.

»Nun, mein lieber Porthos, das ist gerade der Gedanke, der mir kam«, sagte d'Artagnan.

Athos begriff Alles. Er stand auf und sprach: »Vergib mir, d'Artagnan, ich habe an Gott gezweifelt, ich konnte wohl auch an Dir zweifeln. Vergib mir, mein Freund.«

»Wir werden sogleich sehen«, erwiderte d'Artagnan lächelnd.

»Nun?« sprach Aramis.

»Nun«, versetzte d'Artagnan, während ich hinschaute, nicht nach dem König, wie der Herr Graf denkt — denn ich weiß, was ein Mensch ist, welcher sterben soll, und obgleich ich an solche Dinge gewöhnt sein sollte, so tun sie mir doch immer wehe, — sondern nach dem verlarvten Henker, so kam mir der Gedanke, den ich Euch genannt habe: ich wollte nämlich erfahren, wer er wäre. Da wir aber die Gewohnheit haben, uns einander zu vervollständigen und uns zu Hilfe rufen, wie man die zweite Hand der ersten zu Hilfe ruft, so schaute ich maschinenmäßig um mich her, ob Porthos nicht da wäre; denn Euch, Aramis, hatte ich in der Nähe des Königs erkannt, und von Euch, Graf, wußte ich, daß Ihr unter dem Schafott sein müßtet. Deshalb vergebe ich Euch auch«, fügte er Athos die Hand reichend, bei, »denn Ihr müßtet viel leiden. Ich schaute also um mich her, als ich zu meiner Rechten einen Kopf erblickte, der gespalten worden war und sich so gut als möglich wieder mit schwarzem Taffet zusammengeflickt hatte.«

»Bei Gott, sagte ich zu mir selbst, das ist eine Narbe von meiner Art, und ich habe diesen Schädel wohl irgendwo zusammengenäht. Es war in der Tat der unglückliche Schottländer, der Bruder von Parry, der Mensch, an welchem, wie Ihr wißt, Herr von Groslow seine Kräfte zu versuchen sich belustigte, und der nur noch einen halben Kopf hatte, als wir ihn trafen.«

»Ganz richtig, der Mann mit den schwarzen Hühnern«, sprach Porthos.

»Er selbst. Er machte einem andern Menschen, der sich zu

meiner Linken befand, Zeichen. Ich wandte mich um und erkannte den ehrlichen Grimaud, welcher, wie ich, damit beschäftigt war, meinen verlarvten Henker mit den Blicken zu verschlingen.«

»Oh! oh!« rief ich ihm zu. Da nun diese Sylbe die Abkürzung ist, der sich der Herr Graf an den Tagen bedient, an denen er mit ihm spricht, so begriff Grimaud, daß er mit dem Rufe gemeint war, und wandte sich, wie von einer Feder in Bewegung gesetzt, um. Er erkannte' mich ebenfalls, streckte seinen Finger nach dem Verletzten um um sagte:

»He?« was bedeutete, habt Ihr gesehen?«

»Bei Gott«, erwiderte ich.

»Wir hatten uns vollkommen verstanden.«

»Ich wandte mich nun nach unserm Schottländer um. Er hatte auch sprechende Blicke.«

»Kurz, Alles endigte, wie Ihr wißt, auf eine traurige Weise. Das Volk entfernte sich. Allmählich kam der Abend. Ich zog mich mit Grimaud und dem Schottländer, dem ich durch ein Zeichen bedeutete, er möge bei uns bleiben, in einen Winkel des Platzes zurück und beobachtete von da aus den Henker, welcher sich in das königliche Zimmer begeben hatte und die Kleider wechselte. Die seinigen waren ohne Zweifel blutig geworden. Er setzte sodann einen schwarzen Hut auf den Kopf, hüllte sich in einen Mantel und verschwand. Ich erriet daß er herauskommen würde, und lief vor die Türe. Nach fünf Minuten sahen wir ihn wirklich die Treppe herabsteigen.«

»Ihr folgtet ihm?« rief Athos.

»Bei Gott«, erwiderte d'Artagnan, »aber es geschah nicht ohne Mühe. Er wandte sich jeden Augenblick um; dann waren wir genötigt, uns zu verbergen oder ein gleichgültiges Wesen anzunehmen. Ich wäre ihm zu Leibe gegangen und hätte ihn getötet, aber ich bin nicht selbstsüchtig, und es war ein Regal, das ich Euch vorbehielt, Aramis, und Euch, Athos, um Euch ein wenig zu trösten. Endlich nach einem Marsche von einer halben Stunde durch die krummsten Straßen der City, gelangte er zu einem kleinen, vereinzelt Haus, wo kein Tritt, kein Licht die Gegenwart des Menschen andeutete.«

»Grimaud zog aus seinen weiten Hosen eine Pistole.«

›He?‹ sagte er, mir dieselbe zeigend.

›Nein‹, erwiderte ich und hielt seinen Arm zurück.

›Ich hatte, wie ich Euch bemerkte, meinen Gedanken.«

›Der Verlarvte blieb vor einer niedrigen Türe stille stehen und zog einen Schlüssel hervor. Aber ehe er ihn in das Schloß steckte, wandte er sich um, ohne Zweifel in der Absicht zu sehen, ob man ihm nicht folgte. Ich war hinter einen Baum gekauert, Grimaud hinter einen Weichstein. Der Schottländer, welcher nichts hatte, um sich dahinter zu verbergen, legte sich mit dem flachen Leibe auf den Weg.«

›Wahrscheinlich glaubte sich derjenige welchen wir verfolgten, allein, denn ich hörte das Klirren des Schlüssels. Die Türe öffnete sich und er verschwand.«

›Der Elende!‹ rief Aramis; »während Ihr zurückkehrt, wird er entflohen sein, und wir finden ihn nicht mehr.«

›Stille, Aramis«, sprach d'Artagnan, »Ihr haltet mich für einen Andern.«

›Doch in Eurer Abwesenheit . . . « sagte Athos.

›Hatte ich nicht in meiner Abwesenheit an meiner Stelle den Schottländer und Grimaud? Ehe er Zeit fand, zehn Schritte im Innern zu tun, hatte ich die Runde um das Haus gemacht. An eine von den Türen, an diejenige, durch welche er eingetreten war, stellte ich den Schottländer, dem ich bedeutete, wenn der Mann mit der schwarzen Larve herauskäme, sollte er ihm folgen, wohin er ginge, während Grimaud ihm selbst folgen und dann zurückkommen würde, um uns da zu erwarten, wo Wir waren. Grimaud stellte ich an den zweiten Ausgang mit demselben Auftrag, und hier bin ich nun! Das Tür ist umstellt, wer will das Hallali sehen?«

Athos stürzte in die Arme von d'Artagnan, der sich seine Stirne trocknete.

›Freund«, sagte er, »Ihr seid in der Tat zu gut, daß Ihr mir verzeiht; ich hatte Unrecht, hundertmal Unrecht, ich sollte Euch doch kennen; aber es liegt in unserem Innern etwas Schlimmes, das immer zweifelt.«

›Hm!« sagte Porthos, »sollte der Henker nicht zufällig Herr Cromwell sein, der, um sicher zu gehen, daß sein Geschäft gut

abgemacht würde, es selbst hatte verrichten wollen?»

»Ah! ja wohl! Herr Cromwell ist kurz und dick, und dieser mager, schlank gewachsen, eher groß, als klein.«

»Irgend ein verurteilter Soldat, dem man seine Begnadigung um diesen Preis angeboten haben wird«, sprach Athos, »wie man dies bei dem unglücklichen Chalais getan hat!«

»Nein, nein«, versetzte d'Artagnan, »es ist nicht der abgemessene Gang eines Infanteristen, und eben so wenig der breite Schritt eines Reiters. Ein feines Bein, das Ausgezeichnete in der Bewegung waren nicht zu verkennen. Wenn mich nicht Alles täuscht, haben wir es mit einem Edelmann zu tun.«

»Ein Edelmann!« rief Athos; »unmöglich! das wäre eine Schande für den ganzen Adel.«

»Weidmannsheil!« rief Porthos, und lachte, daß die Fenster zitterten: »Weidmannsheil, Mord und Tod!«

»Reist Ihr immer noch, Athos?« fragte d'Artagnan.

»Nein, ich bleibe«, antwortete der Graf mit einer drohenden Gebärde, die dem, welchem sie galt, nichts Gutes verhieß.

»Die Degen also, und keine Minute verloren!« rief Aramis.

Die vier Freunde zogen rasch wieder ihre edelmännischen Kleider an, gürteten ihre Schwerter um, ließen Mousqueton und Blaisois kommen und befahlen ihnen, die Rechnung bei dem Wirte in Ordnung zu bringen und Alles für die Abreise bereit zu halten, da man aller Wahrscheinlichkeit nach London noch in derselben Nacht verlassen würde.

Die Nacht war noch düsterer geworden, der Schnee fiel ohne Unterlaß und sah aus, wie ein großes, über die königsmördensche Stadt ausgebreitetes Leichentuch; es war ungefähr sieben Uhr Abends, man sah kaum ein paar Menschen durch die Straßen gehen; Jedermann sprach ganz leise und im Familienkreise über die furchtbaren Ereignisse des Tages.

In ihre Mäntel gehüllt, durchwanderten die vier Freunde die am Tage so volkreichen, diese Nacht aber so öden Straßen und Plätze der City. D'Artagnan führte sie, wobei er von Zeit zu Zeit Kreuze zu erkennen suchte, die er mit seinem Dolche an den Mauern gemacht hatte, aber die Nacht war so finster, daß sich diese Spuren nur mit Mühe auffinden ließen. D'Artagnan hatte

jedoch seinem Kopfe jeden Weichstem, jeden Brunnen, jedes Schild so gut eingepägt, daß er nach Verlauf eines Marsches von einer halben Stunde mit seinen drei Gefährten vor dem vereinzeltten Hause anlangte.

D'Artagnan glaubte einen Augenblick, der Bruder von Parry wäre verschwunden; er täuschte sich: an das Eis seiner Gebirge gewöhnt, hatte sich der kräftige Schottländer an einem Weichsteine ausgestreckt und wie eine von ihrer Base abgeschlagene Bildsäule, unempfindlich gegen die Ungunst der Witterung, vom Schnee bedecken lassen; aber bei Annäherung der vier Männer stand er auf.

»Seht«, sprach Athos, »das ist abermals ein guter Diener. Wahrhaftiger Gott! die braven Leute sind weniger selten, als man glaubt; das ermutigt.«

»Eilen wir nicht so sehr, unserem Schottländer Kränze zu flechten«, sprach d'Artagnan; »ich glaube, der Bursche ist für seine eigene Rechnung hier. Ich habe sagen hören, die Herren, welche das Tageslicht zuerst jenseits der Tweed erblicken, seien sehr streitsüchtig. Meister Groslow mag sich hüten; er könnte eine schlimme Viertelstunde zu erfahren haben, wenn er ihm begegnet!«

Und sich von seinen Freunden trennend, näherte er sich dem Schottländer und gab sich demselben zu erkennen. Dann machte er den Andern ein Zeichen, herbeizukommen.«

»Wie steht es?« fragte Athos in englischer Sprache.

»Niemand ist herausgekommen«, antwortete der Bruder von Parry.

»Gut, bleibt bei diesem Manne, Porthos, und Ihr auch, Aramis, d'Artagnan wird mich zu Grimaud geleiten.«

Nicht minder unbeweglich, als der Schottländer, stand Grimaud fest in eine hohle Weide gedrückt, die er als, Schilderhaus benützte. Wie er es bei der andern Wache befürchtet hatte, so glaubte d'Artagnan auch hier einen Augenblick, der Mann mit der Larve wäre aus dem Hause gegangen, und Grimaud Hütte denselben verfolgt.

Plötzlich erschien ein Kopf und ließ ein leichtes Pfeifen vernehmen.

»Ah!« sagte Athos.

»Ja«, antwortete Grimaud.

Sie näherten sich der Weide.

»Nun?« fragte d'Artagnan, »ist Jemand heraus?«

»Nein, aber es ist Jemand hinein«, antwortete Grimaud.

»Ein Mann oder eine Frau?«

»Ein Mann.«

»Ah!« sprach d'Artagnan, »sie sind also zu zwei.«

»Ich wollte, sie wären zu vier«, versetzte Athos, »dann wäre die Partie doch gleich.«

»Vielleicht sind sie zu vier«, versetzte d'Artagnan.

»Wie so?«

Konnten nicht andere Menschen vor ihnen in diesem Hause sein und sie erwarten?«

»Man kann sehen«, sprach Grimaud, und deutete auf ein Fenster, durch dessen Läden einige Lichtstrahlen drangen.

»Das ist richtig«, sagte d'Artagnan, »rufen wir die Anderen.«

Sie wandten sich um das Haus, um Porthos und Aramis zu bedeuten, sie sollten kommen.

Diese liefen eilig herbei.

»Habt Ihr etwas gesehen?« fragten sie.

»Nein, aber wir werden etwas erfahren«, antwortete d'Artagnan, und deutete auf Grimaud, der, sich an die Mauervorsprünge anklammernd, bereits fünf bis sich sechs Fuß über der Erde war.

Alle Vier näherten sich. Grimaud stieg mit der Gewandtheit einer Katze aufwärts; endlich gelang es ihm, einen von den Haken zu fassen, welche zum Festhalten der Läden dienen, wenn diese offen sind; zu gleicher Zeit fand sein Fuß ein Gesims, das ihm einen hinreichenden Stützpunkt zu geben schien, denn er machte ein Zeichen, durch das er andeutete, er habe sein Ziel erreicht. Dann näherte er sein Auge der Spalte des Ladens.

»Wie ist es?« fragte d'Artagnan.

Grimaud zeigte seine Hand, welche bis auf zwei Finger geschlossen war.

»Sprich«, sagte Athos; »man sieht Deine Zeichen nicht. Wie viel sind es?«

Grimaud machte eine Anstrengung gegen sich selbst und erwiderte:

»Zwei; der Eine ist mir gegenüber, der Andere wendet mir den Rücken zu.«

»Gut. Wer ist der Dir gegenüber?«

»Der Mensch, den ich an mir vorübergehen sah.«

»Kennst Du ihn?«

»Ich glaubte ihn zu erkennen und täuschte mich nicht? kurz und dick.«

»Wer ist es?« fragten gleichzeitig und mit leiser Stimme die vier Freunde.

»Oliver Cromwell.«

Die vier Freunde schauten sich an.

»Und der Andere?«

»Mager und schlank gewachsen.«

»Es ist der Henker«, sagten Aramis und d'Artagnan.

»Ich sehe nur seinen Rücken«, versetzte Grimaud; »doch halt, er macht eine Bewegung, er dreht sich um, wenn er seine Larve abgelegt hat, kann ich sehen . . . Ah! . . . «

Grimaud ließ, als wäre er im Herzen getroffen, den eisernen Haken los und warf sich einen dumpfen Seufzer ausstoßend zurück. Porthos fing ihn in seinen Armen auf.

»Haft Du ihn gesehen?« sagten die vier Freunde.

»Ja«, sprach Grimaud, die Haare emporgesträubt, Schweiß auf der Stirne.

»Den magern, schlanken Menschen?« fragte d'Artagnan.

»Ja.«

.»Den Henker?« versetzte Aramis.

»Ja.«

»Und wer ist es!« sprach Porthos.

»Er! er!« stammelte Grimaud, bleich wie ein Toter, mit seinen zitternden Händen die Hand seines Herrn ergreifend.

»Wer, er?« fragte Athos. »Mordaunt! . . . « erwiderte Grimaud.

D'Artagnan, Porthos und Aramis stießen einen Freudenschrei aus.

Athos machte einen Schritt rückwärts, fuhr mit der Hand über

die Stirne und murmelte:
»Verhängnis!«



VII.

Das Haus von Cromwell.

Es war wirklich Mordaunt, den d'Artagnan, ohne ihn zu erkennen, verfolgt hatte.

In das Haus eintütend hatte er seine Larve und den gräulichen Bart, den er, um sich unkenntlich zu machen, angelegt, wieder genommen, war die Treppe hinauf gegangen, hatte die Türe geöffnet und befand sich in einem durch den Schimmer einer Lampe erleuchteten und mit einer dunkelfarbigen Tapete ausgeschlagenen Zimmer einem Manne gegenüber, der an einem Tische saß und schrieb.

Dieser Mann war Cromwell.

Cromwell hatte bekanntlich in London mehrere solche, selbst dem größeren Teile seiner Freunde unbekannt, Winkel, deren Geheimnis er nur seinen Vertrautesten eröffnete. Mordaunt konnte, wie man sich erinnert, zu der Zahl der Letzteren gerechnet werden.

Als er eintrat, erhob Cromwell das Haupt und sprach:

»Ihr seid es, Mordaunt? Ihr kommt spät.«

»General«, erwiderte Mordaunt, »ich wollte die Zeremonie bis zum Ende sehen.«

»Ab, ich hielt Euch nicht für so neugierig.«

»Ich bin stets begierig, den Fall eines der Feinde von Euren Ehren zu sehen, und dieser gehörte nicht zur Zahl der kleinsten. Aber Ihr, General, wäret Ihr nicht in Whitehall?«

»Nein«, sagte Cromwell.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

»Habt Ihr genaue Nachricht schalten?« fragte Mordaunt.

»Keine; ich bin seit diesen Morgen hier und weiß nur, daß ein Komplott stattfand, um den König zu retten.«

»Ah, Ihr wußtet dies?«

»Es ist nichts daran gelegen. Vier als Arbeiter verkleidete Männer sollten den König aus dem Gefängnisse bringen und nach

Greenwich führen, wo eine Barke ihrer harrte.«

»Und von Allem dem unterrichtet, hielt sich Eure Ehren hier entfernt von der City ruhig und untätig?«

»Ruhig, ja; aber wer sagt Euch untätig?«

»Wenn das Komplott gelungen wäre?«

»Ich hätte es gewünscht.«

»Ich dachte, Eure Ehren betrachte den Tod von Karl I. als ein für England notwendiges Unglück.«

»Ich denke immer noch so; aber wenn er nur starb, mehr bedurfte es nicht; es wäre vielleicht besser gewesen, es würde nicht auf dem Schafott geschehen sein.«

»Aber warum dies, Eure Ehren?«

Cromwell lächelte.

»Vergebt«, sprach Mordaunt; »Ihr wißt, General, ich bin ein Lehrling in der Politik, und wünsche unter allen Umständen Lektionen zu benützen, die mein Meister mir zu geben die Güte haben will.«

»Weil man gesagt hätte, ich habe ihn durch das Gericht verurteilen und dann aus Barmherzigkeit entfliehen lassen.«

»Wenn er aber wirklich entflohen wäre?«

»Unmöglich.«

»Unmöglich?«

»Ja, meine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen.«

»Und Eure Ehren kennt die vier Männer, welche den König zu retten unternommen hatten?«

»Es sind die vier Franzosen, von denen zwei durch Madame Henriette an ihren Gatten und zwei von Mazarin an mich abgeschickt wurden.«

»Glaubt Ihr, Herr, Mazarin habe sie beauftragt, zu tun, was sie getan haben.«

»Möglich, aber er wird sie verleugnen.«

»Warum dies?«

»Weil sie scheiterten.«

»Eure Ehren schenkten mir zwei von diesen Franzosen, weil sie

schuldig waren, die Waffen zu Gunsten von Karl I. getragen zu haben. Will mir Eure Ehren nun, da sie eines Komplottes gegen England schuldig sind, alle Vier schenken?«

»Nehmt sie«, sagte Cromwell.

Mordaunt verbeugte sich mit einem Lächeln triumphierender Wildheit.

»Doch kommen wir, wenn es Euch gefällig ist, auf den unglücklichen Karl zurück«, fuhr Cromwell fort, als er sah, daß Mordaunt zu danken sich anschickte. »Hat man im Volke geschrien?«

»Sehr wenig, wenn nicht: Es lebe Cromwell!«

»Wo standet Ihr?«

Mordaunt schaute einen Augenblick den General an und suchte in seinen Augen zu lesen, ob er eine überflüssige Frage machte und Alles wüßte.

Aber der glühende Blick von Mordaunt vermochte nicht in die düstere Tiefe des Blickes von Cromwell zu dringen.

»Ich stand so, daß ich Alles sehen und hören konnte«, antwortete Mordaunt.

Es war nun an Cromwell, Mordaunt fest anzuschauen, und an Mordaunt, sich undurchdringlich zu machen. Nach einigen Sekunden der Prüfung wandte er die Augen gleichgültig ab.

»Es scheint, der improvisierte Henker hat seine Schuldigkeit sehr gut getan«, sagte Cromwell; »der Schlag wurde, wenigstens wie man mir gemeldet hat, mit Meisterhand geführt.«

Mordaunt erinnerte sich, daß ihm Cromwell gesagt hatte, er besitze keine Kunde über die einzelnen Umstände, und er war nun überzeugt, der General habe der Hinrichtung hinter irgend einem Vorhange oder einem Laden verborgen beigewohnt.

»In der Tat«, sprach Mordaunt mit ruhiger Stimme und mit einem unempfindlichen Gesichte, »ein einziger Streich genügte.«

»Vielleicht war es ein Mensch vom Gewerbe«, sagte Cromwell.

»Glaubt Ihr, Herr?«

»Warum nicht?«

»Dieser Mensch hatte nicht das Aussehen eines Henkers.«

»Und wer anders als ein Henker hätte dieses furchtbare

Gewerbe ausüben wollen?« fragte Cromwell.

»Vielleicht ein persönlicher Feind von Karl, der das Gelübde der Rache getan und dieses Gelübde in Erfüllung gebracht haben wird. Vielleicht irgend ein Edelmann, der gewichtige Ursachen hatte, den entsetzten König zu hassen, und damit bekannt, daß er entfliehen und entkommen sollte, sich ihm mit verlarvtem Antlitz und das Beil in der Hand, nicht als Stellvertreter des Henkers, sondern als Bevollmächtigter des Verhängnisses in den Weg stellte.«

»Das ist möglich«, sprach Cromwell.

Wenn dem so wäre, würde Eure Ehren seine Handlung verdammen?«

»Es ist nicht meine Sache, zu richten, es ist dies eine Sache zwischen Gott und ihm.«

»Wenn aber Eure Ehren diesen Edelmann kennen würde?«

»Ich kenne ihn nicht, mein Herr«, antwortete Cromwell, »und will ihn nicht kennen. Was liegt mir daran, ob es Dieser ist oder ein Anderer? Von dem Augenblicke an, wo Karl verurteilt war, hat ihm nicht ein Mensch, sondern ein Beil den Kopf abgeschlagen.«

»Und dennoch war der König ohne diesen Menschen gerettet.«

Cromwell lächelte.

»Allerdings. Ihr habt selbst gesagt, man entführte ihn.«

»Man entführte ihn bis Greenwich. Dort schiffte er sich auf einer Felucke mit seinen vier Rettern ein. Aber auf der Felucke waren vier Männer, welche mir, und vier Tonnen Pulver, die der Nation gehörten. In der See stiegen die vier Männer in die Schaluppe herab, und Ihr seid bereits ein zu gewandter Politiker, als daß ich Euch das Übrige zu erklären nötig hatte.«

»Ja, auf der See wurden sie insgesamt in die Lust gesprengt.«

»Richtig. Die Explosion tat, was das Beil nicht hatte tun wollen. Der König Karl verschwand zu Nichte gemacht. Man hätte gesagt, der menschlichen Gerechtigkeit entgangen, sei er von der himmlischen Rache verfolgt und erreicht worden; wir waren nur seine Richter, und Gott hatte die Strafe an ihm vollzogen. Dies habe ich durch Euren verlarvten Edelmann verloren, Mordaunt. Ihr seht also, daß ich Recht hatte, wenn ich ihn nicht kennen lernen wollte; denn in der Tat, obgleich seine Absicht vortrefflich

gewesen sein mag, so könnte ich ihm doch für das, was er getan, nicht dankbar sein.«

»Herr«, sprach Mordaunt, »ich neige mich wie immer in Demut vor Euch: Ihr seid ein tiefer Denker, und Euer Plan mit der Felucke ist wahrhaft erhaben.«

»Albern«, versetzte Cromwell, »da er unnütz geworden ist. In der Politik ist nur der Gedanke erhaben, welcher Früchte trägt; jeder scheiternde Plan ist toll. Ihr werdet also diesen Abend nach Greenwich abgehen«, sprach Cromwell aufstehend; »Ihr fragt nach dem Patron der Felucke »der Blitz« und zeigt ihm ein an den vier Enden geknüpftes Taschentuch . . . dies war das verabredete Signal; Ihr sagt den Leuten, sie sollen wieder an das Land steigen, und laßt das Pulver in das Arsenal bringen, wenn nicht . . . «

»Wenn nicht, . . . « erwiderte Mordaunt, dessen Antlitz wilde Freude erleuchtete, während Cromwell sprach.

»Wenn nicht diese Felucke, so wie sie ist, Euren persönlichen Zwecken dienlich sein kann.«

»Ah! Mylord! Mylord!« rief Mordaunt, »indem Euch Gott zu seinem Auserwählten machte, gab er Euch seinen Blick, welchem nichts entgehen kann.«

»Ich glaube, Ihr nennt mich Mylord«, sagte Cromwell lachend. »Es ist gut, weil wir unter uns sind, aber nehmt Euch in Acht, daß Euch ein solches Wort nicht in Gegenwart unserer einfältigen Puritaner entschlüpft.«

»Wird Eure Ehren nicht bald so genannt werden?«

»Ich hoffe es wenigstens, aber es ist noch nicht Zeit.«

Cromwell nahm seinen Mantel.

»Ihr entfernt Euch, Herr?« fragte Mordaunt.

»Ja, ich habe gestern und vorgestern hier übernachtet, und Ihr wißt, daß es nicht meine Gewohnheit ist, dreimal in demselben Bette zu schlafen.«

»Hure Ehren gibt mir also jede Freiheit für die Nacht?«

»Und sogar für den morgigen Tag, wenn es nötig ist. Ihr habt seit gestern Abend genug für meinen Dienst getan«, sagte Cromwell lächelnd, »und wenn Ihr Privatangelegenheiten abzumachen habt, so ist es billig, daß ich Euch Zeit dazu lasse.«

»Ich danke, Herr, sie wird, wie ich hoffe, benützt werden.«

Cromwell machte Mordaunt ein Zeichen mit dem Kopfe; dann wandte er sich um uns fragte:

»Seid Ihr bewaffnet?«

»Ich habe meinen Degen.«

»Und Niemand, der Euch vor der Türe erwartet?«

»Niemand.«

»Dann solltet Ihr mit mir gehen, Mordaunt.«

»Ich danke; die Umwege, die Ihr machen müßt, um durch den unterirdischen Gang zu gelangen, würden mir Zeit rauben, und nach dem, was Ihr mir sagtet, habe ich vielleicht bereits zu viel verloren. Ich gehe durch eine andere Türe.«

»Geht also«, sprach Cromwell, und seine Hand auf einen verborgenen Knopf legend, öffnete er eine Türe, Welche so gut unter der Tapete versteckt war, daß es auch dem geübtesten Auge unmöglich war, sie zu erkennen.

Durch eine Stahlfeder in Bewegung gesetzt, schloß sich diese Türe von selbst.

Es war einer von den Ausgängen, wie sie sich nach der Geschichte in allen den geheimnisvollen Häusern fanden, welche Cromwell bewohnte.

Dieser zog sich unter der öden Straße hin und öffnete sich im Hintergrunde einer Grotte in dem Garten eines andern Hauses, das hundert Schritte von dem entfernt lag, welches der zukünftige Protektor so eben verlassen hatte.

Während des letzten Teiles dieser Szene hatte Grimaud durch eine Öffnung des nicht zugezogenen Vorhangs die zwei Männer wahrgenommen und Cromwell und Mordaunt erkannt.

Man hat die Wirkung gesehen, welche diese Kunde auf die vier Freunde hervorbrachte.

D'Artagnan war der Erste, der wieder zur vollen Besinnung kam.

»Mordaunt!« sagte er, »ah! beim Himmel, Gott selbst schickt ihn uns.«

»Ja, läßt uns die Türe eintreten und über ihn herfallen«, sprach Porthos.

»Im Gegenteil«, erwiderte d'Artagnan, »treten wir nichts ein . . . keinen Lärmen, der Lärmen führt Leute herbei, denn wenn er, wie Grimaud sagt, bei seinem würdigen Herrn ist, so muß fünfzig Schritte von hier ein Posten verborgen sein. Holla! Grimaud, kommt hierher und sucht Euch auf Euren Beinen zu halten.«

Grimaud näherte sich. Die Wut war ihm mit dem Gefühle wieder gekommen, aber er hielt sich fest.

»Gut«, fuhr d'Artagnan fort; »nun steigt noch einmal hinauf und sagt uns, ob Mordaunt noch Gesellschaft hat, ob er auszugehen oder sich zu Bette zu legen im Begriff ist; geht er aus, so fassen wir ihn vor der Türe, bleibt er, so brechen wir das Fenster ein; das ist immer noch weniger geräuschvoll und schwierig, als eine Türe.«

Grimaud fing an schweigend das Fenster zu erklettern.

»Bewacht den andern Ausgang, Athos und Aramis, ich bleibe mit Porthos hier.«

Die zwei Freunde gehorchten.

»Nun, Grimaud?« fragte d'Artagnan.

»Er ist allein.«

»Bist Du dessen sicher?«

»Ja.«

»Wir haben seinen Gefährten nicht herausgehen sehen.«

»Vielleicht ist er durch die andere Türe hinausgegangen.«

»Er hüllt sich in seinen Mantel und zieht seine Handschuhe an.«

»So gehört er uns!« murmelte d'Artagnan.

Porthos legte seine Hand an seinen Dolch und zog ihn maschinenmäßig aus der Scheide.

»Stecke wieder ein, Freund Porthos«, sagte d'Artagnan, »es handelt sich nicht darum, sogleich zuzustoßen. Wir fassen ihn und verfahren nach der Ordnung. Wir haben einige gegenseitige Erklärungen zu fordern und es ist dies ein Seitenstück zu der Szene von Armentières; nur wollen wir hoffen, daß dieser Mensch keine Nachkommenschaft hat, und daß, wenn wir ihn vernichten, mit ihm Alles vernichtet sein wird.«

»Stille«, flüsterte Grimaud; »er ist im Begriff zu gehen. Er nähert sich der Lampe, er bläst sie aus; ich sehe nichts mehr.«

»Herab, zu Boden!«

Grimaud sprang rückwärts und fiel auf seine Beine. Der Schnee dämpfte das Geräusch. Man hörte nichts.

»Benachrichtige Athos und Aramis: sie sollen sich auf jede Seite der Türe stellen, wie Porthos und ich es hier machen; wenn sie ihn fassen, sollen sie in die Hände klatschen; wir klatschen, wenn wir ihn fassen.«

Grimaud verschwand.

»Porthos«, sprach d'Artagnan, »verbergt Eure Schultern besser, lieber Freund; er muß herauskommen, ohne etwas zu sehen.«

»Wenn er überhaupt hier herauskommt.«

»Stille.«

Porthos drückte sich an die Mauer, daß man hatte glauben sollen, er wolle in dieselbe eindringen. D'Artagnan tat dasselbe.

Man hörte nun den Tritt von Mordaunt auf der schallenden Treppe. Eine kleine unbemerkbare Klappe an der Türe wurde geöffnet. Mordaunt schaute heraus, aber in Folge der Vorsichtsmaßregeln der zwei Freunde gewährte er nichts. Dann steckte er den Schlüssel in das Schloß, die Türe tat sich auf, und er erschien auf der Schwelle.

In demselben Augenblick fand er sich d'Artagnan gegenüber.

Er wollte die Türe wieder zustoßen. Porthos näherte sich dem Knopfe und riß sie weit auf.

Porthos klatschte dreimal in seine Hände. Athos und Aramis liefen herbei.

Mordaunt wurde leichenbleich, aber er gab keinen Schrei von sich, er rief nicht um Hilfe.

D'Artagnan ging gerade auf Mordaunt zu, stieß ihn gleichsam mit seiner Brust zurück und trieb ihn rückwärts die ganze Treppe hinauf, welche durch eine Lampe beleuchtet war, die dem Gascogner die Hände von Mordaunt nicht aus dem Auge zu verlieren gestattete: Mordaunt aber begriff, daß er sich, wenn er d'Artagnan getötet, noch seiner drei andern Feinde zu entledigen hätte. Er machte also nicht die geringste Bewegung, um sich zu

Verteidigen, nicht eine einzige drohende Gebärde. Zur Türe gelangt, fühlte sich Mordaunt mit dem Rücken an dieselbe gepreßt, und er glaubte wohl, hier würde Alles mit ihm zu Ende gehen; aber er täuschte sich: d'Artagnan streckte die Hand aus und öffnete die Türe; Mordaunt und er befanden sich also in dem Zimmer, in welchem der junge Mann zehn Minuten vorher mit Cromwell sprach.

Porthos trat hinter ihnen ein; er hatte die Lampe vom Plafond genommen; mit Hilfe dieser ersten Lampe zündete er die zweite an.

Athos und Aramis erschienen an der Türe, die sie sodann verschlossen.

»Habt die Güte und setzt Euch«, sprach d'Artagnan, dem jungen Mann einen Stuhl reichend.

Dieser nahm den Stuhl aus den Händen von d'Artagnan und setzte sich, bleich, aber ruhig. Drei Schritte von ihm stellte Aramis drei Stühle für sich, d'Artagnan und Porthos.

Athos setzte sich in den entferntesten Winkel des Zimmers und schien entschlossen, dem unbeweglicher Zuschauer dessen, was vorgehen sollte, zu bleiben.«

Porthos saß links, Aramis rechts von d'Artagnan.

Athos sah niedergeschlagen aus. Porthos rieb sich die Hände mit fieberhafter Ungeduld.

Aramis biß sich, obgleich er lächelte, bis auf das Blut in die Lippen.

D'Artagnan allein mäßigte sich, wenigstens scheinbar.

»Herr Mordaunt«, sagte er zu dem jungen Mann, »da der Zufall, nachdem wir uns so viele Tage vergeblich nachgelaufen sind, uns endlich vereinigt, so wollen wir ein wenig plaudern, wenn es Euch gefällig ist.«



VIII.

Unterredung.

Mordaunt war so unvermutet überrascht worden, er hat die Stufen unter dem Eindrucke eines so verwirrten Gefühles erstiegen, daß er nicht zu einer vollständigen Überlegung kommen konnte. Seine erste Empfindung war gleichsam nur ein unüberwindlicher Schrecken, eine Bestürzung gewesen, wie sie jeden Menschen ergreift, den ein an Kraft überlegener Todfeind in dem Augenblicke am Arme faßt, wo er diesen Feind an einem andern Orte und mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubt. Als er aber einmal saß und wahrnahm, daß ihm eine Frist, gleichviel in welcher Absicht[^] gegönnt war, so raffte er alle seine Gedanken, alle seine Kräfte zusammen. Der feurige Blick von d'Artagnan elektrisierte ihn gleichsam, statt ihn einzuschüchtern; denn dieser Blick, wenn er ihm auch eine glühende Drohung zusandte, war doch frei in seinem Hasse und in seinem Zorne. Entschlossen, jede Gelegenheit, die sich ihm bieten würde, zu benützen, um sich durch List oder Gewalt aus seiner gefährlichen Lage zu ziehen, drängte er sich so zu sagen auf sich selbst zusammen, wie es der Bär macht, der, in seine Höhle geduckt, mit scheinbar unbeweglichem Auge jede Gebärde des Jägers beobachtet, welcher ihn umstellt hat.

Dieses Auge richtete sich mit einer raschen Bewegung auf das lange, starke Schwert, das er an der Hüfte trug. Er legte, ohne eine Absicht zu verraten, die linke Hand an den Griff, brachte diesen in den Bereich seiner rechten Hand und setzte sich nach dem Willen von d'Artagnan.

Dieser erwartete ohne Zweifel ein angreifendes Wort, um eines von den höhnischen oder furchtbaren Gesprächen anzuknüpfen, wie er sie so gut zu führen wußte. Aramis sagte ganz leise zu sich selbst: »Wir werden Alltagsreden zu hören bekommen. Porthos murmelte in seinen Schnurrbart: »Mord und Tod? wie viele Umstände, um diese junge Schlange zu zertreten!« Athos hielt sich in der Ecke des Zimmers, unbeweglich und bleich, wie ein Marmorbasrelief; doch er fühlte, trotz seiner Unbeweglichkeit, wie

seine Stirne von Schweiß befeuchtet wurde.

Mordaunt sprach nichts. Er kreuzte nur, als er sich versichert hatte, daß sein Schwert stets zu seiner Verfügung stand, ganz gelassen seine Beine und wartete.

Dieses Stillschweigen konnte sich nicht länger ausdehnen ohne lächerlich zu werden. D'Artagnan begriff dies, und da er Mordaunt sich zu setzen aufgefordert hatte, um mit ihm zu *plaudern*, so dachte er, es wäre an ihm, das Gespräch zu beginnen.

»Es scheint mir, mein Herr«, sagte er mit seiner tödlichen Höflichkeit, »Ihr wechselt die Trachten beinahe so rasch, als ich dies bei den italienischen Schauspielern gesehen habe, die der Herr Kardinal von Mazarin von Bergamo kommen ließ und Euch ohne Zweifel bei Eurer Reise nach Frankreich zeigte.«

Mordaunt antwortete nicht.

»So eben«, fuhr d'Artagnan fort, »wäret Ihr als Mörder verkleidet oder vielmehr gekleidet, und nun . . . «

»Und nun sehe ich im Gegenteil aus, als trüge ich das Gewand eines Menschen, den man ermorden will, nicht wahr?« erwiderte Mordaunt mit seinem ruhigen, kurzen Tone.

»Oh! mein Herr«, versetzte d'Artagnan, »wie könnt Ihr solche Dinge sagen, da Ihr Euch in Gesellschaft von Edelleuten befindet und ein gutes Schwert an Eurer Seite habt?«

»Kein Schwert ist so gut, mein Herr, daß es eben so viel Wert wäre, als vier Schwerter und vier Dolche, die Schwerter und Dolche Eurer Acolyten, die Euch vor der Türe erwarten nicht zu rechnen.«

»Verzeiht, mein Herr«, sprach d'Artagnan, Ihr seid im Irrtum: die Menschen, welche uns vor der Türe erwarten, sind nicht unsere Acolyten, sondern unsere Lackeien. Ich halte darauf, die Dinge streng nach der Wahrheit festzustellen.«

Mordaunt antwortete nur mit einem Lächeln, das seine Lippen ironisch verzog.

»Doch es handelt sich nicht um dieses«, versetzte d'Artagnan, »Und ich komme auf meine Frage zurück. Ich gebe mir also die Ehre, Euch zu fragen, warum Ihr Euer Äußeres verändert habt: die Larve war Euch ziemlich bequem, wie es mir scheint. Der graue Bart stand Euch vortrefflich, und was das Beil betrifft, mit

dem Ihr einen so ausgezeichneten Streich geführt habt, so glaube ich, daß es Euch in diesem Augenblicke auch nicht schlecht stehen würde. Warum habt Ihr also gewechselt?»

»Ich erinnerte mich der Szene von Armentières, und dachte, ich würde vier Beile statt eines finden, da ich unter vier Henker geraten sollte.«

»Mein Herr«, antwortete d'Artagnan, mit der größten Ruhe, obgleich eine leichte Bewegung seiner Augenbrauen andeutete, daß er warm zu werden anfing, »mein Herr, obgleich im höchsten Grade lasterhaft und verdorben, seid Ihr doch noch äußerst jung, weshalb ich mich nicht an Eure nichtswürdigen Reden halten werde, . . . « nichtswürdig, denn das, was Ihr so eben in Beziehung auf Armentières gesagt habt, steht nicht im Zusammenhange mit der gegenwärtigen Lage der Dinge. Wir konnten in der Tat Eurer Frau Mutter keinen Degen anbieten und sie bitten, mit uns zu fechten. Aber bei Euch, mein Herr, bei einem jungen Kavalier, der mit dem Dolche und der Pistole spielt, wie wir dies gesehen, und ein Schwert von der Länge von diesem an der Seite trägt, gibt es Niemand, der nicht berechtigt wäre, die Gunst eines Zweikampfs zu fordern.«

»Ah, ah!« sagte Mordaunt, »Ihr verlangt also ein Duell?«

Und er hob sich mit funkelndem Auge, als wäre er geneigt, die Herausforderung sogleich zu beantworten.

Stets zu solchen Abenteuern bereit, stand Porthos ebenfalls auf.

»Verzeiht«, sprach d'Artagnan mit derselben Kaltblütigkeit; »beeilen wir uns nicht, denn jeder von uns muß wünschen, daß die Dinge in aller Ordnung vor sich gehen. Setzt Euch also wieder, Porthos, und Ihr, mein Herr Mordaunt, wollt gefälligst ruhig bleiben. Wir werden diese Angelegenheit auf das Beste ordnen, und ich will offenherzig gegen Euch sein. Bekennt, Herr Mordaunt, daß Ihr große Lust habt, die Einen oder die Andern von uns zu töten?«

»Die Einen und die Andern«, antwortete Mordaunt.

D'Artagnan wandte sich gegen Aramis um und sagte zu ihm:

Gesteht, lieber Aramis, es ist ein großes Glück, daß Herr Mordaunt die Feinheiten der französischen Sprache so gut

versteht. Es wird wenigstens kein Missverständnis unter uns obwalten und wir können Alles vortrefflich anordnen.«

Dann sich gegen Mordaunt umwendend fuhr er fort:

»Lieber Herr Mordaunt, ich habe Euch zu sagen, daß diese Herren Eure guten Gefühle für sie erwidern und sehr erfreut wären, Euch zu töten. Ich sage noch mehr, sie Werden Euch wahrscheinlich töten. Doch es soll nach der Weise redlicher Edelleute geschehen, und ich gebe Euch den besten Beweis für meine Worte.«

Hiernach warf d'Artagnan seinen Hut auf den Boden, rückte seinen Stuhl an die Wand zurück, hieß seine Freunde durch ein Zeichen dasselbe tun, begrüßte Mordaunt mit französischer Artigkeit und sprach:

»Ich stehe zu Euren Befehlen, mein Herr; denn wenn Ihr nichts gegen die Ehre, die ich fordere, einzuwenden habt, so fange ich an; mein Degen ist zwar kürzer als der Eurige, aber basta, ich hoffe, der Arm wird den Degen ergänzen.«

»Halt«, sprach Porthos vorschreitend, »ich fange an, und zwar ohne Redensarten.«

»Erlaubt, Porthos«, sagte Aramis.

Athos bewegte sich nicht, man hätte glauben sollen, er Ware eine Statue, sein Atem schien sogar gehemmt.

»Meine Herren, meine Herren«, sprach d'Artagnan, »seid unbesorgt, die Reihe wird an Euch kommen. Schaut nur diese Augen an, und lest darin den glückseligen Haß, den wir dem Herrn einflößen. Seht, wie geschickt er vom Leder gezogen hat. Bewundert die Umsicht, mit der er das ganze Zimmer betrachtet, um zu sehen, ob ihn beim Ausweichen nichts hindern werde. Beweist Euch nicht Alles dies, daß Herr Mordaunt ein feiner Degen ist, und daß Ihr mir binnen Kurzem nachfolgen werdet, wenn ich ihn gewähren lasse. Bleibt also an Eurem Platze, wie Athos, dessen Ruhe ich Euch nicht genug empfehlen kann, und laßt mir die Initiative, die ich genommen habe. Überdies«, fuhr er, seinen Degen mit einer furchtbaren Gebärde ziehend, fort, »habe ich es ganz besonders mit diesem Herrn zu tun. Ich wünsche es, ich will es.«

Es war das erste Mal, daß d'Artagnan seinen Freunden

gegenüber dieses Wort aussprach. Bis jetzt hatte er sich begnügt, dasselbe zu denken.

Porthos wich zurück, Aramis nahm seinen Degen unter den Arm, Athos blieb unbeweglich in seiner dunkeln Ecke, doch nicht ruhig, wie d'Artagnan sagte, sondern keuchend, beinahe atemlos.

»Steckt Euren Degen in die Scheide, Chevalier«, sprach d'Artagnan zu Aramis, »der Herr könnte Absichten bei Euch voraussetzen, die Ihr nicht habt.«

Dann sich wieder gegen Mordaunt umwendend:

»Mein Herr, ich erwarte Euch.«

»Und ich, meine Herren, ich bewundere Euch. Ihr streitet, wer zuerst von Euch sich mit mir schlagen soll, und fragt mich nicht um meine Ansicht, mich, den die Sache doch auch ein wenig angeht, wie es mir scheint. Ich hasse Euch alle, das ist wahr, aber in verschiedenen Graden. Ich hoffe Euch Alle zu töten, habe aber mehr Hoffnung, den Ersten, als den Zweiten, den Zweiten als den Dritten, den Dritten als den Letzten zu töten. Ich nehme also das Recht in Anspruch, meinen Gegner zu wählen. Verweigert Ihr mir dieses Recht, so tötet mich, ich schlage mich nicht.«

Die vier Freunde schauten sich an.

»Das ist richtig«, sprachen Aramis und Porthos, in der Hoffnung, die Wahl würde auf sie fallen.

Athos und d'Artagnan sagten nichts, aber gerade ihr Stillschweigen war eine Beipflichtung.

»Nun wohl«, sprach Mordaunt mitten unter der tiefen, feierlichen Stille, welche in dem geheimnisvollen Hause herrschte, »nun wohl, ich wähle zu meinem ersten Gegner denjenigen von Euch, der sich, da er sich nicht mehr für würdig hielt, Graf de la Fère zu heißen, Athos nannte.«

Athos erhob sich von seinem Stuhle, als ob ihn eine Feder auf die Beine geschneit hätte; aber zum großen Erstaunen seiner Freunde sprach er nach kurzem Schweigen, den Kopf schüttelnd:

»Herr Mordaunt, jeder Zweikampf unter uns ist unmöglich: erweist also einem Andern die mir bestimmte Ehre.«

Und er setzte sich wieder.

»Ah!« sagte Mordaunt, »bereits Einer, der bange hat.«

»Tausend Donner!« rief d'Artagnan auf den jungen Mann

zubringend, »wer sagt, Athos habe bange?«

»Laßt ihn sprechen«, versetzte Athos mit einem traurigen, verächtlichen Lächeln.

»Ist dies Euer Entschluß?« fragte der Gascogner.

»Unwiderruflich.«

»Gut, sprechen wir nicht mehr davon.«

Dann sich gegen Mordaunt umwendend: »Ihr habt gehört, mein Herr, der Graf de la Fère will Euch nicht die Ehre antun, sich mit Euch zu schlagen. Sucht unter uns einen Stellvertreter für ihn.«

»Schlage ich mich nicht mit ihm, so ist mir wenig daran gelegen, mit wem ich mich schlage. Legt Eure Namen in einen Hut, und ich werde auf den Zufall herausziehen.«

»Das ist ein Gedanke«, sprach d'Artagnan. »Dieses Mittel gleicht in der Tat Alles aus«, sagte Aramis.

»Ich hatte nicht hieran gedacht«, versetzte Porthos, »und doch ist es ganz einfach.«

»Hört, Aramis«, sagte d'Artagnan, »schreibt uns das mit der hübschen kleinen Handschrift, mit der Ihr Marie Michon mitteilt, die Mutter von diesem Herrn wolle Mylord Buckingham ermorden lassen.«

Mordaunt ertrug diesen neuen Angriff, ohne eine Miene zu verziehen! erstand aufrecht, die Arme gekreuzt, und schien so ruhig, als es ein Mensch unter solchen Umständen nur immer fein kann. War dies nicht Mut, so war es wenigstens Stolz, was sich sehr ähnlich ist.

Aramis näherte sich dem Schreibtisch von Cromwell, zerriß drei Stückchen Papier, schrieb auf das erste seinen Namen und auf die zwei andern die Namen seiner Gefährten und bot sie offen Mordaunt, der ohne sie zu lesen ein Zeichen mit dem Kopfe machte, womit er sagen wolle, er verlasse sich ganz auf ihn. Aramis rollte die Papierchen zusammen, warf sie in einen Hut und gab denselben dem jungen Manne.

Dieser tauchte seine Hand in den Hut, zog eines von den drei Papieren heraus und ließ es, ohne es zu lesen, verächtlich auf den Tisch fallen.

»Ah! Schlange«, murmelte d'Artagnan, »ich gäbe meine ganze Anwartschaft auf den Grad des Kapitäns der Musketiere, wenn

auf diesem Zettel mein Name stände.«

Aramis öffnete das Papier; aber wie sehr er auch Ruhe und Kälte heuchelte, so konnte man doch wahrnehmen, daß er vor Haß und Begierde zitterte.

Er las mit lauter Stimme.

»D'Artagnan!«

D'Artagnan stieß einen Freudenschrei aus und sprach:

»Es gibt eine Gerechtigkeit im Himmel.«

Dann sich gegen Mordaunt umwendend:

»Ich hoffe, mein Herr, Ihr habt keine Einwendung dagegen zu machen?«

»Keine, mein Herr«, sprach Mordaunt, seinen Degen ziehend und die Spitze auf seinen Stiefel stützend.

Sobald d'Artagnan der Erfüllung seines Wunsches gewiß und überzeugt war, sein Mann würde ihm nicht entgehen, gewann er wieder seine ganze Kaltblütigkeit, seine ganze Ruhe und sogar die ganze Langsamkeit, mit der er bei den Vorbereitungen zu der wichtigen Angelegenheit, die man ein Duell nennt, zu Werke zu gehen pflegte. Er schlug seine Manchetten zurück und rieb seine Fußsohle auf dem Boden, was ihn nicht abhielt, zu bemerken, daß Mordaunt zum zweiten Male den seltsamen Blick um sich her warf, den er schon ein Mal wahrgenommen hatte.

»Seid Ihr bereit?« sagte er endlich.

»Ich erwarte Euch«, sprach Mordaunt, den Kopf erhebend und d'Artagnan mit einem Auge anschauend, dessen Ausdruck sich nicht beschreiben läßt.

»Dann nehmt Euch in Acht, mein Herr«, sagte der Gascogner, »ich führe den Degen ziemlich gut.«

»Ich auch«, erwiderte Mordaunt.

»Desto besser, das bringt mein Gewissen in Ruhe. Legt Euch aus.«

»Einen Augenblick«, sagte der junge Mann; »gebt mir Euer Ehrenwort, meine Herren, daß Ihr mich nur einer nach dem Andern angreifen werdet.«

»Um das Vergnügen zu haben, uns zu beleidigen, forderst Du das von uns, kleine Schlange?« rief Porthos.

»Nein, sondern um ein ruhiges Gewissen zu haben, wie dieser Herr soeben sagte.«

»Dahinter muß ein anderer Grund stecken«, murmelte d'Artagnan, und schaute mit einer gewissen Unruhe um sich her.

»Auf Edelmanns Wort!« sprachen Aramis und Porthos gleichzeitig.

»Dann stellt Euch in eine Ecke, meine Herren«, sagte Mordaunt, »wie es der Herr Graf de la Fère getan hat, der, wenn er sich nicht schlagen will, doch wenigstens die Gesetze des Zweikampfes kennt, und laßt uns freien Raum, wir bedürfen desselben.«

»Es sei«, sprach Aramis.

»Das sind gewaltige Umstände!« murmelte Porthos.

»Tut es«, sagte d'Artagnan, »man muß diesem Herrn nicht den geringsten Vorwand zu einem schlechten Benehmen lassen, wozu er, trotz der Achtung, die ich ihm schuldig bin, große Lust zu haben scheint.«

Dieser neue Spott stumpfte sich auf dem unempfindlichen Gesichte von Mordaunt ab.

Porthos und Aramis stellten sich in die Ecke Athos gegenüber, so daß die zwei Fechtenden die Mitte des Zimmers einnehmen konnten und somit im vollen Lichte standen, da man die zwei Lampen, welche die Szene beleuchteten, auf den Schreibtisch von Cromwell gesetzt hatte. Es versteht sich, daß das Licht sich schwächte, je mehr man sich von dem Mittelpunkte seiner Ausstrahlung entfernte.

»Vorwärts«, sprach d'Artagnan; seid Ihr endlich bereit, mein Herr?«

»Ich bin es«, erwiderte Mordaunt.

Beide machten zu gleicher Zeit einen Schritt vorwärts, und durch diese einzige Bewegung waren die Schwerter gebunden.

D'Artagnan war ein zu ausgezeichneter Degen, um sich damit zu belustigen, seinen Gegner, nach dem akademischen Ausdrucke, zu befühlen. Er machte eine rasche, glänzende Finte; sie wurde von Mordaunt pariert.

»Ah! ah!« rief er mit einem Lächeln der Zufriedenheit.

Und da er eine Öffnung zu sehen glaubte, tat er einen geraden

Stoß, rasch und flammend, wie der Blitz.

Mordaunt parierte eine so geschlossene Contrequarte, daß sie nicht aus dem Ringe eines jungen Mädchens gegangen wäre.

»Ich fange an zu glauben, daß wir uns unterhalten werden«, sprach d'Artagnan.

»Ja«, murmelte Aramis, »aber während Ihr Euch belustigt, spielt geschlossen.«

»Gottes Blut! mein Freund, gebt Achtung!« sagte Porthos.

Mordaunt lächelte.

»Ah, mein Herr!« rief d'Artagnan, »was für ein gemeines Lächeln habt Ihr! Nicht wahr, der Teufel hat Euch so lächeln gelehrt?«

Statt jeder Antwort suchte Mordaunt den Degen von d'Artagnan mit einer Kraft zu binden, welche der Gascogner in einem scheinbar so gebrechlichen Körper nicht zu finden glaubte; aber mit einer Parade, welche nicht minder geschickt ausgeführt wurde, als die seines Feindes, begegnete er zu rechter Zeit dem Eisen von Mordaunt, das an dem seinigen abglitt, ohne seine Brust zu treffen.

Mordaunt machte rasch einen Schritt rückwärts.

»Ah! Ihr weicht?« sagte d'Artagnan, »Ihr dreht? wie es Euch beliebt: ich gewinne sogar Etwas dabei, ich sehe Euer abscheuliches Lächeln nicht mehr. Nun bin ich gänzlich im Schatten, desto besser. Ihr habt keinen Begriff, wie falsch Euer Blick ist, besonders, wenn. Ihr Euch fürchtet. Schaut ein wenig in meine Augen, und Ihr werdet Etwas sehen, was Euch Euer Spiegel nie zeigt: meinen ehrlichen, offenen Blick.«

Auf diesen Redefluß, der vielleicht nicht gerade vom besten Geschmack, aber Gewohnheit bei d'Artagnan war, welcher den Grundsatz hatte, seinen Gegner zu beschäftigen und in Harnisch zu bringen, erwiderte Mordaunt kein Wort, aber beständig weichend und drehend gelangte er dahin, daß er mit d'Artagnan den Platz wechselte.

Mordaunt lächelte immer mehr. Dieses Lächeln fing an, d'Artagnan zu beunruhigen.

»Vorwärts, es muß ein Ende gemacht werden«, sprach d'Artagnan; »der Bursche hat eiserne Kniebeugen. Nun zu den

großen Stößen!«

Er drang auf Mordaunt ein, der zu weichen fortfuhr, aber offenbar aus Taktik, ohne einen Fehler zu machen, den d'Artagnan hätte benützen können, und ohne daß sein Degen sich einen Augenblick von der Linie entfernte. Da jedoch der Kampf in einem Zimmer stattfand und es den Fechtenden an Platz mangelte, so berührte der Fuß von Mordaunt bald die Wand, an welche er seine linke Hand stützte.

»Ah!« rief d'Artagnan, diesmal weicht Ihr nicht mehr, mein schöner Freund! Meine Herren«, fuhr er, den Mund verziehend und die Stirne faltend, fort, habt Ihr je einen Skorpion an die Wand genagelt gesehen? Nein? Wohl, Ihr sollt es sehen.«

Und in einer Sekunde führte d'Artagnan drei furchtbare Stöße gegen Mordaunt. Alle drei berührten ihn, aber nur streifend. D'Artagnan begriff diese Gewalt nicht. Die Freunde schauten sich schwer atmend, Schweiß auf der Stirne, an.

Seinem Gegner zu nahe, machte d'Artagnan ebenfalls einen Schritt rückwärts, um einen vierten Stoß vorzubereiten oder vielmehr auszuführen, denn für d'Artagnan waren die Waffen, wie das Schachspiel, eine umfassende Kombination, wobei sich alle Einzelheiten mit einander verketteten. Aber in dem Augenblick, wo er erbitterter als je auf seinen Gegner eindrang, im Augenblick, wo er, nach einer raschen Finte, wie der Blitz angriff, schien sich die Mauer zu spalten; Mordaunt verschwand durch die gähnende Öffnung, und zwischen den zwei Füllungen gefaßt zerbrach der Degen von d'Artagnan, als ob er von Glas gewesen wäre.

D'Artagnan machte ein Schritt rückwärts. Die Wand schloß sich wieder.

Mordaunt hatte, während er sich verteidigte, so manövriert, daß er an die geheime Türe anzulehnen kam, durch welche wir Cromwell haben hinausgehen sehen. Sobald er sich hier befand, suchte er mit der linken Hand den Knopf und drückte daran; dann verschwand er, wie auf dem Theater die bösen Geister Verschwinden, welche die Gabe durch die Mauern zu gehen besitzen.

Der Gascogner stieß eine wütende Verwünschung aus, welche auf der andern Seite der eisernen Füllung von einem wilden, von

einem unseligen Gelächter erwidert wurde, wobei sogar die Adern des skeptischen Aramis ein Schauer durchlief. ^

»Herbei, meine Herren!« rief d'Artagnan, »stoßen wir diese Türe ein.«

»Das ist der Teufel in Person!« sprach Aramis und lief zu seinem Freunde.

»Gottes Blut, er entkommt uns!« brüllte Porthos und stemmte sich mit seiner breiten Schulter gegen den Verschlag, der, durch eine geheime Feder gehalten, unerschütterlich blieb.

»Desto besser«, murmelte Athos mit dumpfer Stimme.

»Ich vermutete es, Mord und Tod!« rief d'Artagnan, vergeblich seine Kräfte erschöpfend; »ich vermutete es, als der Elende sich im ganzen Zimmer herum drehte; ich sah irgend ein schändliches Manöver voraus; ich ahnte, daß er Etwas im Schilde führte, aber wer konnte auf Alles dies gefaßt sein?«

»Es ist ein furchtbares Unglück, das uns der Teufel, sein Freund, zusendet!« rief Aramis.

»Es ist ein offenbares Glück, das uns Gott sendet!« sprach Athos mit unverholener Freude.

»In der Tat«, entgegnete d'Artagnan die Achseln zuckend und die Türe verlassend, welche sich entschieden nicht öffnen wollte, »Ihr erschlafft, Athos! Wie könnt Ihr Menschen unserer Art dergleichen Dinge sagen? Mord und Tod! Ihr begreift also die Lage der Dinge nicht?«

»Was denn? welche Lage?« sprach Porthos.

»Wer bei diesem Spiele nicht tötet, wird getötet«, versetzte d'Artagnan. »Laßt hören, mein Freund, taugt es Euren versöhnenden Jeremiaden, daß Herr Mordaunt uns seiner kindlichen Liebe opfert? Wenn das Eure Ansicht ist, so sprecht es offenherzig aus.«

»Oh! d'Artagnan, mein Freund!«

»Die Dinge so zu betrachten, ist in der Tat zum Erbarmen. Der Elende wird uns hundert eiserne Männer schicken, die uns wie Getreide in dem Mörser von Herrn Cromwell zerstampfen. Auf! auf! abgezogen; wenn wir nur fünf Minuten hier verweilen, ist es um uns geschehen!«

»Ja, Ihr habt Recht, vorwärts!« riefen Athos und Aramis.

»Wohin gehen wir?« fragte Porthos.

»In den Gasthof, lieber Freund, um unser Gepäck und unsere Pferde zu holen; dann, wenn es Gott gefällt, nach Frankreich, wo ich wenigstens die Bauart der Häuser kenne. Unser Schiff erwartet uns, das ist meiner Treue noch ein Glück.«

Rasch steckte d'Artagnan hiernach seinen Degenstumpf in die Scheide, hob seinen Hut auf, öffnete die Türe der Treppe und stieg gefolgt von seinen drei Freunden hinab.





Das Duell.

IX.

Die Felucke: der Blitz.

D'Artagnan hatte richtig erraten: Mordaunt hatte keine Zeit zu verlieren, und hatte keine verloren. Er kannte die rasche Entschlossenheit und Tätigkeit seiner Feinde und wollte demgemäß handeln. Diesmal hatten die Musketiere einen ihrer würdigen Feind gefunden.

Nachdem Mordaunt die Türe sorgfältig hinter sich geschlossen, stürzte er in den unterirdischen Gang; doch sobald er seinen unnötig gewordenen Degen wieder in die Scheide gesteckt und das benachbarte Haus erreicht hatte, blieb er einen Augenblick stille stehen, um sich zu betasten und Atem zu schöpfen.

»Gut«, sagte er, »nichts, beinahe nichts, nur Schrammen; zwei am Arme, eine an der Brust. Die Wunden, die ich mache, sind besser! Man frage den Henker von Bethune, meinen Oheim Winter und den König Karl! Nun ist keine Sekunde zu verlieren, denn eine verlorene Sekunde rettet sie vielleicht, und sie müssen alle Vier mit einander, mit einem einzigen Schlage, in Ermangelung des göttlichen Blitzes von dem Blitze der Menschen verzehrt sterben. Gebrochen, zerstreut, vernichtet sollen sie

verschwinden. Laufen wir also, bis unsere Beine uns nicht mehr tragen können, bis das Herz in der Brust aufschwillt, aber kommen wir vor ihnen an.«

Und Mordaunt fing an raschen, aber festen Schrittes nach der ersten, ungefähr eine Viertelmeile entfernt liegenden, Reiterkaserne zu marschieren. Er legte diesen Weg in vier bis fünf Minuten zurück.

In der Kaserne angelangt, gab er sich zu erkennen, nahm das beste Pferd aus dem Stalle, schwang sich auf und eilte nach der Straße. Eine Viertelstunde nachher war er in Greenwich.

»Hier ist der Hafen«, murmelte er. »Dieser düstere Punkt da unten ist die Hundeinsel. Gut! ich habe eine halbe Stunde vor ihnen voraus . . . eine Stunde vielleicht. Ich Dummkopf! ich hätte mir durch meine wahnsinnige Eile eine Atemlosigkeit, eine Ohnmacht zuziehen können! Nun«, fügte er bei und erhob sich auf den Steigbügeln, als wollte er fernhin durch alle die Taue und Masten sehen; »*der Blitz?* wo ist der *Blitz?*«

In dem Augenblicke, wo er im Geiste diese Worte sprach, erhob sich, als wollte er seine Gedanken beantworten, ein Mann von einer Rolle Kabeltaue und machte einige Schritte gegen Mordaunt.

Mordaunt zog sein Taschentuch hervor und ließ es in der Luft flattern.

Der Mann schien aufmerksam, blieb aber an derselben Stelle, ohne einen Schritt rückwärts oder vorwärts zu tun.

Mordaunt machte einen Knoten an jede Ecke seines Taschentuches; der Mann schritt bis zu ihm vor. Es war dies, wie man sich erinnern wird, das verabredete Signal. Der Mann war in einen weiten wollenen Caban gehüllt, der seine Gestalt und sein Gesicht verbarg.

»Kommt der Herr zufällig von London, um eine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen?« fragte der Mann.

»Allerdings«, sprach Mordaunt, »gegen die Hundeinsel.«

»Gut. Ohne Zweifel würde der Herr dann einem Schiffe den Vorzug vor dem andern geben? Er hätte vielleicht gern einen Schnellsegler, ein Fahrzeug so rasch«

»Wie der Blitz«, erwiderte Mordaunt.

»Dann ist es gut, der Herr sucht mein Schiff. Ich bin der Patron, dessen er bedarf.«

»Ich will es glauben«, sagte Mordaunt, »besonders wenn Ihr ein gewisses Zeichen der Erkennung nicht vergessen habt.«

»Hier ist es, Herr.« sprach der Seemann und zog aus der Tasche seines Caban ein an feinen vier Enden geknüpftes Sacktuch.

»Gut! gut!« rief Mordaunt vom Pferde springend. »Es ist nun keine Zeit zu verlieren. Laßt mein Pferd in die nächste beste Herberge führen und bringt mich zu Eurem Schiffe.«

»Aber Eure Gefährten?« entgegnete der Seemann. »Ich glaubte, Ihr wäret, die Lackeien nicht gerechnet, zu vier.«

»Hört«, sprach Mordaunt, sich dem Seemann nähernd, »ich bin nicht derjenige, welchen Ihr erwartet, wie Ihr nicht der seid, welchen sie zu finden hofften. Ihr habt die Stelle des Kapitän Roggers eingenommen, nicht wahr? Ihr seid hier auf Befehl von General Cromwell, und ich komme in seinem Auftrage.«

»In der Tat, ich erkenne Euch«, versetzte der Patron, Ihr seid der Kapitän Mordaunt.«

Mordaunt bebte.

»Oh! fürchtet Euch nicht«, sprach der Patron, seinen Caban niederlassend und seinen Kopf entblößend, »ich bin ein Freund.«

»Der Kapitän Groslow!« rief Mordaunt.

»Er selbst. Der General erinnerte sich, daß ich einst Marine-Offizier gewesen bin, und beauftragte mich mit dieser Expedition. Hat sich etwas verändert?«

»Nein, Alles bleibt im Gegenteil in demselben Stande.«

»Ich dachte einen Augenblick, der Tod des Königs . . . «

»Der Tod des Königs hat ihre Flucht nur beschleunigt; in einer Viertelstunde, in zehn Minuten vielleicht werden sie hier sein.«

»Was wollt Ihr aber tun?«

»Mich mit Euch einschiffen.«

»Ah! sollte der General an meinem Eifer zweifeln?«

»Nein, aber ich will meiner Rache selbst beiwohnen. Habt Ihr nicht irgend einen Menschen, der mir mein Pferd abnehmen kann?«

Groslow pfiﬀ, es erschien ein Matrose.

»Patrick«, sagte Groslow, »führt das Pferd in den Stall der nächsten Herberge. Wenn man Euch fragt, wem es gehöre, so sagt Ihr: einem irländischen Edelmann.«

Der Matrose entfernte sich, ohne eine Bemerkung zu machen.

»Fürchtet Ihr nun nicht, von Ihnen erkannt zu werden?« sprach Mordaunt.

»Es ist keine Gefahr in dieser Tracht, in meinen Caban eingehüllt, in der finsternen Nacht; überdies habt *Ihr* mich nicht einmal erkannt, um so weniger werden *sie* mich erkennen.«

»Das ist wahr, sie werden auch gar nicht an Euch denken. Alles ist bereit, nicht wahr?«

»Ja.«

»Die Ladung ist eingenommen?«

»Ja.«

»Fünzig volle Tonnen?«

»Und fünfzig leere.«

»Gut.«

»Wir führen den Portwein nach Antwerpen.«

»Vortrefflich. Nun bringt mich an Bord und kehrt an Euren Posten zurück; sie müssen bald kommen.«

»Ich bin bereit.«

»Es ist von Wichtigkeit, daß mich keiner von Euren Leuten hineingehen sieht.«

Ich habe nur einen Mann an Bord und kann mich auf ihn verlassen, wie auf mich selbst. Überdies kennt Euch dieser Mann nicht und ist, wie seine Kameraden, bereit uns zu gehorchen, weiß aber gar nichts.«

»Gut, gehen wir.«

Sie stiegen gegen die Themse hinab. Eine kleine Barke war mittelst einer eisernen an einem Pfahle befestigten Kette an das Ufer gebunden. Groslow zog die Barke an sich, hielt sie fest, während Mordaunt hineinstieg, sprang dann selbst hinein, ergriff die Ruder und fing an so zu rudern, daß er Mordaunt die Wahrheit dessen, was er behauptet, nämlich daß er sein Seemanns-Handwerk nicht vergessen, betätigte.

Nach Verlauf von fünf Minuten war man von dieser Welt von Schiffen befreit, welche in jener Zeit den Fluß in der Nähe von London bedeckten und Mordaunt konnte wie einen düsteren Punkt die kleine Felucke auf vier bis fünf Kabellängen von der Hundeinsel am Anker wiegen sehen.

Als man sich dem Blitz näherte, piff Groslow auf eine besondere Weise, und man sah den Kopf eines Menschen über der Wand erscheinen.

»Seid Ihr es, Kapitän?« fragte dieser Mann.

»Ja, wirf die Leiter herab.«

Rasch und leicht wie eine Schwalbe fuhr Groslow unter dem Bugspriete hin und legte sich Bord an Bord mit dem Schiffe.

»Steigt hinauf«, sprach Groslow zu seinem Gefährten.

Mordaunt ergriff, ohne zu antworten, das Seil und kletterte mit einer bei den Menschen vom Lande ungewöhnlichen Behendigkeit an der Seite des Schiffes hinauf; die Rachgier ersetzte bei ihm die Gewohnheit und machte ihn zu Allem fähig.

Der Matrose von der Wache an Bord der Felucke schien, wie Groslow vorhergesagt hatte, nicht einmal zu bemerken, daß sein Kapitän in Begleitung eines Fremden zurückkam.

Mordaunt und Groslow gingen in die Kapitäns-Kajüte, welche nur einstweilen von Brettern auf dem Verdecke erbaut worden war. Das Ehrenzimmer hatte Kapitän Roggers seinen Passagieren abgetreten.

»Und sie«, fragte Mordaunt, »wo sind sie?«

Am andern Ende des Schiffes erwiderte Groslow.

»Haben sie nichts auf dieser Seite zu tun?«

»Durchaus nichts.«

»Gut. Ich halte mich bei Euch verborgen. Kehrt nach Greenwich zurück und bringt sie hierher. Ihr habt eine Schaluppe?«

»Diejenige, in welcher wir gekommen sind.«

»Sie scheint mir leicht und gut gezimmert.«

»Wie eine Pirogue.«

»Bindet sie mit einem hänfenen Stricke an das Hinterteil an, legt ein Ruder darauf, damit sie im Soge folgt und daß man nur den Strick abzuschneiden hat. Verseht sie mit Rum und Zwieback.

Wäre das Meere zufällig schlimm, so dürfte es Euren Leuten nicht unangenehm sein, etwas zur Stärkung bei der Hand zu finden.«

»Es soll geschehen, wie Ihr sagt. Wollt Ihr die Pulverkammer in Augenschein nehmen?«

»Nein, bei Eurer Rückkehr. Ich will die Lunte selbst legen, um meiner Sache gewiß zu sein. Verbergt vor Allem Euer Gesicht gut, damit sie Euch nicht erkennen.«

»Seid unbesorgt.«

»Geht, es schlägt in Greenwich zehn Uhr.

Es durchdrangen in der Tat die Töne einer Glocke zehnmal wiederholt auf eine düstere Weise die Luft, welche mit schweren, wie schweigsame Wellen am Himmel hinrollenden Wolken beladen war.

Groslow schlug die Türe wieder zu, welche Mordaunt von innen verschloß, und stieg, nachdem er dem Matrosen Befehl gegeben hatte, mit der größten Aufmerksamkeit zu wachen, in die Barke hinab, die sich, das Wasser mit doppeltem Ruder peitschend, rasch entfernte.

Der Wind war kalt und der Hafendamm verlassen, als Groslow in Greenwich landete; in dem Augenblick, wo er an das Ufer stieg, hörte er etwas, wie das Geräusch galoppierender Pferde auf dem mit Strandsteinen gepflasterten Wege.

Oh! oh!« sagte er, »Mordaunt hatte Recht, daß er mir Eile empfahl. Es war keine Zeit zu verlieren, sie kommen.«

Es waren in der Tat unsere Freunde oder vielmehr ihre Vorhut, aus d'Artagnan und Athos bestehend. Als sie in der Nähe des Ortes anlangten, wo sich Groslow befand, hielten sie an, als hätten sie erraten, derjenige, mit welchem sie es zu tun haben sollten, wäre da. Athos stieg ab, entrollte langsam ein Sacktuch, dessen vier Enden geknüpft waren, und ließ es im Winde flattern, während d'Artagnan, stets klug, halb über sein Pferd herabgeneigt und eine Hand am Halfter, wartete.

Groslow, der sich, im Zweifel, ob die Reiter wirklich die von ihm Erwarteten wären, hinter eine von den zum Aufrollen der Kabeltaue dienenden, in den Boden gepflanzten Kanonen gekauert hatte, stand auf, als er das verabredete Zeichen wahrnahm und ging gerade auf die Edelleute zu. Er war dergestalt

in seinem Caban verumummt, daß man sein Gesicht unmöglich sehen konnte. Überdies war die Nacht so finster, daß diese Vorsichtsmaßregel überflüssig erschien.

Das durchdringende Auge von Athos erriet indessen trotz der Dunkelheit, daß er nicht Roggers vor sich hatte.

»Was wollt Ihr von mir?« sagte er zu Groslow und machte einen Schritt rückwärts.

»Ich will Euch sagen, Mylord«, erwiderte Groslow mit irländischem Accente, daß Ihr den Patron Roggers sucht, aber vergebens sucht.«

»Wie so?«

»Er ist diesen Morgen vom Mastkorb herabgefallen und hat das Bein gebrochen. Doch ich bin sein Vetter; er hat mir die ganze Angelegenheit mitgeteilt und mir den Auftrag gegeben, für ihn zu Rekognoszieren, und überallhin, wohin sie es wünschten, die Edelleute zu führen, die mir ein an den vier Enden geknüpftes Sacktuch geben würden, wie Ihr eines in der Hand haltet und wie ich eines in der Tasche habe.«

Bei diesen Worten zog Groslow das Sacktuch hervor, das er bereits Mordaunt gezeigt hatte.

»Ist das Alles?« fragte Athos.

»Nein, Mylord. Es sind auch fünfundsiebzig Pfund zugesagt, wenn ich Euch wohlbehalten nach Boulogne oder nach irgend einem andern von Euch zu bestimmenden Punkte von Frankreich bringe.«

Was denkt Ihr hiervon, d'Artagnan?« fragte Athos in französischer Sprache.

»Was sagte er zuerst?« fragte d'Artagnan.

»Ah! es ist wahr«, sprach Athos, »ich vergaß, daß Ihr nicht Englisch versteht.«

Und er wiederholte d'Artagnan das Gespräch, das er mit dem Patron gehabt hatte.

Dies scheint mir sehr wahrscheinlich«, sagte d'Artagnan.

»Mir auch«, sprach Athos.

»Überdies«, fügte d'Artagnan bei, »überdies können wir diesem Menschen, wenn er uns betrügt, die Hirnschale zerschmettern.«

»Und wer wird uns führen?«

»Ihr, Athos, Ihr wißt so viele Dinge, daß ich nicht daran zweifle, Ihr seid auch im Stande, ein Schiff zu lenken.«

»Meiner Treue, Freund«, erwiderte Athos lächelnd, »Ihr habt beinahe richtig erraten; ich war von meinem Vater für den Marinedienst bestimmt und habe einige schwankende Begriffe von der Steuermannskunst.«

»Seht Ihr!« rief d'Artagnan.

»Holt also unsere Freunde und kehrt bald zurück; es ist elf Uhr, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

D'Artagnan rückte gegen zwei Reiter vor, welche sich wie Wachen an einem Schoppen aufgestellt hatten und auf der Rückseite der Straße warteten; drei weitere Reiter hielten in einiger Entfernung von den ersten und schienen ebenfalls zu warten.

Die zwei Reiterwachen waren Porthos und Aramis; die drei anderen Reiter Mousqueton, Blaisois und Grimaud; dieser war nur, wenn man ihn näher betrachtete, doppelt, denn er hatte Parry hinter sich, der die an den Wirt zu Tilgung ihrer Rechnung verkauften Pferde der Edelleute und ihrer Diener nach London zurückbringen sollte. In Folge dieses Handelsgeschäftes vermochten die vier Freunde eine, wenn nicht beträchtliche, doch hinreichende Summe mitzunehmen, um etwaigen Zögerungen und unvorhergesehenen-Fällen trotzen zu können.

D'Artagnan überbrachte Porthos und Aramis die Aufforderung, ihm zu folgen, und diese hießen ihre Leute durch ein Zeichen absteigen und die Mantelsäcke abschnallen.

Parry trennte sich nicht ohne Wehmut von den Freunden, man hatte ihm den Vorschlag gemacht, mit nach Frankreich zu reisen, aber er weigerte sich hartnäckig, dies zu tun.

»Das ist ganz einfach«, sagte hierbei Mousqueton; »er hat seine Gedanken in Beziehung auf Groslow.«

Man erinnert sich, daß Kapitän Groslow ihm den Schädel gespalten hatte.

Die kleine Truppe stieß zu Athos. Bereits aber hatte d'Artagnan sein natürliches Mißtrauen wieder angenommen; er fand die Straße zu öde, die Nacht zu schwarz, den Patron zu leicht.

Er erzählte Aramis den von uns erwähnten Vorfall, und nicht minder mißtrauisch als er selbst, trug Aramis nicht wenig dazu bei, seinen Argwohn zu vermehren.

Ein kurzes Schnalzen mit der Zunge verriet Athos die Unruhe des Gascogners.

»Wir haben keine Zeit, mißtrauisch zu sein«, sprach Athos; »die Barke erwartet uns, steigen wir ein.«

»Wer hindert uns übrigens, mißtrauisch zu sein und dennoch einzusteigen? Man wird den Patron bewachen«, sprach Aramis.

»Und wenn er nicht geradeaus geht, schlage ich ihn tot«, fügte Porthos bei,

»Gut gesagt, Porthos«, versetzte d'Artagnan. »Steigen wir ein. Vorwärts, Mousqueton.«

D'Artagnan hielt seine Freunde zurück und ließ die Bedienten zuerst gehen, damit sie das Brett versuchten, welches vom Hafendamm nach der Barke führte.

Die drei Lackeien schritten ohne Unfall hinüber.

Athos folgte ihnen, dann kam Porthos, dann Aramis. D'Artagnan ging, beständig den Kopf schüttelnd, zuletzt.

»Was Teufels habt Ihr denn, mein Freund?« sprach Porthos, »bei meiner Treue, Ihr würdet Cäsar bange machen.«

»Ich sehe in diesem Hafen weder Aufseher, noch Wache, noch Steuereinnehmer.«

»Beklagt Ihr Euch?« sprach Porthos; »Alles geht wie auf einem blühenden Rasen.«

»Alles geht zu gut«, erwiderte d'Artagnan; »doch gleich viel, wie Gott will.«

Sobald das Brett zurückgezogen war, setzte sich der Patron an das Steuerruder und machte einem seiner Matrosen ein Zeichen; bewaffnet mit einem Bootshaken fing dieser an zu manövrieren, um aus dem Irrsal von Schiffen, zwischen denen die kleine Barke eingezwängt war, herauszukommen.

Der andere Matrose befand sich bereits, sein Ruder in der Hand, am Backbord.

Als man sich der Ruder bedienen konnte, kam sein Kamerad zu ihm, und die Barke fing an rascher zu gehen.

»Endlich reisen wir!« sprach Porthos. »Ach! wir reisen allein«, erwiderte der Graf de la Fère.

»Ja, aber wir ziehen alle Vier mit einander und ohne eine Schramme ab; das ist noch ein Trost.«

»Wir sind noch nicht angekommen und haben uns vorzusehen«, sagte d'Artagnan.

»Ei! mein Lieber«, entgegnete Porthos, »Ihr seid wie die Raben und prophezeit beständig Unglück. Was kann uns in dieser finsternen Nacht zustoßen? Man sieht nicht auf zwanzig Schritte.«

»Ja, aber morgen früh«, sagte d'Artagnan.

»Morgen früh sind wir in Boulogne.«

»Ich wünsche es von ganzem Herzen«, sprach d'Artagnan, »und gestehe meine Schwäche. Hört, Athos, Ihr werdet lachen: so lange wir noch in der Schußweite vom Hafendamm oder von den an denselben grenzenden Häusern waren, erwartete ich ein furchtbares Musketenfeuer, das uns insgesamt niederschmettern würde.«

»Aber das war unmöglich«, entgegnete Porthos mit seinem etwas plumpen, aber gesunden Verstand; »man hatte zugleich den Patron und die Matrosen getötet.«

»Bah! das ist ein schönes Geschäft für Mordaunt! Glaubt Ihr, er nehme es so genau?«

»Nun«, sprach Porthos, »ich bin sehr froh, daß d'Artagnan zugesteht, er habe bange gehabt.«

»Ich gestehe es nicht nur zu, sondern ich rühme mich dessen, ich bin kein Kurzsichtiger, wie Ihr. Oho! was ist das?«

»Der Blitz«, sprach der Patron.

»Wir sind also an Ort und Stelle?« fragte Athos englisch.

»Wir gelangen eben dazu«, antwortete der Kapitän.

Nach drei Ruderstößen befand man sich Seite an Seite neben dem kleinen Fahrzeug. Der Matrose wartete, die Leiter war bereit, er hatte die Barke erkannt.

Athos stieg zuerst hinauf, und zwar mit ganz seemännischer Gewandtheit. Aramis folgte ihm als ein Mann, der längst an Strickleitern und ähnliche mehr oder minder geistreiche Mittel gewöhnt ist, welche vorhanden sind, um verbotene Räume zu durchmessen. D'Artagnan kletterte mit der Geschicklichkeit eines

Gemsenjähgers hinauf; Porthos entwickelte die Kraft, die bei ihm Alles ersetzte.

Bei den Bedienten war die Operation schwieriger, nicht für Grimaud, der, mager und dünn wie eine Katze, stets Mittel fand, sich aufzuhissen, aber für Mousqueton, für Blaisois, welche die Matrosen bis zur Hand von Porthos emporheben mußten, der sie am Kragen ihrer Wämmser faßte und aufrecht auf das Verdeck des Schiffes stellte.

Der Kapitän führte die Passagiere in die für sie bestimmte Wohnung, bestehend aus einem einzigen Zimmer, das sie gemeinschaftlich inne haben sollten. Dann suchte er sich unter dem Vorwande, einige Befehle geben zu müssen, zu entfernen.

»Einen Augenblick«, sagte d'Artagnan. »Wie viel Mann Habt Ihr am Bord, Patron?«

»Ich verstehe nicht«, antwortete dieser englisch.

»Fragt ihn in seiner Sprache, Athos.«

Athos wiederholte die Frage von d'Artagnan.

»Drei«, antwortete Groslow, »wohl verstanden, mich nicht gerechnet.«

D'Artagnan begriff, denn der Patron hatte bei seiner Erwiderung drei Finger aufgehoben.

»Oh, drei!« sprach d'Artagnan; »ich fange an, ruhiger zu werden; doch gleichviel, während Ihr Euch einrichtet, mache ich einen Gang durch das Schiff.«

»Und ich«, sagte Porthos, »ich werde mich mit dem Abendbrote beschäftigen.«

»Dieses Vorhaben ist schön und edelmütig, Porthos; bringt es daher in Ausführung. Ihr, Athos, leiht mir Grimaud, der in Gesellschaft seines Freundes Parry etwas Englisch kauderwälschen gelernt hat. Er soll mir als Dolmetscher dienen.«

»Geht, Grimaud«, sprach Athos.

Eine Laterne war auf dem Verdecke. D'Artagnan hob sie mit einer Hand auf, nahm mit der andern eine Pistole und sagte zu dem Patron:

»Come.«

Dies war nebst *Goddam* Alles, was er von der englischen Sprache hatte behalten können.

D'Artagnan kam zu der Luke und stieg in das Zwischendeck hinab.

Das Zwischendeck hatte drei Abteilungen: einmal die, in welche d'Artagnan hinabstieg, und die sich vom Hinterteile des Schiffes bis gegen die Mitte desselben ausdehnte und folglich durch den Boden des Zimmers bedeckt war, in welchem Athos, Porthos und Aramis die Nacht zuzubringen sich anschickten; die zweite, welche die Mitte des Schiffes bildete und zur Wohnung für die Diener bestimmt war; die dritte unter dem Vorderteile, d. h. unter der für den Kapitän improvisierten Kajüte, worin sich Mordaunt verborgen hielt.

»Oh!« sprach d'Artagnan, die Treppe Hinabsteigend, während er seine Laterne in der ganzen Länge seines Armes vor sich ausstreckte, »wie viele Tonnen! Man sollte in der Tat glauben, es wäre die Höhle von Ali Baba.«

Die *Tausend und eine Nacht* waren zum ersten Male übersetzt worden und um diese Zeit sehr in der Mode.

»Was sagt Ihr?« fragte der Kapitän englisch.

»Ich wünsche zu wissen, was in diesen Tonnen ist«, erwiderte d'Artagnan und setzte seine Laterne auf eines der Fässer.

Der Patron machte eine Bewegung, um die Leiter wieder hinaufzusteigen; aber er hielt sich zurück.

»Porto«, antwortete er.

»Ah, Portwein«, erwiderte d'Artagnan, »das dient zur Beruhigung, wir werden nicht vor Durst sterben.«

Dann sich wieder gegen Groslow umwendend, welcher schwere Schweißtropfen an seiner Stirne abtrocknete, fragte er:

»Und sie sind voll?«

Grimaud übersetzte die Frage.

»Die einen sind voll, die andern leer«, antwortete Groslow mit einer Stimme, in der sich seine Unruhe verriet.

D'Artagnan klopfte mit dem Finger an die Tonnen und bemerkte, daß fünf voll und die andern leer waren. Dann hielt er, beständig zum großen Schrecken des Engländers, seine Laterne in die Zwischenräume der Fässer und sah, daß diese Zwischenräume nichts enthielten.

»Vorwärts«, rief er und schritt auf die Türe zu, welche nach der

zweiten Abteilung führte.

»Wartet«, sprach der Engländer, der, stets der Aufregung preisgegeben, welche wir vorhin bezeichnet haben, zurückgeblieben war.

Und rasch vor d'Artagnan und Grimaud tretend, steckte er mit zitternder Hand den Schlüssel in das Schloß, und man befand sich in dem zweiten Gelasse, wo Mousqueton und Blaisois zu Nacht zu speisen im Begriffe waren.

In dieser Abteilung war offenbar nichts zu suchen und zu fragen. Man sah alle Winkel bei dem Schimmer der Lampe, welche diese würdigen Kameraden beleuchtete.

Man ging also rasch durch und besuchte die dritte Abteilung.

Drei bis vier am Plafond befestigte Hängematten, ein Tisch, der durch ein doppeltes, an jedem von seinen Enden angebrachtes. Seil gehalten wurde, zwei wurmstichige, hinkende Bänke bildeten die ganze Ausstattung. D'Artagnan hob ein paar alte an den Wänden hängende Segeltücher auf, und da er nichts Verdächtiges wahrnahm, kehrte er durch die Luke auf das Verdeck des Schiffes zurück.

»Und dieses Zimmer?« fragte d'Artagnan.

Grimaud übersetzte die Worte des Musketiers in das Englische.

»Dieses Zimmer ist das meinige«, sprach der Patron. »Wollt Ihr eintreten?«

»Öffnet die Türe«, versetzte d'Artagnan.

Der Engländer gehorchte. D'Artagnan hielt seine Laterne vor sich hinaus, streckte den Kopf durch die halb geöffnete Türe und sagte, als er wahrnahm, daß dieses Zimmer eine erbärmliche Spelunke war:

»Gut, wenn eine Armee an Bord ist, so ist sie wenigstens hier nicht verborgen. Wir wollen nun sehen, ob Porthos Abendbrot gefunden hat.«

Und er dankte dem Patron mit einem Zeichen des Kopfes und kehrte in das Ehrenzimmer zurück, wo seine Freunde waren.

Porthos hatte nichts gefunden, wie es schien, oder hatte er auch etwas gefunden, so war doch die Müdigkeit Meister über den Hunger geworden, denn er lag in tiefem Schläfe, als d'Artagnan zurückkehrte.

Durch die sanften Bewegungen der ersten Wellen des Meeres gewiegt, fingen Athos und Aramis ebenfalls an die Augen zu schließen. Sie öffneten sie wieder bei dem Geräusch, das ihr Gefährte machte.

»Wie ist es?« fragte Aramis.

»Alles geht gut«, erwiderte d'Artagnan, »und wir können ruhig schlafen.«

Auf diese Versicherung ließ Aramis sein Haupt wieder zurückfallen, Athos machte mit dem seinigen ein liebevolles Zeichen, und d'Artagnan, der wie Porthos mehr des Schlummers als der Speise bedurfte, beurlaubte Grimaud und legte sich mit bloßem Schwerte in seinem Mantel so nieder, daß sein Leib den Weg versperrte und man unmöglich in das Zimmer eintreten konnte, ohne an ihn zu stoßen.



X.

Der Portwein.

Nach Verlauf von zehn Minuten schliefen die Herren; nicht so war es mit den ausgehungerten und zagenden Dienern.

Blaisois und Mousqueton schickten sich an, ihr Bett zu machen, das aus einem Brette und einem Felleisen bestand, während auf einer Tafel, welche, wie die in dem anstoßenden Zimmer, aufgehängt war, bei dem Schwanken des Schiffes ein Laib Brot, ein Bierkrug und drei Gläser sich wiegten.

»Verfluchtes Schwanken!« sprach Blaisois. »Ich fühle, daß es mich wieder packen wird, wie bei unserer ersten Überfahrt.«

»Und gar nichts zur Bekämpfung der Seekrankheit haben, als Gerstenbrot und Hopfenwein! Puh!«

»Aber Eure Weidenflasche, Herr Mouston«, fragte Blaisois, der die Vorkehrungen zu seinem Lager getroffen hatte und sich wankend dem Tische näherte, an welchem Mousqueton bereits saß; »aber Eure Weidenflasche, habt Ihr sie etwa verloren?«

»Nein«, erwiderte Mousqueton, »aber Parry hat sie behalten. Diese Teufel von Schottländern haben immer Durst. Und Ihr, Grimaud«, fragte Mousqueton seinen Gefährten, welcher eben zurückkehrte, nachdem er d'Artagnan bei seiner Runde begleitet hatte, »habt Ihr Durst?«

»Wie ein Schottländer«, antwortete Grimaud lakonisch.

Und er setzte sich neben Blaisois und Mousqueton, zog eine Schreibtafel aus der Tasche und fing an die Rechnungen der Gesellschaft zu machen, deren Ökonom er war.

»Oh! Ia! Ia!« rief Blaisois, »in meinem Leibe fährt Alles durcheinander.«

»Wenn dem so ist«, erwiderte Mousqueton, »so nehmt ein wenig Speise zu Euch.«

»Ihr nennt das Speise?« sagte Blaisois mit einer kläglichen Miene die verächtliche Gebärde begleitend, mit der er auf das Gerstenbrot und den Bierkrug deutete.

»Blaisois«, erwiderte Mousqueton, »erinnert Euch, daß das Brot

die wahre Speise des Franzosen ist, . . . und der Franzose hat nicht einmal immer; fragt nur Grimaud.«

»Ja, aber das Bier«, versetzte Blaisois mit einer Geschwindigkeit, die seinem lebendigen Erwiderungsgeiste Ehre machte; »aber das Bier, ist das sein wahres Getränk?«

Was das betrifft«, sagte Mousqueton, in einer Klemme gefaßt und ziemlich verlegen über eine Antwort; »ich muß gestehen, nein, das Bier ist ihm so zuwider, als der Wein den Engländern.«

»Wie, Herr Mouston«, sprach Blaisois, welcher diesmal sehr an den tiefen Kenntnissen von Mousqueton zweifelte, vor denen er indessen in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen die größte Achtung hatte; »wie, Herr Mouston, die Engländer lieben den Wein nicht?«

»Sie verabscheuen ihn.«

»Aber ich habe sie doch trinken sehen.«

»Zur Buße; und zum Beweise mag dienen«, fuhr Mousqueton sich blühend fort, »daß ein englischer Prinz eines Tages gestorben ist, weil man ihn in ein Faß Malvasier gesteckt hatte. Ich habe die Geschichte den Herrn Abbé d'Herblay erzählen hören.«

»Der Dummkopf!« 'sagte Blaisois, »ich möchte wohl an seinem Platze sein.«

»Du kannst es«, sagte Grimaud, immer fort Zahlen an einander reihend.

»Wie dies«, fragte Blaisois, »ich kann es?«

»Ja«, erwiderte Mousqueton, vier behaltend und diese Zahl auf die nächste Seite übertragend.

»Ich kann es? Erklärt Euch, Herr Grimaud.«

Mousqueton schwieg während der Fragen von Blaisois, aber an dem Ausdrücke seines Gesichtes war leicht zu sehen, daß dies nicht aus Gleichgültigkeit geschah.

Grimaud fuhr fort zu rechnen und setzte die Summe.

»Portwein«, sagte er sodann und streckte die Hand in der Richtung des von d'Artagnan und ihm in Begleitung des Patrons besuchten Gelasses aus.

»Wie! diese Fässer, die ich durch die halbgeöffnete Türe wahrgenommen habe?«

»Portwein«, wiederholte Grimaud und begann eine neue arithmetische Operation.

»Ich habe sagen hören«, versetzte Blaisois, »der Portwein sei ein vortrefflicher spanischer Wein.«

»Vortrefflich«, wiederholte Mousqueton, mit der Zungenspitze über die Lippe fahrend, »vortrefflich; es findet sich ein solcher in dem Keller des Herrn Baron de Bracieux.«

»Wenn wir die Engländer bitten würden, eine Flasche an uns zu verkaufen?« fragte der ehrliche Blaisois.

»Kaufen!« versetzte Grimaud, zu seinem Maraudeur-Instinkte zurückkehrend. »Man sieht wohl, junger Mann, daß Ihr noch keine Erfahrung in den Dingen des Lebens habt. Warum kaufen, wenn man nehmen kann?«

»Nehmen«, sagte Blaisois, »sich nach dem Gute seines Nächsten gelüsten lassen! mir scheint, das ist verboten.«

»Wo dies?« fragte Mousqueton.

»Im Gesetze Gottes oder der Kirche, ich weiß es nicht mehr.«

»Das ist abermals ein kindisches Wort, Herr Blaisois«, sprach Mousqueton mit seinem erhabensten Protektorstone. »Ja, kindisch, so ist es. Wo habt Ihr in der Schrift gefunden, daß die Engländer Eures Gleichen sind?«

»Nirgends, das ist wahr, wenigstens erinnere ich mich dessen nicht.«

»Ein kindisches Wort, ich wiederhole es«, versetzte Mousqueton. »Wenn Ihr zehn Jahre im Felde gewesen wäret, wie Grimaud und ich, mein lieber Blaisois, so wüßtet Ihr, welcher Unterschied zwischen dem Gute eines Fremden und dem Gute eines Nächsten stattfindet. Ein Engländer aber ist, denke ich, ein Feind, und dieser Porto gehört Engländern. Er gehört also uns, in Betracht, daß wir Franzosen sind.«

Diese Beredsamkeit, unterstützt durch das Ansehen, welches Mousqueton aus seiner langen Erfahrung schöpfte, setzte Blaisois in Erstaunen. Er neigte das Haupt, als wollte er sich sammeln, erhob aber bald wieder die Stirne, wie ein mit unumstößlichen Beweisen bewaffneter Mensch und sprach:

»Und die Herren, werden sie Eurer Ansicht sein, Herr Mouston?«

Mousqueton lächelte verächtlich.

»Ich müßte vielleicht«, versetzte er, »ich müßte vielleicht den Schlaf dieser erhabenen Herren stören, um ihnen zu sagen: ›Meine Herren, Euer Diener Mouston hat Durst, wollt Ihr ihm erlauben, zu trinken?‹ Ich frage Euch, was liegt Herrn de Bracieux daran, ob ich Durst habe oder nicht?«

»Es ist ein sehr teurer Wein«, sprach Blaisois, den Kopf schüttelnd.

»Und wäre es trinkbares Gold, Herr Blaisois«, sprach Mousqueton, »so würden sich unsere Herren des Genusses doch nicht enthalten. Erfahrt, daß der Herr Baron de Bracieux allein reich genug ist, um eine Tonne Porto zu trinken, und müßte er jeden Tropfen mit einer Pistole bezahlen. Ich sehe aber nicht ein«, fuhr Mousqueton immer herrlicher in seinem Stolze fort, »warum sich die Diener enthalten sollten, da die Herren sich nicht enthalten würden.«

Hiernach erhob sich Mousqueton, nahm den Bierkrug, leerte ihn bis auf den letzten Tropfen durch eine Stückpforte und ging majestätisch nach der Türe, welche in den Raum führte, wo der Portwein verwahrt sein sollte.

»Ah! ah! geschlossen«, sagte er. »Diese Teufel von Engländern, wie mißtrauisch sind sie doch!«

»Geschlossen!« wiederholte Blaisois in nicht minder verdrießlichem Tone. »Ah! Pest! das ist ein Unglück, denn ich fühle, daß es in meinem Magen immer mehr durcheinander geht.«

Mousqueton wandte sich mit einem so kläglichen Gesichte gegen Blaisois, daß es ganz offenbar wurde, er teile in hohem Grade den Ärger des braven Burschen.

»Geschlossen!« wiederholte er ebenfalls.

»Aber«, versetzte Blaisois, »aber ich hörte Euch erzählen, Herr Mouston, Ihr hättet in Eurer Jugend, in Chantilly, glaube ich, Euren Herrn und Euch selbst dadurch ernährt, daß Ihr Rebhühner mit der Schlinge, Karpfen mit der Leine und Flaschen mit dem Lasso gefangen«,

»Allerdings«, erwiderte Mousqueton, »das ist die volle Wahrheit. Grimaud kann es Euch bezeugen. Aber es war ein Luftloch im Keller und der Wein in Flaschen. Ich kann den Lasso

nicht durch diesen Verschlag werfen und eben so wenig mit einem Bindfaden ein Faß Wein ziehen, das vielleicht zwei Zentner schwer ist.«

»Nein, aber Ihr könnt die paar Bretter des Verschlags ausheben«, entgegnete Blaisois, »und an einem von den Fässern ein Loch mit einem Bohrer machen.«

Mousqueton riß seine Augen unmäßig weit auf und schaute Blaisois wie ein Mensch an, der sehr darüber erstaunt ist, bei einem andern Menschen Eigenschaften zu finden, die er nicht bei ihm vermutete.

»Das ist wahr«, sagte er, »das läßt sich tun; aber einen Meißel, um die Bretter zu sprengen, einen Bohrer, um das Faß zu öffnen?«

»Das Bündel«, sprach Grimaud, während er zugleich die Probe bei seiner Rechnung machte.

»Ah! ja, das Bündel«, versetzte Mousqueton, »und ich dachte nicht daran.«

Grimaud war wirklich nicht nur der Ökonom der Truppe, sondern auch ihr Waffenmeister: außer einem Register besaß er ein Bündel. Da nun Grimaud ein äußerst vorsichtiger Mann war, so enthielt dieses sorgfältig in seinem Felleisen verwahrte Bündel alle Instrumente für den gewöhnlichen Bedarf.

Es enthielt folglich auch einen Bohrer von ansehnlicher Dicke. Mousqueton ergriff denselben.

Was den Meißel betrifft, so hatte er nicht lange zu suchen, der Dolch, den er im Gürtel trug, vermochte ihn vortrefflich zu ersetzen.

Mousqueton suchte einen Winkel, wo die Bretter etwas getrennt wären, was leicht zu finden war, und ging sogleich an das Werk.

Blaisois schaute ihm mit einer Bewunderung zu, mit der sich eine gewisse Ungeduld vermischte, wobei er von Zeit zu Zeit über die Art und Weise, einen Nagel auszubrechen oder ein Aufwiegen zu bewerkstelligen, sich Bemerkungen voll Verstand und Scharfsinn erlaubte.

Nach einem Augenblick hatte Mousqueton drei Bretter gesprengt.

Mousqueton war das Gegenteil von dem Frosch in der Fabel,

der sich für dicker hielt, als er war. War es ihm auch gelungen, seinen Namen um ein Drittel zu verkürzen, so hatte leider nicht dasselbe bei seinem Bauche stattgefunden. Er suchte durch die Öffnung zu schlüpfen, die er gemacht hatte, und sah zu seinem Schmerze, daß er wenigstens noch zwei bis drei Bretter ausheben mußte, wenn die Öffnung seinem Umfange entsprechen sollte.

Er stieß einen Seufzer aus und zog sich zurück, um wieder an das Werk zu gehen.

Aber Grimaud, der seine Rechnungen vollendet hatte, stand in diesem Augenblick auf, näherte sich mit inniger Teilnahme an der Operation, in deren Ausführung man begriffen war, seinen zwei Gefährten und betrachtete die vergeblichen Anstrengungen von Mousqueton, in das gelobte Land zu gelangen.

»Ich«, sagte Grimaud.

Dieses Wort war für sich ein ganzes Sonett Wert, was bekanntlich so viel Wert ist als ein ganzes Gedicht.

Mousqueton wandte sich um und fragte:

»Was, Ihr?«

»Ich werde durchschlüpfen.«

»Das ist wahr«, sprach Mousqueton mit einem Blicke auf den langen und dünnen Körper seines Freundes, »Ihr könnt durchkommen und zwar leicht.«

»Das ist richtig«, sagte Blaisois; »er kennt die vollen Fässer, da er schon einmal mit dem Herrn Chevalier d'Artagnan in dem Keller gewesen ist. Laßt Herrn Grimaud durch, Herr Mouston.«

»Ich wäre so gut durchgekommen, als Grimaud«, sagte Mousqueton etwas gereizt.

»Ja, aber das hätte länger gedauert, und ich verspüre großen Durst; auch rumort es in meinem Magen immer mehr.«

»Vorwärts also, Grimaud«, sprach Mousqueton und reichte demjenigen, welcher die Expedition statt seiner versuchen sollte, den Bierkrug und den Bohrer.

»Schwenke die Gläser«, versetzte Grimaud.

Dann machte er Mousqueton eine freundschaftliche Gebärde, als wollte er ihn um Verzeihung bitten, daß er eine Expedition vollende, welche ein Anderer so glänzend begonnen hatte,

schlüpfte wie eine Schlange durch die Öffnung und verschwand.

Blaisois schien ganz entzückt. Von allen Taten, welche seit ihrer Ankunft in England von den außerordentlichen Menschen, denen er beigezelt zu sein das Glück hatte, ausgeführt worden waren, kam ihm diese als die unzweifelhaft wunderbarste vor.

»Ihr werdet sehen«, sprach Mousqueton, mit einer Erhabenheit Blaisois anschauend, der dieser sich nicht einmal zu entziehen versuchte, »Ihr werdet sehen, wie wir alte Soldaten trinken, wenn wir Durst haben.«

»Den Mantel«, sagte Grimaud aus dem Keller hervor.

»Das ist richtig«, erwiderte Mousqueton.

»Was verlangt er?« fragte Blaisois.

»Daß man die Öffnung mit dem Mantel verstopfe.«

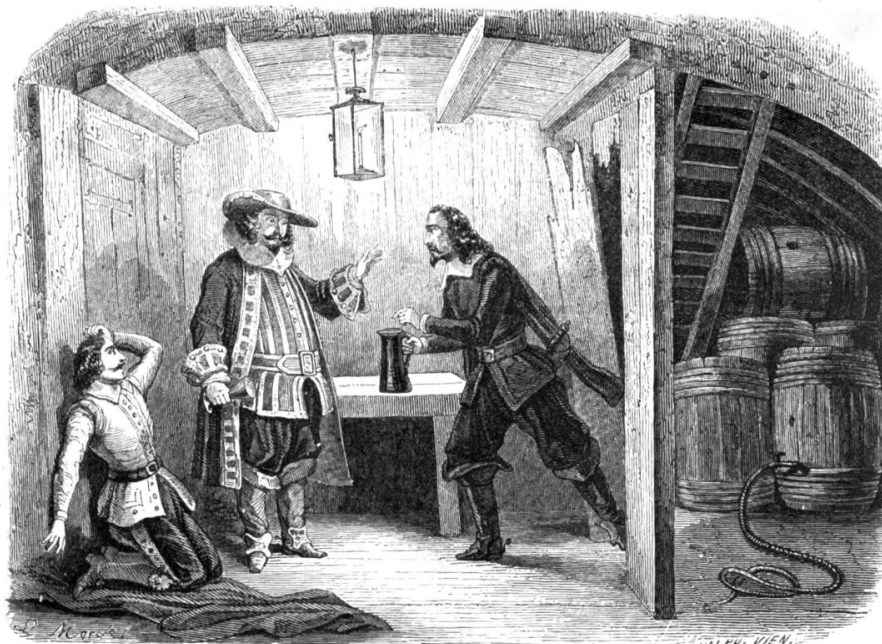
»Warum dies?«

»Einfältiger!« erwiderte Mousqueton, »wenn Jemand herein käme.«

»Ah! das ist wahr!« rief Blaisois mit immer sichtbarer hervortretender Bewunderung. »Aber er wird nicht hell sehen?«

»Grimaud sieht immer hell«, antwortete Mousqueton, »bei Nacht wie bei Tag.«

»Er ist sehr glücklich«, versetzte Blaisois, »wenn ich kein Licht habe, kann ich nicht zwei Schritte machen, ohne anzustoßen.«



»Ihr habt auch nicht gedient, sonst hättet Ihr eine Nadel in der größten Finsternis aufheben gelernt. Aber stille! mir scheint, man kommt.«

Mousqueton ließ einen kleinen Alarmpfeiff vernehmen, mit dem die Lackeien aus den Tagen ihrer Jugend vertraut waren, setzte sich wieder an den Tisch und hieß Blaisois durch ein Zeichen dasselbe tun.

Blaisois gehorchte.

Die Türe öffnete sich. Es erschienen zwei Männer in ihre Mäntel gehüllt.

»Oh! oh!« sagte der Eine, »es ist ein Viertel auf zwölf Uhr und Ihr habt Euch noch nicht niedergelegt? das ist wider die Vorschrift. In einer Viertelstunde muß Alles ausgelöscht sein und Jedermann schnarchen.«

Die zwei Männer gingen auf die Türe des Raumes zu, in welchen Grimaud geschlüpft war, öffneten diese Türe, traten ein und schlossen hinter sich.

»Ah!« flüsterte Blaisois bebend, »er ist verloren!«

»Grimaud ist ein feiner Fuchs«, murmelte Mousqueton.

Und sie warteten mit gespanntem Ohre und den Atem an sich haltend.

Es vergingen zehn Minuten, während deren man kein Geräusch vernahm, woraus sich schließen ließ, Grimaud wäre entdeckt.

Nach Ablauf dieser Zeit sahen Mousqueton und Blaisois die Türe sich wieder öffnen, und zwei Männer im Mantel kamen heraus, verschlossen die Türe so vorsichtig, wie vorher, und entfernten sich unter Erneuerung des Befehls, sich niederzulegen und die Lichter auszulöschen.

»Werden wir gehorchen?« fragte Blaisois; »diese ganze Geschichte kommt mir verdächtig vor.«

»Sie sagten eine Viertelstunde; wir haben noch fünf Minuten.«

»Wenn wir die Herren benachrichtigen würden?«

»Wir wollen auf Grimaud warten.«

»Aber wenn sie ihn umgebracht haben?«

»Grimaud hätte geschrien«,

»Ihr wißt, daß er beinahe stumm ist.«

»Wir hätten den Schlag gehört.«

»Aber wenn er nicht kommt?«

»Hier ist er.«

In demselben Momente drückte Grimaud wirklich den Mantel auf die Seite, der die Öffnung verbarg, und schob durch diese Öffnung einen leichenbleichen Kopf, dessen durch den Schrecken gerundete Augen einen kleinen Augenstern in einem großen Weißen Kreise sehen ließen. Er hielt in der Hand den Bierkrug, angefüllt mit irgend einem Stoffe, näherte ihn dem Lichte, das die rauchige Lampe von sich gab, und murmelte die einzige Sylbe: Oh! mit einem Ausdrucke so tiefen Schreckens, daß Mousqueton bestürzt zurückwich und Blaisois beinahe in Ohnmacht fiel.

Beide warfen nichtsdestoweniger einen neugierigen Blick in den Bierkrug: er war voll Pulver.

Einmal überzeugt, daß das Schiff mit Pulver statt mit Wein beladen war, stürzte Grimaud nach der Luke und machte nur einen Sprung bis an das Zimmer, worin die vier Freunde schliefen. Hier drückte er sachte die Türe auf, welche, sich öffnend, sogleich d'Artagnan aufweckte, der unmittelbar hinter derselben lag.

Kaum hatte dieser das entstellte Gesicht von Grimaud erblickt, als er begriff, daß etwas Außerordentliches vorging, und schreien wollte; aber mit einer Gebärde, schneller als das Wort, legte Grimaud einen Finger auf seine Lippen und löschte mit einem Hauche, den man in einem so schwächlichen Körper nicht vermutet hätte, die Nachtlampe auf drei Schritte aus.

D'Artagnan erhob sich auf den Ellenbogen, Grimaud setzte ein Knie auf die Erde und flüsterte ihm so, den Hals vorgestreckt, eine Erzählung in das Ohr, die im Ganzen dramatisch genug war, um der Gebärde und des Spiels der Gesichtszüge entbehren zu können.

Während dieser Erzählung schliefen Athos, Porthos und Aramis wie Menschen, die seit acht Tagen nicht geschlafen haben, und auf dem Zwischendecke knüpfte Mousqueton aus Vorsicht seine Nesteln, während Blaisois vom Schrecken erfaßt mit zu Berge stehenden Haaren dasselbe zu tun versuchte.

Man vernehme, was sich ereignet hatte.

Kaum war Grimaud durch die Öffnung verschwunden und in

den ersten Raum gedrungen, als er zu untersuchen begann und hierbei ein Faß fand. Er schlug daran: das Faß war leer. Er ging an ein anderes: es war ebenfalls leer; aber das dritte, an welchem er den Versuch wiederholte, gab einen so matten Ton von sich, daß man sich nicht täuschen konnte. Grimaud erkannte, daß es voll war.

Er blieb an diesem, suchte eine taugliche Stelle, um es anzubohren, und brachte seine Hand, während er diese Stelle suchte, an einen Hahnen.

»Gut!« sagte Grimaud, »das erspart mir das Geschäft.«

Und er näherte seinen Bierkrug, drehte den Hahnen um und fühlte, daß der Inhalt ganz sachte aus einem Gefäß in das andere übergang.

Grimaud setzte, nachdem er behutsamer Weise den Hahnen wieder geschlossen hatte, den Krug an seine Lippen, denn er war zu gewissenhaft, um seinen Gefährten einen Trank zu bringen, für den er ihnen nicht hätte stehen können, als er das Signal horte, das ihm Mousqueton gab; er vermutete eine Nachtrunde, schlüpfte in den Zwischenraum der zwei Tonnen und verbarg sich hinter einem Fasse.

Ein Augenblick nachher öffnete sich wirklich die Türe und schloß sich wieder, nachdem zwei Männer in Mänteln eingetreten waren, die wir mit dem Befehle, die Lichter auszulöschen, an Blaisois und Mousqueton haben vorübergehen sehen.

Der Eine trug eine sorgfältig geschlossene Glaslaterne, welche so hoch war, daß die Flamme die Oberfläche nicht erreichen konnte. Die Gläser waren überdies mit einem Blatte Weißen Papiers bedeckt, welches das Licht und die Wärme milderte oder vielmehr einschluckte.

Dieser Mensch war Groslow.

Der Andere hielt in seiner Hand etwas Langes, Biegsames, Zusammengerolltes, einem weißlichen Stricke ähnlich. Sein Gesicht war von einem breitkrämpigen Hute bedeckt. Im Glauben, dieselbe Neigung führe diese Männer, in den Keller wie ihn, und sie machten, wie er, dem Portwein einen Besuch, kauerte sich Grimaud immer tiefer hinter das Faß, wobei er sich sagte, wenn er auch entdeckt würde, so wäre sein Verbrechen doch nicht so

groß.

Sobald die zwei Männer zu der Tonne gelangt waren, hinter der Grimaud verborgen lag, blieben sie stehen.

»Habt Ihr die Lunte?« fragte englisch derjenige, welcher die Stocklaterne trug.

»Hier ist sie«, sagte der Andere.

Bei der Stimme des Letzteren bebte Grimaud; er fühlte, wie ein Schauer bis in das Mark seiner Knochen drang; er erhob sich aber langsam, bis sein Kopf über den hölzernen Kreis ging, und erkannte unter dem großen Hute das bleiche Gesicht von Mordaunt.

»Wie lange kann diese Lunte wahren?« fragte der Letztere.

»Ungefähr fünf Minuten«, antwortete der Patron.

Diese Stimme war Grimaud ebenfalls nicht unbekannt. Seine Blicke gingen von dem Einen auf den Andern über, und nach Mordaunt erkannte er Groslow.

»Heißt Eure Leute sich bereit halten«, sprach Mordaunt, »jedoch ohne ihnen zu sagen, wozu. Folgt die Schaluppe dem Schiffe?«

»Wie ein Hund seinem Herrn am Koppelriemen folgt.«

»Wenn Ihr auf der Pendeluhr ein Viertel nach Mitternacht schlagen hört, so versammelt Ihr Eure Leute und steigt geräuschlos in die Schaluppe hinab.«

»Nachdem ich Feuer an die Lunte gelegt habe?«

»Das ist meine Sorge. Ich will meiner Rache gewiß sein. Die Ruder sind im Boote?«

»Alles ist vorbereitet.«

»Gut.«

»Abgemacht also.«

Mordaunt kniete nieder und befestigte ein Ende seiner Lunte an den Hahnen, wonach er nur noch Feuer an das andere Ende zu legen hatte.

»Mein lieber Groslow«, sprach Mordaunt, »Ihr kennt das französische Sprichwort: On n'est bien servi que par soi-même. Ich werde es zur Anwendung bringen.«

Grimaud hatte Alles gehört, wenn auch nicht Alles verstanden;

aber der Blick ersetzte bei ihm den Mangel vollkommener Sachverständnis; er hatte die zwei Todfeinde der Musketiere erkannt und gesehen; er hatte Mordaunt die Lunte anlegen sehen; er hatte das Sprichwort gehört, das Mordaunt zu seiner Erleichterung französisch gesagt hatte. Er rüttelte den Inhalt des Kruges hin und her, den er in der Hand hielt, aber statt der Flüssigkeit, welche Mousqueton und Blaisois erwarteten, krachten unter seinen Fingern die Körner eines groben Pulvers.

Mordaunt entfernte sich mit dem Patron. An der Türe blieb er horchend stehen.

»Hört Ihr, wie sie schlafen?« sagte er.

Man hörte in der Tat Porthos durch den Boden schnarchen.

»Gott überliefert sie Euren Händen!« sprach Groslow.

»Und diesmal würde sie der Teufel nicht mehr retten!« versetzte Mordaunt.

Hiernach gingen Beide hinaus.

Grimaud wartete, bis er das Schloß ächzen hörte, und als er sich überzeugt hatte, daß er allein war, richtete er sich langsam auf.

»Ah!« sagte er, mit seinem Ärmel die großen Schweißtropfen abwischend, welche auf seiner Stirne perlten, »ah! welch ein Glück, daß Mousqueton Durst hatte.«

Er schlüpfte eilig durch sein Loch, denn er glaubte, noch zu träumen, aber der Anblick des Pulvers in dem Bierkrüge bewies ihm, daß der Traum ein tätlicher Alp war.

D'Artagnan vernahm, wie sich leicht denken läßt, alle diese Einzelheiten mit wachsendem Interesse, und ohne zu warten, bis Grimaud geendigt hatte, erhob er sich und näherte seinen Mund dem Ohre von Aramis, der zu seiner Linken schlief? und berührte zugleich seine Schulter, um jeder ungestümen Bewegung vorzubeugen.

»Chevalier«, sagte er, »erhebt Euch und macht nicht das geringste Geräusch.«

Aramis wachte auf. D'Artagnan wiederholte seine Aufforderung, ihm die Hand drückend. Aramis gehorchte.

»Ihr habt Athos zu Eurer Rechten, benachrichtigt ihn, wie ich Euch benachrichtigt habe.«

Aramis weckte ohne Mühe Athos auf, dessen Schlaf leicht war, wie es gewöhnlich bei allen zarten, nervigen Naturen ist; aber man fand mehr Schwierigkeiten, um Porthos zu wecken. Er wollte nach den Ursachen und Gründen der, wie es schien, ihm sehr unangenehmen Unterbrechung seines Schlafs fragen, als ihm d'Artagnan statt jeder Erklärung die Hand auf den Mund legte.

Dann streckte unser Gascogner die Arme aus und zog sie wieder an sich, indem er auf diese Art in ihren Kreis die drei Köpfe seiner Freunde schloß, so daß sie sich gleichsam berührten.

»Freunde«, sagte er, »wir müssen sogleich das Schiff verlassen, oder wir sind insgesamt tot.«

»Bah!« entgegnete Athos, »abermals?«

»Wißt Ihr, wer der Kapitän des Schiffes ist?«

»Nein.«

»Der Oberste Groslow.«

Ein Beben der drei Musketiere belehrte d'Artagnan, daß seine Rede einigen Eindruck auf die Freunde zu machen anfing.

»Groslow!« versetzte Aramis, »alle Teufel!«

»Wer ist das, Groslow?« fragte Porthos, ich erinnere mich nicht mehr.«

»Derjenige, welcher Parry den Kopf zerschmettert hat und nun unsere Köpfe zu zerschmettern im Begriffe ist.«

»Oh! oh!«

»Und sein Lieutenant? wißt Ihr, wer sein Lieutenant ist?«

»Sein Lieutenant? Er hat keinen!« erwiderte Athos. »Man hat keinen Lieutenant auf einer Felucke, deren ganze Mannschaft aus vier Personen besteht.«

»Allerdings, aber Herr Groslow ist kein Kapitän, wie ein Anderer. Er hat einen Lieutenant, und dieser Lieutenant ist Herr Mordaunt.«

Diesmal war es mehr, als ein Beben unter den Musketieren, es war beinahe ein Schrei. Diese unbesiegbaren Männer waren dem geheimnisvollen, unseligen Einflüsse unterworfen, den der Name Mordaunt auf sie ausübte, und fühlten sich schon von einem Schrecken erfaßt, wenn sie ihn nur aussprechen hörten.

»Was ist zu tun?« fragte Athos.

»Wir müssen uns der Felucke bemächtigen«, erwiderte Aramis.

»Und ihn töten«, fügte Porthos bei.

»Die Felucke ist unterminiert«, sprach d'Artagnan. Die Tonnen, welche ich für Fässer mit Portwein gefüllt hielt, sind Pulverfässer. Sieht sich Mordaunt entdeckt, so wird er Alles in die Luft sprengen, Freund und Feind, aber er ist, bei meiner Treue! ein zu schlimmer Kamerad, als daß ich mich in seiner Gesellschaft, sei es im Himmel, sei es in der Hölle, zu zeigen wünschen sollte.«

»Ihr habt also einen Plan?« fragte Athos.

»Ja«,

»Welchen?«

»Habt Ihr Zutrauen zu mir?«

»Befehlt«, erwiderten gleichzeitig die drei Musketiere.

»Nun, so kommt.«

D'Artagnan ging an ein Fenster, welches so niedrig war, wie ein Speigatt, aber doch Raum genug bot, daß ein Mann durchschlüpfen konnte; er ließ es sachte auf seinem Charnier zurückgleiten.

»Das ist der Weg«, sagte er.

»Teufel!« murmelte Aramis, es ist sehr kalt, lieber Freund.«

»Bleibt hier, wenn Ihr wollt, aber ich sage Euch, daß es sogleich zu heiß werden wird.«

»Wir können das Land nicht schwimmend erreichen!«

»Die Schaluppe folgt an einem Tau, wir erreichen die Schaluppe und schneiden das Tau ab. Vorwärts, meine Herren!«

»Einen Augenblick«, sagte Athos, »die Lackeien.«

»Wir sind hier«, sprachen Mousqueton und Blaisois, welche Grimaud geholt hatte, um alle seine Kräfte in der Kajüte zu concentriren.

Die drei Freunde waren indessen unbeweglich vor dem furchtbaren Schauspiel geblieben, das sie durch die enge Öffnung erblickten, als d'Artagnan den Laden aufhob.

Wer nur ein Mal in seinem Leben dieses Schauspiel gesehen hat, weiß in der Tat, daß es nichts Ergreifenderes gibt, als ein stürmisches Meer, das mit dumpfem Gemurmel seine schwarzen Wogen beim bleichen Schimmer eines Wintermondes hinwälzt.

»Bei Gott, es scheint, wir zögern«, sagte d'Artagnan. »Wenn wir zögern, was werden dann die Lackeien tun?«

»Ich zögere nicht«, sprach Grimaud.

»Herr, ich kann nur im Flusse schwimmen«, versetzte Blaisois.

»Und ich kann gar nicht schwimmen«, sagte Mousqueton.

Mittlerweile war d'Artagnan durch die Öffnung geschlüpft.

»Ihr seid entschlossen, Freund?« fragte Athos.

»Ja«, antwortete der Gascogner. »Auf, Athos; Ihr, der Ihr der vollkommene Mann seid, heißt den Geist die Materie beherrschen. Ihr, Aramis, setzt die Lackeien in's Klare; Ihr, Porthos, schlägt Alles tot, was uns ein Hindernis macht.«

Und nachdem er Athos die Hand gedrückt hatte, wählte d'Artagnan den Augenblick, wo durch eine schwankende Bewegung der Länge nach die Felucke nach hinten tauchte, so daß er sich nur in das Wasser gleiten lassen durfte, das ihn bereits bis an den Gürtel umgab.

Athos folgte ihm, ehe die Felucke sich wieder erhoben hatte; nach Athos hob sie sich und man sah die Kabel, mit welcher die Schaluppe befestigt war, sich spannen und aus dem Wasser hervorkommen.

D'Artagnan schwamm nach dieser Kabel und erreichte sie.

Hier wartete er, mit einer Hand an dem Tau hängend und den Kopf über dem Wasserspiegel.

Nach Verlauf einer Sekunde holte ihn Athos ein.

Dann sah man an der Wendung der Felucke zwei andere Köpfe erscheinen. Es waren die von Aramis und Grimaud.

»Blaisois beunruhigt mich«, sagte Athos. »Habt Ihr nicht gehört, daß er äußerte, er könnte nur im Flusse schwimmen?«

»Wenn man schwimmen kann, so schwimmt man überall«, erwiderte d'Artagnan; »zur Barke! zur Barke!«

»Aber Porthos? ich sehe ihn nicht.«

»Seid unbesorgt, Porthos wird kommen; er schwimmt wie Leviathan selbst.«

Porthos erschien wirklich nicht, denn eine halb burleske, halb dramatische Szene fiel zwischen ihm, Mousqueton und Blaisois vor.

Erschrocken über dem Geräusch des Wassers, über dem Pfeifen des Windes, bestürzt bei dem Anblick des in der Tiefe brausenden schwarzen Meeres, wichen Mousqueton und Blaisois zurück, statt vorzuschreiten.

»Vorwärts! vorwärts!« rief Porthos, »in's Wasser!«

»Aber, gnädiger Herr«, erwiderte Mousqueton, »ich kann nicht schwimmen, laßt wich hier.«

»Und mich auch, Herr«, sprach Blaisois..

»Ich versichere Eure Gnaden, daß ich Euch in dieser kleinen Barke in Verlegenheit bringen würde«, sagte Mousqueton.

»Und ich würde sicherlich ertrinken, ehe ich dahin gelangte«, fuhr Blaisois fort.

»Ich erdrossle Euch Beide, wenn Ihr nicht hinausgeht!« sprach Porthos, sie an der Gurgel packend, »vorwärts, Blaisois.«

Ein durch die eiserne Hand von Porthos unterdrückter Seufzer war die ganze Antwort von Blaisois, denn der Riese faßte ihn beim Halse und an den Füßen, ließ ihn wie ein Brett durch das Fenster gleiten und stieß ihn den Kopf nach unten in das Meer.

»Mouston«, sprach nun Porthos, »ich hoffe, Ihr werdet Euren Herrn nicht verlassen.«

»Ach! gnädiger Herr«, erwiderte Mousqueton, Tränen in den Augen, »warum habt Ihr wieder Dienst genommen? wir waren so gut im Schlosse Pierrefonds.«

Und ohne eine weitere Einwendung fiel Mousqueton, zum leidenden Gehorsam zurückgekehrt, sei es durch wirkliche Ergebenheit oder durch das in Beziehung auf Blaisois gegebene Beispiel, köpflings in das Meer. Jedenfalls eine erhabene Handlung, denn Mousqueton hielt sich für tot.

Aber Porthos war nicht der Mann, der auf diese Art seinen treuen Gefährten im Stiche ließ. Der Herr folgte dem Diener so nahe, daß der Sturz der zwei Körper nur ein Geräusch machte, und als Mousqueton ganz geblendet auf das Wasser zurückkam, fand er sich durch die breite Hand von Porthos unterstützt und konnte, ohne daß er eine Bewegung zu machen nötig hatte, mit der Majestät eines Meergottes nach dem Tau vorrücken.

In demselben Augenblick sah Porthos Etwas im Bereiche seines Armes Wirbeln. Er nahm dieses Etwas beim Haare: es war

Blaisois, dem Athos entgegenkam.

»Fort, fort, Graf«, sagte Porthos, »ich bedarf Eurer nicht.«

Und mit einem kräftigen Stoße der Kniebeuge erhob sich Porthos wirklich wie der Niese Adamastor über der Welle, und durch drei Bewegungen war er mit seinen Freunden vereinigt.

D'Artagnan, Aramis und Grimaud halfen Blaisois und Mousqueton einsteigen; dann kam die Reihe an Porthos, der, sich an Bord schwingend, das kleine Fahrzeug beinahe umwarf.

»Und Athos?« fragte d'Artagnan.

»Hier bin ich«, erwiderte Athos, welcher, wie ein General den Rückzug deckend, erst zuletzt einsteigen wollte und sich am Rande der Barke hielt. »Seid Ihr beisammen?«

»Alle«, antwortete d'Artagnan. »Und Ihr, Athos, habt Ihr Euren Dolch?«

»Ja.«

»Dann schneidet das Tau ab und kommt.«

Athos zog einen scharfen Dolch aus seinem Gürtel und schnitt das Tau ab, die Felucke entfernte sich, die Barke blieb auf der Stelle, ohne eine andere Bewegung als die, welche die Wellen derselben verliehen.

»Kommt, Athos«, sagte d'Artagnan.

Und er reichte dem Grafen de la Fère die Hand, und dieser nahm ebenfalls in dem Fahrzeuge Platz.

»Es war Zeit«, sagte der Gascogner, »und Ihr werdet etwas Seltsames sehen.«



XI.

Mißgeschick.

D'Artagnan hatte kaum diese Worte gesprochen, als ein Pfiff auf der Felucke ertönte, welche in den Nebel und die Dunkelheit zu dringen anfang.

»Das bedeutete etwas, wie Ihr wohl begreift«, sprach der Gascogner.

In diesem Augenblick sah man eine Stocklaterne auf dem Verdecke erscheinen und Schatten auf dem Hinterteil hervorheben. Plötzlich durchdrang ein schrecklicher Schrei, ein Schrei der Verzweiflung den Raum, und als ob derselbe die Wolken vertrieben hätte, entfernte sich der Schleier, der den Mond verbarg, und man sah an dem von einem bleichen Lichte versilberten Himmel das graue Segelwerk und die schwarzen Tauen der Felucke abgezeichnet.

Schatten liefen auf dem Schiffe hin, ein klägliches Geschrei begleitete diese wahnsinnigen Spaziergänger.

Mitten unter diesem Geschrei erblickte man Mordaunt, welcher auf dem Hackbord, eine Fackel in der Hand, erschien.

Die auf dem Schiffe umherlaufenden Schatten waren Groslow und seine Leute, welche er zu der von Mordaunt bezeichneten Stunde versammelt hatte, während der Letztere, nachdem er an der Türe der Kajüte gehorcht, ob die Musketiere noch schliefen, durch ihr Stillschweigen beruhigt, in den Raum hinabgestiegen war.

In der Tat, wer hätte ahnen können, was vorgefallen war?

Mordaunt hatte dem zufolge die Türe geöffnet und war zu der Lunte gelaufen. Glühend, wie ein nach Rache dürstender Mensch, und derselben sicher, wie die von Gott Geblendeten, legte er Feuer an den Schwefel.

Während dieser Zeit hatten sich Groslow und seine Leute auf dem Hinterteile versammelt.

»Holt das Tau an«, sprach Groslow, »und zieht die Schaluppe zu uns.«

Einer von den Matrosen schwang sich auf den Rand des Schiffes, nahm die Kabel und zog sie an. Die Kabel ging ohne irgend einen Widerstand zurück.

»Die Kabel ist abgeschnitten!« rief der Matrose, »kein Boot mehr!«

»Wie? kein Boot mehr!« rief Groslow. und stürzte nach der Schanzkleidung vor, »das ist unmöglich!«

»Doch ist es möglich«, sprach der Seemann. »Seht nur selbst. Nichts mehr im Soge und hier das Ende des Taues.«

Da hatte Groslow das Gebrüll ausgestoßen, welches von den Musketieren gehört worden war[^]

»Was gibt es denn?« rief Mordaunt, der aus der Luke hervorkommend, seine Fackel in der Hand, ebenfalls nach dem Hinterteile lief.

»Unsere Feinde entkommen uns; man hat das Tau abgeschnitten und sie fliehen mit dem Nachen.«

Mordaunt machte nur einen Sprung bis in die Kajüte, deren Türe er mit dem Fuße eintrat.

»Leer!« rief er. »Oh! die Teufel!«

»Wir verfolgen sie«, sagte Groslow; »sie können nicht ferne sein, und wenn wir sie erreichen, bohren wir die Schurken in den Grund.«

»Ja, aber das Feuer!« erwiderte Mordaunt; »ich habe Feuer angelegt.«

»An was?«

»An die Lunte.«

»Tausend Donner!« brüllte Groslow, nach der Luke eilend, »vielleicht ist es noch Zeit.«

Mordaunt antwortete nur durch ein furchtbares Lachen, und die Züge mehr vom Hasse, als vom Schrecken verstört, suchte er den Himmel mit seinen wilden Augen, um ihm eine Blasphemie zuzuschleudern. Zuerst warf er seine Fackel in das Meer, dann stürzte er sich selbst nach.

In demselben Augenblick und als Groslow den Fuß auf die Treppe der Luke setzte, öffnete sich das Schiff, wie der Krater eines Vulkans, eine Feuergarbe warf sich mit einer Explosion, der von hundert zu gleicher Zeit donnernden Kanonen ähnlich, zum

Himmel empor, die Luft entzündete sich, durchfurcht von ebenfalls entzündeten Trümmern, dann verschwand der gräßliche Blitz, die Trümmer fielen hinter einander zischend in den Abgrund, in welchem sie erloschen, und, abgesehen von einem Vibrieren in der Luft, hätte man nach einem Augenblick glauben sollen, es wäre nichts vorgefallen.

Es war nun die Felucke von der Oberfläche des Meeres verschwunden und Groslow und seine drei Leute hatten dabei ihren Untergang gefunden.

Die vier Freunde hatten Alles gesehen; keine von den Einzelheiten dieses furchtbaren Dramas war ihnen entgangen. Einen Augenblick Übergossen von dem blendenden Lichte, das die See auf mehr als eine Meile erhellte, hätte man sie, jeden in einer andern Stellung, erblicken können, jeden den Schrecken ausdrückend, den sie insgesamt, trotz ihrer ehernen Herzen, unwillkürlich empfanden. Bald fiel der Flammenregen um sie her nieder; dann erlosch der Vulkan, wie wir erzählt haben, und Alles kehrte in die Dunkelheit zurück. Die Barke schwamm und das Meer brauste.

Sie verharrten einen Augenblick in tiefem Stillschweigen. Porthos und Aramis, welche jeder ein Ruder genommen hatten, hielten dasselbe maschinenmäßig über dem Wasser und preßten es mit ihren krampfhaften Händen zusammen.

»Meiner Treue«, sprach Aramis, zuerst das Stillschweigen unterbrechend, »diesmal, glaube ich, ist Alles vorbei.«

»Zu Hilfe, Mylord, zu Hilfe!« rief eine klägliche Stimme, deren Töne wie die irgend eines Meergeistes zu den vier Freunden drangen.

Alle schauten sich an, selbst Athos bebte.

»Er ist es, es ist seine Stimme«, sagte er.

Alle beobachteten ein tiefes Stillschweigen, denn Alle hatten, wie Athos, diese Stimme erkannt. Nur wandten sie ihre Blicke mit den erweiterten Augensternen in der Richtung, wo das Schiff verschwunden war, und strengten sich in höchstem Maße an, um die Dunkelheit zu durchdringen.

Nach einem Augenblick sang man an, einen Menschen zu unterscheiden. Er näherte sich kräftig schwimmend.

Athos streckte langsam den Arm gegen ihn aus und zeigte ihn seinen Geführten mit dem Finger.

»Ja, ja«, sagte d'Artagnan, »ich sehe ihn wohl.«

»Abermals er!« sprach Porthos, schnaufend wie der Blasebalg eines Schmiedes. »Ah! ist er denn von Eisen?«

Oh, mein Gott!« murmelte Athos. Aramis und d'Artagnan flüsterten sich Etwas zu. Mordaunt machte noch ein paar Klaffer, erhob eine Hand als Notzeichen über das Meer und rief:

»Habt Mitleid, meine Herren, im Namen des Himmels, meine Kräfte verlassen mich; ich muß sterben!«

Die Stimme, welche um Hilfe flehte, war so beweglich, daß sie das Mitleid im Grunde des Herzens von Athos rege machte.

»Der Unglückliche«, murmelte er.

»Gut«, sprach d'Artagnan, »es fehlte nichts mehr, als daß Ihr ihn beklagtet! In der Tat, ich glaube, er schwimmt auf uns zu. Denkt er vielleicht, wir werden ihn aufnehmen? Rudert, Porthos, rudert!«

Und ein Beispiel gebend, tauchte d'Artagnan sein Ruder in das Meer. Zwei Ruderstöße entfernten die Barke auf zwanzig Klaffer.

»Oh! Ihr werdet mich nicht umkommen lassen, Ihr werdet nicht mitleidlos sein!« rief Mordaunt.

»Oh, oh!« sprach Porthos zu Mordaunt, »ich glaube, wir halten Euch endlich, mein Braver, und um Euch zu retten, habt Ihr keinen andern Hafen mehr, als den der Hölle.«

»Oh, Porthos«, murmelte der Graf de la Fère.

»Laßt mich in Ruhe, Athos. Ihr werdet in der Tat lächerlich mit Eurer ewigen Großmut. Ich erkläre Euch, daß ich ihm mit einem Ruderschlage den Schädel zerschmettere, wenn er sich der Barke aus zehn Schritte nähert.«

»Oh, Gnade! flieht mich nicht, meine Herren! Habt Mitleid mit mir!« rief der junge Mensch, dessen keuchender Atem zuweilen, wenn sein Kopf unter der Woge verschwand, das eisige Wasser sieden machte.

D'Artagnan, der, mit dem Auge jede Bewegung von Mordaunt verfolgend, sein Gespräch mit Aramis beendet hatte, stand auf und rief, sich an den Schwimmer wendend:

»Mein Herr, ich bitte, entfernt Euch. Eure Reue ist von zu

neuem Datum, als daß wir ein großes Zutrauen zu derselben haben sollten. Bedenkt wohl, daß das Schiff, in welchem Ihr uns rösten wolltet, einige Fuß unter dem Wasser raucht, und daß die Lage, in der Ihr Euch befindet, ein Rosenbett in Vergleichung mit der ist, in welche Ihr uns zu versetzen gedachtet, und in die Ihr Herrn Groslow und seine Gehilfen versetzt habt.«

»Meine Herren«, erwiderte Mordaunt mit verzweiflungsvollem Tone, »ich schwöre Euch, daß meine Reue wahr ist. Meine Herren, ich bin so jung, bin kaum dreiundzwanzig Jahre alt! Meine Herren, ich ließ mich durch einen sehr natürlichen Groll hinreißen, ich wollte meine Mutter rächen, und Ihr hättet Alle dasselbe getan.«

»Bah!« sprach d'Artagnan, als er sah, daß Athos immer weicher wurde, »je nachdem.«

Mordaunt hatte kaum noch drei bis vier Klafter zu machen, um die Barke zu erreichen. Das Herannahen des Todes schien ihm übermenschliche Stärke zu verleihen.

»Ach!« rief er, »ich soll also sterben! Ihr wollt den Sohn töten, wie Ihr die Mutter getötet habt! Und dennoch war ich nicht schuldig: nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen muß ein Sohn seine Mutter rächen. Wenn es ein Verbrechen ist«, fügte er die Hände faltend bei, »so muß es mir vergeben werden, da ich es bereue, da ich um Verzeihung bitte.«

Dann, als ob ihm die Kräfte mangelten, schien er sich nicht mehr über dem Wasser halten zu können, und es ging eine Welle über seinem Kopfe hin, die seine Stimme erstickte.

»Oh! das zerreißt mir das Herz«, sprach Athos.

Mordaunt erschien wieder.

»Und ich«, versetzte d'Artagnan, »ich sage, daß ein Ende werden muß. Herr Mörder Eures Oheims, Herr Henker des Königs Karl, Herr Brandstifter, ich fordere Euch auf, in den Grund zu fahren, oder wenn Ihr Euch der Barke noch um eine einzige Klafter nähert, zerschmettere ich Euch den Kopf mit meinem Ruder.«

Mordaunt schwamm wie in Verzweiflung eine Klafter. D'Artagnan nahm sein Ruder mit beiden Händen. Athos stand auf.

»D'Artagnan! d'Artagnan!« rief er; »mein Sohn, ich flehe Euch

an! Der Unglückliche wird sterben, und es ist furchtbar, einen Menschen sterben zu lassen, ohne ihm die Hand zu reichen, wenn man nichts Anderes zu seiner Rettung zu tun hat. Oh! mein Herz verbietet mir eine solche Handlung. Ich kann nicht widerstehen, er muß leben.«

»Mord und Tod!« erwiderte d'Artagnan, »warum überliefert Ihr uns nicht an Händen und Füßen gebunden diesem Elenden? das wäre schneller geschehen. Oh, Graf de la Fère! Ihr wollt durch ihn umkommen! Wohl, ich, Euer Sohn, wie Ihr mich nennt, ich will es nicht.«

Es war das erste Mal, daß d'Artagnan einer Bitte widerstand, welche Athos, ihn seinen Sohn nennend, aussprach.

Aramis zog kalt seinen Degen, den er schwimmend zwischen den Zähnen gehalten hatte.

»Wenn er seine Hand an den Rand des Schiffes legt«, sagte er, »so haue ich sie ihm ab, wie einem Königsmörder.«

»Und ich«, sprach Porthos, »wartet!«

»Was wollt Ihr machen?« fragte Aramis.

»Ich stürze mich in das Meer und erdrossle ihn.«

»Oh, meine Herren!« rief Athos mit einem unwiderstehlichen Gefühle, »laßt uns Menschen, laßt uns Christen sein.«

D'Artagnan stieß einen Seufzer aus. Aramis senkte sein Schwert, Porthos setzte sich wieder.

»Seht«, fuhr Athos fort, »seht, der Tod ist auf seinem Antlitz ausgeprägt. Seine Kräfte verlassen ihn noch eine Minute, und er sinkt in den Abgrund. Oh? verschont mich mit so furchtbaren Gewissensbissen. Nötigt mich nicht, ebenfalls vor Scham zu sterben; meine Freunde, bewilligt mir das Leben dieses Unglücklichen. Ich werde Euch segnen, ich werde . . . «

»Ich sterbe«, murmelte Mordaunt; zu Hilfe! . . . zu Hilfe!«

»Laßt uns eine Minute gewinnen«, sagte Aramis, sich links gegen d'Artagnan wendend. »Einen Ruderschlag«, fügte er bei, sich rechts gegen Porthos neigend.

D'Artagnan antwortete weder mit der Gebärde, noch mit dem Worte. Er fing, an, halb durch die Bitten von Athos, halb durch das Schauspiel, das er vor Augen hatte, bewegt zu werden. Porthos allein gab einen Ruderschlag; da aber dieser Schlag kein

Gegengewicht Hütte, so drehte sich nur die Barke und diese Bewegung brachte Athos dem Sterbenden näher.

»Herr Graf de la Fère!« rief Mordaunt, »Herr Graf de la Fère, an Euch wende ich mich, Euch flehe ich an! Habt Mitleid mit mir! . . . Wo seid Ihr, Herr Graf de la Fère? Ich sehe nichts mehr, . . . ich sterbe! . . . Herbei! zu Hilfe!«

»Hier bin ich, mein Herr«, sprach Athos sich vorbeugend und den Arm gegen Mordaunt mit der ihm eigentümlichen Gebärde voll Adel und Würde ausstreckend; »hier bin ich, nehmt meine Hand und steigt in unsere Barke.«

»Ich will lieber nicht zuschauen«, sprach d'Artagnan, »diese Schwäche widerstrebt mir.«

Er wandte sich gegen die zwei Freunde, welche sich nach dem Hintergrunde des Schiffes drängten, als hätten sie denjenigen zu berühren gefürchtet, welchem Athos allein die Hand zu reichen sich nicht fürchtete.

Mordaunt machte eine äußerste Anstrengung, erhob sich, ergriff die Hand, die sich nach ihm ausstreckte, und klammerte sich mit der Heftigkeit der letzten Hoffnung daran.

»Gut«, sprach Athos, »legt Eure andere Hand hierher.«

Und er bot ihm seine Schulter als zweiten Stützpunkt, so daß sein Kopf beinahe den Kopf von Mordaunt berührte und die zwei Todfeinde sich wie zwei Brüder umarmt hielten.

Mordaunt zerdrückte mit seinen krampfhaften Fingern den Kragen von Athos.

»Gut, mein Herr«, sprach der Graf, »nun seid Ihr gerettet. Beruhigt Euch.«

»Ah! meine Mutter«, rief Mordaunt mit einem flammenden Blicke und mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Hasses, »ich kann Dir nur ein Opfer bieten, aber es soll wenigstens das sein, welches Du gewählt hättest.«

Und während d'Artagnan einen Schrei ausstieß, Porthos das Ruder erhob und Aramis eine Stelle aussuchte, um zu schlagen, riß ein furchtbarer Stoß an die Barke Athos in das Wasser. Mordaunt erhob ein Triumphgeschrei, preßte den Hals seines Opfers zusammen und umschloß, um jede Bewegung zu hemmen, die Beine des Unglücklichen mit den seinigen, wie es

nur eine Schlange hätte tun können.

Einen Augenblick suchte sich Athos, ohne einen Ton von sich zu geben, auf der Oberfläche des Meeres zu halten, aber das Gewicht zog ihn hinab, und er versank allmählig. Bald sah man nur noch seine langen schwimmenden Haare; dann verschwand Alles, und ein breiter Gischt, der sich ebenfalls nach und nach verlor, deutete allein noch die Stelle an, wo Beide in die Tiefe gesunken waren.

Stumm vor Schrecken, unbeweglich, erstickt durch Entrüstung und Grauen, verharrten die drei Freunde mit gähnendem Munde, mit weit aufgerissenen Augen, die Arme vor sich ausgestreckt. Sie schienen Statuen zu sein, und dennoch hörte man, trotz der Unbeweglichkeit, ihre Herzen schlagen. Porthos kam zuerst zu sich selbst und rief, sich mit vollen Händen die Haare ausraufend, unter einem, besonders bei solchen Menschen herzerreißenden Schluchzen:

»Oh, Athos, Athos! edles Herz! wehe, wehe über uns, die wir Dich haben sterben lassen!«

»Ja, ja«, wiederholte d'Artagnan, »wehe, wehe!«

»Wehe!« murmelte Aramis.

In demselben Augenblick erneuerte sich mitten in dem weiten von den Strahlen des Mondes beleuchteten Kreise, vier bis fünf Klafter von der Barke, derselbe Wirbel, der die Versenkung bezeichnet hatte, und man sah zuerst Haare, dann ein bleiches Gesicht mit offenen, aber tobteten Augen, und endlich einen Körper erscheinen, der, nachdem er sich bis unter die Brust über dem Meere erhoben hatte, sich nach der Laune der Wellen sachte auf den Rücken legte.

In der Brust des Körpers stack ein Dolch, dessen goldner Griff im Monde funkelte.

»Mordaunt! Mordaunt! Mordaunt!« riefen die drei Freunde, »es ist Mordaunt!«

»Aber Athos?« sprach d'Artagnan.

Plötzlich neigte sich die Barke unter einem neuen und unerwarteten Gewichte links, und Grimaud stieß ein Freudengeschrei aus. Alle wandten sich um, und man sah Athos, leichenbleich, das Auge erloschen und die Hand zitternd, sich am

Rande des Bootes halten. Acht nervige Arme hoben ihn sogleich empor.und legten ihn in die Barke, wo sich Athos in einem Augenblick, unter den Liebkosungen seiner freudetrunkenen Freunde erwärmt, wiederbelebt fühlte.

»Ihr seid doch nicht verwundet?« fragte d'Artagnan.

»Nein«, antwortete Athos. »Und er?«

»Oh, er ist diesmal, Gott sei Dank! sehr tot. Seht!« und d'Artagnan nötigte Athos in der Richtung zu schauen, die er ihm andeutete, und zeigte ihm den Leichnam von Mordaunt, der auf den Wellen schwimmend bald untertauchend, bald sich wieder erhob, und die vier Freunde mit einem Blicke voll tödlichen Hasses zu verfolgen schien.

Endlich sank der Tote in den Abgrund. Athos war ihm mit einem schwermütigen, mitleidigen Blicke gefolgt.

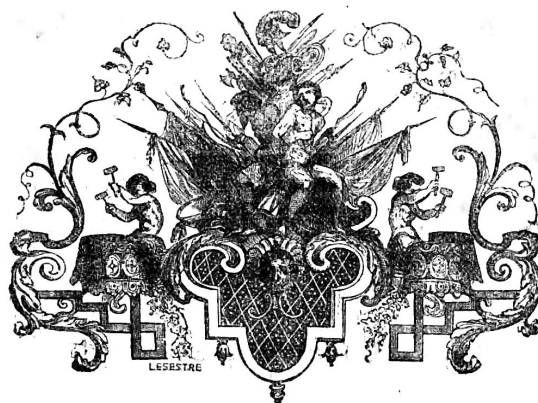
»Bravo, Athos!« sprach Aramis mit einem Ergüsse, wie man ihn selten bei ihm wahrnahm.

»Ein schöner Stoß!« rief Porthos.

»Ich hatte einen Sohn«, sagte Athos, »ich wollte leben.«

»Endlich«, rief d'Artagnan, »hier hat Gott gesprochen!«

»Ich habe ihn nicht getötet, das Geschick hat es getan«, murmelte Athos.





Typ. J. CLAYE.

XII.

Worin Mousqueton, nachdem er beinahe gebraten worden wäre, fast gefressen wird.

Es herrschte lange Zeit ein tiefes Stillschweigen in der Barke nach der furchtbaren Szene, die wir so eben erzählt haben. Der Mond, der sich einen Augenblick gezeigt hatte, als wäre es Gottes Wille gewesen, daß keine Einzelheit dieses Ereignisses vor den Augen der Menschen verborgen bliebe, verschwand hinter den Wolken; Alles versank wieder in die in allen Wüsten und besonders in der flüssigen Wüste, die man den Ozean nennt, so gräßliche Dunkelheit, und man hörte nichts mehr, als das Pfeifen des Westwindes über der Oberfläche der Wellen.

Porthos brach zuerst das Stillschweigen.

»Ich habe viele Dinge gesehen«, sagte er, »aber nichts hat mich so sehr bewegt, als das, was ich so eben mit anschaute. So groß auch die Aufregung bei mir sein mag, so erkläre ich Euch doch, daß ich mich unendlich glücklich fühle. Es ist eine Zentnerlast von meiner Brust gefallen, und ich atme endlich frei.«

Porthos atmete wirklich mit einem Geräusch, das dem Spiele

seiner Lungen alle Ehre machte.

»Ich meines Teils sage nicht so viel, als Ihr, Porthos«, sprach Aramis; »ich bin noch so sehr erschrocken, daß ich meinen Augen nicht traue, daß ich nicht glaube, was ich gesehen habe, daß ich rings um die Barke her suche und den Elenden, den Dolch in der Hand haltend, den er im Herzen hatte, wieder zu erschauen befürchte.«

»Ich bin ruhig«, versetzte Porthos, »der Stoß ging gegen die sechste Rippe und drang bis an das Heft ein. Ich mache Euch keinen Vorwurf darüber, Athos; stößt man, so muß man so stoßen. Jetzt lebe, jetzt atme ich, jetzt bin ich lustig.«

»Singt nicht so rasch Victoria, Porthos«, sagte d'Artagnan, »denn nie waren wir größerer Gefahr preisgegeben. Ein Mensch wird mit einem andern Menschen fertig, aber nicht mit einem Elemente. Wir sind aber auf der See, mitten in der Nacht, ohne Führer, in einem gebrechlichen Fahrzeuge; wirft ein Windstoß unsere Barke um, so sind wir verloren.«

»Ihr seid «.undankbar, d'Artagnan, ja undankbar, daß Ihr an der Vorsehung in dem Augenblick zweifelt, wo sie uns Alle auf eine so wunderbare Weise gerettet hat. Glaubt Ihr, sie habe uns an ihrer Hand durch so viele Gefahren geleitet, um uns sodann zu verlassen? Nein. Wir sind mit einem Westwinde ab. gefahren und dieser weht immer noch.«

Athos orientierte sich nach dem Polarstern.

»Dort ist der Himmelswagen«, sagte er weiter, »und folglich in dieser Richtung auch Frankreich. Überlassen wir uns dem Winde, und wenn er sich nicht ändert, wird er uns nach der Küste von Calais oder Boulogne treiben. Schlägt die Barke um, so sind wir fünf zusammen so gute Schwimmer, daß wir sie umkehren, oder wenn dies unsere Kräfte übersteigt, uns an sie anhängen können. Wir befinden uns auf dem Wege aller Schiffe, welche von Dover nach Calais und von Portsmouth nach Boulogne gehen. Hinterlasse das Wasser ihre Spur, so hätte ihr Sog an der Stelle, wo wir sind, ein Tal gegraben. Wir müssen also notwendig am Tage eine Schifferbarke finden, die uns aufnimmt.«

»Fänden wir aber keine und der Wind drehte sich nach Norden?«

»Dann wäre es etwas Anderes«, sagte Athos, »wir würden nur auf der andern Seite des atlantischen Meeres Land finden.«

»Das heißt, wir würden Hungers sterben«, sprach Aramis.

»Das ist mehr als wahrscheinlich«, versetzte der Graf de la Fère.

Mousqueton stieß einen zweiten Seufzer aus, welcher noch schmerzlicher klang als der erste.

»He, Mousqueton!« fragte Porthos, »was habt Ihr denn immerwährend zu seufzen? das wird langweilig.«

»Ich friere, gnädiger Herr.«

»Unmöglich«, sprach Porthos.

»Unmöglich?« sagte Mousqueton erstaunt.

»Gewiß. Euer Leib ist mit einer Fettlage bedeckt, die dem Winde jeden Zugang versperrt. Es ist etwas Anderes; sprecht offenherzig.«

»Nun wohl, ja, gerade diese Fettlage, zu der Ihr mir Glück wünscht, erschreckt mich.«

»Und warum dies, Mouston? Sprecht unumwunden. Diese Herren erlauben es Euch.«

»Ich erinnerte mich, gnädiger Herr, daß es in der Bibliothek des Schlosses Bracieux eine Menge Reisebücher gibt, und unter diesen Büchern ist das Werk von Jean Moquet, dem berühmten Reisenden von König Heinrich IV.«

»Nun?«

»Gnädiger Herr«, sprach Mousqueton, »in diesen Büchern ist viel die Rede von Seeabenteuern und von Ereignissen, denen ähnlich, welche uns in diesem Augenblicke bedrohen.«

»Fahrt fort, Mousqueton«, sprach Porthos; diese Vergleichung ist höchst interessant.«

»In solchen Fällen, gnädiger Herr, haben die ausgehungerten Reisenden, wie Jean Moquet sagt, die abscheuliche Gewohnheit, einander aufzufressen, und fangen dann . . . «

»Mit dem Fettsten an!« rief d'Artagnan, der sich trotz der ernststen Lage des Lachens nicht enthalten konnte.

»Ja, gnädiger Herr«, erwiderte Mousqueton, etwas verblüfft über diese Heiterkeit, »und erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich

nicht begreife, was hierbei Lächerliches zu finden ist.«

»Dieser brave Mouston ist doch die personifizierte Ergebenheit«, sagte Porthos. »Ich wette, Du hast Dich bereits von Deinem Herrn zerstückelt und gespeist gesehen.«

»Ja, gnädiger Herr, obgleich die Freude, die Ihr in mir erratet, redlich gestanden, nicht ohne eine Beimischung von Traurigkeit ist. Ich würde mich jedoch nicht zu sehr beklagen, wenn ich sterbend die Gewißheit hätte, Euch noch nützlich sein zu können.«

»Mouston«, sprach Porthos gerührt, »wenn wir je mein Schloß Pierrefonds wiedersehen, so bekommt Ihr als erbliches Eigentum für Euch und Eure Nachkommen den eingezäunten Weinberg, der über dem Pacht Hofe liegt.«

»Und Ihr nennt ihn den Weinberg der Ergebenheit, Mouston«, sprach Aramis, »um auf die spätesten Zeiten die Erinnerung an Euer Opfer fortzupflanzen.«

»Chevalier«, sagte d'Artagnan lachend, »Ihr hättet Mouston ohne großes Widerstreben verspeist, nicht wahr, besonders nach einem dreitägigen Fasten?«

»Oh! meiner Treue, nein«, versetzte Aramis, »Blaisois wäre mir lieber gewesen. Wir kennen ihn noch nicht so lange.«

Man begreift, daß während dieses Austausches von Scherzen, wodurch man hauptsächlich aus dem Geiste von Athos die so eben vorgefallene Szene zu entfernen suchte, die Diener mit Ausnahme von Grimaud, welcher wußte, daß die Gefahr jedenfalls über seinem Haupt hingehen würde, durchaus nicht ruhig waren.

Ohne Anteil an dem Gespräche zu nehmen und seiner Gewohnheit gemäß stumm, arbeitete Grimaud auch, ein Ruder in der Hand, aus Leibeskräften.

»Du ruderst?« fragte Athos.

Grimaud machte ein bejahendes Zeichen.

»Warum ruderst Du?«

»Um warm zu haben.«

Während die Andern vor Kälte schnatterten, schwitzte der schweigsame Athos wirklich große Tropfen.

Plötzlich stieß Mousqueton, seine mit einer Flasche bewaffnete

Hand über den Kopf erhebend, ein Freudengeschrei aus.

»Oh!« rief er, seine Flasche Porthos reichend, »oh! gnädiger Herr, wir sind gerettet. Die Barke ist mit Lebensmitteln versehen.«

Und rasch unter der Bank suchend, unter welcher er bereits eine kostbare Probe hervorgezogen hatte, brachte er nach und nach ein Dutzend ähnlicher Flaschen, Brot und ein Stück gesalzenes Rindfleisch.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Fund Alle, mit Ausnahme von Athos, heiter machte.

»Mord und Tod!« rief Porthos, der, wie man sich erinnert, bereits Hunger hatte, als er den Fuß auf die Felucke setzte, »es ist doch sonderbar, wie solche Gemütsbewegungen den Magen aushöhlen.«

Und er leerte eine Flasche mit einem Zuge und aß ganz allein ein gutes Drittel von dem Brot und von dem gesalzenen Rindfleisch.

»Nun schläft oder sucht zu schlafen«, sprach Athos, »ich werde wachen.«

Für andere Menschen, als für unsere kühnen Abenteurer, wäre ein solcher Vorschlag als Hohn erschienen. Sie waren in der Tat bis auf die Knochen naß; es ging ein eisiger Wind, und die Gemütsbewegungen, die sie kurz zuvor erfahren hatten, schienen sie abzuhalten, ein Auge zu schließen. Aber für diese auserwählten Naturen, für diese eisernen Temperamente, für diese gegen jede Anstrengung abgehärteten Körper kam der Schlaf unter allen Umständen zu seiner Stunde, ohne je beim Appell zu fehlen.

Nach einem Augenblick hatte sich auch Jeder voll Vertrauen zu dem Lootsen auf seine Weise gelegt, und Jeder versuchte es, den Rat von Athos zu benützen, welcher, am Steuerruder sitzend und die Augen nach dem Himmel gerichtet, wo er ohne Zweifel nicht allein den Weg nach Frankreich, sondern auch das Antlitz Gottes suchte, seinem Versprechen gemäß allein wach blieb und die Barke auf dem Wege lenkte, den sie zu verfolgen hatte.

Nach einigen Stunden Schlafes wurden die Reisenden von Athos geweckt.

Der erste Schimmer des Tages bleichte das bläuliche Meer, und

ungefähr aus zehn Musketenschüsse vorwärts sah man eine schwarze Masse, über der sich ein dreieckiges, schwalbenartig verlängertes Segel ausbreitete.

»Eine Barke«, riefen einstimmig die drei Freunde, während die Lackeien ihrer Seits ihre Freude ebenfalls in verschiedenen Tonarten ausdrückten.

Es war in der Tat eine dünkirchische Flüte, welche gegen Boulogne segelte.

Die vier Herren, Blaisois und Mousqueton vereinigten ihre Stimmen in einem einzigen Schrei, welcher über der elastischen Oberfläche der Wellen vibrierte, während Grimaud, ohne etwas zu sagen, seinen Hut an das Ende seines Ruders steckte, um die Blicke derjenigen anzuziehen, welche der Ton der Stimmen berühren sollte.

Eine Viertelstunde nachher bugsierte sie das Boot dieser Flüte. Sie bestiegen das Verdeck des kleinen Fahrzeuges. Grimaud bot dem Patron im Auftrage seines Herrn zwanzig Guineen, und bei gutem Winde setzten um neun Uhr Morgens unsere Franzosen den Fuß auf den Boden ihres Vaterlandes.

»Donner und Teufel! wie stark ist man auf diesem Boden«, sagte Porthos, mit seinen breiten Füßen tief in den Sand tretend. »Nun wage man es, Streit mit mir zu suchen, mich schief anzusehen oder mich zu verspotten, und man wird sehen, mit wem man es zu tun hat. Bei Gott! ich würde einem ganzen Königreiche Trotz bieten.«

»Und ich«, sagte d'Artagnan, »ich fordere Euch auf, Eure Herausforderung nicht so laut klingen zu lassen, Porthos, denn es scheint mir, man betrachtet uns hier gar sehr.«

»Bei Gott!« sagte Porthos, »man bewundert uns.«

»Darauf bin ich nicht eitel, das schwöre ich Euch, Porthos«, versetzte d'Artagnan; »ich sehe nur Leute in schwarzen Röcken und gestehe Euch, daß mich in unserer Lage Schwarzröcke erschrecken.«

»Es sind die Schreiber der Kaufleute des Hafens«, sagte Aramis.

»Unter dem andern Kardinal, unter dem großen«, sprach Athos, »wäre man mehr auf uns als auf die Waren aufmerksam

gewesen; aber unter diesem, seid unbesorgt, Freunde, wird man mehr auf die Waren, als auf uns aufmerksam sein.«

»Ich traue nicht und wende mich nach den Dünen«, sagte d'Artagnan.

»Warum nicht nach der Stadt?« sprach Porthos; »ein gutes Wirtshaus wäre mir lieber, als diese furchtbaren Sandwüsten, welche Gott nur für die Kaninchen geschaffen hat. Überdies habe ich Hunger.«

»Macht es, wie Ihr wollt, Porthos; ich aber meines Teils bin überzeugt«, sprach d'Artagnan, »daß für Menschen in unserer Lage das freie Feld das Sicherste ist.«

Überzeugt, die Stimmenmehrheit für sich zu gewinnen, wandte sich d'Artagnan nach den Dünen, ohne die Antwort von Porthos abzuwarten.

Die kleine Truppe folgte und verschwand bald mit ihm hinter den Sandhügeln, jedoch nicht ohne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben.

»Nun laßt uns sprechen«, sagte Aramis, als man ungefähr eine Viertelmeile zurückgelegt hatte.

»Nein, laßt uns fliehen«, versetzte d'Artagnan. »Wir sind Cromwell, Mordaunt, dem Meere, drei Abgründen, welche uns verschlingen wollten, entkommen; wir werden Herrn Mazarin nicht entkommen.«

»Ihr habt Recht, d'Artagnan«, sprach Aramis, »und ich rate sogar, daß wir uns zu größerer Sicherheit trennen.«

»Ja, ja, Aramis, trennen wir uns«, versetzte d'Artagnan.

Porthos wollte sprechen, um sich diesem Entschlusse zu widersetzen, aber d'Artagnan machte, ihm seine Hand drückend, begreiflich, er sollte schweigen. Porthos war äußerst gehorsam gegen diese Zeichen seines Geführten, dessen geistige Überlegenheit er mit seinem gutmütigen Charakter stets anerkannte. Er drängte also die Worte zurück, die aus seinem Munde gehen wollten.

»Aber warum uns trennen?« sprach Athos.

»Weil wir, Porthos und ich, von Herrn Mazarin an Cromwell abgeschickt worden sind«, erwiderte d'Artagnan, »und statt Cromwell zu dienen, dem König Karl I. gedient haben, was nicht

ganz dasselbe ist. Kommen wir mit den Herren de la Fère und d'Herblay zurück, so ist unser Verbrechen erwiesen. Kommen wir dagegen allein, so bleibt unser Verbrechen zweifelhaft, und mit dem Zweifel führt man die Menschen sehr weit. Ich aber will Herrn Mazarin Land sehen lassen.«

»In der Tat!« rief Porthos, »das ist wahr.«

»Ihr vergeßt«, sprach Athos, »daß wir Eure Gefangenen sind, daß wir uns durchaus nicht als unseres Wortes entbunden betrachten, und führt Ihr uns als Gefangene nach Paris . . . «

»Wahrhaftig, Athos«, unterbrach ihn d'Artagnan, »es tut mir leid, daß ein Mann von Geist, wie Ihr, beständig solche Armseligkeiten ausspricht, worüber Schüler der dritten erröten würden. Chevalier«, fuhr d'Artagnan fort, indem er sich an Aramis wendete, der stolz auf sein Schwert gestützt, obgleich er Anfangs eine entgegengesetzte Meinung von sich gegeben hatte, sich bei dem ersten Worte seinem Gefährten angeschlossen zu haben schien, »Chevalier, begreift doch, daß hier, wie immer, mein mißtrauischer Charakter übertreibt. Porthos und ich waren im Ganzen Nichts. Aber wenn man zufällig es versuchte, uns in Eurer Gegenwart zu verhaften, so wird man nicht sieben Menschen fassen, wie man drei faßt. Die Schwerter würden das Sonnenlicht sehen, und die für Jedermann schlimme Angelegenheit würde zu etwas Ungeheurem, das uns alle Vier verderben müßte. Übrigens, wenn Zweien von uns ein Unglück widerfährt, ist es nicht besser, daß die andern Zwei in Freiheit sind, um Jene aus der Schlinge zu ziehen, um zu graben, zu arbeiten, sie los zu machen; . . . und dann, wer weiß, ob wir nicht, getrennt, Ihr; von der Königin, wir von Mazarin eine Begnadigung erhalten werden, die man den Vereinigten verweigern würde. Vorwärts, Athos und Aramis? zieht links, Ihr, Porthos, kommt mit mir rechts. Laßt diese Herren nach der Normandie zusteuern, während wir auf dem kürzesten Wege Paris zu erreichen suchen wollen.«

»Aber, wenn man uns auf dem Wege ergreift, wie können wir uns gegenseitig von dieser Katastrophe in Kenntnis setzen?« fragte Aramis.

»Nichts ist leichter«, erwiderte d'Artagnan; »wir wollen eine Marschroute verabreden, von der wir nicht abgehen. Begeht Euch

nach Saint-Valery, von da nach Dieppe, und verfolgt sodann den geraden Weg von Dieppe nach Paris. Wir gehen über Abbeville, Amiens, Peronne, Compiègne und Senlis, und in jeder Herberge, in jedem Hause, wo wir anhalten, schreiben wir mit der Spitze eines Messers an die Wand oder mit einem Diamant an das Fenster eine Kunde, welche diejenigen von uns, die frei sind, in ihren Nachforschungen zu leiten vermag.«

»Ah! mein Freund«, sprach Athos, »wie würde ich die Gaben Eures Kopfes bewundern, wenn ich nicht bei der Bewunderung schon bei denen Eures Herzens verweilen müßte.«

Und er reichte d'Artagnan die Hand.

Hat der Fuchs Geist, Athos?« sprach d'Artagnan, die Achseln zuckend; »nein, er weiß die Hühner wegzuputzen, die Jäger von der Fährte abzubringen und seinen Weg bei Tag und bei Nacht wieder zu finden, mehr nicht. Ist es also abgemacht?«

»Es ist abgemacht.«

»Dann teilen wir das Geld.« versetzte d'Artagnan; »es müssen ungefähr zweihundert Pistolen vorhanden sein. Grimaud, wie viel ist übrig?«

»Hundert und achtzig Halb-Louisd'or, gnädiger Herr.«

»Gut. Ah! Vivat! da ist die Sonne. Guten Morgen, liebe Sonne. Obgleich Du nicht die der Gascogne bist, so erkenne ich Dich doch. Guten Morgen. Ich habe Dich sehr lange nicht gesehen.«

»Vorwärts, d'Artagnan«, sprach Athos, »spielt nicht den starken Geist mit Tränen in den Augen. Wir wollen unter uns stets offenherzig sein, und sollte diese Offenherzigkeit auch unsere guten Eigenschaften sichtbar machen.«

»Glaubt Ihr denn, Athos.« entgegnete d'Artagnan, »man verlasse mit kaltem Blute in einem Augenblicke, der nicht ohne Gefahr ist, zwei Freunde, wie Euch und Aramis?«

»Nein«, sprach Athos, »kommt in meine Arme, mein Sohn.«

»Bei Gott! ich glaube, ich weine«, rief Porthos schluchzend, »wie albern das ist!«

Und die vier Freunde warfen sich in einer Gruppe einander in die Arme. Brüderlich sich umschlingend, hatten diese vier Männer in diesem Augenblick gewiß nur eine Seele.

Blaisois und Grimaud sollten Athos und Aramis folgen.

Mousqueton genügte für Porthos und d'Artagnan.

Man teilte, wie man dies immer getan, das Geld mit brüderlicher Ordnung; nachdem man sich sodann noch einmal die Hand gedrückt und gegenseitig die Versicherung einer ewigen Freundschaft erneuert hatte, trennten sich die vier Edelleute, um die verabredeten Wege einzuschlagen, nicht ohne sich umzuwenden, nicht ohne liebevolle Worte zurückzuschicken, welche die Echos der Düne wiederholten.

Endlich verloren sie sich einander aus dem Gesichte.

»Donnerwetter, d'Artagnan«, sprach Porthos, »ich muß Euch das sogleich sagen, denn ich wüßte nie etwas gegen Euch auf dem Herzen zu behalten. Ich habe Euch in dieser Sache nicht wieder erkannt.«

»Warum?« fragte d'Artagnan mit seinem feinen Lächeln.

»Weil, wenn Athos und Aramis, wie Ihr sagt, wirklich einer Gefahr ausgesetzt sind, dies nicht der Augenblick ist, um sie zu verlassen. Ich gestehe Euch, daß ich ganz geneigt war, ihnen zu folgen, und daß ich noch jetzt bereit bin, ihnen trotz aller Mazariner der Welt nachzulaufen.«

»Ihr hättet Recht, wenn sich die Sache so verhielte, Porthos, hört aber ein ganz kleines Ding, das so klein es auch ist, den Gang Eurer Gedanken völlig verändern wird: nicht diese Herren laufen am meisten Gefahr, sondern wir; nicht um sie im Stiche zu lassen, trennen wir uns von ihnen, sondern um sie nicht zu gefährden.«

»Wirklich!« rief Porthos, die Augen voll Erstaunen aufreißend.

»Allerdings; werden sie verhaftet, so gibt es für sie ganz einfach die Bastille, geschieht dies uns, so handelt es sich um den Grève-Platz.«

»Oh! oh! das ist weit entfernt von der Baronenkrone, die Ihr mir versprochen habt, d'Artagnan.«

»Bah! vielleicht nicht so weit, als Ihr glaubt, Porthos. Ihr kennt das Sprichwort: Jeder Weg führt nach Rom.«

»Aber warum sind wir größerer Gefahr ausgesetzt, als Athos und Aramis?«

»Weil sie nur die Sendung vollbrachten, welche sie von der Königin Henriette erhalten hatten, indes wir zu Verrätern an

unseren Aufträgen von Mazarin wurden; weil wir, als Boten an Cromwell abgegangen, Parteigänger von König Karl geworden sind, weil wir, statt zu dem Falle seines königlichen Hauptes, das von den Knausern, die man Mazarin, Cromwell, Joyce, Pridge, Fairfax u.s.w. nennt, verurteilt wurde, beizutragen, den Unglücklichen beinahe gerettet hätten.«

»Das ist meiner Treue wahr«, sprach Porthos, »aber mein lieber Freund, wie soll Cromwell mitten unter den Unruhen, unter seinen vielen Geschäften Zeit gehabt haben, daran zu denken . . . «

»Cromwell denkt an Alles, Cromwell hat Zeit zu Allem; doch Freund, verlieren wir dabei die unsrige nicht, sie ist kostbar. Wir sind nicht eher in Sicherheit, als bis wir Mazarin gesehen haben, und auch . . . «

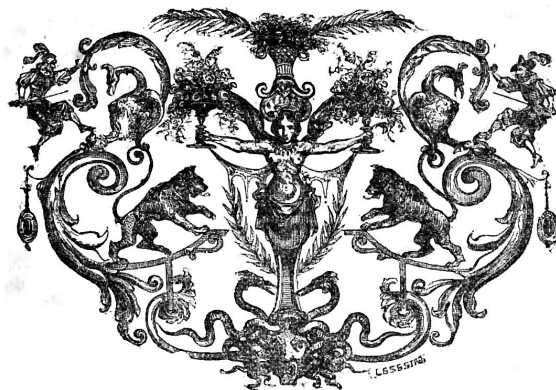
»Teufel! abermals sagen wir Mazarin.«

»Laßt mich nur machen, ich habe meinen Plan; wer zuletzt lacht, lacht am besten. Cromwell ist sehr stark, Mazarin ist sehr verschmitzt, aber ich will lieber Diplomatie gegen sie, als gegen den seligen Herrn Mordaunt treiben.«

»Hört, es ist angenehm, *der selige Herr Mordaunt* sagen zu können.«

»Meiner Treue, ja;« sprach d'Artagnan; »aber vorwärts.«

Und Beide wandten sich, ohne einen Augenblick zu verlieren, gegen die Straße nach Paris, gefolgt von Mousqueton, der, nachdem er die ganze Nacht gefroren, bereits nach einer Viertelstunde zu warm hatte.



XIII.

Die Rückkehr.

Athos und Aramis hatten den ihnen von d'Artagnan bezeichneten Weg eingeschlagen und waren so schnell als möglich gereist. Es schien ihnen vortheilhafter in der Nähe von Paris, als ferne von der Hauptstadt verhaftet zu werden.

In der Furcht, es könnte dies in der Nacht stattfinden, machten sie jeden Abend an die Wand oder an die Fensterscheiben das verabredete Wiedererkennungszeichen; aber jeden Morgen erwachten sie zu ihrem großen Erstaunen frei.

Je näher sie Paris kamen, desto mehr verschwanden wie Träume die großen Ereignisse, denen sie beigewohnt hatten, und durch welche eine Umwälzung in England vorgegangen war, während im Gegenteil diejenigen, welche, so lange sie abwesend waren, Paris und die Provinz in Bewegung gesetzt hatten, ihnen immer mehr entgegentraten.

In den sechs Wochen ihrer Abwesenheit hatten sich in Frankreich so viele kleine Dinge begeben, daß diese beinahe ein großes Ereignis bildeten. Als die Pariser eines Morgens ohne Königin und ohne König erwachten, waren sie gar sehr aufgebracht, daß sie auf diese Weise verlassen wurden, und die so lebhaft gewünschte Entfernung von Mazarin entschädigte durchaus nicht für die der zwei erhabenen Flüchtlinge.

Das erste Gefühl, das Paris in Bewegung setzte, als es die Flucht nach Saint-Germain erfuhr, der wir unsere Leser haben beiwohnen lassen, war jener Schrecken welcher die Kinder ergreift, wenn sie bei Nacht oder in der Einsamkeit erwachen. Das Parlament kam in Aufruhr, und es wurde beschlossen, eine Deputation zu der Königin mit der Bitte abzuschicken, Paris nicht länger ihrer königlichen Gegenwart zu berauben.

Aber die Königin stand noch unter dem doppelten Eindruck des Triumphes von Lens und des Stolzes über ihre so glücklich ausgeführte Flucht. Die Deputierten erlangten nicht nur nicht die Ehre, empfangen zu werden, sondern man ließ sie sogar auf der

Landstraße warten, wo der Kanzler — derselbe Kanzler Seguier, den wir auf eine so hartnäckige Weise in dem ersten Teile dieses Werkes einen Brief bis in den Schnürleib der Königin haben verfolgen sehen — ihnen das Ultimatum des Hofes übergab, des Inhalts, daß wenn das Parlament sich nicht vor der Königin Majestät demütigte und alle Fragen, welche den Zwiespalt herbeigeführt, durch Nachgeben zu beseitigen wüßte, Paris am andern Tage belagert werden würde, daß sogar in der Voraussicht dieser Belagerung der Herzog von Orleans die Brücke von Saint-Cloud besetzt hielt, und daß der Herr Prinz, noch strahlend von seinem Siege bei Lens, Charenton und Saint-Denis inne hätte.

Zum Unglück für den Hof, der sich Wohl durch eine mäßige Antwort eine große Anzahl von Parteigängern wieder erworben hätte, brachte diese drohende Antwort eine Wirkung hervor, welche dem, was man davon erwartet hatte, schnurgerade entgegenstand. Sie beleidigte den Stolz des Parlaments, das im Gefühle einer kräftigen Unterstützung von Seiten der Bürgerschaft, der die Begnadigung das Maß ihrer Kraft gegeben hatte, das Ultimatum des Hofes dahin beantwortete, daß es Mazarin, da man ihn als den notorischen Urheber aller dieser Unruhen betrachten müsse, zum Feinde des Königs und des Staates erkläre und ihm befehle, sich noch an demselben Tage von dem Hofe und im Verlaufe von acht Tagen aus Frankreich zu entfernen; würde er nach Ablauf dieser Frist nicht gehorchen, so wären dadurch alle Untertanen des Königs verpflichtet, ihm auf den Leib zu gehen.

Durch diese energische Antwort, welche der Hof entfernt nicht erwartet hatte, waren Paris und Mazarin zugleich außer das Gesetz gestellt. Es fragte sich jetzt nur, wer den Sieg davon tragen würde, das Parlament oder der Hof.

Der Hof traf nun seine Vorkehrungen zum Angriff, Paris zu seiner Verteidigung. Die Bürger waren also mit den gewöhnlichen Werken der Bürger in Zeiten des Aufruhrs beschäftigt, d. h. mit dem Aufspannen von Ketten und mit dem Entpflastern der Straßen, als sie sahen, daß ihnen, angeführt von dem Herrn Coadjutor, der Herr Prinz von Conti, der Bruder des Herrn Prinzen von Condé, und der Herr Herzog von Longueville, sein Schwager, zu Hilfe kamen. Von nun an waren sie beruhigt, denn sie hatten

Prinzen von Geblüt und überdies den Vorteil der Zahl auf ihrer Seite. Diese unerwartete Hilfe war den Parisern am 10. Januar zugekommen.

Nach einer stürmischen Verhandlung wurde der Herr Prinz von Conti zum Generalissimus der Armee von Paris ernannt, mit den Herren Herzögen Elboeuf und Bouillon, und dem Marschall de la Mothe als Generallieutenants. Der Herzog von Longueville begnügte sich, ohne Titel und Amt seinem Schwager beizustehen.

Herr von Beaufort war aus Vendome angelangt und hatte, wie die Chronik sagt, seine vornehme Miene, schöne lange Haare und jenes volkstümliche Wesen mitgebracht, das ihm das Königtum der Hallen eintrug.

Das Pariser Heer organisierte sich zu dieser Zeit mit jener Geschwindigkeit, mit der sich die Bürger in Soldaten verwandeln, wenn sie durch irgend ein Gefühl zu dieser Umgestaltung angetrieben werden. Am 19. versuchte das improvisierte Heer einen Ausfall, mehr um sich und Andere seines Daseins zu versichern, als um etwas Ernstes zu unternehmen, wobei es über seinen Köpfen eine Fahne wehen ließ, aus welcher der sonderbare Wahlspruch: »Wir suchen unsern König!« zu lesen war.

Die folgenden Tage wurden zu einigen Operationen verwendet, die kein anderes Resultat hatten, als die Wegführung von einigen Heerden und das Niederbrennen von ein paar Häusern.

So erreichte man die ersten Tage des Februars und am ersten dieses Monats geschah es, daß unsere vier Gefährten in Boulogne landeten und auf verschiedenen Wegen ihre Reise nach Paris antraten.

Gegen das Ende des vierten Marschtages vermieden Athos und Aramis vorsichtig Nanterre, um nicht in die Hände der Partei der Königin zu fallen.

Es lag gar nicht in dem Sinne von Athos, diese Vorsichtsmaßregeln zunehmen; aber Aramis hatte ihm sehr richtig bemerkt, sie wären nicht berechtigt, unklug zu handeln; König Karl hätte sie mit einer heiligen und letzten Sendung beauftragt, die, am Fuße des Schafotts in Empfang genommen, nur zu den Füßen der Königin vollbracht wäre.

Athos gab also nach.

Die Vorstädte fanden unsere Reisenden sehr gut bewacht; ganz Paris war bewaffnet. Die Schildwache weigerte sich, die zwei Edelleute einzulassen, und rief ihren Sergenten.

Der Sergent kam sogleich heraus und fragte mit aller Wichtigkeit, welche Bürger anzunehmen pflegen, wenn sie das Glück haben, mit einer militärischen Würde begleitet zu sein.

»Wer seid Ihr, meine Herren?«

»Zwei Edelleute«, antwortete Aramis.

»Woher kommt Ihr?«

»Von London.«

»Was wollt Ihr in Paris machen?«

»Eine Sendung bei Ihrer Majestät der Königin von England vollziehen.«

»Ah, alle Welt geht heute zu der Königin von England«, versetzte der Sergent. »Wir haben bereits drei Edelleute auf dem Posten, deren Pässe man visiert, und die sich zu Ihrer Majestät begeben. Wo sind die Eurigen?«

»Wir haben keine.«

»Wie? Ihr habt keine?«

»Nein, wir kommen von England, wie wir Euch gesagt haben. Wir wissen durchaus nichts von dem Stande der politischen Angelegenheiten und haben Paris vor dem Abgange des Königs verlassen.«

»Ah«, sagte der Sergent mit feiner Miene, »Ihr seid Mazariner und möchtet gerne bei uns eindringen, um zu spionieren.«

»Mein lieber Freund«, sprach Athos, der bis jetzt die Sorge, zu antworten, Aramis überlassen hatte, »wenn wir Mazariner wären, so hätten wir im Gegenteil alle möglichen Pässe; in der Lage, in der Ihr Euch befindet, mißtraut vor Allen denjenigen, welche vollkommen in Ordnung sind.«

»Tretet in die Wachstube«, sprach der Sergent', »Ihr werdet Eure Gründe dem Anführer des Postens auseinandersetzen.«

Er machte der Schildwache ein Zeichen; sie zog sich zurück; der Sergent ging voraus und die zwei Edelleute folgten ihm in die Wachstube. Diese war ganz besetzt von Bürgern und Leuten aus

dem Volke. Die Einen spielten, die Andern tranken und wieder Andere hielten Reden.

In einer Ecke und, wie es schien, streng bewacht, waren die drei zuerst angekommenen Edelleute, deren Pässe der Offizier visierte. Dieser Offizier befand sich in einem anstoßenden Zimmer, denn die Wichtigkeit seines Grades gestattete ihm die Ehre einer besonderen Wohnung.

Die erste Bewegung der Neu angekommenen und der Zuerst angekommenen war, aus den zwei Enden der Wachstube einen raschen, forschenden Blick auf einander zu werfen. Die Zuerstangekommenen waren mit langen Mänteln bedeckt, in deren Falten sie sich sorgfältig hüllten. Der Eine von ihnen, der etwas minder groß war, als die Andern, hielt sich im Schatten zurück.

Als der Sergent bei seinem Eintritte meldete, er bringe wahrscheinlich Mazariner, horchten die drei Edelleute aufmerksam. Der Kleinste von den Dreien, der zwei Schritte vorwärts gemacht hatte, machte einen zurück und befand sich wieder im Schatten.

Auf die Ankündigung, die Neuangekommenen hätten keine Pässe, schien die einstimmige Meinung der Wachmannschaft zu sein, sie würden keinen Eintritt finden.

»Doch, meine Herren«, sagte Athos, »es ist im Gegenteil wahrscheinlich, daß wir finden, denn wir scheinen es mit vernünftigen Menschen zu tun zuhaben. Die Sache ist übrigens auf einem ganz einfachen Wege abzumachen: man schicke unsere Namen Ihrer Majestät der Königin von England, und wenn sie sich für uns verbürgt, werdet Ihr hoffentlich keinen Anstand nehmen, uns freien Durchgang zu gestatten.«

Bei diesen Worten verdoppelte sich die Aufmerksamkeit des im Schatten verborgenen Herrn, und sie wurde sogar von einer so ungestümen Bewegung des Erstaunens begleitet, daß sein Hut, von dem Mantel zurückgestoßen, in den er sich noch sorgfältiger als zuvor hüllte, auf den Boden fiel; er bückte sich und hob ihn rasch auf.

»Oh! mein Gott«, sprach Aramis, Athos mit dem Ellenbogen stoßend, »habt Ihr gesehen?«

»Was?« fragte Athos.

»Das Gesicht des Kleinsten von den drei Edelleuten.«

»Nein.«

»Es kam mir vor . . . aber das ist unmöglich.«

In diesem Augenblick kam der Sergent, welcher in das Nebenzimmer gegangen war, um die Befehle des Offiziers vom Posten einzuholen, wieder heraus und sagte, die drei Edelleute bezeichnend, denen er ein Papier übergab:

»Die Pässe sind in Ordnung. Laßt diese drei Herren ihres Wegs gehen.«

Die drei Edelleute machten ein Zeichen mit dem Kopfe und beeilten sich, die Erlaubnis und den Weg zu benützen, der sich auf den Befehl des Sergenten vor ihnen öffnete.

Aramis folgte ihnen mit seinen Blicken, und im Augenblick, wo der Kleinste an ihm vorüber kam, drückte er Athos lebhaft die Hand.

»Was habt Ihr denn, mein Lieber?« fragte dieser.

»Es ist ohne Zweifel eine Vision.«

Dann sich an den Sergenten wendend:

»Sagt mir, kennt Ihr die drei Herren, welche so eben weggegangen sind?«

»Ich kenne sie nur nach ihrem Pässe: es sind die Herren von Flamarens, von Chatillon und von Bruy, drei Edelleute von der Fronde, welche den Herzog von Longueville aufsuchen.«

»Das ist seltsam«, sagte Aramis, mehr seinem eigenen Gedanken, als dem Sergenten antwortend, »ich glaubte Mazarin selbst zu erkennen.«

Der Sergent brach in ein Gelächter aus.

»Er sollte sich unter uns wagen, um gehenkt zu werden? So dumm ist er nicht!«

»Ich kann mich getäuscht haben«, murmelte Aramis. »Ich habe nicht das unfehlbare Auge von d'Artagnan.«

»Wer spricht hier von d'Artagnan?« fragte der Offizier, der in diesem Augenblicke selbst auf der Schwelle des Zimmers erschien.

»Ah!« rief Grimaud, die Augen weit aufreißend.

»Was?« fragten gleichzeitig Aramis und Athos.

»Planchet!« versetzte Grimaud. »Planchet mit dem Haussecol.«

»Die Herren de la Fère und d'Herblay wieder in Paris!« rief der Offizier, »oh, welche Freude für mich, denn ohne Zweifel tretet Ihr in Verbindung mit den Herren Prinzen.«

»Wie Du siehst, mein lieber Planchet«, erwiderte Aramis, während Athos lächelte, da er sah, welchen wichtigen Grad der ehemalige Kamerad von Mousqueton, Bazin und Grimaud in der Bürger-Miliz einnahm.

»Und Herr d'Artagnan, von dem Ihr so eben sprächet, Herr d'Herblay, habt Ihr Kunde von ihm?«

»Wir verließen ihn vor vier Tagen, und Alles ließ uns glauben, er werde vor uns in Paris angekommen sein.«

»Nein, mein Herr, ich weiß gewiß, daß er nicht in die Hauptstadt zurückgekehrt ist; er mag wohl in Saint-Germain geblieben sein.«

»Ich glaube nicht, wir haben uns in der Rehziege zusammenbestellt.«

»Ich bin selbst heute dort gewesen.«

»Und die schöne Madeleine hatte keine Nachricht von ihm?« fragte Aramis lächelnd.

»Nein, mein Herr, und ich kann Euch sogar nicht verbergen, daß sie sehr in Unruhe war.«

»In der Tat«, sprach Aramis, »es ist noch keine Zeit verloren, denn wir haben uns sehr beeilt. Erlaubt mir also, mein lieber Athos, daß ich, ohne mich weiter nach unserem Freund zu erkundigen, Herrn Planchet mein Kompliment mache.«

»Ah, mein Herr Chevalier«, sprach Planchet, sich verbeugend.

»Lieutenant?« versetzte Aramis.

»Lieutenant mit dem Versprechen, Kapitän zu werden.«

»Das ist sehr schön«, sprach Aramis; »und wie sind Euch alle diese Ehren zu Teil geworden?«

»Ihr wißt vor Allem, meine Herren, daß ich die Rettung von Herrn von Rochefort bewerkstelligt habe.«

»Ja, bei Gott, er wird uns diese Geschichte erzählen.«

»Bei dieser Gelegenheit wäre ich beinahe von Mazarin gehenkt worden, was mich natürlich noch mehr populär machte, als ich es

schon zuvor war.«

»Und dieser Popularität habt Ihr es zu danken?«

»Nein, etwas Besserem.«

»Ihr wißt auch, meine Herren, daß ich im Regiment Piemont diente, wo ich Sergent zu sein die Ehre hatte.«

»Ja.«

»Nun Wohl, eines Tages, als Niemand einen Haufen bewaffneter Bürger, von denen die Einen mit dem linken Fuß, die Andern mit dem rechten abmarschierten, in Reihe und Glied zu ordnen vermochte, gelang es mir, es dahin zu bringen, daß Alle mit demselben Fuße vortraten, und man machte mich sogleich zum Lieutenant auf dem Felde des Manoeuvres.«

»Das ist die Erklärung«, sagte Aramis.

»Ihr habt also eine Menge Adel bei Euch?« fragte Athos.

»Gewiß. Wir haben zuerst, wie Ihr ohne Zweifel wißt, den Herrn Prinzen von Conti, den Herrn Herzog von Beaufort, den Herrn Herzog von Elboeuf, den Herzog von Bouillon, den Herzog von Chevreuse, dann Herrn von Brissac, den Marschall de la Mothe, Herrn von Luynes, den Marquis von Vitry, den Prinzen von Marsillac, den Marquis von Noirmoutier, den Grafen von Fiesques, den Marquis von Laigues, den Grafen von Montessor, den Marquis von Sévigné, und wen weiß ich noch mehr!«

»Und Herr Raoul von Bragelonne?« fragte Athos mit bewegter Stimme. »D'Artagnan sagte mir, er habe ihn Euch, mein guter Planchet, bei seiner Abreise empfohlen.«

»Ja, Herr Graf, als ob es sein eigener Sohn wäre, und ich darf wohl sagen, daß ich ihn nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren habe.«

»Er befindet sich also Wohl?« sagte Athos, vor Freude bebend. Es ist ihm kein Unfall begegnet?«

»Keiner, Herr.«

»Und er wohnt?«

»Immer noch im Grand-Charlemagne.«

»Er bringt seine Tage . . . «

»Bald bei der Königin von England, bald bei Frau von Chevreuse zu. Er und der Graf von Guiche verlassen sich nicht.«

»Ich danke, Planchet, ich danke«, sagte Athos, ihm die Hand reichend.

»Ah, Herr Graf?« rief Planchet, diese Hand mit den Fingerspitzen berührend.

»Ei, was macht Ihr denn, Graf, einem ehemaligen Lackeien!«

»Freund«, erwiderte Athos, »er gibt mir Kunde von Raoul.«

»Und nun, meine Herren«, erwiderte Planchet, der die Bemerkung von Aramis nicht gehört hatte, »was gedenkt Ihr zu tun?«

»Wir wollen nach Paris hinein, wenn Ihr uns die Erlaubnis dazu gebt, mein lieber Planchet«, sprach Athos.

»Wie, wenn ich Euch die Erlaubnis dazu gebe! Ihr spottet meiner. Ich bin nichts Anderes, als Euer Diener.«

Und er verbeugte sich.

Dann sich gegen seine Leute umwendend, sprach er:

»Laßt diese Herren passieren, ich kenne sie, es sind Freunde von Herrn von Beaufort.«

»Es lebe Herr von Beaufort!« rief einstimmig der ganze Posten, und öffnete Athos und Aramis den Weg.

Der Sergent allein näherte sich Planchet und murmelte ihm zu:

»Wie, ohne Paß?«

»Ohne Paß«, erwiderte Planchet.

»Nehmt Euch in Acht, Kapitän«, fuhr er fort, Planchet zum Voraus den Titel verleihend, der ihm versprochen war; »nehmt Euch in Acht, Einer von den drei Männern, welche so eben weggegangen sind, sagte mir leise, ich sollte diesen Herren mißtrauen.«

»Und ich«, sprach Planchet majestätisch, »ich kenne sie und verbürge mich für sie.«

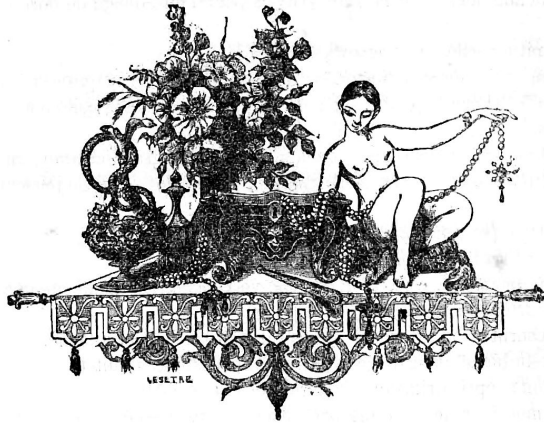
Nach diesen Worten drückte er Grimaud die Hand, der durch diese Auszeichnung sich sehr geehrt zu fühlen schien.

»Auf Wiedersehen also, Kapitän«, sagte Aramis mit seinem spöttischen Tone; »wenn uns etwas begegnete, so würden wir unsere Zuflucht zu Euch nehmen.«

»Mein Herr, hierin, wie in allen Dingen, bin ich Euer Diener«, erwiderte Planchet.

»Der Bursche hat Witz und zwar viel«, sagte Aramis, zu Pferde steigend.

»Wie sollte er nicht haben«, versetzte Athos, sich ebenfalls in den Sattel schwingend, »nachdem er so lang die Hüte seines Herrn gebürstet hat.«



XIV.

Die Gesandten.

Die zwei Freunde begaben sich sogleich auf den Weg und stiegen den jähren Abhang der Vorstadt hinab. Als sie aber unten an diesem Abhänge angelangt waren, bemerkten sie zu ihrem großen Erstaunen, daß die Straßen von Paris in Flüsse und die Plätze in Seen verwandelt waren. In Folge der großen Regen, welche im Monat Januar stattgefunden hatten, war die Seine ausgetreten und der Strom hatte endlich die Hauptstadt überschwemmt.

Athos und Aramis drangen mutig mit ihren Pferden in das Gewässer. Bald aber ging es den armen Tieren bis an die Brust, und die zwei Edelleute mußten sich entschließen, sie zu verlassen und eine Barke zu nehmen, was sie auch taten, nachdem sie den Lackeien Befehl gegeben hatten, sie in den Hallen zu erwarten.

Sie gelangten also im Schiffe an den Louvre. Es war finstere Nacht. So, bei dem Schimmer einiger bleichen, zitternden Laternen gesehen, mit seinen Barken, welche von Patrouillen mit glänzenden Waffen besetzt waren, mit dem Geschrei der Wachen, die sich in der Finsternis an den Thoren anriefen, bot Paris einen Anblick, von dem Aramis, ein für kriegerische Gefühle unendlich empfänglicher Mann, geblendet wurde.

Man kam zu der Königin, mußte aber im Vorzimmer warten, da Ihre Majestät in diesem Augenblick Edelleuten, welche Nachrichten von England brachten, Audienz erteilte.

»Und wir auch«, sagte Athos zu dem Diener, der ihm diese Antwort gab, »wir bringen nicht nur Nachricht von England, sondern wir kommen gerade daher.«

»Wie heißt Ihr denn?« fragte der Diener.

»Der Herr Graf de la Fère und der Chevalier d'Herblay«, erwiderte Aramis.

»Ah, dann, meine Herren«, versetzte der Diener, als er diese Namen hörte, welche die Königin so oft in ihrer Hoffnung

ausgesprochen hatte, »dann ist es etwas Anderes, und ich glaube, Ihre Majestät würde mir nie vergeben, wenn ich Euch nur einen Augenblick hätte warten lassen. Folgt mir also, ich bitte Euch.«

Und er ging Athos und Aramis voran.

Als man zu dem Zimmer gelangte, in welchem sich die Königin aufhielt, bedeutete er ihnen durch ein Zeichen, sie möchten warten. Dann öffnete er die Türe und sprach:

»Madame, ich hoffe, Eure Majestät wird mir vergeben, daß ich gegen ihre Befehle ungehorsam gewesen bin, wenn sie erfährt, daß diejenigen, welche ich zu melden habe, der Graf de la Fère und der Chevalier d'Herblay sind.«

Bei diesen zwei Namen stieß die Königin einen Freudenschrei aus, den die beiden Edelleute auf der Stelle, wo sie standen, hören konnten.

»Arme Königin!« murmelte Athos.

»Sie mögen hereinkommen!« rief die junge Prinzessin, nach der Türe eilend.

Das arme Kind verließ seine Mutter nie und suchte sie durch seine kindliche Sorge die Abwesenheit seiner zwei Brüder und seiner Schwester vergessen zu machen.

»Tretet ein, tretet ein, meine Herren«, sprach die Prinzessin, selbst die Türe öffnend.

Athos und Aramis erschienen. Die Königin saß in einem Lehnstuhle und vor ihr standen zwei von den drei Edelleuten, welche sie in der Wachstube getroffen hatten.

Es waren die Herren von Flamarens und Gaspard von Coligny, Herzog von Chatillon, Bruder von demjenigen, welcher sieben oder acht Jahre vorher in einem Duelle, das wegen Frau von Longueville stattfand, auf der Place Royale getötet worden war.

Als man die zwei Freunde meldete, wichen sie einen Schritt zurück und wechselten mit sichtbarer Unruhe leise ein paar Worte:

»Nun, meine Herren«, rief die Königin von England, als sie Athos und Aramis erblickte, »endlich seid Ihr hier, treue Freunde! Aber die Staatscouriere gehen noch schneller, als ihr. Der Hof war von den Angelegenheiten von London in dem Augenblick

unterrichtet, wo Ihr die Thore von Paris berührtet. Und hier sind die Herren von Flamarens und Chatillon, die mir im Auftrage Ihrer Majestät der Königin Anna von Österreich die neuesten Nachrichten bringen.«

Aramis und Athos schauten sich an. Die Ruhe, die Freude sogar, welche in den Augen der Königin glänzte, versetzten sie in Erstaunen.

»Habt die Güte, fortzufahren«, sprach sie, sich an die Herren Flamarens und Chatillon wendend. »Ihr sagtet also, man hätte Seine Majestät Karl I., meinen Gemahl, trotz der Wünsche der Mehrzahl seiner Untertanen zum Tode verurteilt?«

»Ja, Madame«, stammelte Chatillon.

Athos und Aramis schauten sich immer mehr erstaunt an.

»Und auf das Schafott geführt?« fuhr die Königin fort, »auf das Schafott! Oh, mein Herr! Oh mein König! . . . Und auf das Schafott geführt, sei er von dem entrüsteten Volke gerettet worden?«

»Ja, Madame«, antwortete Chatillon, »aber mit so leiser Stimme, daß die zwei Edelleute, welche doch sehr aufmerksam waren, diese Bestätigung kaum hören konnten.«

Die Königin faltete die Hände mit edler Dankbarkeit, während ihre Tochter einen Arm um den Hals ihrer Mutter schlang und sie, die Augen in Freudentränen gebadet, küßte.

»Nun haben wir nur noch Eurer Majestät unsern untertänigen Respekt zu bezeigen«, sprach Chatillon, der, wie es schien, von dieser Rolle gepeinigt wurde und unter dem festen, durchdringenden Blick von Athos sichtbar errötete.

»Noch einen Augenblick, meine Herren«, erwiderte die Königin, sie mit einem Zeichen zurückhaltend, »einen Augenblick, ich bitte; denn hier sind die Herren de la Fère und d'Herblay, die, wie Ihr gehört haben könnt, von London ankommen und Euch vielleicht als Augenzeugen einzelne Umstände angeben werden, welche Euch nicht bekannt sind. Ihr meldet diese Umstände der Königin, meiner guten Muhme. Sprecht, meine Herren, spricht, ich höre. Verbergt mir nichts, verschweigt nichts, da Seine Majestät noch lebt und die königliche Ehre gerettet ist, erscheint mir alles Übrige als gleichgültig.«

Athos erleichte und legte eine Hand auf sein Herz.

»Nun.« sagte die Königin, als sie diese Bewegung und seine Blässe wahrnahm, »sprecht doch, mein Herr, da ich Euch darum bitte.«

»Verzeiht, Madame«, sprach Athos, »ich will der Erzählung dieser Herren nichts beifügen, ehe sie selbst bekennen, daß sie sich vielleicht getäuscht haben.«

»Getäuscht!« rief die Königin roll Schrecken. »Oh! mein Gott, was ist denn geschehen?«

»Meine Herren«, sprach Herr von Flamarens, »haben wir uns getäuscht, so kommt der Irrtum von Seiten der Königin, und Ihr werdet Wohl nicht die Absicht haben, ihn zu berichtigen; denn das hieße Ihre Majestät Lügen strafen.«

»Von der Königin, mein Herr?« versetzte Athos mit seiner ruhigen, klangvollen Stimme.

»Ja«, murmelte Flamarens, die Augen niederschlagend.

Athos seufzte traurig.

»Sollte dieser Irrtum nicht vielmehr von Seiten desjenigen kommen, welchen wir mit Euch in der Wachstube der Barriere du Roule gesehen haben?« sprach Aramis mit seiner verletzenden Höflichkeit; »denn wenn wir uns nicht täuschten, so wäret Ihr zu Drei, als Ihr nach Paris kämt.«

Chatillon und Flamarens bebten.

»Aber erklärt Euch doch!« rief die Königin, deren Angst von Augenblick zu Augenblick zunahm. »Auf Eurer Stirne lese ich die Trostlosigkeit. Euer Mund zögert, mir eine traurige Nachricht mitzuteilen, Eure Hände beben. Oh! mein Gott, mein Gott, was ist denn vorgefallen?«

»Herr Gott, habe Mitleid mit uns«, sprach die junge Prinzessin und fiel neben ihrer Mutter auf die Kniee.

»Mein Herr«, sagte Chatillon, »überbringt Ihr eine traurige Nachricht, so handelt Ihr als ein grausamer Mann, wenn Ihr sie der Königin meldet.«

Aramis trat so nahe zu Chatillon, daß er ihn beinahe berührte, und sprach mit funkelndem Blick:

»Mein Herr, ich denke, Ihr werdet nicht so anmaßend sein, den Herrn Grafen de la Fère und mich belehren zu wollen, was wir hier zu sagen haben.«

Während dieses kurzen Schrittes hatte sich Athos, immer noch die Hand auf dem Herzen, und den Kopf gesenkt, der Königin genähert, und er sprach nun zu ihr:

»Madame, die Fürsten, welche durch ihre Natur über den andern Menschen stehen, haben vom Himmel ein Herz empfangen, das geschaffen ist, um größere Unglücksfälle zu ertragen, als das Volk sie erlebt; denn ihr Herz hat Anteil an ihrer Erhabenheit. Man darf also, wie mir scheint, gegen eine große Königin, wie Eure Majestät, nicht auf dieselbe Weise zu Werke gehen, wie gegen eine Frau von unserem Stande. Königin, die Ihr bestimmt seid zu jeglichem Märtyrertum auf Erden, hört den Erfolg der Sendung, mit der Ihr uns beehrt habt.«



Ein Brief von Karl I.

Und Athos kniete vor der in Eis verwandelten Königin nieder, zog aus seinem Busen den Orden in Diamanten, der von ihr Lord Winter vor seiner Abreise zugestellt worden war, und den Ehering, den König Karl vor seinem Tode Aramis übergeben hatte. Seitdem er sie empfangen, hatten dies beiden Gegenstände Athos nicht mehr verlassen. Er überreichte sie der Königin mit stummem, tiefem Schmerz.

Die Königin ergriff den Ring, drückte ihn krampfhaft an ihre Lippen und ohne einen Seufzer ausstoßen, ohne ein Schluchzen von sich geben zu können, streckte sie die Arme aus, erbleichte

und fiel bewußtlos in die Arme ihrer Frauen und ihrer Tochter.

Athos küßte den Saum des Kleides der Unglücklichen Witwe und sprach, sich mit einer Majestät erhebend, welche einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden hervorbrachte:

»Ich, Graf de la Fère, Edelmann, der nie gelogen hat, schwöre vor Gott zuerst und dann vor dieser armen Königin, daß wir Alles, was zur Rettung des Königs zu tun möglich war, auf dem Boden von England getan haben. Nun, Chevalier«, fügte er, sich gegen d'Herblay wendend, bei, »nun laßt uns gehen, unsere Pflicht ist erfüllt.«

»Noch nicht«, erwiderte Aramis, »wir haben noch ein Wort mit diesen Herren zu sprechen.«

Und er wandte sich gegen Chatillon und sagte:

»Mein Herr, wäre es Euch nicht gefällig, auf einen Augenblick hinauszukommen, um dieses Wort zu hören, das ich vor der Königin nicht aussprechen kann?«

Chatillon verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung. Athos und Aramis gingen zuerst hinaus, Flamarens und Chatillon folgten ihnen. Sie durchschritten, ohne ein Wort zu sprechen, das Vestibül. Als sie aber zu einer Terrasse gelangt waren, welche eine gleiche Höhe mit einem Fenster hatte, trat Aramis auf diese ganz einsame Terrasse, blieb jedoch an dem Fenster stille stehen und sagte, sich gegen den Herzog von Chatillon umwendend:

»Mein Herr, Ihr habt Euch so eben, wie mir scheint, uns auf eine sehr hochmüthige Weise zu behandeln erlaubt. Das war in keinem Fall schicklich, am wenigsten aber von Leuten, welche der Königin die Botschaft eines Lügners überbracht haben.«

»Mein Herr!« rief Chatillon.

»Was habt Ihr denn mit Herrn von Bruy gemacht?« fragte Aramis ironisch. »Sollte er zufällig sein Gesicht gewechselt haben, das große Ähnlichkeit mit dem von Mazarin hatte? Es sind bekanntlich im Palais-Royal viele italienische Masken vorrätig, von der von Arlequin bis zu der von Pantalon.«

»Es scheint, Ihr fordert uns heraus?« sagte Flamarens.

»Ah! es scheint Euch nur, meine Herren?«

»Chevalier, Chevalier!« sagte Athos.

»Ei, laßt mich doch machen«, erwiderte Aramis. »Ihr wißt wohl,

daß ich die Dinge nicht liebe, welche auf halbem Wege stehen bleiben.«

»Vollendet also, mein Herr«, versetzte Chatillon mit einem Stolze, der in keiner Beziehung dem von Aramis nachgab.

Aramis verbeugte sich und erwiderte:

»Meine Herren, ein Anderer, als ich oder der Graf de la Fère, würde Euch verhaften lassen, denn wir haben einige Freunde in Paris. Aber wir bieten Euch ein Mittel, abzugehen, ohne beunruhigt zu werden. Plaudert mit uns fünf Minuten lang, den Degen in der Hand, auf dieser einsamen Terrasse.«

»Gerne«, sprach Chatillon.

»Einen Augenblick, meine Herren!« rief Flamarens, »ich weiß wohl, daß der Vorschlag lockend ist; aber zu dieser Stunde ist es uns unmöglich, ihn anzunehmen.«

»Und warum?« versetzte Aramis mit seinem spöttischen Tone, »macht Euch die Nachbarschaft von Mazarin so klug?«

»Oh! Ihr begreift, Flamarens«, sprach Chatillon, »nicht antworten, wäre ein Fleck an meinem Namen und an meiner Ehre.«

»Das ist auch meine Ansicht«, sagte Aramis mit kaltem Tone.

»Ihr antwortet dennoch nicht, und diese Herren werden, ich bin es überzeugt, sogleich meiner Meinung sein.«

Aramis schüttelte den Kopf auf eine unglaublich beleidigende Weise.

Chatillon sah diese Gebärde und fuhr mit der Hand an den Degen.

»Herzog«, sprach Flamarens, »Ihr vergeßt, daß Ihr morgen eine Expedition von der höchsten Wichtigkeit befehligt, und daß Ihr, von den Herren Prinzen dazu ausersehen, von der Königin angenommen, nicht Euch gehört.«

»Es sei. Übermorgen also.« sprach Aramis.

»Übermorgen«, erwiderte Chatillon, »das ist sehr lange, mein Herr.«

»Ich bin es nicht«, entgegnete Aramis, »der diese Frist feststellt, diesen Verzug fordert; um so mehr, als man sich, wie es mir scheint, gerade bei der Expedition finden könnte.«

»Ja, mein Herr, Ihr habt Recht«, rief Chatillon, »mit großem Vergnügen, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen, wollt, bis zu den Thoren von Charenton zu kommen.«

»Wie, mein Herr, um die Ehre zu haben, Euch zu begegnen, gehe ich bis an das Ende der Welt, warum sollte ich nicht zu diesem Behufe ein paar Meilen machen?«

»Morgen also.«

»Ich zähle darauf. Begebt Euch nun wieder zu Eurem Kardinal. Zuvor aber schwört uns bei Eurer Ehre, daß Ihr ihn nicht von unserer Rückkehr in Kenntnis setzen werdet.«

»Bedingungen?«

»Warum nicht?«

»Weil es an den Siegern ist, solche zu machen, und weil Ihr diese noch nicht seid, meine Herren.«

»Dann sogleich den Degen gezogen. Uns ist das gleichgültig, uns, die wir die Expedition von morgen nicht anzuführen haben.«

Chatillon und Flamarens schauten sich an. Es lag so viel Ironie in dem Worte und in der Gebärde von Aramis, daß Chatillon besonders, große Mühe hatte, seinen Zorn im Zaume zu halten. Aber auf ein Wort von Flamarens hielt er an sich.

»Nun wohl, es sei«, sprach er. »Unser Gefährte, wer es auch sein mag, soll nichts von dem, was vorgefallen ist, erfahren. Aber Ihr versprecht uns, mein Herr, Euch morgen gewiß in Charenton einzufinden.«

Die vier Edelleute begrüßten sich; doch diesmal gingen Chatillon und Flamarens voran, als sie den Louvre verließen, und Athos und Aramis folgten ihnen.

»Über wen habt Ihr denn diese ganze Wut, Aramis?« fragte Athos.

»Ei, bei Gott! nur über diejenigen, an welche ich mich hielt.«

»Was haben sie Euch denn getan?«

»Sie haben mir getan, . . . habt Ihr es denn nicht bemerkt?«

»Nein.«

»Sie haben spöttisch gelächelt, als wir schwuren, wir hätten unsere Pflicht in England getan, glaubten sie es nun, oder glaubten sie es nicht. Glaubten sie es, so lächelten sie auf diese

Art, um uns zu beleidigen; glaubten sie es nicht, so beleidigen sie uns abermals, und wir müssen ihnen notwendig beweisen, daß wir zu etwas taugen. Übrigens ist es mir nicht unangenehm, daß sie die Sache auf morgen verschoben haben. Ich denke, wir haben diesen Abend etwas Besseres zu tun, als den Degen zu ziehen.«

»Was haben wir denn zu tun?«

»Ei, bei Gott, wir müssen den Mazarin gefangen nehmen.«

Athos verzog auf eine verächtliche Weise seine Lippen und erwiderte:

»Dergleichen Unternehmungen sagen mir, wie Ihr wißt, nicht zu, Aramis.«

»Warum?«

»Weil sie Überrumpelungen gleichen.«

»In der Tat, Athos, Ihr wäret ein sonderbarer Heerführer. Ihr würdet Euch am hellen Tage schlagen, Ihr würdet Euren Feind von der Stunde in Kenntnis setzen, in der Ihr ihn anzugreifen gedächtet, und würdet Euch wohl hüten, irgend Etwas in der Nacht gegen ihn zu versuchen, aus Furcht, er könnte Euch beschuldigen, Ihr hättet die Dunkelheit benützt.«

Athos lächelte.

»Ihr begreift, man kann seine Natur nicht verändern«, sagte er. »Überdies wißt Ihr, woran wir sind, und ob die Verhaftung von Mazarin nicht eher ein Übel als ein Gut, eine Verlegenheit als ein Triumph wäre.«

»Sprecht, Athos, Ihr mißbilligt meinen Vorschlag?«

»Nein, ich glaube im Gegenteil, daß er den Kriegsgesetzen gemäß ist. Doch . . . «

»Doch, was?«

»Ich glaube, Ihr hättet diese Herren nicht schwören lassen sollen, Mazarin nichts zu sagen; denn indem Ihr sie dieses schwören ließt, habt Ihr beinahe die Verbindlichkeit übernommen, nichts zu tun.«

»Ich habe keine Verbindlichkeit übernommen, das schwöre ich Euch. Ich betrachte mich also hier voll, kommen . . . Laßt uns gehen, Athos«,

»Wohin?«

»Zu Herrn von Beaufort oder zu Herrn von Bouillon; wir werden ihnen sagen, wie sich die Sache verhält.«

»Ja, aber unter der Bedingung, daß wir mit dem Herrn Coadjutor anfangen. Er ist ein Priester, er versteht sich auf Gewissensfälle, und wir werden ihm den unsern vorlegen.«

»Ah!« sagte Aramis, »er wird Alles verderben, Alles sich zueignen; endigen wir lieber mit ihm, statt mit ihm anzufangen.«

Athos lächelte. Man sah, daß sich in seinem Innern ein Gedanke bewegte, den er nicht aussprach.

»Gut, es sei«, sagte er; »bei welchem fangen wir an?«

»Bei Herrn von Bouillon, wenn Ihr wollt; ihn finden wir zuerst auf unserem Wege.«

»Nur erlaubt Ihr mir Eines, nicht wahr?«

»Was?«

»Daß ich einen Augenblick im Gasthofs zum Grand-Empereur-Charlemagne anhalte, um Raoul zu umarmen.«

»Ich gehe mit Euch, wir umarmen ihn gemeinschaftlich.«

Die Freunde nahmen das Schiff wieder, das sie gebracht hatte, und ließen sich nach den Hallen führen. Hier fanden sie Grimaud und Blaisois, welche ihre Pferde hielten, und alle Vier wanderten nach der Rue Guénégaud.

Aber Raoul war nicht im Gasthofs zum Grand-Charlemagne: er hatte am Tage eine Botschaft von dem Herrn Prinzen erhalten, und war mit Olivain sogleich nach Empfang derselben abgegangen.



XV.

Die drei Lieutenants des Generalissimus.

Verabredeter Maßen und in der von ihnen festgestellten Ordnung begaben sich Athos und Aramis, als sie den Gasthof zum Grand-Empereur-Charlemagne verließen, in das Hotel des Herrn Herzogs von Bouillon.

Die Nacht war rabenschwarz, widerhallte aber, obgleich gegen die schweigsamen, öden Stunden vorrückend, beständig von dem tausendfachen Geräusche einer belagerten Stadt. Auf jedem Schritte traf man Barrikaden, an jeder Biegung der Straßen ausgespannte Ketten, auf jedem Kreuzwege Bivouacs. Die Patrouillen zogen, das Losungswort austauschend, an einander vorbei; die von den verschiedenen Chefs abgeschickten Boten durchfurchten die Plätze; belebte, die Aufregung der Geister bezeichnende Gespräche wurden zwischen friedlichen Bürgern, die an den Fenstern standen, und ihren kriegerischeren Mitbürgern gepflogen, welche die Partisane auf der Schulter oder die Buchse im Arm in den Straßen umherliefen.

Athos und Aramis machten keine hundert Schritte, ohne von den an den Barrikaden aufgestellten Wachen angehalten zu werden, welche sie nach dem Losungsworte fragten; aber sie erwiderten. sie gingen zu Herrn von Bouillon, um ihm eine wichtige Nachricht zu überbringen, und man begnügte sich, ihnen einen Führer zu geben, der unter dem Vorwande, sie zu begleiten und ihnen das Durchkommen leichter zu machen, sie zu bewachen beauftragt war. Dieser ging vor ihnen her und sang dabei:

Le brave Monsieur de Bouillon
Est incommodé de la goutte . . . ¹⁵

Es war dies eines der neuesten Triolette von Gott weiß wie vielen Strophen, worin jeder seinen Teil hätte.

Als man in die Gegend des Hotel Bouillon kam, kreuzte man eine kleine Truppe von drei Reitern, welche alle Parolen der Welt hatten, denn sie marschierten ohne Führer und ohne Eskorte, und

als sie an die Barrikaden kamen, hatten sie mit denen, welche dieselben bewachten, nur ein paar Worte auszutauschen; man ließ sie mit aller Achtung passieren, die man ohne Zweifel ihrem Range schuldig war.

Als Athos und Aramis die Reiter gewahr wurden, hielten sie an.

»Oh! oh!« sprach Aramis; »seht, Ihr, Graf?«

»Ja.«

»Was meint Ihr von diesen drei Reitern?«

»Was Ihr, — Aramis?«

»Es sind unsere Leute.«

»Ihr täuscht Euch nicht, ich habe Herrn von Flamarens vollkommen erkannt.«

»Und ich Herrn von Chatillon.«

»Was den Reiter im blauen Mantel betrifft . . . «

»Es war der Kardinal.«

»In Person.«

»Wie Teufels können sie sich so in die Nähe des Hotel Bouillon wagen?« fragte Aramis.

Athos lächelte, antwortete aber nicht. Fünf Minuten nachher klopfen sie an der Türe des Prinzen.

Es stand eine Schildwache davor, wie dies bei Leuten, welche mit einem höherem Grade bekleidet sind, der Fall ist; ein kleiner Posten befand sich sogar im Hofe, bereit, den Befehlen des Lieutenants des Herrn Prinzen von Conti zu gehorchen.

Herr von Bouillon hatte, wie es das Lied sagte, die Gicht und lag im Bette, aber trotz dieser Krankheit, welche ihn seit einem Monat, das heißt seitdem Paris belagert wurde, zu Pferde zu steigen verhinderte, ließ er nichtsdestoweniger sagen, er wäre bereit, den Herrn Grafen de la Fère und den Herrn Chevalier d'Herblay zu empfangen.

Die zwei Freunde wurden bei dem Herrn Herzog von Bouillon eingeführt. Der Kranke war in seinem Zimmer im Bette, aber von der militärischsten Rüstung umgeben. Überall an den Wänden hingen Schwerter, Pistolen, Panzer und Büchsen, und es war leicht zu sehen, daß Herr von Bouillon, sobald er nicht mehr krank wäre, den Feinden des Parlaments eine böse Nuß aufzuknacken

geben würde. Mittlerweile war er, wie er sagte, zu seinem großen Bedauern im Bette gehalten.

»Ah! meine Herren«, rief er, als er die zwei Besucher erblickte, und machte dabei, um sich in seinem Bette zu erheben, eine Anstrengung, die ihm eine Grimasse des Schmerzes entriß. »Ihr seid sehr glücklich! Ihr könnt zu Pferde steigen, kommen, gehen, für die Sache des Volkes kämpfen. Ich aber bin, wie Ihr seht, an das Bett gefesselt. Ah! Teufel von einer Gicht!« murmelte er mit einer neuen Grimasse, »Teufel von einer Gicht!«

»Monseigneur«, sprach Athos, »wir kommen von England, und es war unsere erste Sorge, als wir Paris erreichten, hierher zu gehen, um uns nach Eurer Gesundheit zu erkundigen.«

»Großen Dank, meine Herren, großen Dank!« versetzte der Herzog. »Schlecht steht es mit meiner Gesundheit, wie Ihr seht, . . . Teufel von einer Gicht. Ob! Ihr kommt von England! und der König Karl befindet sich wohl, wie ich gehört habe?«

»Er ist tot, Monseigneur«, erwiderte Aramis.

»Bah!« rief der Herzog erstaunt.

»Gestorben auf dem Blutgerüste, verurteilt vom Parlament.«

»Unmöglich.«

»Hingerichtet in unserer Gegenwart.«

»Was sagte mir denn Herr von Flamarens?«

»Herr von Flamarens?« fragte Aramis.

»Ja, er geht so eben von hier weg.«

Athos lächelte.

»Mit zwei Gefährten?« sagte er.

»Mit zwei Gefährten, ja«, antwortete der Herzog, dann aber fügte er mit einer gewissen Unruhe bei: »Solltet Ihr sie begegnet haben?«

»Ja, auf der Straße, wie mir scheint«, sprach Athos.

Und er schaute lächelnd Aramis an, der ihn seiner Seits mit etwas erstaunter Miene betrachtete.

»Teufel von einer Gicht!« rief Herr von Bouillon, dem offenbar gar nicht wohl war.

»Monseigneur«, versetzte Athos, »es bedarf in der Tat Eurer ganzen Anhänglichkeit an die Sache der Pariser, um leidend, wie

Ihr seid, an der Spitze der Waffen zu bleiben, und diese Beharrlichkeit erregt sowohl meine Bewunderung, als die von Herrn d'Herblay.«

»Was wollt Ihr, meine Herren, man muß (und Ihr gebt ein Beispiel hiervon, Ihr, die Braven, die Treuen, Ihr, denen mein treuerer College, der Herzog von Beaufort, das Leben und die Freiheit zu verdanken hat), man muß sich der öffentlichen Sache opfern. Ich opfere mich auch, wie Ihr seht, aber ich gestehe, mit meinen Kräften geht es zu Ende. Der Kopf ist gut, das Herz ist gut, aber dieser Teufel von einer Gicht bringt mich um, und ich spreche es offen aus, wenn der Hof meinen Forderungen, meinen billigen Forderungen Gerechtigkeit widerfahren ließe, denn ich verlange nichts Anderes, als die mir von dem früheren Kardinal zugesagte Entschädigung dafür, daß man mir mein Fürstentum Sedan nahm; wenn man mir Domänen von demselben Werts geben würde, wenn man mich für den Nichtgenuß dieses Eigentums, seitdem es mir genommen worden ist, das heißt seit acht Jahren, entschädigte: wenn der Titel Prinz den Mitgliedern meiner Familie bewilligt und mein Bruder Turenne wieder in sein Kommando eingesetzt würde, so zöge ich mich sogleich aus meine Güter zurück und ließe den Hof und das Parlament die Sache, so gut sie es könnten, unter sich ausmachen.«

»Und Ihr hättet sehr recht, Monseigneur«, sprach Athos.

»Nicht wahr, das ist Euer Rat, Herr Graf de la Fère.«

»Ganz und gar.«

»Und der Eurige auch, Herr Chevalier d'Herblay?«

»Vollkommen.«

»Nun wohl, ich gestehe Euch, meine Herren«, versetzte der Herzog, »daß ich ihn höchst wahrscheinlich befolgen werde. Der Hof macht mir in diesem Augenblicke Anerbietungen; es hängt nur von mir ab, sie anzunehmen. Bis zu dieser Stunde habe ich sie zurückgewiesen, da mir aber Männer, wie Ihr seid, sagen, ich habe Unrecht, und besonders, da mich dieser Teufel von einer Gicht in die Unmöglichkeit versetzt, der Pariser Sache Dienste zu leisten, so habe ich meiner Treue große Lust, Euren Rat zu befolgen und den Antrag anzunehmen, den mir Herr von Chatillon gemacht hat.«

»Nehmt ihn an, Prinz, nehmt ihn an«, sagte Aramis.

»Meiner Treue, ja, es ärgert mich auch, daß ich ihn diesen Abend beinahe von mir gewiesen habe, aber morgen findet eine Konferenz statt, und wir werden sehen.«

Die zwei Freunde verbeugten sich vor dem Herzog.

»Geht, meine Herren«, sagte dieser, »geht, Ihr müßt von der Reise sehr müde sein. Armer König Karl! Aber er hat doch auch ein wenig die Schuld an Allem dem, und es muß uns trösten, daß sich Frankreich bei dieser Gelegenheit keinen Vorwurf zu machen hat, und daß Alles geschehen ist, was sich von unserer Seite zu seiner Rettung tun ließ.«

»Oh, was das betrifft«, versetzte Aramis, so sind wir Zeugen, besonders hinsichtlich der Bemühungen von Herrn von Mazarin.«

»Seht Ihr wohl! Es freut mich, daß Ihr ihm dieses Zeugnis gebt. Der Kardinal ist im Ganzen gut, und wenn er nicht ein Fremder wäre, so würde man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Oh! Teufel von einer Gicht!«

Athos und Aramis entfernten sich. Aber die Ausrufungen von Herrn von Bouillon folgten ihnen bis in das Vorzimmer. Der arme Prinz litt offenbar wie ein Verdammter.

Als sie zu der Haustüre gelangt waren, sagte Aramis zu Athos:

»Nun, was denkt Ihr?«

»Von was?«

»Von Herrn von Bouillon.«

»Mein Freund, ich denke, was das Triolett unseres Führers denkt«, erwiderte Athos.

»Le pauvre monsieur de Bouillon
Est incommodé de la goutte . . . «

»Ich habe deshalb auch nicht von dem Gegenstand geatmet, der uns hierher führte«, sprach Aramis.

»Und daran habt Ihr wohl getan. denn Ihr hättet einen neuen Anfall veranlaßt. Gehen wir zu Herrn von Beaufort.«

Die zwei Freunde wanderten nach dem Hotel Vendome.

Es schlug zehn Uhr, als sie daselbst anlangten.

Das Hotel Vendome war nicht minder gut bewacht, und bot einen nicht minder kriegerischen Anblick, als das von Bouillon.

Man fand hier Schildwachen, einen Posten im Hof, Gewehre in Pyramiden aufgestellt und gesattelte Pferde an Ringen, Zwei Reiter, welche herauskamen, waren genötigt, ihre Pferde einen Schritt rückwärts machen zu lassen, damit Aramis und Athos vorüber konnten.

»Ah, ah, meine Herren«, sprach Aramis, »das ist offenbar die Nacht des Zusammentreffens, und wir wären sehr unglücklich, wenn wir, nachdem wir uns heute so oft begegnet sind, uns morgen nicht sehen würden.«

»Was das betrifft, mein Herr«, antwortete Chatillon, denn er war es, der mit Flamarens von dem Herzog herauskam, »könnt Ihr ruhig sein. Wenn wir uns in der Nacht begegnen, ohne uns zu suchen, so werden wir uns noch viel mehr bei Tag begegnen, indem wir uns suchen«,

»Ich hoffe es, mein Herr«, sprach Aramis.

»Und ich bin dessen gewiß«, sagte der Herzog.

Die Herren von Flamarens und Chatillon setzten ihren Weg fort, und Aramis und Athos stiegen ab.

Kaum hatten sie den Zügel ihrer Pferde ihren Lackeien zugeworfen und sich ihrer Mantel entledigt, als sich ihnen ein Mann näherte, und nachdem er sie einen Augenblick bei der zweifelhaften Helle einer mitten im Hofe aufgehängten Laterne betrachtet hatte, einen Schrei des Erstaunens ausstieß und sich ihnen in die Arme warf.

»Graf de la Fère.« rief dieser Mann. »Chevalier d'Herblay! Wie kommt Ihr Hierher nach Paris?«

»Rochefort!« riefen gleichzeitig die zwei Freunde.

»Allerdings. Wir sind, wie Ihr wohl erfahren habt, vor vier oder fünf Tagen von Vendome hierher gekommen, und schicken uns an, Mazarin Arbeit zu geben. Ich setze voraus, Ihr gehört immer noch zu den Unseren.«

»Mehr als je. Und der Herzog?«

»Ist wütend gegen den Kardinal. Kennt Ihr die glücklichen Erfolge dieses teuren Herzogs? Er ist der wahre König von Paris. Er kann nicht ausgehen, ohne daß man ihn beinahe erdrückt.«

»Desto besser«, sprach Aramis. »Aber sagt mir, sind nicht die Herren von Flamarens und Chatillon so eben von hier

weggeritten?«

»Ja, sie haben Audienz bei dem Herzog gehabt. Ohne Zweifel kommen sie im Auftrage von Mazarin. Aber ich stehe Euch dafür, sie werden eine schlimme Aufnahme gefunden haben.«

»Gut«, sagte Athos; »könnte man nicht die Ehre haben, Seine Hoheit zu sehen?«

»Warum nicht? sogleich. Für Euch ist er immer sichtbar, wie Ihr wißt. Folgt mir; ich bitte mir die Ehre aus, Euch vorstellen zu dürfen.«

Rochefort ging voraus. Alle Türen öffneten sich vor ihm und vor den zwei Freunden. Sie fanden Herrn von Beaufort im Begriffe, sich zu Tische zu setzen. Die tausend Geschäfte des Abends hatten sein Nachtessen bis zu diesem Augenblick verzögert. Aber trotz dieses wichtigen Gegenstandes hatte der Prinz nicht sobald die zwei Namen, welche Rochefort ankündigte, gehört, als er von dem Stuhle aufstand, den er gerade dem Tische näher rücken wollte, und, den zwei Freunden entgegengehend, lebhaft ausrief:

»Seid willkommen, meine Herren; nicht wahr, Ihr nehmt Teil an meinem Abendbrote? Boijoli, sagt Noirmont, ich habe zwei Gäste. Ihr kennt Noirmont, nicht wahr, meine Herren? Es ist mein Haushofmeister, der Nachfolger von Vater Marteau, der die vortrefflichen Pasteten macht, wie Ihr wißt. Boijoli, er soll eine von seiner Art schicken; aber keine, wie er sie für la Ramée gemacht hat. Gott sei Dank! wir bedürfen nicht mehr der Strickleitern, der Dolche, der Maulbirnen.«

»Monseigneur«, sagte Athos, »belästigt nicht unseretwegen Euren vortrefflichen Haushofmeister, dessen zahlreiche und verschiedenartige Talente wir kennen. Diesen Abend werden wir mit Erlaubnis Eurer Hoheit nur die Ehre haben, uns nach ihrer Gesundheit zu erkundigen und ihre Befehle entgegenzunehmen.«

»Ah, was meine Gesundheit betrifft, so seht Ihr, meine Herren, daß sie vortrefflich ist; eine Gesundheit welche einer fünfjährigen Gefangenschaft unter der Bewachung von Herrn von Chavigny widerstanden hat, vermag Alles auszuhalten. Was jedoch meine Befehle betrifft, so gestehe ich, daß ich sehr in Verlegenheit bin, Euch solche zu geben, in Betracht, daß Jeder die seinigen gibt, und daß ich am Ende, wenn es so fortgeht, gar keine mehr geben

werde.«

»Wirklich?« sprach Athos, »ich glaubte doch, das Parlament rechne auf Eure Einhelligkeit.«

»Ah, ja, unsere Einhelligkeit, sie ist gar schön. Mit dem Herzog von Bouillon geht es noch; er hat die Gicht und verläßt sein Bett nicht; mit ihm kann man sich noch verständigen; aber mit Herrn von Elboeuf und seinen Elephanten von Söhnen niemals. Sie schreien und prahlen auf öffentlichen Plätzen, sobald es aber zum Schlagen kommt, dann gute Nacht kriegerische Laune.«

»Doch bei dem Herrn Coadjutor ist es hoffentlich nicht so?«

»Ah! ja wohl, bei dem Herrn Coadjutor ist es noch schlimmer. Gott bewahre Euch vor streitsüchtigen Prälaten, besonders wenn sie einen Panzer auf der Simarre tragen. Wißt Ihr, was er tut, statt sich ruhig zu verhalten und Te Deum für die Siege zu singen, welche wir davontragen, oder für die Siege, wo wir geschlagen werden?«

»Nein.«

»Er bildet ein Regiment, dem er seinen Namen gibt: das Regiment Korinth. Er macht Lieutenants, Kapitäne, nicht mehr und nicht weniger, als ein Marschall von Frankreich, und Oberste, wie der König.«

»Ja«, sprach Aramis; »aber wenn man sich schlägt, wird er hoffentlich in seinem erzbischöflichen Palaste bleiben?«

»Keineswegs. Ihr täuscht Euch, mein lieber d'Herblay. Wenn man sich schlägt, schlägt er sich auch, so daß man ihn, da er durch den Tod seines Oheims Sitz im Parlament erhalten hat, beständig zwischen die Beine bekommt . . . im Parlament, im Rate, in der Schlacht. Der Prinz von Conti ist General in der Einbildung, und was für eine Einbildung ist dies! Ein buckeliger Prinz, ein Nußknacker wäre eben so viel Wert. Ah, es geht Alles schlecht, meine Herren, Alles geht sehr schlecht.«

»Monseigneur. Eure Hoheit ist also unzufrieden?« sprach Athos, einen Blick mit Aramis austauschend.

»Unzufrieden, Graf? sagt: meine Hoheit sei wütend, dergestalt, das gestehe ich nur Euch, daß ich, wenn die Königin alles Unrecht, welches sie gegen mich gehabt hat, anerkennen würde, wenn sie meine verbannte Mutter zurückrufen wollte, wenn sie mir

die Anwartschaft auf die Admiralswürde, die meinem Herrn Vater gehörte und die mir nach feinem Tode versprochen worden ist, erteilte, keinen Anstand nehmen würde, Hunde abzurichten, welche sprechen müßten, es gäbe in Frankreich größere Diebe als Herrn von Mazarin.«

Athos und Aramis tauschten nun nicht nur ein Lächeln, sondern einen Blick und ein Lächeln aus, und hätten dies auch Beide nicht gegenseitig wahrgenommen, so würde doch jeder erraten haben, daß die Herren von Chatillon und Flamarens hier Eingang gefunden hatten. Sie berührten auch mit keiner Silbe die Anwesenheit von Herrn von Mazarin in Paris.

»Monseigneur, wir sind nun befriedigt«, sprach Athos. »Als wir zu dieser Stunde zu Eurer Hoheit kamen, hatten wir keinen andern Zweck, als ihr unsere Ergebenheit an den Tag zu legen und ihr zu sagen, daß wir als ihre gehorsamsten Diener ganz und gar zu ihrer Verfügung stehen.«

»Als meine treuesten Freunde, meine Herren, als meine treuesten Freunde Ihr habt es mir bewiesen, und wenn ich je mich mit dem Hofe aussöhne, so werde ich Euch beweisen, daß ich Euer Freund, sowie der jener Herren geblieben bin, . . . wie nennt Ihr sie doch?«

»D'Artagnan und Porthos.«

»Ah, ja, so ist es. Ihr begreift also, Graf de la Fère, Ihr begreift, Chevalier d'Herblay, ganz und immer Euer Freund.«

Athos und Aramis verbeugten sich und verließen das Zimmer.

»Mein lieber Athos«, sprach Aramis, Gott verzeihe mir, ich glaube, Ihr habt nur eingewilligt, mich zu begleiten, um mir eine Lehre zu geben?«

»Wartet doch, mein Lieber«, sprach Athos, es ist noch Zeit zu dieser Bemerkung, wenn wir vom Coadjutor kommen.«

»Gehen wir also in den erzbischöflichen Palast.« erwiderte Aramis.

Und Beide wanderten der Cité zu.

Als man sich der Wiege von Paris näherte, fanden Athos und Aramis die Straßen überschwemmt, und sie mußten wieder eine Barke nehmen. Es war elf Uhr vorüber, aber man wußte, daß es keine Stunde gab, in der man sich nicht bei dem Coadjutor

einfinden durfte, denn seine unglaubliche Tätigkeit machte je nach den Bedürfnissen aus der Nacht Tag, aus dem Tage Nacht.

Der erzbischöfliche Palast trat aus dem Schooße des Wassers hervor, und aus der großen Anzahl rings um den Palast her angebundener Barken hätte man schließen sollen, man befände sich nicht in Paris, sondern in Venedig. Diese Barken kamen, gingen, durchkreuzten sich in allen Richtungen, drangen in das Irrsal der Straßen der Cité oder entfernten sich nach dem Arsenal oder dem Quai Saint-Victor zu und schwammen sodann wie auf einem See. Die einen von diesen Barken waren stumm und geheimnisvoll, die andern geräuschvoll und beleuchtet. Die zwei Freunde schlüpfen mitten durch diese Welt von Fahrzeugen und landeten ebenfalls.

Das ganze Erdgeschoß des erzbischöflichen Palastes war überschwemmt; aber man hatte eine Art von Treppen an den Wänden angebracht, und die ganze Veränderung in Folge der Überschwemmung bestand darin, daß man statt durch die Türen, durch die Fenster einging.

So gelangten Athos und Aramis in das Vorzimmer des Prälaten. Dieses Vorzimmer war voll von Lackeien, denn es hatte sich etwa ein Dutzend vornehmer Herren in dem Wartesaal versammelt.

»Mein Gott! seht doch, Athos«, sprach Aramis, »ich glaube, dieser Geck von einem Coadjutor will sich das Vergnügen machen, uns antichambrieren zu lassen.«

Athos erwiderte lächelnd:

»Mein lieber Freund, man muß die Leute mit allen Übeln ihrer Stellung nehmen. Der Coadjutor ist in diesem Augenblick einer von den sieben oder acht Königen, welche in Paris herrschen. Er hat einen Hof.«

»Ja«, versetzte Aramis, »aber wir sind keine Höflinge.«

»Wir schicken ihm auch nur unsere Namen zu, und wenn er, nachdem er sie gesehen, keine paffende Antwort gibt, nun so überlassen wir ihn den Angelegenheiten von Frankreich und den seinigen. Wir brauchen nur einen Bedienten zu rufen und ihm eine halbe Pistole in die Hand zu drücken.«

»Ei, seht doch«, rief Aramis, »ich täusche mich nicht, . . . ja, . . . nein, . . . doch; Bazin, kommt hierher, Bursche!«

Bazin, der in diesem Augenblick in seinem Kirchengewande majestätisch das Vorzimmer durchschritt, wandte sich mit gerunzelter Stirne um, ohne Zweifel, um zu sehen, wer der Freche wäre, der ihn auf diese Art anriefe. Aber kaum hatte er Aramis erkannt, so wurde der Tiger zum Lamm; er näherte sich den zwei Edelleuten und sprach:

»Wie, Ihr seid es, Herr Chevalier! Ihr seid es, Herr Graf! Ihr kommt Beide in dem Augenblick, wo wir so sehr über Euch in Unruhe waren.«

»Es ist gut, es ist gut, Meister Bazin«, versetzte Aramis. »Laßt die Komplimente. Wir kommen, um den Herrn Coadjutor zu besuchen, aber wir haben Eile und müssen ihn sogleich sehen.«

»Wie«, rief Bazin, »sogleich? Allerdings, Herren Eurer Art läßt man nicht im Vorzimmer warten. Nur ist er in diesem Augenblick in einer geheimen Unterredung mit Herrn von Bruy begriffen.«

»Von Bruy!« riefen gleichzeitig Athos und Aramis.

»Ja, ich habe ihn gemeldet und erinnere mich seines Namens vollkommen. Kennt Ihr ihn, mein Herr?« fügte Bazin, sich an Aramis wendend, bei.

»Ich glaube, ihn zu kennen.«

»Ich kann nicht dasselbe behaupten«, versetzte Bazin; »denn er war so gut in seinen Mantel gehüllt, daß ich trotz aller Beharrlichkeit nicht das kleinste Winkelchen seines Gesichtes zu sehen vermochte. Aber ich will hinein gehen und ich werde vielleicht diesmal glücklicher sein.«

»Unnötig«, sagte Aramis, »wir leisten darauf Verzicht, den Herrn Coadjutor diesen Abend zusehen; nicht wahr, Athos?«

»Wie Ihr wollt«, sprach der Graf.

»Ja, er hat zu wichtige Angelegenheit mit Herrn von Bruy zu verhandeln.«

»Soll ich ihm melden, die Herren wären im erzbischöflichen Paläste gewesen?«

»Nein, es ist nicht der Mühe Wert«, erwiderte Aramis. »Kommt, Athos.«

Und den Haufen der Lackeien durchschneidend, verließen die zwei Freunde den erzbischöflichen Palast, gefolgt von Bazin, der durch seine zahllosen Verbeugungen ihre Wichtigkeit bezeugte.

»Nun«, fragte Athos, als Aramis und er wieder in der Barke waren, »fangt Ihr an zu glauben, daß wir, wenn wir Herrn von Mazarin verhaftet hätten, diesen Leuten einen sehr schlimmen Streich gespielt haben würden?«

»Ihr seid die eingefleischte Weisheit, Athos«, erwiderte Aramis.

Es war den zwei Freunden besonders das geringe Gewicht aufgefallen, das der Hof von Frankreich auf die furchtbaren Ereignisse legte, welche sich in England zugetragen hatten, während diese Sache ihrer Ansicht nach die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nehmen mußte.

Abgesehen von einer armen Witwe und einer königlichen Waise, welche in einem Winkel des Louvre weinten, schien Niemand zu wissen, daß es einen König Karl I. gegeben hatte, und daß dieser König auf dem Blutgerüste gestorben war.

Die zwei Freunde beschieden sich auf den andern Morgen um zehn Uhr, denn obgleich die Nacht sehr vorgerückt war, als sie zu der Türe des Gasthofes gelangten, behauptete doch Aramis, er hätte einige sehr wichtige Besuche zu machen, und ließ Athos allein eintreten.

Als es am andern Morgen zehn Uhr schlug, waren sie versammelt. Von sechs Uhr Morgens an war Athos ebenfalls ausgegangen.

»Nun, habt Ihr irgend eine Kunde?« fragte Athos.

»Keine; man hat d'Artagnan nirgends gesehen, und Porthos ist auch noch nicht erschienen. Und Ihr?«

»Nichts.«

»Teufel!« rief Aramis.

»In der Tat«, sprach Athos, »dieses Zögern ist nicht natürlich. Sie haben den geradesten Weg eingeschlagen, und sollten daher vor uns eingetroffen sein.«

»Fügt dem bei, daß wir die Raschheit der Manöver von d'Artagnan kennen, und daß er nicht der Mann ist, eine Minute zu verlieren, wenn er weiß, daß wir auf ihn warten.«

»Er gedachte, wie Ihr Euch erinnert, am fünften hier zu sein.«

»Und wir haben heute den neunten. Diesen Abend läuft die bestimmte Frist ab.«

»Was beabsichtigt Ihr zu tun«, fragte Athos, »wenn wir diesen

Abend keine Nachricht haben?«

»Bei Gott, wir müssen nachforschen?«

»Gut«, versetzte Athos.

»Aber, Raoul?« fragte Aramis.

Eine leichte Wolke zog über die Stirne des Grafen hin.

»Raoul macht mir große Unruhe«, sagte er. »Er hat gestern eine Botschaft vom Prinzen von Condé erhalten, ist zu ihm nach Saint-Cloud abgegangen und nicht wieder zurückgekehrt.«

»Habt Ihr Frau von Chevreuse nicht gesehen?«

»Sie war nicht zu Hause. Aber, Ihr, Aramis, Ihr müßt wohl bei Frau von Longueville vorübergekommen sein?«

»In der Tat, so ist es.«

»Nun?«

»Sie war auch nicht zu Hause; aber sie hatte wenigstens die Adresse ihrer neuen Wohnung zurück«

»Ratet.«

»Wie soll ich erraten, wo man um Mitternacht ist; denn ich setze voraus, daß Ihr Euch, als Ihr mich verließ, zu ihr begeben habt. Wie soll ich erraten, wo sich um Mitternacht die schönste und tätigste von allen Frondeusen befindet?«

»Im Stadthause, mein Lieber.«

»Wie, im Stadthause? Ist sie zum Prevot der Handelsleute ernannt worden?«

»Nein, aber sie hat sich zur interimistischen Königin von Paris gemacht. Und da sie es nicht wagte, sich von Anfang an im Palais-Royal oder in den Tuileries festzusetzen, so quartierte sie sich einstweilen im Stadthause ein, wo sie demnächst diesem lieben Herzog einen Erben oder eine Erbin geben wird.«

»Ihr habt mir diesen Umstand nicht mitgeteilt«, sprach Athos.

»Wirklich? eine Vergessenheit; entschuldigt.«

»Nun sprecht, was wollen wir von jetzt bis zum Abend machen? Es scheint mir, wir sind sehr müßig.«

»Ihr vergeßt, mein Freund, daß wir ein ganz bestimmtes Geschäft haben.«

»Wo dies?«

»Bei Charenton. Ich habe Hoffnung, seinem Versprechen

gemäß einen gewissen Herrn von Chatillon dort zu treffen, den ich seit langer Zeit hasse.«

»Und warum?«

»Weil er der Bruder eines gewissen Herrn von Coligny ist.«

»Ah, das ist wahr, ich vergaß es . . . der auf die Ehre, Euer Nebenbuhler zu sein, Anspruch gemacht hat. Er ist sehr grausam für diese Kühnheit bestraft worden, mein Lieber, und in der Tat, das müßte Euch genügen.«

»Ja, aber was wollt Ihr, das genügt mir nicht. Ich bin streitsüchtig, das ist der einzige Punkt, in welchem ich mit der Kirche eine Ähnlichkeit habe. Ihr begreift übrigens hiernach, Athos, daß Ihr keineswegs genötigt seid, mir zu folgen.«

»Stille«, erwiderte Athos, »Ihr scherzt.«

»Gut, mein Lieber; wenn Ihr also entschlossen seid, mich zu begleiten, so haben wir keine Zeit zu verlieren. Man hat die Trommel gerührt, ich begegnete abgehend den Kanonen und sah die Bürger, welche sich vor dem Stadthause ausstellten. Man wird sich sicherlich bei Charenton schlagen, wie gestern der Herzog von Chatillon gesagt hat.«

»Ich hätte geglaubt, die Unterredungen in dieser Nacht würden einige Veränderungen in die kriegerische Stimmung gebracht haben.«

»Allerdings, man wird sich aber dessen ungeachtet schlagen, und wäre es nur, um diese Unterredungen zu maskieren.«

»Arme Leute!« versetzte Athos, »die sich töten lassen, damit man Sedan dem Herrn von Bouillon zurückgibt, die Anwartschaft auf die Admiralswürde Herrn von Beaufort verleiht, und damit der Coadjutor Kardinal wird.«

»Stille, stille, mein Lieber«, sagte Aramis; »gesteht, daß Ihr nicht so sehr Philosoph wäret, sollte Euer Raoul nicht in diesen ganzen Streit verwickelt sein.«

»Ihr sprecht vielleicht die Wahrheit, Aramis.«

»Nun, so laßt uns dahin gehen, wo man sich schlägt. Es ist ein sicheres Mittel, d'Artagnan, Porthos und vielleicht sogar Raoul wiederzufinden.«

»Ach!« seufzte Athos.

»Mein lieber Freund«, sagte Aramis, »nun, da wir in Paris sind,

müßt Ihr notwendig die Gewohnheit, beständig zu seufzen, aufgeben. Frisch auf in den Kampf, Athos! Seid Ihr nicht mehr der Mann des Schwertes? Habt Ihr Euch zu der Kirche gewendet? Seht, da kommen hübsche Bürger vorüber. Das ist bei Gott lockend. Und dieser Kapitän, er hat beinahe eine militärische Haltung.«

»Sie kommen aus der Rue du Mouton.«

»Trommeln voraus, wie wahre Soldaten. Aber seht doch jenen Burschen dort, wie er sich wiegt, wie er sich brüstet!«

»Ha!« rief Grimaud.

»Was?« fragte Athos.

»Planchet, gnädiger Herr.«

»Gestern Lieutenant«, sprach Aramis, »heute Kapitän, morgen ohne Zweifel Oberster. In acht Tagen ist der Bursche Marschall von Frankreich.«

Wir wollen ihn um Auskunft fragen«, sagte Athos.

Die zwei Freunde näherten sich Planchet, der, stolzer als je, weil er in Amt und Würde gesehen wurde, sich herbeiließ, den zwei Edelleuten zu erklären, er hätte Befehl, sich mit zweihundert Mann, welche die Nachhut der Pariser Armee bildeten, auf der Place Royale aufzustellen und sich von da, wenn es nötig wäre, nach Charenton zu wenden.

Da Athos und Aramis denselben Weg zu machen hatten, so begleiteten sie Planchet auf das ihm zugewiesene Terrain.

Planchet ließ seine Leute ziemlich geschickt aus der Place Royale manövrieren und stellte sie hinter einer langen Reihe von Bürgern auf, welche, das Signal zum Kampfe erwartend, Rue und Faubourg Saint-Antoine einnahmen.

»Der Tag wird heiß werden«, sagte Planchet mit kriegerischem Tone.

»Allerdings«, erwiderte Aramis; aber es ist weit von hier bis zum Feinde.«

»Mein Herr, man wird die Entfernung näher zu rücken wissen«, erwiderte ein Zehner.

Aramis grüßte und sprach, sich gegen Athos umwendend:

»Es macht mir kein Vergnügen, mit allen diesen Leuten hier Lager zu halten. Wollen wir voraus marschieren? wir werden die

Dinge besser sehen.«

»Und dann würde Euch Herr von Chatillon auch nicht auf der Place Royale aussuchen, nicht wahr? Vorwärts, mein Freund.«

»Habt Ihr Eurerseits nicht ein paar Worte mit Herrn von Flamarens zu sprechen?«

»Freund«, erwiderte Athos, »ich habe den Entschluß gefaßt, den Degen nicht mehr zu ziehen, wenn ich nicht durchaus dazu genötigt werde.«

»Seit wann?«

»Seitdem ich den Dolch gezogen habe.«

»Ah! gut, noch eine Erinnerung an Herrn Mordaunt. Es fehlte nur noch, mein Lieber, daß Ihr Gewissensbisse bekämt, weil Ihr diesen Menschen getötet habt.«

»Stille«, sagte Athos mit dem traurigen Lächeln, das nur ihm eigentümlich war, einen Finger auf seinen Mund legend; »sprechen wir nicht mehr von Mordaunt; das würde uns Unglück bringen.«

Und Athos ritt gen Charenton, zuerst an der Vorstadt hin, und dann durch das Tal von Fecamp, das von bewaffneten Bürgern ganz schwarz war.

Es versteht sich von selbst, daß ihm Aramis auf eine halbe Pferdslänge folgte.



XVI.

Das Gefecht von Charenton.

Während Athos und Aramis vorrückten und im Vorrücken die verschiedenen auf der Straße aufgestellten Corps hinter sich ließen, sahen sie die wohlgeputzten, glänzenden Panzer auf verrostete, und die funkelnden Musketen auf befleckte Partisanen folgen.

»Ich glaube, hier ist das wahre Schlachtfeld«, sagte Aramis; »seht das Kavaleriecorps, das sich, die Pistole in der Faust, vor der Brücke hält. Gebt Acht, hier kommt schweres Geschütz.«

»Ei, mein Lieber«, erwiderte Athos, »wohin habt Ihr uns geführt? Es scheint mir, ich sehe rings um uns her Gesichter, welche unter die Zierden der königlichen Armee gehören. Erscheint dort nicht Herr von Chatillon selbst mit seinen zwei Brigadiers?«

Und Athos nahm den Degen in die Faust, während Aramis, welcher glaubte, er habe nun wirklich die Grenzen des Pariser Lagers überschritten, die Hand an seine Halfter legte.

»Guten Morgen, meine Herren«, sprach der Herzog, sich nähernd; »ich sehe, daß Ihr nicht begreift, was hier vorgeht. Aber ein Wort wird Euch Alles erklären. Wir haben in diesem Augenblicke Waffenstillstand; es findet eine Konferenz statt: der Herr Prinz, Herr von Retz, Herr von Beaufort und Herr von Bouillon verhandeln in dieser Minute über Politik. Entweder werden die Angelegenheiten nicht in Ordnung gebracht und wir finden uns, Chevalier, oder die Sache wird beigelegt, ich werde meines Kommandos überhoben, und wir finden uns ebenfalls.«

»Mein Herr«, sagte Aramis, »Ihr sprecht vortrefflich. Erlaubt mir, eine Frage an Euch zu richten.«

»Immerhin.«

»Wo sind die Bevollmächtigten?«

»In Charenton selbst, im zweiten Hause rechts, wenn man von Paris kommt.«

»Und diese Konferenz war nicht vorhergesehen?«

»Nein, meine Herren, sie ist, wie es scheint, das Resultat der Vorschläge, welche Herr von Mazarin den Parisern gestern Abend hat machen lassen.«

Athos und Aramis schauten sich lachend an. Sie wußten besser, als irgend Jemand, was für Vorschläge dies waren, wem man sie gemacht und wer sie gemacht hatte.

»Und das Haus, wo die Bevollmächtigten versammelt sind«, fragte Athos, »gehört . . . «

»Herrn von Chanleu, der Eure Truppen in Charenton befehligt. Ich sage Eure Truppen, weil ich annehme, daß die Herren Frondeurs sind.«

»So ungefähr«, erwiderte Aramis.

»Warum so ungefähr?«

»Allerdings, mein Herr; Ihr wißt besser, als irgend Jemand, daß man in diesen Zeitläuften nicht genau sagen kann, was man ist.«

»Wir sind für den König und für die Herren Prinzen«, sprach Athos.

»Darüber müssen wir uns verständigen«, versetzte Chatillon. »Der König ist bei uns und hat zu Obergeneralen die Herren von Orleans und Condé.«

»Ja«, sprach Athos, »aber sein Platz ist in unseren Reihen mit den Herren von Conti, Beaufort, Elboeuf und Bouillon.«

»Das kann sein«, sagte Chatillon, »und ich für meine Person habe bekanntlich sehr wenig Sympathie für Herrn von Mazarin. Meine Interessen sind in Paris; ich habe dort einen großen Prozeß, von welchem mein ganzes Vermögen abhängt, und ich bin, so wie Ihr mich seht, so eben bei meinem Advokaten gewesen, um mich mit ihm zu beraten.«

»In Paris?«

»Nein, in Charenton, bei Herrn Viole, den Ihr dem Namen nach kennt . . . Ein vortrefflicher Mann, etwas eigensinnig, aber nicht ohne Bedeutung im Parlament. Ich hoffte ihn gestern Abend zu sehen, unser Zusammentreffen verhinderte mich jedoch, mich mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Da diese aber abgemacht werden müssen, so benützte ich den Waffenstillstand, und so kommt es, daß ich mich in Eurer Mitte befinde.

Herr von Viole hält also Beratungen in der freien Luft?« fragte

Aramis lachend.

»Ja, mein Herr, und sogar zu Pferde. Er befiehlt für heute fünfhundert Pistolenschützen, und um ihm Ehre anzutun, besuchte ich ihn in Begleitung dieser zwei kleinen Kanonen, an deren Spitze mich zu sehen Ihr so sehr erstaunt schient. Ich erkannte ihn, redlich gestanden, Anfangs nicht. Er hat ein langes Schwert auf seiner Advokatenrobe und Pistolen im Gürtel, was ihm ein furchtbares Aussehen verleiht. Es würde Euch in der Tat Vergnügen machen, wenn Ihr das Glück hättet, ihm zu begegnen.«

»Wenn er so seltsam anzuschauen ist, so kann man sich die Mühe nehmen, ihn aufzusuchen«, sagte Aramis.

»Ihr müßtet Euch beeilen, denn die Konferenzen können nicht mehr lange dauern.«

»Und wenn sie abgebrochen werden, ohne einen Erfolg herbeizuführen«, sagte Athos, »so werdet Ihr Charenton zu nehmen suchen?«

»So lautet der Befehl. Ich kommandiere die Angriffstruppen und werde mein Möglichstes tun, um zu siegen.«

»Mein Herr«, sagte Athos, »da Ihr die Reiterei befiehlt . . . «

»Um Vergebung, ich befehle als Chef.«

»Noch besser. Ihr müßt alle Eure Offiziere kennen? ich verstehe darunter die ausgezeichneten.«

»O ja, ziemlich.«

»Habt die Güte, mir zu sagen, ob unter Euren Befehlen nicht der Chevalier d'Artagnan, Lieutenant bei den Muskietieren, steht?«

»Nein, mein Herr, er ist nicht bei uns. Vor mehr als sechs Wochen hat er Paris verlassen und er befindet sich, wie man sagt, auf einer Sendung begriffen in England.«

»Ich wußte dies; aber ich glaubte, er wäre zurückgekehrt.«

»Nein, mein Herr; es ist mir auch nicht zu Ohren gekommen, daß ihn irgend Jemand gesehen hat. Ich kann Euch um so mehr hierüber Antwort erteilen, als die Muskietiere zu den Unsrigen gehören und Herr von Chambon einstweilen die Stelle von Herrn d'Artagnan einnimmt.«

Die zwei Freunde schauten sich an.

»Ihr seht«, sagte Athos.

»Das ist seltsam«, sprach Aramis.

»Es muß ihm notwendig Unglück auf dem Wege widerfahren sein.«

»Wir haben heute den achten, diesen Abend läuft die bestimmte Frist ab. Bekommen wir diesen Abend keine Nachricht, so reisen wir morgen früh.«

Athos machte ein bestätigendes Zeichen mit dem Kopfe, wandte sich sodann um und fragte, beinahe verlegen, vor dem skeptischen Aramis seine väterliche Unruhe durchblicken zu lassen.

»Herr von Bragelonne, ein junger Mensch von fünfzehn Jahren, in der Umgebung des Herrn Prinzen, hat er vielleicht, die Ehre, Euch bekannt zu sein, Herr Herzog?«

»Ja, gewiß«, erwiderte Chatillon, »er ist diesen Morgen mit dem Herrn Prinzen zu uns gekommen; ein reizender, junger Mann! Gehört er zu Euren Freunden, Herr Graf?«

»Ja, mein Herr«, versetzte Athos sanft bewegt, »weshalb ich ihn sogar zu sehen wünsche. Ist das möglich?«

»Sehr möglich, mein Herr. Wollt mich begleiten, und ich führe Euch in das Hauptquartier.«

»Holla!« sprach Aramis sich umwendend. »Mir scheint, es entsteht ein gewaltiges Geräusch hinter uns.«

»In der Tat, ein Reiterhaufen kommt auf uns zu«, sagte Chatillon.

»Ich erkenne den Herrn Coadjutor an seinem Frondehute.«

»Und ich Herrn von Beaufort an seinen weißen Federn.«

»Sie kommen im Galopp. Der Herr Prinz ist bei ihnen. Ah, seht, er verläßt sie.«

»Man schlägt Rappel!« rief Chatillon; »wir müssen uns erkundigen.«

Man sah in der Tat die Soldaten zu ihren Waffen laufen, die Reiter, welche zu Fuß waren, sich auf ihre Pferde schwingen. Die Trompeten erklangen, die Trommeln rasselten. Herr von Beaufort zog seinen Degen.

Der Herr Prinz machte ein Rappelzeichen und alle Offiziere der

königlichen Armee, welche für den Augenblick mit den Pariser Truppen vermischt waren, eilten auf ihn zu.

»Meine Herren«, sagte Chatillon, »der Waffenstillstand ist offenbar aufgehoben; man wird sich schlagen. Kehrt also nach Charenton zurück, denn ich greife binnen Kurzem an; seht, der Herr Prinz gibt mir das Signal.«

Ein Cornet hob wirklich dreimal die Standarte des Herrn Prinzen in die Luft.

»Auf Wiedersehn«, rief Chatillon, und er sprengte im Galopp davon, um zu seiner Escorte zu gelangen.

Athos und Aramis wandten ihre Pferde ebenfalls und begrüßten den Coadjutor und Herrn von Beaufort.

Herr von Bouillon hatte am Ende der Konferenz einen so furchtbaren Gichtanfall bekommen, daß man genötigt gewesen war, ihn in seiner Sänfte nach Paris zurückzubringen.

Dagegen ritt der Herr Herzog von Elboeuf von seinen vier Söhnen wie von einem Generalstab umgeben durch die Reihen des Pariser Heeres.

Während dieser Zeit bildete sich zwischen Charenton und der königlichen Armee ein langer weißer Raum, der sich dazu vorzubereiten schien, den Leichnamen als letztes Lager zu dienen.

»Dieser Mazarin ist eine wahre Schmach für Frankreich«, sprach der Coadjutor, den Gürtel seines Degens fester schnallend, den er nach der Weise der alten militärischen Prälaten unter seiner erzbischöflichen Simarre trug. »Es ist ein Knauser, der Frankreich gerne wie einen Meierhof regieren möchte. Frankreich kann auch nicht eher Ruhe und Glück erwarten, als bis er das Land verlassen hat.«

»Es scheint, man hat sich über die Farbe des Hutes nicht verständigt«, sagte Aramis.

In demselben Augenblicke hob Herr von Beaufort seinen Degen und sprach:

»Meine Herren, wir haben vergebens Diplomatie getrieben; wir wollten uns dieses Filzes von einem Mazarin entledigen, aber die Königin, welche in ihn vernarrt ist, will ihn durchaus als Minister behalten, und so bleibt uns nur das Mittel, ihn gehörig zu

klopfen.«

»Gut«, sagte der Coadjutor, »das ist die gewöhnliche Beredsamkeit von Herrn von Beaufort.«

»Glücklicher Weise«, versetzte Aramis. »verbessert er seine Sprachfehler mit der Spitze seines Schwertes.«

»Bah!« sagte der Coadjutor verächtlich, »er spielt eine sehr bleiche Rolle bei diesem ganzen Kriege.«

Und er zog ebenfalls sein Schwert und rief:

»Meine Herren, seht, der Feind rückt auf uns zu; ich hoffe, wir werden ihm die Hälfte des Weges ersparen.«

Und ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihm folgte oder nicht, sprengte er fort. Sein Regiment, das nach dem Namen seines Erzbistums Regiment Korinth hieß, setzte sich hinter ihm in Bewegung und begann den Kampf.

Herr von Beaufort ließ seine Kavallerie unter der Anführung von Herrn von Noirmontiers gegen Etampes vorrücken, wo sie einem Konvoi von Lebensmitteln begegnen sollte, welche von den Parisern ungeduldig erwartet wurden. Herr von Beaufort schickte sich an, ihn aufzuhalten.

Herr von Chanleu, der den Platz kommandierte, hielt sich mit dem Kerne seiner Truppen bereit, Widerstand gegen den Angriff zu leisten, und sogar, falls der Feind zurückgeschlagen würde, einen Ausfall zu machen.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatte der Kampf an allen Enden begonnen.

Der Coadjutor, den der Ruhm von Herrn von Beaufort in Verzweiflung brachte, warf sich vor und tat persönlich Wunder der Tapferkeit. Sein Beruf war bekanntlich das Schwert, und er fühlte sich ungemein glücklich, so oft er vom Leder ziehen konnte, gleichviel für wen oder für was. Wenn er aber hier das Handwerk eines Soldaten gut trieb, so trieb er dagegen das eines Obersten schlecht. Er wollte mit sieben- bis achthundert Mann dreitausend Mann überwinden, die sich in einer Masse in Bewegung gesetzt hatten und die Soldaten des Coadjutors zurückschlugen, welche in völliger Unordnung auf den Wällen anlangten. Aber das Artilleriefeuer von Chanleu hielt die königliche Armee plötzlich auf, und diese schien einen Augenblick erschüttert zu sein. Dies

dauerte jedoch nicht lange, und sie formierte sich wieder hinter einer Gruppe von Häusern und einem kleinen Gehölze.

Chanleu glaubte, der Augenblick wäre gekommen. Er rückte an der Spitze von zwei Regimentern hinaus; um die königliche Armee zu verfolgen; aber sie hatte sich, wie gesagt, wieder formiert, und kehrte, von Herrn von Chatillon in Person geführt, zum Angriff zurück. Dieser Angriff war so ungestüm und so geschickt gelenkt, daß Chanleu und seine Leute sich beinahe umzingelt sahen. Chanleu gab Befehl zum Rückzug und dieser wurde, Fuß für Fuß, Schritt für Schritt, ausgeführt. Unglücklicher Weise fiel Chanleu, tödlich getroffen, nach wenigen Augenblicken.

Herr von Chatillon sah ihn fallen und verkündigte laut seinen Tod, der den Mut der Truppen des königlichen Heeres verdoppelte und die zwei Regimenter, mit welchen Chanleu seinen Ausfall gemacht hatte, völlig entmutigte. Demzufolge dachte Jeder nur an seine eigene Rettung und trachtete nur darnach, die Verschanzungen wieder zu erreichen, an deren Fuß der Coadjutor sein halb aufgeriebenes Regiment zu sammeln suchte.

Plötzlich kam eine Schwadron Kavallerie den Siegern entgegen, welche mit den Flüchtlingen vermischt in die Verschanzungen einzogen. Athos und Aramis ritten an der Spitze, Aramis das Schwert und die Pistole in der Hand, Athos das Schwert in der Scheide, die Pistole im Halfter. Athos war ruhig und kalt, wie auf einer Parade, nur trübte sich sein edler Blick, als er so viele Menschen sich erwürgen sah, welche einerseits von der königlichen Halsstarrigkeit, und andererseits von dem Grolle der Prinzen geopfert wurden. Aramis dagegen tötete und berauschte sich allmähig im Kampfe seiner Gewohnheit gemäß. Seine lebhaften Augen wurden glühend; sein so sein geschnittener Mund lächelte ein finsternes Lächeln; seine offenen Nasenlöcher zogen den Blutgeruch an; jeder von seinen Schwertstreichen traf, und der Kolben seiner Pistole machte dem Verwundeten den Garaus, der sich zu erheben suchte.



Auf der entgegengesetzten Seite und in den Reihen des königlichen Heeres griffen zwei Reiter, der eine mit einem vergoldeten Kürass, der andere durch ein einfaches Koller beschützt, aus welchem die Ärmel eines Leibrockes von blauem Sammet hervorsahen, in der ersten Linie an. Der Reiter mit dem vergoldeten Kürass sprengte auf Aramis zu und führte einen Schwertstreich nach ihm, den Aramis mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit parierte.

»Ah, Ihr seid es, Herr von Chatillon!« rief der Chevalier; »seid willkommen, ich erwarte Euch.«

»Ich hoffe, ich habe Euch nicht zu lange warten lassen, mein Herr«, erwiderte der Herzog; »in jedem Falle bin ich hier.«

»Herr von Chatillon«, sprach Aramis, und zog aus dem Halfter eine zweite Pistole, die er für diese Gelegenheit aufgespart hatte, »ich glaube, Ihr seid ein toter Mann, wenn Eure Pistole entladen ist.«

»Gott sei Dank, mein Herr«, rief Chatillon, »sie ist es nicht.«

Der Herzog hob seine Pistole in der Richtung von Aramis, zielte und schoß. Aramis aber bückte sich in dem Augenblick, wo er den Herzog den Finger an den Drücker legen sah, und die Kugel flog, ohne ihn zu berühren, über ihn hin.

»Ah, Ihr habt mich gefehlt«, sagte Aramis; »aber ich, das schwöre ich bei Gott, ich werde Euch nicht fehlen.«

»Wenn ich Euch Zeit dazu lasse!« rief Herr von Chatillon, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte, den Degen hoch, auf ihn zu.

Aramis antwortete dem Herzog mit dem ihm bei solchen Gelegenheiten eigentümlichen Lächeln, und Athos, welcher Herrn von Chatillon mit der Geschwindigkeit eines Blitzes auf Aramis vorrücken sah, öffnete den Mund, um zu rufen: »Schießt! schießt doch!« als der Schuß los ging. Herr von Chatillon öffnete die Arme und fiel auf das Kreuz seines Pferdes.

Die Kugel war ihm durch den Ausschnitt des Panzers in die Brust gedrungen.

»Ich bin tot!« murmelte der Herzog.

Und er glitt von seinem Pferde auf die Erde herab.

»Ich sagte es Euch, mein Herr, und es tut mir nun leid, daß ich mein Wort so gut gehalten habe. Kann ich Euch in irgend einer Beziehung nützlich sein?«

Chatillon machte ein Zeichen mit der Hand, und Aramis schickte sich an, abzusteigen, als er plötzlich einen heftigen Stoß in die Seite erhielt: es war ein Degenstich, aber der Panzer hatte denselben pariert.

Er wandte sich rasch um und ergriff diesen neuen Gegner beim Faustgelenke; aber zu gleicher Zeit wurden zwei Schreie, der eine von ihm, der andere von Athos ausgestoßen.

»Raoul!«

Der junge Mann erkannte zugleich das Gesicht des Chevalier d'Herblay und die Stimme seines Vaters, und ließ seinen Degen fallen. Mehrere Reiter der Pariser Armee stürzten in diesem Augenblick auf Raoul los, aber Aramis deckte ihn mit seinem Schwerte.

»Mein Gefangener! sucht also das Weite!« rief er.

Athos nahm während dieser Zeit das Pferd seines Sohnes beim Zügel und führte es aus dem Gemenge.

In diesem Augenblick erschien der Herr Prinz, den Herr von Chatillon in zweiter Linie unterstützte, mitten im Gefechte. Man sah sein Adlerauge glänzen und erkannte ihn an seinen Streichen.

Das Regiment des Erzbischofs von Korinth, das der Coadjutor

trotz aller Anstrengung nicht mehr zu organisieren vermocht hatte, stürzte bei dem Anblicke des Herrn Prinzen mitten unter die Pariser Truppen, warf Alles nieder und kehrte in rascher Flucht nach Charenton zurück. Fortgerissen von demselben, kam der Coadjutor an der Gruppe vorüber, welche Athos, Aramis und Raoul bildeten.

»Ah! ah!« sagte Aramis, der sich bei seiner Eifersucht einer Freude über das Mißgeschick des Coadjutors nicht erwehren konnte, »in Eurer Eigenschaft als Erzbischof müßt Ihr die Schrift kennen.«

»Was hat die Schrift mit dem, was mir begegnet, gemein?« fragte der Coadjutor.

»Daß der Herr Prinz Euch heute behandelt, wie Sanct Paulus: der erste an die Korinther.«

»Stille, stille!« sprach der Coadjutor, »das Wort ist gut, aber man darf hier nicht auf Komplimente warten. Vorwärts! vorwärts! oder vielmehr zurück, denn es kommt mir ganz vor, als wäre die Schlacht für die Frondeurs verloren.«

»Das ist mir gleichgültig«, erwiderte Aramis; »ich kam nur hierher, um Herrn von Chatillon zu begegnen. Ich habe ihn getroffen und bin zufrieden. Ein Zweikampf mit einem Chatillon, das ist schmeichelhaft!«

»Und überdies noch einen Gefangenen gemacht!« sprach Athos, auf Raoul deutend.

Die drei Reiter setzten ihren Weg im Galopp fort.

.Der junge Mann wurde von einem Freudenschauer ergriffen, als er seinen Vater wiedersah. Sie galoppierten neben einander, die linke Hand des Jünglings in der rechten von Athos.

»Was wolltest Du denn so weit vorne im Treffen machen, mein Freund?« fragte Athos den Jüngling; »da Du nicht besser zum Kampfe bewaffnet warst, so warst Du, wie mir scheint, hier auch nicht an Deinem Platze.«

»Ich sollte mich heute auch nicht schlagen, Herr; ich war mit einer Sendung an den Herrn Kardinal beauftragt und begab mich nach Rueil, als ich, da ich Herrn von Chatillon angreifen sah, Lust bekam, an seiner Seite anzugreifen. Da sagte er mir, daß zwei Kavaliere von dem Pariser Heere mich suchten, und nannte mir

den Grafen de la Fère.«

»Wie, Du Wußtest, daß wir hier waren, und wolltest Deinen Freund, den Chevalier, töten!«

»Ich hatte den Herrn Chevalier unter seiner Rüstung nicht erkannt«, entgegnete Raoul errötend; »aber ich hätte ihn an seiner Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit erkennen sollen.«

»Ich danke für das Kompliment, mein junger Freund«, versetzte Aramis; »man sieht, wer Euch Unterricht in der Höflichkeit gegeben hat. Doch Ihr geht nach Rueil, sagt Ihr?«

»Ja.«

»Zu dem Kardinal?«

»Allerdings. Ich habe eine Depesche vom Herrn Prinzen für Seine Eminenz.«

»Er muß sie überbringen«, sagte Athos.

»Sachte, keine falsche Großmut, Graf. Was Teufels! unser Schicksal, und, was noch wichtiger ist, das Schicksal unserer Freunde ist vielleicht in dieser Depesche enthalten.«

»Aber dieser junge Mann soll sich nicht gegen seine Pflicht verfehlen«, entgegnete Athos.

»Einmal ist dieser junge Mensch Gefangener, was Ihr zu vergessen scheint; was wir tun, ist also dem Kriegsgebrauch gemäß; und dann dürfen Sieger in Beziehung auf die Wahl ihrer Mittel nicht so häkelig sein. Gebt die Depesche, Raoul.«

Raoul zögerte und schaute Athos an. als wollte er eine Verhaltensregel in seinen Augen suchen.

»Gib die Depesche, Raoul«, sagte Athos; »Du bist der Gefangene des Chevalier d'Herblay.«

Raoul fügte sich mit Widerstreben; aber weniger bedenklich in dieser Hinsicht, als der Graf de la Fère, griff Aramis hastig nach der Depesche, durchlief sie und sagte, dieselbe Athos zustellend:

»Ihr, der Ihr ein Gläubiger seid, lest, und Ihr werdet in diesem Briefe bei näherer Überlegung einen Umstand finden, von dem die Vorsehung glaubt, es sei wichtig, daß wir ihn erfahren.«

Athos nahm den Brief, seine schöne Stirne faltend, aber der Gedanke, es wäre in dem Schreiben von d'Artagnan die Rede, half ihm seinen Widerwillen gegen das Lesen desselben besiegen.

Man vernehme, was der Brief enthielt:

»Monseigneur, ich werde diesen Abend Eurer Eminenz zur Verstärkung der Truppe von Herrn von Comminges die zehn Mann schicken, welche Ihr verlangt. Es sind gute Soldaten, ganz geeignet, den zwei gewaltigen Gegnern Stand zu halten, deren Gewandtheit und Entschlossenheit Eure Eminenz so sehr fürchtet.«

»Oh! oh!« rief Athos.

»Nun«, fragte Aramis, »was dünkt Euch von den zwei Gegnern, zu deren Bewachung man außer der Truppe von Herrn von Comminges zehn gute Soldaten braucht? Gleicht das nicht, wie zwei Tropfen Wasser, d'Artagnan und Porthos?«

»Wir streifen den ganzen Tag in Paris umher«, sagte Athos, »und wenn wir diesen Abend keine Kunde haben, schlagen wir wieder den Weg nach der Picardie ein, und ich stehe dafür, mit Hilfe der Einbildungskraft von d'Artagnan werden wir alsbald irgend eine Andeutung finden, die uns alle unsere Zweifel benimmt.«

»Ziehen wir also in Paris umher und erkundigen wir uns hauptsächlich bei Planchet, ob er nicht von seinem ehemaligen Herrn habe sprechen hören.«

»Dieser arme Planchet! Ihr habt gut reden, er ist vielleicht niedergemetzelt worden. Alle diese kriegerischen Bürger sind ausgezogen, und man hat sie wohl zusammengehauen.«

Da dies ziemlich wahrscheinlich war, so kehrten die zwei Freunde mit einer gewissen Unruhe durch die Porte du Temple nach Paris zurück, und wandten sich nach der Place Royale, wo sie Nachricht von diesen armen Bürgern zu erhalten hofften. Aber das Erstaunen der zwei Freunde war groß, als sie diese Leute immer noch auf derselben Stelle, mit ihrem Kapitän trinkend und scherzend fanden, . . . ohne Zweifel von ihren Familien beweint, welche den Lärmen der Kanonen von Charenton hörten und sie im Feuer glaubten.

Athos und Aramis erkundigten sich abermals bei Planchet, aber er hatte nichts von d'Artagnan erfahren. Sie wollten ihn mit sich nehmen, doch er erklärte ihnen, er könne seinen Posten nicht

ohne höheren Befehl verlassen.

Erst um fünf Uhr kehrten er und seine Leute in ihre Quartiere zurück, und sie sagten, sie kämen aus der Schlacht: sie hatten das Bronze-Pferd von Ludwig XIII. nicht aus dem Gesichte verloren.

»Tausend Donner!« rief Planchet, als er wieder in seiner Bude in der Rue des Lombards erschien, »man hat uns die Nähte tüchtig ausgeklopft. Ich werde mich nie hierüber trösten! . . . «



XVII.

Die Straße nach der Picardie.

Vollkommen in Sicherheit in Paris, verhehlten sich Athos und Aramis doch nicht, daß sie große Gefahr liefen, sobald sie den Fuß aus der Stadt setzten; aber man weiß, welche Bedeutung für solche Männer die Gefahr hatte. Überdies fühlten sie, daß diese zweite Odyssee ihrer nahen Entwicklung entgegenging, und daß gleichsam der ganzen Sache nur noch ein Stoß zu geben war.

Übrigens war Paris selbst nicht ruhig. Es fing an, an Lebensmitteln zu fehlen, und je nachdem einer von den Generalen des Herrn Prinzen von Conti seinen Einfluß wieder gewinnen zu müssen glaubte, machte er sich eine kleine Meuterei, die er beschwichtigte, und die ihm für einen Augenblick den Vorrang vor seinen Collegen verlieh.

Bei einer von diesen Meutereien ließ Herr von Beaufort das Haus und die Bibliothek von Herrn von Mazarin plündern, um, wie er sagte, dem armen Volke etwas zu nagen zu geben.

Athos und Aramis verließen Paris nach diesem Staatsstreiche, der an dem Abend des Tages stattfand, an welchem die Pariser in Charenton geschlagen worden waren.

Von der Furcht erschüttert, von Factionen zerrissen, war Paris, als sie sich entfernten, bereits im größten Elend und der Hungersnot nahe. Pariser und Frondeurs, glaubten sie dasselbe Elend, dieselbe Furcht, dieselben Intrigen in dem feindlichen Lager zu finden. Ihr Erstaunen war daher groß, als sie, durch Saint-Denis reitend, erfuhren, in Saint-Denis lache man, singe man, führe man ein lustiges Leben.

Die zwei Edelleute wählten Umwege, Anfangs, um nicht in die Hände der auf der Isle de France zerstreuten Mazariner zu fallen, sodann aber, um den Frondeurs zu entgehen, welche die Normandie besetzt hielten und nicht verfehlt haben würden, sie zu Herrn von Longueville zu führen, damit er in ihnen Freunde oder Feinde erkenne. Sobald sie einmal diesen zwei Gefahren entgangen waren, begaben sie sich auf den Weg von Boulogne

nach Abbeville und folgten ihm Schritt für Schritt, Spur für Spur.

Sie blieben indessen eine Zeitlang unentschieden. Zwei bis drei Herbergen waren bereits besucht worden, zwei bis drei Wirte hatte man bereits befragt, ohne daß irgend eine Andeutung sie in ihren Zweifeln erleuchtete oder in ihren Nachforschungen leitete, als Athos in Montreuil auf dem Tische beim Anrühren mit seinen zarten Fingern etwas Raues fühlte. Er hob das Tischtuch auf und las auf dem Holze folgende mit einer Messerklinge tief eingegrabene Hieroglyphen.

Port. — d'Art. — den 2ten Februar.

»Vortrefflich«, sagte Athos, indem er Aramis die Inschrift zeigte, »wir wollten hier über Nacht bleiben; aber es ist unnötig, reiten wir weiter.«

Sie stiegen wieder zu Pferde und erreichten Abbeville. Hier hielten sie an, waren aber sehr in Verlegenheit wegen der großen Menge von Gasthöfen. Man konnte nicht in allen einkehren; wie sollte man aber erraten, in welchem diejenigen gewohnt hatten, welche man suchte.

»Glaubt mir, Athos«, sagte Aramis, »wir dürfen nicht daran denken, in Abbeville etwas zu finden. Sind wir in Verlegenheit, so waren es unsere Freunde auch. Handelte es sich nur um Porthos, — er hätte den prachtvollsten Gasthof gewählt, und wenn wir uns diesen hätten nennen lassen, so würden wir sicherlich eine Spur gefunden haben. Aber d'Artagnan hat keine solche Schwäche. Porthos mochte ihm immerhin bemerken, er sterbe vor Hunger, d'Artagnan setzte seinen Weg fort, unerbittlich wie das Geschick, und wir müssen ihn anderswo suchen.«

Sie ritten also weiter, aber nichts bot sich ihnen dar. Die Freunde hatten sich eine äußerst schwierige und besonders äußerst verdrießliche Aufgabe gestellt, und ohne den in ihr Inneres eingegrabenen dreifachen Hebel der Ehre, der Freundschaft und der Dankbarkeit würden die zwei Reisenden hundertmal darauf Verzicht geleistet haben, den Sand zu durchwühlen, die Vorübergehenden zu befragen, die Zeichen zu deuten und die Gesichter zu erforschen.

So kamen sie bis Peronne.

Athos fing an, zu verzweifeln. Diese edle Natur machte die

Unwissenheit trostlos, in der Aramis und er sich befanden. Ohne Zweifel hatten sie schlecht gesucht, ohne Zweifel waren sie bei ihren Fragen nicht beharrlich genug, bei ihren Forschungen nicht umsichtig genug' gewesen. Sie waren bereit, auf ihrem Wege wieder umzukehren, als Athos, da sie durch die Vorstadt ritten, welche zu den Thoren der Stadt führte, an einer weißen Mauer, welche die Ecke einer um den Wall laufenden Straße bildete, eine Zeichnung mit Kohle erblickte, die mit der Naivität der ersten Versuche eines Kinderbleistiftes zwei Reiter darstellte, welche wie wahnsinnig galoppierten. Der eine von diesen Reitern hielt in der Hand einen Zettel, worauf in spanischer Sprache die Worte geschrieben waren:

»Man verfolgt uns.«

»Oho!« sagte Athos, »das ist klar wie der Tag. Obgleich verfolgt, hat d'Artagnan fünf Minuten hier angehalten. Dies beweist übrigens, daß ihm seine Verfolger nicht sehr nahe waren, und es ist ihm vielleicht gelungen, ihnen zu entkommen.«

Aramis schüttelte den Kopf.

»Wäre er entkommen, so würden wir ihn gesehen oder etwas von ihm gehört haben.«

»Ihr habt Recht, Aramis, wir wollen weiter reiten.«

Es ist nicht möglich, die Unruhe und Ungeduld der zwei Edelleute zu schildern. Die Unruhe war eine Sache des edlen und freundschaftlichen Herzens von Athos, die Ungeduld eine Sache des nervigen und so leicht zu erregenden Geistes von Aramis. Sie galoppierten drei bis vier Stunden mit demselben Ungestüm, wie die zwei Reiter an der Wand. Plötzlich sahen sie in einer engen, zwischen zwei Böschungen eingeschlossenen Schlucht die Straße halb durch einen ungeheuren Stein versperrt. Sein ursprünglicher Platz war auf einer Seite der Böschungen angedeutet, und die Höhlung, die er in Folge des Ausziehens zurückgelassen hatte, bewies, daß er nicht allein hatte rollen können, während seine Schwere offenbarte, es habe, um ihn in Bewegung zu setzen, der Arme eines Ancelade oder Briareus bedurft. Aramis hielt an.

»Oho!« sagte er, den Stein anschauend, »hierbei ist Ajax von Telamon oder Porthos im Spiele. Steigen wir ab, Graf, und

untersuchen wir diesen Felsen.«

Beide stiegen ab. Der Stein war in der offenbaren Absicht herbeigewälzt worden, Reitern den Weg zu versperren. Man hatte ihn daher querüber gelegt. Aber die Reiter hatten dieses Hindernis gefunden und waren abgestiegen, um es zu beseitigen.

Die zwei Freunde untersuchten den Stein von allen den Seiten, welche dem Lichte ausgesetzt waren: er bot nichts Außerordentliches. Sie riefen nun Blaisois und Grimaud, und allen Vieren gemeinschaftlich gelang es, den Felsen umzudrehen. Auf der Seite, welche die Erde berührte, war geschrieben:

»Acht Chevaurlegers verfolgen uns. Gelangen wir bis Compiegne, so kehren wir im bekränzten Pfauen ein. Der Wirt ist ein Freund von uns.«

»Das ist etwas Bestimmtes«, sagte Athos, »und wir werden jedenfalls erfahren, woran wir uns zu halten haben. Gehen wir also.«

»Ja«, sprach Aramis; »aber wenn wir dahin gelangen wollen, müssen wir unsern Pferden einige Rast gönnen; denn sie sind beinahe reh.«

Aramis sprach die Wahrheit. Man hielt bei der ersten Schenke an; man ließ jedes Pferd ein doppeltes Maß mit Wein befeuchteten Haber fressen, gönnte den Tieren drei Stunden Ruhe und setzte sich wieder in Marsch. Die Männer selbst waren vor Müdigkeit gelähmt, aber die Hoffnung hielt sie aufrecht.

Sechs Stunden nachher erreichten Athos und Aramis Compiegne und erkundigten sich nach dem bekränzten Pfauen, Man zeigte ihnen ein Schild, das den Gott Pan mit einem Kranze auf dem Haupte darstellte.¹⁶

Die zwei Freunde stiegen ab, ohne sich viel um das Schild zu bekümmern, welches Aramis in einer andern Zeit stark kritisiert haben würde. Sie fanden einen braven Mann von einem Wirte, mit dickem Bauch und kahlem Kopfe, den sie fragten, ob nicht vor mehr oder minder langer Zeit zwei von Chevaurlegers verfolgte Edelleute hier gewohnt hätten. Der Wirt holte, ohne zu antworten, aus einer Truhe die Hälfte einer Degenklinge.

»Kennt Ihr das?« sagte er.

Athos warf nur einen Blick auf die Klinge und sprach:

»Das ist der Degen von d'Artagnan.«

»Vom Großen oder vom Kleinen?« fragte der Wirt.

»Vom Kleinen«, antwortete Athos.

»Ich sehe, daß Ihr Freunde dieser Herren seid.«

»Nun, was ist ihnen begegnet?«

»Sie sind mit verschlagenen Pferden in meinen Hof gekommen, und ehe sie Zeit gehabt hatten, das große Thor zu verschließen, erschienen acht Chevaurligers, welche sie verfolgten, hinter ihnen.«

»Acht«, sprach Aramis. »Ich wundere mich sehr, daß d'Artagnan und Porthos, zwei Tapfere dieser Art, sich haben von acht Menschen verhaften lassen.«

»Allerdings, mein Herr, die acht Mann wären auch nicht zu ihrem Ziele gekommen, hätten sie nicht in der Stadt etwa zwanzig Soldaten von dem Regiment Royal-Italien, das hier in Garnison liegt, rekrutiert, so daß Eure Freunde buchstäblich durch die Zahl überwältigt worden sind.«

»Verhaftet also«, sagte Athos; »weiß man warum?«

»Nein, mein Herr, man hat sie sogleich weggeführt, und sie hatten nicht einmal Zeit, mir etwas zuzuflüstern. Nur fand ich, als sie abgegangen waren, dieses Stück von einem Degen auf dem Schlachtfelde, als ich zwei Tote und fünf bis sechs Verwundete wegbringen half.«

»Und ihnen ist nichts widerfahren?« fragte Aramis.

»Ich glaube nicht.«

»Das ist noch ein Trost.«

»Wißt Ihr, wohin man sie geführt hat?« fragte Athos.

»Man hat sie in der Richtung von Louvres weggeführt.«

»Wir wollen Blaisois und Grimaud hier lassen«, sagte Athos; »sie sollen morgen mit den Pferden, die uns nicht mehr weiter bringen können, nach Paris zurückkehren. Wir aber nehmen die Post.«

»Nehmen wir die Post«, versetzte Aramis.

Man schickte nach Pferden.

Während dieser Zeit speisten die Freunde in Eile zu Mittag. Sie wollten, wenn sie in Louvres einige Auskunft finden würden, ihren

Weg sogleich fortsetzen.

Sie erreichten Louvres. Es war hier keine Herberge. Man trank daselbst einen Liqueur, der seinen Ruf bis in unsere Tage erhalten hat und schon damals an diesem Orte fabriziert wurde.

»Wir wollen hier absteigen«, sagte Athos; »d'Artagnan wird diese Gelegenheit nicht versäumt haben, nicht um ein Glas Liqueur zu trinken, sondern um uns eine Andeutung zu hinterlassen.«

Sie traten ein und verlangten zwei Gläser Liqueur an dem Schenktische, wie sie d'Artagnan und Porthos verlangt haben mußten. Der Schenktisch, auf welchem man gewöhnlich trank, war mit einer Zinnplatte bedeckt. Auf diese Platte hatte man mit der Spitze einer dicken Nadel geschrieben: Rueil, D.

»Sie sind in Rueil«, sagte Aramis, der diese Inschrift zuerst wahrnahm.

»Gehen wir also nach Rueil«, sprach Athos. »Das heißt uns in den Rachen des Wolfes stürzen«, versetzte Aramis.

»Wäre ich der Freund von Jonas gewesen, wie ich der von d'Artagnan bin, so würde ich ihm in den Bauch des Wallfisches gefolgt sein. Und Ihr hättet dasselbe getan, wie ich, Aramis.«

»Offenbar, mein lieber Graf, ich glaube, Ihr macht mich besser, als ich bin. Wäre ich allein, so weiß ich nicht, ob ich ohne große Vorsichtsmaßregeln mich nach Rueil begeben würde; aber wohin Ihr geht, gehe ich auch.«

Sie nahmen Pferde und ritten nach Rueil. Athos hatte, ohne es zu vermuten, Aramis den besten Rat gegeben, der sich befolgen ließ. Die Abgeordneten des Parlaments waren so eben in Rueil zu den berüchtigten Konferenzen angelangt, welche drei Wochen dauern und den hinkenden Frieden herbeiführen sollten, in Folge dessen der Herr Prinz verhaftet wurde. Rueil war angefüllt von Seiten der Pariser mit Advokaten, mit Präsidenten, mit Raten, mit Robins¹⁷ aller Art; von Seiten des Hofes mit Edelleuten, Offizieren und Garden; mitten unter dieser Verwirrung war es also leicht, so unbekannt zu bleiben, als man nur immer wollte. Überdies hatten die Konferenzen einen Waffenstillstand herbeigeführt, und eine Verhaftung von zwei Edelleuten hätte man in diesem Augenblick, wären sie auch Frondeurs ersten Ranges gewesen, als einen

Angriff auf das Völkerrecht betrachtet.

Die zwei Freunde wähten, Jedermann wäre mit dem Gedanken beschäftigt, der sie quälte. Sie mischten sich in die Gruppen, im Glauben, sie würden etwas von d'Artagnan und Porthos sprechen hören; aber alle Welt hatte mit Artikeln und Amendements zu tun. Athos war der Meinung, man müßte geraden Wegs zum Minister gehen.

»Mein Freund«, warf Aramis ein, »was Ihr da sagt, ist sehr schön; aber nehmt Euch wohl in Acht: unsere Sicherheit rührt von unserer Verborgenheit her. Wenn wir uns auf irgend eine Weise zu erkennen geben, so werden wir unmittelbar zu unsern Freunden in ein Kerkerloch geworfen, aus dem uns der Teufel nicht mehr herausziehen wird. Wir wollen es nicht mehr dem Zufall überlassen, sie zu finden, sondern unserer Phantasie. In Compiègne verhaftet, wurden sie nach Rueil gebracht, hierüber haben wir in Louvres Gewißheit erlangt; nach Rueil geführt, sind sie von dem Kardinal verhört worden, der sie nach dem Verhöre bei sich behalten oder nach Saint-Germain geschickt hat. In der Bastille sind sie nicht, denn die Bastille ist in den Händen der Frondeurs und der Sohn von Broussel befehligt daselbst. Sie sind nicht tot, denn der Tod von d'Artagnan hätte Lärmen gemacht. Was Porthos betrifft, so halte ich ihn für ewig, wie Gott, obgleich er minder geduldig ist. Wir wollen also nicht verzweifeln, sondern warten und in Rueil bleiben, denn es ist meine feste Überzeugung, sie sind noch in Rueil. Aber was habt Ihr denn? Ihr erbleicht!«

»Es fällt mir ein«, sprach Athos mit beinahe zitternder Stimme, »es fällt mir ein, daß Herr von Richelieu in dem Schlosse von Rueil eine abscheuliche Oubliette hatte machen lassen.«

»Oh! seid unbesorgt«, sagte Aramis, »Herr von Richelieu war ein Edelmann, uns Allen gleich durch die Geburt, erhaben über uns durch die Stellung. Er konnte wie ein König die Größten unter uns beim Kopfe berühren, und indem er sie berührte, den Kopf auf unsern Schultern wanken machen. Herr von Mazarin aber ist ein Knauser, der uns höchstens am Kragen packen kann, wie ein Schütze. Beruhigt Euch also, mein Freund; ich bleibe bei meiner Behauptung: d'Artagnan und Porthos sind lebendig und zwar sehr lebendig in Rueil.«

»Gleichviel.« sagte Athos, »wir sollten von dem Coadjutor die Erlaubnis erhalten, den Konferenzen beiwohnen zu dürfen.«

»Mit allen diesen abscheulichen Robins! ist das wirklich Euer Gedanke, mein Lieber? Glaubt Ihr, es werde nur im Geringsten von der Freiheit oder der Gefangenschaft von d'Artagnan oder Porthos die Rede sein? Nein, meiner Ansicht nach müssen wir ein anderes Mittel suchen.«

»Ich komme auf meinen ersten Gedanken zurück«, versetzte Athos, »ich kenne kein anderes Mittel, als das, offen und gerade zu handeln. Ich werde nicht Mazarin, sondern die Königin aussuchen und ihr sagen: Madame, gebt uns Eure zwei Diener und unsere zwei Freunde zurück.«

Aramis schüttelte den Kopf.

»Das ist ein letztes Mittel, welches anzuwenden Euch stets frei steht. Athos; aber glaubt mir, bedient Euch desselben nur im äußersten Falle; es wird immer noch Zeit sein, hierzu seine Zuflucht zu nehmen Mittlerweile setzen wir unsere Nachforschungen fort.«

Sie fuhren also fort, zu suchen, zogen so viele Erkundigungen ein, brachten so viele Menschen unter Vorwänden, von denen der eine immer besser ersonnen war, als der andere, zum Plaudern, daß sie endlich einen Chevauleger fanden, der ihnen gestand, er sei bei der Escorte gewesen, welche d'Artagnan und Porthos von Compiègne nach Rueil gebracht habe. Ohne diesen Chevauleger hätte man nicht einmal etwas von ihrer Ankunft erfahren.

Athos kam ewig auf seinen Gedanken zurück, sich zu der Königin zu begeben.

»Um zu der Königin zu gehen«, sagte Aramis, »muß man zuvor zu dem Kardinal gehen, erinnert Euch aber, was ich Euch gesagt habe, wir hätten den Kardinal nicht sobald gesehen, als wir mir unsern Freunden vereinigt würden, aber nicht, wie wir dies wünschen. Diese Art, mit ihnen wieder vereinigt zu werden, lächelt mich nicht sehr an. das muß ich gestehen. Wir wollen in Freiheit handeln, um gut und rasch handeln zu können.«

»Ich werde die Königin aufsuchen«, sprach Athos.

»Wohl, mein Freund, seid Ihr entschlossen, diese Torheit zu begehen, so benachrichtigt mich, ich bitte Euch, einen Tag zuvor

davon.«

»Warum dies?«

»Weil ich diesen Umstand benützen werde, um einen Besuch in Paris zu machen.«

»Bei wem?«

»Was weiß ich? Vielleicht bei Frau von Longueville. Sie ist dort allmächtig und wird mich unterstützen. Laßt es mir nur durch irgend Jemand sagen, wenn Ihr verhaftet seid.«

»Warum wollt Ihr die Verhaftung nicht mit mir wagen, Aramis?«

»Nein, ich danke.«

»Alle Vier verhaftet und vereinigt, sind wir, glaube ich, keiner Gefahr ausgesetzt. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden haben wir Alle wieder die Freiheit erlangt.«

»Mein Lieber, seitdem ich Herrn von Chatillon, die Anbetung der Damen von Saint-Germain, getötet habe, ist zu viel Glanz um meine Person verbreitet, als daß ich das Gefängnis nicht doppelt fürchten sollte. Die Königin wäre im Stande, den Rat von Mazarin bei dieser Gelegenheit zu befolgen, und Mazarin würde ihr raten, mich richten zu lassen.«

»Glaubt Ihr denn, Aramis, sie liebe diesen Italiener so, wie man sagt?«

»Sie hat auch einen Engländer geliebt.«

»Ei, mein Lieber, sie ist Frau!«

»Nein, Ihr täuscht Euch, Athos, sie ist Königin!«

»Teurer Freund, ich opfere mich auf und verlange eine Audienz bei der Königin.«

»Gott befohlen, Athos; ich sammle ein Heer.«

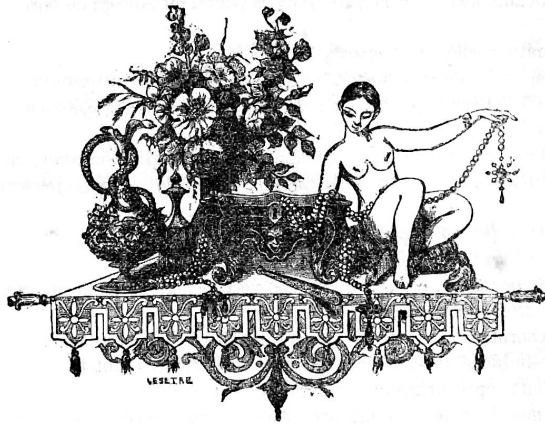
»Wozu?«

»Um zurückzukehren und Rueil zu belagern.«

»Wo finden wir uns wieder?«

»Am Fuße des Galgen des Herrn Kardinals.«

Und so trennten sich die zwei Freunde, Aramis, um nach Paris zurückzukehren, Athos, um sich durch einige vorbereitende Schritte einen Weg bis zu der Königin zu öffnen.



XVIII.

Die Dankbarkeit von Anna von Österreich.

Athos fand viel weniger Schwierigkeiten, als er erwartet hatte, um zu Anna von Österreich zu dringen. Bei dem ersten Schritte ebnete sich im Gegenteil Alles, und die von ihm gewünschte Audienz wurde auf den andern Tag nach dem Lever, dem er durch seine Geburt beizuwohnen berechtigt war, bewilligt.

Eine Menge von Menschen füllte die Gemächer von Saint Germain. Nie hatte Anna von Österreich im Louvre oder im Palais-Royal eine größere Anzahl von Höflingen gehabt. Nur hatte sich eine Bewegung unter dieser Menge gebildet, welche dem Adel zweiten Ranges angehörte, während alle ersten Edelleute Frankreichs sich bei Herrn von Conti, bei Herrn von Beaufort und bei dem Coadjutor befanden.

Es herrschte indessen eine große Heiterkeit bei diesem Hofe, denn es war der eigentümliche Charakter dieses Krieges, daß mehr Verse darüber gemacht, als Kanonenschüsse dabei abgefeuert wurden. Der Hof machte Lieder über die Pariser, während diese Gedichte über den Hof komponierten, und die Wunden, wenn sie auch nicht töteten, waren darum, mit der Waffe der Lächerlichkeit beigebracht, nicht minder schmerzlich.

Mitten aber unter dieser allgemeinen Heiterkeit, unter diesem scheinbaren Leichtsinne nahm eine große Unruhe alle Gedanken in Anspruch. Sollte Mazarin Minister und Liebling bleiben, oder wie eine Wolke, die, von Süden gekommen, fortgetragen von dem Winde, der ihn gebracht, wieder abziehen? Jedermann hoffte es, Jedermann wünschte es, und der Minister fühlte, daß alle die Huldigungen, alle die höfischen Kriechereien um ihn her einen unter der Furcht und dem Interesse schlecht verborgenen Grund von Haß bedeckten. Es war ihm nicht wohl dabei, denn er wußte nicht, auf was er rechnen, auf wen er sich stützen konnte.

Selbst der Herr Prinz, welcher für ihn focht, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um ihn zu verspotten oder zu demütigen, und wiederholt, da Mazarin vor den; Sieger von Rocroy seine Willensmeinung durchsetzen wollte, schaute ihn

dieser auf eine Weise an, wodurch er ihm zu verstehen gab, wenn er ihn auch verteidige, so geschehe dies weder aus Überzeugung, noch aus Enthusiasmus.

Dann warf sich der Kardinal auf die Königin, seine einzige Stütze, zurück; aber einige Male kam es ihm vor, als fühlte er diese Stütze unter seiner Hand wanken.

Als die Stunde der Audienz gekommen war, meldete man dem Grafen de la Fère, sie würde immerhin stattfinden, aber er müßte einige Augenblicke warten, da die Minister mit der Königin Rat zu Pflegen hätten.

Es war dies die Wahrheit. Paris hatte so eben eine neue Deputation abgeschickt, welche bemüht sein sollte, den Angelegenheiten irgend eine Wendung zu geben, und die Königin beriet sich mit Mazarin über den Empfang, den man den Abgeordneten bereiten sollte.

Die Unruhe war groß unter den hohen Staatspersonen. Athos konnte also keinen schlimmeren Augenblick wählen, um von seinen Freunden, armen in diesem entfesselten Wirbel verlorenen Atomen, zu sprechen.

Aber Athos war ein unbeugsamer Mann, der nicht mit dem einmal gefaßten Entschluß feilschte, wenn ihm dieser Entschluß aus seinem Gewissen hervorgegangen und von seiner Pflicht diktiert schien. Er bestand darauf, eingeführt zu werden, indem er äußerte, wenn er auch weder ein Abgeordneter von Herrn von Conti, noch von Herrn von Beaufort, noch von Herrn von Bouillon, noch von Herrn von Elboeuf, noch von dem Coadjutor, noch von Frau von Longueville, noch von Herrn Broussel, noch von dem Parlamente wäre, und auf seine eigene Rechnung käme, so hätte er darum nichtsdestoweniger Ihrer Majestät wichtige Dinge mitzuteilen.

Sobald die Konferenz vorüber war, ließ ihn die Königin in ihr Kabinett rufen.

Athos wurde eingeführt und nannte sich. Es war ein Name, der zu oft in den Ohren ihrer Majestät geklungen, zu oft in ihrem Herzen vibriert hatte, als daß ihn Anna von Österreich nicht hätte wiedererkennen sollen. Sie blieb indessen unempfindlich und begnügte sich, den Edelmann mit der Festigkeit anzuschauen,

welche nur königlichen Frauen, mögen sie dies durch ihre Schönheit oder durch ihren Rang sein, gestattet bleibt.

»Es ist also ein Dienst, den Ihr uns zu leisten Euch anbietet?« fragte Anna von Österreich nach kurzem Stillschweigen.

»Ja, Madame, abermals ein Dienst«, sprach Athos, ärgerlich darüber, daß ihn die Königin nicht zu erkennen schien.

Athos war ein großes Herz und folglich ein sehr armer Höfling.

Anna runzelte die Stirne. Mazarin, der, an einem Tische sitzend, in Papieren blätterte, wie dies nur ein einfacher Staats-Sekretär hätte tun können, schaute empor.

»Sprecht«, sagte die Königin.

Mazarin fuhr fort, in seinen Papieren zu blättern.

»Madame«, versetzte Athos, »zwei von meinen Freunden, zwei der unerschrockensten Diener Eurer Majestät, Herr d'Artagnan und Herr du Vallon, von dem Kardinal nach England abgeschickt, sind plötzlich in dem Augenblicke verschwunden, wo sie den Fuß wieder auf den Boden von Frankreich setzten, und man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.«

»Nun«, sprach die Königin.

»Nun«, erwiderte Athos, »ich wende mich an das Wohlwollen Eurer Majestät, um das Schicksal dieser zwei Edelleute zu erfahren, wobei ich mir vorbehalte, wenn es hernach sein muß, mich an ihre Gerechtigkeit zu wenden.«

»Mein Herr«, antwortete Anna von Österreich mit jenem Hochmute, der gewissen Menschen gegenüber zur Frechheit wurde, »darum stört Ihr uns mitten unter großen Geschäften, die uns ganz und gar in Anspruch nehmen! Eine Polizei-Angelegenheit! Ei, mein Herr, Ihr müßt wohl wissen, daß wir keine Polizei mehr haben, seitdem wir nicht mehr in Paris sind.«

»Ich glaube«, sprach Athos, sich mit kalter Achtung verbeugend, »Eure Majestät hätte nicht nötig, sich bei der Polizei zu erkundigen, um zu erfahren, was aus den Herren d'Artagnan und Du Vallon geworden ist. Wenn sie den Herrn Kardinal in Betreff dieser zwei Edelleute befragen wollte, so könnte ihr der Herr Kardinal antworten, ohne etwas Anderes, als seine eigenen Erinnerungen in das Verhör zu nehmen.«

»Aber Gott vergebe mir«, versetzte Anna von Österreich mit der

ihr eigentümlichen verächtlichen Bewegung der Lippen, »ich glaube, Ihr verhört selbst.«

»Ja, Madame, ich habe beinahe das Recht dazu; denn es handelt sich um Herrn d'Artagnan, hört Ihr wohl, Madame, um Herrn d'Artagnan«, sagte er auf eine Weise, daß sich unter den Erinnerungen der Frau die Stirne der Königin beugen mußte.

Mazarin begriff, daß es Zeit war, Anna von Österreich zu Hilfe zu kommen.

»Mein Herr Graf«, sagte er, »ich will Euch Wohl etwas mitteilen, was Ihre Majestät nicht weiß, ich will Euch mitteilen, was aus diesen zwei Edelleuten geworden ist. Sie sind ungehorsam gewesen und befinden sich im Arrest.«

»Ich bitte also Eure Majestät«, sprach Athos gleich ruhig und ohne Mazarin zu antworten, »ich bitte Eure Majestät, diesen Arrest zu Gunsten der Herren d'Artagnan und Du Vallon aufzuheben.«

»Was Ihr von mir verlangt, ist eine Disciplinangelegenheit und geht mich nicht an, mein Herr«, erwiderte die Königin.

»Herr d'Artagnan hat dies nie geantwortet, wenn es sich um den Dienst Ihrer Majestät handelte«, sprach Athos mit einer würdevollen Verbeugung.

Und er machte zwei Schritte rückwärts, um die Türe wieder zu erreichen. Mazarin hielt ihn auf.

»Ihr kommt auch von England«, sagte er mit einem Zeichen gegen die Königin, welche sichtbar erbleichte und einen heftigen Befehl zu geben im Begriffe war.

»Und habe den letzten Augenblicken von König Karl beigewohnt«, sprach Athos. »Armer König! höchstens der Schwäche schuldig, und wurde von seinen Untertanen so streng bestraft; denn die Throne sind zu dieser Stunde gewaltig erschüttert, und für ergebene Herzen ist es nicht gut, wenn sie den Interessen der Fürsten dienen. Es war das zweite Mal, daß Herr d'Artagnan nach England ging; das erste Mal geschah es für die Ehre einer großen Königin, das zweite Mal für das Leben eines großen Königs.«

»Mein Herr«, sprach Anna von Österreich zu Mazarin, mit einem Tone, dessen wahren Ausdruck sie trotz ihrer

Verstellungsgabe nicht zu verbergen vermochte, »seht, ob sich etwas für diese Edelleute tun läßt.«

»Madame«, erwiderte Mazarin, »ich werde Alles tun, was Eurer Majestät beliebt.«

»Tut, was der Herr Graf de la Fère verlangt.« Nicht wahr, so heißt Ihr, mein Herr?«

»Ich habe noch einen andern Namen, Madame ich nenne mich Athos.«

»Madame«, versetzte Mazarin mit einem Lächeln, welches andeutete, daß er auch ein halbes Wort mit größter Leichtigkeit auffaßte, »Ihr könnt ruhig sein, Eure Wünsche sollen erfüllt werden.«

»Ihr habt gehört, mein Herr?« sagte die Königin.

»Ja, Madame, und ich erwartete nichts Anderes von der Gerechtigkeit Eurer Majestät. Ich werde also meine Freunde wiedersehen, nicht wahr, Madame? So versteht es doch Eure Majestät?«

»Ihr werdet sie wiedersehen, ja, mein Herr.« Doch sagt, Ihr gehört zur Fronde?«

»Madame, ich diene dem König.«

»Ja, aus Eure Weise.«

»Meine Weise ist die aller wahren Edelleute«, antwortete Athos stolz.

»Geht, mein Herr«, sprach die Königin, Athos mit einer Gebärde entlassend; »Ihr sollt erhalten, was Ihr zu erhalten wünschtet, und wir wissen, was wir zu wissen wünschten.«

Dann sich an Mazarin wendend, nachdem der Türvorhang wieder hinter Athos herabgefallen war, sprach sie:

»Kardinal, laßt diesen frechen Menschen verhaften, ehe er den Hof verlassen hat.«



Arretierung von Athos.

»Ich dachte bereits daran«, sagte Mazarin, »und bin glücklich, von Eurer Majestät einen Befehl zu erhalten, den ich mir von ihr erbitten wollte. Diese Klopffechter, welche in unsere Zeit die Überlieferung aus einer andern Regierung herüberbringen, belästigen uns gewaltig, und da bereits zwei festgenommen sind, so wollen wir nun auch den dritten beifügen.«

Athos hatte sich nicht ganz von der Königin betören lassen. Es fiel ihm in ihrem Tone etwas auf, was ihn trotz ihres Versprechens zu bedrohen schien. Aber er war nicht der Mann, sich auf einen einfachen Verdacht zu entfernen, besonders, da man ihm deutlich

gesagt hatte, er sollte seine Freunde wiedersehen. Er wartete also in einem von den Zimmern, welche an das Kabinett stießen, worin er Audienz gehabt hatte, daß man ihm d'Artagnan und Porthos bringen oder ihn zu ihnen führen werde.

In dieser Erwartung näherte er sich dem Fenster und schaute maschinenmäßig in den Hof. Er sah die Deputation der Pariser hereinkommen, welche erschien, um den bestimmten Ort für die Konferenzen zu regeln und die Königin zu begrüßen. Es waren dabei Räte vom Parlament, Präsidenten, Advokaten und auch ein paar Männer vom Schwerte. Ein imposantes Geleite harrte ihrer vor dem Gitter.

Athos schaute aufmerksamer, denn mitten unter dieser Menge glaubte er Jemand zu erkennen, als er fühlte, daß man leicht seine Schultern berührte.

Er wandte sich um.

»Ah! Herr von Comminges«, sagte er.

»Ja, Herr Graf, und zwar mit einer Sendung beauftragt, wegen der ich Euch meine Entschuldigung anzunehmen bitte.«

»Was ist Euer Auftrag?« fragte Athos.

»Wollt mir Euren Degen geben, Herr Graf.«

Athos lächelte, öffnete das Fenster und rief:

»Aramis!«

Ein Edelmann wandte sich um: es war derjenige, welchen Athos zu erkennen geglaubt hatte, es war Aramis. Er grüßte den Grafen freundschaftlich.

»Aramis«, sprach Athos, »man verhaftet mich.«

»Gut«, antwortete Aramis phlegmatisch.

»Mein Herr«, sagte Athos, sich gegen Comminges umwendend und mit aller Höflichkeit seinen Degen überreichend, »hier ist mein Degen. Habt die Güte, ihn sorgfältig zu bewahren und mir denselben zurückzugeben, wenn ich das Gefängnis verlasse. Ich halte große Stücke darauf; Franz I. hat ihn meinem Großvater geschenkt. In jener Zeit bewaffnete man die Edelleute, man entwaffnete sie nicht. Jetzt sagt, wohin führt Ihr mich?«

»Zuerst in mein Zimmer«, sprach Comminges, »die Königin wird sodann Eure Wohnung bestimmen.«

Athos folgte Comminges, ohne ein Wort beizufügen.



XVIII.

Das Königtum von Herrn von Mazarin.

Die Verhaftung von Athos hatte keinen Lärm gemacht, hatte keinen Skandal verursacht und war sogar beinahe unbekannt geblieben. Sie hatte also in keiner Beziehung den Gang der Ereignisse gehemmt und die von der Stadt Paris abgesandte Deputation wurde feierlich benachrichtigt, sie sollte vor der Königin erscheinen.

Die Königin empfing dieselbe stumm und stolz wie immer. Sie hörte die Beschwerden und Bitten der Deputierten; als sie aber ihre Reden geendigt hatten, hätte Niemand sagen können, ob sie von ihr gehört worden waren, so gleichgültig war das Gesicht von Anna von Österreich geblieben.

Dagegen hörte Mazarin, welcher der Audienz beiwohnte, sehr gut, was die Deputierten verlangten: es war seine Entlassung, ganz einfach und deutlich in klaren, entschiedenen Worten ausgesprochen.

Als die Königin, nachdem die Reden gehalten waren, immer noch stumm blieb, sagte Mazarin:

»Meine Herren, ich werde mich mit Euren Bitten vereinigen, um die Königin zu veranlassen, den Leiden ihrer Untertanen ein Ende zu machen. Ich habe Alles getan, was ich vermochte, um sie zu mildern, und dennoch sagt Ihr, es herrsche allgemein die Ansicht, sie rühren von mir her, von dem armen Fremden, dem es nicht gelungen ist, den Franzosen zu gefallen. Ach, man hat mich nicht begriffen, und das war natürlich. Ich folgte auf den erhabensten Mann, der je dem Scepter der Könige von Frankreich als Stütze gedient hat. Die Erinnerungen an Herrn von Richelieu treten mich in den Staub. Wäre ich ehrgeizig, so würde ich vergebens gegen diese Erinnerungen kämpfen. Aber ich bin es nicht, und ich will einen Beweis davon geben. Ich erkläre mich für besiegt und werde tun, was das Volk von Paris verlangt. Haben die Pariser Unrecht — und wer hat es nicht, meine Herren? — so ist Paris hinreichend gestraft. Genug des Bluts ist geflossen, genug des Elends beugt eine der Gerechtigkeit beraubte Stadt nieder. Es

geziemt nicht mir, dem einfachen Privatmann, mir so großes Gewicht zu verleihen, daß ich eine Königin mit ihrem Königtum uneins machen würde. Ihr verlangt, daß ich mich zurückziehe; nun wohl, ich werde mich zurückziehen.«

»Dann ist der Friede gemacht, und die Konferenzen sind unnötig«, sagte Aramis seinem Nachbar in das Ohr. »Man braucht nur noch Herrn Mazarini unter guter Bedeckung an die entfernteste Grenze zu schicken und darüber zu wachen, daß er weder über die eine noch über die andere zurückkehrt.«

»Einen Augenblick, mein Herr, einen Augenblick«, sagte der Mann mit der Robe, an den sich Aramis wandte; »wie schnell Ihr zu Werke geht! Man sieht wohl, daß Ihr Männer vom Schwerte seid. Es ist noch das Kapitel von den Wiedererstattungen und Schadloshaltungen ins Reine zu bringen.«

»Herr Kanzler«, sagte die Königin, sich gegen jenen Segulier, unsere alte Bekanntschaft, umwendend, »Ihr werdet die Konferenzen eröffnen; sie finden in Rueil statt. Der Herr Kardinal hat Dinge gesprochen, die mich sehr bewegen mußten; deshalb antworte ich Euch nicht länger. Was das Bleiben oder Gehen betrifft, so habe ich zu große Dankbarkeit gegen den Herrn Kardinal, um ihm nicht in jeder Beziehung Freiheit in seinen Handlungen zu lassen. Der Herr Kardinal wird tun, was ihm beliebt.«

Eine flüchtige Blässe zog sich über das geistreiche Gesicht des ersten Ministers hin. Er schaute die Königin unruhig an. Ihr Gesicht war so unempfindlich, daß man unmöglich darin lesen konnte, was in ihrem Herzen vorging.

»Aber«, fügte die Königin bei, »in Erwartung des Entschlusses von Herrn von Mazarin sei, ich bitte Euch, nur von dem König die Rede.«

Die Abgeordneten verbeugten sich und traten ab.

»Wie!« rief die Königin, als der Letzte von ihnen das Zimmer verlassen hatte, »Ihr würdet diesen Robins, diesen Advokaten nachgeben?«

»Madame«, sprach Mazarin, sein durchdringendes Auge auf die Königin heftend, »es gibt kein Opfer, das ich nicht für das Glück Eurer Majestät mir aufzulegen bereit wäre.«

Anna neigte das Haupt und versank in eine von jenen Träumereien, welche bei ihr so gewöhnlich waren. Die Erinnerung an Athos kehrte in ihren Geist zurück. Die kühne Haltung des Edelmanns, sein festes und zugleich so würdiges Wort, die Phantome, welche er heraufbeschworen hatte, riefen eine Vergangenheit von berauscher Poesie in ihr zurück: die Schönheit, die Jugend, der Glanz einer Liebe von zwanzig Jahren und die harten Kämpfe ihrer Stützen, das blutige Ende von Buckingham, dem einzigen Manne, den sie wirklich geliebt hatte, der Heldenmut ihrer dunkeln Verteidiger, welche sie von dem doppelten Hasse von Richelieu und dem König gerettet hatten, Alles dies tauchte vor ihr auf.

Mazarin schaute sie an, und nun, da sie sich allein glaubte und nicht mehr eine ganze Welt zum Beobachten um sich hatte, vermochte er ihren Gedanken auf ihrem Gesichte zu folgen, wie man auf den durchsichtigen Seen die Wolken, Widerscheine des Himmels wie die Gedanken, hinziehen sieht.

»Man müßte also«, murmelte Anna von Österreich, »man müßte dem Sturme weichen, den Frieden erkaufen, geduldig und andächtig auf bessere Zeiten warten?«

Mazarin lächelte bitter bei diesen Worten, aus denen er sah, daß sie den Vorschlag des Ministers ernstlich genommen hatte.

Anna hielt den Kopf gesenkt und gewährte dieses Lächeln nicht. Als sie aber sah, daß sie keine Antwort auf ihre Frage erhielt, schaute sie empor.

»Nun, Kardinal, Ihr antwortet mir nicht; was denkt Ihr?«

»Ich denke, Madame, daß der freche Edelmann, der auf unsern Befehl durch Comminges verhaftet worden ist, auf Herrn von Buckingham, den Ihr ermorden ließt, auf Frau von Chevreuse, welche Ihr in die Verbannung schicktet, und auf Herrn von Beaufort anspielte, der auf Euer Geheiß eingekerkert wurde. Spielte er auf mich an, so geschah dies nur, weil er nicht weiß, was ich für Euch bin.«

Anna bebte, wie sie dies tat, wenn man sie in ihrem Stolze verletzte; sie errötete und drückte, um nicht zu antworten, ihre zugespitzten Nägel in ihre schönen Hände.

»Er ist ein Mann von gutem Rat, von Ehre und Geist, und dabei

auch ein Mann von Entschlossenheit«, fuhr Mazarin fort. »Ihr wißt etwas davon, nicht wahr, Madame?« Ich will ihm also sagen, und das ist eine persönliche Gnade, die ich ihm erweise, worin er sich in Beziehung auf mich täuscht. Das, was man mir nämlich vorschlägt, ist in der Tat beinahe eine Abdankung, und eine Abdankung verdient, daß man darüber nachdenkt.«

»Eine Abdankung?« sprach Anna, »ich glaubte, mein Herr, nur die Könige könnten abdanken.«

»Wohl«, versetzte Mazarin, »bin ich nicht beinahe König, und sogar König von Frankreich? An den Fuß eines königlichen Bettes geworfen, Madame, das versichere ich Euch, gleicht meine Minister-Simarre bei Nacht gar sehr einem Königsmantel.«

Das war eine von den Demütigungen, mit welchen er sie sehr häufig heimsuchte, und unter denen sie beständig das Haupt beugte. Nur Elisabeth und Katharina II. blieben zugleich Geliebten und Königinnen für ihre Liebhaber.

Anna von Österreich betrachtete daher mit einer Art von Schrecken das bedrohliche Antlitz des Kardinals, dem es in solchen Augenblicken nicht an einer gewissen Größe fehlte.

»Mein Herr«, sprach sie, »habt Ihr nicht gehört, daß ich diesen Leuten sagte, Ihr würdet tun, was Euch beliebte?«

»Dann glaube ich, daß es mir belieben muß, hier zu bleiben; es ist dies nicht allein mein Interesse, sondern, ich wage dies zu behaupten, es gereicht auch zu Eurem Heil.«

»Bleibt also, mein Herr, ich verlange nichts Anderes; aber dann laßt mich nicht beleidigen.«

»Ihr sprecht von den Anmaßungen der Meuterer, und von dem Tone, in dem sie sich ausdrückten? Nur Geduld! Sie haben ein Terrain gewählt, auf dem ich ein geschickterer General bin, als sie: die Konferenzen. Wir werden sie schon durch Temporisiren allein schlagen. Sie haben bereits Hunger; in acht Tagen wird es noch schlimmer stehen.«

»Ei, mein Gott, ja, ich weiß, daß wir hierdurch zum Ziele gelangen werden; aber es handelt sich nicht um sie allein, nicht sie allein erlauben sich die verletzendsten Beleidigungen gegen mich.«

»Ah! ich begreife Euch. Ihr meint die Erinnerungen, welche

diese drei oder vier Edelleute beständig hervorrufen. Aber wir halten sie gefangen und sie sind gerade schuldig genug, daß wir sie so lange, als es uns zusagen wird, in Gefangenschaft lassen. Ein Einziger ist noch nicht in unserer Gewalt und trotzt uns. Aber den Teufel! es wird uns bald gelingen, ihn mit seinen Gefährten zu vereinigen. Es scheint mir, wir haben schwierigere Dinge vollbracht, als dieses. Ich habe vor Allem und aus Vorsicht in Rueil, das heißt in meiner Nähe, unter meinen Augen, im Bereiche meiner Hand, die zwei Störrischsten einsperren lassen. Noch heute wird ihnen der Dritte dort beigegeben.«

»So lange sie Gefangene sind, mag es gut sein«, sprach Anna von Österreich; »aber sie werden eines Tags herauskommen.«

»Ja, wenn Eure Majestät sie in Freiheit setzt.«

»Ah!« fuhr Anna von Österreich, ihren eigenen Gedanken beantwortend, fort, »hier sehnt man sich nach dem Besitze der Bastille zurück.«

»Warum dies?«

»Nach der Bastille, mein Herr, die so stark und so verschwiegen ist.«

»Madame, mit den Konferenzen haben wir den Frieden; mit dem Frieden haben wir Paris; mit Paris haben wir die Bastille! Unsere vier Prahler werden darin verfaulen.«

Anna von Österreich runzelte leicht die Stirne, während ihr Mazarin, um von ihr Abschied zunehmen, die Hand küßte.

Mazarin entfernte sich nach diesem halb untätigen, halb galanten Akte. Anna von Österreich folgte ihm mit dem Blicke, und je mehr er sich entfernte, desto deutlicher hätte man ein verächtliches Lächeln auf ihren Lippen hervortreten sehen können.

»Ich habe«, murmelte sie, »die Liebe eines Kardinals verachtet, der nicht sagte: ›Ich werde tun!‹ sondern: ›Ich habe getan!‹ Dieser kannte sicherere Gewahrsame, als Rueil, düsterere, stummere, als die Bastille . . . Oh! die entartete Welt! . . . «



XIX.

Vorsichtsmaßregeln.

Mazarin kehrte, nachdem er Anna von Österreich verlassen hatte, nach Rueil zurück, wo sein Haus war. Mazarin marschierte in diesen stürmischen Zeiten mit sehr starker Escorte und zuweilen auch verkleidet. Der Kardinal war in der Tracht eines Soldaten erwählter Maßen ein sehr schöner Herr.

In dem Hofe des alten Schlosses stieg er in seinen Wagen und erreichte die Seine in Chatou. Der Herr Prinz hatte ihm ein Geleite von fünfzig Chevaurlagers geliefert, nicht sowohl zu seiner Bewachung, sondern vielmehr, um den Deputierten zu zeigen, wie leicht die Generale der Königin über ihre Truppen verfügten und dieselben nach ihrer Laune zerstreuen konnten.

Von Comminges scharf bewacht, zu Pferde und ohne Degen, folgte Athos dem Kardinal, ohne ein Wort zu sagen. Grimaud, der von seinem Herrn vor dem Thore des Schlosses zurückgelassen worden war, hatte die Nachricht von seiner Verhaftung vernommen, als Athos dieselbe Aramis zurief, und ging lautlos auf ein Zeichen des Grafen in die Nähe von Aramis, als wäre nichts vorgefallen.

Seit den zweiundzwanzig Jahren, die Grimaud seinem Herrn diente, hatte er diesen allerdings aus so vielen Abenteuern sich herausziehen sehen, daß ihn nichts mehr beunruhigte.

Die Abgeordneten hatten nach ihrer Audienz auch wieder den Weg nach Paris eingeschlagen, das heißt, sie gingen dem Kardinal etwa fünfhundert Schritte voran. Athos konnte also, vor sich sehend, Aramis erschauen, dessen vergoldetes Wehrgehänge und stolze Haltung seine Blicke unter dieser Menge eben so sehr fesselten, als seine Nähe die Hoffnung auf Befreiung in ihm rege machte und die Anziehungskraft der Freundschaft ausübte.

Aramis dagegen schien sich nicht im Geringsten darum zu bekümmern, ob ihm Athos folgte. Ein einziges Mal wandte er sich um. Allerdings geschah dies bei der Ankunft am Schlosse. Er

dachte, Mazarin würde vielleicht seinen Gefangenen in diesem kleinen Fort zurücklassen, das gleichsam als Schildwache für die Brücke diente und unter dem Befehl eines Kapitäns als Gouverneur im Namen der Königin stand. Aber dem war nicht so. Athos zog im Gefolge des Kardinals an Chatou vorüber.

Bei der Verzweigung der Straße von Paris nach Rueil wandte sich Aramis um. Diesmal hatten ihn seine Vorhersehungen nicht getäuscht. Mazarin zog rechts und Aramis konnte den Gefangenen an der Wendung der Bäume verschwinden sehen. In demselben Augenblick schaute Athos, durch einen ähnlichen Gedanken bewogen, ebenfalls zurück. Die zwei Freunde wechselten ein einfaches Zeichen mit dem Kopfe und Aramis legte seinen Finger wie zum Gruße an den Hut. Athos allein begriff, daß ihm sein Freund bezeichnete, er hätte einen Gedanken.

Zehn Minuten nachher gelangte Mazarin mit seinem Gefolge in den Hof des Schlosses, das der Kardinal, sein Vorgänger, in Rueil hatte einrichten lassen.

In dem Augenblicke, wo er den Fuß auf die unterste Stufe der Freitreppe setzte, näherte sich ihm Comminges mit der Frage:

»Monseigneur, wo beliebt Eurer Eminenz, daß wir Herrn de la Fère einquartieren?«

»Im Pavillon der Orangerie, dem Pavillon gegenüber, wo sich der Posten befindet. Man soll dem Herrn Grafen de la Fère Ehre erweisen, obgleich er der Gefangene der Königin ist.«

»Monseigneur«, bemerkte Comminges, »er bittet um die Gunst, zu Herrn d'Artagnan gebracht zu werden, welcher nach dem Befehle Eurer Eminenz im Jagdpavillon der Orangerie gegenüber wohnt.«

Mazarin dachte einen Augenblick nach.

Comminges sah, daß er mit sich zu Rat ging.

»Es ist ein sehr starker Posten fügte er bei, vierzig sichere Leute, erprobte Soldaten, beinahe lauter Deutsche und folglich ohne Verbindung mit den Frondeurs und ohne Interesse bei der Fronde.«

»Wenn wir diese drei Menschen zusammenbrachten, Herr von Comminges«, sagte Mazarin, »so müßten wir den Posten

verdoppeln, und wir sind nicht reich genug an Verteidigern, um uns eine solche Verschwendung zu erlauben.«

Comminges lächelte. Mazarin sah dieses Lächeln und verstand es.

»Ihr kennt sie nicht, Herr von Comminges, aber ich kenne sie, einmal durch sie selbst und dann durch die öffentlichen Gerüchte. Ich hatte sie beauftragt, dem König Karl Hilfe zu bringen, und sie haben zu seiner Rettung wunderbare Dinge vollbracht. Das Schicksal mußte sich darein mischen, daß der gute König Karl nicht zu dieser Stunde in Sicherheit unter uns weilt.«

»Aber warum hält sie Eure Eminenz im Gefängnis, wenn sie dem Herrn Kardinal so gut gedient haben?«

»Im Gefängnis!« sprach Mazarin, »seit wann ist Rueil ein Gefängnis?«

»Seitdem Gefangene hier sind«, erwiderte Comminges.

»Diese Herren sind nicht meine Gefangenen«, sprach Mazarin mit seinem verschmitzten Lächeln, »sie sind meine Gäste, so teure Gäste, daß ich ihre Fenster vergittern und Riegel an die Türen der Zimmer, welche sie bewohnen, machen ließ, dergestalt befürchte ich, sie könnten müde werden, mir Gesellschaft zu leisten. So viel aber ist gewiß, daß ich sie, obgleich sie oberflächlich betrachtet Gefangene zu sein scheinen, doch sehr hochschätze; zum Beweise mag dienen, daß ich dem Herrn de la Fère einen Besuch zu machen wünsche, um unter vier Augen mit ihm zu plaudern. Damit wir bei dieser Plauderei nicht gestört werden, führt Ihr ihn, wie ich gesagt habe, in den Pavillon der Orangerie, Ihr wißt, das ist mein gewöhnlicher Spaziergang. Mache ich wieder einen Spaziergang, so trete ich bei ihm ein und wir plaudern. Obgleich er, wie man behauptet, mein Feind ist, so habe ich doch eine Sympathie für ihn. Benimmt er sich vernünftig, so werden wir vielleicht etwas daraus zu machen wissen.«

Comminges verbeugte sich und kehrte zu Athos zurück, der mit scheinbarer Ruhe, aber mit wirklicher Unruhe den Erfolg dieser Besprechung erwartete.

»Nun?« fragte er den Lieutenant der Garden.

»Mein Herr«, erwiderte Comminges, »es scheint, es ist unmöglich.«

»Herr von Comminges«, sprach Athos, »ich bin mein ganzes Leben hindurch Soldat gewesen; ich weiß also, was ein Befehl bedeutet; aber außerhalb dieses Befehls könntet Ihr mir einen Dienst leisten.«

»Von Herzen gern, mein Herr«, sprach Comminges; »seitdem ich weiß, wer Ihr seid und welche Dienste Ihr einst Ihrer Majestät geleistet habt, seitdem ich weiß, wie nahe Euch der junge Mensch berührt, der mir so mutig am Tage der Verhaftung des alten Burschen, des Broussel, zu Hilfe gekommen ist, erkläre ich mich ganz für den Eurigen, abgesehen indessen von dem Befehl.«

»Ich danke, mein Herr, ich verlange nicht mehr, und ich will Euch um etwas bitten, was Euch keineswegs gefährden wird.«

»Wenn es mich nur ein wenig gefährdet, mein Herr«, sagte lächelnd Herr von Comminges, »so bittet immerhin; ich liebe Mazarin nicht mehr als Ihr; ich diene der Königin, was ganz natürlich nach sich zieht, daß ich auch dem Kardinal diene; aber ich diene der Einen mit Freuden und dem Andern mit Widerwillen. Sprecht also, ich bitte Euch, ich warte und höre.«

»Da es von keinem Nachtheil ist«, sprach Athos, »daß ich von der Anwesenheit von Herrn d'Artagnan unterrichtet bin, so kann es meiner Ansicht nach eben so wenig nachtheilig sein, wenn er erfährt, daß ich mich auch hier befinde.«

»Ich habe in dieser Beziehung keinen Befehl erhalten.«

»Nun wohl, so habt die Güte, ihm alles Freundliche von mir zu sagen und ihm mitzuteilen, ich sei sein Nachbar. Ihr werdet ihm zugleich verkündigen, was Ihr so eben mir verkündigtet, daß ich nämlich von Herrn von Mazarin in den Pavillon der Orangerie einquartiert worden bin, damit er mir einen Besuch machen kann, und daß ich die Ehre, die er mir erweisen will, benützen werde, um einige Erleichterungen in unserer Gefangenschaft zu erlangen.«

»Welche nicht lange dauern kann«, fügte Comminges bei, »denn der Herr Kardinal hat mir selbst gesagt, es wäre hier kein Gefängnis.«

»Wohl aber gibt es hier Oublietten«, sprach Athos lächelnd.

»Oh! das ist etwas Anderes«, versetzte Comminges; »ja, ich weiß, es gehen Sagen hierüber. Aber ein Mensch von niederer

Geburt, wie der Kardinal, ein Mensch, der nach Frankreich gekommen ist, um sein Glück zu suchen, würde es nicht wagen, zu solchen Exzessen gegen Männer, wie wir sind, zu greifen. Das wäre eine Ungeheuerlichkeit. Dergleichen mochte gut sein zur Zeit des andern Kardinals, der ein vornehmer Herr war; aber Herr Mazarin! geht doch. Die Oubliettes sind königliche Rachewerke, welche ein Knicker, wie er ist, nicht zu berühren wagt. Man kennt Eure Verhaftung, man wird auch bald die Eurer Freunde erfahren, und der ganze Adel Frankreichs würde von ihm Rechenschaft über Euer Verschwinden fordern. Nein, nein! beruhigt Euch: die Oubliettes von Rueil sind seit zehn Jahren Sagen zum Frommen der Kinder geworden. Bleibt also unbesorgt an diesem Orte; ich meinerseits werde Herrn d'Artagnan von Eurer Ankunft unterrichten. Wer weiß, ob Ihr mir nicht vielleicht in vierzehn Tagen einen ähnlichen Dienst zu leisten habt.«

»Ich, mein Herr?«

»Ei, allerdings; kann ich nicht Gefangener des Herrn Coadjutors sein?«

»Glaubt, mein Herr«, sprach Athos sich verbeugend, »daß ich in diesem Falle Euch zu dienen bemüht sein werde.«

»Werdet Ihr mir die Ehre erweisen, mit mir zu Nacht zu speisen?« fragte Comminges.

»Ich danke; ich bin finsterner Laune und würde Euch einen traurigen Abend machen.«

Comminges führte nun den Grafen in ein Zimmer des Erdgeschosses, in einen Pavillon, der noch zur Orangerie gehörte und auf gleicher Höhe mit dieser lag. Man gelangte zur Orangerie durch einen mit Soldaten und Höflingen angefüllten Hof. Dieser Hof bildete ein Hufeisen, hatte in seinem Mittelpunkte die von Herrn von Mazarin bewohnten Zimmer und an jedem von seinen Flügeln den Jagdpavillon, in welchem sich d'Artagnan befand, und den Pavillon der Orangerie, in den man Athos einquartiert hatte. Hinter dem Ende dieser zwei Flügel dehnte sich der Park aus.

Als Athos in das Zimmer gelangte, das er bewohnen sollte, gewahrte er durch das sorgfältig vergitterte Fenster Mauern und Dächer.

»Was für ein Gebäude ist dies?«

»Der Hintere Teil des Jagdpavillons, wo Eure Freunde gefangen gehalten werden«, sprach Comminges. »Leider sind die Fenster, die auf diese Seite gehen, zur Zeit des andern Kardinals verstopft worden; denn mehr als ein Mal haben die zwei Gebäude als Gefängnis gedient, und wenn Herr von Mazarin Euch darin einschließt, so gibt er sie nur ihrer ersten Bestimmung zurück. Wären diese Fenster nicht verstopft, so hättet Ihr den Trost, mit Euren Freunden eine Verbindung durch Zeichen zu unterhalten.«

»Und Ihr seid überzeugt, Herr von Comminges«, sagte Athos, »daß mir der Kardinal die Ehre eines Besuches gönnen wird?«

»Er hat es mich wenigstens versichert.«

Athos seufzte, die vergitterten Fenster anschauend.

»Ja, das ist wahr«, sprach Comminges, »es ist beinahe ein Gefängnis; nichts fehlt, nicht einmal die eisernen Stangen. Aber welch ein seltsamer Gedanke hat Euch auch erfaßt, Euch, der Ihr eine Blüte des Adels seid, Eure Tapferkeit und Loyalität unter diesen Pilzen der Fronde zu entfalten! In der Tat, Graf, hätte ich je einen Freund in den Reihen des königlichen Heeres zu haben geglaubt, so würde ich an Euch gedacht haben. Ihr, ein Frondeur! der Graf de la Fère von der Partei eines Broussel! eines Blancmesnil, eines Viole! pfui doch! Man sollte glauben, Eure Mutter wäre eine kleine Robine gewesen. Ihr, ein Frondeur!«

»Meiner Treue, mein lieber Herr«, sprach Athos, »man mußte entweder Mazariner oder Frondeur sein. Lange ließ ich diese zwei Namen an mein Ohr klingen, und ich sprach mich am Ende für den letzteren aus; es ist doch wenigstens ein französischer Name! Und dann bin ich Frondeur nicht mit Herrn Broussel, mit Herrn Blancmesnil und mit Herrn Viole, sondern mit Herrn von Beaufort, mit Herrn von Bouillon, und Herrn von Elboeuf, mit Prinzen und nicht mit Präsidenten, Räten und Robins. Seht übrigens den angenehmen Erfolg der Dienste, die man dem Herrn Kardinal leistet. Schaut diese Mauer ohne Fenster an, Herr von Comminges, und sie wird Euch schöne Dinge von der Mazarin'schen Dankbarkeit sagen.«

»Ja«, versetzte lachend Comminges, »besonders wenn sie wiederholt, welche Verwünschungen ihm Herr d'Artagnan seit acht Tagen zuschleudert.«

»Armer d'Artagnan«, sprach Athos mit jener reizenden Schwermut, welche eine von den Seiten seines Charakters bildete; »ein so braver, so guter Mann, so furchtbar für diejenigen, welche nicht lieben, wen er liebt! Ihr habt da zwei schlimme Gefangene, Herr von Comminges, und ich beklage Euch, wenn man diese unzählbare Menschen unter Eure Verantwortlichkeit gestellt hat.«

»Unzählbar!« erwiderte Comminges lächelnd, »ei, mein Herr, Ihr wollt mir bange machen. Am ersten Tage seiner Gefangenschaft hat Herr d'Artagnan alle Soldaten und alle Unteroffiziere herausgefordert, ohne Zweifel, um einen Degen zu bekommen. Dies dauerte bis zum andern Tage, erstreckte sich sogar noch auf den zweiten; dann wurde er aber sanft und ruhig wie ein Lamm. Gegenwärtig singt er gascognische Lieder, über die wir uns beinahe zu Tode lachen.«

»Und Herr Du Vallon?« fragte Athos.

»Ah, der, das ist etwas Anderes. Ich gestehe, das ist ein furchtbarer Mann. Am ersten Tage hatte er alle Türen mit einem einzigen Drucke seiner Schulter gesprengt, und ich war darauf gefaßt, daß er aus Rueil hinausgehen würde, wie Simson aus Gaza. Aber seine Laune nahm denselben Gang, wie die seines Gefährten, des Herrn d'Artagnan. Jetzt hat er sich nicht nur an seine Gefangenschaft gewöhnt, sondern er scherzt sogar darüber.«

»Desto besser«, sprach Athos, »desto besser!«

»Erwartetet Ihr denn etwas Anderes?« fragte Comminges, der das, was ihm Mazarin über seine Gefangenen gesagt hatte, mit der Äußerung des Grafen de la Fère zusammenhaltend einige Unruhe zu verspüren anfang.

Athos seinerseits überlegte, daß die Verbesserung in der Gemütsbeschaffenheit seiner Freunde ohne Zweifel aus einem von d'Artagnan gebildeten Plane entsprang. Er wollte ihm deshalb nicht durch zu große Anpreisung schaden.*

»Ei?« sagte er, »es sind entzündbare Köpfe; der Eine ist ein Gascogner, der Andere aus der Picardie. Beide entstammen leicht, erlöschen aber bald. Ihr habt den Beweis davon gehabt, und was Ihr mir erzähltet, dient zur Bestätigung dessen, was ich

sage.«

Dies war auch die Ansicht von Comminges. Er entfernte sich ruhiger, und Athos blieb allein in dem großen Zimmer, wo er, gemäß dem Befehle des Kardinals, mit der einem Edelmanns schuldigen Rücksicht behandelt wurde.

Um sich übrigens einen genauen Begriff von seiner Lage zu machen, erwartete er den ihm von Mazarin selbst zugesagten Besuch.



XX.

Der Geist und der Arm.

Gehen wir nun von der Orangerie zu dem Jagdpavillon über.

Im Hintergrunde des Hofes, wo man durch einen von jonischen Säulen gebildeten Porticus die Hundeställe erblickte, erhob sich ein längliches Gebäude, das sich wie ein Arm dem andern Arme dem Pavillon der Orangerie, einem den Ehrenhof einschließenden Halbkreise, entgegenzustrecken schien.

In diesem Pavillon im Erdgeschoße waren Porthos und d'Artagnan eingesperrt, welche mit einander die Stunden der für solche Temperamente höchst widerwärtigen Gefangenschaft teilten.

D'Artagnan ging wie ein Tiger mit starrem Auge auf und ab und gab zuweilen ein dumpfes Knurren an den Gitterstangen eines großen Fensters von sich, das sich dem Gesindehofe ging.

Porthos verdanke in der Stille ein vortreffliches Mittagsmahl, dessen Überreste man so eben abgetragen hatte.

Der Eine schien der Vernunft beraubt und sann nach, der Andere schien in tiefes Nachsinnen versunken und schlief. Nur war sein Schlaf ein Alp, was sich aus der unzusammenhängenden, unterbrochenen Art und Weise seines Schnarchens entnehmen ließ.

»Der Tag neigt sich«, sprach d'Artagnan, »es muß ungefähr vier Uhr sein. Bald sind wir hundert und dreiundachtzig Stunden eingeschlossen.«

»Hm«, murmelte Porthos, um sich das Ansehen zu geben, als antwortete er.

»Hört Ihr, ewiger Schläfer?« rief d'Artagnan, ungeduldig darüber, daß sich ein Mensch am Tage dem Schläfe hingeben konnte, während er die größte Mühe hatte, bei Nacht zu schlafen.

»Was?« fragte Porthos.

»Was ich sage?«

»Was Ihr sagt?«

»Ich sage«, versetzte d'Artagnan, »wir seien bald hundert und

dreiundachtzig Stunden, hier.«

»Das ist Euer Fehler«, sprach Porthos.

»Wie, mein Fehler?«

»Ja, ich habe Euch unsere Entfernung angeboten.«

»Durch das Losmachen einer Gitterstange oder durch das Sprengen einer Türe?«

»Allerdings.«

»Porthos, Leute, wie wir sind, gehen nicht so ganz einfach fort.«

»Meiner Treue, ich würde mit der Einfachheit gehen, die Ihr so sehr zu verachten scheint.«

D'Artagnan zuckte die Achseln.

»Und dann«, sagte er, »dann ist dadurch noch nicht Alles geschehen, daß wir dieses Zimmer verlassen.«

»Lieber Freund«, sprach Porthos, »Ihr scheint mir heute etwas besserer Laune zu sein, als gestern. Erklärt mir, warum damit nicht Alles geschehen ist, daß wir dieses Zimmer verlassen.«

»Es ist nicht Alles, weil wir, da wir weder Waffen noch Parole haben, keine fünfzig Schritte im Hofe machen würden, ohne aus eine Schildwache zu stoßen.«

»Wohl«, sprach Porthos, »wir schlagen die Schildwache tot und haben Waffen.«

»Ja, aber ehe sie völlig tot geschlagen ist, — ein Schweizer hat ein hartes, sehr hartes Leben, — wird sie einen Schrei, oder wenigstens einen Seufzer ausstoßen und der Posten dadurch herausgerufen werden. Man umstellt uns, man fängt uns wie Füchse, uns, die wir doch Löwen sind, und wirft uns in ein tiefes Kerkerloch, wo wir nicht einmal den Trost haben, den abscheulichen Himmel von Rueil zu sehen, der dem Himmel von Tarbes nicht mehr gleicht, als die Sonne dem Monde. Mord und Tod! wenn wir Jemand hätten, der uns Auskunft über die moralische und physische Topographie dieses Schlosses geben könnte, über das, was Cäsar die *Sitten* und die *Orte* nannte, wenigstens wie man sagt. Wenn man bedenkt, daß es mir während der zwanzig Jahre, in denen ich nicht wußte, was ich tun sollte, nie in den Kopf kam, eine von diesen Stunden dazu zu benützen, um Rueil zu studieren!«

»Was tut das?« sagte Porthos, »wir wollen immerhin gehen.«

»Mein Lieber«, sprach d'Artagnan, »wißt Ihr, warum die Pastetenbäckermeister nie mit ihren eigenen Händen arbeiten?«

»Nein«, erwiderte Porthos, »aber ich würde mich sehr freuen, es zu erfahren.«

»Weil sie sich fürchten, vor ihren Zöglingen ein paar Torten zu stark zu backen, oder Crèmes zu sehr einzukochen.«

»Nun?«

»Dann würde man über sie spotten und man soll nie über Pastetenbäckermeister spotten.«

»Welche Beziehung haben diese Herren zu uns?«

»Wir dürfen im Punkte der Abenteuer nie unterliegen oder uns lächerlich machen . . . Auch sind wir kürzlich gescheitert, wir sind geschlagen worden, und das ist ein Flecken an unserem Rufe.«

»Von wem sind wir geschlagen worden?«

»Von Mordaunt.«

»Ja, aber wir haben Herrn Mordaunt ertränkt.«

»Ich weiß es wohl, und das wird unsere Ehre im Geiste der Nachwelt einigermaßen wieder herstellen, wenn überhaupt die Nachwelt sich mit uns beschäftigt. Aber hört mich, Porthos: obgleich Herr Mordaunt nicht zu verachten war, so scheint mir doch Herr von Mazarin eine ganz andere Stärke zu besitzen, als Herr Mordaunt, und wir werden ihn nicht so leicht ertränken. Laßt uns also genau auf Alles merken und unser verborgenes Spiel spielen, denn«, fügte d'Artagnan mit einem Seufzer bei, »wir Zwei sind wohl so viel Wert als acht; aber nicht so viel als die Euch bekannten Vier.«

»Das ist wahr«, sprach Porthos, einen Seufzer von d'Artagnan ebenso mit einem Seufzer erwidern.

»Nun wohl, Porthos, macht es wie ich: geht im Zimmer auf und ab, bis eine Nachricht von unsern Freunden zu uns gelangt oder bis uns ein guter Gedanke kommt. Aber schlaft nicht immer, wie Ihr dies tut: es gibt nichts, was den Geist so schwerfällig macht, wie der Schlaf. Was uns erwartet, ist vielleicht weniger ernst, als wir von Anfang an wähten. Ich glaube nicht, daß Mazarin daran denkt, uns den Kopf abzuschneiden, weil man uns den Kopf nicht ohne Prozeß abschneiden könnte, weil der Prozeß Lärmen machen würde, weil der Lärmen unsere Freunde herbeiziehen

müßte, und diese ließen dann Herrn von Mazarin nicht gewähren.«

»Was Ihr vortrefflich schließt«, sprach Porthos mit Bewunderung.

»Allerdings nicht schlecht«, sagte d'Artagnan. »Und dann, seht Ihr, wenn man uns nicht unsern Prozeß macht, wenn man uns nicht den Kopf abschneidet, so muß man uns hier behalten oder anderswohin bringen.«

»Ja, das muß notwendig sein.«

»Wohl, es ist ganz unmöglich, daß Aramis, dieser feine Spürhund, und Athos, dieser weise Edelmann, unsern Aufenthaltsort nicht entdecken. Dann wird es, meiner Treue, noch Zeit sein.«

»Ja, um so mehr, als man hier nicht gerade ganz schlimm ist, mit Ausnahme von Einem.«

»Von was?«

»Habt Ihr bemerkt, d'Artagnan, daß man uns drei Tage hinter einander auf Kohlen geröstetes Schöpsenfleisch gegeben hat?«

»Nein, aber seid unbesorgt, wenn es zum vierten Male kommt, werde ich mich beklagen.«

»Und dann fehlt mir mein Haus. Ich habe sehr lange meine Schlösser nicht mehr besucht.«

»Bah! vergeßt sie für den Augenblick; wir werden sie wieder finden, wenn sie Herr von Mazarin nicht dem Boden gleich machen läßt.«

»Glaubt Ihr, eine solche Tyrannei wäre erlaubt?« fragte Porthos unruhig.

»Nein, dergleichen Beschlüsse waren gut für den andern Kardinal. Der unsere ist zu schmutzig, um solche Dinge zu wagen.«

»Ihr beruhigt mich, d'Artagnan.«

»Nun wohl, dann macht ein gutes Gesicht, wie ich es mache. Laßt uns mit den Wachen scherzen, die Soldaten für uns interessieren, da wir sie nicht bestechen können; wir wollen ihnen mehr schmeicheln, als Ihr dies zu tun pflegt, wenn sie wieder unter unsere Gitter kommen. Bis jetzt habt Ihr ihnen nur Eure Faust gezeigt, und je achtungswerter Eure Faust ist, desto

weniger ist sie anziehend, Porthos. Ah, ich gäbe viel, wenn ich fünfhundert Louisd'or hätte!«

»Und ich auch«, sagte Porthos, der an Großmut nicht hinter d'Artagnan zurückbleiben wollte, »ich gäbe viele hundert Pistolen.«

Die zwei Gefangenen waren so weit in ihrem Gespräch, als Comminges eintrat. Ihm gingen ein Sergent und zwei Soldaten voran, welche das Abendbrot in einem mit Schüsseln und Platten gefüllten Tischkorbe trugen.

»Gut«, sagte Porthos, »abermals Schöpsenfleisch.«

»Mein lieber Herr von Comminges«, sprach d'Artagnan, »Ihr möget wissen, daß mein Freund, Herr Du Vallon entschlossen ist, zu den äußersten, gewaltsamsten Mitteln zu greifen, wenn Herr von Mazarin hartnäckig darauf besteht, uns mit dieser Art von Fleisch zu füttern.«

»Ich erkläre sogar«, sprach Porthos. »daß ich nichts Anderes essen werde, wenn man das Schöpsenfleisch nicht wegnimmt.«

»Nehmt das Schöpsenfleisch weg«, sagte Herr von Comminges. »Herr Du Vallon soll um so mehr angenehm zu Nacht speisen, als ich ihm eine Neuigkeit mitzuteilen habe, die ihm, ich bin es fest überzeugt, Appetit machen wird.«

»Sollte Herr von Mazarin verschieden sein?« fragte Porthos.

»Nein, ich bedaure sogar, Euch sagen zu müssen, daß er sich sehr wohl befindet.«

»Desto schlimmer«, versetzte Porthos.

»Und worin besteht diese Neuigkeit?« fragte d'Artagnan. »Eine Neuigkeit im Gefängnis ist eine so seltene Frucht, daß Ihr meine Ungeduld hoffentlich entschuldigen werdet, nicht wahr, Herr von Comminges? um so mehr, als Ihr uns zu verstehen gegeben habt, die Kunde wäre gut.«

»Sollte es Euch wirklich angenehm sein, zu erfahren, daß sich der Herr Graf de la Fère wohl befindet?« erwiderte Comminges.

Die kleinen Augen von d'Artagnan öffneten sich übermäßig weit.

»Ob es mir angenehm Ware!« rief er. »Es wäre mir mehr als angenehm; es würde mich glücklich machen!«

»Wohl, ich bin von ihm beauftragt, Euch seine besten

Komplimente zu überbringen und Euch zu sagen, er erfreue sich einer guten Gesundheit.«

D'Artagnan wäre beinahe vor Freude in die Höhe gesprungen. Ein rascher Blick überbrachte Porthos seinen Gedanken: wenn Athos weiß, wo wir sind, sagte dieser Blick, so wird er binnen Kurzem handeln.

Porthos war nicht sehr geschickt im begreifen der Blicke. Diesmal aber, da er bei dem Namen von Athos denselben Eindruck gefühlt hatte, begriff er.

»Aber«, fragte der Gascogner schüchtern, »der Herr Graf de la Fère hat Euch, wie Ihr sagt, mit seinen Komplimenten für Herrn du Vallon und mich beauftragt?«

»Ja, mein Herr.«

»Ihr habt ihn also gesehen?«

»Allerdings.«

»Wo dies, wenn mir diese Frage erlaubt ist?«

»Sehr nahe von hier«, antwortete Comminges lächelnd.

»Sehr nahe von hier?« wiederholte d'Artagnan mit funkelnden Augen.

»So nahe, daß Ihr ihn, wenn die Fenster, welche in die Orangerie gehen, nicht verstopft wären, von der Stelle aus, wo Ihr seid, sehen könntet.«

»Er streift in der Gegend des Schlosses umher«, dachte d'Artagnan. Dann sprach er laut:

»Ihr habt ihn auf der Jagd getroffen, im Parke vielleicht?«

»Nein, noch näher, viel näher; seht, hinter dieser Mauer«, sagte Comminges, an die Mauer klopfend.

»Hinter dieser Mauer? was ist denn hinter dieser Mauer? Man hat mich bei Nacht hierher gebracht, so daß ich, der Teufel soll mich holen, nicht weiß, wo ich bin.«

»Wohl«, sprach Comminges, »nehmt Eines an.«

»Ich werde annehmen, was Ihr wollt.«

»Nehmt an, es wäre ein Fenster in dieser Mauer.«

»Nun?«

»So würdet Ihr von diesem Fenster aus Herrn de la Fère an dem seinigen sehen.«

»Herr de la Fère wohnt also im Schlosse?«

»Ja.«

»Unter welchem Titel?«

»Unter demselben Titel, wie Ihr.«

»Athos ist Gefangener?«

»Ihr wißt wohl«, versetzte Comminges lachend, »daß sich in Rueil keine Gefangene befinden, insofern es hier kein Gefängnis gibt.«

»Wir wollen nicht mit Worten spielen, mein Herr. Athos ist verhaftet worden?«

»Gestern in Saint-Germain, als er die Königin verließ.«

Die Arme von d'Artagnan fielen träge an seiner Seite herab. Man hätte glauben sollen, er wäre vom Blitze getroffen. Die Blässe lief wie eine weiße Wolke über sein gebräuntes Gesicht, verschwand aber in demselben Augenblicke wieder.

»Gefangen?« sprach er.

»Gefangen?« wiederholte Porthos ganz traurig.

Plötzlich erhob d'Artagnan das Haupt, und man sah in seinen Augen einen selbst für Porthos unmerklichen Blitz glänzen. Aber dieselbe Niedergeschlagenheit, die ihm vorhergegangen war, folgte auf diesen flüchtigen Schimmer.

»Auf, auf«, sprach Comminges, der eine wirkliche Zuneigung für d'Artagnan seit dem großen Dienste hegte, den ihm dieser am Tage der Verhaftung von Broussel dadurch, daß er ihn den Händen der Pariser entzog, geleistet hatte; »auf, mein Herr, verzweifelt nicht. Ich war weit entfernt, Euch eine traurige Nachricht bringen zu wollen. In diesen Kriegsläufen sind wir Alle unsichere Wesen. Lacht also über den Zufall, der Euch und Herrn Du Vallon Euren Freund nahe bringt, statt darüber trostlos zu sein.«

Aber diese Aufforderung hatte keinen Einfluß auf d'Artagnan, der seine düstere Miene beibehielt.

»Und wie sah er aus?« fragte Porthos, der, als er sah, daß d'Artagnan das Gespräch fallen ließ, dies benützen wollte, um ein Wort anzubringen.

»Sehr gut«, sprach Comminges. »Anfangs schien er, wie Ihr, in Verzweiflung zu geraten. Als er aber erfuhr, daß der Herr Kardinal

ihm noch diesen Abend einen Besuch machen sollte . . . «

»Ah!« sprach d'Artagnan, »der Herr Kardinal soll dem Grafen de la Fère einen Besuch machen?«

»Ja, er hat ihn davon in Kenntnis setzen lassen, und als der Herr Graf de la Fère dies erfuhr, beauftragte er mich, Euch zu sagen, er würde diese Gunst des Herrn Kardinals benützen, um in Eurer Sache und in der seinigen zu sprechen.«

»Ah, dieser liebe Graf!« sagte d'Artagnan.

»Eine schöne Geschichte«, murrte Porthos.« eine große Kunst! Der Herr Graf de la Fère, dessen Familie mit den Montmorency und Rohan verwandt ist, darf sich wohl mit einem Herrn von Mazarin gleichstellen.«

»Gleichviel«, sagte d'Artagnan mit seinem freundlichsten Tone. »Wenn ich bedenke, mein lieber Du Vallon, . . . es ist viel Ehre für den Herrn Grafen de la Fère, und es gewährt besonders viel Hoffnung. Ein Besuch! . . . meiner Ansicht nach ist dies sogar eine so große Ehre für einen Gefangenen, daß ich glaube, Herr von Comminges täuscht sich.«

»Wie, ich täusche mich?«

»Herr von Mazarin wird nicht den Grafen de la Fère besuchen, sondern der Herr Graf de la Fère wird zu Mazarin gerufen sein.«

D'Artagnan suchte einen von den Blicken von Porthos aufzufangen, um zu erfahren, ob sein Freund die Wichtigkeit dieses Besuches begriffe. Aber Porthos schaute nicht einmal auf seine Seite.

»Der Herr Kardinal hat also die Gewohnheit, in seiner Orangerie spazieren zu gehen?« fragte d'Artagnan.

»Jeden Abend schließt er sich darin ein«, erwiderte Comminges. »Es scheint, er denkt dort über die Staatsangelegenheiten nach.«

»Dann fange ich an zu glauben, daß Herr de la Fère den Besuch Seiner Eminenz empfangen wird«, versetzte d'Artagnan. »Übrigens wird er sich ohne Zweifel begleiten lassen?«

»Ja, von zwei Soldaten.«

»Und er wird auf diese Art vor zwei Fremden sprechen?«

»Die Soldaten sind Schweizer aus den kleinen Kantonen und sprechen nur Deutsch. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie

auch vor der Türe warten.«

D'Artagnan drückte sich die Nägel in die flache Hand, damit sein Gesicht nichts Anderes ausdrücke, als was er ihm auszudrücken erlauben wollte.

»Herr von Mazarin nehme sich in Acht, so allein zu dem Grafen de la Fère hineinzugehen«, sagte er, »denn dieser muß wütend sein.«

Comminges erwiderte lachend:

»In der Tat, man sollte glauben, Ihr wäret Menschenfresser! Herr de la Fère ist höflich und hat überdies keine Waffen. Bei dem ersten Rufe Seiner Eminenz würden die Soldaten, die ihn begleiten, herbei eilen.«

»Zwei Soldaten?« sagte d'Artagnan, der seine Erinnerungen zurückzurufen sich den Anschein gab; »zwei Soldaten, ja! Das ist es also, warum ich jeden Abend zwei Soldaten rufen höre und eine halbe Stunde lang unter meinem Fenster auf- und abgehen sehe?«

»Das ist es: sie erwarten den Kardinal oder vielmehr Bernouin, der sie ruft, wenn der Kardinal weggeht.«

»Schöne Männer, meiner Treue!« sagte Porthos. »Es ist das Regiment, das in Lens war, und das der Prinz dem Kardinal gegeben hat, um ihm Ehre anzutun.«

»Ah, mein Herr«, sprach d'Artagnan, als wollte er in einem Worte diese ganze lange Unterhaltung zusammenfassen, »wenn nur Seine Eminenz sich erweichen läßt und Herrn de la Fère unsere Freiheit bewilligt.«

»Ich wünsche es von ganzem Herzen«, sprach Comminges.

»Wenn er aber diesen Besuch vergäße, würdet Ihr nichts Unpassendes darin finden, wenn man ihn daran erinnerte?«

»Durchaus nichts, im Gegenteil.«

»Ah, das beruhigt mich ein wenig.«

Diese geschickte Veränderung des Gespräches mußte Jedem, der in der Seele des Gascogners hätte lesen können, als ein vortreffliches Manöver erschienen sein.

»Nur noch eine letzte Bitte«, fuhr er fort, »mein lieber Herr von Comminges.«

»Ich stehe ganz zu Diensten, mein Herr.«

»Ihr werdet den Herrn Grafen de la Fère wieder sehen?«

»Morgen früh.«

»Wollt Ihr ihm in unserm Namen einen guten Morgen wünschen und ihm sagen, er möge für mich um dieselbe Gunst bitten, die er erhalten haben wird?«

»Ihr wünscht, daß der Herr Kardinal hierher komme?«

»Nein; ich kenne mich und bin nicht so anspruchsvoll. Seine Eminenz erweise mir nur die Ehre, mich zu hören. Das ist Alles, was ich wünsche.«

»Oho«, murmelte Porthos, den Kopf schüttelnd, »ich hätte das nie von ihm geglaubt. Wie doch das Unglück einen Menschen niederbeugt!«

»Es soll geschehen«, sprach Comminges.

»Versichert auch den Grafen, ich befinde mich sehr wohl, und Ihr habt mich zwar traurig, aber in mein Schicksal ergeben gesehen.«

»Ihr gefällt mir, mein Herr, wenn Ihr so sprecht.«

»Ihr werdet dasselbe für Herrn Du Vallon sagen.«

»Für mich? Nein!« rief Porthos. »Ich bin durchaus nicht in mein Schicksal ergeben.«

»Aber Ihr werdet es sein, mein Freund.«

»Nie!«

»Ex wird sich fügen, Herr von Comminges. Ich kenne ihn besser, als er sich selbst kennt, und weiß tausend vortreffliche Eigenschaften von ihm, von denen er keine Ahnung hat. Schweigt, lieber Du Vallon, und fügt Euch.«

»Gott befohlen, meine Herren«, sprach Comminges. »Gute Nacht.«

»Wir wollen sehen.«

Comminges entfernte sich mit einer Verbeugung. D'Artagnan folgte ihm mit den Augen in derselben demütigen Stellung und mit demselben resignierten Gesichte. Kaum aber war die Türe hinter dem Kapitän der Gardien geschlossen, als er auf Porthos zustürzte und ihn mit einem Ausdrucke der Freude, in welchem man sich nicht täuschen konnte, in die Arme schloß.

»Oh! oh!« sagte Porthos, »was gibt es denn? Werdet Ihr ein

Narr, mein lieber Freund?«

»Wir sind gerettet!« rief d'Artagnan.

»Das sehe ich durchaus nicht ein«, sprach Porthos; »ich sehe im Gegenteil, daß wir Alle gefangen sind, mit Ausnahme von Aramis. und daß unsere Hoffnungen auf Befreiung sich vermindert haben, seitdem noch Einer in die Mausefalle von Herrn von Mazarin gegangen ist.«

»Keineswegs, mein Freund; diese Mausefalle war genügend für zwei, sie wird zu schwach für drei.«

»Ich begreife das gar nicht.«

»Es ist auch nicht nötig; setzen wir uns zu Tische und sammeln wir Kräfte, wir dürften es für die Nacht nötig haben.«

»Was werden wir denn diese Nacht tun?« fragte Porthos, immer neugieriger.

»Wir werden ohne Zweifel reisen.«

»Aber . . . «

»Setzen wir uns zu Tische, lieber Freund, die Gedanken kommen mir während des Essens. Nach dem Abendbrote, wenn meine Ideen zur vollen Reife gelangt sind, werde ich sie Euch mitteilen.«

Wie groß auch das Verlangen von Porthos war, in den Plan von d'Artagnan eingeweiht zu werden, so setzte er sich doch, da er die Art und Weise des letzteren kannte, ohne weiter in ihn zu dringen, zu Tische und speiste mit einem Appetit, der dem Vertrauen Ehre machte, welches ihm die Einbildungskraft von d'Artagnan einflößte.

Das Abendbrot war still, aber nicht traurig, denn das feine Lächeln, das ihm in den Augenblicken seiner guten Laune eigentümlich war, erleuchtete das Gesicht von d'Artagnan. Porthos verlor kein solches Lächeln, und so oft es sichtbar wurde, ließ derselbe eine von den Ausrufungen vernehmen, welche seinem Freunde andeuteten, daß er, obgleich er ihn nicht verstand, doch den Gedanken nicht aus dem Blicke verlor, welcher in seinem Gehirne gärte.

Beim Nachtsische warf sich d'Artagnan auf seinem Stuhle zurück, kreuzte ein Bein über das andere und wiegte sich mit der Miene eines vollkommen mit sich selbst zufriedenen Menschen.

Porthos stützte sein Kinn auf seine beiden Hände, legte seine Ellenbogen auf den Tisch und schaute d'Artagnan mit dem vertrauensvollen Blicke an, der diesem Koloß einen so bewunderungswürdig gutmütigen Ausdruck verlieh.

»Nun?« fragte d'Artagnan nach kurzer Zeit.

»Nun?« wiederholte Porthos.

»Ihr sagtet also, lieber Freund . . . «

»Ich? ich sagte Nichts.«

»Doch, Ihr sagtet, Ihr hättet Lust, von hier wegzugehen.«

»Ah! was das betrifft, ja, an Lust mangelt es mir nicht.«

»Und Ihr fügtet bei, um von hier wegzugehen, brauchte man nur eine Türe oder eine Wand zu durchbrechen.«

»Das ist wahr, ich sagte das, und sage es sogar noch.«

»Und ich erwiderte Euch, Porthos, es wäre dies ein schlechtes Mittel, und wir würden keine hundert Schritte tun, ohne wieder gepackt und niedergeschlagen zu werden, wenn wir nicht Anzüge hätten, um uns zu verkleiden, und Waffen, um uns zu verteidigen.«

»Allerdings, wir müßten Kleider und Waffen haben.«

»Wohl«, sprach d'Artagnan, wir haben Beides und sogar noch etwas Besseres.«

»Bah!« versetzte Porthos umherschauend.

»Sucht nicht, das ist vergeblich; Alles dies wird sich im geeigneten Augenblick finden. Um welche Stunde haben wir ungefähr die Schweizer-Wachen gestern auf- und abgehen sehen?«

»Ich glaube, eine Stunde nach Einbruch der Nacht.«

»Wenn sie also heute kommen, wie gestern, so werden wir nicht über eine Viertelstunde auf das Vergnügen, sie zu sehen, warten müssen.«

»Höchstens eine Viertelstunde.«

»Ihr habt immer noch Euren guten Arm, nicht wahr, Porthos?«

Porthos knöpfte seinen Ärmel auf, streifte das Hemd zurück und betrachtete mit Vergnügen seinen nervigen Arm, der Wohl so dick war, als der Schenkel eines gewöhnlichen Mannes.

»Ja, ja«, sagte er, »ziemlich gut.«

»Somit würdet Ihr, ohne Euch zu sehr anzustrengen, einen Reif aus dieser Zange und einen Pfropfzieher aus dieser Schaufel machen?«

»Gewiß«, erwiderte Porthos.

»Laßt sehen.«

Der Riese nahm die zwei bezeichneten Gegenstände und bewerkstelligte mit der größten Leichtigkeit und ohne scheinbare Anstrengung die zwei von seinem Freunde gewünschten Metamorphosen.

»Hier«, sagte Porthos.

»Herrlich«, rief d'Artagnan; »Ihr seid in der Tat reich begabt.«

»Ich habe von einem gewissen Milon von Kroton sprechen hören, welcher außerordentliche Dinge vollbracht haben soll; so band er, der Sage nach, einen Strick um seine Stirne und sprengte ihn; er schlug einen Ochsen mit einem Faustschlage tot und trug ihn nach Hause; er hielt ein Pferd an den Hinterfüßen u.s.w. Ich habe mir alle diese Geschichten in Pierrefonds erzählen lassen und Alles getan, was er tat, nur habe ich, die Schläfeanschwellend, keinen Strick zersprengt.«

»Das kommt davon her, daß Eure Stärke nicht in Eurem Kopfe liegt, Porthos.«

»Nein, in meinen Armen, in meinen Schultern«, erwiderte Porthos naiver Weise.

»Nun, mein Freund, so nähert Euch dem Fenster, und bedient Euch Eurer Kraft, um eine Fensterstange loszumachen. Wartet, bis ich die Lampe ausgelöscht habe.«

Porthos trat zu dem Fenster, nahm eine Stange mit beiden Händen, klammerte sich daran an, zog sie an sich und bog sie wie eine Sehne, so daß die beiden Enden aus der steinernen Lade herausgingen, in welcher sie das Zement seit dreißig Jahren festhielt.

»Seht, mein Freund«, sagte d'Artagnan, »das hätte der Kardinal, obgleich ein Genie, nie tun können.«

»Soll ich noch andere ausreißen?« fragte Porthos.

»Nein, diese wird genügen; ein Mann kann nun durchschlüpfen.«

Porthos versuchte es und drang mit dem ganzen Oberleibe

durch.

»Ja, es geht«, sagte er.

»In der Tat. das ist eine ziemlich schöne Öffnung. Nun streckt Euren Arm durch.«

»Durch was?«

»Durch die Öffnung.«

»Warum?«

»Ihr werdet es sogleich erfahren, streckt ihn immerhin durch.«

Porthos gehorchte, folgsam wie ein Soldat, und streckte seinen Arm durch das Gitter.

»Vortrefflich«, sagte d'Artagnan.

»Es scheint mir, das geht.«

»Wie auf Röllchen.«

»Gut. Was soll ich nun tun?«

»Nichts.«

»Es ist also beendet?«

»Noch nicht.«

»Ich wünschte übrigens doch zu begreifen . . . «

»Hört, lieber Freund, und mit zwei Worten werdet Ihr im Klaren sein. Die Türe des Postens öffnet sich, wie Ihr seht.«

»Ja. ich sehe es.«

»Man wird die zwei Wachen, welche Herrn von Mazarin begleiten, der sich in die Orangerie begibt, in unsern Hof schicken.«

»Sie kommen eben heraus.«

»Wenn sie nur die Türe der Wachstube schließen! Gut, sie schließen sie.«

»Hernach?«

»Stille, sie könnten uns hören.«

»Ich werde also Nichts erfahren?«

»Doch, denn während des Ausführens werdet Ihr begreifen.«

»Ich hätte jedoch vorgezogen . . . «

»Es wird Euch das Vergnügen der Überraschung zu Teil werden.«

»Ah! das ist wahr.«

»St!«



Der Geist und der Arm.

Porthos blieb stumm und unbeweglich.

Die zwei Soldaten gingen wirklich auf das Fenster zu und rieben sich dabei die Hände, denn man war, wie gesagt, im Monat Februar und es herrschte eine ziemlich scharfe Kälte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe der Wachstube abermals und man rief einen Soldaten zurück.

Der Soldat verließ seinen Kameraden und ging in die Wachstube.

»Geht es immer noch?« fragte Porthos.

»Besser als je«, antwortete d'Artagnan. »Hört nun. Ich will diesen Soldaten rufen und mit ihm plaudern, wie ich es gestern getan habe, — Ihr erinnert Euch?«

»Ja; nur habe ich nicht ein Wort von dem verstanden, was er sagte.«

»Er hatte allerdings einen etwas starken Accent. Aber verliert kein Wort von dem, was ich Euch sage, Porthos: Alles hängt von der Ausführung ab.«

»Gut, die Ausführung, das ist meine Stärke.«

»Ich weiß es bei Gott wohl und zähle auch auf Euch.«

»Sprecht.«

»Ich will also den Soldaten rufen und mit ihm plaudern.«

»Das habt Ihr bereits gesagt.«

»Ich drehe mich auf die linke Seite, so daß er im Augenblick, wo er auf die Bank steigt, auf Eurer rechten sein wird?«

»Aber wenn er nicht steigt?«

»Er wird es tun, seid unbesorgt. Im Augenblick, wo er auf die Bank steigt, streckt Ihr Euren furchtbaren Arm aus und ergreift ihn beim Halse. Dann hebt Ihr ihn bei den Ohren auf, wie Tobias den Fisch, und zieht ihn in unser Zimmer herein, wobei ihr ihn jedoch so stark drücken müßt, daß er nicht schreien kann.«

»Ja«, sprach Porthos, »aber wenn ich ihn erwürge.«

»Am Ende ist es nur ein Schweizer, aber Ihr werdet ihn hoffentlich nicht erwürgen. Ihr setzt ihn ganz sachte hier nieder und wir knebeln ihn und binden ihn irgendwo an, gleichviel wo. Das liefert uns vor Allem eine Uniform und ein Schwert.«

»Vortrefflich.« sprach Porthos, d'Artagnan mit tiefer Bewunderung anschauend. Doch sagt, eine Uniform und ein Schwert sind nicht genug für uns Zwei.«

»Nun, hat er nicht seinen Kameraden?«

»Das ist richtig«, versetzte Porthos. »Wenn ich huste, so ist es Zeit, daß Ihr Euren Arm ausstreckt.«

»Gut.«

Die zwei Freunde gingen, Jeder an seinen bezeichneten Posten. Porthos war in seiner Stellung gänzlich in dem Winkel des Fensters verborgen.

»Guten Abend, Kamerad«, sagte d'Artagnan mit seiner freundlichsten Stimme und mit dem ruhigsten Tone.

»Guten Abend, Herr«, antwortete der Soldat in seinem grausamen Schweizerdialekt.

»Es ist heute eben nicht sehr warm zum Spaziergehen«, sagte d'Artagnan.

»Brrrr!« machte der Soldat.

»Und ich glaube, ein Glas Wein wäre Euch nicht unangenehm.«

»Ein Glas Wein wäre sehr willkommen.«

»Der tobte Fisch, der tote Fisch!« flüsterte d'Artagnan Porthos zu.

»Ich begreife«, erwiderte Porthos.

»Ich habe da eine Flasche«, sagte D'Artagnan.

»Eine Flasche?«

»Ja.«

»Eine volle Flasche?«

»Ja, ganz voll, und sie gehört Euch, wenn Ihr sie auf meine Gesundheit trinken wollt.«

»Ich will wohl«, versetzte der Soldat sich nähernd.

»Nehmt sie, mein Freund«, sprach der Gascogner.

»Sehr gern; ich glaube, es ist eine Bank hier.«

»Oh, mein Gott, ja; man sollte glauben, man hätte sie zu diesem Zwecke hierher gestellt. Steigt herauf. So ist es gut, mein Freund.«

D'Artagnan hustete.

In demselben Augenblick senkte sich der Arm von Porthos. Seine stählerne Faust packte, rasch wie ein Blitz und fest wie eine Beißzange den Hals des Soldaten, preßte ihn fest zusammen, zog ihn durch die Öffnung an sich, auf die Gefahr, ihn beim Durchzuge zu ersticken, und setzte ihn auf den Boden, wo ihn d'Artagnan, indem er ihm gerade nur Zeit ließ, um Atem zu holen, mit seiner Schärpe knebelte, und sobald derselbe geknebelt war, fing er an, ihn mit der Geschwindigkeit und Geschicklichkeit eines Mannes auszukleiden, der sein Handwerk auf dem Schlachtfelde gelernt hat.

Als der Soldat geknebelt und gebunden war, wurde er auf den Heerd getragen, dessen Flamme unsere Freunde vorläufig erstickt hatten.

»Nun haben wir einmal ein Schwert und ein Kleid«, sagte Porthos.

»Ich nehme Beides«, sprach d'Artagnan. »Wollt Ihr ein anderes Schwert und ein anderes Kleid, so müßt Ihr die Geschichte noch einmal anfangen. Aufgepaßt! Ich sehe gerade den zweiten Soldaten aus der Wachstube hervortreten und auf uns zukommen.«

»Ich glaube, es wäre unklug, dasselbe Manöver wieder anzufangen«, sagte Porthos. »Man dringt nicht zweimal, wie man allgemein versichert, mit denselben Mitteln durch. Wenn ich ihn verfehlte, wäre Alles verloren. Ich will hinaussteigen, ihn in dem

Augenblick, wo er nicht darauf gefaßt sein wird, packen und völlig geknebelt Euch hereinreichen.«

»Das ist besser«, antwortete der Gascogner.

»Haltet Euch bereit«, sprach Porthos und schlüpfte durch die Öffnung.

Die Sache bewerkstelligte sich, wie es Porthos versprochen hatte. Der Riese verbarg sich an dem Wege des Soldaten, und als dieser an ihm vorüber kam, faßte er ihn beim Halse, knebelte ihn, stieß ihn wie eine Mumie durch die erweiterten Gitterstangen und kehrte hinter ihm zurück.

Man kleidete den zweiten Soldaten aus, wie man den ersten ausgekleidet hatte. Man legte ihn auf das Bett, man befestigte ihn mit Gurten, und da das Bett von Eichenholz und die Gurten doppelt waren, so beruhigte man sich über diesen nicht minder, als über den andern.

»Das geht vortrefflich«, sagte d'Artagnan; »nun probiert einmal das Kleid dieses Burschen an, Porthos. Ich zweifle, daß es Euch gut paßt; doch wenn es zu eng ist, so seid deshalb unbesorgt, das Wehrgehänge und besonders der Hut mit den roten Federn werden genügen.«

Es fand sich, daß der zweite Soldat zufällig ein riesiger Schweizer war, so daß mit Ausnahme von einigen Punkten, welche an den Nähten krachten, Alles auf das Beste ging.

Eine Zeitlang hörte man nur das Knistern des Tuches, während Porthos und d'Artagnan sich in Eile ankleideten.

»Es ist geschehen«, sagten sie gleichzeitig. »Was Euch betrifft, Kameraden«, fügten sie, sich nach den zwei Schweizern umwendend, bei, »so könnt Ihr versichert sein, daß Euch Nichts widerfährt, wenn Ihr Euch vernünftig benehmen wollt. Rührt Ihr Euch aber, so seid Ihr des Todes.«

Die Soldaten verhielten sich ganz stille; sie hatten an der Faust von Porthos bemerkt, daß die Sache sehr ernster Natur und von nichts weniger die Rede war, als von einem Scherze.

»Nun würde es Euch nicht leid tun, die Sache zu begreifen, nicht wahr, Porthos?«

»Allerdings.«

»Wohl, wir steigen in den Hof hinab.«

»Ja.«

»Wir nehmen den Platz von den zwei Burschen ein.«

»Gut.«

»Wir gehen auf und ab.«

»Das wird nicht übel sein, in Betracht, daß keine bedeutende Wärme herrscht.«

»In einem Augenblick ruft der Kammerdiener, wie gestern und vorgestern, nach den Leuten vom Dienste.«

»Wir antworten?«

»Nein im Gegenteil, wir antworten nicht.«

»Wie Ihr wollt, es liegt mir Nichts am Antworten.«

»Wir antworten also nicht; wir drücken nur unsere Hüte auf den Kopf und geleiten Seine Eminenz;«

»Wohin?«

»Wohin sie geht: zu Athos. Glaubt Ihr, es werde ihm unangenehm sein, uns zu sehen?«

»Oh, oh! ich begreife«, rief Porthos.

»Wartet noch, ehe Ihr schreit, Porthos; denn bei meinem Worte, Ihr seid noch nicht am Ende«, versetzte der Gascogner mit spöttischem Tone.

»Was soll denn geschehen?« sprach Porthos.

»Folgt mir«, erwiderte d'Artagnan; »Ihr werdet schon sehen.«

Und er schlüpfte durch die Öffnung und ließ sich leicht in den Hof hinabgleiten. Porthos folgte ihm auf demselben Wege, obgleich mit mehr Mühe und mit weniger Eile.

Man hörte die zwei Soldaten, welche in dem Zimmer gebunden lagen, vor Angst schauern.

Kaum hatten d'Artagnan und Porthos die Erde berührt, als eine Türe sich öffnete und die Stimme des Kammerdieners ausrief:

»Die Leute vom Dienste!«

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Wachstube und eine andere Stimme rief:

»La Bruyère und Du Barthois, vorwärts!«

»Es scheint, ich heiße La Bruyère«, sagte d'Artagnan.

»Und ich Du Barthois«, versetzte Porthos.

»Wo seid Ihr?« sagte der Kammerdiener, dessen durch das

Licht geblendete Augen unsere zwei Helden nicht zu unterscheiden vermochten.

»Hier«, antwortete d'Artagnan.

Dann sich gegen Porthos umwendend:

»Was sagt Ihr hierzu, Herr Du Vallon?«

»Meiner Treue! wenn das so fortgeht, sage ich, es ist hübsch.«



XXI.

Die Oublietten von Herrn von Mazarin.

Die zwei improvisierten Soldaten marschierten mit ernster Haltung hinter dem Kammerdiener. Er öffnete ihnen die Türe eines Vorplatzes, dann eine zweite, welche die eines Wartesaales zu sein schien, deutete auf zwei Tabourets und sagte:

»Der Befehl ist ganz einfach: Ihr laßt nur eine einzige Person herein, versteht Ihr, nur eine einzige, nicht mehr. Dieser Person gehorcht Ihr in Allem. Was die Rückkehr betrifft, so könnt Ihr Euch nicht täuschen: Ihr wartet, bis sie Euch ablösen.«

Diesen Kammerdiener kannte d'Artagnan ganz genau. Es war kein anderer, als Bernouin, der ihn seit sechs bis acht Monaten wenigstens zehnmal beim Kardinal eingeführt hatte. Er begnügte sich also, statt zu antworten: so wenig als möglich gascognisch und so viel als möglich deutsch: ja zu brummen.

Was Porthos betrifft, so hatte ihm d'Artagnan das Versprechen abgenommen, Nichts zu sagen. Würde er bis auf's Äußerste getrieben, so sollte es ihm gestattet sein, statt jeder Antwort das sprichwörtliche und feierliche: der Teufel!¹⁸ auszustoßen.

Bernouin entfernte sich, die Türe schließend.

»Oh! oh!« sagte Porthos. als er den Schlüssel drehen hörte, »es scheint hier Mode zu sein, die Leute einzuschließen. Mir kommt es vor, als hätten wir nur das Gefängnis vertauscht, und ich weiß nicht, ob wir dabei gewonnen haben, daß wir jetzt in der Orangerie sind.«

»Porthos, mein Freund«, sprach d'Artagnan ganz leise, »zweifelt nicht an der Vorsehung und laßt mich nachsinnen und überlegen.«

»Sinnt nach und überlegt«, erwiderte Porthos, sehr schlimmer Laune, als er sah, daß sich die Dinge so gestalteten, statt sich anders zu gestalten.

»Wir sind achtzig Schritte gegangen«, murmelte d'Artagnan, »wir sind sechs Stufen hinaufgestiegen; das ist also hier, wie so eben mein erhabener Freund Du Vallon gesagt hat, der andere

Pavillon, der parallel mit dem unsern steht, und den man mit dem Namen der Pavillon der Orangerie bezeichnet. Der Graf de la Fère kann folglich nicht ferne von hier sein; nur sind die Türen geschlossen.«

»Das ist eine schöne Schwierigkeit«, sprach Porthos, »und mit einem Schulterstoße . . . «

»Um Gottes Willen, Porthos, mein Freund«, sagte d'Artagnan, »spart Eure Kraftstücke, oder sie haben bei vorkommender Gelegenheit nicht mehr den ganzen Wert, den sie verdienen: habt Ihr nicht gehört, daß Jemand hierher kommen wird?«

»Allerdings.«

»Nun, dieser Jemand wird uns die Türen öffnen.«

»Aber mein Lieber.« sprach Porthos, »wenn uns dieser Jemand erkennt, wenn dieser Jemand, uns erkennend, zu schreien ansangt, so sind wir verloren; denn ich denke, Ihr habt nicht im Sinne, mich diesen Kirchenmann tot schlagen oder erdrosseln zu lassen; solche Manieren sind gut gegen die Engländer und gegen die Deutschen.«

»Oh! Gott soll mich bewahren und Euch ebenfalls«, sagte d'Artagnan. »Der junge König wüßte uns vielleicht einigermaßen Dank dafür, aber die Königin würde es uns nicht verzeihen, und diese muß man schonen. Überdies niemals, gar nie ein unnützes Blutvergießen! Ich habe meinen Plan, laßt mich also gewähren, und wir werden lachen«,

»Desto besser«, sprach Porthos, »ich fühle das Bedürfnis, zu lachen.«

»Stille«, sprach d'Artagnan, »es kommt der angekündigte Jemand.«

Man hörte nun im Vorsaale das Geräusch eines leichten Trittes.

Die Angeln der Türe ächzten, und es erschien ein Mann in Reitertracht, in einen braunen Mantel gehüllt, einen großen Filzhut auf die Augen herabgeschlagen und eine Laterne in der Hand.

Porthos drückte sich an die Wand, aber er konnte sich nicht so unsichtbar machen, daß der Mann in dem Mantel ihn nicht bemerkt hätte. Dieser bot ihm seine Laterne und sagte:

»Zündet die Lampe am Plafond an.«

Dann sich an d'Artagnan wendend:

»Ihr habt den Befehl?«

»Ja!« erwiderte der Gascogner, entschlossen, sich auf dieses Muster der deutschen Sprache zu beschränken.

»*Tedesco*«, murmelte der Mann in der Reitertracht. »*Vabene*.«

Und sich nach der Türe, der gegenüber, durch welche er eingetreten war, wendend, öffnete er und verschwand hinter derselben, sie wieder verschließend.

»Und was machen wir nun?« fragte Porthos.

»Nun bedienen wir uns unserer Schultern, wenn diese Türe geschlossen ist, Freund Porthos. Jedes Ding hat seine Zeit, und wer zu warten weiß, findet immer den rechten Augenblick. Aber zuerst verrammeln wir die erste Türe auf eine passende Weise und dann wollen wir dem Manne folgen, der so eben weggegangen ist.«

Die zwei Freunde schritten sogleich zur Arbeit und verrammelten die Türe mit allem Geräte, das sich in dem Saale fand, wodurch das Eindringen um so schwieriger wurde, als sich die Türe nach Innen öffnete.

»Hier sind wir sicher, nicht von hinten überfallen zu werden«, sagte d'Artagnan: »nun wollen wir weiter gehen.«

Man gelangte an die Türe, durch welche Mazarin verschwunden war, und fand sie verschlossen. Vergeblich versuchte es d'Artagnan, sie zu öffnen.

»Hier ist Gelegenheit, Euren Schulterstoß anzubringen«, sagte d'Artagnan. »Stoßt zu, mein Freund Porthos, aber sachte, ohne Geräusch. Zerbrecht Nichts, drückt nur die Flügel aus einander.«

Porthos stützte seine kräftige Schulter gegen einen der Flügel, der sich bog, und d'Artagnan schob sodann die Spitze seines Schwertes zwischen die Feder und die Schließkappe des Schlosses. Die Feder gab nach und die Türe öffnete sich.

»Ich sagte Euch, Freund Porthos, man erhalte von den Frauen und von den Türen Alles, wenn man sie sanft anfasse.«

»Ihr seid allerdings ein großer Moralist«, versetzte Porthos

»Laßt uns nun eintreten«, sprach d'Artagnan.

Sie traten ein. Hinter einem Fensterwerk, bei dem Schimmer der Laterne des Kardinals, welche mitten auf dem Boden stand, sah man die Orangen, und Granatbäume des Schlosses Rueil in

langen Reihen aufgestellt, eine große Allee und zwei kleine Seitenalleen bildend.

»Kein Kardinal«, sagte d'Artagnan, »nur seine Laterne allein. Wo Teufels ist er denn?«

Und als er eine von den Seitenalleen durchforschte, nachdem er Porthos durch ein Zeichen bedeutet hatte, er möge dasselbe tun, sah er plötzlich zu seiner Linken einen aus seiner Reihe geschobenen Kasten und an der Stelle dieses Kastens ein weit geöffnetes Loch. Zehn Männer hätten Mühe gehabt, den Kasten von seiner Stelle zu bewegen, aber durch irgend einen Mechanismus hatte er sich mit der Platte gedreht, auf der er stand.

D'Artagnan sah, wie gesagt, ein Loch in diesem Platze und in diesem Loche die Stufen einer Wendeltreppe.

Er winkte Porthos mit der Hand herbei, zeigte ihm das Loch und die Stufen.

Die zwei Männer schauten sich mit erstaunter Miene an.

»Wenn wir Nichts wollten, als Gold«, sprach d'Artagnan leise, »so hätten wir unsere Sache gefunden und wären für immer reich.«

»Wie dies?«

»Begreift Ihr nicht, Porthos, daß unten an dieser Treppe aller Wahrscheinlichkeit nach der berühmte Schatz des Kardinals liegt, von dem man so viel spricht, und daß wir nur hinabzusteigen, eine Kasse zu leeren, den Kardinal einzuschließen, was wir an Gold schleppen könnten, fortzunehmen, diesen Orangenbaum wieder an seinen Platz zu stellen hätten, und daß Niemand in der Welt uns fragen würde, woher unser Vermögen rühre, nicht einmal der Kardinal.«

»Das wäre ein schöner Streich für gemeine Leute«, sagte Porthos, »aber, wie es mir scheint, zweier Edelleute unwürdig.«

»Das ist auch meine Meinung«, versetzte d'Artagnan; »deshalb sagte ich auch, wenn wir nur Gold wollten; aber wir wollen etwas Anderes.«

In demselben Augenblick, und als d'Artagnan seinen Kopf gegen die Höhle hinabbeugte, um zu horchen, traf ein metallischer, dumpfer Ton, wie der eines Goldsackes. den man

bewegt, an sein Ohr; er bebte. Als bald schloß sich eine Türe, und die ersten Reflexe eines Lichtes erschienen auf der Treppe.

Mazarin hatte seine Lampe in der Orangerie gelassen, um glauben zu machen er ginge spazieren; aber er hatte eine Wachskerze, mit der er seine geheimnisvolle Kasse untersuchte.

»Ha!« sagte er in italienischer Sprache, während er langsam, einen Sack Goldrealen mit rundem Bauche betrachtend, die Stufen hinaufstieg, »damit könnte man fünf Räte im Parlament und zwei Generale in Paris bezahlen. Ich bin auch ein großer Feldherr; nur führe ich den Krieg auf meine Weise.«

D'Artagnan und Porthos hatten sich jeder in einer Seitenallee hinter einem Kasten verborgen und warteten.

Mazarin kam auf drei Schritte an d'Artagnan vorüber und stieß an eine in der Mauer verborgene Feder. Die Platte drehte sich und der von derselben getragene Orangenbaum kam von selbst wieder an seinen Platz.

Dann löschte der Kardinal seine Kerze aus, steckte sie in seine Tasche, nahm seine Lampe und sprach:

»Nun wollen wir nach Herrn de la Fère sehen.«

»Gut! das ist unser Weg«, dachte d'Artagnan, »wir gehen mit einander.«



TYP. J. CLAYE.

Mazari, D'Artagnan und Portos in Rueil.

Alle drei setzten sich in Marsch. Herr von Mazarin folgte der mittleren Allee, Porthos und d'Artagnan den parallelen Alleen.

Die zwei Letzteren vermieden sorgfältig die langen Lichtlinien, welche bei jedem Schritte die Lampe des Kardinals zwischen den Ästen zog.

Dieser gelangte zu einer zweiten Glastüre, ohne bemerkt zu haben, daß man ihm folgte; denn der weiche Sand machte das Geräusch der Tritte seiner zwei Begleiter unhörbar.

Dann wandte er sich nach der linken Seite und schlug den Weg nach einem Korridor ein, den Porthos und d'Artagnan noch nicht

bemerkt hatten; aber in dem Augenblicke, wo er öffnen wollte; blieb er nachdenkend stille stehen.

»Ah, Diavolo!« sagte er, »ich vergaß, was mir Comminges empfohlen hat. Ich muß die Soldaten nehmen und an diese Türe stellen, um mich nicht der Willkür dieses verdammten Teufels Preis zu geben.«

Und mit einer ungeduldigen Bewegung wandte er sich um?, in der Absicht, auf demselben Wege zurückzugehen.

»Gebt Euch nicht die Mühe, Monseigneur«, sagte d'Artagnan, einen Fuß vor und den Hut in der Hand, mit freundlichem Gesichte: »wir sind Eurer Eminenz gefolgt und stehen nun hier.«

»Ja, wir sind hier«, sagte Porthos und machte dieselbe Gebärde eines freundlichen Grußes.

Mazarin schaute ganz verwirrt den Einen und den Andern an, erkannte Beide und ließ, einen Seufzer des Schreckens ausstoßend, seine Laterne fallen.

D'Artagnan hob sie auf, zum Glücke war sie beim Fallen nicht erloschen.

»Oh! welche Unklugheit!« sagte d'Artagnan. »Es ist nicht gut, hier ohne Licht zu gehen: Eure Eminenz könnte sich an irgend einem Kasten stoßen oder in irgend ein Loch stürzen.«

»Herr d'Artagnan!« murmelte Mazarin, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte.

»Ja, Monseigneur, ich selbst,, und ich habe die Ehre, Euch Herrn Du Vallon, diesen vortrefflichen Freund vorzustellen, für den sich Eure Eminenz einst zu interessieren die Güte gehabt hat.«

Bei diesen Worten richtete d'Artagnan das Licht der Lampe nach dem heiteren Gesichte von Porthos, welcher zu begreifen anfang und ganz stolz hierauf war.

»Ihr wäret im Begriffe, zu Herrn de la Fère zu gehen«, fuhr d'Artagnan fort; »laßt Euch nicht durch uns abhalten, Monseigneur. Habt die Güte, uns den Weg zu zeigen, und wir werden Euch folgen.«

Mazarin kam allmählig zur Besinnung.

»Seid Ihr schon lange in der Orangerie, meine Herren?« fragte er mit zitternder Stimme, indem er an den Besuch dachte, den er so eben seinem Schatze gemacht hatte.

Porthos öffnete den Mund, um zu antworten. D'Artagnan machte ihm ein Zeichen, und der stumm gebliebene Mund von Porthos schloß sich wieder.

»Wir kommen in diesem Augenblick, Monseigneur«, sagte d'Artagnan.

Mazarin atmete: er fürchtete nicht mehr für seinen Schatz, er fürchtete nur noch für sich selbst.

Ein gewisses Lächeln schwebte über seine Lippen hin.

»Vorwärts«, sagte er, »Ihr habt mich in der Falle gefangen, und ich erkläre mich für besiegt. Ihr wollt mich um Eure Freiheit bitten, nicht wahr? Ich gebe sie Euch.«

»Oh! Monseigneur«, sagte d'Artagnan, »Ihr seid sehr gut; aber unsere Freiheit haben wir, und wir würden Euch lieber um etwas Anderes bitten.«

»Ihr habt Eure Freiheit?« sprach Mazarin ganz erschrocken.

»Allerdings, und Ihr, Monseigneur, habt im Gegenteil die Eure nun verloren; was wollt Ihr, Monseigneur? es ist nach dem Gesetze des Krieges, Ihr müßt sie wieder erkaufen.«

Mazarin fühlte einen Schauer bis in die Tiefe seines Herzens. Sein durchdringender Blick heftete sich vergebens auf das spöttische Gesicht des Gascogners und auf das unempfindliche von Porthos. Beide waren im Schatten verborgen, und die Sibylle von Cumä hätte nicht darin zu lesen vermocht.

»Meine Freiheit wieder erkaufen?« wiederholte Mazarin.

»Ja, Monseigneur.«

»Und wie viel wird dies kosten, Herr d'Artagnan?«

»Verdammt, Monseigneur, ich weiß es noch nicht. Wir werden den Grafen de la Fère darüber fragen, wenn es Eure Eminenz gütigst erlaubt. Eure Eminenz wolle daher die Gnade haben, die Türe zu öffnen, welche zu ihm führt, und in zehn Minuten wird sie im Klaren sein.«

Mazarin bebte.

»Monseigneur«, sagte d'Artagnan, »Eure Eminenz sieht, mit welchen Förmlichkeiten wir zu Werke gehen; darum sind wir aber auch genötigt, noch zu bemerken, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Öffnet also.«

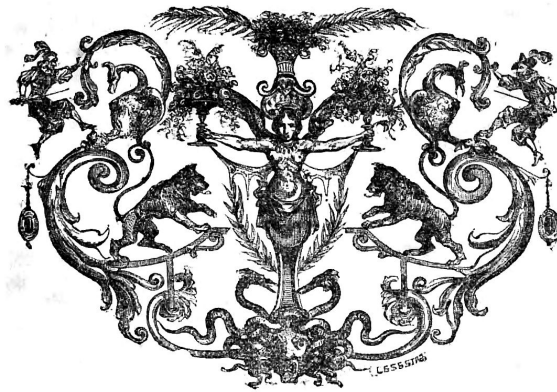
Monseigneur, und erinnert Euch ein für allemal, daß Ihr bei der

geringsten Bewegung, die Ihr machen würdet, um zu entfliehen, bei dem kleinsten Schrei, den Ihr ausstoßen würdet, um zu entkommen, in Betracht unserer ganz besonderen Lage uns nicht grollen dürft, wenn wir zum Äußersten schreiten.«

»Seid unbesorgt, meine Herren«, erwiderte Mazarin, »ich werde nichts versuchen, darauf gebe ich Euch mein Ehrenwort.«

D'Artagnan hieß Porthos durch ein Zeichen seine Wachsamkeit verdoppeln, und sprach dann, sich zu Mazarin umwendend:

»Wir wollen nun hineingehen, Monseigneur, wenn es Euch beliebt.«



XXII.

Konferenzen.

Mazarin ließ den Riegel einer Doppeltüre spielen, auf deren Schwelle Athos seinen erhabenen Gast zu empfangen, nach dem Rats, den ihm Comminges gegeben, bereit stand.

Als er Mazarin erblickte, verbeugte er sich und sprach:

»Eure Eminenz hätte sich jeder Begleitung überheben können, denn die Ehre, welche mir zu Teil wird, ist zu groß, als daß ich sie vergessen sollte.«

»Mein lieber Graf«, sagte d'Artagnan, »Seine Eminenz wollte uns auch nicht gerade haben. Herr Du Vallon und ich bestanden jedoch, vielleicht auf eine unpassende Weise, darauf, so groß war unser Verlangen, Euch zu sehen.«

Bei dieser Stimme, bei diesem spöttischen Tone, bei dieser so wohl bekannten Gebärde, welche den Ton und die Stimme begleitete, machte Athos einen Sprung des Erstaunens.

»D'Artagnan! Porthos!« rief er.

»In Person, lieber Freund.«

»In Person«, wiederholte Porthos.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Graf.

»Das soll bedeuten«, antwortete Mazarin, indem er, wie er es bereits getan, zu lächeln versuchte und sich während des Lächelns in die Lippen biß, »das soll bedeuten, daß sich die Rollen verändert haben, denn statt daß diese Herren meine Gefangenen sind, bin ich der Gefangene dieser Herren, und Ihr seht mich genötigt, hier das Gesetz zu empfangen, statt es zu machen. Aber, meine Herren, ich sage Euch zum Voraus, wenn Ihr mich nicht erwürgt, wird Euer Sieg von kurzer Dauer sein. Die Reihe ist bald wieder an mir; man wird kommen . . . «

»Ah! Monseigneur«, sprach d'Artagnan, »droht nicht, das gibt ein schlechtes Beispiel. Wir sind doch so sanft und so artig gegen Eure Eminenz! Setzen wir alle schlimme Laune bei Seite, entfernen wir jeden Groll und sprechen wir freundlich mit einander.«

»Das ist mir ganz lieb, meine Herren«, sagte Mazarin -, »aber in dem Augenblick, wo wir über mein Lösegeld verhandeln, sollt Ihr Eure Lage nicht für besser halten, als sie wirklich ist; indem Ihr mich in der Falle fngt, habt Ihr Euch mit mir gefangen. Wie wollt Ihr von hier wegkommen? Seht die Gitter, seht die Türen, seht oder erratet vielmehr die Schildwachen, welche diese Höfe füllen, und laßt uns dann einen Vergleich treffen. Ich will Euch zeigen, daß ich loyal bin.«

»Gut«, dachte d'Artagnan, »wir wollen festhalten, er gedenkt uns einen Streich zu spielen.«

»Ich habe Euch Eure Freiheit angeboten«, fuhr der Minister fort, »ich biete sie Euch noch an; wollt Ihr sie? Vor einer Stunde werdet Ihr entdeckt, verhaftet, oder genötigt sein, mich zu töten, was ein furchtbares Verbrechen, und loyaler Edelleute, wie Ihr seid, ganz unwürdig wäre.«

»Er hat Recht«, dachte Athos.

Und wie Alles, was in dieser Seele vorging, welche nur edle Gedanken hatte, so spiegelte sich auch dieser Gedanke in seinen Augen ab.

D'Artagnan aber sagte, um die Hoffnung herabzustimmen, welche das stillschweigende Beipflichten von Athos in Mazarin erregt hatte:

»Wir werden auch nur in der äußersten Not zur Gewalt greifen.«

»Wenn Ihr dagegen«, fuhr Mazarin fort, »wenn Ihr mich gehen laßt und Eure Freiheit annehmt . . . «

D'Artagnan unterbrach ihn mit den Worten:

»Wie sollen wir unsere Freiheit annehmen, da Ihr sie, wie Ihr selbst sagt, fünf Minuten, nachdem Ihr sie gegeben habt, wieder nehmen könnt? Und wie ich Euch kenne, werdet Ihr sie uns wieder nehmen, Monseigneur.«

»Nein, bei meinem Kardinalsworte! . . . Glaubt Ihr mir nicht?«

»Monseigneur, ich glaube den Kardinälen nicht, welche keine Priester sind.«

»Wohl, bei meinem Ministerworte!«

»Ihr seid es nicht mehr; Monseigneur, Ihr seid Gefangener.«

»Bei dem Worte von Mazarin also! Ich bin dies und werde es

hoffentlich stets sein.«

»Hm!« sagte d'Artagnan, »ich habe von einem Mazarin sprechen hören, welcher wenig Gewissenhaftigkeit bei seinen Schwüren hatte, und ich befürchte, es ist dies einer von den Ahnen Eurer Eminenz.«

»Herr d'Artagnan«, sagte Mazarin, »Ihr habt viel Geist, und es tut mir leid, mich mit Euch entzweit zu haben.«

»Monseigneur, söhnen wir uns aus, ich verlange nichts Anderes.«

»Wohl«, versetzte Mazarin, »ich leiste Euch auf eine untrügliche, handgreifliche Weise Sicherheit.«

»Ah! das ist etwas Anderes«, sagte Porthos.

»Laßt hören«, sprach Athos.

»Laßt hören«, wiederholte d'Artagnan.

»Vor Allem, nehmt Ihr an?« sagte der Kardinal.

»Erklärt uns Euren Plan, Monseigneur, und wir werden sehen.«

»Zieht wohl in Betracht, daß Ihr eingeschlossen, gefangen seid.«

»Ihr wißt, Monseigneur«, entgegnete d'Artagnan, »es bleibt uns immer noch ein letztes Mittel.«

»Welches?«

»Mit einander zu sterben.«

Mazarin bebte.

»Hört«, fuhr er fort, »am Ende des Ganges ist eine Türe, wozu ich den Schlüssel habe; diese Türe führt in den Park. Geht mit dem Schlüssel, Ihr seid flink, Ihr seid kräftig, Ihr seid bewaffnet, und in einer Entfernung von hundert Schritten, wenn Ihr Euch links wendet, findet Ihr die Mauer des Parks. Ihr steigt über dieselbe und seid mit drei Sprüngen auf der Straße und frei. Ich kenne Euch nun hinreichend, um zu wissen, daß es, wenn man Euch angreift, kein Hindernis gegen Eure Flucht sein wird.«

»Ah! bei Gott, Monseigneur«, sagte d'Artagnan, »das ist gut, das heiße ich sprechen. Wo ist der Schlüssel, den Ihr uns bieten wollt?«

»Hier.«

»Aber, Monseigneur«, fügte d'Artagnan bei, »Ihr werdet uns

wohl zu der Türe führen?«

»Sehr gern.« sprach der Minister, »wenn es dessen zu Eurer Beruhigung bedarf.«

Mazarin, der nicht so leichten Kaufes durchzukommen gehofft hatte, wandte sich ganz strahlend nach dem Gange und öffnete die Türe.

Sie ging allerdings nach dem Park, was die drei Flüchtlinge an dem Nachtwinde wahrnahmen, der sich im Gange fing und ihnen den Schnee in das Gesicht trieb.

»Teufel! Teufel!« sagte d'Artagnan, »es ist eine furchtbare Nacht, Monseigneur. Wir kennen die Örtlichkeiten nicht und werden nie unsern Weg finden. Da nun Eure Eminenz so viel getan hat, daß sie uns bis hierher führte, . . . nur noch einige Schritte, Monseigneur, geleitet uns bis zur Mauer.«

»Es sei«, sprach der Kardinal.

Und in gerader Linie durchschneidend, marschierte er mit raschem Schritte auf die Mauer zu, an deren Fuß alle Vier bald waren.

»Seid Ihr zufrieden, meine Herren?« fragte Mazarin.

»Ich glaube wohl, wir müßten sonst sehr schwieriger Natur sein. Teufel, welche Ehre! Drei arme Edelleute von einem Kirchenfürsten geleitet! Doch, Monseigneur, Ihr sagtet so eben, wir wären mutig, flink und bewaffnet?«

»Ja.«

»Ihr täuscht Euch: nur ich und Herr Du Vallon sind bewaffnet; der Herr Graf ist es nicht, und wenn wir irgend einer Patrouille begegneten, so könnten wir uns verteidigen müssen.«

»Das ist nur zu richtig.«

»Aber wo werden wir ein Schwert finden?«

»Monseigneur«, sagte d'Artagnan, »wird dem Grafen das seinige leihen, das ihm unnütz ist.«

»Sehr gern«, sprach der Kardinal, »ich bitte sogar den Herrn Grafen, es als Andenken von mir behalten zu wollen.«

»Das ist doch äußerst artig, Graf«, versetzte d'Artagnan.

»Ja«, erwiderte Athos; »ich verspreche auch, mich nie davon zu trennen.«

»Ein rührender Austausch!« sprach d'Artagnan. »Habt Ihr keine Tränen in den Augen, Porthos?«

»Ja«, erwiderte Porthos, »doch weiß ich nicht, ob es dieses ist oder der Wind, was mich weinen macht. Ich glaube, es ist der Wind.«

»Nun steigt hinauf, Athos, und macht geschwinde.«

Athos gelangte, von Porthos unterstützt, der ihn wie eine Feder aufhob, auf den Kamm der Mauer.

»Nun springt hinab. Athos.«

Athos sprang und verschwand auf der andern Seite der Mauer.«

»Seid Ihr zu Boden?« fragte d'Artagnan.

»Ja.«

»Ohne einen Unfall?«

»Ganz unversehrt.«

»Porthos, beobachtet den Herrn Kardinal, während ich hinaufsteige; nein, ich bedarf Eurer nicht, ich werde wohl allein hinaufkommen. Beobachtet nur den Herrn Kardinal.«

»Ich beobachte ihn«, erwiderte Porthos.

»Nun? . . . «

»Ihr habt Recht, es ist schwieriger, als ich glaubte. Leih mir Euren Rücken, aber ohne von dem Herrn Kardinal abzulassen.«

»Ich lasse nicht von ihm ab.«

Porthos bot d'Artagnan seinen Rücken, und dieser war bald mit Hilfe seiner Stütze rittlings auf dem Kamm der Mauer.

Mazarin gab sich den Anschein, als müßte er lachen.

»Seid Ihr oben?« fragte Porthos.

»Ja, mein Freund, und nun . . . «

»Was nun?«

»Nun gebt mir den Herrn Kardinal herauf und bei dem geringsten Schrei, den er ausstößt, erstickt ihn.«

Mazarin wollte schreien, aber Porthos preßte ihn mit seinen zwei Händen zusammen und hob ihn bis zu d'Artagnan hinauf, welcher den Kardinal am Kragen faßte, zu sich setzte und mit drohendem Tone zu ihm sagte:

»Mein Herr, springt sogleich zu dem Herrn Grafen de la Fère

hinab, oder ich bringe Euch um, so wahr ich ein Edelmann bin.«

»Herr, Herr!« rief Mazarin, »Ihr brecht Euer Wort.«

»Ich? wo habe ich Euch irgend etwas versprochen, Monseigneur?«

Mazarin stieß einen Seufzer aus und erwiderte:

»Ihr seid frei durch mich, mein Herr; Eure Freiheit war mein Lösegeld.«

»Aber das Lösegeld für den ungeheuren, in der Galerie vergrabenen Schatz, zu welchem man hinabsteigt, indem man an eine in der Mauer verborgene Feder drückt, wodurch ein Kasten sich umdreht und eine Treppe sichtbar wird? Sagt, Monseigneur, ist hiervon nicht auch ein wenig zu sprechen?«

»Jesus, mein Gott!« versetzte Mazarin beinahe erstickt und die Hände faltend., »ich bin ein verlorener Mann.«

Aber ohne sich bei seinen Klagen aufzuhalten, nahm ihn d'Artagnan unter dem Arm und ließ ihn sachte in die Hände von Athos hinabgleiten, der ruhig unten an der Mauer geblieben war.

Dann sich gegen Porthos umwendend, sagte d'Artagnan:

»Nehmt meine Hand, ich halte mich an der Mauer.«

Porthos machte eine Anstrengung, daß die Mauer erbebte, und gelangte ebenfalls auf hie Höhe.

»Ich hatte nicht ganz begriffen«, sagte er, »aber nun begreife ich: das ist komisch.«

»Findet Ihr?« erwiderte d'Artagnan, »desto besser; aber damit es bis zum Ende komisch bleibt, wollen wir keine Zeit verlieren.«

Und er sprang von der Mauer herab.

Porthos tat dasselbe.

»Begleitet den Herrn Kardinal, meine Herren«, sprach d'Artagnan, »ich sondiere unterdessen die Gegend.«

Der Gascogner zog den Degen und marschierte in der Vorhut.

»Monseigneur«, sagte er, »wohin müssen wir uns wenden, um die Landstraße zu erreichen?« Denkt wohl nach, ehe Ihr antwortet; denn wenn sich Eure Eminenz täuschen würde, so könnte dies große Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, nicht allein für uns, sondern auch für den Herrn Kardinal.«

»Geht an der Mauer hin«, sprach Mazarin, »und Ihr lauft nicht

Gefahr, Euch zu verirren.«

Die drei Freunde verdoppelten den Schritt, aber nach einigen Augenblicken waren sie genötigt, wieder langsamer zu geben; der Kardinal vermochte ihnen, trotz des besten Willens, nicht zu folgen.

Plötzlich stieß d'Artagnan an etwas Warmes, was eine Bewegung machte.

»Halt! ein Pferd!« sagte er, »ich habe ein Pferd gefunden, meine Herren.«

»Und ich auch«, sprach Athos.

»Und ich ebenfalls!« rief Porthos, der dem Befehle getreu den Kardinal beständig am Arme hielt.

»Das nenne ich Glück, Monseigneur«, sagte d'Artagnan in der Minute, wo Eure Eminenz sich beklagte, zu Fuß gehen zu müssen.«

Aber in dem Augenblick, wo er diese Worte sprach, senkte sich ein Pistolenlauf auf seine Brust, und er hörte mit ernstem Tone sagen: »Rührt nicht an!«

»Grimaud!« rief d'Artagnan, »Grimaud! schickt Dich der Himmel?«

»Nein, gnädiger Herr«, antwortete der ehrliche Diener, »Herr Aramis hieß mich die Pferde bewachen.«

»Aramis ist also hier?«

»Ja, gnädiger Herr, seit gestern.«

»Und was macht Ihr?«

»Wir lauern.«

»Was! Aramis ist hier?« wiederholte Athos.

»An der kleinen Pforte des Schlosses. Dort war sein Posten.«

»Ihr seid also zahlreich?«

»Wir sind zu sechzig.«

»Laß ihm melden, daß wir hier sind.«

»Sogleich, gnädiger Herr.«

Und bedenkend, daß Niemand den Auftrag besser besorgen würde, als er, lief Grimaud in größter Eile weg, während die Freunde, strahlend vor Freude, endlich wieder vereinigt zu sein, warteten. Von der ganzen Gruppe war nur Herr von Mazarin

schlechter Laune.



XXIII.

Worin man endlich zu glauben anfängt, daß Porthos Baron und d'Artagnan Kapitän werden sollen.

Nach Verlauf von zehn Minuten erschien Aramis, begleitet von Grimaud und acht bis zehn Edelleuten. Er war ganz strahlend und warf sich seinen Freunden um den Hals.

»Ihr seid also frei, Brüder, frei ohne meine Hilfe? Ich habe also trotz meiner Bemühungen nichts für Euch tun können?«

»Verzweifelt darüber nicht, teurer Freund; aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Konntet Ihr nichts tun, so werdet Ihr doch etwas tun.«

»Meine Maßregeln waren doch so gut getroffen«, sprach Aramis. »Ich habe sechzig Mann von dem Herrn Coadjutor bekommen; zwanzig bewachen die Mauern des Parks, zwanzig die Straße von Rueil nach Saint-Germain, zwanzig sind im Walde zerstreut. Auf diese Art und in Folge meiner strategischen Anordnungen habe ich zwei Couriere von Mazarin an die Königin aufgefangen.«

Mazarin horchte.

»Aber Ihr habt sie doch hoffentlich ehrlicher Weise an den Herrn Kardinal zurückgeschickt?« fragte d'Artagnan.

»Ah! ja«, sprach Aramis, »bei ihm werde ich wohl mit solcher Zartheit zu Werke gehen! In einer von diesen Depeschen erklärte der Kardinal der Königin, die Kassen seien leer und Ihre Majestät habe kein Geld mehr; in der andern meldet er, er werde die Gefangenen nach Melun bringen lassen, da ihm Rueil kein hinreichend sicherer Ort zu sein scheine. Ihr begreift, lieber Freund, daß dieser letzte Brief mir gute Hoffnung gegeben hat. Ich legte mich mit sechzig Mann in den Hinterhalt, umstellte das Schloß, ließ Handpferde bereit halten, die ich dem gescheiterten Grimaud anvertraute, und erwartete Euren Abgang. Vor morgen früh rechnete ich nicht hierauf, und ich hoffte auch nicht, Euch ohne Scharmützel zu befreien. Ihr seid diesen Abend frei, frei

ohne Kampf. Wie habt Ihr es gemacht, um diesem Knauser Mazarin zu entkommen? Ihr müßt Euch sehr über ihn zu beklagen haben.«

»Nicht zu sehr«, sprach d'Artagnan.

»Wirklich!«

»Ich sage noch mehr: wir haben uns über ihn zu beglückwünschen gehabt.«

»Unmöglich!«

»Gewiß, in der Tat; ihm verdanken wir unsere Freiheit.«

»Ihm?«

»Ja; er ließ uns durch Herrn Bernouin, seinen Kammerdiener, in die Orangerie führen.« Von da folgten wir ihm bis zu dem Grafen de la Fère. Dann bot er uns unsere Freiheit an. Wir nahmen sie an, und er trieb die Gefälligkeit so weit, daß er uns den Weg zeigte und bis zu der Mauer des Parkes führte, die wir mit dem größten Glücke erstiegen hatten, als wir Grimaud trafen.«

»Ah! gut«, sagte Aramis, »das söhnt mich mit ihm aus, und ich wollte, er wäre da, damit ich ihm sagen könnte, ich hätte ihn einer solchen Handlung nicht . . . «

»Monseigneur«, sprach d'Artagnan, außer Stands, länger an sich zu halten, »erlaubt, daß ich Euch den Herrn Chevalier d'Herblay vorstelle, der Eurer Eminenz, wie Ihr selbst hören konntet, seine Ehrfurcht zu bezeigen wünscht.«

Und er zog sich zurück und stellte dadurch den verwirrten Kardinal vor die erstaunten Blicke von Aramis.

»Oho!« rief dieser, »der Kardinal! ein guter Fang! Holla! holla! Freunde! Die Pferde! die Pferde!«

Einige Reiter sprenghen herbei.

»Bei Gott!« rief Aramis, »ich werde doch zu Etwas nütze gewesen sein. Monseigneur, möge Eure Eminenz die Gnade haben, meine Huldigung in Empfang zu nehmen. Ich wette, das ist der heilige Christoph von einem Porthos, der diesen Schlag getan hat! Doch beinahe hätte ich vergessen . . . «

Und er gab ganz leise einem Reiter einen Befehl.

»Ich glaube, es wäre klug, wenn wir abziehen würden«, sagte d'Artagnan.

»Ja, aber ich erwarte Jemand . . . einen Freund von Athos.«

»Einen Freund?« sprach der Graf.

»Seht, dort kommt er im Galopp durch das Gesträuch.«

»Herr Graf! Herr Graf!« rief eine jugendliche Stimme, welche Athos beben machte.

»Raoul! Raoul!« rief der Graf de la Fère.

Einen Augenblick vergaß der junge Mann seine gewöhnliche Ehrfurcht und warf sich seinem Vater um den Hals.

»Seht, Herr Kardinal, wäre es nicht Schade gewesen, Leute zu trennen, welche sich lieben, wie wir uns lieben? Meine Herren«, fuhr Aramis fort, indem er sich an die Reiter wandte, die sich jeden Augenblick zahlreicher versammelten, »meine Herren, umgebt Seine Eminenz, um ihr die schuldige Ehre zu erweisen. Der Herr Kardinal will die Ehre haben, uns seine Gesellschaft zu gönnen. Ihr werdet ihm hoffentlich dafür dankbar sein. Porthos, verliert Seine Eminenz nicht aus dem Blicke.«

Aramis ging hiernach zu d'Artagnan und Athos, welche sich beratschlagten, und beratschlagte mit ihnen.

»Vorwärts«, sprach d'Artagnan, nach einer Beratung von fünf Minuten, »vorwärts, marsch!«

»Und wohin gehen wir?« fragte Porthos.

»Zu Euch, lieber Freund, nach Pierrefonds; Euer schönes Schloß ist würdig, Seiner Eminenz adelige Gastfreundschaft zu bieten. Dann ist es auch sehr gut gelegen, nicht zu nahe, nicht zu ferne von Paris, Mann kann von dort leicht Verbindungen mit der Hauptstadt anknüpfen. Kommt, Monseigneur, Ihr werdet in jenem Schlosse sein: als ein Fürst, wie Ihr es seid.«

»Ein entsetzter Fürst«, sprach Mazarin kläglich.

»Der Krieg hat seine Wechselfälle, Monseigneur«, erwiderte Athos; »aber seid versichert, wir werden keinen Mißbrauch davon machen.«

»Nein, aber einen Gebrauch werden wir davon machen«, sprach d'Artagnan.

Den ganzen Rest der Nacht eilten die Entführer mit der unermüdlichen Geschwindigkeit früherer Zeiten die Straße entlang. Mazarin ließ sich düster und nachdenkend unter diesem Geisterritte fortreißen.

Bei Tagesanbruch hatte man zwölf Stunden in einem Zuge zurückgelegt. Die Hälfte der Escorte war abgetrieben, einige Pferde fielen.

»Die Pferde sind heutzutage nicht mehr wie die früheren.« sprach Porthos; »Alles artet aus.«

»Ich habe Grimaud nach Dammartin geschickt«, sagte Aramis; er soll uns fünf frische Pferde bringen, eines für Seine Eminenz, vier für uns. Die Hauptsache ist, daß wir Monseigneur nicht verlassen. Der Rest des Geleites wird uns später einholen; haben wir Saint-Denis einmal hinter uns, so ist nichts mehr für uns zu befürchten.«

Grimaud brachte wirklich fünf Pferde. Der Herr, an den er sich gewendet hatte, war ein Freund von Porthos und hatte sich deshalb beeilt, sie nicht zu verkaufen, wie man ihm vorgeschlagen, sondern dieselben anzubieten. Zehn Minuten nachher hielt die Escorte in Ermenonville an; aber die vier Freunde eilten, Herrn von Mazarin geleitend, mit neuem Eifer fort.

Zur Mittagsstunde erreichte man die Allee des Schlosses von Porthos.

»Ah!« sprach Mousqueton, der, neben d'Artagnan reitend, auf dem ganzen Wege kein Wort von sich gegeben hatte, »ah, Ihr möget mir glauben oder nicht, aber dies ist das erste Mal, daß ich seit meinem Abgange von Pierrefonds atme.«

Und er setzte sein Pferd in Galopp, um den andern Dienern die Ankunft von Herrn Du Ballon und seinen Freunden zu verkündigen.

»Wir sind Vier«, sagte d'Artagnan zu seinen Freunden, »wir lösen uns in der Bewachung von Monseigneur ab, und jeder von uns wacht drei Stunden. Athos untersucht das Schloß, das man für den Fall einer Belagerung uneinnehmbar machen muß, Porthos beaufsichtigt die Verproviantierung und Aramis das Garnisonswesen, das heißt, Athos wird Oberingenieur, Porthos Generalproviantmeister und Aramis Gouverneur des Platzes.«

Mittlerweile führte man Mazarin in das schönste Zimmer des Schlosses.

»Meine Herren«, sagte er, als er hier etwas eingerichtet war, »Ihr könnt nicht darauf rechnen, mich lange Zeit hier inkognito zu

behalten.«

»Nein, Monseigneur«, antwortete d'Artagnan, »wir gedenken im Gegenteil so schnell als möglich bekannt zu machen, daß wir Euch in Händen haben.«

»Dann wird man Euch belagern.«

»Wir sind darauf gefaßt.«

»Und was werdet Ihr tun?«

»Wir werden uns verteidigen. Wenn der selige Herr Kardinal von Richelieu noch lebte, so würde er Euch eine gewisse Geschichte von einer Bastei Saint-Gervais erzählen, wo wir Vier mit unsern vier Lackeien und zwölf Toten gegen eine ganze Armee Stand gehalten haben.«

»Dergleichen Tollkühnheiten machen sich einmal, mein Herr, und wiederholen sich nicht.«

Wir werden jetzt auch nicht nötig haben, so heldenmütig zu sein: morgen bekommt die Pariser Armee Kunde, übermorgen ist sie hier. Statt daß die Schlacht in Saint-Denis oder in Charenton stattfindet, wird sie in Compiègne oder in Villers-Cotterets geschlagen.«

»Der Herr Prinz wird Euch besiegen, wie er stets gesiegt hat.«

»Das ist möglich, Monseigneur. Doch vor der Schlacht lassen wir Eure Eminenz nach einem andern Schlosse unseres Freundes Du Vallon bringen, denn er hat drei, wie dieses. Wir wollen Eure Eminenz den Zufallen des Krieges nicht bloßstellen.«

»Wohl«, sagte Mazarin, »ich sehe, daß ich kapitulieren muß.«

»Vor der Belagerung?«

»Ja, die Bedingungen werden vielleicht besser sein.«

»Ah! Monseigneur, was die Bedingungen betrifft, sollt Ihr uns sehr billig finden.«

»Laßt hören. Sprecht Euch hierüber aus.«

»Ruht vorerst, Monseigneur, und wir unsererseits wollen uns die Sache überlegen.«

»Ich bedarf der Ruhe nicht, meine Herren, ich will wissen, ob ich mich in Feindes oder Freundes Händen befinde.«

»In Freundes Händen, Monseigneur.«

»Nun, so sagt mir sogleich, was Ihr wollt, damit

ich sehe, ob eine Übereinkunft unter uns möglich ist. Sprecht, Herr Graf de la Fère.«

»Monseigneur«, sagte Athos, »ich habe nichts für mich zu verlangen, und hätte zu viel für Frankreich zu fordern. Ich enthalte mich also und übertrage das Wort an den Herrn Chevalier d'Herblay.«

Und sich verbeugend, machte Athos einen Schritt rückwärts und blieb als ein einfacher Zuschauer der Konferenz am Kamin stehen.

»Sprecht doch, Herr Chevalier d'Herblay«, sagte der Kardinal, »was wünscht Ihr? Keine Umschweife keine Zweideutigkeiten. Seid klar, kurz und bestimmt.«

»Ich, Monseigneur, ich werde ein offenes Spiel spielen.«

»Legt also Eure Karten auf.«

»Ich habe in meiner Tasche das Programm der Bedingungen«, sagte Aramis, »die Euch vorgestern in Saint-Germain die Deputation vorlegte, an der ich Anteil nahm. Achten wir vor Allem die alten Rechte. Die Forderungen, welche in dem Programm gestellt sind, werden bewilligt.«

»Wir waren über diese beinahe einverstanden. Gehen wir also zu den besonderen Bedingungen über.«

»Ihr glaubt also, daß sich solche finden werden?« versetzte Aramis lächelnd.

»Ich glaube, daß nicht bei Euch allen dieselbe Uneigennützigkeit stattfinden wird, wie bei dem Herrn Grafen de la Fère«, erwiderte Mazarin, sich mit einer Verbeugung gegen Athos umwendend.

»Ah! Ihr habt Recht«, sprach Aramis, »und es macht mich glücklich, zu sehen, daß Ihr dem Grafen endlich Gerechtigkeit widerfahren laßt. Der Herr Graf ist ein erhabener Geist, der über den gewöhnlichen Wünschen und menschlichen Leidenschaften steht; es ist eine antike, stolze Seele. Ihr habt Recht, Monseigneur, wir stehen nicht auf einer Höhe mit ihm und sind die Ersten, die dies mit Euch anerkennen.«

»Aramis«, sagte Athos, »spottet Ihr?«

»Nein, mein lieber Graf, ich sage, was wir denken, und was alle Diejenigen denken, welche Euch kennen. Aber Ihr habt Recht, es

handelt sich nicht um Euch, sondern um Monseigneur und seinen unwürdigen Diener, den Chevalier d'Herblay.«

»Nun, was wünscht Ihr, mein Herr, außer den allgemeinen Bedingungen, auf welche wir zurückkommen werden?«

»Ich wünsche, Monseigneur, daß man die Normandie Frau von Longueville verleihe, nebst voller, unbeschränkter Absolution und fünfmal hunderttausend Livres. Ich wünsche, daß Seine Majestät der König die Gnade habe, der Pate des Sohnes zu werden, den sie gebären wird; sodann, daß Monseigneur, nachdem er der Taufe beigewohnt hat, seine Huldigung unserem heiligen Vater, dem Papste, in Person darbringe.«

»Das heißt, Ihr wollt, daß ich meinen Funktionen als Minister entsage, daß ich Frankreich verlasse, daß ich mich verbanne?«

»Monseigneur soll nach meinem Willen bei der ersten Erledigung Papst werden, wobei ich mir vorbehalte, vollkommenen Ablass für mich und meine Freunde von ihm zu verlangen.«

Mazarin machte eine unübersetzbare Grimasse.

»Und Ihr, mein Herr?« fragte er d'Artagnan.

»Ich, Monseigneur«, sagte der Gascogner, »ich bin in allen Punkten derselben Meinung, wie der Herr Chevalier d'Herblay, mit Ausnahme des letzten Artikels, in welchem ich völlig von ihm abweiche. Weit entfernt, zu wünschen, daß Monseigneur Frankreich verlasse, wünsche ich im Gegenteil, daß er in Paris bleibe; weit entfernt, zu wünschen, daß er Papst werde, wünsche ich im Gegenteil, daß er erster Minister bleibe, denn Monseigneur ist ein großer Politiker. Ich werde mich sogar bemühen, so viel es von mir abhängt, ihm den Sieg über die ganze Fronde zu verschaffen, doch unter der Bedingung, daß er sich einigermaßen der treuen Diener des Königs erinnert und die erste Compagnie der Musketiere einem, den ich bezeichnen werde, verleiht. Und Ihr, Du Vallon?«

»Ja, nun ist es an Euch, mein Herr; sprecht.«

»Ich?« erwiderte Porthos, »ich wünschte, daß der Herr Kardinal, um mein Haus zu ehren, das ihm eine Zufluchtsstätte gewährte, die Gnade hatte, zum Andenken an dieses Abenteuer mein Gut zu einer Baronie zu erheben, mit der Zusage des

Ordens für einen meiner Freunde bei der ersten Beförderung, welche Seine Majestät vornehmen wird.«

»Ihr wißt, mein Herr, daß man, um den Orden zu bekommen, Proben ablegen muß.«

»Dieser Freund wird sie ablegen. Überdies würde Monseigneur, wenn es durchaus notwendig wäre, ihm sagen, wie man diese Förmlichkeit umgeht.«

Mazarin biß sich in die Lippen. Der Schlag traf geradezu und er erwiderte ziemlich trocken:

Alles das reimt sich ziemlich schlecht zusammen, wie mir scheint, meine Herren, denn wenn ich die Einen befriedige, mache ich notwendig die Andern unzufrieden. Bleibe ich in Paris, so kann ich nicht nach Rom gehen; werde ich Papst, so kann ich nicht Minister bleiben; bin ich nicht Minister, so kann ich nicht Herrn d'Artagnan zum Kapitän und Herrn Du Vallon zum Baron machen.«

»Das ist wahr«, sagte Aramis. »Da ich die Minorität bilde, so nehme ich meinen Antrag in Beziehung auf die Reise nach Rom und die Entlassung von Monseigneur zurück.«

»Ich bleibe also Minister?« sagte Mazarin.

»Ihr bleibt Minister, das ist abgemacht«, sprach d'Artagnan: »Frankreich bedarf Eurer.«

»Und ich stehe von meinen Anforderungen ab«, sagte Aramis. »Seine Eminenz bleibt erster Minister und sogar Liebling Ihrer Majestät, wenn sie mir und meinen Freunden bewilligt, was wir für Frankreich und für uns verlangen.«

»Beschäftigt Euch nur mit Euch, meine Herren, und laßt Frankreich sich mit mir abfinden, wie es eben kann«, sprach Mazarin.

»Nein, nein!« versetzte Aramis, »es bedarf eines Vertrags für die Frondeurs. Eure Eminenz wird ihn abfassen, in unserer Gegenwart unterzeichnen und sich durch denselben Vertrag verbindlich machen, die Ratifikation der Königin zu erlangen.«

»Ich kann nur für mich stehen«, sagte Mazarin, »und nicht für die Königin. Und wenn Ihre Majestät sich weigert?«

»O!« rief d'Artagnan, »Monseigneur weiß wohl, daß Ihre Majestät ihm nichts zu verweigern vermag.«

»Seht, Monseigneur«, sagte Aramis, hier ist der von der Deputation der Frondeurs vorgeschlagene Vertrag; Eure Eminenz beliebe ihn zu lesen und zu prüfen.«

»Ich kenne denselben«, sprach Mazarin.

»So unterzeichnet.«

»Bedenkt, meine Herren, daß eine Unterschrift unter den Umständen gegeben, in denen wir uns befinden, als durch Gewalt entrissen betrachtet werden dürfte.«

»Dann ist Monseigneur da, um zu sagen, daß sie freiwillig gegeben worden ist.«

»Wenn ich mich aber weigere?«

Ah, Monseigneur«, erwiderte d'Artagnan, dann hat Eure Eminenz die Folgen ihrer Weigerung nur sich selbst zur Last zu legen.«

»Würdet Ihr es wagen, die Hand an einen Kardinal zu legen?«

»Monseigneur, Ihr habt sie an Musketiere Ihrer Majestät gelegt.«

»Die Königin wird mich rächen, meine Herren.«

»Ich glaube es nicht, obgleich ich nicht denken kann, daß es ihr an Lust dazu gebricht. Aber wir gehen mit Eurer Eminenz nach Paris, und die Pariser sind die Leute, uns zu verteidigen.«

»Wie unruhig muß man in diesem Augenblick in Rueil und Saint-Germain sein!« sprach Aramis. »Wie muß man sich fragen: wo ist der Kardinal? was ist aus dem Minister geworden? wohin ist der Günstling gekommen? Wie muß man Monseigneur in allen Ecken und Winkeln suchen! Wie muß man Kommentare machen, und wenn die Fronde das Verschwinden von Monseigneur erfährt, wie muß sie triumphieren!«

»Das ist abscheulich!« murmelte Mazarin.

»Unterzeichnet also den Vertrag, Monseigneur«, sagte Aramis.

»Aber wenn ich unterzeichne und die Königin weigert sich, ihn zu ratifizieren?«

»Ich übernehme es, mich zu der Königin zu begeben, und ihre Unterschrift zu erlangen«, entgegnete d'Artagnan.

»Nehmt Euch in Acht, daß Euch in Saint-Germain nicht der Empfang zu Teil wird, welchen zu erwarten Ihr Euch berechtigt

glaubt«, versetzte Mazarin.

»Ah, bah!« erwiderte d'Artagnan, »die Sache soll so eingerichtet werden, daß ich willkommen bin, denn ich weiß ein Mittel.«

»Welches?«

Ich bringe Ihrer Majestät den Brief, in welchem ihr Monseigneur die völlige Erschöpfung der Finanzen meldet.«

»Hernach?« sprach Mazarin erbleichend.

»Hernach, wenn ich Ihre Majestät in der größten Verlegenheit sehe, führe ich sie nach Rueil, lasse sie in die Orangerie eintreten und zeige ihr eine gewisse Feder, welche einen Kasten in Bewegung setzt.«

»Genug, mein Herr«, murmelte der Kardinal, »genug. Wo ist der Vertrag?«

»Hier«, antwortete Aramis.

»Ihr seht, daß wir großmütig sind«, sprach d'Artagnan, »denn wir konnten für ein solches Geheimnis viel tun.«

»Unterzeichnet also«, sagte Aramis und reichte ihm eine Feder.

Mazarin stand auf und ging einige Augenblicke, mehr träumerisch als niedergeschlagen, auf und ab. Dann plötzlich stille stehend, fragte er:

»Und wenn ich unterzeichnet haben werde, meine Herren, worin wird die Bürgschaft für mich liegen?«

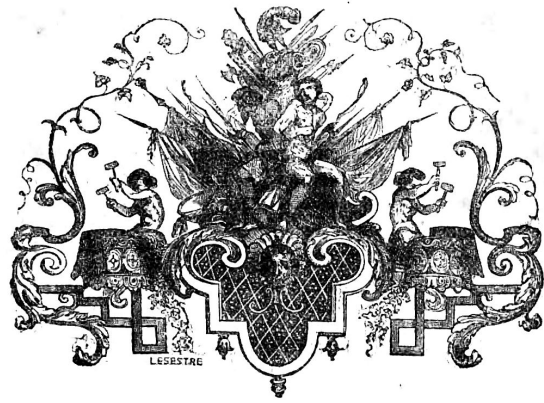
»In meinem Ehrenwort, Monseigneur«, erwiderte Athos.

Mazarin bebte, wandte sich gegen den Grafen de la Fère um, schaute einen Augenblick dieses edle, rechtschaffene Gesicht prüfend an, und sprach sodann:

»Das genügt mir, mein Herr Graf.«

Und er unterzeichnete.

»Nun aber, Herr d'Artagnan«, fügte er bei, »haltet Euch bereit abzugehen und einen Brief von mir an die Königin zu überbringen.«



XXIV.

Wie man mit einer Feder und einer Drohung mehr, rascher und besser wirkt, als mit einem Schwerte und mit Ergebenheit.

D'Artagnan kannte seine Mythologie: er wußte, daß die Gelegenheit nur *ein* Büschel Haare hat, an welchem man sie fassen kann, und er war nicht der Mann, der sie vorübergehen ließ, ohne sie beim Schöpfe zu packen. Er organisierte ein rasches und sicheres Reisesystem, indem er Relaispferde nach Chantilly vorausschickte, so daß er in fünf bis sechs Stunden nach Paris kommen konnte. Ehe er aber abreiste, bedachte er, daß es für einen Burschen von Geist und Erfahrung etwas Sonderbares wäre, das Ungewisse hinter sich lassend, auch auf das Ungewisse zu marschieren.

»In der Tat«, sagte er zu sich selbst in dem Augenblick, wo er im Begriffe war, zu Pferde zu steigen, um seine gefährliche Sendung zu vollziehen, Athos ist ein Romanheld, was die Großmut betrifft, Porthos eine vortreffliche Materie, Aramis ein hieroglyphisches Gesicht, das heißt, stets unleserlich. Was werden diese drei Elemente bewerkstelligen, wenn ich nicht mehr da bin, um sie unter einander zu vereinigen? . . . Vielleicht die Befreiung des Kardinals, und damit den Untergang unserer Hoffnungen, und unsere Hoffnungen sind bis jetzt der einzige Lohn für zwanzigjährige Arbeiten, neben denen die von Hercules wahre Pygmäen-Werke sind.«

Er suchte Aramis auf.

»Ihr, mein lieber Aramis«, sagte er zu ihm, »Ihr seid die eingefleischte Fronde; mißtraut also Athos, der Niemand's Angelegenheiten machen will, nicht einmal die seinigen; mißtraut besonders Porthos, der, um dem Grafen zu gefallen, welchen er als die Gottheit auf Eiden betrachtet, diesem behilflich sein wird, daß Mazarin entkommt, wenn Mazarin nur Geist genug hat, um zu weinen oder Ritterlichkeit zu spielen.«

Aramis lächelte mit seinem feinen und zugleich entschlossenen

Lächeln.

»Seid unbesorgt«, erwiderte er, »ich habe meine Bedingungen zu stellen. Ich arbeite nicht für mich, sondern für Andere, und mein kleiner Ehrgeiz soll geziemenden Ortes Früchte tragen.«

»Gut«, dachte d'Artagnan, »von dieser Seite kann ich ruhig sein.«

Er drückte Aramis die Hand und ging dann zu Porthos.

»Freund«, sagte er zu ihm, »Ihr habt so viel mit mir gearbeitet, um unser Glück zu bauen, daß es in dem Augenblick, wo wir auf dem Punkte sind, die Frucht unserer Arbeit zu ernten, eine lächerliche Torheit von Euch wäre, wenn Ihr Euch von Aramis beherrschen ließt, dessen Feinheit Ihr kennt, eine Feinheit, die, unter uns gesagt, nicht immer von Selbstsucht frei ist; oder von Athos, einem edlen, uneigennütigen, aber lebensmüden Mann, der, da er nichts mehr für sich selbst wünscht, nicht begreift, daß ein Anderer Wünsche haben kann. Was würdet Ihr sagen, wenn der Eine oder der Andere von unsern zwei Freunden Euch den Vorschlag machte, Mazarin gehen zu lassen?«

»Ich würde sagen, wir hätten zu viel Unangenehmes gehabt, bis wir ihn bekommen, um ihn loszulassen.«

»Bravo! Porthos; und Ihr hättet Recht, mein Freund, denn mit ihm ließt Ihr Eure Baronie los, die Ihr in Euren Händen haltet, abgesehen davon, daß Euch Mazarin, wäre er einmal von hier weg, hängen ließe.«

»Ihr glaubt?«

»Ich weiß es gewiß.«

»Dann würde ich ihn eher umbringen, als entschlüpfen lassen.«

»Und Ihr hättet abermals Recht. Es handelt sich nicht darum, wie Ihr wohl begreift, wenn wir unsere Angelegenheiten betreiben, die der Frondeurs zu betreiben, welche überdies die politischen Fragen nicht so verstehen, wie wir sie verstehen, die wir alte Soldaten sind.«

»Habt nicht bange, lieber Freund«, sagte Porthos, »ich sehe Euch vom Fenster aus zu Pferde steigen, ich folge Euch mit den Augen, bis Ihr verschwunden seid. Dann pflanze ich mich vor der Türe des Kardinals auf — eine Glastüre, welche in das Zimmer geht. Von dort sehe ich Alles, und bei der ersten verdächtigen

Gebärde blase ich ihm das Lebenslicht aus.«

»Bravo«, dachte d'Artagnan, »von dieser Seite wird der Kardinal, glaube ich, gut bewacht sein.«

Und er drückte dem Grundherrn von Pierrefonds die Hand und suchte Athos auf.

»Mein lieber Athos«, sprach er, »ich reise und habe Euch nur Eines zu sagen. Ihr kennt Anna von Österreich. Die Gefangenschaft von Herrn von Mazarin allein verbürgt mein Leben. Laßt Ihr ihn frei, so bin ich tot.«

»Es bedurfte gerade dieser Betrachtung, mein lieber d'Artagnan, um mich zu dem Gewerbe eines Gefangenenwärters zu bestimmen. Ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr den Kardinal finden werdet, wo Ihr ihn gelassen habt.«

»Das beruhigt mich mehr, als alle königlichen Unterschriften«, dachte d'Artagnan. »Nun, da ich das Wort von Athos habe, kann ich reisen.«

D'Artagnan reifte wirklich allein ab, ohne ein anderes Geleite als sein Schwert, und mit einem einfachen Vorweise von Mazarin, um zu der Königin gelangen zu können. Sechs Stunden nach seinem Abgange von Pierrefonds befand er sich in Saint-Germain.

Das Verschwinden von Mazarin war noch unbekannt; Anna von Österreich wußte allein davon und verbarg ihre Unruhe sogar vor ihren Vertrautesten. Man hatte in dem Zimmer von d'Artagnan die zwei geknebelten und gebundenen Soldaten gefunden; man hatte ihnen sogleich den Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Sprache wieder gegeben, aber sie vermochten nichts Anderes zu sagen, als was sie empfunden, das heißt, wie sie harpuniert, gebunden und ausgezogen worden waren. Aber was Porthos und d'Artagnan gemacht hatten, nachdem sie da hinaus waren, wo man sie hereingezogen, das wußten sie eben so wenig, als die anderen Bewohner des Schlosses.

Bernouin allein wußte ein wenig mehr, als die Anderen. Als Bernouin seinen Herrn nicht mehr zurückkommen sah und die Mitternachtsstunde schlagen hörte, wagte er es, in die Orangerie zu dringen. Daß er die erste Türe mit allerlei Geräte verrammelt fand, erregte bereits Verdacht bei ihm; aber er wollte diesen Verdacht Niemand mitteilen, und brach sich geduldig Bahn durch

das ganze Gewirre. Da gelangte er in den Gang, dessen Türen er insgesamt offen fand. Ebenso war es mit denen des Zimmers von Athos und der Türe des Parkes. Von hier aus konnte er leicht den Tritten auf dem Schnee folgen, und er sah, daß sie nach der Mauer zu gingen; auf der andern Seite fand er dieselbe Spur, sodann Tritte von Pferden und endlich die Spuren einer ganzen Reitertruppe, welche sich in der Richtung von Enghien entfernt hatte. Nun blieb ihm kein Zweifel mehr, daß den Kardinal die drei Gefangenen entführt hatten, da diese Gefangenen mit ihm verschwunden waren, und er lief deshalb nach Saint-Germain, um die Königin von diesem Verschwinden zu benachrichtigen.

Anna von Österreich empfahl ihm Stillschweigen, und Bernouin beobachtete dieses gewissenhaft; sie ließ nur den Herrn Prinzen kommen, dem sie Alles sagte, und der Herr Prinz schickte sogleich fünf- bis sechshundert Reiter in das Feld, mit dem Befehle, die ganze Umgegend zu durchsuchen und jede verdächtige Truppe, die sich von Rueil entfernen würde, in welcher Richtung es auch sein möchte, nach Saint-Germain zurückzubringen.

Da nun d'Artagnan keine Truppe bildete, insofern er allein war, da er sich nicht von Rueil entfernte, da er endlich nach Saint-Germain ritt, so gab Niemand auf ihn Achtung, und es wurde somit seiner Reise kein Hindernis in den Weg gelegt.

Als er in den Hof des alten Schlosses gelangte, war die erste Person, welche unser Botschafter erblickte, Meister Bernouin, der auf der Schwelle stehend Kunde von seinem verschwundenen Herrn erwartete.

Bei dem Anblicke von d'Artagnan, welcher zu Pferd in dem Ehrenhof erschien, rieb sich Bernouin die Augen, denn er glaubte sich zu täuschen. Aber d'Artagnan machte ihm mit dem Kopfe ein kleines freundschaftliches Zeichen, stieg ab, warf den Zügel seines Pferdes einem vorübergehenden Lackeien zu, und ging, ein Lächeln auf den Lippen, zu dem Kammerdiener.

»Herr d'Artagnan!« rief dieser, wie ein Mensch, auf dem der Alp sitzt und der im Schlafe spricht; »Herr d'Artagnan!«

»Er selbst, Herr Bernouin.«

»Und was wollt Ihr hier machen, gnädiger Herr?«

»Nachrichten von Herrn von Mazarin bringen, und zwar die allerneusten.«

»Was ist denn mit ihm geschehen?«

»Er befindet sich wie Ihr und ich.«

»Es ist ihm also nichts Unangenehmes widerfahren?«

»Durchaus Nichts. Er hat nur das Bedürfnis gefühlt, einen kleinen Ausflug in der Umgegend von Paris zu machen, und uns, den Herrn Grafen de la Fère, Herrn Du Vallon und mich, gebeten, ihn zu begleiten. Wir sind gestern Abend abgereist, und nun bin ich hier.«

»Ihr seid hier?«

»Seine Eminenz hatte Ihrer Majestät etwas sagen zu lassen, etwas Geheimes; der Kardinal hatte eine Sendung, die nur mir als einem sichern Manne anvertraut werden konnte, und so schickte er mich nach Saint-Germain. Wenn Ihr Eurem Gebieter etwas Angenehmes erweisen wollt, mein lieber Herr Bernouin, so habt die Güte, Ihrer Majestät meine Ankunft und den Zweck derselben zu melden.«

Mochte er nun im Ernste sprechen, mochte seine Rede nur ein Scherz sein, so erschien es doch klar, daß d'Artagnan unter den gegenwärtigen Umständen der einzige Mensch war, der Anna von Österreich von ihrer Unruhe befreien konnte; Bernouin machte daher keine Schwierigkeiten, sie von dieser seltsamen Botschaft in Kenntnis zu setzen, und die Königin gab ihm, wie er dies vorhergesehen hatte, Befehl, Herrn d'Artagnan sogleich einzuführen.

D'Artagnan näherte sich seiner Fürstin mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht. Bis auf drei Schritte vor sie gelangt, setzte er ein Knie auf die Erde und überreichte ihr den Brief.

Es war, wie gesagt, ein einfaches Schreiben, halb zur Einführung, halb zur Beglaubigung. Die Königin las dasselbe, erkannte vollkommen die Handschrift des Kardinals, obgleich sie ein wenig zitternd aussah, und da ihr dieser Brief Nichts von dem sagte, was vorgefallen war, so fragte sie nach den einzelnen Umständen.

D'Artagnan erzählte ihr Alles mit der naiven, einfältigen Miene, die er unter gewissen Umständen so gut anzunehmen wußte.

Die Königin betrachtete ihn, während er sprach, mit wachsendem Erstaunen; sie begriff nicht, wie ein Mensch ein solches Unternehmen wagen konnte, und noch viel weniger, daß er die Kühnheit hatte, dasselbe derjenigen zu erzählen, deren Interesse und beinahe Pflicht es war, Strafe dafür zu verhängen.

»Wie, mein Herr«, rief, als d'Artagnan seine Mittheilung vollendet hatte, die Königin rot vor Entrüstung, »Ihr wagt es, mir Euer Verbrechen zu gestehen, Euren Verrat zu erzählen!«

»Verzeiht, Madame, es scheint mir, ich habe mich entweder schlecht ausgedrückt, oder Eure Majestät hat mich schlecht verstanden; es ist hier weder von einem Verbrechen, noch von einem Verrate die Rede. Herr von Mazarin hielt Herrn Du Vallon und mich gefangen, weil wir nicht glauben konnten, er habe uns nach England geschickt, um dem König Karl I., dem Schwager des seligen Königs, Eures Gemahls, dem Gatten von Frau Henriette, Eurer Schwägerin, Eurem Gaste, ruhig den Hals abschneiden zu sehen, und weil wir Alles taten, was in unseren Kräften lag, um dem königlichen Märtyrer das Leben zu retten. Wir waren also überzeugt, mein Freund und ich, es müßte hier ein Irrtum obwalten, dessen Opfer wir wären, und eine Erklärung zwischen uns und Seiner Eminenz erschien uns unerläßlich. Soll aber eine Erklärung ihre Früchte tragen, so muß sie ruhig, fern vom Geräusche und von Überlästigen, stattfinden.«

»Wir haben dem zu Folge den Herrn Kardinal in das Schloß meines Freundes geführt und dort uns gegenseitig erklärt. Was wir vorhergesehen hatten, erwies sich als wahr: es waltete ein Irrtum ob. Herr von Mazarin war der Meinung gewesen, wir hätten dem General Cromwell gedient, statt König Karl zu dienen, was eine Schande gewesen wäre, die sich von uns auf ihn, von ihm auf Eure Majestät übertragen hätte, eine Niederträchtigkeit, welche das Königtum Eures erhabenen Sohnes an seinem Stamme befleckt haben würde. Wir haben ihm aber nun den Beweis vom Gegenteil gegeben und sind bereit, denselben auch Eurer Majestät selbst zu liefern, uns auf die hohe Witwe berufend, welche in diesem Louvre weint, wo ihr Eure königliche Großmut eine Wohnung gönnt. Dieser Beweis befriedigte ihn dergestalt, daß er mich zum Zeichen seiner Zufriedenheit, wie Eure Majestät sieht, hierher geschickt hat, um mit Euch über die Entschädigung

zu sprechen, die man natürlicher Weise Edelleuten schuldig ist, welche schlecht beurteilt und mit Unrecht verfolgt worden sind.«

»Ich höre und bewundere Euch, mein Herr«, erwiderte Anna von Österreich. »In der Tat, ich habe selten ein solches Übermaß von Unverschämtheit gesehen.«

»Ah! nun täuscht sich Eure Majestät ebenfalls über unsere Absichten, wie dies bei Herrn von Mazarin der Fall gewesen ist«, sprach d'Artagnan.

»Ihr seid in einem Irrtum befangen, mein Herr«, entgegnete die Königin; »ich täusche mich so wenig, daß Ihr in zehn Minuten verhaftet seid, und daß ich in einer Stunde aufbreche, um meinen Minister an der Spitze meines Heeres zu befreien.«

»Ich bin fest überzeugt, daß Eure Majestät keine solche Unklugheit begehen wird«, sagte d'Artagnan, »einmal, weil sie vergeblich wäre, und dann, weil sie die ernstesten Folgen herbeiführen müßte. Ehe er befreit würde, wäre der Herr Kardinal tot, und Seine Eminenz ist von der Wahrheit dessen, was ich sage, so fest überzeugt, daß sie mich im Gegenteil gebeten hat, falls ich einen solchen Willen bei Eurer Majestät wahrnehmen würde, Alles zu tun, was ich vermöchte, um dieselbe von ihrem Vorhaben abzubringen.«

»Wohl, so werde ich mich begnügen, Euch verhaften zu lassen.«

»Ebenso wenig, Madame, denn für den Fall meiner Verhaftung ist vorhergesehen, wie für die Befreiung des Kardinals. Wenn ich morgen zu einer bestimmten Stunde nicht zurückgekehrt bin, so wird der Herr Kardinal übermorgen früh nach Paris geführt.«

»Man sieht wohl, mein Herr, daß Ihr in Folge Eurer Lage fern von den Menschen und Dingen lebt, sonst würdet Ihr wissen, daß der Herr Kardinal fünf oder sechsmal in Paris gewesen ist, seitdem wir die Hauptstadt verlassen haben, daß er Herrn von Beaufort, Herrn von Bouillon, den Herrn Coadjutor, Herrn von Elboeuf gesehen hat, und daß es Keinem in den Sinn kam, ihn verhaften zu lassen.«

»Verzeiht, Madame, ich weiß Alles dies; unsere Freunde werden den Herrn Kardinal auch weder zu Herrn von Beaufort, noch zu Herrn von Bouillon, noch zu dem Herrn Coadjutor, noch

zu Herrn von Elboeuf bringen, in Betracht, daß diese Herren den Krieg für eigene Rechnung führen und der Herr Kardinal, wenn er ihnen bewilligte, was sie verlangen, leichten Kauf hätte, sondern zum Parlament, das man allerdings im Einzelnen erkaufen kann, welches aber in Masse zu erkaufen, selbst Herr von Mazarin nicht reich genug ist.«

»Ich glaube«, sagte Anna von Österreich, auf d'Artagnan einen Blick heftend, der, geringschätzend bei einer Frau, bei einer Königin furchtbar wurde, »ich glaube, Ihr bedroht die Mutter Eures Königs!«

»Madame, ich drohe, weil man mich dazu nötigt. Ich mache mich groß, weil ich mich auf die Höhe der Ereignisse und Personen stellen muß. Glaubt mir aber, Madame, so wahr ein Herz in dieser Brust schlägt, Ihr seid das beständige Idol unseres Lebens gewesen, das wir, wie Ihr wohl wißt, zwanzig Mal für Eure Majestät gewagt haben. Sprecht, Madame, wird Eure Majestät nicht Mitleid mit ihren Dienern haben, welche seit zwanzig Jahren im Schatten vegetierten, ohne in einem einzigen Seufzer die heiligen, feierlichen Geheimnisse entschlüpfen zu lassen, die sie mit Euch zu teilen das Glück hatten? Schaut mich an, mich, der zu Euch spricht, mich, den Ihr anklagt, daß er die Stimme erhebe und einen drohenden Ton annehme. Was bin ich? ein armer Offizier ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne Zukunft, wenn der Blick meiner Königin, den ich so lange gesucht habe, nicht einen Augenblick auf mir weilt. Schaut den Herrn Grafen de la Fère an, dieses Musterbild des Adels, diese Blume der Ritterschaft: er hat gegen seine Königin Partei genommen, oder vielmehr nein, er hat Partei gegen ihren Minister ergriffen, und er macht keine Forderungen, wie ich glaube. Schaut Herrn Du Vallon an, diesen treuen Freund, diesen stählernen Arm: seit zwanzig Jahren erwartet er aus Eurem Munde ein Wort, das durch ein Wappen aus ihm machen soll, was er durch das Gemüt und die Tapferkeit längst ist. Seht endlich Euer Volk an, das wohl Etwas für eine Königin ist; Euer Volk, das Euch liebt, und dennoch leidet; das Ihr liebt, und das dennoch Hunger hat; das nichts Anderes verlangt, als Euch zu segnen und Euch dennoch . . . Nein, ich habe Unrecht; Euer Volk wird Euch nie fluchen, Madame. Sagt ein Wort, und Alles ist abgetan. Der Friede folgt auf den Krieg, die

Freude auf die Tränen, das Glück auf das Ungemach.«

Anna von Österreich betrachtete mit einem gewissen Erstaunen das martialische Gesicht von d'Artagnan, worauf man einen seltsamen Ausdruck von Rührung lesen konnte.

»Warum habt Ihr Alles dies nicht gesagt, ehe Ihr handeltet?« entgegnete sie.

»Weil wir Eurer Majestät etwas zu beweisen hatten, woran sie zu zweifeln schien: daß wir nämlich noch etwas Mut besitzen, und daß es billig ist, uns einigen Wert beizumessen.«

»Und dieser Mut würde vor Nichts zurückweichen, wie ich sehe?« erwiderte Anna von Österreich.

»Er ist in vergangenen Zeiten vor Nichts zurückgewichen, warum sollte er dies in der Zukunft tun?«

»Und dieser Mut würde im Falle einer Weigerung und folglich im Falle eines Kampfes sogar mich aus der Mitte meines Hofes entführen, um mich der Fronde auszuliefern, wie Ihr meinen Minister ausliefern wollt?«

»Wir haben nie hieran gedacht, Madame«, erwiderte d'Artagnan mit der gascognischen Prahlerei, die bei ihm nur Naivität war; hätten wir es aber unter uns Vieren beschlossen, so würden wir es auch sicherlich tun.«

»Ich sollte es wissen«, murmelte Anna von Österreich; »es sind eherne Männer.«

»Ah! Madame«, sprach d'Artagnan, das beweist mir, daß Eure Majestät nicht erst seit heute einen richtigen Begriff von uns hat.«

»Gut«, sagte Anna, »aber wenn ich diesen Begriff endlich habe? . . . «

»Eure Majestät wird uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Indem sie uns Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird sie uns nicht behandeln, wie gewöhnliche Menschen. Sie wird in mir einen würdigen Botschafter hoher Interessen erblicken, der beauftragt ist, mit Euch zu unterhandeln.«

»Wo ist der Vertrag?«

»Hier.«

Anna von Österreich warf ihre Augen auf den Vertrag, den ihr d'Artagnan darreichte.

»Ich sehe hier nur die allgemeinen Bedingungen«, sagte sie.«

»Die Interessen von Herrn von Conti, von Herrn von Bouillon, von Herrn von Elboeuf und vom Herrn Coadjutor sind festgesetzt. Aber die Eurigen?«

»Wir lassen uns Gerechtigkeit widerfahren, indem wir uns auf unsere Höhe stellen. Wir dachten, unsere Namen wären nicht würdig, neben diesen großen Namen zu figurieren.«

»Aber ich denke, Ihr habt nicht darauf Verzicht geleistet, mir Eure Ansprüche mündlich vorzutragen.«

»Ich glaube, daß Ihr eine große und mächtige Königin seid, Madame, und daß es Eurer Größe und Macht unwürdig wäre, die Braven nicht auf geziemende Weise zu belohnen, welche Seine Eminenz nach Saint-Germain zurückbringen werden.«

»Das ist meine Absicht«, erwiderte die Königin, »sprecht, laßt hören.«

»Derjenige, welcher die Angelegenheit unterhandelte (verzeiht, wenn ich mit mir anfangen, aber ich muß mir wohl die Wichtigkeit zugestehen, die ich mir nicht genommen, sondern die man mir gegeben hat), derjenige, welcher die Angelegenheit der Loskaufung des Kardinals unterhandelte, muß, wenn die Belohnung nicht unter Eurer Majestät stehen soll, Chef der Gardien, so etwas wie Oberster der Musketiere werden.«

»Was Ihr da verlangt, ist die Stelle von Herrn von Treville.«

»Die Stelle ist erledigt, und seit einem Jahre, da Herr von Treville quittiert hat, nicht wieder besetzt worden.«

»Aber es ist eines der ersten militärischen Ämter des königlichen Hauses.«

»Herr von Treville war ein einfacher Junker aus Gascogne, wie ich, Madame, und hat diese Stelle seit zwanzig Jahren inne.«

»Ihr habt auf Alles eine Antwort, mein Herr«, sprach Anna von Österreich.

Und sie nahm von einem Schreibtische ein Patent, das sie ausfüllte und unterzeichnete.

»Gewiß, Madame«, sagte d'Artagnan, indem er mit einer tiefen Verbeugung das Patent in Empfang nahm, »aber die Dinge dieser Welt sind im höchsten Grade unhaltbar, und ein Mann, der bei Eurer Majestät in Ungnade fallen würde, könnte diese Stelle morgen verlieren.«

»Was wollt Ihr also«, sprach die Königin errötend, da sie sich von diesem Geiste, der so scharf war wie der ihrige, durchschaut sah.

»Hunderttausend Taler für diesen meinen Kapitän der Musketiere, zahlbar an dem Tage, an welchem seine Dienste Eurer Majestät nicht mehr genehm sein werden.«

Anna zögerte.

»Wenn man bedenkt«, fuhr d'Artagnan fort, »daß die Pariser eines Tages durch einen Spruch des Parlaments sechsmal hunderttausend Livres demjenigen boten, der ihnen den Kardinal tot oder lebendig liefern würde, lebendig, um ihn zu hängen, tot, um ihn auf den Schindanger zu schleppen!«

»Gut«, sprach Anna von Österreich, »ich finde das billig, insofern Ihr von einer Königin nur die Hälfte von dem fordert, was das Parlament angeboten hat.«

Und sie unterzeichnete ein Versprechen von hunderttausend Talern.

»Ferner?« sagte sie.

»Madame, mein Freund Du Vallon ist reich und hat sich also nicht etwas wie Vermögen zu wünschen, aber ich glaube mich zu erinnern, daß zwischen ihm und Herrn von Mazarin davon die Rede gewesen ist, sein Gut zu einer Baronie zu erheben. Es ist sogar, soviel ich mich erinnern kann, eine versprochene Sache.«

»Der armselige Bursche!« versetzte Anna von Österreich. »Man wird darüber lachen.«

»Möglich«, sprach d'Artagnan; »aber Eines weiß ich gewiß, daß diejenigen, welche lachen, nicht zweimal lachen werden.«

»Es sei also mit der Baronie«, sagte Anna von Österreich und unterzeichnete.

»Nun bleibt noch der Chevalier oder Abbé d'Herblay, wie Eurer Majestät beliebt.«

»Er will Bischof werden?«

»Nein, er verlangt etwas Leichteres.«

»Was?«

»Daß der König die Gnade haben möge, der Pate von Frau von Longueville zu werden.«

Die Königin lächelte.

»Frau von Longueville ist von königlichem Geschlechte«, sprach d'Artagnan.

»Ja, aber ihr Sohn?«

»Ihr Sohn . . . Madame, muß es sein, da der Gemahl seiner Mutter es ist.«

»Und Euer Freund hat sonst Nichts für Frau von Longueville zu verlangen?«

»Nein, Madame, denn er setzt voraus, daß Seine Majestät der König, wenn er die Gnade hat, Pate zu sein, der Mutter für den ersten Kirchgang kein geringeres Geschenk als fünfmal hunderttausend Livres machen kann, wohl verstanden, dabei dem Vater das Gouvernement der Normandie vorbehalten.«

»Für das Gouvernement der Normandie glaube ich mich anheischig machen zu können, was aber die fünfmal hunderttausend Livres betrifft, so wiederholt mir der Herr Kardinal unablässig, es sei kein Geld in den Staatskassen.«

»Wir werden mit einander suchen, Madame, wenn es Eure Majestät erlaubt, und gewiß finden.«

»Ferner?«

»Ferner, Madame? . . . «

»Ja.«

»Das ist Alles.«

»Habt Ihr nicht noch einen vierten Gefährten?«

»Allerdings; den Grafen de la Fère.«

»Was verlangt er?«

»Er verlangt Nichts.«

»Nichts?«

»Nein.«

»Es gibt auf der Welt einen Menschen, der verlangen kann und Nichts verlangt?«

»Den Herrn Grafen de la Fère, Madame. Der Herr Graf de la Fère ist kein Mensch.«

»Was ist er denn?«

»Der Herr Graf de la Fère ist ein Halbgott.«

»Hat er nicht einen Sohn, einen jungen Menschen, einen

Verwandten, einen Neffen, dessen Herr von Comminges als eines braven Jünglings bei mir erwähnte, und der mit Herrn von Chatillon die Fahnen von Lens brachte?»

»Er hat, wie Eure Majestät sagt, einen Mündel, der sich Vicomte von Bragelonne nennt.«

»Wenn man dem jungen Menschen ein Regiment gäbe, was würde sein Vormund sagen?«

»Er würde es vielleicht annehmen.«

»Vielleicht?«



»Ja, wenn Eure Majestät ihn selbst bitten würde, es anzunehmen.«

»Das ist ein seltsamer Mann. Wir werden uns die Sache überlegen und ihn vielleicht bitten. Seid Ihr zufrieden, mein Herr?«

»Ja, Eure Majestät. Aber Eines hat die Königin nicht unterzeichnet.«

»Was?«

»Das Wichtigste.«

»Die Einwilligung in den Vertrag?«

»Ja.«

»Wozu? Ich unterzeichne den Vertrag morgen.«

»Ich glaube Eure Majestät Etwas versichern zu dürfen: unterzeichnet Eure Majestät die Bestimmung heute nicht, so wird sie später nicht mehr Zeit finden, sie zu unterzeichnen. Wollt also unten an dieses, wie Ihr seht, ganz von der Hand von Mazarin geschriebene Programm die Worte setzen:

›Ich willige in die Ratifikation des von den Parisern vorgeschlagenen Vertrags.««

Anna war gefangen; sie konnte nicht zurückweichen und unterzeichnete. Aber kaum hatte sie unterzeichnet, als der Stolz wie ein Sturm in ihr losbrach und sie zu weinen anfang.

D'Artagnan schauerte, als er diese Tränen sah. Von jener Zeit an weinten die Königinnen wie einfache Frauen.

Der Gascogner schüttelte den Kopf. Diese königlichen Tränen schienen ihn auf dem Herzen zu brennen.

»Madame«, sagte er niederkniend, »schaut den unglücklichen Edelmann an, der zu Euren Füßen liegt; er bittet Euch, zu glauben, daß ihm auf eine Gebärde von Euch Alles möglich wäre. Er hat Zutrauen zu sich selbst, er hat Zutrauen zu seinen Freunden, und der Beweis, daß er Nichts fürchtet, daß er auf Nichts spekuliert, soll darin liegen, daß er Eurer Majestät Herrn von Mazarin ohne Bedingungen zurückbringt. Nehmt, Madame, hier sind die heiligen Unterschriften Eurer Majestät; glaubt Ihr mir sie zurückgeben zu müssen, so werdet Ihr es tun. Von diesem Augenblick an aber machen sie Euch zu Nichts mehr verbindlich.«

Und immer noch auf den Knien gab d'Artagnan mit einem von Stolz und männlicher Unerschrockenheit flammenden Blicke Anna von Österreich in Masse die Papiere zurück, die er ihr eines nach dem andern mit so viel Mühe entrissen hatte.

Es gibt Augenblicke, — denn wenn nicht Alles gut in der Welt ist, so ist doch auch nicht Alles schlecht, — es gibt Augenblicke, wo in den trockensten und kältesten Herzen, befeuchtet von den Tränen einer außerordentlichen Bewegung, ein edles Gefühl

keimt, das durch die Berechnung oder den Stolz erstickt wird, wenn sich nicht ein anderes Herz bei der Geburt seiner bemächtigt. Anna von Österreich hatte einen von diesen Augenblicken. Seiner eigenen Gemütsbewegung gehorchend, welche mit der der Königin im Einklang stand, hatte d'Artagnan das Werk einer tiefen Diplomatie vollbracht; er wurde deshalb auch unmittelbar belohnt für seine Gewandtheit oder für seine Uneigennützigkeit, je nachdem man seinem Geiste oder seinem Herzen die Ehre seiner Handlungsweise zuerkennen will.

»Ihr hattet Recht, mein Herr«, sprach Anna, »ich verkannte Euch. Hier sind die unterzeichneten Urkunden, die ich Euch aus freiem Antrieb zurückgebe; geht und bringt uns so schnell als möglich den Kardinal zurück.«

»Madame«, sprach d'Artagnan, »vor zwanzig Jahren, mein gutes Gedächtnis erinnert mich daran, habe ich die Ehre gehabt, hinter einem Vorhange des Stadthauses eine von diesen schönen Händen zu küssen.«

»Hier ist die andere«, sagte die Königin, und damit die linke nicht minder freigebig sei, als die rechte«, — sie zog von ihrem Finger einen dem ersten ungefähr ähnlichen Diamant — »nehmt und behaltet diesen Ring zum Andenken an mich.«

»Madame«, sprach d'Artagnan sich erhebend, »ich habe nur noch einen Wunsch, es möge das Erste, was Ihr von mir verlangt, mein Leben sein.«

Und mit der Haltung, die nur ihm eigentümlich war, entfernte sich d'Artagnan.

»Ich habe diese Leute mißkannt«, sagte Anna von Österreich, d'Artagnan nachschauend, »und nun ist es für mich zu spät, sie zu benützen, denn in einem Jahre ist der König volljährig.«

Fünfzehn Stunden nachher brachten d'Artagnan und Porthos Herrn von Mazarin der Königin zurück und erhielten der eine sein Patent als Kapitän-Lieutenant, der andere sein Diplom als Baron.

»Nun, seid Ihr zufrieden?« fragte Anna von Österreich.

D'Artagnan verbeugte sich, Porthos drehte sein Diplom zwischen den Fingern hin und her und schaute Mazarin an.

»Was gibt es denn noch?« fragte der Minister.

»Monseigneur, es ist von dem Versprechen eines Ordens bei

der ersten Beförderung die Rede gewesen.«

»Ihr wißt, Herr Baron, daß man nicht Ritter des Ordens sein kann, ohne seine Proben abzulegen«, entgegnete Mazarin.

»Oh!« rief Porthos, »ich habe das blaue Band nicht für mich verlangt.«

»Für wen den?« fragte Mazarin.

»Für meinen Freund, den Grafen de la Fère.«

»Ah! für ihn«, sprach die Königin; »das ist etwas Anderes, die Proben sind abgelegt.«

»Er wird ihn haben?«

»Er hat ihn.«

An demselben Tage wurde der Vertrag von Paris unterzeichnet und man machte überall bekannt, der Kardinal habe sich drei Tage lang eingeschlossen, um ihn sorgfältiger auszuarbeiten.

Man vernehme, was Jeder bei dem Vertrage gewann.

Herr von Conti hatte Damvilliers, und da er seine Proben als General gemacht, so erlangte er dadurch, daß er ein Mann vom Schwerte bleiben konnte und nicht Kardinal zu werden brauchte. Überdies hatte man zwei Worte von einer Verheiratung mit einer Nichte von Mazarin fallen lassen; diese zwei Worte waren günstig von dem Prinzen aufgenommen worden, dem wenig daran lag, mit wem man ihn verheiratete, wenn man ihn nur verheiratete.

Der Herr Herzog von Beaufort kehrte zum Hofe zurück, mit allen Genugtuungen, die man ihm für die ihm widerfahrenen Beleidigungen schuldig war, und mit allen seinem Range gebührenden Ehren. Man gewährte ihm volle Begnadigung aller derjenigen, welche ihn bei seiner Flucht unterstützt hatten, die Anwartschaft auf die Admiralswürde, welche der Herzog von Vendome, sein Vater, bekleidete, und eine Entschädigung für seine Häuser und Schlösser, die das Parlament in der Bretagne hatte zerstören lassen.

Der Herzog von Bouillon erhielt Domänen von gleichem Werts mit seinem Fürstentum Sedan, eine Entschädigung für die acht Jahre des Nichtgenusses dieses Fürstentums und den Titel Prinz für sich und die Mitglieder seines Hauses.

Der Herzog von Longueville das Gouvernement des Pont-de l'Arche, fünfmal hunderttausend Livres für seine Gemahlin und die

Ehre, seinen Sohn von dem jungen König und der jungen Henriette von England über, die Taufe gehoben zu sehen.

Aramis bestimmte, daß Bazin bei dieser Feierlichkeit funktionieren und Planchet die Dragèes liefern sollte.

Der Herzog von Elboeuf erhielt die Bezahlung gewisser Summen, die man seiner Gemahlin schuldig war, hunderttausend Livres für seinen ältesten Sohn und fünfundzwanzigtausend für Jeden von den drei Andern.

Nur der Coadjutor erhielt Nichts: man versprach ihm Wohl, seine Angelegenheit in Betreff des Kardinalshutes mit dem Papste zu unterhandeln, aber er wußte, was man von solchen Versprechungen zu halten hatte, wenn sie von der Königin und Herrn von Mazarin kamen. Im Gegensatze zu Herrn von Conti, mußte er, da er nicht Kardinal werden *konnte*, Mann vom Schwerte bleiben.

Als sich ganz Paris über die auf den andern Tag bestimmte Rückkehr des Königs freute, war auch Herr von Gondy allein inmitten der allgemeinen Heiterkeit so schlechter Laune, daß er sogleich zwei Männer rufen ließ, welche er, sobald er sich in dieser Stimmung des Geistes befand, rufen zu lassen pflegte.

Diese zwei Männer waren der Eine der Graf von Rochefort, der Andere der Bettler von Saint-Eustache.

Sie erschienen mit ihrer gewöhnlichen Pünktlichkeit, und der Coadjutor brachte einen Teil der Nacht mit ihnen zu.

XXV.

Worin bewiesen ist, daß es den Königen zuweilen schwerer wird, in die Hauptstadt ihres Königreiches zurückzukehren, als daraus wegzugehen.

Während d'Artagnan und Porthos den Kardinal nach Saint-Germain führten, waren Athos und Aramis, welche dieselben in Saint-Denis verlassen hatten, nach Paris zurückgekehrt.

Jeder von ihnen hatte seinen Besuch zu machen.

Kaum hatte Aramis seine Reiterkleider abgelegt, so lief er in das Stadthaus, wo sich Frau von Longueville befand. Bei der ersten Kunde vom Frieden stieß die schöne Herzogin ein lautes Geschrei aus. Der Krieg machte sie zur Königin, der Frieden führte ihre Abdankung herbei. Sie erklärte, daß sie nie den Vertrag unterzeichnen würde, und wollte einen ewigen Krieg

Als jedoch Aramis ihr diesen Frieden unter seinem wahren Lichte, nämlich mit seinen Vorteilen dargestellt, als er ihr in: Austausch gegen ihr prekäres und bestrittenes Königtum von Paris das Vicekönigthum des Pont-de l'Arche, d. h. der ganzen Normandie gezeigt hatte, als er an ihren Ohren die von dem Kardinal versprochenen fünfmal hunderttausend Franken klingeln und vor ihren Augen die Ehre glänzen ließ, die ihr der König erwies, indem er ihr Kind über die Taufe hob, da protestierte Frau von Longueville nur noch in Folge der Gewohnheit, zu protestieren, welche die hübschen Frauen haben, und verteidigte sich nur, um sich zu ergeben.

Aramis stellte sich, als glaubte er an die Wahrheit ihres Widerstandes, und wollte sich in seinen eigenen Augen das Verdienst nicht nehmen, sie überredet zu haben.

»Madame«, sagte er zu ihr, »Ihr wolltet einmal den Herrn Prinzen, Euren Bruder, den größten Feldherrn unserer Zeit tüchtig klopfen, und wenn die Frauen von Genie einmal etwas wollen, so gelingt es ihnen immer. Es ist Euch gelungen: der Herr Prinz ist geschlagen, da er nicht mehr Krieg führen kann. Nun zieht ihn auf unsere Partei herüber, macht ihn ganz sachte von der Königin los,

die er nicht liebt, und von Herrn von Mazarin, den er verachtet. Die Fronde ist eine Komödie, von der wir bis jetzt nur den ersten Akt gespielt haben. Erwarten wir Herrn von Mazarin bei der Entwicklung, d. h. an dem Tage, wo der Herr Prinz, durch Euch angetrieben, sich gegen den Hof gewendet haben wird.«

Frau von Longueville wurde überredet. Sie war so gut überzeugt von der Gewalt ihrer schönen Augen, diese Frondeuse-Herzogin, daß sie durchaus nicht an ihrem Einflüsse sogar auf Herrn von Condé zweifelte, und die Chronik der Skandale jener Zeit sagt, sie habe sich nicht zu viel angemaßt.

Als Athos Aramis auf der Place-Royale verließ, begab er sich zu Frau von Chevreuse. Hier war abermals eine Frondeuse zu überreden; aber diese war schwerer zu besiegen, als ihre junge Rivalin. Man hatte keine Bedingung zu ihren Gunsten festgestellt. Herr von Chevreuse war nicht zum Gouverneur irgend einer Provinz ernannt worden, und wenn die Königin Patin zu werden einwilligte, so konnte es nur bei ihrem Enkel oder ihrer Enkelin sein.

Bei dem ersten Worte vom Frieden runzelte auch Frau von Chevreuse die Stirne, und trotz aller Logik von Athos, der ihr zu beweisen suchte, daß ein längerer Krieg unmöglich wäre, bestand sie auf den Feindseligkeiten.

»Schöne Freundin«, sprach Athos, »erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß Jedermann des Krieges müde ist, daß, Euch und den Herrn Coadjutor vielleicht ausgenommen, alle Welt den Frieden wünscht. Ihr werdet machen, daß man Euch verbannt, wie zur Zeit von König Ludwig XIII. Glaubt mir, wir haben das Alter der Erfolge in der Intrige hinter uns, und Eure schönen Augen sind nicht dazu bestimmt, in Tränen über Paris zu erlöschen, wo es stets zwei Königinnen geben wird, so lange Ihr daselbst seid.«

»Oh«, sagte die Herzogin, »ich kann den Krieg nicht allein machen, aber ich kann mich an dieser undankbaren Königin und an dem ehrgeizigen Günstling rächen, und so wahr ich Herzogin bin, ich werde mich rächen!«

»Madame«, sprach Athos, »ich bitte Euch dringend, bereitet Herrn von Bragelonne keine schlimme Zukunft. Er ist in die Welt getreten, der Herr Prinz will ihm wohl, er ist jung, lassen wir ihn mit dem jungen König sich feststellen. Ach, entschuldigt meine

Schwäche, Madame: es kommt ein Augenblick, wo der Mensch in seinen Kindern wieder auflebt und jung wird.«

Die Herzogin lächelte halb zärtlich, halb ironisch.

»Graf«, sagte sie, »Ihr seid, ich muß es befürchten, für die Partei des Hofes gewonnen. Habt Ihr nicht irgend ein blaues Band in Eurer Tasche?«

»Ja, Madame«, sprach Athos, ich habe den Hosenbandorden, den mir der König Karl einige Tage vor seinem Tod gegeben hat.«

Der Graf sprach die Wahrheit. Er wußte Nichts von der Bitte von Porthos, und es war ihm nicht bekannt, daß er noch einen andern Orden hatte, als diesen.

»Vorwärts! man muß am Ende eine alte Frau werden«, sprach die Herzogin träumerisch.

Athos nahm ihre Hand und küßte sie. Sie seufzte und schaute ihn an.

»Graf«, sagte sie, »Bragelonne muß ein reizender Aufenthalt sein. Ihr seid ein Mann von Geschmack, Ihr müßt Wasser, Wald, Blumen haben.«

Sie seufzte abermals und stützte ihren reizenden Kopf auf ihre coquettisch zurückgebogene und nach Form und Weiße immer noch bewunderungswürdig hübsche Hand.

»Madame«, erwiderte der Graf, »was sagtet Ihr so eben? Nie habe ich Euch so jung, nie habe ich Euch so schön gesehen.«

Die Herzogin schüttelte den Kopf und sprach:

»Bleibt Herr von Bragelonne in Paris?«

»Was denkt Ihr davon?« fragte Athos.

»Laßt ihn mir«, versetzte die Herzogin.

»Nein, Madame, wenn Ihr die Geschichte von Ödipus vergessen habt, so erinnere ich mich derselben.«

»In der Tat, Graf, Ihr seid sehr artig, und ich Würde gern einen Monat in Bragelonne leben.«

»Fürchtet Ihr nicht, mir viele Neider zuzuziehen, Herzogin?« erwiderte Athos.

»Nein, ich werde incognito reisen, Graf, unter dem Namen Marie Michon.«

»Ihr seid anbetungswürdig, Madame.«

»Aber laßt Raoul nicht bei Euch.«

»Warum dies?«

»Weil er verliebt ist.«

»Er, ein Kind?«

»Er liebt auch ein Kind.«

Athos wurde träumerisch.

»Ihr habt Recht, Herzogin: diese seltsame Liebe für ein Kind kann ihn eines Tages sehr unglücklich machen. Man wird sich in Flandern schlagen, und er soll dahin gehen.«

»Bei seiner Rückkehr schickt Ihr ihn mir, und ich werde ihn gegen die Liebe panzern.«

»Ach! Madame«, sprach Athos, »heut zu Tage ist die Liebe wie der Krieg, und der Panzer ist unnütz geworden.«

In diesem Augenblick trat Raoul ein. Er meldete dem Grafen und der Herzogin, der Graf von Guiche, sein Friends habe ihm mitgeteilt, am andern Tage werde der feierliche Einzug des Königs, der Königin und des Ministers stattfinden.«

Am andern Morgen bei Tagesanbruch traf der Hof feierlich alle Vorkehrungen, um Saint-Germain zu verlassen.

Die Königin hatte schon am Abend vorher d'Artagnan kommen lassen.

»Mein Herr«, sagte sie zu ihm, »man versichert mich, Paris sei nicht ruhig. Ich habe bange für den König: stellt Euch an den Kutschenschlag rechts.«

»Eure Majestät mag unbesorgt sein«, erwiderte d'Artagnan, »ich stehe für den König.«

Und sich vor der Königin verbeugend, trat er ab.

Als d'Artagnan die Königin verließ, sagte ihm Bernouin, der Kardinal erwarte ihn in wichtigen Angelegenheiten.

Er begab sich sogleich zu dem Kardinal.

»Mein Herr«, sagte Mazarin, »man spricht von einer Meuterei in Paris. Ich werde links vom König sitzen, und da ich hauptsächlich bedroht bin, so haltet Euch am Kutschenschlage links.«

»Eure Eminenz beruhige sich«, erwiderte d'Artagnan«, man wird kein Haar von Ihrem Haupte berühren.«

»Teufel!« murmelte er, als er im Vorzimmer war, »wie soll ich

mich da herausziehen? Ich kann nicht zugleich am Kutschenschlage links und an dem rechts sein. Ah, bah! ich bewache den König, und Porthos bewacht den Kardinal.«

Diese Anordnung befriedigte Jedermann, was ziemlich selten ist. Die Königin hatte Zutrauen zu dem Mute von d'Artagnan, den sie kannte, und Mazarin zu der Tapferkeit von Porthos, die er erprobt hatte.

Der Zug setzte sich nach Paris in einer zuvor bestimmten Folge in Bewegung. Guitaut und Comminges marschierten an der Spitze der Garden voraus; dann kam der königliche Wagen, an einem von seinen Schlägen d'Artagnan, am andern Porthos; hierauf folgten die Musketiere, die alten Freunde von d'Artagnan seit zweiundzwanzig Jahren, ihrem Lieutenant seit zwanzig, ihrem Kapitän seit dem Tage vorher.

Als man an die Barrière gelangte, wurde der Wagen von einem gewaltigen: »Es lebe der König! Es lebe die Königin!« begrüßt. Einige Rufe: »Es lebe Mazarin!« mischten sich darein, fanden aber keine Echos.

Man begab sich nach der Notre-Dame, wo das *Te Deum* gesungen werden sollte.

Die ganze Bevölkerung von Paris war auf den Straßen. Man hatte die Schweizer am Wege als Spaliere aufgestellt. Da aber der Weg lang war, so standen sie immer auf sechs bis acht Schritte Entfernung voneinander und nur einen Mann hoch. Der Wall war also völlig ungenügend, und von Zeit zu Zeit hatte der Damm, von einer Volkswoge durchbrochen, die größte Mühe, sich wiederherzustellen.

Bei jedem Durchbruche, so wohlwollend er auch war, denn er rührte von dem Verlangen der Pariser her, ihren König und ihre Königin wiederzusehen, deren sie seit einem Jahre beraubt gewesen waren, schaute Anna von Österreich d'Artagnan besorgt an; dieser aber beruhigte sie mit einem Lächeln.

Mazarin, der wohl, um: »Es lebe Mazarin!« schreien zu lassen, tausend Louisd'or ausgegeben und die Rufe, die er gehört, nicht zu zwanzig Pistolen angeschlagen hatte, schaute Porthos ebenfalls unruhig an; aber der riesige Garde antwortete auf diesen Blick mit einer so schönen Baßstimme: »Seid unbesorgt,

Monseigneur!« daß sich Mazarin beruhigte.

Als man zum Palais-Royal gelangte, fand man die Volksmenge immer größer. Sie war auf diesen Platz durch alle anliegende Straßen geströmt, und man sah wie einen großen, unruhigen Fluß die ganze Masse dem Wagen entgegenkommen und sich stürmisch in die Rue Saint-Honoré wälzen.

Als man den Platz erreichte, erschollen mächtige Rufe: »Es leben Ihre Majestäten!« Mazarin legte sich aus dem Kutschenschlage: zwei oder drei Rufe: »Es lebe der Kardinal!« begrüßten seine Erscheinung: doch beinahe in demselben Augenblick wurden sie durch Pfeifen und Zischen unbarmherzig erstickt. Mazarin erbleichte und warf sich rasch zurück.

»Canaillen!« murmelte Porthos.

D'Artagnan sagte Nichts; aber er kräuselte seinen Schnurrbart mit einer eigentümlichen Gebärde, welche andeutete, daß seine gascognische Galle zu kochen begann.

Anna von Österreich neigte sich an das Ohr des jungen Königs und flüsterte ihm zu:

»Macht ein freundliches Gesicht und richtet ein paar Worte an Herrn d'Artagnan, mein Sohn.«

Der König neigte sich aus dem Kutschenschlage und sagte:

»Ich habe Euch noch nicht guten Morgen gewünscht, Herr d'Artagnan, und doch erkannte ich Euch gar wohl. Ihr wäret hinter meinen Bettvorhängen in der Nacht, als die Pariser mich schlafen sehen wollten.«

»Und wenn es der König erlaubt«, versetzte d'Artagnan, »so werde ich bei ihm sein, so oft er einer Gefahr preisgegeben ist.«

»Mein Herr«, sagte Mazarin zu Porthos, »was würdet Ihr tun, wenn sich das Volk auf uns stürzte?«

»Ich würde so viel, als ich vermöchte, totschiagen«, erwiderte Porthos.«

»Hm!« murmelte Mazarin, »so brav und stark Ihr auch seid, so vermöchtet Ihr doch nicht Alles tot zu schlagen.«

»Das ist wahr«, sagte Porthos, sich auf den Steigbügel erhebend, um die unermessliche Menge besser zu überschauen, »das ist wahr, es sind ihrer Viele.«

»Ich glaube, der Andere wäre mir lieber«, sprach Mazarin, und

warf sich wieder in den Hintergrund des Wagens zurück.

Die Königin und ihr Minister hatten Ursache, sich einigermaßen beunruhigt zu fühlen, wenigstens der letztere. Den Anschein der Achtung und sogar der Zuneigung für den König und die Regentin bewahrend, sang doch die Menge an, sich stürmisch zu bewegen. Man hörte dumpfe Geräusche umherlaufen, die, wenn sie über die Wellen hinstreifen, den Sturm anzeigen, und wenn sie die Menge berühren, den Aufruhr verkündigen.

D'Artagnan wandte sich gegen die Musketiere um und machte, mit den Augen blinzelnd, ein für das Volk unmerkliches, aber für diese brave Elite sehr verständliches Zeichen.

Die Reihen der Pferde schlossen sich an einander an und ein leichtes Beben durchlief die Männer. An der Barriere des Sergents war man genötigt, Halt zu machen; Comminges verließ die Spitze der Escorte und kam an den Wagen der Königin. Die Königin fragte d'Artagnan mit dem Blick. D'Artagnan antwortete ihr in derselben Sprache.

»Geht vorwärts«, sagte die Königin.

Comminges ging wieder an seinen Posten. Man machte einen Anlauf und die lebendige Barriere wurde mit Gewalt durchbrochen.

Es erhob sich aus der Menge einiges Gemurmel, das diesmal ebensowohl an den König, als an seinen Minister gerichtet war.

»Vorwärts!« rief d'Artagnan mit voller Stimme.

»Vorwärts«, wiederholte Porthos.

Aber es ergossen sich nun, als hätte die Menge nur diese Kundgebung erwartet, um zu beginnen, alle feindseligen Gesinnungen, welche dieselbe in sich schloß, auf einmal. Das Geschrei: »Nieder mit Mazarin! Tod dem Kardinal!« erscholl von allen Seiten.

Zu gleicher Zeit wälzte sich durch die Rues Grenelle-Saint-Honoré und du Coq-Saint-Honoré eine doppelte Woge hervor, durchbrach das schwache Spalier der Schweizer-Garden und trieb seinen ungestümen Wirbel bis zu den Beinen der Pferde von d'Artagnan und Porthos.

Dieser neue Einbruch war gefährlicher als die andern, denn er bestand aus bewaffneten Leuten, aus Menschen, welche besser

bewaffnet erschienen, als es gewöhnlich die Leute aus dem Volke in solchen Fällen sind. Man sah, daß diese letzte Bewegung nicht die Wirkung des Zufalls war, welcher eine gewisse Anzahl von Unzufriedenen auf demselben Punkte vereinigte, sondern die Kombination eines feindseligen Geistes, der einen Angriff organisiert hatte.

Diese zwei Massen wurden jede von einem Chef angeführt. Der Eine derselben schien nicht dem Volke, sondern der ehrenwerten Körperschaft der Bettler anzugehören, während man in dem Andern, obgleich er das Wesen des Volkes nachzuahmen trachtete, leicht einen Edelmann erkennen konnte.

Beide handelten offenbar von einem und demselben Impulse angetrieben.

Es entstand eine lebhaftere Erschütterung, welche sich bis in den königlichen Wagen fühlbar machte. Dann erschollen tausend Rufe, einen mächtigen Schrei bildend mit ein paar Flintenschüssen vermischt.

»Herbei, Musketiere!« rief d'Artagnan.

Die Escorte trennte sich in zwei Reihen; die eine ritt auf die rechte Seite des Wagens, die andere auf die linke, die eine kam d'Artagnan, die andere Porthos zu Hilfe.

Nun entspann sich ein Handgemenge, das um so furchtbarer war, als es kein bestimmtes Ziel hatte, und um so trauriger erschien, als man nicht wußte, warum und für wen man sich schlug.

Wie alle Bewegungen des großen Haufens, so war der Anlauf dieser Menge furchtbar; durchaus nicht zahlreich, schlecht aneinandergereiht, begannen die Musketiere, welche ihre Pferde unter dieser Volksmasse nicht gehörig kreisen lassen konnten, in Unordnung zu geraten. D'Artagnan wollte die Vorhänge des Wagens herablassen, aber der junge König streckte den Arm aus und sprach:

»Nein, Herr d'Artagnan, ich will sehen.«

»Wenn Eure Majestät sehen will«, erwiderte d'Artagnan, »nun wohl, so mag sie schauen!«

Und sich mit jenem Ungestüm umwendend, das ihn so furchtbar machte, drang d'Artagnan auf den Anführer der

Meuterer ein, der, eine Pistole in der einen, ein breites Schwert in der andern Hand, sich bis zu dem Kutschenschlage, mit zwei Musketieren kämpfend, Bahn gebrochen hatte.

»Platz, Mord und Tod!« rief d'Artagnan, »Platz!«

Bei dieser Stimme hob der Mann mit der Pistole und dem breiten Schwerte den Kopf in die Höhe; aber es war bereits zu spät: d'Artagnan hatte seinen Streich geführt; sein Degen war tief in die Brust gedrungen.

»Ah, Ventre-Saint-gris!« rief d'Artagnan, indem er zu spät seinen Streich zurückzuhalten suchte, »was Teufels macht Ihr hier, Graf?«

»Ich mußte mein Geschick in Erfüllung bringen«, erwiderte Rochefort, auf ein Knie fallend; »ich habe mich bereits von dreien Eurer Schwertstreiche erhoben; von dem vierten aber werde ich mich nicht erheben.«

»Graf«, sagte d'Artagnan mit einer gewissen Rührung, »ich habe geschlagen, ohne zu wissen, daß Ihr es wäret. Es wäre mir sehr leid, wenn Ihr sterben, wenn Ihr mit Gefühlen des Hasses gegen mich verscheiden würdet.«

Rochefort reichte d'Artagnan die Hand; d'Artagnan nahm sie. Der Graf wollte sprechen, aber ein Blutstrom erstickte seine Worte. Er streckte sich in einer letzten Konvulsion aus und verschied.

»Zurück, Canaille!« rief d'Artagnan. »Euer Anführer ist tot und Ihr habt nichts mehr hier zu schaffen.«

In der Tat, als wäre der Graf von Rochefort die Seele des Angriffes gewesen, der nach dieser Seite der königlichen Carrosse gerichtet war, ergriff die Menge, die ihm folgte und ihm gehorchte, die Flucht, als sie ihn fallen sah. D'Artagnan machte einen Einfall mit etwa zwanzig Musketieren in die Rue du Coq, und dieser Teil des Aufruhrs verschwand wie eine Rauchwolke, sich auf der Place Saint-Germain-l'Auxerrois zerstreud, und verlor sich bald auf den Quais.

D'Artagnan kehrte zurück, um Porthos Hilfe zu leisten, sollte dieser derselben bedürfen. Aber Porthos hatte seine Arbeit ebenso gewissenhaft vollführt, als d'Artagnan. Die linke Seite der Carrosse war nicht minder gut abgefegt, als die rechte, und man

hob den Vorhang des Kutschenschlags empor, den Mazarin, minder kriegerisch, als der König, vorsichtiger Weise herabgelassen hatte.

Porthos sah äußerst schwermütig aus.

»Was für ein Teufelsgesicht macht ihr denn, Porthos, und welche sonderbare Miene habt Ihr für einen Sieger!« rief d'Artagnan.

»Aber Ihr selbst.« versetzte Porthos, »Ihr kommt mir sehr bewegt vor?«

»Es ist auch Grund dazu vorhanden; denn ich habe so eben einen alten Freund getötet.«

»Wirklich!« sprach Porthos. »Wen denn?«

»Den armen Grafen von Rochefort.«

»Nun, das ist gerade wie bei mir. Ich habe einen Menschen getötet, dessen Gesicht mir nicht unbekannt ist. Leider schlug ich ihn an den Kopf und in einem Augenblick war das ganze Gesicht voll Blut.«

»Und er hat im Fallen nichts gesagt?«

»Doch; er sagte: Uff!«

»Ich begreife«, versetzte d'Artagnan, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, »ich begreife, daß es Euch nicht sehr in's Klare brachte, wenn er nichts Anderes gesagt hat.«

»Nun, mein Herr?« fragte die Königin.

»Madame«, erwiderte d'Artagnan, »die Straße ist vollkommen frei, und Eure Majestät kann ihren Weg fortsetzen.«

Der Zug gelangte wirklich ohne irgend einen andern Unfall zu der Notre-Dame Kirche, unter deren Portal die Geistlichkeit, den Coadjutor an der Spitze, den König, die Königin und den Minister erwartete, für deren glückliche Rückkehr ein *Te Deum* gesungen werden sollte.

Während des Gottesdienstes und im Augenblick, da derselbe seinem Ende nahte, kam ein Straßenjunge ganz bestürzt in die Kirche gelaufen, eilte in die Sakristei, kleidete sich rasch als Chorknabe, durchschritt mit Hilfe der ehrwürdigen Uniform, die er angezogen, die Menge, welche den Tempel füllte, und näherte sich Bazin, der in seinem blauen Gewände und den mit Silber verzierten Fischbeinstab in der Hand mit ernster Miene dem Schweizer am Eingange des Chors gegenüberstand.

Bazin fühlte, daß man ihn am Rocke zog. Er senkte seine voll Andacht zum Himmel aufgeschlagenen Augen zu Boden und erkannte Friquet.

»Nun, Bursche«, fragte der Meßner, »was gibt es denn, daß Du es wagst, mich in Ausübung meiner Funktionen zu stören?«

»Herr Bazin«, antwortete Friquet, »Herr Maillard, Ihr wißt, der Weihwassergeber von Saint-Eustache.«

»Ja, weiter?«

»Er hat bei der Zankerei einen Schwertstreich auf den Kopf bekommen. Der große Riese, den ihr dort seht, der mit den vielen Stickereien hat ihm denselben gegeben.«

»Ja, und in diesem Falle muß er sehr krank sein«, sprach Bazin.

»So krank, daß er stirbt, und gern vor seinem Tode dem Herrn Coadjutor beichten möchte, der, wie man sagt, die Macht besitzt, die groben Sünden zu vergeben.«

»Und er bildet sich ein, der Coadjutor werde sich seinetwegen stören lassen?«

»Ja, allerdings, denn es scheint, der Herr Coadjutor hat es ihm versprochen.«

»Wer sagt Dir das?«

»Herr Maillard selbst.«

»Du hast ihn also gesehen?«

»Gewiß: ich war dabei, als er fiel.«

»Was hast Du dort gemacht?«

»Ich schrie: Nieder mit Mazarin! Tod dem Kardinal! Den Italiener an den Galgen! Hießt Ihr mich nicht dieses schreien?«

»Willst Du wohl schweigen, kleiner Tölpel!« sprach Bazin und schaute unruhig umher.

»Der arme Herr Maillard sprach also zu mir; ›Hole mir den Herrn Coadjutor, Friquet, und wenn Du mir ihn bringst, so mache ich Dich zu meinem Erben.« Sagt doch, Vater Bazin: der Erbe von Herrn Maillard, dem Weihwassergeber in Saint-Eustache! Ich habe nicht mehr zu tun, als meine Arme zu kreuzen. Gleichviel, ich möchte ihm immerhin sehr gerne diesen Dienst leisten; was sagt Ihr dazu?«

»Ich will den Herrn Coadjutor benachrichtigen«, sprach Bazin.

Und er näherte sich wirklich ehrfurchtsvoll und langsam dem Prälaten, sagte ihm einige Worte in das Ohr, worauf dieser mit einem bejahenden Zeichen antwortete, kehrte mit demselben Schritte, mit dem er weggegangen war, zurück und sprach:

»Sage dem Sterbenden, er solle sich gedulden, Monseigneur werde in einer Stunde bei ihm sein.«

»Gut«, versetzte Friquet, mein Glück ist gemacht.«

»Doch sprich«, fragte Bazin, »wohin hat er sich tragen lassen?«

»Nach dem Turms von Saint - Jacques-la-Boucherie.«

Entzückt über den Erfolg seiner Botschaft, verließ Friquet, ohne sein Chorknabengewand abzulegen, das ihm überdies den Durchgang bedeutend erleichterte, die Kirche und schlug mit aller Geschwindigkeit, der er fähig war, den Weg nach dem Turms von Saint-Jacques-la-Boucherie ein.

Sobald das *Te Deum* vollendet war, begab sich der Coadjutor seinem Versprechen gemäß und ohne seine priesterlichen Gewänder abzulegen, ebenfalls nach dem alten Turme, der ihm so wohl bekannt war. Er kam noch zu rechter Zeit; obgleich jeden Augenblick schwächer werdend, war der Verwundete doch noch nicht tot.

Man öffnete ihm die Türe des Zimmers, wo der Bettler im Sterben lag.

Einen Augenblick nachher kam Friquet heraus, einen großen ledernen Sack in der Hand haltend, den er aufriß, sobald er aus dem Zimmer war, und zu seinem nicht geringen Erstaunen voll Gold fand.

Der Bettler hatte Friquet Wort gehalten und ihn zu seinem Erben gemacht.

»Oh! Mutter Nannette«, rief Friquet atemlos, »oh! Mutter Nannette!«

Er konnte nicht mehr sagen; aber die Kraft, die ihm fehlte, um zu sprechen, blieb ihm, um zu handeln. Er nahm einen verzweiflungsvollen Lauf nach der Straße, und wie der Grieche von Marathon, der auf dem Platze von Athen seinen Lorbeerkranz in der Hand niederfiel, gelangte Friquet auf die Schwelle des Ruthes Broussel, stürzte vorwärts und streute auf dem Boden die

Louisd'or aus, die sich aus seinem Sacke ergossen.

Die Mutter Nannette fing damit an, daß sie die Louisd'or aufhob. und hob dann auch Friquet auf.

Während dieser Zeit gelangte der Zug in das Palais-Royal.

»Das ist ein tapferer Mann, meine Mutter, dieser Herr d'Artagnan«, sagte der junge König.

»Ja, mein Sohn, und er hat Eurem Vater große Dienste geleistet. Behandelt ihn also in Zukunft auf eine freundliche Weise.«

»Herr Kapitän«, sprach der König aus dem Wagen steigend zu d'Artagnan, »die Frau Königin beauftragt mich, Euch für heute zum Mittagsbrot einzuladen, Euch und Euren Freund, den Herrn Baron Du Vallon.«

Es war dies eine große Ehre für d'Artagnan und für Porthos. Sie erfüllte Porthos auch mit Entzücken; aber während der ganzen Dauer des Mahles schien der würdige Edelmann äußerst unruhig.

»Was hattet Ihr denn, Baron?« sagte d'Artagnan zu ihm, als sie mit einander die Treppe des Palais-Royal hinabstiegen; »Ihr kämt mir ganz sorgenvoll während des Mahles vor.«

»Ich suchte mich zu erinnern, wo ich den Bettler gesehen, den ich getötet haben muß«, antwortete Porthos.

»Und Ihr könnt nicht damit zum Ziele kommen?«

»Nein.«

»Nun so sucht, mein Freund, sucht, und wenn Ihr gefunden habt, so werdet Ihr es mir sagen, nicht wahr?«

»Bei Gott, ja«, erwiderte Porthos.



XXVI.

Schluß.

Als die zwei Freunde nach Hause kamen, fanden sie einen Brief von Athos, der sie zu einer Zusammenkunft im Grand-Charlemagne auf den andern Morgen beschied.

Beide legten sich frühe nieder, aber weder der Eine noch der Andere schlief. Man gelangt nicht so zum Ziele aller seiner Wünsche, ohne daß dieses Ziel dahin seinen Einfluß ausübte, daß es wenigstens für die erste Nacht den Schlaf verjagt.

Am andern Tage begaben sich Beide zur bezeichneten Stunde zu Athos. Sie fanden den Grafen und Aramis in Reisekleidern.

»Gut«, sprach Porthos, »wir reisen also insgesamt. Ich habe auch bereits diesen Morgen mein Gepäck gemacht.«

»Oh! mein Gott, ja«, versetzte Aramis; »seit dem Augenblick, wo es keine Fronde mehr gibt, ist in Paris nichts zu tun. Frau von Longueville hat mich eingeladen, einige Tage in der Normandie zuzubringen, und mir den Auftrag gegeben, während man ihren Sohn taufen wird, ihre Wohnung in Rouen in Bereitschaft hatten zu lassen. Ich werde mich dieses Auftrags entledigen, und mich dann, wenn es nichts Neues zu tun gibt, in meinem Kloster Noisy-le-Sec begraben.«

»Und ich«, sprach Athos, »ich kehre nach Bragelonne zurück. Ihr wißt, mein lieber d'Artagnan, ich bin nur noch ein guter, braver Landmann, Raoul hat kein anderes Vermögen, als das meinige; das arme Kind! ich muß darüber wachen, denn ich bin gewissermaßen nur der Namensleiher.«

»Und was wollt Ihr aus Raoul machen?«

»Ich überlasse ihn Euch, mein Freund. Man wird in Flandern Krieg führen; Ihr nehmt ihn mit; denn ich befürchte, der Aufenthalt in Blois ist seinem jungen Kopfe gefährlich. Behaltet ihn bei Euch und lehrt ihn brav und rechtschaffen sein, wie Ihr es seid.«

»Und ich werde Euch also nicht mehr haben, Athos? Aber ich habe wenigstens ihn, diesen teuren blonden Kopf, und obgleich es nur ein Kind ist, so werde ich doch, da Eure ganze Seele sich

in ihm wiederbelebt, teurer Athos, stets glauben, Ihr seit, mich begleitend, mich unterstützend, bei mir.«

Die vier Freunde umarmten sich Tränen in den Augen.

Dann trennten sie sich, ohne zu wissen, ob sie sich je wieder sehen würden.

D'Artagnan kehrte in die Rue Tiquetonne mit Porthos zurück. Dieser war beständig in Gedanken versunken und suchte, wer der Mann wäre, den er erschlagen hatte. Als man vor den Gasthof zur Rehziege gelangte, fand man die Equipage des Barons bereit und Mousqueton im Sattel.

»Hört, d'Artagnan«, sagte Porthos, »verlaßt den Dienst und kommt mit mir nach Pierrefonds, nach Bracieux oder in das Vallon. Wir werden von unsern Gefährten sprechend mit einander alt werden.«

»Nein«, sagte d'Artagnan; »den Teufel, der Feldzug eröffnet sich, und ich will dabei sein. Ich hoffe wohl etwas dabei zu gewinnen.«

»Und was hofft Ihr denn zu werden?«

»Marschall von Frankreich, bei Gott!«

»Ah, ah!« rief Porthos und schaute d'Artagnan an, in dessen Gasconnaden er sich nie hatte ganz finden können.

»Kommt mit mir, Porthos«, sprach d'Artagnan; »ich mache Euch zum Herzog.«

»Nein«, versetzte Porthos, »Mouston will nicht mehr in den Krieg ziehen. Überdies bereitet man mir zu Hause einen feierlichen Einzug, der alle meine Nachbarn vor Ärger bersten machen wird.«

»Hierauf habe ich nichts zu erwidern«, sprach d'Artagnan, denn er kannte die Eitelkeit des neuen Barons. »Auf Wiedersehen also, mein Freund!«

»Auf Wiedersehen, teurer Kapitän«, sagte Porthos. Ihr wißt, daß Ihr, wenn Ihr mich besuchen wollt, stets in meiner Baronie willkommen seid.«

Ja«, erwiderte d'Artagnan, »bei der Rückkehr aus dem Felde stelle ich mich bei Euch ein.«

»Die Equipagen des Herrn Barons warten«, sagte Mousqueton.

Die zwei Freunde trennten sich, nachdem sie sich die Hand

gedrückt hatten. D'Artagnan blieb auf der Türschwelle und folgte mit schwermütigem Auge Porthos, als er sich entfernte.

Aber nach zwanzig Schritten hielt Porthos plötzlich an, schlug sich vor die Stirne, kehrte zurück und rief:

»Ich erinnere mich.«

»Was?« fragte d'Artagnan.

»Wer der Bettler ist, den ich getötet habe.«

»Ah! wirklich! Wer ist es denn?«

»Jene Canaille von einem Bonacieux.«

Und entzückt, den Geist frei zu haben, eilte Porthos Mouston nach, mit welchem er an der Straßenecke verschwand.

D'Artagnan blieb einen Augenblick unbeweglich und in Gedanken versunken. Dann sich umwendend, erblickte er die schöne Madeleine, welche, beunruhigt durch die neue Größe von d'Artagnan, auf der Schwelle stand.

»Madeleine«, sagte der Gascogner, »gebt mir die Wohnung im ersten Stocke. Nun, da ich Kapitän der Musketiere bin, sehe ich mich genötigt, meiner Würde gemäß leben. Aber behaltet mir immerhin mein Zimmer im fünften: denn man kann nicht wissen, was geschieht.«

-Ende-

Anmerkung

Hiermit endigt *Alexander Dumas* seine »*Zwanzig Jahre nachher*,« die Fortsetzung oder vielmehr die zweite Abteilung seines geistreichen Romans der »*Drei Musketiere*.« Vergebens wird der Leser eine. Entwicklung der Geschichte mehrerer in der ersten Hälfte der »*Zwanzig Jahre*«, flüchtig skizzierten Personen gesucht haben. Der Graf von Bragelonne, der Graf von Guiche, die junge Prinzessin von England sind rasch vor seinem Auge vorübergeführt worden, ohne daß ihnen der Autor später einen festeren Standpunkt zur Beschauung gegeben hätte. Desgleichen war mit ein paar Worten, doch so, daß es sich nicht als zufällig geschehen betrachten ließ, von der kleinen La Vallière die Rede. Nirgends im Verlauf motivierte Andeutungen lassen sich bei einem *Alexander Dumas* nicht voraussetzen, und der Leser, welcher eine Ausführung jener Skizzen zu finden sich berechtigt glaubte, erhält auch seine Befriedigung, indem der Verfasser am Schlusse ankündigt, daß demnächst noch eine dritte Abteilung von ihm erscheinen werde, wonach sich die *Drei Musketiere*, welche sich sowohl im Original, als in der Übertragung einer außerordentlich günstigen Aufnahme zu erfreuen hatten, zur Trilogie gestalten. Diese dritte Abteilung bekommt den Titel: »*Zehn Jahre später*« oder der »*Graf von Bragelonne*«, und wir werden der Erscheinung derselben im Original so rasch mit unserer deutschen Ausgabe folgen, als man dies nur immer zu tun im Stande ist.

Fußnoten

- 1 Man weiß, daß Mazarin welcher keine von den Weihen erhalten hatte, welche die Verehelichung verbieten, Anna von Österreich geheiratet hatte.
- 2 Was den Herrn Staatsanwalt Omer Talon nicht abhält, ihn nach der Gewohnheit der Zeit, die fremden Namen französisch zu machen, Herr Particelle zu nennen.
- 3 Lit de Justice hieß in Frankreich ein großer Gerichtstag, welchen der König persönlich, auf einem Throns sitzend, im Parlament hielt.
- 4 Frondent.
- 5 Ein Fronde-Wind hat sich diesen Morgen erhoben, ich glaube, er braust gegen Mazarin.
- 6 So lange wir in Frankreich sind, verstehen wir unter Meile immer eine Lieue, französische Meile, gleich einer starken Stunde. Der Übers.
- 7 Gefreiter — Excerpt — hatte in Frankreich einen viel weiteren Umfang. Der Gefreite bei den Garden zum Beispiel hatte Rittmeister oder Hauptmanns Rang.
- 8 Die Maulbirne war ein vervollkommnter Knebel; er hatte die Form einer Birne, wurde in den Mund geschoben und mittelst einer Feder so sehr erweitert, daß er den Mund und die Kinnbacken so weit als möglich auseinanderzog.
- 9 Une fronde.
- 10 Ich dachte, schöne Königin,
Daß nach so vielen Schicksals-Dunkeln
Nun endlich Glanz und Ruhm und Ehr'
Um Eure würdige Krone funkeln.
Doch schöner waren Eure Tage,
Dem Herzen süßeren Gewinn
Bot Dir — ich will nicht Liebe sagen
Doch selber will's die Königin.
- 11 Ich dachte, ach, der arme Amor
Ist weit verbannt von Euch gezogen,
Einst wohl der treue Waffenknecht
Irrt er jetzt ohne Pfeil und Bogen;
Und was als Waffe mir soll dienen,
Wenn ich Euch nahe, Königin,
Da Ihr der treuesten Diener Herzen
So oft gequält mit stolzem Sinn.
- 12 Ich dachte, — wir Poeten folgen
Der wilden Phantasien Spiel, —
Was in der Laune heiterem Treiben
Euch wohl zu wählen jetzt gefiel:

Wenn plötzlich Buckingham hier stünde,
Wer mehr verpönt an diesem Ort,
An dem zu weilen mir vergönnt,
Ob Pater Vincent,[Der Beichtvater der Königin.] ob der Lord.

- 13 Wir mußten darauf Verzicht leisten, für diese Anekdote ein deutsches Wortspiel aufzufinden, und konnten nur die französischen Ausdrücke mit der üblichen Abänderung der Endsylben gebrauchen. Der Prinz von Beaufort ist historisch bekannt durch beständige Verwechslung ähnlich lautender Wörter. Er gebraucht hier den Ausdruck *goumer*: mit Fäusten schlagen, für das Wort *gourmander*: ausschelten.
- 14 erinnert Euch.
- 15 Der brave Herr von Bouillon wird von der Gicht geplagt.
- 16 Bei diesem Schilde scheint es auf ein Wortspiel mit Paon (der Pfau) und Pan abgesehen gewesen zu sein; denn in der Mythologie hatte bekanntlich der Pfau nichts mit Pan zu schaffen, sondern war der Lieblingsvogel der Juno. Der Übersetzer.
- 17 Ein alter Spottname für Rechtsgelehrte oder Magistratspersonen, von ihrer Amtstracht herrührend.
- 18 Alexander Dumas, sowie andere französische Schriftsteller pflegen diese zwei Worte in *tarteifle* zu verketzern. Der Übers.

**Der Graf von Bragelonne
oder
Zehn Jahre nachher.**

Von
Alexander Dumas

Aus dem französischen
von
Dr. August Zoller

Illustrationen von J.-A. BEAUCÉ, PHILIPPOTEAUX, ETC.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1848.

Illustrationen entnommen:

VICOMTE DE BRAGELONNE

Von
Alexandre Dumas



PARIS
CHEZ MARESCO ET C^{IE}, LIBRAIRES
RUE DU PONT-DE-LODI, 5.
1852

Inhaltsverzeichnis

Der Graf von Bragelonne oder Zehn Jahre nachher.

Erstes und zweites Bändchen.

- I. Der Brief.
- II. Der Bote.
- III. Das Wiedersehen.
- IV. Der Vater und der Sohn.
- V. Worin von Cropoli, von Cropole und von einem anderen unbekanntem Maler die Rede sein wird.
- VI. Der Unbekannte.
- VII. Parry.
- VIII. Was Seine Majestät König Ludwig XIV. im Alter von zweiundzwanzig Jahren war.
- IX. Worin der Unbekannte aus dem Gasthof zu den Medicis sein Inkognito verliert.
- X. Die Arithmetik von Herrn von Mazarin.
- XI. Die Politik von Herrn von Mazarin.
- XII. Der König und der Lieutenant.
- XIII. Maria von Mancini.
- XIV. Worin der König und der Lieutenant jeder von ihrem Gedächtnis Probe ablegen.

Drittes bis Sechstes Bändchen.

- I. Der Geächtete.
- II. Remember!
- III. Worin man Aramis sucht und nur Bazin findet.
- IV. Worin d'Artagnan Porthos sucht und nur Mousqueton findet.
- V. Was d'Artagnan in Paris machte.
- VI. Von der Gesellschaft, die sich in der Rue des Lombards, unter dem Schilde zum goldenen Mörser, zur Ausbeutung des Gedankens von Herrn d'Artagnan bildet.
- VII. Worin d'Artagnan für das Haus Planchet und Compagnie zu reisen sich anschickt.

- VIII. D'Artagnan reist für das Haus Planchet und Compagnie.
 - IX. Worin der, Autor, wider seinen Willen, ein wenig Geschichte treiben muß.
 - X. Der Schatz.
 - XI. Das Moor.
 - XII. Der Geist und das Herz.
 - XIII. Am andern Tag.
 - XIV. Die Schmuggelware.
 - XV. Worin d'Artagnan zu befürchten anfängt, er habe sein Geld und das von Blanchet mit Verlust des Kapitals angelegt.
 - XVI. Die Aktien von Planchet und Compagnie steigen auf pari.
 - XVII. Monk tritt hervor.
 - XIII. Wie Athos und d'Artagnan abermals im Gasthof zum Hirschhorn zusammentrafen.
 - XIX. Die Audienz.
 - XX. Von der Schwierigkeit des Reichtums.
 - XXI. Auf dem Kanal.
 - XXII. Wie d'Artagnan, als wäre er eine Fee, ein Landhaus aus einer tannenen Kiste zog.
 - XXIII. Wie d'Artagnan das Passivum ordnete, ehe er das Activum feststellte.
 - XXIV. Worin man sieht, daß der französische Spezereihändler schon im siebzehnten Jahrhundert zu Ehren gekommen war.
 - XXV. Das Spiel von Herrn von Mazarin.
 - XXVI. Staatsangelegenheiten.
- Siebentes bis Zehntes Bändchen.
- I. Die Erzählung.
 - II. Worin Herr von Mazarin Verschwender wird.
 - III. Guénaud.
 - IV. Colbert.
 - V. Beichte eines redlichen Mannes.
 - VI. Die Schenkung.
 - VII. Wie Anna von Österreich Ludwig XIV. einen Rat gab, und wie Herr Fouquet ihm einen andern gab.

- VIII. Todeskampf.
 - IX. Die erste Erscheinung von Colbert.
 - X. Der erste Tag des Königtums von Ludwig XIV.
 - XI. Eine Leidenschaft.
 - X. Die Lektion von Herrn d'Artagnan.
 - XI. Der König.
 - XII. Die Häuser von Herrn Fouquet.
 - XIII. Der Abbé Fouquet.
 - XIV. Der Wein von Herrn von la Fontaine.
 - XV. Die Galerie von Saint-Mandé.
 - XVI. Die Epikuräer.
 - XVII. Eine Viertelstunde Verzug.
 - XVIII. Schlachtplan.
 - XIX. Die Schenke zum Bilde Unserer Lieben Frau.
 - XX. Es lebe Colbert!
 - XXI. Wie der Diamant von Herrn d'Emeris in die Hände von d'Artagnan überging.
 - XXII. Von dem bemerkenswerten Unterschied, den d'Artagnan zwischen dem Herrn Intendanten und Monseigneur dem Oberintendanten fand.
 - XXIII. Philosophie des Herzens und des Geistes.
 - XXIV. Reise.
 - XXV. Wie d'Artagnan Bekanntschaft mit einem Dichter machte, der Buchdrucker geworden war, damit seine Verse gedruckt würden.
 - XXVI. D'Artagnan setzt seine Forschungen fort.
 - XXVII. Worin der Leser ohne Zweifel ebenso sehr erstaunt sein wird, als es d'Artagnan war, daß er einen alten Gekannten wiederfindet.
- Elftes bis Vierzehntes Bändchen.
- I. Worin sich die Anfangs sehr trüben Gedanken von d'Artagnan aufzuklären anfangen.
 - II. Eine Prozession in Vannes.
 - III. Die Größe des Bischofs von Vannes.
 - IV. Worin Porthos darüber, daß er mit d'Artagnan gekommen, ärgerlich zu werden anfängt.
 - V. Worin d'Artagnan galoppiert, Porthos schnarcht, und Aramis rät.

- VI. Worin Herr Fouquet handelt.
- VII. Worin d'Artagnan endlich seines Kapitänspatents habhaft wird.
- VIII. Ein Verliebter und eine Geliebte.
- IX. Worin man endlich die wahre Heldin dieser Geschichte wiedererscheinen sieht.
- X. Malicorne und Manicamp.
- XI. Der Hof vom Hotel Grammont.
- XII. Das Portrait von Madame.
- XIII. Im Havre.
- XIV. Auf der See.
- XV. Die Zelte.
- XVI. Die Nacht.
- XVII. Vom Havre nach Paris.
- XVIII. Was der Chevalier von Lorraine von Madame dachte.
- XIX. Die Überraschung von Fräulein von Montalais.
- XX. Die Einwilligung von Athos.
- XXI. Monsieur ist eifersüchtig auf den Herzog von Buckingham.
- XXII. For ever.
- XXIII. Worin Keine Majestät König Ludwig XIV. Fräulein de la Vallière weder reich, noch hübsch genug für einen Edelmann vom Rang des Vicomte von Bragelonne findet.

Fünfzehntes bis Achtzehntes Bändchen.

- I. Eine Menge Degenstiche in's Wasser.
- II. Fortsetzung einer Menge von Degenstichen in's Wasser.
- III. Baisemeaux von Montlezun.
- IV. Beim König.
- V. Die Kleinen Rechnungen von Herrn Baisemeaux von Montlezun.
- VI. Das Frühstück von Herrn von Baisemeaux.
- VII. Der Zweite von der Bertaudière.
- VIII. Die zwei Freundinnen.
- IX. Das Silberzeug von Frau von Bellière.
- X. Die Mitgift.
- XI. Der Grund Gottes.
- XII. Dreifache Liebe.

- XIII. Die Eifersucht von Herrn von Lorraine.
 - XIV. Monsieur ist eifersüchtig auf Guiche.
 - XV. Der Vermittler.
 - XVI. Die Röte.
 - XVII. Fontainebleau.
 - XVIII. Das Bad.
 - XIX. Die Schmetterlingsjagd.
 - XX. Was man auf der Schmetterlingsjagd fängt.
 - XXI. Das Ballett: die Jahreszeiten.
 - XXII. Die Nymphen des Parks von Fontainebleau.
 - XXIII. Was unter der Königseiche gesprochen wurde.
 - XXIV. Die Unruhe des Königs.
 - XXV. Das Geheimnis des Königs.
- Neunzehntes bis fünfundzwanzigstes Bändchen.
- I. Nachfahrten.
 - II. Worin Madame den Beweis erlangt, daß man, wenn man horcht, hören kann, was gesprochen wird.
 - III. Die Korrespondenz von Aramis.
 - IV. Der Commis von Ordnung.
 - V. Fontainebleau um zwei Uhr Morgens.
 - VI. Das Labyrinth.
 - VII. Wie Malicorne aus dem Gasthaus zum Schönen Pfauen ausquartiert wurde.
 - VIII. Was wirklich im Gasthaus zum Schönen Pfauen vorgefallen war.
 - IX. Ein Jesuit vom elften Jahr.
 - X. Das Staatsgeheimnis.
 - XI. Sendung.
 - XII. Glücklich wie ein Prinz.
 - XIII. Geschichte einer Dryade und einer Nayade.
 - XIV. Königliche Psychologie.
 - XV. Was weder Najade, noch Dryade vorhergesehen.
 - XVI. Der neue Jesuitengeneral.
 - XVII. Der Sturm.
 - XVIII. Der Regen.
 - XIX. Tobie.
 - XX. Die vier Chancen von Madame.
 - XXI. Die Lotterie.

- XXII. Malaga.
 - XXIII. Der Brief von Herrn von Baisemeaux.
 - XXIV. Worin der Leser mit Vergnügen sehen wird, daß Porthos nichts von seiner Stärke verloren hat.
 - XXV. Die Ratte und der Käse.
 - XXVI. Der Landsitz von Planchet.
 - XXVII. Was man von dem Hause von Planchet aus sieht.
 - XXVIII. Wie sich Porthos, Trüchen und Planchet mit Hilfe von d'Artagnan alle als Freunde verließen.
 - XXIX. Die Vorstellung von Porthos.
 - XXX. Erklärungen.
 - XXXI. Madame und Guiche.
 - XXXII. Montalais und Malicorne.
 - XXXIII. Wie Herr von Wardes, bei Hofe aufgenommen wurde.
 - XXXIV. Der Zweikampf.
- Fünfundzwanzigstes bis Achtundzwanzigstes Bändchen.
- I. Das Abendbrot des Königs.
 - II. Nach dem Abendbrot.
 - III. Wie d'Artagnan die Sendung vollzog, mit der ihn der König beauftragt hatte.
 - IV. Der Anstand.
 - V. Der Arzt.
 - VI. Worin d'Artagnan erkennt, daß er sich getäuscht, und daß Manicamp es war, der Recht hatte.
 - VII. Wie es ersprießlich ist, zwei Saiten an seinem Bogen zu haben.
 - VIII. Herr Malicorne, Archivar des Königreichs Frankreich.
 - IX. Die Reise.
 - X. Triumphfeminat.
 - XI. Ein erster Streit.
 - XII. Verzweiflung.
 - XIII. Die Flucht.
 - XIV. Wie Ludwig seinerseits die Zeit von halb elf Uhr bis um Mitternacht zugebracht hatte.
 - XV. Die Gesandten.
 - XVI. Chaillot.
 - XVII. Bei Madame.

- XVIII. Das Taschentuch von Fräulein de la Vallière.
XIX. Worin von Gärtnern, von Leitern und von Ehrenfräulein die Rede ist.
XX. Worin von Zimmerarbeit die Rede ist, und einige Mitteilungen über die Art, wie man die Treppen durchhöhlt, gegeben werden.
XXI. Die Spazierfahrt bei Fackeln.
XXII. Die Erscheinung.
XXIII. Das Portrait.
XXIV. Hampton Court.
XXV. Der Courier von Madame.
XXVI. Saint-Aignan befolgt den Rat von Malicorne.
XXVII. Zwei alte Freunde.
XXVIII. Worin man sieht, daß ein Handel, der sich nicht mit dem Einen abschließen läßt, mit dem Andern abgeschlossen werden kann.
- Neunundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.
- I. Die Haut des Bären.
 - II. Sei der Königin Mutter.
 - III. Zwei Freundinnen.
 - IV. Jean la Fontaine macht seine erste Erzählung.
 - V. La Fontaine als Unterhändler.
 - VI. Das Tafelgeschirr und die Diamanten von Frau von Bellière.
 - VII. Die Quittung von Herrn von Mazarin.
 - VIII. Das Concept von Herrn Colbert.
 - IX. Worin es dem Autor scheint, es sei Zeit, zum Vicomte von Bragelonne zurückzukehren.
 - X. Bragelonne setzt seine Fragen fort.
 - XI. Eifersucht auf zwei Seiten.
 - XII. Haussuchung.
 - XIII. Die Methode van Porthos.
 - XIV. Der Auszug, die Falltüre und das Portrait.
 - XV. Politische Nebenbuhler.
 - XVI. Liebesnebenbuhler.
 - XVII. König und Adel.
 - XVIII. Folge des Sturmes.
 - XIX. Was Raoul erraten hatte.

- XX. Drei Tischgenossen, die sich wundern, daß sie mit einander zu Nacht speisen.
- XXI. Was im Louvre während des Mahles in der Bastille vorfiel.
- XXII. Der ehrliche Grimaud.
- XXIII. Worin Porthos überzeugt ist, ohne begriffen zu haben.
- XXIV. Die Gesellschaft von Herrn von Baisemeaux.
- Dreiunddreißigstes bis sechsunddreißigstes Bändchen.
- I. Heu! miser!
- II. Wunden auf Wunden.
- III. Wie Mouston fett geworden, ohne daß er Porthos zuvor davon in Kenntniss gesetzt hatte, und von den Unannehmlichkeiten, welche hieraus entsprungen waren.
- IV. Wer das war, der Herr Jean Percerin.
- V. Die Muster.
- VI. Worin Molière vielleicht den ersten Gedanken zu seinem Bürger-Edelmann faßte.
- VII. Der Bienenkorb, die Bienen und der König.
- VIII. Noch ein Abendbrot in der Bastille.
- IX. Der Ordensgeneral.
- X. Der Versucher.
- XI. Krone und Tiare.
- XII. Das Schloß Vaux-le-Vicomte.
- XIII. Der Wein von Melun.
- XIV. Neckar und Ambrosia.
- XV. Auf einen Gascogner anderthalb.
- XVI. Colbert.
- XVII. Eifersucht.
- XVIII. Eine Nacht in der Bastille.
- XIX. Der Schatten von Herrn Fouquet.
- XX. Der Morgen.
- XXI. Der Freund den Königs.
- XXII. Wie der Befehl in der Bastille geachtet wurde.
- XXIII. Die Dankbarkeit den Königs.
- XXIV. Der falsche König.

XXV. Worin Porthos einem Herzogtum nachzulaufen glaubt.

Siebenunddreißigstes bis Einundvierzigstes Bändchen.

I. Der letzte Abschied.

II. Herr von Beaufort.

III. Der letzte Abschied.

IV. Das Inventar von Planchet.

V. Die Silberplatte.

VI. Gefangener und Kerkermeister.

VII. Die Versprechungen.

VIII. Zwischen Frauen.

IX. Das Abendmahl.

X. Im Wagen von Herrn Colbert.

XI. Die zwei Cabanen.

XII. Freundesratschläge.

XIII. Wie König Ludwig XIV. sein Röllchen spielte.

XIV. Das weiße Roß und das schwarze Roß.

XV. Worin das Eichhörnchen fällt, worin die Natter flieht.

XVI. Belle-Isle-en-Mer.

XVII. Die Erklärungen von Aramis.

XVIII. Fortsetzung der Ideen der Königs und der Ideen von d'Artagnan.

XIX. Die Ahnen von Porthos.

XX. Der Sohn von Biscarrat.

XXI. Die Grotte von Locmaria.

XXII. Die Grotte.

XXIII. Ein Gesang von Homer.

XXIV. Der Tod eines Titanen.

XXV. Die Grabschrift von Porthos.

XVI. Die Runde von Herrn von Gèvres.

XVII. König Ludwig XIV.

XXIII. Die Freunde von Herrn Fouquet.

XXIV. Das Testament von Porthos.

XXX. Das Alter von Athos.

XXXI. Vision von Athos.

XXXII. Der Engel des Todes.

XXXIII. Bulletin.

XXXIV. Der letzte Gesang.

XXXV. Epilog.
XXXVI. Der Tod von Herrn d'Artagnan.
Anmerkungen

Erstes und zweites Bändchen.



I.

Der Brief.

egen die Mitte des Monats Mai im Jahr 1660, um neun Uhr Morgens, als die schon warme Sonne den Tau auf den Violen des

Galten Schlosses von Blois trocknete, kehrte eine kleine Cavalcade, bestehend aus drei Männern und zwei Pagen, über die Brücke der Stadt zurück, ohne eine andere Wirkung auf die Spaziergänger am Quai hervorzubringen, als eine erste Bewegung mit der Hand an den Kopf, um zu grüßen, und eine zweite Bewegung der Zunge, um im reinsten Französisch, das in Frankreich gesprochen wird, den Gedanken auszudrücken:

»*Monsieur* kehrt von der Jagd zurück.«

Während aber die Pferde den steilen Abhang hinaufkletterten, der vom Fluß nach dem Schlosse führte, näherten sich mehrere Ladenbursche dem letzten Pferd, das, am Sattelbogen hängend, verschiedene am Schnabel angebundene Vögel trug.

Bei diesem Anblick gaben die Neugierigen mit einer ganz ländlichen Offenherzigkeit ihre Verachtung gegen einen so magern Fang kund und kehrten dann, nachdem sie sich über die Nachteile der Beize besprochen hatten, zu ihren Geschäften zurück. Nur einer von den Neugierigen, ein dicker, bausbackiger Bursche von heiterer Laune, fragte, warum sich *Monsieur*, der sich bei seinen großen Einkünften so gut belustigen könne, mit einer so kläglichen Unterhaltung begnüge.

»Weißt Du nicht,« antwortete man ihm, »das, es die Hauptbelustigung des Prinzen ist, sich zu langweilen?«

Der lustige Bursche zuckte die Achseln mit einer Gebärde, welche klar wie der Tag bedeutete: »Dann will ich lieber der dicke Jean als der Prinz sein.« Und Jeder ging wieder an seine Arbeit.

Monsieur ritt indessen seines Wegs mit einer so schwermütigen und zugleich so majestätischen Miene, daß er sicherlich die Bewunderung der Zuschauer erregt haben würde, wenn er Zuschauer gehabt hätte; doch die Bürger von Blois verziehen *Monsieur* nicht, daß er diese so heitere Stadt gewählt hatte, um sich nach Belieben zu langweilen, und so oft sie den erhabenen Glangweilten erblickten, machten sie sich gähnend davon, oder kehrten den Kopf in das Innere ihrer Zimmer, als wollten sie sich dem einschläfernden Einfluß dieses langen, bleichen Gesichtes, dieser schwimmenden Augen und dieser lahmen Haltung entziehen, so daß der würdige Prinz beinahe sicher war, die Straßen öde und verlassen zu finden, so oft er sich darein wagte.

Dies war nun von Seiten, der Einwohner von Blois eine sehr strafbare Unehrebarkeit, denn Monsieur war nach dem König, und selbst vielleicht vor dem König, der vornehmste Herr des Reiches. Gott, der dem damals regierenden Ludwig XIV. das Glück gewährt hatte, der Sohn von Ludwig XIII. zu sein, hatte *Monsieur* die Ehre gewährt, der Sohn von Heinrich IV. zu sein. Es hätte also kein geringer Gegenstand des Stolzes für die Stadt Blois sein sollen, dieser Vorzug, den Gaston von Orleans, der seinen Hof im alten Schlosse der Stände hielt, der Stadt Blois gönnte.

Doch es lag in dem Geschick dieses großen Fürsten, daß er überall, wo er sich zeigte, in einem nur geringen Grade die Aufmerksamkeit und die Bewunderung des Publikums erregte. *Monsieur* hatte sich mit der Gewohnheit vertraut gemacht und sich darein ergeben.

Dies war es vielleicht, was ihm die Miene ruhiger Langweile gab. *Monsieur* war in seinem Leben sehr beschäftigt gewesen. Man läßt nicht einem Dutzend seiner besten Freunde die Köpfe abschlagen, ohne daß dies ein wenig Lärm verursacht. Da man aber nun, seit Mazarin an das Ruder gekommen, Niemand mehr den Kopf abgeschlagen, so hatte *Monsieur* keine Beschäftigung mehr, und dies machte sich an seinem ganzen Wesen fühlbar.

Das Leben des armen Prinzen war ein trauriges. Nach seiner kleinen Jagd am Ufer des Beuvron oder in den Wäldern von Chiverny, setzte *Monsieur* über die Loire und frühstückte in Chambord, mit oder ohne Appetit, und die Stadt Blois hörte bis zu der nächsten Jagd nicht mehr von ihrem allerhöchsten Herrn sprechen.

So viel von der Langweile **extra muros**: was die Langweile im Innern betrifft, so werden wir dem Leser einen Begriff davon geben, wenn er mit uns der Cavalcade folgen und bis zu der majestätischen Halle des Schlosses der Stände hinaufsteigen will.

Monsieur ritt auf einem kleinen Pferde von sanftem Gang, das mit einem breiten Sattel von rotem flandrischem Sammet und mit Steigbügeln in Form von Pantoffeln versehen war; dieses Pferd war salb seiner Farbe nach; das Wamms von *Monsieur* vermengte sich, von karmesinrotem Sammet gemacht, unter dem gleichfarbigen Mantel, mit der Equipirung des Pferdes, und nur an

dieser rötlichen Gesamtheit konnte man den Prinzen unter seinen Gefährten erkennen, von denen der eine links, violett gekleidet, der Stallmeister, und der andere rechts, grün gekleidet, der Oberjägermeister waren.

Einer von den Pagen trug zwei Edelfalken auf einer Aufsitzstange, der andere ein Jagdhorn, in das er, zwanzig Schritte vom Schloß, nachlässig blies. Alles, was diesen nachlässigen Prinzen umgab, tat, was es zu tun hatte, mit Nachlässigkeit.

Auf dieses Signal liefen acht Wachen, welche in dem viereckigen Hof in der Sonne spazieren gingen, herbei, nahmen ihre Hellebarden, und *Monsieur* hielt seinen feierlichen Einzug im Schloß.

Als er unter der tiefen Vorhalle verschwunden war, zerstreuten sich ein paar Taugenichtse, welche hinter der Cavalcade vom Mail zum Schloß hinaufgestiegen waren und dabei fortwährend einander die hängenden Vögel gezeigt hatten, indem sie ihre Kommentare über das machten, was sie gesehen; sobald sich diese Taugenichtse entfernt hatten, blieben die Straße, der Platz und der Hof wieder öde.

Monsieur stieg vom Pferde, ohne ein Wort zu sagen, ging in sein Zimmer, wo sein Kammerdiener ihm seine Kleider wechselte, streckte sich, da Madame noch nicht nach seinen Befehlen für das Frühstück hatte fragen lassen, auf einer Ottomane aus, und entschlief so gutwillig, als ob es Abends elf Uhr gewesen wäre.

Die acht Wachen, welche einsahen, daß ihr Dienst für den Rest des Tages beendet war, legten sich in der Sonne auf die steinernen Bänke; die Stallknechte verschwanden mit ihren Pferden in den Ställen und, abgesehen von einigen munteren Vögeln, die sich einander durch scharfes Gezwitscher in den Büschen der Mauernelken scheu machten, hätte man glauben sollen, das ganze Schloß schlafe mit *Monsieur*.

Plötzlich erscholl mitten unter diesem sanften Schweigen ein nerviges, lautes Gelächter, das einen von den Hellebardieren, die in ihre Siesta versunken waren, ein Auge zu öffnen bewog.

Dieses Gelächter kam aus einem Fenster des Schlosses, das in diesem Augenblick von der Sonne besucht wurde. Der kleine

eiserne Balkon, der an diesem Fenster hervorragte, war von einem Topf mit roten Nelken, einem andern Topf mit Primeln und mit einem Frührosenstock besetzt, dessen herrlich grünes Blätterwerk durch mehrere rote Punkte das baldige Erscheinen der Rosen ankündigte.

In dem Zimmer, das dieses Fenster erhellte, sah man einen viereckigen Tisch mit einem alten, großblumigen Harlemer Teppich bedeckt, mitten auf diesem Tisch eine steinerne Phiole mit langem Hals, in der Maiblumen und Irisblüthen staken, an jedem von den Enden dieses Tisches ein junges Mädchen.

Die Haltung dieser zwei Kinder war sonderbar: man hätte sie für zwei dem Kloster entwichene Kostschülerinnen halten können. Das eine zeichnete, die beiden Ellenbogen auf den Tisch gestützt, eine Feder in der Hand, Charactere auf ein Blatt schönes, holländisches Papier; das andere kniete auf einem Stuhl, was ihm den Kopf und die Büste über die Lehne und bis mitten auf den Tisch zu strecken erlaubte, und sah zu, wie seine Gefährtin schrieb, oder vielmehr zu schreiben zögerte. Daher tausendfaches Geschrei, Gespötte, Gelächter, wobei das eine immer geräuschvoller war als das andere, und die Vögel in den Mauernelken erschreckt und die Wache von *Monsieur* im Schläfe gestört hatte.

Wir sind an den Portraits, und man wird hoffentlich die zwei letzten dieses Kapitels hinnehmen. Diejenige, welche sich auf den Stuhl stützte, nämlich die geräuschvolle, die lachende, war ein hübsches Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren, braun von Haut, braun von Haaren, glänzend durch seine Augen und besonders durch seine Zähne, welche wie Perlen unter den blutroten Korallen ihrer Lippen funkelten.

Jede von den Bewegungen dieses Mädchens schien das Resultat des Spiels einer Mine zu sein; es lebte nicht, es sprang.

Die Andere, diejenige, welche schrieb, schaute ihre stürmische Gefährtin mit einem Auge so blau, so durchsichtig und rein an, wie es der Himmel an diesem Tage war. Ihre aschblonden, mit ausgezeichnetem Geschmack gerollten Haare fielen in seidnen Büscheln auf ihre perlmutterartigen Wangen herab; sie ließ über das Papier eine seine Hand hingehen, deren Magerkeit jedoch ihre außerordentliche Jugend bezeichnete. So oft ihre Freundin in

ein Gelächter ausbrach, hob sie, wie geärgert, ihre poetisch und sanft geformten Schultern empor, denen aber jener Luxus an Stärke und Rundung fehlte, welchen man auch an ihren Armen und Händen zu sehen gewünscht hätte.

»Montalais! Montalais!« sagte sie endlich mit einer Stimme so sanft und liebkosend wie ein Gesang. »Ihr lacht zu stark, Ihr lacht wie ein Mann; Ihr werdet Euch dadurch nicht nur den Herren Garden bemerkbar machen, sondern auch die Glocke von *Madame* nicht hören, wenn *Madame* ruft.«

Das Mädchen, das man Montalais nannte, hörte bei dieser Ermahnung weder auf zu lachen, noch zu gestikulieren; es antwortete nur:

»Louise, Ihr sprecht nicht, was Ihr denkt, meine Liebe; Ihr wisst, daß die Herren Garden, wie Ihr sie nennt, ihren Schlaf beginnen, und daß sie dann Kanonen nicht aufzuwecken vermöchten; Ihr wisst, daß man die Glocke von *Madame* auf der Brücke von Blois hören würde, und daß ich sie folglich auch hören werde, wenn mich mein Dienst zu *Madame* beruft. Es ärgert Euch nur, mein Kind, daß ich lache, wenn Ihr schreibt; Ihr befürchtet, Frau von Saint-Remy, Eure Mutter, komme herauf, wie sie es zuweilen tut, wenn wir zu viel lachen . . . sie überrasche uns und sehe das ungeheure Blatt Papier, auf das Ihr seit einer Viertelstunde nichts geschrieben habt, als die Worte: ›*Herr Raoul!*‹ Das ist übrigens vernünftig von Euch, denn den Worten ›*Herr Raoul*‹ kann man so viele andere, so bezeichnende, so entzündende beifügen, daß Frau von Remy, Eure teure Mutter, Recht hätte, wenn sie Feuer und Flammen freien würde. Sprecht, ist es nicht so?«

Und Montalais verdoppelte ihr Gelächter und ihre stürmischen Herausforderungen.

Die Blonde erzürnte sich wirklich; sie zerriß das Blatt, auf das in der Tat die Worte »*Herr Raoul*« mit einer schönen Handschrift geschrieben standen, zerknitterte das Papier in ihren zitternden Fingern und warf es zum Fenster hinaus.

»Nun! nun!« sagte Fräulein von Montalais, »unser kleines Lamm, unser Jesuskind, unsere Taube ärgert sich! . . . Habt doch keine Furcht, Louise! Frau von Saint-Remy wird nicht kommen, und wenn sie käme . . . Ihr wisst, daß ich ein feines Ohr habe. Was kann übrigens mehr erlaubt sein, als an einen alten Freund

von zwölf Jahren her zu schreiben, besonders wenn der Brief mit den Worten: »Herr Raoul!« beginnt?»

»Es ist gut, ich werde ihm nicht schreiben,« entgegnete das Mädchen.

»Oh! wahrhaftig, Montalais ist nun gehörig bestraft!« rief immer lachend die braune Spötterin. »Vorwärts, nehmt ein anderes Blatt Papier und beendigen wir rasch unsere Botschaft. Gut, nun wird die Glocke geläutet! Ah! meiner Treue, das ist schlimm. *Madame* wird warten, oder diesen Morgen ihres ersten Ehrenfräuleins entbehren müssen.«

Es erklang wirklich eine Glocke; man meldete, *Madame* habe ihre Toilette beendet und erwarte Monsieur, der ihr die Hand im Salon gebe, um sie ins Speisezimmer zu führen.

Sobald diese Förmlichkeit erfüllt war, frühstückten die beiden Gatten und trennten sich dann bis zum Mittagessen, das unabänderlich auf zwei Uhr bestimmt war.

Beim Klange der Glocke öffnete sich in den Officen, welche rechts im Hofe lagen, eine Türe, durch die zwei Haushofmeister, gefolgt von acht Köchen, welche eine Tragbahre beladen mit Schüsseln, worauf silberne Glocken, schleppten, heraustraten.

Einer von diesen Haushofmeistern, der der erste dem Range nach zu sein schien, berührte sachte mit seinem Stäbchen eine von den Wachen, welche auf ihrer Bank schnarchte; er trieb seine Güte sogar so weit, daß er in die Hände dieses schlaftrunkenen Menschen seine Hellebarde steckte, welche neben ihm an der Wand angelehnt war, wonach der Soldat, ohne sich irgendwie zu erkundigen, bis zum Speisezimmer *das Fleisch von Monsieur* geleitete, dem ein Page voranging.

Wo das Fleisch vorüberkam, schulterten die Soldaten das Gewehr.

Fräulein von Montalais und ihre Gefährtin folgten von ihrem Fenster aus den Einzelheiten dieses Zeremoniells, an das sie übrigens gewöhnt sein mußten. Sie schauten indessen nur mit so großer Neugierde, um sicher zu sein, daß man sie nicht stören würde. Sobald Köche, Wachen, Pagen und Haushofmeister vorbei waren, kehrten sie auch wieder zu ihrem Tisch zurück, und die Sonne, die im Fensterrahmen einen Augenblick diese zwei

reizenden Gesichter beleuchtet hatte, beschien nur noch die Nelken, die Primeln und den Rosenstock.

»Bah!« sagte Montalais, während sie ihren Platz wieder einnahm, »*Madame* wird wohl ohne mich frühstücken.«

»Oh! Montalais, Ihr werdet gestraft werden,« rief das andere Mädchen, indem es sich sachte wieder an den seinigen setzte.

»Gestraft? ah! ja, nämlich der Spazierfahrt beraubt werden; es ist mir ganz lieb, wenn man mich straft, ich will nichts Anderes. In der großen Kutsche, auf einem Schlage hockend, ausfahren, rechts drehen, links steuern, auf Straßen voll von Fahrgeleisen, wo man in zwei Stunden höchstens eine Meile macht; dann gerade gegen den Flügel des Schlosses zurückkehren, wo sich das Fenster von Frau von Medicis findet, so daß *Madame* unfehlbar jedes Mal also zu mir spricht: ›Sollte man glauben, daß Königin Maria hier herab entflohen ist! sieben und vierzig Fuß hoch! die Mütter von zwei Prinzen und drei Prinzessinnen!‹ Ist das ein Vergnügen, Louise, so wünsche ich alle Tage gestraft zu werden, besonders wenn meine Strafe darin besteht, daß ich bei Euch bleibe und so interessante Briefe schreibe, wie wir sie schreiben.«

»Montalais! Montalais! man hat Pflichten zu erfüllen!«

»Ihr sprecht ganz nach Eurem Gefallen, mein Herz, Ihr, die man inmitten dieses Hofes frei läßt. Ihr seid die Einzige, welche die Vorteile davon erntet, ohne die Lasten tragen zu müssen, Ihr, mehr Ehrenfräulein von *Madame* als ich, weil *Madame* ihre Zuneigung zu Eurem Stiefvater auf Euch zurückfallen läßt; und so kommt Ihr in dieses traurige Haus, wie die Vögel in den Hof . . . die Luft einschlüpfend, die Blumen beschnäbelnd, am Korn pickend . . . ohne daß Ihr den geringsten Dienst zu tun, die mindeste Langweile zu ertragen habt! Ihr sprecht mir von Pflichterfüllung! In der Tat, meine schöne Müßiggängerin, was sind denn Eure Pflichten, wenn nicht, an den hübschen Raoul zu schreiben? Dabei sehen wir, daß Ihr ihm nicht einmal schreibt, wodurch Ihr, wie mir scheint, auch ein wenig Eure Pflichten vernachlässigt.«

Louise nahm ihre ernste Miene an, stützte ihr Kinn auf ihre Hand und sprach mit einem unschuldsvollen Tone:

»Macht mir doch mein Wohlergehen zum Vorwurf! Werdet Ihr das Herz dazu haben? Ihr habt eine Zukunft; Ihr seid vom Hofe; der König, wenn er sich verheirathet, wird *Monsieur* zu sich berufen; Ihr werdet glänzende Feste, Ihr werdet den König sehen, der so schön, so reizend sein soll!«

»Mehr noch, ich werde Raoul sehen, der bei dem Herrn Prinzen ist,« fügte Montalais bei.

»Armer Raoul!« seufzte Louise.

»Das ist der Augenblick, um ihm zu schreiben teure Schöne; auf! beginnen wir wieder das ausgezeichnete ›Herr Raoul‹, das am Kopfe des zerrissenen Blattes glänzte.«

Sie reichte ihr die Feder und ermutigte mit einem reizenden Lächeln ihre Hand, welche rasch die bezeichneten Worte schrieb.

»Und nun?« fragte das jüngere von den beiden Mädchen.

»Nun schreibt, was Ihr denkt, Louise,« antwortete Montalais.

»Seid Ihr sicher, daß ich irgend etwas denke?«

»Ihr denkt an irgend Jemand, was am Ende auf dasselbe herauskommt, oder vielmehr sehr schlimm ist.«

»Ihr glaubt, Montalais?«

»Louise! Louise! Eure blauen Augen sind tief wie das Meer, das ich im vorigen Jahr in Boulogne gesehen. Nein, ich täusche mich, das Meer ist treulos, Eure Augen sind tief wie das Azur da oben über unsern Köpfen.«

»Wohl! da Ihr so gut in meinen Augen lest, sagt mir, was ich denke, Montalais.«

»Vor Allem denkt Ihr nicht ›*Herr Raoul*‹; Ihr denkt ›*Mein lieber Raoul*‹.

»Oh!«

»Errötet nicht über so wenig. ›*Mein lieber Raoul*‹, sagen wir, ›Ihr bittet mich. Euch nach Paris zu schreiben, wo Euch der Dienst des Herrn Prinzen zurückhält. Da Ihr Euch dort langweilen müßt, um Zerstreung in der Erinnerung an ein Provinzmädchen zu suchen . . . «

Louise stand plötzlich auf.

»Nein, Montalais,« sagte sie lächelnd, »ich denke nicht ein Wort von diesem. Hört, was ich denke.«

Und sie nahm kühn die Feder und schrieb mit fester Hand folgende Worte:

»Ich hätte mich sehr unglücklich gefühlt, wenn Eure Bitten, um von mir ein Andenken zu erhalten, minder lebhaft, minder dringend gewesen wären; Alles spricht mir hier von unseren ersten Jahren, welche so rasch abgelaufen, so sanft entflohen sind, daß nie andere ihren Zauber in meinem Herzen ersetzen werden.«

Montalais, welche zuschaute, wie die Feder lief, und verkehrt las, während ihre Freundin schrieb, unterbrach sie, klatschte in die Hände und rief:

»Das gefällt mir! das ist treuherzig, das ist Gemüt, das ist Styl! Zeigt diesen Parisern, meine Liebe, daß Alois die Stadt der schönen Sprache ist.«

»Er weiß, daß für mich Blois das Paradies gewesen ist.« erwiderte das junge Mädchen.

»Das wollte ich sagen, und Ihr sprecht wie ein Engel.«

»Ich endige, Montalais.«

Und sie fuhr in der Tat fort:

»Ihr denkt an mich, sagt Ihr, Herr Raoul; ich danke Euch, doch dies kann mich nicht in Erstaunen setzen, da ich weiß, wie oft unsere Herzen bei einander geschlagen haben.«

»Oh! oh!« rief Montalais, »nehmt Euch in Acht, mein Lamm, Ihr streut Eure Wolle aus und es gibt dort Wolfe!«

Louise wollte antworten, als der Galopp eines Pferdes unter der Vorhalle des Schlosses erscholl.

»Was ist das?« sagte Montalais, ans Fenster tretend: »meiner Treue! ein schöner Kavalier.«

»Oh! Raoul!« rief Louise, welche dieselbe Bewegung gemacht hatte, wie ihre Freundin, und zitternd, erbleichend, bei ihrem unvollendeten Brief niedersank.

»Bei meinem Wort, das ist ein geschickter Liebhaber!« rief Montalais, »der kommt zu gelegener Zeit!«

»Zieht Euch zurück, zieht Euch zurück! ich bitte Euch,« flüsterte Louise.

»Bah! er kennt mich nicht; laßt mich sehen, was er hier machen

will.«



II.

Der Bote.

Fräulein von Montalais hatte Recht, der junge Reiter sah gut aus.

Es war ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, groß, schlank gewachsen; er trug anmutig auf seinen Schultern die reizende militärische Kleidung jener Zeit. Seine trichterförmigen Reiterstiefel enthielten einen Fuß, den Fräulein von Montalais nicht verleugnet hätte, wenn sie in einen Mann verwandelt worden wäre. Mit einer seiner seinen, nervigen Hände hielt er sein Pferd mitten im Hosen an und mit der andern lüpfte er seinen Hut mit der langen Feder, welche sein zugleich ernstes und naives Gesicht beschattete.

Bei dem Geräusch seines Pferdes erhoben sich die Wachen und waren rasch auf den Beinen.

Der junge Mann ließ einen von diesen Leuten an seinen Sattel treten, neigte sich zu ihm herab und sprach mit einer klaren Stimme, welche vollkommen an dem Fenster gehört wurde, wo sich die zwei Mädchen verborgen hielten:

»Ein Bote für Seine königliche Hoheit.«

»Ah! ah!« rief der Mann von der Wache; »Offizier, ein Bote!«

Doch dieser brave Mann wusste wohl, daß kein Offizier erscheinen würde, in Betracht, daß der einzige, welcher hätte erscheinen können, hinten im Schloß in einem kleinen Zimmer wohnte, das die Aussicht nach dem Garten hatte. Er fügte auch eiligst bei:

»Mein Herr, der Offizier ist auf der Runde, doch in seiner Abwesenheit wird man Herrn von Saint-Remy, den Oberhofmeister, benachrichtigen.«

»Herr von Saint-Remy,« wiederholte der Kavalier, ein wenig errötend.

»Ihr kennt ihn?«

»Ja . . . ich bitte, benachrichtigt ihn, damit mein Besuch sobald als möglich Seiner Hoheit gemeldet wird.«

»Es scheint, das hat Eile,« sagte der Soldat, als ob er mit sich

selbst spräche, jedoch in der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten.

Der Bote machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

»Dann will ich selbst den Oberhofmeister aufsuchen,« sprach der Soldat.

Der junge Mann stieg indessen ab, und während die andern Soldaten neugierig jede Bewegung des schönen Pferdes, das ihn gebracht hatte, betrachteten, kehrte der Soldat wieder um und sagte:

»Verzeiht, mein edler Herr, Euren Namen, wenn's beliebt?«

»Der Vicomte von Bragelonne, im Auftrage Seiner Hoheit des Prinzen von Condé.«

Der Soldat machte eine tiefe Verbeugung und stieg, als hätte ihm der Name des Siegers von Rocroy und Sens Flügel gegeben, leicht die Freitreppe hinauf, um sich in die Vorzimmer zu begeben.

Herr von Bragelonne hatte nicht Zeit gehabt, sein Pferd an die eisernen Stangen dieser Freitreppe anzubinden, als Herr von Saint-Remy schon atemlos herbeilief, wobei er mit einer Hand seinen dicken Bauch hielt, während er mit der andern die Luft durchschnitt, wie ein Fischer mit einem Ruder die Wellen durchschneidet.

»Ah! Herr Vicomte, Ihr in Blois?« rief er; »das ist ein Wunder! Guten Morgen, Herr Raoul, guten Morgen!«

»Ich begrüße Euch ehrfurchtsvoll, Herr von Saint-Remy.«

»Wie wird Fräulein von Lavall . . . ich will sagen wie wird Frau von Saint-Remy glücklich sein, Euch wiederzusehen! Doch kommt, Seine königliche Hoheit frühstückt; soll ich sie unterbrechen? Ist die Sache wichtig?«

»Ja und nein, Herr von Saint-Remy. Jedenfalls könnte ein Augenblick Verzug Seiner königlichen Hoheit einige Unannehmlichkeiten bereiten.«

»Wenn dem so ist, so wollen wir dem Verbot zuwider handeln, Herr Vicomte. Überdies ist *Monsieur* heute von einer reizenden Laune. Und dann bringt Ihr Neuigkeiten, nicht wahr?«

»Große, Herr von Saint-Remy.«

»Und gute, denke ich?«

»Vortreffliche.«

»Dann kommt geschwinde,« rief der gute Mann, der sich, während er ging, wieder zurecht richtete.

Raoul folgte ihm, seinen Hut in der Hand und ein wenig erschrocken über den Lärm, den seine Sporen auf den Böden dieser ungeheuren Säle machten.

Sobald er im Innern des Palastes verschwunden war, bevölkerte sich das Fenster des Hofes wieder und ein lebhaftes Geflüster verriet die Gemütsbewegung der zwei jungen Mädchen; bald hatten sie ohne Zweifel einen Entschluß gefaßt, denn eines von den zwei Gesichtern verschwand vom Fenster: es war der braune Kopf; das andere blieb hinter dem Balkon, unter den Blumen verborgen, und schaute aufmerksam durch die Öffnungen der Zweige nach der Freitreppe, auf der Herr von Bragelonne in den Palast eingetreten war.

Der Gegenstand so großer Neugierde setzte indessen, den Spuren des Oberhofmeisters folgend, seine Wanderung fort. Das Geräusch von eiligen Tritten, der Geruch und der Dampf von Weinen und Fleischspeisen, das Klirren von Kristallgefäßen und Silbergeschirr belehrten ihn, daß er dem Ziele seines Ganges nahe war.

Die Pagen, die Bedienten und die Officianten, welche in der dem Speisezimmer vorhergehenden Office versammelt waren, empfingen den Ankömmling mit einer für diese Gegend sprichwörtlichen Höflichkeit. Einige kannten Raoul, beinahe Alle wussten, daß er von Paris kam. Man könnte sagen, seine Ankunft habe einen Augenblick den Dienst unterbrochen.

Soviel ist gewiß, daß ein Page, der Seiner Hoheit zu trinken einschenkte, als er die Sporen im anstoßenden Zimmer hörte, sich umwandte wie ein Kind, ohne zu bemerken, daß er fortwährend goß, doch nicht mehr in das Glas des Prinzen, sondern auf das Tischtuch.

Madame, welche nicht so sehr in Anspruch genommen war, wie ihr glorreicher Gemahl, bemerkte die Zerstreung des Pagen und rief: »Nun! nun!«

»Nun!« wiederholte *Monsieur*, »was geht denn vor?«

Herr von Saint-Remy, der seinen Kopf durch die Türe streckte, benutzte diesen Augenblick und sprach:

»Gnädigster Herr, man wagt es, Eure Hoheit zu stören.«

»Warum sollte man mich stören?« erwiderte Gaston, indem er eine dicke Schnitte von einem der größten Salme an sich zog, welcher je die Loire hinaufschwommen war, um sich zwischen Painboeuf und Saint-Nazaire fangen zu lassen.

»Es ist ein Bote von Paris eingetroffen. Oh! doch wir haben nach dem Frühstück von Monseigneur Zeit.«

»Von Paris?« rief der Prinz, während er seine Gabel fallen ließ; »ein Bote von Paris, sagt Ihr? Und in wessen Auftrag kommt dieser Bote?«

»Im Auftrag des Herrn Prinzen,« erwiderte eiligst der Oberhofmeister.

Es ist bekannt, daß man so Herrn von Condé nannte.

»Ein Bote vom Herrn Prinzen?« sprach Gaston mit einer Unruhe, welche keinem der Anwesenden entging und folglich die allgemeine Neugierde, verdoppelte.

Monsieur glaubte sich vielleicht in die Zeit jener herrlichen Verschwörungen zurückversetzt, wo ihn das Geräusch der Türen erschütterte, wo jeder Brief ein Staatsgeheimnis enthalten konnte, wo jede Botschaft einer finsternen und sehr verwickelten Intrigue diente. Vielleicht entfaltete sich auch der Name des Herrn Prinzen unter den Gewölben von Blois in den Verhältnissen eines Gespenstes.

Monsieur stieß seinen Teller zurück.

»Soll ich den Gesandten warten lassen?« fragte Herr von Saint-Remy.

Ein Blick von Madame ermutigte Gaston, und er erwiderte:

»Nein, im Gegenteil, laßt ihn auf der Stelle eintreten. Doch sagt, wer ist es?«

»Ein Edelmann aus dieser Gegend, der Herr Vicomte von Bragelonne.«

»Ah! ja, sehr gut! . . . Führt ihn ein, Saint-Remy, führt ihn ein.«

Und als er diese Worte mit seinem gewöhnlichen Ernste hatte fallen lassen, schaute er auf eine gewisse Weise die Leute seines Dienstes an, welche sämtlich, Pagen, Officianten und Stallmeister, die Serviette, das Messer, den Becher niedersetzten und einen ebenso raschen, als unordentlichen Rückzug nach dem zweiten

Zimmer nahmen.

Diese kleine Armee entfernte sich in zwei Reihen, als Raoul von Bragelonne, dem Herr von Saint-Remy voranschritt, in das Speisezimmer eintrat.

Der kurze Augenblick der Einsamkeit, in der ihn dieser Rückzug gelassen hatte, erlaubte *Monsieur*, ein diplomatisches Gesicht anzunehmen. Er wandte sich nicht um und wartete, bis der Oberhofmeister den Boten ihm vor's Gesicht geführt hatte.

Raoul blieb am unteren Ende der Tafel stehen, so, daß er sich zwischen *Monsieur* und *Madame* befand. Er machte von diesem Platze aus eine sehr tiefe Verbeugung vor *Monsieur*, eine äußerst ehrfurchtsvolle vor *Madame*, richtete sich dann auf und wartete, bis Monsieur ihn anreden würde.

Der Prinz wartete seinerseits, bis die Türen hermetisch verschlossen waren; er wollte sich nicht umwenden, um sich hierüber zu versichern, was nicht würdig genug gewesen wäre; doch er horchte mit allen seinen Ohren auf das Geräusch des Schlosses, was ihm wenigstens einen Anschein von Geheimnis gab.

Als die Türe geschlossen war, schlug *Monsieur* die Augen zum Vicomte von Bragelonne auf und sagte:

»Es scheint, Ihr kommt von Paris, mein Herr?«

»In diesem Augenblick, Monseigneur.«

»Wie befindet sich der König?«

»Seine Majestät ist vollkommen gesund, Monseigneur.«

»Und meine Schwägerin?«

»Ihre Majestät die Königin Mutter leidet immer noch auf der Brust. Seit einem Monat geht es indessen besser.«

»Sagte man mir nicht, Ihr kämt von Seiten des Herrn Prinzen? Man täuschte sich sicherlich.«

»Nein, Monseigneur, Der Herr Prinz hat mich beauftragt, Eurer königlichen Hoheit diesen Brief zu übergeben, und ich erwarte eine Antwort darauf.«

Raoul war etwas aufgeregt durch diesen kalten, ängstlichen Empfang; seine Stimme sank unmerklich zu dem unruhigen Tone der Stimme des Prinzen herab, so daß Beide beinahe leise sprachen. Der Prinz vergaß, daß er die Ursache dieses

Geheimnisses war, und die Furcht erfaßte ihn wieder. Er empfing mit scheuem Auge den Brief des Prinzen von Condé, entsiegelte ihn, als ob er ein verdächtiges Paquet entsiegeln würde, und wandte sich, um ihn zu lesen, um, damit Niemand die Wirkung auf seinem Gesichte bemerken könnte.

Madame beobachtete mit einer Ängstlichkeit, welche beinahe der des Prinzen gleichkam, jedes der Manoeuvres ihres erhabenen Gemahls.

Unempfindlich und durch die Aufmerksamkeit seiner Wirte etwas vom Zwang befreit, schaute Raoul von seinem Platze aus durch das vor ihm offene Fenster nach den Gärten und den Statuen, welche dieselben bevölkerten.

»Ah!« rief plötzlich *Monsieur* mit einem strahlenden Lächeln, »das ist eine angenehme Überraschung und ein reizender Brief vom Herrn Prinzen! Seht, *Madame*.«

Der Tisch war zu breit, als daß der Arm des Prinzen die Hand der Prinzessin erreichen konnte; Raoul beeilte sich, ihr Vermittler zu sein; er tat dies mit einer Anmut, welche die Prinzessin entzückte und dem Vicomte einen schmeichelhaften Dank eintrug.

»Ihr kennt ohne Zweifel den Inhalt dieses Briefes?« sagte Gaston zu Raoul.

»Ja, gnädigster Herr, der Herr Prinz übergab mir Anfangs die Sendung mündlich; doch Seine Hoheit bedachte und nahm die Feder.«

»Es ist eine schöne Handschrift,« sprach *Madame*, »doch ich kann nicht lesen.«

»Wollt Ihr *Madame* vorlesen, Herr von Bragelonne?« sagte der Herzog.

»Ja, lest, ich bitte Euch, mein Herr,« fügte *Madame* bei.

Raoul begann die Lesung, der *Monsieur* abermals seine volle Aufmerksamkeit schenkte.

Der Brief war in folgenden Worten abgefaßt:

»Monseigneur,

»*Der König reist nach der Grenze ab: Ihr werdet erfahren haben, daß die Heirat Seiner Majestät demnächst geschlossen wird; der König hat mir die Ehre erwiesen, mich für diese Reise*

zu seinem Quartiermeister zu ernennen, und da ich weiß, welche große Freude es Seiner Majestät gewähren würde, einen Tag in Blois zuzubringen, so wage ich es, Eure königliche Hoheit um die Erlaubnis zu bitten, mit meiner Kreide das Schloß, das sie bewohnt, bezeichnen zu dürfen. Sollte jedoch das Unvorhergesehene dieser Bitte Eurer königlichen Hoheit eine Beschwerlichkeit bereiten, so ersuche ich sie, es mir durch den Boten, den ich ihr schicke, einen in meinem Dienste stehenden Edelman, den Herrn Vicomte von Bragelonne, zu wissen zu tun. Mein Reiseplan hängt von dem Entschluß Eurer königlichen Hoheit ab, und statt Blois zu wählen, werde ich Vendome oder Romorantin bezeichnen. Ich hoffe. Eure königliche Hoheit wird meine Bitte gut aufnehmen, denn es ist der Ausdruck meiner grenzenlosen Ergebenheit und meines Wunsches, ihr angenehm zu sein.«

»Das ist äußerst huldvoll gegen uns,« sprach Madame, die sich mehr als einmal während dieses Lesens mit den Blicken ihres Gemahls beraten hatte. »Der König!« rief sie etwas lauter, als vielleicht, wenn man das Geheimnis bewahren wollte, nötig gewesen wäre.

»Mein Herr,« sagte Seine Hoheit, welche nun das Wort nahm, »ich werde dem Herrn Prinzen von Condé danken und ihm meine ganze Erkenntlichkeit für das Vergnügen ausdrücken, das er mir bereitet.«

Raoul verbeugte sich.

»An welchem Tag kommt Seine Majestät?« fuhr der Prinz fort.

»Der König, Monseigneur, wird aller Wahrscheinlichkeit nach schon diesen Abend ankommen.«

»Aber wie hätte man dann meine Antwort erfahren, falls sie verneinend gewesen wäre?«

»Monseigneur, ich hatte den Auftrag, in aller Eile nach Beaugency zurückzukehren, um dem Courier Gegenbefehl zu geben, der selbst wieder zurückgekehrt wäre, um dem Herrn Prinzen den Gegenbefehl zu überbringen.«

»Seine Majestät ist also in Orleans?«

»Noch näher, Monseigneur; Seine Majestät muß in diesem Augenblick in Meung angekommen sein.«

»Der Hof begleitet sie?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ah! ich vergaß, mich bei Euch nach dem Herrn Kardinal zu erkundigen.«

»Seine Eminenz scheint sich einer guten Gesundheit zu erfreuen, Monseigneur.«

»Ohne Zweifel begleiten den Herrn Kardinal seine Nichten?«

»Nein, Monseigneur, Seine Eminenz hat den Fräulein von Mancini befohlen, nach Brouage abzureisen; sie folgen dem linken Ufer der Loire, während der Hof auf dem rechten kommt.«

»Wie? Fräulein Marie von Mancini verlässt auch den Hof?« fragte *Monsieur*, dessen Zurückhaltung nach und nach schwächer wurde.

»Fräulein Marie von Mancini besonders,« antwortete Raoul diskreter Weise.

Ein flüchtiges Lächeln, die unmerkliche Spur seines alten Intrigengeistes, erhellte die bleichen Wangen des Prinzen.

»Ich danke, Herr von Bragelonne,« sagte nun Monsieur; »Ihr werdet vielleicht den Auftrag an den Herrn Prinzen, den ich Euch gern übergeben möchte, nicht ausrichten und ihm nicht sagen wollen, sein Bote sei mir sehr angenehm gewesen, doch ich werde es ihm selbst sagen.«

Raoul verbeugte sich, um *Monsieur* für die Ehre zu danken, die er ihm erwies.

Monsieur machte *Madame* ein Zeichen, und diese schlug auf ein Glöckchen zu ihrer Rechten.

Sogleich trat Herr von Saint-Remy ein und das Zimmer füllte sich mit Menschen.

»Meine Herren,« sprach der Prinz, »Seine Majestät erfreut mich mit der Ehre, einen Tag in Blois zuzubringen; ich rechne darauf, daß der König, mein Neffe, die Gunst, die er meinem Hause gewährt, nicht zu bereuen haben wird.«

»Es lebe der König!« riefen mit wütender Begeisterung alle Leute vom Dienst und Herr von Saint-Remy vor Allen.

Gaston neigte das Haupt mit einer finsternen Traurigkeit; sein ganzes Leben hatte er das Geschrei: Es lebe der König! das über ihn hinging, anhören oder vielmehr aushalten müssen. Da er es

lange Zeit nicht mehr gehört, so hatte sein Ohr ausgeruht; nun erhob sich vor ihm ein jüngeres, lebhafteres, glänzenderes Königtum wie eine neue, eine schmerzliche Herausforderung.

Madame begriff die Leiden dieses scheuen, argwöhnischen Herzens und stand von der Tafel auf. *Monsieur* ahmte sie maschinenmäßig nach, und mit einem Gesumme, dem der Bienenschwärme ähnlich, umgaben alle Diener des Hauses Raoul, um ihn zu befragen.

Madame sah diese Bewegung und rief Herrn von Saint-Remy.

»Das ist nicht der Augenblick zum Plaudern, sondern zum Arbeiten,« sagte sie mit dem Tone einer Hausfrau, die sich ärgert.

Herr von Saint-Remy beeilte sich, den von den Officianten um Raoul gebildeten Kreis zu durchbrechen, so daß dieser das Vorzimmer erreichen konnte.

»Man wird hoffentlich für diesen Edelmann sorgen,« fügte Madame, sich an Herrn von Saint-Remy wendend, bei.

Der gute Mann lief sogleich Raoul nach.

»Madame beauftragt uns, Euch Erfrischungen zu reichen,« sagte er; »es ist auch eine Wohnung für Euch im Schlosse bereit.«

»Ich danke, Herr von Saint-Remy,« erwiderte Bragelonne; »Ihr wisst, wie sehr es mich drängt, dem Herrn Grafen, meinem Vater, meine Achtung zu bezeigen.«

»Es ist wahr, es ist wahr, Herr Raoul, ich bitte Euch, drückt ihm zugleich auch meine Ehrfurcht aus.«

Raoul machte sich von dem alten Edelmann los und ging weiter.

Als er, sein Pferd am Zügel führend, unter dem Torgewölbe durchkam, rief ihm eine kleine Stimme aus dem Hintergrunde einer dunkeln Allee.

»Herr Raoul!« sagte die Stimme.

Der junge Mann wandte sich erstaunt um und sah ein braunes Mädchen, das einen Finger auf seine Lippen legte und die Hand gegen ihn ausstreckte. Dieses Mädchen war ihm unbekannt.

III.

Das Wiedersehen.

Raoul machte einen Schritt gegen das Mädchen, das ihm zurief.

»Aber mein Pferd, Madame,« sagte er.

»Ihr scheint sehr verlegen zu sein! geht; es ist ein Schoppen im ersten Hof, bindet Euer Pferd dort an und kommt rasch.«

»Ich gehorche, Madame.«

Raoul brauchte nicht vier Minuten, um zu tun, was man ihm empfohlen hatte; er kam zu der kleinen Pforte, wo er in der Dunkelheit seine geheimnisvolle Führerin wiedersah, die ihn auf den Stufen einer Wendeltreppe erwartete.

»Seid Ihr mutig genug, um mir zu folgen, mein Herr Ritter?« fragte das Mädchen, lachend über das kurze Zögern, das Raoul einen Augenblick kundgegeben.

Dieser antwortete dadurch, daß er ihr auf der düsteren Treppe nacheilte. So erstiegen sie drei Stockwerke, er hinter ihr und mit seinen Händen, wenn er das Geländer suchte, ein seidenes Kleid berührend, das an den beiden Wänden der Treppe hinstreifte. Bei jedem falschen Tritt von Raoul rief ihm seine Führerin ein strenges: *Stille!* zu, und reichte ihm eine sanfte, duftende Hand.

»Man würde so bis oben in den Turm des Schlosses hinaufsteigen, ohne eine Müdigkeit zu bemerken,« sagte Raoul.

»Dies beweist, daß Ihr sehr neugierig und sehr unruhig seid, mein Herr; doch beruhigt Euch: wir sind an Ort und Stelle.«

Das Mädchen stieß eine Türe auf, welche auf der Stelle, ohne irgend einen Übergang, mit einer Lichtwoge den Ruheplatz der Treppe füllte, auf dem Raoul, das Geländer haltend, erschien.

Seine Führerin ging immer weiter; er folgte ihr; sie trat in ein Zimmer; Raoul trat wie sie ein.

Sobald er in der Falle war, hörte er einen Schrei, wandte sich um und sah zwei Schritte von sich, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen, das schöne blonde Mädchen mit den blauen Augen und den weißen Schultern, das ihn, als es ihn erkannte, Raoul genannt hatte.

Er sah das Mädchen und erriet so viel Liebe, so viel Glück in dem Ausdruck seiner Augen, daß er mitten im Zimmer auf die Knie sank und seinerseits den Namen Louise flüsterte.

»Ah! Montalais! Montalais!« seufzte diese, »es ist eine große Sünde, so zu täuschen.«

»Ich! ich habe Euch getäuscht?«

»Ja, Ihr sagt mir, Ihr geht hinab, um Erkundigung einzuziehen, und nun laßt Ihr diesen Herrn heraufkommen!«

»Dies mußte wohl sein. Wie hätte er sonst den Brief bekommen, den Ihr ihm schriebt?«

Und sie deutete mit dem Finger auf diesen Brief, der noch auf dem Tisch lag; rascher, obgleich sie mit einem merkwürdigen körperlichen Zögern sich bewegte, streckte Louise die Hand aus, um ihn festzuhalten. Raoul begegnete dieser ganz warmen, ganz zitternden Hand; er nahm sie in seine Hände und zog sie so ehrfurchtsvoll an seine Lippen, daß er mehr einen Hauch, als einen Kuß darauf niederlegte.

Mittlerweile hatte Fräulein von Montalais den Brief genommen, sorgfältig, wie es die Frauen tun, dreieckig zusammengelegt und in ihre Brust gesteckt.

»Seid unbesorgt, Louise,« sagte sie, »dieser Herr wird den Brief ebenso wenig hier nehmen, als der selige Ludwig XIII. die Billetts aus dem Schnürleibe von Fräulein von Hautefort nahm.«

Raoul errötete, als er das Lächeln der beiden Mädchen wahrnahm, und bemerkte nicht, daß die Hand von Louise in der seinigen geblieben war.

»Nun!« sagte Montalais, »Ihr verzeiht mir, Louise, daß ich Euch den Herrn gebracht habe, und Ihr, mein Herr, Ihr grollt mir nicht, daß Ihr mir gefolgt seid, um das Fräulein zu sehen. Und da der Friede geschlossen ist, stellt mich Herrn von Bragelonne vor, Louise.«

»Herr Vicomte,« sprach Louise mit ihrer ernstesten Anmut und ihrem unschuldsvollen Lächeln, »ich habe die Ehre, Euch Fräulein Aure von Montalais, Ehrendame Ihrer königlichen Hoheit Madame und zugleich meine Freundin, meine vortreffliche Freundin, vorzustellen.«

Raoul grüßte auf eine zeremoniöse Weise.

»Und mich, Louise,« sagte er, »stellt Ihr mich nicht auch dem Fräulein vor?«

»Oh! sie kennt Euch! sie kennt Euch ganz und gar!«

Dieses naive Wort machte Montalais lachen und Raoul vor Glück seufzen, denn er deutete es: sie kennt *unsere ganze Liebe*.

»Die Höflichkeiten sind abgemacht, Herr Vicomte,« sagte Montalais; »hier ist ein Stuhl, setzt Euch und sagt uns geschwinde die Neuigkeit, die Ihr so in aller Eile überbringt.«

»Mein Fräulein, das ist kein Geheimnis mehr. Der König hält auf seiner Reise nach Poitiers in Blois an, um Seine königliche Hoheit zu besuchen.«

»Der König! hier!« rief Montalais, ihre Hände an einander schlagend; »wir sollen den Hof sehen! Faßt Ihr das, Louise? Den wahren Hof von Paris? Oh! mein Gott! aber wann dies, mein Herr?«

»Vielleicht diesen Abend, mein Fräulein; sicherlich morgen.«

Montalais machte eine Gebärde des Ärgers.

»Da hat man nicht einmal Zeit, sich vorzubereiten, ein Kleid zurechtzurichten! Wir sind hier zurück wie die Polinnen! wir werden Portraits aus der Zeit von Heinrich IV. gleichen! . . . Ah! mein Herr, was für eine abscheuliche Neuigkeit bringt Ihr uns da!«

»Meine Fräulein, Ihr werdet immer schön sein.«

»Das ist abgeschmackt! . . . Wir werden immer schön sein, ja, weil die Natur uns leidlich gemacht hat, aber wir werden lächerlich sein, weil uns die Mode vergessen hat . . . Ach! lächerlich! man wird mich lächerlich sehen, mich!«

»Wer dies?« fragte Louise naiv.

»Wer dies? Ihr seid seltsam, meine Liebe! . . . Ist dies eine Frage, die man an mich richten kann? *Man* will sagen alle Welt; *man* will sagen die Höflinge, die vornehmen Herren; *man* will sagen der König.«

»Verzeiht, meine Freundin, aber da Jedermann hier gewohnt ist, uns so zu sehen, wie wir sind . . . «

»Einverstanden, doch das ändert sich, und wir werden sogar für Blois lächerlich sein; denn neben uns wird man die Moden von Paris sehen und begreifen, daß wir nach der Mode von Blois gekleidet sind! . . . Das ist zum Verzweifeln!«

»Tröstet Euch, mein Fräulein.«

»Ah! basta! im Ganzen ist das nur schlimm für diejenigen, welche mich nicht nach ihrem Geschmack finden werden!« sagte Montalais philosophisch.

»Diese wären sehr schwierig,« versetzte Raoul, getreu seinem System regelmäßiger Galanterie.

»Ich danke, Herr Vicomte. Wir sagten also, der König komme nach Blois?«

»Mit dem ganzen Hof.«

»Die Fräulein Mancini werden dabei sein?«

»Nein, gerade sie nicht.«

»Doch da der König, wie man hört, nicht ohne Fräulein Marie sein kann?«

»Mein Fräulein, er wird wohl ohne sie sein müssen. Der Herr Kardinal will es; er verbannt seine Nichten nach Brouage.«

»Er! der Heuchler!«

»Stille!« sagte Louise, indem sie ihren Finger auf ihre rosigen Lippen drückte.

»Bah! Niemand kann mich hören. Ich sage, der alte Mazarino Mazarini ist ein Heuchler und brennt vor Begierde, seine Nichte zur Königin von Frankreich zu machen.«

»Nein, mein Fräulein, der Herr Kardinal läßt im Gegenteil Seine Majestät die Infantin Maria Theresia heiraten.«

Montalais schaute Raoul ins Gesicht und rief:

»Ihr glaubt an diese Märchen, Ihr Pariser? Ah! wir in Blois sind stärker als Ihr.«

»Mein Fräulein, da der König Poitiers hinter sich läßt und nach Spanien reist, da die Artikel des Heiratsvertrages zwischen Don Luis de Haro und Seiner Eminenz festgestellt sind, so seht Ihr wohl ein, daß es sich nicht mehr um Kinderspiele handelt.«

»Ah! ich denke, der König ist der König.«

»Allerdings, mein Fräulein, doch der Kardinal ist der Kardinal.«

»Er ist also kein Mensch, der König? Er liebt also Marie Mancini nicht?«

»Er betet sie an.«

»Nun wohl, so wird er sie heiraten; wir bekommen Krieg mit

Spanien; Herr von Mazarin gibt einige von den Millionen aus, die er bei Seite gelegt hat, unsere Edelleute verrichten Heldentaten, wenn sie mit den stolzen Castilianern zusammentreffen, und viele von ihnen kehren mit Lorbeeren bekränzt zu uns zurück, und wir bekränzen sie dann mit Myrten. So verstehe ich die Politik.«

»Montalais, Ihr seid toll,« sagte Louise, »jede Übertreibung zieht Euch an, wie das Feuer die Schmetterlinge anzieht.«

»Louise, Ihr seid so vernünftig, daß Ihr nie lieben werdet.«

»Oh!« machte Louise mit einem zärtlichen Vorwurf, »begrift doch, Montalais! Die Königin Mutter wünscht ihren Sohn mit der Infantin zu verheirathen; soll der König seiner Mutter ungehorsam sein? Ist es die Sache eines königlichen Herzens wie das seine, ein schlimmes Beispiel zu geben? Wenn die Eltern die Liebe verbieten, verjagen wir die Liebe!«

Und Louise seufzte.

Raoul schlug mit einer gezwungenen Miene die Augen nieder; Montalais brach in ein Gelächter aus.

»Ich habe keine Eltern,« sagte sie.

»Ihr habt ohne Zweifel Nachrichten von der Gesundheit des Herrn Grafen de la Fère?« sagte Louise mit einem Seufzer, der in seinem beredten Ausdruck viel Schmerz enthüllte.

»Nein, mein Fräulein,« erwiderte Raoul, »ich habe meinem Vater noch keinen Besuch gemacht, doch ich war im Begriff, mich nach seinem Hause zu begeben, als Fräulein von Montalais die Güte hatte, mich zurückzuhalten; ich hoffe, der Herr Graf befindet sich wohl. Nicht wahr, Ihr habt nichts Unangenehmes sagen hören?«

»Nichts, Herr Raoul, nichts, Gott sei Dank!«

Hier trat ein Stillschweigen ein, während dessen sich zwei Seelen, welche denselben Gedanken verfolgten, vollkommen verstanden, selbst ohne den Beistand eines einzigen Blickes.

»Ah! mein Gott!« rief plötzlich Montalais, »man kommt herauf.«

»Wer kann das sein?« sagte Louise, unruhig aufstehend.

»Meine Fräulein, ich belästige Euch vielleicht, ich bin ohne Zweifel unbescheiden gewesen,« stammelte Raoul, der sich sehr unbehaglich fühlte.

»Es ist ein schwerer Tritt,« sagte Louise.

»Ah! wenn es nicht Herr Malicorne ist, so wollen wir uns nicht dadurch stören lassen,« versetzte Montalais.

Louise und Raoul schauten sich an, um sich zu fragen, wer dieser Herr Malicorne wäre.

»Seid unbesorgt,« fuhr Montalais fort, »er ist nicht eifersüchtig.«

»Aber, mein Fräulein,« sagte Raoul.

»Ich verstehe . . . Nun, er ist so verschwiegen, als ich bin.«

»Mein Gott!« rief Louise, welche ihr Ohr an die Türe gehalten hatte, »ich erkenne den Gang meiner Mutter.«

»Frau von Saint-Remy! wo mich verbergen?« sagte Raoul, indem er bittend Montalais anschaute, welche ein wenig den Kopf verloren zu haben schien.

»Ja,« sagte diese, »ich erkenne auch die klappernden Stelzschuhe. Es ist unsere vortreffliche Mutter! Herr Vicomte, es ist sehr Schade, daß das Fenster auf ein Pflaster geht und fünfzig Fuß über der Erde liegt.«

Raoul schaute mit verwirrtem Wesen nach dem Bakum, Louise faßte ihn am Arm und hielt ihn zurück.

»Ah! bin ich denn toll!« sagte Montalais, »habe ich denn nicht den Schrank für die Ceremonienkleider! er sieht wahrhaftig aus, als wäre er dazu gemacht.«

Es war die höchste Zeit, Frau von Saint-Remy stieg rascher als gewöhnlich herauf; sie kam auf den Ruheplatz in dem Augenblick, wo Montalais wie in den Überraschungsszenen den Schrank schloß, indem sie ihren Leib an die Türe drückte.

»Ah!« rief Frau von Saint-Remy, »Ihr seid hier, Louise?«

»Ja, Madame,« erwiderte sie, bleicher, als wenn sie eines Verbrechens überwiesen worden wäre. »Gut! gut!«

»Setzt Euch, Madame,« sagte Montalais und bot Frau von Saint-Remy einen Stuhl an, den sie so stellte, daß sie dem Schrank den Rücken zuwandte.

»Ich danke, Fräulein Aure, ich danke; kommt geschwinde, meine Tochter, wir wollen gehen.«

»Wohin soll ich denn gehen, Madame?«

»Nach Hause; müßt Ihr nicht Eure Toilette vorbereiten?«

»Wie beliebt?« fragte Montalais, die schleunigst die Erstaunte

spielte, so sehr befürchtete sie, Louise könnte eine Unvorsichtigkeit begehen.

»Ihr wisst also die Neuigkeit nicht?« fragte Frau von Saint-Remy.

»Welche Neuigkeit sollen zwei Mädchen in diesem Taubenschlag erfahren, Madame?«

»Wie! . . . Ihr habt Niemand gesehen?«

»Madame, Ihr sprecht in Rätseln, und Ihr laßt uns am kleinen Feuer sterben!« rief Montalais, die, als sie Louise immer bleicher sah, nicht mehr wusste, welchem Heiligen sie sich weihen sollte.

Endlich gewährte sie bei ihrer Freundin einen sprechenden Blick, einen von jenen Blicken, welche eine Mauer verstehen würde. Louise bezeichnete ihrer Freundin den Hut, den unglücklichen Hut von Raoul, der sich auf dem Tisch breit machte.

Montalais warf sich davor, ergriff ihn mit ihrer linken Hand, schob ihn hinter sich und verbarg ihn gänzlich, während sie sprach.

»Nun,« sagte Frau von Saint-Remy, »es ist ein Courier eingetroffen, der die nahe bevorstehende Ankunft des Königs meldet. Da, meine Fräulein, handelt es sich darum, schön zu sein!«

»Geschwinde, geschwinde!« rief Montalais, »folgt, Eurer Frau Mutter, Louise, und laßt mich mein Ceremonienkleid zurecht richten.«

Louise stand auf; ihre Mutter nahm sie bei der Hand und führte sie auf den Ruheplatz.?

»Kommt,« sagte sie.

Und ganz leise:

»Wenn ich Euch verbiete, zu Montalais zu gehen, warum geht Ihr doch zu ihr?«

»Madame, es ist meine Freundin. Übrigens kam ich so eben.«

»Hat man Niemand in Eurer Gegenwart sich verbergen lassen?« »Madame!«

»Ich habe einen Männerhut gesehen, den von dem Burschen, von dem Taugenichts!« »Madame!« rief Louise.

»Von dem nichtsthuerischen Malicorne! Ein Ehrenfräulein so

besuchen . . . pfui!«

Und die Stimmen verloren sich in den Tiefen der kleinen Treppe.

Montalais hatte nicht das Geringste von diesen Worten verloren, die ihr das Echo wie durch einen Trichter zusandte.

Sie zuckte die Achseln und sagte, als sie Raoul sah, der, aus seinem Versteck hervortretend, ebenfalls gehört hatte: ”

»Arme Montalais! Opfer der Freundschaft! . . . Armer Malicorne! . . . Opfer der Liebe!«

Sie schwieg, als sie die tragikomische Miene von Raoul wahrte, der ärgerlich über sich selbst war, daß er an einem Tage so viele Geheimnisse erlauft hatte.

»Oh! mein Fräulein,« sagte er, »wie soll ich Euch für Eure Güte erkenntlich sein?«

»Wir werden unsere Rechnung eines Tags ordnen,« erwiderte sie; »für den Augenblick macht Euch aus dem Staub, Herr von Bragelonne, denn Frau von Saint-Remy ist durchaus nicht nachsichtig, und irgend eine Indiskretion von ihrer Seite könnte hier eine für uns Alle sehr ärgerliche Haussuchung herbeiführen. Gott befohlen!«

»Aber Louise . . . wie erfahren? . . .

»Geht! geht! König Ludwig XI, wusste sehr wohl, was er tat, als er die Post erfand.«

»Ach!« seufzte Raoul.

»Und bin ich nicht da, ich, die ich so viel wert bin, als alle Posten des Königreichs? Geschwinde! zu Pferde! Wenn Frau von Saint-Remy wieder heraufkommt, um mir Moral zu lesen, so soll sie Euch nicht mehr hier finden.«

»Sie würde es meinem Vater sagen, nicht wahr?« murmelte Raoul.

»Und Ihr würdet gezankt werden! Ah! Vicomte, man sieht wohl, daß Ihr vom Hofe kommt: Ihr seid furchtsam wie der König. Bei Gott! wir in Blois wissen uns besser der Erlaubnis von Papa zu überheben! Fragt Malicorne.«

Nach diesen Worten schob das Mädchen Raoul an den Schultern vor die Türe; er schlüpfte am Torweg hin, fand sein Pferd, schwang sich darauf und sprengte fort, als ob er die acht

Leibwachen von Monsieur auf den Fersen hätte.



IV.

Der Vater und der Sohn.

Raoul folgte der wohlbekanntem, seinem Gedächtnis so teuren Straße, welche von Blois nach dem Hause des Grafen de la Fère führte.

Der Leser wird uns einer neuen Beschreibung dieses Gebäudes überheben. Er ist in anderen Zeiten mit uns dahin gekommen. Er kennt es. Nur hatten seit der letzten Reise, die wir dahin gemacht, die Mauern eine grauere Farbe und der Backstein harmonischere Kupfertöne angenommen; die Bäume waren größer geworden, und der Baum, der früher seine mageren Arme über die Hecken ausstreckte, warf nun gerundet, buschig, üppig, unter seinen von Saft angeschwollenen Ästen fernhin den dichten Schatten mit Blüten oder Früchten für den Wanderer aus.

Raoul erblickte in der Ferne das spitzige Dach, die zwei kleinen Türmchen, den Taubenschlag in den Ulmen und die Tauben, welche sich beständig im Fluge, ohne ihn je verlassen zu können, um den Backsteinkegel drehten, den süßen Erinnerungen ähnlich, die um eine heitere, reine Seele flattern.

Als er sich näherte, vernahm er das Geräusch der Kloben, welche unter dem Gewicht schwerer Eimer knarrten; es kam ihm auch vor, als hörte er das schwermütige Seufzen des Wassers, das in den Brunnen zurückfällt, ein trauriges, unheimliches, feierliches Geräusch, welches das Ohr des Kindes oder des Träumers so trifft, daß es weder das eine, noch der andere mehr vergißt; ein Geräusch, das die englischen Dichter **Splash**, die arabischen Poeten **Gasgachau** nennen, und das wir Franzosen, die wir auch gern Dichter sein möchten, nur durch die Umschreibung: *Das Geräusch des Wassers, das ins Wasser fällt*, bezeichnen können.

Es war mehr als ein Jahr, daß Raoul seinen Vater zum letzten Mal besucht hatte. Er hatte diese ganze Zeit bei dem Herrn Prinzen zugebracht.

Nach allen den Bewegungen der Fronde, deren erste Periode

wir früher zu erzählen versuchten, hatte sich Louis von Condé öffentlich, feierlich und ohne Rückhalt mit dem Hof versöhnt. Während der ganzen Zeit, welche der Bruch des Herrn Prinzen mit dem König dauerte, bot der Herr Prinz, der längst den Grafen von Bragelonne liebgewonnen hatte, diesem alle Vorteile an, welche einen jungen Menschen blenden können. Getreu seinen Grundsätzen der Loyalität und der Anhänglichkeit an das Königtum, die er eines Tags vor seinem Sohn in den Gruftgewölben von Saint-Denis entwickelt hatte, schlug der Graf de la Fère im Namen von Raoul stets Alles aus. Mehr noch, statt Herrn von Condé bei seiner Rebellion zu folgen, folgte der Vicomte, für den König kämpfend, Herrn von Turenne, Als sodann Herr von Turenne ebenfalls die königliche Sache zu verlassen schien, verließ er Herrn von Turenne, die er es bei Herrn von Condé gemacht hatte. Folge dieser unabänderlichen Linie des Benehmens war, daß, da Turenne und Condé immer nur unter der Fahne des Königs Sieger geblieben, Raoul, trotz seiner Jugend, zehn Siege und nicht eine Niederlage, durch die seine Tapferkeit und sein Gewissen zu leiden gehabt hätten, in das Verzeichnis seiner Dienste eintragen durste.

Raoul hatte also nach dem Wunsche seines Vaters hartnäckig und passiv dem Glückssterne von Ludwig XIV. gedient, trotz aller Abfälle, welche in jener Zeit endemisch und. man darf wohl sagen, beinahe unvermeidlich waren.

Als Herr von Condé wieder in Gnade kam, benützte er Alles, und besonders sein Privilegium der Amnestie, um viele Dinge, die ihm bewilligt worden waren, zurückzuverlangen und unter Anderem auch Raoul. In seinem unerschütterlichen, gefunden Beistande schickte der Herr Graf de la Fère Raoul sogleich zu dem Prinzen zurück.

Ein Jahr war also seit der letzten Trennung des Vaters und des Sohnes abgelaufen; einige Briefe hatten die Schmerzen seiner Abwesenheit gemildert, aber nicht geheilt. Man hat gesehen, daß Raoul in Blois eine andere Liebe, als die kindliche Liebe zurückließ.

Doch lassen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß Raoul ohne den Zufall und Fräulein von Montalais, zwei versuchende Dämone, nach Erfüllung seiner Botschaft sogleich nach dem

Hause seines Vaters galoppiert wäre, wobei er ohne Zweifel den Kopf umgedreht hätte, jedoch ohne einen Augenblick anzuhalten, und hätte er auch Louise die Arme nach ihm ausstrecken sehen.

Der erste Teil seines Rittes wurde auch von Raoul dem Bedauern des Vergangenen, das er so schnell verlassen, nämlich der Geliebten geweiht; die andere Hälfte dem Freunde, den er wiederfinden sollte . . . zu langsam für seine Sehnsucht.

Raoul fand die Gartentüre offen und sprengte sein Pferd unter die Allee, ohne auf die Zeichen des Zorns zu merken, die mit seinen Armen ein Greis machte, der ein Tricot von veilchenblauer Wolle trug und eine alte, abgetragene Sammetmütze auf dem Kopf hatte.

Dieser Greis, der mit seinen Händen eine Rabatte von Zwergrosen und Margarethenblumen ausgätete, entrüstete sich, als er ein Pferd so in seine mit frischem Sand bestreuten und gerechten Alleen lausen sah.

Er wagte sogar ein kräftiges: He! das den Reiter sich umzudrehen bewog. Nun ging rasch eine Veränderung vor, denn sobald der Greis das Gesicht von Raoul gesehen hatte, sang er an, in der Richtung des Hauses wegzulaufen, mit einem unterbrochenen Knurren, das bei ihm der Paroxysmus einer tollen Freude zu sein schien.

Raoul kam zu den Ställen, übergab sein Pferd einem kleinen Lackei und stieg die Freitreppe mit einem Eifer hinauf, welcher sicherlich das Herz seines Vaters ergötzt hätte.

Er durchschritt das Vorzimmer, den Speisesaal und den Salon, ohne Jemand zu finden; endlich, als er an die Türe des Kabinetts des Herrn Grafen de la Fère kam, klopfte er ungeduldig an und trat, beinahe ohne das Wort: *Herein!* abzuwarten, das ihm eine ernste und zugleich sanfte Stimme zurief, ein.

Der Graf saß vor einem mit Papieren und Büchern bedeckten Tisch. Es war immer noch der edle und schöne Mann von einst; doch die Zeit hatte seinem Adel, seiner Schönheit einen feierlicheren, ausgezeichneteren Charakter verliehen. Eine weiße, faltenlose Stirne unter seinen langen, mehr grauen, als schwarzen Haaren, ein durchdringendes und sanftes Auge unter den Wimpern eines Jünglings, der seine und kaum ergrauende

Schnurrbart, welcher Lippen von einer so reinen und zarten Formung umgab, als wären sie nie von sterblichen Leidenschaften zusammengezogen worden; eine gerade und geschmeidige Taille, eine tadellose, aber abgemagerte Hand, dies war der erhabene Edelmann, dessen Lob unter dem Namen Athos so vieler ausgezeichneten Menschen Mund ausgesprochen hatte. Er beschäftigte sich eben damit, die Blätter eines Heftes Manuskript, das ganz von seiner Hand ausgefüllt war, zu verbessern.

Raoul faßte seinen Vater bei den Schultern, beim Hals, wie er konnte, und umarmte ihn so zärtlich, so rasch, daß der Graf weder die Kraft, noch die Zeit hatte, sich loszumachen und seine väterliche Erschütterung zu bewältigen.

»Ihr hier, Ihr hier, Raoul!« sprach er. »Ist das möglich?«

»Oh! Herr, Herr! welche Freude, Euch wiederzusehen!«

»Ihr antwortet mir nicht, Vicomte? Habt Ihr einen Urlaub, um in Blois zu sein, oder ist ein Unglück in Paris geschehen?«

»Es ist, Gott sei Dank! nur Glückliches geschehen,« erwiderte Raoul, der sich allmählig beruhigte; »der König verheirathet sich, wie ich Euch in meinem letzten Briefe zu melden die Ehre gehabt habe, und reist nach Spanien. Seine Majestät wird durch Blois kommen.«

»Um *Monsieur* einen Besuch zu machen?«

»Ja, Herr Graf. Da er befürchtete, er könnte ihn unversehens überfallen, oder da er ihm besonders angenehm zu sein wünschte, so hat mich der Herr Prinz abgeschickt, um die Quartiere bereit zu halten.«

»Habt Ihr *Monsieur* gesehen?« fragte der Graf lebhaft.

»Ich habe diese Ehre gehabt.«

»Im Schloß?«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Raoul, die Augen niederschlagend, weil er ohne Zweifel in der Frage des Grafen mehr als Neugierde fühlte.

»Ah! wahrhaftig, Vicomte? Ich mache Euch mein Kompliment.«
Raoul verbeugte sich.

»Aber Ihr habt in Blois noch Jemand gesehen?«

»Ich habe Ihre königliche Hoheit *Madame* gesehen.«

»Sehr gut. Doch ich spreche nicht von *Madame*.«

Raoul errötete und antwortete nicht.

»Ihr hört mich nicht, wie es scheint, Herr Vicomte?« sprach Herr de la Fère, ohne seine Frage stärker zu betonen, während er jedoch seinem Blicke einen etwas strengeren Ausdruck verlieh.

»Ich höre Euch vollkommen, Herr Graf,« erwiderte Raoul, »und wenn ich meine Antwort vorbereite, so geschieht es nicht, weil ich eine Lüge suche, wie Ihr wisst.«

»Ich weiß, daß Ihr nie lügt, und muß mich auch wundern, daß Ihr so lange Zeit braucht, um mir Ja oder Nein zu sagen.«

»Ich kann Euch nur antworten, wenn ich Euch gut verstehe, und wenn ich Euch gut verstanden habe, so werdet Ihr meine ersten Worte schlimm aufnehmen! Es mißfällt Euch ohne Zweifel, Herr Graf, daß ich . . . «

»Fräulein de la Vallière gesehen habe, nicht wahr?«

»Von ihr wollt Ihr sprechen, ich weiß es wohl, Herr Graf,« sagte Raoul mit unbeschreiblicher Weichheit.

»Und ich frage Euch, ob Ihr sie gesehen habt?«

»Herr Graf, als ich ins Schloß kam, wusste ich durchaus nicht, Fräulein de la Vallière könnte dort sein; erst als ich zurückkehrte, nachdem ich meine Sendung vollbracht hatte, führte uns der Zufall zusammen. Ich habe die Ehre gehabt, ihr meine Achtung zu bezeigen.«

»Wie heißt der Zufall, der Euch mit Fräulein de la Vallière zusammenbrachte?«

»Fräulein von Montalais, mein Herr.«

»Wer ist Fräulein von Montalais?«

»Eine junge Person, die ich nicht kannte, die ich nie gesehen hatte. Sie ist Ehrenfräulein von *Madame*.«

»Herr Vicomte, ich werde mein Verhör nicht weiter treiben und mache es mir schon zum Vorwurf, daß ich es so lange habe dauern lassen. Ich hatte Euch empfohlen, Fräulein de la Vallière zu vermeiden und sie nur mit meiner Erlaubnis zu sehen. Oh! ich weiß, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt und keinen Schritt getan habt, um sich ihr zu nähern. Der Zufall hat mich beeinträchtigt; ich habe Euch nicht anzuklagen. Ich werde mich also mit dem begnügen, was ich Euch schon in Beziehung auf Fräulein de la

Vallière gesagt habe. Gott sei mein Zeuge, ich mache ihr keinen Vorwurf; es läßt sich nur nicht mit meinen Plänen in Einklang bringen, daß Ihr ihr Haus besucht. Ich bitte Euch noch einmal, mein lieber Raoul, Euch hiernach zu richten.

Es war, als ob das so reine und durchsichtige Auge von Raoul bei diesem Worte sich trübte.

»Nun, mein Freund,« fuhr der Graf mit seinem sanften Lächeln und seinem gewöhnlichen Tone fort, »sprechen wir nun von etwas Anderem. Ihr werdet vielleicht zu Eurem Dienste zurückkehren?«



»Nein, mein Herr, ich kann den ganzen Tag bei Euch bleiben. Der Herr Prinz hat mir glücklicher Weise keine andere Pflicht vorgeschrieben, als die, welche so sehr mit meinen Wünschen übereinstimmte.«

»Der König befindet sich wohl?«

»Vortrefflich.«

»Und der Herr Prinz auch?«

»Wie immer.«

Der Graf vergaß Mazarin: das war eine alte Gewohnheit.

»Wohl! Raoul, da Ihr nur mir gehört, so werde ich Euch meinerseits auch meinen ganzen Tag schenken. Umarmt mich noch einmal . . . Ihr seid zu Hause, Vicomte . . . Ah! hier ist unser alter Grimaud! . . . Kommt, Grimaud, der Herr Vicomte will Euch auch umarmen.«

Der lange Greis ließ sich das nicht wiederholen; er lief mit offenen Armen herbei. Raoul ersparte ihm die Hälfte des Wegs.

»Wollen wir nun mit einander in den Garten gehen, Raoul? Ich zeige Euch die neue Wohnung, die ich Euch für Eure Urlaube habe bereiten lassen, und während wir die Pflanzungen, die ich angelegt, und zwei neue Reitpferde, die ich getauscht, anschauen, gebt Ihr mir Nachricht von unsern Freunden in Paris.«

Der Graf schloß sein Manuskript, nahm den jungen Mann beim Arm und ging mit ihm in den Garten.

Grimaud schaute schwermütig Raoul nach, der mit dem Kopf beinahe an dem Querholz der Türe anstriefte, und während er seinen weißen Knebelbart streichelte, entschlüpfte ihm das tiefe Wort:

»Groß geworden.«

V.

Worin von Cropoli, von Cropole und von einem anderen unbekanntem Maler die Rede sein wird.

Während der Graf de la Fère mit Raoul die neuen Gebäude besucht, die er hatte errichten lassen, und die neuen Pferde die er gekauft, werden uns unsere Leser erlauben, sie nach der Stadt Blois zurückzuführen und einer ungewöhnlichen Bewegung in dieser Stadt beiwohnen zu lassen.

Es hatte sich besonders in den Gasthöfen der Gegenschlag der von Raoul überbrachten Neuigkeit fühlbar gemacht.

In der Tat, wenn der König und der Hof, das heißt hundert Reiter, zehn Carossen, zweihundert Pferde und ebenso viele Bedienten. als Herren in Blois angekommen wären, wo würden sich alle diese Menschen unterbringen, wo würden sich alle die Edelleute aus der Umgegend einquartieren, welche in zwei bis drei Stunden eintreffen müßten, sobald die Nachricht das Zentrum ihrer Verbreitung erweitert hätte, wie jene wachsenden Kreise, welche das Fallen eines in einen ruhigen See geschleuderten Steines hervorbringt?



Am Morgen so friedlich, wie wir gesehen, als der ruhigste See der Welt, füllte sich Blois bei der Nachricht von der Ankunft des Königs mit Lärmen und Gesumme.

Alle Bedienten des Schlosses gingen unter der Aufsicht der Hausofficianten in die Stadt, um Mundvorräthe zu holen, und zehn Couriere zu Pferd galoppierten nach Chambord, um Wildpret zu bestellen, nach den Fischereien von Beuvron, um Fische herbeizuschaffen, nach den Gewächshäusern von Chaverny wegen der Blumen und Früchte.

Man zog aus dem Meublemagazin kostbare Teppiche und Tapeten, Lustres mit vergoldeten Ketten; ein Heer von Armen fegte die Höfe und wusch die steinernen Vorplätze ab, während ihre Weiber jenseits der Loire die Fluren durchwühlten, um allerlei Gras und Feldblumen zu suchen. Um nicht unter diesem Luxus der Reinlichkeit zu bleiben, machte die ganze Stadt ihre Toilette

mit großer Verstärkung an Bürsten, Besen und Wasser. Durch die beständigen Waschungen angeschwellt, wurden die Bäche der oberen Stadt Flüsse in der unteren Stadt, und das, es ist nicht zu leugnen, zuweilen sehr schmutzige kleine Pflaster scheuerte sich, brillantirte sich in den befreundeten Strahlen der Sonne.

Die Musiken bereiteten sich vor; die Schubladen leerten sich, man kaufte bei den Handelsleuten Wachs, Bänder und Degenquasten; die Hausfrauen sorgten für Vorräte an Fleisch, Brot und Spezereien, Viele Bürger, deren Haus ausgestattet war, als sollte es eine Belagerung aushalten, zogen schon, da sie sich mit nichts Anderem mehr zu beschäftigen hatten, ihre Festtagskleider an und wandten sich nach dem Tore der Stadt, um die Ersten zu sein, welche den Zug sehen oder signalisieren würden, Sie wussten wohl, der König würde erst in der Nacht, oder vielleicht erst am folgenden Morgen ankommen. Doch was ist das Warten, wenn nicht eine Art von Tollheit, und was ist die Tollheit, wenn nicht ein Übermaß von Hoffnung?

In der unteren Stadt, kaum hundert Schritte vom Schloß der Stände, zwischen dem Mail und dem Schloß, in einer ziemlich hübschen Straße, die man damals die Rue Vieille nannte, und die auch in der Tat sehr alt sein mußte, erhob sich ein ehrwürdiges Gebäude mit spitzigem Giebel, von breiter, untersetzter Form, verziert mit drei Fenstern nach der Straße im ersten Stock, zwei im zweiten und einem kleinen Ochsenauge im dritten.

Auf den Seiten dieses Dreiecks hatte man vor Kurzem ein ziemlich weites Parallelogramm gebaut, das ohne alle Umstände in die Straße eingriff, nach dem Gebrauch, der in jener Zeit bei dem Bauherrnamt ganz einheimisch war. Wohl sah sich die Straße um ein Drittel verengt, aber das Haus fand sich beinahe um die Hälfte erweitert: ist das nicht eine hinreichende Ausgleichung?

Eine Überlieferung behauptete, dieses Haus mit dem spitzigen Giebel sei zur Zeit von Heinrich III, von einem Rate der Stände bewohnt gewesen, den die Königin Catharina nach den Einen besucht habe, nach den Ändern habe erdrosseln lassen. Wie dem auch sein mag, die gute Dame mußte ihren Fuß vorsichtig auf die Schwelle dieses Gebäudes gesetzt haben.

Nachdem der Rat durch Erdroßlung oder eines natürlichen

Todes gestorben war, gleichviel, wurde das Haus verkauft, sodann verlassen und endlich von den andern Häusern der Straße vereinzelt. Erst um die Mitte der Regierung von Ludwig XIII. richtete sich ein Italiener Namens Cropoli, der aus den Küchen des Marschall d'Ancre entkommen war, in diesem Hause ein. Er gründete eine kleine Gastwirtschaft, worin so vortreffliche, so seine Macaroni fabriziert wurden, daß man von mehreren Meilen in der Runde herbeikam, um solche zu holen oder zu essen.

Die Verherrlichung des Hauses rührte davon her, daß die Königin Maria von Medicis, welche bekanntlich im Schloß der Stände gefangen saß, einmal davon hatte holen lassen.

Es geschah dies gerade an dem Tag, wo sie sich durch das berühmte Fenster flüchtete. Die Platte mit Macaroni war, kaum berührt von dem königlichen Mund, auf dem Tisch geblieben.

In Folge der doppelten Ehre, die dem dreieckigen Haus widerfahren war, der Ehre einer Erdroßlung und einer Schüssel Macaroni, war dem armen Cropoli der Gedanke gekommen, seiner Gastwirtschaft einen pomphaften Titel zu geben. Doch seine Eigenschaft als Italiener war keine Empfehlung in jener Zeit, und sein geringes, sorgfältig verborgenes Vermögen hinderte ihn, sich zu sehr hervorzustellen.

Als er sich dem Sterben nahe sah, was im Jahr 1643, nach dem Tod von König Ludwig XIII., geschah, ließ er seinen Sohn, einen Küchenjungen von den schönsten Hoffnungen, kommen, empfahl ihm, das Geheimnis der Macaroni wohl zu bewahren, seinen Namen französisch zu machen, eine Französin zu heiraten und endlich, wenn der politische Horizont von den Wolken, die ihn bedeckten, frei wäre, — man gebrauchte schon in jener Zeit diese rednerische Figur, welche in unsern Tagen in den leitenden Artikeln der Pariser Journale und in der Kammer so sehr beliebt ist, — von dem benachbarten Schmied ein schönes Schild machen zu lassen, worauf ein berühmter Künstler, den er zum Voraus bezeichnete, zwei Portraits von Königinnen, mit den Worten als Umschrift:

AUX MÉDICIS

malen sollte.

Nach dieser Empfehlung hatte der gute Cropoli nur noch die

Kraft, seinem jungen Nachfolger einen Kamin zu bezeichnen, unter dessen Platte er tausend Louis d'or von zehn Franken vergraben hatte, worauf er verschied.

Cropoli Sohn ertrug als ein Mann von Herz den Verlust mit Resignation und den Gewinn ohne Anmaßung.

Er fing an, das Publikum daran zu gewöhnen, daß er das Schluß-I so wenig als möglich klingen ließ, und mit Unterstützung der allgemeinen Gefälligkeit nannte man ihn bald nur noch Herr Cropole, was ein ganz französischer Name ist.

Sodann heiratete er, da er gerade eine kleine Französin bei der Hand hatte, in die er verliebt war und deren Eltern er eine anständige Mitgift dadurch entriß, daß er die Unterlage der Platte vom Kamin zeigte.

Nach Erfüllung dieser zwei ersten Punkte forschte er nach dem Maler, der das Schild machen sollte.

Der Maler war bald gefunden.

Es war ein alter Italiener, ein Nacheiferer der Raphael und Carracci, aber ein unglücklicher Nacheiferer. Er behauptete, von der venezianischen Schule zu sein, ohne Zweifel, weil er ungemein die Farbe liebte. Seine Werke, von denen er nie eines verkauft hatte, verletzten das Auge auf hundert Schritte und mißfielen den Bürgern furchtbar, so daß er am Ende nichts mehr tat.

Er rühmte sich immer, einen Badesaal für die Frau Marschallin d'Ancre gemalt zu haben, und beklagte sich, daß dieser Saal bei dem Unglück des Marschalls verbrannt worden sei.

Als Landsmann war Cropoli nachsichtig gegen Pittrino, Dies war der Name des Künstlers, Vielleicht hatte er die berühmten Gemälde des Badesaals gesehen. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß er eine solche Ächtung, sogar eine solche Freundschaft für den ausgezeichneten Pittrino hegte, daß er ihn zu sich nahm.

Dankbar und von Macaroni gefüttert, war Pittrino bemüht, den Ruf dieses nationalen Gerichtes zu verbreiten, und er hatte auch zur Zeit seines Gründers dem Hause Cropoli durch seine unermüdliche Zunge vortreffliche Dienste geleistet.

Als er alt wurde, hing er sich an den Sohn an wie früher an den Vater, und er wurde eine Art von Aufseher eines Hauses, wo ihm

seine unbescholtene Redlichkeit, seine anerkannte Mäßigkeit, seine sprichwörtliche Keuschheit und hundert andere Tugenden, deren Aufzählung wir für unnötig erachten, einen ewigen Platz am Herd mit dem Rechte der Überwachung des Gesindes gab.

Überdies war er es, der die Macaroni kostete, um den Geschmack für die altertümliche Überlieferung zu bewahren, und man muß sagen, daß er nicht ein Körnchen Pfeffer zu viel, oder ein Atom Parmesankäse zu wenig hingehen ließ. Seine Freude war sehr groß an dem Tag, wo er, berufen, das Geheimnis von Cropoli Sohn zu teilen, das berühmte Schild zu malen beauftragt wurde.

Man sah ihn voll Eifer in einer alten Schachtel wühlen, worin er allerdings ein wenig von den Ratten zerfressene aber immer noch mögliche Pinsel, Farben In beinahe ausgetrockneten Blasen, Leinöl in einer Flasche und eine Palette wiederfand, die einst Broncino, diesem **diou de la pittoure**, wie der ultramontane Künstler in seiner stets jugendlichen Begeisterung sagte, gehört hatte.

Pittrino war um die ganze Freude der Wiederherstellung seiner Ehre gewachsen.

Er machte es, wie es Raphael gemacht hatte, er veränderte seine Manier und malte nach der Weise von Albano mehr zwei Göttinnen, als zwei Königinnen. Diese zwei erhabenen Damen waren so anmuthreich auf dem Schilde, sie boten den erstaunten Blicken einen solchen Verein von Lilien und Rosen, das bezaubernde Resultat der Veränderung der Manier von Pittrino, sie hatten so anakreontische Sirenenstellungen, daß der vornehmste Schöppe, als er in den Saal von Cropole zugelassen wurde, um das Kapitalstück zu sehen, sogleich erklärte, diese Damen wären zu schön und von einem zu sehr belebten Reiz, um vor dem Angesicht der Vorübergehenden als Wirtsschild zu figurieren.

»Seine königliche Hoheit Monsieur,« sagte man Pittrino, »der häufig in unsere Stadt kommt, würde sich nicht herbeilassen, seine erhabene Frau Mutter so wenig gekleidet zu sehen, und er würde Euch in die Dublietten der Stände schicken, denn das Herz dieses glorreichen Prinzen ist nicht immer so mild. Wischt also die zwei Sirenen, oder die Legende aus, sonst verbiete ich Euch die

Ausstellung des Schilds. Das geschieht in Eurem eigenen Interesse, Meister Cropole, und in dem Eurigen, Seigneur Pittrino.«

Was war hierauf zu sagen? Man mußte dem Schoppen für seine Freundlichkeit danken, was Cropole auch tat.

Doch Pittrino blieb düster und enttäuscht.

Er fühlte wohl, was kommen würde.

Der Bauherr war nicht sobald abgegangen, als Cropole, die Arme kreuzend, zu ihm sagte:

»Nun, Meister, was werden wir tun?«

»Wir werden die Umschrift wegstreichen,« erwiderte traurig Pittrino. »Ich habe hier vortreffliches Elfenbeinschwarz, das wird in einem Nu abgemacht sein, und wir ersetzen die Medicis durch **Nymphen** oder **Sirenen**, wie es Euch beliebt.«

»Nein,« erwiderte Cropole, »der Wille meines Vaters wäre nicht erfüllt. Meinem Vater lag . . . «

»Es lag ihm an den Figuren,« sagte Pittrino.

»Es lag ihm an der Schrift,« erwiderte Cropole.

»Zum Beweis, daß ihm an den Figuren lag, dient, daß er sie ähnlich bestellt hatte, und sie sind es,« entgegnete Pittrino.

»Ja, aber wenn sie es nicht gewesen wären, wer hätte sie ohne die Schrift erkannt? Wer würde heute, da das Gedächtnis der Blaisois in Beziehung auf diese beiden berühmten Personen erlischt, Catharina und Maria ohne die Worte: **Aux Médicis!** erkannt haben.«

»Aber meine Figuren?« rief Pittrino in Verzweiflung, denn er fühlte, daß der kleine Cropole Recht hatte. »Ich will die Frucht meiner Arbeit nicht verlieren.«

»Und ich will nicht, daß Ihr in das Gefängnis spaziert und ich in die Dublietten komme.«

»Löschen wir Medicis aus,« sprach Pittrino flehend.

»Nein,« entgegnete Cropole entschieden. »Es kommt mir ein Gedanke, ein vortrefflicher Gedanke . . . Eure Malerei soll erscheinen und meine Legende auch. Heißt Medici im Italienischen nicht Mediziner, Ärzte?«

»Ja, im Plural.«

»Ihr bestellt mir ein neues Schild beim Schmied; Ihr malt darauf sechs Ärzte und schreibt darunter:

AUX MÉDICIS.

Das gibt ein herrliches Wortspiel.«

»Sechs Ärzte! unmöglich! Und die Komposition?« rief Pittrino.

»Das ist Eure Sache, doch es wird so sein, ich will es, es muß sein: meine Macaroni brennen an.«

Dieser Grund war unumstößlich; Pittrino gehorchte. Er komponierte das Schild für sechs Ärzte mit der Schrift; der Schöpfer billigte und gab die Erlaubnis.

Das Schild fand wütenden Beifall in der Stadt . . . was zum Beweise dient, daß die Poesie vor den Bürgern stets Unrecht gehabt hat, wie Pittrino sagte.

Um seinen gewöhnlichen Maler zu entschädigen, hing Cropole in seinem Schlafzimmer die Nymphen des vorhergehenden Schildes auf, was Madame Cropole erröten machte, so oft sie dieselben beim Auskleiden betrachtete.

So kam es, daß das Haus mit dem Giebel ein Schild hatte, daß der, Gasthof zu den Medicis, der sein Glück machte, genötigt war, sich durch das von uns geschilderte Viereck zu vergrößern . . . so auch, daß es in Blois einen Gasthof dieses Namens gab, dessen Eigentümer Meister Cropole, dessen gewöhnlicher Maler Meister Pittrino war.

VI.

Der Unbekannte.

So gegründet und empfohlen durch sein Schild, ging das Gasthaus von Meister Cropole einem soliden Wohlstand entgegen.

Es war nicht ein ungeheures Vermögen, was Meister Cropole in Aussicht hatte, aber er durfte hoffen, die tausend Louis d'or, die ihm sein Vater vermacht, zu verdoppeln, tausend andere durch den Verkauf des Hauses und des Fonds zu bekommen, und endlich frei zu leben wie ein Bürger seiner Stadt.

Cropole war erpicht auf den Gewinn; er empfing außer sich vor Freude die Nachricht von der Ankunft von König Ludwig XIV.

Er, seine Frau, Pittrino und zwei Küchenjungen bemächtigten sich sogleich aller Bewohner des Taubenschlags, des Hühnerhofs und des Kaninchengartens, so daß man in den Höfen des Gasthauses zu den Medicis so viel Wehklagen und Geschrei hörte, als man einst in Rama gehört hatte.

Cropole hatte für den Augenblick nur einen einzigen Reisenden.

Dies war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, schön, groß, ernst, oder vielmehr schwermütig in allen seinen Gebärden und Blicken.

Er trug ein Kleid von schwarzem Sammet mit Schmelz verziert; ein weißer Kragen, einfach wie der der strengsten Puritaner, hob die matte, zarte Tinte seines jugendlichen Halses hervor; ein leichter blonder Schnurrbart bedeckte kaum seine bebende, stolze Lippe.

Wenn er mit den Leuten sprach, schaute er ihnen ins Gesicht, es ist wahr, ohne daß sich eine Absicht fühlbar machte, aber auch ohne Bedenken, und dabei wurde der Glanz seiner blauen Augen dergestalt unerträglich, daß sich mehr als ein Blick vor dem seinigen senkte, wie es der schwächere Degen in einem Einzelkampfe tut.

In dieser Zeit, wo sich die Menschen, alle von Gott gleich geschaffen, in Folge der Vorurteile in zwei unterschiedene Kasten,

die bürgerliche und die adelige, teilten, wie sie sich in der Tat in zwei Racen, die schwarze und die weiße, abteilen, in dieser Zeit, sagen wir, konnte derjenige, dessen Portrait wir skizziert haben, nicht für etwas Anderes, als für einen Edelmann, und zwar von der besten Abkunft, gehalten werden. Man durste zu diesem Ende nur seine weißen Hände mit den langen, zart zugespitzten Fingern betrachten, seine Hände, deren Adern bei der geringsten Bewegung unter der Haut durchschienen, deren Glieder sich bei der mindesten Zuckung röteten.

Dieser Edelmann war allein bei Cropole angekommen. Er hatte, ohne zu zögern, ohne nur zu überlegen, die bedeutendste Wohnung genommen, die ihm der Wirt in einer sehr habgierigen Absicht bezeichnete, in einer Absicht, welche die Einen verdammenswerth nennen werden, während sie die Andern sehr lobenswert heißen, wenn sie zugeben, daß Cropole Physiognomiker war und die Leute nach dem ersten Anblick beurteilte.

Diese Wohnung war diejenige, aus welcher das ganze Vorderteil des alten dreieckigen Hauses bestand: ein großer Salon, beleuchtet durch zwei Fenster im ersten Stock, ein kleines Zimmer daneben und eines darüber.

Seit seiner Ankunft hatte aber dieser Edelmann das Mahl, das man ihm in seinem Zimmer aufgetragen, kaum berührt. Er hatte nur durch zwei Worte den Gastwirt in Kenntnis gesetzt, es würde ein Reisender Namens Parry kommen, und ihm empfohlen, diesen Reisenden sogleich heraufzuführen.

Dann beobachtete er ein so tiefes Stillschweigen, daß Cropole, der besonders die guten Gesellschafter liebte, sich dadurch beinahe beleidigt fühlte.

An dem Morgen des Tages, wo diese Geschichte beginnt, stand der erwähnte Edelmann frühzeitig auf, trat an das Fenster seines Salon, stützte sich auf das Geländer seines Balkon und schaute traurig und hartnäckig nach den beiden Seiten der Straße, ohne Zweifel, um auf die Ankunft des Reisenden zu lauern, den er dem Wirt bezeichnet hatte.

Er sah so den kleinen Cortége von *Monsieur* bei der Rückkehr von der Jagd vorüberziehen und genoß dann wieder, ganz in seine Gedanken versunken, die tiefe Stille der Stadt.

Plötzlich setzten ihn der Durcheinander der Armen, Kelche nach den Wiesen zogen, der galoppierenden Eilboten, der Pflasterwäscher, der Lieferanten des königlichen Hauses, der erhitzten und schwatzhaften Ladenbursche, der rasselnden Karren, der lausenden Friseurs und der diensteifrigen Pagen, dieser Tumult, dieser Lärmen, sagen wir, setzten ihn in Erstaunen, doch ohne daß er etwas von der unempfindlichen, erhabenen Majestät verlor, die dem Adler und dem Löwen den klaren, stolzen Blick mitten unter den Hurras, dem Geschrei und dem Stampfen der Jäger und der Neugierigen verleiht.

Bald wurden durch die Wehklagen der im Hühnerhofe erwürgten Opfer, durch die eiligen Schritte von Madame Cropole auf der so schmalen und sonoren hölzernen Treppe, durch den hüpfenden Gang von Pittrino, der noch am Morgen vor der Türe mit dem Phlegma eines Holländers rauchte, die Aufmerksamkeit und die Verwunderung des Reisenden mehr rege gemacht.

Als er sich erhob, um sich zu erkundigen, öffnete sich die Türe seines Zimmers.

Doch statt des Gesichtes, das er zu sehen hoffte, erschien Meister Cropole und hinter ihm im Halbschatten der Treppe das ziemlich anmutige, aber durch die Neugierde gemein gewordene Gesicht von Madame Cropole, welche einen flüchtigen Blick auf den Edelmann warf und verschwand.

Cropole schritt mit lächelnder Miene, mehr gekrümmt, als gebückt, vor.

Eine Gebärde des Unbekannten befragte ihn, ohne daß ein Wort gesprochen wurde.

»Mein Herr,« sprach Cropole, »ich wollte mich erkundigen . . . soll ich sagen Eure Herrlichkeit, oder Herr Graf, oder Herr Marquis?«

»Sagt: mein Herr, und sprecht geschwinde,« antwortete der Fremde mit einem hochmütigen Ausdruck, der keine Widerrede zuließ.

»Ich wollte mich erkundigen, wie der Herr die Nacht zugebracht habe, und ob der Herr diese Wohnung zu behalten beabsichtige.«

»Mein Herr, es tritt ein Umstand ein, auf den wir nicht gerechnet hatten.«

»Welcher?«

»Seine Majestät Ludwig XIV. kommt heute in unsere Stadt und ruht hier einen, vielleicht zwei Tage aus.«

Ein lebhaftes Erstaunen trat auf dem Gesichte des Unbekannten hervor.

»Der König von Frankreich kommt nach Blois?«

»Er ist unter Weges, mein Herr.«

»Ein Grund mehr für mich, zu bleiben,« sagte der Unbekannte.

»Sehr gut, mein Herr; doch behält der Herr die ganze Wohnung?«

»Ich verstehe Euch nicht. Warum sollte ich heute weniger haben, als ich gestern gehabt habe?«

»Weil . . . Eure Herrlichkeit wird mir erlauben, ihr das zu sagen, weil ich gestern, als Ihr diese Wohnung wähltet, nicht irgend einen Preis festsetzen mußte, der Eure Herrlichkeit hätte können glauben machen, ich beurteile zum Voraus ihre Mittel . . . während ich heute . . . «

Der Unbekannte errötete. Es kam ihm sogleich der Gedanke, man halte ihn für arm und man beleidige ihn.

»Während Ihr mich heute zum Voraus beurteilt?« erwiderte er kalt.

»Mein Herr, ich bin ein artiger Mann, Gott sei Dank, und obgleich ich nur ein Wirt zu sein scheine, habe ich doch edelmännisches Blut in mir. Mein Vater war Diener und Officiant des verstorbenen Herrn Marschall d'Ancre, dessen Seele Gott in Gnaden haben möge.«

»Ich bestreite Euch diesen Punkt nicht, mein Herr; ich Wunsche nur zu wissen, und zwar sogleich zu wissen, worauf Eure Fragen abzielen.«

»Mein Herr, Ihr seid zu vernünftig, um nicht zu begreifen, daß unsere Stadt klein ist, daß der Hof sie überströmen wird, daß die Häuser von Einwohnern vollgefropft sind, und daß folglich die Mietzinse einen beträchtlichen Preis erreichen werden.«

Abermals errötend, sprach der Unbekannte:

»Macht Eure Bedingungen.«

»Ich tue dies mit Bedenken, mein Herr, weil ich einen ehrlichen

Gewinn suche, und weil ich ein Geschäft machen will, ohne unhöflich oder grob in meinen Forderungen zu sein . . . Die Wohnung aber, die Ihr inne habt, ist bedeutend groß und Ihr seid allein . . . «

»Das ist meine Sache.«

»Oh! gewiß; ich gebe auch dem Herrn nicht den Abschied.«

Dem Unbekannten floß das Blut nach den Schläfen; er schleuderte dem armen Cropole, dem Abkömmling eines Officianten vom Herrn Marschall d'Ancre, einen Blick zu, der ihn unter die bekannte Kaminplatte schlüpfen gemacht hätte, wäre Cropole nicht durch die Frage seiner Interessen an seinen Platz gefesselt gewesen.

»Soll ich gehen?« sagte er; »erklärt Euch rasch.«

»Herr, Herr, Ihr habt mich nicht verstanden. Was ich tue, ist sehr delikate, aber ich drücke mich schlecht aus, oder vielleicht, da der Herr ein Fremder ist, was ich am Accent erkenne . . . «

Der Unbekannte sprach in der Tat mit dem leichten Schnarren, was der Hauptcharakter der englischen Akzentuierung ist, selbst bei den Menschen dieser Nation, welche so rein als möglich Französisch sprechen.

»Da der Herr ein Fremder ist, sage ich, so ist er es vielleicht, der die Nuancen meiner Worte nicht aufsaßt. Ich behaupte, der Herr könnte eines oder zwei von den drei Zimmern, die er inne hat, abtreten, was seinen Mietzins bedeutend vermindern und mein Gewissen erleichtern würde; es ist hart, den Preis der Zimmer unvernünftig erhöhen zu müssen, wenn man die Ehre hat, sie zu einem niedrigen Preis anzuschlagen.«

»Wie viel beträgt der Mietzins seit gestern?«

»Mein Herr« einen Louis d'or mit der Kost und der Verpflegung des Pferdes.«

»Gut. Und von heute?«

»Ah! das ist gerade die Schwierigkeit! Heute Ist der Tag der Ankunft des Königs; kommt der Hof, um Nachtlager zu halten, so zählt der Tag beim Mietzins. Daraus geht hervor, daß drei Zimmer zu zwei Louis d'or das Zimmer sechs Louis d'or machen. Zwei Louis d'or, mein Herr, ist nichts, aber sechs Louis d'or ist viel.«

Von rot, wie man ihn gesehen, wurde der Unbekannte blaß.

Er zog aus seiner Tasche heldenmütig eine Börse, worauf ein Wappen gestickt war, das er sorgfältig in seiner hohlen Hand verbarg. Diese Börse war von einer Magerkeit, von einer Flachheit, von einer Hohlheit, welche dem Auge von Cropole nicht entging.

Der Unbekannte leerte diese Börse in seine Hand; sie enthielt drei Doppellouis d'or, welche den Wert von sechs Louis d'or bildeten, wie sie der Wirt forderte. Doch Cropole hatte sieben im Ganzen verlangt.

Er schaute also den Unbekannten an, als wollte er sagen: »Hernach?«

»Es restirt ein Louis d'or, nicht wahr, Meister Wirt?«

»Ja, Herr, aber . . . «

Der Fremde suchte in der Tasche seines Beinkleids und leerte sie; sie enthielt ein kleines Portefeuille, einen goldenen Schlüssel und einige Silbermünze.

Aus dieser Münze machte er die Gesamtsumme eines Louis d'or.

»Ich danke, mein Herr,« sagte Cropole. »Nun muß ich nur noch wissen, ob der Herr seine Wohnung auch morgen zu behalten gedenkt, in welchem Falle ich sie ihm überlassen könnte, während ich sie, wenn der Herr dies nicht zu tun gedächte, den Leuten Sr, Majestät, welche ankommen werden, versprechen würde.«

»Das ist richtig,« erwiderte der Unbekannte nach langem Stillschweigen. »Doch da ich, wie Ihr sehen konntet, kein Geld mehr habe, während ich Eure Wohnung dennoch behalte, so müßt Ihr diesen Diamant in der Stadt verkaufen oder als Pfand behalten.«

Cropole schaute den Diamant so lange an, daß der Unbekannte rasch zu ihm sagte:

»Es ist mir lieber, wenn Ihr ihn verkauft, mein Herr, er ist dreihundert Pistolen wert. Ein Jude — findet sich ein Jude in Blois? — wird Euch zweihundert, zweihundert und fünfzig sogar geben; nehmt das, was er Euch gibt, und sollte er Euch auch nur den Preis Eurer Wohnung anbieten. Geht.«

»Oh! mein Herr,« entgegnete Cropole, beschämt durch die

Niedrigkeit, in die ihn der Unbekannte durch diese so edle und so uneigennützigte Abtretung, sowie auch durch diese unstörbare Geduld gegen so viel Argwohn, gegen so viele Plackereien versetzte; »oh! mein Herr, ich hoffe wohl, man stiehlt in Blois nicht, wie Ihr zu befürchten scheint, und wenn der Diamant so viel wert ist, als Ihr sagt . . . «

Der Unbekannte schmetterte Cropole abermals mit dem Blicke seines azurblauen Auges nieder.

»Glaubt mir, ich verstehe mich nicht darauf!« rief er.

»Aber die Juweliere verstehen sich darauf,« sagte der Unbekannte. »Fragt sie. Ich denke, unsere Rechnung ist nun abgeschlossen, nicht wahr, Herr Wirt?«

»Ja, mein Herr, und zu meinem großen Bedauern, denn ich befürchte den Herrn beleidigt zu haben.«

»Keines Wegs,« erwiderte der Unbekannte mit der Majestät seiner ganzen Mächtigkeit.

»Oder den Anschein gehabt zu haben, als schinde ich einen edlen Reisenden . . . Bringt die Notwendigkeit in Anschlag, mein Herr.«

»Sprechen wir nicht mehr davon und laßt mich allein.«

Cropole machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich mit verlegener Miene, was bei ihm ein vortreffliches Herz und wahre Reue offenbarte.

Der Unbekannte schloß selbst die Türe und schaute, als er allein war, auf den Grund seiner Börse, woraus er ein seinen Diamant, seine einzige Quelle, enthaltendes Beutelchen genommen hatte.

Er befragte auch die Leere seiner Taschen, schaute die Papiere in seinem Portefeuille an und überzeugte sich von der vollkommenen Entblößung, in der er sich befand.

Dann schlug er die Augen zum Himmel mit der erhabenen Bewegung einer verzweifelten Ruhe auf, wischte mit seiner Hand einige Schweißtropfen ab, welche seine edle Stirne durchfurchten, und richtete seinen kaum zuvor noch mit einer göttlichen Majestät erfüllten Blick wieder auf die Erde.

Der Sturm war fern von ihm hingezogen, vielleicht hatte er in der Tiefe seiner Seele gebetet.

Er trat wieder ans Fenster, nahm wieder seinen Platz auf dem Balkon ein und blieb hier unbeweglich, tot, bis zu dem Augenblick, wo sich der Himmel zu verdunkeln anfang, die ersten Fackeln durch die duftende Straße zogen und allen Fenstern das Signal zur Erleuchtung gaben.

VII.

Parry.

Während der Unbekannte mit Teilnahme diese Lichter betrachtete und auf all dieses Geräusch horchte, trat Meister Cropole in sein Zimmer mit zwei Dienern, die den Tisch deckten.

Der Fremde schenkte ihnen nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Da näherte sich Cropole seinem Gaste und flüsterte ihm mit tiefer Ehrfurcht zu:

»Mein Herr, der Diamant ist geschätzt worden.«

»Ah!« machte der Reisende. »Nun?«

»Nun, mein Herr, der Juwelier Seiner königlichen Hoheit gibt zweihundert und achtzig Pistolen dafür.«

»Ihr habt sie?«

»Ich glaubte sie nehmen zu müssen, machte jedoch zur Bedingung bei dem Handel, daß, wenn der Herr seinen Diamant, bis wieder Gelder eingehen würden, behalten wollte, dieser Diamant zurückgegeben werden müßte.«

»Keines Wegs. Ich habe Euch gesagt, Ihr sollt ihn verkaufen.«

»Dann habe ich gleichsam gehorcht, da ich, ohne definitiv zu verkaufen, das Geld in Empfang nahm.«

»Macht Euch bezahlt,« sagte der Unbekannte.

»Ich werde es tun, mein Herr, da Ihr es durchaus verlangt.«

Ein trauriges Lächeln schwebte über die Lippen des Edelmanns.

»Legt das Geld auf diese Lade,« sagte er, indem er sich umwandte und zugleich durch eine Gebärde das genannte Meuble bezeichnete.

Cropole legte einen ziemlich schweren Sack nieder, aus dem er den Preis des Mietzinses erhob.

»Der Herr wird mir nun nicht den Schmerz bereiten, nicht zu Nacht zu essen,« sprach Cropole . . . »schon ist das Mittagessen ausgeschlagen worden, und das ist beleidigend für das Haus der

Medicis. Seht, mein Herr, das Mahl ist aufgetragen, und ich wage sogar beizufügen, daß es gut aussteht.«

Der Unbekannte verlangte ein Glas Wein, brach ein Stück Brot, und verließ das Fenster nicht, um zu essen und zu trinken.

Bald hörte man ein gewaltiges Geräusch von Fanfaren und Trompeten: Ausrufungen erhoben sich in der Ferne, ein verworrenes Gesumme füllte den unteren Teil der Stadt, und der erste Lärm, der deutlich an das Ohr des Fremden drang, war der des Hufschlags vorrückender Pferde.

»D« König! der König!« wiederholte eine geräuschvolle, gedrängte Menge.

»Der König!« wiederholte Cropole, der seinen Gast und seine Zartgefühlsideen im Stiche ließ, um seine Neugierde zu befriedigen.

Mit Cropole stießen und vermengten sich auf der Treppe Madame Cropole, Pittrino, die Gehilfen und die Küchenjungen.

Der Zug rückte langsam vor, beleuchtet von Tausenden von Fackeln, teils von der Straße, teils von den Fenstern aus.

Nach einer Compagnie Musketiere und einem ganz geschlossenen Corps von Edelleuten kam die Sänfte des Herrn Kardinal Mazarin. Sie wurde gezogen wie ein Wagen von vier Rappen.

Die Pagen und die Leute des Kardinals marschierten dahinter.

Dann kam die Carosse der Königin Mutter, ihre Ehrenfräulein an den Schlägen, ihre Edelleute zu Pferd auf beiden Seiten.

Hiernach erschien der König, auf einem schönen Pferde von sächsischer Race, mit langer Mähne, reitend. Der junge Prinz zeigte, indem er gegen einige Fenster grüßte, woher die lebhaftesten Ausrufungen kamen, sein schönes, liebreizendes Antlitz.

Zu den Seiten des Königs, aber zwei Schritte entfernt, ritten der Prinz von Condé, Herr Dangeau und zwanzig andere Höflinge, gefolgt von ihren Leuten und ihrem Gepäck, den wahrhaft triumphartigen Zug schließend.

Dieses Gepränge war von einer militärischen Ordnung.

Nur einige Höflinge, und zwar unter den Alten, hatten Reisekleider, beinahe Alle trugen das militärische Gewand. Man

sah sogar Viele mit dem Ringkragen und dem büffelledernen Koller, wie zur Zeit von Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Als der König an ihm vorüber kam, fühlte der Unbekannte, der sich, um besser zu sehen, über den Balkon geneigt und sein Gesicht, indem er es auf seinen Arm stützte, verborgen hatte, sein Herz von bitterer Eifersucht anschwellen und überströmen.

Der Lärm der Trompeten berauschte ihn, der Zuruf des Volks betäubte ihn; er ließ einen Augenblick seine Vernunft in diese Woge von Licht, von Tumult und glänzenden Bildern fallen.

»Er ist König!« murmelte er mit einem Ton der Verzweiflung und des Schmerzes, der bis zum Throne Gottes aufsteigen mußte.

Dann, ehe er von seiner düsteren Träumerei zurückgekehrt war, erloschen all dieses Geräusch, all diese Herrlichkeit. An der Ecke der Straße blieben unter dem Fremden, nur heisere, nicht zusammenklingende Stimmen, die in Zwischenräumen: Es lebe der König! riefen.

Es blieben auch die sechs Lichter, welche die Bewohner des Gasthofes der Medicis hielten, nämlich zwei für Cropole, zwei für Pittrino, eines für jeden Küchenjungen.

Cropole wiederholte unablässig:

»Wie gut ist der König und wie sehr gleicht er seinem höchstseligen Herrn Vater.«

»Im Schönen,« sagte Pittrino.

»Wie stolz ist seine Miene!« fügte Madame Cropole bei, welche schon ihre Bemerkungen mit denen ihrer Nachbarn und Nachbarinnen vermischte.

Cropole nährte diese Reden mit seinen persönlichen Bemerkungen, ohne wahrzunehmen, daß ein Greis zu Fuß, der jedoch ein kleines irisches Pferd am Zügel nachzog, die Gruppe der Frauen und Männer, welche sich vor den Medicis aufgestellt hatte, durchschneiden wollte.

Doch in diesem Augenblick wurde die Stimme des Fremden am Fenster hörbar.

»Herr Wirt, macht doch, daß man bis zu Eurem Hause gelangen kann.«

Cropole wandte sich um, sah jetzt erst den Greis und machte ihm Platz, daß er vorüber konnte.

Das Fenster schloß sich wieder.

Pittrino bezeichnete dem Ankömmling den Weg, und dieser trat ein, ohne ein Wort von sich zu geben.

Der Fremde wartete auf dem Ruheplatz, er streckte die Arme nach dem Greis aus und führte ihn zu einem Stuhl, doch-dieser widerstand.

»Oh! nein, nein, Mylord,« sagte er, »Mich vor Euch setzen, niemals!«

»Parry!« rief der Edelmann, »ich bitte Euch, Euch, der Ihr von England, von so fern her kommt! Ah! man sollte Euer Alter nicht solche Strapazen wie die meines Dienstes aushalten lassen. Ruht aus . . . «

»Ich habe Euch vor Allem meine Antwort zu geben, Mylord.«

»Parry . . . ich beschwöre Dich, sage mir nichts . . . denn wenn die Neuigkeit gut gewesen wäre, würdest Du Deinen Satz nicht so angefangen haben. Du nimmst einen Umweg, weil die Nachricht schlecht ist.«

»Mylord,« erwiderte der Greis, »laßt Euch nicht zu rasch beunruhigen. Es ist nicht Alles verloren, wie ich hoffe. Es bedarf des Willens, der Beharrlichkeit und besonders der Resignation.«

»Parry,« entgegnete der junge Mann, »ich bin allein durch tausend Hinterhalte, tausend Fallen, tausend Gefahren hierhergekommen: glaubst Du an meinen Willen? Ich habe diese Reise zehn Jahre lang überdacht, trotz aller Ratschläge und aller Hindernisse: glaubst Du an meine Beharrlichkeit? Ich habe diesen Abend den letzten Diamant meines Vaters verkauft, denn ich hatte nichts mehr, um mein Lager zu bezahlen, und der Wirt war im Begriff, mich fortzujagen.«

Parry machte eine Gebärde der Entrüstung, welche der junge Mann durch einen Händedruck und ein Lächeln erwiderte.

Der Greis hob seine zitternden Hände zum Himmel empor.

»Sprich,« sagte der Fremde, »verbirg mir nichts: was ist geschehen?«

»Meine Erzählung wird kurz sein, Mylord, doch, um des Himmels willen, zittert nicht so.«

»Das geschieht vor Ungeduld. Parry; laß hören, was hat Dir der General gesagt?«

»Zuerst wollte mich der General gar nicht empfangen.«
»Er hielt Dich für einen Spion?«
»Ja, Mylord; doch ich schrieb ihm einen Brief.«
»Nun?«
»Er hat ihn angenommen, er hat ihn gelesen, Mylord.«
»Dieser Brief erklärte ihm wohl meine Lage und meine Wünsche?«
»Oh! ja,« sagte Parry mit einem traurigen Lächeln, »er schilderte getreulich Eure Ansicht.«
»Sodann, Parry . . . «
»Sodann schickte mir der General durch einen Adjutanten meinen Brief zurück und ließ mir ankündigen, wenn ich mich am andern Tag noch im Umkreise seines Kommandos befände, würde er mich verhaften lassen.«
»Verhaften!« murmelte der junge Mann, »Dich, meinen treuesten Diener, verhaften!«
»Ja, Mylord.«
»Und Du hattest doch Parry unterzeichnet?«
»Mit allen Buchstaben, Mylord; und der Adjutant kannte mich von Saint-James und von Whitehall,« fügte der Greis mit einem Seufzer bei.
Der junge Mann neigte sich träumerisch und düster.
»Das hat er vor seinen Leuten getan,« sagte er, indem er sich selbst durch eine Hoffnung zu täuschen suchte . . . »Doch was hat er unter der Hand getan, unter vier Augen, von ihm zu Dir? Antworte.«
»Ach! Mylord, er hat mir vier Reiter geschickt, die mir das Pferd gaben, auf dem Ihr mich habt ankommen sehen. Diese Reiter führten mich mit der größten Eile bis zu dem kleinen Hafen von Tenby, wo sie mich gleichsam auf ein Fischerboot warfen, das nach der Bretagne segelte, und so bin ich hier.«
»Oh!« seufzte der junge Mann, indem er krampfhaft mit seiner Hand seine nervige Kehle zusammenpreßte, in der ein Schluchzen emporstieg. »Parry, das ist Alles, das ist wirklich Alles?«
»Ja, Mylord, es ist Alles.«

Nach dieser kurzen Antwort von Parry trat ein langer Zwischenraum des Stillschweigens ein, man hörte nur das Geräusch vom Absatz des jungen Mannes, der damit voll Wut den Boden peinigete.

Der Greis wollte es versuchen, das Gespräch zu verändern, denn es führte zu allzu traurigen Gedanken.

»Mylord,« fragte er, »was bedeutet denn all das Geräusch, das mir voranging? wer sind die Leute, die: Es lebe der König! rufen? Von welchem König ist die Rede, und warum alle diese Lichter?«

»Ah! Parry,« erwiderte ironisch der junge Mann, »Du weißt nicht, daß der König seine gute Stadt Blois besucht; alle diese Trompeten gehören ihm, alle diese mit Gold überzogenen Schabracken gehören ihm, alle diese Edelleute haben Schwerter, welche ihm gehören. Seine Mutter fährt ihm in einem prachtvollen, mit Silber und Gold eingelegten Wagen voran. Glückliche Mutter! Sein Minister häuft ihm Millionen an und führt ihn zu einer reichen Braut. Deshalb ist all dieses Volk so freudig, es liebt seinen König, es schmeichelt ihm durch seinen tausendfachen Zuruf und schreit: Es lebe der König! es lebe der König!«

»Gut, gut, Mylord!« sagte Parry, noch unruhiger über die Wendung des neuen Gesprächs, als über das alte.

»Du weißt,« fuhr der Unbekannte fort, »daß *meine* Mutter, *meine* Schwester, während dies Alles zu Ehren König Ludwig XIV. vorgeht, kein Geld und kein Brot mehr haben; Du weißt, daß ich arm, dem Hohne preisgegeben in vierzehn Tagen sein werde, wenn ganz Europa erfährt, was Du mir erzählt hast! Parry . . . gibt es Beispiele, daß sich ein Mann in meinen Verhältnissen . . . «

»Mylord, im Namen des Himmels!«

»Du hast Recht, Parry, ich bin ein Feiger, und wenn ich nichts für mich tue, was wird Gott tun! Nein, nein, ich habe zwei Arme, Parry, ich habe ein Schwert . . . «

Und er schlug heftig mit seiner Hand auf seinen Arm und nahm sein Schwert von der Wand, an der es hing.

»Was wollt Ihr tun, Mylord?«

»Parry, was ich tun will? Was Jedermann in meiner Familie tut; meine Mutter lebt von der öffentlichen Wohltätigkeit, meine Schwester bettelt für meine Mutter, ich habe irgendwo Brüder,

welche ebenfalls für sie betteln. Ich, der Älteste, will es machen wie sie Alle, ich will Almosen fordern!«

Und nach diesen Worten, die er durch ein nerviges, schreckliches Gelächter kurz abschnitt, gürtete der junge Mann sein Schwert um, nahm seinen Hut vom Schrank, ließ sich einen schwarzen Mantel, den er während der ganzen Reise getragen hatte, auf der Schulter befestigen, drückte dem Greis, der ihn voll Angst anschaute, beide Hände und sprach:

»Mein guter Parry, laß Dir Feuer machen, iß, trinke, schlafe, sei glücklich: laß uns selig sein, mein treuer Freund, mein einziger Freund: wir sind reich wie Könige!«

Er gab dem Sack mit den Pistolen einen Faustschlag, daß er schwer auf die Erde fiel, brach wieder in jenes finstere Gelächter aus, das Parry so sehr erschreckt hatte, und während das ganze Haus schrie, sang und sich zum Empfang und zur Einquartierung der Reisenden, denen ihre Lackeien vorangegangen, bereit hielt, schlüpfte er durch den großen Saal auf die Straße, wo ihn der Greis, der sich an das Fenster gestellt hatte, nach einer Minute aus dem Gesicht verlor.



VIII.

Was Seine Majestät König Ludwig XIV. im Alter von zweiundzwanzig Jahren war.

Durch die Erzählung, die wir zu geben versuchten, hat man gesehen, daß der Einzug von König Ludwig XIV. in die Stadt Blois geräuschvoll und glänzend war. Seine junge Majestät schien damit auch sehr zufrieden.

Als er unter die Halle des Schlosses der Stände kam, fand hier der König, umgeben von seinen Wachen und Edelleuten, S. K. H. den Herzog Gaston von Orleans, dessen von Natur majestätische Physiognomie von den feierlichen Umständen einen neuen Schimmer und eine neue Würde angenommen hatte.

Mit ihren großen Ceremoniengewändern geschmückt, erwartete *Madame* auf einem inneren Balkon den Einzug ihres Neffen. Alle Fenster des alten, an gewöhnlichen Tagen so öden und trübseligen Schlosses glänzten von Damen und Kerzen.

Unter dem Lärmen der Trommeln, der Trompeten und der Vivats überschritt der junge König die Schwelle des Schlosses, in welchem Heinrich III. zweiundsiebzig Jahre früher den Mord und den Verrat zu Hilfe gerufen hatte, um auf seinem Haupte und in seinem Hause eine Krone zu bewahren, welche schon von seiner Stirne glitt, um auf eine andere Familie zu fallen.

Aller Augen, nachdem sie den jungen, so schönen, so reizenden, so edlen König bewundert hatten, suchten den so alten, so bleichen, so gebückten andern König von Frankreich, der ganz anders König war, als der erste, und Kardinal von Mazarin genannt wurde.

Ludwig war damals ausgestattet mit allen natürlichen Gaben, welche den wahren Edelmann bilden: er hatte ein glänzendes und zugleich sanftes Auge von reinem Azurblau, Doch die geschicktesten Physiognomiker, diese Taucher der Seele, hätten, ihre Blicke darauf heftend, wenn es einem Untertan gegönnt gewesen wäre, den Blick des Königs auszuhalten, die geschicktesten Physiognomiker, sagen wir, hätten nie den Boden

dieses Abgrunds von Sanftmut finden können. Es war mit den Augen des Königs, wie mit der unermesslichen Tiefe des blauen Himmelsgewölbes, oder mit dem noch furchtbareren und beinahe ebenso erhabenen Azur, den das Mittelländische Meer unter dem Kiel seiner Schisse an einem schönen Sommertag öffnet, ein riesiger Spiegel, auf dem der Himmel bald seine Gestirne, bald seine Stürme wiederstrahlen zu lassen liebt.

Der König war von kleinem Wuchs; er maß kaum fünf Fuß zwei Zoll; doch seine Jugend entschuldigte diesen Fehler, der überdies durch einen großen Adel aller seiner Bewegungen und durch eine gewisse Gewandtheit in den Leibesübungen ausgeglichen wurde.

Es war in der Tat schon der König, und es war viel, König zu sein in jener Zeit traditioneller Ehrfurcht und Ergebenheit; doch da man ihn bis dahin dem Volk ziemlich wenig und stets ziemlich armselig gezeigt hatte, da diejenigen, welchen man ihn zeigte, bei ihm seine Mutter, eine Frau von hoher Gestalt, und den Herrn Kardinal, einen Mann von schöner Stattlichkeit, sahen, so fanden ihn Viele wenig genug König, um zu sagen: Der König ist minder groß als der Herr Kardinal.

Wie es auch mit diesen auf den Körper bezüglichen Bemerkungen sein mag, die man besonders in der Hauptstadt machte, der junge Prinz wurde wie ein Gott von den Einwohnern von Blois und beinahe wie ein König von seinem Oheim und seiner Tante, *Monsieur* und *Madame*, den Bewohnern des Schlosses, empfangen.

Es ist jedoch nicht zu leugnen, als er im Empfangssaal Fauteuils von gleicher Größe für sich, seine Mutter, den Kardinal, seine Tante und seinen Oheim sah, eine geschickt durch die Halbkreisform der Versammlung verborgene Anordnung, da errötete Ludwig XIV. vor Zorn und schaute umher, um sich durch die Physionomie der Anwesenden zu versichern, ob man ihm diese Demütigung absichtlich bereitet habe. Da er jedoch nichts auf dem unempfindlichen Gesicht des Kardinals, nichts auf dem seiner Mutter, nichts auf dem der übrigen Anwesenden sah, so fügte er sich und nahm Platz, dabei indessen besorgt, sich vor aller Welt zu setzen.

Die Edelleute und die Damen wurden Ihren Majestäten und dem Herrn Kardinal vorgestellt.

Der König bemerkte, daß seine Mutter und er selten den Namen derjenigen kannten, welche man ihnen vorstellte, während, der Kardinal im Gegenteil nie verfehlte, mit einem vortrefflichen Gedächtnis und einer bewunderungswürdigen Geistesgegenwart mit jedem von seinen Gütern, von seinen Voreltern oder seinen Kindern zu sprechen, von denen er ihnen einige nannte, was diese würdigen Dorfjunker entzückte und in dem Gedanken bestätigte, derjenige sei allein und wahrhaft König, welcher seine Untertanen kenne, aus demselben Grunde, aus dem die Sonne keine Nebenbuhlerin habe, weil die Sonne allein erwärme und erleuchte.

Seit langer Zeit begonnen, obgleich man dies nicht vermutete, nahm also das Studium des jungen Königs seinen Fortgang, und er betrachtete aufmerksam, um wo möglich irgend etwas in ihrer Physiognomie auszuscheiden, die Gesichter, die ihm Anfangs unbedeutend und trivial vorgekommen waren.

Man servierte einen Imbiß. Ohne daß er es wagte, die Gastfreundschaft seines Oheims anzusprechen, erwartete ihn der König voll Ungeduld. Auch diesmal wurde ihm alle, wenn nicht seinem Rang, doch wenigstens seinem Appetit gebührende Ehre zu Teil.

Der Kardinal begnügte sich, mit seinen verwelkten Lippen ein Bouillon zu berühren, das man ihm in einer goldenen Tasse anbot. Der allmächtige Minister, der der Königin Mutter ihre Regentschaft, dem König sein Königtum genommen hatte, war nicht im Stande gewesen, der Natur einen guten Magen zu nehmen.

Anna von Österreich, welche schon am Krebs litt, Woran sie sechs oder acht Jahre später sterben mußte, aß kaum mehr als der Kardinal.

Monsieur, der noch ganz verwirrt und verblüfft von dem Ereignis war, das in seinem Provinzleben in Erfüllung ging, aß gar nichts.

Madame allein hielt, als wahre Lothringerin, Seiner Majestät Stand, so daß Ludwig XIV., der ohne diese Partnerin gleichsam allein gegessen hätte, seiner Tante zuerst und sodann Herrn von Saint-Remy, ihrem Oberhofmeister, der sich wirklich ausgezeichnet hatte, großen Dank wusste.

Als der Imbiß vorüber war, erhob sich auf ein Zeichen der Billigung von Herrn von Mazarin der König und fing an, in Folge einer Einladung seiner Tante, die Reihen der Versammlung zu durchwandern.

Die Damen bemerkten nun, — es gibt gewisse Dinge, für welche die Damen eben so gute Beobachterinnen in Blois, als in Paris sind, — die Damen bemerkten nun, Ludwig XIV. habe einen raschen und kühnen Blick, was den Reizen von einem guten Gehalt einen ausgezeichneten Würdiger versprach. Die Männer ihrerseits bemerkten, der Prinz sei stolz und hochmütig, er liebe es, die Augen sich senken zu machen, die ihn zu lang und zu fest anschauten, was einen strengen Herrn zu weissagen schien.

Ludwig XIV. hatte ungefähr den dritten Teil seiner Revue vollendet, als seine Ohren ein Wort traf, das Seine Eminenz aussprach, welche sich mit Monsieur unterhielt.

Dieses Wort war ein Frauenname.

Kaum hatte Ludwig XIV. dieses Wort vernommen, als er nichts Anderes mehr hörte und, den Bogen des Kreises, der seinen Besuch erwartete, vernachlässigend, nur bemüht war, so rasch als möglich das Ende der krummen Linie zu expedieren.

Als guter Höfling erkundigte sich *Monsieur* bei Seiner Eminenz nach der Gesundheit ihrer Nichten. Es waren in der Tat fünf bis sechs Jahre früher drei Nichten aus Italien bei dem Kardinal angekommen: die Fräulein Hortensia, Olympia und Maria von Mancini.

Monsieur erkundigte sich also nach der Gesundheit der Nichten des Kardinals; er bedaure, sagte er, nicht die Ehre zu haben, sie zugleich mit ihrem Oheim zu empfangen; gewiß haben sie an Schönheit und Anmut zugenommen, wie sie dies zu tun versprochen, als *Monsieur* sie zum letzten Mal gesehen.

Was dem König Anfangs auffiel, war ein gewisser Kontrast in der Stimme der zwei Redenden. Die Stimme von *Monsieur* war ruhig und natürlich, als er so sprach, während die von Herrn von Mazarin, wenn er ihm antwortete, um anderthalb Töne unter seine gewöhnliche Stimmlage sank.

Es war, als wünschte er, daß diese Stimme am Ende des Saals ein Ohr träfe, das sich zu sehr entfernte.

»Monseigneur,« erwiderte er, »die Fräulein von Mancini haben noch eine ganze Erziehung zu vollenden, Pflichten zu erfüllen, eine Stellung zu erlernen. Der Aufenthalt an einem jungen und glänzenden Hof zerstreut sie ein wenig.«

Bei diesem letzten Beiwort lächelte Ludwig traurig. Wohl war der Hof jung, doch der Geiz des Kardinals hatte es so eingerichtet, daß sich nichts von Glanz bemerkbar machte.

»Doch Ihr habt nicht die Absicht, sie in ein Kloster zu bringen oder zu Bürgerinnen zu machen?« entgegnete *Monsieur*.

»Keines Wegs,« erwiderte der Kardinal, indem er seine italienische Aussprache so bezwang, daß sie von sanft und samtartig, wie sie war, scharf und vibrierend wurde; »keines Wegs. Ich habe ganz einfach die Absicht, sie zu verheirathen, und zwar so gut, als nur immer möglich.«

»Es wird nicht an Partien fehlen, Herr Kardinal,« sagte *Monsieur* mit der Treuherzigkeit eines Handelsmanns, der seinem Zunftgenossen Glück wünscht.

»Ich hoffe, Monseigneur, um so mehr, als Gott ihnen zugleich die Anmut, die Weisheit und die Schönheit gegeben hat.«

Während dieses Gespräches vollendete, wie gesagt, Ludwig XIV., geführt von *Madame*, den Kreis der Vorstellungen.

»Mademoiselle Arnoulx,« sagte die Prinzessin, Seiner Majestät eine große Blonde von zweiundzwanzig Jahren vorstellend, die man bei einem ländlichen Feste für eine Bäuerin im Sonntagsstaate hätte halten können, »Mademoiselle Arnoulx, die Tochter meiner Musiklehrerin.«

Der König lächelte. *Madame* hatte nie vier Noten richtig auf der Violine oder auf dem Klavier hervorbringen können.

»Mademoiselle Aure von Montalais,« fuhr *Madame* fort, »ein Mädchen von Stand und eine vortreffliche Dienerin.«

Diesmal war es nicht mehr der König, der lachte, sondern es war die Vorgestellte, weil sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben von *Madame*, die sie gewöhnlich durchaus nicht verdarb, auf eine so ehrenvolle Weise bezeichnen hörte.

Montalais, unsere alte Bekantnin, machte auch Seiner Majestät eine tiefe Verbeugung, und dies sowohl aus Ehrfurcht, als aus Not, denn es handelte sich darum, gewisse Zusammenziehungen

ihrer lachenden Lippen zu verbergen, welche der König wohl nicht ihrem wahren Beweggrund hätte zuschreiben können.

Gerade in diesem Augenblick geschah es, daß der König das Wort hörte, das ihn beben machte.

»Und die dritte heißt?« fragte *Monsieur*.

»Marie, *Monseigneur*,« antwortete der Kardinal.

Ohne Zweifel lag in diesem Wort eine Zauberkraft, denn der König bebte, wie gesagt, als er es hörte; er zog Madame gegen die Mitte des Kreises, als wollte er irgend eine vertrauliche Frage an sie richten, in Wirklichkeit aber, um sich dem Kardinal zu nähern, und sagte hier lachend und mit halber Stimme:

»Frau Tante, mein Lehrer in der Geographie hat mich nicht davon unterrichtet, daß Blois so wunderbar weit von Paris entfernt ist.«

»Wie so, mein Neffe?« fragte *Madame*.

»Es scheint in der Tat, die Moden brauchen mehrere Jahre, um diesen Raum zu durchdringen. Seht doch die Fräulein an!«

»Ich kenne sie.«

»Einige sind hübsch.«

»Sagt das nicht so laut, Herr Neffe, Ihr werdet sie verrückt machen.«

»Wartet, wartet, meine liebe Tante,« erwiderte der König lächelnd, »der zweite Teil meines Satzes muß den ersten verbessern. Nun! meine liebe Tante, Einige scheinen alt und Andere scheinen häßlich zu sein durch ihre zehnjährigen Moden.«

»Aber, Sire, Blois ist nur fünf Tagereisen von Paris entfernt.«

»Ei!« sagte der König, »das ist es, zwei Jahre Aufenthalt im Tag.«

»Ah! wahrhaftig, Ihr findet? Das ist seltsam, ich bemerke es nicht.«

»Seht, meine Tante,« fuhr Ludwig XIV. fort, indem er sich immer mehr Mazarin näherte, unter dem Vorwand, seinen Gesichtspunkt zu wählen, »schaut neben diesem gealterten Plunder, neben diesen anmaßenden Frisuren dieses einfache weiße Kleid an. Es ist ohne Zweifel eines von den Ehrenfräulein meiner Mutter, obgleich ich es nicht kenne. Seht diese einfache Tournüre, diese anmutige Haltung! Das lasse ich mir gefallen! das ist eine Frau,

während alle die Andern nur Kleider sind.«

»Mein lieber Neffe,« entgegnete *Madame* lachend, »diesmal hat Euch Eure Wahrsagekunst getäuscht. Die Person, welche Ihr so lobt, ist keine Pariserin, sondern eine Blaisoise.«

»Ah! meine Tante!« rief der König mit einer Miene des Zweifels.

»Nähert Euch, Louise,« sprach *Madame*.

Und das Mädchen, das uns schon unter diesem Namen erschienen ist, näherte sich schüchtern, errötend und beinahe gebeugt unter dem königlichen Blick.

»Mademoiselle Louise Françoise de la Beaume-Leblanc, Tochter des Marquis de La Vallière,« sprach *Madame* mit zeremoniösem Tone zum König.

Und die Vorgestellte verbeugte sich mit so viel Anmut unter der tiefen Schüchternheit, die ihr die Gegenwart des Königs einflößte, daß dieser, sie anschauend, einige Worte des Gesprächs von *Monsieur* und dem Kardinal verlor.

»Stieftochter,« fuhr *Madame* fort, »von Herrn von Saint-Remy, der bei der Bereitung des vortrefflichen getrüffelten Truthahns, den Eure Majestät so sehr lobte, präsierte.«

Es gab keine Anmut, keine Schönheit, keine Jugend, die einer solchen Vorstellung widerstehen konnte. Der König lächelte. Mochten die Worte von *Madame* ein Scherz oder eine Naivität sein, es war jedenfalls die unbarmherzige Aufopferung Alles dessen, was Ludwig reizend und poetisch an dem Mädchen gefunden hatte.

Fräulein de la Vallière war für *Madame* und durch den Gegenschlag für den König im Augenblick nur die Stieftochter eines Mannes, der ein erhabenes Talent für getrüffelte wälsche Hühner besaß.

Doch die Fürsten sind einmal so beschaffen. Die Götter waren auch so im Olymp. Diana und Venus mußten wohl die schöne Alkmene und die arme Jo mißhandeln, wenn man sich aus Zerstreung herabließ, zwischen Nektar und Ambrosia von den sterblichen Schönheiten bei der Tafel von Jupiter zu sprechen.

Zum Glück war Louise so tief gebückt, daß sie die Worte von *Madame* nicht hörte, daß sie das Lächeln des Königs nicht sah. Wenn dieses arme Kind, das genug guten Geschmack besaß, um

allein unter allen seinen Gefährtinnen auf den Einfall zu kommen, sich weiß zu kleiden, wenn dieses für alle Schmerzen so leicht Zugängliche Herz von den grausamen Worten von *Madame*, von dem selbstüchtigen und kalten Lächeln des Königs berührt worden wäre, die Unglückliche würde auf der Stelle gestorben sein.

Und Montalais selbst, das Mädchen mit den geistreichen Ideen, hätte es nicht versucht, sie zum Leben zurückzurufen, denn die Lächerlichkeit tötet Alles, selbst die Schönheit.

Doch Louise, der die Ohren summt, deren Augen verschleiert waren, hörte, wie gesagt, zum Glück nichts, sah nichts, und der König, dessen Aufmerksamkeit beständig auf die Unterhaltung des Kardinals mit seinem Oheim gerichtet war, beeilte sich, zu diesen zurückzukehren.

Er kam gerade in dem Augenblick, wo Mazarin mit den Worten endigte:

»Marie reist mit ihren Schwestern in dieser Stunde nach Brouage ab. Ich lasse sie dem User der Loire folgen, das dem entgegengesetzt ist, welchem wir folgen, und wenn ich ihre Reise gut berechne, so werden sie nach den Befehlen, die ich gegeben habe, morgen auf der Höhe voll Blois sein.«

Diese Worte wurden mit dem Takt, der Maßhaltung, der Sicherheit rücksichtlich des Tons, der Absicht und des Gewichts gesprochen, welche del Signor Giulio Mazarini den ersten Komödianten der Welt machten.

Folge hiervon war, daß sie gerade in das Herz von Ludwig XIV. trafen, und daß der Kardinal, als er sich auf das einfache Geräusch der Tritte Seiner Majestät, welche sich eben näherte, umwandte, auf dem Antlitz seines Zöglings die unmittelbare Wirkung wahrnahm, die eine einfache Röte den Augen Seiner Eminenz verriet. Was war es aber auch, ein so einfaches Geheimnis zu ergründen, für denjenigen, dessen Schlaueit seit zwanzig Jahren alle Diplomaten Europas überlistet hatte?

Es schien von nun an, sobald er diese letzten Worte gehört, als hätte der König einen vergifteten Pfeil ins Herz bekommen. Er hielt es nicht mehr am Platze aus, er ließ einen unsicheren, toten Blick auf dieser ganzen Versammlung umherschweifen. Er

befragte mehr als zwanzigmal mit dem Auge die Königin Mutter, die sich dem Vergnügen der Unterhaltung mit ihrer Schwägerin hingab und überdies, durch den Blick von Mazarin zurückgehalten, die in den Mienen ihres Sohnes enthaltenen Bitten nicht zu verstehen schien.

Von diesem Augenblick an wurde Alles, Musik, Blumen, Lichter, Schönheiten, verhaßt und albern für Ludwig XIV. Nachdem er sich hundertmal auf die Lippen gebissen, seine Arme und seine Beine gereckt hatte, wie das wohlerzogene Kind, das, weil es nicht zu gähnen wagt, alle Arten, seine Langweile kundzugeben, erschöpft; nachdem er abermals vergebens Mutter und Minister angefleht hatte, wandte er ein verzweifelttes Auge nach der Türe, das heißt nach der Freiheit.

An dieser Türe sah er, umrahmt von der Vertiefung, an die sie sich anlehnte, kräftig hervortretend, eine stolze Gestalt mit braunem Gesicht, einer Adlernase, einem harten, aber funkelnden Auge, grauen, langen Haaren und schwarzem Schnurrbart, einen wahren Typus militärischer Schönheit, dessen Ringkragen, mehr funkelnd als ein Spiegel, alle Lichtstrahlen, die sich auf ihm concentrirten, brach und in Blitzen, zurücksandte. Dieser Offizier hatte einen grauen Hut mit roter Feder auf dem Kopf, ein Beweis, daß er im Dienst hierher berufen war, und nicht für sein Vergnügen: wäre er für sein Vergnügen erschienen, wäre er Höfling gewesen, statt Soldat zu sein, so hätte er, da man sein Vergnügen immer um einen gewissen Preis bezahlen muß, seinen Hut in der Hand gehabt.

Was noch mehr bewies, daß dieser Offizier im Dienst war und eine Aufgabe, an die er gewöhnt, erfüllte, ist der Umstand, daß er mit gekreuzten Armen, mit einer merkwürdigen Gleichgültigkeit und einer erhabenen Apathie die Freuden und die Langweile dieses Festes überwachte. Er schien besonders wie ein Philosoph — alle alte Soldaten sind Philosophen — unendlich viel besser die Langweile, als die Freuden zu verstehen; doch die eine nahm er hin, während er der anderen gar wohl zu entbehren wusste.

Er lehnte also, wie gesagt, am geschnitzten Simswork der Türe, als die traurigen und müden Augen des Königs zufällig den seinigen begegneten.

Es war, wie es scheint, nicht das erste Mal, daß die Augen des

Offiziers diesen Augen begegneten, und er kannte aus dem Grund den Styl und den Gedanken derselben, denn sobald er seinen Blick auf die Physiognomie des Königs geheftet und durch die Physiognomie gelesen hatte, was in seinem Herzen vorging, nämlich welcher Berg er, welcher Überdruß es bedrückte, wie der schüchterne Entschluß, wegzugehen, sich in der Tiefe dieses Herzens regte, begriff er, man müsse dem König einen Dienst leisten, ohne daß er es verlange, ihm einen Dienst leisten beinahe wider seinen Willen, und er rief kühn, als ob er die Kavallerie an einem Schlachttage befehligte, mit schallender Stimme:

»Der Dienst des Königs!«

Bei diesen Worten, welche die Wirkung des Donners machten, der mit seinem Tosen Orchester, Gesänge, Rauschen und Summen der Spaziergänger übertäubte, schauten der Kardinal und die Königin Mutter mit Erstaunen Seine Majestät an.

Bleich, aber entschlossen, unterstützt durch die Anschauung seines eigenen Gedankens, den er im Geist des Offiziers der Musketiere wiedergefunden hatte, was ihm durch den Befehl, den dieser gab, sich geoffenbart, erhob sich Ludwig XIV. von seinem Fauteuil und machte einen Schritt gegen die Türe.

»Ihr geht, mein Sohn?« fragte die Königin, während Mazarin sich begnügte, mit seinem Blick zu fragen, der sanft hätte scheinen können, wäre er nicht so durchdringend gewesen.

»Ja, Madame, ich fühle mich ermüdet und möchte überdies gern diesen Abend schreiben.«

Ein Lächeln schwebte über die Lippen des Ministers, der den König mit einem Zeichen des Kopfes zu entlassen schien.

Monsieur und *Madame* beeilten sich, den Officianten Befehle zu geben.

Der König verbeugte sich, durchschritt den Saal

An der Türe erwartete den König ein Spalier von zwanzig Musketieren.

Am Ende dieses Spaliers stand der unempfindliche Offizier, sein bloßes Schwert in der Hand.

Der König ging vorüber und die ganze Menge erhob sich auf die Fußspitzen, um ihn noch einmal zu sehen.

Zehn Musketiere, welche die Menge in dem Vorzimmer und auf

den Stufen trennten, machten dem König Platz.

Die zehn andern umschlossen den König und *Monsieur*, der Seine Majestät hatte begleiten wollen.

Die Leute vom Dienst kamen hinten.

Dieser kleine Cortége begleitete den König bis zu den für ihn bestimmten Gemächern.

Es waren dieselben, welche König Heinrich III. während seines Aufenthalts bei den Ständen bewohnt hatte.

Monsieur hatte seine Befehle gegeben. Die Musketiere begaben sich, geführt von ihrem Offizier, in den kleinen Gang, der parallel von einem Flügel des Schlosses mit dem andern in Verbindung steht.

Dieser Gang bestand Anfangs aus einem kleinen viereckigen Vorzimmer, das selbst an schönen Tagen düster war.

Monsieur hielt Ludwig XIV. auf.

»Sire,« sagte er, »Ihr seid auf der Stelle, wo der Herzog von Guise den ersten Dolchstoß erhielt.«

Sehr unwissend in geschichtlichen Dingen, kannte der König zwar die Tatsache, ohne aber entfernt mit den Örtlichkeiten oder den einzelnen Umständen vertraut zu sein.

»Ah!« machte er schauernd.

Und er blieb stehen.

Jedermann blieb vor und hinter ihm stehen.

»Sire,« fuhr Gaston fort, »der Herzog war ungefähr, wo ich bin; er ging in der Richtung, in der Eure Majestät geht; Herr von Loignes war an dem Ort, wo in diesem Augenblick Euer Lieutenant der Musketiere steht, Herr von Sainte-Maline und die Leute Seiner Majestät waren hinter ihm und um ihn. Hier wurde er getroffen.«

Der König wandte sich nach seinem Offizier um und sah etwas wie eine Wolke über sein martialisches, kühnes Gesicht hinziehen.

»Ja, von hinten,« murmelte der Lieutenant mit einer Gebärde erhabener Verachtung.

Und er suchte sich wieder in Marsch zu setzen, als ob es ihm unbehaglich zwischen diesen einst vom Verrat heimgesuchten

Mauern gewesen wäre.

Doch der König, dem es wohl ganz genehm war, etwas zu erfahren, schien geneigt, diesem unseligen Ort noch einen Blick zu schenken.

Gaston begriff den Wunsch seines Neffen.

»Seht, Sire,« sagte er, indem er eine Kerze aus den Händen von Herrn von Saint-Remy nahm, »hier ist er gefallen. Es stand hier ein Bett, dessen Vorhänge er zerriß, da er sich daran halten wollte.«

»Warum scheint der Boden an dieser Stelle ausgehöhlt?« fragte Ludwig.

»Weil auf diese Stelle das Blut floß.« antwortete Gaston; »das Blut drang tief in das Eichenholz, und nur durch Aushöhlung gelang es, dasselbe verschwinden zu machen. Und,« fügte Gaston bei, indem er sein Licht dem bezeichneten Orte näherte, »und dabei widerstand noch diese rötliche Tinte allen Versuchen, die man machte, um sie zu tilgen.«

Ludwig XIV. erhob die Stirne. Vielleicht dachte er an die blutige Spur, die man ihm eines Tags im Louvre gezeigt hatte, und die, ein Seitenstück zu der in Blois, von dem König, seinem Vater, einst mit dem Blut von Cancini gemacht worden war.

»Vorwärts!« sagte er.

Man schritt sogleich weiter; denn die Erschütterung hatte ohne Zweifel der Stimme des jungen Prinzen einen befehlenden Ton gegeben, den man nicht bei ihm gewohnt war.

Als man bei der für den König bestimmten Wohnung ankam, zu der man nicht nur durch den Gang, dem wir gefolgt, sondern auch durch eine große, nach dem Hofe gehende Treppe gelangte, sagte Gaston:

»Wolle Eure Majestät diese Wohnung, so unwürdig sie ist, Euch zu beherbergen, Sire, gnädigst annehmen.«

»Mein Oheim,« erwiderte der junge Prinz, »ich danke Euch für Eure herzliche Gastfreundschaft.«

Gaston verbeugte sich vor seinem Neffen, der ihn umarmte, und entfernte sich.

Von den zwanzig Musketieren, die den König begleitet hatten, führten zehn *Monsieur* bis zu den Empfangssälen zurück, welche

trotz des Abgangs Seiner Majestät nicht leer geworden waren.



D'Artagnan.

Die zehn andern wurden von dem Offizier ausgestellt, der selbst in fünf Minuten alle Örtlichkeiten mit dem kalten, sicheren Blick untersuchte, den die Gewohnheit nicht immer gibt, insofern dieser Blick dem Genie gehörte.

Als alle seine Leute aufgestellt waren, wählte er zu seinem Hauptquartier das Vorzimmer, wo er einen Lehnstuhl, eine Lampe, Wein, Wasser und trockenes Brot fand.

Er belebte die Lampe, trank ein halbes Glas Wein, drehte seine Lippen unter einem ausdrucksvollen Lächeln, richtete sich in

seinem großen Lehnstuhl ein und traf alle Vorkehrungen, um zu schlafen.

IX.

Worin der Unbekannte aus dem Gasthof zu den Medicis sein Inkognito verliert.

Dieser Offizier, der schlief oder zu schlafen sich anschickte, war trotz seiner sorglosen Miene mit einer schweren Verantwortlichkeit belastet.

Lieutenant der Musketiere des Königs, befehligte er die ganze Compagnie, welche von Paris gekommen war, und diese Compagnie bestand aus hundert und zwanzig Mann; doch mit Ausnahme der zwanzig, von denen wir gesprochen haben, waren die andern mit dem Wachdienst bei der Königin Mutter und besonders beim Herrn Kardinal beschäftigt.

Monsignore Giulio Mazarini sparte an den Reisekosten für seine Leibwachen; er benutzte daher die des Königs, und zwar in bedeutendem Umfang, da er fünfzig davon für sich nahm, ein Umstand, der Jedem, dem die Gebräuche dieses Hofes fremd gewesen wären, sehr unschicklich vorgekommen sein müßte.



Auch müßte es dem. mit den Gebräuchen dieses Hofes Nichtvertrauten, wenn nicht unschicklich, doch wenigstens sonderbar vorgekommen sein, daß die für den Herrn Kardinal bestimmte Seite des Schlosses glänzend beleuchtet und voll Bewegung war. Die Musketiere bezogen die Wache vor jeder Türe und verwehrten Jedermann den Eintritt, die Couriere ausgenommen, welche selbst auf der Reise dem Kardinal wegen seiner Korrespondenzen folgten.

Zwanzig Mann hatten den Dienst bei der Königin Mutter; dreißig ruhten aus, um ihre Kameraden am andern Tag abzulösen.

Auf der Seite des Königs im Gegenteil Dunkelheit, Stille, Einsamkeit. Sobald die Türen geschlossen waren, kein Schein

mehr von einem Königtum. Alle Leute vom Dienst hatten sich allmählig entfernt. Der Herr Prinz hatte fragen lassen, ob Seine Majestät seine Dienste begehre, und auf das herkömmliche Nein des Lieutenants der Musketiere, der die Gewohnheit der Frage und der Antwort hatte, fing Alles an zu entschlummern wie bei einem guten Bürgersmann.

Und dennoch konnte man leicht vom Corps du logis, das der junge König bewohnte, die Musiken des Festes hören und die reich beleuchteten Fenster des großen Saales sehen.

Zehn Minuten, nachdem er in seinem Zimmer war, konnte Ludwig XIV. an einer gewissen Bewegung, welche sich stärker ausprägte, als die bei seinem Abgang, den Abgang des Kardinals erkennen, der sich mit einer großen Eskorte von Edelleuten und Damen nach seinem Bette begab.

Übrigens brauchte man, um diese ganze Bewegung wahrzunehmen, nur durch das Fenster zu schauen, dessen Läden nicht geschlossen waren.

Seine Eminenz durchschritt den Hof, zurückgeleitet von *Monsieur* selbst, der ihm leuchtete; dann kam die Königin Mutter, der *Madame* vertraulich den Arm gab, und Beide flüsterten auf dem Wege mit einander wie zwei alte Freundinnen.

Hinter diesen zwei Paaren zog Alles einher, Ehrendamen, Pagen, Offiziere; die Fackeln entzündeten den ganzen Hof wie durch einen Brand mit beweglichen Reflexen, dann verlor sich das Geräusch der Tritte und Stimmen in den oberen Stockwerken.

Niemand dachte nun mehr an den König, der sich mit den Ellenbogen auf das Gesimse seines Fensters stützte, wo er all dieses Licht sich verlaufen gesehen, all dieses Geräusch sich entfernen gehört hatte; Niemand, wenn nicht der Unbekannte aus dem Gasthause zu den Medicis, der dort, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, wie wir erzählten, weggegangen war.

Er war geraden Wegs zum Schloß hinaufgestiegen und mit seinem schwermütigen Gesicht in der Gegend des Palastes, den das Volk noch umgab, umhergestreift, und als er sah, daß Niemand die große Pforte und die Halle bewachte, in Betracht, daß die Soldaten von *Monsieur* mit den königlichen Soldaten bei zahllosen Humpen Beaugency Brüderschaft schlossen,

durchschritt der Unbekannte die Menge, ging durch den Hof und kam zum Ruheplatz der Treppe, welche zum Kardinal führte.

Was ihn aller Wahrscheinlichkeit nach veranlaßte, sich nach dieser Seite zu wenden, war der Glanz der Kerzen und Fackeln und das geschäftige, Wesen der Pagen und Leute vom Dienst.

Doch er wurde plötzlich durch eine Musketenbewegung und durch den Ruf einer Schildwache aufgehalten.

»Wohin geht Ihr, Freund?« fragte der Mann von der Wache.

»Ich gehe zum König,« antwortete ruhig und stolz der Unbekannte.

Der Soldat rief einen von den Officianten Seiner Eminenz, der mit dem Tone eines Kanzleibeamten, welcher einen Bittsteller im Ministerium bei seinen Nachfragen zurechtweist, die Worte fallen ließ:

»Die andere Treppe gegenüber.«

Und ohne sich weiter um den Unbekannten zu bekümmern, setzte der Officiant sein unterbrochenes Gespräch fort.

Der Fremde wandte sich, ohne etwas zu erwidern, nach der bezeichneten Treppe.

Auf dieser Seite kein Geräusch, keine Lichter mehr.

Nur die Dunkelheit, unter der man eine Schildwache, einem Schatten ähnlich, umherirren sah; nur das Stillschweigen, bei dem man das Geräusch ihrer Tritte, begleitet von dem Klirren der Sporen auf den Platten, hören konnte.

Dieser Mann von der Wache war einer von den zwanzig Musketieren, die der Person des Königs beigegeben waren; er versah seinen Dienst mit der Steifheit und Gewissenhaftigkeit einer Statue.

»Wer da?« rief er.

»Gut Freund,« antwortete der Unbekannte.

»Was wollt Ihr?«

»Mit dem König sprechen.«

»Oh! oh! mein lieber Herr, das kann kaum sein.«

»Und warum nicht?«

»Weil der König zu Bette gegangen ist.«

»Schon zu Bette gegangen?«

»Ja.«

»Gleichviel, ich muß ihn sprechen.«

»Und ich sage Euch, daß es unmöglich ist.«

»Doch . . . «

»Entfernt Euch,«

»Ist das der Befehl?«

»Ich habe Euch keine Rechenschaft zu geben. Entfernt Euch.«

Diesmal begleitete die Wache das Wort mit einer drohenden Gebärde; doch der Unbekannte rührte sich nicht mehr, als wenn seine Füße Wurzel gefaßt hätten.

»Herr Musketier,« sagte er, »Ihr seid Edelmann?«

»Ich habe die Ehre.«

»Wohl! ich bin es auch, und unter Edelleuten ist man sich einige Rücksicht schuldig.«

Der Musketier senkte das Gewehr, besiegt durch die Würde, mit der diese Worte gesprochen worden waren.

»Sprecht, mein Herr,« sagte er, »und wenn Ihr etwas von mir fordert, was in meiner Macht liegt . . . «

»Ich danke, Ihr habt einen Offizier, nicht wahr?«

»Unsren Lieutenant, ja, mein Herr.«

»Ich wünsche mit Eurem Lieutenant zu sprechen.«

»Ah! das ist etwas Anderes. Geht hinauf, mein Herr.«

Der Unbekannte grüßte den Musketier auf eine, herablassende Weise und stieg die Treppe hinauf, während der Ruf:

»Lieutenant, ein Besuch!« von Wache zu Wache ihm voranging und den Offizier im ersten Schläfe störte.

Seinen Stiefel schleppend, sich die Augen reibend und seinen Mantel zuhäkelnd, ging der Lieutenant dem Fremden drei Schritte entgegen.

»Was steht zu Dienst, mein Herr?« fragte er.

»Ihr seid der Offizier vom Dienst, Lieutenant der Musketiere?«

»Ich habe die Ehre.«

»Mein Herr, ich muß notwendig den König sprechen.«

Der Lieutenant schaute den Unbekannten aufmerksam an, und mit diesem Blick, so rasch er war, sah er Alles, was er sehen wollte: eine tiefe Distinktion unter einem gewöhnlichen Kleid.

»Ich nehme nicht an, daß Ihr ein Narr seid, und dennoch scheint Ihr mir in der Lage, zu wissen, daß man nicht so bei einem König eintritt, ohne daß er die Einwilligung dazu gibt.«

»Er wird einwilligen.«

»Mein Herr, erlaubt mir, das zu bezweifeln; der König ist vor einer Viertelstunde erst zurückgekehrt und muß eben im Auskleiden begriffen sein. Überdies ist ein Verbot gegeben worden.«

»Wenn er erfährt, daß ich es bin,« erwiderte der Unbekannte sich emporrichtend, »so wird er das Verbot aufheben.«

Der Offizier war immer mehr erstaunt, immer mehr unterjocht.

»Darf ich, wenn ich einwillige, Euch zu melden, wenigstens wissen, wen ich melde, mein Herr?«

»Ihr werdet Seine Majestät Karl II., König von England, Schottland und Irland melden.«

Der Offizier stieß einen Schrei des Erstaunens aus, wich zurück, und man konnte auf seinem Gesicht eine der schmerzlichsten Bewegungen sehen, die je ein energischer Mann in die Tiefe seines Herzens zurückzudrängen gesucht hat.

»Oh! ja, Sire,« sagte er, »ich hätte Euch erkennen sollen.«

»Ihr habt mein Portrait gesehen?«

»Nein, Sire.«

»Ihr habt mich selbst früher gesehen, bei Hofe, ehe man mich aus Frankreich weg jagte?«

»Nein, Sire, das ist es auch nicht.«

»Wie hättet Ihr mich dann erkennen sollen, da Ihr weder mein Portrait, noch mich selbst gesehen?«

»Sire, ich habe Seine Majestät den König, Euren Vater, in einem furchtbaren Augenblick gesehen.«

»Am Tag . . . «

»Ja.«

Eine düstere Wolke zog über die Stirne des Prinzen. Dann sie mit der Hand entfernend, sprach er:

»Erscheint es Euch noch als eine Schwierigkeit, mich zu melden?«

»Sire, verzeiht mir,« erwiderte der Offizier, »ich konnte nicht

einen König unter diesem so einfachen Äußeren vermuten, und ich sah doch . . . ich hatte die Ehre, es Eurer Majestät so eben zu sagen, ich sah König Karl I . . . Doch verzeiht, ich eile, den König zu benachrichtigen.«

Dann noch einmal umkehrend, fragte er:

»Eure Majestät wünscht ohne Zweifel, daß diese Zusammenkunft geheim bleibe?«

»Ich verlange es nicht, doch wenn es möglich ist, sie geheim zu halten . . . «

»Es ist möglich, Sire, denn ich kann mich der Pflicht, den ersten Hofkavalier vom Dienst davon in Kenntnis zu setzen, überheben; doch Eure Majestät muß sich dann herbeilassen, mir ihren Degen zu übergeben.«

»Das ist wahr, ich vergaß, daß Niemand bewaffnet beim König von Frankreich eintreten darf.«

»Eure Majestät wird eine Ausnahme machen, wenn sie will; dann werde ich aber meine Verantwortlichkeit sicher stellen, indem ich den Diensthutenden des Königs benachrichtige.«

»Hier ist mein Degen, mein Herr. Beliebt es Euch nun, mich Seiner Majestät zu melden, mein Herr?«

»Auf der Stelle, Sire.«

Und der Offizier klopfte sogleich an die Verbindungstüre, die ihm der Kammerdiener öffnete.

»Seine Majestät der König von England!« sagte der Offizier.

»Seine Majestät der König von England!« wiederholte der Kammerdiener.

Bei diesen Worten öffnete ein Kavalier beide Flügel der Türe des Königs, und man sah Ludwig XIV., ohne Hut und ohne Degen, in seinem offenen Wamms, mit den Zeichen des größten Erstaunens vorschreiten.

»Ihr, mein Bruder! Ihr in Blois,« rief Ludwig XIV, während er mit einer Gebärde den Kavalier und den Kammerdiener entließ, welche in ein benachbartes Zimmer gingen.

»Sire,« erwiderte Karl II. »ich wollte mich nach Paris begeben, in der Hoffnung, Eure Majestät dort zu sehen, als ich durch das Gerücht Eure nahe bevorstehende Ankunft in dieser Stadt erfuhr. Ich verlängerte sodann meinen Aufenthalt, weil ich Euch etwas

ganz Besonderes mitzuteilen habe.«

»Entspricht Euch dieses Kabinett, mein Bruder?«

»Vollkommen, Sire, denn ich glaube nicht, daß man uns hören kann.«

»Ich habe meinen Kavalier und meinen Wächter entlassen, sie sind in dem benachbarten Zimmer. Dort unter jenem Verschlag ist ein einsames Kabinett, das auf ein Vorzimmer geht, und im Vorzimmer habt Ihr Niemand gesehen, als einen Offizier, nicht wahr?«

»Ja, Sire.«

»Nun, so sprecht, mein Bruder, ich höre Euch.«

»Sire, ich fange an, und möge Eure Majestät Mitleid mit dem Unglück unseres Hauses fassen.«

Der König von Frankreich errötete und rückte sein Fauteuil näher zu dem des Königs von England.

»Mein Bruder,« sprach er, »es ist schmähhlich zu sagen, aber selten redet der Kardinal in meiner Gegenwart von Politik. Mehr noch: früher ließ ich mir historische Schriften von Laporte, meinem Kammerdiener, vorlesen,; doch er hat diese Vorlesungen eingestellt und mir Laporte genommen, so daß ich meinen Bruder Karl bitten muß, mir alle diese Dinge wie einem Menschen zu sagen, der nichts davon wüsste.«

»Wohl! Sire, wenn ich die Dinge so weit oben als möglich anfasse, habe ich eine Hoffnung mehr, das Herz Eurer Majestät zu rühren.«

»Sprecht, mein Bruder, sprecht.«

»Ihr wisst, Sire, daß ich im Jahr 1650, während der Expedition von Cromwell nach Irland, nach Edinburgh berufen, in Scone gekrönt wurde. Ein Jahr später, verwundet in einer der Provinzen, die er usurpiert hatte, marschierte Cromwell wieder gegen uns. Mit ihm zusammenzutreffen war meine Absicht, aus Schottland wegzukommen mein Wunsch.«

»Schottland war aber beinahe Euer Geburtsland?« versetzte der junge König.

»Ja, aber die Schottländer waren grausame Landsleute für mich! Sire, sie nötigten mich, die Religion meiner Väter zu verleugnen; sie henkten Lord Montrose, meinen ergebensten

Diener, weil er nicht Convenanter war, und da der arme Märtyrer, dem man vor seinem Tode eine Gnade anbot, verlangte, daß man seinen Körper in so viel Stücke zerreiße, als es Städte in Schottland gebe, damit man überall Zeugen seiner Treue finde, so konnte ich nicht aus einer Stadt heraus, oder in eine Stadt hinein, ohne an irgend einem Fetzen dieses Körpers vorüberzukommen, der für mich gehandelt, gekämpft, geatmet hatte.

»Ich zog also vermittelst eines verwegenen Marsches durch die Armee von Cromwell und kam nach England. Der Protektor verfolgte mich bei dieser seltsamen Flucht, die eine Krone zum Ziel hatte . . . Hätte ich vor ihm London erreichen können, so wäre ohne Zweifel der Preis des Rennens mein gewesen, aber er holte mich in Worcester ein.

»Der Genius Englands war nicht mehr in uns, sondern in ihm, Sire; am 3. September 1651, am Jahrestag der für die Schottländer so unglücklichen Schlacht von Dunbar, wurde ich besiegt. Zweitausend Menschen fielen um mich her, ohne dass mir der Gedanke kam, einen Schritt rückwärts zu tun. Endlich mußte ich fliehen.

»Von da an wurde meine Geschichte ein Roman. Mit der größten Erbitterung verfolgt, schnitt ich mir die Haare ab und verkleidete mich als Holzhauer. Eine Nacht, die ich in den Zweigen einer Eiche zubrachte, gab diesem Baum den Namen der Königseiche, den sie noch hat. Meine Abenteuer in der Grafschaft Strafford, aus der ich die Tochter meines Wirtes auf dem Rücken tragend entkam, bilden immer noch den Gegenstand der Erzählungen am Abend und werden den Stoff zu einer Ballade geben. Dies Alles, Sire, werde ich eines Tages zur Belehrung der Könige, meiner Brüder, niederschreiben.

»Ich erwähne, wie ich, als ich bei Herrn Norton ankam, einen Kaplan des Hofes traf, der dem Kegelspiel zusah, und einen alten Diener, der mich, in Thrakien zerfließend, beim Namen nannte und mich beinahe eben so sicher durch seine Treue, getötet hätte, als ein Anderer durch seinen Verrat. Ich erwähne endlich meiner Schrecknisse, ja, Sire, meiner Schrecknisse, als bei dem Obersten Windham ein Hufschmied, der unsere Pferde untersuchte, erklärte, sie seien im Norden beschlagen worden.«

»Das ist seltsam,« sagte Ludwig XIV.»ich wusste dies Alles

nicht. Ich wusste nur, daß Ihr Euch in Brighelmsted einschiffet und in der Normandie landetet.«

»Oh, mein Gott!« sprach Karl, »wenn Du es gestattest, daß ein König so die Geschichte des andern nicht kennt, wie sollen sie dann einander beistehen?«

»Doch sagt, mein Bruder,« fuhr Ludwig XIV. fort, »wie könnt Ihr, da Ihr so schlimm in England aufgenommen worden seid, noch etwas von diesem unglücklichen Land und diesem rebellischen Volk hoffen?«

»Oh! Sire, seit der Schlacht von Worcester haben sich dort alle Dinge sehr verändert! Cromwell ist gestorben, nachdem er mit Frankreich einen Vertrag unterzeichnet hat, in welchem er seinen Namen über den Eurigen setzte. Er ist gestorben am 3. September 1658, einem neuen Jahrestag der Schlachten von Worcester und Dunbar.

»Sein Sohn wurde sein Nachfolger.

»Doch gewisse Menschen, Sire, haben Familie und keinen Erben. Die Erbschaft von Oliver lastete zu schwer auf Richard, der weder Republikaner noch Royalist war; Richard, der seine Leibwachen sein Mittagsbrot verzehren und seine Generale die Republik regieren ließ, Richard hat am 22. April 1659 dem Protektorat entsagt. Es ist etwas mehr als ein Jahr, Sire.

»Seit dieser Zeit ist England nur ein Spielhaus, wo Jeder um die Krone meines Vaters würfelt. Die zwei heftigsten Spieler sind Lambert und Monk. Nun, Sire, auch ich möchte mich gern in die Partie mischen, wo der Einsatz auf meinen königlichen Mantel geworfen wird. Sire, eine Million, um einen von diesen Spielern zu bestechen, um mir einen Verbündeten aus ihm zu machen, öder zweihundert von Euren Edelleuten, um sie aus meinem Palaste Whitehall zu verjagen, wie Jesus die Verkäufer aus dem Tempel verjagte.«

»Ihr begehrt also von mir . . . « sagte Ludwig XIV.

»Eure Hilfe, nämlich das, was sich die Könige nicht nur gegenseitig schuldig sind, sondern auch das, was sich die Christen einander schuldig sind; Eure Hilfe, Sire, sei es an Geld, sei es an Menschen; Eure Hilfe, und in einem Monat, mag ich nun Lambert dem Monk, oder Monk dem Lambert entgegenstellen,

habe ich mein väterliches Erbe wiedererobert, ohne daß es mein Land eine Guinee, meine Untertanen einen Tropfen Blut gekostet hat, denn sie sind nun berauscht von Revolution, Protektorat und Republik und verlangen nichts Anderes, als ganz schwankend zu fallen und im Königtum zu entschlummern. Eure Hilfe, Sire, und ich werde Eurer Majestät mehr schuldig sein, als meinem Vater. Armer Vater! der den Untergang unseres Hauses so teuer bezahlt hat! Ihr seht, Sire, ob ich unglücklich bin, ob ich trostlos bin, denn nun klage ich meinen Vater an!«

Und das Blut stieg Karl II. in sein bleiches Gesicht und er blieb einen Augenblick, den Kopf zwischen seinen beiden Händen und wie geblendet durch dieses Blut, das sich über die Blasphemie des Sohnes zu empören schien.

Der junge König war nicht minder unglücklich, als sein älterer Bruder; er bewegte sich in seinem Fauteuil unruhig hin und her und fand kein Wort der Erwidernng.

Endlich fand Karl II., dem zehn Lebensjahre mehr eine höhere Kraft zu Beherrschung seiner Gemütsbewegungen gaben, wieder zuerst das Wort.

»Sire,« sagte er, »Eure Antwort? ich erwarte sie wie ein Verurteilter seinen Spruch. Soll ich leben, soll ich sterben?«

»Mein Bruder,« antwortete der französische Prinz König Karl II.: »Ihr verlangt eine Million von mir, ich habe aber noch nie den vierten Teil dieser Summe besessen! ich besitze nichts! Ich bin nicht mehr König von Frankreich, als Ihr König von England seid. Ich bin ein Name, ich bin eine Ziffer mit Sammet bekleidet, worauf Lilien gestickt sind, mehr nicht. Ich bin auf einem sichtbaren Thron, das ist der einzige Vorteil, den ich vor Eurer Majestät habe. Ich besitze nichts, ich bin nichts.«

»Ist das wahr?« rief Karl II.

»Mein Bruder,« sprach Ludwig die Stimme dämpfend, »ich habe eine Dürftigkeit, ich habe Entbehrungen ertragen, wie sie meine ärmsten Edelleute nicht ertragen haben. Wenn mein armer Laporte bei Euch wäre, so würde er Euch sagen, daß ich in zerrissenen Leintüchern geschlafen habe, durch deren Löcher meine Beine durchgingen! er würde Euch sagen, daß man mir später, wenn ich nach meinen Carossen verlangte, halb von den

Ratten in meinen Remisen zerfressene Wagen brachte; er würde Euch sagen, daß man, wenn ich mein Mittagsbrot begehrte, in der Küche des Kardinals fragte, ob zu essen für den König da sei. Und heute noch, da ich zwei und zwanzig Jahre alt bin, da ich das Alter der großen königlichen Volljährigkeit erreicht habe, heute, da ich den Schlüssel des Schatzes, die Leitung der Politik, die Suprematie des Kriegs und des Friedens haben sollte, schaut umher, seht, was man mir läßt; seht diese Verlassenheit, diese Geringschätzung, dieses Stillschweigen, während dort, seht dort, schaut diesen Eifer, diese Lichter, diese Huldigungen. Dort, dort, seht, dort ist der wahre König von Frankreich, mein Bruder.«

»Beim Kardinal?«

»Beim Kardinal, ja.«

»Dann bin ich verurteilt.«

Ludwig XIV. erwiderte nichts.

»Verurteilt ist das Wort, denn ich werde den nie bitten, der meine Mutter und meine Schwester, die Tochter und die Enkelin von Heinrich IV., vor Hunger und Kälte hätte sterben lassen, würden ihnen nicht Herr von Retz und das Parlament Holz und Brot geschickt haben.«

»Sterben!« murmelte Ludwig XIV.

»Nun!« fuhr der König von England fort, »der arme Karl II., der Enkel von Heinrich IV., wie Ihr, wird Hungers sterben, wie beinahe seine Mutter und seine Schwester gestorben wären.«

Ludwig faltete die Stirne und drehte heftig die Spitzen seiner Manschetten zusammen.

Diese Starrheit, diese Unbeweglichkeit, welche einer sichtbaren Gemütsbewegung als Maske dienten, berührten schlagend König Karl II., der die Hand des jungen Mannes nahm.

»Ich danke, mein Bruder,« sagte er, »Ihr habt mich beklagt, das ist Alles, was ich in der Lage, in der Ihr Euch befindet, von Euch verlangen konnte.«

»Sire,« sprach plötzlich Ludwig XIV., das Haupt erhebend, »Ihr braucht, wie Ihr mir gesagt habt, eine Million oder zweihundert Edelleute?«

»Sire, eine Million wird mir genügen.«

»Das ist wenig.«

»Einem einzigen Menschen angeboten ist es viel. Man hat oft Überzeugungen minder teuer bezahlt; ich werde es nur mit käuflichen Menschen zu tun haben.«

»Zweihundert Edelleute, bedenkt, das ist nur ein wenig mehr als eine Compagnie.«

»Sire, es gibt in unserer Familie eine Tradition: Vier Männer, vier meinem Vater ergebene französische Edelleute haben meinen Vater, der vom Parlament verurteilt, von einer Armee bewacht und von einer Nation umgeben war, beinahe gerettet.«

»Wenn ich also eine Million oder zwei hundert französische Edelleute für Euch bekommen kann, werdet Ihr zufrieden sein und mich für Euren guten Bruder halten?«

»Ich werde Euch für meinen Retter halten, und wenn ich den Thron meines Vaters besteige, soll England, wenigstens so lange ich regiere, eine Schwester Frankreichs sein, wie Ihr ein Bruder für mich werdet gewesen sein.«

»Nun, mein Bruder,« sprach Ludwig aufstehend, »was Ihr zu verlangen zögert, werde ich verlangen! was ich nie für mich selbst tun wollte, werde ich für Euch tun. Ich werde den König von Frankreich aufsuchen, den andern, den reichen, den mächtigen, und werde ihn um diese Million oder um die zweihundert Edelleute bitten; und wir werden sehen! . . . «

»Oh!« rief Karl, »Ihr seid ein edler Freund, Sire, ein Herz von Gott geschaffen! Ihr rettet mich, mein Bruder, und wenn Ihr das Leben braucht, das Ihr mir zurückgebt, verlangt es von mir!«

»Stille, mein Bruder, stille!« sagte Ludwig ganz leise. »Nehmt Euch in Acht, daß man uns nicht hört! Wir sind noch nicht am Ziele.. Von Mazarin Geld verlangen ist mehr als durch einen Zauberwald reiten, in dem jeder Baum einen Dämon enthält, ist mehr als eine Welt erobern.«

»Doch, Sire, wenn Ihr bittet? . . . «

»Ich sagte Euch, daß ich nie gebeten habe,« antwortete Ludwig mit einem Stolz, der den König von England erbleichen machte.

Und als dieser, einem verwundeten Menschen ähnlich, eine rückgängige Bewegung machte, sprach er:

»Verzeiht, mein Bruder, ich habe keine Mutter, keine Schwester, welche leiden. Mein Thron ist hart und nackt; aber ich sitze gut auf

meinem Thron. Verzeiht, mein Bruder, werft mir dieses Wort nicht vor, es ist das eines Selbstsüchtigen. Ich werde es auch durch ein Opfer sühnen. Ich will den Kardinal aufsuchen. Erwartet mich, Sire, ich bitte Euch. Bald komme ich zurück.«

X.

Die Arithmetik von Herrn von Mazarin.

Während sich der König rasch nach dem vom Kardinal bewohnten Flügel des Schlosses wandte, wobei er nur seinen Kammerdiener mitnahm, trat der Offizier der Musketiere, atmend wie ein Mensch, der lange seinen Atem zurückzuhalten genötigt gewesen ist, aus dem von uns erwähnten kleinen Kabinett, das der König verlassen glaubte. Dieses kleine Kabinett hatte einen Teil des Zimmers gebildet und war durch nichts Anderes, als durch eine dünne Scheidewand davon getrennt. Diese Trennung, welche nur eine für die Augen war, erlaubte daher auch dem am mindesten indiskreten Ohr, Alles zu hören, was in diesem Zimmer vorging.

Es unterlag also keinem Zweifel, daß der Lieutenant der Musketiere Alles gehört hatte, was bei Seiner Majestät vorgegangen war.

Durch die letzten Worte des jungen Königs in Kenntnis gesetzt, ging er zeitig genug heraus, um ihn im Vorübergehen zu begrüßen und mit dem Blick zu begleiten, bis er im Korridor verschwunden war.

Dann, als er verschwunden war, schüttelte er den Kopf auf eine Weise, die nur ihm gehörte, und sprach mit einer Stimme, der vierzig Jahre, außerhalb der Gascogne zugebracht, ihren gascognischen Accent nicht hatten benehmen können:

»Trauriger Dienst, trauriger Herr! . . . «

Nach diesen Worten nahm der Lieutenant wieder seinen Platz in seinem Fauteuil, streckte die Beine aus und schloß die Augen wie ein Mensch, der schläft oder nachsinnt.

Während dieses kurzen Monologs und der Scenirung, die darauf folgte, während sich der König durch die langen Gänge des alten Schlosses zu Herrn von Mazarin begab, ereignete sich eine ganz andere Szene beim Kardinal.

Mazarin hatte sich, etwas von der Gicht geplagt, zu Bette gelegt. Doch da er ein Mann von Ordnung war, der sogar den Schmerz benutzte, so nötigte er seine Nachtwache, die

gehorsame Dienerin seiner Arbeit zu sein. Dem zu Folge ließ er sich von Bernouin, seinem Kammerdiener, ein kleines Reisepult bringen, um auf seinem Bett schreiben zu können.

Doch die Gicht ist keine Feindin, die sich so leicht besiegen läßt, und da der Anfangs dumpfe Schmerz bei jeder Bewegung, die er machte, immer einschneidender wurde, so fragte er Bernouin:

»Ist Brienne nicht da?«

»Nein, Monseigneur,« erwiderte der Kammerdiener, »Herr von Brienne hat sich mit Eurer Erlaubnis zu Bette gelegt. Doch wenn es Eure Eminenz wünscht, kann man ihn ganz wohl wecken.«

»Nein, es ist nicht der Mühe wert. Wir wollen doch sehen. Verfluchte Zahlen!«

Und der Kardinal fing an zu träumen, während er an seinen Fingern rechnete.

»Oh! Zahlen!« sagte Bernouin. »Gut! wenn sich Eure Eminenz in ihre Berechnungen vertieft, so verspreche ich ihr bis Morgen die schönste Migräne! Und dabei ist Herr Guénaud nicht hier.«

»Du hast Recht, Bernouin. Nun! Du wirst Brienne ersetzen, mein Freund. In der Tat, ich hätte Herrn von Colbert mitnehmen sollen. Dieser junge Mann arbeitet gut, Bernouin, sehr gut. Ein Junge von Ordnung.«

»Ich weiß das nicht,« erwiderte der Kammerdiener; »doch ich liebe das Gesicht von Eurem jungen Mann, der so gut arbeitet, nicht.«

»Es ist gut, es ist gut, Bernouin! man braucht Deine Ansicht nicht. Stelle Dich dahin, nimm Feder und schreibe.«

»Hier bin ich, Monseigneur. Was soll ich schreiben?«

»Hier, es ist gut, unter die zwei schon geschriebenen Zeilen.«

»Ich habe es.«

»Schreibe: Siebenmal hundert sechzig tausend Livres.«

»Es ist geschrieben.«

»Auf Lyon . . . «

Der Kardinal schien zu zögern.

»Auf Lyon,« wiederholte Bernouin.

»Drei Millionen, neunmal hunderttausend Livres.«

»Gut, Monseigneur.«

»Auf Bordeaux sieben Millionen.«

»Sieben,« wiederholte Bernouin.

»Ah ja!« sagte der Kardinal mit Laune, »sieben.« Dann sich verbessernd, fügte er bei: »Du begreifst, Bernouin, dies Alles ist Geld, das ausgegeben werden muß.«

»Ei! Monseigneur, ob das auszugeben oder einzukassieren ist, mir liegt nichts daran, da alle diese Millionen nicht mir gehören.«

»Diese Millionen gehören dem König. Es ist Geld des Königs, das ich berechne. Wie sagten wir? . . . Du unterbrichst mich immer! Sieben Millionen auf Bordeaux. Ah! ja, das ist wahr. Auf Madrid vier. Ich erkläre Dir, wem dieses Geld gehört, Bernouin, insofern alle Welt so einfältig ist, zu glauben, ich sei Millionen reich. Ich weise diese Albernheit zurück. Ein Minister hat übrigens nichts für sich. Fahre fort. Allgemeine Einnahmen sieben Millionen, liegende Güter neun Millionen. Hast Du geschrieben, Bernouin?«

»Ja, Monseigneur.«

»Börse sechsmal hundert tausend Livres; verschiedene Werte zwei Millionen. Ah! ich vergaß: Mobilien der verschiedenen Schlösser . . . «

»Soll ich schreiben der Krone?« fragte Bernouin.

»Nein, nein, das ist unnötig, das ist darunter verstanden. Hast Du geschrieben, Bernouin?«

»Ja, Monseigneur.«

»Und die Zahlen?«

»Sind unter einander gesetzt.«

»Addiere, Bernouin.«

»Neununddreißig Millionen, zweimal hundert sechzigtausend Livres, Monseigneur.«

»Ah!« machte der Kardinal mit einem Ausdruck des Ärgers, »es sind noch nicht vierzig Millionen.«

Bernouin fing wieder an zu addieren.

»Nein, Monseigneur, es fehlen siebenmal hundert vierzigtausend Livres.«

Mazarin verlangte, die Rechnung und revidierte sie

aufmerksam.

»Gleichviel,« sagte Bernouin, »neun und dreißig Millionen, zweimal hundert und sechzigtausend Livres, das ist ein schöner Pfennig.«

»Ah! Bernouin, das möchte ich dem König zeigen.«

»Seine Eminenz sagte mir doch, dieses Geld gehöre Seiner Majestät.«

»Allerdings, aber sehr klar, sehr liquid. Diese neun und dreißig Millionen werden schon in Anspruch genommen und reichen nicht zu.«

Bernouin lächelte auf seine Weise und wie ein Mensch, der nur glaubt, was er glauben will, während er den Nachttrank des Kardinals bereitete und sein Kopfkissen zurecht richtete.

»Oh!« sagte Mazarin, als der Kammerdiener weggegangen war, »noch nicht vierzig Millionen! Ich muß doch die Zahl von fünfundvierzig erreichen, die ich mir festgestellt habe. Doch wer weiß, ob ich die Zeit haben werde! Ich sinke, ich gehe, ich werde nicht zum Ziel kommen. Aber lassen sich nicht vielleicht ein paar Millionen in den Taschen unserer guten Freunde, der Spanier, finden? Sie haben Peru entdeckt, diese Leute, und was Teufels, es muß ihnen noch etwas davon übrig sein.«

Während er so sprach und, ganz mit seinen Zahlen beschäftigt, nicht mehr an seine Gicht dachte, welche durch eine geistige Sorge zurückgedrängt wurde, die bei dem Kardinal die mächtigste von allen seinen Sorgen war, stürzte Bernouin ganz erschrocken in's Zimmer.

»Nun,« fragte der Kardinal, »was gibt es denn?«

»Der König, Monseigneur, der König!«

»Wie, der König?« versetzte Mazarin, rasch sein Papier verbergend. »Der König hier! der König zu dieser Stunde! Ich glaubte, er läge längst im Bett. Was hat er denn?«

Ludwig XIV. konnte diese letzten Worte hören und die Gebärde des Kardinals sehen, der sich erschrocken auf seinem Bett erhob, denn er trat in diesem Augenblick in das Zimmer.

»Es ist nichts, Herr Kardinal, oder wenigstens nichts, was Euch beunruhigen könnte: eine wichtige Mitteilung, die ich Eurer Eminenz noch diesen Abend zu machen habe, nichts sonst.«

Mazarin dachte sogleich an die so sehr in die Augen fallende Aufmerksamkeit, die der König seinen Fräulein von Mancini betreffenden Worten geschenkt hatte, und die Mitteilung schien ihm aus dieser Quelle zu kommen. Er erheiterte sich also auf der Stelle und nahm seine freundlichste Miene an, eine Veränderung der Physiognomie, worüber der junge König eine außerordentliche Freude empfand, und als Ludwig sich gesetzt hatte, sprach der Kardinal:

»Sire, ich möchte allerdings Eure Majestät stehend hören, doch die Heftigkeit meines Übels . . . «

»Keine Etiquette unter uns, teurer Herr Kardinal,« erwiderte Ludwig liebevoll; »ich bin Euer Zögling und nicht Euer König, Ihr wisst es wohl, und besonders, da ich diesen Abend als Bittsteller und sehr demütiger Sollicitant mit dem sehnlichen Wunsche, gut aufgenommen zu werden, zu Euch komme.«

Als Mazarin die Rothe des Königs sah, wurde er in seiner ersten Idee bestärkt, nämlich in der, daß unter allen diesen schönen Worten ein Liebesgedanke stecke. Diesmal täuschte sich der politische Schlaupopf, so sein er auch war: diese Röthe ward nicht durch die schamhaften Wogungen einer jugendlichen Leidenschaft veranlaßt, sondern nur durch das schmerzhaft Zusammenziehen des königlichen Stolzes.

Als guter Oheim schickte sich Mazarin also an, das Geständnis zu erleichtern.

»Sprecht, Sire,« sagte er, »und da Eure Majestät die Gnade haben will, einen Augenblick zu vergessen, daß ich ihr Untertan bin, um mich ihren Lehrer und Meister zu nennen, so versichere ich Eure Majestät aller meiner ergebenen und zärtlichen Gefühle.«

»Ich danke, Herr Kardinal,« antwortete der König. »Was ich von Eurer Eminenz zu erbitten habe, ist übrigens wenig für sie!«

»Desto schlimmer,« erwiderte der Kardinal, »desto schlimmer, Sire. Ich wollte, Eure Majestät würde etwas Wichtiges, ein Opfer sogar von mir fordern. Doch was es auch sein mag, was Ihr von mir verlangen möget, ich bin bereit. Euer Herz durch Gewähren zu erleichtern, mein lieber Sire.«

»Nun wohl, so hört, um was es sich handelt.« sprach der König

mit einem Herzklopfen, das an Hast nichts Ähnliches hatte, als das Herzklopfen des Ministers, »ich habe so eben den Besuch meines Bruders, den Königs von England, empfangen.«

Mazarin zuckte in seinem Bett auf, als ob er mit der Leidener Flasche oder mit der Voltaischen Säule in Berührung gesetzt worden wäre, während zugleich ein Erstaunen oder vielmehr eine Enttäuschung sein Gesicht mit einem solchen Schimmer des Zorns beleuchtete, daß Ludwig XIV., so wenig er Diplomat war, wohl sah, der Minister habe etwas ganz Anderes zu hören gehofft.

»Karl II.!« rief Mazarin mit einer heiseren Stimme und einer verächtlichen Bewegung der Lippen. »Ihr habt den Besuch von Karl II. empfangen?«

»Von König Karl II.,« versetzte Ludwig XIV., der freundlich dem Enkel von Heinrich IV. den Titel bewilligte, den Mazarin ihm zu geben vergaß. »Ja, Herr Kardinal, dieser arme Prinz hat mein Herz durch die Erzählung seiner unglücklichen Schicksale gerührt. Seine Not ist groß, Herr Kardinal, und es kam mir peinlich vor, mir, der ich mir meinen Thron habe streitig machen sehen, mir, der ich in den Tagen der Unruhen aus meiner Hauptstadt zu fliehen genötigt war, mir endlich, der ich das Unglück kenne, einen flüchtigen, aus seinem Eigentum vertriebenen Bruder ohne Unterstützung zu lassen.«

»Ei!« sagte der Kardinal ärgerlich, »warum hat er nicht wie Ihr einen Jules Mazarin bei sich! Seine Krone wäre unangetastet geblieben.«

»Ich weiß, was mein Haus Eurer Eminenz Alles schuldig ist,« erwiderte mit stolzem Tone der König, »und glaubt mir, mein Herr, ich meines Teils werde es nie vergessen. Gerade weil mein Bruder, der König von England, nicht das mächtige Genie bei sich hat, das mich gerettet, gerade deshalb möchte ich ihm die Hilfe desselben Genies verschaffen und Euren Arm bitten, sich über seinem Kopf auszustrecken, fest überzeugt, Herr Kardinal, daß Eure Hand, wenn sie ihn nur berührte, ihm seine zum Fuße des Schafotts seines Vaters gefallene Krone wieder auf die Stirne zu setzen vermöchte.«

»Sire,« erwiderte Mazarin, »ich danke Euch für die gute Meinung, die Ihr von mir hegt, doch wir haben nichts dort zu schaffen: das sind Wütende, welche Gott verleugnen und ihren

Königen die Köpfe abschlagen. Sie sind gefährlich, wie Ihr seht, Sire, und schmutzig zu berühren, seitdem sie sich im königlichen Blut und in Covenanter Koth gewälzt haben. Diese Politik hat mir nie zugesagt, und ich stoße sie zurück.«

»Ihr könnt uns auch dadurch helfen, daß Ihr sie durch eine andere ersetzt.«

»Durch welche?«

»Durch die Wiedereinsetzung von Karl II. zum Beispiel.«

»Ei! mein Gott!« rief Mazarin, »sollte sich, zufällig der arme Sire mit dieser Chimäre schmeicheln?«

»Ja,« sprach der junge König, erschrocken über die Schwierigkeiten, die das, so sichere Auge seines Ministers in diesem Plane zu sehen schien; »er verlangt sogar hierzu nur eine Million.«

»Das ist Alles! ›Eine kleine Million, wenn es Euch beliebt!« rief ironisch der Kardinal, seinen italienischen Accent bezwingend. ›Eine kleine Million, wenn es Euch beliebt, mein Bruder!« Fort, eine Bettlerfamilie!«

»Kardinal,« sprach Ludwig XIV., das Haupt erhebend, »diese Bettlerfamilie ist ein Zweig meiner Familie.«

»Seid Ihr reich genug, Andern Millionen zu geben, Sire? Habt Ihr Millionen?«

Oh!« erwiderte Ludwig XIV. mit einem erhabenen Schmerz, den er indessen durch die Kraft des Willens nicht auf seinem Gesichte hervorzutreten zwang; »oh! ja, Herr Kardinal, ich weiß, daß ich arm bin, aber die Krone Frankreichs ist wohl eine Million wert, und um eine gute Handlung zu vollbringen, werde ich, wenn es sein muß, meine Krone verpfänden. Ich finde wohl Juden, die mir eine Million darauf leihen.«

»Ah! Sire, Ihr sagt, Ihr braucht eine Million?« fragte Mazarin.

»Ja, mein Herr, das sage ich.«

»Ihr täuscht Euch sehr, Sire, Ihr braucht viel mehr als dies. Bernouin! Ihr sollt sehen, wie viel Ihr in Wirklichkeit nötig habt. Bernouin!«

»Wie! Kardinal,« sagte der König, »Ihr wollt einen Lackei bei meinen Angelegenheiten zu Rat ziehen!«

»Bernouin!« rief abermals der Kardinal, ohne daß er die

Demütigung des jungen Prinzen zu bemerken schien, »Komm' hierher und sage mir die Zahl, die ich früher von Dir forderte, mein Freund.«

»Kardinal, Kardinal, habt Ihr mich nicht gehört?« sprach Ludwig, vor Entrüstung erbleichend.

»Sire, ärgert Euch nicht; ich behandle die Angelegenheiten Eurer Majestät offen. Jedermann in Frankreich weiß es, meine Bücher liegen vor Aller Augen, Was hieß ich Dich so eben tun, Bernouin?«

»Eure Eminenz hieß mich eine Addition machen.«

»Du hast es getan, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»Um die Summe herauszustellen, welche Seine Majestät in diesem Augenblick nötig hätte? Sagte ich das nicht? Sei offenherzig, mein Freund.«

»Eure Eminenz sagte mir das.«

»Und welche Summe wünschte ich?«

»Fünf und vierzig Millionen, glaube ich.«

»Und welche Summe fanden wir, indem wir alle unsere Mittel und Quellen zusammenfaßten?«

»Neun und dreißig Millionen, zweimal hundert und sechzigtausend Livres.«

»Es ist gut, Bernouin, das ist Alles, was ich wissen wollte; verlasse uns nun,« sprach der Kardinal, indem er seinen glänzenden Blick auf den vor Erstaunen stummen jungen König heftete.

»Aber dennoch . . . « stammelte der König.

»Ah! Ihr zweifelt noch, Sire,« sagte der Kardinal. »Wohl, hier habt Ihr den Beweis für das, was ich sagte.«

Und Mazarin zog unter seinem Kopfkissen das mit Zahlen bedeckte Papier hervor und reichte es dem König, der das Gesicht abwandte, so tief war sein Schmerz.

»Da Ihr also eine Million wünscht, Sire, da diese Million hier nicht aufgeführt ist, so hat Eure Majestät sechsundvierzig Millionen nötig. Es gibt aber keinen Juden auf der Welt, welcher eine solche Summe borgen würde, nicht einmal auf die Krone von

Frankreich.«

Der König ballte krampfhaft seine Fäuste unter seinen Manschetten, stieß sein Fauteuil zurück und sprach:

»Es ist gut, mein Bruder, der König von England, wird also Hungers sterben.«

»Sire, entgegnete Mazarin in demselben Ton, »erinnert Euch des Sprichworts, das ich Euch hier als den Ausdruck der vernünftigsten Politik gebe: Freue dich, arm zu sein, wenn dein Nachbar auch arm ist.«

Ludwig sann einen Augenblick nach, während er einen neugierigen Blick auf das Papier warf, von dem ein Ende unter dem Kopfkissen vorstand, und sagte sodann:

»Es ist also völlig unmöglich, meiner Geldforderung zu entsprechen?«

»Durchaus, Sire.«

»Bedenkt, daß es mir später eine Unannehmlichkeit bereiten wird, wenn er ohne mich den Thron besteigt.«

»Wenn Eure Majestät nur das befürchtet, so mag sie ruhig sein,« sagte rasch der Kardinal.

»Es ist gut, ich dringe nicht weiter darauf.«

»Habe ich Euch wenigstens überzeugt, Sire?« fragte der Kardinal, seine Hand auf die des Königs legend.

»Vollkommen.«

»Verlangt alles Andere, Sire, und ich werde glücklich sein, es Euch zu bewilligen, da ich Euch dies verweigern mußte.«

»Alles Andere, mein Herr?«

»Ah! ja, bin ich nicht mit Leib und Seele im Dienste Eurer Majestät? Hollah! Bernouin, Lichter, Wachen für Seine Majestät! Seine Majestät kehrt in ihre Gemächer zurück.«

»Noch nicht, mein Herr, und da Ihr Euren guten Willen zu meiner Verfügung stellt, so will ich davon Gebrauch machen.«

»Für Euch, Sire?« fragte der Kardinal, in der Hoffnung, es würde endlich von seiner Nichte die Rede sein.

»Nein, mein Herr, nicht für mich, sondern immer für meinen Bruder Karl.«

Das Gesicht von Mazarin verdüsterte sich, und er brummelte

ein paar Worte, die der König nicht verstehen konnte.

XI.

Die Politik von Herrn von Mazarin.

Statt des Zögerns, mit dem er eine Viertelstunde vorher den Kardinal angegangen hatte, konnte man nun in den Augen des jungen Königs jenen Willen lesen, gegen den man zu kämpfen vermag, den man vielleicht durch seine eigene Ohnmacht bricht, der aber wenigstens, wie eine Wunde in der Tiefe des Herzens, die Erinnerung an seine Niederlage behalten wird.

»Diesmal, Herr Kardinal, handelt es sich um etwas, was leichter zu finden ist, als eine Million.«

»Glaubt Ihr, Sire?« sagte Mazarin, indem er den König mit jenem schlaunen Auge anschaute, das im tiefsten Grunde der Herzen las.«

»Ja, ich glaube es, und wenn Ihr den Gegenstand meiner Bitten kennen werdet.«

»Glaubt Ihr denn, ich kenne ihn nicht. Sire?«

»Ihr wisst, was mir zu sagen übrig ist?«

»Hört, Sire, die eigenen Worte von König Karl.«

»Oh! da bin ich begierig!«

»Hört also: ›Und wenn dieser Geizhals, dieser knauserige Italiener‹ hat er gesagt . . . «

»Herr Kardinal! . . . «

»Das ist der Sinn, wenn es auch nicht die Worte sind. Ei, mein Gott! ich grolle ihm deshalb nicht, Sire, Jeder sieht mit seinen Leidenschaften. Er hat also gesagt: ›Wenn dieser knauserige Italiener Euch die Million verweigert, die wir verlangen, Sire, wenn wir, in Ermangelung von Geld, auf die Diplomatie zu verzichten genötigt sind, nun so verlangen wir von ihm fünfhundert Edelleute.‹

Der König bebte, denn der Kardinal hatte sich nur in der Zahl getäuscht.

»Nicht wahr, Sire. so ist es?« rief der Minister mit triumphierendem Ausdruck; »dann hat er die schönen Worte beigefügt: ›Ich habe Freunde jenseits der Meerenge; diesen

Freunden fehlt es nur an einem Anführer und an einem Banner. Wenn sie mich, wenn sie das Banner Frankreichs sehen, werden sie sich um mich sammeln, denn sie werden begreifen, daß ich Eurer Unterstützung teilhaftig bin. Die Farben der französischen Uniform sind bei mir soviel wert, als die Million, die uns Herr von Mazarin verweigern wird.« (Denn er wusste wohl, daß ich diese Million verweigern würde.). »Mit diesen fünfhundert Edelleuten werde ich siegen, Sire, und alle Ehre wird Euch zufallen.« Das ist es, was er sagte, oder ungefähr sagte, nicht wahr? wobei er seine Worte mit glänzenden Metaphern, mit pomphaften Bildern umgeben hat, denn sie sind Schwätzer in der Familie! Der Vater hat noch auf dem Schafott gesprochen.«

Der Schweiß der Scham floß Ludwig von der Stirne. Er fühlte, daß es nicht seiner Würde entsprach, so seinen Bruder beleidigen zu hören; aber er wusste noch nicht, wie man aufzutreten hatte, besonders demjenigen gegenüber, vor dem er Alles, sogar seine Mutter, sich hatte beugen sehen.

Endlich strengte er sich an und sprach: »Aber, Herr Kardinal, es handelt sich nicht um fünfhundert Edelleute, sondern um zweihundert.«

»Ihr seht wohl, daß ich erraten habe, was er forderte.«

»Mein Herr, es ist mir nicht eingefallen, zu leugnen, daß Ihr ein tiefes Auge habt, und deshalb dachte ich, Ihr würdet meinem Bruder Karl eine so einfache und so leicht zu bewilligende Sache wie die, welche ich, in seinem Namen oder vielmehr in dem meinigen von Euch verlange, nicht verweigern.«

»Sire,« erwiderte Mazarin, »ich treibe nun seit dreißig Jahren Politik. Ich habe sie Anfangs mit dem Herrn Kardinal von Richelieu, dann allein getrieben. Diese Politik ist nicht immer ehrlich gewesen, ich muß es gestehen, aber sie war nie ungeschickt. Diejenige aber, welche man in diesem Augenblick Eurer Majestät vorschlägt, ist zugleich unehrlich und ungeschickt.«

»Unehrllich, mein Herr!«

»Sire, Ihr habt einen Vertrag mit Herrn Cromwell geschlossen.«

»Ja; und in diesem Vertrag hat Herr Cromwell über mir unterzeichnet.«

»Warum habt Ihr Euren Namen so tief unten an geschrieben, Sire? Herr Cromwell fand einen guten Platz und nahm ihn; das war so ziemlich seine Gewohnheit. Ich komme also auf Herrn Cromwell zurück. Ihr habt einen Vertrag mit Ihm, nämlich mit England, da Herr Cromwell, als Ihr diesen Vertrag unterzeichnetet, England war.«

»Herr Cromwell ist tot.«

»Ihr glaubt das, Sire?«

»Allerdings, da ihm sein Sohn Richard in der Regierung gefolgt ist und selbst entsagt hat.«

»Wohl! das ist es gerade. Richard hat bei dem Tod von Cromwell geerbt, und England bei der Entsagung von Richard. Der Vertrag bildete einen Teil der Erbschaft, kam er nun in die Hände von Herrn Richard, oder in die von England. Der Vertrag ist also immer noch gut und so gültig als je. Warum solltet Ihr ihn vereiteln, Sire? Was hat sich verändert? Karl II. will heute, was wir vor zehn Jahren nicht wollten; doch das ist ein Fall, für den man vorhergesehen. Ihr seid der Verbündete von England, Sire, und nicht der von Karl II. Es war ohne Zweifel ungebührlich aus dem Gesichtspunkt der Familie betrachtet, daß man einen Vertrag mit einem Mann, der dem Schwager des Königs, Eures Vaters, den Kopf abschlagen ließ, unterzeichnet und ein Bündnis; mit einem Parlament geschlossen hat, das man dort ein Croupion-Parlament nennt; das war ungebührlich ich gestehe es zu, aber es war nicht ungeschickt aus dem Politischen Gesichtspunkte, da ich Eurer damals noch minderjährigen Majestät durch diesen Vertrag die Widerwärtigkeiten und Plackereien eines äußeren Krieges erspart habe, in den noch die Fronde . . . Ihr erinnert Euch der Fronde, Sire (der junge König neigte das Haupt), in den noch die Freude eine unselige Verwirrung gebracht hätte. Und hierdurch beweise ich Eurer Majestät, daß jetzt einen andern Weg einschlagen, ohne unsere Verbündeten zu benachrichtigen. zugleich ungeschickt und unehrlich wäre. Wir würden den Krieg anfangen und das Unrecht auf unsere Seite stellen; wir würden den Krieg anfangen, während wir verdienten, daß man uns bekriegte, und wir hätten die Miene, als fürchteten wir ihn, während wir denselben hervorrufen würden; denn eine Erlaubnis fünfhundert Mann, zweihundert Mann, fünfzig Mann, zehn Mann erteilt bleibt immer

eine Erlaubnis). Ein Franzose, das ist die Nation, eine Uniform, das ist die Armee. Nehmt zum Beispiel an, Sire, Ihr habet früher oder später Krieg mit Holland, was früher oder später sicherlich der Fall sein wird, oder mit Spanien, was vielleicht geschieht, wenn Eure Heirat scheitert (Mazarin schaute den König mit einem tiefen Blick an), und es gibt tausend Ursachen, welche Eure Heirat scheitern machen können; nun wohl, würdet Ihr es billigen, wenn England den Vereinigten Provinzen oder der Infantin ein Regiment, eine Compagnie, oder sogar nur eine Corporalschaft von englischen Edelleuten schickte? Fändet Ihr, es halte sich streng in den Grenzen seines Allianzvertrags?«

Ludwig horchte; es kam ihm seltsam vor, daß Mazarin Treue und Glauben anrief, er, der Urheber von so vielen politischen Betrügereien und Überlistungen, die man Mazarinaden nannte.

»Aber,« sagte der König, »ohne ihnen eine offene Vollmacht zu geben, kann ich doch wenigstens Edelleute meines Staates nicht abhalten, nach England zu gehen, wenn es ihnen beliebt.«

»Ihr müßt sie zwingen, zurückzukehren, Sire, oder wenigstens gegen ihre Anwesenheit als Feinde in einem verbündeten Land protestieren.«

»Doch sprecht, Herr Kardinal, Ihr, ein so tiefes Genie, laßt uns ein Mittel suchen, diesen armen König zu unterstützen, ohne daß wir uns kompromittieren.«

»Das ist es gerade, was ich nicht will, mein lieber Sire,« sagte Mazarin. »Wenn England nach meinen Wünschen handelte, so könnte es nicht besser handeln; wenn ich von hier aus die Politik Englands leitete, ich würde sie nicht anders leiten. So regiert, wie man es regiert, ist England ein ewiges Nest für Prozesse. Holland begünstigt Karl II. Laßt Holland machen; sie werden sich ärgern, sie werden sich schlagen; das sind die einzigen Seemächte; laßt sie einander ihre Marinen zerstören; wir werden die unsrige mit den Trümmern ihm Schisse bauen, und zwar nur, wenn wir Geld haben, um die Nägel zu kaufen.«

»Oh! wie' armselig und schmutzig ist Alles, was Ihr mir da sagt, Herr Kardinal!«

»Ja, aber wie wahr ist es, Sire, das müßt Ihr gestehen. Mehr noch: ich nehme einen Augenblick die Möglichkeit an, daß Ihr

Euer Wort brechen und den Vertrag vereiteln oder umgehen würdet; man sieht oft, daß man sein Wort bricht und einen Vertrag vereitelt; doch dies geschieht, wenn man ein großes Interesse hat, es zu tun, oder wenn man sich durch den Vertrag zu sehr belästigt und beengt fühlt, Wohl, Ihr werdet die Erlaubnis zu der Anwerbung geben, die man von Euch verlangt; Frankreich, sein Banner, was dasselbe ist, wird über die Meerenge ziehen und kämpfen, Frankreich wird besiegt werden.«

»Warum dies?«

»Meiner Treue, Seine Majestät König Karl II. ist ein geschickter General, und Worcester gibt uns schöne Garantien!«

»Er hat es nicht mehr mit Cromwell zu tun, mein Herr.«

»Ja, aber er wird es mit Monk zu tun haben, der noch viel gefährlicher ist. Dieser brave Bierwirt, von dem wir sprachen, war ein Erleuchteter, er hatte Augenblicke der Entzückung, der Ausdehnung, der Anschwellung, während welcher er sich spaltete, wie ein zu volles Faß; durch diese Spalten kamen dann immer einige Tropfen seines Gedankens hervor, und am Muster erkannte man den ganzen Gedanken. Cromwell ließ uns so mehr als zehnmal in seine Seele eindringen, während man diese Seele mit dreifachem Erz. wie Horaz sagt, umhüllt glaubte. Aber Monk! Ah! Sire, Gott behüte Euch, daß Ihr je Politik mit Herrn Monk zu treiben habt! Er hat mir seit einem Jahr alle die grauen Haare gemacht, die ich auf dem Kopfe habe! Monk ist leider kein Erleuchteter mehr, er ist ein Politiker; er spaltet sich nicht, er zieht sich zusammen. Seit zehn Jahren hat er die Augen auf ein Ziel gerichtet, und noch hat Niemand erraten, auf welches. Wie es Ludwig XI. riet, verbrennt er jeden Morgen seine Nachtmütze. An dem Tag, wo dieser langsame und in der Stille gereifte Plan hervortreten wird, wird er auch mit allen Bedingungen des Erfolgs, welche stets das Unvorhergesehene begleiten, hervortreten.

»Das ist Monk, Sire, von dem Ihr vielleicht nie hattet sprechen hören, dessen Namen Ihr vielleicht nicht einmal kanntet, ehe Euer Bruder Karl II. ihn vor Euch aussprach: nämlich ein Wunder an Tiefe und Starrsinn, die zwei einzigen Dinge, an denen sich der Geist und der Eifer abstumpfen. Sire, ich habe Eifer gehabt, als ich noch jung war, Sire, ich habe stets Geist gehabt, ich kann mich dessen rühmen, da man es mir vorwirft. Ich habe einen

schönen Weg gemacht mit diesen zwei Eigenschaften, da ich vom Sohn eines Fischers von Piscina erster Minister von Frankreich geworden bin, und als solcher, Eure Majestät hat wohl die Güte, es anzuerkennen, habe ich dem Throne Eurer Majestät einige Dienste geleistet. Wohl! Sire, hätte ich auf meinem Wege Monk getroffen, statt Herrn von Beaufort, Herrn von Retz oder den Herrn Prinzen zu finden, so wären wir verloren gewesen. Laßt Euch leichtsinnig ein, Sire, und Ihr werdet in die Klauen dieser politischen Soldaten fallen. Der Helm von Monk, Sire, ist eine eiserne Kiste, in deren Tiefe er seine Gedanken verschließt und wozu Niemand einen Schlüssel hat. Bei ihm, oder vielmehr vor ihm verbeuge ich mich, Sire, ich, der ich nur ein Sammelbaret habe.«

»Was glaubt Ihr denn, daß Monk will?«

»Ei! wenn ich das wüsste, Sire, so würde ich Euch nicht sagen, Ihr sollt ihm mißtrauen, denn ich wäre stärker als er: aber bei ihm habe ich Furcht, zu erraten; zu erraten! Ihr begreift mein Wort? Denn wenn ich erraten zu haben glaube, so werde ich bei einer Idee stehen bleiben und diese Idee unwillkürlich verfolgen. Seitdem dieser Mensch dort die Gewalt in Händen hat, bin ich wie jene Verdammten von Dante, denen Satan den Hals umgedreht: sie gehen vorwärts und schauen rückwärts; ich gehe Spanien zu, verliere aber London nicht aus den Augen. Erraten heißt bei diesem Teufel von Menschen sich täuschen, und sich täuschen heißt sich zu Grunde richten. Gott behüte mich, daß ich je zu erraten suche, was er wünscht; ich begnüge mich damit, und das ist schon genug, zu bespähen, was er tut; ich glaube aber, — Ihr begreift das Gewicht des Wortes: ich glaube? ich glaube in Beziehung auf Monk macht zu nichts verbindlich? . . . ich glaube, daß er ganz einfach Lust hat, Cromwell in der Regierung zu folgen. Euer Karl II. hat ihm schon durch zehn Personen Vorschläge machen lassen; er beschränkte sich darauf, daß er die zehn Vermittler fortjagte, ohne ihnen etwas Anderes zu sagen, als: ›Geht, oder ich lasse Euch hängen!‹ Dieser Mensch ist ein Grab! In diesem Augenblick spielt Monk den Ergebenen gegen das Croupion-Parlament! von dieser Ergebenheit laß ich mich nicht betören: Monk will nicht ermordet werden. Ein Mord würde ihn mitten in seinem Werke aufhalten, und sein Werk muß in

Erfüllung gehen; ich glaube auch, doch glaubt nicht, was ich glaube, Sire; ich sage, ich glaube aus Gewohnheit; ich glaube, daß Monk das Parlament schon bis zu dem Tag, wo er es zermalmen wird. Man verlangt Schwerter von Euch, doch dies geschieht, um sich gegen Monk zu schlagen; Gott behüte uns, daß wir uns gegen Monk schlagen, Sire, denn Monk wird uns schlagen, und von Monk geschlagen, werde ich mich in meinem ganzen Leben nicht mehr trösten! Ich würde sagen, Monk habe diesen Sieg seit zehn Jahren vorhergesehen. Um Gotteswillen, Sire! aus Freundschaft für Euch, wenn nicht aus Rücksicht für sich selbst, halte sich Karl II. ruhig; Eure Majestät wird ihm eine kleine Rente zufließen lassen, sie wird ihm eines ihrer Schlösser geben. Ei! ei! wartet doch! Da fällt mir der Vertrag, der bekannte Vertrag ein, von dem wir so eben sprachen! Eure Majestät hat nicht einmal das Recht, ihm ein Schloß zu geben!«

»Wie so?«

»Ja, ja. Seine Majestät hat sich verbindlich gemacht, König Karl keine Gastfreundschaft zu gewähren, ihn sogar aus Frankreich wegzuschicken, deshalb haben wir ihn weggeschickt, und nun ist er zurückgekommen! Sire, ich hoffe, Ihr werdet Eurem Bruder begreiflich machen, daß er nicht bei uns bleiben kann, daß dies unmöglich ist, daß er uns kompromittiert, oder ich selbst . . . «

»Genug, mein Herr!« sprach Ludwig XIV. aufstehend. »Wenn Ihr mir eine Million verweigert, so seid Ihr berechtigt dazu: Eure Millionen gehören Euch; wenn Ihr mir zweihundert Edelleute verweigert, so seid Ihr abermals in Eurem Recht, denn Ihr seid erster Minister und habt in den Augen von Frankreich die Verantwortlichkeit in Beziehung auf Krieg und Frieden; maßt Ihr Euch aber an, mich, den König, zu verhindern, dem Enkel Heinrich IV., meinem Vetter, dem Gefährten meiner Kindheit, Gastfreundschaft zu gewähren, so sage ich Euch, daß hier Eure Macht ein Ende hat, daß hier mein Wille anfängt.«

»Sire,« sprach Mazarin, entzückt so wohlfeilen Kaufes loszukommen, da er überdies nur so hitzig gekämpft hatte, um es dahin zu bringen, »Sire, ich werde mich stets vor dem Willen meines Königs beugen; mein König behalte also bei sich oder in einem seiner Schlösser den König von England, Mazarin wisse es, aber der Minister soll es nicht wissen.«

»Gute Nacht, mein Herr,« sprach Ludwig XIV., »trostlos gehe ich von hinnen.« —

»Aber überzeugt, und mehr brauche ich nicht.«

Der König antwortete nicht; er entfernte sich ganz nachdenkend, überzeugt, nicht von dem, was Mazarin gesagt, sondern von etwas, was er zu sagen sich wohl gehütet hatte, von der Notwendigkeit, alles Ernstes seine Angelegenheiten und die von Europa zu studieren, denn er sah, daß sie schwierig und dunkel waren.

Ludwig fand den König von England auf demselben Platze sitzend, wo er ihn gelassen hatte.

Als ihn der englische Prinz sah, gewahrte er mit dem ersten Blick die Entmutigung in düsteren Buchstaben auf die Stirne seines Veters geschrieben.

Er nahm zuerst das Wort, als wollte er Ludwig das schmerzliche Geständnis, das er ihm zu machen hatte, erleichtern, und sprach:

»Wie es auch sein mag, nie werde ich die Güte, die Freundschaft vergessen, von der Ihr mir einen Beweis gegeben habt.«

»Ah!« erwiderte Ludwig XIV. mit dumpfem Tone, »der gute Wille ist unfruchtbar, mein Bruder!«

Karl II. wurde furchtbar bleich, fuhr mit einer kalten Hand über seine Stirne und kämpfte einige Augenblicke gegen eine Blendung, die ihn wanken machte.

Ich begreife,« sagte er, »keine Hoffnung mehr!« Ludwig faßte die Hand von Karl II. und sprach:

»Wartet, mein Bruder, und übereilt nichts, Alles kann sich ändern; es sind die äußersten Entschlüsse, die die Sachen zu Grunde richten; ich flehe Euch an, fügt noch ein Jahr der Prüfung mehr den Jahren bei, die Ihr schon ausgestanden habt. Es bietet sich in diesem Augenblick, um Euch zum Handeln zu bestimmen, nicht mehr günstige Gelegenheit, als in irgend einem andern; kommt mit mir, mein Bruder, ich gebe Euch eine meiner Residenzen, diejenige, welche Euch zu bewohnen beliebt; ich werde das Auge mit Euch auf die Ereignisse geheftet halten, wir bereiten sie mit einander vor; auf, mein Bruder, Mut gefaßt!«

Karl II. machte seine Hand von der des Königs los und wich

zurück, um mit mehr Zeremonie zu grüßen. »Ich danke Euch von ganzem Herzen, Sire,« sprach er, »doch ich habe ohne Erfolg den größten König der Erde gebeten; nun will ich Gott um ein Wunder bitten.«

Und er ging hinaus, ohne mehr hören zu wollen, die Stirne hoch, die Hand zitternd, mit einer schmerzhaften Zusammenziehung seines edlen Gesichtes und mit jener düsteren Tiefe des Blicks, der, keine Hoffnung mehr in der Welt der Menschen findend, nach Jenseits zu gehen scheint, um von anderen Welten zu verlangen.

Als ihn der Offizier der Musketiere so leichenbleich vorüberkommen sah, verbeugte er sich beinahe bis auf die Knie, um ihn zu grüßen.

Er nahm sodann eine Kerze, rief zwei Musketieren und stieg mit dem unglücklichen König die öde Treppe hinab, wobei er in der linken Hand seinen Hut hielt, dessen Feder die Stufen fegte.

Als sie vor der Türe waren, fragte der Offizier den König, nach welcher Seite er sich wenden würde, damit er die Musketiere dahin schicken könnte.

»Mein Herr,« erwiderte Karl II. mit halber Stimme, »Ihr, der Ihr meinen Vater gekannt habt, wie Ihr sagt, Ihr habt vielleicht für ihn gebetet? Wenn dies so ist, so vergeßt auch mich nicht in Euren Gebeten. Ich gehe nun allein und bitte Euch, mich nicht zu begleiten und mich auch nicht ferner begleiten zu lassen.«

Der Offizier verbeugte sich und schickte seine Musketiere in das Innere des Palastes zurück.

Er aber blieb einen Augenblick unter dem Torweg, um Karl II. sich entfernen und im Schatten der sich drehenden Straße verlieren zu sehen.

»Zu diesem, wie einst zu seinem Vater,« murmelte er, »würde Athos, wenn er da wäre, mit Recht sagen«

»Heil der gefallenen Majestät!«

Als er sodann die Treppe hinaufstieg, sprach er auf jeder Stufe:

»Ah! wie gemein ist der Dienst, den ich zu tun habe? Ah! der klägliche Herr! Ein Leben so zugebracht ist nicht mehr erträglich, und es ist Zeit, daß ich meinen Entschluß fasse! Kein Edelmut, keine Energie mehr,« fuhr er fort; »dem Meister ist es gelungen,

der Zögling leidet für immer an der Schwindsucht. Mordieux! ich werde dem nicht widerstehen. Vorwärts, Ihr Leute,« rief er, in das Vorzimmer eintretend, »was schaut Ihr mich so an? Löscht die Lichter aus und kehrt auf Eure Posten zurück! Ah! Ihr bewacht mich? Ah, Ihr hütet mich, nicht wahr, Ihr guten Leute? Brave Dummköpfe! ich bin nicht der Herzog von Guise, und man wird mich nicht in diesem kleinen Gang ermorden. Überdies,« fügte er ganz leise bei, »überdies wäre das ein Entschluß, und man faßt keine Entschlüsse mehr, seitdem der Herr Kardinal von Richelieu tot ist. Ah! das lasse ich mir gefallen, das war ein Mann! Es ist entschieden, schon morgen werfe ich die Kasake in die Nessel!«

Dann sich eines Andern besinnend, sagte er:

»Nein, noch nicht! ich habe noch eine äußerste Probe durchzumachen, und ich werde sie durchmachen; doch diese, das schwöre ich, ist die letzte, Mordieux!«

Er hatte noch nicht vollendet, als eine Stimme aus dem Zimmer des Königs ertönte.

»Herr Lieutenant?« sprach diese Stimme.

»Hier bin ich,« antwortete er.

»Der König verlangt Euch zu sprechen.«

»Ah!« sagte der Lieutenant, »vielleicht über das, was ich denke.«

Und er trat beim König ein.

XII.

Der König und der Lieutenant.

Als der König den Offizier bei sich sah, entließ er seinen Kammerdiener und seinen Hofkavalier.

»Wer hat morgen den Dienst, mein Herr?« fragte er sodann.

Der Lieutenant verbeugte sich mit der Höflichkeit eines Soldaten und erwiderte:

»Ich, Sire.«

»Wie, Ihr abermals?«

»Ich immer.«

»Wie kommt das, mein Herr?«

»Sire, die Musketiere geben auf der Reise alle Posten des Hauses Eurer Majestät, nämlich den Eurigen, den der Königin Mutter, und den des Herrn Kardinals, der vom König den besten Teil, oder vielmehr den zahlreichsten Teil seiner königlichen Garde entlehnt.«

»Aber die Zwischenzeiten?«

»Es gibt keine Zwischenzeit, Sire, außer für zwanzig bis dreißig Mann, welche von hundertundzwanzig Mann ausruhen. Im Louvre ist das etwas Anderes, und wenn ich im Louvre wäre, würde ich abwechselnd mit meinem Brigadier ruhen; doch unter Weges, Sire, weiß man nicht, was vorgehen kann, und ich liebe es, mein Geschäft selbst zu tun.«

»Ihr habt also alle Tage die Wache?«

»Und alle Nächte. Ja, Sire.«

»Mein Herr, ich kann das nicht dulden, und ich will, daß Ihr ausruht.«

»Das ist sehr gut, Sire; doch ich, ich will es

»Wie beliebt?« fragte der König, der Anfangs den Sinn dieser Antwort nicht begriff.

»Ich sage, Sire, daß ich mich nicht einem Fehler aussetzen will. Wenn mir der Teufel einen schlimmen Streich zu spielen hätte, so würde er, Ihr begreift, Sire, da er den Menschen kennt, mit dem er

es zu tun hat, so würde er den Augenblick wählen, wo ich nicht da wäre. Meinen Dienst und den Frieden meines Gewissens vor Allem.«

»Aber mit diesem Handwerk, mein Herr, werdet Ihr Euch töten.«

»Ei! Sire, ich treibe dieses Handwerk schon seit fünfunddreißig Jahren und bin derjenige Mensch von Frankreich und Navarra, welcher sich am Besten befindet. Seid übrigens unbesorgt für mich, Sire, ich bitte Euch. Das käme mir zu seltsam vor, insofern ich es gar nicht gewohnt bin.«

Der König schnitt das Gespräch durch eine neue Frage kurz ab.

»Ihr werdet also morgen früh hier sein?« sagte er.

»Wie gegenwärtig, ja, Sire.«

Der König ging nun einige Male in seinem Zimmer auf und ab; es war leicht zu sehen, daß er vor Verlangen, zu sprechen, brannte, daß ihn aber irgend eine Furcht abhielt.

Unbeweglich, seinen Hut in der Hand, die Faust auf der Hüfte, beobachtete der Lieutenant den König bei allen seinen Bewegungen, und während er ihn beobachtete, brummte er auf seinen Schnurrbart beißend:

»Er hat nicht für eine halbe Pistole Entschlossenheit, bei meiner Ehre! Wetten wir, daß er nicht sprechen wird.«

Der König ging beständig auf und ab, wählend er von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf den Lieutenant warf.

»Das ist sein leibhaftiger Vater,« fuhr dieser in seinem geheimen Monolog fort, »er ist zugleich hochmütig, geizig und furchtsam. Die Pest über seinen Lehrer!«

Ludwig blieb stehen.

»Lieutenant,« sagte er.

»Hier, Sire.«

»Warum habt Ihr diesen Abend dort im Saale: ›Der Dienst des Königs! Die Musketiere Seiner Majestät!‹ gerufen?«

»Weil Ihr mir den Befehl dazu gegeben.«

»Ich?«

»Ihr selbst.«

»Ich habe wahrhaftig nicht ein Wort hiervon gesagt, mein Herr.«

»Sire, man gibt einen Befehl durch ein Zeichen, durch eine

Gebärde, durch einen Augenwink eben so offen und klar, als mit den Worten. Ein Diener, der nur Ohren hätte, wäre nur die Hälfte von einem guten Diener.«

»Eure Augen sind also sehr scharf, mein Herr?«

»Warum dies, Sire?«

»Weil sie das sehen, was nicht ist.«



»Meine Augen sind in der Tat gut, Sire, obgleich sie ihrem Herrn viel und seit langer Zeit gedient haben; so oft es etwas für sie zu sehen gibt, versäumen sie auch die Gelegenheit nicht. Diesen Abend haben sie aber gesehen, daß Eure Majestät errötete, so gewaltig war ihre Lust, zu gähnen: daß Eure Majestät mit beredtem Flehen zuerst Seine Eminenz, sodann Ihre Majestät, die Königin Mutter, und endlich die Türe anschaute, durch welche man hinausgeht; und sie haben das, was ich gesagt, so gut bemerkt, daß sie die Lippen Eurer Majestät die Worte: ›Wer wird

machen, daß ich von hier weggehen kann?« artikulieren sahen.«

»Mein Herr!«

»Oder wenigstens, Sire: ›Meine Musketiere!« dann zögerte ich nicht. Dieser Blick war für mich, das Wort war für mich, und ich rief sogleich: ›Die Musketiere Seiner Majestät!« Und dies ist so wahr, Sire, daß mir Eure Majestät nicht nur nicht Unrecht, sondern sogar Recht gegeben hat, indem sie auf der Stelle wegging.«

Der König wandte sich ab, um zu lächeln: dann nach einigen Sekunden heftete er sein durchsichtiges Auge wieder auf dieses so verständige, so kühne und so feste Antlitz, das man hätte für das energische und stolze Profil des Adlers im Angesicht der Sonne halten können.

»Es ist gut,« sagte er nach kurzem Stillschweigen, während er, jedoch vergebens, die Augen seines Offiziers sich zu senken zwingen wollte.

Als dieser aber sah, daß der König nichts mehr sagte, drehte er sich auf seinen Absätzen, machte drei Schritte, um wegzugehen, und murmelte dabei:

»Er wird nicht sprechen, Mordieux! er wird nicht sprechen.«

»Ich danke, mein Herr,« sagte sodann der König.

»In der Tat,« fuhr der Lieutenant fort, »es hätte nur noch gefehlt, daß ich getadelt worden wäre, weil ich minder einfältig war als ein Anderer.«

Und er ging auf die Türe zu, wobei er seine Sporen militärisch klirren ließ.

Als er aber die Schwelle erreicht hatte, da fühlte er, daß ihn der Wunsch des Königs zurückzog, und wandte sich um.

»Eure Majestät hat mir Alles gesagt?« fragte er mit einem Tone, den nichts wiederzugeben vermöchte, und der, ohne daß es schien, als forderte er das königliche Vertrauen heraus, so viel überzeugende Treuherzigkeit enthielt, daß der König auf der Stelle antwortete:

»Nicht Alles, mein Herr, nähert Euch.«

»Ah!« murmelte der Offizier; »endlich kommt er.«

»Hört mich.«

»Ich verliere nicht ein Wort, Sire.«

»Ihr steigt morgen früh gegen halb fünf Uhr zu Pferde und laßt auch ein Pferd für mich satteln.«

»Aus den Ställen Eurer Majestät?«

»Nein, ein Pferd von einem Eurer Musketiere.«

»Sehr wohl, Sire. Ist das Alles?«

»Und Ihr begleitet mich.«

»Allein?«

»Allein.«

»Soll ich Eure Majestät abholen oder sie erwarten?«

»Ihr werdet mich erwarten.«

»Wo dies, Sire?«

»An der kleinen Parktüre.«

Der Lieutenant verbeugte sich, denn er begriff, der König habe ihm Alles gesagt, was er ihm zu sagen hatte.

Der König entließ ihn in der Tat mit einer ganz liebenswürdigen Gebärde seiner Hand.

Der Offizier ging aus dem Zimmer des Königs weg und setzte sich philosophisch wieder in seinen Lehnstuhl, wo er, weit entfernt, zu schlummern, wie man in Betracht der vorgerückten Stunde der Nacht hätte glauben können, tiefer nachdachte, als er es je getan.

Der Erfolg dieser Betrachtungen war durchaus nicht so traurig, als es seine vorhergehenden Betrachtungen gewesen waren.

»Nun! er hat angefangen,« sagte er; »die Liebe treibt ihn an, er schreitet vorwärts! Der König ist bei ihm eine Nulle, aber der Mensch wird vielleicht etwas wert sein. Übrigens werden wir wohl morgen früh sehen . . . Oh! oh!« rief er plötzlich, sich aufrichtend, »das ist ein riesiger Gedanke, Mordieux, und vielleicht liegt mein Glück in diesem Gedanken!«

Nach diesem Ausruf stand der Offizier auf und durchmaß, die Hände in den Taschen seines Rockes, das ungeheure Vorzimmer, das ihm als Wohnung diente.

Die Kerze flammte wütend unter der Arbeit eines frischen Windes, der, durch die Risse der Türe und die Spalten der Fenster eindringend, schräge den Saal durchschnitt. Sie verbreitete einen rötlichen, ungleichen, bald strahlenden, bald

getrübten Schimmer, und man sah an der Wand den großen Schatten des Lieutenants, als Silhouette ausgeschnitten, wie eine Figur von Callot, mit dem Degen in der Form eines Speiesses und mit dem befiederten Filzhut auf- und abgehen.

»Gewiß ist es so,« murmelte er; »wenn ich mich nicht ganz gewaltig täusche, stellt Mazarin dem jungen Verliebten eine Falle; der Mazarin hat diesen Abend ein Rendezvous und eine Adresse auf eine so gefällige Weise gegeben, als es nur Herr Dangeau selbst hätte tun können. Ich habe es gehört und kenne den Wert der Worte. ›Morgen früh‹ hat er gesagt, ›werden sie auf der Höhe der Brücke von Alois sein.‹ Mordieux das ist klar! und besonders für einen Liebenden! Darum diese Verlegenheit, darum dieses Zögern, darum der Befehl: ›Herr Lieutenant meiner Musketiere, morgen früh um vier Uhr zu Pferde.‹ Das ist so klar, als hätte er mir gesagt: ›Herr Lieutenant meiner Musketiere, morgen früh auf der Brücke von Blois, hört Ihr?‹ Es waltet also hier ein Staatsgeheimnis ob, das ich, der Schwache, zu dieser Stunde in meinen Händen habe. Und warum habe ich es in meinen Händen? Weil ich gute Augen besitze, wie so eben Seiner Majestät bemerkte. Man sagt ja, er liebe wütend diese kleine Puppe von einer Italienerin! Man sagt ja, er habe sich seiner Mutter zu Füßen geworfen, um sie zu bitten, die Italienerin heiraten zu dürfen; man sagt, die Königin habe sogar am Hof von Rom nachgefragt, ob eine solche Heirat, gegen ihren Willen geschlossen, gültig wäre! Ah! wenn ich noch fünf und zwanzig Jahre alt wäre, wenn ich hier an meiner Seite diejenigen hätte, die ich nicht mehr habe! wenn ich nicht die ganze Welt tief verachtete, würde ich Herrn von Mazarin mit der Königin Mutter, Frankreich mit Spanien entzweien, und eine Königin nach meiner Art machen. Doch basta!«

Und der Lieutenant ließ seinen Finger zum Zeichen der Verachtung schnalzen.

»Dieser elende Italiener, dieser Knauser, dieser Erzfilz, der dem König von England eine Million verweigert hat, würde mir vielleicht nicht tausend Pistolen für die Neuigkeit geben, die ich ihm überbrächte. Oh! Mordieux! ich werde kindisch, ich werde stumpfsinnig! Der Mazarin etwas geben! Ah! ah! ah!«

Und der Offizier fing an ganz allein furchtbar zu lachen.

»Schlafen wir,« sagte er, »schlafen wir, und zwar sogleich; mein Geist ist durch den Abend ermüdet, und wird morgen klarer sehen.«



Und auf diese Empfehlung, die er an sich selbst richtete, hüllte er sich, seines königlichen Nachbars spottend, in einen Mantel.

Fünf Minuten nachher schlief er mit geschlossenen Fäusten und leicht geöffneten Lippen, wobei ihm zwar nicht sein Geheimnis entschlüpfte, wohl aber ein sonores Schnarchen aus seinem Munde kam, das sich nach Belieben unter dem majestätischen Gewölbe des Vorzimmers entwickelte.

XIII.

Maria von Mancini.

Die Sonne beleuchtete kaum mit ihren ersten Strahlen die großen Baumgruppen des Parks und die hohen Wetterfahnen des Schlosses, als der junge König, schon seit mehr als zwei Stunden wach und ganz der Schlaflosigkeit der Liebe unterthan, seinen Laden selbst öffnete und einen neugierigen Blick in die Höfe des entschlummerten Palastes warf.

Er sah, daß die verabredete Stunde gekommen war; die große Uhrentafel des Hofes bezeichnete sogar ein Viertel nach vier Uhr.

Er weckte seinen Kammerdiener nicht, der in einiger Entfernung in tiefem Schlaf lag; er kleidete sich selbst an, und als dieser Diener ganz erschrocken herbeikam und glaubte, er habe seinen Dienst versäumt, schickte ihn Ludwig in sein Zimmer und empfahl ihm völliges Stillschweigen. Dann stieg er die kleine Treppe hinab, ging durch eine Seitenpforte hinaus und erblickte längs der Parkmauer einen Reiter, der ein Pferd an der Hand hielt.

Dieser Reiter war in seinem Mantel und unter seinem Hut unkenntlich.

Was das Pferd betrifft, welches wie das eines reichen Bürgers gesattelt war, so bot es dem geübtesten Auge nichts Bemerkenswerthes.

Ludwig nahm den Zaum dieses Pferdes; der Offizier hielt ihm den Steigbügel, ohne selbst den Sattel zu verlassen, und fragte Seine Majestät mit bescheidener Stimme nach ihren Befehlen.

»Folgt mir,« antwortete Ludwig XIV.

Der Offizier setzte sein Pferd hinter dem seines Gebieters in Trab und sie ritten so gegen die Brücke hinab.

Als sie jenseits der Loire waren, sprach der König:

»Mein Herr, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, geradeaus zu reiten, bis Ihr einen Wagen erblickt; ich verweile hier.«

»Wird Eure Majestäten Gnade haben, mir den Wagen, den ich zu entdecken beauftragt bin, ein wenig zu bezeichnen?«

»Ein Wagen, in welchem Ihr zwei Damen, und wahrscheinlich

auch ihre Zofen sehen werdet.«

»Sire, — ich will keinen Irrtum begehen: gibt es noch ein anderes Merkmal, an welchem ich diesen Wagen zu erkennen vermag?«

»Aller Wahrscheinlichkeit wird das Wappen des Herrn Kardinals daran sein.«

»Es ist gut, Sire,« erwiderte der Offizier, völlig klar über den Gegenstand, den er erkennen sollte.

Er setzte sein Pferd in starken Trab und ritt nach der vom König bezeichneten Seite. Doch er hatte noch nicht fünfhundert Schritte gemacht, als er vier Maultiere und dann einen Wagen hinter einem kleinen Hügel herauf kommen sah.

Hinter diesem Wagen kam ein anderer. Der Offizier bedurfte nur eines Blickes, um sich zu versichern, daß dies die Equipagen waren, die er zu suchen hatte.

Er wandte auf der Stelle sein Pferd um, ritt zum König zurück und sagte:

»Sire, dort sind, die Carossen. Die erste enthält in der Tat zwei Damen mit ihren Kammerfrauen; die zweite enthält Bedienten, Mundvorräthe, Kleider.«

»Gut, gut,« erwiderte der König mit bewegter Stimme. »Ich bitte Euch, geht nun und sagt diesen Damen, ein Kavalier von Hofe wünsche ihnen allein seine Ehrfurcht zu bezeigen.«

Der Offizier sprengte im Galopp fort.

»Mordioux!« sagte er während des Reitens, »das ist ein neues, und ich hoffe ehrenvolles Amt; ich beklagte mich, daß ich nichts sei; ich bin Vertrauter des Königs. Ein Musketier! das ist, um vor Stolz zu bersten!«

Er näherte sich dem Wagen und vollzog seinen Auftrag als galanter und geistreicher Bote.

Zwei Damen saßen in der Tat im Wagen, die eine von großer Schönheit, obgleich ein wenig mager, die andere minder von der Natur begünstigt, aber beweglich, anmutig und in den leichten Falten ihrer Stirne alle Merkmale des Willens vereinigend.

Ihre lebhaften und durchdringenden Äugen besonders sprachen beredter als alle verliebten Phrasen, welche in jener Zeit der Galanterie guter Ton waren.

An diese wandte sich d'Artagnan, ohne sich zu täuschen, obgleich die andere vielleicht hübscher war.

»Meine Damen,« sagte er, »ich bin der Lieutenant der Musketiere, und es ist auf dem Wege ein Kavalier, der Euch erwartet und Euch seine Huldigung darzubringen wünscht.

Bei diesen Worten, deren Wirkung er neugierig verfolgte, stieß die Dame mit den schwarzen Augen einen Freudenschrei aus, neigte sich aus dem Schlag, streckte, als sie den Reiter herbeisprennen sah, diesem die Arme entgegen und rief:

»Ah! mein teurer Sire!«

Und alsbald entstürzten Tränen ihren Augen.

Der Kutscher hielt seine Pferde an, die Kammerfrauen standen verwirrt im Wagen auf, und die zweite Dame untermalte gleichsam nur eine Verbeugung, welche mit dem ironischsten Lächeln endigte, das je die Eifersucht auf Frauenlippen gezeichnet hat.

»Maria! teure Maria!« rief der König, indem er in seine Hände die Hand der Dame mit den schwarzen Augen nahm.

Und er öffnete selbst den schweren Schlag und zog sie aus dem Wagen mit so viel Eifer, daß sie in seinen Armen lag, ehe sie die Erde berührte.

Auf der andern Seite des Wagens aufgepflanzt, sah und hörte der Lieutenant, ohne bemerkt zu werden.

Der König bot Fräulein von Mancini seinen Arm und hieß die Kutscher und Bedienten durch ein Zeichen weiter fahren.

Es mochte ungefähr sechs Uhr sein; der Weg war frisch und reizend; große Bäume mit Blättern, die noch in ihre goldenen Knospen gewickelt, ließen den wie flüssige Diamanten an ihren bebenden Zweigen hängenden Morgentau herabträufeln; das Gras breitete sich duftend am Fuße der Hecken aus; seit einigen Tagen zurückgekehrt, beschrieben die Schwalben ihr anmutigen krummen Linien zwischen dem Himmel und dem Wasser; ein Morgenwind, den die Waldungen in ihrer Blüte mit Wohlgerüchen schwängerten, strich an dieser Straße hin und faltete die Wasserfläche des Stromes; alle diese Schönheiten des Tages, alle diese Düfte der Pflanzen, alle diese Ausatmungen der Erde gegen den Himmel berauschten die zwei Liebenden, welche auf einander gestützt, Auge in Auge, Hand in Hand, Seite an Seite

einhergingen und, sich durch einen gemeinschaftlichen Wunsch hemmend, nicht zu sprechen wagten, so viele Dinge hatten sie sich zu sagen.

Der Offizier sah, daß das verlassene Pferd hin und herschweifte und Fräulein von Mancini beunruhigte. Er benützte den Vorwand, um sich, das Pferd festhaltend, zu nähern, und ebenfalls zu Fuß zwischen den beiden Rossen, die er führte, verlor er weder ein Wort, noch eine Gebärde der zwei Liebenden!

Fräulein von Mancini fing an und sprach:

»Ah! mein teurer Sire, Ihr verlaßt mich also nicht!«

»Nein,« erwiderte der König; »Ihr seht es wohl, Maria.«

»Man sagte mir doch so oft, kaum wären wir getrennt, so würdet Ihr nicht mehr an mich denken.«

»Teure Maria, bemerkt Ihr heute erst, daß wir von Leuten umgeben sind, die ein Interesse haben, uns zu täuschen?«

»Aber, Sire, diese Reise, diese Verbindung mit Spanien! Man verheirathet Euch!«

Ludwig neigte das Haupt.

Zu gleicher Zeit konnte der Offizier in der Sonne die Blicke von Maria von Mancini, so funkelnd als einen Dolch, der aus der Scheide springt, glänzen sehen.

»Und Ihr habt nichts für unsere Liebe getan?«

»Ah! mein Fräulein, wie könnt Ihr das glauben! Ich habe mich meiner Mutter zu Füßen geworfen, ich habe gebeten, ich habe gefleht! ich habe gesagt, all mein Glück sei in Euch; ich habe gedroht!«

»Nun?« fragte Maria lebhaft.

»Die Königin Mutter schrieb an den Hof nach Rom und man antwortete ihr, eine Heirat zwischen uns hätte keinen Wert und würde vom heiligen Vater für null und nichtig erklärt werden. Als ich endlich sah, daß es keine Hoffnung mehr für uns gab, bat ich, wenigstens meine Heirat mit der Infantin zu verzögern.«

»Dessen unerachtet seid Ihr auf dem Wege, um Ihr entgegenzureisen.«

»Was wollt Ihr! auf meine Bitten, auf mein Flehen, auf meine Tränen antwortete man mir mit der Staatsraison.«

»Nun?«

»Was soll ich machen, mein Fräulein, wenn sich der Wille von so Vielen gegen mich verbindet?«

Nun war die Reihe an Maria, das Haupt zu neigen.

»So werde ich für immer von Euch Abschied nehmen müssen.« sprach sie. »Ihr wisst, daß man mich verbannt, begräbt; Ihr wisst, daß man noch mehr tut, daß man mich auch verheirathet.

Ludwig wurde bleich und fuhr mit einer Hand an sein Herz.

»Hätte es sich nur um mein Leben gehandelt, denn auch ich wurde so heftig verfolgt, so wurde ich nachgegeben haben, aber ich glaubte, es handle sich um das Euerige, mein teurer Sire, und ich kämpfte, um Euch Euer Gut zu erhalten.«

»Oh! ja, mein Gut, meinen Schatz!« flüsterte der König, vielleicht mehr artig, als leidenschaftlich.

»Der Kardinal würde nachgegeben haben,« sprach Maria, »wenn Ihr Euch an ihn gewendet hättet, wenn Ihr in ihn gedrungen wäret. Der Kardinal den König von Frankreich seinen Neffen nennen! begreift Ihr das, Sire! Er hätte Alles hierfür getan, er hätte sogar den Krieg unternommen; sicher, allein zu regieren unter dem doppelten Vorwand, er habe den König erzogen und er habe ihm seine Nichte gegeben, hätte der Kardinal jeden Willen bekämpft, jedes Hindernis niedergeworfen. Oh! Sire, Sire, dafür flehe ich Euch. Ich bin eine Frau und sehe klar in Allem, was Liebe ist.«

Diese Worte brachten auf den König einen seltsamen Eindruck hervor. Es war, als kühlten sie seine Leidenschaft ab, statt sie zu exaltieren. Er ging langsamer und sprach hastig:

»Was wollt Ihr, mein Fräulein, Alles ist gescheitert.«

»Nur Euer Wille nicht, nicht wahr, mein lieber Sire?«

»Ah!« versetzte der König errötend, »habe ich einen Willen?«

Ein schmerzliches: Oh! entschlüpfte Fräulein von Mancini, welche dieses Wort tief verwundete.

»Der König hat keinen andern Willen, als den, welchen ihm die Politik diktiert, welchen ihm die Staatsraison auferlegt.«

»Oh! Ihr habt keine Liebe!« rief Maria, »wenn Ihr mich liebtet, Sire, hättet Ihr einen Willen.«

Während Maria diese Worte sprach, schlug sie ihre Augen

gegen ihren Geliebten auf, der bleicher und entstellter aussah, als ein Verbannter, wenn er auf immer sein Vaterland verlassen soll.

»Klagt mich an,« murmelte der König, »doch sagt nicht, ich liebe Euch nicht.«

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese Worte, die der junge König mit einem sehr wahren und sehr tiefen Gefühl ausgesprochen hatte.

»Ich kann nicht denken, Sire, daß ich Euch morgen, übermorgen nicht mehr sehen soll,« fuhr Maria mit einer letzten Anstrengung fort; »ich kann nicht denken, ich werde meine Tage fern von Paris beschließen, die Lippen eines Greises, eines Unbekannten werden diese Hand berühren, die Ihr in der Eurigen haltet; nein, in der Tat, ich kann nicht an dies Alles denken, mein teurer Sire, ohne daß mein armes Herz vor Verzweiflung zerspringt.«

Und Maria von Mancini zerfloß wirklich in Tränen.

Gerührt drückte der König seinerseits sein Sacktuch an seine Lippen und erstickte ein Schluchzen.

»Seht, die Wagen halten an,« sprach sie; »meine Schwester erwartet mich, die äußerste Stunde ist da: was Ihr entscheidet, ist für das ganze Leben entschieden! Oh! Sire, Ihr wollt also, daß ich Euch verliere? Ihr wollt, Ludwig, daß diejenige, zu der Ihr gesagt habt: ›Ich liebe Euch,‹ einem Andern gehöre, als ihrem König, ihrem Herrn, ihrem Geliebten? Oh! Mut, ein Wort, ein einziges Wort! Specht: Ich will! und mein ganzes Leben ist mit dem Eurigen verkettet, und mein ganzes Herz gehört auf immer Euch.

Der König antwortete nicht.

Maria schaute ihn nun an, wie Dido Aeneas in den elysäischen Feldern anschaute, wild und verächtlich.

»Fahre hin also,« sprach sie, »fahre hin Leben, fahre hin Liebe, fahre hin Himmel!«

Und sie machte einen Schritt, um sich zu entfernen, doch der König hielt sie zurück, ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen darauf; die Verzweiflung trug den Sieg über den Entschluß davon, den er innerlich gefaßt zu haben schien; er ließ auf diese schöne Hand eine von Bedauern brennende Träne fallen, welche Maria beben machte, als ob diese Träne wirklich gebrannt hätte.

Sie sah die feuchten Augen des Königs, seine bleiche Stirne, seine krampfhaften Lippen, und rief mit einem Ausdruck, den nichts wiederzugeben vermöchte:

»Oh! Sire, Ihr seid König, Ihr weint und ich gehe!«

Der König verbarg statt jeder Antwort sein Gesicht in seinem Sacktuch.

Der Offizier stieß etwas wie ein Geschrei aus, das die beiden Pferde erschreckte.

Fräulein von Mancini verließ entrüstet den König, stieg hastig in den Wagen und rief dem Kutscher zu:

»Vorwärts, rasch vorwärts!«

Der Kutscher gehorchte, peitschte seine Pferde und der schwere Wagen erschütterte sich auf seinen kreischenden Achsen, während der König von Frankreich, allein, niedergeschlagen, vernichtet, weder vor sich, noch hinter sich zu schauen wagte.

XIV.

Worin der König und der Lieutenant jeder von ihrem Gedächtnis Probe ablegen.

Als der König, wie alle Verliebte der Welt, lange dem Wagen, der seine Geliebte fortführte, nachgeschaut und ihn am Horizont hatte verschwinden sehen; als er sich hundertmal immer wieder nach derselben Seite umgewandt hatte und es ihm endlich gelungen war, die Aufregung seines Geistes und Herzens ein wenig zu mildern, erinnerte er sich endlich, daß er nicht allein war.

Der Offizier hielt immer noch das Pferd am Zügel und hatte nicht jede Hoffnung verloren, den König auf seinen Entschluß zurückkommen zu sehen.

Es gab noch das Mittel, wieder zu Pferde zu steigen und dem Wagen nachzujagen: man würde durch das Warten nichts verloren haben.

Doch die Einbildungskraft des Lieutenants der Musketiere war zu glänzend und zu reich; sie ließ die des Königs hinter sich, der sich vor einem solchen übermäßigen Luxus wohl hütete.

Er begnügte sich, ganz nahe auf den Offizier zuzugehen, und sagte mit kläglicher Stimme zu diesem:

»Vorwärts . . . es ist beendet . . . zu Pferde.«

Der Offizier ahmte diese Haltung, diese Langsamkeit, diese Traurigkeit nach, und bestieg langsam und traurig sein Pferd. Der König spornte sein Roß, der Lieutenant folgte ihm.

Auf der Brücke wandte sich Ludwig zum letzten Mal um. Geduldig wie ein Gott, der die Ewigkeit vor sich und hinter sich hat, hoffte der Offizier abermals auf eine Rückkehr der Energie. Doch es war vergebens, nichts erschien. Ludwig erreichte die Straße, welche nach dem Schlosse führte, und kam zurück, als es sieben Uhr schlug. Als der König wirklich zurückgekehrt war und der Offizier, der Alles sah, gesehen hatte, wie eine Ecke vom Vorhang am Fenster des Kardinals aufgehoben wurde, stieß er einen gewaltigen Seufzer aus, wie ein Mensch, dem man die engsten Fesseln abnimmt, und sagte mit halber Stimme:

»Ah! mein Offizier, ich hoffe, das ist vorbei!«

Der König rief seinen Kavalier und sprach zu ihm:

»Ich werde vor zwei Uhr Niemand empfangen, versteht Ihr, mein Herr?«

»Sire,« erwiderte der Kavalier, »es ist Jemand da, der vorgelassen zu werden gebeten hat.«

»Wer denn?«

»Euer Lieutenant von den Musketieren.«

»Derjenige, welcher mich begleitet hat?«

»Ja, Sire.«

»Ah!« sagte der König, »laßt ihn eintreten.«

Der Offizier trat ein.

Der König machte ein Zeichen, der Kavalier und der Kammerdiener gingen hinaus.

Ludwig folgte ihnen mit den Augen, bis sie die Türe geschlossen hatten und die Vorhänge wieder hinter ihnen herabgefallen waren.

»Mein Herr,« sprach der König, »Ihr erinnert mich durch Eure Gegenwart an das, was ich Euch zu empfehlen vergessen, nämlich die vollkommenste Verschwiegenheit.«

»Oh! Sire, warum macht sich Eure Majestät die Mühe, mir dergleichen zu empfehlen? Man sieht wohl, daß sie mich nicht kennt.«

»Ja, mein Herr, das ist die Wahrheit. Ich weiß, daß Ihr verschwiegen seid, doch da ich nichts vorgeschrieben hatte . . . «

Der Offizier verbeugte sich und fragte:

»Hat mir Eure Majestät nichts mehr zu sagen?«

»Nein, mein Herr, Ihr könnt Euch entfernen,«

»Werde ich die Erlaubnis erhalten, dies nicht eher zu tun, als bis ich zum König gesprochen habe, Sire?«

»Was habt Ihr mir zu sagen? Erklärt Euch, mein Herr.«

»Sire, eine Sache, ohne Wichtigkeit für Euch, die mich aber ungeheuer interessiert. Verzeiht mir also, daß ich davon rede. Ohne die Dringlichkeit, ohne die Notwendigkeit hätte ich es nie getan, und ich wäre stumm und klein, wie ich es stets gewesen, verschwunden.«

»Wie, verschwunden!«

»Ja.«

»Ich verstehe Euch nicht, mein Herr.«

»Sire, mit einem Wort,« sprach der Offizier, »ich bitte Euch um meinen Abschied.«

Der König machte eine Bewegung des Erstaunens.

»Um Euren Abschied, Ihr, mein Herr? Ich bitte, auf wie lange? ¹«

»Auf immer, Sire.«

»Wie, Ihr wolltet meinen Dienst verlassen, mein Herr?« fragte Ludwig mit einer Bewegung, welche mehr als Erstaunen verriet.

»Sire, ich bedaure, dies tun zu müssen.«

»Unmöglich.«

»Doch, Sire; ich werde alt; seit vier und dreißig bis fünf und dreißig Jahren trage ich den Harnisch; meine armen Schultern sind müde; ich fühle, daß ich den Platz Jüngeren überlassen muß; . . . ich bin nicht vom neuen Jahrhundert; ich habe noch einen Fuß im alten stecken, und daraus geht hervor, daß mich, da meinem Auge Alles fremd ist, Alles in Erstaunen setzt und betäubt. Kurz, ich habe die Ehre, Eure Majestät um meinen Abschied zu bitten.«

»Mein Herr, sprach der König, während er den Offizier anschaute, der seine Kasake mit einer Leichtigkeit trug, um die ihn ein junger Mensch beneidet hätte, »Ihr seid stärker und kräftiger als ich.«

»Oh!« erwiderte der Offizier mit einem Lächeln falscher Bescheidenheit, »Eure Majestät sagt mir das, weil ich noch ein ziemlich gutes Auge und einen ziemlich sichern Fuß habe, weil ich nicht schlecht zu Pferde bin, und weil mein Schnurrbart noch schwarz ist; aber Sire, das ist lauter eitel Ding; das sind lauter Illusionen . . . Schein, Rauch, Sire! Ich sehe noch jung aus, das ist wahr, doch im Grunde bin ich alt, und ehe sechs Monate vergehen, davon bin ich überzeugt, werde ich bresthaft, podagrisch, lahm sein. Also, Sire . . . «

»Mein Herr,« unterbrach ihn der König, »erinnert Euch Eurer Worte von gestern; Ihr sagtet mir auf demselben Platz, auf dem Ihr steht, Ihr erfreut Euch der besten Gesundheit von ganz

Frankreich, Strapazen seien Euch unbekannt, es mache Euch nicht die geringste Sorge, Tage und Nächte an Eurem Posten zuzubringen. Habt Ihr mir das gesagt, ja oder nein? Sucht in Eurem Gedächtnis, mein Herr.«

Der Offizier stieß einen Seufzer aus.

»Sire,« sagte er, »das Alter ist eitel, und man muß wohl den Greisen verzeihen, wenn sie ihr Lob aussprechen, das Niemand mehr ausspricht. Es ist möglich, daß ich dies sagte; doch eine Wahrheit ist es, daß ich müde bin und um meinen Abschied bitte.«

»Mein Herr,« sprach der König, indem er mit einer Gebärde voll jugendlicher Majestät auf den Offizier zuing, »Ihr gebt mir nicht den wahren Grund an; Ihr wollt allerdings meinen Dienst verlassen, aber: Ihr verbergt mir den Beweggrund Eures Rückzugs.«

»Sire, glaubt mir . . . «

»Ich glaube, was ich sehe, mein Herr: ich sehe einen energischen, kräftigen Mann, voll Geistesgegenwart, den besten Soldaten von Frankreich vielleicht, dieser Mann kann mich entfernt nicht überreden, er bedürfe der Ruhe.«

»Ah! Sire,« sprach der Lieutenant mit Bitterkeit, »welche Lobeserhebungen! Eure Majestät macht mich ganz verwirrt! Energisch, kräftig, geistreich, tapfer, der beste Soldat der Armee! Sire, Eure Majestät übertreibt mein geringes Verdienst, so daß ich mich, eine so gute Meinung ich auch von mir habe, in der Tat gar nicht mehr erkenne. Wäre ich eitel genug, nur die Hälfte von den Worten Eurer Majestät zu glauben, so würde ich mich als einen kostbaren, unentbehrlichen Menschen betrachten; ich würde sagen, ein Diener, der so viele und so glänzende Eigenschaften in sich vereinige, sei ein unschätzbares Gut. Sire, nun bin ich aber, ich muß es sagen, heute ausgenommen, meiner Ansicht nach sehr unter meinem Werte geschätzt worden. Ich wiederhole. Eure Majestät übertreibt also.«

Der König faltete die Stirne, denn er sah ein Lächeln bitteren Spottes im Grunde der Worte des Offiziers.

»Nun mein Herr,« sagte er, »greifen wir die Frage offen an. Sprecht, gefällt Euch mein Dienst nicht? Auf, keine Umwege, antwortet keck, freimütig, ich will es.«

Der Offizier, der seit einigen Augenblicken mit ziemlich verlegener Miene seinen Hut in seinen Händen hin und her drehte, erhob das Haupt bei diesen Worten und sprach:

»Oh! Sire, das macht es mir ein wenig leichter. Auf eine Frage, welche so offenherzig gestellt ist, werde ich auch offenherzig antworten. Die Wahrheit sagen ist ein gutes Ding, sowohl wegen des Vergnügens, das man empfindet, wenn man sich das Herz erleichtern kann, als wegen der Seltenheit der Sache. Ich werde also meinem König die Wahrheit sagen, während ich zugleich einem alten Soldaten seine Offenherzigkeit zu verzeihen bitte.«

Der König schaute seinen Offizier mit einer lebhaften Unruhe an, die sich durch die Beweglichkeit seiner Gebärden kundgab.

»Nun wohl, sprecht also,« erwiderte er; »denn ich bin ungeduldig, die Wahrheit zu hören, die Ihr mir zu sagen habt.«

Der Offizier warf seinen Hut auf einen Tisch, und sein schon so verständiges und martialisches Gesicht nahm plötzlich einen seltsamen Charakter von Größe und Feierlichkeit an.

»Sire,« sagte er, »ich verlasse den Dienst des Königs, weil ich unzufrieden bin. Der Knecht darf sich in dieser Zeit achtungsvoll seinem Herrn nähern, wie ich es tue, ihm über seine Arbeit Bericht machen, ihm die Werkzeuge überbringen, ihm Rechenschaft über die Gelder ablegen, die ihm anvertraut worden sind, und sprechen: ›Meister, mein Tagewerk ist abgemacht, bezahlt mich, ich bitte Euch, und trennen wir uns.«

»Mein Herr, mein Herr!« rief der König, purpurrot vor Zorn.

»Ah! Sire,« entgegnete der Offizier, einen Augenblick das Knie beugend, »nie war ein Diener ehrfurchtsvoller, als ich es vor Eurer Majestät bin; nur habt Ihr mir die Wahrheit zu sprechen befohlen. Und nun, da ich sie zu sagen angefangen, muß sie auch zu Tage ausgehen, selbst wenn Ihr mir zu schweigen befehlen würdet.«

Es lag ein solcher Ausdruck von Entschlossenheit in den gefalteten Gesichtsmuskeln des Offiziers, daß ihm Ludwig nicht zu sagen brauchte, er könne fortfahren; er fuhr auch fort, während der König ihn mit einer Mischung von Neugierde und Bewunderung anschaute.

»Sire, es sind, wie gesagt, bald fünf und dreißig Jahre, daß ich dem Hause Frankreich diene; wenig Menschen haben in diesem

Dienste so viel Degen als ich verbraucht, und die Degen, von denen ich spreche, waren gute Degen, Sire. Ich war ein Kind und unwissend in allen Dingen, mit Ausnahme des Mutes, als der König, Euer Vater, in mir einen Mann erriet. Ich war ein Mann, Sire, als der Kardinal von Richelieu, der sich darauf verstand, in mir einen Feind erriet. Sire, die Geschichte dieser Feindschaft der Ameise und des Löwen hättet Ihr von der ersten bis zur letzten Zeile in den geheimen Archiven Eurer Familie lesen können. Wenn Ihr je Lust bekommt, tut es, Sire; es lohnt sich schon der Mühe bei dieser Geschichte, das sage ich Euch. Ihr werdet darin lesen, daß der Löwe, ermüdet, abgemattet, keuchend, endlich Gnade verlangte und, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch begnadigte. Oh! Sire, das war eine schöne Zeit mit Schlachten besät wie eine Epopöe von Tusso oder Ariost! Die Wunder jener Zeit, an welche zu glauben die unsrige sich weigern würde, waren für uns Alltäglichkeiten. Fünf Jahre lang war ich ein Held alle Tage, wenigstens wie mir einige Personen von Verdienst sagten, und, Sire, ein Heldentum von fünf Jahren ist lang. Ich glaube jedoch an das, was mir diese Leute gesagt haben. Man nannte sie Herr von Richelieu, Herr von Buckingham, Herr von Beaufort, Herr von Retz, auch ein tüchtiges Genie, dieser Mann, beim Straßenkrieg! König Ludwig XIII. endlich und sogar die Königin, Eure erhabene Mutter, welche eines Tags: »*Ich danke!*« zu mir zusagen die Gnade hatte! Ich weiß nicht mehr, welchen Dienst ich ihr zu leisten so glücklich gewesen war. Verzeiht mir, Sire, daß ich mich so kühn äußere, doch das, was ich Euch erzähle, ist, Geschichte, wie ich schon Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe.«

Der König biß sich auf die Lippen und warf sich heftig in einen Lehnstuhl.

»Ich bin Eurer Majestät beschwerlich,« sprach der Lieutenant. »Ei! Sire, so ist es mit der Wahrheit, es ist eine raue Gesellin; sie hat lauter eiserne Stacheln und verwundet den, welchen sie berührt, und zuweilen auch den, welcher sie sagt.«

»Nein, mein Herr,« entgegnete der König, »ich habe Euch aufgefordert zu sprechen, sprecht also.

»Nach dem Dienst des Königs und des Kardinals, kam der Dienst der Regentschaft, Sire. Ich habe mich auch gut bei der

Fronde geschlagen; minder gut indessen als das erste Mal.

»Die Menschen singen an kleiner an Gestalt zu werden. Nichtsdestoweniger habe ich die Musketiere Eurer Majestät bei einigen gefährlichen Veranlassungen geführt, welche indessen auf dem Tagesbefehl der Compagnie geblieben sind. Mein Loos war damals ein schönes, ich war der Günstling von Herrn von Mazarin: Lieutenant hier! Lieutenant dort! Lieutenant rechts! Lieutenant links! Es wurde in Frankreich nicht ein Puff ausgetheilt, mit dessen Austeilung man nicht Euren unterthänigen Diener beauftragte; doch bald begnügte sich der Herr Kardinal nicht mehr mit Frankreich; er schickte mich für Rechnung von Herrn Cromwell nach England. Auch ein Herr, der nicht zart war, dafür stehe ich Euch, Sire. Ich habe die Ehre gehabt, ihn kennen zu lernen und vermochte ihn zu würdigen. Man hatte mir viel in Beziehung auf diese Sendung versprochen. Da ich alles Andere tat, nur das nicht, womit man mich beauftragt hatte, so wurde ich auch großmüthig belohnt, denn man ernannte mich endlich zum Kapitän der Musketiere, nämlich man verlieh mir die beneidetste Stelle des Hofes, die, welche den Vortritt vor den Marschällen von Frankreich gibt: und das ist Gerechtigkeit, denn wer Kapitän der Musketiere sagt, sagt die Blüte der Soldaten und der König der Braven!«

»Kapitän, mein Herr?« entgegnete der König, »Ihr irrt Euch, Lieutenant wollt Ihr sagen.«

»Nein, Sire, ich irre mich nie; Eure Majestät verlasse sich in diesem Punkte auf mich: Herr von Mazarin hat mir das Patent gegeben.«

»Nun?«

»Aber Herr von Mazarin, Ihr wisst das besser, als irgend Jemand, gibt nicht oft und nimmt zuweilen wieder, was er gibt; er nahm es mir wieder, als der Friede geschlossen war und er meiner nicht mehr bedurfte. Ich war allerdings nicht würdig, Herrn von Treville, erhabenen Andenkens, zu ersetzen, aber man hatte mir am Ende versprochen, man hatte mir gegeben und mußte dabei bleiben . . . «

»Das ist es, was Euch unzufrieden macht, mein Herr? Wohl! ich werde Erkundigungen einziehen; ich liebe die Gerechtigkeit und Eure Reklamation, obgleich militärisch gemacht, mißfällt mir

nicht.«

»Oh! Sire,« erwiderte der Offizier, »Eure Majestät hat mich schlecht verstanden; ich reclamiere nun nichts mehr.«

»Übermaß von Zartgefühl, mein Herr; ich werde auf Eure Angelegenheiten mein besonderes Augenmerk haben, und später . . . «

»Oh! Sire, welch ein Wort! später! seit dreißig Jahren lebe ich auf dieses Wort voll Güte, das von so vielen hohen Personen ausgesprochen worden ist, und das nun auch Euer Mund ausspricht. Später! so habe ich zwanzig Wunden bekommen, und so bin ich vierundfünfzig Jahre alt geworden, ohne je einen Louis d'or in meiner Börse zu besitzen und ohne je einen Beschützer auf meinem Wege gefunden zu haben, ich, der ich so viele Leute beschützte! Ich verändere auch die Formel, Sire, und wenn man zu mir sagt: *Später*, so antworte ich nur: *Sogleich*. Ich verlange Ruhe, Sire, man kann sie mir wohl bewilligen, denn das wird Niemand etwas kosten.«

»Mein Herr, ich habe diese Sprache nicht erwartet, besonders nicht von Seiten eines Mannes, der stets bei Großen gelebt hat. Ihr vergeßt, daß Ihr mit dem König, daß Ihr mit einem Edelmann sprecht, der, wie ich denke, von so gutem Hause ist, als Ihr, und wenn ich sage später, so ist es eine Gewißheit.«

»Ich zweifle nicht daran, Sire; doch hört das Ende der furchtbaren Wahrheit, die ich Euch zu sagen hatte: sähe ich auf diesem Tische den Marschallsstab, das Schwert des Connetable, die Krone von Polen, so würde ich, das schwöre ich Euch statt *später* abermals sagen: *sogleich*. Oh! entschuldigt mich, Sire, ich bin aus dem Lande Eures Großvaters, Heinrich IV.: ich sage nicht oft, aber wenn ich sage, so sage ich Alles.«

»Die Zukunft meiner Regierung reizt Euch wenig, wie es scheint, mein Herr,« sprach Ludwig mit stolzem Tone.

»Vergessenheit, überall Vergessenheit,« rief der Offizier voll Adel, »der Herr hat den Diener vergessen, und der Diener ist nun dahin gebracht, daß er den Herrn vergessen muß. Ich lebe in einer unglücklichen Zeit, Sire! ich sehe die Jugend voll Entmutigung und Furcht, ich sehe sie schüchtern und entblößt, während sie reich und mächtig sein müßte, So öffne ich zum

Beispiel gestern Abend die Türe des Königs von Frankreich einem König von England, dessen Vater ich, der Schwache, beinahe das Leben gerettet hätte, wäre nicht Gott gegen mich gewesen, Gott, der seinen Auserwählten Cromwell inspirierte! Ich öffne, sage ich, diese Türe, nämlich den Palast eines Bruders einem Bruder, und sehe, hört, Sire, das schnürt mir das Herz zusammen! und sehe den Minister dieses Königs den Geächteten fortjagen und seinen Herrn dadurch demütigen, daß er einen andern König, seines Gleichen, zum Elend verdammt; ich sehe meinen Fürsten, der jung, schön, brav ist, der den Mut im Herzen und den Blitz in den Augen hat, ich sehe ihn vor einem Priester zittern, der über ihn hinter den Vorhängen seines Alkoven spottet, wo er alles Gold von Frankreich an sich zieht, das er sodann in unbekanntenen Kisten verschlossen hält. Ja, ich verstehe Euren Blick, Sire. Ich werde keck bis zum Wahnsinn; doch was wollt Ihr! ich bin ein Alter, und ich sage Euch, meinem König, Dinge, die ich demjenigen, welcher sie in meiner Gegenwart ausspräche, in die Kehle zurückstoßen würde. Ihr habt mir auch befohlen, den Grund meines Herzens vor Euch auszuleeren, und ich ergieße zu den Füßen Eurer Majestät die Galle, die ich seit dreißig Jahren angehäuft habe, wie ich all mein Blut vergösse, wenn es mir Eure Majestät befehlen würde.«

Der König wischte, ohne ein Wort zu sagen, den kalten Schweiß ab, der gleichsam in Wellen von seinen Schläfen floß.

Die Minute des Stillschweigens, welche auf diesen heftigen Ausfall folgte, stellte für den, der gesprochen, und für den, der gehört hatte, Jahrhunderte des Leidens dar.

»Mein Herr,« sagte endlich der König, »Ihr habt das Wort Vergessenheit ausgesprochen; ich habe nur dieses Wort gehört und werde also auch nur dieses beantworten. Andere konnten vergeßlich sein, ich bin es nicht, und zum Beweise dient, daß ich mich eines Tags des Aufruhrs, eines Tags erinnere, wo das Volk, wütend und brüllend wie das Meer, in das Palais-Royal eindrang, eines Tags endlich, wo ich mich stellte, als schliefe ich in meinem Bett, während ein einzelner Mann, mit entblößtem Schwert hinter dem Bettvorhang verborgen, über meinem Leben wachte, bereit, für mich das seinige zu wagen, wie er es zwanzigmal für die Glieder meiner Familie gewagt hatte. Sprecht, hieß der Edelmann,

den ich damals nach seinem Namen fragte nicht Herr d'Artagnan?«

»Eure Majestät hat ein gutes Gedächtnis,« erwiderte kalt der Offizier.

»Ihr seht, mein Herr,« fuhr der König fort, »Ihr seht, was ich, wenn ich solche Erinnerungen aus der Kindheit habe, im Alter des Verstandes ansammeln kann.«

»Eure Majestät ist von Gott reich ausgestattet worden.« sprach der Offizier mit demselben Ton.

»Laßt hören, Herr d'Artagnan,« fuhr Ludwig mit einer fieberhaften Aufregung fort, »werdet Ihr nicht auch so geduldig sein, als ich bin? werdet Ihr nicht tun, was ich tue?«

»Und was tut Ihr, Sire?«

»Ich warte.«

»Eure Majestät kann das, weil sie jung ist; ich, Sire, ich habe keine Zeit, zu warten! das Alter steht vor meiner Türe und der Tod folgt ihm, bis in den Grund meines Hauses schauend; Eure Majestät beginnt das Leben; sie ist voll von Hoffnung und zukünftigem Glück; aber ich, Sire, ich bin am andern Ende des Horizonts, und wir stehen so fern von einander, daß ich nie Zeit hätte, zu warten, bis Eure Majestät zu mir käme.«

Ludwig ging einmal im Zimmer auf und ab, stets diesen Schweiß abtrocknend, der die Ärzte sehr erschreckt haben mußte, hätten die Ärzte den König in einem solchen Zustand sehen können.

»Es ist gut, mein Herr,« sagte sodann Ludwig XIV. mit stolzem Tone; »Ihr wünscht Euren Abschied? Ihr sollt ihn haben. Ihr bietet mir Eure Entlassung vom Grade eines Lieutenants der Musketiere an?«

»Ich lege sie unterthänig zu den Füßen Eurer Majestät nieder.«

»Das genügt. Ich werde Befehl geben, daß man Euch in Ruhestand versetzt.«

»Ich werde Eurer Majestät tausendfach hierfür verbunden sein.«

»Mein Herr,« sprach der König mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst, »ich glaube, daß Ihr einen guten Herrn verliert.«

»Und ich, Sire, ich weiß es gewiß.«

»Werdet Ihr je einen ähnlichen finden?«

»Oh! Sire, ich weiß wohl, daß Eure Majestät einzig in der Welt ist; ich werde auch fortan bei keinem König der Erde mehr Dienst nehmen und keinen andern Herrn haben, als mich selbst.«

»Ihr sagt es?«

»Ich schwöre es Eurer Majestät.«

»Ich nehme Euch beim Wort, mein Herr.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Und Ihr wisst, daß ich ein gutes Gedächtnis habe,« fügte der König bei.

»Ja, Sire, und dennoch wünschte ich, daß dieses Gedächtnis Eure Majestät zu dieser Stunde verliesse, damit sie das Elend vergäße, das ich vor ihren Augen auszubreiten genötigt gewesen bin. Seine Majestät steht so hoch über den Armen und Kleinen, daß ich Hoffnung habe.«

»Meine Majestät, mein Herr, wird es machen wie die Sonne, welche Alles sieht, Große und Kleine, Reiche und Arme, dem Einen den Glanz, dem Andern die Wärme, Allen das Leben verleihend. Gott befohlen, Herr d'Artagnan; Gott befohlen, Ihr seid frei.«

Und mit einem heiseren Schluchzen, das sich in seiner Kehle verlor, trat der König rasch in das anstoßende Zimmer.

D'Artagnan aber nahm seinen Hut von dem Tisch, auf den er ihn geworfen hatte, und ging hinaus.

Drittes bis Sechstes Bändchen.

I.

Der Geächtete.

D'Artagnan war noch nicht unten an der Treppe, als der König seinem Kavalier rief und zu ihm sagte:

»Ich habe Euch einen Auftrag zu geben, mein Herr.«

»Ich bin zu Eurer Majestät Befehlen.«

»So wartet also.«

Und der König schrieb folgenden Brief, der ihn mehr als einen Seufzer kostete, obschon zu gleicher Zeit etwas wie das Gefühl des Triumphes in seinen Augen glänzte:

»Herr Kardinal,

»Mit Hilfe Eurer guten Ratschläge und besonders Eurer Festigkeit, bin ich im Stande gewesen, eine eines Königs unwürdige Schwäche zu besiegen und zu bezähmen. Ihr habt mein Schicksal zu geschickt geordnet, als daß mich nicht die Dankbarkeit in dem Augenblick, wo ich Euer Werk zu zerstören im Begriff war, hätte zurückhalten sollen. Ich begriff, daß ich Unrecht hatte, mein Leben von dem Weg, den Ihr ihm vorgezeichnet, abbringen zu wollen. Es wäre unleugbar ein Unglück für Frankreich und für meine Familie gewesen, würde ein Missverständnis zwischen mir und meinem Minister zum Ausbruch gekommen sein.

»Das wäre jedoch sicherlich geschehen, hätte ich Eure Nichte zu meiner Frau gemacht; ich begreife das vollkommen und werde mich fortan in keiner Hinsicht der Erfüllung meines Geschickes entgegensetzen. Ich bin also bereit, die Infantin Maria Theresia zu heiraten, und Ihr könnt sogleich den Zeitpunkt für die Eröffnung der Unterhandlungen bestimmen.

»Euer wohlgewogener

»Ludwig.«

Der König las seinen Brief noch einmal und siegelte ihn sodann selbst.

»Diesen Brief dem Herrn Kardinal,« sagte er.

Der Kavalier entfernte sich. An der Türe von Mazarin traf er Bernouin, der voll Angst wartete.

»Nun?« fragte der Kammerdiener des Ministers.

»Mein Herr,« sagte der Kavalier, »hier ist ein Brief für Seine Eminenz.«

»Ein Brief! Ah! wir warteten darauf nach dem kleinen Ausflug von diesem Morgen.«

»Ah! Ihr wusstet, daß Seine Majestät . . . «

»In unserer Eigenschaft als erster Minister haben wir die amtliche Verpflichtung, Alles zu wissen. Und Seine Majestät bittet, fleht, denke ich?«

»Ich weiß nicht, doch sie hat oft geseufzt, während sie den Brief schrieb.«

»Ja, ja, ja, wir wissen, was das besagen will. Man seufzt aus Glück wie aus Kummer, mein Herr.«

»Der König hatte indessen bei seiner Rückkehr nicht die Miene eines sehr glücklichen Menschen.«

»Ihr werdet nicht gut gesehen haben. Überdies habt Ihr den König nur bei seiner Rückkehr gesehen, da er von seinem Lieutenant der Musketiere allein begleitet war. Ich aber, ich hatte das Fernrohr Seiner Eminenz und ich schaute, wenn sie sich ermüdet fühlte. Beide weinten, dessen bin ich sicher.«

»Nun! geschah es auch aus Glück, daß sie weinten?«

»Nein, aus Liebe, und sie schworen sich tausend zärtliche Dinge, die der König von ganzer Seele zu halten verlangt. Dieser Brief aber ist ein Anfang der Ausführung.«

»Und was denkt Seine Eminenz von dieser Liebe, welche für Niemand ein Geheimnis ist?«

Bernouin nahm den Boten von Ludwig am Arm und erwiderte mit halber Stimme, während er mit ihm die Treppe hinausstieg:

»Im Vertrauen gesagt, Seine Eminenz rechnet auf einen günstigen Ausgang dieser Angelegenheit. Ich weiß wohl, daß wir

Krieg mit Spanien bekommen werden. Doch bah! der Krieg wird den Adel zufrieden stellen. Der Herr Kardinal wird seine Nichte königlich, und sogar mehr als königlich ausstatten. Es wird Geld, Feste und Schläge geben; Jedermann wird zufrieden sein.«

»Nun!« sagte der Kavalier den Kopf schüttelnd, »mir kommt dieser Brief sehr leicht vor, wenn er dies Alles enthalten soll.«

»Freund,« entgegnete Bernouin, »ich bin dessen, was ich sage, sicher: Herr d'Artagnan hat mir Alles erzählt.«

»Gut! und was hat er gesagt? laßt hören.«

»Ich habe ihn angeredet, um mich bei ihm im Auftrag des Kardinals zu erkundigen, doch wohl verstanden, ohne ihm unsere Absichten zu entdecken, denn Herr d'Artagnan ist ein seiner Spürhund.

»Mein lieber, Herr Bernouin,« hat er geantwortet, »der König ist wahnsinnig in Fräulein von Mancini verliebt. Das ist Alles, was ich Euch sagen kann.«

»Wie!« fragte ich, »dergestalt, daß Ihr glaubt, er wäre fähig, sich über die Pläne Seiner Eminenz wegzusetzen?«

»Ah! fragt mich nicht, ich glaube, daß der König zu Allem fähig ist. Er hat einen eisernen Kopf, und was er will, will er sehr. Hat er sich in den Kopf gesetzt, Fräulein von Mancini zu heiraten, so wird er sie auch heiraten.«

»Und hiernach verließ er mich und ging in den Stall, nahm ein Pferd, sattelte es selbst, schwang sich darauf und jagte fort, als ob ihn der Teufel holte.«

»Und so glaubt Ihr? . . . «

»Ich glaube, daß der Herr Lieutenant von den Musketieren mehr wusste, als er sagen wollte.«

»Es ist also Eure Ansicht, daß Herr d'Artagnan . . . «

»Aller Wahrscheinlichkeit nach folgt er in größter Eile den Verbannten, um alle ersprießlichen Schritte für den günstigen Erfolg der Liebe des Königs zu tun.«

So plaudernd kamen die zwei Vertrauten vor die Türe des Kabinetts Seiner Eminenz. Der Kardinal hatte die Gicht nicht mehr; er ging voll Angst in seinem Zimmer auf und ab, horchte auf die Türen und schaute nach den Fenstern.

Bernouin trat ein, gefolgt von dem Kavalier, der vom König

Befehl hatte, den Brief Seiner Eminenz eigenhändig zu übergeben. Mazarin nahm den Brief, doch ehe er in öffnete, komponierte er sich ein den Umständen angemessenes Lächeln, ein bequemes Mittel, die Gemütsbewegungen, welcher Art sie auch sein mochten, zu verbergen. Auf diese Weise konnte der Eindruck, den der Brief auf ihn hervorbrachte, sich nicht durch den mindesten Reflex auf seinem Gesichte verraten.

»Gut,« sagte er, als er den Brief gelesen und noch einmal gelesen hatte, »vortrefflich, mein Herr; meldet dem König, daß ich ihm für seinen Gehorsam gegen die Wünsche der Königin Mutter danke, und daß ich Alles tun werde, um seinen Willen in Erfüllung zu bringen.«

Der Kavalier ging ab. Kaum war die Türe geschlossen, als der Kardinal, der für Bernouin keine Maske hatte, diejenige abwarf, welcher er sich einen Augenblick zu Verhüllung seiner Physiognomie bedient hatte, und mit seinem düstersten Ausdruck zu seinem Kammerdiener sagte:

»Ruft mir Herrn von Brienne.«

Nach fünf Minuten trat der Sekretär ein.

»Mein Herr,« sprach Mazarin, »ich habe der Monarchie einen großen Dienst geleistet, den größten, den ich ihr vielleicht je geleistet. Ihr werdet diesen Brief, der dies beglaubigt, zu Ihrer Majestät der Königin Mutter bringen, und wenn sie ihn Euch zurückgegeben hat, legt Ihr ihn in den Carton B, der von Dokumenten und Akten bezüglich auf meinen Dienst voll ist.«

Brienne trat wieder ab, und da dieser so interessante Brief entsiegelt war, so verfehlte er nicht, ihn unter Weges zu lesen. Es versteht sich von selbst, daß Bernouin, der mit aller Welt gut stand, nahe genug auf den Sekretäre zutrat, um über seine Schulter lesen zu können. Die Nachricht verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit im Schloß, daß Herr von Mazarin einen Augenblick befürchtete, sie könnte zu den Ohren der Königin gelangen, ehe Herr von Brienne ihr den Brief von Ludwig XIV. überreicht hätte. Ein paar Minuten nachher waren alle Befehle zum Ausbruch erteilt und Herr von Condé, der den König bei seinem angeblichen Lever begrüßt hatte, schrieb in seine Tabletten die Stadt Poitiers als Aufenthalts- und Ruheort für Ihre Majestäten ein.

So entwickelte sich in einigen Augenblicken eine Intrige, welche auf eine dumpfe Weise alle Diplomaten Europas beschäftigt hatte. Sie hatte indessen keinen andern klaren und scharf sich herausstellenden Erfolg, als daß ein armer Lieutenant der Musketiere seine Stelle und seine Anwartschaft auf erfreulichere Glücksumstände verlor, wogegen er aber seine Freiheit gewann.

Wir werden bald erfahren, wie Herr d'Artagnan diese Freiheit benützte. Für jetzt müssen wir, wenn es uns der Leser erlauben will, nach dem Gasthause zu den Medicis zurückkehren, in welchem sich ein Fenster in dem Augenblick öffnete, wo im Schloß die Befehle zur Abreise des Königs gegeben wurden.

Dieses Fenster, das sich öffnete, war das von einem der Zimmer von Karl. Den Kopf in seinen beiden Händen und die Ellenbogen auf einem Tisch, hatte der unglückliche König die Nacht in Tränen hingebacht, während der alte, schwächliche Parry, müde an Körper und Geist, in einem Winkel eingeschlafen war. Er hatte ein seltsames Schicksal, dieser getreue Diener, der bei der zweiten Generation die schreckliche Reihenfolge von Unglücksfällen, die auf der ersten gelastet, wieder anfangen sah. Als Karl II. die neue Niederlage, die er erlitten, wohl überdacht, als er die völlige Vereinzelung begriffen hatte, in die er, da seine neuste Hoffnung abermals entschwunden, versunken war, da ergriff ihn ein Schwindel und er fiel rückwärts in den Lehnstuhl, auf dessen Rand er gesessen hatte.

Nun aber bekam Gott Mitleid mit dem unglücklichen Prinzen und sandte ihm den Schlaf, den unschuldigen Bruder des Todes. Er weckte ihn erst um halb sieben Uhr, als die Sonne bereits in sein Zimmer schien und Parry, unbeweglich, aus Furcht, ihn aufzuwecken, mit tiefem Schmerz die schon durch das Wachen geröteten Augen, die schon durch das Leiden und die Entbehrungen gebleichten Wangen betrachtete.

Endlich erwachte Karl beim Lärmen einiger schweren Wagen, welche gegen die Loire hinabfuhr. Er stand auf, schaute umher wie ein Mensch, der Alles vergessen hat, erblickte Parry, drückte ihm die Hand und befahl ihm, die Rechnung mit Meister Cropole in Ordnung zu bringen. Genötigt, mit Parry zu rechnen, entledigte sich Meister Cropole dieses Geschäftes als ein ehrlicher Mann, was nicht zu leugnen ist; er machte nur seine gewöhnlichen

Bemerkungen, nämlich daß die zwei Reisenden nichts gegessen, was ein doppelter Nachtheil für sein Haus sei, einmal, weil es demütigend für seine Küche erscheinen müsse, und dann, weil es ihn nötige, den Preis für ein Mahl zu verlangen, das unbenutzt geblieben, darum aber nicht minder verloren gehe. Parry wusste nichts hiergegen zu bemerken und bezahlte.

»Ich hoffe,« sagte der König, »es wird nicht dasselbe bei den Pferden der Fall gewesen sein . . . Ich ersehe aus Eurer Rechnung nicht, daß sie gefressen haben, und es wäre ein Unglück für Reisende, denen eine lange Reise bevorsteht, geschwächte Pferde zu finden.«

Doch bei diesem Zweifel nahm Cropole seine majestätische Miene an und erwiderte, die Krippe der Medicis sei nicht minder gastfreundlich, als ihre Speisekammer.

Der König stieg also zu Pferde. Sein alter Diener tat dasselbe, und Beide schlugen den Weg nach Paris ein, beinahe ohne daß sie irgend Jemand in den Straßen und in den Vorstädten der Stadt begegneten.

Für den Prinzen war der Schlag um so grausamer, als eine neue Verbannung darin lag. Die Unglücklichen hängen sich an die kleinsten Hoffnungen an, wie die Glücklichen an das größte Glück, und wenn sie den Ort, wo diese Hoffnung ihrem Herzen geschmeichelt hat, verlassen müssen, fühlen sie den tödlichen Kummer, den der Verbannte fühlt, wenn er den Fuß auf das Schiff setzt, das ihn in die Verbannung fortführen soll. Das schon oft verwundete Herz leidet offenbar bei dem geringsten Stich: es betrachtet wie ein Gut die augenblickliche Abwesenheit des Übels, welche nur die Abwesenheit des Schmerzes allein ist; in das gräßlichste Unglück hat Gott die Hoffnung geworfen, wie jenen Wassertropfen, den der böse Reiche in der Hölle von Lazarus forderte.

Einen Augenblick war die Hoffnung von Karl II. mehr als eine flüchtige Freude gewesen. Dies war so, als er sich von seinem Bruder Ludwig gut aufgenommen sah. Da hatte sie einen Körper angenommen und sich zur Wirklichkeit gestaltet; dann aber hatte plötzlich wieder die Weigerung von Mazarin die scheinbare Wirklichkeit in den Zustand eines Traumes versenkt. Das so bald von Ludwig XIV. zurückgenommene Versprechen war nur ein

Hohn gewesen. Ein Hohn wie seine Krone, wie sein Scepter, wie seine Freunde, wie Alles, was seine königliche Kindheit umgeben und seine geächtete Jugend verlassen hatte. Hohn! Alles war Hohn für Karl II. außer der kalten, schwarzen Ruhe, die ihm der Tod versprach.

Dies waren die Gedanken des unglücklichen Prinzen, als er über sein Roß gebeugt, dem er die Zügel überließ, unter der warmen, milden Sonne des Monats Mai hinritt, in der die finstere Menschenfeindlichkeit des Verbannten eine letzte Verspottung seines Schmerzes sah.

II.

Remember!

Ein Reiter, der rasch auf der Straße, welche gegen Blois hinaufführte, einherkam, kreuzte die zwei Reisenden und lüpfte, so große Eile er auch hatte, seinen Hut, als er an ihnen vorüberritt. Der König merkte kaum auf diesen jungen Mann, denn der Reiter, der sie kreuzte, war ein junger Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, der sich zuweilen umwandte und freundschaftliche Zeichen einem andern Mann machte, welcher vor dem Gitter eines schönen Hauses stand: dieses Haus war weiß und rot, nämlich von Backstein und Stein, hatte ein Schieferdach und lag links von der Straße, der der Prinz folgte.

Dieser Mann, ein großer, magerer Greis mit weißen Haaren, — wir sprechen von demjenigen, welcher bei dem Gitter stand, — erwiderte die Zeichen, die ihm der jüngere machte, durch Zeichen des Abschieds so zärtlich, als ob es sein Vater gewesen wäre. Der junge Mann verschwand am Ende bei der ersten Biegung der mit schönen Bäumen besetzten Straße, und der Greis schickte sich an, in das Haus zurückzukehren, als die zwei Reisenden, welche bis vor das Gitter gekommen waren, seine Aufmerksamkeit erregten.

Der König ritt, wie gesagt, den Kopf gesenkt, die Arme träge, im Schritt einher und überließ sich beinahe ganz der Laune seines Pferdes, während Parry hinter ihm, um von dem warmen Einfluß der Sonne besser durchdrungen zu werden, seinen Hut abgenommen hatte und seine Blicke rechts und links vom Weg umherschweifen ließ. Seine Augen begegneten denen des Greises, der am Gitter lehnte und, als ob er von einem seltsamen Schauspiel berührt worden wäre, einen Schrei ausstieß und einen Schritt gegen die zwei Reisenden machte.

Von Parry gingen seine Augen unmittelbar auf den König über, auf den er sie einige Sekunden lang heftete. Diese prüfende Beschattung, so rasch sie auch war, hatte sogleich auf eine sichtbare Weise einen Widerschein auf den Zügen des langen

Greises zur Folge. Denn kaum hatte er den jüngeren von den Reisenden erkannt, und wir sagen erkannt, denn nur ein bestimmtes, wirkliches Erkennen vermochte einen solchen Act zu erklären, kaum, sagen wir, hatte er den jüngeren von den zwei Reisenden erkannt, als er zuerst mit einem ehrfurchtsvollen Erstaunen die Hände faltete, sodann seinen Hut vom Kopfe nahm und sich so tief verbeugte, daß man hätte glauben sollen, er wolle niederknien.

Diese Kundgebung, so zerstreut, oder vielmehr so sehr der König auch in seine Gedanken versunken war, erregte sogleich seine Aufmerksamkeit.

Karl hielt sein Pferd an, wandte sich gegen Parry um und sagte:
»Mein Gott! Parry, wer ist denn dieser Mensch der mich so grüßt? Sollte er mich zufällig kennen?«

Ganz bewegt, ganz bleich, war Parry schon auf das Gitter zugeritten.

»Ah! Sire,« sagte er, indem er plötzlich fünf bis sechs Schritte von dem Greis, welcher wirklich niedergekniet war, sein Pferd anhielt, »Sire, Ihr seht mich ganz erstaunt, denn mir scheint, ich erkenne diesen braven Mann. Ja wohl! er ist es. Erlaubt mir Eure Majestät, daß ich mit ihm spreche?«

»Gewiß.«

»Seid Ihr es denn, Herr Grimaud?« fragte Parry.

»Ja, ich bin es,« erwiderte der lange Greis, indem er sich erhob, jedoch ohne etwas von seiner ehrerbietigen Haltung zu verlieren.

»Sire« sprach nun Parry, »ich täuschte mich nicht, dieser Mann ist der Diener des Grafen de la Fère, und der Graf de la Fère ist, wenn Ihr Euch entsinnt, der würdige Edelmann, von dem ich so oft mit Eurer Majestät gesprochen habe, daß die Erinnerung an ihn nicht nur in ihrem Geiste, sondern auch in ihrem Herzen zurückgeblieben sein muß.«

»Es ist der, welcher meinem Vater in seinen letzten Augenblicken beistand?« fragte Karl.

Und er bebte sichtbar bei dieser Erinnerung.

»Ganz richtig, Sire.«

»Ach! seufzte Karl.

Dann sich an Grimaud wendend, dessen lebhafteste, gescheite

Augen, wie es schien, in seinem Geist zu lesen suchten, fragte er:

»Mein Freund, sollte Euer Gebieter, der Herr Graf de la Fère, in dieser Gegend wohnen?«

»Dort,« antwortete Grimaud und bezeichnete mit seinem rückwärts ausgestreckten Arm das Gitter des weiß und roten Hauses.

»Und der Herr Graf de la Fère ist in diesem Augenblick zu Hause?«

»Hinten, unter den Kastanienbäumen.«

»Parry.« sagte der König, »ich will sie nicht versäumen, diese für mich so kostbare Gelegenheit, dem Edelmann zu danken, dem unser Haus für ein so schönes Beispiel von Ergebenheit und Großmut verpflichtet ist. Ich bitte Euch, haltet mein Pferd. Freund.«

Und der König warf den Zügel Grimaud zu und trat ganz allein bei Athos wie bei seines Gleichen ein. Karl war durch die so bündige Erklärung von Grimaud unterrichtet, — hinten unter den Kastanienbäumen; er ließ also das Haus links und ging gerade auf die bezeichnete Allee zu. Die Sache war leicht; die Gipfel dieser schon mit Blättern und Blüten bedeckten Bäume überragten die von allen andern.

Als er unter die abwechselnd beleuchteten und düsteren Rauten kam, welche den Boden dieser Allee je nach den Launen ihres mehr oder minder belaubten Gewölbes verschiedenartig erscheinen ließen, erblickte der junge Prinz einen Herrn, der, die Hände auf dem Rücken, spazieren ging und in eine heitere Träumerei versunken zu sein schien. Ohne Zweifel hatte er sich oft wiederholen lassen, wie dieser Edelmann war, denn ohne zu zögern, ging Karl II. gerade auf ihn zu. Bei dem Geräusch seiner Tritte erhob der Graf de la Fère das Haupt, und als er sah, daß ein Unbekannter von edlem Anstand auf ihn zuschritt, lüpfte er seinen Hut und wartete. Einige Schritte von ihm nahm Karl II. ebenfalls seinen Hut in die Hand und sagte, als wollte er die stumme Frage des Grafen beantworten:

»Herr Graf, ich komme, um eine Pflicht bei Euch zu erfüllen. Seid langer Zeit habe ich Euch den Ausdruck einer tiefen Dankbarkeit zu überbringen. Ich bin Karl II., Sohn von Karl Stuart,

der über England regierte und auf dem Schafott starb.«

Bei diesem erhabenen Namen fühlte Athos einen Schauer seine Adern durchlaufen, und bei dem Anblick des jungen Prinzen, der entblößt vor ihm stand und ihm die Hand reichte, trübten zwei Tränen ein paar Sekunden lang das durchsichtige Azur seiner schönen Augen.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll; doch der Prinz nahm ihn bei der Hand und sprach:

»Seht, wie unglücklich ich bin, Herr Graf; es bedurfte des Zufalls, um mich in Eure Nähe zu bringen. Ach! müßte ich nicht die Leute, die ich liebe und ehre, bei mir haben, während ich darauf beschränkt bin, ihre Dienste in meinem Herzen und ihre Namen in meinem Gedächtnis zu behalten, so daß ich ohne Euren Diener, der den meinigen erkannte, vor Eurem Hause wie vor dem eines Fremden vorübergeritten wäre.«

»Es ist wahr,« sagte Athos, der mit der Stimme den ersten Teil der Worte des Prinzen und mit einer Verbeugung den zweiten erwiderte; »es ist wahr, Eure Majestät hat sehr schlimme Tage gesehen.«

»Und die schlimmsten werden leider vielleicht erst kommen!« sprach Karl.

»Sire, hoffen wir.«

»Graf, Graf!« fuhr Karl den Kopf schüttelnd fort, »ich habe bis gestern Abend gehofft, und zwar wie ein guter Christ, das schwöre ich Euch.«

Athos schaute den König an, als wollte er ihn befragen.

»Oh! die Geschichte ist leicht zu erzählen,« sagte Karl II. »Geächtet, von Allem entblößt, verachtet, entschloß ich mich, trotz meines tiefen Widerwillens, das Glück zum letzten Male zu versuchen. Steht es nicht da oben geschrieben, für unsere Familie werde alles Glück und alles Unglück ewig von Frankreich kommen! Ihr wisst etwas davon, Ihr, mein Herr, der Ihr einer von den Franzosen seid, die mein unglücklicher Vater am Fuße seines Schafotts an seinem Todestag fand, nachdem er sie an den Schlachttagen zu seiner Rechten gefunden hatte.«

»Sire,« erwiderte Athos bescheiden, »ich war nicht allein, und meine Gefährten und ich haben unter diesen Umständen nur

einfach unsere Pflicht als Edelleute getan. Doch Eure Majestät wollte mir die Ehre erweisen, mir zu erzählen . . . «

»Es ist wahr. Ich hatte die Protektion . . . verzeiht mein Zögern, doch für einen Stuart, wie Ihr leicht begreifen werdet, Ihr, der Ihr Alles begreift, ist es hart, das Wort auszusprechen; ich hatte, sage ich, die Protektion meines Veters, des Stadhouders von Holland; aber ohne den Dazwischentritt oder wenigstens ohne die Genehmigung von Frankreich will der Stadhouder nicht die Initiative ergreifen. Ich kam also, um den König von Frankreich um diese Genehmigung zu bitten, die er mir verweigerte.«

»Er hat sie Euch verweigert, Sire?«

»Oh! nicht er; ich muß meinem Bruder Ludwig jede Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht er, sondern Mazarin.«

Athos biß sich auf die Lippen.

»Ihr findet vielleicht, ich hätte auf diese Weigerung gefaßt sein müssen,« sagte der König, der die Bewegung bemerkt hatte.

»Das war in der Tat mein Gedanke, Sire,« erwiderte ehrfurchtsvoll der Graf; »ich kenne diesen Italiener seit langer Zeit.«

»Da beschloß ich, die Sache bis zum Ende zu treiben und sogleich das letzte Wort meines Verhängnisses zu erfahren; ich sagte meinem Bruder Ludwig, um weder Frankreich, noch Holland zu kompromittieren, würde ich das Glück selbst versuchen, wie ich es schon getan, mit zweihundert Edelleuten, wenn er mir sie geben, und mit einer Million, wenn er mir sie leihen wollte.«

»Nun, Sire?«

»Mein Herr, ich fühle in diesem Augenblick etwas Seltsames, das ist die Genugtuung der Verzweiflung. Es liegt für gewisse Seelen, und ich habe nun bemerkt, daß die meinige zu dieser Zahl gehört, eine wirkliche Genugtuung in der Sicherheit darüber, daß Alles verloren, und daß die Stunde, zu unterliegen, gekommen ist.«

»Oh!« rief Athos, »ich hoffe, Eure Majestät hat noch nicht die äußerste Grenze erreicht.«

»Um so zu sprechen, Herr Graf, um es zu versuchen, die Hoffnung in meinem Herzen wiederzubeleben müßt Ihr das, was ich Euch sagte, nicht gut begriffen haben. Ich kam nach Blois,

Graf, um von meinem Bruder Ludwig das Almosen einer Million zu fordern, mit der ich meine Angelegenheiten wieder ins Geleise zu bringen die Hoffnung hatte, und mein Bruder Ludwig schlug mir meine Bitte ab. Ihr seht also wohl, daß Alles verloren ist.«

»Wird mir Eure Majestät erlauben, mit einer entgegengesetzten Ansicht zu antworten?«

»Wie, Graf, Ihr haltet mich für einen so gewöhnlichen Geist, daß Ihr glaubt, ich vermöge meine Lage nicht ins Auge zu fassen?«

»Sire, ich habe immer gesehen, daß in verzweifelten Lagen plötzlich die großen Umschläge des Schicksals zu Tage ausgehen.«

»Ich danke, Graf; es ist schön, Herzen wie das Eurige zu finden, Herzen, welche so sehr auf Gott und die Monarchie vertrauen, daß sie nie an einem königlichen Geschick verzweifeln, so tief es auch gesunken sein mag. Leider sind Eure Worte, lieber Graf, wie jene Mittel, die man unfehlbare nennt, während sie dennoch, da sie nur bei heilbaren Wunden Hilfe zu leisten vermögen, am Tod scheitern. Ich danke Euch für die Beharrlichkeit, mit der Ihr mich tröstet; ich danke Euch für Euer treu ergebenes Andenken, aber ich weiß, woran ich mich zu halten habe. Nichts wird mich nunmehr retten. Und hört, mein Freund, ich war so sehr überzeugt, daß ich den Weg der Verbannung mit meinem alten Diener einschlug; ich kehre zurück, um meine brennenden Schmerzen in der kleinen Einsiedelei zu verzehren, die man mir in Holland anbietet! dort, glaubt mir, Graf, dort wird Alles bald beendet sein, und der Tod wird rasch kommen; er ist so oft von diesem Leib, den die Seele zernagt, und von dieser Seele, die zum Himmel aufatmet, herbeigerufen worden.«

»Eure Majestät hat eine Mutter, eine Schwester, Brüder, Eure Majestät ist das Haupt der Familie, sie muß also Gott um ein langes Leben, statt um einen schnellen Tod bitten. Eure Majestät ist geächtet, flüchtig, doch sie hat ihr Recht für sich, sie muß nach Kämpfen, nach Gefahren, nach Tätigkeit und nicht nach der Ruhe des Himmels trachten.«

»Graf,« sprach Karl II. mit einem Lächeln voll unaussprechlicher Traurigkeit, »hörtet Ihr je sagen, ein König habe sein Reich mit

einem Diener vom Alter von Parry und mit dreihundert Talern, die dieser Diener in seiner Börse trägt, wiedererobert?«

»Nein, Sire, aber ich hörte sagen, und zwar mehr als einmal, ein entthronter König habe sein Reich mit einem festen Willen, mit Beharrlichkeit, mit Freunden und einer gut angewendeten Million Franken wieder gewonnen.

»Ihr habt mich also nicht begriffen? Ich habe diese Million von meinem Bruder Ludwig verlangt, und sie ist mir abgeschlagen worden.«

»Sire, will mir Eure Majestät einige Minuten gewähren und aufmerksam anhören, was ich ihr zu sagen habe?«

Karl II. schaute Athos fest an und erwiderte:

»Gern, mein Herr.«

»Dann werde ich Eurer Majestät den Weg weisen,« sagte der Graf und wandte sich nach dem Haus.

Und er führte den König in sein Kabinett, bat ihn zu sitzen und sprach:

»Sire, Eure Majestät hat mir so eben gesagt, bei dem Zustand der Dinge in England würde ihr eine Million genügen, um ihr Reich wieder zu erobern,«

»Wenigstens, um es zu versuchen und als König zu sterben, sollte es mir nicht gelingen.«

»Wohl, Sire, Eure Majestät geruhe, nach dem Versprechen, das sie mir geleistet, anzuhören, was mir zu sagen bleibt.«

Karl machte mit dem Kopf ein Zeichen der Beistimmung, Athos ging gerade auf die Türe zu, schloß sie mit dem Riegel, nachdem er hinausgeschaut hatte, ob Niemand in der Nähe horche, und kam dann zurück.

»Sire,« sagte er, »Eure Majestät hat die Gnade gehabt, sich zu erinnern, daß ich dem edlen und unglücklichen König Karl Beistand leistete, als ihn seine Henker von Saint-James nach White-Hall führten.«

»Ja, gewiß, ich habe mich dessen erinnert und werde mich stets erinnern.«

»Sire, diese Geschichte ist traurig für einen Sohn anzuhören, der sie sich ohne Zweifel schon oft hat erzählen lassen; doch ich muß sie Euer Majestät wiederholen, ohne einen einzigen

Umstand zu übergehen.«

»Sprecht, mein Herr.«

»Als der König, Euer Vater, das Schafott bestieg, oder vielmehr von seinem Zimmer auf das vor seinem Fenster errichtete Schafott ging, war Alles für seine Flucht vorbereitet. Der Henker war entfernt worden, man hatte ein Loch unter seiner Wohnung gemacht. Ich selbst endlich befand mich unter dem unseligen Gerüste und hörte dieses plötzlich unter seinen Tritten krachen.«

»Parry hat mir diese furchtbaren Umstände erzählt, mein Herr.«

Athos verbeugte sich und sprach:

»Hört, was er Euch nicht erzählen konnte, Sire, denn was folgt, ist zwischen Gott, Eurem Vater und mir vorgefallen, und nie habe ich es irgend einem Menschen, ich habe es nicht einmal meinen, teuersten Freunden anvertraut. ›Entferne Dich!‹ sprach der König zu dem verlarvten Henker, ›nur für einen Augenblick, ich weiß wohl, daß ich Dir gehöre; vergiß nicht, daß Du erst, wenn ich das Signal gebe, zu schlagen hast. Ich will frei mein Gebet verrichten.«

»Verzeiht,« sagte Karl II. erbleichend, »aber Ihr, der Ihr so viele Einzelheiten von diesem unseligen Ereignis wisst, Einzelheiten, welche, wie Ihr so eben sagtet, Niemand enthüllt worden sind, wisst Ihr den Namen dieses höllischen Henkers, dieses Feigen, der sein Gesicht verbarg, um ungestraft einen König zu ermorden?«

Athos erbleichte leicht.

»Seinen Namen?« sprach er; »ja, ich weiß ihn, doch ich kann ihn nicht sagen.«

»Und was ist aus ihm geworden? . . . denn Niemand in England hat sein Schicksal erfahren.«

»Er ist gestorben.«

»Doch nicht in seinem Bett gestorben, nicht eines sanften, ruhigen Todes, nicht des Todes ehrlicher Leute?«

»Er ist eines gewaltsamen Todes gestorben . . . in einer schrecklichen Nacht, zwischen dem Zorn der Menschen und dem Sturm Gottes. Von einem Dolchstoße durchbohrt, ist sein Leib in die Tiefe des Meeres gesunken. Gott vergebe seinem Mörder!«

»So gehen wir weiter,« sprach König Karl II., da er sah, daß der

Graf nicht mehr sagen wollte.

»Der König von England, nachdem er, wie ich es erzählt, zu dem verlarvten Henker gesprochen hatte, fügte bei: ›Du wirst nicht eher schlagen, hörst Du wohl, als bis ich die Arme ausstrecke und rufe: Remember!«

»In der Tat,« sagte Karl mit dumpfem Tone, »ich weiß, daß dies das letzte Wort ist, welches mein unglücklicher Vater gesprochen hat. Doch in welcher Absicht, für wen?«

»Für den französischen Edelmann, der unter seinem Schafott stand.«

»Für Euch also, mein Herr?«

»Ja, Sire, und jedes der Wortes das er durch die Bretter des mit einem schwarzen Tuch bedeckten Blutgerüstes gesagt hat, tönen noch in meinem Ohr. Der König setzte also ein Knie auf die Erde. ›Graf de la Fère,« sagte er, ›seid Ihr da?« ›Ja, Sire,« antwortete ich. Da neigte sich der König,«

Ganz zitternd vor Teilnahme, ganz brennend vor Schmerz, neigte sich auch Karl II. gegen Athos, um eines nach dem andern die Worte aufzufassen, welche von den Lippen des Grafen kamen. Sein Kopf streifte den von Athos.

»Da neigte sich der König,« fuhr der Graf fort. ›Graf de la Fère,« sagte er, ›ich konnte nicht von Dir gerettet werden, ich sollte es nicht sein. Nun aber, und würde ich eine Ruchlosigkeit begehen, sage ich: Ja, ich habe zu den Menschen, ich habe zu Gott gesprochen, und spreche zuletzt mit Dir. Um eine Sache aufrecht zu hatten, die ich für heilig hielt, habe ich den Thron meiner Väter verloren und das Erbe meiner Kinder verschleudert.«

Karl II, verbarg sein Gesicht in seinen Händen, und eine brennende Träne drang durch seine weißen, abgemagerten Finger.

›Eine Million in Gold bleibt mir,« fuhr der König fort. ›Ich habe sie in den Gewölben des Schlosses von Newcastle in dem Augenblick vergraben, wo ich diese Stadt verließ.«

Karl II. erhob das Haupt mit einem Ausdruck schmerzlicher Freude, welcher Jedem, der dieses ungeheure Unglück kannte, ein Schluchzen entrissen hätte.

»Eine Million!« murmelte er, »oh! Graf!«

›Du allein weißt, daß dieses Gold vorhanden ist; mache Gebrauch davon, wann Du es zum Wohle meines ältesten Sohnes für zeitgemäß hältst. Und nun, Graf de la Fère, nimm Abschied von mir.«

›Gott befohlen, Sire!« rief ich.

Karl II. stand auf und drückte seine glühende Stirne an ein Fenster. Athos aber fuhr fort:

›Da sprach der König das an mich gerichtete Wort: Remember . . . und Ihr seht, Sire, daß ich mich erinnert habe.«

Der König konnte seiner Erschütterung nicht widerstehen. Athos sah, wie seine Schultern krampfhaft bebten. Er hörte ein Schluchzen, das die Brust des Unglücklichen beinahe zersprengte, und schwieg, selbst niedergedrückt durch die Woge bitterer Erinnerungen, die er über dem königlichen Haupte heraufbeschworen hatte.

Karl II. verließ das Fenster mit einer heftigen Anstrengung, verschlang seine Tränen und setzte sich zu Athos.

›Sire,« sagte dieser, »bis jetzt glaubte ich die Stunde, dieses letzte Mittel anzuwenden, wäre noch nicht gekommen; doch die Augen auf England geheftet, fühlte ich, sie nahe. Morgen wollte ich mich erkundigen, an welchem Ort der Welt Eure Majestät sich befinde, um mich zu ihr zu begeben. Sie kommt zu mir, und ich betrachte dies als ein Zeichen, daß Gott für uns ist.«

›Mein Herr,« sprach Karl, mit einer durch die Erschütterung noch gepreßten Stimme, »Ihr seid für mich, was nur ein von Gott gesandter Engel sein könnte; doch glaubt mir, seit zehn Jahren sind die Bürgerkriege über mein Land hingezogen und haben die Menschen niedergeworfen und den Boden durchwühlt; wahrscheinlich ist in den Eingeweiden meiner Erde nicht mehr Gold geblieben, als Liebe in den Herzen meiner Untertanen.«

›Sire, der Ort, wo Seine Majestät die Million vergraben hat, ist mir wohl bekannt, und Niemand, dessen bin ich sicher, war im Stand, ihn zu entdecken. Ist denn das Schloß Newcastle völlig eingestürzt? Hat man es denn Stein für Stein zerstört und seine Wurzeln bis auf die letzte Faser aus dem Boden gerissen?«

›Nein, es steht noch! doch in diesem Augenblick hält es der

General Monk besetzt, der sein Quartier darin hat. Der einzige Ort, wo mich eine Hilfe erwartet, wo ich eine Quelle besitze, ist, wie Ihr seht, in der Gewalt meiner Feinde.«

»Sire, der General Monk kann den Schatz, von dem ich spreche, nicht entdeckt haben.«

»Ja, aber soll ich mich Monk ausliefern, um diesen Schatz zu erlangen? Oh! Ihr seht wohl, Graf, ich muß mit dem Schicksal abschließen, da es mich immer wieder niederreißt, wenn ich mich erhebe. Was soll ich mit Parry als meinem einzigen Diener, machen, mit Parry, den Monk schon einmal fortgejagt hat? Nein, nein, Graf, unterziehen wir uns diesem letzten Schlag.«

»Was Eure Majestät nicht tun kann, was Parry nicht mehr versuchen kann, glaubt Ihr, es werde mir gelingen?«

»Ihr, Graf, Ihr würdet gehen!«

»Ja, Sire, wenn es Eurer Majestät genehm ist, werde ich gehen,« sagte Athos, sich vor dem König verbeugend.

»Ihr, der Ihr hier so glücklich seid, Graf!«



»Ich bin nie glücklich,« Sire, so lange mir eine Pflicht zu erfüllen bleibt, und der König, Euer Vater, hat mir die hohe Pflicht vermacht, über Eurer Wohlfahrt zu wachen und sein Geld auf eine königliche Weise zu verwenden. Eure Majestät braucht mir also nur ein Zeichen zu geben, und ich breche mit ihr auf.«

»Ah! mein Herr,« sprach Karl II., der alle königliche Etiquette vergaß und Athos um den Hals fiel, »Ihr beweist mir, daß es einen Gott im Himmel gibt, und daß dieser Gott zuweilen den Unglücklichen, welche auf dieser Erde seufzen, Boten zuschickt.«

Tief bewegt durch diesen Erguß des jungen Mannes, dankte ihm Athos voll Ehrfurcht, näherte sich dem Fenster und rief:

»Grimaud, meine Pferde!«

»Wie! so auf der Stelle!« sagte der König; »oh! mein Herr, Ihr seid in der Tat ein wunderbarer Mann.«

»Sire,« erwiderte Athos, »ich kenne nichts Eiligeres, als den Dienst Eurer Majestät. Überdies,« fügte er lächelnd bei, »überdies ist dies eine Gewohnheit, die ich längst im Dienste der Königin, Eurer Tante, und im Dienste des Königs, Eures Vaters, angenommen habe. Warum sollte ich sie gerade in der Stunde verlieren, wo es sich um den Dienst Eurer Majestät handelt?«

»Welch ein Mann!« murmelte der König.

Dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sprach Karl II.:

»Nein, Graf, ich kann Euch solchen Entbehrungen nicht aussetzen, ich habe nichts, um solche Dienste zu belohnen.«

»Bah!« sagte Athos lachend, »Eure Majestät treibt ihren Spott mit mir, sie hat eine Million. Ah! warum besitze ich nicht nur die Hälfte dieser Summe, ich hätte schon ein Regiment auf den Beinen. Aber, Gott sei Dank, es bleiben mir noch einige Rollen Gold und ein paar Familien-Diamanten. Eure Majestät wird sich hoffentlich herablassen, mit einem ergebenen Diener zu teilen.

»Mit einem Freund. Ja, Graf, doch unter der Bedingung, daß dieser Freund später mit mir teilen wird.«

»Sire,« sagte Athos, indem er eine Cassette öffnete, aus der er Gold und Juwelen nahm, »seht, wir sind nur zu reich. Zum Glück werden wir unserer vier gegen die Räuber sein.«

Die Freude machte das Blut gegen die bleichen Wangen von Karl II. strömen. Er sah Grimaud, der schon für die Reise gestiefelt war, zwei Pferde von Athos vor den Säulengang führen.

»Blaisois, diesen Brief dem Grafen von Bragelonne. Ich bin für Jedermann nach Paris gegangen. Dir ist das Haus anvertraut, Blaisois,« sprach Athos.

Blaisois verbeugte sich, umarmte Grimaud und schloß das Gitter.

III.

Worin man Aramis sucht und nur Bazin findet.

Es waren nicht zwei Stunden seit dem Aufbruch des Herrn vom Hause abgelaufen, der im Angesicht von Blaisois den Weg nach Paris eingeschlagen hatte, als ein Reiter auf einem guten Schecken vor dem Gitter anhielt und mit einem schallenden Halloh! den Stallknechten rief, welche noch einen Kreis mit den Gärtnern um Blaisois, den gewöhnlichen Historiker des Schloßgesindes, bildeten. Das ohne Zweifel Meister Blaisois wohlbekannte Halloh! bewog diesen, den Kopf umzudrehen, und er rief:



»Herr d'Artagnan! . . . lauft geschwinde, Ihr Leute, öffnet ihm

das Thor.«

Ein Schwarm von acht Burschen eilte an das Gitter, und dieses wurde geöffnet, als ob es von Federn wäre. Und Alle überboten sich in Höflichkeiten, denn man wusste, welchen Empfang der Gebieter seinem Freund zu bereiten pflegte, und für solche Bemerkungen braucht man immer nur den Blick des Dieners zu befragen.

»Ah!« fragte mit einem ganz angenehmen Lächeln Herr d'Artagnan, der sich auf dem Steigbügel wiegte, um zu Boden zu springen, »wo ist denn der liebe Graf?«

»Ei! gnädiger Herr, Ihr habt wahrhaftig Unglück,« sagte Blaisois, »und als ein Unglück wird es auch der Herr Graf, unser Gebieter, betrachten, wenn er erfährt, daß Ihr hier angekommen seid! Der Herr Graf ist durch einen reinen Zufall vor nicht zwei Stunden weggeritten.«

D'Artagnan kümmerte sich nicht um so wenig.

»Gut,« sagte er, »daß Du immer noch das reinste Französisch der Welt sprichst: Du wirst mir Unterricht in der Grammatik und in der schönen Sprache geben, während ich die Rückkehr Deines Herrn erwarte.«

»Das ist nicht möglich, gnädiger Herr,« entgegnete Blaisois, »Ihr müßtet zu lange warten,«

»Er wird heute nicht zurückkommen?«

»Weder heute, noch morgen, noch übermorgen. Der Herr Graf hat eine Reise angetreten.«

»Eine Reise!« sagte d'Artagnan erstaunt, »Du erzählst mir da eine Fabel.«

»Gnädiger Herr, es ist die strengste Wahrheit, Der Herr Graf erwies mir die Ehre, mir das Haus zu empfehlen, und fügte mit seinem würdevollen und sanften Ton bei: ›Du sagst, ich reise nach Paris.«

»Nun gut!« rief d'Artagnan, »er reitet also gen Paris, das ist Alles, was ich wissen wollte; damit hättest Du anfangen sollen, Einfaltspinsel . . . Er hat zwei Stunden voraus?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Ich werde ihn bald eingeholt haben. Ist er allein?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Wer ist denn bei ihm?«

»Ein Edelmann, den ich nicht kenne, ein Greis und Herr Grimaud.«

»Das Alles wird nicht so schnell lausen als ich, und ich gehe,«

»Will mich der gnädige Herr einen Augenblick anhören?« sagte Blaisois, indem er sachte auf die Zügel des Pferdes drückte.

»Ja, wenn Du mir keine Phrasen machst, oder sie wenigstens rasch machst.«

»Nun, gnädiger Herr, das Wort Paris scheint mir nur ein Köder zu sein.«

»Oho!« rief d'Artagnan ernsthaft, ein Köder.«

»Ja, gnädiger Herr, und der Herr Graf geht nicht nach Paris, darauf wollte ich schwören.«

»Warum glaubst Du das?«

»Herr Grimaud weiß immer, wohin unser Herr geht, und er hatte mir versprochen, sobald man nach Paris gehen würde, ein wenig Geld mitzunehmen, das ich meiner Frau zukommen lasse.«

»Ah! Du hast eine Frau?«

»Ich hatte eine, sie war aus dieser Gegend, doch der Herr Graf fand sie schwatzhaft, und ich schickte sie nach Paris; das ist zuweilen unbequem, in andern Augenblicken aber sehr angenehm.«

»Ich verstehe; doch vollende: Du glaubst nicht, daß der Graf nach Paris geht?«

»Nein, gnädiger Herr, denn damit hätte Herr Grimaud sein Wort gebrochen, er wäre meineidig geworden, und das ist unmöglich.«

»Das ist unmöglich,« wiederholte d'Artagnan ganz träumerisch, weil er völlig überzeugt war. »Ich danke Dir, mein braver Blaisois.«

Blaisois verbeugte sich.

»Höre, Du weißt, daß ich nicht neugierig bin . . . Ich habe durchaus mit Deinem Herrn zu tun . . . Kannst Du nicht . . . Du, der Du so gut sprichst, mir durch ein ganz kleines Wörtchen begreiflich machen . . . Nur eine Silbe, das Übrige werde ich erraten.«

»Auf mein Wort, gnädiger Herr, ich könnte das nicht . . . Ich weiß gar nichts vom Zweck der Reise des Herrn Grafen . . . Was

das Horchen an den Türen betrifft, so ist mir das ungemein zuwider, und überdies ist es hier verboten.«

»Mein Lieber,« sagte d'Artagnan, »das ist ein schlimmer Anfang für mich. Doch gleichviel. Du weißt wenigstens die Zeit der Rückkehr des Grafen?«

»Eben so wenig als das Ziel seiner Reise.«

»Auf, Blaisois, auf, suche!«

»Der gnädige Herr zweifelt an meiner Aufrichtigkeit! Ah! der gnädige Herr betrübt mich sehr empfindlich!«

»Der Teufel hole Deine vergoldete Sprache!« brummte d'Artagnan. »Ein Bauernkerl mit einem einzigen Wort ist mehr wert!.. Gott befohlen!«

»Gnädiger Herr, ich habe die Ehre, Ihnen meinen Respekt zu bezeigen.«

»Affe!« sagte d'Artagnan halblaut. »Der Bursche ist unerträglich.«

Er schaute das Haus noch einmal an, wandte sein Pferd um, und ritt weiter wie ein Mensch, dessen Geist durch keinen Ärger und durch keine Verlegenheit belästigt wird.

Als er am Ende der Mauer und den Nachschauenden aus dem Gesicht war, sprach er heftig aufatmend:

»Laß sehen, ist Athos zu Hause? Nein. Alle diese Taugenichtse, die im Hofe die Arme kreuzten, wären in vollem Schweiß gewesen, wenn sie der Herr hätte sehen können. Athos auf der Reise? . . . Das ist unbegreiflich. Ah bah! dieser ist teufelsmäßig geheimnisvoll . . . Und dann ist er nicht der Mann, den ich brauchte. Ich bedarf eines schlaunen, ruhigen Geistes. Was ich will, findet sich in Melun, in einem gewissen mir bekannten Pfarrhaus. Fünf und vierzig Lieues, vier und ein halber Tag! Vorwärts, das Wetter ist schön und ich bin frei. Verschlingen wir den Raum.«

Und er setzte sein Pferd in Trab, nahm die Richtung gegen Paris, und stieg am vierten Tag nach seinem Wunsch in Melun ab.

D'Artagnan pflegte nie einen Menschen nach dem Weg oder um eine alltägliche Auskunft zu fragen. Bei dergleichen Dingen, wenn nicht ein sehr wesentlicher Irrtum zu befürchten war, verließ er sich auf seinen Scharfsinn, der ihn nie trügte, auf eine

dreißigjährige Erfahrung, und auf die Gewohnheit, in den Physiognomien der Häuser wie in denen der Menschen zu lesen.

In Melun fand er sogleich das Pfarrhaus, ein reizendes Haus von rotem Backstein mit Gypsanwurf, mit Jungfernreben, die sich an den Dachrinnen hinrankten, und einem steinernen Kreuz. Aus der unteren Stube dieses Hauses drang ein Geräusch oder vielmehr ein Gemische von Stimmen hervor, ähnlich dem Gezwitscher der Vögelchen, wenn die Brut unter dem Flaum ausgeschlüpft ist. Eine von diesen Stimmen buchstabierte ganz deutlich das Alphabet. Eine fette und zugleich flötenartige Stimme zankte die Schwätzer und korrigierte die Fehler des Lesers.

D'Artagnan erkannte diese Stimme, und da das Fenster der unteren Stube offen war, so neigte er sich, noch zu Pferde sitzend, unter den Zweigen der Weinstöcke und der roten Ranken der Jungfernreben und rief:

»Bazin, mein lieber Bazin, guten Morgen.«

Ein kurzer, dicker Mann mit glattem Gesicht und einem Schädel, der mit einem Kranze kurzgeschnittener grauer Haare geschmückt war, was eine Nachahmung der Tonsur bildete, stand auf, als er d'Artagnan hörte. Wir hätten nicht sagen sollen, *stand* auf, sondern sprang auf. Bazin sprang auf und warf dabei seinen niedrigen kleinen Stuhl um, welchen die Kinder mit lebhafteren Schlachten wieder aufzuheben suchten, als die Griechen schlugen, da sie den Trojanern den Leichnam des Patroklos entreißen wollten. Bazin sprang nicht nur, sondern er ließ sogar das Alphabet, das er in der Hand hielt, und die Rute fallen.

»Ihr!« sagte er, »Ihr, Herr d'Artagnan!«

»Ja, ich. Wo ist Aramis . . . nein, der Herr Chevalier d'Herblay . . . nein, ich irre mich abermals, der Herr Generalvicar?«

»Ah! gnädiger Herr,« antwortete Bazin voll Würde, »Monseigneur ist in seiner Diözese.«

»Wie beliebt?« fragte d'Artagnan.

Bazin wiederholte seinen Satz.

»Ah! Aramis hat eine Diözese?«

»Ja, gnädiger Herr, warum nicht?«

»Er ist also Bischof?«

»Woher kommt Ihr denn, daß Ihr das nicht wisst?« versetzte Bazin ziemlich unehrerbietig.

»Mein lieber Bazin, wir Heiden, wir Kriegersleute, wir wissen wohl, daß ein Mann Oberster, oder Chef eines Reiterregiments, oder Marschall von Frankreich ist, aber ob Einer Bischof, Erzbischof oder Papst, ist . . . der Teufel soll mich holen, wenn wir das eher erfahren, als bis drei Viertel der Erde ihren Nutzen daraus gezogen haben!«

»St! st!« sagte Bazin, die Augen aufreißend, »verderbt mir diese Kinder nicht, denen ich so gute Grundsätze einpräge.«

Die Kinder hatten sich wirklich um d'Artagnan gestellt, um sein Pferd, sein großes Schwert, seine Sporen und seine martialische Miene zu bewundern. Besonders aber bewunderten sie seine mächtige Stimme, so daß, als er seinen Schwur aussprach, die ganze Schule: »Der Teufel soll mich holen!« rief und dabei durch Gelächter, durch Jauchzen und Stampfen mit den Füßen einen Lärmen machte, bei dem sich der Musketier ganz behaglich fühlte, während der alte Pädagog darüber den Kopf verlor.

»Ruhig, stillgeschwiegen, ungezogene Brut!« sagte er . . . »Ah! nun, da Ihr gekommen seid, Herr d'Artagnan, entfliegen alle meine guten Grundsätze. Mit Euch reißt wie gewöhnlich die Unordnung wieder ein . . . Babel ist wiedergefunden . . . Ach! die Wütenden! ah, guter Gott! welch ein Lärmen!«

Und der würdige Bazin teilte rechts und links Püffe aus, welche das Geschrei, die Natur desselben verändernd, mehr als verdoppelten.

»Ihr werdet wenigstens Niemand mehr hier verführen, mein Herr!« sagte er.

»Du glaubst?« erwiderte d'Artagnan mit einem Lächeln, bei dem Bazin ein Schauer über die Schultern lief.

»Er ist dazu fähig,« murmelte er.

»Wo ist die Diözese Deines Herrn?«

»Monseigneur René ist Bischof von Vanne.«

»Wer hat ihn dazu ernennen lassen?«

»Der Herr Oberintendant, unser Nachbar.«

»Wie! Herr Fouquet?«

»Gewiß.«

»Aramis steht also gut mit ihm?«

»Monseigneur predigte alle Sonntage bei dem Herrn Oberintendanten in Vaux; dann jagten sie miteinander.«

»Ah!«

»Und Monseigneur arbeitete oft seine Homilien . . . nein, ich will sagen seine Predigten mit dem Herrn Oberintendanten aus.«

»Bah! dieser würdige Bischof predigt also in Versen?«

»Gnädiger Herr, scherzt um Gottes willen nicht über religiöse Dinge!«

»Gut, Bazin, gut. Somit ist Aramis in Vanne?«

»In Vanne in der Bretagne.«

»Du bist ein Duckmäuser, Bazin, das ist nicht wahr.«

»Seht selbst nach, die Zimmer des Pfarrhauses sind leer.«

»Er hat Recht,« sagte d'Artagnan das Haus betrachtend, das wirklich einsam und verlassen aussah.

»Aber Monseigneur mußte Euch wohl seine Beförderung schreiben?«

»Wann hat sie stattgefunden?«

»Vor einem Monat.«

»Ah! dann ist keine Zeit verloren. Aramis kann mich noch nicht nötig gehabt haben. Aber, Bazin, warum folgst Du Deinem Hirten nicht?«

»Gnädiger Herr, ich kann nicht, ich habe Geschäfte.«

»Dein Alphabet?«

»Und meine Beichtkinder.«

»Wie! Du hörst Beichte? Du bist also Priester.«

»Es ist gerade, als ob ich es wäre. Ich habe so viel Beruf dazu.«

»Aber die Weihen?«

»Ah!« sprach Bazin mit würdevollem Ausdruck, »nun, da Monseigneur Bischof ist, werde ich schnell meine Weihen oder wenigstens meine Dispensationen haben.«

Und er rieb sich die Hände.

»Diese Leute sind offenbar nicht auszurotten,« sagte d'Artagnan zu sich selbst. Dann sprach er laut: »Laßt mir auftragen, Bazin.«

»Mit der größten Bereitwilligkeit, gnädiger Herr.«

»Fleischbrühe, ein Huhn und eine Flasche Wein.«

»Es ist heute Sonnabend, ein Fasttag also,« entgegnete Bazin.

»Ich habe eine Dispensation,« erwiderte d'Artagnan.

Bazin schaute ihn mit einer argwöhnischen Miene an.

»Ah! Meister Scheinheiliger, für wen hältst Du mich denn?« rief der Musketier; »wenn Du, der Du der Diener bist, auf Dispensation hoffst, um ein Verbrechen zu begehen, sollte ich, der Freund des Bischofs, keine Dispensation bekommen, um nach dein Belieben und Wunsche meines Magens an Fasttagen Fleisch zu essen? Bazin, sei lebenswürdiger gegen mich, oder, bei Gott! ich beklage mich beim König, und Du wirst nie Beichte hören. Du weißt, daß die Ernennung der Bischöfe dem König zukommt. Ich aber habe das Ohr des Königs und bin der Stärkere.«

Bazin lächelte heuchlerisch.

»Oh! wir haben den Herr Oberintendanten für uns, wir,« sagte er.

»Und Du kümmerst Dich also nichts um den König?«

Bazin antwortete nichts sein Lächeln war beredt genug.

»Mein Abendbrot,« sprach d'Artagnan. »Es geht auf sieben Uhr.«

Bazin wandte sich um und befahl dem Ältesten von seinen Schülern, die Köchin zu benachrichtigen. D'Artagnan schaute mittlerweile das Pfarrhaus an.

»Puh! Monseigneur hat Seine Hochwürdigkeit hier sehr schlecht quartiert!« sagte er mit verächtlichem Tone.

»Wir haben das Schloß Vaux!« entgegnete Bazin.

»Das vielleicht so viel wert ist, als der Louvre,« sagte d'Artagnan höhrend.

»Mehr wert,« erwiderte Bazin mit der größten Kaltblütigkeit der Welt.

»Ah!« machte d'Artagnan.

Der Lieutenant hätte vielleicht den Streit fortgesetzt und für den Vorzug des Louvre gekämpft, aber er bemerkte, daß sein Pferd noch an einer Türe angebunden war.

»Teufel!« sagte er, »laß doch für mein Pferd sorgen. Dein Herr, der Bischof, hat kein solches in seinen Ställen.«

Bazin warf einen schiefen Blick auf das Pferd und erwiderte:

»Der Herr Oberintendant hat ihm vier aus seinem Stalle geschenkt, und ein einziges von diesen viere ist vier wie das Eurige wert.«

Das Blut stieg d'Artagnan ins Gesicht. Die Hand juckte ihn und er suchte auf dem Kopf von Bazin die Stelle, wohin seine Faust fallen sollte. Doch dieser Blitz ging vorüber, die Überlegung trat wieder ein und d'Artagnan sagte nur:

»Teufel! Teufel! ich habe wohl daran getan, den Dienst des Königs zu verlassen. »Sprich, würdiger Bazin,« fügte er bei, »wie viel Musketiere hat der Herr Oberintendant?«

»Mit seinem Geld wird er alle Musketiere des Königreichs bekommen,« erwiderte Bazin, indem er sein Buch schloß und die Kinder mit Rutenstreichen verabschiedete.

»Teufel! Teufel!« sagte d'Artagnan zum letzten Mal.

Und da man ihm meldete, es sei aufgetragen, folgte er der Köchin, die ihn in das Speisezimmer führte, wo das Abendbrot, seiner harrte.

D'Artagnan setzte sich zu Tische und griff das Huhn mutig an.

»Mir dünkt,« sagte d'Artagnan, während er kräftig in das Geflügel biß, das man ihm vorgesetzt und das man sichtbar zu mästen vergessen hatte, »mir dünkt, ich habe Unrecht gehabt, nicht sogleich Dienst bei diesem Herrn zu suchen. Dieser Oberintendant ist, wie es scheint, ein mächtiger Herr. In der Tat, wir wissen nichts, wir Leute bei Hof, und die Strahlen der Sonne verhindern uns, die großen Gestirne zu sehen, welche auch Sonnen sind, obschon ein wenig entfernter von unserer Erde.«

Da es d'Artagnan zu seinem Vergnügen und aus System ungemein liebte, die Leute über die Dinge, die ihn interessierten, plaudern zu machen, so gab er sich alle Mühe, Meister Bazin zum Sprechen zu bringen; doch das war rein vergebens: außer dem ermüdenden und übertriebenen Lob des Herrn Oberintendanten der Finanzen gab Bazin, der auf seiner Hut war, der Neugierde von d'Artagnan durchaus nichts preis, als Plattheiten, weshalb d'Artagnan, hierüber schlechter Laune, schlafen zu gehen

verlangte, sobald sein Mahl beendet war.

D'Artagnan wurde von Bazin in ein ziemlich mittelmäßiges Zimmer geführt, wo er ein ziemlich schlechtes Bett fand. Man sagte ihm, Aramis habe die Schlüssel seiner Privatwohnung mitgenommen, und da er wusste, daß Aramis ein Mann von Ordnung war und gewöhnlich viele Dinge in seiner Wohnung zu verbergen hatte, so setzte ihn dies durchaus nicht in Erstaunen. Er griff also, obschon es ihm vergleichungsweise noch härter vorkam, das Bett ebenso mutig an, als er das Huhn angegriffen hatte, und da sein Schlaf so gut war als sein Appetit, so brauchte er kaum mehr Zeit, um zu entschlummern, als er gebraucht hatte, um den letzten Knochen seines Bratens auszusaugen.

Seitdem er bei Niemand mehr im Dienst stand, war es Vorsatz von d'Artagnan, einen ebenso harten Schlaf zu haben, als er früher einen leichten gehabt hatte; aber wie redlich und entschieden er auch diesen Vorsatz gefaßt, und wie groß sein Verlangen war, ihn gewissenhaft zu halten, er wurde dennoch mitten in der Nacht durch einen gewaltigen Lärmen von Wagen und berittenen Lackeien aufgeweckt. Eine plötzliche Beleuchtung überströmte die Wände seines Zimmers: er sprang im Hemd aus dem Bette und lief ans Fenster.

»Kommt der König zufällig zurück?« dachte er, sich die Augen ausreibend; »denn das ist in der Tat ein Gefolge, das nur einer königlichen Person gehören kann.«

»Es lebe der Herr Oberintendant!« rief oder schrie vielmehr an einem Fenster des Erdgeschosses eine Stimme, in welcher er die von Bazin erkannte, der, während er schrie, mit einer Hand ein Sacktuch schwang und in der andern einen großen Leuchter hielt.

D'Artagnan sah nun etwas wie eine glänzende menschliche Gestalt sich aus dem Schlage der Hauptkarosse neigen; zu gleicher Zeit ließ ein, ohne Zweifel durch das seltsame Aussehen von Bazin erregtes, langes Gelächter, das aus derselben Carosse hervorkam, wenn man so sagen darf, einen freudigen Streifen auf dem Wege des raschen Zuges zurück.

»Ich hätte wohl sehen müssen, daß es nicht der König ist,« sagte d'Artagnan, »man lacht nicht so treuherzig, wenn der König vorüber kommt.«

»He! Bazin!« rief er seinem Nachbar zu, der sich zu drei Vierteln mit seinem Leibe aus dem Fenster neigte, um dem Wagen länger folgen zu können.

»He! was ist das?«

»Es ist Herr Fouquet,« antwortete Bazin mit einer Protektorsmiene.

»Und alle diese Leute?«

»Das ist der Hof von Herrn Fouquet.«

»Oho! was würde Herr von Mazarin sagen, wenn er das hörte!«

Und er legte sich ganz träumerisch wieder nieder und fragte sich, wie es komme, daß Aramis stets von den Mächtigsten des Reiches protegiert werde.

»Sollte er mehr Glück haben als ich, oder sollte ich dummer sein als er? — Bah!«

Dies war das Schlußwort, mit welchem d'Artagnan, weise geworden, nun jeden Gedanken und jede Periode seines Styls endigte. Früher sagte er: Mordioux, was ein Spornstreich war, aber nun, da er alt, murmelte er dieses philosophische Bah! das allen Leidenschaften als Ziel diene.

IV.

Worin d'Artagnan Porthos sucht und nur Mousqueton findet.

Als d'Artagnan sich überzeugt hatte, daß der Herr Generalvicar d'Herblay abwesend, und daß sein Freund weder in Melun, noch in der Gegend zu finden war, verließ er Bazin ohne Bedauern, schaute das prächtige Schloß Vaux, das in jener Herrlichkeit, die sein Ruin war, zu glänzen anfang, mit einem mürrischen Gesichte an, kniff sich die Lippen wie ein mißtrauischer, argwöhnischer Mensch, gab seinem Schecken die Sporen und sagte:

»Immerzu, in Pierrefonds werde ich abermals den besten Menschen und die beste Kasse finden. Ich brauche aber nichts Anderes, da ich einen Gedanken habe.«

Wir wollen den Leser mit den prosaischen Vorfällen von d'Artagnan verschonen, der Pierrefonds am Morgen des dritten Tages erreichte. D'Artagnan kam durch Manteuil-le-Haudouin und Crépy. Von ferne sah er das Schloß von Louis von Orleans, das, Krondomäne geworden, unter der Obhut eines alten Hausmeisters stand. Es war eines von den wunderbaren Herrenhäusern des Mittelalters mit zwanzig Fuß dicken Mauern und hundert Fuß hohen Türmen.

D'Artagnan ritt an seinen Mauern hin, maß seine Türme mit den Augen und stieg im Tal ab. Aus der Entfernung überschaute er das Schloß von Porthos, das am User eines großen Teiches lag und sich an einen herrlichen Wald anlehnte. Es ist dasselbe, das wir schon unsern Lesern zu beschreiben die Ehre gehabt haben, und wir beschränken uns daher darauf, es nur zu bezeichnen. Das Erste, was d'Artagnan nach den schönen Bäumen, nach der Maisonne, welche die grünen Hügel vergoldete, und nach den mit frischem Laub bedeckten Waldungen erblickte, die sich gegen Compiègne ausdehnen, war ein großer rollender Kasten, geschoben von zwei Lackeien und gezogen von zwei anderen. In diesem Kasten befand sich ein ungeheures grün und goldenes Ding, das geschoben und gezogen die lachenden Alleen des

Parks durchmaß. Von fern war dieses Ding unerklärbar und bedeutete durchaus nichts; betrachtete man es näher, so war es ein in grünes, mit Galonen besetztes Tuch gehülltes Faß; kam man noch näher, so erkannte man einen Menschen, dessen untere Extremität sich in dem Kasten ausbreitete und dessen Inhalt ausfüllte; am Ende aber war es Mousqueton, Mousqueton weiß von Haaren und rot von Gesicht wie Polichinelle.

»Bei Gott!« rief d'Artagnan, »es ist der liebe Herr Mouston.«

»Ah!« rief der Dicke, »ah! Welch ein Glück! welche Freude! es ist Herr d'Artagnan! . . . haltet, Ihr Lümmel!«

Diese letzten Worte waren an die Lackeien gerichtet, die ihn zogen und schoben. Der Kasten hielt an, und mit einer ganz militärischen Pünktlichkeit nahmen die vier Lackeien gleichzeitig ihre galonnirten Hüte ab und stellten sich hinter dem Kasten auf.

»Ah! Herr d'Artagnan,« sprach Mousqueton, »warum kann ich nicht Eure Knie umfassen! Aber ich bin, wie Ihr seht, unbeholfen geworden.«

»Ei! mein lieber Mousqueton, das macht das Alter.«

»Nein, gnädiger Herr, nicht das Alter, sondern die Gebrechen, der Kummer.«

»Kummer! Ihr, Mousqueton!« sagte d'Artagnan, während er rings um den Kasten ging; »seid Ihr verrückt, mein lieber Freund? Gott sei Dank! Ihr befindet Euch wie eine dreihundertjährige Eiche!«

»Ah! die Beine, gnädiger Herr, die Beine!« entgegnete der treue Diener.

»Wie, die Beine!«

»Ja, sie wollen mich nicht mehr tragen.«

»Die undankbaren! Ihr nährt sie indessen gut, wie mir scheint, mein lieber Mousqueton.«

»Ach! ja, Sie haben mir in dieser Hinsicht keinen Vorwurf zu machen,« erwiderte Mousqueton mit einem Seufzer; »ich habe stets für meinen Körper getan, was ich konnte, denn ich bin nicht selbstsüchtig.«

Und er seufzte abermals.

»Will Mousqueton auch Baron werden, daß er so seufzt?« dachte d'Artagnan.

»Mein Gott, gnädiger Herr,« sagte Mousqueton, sich einer peinlichen Träumerei entreißend, »wie glücklich wird es Monseigneur machen, daß Ihr an ihn gedacht habt.«

»Der gute Porthos!« rief d'Artagnan, »ich brenne vor Begierde, ihn zu umarmen!«

»Oh!« sprach Mousqueton gerührt, »ich werde es ihm ganz gewiß schreiben, gnädiger Herr.«

»Wie!« rief d'Artagnan, »Du wirst es ihm schreiben?«

»Heute noch, ohne Verzug.«

»Er ist also nicht hier?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Doch er ist in der Nähe? er ist nicht fern?«

»Ei! weiß ich es, gnädiger Herr, weiß ich es?« versetzte Mousqueton.

»Mordioux!« rief der Musketier, mit dem Fuß stampfend, »ich habe doch Unglück Porthos, der Stubenhocker!«

»Gnädiger Herr, es kann keinen Menschen geben, der so viel zu Hause ist, als Monseigneur . . . aber . . . «

»Was?«

»Wenn ein Freund dringt . . . «

»Ein Freund?«

»Ei! allerdings, der würdige Herr d'Herblay.«

»Aramis ist in Porthos gedrungen?«

»Hört, wie sich die Sache verhält, Herr d'Artagnan: Herr d'Herblay schrieb an Monseigneur . . . «

»Wahrhaftig!«

»Einen Brief, einen so dringlichen Brief, gnädiger Herr, daß hier Alles dadurch in Aufruhr gebracht wurde.«

»Erzähle mir das, mein Freund,« sagte d'Artagnan, »doch schicke zuvor diese Herren ein wenig weg.«

Mousqueton stieß ein: »Packt Euch, Ihr Schlingel!« mit einer so mächtigen Lunge aus, daß der, Hauch ohne die Worte genügt hätte, um die vier Lackeien wie Dunst verfliegen zu machen. D'Artagnan setzte sich auf die Deichsel des Kastens und öffnete seine Ohren.

»Gnädiger Herr,« sagte Mousqueton, »Monseigneur bekam

also einen Brief vom Herrn Generalvicar d'Herblay . . . vor acht oder neun Tagen: es war am Tag der ländlichen Vergnügungen, ja, an einem Mittwoch folgich.«

»Wie so?« versetzte d'Artagnan; »am Tag der ländlichen Vergnügungen?«

»Ja, gnädiger Herr; wir hatten so viele Vergnügungen in dieser köstlichen Gegend, daß wir völlig damit überhäuft waren und uns genötigt sahen, eine Verteilung einzuführen.«

»Wie sehr erkenne ich hierin die Ordnungsliebe von Porthos. Mir wäre dieser Gedanke nicht gekommen. Es ist allerdings wahr, ich bin mit Vergnügungen nicht überhäuft.«

»Wir waren es,« sagte Mousqueton.

»Und wie habt Ihr das eingerichtet?« fragte d'Artagnan.

»Das ist ein wenig lang, gnädiger Herr.«

»Gleichviel, wir haben Zeit, und dann sprecht Ihr so gut, mein lieber Mousqueton, daß es eine wahre Freude ist. Euch anzuhören.«

»Es ist richtig,« sprach Mousqueton mit einem Zeichen der Zufriedenheit, welches offenbar davon herrührte, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ; »es ist richtig, ich habe große Fortschritte in der Gesellschaft von Monseigneur gemacht.«

»Mousqueton, ich erwarte die Verteilung der Vergnügungen und zwar mit Ungeduld; ich will wissen, ob ich an einem guten Tag angekommen bin.«

»Oh! Herr d'Artagnan,« erwiderte Mousqueton schwermütig, »seitdem Monseigneur abgereist ist, sind alle Vergnügungen entflohen.«

»Nun, mein lieber Mousqueton, sammelt Eure Erinnerungen.«

»Mit welchem Tag wollen wir anfangen?«

»Fangt mit dem Sonntag an, das ist der Tag des Herrn.«

»Mit dem Sonntag, Herr d'Artagnan?«

»Ja.«

»Sonntag, religiöse Vergnügungen: Monseigneur geht in die Messe, nimmt das geweihte Brot und läßt sich von seinem gewöhnlichen Geistlichen Predigten halten und Lehren geben. Das ist nicht sehr belustigend; doch wir erwarten einen Karmeliter

von Paris, der unsere Pfarrei versehen wird, und der sehr gut spricht, wie man versichert; das wird uns aufwecken, denn der gegenwärtige Pfarrer schläfert uns ein. Am Sonntag also religiöses Vergnügen. Am Montag weltliche Vergnügungen.«

»Ah! ah!« sagte d'Artagnan, »was verstehst Du darunter, Mousqueton? Laß ein wenig hören, wie diese weltlichen Vergnügungen beschaffen sind.«

»Gnädiger Herr, am Montag gehen wir in Gesellschaft, wir empfangen, wir machen Besuche; man spielt Laute, man tanzt, man macht Reime nach vorgeschriebenen Silben oder verbrennt endlich ein wenig Weihrauch zu Ehren der Damen.«

»Teufel!« rief der Musketier, der die ganze Stärke seiner Beugemuskeln zu Hilfe rufen mußte, um eine ungeheure Lust zum Lachen zu unterdrücken, »Teufel! das ist äußerst galant.«

»Dienstag, gelehrte Vergnügungen.«

»Ah! gut!« sagte d'Artagnan, »wie sind diese? setze mir das ein wenig auseinander, mein lieber Mousqueton.«

»Monseigneur hat eine Weltkugel gekauft, die ich Euch zeigen werde; sie füllt den ganzen Umfang des großen Turmes, mit Ausnahme einer Galerie, die er über der Kugel hat bauen lassen; es sind Bindfaden und Messingdrähte da, an welchen man die Sonne und den Mond angehängt hat. Das dreht sich und ist sehr schön. Monseigneur zeigt mir die Meere und die entfernten Länder; wir versprechen uns, nie dahin zu gehen. Das ist voll Interesse.«

»Voll Interesse, ganz richtig,« wiederholte d'Artagnan. »Und am Mittwoch?«

»Am Mittwoch ländliche Vergnügungen, wie ich Euch schon zu sagen die Ehre gehabt habe: wir schauen die Schafe und Ziegen von Monseigneur an; wir lassen die Schäferinnen bei Schallmeien und Sackpfeifen tanzen, wie in einem Buch geschrieben ist, das Monseigneur in seiner Bibliothek besitzt und das den Titel halt: *Schäferinnen*. Der Verfasser ist kaum vor einem Monat gestorben.«

»Herr Racan vielleicht?«

»So ist es, Herr Racan. Doch das ist noch nicht Alles. Wir fischen mit der Leine in dem kleinen Canal, wonach wir mit

Blumen bekränzt zu Mittag speisen. Dies für den Mittwoch.«

»Teufel!« sagte d'Artagnan, »der Mittwoch ist nicht schlecht eingeteilt. Und der Donnerstag? was kann dem armen Donnerstag bleiben?«

»Er ist nicht unglücklich, gnädiger Herr,« erwiderte Mousqueton lächelnd. »Am Donnerstag olympische Spiele. Ah! gnädiger Herr, das ist herrlich! Wir lassen alle jungen Vasallen von Monseigneur kommen sie werfen die Scheibe, sie ringen, sie kämpfen, sie halten Wettläuse. Monseigneur läuft nicht mehr, ich auch nicht. Aber Monseigneur wirft die Scheibe wie kein Anderer. Und wenn er einen Faustschlag gibt, o welch ein Unglück!«

»Wie, welch ein Unglück?«

»Ja, gnädiger Herr, man ist genötigt gewesen, auf den Streithandschuh Verzicht zu leisten: er zerschmetterte die Schädel, zerbrach die Kinnbacken, drückte die Brust ein. Das ist ein reizendes Spiel, aber Niemand wollte es mehr mit ihm spielen.«

»Also das Faustgelenke . . . «

»Oh! gnädiger Herr, das ist solider als je. Monseigneur läßt in den Beinen ein wenig nach, er gesteht es selbst; doch das hat sich in die Arme geflüchtet.«

»So daß er wie früher Ochsen niederschlägt?«

»Noch besser, Herr d'Artagnan, er drückt Mauern ein. Kürzlich, nachdem er bei einem seiner Pächter zu Nacht gegessen hatte, Ihr wisst, wie populär und gut Monseigneur ist, nach dem Nachtessen, sage ich, macht er den Spaß und gibt der Mauer einen Faustschlag, Die Mauer stürzt ein, das Dach sinkt nach und drei Männer und eine alte Frau sind erstickt.«

»Guter Gott! Mousqueton, und Dein Herr?«

»Oh! Herr d'Artagnan, ihm wurde nur der Kopf ein wenig geschunden. Wir machten ihm Umschläge auf dem wunden Fleisch mit einem Wasser, das uns die Nonnen gaben. Doch nichts an der Faust.«

»Nichts?«

»Gar nichts, Herr d'Artagnan.«

»Genug mit den olympischen Spielen! sie müssen zu teuer zu stehen kommen, denn die Witwen und die Waisen . . . «

»Man gibt ihnen Pension, gnädiger Herr; ein Zehntel vom Einkommen von Monseigneur wird dazu verwendet.«

»Gehen wir auf den Freitag über,« sagte d'Artagnan.

»Am Freitag edle und kriegerische Vergnügungen. Wir jagen, wir üben uns in den Waffen, wir richten Falken ab, wir reiten Pferde zu. Der Samstag ist der Tag der geistigen Vergnügungen: wir rüsten unsern Geist aus, wir schauen die Gemälde und die Statuen von Monseigneur an; wir schreiben sogar und zeichnen Pläne; wir schießen endlich mit den Kanonen von Monseigneur.«

»Ihr zeichnet Pläne und brennt die Kanonen ab?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Mein Freund,« sagte d'Artagnan, »Herr du Vallon besitzt in der Tat den schärfsten und liebenswürdigsten Geist, den ich kenne; doch es gibt eine Art von Vergnügungen, die Ihr, wie mir scheint, vergessen habt.«

»Welche, gnädiger Herr?« fragte Mousqueton ängstlich.

»Die materiellen Vergnügungen.«

Mousqueton errötete.

»Was versteht Ihr hierunter, Herr d'Artagnan?« sagte er, die Augen niederschlagend.

»Ich verstehe darunter die Tafel, den guten Wein, den Abend mit dem Kreisen der Flasche ausgefüllt.«

»Ah! gnädiger Herr, diese Vergnügungen zählen nicht, denn wir treiben sie alle Tage.«

»Mein braver Mousqueton,« sagte d'Artagnan, »verzeih mir, ich war dergestalt von Deiner reizenden Erzählung in Anspruch genommen, daß ich darüber den Hauptpunkt unseres Gespräches vergaß, nämlich den, daß ich wissen wollte, was der Herr Generalvicar d'Herblay Deinem Herrn geschrieben haben mochte.«

»Es ist wahr, Herr d'Artagnan, die Vergnügungen haben uns zerstreut. Nun, so hört, wie die Sache sich verhält.«

»Ich höre, mein lieber Mouston.«

»Am Mittwoch . . . «

»Am Tage der ländlichen Vergnügungen?«

»Ja . . . am Mittwoch kommt ein Brief, er empfängt ihn aus

meinen Händen. Ich hatte die Schrift erkannt.«

»Nun?«

»Monseigneur liest ihn und ruft: ›Geschwinde, meine Pferde! meine Waffen!«

»Ah! mein Gott!« sagte d'Artagnan, »abermals ein Duell?«

»Nein, gnädiger Herr; der Brief enthielt nur die Worte: ›Lieber Porthos, begeben Sie sich auf den Weg, wenn Sie vor Nachtgleiche ankommen wollen. Ich erwarte Sie.«

»Mordioux!« murmelte d'Artagnan träumerisch, »das ist dringend, wie es scheint.«

»Ich glaube wohl . . . Und so reiste Monseigneur noch an demselben Tag mit seinem Sekretäre ab, um wo möglich zu rechter Zeit einzutreffen.«

»Und er ist wohl zu rechter Zeit angekommen?«

»Ich hoffe es. Monseigneur, der, wie Sie wissen, sehr rüstiger Natur ist, wiederholte unablässig: ›Donner Gottes, was ist denn das, Nachtgleiche? Teufel! das muß gut beritten sein, wenn es vor mir ankommen soll.«

»Und Sie glauben, daß Porthos zuerst eingetroffen ist?« fragte d'Artagnan.

»Ich bin dessen sicher. Nachtgleiche, so reich das auch sein mag, hat gewiß keine Pferde, wie Monseigneur.«

D'Artagnan bezwang seine Lachlust, weil ihm die Kürze des Briefes von Aramis viel zu denken gab. Er folgte Mousqueton, oder vielmehr dem Karren von Mousqueton bis ins Schloß und setzte sich an eine üppig bestellte Tafel, deren Honneurs man ihm wie einem König machte. Doch er vermochte nicht mehr aus Mousqueton herauszubringen. Der treue Diener weinte nach Herzenslust und das war Alles.

Nachdem d'Artagnan eine Nacht in einem vortrefflichen Bett zugebracht hatte, träumte er viel über den Sinn des Briefes von Aramis, beunruhigte er sich über die Beziehungen der Nachtgleiche zu den Angelegenheiten von Porthos, und da er nichts begriff, wenn nicht, daß es sich um ein Liebschäftchen des Bischofs handelte, für welches die Tage notwendig den Nächten gleich sein müßten, so verließ d'Artagnan Pierrefonds, wie er Melun, wie er das Schloß des Grafen de la Fère verlassen hatte.

Dies geschah jedoch nicht ohne eine Schwermut, welche mit Fug und Recht für eine der düstersten Launen von d'Artagnan gelten konnte. Den Kopf gesenkt, das Auge stier, ließ er seine Beine auf beiden Seiten seines Pferdes herabhängen und sagte zu sich selbst in jener schwankenden Träumerei, welche zuweilen bis zur erhabensten Beredsamkeit aufsteigt:

»Keine Freunde, keine Zukunft, nichts mehr! Meine Kräfte sind gebrochen, wie der Bund unserer vergangener Freundschaft! Oh! das Alter kommt, kalt, unerbittlich; es hüllt in seinen Trauerflor Alles, was in meiner Jugend glänzte, duftete; dann wirft es diese sanfte Bürde auf seine Schulter und trägt sie mit dem Übrigen in den bodenlosen Abgrund des Todes.«

Ein Schauer schnürte dem Gascogner, der gegen alle Unglücksfälle des Lebens so stark und mutig war, das Herz zusammen, einige Augenblicke schienen ihm die Wolken schwarz, kam ihm die Erde schlüpfrig und thonig vor, wie die der Friedhöfe.

»Wohin gehe ich? . . . « sagte er zu sich selbst; »was will ich machen? . . . Allein, ganz allein, ohne Familie, ohne Freunde . . . Bah!« rief er plötzlich.

Und er gab beide Sporen seinem Rosse, das, da es keine Schwermut in dem kräftigen Hafer von Pierrefonds gefunden hatte, die Erlaubnis benützte, seine Heiterkeit durch ein Galopptempo zu zeigen, welches zwei Meilen fortwährte.

»Nach Paris!« sagte d'Artagnan zu sich selbst.

Und am andern Tag stieg er in Paris ab.

Er hatte zehn Tage zu dieser Reise gebraucht.

V.

Was d'Artagnan in Paris machte.

Der Lieutenant stieg vor einem Laden der Rue des Lombards mit dem Schild zum goldenen Mörser ab. Ein Mann von gutem Aussehen, der eine weiße Schürze trug und seinen grauen Schnurrbart mit einer dicken, kräftigen Hand streichelte, stieß einen Freudenschrei aus, als er den Schecken erblickte.

»Herr Chevalier,« sagte er, »ah! Ihr seid es.«

»Guten Morgen, Planchet,« erwiderte d'Artagnan, der sich bückte, um in den Laden einzutreten.

»Geschwinde, herbei, Ihr Leute,« rief Planchet, »Einer für das Pferd von? Herrn d'Artagnan, Einer für sein Zimmer, Einer für sein Abendbrot!«

»Ich danke, Planchet, guten Morgen, meine Kinder,« sagte d'Artagnan zu den eifrigen Ladenburschen.

»Ihr erlaubt, daß ich diesen Kaffee, diesen Zuckersirup und diese gekochten Weinbeeren besorge?« sagte Planchet, »sie sind für die Küche des Herrn Oberintendanten bestimmt.«

»Besorge es immerhin.«

»Es ist in einem Augenblick geschehen, dann speisen wir zu Nacht.«

»Mache, daß wir allein speisen,« sagte d'Artagnan, »ich habe, mit Dir zu sprechen.«

Planchet schaute seinen ehemaligen Herrn auf eine bezeichnende Weise an.

»Oh! sei unbesorgt, es ist nur Angenehmes,« bemerkte d'Artagnan.

»Desto besser! desto besser.«

Und Planchet atmete, während d'Artagnan sich ganz einfach im Laden auf einen Ballen Pfröpfe setzte und sich die Örtlichkeit betrachtete . . . Der Laden war gut ausgestattet! man atmete den Duft von Ingwer, Zimt und gemahlenem Pfeffer ein, der d'Artagnan niesen machte.

Glücklich, an der Seite eines so berühmten Kriegsmannes,

eines Lieutenants der Musketiere zu sein, der der Person des Königs nahe stand, arbeiteten die Ladenbursche mit einer Begeisterung, die an Wahnsinn grenzte, und bedienten die Kunden mit einer verächtlichen Hast, welche mehr als einem derselben auffiel.

Planchet strich das Geld ein und machte seine Rechnungen, in denen er sich durch Artigkeiten unterbrach, welche an die Person seines alten Herrn adressiert waren. Planchet bediente sich gegen seine Kunden der kurzen Sprache und der stolzen Vertraulichkeit des reichen Kaufmanns, der Jedermann bedient, aber Niemand erwartet. D'Artagnan bemerkte dieses Benehmen mit einem Vergnügen, das wir später auseinandersetzen werden. Er sah allmählig die Nacht kommen, und endlich führte ihn Planchet in ein Zimmer des ersten Stocks, wo unter Ballen und Kisten ein sehr reinlich gedeckter Tisch die zwei Gäste erwartete.

D'Artagnan benützte einen Augenblick des Zögerns, um Planchet anzuschauen, den er seit einem Jahr nicht gesehen hatte. Der verständige Planchet hatte an Bauch zugenommen, aber sein Gesicht war nicht aufgedunsen. Sein glänzender Blick spielte noch mit Leichtigkeit in seinen tiefen Augenhöhlen, und das Fett, das alle charakteristischen Erhabenheiten des menschlichen Gesichtes nivelliert, hatte weder seine hervorspringenden Backenknochen, das Merkmal der List und der Gierde, noch sein spitziges Kinn, das Merkmal der Schlaueit und Beharrlichkeit, erreicht. Planchet thronte mit eben so viel Majestät im Speisezimmer, als im Laden. Er bot seinem ehemaligen Herrn ein einfaches Mahl, aber ein Pariser Mahl: den Braten, im Ofen des Bäckers fertig gemacht, mit den Gemüsen, den Salat und den Nachtisch aus dem Laden selbst genommen. D'Artagnan war sehr zufrieden, daß der Spezereihändler hinter einem Fasse eine Flasche Anjou-Wein hervorzog, was während des ganzen Lebens von d'Artagnan dessen Lieblingswein gewesen.

»Früher, gnädiger Herr,« sagte er mit einem treuherzigen Lächeln, »früher war ich es, der Euren Wein trank, nun seid Ihr es, der den meinen trinkt.«

»Und, Gott sei Dank, Planchet, ich werde ihn, wie ich hoffe, noch lange trinken, denn jetzt bin ich frei.«

»Frei! Ihr habt einen Urlaub, Herr?«

»Einen unbeschränkten!«

»Ihr verlaßt den Dienst?« fragte Planchet erstaunt.

»Ja, ich ruhe aus.«

»Und der König?« rief Planchet, der nicht glauben konnte, der König vermöchte der Dienste eines Mannes wie d'Artagnan zu entbehren.

»Der König wird anderswo sein Glück suchen . . . Doch wir haben gut zu Nacht gespeist, Du bist in der Laune guter Einfälle, Du regst mich an, Dir Mitteilungen zu machen, öffne Deine Ohren.«

»Ich öffne.«

Und Planchet öffnete mit einem mehr treuherzigen, als boshafte Lächeln eine Flasche weißen Wein.

»Laß mir nur meinen Verstand.«

»Oh! wenn Ihr den Kopf verliert, gnädiger Herr . . . «

»Nun gehört mein Kopf mir, Planchet, und ich gedenke ihn mehr als je zu schonen. Sprechen wir zuerst von den Finanzen . . . Wie befindet sich mein Geld?«

»Vortrefflich, Herr. Die zwanzigtausend Livres, die ich von Euch erhalten habe, sind immer noch in meinem Geschäft angelegt und tragen neun Prozent. Ich gebe Euch sieben davon und gewinne auf Euch.«

»Und Du bist immer noch zufrieden?«

»Entzückt . . . Ihr bringt mir weitere?«

»Etwas Besseres . . . Aber brauchst Du denn?«

»Oh! nein . . . Jeder will mir gegenwärtig anvertrauen . . . Ich dehne meine Geschäfte aus.«

»Das war Dein Plan.«

»Ich mache ein wenig Banque . . . Ich kaufe Waren von meinen hilfsbedürftigen Zunftgenossen, ich leihe denjenigen Geld, welche wegen der Zahlungen, die sie zu leisten haben, in Verlegenheit sind . . . «

»Ohne Wucher?«

»Oh! Herr, in der vorigen Woche habe ich zwei Duelle hinter dem Boulevard wegen des Wortes gehabt, das Ihr so eben ausgesprochen.«

»Wie so?«

»Ihr, werdet das sogleich verstehen: es handelt sich um ein Anlehen. Der Entlehner gibt mir als Unterpfand Cassonadzucker, mit der Bedingung, daß ich diesen verkaufen könnte, wenn die Heimbezahlung innerhalb einer bestimmten Frist nicht stattfinden würde. Ich leihe ihm tausend Livres. Er bezahlt nicht; ich verkaufe den Cassonadzucker um dreizehnhundert Livres. Er erfährt es und verlangt hundert Taler. Meiner Treue, ich weigere mich, sie ihm zu geben, unter dem Vorwand, ich könne die Ware nur um neunhundert Livres verkaufen. Er sagt mir, ich treibe Wucher. Ich bitte ihn, mir das hinter dem Boulevard zu wiederholen. Es ist ein ehemaliger Garde, er kommt, und ich renne ihm Euren Degen durch den linken Schenkel.«

»Alle Wetter! was für eine Banque machst Du!«

»Bei den dreizehn Prozent schlage ich mich noch obendrein . . . das ist mein Charakter.«

»Nimm nur zwölf und nenne den Rest Prämie und Maklerlohn.«

»Ihr habt Recht, gnädiger Herr. Doch Eure Angelegenheit?«

»Ah! Planchet, das ist sehr lang und sehr schwer zu sagen,«

»Sagt es immerhin.«

D'Artagnan kratzte sich am Schnurrbart, wie ein Mensch, der über das Geständnis, das er machen will, in Verlegenheit ist, und demjenigen, welchem er es machen soll, mißtraut.

»Es ist eine Anlage?«

»Ja.«

»Von schönem Ertrag.«

»Von sehr schönem Nutzen: vierhundert Prozent, Planchet.«

Planchet schlug so gewaltig mit der Faust auf den Tisch, daß die Flaschen aufsprangen, als ob sie Angst hätten.

»Ist das bei Gott möglich?«

»Ich glaube, es wird mehr sein,« erwiderte d'Artagnan, »doch ich sage lieber weniger.«

»Ah! Teufel!« rief Planchet näher hinzurückend . . . »Aber, gnädiger Herr, das ist prächtig! Kann man viel Geld dabei anlegen?«

»Jeder zwanzigtausend Livres, Planchet.«

»Das ist Euer ganzes Haben. Auf wie lauge?«
»Auf einen Monat.«
»Und das wird uns eintragen?«
»Jedem fünfzigtausend Livres; rechne.«
»Das ist ungeheuer! . . . Man wird sich gut schlagen müssen . . . um einen solchen Preis.«
»Ich glaube in der Tat, daß man sich nicht schlecht wird schlagen müssen,« erwiderte d'Artagnan mit derselben Ruhe.
»Doch diesmal sind wir zu zwei, und ich übernehme die Streiche für mich allein.«
»Gnädiger Herr, ich werde es nicht dulden.«
»Planchet, Du kannst nicht dabei sein, Du müßtest Deinen Handel verlassen.«
»Das Geschäft wird nicht in Paris gemacht?«
»Nein.«
»Ah! im Ausland?«
»In England.«
»Land der Spekulationen, es ist wahr,« sagte Planchet; »ein Land, das ich genau kenne. Ohne neugierig zu sein, erlaube ich mir doch zu fragen, was für eine Art von Geschäften es ist?«
»Es ist eine Restauration.«
»Von Denkmalen?«
»Ja, von Baudenkmalen. Wir werden White-Hall restaurieren.«
»Das ist bedeutend . . . Und in einem Monat, glaubt Ihr?«
»Ich übernehme es.«
»Es ist Eure Sache, gnädiger Herr, und sobald Ihr Euch einmal damit besaßt . . . «
»Ja, das ist meine Sache . . . ich bin ganz unterrichtet . . . Dennoch frage ich Dich gern um Rat.«
»Viel Ehre . . . doch ich verstehe mich schlecht auf Architektur.«
»Planchet, Du hast Unrecht, Du bist ein vortrefflicher Baumeister . . . eben so gut als ich bei dem, wovon die Rede ist.«
»Ich danke . . . «
»Ich gestehe, ich war versucht, die Sache den bewußten Herren anzubieten, aber sie sind von ihren Häusern abwesend . . . Das ist ärgerlich, ich kenne keine kühnere,

geschicktere . . . «

»Ah! wie es scheint, wird eine Konkurrenz eintreten und das Unternehmen streitig gemacht werden?«

Oh!.. ja, Planchet, ja! . . . «

»Ich brenne vor Begierde, etwas Näheres zu hören.«

»Gut . . . ; schlieÙe zuvor alle Türen.«

»Ja, gnädiger Herr.«

Und Planchet schloß sich, den Schlüssel dreimal umdrehend, ein.

»Gut . . . nun setze Dich zu mir.«

Planchet gehorchte.

»Doch öffne auch das Fenster, das Geräusch der Vorübergehenden und der Wagen wird alle diejenigen taub machen, die uns hören könnten.«

Planchet öffnete das Fenster, wie man es ihn hieß, und die Strömung des Geräusches, die sich im Innern fing, — Schreien, Bellen, Räder, Tritte, — betäubte selbst d'Artagnan, wie er es gewünscht hatte. Da trank er ein Glas weißen Wein und fing mit folgenden Worten an:

»Planchet, ich habe einen Gedanken.«

»Ah! gnädiger Herr, daran erkenne ich Euch,« sagte der Spezereihändler, schnaubend vor Ungeduld.

VI.

Von der Gesellschaft, die sich in der Rue des Lombards, unter dem Schilde zum goldenen Mörser, zur Ausbeutung des Gedankens von Herrn d'Artagnan bildet.

Nach einem Augenblick, in welchem er nicht nur einen Gedanken, sondern alle seine Gedanken zu sammeln schien, fuhr d'Artagnan fort:

»Mein lieber Planchet, Du mußt wohl von Seiner Majestät König Karl I. von England haben sprechen hören?«

»Leider, ja, gnädiger Herr, denn Ihr habt Frankreich verlassen, um ihm Hilfe zu leisten, doch er fiel trotz dieser Hilfe und hätte Euch beinahe in seinen Sturz hineingerissen.«

»Ganz richtig, ich sehe, daß Du ein gutes Gedächtnis hast, Planchet.«

»Pest! gnädiger Herr, man müßte sich wundern, wenn ich dieses Gedächtnis, so schlecht es auch wäre, verloren hätte. Hat man Grimaud, der, wie Ihr wisst, nicht besonders viel erzählt, erzählen hören, wie der Kopf von König Karl gefallen ist, wie Ihr eine halbe Nacht in einem minirten Schiffe gefahren seid und den guten Herrn Mordaunt, einen gewissen Dolch mit goldenem Heft in der Brust, habt auf das Wasser zurückkommen sehen, so vergißt man dergleichen Dinge nicht.«

»Es gibt doch wohl Menschen, die sie vergessen, Planchet.«

»Ja, diejenigen, welche sie nicht gesehen haben oder nie von Grimaud erzählen hörten.«

»Nun, desto besser, da Du Dich aller dieser Dinge entsinnst, so brauche ich Dich nur an Eines zu erinnern, daran, daß König Karl I. einen Sohn hatte.«

»Er hatte sogar zwei, ohne Euch Lügen strafen zu wollen, Herr,« entgegnete Planchet, »denn ich habe den zweiten, den Herrn Herzog von York, eines Tags in Paris gesehen, als er sich

in's Palais-Royal begab, und man versicherte mich damals, es wäre dies der zweite Sohn von König Karl I. Was den ältesten betrifft, so habe ich nur die Ehre, ihn dem Namen nach, nicht aber von Gesicht zu kennen.«

»Das ist es gerade, worauf wir kommen müssen, Planchet: nämlich auf den ältesten Sohn, der früher Prinz von Wales hieß und sich nun Karl II. König von England nennt.«

»König ohne Königreich, Herr,« sprach Planchet mit gewichtiger Miene.

»Ja, Planchet, und Du kannst beifügen, ein unglücklicher Prinz, unglücklicher, als ein in dem elendesten Quartier von Paris verlorener Mensch aus dem Volk.«

Planchet machte eine Gebärde voll jenes alltäglichen Mitleids, das man den Fremden bewilligt, von denen man denkt, man werde nie mit ihnen in Berührung kommen. Dabei sah er in dieser politisch sentimental Operation keinen Handlungsgedanken von Herrn d'Artagnan zum Vorschein kommen, und ein solcher Gedanke war es hauptsächlich, worauf er wartete. D'Artagnan, der die Dinge und die Menschen zu begreifen gewohnt war, begriff auch Planchet.

»Ich komme zur Sache,« sagte er. »Dieser junge Prinz, dieser König ohne Königreich, wie Du richtig bemerktest, hat mich sehr interessiert. Ich, d'Artagnan, habe ihn bei Mazarin, der ein Knauser, um Beistand, bei Ludwig, der ein Kind ist, um Hilfe stehen sehen, und mir, der ich mich darauf verstehe, kam es vor, als ob in diesem verständigen Auge des entsetzten Königs, in dem Adel seiner ganzen Person, der über all seinem Unglück oben schwimmen geblieben ist, Stoff zu einem Mann von Herz und zu einem König läge.«

Planchet billigte stillschweigend: dies Alles gab, wenigstens in seinen Augen, noch keine Aufklärung über die Idee von d'Artagnan. Der Musketier fuhr fort:

»Ich habe nun folgendermaßen geurteilt. Höre wohl, Planchet, denn wir nähern uns dem Schluß.«

»Ich höre.«

»Die Könige sind nicht so dicht auf der Erde gesät, daß sie die Völker da finden, wo sie ihrer bedürfen. Dieser König ohne

Königreich aber ist meiner Ansicht nach ein vorbehaltenes Korn, das in irgend einer Jahreszeit zur Blüte gelangen muß, vorausgesetzt, daß es eine geschickte, diskrete und kräftige Hand, den Boden, den Himmel und den Zeitpunkt auswählend, einsät.«

Planchet billigte immer mit dem Kopf, und dies bewies, daß er immer noch nicht begriff.

»Armes, kleines Königskorn! sagte ich zu mir selbst, und in der Tat, ich war wirklich gerührt, Mancher, was mich auf den Gedanken bringt, ich gehe mit einer Dummheit um, und deshalb wollte ich Dich um Rat fragen, mein Freund.«

Planchet errötete vor Vergnügen und Stolz.

»Armes, kleines Königskorn! ich hebe dich auf und will dich in eine gute Erde werfen.«

»Ah! mein Gott,« rief Planchet, indem er seinen alten Herrn starr anschaute, als zweifelte er an dem Zustand seiner Vernunft.

»Nun, was?« fragte d'Artagnan, »was verletzt Dich?«

»Mich, nichts, gnädiger Herr.«

»Du hast gesagt: ›Ah! mein Gott!«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen sicher. Solltest Du schon begreifen?«

»Ich gestehe, Herr d'Artagnan, ich habe bange . . . «

»Zu begreifen?«

»Ja.«

»Zu begreifen, ich wolle Karl II., der keinen Thron mehr hat, wieder den Thron besteigen machen? Ist es so?«

Planchet sprang auf eine ganz wunderbare Weise von seinem Stuhle auf und rief:

»Ah! ah! das nennt Ihr also eine Restauration?«

»Ja, Planchet, nennt man die Sache nicht so?«

»Allerdings, allerdings. Aber habt Ihr Euch auch wohl überlegt?«

»Was?«

»Das, was dort ist.«

»Wo?«

»In England.«

»Und was ist dort, Planchet?«

»Vor Allem, gnädiger Herr, bitte ich Euch um Verzeihung, wenn ich mich in diese Dinge mische, welche nichts mit meinem Handel gemein haben: doch da Ihr mir ein Geschäft vorschlagt . . . denn nicht wahr, Ihr schlagt mir ein Geschäft vor?«

»Ein herrliches, Planchet.«

»Doch da Ihr mir ein Geschäft vorschlagt, so habe ich das Recht, zu bestreiten.«

»Streite, Planchet; aus dem Streite geht das Licht hervor.«

»Nun wohl, da es mir der gnädige Herr erlaubt, so sage ich ihm, daß es dort vor Allem die Parlamente gibt.«

»Sodann die Armee.«

»Gut. Siehst Du noch etwas?«

»Hernach die Nation.«

»Ist das Alles?«

»Die Nation, welche zum Sturz und zur Enthauptung des seligen Königs, des Vaters von diesem, eingewilligt hat und sich nicht wird Lügen strafen wollen.«

»Planchet, mein Freund,« sprach d'Artagnan, »Du urteilst wie ein Käse! Die Nation . . . die Nation ist müde dieser Herren, welche barbarische Namen führen und ihr Psalmen vorsingen. Wenn es einmal gesungen sein soll, mein lieber Planchet, so habe ich bemerkt, daß die Nationen lieber ein lustiges Lied als einen Choral singen. Erinnerere Dich der Fronde, wie hat man damals gesungen? Und das war die gute Zeit!«

»Nicht zu sehr, nicht zu sehr, denn ich wäre beinahe gehenkt worden.«

»Aber man hat Dich wirklich gehenkt?«

»Nein.«

»Und unter all diesen Liedern hat Dein Glück seinen Anfang genommen.«

»Das ist wahr.«

»Du hast also nichts zu sagen?« »Doch! ich komme auf die Armee und die Parlamente zurück.«

»Ich habe gesagt, ich entlehne zwanzigtausend Livres von Herrn Planchet und ich füge zwanzigtausend Livres von meiner

Seite bei; mit diesen vierzigtausend Livres bringe ich eine Armee auf die Beine.«

Planchet faltete die Hände; er sah, daß d'Artagnan ernsthaft war, und glaubte ganz treuherzig, sein Herr habe den Verstand verloren.

»Eine Armee! . . . ah! gnädiger Herr,« erwiderte er mit seinem freundlichsten Lächeln, aus Furcht, diesen Narren zu reizen und einen Wütenden aus ihm zu machen. »Eine Armee . . . von wie viel?«

»Von vierzig Mann,« antwortete d'Artagnan.

»Vierzig gegen vierzigtausend, das ist nicht genug. Ich weiß wohl, Ihr seid für Euch allein so viel wert als tausend, Herr d'Artagnan; doch wo werdet Ihr neun und dreißig Männer finden, welche Euch an Wert gleichkommen, oder wenn Ihr sie findet, wer wird Euch das Geld geben, um sie zu bezahlen?«

»Nicht schlecht, Planchet. Ah! Teufel, Du wirst ein Höfling.«

»Nein, gnädiger Herr, ich sage, was ich denke, und deshalb sage ich, daß ich bange habe vor dem ersten regelmäßigen Treffen, das Ihr mit Euren vierzig Mann liefern werdet.«

»Ich werde auch kein regelmäßiges Treffen liefern, mein lieber Planchet,« erwiderte der Gascogner lachend. »Wir haben im Altertum sehr schöne Beispiele von klugen Rückzügen und Märschen, welche darin bestanden, daß man den Feind vermied, statt ihn anzugreifen. Du mußt das wissen, Planchet, Du, der Du die Pariser an dem Tag befehligtest, wo sie sich hätten gegen die Musketiere schlagen sollen, und der Du die Märsche und Gegenmärsche damals so gut zu berechnen wusstest, daß Du die Place-Royale nicht verließest.«

Lachend erwiderte Planchet:

»Es ist wahr, wenn sich Eure vierzig Mann beständig verbergen, und wenn sie nicht ungeschickt sind, dürfen sie hoffen, nicht geschlagen zu werden; doch Ihr habt irgend ein Resultat im Auge?«

»Ohne allen Zweifel. Vernimm, welches Verfahren meiner Ansicht nach anzuwenden ist, um Seine Majestät König Karl II. rasch wieder auf den Thron zu bringen.«

»Gut!« rief Planchet, seine Aufmerksamkeit verdoppelnd, »laßt

dieses Verfahren hören. Zuvor scheint mir aber, daß wir etwas vergessen.«

»Was?«

»Wir haben die Nation, welche lieber lustige Lieder als Psalmen singt, und die Armee, die wir nicht bekämpfen, beiseit gestellt; es bleiben jedoch noch die Parlamente, welche nicht singen.«

»Und die sich eben so wenig schlagen. Wie, Planchet, Du, ein Mann von Verstand, kümmerst Dich um einen Haufen solcher Schreier und Prahlhänse? Die Parlamente kümmern mich nichts.«

»Sobald sie Euch nichts kümmern, gehen wir darüber weg, gnädiger Herr.«

»Ja, und kommen wir zum Resultat. Du erinnerst Dich Cromwells, Planchet.«

»Ich habe viel von ihm reden hören, gnädiger Herr.«

»Es war ein gewaltiger Kriegermann.«

»Und hauptsächlich ein furchtbarer Fresser.«

»Wie so?«

»Ja, er hat mit einem Mal England verschlungen.«

»Nun, Planchet, wenn Einer am Vorabend des Tages, wo er England verschlang, Herrn Cromwell verschlungen hätte?«

»Ah! Herr, es ist einer der ersten Grundsätze der Mathematik, daß das Enthaltende größer sein muß, als der Inhalt.«

»Sehr gut, Planchet! Das ist gerade unsere Angelegenheit.«

»Aber Herr Cromwell ist tot und sein Enthaltendes ist nun das Grab.«

»Mein lieber Planchet, ich sehe mit Vergnügen, daß Du nicht nur ein Mathematiker, sondern auch ein Philosoph geworden bist.«

»Gnädiger Herr, bei meinem Spezereigeschäft brauche ich viel gedrucktes Papier und dabei belehre ich mich.«

»Bravo! Dann weißt Du also, — denn Du hast die Mathematik und die Philosophie nicht ohne ein wenig Geschichte gelernt, — Du weißt, daß nach dem so großen Cromwell ein ganz kleiner gekommen ist.«

»Ja, der hieß Richard, und er hat es gemacht wie Ihr, Herr d'Artagnan, er hat seine Entlassung genommen.«

»Gut! sehr gut! Nach dem Großen, der gestorben ist, nach dem Kleinen, der seine Entlassung genommen hat, kam ein Dritter. Dieser heißt Herr Monk: das ist ein sehr gewandter General, denn er hat sich nie geschlagen; es ist ein sehr starker Diplomat, denn er spricht nie, und ehe er zu einem Menschen: Guten Morgen! sagt, denkt er zwölf Stunden nach und sagt am Ende: Guten Abend! was man dann als ein Wunder ausschreit, da es sich gerade richtig trifft.«

»Ich finde das in der Tat sehr stark,« sprach Planchet; »doch ich kenne einen andern Politiker, der eine große Ähnlichkeit mit diesem hat.«

»Nicht wahr. Herr von Mazarin?«

»Er selbst.«

»Du hast Recht, Planchet; nur trachtet Herr von Mazarin nicht nach dem Thron von Frankreich, und das ändert das Ganze, siehst Du? Nun also, diesen Herrn Monk, der England ganz gebraten auf seinem Teller hat und schon den Mund aufsperrt, um es zu verschlingen, diesen Herrn Monk, der zu den Leuten von Karl II. und zu Karl II. selbst sagt: Nescio vos . . . «

»Ich verstehe das Englische nicht.«

»Ja, aber ich verstehe es. Nescio vos bedeutet: Ich kenne Euch nicht. Diesen Herrn Monk, den gewichtigsten Mann von England, wenn er es verschlungen haben wird . . . «

»Nun?«

»Nun, mein Freund, ich gehe hinüber, und mit meinen vierzig Mann entführe ich ihn, packe ich ihn ein und bringe ihn nach Frankreich, wo sich meinen geblendeten Augen zwei Parteien zeigen.«

»Und den meinigen!« rief Planchet ganz entzückt vor Begeisterung. »Wir sperren ihn in einen Käfig und zeigen ihn für Geld.«

»Was Du da gefunden hast, ist eine dritte Partie, an die ich nicht dachte.«

»Findet Ihr sie gut?«

»Ja, gewiß, doch ich halte die meinigen für besser.«

»Laßt die Eurigen hören.«

»1. Ich setze ihn auf Lösegeld.«

»Auf wie viel?«

»Teufel! ein Bursche dieser Art ist wohl hunderttausend Taler wert.«

»Oder?«

»Oder, was noch besser ist, ich überliefere ihn König Karl, der, da er weder mehr einen Armeegeneral zu fürchten, noch einen Diplomaten zu überlisten hat, sich selbst wieder auf den Thron setzen und mir, sobald er darauf sitzt, die fraglichen hunderttausend Taler bezahlen wird. Das ist der Gedanke, den ich gehabt habe; was sagst Du dazu, Planchet?«

»Herrlich, herrlich!« rief Planchet zitternd vor Aufregung. »Und wie ist Euch dieser Gedanke gekommen?«

»Er ist mir eines Morgens am User der Loire gekommen, während Ludwig XIV., unser König, Tränen auf der Hand von Fräulein von Mancini vergoß.«

»Gnädiger Herr, ich stehe Euch dafür, der Gedanke ist erhaben. Aber . . . «

»Ah! es gibt ein aber!«

»Verzeiht. Aber er ist ein wenig wie die Haut von jenem schönen Bären, Ihr wisst, die man verkaufen wollte, welche man jedoch zuvor von dem lebendigen Bären nehmen mußte. Um Herrn Monk zu fangen, wird es nicht ohne einen Kampf abgehen.«

»Allerdings. Doch da ich eine Armee anwerbe . . . «

»Ja, ja, ich verstehe, ein Handstreich. Oh! dann werdet Ihr siegen, gnädiger Herr, denn Niemand kommt Euch in solchen Treffen gleich.«

»Es ist wahr, ich habe Glück darin,« erwiderte d'Artagnan mit stolzer Einfachheit; »Du begreifst, wenn ich hierzu meinen teuren Athos, meinen braven Porthos und meinen schlaunen Aramis hätte, so wäre die Sache abgemacht; doch sie sind verloren, wie es scheint, und Niemand weiß, wo man sie finden soll. Ich werde also den Schlag allein ausführen. Dünkt Dir nun das Geschäft gut und die Anlage vortheilhaft?«

»Zu sehr! zu sehr!«

»Warum dies?«

»Weil die schönen Dinge nie zu Stande kommen.«

»Diese Sache ist unfehlbar, und zum Beweis hierfür dient, daß ich mich selbst dazu verwende. Das wird für Dich ein ziemlich hübscher Gewinn und für mich ein ziemlich interessanter Streich sein. Man wird sagen: ›So war das Alter von Herrn d'Artagnan.« Und ich bekomme einen Platz in den Geschichten und sogar in der Geschichte. Planchet, ich bin lüstern nach Ehre.«

»Gnädiger Herr,« rief Planchet, »wenn ich bedenke, daß hier bei mir, mitten unter meiner Cassonade, meinen gedörrten Pflaumen und meinem Zimt dieser riesige Plan zur Reise kommt, so ist es mir, als wäre mein Laden ein Palast.«

»Nimm Dich in Acht, Planchet, nimm Dich in Acht, wenn das Geringste hiervon ruchbar wird, erfolgt die Bastille für uns Beide; nimm Dich in Acht, Freund, denn wir machen ein Komplott. Herr Monk ist der Verbündete von Herrn von Mazarin, nimm Dich in Acht!«

»Herr, wenn man die Ehre gehabt hat, Euch anzugehören, so weiß man nichts von Furcht, und wenn man sich des Vorteils erfreut, durch ein gemeinschaftliches Interesse mit Euch verbunden zu sein, so schweigt man.«

»Sehr gut, das ist noch mehr Deine Sache, als die meinige, insofern ich in acht Tagen in England sein werde.«

»Geht, gnädiger Herr, je eher, desto besser.«

»Das Geld ist also bereit?«

»Morgen soll es bereit sein, morgen werdet Ihr es aus meiner Hand empfangen. Wollt Ihr Gold oder Silber?«

»Gold, das ist bequemer; doch sprich, wie werden wir das einrichten?«

»Oh! mein Gott, auf die allereinfachste Weise, Ihr gebt mir nur einen Empfangschein.«

»Nein, nein,« entgegnete d'Artagnan, »es muß in allen Dingen Ordnung sein.«

»Das ist auch meine Ansicht . . . doch bei Euch, Herr d'Artagnan . . . «

»Aber wenn ich dort sterbe, wenn ich durch eine Musketenkugel getötet werde, wenn ich zerplatze, weil ich Bier getrunken habe?«

»Glaubt mir, Herr, in diesem Fall wäre ich so über Euren Tod

betrübt, daß ich nicht an das Geld dächte.«

»Ich danke, Planchet, doch das ändert nichts. Wir fassen, wie zwei Anwaltsschreiber, einen Vertrag ab, den man einen Gesellschaftsvertrag nennen könnte.«

»Gern, gnädiger Herr.«

»Ich weiß wohl, daß das schwer abzufassen ist, doch wir werden es versuchen.«

»Versuchen wir es.«

»Planchet, hole Feder, Tinte und Papier.«

D'Artagnan nahm die Feder, tauchte sie in die Tinte und schrieb:

»Zwischen Messire d'Artagnan, Exlieutenant der Musketiere, gegenwärtig wohnhaft in der Rue Tiquetonne, im Wirtshaus zur Rehziege.

»Und dem Sieur Planchet, Spezereihändler, wohnhaft in der Rue des Lombards, mit dem Schilde zum goldenen Mörser,

»Ist folgender Vertrag abgeschlossen worden:

»Es bildet sich eine Gesellschaft mit dem Kapital von 40,000 Livres zum Behuf der Ausbeutung eines von Herrn d'Artagnan beigebrachten Gedankens.

»Der Sieur Planchet, der diesen Gedanken kennt und in allen Punkten billigt, wird zwanzigtausend Franken in die Hände von Herrn d'Artagnan bezahlen.

»Er wird weder Wiederbezahlung, noch Interesse fordern, ehe Herr d'Artagnan von einer Reise zurückkehrt, die er nach England unternimmt.

»Herr d'Artagnan macht sich seinerseits verbindlich, ebenfalls zwanzigtausend Livres zu bezahlen und diese den zwanzigtausend Livres beizufügen, die der Sieur Planchet schon bezahlt haben wird.

»Er wird von genannter Summe von vierzigtausend Livres nach seinem Gutdünken Gebrauch machen, wobei er sich

jedoch zu Einem verpflichtet, was hier unten ausgesprochen werden wird.

»An dem Tag, wo Herr d'Artagnan, durch welches Mittel es auch sein mag, Seine Majestät König Karl II. wieder auf den Thron gebracht hat, wird er bezahlen in die Hände von Sieur Planchet die Summe von . . . «

»Die Summe von hundert und fünfzigtausend Livres,« sagte Planchet naiv, als er sah, daß d'Artagnan inne hielt.

»Ah! Teufel, wie?« rief d'Artagnan, »die Teilung kann nicht zur Hälfte stattfinden, das wäre nicht richtig.«

»Wir legen aber jeder die Hälfte ein,« entgegnete Planchet schüchtern.

»Ja, aber höre die Klausel, mein lieber Planchet, und findest Du sie nicht in jeder Hinsicht billig, wenn sie geschrieben ist, nun so streichen wir sie aus.«

Und d'Artagnan schrieb:

»Da jedoch Herr d'Artagnan zu der Association außer dem Kapital von zwanzigtausend Livres seine Zeit, seinen Gedanken, seine Industrie und seine Haut beibringt, Dinge, die er hoch schätzt, besonders das letztere, so soll Herr d'Artagnan von den dreimal hunderttausend Livres zweimal hunderttausend für sich behalten, wodurch sein Antheil zwei Drittel bilden wird.«

»Sehr gut!« rief Planchet.

»Ist das gerecht?« fragte d'Artagnan.

»Vollkommen gerecht.«

»Und Du wirst mit hunderttausend Livres zufrieden sein?«

»Bei Gott! ich glaube wohl. Hunderttausend Livres für zwanzigtausend!«

»Und verstehst Du wohl, in einem Monat.«

»Wie, in einem Monat?«

»Ja, ich verlange nicht mehr als einen Monat.«

»Herr d'Artagnan, ich gebe Euch sechs Wochen,« sagte Planchet großmüthig.

»Ich danke,« erwiderte höflich der Musketier.

Wonach die zwei Verbündeten die Urkunde noch einmal überlasen.

»Ganz vollkommen, gnädiger Herr,« sagte Planchet, »der selige Herr Coquenard, der erste Mann der Frau Baronin du Vallon, hätte es nicht besser machen können.«

»Findest Du? Nun! so wollen wir unterzeichnen.«

Und Beide unterzeichneten.

»Auf diese Art werde ich gegen Niemand eine Verbindlichkeit haben,« sagte d'Artagnan.

»Aber ich werde eine Verbindlichkeit gegen Euch haben,« erwiderte Planchet.

»Nein, denn so zärtlich ich auch an meiner Haut hänge, Planchet, so kann ich sie doch dort lassen, und dann verlierst Du Alles. Wetter! dabei fällt mir die Hauptsache ein, eine unerläßliche Klausel. Ich schreibe:

»In dem Fall, daß Herr d'Artagnan bei dem Werke unterliegen würde, wird die Liquidation gemacht sein, und der Sieur Planchet quittiert dem Schatten von Herrn d'Artagnan für die von ihm in die Kasse der genannten Association eingelegten zwanzigtausend Livres.«

Bei dieser letzten Klausel faltete Planchet die Stirne, als er aber das so glänzende Auge, die so muskelige Hand, den so kräftigen und geschmeidigen Rückgrat seines Associe ansah, da faßte er wieder Mut und fügte ohne Bedauern, ohne Reue seiner Unterschrift noch einen Federzug bei. D'Artagnan tat dasselbe. So wurde der erste bekannte Gesellschaftsvertrag abgefaßt; vielleicht ist man seitdem der Form und dem Wesen nach ein wenig davon abgegangen.

»Nun aber,« sagte Planchet, während er d'Artagnan ein letztes Glas Wein einschenkte, »nun aber wollen wir schlafen, mein lieber Herr.«

»Nein,« erwiderte d'Artagnan, »denn das Schwierigste bleibt noch zu tun und über diesem Schwierigsten will ich träumen.«

»Bah!« rief Planchet, »ich habe so großes Vertrauen auf Euch, daß ich meine hunderttausend Livres nicht für neunzigtausend

geben würde.«

»Und der Teufel hole mich, ich glaube, Du hättest Recht.«

Hiernach nahm d'Artagnan ein Licht, stieg in sein Zimmer hinauf und legte sich zu Bette.

VII.

Worin d'Artagnan für das Haus Planchet und Compagnie zu reisen sich anschickt.

D'Artagnan träumte so gut die ganze Nacht hindurch, daß sein Plan schon am andern Morgen festgestellt war.

»So soll es sein!« sagte er, indem er sich in seinem Bett aufsetzte und seinen Ellenbogen auf sein Knie und sein Knie auf seine Hand stützte; »so soll es sein! Ich suche vierzig sehr sichere und kräftige Männer unter Leuten aus, die sich in einer etwas gefährdeten Lebenslage befinden, aber an die Disziplin gewöhnt sind. Nichts, wenn sie nicht zurückkommen, oder die Hälfte ihren Seitenverwandten. Was Kost und Wohnung betrifft, so geht das die Engländer an, welche Ochsen auf der Weide, Speck im Ständer, Hühner im Geflügelhof und Korn in der Scheune haben. Ich stelle mich dem General Monk mit diesem Corps vor. Er wird mich annehmen. Ich gewinne sein Vertrauen und mißbrauche es so schnell als möglich.«

Doch ohne weiter zu gehen, unterbrach sich d'Artagnan, schüttelte den Kopf und fuhr dann wieder fort:

»Nein, ich würde es nicht wagen, Athos das zu erzählen: das Mittel ist also nicht ehrenhaft. Ich muß Gewalt brauchen, ich muß es ganz gewiß, ohne daß meine Rechtschaffenheit dabei in irgend einer Hinsicht im Spiel sein darf. Mit vierzig Mann durchstreife ich als Parteigänger das Land. Ja, aber wenn ich nicht vierzigtausend Engländer treffe, wie Planchet sagte, sondern nur ganz einfach vierhundert. Dann werde ich geschlagen, in Betracht, daß sich unter meinen vierzig Kriegern wenigstens zehn Glasköpfe finden werden, zehn, die sich aus Dummheit sogleich totschiessen lassen. Nein, es ist in der Tat unmöglich, vierzig sichere Leute zu finden; das gibt es nicht. Man muß sich mit dreißig begnügen. Mit dreißig habe ich das Recht, ein Zusammentreffen mit gewaffneter Hand zu vermeiden, — wegen der kleinen Anzahl meiner Leute, und wenn das Zusammentreffen dennoch stattfindet, so ist meine Macht viel sicherer bei dreißig Mann, als bei vierzig. Überdies

erspare ich fünftausend Franken, nämlich den achten Teil meines Kapitals, und das ist schon der Mühe wert.

»Abgemacht, ich werde also dreißig Mann haben. Ich teile sie in drei Banden, — wir zerstreuen uns im Land, mit dem geschärften Befehl, uns im gegebenen Augenblick wieder zu versammeln; zu zehn und zehn erregen wir keinen Verdacht und kommen unbemerkt durch. Ja, ja, dreißig, das ist eine vortreffliche Zahl. Es sind drei Zehner, drei, diese göttliche Zahl. Und eine Compagnie von dreißig Mann, wenn sie beisammen ist, wird immerhin noch etwas Imposantes haben.

»Oh! ich Unglücklicher!« fuhr d'Artagnan fort, »ich brauche dreißig Pferde; dadurch kann man sich zu Grunde richten. Wo Teufels hatte ich den Kopf, daß ich die Pferde vergaß! Man darf nicht daran denken, einen solchen Streich ohne Pferde auszuführen. Gut!, es sei, wir wollen dieses Opfer bringen, aber wir nehmen die Pferde im Lande, — sie sind dort nicht schlecht.

»Doch, alle Wetter! daran dachte ich nicht, zu drei Banden braucht man notwendig drei Kommandanten, und das ist die Schwierigkeit: einen von drei Kommandanten habe ich schon, das bin ich; ja, aber die zwei anderen werden für sich allein beinahe so viel kosten, als die ganze übrige Truppe. Nein, ich müßte offenbar nur einen Lieutenant haben. In diesem Fall werde ich dann meine Truppe auf zwanzig Mann beschränken. Ich weiß wohl, daß zwanzig Mann wenig ist; da ich aber mit dreißig entschlossen war, die Schläge nicht zu suchen, so werde ich das mit zwanzig noch viel mehr tun. Zwanzig, das ist eine runde Zahl; das vermindert auch die Zahl der Pferde um zehn, was wohl in Betracht zu ziehen ist . . . und dann mit einem guten Lieutenant . . .

»Mordioux! wie schön sind doch Geduld und Berechnung! Wollte ich mich nicht mit vierzig Mann einschiffen und nun beschränke ich mich auf zwanzig mit dem gleichen Erfolg! Zehntausend Livres Ersparnisse auf einmal und mehr Sicherheiten, das läßt sich hören. Jetzt- handelt es sich nur noch darum, diesen Lieutenant zu finden, finden wir ihn also und hernach . . . Das ist nicht leicht; ich brauche einen braven, wackeren Mann, einen zweiten, wie ich bin. Ja, aber der Lieutenant wird mein Geheimnis besitzen, und da dieses

Geheimnis eine Million wert ist und ich meinem Mann nur tausend Livres, höchstens fünfzehnhundert Livres, bezahle, so wird mein Mann das Geheimnis an Monk verkaufen. Mordieux! keinen Lieutenant. Überdies wird dieser Mann, und wäre er stumm wie ein Schüler von Pythagoras, einen Lieblingssoldaten bei der Truppe haben, den er zu seinem Sergenten macht; der Soldat wird das Geheimnis ergründen, falls jener ehrlich ist und es nicht verkaufen will. Dann wird der Sergent, minder redlich und minder ehrgeizig, das Ganze für fünfzigtausend Livres hergeben. Ah! das ist unmöglich. Der Lieutenant ist entschieden unmöglich! Dann aber keine Brüche mehr, ich kann meine Truppe in zwei Teile teilen und auf zwei Punkten zugleich agieren; ohne ein anderes Ich, das . . . Doch wozu auf zwei Punkten agieren, da wir nur einen Mann zu sängen haben? wozu soll ich mein Corps dadurch schwächen, daß ich die Rechte hierhin und die Linke dorthin stelle?

»Ein einziges Corps, Mordieux! ein einziges, und zwar befehligt von d'Artagnan, ah! sehr gut! Doch zwanzig Mann, die in einer Bande marschieren, sind Jedermann verdächtig; man darf nicht zwanzig Reiter mit einander marschieren sehen, sonst wird eine Compagnie gegen sie abgeschickt, die nach dem Losungswort fragt und, zeigt man sich verlegen, es zu geben, Herrn d'Artagnan und seine Leute wie Kaninchen niederschießt.

»Ich beschränke mich also auf zehn Mann; auf diese Art agiere ich einfach und mit Einheit; ich werde zur Vorsicht genötigt sein, was die Hälfte des Gelingens bei einer Angelegenheit ist, wie ich sie unternehme. Die große Zahl hätte mich vielleicht zu einer Torheit verleitet. Zehn Pferde zu kaufen oder zu nehmen, ist keine Schwierigkeit mehr. Oh! ein vortrefflicher Gedanke, der in alle meine Adern vollkommene Ruhe bringt. Kein Verdacht, kein Losungswort, keine Gefahr mehr! Zehn Mann sind Knechte oder Handlungsdienner. Zehn Mann, welche mit Waren beladene Pferde führen, werden geduldet, überall gut aufgenommen. Zehn Mann reisen für Rechnung des Hauses Planchet und Compagnie in Frankreich. Dagegen ist nichts zu sagen. Wie Handarbeiter gekleidet, haben diese zehn Mann ein gutes Jagdmesser, eine gute Muskete auf dem Kreuze des Pferdes und eine gute Pistole im Holfter. Sie lassen sich nie beunruhigen, weil sie keine

schlimme Absichten haben. Sie sind im Grunde vielleicht ein wenig Schmuggler, doch was tut das? Die Schmuggerei ist nicht, wie die Vielweiberei, ein Verbrechen, für das man gehenkt wird. Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß man uns unsere Waren confiscirt. Was liegt daran, wenn man uns unsere Waren confiscirt! Das ist in der Tat ein herrlicher Plan! Nur zehn Mann, zehn Mann, die ich für meinen Dienst anwerbe; zehn Mann so entschlossen wie vierzig, die mich wie vier kosten werden, gegen die ich über meinen Plan nicht den Mund öffne, denen ich nur ganz einfach sage: »Meine Freunde, es ist ein Schlag zu tun!«

»Auf diese Art müßte der Teufel sehr schlau sein, sollte er mir einen von seinen Streichen spielen. Fünfzehntausend Livres erspart! das ist herrlich bei zwanzig!

Beruhigt und gestärkt durch seine geistreiche Berechnung, blieb d'Artagnan bei diesem Plan stehen und beschloß, nichts mehr daran zu ändern. Er hatte schon auf einer Liste, die ihm sein nie vertrocknendes Gedächtnis lieferte, zehn ausgezeichnete Männer aus der Klasse vom Schicksal mißhandelter oder von den Gerichten beunruhigter Abenteurer . . . Hiernach stand d'Artagnan auf und ging sogleich auf Forschung aus, nachdem er Planchet zuvor gesagt hatte, er brauche ihn nicht beim Frühstück und vielleicht auch nicht beim Mittagessen zu erwarten. Anderthalb Tage, die er in gewissen Winkelschenken von Paris umherlief, genügten ihm für seine Ernte, und ohne daß er seine Abenteurer sich mit einander in Verbindung setzen ließ, hatte er eine reizende Sammlung von schlimmen Gesichtern zusammengebracht, die ein Französisch sprachen, das minder rein war, als das Englische, dessen sie sich bedienen sollten.

Es waren meistentheils Garden, deren Verdienst d'Artagnan bei verschiedenen Gelegenheiten hatte schätzen können, Leute, welche die Völlerei, unglückliche Degenstiche, unerwartete Gewinne im Spiel oder die ökonomischen Reformen von Herrn von Mazarin den Schatten und die Einsamkeit, diese zwei großen Tröster geplagter Seelen, zu suchen genötigt hatten.

Sie trugen auf ihrem Gesicht und an ihren Kleidern die Spuren der Herzensleiden, die sie ausgestanden. Einige hatten ein zerrissenes Gesicht, Alle hatten zerfetzte Kleider. D'Artagnan half auf das Eifrigste dieser brüderlichen Not durch eine weise

Verteilung der Gesellschaftstaler ab: er wachte darüber, daß diese Taler zur körperlichen Verschönerung der Truppe angewendet wurden, und beschied seine Rekruten in den Norden von Frankreich, zwischen Berghes und Saint-Omer. Sechs Tage wurden als unerstreckliche Frist gegeben, und d'Artagnan kannte hinreichend den guten Willen, die frohe Laune und die Redlichkeit dieser Leute, um sicher zu sein, es würde nicht Einer beim Appel fehlen.

Als diese Befehle gegeben waren, als man den Sammelplatz bestimmt hatte, nahm er von Planchet Abschied, der sich bei ihm nach seiner Armee erkundigte. D'Artagnan hielt es nicht für geeignet, Planchet die Einschränkung seines Personals mitzuteilen, denn er befürchtete, durch dieses Geständnis das Vertrauen seines Associe zu schwächen. Planchet freute sich ungemein, als er horte, die Armee sei ganz angeworben, und er sei eine Art von König auf halbe Rechnung, der von seinem Comptoir-Thron aus ein Truppencorps, bestimmt, gegen das treulose Albion, diesen ewigen Feind aller wahrhaft französischen Herzen, Krieg zu führen, besolde.

Planchet bezahlte also in schönen Doppellouis d'or zwanzigtausend Livres an d'Artagnan für seinen Teil, und weitere zwanzigtausend Livres, immer in schönen Doppellouis d'or für den Teil von d'Artagnan. D'Artagnan legte jede von den beiden Summen in einen Sack und wog jeden Sack mit der Hand.

»Dieses Geld ist sehr lästig, mein lieber Planchet,« sagte er, »weißt Du, daß das mehr als dreißig Pfund wiegt?«

»Bah! Euer Pferd trägt das wie eine Feder.«

D'Artagnan schüttelte den Kopf.

»Sage mir nicht dergleichen Dinge, Planchet: ein Pferd, das außer dem Reiter und dem Mantelsack mit dreißig Pfund belastet ist, schwimmt nicht mehr so leicht durch einen Fluß, setzt nicht mehr so leicht über eine Mauer oder über einen Graben, und wenn das Pferd nichts taugt, so taugt auch der Reiter nichts. Du weißt? das allerdings nicht, Du, der Du Dein ganzes Leben beim Fußvolk gedient hast.«

»Wie soll man es aber machen, gnädiger Herr?« fragte Planchet ganz verlegen.

»Höre, ich bezahle meine Armee bei der Rückkehr in die Heimat. Behalte meine Hälfte mit zwanzigtausend Livres, die Du während dieser Zeit umtreibst.«

»Und meine Hälfte?«

»Ich nehme sie mit.«

»Euer Vertrauen ehrt mich, doch wenn Ihr nicht zurückkommt?«

»Das ist möglich, obgleich nicht sehr wahrscheinlich! Doch für den Fall, daß ich nicht zurückkommen würde, Planchet, gib mir eine Feder, daß ich mein Testament mache.«

D'Artagnan nahm eine Feder, Papier und schrieb auf ein einfaches Blatt:

»Ich, d'Artagnan, besitze zwanzigtausend Livres, welche ich mir Sou für Sou in den dreißig Jahren erspart habe, die ich im Dienst Seiner Majestät des Königs von Frankreich bin. Ich vermache fünftausend Athos, fünftausend Porthos, fünftausend Aramis, damit sie dieselben, in meinem und in ihrem Namen, meinem kleinen Freund Raoul, Vicomte von Bragelonne vermachen. Ich vermache die letzten fünftausend Planchet, damit er mit weniger Bedauern die andern fünfzehntausend an meine Freunde ausbezahlt.

»Zu welchem Ende ich Gegenwärtiges unterzeichnet habe.

»D'Artagnan.«

Planchet schien sehr neugierig, zu erfahren, was d'Artagnan geschrieben hatte.

»Hier, lies,« sagte der Musketier zu Planchet.

Bei den letzten Zeilen traten Planchet die Tränen in die Augen.

»Ihr glaubt, ich hätte das Geld nicht ohne dieses gegeben? dann will ich nichts von Euren fünftausend Livres.«

Lächelnd erwiderte d'Artagnan:

»Nimm es an, nimm es an: Du wirst auf diese Art nur fünfzehntausend statt zwanzig verlieren und nicht versucht sein, um nichts zu verlieren, der Unterschrift Deines Herrn und Freundes Schmach anzutun.«

Wie rannte er doch das Herz der Menschen und der

Spezereihändler, dieser liebe Herr d'Artagnan!

Diejenigen, welche den Don Quixote einen Narren nannten, weil er allein mit seinem Knappen Sancho auf Eroberung eines Reiches ausging, und diejenigen, welche Sancho einen Narren nannten, weil er mit seinem Herrn auf Eroberung eben dieses Reiches auszog, hätten gewiß kein anderes Urteil über d'Artagnan und Planchet gefällt.

Der Erstere galt jedoch für einen seinen Geist unter den feinsten Geistern des französischen Hofes, und der zweite hatte sich mit Recht den Ruf eines der stärksten Köpfe unter den Krämern und Spezereihändlern der Rue des Lombards, folglich von Paris, folglich von Frankreich erworben.

Betrachtete man aber diese Männer nur aus dem Gesichtspunkte, den man für alle Menschen anwendet, und die Mittel, mit deren Hilfe sie einen König wieder auf seinen Thron zu setzen gedachten, nur in Vergleichung zu andern Mitteln, so würde sich das winzigste Gehirn des Landes, wo die winzigsten Gehirne sind, gegen die ungeheuerliche Anmaßung des Lieutenants und gegen die Albernheit seines Verbündeten empört haben.

Zum Glück war d'Artagnan nicht der Mann, der auf die Alfanzereien, die man um ihn her trieb, oder auf die Kommentare hörte, die man über ihn macht«. Er hatte den Wahlspruch angenommen: »*Tue recht und laß' sprechen.*« Planchet hatte den angenommen: »*Laß' machen und sprich nichts.*« Folge hiervon war, daß nach der Gewohnheit aller erhabenen Geister diese zwei Männer sich **intra pectus** schmeichelten, sie haben Recht gegen alle diejenigen, welche ihnen Unrecht gaben.

Um einen Anfang zu machen, brach d'Artagnan beim schönsten Wetter der Welt auf, ohne Wolken am Himmel, ohne Wolken im Geist, freudig und stark, ruhig und entschieden, gestählt durch seine Entschlossenheit und folglich eine zehnfache Dosis von jenem mächtigen Fluidum mit sich tragend, das die Erschütterungen der Seele aus den Nerven hervorspringen machen und das der menschlichen Maschine eine Kraft und einen Einfluß verleiht, wovon sich zukünftige Jahrhunderte aller Wahrscheinlichkeit nach mehr arithmetisch Rechenschaft geben werden, als wir das heute tun können. Er folgte, wie in

vergangenen Zeiten, der an Abenteuern fruchtbaren Straße, die, ihn einst nach Boulogne geführt hatte, und die er zum vierten Male machte. Er konnte beinahe unter Wegs die Spur seines Trittes auf dem Pflaster und die seiner Faust an den Türen der Gasthöfe erkennen; stets tätig und gegenwärtig, weckte sein Gedächtnis jene Jugend wieder auf, welche dreißig Jahre später weder sein großes Herz, noch sein stählernes Faustgelenke Lügen gestraft hätten.

Welch eine reiche Natur war die Natur dieses Mannes! er besaß alle Leidenschaften, alle Fehler, alle Schwächen, und der seinem Verstande inwohnende Widerspruchsgeist verwandelte alle diese Unvollkommenheiten in entsprechende gute Eigenschaften. In Folge seiner beständig umherschweifenden Einbildungskraft hatte d'Artagnan Angst vor einem Schatten, und weil er sich schämte, daß er Angst hatte, ging er auf diesen Schatten los und wurde über alle Maßen mutig, wenn wirklich eine Gefahr vorhanden war. Alles in ihm war voll Bewegung und deshalb Genuß. Er liebte ungemein die Gesellschaft Anderer, langweilte sich aber nie in der seinigen, und mehr als einmal, — hätte man ihn, wenn er allein war, studieren können, — würde man ihn haben über die Scherze, die er sich selbst erzählte, oder über die drolligen Phantasten lachen sehen, die, er sich gerade fünf Minuten vor dem Augenblick schuf, wo die Langweile kommen mußte.

D'Artagnan war vielleicht diesmal nicht so heiter, als er es mit der Aussicht gewesen wäre, einige gute Freunde in Calais statt der zehn, schlimmen Bursche zu finden, die er dort treffen sollte; doch die Schwermut beschlich ihn nicht mehr als einmal des Tages, und so erhielt er ungefähr fünf Besuche von dieser finsternen Gottheit, ehe er das Meer in Boulogne erblickte. Doch einmal hier, fühlte sich d'Artagnan der Tätigkeit nahe, und jedes andere Gefühl, als das des Selbstvertrauens verschwand, um nie mehr zurückzukehren. Von Boulogne folgte er der Küste bis Calais.

Calais war der allgemeine Sammelplatz, und in Calais hatte er jedem von seinen Rekruten das Gasthaus zum Großen Monarchen bezeichnet, wo das Leben nicht teuer war, wo die Matrosen ihre Einkehr hatten, wo die Männer vom Schwert, mit lederner Scheide, wohlverstanden, Lager, Tisch, Speise und

Trank, kurz alle Süßigkeiten des Daseins um dreißig Sous täglich erhielten.

D'Artagnan nahm sich vor, sie bei ihrem Vagabundenleben zu überraschen, um nach dem ersten Anschein zu beurteilen, ob er auf sie als auf gute Kumpane rechnen könnte.

Er kam um halb fünf Uhr Abends in Calais an.

VIII.

D'Artagnan reist für das Haus Planchet und Compagnie.

Das Gasthaus zum Großen Monarchen lag in einer kleinen, mit dem Hafen parallel laufenden Straße, ohne auf den Hasen selbst zu gehen; einige Gäßchen durchschnitten, wie die Sprossen die zwei Parallelen der Leiter durchschneidet, die zwei großen geraden Linien des Hafens und der Straße. Durch die Gäßchen gelangte man unversehens aus dem Hasen in die Straße und von der Straße an den Hasen.

D'Artagnan kam zum Hasen, schlug den Weg durch eines dieser Gäßchen ein und gelangte unversehens vor das Wirtshaus zum Großen Monarchen.

Der Augenblick war gut gewählt und konnte d'Artagnan an sein erstes Auftreten im Gasthaus zum Freimüller in Meung erinnern. Matrosen, welche Würfel gespielt hatten, waren in Streit geraten und bedrohten sich mit der größten Wut. Der Wirt, die Wirtin und zwei Kellner beobachteten voll Angst den Kreis dieser schlimmen Spieler, aus deren Mitte der Krieg, mit Messern und Beilen, losbrechen zu wollen schien.

Das Spiel nahm indessen seinen Fortgang.

Eine steinerne Bank war von zwei Männern besetzt, welche so vor der Türe Wache zu halten schienen; an vier Tischen im Hintergrunde des gemeinschaftlichen Zimmers saßen acht weitere Personen. Weder die Männer aus der Bank, noch diejenigen an den Tischen nahmen an dem Streit oder am Spiel Antheil. D'Artagnan erkannte seine zehn Angeworbenen in diesen so kalten, so gleichgültigen Zuschauern.

Der Streit nahm immer mehr zu. Jede Leidenschaft hat, wie das Meer, ihre Flut und ihre Ebbe. Ein Matrose, bei dem die Leidenschaft den Paroxysmus erreicht hatte, warf den Tisch und das Geld um, das darauf lag. Der Tisch fiel, das Geld rollte. Auf der Stelle stürzte sich das ganze Personal des Wirtshauses auf die Einsätze, und viele Silberstücke wurden von Leuten aufgegriffen,

die sich aus dem Staub machten, während sich die Matrosen balgten.

Nur die zwei Männer von der Bank und die acht im Innern schienen sich, obgleich sie aussahen, als ob sie einander ganz fremd wären, das Wort gegeben zu haben, völlig unempfindlich mitten unter diesem Geschrei der Wut und dem Geräusch des Geldes zu bleiben. Zwei von ihnen beschränkten sich darauf, daß sie die Kämpfenden, welche bis unter ihren Tisch kamen, mit dem Fuß zurückstießen.

Zwei Andere gingen eher, als daß sie an diesem ganzen Tumult Teil nahmen, mit den Händen in ihren Taschen hinaus; wieder zwei Andere stiegen endlich auf den Tisch, den sie inne hatten, wie es, um nicht zu ertrinken, Leute tun, die von einem Steigen des Wassers überrascht werden.

»Ah! ah!« sagte zu sich selbst d'Artagnan, dem keiner von den von uns erwähnten Umständen entgangen war, »das ist eine hübsche Sammlung: umsichtig, ruhig, an den Lärmen gewöhnt, gegen Schlägereien unempfindlich; Teufel! ich habe eine glückliche Hand gehabt.«

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt des Zimmers gelenkt.

Die zwei Männer, welche die Kämpfenden mit dem Fuß zurückgestoßen hatten, sahen sich von den Matrosen, die sich wieder ausgesöhnt, mit Schmähungen angefallen.

Halb trunken vom Zorn und ganz vom Bier, fragte einer von ihnen mit drohendem Tone den kleineren von den zwei Vernünftigen, warum er mit seinem Fuß Geschöpfe des guten Gottes berührt habe, welche keine Hunde seien. Und während er diese Frage tat, setzte er, um ihr mehr Nachdruck zu geben, seine dicke Faust auf die Nase des Rekruten von Herrn d'Artagnan.

Dieser Mensch erbleichte, ohne daß man zu erkennen vermochte, ob er aus Angst oder aus Zorn erbleichte. Als der Matrose dies sah, schloß er, es geschehe aus Angst, und hob seine Faust in der sehr klaren Absicht auf, sie auf den Kopf des Fremden zurückfallen zu lassen. Doch ohne daß man den Bedrohten sich rühren sah, versetzte er dem Matrosen einen so gewaltigen Stoß auf den Magen, daß dieser unter furchtbarem

Geschrei bis an das Ende des Zimmers fortrollte. Durch den Corpsgeist rasch wieder vereinigt, fielen in demselben Augenblick alle Kameraden des Besiegten über den Sieger her.

Mit derselben Kaltblütigkeit, von der er schon einen Beweis gegeben, faßte der Letztere, ohne die Unklugheit zu begehen, nach seinen Waffen zu greifen, einen Bierkrug mit zinnernem Deckel und schlug damit zwei oder drei von den Angreifenden nieder; dann, als er eben der Überzahl unterliegen sollte, begriffen die sieben andern Schweigsamen in der Stube, die sich nicht gerührt hatten, daß ihre Sache auf dem Spiel war, und eilten ihm zu Hilfe.

Zu gleicher Zeit wandten sich die zwei Gleichgültigen an der Türe mit einem Stirnefalten um, das ganz offenbar ihre Absicht andeutete, den Feind von hinten zu packen, wenn er nicht von seinem Angriff abstände.

Der Wirt, seine Kellner und zwei Nachtwächter, welche eben vorüberkamen und aus Neugierde zu weit in die Stube eindrangten, wurden mit in das Gemenge hineingerissen und braun, und blau geprügelt. Die Pariser schlugen wie Cyclopen, mit einer Einhelligkeit und einer Taktik, welche Zuschauern Vergnügen machen mußte; endlich gezwungen, vor der Überzahl ihren Rückzug zu nehmen, verschanzten sie sich jenseits des großen Tisches, den sie gemeinschaftlich zu vier aufhoben, während sich die vier anderen jeder mit einem Gestell bewaffneten, so daß sie mit einem Streich acht Matrosen niederschlugen, auf deren Kopf sie ihre ungeheure Schnellbank hatten spielen lassen.

Der Boden war also schon mit Verwundeten bestreut, und der Saal voll Geschrei und Staub, als d'Artagnan, zufrieden mit dieser Probe, den Degen in der Hand vortrat und, mit dem Knopf auf Alles einschlagend, was er an emporgerichteten Köpfen fand, ein kräftiges Hollah! ausstieß, was dem Streit sogleich ein Ende machte. Man drängte sich mit aller Macht vom Mittelpunkt gegen den Umkreis, so daß d'Artagnan bald vereinzelt und Alles beherrschend dastand.

»Was ist das?« fragte er sodann die Versammlung mit dem majestätischen Ton von Neptun, als er das **quos ego** aussprach.

Auf der Stelle und beim ersten Ton, um in der Virgilischen

Metapher fortzufahren, steckten die Rekruten von Herrn d'Artagnan, von denen jeder einzeln seinen Gebieter und Herrn erkannte, zugleich ihren Zorn und ihr Klopfen mit den Brettern und ihre Schläge mit den Gestellen wieder ein.

Die Matrosen, als sie dieses lange entblößte Schwert, diese martialische Miene und den behenden Arm sahen, die ihren Feinden in der Person eines Mannes zu Hilfe kamen, der an das Befehlen gewöhnt zu sein schien, die Matrosen, sagen wir, hoben ihre Verwundeten und ihre Krüge auf.

Die Pariser wischten ihre Stirne ab und verbeugten sich vor ihrem Chef.

D'Artagnan wurde mit Komplimenten und Glückwünschen vom Wirt zum Großen Monarchen überhäuft.

Er nahm sie hin wie ein Mann, welcher weiß, daß man Ihm nicht zu viel bietet, und erklärte dann, er würde in Erwartung des Abendbrots am Hafen spazieren gehen.

Zugleich nahm Jeder von den Angeworbenen, der den Appel begriff, seinen Hut, stäubte seinen Rock ab und folgte d'Artagnan.

Doch während er umherschlenderte, während er Alles prüfend anschaute, hütete sich d'Artagnan wohl, stille zu stehen; er wandte sich nach der Düne, und erschrocken, sich so einander auf der Spur zu finden, unruhig, zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken und hinter sich Gefährten zu sehen, auf welche sie nicht rechneten, folgten ihm die zehn Männer, indem sie sich gegenseitig wütende Blicke zuwarfen.

Erst in der tiefsten Aushöhlung der niedersten Düne wandte sich d'Artagnan, lächelnd, als er wahrnahm, daß sie sich so weit von einander entfernt hielten, gegen sie um, machte ihnen ein friedliches Zeichen mit der Hand und rief:

»He! he! meine Herren, verschlingen wir uns nicht; Ihr seid gemacht, um mit einander zu leben und Euch in allen Punkten zu verstehen, und nicht, um einander zu verschlingen.«

Da hörte alles Zaudern auf, die Männer atmeten, als ob man sie aus einem Sarg gezogen hätte, und schauten einander freundlich an. Nach dieser Beschauung richteten sie ihre Augen auf ihren Führer, der, längst vertraut mit der großen Kunst, zu Leuten von diesem Schlag zu sprechen, ihnen aus dem Stegreif folgende

kleine Rede hielt, die er mit einer gascognischen Energie betonte.

»Meine Herren, Ihr wisst Alle, wer ich bin. Ich habe Euch angeworben, weil ich Euch als wackere Leute kannte und bei einem glorreichen Unternehmen beteiligen wollte. Stellt Euch vor, indem Ihr mit mir arbeitet, arbeitet Ihr für den König. Ich sage Euch indessen zum Voraus, daß ich mich, wenn Ihr etwas von dieser Annahme durchblicken laßt, genötigt sehen werde. Euch den Schädel auf die Weise zu zerschmettern, die mir gerade am bequemsten ist. Es ist Euch nicht unbekannt, meine Herren, daß die Staatsgeheimnisse gerade wie ein tödliches Gift wirken: so lange sich das Gift in seiner Büchse befindet und gut eingeschlossen ist, schadet es nicht, aus der Büchse tötet es. Tretet nun näher zu mir heran, und Ihr sollt von diesem Geheimnis erfahren, was ich Euch sagen kann.«

Alle traten mit einer Bewegung der Neugierde auf ihn zu.

»Nähert Euch,« fuhr d'Artagnan fort, »und der Vogel, der über unsern Köpfen hinstreicht, das Kaninchen, das auf den Dünen spielt, der Fisch, der aus dem Wasser springt, sollen uns nicht hören können. Es handelt sich darum, in Erfahrung zu bringen und dem Herrn Oberintendanten der Finanzen zu berichten, wie viel die englische Schmutzgelei den französischen Kaufleuten Eintrag tut. Ich werde überall Eingang suchen und Alles sehen. Wir sind arme picardische Fischer, durch einen Sturm auf die Küste geworfen. Es versteht sich von selbst, daß wir Fische verkaufen, gerade wie die ächten Fischer. Nur könnte man erraten, wer wir sind, und uns beunruhigen; wir müssen also ganz notwendig im Stande sein, uns zu verteidigen. Aus diesem Grunde habe ich Euch als Leute von Geist und Mut gewählt. Wir werden ein gutes Leben führen und keine große Gefahr laufen, weil wir einen mächtigen Beschützer hinter uns haben, mit dessen Hilfe keine Verlegenheit möglich ist. Eines nur ist mir ärgerlich; doch ich hoffe, daß Ihr mich nach einer kurzen Erklärung aus der Verlegenheit ziehen werdet. Es ist mir nämlich ärgerlich, daß ich eine Mannschaft dummer Fischer mitnehmen soll, die uns ganz ungeheuer belästigen, beengen wird, während, wenn zufällig Leute unter Euch wären, die das Meer gesehen hätten . . . «

»Oh! das ist keine so große Sache!« sagte einer von den Rekruten von d'Artagnan, »ich bin drei Jahre lang Gefangener der

Seeräuber von Tunis gewesen und kenne die Führung des Schiffes wie ein Admiral.«

»Seht Ihr,« rief d'Artagnan, »seht Ihr, welch eine wunderbare Sache es um den Zufall ist!«

D'Artagnan sprach diese Worte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck scheinbarer Treuherzigkeit. Denn d'Artagnan wusste ganz wohl, daß dieses Opfer der Seeräuber ein ehemaliger Freibeuter war, und er hatte ihn, gerade weil er diesen Umstand wusste, angeworben. D'Artagnan aber sagte nie mehr, als er zu sagen nötig hatte, um die Leute in Zweifel zu lassen. Er ließ sich die Erklärung gefallen und nahm die Wirkung an, ohne daß er sich um die Ursache zu bekümmern schien.

»Und ich,« sagte ein Zweiter, »ich habe zufällig einen Oheim, der die Arbeiten im Hafen von La Rochelle leitet und beaufsichtigt. Schon als Kind habe ich auf den Fahrzeugen gespielt und ich nehme es, was die Handhabung des Ruders und des Segels betrifft, mit dem ersten dem besten Matrosen auf.«

Dieser log kaum mehr als der Andere, er hatte sechs Jahre auf den Galeeren Seiner Majestät in la Ciotat gerudert.

Zwei Andere waren offener, sie gestanden ganz einfach, daß sie auf einem Schiff als Soldaten zur Strafe gedient hatten, und erröteten nicht darüber. D'Artagnan war so Chef von zehn Kriegsleuten und vier Matrosen; er hatte zugleich eine Land- und eine Seearmee, was den Stolz von Planchet auf den höchsten Grad gesteigert haben mußte, wenn Planchet diesen Umstand gekannt hätte.

Es handelte sich nur noch um den allgemeinen Verhaltensbefehl, und d'Artagnan gab diesen ganz pünktlich. Er schärfte seinen Leuten ein, sich zum Aufbruch nach dem Haag bereit zu halten, wobei die Einen der Küste, welche bis Breskens führt, die Anderen der Straße nach Antwerpen folgen sollten.

Mit Berechnung jedes Marschtages wurden Alle in vierzehn Tagen nach dem Hauptplatze Haag beschieden.

D'Artagnan empfahl seinen Leuten, sich nach ihrem Gutdünken, aus Sympathie, zu zwei und zwei zu paaren. Er selbst wählte unter den am wenigsten auffallenden Galgengesichtern zwei Leibwachen, die er schon früher kennen gelernt und die

keine andere Fehler hatten, als daß sie Spieler und Trunkenbolde waren. Diese zwei Menschen hatten nicht jeden Begriff von Zivilisation verloren, und unter reinlichen Kleidern würden ihre Herzen wieder zu schlagen angefangen haben. Um keine Eifersucht zu erregen, ließ d'Artagnan die Anderen vorangehen. Er behielt seine zwei Bevorzugten bei sich, kleidete sie in seinen eigenen Putz und brach mit ihnen auf.

Diesen, welche er mit einem unbeschränkten, Vertrauen zu beehren schien, machte, er ein falsches Geständnis, bestimmt, den Erfolg des Unternehmens zu sichern. Er gestand ihnen, es handle sich nicht darum, zu sehen, wie viel die englische Schmuggelei dem französischen Handel Eintrag tun konnte, sondern im Gegenteil, wie viel die französische Schmuggelei dem englischen Handel zu schaden vermöchte. Diese Menschen schienen überzeugt, und waren es auch wirklich. D'Artagnan aber war sicher, bei ihrer ersten Schwelgerei, wenn sie vollgetrunken wären, würde Einer von den Beiden das höchst wichtige Geheimnis der ganzen Bande aufschwätzen. Sein Spiel kam ihm unfehlbar vor.



Vierzehn Tage nach Allem dem, was wir in Calais haben vorgefallen sehen, war die ganze Bande im Haag versammelt.

D'Artagnan sah, daß alle seine Leute sich mit merkwürdigem Scharfsinn schon in mehr oder minder vom Meer mißhandelte Matrosen verwandelt hatten.

D'Artagnan ließ sie in einer Schenke von Nieuwkerk-Straat schlafen, und nahm selbst seine Wohnung am großen Canal.

Er erfuhr, daß der König von England zu seinem Verbündeten, Wilhelm II. von Nassau, Stadhouder von Holland, zurückgekehrt war. Er erfuhr auch, daß durch die Weigerung von Ludwig XIV. der Schutz, den man ihm bis dahin bewilligt, kälter geworden, und daß er sich deshalb in ein kleines Haus in Scheveningen, das auf den Dünen am Ufer des Meers, eine Stunde vom Haag entfernt, lag, zurückgezogen hatte.

Hier tröstete sich, wie man sagte, der unglückliche Geächtete über seine Verbannung damit, daß er mit jener den Prinzen seines Geschlechts eigentümlichen Schwermut auf die ungeheure

Nordsee hinausschaute, die ihn von England trennte, wie sie einst Maria Stuart von Frankreich getrennt hatte. Hier, hinter einigen schönen Bäumen des Waldes von Scheveningen, auf dem seinen Sande, wo das goldene Heidekraut der Dünen wächst, vegetierte Karl II. wie dieses, unglücklicher als dieses, denn er lebte das Leben des Geistes und hoffte und verzweifelte abwechselnd.

D'Artagnan ritt einmal bis Scheveningen, um dessen, was man über diesen Prinzen erzählte, sicher zu sein. Er sah in der Tat Karl II. nachdenkend und allein durch eine kleine Türe, welche nach dem Gehölze ging, herauskommen und bei Sonnenuntergang am Gestade spazieren gehen, ohne daß er nur die Aufmerksamkeit der Fischer erregte, welche, am Abend zurückgekehrt, wie die alten Seeleute des Archipels, ihre Barken auf den Sand des Users zogen., D'Artagnan erkannte den König, Er sah ihn seinen düstern Blick auf die ungeheure Wasserfläche heften und auf seinem bleichen Gesicht die roten Strahlen der schon durch die schwarze Linie des Horizonts abgeschnittenen Sonne einsaugen. Dann kehrte Karl II. immer allein, immer langsam und traurig, und sich damit belustigend, daß er unter seinen Tritten den zerreiblichen Sand krachen ließ, in das vereinzelte Haus zurück.

Schon an demselben Abend mietete d'Artagnan für tausend Livres eine Fischerbarke, welche viertausend wert war. Er bezahlte diese tausend Livres bar und deponierte die dreitausend anderen beim Bürgermeister. Wonach er, ohne daß man sie sah und in finsterner Nacht, die sechs Mann einschiffte, welche seine Landarmee bildeten, und beim Eintritt der Flut, um drei Uhr Morgens, stach er in die See, wobei er mit den vier Andern manövrierte und sich auf das Wissen seines Galeerensklaven verließ, gerade als ob dieser der beste Lootse des Hafens gewesen wäre.



Monk.

IX.

Worin der, Autor, wider seinen Willen, ein wenig Geschichte treiben muß.

Während die Könige und die Menschen sich so mit England beschäftigten, das sich ganz allein regierte und, man muß es zu seinem Lobe sagen, nie so schlecht regiert gewesen war, verfolgte ein Mann, auf den Gott sein Auge gerichtet und seinen Finger gelegt hatte, ein Mann vom Schicksal bestimmt, seinen Namen mit glänzenden Charakteren in das Buch der Geschichte einzuschreiben, im Angesichte der Welt ein Werk voll Geheimnis; und Kühnheit. Er ging, und Niemand wusste, wohin er gehen wollte, obgleich nicht nur England, sondern auch Frankreich und ganz Europa ihn festen Schrittes und den Kopf hoch einhergehen sahen. Alles, was man über diesen Mann wusste, wollen wir sagen.

Monk hatte sich für die Freiheit des *Rump-Parliament* erklärt, wie man es nannte, eines Parlaments, das der General Lambert, Cromwell nachahmend, dessen Lieutenant er gewesen war, um es seinen Willen tun zu lassen, so eng eingeschlossen hatte, daß kein Mitglied während der ganzen Blockade hatte herausgehen können, und daß nur eines, Peter Wentworth, hineinzukommen im Stande gewesen war.

Lambert und Monk, Alles faßte sich in diesen zwei Männern zusammen, von denen der erste den militärischen Despotismus, der zweite den reinen Republikanismus vertrat. Diese zwei Männer waren die zwei einzigen politischen Repräsentanten der Revolution, in welcher Karl I. zuerst seine Krone und sodann sein Haupt verloren hatte.

Lambert verleugnete indessen seine Absichten nicht; er suchte eine ganz militärische Regierung zu gründen und sich zum Haupte dieser Regierung zu machen.

Monk, ein strenger Republikaner, wie die Einen sagten wollte das *Rump-Parliament*, diese sichtbare, obgleich entartete Vertretung der Republik, aufrecht erhalten. Geschickt

herrsüchtig, sagten die Anderen, wollte Monk sich ganz einfach aus diesem Parlament, das er zu begünstigen schien, eine solide Stufe bilden, um bis auf den Thron zu steigen, den Cromwell leer gemacht, auf den er sich aber nicht zu setzen gewagt hatte.

So hatten sich Lambert, der das Parlament verfolgte, und Monk, der sich für dasselbe aussprach, gegenseitig einander zu Feinden erklärt.

Monk und Lambert waren auch von Anfang an darauf bedacht, sich jeder eine Armee zu bilden; Monk in Schottland, wo die Presbyterianer und Royalisten, nämlich die Unzufriedenen, waren; Lambert in London, wo sich, wie immer, die stärkste Opposition gegen die Macht fand, die es vor Augen hatte. Monk stellte in Schottland den Frieden wieder her, bildete sich hier ein Heer und machte -sich daraus eine Zufluchtstätte: das eine bewachte die andere^ Monk wusste, daß der vom Herrn für eine große Veränderung bezeichnete Tag noch nicht gekommen war; sein Schwert schien auch in seine Scheide genietet zu sein. Unüberwindlich in seinem wilden, gebirgigen Schottland, unumschränkter General, König eines Heeres von elftausend alten Soldaten, die er mehr als einmal zum Siege geführt hatte, eben so gut und besser über die Angelegenheiten in London unterrichtet als Lambert, der in der City in Garnison lag: dies war die Stellung von Monk, als er sich hundert Meilen von London für das Parlament erklärte. Lambert wohnte, wie gesagt, im Gegenteil in der Hauptstadt. Er hatte hier den Mittelpunkt von allen Operationen, und vereinigte hier um sich her sowohl alle seine Freunde, als das ganze niedrige Volk, das ewig geneigt ist, die Feinde der bestehenden Gewalt zu lieben.

Es war in London, wo Lambert erfuhr, daß Monk von den Grenzen von Schottland dem Parlament seine Unterstützung angedeihen ließ. Er dachte, es sei keine Zeit zu verlieren, und die Tweed sei nicht so weit entfernt von der Themse, daß nicht eine Armee einen Schritt von einem Fluß zum andern machen könnte, besonders wenn sie gut befehligt würde. Er wusste auch, daß die Soldaten in dem Maß, in welchem sie in England eindringen, auf dem Wege einen Schneeball bilden würden, — das Emblem der Glückskugel, die für den Ehrgeizigen nur eine Stufe ist, welche

sich unablässig vergrößert, um ihn zu seinem Ziele zu führen. Er sammelte also sein sowohl durch die Zusammensetzung, als durch die Zahl furchtbares Heer, und eilte Monk entgegen, der, einem mitten durch Klippen rudern den Schiffer ähnlich, in ganz kleinen Tagmärschen, die Nase im Wind, auf das Geräusch horchend und die Luft witternd, die von London kam, vorrückte.

Die zwei Armeen erblickten sich auf der Höhe von Newcastle; Lambert, der zuerst angekommen war, campirte in der Stadt selbst.

Immer umsichtig, machte Monk da Halt, wo er war, und nahm sein Hauptquartier in Coldstream an der Tweed.

Der Anblick von Lambert verbreitete Freude im Heer von Monk, während im Gegenteil der Anblick von Monk Verwirrung in die Armee von Lambert brachte. Es war, als hätten sich diese unerschrockenen Raufer, die so viel Lärmen in den Straßen von London gemacht, in der Hoffnung, mit Niemand zusammenzutreffen, auf den Weg begeben, und als ob nun, da sie sahen, daß sie einer Armee begegneten, und daß diese Armee nicht nur eine Fahne, sondern auch eine Sache und ein Prinzip vor ihnen aufpflanzte, es war, sagen wir, als hätten diese unerschrockenen Raufer nun bedacht, daß sie minder gute Republikaner seien, als die Soldaten von Monk, insofern diese das Parlament unterstützten, während Lambert nichts unterstützte, nicht einmal sich selbst.

Hätte aber Monk nachzudenken gehabt, oder hätte er nachgedacht, so wäre dies sehr traurig gewesen, denn die Geschichte erzählt, und diese schamhafte Dame lügt bekanntlich nie, man habe am Tage seiner Ankunft in Coldstream vergebens in der ganzen Stadt einen Hammel gesucht.

Wäre Monk an der Spitze eines englischen Heeres gestanden, so hätte er dieses ganze Heer desertieren zu sehen befürchten müssen. Doch es ist bei den Schottländern nicht wie bei den Engländern, für welche das Fleisch ein ganz unerläßliches Bedürfnis ist; ein armes, nüchternes Volk, leben die Schottländer von etwas Gerste, welche zwischen zwei Steinen zerrieben, mit Brunnenwasser eingerührt und auf einem glühenden Sandstein gebacken wird.

War ihre Gerste ausgetheilt, so kümmerten sich die

Schottländer nicht mehr darum, ob es Fleisch in Coldstream gab oder nicht gab.

Nicht sehr vertraut mit dem Gerstenkuchen, hatte Monk Hunger, und eben so ausgehungert als er, schaute sein Generalstab ängstlich nach rechts und links, um zu erfahren, was man zum Abendbrot bereitete.

Monk zog Erkundigungen ein; seine Vorhut hatte bei ihrer Ankunft die Stadt verlassen und die Speisekammern leer gefunden; auf Fleischer und Bäcker durfte man in Coldstream nicht rechnen. Man fand also nicht das kleinste Stückchen Brot für die Tafel des Generals.

Als diese Berichte, die einen immer so wenig beruhigend, als die andern, erfolgten, erklärte Monk, da er den Schrecken und die Entmutigung auf allen Gesichtern sah, er habe keinen Hunger, überdies würde man am andern Tag essen, da Lambert wahrscheinlich am andern Tag eine Schlacht zu liefern beabsichtigte; würde er hierbei in Newcastle überwältigt, so müßte er seinen Proviant preisgeben, wäre er der Sieger, so würden die Soldaten von Monk für immer vom Hunger befreit.

Dieser Trost war nur bei einer kleinen Zahl wirksam; doch daran lag Monk wenig, denn Monk war sehr unumschränkt unter dem Anschein der vollkommensten Sanftheit.

Jeder mußte also zufrieden sein oder wenigstens scheinen, Monk, der eben so hungrig war, als seine Leute, aber die größte Gleichgültigkeit in Betreff des fehlenden Hammels heuchelte, schnitt ein einen halben Zoll langes Stück Tabak von der Carotte eines Sergenten ab, der zu seinem Gefolge gehörte, und fing an genanntes Stück zu kauen, indem er seine Lieutenants versicherte, der Hunger sei eine Chimäre, und überdies könne man nie hungern, so lange man etwas unter seinen Zahn zu legen, habe.

Dieser Scherz stellte einige von denjenigen zufrieden, welche dem ersten Schluß, den Monk aus der Nähe von Lambert gezogen, widerstanden waren; die Zahl der Widerspenstigen nahm also um eben so viele Köpfe ab; die Wache zog auf, die Patrouillen fing an und der General setzte sein frugales Mahl unter einem offenen Zelte fort.

Zwischen seinem Lager und dem seines Feindes erhob sich eine Abtei, von der heut zu Tage kaum noch einige Trümmer übrig sind, welche aber damals noch stand und die Newcastle-Abtei genannt wurde. Sie war auf einem weiten Terrain gebaut, das, unabhängig vom Fluß und von der Ebene, beinahe ein von Quellen gespeister und von Regen unterhaltener Sumpf war. Doch mitten unter diesen mit hohem Gras, Schilfrohr und Binsen bedeckten Wasserlachen sah man solidere Teile des Bodens sich erheben, welche einst den Gemüsegarten, den Park, den Lustgarten und die anderen Zubehöre der Abtei bildeten, einer von jenen großen Seespinnen ähnlich, deren Leib rund ist, während sich die Füße im Umkreis ausstrecken.

Der Gemüsegarten, einer von den längsten Füßen der Abtei, dehnte sich bis zum Lager von Monk aus. Leider war man, wie gesagt, in den ersten Tagen des Monats Juni und der, übrigens verlassene, Gemüsegarten bot wenig Mittel.

Monk ließ diesen Ort bewachen als den am meisten zu Überfällen geeigneten. Wohl sah man jenseits der Abtei die Feuer des feindlichen Generals. Doch zwischen den Feuern und der Abtei floß die Tweed, ihre leuchtenden Schuppen unter den dichten Schatten einiger großen Steineichen entrollend.

Monk kannte diese Stellung vollkommen, da ihm Newcastle und seine Umgegend schon mehr als einmal als Hauptquartier gedient hatten. Er wusste, daß am Tag sein Feind ohne Zweifel Blänkler in diese Ruine werfen und hier ein Scharmützel suchen dürfte, daß er sich aber in der Nacht wohl hüten würde, gewagter Weise hier zu erscheinen. Er befand sich also in Sicherheit.

Seine Soldaten konnten ihn auch nach dem, was er prunkhafter Weise sein Abendmahl nannte, nämlich nachdem er die oben erwähnte Kauübung vorgenommen hatte, wie später Napoleon am Vorabend der Schlacht von Austerlitz, auf seinem Strohstuhle sitzend halb unter dem Schimmer seiner Lampe, halb unter dem Strahle des Mondes, der am Himmel aufzugehen anfang, schlafen sehen.

Woraus hervorgeht, daß es ungefähr halb zehn Uhr Abends war.

Plötzlich wurde der General diesem vielleicht scheinbaren Halbschlaf von einer Truppe Soldaten entzogen, welche unter

einem Freudengeschrei herbeiliefen und mit den Füßen an die Pfosten des Zeltens schlugen, um Monk aufzuwecken.

Es war nicht nötig, einen so gewaltigen Lärm zu machen. Der General öffnete die Augen.

»Nun! meine Kinder, was geht denn vor?« fragte der General.

»General,« antworteten mehrere Stimmen, »General, Ihr werdet zu Nacht essen.«

»Ich habe zu Nacht gegessen?« erwiderte dieser ruhig, »und ich verdaute, wie Ihr seht. Doch tretet ein, und sagt mir, was Euch hierher führt?«

»General, eine gute Kunde!«

»Bah! hat uns Lambert sagen lassen, er werde sich morgen schlagen?«

»Nein, aber wir haben eine Barke weggenommen, welche Fische in das Lager von Newcastle brachte.«

»Und Ihr habt Unrecht gehabt, meine Freunde. Diese Herren von London sind delikat, sie halten große Stücke auf ihr erstes Gericht; Ihr versetzt sie in sehr schlechte Laune; sie werden diesen Abend und morgen unbarmherzig sein. Die Artigkeit würde verlangen, Herrn Lambert seine Fische und seine Fischer zurückzuschicken, wenn nicht . . . «

Der General dachte einen Augenblick nach.

»Sagt mir, wenn's beliebt,« fuhr er fort, »wer sind diese Fischer?«

»Picardische Seeleute, welche an der Küste von Frankreich oder von Holland fischten und durch einen Sturm auf die unsrige geworfen worden sind.«

»Sprechen einige von ihnen unsere Sprache?«

»Der Anführer hat uns ein paar Worte Englisch gesagt,«

Das Mißtrauen des Generals war rege geworden, während er diese Nachrichten erhielt.

»Es ist gut,« sagte er, »Ich wünsche diese Leute zu sehen. Führt sie hierher.«

Sogleich ging ein Offizier ab, um sie zu holen.

»Wie viel sind es?« fuhr Monk fort, »und was für ein Fahrzeug haben sie?«

»Es sind ihrer zehn bis zwölf, mein General, und sie haben eine Art von Fischerbarke von holländischer Bauart, wie es uns vorkam.«

»Und Ihr sagt, sie haben Fische in das Lager von Lambert gebracht?«

»Ja, General, es scheint sogar, sie haben einen sehr guten Fang getan.«

»Gut, wir werden das sehen,« sagte Monk.

In demselben Augenblick kam wirklich der Offizier zurück und brachte den Anführer der Fischer, einen Mann von ungefähr fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, aber von gutem Aussehen. Er war von mittlerem Wuchse und trug einen Rock von grober Wolle und eine bis auf die Augen eingedrückte Mütze; ein Messer steckte in seinem Gürtel, und er ging mit dem eigentümlichen Zögern der Seeleute, welche, da sie, wegen der Bewegung des Schiffes, nie wissen, ob sie ihren Fuß auf den Boden oder in den leeren Raum setzen, jedem ihrer Schritte eine so feste Lage geben, als ob es sich darum handelte, einen Grundpfahl einzurammen.

Monk betrachtete lange mit einem seinen, durchdringenden Bück den Fischer, der ihm auf jene halb spöttische, halb alberne Weise der französischen Bauern zulächelte.

»Du sprichst Englisch?« fragte Monk in vortrefflichem Französisch.

»Ah! sehr schlecht, Mylord,« antwortete der Fischer.

Diese Antwort wurde mehr mit dem lebhaften, gestoßenen Accente der Leute jenseits der Loire, als mit dem etwas schleppenden Accent der westlichen und nördlichen Gegenden Frankreichs gegeben.

»Aber Du sprichst es doch?« sagte Monk, um noch einmal diesen Accent zu studieren.

»Wir Seeleute,« erwiderte der Fischer, »sprechen ein wenig alle Sprachen.«

»Du bist also Fischer?«

»Für heute, Mylord, Fischer und zwar ein ausgezeichneter Fischer. Ich habe einen Bar gefangen, der wenigstens dreißig Pfund wiegt, und mehr als fünfzig Seearben: ich habe auch kleine Merlane, welche gebacken vortrefflich schmecken

werden.«

»Du kommst mir vor, als hättest Du mehr im Meerbusen von Gascogne, als im Kanal gefischt,« sagte Monk lächelnd.

»Ich bin in der Tat aus dem Süden . . . kann man deshalb nicht ein guter Fischer sein?«

»Doch, und ich kaufe Dir Deinen Fang ab; sprich nun offenherzig, für wen hattest Du ihn bestimmt?«

»Mylord, ich verberge Euch nicht, daß ich, der Küste folgend, nach Newcastle fahren wollte, als eine Abteilung Retter, welche in umgekehrter Richtung auf dem User ritten, meine Barke durch ein Zeichen bis zum Lager von Eurer Herrlichkeit zurückfahren hießen, wobei sie uns mit einem Musketenfeuer bedrohten, wenn wir uns weigern sollten. Da ich nicht für den Krieg ausgerüstet war, so mußte ich gehorchen,« fügte der Fischer lächelnd bei.

»Und warum wolltest Du zu Lambert gehen und nicht zu mir?«

»Mylord, soll ich offenherzig sein? erlaubt es Eure Herrlichkeit?«

»Ja, und ich befehle es Dir sogar im Notfall.«

»Nun, Mylord, ich wollte zu Herrn Lambert, weil diese Herren von der Stadt gut bezahlen, während Ihr Schottländer, Puritaner, Presbyterianer, Convenanter, wie Ihr Euch heißen möget, wenig eßt und gar nichts bezahlt.«

Monk zuckte die Achseln, ohne sich jedoch zugleich eines Lächelns erwehren zu können.

»Und warum fischtest Du an unserer Küste, da Du aus dem Süden bist?«

»Weil ich so dumm gewesen bin, mich in der Picardie zu verheirathen.«

»Ja, aber die Picardie ist nicht England.«

»Mylord, der Mensch treibt das Schiff in's Meer, aber Gott und der Wind tun das Übrige und treiben das Schiff, wohin es ihnen beliebt.«

»Du hattest also nicht die Absicht, bei uns zu landen?«

»Nie.«

»Und welchen Weg hast Du gemacht?«

»Wir kamen von Ostende zurück, wo man schon Makrelen

gesehen hatte, als uns ein heftiger Südwind abfallen machte; da wir sahen, daß es vergeblich gewesen wäre, mit ihm zu kämpfen, so fuhren wir vor ihm. Wir mußten also den Fang, der gut war, um ihn nicht zu verlieren, im nächsten Hasen von England verkaufen; dieser nächste Hasen aber war Newcastle; es bot sich uns eine gute Gelegenheit, denn man sagte uns, es finde sich Volk im Übermaß im Lager, Volk im Übermaß in der Stadt; das Lager und die Stadt seien voll von sehr reichen und sehr hungrigen Herren, sagte man uns abermals, und so wandte ich mich nach Newcastle.«

»Und wo sind Deine Gefährten?«

»Oh! sie sind an Bord geblieben; es sind Matrosen ohne alle Bildung.«

»Während Du?« fragte Monk.

»Oh! ich bin viel mit meinem Vater umhergefahren und weiß, wie man ein Sou, ein Taler, eine Pistole, ein Louis d'or und ein Doppellouis d'or in allen Sprachen Europas sagt: meine Mannschaft hört auch auf mich wie auf ein Orakel und gehorcht mir wie einem Admiral.«

»Du hattest also Herrn Lambert als den besten Kunden gewählt?«

»Ja, gewiß. Sagt, offenherzig, Mylord, hatte ich mich getäuscht?«

»Das wirst Du später sehen,«

»In jedem Fall, Mylord, wenn ein Fehler obwaltet, ist es meine Schuld, und Ihr dürft deshalb nicht meinen Kameraden böse sein.«

»Das ist offenbar ein gescheiter Bursche!« dachte Monk.

Dann nach einigen Minuten, die er dazu anwandte um den Fischer geistig näher anzuschauen, fragte er:

»Du kommst von Ostende, wie Du sagst?«

»Ja, Mylord, in gerader Linie.«

»Dann hast Du wohl von den Angelegenheiten des Tages reden hören, denn ich zweifle nicht daran, daß man sich in Frankreich und in Holland damit beschäftigt. Was macht derjenige, welchen man den König von England nennt?«

»Oh! Mylord,« rief der Fischer mit einer geräuschvollen und

schwatzhaften Offenherzigkeit, »das ist eine glückliche Frage, und Ihr hättet Euch an Niemand besser wenden können, als an mich, denn ich kann Euch in der Tat vortrefflich Antwort geben. Stellt Euch vor, daß ich in Ostende, wo ich anlegte, um die paar Makrelen zu verkaufen, die wir gefangen hatten, den Exkönig auf den Dünen in Erwartung seiner Pferde, die ihn nach dem Haag bringen sollten, spazieren gehen sah; es ist ein großer, bleicher Mensch mit schwarzen Haaren und einer etwas harten Miene. Er sieht aus, als ob er unpäßlich wäre, und ich glaube, die Luft von Holland wird ihm nicht zuträglich sein.«

Monk folgte mit großer Aufmerksamkeit der raschen, gefärbten und weitschweifigen Rede des Fischers in einer Sprache, die nicht die seinige war; zum Glück sprach er, wie gesagt, das Französische mit großer Leichtigkeit. Der Fischer gebrauchte seinerseits bald ein französisches Wort, bald ein englisches Wort, bald ein Wort, das gar keiner Sprache anzugehören schien und ein gascognisches war. Glücklicher Weise sprachen seine Augen für ihn, und zwar so beredt, daß man zwar ein Wort seines Mundes, aber nicht eine einzige Absicht seiner Augen verlieren konnte.

Der General schien mit seiner Prüfung immer mehr zufrieden.

»Du mußtest sagen hören, dieser Exkönig, wie Du ihn nennst, habe sich in einer Absicht nach dem Haag gewendet?«

»O ja, gewiß,« antwortete der Fischer, »ich habe das sagen hören.«

»Und in welcher Absicht?«

»Immer in derselben; hat er nicht die fixe Idee, nach England zurückzukehren?«

»Das ist wahr,« sprach Monk nachdenkend.

»Abgesehen davon,« fügte der Fischer bei, »daß der Stadhouder . . . Ihr wisst, Mylord, Wilhelm II . . . «

»Nun?«

»Er wird ihn mit seiner Lanzen Macht unterstützen.«

»Ah! Du hast das sagen hören?«

»Nein, aber ich glaube es.«

»Du bist stark in der Politik, wie es scheint?« fragte Monk.

»Oh! wir Seeleute, Mylord, die wir das Wasser und die Luft, das

heißt, die zwei beweglichsten Dinge der Welt, zu studieren pflegen, täuschen uns im Übrigen selten.«

»Höre,« sagte Monk, das Gespräch verändernd, »man behauptet, Du werdest uns, gut speisen.«

»Ich werde mein Möglichstes tun, Mylord.«

»Was verlangst Du für Deinen Fang?«

»Ich bin nicht so dumm, daß ich einen Preis mache, Mylord.«

»Warum dies?«

»Weil meine Fische Euch gehören.«

»Mit welchem Recht?«

»Mit dem Rechte des Stärkeren.«

»Aber es ist meine Absicht, sie Dir zu bezahlen.«

»Das ist sehr großmüthig von Euch, Mylord.«

»Und zwar zu ihrem vollen Wert.«

»Ich verlange nicht viel.«

»Und wie viel verlangst Du denn?«

»Ich verlange nur, gehen zu dürfen.«

»Wohin? zum General Lambert?«

»Ich!« rief der Fischer, »warum sollte ich nach Newcastle gehen, da ich keine Fische mehr habe?«

»In jedem Fall höre mich.«

»Ich höre.«

»Einen Rat . . . «

»Wie, Mylord will mich bezahlen und mir auch noch einen guten Rat geben? Mylord ist gar zu gütig!«

Monk schaute fester als je den Fischer an, gegen den er immer noch einen gewissen Argwohn zu haben schien.

»Ja, ich will Dich bezahlen und Dir einen Rat geben, denn diese zwei Dinge stehen im Zusammenhang. Wenn Du zu General Lambert zurückkehrst . . . «

Der Fischer machte eine Bewegung mit dem Kopf und mit den Schultern, welche bedeutete:

»Wenn er darauf besteht, wollen wir ihm nicht widersprechen.«

»Schlage nicht den Weg durch den Sumpf ein,« fuhr Monk fort.

»Du wirst Geld bei Dir haben, und es sind im Moor einige

Hinterhalte von Schottländern, die ich dahin gelegt habe. Das sind durchaus nicht geschmeidige Leute, welche die Sprache, die Du sprichst, schlecht verstehen, obgleich sie mir aus drei Sprachen zusammengesetzt zu sein scheint; sie könnten Dir wieder abnehmen, was ich Dir gegeben hätte, und in Deine Heimat zurückgekehrt würdest Du unfehlbar sagen, der General Monk habe zwei Hände, eine schottische und eine englische, und mit der schottischen Hand nehme er wieder, was er mit der englischen gegeben habe.«

»Oh! General, seid unbesorgt, ich werde gehen, wohin Ihr wollt,« sagte der Fischer mit einer Ängstlichkeit, welche zu ausdrucksvoll war, um nicht übertrieben zu sein. »Ich verlange nichts Anderes, als hier zu bleiben, wenn Ihr wollt, daß ich hier bleibe.«

»Ich glaube Dir,« erwiderte Monk mit einem unmerklichen Lächeln; »aber ich kann Dich doch nicht unter meinem Zelt behalten.«

»Ich bin nicht so anmaßend, dies zu verlangen, und wünsche nur. Eure Herrlichkeit möchte mir einen Platz anweisen. Unseretwegen braucht sie sich nicht zu belästigen, denn für uns ist eine Nacht bald vorüber.«

»Dann will ich Dich zu Deiner Barke führen lassen.«

»Wie es Eurer Herrlichkeit beliebt. Nur wäre ich Eurer Herrlichkeit unendlich dankbar, wenn sie mich wollte durch einen Zimmermann zurückführen lassen.«

»Warum dies?«

»Weil die Herren von Eurer Armee, indem sie meine Barke am Kabel, das ihre Pferde zogen, den Fluß hinauffahren ließen, dieselbe ein wenig an den Felsen des Users zerrissen, so daß ich wenigstens zwei Fuß Wasser in meinem Raum habe.«

»Ein Grund mehr, daß Du Dein Fahrzeug überwachst, wie mir scheint.«

»Mylord, ich bin ganz zu Euren Befehlen,« sagte der Fischer. »Ich will meine Körbe ausladen, wo Ihr wollt; dann werdet Ihr mich bezahlen, wenn es Euch beliebt; Ihr werdet mich zurückschicken, wenn es Euch genehm ist. Ihr seht, daß sich leicht mit mir leben läßt.«

»Ja, ja, Du bist ein guter Teufel,« erwiderte Monk, dessen forschender Blick nicht den geringsten Schatten in dem durchsichtigen Auge des Fischers hatte finden können. »Hollah! Digby.«

Es erschien ein Adjutant.

»Ihr werdet diesen würdigen Burschen und seine Gefährten zu den kleinen Zelten der Marketender vor den Sümpfen führen; auf diese Art sind sie ganz in der Nähe ihrer Barke und brauchen doch nicht diese Nacht im Wasser zu schlafen. Was gibt es, Spithead?«

Spithead war der Sergent, von dem Monk ein Stück Tabak zum Abendbrot, entlehnt hatte.

Spithead antwortete, als er in das Zelt des Generals eintrat, ohne gerufen zu sein, auf die Frage von Monk:

»Mylord, ein französischer Kavalier ist so eben bei den Vorposten erschienen und verlangt mit Eurer Herrlichkeit zu sprechen.«

Dies wurde, wohl verstanden, in englischer Sprache gesagt.

Aber obgleich es in dieser Sprache gesprochen wurde, machte doch der Fischer eine leichte Bewegung, welche Monk, mit seinem Sergenten beschäftigt, nicht bemerkte.

»Und wer ist dieser Kavalier?« fragte Monk.

»Mylord,« antwortete Spithead, »er hat es mir gesagt, doch diese verteufelten französischen Namen sind für eine schottische Kehle so schwer auszusprechen, daß ich es nicht behalten konnte. Übrigens ist dieser Kavalier, wie mir die Wachen gesagt haben, derselbe, der sich gestern auf der Etape eingefunden hat und den Eure Herrlichkeit nicht empfangen wollte.«

»Es ist wahr« ich hatte meine Offiziere zu einer Beratung versammelt.«

»Was bestimmt Mylord in Betreff dieses Kavaliers?«

»Man führe ihn hierher.«

»Soll man Vorsichtsmaßregeln nehmen?«

»Welche?«

»Ihm zum Beispiel die Augen verbinden?«

»Wozu? Er wird nichts sehen, als was man nach meinem Willen

sehen soll, nämlich daß ich elftausend Brave um mich habe, die nichts Anderes verlangen, als sich zu Ehren des Parlaments, Schottlands und Englands zu erwürgen.«

»Und dieser Mann, Mylord?« sagte Spithead auf den Fischer deutend, der während dieses Gesprächs unbeweglich wie ein Mensch, welcher sieht, aber nicht begreift, stehen geblieben war.

»Ah! es ist wahr,« versetzte Monk.

Dann sich gegen den Fischer umwendend, sprach er:

»Auf Wiedersehen, mein Braver; ich habe ein Lager für Dich gewählt. Digby, führt ihn. Sei unbesorgt, man wird Dir Dein Geld sogleich schicken.«

»Ich danke, Mylord,« sagte der Fischer.

Und nachdem er sich verbeugt hatte, ging er mit Digby ab.

Hundert Schritte vom Zelt fand er seine Kameraden wieder, welche unter sich mit einer Zungenfertigkeit flüsterten, die nicht ganz von Unruhe frei zu sein schien, doch er machte ihnen ein Zeichen, das sie wohl beruhigte.

»Hollah, Ihr Leute!« rief der Patron, »kommt hierher: Seine Herrlichkeit der General Monk ist so großmüthig, uns unsere Fische zu bezahlen und uns Gastfreundschaft für diese Nacht zu gewähren.«

Die Fischer sammelten sich um ihren Anführer, und geleitet von Digby, begab sich die kleine Truppe nach dem ihr angewiesenen Posten.

Während sie so fortwanderten, kamen die Fischer in der Dunkelheit an der Wache vorüber, die den französischen Kavalier zum General Monk führte.

Dieser Kavalier war zu Pferde und in einen weiten Mantel gehüllt, weshalb ihn der Patron nicht sehen konnte, so groß auch seine Neugierde zu sein schien. Der Kavalier aber, der nicht wusste, daß er so nahe an Landsleuten vorüberkam, schenkte der kleinen Truppe nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Der Adjutant quartierte seine Gäste in einem ziemlich reinlichen Zelte ein, das eine irische Marketenderin verlassen mußte, welche die Nacht zubringen konnte, wo sie mit ihren sechs Kindern Platz fand. Ein großes Feuer brannte vor diesem Zell und warf sein purpurnes Licht auf die mit Gras bewachsenen Wasserlachen des

Sumpfes, den ein frischer Abendwind runzelte. Als die Einquartierung geschehen war, wünschte der Adjutant den Matrosen eine gute Nacht, indem er ihnen bemerkte, man sehe von der Schwelle des Zeltens aus die Masten der Barke, die sich auf der Tweed schaukle, was zum Beweis diene, daß sie noch nicht untergesunken sei.

Dieser Anblick schien den Patron der Fischer unendlich zu erfreuen.

X.

Der Schatz.

Der französische Edelmann, den Spithead Monk gemeldet hatte, und der so gut in seinen Mantel gehüllt an dem Fischer vorübergeritten war, welcher aus dem Zelt des General fünf Minuten, ehe er eintrat, herauskam, der französische Edelmann, sagen wir, zog durch die verschiedenen Posten, ohne im Geringsten umherzuschauen, aus Furcht, indiskret zu sein. Man führte ihn, dem Befehl gemäß, in das Zelt des General Monk. Der Kavalier blieb allein in dem Vorzimmer, das vor dem Zelt kam, und wartete hier auf Monk, der, um zu erscheinen, nur so lange zögerte, als er brauchte, um die Meldung seiner Leute zu hören und durch die leinene Scheidewand das Gesicht desjenigen zu studieren, welcher um eine Unterredung bat.

Ohne Zweifel bestätigte die Meldung der Leute, welche den französischen Kavalier begleitet hatten, die Diskretion, mit der er zu Werk gegangen war, denn der erste Eindruck, den auf den Fremden der Empfang machte, der ihm von Seiten des General zu Teil wurde, war viel günstiger, als er in einem solchen Augenblick und von einem so argwöhnischen Mann erwartet hatte. Nichtsdestoweniger heftete Monk seiner Gewohnheit gemäß, als er sich dem Fremden gegenüber fand, auf diesen seine durchdringenden Blicke, welche der Fremde, ohne in Verlegenheit zu geraten oder unruhig zu werden, aushielt. Nach Verlauf von einigen Sekunden bedeutete der General durch eine Gebärde der Hand und des Kopfes, daß er warte.

»Mylord,« sprach der Kavalier in vortrefflichem Englisch, »ich habe Eure Ehren um eine Unterredung in einer sehr wichtigen Angelegenheit bitten lassen.«

»Mein Herr,« erwiderte Monk französisch, »Ihr sprecht unsere Sprache sehr rein für einen Sohn des Festlands. Ich bitte Euch um Verzeihung, denn ohne Zweifel ist meine Frage unbescheiden, sprecht Ihr das Französische mit derselben Reinheit?«

»Ihr dürft Euch nicht darüber wundern, Mylord, daß ich das Englische ziemlich geläufig spreche; ich habe in meiner Jugend in

England gewohnt und seitdem zwei Reisen in diesem Land gemacht.«

Diese Worte wurden französisch gesprochen, und zwar mit einer Sprachreinheit, welche nicht nur einen Franzosen, sondern sogar einen Franzosen aus der Gegend von Tours bezeichnete.

»Und in welchem Teil voit England habt Ihr gewohnt, mein Herr?«

»In meiner Jugend in London, Mylord, sodann um's Jahr 1635 machte ich eine Vergnügungsreise in Schottland; im Jahr 1648 endlich wohnte ich einige Zeit in Newcastle und besonders in dem Kloster, dessen Gärten von Eurer Armee besetzt sind.«

»Entschuldigt mich, mein Herr, doch von meiner Seite werdet Ihr diese Frage begreifen, nicht wahr?«

»Ich würde mich wundern, Mylord, solltet Ihr dieselbe nicht machen.«

»Sprecht nun, mein Herr, womit kann ich Euch dienlich sein, und was wünscht Ihr von mir?«

»Hört, Mylord; doch sind wir allein?«

»Vollkommen allein, mein Herr, mit Ausnahme des Postens, der uns bewacht.«

Als Monk diese Worte sprach, schob er die Leinwand des Zeltes mit der Hand zurück und zeigte dem Kavalier, daß die Schildwache höchstens zehn Schritte entfernt war, und daß man auf den ersten Ruf in einer Sekunde bewaffneten Beistand haben konnte.

»Wenn es so ist, Mylord,« sagte der Fremde mit so ruhigem Tone, als stünde er seit langer Zeit in freundschaftlicher Verbindung mit Monk, »wenn wir allein sind, so bin ich entschlossen, mit Eurer Herrlichkeit zu sprechen, da ich weiß, daß Ihr ein redlicher Mann seid. Die Mitteilung, die ich Euch zu machen habe, wird Euch übrigens beweisen, wie hoch ich Euren Wert schätze.«

Erstaunt über diese Sprache, welche zwischen ihm und dem französischen Edelmann wenigstens die Gleichheit feststellte, heftete Monk sein durchdringendes Auge auf den Fremden und sagte mit einer Ironie, welche nur durch die Biegung der Stimme bemerkbar war, denn es rührte sich nicht eine Muskel seines

Gesichtes:

»Ich danke Euch, mein Herr; doch ich bitte, sagt mir vor Allem, wer seid Ihr?«

»Ich habe meinen Namen schon dem Sergenten genannt, Mylord.«

»Entschuldigt, er ist ein Schottländer, und es war ihm schwierig, ihn zu behalten.«

»Ich heiße Graf de la Fère,« sagte Athos sich verbeugend.

»Graf de la Fère?« versetzte Monk, in seinem Gedächtnis suchend. Verzeiht, mein Herr, doch mir scheint, es ist nicht das erste Mal, daß ich diesen Namen höre. Nehmt Ihr einen Posten am französischen Hose ein?«

»Keinen. Ich bin ein einfacher Edelmann.«

»Welche Würde?«

»König Karl I. hat mich zum Ritter vom Hosenbandorden gemacht, und Anna von Österreich hat mir das Band des heiligen Geistordens gegeben. Das sind meine einzigen Würden, mein Herr.«

»Das Hosenband! den heiligen Geistorden! Ihr seid Ritter von diesen zwei Orden, mein Herr?«

»Ja.«

»Bei welcher Veranlassung ist Euch eine solche Gunst zu Teil geworden?«

»Für Dienste, die ich Ihren Majestäten geleistet habe.«

Monk schaute voll Erstaunen diesen Mann an, der ihm zugleich so einfach und so groß vorkam. Dann, als hätte er darauf verzichtet, das Geheimnis dieser Einfachheit und dieser Größe zu ergründen, über das ihm der Fremde keine andere Auskunft, als die, welche er schon erhalten, zu geben geneigt zu sein schien, sagte er.

»Ihr seid es wohl, der gestern bei den Vorposten erschienen ist?«

»Und den man zurückgewiesen hat, ja, Mylord.«

»Viele Offiziere, mein Herr, gestatten Niemand den Eintritt in ihr Lager, besonders am Vorabend einer wahrscheinlichen Schlacht. Doch ich weiche darin von meinen Collegen ab und liebe es,

nichts hinter mir zu lassen. Jede Warnung ist mir gut; jede Gefahr wird mir von Gott geschickt, und ich wäge sie in meiner Hand mit der Energie ab, die er mir gegeben hat. Ihr seid auch gestern nur wegen des Rats, den ich eben hielt, zurückgewiesen wurden. Heute bin ich frei, spricht.«

»Mylord, Ihr habt um so besser daran getan, mich zu empfangen, als es sich weder um die Schlacht, die Ihr dem General Lambert zu liefern im Begriff seid, noch um Euer Lager handelt, und zum Beweise mag dienen, daß ich, um Eure Leute nicht zu sehen, den Kopf abgewendet, und um Eure Zelte nicht zu zählen, die Augen geschlossen habe. Nein, ich komme, um für mich zu sprechen, Mylord.«

»Sprecht also, mein Herr.«

»So eben,« fuhr Athos fort, »so eben hatte ich die Ehre, Eurer Herrlichkeit zu sagen, ich habe lange in Newcastle gewohnt: es war dies zur Zeit von König Karl I., und als der selige König durch die Schottländer Herrn Cromwell ausgeliefert wurde.«

»Ich weiß es.« erwiderte Monk mit kaltem Ton.

»Ich hatte in jenem Augenblick eine starke Summe in Gold, und aus einer Ahnung vielleicht, wie die Dinge am andern Tage gehen müßten, verbarg ich sie in dem Hauptkeller des Klosters von Newcastle, in dem Turm, dessen Gipfel Ihr von hier aus vom Mond versilbert seht. Mein Schatz ist also dort vergraben worden, und ich komme, um Eure Herrlichkeit zu bitten, Ihr möget mir erlauben, ihn von dort zurückzunehmen, ehe vielleicht, wenn sich die Schlacht nach jener Seite zieht, eine Mine oder irgend ein anderes Kriegsspiel das Gebäude zerstört und mein Gold verzettelt oder so sichtbar macht, daß sich die Soldaten desselben bemächtigen.«

Monk verstand sich auf die Menschen; er sah auf dem Gesichte von diesem jede Energie, jede Vernunft, jede mögliche Klugheit. Er konnte also nur einem hochherzigen Vertrauen, die Offenbarung des französischen Edelmanns zuschreiben, und er zeigte sich tief gerührt dadurch.

»Mein Herr,« sagte er, »Ihr habt Euch in Eurer Meinung über mich in der Tat nicht getäuscht. Doch ist es die Summe wert, daß Ihr Euch einer Gefahr aussetzt? Glaubt Ihr sogar, daß sie noch

an dem Ort ist, wo Ihr sie gelassen habt?«

»Sie ist noch dort, zweifelt nicht daran.«

»Das ist eine Frage; doch die andere . . . Ich fragte Euch, war die Summe so stark, daß Ihr Euch deshalb solchen Gefahren aussetzen mußtet?«

»Sie ist wirklich stark, ja, Mylord, und es ist eine Million, die ich in zwei Tonnen eingeschlossen habe.«

»Ein Million!« rief Monk, den diesmal Athos ebenfalls fest und lang anschaute.

Monk bemerkte es; da regte sich sein Mißtrauen wieder.

»Das ist ein Mensch,« sagte er, »der mir eine Falle stellt. Mein Herr,« fuhr er laut fort, »Ihr möchtet gern diese Summe zurücknehmen, so viel ich begreife?«

»Wenn es Euch beliebt, Mylord.«

»Heute?«

»Noch diesen Abend, und zwar wegen der Umstände, die ich Euch erklärt habe.«

»Aber, mein Herr,« entgegnete Monk, »der General Lambert ist ebenso nahe bei der Abtei, wo Ihr zu tun habt, als ich. Warum habt Ihr Euch nicht an ihn gewendet?«

Mylord, wenn man in wichtigen Verhältnissen handelt, muß man vor Allem mit seinem Instinkt zu Rate gehen: der General Lambert flößt mir aber nicht das Vertrauen ein, das Ihr mir einflößt.«

»Es sei, mein Herr, Ich werde machen, daß Ihr Euer Geld wieder auffindet, wenn es überhaupt noch da ist, denn es kann am Ende nicht mehr da sein. Seit 1643 sind zwölf Jahre abgelaufen und viele Ereignisse vorgefallen.«

Monk hob diesen Punkt hervor, um zu sehen, ob der französische Edelmann den Ausweg ergreifen würde, der ihm geöffnet war, aber Athos verzog keine Miene.

»Ich versichere Euch, Mylord,« erwiderte er ruhig, »ich bin hinsichtlich meiner zwei Tonnen fest überzeugt, daß sie weder den Platz, noch den Herrn verändert haben.«

Diese Antwort benahm Monk einen Verdacht, gab ihm aber einen andern ein.

Ohne Zweifel war der Franzose ein Emissär, den man

abgesandt hatte, um den Beschützer des Parlaments zu einem Fehler zu verleiten; das Gold war nur ein Köder; mit Hilfe dieses Köders wollte man ohne Zweifel die Habgier des Generals rege machen. Dieses Gold sollte gar nicht bestehen. Es handelte sich für Monk darum, den französischen Kavalier auf einer Lüge und einer List zu ertappen, und gerade aus der Falle, in der ihn seine Feinde fangen wollten, einen Triumph für seinen Ruf zu ziehen. Sobald sich Monk über das, was zu tun war, entschieden hatte, sagte er zu Athos:

»Mein Herr, Ihr werdet mir ohne Zweifel die Ehre erweisen, mein Abendbrot mit mir zu teilen?«

»Ja Mylord.« antwortete Athos sich verbeugend, »denn Ihr erweist mir eine Ehre, der ich mich durch die Neigung, die mich zu Euch hinzieht, würdig fühle.«

»Es ist um so freundlicher von Euch, daß Ihr meine Einladung so bereitwillig annehmt, als meine Köche durchaus nicht zahlreich und geübt, und als meine Proviantmeister diesen Abend mit leeren Händen zurückgekommen sind, so daß, wenn sich nicht ein Fischer Eurer Nation in mein Lager verirrt hätte, der General Monk sich heute ohne Abendbrot niederlegen müßte. Ich habe also frische Fische, wie mir der Verkäufer sagte.«

»Mylord, ich entspreche hauptsächlich Eurer Einladung, um die Ehre zu haben, einige Augenblicke länger in Eurer Gesellschaft zuzubringen.«

Nach diesem Austausch von Höflichkeiten, in dessen Verlauf Monk nichts von seiner Umsicht verlor, wurde das Abendbrot, oder das, was dessen Stelle einnehmen sollte, auf einen Tisch von Tannenholz aufgetragen.

Monk bedeutete dem Grafen de la Fère durch ein Zeichen, er möge sich an diesen Tisch setzen/und nahm ihm gegenüber Platz: eine einzige Platte mit gesottenem Fisch bedeckt entsprach, den zwei erhabenen Gästen geboten, mehr ausgehungerten Magen, als schmierigen Gaumen.

Während er zu Nacht speiste, nämlich den mit schlechtem Ale besprengten Fisch aß, ließ sich Monk die letzten Ereignisse der Fronde, die Aussöhnung von Herrn von Condé mit dem König, die wahrscheinliche Vermählung Seiner Majestät mit der Infantin

Maria Theresia erzählen, doch er vermied, wie es Athos selbst vermied, jede Anspielung auf die politischen Interessen, welche in diesem Augenblick England, Frankreich und Holland einigten, oder vielmehr veruneinigten.

Monk überzeugte sich bei diesem Gespräch von einer Sache, die er schon bei dem Austausch der ersten Worte bemerkte, daß er es nämlich mit einem Mann von hoher Distinktion zu tun hatte.

Dieser Mann konnte kein Mörder sein, und es widerstrebte Monk, ihn für einen Spion zu halten, doch an Athos war genug Feinheit und zugleich Festigkeit bemerkbar, daß Monk in ihm einen Verschwörer zu erkennen glaubte.

Als sie vom Tische aufstanden, fragte Monk:

»Ihr glaubt also an Euren Schatz, mein Herr?«

»Ja, Mylord.«

»Im Ernst?«

»In vollem Ernst.«

»Und Ihr glaubt, Ihr werdet den Platz wieder finden, wo er vergraben ist?«

»Bei der ersten Einsicht.«

»Wohl, mein Herr,« sagte Monk, »aus Neugierde werde ich Euch begleiten. Und ich muß Euch um so mehr begleiten, als Ihr die größten Schwierigkeiten finden würdet, wenn Ihr ohne mich oder ohne einen meiner Lieutenants im Lager umhergehen wolltet.«

»General, ich winde es nicht dulden, daß Ihr Euch stören ließt, bedürfte ich nicht in der Tat Eurer Gesellschaft; doch da ich erkenne, daß diese Gesellschaft nicht nur ehrenvoll, sondern notwendig für mich ist, so nehme ich Euer Anerbieten an.«

»Wünscht Ihr, daß wir Leute mitnehmen?« sagte Monk.

»General, ich glaube, es ist unnötig, wenn Ihr es nicht selbst etwa für notwendig erachtet. Zwei Männer und ein Pferd werden genügen, um die zwei Tonnen auf die Felucke zu schaffen, die mich gebracht hat.«

»Aber man wird hacken, graben, die Erde umwühlen, die Steine spalten müssen, und Ihr gedenkt doch wohl dieses Geschäft nicht allein abzumachen?«

»General, man braucht weder zu hacken, noch die Erde zu

umwühlen. Der Schatz ist in der Gruft des Klosters begraben; unter einem Stein, in welchem ein dicker, eiserner Ring eingelötet ist, öffnet sich eine kleine Staffel von vier Stufen, Dort sind die zwei Tonnen, Ende an Ende und mit Gyps übertüncht, so daß das Ganze die Form eines Sarges hat. Dabei ist eine Inschrift, die mir zu Erkennung des Steines dienen muß, und da ich in einer Angelegenheit von so zarter Natur, bei einer Vertrauenssache kein Geheimnis vor Eurer Herrlichkeit haben will, so nenne ich Euch diese Inschrift:

»Hic jacet venerabilis Petrus Guilelmus Scott. Canon. Honorab. Conventius novi castelli. Obiit quarta et decima die Febr. ann, dom. CIOICCVIII.

»Requiescat in pace.«

Monk verlor kein Wort. Er staunte entweder über die wunderbare Doppelheit dieses Mannes und über die ausgezeichnete Weise, wie er seine Rolle spielte, oder über die Treuherzigkeit, über den guten Glauben, womit er sein Gesuch in einer Lage vorbrachte, wo es sich um eine Million handelte, die gegen einen Dolchstoß mitten unter einer Armee gewagt wurde, welche den Raub wie eine Wiedererstattung betrachtet hätte.

»Es ist gut,« sagte er, »ich begleite Euch, und das Abenteuer kommt mir so wunderbar vor, daß ich selbst die Fackel tragen will.«

Während er diese Worte sprach, schnallte er ein kurzes Schwert um, steckte er eine Pistole in seinen Gürtel und entblöste bei dieser Bewegung, die sein Wamms ein wenig öffnete, die seinen Ringe eines Panzerhemdes, das bestimmt war, ihn vor dem ersten Dolchstoß eines Mörders zu schützen.

Nachdem er dies getan, nahm er einen schottischen Dirk in seine linke Hand, wandte sich gegen Athos um und sagte:

»Seid Ihr bereit, mein Herr? ich bin es.«

Athos nahm im Gegensatz zu dem, was Monk getan, seinen Dolch und legte ihn auf den Tisch, schnallte die Kuppel seines Degens los, legte diesen neben seinen Dolch, öffnete ohne Affectation die Agraffen seines Wammses, als wollte er sein Sacktuch suchen, und zeigte unter seinem seinen Batisthemd seine bloße, weder durch Angriffs- noch Verteidigungswaffen

geschützte Brust.

»Das ist in der Tat ein seltsamer Mann,« sagte Monk, »er ist völlig unbewehrt; er muß also einen Hinterhalt dort gelegt haben.«

»General,« sprach Athos, als hätte er den Gedanken von Monk erraten, »es ist Euer Wille, daß wir allein seien, sehr gut; doch ein großer Feldherr muß sich nie verwegen aussetzen; es ist Nacht, der Weg durch das Moor kann Gefahren bieten, laßt Euch begleiten.«

»Ihr habt Recht.« erwiderte Monk.

Und er rief:

»Digby!«

Der Adjutant erschien.

»Fünfzig Mann mit dem Degen und der Muskete,« befahl er.

Und er schaute Athos an.

»Das ist sehr wenig, wenn eine Gefahr droht,« sagte Athos; »es ist zu viel, wenn keine droht.«

»Ich werde allein gehen,« sprach Monk. »Digby, ich brauche Niemand. Kommt, mein Herr.«

XI.

Das Moor.

Athos und Monk durchschritten mit einander auf ihrem Wege vom Lager nach der Tweed denjenigen Teil der Gegend, durch welchen Digby die Fischer geführt hatte, als sie von der Tweed nach dem Lager gingen. Der Anblick dieses Ortes, der Anblick der Veränderungen, welche die Menschen hier bewirkt hatten, war ganz geeignet, den größten Eindruck auf eine so zarte und so lebhaftige Einbildungskraft wie die von Athos hervorzubringen. Athos schaute nur diese verwüsteten Orte an; Monk schaute nur Athos an, der, die Augen bald zum Himmel aufgeschlagen, bald auf die Erde gerichtet, suchte, dachte, seufzte.

Digby, den der letzte Befehl des Generals und besonders der Ausdruck, mit dem er gegeben worden, beunruhigt hatten, folgte den nächtlichen Wanderern ungefähr zwanzig Schritte; als sich aber der General umwandte, als ob er darüber, daß man seinen Befehlen nicht Folge leistete, erstaunt wäre, begriff der Adjutant, sein Benehmen müßte unbescheiden erscheinen, und kehrte in sein Zelt zurück.

Er vermutete, der General wolle inkognito in seinem Lager eine von jenen von der Wachsamkeit gebotenen Revuen vornehmen, welche jeder erfahrene Feldherr am Vorabend eines entscheidenden Treffens vorzunehmen nicht verfehlt; er erklärte sich für diesen Fall die Gegenwart von Athos, wie sich ein Untergeordneter stets Alles erklärt, was von Seiten des obersten Führers Geheimnisvolles vorgeht, Athos konnte und mußte sogar in den Augen von Digby ein Spion sein, dessen Mitteilungen den General erleuchten sollten.

Nachdem sie ungefähr zehn Minuten durch die Zelte und Posten gegangen waren, die sich in der Umgegend des Hauptquartiers viel näher angeschlossen fanden, gelangte Monk mit seinem Begleiter auf eine kleine Chaussee, welche in drei Zweigen auslief. Der links führte nach dem Fluß, der in der Mitte nach der Abtei Newcastle am Moor, der rechts durchschnitt die ersten Linien des Lagers von Monk, nämlich die Linien zunächst

bei der Armee von Lambert. Jenseits des Flusses war ein Vorposten von dem Heere von Monk, der den Feind überwachte: er bestand aus hundert und fünfzig Schottländern, welche über die Tweed geschwommen waren und für den Fall eines Angriffs wieder zurückschwimmen und das Lärmzeichen geben sollten; doch da sich an diesem Ort keine Brücke fand und die Soldaten von Lambert sich nicht so rasch ins Wasser begaben, wie die von Monk, so schien der letztere auf dieser Seite nicht viel zu befürchten.

Diesseits des Flusses, etwa fünfhundert Schritte von der alten Abtei, hatten die Fischer ihre Wohnstätte, mitten unter einem wimmelnden Haufen kleiner Zelte, welche die benachbarten Clans, die ihre Weiber und Kinder mit sich führten, aufgeschlagen hatten.

Dieses ganze Gemenge bot im Mondschein einen ergreifenden Anblick; der Halbschatten adelte jede Einzelheit, und das Licht, dieser Schmeichler, der sich nur der glatten Seite der Dinge anschmiegt, hob auf jeder verrosteten Muskete den noch unberührten Fleck, auf jedem Leinwandfetzen den weißesten und am wenigsten beschmutzten Teil hervor.

Monk kam also mit Athos, diese düstere Landschaft durchschreitend, welche von einem doppelten Schimmer, vom silbernen Schimmer des Mondes und vom rötlichen Schimmer der sterbenden Wachfeuer, beleuchtet war, nach dem Scheideweg der drei Chausseen. Hier blieb er stehen, wandte sich an feinen Gefährten und fragte ihn:

»Mein Herr, werdet Ihr Euren Weg erkennen?«

»General, wenn ich mich nicht täusche, führt der mittlere Weg gerade nach der Abtei.«

»So ist es; doch wir werden Licht nötig haben, um in den unterirdischen Gewölben sicher zu gehen.«

Monk wandte sich um.

»Ah! Digby ist uns gefolgt, wie es scheint,« fügte er bei; »desto besser, er wird uns verschaffen, was wir brauchen.«

»Ja, General, es ist in der Tat dort ein Mensch, der seit einiger Zeit hinter uns geht.«

»Digby?« rief Monk, »Digby? Ich bitte, kommt hierher.«

Doch statt zu gehorchen, machte der Schatten eine Bewegung des Erstaunens, und statt vorzuschreiten, zurückweichend, bückte er sich und verschwand längs dem Hafendamm, indem er sich nach dem Quartier wandte, das den Fischern angewiesen worden war.

»Es scheint, es war nicht Digby,« sagte Monk.

Beide waren mit dem Auge dem Schatten, der auf diese Art verschwand, gefolgt. Doch ein Mensch, der um elf Uhr Abends in einem Lager, das zehn bis zwölftausend Mann inne hatten, umherschweift, ist nichts so Seltenes, daß Athos und Monk über dieses Verschwinden halten in Unruhe geraten sollen.

»Da wir indessen notwendig eine Laterne, eine Fackel oder dergleichen haben müssen, um zu sehen, wohin wir unsere Füße setzen, so wollen wir diese Laterne suchen,« sagte Monk.

»General, der erste der beste Soldat wird uns leuchten.«

»Nein,« erwiderte Monk, der beobachten wollte, ob nicht irgend ein Zusammenwirken Mischen dem Grafen de la Fère und den Fischern stattfinde, »nein, einer von den französischen Matrosen, welche diesen Abend Fische an mich verkauft haben, wäre mir lieber. Sie gehen morgen wieder ab, und das Geheimnis wird bei ihnen besser bewahrt sein; während, wenn sich das Gerücht verbreitete, man habe Schätze in der Abtei von Newcastle gefunden, meine Hochländer glauben würden, es liege unter jeder Platte eine Million, und dann ließen sie vom ganzen Gebäude keinen Stein auf dem andern.«

»Macht es, wie Ihr wollt, General,« sagte Athos mit so natürlichem Ton, daß ihm offenbar Alles, Soldat oder Fischer, gleichgültig war, und daß man leicht einsehen konnte, er gebe Niemand einen Vorzug.

Monk näherte sich der Chaussee, hinter welcher derjenige verschwunden war, den der General für Digby gehalten hatte, und begegnete einer Patrouille, welche die Runde durch die Zelte machte und sich nach dem Hauptquartier wandte; er wurde mit seinem Gefährten angehalten, gab das Losungswort und ging weiter.

Durch das Geräusch erweckt, erhob sich ein Soldat in seinem Plaid, um zu sehen, was vorgehe.

»Fragt ihn, wo die Fischer seien,« sagte Monk zu Athos; »wenn ich diese Frage an ihn richtete, würde er mich erkennen.«

Athos näherte sich dem Soldaten, der ihm das Zelt bezeichnete; sogleich wandten sich Monk und Athos nach dieser Seite.

Es kam dem General vor, als ob in dem Augenblick, wo er sich näherte, ein Schatten dem ähnlich, welchen er schon gesehen, in das Zelt schlüpfte; als er aber eintrat, erkannte er, daß er sich getäuscht haben mußte, denn Alles schlief durcheinander, und man sah nur verschlungene Arme und Beine.

Athos, der befürchtete, man habe ihn im Verdacht, er siehe in Verbindung mit einem von seinen Landsleuten, blieb vor dem Zelt.

»Halloh!« rief Monk französisch, »aufgewacht!«

Zwei oder drei Schläfer erhoben sich.

»Ich brauche einen Mann, um mir zu leuchten,« fuhr Monk fort.

Alles geriet in Bewegung, die Einen erhoben sich, die Andern standen völlig auf. Der Anführer war zuerst aufgestanden.

»Eure Herrlichkeit kann sich auf uns verlassen,« sagte er mit einer Stimme, welche Athos beben machte. »Wohin soll es gehen?«

»Ihr werdet es sehen. Rasch eine Laterne!«

»Ja, Eure Herrlichkeit. Beliebt es Eurer Herrlichkeit, daß ich sie begleite?«

»Du oder ein Anderer, das ist mir gleichgültig, wenn mir nur Einer leuchtet.«

»Das ist seltsam,« dachte Athos, »was für eine sonderbare Stimme hat dieser Fischer!«

»Feuer, Ihr Leute!« rief der Fischer, »rasch, beeilt Euch!«

Dann sich an denjenigen wendend, welcher zunächst bei ihm war, sagte er leise:

»Leuchte Du, Menneville, und sei auf Alles gefaßt.«

Einer von den Fischern schlug Feuer und zündete mit Hilfe eines Schwefelhölzchens eine Laterne an.

Sogleich war das Zelt vom Licht überströmt.

»Seid Ihr bereit, mein Herr?« fragte Monk Athos, der sich abwandte, um sein Gesicht nicht der Helle auszusetzen.

»Ja, General,« erwiderte er.

»Ah! der französische Edelmann,« sagte ganz leise der Anführer der Fischer. »Pest! ich habe einen guten Gedanken gehabt, daß ich Dir den Auftrag gegeben, Menneville; er brauchte mich nur zu erkennen! Leuchte, leuchte!«

Dieses Gespräch wurde im Hintergrunde des Zeltes und so leise geführt, daß Monk nicht eine Silbe hören konnte. Überdies plauderte er mit Athos.

Menneville machte sich während dieser Zeit bereit, oder er erhielt vielmehr Befehle von seinem Anführer.

»Nun?« sagte Monk.

»Hier, mein General,« sprach der Fischer.

Monk, Athos und der Fischer verließen das Zelt.

»Es ist unmöglich,« dachte Athos; »welches Hirngespinnst machte ich mir da!«

»Gehe voran, folge der mittleren Chaussee und strecke die Beine aus,« sagte Monk zu dem Fischer.

Sie waren nicht zwanzig Schritte gegangen, als derselbe Schatten, der im Zelt zu verschwinden geschienen hatte, wieder herauskam, bis zu den Grundpfählen fortkroch und, beschützt durch diese Brüstung, welche in der Gegend der Chaussee angebracht war, neugierig beobachtete, wohin der General ging.

Alle Drei verschwanden im Nebel. Sie wanderten gegen Newcastle, dessen weiße Steine man schon wie Grabsteine erblickte.

Nachdem sie einige Sekunden unter der Vorhalle Halt gemacht hatten, drangen sie in das Innere. Das Thor war mit Arthieben erbrochen. Ein Posten von vier Mann schlief in voller Sicherheit in einer Vertiefung, so gewiß glaubte man sich, der Angriff könnte nicht von dieser Seite kommen.

»Diese Leute werden Euch nicht unangenehm sein?« sagte Monk zu Athos.

»Im Gegenteil, sie werken die Fässer wälzen helfen, wenn es Eure Herrlichkeit erlaubt.«

»Ihr habt Recht.«

Obgleich völlig eingeschlafen, erwachte der Posten doch bei den ersten Tritten der nächtlichen Gäste mitten unter dem Grase

und den Brombeerstauden, die sich des Torwegs bemächtigt hatten, Monk sagte das Losungswort und drang, immer die Laterne voran, in das Innere des Klosters. Er kam zuletzt, die geringste Bewegung von Athos überwachend, seinen Dirk ganz entblößt und bereit, ihn dem Edelman in die Hüfte zu stoßen, bei der ersten verdächtigen Gebärde, die er von ihm sehen würde. Doch Athos ging festen, sicheren Schrittes durch die Säle und Höfe.

Es fand sich keine Türe, kein Fenster mehr an diesem Gebäude. Die Türen waren verbrannt worden, einige auf dem Platz, und die Kohlen waren noch durch die Wirkung des Feuers ausgezackt, das ohne Zweifel ohnmächtig, diese durch eiserne Nägel zusammengehaltenen, massigen eichenen Bohlen ganz und gar zu zerstören, von selbst erloschen war. An den Fenstern waren alle Scheiben zerbrochen, und man sah durch die Löcher Nachtvögel entfliehen, welche der Schein der Laterne erschreckte. Zugleich fingen riesige Fledermäuse an, um die zwei Überlästigen ihre weiten schweigsamen Kreise zu ziehen, während man in dem Lichte, das an die hohen steinernen Mauern geworfen wurde, ihren Schatten zittern sah. Dieses Schauspiel war beruhigend für Denker. Monk schloß daraus, es befinde sich kein Mensch im Kloster, da die scheuen Tiere noch hier waren und bei seiner Annäherung entflohen.

Nachdem er die Trümmer überschritten und mehr als eine Efeuranke ausgerissen hatte, die gleichsam als ein Wächter der Einsamkeit dastand, gelangte Athos in das Gewölbe, das unter dem großen Saal lag, dessen Eingang aber in die Kapelle führte. Hier blieb er stehen.

»Wir sind an Ort und Stelle, General,« sagte er.

»Hier ist also die Platte?«

»Ja.«

»In der Tat, ich erkenne den Ring, doch dieser Ring ist flach eingelötet.«

»Wir brauchen einen Hebel.«

»Das kann man sich leicht verschaffen.«

Umherschauend erblickten Monk und Athos eine kleine Esche von drei Zoll im Durchmesser, welche in einer Ecke der Mauer

emporgewachsen war und bis zu einem Fenster reichte, das ihre Zweige verblendet hatten.

»Hast Du ein Messer?« fragte Monk den Fischer.

»Ja, Herr.«

»So schneide diesen Baum ab.«

Der Fischer gehorchte, doch nicht ohne daß sein Messer Scharfen bekam.

Als die Esche abgeschnitten und zu einem Hebel geformt war, drangen die drei Männer in das unterirdische Gewölbe.

»Bleibe hier stehen,« sagte Monk, dem Fischer einen Winkel des Gewölbes bezeichnend, »wir haben Sprengpulver bei uns, und Deine Laterne wäre gefährlich.«

Der Mann wich mit einem gewissen Schrecken zurück und blieb pünktlich an dem Posten, den man ihn angewiesen hatte, während Monk und Athos sich um eine Säule wandten, an deren Fuß ein Mondstrahl gerade auf den Stein fiel, welchen zu suchen der Graf de la Fère von so fern her gekommen war.

»Hier ist es,« sagte Athos, auf die lateinische Inschrift deutend.

»Ja,« sprach Monk.

Dann, da er dem Franzosen noch ein Mittel, auszuweichen, bieten wollte, fügte er bei:

»Bemerkt Ihr nicht, daß man schon in diesen Keller gedrungen, ist und daß mehrere Statuen zerbrochen sind?«

»Mylord, Ihr habt ohne Zweifel sagen hören, die religiöse Ehrfurcht Eurer Schottländer gebe gern zur Bewachung den Statuen der Toten die kostbaren Gegenstände, die sie im Leben besessen. So mußten die Soldaten glauben, unter dem Fußgestell der Statuen, welche die Mehrzahl dieser Gräber schmückten, wäre ein Schatz vergraben. Deshalb haben sie Fußgestell und Statue zerbrochen; doch das Grab des ehrwürdigen Stiftsherrn, mit dem wir es zu tun haben, zeichnet sich nicht durch ein Denkmal aus. Es ist einfach und wurde beschützt durch die abergläubische Furcht, welche Eure Puritaner stets vor einem Kirchenraube gehabt haben; nicht ein Stückchen von dem Mauerwerk dieses Grabes ist zerbröckelt worden.«

»Das ist wahr,« sagte Monk, Athos nahm den Hebel.

»Soll ich Euch helfen?« fragte Monk.

»Ich danke, Mylord. Eure Herrlichkeit soll nicht die Hand an ein Werk legen, dessen Verantwortlichkeit sie vielleicht nicht gern übernehme, wenn sie die wahrscheinlichen Folgen davon kennen würde.«

Monk schaute empor.

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte er.

»Ich will damit sagen . . . Doch dieser Mensch . . . «

»Wartet . . . ich begreife, was Ihr befürchtet, und will es Euch beweisen.«

Monk wandte sich gegen den Fischer um, dessen! Silhouette man durch die Laterne beleuchtet erblickte, und rief ihm in befehlendem Ton zu:

»Come here, friend!«

Der Fischer rührte sich nicht.

»Es ist gut,« fuhr er fort, »er versteht das Englische nicht. Sprecht also Englisch mit mir, wenn es Euch beliebt, mein Herr.«

»Mylord,« erwiderte Athos, »oft sah ich, daß Menschen unter gewissen Umständen die Selbstbeherrschung, besaßen, auf eine Frage nicht zu antworten, die man in einer Sprache, welche sie verstanden, an sie richtete. Der Fischer ist vielleicht gelehrter, als wir glauben. Wollt also die Güte haben, ihn wegzuschicken, Mylord.«

»Offenbar wünscht er mich allein in diesem Gewölbe zu behalten,« dachte Monk. »Gleichviel, wir wollen bis zum Ende gehen; ein Mann ist so viel wert als der andere, und wir sind allein.«

»Mein Freund,« sagte Monk zu dem Fischer, »steige wieder die Treppe hinauf, die wir herabgestiegen sind, und wache, damit uns Niemand hier stört.«

Der Fischer machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

»Laß Deine Laterne hier,« fügte Monk bei, »sie könnte Deine Gegenwart verraten und Dir einen, Musketenschuß eintragen.«

Der Fischer schien diesen Rat zu würdigen, stellte die Laterne auf den Boden und verschwand unter dem Gewölbe der Treppe.

Monk nahm die Laterne und trug sie zum Fuße der Säule.

»Ah!« sagte er, »es ist wohl Gold in diesem Grabe versteckt?«

»Ja, Mylord, und in fünf Minuten werdet Ihr nicht mehr daran zweifeln.«

Zu gleicher Zeit tat Athos einen gewaltigen Streich auf den Kalk, der sich, der Spitze des Hebels eine Spalte bietend, trennte. Athos drückte die Hebestange in diese Spalte ein, und bald gaben ganze Stücke Kalk, sich wie runde Platten ablösend, nach. Da faßte der Graf die Steine und hob sie durch Erschütterungen aus, deren man so zarte Hände, wie die seinigen, nicht hätte fähig halten sollen.

»Mylord,« sprach er, »das ist das Mauerwerk, von dem ich Such gesagt habe.«

»Ja, aber ich sehe die Tonnen noch nicht,« erwiderte Monk.

»Wenn ich einen Dolch hätte, so solltet Ihr sie bald sehen,« versetzte Athos umherschauend. »Leider habe ich den meinigen im Zelte Eurer Herrlichkeit vergessen.«

»Ich würde Euch wohl den meinigen anbieten, aber die Klinge scheint viel zu schwach für die Arbeit zu sein, für die Ihr sie bestimmt.«

Athos schien um sich her irgend einen Gegenstand zu suchen, der die gewünschte Waffe ersetzen könnte.

Monk verlor nicht eine Bewegung seiner Hände, nicht einen Ausdruck seiner Augen.

»Warum verlangt Ihr nicht das Messer von dem Fischer?« fragte Monk; »er hatte ein Messer.«

»Ah! ganz richtig,« erwiderte Athos, »er hat sich desselben bedient, um den Baum abzuschneiden.«

Und er ging gegen die Treppe und sagte zu dem Fischer:

»Freund, ich bitte, werft mir Euer Messer herab, ich brauche es.«

Man hörte das Geräusch des Messers auf den Stufen.

»Nehmt es,« sagte Monk, »es ist ein starkes Werkzeug, wie ich gesehen habe, und eine feste Hand kann es mit Vorteil anwenden.«

Athos schien den Worten von Monk nur den natürlichen und einfachen Sinn beizulegen, unter dem sie verstanden werden sollten. Er bemerkte auch nicht, oder schien wenigstens nicht zu bemerken, daß Monk, als er wieder zu ihm kam, zurücktrat und

seine linke Hand an den Kolben seiner Pistole legte; mit der rechten hielt er schon seinen Dirk, Er ging ans Werk, wandte Monk den Rücken zu und gab ihm sein Leben, ohne die Möglichkeit, sich zur Wehr zu setzen, preis. Athos schlug einige Minuten lang so geschickt und so scharf auf den dazwischen liegenden Gyps, daß er sich in zwei Teile trennte, und daß nun Monk zwei Tonnen erblickte, welche mit ihren Enden an einander stießen und durch ihr Gewicht unbeweglich in ihrer Umhüllung gehalten wurden.

»Mylord,« sprach Athos, »Ihr seht, daß mich meine Ahnungen nicht täuschten.«

»Ja, mein Herr,« erwiderte Monk, »und ich habe allen Grund, zu glauben, daß Ihr zufrieden seid, nicht wahr?«

»Gewiß; der Verlust dieses Geldes wäre äußerst empfindlich für mich gewesen; doch ich war fest überzeugt, Gott, der die gute Sache beschützt, würde die Entwendung dieses Geldes, das zu ihrem Siege beitragen muß, nicht gestattet haben.«

»Bei meiner Ehre, Ihr seid eben so geheimnisvoll in Worten, als in Handlungen, mein Herr,« sprach Monk, »Ich begriff Euch vorhin durchaus nicht, als Ihr sagtet, Ihr wollt nicht auf mich die Verantwortlichkeit des Werkes laden, das Ihr vollbringt.«

»Ich hatte Recht, wenn ich dies sagte, Mylord.«

»Und nun sprecht Ihr von der guten Sache. Was versteht Ihr unter den Worten: die gute Sache? Wir verteidigen in diesem Augenblick in England fünf oder sechs Sachen, und dessen ungeachtet hält Jeder die seinige nicht nur für die gute, sondern sogar für die beste. Welche ist die Eurige? spricht, unumwunden, damit wir sehen, ob wir über den Punkt, auf den Ihr ein so großes Gewicht zu legen scheint, derselben Ansicht sind.«

Athos heftete auf Monk einen von den tiefen Blicken, die gleichsam an diejenigen, welchen man anschaut, die Herausforderung richten, er möge es versuchen, einen einzigen von seinen Gedanken zu verbergen; dann nahm er seinen Hut ab und begann mit einer feierlichen Stimme, während der General, eine Hand auf seinem Gesicht, diese lange nervige Hand seinen Schnurrbart und seinen Kinnbart umschließen und sein schwermütiges Auge in den Tiefen des Gewölbes umherirren ließ.

XII.

Der Geist und das Herz.

»Mylord,« sprach der Graf de la Fère, »Ihr seid ein edler Engländer, Ihr seid ein redlicher Mann; Ihr sprecht mit einem edlen Franzosen, mit einem Mann von Herz. Ich sagte Euch, das in diesen zwei Tonnen enthaltene Gold gehöre mir, ich hatte Unrecht! es ist dies die erste Lüge, die ich in meinem Leben gesprochen habe, allerdings eine augenblickliche Lüge. Dieses Gold ist das Eigentum von König Karl II., der, aus seinem Vaterland verbannt, aus seinem Palast vertrieben, eine Waise zugleich seines Vaters und seines Thrones, selbst des traurigen Glückes beraubt ist, auf den Knien den Stein zu küssen, auf dem von der Hand seiner Mörder die einfache Grabschrift steht, welche ewig um Rache gegen sie schreien wird:

›Hier liegt König Karl I.‹

Monk erbleichte leicht, und durch einen unmerklichen Schauer runzelte sich seine Haut und sträubte sich sein grauer Schnurrbart.

»Ich,« fuhr Athos fort, »ich, der Graf de la Fère, ich der einzige, der letzte Getreue, der dem armen verlassenen Prinzen geblieben ist, habe ihm angeboten, den Mann aufzusuchen, von dem heute das Schicksal des Königtums in England abhängt, und ich bin gekommen, und ich habe mich unter den Blick dieses Mannes gestellt, ich habe mich nackt und unbewehrt in seine Hände gegeben und sage zu ihm:

›Mylord, hier ist das letzte Mittel eines Feinsten, den Gott zu Eurem Herrn, den seine Geburt zu Eurem König gemacht hat; von Euch, von Euch allein hängen seine Zukunft und sein Leben ab. Wollt Ihr dieses Gold anwenden, um England von den Übeln zu heilen, die es während der Anarchie erleiden mußte, das heißt, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht König Karl II. unterstützen oder ihn wenigstens gewähren lassen? Ihr seid der Herr, Ihr seid der König, allmächtiger König und Herr, denn der Zufall macht oft das Werk der Zeit und Gottes zu Nichte. Ich bin allein mit Euch,

Mylord; erschreckt es Euch, daß der Erfolg ein geteilter sein soll, bedrückt Euch meine Genossenschaft, Ihr seid bewaffnet, Mylord, und hier ist ein geöffnetes Grab; berauscht Euch im Gegenteil die Begeisterung für Eure Sache, seid Ihr das, was Ihr zu sein scheint, gehorcht Eure Hand in dem, was Ihr unternimmt. Eurem Geist und Euer Geist Eurem Herzen, so ist hier das Mittel, der Sache Eures Feindes Karl Stuart für immer den Todesstoß zu geben. Tötet den Mann, den Ihr vor Augen habt, denn dieser Mann wird zu demjenigen, welcher ihn geschickt, nicht zurückkehren, ohne ihm das Gut zu bringen, das ihm von Karl I., seinem Vater, anvertraut worden ist, und nehmt das Gold, das den Bürgerkrieg zu unterhalten dienen kann. Ach! Mylord, das ist die unselige Bedingung dieses unglücklichen Prinzen: er muß bestechen oder töten, denn Alles widersteht ihm, Alles stößt ihn zurück, Alles ist ihm feindselig, und dennoch ist er mit dem göttlichen Siegel bezeichnet, und um sein Blut nicht Lügen zu strafen, muß er den Thron wieder besteigen oder auf dem heiligen Boden des Vaterlandes sterben.<



»Mylord, Ihr habt mich verstanden. Jedem Andern, als dem erhabenen Mann, der mich hört, hätte ich gesagt: »Mylord. Ihr seid arm; Mylord, der König bietet Euch diese Million als Angeld eines ungeheuren Handels; nehmt sie und dient Karl II, wie ich Karl I. gedient habe, und ich bin fest überzeugt, daß Gott, der uns hört, der uns sieht, der allein in Eurem für alle menschlichen Blicke verschlossenen Herzen liest . . . ich bin fest überzeugt, daß Euch Gott ein seliges ewiges Leben nach einem glücklichen Tod schenken wird.« Doch zu dem General Monk, zu dem erhabenen Mann, dessen Größe ich ermessen zu haben glaube, sage ich:

»Mylord, es gibt für Euch in der Geschichte der Völker und der Könige einen glänzenden Platz, eine unsterbliche, unvergängliche

Glorie, wenn Ihr allein, ohne ein anderes Interesse als das Wohl Eures Vaterlandes und das Interesse, der Gerechtigkeit die Stütze Eures Königs werdet. Viele Andere sind Eroberer und glorreiche Usurpatoren geworden. Ihr, Mylord, Ihr werdet Euch begnügt haben, der tugendhafteste, der unbescholtenste und der redlichste der Menschen zu sein. Ihr werdet eine Krone in Eurer Hand gehabt haben, und statt sie Eurer Stirne anzuschmiegen, habt Ihr sie auf die Stirne desjenigen gesetzt, für welchen sie bestimmt war. Oh! Mylord, handelt so, und Ihr vermacht der Nachwelt den beneidetsten Namen, den je ein menschliches Geschöpf zu tragen sich rühmen kann.«

Athos hielt inne. Während der ganzen Zeit, die der edle Ritter gesprochen, hatte Monk kein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung von sich gegeben; kaum hatten sich während dieser gewaltigen, aufstachelnden Rede seine Augen mit jenem Feuer belebt, das den Verstand und den Scharfsinn bezeichnet. Der Graf de la Fère schaute ihn traurig an und fühlte, als er dieses düstere Gesicht sah, wie die Entmutigung tief in sein Herz eindrang. Endlich schien sich Monk zu beleben, und das Stillschweigen brechend sprach er mit sanftem und ernstem Tone:

»Mein Herr, ich will mich zur Erwidern Eurer eigenen Worte bedienen. Jedem Andern als Euch würde ich durch die Austreibung, durch das Gefängnis oder durch etwas noch Schlimmeres antworten. Denn Ihr versucht mich am Ende und tut mir zugleich Gewalt an. Doch Ihr seid einer von den Männern, mein Herr, denen man die Aufmerksamkeiten und die Rücksichten, die sie verdienen, nicht verweigern kann; Ihr seid ein braver Edelmann, mein Herr, ich sage es und ich verstehe mich daraus. So eben spracht Ihr mir von einem Gute, das Euch der verstorbene König für seinen Sohn anvertraut habe: Seid Ihr nicht einer von jenen Franzosen, die, wie ich sagen hörte, Karl aus White-Hall entführen wollten?«

»Ja, Mylord, ich befand mich während, der Hinrichtung unter dem Schafott; ich, der ich ihn nicht hatte retten können, empfing auf meine Stirne das Blut des königlichen Märtyrers; ich empfing zu gleicher Zeit das letzte Wort von Karl I.; zu mir sagte er«: *Remember!* und indem er: *Erinnere Dich!* zu mir sprach, spielte er auf das Gold an, das zu Euren Füßen liegt, Mylord.«

»Ich habe viel von Euch sprechen hören, mein Herr,« sagte Monk, »doch ich fühle mich glücklich, daß ich Euch von Anfang an nach meiner eigenen Eingebung und nicht nach Erinnerungen geschätzt habe. Ich werde Euch deshalb Erklärungen geben, die ich noch Niemand gegeben, und Ihr werdet einsehen, welchen Unterschied ich zwischen Euch und den Personen mache, die bis jetzt zu mir gesandt worden sind.«



Athos verbeugte sich und schickte sich an, gierig diese Worte einzusaugen, welche eines nach dem andern von dem Munde von Monk fielen, diese Worte so selten und kostbar wie der Tau in der Wüste.

»Ihr sprecht mir von König Karl II,« begann Monk; »doch ich bitte Euch, mein Herr, sagt mir, was geht mich dieses Gespenst eines Königs an? Ich bin alt geworden im Krieg und in der Politik, welche heut zu Tage so eng mit einander verbunden sind, daß

jeder Mann vom Schwert, kraft seines Rechtes oder seines Ehrgeizes, mit einem persönlichen Interesse und nicht blindlings hinter einem Offizier, wie bei den gewöhnlichen Kriegen, kämpfen muß. Ich wünsche vielleicht nichts, aber ich fürchte viel. Auf dem Krieg beruht heute die Freiheit Englands und vielleicht die jedes Engländers. Warum soll ich, der ich frei bin in der Stellung, die ich mir gemacht habe, die Hand den Ketten eines Fremden reichen? Karl ist nur dieses für mich. Er hat Schlachten geliefert, die er verloren, folglich ist er ein schlechter Feldherr! er hat bei keiner Unterhandlung gesiegt, folglich ist er ein schlechter Diplomat; er hat sein Elend an allen Höfen Europas umhergetragen, folglich ist es eine schwache, kleinmüthige Seele. Nichts Edles, nichts Großartiges, nichts Starkes ist noch aus diesem Geist hervorgegangen, der eines der größten Reiche der Erde zu regieren trachtet. Ich kenne also diesen Karl nur unter schlimmen Aussichten, und Ihr wollt, daß ich, ein Mann von gesundem Verstand, mich freiwillig zum Sklaven eines Geschöpfes mache, das an militärischer Fähigkeit, an Politik und an Würde unter mir steht? Nein, mein Herr, hat mich eine große und edle Handlung Karl schätzen gelehrt, dann werde ich vielleicht seine Rechte auf einen Thron anerkennen, von dem wir den Vater gestoßen haben, weil es ihm an den Tugenden gebrach, an denen es bis jetzt auch dem Sohne gebricht; bis jetzt aber erkenne ich, was Rechte betrifft, nur die meinigen an. Die Revolution hat mich zum General gemacht, mein Schwert wird mich zum Protektor machen, wenn ich will. Karl zeige sich, er erscheine und unterwerfe sich dem Wettkampf, der dem Genie geöffnet ist; und er erinnere sich besonders, daß er einem Geschlechte angehört, von dem man mehr verlangen wird, als von jedem andern. Sprechen wir also nicht mehr hiervon, mein Herr, ich schlage weder aus, noch nehme ich an; ich behalte mir vor, ich warte.«

Athos wusste, daß Monk zu gut von Allem unterrichtet war, was sich auf Karl II., bezog, um den Streit weiter zu treiben. Es war weder hierzu die Stunde, noch der Ort.

»Mylord,« sagte er, »ich habe Euch also nur noch zu danken.«

»Und wofür, mein Herr? Dafür, daß Ihr mich gut beurteilt habt, und daß ich nach Eurem Urtheil. gehandelt habe? Oh! wahrhaftig, ist das der Mühe wert? Dieses Geld, das Ihr König Karl

überbringen werdet, soll mir als Beweis für ihn dienen, wenn ich sehe, was er damit zu machen verstehen wird. Ohne Zweifel werde ich eine Ansicht fassen, die ich nicht habe.«

»Glaubt sich indessen Eure Herrlichkeit, nicht zu gefährden, wenn sie eine Summe abgehen läßt, welche bestimmt ist, den Waffen ihres Feindes zu dienen?«

Mein Feind, sagt Ihr? Ei! mein Herr, ich habe keine Feinde. Ich bin im Dienst des Parlaments, das mir den General Lambert und den König Karl, seine Feinde und nicht die meinigen, zu bekämpfen befiehlt. Ich kämpfe also. Würde mir im Gegenteil das Parlament befehlen, den Hafen von London mit Fahnen zu schmücken, die Soldaten am User zu versammeln, König Karl II. zu empfangen . . . «

»Ihr würdet gehorchen?« rief Athos voll Freude.

»Verzeiht,« erwiderte Monk lächelnd, »ich, ein Graukopf, war im Begriff . . . in der Tat, wo hatte ich denn meinen Verstand? ich war im Begriff, eine jugendliche Albernheit zu sagen.«

»Ihr würdet also nicht gehorchen?«

»Ich sage das eben so wenig, mein Herr. Vor Allem das Heil meines Vaterlandes! Gott, der mir gnädigst die Kraft verliehen hat, wollte ohne Zweifel, daß ich diese Kraft zum Wohl Aller besäße, und er hat mir zugleich die Unterscheidungsgabe verliehen. Fiele es dem Parlament ein, mir dergleichen zu befehlen, so würde ich nachdenken.«

Athos verdüsterte sich.

»Ah! ich sehe, daß Eure Herrlichkeit entschieden nicht geneigt ist, Karl II. zu begünstigen?«

»Ihr fragt mich immer, Herr Graf; laßt nun die Reihe auch an mir sein, wenn es Euch beliebt.«

»Tut es, mein Herr, und möge Euch Gott den Gedanken eingeben, mit mir so offenherzig zu reden, als ich Euch antworten werde?«

»Welchen Rat werdet Ihr Eurem Prinzen geben, wenn Ihr ihm diese Million zurückgebracht habt?«

Athos schaute Monk mit einem stolzen, entschiedenen Blick an und erwiderte:

»Mylord, mit dieser Million, welche Andere vielleicht zu

Unterhandlungen anwenden würden, will ich dem König raten, zwei Regimenter anzuwerben, sich nach Schottland, wo Ihr den Frieden wiederhergestellt habt, zu begeben und dem Volk die Freiheiten zu verleihen, die ihm die Revolution versprochen, aber nicht völlig gewährt hat. Ich werde ihm raten, dieses kleine Heer, das sich, glaubt mir, vergrößern würde, in Person zu befehligen, sich die Fahne in der Hand und das Schwert in der Scheide töten zu lassen und zu sagen: »Engländer! das ist der Dritte meines Geschlechts, den Ihr tötet: nehmt Euch in Acht vor der Gerechtigkeit Gottes!«

Monk neigte das Haupt und träumte einen Augenblick.

»Wenn es ihm gelänge,« sagte er, »was unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich ist, denn nichts in der Welt ist unmöglich, was würdet Ihr ihm raten?«

»Er möge bedenken, daß er durch den Willen Gottes seine Krone verloren, daß er sie aber durch den Willen der Menschen wieder erlangt habe.«

Ein spöttisches Lächeln schwebte über die Lippen von Monk.

»Leider, mein Herr, verstehen es die Könige nicht, einen guten Rat zu befolgen,« sagte er.

»Ah! Mylord, Karl II. ist kein König,« entgegnete Athos ebenfalls lächelnd, aber mit einem ganz andern Ausdruck, als es Monk getan hatte.

»Nun, Herr Graf, machen wir die Sache kurz; nicht wahr, das ist Euer Wunsch?«

Athos verbeugte sich.

»Ich will also Befehl geben, daß man diese zwei Tonnen dahin bringt, wo Ihr sie zu haben wünscht. Wo haltet Ihr Euch auf?«

In einem kleinen Flecken an der Mündung des Flusses, Eure Herrlichkeit.«

»Oh! ich kenne den Flecken: nicht wahr, er besteht aus fünf bis sechs Häusern?«

»So ist es. Ich bewohne das erste, zwei Fischer haben es mit mir inne, und ihre Barke hat mich ans Land gebracht.«

»Doch Euer Schiff, mein Herr?«

»Mein Schiff liegt eine Viertelsmeile im Meer vor Anker und erwartet mich.«

»Ihr gedenkt aber doch nicht auf der Stelle abzureisen?«

»Mylord, ich werde es noch einmal versuchen, Eure Herrlichkeit zu überzeugen.«

»Das wird Euch nicht gelingen,« erwiderte Monk. »Doch es ist wichtig, daß Ihr Euch von Newcastle entfernt, ohne von Eurer Anwesenheit den geringsten Verdacht zurückzulassen, der Euch oder mir schaden könnte. Morgen, glauben mein? Offiziere, werde mich Lambert angreifen. Ich verbürge mich im Gegenteil, daß er sich nicht rührt; das ist in meinen Augen unmöglich. Lambert führt ein Heer ohne übereinstimmende Grundsätze an, und mit solchen Elementen ist kein Heer möglich. Ich habe meine Soldaten dahin unterrichtet, daß sie meine Macht einer höheren Macht unterordnen, so daß sie nach mir, und nicht nur unter mir, noch etwas versuchen. Daraus geht hervor, daß mein Heer, wenn ich tot bin, was geschehen kann, nicht sogleich demoralisiert sein wird; daraus geht hervor, daß, wenn es mir gefiele, zum Beispiel auf einige Zeit wegzugehen, was mir zuweilen gefällt, in meinem Lager nicht ein Schatten von Unruhe oder Unordnung entstünde. Ich bin der Magnet, die sympathetische und natürliche Kraft der Engländer. Alle diese zerstreuten Schwerter, die man gegen mich schickt, werde ich an mich ziehen. Lambert befehligt in diesem Augenblick achtzehntausend Ausreißer. Doch davon habe ich, wie Ihr wohl fühlt, nicht mit meinen Offizieren gesprochen. Nichts ist nützlicher für eine Armee, als das Gefühl einer nahe bevorstehenden Schlacht: Jedermann bleibt wach, Jedermann ist auf seiner Hut. Ich sage Euch das, damit Ihr in voller Sicherheit leben möget. Beeilt Euch also nicht zu sehr, über das Meer zurückzukehren: binnen acht Tagen wird sich etwas Neues ereignen, sei es die Schlacht, sei es der Vergleich. Dann, da Ihr mich als einen redlichen Mann beurteilt und mir Euer Geheimnis anvertraut habt, und da ich Euch für dieses Vertrauen zu danken habe, werde ich Euch einen Besuch machen, oder Euch zu mir bitten. Ich fordere Euch also noch einmal auf, reist nicht eher ab, als bis Ihr Kunde von mir habt.«

»Ich verspreche es Euch, General,« rief Athos von einer so großen Freude ergriffen, daß er trotz seiner Vorsicht einen Funken davon aus seinen Augen springen zu lassen sich nicht erwehren konnte.

Monk gewährte diese Flamme und löschte sie sogleich durch jenes stumme Lächeln aus, das stets bei denjenigen, welche mit ihm sprachen, den Weg abschnitt, den sie in seinem Geiste gemacht zu haben glaubten.

»Mylord,« sagte Athos, »acht Tage bestimmt Ihr mir als Frist?«

»Ja, mein Herr, acht Tage.«

»Und was soll ich während dieser acht Tage tun?«

»Wenn eine Schlacht stattfindet, haltet Euch fern, ich bitte Euch. Ich weiß, daß die Franzosen nach dergleichen Unterhaltungen lüstern sind; Ihr würdet gern sehen wollen, wie wir uns schlagen, und könntet dabei eine verirrte Kugel in den Leib bekommen; unsere Schottländer schießen sehr schlecht, und ein würdiger Edelmann wie Ihr soll nicht verwundet auf den Boden Frankreichs zurückkehren. Ich will endlich nicht genötigt sein, selbst Eurem Prinzen die von Euch zurückgelassene Million zu überschicken; denn man würde dann sagen, und zwar mit Recht, ich bezahle den Prätendenten, damit er gegen das Parlament Krieg führe.

»Geht, mein Herr, und es geschehe zwischen uns, wie es verabredet ist.«

»Ah! Mylord,« sprach Athos, »welche Freude wäre es für mich, zuerst in das edle Herz eingedrungen zu sein, das unter diesem Mantel schlägt!«

»Ihr glaubt also entschieden, ich habe Geheimnisse,« sagte Monk, ohne den halb heiteren Ausdruck seines Gesichtes zu verändern. »Ei! mein Herr, welches Geheimnis? soll sich denn in dem hohlen Kopf eines Soldaten finden? Doch es ist spät, unsere Laterne erlischt und wir wollen unsern Mann rufen.«

»Hollah!« rief Monk französisch, indem er sich der Treppe näherte, »hollah! Fischer!«

Schlaftrunken durch die Frische der Nacht, antwortete der Fischer mit einer heiseren Stimme und fragte, was man von ihm wolle.

»Gehe bis zum Posten,« sagte Monk, »und befiehl dem Sergenten im Auftrag des General Monk, sogleich hierherzukommen.«

Das war ein Befehl, der sich leicht vollziehen ließ, denn durch

die Anwesenheit des Generals in dieser verödeten Abtei neugierig gemacht, hatte sich der Sergent allmählig genähert und war nur einige Schritte vom Fischer entfernt.

Der Befehl des Generals gelangte also unmittelbar zu ihm und er lief herbei.

»Nimm ein Pferd und zwei Mann,« sagte Monk.

»Ein Pferd und zwei Mann?« wiederholte der Sergent.

»Ja; kannst Du Dir ein Pferd mit einem Saumsattel oder zwei Körben verschaffen?«

»Gewiß, hundert Schritte von hier, im Lager der Schotten.«

»Gut.«

»Was soll ich mit dem Pferd machen, General?«

»Schau.«

Der Sergent stieg die drei oder vier Stufen vollends herab, welche ihn von Monk trennten, und erschien unter dem Gewölbe.

»Siehst Du dort, wo jener Herr ist?« sagte Monk.

»Ja, mein General.«

»Du siehst jene zwei Tonnen?«

»Vollkommen.«

»Es sind zwei Tonnen, von denen die eine Pulver, die andere Kugeln enthält; ich möchte sie gern nach dem kleinen Flecken am Ufer des Flusses schassen lassen, den ich morgen mit zweihundert Musketieren zu besetzen gedenke. Du begreifst, es ist ein geheimer Auftrag, denn diese Bewegung kann über das Gewinnen der Schlacht entscheiden.«

»Oh! mein General!« murmelte der Sergent.

»Wohl! laß also diese Tonnen auf dem Pferd festbinden und geleite sie mit zwei Mann bis nach dem Hause dieses Herrn, der mein Freund ist. Doch Du begreifst, Niemand darf es erfahren.«

»Ich ginge durch das Moor, wenn ich einen Weg kennen würde,« sagte der Sergent.

»Ich kenne einen,« sprach Athos; »er ist nicht breit, aber sicher, da er auf Grundpfählen angelegt ist, und wenn wir vorsichtig zu Werke gehen, werden wir an Ort und Stelle kommen.«

»Tut, was dieser Kavalier Euch befiehlt,« sagte Monk.

»Hoho! die Tonnen sind schwer,« rief der Sergent, der eine

aufzuheben suchte.

»Jede wiegt vierhundert Pfund, wenn sie enthalten, was sie enthalten sollen, nicht wahr, mein Herr?«

»Ungefähr,« antwortete Athos.

Der Sergent entfernte sich, um das Pferd und die Leute zu holen. Monk, der allein mit Athos blieb, gab sich absichtlich Mühe, nur über gleichgültige Dinge mit ihm zu sprechen, während er zerstreut im Gewölbe umherschaute. Als er sodann die Tritte der Pferde hörte, sagte er:

»Ich lasse Euch bei Euren Leuten, mein Herr, und kehre ins Lager zurück. Ihr seid in Sicherheit.«

»Ich werde Euch also wiedersehen, Mylord?« fragte Athos.

»Abgemacht, mein Herr, und mit großem Vergnügen.«

Monk reichte Athos die Hand.

»Ah! Mylord, wenn Ihr wolltet!« flüsterte Athos.

»Stille, mein Herr, es ist unter uns verabredet, nicht mehr hiervon zu sprechen,« sagte Monk.

Und er grüßte Athos, stieg die Treppe hinauf und kreuzte mitten auf der Treppe seine Leute, welche eben herabkamen. Er hatte nicht zwanzig Schritte außerhalb der Abtei gemacht, als sich ein entferntes, lange ausgedehntes Pfeifen hören ließ. Monk horchte, da er aber nichts mehr sah und nichts mehr hörte, ging er weiter. Da erinnerte er sich des Fischers und suchte ihn mit den Augen, doch der Fischer war verschwunden. Hätte er indessen aufmerksamer geschaut, als er es tat, so würde er gesehen haben, wie dieser Mensch tief gebückt wie eine Schlange an den Mauersteinen hinschlich und sich im Nebel verlor, der über die Oberfläche des Moors hinstreifte. Hätte er diesen Nebel zu durchdringen versucht, so würde er gleichfalls ein Schauspiel gesehen haben, das seine Aufmerksamkeit erregt haben müßte: es waren dies die Masten der Barke des Fischers, welche ihren Platz verändert hatte und sich nun ganz nahe am User des Flusses befand.

Doch Monk sah nichts, und da er dachte, er habe nichts zu befürchten, so wanderte er auf der öden Straße fort, welche nach dem Lager führte. Nun erst kam, ihm dieses Verschwinden des Fischers seltsam vor und ein wirklicher Verdacht fing an seinen

Geist zu belagern. Er hatte den einzigen Posten, der ihn beschützen konnte, Athos zur Verfügung gestellt, und der Weg, den er zurücklegen mußte, um sein Lager zu erreichen, betrug eine Meile.

Der Nebel stieg mit einer solchen Dichtigkeit auf, daß man die Gegenstände auf eine Entfernung von zehn Schritten kaum unterscheiden konnte.

Monk glaubte nun etwas wie das Geräusch eines Ruders zu hören, das dumpf auf das sumpfige Wasser in seiner Nähe schlug.

»Wer ist da?« rief er.

Doch Niemand antwortete. Da spannte er seine Pistole, nahm seinen Degen in die Hand und beschleunigte seine Schritte, ohne jedoch Jemand rufen zu wollen. Dieses Rufen, das nicht durchaus notwendig war, kam ihm seiner unwürdig vor.

XIII.

Am andern Tag.

Es war sieben Uhr Morgens: die ersten Strahlen des Tages beleuchteten die Teiche, in denen sich die Sonne wie eine rote Kugel widerspiegelte, als Athos erwachend und das Fenster seines Schlafzimmers öffnend, das nach dem Flusse ging, ungefähr in einer Entfernung von fünfzehn Schritten den Sergenten und die Leute erblickte, die ihn am Abend vorher begleitet hatten und, nachdem sie die Tonnen bei ihm niedergelegt, auf der Chaussee rechts nach dem Lager zurückgekehrt waren.

Warum waren diese Menschen, nachdem sie ins Lager zurückgekehrt, wieder gekommen? Dies war die Frage, die sich plötzlich dem Geist von Athos darbot.

Den Kopf hoch, schien der Sergent auf den Augenblick zu lauern, wo der fremde Edelmann erscheinen würde, um ihn anzurufen. Erstaunt, diejenigen hier wiederzufinden, die er am Abend vorher sich hatte entfernen sehen, konnte er sich nicht enthalten, ihnen seine Verwunderung hierüber zu bezeigen.

»Darüber dürft Ihr Euch nicht wundern, mein Herr,« sagte der Sergent, »gestern hat mir der General über Eurer Sicherheit zu wachen befohlen, und ich habe diesem Befehl Folge geleistet.«

»Ist der General im Lager?« fragte Athos.

»Ohne allen Zweifel, mein Herr, da Ihr ihn verließet, als er sich dahin begab.«

»Wohl! so erwartet mich, ich will zu ihm gehen, um ihm zu melden, mit welcher Treue Ihr Euren Auftrag erfüllt habt, und zugleich um meinen Degen zu holen, den ich gestern auf seinem Tisch liegen ließ.«

»Das trifft sich vortrefflich,« sagte der Sergent, »denn wir wollten Euch darum bitten.«

Athos glaubte eine gewisse zweideutig treuherzige Miene im Gesichte des Sergenten wahrzunehmen, doch das Abenteuer des unterirdischen Gewölbes konnte die Neugierde dieses Menschen

erregt haben, und es war daher nicht besonders auffallend, daß er auf seinem Gesicht die Gefühle ein wenig durchblicken ließ, die seinen Geist bewegten.

Athos schloß sorgfältig die Türe und übergab den Schlüssel Grimaud, der seine Wohnung unter dem Schirmdache genommen hatte, unter dem man in den Speisekeller gelangte, wo die Tonnen aufbewahrt waren. Der Sergent begleitete den Grafen de la Fère bis ins Lager. Hier wartete eine neue Wache und löste die vier Mann ab, welche Athos geführt hatten.

Diese neue Wache wurde befehligt vom Adjutanten Digby, welcher unter Weges auf Athos so wenig ermutigende Blicke heftete, daß der Franzose sich fragte, woher diese Wachsamkeit und diese Strenge gegen ihn kämen, während man ihn am Tage vorher so völlig frei gelassen.

Er ging nichtsdestoweniger weiter nach dem Hauptquartier und verschloss in seinem Innern die Bemerkungen, die ihn die Menschen und die Dinge zu machen nötigten. Er fand unter dem Zelte des Generals, wo er am Tage zuvor eingeführt worden war, drei höhere Offiziere: dies waren der Lieutenant von Monk und zwei Obersten. Athos erblickte seinen Degen; er lag noch auf dem Tisch des Generals, an dem Platz, wo er ihn gelassen hatte.

Keiner von den Offizieren hatte Athos gesehen, keiner kannte ihn folglich. Der Lieutenant von Monk fragte, als er Athos erblickte, ob dies nicht der französische Edelmann sei, mit dem der General das Zelt verlassen habe.

»Ja, Eure Ehren, er ist es,« antwortete der Soldat.

»Mir scheint, ich leugne das nicht,« sprach Athos mit stolzem Tone; »und nun, meine Herren, erlaubt mir meinerseits, Euch um eine Erklärung zu bitten, wozu alle diese Fragen und besonders warum der Ton, in dem Ihr sie tut.«

»Mein Herr,« erwiderte der Lieutenant, »wenn wir diese Fragen an Euch richten, so haben wir das Recht, sie zu tun, und wenn wir sie in diesem Ton stellen, so geschieht dies, glaubt mir, weil dieser Ton der Lage der Dinge entspricht.«

»Meine Herren,« entgegnete Athos, »Ihr wisst nicht, wer ich bin, doch ich muß Euch bemerken, daß ich hier nur den General Monk als meines Gleichen anerkenne. Wo ist er? Man führe mich vor

ihn und wenn er eine Frage an mich zu richten hat, so werde ich antworten, und zwar, wie ich hoffe, auf eine ihn befriedigende Weise. Ich wiederhole, meine Herren, wo ist der General?«

»Ei, bei Gott! Ihr wisst besser als wir, wo er ist!« rief der Lieutenant.

»Ich?«

»Gewiß, Ihr.«

»Mein Herr, ich verstehe Euch nicht.«

»Ihr werdet mich verstehen, und sprecht vor Allem leiser, mein Herr. Was hat Euch der General gestern gesagt?«

Athos lächelte verächtlich.

»Es handelt sich hier nicht darum, zulächeln, sondern zu antworten,« rief aufbrausend einer von den Obersten.

»Und ich, meine Herren, ich erkläre Euch, daß ich nicht antworten werde, wenn ich nicht dem General gegenüberstehe.«

»Ihr wisst wohl, daß Ihr etwas Unmögliches verlangt,« sagte der Oberste, der schon gesprochen hatte.

»Zum zweiten Male gibt man mir dieselbe seltsame Antwort auf den Wunsch, den ich ausdrücke,« sprach Athos. »Ist der General abwesend?«

Die Frage von Athos wurde so treuherzig ausgesprochen und der Graf hatte dabei eine so unschuldig erstaunte Miene, daß die drei Offiziere Blicke wechselten. Der Lieutenant nahm durch eine Art von stillschweigender Übereinkunft mit den zwei andern Offizieren das Wort und sagte:

»Mein Herr, der General hat Euch gestern an der Grenze des Klosters verlassen?«

»Ja, mein Herr.«

»Und wohin seid Ihr gegangen?«

»Es ist nicht an mir. Euch zu antworten, sondern an denjenigen, welche mich begleitet haben. Das sind Eure Soldaten, befragt sie.«

»Aber wenn es uns beliebt. Euch zu befragen?«

»Dann wird es mir belieben, Euch zu erwidern, mein Herr, daß ich von Niemand hier abhängig bin, daß ich hier nur den General kenne und nur ihm antworten werde.«

»Es sei, doch da wir die Herren sind, so werden wir uns zum Kriegsgericht erheben, und wenn Ihr Richter vor Euch habt, müßt Ihr wohl antworten.«

Das Antlitz von Athos drückte nur Erstaunen und Verachtung statt des Schreckens aus, den die Offiziere darauf zu lesen erwarteten.

»Schottische oder englische Richter mir, der ich Untertan des Königs von Frankreich, mir, der ich unter den Schutz der britischen Ehre gestellt bin! Ihr seid Narren, meine Herren,« rief Athos die Achseln zuckend.

»Mein Herr, Ihr behauptet also, Ihr wisst nicht, wo der General ist?« sagten sie.

»Hierauf habe ich schon geantwortet.«

»Ja; aber Ihr habt etwas Unglaubliches geantwortet.«

»Es ist dennoch wahr, meine Herren. Die Leute meines Standes lügen gewöhnlich nicht. Ich bin Edelmann, wie ich Euch schon bemerkte, und wenn ich den Degen an meiner Seite habe, den ich gestern aus einem Übermaß von Zartgefühl auf dem Tische ließ, wo er noch liegt, so wird mir, glaubt mir, Keiner Dinge sagen, die ich nicht hören will. Heute bin ich entwaffnet; wenn Ihr meine Richter zu sein Euch anmaßt, so richtet mich; wenn Ihr nur meine Henker seid, so tötet mich!«

»Aber, mein Herr? . . . « fragte mit höflicherem Tone der Lieutenant, berührt von der Größe und Kaltblütigkeit von Athos.

»Mein Herr, ich kam hierher, um mit Eurem General im Vertrauen über wichtige Angelegenheiten zu sprechen. Es war kein gewöhnlicher Empfang, der Empfang, den er mir zu Teil werden ließ. Die Berichte Eurer Soldaten können Euch hiervon überzeugen. Wenn er mich so empfing, so wusste der General, welche Ansprüche ich auf Ächtung zu machen habe. Ich denke, Ihr nehmt nun nicht an, ich werde Euch meine Geheimnisse oder gar die seinigen offenbaren.«

»Aber was enthielten denn die Tonnen?«

»Habt Ihr diese Frage nicht an Eure Soldaten gerichtet? Was haben sie Euch geantwortet?«

»Sie enthalten Pulver und Blei.«

»Von wem erhielten sie diese Kunde? sie mußten Euch das

sagen.«

»Vom General; doch wir lassen uns nicht betören.«

»Nehmt Euch in Acht, mein Herr, ich bin es nicht mehr, den Ihr Lügen straft, sondern Euer Chef.«

Die Offiziere schauten sich abermals an; Athos fuhr fort:

»Vor Euren Soldaten hat mir der General gesagt, ich möge acht Tag warten, in acht Tagen würde er mir die Antwort geben, die er mir zu erteilen habe. Bin ich entflohen? Nein, ich warte.«

»Er hat Euch acht Tage warten heißen!« rief der Lieutenant.

»Mein Herr, ich habe ein Sloop in der Mündung des Flusses vor Anker, ich konnte es gestern ohne die geringste Schwierigkeit erreichen und mich einschiffen. Bin ich aber geblieben, so geschah dies einzig und allein, um den Wünschen des Generals zu entsprechen, da mich Seine Herrlichkeit ersuchte, nicht ohne eine letzte Audienz abzureisen, deren Zeitpunkt sie selbst auf acht Tage feststellte. Ich wiederhole Euch also, daß ich warte,«

Der Lieutenant wandte sich gegen die zwei andern Offiziere um und sagte mit leiser Stimme:

»Wenn dieser die Wahrheit spricht, so wäre noch Hoffnung vorhanden. Der General hätte so geheime Unterhandlungen pflegen müssen, daß er es sogar für unklug gehalten haben würde, uns davon in Kenntnis zu setzen. Seine Abwesenheit würde sodann acht Tag dauern.«

Dann sich an Athos wendend, sprach er:, »Mein Herr, Eure Erklärung ist von der höchsten Wichtigkeit, wollt Ihr sie unter dem Siegel des Schwurs wiederholen?«

»Mein Herr,« antwortete Athos, »ich habe immer in einer Welt gelebt, in der man mein einfaches Wort als den heiligsten der Schwüre betrachtete.«

»Diesmal jedoch, mein Herr, sind die Verhältnisse ernster als alle diejenigen, in denen Ihr Euch je befunden haben möget. Es handelt sich um das Heil einer ganzen Armee. Bedenkt es wohl. Der General ist verschwunden und wir forschen nach ihm. Ist das Verschwinden natürlich? Ist ein Verbrechen begangen worden? Müssen wir unsere Nachforschungen bis auf's Äußerste treiben? Sollen wir In Geduld warten? In diesem Augenblick, mein Herr, hängt Alles von dem Wort ab, das Ihr aussprechen werdet.«

»So befragt zögere ich nicht,« erwiderte Athos; »ja, ich hatte eine vertrauliche Unterredung mit dem General und bat ihn um eine Antwort über gewisse Interessen; ja, der General, der sich ohne Zweifel nicht vor der Schlacht, die man erwartet, aussprechen konnte, bat mich, noch acht Tage in dem Hause zu warten, das ich bewohne, und versprach mir zugleich, ich würde ihn in acht Tagen wiedersehen. Ja, dies Alles ist wahr, und ich schwöre es bei Gott, der der unumschränkte Herr meines Lebens und des Eurigen ist.«

Athos sprach diese Worte mit so viel Größe und mit solcher Feierlichkeit, daß die drei Offiziere beinahe überzeugt waren. Einer von den Obersten wollte indessen noch einen Versuch machen und sagte:

»Mein Herr, obgleich wir nun von dem, was Ihr behauptet, überzeugt sind, liegt doch in dem Allem ein seltsames Geheimnis. Der General ist ein zu kluger Mann, um so sein Heer am Vorabend einer Schlacht zu verlassen, ohne wenigstens einen von uns davon in Kenntnis zu setzen. Ich, was mich betrifft, kann nichts Anderes glauben, als daß ein seltsames Ereignis die Ursache dieses Verschwindens ist. Gestern sind fremde Fischer hierhergekommen, um ihre Fische zu verkaufen; man quartierte sie dort unten bei den Schottländern ein, nämlich am Wege, dem der General folgte, um mit dem Herrn in die Abtei zu gehen und von dort zurückzukehren. Einer dieser Fischer hat den General mit einer Laterne begleitet . . . und diesen Morgen waren Barke und Fischer von der Flut fortgetragen verschwunden.«

»Ich,« versetzte der Lieutenant, »ich sehe darin nichts, was nicht natürlich wäre, denn diese Leute waren keine Gefangenen.«

»Nein; aber ich wiederhole, einer von ihnen hat dem General und dem Herrn in dem Gewölbe der Abtei geleuchtet, und Digby versichert uns, der General habe schlimmen Verdacht über diese Leute gehabt. Wer sagt uns aber, daß diese Fischer nicht mit dem Herrn einverstanden waren, und nachdem der Streich ausgeführt, sei dieser Herr, der sicherlich mutig ist, nicht geblieben, um uns durch seine Gegenwart zu beruhigen und es zu verhindern, daß unsere Nachforschungen die geeignete Richtung nehmen?«

Diese Rede machte Eindruck auf die zwei andern Offiziere.

»Mein Herr,« sprach Athos, »erlaubt mir, Euch zu bemerken,

daß es Eurem scheinbar sehr richtigen Urteil doch in dem, was mich betrifft, an Haltbarkeit fehlt. Ihr sagt, ich sei geblieben, um den Verdacht abzuwenden; der Verdacht regt sich im Gegenteil in mir, wie in Euch, und ich sage Euch: Es ist nicht möglich, meine Herren, daß sich der General am Vorabend einer Schlacht wegbegeben hat, ohne irgend Jemand davon in Kenntnis zu setzen. Ja, bei dem Allem waltet ein seltsames Ereignis ob; ja, statt müßig zu bleiben und zu warten, müßt Ihr jede Wachsamkeit, jede mögliche Tätigkeit entwickeln. Ich bin Euer Gefangener, meine Herren, auf mein Wort oder auf eine andere Weise. Meine Ehre ist dabei beteiligt, daß man erfährt, was aus dem General Monk geworden ist, so daß ich, wenn Ihr zu mir sagtet: Geht, antworten würde: Nein, ich bleibe, — und daß ich, wenn Ihr mich um meine Meinung fragt, beifügen müßte: Ja, der General ist das Opfer irgend einer Verschwörung, denn wenn er das Lager hätte verlassen müssen, so würde er es gesagt haben. Sucht also, forschet, durchwühlt die Erde, durchwühlt das Meer; der General ist nicht weggegangen, oder wenigstens nicht mit seinem eigenen Willen weggegangen.«

Der Lieutenant machte den anderen Offizieren ein Zeichen.

»Nein, mein Herr,« sagte er, »nein, Ihr geht Eurerseits zu weit. Der General hat nichts von den Ereignissen zu erleiden, und er ist es ohne Zweifel im Gegenteil, der sie lenkt. Was Monk zu dieser Stunde tut, hat er schon oft getan. Wir haben also Unrecht, uns zu beunruhigen; seine Abwesenheit wird ohne Zweifel von kurzer Dauer sein. Wir werden uns auch wohl hüten, in einer Kleinmüthigkeit, die uns der General zum Verbrechen machen würde, seine Abwesenheit, welche die Armee demoralisieren könnte, rüchbar werden zu lassen. Der General gibt uns einen ungeheuren Beweis seines Vertrauens; zeigen wir uns desselben würdig. Meine Herren, das tiefste Stillschweigen bedecke dies Alles mit einem undurchdringlichen Schleier; wir behalten den Herrn nicht wegen eines Argwohns gegen ihn hinsichtlich des Verbrechens, sondern um auf eine wirksamere Weise das Geheimnis der Abwesenheit des Generals, das wir unter uns verschließen, zu sichern; bis auf neuen Befehl wird der Herr auch im Generalquartier wohnen.«

»Meine Herren,« entgegnete Athos, »Ihr vergeßt, daß mir der

General in dieser Nacht ein Gut anvertraut hat, das ich hüten muß. Gebt mir jede Bewachung, die Euch beliebt, fesselt mich, wenn Ihr wollt, doch laßt mir das Haus, das ich bewohne, als Gefängnis. Ich schwöre Euch bei meinem adeligen Ehrenwort, der General würde es Euch bei seiner Rückkehr zum Vorwurf machen, daß Ihr ihm hierin mißfallen habet.«

Die Offiziere berieten sich einen Augenblick; nach dieser Beratung sagte der Lieutenant:

»Es sei, mein Herr, kehrt in Eure Wohnung zurück.«

Dann gaben sie Athos eine Wache von fünfzig Mann, die ihn in seinem Haus einschloß, ohne ihn eine Sekunde aus dem Gesicht zu verlieren.

Das Geheimnis blieb bewahrt, aber die Stunden, aber die Tage vergingen, ohne daß der General zurückkam und ohne daß man ferner Kunde von ihm erhielt.

XIV.

Die Schmuggelware.

Zwei Tage nach den von uns erzählten Ereignissen und während man jeden Augenblick in seinem Lager den General Monk erwartete, der nicht dahin zurückkehrte, ging eine kleine holländische Felucke mit einer Equipage von zehn Mann an der Küste von Scheveningen, ungefähr einen Kanonenschuß vom Lande, vor Anker. Es war stockfinstere Nacht, die See stieg in der Dunkelheit und die Stunde eignete sich vortrefflich, um Passagiere und Waren auszuschießen.

Die Rhede von Scheveningen bildet einen weiten Halbmond; sie ist durchaus nicht tief und ziemlich unsicher; man sah hier auch nur flämische Houques oder von jenen holländischen Barken liegen, welche die Fischer auf Rollen auf den Sand ziehen, wie es die Alten nach der Mitteilung von Virgil machten. Steigt die Woge und treibt gegen das Land, so ist es nicht klug, das Fahrzeug zu nahe an die Küste gelangen zu lassen, denn wenn der Wind frisch ist, versanden sich die Vorderteile und der Sand an dieser Küste ist schwammig, er nimmt leicht, aber gibt nicht ebenso wieder. Aus diesem Grunde löste sich ohne Zweifel die Schaluppe vom Schiff, sobald dieses Anker geworfen hatte, und fuhr mit acht Leuten von der Mannschaft, unter denen man einen Gegenstand von länglicher Form unterschied, der ein Ballen oder eine Art von Korb sein mochte.

Das Ufer war verlassen, die paar Fischer, welche die Dünen bewohnen, hatten sich schlafen gelegt. Die einzige Schildwache, welche die Küste hütete (eine sehr schlecht bewachte Küste in Betracht, daß das Landen eines großen Schiffes unmöglich war), hatte, ohne das Beispiel der Fischer, die sich niedergelegt, völlig befolgen zu können, dieselben doch insofern nachgeahmt, daß sie eben so tief in ihrem Schilderhause schlief, als jene in ihren Betten. Das einzige Geräusch, das man hörte, war also das Pfeifen des Nachwindes, der durch das Heidekraut der Düne strich. Doch es waren ohne Zweifel mißtrauische Leute, die Leute, die sich näherten, denn diese wirkliche Stille und diese

scheinbare Einsamkeit beruhigten sie noch nicht. Kaum sichtbar wie ein dunkler Punkt auf dem Ozean glitt auch ihre Schaluppe, geräuschlos, das Rudern vermeidend, um nicht gehört zu werden, über das Wasser hin und fuhr so nahe als möglich ans Land.

Kaum spürte man Grund, als ein einziger Mann aus dem Fahrzeug sprang, nachdem er einen kurzen Befehl mit jenem Tone gegeben, der die Gewohnheit des Gebietens bezeichnet. In Folge dieses Befehls glänzten alsbald mehrere Musketen bei dem schwachen Schimmer des Meeres, diesem Spiegel des Himmels, und der bereits erwähnte längliche Ballen, welcher ohne Zweifel die Schmuggelware enthielt, wurde mit unendlicher Vorsicht ans Land geschafft. Sogleich lief der Mann, der die Schaluppe zuerst verlassen hatte, schräge nach dem Dorfe Scheveningen, wobei er seine Richtung nach der vordersten Spitze des Waldes nahm. Hier suchte er das Haus, das wir schon einmal durch die Bäume erblickt, und das wir als die mittlerweilige Wohnung — eine sehr bescheidene Wohnung — desjenigen bezeichnet haben, welchen man aus Artigkeit den König von England nannte.

Alles schlief hier, wie überall; nur ein großer Hund von der Race derjenigen, welche die Fischer von Scheveningen an kleine Karren spannen, um ihre Fische nach dem Haag zu bringen, stieß ein furchtbares Gebelle aus, sobald die Tritte des Fremden unter den Fenstern hörbar wurden. Doch statt den Ankömmling zu erschrecken, schien ihm diese Bewachung im Gegenteil eine große Freude zu bereiten, denn seine Stimme wäre vielleicht unzulänglich gewesen, um die Leute des Hauses aufzuwecken, während bei einer Hilfsmacht von solcher Stärke diese Stimme beinahe unnötig wurde. Der Fremde wartete also, bis das schallende und wiederholte Gebelle aller Wahrscheinlichkeit nach seine Wirkung hervorgebracht hatte, und wagte es dann, zu rufen. Bei dem Ton seiner Stimme brüllte der Hund mit solcher Heftigkeit, daß sich bald im Innern eine andere Stimme hörbar machte, die den Hund zu beschwichtigen suchte. Als sodann der Hund wirklich beschwichtigt war, fragte diese zugleich schwache, gebrochene und höfliche Stimme:

»Was wünscht Ihr?«

»Ich will zu Seiner Majestät König Karl II.,« antwortete der Fremde.

»Was wollt Ihr von ihm?«

»Ich will ihn sprechen.«

»Wer seid Ihr?«

»Ah! Mordioux! Ihr fragt mich zu viel; ich liebe es nicht, ein Gespräch durch die Türen zu führen.«

»Sagt nur Euren Namen.«

»Ich liebe es eben so wenig, meinen Namen in freier Luft anzugeben; seid indessen unbesorgt, ich werde Euren Hund nicht fressen, und bitte Gott, er möge auch so rücksichtsvoll gegen mich verfahren.«

»Ihr bringt vielleicht Nachrichten, nicht wahr, mein Herr?« sagte die Stimme geduldig und ausforschend wie die eines Greises.

»Ich stehe Euch dafür, daß ich Nachrichten bringe, die man nicht erwartet! Öffnet also, wenn es Euch beliebt.«

»Mein Herr,« fuhr der Greis fort, »glaubt Ihr bei Eurer Seele und Eurem Gewissen, diese Nachrichten seien es wert, daß man den König aufweckt?«

»Um der Liebe Gottes willen, mein guter Herr, zieht Eure Riegel, ich schwöre Euch, die Mühe, die Ihr Euch gemacht habt, wird Euch nicht verdrießen. Auf mein Ehrenwort, ich bin mein Gewicht in Gold wert.«

»Mein Herr, ich kann Euch dennoch nicht öffnen, ohne daß Ihr mir Euren Namen sagt.«

»Es muß also sein?«

»Das ist der Befehl meines Gebieters, Herr.«

»Nun! so hört meinen Namen . . . Doch ich mache Euch zum Voraus darauf aufmerksam, daß Ihr durch diesen Namen durchaus nichts erfahrt.«

»Gleichviel, sagt ihn immerhin.«

»Wohl, ich bin der Chevalier d'Artagnan.«

Die Stimme gab einen Schrei von sich.

»Ah! mein Gott!« sprach der Greis jenseits der Türe, Herr d'Artagnan! welches Glück! Ich sagte mir doch, ich kenne diese Stimme.«

»Halt!« rief d'Artagnan, »man kennt meine Stimme hier! das ist schmeichelhaft!«

»Oh! ja, man kennt sie, erwiderte der Greis, den Riegel ziehend, »und das diene Euch zum Beweis!«

Und bei diesen Worten führte er d'Artagnan ein, der beim Schimmer der Laterne, welche er in der Hand trug, seinen hartnäckigen Gegenredner erkannte.

»Ah! Mordieux!« rief er, »es ist Parry, ich hätte es vermuten sollen.«

»Parry, ja, mein lieber Herr d'Artagnan, ich bin es. Welche Freude, Euch wiederzusehen!«

»Ihr habt wohl gesagt: welche Freude!« sprach d'Artagnan dem Greis die Hände drückend. »Doch nicht wahr, Ihr werdet den König benachrichtigen?«

»Der König schläft, mein lieber Herr.«

»Mordieux! weckt ihn auf, und er wird Euch nicht schmähen, daß Ihr ihn gestört habt, das sage ich Euch.«

»Ihr kommt im Auftrag des Grafen, nicht wahr?«

»Welches Grafen?«

»Des Grafen de la Fère.«

»Von Athos? Meiner Treue! nein, ich komme in meinem eigenen Auftrag. Rasch, Parry, den König, ich muß den König sehen!«

Parry glaubte nicht länger widerstehen zu dürfen; er kannte d'Artagnan seit langer Zeit; er wusste, daß, obgleich er Gascogner war, seine Worte nie mehr versprachen, als sie halten konnten. Er durchschritt einen Hof und ein Gärtchen, beschwichtigte den Hund, der im Ernst Musketierfleisch kosten wollte, und klopfte an den Laden eines Zimmers, das im Erdgeschoß eines kleinen Pavillon lag.

Sogleich antwortete ein kleiner Hund, der dieses Zimmer bewohnte, dem großen Hund, der den Hof inne hatte.

»Armer König!« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »das sind seine Leibwachen: allerdings ist er deshalb nicht schlechter bewacht.«

»Was will man von mir?« fragte der König aus dem Hintergrunde des Zimmers.

»Sire, der Herr Chevalier d'Artagnan ist da und will Euch Nachrichten bringen.«

Alsbald hörte man Geräusch in diesem Zimmer; eine Türe öffnete sich und eine scharfe Helle überströmte den Korridor und den Garten.

Der König arbeitete beim Scheine einer Lampe. Papiere lagen zerstreut auf seinem Schreibtisch umher, und er hatte den Entwurf eines Briefes begonnen, der durch die vielen Durchstriche verriet, welche Mühe es ihm gemacht, denselben zu schreiben.

»Tretet ein, Herr Chevalier,« sprach er sich umwendend.

Dann, als er den Fischer erblickte, fragte Karl: »Was sagtet Ihr denn, Parry? wo ist denn Herr d'Artagnan?«

»Er steht vor Euch, Sire,« antwortete d'Artagnan.

»In dieser Tracht?«

»Ja. Schaut mich an, Sire; erkennt Ihr mich nicht als denjenigen, welchen Ihr in Blois in den Vorzimmern von König Ludwig XIV. gesehen habt?«

»Doch, mein Herr, und ich erinnere mich auch, daß ich mich sehr über Euch zu freuen hatte.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Es war meine Pflicht, mich zu benehmen, wie ich es getan habe, sobald ich wusste, daß es Eure Majestät war, mit der ich zu sprechen die Ehre hatte.«

»Ihr Bringt mir Nachrichten, sagt Ihr?«

»Ja, Sire.«

»Ohne Zweifel im Auftrag des Königs von Frankreich?«

»Meiner Treue, nein, Sire,« erwiderte d'Artagnan. »Eure Majestät mußte dort sehen, daß sich der König von Frankreich nur um seine eigene Majestät bekümmert.«

Karl schlug die Augen zum Himmel auf.

»Nein,« fuhr d'Artagnan fort, »nein, Sire. Ich bringe Euch Nachrichten, welche aus ganz persönlichen Tatsachen bestehen. Doch ich wage zu hoffen, daß Eure Majestät Tatsachen und Nachrichten mit einiger Huld vernehmen wird.«

»Sprecht, mein Herr.«

»Wenn ich mich nicht irre, Sire, hat Eure Majestät in Blois viel von der schlimmen Lage der Dinge in England gesprochen.«

Errötend entgegnete Karl:

»Dem König von Frankreich allein erzählte ich . . . «

»Oh! Eure Majestät täuscht sich,« erwiderte kalt der Musketier, »ich weiß mit den Königen im Unglück zu sprechen; sie sprechen sogar nur, wenn sie im Unglück sind, mit mir: sind sie einmal glücklich, so schauen, sie mich nicht mehr an. Ich hege also nicht nur die tiefste Ehrfurcht, sondern auch die unbeschränkste Ergebenheit für Euch, und das bedeutet etwas bei mir, glaubt mir, Sire. Als ich nun Eure Majestät über ihr Schicksal reden hörte, da fand ich, Ihr seid hochherzig, edel und wisst das Unglück gut zu ertragen.«

»In der Tat,« sagte Karl erstaunt, »ich weiß nicht, was ich vorziehen soll, Eure Freiheiten oder Eure Ehrerbietung.«

»Ihr werdet sogleich wählen, Sire,« sprach d'Artagnan. »Eure Majestät beklagte sich also bei ihrem Bruder Ludwig XIV. über die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen habe, um nach England zurückzukehren und ohne Menschen und Geld ihren Thron wieder zu besteigen.«

Hier entschlüpfte Karl eine Bewegung der Ungeduld.

»Und das Haupthindernis, auf das sie auf ihrem Wege stoße,« fuhr d'Artagnan fort, »sei ein gewisser General, der die Armee des Parlaments befehlige und dort die Rolle eines zweiten Cromwell spiele. Hat Eure Majestät das nicht gesagt?«

»Ja, doch ich wiederhole Euch, mein Herr, diese Worte waren nur für die Ohren des Königs bestimmt.«

»Und Ihr werdet sehen, Sire, es war sehr gut, daß sie in die Ohren seines Lieutenants der Musketiere gefallen sind; dieser für Eure Majestät so lästige General war, glaube ich, Monk; habe ich den Namen richtig gehört, Sire?«

»Ja, mein Herr; doch ich wiederhole, wozu alle diese Fragen?«

»Oh! ich weiß es wohl, Sire, die Etiquette gestattet es nicht, daß man die Könige fragt; doch ich hoffe, Eure Majestät wird mir sogleich meinen Verstoß gegen die Etiquette vergeben. Eure Majestät fügte bei, wenn sie ihn indessen sehen, sich mit ihm besprechen, von Angesicht zu Angesicht ihm gegenüber stehen könnte, so würde sie entweder mit Gewalt oder durch Überredung dieses Hindernis, das einzige ernste, das einzige wahre, das einzige unüberwindliche auf ihrem Wege, besiegen.«

»Dies Alles ist wahr, mein Herr; mein Schicksal, meine Zukunft, meine Dunkelheit oder mein Glanz hängen von diesem Mann ab; doch was wollt Ihr hieraus schließen?«

»Nur Eines: ist der General Monk in dem Grade lästig, wie Ihr sagt, so wäre es ersprießlich. Eure Majestät von ihm zu befreien oder ihn einen Verbündeten aus ihm zu machen.«

»Mein Herr, ein König, der weder ein Heer, noch Geld hat, da Ihr nun doch einmal meine Unterredung mit meinem Bruder angehört habt, vermag nichts gegen einen Mann, wie Monk.«

»Ja, Sire, ich weiß wohl, das war Eure Meinung, doch zum Glück für Euch war es nicht die meinige.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Daß ich ohne eine Armee und ohne eine Million getan habe, was Eure Majestät nur mit einer Armee und einer Million tun zu können glaubte.«

»Wie! was sagt Ihr? was habt Ihr getan?«

»Was ich getan habe? Nun, Sire, ich habe den für Euch so lästigen Mann dort festgenommen.«

»In England?«

»Allerdings, Sire.«

»Ihr habt Monk in England festgenommen?«

»Hätte ich zufällig schlimm daran getan?«

»In der Tat, mein Herr, Ihr seid ein Narr.«

»Ganz und gar nicht, Sire.«

»Ihr habt Monk gefangen genommen?«

»Ja, Sire.«

»Wo dies?«

»Mitten in seinem Lager.«

Der König bebte vor Ungeduld und zuckte die Achseln.

»Und da ich ihn auf der Landstraße bei Newcastle gefangen genommen habe, so bringe ich ihn Eurer Majestät,« sprach d'Artagnan ganz einfach.

»Ihr bringt ihn mir!« rief der König, beinahe entrüstet über das, was er für eine Mystifikation hielt.

»Ja, Sire,« antwortete d'Artagnan mit demselben Ton, »ich bringe ihn Euch; er ist dort in einer großen Kiste, an der Löcher

angebracht sind, damit er atmen kann.«

»Mein Gott!«

»Oh! seid unbesorgt, Sire, man hat jede mögliche Rücksicht für ihn gehabt. Er kommt also völlig unversehrt und wohlbehalten hier an. Beliebt es Eurer Majestät, ihn zu sehen, mit ihm zu reden oder ihn in's Wasser werfen zu lassen?«

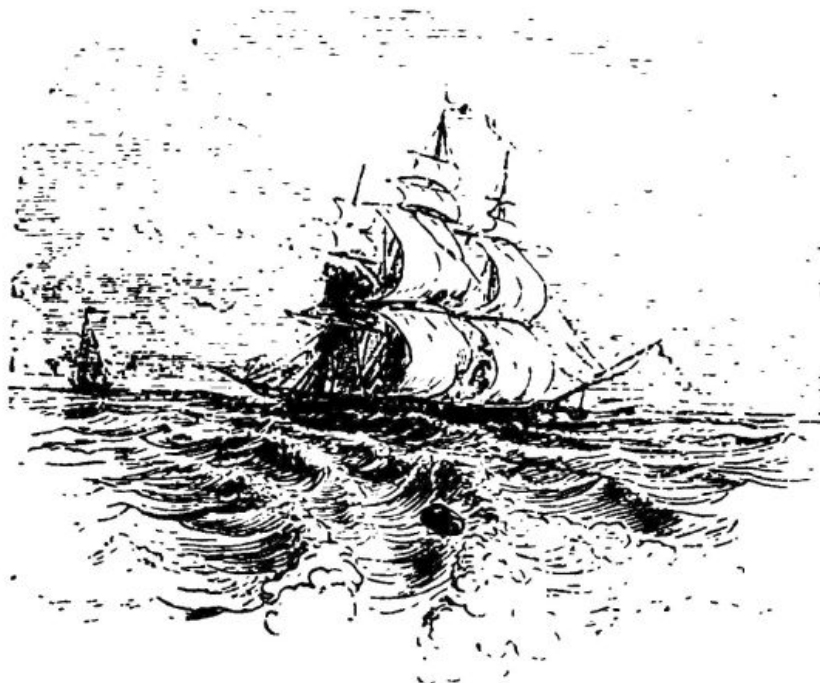
»Oh! mein Gott!« wiederholte Karl, »oh! mein, Gott! mein Herr, sprecht Ihr die Wahrheit? Beleidigt Ihr mich nicht durch einen unwürdigen Scherz?

»Ihr solltet diesen unerhört verwegenen und genialen Streich ausgeführt haben? Unmöglich!«

»Erlaubt mir Eure Majestät, das Fenster zu öffnen?« fragte d'Artagnan, indem er es öffnete.

Der König hatte nicht einmal Zeit, ja zu sagen. D'Artagnan ließ einen langen, schrillen Pfiff vernehmen, den er dreimal in der Stille der Nacht wiederholte.

»Man wird ihn nun Eurer Majestät bringen,« sagte er.



XV.

Worin d'Artagnan zu befürchten anfängt, er habe sein Geld und das von Blanchet mit Verlust des Kapitals angelegt.

Der König konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen und schaute bald das lächelnde Gesicht des Musketiers, bald das dunkle Fenster an, das sich gegen die Nacht öffnete. Doch ehe er sich einen bestimmten Gedanken gemacht hatte, brachten fünf von den Leuten von d'Artagnan, — zwei blieben zu Bewachung der Barke zurück, — nach dem Hause, wo ihn Parry empfing, den Gegenstand von länglicher Form, der für diesen Augenblick das Geschick Englands enthielt.

Vor seiner Abreise von Calais hatte d'Artagnan in dieser Stadt eine Art von Sarg, breit und tief genug, daß sich ein Mensch bequem darin umwenden konnte, machen lassen. Gehörig ausgepolstert, bildeten der Boden und die Seiten ein Bett, das so sanft war, daß man in diesem Käfig durch das Schwanken des Schiffes keine Stöße zu erleiden hatte. Das kleine Gitter, dessen d'Artagnan gegen den König erwähnt hatte, war wie ein Helmvisir in der Höhe des Gesichtes des Menschen angebracht. Es war so gearbeitet, daß bei dem geringsten Schrei ein plötzlicher Druck diesen Schrei und zur Roth den, welcher geschrien, ersticken konnte.

D'Artagnan kannte seine Mannschaft und seinen Gefangenen so gut, daß er auf der ganzen Fahrt zwei Dinge befürchtete: entweder würde der General den Tod dieser seltsamen Sklaverei vorziehen und sich dadurch, daß er sprechen wolle, ersticken lassen, oder seine Wächter würden sich durch die Anerbietungen des Gefangenen in Versuchung führen lassen und ihn, d'Artagnan, an der Stelle von Monk in die Kiste stecken.

D'Artagnan hatte auch die zwei Tage und die zwei Nächte allein mit dem General bei der Kiste zugebracht; er hatte ihm Wein und Speise geboten, was er ausschlug, und ihn beständig über das Schicksal, das seiner in Folge dieser seltsamen Gefangenschaft

harrte, zu trösten gesucht. Zwei Pistolen auf dem Tisch und sein bloßer Degen beruhigten d'Artagnan über etwaige Unbescheidenheiten von Außen. Sobald er sich in Scheveningen befand, war er völlig beruhigt. Seine Leute fürchteten ungemein jedes Zusammentreffen mit den Herren vom Lande. Überdies hatte er für seine Sache denjenigen interessiert, der ihm moralisch als Lieutenant diente, und den wir aus den Namen Menneville haben antworten hören. Dieser, welcher kein Mensch von gewöhnlichem Geiste war, hatte mehr zu wagen, als die Anderen, weil er mehr Bewußtsein besaß. Er glaubte an eine Zukunft im Dienste von d'Artagnan, und dem zu Folge hätte er sich eher in Stücke zerhauen lassen, als daß er den vom Anführer gegebenen Befehl verletzt haben würde. Ihm hatte auch d'Artagnan, als er sich ausschiffte, die Kiste und das Atmen des Generals anvertraut. Ihn hatte er beauftragt, die Kiste, sobald ein dreimaliges Pfeifen hören würde, durch sieben Mann forttragen zu lassen. Und der Lieutenant gehorchte, wie man sieht.

Als die Kiste im Hause des Königs war, entließ d'Artagnan diese Leute mit einem freundlichen Lächeln und sagte zu ihnen:

»Meine Herren, Ihr habt Seiner Majestät König Karl II., der ehe sechs Wochen vergehen, König von England sein wird, einen großen Dienst geleistet. Eure Belohnung soll verdoppelt werden; kehrt zurück und erwartet mich auf dem Schiff.«

Wonach Alle mit Freudenschreien weggingen, welche selbst den Hund erschreckten.

D'Artagnan hatte die Kiste in das Vorzimmer des Königs bringen lassen. Er schloß mit der größten Pünktlichkeit die Türen dieses Vorzimmers, öffnete die Kiste und sagte zu dem General:

»Mein General, ich habe mich tausendmal bei Euch zu entschuldigen; meine Manieren sind eines Mannes, wie Ihr seid, nicht würdig gewesen, ich weiß es wohl; doch es war notwendig, daß Ihr mich für einen Schiffspatron hieltet. Und dann ist England ein für die Transporte sehr unbequemes Land. Ich hoffe daher, Ihr werdet dies Alles in Erwägung ziehen. Hier aber, mein General,« fuhr d'Artagnan fort, »hier ist es Euch frei gestellt, aufzustehen und zu gehen.«

Nachdem er dies gesagt, durchschnitt er die Bande, mit denen die Arme und Hände des Generals gefesselt waren. Dieser stand

auf und setzte sich mit dem Wesen eines Menschen, der den Tod erwartet. D'Artagnan öffnete sodann die Türe des Kabinetts von Karl und sprach:

»Sire, hier ist Euer Feind, Herr Monk. Ich hatte mir gelobt, dies für Euren Dienst zu tun. Es ist geschehen, befiehlt nun.«

»Herr Monk,« fügte er bei, indem er sich gegen seinen Gefangenen umwandte, »Ihr seid vor Seiner Majestät dem König Karl II., dem Gebieter und Herrn von Großbritannien.«

Monk schaute den jungen Prinzen mit seinem kalt stoischen Blick an und sagte:

»Ich kenne keinen König von Großbritannien, ich kenne sogar Niemand hier, der würdig wäre, den Namen eines Edelmanns zu führen, denn im Auftrag von König Karl II. hat mir ein Emissär, den ich für einen ehrlichen Menschen hielt, eine schändliche Falle gestellt. Ich habe mich in dieser Falle fangen lassen, schlimm genug für mich! Ihr, der Versucher,« sagte er zum König, »Ihr, der Vollstrecker,« sagte er zu d'Artagnan, »erinnert Euch nun dessen, was ich zu Euch spreche: Ihr habt meinen Leib, Ihr könnt ihn töten, und ich fordere Euch dazu auf, denn nie werdet Ihr meine Seele oder meinen Willen haben. Und nun verlangt kein Wort mehr von mir, denn von diesem Augenblick an werde ich nicht einmal mehr um zu schreien den Mund öffnen. Ich habe es gesagt.«

Und er sprach diese letzten Worte mit der unüberwindlichen Entschlossenheit des verstocktesten Puritaners. D'Artagnan schaute seinen Gefangenen wie ein Mensch an, der den Wert jedes Wortes kennt, und diesen Wert nach dem Ton bestimmt, mit dem die Worte gesprochen worden sind.

»Es ist wahr,« sagte er leise zum König, »der General ist ein entschlossener Mann; seit zwei Tagen wollte er weder einen Bissen Brot, noch einen Schluck Wein zu sich nehmen. Da aber von diesem Augenblick an Eure Majestät über sein Schicksal zu entscheiden hat, so wasche ich meine Hände, wie Pilatus sagt.«

Monk wartete stehend, bleich und in sein Schicksal ergeben, das Auge starr und die Arme gekreuzt.

D'Artagnan wandte sich gegen ihn um und sprach:

»Ihr begreift vollkommen, daß Eure, übrigens sehr schöne

Rede Niemand, selbst nicht einmal Euch befrieden kann. Seine Majestät wollte Euch sprechen . . . Ihr widersetztet Euch einer Zusammenkunft; ich aber habe diese Zusammenkunft unvermeidlich gemacht. Warum solltet Ihr nun, da Ihr dem König von Angesicht zu, Angesicht gegenübersteht, da Ihr durch eine von Eurem Willen unabhängige Gewalt hier seid, warum solltet Ihr Euch zu einer Strenge zwingen, die ich als unnütz und albern betrachte. Was Teufels! sprecht, und wäre es nur, um nein zu sagen.«

Monk tat die Lippen nicht aus einander; Monk wandte die Augen nicht ab; Monk streichelte sich den Schnurrbart mit einer bedenklichen Miene, woraus sich schließen ließ, die Dinge würden eine unangenehme Wendung nehmen.

Während dieser Zeit war Karl II. in ein tiefes Nachdenken versunken. Zum ersten Male stand er Monk gegenüber, diesem Mann, den er so sehr zu sehen gewünscht, und mit jenem eigentümlichen Blick, den Gott dem Adler und den Königen gegeben, hatte er die Tiefe seines Herzens erforscht.

Er sah Monk in der Tat entschlossen, eher zu sterben, als zu sprechen, was nichts Außerordentliches von Seiten eines so bedeutenden Mannes war, dessen Wunde in diesem Augenblick so grausam sein mußte. Karl II, faßte auf der Stelle einen von den Entschlüssen, bei denen ein gewöhnlicher Mensch um sein Leben, ein General um sein Glück, ein König um sein Reich spielt.

»Mein Herr,« sagte er zu Monk, »Ihr habt in einigen Punkten vollkommen Recht. Ich fordere Euch also nicht auf, mir zu antworten, sondern mich anzuhören.«

Während eines kurzen Stillschweigens, das nun eintrat, schaute der König Monk fest an, doch dieser blieb unempfindlich.

»Ihr habt mir so eben einen schmerzlichen Vorwurf gemacht, mein Herr,« fuhr der König fort. »Ihr habt gesagt, einer meiner Emissäre habe Such in Newcastle eine Falle gestellt, und das kann, beiläufig gesagt, Herr d'Artagnan nicht auf sich beziehen, Herr d'Artagnan, dem ich vor Allem aufrichtigen Dank für seine hochherzige, für seine heldenmütige Ergebenheit schuldig bin.«

D'Artagnan verbeugte sich ehrfurchtsvoll, Monk verzog keine Miene.

»Denn Herr d'Artagnan, — bemerkt wohl, Herr Monk, daß ich Euch dies nicht sage, um mich zu entschuldigen, — denn Herr d'Artagnan,« fuhr der König fort, »ist nach England aus eigenem Antrieb, ohne Interesse, ohne Befehl, ohne Hoffnung gegangen, — als ein ächter Edelmann, um einem unglücklichen König einen Dienst zu leisten und den ausgezeichneten, erhabenen Handlungen eines so gut angewendeten Lebens noch eine schöne Tat mehr beizufügen.«

D'Artagnan errötete ein wenig und hustete, um sich eine gewisse Haltung zu geben. Monk rührte sich nicht.

»Ihr glaubt nicht an das, was ich Euch sage, Herr Monk,« sprach der König. »Ich begreife das: solche Beweise von aufopfernder Ergebenheit sind so selten, daß man ihre Wirklichkeit in Zweifel ziehen könnte.«

»Der Herr hätte sehr Unrecht, wenn er Euch nicht glauben würde,« rief d'Artagnan, »denn was Eure Majestät gesagt hat, ist strenge Wahrheit, und zwar so strenge Wahrheit, daß es scheint, ich habe, da ich den General aufsuchte, etwas getan, was Jedermann zuwider ist. Verhielte es sich so, so wäre ich wahrhaftig darüber in Verzweiflung.«

»Herr d'Artagnan,« sprach der König, indem er den Musketier bei der Hand nahm, »glaubt mir, Ihr habt mich eben so sehr zu Dank verpflichtet, als wenn Ihr meiner Sache den Sieg verschafft hättet, denn Ihr habt mir einen unbekanntem Freund geoffenbart, dem ich stets erkenntlich sein, den ich stets lieben werde.«

Und der König drückte ihm herzlich die Hand.

»Und,« fuhr er Monk grüßend fort, »und einen Feind, den ich fortan nach seinem Werte schätzen werde.«

Die Augen des Puritaners schleuderten einen Blitz, aber einen einzigen, und einen Moment durch diesen Blitz erleuchtet, nahm sein Gesicht alsbald wieder seine düstere Unempfindlichkeit an.

»Herr d'Artagnan,« fuhr Karl II. fort, »hört also, was sich ereignet hat: Der Herr Graf de la Fère, den Ihr, glaube ich, kennt, ging nach Newcastle ab . . . «

»Athos!« rief d'Artagnan.

»Ja, das ist, so viel ich weiß, sein Kriegsname. Der Graf de la Fère ging also nach Newcastle ab, und er wollte vielleicht eben

den General zur Unterredung mit mir oder mit den Anhängern meiner Partei bewegen, als Ihr, wie es scheint, gewaltsam bei dieser Unterhandlung in's Mittel getreten seid.«

»Mordioux!« sagte d'Artagnan, »er war es ohne Zweifel, der an demselben Abend ins Lager kam, an welchem ich mit meinen Fischern dort war.«

Ein unmerkliches Falten der Stirne von Monk offenbarte d'Artagnan, daß er richtig erraten hatte.

»Ja, ja,« murmelte er, »ich glaubte seine Gestalt zu erkennen, ich glaubte seine Stimme zu hören. Daß ich verflucht sei! Oh! Sire, verzeiht, ich wähnte meine Barke gut gesteuert zu haben.«

»Ich finde nichts schlimm hierbei,« erwiderte der Könige »wenn nicht, daß mich der General beschuldigt, ich habe ihm eine Falle stellen lassen, was nicht so ist. Nein, General, das sind nicht die Waffen, deren ich mich gegen Euch zu bedienen gedachte; Ihr werdet das bald sehen. Mittlerweile wenn ich Euch mein Ehrenwort als Edelmann gebe, glaubt mir, mein Herr, glaubt mir. Nun ein Wort mit Euch, Herr d'Artagnan.«

»Ich höre auf den Knien.«

»Nicht wahr, Ihr seid mir sehr zugethan?«

»Ihr habt es gesehen.«

»Gut. Bei einem Mann wie Ihr genügt ein Wort. Überdies sind neben dem Wort die Handlungen. General, wollt mir folgen. Kommt mit uns, Herr d'Artagnan.«

Ein wenig erstaunt, schickte sich d'Artagnan an zu gehorchen. Karl II. ging hinaus, Monk folgte ihm, d'Artagnan folgte Monk. Karl schlug den Weg ein, dem d'Artagnan gefolgt war, um zu ihm zu kommen, und bald traf die frische Seeluft die drei nächtlichen Wanderer ins Gesicht, und fünfzig Schritte jenseits einer kleinen Türe, welche Karl öffnete, fanden sie sich wieder auf der Düne im Angesicht des Meeres, das, nachdem es zu steigen aufgehört, wie ein müdes Ungeheuer am Gestade ruhte.

Karl schritt nachdenkend, den Kopf gesenkt und die Hand unter seinem Mantel, vorwärts, Monk folgte ihm, die Arme frei und den Blick unruhig, dann kam d'Artagnan, die Faust am Griffe seines Degens.

»Wo ist das Schiff, das Euch gebracht hat, mein Herr?« fragte

Karl den Musketier.

»Dort, Sire, ich habe sieben Mann und einen Offizier, die mich in jener kleinen Barke, welche von einem Feuer beleuchtet ist, erwarten.«

»Ah! ja, die Barke ist auf den Sand gezogen, und ich sehe sie; doch Ihr seid sicherlich nicht auf dieser Barke nach Newcastle gekommen?«

»Nein, Sire, ich hatte für meine Rechnung eine Felucke gemietet, welche sich einen Kanonenschuß von den Dünen vor Anker gelegt hat. In dieser Felucke haben wir die Fahrt gemacht.«

»Mein Herr,« sprach der König zu Monk, »Ihr seid frei.«

Monk, so willenskräftig er auch war, konnte sich eines Ausrufs nicht erwehren. Der König machte eine bestätigende Bewegung mit dem Kopf und fuhr fort:

»Wir wecken einen Fischer vom Dorfe, der noch in dieser Nacht sein Fahrzeug ins Meer setzt und Euch dahin führt, wohin Ihr ihm zu gehen befehlen werdet. Herr d'Artagnan hier wird Eure Ehren geleiten. Ich stelle Herrn d'Artagnan unter den Schutz Eurer Redlichkeit, Herr Monk.«

Monk entschlüpfte ein Gemurmel des Erstaunens und d'Artagnan ein Seufzer. Der König stieß, ohne daß er etwas zu bemerken schien, an das tannene Gitter, das die Hütte des ersten Fischers schloß, der auf der Düne wohnte, und rief:

»Holla! Keyser, erwache!«

»Wer ruft?« fragte der Fischer.

»Ich, Karl der König.«

»Ah! Mylord,« rief Keyser, der ganz angekleidet aus dem Segel aufstand, in welchem er lag, wie man in einer Hängematte liegt, »was steht zu Dienst?«

»Patron Keyser,« antwortete Karl, »Du wirst Dich sogleich zu einer Fahrt bereit halten. Dieser Reisende hier mietet Deine Barke und wird Dich gut bezahlen. Bediene ihn gut.«

Und der König machte einige Schritte rückwärts, um Monk frei mit dem Fischer reden zu lassen.

»Ich will nach England fahren,« sagte Monk, der so viel Holländisch sprach, als er brauchte, um sich verständlich zu machen.

»Auf der Stelle,« erwiderte der Patron, »auf der Stelle, wenn Ihr wollt.«

»Aber das wird lange dauern?« fragte Monk.

»Keine halbe Stunde, Eure Ehren. Mein ältester Sohn macht in diesem Augenblick mein Schiff segelfertig, weil wir am Morgen um drei Uhr auf den Fischfang auslaufen müssen.«

»Nun, ist es abgemalt?« fragte Karl hinzutretend.

»Abgesehen vom Preis, ja, Sire,« antwortete der Fischer.

»Das ist meine Sache,« sagte Karl; »der Herr ist mein Freund.«

Monk bebte bei diesem Wort und schaute Karl an.

»Gut, Mylord,« erwiderte Keyser.

In diesem Augenblick hörte man den Sohn von Keyser, der vom User aus in ein Ochsenhorn blies.

»Und nun, meine Herren, geht,« sprach der König.

»Sire,« sagte d'Artagnan, »Eure Majestät wolle die Gnade haben, mir einige Minuten zu gestatten. Ich hatte Leute angeworben; ich gehe ohne sie weg und muß sie in Kenntnis setzen.«

»Pfeift ihnen,« erwiderte Karl lächelnd.

D'Artagnan piff wirklich, während der Patron Keyser seinem Sohn antwortete, und es liefen vier Männer unter der Anführung von Menneville herbei.

»Hier habt Ihr eine gute Abschlagszahlung,« sagte d'Artagnan und übergab ihnen eine Börse, welche zwei tausend fünfhundert Livres in Gold enthielt. Erwartet mich in Calais, Ihr wisst wo.«

Nach diesen Worten ließ d'Artagnan einen tiefen Seufzer ausstoßend die Börse in die Hand von Menneville fallen.

»Wie! Ihr verlaßt uns?« riefen die Leute.

»Auf kurze Zeit oder auf lange, wer weiß es?« erwiderte d'Artagnan. »Doch mit diesen 2500 Livres und den 2500, die Ihr schon erhalten habt, seid Ihr nach unserer Übereinkunft bezahlt. Verlassen wir uns also, meine Kinder.«

»Aber das Schiff?«

»Kümmert Euch nicht darum.«

»Unsere Effekten sind am Bord der Felucke.«

»Ihr holt sie und begeben Euch dann sogleich auf den Weg.«

»Ja, Kommandant.«

D'Artagnan kehrte zu Monk zurück und sagte:

»Mein Herr, ich erwarte Eure Befehle, denn wir werden mit einander aufbrechen, wenn Euch meine Gesellschaft nicht zu unangenehm ist.«

»Im Gegenteil, mein Herr,« erwiderte Monk.

»Auf, meine Herren, schiffen wir uns ein!« rief der Sohn von Keyser.

Karl grüßte edel und würdig den General und sprach zu ihm:

»Ihr werdet mir die Unannehmlichkeit und die Gewalt, die Ihr erlitten habt, verzeihen, wenn Ihr überzeugt seid, daß ich nicht die Ursache davon bin.«

Monk verbeugte sich tief, ohne zu antworten. Der König sagte absichtlich kein Wort abgesehen zu d'Artagnan, laut aber sprach er:

»Ich danke Euch abermals, Herr Chevalier, ich danke Euch für Eure Dienste: sie werden Euch vom Herrn im Himmel belohnt werden, der für mich allein, wie ich hoffe, die Prüfungen und den Schmerz vorbehält.«

Monk folgte Keyser und seinem Sohn und schiffte sich mit ihnen ein.

D'Artagnan kam hinter ihnen und murmelte:

»Ah! mein armer Planchet! ich befürchte, wir haben eine schlechte Spekulation gemacht.«

XVI.

Die Aktien von Planchet und Compagnie steigen auf pari.

Während der Überfahrt sprach Monk mit d'Artagnan nur in Fällen dringender Notwendigkeit. Zögerte der Franzose, sein Mahl zu nehmen, ein armseliges Mahl, bestehend aus gesalzenem Fisch, Zwieback und Wacholderbranntwein, so rief ihm Monk und sagte:

»Zu Tische, mein Herr.«

Dies war Alles. Gerade weil er bei großen Veranlassungen äußerst bündig war, entnahm d'Artagnan kein günstiges Vorzeichen aus dieser Kürze für den Erfolg seiner Sendung. Da ihm aber viel Zeit übrig blieb, so zerbrach er sich während dieser Zeit den Kopf damit, daß er nachsann, wie Athos Karl II. gesehen, wie er mit ihm den Plan zu dieser Abreise entworfen habe, und wie er endlich in das Lager von Monk gekommen sei; und der arme Lieutenant der Musketiere riß sich ein Haar aus dem Schnurrbart, so oft er daran dachte, Athos sei ohne Zweifel der Kavalier gewesen, der Monk in der Nacht der Entführung begleitet habe.

Endlich nach einer Fahrt von zwei Nächten und zwei Tagen landete der Patron Keyser an der Stelle, wo Monk, der während der Überfahrt alle Befehle gab, das Ausschiffen befohlen hatte. Dies war gerade an der Mündung des kleinen Flusses, in deren Nähe Athos seine Wohnung gewählt hatte.

Der Tag neigte sich, eine schöne Sonne tauchte, einem glühenden stählernen Schilde ähnlich, das untere Ende ihrer Scheibe an der blauen Linie des Meeres nieder. Die Felucke segelte immer weiter den Fluß aufwärts, der an dieser Stelle ziemlich breit war; doch Monk befahl in seiner Ungeduld, zu landen, und der Nachen von Keyser brachte ihn in Gesellschaft von d'Artagnan an das schwammige, mit Rohr bewachsene Ufer des Flusses.

An den Gehorsam gewöhnt, folgte d'Artagnan durchaus wie der gefesselte Bär seinem Herrn folgt; doch seine Lage demütigte ihn

ungemein und er brummelte ganz leise, der Dienst der Könige sei bitter und der beste von allen taue nichts.

Monk ging mit großen Schritten, als wäre er noch nicht sicher, den Boden von England wieder erreicht zu haben, während man schon ganz deutlich die paar Häuser von Matrosen und Fischern erblickte, welche auf dem kleinen Kai dieses armseligen Hafens zerstreut lagen. Plötzlich rief d'Artagnan:

»Gott vergebe mir, dort brennt ein Haus.«

Monk schaute empor. Das Feuer fing in der Tat an, ein Haus zu verzehren. Es war an einem kleinen Schoppen angelegt worden, der an dieses Haus stieß, dessen Dach es ergriffen hatte. Der frische Abendwind kam dem Brand zu Hilfe.

Die zwei Reisenden beschleunigten ihre Schritte; sie hörten ein gewaltiges Geschrei und sahen, als sie näher kamen, die Soldaten ihre Waffen schwingen und die Faust gegen das angezündete Haus ausstrecken. Es war ohne Zweifel diese bedrohliche Beschäftigung, der zu Folge man es versäumt hatte, die Felucke zu signalisieren.

Monk blieb plötzlich stehen und drückte zum ersten Mal seine Gedanken in Worten aus.

»Ei!« sagte er, »das sind vielleicht nicht mehr meine Soldaten, sondern die von Lambert.«

Diese Worte enthielten zugleich einen Schmerz, eine Befürchtung und einen Vorwurf, was d'Artagnan gar wohl begriff. Während der Abwesenheit des Generals konnte Lambert in der Tat eine Schlacht geliefert, gesiegt, die Truppen des Parlaments zerstreut und mit seinem Heer den Platz der ihrer festesten Stütze beraubten Armee von Monk eingenommen haben. Bei diesem Zweifel, der aus dem Geist von Monk in den seinigen überging, urteilte d'Artagnan also:

»Von zwei Dingen wird eines geschehen: entweder hat Monk bei dem, was er gesagt, Recht gehabt, und es sind nur noch die Lambertisten in der Gegend, die Lambertisten, das heißt Feinde, die mich vortrefflich aufnehmen werden, da sie mir ihren Sieg zu verdanken, haben, oder es hat sich nichts verändert und Monk, der sein Lager an demselben Platz findet, wird ganz entzückt sein und sich bei seinen Repressalien nicht zu hart zeigen.«

Während er so dachte, gingen die zwei Reisenden immer weiter, und bald befanden sie sich mitten unter einer kleinen Truppe von Seeleuten, welche mit Schmerz zuschauten, wie das Haus abbrannte, aber eingeschüchtert durch die Drohungen der Soldaten nichts zu sagen wagten.

Monk wandte sich an einen von den Seeleuten und fragte:
»Was geht denn vor?«



»Mein Herr,« antwortete dieser Mann, der in Monk unter dem dicken Mantel, in den er gewickelt war, keinen Offizier erkannte, »dieses Haus wird von einem Fremden bewohnt, der den Soldaten verdächtig geworden ist. Sie wollten unter dem Vorwand, ihn ins Lager zu führen, bei ihm eindringen, er aber ließ sich nicht durch ihre Anzahl erschrecken, bedrohte mit dem Tod den Ersten, der seine Türschwelle zu überschreiten versuchen würde, und da sich Einer fand, der das wagte, so streckte ihn der Franzose mit einem Pistolschuß nieder.«

»Ah! es ist ein Franzose?« sagte d'Artagnan sich die Hände reibend. »Gut!«

»Wie, gut!« versetzte der Fischer.

»Nein, ich wollte sagen . . . hernach? . . . Ich habe mich versprochen.«

»Hernach, mein Herr? Die Anderen sind wütend geworden wie Löwen; sie feuerten mehr als hundert Musketenschüsse nach dem Hause ab, aber der Franzose, war hinter seiner Mauer geschützt, und so oft man durch die Türe eindringen wollte, war man einem Schuß von seinem Bedienten ausgesetzt, der gut trifft. So oft man das Fenster bedrohte, begegnete man der Pistole des Herrn. Denkt nur, es sind schon sieben Mann zu Boden gestreckt.«

»Ah! mein braver Landsmann!« rief d'Artagnan, »warte, warte, ich komme zu Dir, und wir werden bald mit dieser ganzen Canaille fertig sein.«

»Einen Augenblick Geduld, mein Herr,« sagte Monk: »wartet.«

»Lange?«

»Nein, nur solange, als ich brauche, um eine Frage zu machen.«

Dann sich gegen den Fischer umwendend, fragte er mit einer Bewegtheit, die er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte:

»Mein Freund, ich bitte, wem gehören diese Soldaten?«

»Wem sollen sie gehören, wenn nicht dem wütenden Monk?«

»Es ist also keine Schlacht geliefert worden?«

»Ah! ja wohl! Wozu denn? Die Armee von Lambert schmilzt wie der Schnee im April. Alles läuft Monk zu, Offiziere und Soldaten. In acht Tagen wird Lambert keine fünfzig Mann mehr haben.«

Der Fischer wurde von einer neuen Salve nach dem Hause gerichteter Flintenschüsse, und von einem neuen Pistolenschuß unterbrochen, der diese Salve beantwortete und den Unternehmendsten von den Angreifern niederwarf. Der Grimm der Soldaten erreichte den höchsten Grad.

Das Feuer stieg immer mehr und Rauch und Flammen wirbelten am First des Hauses empor. D'Artagnan konnte sich nicht mehr länger halten.

»Mordioux!« sagte er zu Monk, den er von der Seite anschaute, »Ihr seid General und laßt Eure Soldaten die Häuser abbrennen und die Leute ermorden! Dabei schaut Ihr ganz ruhig zu und wärmt Euch Eure Hände am Brand. Mordioux! Ihr seid kein Mann.«

»Geduld, mein Herr, Geduld!« sprach Monk lächelnd.

»Geduld, Geduld! bis dieser brave Edelmann geröstet ist, nicht wahr?« rief d'Artagnan fortstürzend.

»Bleibt, mein Herr,« sprach Monk gebieterisch.



Und er schritt auf das Haus zu. Eben näherte sich demselben ein Offizier und rief dem Belagerten zu:

»Das Haus brennt, Du wirst in einer Stunde geröstet sein. Noch ist es Zeit, sage uns, was Du vom General Monk weißt, und Du sollst unversehrt bleiben. Antworte, oder beim heiligen Patrick! . . . «

Der Belagerte antwortete nicht; ohne Zweifel lud er seine

Pistole wieder.

»Man hat nach Verstärkung geschickt,« fuhr der Offizier fort; »in einer Viertelstunde werden hundert Mann um dieses Haus versammelt sein.«

»Um eine Antwort zu geben, verlange ich, daß sich Jedermann von hier entferne,« sagte der Franzose; »ich will frei hinausgehen, mich ins Lager begeben, oder ich lasse mich hier töten.«

»Tausend Donner!« rief d'Artagnan, »das ist die Stimme von Athos! Ah! Canaillen.«

Und das Schwert von d'Artagnan zuckte aus der Scheide.

Monk hielt ihn zurück, trat selbst vor und rief mit schallender Stimme:

»Hollah! was macht man hier? Digby, warum dieses Feuer? warum dieses Geschrei?«

»Der General!« rief Digby und ließ seinen Degen fallen.

»Der General!« wiederholten die Soldaten.

»Nun! was ist darüber zu staunen?« fragte Monk mit ruhigem Ton.

Dann, als die Stille wiederhergestellt war:

»Sprecht, wer hat das Feuer angezündet?«

Die Soldaten neigten das Haupt.

»Wie! ich frage, und man antwortet mir nicht!« sagte Monk.
»Wie! ich tadle, und man macht nicht wieder gut! Dieses Feuer brennt noch, glaube ich!«

Sogleich liefen die zwanzig Soldaten weg, holten Eimer, Wasserkrüge, Fässer, und löschten den Brand mit demselben Eifer, mit dem sie ihn einen Augenblick zuvor verbreitet hatten. Doch vor Allem und als der Erste hatte schon d'Artagnan eine Leiter an das Haus gelegt, und er rief:

»Athos! ich bin es, ich, d'Artagnan; tötet mich nicht, teurer Freund.«

Und einige Minuten nachher schloß er den Grafen in seine Arme.

Seine ruhige Miene behauptend, riß Grimaud mittlerweile die Befestigung des Erdgeschosses nieder, öffnete die Türe und kreuzte ganz gelassen auf der Schwelle seine Arme. Nur gab er,

als er die Stimme von d'Artagnan hörte, einen Ausruf des Erstaunens von sich.

Als das Feuer gelöscht war, erschienen die Soldaten ganz verwirrt, Digby an der Spitze.

»General,« sagte dieser, »entschuldigt uns. »Was wir getan haben, geschah aus Liebe für Eure Ehren, die man verloren glaubte.«

»Ihr seid Narren, meine Herren. Verloren! verliert sich ein Mann wie ich! Ist es mir zufällig nicht erlaubt, mich nach meinem Wohlgefallen zu entfernen, ohne Euch davon in Kenntnis zu setzen? Haltet Ihr mich zufällig für einen Bürgersmann der City? Darf ein Ehrenmann, mein Freund, mein Gast, belagert, umstellt, mit dem Tod bedroht werden, weil man ihn beargwohnt? Was bedeutet das Wort beargwohnen? Gott verdamme mich, wenn ich nicht Alles erschießen lasse, was dieser brave Mann nicht getötet hat!«

»General,« sprach Digby mit kläglichem Tone, »wir waren zu achtundzwanzig, und hier liegen acht von uns.«

»Ich ermächtige den Grafen de la Fère, die zwanzig Anderen diesen acht nachzuschicken,« sagte Monk.

Und er reichte Athos die Hand.

»Man kehre ins Lager zurück,« sprach Monk. »Herr Digby, Ihr habt einen Monat Arrest.«

»General . . . «

»Das wird Euch lehren, mein Herr, ein andermal nur nach meinen Befehlen zu handeln.«

»Ich hatte die des Lieutenants, General.«

»Der Lieutenant hat Euch keine solche Befehle zu geben, und er wird statt Eurer in den Arrest gehen, wenn er Euch wirklich diesen Ehrenmann zu verbrennen, geboten hat.«

»Er hat mir das nicht befohlen, General; er hat mir befohlen, ihn ins Lager zu führen, doch der Herr Graf wollte uns nicht folgen.«

»Ich wollte nicht, daß man in mein Haus eindrange und plünderte,« sagte Athos mit einem bezeichnenden Blick gegen Monk.

»Und Ihr habt wohl daran getan,« rief Monk. »Ins Lager, sage ich Euch.«

Die Soldaten entfernten sich mit gesenktem Kopf.

»Nun, da wir allein sind,« sprach Monk zu Athos, »wollt mir sagen, warum Ihr hartnäckig hier geblieben seid, da Ihr doch Eure Felucke hattet.«

»Ich wartete auf Euch, General,« erwiderte Athos. »Hatte mich Eure Ehren nicht in acht Tagen beschieden?«

Ein beredter Blick von d'Artagnan machte Monk bemerkbar, diese zwei so braven Männer seien nicht im Einverständnis bei seiner Entfernung gewesen. Er wusste es schon.

»Mein Herr,« sagte er zu d'Artagnan, »Ihr hattet vollkommen Recht. Wollt mich einen Augenblick mit dem Herrn Grafen de la Fère sprechen lassen,«

D'Artagnan benützte diesen Abschied, um Grimaud guten Tag zu sagen.

Monk bat Athos, ihn in das Zimmer zu führen, das er bewohnte. Dieses Zimmer war noch voll von Rauch und Trümmern. Mehr als fünfzig Kugeln hatten, durch das Fenster eindringend, die Wand beschädigt. Man fand hier einen Tisch, ein Tintenfaß und Alles, was man zum Schreiben braucht, Monk nahm eine Feder und schrieb eine einzige Zeile, unterzeichnete, faltete das Papier zusammen, versiegelte den Brief mit dem Petschaft seines Ringes, übergab ihn Athos und sprach:

»Mein Herr, überbringt, wenn es Euch beliebt, diesen Brief König Karl II. und reist auf der Stelle ab, wenn Euch nichts mehr hier zurückhält.«

»Und die Tonnen?« fragte Athos.

»Die Fischer, die mich hierhergebracht haben, werden Euch dieselben an Bord schaffen helfen. Seid, wenn es möglich ist, in einer Stunde abgereist.«

»Ja, General,« sprach Athos.

»Herr d'Artagnan!« rief Monk durch das Fenster.

D'Artagnan stieg hastig die Treppe hinauf.

»Umarmt Euren Freund und sagt ihm Lebewohl, mein Herr, denn er kehrt nach Holland zurück.«

»Nach Holland!« rief d'Artagnan; »und ich?«

»Es steht Euch frei, ihm zu folgen, mein Herr; doch ich bitte Euch, zu bleiben,« sagte Monk. »Werdet Ihr es mir abschlagen?«

»Oh! nein, General, ich bin zu Euren Befehlen.«

D'Artagnan umarmte Athos und hatte kaum Zeit, ihm Lebewohl zu sagen. Monk beobachtete Beide. Dann beaufsichtigte er selbst die Vorkehrungen zur Abfahrt, den Transport der Tonnen an Bord und die Einschiffung von Athos. Sobald dies geschehen, nahm er d'Artagnan, der ganz verblüfft, ganz bewegt war, am Arm und führte ihn gegen Newcastle. Während er aber am Arm von Monk fortschritt, murmelte d'Artagnan leise:

»Ei! ei! mir scheint, die Aktien des Hauses Planchet und Compagnie steigen wieder.«

XVII.

Monk tritt hervor.

Obgleich d'Artagnan nun auf einen besseren Erfolg hoffte, hatte er doch die Lage der Dinge nicht gut begriffen. Die Reise von Athos nach England, die Verbindung des Königs mit Athos und die seltsame Verschlingung seines Planes mit dem des Grafen de la Fère bildeten für d'Artagnan Gegenstände ernstesten Nachsinnens. Das Beste war, sich gehen zu lassen. Eine Unklugheit war begangen worden, und obschon ihm die Ausführung seines Planes gelungen, hatte er doch noch keinen von den Vorteilen des Gelingens geerntet. Da Alles verloren war, wagte man nichts mehr.

D'Artagnan folgte Monk mitten in sein Lager. Die Rückkehr des Generals brachte eine wunderbare Wirkung hervor, denn man hielt ihn für verloren. Doch mit seinem strengen Gesicht und mit seiner eisigen Haltung schien Monk seine eifrigen Lieutenants und seine entzückten Soldaten nach der Ursache ihrer Fröhlichkeit zu fragen. Zu dem Lieutenant, der ihm entgegengekommen war und von der Unruhe sprach, in die sie sein Abgang versetzt habe, sagte er auch:

»Warum dies? Bin ich gezwungen. Euch Rechenschaft abzulegen?«

»Aber Eure Ehren, die Lämmer ohne den Hirten können zittern.«

»Zittern!« erwiderte Monk mit seiner ruhigen, mächtigen Stimme; »oh! mein Herr, welches Wort! . . . Gott verdamme mich! wenn meine Lämmer nicht Zähne und Klauen haben, so verzichte ich darauf, ihr Hirte zu sein. Ah! Ihr zittertet, mein Herr.«

»General, für Euch . . . «

»Mischt Euch in das, was Euch angeht, und wenn mir Gott auch nicht den Verstand von Oliver Cromwell geschickt hat, so besitze ich doch den, welchen er mir geschickt; ich begnüge mich damit, so klein er auch sein mag.«

Der Offizier« erwiderte nichts, und da Monk seinen Leuten auf

diese Art Stillschweigen auferlegte, so blieben sie alle überzeugt, er habe ein wichtiges Werk vollführt, oder sie auf eine Probe gestellt. Das hieß diesen bedächtigen und geduldigen Geist wenig kennen. Hatte Monk den guten Glauben der Puritaner, seiner Verbündeten, so mußte er mit viel Inbrunst dem heiligen Patron danken, der ihn aus der Kiste von Herrn d'Artagnan gezogen.

Während diese Dinge vorgingen, wiederholte unser Musketier unablässig:

»Mein Gott, mache, daß Herr Monk nicht so viel Eigenliebe hat, als ich, denn ich erkläre, wenn mich Jemand so in eine Kiste mit dem Gitter auf dem Mund gesteckt und wie ein Kalb übers Meer geschleppt hätte, würde ich eine so schlimme Erinnerung an meine klägliche Miene in dieser Kiste und einen so häßlichen Groll gegen denjenigen, welcher mich eingesperrt, bewahren, ich würde so sehr befürchten, auf dem Gesichte dieses Boshaften ein sarkastisches Lächeln oder in seiner Haltung eine groteske Nachahmung meiner Lage in der Kiste sehen zu müssen, daß ich ihm, Mordieux! . . . daß ich ihm einen guten Dolch als Entschädigung für das Gitterwerk in die Kehle stieße und ihn in einen wahren Sarg nagelte, zum Andenken an den falschen Sarg, worin ich geschimmelt.«

D'Artagnan sprach dies in vollem Ernst, denn unser Gascogner war eine empfindliche Haut. Zum Glück hatte Monk andere Ideen; er öffnete den Mund nicht über die Vergangenheit gegen seinen furchtsamen Sieger, doch er ließ ihn sehr nahe bei seinen Arbeiten zu, er nahm ihn bei einem Rekognoszieren mit, so daß er, was er ohne Zweifel lebhaft wünschte, eine Wiederherstellung seiner Ehre im Geiste von d'Artagnan erhielt. Dieser benahm sich als Schmeichler-Zunftmeister: er bewunderte die ganze Taktik von Monk und die Ordnung seines Lagers. Er scherzte sehr angenehm über die Umschanzungen von Lambert, der sich, wie er sagte, unnötiger Weise die Mühe gegeben habe, ein Lager für zwanzigtausend Mann zu schließen, während Ihm ein Morgen Landes für den Korporal und die fünfzig Leibwachen, die ihm vielleicht getreu geblieben, genügt hätte.

Sogleich nach seiner Ankunft nahm Monk den Vorschlag einer Zusammenkunft an, den Lambert gemacht und den die Lieutenants von Monk, unter dem Vorwand, der General sei

krank, zurückgewiesen hatten. Diese Zusammenkunft war weder lang, noch interessant. Lambert forderte ein Glaubensbekenntnis von seinem Nebenbuhler. Dieser erklärte, er habe keine andere Meinung als die Mehrzahl. Lambert fragte, ob es nicht ersprießlicher wäre, den Krieg durch ein Bündnis, als durch eine Schlacht zu endigen. Monk verlangte acht Tage, um darüber nachzudenken. Lambert konnte ihm diese Frist nicht verweigern, und Lambert hatte doch, als er kam, gesagt, er würde das Heer von Monk verschlingen. Da sich in Folge der Zusammenkunft, welche die Anhänger von Lambert voll Ungeduld erwarteten, nichts entschied, — da weder ein Vertrag abgeschlossen, noch eine Schlacht geliefert wurde, — so fing, wie es Herr d'Artagnan vorhergesehen, das rebellische Heer an, die gute Sache der schlechten und das Parlament, so kläglich es auch sein mochte, der prunkhaften Nichtigkeit der Pläne des General Lambert vorzuziehen.

Man erinnerte sich überdies der guten Mahle in London, des Überflusses an Ale und Sherry, den der Bürger der City seinen Freunden, den Soldaten, bezahlte, man schaute mit Schrecken das Schwarzbrod des Krieges, das trübe Wasser der Tweed an, das zu salzig für das Glas, zu wenig für den Fleischtopf war, und man sagte sich: Wären wir nicht besser auf der andern Seite? Werden die Braten nicht in London für Monk gargekocht?

Von nun an hörte man in der Armee von Lambert nur noch vom Desertieren sprechen. Die Soldaten ließen sich durch die Macht der Grundsätze fortreißen, welche, wie die Disziplin, das notwendige Band von jedem Corps sind, das sich in irgend einem Zweck gebildet hat. Monk verteidigte das Parlament. Lambert rief es an. Monk hatte nicht mehr Lust, das Parlament zu unterstützen, als Lambert, doch er hatte es auf seine Fahnen geschrieben, so daß sich die von der Gegenpartei genötigt sahen, auf die ihrigen Rebellion zu schreiben, was in puritanischen Ohren schlecht klang. Man kam also von Lambert zu Monk, wie Sünder von Baal zu Gott kommen.

Monk machte seine Berechnung: bei tausend Ausreißern im Tag brauchte Lambert zwanzig Tage, um sein Heer zu verlieren; aber bei den Dingen, welche stürzen, wachsen Gewicht und Geschwindigkeit mit einander in einem solchen Maße, daß

hundert am ersten, fünfhundert am zweiten, tausend am dritten Tag durch, gingen. Doch von tausend stieg die Desertion rasch auf zweitausend, dann auf viertausend, und nach acht Tagen faßte Lambert, der wohl fühlte, es wäre ihm unmöglich, die Schlacht anzunehmen, wenn man sie ihm anbieten würde, den weisen Entschluß, in der Nacht sein Lager zu verlassen, um nach London zurückzukehren und Monk dadurch zuvorzukommen, daß er sich eine neue Macht mit der militärischen Partei bilden würde.

Frei und ohne Unruhe marschierte Monk als Sieger, gegen London, wobei sich sein Heer auf seinem Zuge durch alle schwebenden Parteien vergrößerte. Er schlug sein Lager bei Barnet, das heißt vier Meilen von der Hauptstadt auf, geliebt vom Parlament, das in ihm einen Beschützer zu sehen glaubte, und erwartet vom Volk, das ihn, um ihn zu beurteilen, hervortreten sehen wollte. D'Artagnan selbst war nicht im Stand gewesen, seine Taktik zu beurteilen. Er beobachtete, er bewunderte. Monk konnte nicht mit einem festen Entschluß in London einziehen, ohne dort dem Bürgerkrieg zu begegnen. Er temporisierte einige Zeit.

Plötzlich und ohne daß es Jemand erwartete, verjagte Monk die Militärpartei aus London und quartierte sich in der City, mitten unter den Bürgern, auf Befehl des Parlaments ein; dann, in dem Augenblick, wo die Bürger gegen Monk schrien, in dem Augenblick, wo selbst die Soldaten ihren Führer anklagten, erklärte Monk, der sich der Stimmenmehrheit sicher sah, dem Parlament, es müsse abdanken, die Versammlung aufheben und seinen Platz einer Regierung abtreten, welche kein Scherz sei. Monk sprach diese Erklärung, unterstützt von fünfzigtausend Schwertern aus, denen an demselben Abend mit Hurrahs wahnsinniger Freude fünfmal hunderttausend Einwohner der guten Stadt London beitraten.

In dem Augenblick, wo sich das Volk nach seinem Triumph und seinen schwelgerischen Mahlen auf offener Straße nach dem Herrn umsah, den es sich geben könnte, erfuhr man, es sei ein Schiff vom Haag mit Karl II. abgegangen.

»Meine Herren,« sprach Monk zu seinen Offizieren, »ich gehe dem gesetzlichen König entgegen. Wer mich liebt, folgt mir!«

Diese Worte, welche d'Artagnan nicht ohne einen

Freudenschauer vernahm, wurden mit einem ungeheuren Zuruf aufgenommen.

»Mordioux!« sprach er zu Monk, »das ist kühn, mein Herr.«

»Nicht wahr, Ihr begleitet mich?« fragte Monk.

»Bei Gott, General! Doch ich bitte, sagt mir, was Ihr mit Athos, das heißt mit dem Herrn Grafen de la Fère . . . Ihr wisst . . . an dem Tage unserer Ankunft geschrieben habt.«

»Ich habe kein Geheimnis vor Euch,« erwiderte Monk, »ich schrieb die Worte: ›Sire, ich erwarte Eure Majestät in sechs Wochen in Dover.«

»Ah! rief d'Artagnan, »ich sage nicht, das ist kühn, ich sage, das ist gut gespielt. Das nenne ich einen schönen Streich!«

»Und Ihr versteht Euch darauf,« sprach Monk.

Dies war die einzige Anspielung, die der General auf seine Reise nach Holland gemacht hatte.

XIII.

Wie Athos und d'Artagnan abermals im Gasthof zum Hirschhorn zusammentrafen.

Der König von England hielt mit großem Gepränge seinen Einzug zuerst in Dover und dann in London. Er hatte seine Brüder zu sich berufen, er hatte seine Mutter und seine Schwester mitgenommen. England war seit so langer Zeit sich selbst, nämlich der Tyrannei, der Mittelmäßigkeit und der Unvernunft preisgegeben gewesen, daß die Rückkehr von König Karl II., den die Engländer indessen nur als den Sohn eines Mannes kannten, welchem sie den Kopf abgeschlagen, zu einem wahren Fest für die drei Königreiche wurde. Alle die Wünsche, alle die Zurufe, die seine Rückkehr begleiteten, machten auch einen solchen Eindruck auf den jungen König, daß er sich an das Ohr von Jack von York, seinem jüngeren Bruder, neigte und zu ihm sagte:

»Wahrhaftig, Jack, mir scheint, es ist unser Fehler, wenn wir so lange aus einem Lande abwesend waren, wo man uns so sehr liebt.«

Der Zug war prachtvoll. Ein herrliches Wetter begünstigte die Feierlichkeit. Karl hatte seine ganze Jugend, seine ganze frohe Laune wiedererlangt; er schien verwandelt; die Herzen lachten ihm zu wie die Sonne.

Mitten in dieser geräuschvollen Menge von Höflingen und Anbetern, die sich nicht zu erinnern schienen, daß sie den Vater des neuen Königs von White-Hall nach dem Blutgerüst, geführt hatten, betrachtete ein Mann in der Kleidung eines Lieutenants der Musketiere, ein Lächeln auf seinen dünnen, geistreichen Lippen, bald das Volk, das seine Segnungen und Glückwünsche brüllte, bald den Prinzen, der den Gerührten spielte und besonders die Frauen grüßte, deren Sträuße unter die Füße seines Pferdes fielen.

»Was für ein schönes Handwerk ist doch das eines Königs!« sagte dieser Mann, in seiner Betrachtung fortgerissen und so sehr in seine Gedanken vertieft, daß er mitten auf dem Wege stehen

blieb und den Zug an sich vorüber ließ. »Dieser Fürst ist in der Tat mit Gold und Diamanten geschmückt wie ein Salomo, buntscheckig mit Blumen überzogen wie eine Wiese im Frühjahr; er wird mit vollen Händen aus der ungeheuren Kasse schöpfen, worin ihm seine heute getreuen, vor Kurzem noch sehr ungetreuen Untertanen ein paar Karren voll Goldstangen aufgehäuft haben. Man wirft ihm Sträuße zu, um ihn darunter zu begraben, und wenn er vor zwei Monaten erschienen wäre, würde man ihm eben so viel Kanonen- und Musketenkugeln zugeschleudert haben, als man ihm heute Blumen zuwirft. Es ist offenbar etwas wert, auf eine gewisse Weise geboren zu werden, was den Gemeinen nicht mißfallen möge, welche behaupten, es liege ihnen nichts an ihrer gemeinen Geburt.«

Der Zug ging immer weiter, und mit dem König entfernten sich die Zurufe in der Richtung des Palastes; dessen ungeachtet wurde unser Offizier immer noch gehörig herumgestoßen.

»Mordioux!« fuhr der Denker fort, »hier sind viele Leute, die mir auf die Füße treten und die mich für sehr wenig oder vielmehr für nichts halten, in Betracht, daß sie Engländer sind, und daß ich ein Franzose bin. Wollte man alle diese Leute fragen: Wer ist Herr d'Artagnan? so würden sie antworten: **Nescio vos**. Aber man sage ihnen: Hier zieht der König vorüber, hier zieht Herr Monk vorüber, so werben sie brüllen: Es lebe der König! Es lebe Herr Monk! bis ihnen ihre Lungen den Dienst verweigern. Indessen,« fuhr er fort, indem er mit jenem so seinen und zuweilen so stolzen Blick die Menge sich verlaufen sah, »bedenkt indessen ein wenig, Ihr guten Leute, was König Karl getan hat, was Herr Monk getan hat, und denkt dann auch ein wenig an das, was dieser arme Unbekannte, den man Herrn d'Artagnan nennt, getan hat. Es ist wahr, Ihr wisst es nicht, weil es unbekannt ist, was Euch vielleicht abhält, darüber nachzudenken! Doch bah! was liegt daran! Karl II, bleibt dessen ungeachtet ein großer König, obgleich er zwölf Jahre verbannt gewesen ist, und Herr Monk ein großer Kapitän, obgleich er die Reise nach Holland in einer Kiste gemacht hat. Da es nun anerkannt ist, daß der eine ein großer König und der andere ein großer Kapitän bleibt: **Huzza for the King Charles II! Huzza for the captain Monk!** «

Und seine Stimme vermischte sich mit den Stimmen von

Tausenden von Zuschauern, die sie einen Augenblick beherrschte. Und um den ergebenen Mann besser zu spielen, schwang er seinen Hut in der Luft. Es hielt ihm Jemand den Arm mitten in seinem geräuschvollen, freudigen Loyalisme. (So nannte man 1660 das, was man heute zu Tage Royalisme nennt.)

»Athos!« rief d'Artagnan, »Ihr hier!«

Und die zwei Freunde umarmten sich.

»Ihr hier, und da Ihr hier seid, seid Ihr nicht inmitten aller dieser Höflinge, mein lieber Graf?« fuhr der Musketier fort. »Wie! Ihr, der Held des Festes, reitet nicht auf der linken Seite Seiner restaurierten Majestät, wie Herr Monk auf ihrer rechten Seite reitet? In der Tat, ich begreife weder Euren Charakter, noch den des Prinzen, der Euch so viel schuldig ist.«

»Immer spöttisch, mein lieber d'Artagnan,« sprach Athos. »Werdet Ihr denn diesen häßlichen Fehler nie ablegen?«

»Aber Ihr nehmt keinen Antheil am Zug?« »Ich nehme keinen Antheil daran, weil ich nicht wollte,«

»Und warum wolltet Ihr nicht?«

»Weil ich weder Gesandter, noch Botschafter, noch Repräsentant des Königs von Frankreich bin, und weil es mir nicht zusagt, mich so nahe bei einem andern König zu zeigen, den mir Gott nicht zum Herrn gegeben hat.«

»Mordioux! Ihr habt Euch doch sehr nahe bei seinem Vater gezeigt.«

»Das ist etwas Anderes, Dieser sollte sterben.«

»Und das, was Ihr für Jenen getan habt . . . «

»Ich habe es getan, weil ich es tun mußte. Doch Ihr wisst, ich vermeide jede Schaustellung. König Karl II., der meiner nun nicht mehr bedarf, lasse mich in meiner Ruhe und in meinem Schatten, mehr verlange ich nicht von ihm.«

D'Artagnan seufzte.

»Was habt Ihr?« sagte Athos; »man sollte glauben, diese glückliche Rückkehr des Königs nach London mache Euch traurig, mein Freund, Euch, der Ihr doch mindestens so viel als ich für Seine Majestät getan habt.«

»Nicht wahr?« rief d'Artagnan, auf seine gascognische Weise lachend, »nicht wahr, ich habe auch viel für Seine Majestät getan,

ohne daß man es vermutet?«

»Oh! ja, und der König weiß es wohl, mein Freund.«

»Er weiß es!« versetzte mit bitterem Tone der Musketier; »bei meiner Treue, ich glaubte das nicht und suchte es sogar in diesem Augenblick zu vergessen.«

»Aber er, mein Freund, er wird es nicht vergessen, dafür stehe ich Euch.«

»Ihr sagt mir das, um mich ein wenig zu trösten, Athos.«

»Und worüber?«

»Mordioux! über alle die Ausgaben, die ich gemacht habe. Ich habe mich zu Grunde gerichtet, mein Freund, zu Grunde gerichtet für die Wiedereinsetzung dieses jungen Fürsten, der so eben sein isabellfarbiges Pferd hier vorübertänzelnd ließ.«

»Der König weiß nicht, daß Ihr Euch zu Grunde gerichtet habt, mein Freund, aber er weiß, daß er Euch, viel schuldig ist.«

»Hilft mich das irgend Etwas, Athos? Ich lasse Euch Gerechtigkeit widerfahren, Ihr habt edel gearbeitet. Doch ich, der ich scheinbar Schuld gewesen bin, daß Eure Kombination scheiterte, ich habe hier in Wirklichkeit den Sieg verschafft. Folgt meiner Berechnung: Ihr hättet vielleicht durch die Überredung, durch ein sanftes Wesen den General Monk nicht gewonnen, während ich diesen teuren General auf eine so raue Weise behandelte, daß sich dem Prinzen die Gelegenheit bot, sich edelmütig zu zeigen; dieser Edelmut, der ihm durch die Tatsache meines glücklichen Mißgriffes eingegeben worden ist, wird Karl durch die Wiedereinsetzung bezahlt, welche Monk bereitet hat.«

»Dies Alles ist eine unleugbare Wahrheit, lieber Freund.«

»So unleugbar diese Wahrheit sein mag, so ist es darum doch nicht minder wahr, teurer Freund, daß ich sehr geliebt von Herrn Monk, der mich den ganzen Tag **my dear captain** nennt, obgleich ich weder sein Lieber, noch sein Kapitän bin, und sehr geschätzt vom König, der meinen Namen schon vergessen hat, zurückkehren werde; es ist nicht minder wahr, sage ich, daß ich in mein schönes Vaterland zurückkehre, verflucht von den Soldaten, die ich in der Hoffnung auf einen großen Sold angeworben, verflucht vom braven Planchet, von dem ich einen Teil seines Vermögens entlehnt habe.«

»Wie so? Was Teufels hat bei dem Allem Planchet zu tun?«

»Ja wohl, mein Teurer, diesen so zierlichen, so lächelnden, so angebeteten König glaubt Herr Monk zurückgerufen zu haben, Ihr bildet Euch ein ihn unterstützt zu haben, ich glaube ihn zurückgeführt zu haben, das Volk wähnt ihn wiedererlangt zu haben, er denkt, er sei so zu Werke gegangen, daß er seinen Thron wiedergewonnen, und dennoch ist nichts von dem Allem wahr: Karl II., König von, England, Schottland und Irland, ist auf seinen Thron durch einen Spezereihändler von Frankreich gebracht worden, der in der Rue des Lombards wohnt und Planchet heißt. So steht es um die Größe! Eitelkeit, sagt die Schrift, Eitelkeit, Alles ist eitel.«

Athos konnte sich eines Lachens über die wunderliche Laune seines Freundes nicht enthalten.

»Guter d'Artagnan,« sagte er, indem er ihm liebevoll die Hand drückte, »solltet Ihr mehr Philosoph mehr sein? Gereicht es Euch nicht zur Befriedigung, daß Ihr mir das Leben gerettet, wie Ihr dies durch Eure glückliche Ankunft mit Monk in der Stunde getan habt, wo mich die verfluchten Anhänger des Parlaments lebendig verbrennen wollten?«

»Ah! ah!« sagte d'Artagnan, »Ihr hattet es ein wenig verdient, dieses Brennen, mein lieber Graf.«

»Wie! weil ich die Million von König Karl gerettet habe?«

»Welche Million?«

»Ah! es ist wahr. Ihr habt das nie erfahren, mein Freund; doch Ihr dürft mir deshalb nickt grollen, es war nicht mein Geheimnis. Das Wort *Remember*, das König Karl auf dem Schafott aussprach . . . «

»Und das *Erinnere Dich* heißt.«

»Ganz richtig. Dieses Wort bedeutete: *Erinnere Dich*, daß eine Million in den Gewölben von Newcastle vergraben ist, und daß diese Million meinem Sohn gehört.«

»Ah! sehr gut, ich begreife. Doch was ich auch begreife, und was mir furchtbar vorkommt, ist, daß Seine Majestät König Karl II., so oft er an mich denkt, sich sagen wird: ›Das ist ein Mensch, durch dessen Schuld ich beinahe meine Krone verloren hatte. Zum Glück bin ich edelmütig, groß, voll Geistesgegenwart

gewesen.« Dies wird von mir und von sich dieser junge Herr sagen, der in einem sehr abgetragenen Wamms in das Schloß von Blois kam und mich, seinen Hut in der Hand, fragte, ob ich ihm nicht Eintritt beim König von Frankreich verschaffen wolle.«

»D'Artagnan, d'Artagnan,« sprach Athos, seine Hand auf die Schulter des Musketiers legend, »Ihr seid nicht billig.«

»Ich habe das Recht dazu.«

»Nein, denn Ihr kennt die Zukunft nicht.«

D'Artagnan schaute seinem Freund in die Augen und lachte.

»In der Tat, mein lieber Athos,« sagte er, »Ihr habt herrliche Worte, die ich nur bei Euch und bei dem Herrn Kardinal Mazarin kennen lernte.«

Athos machte eine Bewegung.

»Verzeiht,« fuhr d'Artagnan lachend fort, »verzeiht, wenn ich Euch beleidige. Die Zukunft! hu! wie schön sind doch die Worte, welche versprechen, und wie füllen sie den Mund so gut in Ermanglung von etwas Anderem! Mordieux! wann werde ich, nachdem ich so Viele gefunden, welche versprochen, Einen finden, der gibt!

»Doch lassen wir das,« fuhr d'Artagnan fort. »Was macht Ihr hier, mein lieber Athos, seid Ihr Schatzmeister des Königs?«

»Wie! Schatzmeister des Königs?«

»Ja, da der König eine Million besitzt, so braucht er einen Schatzmeister. Der König von Frankreich, der ohne einen Sou ist, hat wohl seinen Oberintendanten der Finanzen, Herrn Fouquet. Es ist wahr, dagegen besitzt Herr Fouquet eine schöne Anzahl von Millionen.«

»Oh! unsere Million ist schon lange ausgegeben,« sagte Athos lachend.

»Ich begreife, sie ist in Seide, in Sammet, in Edelsteinen und in Federn aller Art und von allen Farben aufgegangen. Alle diese Prinzen und Prinzessinnen bedurften gar sehr der Schneider und der Näherinnen. Ei! Athos, erinnert Ihr Euch, was wir ausgegeben haben, um uns zu equipiren, als wir bei La Rochelle im Felde lagen, und um unsern Einzug zu Pferde zu halten? Zwei bis dreitausend Livres, bei meiner Treue; doch der Leib eines Königs ist weiter und man braucht eine Million, um den Stoff zu kaufen.

Sagt, Athos, seid Ihr nicht Schatzmeister, so seid Ihr wenigstens wohl gelitten bei Hofe?«

»So wahr ich ein Edelmann bin, ich weiß es nicht,« erwiderte Athos ganz einfach.

»Ei! geht doch, Ihr solltet es nicht wissen!«

»Ich habe den König seit Dover nicht wiedergesehen.«

»Mordioux, dann hat er Euch vergessen, das ist königlich!«

»Seine Majestät hat so viel zu tun gehabt.«

»Oh!« rief d'Artagnan mit einer von jenen witzigen Grimassen, wie nur er allein sie zu machen wusste, »bei meiner Ehre, ich fange wieder an, mich in Monsignore Giulio Mazarin zu verlieben. Wie! mein lieber Athos, der König hat Euch nicht wiedergesehen?«

»Nein.«

»Und Ihr seid nicht wütend?«

»Ich? warum? Bildet Ihr Euch etwa ein, mein lieber d'Artagnan, ich habe für den König auf diese Art gehandelt? Ich kenne ihn gar nicht, diesen jungen Mann. Ich habe den Vater verteidigt, der einen für mich geheiligten Grundsatz vertrat, und ich habe mich zum Sohn aus Sympathie für eben diesen Grundsatz hinziehen lassen. Dieser Vater war indessen ein würdiger Kavalier, ein edler Sterblicher, wie Ihr Euch erinnern werdet.«

»Es ist wahr, ein braver, vortrefflicher Mann, der ein trauriges Leben, aber einen sehr schönen Tod hatte.«

»Wohl, mein lieber d'Artagnan, begreift: diesem König, diesem Mann von Herz, diesem Freund, meines Geistes, wenn ich so sagen darf, schwur ich in seiner letzten Stunde, treu das Geheimnis über ein vergrabenes Gut zu bewahren, das seinem Sohn zugestellt werden sollte, um ihn bei Gelegenheit zu unterstützen; der junge Mann suchte mich aus; er erzählte mir von seinem Unglück, er wusste nicht, daß ich etwas Anderes für ihn war, als eine lebendige Erinnerung an seinen Vater; ich erfüllte gegen Karl II. nur, was ich Karl I. versprochen hatte. Was liegt mir daran, ob er dankbar oder undankbar ist! Ich habe mir einen Dienst geleistet, indem ich mich von dieser Verantwortlichkeit frei machte, und nicht ihm.«

»Ich habe immer behauptet, die Uneigennützigkeit sei die

schönste Sache der Welt,« sagte d'Artagnan seufzend.

»Wie! mein lieber Freund, seid Ihr nicht in derselben Lage wie ich? Wenn ich Eure Worte gut begriffen, ließt Ihr Euch durch das Unglück dieses jungen Mannes rühren; das ist noch viel schöner von Euch, als von mir, denn ich hatte eine Pflicht zu erfüllen, während Ihr dem Sohn des Märtyrers durchaus nichts schuldig wart. Ihr hattet ihm nicht den Preis für jenen kostbaren Blutstropfen zu bezahlen, den er vom Boden seines Schafotts auf meine Stirne fallen ließ. Was Euch zu handeln bewog, ist das Herz allein, das Ihr unter Eurem scheinbaren Skeptizismus, unter Eurem scharfen Gespötte besitzt; ich vermute, Ihr habt das Vermögen eines Dieners, das Eurige Vielleicht eingesetzt, Ihr geiziger Wohltäter, und man mißkennt Euer Opfer. Was ist daran gelegen! Wollt Ihr Planchet sein Geld zurückgeben? Ich begreife das, mein Freund, denn es geziemt sich nicht, daß ein Edelmann von einem Untergeordneten entlehnt, ohne ihm Kapital und Zinsen heimzubezahlen. Es sei! ich werde la Fère verkaufen, wenn es sein muß, oder wenn es nicht nötig ist, einen kleinen Pachthof. Ihr bezahlt Planchet und, glaubt mir, es bleibt Korn genug für uns Beide und für Raoul auf meinen Speichern. Auf diese Art, mein Freund, werdet Ihr nur gegen Euch selbst eine Verbindlichkeit haben, und wenn ich Euch gut kenne, wird es keine geringe Befriedigung für Euren Geist sein, daß Ihr Euch sagen könnt: ›Ich habe einen König gemacht.‹ Habe ich Recht?«

»Athos! Athos!« murmelte d'Artagnan träumerisch, »ich sagte Euch schon einmal, am Tag, wo Ihr predigt, werde ich in die Kirche gehen; an dem Tag, wo Ihr mir sagen werdet, es gebe eine Hölle, bekomme ich bange vor dem Rost und dem Schürhaken. Ihr seid besser als ich, oder vielmehr besser als die ganze Welt, und ich kann mir nur ein Verdienst zuerkennen, das, daß ich nicht eifersüchtig bin. Außer diesem Fehler habe ich, Gott soll mich verdammen, wie die Engländer sagen, alle andere.«

»Ich kenne Niemand, der den Wert von d'Artagnan besäße,« erwiderte Athos. »Doch wir sind nun ganz sachte zu dem Haus gekommen, das ich bewohne; wollt Ihr bei mir eintreten, mein Freund?«

»Ei! das ist die Taverne zum Hirschhorn, wie mir scheint.« sagte d'Artagnan.

»Ich gestehe, mein Freund, ich habe sie ein wenig deshalb gewählt. Ich liebe die alten Bekannten, ich setze mich gern an den Platz, wo ich ganz gelähmt von Müdigkeit, ganz von der Verzweiflung ergriffen niedersank, als Ihr am 31. Januar Abends zurückkamet.«

»Nachdem ich die Wohnung des verkleideten Henkers entdeckt hatte? Ja, das war ein furchtbarer Tag.«

»Kommt also,« sagte Athos.

Sie traten in die einst gemeinschaftliche Stube ein. Die Taverne im Allgemeinen und diese Stube insbesondere hatten große Veränderungen erlitten. Der ehemalige Wirt der Musketiere, der für einen Gastgeber ziemlich reich geworden war, hatte seine Schenke geschlossen und aus der erwähnten Stube eine Niederlage für Colonialwaaren gemacht. Das übrige Haus vermietete er meublirt an Fremde.

Mit unsäglicher Gemütsbewegung erkannte d'Artagnan die ganze Ausstattung des Zimmers im ersten Stock wieder: das Tüfelwerk, die Tapeten und sogar die Landkarte, welche Porthos mit so viel Liebe in seinen Mußestunden studierte.

»Es sind elf Jahre,« rief d'Artagnan, »und es ist mir, als wäre es ein Jahrhundert.«

»Und mir, als wäre es ein Tag,« sprach Athos. »Seht Ihr, welche Freude es mir bereitet, mein Freund, zu denken, daß ich Euch hier habe, daß ich Eure Hand drücke, daß ich weit von mir weg Degen und Dolch werfen, daß ich ohne Mißtrauen diese Flasche Xeres berühren kann. Oh! diese Freude vermöchte ich Euch nur auszudrücken, wenn unsere beiden Freunde hier wären, hier an den zwei Ecken dieses Tisches, und wenn Raoul, mein vielgeliebter Raoul, auf der Schwelle mit seinen großen, so glänzenden und so sanften Augen uns zuschauen würde.«

»Ja, ja,« sprach d'Artagnan sehr bewegt, »das ist wahr. Ich billige besonders den ersten Teil Eures Gedankens: es ist süß, da zu lächeln, wo wir so mit Recht schauerten, wenn wir bedachten, jeden Augenblick könnte Herr Mordaunt auf der Treppe erscheinen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und d'Artagnan, so brav er war, konnte sich einer leichten Bewegung des Schreckens

nicht erwehren.

Athos begriff ihn und sagte lächelnd:

»Es ist unser Wirt, der mir einen Brief bringt.«

»Ja, Mylord,« sagte der gute Bürgersmann, »ich bringe in der Tat Eurer Herrlichkeit einen Brief.«

»Ich danke,« sprach Athos und nahm den Brief, ohne ihn anzuschauen. »Sagt mir, mein lieber Wirt, erkennt Ihr diesen Herrn nicht?«

Der Greis hob den Kopf in die Höhe und schaute d'Artagnan aufmerksam an.

»Nein,« erwiderte er.

»Es ist einer von den Freunden, von denen ich gesprochen habe; er wohnte vor elf Jahren mit mir hier!«

»Oh! es haben so viele Fremde hier gewohnt!«

»Ja, aber wir haben am 31. Januar 1641 hier gewohnt,« fügte Athos bei, der durch diese Erläuterung das träge Gedächtnis des Wirtes aufzustacheln glaubte.

»Es ist möglich,« erwiderte der Wirt lächelnd, »doch das ist schon so lange her.«

Er verbeugte sich und ging hinaus.

»Ich danke,« sprach d'Artagnan, »verrichtet Taten, führt Revolutionen aus, versucht es, Euren Namen in Stein oder in Erz mit mächtigen Schwertern zu graben, es gibt etwas, was rebellischer, härter, vergeßlicher ist als das Eisen, das Erz und der Stein, das ist der gealterte Schädel eines Wirtes, der in seinem Gewerbe reich geworden; er erkennt mich nicht mehr! ich hätte ihn wahrhaftig wiedererkannt.«

Lächelnd entsiegelte Athos den Brief.

»Ah!« sagte er, »ein Brief von Parry.«

»Oho!« rief d'Artagnan, »lest, mein Freund, lest, er enthält ohne Zweifel etwas Neues.«

Athos schüttelte den Kopf und las:

»Herr Graf,

»Den König hat es sehr betrübt, daß er Euch heute bei seinem Einzug nicht in seiner Nähe sah; Seine Majestät

beauftragt mich, dies Euch zu melden und sie in Euer Gedächtnis zurückzurufen. Seine Majestät wird Eure Ehren diesen Abend zwischen zehn und elf Uhr im Palast von Saint-James erwarten.

»Ich bin mit aller Ehrfurcht, Herr Graf, Eurer Ehren

»unterthäniger und gehorsamer Diener

»Parry.«

»Ihr seht, mein lieber d'Artagnan. »man darf an dem Herzen der Könige nicht verzweifeln.«

»Verzweifelt nicht daran, Ihr habt Recht,« erwiderte d'Artagnan.

»Oh! teurer, lieber Freund,« sagte Athos, dem die unmerkliche Bitterkeit von d'Artagnan nicht entgangen war, »verzeiht. Sollte ich, ohne es zu wollen, meinen besten Kameraden verletzt haben?«

»Ihr seid ein Narr, Athos, und zum Beweis werde ich Euch bis ins Schloß, das heißt, bis an die Türe begleiten, das ist ein Spaziergang für mich,«

»Ihr geht mit mir hinein, mein Freund, ich will Seiner Majestät sagen . . . «

»Laßt das!« unterbrach ihn d'Artagnan mit einer Mischung von wahrem und falschem Stolz; »wenn es etwas Schlimmeres gibt, als selbst zu lügen, so ist es, durch Andere lügen zu lassen. Brechen wir auf, mein Freund, der Spaziergang wird herrlich sein; ich zeige Euch im Vorübergehen das Haus von Herrn Monk, der mich bei sich aufgenommen hat. Meiner Treue, ein schönes Haus! Wißt Ihr, in England General sein trägt mehr ein, als in Frankreich Marschall sein.«

Athos ließ sich ganz traurig über diese Heiterkeit, welche d'Artagnan heuchelte, wegführen.

Die ganze Stadt war in freudiger Aufregung; die zwei Freunde stießen sich jeden Augenblick an Enthusiasten, welche sie in ihrer Trunkenheit aufforderten: Es lebe König Karl! zu rufen. D'Artagnan antwortete durch ein Knurren und Athos durch ein Lächeln. Sie kamen so bis zu dem Hause von Monk, an welchem man wirklich vorüber mußte, um zum Palast von Saint-James zu gelangen.

Athos und d'Artagnan sprachen wenig unter Weges, gerade weil sie, wenn sie gesprochen hätten, sich zu viel zu sagen gehabt haben würden. Athos dachte, wenn er spräche, würde es den Anschein haben, als offenbarte er Freude, und diese Freude könnte d'Artagnan verletzen. Dieser befürchtete seinerseits, wenn er spräche, eine gewisse Bitterkeit durchblicken zu lassen, welche ihn für Athos lästig machen könnte. Es fand ein seltsamer Wettstreit des Stillschweigens zwischen der Zufriedenheit und der bösen Laune statt. D'Artagnan gab zuerst dem Jucken nach, das er gewöhnlich an seiner Zungenspitze fühlte.

»Athos,« sagte er, »Ihr erinnert Euch der Stelle in den Denkwürdigkeiten von d'Aubigné, wo der treue Diener, ein Gascogner wie ich, arm wie ich und, ich hatte beinahe gesagt, brav wie ich, von den Knauserereien von Heinrich IV. erzählt? Mein Vater sagte mir immer, wie ich mich erinnere, Herr d'Aubigné sei ein Lügner; doch seht selbst, wie alle Prinzen, welche vom großen Heinrich abstammen, diesen nachahmten.«

»Ach! geht doch, d'Artagnan, die Könige von Frankreich geizig? Ihr seid ein Narr, mein Freund.«

»Oh! Ihr gesteht nie die Fehler Anderer zu, Ihr, der Ihr vollkommen seid. Doch in der Tat, Heinrich IV. war geizig. Ludwig XIII., sein Sohn, war es ebenfalls; nicht wahr, wir wissen etwas davon zu erzählen? Gaston trieb diesen Fehler bis zum Übermaß und zog sich in dieser Hinsicht den Haß von Allem zu, was ihn umgab. Henriette, die arme Frau! hat wohl daran getan, geizig zu sein, sie, die nicht jeden Tag aß, sie, die sich nicht jedes Jahr wärmte, und sie hat dadurch ein Beispiel ihrem Sohn Karl II., dem Enkel des großen Heinrich IV., gegeben, der geizig ist wie seine Mutter und wie sein Großvater. Sprecht, habe ich die Genealogie der Geizigen gut aufgesagt?«

»D'Artagnan, mein Freund,« rief Athos, »Ihr seid sehr hart gegen das Adlergeschlecht, das man die Bourbonen nennt.«

»Und ich vergaß das Schönste! . . . den andern Enkel des Bearners, Ludwig XIV., meinen Exherrn. Doch der ist hoffentlich geizig, da er seinem Bruder Karl nicht eine Million leihen wollte! Ah! ich sehe, Ihr ärgert Euch. Zum Glück sind wir bei meinem Haus, oder vielmehr bei dem von meinem Freunde Monk.«

»Lieber d'Artagnan, Ihr ärgert mich nicht, Ihr betrübt mich: es ist

in der Tat grausam, einen Mann von Verdienst neben der Stellung zu sehen, die seine Verdienste ihm hätten verschaffen müssen; mir scheint, Euer Name, teurer Freund, ist so strahlend als die schönsten Namen des Kriegs und der Diplomatie. Sagt mir, ob die Luynes, ob die Bellegarde, ob die Bassompierre wie wir Glück und Ehre verdienten; Ihr habt Recht, hundertmal Recht, mein Freund.«

D'Artagnan seufzte und ging seinem Freund unter die Vorhalle des Hauses von Monk voran, der mitten in der City wohnte.

»Erlaubt,« sprach er, »ich lasse meine Börse zu Hause; denn wenn unter dem Gedränge die geschickten Spitzbuben von London, die man sogar in Paris so sehr rühmt, mir den Rest meiner armseligen Taler stehlen würden, so könnte ich nicht mehr nach Frankreich zurückkehren. So zufrieden ich aber von Frankreich weggegangen bin, so freudetrunken kehre ich dahin zurück, insofern sich alle meine früheren Vorurteile gegen Frankreich in Begleitung von vielen andern wieder in mir festgestellt haben.«

Athos antwortete nichts.

»Habt also einen Augenblick Geduld, und ich folge Euch,« sagte d'Artagnan; »ich weiß wohl, daß es Euch drängt, dorthin zu gehen, um Eure Belohnung in Empfang zu nehmen; doch glaubt mir, es drängt mich nicht minder, mich an Eurer Freude, wenn auch nur von ferne, zu weiden . . . Erwartet mich also.«

D'Artagnan schritt durch das Vorhaus, als ein Mensch, halb Diener, halb Soldat, der bei Monk die Funktionen eines Portier und einer Wache versah, unsern Musketier anhielt und in englischer Sprache zu ihm sagte:

»Verzeiht, Mylord d'Artagnan.«

»Nun, was gibt es?« fragte dieser; »verabschiedet mich der General auch vollends? Es fehlte mir nur noch, daß ich von ihm ausgetrieben würde!«

Französisch gesprochen, brachten diese Worte nicht den geringsten Eindruck auf denjenigen hervor, an den sie gerichtet waren, denn dieser sprach nur ein mit dem rausten Schottisch vermisches Englisch. Doch Athos wurde schmerzlich davon ergriffen, denn d'Artagnan fing an auszusehen, als ob er Recht

hätte.

Der Engländer zeigte d'Artagnan einen Brief und sprach:

»From the general.«

»Gut, das ist es; mein Abschied,« sagte der Gascogner. »Soll ich es lesen, Athos?«

»Ihr täuscht Euch notwendig, oder ich kenne keine ehrlichen Leute mehr außer Euch und mir,« erwiderte Athos.

D'Artagnan zuckte die Achseln und entsiegelte den Brief, während der Engländer ihm ganz unempfindlich, damit er durch das Licht beim Lesen unterstützt würde, eine Laterne vorhielt.

»Nun! was habt Ihr?« fragte Athos, als er die plötzliche Veränderung in den Gesichtszügen des Lesers wahrnahm.

»Nehmt und lest selbst,« sprach der Musketier.

Athos nahm das Papier und las:

»Herr d'Artagnan, der König bedauert es sehr lebhaft, daß Ihr nicht mit seinem Zuge nach Saint Pauls gekommen seid. Seine Majestät sagt, Ihr habet ihr gefehlt, wie Ihr auch mir gefehlt habt, lieber Kapitän. Es gibt nur ein Mittel, dies Alles gut zu machen. Seine Majestät erwartet mich um neun Uhr im Palast von Saint James; wollt Ihr Euch zugleich mit mir dort einfinden? Seine allergnädigste Majestät bestimmt Euch diese Stunde zur Audienz, die sie Euch bewilligt.«

Der Brief war von Monk.

XIX.

Die Audienz.

»Nun?« rief Athos mit einem sanften Vorwurf, als d'Artagnan den von Monk an ihn gerichteten Brief gelesen hatte.

»Nun!« erwiderte d'Artagnan rot vor Vergnügen und ein wenig vor Scham, »das ist eine Artigkeit, welche zu nichts verbindet . . . doch es ist am Ende eine Artigkeit.

»Ich muß gestehen, ich konnte nicht wohl glauben, der Prinz sei undankbar,« sprach Athos.

»Es ist wahr, seine Gegenwart steht seiner Vergangenheit sehr nahe,« sagte d'Artagnan, »doch bis jetzt hat Alles meine Meinung gerechtfertigt.

»Ich gebe es zu, teurer Freund, ich gebe es zu! Ah! Euer guter Blick ist wiedergekehrt. Ihr könnt nicht glauben, wie sehr mich das freut.«

»Seht,« sagte d'Artagnan, »Karl II. empfängt Herrn Monk um neun Uhr, mich wird er um zehn Uhr empfangen, das ist eine große Audienz, eine von denjenigen, welche wir im Louvre Austeilung von Hofweihwasser nennen. Stellen wir uns unter die Traufe, mein lieber Freund.«

Athos antwortete nichts, und Beide wandten sich, ihre Schritte beschleunigend, nach dem Palast von Saint-James, den die Menge immer noch belagerte, um an den Scheiben die Schatten der Höflinge und die Reflexe der königlichen Person zu sehen.

Es schlug acht Uhr, als die zwei Freunde in der von Höflingen und Bittstellern gefüllten Gallerte Platz nahmen. Jeder blickte nach diesen einfachen Kleidern von seltsamer Form, nach diesen so edlen und charaktervollen Köpfen. Athos und d'Artagnan fingen, nachdem sie mit zwei Blicken diese ganze Versammlung überschaut hatten, wieder an mit einander zu plaudern.

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm am Ende der Galerie: es war der General Monk, der gefolgt von zwanzig Offizieren eintrat, welche auf jedes Lächeln von ihm lauerten, denn noch am Tage vorher war er Herr von England und man vermutete einen

schönen andern Tag für den Wiederhersteller der Familie der Stuarts.

»Meine Herren,« sprach Monk, sich umwendend, »ich bitte, erinnert Euch, daß ich fortan nichts mehr bin. Vor Kurzem noch befehligte ich die Hauptarmee der Republik; nun gehört diese Armee dem König, in dessen Hände ich, seinem Gebot gemäß, die Macht, die ich gestern besaß, niederlegen werde.«

Ein großes Erstaunen drückte sich in allen Gesichtern aus, und der Kreis der Schmeichler und Bittenden, der Monk einen Augenblick vorher umschloss, erweiterte sich allmähig und verlor sich am Ende in den großen Wogungen der Menge. Monk wartete im Vorzimmer wie alle Welt. D'Artagnan konnte sich nicht enthalten, hierüber eine Bemerkung gegen den Grafen de la Fère zu machen, der die Stirne faltete. Plötzlich öffnete sich die Türe des Kabinetts von Karl, und es erschien der junge König, dem zwei Officianten seines Hauses vorangingen.

»Guten Abend, meine Herren,« sprach er. »Ist der General Monk hier?«

»Hier bin ich, Sire,« erwiderte der alte General.

Karl eilte auf ihn zu, drückte ihm mit glühender Freundschaft die Hände und sagte laut:

»General, ich habe so eben Euer Patent unterzeichnet: Ihr seid Herzog von Albermale, und es ist meine Absicht, daß keiner Euch an Macht und Vermögen in diesem Königreich gleichkomme, wo Euch, den edlen Montrose ausgenommen, keiner an Rechtschaffenheit, Mut und Talent gleichgekommen ist. Meine Herren, der Herzog ist Oberkommandant unserer Heere zu Wasser und zu Land; wollt ihm in dieser Eigenschaft die ihm schuldige Achtung erweisen.«

Während sich Jeder um den General drängte, der alle diese Huldigungen hinnahm, ohne einen Augenblick seine gewöhnliche Unempfindlichkeit zu verlieren, sagte d'Artagnan zu Athos:

»Wenn man bedenkt, daß dieses Herzogtum, dieses Kommando der Heere zu Wasser und zu Land, mit einem Wort, alle diese Größen in einer Kiste von sechs Fuß Länge und drei Schuh Breite eingesperrt waren!«

»Freund,« erwiderte Athos, »viel mächtigere Größen müssen

sich mit kleineren Kisten begnügen; sie verschließen für immer . . . «

Plötzlich erblickte Monk die zwei Edelleute, die sich beiseit hielten und warteten, bis sich die Woge verlaufen hätte. Er bahnte sich einen Weg und ging auf sie zu, so daß er sie mitten in ihren philosophischen Betrachtungen überraschte.

»Ihr spracht von mir?« sagte er mit einem Lächeln.

»Mylord,« antwortete Athos, »wir sprachen auch von Gott.«

Monk dachte einen Augenblick nach und sagte dann heiter:

»Sprechen wir auch ein wenig vom König, wenn es Euch beliebt, denn Ihr habt, glaube ich, Audienz beim König.«

»Um neun Uhr,« sagte Athos.

»Um zehn Uhr,« sagte d'Artagnan.

»Treten wir sogleich in das Kabinett ein,« sprach Monk und bedeutete seinen beiden Gefährten, sie möchten vorangehen, was weder der Eine, noch der Andere tun wollte.

Der König war während dieses ganz französischen Streites in die Mitte der Galerie zurückgekehrt.

»Oh! meine Franzosen,« sagte er mit jenem Tone sorgloser Heiterkeit, den er trotz so großen Kummers, trotz so vieler Unglücksfälle nicht verloren hatte. »Die Franzosen, mein Trost!«

D'Artagnan und Athos verbeugten sich.

»Herzog, führt diese Herren in mein Studierzimmer. Ich gehöre Euch, meine Herren,« fügte er in französischer Sprache bei. Und er fertigte rasch seinen Hof ab, um zu seinen Franzosen, wie er sie nannte, zurückzukehren.

»Herr d'Artagnan,« sprach er, als er in sein Kabinett eintrat, »es freut mich, Euch wiederzusehen.«

»Sire, ich fühle mich im höchsten Grade glücklich. Eure Majestät im Palast von Saint-James begrüßen zu dürfen.«

»Mein Herr, Ihr wolltet mir einen sehr großen Dienst leisten, und ich bin Euch Dank dafür schuldig. Befürchtete ich nicht, in die Rechte meines Oberkommandanten einzugreifen, so böte ich Euch irgend einen Eurer würdigen Posten bei unserer Person an.«

»Sire,« entgegnete d'Artagnan, »als ich den Dienst des Königs

von Frankreich verließ, versprach ich meinem Fürsten, keinem andern König zu dienen.«

»Ah! das macht mich sehr unglücklich,« sagte Karl, »ich hätte gern viel für Euch getan, denn Ihr gefällt mir . . . «

»Sire . . . «

»Laßt sehen,« fuhr Karl mit einem Lächeln fort, »kann ich es nicht dahin bringen, daß Ihr Euer Wort brecht? Herzog, helft mir. Wenn man Euch, oder wenn ich Euch vielmehr den Oberbefehl über meine Musketiere anböte?«

D'Artagnan verbeugte sich tiefer als das erste Mal und erwiderte:

»Zu meinem großen Bedauern müßte ich das huldreiche Anerbieten Eurer Majestät ausschlagen; ein Edelmann hat nur sein Wort, und dieses Wort ist, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt, dem König von Frankreich verpfändet.«

»Sprechen wir nicht mehr davon,« sagte der König, sich gegen Athos umwendend.

Und er verließ d'Artagnan, der in die heftigsten Schmerzen der Enttäuschung versank.

»Ah! ich sagte es doch,« murmelte der Musketier; »Worte! Hofweihwasser! Die Könige haben stets ein wunderbares Talent, uns das, wovon sie wissen, daß wir es nicht annehmen werden, anzubieten, und sich ohne Gefahr freigebig zu zeigen. Ich Dummkopf! . . . ich dreifacher Dummkopf, der ich war, daß ich einen Augenblick hoffte.«

Während dieser Zeit nahm Karl Athos bei, der Hand und sprach zu ihm:

»Graf, Ihr seid für mich ein zweiter Vater gewesen; der Dienst, den Ihr mir geleistet habt, läßt sich nicht bezahlen. Dennoch gedenke ich Euch zu belohnen. Ihr seid von meinem Vater zum Ritter vom Hosenbandorden ernannt worden; das ist ein Orden, den alle Könige Europas zu tragen sich zur Ehre rechnen müssen; durch die Königin Regentin zum Ritter vom heiligen Geist, was ein nicht minder erhabener Orden ist; ich füge den vom goldenen Vließ bei, den mir, der König von Frankreich geschickt, welchem der König von Spanien, sein Schwiegervater, bei Gelegenheit seiner Vermählung zwei gegeben hatte; dagegen

habe ich jedoch einen Dienst von Euch zu verlangen.«

»Sire,« sprach Athos ganz verwirrt, »mir das goldene Vließ, während der König von Frankreich der Einzige meines Landes ist, der sich dieser Auszeichnung erfreut.«

»Ihr sollt in Eurem Land und überall allen denen gleichstehen, welche die souveränen Fürsten mit ihrer Gunst beehrt haben,« sprach Karl, indem er die Kette von seinem Halse nahm, »und ich bin überzeugt, Graf, daß mir mein Vater aus der Tiefe seines Grabes zulächelt.«

»Es ist doch seltsam,« sprach d'Artagnan, während sein Freund auf den Knien den hochgefeierten Orden empfing, den ihm der König übertrug, »es ist unglaublich, daß ich stets den Regen des Glückes auf diejenigen, welche mich umgeben, habe fallen sehen, während nicht ein Tropfen je mich getroffen hat! Bei meinem Ehrenwort, man könnte sich die Haare ausraufen, wenn man neidisch wäre.«

Athos stand auf. Karl umarmte ihn zärtlich.

»General,« sagte er zu Monk; dann sich mit einem Lächeln unterbrechend, »verzeiht, ich wollte Herzog sagen . . . Seht, wenn ich mich irre, so geschieht es, weil das Wort Herzog noch zu kurz für mich ist . . . Ich suche immer einen längeren Titel . . . Ich möchte Euch gern so nahe an meinem Thron sehen, daß ich wie zu Ludwig XV,: Mein Bruder! sagen könnte. Oh! ich habe es, und Ihr werdet beinahe mein Bruder sein, denn ich mache Euch zum Vicekönig von Irland und Schottland, mein lieber Herzog . . . Auf diese Art werde ich fortan keinen Irrtum mehr begehen.«

Der Herzog ergriff die Hand des Königs, aber ohne Begeisterung, ohne Freude, wie er Alles tat. Sein Herz war indessen von dieser letzten Gunst erschüttert worden. Geschickt mit seiner Freigebigkeit zu Rate gehend, hatte Karl dem Herzog Zeit gelassen zu wünschen . . . obgleich er nicht so viel hätte wünschen können, als man ihm gab.

»Mordioux!« brummelte d'Artagnan, »der Platzregen beginnt. Oh! man könnte den Verstand darüber verlieren!«

Und er wandte sich mit einer so verdrießlichen, so komisch kläglichen Miene ab, daß sich der König eines Lächelns nicht erwehren konnte. Monk schickte sich an, das Kabinett zu

verlassen und von Karl Abschied zu nehmen.

»Wie, mein Getreuer,« sagte der König zum Herzog, »Ihr geht?«

»Wenn es Eure Majestät erlaubt, denn ich bin in der Tat sehr müde . . . Die Aufregung des Tages hat mich entkräftet, und ich bedarf der Ruhe.«

»Doch ich hoffe, Ihr geht nicht ohne Herrn d'Artagnan?«

»Warum, Sire?« fragte der alte Krieger.

»Ihr wisst wohl, warum,« sprach der König.

Monk schaute Karl erstaunt an und erwiderte:

»Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, ich weiß nicht, was sie sagen will.«

»Oh! das ist möglich; doch wenn Ihr vergeßt, vergißt Herr d'Artagnan nicht.«

Nun prägte sich das Erstaunen in dem Gesicht des Musketiers aus.

»Sprecht, Herzog,« sagte der König, »wohnt Ihr nicht mit Herrn d'Artagnan zusammen?«

»Ich habe die Ehre gehabt, Herrn d'Artagnan eine Wohnung anzubieten, ja, Sire.«

»Dieser Gedanke ist Euch von Euch selbst, und Euch allein gekommen?«

»Von mir selbst und mir allein, ja, Sire.«

»Nun, es konnte nicht anders sein, der Gefangene ist immer in der Wohnung seines Siegers.«

Errötend sprach Monk:

»Ah! es ist wahr, ich bin der Gefangene von Herrn d'Artagnan.«

»Allerdings, Monk, da Ihr noch nicht losgekauft seid; doch macht Euch keine Sorge, ich, der ich Euch Herrn d'Artagnan entrissen habe, ich werde Euer Lösegeld bezahlen.«

Die Augen von d'Artagnan gewannen wieder ihre Heiterkeit und ihren Glanz; der Gascogner fing an zu begreifen. Karl ging auf ihn zu und sprach:

»Der General ist nicht reich und könnte Euch nicht bezahlen, was er wert ist. Ich bin sicherlich reicher; doch nun, da er Herzog und, wenn nicht König, wenigstens beinahe König ist, beträgt sein

Wert eine Summe die ich Euch vielleicht auch nicht bezahlen könnte. Laßt hören, Herr d'Artagnan, schont mich: wie viel bin ich Euch schuldig?«

Entzückt über die Wendung, welche die Sache nahm, doch vollkommen sich selbst beherrschend, antwortete d'Artagnan:

»Sire, Eure Majestät hat Unrecht, sich zu beunruhigen. Als ich das Glück hatte, Seine Herrlichkeit gefangen zu nehmen, war Herr Monk nur General; man ist mir folglich nur das Lösegeld für einen General schuldig. Doch der General wolle die Güte haben, mir seinen Degen zurückzugeben, und ich halte mich für bezahlt, denn es gibt in der Welt nur den Degen des Generals, der so viel wert ist, als er.«

»**Odds fish!**« wie mein Vater sagte,« rief Karl II., »das ist ein artiger Vorschlag und ein artiger Mann, nicht wahr, Herzog?«

»Bei meiner Ehre, ja, Sire,« antwortete der Herzog.

Und er zog seinen Degen.

»Mein Herr,« sagte er zu d'Artagnan, »hier ist das, was Ihr verlangt. Viele haben bessere Klingen in der Hand gehalten, doch so bescheiden auch die meinige sein mag, sie ist nie von mir einem Menschen übergeben worden.«

D'Artagnan nahm mit Stolz diesen Degen, der einen König gemacht hatte.

»Hoho!« rief Karl II.; »wie! ein Degen, der mir meinen Thron zurückgegeben, sollte aus diesem Königreich kommen und nicht eines, Tags seine Stelle unter meinen Kronjuwelen haben? Nein, bei meiner Seele, das wird nicht geschehen! Kapitän d'Artagnan, ich gebe Euch zweimal hundert tausend Livres für diesen Degen; ist das zu wenig, so sagt es mir.«

»Es ist zu wenig, Sire,« erwiderte d'Artagnan mit einem unnachahmlichen Ernst. »Vor Allem will ich ihn durchaus nicht verkaufen, doch wenn es Eure Majestät wünscht, so ist es Befehl. Ich gehorche also; aber die Ehrfurcht, die ich dem erhabenen Krieger schuldig bin, der mich hört, heischt es, daß ich das Pfand meines Sieges um ein Drittel höher schätze. Ich verlange also dreimal hundert tausend Livres für den Degen, oder ich gebe ihn Eurer Majestät umsonst.«

Und er nahm ihn bei der Spitze und reichte ihn dem König.

Karl brach in ein schallendes Gelächter aus.

»Ein artiger Mann und ein lustiger Geselle! **Odds fish!** nicht wahr, Herzog? nicht wahr, Graf? Er gefällt mir, und ich liebe ihn. Hört, Chevalier d'Artagnan, nehmt dieses.«

Und er ging an einen Tisch, ergriff eine Feder und schrieb eine Anweisung von dreimal hunderttausend Livres auf seinen Schatzmeister.

D'Artagnan nahm sie, wandte sich ernst gegen Monk um und sprach:

»Ich weiß, ich habe noch zu wenig verlangt; doch glaubt mir, Herr Herzog, ich wäre eher gestorben, als daß ich mich hätte durch den Geiz verleiten lassen.«

Der König lachte wieder wie der glücklichste Cokney seines Reiches.

»Ihr kommt noch einmal zu mir, ehe Ihr geht, Chevalier,« sagte er; »ich brauche noch einen Vorrat von Heiterkeit, nun, da mich meine Franzosen verlassen.«

»Ah! Sire, bei der Heiterkeit wird es nicht sein wie bei dem Degen des Herzogs; ich gebe sie Eurer Majestät gratis,« erwiderte d'Artagnan, dessen Füße die Erde nicht mehr berührten.

»Und Ihr, Graf,« fügte Karl, sich an Athos wendend, bei, »kommt auch noch einmal, ich habe Euch einen wichtigen Auftrag anzuvertrauen. Eure Hand, Herzog.«

Monk reichte dem König die Hand.

»Gott befohlen, meine Herren,« sprach Karl, indem er den zwei Franzosen jedem eine Hand bot, die sie an ihre Lippen drückten.

»Nun!« fragte Athos, als sie außen waren, »seid Ihr zufrieden?«

»Stille!« erwiderte d'Artagnan ganz bewegt vor Freude; »ich bin noch nicht vom Schatzmeister zurück, die Traufe kann mir auf den Kopf fallen.«

XX.

Von der Schwierigkeit des Reichtums.

D'Artagnan verlor keine Zeit, und sobald es anständig und geeignet war, machte er dem Herrn Schatzmeister Seiner Majestät seinen Besuch.

Es wurde ihm die Freude zu Teil, ein Stück Papier, bedeckt mit einer sehr häßlichen Handschrift, gegen eine wunderbare Anzahl kürzlich erst mit dem Bildnis Seiner allergnädigsten Majestät König Karl II. geschlagener Taler zu vertauschen.

D'Artagnan wusste sich leicht zu beherrschen; doch bei dieser Gelegenheit konnte er sich nicht enthalten, eine Freude zu offenbaren, die der Leser wohl begreifen wird, weniger einige Nachsicht mit einem Mann haben will, der seit seiner Geburt nie so viele Geldstücke und Rollen, in einer für das Auge wahrhaft angenehmen Ordnung neben einander gelegt, gesehen hatte.

Der Schatzmeister schob alle diese Rollen in Säcke und schloß jeden Sack mit einem Stempel mit dem Wappen von England, eine Gunst, welche die Schatzmeister nicht Jedermann bewilligen.

Unempfindlich und gerade so artig, als er es gegen einen mit der Freundschaft des Königs beehrten Mann sein mußte, sagte er sodann zu d'Artagnan:

»Nehmt Euer Geld fort, mein Herr.«

Euer Geld! Dieses Wort machte tausend Saiten vibrieren, welche d'Artagnan zuvor nie in seinem Herzen gefühlt hatte.

Er ließ die Säcke auf einen Karren laden und kam tief nachsinnend nach Hause zurück. Ein Mann, der dreimal hunderttausend Livres besitzt, kann keine glatte Stirne mehr haben: eine Runzel für jedes Hunderttausend ist nicht zu viel.

D'Artagnan schloß sich ein, aß nicht zu Mittag, verwehrt Männiglich seine Türe, wachte, die Lampe angezündet, die Pistole gespannt auf dem Tisch, die ganze Nacht und träumte über ein Mittel, es zu verhindern, daß diese schönen Taler, welche aus der königlichen Kasse in die seinige übergegangen waren, nicht wieder aus seiner Kasse in die Taschen irgend eines Diebes

übergangen. Das beste Mittel, das der Gascogner fand, war, seinen Schatz für den Augenblick unter Schlösser zu legen, welche solid genug wären, daß keine Faust sie zu erbrechen vermöchte, künstlich genug, daß kein gewöhnlicher Schlüssel sie öffnen könnte.

D'Artagnan erinnerte sich, daß die Engländer Meister in der Mechanik und im konservativen Gewerbsfleiß sind; er beschloß, schon am andern Tag einen Mechaniker aufzusuchen, der eine Kasse an ihn verkaufen würde.

Er hatte nicht weit zu gehen. Meister Will Jobson, der auf Picadilly wohnte, hörte seine Vorschläge an, begriff seine Wünsche und versprach ihm, ein Sicherheitsschloß zu verfertigen, das ihn jeder Angst für die Zukunft überheben würde.

»Ich gebe Euch einen ganz neuen Mechanismus,« sagte er. »Bei dem ersten etwas ernstlichen Versuch, den Einer auf Euer Schloß unternimmt, öffnet sich ein unsichtbares Plättchen, ein kleiner ebenfalls unsichtbarer Lauf speit eine hübsche kupferne Kugel im Gewicht einer Mark aus und wirft den Ungeschickten nicht ohne ein gewisses bemerkbares Geräusch nieder. Was haltet Ihr davon?«

»Ich sage, das ist wahrhaft sinnreich.« rief d'Artagnan, »die kleine kupferne Kugel gefällt mir ungemein. Doch die Bedingungen, Herr Mechaniker?«

»Vierzehn Tage für die Ausführung und vierzehntausend Livres zahlbar bei der Ablieferung,« rief der Handwerksmann.

D'Artagnan faltete die Stirne. Vierzehn Tage waren eine hinreichende Frist, daß die Spitzbuben in London die Notwendigkeit einer Kasse bei ihm verschwinden machen konnten. Was die vierzehntausend Livres betrifft, so hieß dies sehr schwer das bezahlen, was ein wenig Wachsamkeit ihm umsonst verschaffen konnte.

»Ich danke, mein Herr, ich werde es mir überlegen,« sagte er.

Und er kehrte in raschem Lauf nach Hause zurück. Niemand hatte sich seinem Schatz genähert.

An demselben Tag machte Athos seinem Freund einen Besuch und fand ihn so sorgenvoll, daß er ihm sein Erstaunen darüber äußerte.

»Wie, Ihr seid nun reich,« sagte er, »und nicht heiter, Ihr, der Ihr Euch so sehr nach dem Reichtum sehtet?«

»Mein Freund, die Freuden, an die man nicht gewöhnt ist, belästigen mehr als der Kummer, der zur Gewohnheit geworden war. Gebt mir einen Rat, wenn es Euch beliebt. Ich kann Euch hierüber fragen. Euch, der Ihr stets Geld gehabt habt: sagt, wenn man Geld hat, was macht man damit?«

»Das hängt von den Umständen ab.«

»Was habt Ihr mit dem Eurigen gemacht, daß Ihr dadurch weder zu einem Geizhals, noch zu einem Verschwender wurdet? Denn der Geiz vertrocknet das Herz und die Verschwendung ersäuft es, nicht wahr?«

»Fabricius könnte nicht richtiger sprechen. Doch in der Tat, mein Geld hat mich nie belästigt.«

»Sagt, legt Ihr es auf Zinsen an?«

»Nein; Ihr wisst, daß ich ein ziemlich hübsches Haus habe, und daß dieses Haus den besten Teil meiner Habe bildet?«

»Ich weiß es.«

»Ihr werdet auf diese Art ebenso reich als ich und sogar noch reicher als ich, wenn Ihr wollt, durch das selbe Mittel sein.«

»Aber die Renten, kassiert Ihr sie ein?«

»Nein.«

»Was denkt Ihr von einem Versteck in einer Mauer?«

»Ich habe nie Gebrauch davon gemacht.«

»Dann habt Ihr einen Vertrauten, einen sichern Geschäftsführer, der Euch die Interessen zu einem mäßigen Preise bezahlt?«

»Keineswegs.«

»Mein Gott! was macht Ihr dann?«

»Ich gebe Alles aus, was ich habe, und ich habe nur, was ich ausbe, mein lieber d'Artagnan.«

»Ah! das ist Eure Art! Doch Ihr seid ein wenig Fürst, Ihr, und fünfzehn bis sechzehntausend Livres Einkünfte zerschmelzen Euch zwischen den Fingern; und dann habt Ihr viele Ausgaben für die Repräsentation.«

»Ich sehe nicht ein, daß Ihr viel weniger vornehmer Herr seid, als ich, mein Freund, und Euer Geld wird Euch gerade

ausreichen.«

»Dreimal hundert tausend Livres! Dabei sind zwei Drittel Überfluß.«

»Verzeiht, doch mir schien, als hättet Ihr mir gesagt . . . ich glaubte zu hören . . . ich bildete mir ein, Ihr hättet einen Associe.«

»Ah! Mordieux, das ist wahr!« rief d'Artagnan errötend, »Planchet. Bei meinem Leben, ich vergaß Planchet! . . . Ah! nun sind meine hunderttausend Taler angegriffen . . . Das ist Schade, die Summe war rund, wohlklingend . . . Es ist wahr, Athos, ich bin durchaus nicht reich. Welches Gedächtnis? habt Ihr!«

»Ja, es ist ziemlich gut, Gott sei Dank!«

»Dieser brave Planchet,« murmelte d'Artagnan, »er hatte da keinen schlechten Traum. Teufel, welche Spekulation! Nun, was einmal gesagt ist, ist gesagt.«

»Wie viel gebt Ihr ihm?«

»Oh!« machte d'Artagnan, »er ist kein schlimmer Bursche, ich werde immerhin gut mit ihm in Ordnung kommen; seht, ich habe Unglück, ich habe Kosten gehabt, dies Alles muß in Anrechnung gebracht werden.«

»Mein Lieber, ich bin Eurer sehr sicher,« sprach Athos ruhig, »und ich habe nicht bange für diesen guten Planchet; seine Interessen sind besser in Euren Händen als in den seinigen; doch nun, da Ihr nichts mehr hier zu tun habt, laßt uns abreisen, wenn es Euch beliebt. Ihr bedankt Euch bei Seiner Majestät, fragt, ob sie Euch keinen Befehl zu erteilen habe, und in sechs Tagen können wir die Türme von Notre-Dame erschauen.«

»Mein Freund, ich brenne in der Tat vor Verlangen, abzureisen, und werde auf der Stelle in Ehrfurcht vom König Abschied nehmen.«

»Und ich will noch einige Personen in der Stadt begrüßen und dann gehöre ich Euch,« sprach Athos.

»Wollt Ihr mir Grimaud leihen?«

»Von Herzen gern . . . Was gedenkt Ihr mit ihm zu machen?«

»Etwas sehr Einfaches, was ihn nicht ermüden wird. Ich werde ihn bitten, meine Pistolen zu bewachen, welche hier auf dem Tisch neben diesen Kisten liegen.«

»Sehr gut,« sagte Athos unstörbar.

»Und nicht wahr, er wird sich nicht entfernen?«

»Ebenso wenig als die Pistolen selbst.«

»Dann gehe ich zu Seiner Majestät. Auf Wiedersehen.«

D'Artagnan kam wirklich in den Palast von Saint-James, wo Karl II., der gerade mit dem Schreiben seiner Briefe beschäftigt war, ihn eine gute Stunde im Vorzimmer warten ließ.

Während d'Artagnan in der Galerie auf und ab, von den Türen zu den Fenstern und von den Fenstern zu den Türen ging, glaubte er einen Mantel dem von Athos ähnlich, durch das Vestibule schreiten zu sehen; doch in dem Augenblick, wo er diesen Umstand bewahrheiten wollte, rief ihn der Huissier zu Seiner Majestät.

Karl II. rieb sich die Hände, während er den Dank unseres Freundes entgegennahm.

»Chevalier,« sagte er, »Ihr habt Unrecht, mir dankbar zu sein; ich habe Euch nicht den vierten Teil von dem bezahlt, was die Geschichte von der Kiste, in die Ihr den braven General . . . ich meine den vortrefflichen Herzog von Albermale, eingesperrt, wert ist.« Und der König brach in ein schallendes Gelächter aus.

D'Artagnan glaubte Seine Majestät nicht unterbrechen zu dürfen und lächelte mit einer stolzen Bescheidenheit.

»Ah!« fuhr Karl II. fort, »hat Euch unser lieber Monk wirklich verziehen?«

»Verziehen! ich hoffe ja, Sire.«

»Ei! . . . der Streich war grausam . . . Den ersten Mann der englischen Revolution wie einen Hering in eine Tonne packen! . . . An Eurer Stelle würde ich nicht trauen, Chevalier.«

»Aber, Sire . . . «

»Ich weiß, daß Monk Euch seinen Freund nennt . . . Doch er hat ein zu tiefes Auge, um nicht Gedächtnis zu besitzen, eine zu hohe Augenbraue, um nicht sehr hoffärtig zu sein, Ihr wisst **grande supercilium**.«

»Ich werde sicherlich Lateinisch lernen,« sagte d'Artagnan zu sich selbst.

»Hört,« rief der König entzückt, »ich muß Eure Aussöhnung bewerkstelligen; ich werde mich dabei so benehmen . . . «

D'Artagnan biß sich auf die Lippen.

»Erlaubt mir Eure Majestät, ihr die Wahrheit zu sagen?«

»Sprecht, Chevalier.«

»Sire, Ihr macht mir furchtbar bange . . . wenn Eure Majestät meine Angelegenheit ordnet, wie sie hierzu Lust zu haben scheint, so bin ich ein verlorener Mann; der Herzog läßt mich ermorden.«

Der König schlug abermals ein Gelächter auf, das die Angst von d'Artagnan in Schrecken verwandelte.

»Sire, ich bitte, habt die Gnade, diese Unterhandlung mir zu überlassen . . . und wenn Ihr dann meiner Dienste nicht mehr bedürft . . . «

»Nein, Chevalier. Ihr wollt abreisen?« versetzte Karl II. mit einer immer mehr beunruhigenden Heiterkeit.

»Wenn Eure Majestät nichts mehr von mir zu verlangen hat.«

Karl wurde allmählig wieder ernst.

»Nur Eines. Besucht meine Schwester, Lady Henriette; kennt sie Euch?«

»Nein, Sire; doch . . . ein alter Soldat wie ich ist kein angenehmes Schauspiel für eine junge und heitere Prinzessin.«

»Es ist mein Wille, sage ich, daß meine Schwester Euch kennen lerne; sie soll im Notfall auf Euch zählen können.«

»Sire, Alles, was Eurer Majestät teuer ist, wird für mich heilig sein.«

»Wohl . . . Parry! komm, mein guter Parry.«

Die Seitentüre öffnete sich; Parry trat ein und sein Gesicht strahlte, sobald er den Chevalier erblickte.

»Was macht Rochester?« fragte der König.

»Er ist mit den Damen auf dem Kanal,« erwiderte Parry.

»Und Buckingham.«

»Auch.«

»Ganz vortrefflich! Du führst den Chevalier zu Villiers, — dies ist der Herzog von Buckingham, Chevalier, — und Du bittest den Herzog, Herrn d'Artagnan Lady Henriette vorzustellen.«



Parry verbeugte sich und lächelte d'Artagnan zu.
»Chevalier,« fuhr der König fort, »das ist Eure Abschiedsaudienz, und Ihr könnt sodann abreisen, wenn Ihr wollt.«
»Sire, ich danke.«
»Doch schließt Euren Frieden mit Monk.«
»Oh! Sire . . . «
»Ihr wisst, daß einer meiner Vasallen zu Eurer Verfügung steht.«
»Aber, Sire, Ihr überhäuft mich mit Güte, und ich werde es nie dulden, daß Offiziere Eurer Majestät sich meiner wegen bemühen.«
Der König klopfte d'Artagnan auf die Schulter und erwiderte:
»Niemand bemüht sich Euret wegen, Chevalier, sondern eines

Botschafters wegen, den ich nach Frankreich schicke, und dem Ihr, glaube ich, gern als Gefährte dienen werdet, denn Ihr kennt ihn.«

D'Artagnan schaute ganz erstaunt.

»Es ist ein gewisser Graf de la Fère . . . der, welchen Ihr Athos nennt,« fügte der König bei, indem er das Gespräch endigte, wie er es begonnen hatte, nämlich durch ein freudiges Gelächter. »Lebt wohl, Chevalier, lebt wohl. Liebt mich, wie ich Euch liebe.«

Hiernach machte der König Parry ein Zeichen, um ihn zu fragen, ob Jemand in dem anstoßenden Kabinett warte, und verschwand in diesem Kabinett, während der Chevalier ganz verblüfft über die seltsame Audienz an seinem Platze stehen blieb.

Der Greis nahm ihn freundschaftlich beim Arm und führte ihn nach den Gärten.

XXI.

Auf dem Kanal.

Auf dem Kanal mit dem undurchsichtig grünen Gewässer, mit der marmornen Einfassung, worauf die Zeit schwarze Flecken und Moosplatten ausgebreitet hatte, schwamm majestätisch eine lange, flache Barke unter der englischen Flagge, überragt von einem Prachthimmel und ausgeschmückt mit langen damaszierten Stoffen, die ihre Fransen im Wasser schlepften. Acht Schiffer, welche sachte auf die Ruder drückten, machten die Barke sich auf dem Kanal mit der anmutigen Langsamkeit der Schwäne fortbewegen, die, gestört in ihrem alten Besitztum durch den Sog des Fahrzeugs, von fern diese Herrlichkeit und dieses Geräusch vorüberziehen sahen. Wir sagen Geräusch, denn auf der Barke befanden sich vier Zither- und Lautenspieler, zwei Sänger und mehrere ganz von Gold und Edelsteinen schimmernde Höflinge, welche nach Herzenslust ihre weißen Zähne zeigten, um Lady Stuart zu gefallen, der Enkelin von Heinrich IV., der Tochter von Karl I., der Schwester von Karl II., welche den Ehrenplatz unter dem Prachthimmel dieser Barke einnahm.



Buckingham.

Buckingham.

Wir kennen diese junge Prinzessin, wir haben sie im Louvre mit ihrer Mutter gesehen, wo es ihr an Holz, an Brot gebrach, wo sie vom Coadjutor und den Parlamenten ernährt wurde. Sie hatte, wie ihre Brüder, eine harte Jugend durchgemacht; dann war sie plötzlich aus diesem langen und grausamen Traum auf den Stufen eines Thrones sitzend, umgeben von Höflingen und Schmeichlern erwacht. Wie Maria Stuart, als sie aus dem Gefängnis trat, atmete sie daher das Leben und die Freiheit, und mehr noch die Macht und den Reichtum ein.

Lady Henriette war heranwachsend eine merkwürdige Schönheit geworden, welche die Restauration, die so eben stattgefunden, berühmt machte. Das Unglück hatte ihr den Schimmer des Stolzes benommen, doch das Glück gab ihr denselben wieder. Sie glänzte in ihrer Freude und in ihrer Wohlfahrt wie jene Treibhauspflanzen, welche, in einer Nacht beim ersten Froste des Herbstes vergessen, ihren Kopf geneigt haben, aber am andern Tage, in der Atmosphäre, in der sie geboren worden, wieder erwärmt, sich glänzender als je erheben.

Lord Villiers von Buckingham, Sohn von demjenigen, welcher eine so bedeutende Rolle in den ersten Kapiteln dieser Geschichte spielt, Lord Villiers von Buckingham, ein schöner Kavalier, schwermütig bei den Frauen, lustig bei den Männern, und Vilmot von Rochester, lustig bei beiden Geschlechtern, standen in diesem Augenblick vor Lady Henriette und machten sich das Recht, sie zum Lächeln zu bringen, streitig.

Die junge schöne Prinzessin, die sich an ein mit Gold gesticktes Kissen von Sammet anlehnte und die Hände träge in das Wasser hängen ließ, horchte gleichgültig auf die Musiker, ohne sie zu hören, und hörte auf die Höflinge, ohne daß sie das Aussehen hatte, als horchte sie auf sie.

Lady Henriette, dieses Wesen voll Anmut, dieses weibliche Geschöpf, das die Reize Frankreichs mit denen von England verband, war, da sie noch nicht geliebt hatte, grausam in ihrer Coquetterie. Das Lächeln, diese naive Gunstbezeugung der jungen Mädchen, erleuchtete auch nicht einmal ihr Antlitz, und wenn sie zuweilen die Augen aufschlug, so geschah es, um sie mit solcher Starrheit auf den einen oder den andern Kavalier zu heften, daß ihre Galanterie, so dreist sie auch sonst war, darüber in Unruhe geriet und schüchtern wurde.

Das Schiss ging immer weiter, die Musiker strengten alle ihre Kräfte an und die Höflinge kamen allmählig außer Atem. Die Fahrt kam ohne Zweifel der Prinzessin eintönig vor, denn plötzlich schüttelte sie den Kopf mit einer Miene der Ungeduld und sagte:

»Es ist genug, meine Herren, kehren wir zurück.«

»Ah! Madame,« erwiderte Buckingham, »wir sind sehr unglücklich, es ist uns nicht gelungen, Eure Hoheit die Spazierfahrt angenehm finden zu lassen.«

»Meine Mutter erwartet mich,« sprach Lady Henriette, »auch muß ich es Euch offenherzig gestehen, meine Herren, ich langweile mich.«

Und während sie dieses grausame Wort sagte, suchte die Prinzessin jeden von den zwei jungen Leuten, welche über eine solche Offenherzigkeit bestürzt zu sein schienen, durch einen Blick zu trösten. Der Blick brachte seine Wirkung hervor. Die zwei Gesichter klärten sich auf; doch sogleich, als hätte die königliche Coquette gedacht, sie habe zu viel für zwei Sterbliche getan, machte sie eine Bewegung, wandte ihren zwei Anbetern den Rücken zu und schien sich in eine Träumerei zu versenken, an der sie offenbar keinen Teil hatten.

Buckingham biß sich voll Zorn auf die Lippen, denn er war wirklich in Lady Henriette verliebt, und in dieser Eigenschaft nahm er Alles im Ernst. Rochester biß sich auch darauf, doch da sein Geist immer sein Herz beherrschte, so geschah dies einzig und allein, um ein boshafte Gelächter zurückzudrängen.

Die Prinzessin ließ an dem steilen User mit dem zarten, blühenden Rasen ihre Augen hinschweifen, die sie von den beiden jungen Leuten abwandte. Sie erblickte in der Ferne Parry und d'Artagnan.

»Wer kommt dort?« fragte sie.

Die zwei jungen Leute wandten sich mit der Geschwindigkeit des Blitzes um.

»Parry,« antwortete Buckingham, »nur Parry.«

»Verzeiht,« sagte Rochester, »ich sehe, wie mir scheint, einen Begleiter bei ihm.«

»Ja, einmal,« sprach die Prinzessin, »und dann, sagt, Mylord, was bedeuten die Worte: ›Nur Parry?‹

»Madame,« erwiderte Buckingham gereizt, »der treue Parry, der umherirrende Parry, der ewige Parry ist, glaube ich, von keiner großen Bedeutung.«

»Ihr täuscht Euch, Herr Herzog: Parry, der umherirrende Parry ist immer im Dienste meiner Familie umhergeirrt, und der Anblick dieses Dieners ist stets für mich ein süßes Schauspiel.«

Lady Henriette verfolgte die bei hübschen Frauen und besonders bei gefallsüchtigen Frauen gewöhnliche Progression:

sie ging von der Laune zum Widerspruch über; der Verliebte hatte die Laune ausgehalten, er mußte sich unter dem Widerspruchsgeiste beugen. Buckingham machte einen Bückling, antwortete aber nicht.

»Es ist wahr,« sagte Rochester, sich ebenfalls verbeugend, »Parry ist ein Muster von einem Diener; doch Madame, er ist nicht mehr jung, und wir lachen nur, wenn wir heitere Dinge sehen. Ist ein Greis etwas sehr Heiteres?«

»Genug, Mylord,« entgegnete Lady Henriette, »dieser Gegenstand des Gesprächs verletzt mich.«

Dann mit sich selbst sprechend, fuhr sie fort:

»Es ist wahrlich unerhört, wie wenig Rücksicht die Freunde meines Bruders auf seine Diener haben.«

»Ah! Madame,« rief Buckingham, »Eure Hoheit durchbohrt mir das Herz mit einem von ihren eigenen Händen geschmiedeten Dolch.«

»Was soll dieser in Form eines französischen Madrigals ausgedrückte Satz bedeuten? Ich verstehe ihn nicht.«

»Er soll bedeuten, Madame, daß Ihr selbst, so gut, so bezaubernd, so gefühlvoll Ihr seid, zuweilen über das abgeschmackte Geschwätze dieses guten Parry, für den Eure Hoheit heute so wunderbar empfindlich ist, gelacht, — verzeiht, ich wollte sagen, gelächelt habt.«

»Es mag sein, Mylord,« erwiderte Lady Henriette, »habe ich mich so vergessen, so habt Ihr Unrecht, mich daran zu erinnern.«

Und sie machte eine Bewegung der Ungeduld.

»Dieser gute Parry will mich, glaube ich, sprechen, Herr von Rochester, ich bitte, laßt ans Land fahren.«

Rochester beeilte sich, den Befehl der Prinzessin zu wiederholen, und nach wenigen Minuten berührte die Barke das Ufer.

»Steigen wir aus,« sagte Lady Henriette, indem sie den Arm nahm, den ihr Rochester bot, obgleich Buckingham viel näher war und ihr den seinigen auch geboten hatte. Dann führte Rochester mit einem schlecht verborgenen Hochmut, der Buckingham das Herz durchbohrte, die Prinzessin über die kleine Brücke, welche die Schiffsleute von der königlichen Barke an das Ufer gelegt

hatten.

»Wohin geht Eure Hoheit?« fragte Rochester.

»Ihr seht es, Mylord, zu dem guten Parry, der, wie Mylord Buckingham sagte, umherirrt und mich mit seinen durch die Tränen, die er über unser Unglück vergossen, geschwächten Augen sucht.«

»Oh! mein Gott!« sagte Rochester, »wie traurig ist Eure Hoheit heute! Es ist in der Tat, als kämen wir ihr wie lächerliche Narren vor.«

»Sprecht für Euch,« unterbrach ihn Buckingham ärgerlich: »ich mißfalle Ihrer Hoheit so sehr, daß ich ihr als gar nichts vorkomme.«

Weder Rochester, noch die Prinzessin antworteten; man sah nur Lady Henriette ihren Ritter in rascherem Laufe fortziehen, Buckingham blieb zurück und benützte diese Vereinzelnung, um so wütende Bisse in sein Sacktuch zu tun, daß das Tuch beim dritten Zahnschlag in Fetzen zerrissen war.

»Parry, guter Parry,« sagte die Prinzessin mit ihrer sanften Stimme, »komm hierher; ich sehe, daß Du mich suchst, und ich erwarte Dich.«

»Ah! Madame,« sprach Rochester, der seinem, wie gesagt, zurückgebliebenen Gefährten freundlich zu Hilfe kam, »wenn Parry Eure Hoheit nicht sieht, so ist der Mann, der ihn begleitet, ein genügender Führer selbst, für einen Blinden, denn, in der Tat, dieser Mensch hat Flammenaugen, es ist ein Leuchtturm mit doppelter Lampe.«

»Der ein sehr schönes und martialisches Gesicht beleuchtet,« sagte die Prinzessin, entschlossen, jedem Scherz eine scharfe Spitze entgegenzubieten.

Rochester verbeugte sich.

»Einer von den kräftigen Soldatenköpfen, wie man sie nur in Frankreich sieht,« fügte die Prinzessin mit, der Hartnäckigkeit des Weibes bei, das der Straflosigkeit sicher ist.

Rochester und Buckingham schauten sich an, als wollten sie sagen:

»Aber was hat sie denn?«

»Seht, Herr von Buckingham, was Parry will,« sprach Lady

Henriette, »geht.«

Der junge Mann, der diesen Befehl wie eine Gunstbezeugung betrachtete, faßte wieder Mut und lief Parry entgegen, welcher, stets von d'Artagnan gefolgt, langsam auf die edle Gesellschaft zuschritt. Parry ging langsam wegen seines Alters. D'Artagnan schritt langsam und edel einher, wie d'Artagnan mit einer Drittelmillion gefüttert gehen mußte, nämlich ohne Prahlerei, aber auch ohne Schüchternheit. Als Buckingham, der mit großem Eifer dem Willen der Prinzessin entsprach, welche auf einer Marmorbank, als wäre sie von der kurzen Strecke, die sie gemacht, ermüdet, zurück geblieben war, als Buckingham, sagen wir, nur noch einige Schritte von Parry entfernt war, erkannte ihn dieser.

»Ah! Mylord,« sagte er ganz atemlos, »will Eure Herrlichkeit dem König gehorchen?«

»Worin, Herr Parry?« fragte der junge Mann mit einer Art von Kälte, welche indessen durch den Wunsch, der Prinzessin angenehm zu sein, etwas gemildert war.

»Seine Majestät bittet Euer Herrlichkeit, diesen Herrn Lady Henriette Stuart vorzustellen.«

»Wer ist der Herr?« fragte der Herzog mit hoffärtigem Wesen.

D'Artagnan war bekanntlich leicht zum Zorn zu reizen; der Ton von Lord Buckingham mißfiel ihm. Er schaute dem Höflinge scharf in's Gesicht und zwei Blitze sprangen unter seiner gefalteten Stirne hervor. Dann aber suchte er sich zu überwinden und antwortete ruhig:

»Der Herr Chevalier d'Artagnan, Mylord.«

»Verzeiht, mein Herr, durch diesen Namen erfahre ich Euren Namen und nicht mehr.«

»Was meint Ihr damit?«

»Ich meine, daß ich Euch nicht kenne.«

»Ich bin glücklicher als Ihr,« erwiderte d'Artagnan, »denn ich habe die Ehre gehabt. Eure Familie und besonders Mylord Herzog von Buckingham, Euren erhabenen Vater, sehr genau kennen zu lernen.«

»Meinen Vater?« erwiderte Buckingham. »Inder Tat, mein Herr, es ist mir nun, als erinnerte ich mich . . . Der Herr Chevalier

d'Artagnan, sagt Ihr?»

»In Person,« antwortete d'Artagnan sich verbeugend.

»Verzeiht, seid Ihr nicht einer von den Franzosen, welche zu meinem Vater in gewissen geheimen Beziehungen standen?«

»Ganz richtig, mein Herr, ich bin einer von jenen Franzosen.«

»Dann erlaubt mir eine Bemerkung: es ist doch seltsam, daß mein Vater zu seinen Lebzeiten nie von Euch hat sprechen hören.«

»Nein, mein Herr, doch er hat bei seinem Tode von mir sprechen hören, denn ich war es, der ihm durch den Kammerdiener von Anna von Österreich eine Warnung vor der Gefahr, die ihn bedrohte, zustellen ließ; leider kam die Warnung zu spät.«

»Gleichviel, mein Herr,« sagte Buckingham, »ich begreife nun: da Ihr die Absicht hattet, dem Vater einen Dienst zu leisten, so wollt Ihr nun die Protektion des Sohnes in Anspruch nehmen.«

»Mylord,« erwiderte d'Artagnan phlegmatisch, »vor Allem nehme ich die Protektion von Niemand in Anspruch. Seine Majestät König Karl II., dem ich einige Dienste zu leisten die Ehre gehabt habe, — (ich muß Euch sagen, mein Herr, daß mein Leben in dieser Beschäftigung hingegangen ist), — König Karl II., der mich mit einigem Wohlwollen beehrt, wünschte, daß ich Lady Henriette, seiner Schwester, vorgestellt würde, der ich In Zukunft vielleicht auch nützlich zu sein das Glück haben werde. Seine Majestät wusste Euch aber in diesem Augenblick bei Ihrer Hoheit und hat mich durch Parry an Euch adressiert. Es gibt hierbei kein anderes Geheimnis. Ich verlange durchaus nichts von Euch, und wenn Ihr mich nicht vorstellen wollt, so werde ich den Schmerz haben. Eurer hierbei entbehren zu müssen, und die Kühnheit, mich selbst vorzustellen.«

»Mein Herr,« entgegnete Buckingham, der durchaus das letzte Wort haben wollte, »Ihr werdet wenigstens nicht vor einer durch Euch hervorgerufenen Erklärung zurückweichen.«

»Ich weiche nie zurück.« antwortete d'Artagnan.

»Da Ihr geheime Beziehungen zu meinem Vater gehabt habt, so müßt Ihr einige Einzelheiten, einige besondere Umstände kennen.«

»Diese Beziehungen sind schon so fern von uns, — denn Ihr wart noch nicht einmal geboren, — und einiger unglücklicher Diamant-Nestelstifte wegen, die ich aus seinen Händen empfangen und nach Frankreich zurückgebracht habe, ist es wahrhaftig nicht der Mühe wert, so viele Erinnerungen wiederzuerwecken.«

»Ah! mein Herr,« sprach Buckingham lebhaft, indem er sich d'Artagnan näherte und ihm die Hand reichte, »Ihr seid es also! Ihr, den mein Vater so sehr suchte, und der so viel von uns erwarten konnte.«

»Erwarten, mein Herr! in der Tat, das ist meine Stärke, und ich habe mein ganzes Leben gewartet.«

Mittlerweile war die Prinzessin, müde, den Fremden nicht zu sich kommen zu sehen, aufgestanden und hatte sich genähert.

»Ihr werdet wenigstens nicht auf die Vorstellung zu warten haben, die Ihr von mir verlangt,« sagte Buckingham.

Dann wandte sich der junge Mann um, verbeugte sich vor Lady Henriette und sprach:

»Madame, gemäß dem Wunsche Eures Bruders habe ich die Ehre, Eurer Hoheit den Herrn Chevalier d'Artagnan vorzustellen.«

»Damit Eure Hoheit im Falle der Not eine feste Stütze und einen ergebenen Freund habe,« fügte Parry bei.

D'Artagnan verbeugte sich.

»Ihr habt noch etwas zu sagen,« erwiderte Lady Henriette, d'Artagnan zulächelnd, während sie das Wort an den alten Diener richtete.

»Ja, Madame, der König wünscht, Eure Hoheit möge den Namen sorgfältig in ihrem Gedächtnis bewahren und sich des Verdienstes von Herrn d'Artagnan erinnern, dem Seine Majestät, wie sie sagt, die Wiedererlangung des Königreichs verdankt.«

Buckingham, die Prinzessin und Rochester schauten sich erstaunt an.

»Dies,« sagte d'Artagnan, »dies ist ein anderes kleines Geheimnis, dessen ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gegen den Sohn von König Karl II. rühmen werde, wie ich es gegen Euch wegen der Diamanten-Nestelstifte getan habe.«

»Madame,« sprach Buckingham, »dieser Herr erinnert mich

zum zweiten Male an ein Ereignis, das meine Neugierde so sehr erregt, daß ich es wage, Euch um Erlaubnis zu bitten, einen Augenblick mit ihm beiseit treten und allein mit ihm sprechen zu dürfen.«

»Tut das, mein Herr,« antwortete die Prinzessin, »doch bringt schleunigst zu der Schwester den dem Bruder so sehr ergebenen Freund zurück.«

Und sie nahm wieder den Arm von Rochester, während Buckingham den von d'Artagnan nahm.

»Ah! Chevalier,« sagte Buckingham, »erzählt mir doch diese ganze Geschichte mit den Diamanten, die Niemand in England weiß, nicht einmal der Sohn desjenigen, welcher der Held davon war.«

»Mein Herr, ein einziger Mensch hatte das Recht, diese ganze Geschichte, wie Ihr sagt, zu erzählen, dies war Euer Vater, Mylord; er hat es für geeignet erachtet, zu schweigen, und ich bitte Euch um Erlaubnis, sein Beispiel nachahmen zu dürfen.«

Nachdem er so gesprochen, verbeugte sich d'Artagnan wie ein Mann, bei dem kein Bitten und Drängen irgend eine Macht ausüben würde.

»Wenn dem so ist, mein Herr,« sprach Buckingham, »so bitte ich Euch, verzeiht mir meine Unbescheidenheit, und wenn ich eines Tags auch nach Frankreich ginge . . . «

Und er wandte sich um und schaute noch einmal nach der Prinzessin, die sich nichts um ihn bekümmerte, da sie ganz in ein Gespräch mit Rochester vertieft war oder vertieft zu sein schien.

Buckingham seufzte.

»Nun, Mylord?« fragte d'Artagnan.

»Ich sagte also, wenn ich eines Tages auch nach Frankreich ginge . . . «

»Ihr werdet dahin gehen,« sprach d'Artagnan lächelnd, »ich stehe Euch dafür.«

»Und warum dies?«

»Ah! ich habe eine eigentümliche Art der Vorhersagung, und selten täusche ich mich, wenn ich einmal vorhersage. Kommt Ihr also nach Frankreich? . . . «

»Wohl, mein Herr, Ihr, von dem die Könige die kostbare

Freundschaft verlangen, die ihnen Kronen zurückgibt . . . darf ich Euch um ein wenig von der großen Teilnahme bitten, die Ihr meinem Vater habt angedeihen lassen?«

»Mylord,« erwiderte d'Artagnan, »glaubt mir, ich werde mich für sehr geehrt halten, wenn Ihr Euch dort noch erinnern wollt, daß Ihr mich hier gesehen habt. Und nun erlaubt . . . «

Dann sich gegen Lady Henriette umwendend, sprach er:

»Madame, Eure Hoheit ist eine Tochter Frankreichs, und in dieser Eigenschaft hoffe ich sie in Paris wiederzusehen. Einer meiner glücklichsten Tage wird der sein, wo mir Eure Hoheit einen Befehl erteilen wird, der mich daran erinnert, daß sie die Empfehlung ihres erhabenen Bruders nicht vergessen hat.«

Und er verbeugte sich vor der jungen Prinzessin, die ihm mit einer ganz königlichen Anmut die Hand zum Kusse reichte.

»Ah! Madame,« sagte Buckingham ganz leise, »was müßte man tun, um von Eurer Hoheit eine ähnliche Gunst zu erlangen?«

»Ei! Mylord,« erwiderte Lady Henriette, »fragt Herrn d'Artagnan, und er wird es Euch sagen.«

XXII.

Wie d'Artagnan, als wäre er eine Fee, ein Landhaus aus einer tannenen Kiste zog.

Die Worte des Königs in Betreff der Eitelkeit von Monk hatten d'Artagnan keine geringe Furcht eingeflößt. Der Lieutenant hatte sein ganzes Leben die große Kunst besessen, seine Feinde zu wählen, und geschah es, daß er unversöhnliche und unüberwindliche annahm, so war dies der Fall, weil er unter keinem Vorwand es anders machen konnte. Doch die Gesichtspunkte verwandeln sich ungemein im Leben. Es ist dies eine magische Laterne, deren Ansichten das Auge des Menschen jedes Jahr verändert. Daraus geht hervor, daß zwischen dem letzten Tag eines Jahres, wo man weiß sah, und dem ersten des andern, wo man schwarz sehen wird, nur der Raum einer Nacht liegt.

Als d'Artagnan von Calais mit seinen zehn Strolchen abreiste, kümmerte er sich ebenso wenig darum, ob es einen Strauß mit Goliath, mit Nebukadnezar oder mit Holofernes gegolten hätte, oder ob er seinen Degen mit einem Rekruten gekreuzt oder einen Streit mit seiner Wirtin bekommen haben würde. Er glich dem Sperber, der, wenn er Hunger hat, einen Widder angreift. Der Hunger blendet. Aber der gesättigte d'Artagnan, der reiche d'Artagnan, d'Artagnan der Sieger, d'Artagnan stolz auf einen so schwierigen Triumph, d'Artagnan hatte zu viel zu verlieren, um nicht Zahl für Zahl mit dem wahrscheinlichen schlimmen Geschick zu rechnen.

Während er von seiner Vorstellung zurückkehrte, dachte daher d'Artagnan nur daran, einen so mächtigen Mann wie Monk für sich zu gewinnen, einen Mann, den auch Karl, obgleich er König war, auf das Schonendste behandelte und sich geneigt zu erhalten suchte; denn kaum wieder auf seinen Thron gestellt, konnte der Beschützte noch des Beschützers bedürfen, und würde ihm folglich vorkommenden Falles nicht die kleine Befriedigung verweigern, Herrn d'Artagnan deportieren, oder ihn in irgend einen Turm von Middlessex einsperren, oder ihn auf der

Überfahrt von Dover nach Boulogne ein wenig ertränken zu lassen. Solche Befriedigungen gewähren Könige den Vicekönigen, ohne sich irgend ein Bedenken daraus zu machen.

Es war sogar nicht einmal nötig, daß sich der König bei der Gegenrolle des Stückes, wo sich Monk seine Genugtuung nehmen würde, tätig zeigte. Die Rolle des Königs könnte sich ganz einfach darauf beschränken, daß er dem Vicekönig von Irland Alles verzeihen würde, was er gegen d'Artagnan unternähme. Das Gewissen des Herzogs von Albermale brauchte nicht mehr zu seiner Beruhigung als ein lachend ausgesprochenes! Absolvate, oder das Gekritzel **Charles the King** unten an einem Pergament, und mit diesen zwei ausgesprochenen oder drei geschriebenen Worten war der arme d'Artagnan für immer unter den Trümmern seiner Einbildungskraft begraben.

Und dann, was ein für einen so vorsichtigen Mann, wie unser Musketier, sehr beunruhigender Umstand war, und dann sah er sich allein, und die Freundschaft von Athos genügte nicht, um ihn zu beruhigen.

Hätte es sich nur um eine gute Austeilung von Degenstichen gehandelt, so würde der Musketier allerdings auf seinen Landsmann gezählt haben; doch bei zarten Verhältnissen zu einem König, wo das Vielleicht eines unglücklichen Zufalls zu der Rechtfertigung von Monk oder von Karl II. beitragen dürfte, kannte d'Artagnan hinreichend Athos, um sicher zu sein, er würde der Redlichkeit des Überlebenden den schönsten Teil bewilligen und sich darauf beschränken, viele Thrakien auf dem Grabe des Tobten zu vergießen und, falls der Tote sein Freund wäre, hernach eine Grabschrift für ihn mit den pomphaftesten Superlativen abzufassen.

»Offenbar,« dachte der Gascogner, und dieser Gedanke war das Resultat der Betrachtungen, die er ganz leise angestellt hatte, während wir sie ganz laut anstellen, »offenbar muß ich mich mit Herrn Monk versöhnen und einen Beweis von seiner vollkommenen Gleichgültigkeit in Beziehung auf das Vergangene erlangen. Ist er, was Gott verhüten möge, noch verdrießlich und zurückhaltend im Ausdruck dieses Gefühls, so gebe ich mein Geld Athos mit, ich bleibe in England gerade lang genug, um ihn

zu entschleiern; dann, da ich ein lebhaftes Auge und einen leichten Fuß habe, ergreife ich das erste feindliche Zeichen, mache mich aus dem Staube, verberge mich bei Mylord von Buckingham, der mir im Grunde ein guter Teufel zu sein scheint, und erzähle ihm zum Lohn für seine Gastfreundschaft die ganze Geschichte mit den Diamanten, die jetzt Niemand mehr kompromittieren kann, als eine alte Königin, welche, da sie nun die Frau eines Erzknäusers, wie Herr von Mazarin, ist, wohl dafür, daß sie einst die Geliebte eines schönen, edlen Herrn wie Buckingham gewesen, angesehen werden darf. Mordieux! das ist abgemacht, und dieser Monk wird mich nicht übertreffen. Ei! überdies habe ich eine Idee!«

Man weiß, daß es d'Artagnan im Allgemeinen nicht an Ideen gebrach.

Während seines Selbstgesprächs hatte sich d'Artagnan bis ans Kinn zugeknöpft, und nichts erregte in ihm so sehr die Einbildungskraft, als diese Vorbereitung zu einem Kampf, von den Römern *Accinctio* genannt. Er kam ganz erhitzt in die Wohnung des Herzogs von Albermale. Man führte ihn beim Vicekönig mit einer Eile ein, welche bewies, daß man ihn als zum Hause gehörig betrachtete. Monk war in seinem Arbeitscabinet.

»Mylord,« sagte d'Artagnan mit jenem Ausdruck von Offenherzigkeit, den der Gascogner so gut auf seinem listigen Gesicht zu verbreiten wusste, »Mylord, ich komme, um Eure Herrlichkeit um einen Rat zu bitten.«

Ebenso moralisch zugeknöpft, als es sein Gegner physisch war, erwiderte Monk:

»Verlangt, mein Lieber.«

Und sein Gesicht bot einen nicht minder offenen Ausdruck, als das von d'Artagnan.

»Mylord, versprecht mir vor Allem Geheimhaltung und Nachsicht.«

»Ich verspreche Euch Alles, was Ihr wollt. Sagt, was gibt es?«

»Mylord, ich bin nicht ganz mit dem König zufrieden.«

»Ah! wahrhaftig? Und in welcher Hinsicht, mein lieber Lieutenant, wenn es Euch beliebt?«

»Seine Majestät überläßt sich zuweilen für seine Diener sehr

kompromittierenden Scherzen, und der Scherz, Mylord, ist eine Waffe, welche die Leute vom Schwert, wie wir, ungemein verletzt.«

Monk gab sich alle Mühe, um seine Gedanken nicht zu verraten; doch d'Artagnan belauerte ihn mit einer zu beharrlichen Aufmerksamkeit, um nicht eine unmerkliche Röte auf seinen Wangen wahrzunehmen.

»Ich, was mich betrifft,« sagte Monk mit der allernatürlichsten Miene, »ich bin kein Feind des Scherzes, mein lieber Herr d'Artagnan; meine Soldaten werden Euch sogar sagen, daß ich sehr oft im Lager ganz gleichgültig und mit einem gewissen Geschmack sogar die satyrischen Lieder anhörte, welche von der Armee von Lambert in die meinige übergingen und sicherlich die Ohren eines empfindlicheren Generals, als ich bin, geschunden hätten.

»Oh! Mylord, ich weiß, daß Ihr ein vollkommener Mann seid, ich weiß, daß Ihr seit langer Zeit über den menschlichen Erbärmlichkeiten steht, doch es gibt Scherze und Scherze, und gewisse haben für meine Person das Vorrecht, mich über allen Begriff aufzureizen.«

»Darf man wissen welche, **my dear**?«

»Diejenigen, welche gegen meine Freunde, oder gegen die Leute, die ich verehere, gerichtet sind.«

Monk machte unmerkliche Bewegung, die indessen d'Artagnan nicht entging.

»Ei!« fragte Monk, inwiefern kann der Nadelstich, der einen Andern ritzt. Eure Haut verletzen? Sprecht, erzählt mir das!«

»Mylord, ich will es Euch durch zwei Worte auseinandersetzen: es handelt sich um Euch.«

Monk machte einen Schritt gegen d'Artagnan.

»Um mich?«

»Ja, und das kann ich mir nicht erklären; daran ist übrigens vielleicht auch Schuld, daß ich seinen Charakter nicht kenne. Wie kann der König das Herz haben, über einen Mann zu spotten, der ihm so viele und so große Dienste geleistet hat? Wie soll ich es begreifen, daß er sich damit belustigt, einen Löwen wie Ihr mit einer kleinen Fliege wie ich in Streit zu bringen?«

»Ich sehe auch durchaus nichts hiervon.«

»Doch, doch! Kurz der König, der mir eine Belohnung schuldig war, konnte mich wie einen Soldaten belohnen, ohne die Geschichte mit dem Lösegeld zu ersinnen, die Euch berührt, Mylord.«

»Nein,« entgegnete Monk lachend, »sie berührt mich auf keine Weise, das schwöre ich Euch.«

»Nicht in Beziehung auf mich, das sehe ich wohl ein; Ihr kennt mich, Mylord, ich bin so verschwiegen, daß das Grab in Vergleichung mit mir schwatzhaft erscheinen würde; aber versteht Ihr, Mylord?«

»Nein,« erwiderte Monk hartnäckig.

»Wenn ein Anderer das Geheimnis wüsste, das ich weiß . . . «

»Welches Geheimnis?«

»Ei! Mylord, das unglückliche Geheimnis von Newcastle.«

»Ah! die Million des Herrn Grafen de la Fère.«

»Nein, Mylord, nein; das Unternehmen auf Eure Herrlichkeit.«

»Das war gut gespielt, Chevalier, und es ließ sich nichts dagegen sagen; Ihr seid ein Kriegermann, tapfer und listig zugleich, und dies beweist, daß Ihr die Eigenschaften von Fabius und von Hannibal vereinigt. Ihr habt Euch Eurer Mittel, der Stärke und der List, bedient; dagegen ist nichts einzuwenden, und es war meine Sache, mich zu hüten.«

»Ei! ich weiß es wohl, Mylord, und ich erwartete nicht weniger von Eurer Unparteilichkeit; wenn es auch nur die Entführung an und für sich gewesen wäre, Mordieux! das hätte nichts zu bedeuten; doch . . . «

»Was?«

»Doch die Umstände dieser Entführung.«

»Welche Umstände?«

»Ihr wisst wohl, was ich damit sagen will, Mylord.«

»Nein, Gott soll mich verdammen!«

»Es ist wahrhaftig sehr schwer zu sagen!«

»Nun also?«

»Nun! die verteufelte Kiste.«

Monk errötete sichtbar.

»Die unwürdige Kiste,« fuhr d'Artagnan fort, »die Kiste von Tannenholz, Ihr wisst?«

»Ich vergaß es.«

»Von Tannenholz, mit Löchern für die Nase und den Mund. In der Tat, Mylord, alles Übrige war gut, doch die Kiste, die Kiste! war offenbar ein schlechter Spaß.«

Monk hatte alle Mühe, sich zu bewältigen.

»Und dennoch,« sprach d'Artagnan, »und dennoch ist es ganz einfach, daß ich, ein Abenteurer - Kapitän, dies getan habe, weil ich, abgesehen von der etwas leichtsinnigen Handlung, die ich begangen, welche sich indessen vielleicht durch die ernstesten Umstände entschuldigen läßt, Umsicht und Zurückhaltung habe.«

»Oh!« rief Monk, »glaubt mir, Herr d'Artagnan, ich kenne und schätze Euch.«

D'Artagnan verlor Monk nicht aus dem Blick; er studierte Alles, was im Geist des Generals, während er sprach, vorging.

»Doch es handelt sich nicht um mich,« fuhr er fort.

»Um wen handelt es sich denn?«

»Es handelt sich um den König, der nie seine Zunge im Zaum halten wird.«

»Nun, und wenn er am Ende spräche?« fragte Monk zitternd.

»Mylord,« erwiderte d'Artagnan, »ich bitte, verstellt Euch nicht gegen einen Mann, der so offenherzig spricht, als ich es tue. Ihr habt das Recht, reizbar in Eurer Empfindlichkeit zu sein, so gutmütig Euer Charakter auch sonst sein mag. Was Teufels! es ist nicht am Platze, daß ein ernster Mann wie Ihr, der mit Kronen und Sceptern spielt wie ein Zigeuner mit Kugeln, es ist nicht am Platze, sage ich, daß ein ernster Mann wie eine Kuriosität der Naturgeschichte in eine Kiste eingeschlossen wird; denn Ihr begreift, das wäre um alle Eure Feinde vor Lachen bersten zu machen, und Ihr seid so groß, so edel, so hochherzig, daß Ihr deren viele haben müßt. Dieses Geheimnis dürfte das halbe Menschengeschlecht vor Lachen bersten machen, wenn man Euch in der Kiste darstellen würde. Es ist aber nicht geziemend, daß man so über die zweite Person des Königreiches lacht.«

Monk verlor ganz und gar die Fassung bei dem Gedanken, sich in seiner Kiste dargestellt zu sehen. Die Lächerlichkeit, wie dies

d'Artagnan richtig geahnt hatte, brachte auf ihn die Wirkung hervor, welche weder die Zufälle des Krieges, noch die Wünsche des Ehrgeizes, noch die Furcht vor dem Tod hatten hervorbringen können.

»Gut!« dachte der Gascogner, »er hat Angst: ich bin gerettet.«

»Oh! was den König betrifft,« sagte Monk, »seid unbesorgt, lieber Herr d'Artagnan, der König wird nicht mit Monk scherzen, das schwöre ich Euch!«

Der Blitz seiner Augen wurde auf dem Wege von d'Artagnan aufgefangen. Monk besänftigte sich sogleich wieder und fuhr fort:

»Der König ist eine zu edle Natur, der König ist zu hochherzig, um demjenigen übel zu wollen, der ihm Gutes getan hat.«

»Oh! gewiß,« rief d'Artagnan. »Ich bin ganz und gar Eurer Ansicht, was das Herz des Königs betrifft, doch nicht hinsichtlich seines Kopfes: er ist gut, aber er ist leichtsinnig.«

»Seid ruhig, der König wird nicht leichtsinnig gegen Monk sein.«

»Ihr seid also ruhig, Mylord?«

»Von dieser Seite, ja, vollkommen.«

»Oh! ich begreife Euch, Ihr seid ruhig in Beziehung auf den König.«

»Wie ich Euch gesagt habe.«

»Ihr seid nicht ebenso ruhig in Beziehung auf mich?«

»Mir dünkt, ich habe Euch versichert, daß ich an Eure Redlichkeit und Eure Verschwiegenheit glaube.«

»Gewiß, gewiß! doch Ihr werdet Eines bedenken.«

»Was?«

»Daß ich nicht allein bin, daß ich Gefährten habe, und was für Gefährten!«

»Oh! ja, ich kenne sie.«

»Leider, Mylord, sie kennen auch Euch.«

»Nun?«

»Sie sind dort in Boulogne und warten auf mich.«

»Und Ihr befürchtet . . . «

»Ja, ich befürchte, daß in meiner Abwesenheit . . . Bei Gott! wenn ich bei ihnen wäre, würde ich wohl für ihr Stillschweigen gutstehen.«

»Hatte ich Recht, wenn ich Euch sagte, sollte es eine Gefahr geben, so käme sie nicht von Seiner Majestät, wäre diese auch ein wenig zum Scherze geneigt, sondern von Euren Gefährten, wie Ihr sie nennt . . . Von einem König verspottet werden, ist am Ende noch erträglich; doch von Troßknechten . . . Gott verdamme mich!«

»Ja, ich begreife, das ist unerträglich, und deshalb wollte ich Euch fragen, Mylord . . . glaubt Ihr nicht, daß es gut wäre, wenn ich so bald als möglich nach Frankreich abreisen würde?«

»Gewiß, wenn Ihr denkt, daß Eure Gegenwart . . . «

»Allen diesen Schuftten imponiere? Oh! dessen bin ich sicher, Mylord.«

»Eure Gegenwart wird es indessen nicht verhindern, daß das Gerücht sich verbreitet, wenn es schon ein wenig laut zu werden begonnen hat.«

»Oh! es ist noch nichts davon laut geworden, Mylord, dafür büрге ich Euch. Glaubt mir in jedem Fall, daß ich zu Einem entschlossen bin.«

»Wozu?«

»Dem Ersten, der dieses Gerücht verbreitet, und dem Ersten, der es gehört hat, den Schädel zu zerschmettern. Dann komme ich nach England zurück, suche eine Zufluchtstätte und vielleicht auch Beschäftigung bei Eurer Herrlichkeit.«

»Oh! kommt zurück, kommt zurück!«

»Leider, Mylord, kenne ich nur Euch hier, und ich werde Euch nicht mehr finden, oder Ihr werdet mich in Eurer Größe vergessen haben.«

»Hört, Herr d'Artagnan,« erwiderte Monk, »Ihr seid ein vortrefflicher Mann, voll Geist und Mut; Ihr verdient jedes Glück dieser Welt; kommt mit mir nach Schottland, und ich schwöre Euch, ich gründe Euch in meinem Vicekönigthum ein Loos, um das Euch Jeder beneiden soll.«

»Oh! Mylord, das ist zu dieser Stunde unmöglich. Ich habe zu dieser Stunde eine heilige Pflicht zu erfüllen; ich habe über Eurem Ruhme zu wachen; ich habe es zu verhindern, daß ein schlechter Spaßmacher in den Augen der Zeitgenossen, wer weiß? vielleicht sogar in den Augen der Nachwelt, den Glanz Eures Namens

trübt.«

»Der Nachwelt, Herr d'Artagnan?«

»Ei! gewiß! Alle Umstände dieser Geschichte müssen für die Nachwelt ein Geheimnis bleiben; denn nehmt an, diese unglückliche Geschichte mit der tannenen Kiste verbreite sich und man werde behaupten, Ihr habet den König nicht Kraft Eures freien Willens, sondern in Folge eines zwischen Euch in Scheveningen abgeschlossenen Vergleichs wieder auf seinen Thron gesetzt . . . ich mag dann immerhin sagen, wie sich die Sache zugetragen hat, ich, der ich es weiß, man wird mir nicht glauben und austreuen, ich habe einen Teil vom Kuchen erhalten und verzehre ihn.«

Monk faltete die Stirne und sprach:

»Ruhm, Ehre, Redlichkeit, Ihr seid nur leere Worte!«

»Nebel!« erwiderte d'Artagnan, »Nebel, durch den Niemand klar schauen kann.«

»Nun wohl! so geht nach Frankreich, mein lieber d'Artagnan,« sprach Monk, »geht, und um Euch England zugänglicher und angenehmer zu machen, nehmt ein Andenken von mir an.«

»Immerzu!« dachte d'Artagnan.

»Ich habe am Ufer der Clyde ein kleines Haus unter Bäumen, ein Cottage, wie man das hier nennt. Zu diesem Haus gehören ungefähr hundert Morgen Land, Nehmt es an.«

»Oh! Mylord . . . «

»Bei Gott! Ihr seid dort in Eurer Heimat, und es wird dies die Zufluchtstätte sein, von der Ihr vorhin sprach.«

»Wie, ich sollte Euch in diesem Grade verpflichtet sein, Mylord! Wahrhaftig, ich schäme mich dessen.«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Monk mit einem seinen Lächeln, »nein, ich werde Euch verpflichtet sein.«

Und er drückte dem Musketier die Hand und fügte bei:

»Ich gehe und lasse die Schenkungsurkunde ausfertigen.«

D'Artagnan schaute ihm nach, als er nun wirklich wegging, und blieb ganz nachdenkend und sogar bewegt.

»Ah!« sagte er, »es ist doch ein braver Mann. Er ist ganz traurig, nur weil er fühlt, daß er aus Furcht vor mir und nicht aus

Zuneigung so handelt. Nun! die Zuneigung soll kommen.«

Nach einem Augenblick tiefen Nachdenkens sprach er aber:

»Bah! wozu? es ist ein Engländer!«

Und er ging ebenfalls hinaus, etwas angegriffen von diesem Kampf.

»Ich bin also nun Grundeigentümer,« dachte d'Artagnan, als er sich auf der Straße befand. »Doch wie Teufels soll ich das Haus mit Planchet teilen? Wenn ich nicht ihm die Güter gebe und das Schloß nehme, oder wenn nicht er das Schloß nimmt und ich . . . Pfui doch, Herr Monk würde nie dulden, daß ich ein Haus, das er bewohnt hat, mit einem Gewürzkrämer teilte! Er ist zu stolz hierzu! Warum übrigens hiervon sprechen? Ich habe dieses unbewegliche Gut nicht mit dem Gelde der Gesellschaft erworben, sondern mit meinem Verstand allein: es gehört also mir. Wir wollen Athos aufsuchen.«

Und er wandte sich nach der Wohnung des Grafen de la Fère.

XXIII.

Wie d'Artagnan das Passivum ordnete, ehe er das Activum feststellte.

»Ich bin offenbar im Glück,« sagte d'Artagnan zu sich selbst: »dieser Stern, der einmal im Leben des Menschen leuchtet, der für Hiob und für Ixus, den unglücklichsten der Juden und den ärmsten der Griechen geleuchtet hat, leuchtet nun auch für mich. Ich werde keine Torheit begehen, ich werde es benutzen; es ist spät genug, um einmal vernünftig zu sein.«

Er speiste diesen Abend in sehr guter Laune mit seinem Freund Athos, sagte ihm zwar nichts von der erwarteten Schenkung, konnte sich aber nicht enthalten, während er aß, seinen Freund über die Einsaat, über die Pflanzungen, über den Ertrag zu befragen. Athos antwortete gefällig, wie er es immer tat. Er dachte, d'Artagnan wolle Grundeigentümer werden, nur beklagte er es mehr als einmal, daß er bei seinem Tischgenossen nicht mehr die so lebhaftige Laune, die so belustigenden Witze des heiteren Gefährten der früheren Zeit fand.

D'Artagnan benutzte den Rest des gestandenen Fetts auf dem Teller, um Zahlen darein zu schreiben und Additionen von einer Staunen erregenden Rundheit zu machen.

Der Befehl, oder vielmehr die Erlaubnis zum Einschiffen traf noch am Abend bei ihnen ein. Während man dem Grafen das Papier übergab, überreichte ein anderer Bote d'Artagnan ein kleines Bündel Pergamente, versehen mit allen Siegeln, mit denen sich in England das Grundeigentum schmückt. Athos überraschte ihn, als er noch damit beschäftigt war, in diesen verschiedenen Akten zu blättern, welche die Übertragung der Eigentumsrechte beurkundeten. Der kluge Monk, Andere würden gesagt haben: der großmüthige Monk, hatte die Schenkung in einen Kauf verwandelt und bescheinigte den Empfang der Summe von fünfzehntausend Livres als Preis für die Abtretung.

Der Bote hatte sich schon entfernt. D'Artagnan las immer noch, Athos schaute ihm lächelnd zu. Als d'Artagnan dieses Lächeln

wahrnahm, verschloss er alle seine Papiere in seinem Etui.

»Verzeiht,« sagte Athos.

»Oh! Ihr seid nicht indiskret, mein Lieber,« erwiderte der Lieutenant; »ich werde Euch sagen . . . «

»Nein, sagt mir nichts, ich bitte Euch! Befehle sind etwas so Heiliges, daß der mit diesen Befehlen Beauftragte seinem Vater, seinem Bruder nicht ein Wort davon gestehen muß. So würde ich, der ich mit Euch spreche und Euch zärtlicher liebe, als Vater, Bruder und Alles in der Welt . . . «

»Außer Eurem Raoul?«

»Ich werde Raoul noch mehr lieben, wenn er ein Mann ist, und wenn ich ihn habe in allen Phasen seines Charakters und seiner Handlungen hervortreten sehen, . . . wie ich Euch gesehen, mein Freund.«

»Ihr sagtet also, Ihr habet auch einen Befehl, und Ihr würdet ihn mir nicht mitteilen?«

»Ja, mein lieber d'Artagnan.«

D'Artagnan seufzte und sprach:

»Es gab eine Zeit, wo Ihr diesen Befehl ganz offen auf den Tisch gelegt und zu mir gesagt hättet:

›D'Artagnan, lest uns. Porthos, Aramis und mir, dieses verwirrte Zeug vor.«

»Das ist wahr. Oh! das war die Jugend, das Vertrauen, die edle Periode des Lebens, wo das Blut befiehlt, wenn es durch die Leidenschaft erwärmt ist!«

»Nun, Athos, soll ich Euch etwas sagen?«

»Sprecht, Freund.«

»Diese anbetungswürdige Zeit, diese edle Periode, diese Herrschaft des erwärmten Blutes, sind allerdings lauter schöne Dinge; doch ich beklage ihren Verlust, ihr Hinscheiden nicht. Das ist gerade wie mit den Schülerjahren . . . ich habe immer irgendwo einen Dummkopf gefunden, der mir die Zeit der Aufgaben, der Ruten, der trockenen Brotkrusten rühmte . . . Es ist sonderbar, nie habe ich dies geliebt, und so tätig, so nüchtern ich war (und Ihr wisst, ob ich dies gewesen bin, Athos), so einfach ich in meinen Kleidern erschien, habe ich darum doch nicht minder die Stickereien von Porthos mein erknappen, fadenscheinigen

Kasake, die den Nordostwind im Winter, die Sonne im Sommer durchließ, vorgezogen. Seht, mein Freund, ich werde stets demjenigen mißtrauen, welcher behauptet, er ziehe das Schlimme dem Guten vor. Von der vergangenen Zeit aber, wo Alles schlimm für mich war, von der vergangenen Zeit, wo jeder Monat ein Loch mehr in meiner Kasake und in meiner Haut, einen Goldtaler weniger in meiner armseligen Börse sah, von dieser abscheulichen Zeit der Schwankungen beklage ich durchaus nichts, nichts, nichts, als unsere Freundschaft, denn bei mir gibt es ein Herz, und wunderbarer Weise ist dieses Herz nicht durch den Wind der Dürftigkeit, der durch die Löcher meines Mantels strich, vertrocknet, oder durch die Degen aller Fabriken, welche in die Löcher meines unglücklichen Fleisches eindringen, durchbohrt worden.«

»Beklagt nicht unsere Freundschaft,« sprach Athos; »sie wird nur mit uns sterben. Die Freundschaft besteht hauptsächlich aus Erinnerungen und Gewohnheiten, und wenn Ihr so eben eine kleine Satyre auf die meinige gemacht habt, weil ich zögere, Euch meinen Auftrag in Frankreich zu enthüllen . . . «

»Ich? . . . O Himmel! wenn Ihr wüsstet, lieber und guter Freund, wie mir fortan alle Aufträge und Sendungen der Welt gleichgültig sein werden!«

Und er schob seine Pergamente in seine weite Tasche.

Athos stand vom Tische auf und rief den Wirt, um die Rechnung zu bezahlen.

»Seitdem ich Euer Freund bin,« sagte d'Artagnan, »habe ich nie eine Zeche bezahlt; Porthos oft, Aramis zuweilen, und Ihr zogt beinahe immer Eure Börse beim Nachtsch. Nun bin ich reich und will es versuchen, ob es Heldenmut erfordert, zu bezahlen.«

»Tut es,« sprach Athos und steckte seine Börse wieder in seine Tasche.

Die zwei Freunde wandten sich sodann nach dem Hasen, doch nicht ohne daß d'Artagnan von Zeit zu Zeit rückwärts schaute, um den Transport seiner lieben Taler zu bewachen. Die Nacht hatte ihren dichten Schleier über dem gelben Wasser der Themse ausgebreitet; man hörte die Geräusche der Tonnen und der Blockrollen, Vorläufer der Abfahrt, welche so oft das Herz der

Musketiere in einer Zeit schlagen gemacht hatten, wo die Gefahr der See die geringste von denjenigen war, welchen sie die Stirne bieten sollten. Diesmal hatten sie sich auf einer großen Fregatte einzuschiffen, die sie in Gravesend erwartete, und stets zart in kleinen Dingen, hatte ihnen Karl II. eine von seinen Yachten mit zwölf Mann von seiner schottischen Leibwache geschickt, um dem Botschafter, den er nach Frankreich absandte, Ehre anzutun. Um Mitternacht brachte die Yacht ihre Passagiere an Bord der Fregatte, und um acht Uhr Morgens schiffte die Fregatte den Botschafter und seinen Freund vor dem Hafendamm vor Boulogne aus. Während sich der Graf und Grimaud mit den Pferden beschäftigten, um unmittelbar nach Paris abzureisen, lief d'Artagnan nach dem Wirtshaus, wo ihn seinem Befehle gemäß seine kleine Armee erwarten sollte. Diese Herren frühstückten Austern, Seefische und aromatischen Brantwein, als d'Artagnan erschien. Sie waren sehr heiter, doch keiner hatte die Grenzen der Vernunft überschritten. Ein Freudengeschrei empfing den General.

»Hier bin ich,« sprach d'Artagnan: »der Feldzug ist beendet. Ich komme und bringe Jedem den zugesagten Ergänzungssold.«

Die Augen glänzten.

»Ich wette, es finden sich schon keine hundert Livres mehr in der Bügeltasche des Reichsten von Euch.«

»Das ist wahr,« rief man im Chor.

»Meine Herren,« sprach nun d'Artagnan, »hört den letzten Befehl. Der Handelsvertrag ist durch den Handstreich abgeschlossen worden, der uns zu Herren des gewandtesten Finanzmanns von England gemacht hat, denn ich muß es Euch nun gestehen, der Mann, um dessen Entführung es sich handelte, war der Schatzmeister des General Monk.«

Das Wort Schatzmeister brachte eine gewisse Wirkung bei der ganzen Armee hervor. D'Artagnan bemerkte, daß nur allein die Augen von Menneville nicht von einem vollkommenen Glauben zeugten.

»Diesen Schatzmeister,« fuhr d'Artagnan fort, »habe ich auf ein neutrales Gebiet, nämlich nach Holland gebracht; ich habe ihn den Vertrag unterzeichnen lassen, ich habe ihn selbst nach

Newcastle zurückgeführt, und da er mit unserem Verfahren gegen ihn zufrieden sein mußte, da die tannene Kiste stets ohne Stöße transportiert wurde und überdies ganz weich ausgepolstert war, so verlangte ich eine Belohnung für Euch. Hier ist sie.«

Er warf einen ziemlich ansehnlichen Sack auf das Tischtuch. Alle streckten unwillkürlich die Hand darnach aus.

»Einen Augenblick Geduld, meine Lämmer!« rief d'Artagnan; »wo es Beneficien gibt, gibt es immer auch Lasten.«

»Hoho!« murmelte die Versammlung.

»Wir werden uns in einer Stellung befinden, meine Freunde, welche für Leute ohne Gehirn nicht haltbar wäre; ich spreche unumwunden: wir stehen zwischen dem Galgen und der Bastille.«

»Oho!« rief der Chor.

»Das ist leicht zu begreifen. Ich mußte dem General Monk das Verschwinden seines Schatzmeisters erklären; ich erwartete hierzu den sehr unvorhergesehenen Augenblick der Zurückberufung von Karl II., der einer meiner Freunde ist.«

Die Armee tauschte einen Blick der Zufriedenheit gegen den ziemlich hoffärtigen Blick von d'Artagnan.

»Sobald der König wieder auf seinem Thron saß, gab ich Herrn Monk seinen Geschäftsführer zurück, es ist wahr, etwas gerupft, doch ich habe ihn immerhin zurückgegeben. Der General, als er mir verzieh, denn er hat mir verziehen, konnte sich nicht enthalten, mir folgende Worte zu sagen, die ich Euch Alle tief zwischen den Augen unter dem Gewölbe des Schädels einzugraben auffordere: ›Mein Herr, der Scherz ist gut, doch ich liebe natürlich die Scherze nicht; wenn je ein Wort von dem, was Ihr getan habt‹ (Ihr versteht, Herr von Menneville), ›Euren Lippen oder denen Eurer Gefährten entschlüpfte, so habe ich in meinem Gouvernement Schottland und Irland siebenhundert und einundvierzig Galgen von Eichenholz, welche mit Eisen gepflocht sind und jede Woche frisch mit Fett eingeschmiert werden. Ich mache mit einem von diesen Galgen jedem von Euch ein Geschenk, und bemerkt wohl, lieber Herr d'Artagnan,‹ fügte er bei (bemerkt auch, lieber Herr von Menneville), ›es blieben mir immer noch siebenhundert und dreißig für meine kleinen Vergnügungen . . . Dabei . . . ‹

»Ah! ah!« rief die Armee, »es ist noch etwas dabei?«

»Eine Erbärmlichkeit: ›Herr d'Artagnan, ich überschiere dem König von Frankreich den fraglichen Vertrag mit der Bitte, alle diejenigen, welche an dem Unternehmen Teil genommen, vorläufig in die Bastille zu stecken und dann mir zuzusenden; das ist eine Bitte, der der König sicherlich entsprechen wird.«

Ein Schrei des Schreckens erhob sich von allen Ecken des Tisches.

»Ruhig, ruhig,« sagte d'Artagnan; »dieser brave Herr Monk hat Eines vergessen; er weiß den Namen von keinem von Euch; ich allein kenne Euch, und ich werde Euch nicht verraten, das mögt Ihr mir wohl glauben. Warum denn auch? Was aber Euch betrifft, so kann ich nicht annehmen, Ihr werdet je so albern sein, Euch selbst anzuzeigen, denn um die Ausgaben für Kost und Wohnung zu ersparen, würde Euch der König ganz einfach nach Schottland schicken, wo die siebenhundert und einundvierzig Galgen sind. So steht die Sache, meine Herren. Und nun habe ich dem, was ich Euch zu sagen die Ehre gehabt, kein Wort mehr beizufügen. Ich bin fest überzeugt, daß man mich vollkommen begriffen hat, nicht wahr, Herr von Menneville?«

»Vollkommen,« erwiderte dieser.

»Nun zu den Talern!« sagte d'Artagnan; »schließt die Türen.«

Er sprach es und schüttelte den Sack auf den Tisch aus, von wo mehrere schöne Goldtaler herabfielen.

Jeder machte eine Bewegung nach dem Boden.

»Gut, gut!« rief d'Artagnan; »Niemand bücke sich und ich werde meine Summe schon wieder finden.«

Er fand sie in der Tat, gab Jedem fünfzig von diesen schönen Talern und empfing ebenso viel Segnungen, als er Goldstücke gegeben hatte.

»Wenn es Euch nun möglich wäre,« sagte er, »wenn es Euch möglich wäre, ein wenig in Ordnung zu leben, wenn Ihr gute und ehrliche Bürger würdet . . . «

»Das ist sehr schwierig,« sprach einer von den Anwesenden.

»Warum denn, Kapitän?« fragte ein Anderer.

»Weil ich Euch wieder aufgesucht und, wer weiß? von Zeit zu Zeit durch einen neuen Gewinn erquickt hätte . . . «

Er machte Menneville, der dies Alles mit ruhiger Miene anhörte, ein Zeichen und sprach:

»Menneville, kommt mit mir. Lebet wohl, meine Braven; ich ermahne Euch nicht, verschwiegen zu sein.«

Menneville folgte ihm, während die Abschiedsgrüße der Hilfstruppe sich mit dem sanften Geräusch des in ihren Taschen klingenden Goldes vermischte.

»Menneville,« sagte d'Artagnan, sobald sie auf der Straße waren, »Ihr seid kein Thor, nehmt Euch in Acht, einer zu werden; Ihr seht mir nicht aus, als hättet Ihr Angst vor dem Galgen von Herrn Monk, oder vor der Bastille von Sr. Majestät dem König Ludwig XIV.; doch Ihr werdet mir wohl die Ehre erweisen, vor mir Angst zu haben. Wohl, so hört: bei dem geringsten Wort, das Euch entschlüpfte, würde ich Euch töten wie einen Hund. Ich habe die Absolution von unserem heiligen Vater, dem Papst, in der Tasche.«

»Ich versichere Euch, daß ich durchaus nichts weiß, Herr d'Artagnan, und daß alle Eure Worte Glaubensartikel für mich sind.«

»Ich war überzeugt, Ihr wäret ein Bursche von Geist,« sprach der Musketier; »es sind nun fünfundzwanzig Jahre, daß ich Euch so beurteilt habe. Diese fünfzig Goldtaler, die ich Euch mehr gebe, sollen Euch beweisen, welche Stücke ich auf Euch halte.

»Ich danke, Herr d'Artagnan.«

»Hiermit könnt Ihr in der Tat ein ehrlicher Mann werden,« fuhr d'Artagnan mit dem ernstesten Tone fort. »Es wäre eine Schmach, wenn ein Geist wie der Eurige und ein Name, den Ihr nicht mehr zu führen wagt, für immer unter dem Rest eines schlimmen Lebens verschwinden müßten. Werdet ein anständiger Mann, Menneville, und lebt ein Jahr mit diesen hundert Goldtalern; das ist ein schöner Pfennig: doppelt der Sold eines Oberoffiziers. In einem Jahr sucht mich auf und, Mordieux! ich werde etwas aus Euch machen.«

Menneville schwur, wie es seine Kameraden getan hatten, er würde stumm sein wie das Grab. Und dennoch muß Einer gesprochen haben, und da es sicherlich nicht unsere neun Gesellen waren und ebenso wenig Menneville, so muß es wohl

d'Artagnan gewesen sein, der als Gascogner die Zunge sehr nahe bei den Lippen hatte. Denn war er es nicht, wer sollte es denn sein? Und wie würde sich das Geheimnis mit der tannenen Kiste, woran Löcher angebracht, erklären, dieses Geheimnis, welches so vollständig zu unserer Kenntnis gelangt ist, daß wir, wie man sehen konnte, die Sache in allen ihren verborgensten Einzelheiten erzählt haben, welche Einzelheiten mit einem ebenso neuen, als unerwarteten Licht diesen ganzen Teil der Geschichte Englands, der bis jetzt von unsern Collegen, den Historikern, im Dunkeln gelassen worden ist, beleuchtet.

XXIV.

Worin man sieht, daß der französische Spezereihändler schon im siebzehnten Jahrhundert zu Ehren gekommen war.

Sobald d'Artagnan seine Rechnungen geordnet und seine Vorschriften gegeben hatte, dachte er nur noch daran, so rasch als möglich nach Paris zurückzukehren. Athos drängte es, sein Haus wieder zu erreichen, um dort ein wenig auszuruhen. So unversehrt auch der Charakter und der Mensch geblieben sein mögen, so gewahrt doch der Reisende nach den Strapazen des Marsches mit Vergnügen am Ende des Tags, selbst wenn der Tag schön gewesen ist, daß die Nacht herannaht, die ihm den erquickenden Schlaf bringen wird. Ein wenig in ihre persönlichen Gedanken vertieft, sprachen die zwei Freunde, von Boulogne nach Paris nebeneinander reitend, von keinen Dingen, welche interessant genug waren, daß wir sie unsern Lesern mitteilen sollten: seinen Betrachtungen hingegeben und die Zukunft auf seine Weise aufbauend, war Jeder von ihnen hauptsächlich darauf bedacht, die Entfernung durch die Geschwindigkeit abzukürzen. Am Abend des vierten Tages nach ihrer Abreise von Boulogne kamen Athos und d'Artagnan vor den Barrieren von Paris an.

»Wohin geht Ihr, mein Freund?« fragte Athos. »Ich begeben mich unmittelbar nach meinem Hotel.«

»Und ich unmittelbar zu meinem Associe.«

»Zu Planchet?«

»Mein Gott, ja: zum goldenen Stößel.«

»Doch es versteht sich, daß wir uns wiedersehen?«

»Wenn Ihr in Paris bleibt, ja, denn ich bleibe.«

»Nein, nachdem ich Raoul umarmt, den ich zu mir in das Hotel beschieden, reise ich unmittelbar nach la Fère ab.«

»Gott befohlen also, teurer und vortrefflicher Freund.«

»Auf Wiedersehen vielmehr, denn ich weiß im Ganzen nicht, warum Ihr nicht bei mir in Blois wohnen solltet. Ihr seid nun frei. Ihr seid reich und ich werde Euch, wenn Ihr wollt, ein schönes Gut in der Gegend von Chiverny oder in der von Bracieux kaufen. Einerseits habt Ihr dann die schönsten Waldungen der Welt, welche an die von Chambord stoßen, andererseits herrliche Moorgründe. Ihr, der Ihr die Jagd liebt und mag es Euch lieb oder leid sein, Dichter seid, teurer Freund, Ihr werdet Fasanen, Kriechenten und Rallen finden, abgesehen von den Sonnenuntergängen und, Spazierfahrten im Nachen, daß Apollo und Nimrod darüber in Entzücken geraten könnten. Bis Ihr einen Kauf gemacht habt, wohnt Ihr in la Fère, und wir gehen auf die Beize in den Weinbergen, wie es Ludwig der Dreizehnte getan hat. Das ist ein vernünftiges Vergnügen für alte Leute wie wir sind.«

D'Artagnan nahm die Hände von Athos und erwiderte:

Teurer Graf, ich sage Euch weder ja noch nein. Laßt mich in Paris die Zeit zubringen, welche für mich durchaus notwendig ist, um meine Geschäfte zu ordnen und mich allmählig an die sehr schwer lastende Idee zu gewöhnen, welche in meinem Gehirn schlägt und es blendet. Seht, ich bin reich, und bis ich mich an den Reichtum gewöhnt habe, werde ich, so wie ich mich kenne, ein unerträglicher Mensch sein. Ich bin aber noch nicht so dumm, daß es mir an Geist einem Freunde gegenüber, wie Ihr seid, fehlen würde. Das Kleid ist schön, das Kleid ist reich vergoldet, doch es ist neu und drückt mich an den Schultern.«

Athos lächelte.

»Es mag sein,« sagte er. »Doch was dieses Kleid betrifft, lieber d'Artagnan, wollt Ihr einen Rat von mir hören?«

»Oh! sehr gern.«

»Ihr werdet Euch nicht ärgern?«

»Geht doch!«

»Wenn Einem der Reichtum spät und plötzlich zukommt, so muß dieser Eine, um sich nicht zu verändern, geizig werden, nämlich nicht mehr Geld ausgeben, als er vorher hatte, oder ein Verschwender werden und so viel Schulden machen, daß er wieder arm wird.«

»Ah! was Ihr mir da sagt, gleicht ungemein einem Trugschluß, mein lieber Philosoph.«

»Ich glaube nicht. Wollt Ihr geizig werden?«

»Bei Gott, nein! Ich war es schon, als ich nichts hatte, und will mich ändern.«

»Also seid ein Verschwender.«

»Mordioux! noch weniger, die Schulden machen mir bange. Die Gläubiger kommen mir immer vor wie jene Teufel, welche die Verdammten auf dem Rost umdrehen, und da die Geduld nicht die bei mir vorherrschende Tugend ist, so bin ich stets versucht, die Teufel zu prügeln.«

»Ihr seid der vernünftigste Mensch, den ich kenne, und Ihr habt von Niemand einen Rat anzunehmen. Diejenigen, welche glauben würden, sie hätten Euch etwas zu lehren, wären Narren. Doch sind wir nicht in der Rue Saint-Honoré?«

»Ja, lieber Athos.«

»Seht, dort links, das lange weiße Häuschen ist das Hotel, wo ich meine Wohnung habe. Ihr werdet bemerken, daß es nur zwei Stockwerke hat. Das erste bewohne ich; das andere ist an einen Offizier vermietet, den sein Dienst acht bis neun Monate im Jahr entfernt hält, so daß ich, abgesehen von den Kosten, in diesem Hause bin, als ob ich bei mir wäre.«

»Oh! wie Ihr das gut einzurichten wisst, Athos! Welche Ordnung und welche Umsicht! das möchte ich in mir vereinigen. Doch was wollt Ihr, das ist angeboren und erwirbt sich nicht.«

»Schmeichler! . . . Nun aber Gott befohlen, lieber Freund. Vergeßt nicht, mich bei Planchet in's Gedächtnis zurückzurufen! nicht wahr, es ist immer noch ein Bursche von Geist?«

»Und von Herz, Athos. Gott befohlen!«

Sie trennten sich. Während dieses ganzen Gesprächs hatte d'Artagnan nicht eine Sekunde ein gewisses Packpferd, in dessen Körben, unter Heu, die Reisetaschen nebst dem Felleisen enthalten waren, aus dem Gesicht verloren. Es schlug neun Uhr auf Saint-Merri; die Ladendiener von Planchet schlossen eben die Bude. D'Artagnan ließ den Postknecht, der das Packpferd führte, an der Ecke der Rue des Lombards unter einem Wetterdach

halten, rief einem Ladendiener von Planchet und übergab diesem nicht nur die zwei Pferde, sondern auch den Postknecht zur Bewachung; dann trat er bei dem Spezereihändler ein, der gerade sein Nachtessen beendet hatte und mit einer gewissen Ängstlichkeit in seinem Kalender rechnete, in welchem er jeden Abend den abgelaufenen Tag durchstrich.

In dem Augenblick, wo Planchet, seiner Gewohnheit gemäß, mit der umgekehrten Feder den beendigten Tag seufzend durchstrich, stieß d'Artagnan mit dem Fuß auf die Türschwelle, und dieser Stoß machte seinen eisernen Sporn klirren.

»Ah! mein Gott!« rief Planchet. Der würdige Spezereihändler konnte nicht mehr sagen; er hatte seinen Associe erschaut, d'Artagnan trat mit gekrümmtem Rücken und mit verdrießlichem Auge ein. Der Gascogner hatte seine Idee in Beziehung auf Planchet.

»Guter Gott! er ist traurig!« dachte der Spezereihändler, den Reisenden betrachtend.

Der Musketier setzte sich.

»Lieber Herr d'Artagnan!« sprach Planchet mit einem furchtbaren Herzklopfen, »endlich seid Ihr da! und wie steht es mit Eurer Gesundheit?«

»Ziemlich gut, Planchet, ziemlich gut,« antwortete d'Artagnan, einen Seufzer ausstoßend.

»Ihr seid hoffentlich nicht verwundet worden?«

»Bah!«

»Ah! ich sehe,« fuhr Planchet immer ängstlicher fort, »die Expedition ist eine anstrengende gewesen.«

»Ja,« machte d'Artagnan.

Ein Schauer durchlief den ganzen Leib von Planchet, »Ich würde gern trinken,« sagte der Musketier mit kläglicher Stimme, den Kopf erhebend.

Planchet lief selbst nach dem Schrank und schenkte d'Artagnan Wein in ein großes Glas ein. D'Artagnan schaute die Flasche an.

»Was für Wein ist das?« fragte er.

»Ach! es ist von dem, welchen Ihr besonders liebt, Herr,« erwiderte Planchet, »es ist der gute alte Anjou-Wein, der uns Alle beinahe eines Tags so teuer zu stehen gekommen wäre.«

Ah!« sagte d'Artagnan mit einem schwermütigen Lächeln, »ah! mein armer Planchet, ich soll also noch guten Wein trinken!«

»Hört, mein lieber Herr,« sprach Planchet mit einer übermenschlichen Anstrengung, während das Zusammenziehen aller seiner Muskeln, seine Blässe und sein Zittern die tiefste Angst offenbarten; »hört, ich bin Soldat gewesen, und habe folglich Mut; laßt mich also nicht schmachten, lieber Herr d'Artagnan; nicht wahr, unser Geld ist verloren?«

D'Artagnan nahm sich, ehe er antwortete, eine Zeit, welche dem Spezereihändler wie ein Jahrhundert vorkam, Er hatte sich jedoch nur auf seinem Stuhl umgekehrt.

»Und wenn dies wäre,« erwiderte er langsam und indem er den Kopf von oben nach unten wiegte, »was würdest Du dazu sagen, mein armer Freund?«

Planchet wurde von bleich, wie er gewesen, völlig gelb. Es war, als hätte er seine Zunge verschlungen, so sehr schwoll seine Kehle an, so röteten sich seine Augen.

»Zwanzigtausend Livres!« murmelte er, »zwanzigtausend Livres.«

Den Hals schlaff, die Beine ausgestreckt, die Hände träg, glich d'Artagnan einer Bildsäule der Entmutigung. Planchet entriß den tiefsten Höhlen seiner Brust einen schmerzlichen Seufzer.

»Ah!« sagte er, »ich sehe, wie die Sache steht. Wir wollen Männer sein. Nicht wahr, es ist Doch Euer Leben ist gerettet, gnädiger Herr, und ist die Hauptsache.«

»Das Leben ist allerdings etwas, doch mittlerweile bin ich zu Grunde gerichtet.«

»Ah! Herr, wenn es auch so steht, so darf man darum doch noch nicht verzweifeln; Ihr verbindet Euch als Spezereihändler mit mir, ich mache Euch zu meinem Associe, wir teilen den Nutzen, und wenn es keinen Nutzen mehr gibt, nun, so teilen wir die Mandeln, die getrockneten Weinbeeren und die Pflaumen, und knaupeln mit einander das letzte Viertel holländischer Käse.«

D'Artagnan konnte nicht länger widerstehen.

»Mordioux!« rief er ganz bewegt, »Du bist ein braver Bursche, Planchet, bei meiner Ehre! Sprich, Hast Du nicht Komödie gespielt? Sprich, hast Du nicht dort unter dem Wetterdach das

Pferd mit den Reisetaschen gesehen?«

»Welches Pferd, welche Reisetaschen?« fragte Planchet, dem sich das Herz bei dem Gedanken, d'Artagnan würde ein Narr, zusammenschnürte.

»Ei! die englischen Reisetaschen!« rief d'Artagnan, ganz strahlend, ganz verklärt.

»Ah! mein Gott!« stammelte Planchet, vor dem blendenden Feuer seiner Blicke zurückweichend.

»Dummkopf! Du hältst mich für verrückt. Mordieux! mein Kopf ist im Gegenteil nie gesünder, mein Herz nie freudiger gewesen. Zu den Reisetaschen, Planchet, zu den Reisetaschen!«

»Mein Gott! zu welchen Reisetaschen?«

D'Artagnan schob Planchet nach dem Fenster und fragte:

»Siehst Du dort unter dem Wetterdach ein Pferd?«

»Ja.«

»Siehst Du, wie sein Rücken beschwert ist?«

»Ja, ja.«

»Siehst Du, wie einer von Deinen Ladendienern mit dem Postknecht plaudert?«

»Ja, ja, ja!«

»Nun! Du weißt den Namen dieses Burschen, da er in Deinem Dienst ist. Rufe ihn.«

»Abdon! Abdon!« schrie Planchet aus dem Fenster.

»Führe das Pferd hierher!« rief d'Artagnan.

»Führe das Pferd hierher!« brüllte Planchet.

»Nun zehn Livres dem Postknecht,« sagte d'Artagnan mit einem Ton, als ob er ein Manoeuvre befehligte; »zwei Diener, um die zwei ersten Taschen herauszutragen, zwei für die zwei letzten, und Feuer, Mordieux! Tätigkeit!«

Planchet stürzte nach den Stufen, als ob ihn der Teufel in die Beine gebissen hätte.

Einen Augenblick nachher stiegen die Ladendiener, sich unter ihrer Bürde biegend, die Treppe herauf. D'Artagnan schickte sie in ihre Dachstube zurück, verschloss sorgfältig die Türe, wandte sich an Planchet, der seinerseits beinahe verrückt wurde, und sagte:

»Nun ist es an uns Beiden.«

Und er breitete eine große Decke auf dem Boden aus und leerte die erste Reisetasche darauf. Planchet tat dasselbe mit der zweiten; dann schnitt d'Artagnan die dritte mit dem Messer auf. Als Planchet das lockende Geräusch von Silber und Gold hörte, als er aus dem Sack die glänzenden Taler springen sah, welche hüpfen und zuckten wie die Fische außerhalb des Wurfnetzes, als er sich bis an die Wade in die immer mehr steigende Flut von gelben und weißen Stücken getaucht sah, ergriff ihn der Schwindel, er drehte sich um sich selbst wie ein vom Blitz getroffener Mensch, und sank schwerfällig auf den ungeheuren Haufen nieder, den sein Gewicht mit einem unbeschreiblichen Getöse zusammenbrechen machte.

Gleichsam erstickt durch die Freude, hatte Planchet das Bewußtsein verloren. D'Artagnan goß ihm ein Glas weißen Wein in's Gesicht, was ihn sogleich wieder zum Leben zurückrief.

»Ah! mein Gott! ah! mein Gott! ah! mein Gott!« rief Planchet, seinen Schnurrbart und seinen Kinnbart abwischend.

In jener Zeit, wie in unseren Tagen, trugen die Spezereihändler einen ritterlichen Schnurrbart und den Kinnbart eines Landsknechts; nur sind die Silberbäder, welche in jener Zeit schon sehr selten waren, heut zu Tage völlig unbekannt geworden.

»Mordioux!« sagte d'Artagnan, »hier sind hunderttausend Livres für Euch, meinen Associe. Streiche Deinen Gewinn ein, wenn es Dir beliebt, ich will den meinigen einstreichen.«

»Oh! Welch eine schöne Summe, Herr d'Artagnan, Welch eine schöne Summe!«

»Vor einer halben Stunde bedauerte ich es ein wenig, daß diese schöne Summe Dir zukomme, aber nun bedaure ich es nicht mehr, und Du bist ein braver Krämer, Planchet. Doch machen wir nun gute Rechnung, da gute Rechnungen, wie man sagt, gute Freunde machen.«

»Oh! erzählt mir vor Allem die ganze Geschichte; das muß noch schöner sein, als das Geld.«

»Meiner Treue,« sprach d'Artagnan, seinen Schnurrbart streichelnd, »ich sage nicht nein, und denkt je ein Geschichtsschreiber an mich, um es aufzuzeichnen, so kann er wohl behaupten, er habe an keiner schlechten Quelle geschöpft.

Höre also, Planchet, ich will Dir erzählen.«

»Und ich will Stöße machen, fangt an, mein lieber Herr.«

»Nun also,« sprach d'Artagnan, Atem holend. »Nun also,«, sagte Planchet, die erste Hand voll Taler zusammenraffend.

XXV.

Das Spiel von Herrn von Mazarin.

In einem großen Zimmer des Palais-Royal, das mit dunkelfarbigem Sammet ausgeschlagen und mit einer großen Anzahl herrlicher Gemälde in goldenen Rahmen geschmückt war, sah man am Abend der Ankunft unserer zwei Franzosen den ganzen Hof vor dem Alkoven des Herrn Kardinal von Mazarin versammelt, der dem König und der Königin eine Spielpartie gab.

Ein kleiner Windschirm trennte die drei Tische, welche im Zimmer standen. An einem dieser Tische saßen der König und die zwei Königinnen. Ludwig XIV., der seinen Platz der jungen Königin, seiner Gemahlin, gegenüber hatte, lächelte dieser mit einem Ausdruck wahren Glückes zu. Anna von Österreich hielt die Karten gegen den Kardinal, und ihre Schwiegertochter half ihr beim Spiel, wenn sie nicht ihrem Gemahl zulächelte. Der Kardinal, der mit einem sehr abgemagerten, sehr angegriffenen Gesicht im Bette lag, ließ sich sein Spiel von der Gräfin Soissons halten und schaute unablässig mit einem Blick voll Interesse und Habgier darein.

Der Kardinal hatte sich von Bernouin schminken lassen; doch das Roth, das an den Backenknochen allein glänzte, hob nur um so mehr die Blässe des übrigen Gesichts und das schimmernde Gelb der Stirne hervor. Nur die Augen hatten ein lebhafteres Feuer und auf diese Augen des Kranken hefteten sich von Zeit zu Zeit die unruhigen Blicke des Königs, der Königinnen und der Höflinge.

Es ist wahr, die zwei Augen von Signor Mazarini waren die mehr oder minder glänzenden Sterne, in welchen Frankreich im siebzehnten Jahrhundert jeden Abend und jeden Morgen sein Geschick las.

Monseigneur gewann nicht und verlor nicht, er zeigte sich weder heiter noch traurig. Dies war eine Verdampfung, in der ihn Anna von Österreich, voll Mitleid für seinen Zustand, nicht gern gelassen haben würde: doch um die Aufmerksamkeit des Kranken durch irgend einen Schlag zu erregen, hätte sie

gewinnen oder verlieren müssen. Gewinnen war gefährlich, weil Mazarin seine Gleichgültigkeit in eine hässliche Grimasse verwandelt haben würde; verlieren war auch gefährlich, weil sie hätte betrügen müssen, und die Infantin, welche über dem Spiele ihrer Schwiegermutter wachte, ohne Zweifel über ihre Begünstigung des Kardinals geschrien haben würde.



Diese Ruhe benützend, plauderten die Höflinge. Hatte Herr von Mazarin nicht gerade eine schlechte Laune, so war er ein gutmütiger Fürst, und er, der Niemand zu singen hinderte, wenn man nur bezahlte, war nicht genug Tyrann, um Jemand am Sprechen zu hindern, wenn man nur zu verlieren sich entschloß.

Man plauderte also. Am ersten Tisch beschaute der junge Bruder des Königs, Philipp Herzog von Anjou sein hübsches Gesicht in dem Spiegel eines Kistchens. Sein Günstling, der Chevalier von Lorraine, horchte, auf den Lehnstuhl des Prinzen

gestützt, mit geheimem Neid auf den Grafen von Guiche, einen anderen Günstling von Philipp, der in gewählten Worten die verschiedenen Wechselfälle im Schicksal des abenteuerlichen Königs Karl II. erzählte. Er sprach wie von fabelhaften Ereignissen von der Geschichte seiner Wanderungen in Schottland und von seinen Schrecknissen, als die feindlichen Parteien seine Fährte verfolgten, von den Nächten, die er auf Bäumen, von den Tagen, die er im Hunger und im Kampfe zubrachte. Allmählig, interessierte das Geschick des unglücklichen Königs die Zuhörer so sehr, daß das Spiel, selbst am königlichen Tisch, erlahmte, und daß der junge König nachdenkend, mit irrem Blick, ohne daß er der Sache Aufmerksamkeit zu schenken schien, der von dem Grafen von Guiche sehr malerisch vorgetragenen Odyssee in allen ihren Einzelheiten folgte.

Die Gräfin von Soissons unterbrach den Erzähler und sagte:

»Gesteht, Graf, Ihr schmückt aus.«

»Madame, ich erzähle wie ein Papagei alle die Geschichten, die mir von verschiedenen Engländern erzählt worden sind. Ich muß sogar zu meiner Schande sagen, daß ich wortgetreu bin wie eine Abschrift.«

»Karl II. wäre gestorben, wenn er dies Alles hätte aushalten müssen.«

Ludwig XIV. erhob seinen gescheiterten, stolzen Kopf und sprach mit einer Stimme, welche noch vom schüchternen Kinde zeugte:

»Madame, der Herr Kardinal wird Euch sagen, daß zur Zeit meiner Minderjährigkeit die Sache Frankreichs auf dem Spiel stand, und daß ich, wenn ich größer und das Schwert zu ergreifen genötigt gewesen wäre, dies zuweilen hätte tun müssen, um ein Abendbrot, zu gewinnen.«

»Gott sei Dank,« entgegnete der Kardinal, der zum ersten Mal sprach, »Eure Majestät übertreibt, denn, ihr Abendbrot war jedes mal pünktlich mit dem ihrer Bedienten gekocht.«

Der König errötete.

»Oh!« rief Philipp unbesonnener Weise von seinem Platze aus, ohne daß er sich zu spiegeln aufhörte, »ich erinnere mich, daß einmal in Melun dieses Abendbrot für Niemand bereitet war, und daß der König zwei Drittel von einem Stück Brot aß, von dem er

mir das andere Drittel überließ.«

Die ganze Gesellschaft, als sie Mazarin lachen sah, brach in ein Gelächter aus. Man schmeichelt den Königen durch die Erinnerung an ein vergangenes Mißgeschick, wie durch die Hoffnung auf ein zukünftiges Glück.



»Immerhin ist so viel gewiß, daß die Krone Frankreichs gut auf dem Haupte der Könige gehalten hat, während sie von dem des Königs von England gefallen ist.« fügte Anna von Österreich schleunigst bei; »und wenn zufällig diese Krone ein wenig wankte, denn es gibt zuweilen Thronbeben, wie es Erdbeben gibt, so stellte jedes mal, so oft die Empörung drohte, ein guter Sieg die Ruhe wieder her.«

»Mit einigen Kleinodien mehr bei der Krone,« sagte Mazarin.

Der Graf von Guiche schwieg; der König gab seinem Gesicht eine gewisse Haltung, und Mazarin wechselte mit Anna von

Österreich einen Blick, als wollte er ihr für ihre Erfindung danken.

»Gleichviel,« sagte Philipp, seine Haare glättend, »mein Vetter Karl ist nicht schön, aber er ist sehr tapfer, er hat sich geschlagen wie ein Reitersknecht, und wenn er fortfährt, sich so zu schlagen, so wird er ohne Zweifel am Ende eine Schlacht wie . . . Rocroy gewinnen.«

»Er hat keine Soldaten,« unterbrach ihn Herr von Lorraine.

»Der Stadhouder von Holland, sein Verbündeter, wird ihm geben. Ich hätte ihm auch gegeben, wenn ich König von Frankreich gewesen wäre.«

Ludwig XIV. errötete über die Maßen.

Mazarin stellte sich, als schaute er aufmerksamer als je sein Spiel an.

»Zu dieser Stunde,« sprach der Graf von Guiche, »ist das Geschick des unglücklichen Prinzen schon in Erfüllung gegangen. Hat ihn Monk getäuscht, so ist er verloren. Das Gefängnis, der Tod vielleicht werden beendigen, was die Verbannung, die Schlachten und die Entbehrungen angefangen hatten.«

Mazarin faltete die Stirne.

»Ist es ganz sicher, daß Seine Majestät König Karl II. das Haag verlassen hat?« fragte Ludwig XIV.

»Ganz sicher, Eure Majestät,« antwortete der Graf von Guiche. »Mein Vater hat einen Brief erhalten, in welchem ihm die einzelnen Umstände mitgeteilt werden: man weiß sogar, daß, der König in Dover gelandet ist, Fischer haben ihn in den Hafen einlaufen sehen; das Übrige ist noch Geheimnis.«

»Ich möchte das Übrige wohl wissen,« sprach ungestüm Philipp. »Ihr wisst es, mein Bruder.«

Ludwig XIV. errötete abermals. Das war das dritte Mal seit einer Stunde.

»Fragt den Herrn Kardinal,« erwiderte er mit einem Ton, der Mazarin, Anna von Österreich und alle Welt die Augen aufschlagen machte.

»Dies will besagen, mein Sohn,« rief Anna von Österreich lachend, »der König liebe es nicht, daß man von Staatsangelegenheiten außerhalb des Rates spreche.«

Philipp nahm gutwillig den Verweis hin und machte lächelnd

eine tiefe Verbeugung zuerst vor dem König und dann vor seiner Mutter.

Doch Mazarin gewährte aus dem Augenwinkel, daß sich eine Gruppe in einer Ecke des Gemaches bildete, und daß der Herzog von Orleans mit dem Grafen von Guiche und dem Chevalier von Lorraine, die sich nicht mehr laut aussprechen durften, leise wohl mehr sagen könnten, als notwendig war. Er fing daher an, ihnen Blicke von Mißtrauen und Ängstlichkeit zuzuschleudern, und forderte zugleich Anna von Österreich auf, die Besprechung auf irgend eine Weise zu stören, als plötzlich Bernouin unter dem Vorhang im Bettgang des Kardinals erschien und seinem Herrn ins Ohr sagte:

»Monseigneur, ein Abgesandter Seiner Majestät des Königs von England.«

Mazarin konnte eine leichte Bewegung nicht verbergen, die der König gleichsam im Flug auffaßte. Weniger um eine Indiskretion zu vermeiden, als um nicht unnütz zu erscheinen, stand Ludwig XIV. sogleich auf, näherte sich Seiner Eminenz und wünschte ihr eine gute Nacht.

Die ganze Versammlung erhob sich mit einem gewaltigen Geräusch von rollenden Stühlen und zurückgeschobenen Tischen.

»Laßt allmählig die ganze Gesellschaft weggehen,« sagte Mazarin leise zu Ludwig XIV., »und wollt mir sodann einige Minuten bewilligen. Ich mache eine Angelegenheit ab, über die ich noch diesen Abend mit Eurer Majestät zu sprechen wünsche.«

»Und die Königinnen?« fragte Ludwig XIV.

»Und der Herr Herzog von Anjou,« sagte Seine Eminenz.

Zu gleicher Zeit drehte er sich nach dem Bettgang, dessen Vorhänge rasch herabfielen. Der Kardinal hatte jedoch seine Verschwörer nicht aus dem Blick verloren.

»Herr Graf von Guiche,« sagte er mit schmetternder Stimme, während er hinter dem Vorhang den Schlafrock anzog, den ihm Bernouin reichte.

»Hier, Monseigneur,« antwortete der junge Mann sich nähernd.

»Nehmt meine Karten, Ihr habt Glück . . . Gewinnt mir ein wenig das Geld von diesen Herren.«

»Ja, Monseigneur.«

Der junge Mann setzte sich an den Tisch, von dem sich der König entfernte, um mit den Königinnen zu sprechen.

Es begann eine ziemlich ernste Partie zwischen dem Grafen und mehreren reichen Höflingen.

Philipp plauderte indessen über Putzsachen mit dem Chevalier von Lorraine, und man hörte hinter den Vorhängen des Alkoven das Rauschen des seidenen Schlafrocks von Mazarin nicht mehr.

Seine Eminenz war Bernouin in das an das Schlafzimmer stoßende Kabinett gefolgt.

XXVI.

Staatsangelegenheiten.

Als der Kardinal in sein Kabinett kam, fand er den Grafen de la Fère, der, seiner harrend, voll Bewunderung einen sehr schönen Raphael betrachtete, welcher über einem mit goldenem Geschirr beladenen Kredenz Tisch hing.

Seine Eminenz kam sachte, leicht und schweigsam wie ein Schatten, um gleichsam die Physiognomie des Grafen zu überrumpeln, wie er es zu tun pflegte, denn er erriet seiner Behauptung nach aus der einfachen Beschauung des Gesichtes eines Sprechenden, was das Resultat der Unterredung sein würde.

Doch diesmal täuschte sich Mazarin in seiner Erwartung. Er las durchaus nichts im Gesicht von Athos, nicht einmal die Ehrfurcht, die er in andern Gesichtern zu lesen gewohnt war.

Diese Nuance entging der schlaunen Eminenz nicht. Mazarin war zu sehr mit den Menschen vertraut, um nicht in der kalten, beinahe hochmütigen Höflichkeit von Athos ein Anzeichen von Feindseligkeit zu erblicken, was nicht die gewöhnliche Temperatur des Treibhauses war, das man den Hof nennt.

Athos war schwarz mit einer einfachen silbernen Stickerei gekleidet. Er trug den heiligen Geist, das Hosenband und das goldene Vließ, drei Orden von solcher Bedeutung, daß nur ein König allein oder ein Schauspieler sie vereinigen konnte.

Mazarin suchte lange in seinem etwas gestörten Gedächtnis, um den Namen zu finden, den er diesem eisigen Gesicht geben sollte, doch es gelang ihm nicht.

»Ich habe gewußt, es würde mir eine Botschaft von England zukommen,« sprach er endlich.

Und er setzte sich und entließ Bernouin und Brienne, der als Sekretäre die Feder zu führen bereit war.

»Von Seiner Majestät dem König von England, ja, Eure Eminenz.«

»Ihr sprecht das Französische sehr rein für einen Engländer,

mein Herr,« sagte Mazarin freundlich, während er beständig durch seine Finger den Orden vom heiligen Geist, das Hosenband, das goldene Vließ und besonders das Gesicht des Boten betrachtete.

»Ich bin kein Engländer, sondern ein Franzose, Herr Kardinal,« erwiderte Athos.

»Es ist eigentümlich, daß der König von England Franzosen zu seinen Botschaftern wählt, und ich betrachte dies als ein gutes Vorzeichen . . . Wollt mir Euren Namen sagen, mein Herr.«

»Graf de la Fère,« antwortete Athos, sich weniger verbeugend, als es das Zeremoniell und der Stolz des allmächtigen Ministers heischten.

Mazarin bewegte leicht die Achseln, als wollte er sagen: »Ich kenne diesen Namen nicht.«

Athos verzog keine Miene.

»Und Ihr kommt, um mir zu eröffnen, mein Herr . . . « fuhr Mazarin fort.

»Ich kam im Auftrag Seiner Majestät des Königs von Großbritannien, um dem König von Frankreich zu verkündigen . . . «

Mazarin faltete die Stirne.

»Um dem König von Frankreich zu verkündigen. Seine Majestät König Karl II. habe glücklich den Thron seiner Väter wieder bestiegen.«

»Ihr habt ohne Zweifel Vollmachten?« fragte Mazarin mit kurzem, zänkischem Ton.

»Ja . . . Monseigneur.«

Dieses Wort Monseigneur kam mühsam über die Lippen von Athos; es war, als preßte er es zu sehr zusammen.

Athos zog aus einer Tasche von gesticktem Sammet, die er unter seinem Wamms trug, eine Depeche.

Der Kardinal streckte die Hand aus.

»Verzeiht, Monseigneur,« entgegnete Athos, »meine Depeche ist für den König.«

»Da Ihr Franzose seid, mein Herr, müßt Ihr wissen, was ein erster Minister am Hof von Frankreich bedeutet.«

»Es gab eine Zeit, wo ich mich in der Tat mit dem, was die

ersten Minister bedeuten, beschäftigte! doch ich habe schon vor mehreren Jahren den Beschluß gefaßt, nur noch mit dem König zu verhandeln.«

»Dann werdet Ihr weder den Minister, noch den König sehen,« sagte Mazarin, der ärgerlich zu werden anfing, und stand auf.

Athos schob seine Depeche wieder in die Tasche, verbeugte sich ernst und machte einige Schritte nach der Türe. Diese Kaltblütigkeit brachte Mazarin außer sich.

»Was für ein sonderbares diplomatisches Verfahren!« rief er; »sind wir noch in der Zeit, wo uns Herr Cromwell Kriegsknechte in Form von Geschäftsträgern schickte? Es fehlt Euch nichts, mein Herr, als die Pickelhaube auf dem Kopf und die Bibel am Gürtel.«

»Mein Herr,« erwiderte Athos trocken, »ich habe nie wie Ihr Gelegenheit gehabt, mit Herrn Cromwell zu verhandeln, und ich habe seine Geschäftsträger nur mit dem Schwert in der Hand gesehen; ich weiß folglich nicht, wie sie mit ersten Ministern verhandelten. Was aber den König von England Karl II. betrifft, so weiß ich, daß, wenn er an Seine Majestät König Ludwig XIV. schreibt, der Brief nicht an Seine Eminenz den Kardinal Mazarin gerichtet ist; in dieser Unterscheidung sehe ich keine Diplomatie.«

»Ah!« rief Mazarin, indem er sein abgemagertes Haupt erhob und mit der Hand an den Kopf schlug, »ich erinnere mich nun.«

Athos schaute ihn erstaunt an.

»Ja, so ist es!« sagte der Kardinal, beständig den Grafen anschauend; »ja, so ist es . . . ich erkenne Euch, mein Herr; ah! **diavolo!** ich wundere mich nicht mehr.«

»In der Tat, ich wunderte mich, daß mich Eure Eminenz mit ihrem vortrefflichen Gedächtnis nicht erkannte,« erwiderte Athos lächelnd.

»Immer widerhakig, immer mürrisch, mein Herr; wie nannte man Euch doch? wartet . . . ein Flußname . . . Potamos . . . nein . . . der Name einer Insel . . . Naxos . . . nein, per Jove! der Name eines Berges . . . Athos! ich habe es! Entzückt, Euch wiederzusehen und nicht mehr in Nueil zu sein, wo Ihr mich mit Euren verdammten Genossen Lösegeld bezahlen ließt . . . Fronde! stets Fronde! verfluchte Fronde! Oh! welch ein Sauerteig! Ah! mein

Herr, warum haben Eure Antipathien die meinigen überlebt? Wenn Jemand sich zu beklagen hatte, so wart Ihr es nicht, der Ihr aus dieser Sache nicht nur ganz unversehrt, sondern auch mit dem Orden des heiligen Geistes am Hals hervorgegangen seid.«

»Herr Kardinal,« entgegnete Athos, »erlaubt mir, nicht in Betrachtungen dieser Art einzugehen. Ich habe eine Sendung zu vollbringen, werdet Ihr mich in den Mitteln, diese Sendung zum Ziele zu führen, erleichtern?«

»Ich wundere mich,« sprach Mazarin, ganz freudig, das Gedächtnis wieder gefunden zu haben, und ganz mit boshafte Stacheln besetzt, »ich wundere mich, Herr Athos . . . daß ein Frondeur, wie Ihr, eine Sendung zum Mazarin, wie man in der guten Zeit sagte, angenommen hat.«

Hierbei brach Mazarin in ein Gelächter aus, obschon ein schmerzlicher Husten seine Sätze durchschnitt und gleichsam in ein Schluchzen verwandelte.

»Ich habe nur eine Sendung an den König von Frankreich angenommen, Herr Kardinal,« entgegnete der Graf, jedoch mit weniger Schärfe, denn er glaubte genug Vorteile zu haben, um sich gemäßigt zeigen zu können.

»Immerhin, mein Herr Frondeur,« sagte Mazarin heiter, »immerhin wird vom König die Angelegenheit, mit der Ihr Euch beauftragt habt . . . «

»Mit der man mich beauftragt hat, Monseigneur; ich laufe den Aufträgen nicht nach.«

»Es mag sein; immerhin, sage ich, wird die Unterhandlung ein wenig durch meine Hände gehen . . . Verlieren wir also nicht eine kostbare Zeit . . . sagt mir die Bedingungen.«

»Ich habe die Ehre gehabt. Eure Eminenz zu versichern, nur der Brief von Seiner Majestät dem König Karl II. enthalte die Eröffnung seines Wunsches.«

»Hört! Ihr seid lächerlich mit Eurer Starrheit, Herr Athos . . . man sieht, daß Ihr Euch dort mit den Puritanern umhergetrieben . . . Euer Geheimnis weiß ich besser als Ihr, und Ihr habt vielleicht Unrecht gehabt, nicht einigermaßen einen sehr alten und sehr leidenden Mann zu berücksichtigen, der viel in seinem Leben gearbeitet und mutig das Feld für seine Ideen

behauptet hat, wie Ihr für die Eurigen . . . Ihr wollt nichts sagen? gut; Ihr wollt mir Euren Brief nicht mitteilen? . . . vortrefflich; kommt mit mir in mein Zimmer, Ihr sollt mit dem König . . . und vor dem König sprechen . . . Nun noch ein letztes Wort: wer hat Euch das goldene Vließ gegeben? Ich erinnere mich, daß man sagte, Ihr habet das Hosenband, doch was das goldene Vließ betrifft, davon wusste ich nichts.«

»Kürzlich, Monseigneur, hat Spanien bei Gelegenheit der Verheiratung Seiner Majestät des Königs Ludwig XIV. König Karl II. ein Patent vom goldenen Vließ mit weißem Raum für den Namen überschickt; Karl II. übertrug den Orden mir und füllte das Weiße mit meinem Namen aus.«

Mazarin stand auf und kehrte, sich auf den Arm von Bernouin stützend, in seinen Bettgang im Augenblick zurück, wo man im Zimmer: der Herr Prinz! meldete. Der Prinz von Condé, der erste Prinz von Geblüt, der Sieger von Rocroy, Lens und Nördlingen, trat in der Tat bei Monsignore Mazarin, gefolgt von seinen Kavalieren, ein, und schon begrüßte er den König, als der erste Minister seinen Vorhang aufhob.

Athos hatte Zeit, Raoul zu erblicken, der dem Grafen von Guiche die Hand drückte und ein Lächeln gegen seinen ehrfurchtsvollen Gruß austauschte.

Er hatte auch Zeit, das strahlende Gesicht des Kardinals wahrzunehmen, als dieser vor sich auf dem Tisch eine ungeheure Masse Goldes sah, die der Graf von Guiche durch eine glückliche Hand, seitdem ihm Seine Eminenz die Karten anvertraut, gewonnen hatte. Botschafter, Botschaft und Prinzen vergessend, dachte er zuerst auch nur an das Gold.

»Wie!« rief der Greis; »dies Alles ist Gewinn?«

»Ungefähr fünfzigtausend Taler, ja, Monseigneur,« erwiderte der Graf von Guiche aufstehend. »Soll ich nun Eurer Eminenz den Platz zurückgeben oder fortfahren?«

»Zurückgeben, zurückgeben! Ihr seid ein Narr, Ihr würdet Alles wieder verlieren, was Ihr gewonnen habt.«

»Monseigneur,« sagte der Prinz sich verbeugend.

»Guten Abend, Herr Prinz,« sprach der Minister mit leichtem Ton; »es ist sehr liebenswürdig von Euch, daß Ihr einen kranken

Freund besucht.«

»Ein Freund!« murmelte der Graf de la Fère, ganz erstaunt, als er diese ungeheuerliche Verbindung in dem Wort: Freund! wahrnahm, da es sich um Mazarin und Condé handelte.

Mazarin erriet den Gedanken des Frondeur, denn er lächelte ihm triumphierend zu und sagte sogleich zum König:

»Sire, ich habe die Ehre, Eurer Majestät den Herrn Grafen de la Fère, Botschafter Seiner britischen Majestät, vorzustellen . . . Staatsangelegenheit, meine Herren!« fügte er bei, indem er mit der Hand alle diejenigen verabschiedete, welche im Zimmer versammelt waren, und diese Leute verschwanden auch wirklich, den Prinzen von Condé an ihrer Spitze, einzig und allein auf die Gebärde von Mazarin.

Raoul folgte Herrn von Condé, nachdem er dem Grafen de la Fère einen letzten Blick zugeworfen hatte.

Philipp von Anjou und die Königinnen schienen sich zu beraten, ob sie weggehen sollten.

»Familienangelegenheit!« sagte rasch Mazarin, Beide auf ihren Sitzen zurückhaltend. »Dieser Herr hier überbringt dem König einen Brief, durch welchen Karl II., völlig wieder in sein Reich eingesetzt, eine Verbindung zwischen Monsieur, dem Bruder des Königs, und Mademoiselle Henriette, der Enkelin von Heinrich IV., vorschlägt . . . Wollt dem König Euer Beglaubigungsschreiben übergeben, Herr Graf?«

Athos war einen Augenblick verblüfft. Wie konnte der Minister den Inhalt eines Briefes wissen, der nicht eine Minute von ihm gekommen war? Jedoch stets Herr über sich, reichte er die Depeche dem jungen König Ludwig XIV., der sie errötend aus seinen Händen nahm. Ein feierliches Stillschweigen herrschte im Gemache des Kardinals. Es wurde nur gestört durch das matte Geräusch des Goldes, das Mazarin, während der König las, mit seiner gelben, vertrockneten Hand in ein Kistchen aufhäufte.

Siebentes bis Zehntes Bändchen.

I.

Die Erzählung.

Die Bosheit des Kardinals ließ dem Botschafter nicht viele Dinge zu sagen übrig; doch das Wort: wiedereingesetzt, war dem König aufgefallen, und sich an den Grafen wendend, auf den er seine Augen seit seinem Eintritt geheftet hielt, sprach Ludwig XIV.:

»Mein Herr, wollt uns etwas Genaueres über die Lage der Dinge in England mitteilen. Ihr kommt von diesem Land, Ihr seid Franzose, und die Orden, die ich auf Eurer Brust glänzen sehe, verkündigen mir einen Mann von Verdienst, und zugleich einen Mann von Rang.«

»Dieser Herr,« sagte der Kardinal, sich an die Königin Mutter wendend, »dieser Herr ist ein ehemaliger Diener Eurer Majestät, der Herr Graf de la Fère.«

Anna von Österreich war vergeßlich wie eine Königin, deren Leben von Stürmen und schönen Tagen gemischt. Sie schaute Mazarin an, dessen schlimmes Lächeln ihr irgend eine kleine Tücke verhieß. Dann forderte sie von Athos durch einen andern Blick eine Erklärung.

Der Kardinal fuhr fort:

»Der Herr war ein Musketier von Treville, im Dienst des seligen Königs . . . Der Herr kennt vollkommen England, wohin er mehrere Reisen zu verschiedenen Zeiten gemacht hat: er ist ein Untertan von dem höchsten Verdienst.«

Diese Worte waren eine Anspielung auf alle die Erinnerungen, welche Anna von Österreich hervorzurufen stets zitterte. England war ihr Haß gegen Richelieu, ihre Liebe für Buckingham; ein Musketier von Treville war die ganze Odyssee der Triumphe, welche das Herz der jungen Frau schlagen gemacht, und der Gefahren, die den Thron der jungen Königin halb entwurzelt hatten.

Diese Worte übten eine große Gewalt aus, denn sie machten stumm und aufmerksam alle die königlichen Personen, die mit sehr verschiedenartigen Gefühlen die geheimnisvollen Jahre, welche die Jungen nicht erschaut, welche die Alten für immer verwischt geglaubt hatten, wieder auftauchen sahen.

»Sprecht, mein Herr,« sagte Ludwig XIV., der sich zuerst von der Unruhe, vom Argwohn und den Erinnerungen erholte.

»Ja, sprecht,« fügte Mazarin bei, dem die kleine Bosheit, welche er an Anna von Österreich verübt, seine Energie und seine Heiterkeit wieder verliehen.

»Sire,« sprach der Graf, »eine Art von Wunder hat das ganze Schicksal von König Karl II. geändert. Was die Menschen bis dahin nicht hatten tun können, beschloß Gott, zu vollführen.«

Mazarin hustete und bewegte sich unruhig in seinem Bett.

»Der König Karl,« fuhr Athos fort, »hat das Haag nicht mehr als Flüchtling, sondern als unumschränkter König verlassen, der nach einer Reise, fern von seinem Reich, unter allgemeinen Segnungen dahin zurückkehrt.«

»In der Tat, ein großes Wunder,« sagte Mazarin, »denn wenn die Nachrichten wahr gewesen sind, so hatte König Karl II., der unter Segnungen zurückgekehrt ist, sein Land unter Musketenschüssen verlassen.«

Der König blieb unempfindlich.

Jünger und leichtfertiger, vermochte sich Philipp eines Lächelns nicht zu erwehren, das Mazarin wie ein seinem Scherze gespendeter Beifall schmeichelte.

»In der Tat,« sprach der König, »es hat ein Wunder obgewaltet; doch Gott, der so viel für die Könige tut, Herr Graf, wendet die Hand der Menschen an, um seinen Plänen den Sieg zu verleihen. Welchen Menschen hat Karl II. hauptsächlich seine Wiedereinsetzung zu verdanken.

»Ah!« unterbrach der Kardinal ohne die geringste Rücksicht auf die Eitelkeit des Königs, »weiß Eure Majestät nicht, daß er sie Herrn Monk zu verdanken hat?«

»Ich muß es wissen,« erwiderte entschlossen Ludwig XIV.; »doch ich frage den Herrn Botschafter nach der Ursache der Veränderung dieses Herrn Monk.«

»Eure Majestät berührt hierdurch gerade die Hauptsache,« erwiderte Athos, »denn ohne das Wunder, von dem ich zu sprechen die Ehre gehabt, wäre Herr Monk ohne Zweifel der unbesiegbare Feind von König Karl II. geblieben. Gott wollte, daß eine seltsame, kühne, sinnreiche Idee in den Geist eines gewissen Mannes fiel, während eine ergebene, mutige Idee in den Geist eines gewissen Andern fiel. Das Zusammenwirken dieser zwei Ideen führte eine solche Veränderung in der Lage von Monk herbei, daß er von einem erbitterten Feind ein Freund für den entfernten König wurde.«

»Das ist gerade der Umstand, den ich wissen wollte, sagte der König . . . Wer sind die zwei Männer, von denen Ihr sprecht?«

»Zwei Franzosen, Sire.«

»In der Tat, das macht mich glücklich.«

»Und die zwei Ideen?« rief Mazarin; »ich bin begieriger auf die Ideen, als auf die Menschen.«

»Ja,« murmelte der König.

»Die zweite, die ergebene, die vernünftige Idee, die minder wichtige Idee, Sire, war, eine Million in Gold, welche König Karl I. in Newcastle vergraben hatte, dort zu holen und mit diesem Gold die Mitwirkung von Monk zu erkaufen.«

»Oho!« machte Mazarin, wiederbelebt bei dem Wort Million, »aber Newcastle war gerade von diesem Monk besetzt.«

»3a, Herr Kardinal, deshalb wagte ich es, die Idee zugleich mutig und ergeben zu nennen. Es war also die Aufgabe, wenn Monk die Anerbietungen des Unterhändlers ausschlug, König Karl II. das Eigentum dieser Million wieder zu verschaffen, die man der Loyalität von General Monk entreißen mußte . . . Dies geschah trotz einiger Schwierigkeiten, der General war loyal und ließ die Million fortnehmen.«

»Mir scheint,« sagte der König träumerisch und schüchtern, »mir scheint, Karl II. hatte während seines Aufenthalts in Paris keine Kenntnis von dieser Million.«

»Mir scheint,« fügte der Kardinal höhnisch bei, »Seine Majestät der König von Großbritannien war vollkommen vom Vorhandensein dieser Million unterrichtet, doch Seine Majestät zog zwei Millionen einer einzigen vor.«

»Sire,« erwiderte Athos mit Festigkeit, »Seine Majestät König Karl II, war in Frankreich so arm, daß er kein Geld mehr hatte, um die Post zu nehmen, so aller Hoffnungen bar, daß er wiederholt nur an das Sterben dachte. Das Vorhandensein der Million in Newcastle war ihm so unbekannt, daß ohne einen Edelmann, einen Untertanen Eurer Majestät, bei dem diese Million moralisch niedergelegt war, und der das Geheimnis Karl II. offenbarte, dieser Prinz noch in einer grausamen Vergessenheit vegetieren würde.«

»Gehen wir zu der sinnreichen, seltsamen, kühnen Idee über,« sagte Mazarin, dessen Scharfsinn einen Schlag ahnte. »Was für eine Idee war dies?«

»Hört . . . Da Herr Monk allein der Wiedereinsetzung des entthronten Königs sich entgegenstellte, so kam ein Franzose auf den Gedanken, dieses Hindernis zu beseitigen.«

»Oho! dieser Franzose ist ein Ruchloser,« sprach Mazarin, »und die Idee ist nicht so sinnreich, daß der Urheber nicht durch einen Spruch des Parlaments auf der Grève aufgeknüpft oder gerädert werden sollte.«

»Eure Eminenz täuscht sich,« erwiderte Athos mit trockenem Tone, »ich sagte nicht, der fragliche Franzose habe beschlossen, Herrn Monk zu ermorden, sondern nur, ihn zu beseitigen. Die Worte der französischen Sprache haben einen Wert, eine Bedeutung, welche die französischen Edelleute vollkommen kennen. Überdies ist das eine Kriegssache, und wenn man den Königen gegen ihre Feinde dient, so hat man das Parlament nicht zu Richtern: man hat Gott zum Richter. Dieser französische Edelmann hatte also den Gedanken, sich der Person von Monk zu bemächtigen, und er führte seinen Plan aus.«

Der König belebte sich bei der Erzählung der kühnen Taten.

Der jüngere Bruder Seiner Majestät schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: »Ah! das ist schön!«

»Er entführte Monk?« sagte der König; »aber Monk war doch in seinem Lager?«

»Und der Edelmann war allein, Sire.«

»Das ist wunderbar!« rief Philipp.

»In der Tat wunderbar!« rief der König.

»Gut! nun sind die zwei kleinen Löwen entfesselt,« murmelte der Kardinal, Und mit einer ärgerlichen Miene, die er nicht zu verbergen suchte, sagte er:

»Diese Umstände sind mir unbekannt; verbürgt Ihr Euch für die Echtheit, mein Herr?«

»Um so eher, Herr Kardinal, als ich die Ereignisse gesehen habe.«

»Ihr?«

»Ja, Monseigneur.«

Der König näherte sich unwillkürlich dem Grafen auf einer Seite, während ihn Philipp auf der andern bedrängte.

»Weiter, mein Herr, weiter,« riefen Beide gleichzeitig.

»Sire, als Monk von dem Franzosen festgenommen war, wurde er zu König Karl II. in's Haag geführt . . . Der König schenkte Herrn Monk die Freiheit und der General gab dankbar dafür Karl II. den Thron von Großbritannien, für welchen so viele tapfere Leute ohne Erfolg gekämpft hatten.«

Philipp klatschte voll Begeisterung in die Hände. Bedachtsamer wandte sich Ludwig XIV. an den Grafen de la Fère und fragte:

»Ist dies in allen seinen Einzelheiten wahr?«

»Durchaus wahr, Sire.«

»Einer meiner Edelleute kannte das Geheimnis und hatte es bewahrt?«

»Ja, Sire.«

»Der Name dieses Edelmanns?«

»Es ist Euer Diener,« sprach Athos ganz einfach.

Ein Gemurmel der Bewunderung schwoll das Herz von Athos an. Selbst Mazarin hob die Arme zu seinem Betthimmel auf.

»Mein Herr,« sagte der König, »ich werde bemüht sein, ein Mittel zu finden. Euch zu belohnen.«

Athos machte eine Bewegung.

»Oh! nicht Euch für Eure Redlichkeit zu belohnen; Euch hierfür bezahlen wollen hieße Euch beleidigen! doch ich bin Euch eine Belohnung dafür schuldig, daß Ihr Antheil an der Wiedererhebung meines Bruders Karl II. gehabt habt.«

»Gewiß,« sagte Mazarin.

»Es ist dies der Triumph einer guten Sache, der das ganze Haus Frankreich mit Freude erfüllt,« fügte Anna von Österreich bei.

»Ich fahre fort,« sagte Ludwig XIV. »Ist es auch wahr, daß ein einziger Mann bis zu Monk in sein Lager gedrungen ist und ihn entführt hat?«

»Dieser Mann hatte zehn Gehilfen,« die er aus niedrigerem Range ausgewählt.«

»Nicht mehr?«

»Nicht mehr.«

»Und er heißt?«

»Herr d'Artagnan, früher Lieutenant der Musketiere Eurer Majestät,«

Anna von Österreich errötete, Mazarin wurde gelb vor Scham, Ludwig XIV. verdüsterte sich und ein Schweißtropfen fiel von seiner bleichen Stirne.

»Was für Männer!« murmelte er.

Und unwillkürlich schleuderte er dem Minister einen Blick zu, der ihn erschreckt haben würde, hätte Mazarin nicht in diesem Augenblick seinen Kopf unter seinem Kissen verborgen.

»Mein Herr,« rief der junge Herzog von Anjou, indem er seine weiße, frauenartig zarte Hand auf den Arm von Athos legte, »ich bitte Euch, sagt diesem braven Mann, Monsieur, der Bruder des Königs, werde morgen vor hundert der besten Edelleute Frankreichs auf seine Gesundheit trinken.«

Und als der junge Mann diese Worte gesprochen, bemerkte er, daß die Begeisterung eine von seinen Manschetten verschoben hatte, und war nun nur bemüht, sie mit der größten Sorgfalt wieder in Ordnung zu bringen.

»Sprechen wir von den Angelegenheiten, Sire,« sagte Mazarin, der sich weder begeisterte, noch Manschetten hatte.

»Ja, mein Herr,« erwiderte Ludwig XIV. »Beginnt Eure Mitteilung, Herr Graf,« fügte er sich an Athos wendend bei.

Athos begann wirklich und trug feierlich die Hand von Lady Henriette Stuart dem jungen Prinzen, dem Bruder des Königs, an.

Die Konferenz dauerte eine Stunde, wonach die Türen des Gemaches den Höflingen geöffnet wurden, welche ihre Plätze

wieder einnahmen, als ob sie bei keiner Vorkommenheit des Abends ausgeschlossen gewesen wären.

Athos fand sich mit Raoul zusammen, und der Vater und der Sohn konnten sich nun die Hand drücken.

II.

Worin Herr von Mazarin Verschwender wird.

Während Mazarin sich von seiner tiefen Unruhe zu erholen suchte, wechselten Athos und Raoul einige Worte in einem Winkel des Zimmers.

»Ihr seid also wieder in Paris, Raoul?« sagte der Graf.

»Ja, Herr, seitdem der Herr Prinz zurückgekehrt ist.«

»Ich kann mich an diesem Ort, wo man uns beobachtet, nicht mit Euch besprechen, doch ich werde mich sogleich nach Hause begeben und Euch dort erwarten, sobald es Euer Dienst gestattet.«

Raoul verbeugte sich. Der Herr Prinz kam gerade auf sie zu.

Der Prinz hatte den klaren, tiefen Blick, der die Raubvögel der edlen Art auszeichnet; selbst seine Physiognomie bot mehrere unterscheidende Züge dieser Ähnlichkeit. Man weiß, daß bei dem Prinzen von Condé die Adlernase, spitzig, schneidend, von einer leicht zurücklaufenden, mehr hohen als niedrigen Stirne hervortrat, was nach den Worten der Spötter des Hofes, selbst gegen das Genie unbarmherziger Leute, dem Erben der erhabenen Prinzen des Hauses Condé mehr einen Adlerschnabel, als eine menschliche Nase verlieh.

Dieser durchdringende Blick, dieser gebieterische Ausdruck des ganzen Gesichtes beunruhigten gewöhnlich diejenigen, an welche der Prinz das Wort richtete, mehr als es die Majestät oder die regelmäßige Schönheit des Siegers von Rocroy getan hätten. Überdies stieg die Flamme so schnell in diese hervorspringenden Augen, daß bei dem Herrn Prinzen jede Belebtheit dem Zorn glich. Wegen seines Ranges respektierte Jedermann bei Hof den Herrn Prinzen, und Viele, welche nur den Menschen ins Auge faßten, trieben den Respekt sogar bis zum Schrecken.

Ludwig von Condé ging also auf den Grafen de la Fère und auf Raoul mit der offenbaren Absicht zu, von dem Einen begrüßt zu werden und den Andern anzureden.

Niemand grüßte mit mehr zurückhaltender Anmut, als der Graf

de la Fère. Er verachtete es, in eine Verbeugung alle die Nuancen zu legen, die ein Höfling gewöhnlich nur von einer und derselben Farbe entlehnt: vom Verlangen, zu gefallen. Athos kannte seinen persönlichen Wert und begrüßte einen Prinzen wie einen Menschen, wobei er durch etwas Sympathetisches, Unerklärbares das milderte, was seine unbeugsame Haltung Verletzendes für den Stolz des höheren Ranges haben konnte. Der Prinz wollte mit Raoul reden. Athos kam ihm zuvor und sagte:

»Wenn der Herr Vicomte von Bragelonne nicht einer der unterthänigsten Diener Eurer Hoheit wäre, so würde ich ihn bitten, meinen Namen vor Euch, mein Prinz, auszusprechen.«

»Ich habe die Ehre, mit dem Herrn Grafen de la Fère zu reden,« sagte sogleich Herr von Condé.

»Mein Beschützer,« fügte Raoul errötend bei.

»Einer der redlichsten Männer des Königreichs,« sprach der Prinz, »einer der ersten Edelleute von Frankreich, von dem ich so viel Gutes habe sagen hören, daß ich ihn oft unter meine Freunde zählen zu dürfen wünschte.«

»Eine Ehre, gnädigster Herr,« erwiderte Athos, »der ich nur durch meine Achtung und meine Bewunderung für Eure Hoheit würdig wäre.«

»Herr von Bragelonne ist ein guter Offizier,« sagte der Prinz, »und man sieht, daß er in einer guten Schule gewesen ist. Ah! Herr Graf, in Eurer Zeit hatten die Generale Soldaten.«

»Es ist wahr, Hoheit, doch heute haben die Soldaten Generale.«

Dieses Kompliment, das so wenig die Farbe des Schmeichlers hatte, machte vor Freude einen Mann beben, den schon ganz Europa als einen Helden betrachtete, und der allen Geschmack an Lobeserhebungen verloren haben konnte.

»Es ist ärgerlich für mich, daß Ihr Euch aus dem Dienst zurückgezogen habt, Herr Graf,« sagte der Prinz, »denn der König wird unverzüglich auf einen Krieg mit England oder auf einen Krieg mit Holland bedacht sein müssen, und es wird einem Mann wie Euch, der Großbritannien wie Frankreich kennt, nicht an erwünschten Gelegenheiten fehlen.«

»Gnädigster Herr, ich glaube Euch bemerken zu dürfen, daß ich

wohl daran getan habe, mich aus dem Dienst zurück zu ziehen,« entgegnete Athos lächelnd. »Frankreich und Großbritannien werden fortan wie zwei Schwestern leben, wenn ich meinen Ahnungen glauben darf.«

»Euren Ahnungen?«

»Hört, Hoheit, was dort am Tisch des Herrn Kardinals gesprochen wird.«

»Beim Spiel?«

»Beim Spiel . . . ja, Hoheit.«

Der Kardinal hatte sich in der Tat auf einen Ellenbogen erhoben und dem jungen Bruder des Königs, der sich ihm sodann näherte, ein Zeichen gemacht.

»Monseigneur,« sagte der Kardinal, »ich bitte Euch, laßt alle diese Goldtaler fortnehmen.«

Und er bezeichnete den ungeheuren Haufen gelber glänzender Stücke, welche der Graf von Guiche allmählig durch eine äußerst glückliche Hand vor ihm zusammengebracht hatte.

»Mir!« rief der Herzog von Anjou.

»Ja, Monseigneur, diese fünfzigtausend Taler gehören Euch.«

»Ihr schenkt sie mir?«

»Ich habe für Euch gespielt, Monseigneur,« erwiderte der Kardinal, der immer schwächer wurde, als ob die Anstrengung, Geld zu verschenken, alle seine physischen und moralischen Fähigkeiten erschöpft hätte.

»Oh! mein Gott,« murmelte Philipp ganz betäubt vor Freude, »welch ein schöner Tag!«

Und er machte selbst den Rechen mit seinen Fingern, schob einen Teil der Summe in seine Taschen und füllte diese, . . . doch mehr als das Drittel blieb noch auf dem Tisch.

»Chevalier,« sagte Philipp zu seinem Günstling, dem Chevalier von Lorraine, »komm.«

Der Günstling lief herbei.

»Stecke das Übrige ein,« sprach der junge Prinz.

Diese seltsame Szene wurde von allen Anwesenden nur wie ein rührendes Familienfest aufgenommen. Der Kardinal gab sich das Ansehen eines Vaters gegen die Söhne von Frankreich, und

die zwei jungen Prinzen waren unter seinem Flügel groß geworden. Niemand maß, wie man es in unseren Tagen tun würde, diese Freigebigkeit des ersten Ministers dem Hochmut oder der Unverschämtheit zu.

Die Höflinge beneideten nur . . . Der König wandte den Kopf ab.

»Nie habe ich so viel Geld gehabt,« sagte freudig der junge Prinz, während er durch das Zimmer schritt, um sich zu seinem Wagen zu begeben. »Nein, nie . . . Wie schwer das ist, fünfzigtausend Taler!«

»Aber warum verschenkt der Herr Kardinal all dieses Geld auf einmal?« fragte ganz leise der Herr Prinz den Grafen de la Fère. »Er ist also sehr krank, dieser liebe Kardinal?«

»Ja, gnädigster Herr, ohne Zweifel sehr krank; er sieht auch schlecht aus, wie Eure Hoheit wahrnehmen kann.«

»Gewiß . . . doch daran wird er sterben, hundert und fünfzigtausend Livres! . . . Oh! das ist nicht zu glauben. Sprecht, Graf, warum dies? findet uns eine Ursache.«

»Gnädigster Herr, ich bitte geduldet Euch; seht, der Herr Herzog von Anjou kommt, mit dem Chevalier von Lorraine plaudernd, hierher; ich würde mich nicht wundern, wenn sie mir die Mühe, indiskret zu sein, ersparten. Hört, was sie sagen.«

Der Chevalier sagte wirklich halblaut zum Prinzen:

»Monseigneur, es geht nicht mit natürlichen Dingen zu, daß Herr Mazarin Euch so viel Geld schenkt . . . Nehmt Euch in Acht, Ihr laßt Goldstücke fallen, Monseigneur. Was will der Kardinal von Euch, daß er so großmüthig ist?«

»Ich sagte Euch doch.« flüsterte Athos dem Herrn Prinzen in's Ohr, »hier kommt die Antwort auf Eure Frage.«

»Sprecht, Monseigneur,« wiederholte ungeduldig der Chevalier, der, seine Tasche abwägend, den Betrag der Summe, die ihm zurückprallend zugefallen war, verdächtig fand.

»Mein lieber Chevalier, ein Hochzeitgeschenk.«

»Wie, ein Hochzeitgeschenk!«

»Ah! ja, ich heirate,« erwiderte der Herzog von Anjou, ohne zu bemerken, daß er in diesem Augenblick vor dem Herrn Prinzen und vor Athos vorüberkam, welche sich Beide tief verbeugten.

Der Chevalier schleuderte dem jungen Herzog einen so

gehässigen Blick zu, daß der Graf de la Fère darob erbebte.

»Ihr! Euch heiraten!« wiederholte er, »oh! das ist unmöglich; Ihr solltet diese Torheit begehen?«

»Bah! ich begehe sie nicht; man läßt sie mich begehen,« erwiderte der Herzog von Anjou . . . »Doch komm geschwinde und laß uns unser Geld ausgeben.«

Hiernach verschwand er mit seinem Gefährten, lachend und plaudernd, während alle Stirnen sich auf seinem Wege beugten.

Da sprach der Herr Prinz leise zu Athos:

»Das ist also das Geheimnis?«

»Ich habe das nicht gesagt, Monseigneur.«

»Er heiratet die Schwester von Karl II?«

»Ich glaube ja.«

Der Prinz dachte einen Augenblick nach, und sein Auge schleuderte einen scharfen Blitz.

»Ah!« sagte er langsam, als ob er mit sich selbst spräche, »die Schwerter werden abermals an den Nagel gehängt . . . auf lange Zeit!« Und er seufzte.

Alles, was dieser Seufzer an dumpf ersticktem Ehrgeiz, an erloschenen Illusionen, an getäuschten Hoffnungen enthielt, nur Athos allein erriet es, denn er allein hatte den Seufzer gehört.

Als bald verabschiedete sich der Herr Prinz und der König ging weg.

Mit einem Zeichen, das er Bragelonne machte, wiederholte Athos an diesen die Einladung, die er am Anfang dieser Szene gegen ihn ausgesprochen.

Allmählig leerte sich das Gemach und Mazarin blieb allein, Leiden preisgegeben, die er nicht einmal zu verbergen trachtete.

»Bernouin! Bernouin!« rief er mit gebrochener Stimme.

»Was befiehlt Monseigneur?«

»Guénaud, man rufe Guénaud,« sagte die Eminenz, »mir scheint, ich sterbe.«

Ganz Würzt lief Bernouin in das Kabinett, um den Befehl zu geben, und der Piqueur, der forteilte, um den Arzt zu holen, kreuzte den Wagen des Königs in der Rue Saint-Honoré.

III.

Guénaud.

Der Befehl des Kardinals war dringend: Guénaud ließ nicht auf sich warten.

Er fand seinen Kranken im Bett zurückgeworfen, die Beine aufgeschwollen, den Magen zusammengepreßt. Mazarin war von einem heftigen Gichtanfall heimgesucht worden. Er litt grausam und mit der Ungeduld eines Mannes, der nicht an den Widerstand gewöhnt ist. Bei der Erscheinung von Guénaud rief er:

»Ah! nun bin ich gerettet.«

Guénaud war ein sehr gelehrter und sehr umsichtiger Mann, der nicht der Kritik von Boileau bedurfte, um Ruf zu erlangen. Stand er einer Krankheit gegenüber, und betraf diese auch die Person des Königs, so ging er schonungslos zu Werk. Er antwortete also Mazarin nicht, wie es der Minister erwartet: Hier ist der Arzt, fahre hin Krankheit!

Er untersuchte im Gegenteil die an dem Kranken wahrnehmbaren Symptome sehr sorgfältig und mit ernster Miene, und gab dann nur ein: »Hoho!« von sich.

»Nun, Guénaud? . . . Was für eine Miene nehmt Ihr an?«

»Ich nehme die Miene an, die man haben muß, wenn man Euer Übel sieht, Monseigneur, ein sehr gefährliches Übel.«

»Die Gicht . . . Oh! ja, die Gicht.«

»Mit einer Zutat von andern Übeln, Monseigneur.«

Mazarin erhob sich auf einen Ellenbogen und fragte gleichsam mit dem Blick und der Gebärde:

»Was sagt Ihr mir da? Bin ich kranker, als ich glaubte?«

»Monseigneur,« sprach Guénaud, während er sich an das Bett des Kardinals setzte, »Eure Eminenz hat viel in ihrem Leben gearbeitet; Eure Eminenz hat viel gelitten.«

»Aber ich bin nicht alt, wie mir scheint . . . Der selige Herr von Richelieu zählte nur siebzehn Monate weniger, als ich, als er starb und zwar an einer tödlichen Krankheit starb. Ich bin jung, Guénaud, bedenkt das wohl, ich bin kaum zweiundfünfzig Jahre

alt.«

»Ah! Monseigneur, Ihr seid viel älter . . . Wie lange hat die Fronde gedauert?«

»Zu welchem Ende fragt Ihr mich das?«

»Zu einer medizinischen Berechnung, Monseigneur.«

»So etwa zehn Jahre . . . «

»Sehr gut; wollt jedes Jahr der Fronde zu drei Jahren rechnen, das macht dreißig; zwanzig und zwei und fünfzig aber machen zwei und siebenzig Jahre, und das ist ein hohes Alter.«

Während er dies sagte, fühlte er dem Kranken den Puls. Dieser Puls war so voll von unerfreulichen Prognostiken, daß der Arzt sogleich, trotz der Unterbrechungen des Kranken fortfuhr:

»Setzen wir die Jahre der Fronde eines zu vier, so habt Ihr zwei und achtzig Jahre gelebt.«

Mazarin wurde sehr bleich und sagte mit erloschener Stimme:

»Sprecht Ihr im Ernst, Guénaud?«

»Ach! ja, Monseigneur.«

»Ihr nehmt also einen Umweg, um mir anzukündigen, daß ich sehr krank bin?«

»Meiner Treue, ja, Monseigneur . . . bei einem Mann von dem Geist, von dem Mut Eurer Eminenz müßte man allerdings keinen Umweg nehmen.«

Der Kardinal atmete so schwer, daß der unbarmherzige Arzt Mitleid bekam.

»Es ist ein Unterschied zwischen den Krankheiten,« sagte Mazarin, »und gewissen Krankheiten entkommt man.«

»Ganz richtig, Monseigneur.«

»Nicht wahr!« rief Mazarin ganz freudig; »denn wozu würden am Ende die Kraft, die Macht des Willens nützen? . . . Wozu würde das Genie nützen, Euer Genie, Guénaud? Wozu nützen endlich die Wissenschaft und die Kunst, wenn der Kranke, der über dies Alles verfügt, sich nicht aus der Gefahr zu retten vermag?«

Guénaud wollte den Mund öffnen, doch Mazarin fuhr fort:

»Bedenkt, daß ich der Vertrauensvollste von Euren Kunden bin; bedenkt, daß ich Euch blindlings gehorche, und daß folglich . . . «

»Ich weiß dies Alles,« sagte Guénaud.

»Ich werde also genesen?«

»Monseigneur, weder Willenskraft, noch Genie, noch Wissenschaft vermögen dem Übel zu widerstehen, das Gott sendet oder auf die Erde schleudert mit der Vollmacht, den Menschen zu zerstören und zu töten. Ist das Übel tödlich, so tötet es, und nichts vermag dagegen . . . «

»Mein Übel . . . ist . . . tödlich?« fragte Mazarin.

»Ja, Monseigneur.«

Die Eminenz sank einen Augenblick zusammen, wie der Unglückliche, den der Sturz einer Säule niederschmettert . . . Aber Herr von Mazarin besaß eine sehr kräftig gestählte Seele oder vielmehr einen sehr starken Geist.

»Guénaud,« sagte er, sich erhebend, »Ihr werdet mir wohl erlauben, von Eurem Urteil zu appellieren. Ich will die gelehrtesten Männer Europas versammeln, ich will sie um Rat fragen, ich will endlich durch die Wirkung irgend eines Mittels leben.«

»Monseigneur glaubt wohl nicht, ich sei so anmaßend gewesen, ganz allein ein Urteil über ein so kostbares Dasein, wie das Eurige, zu fällen; ich habe schon alle guten Ärzte Frankreichs und Europas versammelt . . . es waren ihrer zwölf.«

»Und sie sagten?«

»Sie sagten. Eure Eminenz sei von einer unheilbaren Krankheit befallen; ich habe die Consultation unterzeichnet in meiner Briefftasche bei mir. Will Eure Eminenz Kenntnis davon nehmen, so wird sie den Namen von allen den unheilbaren Übeln sehen, die wir entdeckt haben. Es findet sich vor Allem . . . «

»Nein! nein!« rief Mazarin, das Papier zurückstoßend. »Nein, Guénaud, ich ergebe mich! ich ergebe mich!«

Hierauf trat ein tiefes Stillschweigen ein, der Kardinal sammelte seine Geister und Kräfte wieder und sagte dann:

»Es gibt noch etwas Anderes; es gibt die Empyriker, die Charlatans. In meiner Heimat werfen sich diejenigen, welche die Ärzte verlassen, in die Arme der Quacksalber, von denen sie zehnmal getötet, aber hundertmal gerettet werden.«

»Bemerket Eure Eminenz nicht, daß ich seit einem Monat zehnmal die Arzneimittel verändert habe?«

»Ja . . . Nun?«

»Nun, ich habe fünfzigtausend Livres ausgegeben, um allen diesen Burschen ihre Geheimnisse abzukaufen: die Liste ist erschöpft, meine Börse auch. Ihr seid nicht geheilt, und ohne meine Kunst wäret Ihr tot.«

»Es ist vorbei,« murmelte der Kardinal, »es ist vorbei.«

Er schaute mit einem düsteren Blick auf seinen Reichtümern umher.

»Ich werde dies Alles verlassen müssen!« seufzte er. »Ich bin tot, Guénaud, ich bin tot!«

»Oh! noch nicht, Monseigneur,« sagte der Arzt.

Mazarin ergriff seine Hand und fragte, indem er zwei große, starre Augen auf das unempfindliche Gesicht des Arztes heftete:

»In wie viel Zeit?«

»Monseigneur, man sagt das nie.«

»Es mag sein, gewöhnlichen Menschen, doch mir . . . mir, bei dem jede Minute einen Schatz wert ist; sage es mir, Guénaud, sage es mir!«

»Nein, nein, Monseigneur.«

»Ich will es haben, ich will es haben. Oh! gib mir einen Monat, und für jeden von diesen dreißig Tagen bezahle ich Dir hunderttausend Livres,«

»Monseigneur.« entgegnete Guénaud mit fester Stimme, »Gott schenkt Euch die Gnadentage und nicht ich. Gott schenkt Euch nur vierzehn Tage!«

Der Kardinal stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, fiel auf sein Kopfkissen zurück und flüsterte:

»Ich danke Euch, Guénaud.«

Der Arzt wollte sich entfernen; doch der Sterbende erhob sich noch einmal und sprach mit flammenden Augen:

»Still geschwiegen, Guénaud, still geschwiegen!«

»Monseigneur, seit zwei Tagen weiß ich das Geheimnis; Ihr seht, daß ich es wohl bewahrt habe.«

»Geht, Guénaud, ich werde für Euer Glück Sorge tragen. Geht und heißt Brienne mir einen Commis schicken, den man Herrn Colbert nennt.«

IV.

Colbert.

Colbert war nicht fern. Er hatte sich den ganzen Abend in einem Korridor aufgehalten, wo er mit Bernouin und Brienne plauderte und mit der gewöhnlichen Geschicklichkeit der Hofleute Kommentare zu den Neuigkeiten machte, welche, wie Luftblasen auf dem Wasser, auf der Oberfläche jedes Ereignisses erschienen. Es ist ohne Zweifel Zeit, mit einigen Worten eines der interessantesten Portrait? dieses Jahrhunderts zu entwerfen, und es vielleicht mit so viel Wahrheit zu zeichnen, als dies nur Maler jener Zeit tun konnten. Colbert war ein Mann, auf den der Geschichtsschreiber und der Moralist ein gleiches Recht haben.

Er war dreizehn Jahre älter, als Ludwig XIV., sein künftiger Herr. Von mittlerem Wuchse, eher mager als fett, hatte er ein tiefliegendes Auge, eine gemeine Miene und dicke, schwarze, spärliche Haare, was ihn, wie die Biographen seiner Zeit sagen, frühe die Plattmütze nehmen ließ. Ein Blick voll Strenge, voll Härte sogar, eine Art von Steifheit, welche für die Untergeordneten Stolz, für die Höheren eine Affectation strenger Tugend war; ein trotziges Gesicht bei allen Dingen, selbst wenn er sich allein in seinem Spiegel betrachtete . . . dies war das Äußere unseres Mannes.

In moralischer Hinsicht rühmte man die Tiefe seines Talents im Rechnungswesen, seinen erfindungsreichen Geist, um selbst der Unfruchtbarkeit einen Ertrag abzunötigen.

Colbert hatte den Einfall gehabt, die Gouverneurs der Grenzfestungen zu zwingen, die Garnisonen ohne Sold, aus dem, was sie von den Contributionen bezogen, zu ernähren. Eine so kostbare Eigenschaft gab dem Herrn Kardinal Mazarin den Gedanken, Joubert, seinen Intendanten, der kurz zuvor gestorben war, durch Herrn Colbert zu ersetzen, der die Portionen so gut zu benagen wusste.

Colbert schwang sich allmählig bei Hofe empor, trotz der Mittelmäßigkeit seiner Geburt, denn er war der Sohn eines Mannes, der Wein verkaufte, wie sein Vater, welcher sofort mit

Tuch und dann mit Seidenstoffen gehandelt hat.

Anfangs zum Kaufmann bestimmt, war Colbert zuerst Commis in einem Handelsgeschäft in Lyon, das er verließ, um in Paris in die Schreibstube eines Anwalts beim Chatelet, Namens Biterne, einzutreten. So lernte er die Kunst, eine Rechnung zu stellen, und die noch viel kostbarere Kunst, eine Rechnung zu verwirren.

Die Steifheit von Colbert kam diesem vortrefflich zu Statten, so wahr ist es, daß das Glück, wenn es eine Laune hat, jenen Frauen des Altertums gleicht, deren Phantasie nichts bei dem Physischen und Moralischen der Dinge und der Menschen zurückschreckt. Colbert, der bei Michel Letellier, Staatssecretaire im Jahr 1646, durch seinen Vetter Colbert, Grundherrn von Saint-Ponange, welcher ihn begünstigte, ein Unterkommen gefunden hatte, erhielt eines Tages vom Minister einen Auftrag an den Kardinal Mazarin.

Seine Eminenz der Kardinal erfreute sich damals noch einer blühenden Gesundheit, und die schlimmen Jahre der Fronde hatten für ihn noch nicht dreifach und vierfach gezählt. Er war in Sedan, sehr tief in eine Hofintrige verwickelt, wobei Anna von Österreich, seine Sache verlassen zu wollen schien.

Letellier hielt alle Fäden dieser Intrige in seinen Händen.

Er hatte von Anna von Österreich einen für ihn sehr kostbaren und für Mazarin sehr gefährlichen Brief erhalten; doch da er schon die doppelte Rolle spielte, die ihn so gut unterstützte, und stets zwei Feinde nährte, um aus dem einen und aus dem andern Nutzen zu ziehen, sei es dadurch, daß er sie noch mehr entzweite, als sie es schon waren, sei es, daß er sie versöhnte, so wollte Michel Letellier Mazarin den Brief von Anna von Österreich schicken, damit er Kenntnis davon nähme und ihm dem zu Folge für einen so artig geleisteten Dienst Dank wüsste.

Den Brief überschicken war leicht; ihn nach der Mitteilung wiederzubekommen, darin lag die Schwierigkeit. Letellier schaute umher, und als er den schwarzen, mageren Commis erblickte, der mit gefalteter Stirne in seiner Kanzlei kritzelte, zog er ihn dem besten Gendarme zur Ausführung seines Planes vor.

Colbert sollte nach Sedan mit dem Befehl abreisen, den Brief Mazarin mitzuteilen und dann Letellier zurückzubringen.

Er hörte den Befehl, den man ihm erteilte, mit ängstlicher Aufmerksamkeit an, ließ sich den Inhalt zweimal wiederholen und erkundigte sich auf das Genaueste, ob das Zurückbringen ebenso notwendig sei, als das Mitteilen.

»Notwendiger,« antwortete Letellier.

Dann brach er auf, reiste wie ein Courier, ohne Rücksicht auf seinen Körper, und übergab Mazarin zuerst ein Schreiben von Letellier, das ihm die Übersendung des kostbaren Briefes ankündigte, und dann diesen Brief selbst.

Mazarin errötete sehr, als er den Brief von Anna von Österreich las, lächelte Colbert freundlich zu und entließ ihn.

»Wann erhalte ich die Antwort, Monseigneur?« fragte demütig der Courier.

»Morgen.«

»Morgen früh?«

»Ja, mein Herr.«

Der Courier versuchte seinen tiefsten Bückling und wandte sich auf den Absätzen um.

Am andern Morgen war er schon um sieben Uhr auf seinem Posten, Mazarin ließ ihn bis um zehn Uhr warten. Colbert verzog im Vorzimmer keine Miene: als die Reihe an ihn kam, trat er ein.

Mazarin übergab ihm ein versiegeltes Päckchen: auf dem Umschlag desselben standen die Worte geschrieben: »An Herrn Michel Letellier.« u. s. w.

Colbert schaute das Päckchen mit großer Aufmerksamkeit an: der Kardinal machte ihm ein freundliches Gesicht und schob ihn nach der Türe.

»Und der Brief der Königin Mutter, Monseigneur?« fragte Colbert.

»Er ist beim Übrigen in dem Päckchen,« erwiderte Mazarin.

»Ah! sehr gut,« sagte Colbert, und er drückte seinen Hut zwischen seine Knie, und fing an das Päckchen zu entsiegeln.

Mazarin stieß einen Schrei aus.

»Was macht Ihr denn da?« sagte er mit grobem Ton.

»Ich entsiegle das Paquet, Monseigneur.«

»Ihr mißtraut mir, Herr Schulfuchs? Hat man je eine solche

Unverschämtheit gesehen?«

»Oh! Monseigneur, wertet nicht ärgerlich gegen mich! Gott soll mich behüten, daß ich das Wort Eurer Eminenz in Zweifel ziehe!«

»Was denn?«

»Die Pünktlichkeit Eurer Kanzlei, Monseigneur. Was ist ein Brief? Ein Fetzen. Kann ein Fetzen nicht vermessen werden? . . . Und seht, Monseigneur, seht, ob ich Unrecht hatte! . . . Eure Commis haben den Fetzen vergessen: der Brief findet sich nicht in dem Päckchen.«

»Ihr seid ein frecher Bursche und habt nichts gesehen!« rief Mazarin zornig; »entfernt Euch, und wartet auf mein weiteres Belieben!«

Während er diese Worte mit einer ganz italienischen Spitzfindigkeit sagte, entriß er das Päckchen den Händen von Colbert und kehrte in seine inneren Gemächer zurück.

Doch dieser Zorn konnte nur so lange dauern, bis ein kälteres Urteil an seine Stelle trat.

Jeden Morgen, wenn Mazarin die Türe seines Kabinetts öffnete, fand er das Gesicht von Colbert als Schildwache im Vorzimmer, und dieses unangenehme Gesicht bat ihn demütig, aber beharrlich um den Brief der Königin Mutter.

Mazarin konnte nicht dagegen Stand halten und mußte den Brief zurückgeben. Er begleitete diese Wiedererstattung mit einer sehr harten Strafpredigt, während welcher Colbert sich nur damit beschäftigte, daß er das Papier, die Charaktere und die Unterschrift prüfend beschaute, abwog und sogar beroch, nicht mehr und nicht minder, als hätte er es mit dem letzten Fälscher des Königreichs zu tun gehabt. Mazarin ließ ihn noch härter an, doch Colbert ging, als er die Gewißheit erlangt hatte, daß es der ächte Brief war, unempfindlich und wie mit Taubheit geschlagen, weg. Dieses Benehmen trug ihm später den Posten von Joubert ein, denn statt einen Groll gegen ihn zu hegen, bewunderte ihn Mazarin und wünschte eine solche Treue für sich zu gewinnen.

Man erstet aus dieser Geschichte allein, wie der Geist von Colbert beschaffen war. Allmählig sich entrollend, werden die Ereignisse alle Federn dieses Geistes frei arbeiten lassen.

Colbert brauchte nicht lange, um sich beim Kardinal in Gunst zu

bringen: er wurde ihm sogar unentbehrlich. Der Commis kannte alle seine Rechnungen, ohne daß der Kardinal je mit ihm davon sprach. Dieses Geheimnis, das nur sie Beide teilten, war ein mächtiges Band, und deshalb wollte Mazarin, im Begriff, vor dem Herrn einer andern Welt zu erscheinen, den Rat von Colbert benützen, um über das Gut zu verfügen, das er auf dieser Welt zurückzulassen genötigt war.

Nach dem Besuche von Guénaud rief er also Colbert zu sich und sagte zu ihm:

»Laßt uns mit einander sprechen, Herr Colbert, und zwar ernsthaft, denn ich bin krank, und es könnte sein, daß ich sterben würde.«

»Der Mensch ist sterblich,« erwiderte Colbert.

»Stets habe ich mich dessen erinnert, Herr Colbert, und ich habe auch in dieser Voraussicht gearbeitet . . . Ihr wisst, daß ich ein wenig Vermögen gesammelt . . . «

»Ich weiß es, Monseigneur.«

»Wie hoch schätzt Ihr ungefähr dieses Vermögen, Herr Colbert?«

»Auf vierzig Millionen fünfmalhundert und sechzigtausend, zweihundert Livres, neun Sous und acht Deniers,« antwortete Colbert.

Der Kardinal stieß einen schweren Seufzer aus und schaute Colbert mit Bewunderung an; doch er erlaubte sich ein Lächeln.

»Bekanntes Geld,« fügte Colbert als Erwiderung auf dieses Lächeln bei.

Der Kardinal zuckte in seinem Bette auf und fragte rasch:

»Was versteht Ihr hierunter?«

»Ich versteh« hierunter, daß es außer diesen vierzig Millionen, fünfmalhundert und sechzigtausend, zweihundert Limes, neun Sous und acht Deniers noch dreizehn weitere Millionen gibt, die man nicht kennt.«

»Uf!« seufzte Mazarin, »welch ein Mensch!«

In diesem Augenblick erschien der Kopf von Bernouin im Türrahmen.

»Was gibt es? und warum stört Ihr mich?« fragte Mazarin.

»Der Pater Theatiner, der Gewissensrat Seiner Eminenz, ist auf diesen Abend berufen worden, er könnte erst übermorgen Monseigneur wieder besuchen.«

Mazarin schaute Colbert an; dieser nahm sogleich seinen Hut und sagte:

»Ich werde wieder kommen, Monseigneur.«

Mazarin zögerte.

»Nein, nein,« rief er, »ich habe ebenso viel mit Euch, als mit ihm zu tun. Überdies seid Ihr mein anderer Beichtiger, und was ich dem einen sage, kann auch der andere hören. Bleibt, Colbert.«

»Aber wird der Gewissensrat einwilligen, Monseigneur, wenn die Pönitenz kein Geheimnis ist?«

»Kümmert Euch nicht darum, tretet in den Bettgang.«

»Ich kann außen warten, Monseigneur.«

»Nein, nein, es ist besser, wenn Ihr die Beichte eines redlichen Mannes hört.«

Colbert verbeugte sich und trat in den Bettgang.

»Führt den Vater Theatiner ein,« sprach Mazarin und schloß die Vorhänge.

V.

Beichte eines redlichen Mannes.

Der Theatiner trat bedächtig ein, ohne sich zu sehr über die geräuschvolle Bewegung zu wundern, welche die Besorgnisse über die Gesundheit des Kardinals im Hause veranlaßt hatten.

»Kommt, mein Ehrwürdiger,« sprach Mazarin nach einem letzten Blick in den Bettgang, »kommt und erleichtert mich.«

»Das ist meine Pflicht, Monseigneur,« erwiderte der Theatiner.

»Setzt Euch zuerst bequem, denn ich will mit einer allgemeinen Beichte beginnen; Ihr gebt mir sodann eine gute Absolution, und ich werde mich ruhiger fühlen.«

»Monseigneur,« erwiderte der Ehrwürdige, »Ihr seid nicht so krank, daß eine allgemeine Beichte notwendig wäre, und überdies ist das zu sehr ermüdend . . . nehmt Euch also in Acht.«

»Ihr nehmt an, sie werde lange währen, mein Ehrwürdiger?«

»Wie sollte ich glauben, es könnte anders sein, wenn man so vollständig gelebt hat, wie Eure Eminenz?«

»Ah! das ist wahr . . . Ja, die Erzählung kann lang werden.«

»Die Barmherzigkeit Gottes ist groß,« näselte der Theatiner.

»Hört,« sprach Mazarin, »ich fange an, selbst darüber zu erschrecken, daß ich so viele Dinge zugelassen habe, welche der Herr mißbilligen dürfte.«

»Nicht wahr?« sagte naiv der Theatiner, indem er von der Lampe sein Gesicht, das so sein und spitzig war, wie das eines Maulwurfs, entfernte. »Die Sünder sind so: Anfangs vergeßlich und dann bedenklich, wenn es zu spät ist.«

»Die Sünder? sagt Ihr mir dieses Wort mit Ironie, und um mir alle die Genealogien vorzuwerfen, die ich auf meine Rechnung habe machen lassen? . . . ich, eines Fischers Sohn?«

»Hm!!« machte der Theatiner.

»Das ist eine erste Sünde, mein Ehrwürdiger, denn ich habe es am Ende geduldet, daß man mich von alten römischen Consuln abstammen ließ. T. Geganius Macerinus I., Macerinus II. und Proculus Macerinus III., von dem die Chronik von Halvander

spricht . . . Die Ähnlichkeit von Macerinus und Mazarin war verführerisch. Macerinus, ein Verkleinerungswort, bedeutet ein magerer Mensch. Oh! mein Ehrwürdiger, Mazarin kann heute mager wie Lazarus bedeuten! Seht!«

Und er zeigte seine fleischlosen Arme und seine vom Fieber verzehrten Beine.

»Darin, daß Ihr aus einer Fischerfamilie abstammt, sehe ich nichts für Euch Ärgerliches, denn der heilige Peter war auch ein Fischer, und wenn Ihr ein Kirchenfürst seid, so war er das Oberhaupt der Kirche: gehen wir weiter, wenn es Euch beliebt.«

»Um so mehr, als ich mit der Bastille einen gewissen Brunei, einen Priester von Avianon, bedroht habe, der eine Genealogie von *Casa Mazarini* veröffentlichen wollte, welche viel zu wunderbar war . . . «

»Um wahrscheinlich zu sein.«

»Oh! wenn ich in diesem Sinn gehandelt hätte, mein Ehrwürdiger, wäre ich des Lasters der Hoffart schuldig gewesen und das ist eine andere Sünde.«

»Es war ein Exzeß des Geistes, und nie kann man Jemand dergleichen Mißbräuche zum Vorwurf machen. Weiter, weiter!«

»Ich war bei der Hoffart . . . Seht, mein Ehrwürdiger, ich will das nach Todsünde abzuteilen suchen.«

»Ich liebe wohlgeordnete Abteilungen.«

»Das freut mich. Ihr müßt wissen, daß im Jahr 1630 . . . ach! das sind nun einunddreißig Jahre her!«

»Ihr wart damals neunundzwanzig Jahre, Monseigneur.«

»Ein brausendes Alter! Ich spielte den Soldaten und stürzte mich in Casale ins Musketenfeuer, um zu zeigen, daß ich so gut ritt als ein Offizier. Es ist wahr. ich brachte den Spaniern und den Franzosen den Frieden, und das sühnt ein wenig meine Sünde.«

»Ich sehe nicht die geringste Sünde darin, daß man zeigt, man verstehe zu reiten,« erwiderte der Theatiner; »das ist eine Sache, welche von vortrefflichem Geschmack zeugt und unser Gewand ehrt. In meiner Eigenschaft als Christ billige ich, daß Ihr das Blutvergießen verhindert habt; als Ordensgeistlicher bin ich stolz auf den Mut, den ein College von mir an den Tag gelegt.«

Mazarin machte eine demütige Verbeugung mit dem Kopf.

»Ja,« sagte er, »doch die Folgen!«

»Welche Folgen? . . . «

»Ei! die verdammte Sünde der Hoffart hat endlose Wurzeln . . . Seitdem ich mich so zwischen zwei Heere geworfen, seitdem ich Pulver gerochen und die Linien der Soldaten durchlaufen hatte, schaute ich die Generale ein wenig mitleidig an.«

»Ah!«

»So daß ich seit jener Zeit nicht einen einzigen mehr erträglich fand.«

»Es ist nicht zu leugnen, die Generale, die wir hatten, waren nicht stark,« sprach der Theatiner.

»Oh!« rief Mazarin, »da war der Herr Prinz, und den habe ich sehr gequält!«

»Er ist nicht zu beklagen, er hat genug Ruhm und Vermögen erworben.«

»Es mag sein, was den Herrn Prinzen betrifft; doch Herr von Beaufort zum Beispiel, den ich im Turm von Vincennes so sehr leiden ließ?«

»Ah! das war ein Rebell und die Sicherheit des Staats heischte es, daß Ihr dieses Opfer brachtet . . . Gehen wir weiter.«

»Ich glaube, daß ich die Hoffart erschöpft habe. Und ich komme zu einer andern Sünde, die ich nur mit Furcht qualifizieren würde.«

»Nennt sie immerhin, ich werde sie qualifizieren.«

»Eine sehr große Sünde, mein Ehrwürdiger.«

»Wir werden, sehen, Monseigneur.«

»Ihr habt unfehlbar von einem gewissen Verhältnis gehört, in dem ich mit Ihrer Majestät der Königin Mutter gelebt haben soll . . . Die Böswilligen . . . «

»Die Böswilligen, Monseigneur, sind Dummköpfe; . . . müßtet Ihr nicht für das Wohl des Staats und im Interesse des jungen Königs in gutem Einvernehmen mit der Königin leben? Weiter, weiter . . . «

»Ich versichere Euch, daß Ihr mir eine furchtbare Last von der Brust nehmt,« sprach Mazarin.

»Das sind Alles nur Lappereien! sucht ernste Dinge.«
»Es hat viel Ehrgeiz obgewaltet, mein Ehrwürdiger.«
»So geht es bei großen Sachen, Monseigneur.«
»Selbst das Gelüste nach der Tiara.«
»Papst sein heißt der erste Christ sein . . . Warum solltet Ihr das nicht gewünscht haben?«
»Man hat gedruckt, ich habe, um dies zu erreichen, Cambray an die Spanier verkauft.«
»Ihr habt vielleicht selbst Pamphlete gemacht, ohne die Pamphletisten zu sehr zu verfolgen.«
»Dann, mein Ehrwürdiger, ist mein Herz sehr sauber. Ich fühle nur noch leichte Sünden . . . «
»Nennt sie.«
»Das Spiel.«
»Das ist ein wenig weltlich; doch Ihr wart durch Eure hohe Stellung verpflichtet, ein Haus zu machen.«
»Ich gewann gern.«
»Kein Spieler spielt, um zu verlieren.«
»Ich betrog wohl auch ein wenig . . . «
»Ihr wart auf Euren Vorteil bedacht. Weiter.«
»Mein Ehrwürdiger, nun fühle ich nichts mehr auf meinem Gewissen. Gebt mir die Absolution, und meine Seele kann, wenn sie Gott zu sich ruft, Hindernis zu seinem Thron emporsteigen.«
Der Theatiner rührte weder die Arme, noch die Lippen.
»Worauf wartet Ihr, mein Ehrwürdiger?« sagte Mazarin.
»Ich warte auf das Ende.«
»Das Ende wovon?«
»Von der Beichte, Monseigneur.«
»Ich habe schon geendigt.«
»Oh! nein! Eure Eminenz täuscht sich.«
»Nicht daß ich wüsste.«
»Sucht wohl.«
»Ich habe so gut als möglich gesucht.«
»Dann will ich Euer Gedächtnis unterstützen.«
»Tut das.«

Der Theatiner hustete wiederholt und sagte dann: »Ihr sprecht nicht vom Geiz, was eine andere Todsünde ist, und auch nicht von den Millionen . . . «

»Welche Millionen meint Ihr, mein Ehrwürdiger?«

»Die, welche Ihr besitzt.«

»Mein Vater, dieses Geld gehört mir, warum sollte ich davon sprechen?«

»Seht, hierin sind unsere Ansichten verschieden, Ihr sagt, dieses Geld gehöre Euch, und ich glaube, daß es ein wenig Anderen gehört.«



Mazarin fuhr mit einer kalten Hand über seine Stirne, auf der der Schweiß perlte.

»Wie so?« stammelte er.

»Hört. Eure Eminenz hat sich viel Vermögen . . . im Dienste des Königs erworben . . . «

»Hm! viel ist nicht zu viel.«

»Wie dem sein mag, woher kam dieses Vermögen?«

»Vom Staat.«

»Der Staat ist der König.«

»Aber was schließt Ihr daraus, mein Ehrwürdiger?« fragte Mazarin, der zu zittern anfing.

»Ich kann nicht schließen ohne eine Liste der Güter, die Ihr besitzt . . . Rechnen wir ein wenig, wenn es Euch beliebt: Ihr habt das Bisthum Metz?«

»Ja.«

»Ihr habt die Abteien Saint.Clement, Saint-Arnoud und Saint-Vincent, Alles in Metz?«

»Ja.«

»Ihr habt die Abtei Saint-Denis, ein schönes Gut!«

»Ja, mein Ehrwürdiger.«

»Ihr habt die Abtei Cluny, welche reich ist!«

»Ich habe sie.«

»Ihr habt die von Saint-Metarde in Soissons, hunderttausend Livres Einkünfte!«

»Ich leugne es nicht.«

»Die von Saint-Victor in Marseille, eine der besten im Süden!«

»Ja, mein Vater.«

»Eine gute Million jährlich. Mit den Einkünften des Kardinalats und des Ministeriums heißt zwei Millionen jährlich wenig gesagt.«

»Ei!«

»In zehn Jahren macht das zwanzig Millionen . . . und zwanzig Millionen, zu fünf Prozent angelegt, geben durch Progression zwanzig weitere Millionen in zehn Jahren.«

»Wie gut könnt Ihr rechnen für einen Theatiner!«

»Seitdem Eure Eminenz unsern Orden im Jahr 1644 in das Kloster versetzt hat, das wir bei Saint-Germain-des-Prés inne haben, führe ich die Rechnungen der Gesellschaft.«

»Und die meinigen, wie ich sehe, mein Ehrwürdiger.«

»Man muß von Allem ein wenig wissen.«

»Nun, so macht Euren Schluß.«

»Ich schließe daraus, daß Euer Gepäck ein wenig zu dickleibig ist, als daß Ihr durch die Pforte des Paradieses eingehen könntet.«

»Ich werde verdammt sein?«

»Wenn Ihr nicht zurückgebt, ja.«

Mazarin stieß einen kläglichen Schrei aus.

»Zurückgeben! aber wem denn, guter Gott?«

»Dem Herrn dieses Geldes, dem König!«

»Der König hat mir dies Alles geschenkt!«

»Einen Augenblick Geduld! Der König unterzeichnet die Ordonnanzen nicht!«

Mazarin ging vom Seufzen zum Ächzen über und stammelte:

»Die Absolution!«

»Unmöglich, Monseigneur,« erwiderte der Theatiner, »gebt zurück, gebt zurück!«

»Aber Ihr absolviert mich doch von allen Sünden, warum nicht von dieser?«

»Weil Euch in dieser Hinsicht absolvieren eine Sünde wäre, von der mich der König nie absolvieren würde, Monseigneur,« antwortete der Ehrwürdige.

Hiernach verließ der Beichtvater den Bußfertigen mit einer Miene voll Salbung und ging mit demselben Schritt hinaus, mit dem er eingetreten war.

»Oh! mein Gott, mein Gott!« seufzte der Kardinal.

. . . »Kommt, Colbert; ich bin sehr krank, mein Freund.«



Colbert.

VI.

Die Schenkung.

Colbert schien wieder unter den Vorhängen.

»Habt Ihr gehört?« sagte Mazarin.

»Ach! ja, Monseigneur.«

»Hat er Recht? Ist all dieses Geld schlecht erworbenes Gut?«

»Ein Theatiner, Monseigneur, ist ein schlechter Richter, was Finanzen betrifft,« erwiderte mit kaltem Tone Colbert. »Es wäre indessen möglich, daß Seine Eminenz nach ihren theologischen Ansichten ein gewisses Unrecht hat. Es ist das immer so, wenn man stirbt.«

»Man hat vor Allem das, zu sterben, Colbert.«

»Das ist wahr, Monseigneur. Gegen wen findet Euch der Theatiner im Unrecht? gegen den König?«

Mazarin zuckte die Achseln.

»Als ob ich nicht seinen Staat und seine Finanzen gerettet hätte.«

»Das duldet keinen Widerspruch, Monseigneur.«

»Nicht wahr? Ich hätte also trotz der Ansichten meines Beichtvaters auf eine sehr rechtmäßige Weise einen Lohn verdient?«

»Das unterliegt keinem Zweifel.«

»Und ich könnte sogar für meine so dürftige Familie einen guten Teil von dem, was ich gewonnen habe, oder sogar Alles behalten?«

»Ich sehe kein Hindernis hiergegen, Monseigneur.«

»Ich war überzeugt, ich würde, mich mit Euch beratend, eine weise Ansicht vernehmen,« sprach Mazarin ganz freudig.

Colbert machte seine Pedantengrimasse und erwiderte:

»Monseigneur, man müßte indessen wohl erwägen, ob das, was der Theatiner gesagt hat, nicht eine Falle ist.«

»Nein! eine Falle? . . . warum? Der Theatiner ist ein ehrlicher Mann.«

»Er glaubte Eure Eminenz vor den Pforten des Grabes, da Eure Eminenz ihn zu Rat zog . . . Habe ich ihn nicht zu Euch sagen hören: ›Unterscheidet das, was Euch der König gegeben hat, von dem, was Ihr Euch selbst gegeben habt . . . ‹ Sucht wohl, Monseigneur, ob er das nicht zu Euch sagte; das ist so ziemlich ein Theatinerwort.«

»Es wäre möglich.«

»In welchem Fall, Monseigneur, ich es so betrachte, daß es Euch von dem Theatiner zur Pflicht gemacht worden ist . . . ‹

»Wiederzuerstatten?« rief Mazarin ganz erhitzt.

»Ei! ich sage nicht nein.«

»Alles wiederzuerstatten! Ihr denkt nicht daran . . . Ihr sprecht wie der Beichtiger.«

»Einen Teil wiedererstatten, nämlich Seiner Majestät ihren Antheil zuscheiden, und das kann seine Gefahren haben, Monseigneur. Eure Eminenz ist ein zu gewandter Politiker, um nicht zu wissen, daß der König zu dieser Stunde keine hundertundfünfzig tausend Livres in seinen Kassen besitzt.«

»Das ist nicht meine Sache,« entgegnete Mazarin triumphierend, »es ist die des Herrn Oberintendanten Fouquet, dessen Rechnungen ich Euch in den letzten Monaten insgesamt zu durchsehen und zu beglaubigen gegeben habe.«

Colbert biß sich schon bei dem Namen Fouquet auf die Lippen.

»Seine Majestät,« sagte er durch die Zähne, »hat kein anderes Geld als das, welches ihr Herr Fouquet aufhäuft; Euer Geld, Monseigneur, wird ein leckeres Futter für sie sein.«

»Kurz, ich bin nicht Oberintendant der Finanzen des Königs; ich habe allerdings meine Börse, ich würde wohl einige Legate für die Wohlfahrt Seiner Majestät machen . . . aber ich kann meine Familie nicht verkürzen.«

»Ein teilweises Legat entehrt Euch und beleidigt den König. Ein Teil, Seiner Majestät vermacht, ist das Geständnis, daß Euch dieser Teil Zweifel eingeflößt hat, als wäre er nicht rechtmäßig erworben.«

»Herr Colbert! . . . ‹

»Ich glaubte, Eure Eminenz erwiese mir die Ehre, mich um einen Rat zu fragen.«

»Ja; doch Ihr kennt die Hauptumstände der Frage nicht.«

»Es gibt nichts, was ich nicht wüsste, Monseigneur; seit zehn Jahren durchgehe ich alle Kolonnen von Zahlen, welche in Frankreich gemacht werden, und wenn ich sie auch nur sehr mühsam in meinen Kopf genagelt habe, so stehen sie nun doch darin so fest, daß ich von der Küche von Herrn Letellier, der sehr nüchtern ist, bis zu den kleinen geheimen Freigebigkeiten von Herrn Fouquet, der ein Verschwender ist, Zahl für Zahl alles Geld hersagen könnte, das von Marseille bis Cherbourg ausgegeben wird.«

»Ihr möchtet also gern, daß ich all mein Geld in die Kassen des Königs werfe!« rief ironisch der Kardinal, dem zugleich die Gicht mehrere schmerzliche Seufzer entriß. »Der König würde mir hierüber sicherlich keine Vorwürfe machen, aber er würde, meine Millionen verzehrend, über mich spotten, und er hätte Recht.«

»Eure Eminenz hat mich nicht verstanden. Ich habe entfernt nicht behauptet, der König müßte Euer Geld ausgeben.«

»Ihr sagt es ganz klar, wie mir scheint, indem Ihr mir ratet, es ihm zu schenken.«

»Ah!« erwiderte Colbert, »von ihrem Leiden angegriffen, verliert Eure Eminenz den Charakter Seiner Majestät König Ludwig XIV. ganz aus dem Blick.«

»Wie so?«

»Dieser Charakter gleicht, glaube ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, dem, welchen Monseigneur so eben dem Theatiner gebeichtet hat.«

»Drückt Euch immerhin aus; das ist?«

»Die Hoffart. Verzeiht, Monseigneur, der Stolz, wollte ich sagen. Die Könige haben keine Hoffart, denn das ist eine menschliche Leidenschaft.«

»Die Hoffart, ja, Ihr habt Recht; hernach . . . «

»Nun, Monseigneur, wenn ich es richtig getroffen habe, so braucht Eure Eminenz dem König nur all ihr Geld zu schenken, und zwar sogleich zu schenken.«

»Aber warum denn?« fragte Mazarin sehr begierig.

»Weil der König nicht das Ganze annehmen wird.«

»Oh! ein junger Mensch, der kein Geld hat und von Ehrgeiz

zerfressen wird!«

»Es mag sein.«

»Ein junger Mensch, der meinen Tod wünscht.«

»Monseigneur . . . «

»Um zu erben, ja, Colbert, er wünscht meinen Tod, um zu erben! Ich Dummkopf! ich würde ihm zuvorkommen!«

»Ganz richtig. Wenn die Schenkung in einer gewissen Form gemacht ist, wird er sie ausschlagen.«

»Geht doch!«

»Das ist unleugbar. Ein junger Mensch, der nichts getan hat, der vor Verlangen, berühmt zu werden, allein zu regieren, brennt, wird nichts Gebautes annehmen; er wird selbst bauen wollen. Dieser Fürst wird sich weder mit dem Palais Royal, das ihm Herr von Richelieu vermacht, noch mit dem Palais Mazarin, das Ihr so herrlich habt bauen lassen, noch mit dem von seinen Ahnen bewohnten Louvre, noch mit Saint-Germain, wo er geboren worden ist, begnügen. Alles, was nicht von ihm herrührt, wird er verachten, das sage ich zum Voraus.«

»Und Ihr verbürgt Euch dafür, daß, wenn ich dem König meine vierzig Millionen schenke . . . «

»Sagt Ihr ihm dabei gewisse Dinge, so verbürge ich mich dafür, daß er sie ausschlägt.«

»Diese Dinge . . . sind?«

»Ich werde sie schreiben, wenn sie mir Monseigneur diktieren will.«

»Doch welcher Vorteil soll daraus für mich erwachsen?«

»Ein ungeheurer. Niemand kann mehr Eure Eminenz des ungerechten Geizes beschuldigen, den dem glänzendsten Geist dieses Jahrhunderts die Pamphletisten zum Vorwurf gemacht haben.«

»Du hast Recht, Colbert, Du hast Recht; begib Dich in meinem Auftrag zum König und überbringe ihm mein Testament. Aber wenn er annehmen würde!«

»Dann blieben Eurer Familie dreizehn Millionen, und das ist eine hübsche Summe.«

»Doch Du wärst dann ein Verräter oder ein Dummkopf.«

»Und ich bin weder das Eine, noch das Andere, Monseigneur . . . Ihr scheint mir ungemein bange zu haben, der König könnte die Schenkung annehmen . . . Oh! fürchtet vielmehr, daß er nicht annimmt . . . «

»Wenn er nicht annimmt, stehst Du, dann will ich ihm meine dreizehn andere Millionen garantieren, ja, ich werde das tun . . . ja . . . Doch der Schmerz kommt; es befällt mich wieder eine Schwäche. Colbert, ich bin sehr krank, ich bin meinem Ende nahe.«

Colbert bebte.

Der Kardinal war in der Tat sehr krank; er schwitzte große Tropfen auf seinem Schmerzenslager, und diese furchtbare Blässe eines von Schweiß triefenden Gesichtes war ein Schauspiel, das der verhärtetste Arzt nicht ohne Mitleid ertragen hätte. Colbert war ohne Zweifel sehr bewegt, denn er verließ das Zimmer, rief Bernouin zu dem Sterbenden und ging in den Korridor.

Mit einem Ausdruck des Nachsinnens, der seinen gemeinen Kopf beinahe edel erscheinen ließ, auf und ab gehend, die Schultern gerundet, den Hals gespannt, die Lippen leicht geöffnet, um lose Fetzen unzusammenhängender Gedanken herauszulassen, machte er sich Mut zu einem Schritt, den er versuchen wollte, während, nur durch eine Mauer von ihm getrennt, sein Herr weder mehr an die Schätze der Erde, noch an die Freuden des Paradieses, sondern einzig und allein an die Schrecknisse der Hölle denkend, mit Bangigkeiten kämpfte, die ihm klägliche Schreie entrissen.

Indes die glühenden Servietten, die örtlichen Heilmittel und Guénaud, den man zum Kardinal zurückberufen hatte, mit wachsender Tätigkeit arbeiteten, sann Colbert, seinen dicken Kopf in beiden Händen haltend, um das Fieber der vom Gehirn erzeugten Pläne zu überwinden, über den Inhalt der Schenkung nach, die er Mazarin in der ersten Stunde der Ruhe, welche ihm sein Leiden gönnen würde, schreiben lassen wollte. Es schien, als ob alle diese Schreie des Kardinals und alle diese Angriffe des Todes auf den Repräsentanten der Vergangenheit Reizmittel für den Geist dieses Denkers mit den dicken Augenbrauen gewesen wären, der sich schon dem Ausgang der neuen Sonne einer

wiedergeborenen Gesellschaft zuwandte.

Colbert kehrte zu Mazarin zurück, als sich die Vernunft wieder bei dem Kranken eingestellt hatte, und bewog ihn, eine folgender Maßen abgefaßte Schenkung zu diktieren:

»Im Begriff, vor Gott, dem Herrn der Menschen, zu erscheinen, bitte ich den König, der mein Herr auf Erden war, die Güter zurückzunehmen, die mir seine Wohlwollen geschenkt hatte, und die meine Familie in so erhabene Hände übergehen zu sehen glücklich sein wird. Die Liste meiner Güter wird sich, sie ist abgefaßt, auf das erste Verlangen Seiner Majestät und beim letzten Seufzer ihres ergebensten Dieners finden.

Jules, Kardinal von Mazarin.«

Der Kardinal unterzeichnete seufzend; Colbert versiegelte das Paquet und brachte es sogleich in den Louvre, wohin der König zurückgekehrt war.

Dann ging er wieder nach seiner Wohnung, sich die Hände mit dem Vertrauen eines Arbeiters reibend, der seinen Tag gut angewendet hat.

VII.

Wie Anna von Österreich Ludwig XIV. einen Rat gab, und wie Herr Fouquet ihm einen andern gab.

Die Nachricht von dem nahe bevorstehenden Ende des Kardinals verbreitete sich rasch und zog wenigstens ebenso viele Menschen in den Louvre, als die Kunde von der Verheiratung von Monsieur, dem Bruder des Königs, welche schon offiziell veröffentlicht worden war.

Kaum war Ludwig XIV. in seine Gemächer, noch ganz träumerisch über die Dinge, die er an diesem Abend gesehen oder gehört hatte, zurückgekehrt, als der Huissier meldete, dieselbe Menge von Höflingen, die sich am Morgen zur Aufwartung gedrängt, zeige sich abermals bei seinem Schlafengehen, eine ganz besondere Auszeichnung, welche man seit der Regierung des Kardinals, äußerst indiskret in seiner Bevorzugung, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob es dem König mißfallen dürfte, dem Minister zugestanden hatte.

Doch der Minister war, wie gesagt, von einem sehr schweren Gichtanfall heimgesucht worden, und die Flut der Schmeichelei stieg gegen den Thron.

Die Höflinge haben den wunderbaren Instinkt, zum Voraus alle Ereignisse zu riechen; die Höflinge besitzen die oberste Wissenschaft: sie sind Diplomaten, um die großen Entwicklungen schwieriger Umstände aufzuklären, Feldherren, um den Ausgang der Schlachten zu erraten, Ärzte, um die Krankheiten zu heilen.

Ludwig XIV., den seine Mutter dieses Axiom wie so viele andere gelehrt hatte, begriff, daß Seine Eminenz Monseigneur der Kardinal Mazarin sehr krank war.

Kaum hatte Anna von Österreich die junge Königin in ihre Gemächer zurückgeführt und ihre Stirne von der Last des Ceremonienschmuckes erleichtert, als sie ihren Sohn in dem Kabinett aufsuchte, wo er allein, düster und das Herz

geschworen, gleichsam um seinen Willen zu üben, über sich selbst eine von jenen dumpfen und furchtbaren Stimmungen des Zorns, eines Königszorns, ergehen ließ, welche Stimmungen, wenn sie zum Ausbruch kommen, Ereignisse werden und bei Ludwig XIV., in Folge seiner wunderbaren Selbstbeherrschung, so liebevolle Stürme wurden, daß sein aufbrausendster, sein einziger Zorn, der, welchen Saint-Simon mit Verwunderung bezeichnet, der bekannte Zorn war, welcher fünfzig Jahre später wegen eines Verstecks des Herrn Herzogs du Maine losbrach und zum Resultat einen Hagel von Stockstreichen auf den Rücken eines armen Lackeien hatte, der ein Zwieback gestohlen.

Der König war also, wie wir gesehen, einer schmerzlichen Aufregung preisgegeben, und sagte zu sich selbst, indem er sich in einem Spiegel betrachtete:

»O König! . . . König dem Namen und nicht der Sache nach! Phantom, leeres Phantom, das du bist! träge Bildfäule ohne eine andere Macht, als die, eine Begrüßung bei den Höflingen hervorzurufen, wann wirst du deinen Sammetarm erheben, deine seidene Hand schließen können? Wann wirst du, um etwas Anderes zu tun, als zu seufzen oder zu lächeln, deine zur albernem Unbeweglichkeit des Marmors einer Galerie verdamnten Lippen öffnen können?«

Dann fuhr er mit der Hand über seine Stirne, trat Luft suchend an das Fenster und sah unten einige Kavaliere, welche unter sich plauderten, und einige schüchtern neugierige Gruppen. Diese Kavaliere waren eine Abteilung von der Wache; diese Gruppe bestand aus den Geschäftigen vom Volk, aus den Leuten, für die ein König immer eine Kuriosität ist, wie ein Rhinoceros, ein Krokodil! oder eine Schlange.

Er schlug sich mit der fischen Hand vor die Stirne und rief:

»König von Frankreich! welcher ein Titel! Volk von Frankreich! welche Masse von Geschöpfen! Und ich kehre in meinen Louvre zurück, kaum ausgespannt, rauchen meine Pferde noch, und ich habe gerade hinreichend Interesse erregt, daß kaum zwanzig Neugierige mich vorübergehen sehen . . . Was sage ich! Nein, es gibt nicht zwanzig Neugierige für den König von Frankreich. Es gibt nicht einmal zehn Bogenschützen, um über meinem Haus zu wachen: Bogenschützen, Voll, Garden, Alles ist im Palais Royal.

Mein Gott! warum? Habe ich, der König, nicht das Recht, Euch dies zu fragen?»

»Weil,« antwortete hierauf eine Stimme, welche jenseits des Türvorhangs vom Kabinett ertönte, »weil im Palais Royal alles Gold, das heißt, alle Macht desjenigen ist, welcher regieren will.«

Ludwig wandte sich hastig um. Die Stimme, welche diese Worte ausgesprochen hatte, war die von Anna von Österreich. Der König bebte, ging seiner Mutter entgegen und sagte:

»Ich hoffe, Eure Majestät hat keine Aufmerksamkeit den leeren Deklamationen geschenkt, zu denen die bei den Königen einheimische Einsamkeit und Langweile die glücklichsten Charaktere veranlassen.«

»Ich habe nur Eines bemerkt, mein Sohn: daß Ihr Euch beklagtet.«

»Ich! keines Weges,« sprach Ludwig XIV., »in der Tat nicht; Ihr täuscht Euch, Madame.«

»Was machtet Ihr denn, Sire?«

»Es kam mir vor, als stände ich unter der Rute meines Lehrers und hätte einen rhetorischen Gegenstand zu entwickeln.«

»Mein Sohn erwiderte Anna von Österreich, den Kopf schüttelnd, »Ihr habt Unrecht, nicht auf mein Wort zu bauen; Ihr habt Unrecht, mir kein Vertrauen zu schenken. Es wird ein Tag kommen, ein Tag, der vielleicht nahe ist, wo Ihr Euch notwendig werdet des Axioms erinnern müssen: ›Das Gold ist die Allmacht, und nur diejenigen allein sind wahrhaft Könige, welche allmächtig sind.«

»Es ist aber nicht Eure Absicht, die Reichen dieses Jahrhunderts zu schmähen?« versetzte der König.

»Nein,« antwortete Anna von Österreich rasch, »nein, Sire; diejenigen, welche in diesem Jahrhundert unter Eurer Regierung reich sind, sind es, weil Ihr es so habt wollen, und ich hege weder Groll, noch Neid gegen sie; sie haben ohne Zweifel Eurer Majestät so gut gedient, daß sie ihnen sich selbst zu belohnen erlaubte. Dies meinte ich mit den Worten, die Ihr mir zum Vorwurf zu machen scheint.«

»Gott behüte mich, Madame, daß ich meiner Mutter je etwas zum Vorwurf mache.«

»Überdies,« fuhr Anna von Österreich fort, »überdies gibt der Herr die Güter der Erde nur immer für eine gewisse Zeit: der Herr hat als auflösende Mittel für Ehren und Reichtümer das Leiden, die Krankheit, den Tod geschaffen; und Niemand,« fügte die Königin Mutter mit einem schmerzlichen Lächeln bei, das bewies, daß sie auf sich selbst diesen traurigen Lehrsatz anwandte, »Niemand nimmt seine Habe oder seine Größe in das Grab mit. Dadurch erfolgt, daß die Jungen die Früchte der für die Alten bereiteten üppigen Ernte einheimsen.«

Ludwig horchte mit wachsender Aufmerksamkeit auf diese von Anna von Österreich, offenbar in einer tröstlichen Absicht, stark betonten Worte.

»Madame,« sagte Ludwig XIV., seine Mutter fest anschauend, »man sollte in der Thai glauben, Ihr hättet mir etwas mehr zu verkündigen.«

»Ich habe durchaus nichts, mein Sohn; Ihr müßtet nur diesen Abend bemerken, daß der Herr Kardinal sehr krank ist.«

Ludwig schaute seine Mutter an: er suchte eine Erschütterung ihrer Stimme, einen Schmerz in ihrer Physiognomie. Das Gesicht von Anna von Österreich schien leicht angegriffen; doch dieses Leiden hatte einen ganz persönlichen Charakter. Vielleicht wurde die Veränderung durch den Krebs veranlaßt, der schon an ihrer Brust zu nagen anfing.

»Ja, Madame,« sagte der König, »ja, Herr von Mazarin ist sehr krank.«

»Und es wäre ein großer Verlust für das Reich, wenn Seine Eminenz von Gott abberufen würde. Ist meine Meinung nicht auch die Eurige, mein Sohn?« fragte Anna von Österreich.

»Ja, Madame, ja, gewiß, es wäre ein großer Verlust für das Königreich,« antwortete Ludwig errötend; »doch die Gefahr ist nicht so bedeutend, wie mir scheint . . . und überdies ist der Herr Kardinal noch jung.«

Kaum hatte der König diese Worte gesprochen, als ein Huissier den Vorhang aufhob und unter der Türe stehen blieb, wo er, ein Papier in der Hand, wartete, bis ihn der König fragen würde.

»Was wollt Ihr?« fragte der König.

»Eine Sendung von Herrn von Mazarin,« antwortete der

Huissier.

»Gebt,« sprach der König.

Und er nahm das Papier, Doch in dem Augenblick, wo er es öffnen wollte, entstand ein gewaltiger Lärmen in der Galerie, in den Vorzimmern, im Hof.

»Ah! ah!« sprach Ludwig XIV., der ohne Zweifel dieses dreifache Geräusch erkannte, »was sagte ich doch, es gebe nur einen König in Frankreich! ich täuschte mich, es gibt zwei.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und der Oberintendant der Finanzen, Fouquet, erschien vor Ludwig XIV. Er war es, der den Lärmen in der Gallerte machte; die Lackeien waren es, die den Lärmen in den Vorzimmern machten; die Pferde waren es, die den Lärmen Im Hof machten. Dabei hörte man ein anhaltendes Gemurmel auf seinem Wege, das erst, nachdem er längst vorübergegangen war, erlosch. Es war dies das Gemurmel, das Ludwig XIV. nicht unter feinen Tritten zu hören so sehr bedauerte.

»Das ist nicht gerade ein König, wie Ihr glaubt,« sprach Anna von Österreich zu ihrem Sohn; »es ist nur ein zu reicher Mann.«

Und indem sie dies sagte, gab ein bitteres Gefühl den Worten der Königin ihren gehässigsten Ausdruck, während die Stirne von Ludwig, der ruhig und seiner Herr blieb, von der leisesten Falte frei war.

Er begrüßte also Fouquet ganz ungezwungen mit dem Kopf, indes er das Papier, das ihm der Huissier übergeben, zu entfalten fortfuhr.

Fouquet sah diese Bewegung und näherte sich mit einer zugleich leichten und ehrfurchtsvollen Höflichkeit Anna von Österreich, um dem König volle Freiheit zu lassen.

Ludwig hatte das Papier geöffnet und las dennoch nicht.

Er horchte auf Fouquet, der seiner Mutter bewunderungswürdig gedrechselte Komplimente über ihre Hände und ihre Arme machte.

Das Gesicht von Anna von Österreich entrunzelte sich und ging beinahe zum Lächeln über.

Fouquet bemerkte, daß der König, statt zu lesen, ihn anschaute und auf ihn horchte; er machte eine halbe Wendung und befand

sich, während er zugleich, so zu sagen, Anna von Österreich anzugehören fortfuhr, dem König gegenüber.

»Ihr wisst, Herr Fouquet, daß Seine Eminenz sehr krank ist?« sprach der König.

»Ja, Sire, ich weiß es,« antwortete Fouquet, »der Kardinal ist in der Tat sehr krank. Ich war auf meinem Landgute Vaux, als die Nachricht so dringend bei mir eintraf, daß ich Alles verließ.«

»Ihr habt diesen Abend Vaux verlassen, mein Herr?«

»Vor anderthalb Stunden, ja, Eure Majestät,« antwortete Fouquet, indem er auf eine ganz mit Brillanten besetzte Uhr schaute.

»Anderthalb Stunden,« sagte der König, mächtig genug, um seinen Zorn zu bemeistern, doch nicht, um sein Erstaunen zu verbergen.

»Ich verstehe, Sire, Eure Majestät zweifelt an meinem Wort, und sie hat Recht! doch wenn ich so rasch gekommen bin, ist es wahrhaftig ein Wunder. Man schickte mir aus England drei Paar Pferde, welche, wie man mich versicherte, sehr rasch sein sollten; sie waren von vier zu vier Stunden aufgestellt, und ich probierte sie diesen Abend. Sie haben in der Tat den Weg von Vaux nach dem Louvre in anderthalb Stunden zurückgelegt, und Eure Majestät sieht, daß ich nicht betrogen worden bin.«

Die Königin Mutter lächelte mit einem geheimen Neid.

Fouquet kam diesem schlimmen Gedanken entgegen und fügte rasch bei:

»Solche Pferde, Madame, sind auch nicht für Untertanen, sondern für Könige gemacht, denn die Könige dürfen nie irgend Jemand, in was es auch sein mag, nachstehen.«

Der König erhob das Haupt.

»Ihr seid aber nicht König, daß ich wüsste, Herr Fouquet,« sprach Anna von Österreich.

»Madame, die Pferde warten auch nur auf einen Wink Seiner Majestät, um in die Ställe des Louvre geführt zu werden; und wenn ich mir dieselben zu probieren erlaubt habe, so geschah es nur in der Furcht, ich dürfte dem König etwas anbieten, was nicht gerade ein Wunder wäre.«

Der König wurde sehr rot.

»Ihr wisst, Herr Fouquet,« erwiderte die Königin Mutter, »es ist nicht der Brauch am Hof von Frankreich, daß ein Untertan seinem König etwas anbietet,«

Ludwig machte eine Bewegung.

»Madame,« entgegnete Fouquet sehr bewegt, »ich hoffte, meine Liebe für Seine Majestät, mein unablässiges Verlangen, ihr zu gefallen, würden diesem Grund der Etiquette als Gegengewicht dienen. Übrigens war es nicht ein Geschenk, was ich anzubieten mir erlaubte, sondern ein Tribut, den ich entrichten wollte.«

»Ich danke, Herr Fouquet,« sagte der König mit höflichem Ton, »ich bin Euch erkenntlich für die Absicht, denn ich liebe in der Tat die guten Pferde; aber Ihr wisst, daß ich nicht reich bin; Ihr wisst es besser, als irgend Jemand, Ihr, mein Oberintendant der Finanzen. Ich kann also, selbst wenn ich wollte, ein so teures Gespann nicht kaufen.«

Fouquet schleuderte einen Blick voll Stolz der Königin Mutter zu, welche über die falsche Stellung des Ministers zu triumphieren schien und erwiderte:

»Der Luxus ist die Tugend der Könige, Sire; der Luxus macht sie Gott ähnlich; durch den Luxus sind sie mehr als die anderen Menschen. Mit dem Luxus nährt und ehrt ein König seine Untertanen. Unter dem sanften Luxus der Könige entsteht der Luxus der Privatleute, eine Quelle der Reichtümer des Volks. Durch die Annahme des Geschenkes von sechs unvergleichlichen Pferden hätte Seine Majestät die Eitelkeit der Züchter unseres Landes, des Limousin, des Perche, der Normandie, gestachelt, und ein für Alle nützlicher Wetteifer wäre daraus entstanden . . . doch der König schweigt und ich bin folglich verurteilt.«

Während dieser Zeit machte Ludwig XIV., um sich eine Haltung zu geben, das Papier von Mazarin, auf das er noch keinen Blick geworfen hatte, auf und zu.

Endlich verweilte sein Auge darauf, und schon bei der ersten Zeile stieß er einen leichten Schrei aus.

»Was gibt es denn, mein Sohn?« fragte Anna von Österreich, indem sie sich rasch dem König näherte.

»Vom Kardinal,« antwortete der König fortfahrend . . . »Ja, ja, das ist gut von ihm.«

»Geht es ihm denn schlimmer?«

»Lest,« sprach der König und gab das Papier seiner Mutter, als dächte er, Anna von Österreich müßte notwendig lesen, um sich von einer so erstaunlichen Sache, wie die, welche das Papier enthielt, zu überzeugen.

Anna von Österreich las ebenfalls. Während sie las, funkelten ihre Augen von einer immer lebhafteren Freude, welche sie vergebens zu verbergen suchte, und die die Blicke von Fouquet anzog.

»Ja, eine förmliche Schenkung,« sagte sie.

»Eine Schenkung?« wiederholte Fouquet.

»Ja,« sagte der König, dem Oberintendanten der Finanzen besonders antwortend, »ja, auf dem Punkte, zu sterben, macht mir der Herr Kardinal eine Schenkung mit seinem ganzen Vermögen.«

»Vierzig Millionen!« rief die Königin. »Ah! mein Sohn, das ist ein schöner Zug vom Herrn Kardinal, der vielen böswilligen Gerüchten widersprechen wird; vierzig Millionen, langsam aufgehäuft, fließen so mit einem Schlag in Masse in den königlichen Schatz; . . . das ist die Handlungsweise eines treuen Untertanen und eines wahren Christen.«

Und nachdem sie noch einmal ihre Augen auf die Urkunde geheftet hatte, gab sie dieselbe Ludwig XIV. zurück, den das Aussprechen dieser ungeheuren Summe ganz zittern machte.

Fouquet war einige Schritte rückwärts gegangen und schwieg.

Der König reichte ihm das Papier ebenfalls.

Der Oberintendant verweilte nur eine Sekunde mit seinem hoffärtigen Blick darauf. Dann verbeugte er sich und sprach:

»Ja, Sire, eine Schenkung, wie ich sehe,«

»Ihr müßt antworten, mein Sohn,« rief Anna von Österreich.

»Wie dies, Madame?«

»Durch einen Besuch beim Kardinal.«

»Aber ich habe Seine Eminenz erst vor einer Stunde verlassen.«

»Dann schreibt, Sire.«

»Schreiben!«rief der junge König mit einem Widerstreben.

»Ei! mein Sohn,« sagte Anna von Österreich, »mir scheint, ein Mann, der ein solches Geschenk gemacht hat, ist wohl berechtigt, zu erwarten, daß man ihm mit einiger Eile, dankt.«

Dann sich gegen den Oberintendanten umwendend:

»Ist das nicht Eure Ansicht, Herr Fouquet?«

»Das Geschenk ist wohl der Mühe wert, ja, Madame,« erwiderte her Oberintendant mit einem Adel, welcher dem König nicht entging.

»Nehmt es also an und dankt,« sprach Anna von Österreich.

»Was sagt Herr Fouquet?« fragte Ludwig XIV.

»Seine Majestät will meine Ansicht wissen?«

»Ja.«

»Dankt, Sire..

»Ah!« machte Anna von Österreich.

»Doch nehmt nicht an,« fuhr Fouquet fort.

»Warum nicht?« fragte Anna von Österreich.

»Ihr habt es selbst gesagt, Madame,« erwiderte Fouquet, »weil die Könige von ihren Untertanen Geschenke weder annehmen können, noch dürfen.«

Der König blieb stumm zwischen diesen zwei so sehr entgegengesetzten Ansichten.

»Aber vierzig Millionen!« sagte Anna von Österreich.

»Ich weiß es,« sprach Fouquet lachend, »vierzig Millionen sind eine schöne Summe, und eine solche Summe könnte sogar das Gewissen eines Königs in Versuchung führen.«

»Aber, mein Herr,« entgegnete Anna von Österreich, »statt den König von der Annahme dieses Geschenkes abwendig zu machen, bemerkt lieber Seiner Majestät, Ihr, dessen Amt es ist, daß diese vierzig Millionen ein Vermögen bilden.«

»Gerade, Madame, weil diese vierzig Millionen ein Vermögen bilden, sage ich zum König: ›Sire, es ist nicht schicklich, daß ein König von einem Untertanen sechs Pferde von zwanzigtausend Livres annimmt, es ist entehrend, daß er sein Vermögen einem andern Untertanen zu verdanken hat, der mehr oder minder

ängstlich in der Wahl der Materialien war, welche zur Erbauung dieses Vermögens beitrugen.«

»Mein Herr, es steht Euch nicht an, dem König eine Lektion zu geben,« sagte Anna von Österreich; »verschafft ihm eher vierzig Millionen, um die zu ersetzen, welche Ihr ihn verlieren macht.«

»Der König wird sie haben, sobald er will,« sprach der Oberintendant der Finanzen sich verbeugend.

»Ja, indem Ihr sie vom Volk herauspreßt,« sagte Anna von Österreich.

»Ei! Madame,« entgegnete Fouquet, »ist das Volk nicht auch gepreßt worden, als man es die durch diese Urkunde geschenkten vierzig Millionen schwitzen ließ? Übrigens hat mich Seine Majestät um meine Ansicht gefragt und ich habe sie ausgesprochen; Seine Majestät verlange meine Mitwirkung, und ich werde bemüht sein, zu wirken.«

»Auf, auf, mein Sohn, nehmt das Geschenk an,« sprach Anna von Österreich, »Ihr steht über den Deutungen und Gerüchten.«

»Weigert Euch, Sire,« sagte Fouquet. »So lange ein König lebt, hat er kein anderes Niveau, als sein Gewissen, keinen anderen Richter, als seinen Wunsch: doch ist er tot, so hat er die Nachwelt, die ihm Beifall spendet, oder ihn anklagt.«

»Ich danke, meine Mutter,« sprach Ludwig XIV., sich ehrfurchtsvoll vor der Königin verbeugend; »ich danke, Herr Fouquet,« sagte er höflich, den Oberintendanten entlassend.

»Nehmt Ihr an?« fragte abermals Anna von Österreich.

»Ich werde es mir überlegen,« antwortete der König und schaute dabei Fouquet an.

VIII.

Todeskampf.

An demselben Tag, wo die Schenkung dem König überschickt worden war, hatte sich der Kardinal nach Vincennes bringen lassen. Der König und der Hof waren ihm gefolgt. Der letzte Schimmer dieser Fackel verbreitete noch Glanz genug, um in seiner Strahlung alle andere Lichter zu verschlingen. Als ein getreuer Trabant seines Ministers, ging der junge Ludwig XIV., wie man steht, bis zum letzten Augenblick in der Richtung seiner Gravitation. Das Übel hatte sich nach der Vorhersagung von Guénaud verschlimmert; es war nicht mehr ein Gichtanfall, sondern ein Todesanfall. Dann gab es einen Umstand, der für den mit dem Tode Ringenden ganz besonders gefahrvoll war: die Angst, in welche sein Geist die an den König abgesandte Schenkung versetzte, welche Ludwig XIV., nach den Worten von Colbert, dem Kardinal nicht angenommen zurückschicken sollte. Der Kardinal hatte, wie wir gesehen, großes Vertrauen zu den Weissagungen seines Sekretäre; doch die Summe war stark, und wie bedeutend auch das Genie von Colbert sein mochte, so dachte doch von Zeit zu Zeit der Kardinal, auch der Theatiner könne sich täuschen, und es gebe wenigstens ebenso viel Chancen, daß er nicht verdammt werde, als vorhanden seien, daß Ludwig XIV. ihm seine Millionen zurückschicke.

Je mehr die Schenkung zurückzukehren zögerte, desto mehr fand überdies Mazarin, vierzig Millionen lohnen sich schon der Mühe, daß man etwas wage, und besonders etwas so Hypothetisches wie die Seele.

In seiner Eigenschaft als Kardinal und erster Minister war Mazarin etwas Atheist und ganz und gar Materialist.

So oft die Türe sich öffnete, wandte er sich daher rasch um, im Glauben, seine unglückliche Schenkung würde durch diese Türe zurückkehren; doch in seiner Hoffnung getäuscht, legte er sich mit einem Seufzer wieder nieder, und nahm seinen Schmerz um so heftiger wieder auf, als er ihn einen Augenblick vergessen hatte.

Anna von Österreich war auch dem Kardinal gefolgt; ihr Herz,

obgleich durch das Alter selbstüchtig geworden, konnte es sich nicht versagen, diesem Sterbenden eine Traurigkeit kundzugeben, die sie ihm, wie die Einen sagten, als Frau, wie die Andern sagten, als Souverainin schuldig war.

Sie hatte gewissermaßen die Gesichtstrauer zum Voraus angelegt, und der ganze Hof trug diese mit ihr.

Um nicht auf seinem Antlitz zu zeigen, was in der Tiefe seiner Seele vorging, blieb Ludwig hartnäckig in seinem Zimmer eingeschlossen, wo ihm seine Amme allein Gesellschaft leistete; je näher er sich dem Ziele sah, wo jeder Zwang für ihn aufhören würde, desto demütiger und geduldiger machte er sich, desto mehr zog er sich, wie alle starken Menschen, die einen Plan haben, in sich selbst zurück, um sich im entscheidenden Augenblick mehr Federkraft zu verleihen.

Man hatte insgeheim die letzte Ölung dem Kardinal gegeben, der, getreu seiner Gewohnheit, sich zu verstellen, gegen den Anschein und selbst gegen die Wirklichkeit kämpfte und in seinem Bett empfing, als wäre er nur von einem vorübergehenden Übel befallen worden.

Guénaud beobachtete seinerseits das vollkommenste Stillschweigen; von allen Seiten mit Fragen bedrängt, antwortete er nichts, wenn nicht: »Seine Eminenz ist noch voll Jugend und Kraft; doch Gott will, was er will, und wenn er beschließt, das menschliche Gebäude soll einstürzen, so stürzt es auch notwendig ein.«

Diese Worte, die er mit einer Art von Diskretion, von Zurückhaltung, und gleichsam vorzugsweise ausstreute, wurden von zwei Personen mit großem Interesse erläutert: vom König und vom Kardinal.

Trotz der Prophezeiung von Guénaud, hinterging sich Mazarin fortwährend, oder besser gesagt, er spielte seine Rolle so gut, daß die Feinsten, indem sie sagten, er hintergehe sich, bewiesen, daß sie von ihm betört waren.

Seit zwei Tagen vom Kardinal entfernt, das Auge starr auf die Schenkung geheftet, die den Kardinal so stark beschäftigte, wusste Ludwig nicht genau, woran Mazarin war. Die väterlichen Überlieferungen verfolgend, war Ludwig XIV. bis dahin so wenig

König gewesen, daß, so glühend er sich auch nach dem Königtum sehnte, seine Sehnsucht doch von jener Angst begleitet war, welche das Unbekannte stets einflößt. Nachdem er seinen Entschluß gefaßt hatte, den er übrigens Niemand mitteilte, beschloß er auch, von Mazarin eine Zusammenkunft zu verlangen.

Anna von Österreich, welche beständig beim Kardinal verweilte, hörte zuerst diesen Vorschlag des Königs, der, als sie ihn dem Sterbenden eröffnete, diesen beben machte.

In welcher Absicht verlangte Ludwig XIV. eine Zusammenkunft? Geschah es, um zurückzugeben, wie Colbert gesagt hatte? Geschah es, um nach einer Danksagung zu behalten, wie Mazarin dachte? Nichtsdestoweniger zögerte der Sterbende nicht einen Augenblick, da er fühlte, wie diese Ungewißheit sein Übel noch verschlimmerte.

»Seine Majestät wird sehr willkommen sein, ja, sehr willkommen,« rief er, indem er Colbert, welcher am Fuße seines Bettes saß, ein Zeichen machte, das dieser vollkommen verstand. »Madame,« fuhr Mazarin fort, »würde Eure Majestät wohl so gut sein, den König selbst der Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, zu versichern?«

Anna von Österreich stand auf; es drängte sie auch, Gewißheit über den Punkt der vierzig Millionen zu erhalten, die der dumpfe Gedanke von Jedermann waren.

Sobald Anna von Österreich sich entfernt hatte, erhob sich Mazarin mit großer Anstrengung gegen Colbert und sagte:

»Nun, Colbert, das waren zwei unglückliche Tage! zwei tödliche Tage, und Du siehst, es ist nichts von dort zurückgekehrt.«

»Geduld, Monseigneur,« erwiderte Colbert.

»Bist Du ein Narr, Unglücklicher! Du rätst mir Geduld! Oh! wahrhaftig, Colbert, Du spottest meiner: ich sterbe, und Du schreist mir zu, ich soll warten.«

»Monseigneur,« entgegnete Colbert mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit, »es ist unmöglich, daß die Dinge nicht gehen, wie ich gesagt habe. Seine Majestät kommt, um Euch zu besuchen, und sie will Euch selbst die Schenkung zurückbringen.«

»Du glaubst? Ich bin im Gegenteil sicher, daß Seine Majestät

kommt, um mir zu danken.«

Anna von Österreich kehrte in diesem Augenblick zurück: sie hatte auf dem Wege zu ihrem Sohne in einem Vorzimmer einen neuen Quacksalber getroffen. Es handelte sich um ein Pulver, das den Kardinal retten sollte. Anna von Österreich brachte eine Probe von diesem Pulver.

Aber das war es nicht, was Mazarin erwartete, er wollte es auch gar nicht anschauen, und versicherte, das Leben sei nicht alle die Mühe wert, die man sich gebe, um es zu erhalten.

Doch indes er dieses philosophische Axiom aussprach, entschlüpfte ihm sein so lange zurückgehaltenes Geheimnis.

»Madame,« sagte er, »das ist nicht das Wesentliche bei der Lage der Dinge. Ich habe dem König schon vor zwei Tagen eine kleine Schenkung gemacht: aus Zartgefühl wollte Seine Majestät ohne Zweifel bis jetzt nicht darüber sprechen; doch der Augenblick der Erklärungen ist gekommen, und ich flehe Eure Majestät an, mir zu sagen, ob der König einige Gedanken über diesen Gegenstand hat.«

Anna von Österreich machte eine Bewegung, um zu antworten. Mazarin hielt sie zurück und sprach:

»Die Wahrheit, Madame, im Namen des Himmels, die Wahrheit! schmeichelt nicht einem Sterbenden mit leerer Hoffnung.«

Hier hielt er inne, ein Blick von Colbert sagte ihm, er sei im Begriff, einen falschen Weg einzuschlagen.

»Ich weiß,« sagte Anna von Österreich, indem sie die Hand des Kardinals ergriff, »ich weiß, daß Ihr großmüthig, nicht eine kleine Schenkung, wie Ihr es so bescheiden nennt, sondern ein prachtvolles Geschenk gemacht habt. Ich weiß, wie schmerzlich es Euch wäre, wenn der König . . . «

Mazarin horchte, so sterbend er auch war, wie es zehn Lebendige nicht hätten tun können.

»Wenn der König?« wiederholte er.

»Wenn der König,« fuhr Anna von Österreich fort, »nicht mit freudigem Herzen annähme, was Ihr so edelmütig bietet,«

Mazarin sank auf sein Kopfkissen zurück, wie Pantalon, nämlich mit der ganzen Verzweiflung des Menschen, der sich dem Schiffbruch überläßt; doch er behielt immer noch genug Kraft und

Geistesgegenwart, um Colbert einen von jenen Blicken zuzuwerfen, welche Sonette, das heißt, lange Gedichte wert sind.

»Nicht wahr,« fügte die Königin bei, »Ihr hättet die Weigerung des Königs als eine Art von Beleidigung betrachtet?«

Mazarin wälzte seinen Kopf auf dem Kissen hin und her, ohne eine Silbe zu erwidern.

Die Königin täuschte sich, oder gab sich den Anschein, als täuschte sie sich über die Bedeutung dieser Gebärde.

»Ich habe ihn auch mit gutem Rat unterstützt,« fuhr sie fort, »und da gewisse Geister, ohne Zweifel eifersüchtig auf den Ruhm, den Ihr durch diese Großmut erlangen werdet, dem König zu beweisen trachteten, er müßte diese Schenkung ausschlagen, so kämpfte ich zu Euren Gunsten, und zwar so gut, daß Ihr hoffentlich dieser Unannehmlichkeit nicht ausgesetzt sein werdet.«

»Ah!« murmelte Mazarin mit verscheidenden Augen, »ah! das ist ein Dienst, den ich während der wenigen Stunden, die mir noch zu leben bleiben, nicht eine Minute vergessen werde.«

»Ich muß übrigens sagen,« fuhr Anna von Österreich fort, »ich habe diesen Dienst Eurer Eminenz nicht ohne Mühe geleistet.«

»Ah! Teufel! ich glaube es wohl. Oh! oh!«

»Mein Gott! was habt Ihr denn?«

»Ich brenne.«

»Ihr leidet also sehr?«

»Wie ein Verdammter.«

Colbert wäre gern unter den Boden verschwunden.

»Somit,« sagte Mazarin, »somit denkt also Eure Majestät, der König (er hielt einige Sekunden inne), der König komme hierher, um mir ein wenig zu danken?«

»Ich glaube es . . . « sprach die Königin.

Mazarin schmetterte Colbert mit seinem letzten Blick nieder.

In diesem Augenblick verkündigten die Huissiers den König in den mit Menschen gefüllten Vorzimmern: diese Ankündigung brachte eine geräuschvolle Bewegung hervor, welche Colbert benützte, um sich durch die Türe des Bettgangs wegzuschleichen. Anna von Österreich erhob sich und erwartete

ihren Sohn stehend. Ludwig XIV. erschien auf der Schwelle, die Augen auf den Sterbenden geheftet, der sich nicht einmal mehr die Mühe gab, sich dieser Majestät zu Liebe, von der er nichts mehr erwarten zu dürfen glaubte, zu rühren.

Ein Huissier rollte einen Lehnstuhl vor das Bett. Ludwig grüßte seine Mutter, dann den Kardinal, und setzte sich. Die Königin setzte sich ebenfalls.

Der König schaute zurück; der Huissier begriff diesen Blick, machte ein Zeichen, und was von Höflingen an den Türvorhängen geblieben war, entfernte sich sogleich.

Mit den Türvorhängen fiel das Stillschweigen in das Gemach zurück.

Noch sehr jung und sehr schüchtern vor demjenigen, welcher seit seiner Geburt sein Meister gewesen war, achtete der König diesen noch mehr in der erhabenen Majestät des Todes; er wagte es nicht, das Gespräch anzuknüpfen, denn er fühlte, jedes Wort müßte eine Bedeutung nicht nur für die Dinge dieser Welt, sondern auch für die der andern haben.

Der Kardinal hatte in diesem Augenblick nur einen Gedanken: seine Schenkung, Es war nicht der Schmerz, was ihm die niedergeschlagene Miene und den düsteren Blick verlieh; es war die Erwartung des Dankes, der aus dem Munde des Königs kommen und jede Hoffnung auf Wiedererstattung kurz abschneiden würde.

Mazarin brach zuerst das Stillschweigen und sagte:

»Eure Majestät hat ihren Aufenthalt in Vincennes genommen?«

Ludwig machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Das ist eine Huld, die sie einem Sterbenden währt, dem der Tod dadurch versüßt wird,« fuhr Mazarin fort.

»Ich hoffe,« erwiderte der König, »ich besuche nicht einen Sterbenden, sondern einen der Heilung fähigen Kranken.«

Mazarin machte eine Bewegung, welche bedeutete:

»Eure Majestät ist sehr gut; doch ich weiß mehr hierüber, als sie.«

»Der letzte Besuch, Sire, der letzte,« sagte der Kardinal.

»Wenn dem so wäre, Herr Kardinal,« sprach Ludwig XIV., »so käme ich, um mich zum letzten Mal bei einem Führer Rats zu

erholen, dem ich Alles zu verdanken habe.«

Anna von Österreich war Weib: sie konnte sich ihrer Tränen nicht mehr erwehren. Ludwig zeigte sich selbst sehr bewegt, und Mazarin mehr noch, als seine zwei Gäste, doch aus anderen Gründen. Hier trat wieder ein Stillschweigen ein. Die Königin trocknete ihre Wangen, und Ludwig gewann mittlerweile wieder Festigkeit.

»Ich sagte, ich habe Eurer Eminenz viel zu verdanken,« fuhr der König fort.

Die Augen des Kardinals verschlangen Ludwig XIV., denn er fühlte den entscheidenden Augenblick kommen.

»Und,« sprach der König, »der Hauptgegenstand meines Besuches ist ein aufrichtiger Dank für den letzten Beweis von Freundschaft, den Ihr mir zuzusenden die Güte hattet.«

Die Wangen des Kardinals wurden hohl, seine Lippen öffneten sich leicht, und der kläglichste Seufzer, den er je ausgestoßen, schickte sich an, aus seiner Brust hervorzubrechen.

»Sire,« sprach er, »ich werde meine arme Familie berauben, ich werde alle die Meinigen zu Grunde gerichtet haben; doch man wird wenigstens nicht sagen können, ich habe mich geweigert, meinem König Alles zu opfern.«

Anna von Österreich fing wieder an zu weinen.

»Mein lieber Mazarin,« sagte der König mit einem ernsteren Tone, als man von seiner Jugend hätte erwarten sollen, »Ihr habt mich schlecht verstanden, wie ich sehe.«

Mazarin erhob sich auf seinen Ellenbogen.

»Es handelt sich hier nicht darum. Eure teure Familie zu Grunde zu richten oder Eure Diener zu berauben; oh! nein, das wird nicht geschehen.«

»Ah! er will mir einen Brocken zurückgeben,« dachte Mazarin, »wir wollen das größtmögliche Stück ziehen.«

»Der König wird weich werden und den Großmütigen spielen,« dachte die Königin, »doch wir wollen nicht zugeben, daß er sich arm macht; eine solche Gelegenheit, Vermögen zu erlangen, wird sich nie mehr zeigen.«

»Sire,« sprach laut der Kardinal, »meine Familie ist sehr zahlreich, und meine Nichten werden jeder Unterstützung beraubt

sein, wenn ich nicht mehr bin . . . «

»Oh! seid unbesorgt wegen Eurer Familie, lieber Herr Mazarin,« unterbrach ihn rasch die Königin, »wir werden keine kostbareren Freunde haben, als Eure Freunde. Eure Nichten werden meine Kinder, die Schwestern Seiner Majestät sein, und wenn eine Gunst in Frankreich ausgetheilt wird, so soll sie denjenigen zufallen, welche Ihr liebt.«

»Rauch!« dachte Mazarin, der besser als irgend Jemand wusste, wie weit man auf die Versprechungen der Könige bauen darf.

Ludwig las den Gedanken des Sterbenden in seinem Gesicht.

»Beruhigt Euch, Herr von Mazarin,« sagte er mit einem unter seiner Ironie halbtraurigen Lächeln, »die Fräulein von Mancini werden, wenn sie Euch verlieren, ihr kostbarstes Gut verlieren; sie werden aber darum nicht minder die reichsten Erbinnen Frankreichs bleiben, und da Ihr die Güte haben wolltet, mir ihre Mitgift zu schenken . . . «

Der Kardinal keuchte.

»So gebe ich sie ihnen zurück,« sprach Ludwig, indem er aus seiner Brust das Pergament zog und gegen das Bett des Kardinals ausstreckte, das Pergament, das die Schenkung enthielt, welche seit zwei Tagen so viele Stürme im Innern von Mazarin erregt hatte.

»Was sagte ich Euch?« murmelte im Bettgang eine Stimme, welche wie ein Hauch vorüberging.

»Eure Majestät gibt mir meine Schenkung zurück!« rief Mazarin, so sehr von der Freude ergriffen, daß er seine Wohltäterrolle darüber vergaß.

»Ja, Herr Kardinal, ja, Madame,« antwortete Ludwig XIV. und zerriß das Pergament, das Mazarin noch nicht zurückzunehmen gewagt hatte. »Ja, ich vernichte diese Urkunde, welche eine ganze Familie beraubt. Das Vermögen, das Seine Eminenz in meinem Dienst erworben hat, ist ihr Vermögen und nicht das meinige.«

»Aber, Sire,« rief Anna von Österreich, »bedenkt Eure Majestät, daß sie nicht zehntausend Taler in ihren Kassen hat?«

»Madame, ich habe meine erste königliche Handlung

vollbracht, und ich hoffe, sie wird meine Regierung würdig einweihen.«

»Ah! Sire, Ihr habt Recht,« rief Mazarin, »was Ihr getan habt, ist wahrhaft groß, wahrhaft edelmütig.«

Und er schaute, eines nach dem andern, die auf seinem Bett zerstreuten Stücke der Urkunde an, um sich zu überzeugen, man habe das Original und nicht eine Abschrift zerrissen. Endlich trafen seine Augen das Stück, worauf die Unterschrift stand, und er warf sich ganz strahlend auf sein Kissen zurück.

Nicht stark genug, um ihr Bedauern zu verbergen, hob Anna von Österreich ihre Augen und ihre Hände zum Himmel empor.

»Ah! Sire,« rief Mazarin, »ah! Sire, wie werdet Ihr gesegnet, wie werdet Ihr von meiner ganzen Familie geliebt sein! **per Baccho**, wenn je bei Euch eine Unzufriedenheit durch die Meinigen erregt würde, faltet die Stirne, und ich steige aus meinem Grabe herauf.«

Diese Pantalonade brachte nicht die ganze Wirkung hervor, auf welche Mazarin gerechnet hatte. Ludwig war schon zu Betrachtungen von erhabenerer Natur übergegangen, und Anna von Österreich, welche nicht länger, ohne sich dem Zorn zu überlassen, den sie in ihrem Innern kochen fühlte, sowohl die Großmütigkeit ihres Sohnes, als die Heuchelei des Kardinals ertragen konnte, stand auf und verließ das Zimmer, ohne sich darum zu bekümmern, daß sie hierdurch ihren Ärger verriet.

Mazarin durchschaute Alles, und befürchtend, Ludwig XIV. könnte wieder von seinem Entschluß abgehen, fing er an, um die Geister auf einen anderen Weg zu führen, so gewaltig zu schreien, wie es später Scapin in jenem herrlichen Scherz tun mußte, den der mürrische, verdrießliche Boileau Molière zum Vorwurf machen wollte.

Nach und nach wurden indessen die Schreie gelinder, und als Anna von Österreich das Zimmer verlassen hatte, hörten sie ganz auf.«

»Herr Kardinal,« sagte der König, »habt Ihr mir nun etwas zu empfehlen?«

»Sire,« antwortete Mazarin, »Ihr seid schon die Weisheit in Person, die Klugheit selbst; was die Großmut betrifft, so rede ich

gar nicht davon, denn was Ihr so eben getan habt, übersteigt Alles, was die großmüthigsten Menschen des Altertums und der neueren Zeiten getan haben.«

Der König blieb kalt bei diesem Lob.

»Ihr beschränkt Euch also auf Euren Dank, mein Herr, und Eure Erfahrung, welche noch viel bekannter ist, als meine Weisheit, als meine Klugheit, als meine Großmut, gibt Such keinen freundschaftlichen Rat ein, der mir in Zukunft nützlich sein dürfte?«

Mazarin dachte einen Augenblick nach und sprach dann:

»Ihr habt viel für mich, das heißt für die Meinigen getan.«

»Schweigen wir hierüber.«

»Nun wohl!« fuhr der Kardinal fort, »ich will Euch für die vierzig Millionen, die Ihr mir so königlich überlaßt, einen andern Dienst leisten.«

Ludwig XIV. machte eine Bewegung, durch die er andeuten wollte, alle diese Schmeicheleien seien ihm unangenehm.

»Ich will,« sagte Mazarin, »ich will Euch einen Rat geben, ja, einen Rat, der kostbarer ist, als diese vierzig Millionen.«

»Herr Kardinal!« unterbrach ihn Ludwig XIV.

»Sire, hört diesen Rat.«

»Ich höre.«

»Nähert Euch, Sire, denn ich werde schwächer . . . immer näher, Sire, immer näher.«

»Sire,« sagte Mazarin so leise, daß der Hauch seines Wortes allein, wie eine Ermahnung aus dem Grabe, zu den aufmerksamen Ohren des Königs gelangte, »Sire, nehmt nie einen ersten Minister an.«

Ludwig fuhr erstaunt zurück. Der Rat war ein Geständnis, diese aufrichtige Beichte von Mazarin war in der Tat ein Schatz. Das Vermächtnis des Kardinals für den König bestand nur aus sieben Worten; doch diese sieben Worte waren, wie Mazarin gesagt hatte, vierzig Millionen wert.

Ludwig blieb einen Augenblick wie betäubt. Mazarin aber schien etwas ganz Natürliches gesagt zu haben.

»Habt Ihr nun außer Eurer Familie mir irgend Jemand zu

empfehlen, Herr von Mazarin?« fragte der König.

Man vernahm ein leises Kratzen an den Vorhängen des Bettganges. Mazarin begriff es.

»Ja, ja,« rief er lebhaft; »ja, Sire, ich empfehle Euch einen verständigen Mann, einen redlichen Mann, einen gewandten Mann.«

»Sagt seinen Namen, Herr Kardinal.«

»Sein Name ist Euch beinahe noch unbekannt, Sire, es ist der von Herrn Colbert, meinem Intendanten. Oh! versucht es mit ihm,« fügte Mazarin mit starkem Nachdruck bei. »Alles, was er mir vorhergesagt hat, ist in Erfüllung gegangen; er besitzt Scharfblick und hat sich nie in den Dingen, wie in den Menschen getäuscht. Sire, ich bin Euch viel schuldig, aber ich glaube meine Schuld an Euch abzutragen, indem ich Euch Colbert gebe.«

»Es sei,« sagte Ludwig gleichgültig, denn der Name von Colbert war ihm wirklich, wie dies Mazarin bemerkt hatte, völlig unbekannt und erhielt diese Begeisterung des Kardinals für das Delirium des Sterbenden.

Der Kardinal war auf sein Kissen zurückgefallen.

»Diesmal Gott befohlen, Sire, Gott befohlen.« murmelte Mazarin . . . »Ich bin müde und habe noch einen sauren Weg zu machen, ehe ich mich vor meinen neuen Herrn stelle. Lebet wohl, Sire.«

Der junge König fühlte Tränen in seinen Augen. Er neigte sich zu dem Sterbenden herab, der schon halb eine Leiche war, und entfernte sich dann hastig.

IX.

Die erste Erscheinung von Colbert.

Die ganze Nacht ging in gemeinschaftlichen Bangigkeiten für den Sterbenden und für den König hin: der Sterbende erwartete seine Befreiung, der König erwartete seine Freiheit.

Ludwig legte sich nicht zu Bette. Eine Stunde, nachdem er das Zimmer des Kardinals verlassen, erfuhr er, daß der Sterbende, der wieder ein wenig zu Kräften gekommen, sich hatte ankleiden, schminken, kämmen lassen, und daß er die Botschafter empfangen wolle. Augustus ähnlich, betrachtete er ohne Zweifel die Welt wie ein großes Theater und wollte den letzten Akt seiner Komödie selbst spielen.

Anna von Österreich erschien nicht mehr beim Kardinal; sie hatte nichts mehr bei ihm zu tun. Die Schicklichkeit war ein Vorwand für ihre Abwesenheit; übrigens erkundigte sich der Kardinal auch gar nicht nach ihr: der Rat, den die Königin ihrem Sohn gegeben, war ihm im Gedächtnis geblieben.

Gegen Mitternacht, während Mazarin noch ganz geschminkt war, trat der Todeskampf ein. Er hatte sein Testament noch einmal durchgesehen, und da dieses Testament der genaue Ausdruck seines Willens war, und er befürchtete, ein interessierter Einfluß könnte seine Schwäche benützen, um etwas an diesem Testament ändern zu lassen, so hatte er das Losungswort Colbert gegeben, welcher in dem Korridor, der nach dem Schlafzimmer des Kardinals führte, wie die aufmerksamste Schildwache auf und ab ging.

In seinem Zimmer eingeschlossen, sandte der König alle Stunden seine Amme nach der Wohnung von Mazarin ab, mit dem Befehl, ihm das Bulletin der Krankheit des Kardinals zu bringen.

Nachdem er erfahren, Mazarin habe sich ankleiden schminken und kämmen lassen, und sodann die Botschafter empfangen, erfuhr Ludwig, man sänge an die Sterbegebete für den Kardinal zu sprechen.

Um ein Uhr Morgens versuchte Guénaud das letzte Mittel, das man ein heroisches Mittel nannte. Es war ein Überrest der alten Gewohnheiten jener wehrhaften Zeit, welche verschwinden sollte, um einer andern Zeit, Platz zu machen, daß man glaubte, man könne gegen den Tod einen guten geheimen Stoß aufbewahren.

Nachdem Mazarin das Mittel genommen, atmete er zehn Minuten lang. Sogleich gab er Befehl, aller Orten und auf der Stelle das Gerücht von einer glücklichen Krise zu verbreiten. Bei dieser Kunde fühlte der König, wie ein kalter Schweiß seine Stirne befeuchtete; er hatte den Tag der Freiheit erschaut, und die Sklaverei kam ihm düsterer und minder annehmbar vor, als je. Doch das nächste Bulletin änderte gänzlich das Angesicht der Dinge. Mazarin atmete gar nicht mehr, und folgte nur mit großer Mühe den Gebeten, die der Pfarrer von Saint-Nicolas-des-Champs bei ihm sprach.

Der König ging wieder in großer Aufregung in seinem Zimmer umher und durchlas, während er ging, mehrere Papiere, die er aus einer Kapsel genommen hatte, von der er allein den Schlüssel besaß.

Die Amme kam zum dritten Mal zurück, Herr von Mazarin hatte ein Wortspiel gemacht, und seine Flora von Titian wieder zu firnissen befohlen.

Endlich gegen zwei Uhr Morgens konnte der König der Müdigkeit nicht mehr länger widerstehen, er schlief seit vierundzwanzig Stunden nicht. Der in seinem Alter so gewaltige Schlaf bemächtigte sich seiner und beugte ihn auf eine Stunde nieder. Doch er legte sich diese Stunde nicht zu Bette, sondern schlief in einem Lehnstuhl. Gegen vier Uhr kehrte die Amme in das Zimmer zurück und weckte ihn auf.

»Nun?« fragte der König.

»Nun! mein lieber Sire,« sagte die Amme, mit einer Miene des Mitleids die Hände faltend, »nun, er ist tot.«

Der König erhob sich mit einem Male und als ob ihn eine Stahlfeder auf seine Beine geschneilt hätte, und rief:

»Todt!«

»Ach! ja.«

»Ist es sicher?«

»Ja.«

»Offiziell?«

»Ja.«

»Ist es bekannt gemacht?«

»Noch nicht.«

»Aber wer hat Dir gesagt, der Kardinal sei tot?«

»Herr Colbert.«

»Herr Colbert?«

»Ja.«

»Und er selbst war dessen, was er sagte, sicher?«

»Er kam eben aus dem Zimmer und hatte einige Minuten lang dem Kardinal einen Spiegel vor die Lippen gehalten.«

»Ah!« machte der König; »und was hat Herr Colbert getan?«

»Nachdem er das Zimmer Seiner Eminenz verlassen, ist er mir gefolgt.«

»Somit ist er . . . «

»Hier, mein lieber Sire, und wartet vor Eurer Türe, ob Ihr ihn zu empfangen geruhen werdet.«

Ludwig lief nach der Türe, öffnete selbst und erblickte Colbert, der wartend im Gang stand.

Der König bebte beim Anblick dieser ganz schwarz gekleideten Bildfäule.

Colbert verbeugte sich in tiefer Ehrfurcht und machte zwei Schritte gegen Seine Majestät.

Ludwig kehrte in sein Zimmer zurück und bedeutete Colbert durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

Colbert trat ein; Ludwig entließ seine Amme, welche bei ihrem Abgang die Türe schloß. Colbert blieb bescheiden bei der Türe stehen.

»Was habt Ihr mir zu melden, mein Herr?« fragte Ludwig, ganz beklommen, daß man ihn so bei seinem geheimsten Gedanken ertappte, den er nicht ganz zu verbergen im Stande war.

»Daß der Herr Kardinal verschieden ist, Sire, und daß ich Euch sein letztes Lebewohl bringe.«

Der König blieb einen Augenblick nachdenkend. Während dieses Augenblicks schaute er Colbert aufmerksam an; offenbar

fiel ihm der letzte Gedanke des Kardinals ein.

»Ihr seid Herr Colbert?« fragte er.

»Ja, Sire.«

»Ein treuer Diener Seiner Eminenz, wie mir Seine Eminenz selbst gesagt hat?«

»Ja, Sire.«

»Der Bewahrer eines Teils seiner Geheimnisse?«

»Aller.«

»Die Freunde und Diener der verstorbenen Eminenz werden mir teuer sein, mein Herr, und ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihr in meinen Bureaux angestellt werdet.«

Colbert verbeugte sich.

»Ihr seid, glaube ich, Finanzmann, mein Herr?«

»Ja, Sire.«

»Und Ihr wurdet vom Herrn Kardinal bei der Verwaltung seiner Güter verwendet?«

»Ich habe diese Ehre gehabt, Sire.«

»Nicht wahr, Ihr habt nie persönlich etwas für mein Haus getan?«

»Verzeiht, Sire; ich habe das Glück gehabt, dem Herrn Kardinal die Idee einer Ersparnis zu geben, welche dreimalhunderttausend Franken jährlich in die Kassen Seiner Majestät bringt.«

»Welche Ersparnis, mein Herr?« fragte Ludwig XIV.

»Eure Majestät weiß, daß die hundert Schweizer silberne Spitzen auf jeder Seite ihrer Bänder haben?«

»Allerdings.«

»Sire, ich habe vorgeschlagen, an diese Bänder Spitzen von falschem Silber zu setzen; das fällt nicht auf, und mit hunderttausend Talern ernährt man ein Semester lang ein Regiment, oder man bezahlt damit zehntausend gute Musketen, oder sie bilden den Wert einer Flöte, welche in See zu gehen bereit ist.«

»Das ist wahr,« sprach Ludwig XIV., indem er Colbert aufmerksamer betrachtete; »meiner Treue, das ist eine gut angebrachte Ersparnis, und es war überdies lächerlich, daß Soldaten dieselbe Spitze trugen, wie adelige Herren.«

»Ich fühle mich sehr glücklich, die Billigung Eurer Majestät zu erhalten.«

»War dies das einzige Geschäft, das Ihr beim Kardinal hattet?« fragte der König.

»Seine Eminenz hatte mich beauftragt, die Rechnungen der Oberintendanz zu prüfen, Sire.«

»Ah!« sagte Ludwig XIV., der eben Colbert entlassen wollte, und dem dieses Wort auffiel; »ah! Seine Eminenz hatte Euch beauftragt, Herrn Fouquet zu controliren. Und der Erfolg dieser Controle?«

»Ist, daß ein Defizit stattfindet, Sire; doch wenn Eure Majestät mir gnädigst erlauben wollte . . . «

»Sprecht, Herr Colbert.«

»Ich muß Eurer Majestät einige Erläuterungen geben.«

»Keineswegs, mein Herr, Ihr habt diese Rechnungen controlirt, nennt mir den Auszug.«

»Das wird leicht sein, Sire, Alles leer, nirgends Geld.«

»Nehmt Euch in Acht, mein Herr, Ihr greift auf eine harte Weise die Geschäftsführung von Herrn Fouquet an, welcher, wie ich habe sagen hören, ein geschickter Mann ist.«

Colbert errötete und erbleichte, denn er fühlte, daß er von diesem Augenblick in den Kampf mit einem Mann trat, dessen Macht beinahe der Macht des soeben Verstorbenen die Wage hielt.

»Ja, Sire, ein sehr geschickter Mann,« wiederholte Colbert sich verbeugend. »Aber wenn Fouquet ein geschickter Mann ist und wenn trotz dieser Geschicklichkeit das Geld mangelt, an wem liegt der Fehler?«

»Ich klage nicht an, Sire, ich behaupte.«

»Es ist gut; macht Eure Rechnungen und legt sie mir vor. Ihr sagt, es finde ein Defizit statt? Ein Defizit kann vorübergehend sein; der Kredit kehrt zurück, die Gelder laufen wieder ein.«

Colbert schüttelte seinen dicken Kopf.

»Wie ist es denn?« sagte der König; »sind die Staatseinkünfte so sehr mit Schulden beladen, daß es keine Einkünfte mehr sind?«

»Ja, Sire, so sehr.«

Der König machte eine Bewegung.

»Setzt mir das auseinander, Herr Colbert.«

»Eure Majestät spreche klar ihren Gedanken aus und sage mir, was sie erklärt haben will.«

»Ihr habt Recht, Klarheit, nicht wahr?«

»Ja, Sire, Klarheit. Gott ist hauptsächlich Gott, weil er das Licht gemacht hat.«

»Nun! zum Beispiel,« sprach Ludwig XIV., »wenn ich heute, da der Herr Kardinal gestorben ist und ich nun König bin, Geld haben wollte?«

»Eure Majestät würde keines bekommen.«

»Ah! das ist seltsam, mein Herr; wie, mein Oberintendant, ein geschickter Mann, Ihr sagt es selbst, mein Oberintendant würde kein Geld für mich finden?«

»Nein, Sire.«

»Auf dieses Jahr vielleicht, das begreife ich, doch auf das nächste?«

»Das nächste Jahr ist ebenso kahl aufgezehrt, als das laufende.«

»Aber das Jahr nachher?«

»Wie das nächste Jahr.«

»Was sagt Ihr da, Herr Colbert?«

»Ich sage, daß vier Jahre zum Voraus verpfändet sind.«

»Dann macht man ein Anlehen.«

»Man hat schon drei gemacht.«

»Ich schaffe Stellen, um sie abtreten zu lassen, und man cassirt das Geld der Ämter ein.«

»Unmöglich, Sire, denn man hat Ämter auf Ämter geschaffen und die Bestallungsbriefe ohne Benennung ausgegeben, so daß die Erwerber das Einkommen genießen, ohne das Amt zu versehen. Deshalb ist Eurer Majestät dieses Mittel benommen. Überdies hat der Herr Oberintendant bei jedem solchen Handel eine Drittel von der Einnahme für sich bezogen, so daß die Untertanen gepreßt worden sind, ohne daß Eure Majestät einen Nutzen davon gehabt hat.«

Der König faltete die Stirne.

»Es mag sein,« sagte er, »ich werde die Anweisungen einziehen, um von den Trägern einen Nachlaß, eine billige Liquidation zu erzielen.«

»Unmöglich, denn die Anweisungen sind in Zettel verwandelt worden, welche Zettel man zur Bequemlichkeit der Übertragung und zur Erleichterung des Verkehrs in so viele Teile zerschnitten hat, daß sich kaum mehr das Original erkennen läßt.«

Der König ging, immer die Stirne gefaltet, sehr unruhig im Zimmer auf und ab.

»Aber, Herr Colbert,« fuhr er, plötzlich stille stehend, fort: »wenn dem so wäre, wie Ihr sagt, so wäre ich zu Grunde gerichtet, ehe ich zu regieren angefangen?«

»Ihr seid es in der Tat, Sire,« erwiderte der unempfindliche Zahlenmann.

»Aber, mein Herr, das Geld muß doch irgendwo sein?«

»Ja, Sire, und um anzufangen, bringe ich Eurer Majestät eine Note von Geldern, die der Herr Kardinal Mazarin nieder in seinem Testament, noch in einer andern Urkunde aufführen wollte, die er aber mir anvertraut hat.«

»Euch?«

»Ja, Sire, mit dem Auftrag, sie Eurer Majestät zu übergeben.«

»Wie? außer den vierzig Millionen des Testaments?«

»Ja, Sire.«

»Herr von Mazarin hatte noch andere Fonds?«

Colbert verbeugte sich.

»Dieser Mensch war also ein Abgrund!« murmelte der König; »Herr Mazarin einerseits, Herr Fouquet andererseits; mehr als hundert Millionen vielleicht für Beide; es wundert mich nicht mehr, daß meine Kassen leer sind.«

Colbert wartete, ohne sich zu rühren.

»Und die Summe, die Ihr mir bringt, lohnt es sich der Mühe?« fragte der König.

»Ja, Sire, die Summe ist ziemlich rund.«

»Sie belauft sich?«

»Auf dreizehn Millionen Livres, Sire.«

»Dreizehn Millionen!« rief Ludwig XIV. bebend vor Freude; »Ihr sagt dreizehn Millionen, Herr Colbert?«

»Ja, Eure Majestät, ich habe gesagt dreizehn Millionen.«

»Von denen kein Mensch etwas weiß?«

»Von denen kein Mensch etwas weiß.«

»Die in Euren Händen sind?«

»In meinen Händen, ja, Sire.«

»Und die ich haben kann?«

»In zwei Stunden.«

»Aber wo sind sie denn?«

»Im Keller eines Hauses, das der Herr Kardinal in der Stadt besaß und mir durch eine besondere Klausel seines Testaments zu hinterlassen die Güte gehabt hat.«

»Ihr kennt also das Testament des Kardinals?«

»Ich habe ein von seiner Hand unterzeichnetes Duplikat.«

»Ein Duplikat?«

»Ja, Sire, hier ist es.«

Colbert zog ganz einfach die Urkunde aus seiner Tasche und zeigte sie dem König.

Der König las den auf die Schenkung des Hauses bezüglichen Artikel und sagte dann:

»Aber es ist hier nur vom Haus die Rede, und nirgends wird des Geldes erwähnt?«

»Verzeiht, Sire, das steht in meinem Gewissen.«

»Und Herr von Mazarin hat sich auf Euch verlassen?«

»Warum nicht, Sire?«

»Er, der vorzugsweise mißtrauische Mann!«

»Er war es nicht gegen mich, Sire, wie Eure Majestät sehen kann.«

Der König heftete mit Bewunderung seinen Blick auf diesen gemeinen, aber ausdrucksvollen Kopf.

»Ihr seid ein ehrlicher Mann, Herr Colbert,« sprach der König.

»Das ist keine Tugend, Sire, es ist eine Pflicht,« erwiderte Colbert mit kaltem Tone.

»Aber gehört dieses Geld nicht der Familie?« fuhr Ludwig XIV.

fort.

»Gehörte dieses Geld der Familie, so wäre es im Testament des Kardinals, wie sein übriges Vermögen, aufgeführt. Gehörte dieses Geld der Familie, so hätte ich, der ich die zu Gunsten Eurer Majestät errichtete Schenkungsurkunde abgefaßt habe, die Summe von dreizehn Millionen der von vierzig Millionen beigefügt, die man Euch schon anbot, Sire.«

»Wie!« rief Ludwig XIV., »Ihr habt die Schenkung abgefaßt, Herr Colbert?«

»Ja, Sire.«

»Und der Kardinal liebte Euch?« fügte der König naiv bei.«

»Ich hatte mich bei Seiner Eminenz dafür verbürgt, Eure Majestät würde die Schenkung nicht annehmen,« sagte Colbert mit dem von uns erwähnten ruhigen Ton, der im gewöhnlichen Leben sogar etwas Feierliches halte.

Ludwig fuhr mit der Hand über seine Stirne und murmelte ganz leise:

»Oh! wie jung bin ich, um den Menschen zu befehlen!«

Colbert wartete das Ende dieses inneren Monologs ab und fragte dann:

»Zu welcher Stunde soll ich Eurer Majestät das Geld schicken?«

»Heute Nacht um elf Uhr. Es ist mein Wunsch, daß Niemand erfahre, ich besitze dieses Geld.«

Colbert antwortete nicht mehr, als wenn gar nichts zu ihm gesagt worden wäre.

»Besteht diese Summe in Stangen oder in geprägtem Gold?«

»In geprägtem Gold, Sire.«

»Gut.«

»Wohin soll ich sie schicken?«

»In den Louvre. Meinen Dank, Herr Colbert.«

Colbert verbeugte sich und ging ab.

»Dreizehn Millionen!« rief Ludwig XIV., als er allein war; »das ist ein Traum!«

Dann ließ er seine Stirne in seine Hände fallen, als ob er wirklich schlief.

Doch nach einem Augenblick erhob er den Kopf, schüttelte sein schönes Haar, stand auf, öffnete ungestüm das Fenster und badete seine brennende Stirne in der lebhaften Morgenluft, die ihm den scharfen Geruch der Bäume und den süßen Duft der Blumen zuführte.

Eine glänzende Morgenröte ging am Horizont auf, und die ersten Strahlen der Sonne übergossen mit ihrer Flamme die Stirne des jungen Königs.

»Diese Morgenröte ist die meiner Regierung,« sprach Ludwig XIV. »Ist es ein Vorzeichen, das Du mir schickst, allmächtiger Gott?«

X.

Der erste Tag des Königtums von Ludwig XIV.

Am Morgen verbreitete sich die Nachricht vom Tod des Kardinals im Schloß und vom Schloß in der Stadt.

Die Minister Fouquet, Lyonne und Letelline versammelten sich im Sitzungssaal, um Rat zu halten.

Der König ließ sie sogleich zu sich rufen.

»Meine Herren,« sagte er, »so lange der Herr Kardinal lebte, ließ ich ihn meine Angelegenheiten leiten: aber nun gedenke ich selbst zu regieren. Ihr werdet mir Euren Rat geben, wenn ich ihn von Euch verlange. Geht!«

Die Minister schauten sich erstaunt an. Wenn sie ein Lächeln verheimlichten, so geschah dies mit großer Anstrengung, denn sie wussten, daß der Prinz, der in völliger Unkenntnis der Angelegenheiten aufgezogen worden war, hier eine für seine Kräfte viel zu schwere Last übernahm.

Als Fouquet sich von seinen Collegen auf der Treppe verabschiedete, sagte er zu ihnen:

»Meine Herren, wir haben nun bedeutend weniger Geschäfte.«

Und er stieg ganz freudig in seinen Wagen.

Die Anderen kehrten ein wenig unruhig über die Wendung, welche die Ereignisse nehmen dürften, mit einander nach Paris zurück.

Der König begab sich gegen zehn Uhr zu seiner Mutter, mit der er eine geheime Unterredung pflog; dann stieg er in einen geschlossenen Wagen und fuhr geraden Wegs nach dem Louvre. Hier empfing er viele Menschen, und er fand ein großes Vergnügen daran, das Zögern Aller und die Neugierde jedes Einzelnen zu beobachten.

Am Abend befahl er, die Pforten des Louvre zu schließen, mit Ausnahme einer einzigen, welche nach dem Quai ging. Hier stellte er als Schildwachen zweihundert Schweizer auf, welche nicht ein Wort Französisch sprachen, mit dem Auftrag, Alles einzulassen, was ein Faß wäre, und nichts Anderes, und nichts

hinauszulassen.

Auf den Schlag elf Uhr hörte er das Rollen eines schweren Wagens unter dem Gewölbe, dann eines andern, dann eines dritten, wonach sich das Gitter wieder mit dumpfem Tone auf seinen Angeln drehte und geschlossen wurde.



Bald kratzte Jemand mit dem Nagel an der Türe des Kabinetts, der König öffnete selbst, und er sah Colbert, dessen erstes Wort es war:

»Das Geld ist im Keller Eurer Majestät.«

Ludwig ging hinab und besichtigte selbst die Fässer mit Gold- und Silberstücken, welche unter dem Befehl von Colbert vier vertraute Männer in ein Gewölbe gewälzt hatten, dessen Schlüssel Colbert am Morgen übergeben worden war. Nachdem er diese Revue beendet hatte, kehrte Ludwig in seine Gemächer

zurück, gefolgt von Colbert, der seine starre Kälte nicht durch den geringsten Strahl persönlicher Zufriedenheit erwärmt hatte.

»Mein Herr,« sagte der König zu ihm, »was soll ich Euch zum Lohn für diese Treue und Redlichkeit geben?«

»Durchaus nichts, Sire.«

»Wie, nichts! nicht einmal die Gelegenheit, mir zu dienen?«

»Wollte mir Eure Majestät diese Gelegenheit nicht bieten, so würde ich ihr darum doch nicht minder dienen. Es ist mir unmöglich, nicht der beste Diener Eurer Majestät zu sein.«

»Ihr sollt Intendant der Finanzen sein, Colbert.«

»Aber es gibt einen Oberintendanten, Sire.«

»Allerdings.«

»Sire, der Oberintendant ist der mächtigste Mann des Königreichs.«

»Ah!« rief Ludwig errötend, »Ihr glaubt?«

»Er wird mich in acht Tagen zermalmen, Sire; denn Eure Majestät gibt mir eine Controle, für welche die Stärke unerlässlich ist. Intendant unter einem Oberintendanten ist eine untergeordnete Stellung.«

»Ihr wollt Stützen . . . Ihr verlaßt Euch nicht auf mich!«

»Ich habe die Ehre gehabt, Eurer Majestät zu sagen, zu Lebzeiten von Herrn von Mazarin sei Herr Fouquet der zweite Mann des Reiches gewesen, nun aber, da der Kardinal tot, ist Herr Fouquet der erste geworden.«

»Mein Herr, ich dulde es, daß Ihr mir heute Alles sagt, doch bedenkt wohl, morgen werde ich es nicht mehr dulden.«

»Dann werde ich Eurer Majestät unnütz sein.«

»Ihr seid es schon, da Ihr Euch mir dienend zu gefährden glaubt.«

»Ich befürchte nur, außer Standes zu sein, Euch zu dienen.«

»Was wollt Ihr denn?«

»Eure Majestät gebe mir Gehilfen bei der Arbeit der Intendanz.«

»Die Stelle verliert an ihrem Wert.«

»Sie gewinnt an Sicherheit.«

»Wählt Eure Collegen.«

»Die Herren Breteuil, Marin, Hervard.«

»Morgen soll die Ordonnanz erscheinen.«

»Sire, ich danke.«

»Das ist Alles, was Ihr verlangt?«

»Nein, Sire, noch Etwas.«

»Was?«

»Laßt mich eine Justizkammer bilden.«

»Wozu diese Justizkammer?«



»Um die Finanz- und Domainenpächter zu richten, welche seit zehn Jahren Unterschleif gemacht haben.«

»Was wird man ihnen tun?«

»Man henkt drei, und die Andern werden wieder herausgeben.«

»Ich kann doch meine Regierung nicht mit Hinrichtungen beginnen.«

»Im Gegenteil, um sie nicht mit Todesstrafen zu beschließen.«

Der König antwortete nicht.

»Eure Majestät willigt ein?« fragte Colbert.

»Ich werde es mir überlegen.«

»Es wird zu spät sein, wenn Eure Majestät überlegt hat.«

»Warum?«

»Weil wir es mit Leuten zu tun haben, welche stärker sind, als wir, wenn sie Kunde erhalten.«

»Bildet diese Justizkammer, mein Herr.«

»Ich werde es tun.«

»Ist dies Alles?«

»Nein, Sire, noch etwas Wichtiges . . . welche Rechte verleiht Eure Majestät dieser Intendanz?«

»Ich weiß nicht . . . es gibt Gebräuche . . . ein Herkommen.«

»Sire, dieser Intendanz muß notwendig das Recht zustehen, die Korrespondenz mit England zu lesen.«

»Unmöglich, mein Herr, denn aus dieser Korrespondenz wird im Staatsrat ein Auszug gemacht, was der Herr Kardinal selbst besorgte.«

»Ich glaubte. Eure Majestät hätte diesen Morgen erklärt, sie würde keinen Rat mehr haben.«

»Ja, ich habe das erklärt.«

»Dann wolle Eure Majestät selbst und ganz allein ihre Briefe lesen, besonders die aus England; auf diesen Punkt lege ich den größten Wert.«

»Mein Herr, Ihr sollt diese Korrespondenz bekommen und mir darüber Bericht erstatten.«

»Was werde ich nun bei den Finanzen zu tun haben, Sire?«

»Alles, was Herr Fouquet nicht tut.«

»Das ist es, um was ich Eure Majestät bitten wollte. Ich danke und gehe ruhig.«

Nach diesen Worten ging er wirklich ab. Ludwig schaute ihm nach. Colbert war noch nicht hundert Schritte vom Louvre entfernt, als der König einen Courier aus England erhielt. Nachdem der König den Umschlag betrachtet, befühlt hatte, erbrach er ihn hastig und fand vor Allem einen Brief von Karl II.

Der englische Kürst schrieb Folgendes an seinen königlichen

Bruder:

»Eure Majestät muß sehr unruhig über die Krankheit des Herrn Kardinals von Mazarin sein; doch die überaus große Gefahr kann Euch nur dienen. Der Kardinal ist von seinem Arzt verurteilt. Ich danke Euch für die huldreiche Antwort, die Ihr mir auf meine Mitteilung, Lady Henriette Stuart, meine Schwester, betreffend, gegeben habt und in acht Tagen wird die Prinzessin mit ihrem Hofstaat nach Paris abgehen.

»Es ist süß für mich, die väterliche Freundschaft anzuerkennen, die Ihr mir bezeigt habt, und Euch noch mit mehr Recht meinen Bruder zu nennen. Es ist mir besonders süß. Eurer Majestät zu beweisen, wie viel ich mich mit dem beschäftige, was ihr angenehm sein dürfte. Ihr laßt in der Stille Belle-Isle-en-Mer befestigen. Ihr habt Unrecht, nie werden wir mit einander Krieg führen. Diese Maßregel beunruhigt mich, betrübt mich . . . Ihr gebt da unnötig Millionen aus, sagt das Euren Ministern und glaubt, daß meine Polizei gut unterrichtet ist; leistet mir eintretenden Falls dieselben Dienste, mein Bruder.«

Der König läutetet heftig, und sein Kammerdiener erschien.

»Herr Colbert geht so eben von hier weg und kann nicht fern sein. Man rufe ihn!«

Der Kammerdiener wollte den Befehl vollziehen, der König hielt ihn zurück.

»Nein!« sagte er, »nein. Ich sehe das ganze Gewebe dieses Menschen. Belle-Isle gehört Herrn Fouquet; Belle-Isle befestigt ist eine Verschwörung von Herrn Fouquet . . . Die Entdeckung dieser Verschwörung ist der Ruin der Oberintendanten, und diese Entdeckung geht aus der Korrespondenz mit England hervor; deshalb wollte Herr Colbert diese Korrespondenz haben.

»Oh! ich kann nicht meine ganze Stärke auf diesen Mann setzen; er ist mir der Kopf, ich brauche den Arm.«

Ludwig stieß plötzlich einen Freudenschrei aus. »Ich hatte einen Lieutenant der Musketiere,« sagte er zum Kammerdiener.

»Ja, Sire, Herrn d'Artagnan.«

»Er hat für den Augenblick meinen Dienst verlassen.«

»Ja, Sire.«

»Man suche ihn mir auf, und morgen bei meinem Lever sei er hier.«

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging ab.

»Dreizehn Millionen in meinem Gewölbe,« sagte dann der König; »Colbert wird meine Börse und d'Artagnan mein Schwert führen: ich bin König!«

XI.

Eine Leidenschaft.

Am Tage seiner Ankunft kehrte Athos, als er aus dem Palast wegging, nach seinem Hotel in der Rue Saint-Honoré zurück.

Er fand hier den Vicomte von Bragelonne, der ihn in seinem Zimmer, mit Grimaud plaudernd, erwartete.

Es war nichts so Leichtes, mit dem alten Diener zu plaudern; nur zwei Menschen verstanden dieses Geheimnis: Athos und d'Artagnan. Dem Ersteren gelang es, weil Grimaud selbst ihn sprechen zu machen suchte, d'Artagnan im Gegenteil, weil er Grimaud plaudern zu machen wusste.

Raoul ließ sich eben die Reise nach England erzählen, und Grimaud hatte ihm dieselbe in allen ihren Einzelheiten mit einer gewissen Anzahl von Gebärden und mit acht Worten, nicht mehr, nicht weniger, mitgeteilt. Zuerst bezeichnete er ihm mit einer wellenförmigen Bewegung der Hand, daß sein Herr und er über's Meer gefahren waren.

»Einer Expedition wegen?« fragte Raoul.

Grimaud antwortete den Kopf senkend: »Ja.«

»Wobei der Herr Graf Gefahren preisgegeben war?« fragte Raoul.

Grimaud zuckte leicht die Achseln, als wollte er sagen:

»Nicht zu viel, nicht zu wenig.«

»Aber was für Gefahren?« fuhr Raoul fort.

Grimaud deutete auf einen Degen, er deutete aus das Feuer und auf eine Muskete, welche an der Wand hing.

»Der Herr Graf hatte dort also einen Feind?« rief Raoul.

»Monk,« antwortete Grimaud.

»In der Tat,« fuhr Raoul fort, »es ist seltsam, daß mich der Herr Graf beharrlich als einen Neuling betrachtet und nicht an der Ehre oder der Gefahr solcher Händel Teil nehmen läßt.«

Grimaud lächelte.

In diesem Augenblick kehrte Athos zurück. Der Wirt leuchtete

ihm die Treppe herauf; Grimaud erkannte den Tritt seines Herrn und lief ihm entgegen, was das Gespräch kurz abschnitt.

Doch Raoul war einmal im Zuge, auf die Bahn des Fragens geführt, hielt er nicht inne; er nahm mit lebhafter, aber ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit den Grafen bei beiden Händen und sagte:

»Wie kommt es, mein Herr, daß Ihr eine gefahrvolle Reise angetreten habt, ohne mir Lebewohl zu sagen, ohne von mir die Hilfe meines Degens zu verlangen, von mir, der ich für Euch eine Stütze sein sollte, seitdem ich Kraft besitze, von mir, den Ihr wie einen Mann erzogen habt? Ah! mein Herr, wollt Ihr mich der grausamen Prüfung aussetzen, Euch nie wiederzusehen?«

»Wer hat Euch denn gesagt, Raoul, meine Reise sei gefahrvoll gewesen?« entgegnete ihm der Graf, während er seinen Mantel und seinen Hut in die Hände von Grimaud niederlegte, welcher ihm den Degen losgeschnallt hatte.

»Ich,« sagte Grimaud.

»Und warum dies?« rief Athos mit strengem Tone.

Grimaud geriet in Verlegenheit: Raoul kam ihm zuvor und erwiderte für ihn:

»Es ist natürlich, daß mir dieser gute Grimaud die Wahrheit über das sagt, was Euch betrifft. Von wem solltet Ihr geliebt, unterstützt werden, wenn nicht von mir?«

Athos erwiderte nichts. Er machte eine freundliche Gebärde, auf welche sich Grimaud entfernte, und setzte sich dann in einen Lehnstuhl, während Raoul vor ihm stehen blieb.

»Immerhin ist es gewiß,« fuhr Raoul fort, »daß Eure Reise eine Expedition war, und daß Feuer und Schwert Euch bedroht haben.«

»Sprechen wir nicht mehr hiervon, Vicomte,« erwiderte Athos mit sanftem Tone; »es ist wahr, ich bin schnell aufgebrochen, doch der Dienst von König Karl II. heischte diese plötzliche Abreise. Für Eure Unruhe danke ich Euch, und ich weiß, daß ich auf Euch zählen kann . . . Es hat Euch in meiner Abwesenheit an nichts gemangelt, Vicomte?«

»Nein, Herr, ich danke.«

»Ich hatte Blaisois den Befehl gegeben. Euch hundert Pistolen,

sobald Ihr Geld brauchtet, auszubezahlen.«

»Ich habe Blaisois nicht gesehen, Herr.«

»Ihr habt Euch also ohne Geld beholfen?«

»Es blieben mir dreißig Pistolen vom Verkauf der Pferde, die ich in meinem letzten Feldzuge mitnahm, und der Herr Prinz hatte die Güte, mich zweihundert Pistolen vor drei Monaten bei seinem Spiel gewinnen zu lassen.«

»Ihr spielt . . . ich liebe das nicht, Raoul.«

»Ich spiele nie; der Herr Prinz befahl mir eines Abends in Chantilly, als er einen Courier vom König erhielt, seine Karten zu halten, und ich gehorchte; den Gewinn der Partie mußte ich auf Geheiß des Herrn Prinzen für mich nehmen.«

»Ist dies eine Gewohnheit des Hauses?« fragte Athos, die Stirne faltend.

»Ja, Herr; jede Woche wendet der Herr Prinz bei der einen oder der andern Sache einem seiner Kavaliers einen ähnlichen Vorteil zu. Es sind fünfzig Kavaliers bei seiner Hoheit, und damals traf gerade mich die Reihe.«

»Gut! Ihr wart also in Spanien?«

»Ja, Herr, ich machte eine sehr schöne und sehr interessante Reise.«

»Ihr seid vor einem Monat zurückgekehrt?«

»Ja, Herr.«

»Und seit diesem Monat?«

»Seit diesem Monat . . . «

»Was habt Ihr getan?«

»Meinen Dienst, Herr.«

»Ihr seid nicht bei mir in la Fère gewesen?«

Raoul errötete. Athos schaute ihn mit seinem festen, ruhigen Auge an.

»Ihr hättet Unrecht, wenn Ihr mir nicht glauben würdet,« sagte Raoul, »ich erröte, und fühle es wohl: es geschieht unwillkürlich. Die Frage, die Ihr an mich zu richten mir die Ehre erweist, ist der Art, daß sie große Gemütsbewegung in mir veranlaßt. Ich erröte, weil ich bewegt bin, nicht weil ich lüge.«

»Es ist mir bekannt, Raoul, daß Ihr nicht lügt.«

»Nein, Herr.«

»Überdies, mein Freund, hättet Ihr Unrecht; was ich Euch sagen wollte . . . «

»Ich weiß es wohl, Herr; Ihr wolltet mich fragen, ob ich nicht in Blois gewesen sei.«

»Ganz richtig.«

»Ich bin nicht dahin gegangen: ich habe sogar nicht einmal die Person gesehen, die Ihr meint.«

Die Stimme von Raoul zitterte, als er diese Worte sprach. Athos, der oberste Richter in allen Dingen des Zartgefühls, fügte sogleich bei:

»Raoul, Ihr antwortet mit einem peinlichen Gefühl; Ihr leidet.«

»Sehr, mein Herr; Ihr habt mir verboten, nach Blois zu gehen und Fräulein de la Vallière zu sehen.«

Hier hielt der junge Mann inne; dieser süße, so reizend auszusprechende Name zerriß sein Herz, während er seine Lippen liebkostete.

»Und ich habe wohl daran getan, Raoul,« sprach Athos rasch. »Ich war weder ein barbarischer, noch ein ungerechter Vater; ich achte die wahre Liebe, aber ich denke für Euch an eine Zukunft . . . an eine unermessliche Zukunft . . . Eine neue Regierung wird wie eine Morgenröte glänzen; der Krieg ruft den von ritterlichem Geist erfüllten König, Was dieser Heldenmütige Eifer braucht, ist eine Schar von Offizieren, die mit Begeisterung den Streichen entgegenlaufen und, wenn sie fallen: Es lebe der König! rufen, statt: Gott befohlen, mein Weib! zu schreien. Ihr werdet das begreifen, Raoul. So roh und hart Euch auch mein Urteil erscheinen mag, so beschwöre ich Euch doch, mir zu glauben und Eure Blicke von jenen ersten Jugendtagen abzuwenden, wo Ihr die Gewohnheit, zu lieben, annahmt, von jenen Tagen mit der Sorglosigkeit, die das Herz verweichlichen und es unfähig machen, jene starken, bitteren Getränke zu ertragen, die man den Ruhm und das Mißgeschick nennt. Ich wiederhole Euch, Raoul, erblickt in meinem Rat einzig und allein das Verlangen, Euch nützlich zu sein, einzig und allein den Ehrgeiz, Euch gedeihen zu sehen. Ich halte Euch für fähig, ein merkwürdiger Mann zu werden; geht allein, Ihr werdet besser und

rascher gehen.«

»Ihr habt befohlen, mein Herr, und ich gehorche,« erwiderte Raoul.

»Befohlen!« rief Athos, »antwortet Ihr mir so? Ich habe befohlen! Oh! Ihr verdreht meine Worte, wie Ihr meine Absichten mißkennt: ich habe nicht befohlen, ich habe gebeten.«

»Nein, Herr, Ihr habt befohlen,« entgegnete Raoul hartnäckig.. »Doch hättet Ihr auch nur gebeten . . . Eure Bitte ist noch wirksamer, als ein Befehl. Ich habe Fräulein de la Vallière nicht wiedergesehen.«

»Aber Ihr leidet! Ihr leidet!« rief Athos.

Raoul antwortete nicht.

»Ich finde Euch bleich, ich finde Euch betrübt . . . Dieses Gefühl ist also sehr stark?«

»Es ist eine Leidenschaft,« erwiderte Raoul.

»Nein . . . eine Gewohnheit.«

»Herr, Ihr wisst, daß ich viele Reisen gemacht habe, daß ich zwei Jahre fern von hier gewesen bin . . . jede Gewohnheit kann sich, glaube ich, in zwei Jahren lösen . . . Nun, bei meiner Rückkehr liebte ich, nicht mehr, das ist unmöglich, aber eben so sehr. Fräulein de la Vallière ist für mich die vorzugsweise Gefährtin; doch Ihr seid für mich Gott auf Erden, . . . Euch werde ich Alles opfern.«

»Ihr hättet Unrecht,« sagte Athos; »ich habe kein Recht mehr auf Euch. Das Alter hat Euch emanzipiert. Ihr bedürft nicht einmal mehr meiner Einwilligung. Übrigens werde ich, nach Allem, was Ihr mir gesagt, die Einwilligung nicht verweigern. Heiratet also Fräulein de la Vallière, wenn Ihr wollt.«

Raoul machte eine Bewegung und erwiderte dann plötzlich:

»Ihr seid sehr gut, mein Herr, und Eure Erlaubnis erfüllt mich mit Dankbarkeit; doch ich werde sie nicht annehmen.«

»Ihr schlagt es nun aus!«

»Ja, Herr.«

»Ich bin Euch dafür nicht erkenntlich, Raoul.«

»Aber Ihr habt im Grunde Eures Herzens etwas gegen diese Heirat . . . Ihr habt sie mir nicht gewählt.«

»Das ist wahr.«

»Dies genügt, daß ich nicht darauf beharre, und ich werde warten.«

»Nehmt Euch in Acht, Raoul, was Ihr sprecht, ist ernst.«

»Ich weiß es wohl, Herr, ich werde warten, sage ich Euch.«

»Obschon ich sterbe?« fragte Athos sehr bewegt.

»Oh! Herr!« rief Raoul, mit Tränen in der Stimme, »ist es möglich, daß Ihr mir so das Herz zerreißt, mir, der ich Euch keinen Grund zur Klage gegeben habe?«

»Liebes Kind, es ist wahr,« sagte Athos, indem er heftig die Lippen zusammenpreßte, um die Erschütterung zu bewältigen, der er bald nicht mehr Meister geworden wäre; »ich begreife nur nicht, worauf Ihr warten wollt . . . Wollt Ihr warten, bis Ihr nicht mehr liebt?«

»Ah! was das betrifft, nein; ich werde darauf warten, daß Ihr anderer Meinung werdet.«

»Ich will eine Probe machen, Raoul, ich will sehen, ob Fräulein de la Vallière wartet, wie Ihr.«

»Ich hoffe es, Herr.«

»Aber nehmt Euch in Acht, Raoul; wenn sie nicht warten würde? Ah! Ihr seid so jung, so vertrauensvoll, so redlich . . . Die Frauen sind so veränderlich.«

»Ihr habt mir nie Böses von den Frauen gesagt, Herr; Ihr habt Euch nie über sie zu beklagen gehabt; warum beklagt Ihr Euch über dieselben gegen mich in Beziehung auf Fräulein de la Vallière.«

»Es ist wahr,« sprach Athos, die Augen niederschlagend, »nie habe ich Euch Böses von den Frauen gesagt; nie habe ich mich über sie zu beklagen gehabt; nie hat Fräulein de la Vallière einen Verdacht begründet; aber wenn man vorhersieht, muß man bis zu den Ausnahmen, bis zu den Unwahrscheinlichkeiten gehen! Wenn, Fräulein de la Vallière nicht auf Euch warten würde, sage ich?«

»Wie so, Herr?«

»Wenn sie ihre Blicke nach einer andern Seite wenden würde?«

»Nach einem andern Mann, meint Ihr?« fragte Raoul bleich vor

Angst.

»So ist es.«

»Nun, mein Herr,« erwiderte Raoul ganz einfach, »ich würde diesen Mann töten, und so alle Männer, welche Fräulein de la Vallière wählen wollte, bis einer von ihnen mich getötet, oder bis Fräulein de la Vallière mir ihr Herz zurückgegeben hätte.«

Athos bebte und sprach mit dumpfem Ton:

»Ich glaubte, Ihr hättet, mich so eben Euren Gott, Euer Gesetz auf dieser Welt genannt.«

»Oh!« versetzte Raoul zitternd, »würdet Ihr mir das Duell verbieten?«

»Wenn ich es Euch verböte?«

»So würdet Ihr mir zu hoffen verbieten, mein Herr, und Ihr würdet mir folglich nicht zu sterben verbieten.«

Athos schlug die Augen zum Vicomte auf. Er hatte diese Worte mit einem düstern Nachdruck ausgesprochen, den der düsterste Blick begleitete.

»Genug,« sagte Athos nach langem Stillschweigen, »genug über diesen traurigen Gegenstand, wobei wir Beide übertreiben. Lebt von Tag zu Tag, Raoul; tut Euren Dienst, liebt Fräulein de la Vallière, mit einem Wort, handelt wie ein Mann, da Ihr das Mannesalter habt; vergeßt nur nicht, daß ich Euch zärtlich liebe, und daß Ihr mich zu lieben behauptet.«

»Ah! Herr Graf,« rief Raoul, und drückte die Hand von Athos an sein Herz.

»Nun gut, liebes Kind, laßt mich allein, ich bedarf der Ruhe. Doch hört, Herr d'Artagnan ist mit mir von England zurückgekommen! Ihr seid ihm einen Besuch schuldig.«

»Ich werde ihm diesen Besuch mit großer Freude machen, denn ich liebe Herrn d'Artagnan so sehr!«

»Ihr habt Recht, er ist ein redlicher Mann und ein braver Kavalier.«

»Der Euch liebt!« rief Raoul.

»Ich bin dessen sicher . . . Wißt Ihr seine Adresse?«

»Ich finde ihn im Louvre, im Palais Royal, überall, wo der König ist. Kommandiert er nicht die Musketiere?«

»Für den Augenblick nicht, Herr d'Artagnan ist im Urlaub . . . er ruht aus . . . Sucht ihn nicht auf den Posten von seinem Dienst; Ihr werdet Nachricht von ihm bei einem gewissen Herr Planchet bekommen.«

»Bei seinem ehemaligen Lackei?«

»Ganz richtig, er ist Gewürzkrämer geworden.«

»Ich weiß es; in der Rue des Lombards.«

»Dergleichen, oder Rue des Arcis.«

»Ich werde ihn finden.«

»Ihr sagt ihm tausend zärtliche Dinge von mir und bringt ihn vor meiner Abreise nach la Fère zu mir zum Mittagsbrot.«

»Ja, Herr.«

»Guten Abend, Raoul.«

»Ah! Herr, ich sehe einen Orden an Euch, von dem ich nichts wusste; empfangt meine Glückwünsche.«

»Das goldene Vließ! es ist wahr . . . eine Klapper, die nicht einmal mehr einen alten Knaben, wie ich bin, belustigt . . . Guten Abend Raoul.«

X.

Die Lektion von Herrn d'Artagnan.

Raoul fand am andern Tag Herrn d'Artagnan nicht, wie er gehofft hatte. Er traf nur Planchet, der eine große Freude äußerte, als er den jungen Mann wiedersah, dem er ein paar kriegerische Komplimente zu machen wusste, welche nicht ganz nach dem Gewürzkrämer rochen. Als aber Raoul am zweiten Tag von Vincennes mit fünfzig Dragonern zurückkam, die ihm der Herr Prinz anvertraut hatte, erblickte er auf der Place Baudoyer einen Mann, der, die Nase hoch, ein Haus anschaute, wie man ein Pferd anschaut, das man zu kaufen Lust hat.

Dieser Mann, der einen bürgerlichen, aber wie ein militärisches Wamms zugeknöpften Rock, einen kleinen Hut auf dem Kopf und einen mit Chagrin verzierten langen Degen an der Seite trug, wandte den Kopf sogleich um, als er den Tritt der Pferde hörte, und schaute das Haus nicht mehr an, um die Dragoner zu betrachten.

Es war ganz einfach Herr d'Artagnan; d'Artagnan zu Fuß; d'Artagnan die Hände auf dem Rücken, der die Dragoner ein wenig die Revue passieren ließ, nachdem er die Gebäude in Augenschein genommen hatte. Kein Mann, kein Nestel, kein Hufeisen entging seiner Inspektion.

Raoul marschierte an der Seite seiner Truppe; d'Artagnan erblickte ihn zuletzt.

»Ei!« machte er, »ei! Mordieux!«

»Ich täusche mich nicht,« rief Raoul und spornte sein Pferd.

»Nein, Du täuschest Dich nicht; guten Morgen!« erwiderte der Musketier.

Und Raoul drückte seinem alten Freund liebevoll die Hand.

»Nimm Dich in Acht,« sagte d'Artagnan, »das zweite Pferd der fünften Reihe wird vor dem Pont Marie ein Hufeisen verlieren; es hat nur noch zwei Nägel am rechten Vorderfuß.«

»Wartet auf mich,« sprach Raoul, »ich komme zurück.«

»Du verlässest Deine Abteilung?«

»Der Cornett kann meine Stelle einnehmen.«

»Du wirst mit mir zu Mittag speisen.«

»Sehr gern, Herr d'Artagnan.«

»Dann geschwinde, steige ab oder laß mir ein anderes Pferd geben.«

»Ich will lieber zu Fuß mit Euch zurückkehren.«

Raoul benachrichtigte schleunigst den Cornett, der sogleich seine Stelle einnahm, gab sein Pferd einem der Dragoner und ergriff ganz freudig den Arm von Herrn d'Artagnan, der ihm bei allen seinen Evolutionen mit der Zufriedenheit eines Kenners zuschaute.

»Und Du kommst von Vincennes?« fragte er zuerst.

»Ja, Herr Chevalier.«

»Der Kardinal?«

»Ist sehr krank; man sagt sogar, er sei gestorben.«

»Stehst Du gut mit Herrn Fouquet?« fragte d'Artagnan, indem er durch eine verächtliche Bewegung der Achseln bewies, daß ihn der Tod von Mazarin nicht übermäßig angriff.

»Mit Herrn Fouquet?« versetzte Raoul. »Ich kenne ihn nicht.«

»Desto schlimmer, desto schlimmer; denn ein neuer König sucht sich immer Ergebene zu machen,«

»Oh! der König ist mir nicht abhold,« entgegnete der junge Mann.

»Ich spreche nicht von der Krone,« sagte d'Artagnan, »sondern vom König. Der König ist Herr Fouquet, nun da der Kardinal tot . . . Du mußt Dich gut mit Herrn Fouquet stehen, wenn Du nicht Dein ganzes Leben schimmeln willst, wie ich geschimmelt habe . . . Du hast allerdings glücklicher Weise andere Gönner.«

»Den Herrn Prinzen vor Allem.«

»Abgenützt, abgenützt, mein Freund.«

»Den Herrn Grafen de la Fère.«

»Athos! oh! das ist etwas Anderes; ja, Athos . . . und wenn Du in England einen guten Weg machen willst, kannst Du keine bessere Adresse haben. Ich darf sogar ohne zu große Eitelkeit behaupten, daß ich selbst einiges Ansehen beim Hof von Karl II. habe. Das ist ein König, der gefällt mir.«

»Ah!« machte Raoul mit der naiven Neugierde wohl geborener junger Leute, welche gern die Erfahrung und die Tapferkeit reden hören.

»Ja, ein König, der sich belustigt, es ist wahr, der aber das Schwert in die Hand zu nehmen und die ersprießlichen Namen zu schätzen gewußt hat. Athos steht gut mit Karl II. Nimm dort Dienst, sage ich Dir, und laß ein wenig diese knauserischen Steuerpächter, welche eben so gut mit französischen Händen, als mit italienischen Fingern stehlen; laß den kleinen weinerlichen König, der uns eine Regierung von Franz II. geben wird. Kennst Du die Geschichte, Raoul?«

»Ja, Herr Chevalier.«

»Du weißt also, daß Franz II. immer Ohrenweh hatte?«

»Nein, ich wusste das nicht!«

»Daß Karl IV. immer Kopfweh hatte?«

»Oh!«

»Und Heinrich III. immer Bauchweh?«

Raoul lachte.

»Nun! mein lieber Freund, Ludwig XIV. hat immer Herzweh; es ist kläglich anzuschauen, wenn ein König vom Morgen bis zum Abend seufzt und nicht einmal im Tage: Alle Wetter! oder: Stern und Element! oder irgend so etwas, was den Geist erweckt, ausruft.«

»Deshalb habt Ihr den Dienst verlassen, Herr?« fragte Raoul.

»Ja.«

»Aber Ihr selbst, lieber Herr d'Artagnan, Ihr schüttet das Kind mit dem Bade aus; Ihr werdet kein Glück machen.«

»Oh! ich,« entgegnete d'Artagnan mit leichtem Ton, »ich bin versorgt. Ich habe einiges Vermögen von Hause aus.«

Raoul schaute ihn an. Die Armut von d'Artagnan war sprichwörtlich. Ein Gascogner, überbot er an Dürftigkeit alle Gasconnaden von Frankreich und Navarra; Raoul hatte hundertmal Hiob und d'Artagnan nennen hören, wie man die Zwillingsbrüder Romulus und Remus nennt.

D'Artagnan gewährte diesen Blick der Verwunderung.

»Nun! Dein Vater wird Dir gesagt haben, daß ich in England

gewesen bin?«

»Ja, Herr Chevalier.«

»Und daß ich dort einen glücklichen Fund gemacht habe?«

»Nein, Herr, das wusste ich nicht.«

»Ja, einer meiner guten Freunde, ein sehr vornehmer Herr, der Vicekönig von Schottland und Irland, machte, daß ich eine Erbschaft auffand.«

»Eine Erbschaft?«

»Ja, eine ziemlich runde.«

»Somit seid Ihr reich?«

»Nun . . . «

»Empfangt meine aufrichtigen Glückwünsche.«

»Ich danke . . . Sieh, hier ist mein Haus.«

»Auf der Grève?«

»Ja, Du liebst dieses Quartier nicht?«

»Im Gegenteil . . . das Wasser ist schön anzuschauen. Oh! das hübsche, altertümliche Haus!«

»Das Bild Unserer Lieben Frau, es ist eine alte Schenke, die ich seit zwei Tagen in ein Haus verwandelt habe.«

»Aber die Schenke ist immer noch offen?«

»Ja wohl!«

»Und Ihr, wo wohnt Ihr?«

»Ich wohne bei Planchet.?«

»Ihr sagtet mir aber so eben: Sieh, hier ist mein Haus.«

»Ich sagte dies, weil es wirklich mein Haus ist, denn ich habe es gekauft.«

»Ah!« machte Raoul.

»Zehn Prozent, mein lieber Raoul; ein vortreffliches Geschäft: ich habe das Haus um dreißigtausend Livres gekauft; es hat einen Garten nach der Rue de la Mortellerie; die Schenke ist mit dem ersten Stock um tausend Livres vermietet; der Speicher im zweiten Stock um fünfhundert Livres.«

»Geht doch!«

»Ganz gewiß.«

»Ein Speicher um fünfhundert Livres? Das ist ja nicht

bewohnbar.«

»Man bewohnt es auch nicht; doch Du stehst, daß dieser Speicher zwei Fenster nach dem Platze hat.«

»Ja, Herr.«

»Nun wohl, so oft man rädert, hängt, viertheilt, oder verbrennt, werden diese Fenster bis zu zwanzig Pistolen vermietet.«

»Oh!« machte Raoul mit Abscheu.

»Nicht wahr, das ist ekelhaft?« sagte d'Artagnan.

»Oh!« wiederholte Raoul.

»Es ist ekelhaft, aber es ist so . . . Diese Pariser Maulaffen sind zuweilen wahre Menschenfresser. Ich begreife nicht, daß Christen solche Spekulationen machen können,«

»Das ist wahr.«

»Ich, was mich betrifft, verschlösse, wenn ich dieses Haus bewohnen würde, an Hinrichtungstagen Alles, bis auf die Schlüssellöcher; aber ich bewohne es nicht.«

»Und Ihr vermietet diesen Speicher um fünfhundert Livres?«

»An den rohen Schenkwirt, der ihn wieder in Aftermiete gibt . . . Ich sagte also fünfzehnhundert Livres.«

»Das natürliche Interesse des Geldes, fünf Prozent.«

»Ganz richtig. Es bleiben mir noch das hintere Hauptgebäude, Magazine, Wohnungen und Keller, welche jeden Winter unter Wasser gesetzt sind, zweihundert Livres, und der Garten, der sehr schön, sehr gut angepflanzt, sehr unter den Mauern und dem Schatten des Portals von Saint-Gervais-Saint-Protais verborgen ist, dreizehnhundert Livres.«

»Dreizehnhundert Livres, oh! das ist königlich.«

»Höre die Geschichte: Ich mutmaße, daß irgend ein Canonicus des Kirchspiels (jeder dieser Herren ist ein Krösus), ich mutmaße also, daß ein Canonicus des Kirchspiels diesen Garten gemietet hat, um sich darin zu erlustigen. Der Mietmann hat den Namen Godard angegeben . . . Das ist ein falscher Name oder ein wahrer Name; ist er wahr, so ist es ein Canonicus; ist er falsch, so ist es ein Unbekannter; wozu soll ich das wissen? Er bezahlt immer zum Voraus . . . Ich hatte auch vorhin, als ich Dir begegnete, den Gedanken, ein Haus auf der Place Baudoyer zu kaufen, dessen Hinterteile sich mit meinem Garten verbinden ließen und ein

herrliches Eigentum bilden würden. Deine Dragoner haben mich von meinem Gedanken abgebracht. Doch laß uns den Weg durch die Rue de la Vannerie nehmen, und wir kommen gerade zu Meister Planchet.«

D'Artagnan beschleunigte seine Schritte, und führte wirklich Raoul zu Planchet in ein Zimmer, das der Spezereihändler seinem ehemaligen Herrn abgetreten hatte. Planchet war ausgegangen, doch das Mittagsbrot wurde aufgetragen. Es herrschte bei dem Spezereihändler noch ein Überrest von Regelmäßigkeit, von militärischer Pünktlichkeit.

D'Artagnan brachte Raoul wieder auf das Kapitel seiner Zukunft.

»Dein Vater hält Dich streng,« sagte er.

»Gerecht, Herr Chevalier.«

»Oh! ich weiß, daß Athos gerecht ist, aber vielleicht zähe.«

»Eine königliche Hand, Herr d'Artagnan.«

»Ohne Umstände, Junge: wenn Du einige Pistolen brauchst, so ist der alte Musketier da.«

»Lieber Herr d'Artagnan . . . «

»Du spielst wohl ein wenig?«

»Nie.«

»Glück bei Frauen also? . . . Du errötest . . . Oh! kleiner Aramis! Mein Lieber, das kostet noch mehr als das Spiel. Es ist wahr, daß man sich schlägt, wenn man verloren hat, und das ist eine Ausgleichung, . . . Bah! der kleine weinerliche König läßt die Leute, welche vom Leder ziehen, Strafe bezahlen. Welche Regierung, mein armer Raoul, welche Regierung . . . Wenn mau bedenkt, daß man zu meiner Zeit die Musketiere in den Häusern belagerte, wie Hektor und Priamus in der Stadt Troja; und dann weinten die Weiber, und dann lachten die Mauern, und fünfhundert Kerle klatschten in die Hände und riefen: Schlagt tot! schlägt tot! wenn es sich Nicht um einen Offizier handelte. Mordieux! Ihr Leute werdet das nicht sehen.«

»Ihr urteilt so strenge über den König, Herr d'Artagnan, und Ihr kennt ihn kaum.«

»Ich! höre, Raoul, Tag für Tag, Stunde für Stunde, merke Dir wohl meine Worte, sage ich Dir voraus, was er tun wird. Ist der

Kardinal tot, so wird er weinen; gut: das ist das, was er am wenigsten Albernes tun kann, besonders wenn er nicht an eine Träne denkt.«

»Hernach?«

»Hernach wird er sich eine Pension von Herrn Fouquet aussetzen lassen, und in Fontainebleau Verse für irgend eine Mancini machen, der die Königin die Augen ausreißt. Siehst Du, die Königin ist eine Spanierin und hat Frau Anna von Österreich zur Schwiegermutter. Ich kenne das . . . die Spanierinnen aus dem Hause Österreich.«

»Hernach?«

»Hernach, wenn er den Schweizern die silbernen Borden hat abreißen lassen, läßt er die Musketiere zu Fuß setzen, weil Hafer und Heu für ein Pferd täglich fünf Sous kosten.«

»Oh! sagt das nicht.«

»Was liegt mir daran, nicht wahr, ich bin nicht mehr Musketier? Mag man zu Pferd oder zu Fuß sein, mag man eine Spicknadel, einen Bratspieß, einen Degen, oder gar nichts tragen, mir gleichviel!«

»Lieber Herr d'Artagnan, ich flehe Euch an, sprecht nicht schlimm vom König. Ich bin, gleichsam in seinem Dienst, und mein Vater würde es mir sehr verargen, wenn ich, selbst aus Eurem Mund, für Seine Majestät beleidigende Worte angehört hätte.«

»Dein Vater! . . . Ei! das ist ein Verteidiger jeder wurmstichigen Sache . . . Bei Gott! ja, Dein Vater ist ein Braver, ein Cäsar! aber ein Mann ohne Blick.«

»Ah! mein guter Chevalier,« erwiderte Raoul lachend, »Ihr werdet wohl nun auch Böses von meinem Vater, von dem Mann sagen, den Ihr den großen Athos nanntet; Ihr seid heute in einer schlimmen Laune, und der Reichtum macht Euch herb, wie andere Leute die Armut.«

»Du hast bei Gott Recht; ich bin ein Wicht und schwatze ungereimtes Zeug; ich bin ein unglücklicher alter Kerl, ein durchlöcherter Panzer, ein Stiefel ohne Sohle, ein Sporn ohne Rädchen; doch mache mir das Vergnügen, Raoul, sprich etwas aus.«

»Was, lieber Herr d'Artagnan?«

»Sage: Mazarin war ein Lumpenkerl.«

»Er ist vielleicht tot.«

»Ein Grund mehr; ich sage war; wenn ich nicht hoffte, er wäre tot, würde ich Dich bitten, zu sagen: Mazarin ist ein Lumpenkerl; sage es, ich bitte Dich, mir zu Liebe.«

»Ich will es wohl.«

»Sprich also.«

»Mazarin war ein Lumpenkerl,« sagte Raoul, dem Musketier zulächelnd, der sich belustigte, wie in seinen schönen Tagen.

»Einen Augenblick Geduld,« fuhr der Musketier fort. »Du hast den ersten Satz ausgesprochen, nun kommt der Schluß, Wiederhole, Raoul, wiederhole: aber ich werde Mazarin bedauern.«

»Chevalier!«

»Du kannst es nicht sagen . . . so werde ich es zweimal für Dich sagen.«

»Aber ich werde Mazarin bedauern!«

Sie lachten noch und stritten über diese Abfassung eines Glaubensbekenntnisses, als einer von den Ladendienern des Spezereihändlers eintrat und sagte:

»Hier ist ein Brief für Herrn d'Artagnan.«

»Ich danke . . . Laß sehen!« rief der Musketier.

»Die Handschrift des Herrn Grafen,« sprach Raoul.

»Ja, ja,« sagte d'Artagnan. Und, er entsiegelte den Brief.

»Lieber Freund,« schrieb Athos, »man hat mich im Auftrag des Königs gebeten, Euch suchen zu lassen.«

»Mich!« rief d'Artagnan und ließ das Papier auf den Tisch fallen. Raoul hob es auf und las laut weiter:

»Beeilt Euch . . . Seine Majestät fühlt ein großes Bedürfnis, Euch zu sprechen, und erwartet Euch im Louvre.«

»Mich!« wiederholte der Musketier.

»He!, he!« sagte Raoul.

»Hoho! rief d'Artagnan. Was soll das bedeuten?«

XI.

Der König.

Als die erste Bewegung des Erstaunens vorüber war, las d'Artagnan noch einmal das Billett von Athos und sagte dann:

»Es ist seltsam, daß mich der König rufen läßt.«

»Warum?« entgegnete Raoul, »glaubt Ihr nicht, der König müsse den Verlust eines Dieners, wie Ihr seid, bedauern?«

»Hoho!« rief der Offizier lachend, »wie kommt Ihr mir vor, Meister Raoul? Wenn der König meinen Verlust bedauert hätte, so würde er mich nicht haben gehen lassen. Nein, nein, ich sehe darin etwas Besseres oder Schlimmeres, wenn Ihr wollt.«

»Schlimmeres! was denn, Herr Ritter?«

»Du bist jung, Du bist vertrauensvoll, Du bist bewunderungswürdig . . . Wie gerne möchte ich noch so sein, wie Du! Vierundzwanzig Jahre alt, die Stirne glatt, und das Gehirn leer von Allem, wenn nicht von Frauen, von Liebe, oder von guten Absichten. Oh! Raoul, so lange Du nicht das Lächeln der Könige und die Vertraulichkeiten der Königinnen empfangen hast, so lange nicht unter Dir zwei Kardinäle, wovon der eine ein Tiger, der andere ein Fuchs, getötet worden sind, so lange dies nicht geschehen ist . . . Doch wozu alle diese Albernheiten, wir müssen uns trennen, Raoul.«

»Wie Ihr mir das sagt! welche ernste Miene!«

»Ei! die Sache lohnt sich wohl der Mühe . . . Höre mich an, ich habe Dir einen schönen Auftrag zu geben.«

»Ich höre, lieber Herr d'Artagnan.«

»Du wirst Deinen Vater von meiner Abreise in Kenntnis setzen.«

»Ihr reist ab?«

»Bei Gott . . . Du sagst ihm, ich sei nach England gegangen, und bewohne mein kleines Lusthaus.«

»Nach England! Ihr! . . . Und die Befehle des Königs?«

»Du kommst mir immer naiver vor: Du bildest Dir ein, ich werde mich nur so in den Louvre begeben und zur Verfügung dieses gekrönten Wölfleins stellen!«

»Wölflein! der König! Aber, Herr Chevalier, Ihr seid verrückt.«

»Ich bin im Gegenteil nie so vernünftig gewesen, Du weißt also nicht, was dieser würdige Sohn von Ludwig dem Gerechten mit mir machen will? Mordioux! das ist Politik . . . Siehst Du, er will mich ganz einfach in die Bastille stecken lassen.«

»Aus welchem Grund!« rief Raoul erschrocken über das, was er hörte.

»Aus dem Grund, daß ich ihm eines Tags in Blois gesagt habe . . . Ich bin lebhaft gewesen, er erinnert sich dessen.«

»Was habt Ihr denn gesagt?«

»Er sei ein Knauser, ein Hasenherz, ein Einfaltspinsel.«

»Ah! mein Gott . . . « rief Raoul, »ist es möglich, daß solche Worte aus Eurem Munde gekommen sind?«

»Ich gebe Dir vielleicht nicht den Buchstaben meiner Rede, aber ich gebe Dir wenigstens den Sinn derselben.«

»Der König hätte Euch doch wohl auf der Stelle verhaften lassen?«

»Durch wen? Ich kommandierte die Musketiere, er hätte mir müssen den Befehl geben, mich ins Gefängnis zu führen, und dazu hätte ich nie eingewilligt, . . . ich wäre mir selbst widerstanden . . . Und dann bin ich nach England gegangen, und somit kein d'Artagnan mehr . . . Heute ist der Kardinal tot, oder beinahe tot. Man weiß, daß ich in Paris bin, und will mich packen.«

»Der Kardinal war also Euer Beschützer?«

»Der Kardinal kannte mich; er wusste von mir gewisse besondere Umstände, ich wusste von ihm gewisse Umstände: wir schätzten uns gegenseitig . . . Und dann wird er, indem er dem Teufel seine Seele überantwortete, Anna von Österreich geraten haben, mich an einem sichern Ort wohnen zu lassen. Suche also Deinen Vater auf, erzähle ihm die Sache, und Gott befohlen!«

»Mein lieber Herr d'Artagnan,« sprach Raoul ganz bewegt, als er durch das Fenster geschaut hatte, »Ihr könnt nicht einmal mehr fliehen.«

»Warum denn?«

»Weil unten ein Offizier von den Schweizern ist, der auf Euch wartet.«

»Nun!«

»Nun! er wird Euch verhaften.«

D'Artagnan brach in ein homerisches Gelächter aus.

»Oh! ich weiß wohl, daß Ihr Widerstand leisten, daß Ihr mit ihm kämpfen, daß Ihr Sieger sein werdet; aber das ist Aufruhr, und Ihr seid selbst Offizier und wisst, was die Disziplin bedeutet.«

»Teufelskind! wie erhaben, wie logisch das ist!« brummte d'Artagnan.

»Nicht wahr, Ihr billigt meine Ansicht?«

»Ja. Statt durch die Straße zu gehen, wo dieser einfältige Tropf auf mich wartet, mache ich mich ganz einfach durch das Hinterhaus aus dem Staub. Ich habe ein Pferd im Stall; es ist gut; ich reite es zu Tode . . . meine Mittel erlauben es, und indem ich von Station zu Station ein Pferd zu Tode reite, komme ich in elf Stunden nach Boulogne; ich weiß den Weg . . . Sage Deinem Vater nur noch Eines.«

»Was?«

»Daß das Bewußte mit Ausnahme eines Fünftels bei Planchet angelegt sei, und daß . . . «

»Aber, mein lieber Herr d'Artagnan, nehmt Euch in Acht, wenn Ihr flieht, wird man Zweierlei sagen . . . «

»Was?«

»Einmal, daß Ihr Angst gehabt habet.«

»Wer wird das sagen?«

»Der König zu allererst.«

»Nun wohl! . . . er wird die Wahrheit sagen, denn ich habe Angst.«

»Sodann, daß Ihr Euch schuldig fühltet.«

»Schuldig?«

»Der Verbrechen, die man Euch wird zur Last legen wollen.«

»Das ist abermals wahr . . . Und dann rätst Du mir, mich in die Bastille stecken zu lassen?«

»Der Herr Graf de la Fère würde es Euch raten wie ich.«

»Ich weiß es, bei Gott! wohl,« sagte d'Artagnan träumerisch; »Du hast Recht, ich werde nicht fliehen. Doch wenn man mich in die Bastille wirft?«

»Wir bringen Euch wieder heraus,« sprach Raoul mit ruhiger Miene.

»Mordieux!« rief d'Artagnan, indem er seine Hand ergriff, »Du hast das auf eine wackere Art gesagt, Raoul: das ist ganz rein Athos. Nun wohl! ich gehe. Vergiß mein letztes Wort nicht.«

»Mit Ausnahme eines Fünftels,« sagte Raoul.

»Ja. Du bist ein hübscher Junge, und Du sollst Letzterem noch etwas beifügen.«

»Sprecht.«

»Daß, wenn Ihr mich nicht aus der Bastille herausbringt und ich darin sterbe . . . Oh! man hat das gesehen . . . Und ich wäre ein abscheulicher Gefangener, ich, der ich ein leidlicher Mensch war . . . In diesem Fall schenke ich drei Fünftel Dir, und das vierte Deinem Vater.«

»Chevalier!«

»Mordieux! wenn Ihr mir wollt Messen lesen lassen, so steht es Euch frei.«

Nach diesen Worten nahm d'Artagnan das Wehrgehänge vom Haken, gürtete ein Schwert um, ergriff einen Hut, dessen Feder frisch war, und reichte die Hand Raoul, der sich bewegt in seine Arme warf.

Sobald er in der Bude war, schaute er die Ladenbursche an, welche die Szene mit einem Stolz, in den sich Unruhe mischte, betrachteten; dann tauchte er die Hand in eine Kiste, worin kleine Korinthen, und ging auf den Offizier zu, der philosophisch vor der Ladentüre wartete.

»Diese Züge! . . . Seid Ihr es, Herr von Friedisch,« rief heiter der Musketier, den Jargon des Schweizers nachahmend. »Ei! ei! wir verhaften also unsere Freunde?«

»Ich bin es,« erwiderte der Schweizer mit seinem harten Accent. »Guten Morgen, Herr d'Artagnan.«

»Soll ich Euch meinen Degen geben? Ich sage Euch zum Voraus, daß er lang und schwer ist. Laßt ihn mir bis zum Louvre, ich bin ganz dumm, wenn ich auf der Straße keinen Degen habe, und Ihr wäret noch dümmer als ich, wenn Ihr zwei hättet.«

»Der König hat nichts davon gesagt,« entgegnete der Schweizer; »behaltet also Euren Degen.«

»Ei! das ist sehr artig vom König. Gehen wir geschwinde.«

Herr von Friedisch war kein Schwätzer, und d'Artagnan hatte zu viel zu denken, um es zu sein. Vom Laden von Planchet bis zum Louvre war die Entfernung nicht groß, und man kam in zehn Minuten an Ort und Stelle. Es war Nacht.

Herr von Friedisch wollte durch das Pförtchen eintreten.

»Nein,« sagte d'Artagnan, »Ihr würdet dadurch Zeit verlieren: wählt die kleine Treppe.«

Der Schweizer tat, was ihm d'Artagnan empfahl, und führte ihn in die Flur des Kabinetts von Ludwig XIV.

Hier angelangt, verbeugte er sich vor seinem Gefangenen und kehrte, ohne etwas zu sagen, an seinen Posten zurück.

D'Artagnan hatte nicht Zeit gehabt, sich zu fragen, warum man ihm seinen Degen nicht abnehme, als die Türe des Kabinetts sich öffnete und ein Kammerdiener: »Herr d'Artagnan!« rief.

Der Musketier nahm seine Paradehaltung an, und trat, das Auge weit geöffnet, die Stirne ruhig, den Schnurrbart starr, ein.

Der König saß an seinem Tisch und schrieb.

Er ließ sich nicht stören, als der Tritt des Musketiers auf dem Boden erscholl. Er wandte nicht einmal den Kopf um, D'Artagnan ging bis in die Mitte des Saals und drehte, da er wahrnahm, daß der König ihm gar keine Aufmerksamkeit schenkte, und da er zugleich einsah, daß dies Affectation, eine Art von ärgerlichem Eingang zu der Erklärung war, die sich vorbereitete, dem Fürsten den Rücken zu und fing an mit allen seinen Augen die Fresken vom Karnieß und die Sprünge am Plafond zu beschauen.

Dieses Manoeuvre war von einem kleinen stillschweigenden Monolog begleitet:

»Ah! Du willst mich demütigen, Du, den ich ganz klein gesehen habe, Du, den ich wie mein Kind gerettet. Du, dem ich wie einem Gott gedient habe . . . das heißt umsonst . . . Warte, warte. Du wirst sehen, was ein Mann vermag, der dem Kardinal, dem wahren Kardinal, das Hugenotten-Lied ins Gesicht gepfiffen hat!«

Ludwig XIV. wandte sich in diesem Augenblick um und fragte:

»Ihr seid da, Herr d'Artagnan?«

D'Artagnan sah die Bewegung, ahmte sie nach und antwortete:

»Zu Besehen, Sire.«

»Gut; wollt warten, bis ich addiert habe.«

D'Artagnan verbeugte sich, ohne etwas zu erwidern:

»Das ist ziemlich höflich und ich habe nichts dagegen zu bemerken,« dachte er.

Ludwig machte ungestüm einen Federzug und warf dann seine Feder zornig weg.

»Gut, ärgere Dich, um in den Zug zu kommen,« dachte der Musketier, »Du wirst es mir bequem machen; es ist auch gut, daß ich damals in Blois mein Herz nicht ganz ausgeleert habe.«

Ludwig stand auf und fuhr mit der Hand über die Stirne: dann blieb er vor d'Artagnan stehen und schaute ihn mit einer zugleich gebieterischen und wohlwollenden Miene an.

»Nun, was will er denn von mir? er mache ein Ende!« dachte der Musketier.

»Mein Herr,« sprach der König, »Ihr wisst ohne Zweifel, daß der Herr Kardinal gestorben ist?«

»Ich vermute es, Sire.«

»Ihr wisst folglich, daß ich Herr in meinem Hause bin.«

»Das ist nichts, was sich vom Tod des Kardinals datiert, Sire: man ist immer Herr in seinem Hause, wenn man will.«

»Ja, aber Ihr erinnert Euch alles dessen, was Ihr mir in Blois gesagt habt?«

»Nun sind wir dabei,« dachte d'Artagnan; »ich täuschte mich nicht. Ah! desto besser, das ist ein Zeichen, daß ich noch einen ziemlich guten Geruch habe.«

»Ihr antwortet mir nicht,« sagte Ludwig.

»Sire, ich glaube mich zu erinnern.«

»Ihr glaubt nur?«

»Es ist schon lange her.«

»Wenn Ihr Euch nicht mehr erinnert, so will ich Euer Gedächtnis auffrischen. Ihr habt mir Folgendes gesagt, hört wohl.«

»Oh! Sire, ich höre mit allen meinen Ohren, denn das Gespräch wird wahrscheinlich eine interessante Wendung für mich nehmen.«

Ludwig schaute den Musketier noch einmal an; dieser streichelte die Feder seines Hutes, dann seinen Schnurrbart, und

wartete unerschrocken.

Ludwig XIV. fuhr fort:

»Ihr habt meinen Dienst verlassen, mein Herr, nachdem Ihr mir die volle Wahrheit gesagt?«

»Ja, Sire.«

»Nämlich, nachdem Ihr mir Alles erklärt, was Ihr über meine Denk- und Handlungsweise für wahr hielten. Das ist immerhin ein Verdienst. Ihr fingt damit an, daß Ihr mir sagtet, Ihr dientet meiner Familie seit vierunddreißig Jahren, und wäret müde.«

»Das habe ich gesagt, Sire.«

»Und Ihr gestandet sodann, diese Müdigkeit sei nur ein Vorwand, und die Unzufriedenheit sei die wirkliche Ursache.«

»Ich war in der Tat unzufrieden; doch diese Unzufriedenheit hat sich nirgends, daß ich wüsste, verraten, und wenn ich als ein Mann von Herz laut vor Eurer Majestät sprach, so dachte ich nicht einmal einem Andern gegenüber.«

»Entschuldigt Euch nicht, Herr d'Artagnan, und hört mich weiter an. Als Ihr mir den Vorwurf machtet, Ihr wäret unzufrieden, erhieltet Ihr als Antwort ein Versprechen; ich sagte Euch: ›Wartet!‹ Ist das wahr?«

»Ja, Sire, wahr wie das, was ich Euch sagte.«

»Ihr antwortetet mir: ›Später? nein. Sogleich, gut! . . . ‹ Entschuldigt Euch nicht, sage ich Euch . . . das war natürlich; doch Ihr hattet kein Mitleid mit Eurem Fürsten, Herr d'Artagnan.«

»Sire . . . Mitleid! mit einem König, von Seiten eines armen Soldaten!«

»Ihr versteht mich nicht: Ihr wisst wohl, daß ich dessen bedurfte; Ihr wisst, daß ich nicht der Herr war: Ihr wisst, daß ich die Zukunft in Aussicht hatte: Ihr antwortetet mir aber, als ich von dieser Zukunft sprach: ›Meinen Abschied, auf der Stelle!‹

D'Artagnan biß sich auf den Schnurrbart und murmelte:

»Das ist wahr.«

»Ihr habt mir nicht geschmeichelt, als ich in der Not war,« fügte Ludwig XIV. bei.

»Sire,« sprach d'Artagnan, voll Adel das Haupt erhebend, »wenn ich Eurer Majestät nicht geschmeichelt habe, als sie arm

war, so habe ich sie doch auch nicht verraten; ich habe mein Blut umsonst vergossen; ich habe wie ein Hund vor der Türe gewacht, während ich wohl wusste, daß man mir weder Brot noch Knochen zuwerfen würde. Ebenfalls arm, habe ich nichts verlangt als den Abschied, von dem Eure Majestät spricht.«

»Ich weiß, daß Ihr ein braver Mann seid. Doch ich war ein junger Mensch, und Ihr müßtet mich schonen . . . Was hattet Ihr dem König vorzuwerfen? Daß er Karl II. ohne Beistand ließ? Sagen wir mehr, daß er Fräulein von Mancini nicht heiratete?«

Während der König diese Worte sprach, heftete er einen tiefen Blick auf den Musketier.

»Ah! ah!« dachte der Letztere, »er erinnert sich nicht nur, er errät . . . Teufel!«

»Euer Urteil.« fuhr Ludwig XIV. fort, »betraf den König und betraf den Menschen . . . Aber Herr d'Artagnan, diese Schwäche, denn Ihr betrachtet das als eine Schwäche!«

D'Artagnan antwortete nicht.

»Ihr warft sie mir auch in Beziehung auf den verstorbenen Herrn Kardinal vor; der Herr Kardinal hat, indem er mich aufzog, unterstützt, allerdings sich selbst unterstützt, aber die Wohltat bleibt am Ende immer eine Wohltat . . . und hättet Ihr mich, wenn ich undankbar, selbstsüchtig gewesen wäre, mehr geliebt, hättet Ihr mir eher und besser gedient?«

»Sire . . . «

»Sprechen wir nicht mehr hiervon, mein Herr; es würde bei Euch zu viel Bedauern, bei mir zu viel Pein verursachen.«

D'Artagnan war nicht überzeugt. Indem der junge König gegen ihn einen stolzen Ton annahm, beschleunigte er seine Angelegenheiten nicht.

»Ihr habt seitdem überlegt?« sagte Ludwig XIV.

»Was, Sire?« fragte d'Artagnan mit höflichem Ton.

»Alles, was ich Euch sagte, mein Herr.«

»Ja, Sire . . . allerdings.« »Und Ihr habt nur auf eine Gelegenheit gewartet, um auf Eure Worte zurückzukommen?«

Sire . . . «

»Ihr zögert, wie mir scheint . . . «

»Ich begreife nicht ganz, was Eure Majestät zu sagen mir die Ehre erweist.«

Ludwig faltete die Stirne.

»Wollt mich entschuldigen, Sire; ich habe einen besonders dicken Schädel. Die Dinge dringen nur schwer ein; es ist wahr, wenn sie einmal eingegangen sind, bleiben sie darin.«

»Ja, Ihr scheint mir Gedächtnis zu haben.«

»Beinahe ebenso viel, als Eure Majestät.«

»Dann gebt mir schnell eine Lösung . . . Meine Zeit ist kostbar . . . Was macht Ihr, seitdem Ihr den Abschied habt?«

»Mein Glück, Sire.«

»Das Wort ist hart, Herr d'Artagnan.«

»Eure Majestät nimmt es sicherlich von der schlimmen Seite. Ich hege für den König nur die tiefste Ehrfurcht, und wäre ich unhöflich, was sich durch mein langes Leben in Feldlagern und in den Kasernen entschuldigen läßt, so steht Eure Majestät zu hoch über mir, um sich durch ein einem Soldaten unschuldig entschlüpftes Wort beleidigt zu fühlen.«

»In der Tat, ich weiß, daß Ihr in England eine glänzende Handlung vollbracht habt, und ich bedaure nur, daß Ihr Eurem Versprechen ungetreu geworden seid.«

»Ich?« rief d'Artagnan.

»Allerdings . . . Ihr habt mir Euer Wort verpfändet, daß Ihr, meinen Dienst verlassend, keinem andern Fürsten mehr dienen werdet . . . Ihr habt aber für König Karl II. an der wunderbaren Entführung von Herrn Monk gearbeitet.«

»Verzeiht, Sire, für mich.«

»Das ist Euch gelungen?«

»Wie den Kapitänen des fünfzehnten Jahrhunderts die Handstreichs und die Abenteuer.«

»Was nennt Ihr ein Gelingen? ein Glück?«

»Hunderttausend Taler, Sire, die ich besitze: das ist in einer Woche das Dreisache von Allem, was ich in fünfzig Jahren an Geld gehabt habe.«

»Die Summe ist hübsch . . . Doch Ihr seid, wie ich glaube, ehrgeizig?«

»Sire, der vierte Teil kam mir als ein Schatz vor, und ich schwöre Euch, daß ich mein Vermögen nicht zu vermehren gedenke.«

»Ah! Ihr gedenkt müßig zu bleiben?«

»Ja, Sire.«

»Den Degen niederzulegen?«

»Das ist schon geschehen.«

»Unmöglich, Herr d'Artagnan,« sprach Ludwig entschlossen.

»Aber, Sire . . . «

»Nun?«

»Warum?«

»Weil ich nicht will!«, sagte der junge Fürst mit so ernstem, so gebieterischem Ton, daß d'Artagnan eine Bewegung des Erstaunens, der Unruhe sogar machte.

»Wird mir Eure Majestät ein Wort der Erwiderung erlauben?«

»Sprecht.«

»Diesen Entschluß faßte ich, als ich noch arm und entblößt war.«

»Es mag sein. Hernach?«

»Würde mich nun Eure Majestät heute, da ich mir durch meine Tätigkeit einen sichern Wohlstand erworben habe, meiner Freiheit berauben, so würde sie mich zum Mindesten verurteilen, da ich das Meiste gewonnen habe.«

»Mein Herr, wer hat Euch erlaubt, meine Absichten zu ergründen und mit mir zu rechnen?« sprach Ludwig beinahe mit zornigem Ton; »wer hat Euch gesagt, was ich tun werde, was Ihr selber tun werdet?«

»Sire,« erwiderte ruhig der Musketier, »die Offenherzigkeit ist nach dem, was ich sehe, nicht mehr auf der Ordnung des Gesprächs, wie an dem Tag, wo wir uns in Blois erklärten.«

»Nein, mein Herr, Alles hat sich verändert.«

»Ich drücke Eurer Majestät hierüber meine aufrichtigen Glückwünsche aus, aber . . . «

»Aber Ihr glaubt es nicht.«

»Ich bin kein großer Staatsmann, doch ich habe meinen Blick für die Angelegenheiten; es fehlt mir nicht an Sicherheit; ich sehe

aber die Dinge nicht ganz so an, wie Eure Majestät. Die Regierung von Mazarin ist zu Ende, doch die der Finanzmänner beginnt, Sie haben Geld. Eure Majestät muß nicht oft haben. Unter der Tatze dieser hungrigen Wölfe zu leben, ist hart für einen Mann, der auf Unabhängigkeit rechnet.«

In diesem Augenblick kratzte Jemand an der Türe des Kabinetts; der König erhob stolz den Kopf und sprach:

»Verzeiht, Herr d'Artagnan, es ist Herr Colbert, der mir einen Bericht erstatten will. Kommt herein, Herr Colbert.«

D'Artagnan trat zurück. Colbert trat mit Papieren in der Hand ein und ging auf den König zu.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß der Gascogner diese Gelegenheit, seinen seinen, scharfen Blick auf die neue Erscheinung, die sich ihm bot, anzuwenden nicht versäumte.

»Man hat die Untersuchung vorgenommen?«

»Ja, Sire.«

»Und was ist die Meinung der Untersuchungsrichter?«

»Daß die Angeschuldigten die Confiscation und den Tod verdient haben.«

»Ah! ah!« machte der König, ohne eine Miene zu verziehen, während er einen schiefen Blick auf d'Artagnan warf.

»Und was ist Eure Ansicht, Herr Colbert?« fragte der König.

Colbert schaute d'Artagnan ebenfalls an . . . Dieses beengende Gesicht hielt das Wort auf seinen Lippen zurück, Ludwig XIV. begriff es und sagte:

»Seid unbesorgt, es ist Herr d'Artagnan: erkennt Ihr Herrn d'Artagnan nicht?«

Die zwei Männer betrachteten sich gegenseitig; d'Artagnan mit offenem und flammendem Auge, Colbert mit bedecktem, argwöhnischem Auge. Die offenherzige Unerschrockenheit des Einen mißfiel dem Andern; die listige Bedachtsamkeit des Finanzmanns mißfiel dem Soldaten.

»Ah! ah! es ist der Herr, der den schönen Streich in England vollbracht hat,« sagte Colbert, und er grüßte d'Artagnan leicht.

»Ah! ah!« sprach der Gascogner, »es ist der Herr, der das Silber an den Borten der Schweizer benagt hat . . . Eine lobenswerte Sparsamkeit!«

Und er machte eine tiefe Verbeugung.

Der Finanzmann hatte den Musketier in Verlegenheit zu bringen geglaubt, aber der Musketier durchbrach gleichsam den Finanzmann.

»Herr d'Artagnan,« sprach der König, der alle diese Nuancen, von denen Mazarin keine einzige entgangen wäre, nicht bemerkt hatte, »es ist von Steuerpächtern die Rede, welche mich bestohlen haben; ich lasse sie aufhängen und bin im Begriff, ihr Todesurteil zu unterzeichnen.«

D'Artagnan bebte.

»Oh! oh!« machte er.

»Was sagt Ihr?«

»Nichts, Sire, das sind nicht meine Angelegenheiten.«

Der König hielt schon die Feder in der Hand und näherte sie dem Papier.

»Sire,« sagte mit halber Stimme Colbert, »ich bemerke Eurer Majestät, daß, wenn ein Beispiel notwendig ist, dieses Beispiel in der Vollstreckung Schwierigkeiten hervorrufen kann.«

»Wie beliebt?« fragte Ludwig XIV.

»Sire,« antwortete Colbert ruhig, »verbergt Euch nicht, daß die Steuerpächter angreifen die Oberintendanz angreifen heißt. Die zwei Unglücklichen, die zwei Schuldigen sind spezielle Freunde einer mächtigen Person, und am Tag der Hinrichtung, das ist nicht zu bezweifeln, werden sich Unruhen erheben.«

Ludwig errötete und wandte sich gegen d'Artagnan um, der sachte an seinem Schnurrbart nagte, nicht ohne ein Lächeln des Mitleids für den armen Finanzmann, sowie für den König, welcher ihn so lange anhörte.

Da ergriff Ludwig XIV. die Feder und setzte mit einer so raschen Bewegung, daß ihm die Hand zitterte, seine zwei Unterschriften unten an die Papiere, die ihm Colbert übergeben hatte; dann schaute er dem Letzteren ins Gesicht und sagte:

»Herr Colbert, wenn Ihr mir von Angelegenheiten spricht, laßt häufig das Wort Schwierigkeit in Euren Urteilen und Ratschlägen aus; das Wort Unmöglichkeit komme aber nie über Eure Lippen.«

Colbert verbeugte sich sehr gedemütigt, daß er diese Lektion vor dem Musketier erhalten hatte; er war im Begriff, wegzugehen,

aber begierig, die erlittene Niederlage wieder gut zu machen, wandte er sich noch einmal um und sprach:

»Ich vergaß, Eurer Majestät zu melden, daß sich die Confiscationen auf fünf Millionen Livres belaufen.«

»Das ist hübsch,« dachte d'Artagnan.

»Somit belaufen sich meine Kassen?« fragte der König.

»Auf achtzehn Millionen Livres,« antwortete Colbert sich verbeugend.

»Mordioux!« brummelte d'Artagnan, »das ist schön.«

»Herr Colbert,« fügte der König bei, »ich bitte, geht durch die Galerie, wo Herr von Lyonne wartet, und sagt ihm, er möge mir das bringen, was er auf meinen Befehl abgefaßt hat.«

»Auf der Stelle, Sire; Eure Majestät bedarf meiner diesen Abend nicht mehr?«

»Nein, mein Herr; guten Tag.«

Colbert ging hinaus.

»Kommen wir auf unsere Angelegenheit zurück,« sprach Ludwig XIV., als ob nichts vorgefallen wäre: »Ihr seht, daß, was das Geld betrifft, schon eine bedeutende Veränderung vorgegangen ist.«

»Wie von Null auf achtzehn,« erwiderte heiter der Musketier. »Ah! das hätte Eure Majestät an dem Tag haben müssen, wo Seine Majestät König Karl II. nach Blois kam. Die zwei Staaten wären heute nicht entzweit, denn ich muß sagen, auch hierin sehe ich einen Stein des Anstoßes.«

»Ah! mein Herr,« entgegnete Ludwig, »Ihr seid vor Allem ungerecht, denn wenn die Vorsehung mir an jenem Tag meinem Bruder eine Million zu geben gestattet hätte, so würdet Ihr meinen Dienst nicht verlassen und folglich nicht Euer Glück gemacht haben, wie Ihr so eben sagtet . . . Aber außer diesem habe ich ein anderes Glück gehabt, und meine Entzweiung mit Großbritannien braucht Euch nicht besorgt zu machen.«

Ein Kammerdiener unterbrach den König und meldete Herrn von Lyonne.

»Tretet ein, mein Herr,« sagte der König, »Ihr seid pünktlich, und so muß ein guter Diener sein. Laßt Euren Brief an meinen Bruder Karl II. sehen.«

D'Artagnan spitzte die Ohren.

»Einen Augenblick Geduld, mein Herr,« sagte Ludwig nachlässig zu dem Gascogner; »ich muß nach London die Einwilligung zur Heirat meines Bruders, des Herzogs von Orleans, mit Lady Henriette Stuart abgehen lassen.«

»Er schlägt mich, wie es scheint,« murmelte d'Artagnan, während der König diesen Brief unterzeichnete und dann Herrn von Lyonne entließ; »doch, meiner Treue, ich gestehe, je mehr ich geschlagen werde, desto zufriedener bin ich.«

Der König folgte mit den Augen Herrn von Lyonne, bis die Türe hinter ihm geschlossen war; er machte sogar drei Schritte, als hätte er seinem Minister folgen wollen. Doch nach diesen drei Schritten blieb er stehen, schwieg einige Augenblicke und kehrte dann zu dem Musketier zurück.

»Nun wollen wir rasch schließen, mein Herr,« sprach Ludwig. »Ihr sagtet mir damals in Blois, Ihr wäret nicht reich.«

»Ich bin es jetzt, Sire.«

»Ja, aber das geht mich nichts an; Ihr habt Euer Geld, nicht das meinige, das ist nicht meine Rechnung.«

»Sire, ich weiß nicht, was Eure Majestät sagen will.«

»So sprecht freiwillig, statt Euch die Worte herausziehen zu lassen. Habt Ihr genug mit zwanzigtausend Livres jährlich festen Gehalt?«

»Aber, Sire . . . « rief d'Artagnan, die Augen weit aufreißend.

»Habt Ihr genug mit vier Pferden, die man Euch liefert und unterhält. Und mit einem Zusatz von Geldern, die Ihr nach Gelegenheit und Bedürfnis verlangen möget, oder zieht Ihr eine bestimmte Summe, zum Beispiel vierzigtausend Livres vor? Antwortet.«

»Sire, Eure Majestät . . . «

»Ja, Ihr seid erstaunt, das ist ganz natürlich, und ich habe es erwartet; antwortet, oder ich muß glauben, Ihr habet nicht mehr jene Raschheit des Urteils, die ich stets an Euch schätzte . . . «

»Es ist wahr, Sire, zwanzigtausend Livres jährlich sind eine schöne Summe; aber . . . «

»Kein aber. Ja oder nein, ist das eine anständige Entschädigung?«

»Oh! gewiß . . . «

»Ihr seid also damit zufrieden? Gut! gut! Es ist übrigens besser, Euch die Nebenkosten besonders zu bezahlen; Ihr werdet das mit Colbert abmachen. Gehen wir nun zu etwas Wichtigerem über.«

»Aber, Sire, ich sagte Eurer Majestät . . . «

»Daß Ihr ausruhen wolltet, ich weiß es wohl; nur antwortete ich Euch, ich wolle nicht . . . Ich bin der Herr, denke ich?«

»Ja, Sire.«

»Gut also. Ihr wart einst nahe daran, Kapitän der Musketiere zu werden.«

»Ja, Sire.«

»Wohl, hier ist Euer Patent unterzeichnet. Ich lege es in die Schublade. An dem Tag, wo Ihr von einer gewissen Expedition zurückkommt, die ich Euch anvertraue, nehmt Ihr dieses Patent selbst aus der Schublade.«

D'Artagnan zögerte noch und hielt seinen Kopf gesenkt.

»Ah! mein Herr,« sprach Ludwig, »wenn man Euch sieht, sollte man glauben, Ihr wisst nicht, daß der General-Kapitän der Musketiere den Vortritt vor den Marschällen von Frankreich hat.«

»Sire, ich weiß es.«

»Dann sollte man meinen, Ihr traut meinem Wort nicht.«

Oh! Sire, glaubt nicht solche Dinge.«

»Ich wollte Euch beweisen, daß Ihr, ein so guter Diener, einen guten Herrn verloren habt: bin ich ein wenig der Herr, den Ihr braucht?«

»Ich fange an zu denken, ja, Sire.«

»Dann, mein Herr, tretet Ihr wieder in Funktion. Eure Compagnie ist ganz desorganisiert seit Eurer Abreise, und die Leute treiben sich müßig in den Schenken umher, wo man sich schlägt, trotz meiner Edikte und der meines Vaters. Ihr werdet den Dienst aufs Schnellste wieder organisieren.«

»Ja, Sire.«

»Ihr werdet meine Person nicht mehr verlassen.«

»Gut.«

»Und Ihr werdet mit mir zur Armee marschieren, wo Ihr um mein Zelt her lagert.«

»Sire,« sprach d'Artagnan, »um mir einen solchen Dienst aufzuerlegen, braucht mir Eure Majestät nicht zwanzigtausend Livres zu geben, die ich nicht verdiene.«

»Ihr sollt ein Haus machen, Ihr sollt Tafel geben, mein Kapitän der Musketiere soll eine Person von Ansehen sein.«

»Und ich,« sagte d'Artagnan ungestüm, »ich liebe das gefundene Geld nicht! ich will verdientes Geld! Eure Majestät gibt mir das Gewerbe eines Müßiggängers, das der Erste der Beste für viertausend Livres treiben kann.«

Ludwig XIV. lachte.

»Ihr seid ein feiner Gascogner, Herr d'Artagnan; Ihr zieht mir mein Geheimnis aus dem Herzen.«

»Bah! Eure Majestät hat also ein Geheimnis?«

»Ja, mein Herr.«

»Wohl dann nehme ich die zwanzigtausend Livres an, denn ich werde das Geheimnis bewahren, und die Verschwiegenheit hat in diesen Zeitläuften keinen Preis. Will Eure Majestät nun sprechen?«

»Ihr werdet Euch stiefeln, Herr d'Artagnan, und zu Pferde steigen.«

»Auf der Stelle?«

»Im Verlauf von zwei Tagen.«

»Gut, Sire, denn ich habe meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe ich aufbreche, besonders wenn Schläge einzunehmen sind,«

»Das kann sich zeigen.«

»Man wird sie einnehmen. Aber, Sire, Ihr habt zur Habgier, zum Ehrgeiz, Ihr habt zum Herzen von d'Artagnan gesprochen, doch Ihr habt Eines vergessen.«

»Was?«

»Ihr habt nicht zur Eitelkeit gesprochen! wann werde ich Ritter der Orden des Königs sein?«

»Das bekümmert Euch?«

»Ja. Mein Freund Athos ist ganz buntscheckig, und das blendet mich.«

»Ihr sollt Ritter meiner Orden werden, einen Monat, nachdem

Ihr das Patent genommen.«

»Ah! ah!« sagte träumerisch der Offizier, »nach der Expedition?«

»Ganz richtig.«

»Wohin schickt mich Eure Majestät.«

»Kennt Ihr die Bretagne?«

»Nein, Sire.«

»Habt Ihr Freunde dort?«

»In der Bretagne? Meiner Treue, nein.«

»Desto besser. Versteht Ihr Euch auf das Festungswesen?«

D'Artagnan lächelte.

»Ich glaube wohl, Sire.«

»Ihr könnt nämlich eine Festung von einer einfachen Befestigung unterscheiden, wie man sie den Schloßherren, unseren Vasallen, gestattet?«

»Ich unterscheide ein Fort von einem Wall, wie man einen Panzer von einer Pastetenkruste unterscheidet, Sire. Ist das genügend?«

»Ja, mein Herr. Ihr werdet also abreisen.«

»Nach der Bretagne?«

»Ja.«

»Allein?«

»Ganz allein, Ihr könnt nicht einmal einen Lackei mitnehmen.«

»Darf ich Eure Majestät fragen, aus welchem Grund?«

»Weil Ihr selbst wohl daran tun werdet, Euch ein wenig in einen Bedienten von gutem Haus zu verwandeln. Euer Gesicht ist sehr bekannt in Frankreich, Herr d'Artagnan.«

»Und dann, Sire?«

»Und dann werdet Ihr in der Bretagne umherspazieren und sehr sorgfältig die Festungswerke dieses Landes in Augenschein nehmen.«

»Die Küsten?«

»Auch die Inseln.«

»Ah!«

»Ihr sangt mit Belle-Isle-en-Mer an.

»Was Herr Fouquet gehört,« sagte d'Artagnan mit ernstem Tone, indem er sein verständiges Auge zu Ludwig XIV. aufschlug.

»Ich glaube, Ihr habt Recht, mein Herr, Belle-Isle gehört in der Tat Herrn Fouquet.«

»Eure Majestät will also wissen, ob Belle-Isle ein guter Platz ist?«

»Ja.«

»Ob die Festungswerke neu oder alt sind?«

»Ganz richtig.«

»Ob zufällig die Vasallen des Herrn Oberintendanten zahlreich genug sind, um eine Garnison zu bilden?«

»Ihr habt die Frage ganz genau getroffen, mein Herr.«

»Und ob man nicht befestige, Sire?«

»Ihr werdet horchend und urteilend in der Bretagne umherspazieren.«

D'Artagnan strich den Schnurrbart und sprach ganz unumwunden:

»Ich bin also Spion des Königs?«

»Nein, mein Herr.«

»Verzeiht, Sire, da ich für Rechnung Eurer Majestät spioniere?«

»Ihr geht auf Entdeckung aus, mein Herr. Wenn Ihr das Schwert in der Faust an der Spitze Eurer Musketiere marschieret, um irgend einen Ort, oder die Stellung des Feindes zu Rekognoszieren . . . «

Bei diesem Worte zuckte d'Artagnan unmerklich.

»Würdet Ihr Euch für einen Spion halten?« fuhr der König fort.

»Nein, nein!« sagte d'Artagnan nachdenkend, »die Sache bekommt ein anderes Gesicht, wenn man den Feind rekognosziert . . . nein, man ist nur ein Soldat.

»Und wenn man Belle-Isle befestigt?« fügte er sogleich bei.

»Dann werdet Ihr einen genauen Plan von der Befestigung aufnehmen.«

»Wird man mich einlassen?«

»Das geht mich nichts an, das ist Eure Sache. Ihr habt also nicht gehört, daß ich Euch einen Zusatz von zwanzigtausend Livres jährlich, wenn Ihr wolltet, zusicherte.«

»Doch, Sire; aber wenn man nicht befestigt?«

»Dann kehrt Ihr ruhig, und ohne Euer Pferd zu ermüden, zurück.«

»Sire, ich bin bereit.«

»Ihr fangt morgen damit an, daß Ihr das erste Vierteljahr von dem Gehalt, den ich Euch aussetze, bei dem Herrn Oberintendanten erhebt. Kennt Ihr Herrn Fouquet?«

»Sehr wenig, Sire; doch ich bemerke Eurer Majestät, daß es nicht sehr dringend für mich ist, ihn zu kennen.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, denn er wird des Geld verweigern, das Ihr erheben sollt.«

»Ah!« machte d'Artagnan. »Hernach, Sire?«

»Wird das Geld verweigert, so holt Ihr es bei Herrn Colbert. Doch sagt, habt Ihr ein gutes Pferd?«

»Ein vortreffliches, Sire.«

»Wie viel habt Ihr dafür bezahlt?«

»Hundert und fünfzig Pistolen.«

»Ich kaufe es Euch ab. Hier ist eine Anweisung auf zweihundert Pistolen.«

»Aber ich brauche mein Pferd, um zu reisen.«

»Nun?«

»Nun, Ihr nehmt mir das meinige.«

»Keineswegs; ich gebe es Euch im Gegenteil. Nun, da es mir gehört und nicht mehr Euch, bin ich sicher, daß Ihr es nicht schonen werdet.«

»Eure Majestät hat also große Eile?«

»Allerdings.«

»Was zwingt mich dann, zwei Tage zu warten?«

»Mir bekannte Gründe.«

»Das ist etwas Anderes. Das Pferd kann die zwei Tage an den acht einholen, die es zu machen hat; und dann gibt es die Post.«

»Nein, nein, die Post gefährdet. Herr d'Artagnan; geht, und vergeßt nicht, daß Ihr mir gehört.«

»Sire, ich habe es nie vergessen! Um welche Stunde werde ich übermorgen von Eurer Majestät Abschied nehmen?«

»Wo wohnt Ihr?«

»Ich muß fortan im Louvre wohnen.«

»Ich will das nicht, Ihr werdet Eure Wohnung in der Stadt behalten, und ich bezahle sie. Die Abreise bestimme ich auf die Nacht, weil Ihr abreisen müßt, ohne von irgend Jemand gesehen zu werden, oder, wenn man Euch sieht, ohne daß man weiß, daß Ihr mir gehört . . . Reinen Mund, mein Herr!«

»Eure Majestät verdirbt Alles, was sie gesagt hat, durch dieses einzige Wort.«

»Ich fragte Euch, wo Ihr wohnt, denn ich kann Euch nicht immer bei dem Herrn Grafen de la Fère holen lassen.«

»Ich wohne bei Herrn Planchet, Spezereihändler, mit dem Schild zum goldenen Stößel, in der Rue des Lombards.«

»Geht wenig aus, zeigt Euch noch weniger und erwartet meine Befehle.«

»Ich muß doch das Geld erheben, Sire.«

»Das ist wahr: doch um zur Oberintendanz zu gehen, wohin so viele Menschen gehen, mischt Ihr Euch unter die Menge.«

»Es fehlen mir die Anweisungen, Sire.«

»Hier sind sie.«

Der König unterzeichnete.

D'Artagnan schaute, um sich zu überzeugen, daß die Sache in Ordnung sei.

»Das ist Geld,« sagte er, »und das Geld wird gelesen oder gezählt.«

»Guten Tag, Herr d'Artagnan,« fügte der König bei; »ich denke, Ihr habt mich wohl verstanden?«

»Ich habe verstanden, daß mich Eure Majestät nach Belle-Isle schickt.«

»Um zu erfahren?«

»Um zu erfahren, wie es mit den Arbeiten von Herrn Fouquet steht,«

»Gut, ich nehme an, Ihr werdet gefangen.«

»Ich nehme es nicht an,« erwiderte kühn der Gascogner.

»Ich nehme an, Ihr werdet getötet,« fuhr der König fort.

»Das ist nicht wahrscheinlich, Sire.«

»Im ersten Fall sprecht Ihr nicht; im zweiten spricht kein Papier

von Euch.«

D'Artagnan zuckte ohne Umstände die Achseln und nahm vom König Abschied, indem er zu sich selbst sagte:

»Der Regen von England währt fort! Bleiben wir unter der Traufe.«

XII.

Die Häuser von Herrn Fouquet.

Während d'Artagnan, den Kopf vollgepfropft und beschwert mit Allem dem, was sich ereignet hatte, zu Planchet zurückkehrte, fiel eine Szene anderer Art vor, welche jedoch dem Gespräch, das unser Musketier mit dem König gehabt hatte, nicht fremd war; nur fand dieses Gespräch außerhalb Paris in einem Haus statt, das der Oberintendant Fouquet im Dorfe Saint-Mandé besaß.



Der Minister war in diesem Landhaus, gefolgt von seinem ersten Sekretäre angekommen, der ein ungeheures Portefeuille trug, das mit Papieren gefüllt war, welche teils untersucht werden

sollten, teils die Unterschrift erwarteten.

Da es fünf Uhr Abends sein mochte, so hatten die Herren zu Mittag gespeist, und man bereitete das Abendbrot für zwanzig untergeordnete Gäste. Der Oberintendant stieg ohne Aufenthalt aus dem Wagen, sprang über die Türschwelle, durchschritt die Zimmer, erreichte sein Kabinett, erklärte, er würde sich einschließen, um zu arbeiten, und verbot, ihn aus irgend einem Grund, wenn nicht auf Befehl des Königs, zu stören.

Hiernach schloß sich Fouquet sogleich ein, und zwei Bedienten wurden als Schildwache vor seine Türe gestellt. Dann schob Fouquet einen Riegel vor, der eine Füllung verrückte, welche den Eingang völlig versperrte und es verhinderte, daß etwas von dem, was im Kabinett vorging, gesehen oder gehört wurde. Doch gegen alle Wahrscheinlichkeit geschah es wohl, daß sich Fouquet wirklich, um zu arbeiten, so einschloß, denn er ging gerade auf seinen Schreibtisch zu, setzte sich daran, öffnete das Portefeuille und traf eine Auswahl aus der ungeheuren Masse von Papieren, die es enthielt.

Es waren noch nicht zehn Minuten vorüber, seitdem er eingetreten und alle hie genannten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, als das wiederholte Geräusch mehrerer kurzer, gleichmäßiger Schläge an sein Ohr traf und seine Aufmerksamkeit zu erregen schien . . . Fouquet warf den Kopf zurück, spitzte das Ohr und horchte.

Die Schläge währten fort. Da erhob sich der Arbeiter mit einer leichten Bewegung der Ungeduld und ging gerade auf einen Spiegel zu, hinter dem von einer Hand oder durch einen unsichtbaren Mechanismus die Schläge getan wurden.

Es war dies ein großer, in einer Füllung eingerahmter Spiegel. Drei weitere, durchaus gleiche Spiegel vervollständigten die Symmetrie des Zimmers. Nichts unterschied jenen von den andern.

Ohne allen Zweifel waren die wiederholten kurzen Schläge ein Signal, denn in dem Augenblick, wo sich Fouquet horchend dem Spiegel näherte, erneuerte sich dasselbe Geräusch, und zwar in demselben Takt.

»Hoho!« murmelte der Oberintendant erstaunt, »wer ist denn

dort? Ich erwartete heute Niemand,«

Und wahrscheinlich um auf das Zeichen zu antworten, das man gemacht hatte, zog der Oberintendant an einem goldenen Nagel an eben diesem Spiegel und rüttelte ihn dreimal.

Dann kehrte er an seinen Platz zurück, setzte sich wieder nieder und rief:.

»Meiner Treue, man muß warten!«



Und er versenkte sich wieder in den vor ihm entrollten Ozean von Papieren, und schien nur noch an die Arbeit zu denken. Mit einer unglaublichen Raschheit, mit einer wunderbaren Hellsichtigkeit entzifferte Fouquet die längsten Papiere, die verwickeltsten Schriften, verbesserte, versah er sie mit Noten, und dies mit einer Feder, welche wie vom Fieber fortgerissen wurde, so daß die Arbeit unter seinen Fingern schmolz und

Unterschriften, Ziffern, Verweisungen, Abfertigungen sich vervielfältigten, als ob zehn Sekretäre, das heißt hundert Finger und zehn Gehirne funktioniert hätten, statt der zehn Finger und des einzigen Geistes dieses Mannes.

Nur von Zeit zu Zeit hob Fouquet, in diese Arbeit versunken, den Kopf in die Höhe, um einen flüchtigen Blick auf eine Uhr zu werfen, die ihm gegenüberstand.

Fouquet gab sich nämlich seine Aufgabe; war diese Aufgabe einmal gegeben, so machte er in einer Arbeitsstunde, was ein Anderer nicht in einem Tag zu vollbringen vermochte, und so war er folglich immer gewiß, wenn er nicht gestört wurde, in der Frist, die seine verzehrende Tätigkeit festgestellt hatte, zum Ziel zu kommen. Doch mitten unter dieser glühenden Arbeit erklangen die kurzen Schläge der hinter dem Spiegel angebrachten kleinen Glocke abermals hastiger und folglich dringender.

»Ah! es scheint die Dame wird ungeduldig,« sagte Fouquet; »ruhig, ruhig . . . es muß die Gräfin sein; doch nein, die Gräfin ist auf drei Tage in Rambouillet. Die Präsidentin also! oh! die Präsidentin würde sich nicht so anspruchsvoll gebärden; sie würde demütig läuten und auf mein Belieben warten. Das Klarste bei dem Allem ist, daß ich nicht wissen kann, wer es sein mag, daß ich aber wohl weiß, wer es nicht ist.

»Und da Ihr es nicht seid, Marquise, da Ihr es nicht sein könnt, pfui über jede Andere!«

Und er setzte seine Arbeit fort, trotz der wiederholten Mahnungen des Glöckchens. Nach einer Viertelstunde steckte indessen die Ungeduld Fouquet ebenfalls an; er verbrannte mehr den Rest seiner Arbeit, als daß er ihn vollendete, schob seine Papiere wieder in das Portefeuille und warf einen Blick in seinen Spiegel, während die kurzen Schläge hastiger als je wiederholt wurden.

»Oho!« fügte er, »woher dieses Ungestüm? Was ist geschehen? Wer ist die Ariane, die mich mit solcher Ungeduld erwartet? Wir wollen sehen.«

Nun drückte er mit der Fingerspitze auf den Nagel, der parallel mit dem angebracht war, an welchem er gezogen hatte. Sogleich spielte der Spiegel wie der Flügel einer Türe und entblößte eine

ziemlich tiefe Türverkleidung, in der der Oberintendant wie in einem weiten Kasten verschwand. Dann drückte er an einer neuen Feder, welche nicht mehr ein Brett, sondern einen Mauerblock öffnete, und er ging durch diesen Einschnitt hinaus und ließ die Türe sich von selbst schließen.

Hernach stieg Fouquet etliche und zwanzig Stufen hinab, die sich in einer Wendung unter die Erde vertieften, und fand einen langen, unterirdischen, geplatteten und durch unmerkliche Schießscharten erhellten Gang. Die Wände dieses Ganges waren mit Matten und der Boden mit Teppichen bedeckt.

Dieser unterirdische Gang zog sich unter der Straße hin, welche das Haus von Fouquet vom Park von Vincennes trennte. Am Ende des Ganges war eine Wendeltreppe, der ähnlich, auf welcher Fouquet herabgestiegen. Er stieg diese zweite Treppe hinauf, drückte an einer Feder, welche in einer Türverkleidung, der seines Kabinetts ähnlich, angebracht war, und trat in ein durchaus leeres, aber mit der höchsten Eleganz ausgestattetes Zimmer.

Sobald er hier war, untersuchte er, ob der Spiegel sorgfältig schloß, ohne eine Spur zurückzulassen, und öffnete dann, ohne Zweifel mit dem Erfolg zufrieden, mit Hilfe eines kleinen Schlüssels von Vermeil das dreifache Gewinde der Türe ihm gegenüber.

Diesmal tat sich die Türe nach einem kostbar meublirten Kabinett auf, worin auf Polstern eine Frau von außerordentlicher Schönheit saß, welche bei dem Geräusch der Riegel hastig auf Fouquet zustürzte.

»Ah! mein Gott!« rief dieser, vor Erstaunen zurückweichend: »Frau Marquise von Bellière, Ihr, Ihr hier?«

»Ja,« murmelte die Marquise, »ja, ich, mein Herr.«

»Marquise, teure Marquise!« rief Fouquet, im Begriff, sich vor ihr niederzuwerfen; »ah! mein Gott! aber wie seid Ihr denn hierhergekommen? Und ich, ich habe Euch warten lassen!«

»Sehr lange, mein Herr, oh! ja, sehr lange.«

»Oh! ich fühle mich sehr glücklich, daß Euch das Warten lange geschienen hat.«

»Eine Ewigkeit, mein Herr; oh! ich habe mehr als zwanzigmal

geläutet; hörtet Ihr es nicht?«

»Marquise, Ihr seid bleich, Ihr seid zitternd.«

»Hörtet Ihr nicht, daß man Euch rief?«

»Oh! doch, ich hörte es wohl, Frau Marquise, aber ich konnte nicht kommen. Wie sollte ich vermuten, Ihr wäret es, nach Eurer Strenge, nach Eurer Weigerung? Hätte ich das Glück ahnen können, das meiner harrte, glaubt mir, Marquise, ich würde Alles im Stich gelassen haben, um Euch zu Füßen zu fallen, wie ich es in diesem Augenblick tue.«

Die Marquise schaute umher und fragte:

»Sind wir auch allein, mein Herr?«

»Oh! ja, Madame, dafür stehe ich Euch.«

»In der Tat,« sagte die Marquise traurig.

»Ihr seufzt?«

»Wie viel Geheimnisse, Vorsichtsmaßregeln,« sprach die Marquise mit einer leichten Bitterkeit, »und wie sehr sieht man, daß Ihr bange habt, Eure Liebe ahnen zu lassen.«

»Würdet Ihr es vorziehen, daß ich sie zur Schau stellte?«

»Oh! nein, Ihr handelt wie ein zartfühlender Mann,« sagte die Marquise lächelnd.

»Stille, Marquise, keine Vorwürfe, ich bitte Euch.«

»Vorwürfe, habe ich das Recht, Euch zu machen?«

»Nein, leider nicht; doch sagt mir, Ihr, die ich seit einem Jahr ohne Hoffnung und ohne Erwidern liebe . . . «

»Ihr täuscht Euch. Ohne Hoffnung, das ist wahr; doch ohne Erwidern, nein.«

»Oh! für mich gibt es in der Liebe nur einen Beweis, und diesen Beweis erwarte ich noch.«

»Ich komme, um Euch denselben zu bringen, mein Herr.«

Fouquet wollte die Marquise in seine Arme schließen, doch sie entzog sich durch eine Gebärde.

»Ihr werdet Euch also immer täuschen, mein Herr, und nie von mir das Einzige annehmen, was ich Euch bieten will, die Ergebenheit?«

»Ah! Ihr liebt mich also nicht; die Ergebenheit ist nur eine Tugend; die Liebe ist eine Leidenschaft.«

»Hört mich, mein Herr, ich bitte Euch; ohne einen gewichtigen Beweggrund wäre ich nicht hierher zurückgekehrt, das begreift Ihr wohl.«

»Am Beweggrund ist mir wenig gelegen, da Ihr hier seid, da ich mit Euch spreche, da ich Euch sehe.«

»Ja, Ihr habt Recht, die Hauptsache ist, daß ich hier bin, ohne daß mich Jemand gesehen hat, und daß ich mit Euch sprechen kann.«

Fouquet sank auf seine Knie und rief:«

»Sprecht, sprecht, Marquise, ich höre.«

Die Marquise schaute zu Fouquet herab, und es lag in den Blicken dieser Frau ein seltsamer Ausdruck von Liebe und Schwermut.

»Oh!« flüsterte sie endlich, wie möchte ich diejenige sein, welche das Recht hat, Euch jede Minute zu sehen, jede Minute mit Euch zu sprechen! Wie gern möchte ich die Frau sein, welche über Euch wacht, welche nicht geheimer Federn bedarf, um den Mann, den sie liebt, zu rufen, wie einen Sylphen erscheinen zu machen, um ihn eine Stunde anzuschauen und dann in der Finsternis; eines Geheimnisses verschwinden zu sehen, das beim Abgang noch viel seltsamer ist, als es bei seiner Ankunft war. Oh! das ist eine sehr glückliche Frau!«

»Sprecht Ihr zufällig von meiner Frau, Marquise?« fragte Fouquet lächelnd.

»Ja, sie meine ich.«

»Nun! beneidet diese nicht um ihr Loos, Marquise; denn von allen Frauen, mit denen ich in Verbindung stehe, ist Madame Fouquet diejenige, welche mich am wenigsten sieht, und welche am wenigsten Zutrauen zu mir hat.«

»Sie ist mindestens nicht darauf beschränkt, mein Herr, mit der Hand, wie ich es getan habe, auf eine Spiegelzierrath zu drücken, um Euch kommen zu machen; Ihr antwortet ihr wenigstens nicht durch das geheimnisvolle, erschreckende Geräusch einer Glocke, deren Feder ich weiß nicht woher kommt; Ihr habt ihr wenigstens nicht unter Androhung der Strafe, auf immer das Verhältnis; mit ihr abgebrochen zu sehen, verboten, daß sie das Geheimnis dieser Verbindungswege zu ergründen suche, wie Ihr es denjenigen

verbiehet, welche vor mir hierhergekommen sind und nach mir hierherkommen werden.«

»Ah! teure Marquise, wie ungerecht seid Ihr, und wie wenig wisst Ihr, was Ihr tut, indem Ihr Euch über die Geheimhaltung beschweret! Nur unter dem Geheimnis kann man ungestört lieben, nur durch ungestörte Liebe kann man glücklich sein. Doch kommen wir auf uns zurück, auf die Ergebenheit, von der Ihr sprach, oder täuscht mich vielmehr, Marquise, und lasset mich glauben, diese Ergebenheit sei Liebe.«

»Vorhin,« erwiderte die Marquise, indem sie über ihre Augen mit der nach den weichsten Conturen des Altertums geformten Hand fuhr, »vorhin war ich im Begriff, zu sprechen, meine Gedanken waren klar, scharf; doch nun bin ich ganz verblüfft, ganz beunruhigt, ganz zitternd; ich befürchte, Euch eine schlimme Nachricht zu bringen,«

»Wenn ich dieser schlimmen Nachricht Eure Gegenwart zu verdanken habe, Marquise, so sei die schlimme Nachricht willkommen, oder vielmehr, Marquise, da Ihr hier seid, da Ihr mir zugesteht, daß ich Euch nicht ganz gleichgültig bin, lassen wir diese schlimme Nachricht beiseit und sprechen wir nur von Euch.«

»Nein, nein, verlangt dieselbe im Gegenteil von mir, fordert, daß ich sie Euch sogleich sage, daß ich mich durch kein Gefühl, abwendig machen lasse; Fouquet, mein Freund, es ist von ungeheurem Interesse.«

»Ihr setzt mich in Erstaunen, Marquise, ich möchte beinahe sagen, Ihr macht mir Angst, Ihr, so ernst, Ihr, so nachdenkend, Ihr, die Ihr die Welt, in der wir leben, so gut kennet! Es ist also von Bedeutung?«

»Oh! von großer Bedeutung.«

»Vor Allem, warum seid Ihr hierhergekommen?«

»Ihr werdet es sogleich erfahren; doch zuerst das Dringendste.«

»Sprecht, Marquise, sprecht, ich flehe Euch an, habet Mitleid mit meiner Ungeduld.«

»Ihr wisst, daß Herr Colbert zum Intendanten der Finanzen ernannt ist?«

»Bah! Colbert, der kleine Colbert?«

»Ja, Colbert, der kleine Colbert.«

»Das Factotum von Herrn von Mazarin?«

»Ganz richtig.«

»Nun! was seht Ihr darin Erschreckendes, liebe Marquise? Der kleine Colbert Intendant, das ist zum Erstaunen, ich gebe es zu, doch es ist nicht furchtbar.«

»Glaubt Ihr, der König habe ohne gewichtige Beweggründe einen solchen Platz demjenigen gegeben, welchen Ihr einen kleinen Schulfuchs nennt?«

»Vor Allem, ist es wirklich wahr, daß ihm der König denselben gegeben hat?«

»Man sagt es.«

»Wer sagt es?«

»Die ganze Welt.«

»Die ganze Welt, das ist Niemand; führt mir Jemand an, der gut unterrichtet sein kann und es sagt.«

»Madame Vanel.«

»Ah! Ihr fangt in der Tat an, mich zu erschrecken,« rief Fouquet lachend; »es ist wahr, wenn Jemand gut unterrichtet sein muß, so ist es die Person, die Ihr mir nennt.«

»Sprecht nicht schlimm von der armen Marguerite, Herr Fouquet, denn sie liebt Euch immer noch.«

»Bah! wahrhaftig? Ich dachte, der kleine Colbert, wie Ihr ihn so eben nanntet, sei über diese Liebe hingegangen und habe einen Tintenfleck oder einen Fettfleck darauf geworfen.«

»Fouquet! Fouquet! so seid Ihr gegen diejenigen, welche Ihr aufgebt?«

»Ah! ah! wollt Ihr nicht etwa die Verteidigung von Madame Vanel übernehmen?«

»Ja, ich werde sie übernehmen; denn ich wiederhole Euch, sie liebt Euch immer noch, und zum Beweis dient, daß sie Euch rettet.«

»Durch Eure Vermittlung, Marquise; das ist geschickt von ihr. Kein Engel vermöchte mir angenehmer zu sein und mich sicherer zum Ziel zu führen. Doch woher kennt Ihr Marguerite?«

»Es ist eine Freundin von mir aus dem Kloster.«

»Und Ihr sagt, sie habe Euch mitgeteilt, Herr Colbert sei zum Intendanten ernannt worden?«

»Ja.«

»Nun gebt mir Aufklärung, Marquise. Herr Colbert soll also Intendant sein. In welcher Hinsicht kann ein Intendant, nämlich mein Untergeordneter, mich in den Schatten stellen, oder mir Nachtheil bringen, und wäre es auch Herr Colbert?«

»Ihr bedenkt nicht, mein Herr, wie es scheint.«

»Was?«

»Daß Herr Colbert Euch haßt.«

»Mich!« rief Fouquet; »o mein Gott! Marquise, die ganze Welt haßt mich, er wie die Anderen.«

»Er mehr als die Anderen.«

»Es mag sein, er mehr als die Anderen.«

»Er ist ehrgeizig.«

»Wer ist es nicht, Marquise?«

»Ja; doch sein Ehrgeiz hat keine Grenzen.«

»Ich sehe es wohl, da er mein Nachfolger bei Madame Vanel zu werden versucht.«

»Und da es ihm gelungen ist; nehmt Euch in Acht.«

»Wollt Ihr etwa sagen, er trachte darnach, vom Intendanten Oberintendant zu werden?«

»Habt Ihr das nicht schon befürchtet?«

»Hoho!« rief Fouquet, »mein Nachfolger bei Madame Vanel, es mag sein; doch beim König, das ist etwas Anderes. Frankreich erkaufte sich nicht so leicht, als die Frau eines Rechnungsbeamten.«

»Ei! mein Herr, Alles erkaufte sich, wenn nicht um Geld, doch wenigstens durch Intrige.«

»Ihr wisst wohl das Gegenteil, Madame, Ihr, der ich Millionen angeboten habe.«

»Statt dieser Millionen, Fouquet, hättet Ihr mir eine wahre, einzige, unbegrenzte Liebe bieten müssen, und ich würde es angenommen haben, Ihr seht wohl, daß sich Alles erkaufen läßt, wenn nicht auf die eine, doch auf die andere Weise.«

»Eurer Ansicht nach ist also Herr Colbert im Begriff, um eine Oberintendantenstelle zu feilschen. Geht, Marquise, beruhigt Euch, er ist nicht reich genug, um sie zu kaufen.«

»Aber wenn er sie Euch raubt?«

»Ah! das ist etwas Anderes. Doch leider muß er, ehe er zu mir, das heißt, zum Hauptwall kommt, die Außenwerke Bresche schießen, zerstören, und ich bin teufelmäßig gut befestigt, Marquise.«

»Und das, was Ihr Eure Außenwerke nennt, sind Eure Kreaturen, nicht wahr? es sind Eure Freunde?«

»Ganz richtig.«

»Und Herr d'Emeris gehört zu Euren Kreaturen?«

»Ja.«

»Herr Lyodot ist einer Eurer Freunde?«

»Gewiß.«

»Herr von Vanin?«

»Ah! Herr von Vanin, man mache mit ihm, was man will, aber . . . «

»Aber . . . «

»Aber man rühre die anderen nicht an.«

»Nun! wenn Ihr wollt, daß man die Herren d'Emeris und Lyodot nicht anrühre, so ist es Zeit, daß Ihr Euch wehrt.«

»Wer bedroht sie?«

»Wollt Ihr mich nun anhören?«

»Immer, Marquise.«

»Ohne mich zu unterbrechen?«

»Sprecht.«

»Nun! diesen Morgen hat mich Marguerite zu sich gebeten.«

»Ah!«

»Ja.«

»Und was wollte sie von Euch?«

»Ich wage es nicht, Herrn Touquet selbst zu besuchen,« sagte sie zu mir.

»Bah! denkt sie, ich hätte ihr Vorwürfe gemacht? Arme Frau, mein Gott! sie täuscht sich sehr.«

›Begeht Euch zu ihm und sagt ihm, er möge sich vor Herrn von Colbert hüten.«

»Wie! sie läßt mich vor ihrem Geliebten warnen!«

»Ich sagte Euch, sie liebe Euch immer noch.«

»Hernach, Marquise?«

›Herr von Colbert,« fügte sie bei, ›ist vor zwei Stunden bei mir gewesen, um mir mitzuteilen, er wäre Intendant.«

»Ich habe Euch schon bemerkt, Marquise, Herr von Colbert würde nur um so besser unter meiner Hand sein.«

»Ja, aber das ist noch nicht Alles; Marguerite sieht, wie Ihr wisst, in Verbindung mit Madame d'Emeris und Madame Lyodot.«

»Ja.«

»Nun wohl! Herr von Colbert hat ernste Fragen an sie über das Vermögen dieser zwei Herren, sowie über den Grad der Ergebenheit, die dieselben für Euch hegen, gerichtet.«

»Oh! was diese Beiden betrifft, für sie stehe ich! man müßte sie töten, damit sie nicht mehr mir gehören würden.«

›Dann, als Madame Vanel, um einen Besuch zu empfangen, genötigt war, Herrn Colbert einen Augenblick zu verlassen, und her neue Intendant, der ein Arbeiter ist, sich allein sah, zog er einen Bleistift aus der Tasche, und da Papier auf dem Tisch lag, fing er an Bemerkungen aufzuzeichnen.«

›Bemerkungen über d'Emeris und Lyodot?«

›Ganz richtig.«

›Ich wäre begierig, zu erfahren, was diese Bemerkungen besagten.«

›Das ist es gerade, was ich Euch mitteilen will.«

›Madame Vanel hat diese Noten von Colbert genommen und überschickt sie mir?«

›Nein, aber durch einen Zufall, der einem Wunder gleicht, hat sie ein Duplikat davon.«

›Wie so?«

›Hört. Ich sagte Euch, Colbert habe Papier auf einem Tisch gefunden.«

›Ja.«

›Er habe einen Bleistift aus seiner Tasche gezogen.«

»Ja.«

»Und er habe auf dieses Papier geschrieben.«

»Ja.«

»Dieser Bleistift war von sehr hartem Blei. Er zeichnete schwarz auf dem ersten Blatt und ließ seinen Eindruck weiß auf dem zweiten zurück.«

»Hernach?«

»Als Colbert das erste Blatt zerriß, dachte er nicht an das zweite.«

»Nun?«

»Nun, auf dem zweiten konnte man lesen, was auf dem ersten geschrieben war: Madame Vanel hat gelesen und mich zu sich rufen lassen.«

»Ah!«

»Dann, als sie sich versichert hatte, ich sei eine ergebene Freundin von Euch, gab sie mir das Papier und eröffnete mir das Geheimnis dieses Hauses.«

»Und dieses Papier?« fragte Fouquet, der ein wenig unruhig zu werden schien.

»Hier ist es, mein Herr, lest,« sprach die Marquise.

Fouquet las:

›Namen von Steuerpächtern, welche von der Justizkammer zu verurteilen sind: d'Emeris, Freund von Herrn F.: Lyodot, Freund von Herrn F.; von Vanin, gl . . . ‹

»D'Emeris! Lyodot!« rief Fouquet, während er noch einmal las.

»Freunde von Herrn F,« deutete die Marquise mit dem Finger.

»Aber was wollen die Worte besagen: ›Von der Justizkammer zu verurteilen?‹

»Ah!« rief die Marquise, »das ist klar, wie mir scheint. Übrigens seid Ihr noch nicht zu Ende, lest, lest.«

Fouquet fuhr fort:

›Die zwei ersten zum Tod, der dritte zur Entlassung mit den Herren d'Hautemont und de la Valette, deren Güter nur zu confisciren sind.‹

»Großer Gott!« rief Fouquet, »zum Tod, zum Tod Lyodot und d'Emeris! Aber sollte sie auch die Justizkammer zum Tod verurteilen, so wird doch der König ihre Verurteilung nicht unterzeichnen, und man richtet nicht hin ohne die Unterschrift des Königs.«

»Der König hat Herrn Colbert zum Intendanten gemacht.«

»Oh!« rief Fouquet, als ob er unter seinen Füßen im Helldunkel einen Abgrund erblickte, »unmöglich! unmöglich! Doch wer hat einen Bleistift über die Spuren von dem von Herrn Colbert hinlaufen lassen?«

»Ich; ich befürchtete, der erste Zug könnte verwischen.«

»Oh! ich werde Alles erfahren.«

»Ihr werdet nichts erfahren, mein Herr. Ihr schätzt hierzu Euren Feind zu gering.«

»Verzeiht, teure Marquise: entschuldigt mich; ja, Herr von Colbert ist mein Feind, ich glaube es, ja, Herr von Colbert ist ein Mann, den man zu fürchten hat, ich gestehe es zu; doch ich habe die Zeit, und da Ihr da seid, da Ihr mich Eurer Ergebenheit versichert habt, da Ihr mich gleichsam Eure Liebe erschauen ließt, da wir allein sind . . . «

»Ich bin gekommen, um Euch zu retten, Herr Fouquet, und nicht, um mich zu Grunde zu richten,« sprach die Marquise aufstehend; »nehmt Euch also in Acht . . . «

»Marquise . . . Ihr habt zu sehr bange, und wenn diese Bangigkeit nicht ein Vorwand ist . . . «

»Herr Colbert ist ein tiefes Herz; nehmt Euch in Acht . . . «

Fouquet richtete sich auf und fragte:

»Und ich?«

»Ah! Ihr, Ihr seid nur ein edles Herz, nehmt Euch in Acht . . . «

»Also . . . «

»Ich habe getan, was ich tun mußte, auf die Gefahr, meinen Ruf zu verlieren. Lebt wohl.«

»Nicht Lebewohl, auf Wiedersehen.«

»Vielleicht.« sprach die Marquise.

Und sie reichte Fouquet die Hand zum Kuß, und ging so entschlossen aus die Türe zu, daß er es nicht wagte, ihr den Weg

zu versperren.

Fouquet aber kehrte, den Kopf gesenkt und eine Wolke auf der Stirne, nach dem unterirdischen Gang zurück, den entlang die Metalldrähte liefen, welche von einem Haus mit dem andern in Verbindung standen und nach der Rückseite der zwei Spiegel die Wünsche und Rufe der beiden Korrespondenten beförderten.



XIII.

Der Abbé Fouquet.

Fouquet beeilte sich, durch den unterirdischen Gang in seine Wohnung zurückzukehren und die Feder des Spiegels spielen zu lassen.

Kaum war er in seinem Kabinett, als er an die Türe klopfen hörte; zu gleicher Zeit rief eine wohlbekannte Stimme:

»Öffnet, Monseigneur, ich bitte, öffnet,«

Mit einer raschen Bewegung brachte Fouquet ein wenig Ordnung in. Alles, was seine Aufregung und seine Abwesenheit verraten konnte; er zerstreute die Papiere auf dem Schreibtisch, nahm eine Feder in die Hand und fragte durch die Türe, um noch etwas Zeit zu gewinnen:

»Wer seid Ihr?«

»Wie! Monseigneur erkennt mich nicht?« erwiderte die Stimme.

»Doch,« sagte in seinem Innern Fouquet, »doch, mein Freund, ich erkenne Dich ganz wohl.« Dann laut: »Seid Ihr nicht Gourville?«

»Ja, Monseigneur.«

Fouquet stand auf, warf einen letzten Blick in einen der Spiegel, ging auf die Türe zu, zog den Riegel zurück, und Gourville trat ein.

»Ah! Monseigneur, Monseigneur,« sagte er, »welche Grausamkeit!«

»Warum?«

»Seit einer Viertelstunde flehe ich Euch an, die Türe zu öffnen, und Ihr antwortet mir nicht einmal.«

»Einmal für allemal, Ihr wisst, daß ich nicht gestört sein will, wenn ich arbeite, und obgleich Ihr eine Ausnahme macht, Gourville, so soll doch mein Verbot der Anderen wegen beachtet werden.«

»Monseigneur, in diesem Augenblick hätte ich Verbote, Türen, Riegel und Wände, Alles durchbrochen und umgestürzt.«

»Ah! ah! es handelt sich also um ein großes Ereignis?« fragte

Fouquet.

»Oh! dafür stehe ich Euch, Monseigneur.«

»Und welches Ereignis ist dies?« fragte Fouquet, ein wenig bewegt durch die Unruhe seines innigsten Vertrauten.

»Es gibt eine geheime Justizkammer, Monseigneur.«

»Ich weiß es wohl: doch versammelt sie sich, Gourville?«

»Sie versammelt sich nicht nur, sondern sie hat einen Spruch gefällt, Monseigneur.«

»Einen Spruch!« versetzte der Oberintendant mit einem Beben und einer Blässe, die er nicht zu verbergen vermochte, »einen Spruch! und gegen wen?«

»Gegen zwei von Euren Freunden.«

»Lyodot, d'Emeris, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur.«

»Aber wie lautet das Urteil?«

»Es ist ein Todesurteil.«

»Gefällt! Oh! Ihr täuscht Euch, Gourville, das ist unmöglich.«

»Hier ist die Abschrift des Urteils, das der König noch heute unterzeichnen soll, wenn er es nicht schon unterzeichnet hat.«

Fouquet griff gierig nach dem Papier, las es, gab es Gourville zurück und sagte:

»Der König wird nicht unterzeichnen.«

Gourville schüttelte den Kopf.

»Monseigneur, Herr Colbert ist ein kühner Rat, traut ihm nicht.«

»Abermals Herr Colbert!« rief Fouquet; »ei! warum quält dieser Name bei jeder Gelegenheit seit zwei Tagen meine Ohren? Das heißt zu viel Gewicht aus ein so geringfügiges Subjekt legen, Gourville. Herr Colbert erscheine, und ich werde ihn anschauen; er erhebe das Haupt, und ich werde ihn niederschmettern; doch Ihr begreift, ich brauche eine hervorragende Stelle, damit mein Blick darauf hafte, eine Oberfläche, daß ich meinen Fuß darauf stelle.«

»Geduld, Monseigneur, denn Ihr wisst nicht, was Colbert wert ist . . . Studiert ihn rasch, es ist mit diesem finsternen Finanzmann wie mit den Meteoren, die das Auge nie vollständig vor ihrem unseligen Einbruch sieht: wenn man sie fühlt, ist man tot,«

»Oh! Gourville, das ist zu viel,« erwiderte Fouquet lächelnd, »erlaubt mir, mein Freund, nicht so leicht zu erschrecken; ein Meteor, Herr Colbert! bei Gott! wir werden das Meteor wahrnehmen . . . Gebt Handlungen und nicht Worte. Was hat er getan?«

»Er hat zwei Galgen beim Scharfrichter von Paris bestellt,« antwortete Gourville einfach. Fouquet erhob das Haupt, ein Blitz zuckte in seinen Augen, und er rief:

»Seid Ihr dessen, was Ihr sagt, sicher?«

»Hier ist der Beweis, Monseigneur,« sprach Gourville.

Und er reichte dem Oberintendanten eine von einem, Fouquet ergebenen, Sekretäre des Stadthauses mitgeteilte Note.

»Ja, es ist wahr,« murmelte der Minister, »das Schafott wird errichtet . . . doch der König hat nicht unterzeichnet, Gourville, der König wird nicht unterzeichnen.«

»Ich werde es bald erfahren.«

»Wie dies?«

»Wenn der König unterzeichnet hat, so werden die Galgen diesen Abend nach dem Stadthaus abgeschickt, damit man sie morgen früh vollends aufschlägt.«

»Nein, nein!« rief Fouquet abermals, »Ihr täuscht Euch und täuscht mich ebenfalls; vorgestern am Morgen hat mich Lyodot besucht; vor drei Tagen habe ich eine Sendung Syrakuser-Wein von dem armen d'Emeris erhalten.«

»Was beweist das?« entgegnete Gourville, »wenn nicht, daß sich die Justizkammer insgeheim versammelt, in Abwesenheit der Angeschuldigten beraten hat, und daß der ganze Prozeß beendet war, als man sie verhaftete.«

»Sie sind also verhaftet?«

»Allerdings.«

»Aber wo, wann, warum hat man sie verhaftet?«

»Lyodot gestern bei Tagesanbruch; d'Emeris vorgestern am Abend, als er von seiner Geliebten zurückkehrte; ihr Verschwinden hatte Niemand beunruhigt; doch plötzlich nahm Colbert die Maske ab und ließ die Sache bekannt machen; man trompetet es in diesem Augenblick in den Straßen von Paris aus, und in der Tat, Monseigneur, außer Euch gibt es Niemand mehr,

der das Ereignis nicht kennt.«

Fouquet ging mit einer immer schmerzlicheren Unruhe im Zimmer auf und ab.

»Wozu entschließt Ihr Euch, Monseigneur?« fragte Gourville.

»Wenn dem so wäre, ginge ich zum König,« rief Fouquet; »doch wenn ich mich in den Louvre begeben will, will ich den Weg am Stadthaus vorüber nehmen. Ist der Spruch unterzeichnet, so werden wir sehen.«

Gourville zuckte die Achseln.

»Ungläubigkeit!« sagte er, »du bist die Pest aller großen Geister.«

»Gourville!«

»Ja,« fuhr dieser fort, »und du richtest sie zu Grunde, wie die Ansteckung die kräftigsten Gesundheitigen tötet, nämlich in einem Augenblick.«

»Laßt uns aufbrechen,« rief Fouquet; »öffnet, Gourville.«

»Merkt wohl,« entgegnete dieser, »der Herr Abbé Fouquet ist da.«

»Ah! mein Bruder,« sprach Fouquet mit ärgerlichem Ton, »er ist da; er weiß also irgend eine schlimme Nachricht, die er mir zu überbringen, seiner Gewohnheit gemäß, sich ungemein freut! Teufel! wenn mein Bruder da ist, stehen meine Angelegenheiten schlecht, Gourville; warum sagtet Ihr mir das nicht früher? ich hätte mich leichter überzeugen lassen.«

»Monseigneur verleumdet ihn,« sagte Gourville lachend: »wenn er kommt, kommt er nicht in einer schlimmen Absicht.«

»Ah! nun entschuldigt Ihr ihn,« rief Fouquet; »ein Bursche ohne Herz, ohne zusammenhängende Gedanken, ein Verschwender!«

»Er weiß, daß Ihr reich seid.«

»Und trachtet nach meinem Untergang.«

»Nein, aber er trachtet nach Eurer Börse.«

»Genug, genug! Hunderttausend Taler monatlich zwei Jahre lang! Beim Teufel! ich bin es, der bezahlt, Gourville, und ich kenne meine Summen.«

Gourville lachte auf eine stille, seine Weise.

»Ja, Ihr wollt sagen, der König bezahle,« entgegnete der

Oberintendant; »ah! Gourville, das ist ein schlechter Scherz, und es ist hier nicht der Ort dazu.«

»Monseigneur, ärgert Euch nicht.«

»Vorwärts! man schicke den Abbé Fouquet weg, denn ich habe keinen Sou.«

Gourville machte einen Schritt gegen die Türe.

»Er hat mich einen Monat nicht gesehen,« fuhr Fouquet fort: »warum sollten nicht zwei Monate vergehen, ohne daß er mich sieht?«

»Er bedauert es, daß er in schlechter Gesellschaft lebt, und zieht Euch allen seinen Banditen vor,« sagte Gourville.

»Ich danke für den Vorzug; Ihr macht heute einen seltsamen Advokaten, Gourville . . . den Advokaten des Abbé Fouquet.«

»Ei! jede Sache und jeder Mensch hat eine gute Seite, eine nützliche Seite, Monseigneur.«

»Die Banditen, die der Abbé besoldet und betrunken macht, haben ihre gute Seite? Beweist mir das.«

»Wenn die Umstände eintreten, Monseigneur, werdet Ihr Euch glücklich fühlen, diese Banditen bei der Hand zu haben.«

»Du rätst mir also, mich mit dem Herrn Abbé Fouquet zu versöhnen?« fragte Fouquet spöttisch.

»Ich rate Euch, Monseigneur, Euch nicht mit hundert bis hundert und zwanzig Galgenstricken zu entzweien, welche, die Spitzen ihrer Raufdegen an einander haltend, einen stählernen Cordon bilden würden, der im Stande wäre, dreitausend Mann einzuschließen.«

Fouquet warf einen tiefen Blick auf Gourville, ging an ihm vorüber und sagte zu dem Bedienten:

»Man führe den Herrn Abbé Fouquet ein.«

Dann sprach er zu Gourville:

»Es ist gut, Ihr habt Recht, Gourville.«

Zwei Minuten nachher erschien der Abbé mit großen Verbeugungen auf der Türschwelle.

Er war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, halb Geistlicher, halb Soldat, ein Raufer auf einen Abbé gepfropft; man sah, daß er keinen Degen an der Seite hatte, aber man fühlte,

daß er Pistolen bei sich trug.

Fouquet grüßte ihn, weniger als älterer Bruder, denn als Minister, und sprach:

»Was steht zu Euren Diensten, Herr Abbé?«

»Hoho! wie Ihr mir das sagt, mein Bruder!«

»Ich sage Euch das wie ein Mann, der Eile hat, mein Herr.«

Der Abbé schaute Gourville boshaft, Fouquet ängstlich an, und sprach:

»Ich habe heute Abend Herrn von Bregi dreihundert Pistolen zu bezahlen . . . eine Spielschuld, eine heilige Schuld.«

»Weiter!« sagte Fouquet mutig, denn er wusste, der Abbé Fouquet würde ihn nicht wegen einer solchen Erbärmlichkeit belästigen.

»Tausend meinem Fleischer, der nicht mehr liefern will.«

»Zwölfhundert dem Schneider,« fuhr der Abbé fort: »der Bursche hat mir sieben Anzüge von meinen Leuten wegnehmen lassen, weshalb meine Livreen gefährdet sind und meine Geliebte davon spricht, sie werde meinen Platz durch einen Steuerpächter ersetzen, was demütigend für die Kirche wäre.«

»Was gibt es weiter?« fragte Fouquet.

»Ihr bemerkt wohl, mein Herr, daß ich nichts für mich verlangt habe,« sprach der Abbé demütig.

»Das ist äußerst zart, mein Herr,« erwiderte Fouquet; »Ihr seht auch, daß ich warte.«

»Und ich verlange auch nichts, oh! nein . . . Doch nicht, als ob ich keinen Mangel hätte, dafür stehe ich Euch . . . «

Der Minister dachte einen Augenblick nach und erwiderte dann:

»Zwölfhundert Pistolen dem Schneider . . . dafür bekommt man, wie mir scheint, viele Kleider.«

»Ich unterhalte hundert Leute!« rief stolz der Abbé; »das ist, glaube ich, eine Last.«

»Warum hundert Leute? Seid Ihr ein Richelieu oder ein Mazarin, um hundert Leute zu Eurer Bewachung zu haben? Wozu dienen Euch diese hundert Leute, sprecht, sprecht?«

»Ihr fragt mich das?« rief der Abbé Fouquet; »ah! wie könnt Ihr an mich die Frage richten, warum ich hundert Leute unterhalte?

Ah!«

»Ja, ich stelle diese Frage an Euch: was macht Ihr mit hundert Leuten, antwortet?«

»Undankbarer!« fuhr der Abbé, sich immer mehr erhitzend, fort.

»Erklärt Euch.«

»Herr Oberintendant, ich brauche nur einen Kammerdiener, und wenn ich allein wäre, würde ich mich vollends selbst bedienen, doch Ihr, der Ihr so viel Feinde habt . . . Hundert Mann genügen mir nicht, Euch zu verteidigen. Hundert Mann! . . . ich müßte zehntausend haben! Ich unterhalte also dies Alles, damit an den öffentlichen Orten, in den Versammlungen Keiner die Stimme gegen Euch erhebt: und ohne dieses, mein Herr, würdet Ihr mit Verwünschungen belastet, auf das Abscheulichste verlästert, würdet Ihr nicht acht Tage wahren, nein, nicht acht Tage, hört Ihr wohl!«

»Ah! ich wusste nicht, daß Ihr ein solcher Verteidiger für mich seid, Herr Abbé.«

»Zweifelt Ihr daran?« rief der Abbé. »Hört also, was geschehen ist. Gestern erst handelte ein Mensch in der Rue de la Huchette um ein Huhn.«

»Nun? in welcher Hinsicht schadete das mir, Abbé?«

»Hört. Das Huhn war nicht fett. Der Käufer weigerte sich, achtzehn Sous dafür zu geben, und sagte, er könne nicht achtzehn Sous für die Haut eines Huhns bezahlen, von dem Herr Fouquet alles Fett genommen habe.«

»Hernach?«

»Dieses Wort machte lachen,« fuhr der Abbé fort, »auf Eure Kosten lachen, Tod und Teufel! Und die Canaille häufte sich an. Der Lacher fügte bei: ›Gebt mir ein von Herrn Colbert gefüttertes Huhn, das lasse ich mir gefallen, ich bezahle Euch dafür, was Ihr wollt.« Von allen Seiten klatschte man in die Hände. Ihr begreift, ein Ärgernis, das einen Bruder nötigt, sein Gesicht zu verbergen.«

Fouquet errötete.

»Und Ihr verbargt es?« sagte der Oberintendant.

»Nein,« fuhr der Abbé fort, »ich hatte gerade einen von meinen Leuten in der Menge, einen neuen Rekruten, der von der Provinz kommt, einen Herrn Menneville, den ich besonders liebe. Er

durchschnitt die Menge und sagte zu dem Lacher.«

»Tausend Gewitter! schlechter Herr Spaßmacher, es gilt einen Stich dem Colbert.«

»Gut, ich halte einen dem Fouquet!« erwiderte der Lacher. Wonach sie vor der Bude des Garkochs vom Leder zogen, mit einem Kreis von Neugierigen um sich und mit fünfhundert Zuschauern an den Fenstern.«

»Nun?« fragte Fouquet.

»Nun, mein Herr, Menneville spießte den Lacher zum großen Erstaunen der Umstehenden und sagte zu dem Garkoch: »Nehmt diesen Truthahn, mein Freund, er ist fetter als Euer Huhn.«

»Hierfür, mein Herr,« endigte der Abbé triumphierend, »hierfür verwende ich meine Einkünfte; ich stütze die Ehre der Familie, mein Herr.«

Fouquet schaute zu Boden.

»Und so habe ich hundert Leute,« fuhr der Abbé fort.

»Gut,« sprach Fouquet, »gebt Eure Rechnung Gourville und bleibt heute Abend hier bei mir.«

»Man speist zu Nacht?«

»Man speist zu Nacht.«

»Aber die Kasse ist geschlossen?«

»Gourville wird sie Euch öffnen. Geht, Herr Abbé, geht.«

Der Abbé machte eine Verbeugung und fragte noch:

»Wir sind also nun Freunde?«

»Ja, Freunde. Kommt, Gourville.«

»Ihr entfernt Euch? Ihr speist also nicht zu Nacht?«

»Seid unbesorgt, ich werde in einer Stunde hier sein, Abbé.«

Dann ganz leise zu Gourville:

»Man spanne meine englischen Pferde an und fahre am Stadthaus in Paris vorbei.«

XIV.

Der Wein von Herrn von la Fontaine.

Die Wagen brachten schon die Gäste von Fouquet nach Saint-Mandé, schon erwärmte sich das ganze Haus von den Zurichtungen zum Abendbrot, als der Oberintendant auf der Straße nach Paris mit seinen raschen Rossen hineilte und, über die Quais fahrend, um weniger Menschen auf dem Wege zu finden, das Stadthaus erreichte. Es war drei Viertel auf acht Uhr. Fouquet stieg an der Ecke der Rue du Long-Pont aus und wandte sich zu Fuß mit Gourville nach der Grève.

An der Wendung des Platzes erblickten sie einen schwarz und veilchenblau gekleideten Mann von gutem Aussehen, der allein in einen Mietwagen zu steigen sich anschickte und den Kutscher nach Vincennes fahren hieß. Er hatte vor sich einen großen Korb voll von Flaschen, die er in der Schenke zum Bild Unserer Lieben Frau gekauft.

»Ei! das ist Vatel, mein Haushofmeister, »sagte Fouquet zu Gourville.

»Ja, Monseigneur,« erwiderte dieser.

»Was hat er im Bilde Unserer lieben Frau gemacht?«

»Ohne Zweifel Wein gekauft.«

»Wie? man kauft Wein für mich in einer Schenkel« rief Fouquet.
»Mein Keller ist also so elend bestellt!«

Und er ging auf den Haushofmeister zu, der seinen Wein mit ängstlicher Sorgfalt im Wagen ordnete.

»Hollah! Vatel,« sagte er mit gebieterischer Stimme.

»Nehmt Euch in Acht, Monseigneur,« sprach Gourville, »man wird Euch erkennen.«

»Gut! . . . was ist mir daran gelegen? Vatel!«

Der schwarz und veilchenblau gekleidete Mann wandte sich um.

Es war ein gutes und sanftes Gesicht, ohne Ausdruck, das Gesicht eines Mathematikers, abgesehen vom Stolz. Ein gewisses Feuer glänzte in den Augen dieses Mannes, ein

ziemlich seines Lächeln schwebte auf seinen Lippen, doch der Beobachter hätte bald bemerkt, daß dieses Lächeln auf nichts anwendbar war, daß dieses Feuer nichts erleuchtete.

Vatel lachte wie ein Zerstreuter, oder beschäftigte sich wie ein Kind.

Beim Ton der Stimme, die ihn rief, wandte er sich um.

»Ah!« sagte er, »Monseigneur.«

»Ja, ich. Was Teufels macht Ihr da, Vatel? . . . Wein; Ihr kauft Wein in einer Schenke der Grève; wenn es noch im *Tannenzapfen* wäre.«

»Aber, Monseigneur,« sprach Vatel ruhig, nachdem er Gourville einen feindseligen Blick zugeworfen hatte, »in was mischt man sich hier? . . . Ist mein Keller schlecht versehen? . . . «

»Nein, gewiß nicht, Vatel, nein; aber . . . «

»Was! aber.. entgegnete Vatel.

Gourville berührte den Ellenbogen des Oberintendanten.

»Ärgert Euch nicht, Vatel, ich glaubte, mein Keller, Euer Keller, wäre gut genug versehen, daß man, sich der Mühe, seine Zuflucht zu dem Bild Unserer Lieben Frau zu nehmen, überheben könnte.«

»Ei! mein Herr,« sagte Vatel, der mit einer gewissen Geringschätzung von Monseigneur zum Herrn herabfiel, »Euer Keller ist so gut bestellt, daß gewisse Gäste von Euch, wenn sie bei Euch zu Mittag speisen, nicht trinken.«

Fouquet schaute erstaunt Gourville und dann Vatel an.

»Was sagt Ihr da?«

»Ich sage, Euer Kellermeister habe nicht Weine für jeden Geschmack, und die Herren von la Fontaine, Pelisson und Conrart trinken nicht, wenn sie zu Euch kommen. Was wollt Ihr, diese Herren lieben den starken Wein nicht.«

»Nun, und dann?«

»Dann habe ich hier einen Joigny - Wein, den sie lieben. Ich weiß, daß sie einmal in der Woche, um davon zu trinken, in das Bild Unserer Lieben Frau kommen, und deshalb kaufe ich hier ein.«

Fouquet hatte nichts mehr zu sagen . . . er war beinahe bewegt.

Vatel hatte ohne Zweifel noch viel zu sagen, und man sah wohl, daß er sich erhitzte.

»Das ist gerade, wie wenn Ihr es mir zum Vorwurf machen würdet, Monseigneur, daß ich selbst in der Rue Planche-Mibray den Apfelmohle hole, den Herr Loret trinkt, wenn er in Euer Haus kommt.«

»Loret trinkt Apfelmohle bei mir!« rief Fouquet lachend.

»Ja, Herr, und darum speist er mit Vergnügen bei Euch.«

»Vatel!« rief Fouquet, indem er seinem Haushofmeister die Hand drückte, »Ihr seid ein Mann! Ich danke Euch, Vatel, daß Ihr begriffen habt, bei mir seien die Herren von la Fontaine, Conrart und Loret ebenso viel als Herzoge und Pairs, ebenso viel als Prinzen, mehr als ich. Vatel, Ihr seid ein guter Diener, und ich verdopple Euren Gehalt.«

Vatel dankte nicht einmal; er zuckte die Achseln und murmelte das erhabene Wort:

»Einen Dank dafür erhalten, daß man seine Pflicht getan hat, ist demütigend.«

»Er hat Recht,« sagte Gourville und lenkte die Aufmerksamkeit von Fouquet mit einer einzigen Gebärde auf einen andern Punkt.

Er zeigte ihm in der Tat einen Wagen von niedriger Form, gezogen von zwei Pferden, worauf zwei ganz mit Eisen beschlagene und durch Ketten aneinander gebundene Galgen lagen, während ein Bogenschütze, der auf der Dicke des Balkens saß, wohl oder übel, mit etwas gedemütigter Miene die Kommentare eines Hunderts von Vagabunden aushielt, welche die Bestimmung dieser Galgen witterten und dieselben bis zum Stadthaus geleiteten.

Fouquet bebte.

»Seht Ihr, es ist entschieden,« sagte Gourville.

»Aber es ist noch nicht geschehen,« erwiderte Fouquet.

»Oh! täuscht Euch nicht, Monseigneur, wenn man so Eure Freundschaft, Euer Mißtrauen eingeschläfert hat, wenn die Dinge so stehen, könnt Ihr nichts mehr ändern.«

»Aber ich habe nicht ratifiziert.«

»Herr von Lyonne wird es an Eurer Stelle getan haben.«

»Ich gehe in den Louvre.«

»Ihr werdet nicht dahin gehen.«

»Ihr ratet mir diese Feigheit,« rief Fouquet, »Ihr ratet mir, meine Freunde im Stich zu lassen, Ihr ratet mir, während ich kämpfen kann, die Waffen, die ich in der Hand habe, von mir zu werfen?«

»Ich rate Euch nichts von dem Allem, Monseigneur; könnt Ihr die Oberintendanz in diesem Augenblick aufgeben?«

»Nein.«

»Nun, wenn aber der König Andere an Eure Stelle setzen wollte?«

»Er wird dies von der Ferne wie von Nahem tun.«

»Ja, aber Ihr werdet ihn nie verletzt haben.«

»Ja, doch ich werde feig gewesen sein; ich will aber nicht, daß meine Freunde sterben, und sie werden nicht sterben.«

»Dazu ist es nötig, daß Ihr in den Louvre geht.«

»Gourville!«

»Nehmt Euch in Acht . . . Seid Ihr einmal im Louvre, so werdet Ihr genötigt sein, entweder laut Eure Freunde zu verteidigen, das heißt ein Glaubensbekenntnis abzulegen, oder sie unwiederbringlich aufzugeben.«

»Nie.«

»Verzeiht mir . . . der König wird Euch notwendig diese Alternative vorschlagen, oder Ihr werdet sie ihm selbst vorschlagen.«

»Das ist richtig.«

»Darum ist jeder Conflict zu vermeiden . . . Kehren wir nach Saint-Mandé zurück, Monseigneur.«

»Gourville, ich werde mich nicht von diesem Platz rühren, wo das Verbrechen, wo meine Schande in Erfüllung gehen sollen; ich werde mich nicht rühren, sage ich, ehe ich ein Mittel, meine Feinde zu bekämpfen, gesunden habe.«

»Monseigneur,« sprach Gourville, »Ihr würdet mein Mitleid erregen, wenn ich nicht wüsste, daß Ihr einer der guten Geister dieser Welt seid. Ihr besitzt hundert und fünfzig Millionen, Ihr seid ebenso viel als der König durch die Stellung, fünfzigmal mehr durch das Geld. Herr Colbert hat nicht einmal den Geist gehabt, das Testament von Mazarin annehmen zu machen. Wenn man

der Reichste eines Königreichs ist, und man gibt sich die Mühe, Geld zu verbrauchen, ist man, wenn man nicht das tut, was man will, ein armseliger Mensch. Ich sage Euch, kehren wir nach Saint-Mandé zurück.«

»Um Pelisson um Rat zu fragen, ja.«

»Nein, Monseigneur, um Euer Geld zu zählen.«

»Auf!« sagte Fouquet, die Augen entflammt; »ja! ja! nach Saint-Mandé!«

Er flieg in seinen Wagen, und Gourville mit ihm. Auf der Straße, am Ende des Faubourg Saint-Antoine, trafen sie das kleine Gefährt von Vatel, der ruhig seinen Joigny-Wein führte.

In vollem Laufe vorüberjagend, erschreckten die Rappen das scheue Pferd des Haushofmeisters, und dieser streckte ganz bestürzt den Kopf auf dem Schlag und rief:

»Habt Acht! habt Acht! meine Flaschen!«

XV.

Die Galerie von Saint-Mandé.

Fünzig Personen warteten auf den Oberintendanten. Er nahm sich nicht einmal Zeit, sich einen Augenblick seinem Kammerdiener anzuvertrauen, und ging unmittelbar von der Freitreppe in den ersten Salon. Hier waren seine Freunde versammelt und plauderten. Der Haushofmeister schickte sich an, das Abendbrot auftragen zu lassen; vor Allen aber lauerte der Abbé Fouquet auf die Rückkehr seines Bruders und war bemüht, in seiner Abwesenheit die Honneurs des Hauses zu machen.

Bei der Ankunft des Oberintendanten entstand ein Gemurmel der Freude und der Zärtlichkeit: voll Freundlichkeit, guter Laune und Freigebigkeit, wurde Fouquet geliebt von seinen Künstlern, von seinen Dichtern, von seinen Geschäftsleuten. Seine Stirne, auf der sein kleiner Hof, wie auf der eines Gottes, alle Bewegungen seiner Seele las, um sich daraus Regeln für sein Benehmen zu machen, seine Stirne, welche die Angelegenheiten nie runzelte, war an diesem Abend bleicher als gewöhnlich, und mehr als ein Auge bemerkte diese Blässe. Fouquet setzte sich an den Mittelpunkt der Tafel und präsierte heiter beim Abendbrot. Er erzählte la Fontaine die Expedition von Vatel; er erzählte Pelisson die Geschichte von Menneville und dem mageren Huhn, so daß es der ganze Tisch hörte, und es entstand ein Sturm von Gelächter und Spöttereien, der erst auf eine ernste, traurige Gebärde von Pelisson endigte.

Der Abbé Fouquet, der nicht wusste, aus welchem Grunde sein Bruder das Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht hatte, hörte mit allen seinen Ohren und suchte auf dem Gesicht von Gourville oder auf dem des Oberintendanten eine Erklärung, die ihm nichts gab.

Pelisson nahm das Wort und sagte:

»Man spricht also von Herrn Colbert?«

»Warum nicht,« erwiderte Herr Fouquet, »warum nicht, wenn es wahr ist, daß ihn der König zu seinem Intendanten gemacht hat?«

Kaum hatte Fouquet dieses Wort mit klar hervortretender Absicht ausgesprochen, als man eine allgemeine Explosion unter den Gästen vernahm.«

»Ein Heuchler!« sagte der Eine.

»Ein Schlucker!« sagte der Andere.

»Ein Geizhals!« sagte der Dritte.

Pelisson wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit Fouquet und sprach sodann:

»Meine Herren, wir mißhandeln da wahrhaftig einen Mann, den Keiner von uns kennt. Das ist weder menschenfreundlich, noch vernünftig, und dieser Ansicht, ich bin es fest überzeugt, ist auch der Herr Oberintendant.«

»Vollkommen,« sagte Fouquet. »Lassen wir die fetten Hühner von Herrn Colbert, hier ist heute nur die Rede von den getrüffelten Fasanen von Herrn Vatel.«

Diese Worte hielten die düstere Wolke auf, welche in raschem Laufe über den Gästen heranrückte.

Gourville belebte so gut die Dichter mit dem Joigny-Wein, der Abbé, verständig wie ein Mensch, der der Taler Anderer bedarf, belebte so gut die Finanzmänner und die Kriegsleute, daß in den Nebeln dieser Freude und im Lärmen des Gespräches der Gegenstand der Unruhe völlig verschwand.

Das Testament des Kardinals war der Text der Unterhaltung beim zweiten Gang und beim Nachtsch; dann befahl Fouquet die Schalen mit Zuckerwerk und die Fontainen mit Liqueurs in die an den Salon anstoßende Galerie zu bringen. Er begab sich dahin an seiner Hand eine Frau, Königin an diesem Abend durch seine Bevorzugung, führend.

Dann speisten die Musikanten zu Nacht, und es begannen die Spaziergänge in der Galerie unter einem milden Frühlingshimmel, in einer von Wohlgerüchen geschwängerten Luft.

Pelisson kam auf den Oberintendanten zu und fragte ihn:

»Monseigneur hat einen Kummer?«

»Einen großen,« antwortete der Minister; »laßt Euch das von Gourville erzählen.«

Pelisson erblickte, als er sich umwandte, la Fontaine, der ihm auf beide Füße trat. Er mußte einen lateinischen Vers anhören,

den der Dichter auf Vatel gemacht hatte.

La Fontaine skandierte diesen Vers seit einer Stunde in allen Ecken und suchte eine vortheilhafte Unterkunft für denselben.

Er glaubte Pelisson zu halten, aber dieser entschlüpfte ihm.

Er wandte sich an Soret, der ein Quatrain zu Ehren des Abendbrots und des Wirtes gemacht hatte.

La Fontaine wollte vergebens seinen Vers anbringen; Soret bemühte sich vergebens für sein Quatrain.

Er war genötigt, vor dem Herrn Grafen von Chenost zurückzuweichen, dessen Arm Fouquet genommen.

Der Abbé Fouquet fühlte, zerstreut wie immer, würde der Dichter den zwei Sprechenden folgen, und trat dazwischen.

La Fontaine klammerte sich sogleich an ihn an und recitierte seinen Vers.

Der Abbé, der das Lateinische nicht verstand, wiegte den Kopf im Takt bei jeder Bewegung, die la Fontaine seinem Körper, nach den Wogungen der Daktylen und Spondäen, gab.

Während dieser Zeit erzählte hinter den Bassins mit Zuckerwerk Fouquet, was vorgefallen, Herrn von Chenost, seinem Schwiegersohn.

»Indes wir hier sprechen, muß man die Unnützen zum Feuerwerk schicken,« sagte Pelisson zu Gourville.

»Gut,« erwiderte Gourville. Und er flüsterte Vatel vier Worte zu.

Dann sah man den Letzteren nach dem Garten die Mehrzahl der Stutzer, der Damen und der Schwätzer führen, wo ein kostbares Feuerwerk für die Liebhaber abgebrannt wurde, während die meisten Männer in der von dreihundert Wachskerzen erleuchteten Galerie auf und abgingen.

Gourville näherte sich Fouquet und sagte:

»Monseigneur, wir sind alle hier.«

»Alle?« versetzte Fouquet.

»Ja, zählt.«

Der Oberintendant wandte sich um und zählte. Es waren acht Personen.

Pelisson und Gourville gingen sich am Arme haltend umher, als ob sie über unbestimmte, leichte Dinge plauderten.

Soret und zwei Offiziere ahmten sie in verkehrter Richtung nach.

Der Abbé Fouquet war allein.

Fouquet ging mit Herrn von Chenost, als wäre er ganz von dem Gespräch seines Schwiegersohnes in Anspruch genommen.

»Meine Herren,« sagte er, »Niemand erhebe den Kopf im Gehen, Niemand darf den Anschein haben, als schenkte er mir Aufmerksamkeit; geht weiter, wir sind allein, hört auf mich.«

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein, nur gestört durch die entfernten Ausrufungen der freudigen Gäste, welche in den Gebüschten Platz nahmen, um die Raketen besser zu sehen.«

Sie boten ein seltsames Schauspiel, diese Männer, die in Gruppen, und als wäre Jeder mit Etwas besonders beschäftigt, auf- und abgingen, während sie nur auf das Wort eines Einzigen von ihnen aufmerksam waren, der selbst nur mit einem Nachbar zu sprechen schien.

»Meine Herren,« sagte Fouquet, »Ihr habt ohne Zweifel bemerkt, daß diesen Abend zwei von unseren Freunden in der Mittwochsversammlung fehlen . . . Um Gottes willen! Abbé, bleibt nicht stehen, das ist nicht nötig, um zu hören; ich bitte, geht mit Eurer natürlichsten Miene, oder, da Ihr das schärfste Gesicht habt, stellt Euch an das offene Fenster und benachrichtigt uns, wenn Jemand gegen die Galerie kommt, durch Husten.«

Der Abbé gehorchte.

»Ich habe die Abwesenden nicht bemerkt,« sagte Pelisson, der in diesem Augenblick Fouquet den Rücken zuwandte und in verkehrter Richtung ging.

»Ich,« sagte Soret, »ich sehe Herrn Lyodot nicht, der mir meine Pension gibt.«

»Und ich,« sagte der Abbé vom Fenster aus, »ich sehe meinen lieben d'Emeris nicht, der mir elfhundert Livres von unserem letzten Brehan schuldig ist.«

»Soret,« fuhr Fouquet fort, der düster und gebückt auf und abschrift, »Ihr werdet die Pension von Lyodot nicht mehr beziehen, und Ihr, Abbé, bekommt nie Eure elfhundert Livres von d'Emeris, denn Beide müssen sterben.«

»Sterben!« rief die Versammlung, unwillkürlich in ihrem

Scheinspiel durch dieses furchtbare Wort aufgehalten.

»Beruhigt Euch, meine Herren,« sagte Fouquet, »denn man beobachtet uns vielleicht. Ich habe gesagt: Sterben!«

»Sterben!« wiederholte Pelisson, »diese Männer, die ich vor nicht sechs Tagen voll Gesundheit, Heiterkeit und Zukunft gesehen habe. Guter Gott! was ist der Mensch, daß ihn eine Krankheit mit einem Schlage niederwirft!«

»Es ist keine Krankheit,« entgegnete Fouquet.

»Also gibt es ein Mittel?« sagte Soret.

»Kein Mittel, die Herren Lyodot und d'Emeris stehen am Vorabend ihres letzten Tages.«

»Warum sterben denn diese Herren?« rief ein Offizier.

»Fragt denjenigen, welcher sie tötet,« antwortete Fouquet.

»Wer tötet sie? Man tötet sie?« rief der Chor erschrocken.

»Man tut noch etwas Besseres, man henkt sie!« murmelte Fouquet mit einer düsteren Stimme, welche wie ein Sterbegeläute in dieser reichen, ganz von Gemälden, Blumen, Sammet und Gold schimmernden Galerie klang.«

Unwillkürlich blieb Jeder stehen; der Abbé verließ sein Fenster; die ersten Raketen des Feuerwerks fingen an über die Gipfel der Bäume emporzusteigen.

Ein langer Schrei im Garten forderte den Oberintendanten auf, den Anblick zu genießen.

Er näherte sich dem Fenster und hinter ihn stellten sich seine auf jedes seiner Worte aufmerksamen Freunde.

»Meine Herren,« sagte er, »auf Veranlassung von Herrn Colbert sind zwei von meinen Freunden verhaftet, verurteilt worden, und er wird sie auch hinrichten lassen: Was geziemt sich für mich, zu tun?«

»Gottes Tod!« sagte der Abbé zuerst, »Ihr müßt Herrn Colbert ausweiden lassen!«

»Monseigneur,« sagte Pelisson, »Ihr müßt mit Seiner Majestät sprechen.«

»Der König, mein lieber Pelisson, hat das Todesurteil unterschrieben.«

»Nun wohl! sagte der Graf von Chenost, »die Hinrichtung darf

nicht stattfinden.«

»Unmöglich, wenn man nicht die Gefangenenwärter besticht,« entgegnete Pelisson.

»Oder den Gouverneur,« bemerkte Fouquet.

»Man kann die Gefangenen in dieser Nacht entweichen lassen.«

»Wer von Euch übernimmt die Unterhandlung?«

»Ich besorge das Geld,« sprach der Abbé.

»Ich besorge die Unterhandlung,« sagte Pelisson.

»Die Unterhandlung und das Geld,« sprach Fouquet, »fünfmal hundert tausend Livres dem Gouverneur der Conciergerie ist genug; man gibt jedoch eine Million, wenn es sein muß.«

»Eine Million!« rief der Abbé, »für halb so viel stecke ich die Hälfte von Paris in den Sack.«

»Keine Unordnung,« sagte Pelisson; »ist der Gouverneur gewonnen, so entweichen die zwei Gefangenen! sind sie vom Prozesse frei, so wiegeln sie die Feinde von Colbert auf und beweisen dem König, daß seine junge Justiz nicht unfehlbar ist, wie alle Übertreibungen.«

»Geht also nach Paris, Pelisson, und bringt die zwei Opfer zurück,« sprach Fouquet; »morgen werden wir sehen!«

»Gourville, gebt Pelisson die fünfmal hundert tausend Livres.«

»Nehmt Euch in Acht, daß Euch der Wind nicht fortträgt,« rief der Abbé, »Teufel, welche Verantwortlichkeit! Laßt mich Euch ein wenig helfen.«

»Stille!« flüsterte Fouquet, »man naht, ah! das Feuerwerk ist in der Tat zauberhaft!«

In diesem Augenblick fiel ein Funkenregen rieselnd in die Zweige des naher, Gehölzes.

Pelisson und Gourville entfernten sich mit einander durch die Türe der Galerie; Fouquet ging mit den fünf letzten Verschworenen in den Garten hinab.

XVI.

Die Epikuräer.

Da Fouquet wirklich oder dem Anschein nach seine ganze Aufmerksamkeit der glänzenden Beleuchtung, der schmachtenden Musik der Violinen und der Hautbois, den funkelnden Garben des Feuerwerks schenkte, welche, den Himmel mit rothgelben Reflexen überströmend, hinter den Bäumen die düstere Silhouette des Schloßthurmes von Vincennes hervorhoben, da, sagen wir, der Oberintendant den Damen und den Dichtern zulächelte, so war das Fest nicht minder heiter, als gewöhnlich, und Vatel, dessen unruhiger, sogar eifersüchtiger Blick dringlich den Blick von Fouquet befragte, zeigte sich nicht unzufrieden mit der Aufnahme, die der Anordnung des Abends zu Teil wurde.

Als das Feuerwerk abgebrannt war, zerstreute sich die Gesellschaft in den Gärten und unter den Säulenlauben mit jener behaglichen Freiheit, welche so viel Bergessen der Größe, so viel gastfreundliche Artigkeit, so viel großartige Sorglosigkeit auf Seiten des Hausherrn offenbart.

Die Dichter verirrten sich Arm in Arm in den Gebüsch; einige streckten sich auf Mooslagern aus, zum großen Unstern von Sammet und Frisuren, woran sich dürres Laub und Halme anhängen.

Die Damen hörten, in geringer Anzahl, die Lieder der Künstler und die Verse der Dichter an; andere horchten auf die Prosa, die ihnen mit viel Kunst Männer sagten, welche weder Schauspieler noch Dichter waren, denen aber die Jugend und die Ungestörtheit eine ungewohnte Beredsamkeit verliehen, die ihnen den Vorzug vor Allem zu verdienen schien.

»Warum,« fragte la Fontaine, »warum ist unser Meister Epikur nicht in den Garten herabgekommen? Nie verließ Epikur seine Schüler; der Meister hat Unrecht.«

»Mein Herr,« sagte Conrart, »Ihr habt sehr Unrecht, Euch beharrlich mit dem Namen eines Epikuräers zu schmücken,

wahrlich uns erinnert nichts hier an die Lehre des Philosophen von Gargettos.«

»Bah!« versetzte la Fontaine, »steht nicht geschrieben, Epikur habe sich einen Garten gekauft und darin, ruhig mit seinen Freunden gelebt?«

»Das ist wahr.«

»Nun! hat Herr Fouquet nicht einen großen Garten in Saint-Mandé gekauft, und leben wir nicht darin äußerst ruhig mit ihm und unseren Freunden?«

»Ja, gewiß; doch leider können weder der Garten, noch die Freunde die Ähnlichkeit geben. Worin liegt aber die Ähnlichkeit der Lehre von Herrn Fouquet mit der von Epikur?«

»In dem Satze: Das Vergnügen bildet das Glück.«

»Hernach?«

»Ich glaube nicht, daß wir uns unglücklich fühlen, ich wenigstens nicht. Ein gutes Mahl, Joigny-Wein, den man für mich in meiner Liebblingsschenke zu holen so zart gewesen ist; nicht eine Ungereimtheit bei einem Abendbrot von einer Stunde, trotz der zehn Millionäre und der zwanzig Dichter.«

»Hier halte ich Euch, Ihr spracht von Joigny-Wein und einem guten Mahl, beharrt Ihr hierbei?«

»Ich beharre hierbei.«

»Dann erinnert Euch, daß der große Epikur von Brot, Gemüse und klarem Wasser lebte und seine Schüler leben ließ.«

»Das ist nicht gewiß,« entgegnete la Fontaine, »Ihr konntet wohl Epikur mit Pythagoras verwechseln, mein lieber Conrart.«

»Erinnert Euch auch, daß der alte Philosoph ein ziemlich schlechter Freund der Götter und der Magistrate war.«

»Oh! das kann ich nicht dulden,« versetzte la Fontaine, »Epikur wie Herr Fouquet.«

»Vergleicht ihn nicht mit dem Herrn Oberintendanten,« sprach Conrart mit bewegter Stimme, »wenn Ihr nicht den Gerüchten, welche über ihn und uns schon im Umlauf sind, Glauben verleihen wollt.«

»Welche Gerüchte?«

»Wir seien schlechte Franzosen, lau für den Monarchen, taub

für das Gesetz.«

»Ich komme also auf meinen Text zurück,« sprach la Fontaine. »Hört, Conrart, die Moral von Epikur, den ich übrigens, wenn ich es Euch sagen soll, als eine Mythe betrachte: Alles, was ein wenig ins Altertum eingegriffen hat, ist eine Mythe. Jupiter, wenn man es genau betrachten will, ist das Leben, Alkides ist die Kraft, die Abstammung der Wörter spricht für mich. Nun wohl, Epikuros ist die sanfte Überwachung, es ist der Schutz; wer überwacht aber besser den Staat, wer beschützt besser die einzelnen Personen, als Herr Fouquet?«

»Ihr sprecht mir da von Etymologie und nicht von Moral; ich sage, wir neuen Epikuräer seien ärgerliche Bürger.

»Oh!« rief la Fontaine, »wenn wir ärgerliche Bürger werden, so geschieht es nicht dadurch, daß wir die Maximen des Meisters befolgen. Hört eine seiner Hauptaphorismen.«

»Ich höre.«

»Wünscht gute Häupter.«

»Nun?«

»Nun! was sagt uns Herr Fouquet alle Tage? ›Wann werden wir regiert sein?‹ Sagt er das? Sprecht, Conrart, seid offenherzig.«

»Er sagt es, es ist wahr.«

»Nun, das ist die Lehre von Epikur.«

»Ja, aber das klingt ein wenig meuterisch.«

»Wie, es ist meuterisch, von guten Häuptern regiert sein zu wollen?«

»Gewiß, wenn diejenigen, welche regieren, schlecht sind.«

»Geduld! ich habe für Alles eine Antwort.«

»Auch für das, was ich so eben sagte?«

»Hört, unterwerft Euch denjenigen, welche schlecht regieren . . . Oh! es steht geschrieben: **Kalos politeuusi** . . . Ihr gebt den Text zu?«

»Bei Gott! ich glaube wohl. Wißt Ihr, daß Ihr Griechisch sprecht, wie Aesop, mein lieber la, Fontaine?«

»Ist das eine Bosheit, mein lieber Conrart?«

»Gott soll mich behüten!«

»So kommen wir auf Herrn Fouquet zurück. Was wiederholte er

uns alle Tage? Nicht wahr, Folgendes: »Welch ein Knauser ist der Mazarin! welch ein Esel! welch ein Bluteigel! und dennoch muß man diesem Burschen gehorchen!«

»Ich gestehe, daß er es sagte, und sogar vielleicht ein wenig zu sehr.«

»Wie Epikur, mein Freund, immer wie Epikur; ich wiederhole, wir sind Epikuräer, und das ist sehr belustigend.«

»Ja, doch ich befürchte, es entsteht neben uns eine Sekte, wie die von Epiktet; Ihr wisst, der Philosoph von Hieropolis, derjenige, welcher das Brot Luxus, die Gemüse Verschwendung und das klare Wasser Völlerei nannte; der, welcher von seinem Meister geschlagen, allerdings ein wenig murrte, aber ohne sich mehr zu ärgern, ihm zurief: »Wetten wir, Ihr habt mir das Bein zerbrochen?« und er gewann die Wette.«

»Dieser Epiktet war ein einfältiger Bursche.«

»Es mag sein; doch er könnte wieder in die Mode kommen, indem man nur seinen Namen in den von Colbert verwandeln würde.«

»Buh!« erwiderte la Fontaine, »das ist unmöglich; Ihr werdet nie Colbert in Epiktet finden.«

»Ihr habt Recht, ich finde darin höchstens Coluber.«²

»Ah! Ihr seid geschlagen, Conrart, Ihr nehmt Eure Zuflucht zum Wortspiel. Herr Arnauld behauptet, ich habe keine Logik . . . ich habe mehr als Herr Nicolle.«

»Ja,« erwiderte Conrart, »Ihr habt Logik, doch Ihr seid Jansenist.«

Dieses Wort wurde mit einem ungeheuren Gelächter aufgenommen. Allmählig waren die Spaziergänger durch die Ausrufungen der zwei Haberechte zu dem Gebüsch gelockt worden, unter dem sie stritten. Man hatte die ganze Verhandlung mit frommer Aufmerksamkeit angehört, und selbst Fouquet, der kaum an sich halten konnte, gab das Beispiel der Mäßigung.

Doch die Entwicklung der Szene warf ihn über jedes Maß hinaus, und er brach los. Alle Welt brach los, und die zwei Philosophen wurden mit einstimmigen Glückwünschen begrüßt.

Man erklärte jedoch la Fontaine zum Sieger wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit und seiner unwidersprechlichen Logik.

Conrart erhielt die einem unglücklichen Streiter gebührende Entschädigung; man spendete ihm Lob über die Redlichkeit seiner Absichten und die Reinheit seines Gewissens.

In dem Augenblick, wo sich diese Freude durch die lebhaftesten Kundgebungen äußerte, in dem Augenblick, wo die Damen den zwei Gegnern Vorwürfe machten, daß sie die Frauen nicht in das System des epikureischen Glücks aufgenommen, sah man Gourville vom andern Ende des Gartens kommen, sich Fouquet, der mit scharfen Blicken nach ihm schaute, nähern und ihn durch seine Gegenwart allein von der Gruppe trennen.

Der Oberintendant behielt auf seinem Gesicht das Lachen und alle Charaktere der Sorglosigkeit; kaum aber war er aus dem Blick, als er die Maske abwarf und rasch Gourville fragte:

»Nun! wo ist Pelisson? Was macht Pelisson?«

»Pelisson kommt so eben von Paris zurück.«

»Hat er die Gefangenen zurückgebracht?«

»Er konnte nicht einmal den Aufseher des Gefängnisses sprechen.«

»Wie! hat er nicht gesagt, er käme auf mein Geheiß?«

»Er hat es gesagt; doch der Aufseher ließ antworten: ›Kommt man auf das Geheiß des Herrn Fouquet, so muß man einen Brief von Herrn Fouquet haben.«

»Oh! wenn es sich nur darum handelt, ihm einen Brief, zu geben . . . «

»Nie,« erwiderte Pelisson, der sich an der Ecke des kleinen Gehölzes zeigte, »nie, Monseigneur . . . Geht selbst und sprecht in Eurem Namen.«

»Ja, Ihr habt Recht; ich kehre in mein Kabinett zurück, als ob ich arbeiten wollte; laßt die Pferde angespannt, Pelisson. Haltet meine Freunde auf, Gourville.«

»Noch einen Rat, Monseigneur,« sagte dieser.

»Sprecht, Gourville.«

»Geht nur im letzten Augenblick zum Aufseher; ein solcher Schritt ist zwar mutig, aber nicht geschickt. Entschuldigt mich, Herr Pelisson, wenn ich anderer Ansicht bin, als Ihr; aber glaubt mir, Monseigneur, schickt noch Jemand ab, um mit diesem Aufseher, der ein artiger Mann ist, zu unterhandeln; unterhandelt

jedoch nicht selbst.«

»Ich werde mich besinnen,« erwiderte Fouquet; »übrigens haben wir die ganze Nacht für uns.

»Rechnet nicht zu sehr auf die Nacht, und hätten wir auch doppelt so viel Zeit, als wir haben,« entgegnete Pelisson, »es ist nie ein Fehler, wenn man zu früh kommt.«

»Gott befohlen,« sagte der Oberintendant; »kommt mit mir, Pelisson.«

Und er entfernte sich.

Die Epikuräer bemerkten nicht, daß das Haupt der Schule verschwunden war; die Musik währte aber die ganze Nacht fort.

XVII.

Eine Viertelstunde Verzug.

Zum zweiten Mal an diesem Tage außerhalb seines Hauses, fühlte sich Fouquet minder schwer und minder unruhig, als man hätte glauben sollen.

Er wandte sich gegen Pelisson, der mit ernster Miene in seinem Winkel im Wagen über eine gute Beweisführung gegen die Hitze von Colbert nachdachte.

»Mein lieber Pelisson,« sagte Fouquet, »es ist sehr Schade, daß Ihr kein Weib seid.«

»Ich glaube im Gegenteil, es ist ein Glück,« erwiderte Pelisson, »denn, Monseigneur, ich bin ungemein häßlich.«

»Pelisson! Pelisson!« rief der Oberintendant, »Ihr wiederholt zu oft, daß Ihr häßlich seid, um nicht glauben zu machen, es bereite Euch dies viel Kummer.«

»In der Tat, viel, Monseigneur; es gibt keinen Menschen, der unglücklicher ist, als ich; ich war schon, die Blattern haben mich häßlich gemacht; ich bin eines großen Mittels der Verführung beraubt; als Euer erster, oder beinahe erster Commis habe ich Eure Interessen zu wahren, und wenn ich in diesem Augenblick hübsch wäre, würde ich Euch einen wichtigen Dienst leisten.«

»Welchen?«

»Ich würde zum Aufseher des Palastes gehen und ihn verführen, denn er ist ein galanter Mann von verliebter Natur; dann würde ich unsere zwei Gefangenen wegbringen.«

»Ich hoffe dies wohl selbst noch tun zu können, obschon ich keine hübsche Frau bin,« sagte Fouquet.

»Einverstanden, Monseigneur; doch Ihr werdet Euch bedeutend gefährden.«

»Oh!« rief plötzlich Fouquet mit einer jener geheimen Aufwallungen, wie sie im Herzen das edle Blut der Jugend oder die Erinnerung an eine süße Gemütsbewegung besitzen, »oh! ich kenne eine Frau, welche bei dem Gouverneur der Conciergerie die Person spielen wird, der wir bedürfen.«

»Ich kenne fünfzig, Monseigneur, fünfzig Trompeter, welche das Weltall von Eurer Großmut, von Eurer Aufopferung für Eure Freunde unterrichten und Euch folglich früher oder später in's Verderben stürzen werden.«

»Ich spreche nicht von diesen Frauen, Pelisson, ich spreche von einem edlen und schönen Geschöpf, das mit dem Geiste seines Geschlechts den Wert und die Kaltblütigkeit des unsern verbindet; ich spreche von einer Frau, welche schön genug ist, daß sich die Mauern des Gefängnisses verbeugen, um sie zu begrüßen, von einer Frau, welche verschwiegen genug ist, daß Niemand ahnen kann, wer sie abgeschickt hat.«

»Ein Schatz,« sagte Pelisson; »Ihr würdet da dem Herrn Gouverneur der Conciergerie ein herrliches Geschenk machen. Teufel! Monseigneur, es könnte geschehen, daß man ihm den Kopf abschläge, doch er hätte dann vor seinem Tod ein Liebesglück gehabt, wie es vor ihm nie ein Mann gefunden haben würde.«

»Und ich füge bei,« sprach Fouquet, »daß man dem Concierge des Palastes nicht den Kopf abschlagen würde, denn er bekäme von mir meine Pferde, um sich zu flüchten, und fünfmal hundert tausend Livres, um anständig und ehrenhaft in England zu leben; ich füge bei, daß die Frau, meine Freundin, ihm nur die Pferde und das Geld geben würde. Suchen wir diese Frau' auf, Pelisson.«

Der Oberintendant streckte die Hand nach der Schnur von Seide und Gold aus, welche im Innern seines Wagens angebracht war. Pelisson hielt ihn zurück.

»Monseigneur,« sagte er, »Ihr werdet mit Aufsuchung dieser Frau ebenso viel Zeit verlieren, als Columbus brauchte, um die neue Welt zu finden. Wir haben nur zwei Stunden, um unsern Zweck zu erreichen; ist aber einmal der Concierge zu Bette gegangen, wie zu ihm dringen, ohne ein gewaltiges Geräusch? ist es einmal Tag geworden, wie unsere Schritte verbergen? Geht, geht, Monseigneur, geht selbst und sucht weder Engel noch Frau.«

»Mein lieber Pelisson, wir sind vor ihrer Türe.«

»Vor der Türe des Engels?«

»Ja wohl!«

»Das ist das Hotel von Frau von Bellière.«

»Stille!«

»Ah! mein Gott!« rief Pelisson.

»Was habt Ihr gegen sie zu sagen?« fragte Fouquet.

»Leider nichts! und das ist es, was mich in Verzweiflung bringt . . . Warum kann ich Euch nicht im Gegenteil genug Schlimmes von ihr sagen, um Euch zu verhindern, zu ihr hinaufzugehen!«

Doch schon hatte Fouquet zu halten befohlen; der Wagen war unbeweglich.

»Mich verhindern!« rief Fouquet; »keine Macht der Erde würde mich verhindern, Madame du Plessis-Bellière ein Kompliment zu sagen; wer weiß übrigens, ob wir ihrer nicht bedürfen werden? Geht Ihr mit mir hinauf?«

»Nein, Monseigneur, nein.«

»Aber ich will nicht, daß Ihr auf mich wartet, Pelisson,« erwiderte Fouquet mit aufrichtiger Artigkeit.

»Ein Grund mehr, Monseigneur; wenn Ihr wisst, daß Ihr mich warten laßt, werdet Ihr minder lang oben bleiben . . . Nehmt Euch in Acht! Ihr seht einen Wagen im Hof: es ist Jemand bei ihr!«

Fouquet neigte sich gegen den Fußtritt der Carosse.

»Noch ein Wort,« rief Pelisson; »ich bitte, geht zu dieser Dame erst, wenn Ihr von der Conciergerie zurückkommt.«

»Ei! fünf Minuten, Pelisson,« erwiderte Fouquet und stieg gerade auf die Freitreppe des Hotels aus.

Pelisson blieb, die Stirne gefaltet, im Hintergrunde des Wagens.

Fouquet ging zur Marquise hinauf und sagte dem Bedienten seinen Namen, was einen achtungsvollen Eifer erregte, und dies bewies, daß die Gebieterin des Hauses ihre Leute daran gewöhnt hatte, diesen Mann zu ehren und zu lieben.

»Der Herr Oberintendant!« rief die Marquise, indem sie Fouquet sehr bleich entgegenging. »Welche Ehre! welche Überraschung!« sagte sie.

Dann ganz leise:

»Nehmt Euch in Acht! Marguerite Vanel ist bei mir.«

»Madame,« erwiderte Fouquet unruhig, »ich komme in dringenden Angelegenheiten . . . erlaubt nur ein einziges Wort.«

Und er trat in den Salon ein.

Madame Vanel war bleicher, bleifarbig, als der Neid selbst, aufgestanden. Fouquet richtete vergebens eine der artigsten, der friedlichsten Begrüßungen an sie; sie antwortete darauf nur mit einem furchtbaren auf die Marquise und auf Fouquet geschleuderten Blick. Dieser spitzige Blick einer eifersüchtigen Frau ist ein Stilett, das die offene Stelle aller Panzer findet; Marguerite Vanel versetzte einen Schlag in das Herz der zwei Vertrauten. Sie machte eine Verbeugung vor ihrer Freundin, eine noch tiefere vor Fouquet, und nahm Abschied unter dem Vorwand einer großen Anzahl von Besuchen, die sie abzustatten habe, ohne daß die Marquise, äußerst verblüfft, ohne daß Fouquet, von einer Unruhe ergriffen, sie zurückzuhalten suchten.

Kaum war sie weggegangen, als Fouquet, der mit der Marquise allein blieb, auf seine Knie niedersank, statt irgend ein Wort zu sagen.

»Ich erwartete Euch,« sprach die Marquise mit einem sanften Lächeln.

»O nein,« entgegnete er, »Ihr würdet diese Frau weggeschickt haben.«

»Sie ist erst vor einer Viertelstunde hier erschienen, und ich konnte nicht ahnen, daß sie diesen Abend kommen würde.«

»Ihr liebt mich also ein wenig, Marquise?«

»Es handelt sich nicht um dieses, mein Herr, sondern um Eure Gefahren; wie steht es mit Euren Angelegenheiten?«

»Ich werde noch diesen Abend meine Freunde den Gefängnissen des Palastes entziehen.«

»Wie dies?«

»Indem ich den Gouverneur erkaufe, verführe.«

»Er gehört zu meinen Freunden; kann ich Euch helfen, ohne Euch zu schaden?«

»Oh! Marquise, das wäre ein ausgezeichnete Dienst: doch wie soll ich Euch benutzen, ohne Euch zu gefährden? Nie aber dürften mein Leben, oder meine Macht, oder meine Freiheit erkaufte werden, wenn dafür eine Träne aus Euren Augen fallen,

wenn mein Schmerz Eure Stirne verdunkeln sollte.«

»Oh! Herr, sagt mir nicht solche Worte, die mich berauschen; ich bin schuldig, daß ich Euch dienen wollte, ohne das Gewicht meines Schrittes zu berechnen. Ich liebe Euch in der Tat wie eine ergebene Freundin, und als Freundin bin ich Euch dankbar für Euer Zartgefühl; doch, ach! . . . nie werdet Ihr, in mir eine Geliebte finden.«

»Marquise! . . . « rief Fouquet mit verzweiflungsvollem Tone, »warum nicht?«

»Weil Ihr zu sehr geliebt seid,« antwortete ganz leise die junge Frau, »weil Ihr es von zu vielen Menschen seid, weil der Glanz des Ruhmes und des Glücks meine Augen blendet, während der düstere Schmerz sie anzieht, weil endlich ich, die ich Euch in Eurer prunkenden Herrlichkeit zurückgestoßen, die ich Euch kaum anschaute, als Ihr noch schimmertet, mich wie ein verirrtes Weib gleichsam in Eure Arme warf, als ich ein Unglück über Eurem Haupte schweben sah . . . Ihr begreift mich nun, Monseigneur . . . Werdet wieder glücklich, damit ich keusch an Herz und Geist werde; Euer Mißgeschick würde mich zu Grunde richten.«

»Oh! Madame,« sprach Fouquet mit einer Erschütterung, die er nie empfunden hatte, »müßte ich auf die letzte Stufe des menschlichen Elends hinabsinken, so werde ich doch von Eurem Munde das Wort hören, das Ihr mir verweigert, und an diesem Tag, Madame, werdet Ihr Euch in Eurer edlen Selbstsucht täuschen; Ihr werdet an diesem Tag den unglücklichsten der Menschen zu trösten glauben, während Ihr: Ich liebe Dich! dem Erhabensten, dem Freudigsten, dem Triumphierendsten dieser Welt gesagt habt!«

Er lag noch zu ihren Füßen, er küßte ihr die Hand, als Pelisson hastig eintrat und voll Ärger rief:

»Monseigneur, Madame! ich bitte, Madame, wollt mich entschuldigen . . . Monseigneur, Ihr seid seit einer halben Stunde hier . . . Oh! schaut mich nicht Beide so mit einer Miene des Vorwurf an . . . Madame, wer ist die Dame, welche so eben, als Monseigneur eintrat, von Euch wegging?«

»Madame Vanel,« antwortete Fouquet.

»Ah!« rief Pelisson, »ich war dessen sicher.«

»Nun, was denn?«

»Sie ist ganz bleich in ihren Wagen gestiegen.«

»Was liegt mir daran?« versetzte Fouquet.

»Ja, aber es liegt Euch an dem, was sie zu ihrem Kutscher gesagt hat.«

»Mein Gott, was denn!« rief die Marquise. »Zu Herrn Colbert,« sprach Pelisson mit heisere, Stimme.

»Großer Gott! geht! geht, Monseigneur!« sagte die Marquise, indem sie Fouquet aus dem Salon schob, während ihn Pelisson an der Hand fortzog.

»Oho!« rief der Oberintendant, »bin ich ein Kind, dem man vor einem Schatten bange macht?«

»Ihr seid ein Riese, den eine Schlange in die Ferse zu stechen sucht,« sagte die Marquise.

Pelisson zog Fouquet bis zum Wagen fort.

»Zum Palast! im Galopp!« rief Pelisson dem Kutscher zu.

Die Pferde jagten wie der Blitz fort; kein Hindernis hemmte sie auch nur einen Augenblick in ihrem Lauf, Erst bei der Arcade Saint-Jean, als sie nach dem Grève-Platz ausmünden wollten, versperrte eine lange Reihe von Reitern den schmalen Weg und hielt den Wagen des Oberintendanten auf. Es war keine Möglichkeit, durch diese Barriere zu dringen; man mußte warten, bis die Bogenschützen der Schaarwache zu Pferde, denn sie waren es, mit dem schweren, rasch nach der Place Baudoyer hinauffahrenden Wagen, den sie geleiteten, vorübergezogen.



Fouquet und Pelisson schenken diesem Ereignis keine andere Aufmerksamkeit, als daß sie die Minute der Zögerung beklagten, die sie anzuhalten hatten, Sie fahren fünf Minuten nachher bei dem Concierge des Palastes ein.

Dieser Offizier ging im ersten Hof auf und ab. Bei dem Namen von Fouquet, den ihm Pelisson ins Ohr sagte, näherte sich der Gouverneur voll Viser, den Hut in der Hand und unter vielfältigen Verbeugungen, dem Wagen.

»Welch ein Glück für mich, Monseigneur!« rief er.

»Ein Wort, Herr Gouverneur. Wollt Ihr die Güte haben, in meinen Wagen zu steigen?«

Der Offizier setzte sich Fouquet gegenüber in das schwere Gefährt.

»Mein Herr,« sprach Fouquet, »ich habe Euch um einen Dienst zu bitten.«

»Sprecht, Monseigneur.«

»Um einen Euch gefährdenden Dienst, mein Herr, der Euch aber für immer meine Protektion und meine Freundschaft sichert.«

»Müßte ich mich für Euch ins Feuer stürzen, Monseigneur, ich würde es tun.«

»Gut,« sagte Fouquet, »was ich von Euch verlange, ist einfacher.«

»Wohl, Monseigneur, um was handelt es sich?«

»Mich in die Zimmer der Herren Lyodot und d'Emeris zu führen.«

»Will mir Monseigneur erklären, warum?«

»Ich werde es Euch in ihrer Gegenwart sagen, während ich Euch zugleich alle Mittel gebe, ihr Entweichen zu bemänteln.«

»Entweichen! Monseigneur weiß also nicht?«

»Was?«

»Die Herren Lyodot und d'Emeris sind nicht mehr hier.«

»Seit wann?« rief Fouquet zitternd.

»Seit einer Viertelstunde.«

»Wo sind sie denn?«

»In Vincennes, im Turme.«

»Was hat sie von hier weggebracht?«

»Ein Befehl des Königs.«

»Wehe!« rief Fouquet sich vor die Stirne schlagend. »Wehe!«

Und ohne ein einziges Wort mehr zu dem Gouverneur zu sagen, der wieder ausstieg, warf er sich, die Verzweigung im Gemüt, den Tod auf dem Gesicht, in seinen Wagen zurück.

»Nun?« fragte Pelisson voll Angst.

»Nun! unsere Freunde sind verloren! Colbert bringt sie nach dem Turm. Sie sind es, die wir unter der Arcade Saint-Jean gekreuzt haben.«

Wie vom Blitz getroffen, erwiderte Pelisson nichts. Mit einem Vorwurf hätte er seinen Herrn getötet.

»Wohin fährt Monseigneur?« fragte der Bediente.

»In mein Haus in Paris; Ihr, Pelisson, kehrt nach Saint-Mandé zurück und bringt mir binnen einer Stunde den Abbé Fouquet.

Geht!«



XVIII.

Schlachtplan.

Die Nacht war schon vorgerückt, als der Abbé Fouquet bei seinem Bruder ankam.

Gourville hatte ihn begleitet. Bleich durch die zukünftigen Ereignisse, glichen diese drei Männer weniger drei Mächtigen des Tages, als drei durch einen lind denselben Gedanken einer Gewalttat vereinigten Verschwörern.

Fouquet ging lange, das Auge starr auf den Boden geheftet, die Hände an einander reibend, im Zimmer auf und ab.

Endlich faßte er unter einem großen Seufzer Mut.

»Abbé,« sagte er, »Ihr spracht Heute von gewissen Leuten, die Ihr unterhaltet.«

»Ja, mein Herr,« erwiderte der Abbé.

»Wer sind, streng genommen, diese Leute?«

Der Abbé zögerte.

»Sprecht ohne Furcht, ich drohe nicht, ohne Prahlerei, ich scherze nicht.«

»Da Ihr Wahrheit fordert, so hört: ich habe hundert und zwanzig Freunde oder Vergnügensgefährten, die sich mir ergeben haben, wie die Diebe dem Galgen.«

»Und Ihr könnt auf sie zählen?«

»In Allem.«

»Und Ihr seid nicht dabei gefährdet?«

»Ich werde nicht selbst auftreten.«

»Und es sind entschlossene Leute?«

»Sie brennen Paris nieder, wenn ich ihnen verspreche, daß man sie nicht dafür verbrennt.«

»Was ich von Euch verlange, Abbé.« sprach Fouquet, den Schweiß abwischend, der von seinem Gesichte fiel, »ist, daß Ihr Eure hundert und zwanzig Mann in einem gewissen gegebenen Augenblick auf die Leute werft, die ich Euch bezeichnen werde . . . ist das möglich?«

»Es ist nicht das erste Mal, daß ihnen dergleichen begegnet sein wird.«

»Gut, doch werden diese Banditen . . . die gewaffnete Macht angreifen?«

»Das ist ihre Gewohnheit.«

»Dann versammelt Eure hundert und zwanzig Mann, Abbé.«

»Gut! wo dies?«

»Auf dem Weg nach Vincennes, morgen auf den Punkt zwei Uhr.«

»Um Lyodot und d'Emeris zu entführen? . . . Dabei sind Schläge zu ernten.«

»In großer Zahl. Habt Ihr bange?«

»Nicht für mich, sondern für Euch.«

»Eure Leute werden also wissen, was sie tun?«

»Sie sind zu verständig, um es nicht zu erraten. Ein Minister aber, der Meuterei gegen seinen König treibt . . . setzt sich großer Gefahr aus.«

»Was ist Euch daran gelegen, wenn ich bezahle? . . . Falle ich übrigens, so fällt Ihr mit mir.«

»Es wäre also klüger, mein Herr, keinen Aufruhr anzufangen und den König diese kleine Genugtuung nehmen zu lassen.«

»Bedenkt wohl, Abbé, daß Lyodot und d'Emeris in Vincennes ein Vorspiel zum Untergang meines Hauses sind. Ich wiederhole, werde ich verhaftet, so werdet Ihr eingekerkert; bin ich eingekerkert, so werdet Ihr verbannt.«

»Mein Herr, ich bin zu Euren Befehlen. Habt Ihr mir zu geben?«

»Ich will, daß morgen die zwei Finanzpächter, die man zu Opfern zu machen sucht, während es so viele unbestrafte Verbrecher gibt, der Wut meiner Feinde entrissen werden. Nehmt demnach Eure Maßregeln. Ist es möglich?«

»Es ist möglich?«

»Nennt mir Euren Plan.«

»Er ist von einer reichen Einfachheit. Die gewöhnliche Wache bei Hinrichtungen besteht aus zwölf Mann.«

»Es werden morgen hundert sein.«

»Ich rechne darauf. Ich sage mehr, es werden zweihundert

sein.«

»Dann habt Ihr nicht genug mit hundert und zwanzig Mann?«

»Verzeiht, mein Herr. In jeder aus hunderttausend Zuschauern bestehenden Menge finden sich zehntausend Banditen oder Beutelschneider; nur wagen sie es nicht, die Initiative zu ergreifen.«

»Nun?«

»Es werden morgen auf der Grève, die ich als Terrain wähle, zehntausend Helfer für meine hundert und zwanzig Mann sein. Wird der Angriff von diesen begonnen, so vollenden die Andern das Werk.«

»Gut! doch was macht man auf der Grève mit den Gefangenen?«

»Hört: man läßt sie in irgend ein Haus des Platzes eintreten; hier wäre eine Belagerung nötig, um sie herauszuholen . . . Und noch ein anderer, erhabenerer Gedanke: gewisse Häuser haben zwei Ausgänge, einen nach dem Platz, den andern nach der Rue de la Mortellerie, oder de la Vannerie, oder de la Tixeranderie. Sind die Gefangenen durch den einen Eingang hineingekommen, so gehen sie durch den andern hinaus.«

»Sagt mir etwas Bestimmtes.«

»Ich suche.«

»Und ich,« rief Fouquet, »ich finde; hört wohl, was mir in diesem Augenblick einfällt.«

»Ich höre.«

Fouquet machte Gourville ein Zeichen, und dieser schien zu begreifen.

»Einer meiner Freunde leiht mir zuweilen die Schlüssel eines Hauses, das er in der Rue Baudoyer vermietet, und dessen Gärten sich hinter einem gewissen Hause des Grèveplatzes ausdehnen.«

»Das ist es, was wir brauchen,« sprach der Abbé. »Welches Haus meint Ihr?«

»Eine ziemlich stark besuchte Schenke, deren Schild das Bild Unserer Lieben Frau darstellt.«

»Ich kenne das.«

»Diese Schenke hat Fenster nach dem Platz und einen Ausgang in einen Hof, von dem man in den Garten meines Freundes durch eine Verbindungstüre gelangen muß.«

»Gut!«

»Tretet durch die Schenke ein, laßt die Gefangenen eintreten und verteidigt die Türe, während sie durch den Garten und über die Place Baudoyer entfliehen.«

»Das ist wahr, Ihr würdet einen so vortrefflichen General geben, als es der Herr Prinz ist.«

»Habt Ihr begriffen?«

»Vollkommen.«

»Wie viel braucht Ihr, um Eure Banditen mit Wein zu berauschen und mit Gold zufrieden zu stellen?«

»Oh! mein Herr, welch ein Ausdruck! Oh! mein Herr, wenn sie Euch hören würden! Einige von ihnen sind sehr empfindlich.«

»Ich will damit sagen, daß man sie dahin bringen muß, daß sie den Himmel nicht mehr von der Erde unterscheiden können, denn ich werde morgen gegen den König kämpfen, und wenn ich kämpfe, will ich siegen, hört Ihr?«

»Es wird geschehen, mein Herr . . . Gebt mir Eure anderen Gedanken.«

»Das Übrige ist Eure Sache.«

»Also gebt mir Eure Börse.«

»Gourville, zahlt dem Abbé hunderttausend Livres aus.«

»Gut . . . nicht wahr, wir sollen nichts schonen?«

»Nichts.«

»Monseigneur,« sagte Gourville, »wenn man dies erfährt, verlieren wir den Kopf.«

Ei! Gourville,« erwiderte Fouquet, purpurrot vor Zorn, »Ihr erregt mein Mitleid; sprecht doch für Euch, mein Lieber. Mein Kopf wankt nicht so auf meinen Schultern. Sagt, Abbé, ist es abgemacht?«

»Abgemacht.«

»Um zwei Uhr morgen?«

»Um Mittag, weil unsere Hilfstruppen auf eine geheime Weise vorbereitet werden müssen.«

»Das ist wahr: schont den Wein des Schenkewirts nicht.«

»Ich werde weder seinen Wein, noch sein Haus schonen,« erwiderte der Abbé höhnisch lächelnd. »Ich habe meinen Plan, sage ich Euch, laßt mich denselben ins Werk setzen, und Ihr werdet sehen.«

»Wo werdet Ihr Euch aufhalten?«

»Überall und nirgends.«

»Und wie werde ich Nachricht bekommen?«

»Durch einen Eilboten, dessen Pferd im Garten Eures Freundes stehen muß. Doch sagt, wie heißt dieser Freund?«

Fouquet schaute abermals Gourville an. Dieser kam dem Herrn zu Hilfe und sagte:

»Das muß aus mehreren Gründen verschwiegen bleiben. Das Haus ist jedoch an dem Bilde Unserer Lieben Frau von vorne und an einem Garten, dem einzigen des Quartiers, von hinten zu erkennen.«

»Gut, gut. Ich werde meine Soldaten unterrichten.«

»Begleitet ihn, Gourville, und bezahlt ihm das Geld aus,« sprach Fouquet. »Einen Augenblick Geduld . . . wartet, Gourville . . . Welche Wendung gibt man der Entführung?«

»Eine ganz natürliche, mein Herr . . . der Aufruhr.«

»Der Aufruhr, worüber? Denn wenn das Volk von Paris je geneigt ist, dem König seine Huldigung darzubringen, so geschieht dies, wenn er Finanzpächter henken läßt.«

»Ich werde das ordnen,« sagte der Abbé.

»Ja, aber Ihr werdet es schlecht ordnen, und man wird die Sache erraten.«

»Nein, nein, ich habe abermals einen Gedanken.«

»Sprecht.«

»Meine Leute werden Colbert, es lebe Colbert! rufen und sich auf die Gefangenen werfen, als wollten sie dieselben in Stücke hauen und den Galgen als einer zu milden Strafe, entreißen.«

»Ah! das ist in der Tat ein Gedanke,« sagte Gourville. »Teufel! Herr Abbé, welche Einbildungskraft!«

»Mein Herr, man ist der Familie würdig.« erwiderte stolz der Abbé.

»Bursche!« murmelte Fouquet.

Dann fügte er bei:

»Das ist sinnreich! macht es so, und vergießt kein Blut.«

Gourville und der Abbé entfernten sich sehr geschäftig mit einander.

Der Oberintendant legte sich auf Kissen nieder, wachte bald über den widrigen Plänen für den andern Tag, träumte halb von Liebe.

XIX.

Die Schenke zum Bilde Unserer Lieben Frau.

Um zwei Uhr am andern Tag waren fünfzigtausend Zuschauer auf dem Platz um die zwei Galgen versammelt, welche man auf der Grève zwischen dem Quai de la Grève und dem Quai Pelletier, unsern voneinander an der Brustwehr des Flusses angelehnt, errichtet hatte.

Am Morgen hatten, auch die geschworenen Ausrufer der guten Stadt Paris die Quartiere der Cité, besonders die Hallen und die Vorstädte durchlaufen, und mit ihren heiseren, unermüdlichen Stimmen die große Gerechtigkeit verkündigt, welche der König an zwei Pflichtvergessenen, an zwei Betrügern, an zwei Volksaushungerern übe. Und dieses Volk, dessen Interesse man mit so warmem Eifer wahrte, verließ, um sich nicht gegen die seinem König schuldige Achtung zu verfehlen, Buden, Fleischbänke, Werkstätten, in der Absicht, Ludwig XIV. ein wenig Dankbarkeit zu bezeigen, gerade wie es Eingeladene machen dürsten, die eine Unhöflichkeit zu begehen befürchten würden, wenn sie sich nicht bei demjenigen, welcher sie geladen, einfänden.

Nach dem Inhalt des Spruches, den laut und schlecht, die Ausrufer verlasen, sollten zwei Finanzpächter, Geldwucherer, Verschleuderer der königlichen Pfennige, Erpresser und Fälscher auf der Grève, ihren Namen an ihre Köpfe gehängt, die Todesstrafe erleiden.

Was diese Namen betrifft, so erwähnte der Spruch derselben nicht.

Die Neugierde der Pariser erreichte daher den höchsten Grad, und es erwartete mit fieberhafter Ungeduld, wie gesagt, eine ungeheure Menge die für die Hinrichtung anberaumte Stunde. Es hatte sich schon die Kunde verbreitet, daß die Gefangenen nach dem Schloß von Vincennes gebracht worden seien und aus diesem Gefängnis nach der Grève geführt werden sollten. Der Faubourg und die Rue Saint-Antoine waren auch überfüllt mit Menschen, denn die Bevölkerung von Paris teilt sich an diesen

großen Hinrichtungstagen in zwei Kategorien, in diejenigen, welche die Verurteilten vorbeiziehen sehen wollen, — dies sind schüchterne, sanfte Herzen, aber neugierig aus Philosophie, und in diejenigen, welche den Verurteilten sterben sehen wollen, — dies sind nach Aufregungen gierige Herzen.

An, diesem Tag entwarf d'Artagnan, nachdem er seine letzten Instruktionen vom König erhalten, und von seinen Freunden, die sich in diesem Augenblick auf Planchet beschränkten, Abschied genommen hatte, seinen Reiseplan, wie es jeder beschäftigte Mensch machen muß, dessen Augenblicke gezählt sind, weil er ihre Bedeutung kennt.

»Die Abreise,« sagte er, »ist auf Tagesanbruch, also auf drei Uhr Morgens festgestellt; ich habe daher fünfzehn Stunden vor mir. Rechnen wir daran ab die sechs Stunden des Schlafs, die mir unerläßlich sind, sechs; eine Stunde für das Essen, sieben; eine Stunde für einen Besuch bei Athos, acht; zwei Stunden für das Unvorhergesehene. Gesamtsumme, zehn.

»Es bleiben mir also fünf Stunden.

»Eine Stunde, um das Geld zu beziehen, das heißt, um mir das Geld von Herrn Fouquet verweigern zu lassen; eine andere, um dieses Geld bei Herrn Colbert zu holen und seine Fragen und Grimassen in Empfang zu nehmen; eine Stunde, um meine Waffen, meine Kleider in Augenschein zu nehmen und meine Stiefel schmieren zu lassen.

»Es bleiben mir also zwei Stunden, Mordieux! wie reich bin ich!«

Als er so sprach, fühlte d'Artagnan eine seltsame Freude, eine jugendliche Freude, einen Duft aus jenen schönen, glücklichen früheren Jahren in seinen Kopf steigen und ihn berauschen. Und der Musketier fuhr fort:

»Während dieser zwei Stunden erhebe ich meinen Mietzins von dem Bilde Unserer Lieben Frau. Das wird ergötzlich sein! Dreihundert und fünfundsiebzig Livres! Mordieux! das ist erstaunlich! Wenn der Arme, der nur einen Livre in seiner Tasche hat, einen Livre und zwölf Deniers hätte, so wäre dies billig, es wäre vortrefflich; doch nie kommt ein solcher Vorteil dem Armen zu. Der Reiche macht sich im Gegenteil Einkünfte mit seinem

Geld, das er nicht berührt. Das sind dreihundert und siebenzig Livres, die mir vom Himmel zufallen.

»Ich werde also in das Bild Unserer Lieben Frau gehen und mit meinem Mietmann ein Glas spanischen Wein trinken, das er mir unfehlbar anbietet.

»Doch es muß Ordnung sein, Herr d'Artagnan, Ordnung.

»Organisieren wir also unsere Zeit und teilen, wir die Verwendung derselben ein:

1. Art. Athos.
2. Art. Das Bild Unserer Lieben Frau.
3. Art. Herr Fouquet.
4. Art. Herr Colbert.
5. Art. Abendbrot.
6. Art. Kleider, Stiefel, Pferde, Mantelsack.
7. und letzter Art. Der Schlaf.«

In Folge dieser Anordnung ging d'Artagnan geraden Wegs zum Grafen de la Fère, dem er bescheiden und naiv einen Teil seines Glückes mitteilte.

Athos war seit dem vorhergehenden Tage nicht ohne Unruhe in Beziehung auf den Besuch von d'Artagnan beim König; doch vier Worte genügten ihm als Erläuterung, Athos erriet, daß Ludwig XIV. d'Artagnan mit einer wichtigen Sendung beauftragt hatte, und versuchte es nicht einmal, ihn das Geheimnis gestehen zu machen. Er empfahl ihm, sich zu schonen, und bot sich diskret an, ihn zu begleiten, wenn dies möglich wäre.

»Teurer Freund,« erwiderte d'Artagnan, »ich reise durchaus nicht ab.«

»Wie! Ihr kommt, um von mir Abschied zu nehmen, und reist nicht ab?«

»Ob! doch, doch,« erwiderte d'Artagnan, ein wenig errötend, »ich reise, um einen Ankauf zu machen.«

»Das ist etwas Anderes, und ich ändere meine Formel. Statt zu sagen: Laßt Euch nicht töten, sage ich: Laßt Euch nicht betrügen!«

»Mein Freund, ich werde Euch benachrichtigen, wenn ich meine Blicke auf ein bestimmtes Gut geworfen habe; Ihr werdet dann wohl so gefällig sein, mir einen Rat zu geben.«

»Ja, ja,« sagte Athos, zu zartfühlend, um sich die Genugtuung eines Lächelns zu erlauben.«

Raoul ahmte die väterliche Zurückhaltung nach, D'Artagnan begriff, es wäre zu geheimnisvoll, Freunde unter einem Vorwand zu verlassen, ohne ihnen nur den Weg zu nennen, den man nehmen würde.

»Ich habe das Mans gewählt,« sagte er zu Athos. »Ist das ein gutes Land?«

»Ein vortreffliches, mein Freund,« erwiderte der Graf, ohne ihm bemerklich zu machen, das Mans habe dieselbe Richtung wie die Touraine, und wenn er zwei Tage warten würde, so könnte er die Reise mit einem Freunde antreten.

Aber verlegener als der Graf, höhnte d'Artagnan bei jeder neuen Erklärung den Morast, in den er sich allmählig versenkte, tiefer aus.

»Ich werde morgen bei Tagesanbruch abreisen,« sagte er endlich. »Willst Du bis dahin mit mir kommen, Raoul?«

»Ja, Herr Chevalier,« erwiderte der junge Mann, »wenn der Herr Graf meiner nicht bedarf.«

»Nein, Raoul, ich habe heute nur Audienz bei Monsieur, dem Bruder des Königs.«

Raoul verlangte von Grimaud seinen Degen, und dieser brachte ihn auf der Stelle.

»Nun also, lebt wohl, teurer Freund,« sprach d'Artagnan, indem er seine Arme Athos öffnete.

Athos hielt ihn lange umschlossen, und der Musketier, der seine Diskretion wohl begriff, flüsterte ihm ins Ohr:

»Staatsangelegenheit!«

Was Athos mit einem bezeichnenden Händedruck erwiderte.

Dann trennten sie sich. Raoul nahm den Arm seines alten Freundes, der ihn durch die Rue Saint-Honoré führte.

»Ich führe Dich zu dem Gott Plutus,« sagte d'Artagnan zu dem jungen Mann; »halte Dich bereit; Du wirst heute den ganzen Tag Taler aufhäufen sehen. Mein Gott, wie bin ich verändert!«

»Oho! da sind viele Leute auf der Straße.«

»Ist heute eine Prozession?« fragte d'Artagnan einen Müßiggänger.

»Herr, es ist ein Henken,« erwiderte der Andere.

»Wie! Henken?« versetzte d'Artagnan, »auf der Grève?«

»Ja, Herr.«

»Der Teufel soll den Schuft holen, der sich gerade an dem Tage henken läßt, wo ich notwendig meinen Mietzins erheben muß!« rief d'Artagnan. »Raoul, hast Du henken sehen?«

»Nie, Herr, Gott sei Dank!«

»Das ist die Jugend . . . Hättest Du die Wache im Laufgraben, wie ich sie hatte, und ein Spion würde . . . Doch siehst Du, verzeih, Raoul, ich schwatze ungereimtes Zeug . . . Du hast Recht, es ist häßlich, henken zu sehen . . . Um welche Stunde wird man henken, wenn's beliebt, mein Herr?«

»Mein Herr,« erwiderte der Müßiggänger. ehrerbietig, denn er war entzückt, ein Gespräch mit zwei Männern vom Schwert anzuknüpfen, »es soll um drei Uhr geschehen.«

»Oh! es ist erst halb zwei Uhr, strecken wir die Beine aus, und wir kommen zur rechten Zeit an, um meine dreihundert und fünfundsiebzig Livres einzuziehen und wieder wegzugehen, ehe der arme Sünder erscheint.«

»Die armen Sünder, mein Herr,« fuhr der Bürger fort, »denn es sind ihrer zwei.«

»Mein Herr, ich danke Euch tausendmal,« sprach d'Artagnan, der mit dem Alter eine raffinierte Höflichkeit angenommen hatte.

Und er zog Raoul fort, und wandte sich rasch nach dem Quartier der Grève.

Wäre der Musketier nicht sosehr an das Volksgedränge gewöhnt gewesen, hätte er nicht die unwiderstehliche Faust besessen, mit der sich eine ungewöhnliche Geschmeidigkeit der Schultern verband, so würde weder der eine, noch der andere der beiden Wanderer den Ort seiner Bestimmung erreicht haben.

Als sie die Rue Saint-Honoré verließen, durch die sie gingen, nachdem sie von Athos Abschied genommen hatten, folgten sie dem Quai.

»D'Artagnan marschierte voran: sein Ellenbogen, seine Faust, seine Schultern bildeten Ecken, die er kunstreich in die Gruppen einzuspeideln wusste, um sie zu spalten und wie Stücke Holz auseinanderspringen zu machen.

Oft bediente er sich auch als einer Verstärkung des eisernen Griffes seines Degens. Er schob ihn zwischen zu widerspännstige Rippen, ließ ihn in Form eines Hebels oder einer Zange spielen, und trennte so im geeigneten Augenblick den Mann von seiner Frau, den Oheim vom Neffen, den Bruder vom Bruder. Dies Alles so natürlich und mit einem so freundlichen Lächeln, daß man hätte eherne Rippen haben müssen, um nicht um Verzeihung zu bitten, wenn das Faustgelenke sein Spiel machte, oder diamantene Herzen, um nicht entzückt zu sein, wenn sich das Lächeln auf den Lippen des Musketiers ausbreitete.

Seinem Freunde folgend, schonte Raoul die Frauen, welche seine Schönheit bewunderten, schob die Männer zurück, die die Stärke seiner Muskeln fühlten, und Beide durchschnitten mit Hülse dieses Manoeuvre die sehr gedrängte und ein wenig schmutzige Volkswoge.

Sie kamen ins Angesicht der Galgen, und Raoul wandte mit Ekel seine Augen ab. D'Artagnan sah sie nicht einmal; sein Haus mit dem gezackten First, mit den Fenstern voll von Neugierigen, erregte, verschlang sogar die ganze Aufmerksamkeit, der er fähig war.

Er erblickte auf dem Platz und um die Häuser her viele beurlaubte Musketiere, welche die einen mit Frauen, die anderen mit Freunden den Augenblick der Zeremonie erwarteten.

Ganz ungemein aber freute er sich, als er sah, daß sein Mietmann, der Schenkwirt, vor Geschäften nicht wusste, wo ihm der Kopf stand.

Drei Kellner genügten nicht, um die Trinker zu bedienen. Es waren deren in der Bude, in den Zimmern, im Hof sogar.

D'Artagnan machte Raoul auf diesen Zustrom aufmerksam und fügte bei:

»Der Bursche wird keine Entschuldigung haben, um seinen Termin nicht zu bezahlen. Sieh alle diese Trinker, Raoul, man sollte glauben, es wären Leute von guter Gesellschaft. Mordieux! man findet keinen Platz hier.«

Es gelang indessen d'Artagnan, den Patron bei der Ecke seiner Schürze zu erwischen und sich ihm zu erkennen zu geben.

»Ah! Herr Chevalier,« sagte der Schenkwirt halb außer sich,

»ich bitte, einen Augenblick Geduld! ich habe in meinem Hause hundert Wütende, die in meinem Keller das Unterste zu oberst kehren!

»Im Keller, gut, aber nicht in Eurer Kasse!«

»Oh! Herr, Eure sieben und dreißig, Pistolen liegen oben gezählt in meiner Stube, aber in eben dieser Stube sind dreißig Gesellen, welche ein Fäßchen Porto leeren, das ich diesen Morgen für sie angestochen habe . . . Gönn mir nur eine Minute, eine einzige Minute!«

»Gut, gut.«

»Ich gehe,« sagte Raoul leise zu d'Artagnan, »dieser Jubel ist gemein!«

»Mein Herr,« entgegnete d'Artagnan mit strengem Ton, »Ihr werdet mir das Vergnügen machen, hier zu bleiben. Der Soldat muß sich an alle solche Schauspiele gewöhnen. Es gibt im Auge, wenn es jung ist, Fibern, die man abzuhärten wissen muß, und man ist wahrhaft edel und gut erst von dem Moment an, wo das Auge hart geworden und das Herz zart geblieben ist. Willst Du mich übrigens hier allein lassen, mein kleiner Raoul? Das wäre schlimm von Dir. Siehe, es ist hier ein Hof, und in diesem Hof ein Baum; komm in den Schatten, wir werden besser atmen, als in dieser warmen Atmosphäre vergossenen Weins.«

Von dem Orte aus, wo die zwei neuen Gäste des Bildes Unserer Lieben Frau Platz nahmen, hörten sie das immer mehr zunehmende Gemurmel der Volkswoge, und verloren weder einen Ruf, noch eine Gebärde der Trinker, welche in der Schenke am Tische saßen, oder in den Zimmern zerstreut waren.

Hätte sich d'Artagnan als Vorposten bei einer Expedition aufstellen wollen, es könnte ihm nicht besser gelungen sein.

Der Baum, unter dem er mit Raoul saß, bedeckte Beide mit einem schon dichten Blätterwerk. Es war ein untersetzter Kastanienbaum mit herabhängenden Zweigen, der seinen schwarzen Schatten auf einen Tisch fallen ließ, welcher dergestalt zerbrochen war, daß die Trinker sich desselben zu bedienen verzichtet hatten.

Wir sagen, von diesem Posten aus habe d'Artagnan Alles gesehen. Er beobachtete das Hin- und Hergehen der Kellner, die

Ankunft der neuen Gäste, den bald freundschaftlichen, bald feindseligen Empfang, der gewissen Ankömmlingen von gewissen schon Anwesenden zu Teil wurde. Er beobachtete, um die Zeit zu vertreiben, denn die sieben und dreißig Pistolen blieben sehr lange aus.

Raoul machte ihm hierüber eine Bemerkung.

»Mein Herr,« sagte er, »Ihr treibt Euren Mietmann nicht zur Eile an, und sogleich werden die armen Sünder kommen. Es wird in diesem Augenblick ein solches Gedränge entstehen, daß wir nicht mehr hinaus können.«

»Du hast Recht, erwiderte der Musketier. »Hollah! ho! Mordioux, Ihr Leute!«

Doch er mochte immerhin schreien und auf die Trümmer des Tisches schlagen, die unter seiner Faust in Staub zerfielen, Niemand kam.

D'Artagnan schickte sich an, den Wirt selbst aufzusuchen, um ihn zu einer entscheidenden Erklärung zu zwingen, als die Türe des Hofes, in dem er sich mit Raoul befand, eine Türe, welche mit dem dahinter liegenden Garten in Verbindung stand, sich auf ihren verrosteten Angeln ächzend öffnete und ein als Reiter gekleideter Mann, das Schwert in der Scheide, aber nicht am Gürtel, aus dem Garten herein kam, den Hof durchschritt, ohne die Türe zu schließen, und, nachdem er einen schiefen Blick auf d'Artagnan und seinen Gefährten geworfen hatte, sich nach der Schenke selbst wandte, indem er seine Augen, welche die Mauern und die Gewissen zu durchdringen schienen, überall umherlaufen ließ.

»Ah!« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »meine Mietsleute stehen mit einander in Verbindung . . . Ah! das ist abermals ein Neugieriger, der das Henken sehen will.«

In demselben Augenblick hörten das Geschrei und der Lärm in den oberen Zimmern auf. Die Stille setzt unter solchen Umständen ebenso sehr in Erstaunen, als eine Verdopplung des Geräusches. D'Artagnan wollte sehen, was die Ursache dieses plötzlichen Stillschweigens sei.

Er bemerkte, daß der Mann in Reitertracht in die Hauptstube eingetreten war und die Trinker haranguirte, welche alle mit

ängstlicher Aufmerksamkeit horchten. D'Artagnan hätte vielleicht seine Rede ohne das beherrschende Geräusch der Ausrufungen des Volkes gehört, das ein furchtbares Accompagnement für die Worte des Redners bildete. Doch dieser war bald zu Ende, und alle Leute, welche die Schenke enthielt, gingen nach einander in kleinen Gruppen heraus, so jedoch, daß noch sechs im Zimmer zurückblieben. Der Eine von diesen sechs, der Mann mit dem Schwert, nahm den Schenkwirt bei Seite und beschäftigte ihn mit mehr oder minder ernstern Reden, während die Anderen ein großes Feuer im Kamin anzündeten. Ein seltsames Ding bei dem schönen Wetter und der Wärme!

»Es ist sonderbar,« sagte d'Artagnan zu Raoul; »doch ich kenne diese Gesichter.«

»Findet Ihr nicht, daß es hier nach Rauch riecht?« fragte Raoul.

»Ich finde vielmehr, daß es nach Verschwörung riecht,« erwiderte d'Artagnan.

Er hatte noch nicht vollendet, als vier von diesen Menschen in den Hof hinabgingen und sich, scheinbar ohne eine schlimme Absicht, als Wachen in der Gegend der Verbindungstüre aufstellten, wobei sie in Zwischenräumen auf d'Artagnan Blicke warfen, welche vielerlei bezeichneten.

»Mordioux,« sagte d'Artagnan leise zu Raoul, »hier geht etwas vor. Bist Du neugierig, Raoul?«

»Je nachdem, Herr Chevalier.«

»Ich bin neugierig wie ein altes Weib. Komm ein wenig nach vorne, wir werden den Anblick des Platzes haben, und es ist Alles zu wetten, daß wir Interessantes sehen.«

»Aber Ihr wisst, Herr Chevalier, daß ich nicht leidender und gleichgültiger Zuschauer des Todes von zwei armen Sündern sein will.«

»Und ich! glaubst Du, ich sei ein Wilder? Wir gehen wieder herein, wenn es Zeit ist, herein zu gehen Komm!«

Sie gingen in das Vordergebäude und stellten sich an das Fenster, das, was noch seltsamer erscheinen mußte, als das Übrige, unbesetzt geblieben war.

Statt durch dieses Fenster zu schauen, unterhielten die zwei letzten Trinker das Feuer.

Als sie d'Artagnan und Raoul eintreten sahen, murmelten sie:

»Ah! Verstärkung.«

D'Artagnan stieß Raoul mit dem Ellenbogen und sagte:

»Ja, meine Braven, Verstärkung; bei Gott! ein herrliches Feuer . . . Was wollt Ihr denn da kochen?«

Die zwei Männer schlugen ein lustiges Gelächter auf und legten, statt zu antworten, Holz zum Feuer.

»D'Artagnan konnte nicht müde werden, ihnen zuzuschauen.

»Hört,« sprach einer von den Heizern, »nicht wahr, man hat Euch zu uns geschickt, um uns den Augenblick zu sagen?«

»Allerdings,« antwortete d'Artagnan, da er wissen wollte, woran er sich zu halten hätte. »Warum wäre ich sonst hier, wenn nicht zu diesem Zweck?«

»Dann stellt Euch an's Fenster, wenn es Euch beliebt, und beobachtet.«

D'Artagnan lächelte in seinen Schnurrbart, machte Raoul ein Zeichen und stellte sich willfährig an's Fenster.

XX.

Es lebe Colbert!

Die Grève bot in diesem Augenblick ein furchtbares Schauspiel.

Durch die Perspektive gleich gemacht, erstreckten sich die Köpfe, dicht gedrängt und beweglich, wie die Ähren auf einer großen Ebene, nach der Ferne, Von Zeit zu Zeit machte ein unbekanntes Geräusch, ein entfernter Lärmen die Köpfe schwanken und Tausende von Augen flammen.

Zuweilen fanden große Flutungen statt. Alle diese Ähren beugten sich, wurden Wellen, beweglicher als die des Ozeans, rollten von den äußersten Enden gegen den Mittelpunkt und schlugen an die Reihe der Bogenschützen, welche den Galgen umgaben.

Dann senkten sich die Stiele der Hellebarden auf den Kopf oder auf die Schultern der verwegenen Stürmer; zuweilen war es auch das Eisen statt des Holzes, und in diesem Fall entstand ein weiter leerer Kreis um die Wachen, wobei die Extremitäten ebenfalls den Druck des plötzlichen Zurückflutens, das sie gegen die Brüstungen der Seine warf, zu erleiden hatten.

Von seinem Fenster herab, wo man den ganzen Platz überschaute, sah d'Artagnan mit innerer Zufriedenheit, daß diejenigen Musketiere und Garden, welche in der Menge eingeschlossen waren, sich durch Schläge mit der Faust oder mit dem Schwertknopf Platz zu machen wussten. Er bemerkte sogar, daß es ihnen mit Hilfe des Corpsgeistes, der die Kräfte des Soldaten verdoppelt, gelungen war, sich in einer Gruppe von ungefähr fünfzig Mann zu vereinigen, und daß, abgesehen von einem Dutzend Verirrter, die er dahin und dorthin rollen sah, der Kern vollständig und im Bereiche der Stimme war. Doch nicht allein die Musketiere und die Garden zogen die Aufmerksamkeit von d'Artagnan auf sich. Um die Galgen her und besonders bei den Zugängen der Arcade Saint-Jean bewegte sich ein geräuschvoller, zänkischer, geschäftiger Wirbel; kecke Gesichter, entschlossene Mienen hoben sich an verschiedenen Stellen unter albernen Gesichtern und gleichgültigen Mienen hervor; Zeichen

wurden ausgetauscht, Hände berührten sich. D'Artagnan bemerkte in den Gruppen, und sogar in den belebtesten Gruppen das Gesicht des Reiters, den er hatte durch die Verbindungstüre seines Gartens eintreten sehen, und der zuerst hinaufgegangen war, um die Trinker zu haranguieren. Dieser Mann organisierte Abteilungen und gab Befehle.

»Mordieux!« rief d'Artagnan, »ich täuschte mich nicht, ich kenne diesen Menschen, es ist Menneville. Was Teufels macht er hier?«

Ein dumpfes Gemurmel, das stufenweise immer deutlicher wurde, hemmte ihn in seiner Betrachtung und zog seine Blicke nach einer andern Seite. Dieses Gemurmel wurde durch die Ankunft der armen Sünder veranlaßt. Ein starkes Piquet Bogenschützen marschierte ihnen voran und erschien an der Ecke der Arcade. Die ganze Menge stieß alsbald Schreie aus und alle diese Schreie bildeten ein ungeheures Gebrülle.

D'Artagnan sah Raoul erbleichen und klopfte ihm auf die Schulter.

Bei diesem Gebrülle wandten sich die Heizer um und fragten, wie weit man wäre.

»Die Verurteilten kommen,« sagte d'Artagnan.

»Gut,« erwiderten sie und belebten immer mehr die Flammen des Kamins.

D'Artagnan schaute ihnen unruhig zu. Diese Leute, welche ein solches Feuer ohne allen Nutzen machten, hatten offenbar besondere Absichten.

Die Verurteilten erschienen auf dem Platz. Sie gingen zu Fuß, den Henker voran; fünfzig Bogenschützen marschierten zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken. Beide waren schwarz gekleidet, bleich, aber entschlossen.

Sie schauten ungeduldig über die Köpfe, indem sie sich bei jedem Schritt auf ihren Füßen erhoben.

D'Artagnan bemerkte diese Bewegung und sagte:

»Mordieux! sie haben große Eile, die Galgen zu sehen.«

Raoul wich zurück, ohne daß er die Stärke besaß, das Fenster ganz zu verlassen. Der Schrecken hat auch seine Anziehungskraft.

»Zum Tod! zum Tod!« riefen fünfzigtausend Stimmen.

»Ja, zum Tod!« brüllten hundert Wütende, als hätte ihnen die große Masse das Stichwort gegeben.

»Zum Strang! zum Strang!« rief die Menge; »es lebe der König!«

»Nein! nein! keinen Galgen!« rief die Mehrzahl? »Es lebe Colbert!«

»Ah!« murmelte d'Artagnan, »das ist drollig, ich hätte nicht geglaubt, Herr von Colbert lasse sie hängen.«

In diesem Augenblick fand eine Flutung statt, welche die Verurteilten in ihrem Gang aufhielt.

Den Leuten mit kecker, entschlossener Miene, welche d'Artagnan bemerkte, war es durch Pressen, Stoßen und Drängen gelungen, sich beinahe bis zur Reihe der Bogenschützen vorwärts zu arbeiten.

Der Zug setzte sich wieder in Marsch.

Plötzlich warfen sich unter dem Geschrei: Es lebe Colbert! die Menschen, welche d'Artagnan nicht aus dem Gesichte verlor, auf das Geleite, das vergebens zu kämpfen suchte. Hinter diesen Menschen war die Menge.

Da begann unter dem wütendsten Lärmen ein gräßliches Getümmel.

Nun war es etwas Anderes, als Schreie der Erwartung oder Freudenschreie, es waren Schmerzensschreie.

Die Hellebarden schlugen, die Schwerter durchbohrten, man feuerte mit Musketen.

Es entstand ein seltsamer Wirbel, unter dem d'Artagnan nichts mehr sah.

Dann erhob sich aus diesem Chaos plötzlich etwas wie eine offenbare Absicht, wie ein entschiedener Wille.

Die Verurteilten wurden den Händen der Wachen entrissen, und man schleppte sie nach dem Hause zum Bilde Unserer Lieben Frau.

Diejenigen, welche sie fortschleppten, riefen: »Es lebe Colbert!«

Das Volk zauderte, denn es wusste nicht, ob es über die Bogenschützen oder über die Angreifer herfallen sollte.

Was das Volk aufhielt, war der Umstand, daß diejenigen,

welche riefen: »Es lebe Colbert!« zu gleicher Zeit zu schreien anfangen: »Keinen Strang! nieder mit dem Galgen! in's Feuer! in's Feuer! verbrennen wir die Diebe! verbrennen wir die Aushungerer!«

Gemeinschaftlich ausgestoßen, wurde dieser Schrei mit der größten Begeisterung ausgenommen.

Der Pöbel war gekommen, um eine Hinrichtung anzusehen, und nun bot man ihm Gelegenheit, selbst eine vorzunehmen.

Nichts konnte dem Pöbel angenehmer sein. Er trat auch sogleich der Partei der Angreifer gegen die Bogenschützen bei und schrie mit der Minderzahl, welche durch ihn eine äußerst compacte Mehrzahl wurde:

»Ja, ja, in's Feuer die Diebe! Es lebe Colbert!«

»Mordioux!« rief d'Artagnan, »mir scheint, das wird ernst.«

Einer von den Männern, die sich beim Kamin aufhielten, näherte sich, seinen Brand in der Hand, dem Fenster.

»Ah! ah!« sagte er, »es wird warm.« Dann sich gegen seinen Gefährten umwendend: »Man gibt das Signal!« Und plötzlich legte er seinen Feuerbrand an ein Täfelwerk.

Die Schenke zum Bilde Unserer Lieben Frau war kein ganz neues Haus; es ließ sich auch nicht lange bitten, um Feuer zu sangen.

In einer Sekunde krachen die Bohlen und die Flamme steigt knisternd empor.

Ein Gebrüll von Außen antwortet auf das Geschrei, das die Mordbrenner ausstoßen.

D'Artagnan, der nichts gesehen hat, weil er nach dem Platze schaut, fühlt zugleich den Rauch, der ihm den Atem versetzt, und die Flamme, die ihn brennt.

»Holla!« ruft er, sich umwendend, »das Feuer Ist hier? seid Ihr Narren oder Wütende, Ihr Bursche?«

Die zwei Männer schauen ihn mit erstaunter Miene an und entgegen:

»Wie! ist das nicht verabredet?«

»Verabredet, daß Ihr mein Haus verbrennt!« schreit d'Artagnan, indem er den Feuerbrand aus den Händen des Mordbrenners reißt und ihm in's Gesicht schlägt.

Der Zweite will seinem Kameraden Hilfe leisten, doch Raoul packt ihn, hebt ihn auf und wirft ihn durch das Fenster, während d'Artagnan seinen Gefährten die Stufen hinabschleudert.

Raoul, der zuerst frei ist, reißt das Täfelwerk ab und wirft es, ganz rauchend, ebenfalls aus dem Fenster.

Mit einem Blick gewahrt d'Artagnan, daß für den Brand nichts mehr zu befürchten ist, und läuft an's Fenster.

Die Verwirrung hat den höchsten Grad erreicht. Man schreit zugleich: »In's Feuer! Schlagt sie tot! An den Galgen! Auf den Scheiterhaufen!«

Die Gruppe, welche die Verurteilten den Händen der Bogenschützen entreißt, nähert sich dem Haus, das das Ziel zu sein scheint, nach dem man sie fortschleppt.

Menneville ist an der Spitze der Gruppe und schreit lauter als irgend Jemand:

»In's Feuer! in's Feuer! Es lebe Colbert!«

D'Artagnan fängt an zu begreifen. Man will die Verurteilten verbrennen, und sein Haus ist der Scheiterhaufen, den man ihnen bereitet.

»Halt!« schreit er, den Degen in der Faust und einen Fuß auf dem Fenster. »Menneville, was wollt Ihr?«

»Herr d'Artagnan,« erwidert dieser, »laßt uns durch, laßt uns durch!«

»In's Feuer! in's Feuer mit den Dieben! Es lebe Colbert!« schreit die Menge.

Dieses Geschrei bringt d'Artagnan außer sich.

»Mordioux!« ruft er, »die armen Teufel verbrennen, die nur zum Strang verurteilt sind, das ist schändlich!«

Mittlerweile, wird die gegen die Wände zurückgedrängte Masse der Neugierigen immer dichter und verschließt den Weg.

Menneville und seine Leute, welche die Verurteilten fortschleppen, sind nur noch zehn Schritte von der Türe.

Menneville strengt seine letzten, Kräfte an.

»Gebt Raum! gebt Raum!« ruft er, die Pistole in der Faust.

»Verbrennen wir sie,« wiederholt die Menge. »Das Bild Unserer Lieben Frau ist in Brand gesteckt, . . . Verbrennen wir die

Diebe! . . . Verbrennen wir die Aushungerer im Bilde Unserer Lieben Frau!«

Diesmal unterliegt es keinem Zweifel mehr, man will an das Haus von d'Artagnan.

D'Artagnan erinnert sich des alten Rufes, den er immer mit so großer Wirksamkeit von sich gegeben.

»Herbei! Ihr Musketiere! . . . « brüllt er mit einer Riesenstimme, mit einer von jenen Stimmen, welche den Kanonendonner, das Tosen des Meeres, den Sturm beherrschen; »herbei, Ihr Musketiere!«

Und er hängt sich mit dem Arm an den Balkon und läßt sich in die Menge hinabfallen, die alsbald von dem Hause zurückweicht, von dem es Menschen regnet.

Raoul ist beinahe ebenso rasch auf dem Boden. Beide haben das Schwert in der Hand.

Alles, was sich an Musketieren aus dem Platze findet, hat den Ruf gehört; Alle haben sich bei dem Ruf umgedreht und d'Artagnan erkannt.

»Zum Kapitän! zum Kapitän!«, schreien sie.

Und die Menge öffnet sich vor ihnen, wie vor dem Vorderteil eines Schiffes.

In diesem Augenblick stehen d'Artagnan und Menneville einander gegenüber.

»Gebt Raum! gebt Raum!« ruft Menneville, der sieht, daß er nur noch den Arm auszustrecken hat, um die Türe zu berühren.

»Keinen Schritt weiter!« erwidert d'Artagnan.

»Hier,« spricht Menneville, und drückt seine Pistole kaum ein paar Spannen von der Brust von d'Artagnan los.

Doch ehe sich das Feuerrad gedreht, hat d'Artagnan Menneville die Pistole mit dem Griff seines Degens in die Höhe geschlagen und ihm mit der Klinge den Leib durchbohrt.

»Ich sagte es Dir wohl, Du sollst Dich ruhig verhalten,« sprach d'Artagnan zu Menneville, der sich zu seinen Füßen wälzte.

»Gebt Raum!« rufen die Gefährten von Menneville, Anfangs erschrocken, bald aber beruhigt, da sie wahrnehmen, daß sie es nur mit zwei Männern zu tun haben.

Doch diese zwei Männer sind zwei hundertarmige Riesen; der Degen bewegt sich in ihren Händen wie das flammende Schwert des Erzengels; er durchlöchert mit der Spitze, schlägt mit der Schneide und mit der Fläche. Jeder Schlag wirft seinen Mann nieder.

»Für den König!« ruft d'Artagnan bei jedem Mann, den er trifft, d. h. bei jedem, der niederstürzt.

»Für den König!« wiederholt Raoul.

Dieser Ruf wird das Feldgeschrei der Musketiere, die sich, durch dasselbe geleitet, um d'Artagnan versammeln.

Während dieser Zeit erholen sich die Bogenschützen von dem Schrecken, der sie ergriffen hat, sie stürzen gegen die Angreifer los und schlagen und treten, regelmäßig wie Mühlräder, Alles nieder, was ihnen begegnet.

Die Menge, welche die Schwerter wieder glänzen und die Blutropfen in die Luft spritzen sieht, die Menge entflieht und zermalmt sich selbst.

Endlich erschallt das Geschrei um Gnade, das Geschrei der Verzweiflung, das ist der Abschied der Besiegten.

Die zwei Verurteilten sind wieder in die Hände der Bogenschützen gefallen. D'Artagnan nähert sich ihnen und spricht, da er sie bleich und sterbend sieht:

»Tröstet Euch, Ihr armen Leute, Ihr werdet die Strafe nicht erdulden, mit der Euch diese Elenden bedrohen. Der König hat Euch zum Strang verurteilt. Man wird Euch nur henken. Man hänge sie auf, und damit ist es genug.«

Am Bilde Unserer Lieben Frau ist Alles vorbei. Man hat das Feuer in Ermangelung von Wasser mit zwei Tonnen Wein gelöscht. Die Verschworenen sind durch den Garten entflohen.

Die Bogenschützen schleppen die Verurteilten nach dem Galgen fort

Von diesem Augenblick an währt die Sache nicht mehr lange. Der Nachrichten ist nicht besorgt, nach den Formen der Kunst zu Werke zu gehen; er beeilt sich und expediert die zwei Unglücklichen in einer Minute.

Man drängt sich indessen um d'Artagnan; man beglückwünscht ihn, man schmeichelt ihm. Er trocknet seine von Schweiß

triefende Stirne, sein von Blut triefendes Schwert ab, und zuckt die Achseln, da er Menneville sich in den letzten Konvulsionen des Todeskampfes zu seinen Füßen krümmen sieht. Und während Raoul seine Augen mitleidig abwendet, zeigt er den Musketieren die mit ihren traurigen Früchten beladenen Galgen und spricht:

»Arme Teufel! ich hoffe, sie sind mich segnend gestorben, denn ich habe ihnen große Unannehmlichkeiten erspart.«

Diese Worte erreichen Menneville in dem Augenblick, wo er den letzten Seufzer von sich zu geben im Begriff ist. Ein düsteres, höhnisches Lächeln schwebt über seine Lippen. Er will antworten, doch die Anstrengung, die er macht, zerreißt vollends seinen Lebensfaden, und er verscheidet.

»Oh! dies Alles ist gräßlich,« spricht Raoul! »gehen wir, Herr Chevalier.«

»Du bist nicht verwundet?« fragte d'Artagnan.

»Ich danke, nein.«

»Mordioux! Du bist ein Braver! Das ist der Kopf des Vaters und der Arm von Porthos. Ah! wenn Porthos hier gewesen wäre, Du hättest schöne Dinge von ihm sehen können!«

Dann in der Weise einer Erinnerung murmelt d'Artagnan:

»Aber wo Teufels kann er sein, dieser brave Porthos?«

»Kommt, Chevalier, kommt,« wiederholt Raoul.

»Nur noch eine Minute, mein Freund, da ich meine siebenunddreißig Pistolen einziehen kann, und Ich gehöre Dir. Das Haus wirst einen guten Ertrag ab,« fügt d'Artagnan, in die Schenke zum Bilde Unserer Lieben Frau zurückkehrend, bei; »doch sollte es auch minder einträglich sein, so würde ich es doch vorziehen, wenn es in einem andern Quartiere lge.«



XXI.

Wie der Diamant von Herrn d'Emeris in die Hände von d'Artagnan überging.

Während diese geräuschvolle und blutige Szene auf der Grève vorfiel, steckten mehrere hinter der Verbindungstüre des Gartens verrammelte Männer ihre Degen in die Scheide, halfen einem von ihnen sein gesatteltes Pferd, das im Garten wartete, besteigen, und entflohen wie ein Schwarm erschrockener Vögel in allen Richtungen, die Einen, indem sie die Mauern erkletterten, die Andern, indem sie mit der ganzen Hitze eines panischen Schreckens nach den Türen stürzten.

Derjenige, welcher das Pferd bestieg und es die Sporen mit einer solchen Heftigkeit fühlen ließ, daß dieses Tier beinahe über die Mauer gesetzt hätte, ritt über die Place Baudoyer, jagte wie ein Blitz durch die Menge, warf Alles nieder, was ihm in den Weg kam, und erreichte zehn Minuten nachher die Türe der Oberintendanz atemloser als sein Roß.

Bei dem Schall des Hufschlags auf dem Pflaster erschien der Abbé Fouquet an einem Fenster des Hofes und fragte, ehe der Reiter den Fuß auf die Erde gesetzt hatte:

»Nun, Danicamp?«

»Es ist vorbei!« antwortete der Reiter.

»Vorbeil« rief der Abbé, »sie sind also gerettet?«

»Nein, Herr,« entgegnete der Reiter, »sie sind gehenkt.«

»Gehenkt!« wiederholte der Abbé erbleichend.

Eine Seitentüre öffnete sich plötzlich und Fouquet erschien im Zimmer, bleich, bestürzt, die Lippen halb geöffnet durch einen Schrei des Schmerzes und des Zorns.

Er blieb auf der Schwelle stehen und horchte auf das, was vom Hofe aus nach dem Fenster gesagt wurde.

»Elende!« rief der Abbé, »Ihr habt Euch also nicht geschlagen!«

»Wie die Löwen.«

»Sagt wie Feige.«

»Herr!«

»Hundert Kriegsmänner sind, das Schwert in der Hand, bei einem Überfall so viel wert, als zehntausend Bogenschützen. Wo ist Menneville, dieser Prahler, dieser Großsprecher, der sterben oder als Sieger zurückkehren sollte?«

»Herr, er hat sein Wort gehalten. Er ist tot.«

»Todt! wer hat ihn getötet?«

»Ein als Mensch verkleideter Teufel, ein mit zehn flammenden Schwertern bewaffneter Riese, ein Wütender, der mit einem einzigen Schlag das Feuer, den Aufruhr gelöscht und hundert Musketiere aus dem Pflaster der Grève hervorspringen gemacht hat.«

Fouquet erhob seine ganz von Schweiß triefende Stirne und murmelte:

»Oh! Lyodot, d'Emeris! tot! tot! tot! und ich entehrt!«

Der Abbé wandte sich um und sprach, als er seinen niedergeschmetterten, leichenbleichen Bruder erblickte:

»Ruhig! ruhig! das ist ein Schlag des Schicksals, Herr, und Ihr müßt nicht so klagen. Da man es nicht zu Stande bringen konnte, so wollte Gott . . . «

»Schweigt, Abbé! schweigt!« rief Fouquet, »Eure Entschuldigungen sind Blasphemien. Laßt diesen Mann heraufkommen und die einzelnen Umstände des furchtbaren Ereignisses erzählen.«

»Aber, mein Bruder . . . «

»Gehorcht, mein Herr.«

Der Abbé machte ein Zeichen, und eine halbe Minute nachher hörte man die Tritte des Mannes auf der Treppe.

Zu gleicher Zeit erschien hinter Fouquet Gourville, dem Schutzengel des Intendanten ähnlich, und legte einen Finger auf seine Lippen, um ihn zu ermahnen, er möge sich auch unter den Aufwallungen seines Schmerzes in Acht nehmen.

Der Minister nahm wieder die ganze Heiterkeit au, welche die menschlichen Kräfte zur Verfügung eines durch den Schmerz halb gebrochenen Herzens lassen können.

Danicamp erschien.

»Macht Eure Meldung,« sagte Gourville.

»Herr,« antwortete der Bote, »wir hatten Befehl erhalten, die Gefangenen zu entführen und während der Entführung: Es lebe Colbert! zu rufen.«

»Um sie lebendig zu verbrennen, nicht wahr. Abbé?« unterbrach Gourville.

»Ja! ja! man hatte Menneville den Befehl gegeben. Menneville wusste, was zu tun war, und Menneville ist tot.«

Diese Nachricht schien Gourville zu beruhigen, statt ihn zu betrüben.

»Um sie lebendig zu verbrennen,« wiederholte der Bote, als bezweifelte er die Echtheit dieses Befehls, obgleich es der einzige war, den man ihm gegeben.

»Gewiß, um sie lebendig zu verbrennen,« sagte der Abbé mit barschem Ton.

»Einverstanden, mein Heer, einverstanden,« sprach der Mann, indem er mit den Augen auf dem Gesichte von Gourville und vom Abbé suchte, was es Trauriges oder Vorteilhaftes für ihn haben dürfte, wenn er der Wahrheit gemäß erzählen würde.

»Sprecht nun,« sagte Gourville.

»Die Gefangenen,« fuhr Danicamp fort, »sollten also nach der Grève gebracht werden, und das wütende Volk wollte, daß man sie verbrenne, statt sie zu henken.«

»Das Volk hatte Recht,« sagte der Abbé; »fahrt fort.«

»Aber,« erzählte der Mann, »in dem Augenblick, wo die Bogenschützen zurückgedrängt worden waren, wo das Feuer in einem Hause des Platzes fing, das als Scheiterhaufen für die Schuldigen zu dienen bestimmt war, warf ein Wütender, jener Dämon, jener Riese, von dem ich sprach, und der der Eigentümer des fraglichen Hauses, wie ich höre, war, unterstützt von einem jungen Mann, der ihn begleitete, die Leute, welche das Feuer belebten, aus dem Fenster, rief die Musketiere zu Hilfe, die sich unter der Menge befanden, sprang selbst aus dem ersten Stock auf den Platz, und spielte so verzweiflungsvoll mit dem Degen, daß der Sieg den Bogenschützen wieder verliehen, die Gefangenen uns wieder entrissen wurden, und daß Menneville den Tod fand. Sobald die Anderen die Verurteilten wieder

genommen hatten, waren sie in drei Minuten hingerichtet.«

Fouquet ließ trotz seiner Selbstbeherrschung unwillkürlich einen dumpfen Seufzer entschlüpfen.

»Und dieser Mensch, der Eigentümer des Hauses, wie heißt er?« fragte der Abbé.

»Ich vermag es Euch nicht zu sagen, da ich ihn nicht gesehen; mein Posten war mir im Garten angewiesen, und ich blieb an meinem Posten; man hat mir die Geschichte nur erzählt. Es wurde mir befohlen, sobald die Sache vorüber wäre, Euch in aller Eile zu melden, wie sie geendigt. Nach dem Befehl jagte ich im Galopp fort, und hier bin ich.«

»Sehr gut, mein Herr, wir haben nichts Anderes von Euch zu verlangen,« sagte der Abbé immer mehr niedergebeugt, je mehr der Augenblick herannahte, wo er mit seinem Bruder allein sein sollte.

»Man hat Euch bezahlt?« fragte Gourville.

»Ich habe eine Abschlagszahlung erhalten,« antwortete Danicamp.

»Hier sind zwanzig Pistolen, geht, mein Herr, und vergeßt nicht, wie diesmal so immer die wahren Interessen des Königs zu verteidigen.«

»Ja, Herr,« sprach der Bote.

Und er steckte, das Geld in die Tasche, verbeugte sich und ging ab.

Kaum war er außen, als Fouquet, der unbeweglich geblieben, mit raschem Schritt vortrat und dem Abbé und Gourville gegenüberstand.

Beide öffneten zu gleicher Zeit den Mund, um zu sprechen.

»Keine Entschuldigungen!« sagte Fouquet, »keine Vorwürfe gegen irgend Jemand . . . wäre ich nicht ein falscher Freund gewesen, so hätte ich Niemand die Sorge, Lyodot und d'Emeris zu retten, anvertraut. Ich allein bin der Schuldige, mir allein gebühren die Vorwürfe und die Gewissensbisse. Laßt mich, Abbé.«

»Aber, mein Herr,« entgegnete dieser, »Ihr werdet mich nicht abhalten, daß ich den Elenden suchen lasse, der sich für den Dienst von Herrn Colbert in diese so gut vorbereitete Partie

gemischt hat; denn wenn es eine gute Politik ist, seine Freunde sehr zu lieben, so ist offenbar diejenige keine schlechte, welche darin besteht, daß man seine Feinde mit aller Erbitterung verfolgt.«

»Laßt die Politikchen, Abbé, geht, ich bitte Euch, und daß ich bis auf neuen Befehl nicht mehr von Euch sprechen höre; mir scheint, wir bedürfen ungemein des Stillschweigens und der Umsicht. Ihr habt ein furchtbares Beispiel vor Euch. Keine Repressalien, mein Herr, ich verbiete es Euch.«

»Es gibt keine Befehle, die mich verhindern, die Schmach, die man meiner Familie angetan, an dem Schuldigen zu rächen.«

»Und ich,« rief Fouquet mit jener gebieterischen Stimme, bei der man fühlt, daß sich nichts erwidern läßt, »und ich erkläre Euch, daß ich Euch, wenn Ihr einen einzigen Gedanken habt, der nicht der entschiedene Ausdruck meines Willens ist, zwei Stunden, nachdem dieser Gedanke sich kundgegeben, in die Bastille werfen lasse. Richtet Euch darnach, Abbé.«

Der Abbé verbeugte sich errötend.

Fouquet hieß Gourville durch ein Zeichen ihm folgen, und schon wandte er sich nach seinem Kabinett, als der Huissier mit lauter Stimme meldete:

»Der Herr Chevalier d'Artagnan.«

»Wer ist das?« fragte Fouquet mit gleichgültigem Tone Gourville.

»Ein ehemaliger Lieutenant der Musketiere Seiner Majestät,« antwortete Gourville mit demselben Ton.

Fouquet nahm sich nicht einmal die Mühe, nachzudenken, und ging weiter.

»Verzeiht, Monseigneur!« sagte nun Gourville, »es fällt mir ein, dieser brave Bursche hat den Dienst des Königs verlassen, und kommt ohne Zweifel, um das Quartal von irgend einer Pension zu erheben.«

»Zum Teufel! erwiderte Fouquet, »warum wählt er seine Zeit so schlecht!«

»Erlaubt, Monseigneur, daß ich ihm ein Wort der Weigerung sage, denn er ist einer meiner Bekannten, und es ist ein Mann, den man unter den Umständen, in welchen wir uns befinden,

lieber zum Freund als zum Feind hat.«

»Antwortet ihm Alles, was Ihr wollt,« sagte Fouquet.

»Ei! mein Gott!« rief der Abbé voll Groll, wie ein Mann der Kirche, »antwortet ihm, es gebe kein Geld, besonders keines für die Musketiere.«

Doch der Abbé hatte nicht sobald dieses unvorsichtige Wort von sich gegeben, als die halbgeöffnete Türe gänzlich geöffnet wurde und d'Artagnan erschien.

»Ei! Herr Fouquet,« sagte er, »ich wusste wohl, es gebe kein Geld für die Musketiere. Ich kam auch nicht, um mir geben, sondern vielmehr um mir verweigern zu lassen. Das ist geschehen, ich danke. Ich sage Euch guten Morgen und hole mir bei Herrn Colbert.«

Und nachdem er sich leicht verbeugt, ging er wieder hinaus.

»Gourville!« rief Fouquet, »lauft diesem Mann nach und bringt ihn mir zurück.«

Gourville gehorchte, und holte d'Artagnan auf der Treppe ein.

Als d'Artagnan Tritte hinter sich hörte, wandte er sich um und erblickte Gourville.

»Mordioux, mein lieber Herr,« sagte er, »Ihr Leute von den Finanzen habt sonderbare Manieren. Ich komme zu Herrn Fouquet, um eine von Seiner Majestät angewiesene Summe zu erheben, und man empfängt mich wie einen Bettler, der ein Almosen fordern, oder wie einen Spitzbuben, der Silberzeug stehlen will.«

»Aber Ihr habt den Namen von Herrn Colbert ausgesprochen, lieber Herr d'Artagnan; Ihr habt gesagt, Ihr würdet zu Herrn Colbert gehen?«

»Gewiß gehe ich zu ihm, und wäre es nur, um Genugtuung wegen der Leute zu verlangen, welche unter dem Ruf: Es lebe Colbert! die Häuser niederbrennen wollen.«

Gourville spitzte die Ohren.

»Oho!« sagte er, »Ihr spielt auf das an, was auf der Grève vorgefallen ist.«

»Allerdings.«

»Was liegt Euch an dem, was geschehen?«

»Wie! Ihr fragt mich, was mir daran liege, oder nicht daran liege, daß Herr Colbert aus meinem Haus einen Scheiterhaufen machen läßt?«

»Euer Haus also . . . es war Euer Haus, das man niederbrennen wollte?«

»Bei Gott!«

»Die Schenke zum Bilde Unserer Lieben Frau gehört Euch?«

»Seit acht Tagen.«

»Ihr seid also der brave Kapitän, der mutige Degen, der diejenigen, welche das Haus verbrennen wollten, zerstreut hat.«

»Mein lieber Herr Gourville, setzt Euch an meine Stelle; ich bin Agent der öffentlichen Gewalt und Hauseigentümer. Als Kapitän habe ich die Pflicht, die Befehle des Königs zu vollziehen. Als Eigentümer habe ich das Interesse, daß ich mein Haus nicht niederbrennen lasse. Ich befolgte also zugleich die Gesetze meiner Interessen und der Pflicht, indem ich die Herren Lyodot und d'Emeris wieder in die Hände der Bogenschützen brachte.«

»Ihr habt also einen Mann aus dem Fenster geworfen?«

»Ich selbst,« antwortete d'Artagnan bescheiden.

»Ihr habt Menneville getötet?«

»Ich habe dieses Unglück gehabt,« erwiderte d'Artagnan, indem er sich verbeugte, wie ein Mensch, den man beglückwünscht.

»Ihr habt es bewirkt, daß die zwei Verurteilten gehenkt worden sind?«

»Statt verbrannt zu werden, ja, mein Herr, und ich rühme mich dessen. Ich habe diese armen Teufel gräßlichen Qualen entrissen. Begreift Ihr, mein lieber Herr Gourville, daß man sie lebendig verbrennen wollte? Das übersteigt jede Einbildungskraft.«

»Geht, mein lieber Herr d'Artagnan, geht,« sagte Gourville, der Fouquet den Anblick eines Mannes ersparen wollte, welcher ihm einen so tiefen Schmerz verursacht hatte.

»Nein,« sprach Fouquet, der von der Türe des Vorzimmers Alles gehört hatte, »nein, Herr d'Artagnan, kommt im Gegenteil.«

D'Artagnan wischte vom Knopf seines Degens eine letzte Blutspur ab, die ihm bei der Untersuchung entgangen war, und

kehrte zurück.

Nun stand er den drei Männern gegenüber, deren drei Gesichter drei sehr verschiedenartige Ausdrücke zeigten; bei dem Abbé war es der des Zorns, bei Gourville der des Erstaunens, bei Fouquet der der Niedergeschlagenheit.

»Verzeiht, Herr Minister,« sagte d'Artagnan, »aber meine Zeit ist gemessen, ich muß zur Intendanz gehen, um mich mit Herrn Colbert zu erklären und mein Quartal zu beziehen.«

»Aber, mein Herr, es ist hier Geld,« erwiderte Fouquet.

D'Artagnan schaute den Oberintendanten erstaunt an.

»Man hat Euch leichthin geantwortet, mein Herr, ich weiß es und habe es gehört; ein Mann von Eurem Verdienst müßte Jedermann bekannt sein.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Ihr habt eine Anweisung?« fragte Fouquet.

»Ja, mein Herr.«

»Gebt, ich will sie Euch selbst ausbezahlen; kommt.«

Er machte Gourville und dem Abbé ein Zeichen, und diese blieben in dem Zimmer, wo sie waren, indes er d'Artagnan in sein Kabinett führte.

Sobald er hier war, sagte er:

»Wie viel habt Ihr gut?«

»Ungefähr fünftausend Livres.«

»Als rückständigen Sold?«

»Als Quartal.«

»Ein Quartal von fünftausend Livres!« rief Fouquet, indem er einen tiefen Blick auf den Musketier heftete; »der König gibt Euch also jährlich zwanzigtausend Livres?«

»Ja, Monseigneur, zwanzig tausend Livres; findet Ihr das zu viel?«

»Ich!« versetzte Fouquet bitter lächelnd. »Wenn ich mich auf die Menschen verstehen würde, wenn ich statt eines leichtsinnigen, inkonsequenten, eitlen Geistes ein kluger, überlegter Geist wäre, mit einem Wort, wenn ich mein Leben wie gewisse Leute geordnet hätte, würdet Ihr nicht zwanzigtausend Livres jährlich, sondern hunderttausend erhalten, und Ihr gehörtet

nicht dem König, sondern mir.«

D'Artagnan errötete leicht.

Es liegt in der Art und Weise, wie man das Lob spendet, in der Stimme der Lobenden, in dein wohlwollenden Ausdruck ein so süßes Gift, daß der Stärkste oft davon berauscht wird.

Der Oberintendant schloß diese Rede, indem er ein Schubfach öffnete und daraus vier Rollen nahm, die er vor d'Artagnan legte.

D'Artagnan wog eine und sagte:

»Gold!«

»Das wird Euch am mindesten beschweren.«

»Aber dann macht das zwanzigtausend Livres?«

»Allerdings.«

»Man ist mir jedoch nur fünftausend schuldig.«

»Ich will Euch die Mühe, viermal zur Oberintendanz zu gehen, ersparen.«

»Ihr seid allzu gütig.«

»Ich tue, was ich tun soll, Herr Chevalier, und ich hoffe, Ihr werdet keinen Groll gegen mich wegen des Empfangs bewahren, der Euch von meinem Bruder zu Teil geworden. Er ist ein Mensch von herbem, launenhaftem Wesen.«

»Monseigneur,« erwiderte d'Artagnan, »glaubt mir, daß mich nichts mehr ärgern könnte, als eine Entschuldigung von Euch.«

»Ich werde mich auch nicht mehr entschuldigen und Euch nur noch um eine Gefälligkeit bitten.«

»Oh! Herr!«

Fouquet zog von seinem Finger einen Diamant ungefähr im Wert von tausend Pistolen und sprach:

»Mein Herr,, dieser Stein hier wurde mir von einem Jugendfreund geschenkt, von einem Mann, dem Ihr einen großen Dienst geleistet habt.«

Die Stimme von Fouquet bebte merklich.

»Ich! einen Dienst!« versetzte der Musketier; »ich habe einem Eurer Freunde einen Dienst geleistet!«

»Ihr könnt ihn nicht vergessen haben, mein Herr, denn es ist erst heute geschehen.«

»Und dieser Freund heißt?«

»D'Emeris.«

»Einer von den Verurteilten?«

»Ja, eines von den Opfern. Nun, Herr d'Artagnan, ich bitte Euch, für den Dienst, den Ihr ihm geleistet, diesen Diamant annehmen zu wollen. Tut es mir zu Liebe.«

»Monseigneur . . . «

»Nehmt es an, sage ich Euch. Ich habe heute einen Trauertrag, später werdet Ihr das vielleicht erfahren; heute habe ich einen Freund verloren, nun! ich versuche es, einen andern zu finden.«

»Aber, Herr Fouquet . . . «

»Lebt wohl, Herr d'Artagnan,« rief Fouquet, das Herz angeschwollen, »oder vielmehr auf Wiedersehen!«

Und der Minister entfernte sich rasch aus seinem Kabinett und ließ in den Händen des Musketiers den Ring und die zwanzig tausend, Livres.

»Hol ho!« sagte d'Artagnan nach einem Augenblick düsteren Nachdenkens . . . »Wie soll ich das begreifen? Mordieux! wenn ich es begreife, ist das ein sehr galanter Mann . . . Ich will es mir von Herrn Colbert erklären lassen!«

Und er ging hinaus.

XXII.

Von dem bemerkenswerten Unterschied, den d'Artagnan zwischen dem Herrn Intendanten und Monseigneur dem Oberintendanten fand.

Herr Colbert wohnte in der Rue Neuve des Petits-Champs, in einem Hause, das Beautru gehört hatte.

Die Beine von d'Artagnan legten den Weg in einer kleinen Viertelstunde zurück.

Als er zu dem neuen Günstling kam, war der Hof voll von Bogenschützen und Polizeileuten, welche hier erschienen, entweder um Glück zu wünschen, oder um sich zu entschuldigen, je nachdem er das Lob oder den Tadel wählen würde. Das Gefühl der Schmeichelei ist instinctartig bei den Leuten von verächtlicher Lebensstellung; sie haben diesen Sinn, wie das wilde Tier den des Geruchs oder des Gehörs hat. Diese Leute, oder vielmehr ihr Anführer hatte begriffen, man würde Herrn Colbert ein Vergnügen machen, wenn man ihm meldete, auf welche Art sein Name während des Gemenges ausgesprochen worden.

D'Artagnan traf gerade in dem Augenblick ein, wo der Anführer der Schaarwache seinen Bericht erstattete. D'Artagnan blieb bei der Türe hinter den Bogenschützen stehen.

Dieser Offizier nahm Colbert bei Seite, trotz seines Widerstandes und obgleich er seine dicken Augenbrauen zusammenzog..

»Mein Herr,« sagte er, »falls Ihr wirklich gewünscht hättet, daß das Volk Gerechtigkeit an den zwei Verrätern übe, wäre es weise gewesen, uns davon in Kenntniss zu setzen, denn trotz unseres Schmerzes, Euch zu mißfallen oder Euren Ansichten entgegenzuhandeln, hatten wir am Ende unsern Befehl zu vollziehen.«

»Dreifacher Dummkopf!« erwiderte Colbert wütend, indem er seine buschigen, rabenschwarzen Haare schüttelte, »was erzählt Ihr mir da! Wie! ich sollte, die Idee einer Meuterei gehabt haben! Seid Ihr ein Narr, oder betrunken!«

»Aber, mein Herr, man rief: ›Es lebe Colbert!« entgegnete der Anführer der Schaarwache.

»Eine Hand voll Verschwörer . . . «

»Nein, nein, eine Volksmasse.«

»Oh! wahrhaftig,« sagte Colbert mit freudigem Gesicht; »eine Volksmasse rief: ›Es lebe Colbert!« Seid Ihr dessen, was Ihr mir erzählt, sicher, mein Herr?«

»Man hatte nur die Ohren zu öffnen, oder vielmehr zu schließen, so furchtbar war das Geschrei.«

»Und Ihr sagt, es sei Volk, wahres Volk gewesen?«

»Gewiß, Herr; nur hat uns dieses wahre Volk geschlagen.«

»Oh! sehr gut,« fuhr Colbert, ganz sich seinen Gedanken überlassend, fort. »Ihr denkt also, das Volk allein habe die Verurteilten verbrennen wollen?«

»Oh! ja, Herr.«

»Das ist etwas Anderes . . . Ihr habt also kräftig Widerstand geleistet?«

»Drei von unseren Leuten sind erstickt worden.«

»Ihr habt wenigstens Niemand getötet?«

»Es sind einige Meuterer auf dem Platze geblieben, darunter einer, der kein gewöhnlicher Mensch war.«

»Wer?«

»Ein gewisser Menneville, auf den die Polizei längst ein wachsames Auge hatte.«

»Menneville!« rief Colbert, »derjenige, welcher in der Rue de la Huchette einen braven Mann, der ein fettes Huhn verlangte, getötet hat?«

»Ja, Herr, derselbe.«

»Und dieser Menneville rief auch: Es lebe Colbert! er auch?«

»Stärker als alle Andere . . . wie ein Wütender.«

Die Stirne von Colbert wurde wolkig und überzog sich mit Runzeln. Die Glorie des Ehrgeizes, welche sein Gesicht beleuchtete, erlosch wie das Feuer der Johanniswürmchen, die man unter dem Gras zertritt.

»Was sagtet Ihr denn,« sprach der enttäuschte Intendant, »die Initiative sei vom Volk gekommen? Menneville war mein Feind, ich

hätte ihn henken lassen, er wusste es wohl; Menneville war im Solde des Abbé Fouquet . . . die ganze Sache kommt von Fouquet: weiß man nicht, daß die Verurteilten seine Jugendfreunde waren?«

»Das ist wahr,« dachte d'Artagnan, »und ich habe nun Aufklärung über meine Zweifel. Ich wiederhole, Herr Fouquet kann sein, was man will, doch er ist ein galanter Mann.«

»Und,« fuhr Colbert fort, »Ihr glaubt sicher zu sein, daß Menneville tot ist?«

D'Artagnan dachte, es sei dies für ihn der Augenblick, aufzutreten.

»Vollkommen, mein Herr,« erwiderte er vorschreitend.

»Ah! Ihr seid es?« sagte Colbert.

»In Person,« antwortete der Musketier mit seinem ungezwungenen Ton; »es scheint, Ihr hattet in Menneville ein hübsches Feindchen.«

»Nicht ich, mein Herr, hatte einen Feind, sondern der König.«

»Doppeltes Tier!« dachte d'Artagnan, »Du spielst den Hochmütigen und den Heuchler gegen mich. »Nun!« sagte er, »ich bin sehr glücklich, dem König einen so guten Dienst geleistet zu haben; wollt Ihr die Güte haben, es Seiner Majestät zu melden, Herr Intendant?«

»Welchen Auftrag gebt Ihr mir, und was wollt Ihr, daß ich melden soll, mein Herr? Ich bitte, sprecht deutlich,« sagte Colbert mit einer scharfen, zum Voraus ganz mit Feindseligkeit geladenen Stimme.

»Ich gebe Euch keinen Auftrag,« entgegnete d'Artagnan mit der Ruhe, welche die Spötter nie verlässt. »Ich dachte nur, es wäre Euch leicht, Seiner Majestät zu melden, ich, der ich mich zufällig dort befunden, habe Herrn Menneville sein Recht angedeihen lassen und die Dinge wieder in Ordnung gebracht.«

Colbert riß die Augen weit auf und befragte mit dem Blick den Anführer der Schaarwache.

»Ah! das ist wahr,« rief dieser, »der Herr war unser Retter.«

»Warum sagtet Ihr mir nicht, mein Herr, Ihr kommt, um mir das zu erzählen.« erwiderte Colbert mißgünstig: »Alles erklärte sich, und zwar besser für Euch, als für jeden Anderen.«

»Ihr irrt Euch, Herr Intendant, ich kam durchaus nicht, um Euch das zu erzählen.«

»Aber das ist eine Heldentat, mein Herr.«

»Oh!« entgegnete der Musketier mit gleichgültigem Ton, »die große Gewohnheit stumpft den Geist ab.«

»Sagt, welchem Umstand habe ich die Ehre Eures Besuches zu verdanken?«

»Ganz einfach dem, daß mir der König zu Euch zu gehen befohlen hat.«

»Ah!« sprach Colbert, der wieder seine entschiedene Haltung annahm, weil er sah, daß d'Artagnan ein Papier aus seiner Tasche zog, »ah! um Geld von mir zu verlangen.«

»Ganz richtig, mein Herr.«

»Ich bitte, wollt einen Augenblick hier warten, ich expediere die Meldung der Schaarwache.«

D'Artagnan drehte sich ziemlich übermüthig auf seinen Absätzen um. und machte, als er sich nach dieser ersten Drehung wieder Colbert gegenüber befand, eine Verbeugung, wie sie Arlequin hätte machen können; dann nahm er eine zweite Evolution vor und wandte sich mit ruhigem Schritt nach der Türe.

Colbert staunte über diesen kräftigen Widerstand, an den er nicht gewöhnt war. In der Regel hatten die Kriegsleute, wenn sie zu ihm kamen, ein solches Geldbedürfnis, daß, und hätten ihre Füße im Marmor Wurzel fassen müssen, ihre Geduld sich nicht erschöpfte.

Ging d'Artagnan geraden Wegs zum König? Würde er sich über einen schlechten Empfang beklagen, oder seine Tat erzählen? Das war ein ernster Stoff zu ernstem Nachdenken.

In jedem Fall war der Augenblick, d'Artagnan wegzuschicken, schlecht gewählt, kam er nun im Auftrag des Königs, kam er in seinem eigenen Auftrag. Der Musketier hatte einen zu großen Dienst, und zwar vor zu kurzer Zeit geleistet, als daß er schon vergessen sein sollte.

Colbert dachte auch, es wäre besser, allen Hochmut abzuschütteln und d'Artagnan zurückzurufen.

»He! Herr d'Artagnan,« rief Colbert, »wie, Ihr verlaßt mich so?«

D'Artagnan wandte sich um und erwiderte:

»Warum nicht? Wir haben, denke ich, nichts mehr mit einander zu tun?«

»Ihr müßt doch wenigstens Geld erheben, da Ihr eine Anweisung habt.«

»Nicht im Geringsten, mein lieber Herr Colbert.«

»Aber Ihr habt doch eine Anweisung? Und wie Ihr einen Degenstich für den König gebt, wenn man Euch auffordert, so bezahle ich, wenn man mir eine Anweisung präsentiert. Gebt sie.«

»Unnötig, mein lieber Herr Colbert,« entgegnete d'Artagnan, der sich innerlich über die Verwirrung freute, die er in die Gedanken von Colbert brachte; »die Anweisung ist bezahlt.«

»Bezahlt! durch wen?«

»Durch den Oberintendanten.«

Colbert erbleichte.

»Erklärt Euch,« sagte er mit gepreßter Stimme; »wenn Ihr bezahlt seid, warum zeigt Ihr mir das Papier?«



»Folge des Befehls, von dem Ihr so eben so treuherzig sprach, Herr Colbert; der König befahl mir ein Quartal von der Pension zu erheben, die er mir gnädigst aussetzen will . . . «

»Bei mir?«

»Nicht gerade. Der König sagte mir: »Geht zu Herrn Fouquet; der Oberintendant wird vielleicht kein Geld haben, dann geht zu Herrn Colbert.«

Das Gesicht von Colbert heiterte sich einen Augenblick auf; doch es war mit seiner unglückseligen Physiognomie, wie mit dem stürmischen Himmel, der bald strahlend, bald düster wie die Nacht erscheint, je nachdem der Blitz glänzt, oder die Wolke vorüberzieht.

»Und . . . es fand sich Geld beim Oberintendanten?« fragte er.

»Nicht wenig Geld.« erwiderte d'Artagnan, »so muß ich wenigstens glauben, da Herr Fouquet, statt mir ein Quartal von

fünftausend Livres zu bezahlen . . . «

»Ein Quartal von fünftausend Livres,« rief Colbert ebenso verwundert, als es Fouquet gewesen, über den Umfang einer Summe, mit der der Dienst eines Soldaten bezahlt werden sollte; »das würde also eine Pension von zwanzigtausend Livres machen?«

»Ganz richtig. Herr Colbert; Teufel! Ihr rechnet wie der selige Pythagoras; ja, zwanzigtausend Livres.«

»Zehnmal der Gehalt eines Intendanten der Finanzen; ich mache Euch mein Kompliment,« sagte Colbert mit einem giftigen Lächeln.

»Oh!« rief d'Artagnan, »der König hat sich entschuldigt, daß er mir so wenig gebe, und mir versprochen es später gut zu machen, wenn er reich wäre; doch vollenden wir, da ich Eile habe.«

»Ja, und gegen die Erwartung des Königs hat Euch der Oberintendant bezahlt?«

»Wie Ihr Euch gegen die Erwartung des Königs geweigert habt, mich zu bezahlen.«

»Ich habe mich nicht geweigert, mein Herr, ich habe Euch gebeten, zu warten; und Ihr sagt, Herr Fouquet habe Euch Eure fünftausend Livres bezahlt?«

»Ja, das hättet Ihr nicht getan; und er tat noch etwas Besseres, der liebe Herr Fouquet.«

»Was denn?«

»Er bezahlte mir die Gesamtsumme und sagte, für den König seien die Kassen immer voll.«

»Die Gesamtsumme! Herr Fouquet bezahlte Euch zwanzigtausend Livres, statt fünftausend?«

»Ja, mein Herr.«

»Und warum dies?«

»Um mir drei Besuche bei der Kasse der Oberintendanz zu ersparen; ich habe zwanzigtausend Livres hier in meiner Tasche, in sehr schönem, ganz neuem Gold. Ihr seht also, daß ich gehen kann, da ich Eurer durchaus nicht bedarf und nur der Form wegen hierhergekommen bin,« sprach d'Artagnan.

Und er klopfte lachend an seine Taschen und zeigte hierdurch Colbert zweiunddreißig herrliche Zähne, so weiß wie Zähne von

fünfundzwanzig Jahren, welche in ihrer Sprache zu sagen schienen: »Setzt, uns Zweiunddreißig kleine Colbert vor, und wir werden sie sehr gern verspeisen.«

Die Schlange ist ebenso tapfer als der Löwe, der Sperber ebenso mutig als der Adler, das läßt sich nicht bezweifeln. Selbst diejenigen Tiere, welche man feige genannt hat, sind, wenn es sich um ihre Verteidigung handelt, tapfer. Colbert hatte keine Furcht vor den zweiunddreißig Zähnen von d'Artagnan; er stemmte sich an und sagte plötzlich:

»Mein Herr, der Herr Oberintendant war nicht berechtigt, zu tun, was er getan hat.«

»Was sagt Ihr?« versetzte d'Artagnan.

»Ich sage, daß Eure Anweisung . . . Wollt mir Eure Anweisung zeigen, wenn es Euch beliebt?«

»Sehr gern; hier ist sie.«

Colbert nahm das Papier mit einem Eifer, den d'Artagnan nicht ohne Unruhe, und besonders nicht ohne ein gewisses Bedauern, die Anweisung abgegeben zu haben, bemerkte.

»Nun! mein Herr, «sagte Colbert, »die königliche Ordonnanz lautet, wie folgt:

›Nach Sicht bezahle man an Herrn d'Artagnan die Summe von fünftausend Livres, welche ein Quartal der Pension bildet, die ich ihm ausgesetzt habe.«

»Das steht in der Tat geschrieben,« sprach d'Artagnan, Ruhe heuchelnd.

»Nun! der König war Euch nur fünftausend Livres schuldig, warum hat man Euch mehr gegeben?«

»Weil man mehr hatte und man mir mehr geben wollte; das geht Niemand etwas an.«

»Es ist natürlich,« sagte Colbert mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, »Ihr kennt die Gebräuche des Rechnungswesens nicht; doch, mein Herr, wenn Ihr tausend Livres zu bezahlen habt, was tut Ihr?«

»Ich habe nie tausend Livres zu bezahlen,« antwortete d'Artagnan.

»Wenn Ihr aber,« rief Colbert zornig, »wenn Ihr aber eine Bezahlung zu leisten hättet, so würdet Ihr nur bezahlen, was Ihr

schuldig seid.«

»Das beweist nur Eines: daß Ihr nämlich Eure besonderen Gewohnheiten im Rechnungsgeschäft habt, während Herr Fouquet die seinigen hat.«'

»Die meinigen, mein Herr, sind gut.«

»Ich leugne es nicht.«

»Und Ihr habt erhalten, was man Euch nicht schuldig war?«

Das Auge von d'Artagnan schleuderte einen Blitz.

»Was man mir schuldig war, wollt Ihr sagen, Herr Colbert; denn wenn ich erhalten hätte, was man mir gar nicht schuldig war, so hätte ich einen Diebstahl begangen.«



Aramis, évêque de Vannes.

Colbert antwortete auf diese Spitzfindigkeit nicht.

»Ihr seid also der Kasse fünfzehntausend Livres schuldig,« sagte er, von seiner eifersüchtigen Hitze fortgerissen.

»Ihr gebt mir wohl Kredit,« erwiderte d'Artagnan mit seiner ungebührlichen Ironie.

»Keineswegs, mein Herr.«

»Gut! wie so? . . . Werdet Ihr mir meine drei Rollen wieder abnehmen?«

»Ihr werdet sie meiner Kasse wiederersetzen.«

»Ich? Ah! Herr Colbert, zählt nicht hierauf.«

»Der König braucht sein Geld, mein Herr.«

»Und ich brauche das Geld des Königs.«

»Es mag sein; doch Ihr werdet die betreffende Summe wiedererstaten.«

»Durchaus nicht. Ich habe immer sagen hören, beim Rechnungswesen, wie Ihr es nennt, gebe ein guter Kassier nie zurück und nehme nie zurück.«

»Dann werden wir sehen, mein Herr, was der König sagt, dem ich diese Quittung zeigen werde, welche beweist, daß Herr Fouquet nicht nur bezahlt, was er nicht schuldig ist, sondern daß er nicht einmal die Quittung für das behält, was er bezahlt.«

»Ah!« rief d'Artagnan. »ich begreife nun, warum Ihr mir dieses Papier abgenommen habt, Herr Colbert.«

Colbert begriff nicht ganz, was Alles an Drohung in seinem auf eine gewisse Weise ausgesprochenen Namen lag.

»Ihr werdet den Nutzen später sehen erwiderte er, indem er das Papier in seinen Fingern in die Höhe hob.

»Oh!« rief d'Artagnan, der das Papier mit einer raschen Gebärde wieder an sich riß, »ich verstehe das vollkommen und brauche zu diesem Ende nicht zu warten.«

Und er steckte das Papier, das er erhascht hatte, wieder in die Tasche.

»Mein Herr! mein Herr!« rief Colbert . . . »diese Gewalttat . . . «

»Geht doch! darf man auf die Manieren eines Soldaten merken!« erwiderte der Musketier; »empfangt meinen Handkuß, lieber Herr Colbert!«

Und er lachte dem zukünftigen Minister ins Gesicht und ging weg.

»Dieser Mann wird mich anbeten,« murmelte er; »Schade, daß ich seine Gesellschaft verlassen muß,«

XXIII.

Philosophie des Herzens und des Geistes.

Für einen Mann, der gefährlichere gesehen hatte, war die Stellung von d'Artagnan Colbert gegenüber nur eine komische. D'Artagnan versagte sich also die Freude nicht, auf Kosten des Herrn Intendanten von der Rue Neuve des Petits-Champs bis zur Rue des Lombards zu lachen.

Das ist ein langer Weg, D'Artagnan lachte also lang.

Er lachte noch, als er Planchet erblickte, der auch vor der Türe seines Hauses lachte.

Denn seit der Rückkehr seines Patrons, seit dem Empfang der englischen Guineen, brachte Planchet den größten Teil seines Lebens damit zu, daß er tat, was d'Artagnan nur von der Rue Neuve des Petits-Champs bis nach der Rue des Lombards getan hatte.

»Ihr kommt also, mein lieber Herr?« sagte Planchet zu d'Artagnan.

»Nein, mein Freund erwiderte der Musketier, »ich reise so schnell als möglich ab: nämlich ich speise zu Nacht, lege mich zu Bette, schlafe fünf Stunden und schwing mich bei Tagesanbruch in Sattel. Hat man meinem Pferd anderthalb Rationen gegeben?«

»Ei! mein lieber Herr, Ihr wisst wohl, daß Euer Pferd der Juwel des Hauses ist, daß meine Ladenbursche es den ganzen Tag küssen und ihm meinen Zucker, meine Haselnüsse und meine Zwiebacke zu fressen geben. Ihr fragt mich, ob es seine Ration Hafer bekommen habe? fragt mich vielmehr, ob man ihm nicht zu fressen gegeben, daß es zehnmal hätte zerbersten sollen.«

»Gut, Planchet, gut: dann gehe ich zu dem über, was mich betrifft. Das Abendbrot?«

»Es ist bereit: ein dampfender Braten, weißer Wein, Krebse und frische Kirschen. Das ist etwas Neues, Herr.«

»Du bist ein lebenswürdiger Mensch, Planchet: laß uns zu Nacht speisen, und dann gehe ich zu Bette.«

Während des Abendbrots bemerkte d'Artagnan, daß Planchet

sich häufig die Stirne rieb als wollte er das Herausgehen eines Gedankens erleichtern, der enge in seinem Gehirn eingeschlossen. Er schaute freundlich diesen würdigen Genossen seiner früheren Kreuz- und Querzüge an, stieß mit seinem Glas an das Glas von Planchet und sagte:

»Laß hören, Freund Planchet, laß hören, was Dich mir mitzuteilen so viel Anstrengung kostet; Mordieux! frisch heraus mit der Sprache.«

»Hört also,« erwiderte Planchet, »Ihr kommt mir vor, als gingt Ihr auf irgend ein Unternehmen aus,«

»Ich sage nicht nein.«

»Ihr hättet also einen neuen Gedanken gehabt?«

»Das ist möglich, Planchet.«

»Es ist also ein neues Kapital zu wagen? Ich beteilige mich mit fünfzigtausend Livres bei dem Gedanken, den Ihr ausbeuten wollt.«

Und während Planchet so sprach, rieb er seine Hände an einander mit der Raschheit, welche eine große Freude veranlaßt.

»Planchet, dabei ist nur ein Unglück,« sagte d'Artagnan.

»Welches?«

»Die Idee gehört nicht mir . . . Ich kann nichts darauf verwenden.«

Diese Worte entrissen dem Herzen von Planchet einen schweren Seufzer. Der Geiz ist ein glühender Ratgeber, er entführt seinen Mann, wie Satan Jesus auf den Berg führte, und wenn er einmal einem Unglücklichen alle Reiche der Erde gezeigt hat, kann er sich ruhig niederlegen, da er weiß, daß er seinen Gefährten, den Neid, zurückläßt, um das Herz zupacken.

Planchet hatte den leicht erworbenen Reichtum gekostet und sollte in seinen Wünschen nicht mehr stille stehen; doch da er trotz seiner Habgier ein gutes Herz war, da er d'Artagnan anbetete, so konnte er nicht umhin, tausend Ermahnungen gegen ihn auszusprechen, von denen die eine immer liebevoller war, als die andere.

Es wär ihm auch gar nicht unangenehm gewesen, einen Brocken von dem Geheimnis zu ergattern, das sein Herr so gut verbarg. List, Minen, Ratschläge und Fallen, Alles war vergeblich;

d'Artagnan war zu keiner Vertraulichkeit zu bewegen.

So verging der Abend. Nach dem Essen beschäftigte d'Artagnan sein Mantelsack; er machte einen Gang in den Stall, streichelte sein Pferd und untersuchte seine Hufeisen und seine Beine; dann, nachdem er sein Geld noch einmal gezählt, legte er sich zu Bette, wo er, da er weder von einer Unruhe, noch von Gewissensbissen heimgesucht war, fünf Minuten, nachdem er seine Lampe ausgeblasen hatte, die Augenlider schloß und schlief wie in seinem zwanzigsten Jahre.

Viele Ereignisse hätten ihn jedoch wach halten können. Die Gedanken brausten in seinem Gehirn, die Mutmaßungen übersprudelten, und d'Artagnan liebte es ungemein, die Nativität zu stellen; doch mit jenem unstörbaren Phlegma, das mehr als das Genie für das Glück der Leute der Tätigkeit wirkt, verschob er jede Überlegung auf den andern Tag, aus Furcht, wie er sich selbst sagte, er könnte zu dieser Zeit nicht frisch genug sein.

Der Tag kam. Die Rue des Lombards hatte ihren Antheil an Aurora mit den rosigen Fingern, und d'Artagnan erhob sich wie das Frührot.

Er weckte Niemand auf, ging die Treppe hinab, ohne eine Stufe krachen zu machen, ohne ein einziges Geschnarche vom Speicher bis zum Keller zu stören, sattelte sein Pferd, verschloss wieder Stall und Laden, und ritt im Schritt zu seiner Expedition in der Bretagne weg.

Er hatte sehr Recht gehabt, daß er am Tage vorher nicht an alle die politischen und diplomatischen Angelegenheiten dachte, die seinen Geist in Anspruch nahmen, denn am Morgen in der Kühle und in der sanften Dämmerung fühlte er seine Ideen rein und fruchtbar sich entwickeln.

Vor Allem ritt er vor dem Hause von Fouquet vorüber und warf in eine an der Türe des Oberintendanten angebrachte gähnende Lade die Anweisung, die er am Tage zuvor nur mit großer Mühe den gekrümmten Fingern des Intendanten zu entreißen vermocht hatte.

Unter einen Umschlag mit der Adresse von Fouquet gelegt, war die Anweisung selbst von Planchet nicht erraten worden, während Planchet, was Enträtselung betrifft, Kalchas oder Apollo

gleichkam.

D'Artagnan überschickte also Fouquet die Quittung, ohne daß er sich selbst gefährdete oder sich fortan Vorwürfe zu machen hatte.

Nachdem diese bequeme Wiedererstattung geschehen war, sagte er zu sich:

»Nun wollen wir viel Morgenluft, viel Sorglosigkeit und Gesundheit einschlürfen; lassen wir das Pferd Zephyr atmen, das seine Flanken aufbläht, als ob es eine Hemisphäre einziehen müßte, und bringen wir unsere Kombinationen auf eine sehr vernünftige Weise in Ordnung.

»Es ist Zeit,« fuhr d'Artagnan fort, »es ist Zeit, einen Feldzugsplan zu machen, und nach der Methode von Herrn von Turenne, der einen dicken Kopf voll vor. allen möglichen guten Ansichten hat, geziemt es sich, ehe man seinen Feldzugsplan macht, ein ähnliches Portrait von den feindlichen Generalen zu entwerfen, mit denen man es zu tun hat.

»Vor Allem zeigt sich Herr Fouquet. Wie ist es mit Herrn Fouquet?

»Herr Fouquet,« antwortete d'Artagnan sich selbst, »Herr Fouquet ist ein schöner und bei den Frauen beliebter Mann, ein sehr artiger bei den Dichtern beliebter Mann, ein geistreicher von den Lumpenkerlen verfluchter Mann. Ich bin weder Frau, noch Dichter, noch Lumpenkerl; ich liebe weder Herrn Fouquet, noch hasse ich ihn, ich befinde mich also ganz und gar in der Lage, in der sich Herr von Turenne befand, als er die Schlacht auf den Dünen gewinnen sollte. Er haßte die Spanier nicht, aber er, schlug sie total.

»Nein; Mordieux! es gibt noch ein besseres Beispiel; ich bin in der Lage, in der sich derselbe Herr von Turenne befand, als er sich gegenüber dem Prinzen von Condé in Jargeau, Gien und dem Faubourg Saint-Antoine hatte. Er haßte den Herrn Prinzen allerdings nicht, aber er gehorchte dem König. Der Herr Prinz ist ein äußerst angenehmer Mann, doch der König ist der König; Turenne stieß einen schweren Seufzer aus, nannte Condé »mein Vetter,« und vernichtete seine Armee.

»Was will nun der König? Das geht mich nichts an.

»Was will nun Herr Colbert? Oh! das ist etwas Anderes, Herr Colbert will Alles, was Herr Fouquet nicht will.

»Was will denn Herr Fouquet? Oh! oh! das ist ernst. Herr Fouquet will ganz genau Alles, was der König will.«

Nachdem dieses Selbstgespräch beendigt war, lachte d'Artagnan wieder und ließ seine Gerte pfeifen. Er war schon weit auf der Landstraße, machte die Vögel auf den Hecken scheu, horchte auf die Louisd'or, welche bei jedem Stoß in seiner ledernen Tasche tanzten, und, gestehen wir es, wenn sich d'Artagnan in solchen Lagen befand, war die Weichheit nicht sein vorherrschendes Laster. Er glich dann Herrn von Turenne, als dieser die Spanier nicht liebte.

Der Musketier konnte sich indessen nicht erwehren, den Frieden des Reiches zu beklagen, den die Streitigkeiten der Großen abermals gefährden sollten. Er erinnerte sich, wie mächtig, unterstützt und gewaffnet Fouquet war. Er addierte einerseits die achtzehn Millionen von Ludwig XIV., andererseits die unendlichen Mittel des Oberintendanten, wog in seiner unbeugsamen, durch eine ewige Verachtung der Mittelmäßigkeiten verbürgten Unparteilichkeit den giftigen Groll von Herrn Fouquet ab, und sagte, als er seine Rechnung gemacht hatte:

»Ah! die Expedition ist nicht sehr gefährlich, und es wird mit meiner Reise sein, wie mit dem Stück, in das mich in London Herr Monk geführt hat, und das, so viel ich mich erinnere: Viel Lärmen um nichts, heißt.

XXIV.

Reise.

Es war dies das fünfzigste Mal vielleicht, seit dem Tag, wo wir unsere Geschichte eröffnet, daß dieser Mann mit dem ehernen Herzen und den stählernen Muskeln Haus und Freunde, kurz Alles verließ, um das Glück und den Tod zu suchen. Das Eine, nämlich der Tod, war beständig vor ihm zurückgewichen, als ob er vor ihm bange gehabt hätte, das Ändere, nämlich das Glück, hatte erst seit einem Monat wirklich ein Bündnis mit ihm geschlossen.

Obgleich er kein großer Philosoph, noch Epikur oder Sokrates, war, so war er doch ein mächtiger Geist, der die Erfahrung des Lebens und die Übung des Gedankens für sich hatte. Man ist nicht tapfer, man ist nicht abenteuerlich, man ist nicht gewandt, wie es d'Artagnan war, ohne zugleich ein wenig träumerisch zu sein.

Er hatte da und dort einige Brocken von Herrn von la Rochefoucault aufgefangen, und im Vorübergehen in der Gesellschaft von Athos und Aramis viele Stücke von Cicero und Seneca, übersetzt von ihnen und auf den Gebrauch des gemeinen Lebens angewendet, gesammelt.

Die Verachtung des Reichtums, welche unser Gascogner während der fünf und dreißig ersten Jahre seines Lebens als einen Glaubensartikel beobachtet hatte, war lange von ihm als der erste Artikel des Codex der Tapferkeit betrachtet worden.

Art. 1. sagte er:

»Man ist tapfer, weil man nichts hat.

»Man hat nichts, weil man den Reichtum verachtet.«

Mit diesen Grundsätzen, welche, wie gesagt, die fünf und dreißig ersten Jahre seines Lebens geleitet hatten, war d'Artagnan auch nicht sobald reich, als er sich fragen mußte, ob er, trotz seines Reichtums, Immer noch tapfer sei.

Hierauf konnte für jeden Andern, als d'Artagnan, das Ereignis auf der Grève als Antwort dienen. Viele Gewissen hätten sich damit begnügt, aber d'Artagnan war tapfer genug, um sich

aufrichtig zu fragen, ob er tapfer wäre.

Auf die Worte:

»Mir scheint, ich habe auf der Grève rasch genug vom Leder gezogen und artig genug eingehauen, um meines Mutes sicher zu sein,« erwiderte d'Artagnan, sich selbst:

»Alles schön, Kapitän; das ist keine Antwort. Ich war an diesem Tag tapfer, weil man mir mein Haus verbrannte, und es sind hundert und sogar tausend gegen eins zu wetten, daß, wenn die Herren nicht diesen unglücklichen Gedanken gehabt hätten, ihr Angriffsplan gelungen, oder daß wenigstens von mir kein Widerstand entgegengestellt worden wäre.

»Was wird man nun gegen mich versuchen? Ich habe in der Bretagne kein Haus zum Verbrennen; ich habe keinen Schatz, den man mir rauben könnte.

»Nein, aber ich habe meine Haut, diese kostbare Haut von Herrn d'Artagnan, welche so viel wert ist, als alle Häuser und Schätze der Welt; diese Haut, an der mir überaus viel gelegen ist, weil sie im Ganzen den Einband eines Körpers bildet, der ein sehr warmes Herz enthält, das sehr zufrieden ist, daß es schlägt und folglich lebt.

»Ich wünsche also zu leben und lebe wahrhaftig viel besser, viel vollständiger, seitdem ich reich bin. Wer Teufels sagte, das Geld verderbe das Leben? Es ist dem bei meiner Seele nicht so; mir scheint im Gegenteil, daß ich nun ein doppeltes Quantum Luft und Sonne aufzehre. Mordieux! wie wird es sein, wenn ich dieses Vermögen verdopple und, statt der Gerte, die ich in der Hand halte, je den Marschallsstab trage.

»Ich weiß nicht, ob es dann von diesem Augenblick an genug Sonne und Luft für mich geben wird.

»Das ist in der Tat kein Traum; wer Teufels soll sich dem widersetzen, daß mich der König zum Herzog und Marschall macht, wie sein Vater, der König Ludwig XIII. Albert von Luynes zum Herzog und Connetable gemacht hat? Bin ich nicht ebenso tapfer und noch viel verständiger, als dieser Schwachkopf Vitry?

»Ah! das wird sich gerade meinem Avancement widersetzen, ich habe zu viel Geist.

»Zum Glück, wenn es eine Gerechtigkeit auf dieser Welt gibt,

steht Fortuna auf meiner Seite. Sie ist mir sicherlich eine Belohnung für das, was ich für Anna von Österreich getan habe, und eine Entschädigung für Alles, was diese nicht für mich getan hat, schuldig.

»Zu dieser Stunde bin ich gut mit einem König, und zwar mit einem König, der ganz das Aussehen hat, als wollte er regieren.

»Gott erhalte ihn auf diesem erhabenen Weg! Denn wenn er regieren will, bedarf er meiner, und wenn er meiner bedarf, muß er mir wohl geben, was er mir versprochen hat . . . Wärme und Licht — ich gehe also vergleichungsweise, wie ich einst ging — von Nichts zu Allem.

»Nur ist das Nichts von heute das Alles von einst; es findet sich bloß diese einzige Veränderung in meinem Leben.

»Und nun wollen wir den Teil des Herzens machen, da ich so eben von diesem gesprochen habe.

»Doch in der Tat, ich sprach nur der Erinnerung wegen davon!«

Und der Gascogner legte die Hand auf seine Brust, als wollte er wirklich den Platz des Herzens suchen.

»Ah! Unglücklicher!« murmelte er, bitter lächelnd. »Ah! armes Geschöpf, Du hofftest einen Augenblick kein Herz zu haben, und nun hast Du eines, verfehlter Höfling, der Du bist, und zwar ein höchst meuterisches.

»Törichtes Herz, daß du zu Gunsten von Herrn Fouquet sprichst.

»Wer ist dieser Herr Fouquet, wenn es sich um den König handelt? Ein Verschwörer, ein wahrer Verschwörer, der sich nicht einmal die Mühe gab, zu verbergen, daß er konspiriert; welche Waffe besäße Du auch nicht gegen ihn, wenn nicht seine Freundlichkeit und sein Geist eine Scheide für diese Waffe gemacht hätten!

»Empörung mit gewaffneter Hand! . . . Denn Herr Fouquet hat im Ganzen Empörung mit gewaffneter Hand getrieben.

»Wenn der König Herrn Fouquet unbestimmt im Verdacht dumpfer Meuterei hat, so weiß ich, kann ich beweisen, daß Herr Fouquet das Blut der Untertanen des Königs hat fließen lassen.

»Nun, während wir dies Alles wissen und es verschweige, sehen wir einmal, was will dieses Herz mehr, das so weich und

empfänglich ist für ein gutes Benehmen von Herrn Fouquet, für einen Vorschuß von fünfzehntausend Livres, für einen Diamant von tausend Pistolen, für ein Lächeln, worin wenigstens ebenso viel Bitterkeit, als Wohlwollen lag? Ich rette ihm das Leben.

»Ich hoffe nun,« fuhr der Musketier fort, »dieses alberne Herz wird schweigen, und dann ist es völlig quitt mit Herrn Fouquet.

»Der König ist nun meine Sonne, und da also mein Herz mit Herrn Fouquet quitt ist, so nehme sich Jeder in Acht, dem es einfallen sollte, sich vor meine Sonne zu stellen. Vorwärts für Seine Majestät Ludwig XIV., vorwärts!«

Diese Betrachtungen waren die einzigen Hindernisse, welche den Gang von d'Artagnan verzögern konnten, denn sobald er damit zu Ende war, beschleunigte er den Marsch seines Rosses.

Aber so vollkommen auch das Pferd Zephyr sein mochte, so konnte es doch nicht immer gehen.

Am andern Tage nach der Abreise von Paris wurde es in Chartres bei einem alten Freund zurückgelassen, den sich d'Artagnan aus einem Gastwirt der Stadt gemacht hatte.

Von diesem Augenblick ritt der Musketier Postpferde.

In Folge dieser Art von Fortbewegung durchzog er rasch den Raum, welcher Chartres von Chateaubriand trennt.

In letzterer Stadt, welche noch weit genug von der Küste entfernt liegt, daß Niemand erriet, d'Artagnan begeben sich nach der See, weit genug von Paris, daß Niemand ahnte, er komme von hierher, verließ der Bote von Seiner Majestät Ludwig XIV., den d'Artagnan seine Sonne genannt hatte, ohne zu vermuten, daß derjenige, welcher noch ein ziemlich armseliger Stern am Himmel des Königtums war, eines Tags aus diesem Gestirne sein Emblem machen würde, verließ der Bote von König Ludwig XIV., sagen wir, die Post und kaufte einen Klepper vom kläglichsten Aussehen, eines von den Tieren, das ein Reiteroffizier aus Furcht, entehrt zu sein, zu wählen nie sich erlauben würde.

Abgesehen von der Haarfarbe, erinnerte d'Artagnan diese neue Erwerbung ungemein an das berühmte orangefarbige Roß, mit welchem er, oder auf welchem er vielmehr in die Welt eingetreten war.

Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß es von dem Augenblick,

wo er dieses neue Roß bestieg, nicht mehr d'Artagnan war, welcher reiste, sondern ein guter Bursche, der einen eisengrauen Rock und kastanienfarbige Beinkleider trug, und die Mitte zwischen dem Priester und dem Lackei hielt; was ihn besonders dem Geistlichen näherte, war der Umstand, daß er auf seinen Schädel eine Plattmütze von abgetragenen Sammet und auf die Plattmütze einen großen schwarzen Hut gesetzt hatte; kein Degen mehr, nur ein mittelst einer Schnur an seinem Vorderarm hängender Stock, dem er als unerwarteten Beistand bei Gelegenheit einen guten, zehn Zoll langen, unter seinem Mantel verborgenen Dolch beizufügen gedachte.

Der in Chateaubriand erkaufte Klepper vervollständigte den Unterschied. Er hieß, oder d'Artagnan nannte ihn vielmehr Furet.

»Wenn ich aus Zephyr Furet gemacht habe, so muß ich aus meinem Namen irgend ein Diminutivum machen.« sagte d'Artagnan.

»Statt d'Artagnan werde ich ganz kurz Agnan sein; das ist eine Einräumung, die ich natürlich meinem grauen Kleide, meinem runden Hut und meiner abgetragenen Plattmütze zu verdanken habe.

Herr Agnan reiste ohne übertriebene Erschütterung auf Furet, der einen Paßgang hatte und mit diesem Paßgang doch ganz munter seine zwölf Meilen täglich machte, unterstützt von vier spindeldürren Beinen, deren Festigkeit und Sicherheit d'Artagnan, wohl geübt in der Kunst, unter dem dicken Pelz, der sie verbarg, erkannt und zu würdigen gewußt hatte.

Unterwegs machte sich der Reisende Bemerkungen, studierte er das ernste, kalte Land, durch das er zog, während er zugleich den glaubwürdigsten Vorwand dafür suchte, daß er nach Belle-Isle-en-Mer ging, um Alles zu sehen, ohne Verdacht zu erregen.

Auf diese Art konnte er sich überzeugen, wie die Sache immer wichtiger wurde, je mehr er sich dem Ziele seiner Reise näherte.

In diesem abgelegenen Lande, in dem alten Herzogtum Bretagne, das damals nicht französisch war, und es noch heute kaum ist, kannten die Völker den König von Frankreich nicht.

Sie kannten ihn nicht nur nicht, sondern sie wollten ihn nicht kennen.

Eine Tatsache, eine einzige, schwamm sichtbar für sie auf dem Strome der Politik oben an. Ihre ehemaligen Herzoge regierten nicht mehr, aber das war eine Leere. Nichts mehr. An der Stelle des souverainen Herzogs regierten unumschränkt die Grundherren der Gemeinden.

Und über diesen Grundherren Gott, der in der Bretagne nie vergessen worden ist.

Unter diesen Lehensherren von Schlössern und Kirchtürmen war der mächtigste, der reichste, und besonders der populärste Fouquet, der Grundherr von Belle-Isle.

Selbst im Lande, selbst im Angesicht dieser geheimnisvollen Insel, bestätigten die Legenden und Überlieferungen ihre Wunder.

Nicht Jeder kam dahin; die Insel, welche eine Ausdehnung von sechs Meilen in der Länge und sechs in der Breite hatte, war ein herrschaftliches Eigentum, welches, da es von dem im Lande so sehr gefürchteten Namen Retz beschützt wurde, das Volk lange respektiert hatte.

Kurz, nachdem diese Herrschaft durch Karl IX. zu einem Marquisat erhoben worden, war Belle-Isle an Herrn Fouquet übergegangen.

Die Berühmtheit der Insel schrieb sich nicht von gestern her; ihr Name, oder vielmehr ihre Bezeichnung ging in das höchste Alter zurück; die Alten nannten sie Kallonese, zusammengesetzt aus zwei Worten, welche schöne Insel bedeuten.

Achtzehnhundert Jahre früher hatte sie also in einem andern Idiom denselben Namen geführt, den sie noch führt.

Es war daher an und für sich schon etwas, dieses Eigentum des Herrn Oberintendanten, außer seiner Lage zehn Meilen von der Küste von Frankreich, welche dasselbe souverain in seiner Meereseinsamkeit machte, wie ein majestätisches Schiff, das die Rheden verachten und stolz seine Anker mitten im Ozean werfen würde.

D'Artagnan erfuhr dies Alles, ohne daß er im Geringsten den Anschein hatte, als erkundigte er sich: er erfuhr auch, das beste Mittel, Kundschaft einzuziehen, wäre, wenn er nach la Roche-Bernard, einer ziemlich wichtigen Stadt an der Mündung der Vilaine, ginge.

Vielleicht könnte er sich dort einschiffen. Wenn nicht, so würde er durch die Salzsümpfe reiten und sich nach Guérande oder Croisic begeben, um eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Belle-Isle abzuwarten. Er hatte übrigens seit seinem Abgang von Chateaubriand bemerkt, nichts wäre Furet unter dem Antrieb von Herrn Agnan unmöglich, nichts Herr Agnan unter der Initiative von Furet.

Er schickte sich also an, eine Kriechente und einen Fladen in einem Wirtshause von la Roche-Bernard zu Nacht zu speisen, und ließ aus dem Keller, um diese zwei bretagnischen Gerüche zu befeuchten, einen Apfelmost holen, den er einzig und allein beim Berühren mit dem Ende der Lippen als noch unendlich mehr bretagnisch erkannte.

XXV.

Wie d'Artagnan Bekanntschaft mit einem Dichter machte, der Buchdrucker geworden war, damit seine Verse gedruckt würden.

Ehe sich d'Artagnan zu Tische setzte, zog er wie gewöhnlich seine Erkundigungen ein; doch es ist ein Axiom der Neugierde, daß jeder Mensch, der gut und auf eine Frucht tragende Weise fragen will, zuerst sich den Fragen darbiehen muß.

D'Artagnan suchte also im Gasthause von la Roche-Bernard einen nützlichen Frager. Es befanden sich gerade in diesem Hause zwei Reisende, welche auch mit den Vorbereitungen zu ihrem Abendbrot oder sogar mit dem Abendbrot selbst beschäftigt waren. D'Artagnan hatte im Stall ihre Rosse und in der Wirtsstube ihre Reisegeräte gesehen.

Der Eine reiste mit einem Lackei, wie eine ansehnliche Person; zwei Stuten aus dem Perche, schöne runde Tiere, dienten dem Herrn und dem Diener zum Reiten.

Der Andere, ein ziemlich kleiner Kamerad, ein Reisender von magerem Aussehen, der einen staubigen Oberrock, abgenutzte Wäsche und mehr durch das Pflaster, als durch den Steigbügel verdorbene Stiefel trug, kam von Nantes mit einem Karren, gezogen von einem Pferd, das Furet, was die Farbe betrifft, so ähnlich war, daß d'Artagnan hundert Meilen hätte machen können, ohne etwas Besseres für ein gleiches Gespann zu finden.

Der besagte Karren enthielt verschiedene große, in alte Stoffe gewickelte Päckchen.

»Dieser Reisende,« sprach d'Artagnan zu sich selbst, ist von meinem Schlag. Er steht mir an, er sagt mir zu, ich muß ihm anstehen und ihm zusagen. Herr Agnan mit dem grauen Rock und der abgetragenen Plattmütze ist nicht unwürdig, in Gesellschaft des Herrn mit den alten Stiefeln und dem abgeschabenen Rock zu Nacht zu speisen.«

Nachdem er so gesprochen, rief d'Artagnan den Wirt und befahl ihm, seine Kriechente, seinen Fladen und seinen Apfelmösten in das

Zimmer des Herrn mit dem bescheidenen Äußeren zu tragen.

Er selbst stieg, einen Teller in der Hand, die hölzerne Treppe hinauf, welche nach diesem Zimmer führte, und klopfte an die Türe.

»Herein!« rief der Unbekannte.

D'Artagnan trat, seinen Teller unter dem Arm, seinen Hut in einer und seinen Leuchter in der andern Hand, ein und sprach:

»Mein Herr, entschuldigt mich, ich bin, wie Ihr, ein Reisender, ich kenne Niemand im Gasthaus und habe die schlimme Gewohnheit, mich zu langweilen, wenn ich allein speise, so daß mir dann mein Mahl schlecht vorkommt und mich nichts nützt. Euer Gesicht, das ich so eben erblickte, als Ihr hinabginget, um Euch Austern aufmachen zu lassen, sagt mir ungemein zu. Dabei bemerkte ich, daß Ihr ein Pferd ganz dem meinigen ähnlich habt, das der Wirt ohne Zweifel wegen dieser Ähnlichkeit in seinem Stall neben das meinige gestellt hat, wo sich Beide in Gesellschaft äußerst behaglich zu fühlen scheinen. Ich sehe also nicht ein, warum die Herren getrennt sein sollten, während die Pferde vereinigt sind, und bitte Euch daher um das Vergnügen, an Eurem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Ich heiße Agnan, Agnan, Euch zu dienen, mein Herr, unwürdiger Verwalter eines reichen Grundherrn, der Salinen in der Gegend kaufen will und mich abschickt, um seine zukünftigen Erwerbungen in Augenschein zu nehmen. Ich wünschte nur, mein Gesicht möchte Euch ebenso anständig sein, als mir das Eurige ist, denn ich empfehle mich Euch in voller Achtung.«

Der Fremde, den d'Artagnan zum ersten Male sah, denn Anfangs hatte er ihn nur von fern erschaut, der Fremde hatte schwarze, glänzende Augen, eine gelbe Gesichtshaut, eine durch die Last von fünfzig Jahren etwas gefaltete Stirne, Gutmütigkeit im Gesamtwesen der Züge, aber Feinheit im Blick.

»Man sollte glauben,« dachte d'Artagnan, »man sollte glauben, dieser Mensch hätte nie etwas Anderes geübt, als die oberen Teile seines Kopfes, das Auge und das Gehirn, und er müsse ein Mann der Wissenschaft sein; der Mund, die Nase, das Kinn bezeichnen durchaus nichts.«

»Mein Herr,« antwortete derjenige, dessen Geist und Person

man so zu ergründen suchte, »Ihr erweist mir eine große Ehre; nicht als ob ich mich langweilte, ich habe,« fügte er lächelnd bei, »ich habe eine Gesellschaft, die mich immer zerstreut, doch gleichviel, ich bin glücklich, Euch zu empfangen.«

Während er diese Worte sprach, warf indessen der Mann mit den abgetragenen Stiefeln einen unruhigen Blick auf den Tisch, von dem die Austern verschwunden waren, und worauf nur noch ein Stück gesalzener Speck blieb.

»Mein Herr,« sprach d'Artagnan eilig, »der Wirt besorgt mir eine hübsche gebratene Kriechente und einen herrlichen Fladen.«

D'Artagnan hatte in dem Blick seines Gefährten, so rasch er auch gewesen, die Furcht vor einem Angriff durch einen Schmarotzer wahrgenommen.

Er hatte richtig erraten; bei dieser Eröffnung entrunzelten sich die Züge des Mannes mit dem bescheidenen Äußeren; in der Tat, als ob er nur auf seinen Eintritt gewartet hätte, erschien der Wirt sogleich und brachte die angekündigten Gerichte.

Der Kriechente und dem Fladen war ein Stück gerösteter Speck beigefügt! d'Artagnan und sein Tischgenosse grüßten sich, setzten sich einander gegenüber, und teilten wie Brüder den Speck und die anderen Gerichte.

»Mein Herr,« sagte d'Artagnan, »gesteht, daß es etwas Herrliches um gesellschaftliche Vereinigung ist.«

»Warum?« fragte der Fremde mit vollem Mund.

»Nun! das will ich Euch sagen,« antwortete d'Artagnan.

Der Fremde gab den Bewegungen seines Kinnbackens Waffenstillstand, um besser zu hören.

»Einmal,« fuhr d'Artagnan fort, »haben wir statt eines Lichtes, das jeder von uns hatte, nunmehr zwei.«

»Das ist wahr,« sprach der Fremde, berührt von der außerordentlichen Richtigkeit dieser Bemerkung.

»Dann sehe ich, daß Ihr vorzugsweise meine Kriechente esst, während ich vorzugsweise Euren Speck speise.«

»Das ist abermals wahr.«

»Doch über das Vergnügen, bessere Beleuchtung zu haben und Dinge nach seinem Geschmack zu speisen, setze ich das Vergnügen der Gesellschaft.«

»Wahrhaftig, mein Herr, Ihr seid fröhlich,« sagte der Unbekannte mit freundlichem Ton.

»Fröhlich, ja, mein Herr, wie alle diejenigen, welche nichts im Kopf haben. Oh! dem ist nicht so bei Euch,« fuhr d'Artagnan fort, »und ich sehe in Euren Augen jegliches Genie.«

»Oh! mein Herr . . . «

»Gesteht mir Eines . . . «

»Was?«

»Daß Ihr ein Gelehrter seid.

»Meiner Treue, mein Herr . . . «

»Wie?«

»So ungefähr.«

»Ah! ah!«

»Ich bin ein Schriftsteller.«

»Oho!« rief d'Artagnan entzückt, indem er in seine Hände klatschte. »Ich täuschte mich als« nicht, das ist wunderbar!«

»Mein Herr . . . «

»Ah!« fuhr d'Artagnan fort, »sollte ich das Vergnügen haben, diese Nacht in Gesellschaft eines Schriftstellers, eines berühmten Schriftstellers vielleicht zuzubringen?«

»Oh! . . . « versetzte der Unbekannte errötend, »berühmt, mein Herr, berühmt ist nicht gerade das Wort.«

»Bescheiden!« rief d'Artagnan entzückt, »er ist bescheiden!«

Dann mit dem Charakter einer ungestümen Zutraulichkeit wieder zu dem Fremden zurückkehrend:

»Aber sagt mir wenigstens die Namen Eurer Werke, mein Herr, denn Ihr könnt bemerken, daß Ihr mir den Eurigen nicht gesagt habt, und daß ich Euch zu erraten genötigt gewesen bin.«

»Ich heiße Jupenet.«

»Ein schöner Name,« rief d'Artagnan, »ein schöner Name bei meinem Wort, und ich weiß nicht, warum, — verzeiht mir das Versehen, wenn es eines ist — Ich weiß nicht, warum ich mir einbilde, ich habe diesen Namen irgendwo aussprechen hören.«

»Ich habe Verse gemacht.«

»Ei! man wird mir sie zu lesen gegeben haben.«

»Ein Trauerspiel.«

»Ich habe es wohl aufführen sehen.«

Der Dichter errötete abermals.

»Ich glaube nicht, denn meine Verse sind nicht gedruckt worden.«

»Nun, wie ich Euch sage, ich werde Euren Namen durch das Trauerspiel erfahren haben.«

»Ihr täuscht Euch abermals, denn die Herren Komödianten vom Hotel von Burgund wollten nichts davon wissen,« sagte der Dichter mit jenem Lächeln, dessen Geheimnis nur gewisse stolze Charaktere kennen.

D'Artagnan biß sich auf die Lippen.

»Mein Herr,« fuhr der Dichter fort, »Ihr seht also, daß Ihr in einem Irrtum über mich begriffen seid, und daß Ihr, da Ihr mich durchaus nicht kennt, auch nicht von mir sprechen hören könntet.«

»Das bringt mich in Verwirrung. Der Name Jupenet dünkt mir ein schöner Name und ganz würdig, ebenso bekannt zu sein, als die Namen der Herren Corneille, Rotrou oder Garnier. Ich hoffe, mein Herr, Ihr werdet mir ein wenig von Eurer Tragödie vorsagen . . . später, beim Nachtsch. Das ist geröstete Brotschnitte in Zucker, Mordieux! Ah! verzeiht, mein Herr, dieser Schwur entschlüpft mir zuweilen, weil mein Herr und Meister sich desselben zu bedienen pflegt. Ich erlaube mir manchmal, diesen Schwur zu usurpieren, der mir von gutem Geschmack zu zeugen scheint. Wohl verstanden, ich erlaube mir das nur in seiner Abwesenheit, denn Ihr begreift, in seiner Gegenwart . . . Aber in der Tat . . . «

»Was?«

»Mein Herr, dieser Apfelmöst ist abscheulich, seid Ihr nicht meiner Meinung? Und dann hat der Krug eine so unregelmäßige Form, daß er durchaus nicht auf dem Tisch hält.«

»Wenn wir etwas darunter legen würden?«

»Allerdings! doch was?«

»Dieses Messer.«

»Und die Kriechente? womit werden wir sie aufschneiden? gedenkt Ihr etwa die Kriechente nicht zu berühren?«

»Doch wohl.«

»Nun also . . . «

»Wartet . . . «

Der Dichter suchte in seiner Tasche und zog ein kleines viereckiges, ungefähr eine Linie dickes und anderthalb Zoll langes Stück Zeug hervor.

Doch kaum war dieses Stückchen Zeug an den Tag gekommen, als der Dichter eine Unklugheit begangen zu haben schien und eine Bewegung machte, um es wieder in seine Tasche zu stecken.

D'Artagnan bemerkte es: das war ein Mann, dem nichts entging.

Er streckte die Hand nach dem Stückchen Zeug aus und rief:

»Ah! es ist hübsch, was Ihr da habt; kann man es sehen?«

»Gewiß.« antwortete der Dichter, der wohl zu rasch einer ersten Bewegung nachgegeben hatte. »Gewiß kann man es sehen,« fügte er mit zufriedener Miene bei; »doch Ihr mögt es immerhin anschauen, wenn ich Euch nicht sage, wozu es dient, wisst Ihr es nicht.«

D'Artagnan hatte wie ein Geständnis das Zögern des Dichters und seinen Eifer, den Guß, den er durch eine erste Bewegung veranlaßt aus der Tasche gezogen, zu verbergen, aufgegriffen.

Sobald seine Aufmerksamkeit über diesen Punkt einmal erweckt war, verschloss er sich in eine Umsicht, die ihm bei jeder Veranlassung die Überlegenheit verlieh. Überdies hatte er, was auch Herr Jupenet sagen mochte, bei einfacher Beschauung den Gegenstand sogleich erkannt.

Es war ein Druckerbuchstabe.

»Erratet Ihr, was das ist?« fuhr der Dichter fort.

»Nein,« antwortete d'Artagnan, »meiner Treue, nein.«

»Nun, mein Herr, dieses Stückchen Zeug ist ein Druckerbuchstabe.«

»Bah!«

»Ein großer.«

»Ah! ah! ah!« rief Herr Agnan, die Augen ganz naiv aufreißend.

»Ja, mein Herr, ein großes I, der erste Buchstabe meines Namens.«

»Und das ist ein Buchstabe?«

»Ja. mein Herr.«

»Nun, ich will Euch etwas gestehen.«

»Was?«

»Nein, denn ich würde abermals eine Dummheit sagen.«

»Gewiß nicht,« entgegnete Meister Juvenet mit einer Protektorsmiene.

»Ich begreife nicht, wenn das ein Buchstabe ist, wie man ein Wort machen kann.«

»Ein Wort?«

»Um es zu drucken, ja.«

»Das ist leicht.«

»Laßt hören.«

»Interessiert es Euch?«

»Ungeheuer.«

»Wohl! ich will es Euch erklären. Wartet.«

»Ich warte.«

»Merkt auf.«

»Gut!«

»Schaut wohl.«

»Ich schaue.«

D'Artagnan schien in der Tat ganz in seine Betrachtung vertieft.

Juvenet zog aus einer Tasche sieben bis acht andere gegossene Buchstaben, aber kleinere.

»Ah! ah!« machte d'Artagnan.

»Was?«

»Ihr habt also eine ganze Druckerei in Eurer Tasche? Teufel! das ist in der Tat interessant.«

»Nicht wahr?«

»Mein Gott! wie viel Dinge lernt man doch auf Reisen.«

»Auf Eure Gesundheit!« rief Juvenet entzückt.

»Mordioux! auf die Einige! doch wartet einen Augenblick, nicht mit diesem Apfelmot. Das ist ein abscheuliches Getränk und unwürdig eines Mannes, der seinen Durst an der Hippokrene stillt; nicht wahr, so nennt Ihr Eure Quelle, Ihr Dichter?«

»Ja, mein Herr, so nennen wir in der Tat unsere Quelle. Das kommt von zwei griechischen Wörtern, Hippos, was Pferd bedeutet . . . und . . . «

»Mein Herr,« unterbrach ihn d'Artagnan, »ich will Euch einen Trank zu trinken geben, der von einem einzigen Worte herkommt, und darum nicht schlechter ist, von dem Worte Traube; dieser Apfelmot macht mir übel und schwellt mich auf, erlaubt mir, daß ich mich bei unserem Wirt erkundige, ob er nicht eine gute Flasche Beaugency hinter den großen Holzschaltern in seinem Speisekeller hat.«

Man rief den Wirt, und dieser kam sogleich herauf.

»Mein Herr,« sagte der Dichter, »nehmt Euch in Acht, wir werden nicht Zeit haben, den Wein zu trinken, wenn wir uns nicht sehr beeilen, denn ich muß die Flut benützen, um das Schiff zu nehmen.«

»Welches Schiff?« fragte d'Artagnan.

»Das Schiff, das nach Belle-Isle geht.«

»Ah! nach Belle-Isle,« rief der Musketier.

»Gut!«

»Bah! Ihr habt Zeit genug, mein Herr,« entgegnete der Wirt, indem er den Pfropf aus der Tasche zog; »das Schiff geht erst in einer Stunde ab.«

»Aber wer wird mich benachrichtigen?« fragte der Dichter.

»Euer Nachbar.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Wenn Ihr ihn weggehen hört, ist es Zeit, daß Ihr auch geht.«

»Er begibt sich also ebenfalls nach Belle-Isle?«

»Der Herr, der einen Lackei hat?« fragte d'Artagnan.

»Der Herr, der einen Lackei hat.«

»Irgend ein Edelmann ohne Zweifel?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Ihr wisst es nicht?«

»Nein. Ich weiß nur, daß er denselben Wein trinkt, wie Ihr.«

»Teufel! das ist viel Ehre für uns,« sprach d'Artagnan, indem er seinem Gefährten zu trinken einschenkte, während sich der Wirt entfernte.

»Ihr habt also nie drucken sehen?« fragte der Dichter, zu seinem vorherrschenden Gedanken zurückkehrend.

»Nie.«

»Seht, man nimmt die Buchstaben, welche das Wort bilden, schaut: A, b, dann ein e, ein n, und endlich ein d.«

Und er nahm diese Buchstaben mit einer Behendigkeit und Gewandtheit zusammen, welche d'Artagnan nicht entgingen.

»*Abend*,« sagte er sodann.

»Gut!« versetzte d'Artagnan, »nun sind die Buchstaben beisammen; aber wie halten sie?«

Und er goß seinem Gast ein zweites Glas Wein ein.

Herr Jupenet lachte wie ein Mensch, der auf Alles eine Antwort hat, und zog dann — immer aus seiner Tasche — eine kleine Regel von Metall, bestehend aus zwei im Winkelmaß zusammengefaßten Abteilungen, worauf er die Charaktere, indem er sie unter seinem linken Daumen hielt, vereinigte und anreihete.

»Und wie nennt man diese kleine Regel von Eisen?« fragte d'Artagnan, »denn dies Alles muß am Ende einen Namen haben.«

»Das nennt man Winkelhaken,« antwortete Jupenet. »Mit Hilfe dieser Regel bildet man die Zeile.«

»Ah! ich behaupte, was ich sagte, Ihr habt eine Presse in Eurer Tasche,« rief d'Artagnan, mit so einfältiger Miene lachend, daß sich der Dichter ganz dadurch betören ließ.

»Nein,« erwiderte er, »aber ich bin träge im Schreiben, und wenn ich einen Vers in meinem Kopf gemacht habe, komponiere ich ihn sodann für die Druckerei. Das ist eine Verminderung der Arbeit.«

»Mordioux!« dachte d'Artagnan, »darüber muß man sich Licht verschaffen.«

Und unter einem Vorwand, über, den der Musketier, ein an Auskunftsmitteln fruchtbarer Mann, durchaus nicht verlegen war, verließ er den Tisch, stieg die Treppe hinab, lief in den Schoppen, unter welchem der Karren stand, untersuchte mit der Spitze seines Dolches den Stoff und die Umhüllung von einem der Päckchen und fand ihn voll von gegossenen Charakteren, denen ähnlich, welche der Dichter-Drucker in seiner Tasche hatte.

»Gut!« sagte d'Artagnan, »ich weiß noch nicht, ob Herr Fouquet Belle-Isle materiell befestigen will, aber hier ist jedenfalls geistige Munition für das Schloß.«

Reich durch diese Entdeckung, kehrte er sodann zurück und setzte sich wieder an den Tisch.

D'Artagnan wusste, was er wissen wollte. Nichtsdestoweniger blieb er seinem Tischgenossen bis zu dem Augenblick gegenüber, wo man im Nebenzimmer das Geräusch eines Mannes, der sich zum Ausbruch anschickt, hörte.

Sogleich war der Drucker auf den Beinen; er hatte schon zuvor Befehl zum Anspannen seines Pferdes gegeben. Der Wagen erwartete ihn vor der Türe. Der zweite Reisende stieg mit seinem Lackei im Hofe auf.

D'Artagnan folgte Jupenet bis zum Hafen; er schiffte seinen kleinen Wagen und sein Pferd sogleich ein.

Der wohlhabende Reisende tat dasselbe mit seines zwei Pferden und seinem Bedienten. Aber wie viel Geist auch d'Artagnan aufwandte, um seinen Namen zu erfahren, er war nicht im Stande, dies zu bewirken.

D'Artagnan hatte große Lust, sich mit den zwei Passagieren einzuschiffen, doch ein Interesse mächtiger als das der Neugierde, das Interesse des Erfolges seiner Sendung trieb ihn vom User nach dem Gasthaus zurück.

Er kam seufzend dahin und legte sich sogleich zu Bette, um am andern Tag frühzeitig, mit frischen Ideen und dem Rat der Nacht bereit zu sein.

XXVI.

D'Artagnan setzt seine Forschungen fort.

Bei Tagesanbruch sattelte d'Artagnan selbst Furet, der die ganze Nacht hindurch geschwelgt und ganz allein die Überreste des Futters seiner zwei Gefährten gefressen hatte.

Der Musketier zog alle Erkundigungen beim Wirt ein, den er schlau, mißtrauisch und mit Leib und Seele Fouquet ergeben fand.

Folge hiervon war, daß er, um bei diesem Mann keinen Verdacht zu erregen, seine Fabel in Beziehung auf den wahrscheinlichen Ankauf einiger Salinen fortsetzte.

Hätte er sich in la Roche-Bernard nach Belle-Isle eingeschifft, so würde er sich dadurch Kommentaren ausgesetzt haben, die man vielleicht schon gemacht hatte und sodann im Schlosse hinterbrachte.

Dabei kam es d'Artagnan sonderbar vor, daß der Reisende und sein Lackei ein Geheimnis für ihn geblieben waren, trotz aller Fragen, die er an den Wirt gerichtet, der diesen Reisenden vollkommen zu kennen schien.

Der Musketier ließ sich also Auskunft über die Salinen geben und schlug den Weg nach den Salzteichen ein, wobei er die See zu seiner Rechten ließ und nach jener weiten öden Ebene ritt, welche einem Kothmeere gleicht, dessen Wogungen da und dort Salzkämme versilbern.

Furet marschierte vortrefflich mit seinen kleinen nervigen Beinen auf den einen Fuß breiten Wegen, welche die Salinen trennen. Beruhigt über die Folgen eines Sturzes, der auf ein kaltes Bad auslaufen würde, ließ ihn d'Artagnan gewähren und schaute nur am Horizont die drei spitzigen Glockentürme an, welche wie Lanzenspitzen aus dem Schooße der jedes Grüns entbehrenden Ebene emporragten.

Pirial, der Flecken Batz und Croisic, drei einander ähnliche Ortschaften, erregten seine Aufmerksamkeit. Wandte sich der Reisende um, so sah er auf der andern Seite einen Horizont von

drei weiteren Glockentürmen, Guérand, Poulighen, Saint-Joachim, welche in ihrem Umkreis ihm ein Kegelspiel darstellten, für das er mit Furet die umherschweifende Kugel war.

Pirial war der erste kleine Hasen zu seiner Rechten. Er begab sich dahin, den Namen der bedeutendsten Salzsieder Im Munde.

In dem Augenblick, wo er den kleinen Hasen von Pirial erreichte, entfernten sich daraus fünf große Chalands mit Steinen beladen.

Es kam d'Artagnan seltsam vor, daß Steine aus einer Gegend abgingen, wo man keine findet. Er nahm seine Zuflucht zu der ganzen Freundlichkeit von Herrn Agnan, um die Leute im Hafen nach der Ursache dieser Seltsamkeit zu fragen.

Ein alter Fischer antwortete Herrn Agnan, die Steine kämen weder von Pirial, noch aus den Sümpfen.

»Woher kommen sie denn?« fragte der Musketier.

»Sie kommen von Nantes und Painboeuf.«

»Wohin gehen Sie?«

»Nach Belle-Isle.«

»Ah! ah!« rief d'Artagnan mit demselben Ton, den er angenommen hatte, um dem Drucker zu sagen, seine Charaktere interessieren ihn . . . »Man arbeitet also in Belle-Isle?«

»Ja wohl, mein Herr. Alle Jahre läßt Herr Fouquet die Mauern des Schlosses ausbessern.«

»Es liegt also in Trümmern?«

»Es ist alt.«

»Sehr gut.«

»In der Tat.« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »nichts kann natürlicher sein, und jeder Eigentümer hat das Recht, sein Besitztum ausbessern zu lassen. Das ist gerade, als ob man mir sagen würde, ich befestige das Bild Unserer Lieben Frau, wenn ich einfach genötigt wäre, eine Ausbesserung daran vornehmen zu lassen. Wahrhaftig, ich glaube, man hat Seiner Majestät falsche Berichte gemacht und sie könnte wohl Unrecht haben.«

»Ihr werdet mir zugestehen,« fuhr er sodann laut gegen den Fischer fort, denn seine Rolle als mißtrauischer Mensch war ihm durch den Zweck seiner Reise auferlegt, »Ihr werdet mir zugestehen, mein lieber Herr, daß diese Steine auf eine seltsame

Weise reisen.«

»Warum?« sagte der Fischer.

»Sie kommen von Nantes oder Painboeuf auf der Loire, nicht wahr?«

»Das geht zu Tal.«

»Es ist bequem, ich leugne es nicht, doch warum gehen sie nicht geraden Wegs von Saint-Nazaire nach Belle-Isle?«

»Ei! weil die Chalands keine guten Schisse sind und die See schlecht halten,« erwiderte der Fischer.

»Das ist kein Grund.«

»Verzeiht, Herr, man sieht wohl, daß Ihr Euch auf die Schifffahrt nicht versteht,« sagte der Fischer nicht ohne eine gewisse Verachtung.

»Ich bitte Euch, erklärt mir das, mein guter Mann. Mir scheint von Painboeuf nach Pirial kommen, um von Pirial nach Belle-Isle zu gehen, ist gerade als ob man von la Roche-Bernard nach Nantes und von Nantes nach Pirial ginge.«

»Zu Wasser wäre dies das Kürzeste,« erwiderte unstörbar der Fischer.

»Aber es findet eine Krümmung statt.«

Der Fischer schüttelte den Kopf.

»Der kürzeste Weg von einem Punkt zum andern ist die gerade Linie,« fuhr d'Artagnan fort.

»Ihr vergeßt die Strömung, mein Herr.«

»Es sei! ich will die Strömung gelten lassen.«

»Und den Wind.«

»Ah! gut!«

»Allerdings; die Strömung der Loire treibt beinahe die Barken bis Croisic. Müssen die Schisse ein wenig ausgebessert werden, oder bedarf die Mannschaft der Erfrischung, so kommen sie nach Pirial, indem sie längs der Küste hinfahren; von Pirial finden sie eine andere, umgekehrte Strömung, welche sie nach der Insel Dumet bringt, was zwei und eine halbe Meile entfernt ist.«

»Einverstanden.«

»Von da treibt sie die Strömung der Vilaine nach einer anderen Insel, der Insel Hoedic.«

»Ich will es wohl glauben.«

»Nun, mein-Herr, von dieser Insel nach Belle-Isle ist der Weg ganz gerade. Aufwärts und abwärts gebrochen, geht das Meer wie ein Kanal, wie ein Spiegel zwischen den zwei Inseln hin; die Chalands schlüpfen darüber weg wie Enten auf der Loire!«

»Gleichviel, das ist ein langer Weg,« entgegnete der halsstarrige Herr Agnan.

»Ah! . . . Herr Fouquet will es so!« sagte zum Schluß der Fischer, der, indem er diesen ehrwürdigen Namen aussprach, seine wollene Mütze abnahm.

Ein Blick von d'Artagnan, ein Blick, lebhaft und eindringend wie eine Degenklinge, fand in dem Herz des Greises nur das naive Vertrauen, in seinen Zügen nur die Zufriedenheit und die Gleichgültigkeit. Er sagte: Herr Fouquet will es, wie er gesagt hätte: Gott hat es gewollt!

D'Artagnan war an diesem Ort zu weit vorgerückt; überdies blieb nach dem Abgang der Chalands in Pirial nur noch eine einzige Barke, die des Greises, und diese schien nicht geeignet, ohne viele Vorbereitungen in See zu gehen.

D'Artagnan schmeichelte auch Furet, der, um einen neuen Beweis von seinem lebenswürdigen Charakter zu geben, sich wieder in Marsch setzte, die Füße in den Salzteichen und die Nase in dem sehr trockenen Wind, der den Stechginster und das magere Heidekraut dieser Gegend beugt.

Er kam gegen fünf Uhr nach Croisic.

Wäre d'Artagnan ein Dichter gewesen, so hätten sie ihm ein schönes Schauspiel geboten, diese ungeheuren Sandflächen von mehr als einer Meile, die das Meer bei der Flut bedeckt, während sie bei der Ebbe gräulich, öde, bestreut mit Polypen und totem Seegras erscheinen, indes weiße Strandsteine wie die Knochen auf einem großen Kirchhof überall umherliegen.

Aber der Soldat, der Politiker, der Ehrgeizige hatte nicht einmal mehr den süßen Trost, nach dem Himmel zu schauen, um daran eine Hoffnung oder eine Verkündigung zu lesen.

Der rote Himmel bedeutet für solche Leute Wind und Sturm, die weißen Wolken auf dem Azur sagen ganz einfach, das Meer werde glatt und ruhig sein.

D'Artagnan fand den Himmel blau, die Abendluft von salzigen Wohlgerüchen geschwängert, und sagte zu sich selbst:

»Ich werde mich bei der ersten Flut einschiffen, und wäre es auf einer Nußschale.«

In Croisic wie in Pirial bemerkte er ungeheure Haufen am Strand aufgereihter Steine. Diese riesigen Mauern, welche bei jeder Flut durch die Transporte, welche man nach Belle-Isle bewerkstelligte, abgetragen wurden, waren in den Augen des Musketiers die Folge und der Beweis von dem, was er in Pirial so wohl erraten hatte.

War es eine Mauer, welche Herr Fouquet wiedererrichtete? war es eine Festung, die er erbaute? Um dies zu erfahren, mußte man es sehen.

D'Artagnan brachte Furet in den Stall, speiste zu Nacht, legte sich nieder und ging am andern Morgen bei Tagesanbruch am Hafen, oder vielmehr auf den Strandsteinen spazieren.

Croisic hat einen Hafen von fünfzig Fuß; er hat eine Klippe, welche einem ungeheuren, von einer Platte emporragenden Butterstollen gleicht.

Auf den Strandsteinen standen drei oder vier Fischer, welche über Sardinien und Seekrebse plauderten.

Das Auge belebt von einer treuherzigen Heiterkeit, ein Lächeln auf den Lippen, näherte sich Herr Agnan den Fischern.

»Fischt man heute?« fragte er.

»Ja, mein Herr,« sagte einer von ihnen, »und wir warten auf die Flut.«

»Wo fischt Ihr, meine Freunde?«

»An den Küsten.«

»Welches sind die guten Küsten?«

»Ah! je nachdem; bei den Inseln zum Beispiel.«

»Die Inseln sind sehr fern.«

»Nicht zu sehr . . . vier Meilen.«

»Vier Meilen! das ist eine Reise!«

Der Fischer lachte Herrn Agnan ins Gesicht.

»Hört doch,« sagte dieser mit seiner naiven Albernheit, »bei vier Meilen verliert man die Küste aus dem Gesicht.«

»Nicht immer.«

»Kurz, das ist fern . . . zu fern sogar; sonst hätte ich Euch gebeten, mich an Bord zu nehmen und mir zu zeigen, was ich nie gesehen habe.«

»Was denn?«

»Einen lebendigen Seefisch.«

»Der Herr ist aus der Provinz?« sagte ein Schiffer.

»Ja, ich bin aus Paris.«

Der Bretagner zuckte die Achseln und fragte dann:

»Habt Ihr Herrn Fouquet in Paris gesehen?«

»Oft,« antwortete Agnan.

»Oft?« riefen die Fischer, indem sie ihren Kreis enger um den Pariser schlossen . . . »Ihr kennt ihn?«

»Ein wenig; er ist der vertraute Freund meines Herrn.«

»Ah!« machten die Fischer.

»Und,« fügte d'Artagnan bei, »und ich habe alle seine Schlösser in Saint-Mandé, in Vaux, so wie sein Hotel in Paris gesehen.«

»Es ist schön?«

»Herrlich.«

»Es ist nicht so schön als Belle-Isle,« sagte ein Fischer.

»Bah!« versetzte d'Artagnan, indem er in ein verächtliches Gelächter ausbrach, das die Umstehenden zornig machte.

»Man sieht, daß Ihr Belle-Isle nicht gesehen habt,« äußerte der neugierigste Fischer. »Wißt Ihr wohl, daß das sechs Meilen macht, und daß Bäume dabei sind, wie man keine ähnliche in Nantes auf dem Graben findet.«

»Bäume am Meer!« rief d'Artagnan, »ich möchte das wohl sehen!«

»Das ist leicht, wir fischen bei der Insel Hoedic, kommt mit uns. Von diesem Orte werdet Ihr wie ein Paradies die schwarzen Bäume von Belle-Isle am Himmel sehen; Ihr werdet die weiße Linie des Schlosses sehen, welche wie eine Klinge den Horizont vom Meer abschneidet.«

»Oh!« sagte d'Artagnan, »das muß schön sein. Doch es sind hundert Glockentürme beim Schloß von Herrn Fouquet in Vaux.

Wißt Ihr das?«

Der Bretagner hob den Kopf mit tiefer Bewunderung empor, doch er war nicht überzeugt.

»Hundert Glockentürme!« sagte er; »gleichviel. Wollt Ihr Belle-Isle sehen?«

»Ist das möglich?« fragte Herr Agnan.

»Ja, mit der Erlaubnis des Gouverneur.«

»Aber ich kenne den Gouverneur nicht.«

»Da Ihr Herrn Fouquet kennt, so sagt Ihr Euren Namen.«

»Oh! meine Freunde, ich bin kein Edelmann.«

»Jedermann findet in Belle-Isle Eingang,« sagte der Fischer in seiner kräftigen Sprache, »vorausgesetzt, daß man nichts Schlimmes gegen Belle-Isle oder seinen Herrn im Schilde führt.«

Ein leichter Schauer durchlief den Leib des Musketiers.

»Das ist wahr,« dachte er; dann rasch sich fassend, fügte er laut bei:

»Wenn ich sicher wäre, daß ich nicht seekrank würde.«

»Hierauf!« erwiderte der Fischer, stolz auf seine hübsche Barke mit dem runden Bauch deutend:

»Ah! Ihr beredet mich,« rief Herr Agnan; »ich will Belle-Isle sehen, doch von fern, denn man wird mich nicht hineinlassen.«

»Wir kommen wohl hinein.«

»Ihr! warum?«

»Ah! . . . um Fische an die Freibeuter zu verkaufen.«

»An die Freibeuter! . . . was sagt Ihr?«

»Ich sage, Herr Fouquet läßt zwei Freibeuterschiffe bauen, um Jagd auf Holländer oder Engländer zu machen, und wir verkaufen Fische an die Mannschaft dieser zwei kleinen Fahrzeuge.«

»Ah! ah!« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »es kommt immer besser, eine Buchdruckerei, Basteien, Freibeuter! . . . Ah! Herr Fouquet ist kein mittelmäßiger Feind, wie ich gedacht hatte. Es ist wohl der Mühe wert, sich zu rühren, um ihn von Nahem zu sehen.«

»Wir fahren um halb sechs Uhr ab,« fügte der Fischer mit ernstem Tone bei.

D'Artagnan sah wirklich die Fischer mittelst eines Drehbaums

ihre Barken, bis sie flott waren, anholen. Die See stieg, Herr Agnan ließ sich an Bord hissen, doch nicht ohne den Ängstlichen zu spielen, wodurch er den kleinen Schiffsjungen, die ihn mit ihren großen verständigen Augen beobachteten, zu lachen gab.

Er streckte sich auf einem viereckig zusammengelegten Segel aus, ließ die Leute Vorkehrungen zur Abfahrt treffen, und nach zwei Stunden war die Barke wirklich in der offenen See.

Die Fischer, welche, während sie fuhren, ihre Arbeit betrieben, bemerkten nicht, daß ihr Passagier nicht erbleicht war, nicht geseufzt, nicht gelitten hatte, daß trotz des furchtbaren Schwankens der Barke, der keine Hand die Richtung gab, der Neuling seine Geistesgegenwart und seinen Appetit behalten hatte.

Sie fischten, und der Fischfang ging ziemlich glücklich von Statten. An den Angelleinen, an denen Steuerkrabben als Köder befestigt waren, bissen die Sohlen und die Plattfische an. Zwei Garne waren schon durch Meeraale und Kabeljaue von ungeheurem Gewicht zerrissen worden; zwei Muränen zappelten im Todeskampf mit ihren schlammigen Leibern im Raum des Schiffes.

D'Artagnan brachte ihnen Glück; sie sagten es ihm. Der Soldat fand dieses Geschäft so belustigend, daß er selbst Hand an das Werk, nämlich an die Angelleinen legte, und er jauchzte vor Freude und stieß Mordieux aus, daß seine Musketiere selbst darüber gestaunt hätten, so oft eine Erschütterung der Angelleine beigebracht an den Muskeln seines Armes riß und die Anwendung seiner Kräfte und seiner Geschicklichkeit forderte.

Die Vergnügenspartie ließ ihn die diplomatische Sendung vergessen. Er war eben beschäftigt, mit einem ungeheuren Meeraal zu kämpfen, und klammerte sich mit einer Hand an die Schiffsverkleidung an, um mit der andern den aufgesperrten Kopf seines Gegners heraufzuziehen, als der Patron zu ihm sagte:

»Nehmt Euch in Acht, daß man uns nicht von Belle-Isle aus sieht.«

Diese Worte machten auf d'Artagnan die Wirkung, wie die erste Kugel, welche an einem Schlachttage pfeift; er ließ den Faden und den Seeaal los, und Beide versenkten sich einander

nachziehend ins Wasser.

D'Artagnan erblickte in einer Entfernung von höchstens einer halben Meile die bläuliche, scharf hervortretende Silhouette der Felsen von Belle-Isle, beherrscht von der weißen majestätischen Linie des Schlosses.

In der Ferne das Land mit Waldungen und grünen Ebenen, auf den Weideplätzen das Vieh.

Dies fesselte sogleich die Aufmerksamkeit des Musketiers.

Die Sonne, welche ein Viertel des Himmels erreicht hatte, warf goldene Strahlen auf das Meer und ließ einen glänzenden Staub um die Zauberinsel schweben. Wegen dieses blendenden Lichtes sah man nur die geebneten Punkte; jeder Schatten stach hart ab und streifte zebraartig mit einem finsternen Bande die leuchtende Fläche des Wiesgrundes oder der Mauern.

»Ei! ei!« sagte d'Artagnan, beim Anblick dieser schwarzen Felsmassen, »das sind, wie mir scheint, Festungswerke, welche keines Ingenieurs bedürfen, um eine Ausschiffung zu verhindern. Wo des Teufels kann man an dieses Land steigen, das Gott so gefällig beschützt hat!«

»Dort,« erwiderte der Patron der Barke, indem er das Segel veränderte und dem Steuerruder einen Druck gab, der das Fahrzeug eine Richtung nach einem hübschen kleinen, ganz runden und neu mit Zinnen versehenen Hasen nehmen ließ.

»Was Teufels sehe ich da?« fragte d'Artagnan.

»Ihr seht Locmaria,« antwortete der Fischer.

»Aber dort?«

»Das ist Bangos.«

»Und ferner?«

»Saujen . . . dann der Palast.«

»Mordioux! das ist eine ganze Welt. Ah! ich erblicke Soldaten.«

»Es sind siebzehn hundert Mann auf Belle-Isle, mein Herr,« erwiderte der Fischer mit stolzem Ton. »Wißt Ihr, daß die geringste Garnison aus zweiundzwanzig Compagnien Infanterie besteht?«

»Mordioux!« rief d'Artagnan mit dem Fuße stampfend, »Seine Majestät könnte wohl Recht haben.«

Man landete.



XXVII.

Worin der Leser ohne Zweifel ebenso sehr erstaunt sein wird, als es d'Artagnan war, daß er einen alten Gekannten wiederfindet.

Es gibt immer bei einem Ausschiffen, und wäre es das des kleinsten Bootes der ganzen See, eine Unruhe und eine Verwirrung, die dem Geiste nicht die Freiheit lassen, welcher er bedürfte, um mit dem ersten Blick den neuen Ort, der ihm geboten ist, zu studieren.

Die bewegliche Brücke, der geschäftige Matrose, das Rauschen des Wassers an den Strandsteinen, das Geschrei und das Gedränge derjenigen, welche am Ufer warten, sind die vielfachen Einzelheiten der Empfindung, die sich in einem einfachen Resultat, im Zögern, zusammensaßt.

Erst also, nachdem er ans Land gestiegen und einige Minuten auf dem Ufer verweilt hatte, sah d'Artagnan am Hafen und besonders im Innern der Insel eine Welt von Arbeitern sich bewegen.

Zu seinen Füßen erkannte d'Artagnan die fünf Chalands, beladen mit Bruchsteinen, die er aus dem Hasen von Pirial hatte auslaufen sehen. Die Steine wurden mit Hilfe einer von fünfundzwanzig bis dreißig Bauern gebildeten Kette auf das Ufer gebracht.

Die großen Steine wurden auf Karren geladen, die sie in derselben Richtung wie die Bruchsteine fortführten; nämlich gegen Arbeiten, deren Wert und Ausdehnung d'Artagnan noch nicht zu schätzen vermochte.

Überall herrschte eine Tätigkeit, der ähnlich, welche Telemach wahrnahm, als er in Salentos landete.

D'Artagnan hatte große Lust, weiter vorzudringen, aber er konnte nicht, wenn er nicht Mißtrauen erregen wollte. Er ging also nur ganz langsam und allmählig, überschritt kaum die Linie, welche die Fischer auf dem Gestade bildeten, beobachtete Alles, sagte nichts, und begegnete allen Vermutungen, die man aus einer

albernen Frage oder einem höflichen Gruß hätte ziehen können.

Während jedoch seine Gefährten ihre Geschäfte betrieben, ihre Fische anpriesen oder an die Arbeiter und Einwohner der Insel verkauften, gewann d'Artagnan nach und nach Terrain, und beruhigt durch die geringe Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, fing er an einen verständigen und sicheren Blick auf die Menschen und Dinge zu werfen, welche vor seinen Augen erschienen.

Die ersten Blicke von d'Artagnan trafen auf Terrainbewegungen, in denen sich das Auge eines Soldaten nicht täuschen konnte.

Man hatte, damit sich die Feuer auf der großen Achse der vom Bassin gebildeten Ellipse kreuzten, vor Allem zwei Batterien errichtet, welche offenbar bestimmt waren, Küstenstücke aufzunehmen, denn d'Artagnan sah die Arbeiter die Plattformen vollenden und den Halbkreis von Holz bilden, auf dem das Rad sich drehen muß, um jede Richtung über der Schulterwehr anzunehmen.

Neben jeder von diesen Batterien versahen andere Arbeiter mit Schanzkörben voll von Erde die Verkleidung einer anderen Batterie. Diese hatte Schießscharten, und ein Aufseher der Arbeiter rief nach und nach die Leute, welche mit Weiden die Zündwürste banden, und diejenigen, welche die rautenförmigen und rechtwinkeligen Rasen ausschnitten, die den Spielraum der Schießscharten zu bedecken bestimmt waren.

Bei der Tätigkeit, welche bei diesen schon vorgerückten Arbeiten entwickelt wurde, konnte man dieselben gleichsam als vollendet betrachten; sie waren noch nicht mit Kanonen versehen, aber die Plattformen hatten ihre Stückbetten und Ripphölzer; sorgfältig geschlagen, hielt diese die Erde fest, und wenn man Artillerie auf der Insel voraussetzte, so konnte der Hafen in weniger als zwei bis drei Tagen völlig bewaffnet sein.

Was d'Artagnan besonders wunderte, als er seine Blicke von den Küstenbatterien nach den Festungswerken der Stadt richtete, war, daß er wahrnahm, Belle-Isle werde durch ein ganz neues System verteidigt, von dem er den Grafen de la Fère oft als von einem großen Fortschritt hatte sprechen hören, dessen Anwendung er aber noch nie gesehen.

Diese Befestigung gehörte weder mehr der holländischen Methode von Marollais, noch der französischen Methode des Chevalier Antoine de Ville an, sondern dem System von Manesson Mallet, einem geschickten Ingenieur, der vor ungefähr sechs bis acht Jahren den Dienst von Portugal verlassen hatte, um in französische Dienste zu treten.

Die Arbeiten hatten das Merkwürdige, daß sie sich, statt sich außerhalb der Erde zu erheben, wie es die alten Wälle taten, welche die Stadt vor dem Ersteigen mit Sturmleitern zu schützen hatten, im Gegenteil in die Erde vertieften, und daß das, was die Höhe der Mauern bildete, die Tiefe der Gräben war.

D'Artagnan brauchte nicht lange, um alle Vorzüge dieses Systems zu erkennen, das den Kanonen keinen wirksamen Angriffspunkt gönnt.

Da die Gräben unter dem Niveau des Meeres waren, so konnten sie überdies durch unterirdische Schleusen überschwemmt werden.

Die Arbeiten waren, wie gesagt, beinahe vollendet, und eine Gruppe von Leuten, welche Befehle von einem Mann erhielten, der der Bauaufseher zu sein schien, beschäftigte sich eben mit der Legung der letzten Steine.

Eine Brücke von Brettern, die man zur größeren Bequemlichkeit der die Schubkarren führenden Handarbeiter über den Graben gemacht hatte, verband das Innere mit dem Äußeren.

D'Artagnan fragte mit einer naiven Neugierde, ob es ihm gestattet sei, über die Brücke zu gehen, und man antwortete ihm, kein Befehl widersetze sich seinem Wunsche.

Dem zu Folge schritt d'Artagnan über die Brücke und ging auf die Gruppe zu.

Diese Gruppe wurde beherrscht von dem schon von d'Artagnan wahrgenommenen Mann, der der Oberingenieur zu sein schien. Ein Plan war auf einem großen Stein, der den Tisch bildete, ausgebreitet, und einige Schritte von diesem Mann arbeitete ein Krahn.

Dieser Ingenieur, der in Betracht seiner Bedeutung vor Allem die Aufmerksamkeit von d'Artagnan erregen mußte, trug einen Rock, der durch seine Kostbarkeit durchaus nicht mit dem

Geschäft, das er trieb, im Einklang stand, denn dieses Geschäft hätte ihn mehr die Kleidung eines Maurermeisters, als die eines vornehmen Herrn zu tragen veranlassen sollen.

Es war dabei ein Mann von hoher Gestalt, mit breiten, viereckigen Schultern, mit einem Hut auf dem Kopf, der ganz von einem Federbusch bedeckt war. Er gestikulierte auf eine äußerst majestätische Weise und schien, denn man sah ihn nur vom Rücken, die Arbeiter über ihre Trägheit oder ihre Schwäche auszuschelten.

D'Artagnan näherte sich immer mehr.

In diesem Augenblick hörte der Mann mit dem Federbusch auf zu gestikulieren und beobachtete halb gebückt die Anstrengungen von sechs Arbeitern, welche einen Quaderstein auf die Höhe eines Holzstückes zu heben versuchten, das diesen Stein so halten sollte, daß man das Seil des Krahns um dasselbe schlingen könnte.

An einer einzigen Seite des Steins vereinigt, strengten die sechs Männer alle ihre Kräfte an, um ihn acht bis zehn Zoll von der Erde aufzuheben, wobei sie schwitzten und schnauften, während ein Siebenter sich bereit hielt, sobald er genug Licht hätte, die Walze darunter zu schieben, welche ihn halten sollte. Doch schon zweimal war der Stein ihren Händen entschlüpft, ehe er eine genügende Höhe erreicht hatte, um die Rolle darunter zu bringen.

Es versteht sich von selbst, daß die Arbeiter, so oft ihnen der Stein entschlüpfte, einen Sprung rückwärts machten, um es zu vermeiden, daß ihnen der Stein beim Niederfallen die Füße zerquetschte.

Jedes Mal senkte sich auch dieser von ihnen verlassene Stein tiefer in die fette Erde ein, was die Operation, mit der die Arbeiter in diesem Augenblick beschäftigt waren, immer schwieriger machte.

Ein dritter Versuch blieb ohne einen besseren Erfolg, aber es entstand dadurch eine stufenweise Entmutigung.

Und es hatte doch, als die sechs Männer sich auf den Stein bückten, der Mann mit dem Federbusch selbst mit einer mächtigen Stimme das Kommandowort: Auf! das bei allen

solchen Kraftmanoeuvres vorherrscht, ausgerufen.

Da richtete er sich auf und rief:

»Ho! ho! habe ich es mit Strohmännern zu tun? Ochsenhorn! tretet auf die Seite, und Ihr werdet sehen, wie man das macht!«

»Pest!, sollte er sich etwa erdreisten, den Felsen aufheben zu wollen? Das wäre doch interessant!« sagte d'Artagnan.

Die vom Ingenieur angerufenen Arbeiter traten mit gesenkten Ohren und den Kopf schüttelnd auf die Seite, nur der mit der Walze blieb stehen, bereit, seinen Dienst zu versehen.

Der Mann mit dem Federbusch näherte sich dem Stein, bückte sich, schob seine Hände unter die Fläche, welche auf dem Boden lag, stemmte seine herkulischen Muskeln an und hob, ohne eine Erschütterung, ohne einen Stoß, nur mit einer Bewegung, langsam wie die einer Maschine, den Stein einen Fuß vom Boden auf.

Der Arbeiter, der die Walze hielt, benutzte dieses Spiel und schob das Holz unter den Stein.

»So!« sagte der Riese, nicht indem er den Stein fallen ließ, sondern indem er ihn langsam auf seine Stütze niederlegte.

»Mordioux!« rief d'Artagnan, »ich kenne nur einen Menschen, der eines solchen Kraftstücks fähig ist.«

»Wie?« machte der Koloß, sich umwendend.

»Porthos!« murmelte d'Artagnan, von Staunen ergriffen, »Porthos auf Belle-Isle!«

Der Mann mit dem Federbusch heftete seinerseits seine Blicke auf den falschen Verwalter und erkannte ihn trotz seiner Verkleidung.

»D'Artagnan!« rief er.

Und die Röte stieg ihm ins Gesicht.

»St!« machte er gegen d'Artagnan.

»St!« erwiderte der Musketier.

War Porthos einerseits von d'Artagnan entdeckt worden, so war andererseits d'Artagnan von Porthos entdeckt worden. Das Interesse ihres Privatgeheimnisses hatte bei jedem von ihnen Anfangs die Oberhand.

Nichtsdestoweniger war die erste Bewegung dieser zwei

Männer, sich einander in die Arme zu werfen.

Was sie vor den Anwesenden verbergen wollten, war nicht ihre Freundschaft, sondern ihre Namen.

Doch nach der Umarmung kam die Überlegung.

»Warum des Teufels ist Porthos in Belle-Isle und hebt Steine auf?« sagte d'Artagnan zu sich selbst.

Nur richtete d'Artagnan diese Frage ganz leise an sich.

Weniger stark in der Diplomatie, als sein Freund, dachte Porthos ganz laut.

»Warum des Teufels seid Ihr auf Belle-Isle und was macht Ihr hier?« fragte er d'Artagnan.

Dieser mußte antworten, ohne zu zögern.

Mit einer Antwort gegen Porthos zögern wäre eine doppelte Niederlage gewesen, über die sich d'Artagnan nie hätte trösten können.

»Bei Gott! mein Freund, ich bin auf Belle-Isle, weil Ihr hier seid.«

»Ah! bah!« machte Porthos, sichtbar verblüfft über diesen Grund, indem er sich mit der uns bekannten Klarheit seiner Schlußkraft Rechenschaft zu geben suchte.

»Allerdings!« fuhr d'Artagnan fort, der seinem Freund nicht die Zeit, sich auszukeimen, lassen wollte: »Ich war in Pierrefonds, um Euch zu besuchen.«

»Wahrhaftig«

»Ja.«

»Und Ihr habt mich nicht dort getroffen?«

»Nein, ich habe Mouston getroffen.«

»Er ist wohl?«

»Alle Hagel!«

»Mouston hat Euch aber doch nicht gesagt, ich wäre hier?«

»Warum sollte er es mir nicht gesagt haben? habe ich zufällig etwas verschuldet, um das Vertrauen von Mouston zu verlieren?«

»Nein, aber er wusste es nicht.«

»Oh! das ist wenigstens ein Grund, der nichts Beleidigendes für meine Eitelkeit hat.«

»Aber wie habt Ihr es gemacht, daß Ihr mich hier

aufgefunden?«

»Ei! mein Lieber, ein vornehmer Herr, wie Ihr, läßt immer eine Spur von seinem Durchzug zurück, und ich würde mich für sehr gering schätzen, wenn ich die Spuren meiner Freunde nicht zu verfolgen wüsste.«

Diese Erklärung, so schmeichelhaft sie auch war, befriedigte Porthos nicht ganz.

»Ich konnte aber keine Spur hinterlassen, da ich verkleidet gekommen bin,« sagte Porthos.

»Ah! Ihr seid verkleidet gekommen?« versetzte d'Artagnan.

»So«

»Und wie?«

»Als Müller.«

»Kann ein vornehmer Herr, wie Ihr, Porthos, gemeine Manieren in einem Grade annehmen, daß er die Leute damit täuscht?«

»Ei! mein Freund, ich schwöre Euch, daß Jedermann getäuscht worden ist, so gut habe ich meine Rolle gespielt.«

»Nicht so gut, daß ich Euch nicht nachfolgen konnte und entdeckt habe.«

»Richtig. Wie seid Ihr mir nachgefolgt, und wie habt Ihr mich entdeckt?«

»Wartet doch . . . ich wollte Euch die Sache gerade erzählen. Denkt Euch, daß Mouston . . . «

»Ah! diesen Schlingel von einem Mouston.« sagte Porthos, indem er die Triumphbogen zusammenzog, die ihm als Augenbrauen dienten.

»Aber wartet doch, wartet doch . . . Mouston hat keine Schuld, da er nicht wusste, wo Ihr wart.«

»Allerdings. Deshalb drängt es mich so sehr, zu erfahren und zu begreifen . . . «

»Oh! wie ungeduldig seid Ihr, Porthos!«

»Wenn ich nicht begreife, bin ich furchtbar.«

»Ihr werdet begreifen. Nicht wahr, Aramis hat Euch nach Pierrefonds geschrieben?«

»Ja.«

»Er hat Euch geschrieben, Ihr sollt vor der Nachtgleiche

kommen?«

»Das ist wahr.«

»Nun wohl! also . . . « sagte d'Artagnan, in der Hoffnung, dieser Grund würde Porthos genügen.

Porthos schien sich einer gewaltigen Geistesarbeit hinzugeben.

»Oh! ja,« sagte er, »ich verstehe. Da Aramis mich vor der Nachtgleiche kommen hieß, so begriffet Ihr, daß ich mit ihm zusammentreffen sollte. Ihr erkundigtet Euch, wo Aramis wäre, und sagtet zu Euch selbst: ›Wo Aramis ist, wird Porthos sein.‹ Ihr erfuhret, Aramis wäre in der Bretagne und sagtet zu Euch: ›Porthos ist in der Bretagne.‹

»Äußerst richtig! In der Tat, Porthos, ich weiß nicht, warum Ihr nicht Wahrsager geworden seid. Ihr begreift nun. Als ich nach la Roche-Bernard kam, hörte ich von den schönen Befestigungsarbeiten, die man in Belle-Isle ausführe. Die Erzählung, die man mir hiervon machte, reizte meine Neugierde. Ich schiffte mich auf einem Fischerboot ein, ohne entfernt zu wissen, Ihr wäret hier, Ich kam an, sah einen Mann, der einen Stein aufhob, den Ajax nicht erschüttert hätte, und rief: ›Nur der Baron von Bracieux ist eines solchen Kraftstückes fähig!‹ Ihr hörtet mich, Ihr wandtet Euch um, Ihr erkanntet mich, wir umarmten uns, und, meiner Treue! lieber Freund, wenn Ihr wollt, umarmen wir uns noch einmal.«

»So erklärt sich in der Tat Alles,« sagte Porthos.

Und er umarmte d'Artagnan mit so großer Freundschaft, daß der Musketier auf fünf Minuten den Atem verlor.

»Ah! ah! stärker als je,« sagte d'Artagnan, »und zum Glück immer in den Armen.«

Porthos verbeugte sich vor d'Artagnan mit einem freundlichen Lächeln.

Während der fünf Minuten, in denen d'Artagnan wieder zu Atem zu kommen suchte, bedachte er, daß er eine schwierige Rolle zu spielen hatte.

Die Aufgabe war, immer zu fragen, ohne je zu antworten. Als der Atem wiederkehrte, war sein Feldzugsplan gemacht.

Elftes bis Vierzehntes Bändchen.

I.

Worin sich die Anfangs sehr trüben Gedanken von d'Artagnan aufzuklären anfangen.

D'Artagnan ergriff sogleich die Offensive.

»Nun, da ich Euch Alles gesagt habe, lieber Freund, oder da Ihr vielmehr Alles erraten habt, sagt mir, was Ihr, mit Staub und Koth bedeckt, hier macht?«

Porthos wischte sich die Stirne ab, schaute stolz umher und erwiderte:

»Mir scheint, Ihr könnt sehen, was ich hier mache!«

»Gewiß! gewiß! Ihr hebt Steine auf.«

»Oh! um diesen Faulenzern zu zeigen, was ein Mann ist!« sagte Porthos mit Verachtung, »doch Ihr begreift . . . «

»Ja! es ist nicht Euer Gewerbe, Steine aufzuheben, obgleich es Viele gibt, die ihr Gewerbe daraus machen und sie nicht aufheben, wie Ihr. Dies bewog mich, Euch so eben zu fragen: Was macht Ihr hier, Baron?«

»Ich studiere die Topographie, Chevalier.«

»Ihr studiert die Topographie?«

»Ja; doch Ihr, was macht Ihr unter dieser bürgerlichen Kleidung hier?«

D'Artagnan erkannte, es sei ein Fehler von ihm gewesen, daß er sich zu einem Erstaunen habe hinreißen lassen. Porthos hatte dies benützt, um einen Gegenschlag durch eine Frage zu tun.

Zum Glück war d'Artagnan auf diese Frage gefaßt, und er erwiderte:, »Ihr wisst wohl, daß ich ein Bürger bin, und man darf sich also nicht über den Anzug wundern, da er mit der Eigenschaft im Einklang steht.«

»Geht doch, Ihr, ein Musketier!«

»Ihr habt nicht Recht, mein Freund, ich habe meinen Abschied

genommen.«

»Bah!«

»Ah! mein Gott, ja!«

»Und Ihr habt den Dienst verlassen?«

»Ich habe quittiert.«

»Ihr habt den König verlassen?«

»Ganz und gar.«

Porthos streckte die Arme zum Himmel empor, wie ein Mensch, der eine unerhörte Neuigkeit erfährt.

»Oh! das bringt mich ganz in Verwirrung,« sagte er.

»Es ist dennoch so.«

»Und was vermochte Euch hierzu zu bestimmen?«

»Der König hat mir mißfallen, Mazarin war mir schon seit langer Zeit widerwärtig« und so warf ich meine Kasake in die Nesseln.«

»Aber Mazarin ist tot.«

»Ich weiß es, bei Gott! wohl, nur war zur Zeit seines Todes die Entlassung schon seit zwei Monaten erbeten und angenommen. Da ich sodann meine Freiheit hatte, eilte ich nach Pierrefonds, um meinen lieben Porthos zu sehen. Ich hörte von der glücklichen Einteilung sprechen, die Ihr mit Eurer Zeit getroffen habt, und wollte auf vierzehn Tage die meinige nach der Eurigen einteilen.«

»Mein Freund, Ihr wisst, daß Euch das Haus nicht nur für vierzehn Tage geöffnet ist, sondern für ein Jahr, für zehn Jahre, für das Leben.«

»Ich danke, Porthos.«

»Ah! sprecht, braucht Ihr nicht Geld?« fragte Porthos, indem er etliche und fünfzig Louis d'or klingen ließ, die seine Hosentasche enthielt. »Ihr wisst, daß ich bereit bin?«

»Nein, ich brauche nichts: ich habe meine Ersparnisse bei Planchet angelegt, der mir den Zins darauf bezahlt.«

»Eure Ersparnisse?«

»Allerdings; warum wollt Ihr, daß ich nicht Ersparnisse gemacht habe, wie ein Anderer, Porthos?«

»Ich! ich will das nicht; im Gegenteil, ich hegte immer den Verdacht, das heißt, Aramis hegte immer den Verdacht, Ihr habet Ersparnisse. Doch seht, ich' mische mich nicht in häusliche

Angelegenheiten; aber ich denke, Ersparnisse eines Musketiers, das kann nicht schwer in die Wage fallen?«

»Ihr habt Recht, im Verhältnis zu Euch, der Ihr ein Millionär seid, Porthos; aber ich will Euch selbst zum Richter machen. Ich hatte einmal fünfundzwanzig tausend Livres . . . «

»Das ist hübsch,« sagte Porthos mit leutseliger Miene.

»Und,« fuhr d'Artagnan fort, »und ich fügte am 25. des vergangenen Monats zweimal hundert tausend Livres bei.«

Porthos riß die Augen so ungeheuer weit auf, daß diese den Musketier zu fragen schienen: »Wo des Teufels habt Ihr eine solche Summe gestohlen, teurer Freund?«

»Zweimal hunderttausend Livres!« rief er endlich.

»Ja, die mir mit fünfundzwanzigtausend, die ich hatte, und mit zwanzigtausend, die ich bei mir trage, eine Summe von zweimal hundert und fünfzig tausend Livres voll machen.«

»Aber sagt, sagt, woher kommt dieses Vermögen?«

»Ah! ich werde Euch das später erzählen, teurer Freund; doch da Ihr mir zuvor selbst viele Dinge mitzuteilen habt, stellen wir meine Erzählung in die ihr gebührende Reihenfolge zurück.«

»Bravo!« rief Porthos, »wir sind also nun Alle reich; doch was hatte ich Euch denn zu erzählen?«

»Ihr habt mir zu erzählen, wie Aramis ernannt worden ist . . . «

»Ah! zum Bischof von Vannes.«

»So ist es, zum Bischof von Vannes. Wißt Ihr, daß dieser liebe Aramis sein Glück macht?«

»Ja, ja, abgesehen davon, daß es nicht dabei bleiben wird.«

»Wie! glaubt Ihr, er werde sich nicht mit den veilchenblauen Strümpfen begnügen, und er müsse den roten Hut bekommen?«

»St! das ist ihm versprochen.«

»Bah! vom König?«

»Von Einem, der noch mächtiger ist, als der König.«

»Ah, Teufel! was für unglaubliche Dinge sagt Ihr mir da, mein Freund!«

»Warum unglaublich? Hat es in Frankreich nicht immer Einen gegeben, der mächtiger war, als der König?«

»Oh! doch, zur Zeit von König Ludwig XIII. war es der Herzog

von Richelieu; zur Zeit der Regentschaft war es der Kardinal Mazarin; zur Zeit von Ludwig XIV. ist es M . . . «

»Geht doch!«

»Es ist Herr Fouquet.«

»Gut! Ihr habt ihn mit dem ersten Schlag genannt.«

»Herr Fouquet hat also Aramis den Hut versprochen?«

Porthos nahm eine zurückhaltende Miene an und erwiderte:

»Teurer Freund, Gott behüte mich, daß ich mich mit den Angelegenheiten Anderer beschäftige, und besonders, daß ich Geheimnisse offenbare, welche zu bewahren in ihrem Interesse liegen mag. Wenn Ihr Aramis seht, wird er Euch sagen, was er Euch sagen zu müssen glaubt.«

»Ihr habt Recht, Porthos, und Ihr seid ein wahres Sicherheitsschloß. Kommen wir also auf Euch zurück.«

»Ja,« sprach Porthos.

»Ihr habt mir gesagt, Ihr wäret hier, um die Topographie zu studieren.«

»Richtig.«

»Alle Teufel! mein Freund, was für schöne Dinge werdet Ihr machen!«

»Wie so?«

»Diese Festungswerke sind bewunderungswürdig.«

»Ist das Eure Ansicht?«

»Gewiß. Wahrhaftig, wenn nicht eine ganz regelmäßige Belagerung stattfindet, ist Belle-Isle uneinnehmbar.«

Porthos rieb sich die Hände, und sprach:

»Das ist auch meine Meinung.«

»Aber wer Teufels hat dieses Nest so befestigt?«

Porthos warf sich in die Brust.

»Habe ich es Euch nicht gesagt?«

»Nein.«

»Ihr vermutet es nicht?«

»Nein: ich kann Euch nur sagen, daß es ein Mensch ist, der alle Systeme studiert hat und bei dem besten stehen geblieben zu sein scheint.«

»Stille!« sagte Porthos, »schont meine Bescheidenheit, lieber

d'Artagnan.«

»Wahrhaftig! solltet Ihr es sein . . . der . . . oh!«

»Ich bitte, mein Freund.«

»Habt Ihr sie ersonnen, entworfen und mit einander verbunden, diese Basteien, diese Sägewerke, diese Mittelwälle, diese Halbmonde, und bereitet Ihr diesen bedeckten Weg?«

»Ich bitte Euch.«

»Habt Ihr diese Lunette mit ihren einwärts gehenden und vorspringenden Winkeln erbaut?«

»Stille!«

»Mein Freund, habt Ihr diese Neigung den Wänden Eurer Schießscharten gegeben, durch die Ihr die Leute, die Eure Kanonen bedienen, so wirksam beschützt?«

»Ei, mein Gott, ja.«

»Oh! Porthos, Porthos, man muß sich vor Euch verbeugen, man muß Euch bewundern; doch Ihr habt uns stets dieses herrliche Genie verborgen. Ich hoffe, mein Freund, Ihr werdet mir dies Alles im Einzelnen zeigen.«

»Nichts kann leichter sein. Hier ist mein Plan.«

»Zeigt.«

Porthos führte d'Artagnan zu dem Stein, der ihm als Tisch diente und auf dem der Plan ausgebreitet war.

Unten an diesem Plan stand mit jener furchtbaren Handschrift von Porthos, von der wir schon zu sprechen Gelegenheit gehabt haben, geschrieben:

»Statt Euch des Vierecks oder des Rechtecks zu bedienen, wie man es bis heute gemacht hat, betrachtet Euren Platz als von einem regelmäßigen Sechseck umschlossen; denn dieses Vieleck hat den Vorteil, daß es eine größere Anzahl Winkel bietet, als das Viereck. Jede Seite Eures Sechsecks, deren Länge Ihr nach dem Verhältnis der auf dem Platze aufgenommenen Messungen bestimmt, wird in zwei Teile geteilt, und in dem Halbirungspunkt errichtet Ihr ein Perpendikel gegen den Mittelpunkt des Vielecks, welches in der Länge dem sechsten Teil einer Seite gleichkommen soll. Von den äußersten Punkten jeder Seiten zieht Ihr Linien, die das Perpendikel schneiden. Solche zwei Geraden bilden die Verteidigungslinien.«

»Teufel!« sagte d'Artagnan, bei diesem Punkte der Auseinandersetzung anhaltend, »das ist ein völliges System, Porthos.«

»Ein völliges System,« sprach Porthos. »Wollt Ihr fortfahren«

»Nein, ich habe genug gelesen; doch wenn Ihr es seid, mein lieber Porthos, der die Arbeiten leitet, warum braucht Ihr Euer System so schriftlich aufzusetzen?«

»Oh! mein Lieber, der Tod!«

»Wie! der Tod?«

»Ja, wir sind alle sterblich!«

»Es ist wahr . . . Ihr habt auf Alles eine Antwort, mein Freund,« sagte d'Artagnan.

Und er legte den Plan auf den Stein nieder.

Doch so kurze Zeit er auch diesen Plan in seinen Händen gehabt, so war d'Artagnan doch im Stande gewesen, unter der ungeheuren Handschrift von Porthos eine viel feinere Schrift zu unterscheiden, welche ihn an gewisse Briefe an Marie Michon erinnerten, die ihm in seiner Jugend bekannt geworden. Nur war über diese Schrift, die einem minder scharfen Auge als dem des Musketiers entgangen sein dürfte, der Gummi hin und hergefahren.

»Bravo, mein Freund, bravo!« sagte d'Artagnan.

»Und nun wisst Ihr Alles, was Ihr wissen wollt, nicht wahr?« fragte Porthos, sich aufblähend.

»Oh! mein Gott, ja; tut mir jedoch nur noch einen Gefallen, lieber Freund.«

»Sprecht; ich bin hier der Herr.«

»Macht mir das Vergnügen und nennt mir den Herrn, der dort spazieren geht.«

»Wo, dort?«

»Hinter den Soldaten.«

»Gefolgt von einem Lackei?«

»Ganz richtig'«

»In Gesellschaft eines schwarz gekleideten Burschen?«

»Vortrefflich!«

»Das ist Herr Gétard.«

»Wer ist Herr Gétard, mein Freund?«

»Es ist der Architekt des Hauses.«

»Welches Hauses?«

»Des Hauses von Herrn Fouquet.«

»Ah! ah!« rief d'Artagnan, »Ihr gehört also zum Hause von Herrn Fouquet, Porthos?«

»Ich, und warum dies?« versetzte der Topograph, bis zum obersten Ende der Ohren errötend.

»Ihr sagt das Haus, indem Ihr von Belle-Isle sprecht, als ob Ihr vom Schloß Pierrefonds sprächet.«

Porthos biß sich aus die Lippen und erwiderte:

»Mein Lieber, nicht wahr, Belle-Isle gehört Herrn Fouquet?«

»Ja.«

»Wie Pierrefonds mir gehört?«

»Gewiß.«

»Ihr seid in Pierrefonds gewesen?«

»Ich sagte Euch, daß ich erst vor zwei Monaten dort war.«

»Habt Ihr einen Herrn gesehen, der dort, ein Richtscheit in der Hand, spazieren zu gehen pflegt?«

»Nein, doch ich hätte ihn sehen können, wenn er wirklich spazieren gegangen wäre.«

»Nun! dieser Herr ist Herr Boulingrin.«

»Wer ist Herr Boulingrin?«

»Das ist es gerade. Geht dieser Herr, ein Richtscheit in der Hand, spazieren, und man fragt mich: Wer ist Herr Boulingrin? so antworte ich: Es ist der Architekt des Hauses . . . Nun! Herr Gétard ist der Boulingrin von Herrn Fouquet, doch er hat nichts mit der Befestigung zu schaffen, das geht mich allein an, hört Ihr wohl? gar nichts.«

»Ah! Porthos,« rief d'Artagnan wie ein Besiegter, der seinen Degen übergibt; »ah! mein Freund, Ihr seid nicht nur ein herkulischer Topograph, sondern auch ein Dialektiker erster Stärke.«

»Nicht wahr,« erwiderte Porthos, »das ist mächtig geschlossen?«

Und er schnaufte wie der Meeraal, den d'Artagnan am Morgen

hatte entschlüpfen lassen.

»Und nun sagt mir,« fuhr d'Artagnan fort, »gehört der Bursche, der Herrn Gétard begleitet, auch zum Hause von Herrn Fouquet?«

»Oh!« erwiderte Porthos mit Verachtung, »das ist ein Herr Jupenet oder Juporet, eine Art von Dichter.«

»Der sich hier niedergelassen hat?«

»Ich glaube, ja.«

»Ich dachte Herr Fouquet hätte dort Dichter genug, Scudéry, Loret, Pelisson, La Fontaine. Wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, Porthos, dieser Dichter macht Euch Schande.«

»Ei! mein Freund, davor bewahrt uns der Umstand, daß er nicht als Dichter hier ist.«

»Als was ist er denn hier?«

»Als Drucker, und dabei fällt mir ein, daß ich diesem Schulfuchs ein Wort zu sagen habe.«

»Sagt es ihm.«

Porthos machte Jupenet ein Zeichen; dieser hatte d'Artagnan erkannt und offenbarte keine Lust, sich zu nähern.

Hierdurch wurde ein zweites Zeichen von Porthos veranlaßt.

Dieses Zeichen war so gebieterisch, daß er nun gehorchen mußte.

Er näherte sich also.

»Ah!« sagte Porthos, »Ihr habt Euch gestern ausgeschifft, und seid schon beider Arbeit!«

»Wie so, Herr Baron?« fragte Jupenet ganz zitternd.

»Eure Presse hat die ganze Nacht geseufzt, mein Herr,« sagte Porthos, »und Ihr habt mich zu schlafen verhindert, alle Wetter!«

»Gnädiger Herr . . . wollte Jupenet schüchtern einwenden.

»Ihr habt noch nichts zu drucken, und dürft also Eure Presse noch nicht gehen lassen. Was habt Ihr denn heute Nacht gedruckt?«

»Gnädiger Herr, ein leichtes Gedicht von meiner Komposition.«

»Leicht! geht doch, mein Herr! die Presse ächzte zum Erbarmen . . . Das darf nicht mehr geschehen, hört Ihr!«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Ihr versprecht es mir?«

»Ich verspreche es.«

»Es ist für diesmal gut, ich will es Euch verzeihen. Geht.«

Der Dichter entfernte sich mit derselben Demut, von der er beim Kommen eine Probe abgelegt hatte.

»Und nun, da wir diesem Burschen den Kopf gewaschen, laßt uns frühstücken,« sagte Porthos.

»Ja, frühstücken wir.«

»Nur muß ich Euch bemerken, daß wir nicht über zwei Stunden zu unserem Mahl haben.«

»Was wollt Ihr! wir werden besorgt sein, daß dies genug ist. Doch warum haben wir nur zwei Stunden?«

»Weil die Flut um ein Uhr steigt, und weil ich mit der Flut nach Vannes abgehe. Doch da ich morgen zurückkomme, lieber Freund, bleibt in meiner Wohnung, Ihr werdet dort Herr sein. Ich habe gute Küche, guten Keller.« . . .

»Nein, ich weiß etwas Besseres,« unterbrach ihn d'Artagnan.

»Was?«

»Ihr geht nach Vannes, sagt Ihr?«

»Allerdings.«

»Um Aramis zu sehen?«

»Ja.«

»Nun, ich kam ausdrücklich von Paris, um Aramis zu sehen!«

»Es ist wahr.«

»Ich werde mit Euch abreisen.«

»Gut.«

»Nur sollte ich mit Arnims anfangen und Euch hernach sehen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich werde mit Euch angefangen haben und mit Aramis endigen.«

»Sehr gut!«

»Und wie viel Stunden braucht Ihr von hier nach Vannes?«

»O mein Gott! sechs Stunden, drei Stunden zur See von hier nach Sarzeau, drei Stunden zu Land von Sarzeau nach Vannes.«

»Wie das bequem ist! Und Ihr geht oft nach Vannes, da Ihr so nahe beim Bisthum seid?«

»Ja, einmal in der Woche. Doch wartet, daß ich meinen Plan

mitnehme.«

Porthos hob seinen Plan auf, legte ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in seine weite Tasche.

»Gut,« sagte d'Artagnan beiseit, »ich glaube, ich weiß nun, wer der wahre Ingenieur ist, der Belle-Isle befestigt.«

Zwei Stunden nachher, zur Flutzeit, gingen Porthos und d'Artagnan nach Sarzeau ab.

II.

Eine Prozession in Vannes.

Die Überfahrt von Belle-Isle nach Sarzeau ging ziemlich rasch vor sich; man benützte eines von den kleinen Freibeuterschiffen, von denen d'Artagnan auf seiner Reise gehört hatte; für die Caperei gebaut und für die Jagd bestimmt, lagen diese Schiffe auf der Rhede von Locmaria, wo eines derselben mit dem vierten Teil seiner Kriegsmannschaft den Dienst zwischen Belle-Isle und dem Festland versah.

D'Artagnan hatte Gelegenheit, sich auch diesmal zu überzeugen, daß Porthos, obgleich Ingenieur und Topograph, in die Staatsgeheimnisse nicht tief eingeweiht war.

Seine vollkommene Unwissenheit hätte übrigens bei jedem Andern für eine gescheite Verstellung gegolten. Aber d'Artagnan kannte zu genau alle Winkel im Innern von Porthos, um nicht ein Geheimnis zu finden, wenn eines darin gewesen wäre, wie jene ängstlich geordneten alten Junggesellen mit geschlossenen Augen dieses oder jenes Buch in den Fächern ihrer Bibliothek, dieses oder jenes Stück Wäsche in einer Schublade ihrer Kommode zu finden wissen.

Wenn der listige d'Artagnan, seinen Porthos auf- und abrollend, nichts gefunden hatte, so war dies der Fall, weil er in der Tat nichts enthielt.

»Es sei,« sagte d'Artagnan; »ich werde in einer halben Stunde mehr wissen, als Porthos in zwei Monaten in Belle-Isle erfahren hat. Nur, damit ich etwas erfahre, ist es wichtig, daß Porthos nicht die einzige Kriegslist benützt, über die ich ihn verfügen lasse. Er darf Aramis nicht von meiner Ankunft benachrichtigen.«

Alle Sorgen des Musketiers beschränkten sich also für den Augenblick auf die Überwachung von Porthos.

Hierbei müssen wir schleunig bemerken: Porthos verdiente gar nicht dieses Übermaß von Mißtrauen, denn Porthos dachte durchaus nicht an etwas Böses. Beim ersten Anblick hatte ihm d'Artagnan vielleicht ein wenig Mißtrauen eingeflößt, sogleich

aber hatte der Musketier wieder in diesem guten, redlichen Herzen den Platz eingenommen, den er immer darin inne gehabt, und keine Wolke verdüsterte das große Auge von Porthos, das dieser von Zeit zu Zeit voll Zärtlichkeit auf seinen Freund heftete.

Als sie landeten, fragte Porthos, ob ihn seine Pferde erwarteten, und er erblickte sie wirklich am Kreuze des Wegs, der sich um Sarzeau wendet und, ohne durch das Städtchen zu laufen, gegen Vannes ausmündet.

Diese Pferde waren zwei der Zahl nach, eines für Herrn du Vallon, das andere für seinen Stallmeister.

Denn Porthos hatte einen Stallmeister, seitdem sich Mousqueton nur noch des Karrens als eines Fortbewegungsmittels bediente.

D'Artagnan erwartete, Porthos würde seinen Stallmeister auf einem Pferde wegschicken wollen, um ein anderes holen zu lassen, und gedachte dieses Vorhaben zu bekämpfen. Doch nichts von dem, was d'Artagnan vorher annahm, trat ein. Porthos befahl ganz einfach dem Stallmeister, abzusteigen und seine Rückkehr in Sarzeau abzuwarten, während d'Artagnan sein Pferd reiten würde.

Was auch geschah.

»Ei! Ihr seid ein vorsichtiger Mann, mein lieber Porthos,« sagte d'Artagnan zu seinem Freund, als er auf dem Pferd des Stallmeisters im Sattel saß.

»Ja, aber das ist eine Artigkeit von Aramis. Ich habe meine Equipagen nicht hier, und Aramis hat daher seinen Stall zur meiner Verfügung gestellt.«

»Mordioux! gute Pferde für Pferde eines Bischofs!« rief d'Artagnan. »Es ist wahr, Aramis ist ein ganz absonderer Bischof!«

»Er ist ein heiliger Mann,« sprach Porthos mit einem beinahe näselnden Ton, während er die Augen zum Himmel aufschlug.

»Er hat sich also sehr verändert! denn wir kannten ihn als ziemlich weltlich.«

»Die Gnade hat ihn berührt,« sprach Porthos.

»Bravo!« rief d'Artagnan, »das verdoppelt mein Verlangen, ihn zu sehen, diesen lieben Aramis.«

Und er spornte sein Pferd, das ihn mit neuer Geschwindigkeit forttrug.

»Teufel!« sagte Porthos, »wenn wir so reiten, brauchen wir nur eine Stunde statt zwei.«

»Um wie viel zu machen, sagt Ihr?«

»Vier und eine halbe Meile.«

»Das ginge gut.«

»Ich hätte Euch können auf dem Kanal einschiffen lassen; doch zum Teufel mit den Ruderern und den Zugpferden! Die ersten fahren wie die Schildkröten, die zweiten gehen wie die Schnecken, und wenn man sich einen guten Renner zwischen die Beine nehmen kann, so ist das besser, als Ruderer oder jedes andere Mittel.«

»Ihr habt Recht, Ihr, Porthos, besonders, da Ihr immer herrlich zu Pferde sitzt.«

»Etwas schwer, mein Freund, ich habe mich kürzlich gewogen.«

»Und wie viel wägt Ihr?«

»Drei hundert,« antwortete Porthos stolz.

»Bravo!«

»Ihr begreift somit, daß man für mich Pferde aussuchen muß, deren Kreuz gerade und breit ist, sonst reite ich sie in zwei Stunden zu Tode.«

Ja! nicht wahr, Riesenpferde.«

»Ihr seid sehr gut, mein Freund,« erwiderte der Ingenieur mit liebevoller Majestät.

»In der Tat, mein Freund.« sagte d'Artagnan, »mir scheint, Euer Pferd schwitzt schon.«

»Verdammt! es ist heiß. Ah! ah! seht Ihr nun Vannes?«

»Ja, ganz genau! Es ist eine schöne Stadt, wie es scheint?«

»Reizend! wenigstens nach der Ansicht von Aramis: ich, ich finde sie schwarz; doch es scheint das Schwarze ist für den Künstler schön. Das ärgert mich!«

»Warum?«

»Weil ich mein Schloß Pierrefonds, das vom Alter grau war, gerade habe weiß übertünchen lassen.«

»Hm!« machte d'Artagnan, »weiß ist heiterer.«

»Ja, aber es ist weniger erhaben, wie mir Aramis gesagt hat. Zum Glück gibt es Leute, die mit Schwarz handeln, und ich werde Pierrefonds schwarz anstreichen lassen. Wenn grau schön ist, mein Freund, so begreift Ihr, daß Schwarz herrlich sein muß.«

»Das dünkt mir äußerst logisch!« rief d'Artagnan.

»Seid Ihr nie in Vannes gewesen, d'Artagnan?«

»Nie.«

»Ihr kennt also die Stadt nicht.«

»Nein.«

»Nun denn sprach Porthos, indem er sich auf seinen Steigbügel erhob, eine Bewegung, die das Vorderteil seines Pferdes sich biegen machte, »seht Ihr in der Sonne dort die Turmspitze?«

»Gewiß sehe ich sie.«

»Das ist die Kathedrale.«

»Sie heißt?«

»Saint-Pierre. Seht Ihr nun dort in der Vorstadt ein anderes Kreuz?«

»Ja wohl.«

»Das ist Saint-Paterne, die Lieblingskirche von Aramis.«

»Ah!«

»Gewiß; man nimmt an, Saint-Paterne sei der erste Bischof von Vannes gewesen. Allerdings behauptet Aramis, es sei dies nicht der Fall, und er ist so gelehrt, daß das wohl ein Para . . . ein Para . . . «

»Ein Paradoxon.«

»Ein Paradoxon sein könnte, ganz richtig. Ich danke, ich habe mich versprochen, es ist so heiß.«

»Mein Freund,« sprach d'Artagnan, »ich bitte Euch, fahrt in Eurer anziehenden Demonstration fort. Was ist das große weiße Gebäude mit den vielen Fenstern?«

»Ah! das ist das Jesuiten -Collegium. Ihr habt, bei Gott! eine glückliche Hand. Seht Ihr in der Nähe des Collegiums, ein großes Haus mit Glockentürmchen und von einem schönen gotischen Styl, wie der alberne Herr Gétard sagt?«

»Ja, ich sehe es. Nun?«

»Dort wohnt Aramis.«

»Wie! er wohnt nicht im bischöflichen Palast?«

»Nein, der bischöfliche Palast ist völlig unbewohnbar. Er liegt überdies in der Stadt und Aramis zieht die Vorstadt vor. Deshalb ist er auch, wie ich Euch sagte, Saint-Paterne so sehr zugethan, weil es in der Vorstadt liegt. Sodann finden sich in derselben Vorstadt ein Mail, ein Ballspiel und ein Dominikanerhaus . . . seht dort, sein Glockenturm erhebt sich bis zum Himmel.«

»Sehr gut.«

»Dann müßt Ihr wissen, die Vorstadt ist wie eine abgesonderte Stadt. Sie hat ihre Mauern, ihre Türme, ihre Gräben, Das Quai mündet dahin aus, und die Schiffe legen am Quai an. Wenn unser Corsar nicht zehn Fuß Tiefgang hätte, so wären wir mit vollen Segeln bis unter die Fenster von Aramis gekommen.«

»Porthos, Porthos, mein Freund,« rief d'Artagnan, »Ihr seid ein Brunnen des Wissens, eine Quelle tiefer, geistreicher Betrachtungen. Porthos, Ihr setzt mich in Erstaunen, Ihr bringt mich in Verwirrung.«

»Wir sind an Ort und Stelle,« sagte Porthos, das Gespräch mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit ablenkend.

»Und es war Zeit,« dachte d'Artagnan, »denn das Pferd von Porthos zerschmilzt wie ein Pferd von Eis.«

Sie ritten beinahe in demselben Augenblick in die Vorstadt ein; doch kaum hatten sie hundert Schritte gemacht, als sie die Straßen zu ihrem Erstaunen mit Blumen und Blätterwerk bestreut sahen. Von den Balkons fielen lange weiße, mit Sträußen geschmückte Tücher herab.

Die Straßen waren verlassen, man fühlte, daß sich die Bevölkerung auf einem Punkt versammelt hatte.

Die Jalousien waren geschlossen und die Kühle drang in die Häuser unter dem Obdach von Tapeten, welche lange schwarze Schatten zwischen ihren Vorsprüngen und den Mauern bildeten.

Plötzlich bei der Biegung einer Straße trafen Gesänge an die Ohren der Ankömmlinge. Eine sonntäglich gekleidete Menge erschien durch die Dämpfe des Weihrauchs, der in bläulichen Flocken zum Himmel emporstieg, und Wolken von Rosenblättern

flatterten bis zu den ersten Stockwerken hinauf.

Über allen Köpfen erblickte man das Kreuz und die Paniere, die geheiligten Zeichen der Religion.

Unter den Kreuzen und den Panieren und wie von diesen beschützt sah man eine ganze Welt von weiß gekleideten, mit Kornblumen bekränzten Mädchen.

Auf den beiden Seiten der Straße und den Zug einschließend gingen die Soldaten der Garnison, Sträuße in ihren Flintenläufen und auf der Spitze ihrer Lanzen.

Das war eine Prozession.

Während d'Artagnan und Porthos mit einer äußerst anständigen Inbrunst, welche eine große Ungeduld, weiter zu kommen, verbarg, zuschauten, näherte sich ein prachtvoller Traghimmel, hundert Jesuiten und hundert Dominikaner voran und geleitet von zwei Archidiakonen, einem Säckelmeister, einem Pönitentiarius und zwölf Stiftsherren.

Ein Cantor mit donnernder Stimme, ein Cantor, sicherlich aus allen Stimmen Frankreichs ausgelesen, wie man den Tambourmajor der kaiserlichen Garde aus allen Riesen des Reiches auslas, ein Cantor und vier andere Cantoren, die nur da zu sein schienen, um ihm als Accompagnement zu dienen, ließen Melodien erschallen und machten die Scheiben aller Häuser vibrieren.

Unter dem Traghimmel erschien ein bleiches, edles Gesicht mit schwarzen Augen, schwarzen Haaren, von silbernen Fäden durchmischt, mit seinem, bedachtsamem Mund und vorstehendem, eckigem Kinn. Dieser Kopf voll anmuthreicher Majestät war mit der Bischofsmütze geschmückt, die ihm außer dem Charakter der Souverainetät den strenger Andachtsübung und evangelischer Betrachtung verlieh.

»Aramis!« rief unwillkürlich der Musketier, als dieses stolze Gesicht an ihm vorüberkam.

Der Prälat bebte. Er schien diese Stimme gehört zu haben, wie ein wieder erwachender Toter die Stimme des Erlösers hört.

Er schlug seine großen schwarzen Augen auf und richtete sie, ohne zu zögern, nach dem Ort, von dem der Ausruf gekommen war.

Mit einem einzigen Blick sah er Porthos und d'Artagnan in seiner Nähe.

D'Artagnan hatte seinerseits mit seiner Schärfe Alles gesehen, Alles aufgefaßt. Das lebensgroße Portrait des Prälaten prägte sich in seinem Gedächtnis ein, um nie mehr daraus zu verschwinden.

Eines besonders war d'Artagnan aufgefallen.

Als Aramis ihn erblickte, errötete er und drängte dann in derselben Sekunde unter seinem Augenlid das Feuer des Blickes des Gebieters und die unmerkliche Herzlichkeit des Blickes des Freundes zusammen.

Aramis richtete offenbar ganz leise die Frage an sich:

»Warum ist d'Artagnan bei Porthos und was will er in Vannes?«

Aramis begriff Alles, was im Geiste von d'Artagnan vorging, als er seinen Blick wieder auf ihn richtete und sah, daß er die Augen nicht niedergeschlagen hatte.

Er kannte die Feinheit seines Freundes und seinen Verstand und befürchtete, das Geheimnis seiner Röte und seines Erstaunens erraten zu lassen. Es war immer noch derselbe Aramis, der beständig ein Geheimnis zu verbergen hatte.

Um mit dem forschenden Blick zu endigen, den man um jeden Preis sich senken machen mußte, wie ein General um jeden Preis das Feuer einer Batterie, die ihn belästigt, zum Schweigen bringt, streckte auch Aramis seine schöne weiße Hand aus, an der der Amethyst seines Hirtenringes funkelte, durchschnitt die Luft mit dem Zeichen des Kreuzes und schmetterte so seine zwei Freunde durch den Segen nieder.

Träumerisch und zerstreut, unwillkürlich gottlos, hätte sich d'Artagnan vielleicht nicht unter diesem frommen Segen gebückt, aber Porthos, als er diese Zerstreuung wahrnahm, legte seinem Gefährten freundschaftlich die Hand auf den Rücken und drückte ihn gegen den Boden.

D'Artagnan beugte sich und wäre beinahe auf den platten Bauch gefallen.

Mittlerweile war Aramis vorübergezogen.

D'Artagnan berührte die Erde nur wie Anteus und wandte sich dann um, nicht weit vom Ärger entfernt.

Doch er konnte sich in der Absicht des braven Hercules nicht täuschen. Es hatte ihn ein Gefühl religiösen Wohlanstands angetrieben.

Überdies vervollständigte bei Porthos stets das Wort den Gedanken, statt ihn zu verkleiden.

»Ah!« sagte er, »es ist sehr artig von ihm, daß er uns ganz allein einen Segen gegeben hat. Er ist entschieden ein frommer und wackerer Mann.«

Weniger überzeugt als Porthos, erwiderte d'Artagnan kein Wort.

»Lieber Freund,« fuhr Porthos fort, »er hat uns erblickt, und statt im einfachen Schritt der Prozession, wie vorhin, weiter zu gehen, sputet er sich. Schaut, wie der Zug seine Geschwindigkeit verdoppelt. Es drängt diesen lieben Aramis, uns zu sehen und zu umarmen.«

»Es ist wahr,« antwortete d'Artagnan laut.

Dann leise:

»Immerhin hat mich der Fuchs wahrgenommen, und er wird nun Zeit haben, sich vorzubereiten, wie er mich empfangen soll.«

Doch die Prozession war vorübergezogen und der Weg frei, D'Artagnan und Porthos marschierten gerade nach dem bischöflichen Palast, den eine zahlreiche Menge umgab, um den Prälaten zurückkehren zu sehen.

D'Artagnan bemerkte, daß diese Menge hauptsächlich aus Bürgern und Militären bestand.

Er erkannte an der Natur seiner Anhänger die Gewandtheit seines Freundes.

Aramis war in der Tat nicht der Mann, der eine unnötige Popularität suchte. Es lag ihm wenig daran, ob ihn die Leute liebten, die ihm zu nichts dienten.

Weiber, Kinder, Greise, das gewöhnliche Gefolge der geistlichen Hirten, waren nicht sein Gefolge.

Zehn Minuten, nachdem die zwei Freunde die Schwelle des bischöflichen Palastes überschritten hatten, kehrte Aramis wie ein Triumphator nach Hause; die Soldaten präsentierten vor ihm das Gewehr, wie vor einem Oberen; die Bürger begrüßten ihn mehr wie einen Freund, wie einen Patron, als wie ein religiöses Haupt.

Es fand sich in Aramis etwas von jenen römischen Senatoren,

deren Türen immer von Klienten belagert waren.

Unten an der Freitreppe hatte er eine Besprechung von einer halben Minute mit einem Jesuiten, der, um leise mit ihm zu reden, seinen Kopf unter den Traghimmel streckte.

Dann trat er in seine Wohnung ein; die Türen schlossen sich langsam und die Menge verlief sich, während die Gesänge und Gebete noch erschollen.

Es war ein herrlicher Tag, ein Tag voll irdischer Wohlgerüche, vermischt mit den Wohlgerüchen des Meeres und der Luft. Die Stadt atmete Glück, Freude und Kraft.

D'Artagnan fühlte gleichsam die Gegenwart einer unsichtbaren Hand, welche allmächtig diese Kraft, diese Freude, dieses Glück geschaffen und überall diese Wohlgerüche verbreitet hatte.

»Oh! oh!« sagte er zu sich selbst. »Porthos ist fett, Aramis aber ist groß geworden.«

III.

Die Größe des Bischofs von Vannes.

Porthos und d'Artagnan waren in den bischöflichen Palast durch eine besondere, nur den Freunden des Hauses bekannte Türe eingetreten.

Es versteht sich von selbst, daß Porthos d'Artagnan zum Führer gedient hatte: der würdige Baron benahm sich überall ein wenig wie zu Hause. War es jedoch stillschweigende Anerkennung der Heiligkeit der Person von Aramis und seines Charakters, war es Gewohnheit, das zu achten, was ihm moralisch imponierte, eine würdige Gewohnheit, welche aus Porthos einen Mustersoldaten und einen vortrefflichen Geist gemacht hatte . . . aus allen diesen Gründen, sagen wir, beobachtete Porthos bei Seiner Herrlichkeit dem Bischof von Bannes eine gewisse Zurückhaltung, welche d'Artagnan ganz von Anfang in seinem Benehmen gegen die Bedienten und Hausgenossen bemerkte.

Diese Zurückhaltung ging aber nicht so weit, daß er sich keine Fragen erlaubte.

Man erfuhr, Seine Herrlichkeit sei in ihre Gemächer zurückgekehrt und schicke sich an, im vertrauteren Kreise minder majestätisch zu erscheinen, als er vor seinen geistlichen Schafen erschienen war.

Nach einer kleinen Viertelstunde, welche d'Artagnan und Porthos damit hinbrachten, daß sie sich gegenseitig ins Weiße der Augen schauten und ihre Daumen in den verschiedenen Evolutionen drehten, welche von Norden nach Süden gehen, öffnete sich wirklich die Türe des Saals und man sah Seine Herrlichkeit in der vollständigen kleinen Prälatentracht erscheinen.

Aramis trug den Kopf hoch, wie ein Mann, der zu befehlen gewohnt ist, die Robe von veilchenblauem Tuch an der Seite aufgeschürzt und hielt die Faust auf der Hüfte.

Überdies hatte er den seinen Schnurrbart und den Knebelbart aus der Zeit von Ludwig XIII. beibehalten.

Er strömte bei seinem Eintritt den zarten Wohlgeruch aus, der

sich bei den eleganten Männern und den Frauen der vornehmen Welt nie verändert und mit der Person verkörpert zu sein scheint, deren natürliche Ausdünstung er geworden ist.

Nur hatte diesmal das Parfum etwas von der religiösen Erhabenheit des Weihrauchs behalten. Es berauschte nicht, es drang durch; es flößte nicht das Verlangen, sondern die Ehrfurcht ein.

Aramis zögerte nicht einen Augenblick, als er eintrat; ohne ein Wort zu sprechen, das, welches es auch sein mochte, bei einer solchen Veranlassung kalt gewesen wäre, ging er gerade auf den unter der Tracht von Herrn Agnan so gut verkleideten Musketier zu und schloß ihn mit einer Zärtlichkeit in seine Arme, die der Mißtrauischste nicht der Kälte oder der Absichtlichkeit beschuldigt haben könnte.

D'Artagnan umarmte ihn seinerseits mit gleichem Eifer.

Porthos drückte die zarte Hand von Aramis in seinen plumpen Händen und d'Artagnan bemerkte, daß Ihm Seine Herrlichkeit die linke Hand reichte, wahrscheinlich aus Gewohnheit, insofern Porthos ihm schon zehnmal seine mit Ringen geschmückten Finger, das Fleisch im Schraubstock seiner Faust zusammenpressend, gequetscht haben mußte. Durch den Schmerz gewarnt, mißtraute Aramis und bot ihm nur Fleisch zu drücken, und nicht mehr Finger am Gold oder an den Facetten eines Diamants zu zerquetschen.

Zwischen zwei Umhalsungen schaute Aramis d'Artagnan ins Gesicht, bot ihm einen Stuhl und setzte sich in den Schatten, indem er beobachtete, daß das Licht auf das Gesicht seines Gegenredners fiel.

Dieses Manoeuvre, mit dem die Diplomaten und die Frauen so vertraut sind, gleicht dem Vorteil des Lagers, den ihrer Gewohnheit gemäß oder nach der Gewohnheit, die sie annehmen wollen, die Kämpfenden auf dem Platze des Duells suchen.

D'Artagnan ließ sich auch durch dieses Manoeuvre nicht betören, aber er schien es nicht zu bemerken. Er fühlte sich gefangen; doch gerade, weil er sich gefangen fühlte, fühlte er sich zugleich auch auf dem Wege der Entdeckung, und dem alten Condottiere lag wenig daran, ob er sich scheinbar schlagen ließ,

wenn er nur aus seiner vermeintlichen Niederlage die Vorteile des Sieges zog.

Aramis begann das Gespräch.

»Ah! teurer Freund, mein guter d'Artagnan!« sagte er; »welch ein herrlicher Zufall!«

»Das ist ein Zufall, mein hochwürdiger Gefährte, den ich Freundschaft nennen werde,« erwiderte d'Artagnan. »Ich suche Euch, wie ich Euch stets suchte, sobald ich Euch ein großes Unternehmen anzubieten oder ein paar freie Stunden zu schenken hatte.«

»Ah! wahrhaftig,« sagte Aramis, ohne irgend eine Bewegung, »Ihr sucht mich!«

»Ja wohl, er sucht Euch, mein lieber Aramis, dies beweist, daß er mich in Belle-Isle aufgetrieben hat,« sprach Porthos. »Nicht wahr, das ist liebenswürdig?«

»Ah!« machte Aramis, »gewiß, in Belle-Isle . . . «

»Gut!« dachte d'Artagnan! »mein Tölpel Porthos hat, ohne daran zu denken, mit einem Schlag die Angriffskanone abgefeuert,«

»In Belle-Isle?« sagte Aramis, »in diesem Loch, in dieser Wüste! Das ist in der Tat liebenswürdig.«

, »Und ich habe ihm mitgeteilt, Ihr wäret in Vannes,« fuhr Porthos mit demselben Ton fort.

D'Artagnan bewaffnete seinen Mund mit einer beinahe ironischen Feinheit und sagte:

»Ich wusste es, doch ich wollte sehen . . . «

»Was sehen?«

»Ob unsere Freundschaft immer noch so fest halte, ob unser durch das Alter ganz verknöchertes Herz, wenn wir uns erblicken, auch noch den Freudenschrei, der die Ankunft eines Freundes begrüßt, entströmen lasse.«

»Nun, Ihr müßtet zufrieden sein?« fragte Aramis.

»So so!«

»Wie dies?«

»Ja, Porthos sagte: ›Stille!‹ und Ihr . . . «

»Nun! und ich?«

»Ihr habt mir Euren Segen gegeben.«

»Was wollt Ihr, mein Freund!« erwiderte Aramis, »hat ein armer Prälat, wie ich, etwas Kostbareres?«

»Geht doch, lieber Freund!«

»Gewiß.«

»Man behauptet in Paris, das Bisthum Vannes sei eines der besten von Frankreich?«

»Oh! Ihr sprecht von den zeitlichen Gütern!« sagte Aramis mit einer ganz ungezwungenen Miene.

»Gewiß spreche ich hiervon . . . ich lege einen Wert darauf.«

»Dann wollen wir davon reden,« versetzte Aramis mit einem Lächeln.

»Ihr gesteht, daß Ihr einer der reichsten Prälaten von Frankreich seid!«

»Mein Lieber, da Ihr meine Rechnungen von mir fordert, so sage ich Euch, daß das Bisthum Vannes zwanzigtausend Livres einträgt, nicht mehr, nicht weniger. Es ist eine Diözese von hundert und sechzig Kirchspielen.«

»Das ist sehr hübsch,« sprach D'Artagnan.

»Herrlich!« rief Porthos.

»Aber,« entgegnete d'Artagnan, Aramis mit der ganzen Schärfe seines Blickes beobachtend, »aber Ihr habt Euch nicht für immer hier begraben?«

»Verzeiht. Ich lasse nur das Wort begraben nicht zu.«

»Mir scheint, in dieser Entfernung von Paris ist man begraben oder beinahe begraben.«

»Mein Freund, ich mache mich alt,« erwiderte Aramis; »der Lärm und die Bewegung der Hauptstadt behagen mir nicht mehr. Mit sieben und fünfzig Jahren muß man die Ruhe und die Meditation suchen. Ich habe Beides hier gefunden. Was kann es Schöneres und Ernsteres geben, als diese alte Stadt der Armorica? Hier, mein lieber d'Artagnan, finde ich gerade das Gegenteil von dem, was ich früher liebte, und das ist es, was man am Ende des Lebens braucht, welches seinem Anfang entgegengesetzt ist. Ein wenig von meinem Vergnügen der früheren Tage begrüßt mich von Zeit zu Zeit, ohne mich von der Wohlfahrt meiner Seele abzuziehen. Ich bin noch von dieser Welt,

und dennoch nähere ich mich mit jedem Schritt, den ich tue, immer mehr Gott.«

»Beredt, weise, diskret, seid Ihr ein vollendeter Prälat. Aramis, und ich wünsche Euch Glück.«

»Doch, lieber Freund,« jagte Aramis lächelnd, »Ihr seid nicht allein gekommen, um mir Komplimente zu machen. Sprecht, was führt Euch hierher? Sollte ich so glücklich sein, daß Ihr meiner auf irgend eine Weise bedürftet?«

»Gott sei Dank, mein Freund, nein,« antwortete d'Artagnan, »das ist durchaus nicht der Fall: ich bin reich und frei.«

»Reich?«

»Ja, reich für mich . . . nicht für Tuch, nicht für Porthos, wohlverstanden. Ich habe eine Rente von ungefähr fünfzehntausend Livres.«

Aramis schaute ihn argwöhnisch an. Er konnte, besonders da er ihn mit einem so demütigen Äußern erblickte, nicht glauben, sein alter Freund habe ein solches Glück gemacht.

Nun sah d'Artagnan, die Stunde der Erklärungen sei gekommen, und erzählte seine Geschichte in England.

Während seiner Erzählung sah er zehnmal die Augen des Prälaten glänzen und seine spitzig zulaufenden Finger beben.

Bei Porthos aber äußerte sich nicht Bewunderung für d'Artagnan, sondern Enthusiasmus, wahnsinnige Begeisterung.

Als d'Artagnan geendigt hatte, fragte Aramis:

»Nun!«

»Nun!« antwortete d'Artagnan, »Ihr seht, daß ich in England Freunde und Grundeigentum, in Frankreich einen Schatz habe. Wenn Euer Herz nach etwas von dem Meinigen begehrt, so biete ich es Euch an . . . Deshalb bin ich gekommen.«

So sicher auch sein Blick war, so konnte d'Artagnan doch in diesem Moment den von Aramis nicht aushalten. Er ließ also sein Auge auf Porthos übergehen, wie es der Degen tut, der einem mächtigen Druck nachgibt und einen andern Weg sucht.

»Jedenfalls,« sagte der Bischof, »jedenfalls habt Ihr ein seltsames Reise-costume gewählt, Freund.«

»Ein abscheuliches, ich weiß es. Ihr begreift, daß ich weder als Kavalier, noch als vornehmer Herr reisen wollte. Seitdem ich reich

bin, bin ich geizig.«

»Und Ihr sagt, Ihr habet Euch nach Belle-Isle begeben?« fragte Aramis ohne Übergang.

»Ja,« antwortete d'Artagnan, »ich wusste, ich würde Porthos und Euch dort finden.«



»Mich!« rief Aramis. »Mich! Seit einem Jahr, daß ich hier bin, war ich nicht einmal auf der See.«

»Oh!« versetzte d'Artagnan, »ich wusste nicht, daß Ihr ein solcher Stubenhocker seid.«

»Ah! teurer Freund, ich muß Euch sagen, ich bin nicht mehr der Mann von früher. Das Reiten ist mir unbequem, das Meer ermüdet mich, ich bin ein armer leidender Priester, stets klagend, stets brummig und geneigt zu Austeritäten, die mir Vergleiche mit dem Alter, Gespräche mit dem Tod zu sein scheinen. Ich habe meinen festen Sitz genommen, mein lieber d'Artagnan.«

»Desto besser, teurer Freund, denn wir werden wahrscheinlich Nachbarn werden.«

»Bah!« versetzte Aramis nicht ohne ein gewisses Erstaunen, das er nicht einmal zu verbergen suchte; »Ihr, mein Nachbar?«

»Ei! mein Gott, ja.«

»Wie so?«

»Ich will die sehr einträglichen Salzteiche kaufen, welche zwischen Pirrac und Croisic liegen. Stellt Euch vor: eine

Ausbeutung von zwölf Prozent reine Rente, nie Unwerte, nie Nebenkosten; der getreue und regelmäßige Ozean bringt alle sechs Stunden sein Kontingent in meine Kasse. Ich bin der erste Pariser, der eine solche Spekulation ausgedacht hat. Entdeckt Niemand meinen heimlichen Plan, ich bitte Euch, und binnen Kurzem besprechen wir das Nähere. Ich bekomme drei Meilen Landes für dreißigtausend Livres.«

Aramis warf Porthos einen Blick zu, als wollte er ihn fragen, ob dies Alles wahr, ob nicht unter diesem gleichgültigen Äußern eine Falle verborgen sei. Bald aber, als schämte er sich, diesen dürftigen Beistand um Rat befragt zu haben, raffte er alle seine Kräfte zu einem neuen Sturm oder zu einer neuen Verteidigung zusammen.

»Man versichert mich,« sagte, er »Ihr habet einen Streit mit dem Hof gehabt, doch Ihr seid daraus hervorgegangen, wie Ihr aus Allem hervorzugehen wisst, mit den Ehren des Kriegs.«

»Ich!« rief der Musketier, indem er in ein schallendes Gelächter ausbrach, das jedoch nicht genügte, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn er konnte bei den Worten von Aramis glauben, dieser sei von seinem letzten Verhältnis zum König unterrichtet; »ich! ah! erzählt mir das, mein lieber Aramis.«

»Ja, man sagte mir, mir, einem armen in Heiden und Steppen verlorenen Bischof, der König habe Euch zum Vertrauten seiner Liebenschaft gewählt.«

»Mit wem?«

»Mit Fräulein von Mancini.«

D'Artagnan atmete.

»Ah! ich leugne es nicht,« erwiderte er.

»Es scheint, der König hat Euch eines Morgens über die Brücke von Blois mitgenommen, um mit seiner Schönen zu plaudern.«

»Das ist wahr. Ah! Ihr wisst das! Aber dann müßt Ihr auch wissen, daß Ich an demselben Tag meine Entlassung genommen habe.«

»Aufrichtig?«

»Ah! mein Freund, äußerst aufrichtig.«

»Ihr seid dann zum Grafen de la Fère gegangen?«

»Zu mir?«

»Ja.«

»Und zu Porthos?«

»Ja.«

»Geschah dies, um uns einen einen einfachen Besuch zu machen?«

»Nein; ich wusste nicht, daß Ihr gebunden wart, und wollte Euch mit nach England nehmen.«

»Ja, ich verstehe, und dann habt Ihr, ein wunderbarer Mann, allein vollführt, was Ihr uns zu Vier auszuführen vorschlagen wolltet. Ich vermutete, Ihr hättet Antheil an dieser schönen Restauration, als ich erfuhr, man habe Euch beim Empfang von König Karl gesehen, der mit Euch wie mit einem Freund, oder vielmehr wie mit Einem, dem er zu Dank verpflichtet, gesprochen.«



Porthos

»Aber wie des Teufels habt Ihr dies Alles erfahren?« fragte d'Artagnan, welcher befürchtete, die Nachforschungen von Aramis erstrecken sich weiter, als ihm lieb wäre.

»Mein guter d'Artagnan,« erwiderte Aramis, »meine Freundschaft gleicht ein wenig der Sorgfalt des Nachwächters, den wir in dem Türmchen des Hasendamms am Ende des Quai haben. Dieser brave Mann zündet jeden Abend eine Laterne an, um den Barken zu leuchten, welche von der See kommen. Er ist in seinem Schilderhaus verborgen, und die Fischer sehen ihn nicht; aber er folgt ihnen mit Teilnahme; er errät sie, er ruft ihnen, er zieht sie auf den Weg zum Hasen. Ich gleiche jenem Wächter; von Zeit zu Zeit kommen mir einige Nachrichten zu und rufen

Alles, was ich liebte, in mein Gedächtnis zurück. Dann folge ich den Freunden von Einst auf dem stürmischen Meer der Welt, ich, ein armer Wärter, dem Gott das Obdach eines Schilderhauses zu geben die Gnade gehabt hat.«

»Und was habe ich nach England getan?« fragte d'Artagnan.

»Ah! ah!« rief Aramis, »Ihr wollt mein Gesicht forcieren. Seit Eurer Rückkehr weiß ich nichts mehr, d'Artagnan; meine Augen haben sich getrübt. Ich bedauerte, daß Ihr nicht an mich dachtet, und weinte über Eure Vergeßlichkeit. Ich hatte Unrecht. Ich sehe Euch wieder, und das ist ein Fest, ein großes Fest, das schwöre ich Euch!«

»Das macht mich unendlich glücklich.«

»Wie befindet sich Athos?« fragte Aramis.

»Sehr wohl, ich danke,«

»Und unser junger Mündel?«

»Raoul?«

»Ja.«

»Es scheint, er hat die Gewandtheit seines Vaters Athos und die Stärke seines Vormunds Porthos geerbt.«

»Bei welcher Gelegenheit konntet Ihr das beurteilen?«

»Ei! mein Gott, den Tag vor meiner Abreise.«

»Wahrhaftig?«

»Ja, es fand eine Hinrichtung auf der Grève statt und in Folge dieser Hinrichtung ein Aufruhr. Wir befanden uns bei dem Aufruhr und in Folge des Aufruhrs mußte man mit dem Degen spielen, und bei dieser Gelegenheit hat er sich herrlich benommen.«

»Bah! und was hat er getan?« fragte Porthos.

»Einmal hat er einen Mann aus dem Fenster geworfen, als ob es ein Ballen Baumwolle gewesen wäre.«

»Oh! sehr gut,« rief Porthos.

»Dann hat er vom Leder gezogen und um sich gehauen, wie wir es in unseren schönen Tagen taten.«

»Und bei welcher Veranlassung fand dieser Aufruhr statt?« fragte Porthos.

D'Artagnan bemerkte in dem Gesichte von Aramis eine völlige Gleichgültigkeit bei dieser Frage von Porthos.

»Ah!« sagte er, indem er Aramis anschaute, »bei Gelegenheit der zwei Steuerpächter, welche der König das Geraubte wieder herausgeben ließ, ich meine die zwei Freunde von Herrn Fouquet, die man henkte.«

Kaum deutete ein leichtes Runzeln der Stirne des Prälaten an, daß dieser gehört hatte.

»Hoho!« machte Porthos, »und wie hießen die Freunde von Herrn Fouquet?«

»D'Emeris und Lyodot,« sagte d'Artagnan. Kennt Ihr diese Namen, Aramis?«

»Nein,« antwortete mit verächtlichem Ton der Prälat; »mir scheint, das sind Namen von Finanzleuten.«

»Ganz richtig.«

»Ah! Herr Fouquet hat seine Freunde hängen lassen!« rief Porthos.

»Und warum nicht?« fragte Aramis.

»Es kommt mir vor, als ob . . . «

»Wenn man diese Unglücklichen aufgehenkt hat, so geschah es auf Befehl des Königs, Herr Fouquet aber hat, weil er Oberintendant der Finanzen ist, meiner Ansicht nach nicht das Recht über Leben und Tod.«

»Gleichviel,« brummte Porthos, »an der Stelle von Herrn Fouquet . . . «

Aramis begriff, daß Porthos auf dem Punkte war, eine Dummheit zu sagen, und brach daher das Gespräch kurz ab.

»Hört,« sagte er, »mein lieber d'Artagnan, es ist nun genug von Anderen die Rede gewesen, laßt uns ein wenig von uns selbst plaudern.«

»Von mir wisst Ihr Alles, was ich Euch sagen kann; sprechen wir im Gegenteil von Euch, lieber Aramis.«

»Ich sagte Euch, es sei kein Aramis mehr in mir.«

»Auch kein Abbé d'Herblay mehr?«

»Auch nicht mehr. Ihr seht einen Mann, den Gott an der Hand genommen und auf eine Stellung geführt hat, auf die er weder hoffen durfte noch konnte.«

»Gott?« fragte d'Artagnan.

»Ja.«

»Ei! das ist seltsam, man sagte mir, es wäre Herr Fouquet.«

»Wer sagt Euch das?« versetzte Aramis, ohne daß er es mit seiner ganzen Willenskraft verhindern konnte, daß eine leichte Röte seine Wangen färbte.

»Meiner Treue, Bazin.«

»Der Dummkopf!«

»Ich behaupte nicht, er sei ein Mann von Genie, aber er hat es mir gesagt, und ihm nach wiederhole ich es.«

»Ich habe Herrn Fouquet nie gesehen,« entgegnete Aramis mit einem Blick, der so ruhig und rein war, wie der einer Jungfrau, welche nie gelogen.

»Ei!« sagte d'Artagnan, »wenn Ihr ihn gesehen und sogar kennen gelernt hättet, so wäre nichts Schlimmes daran; Herr Fouquet ist ein sehr braver Mann.«

»Ah!«

»Ein großer Politiker.«

Aramis machte eine gleichgültige Gebärde.

»Ein allmächtiger Minister.«

»Ich hänge nur vom König und vom Papst ab,« sagte Aramis.

»Mordioux! hört wohl,« sprach d'Artagnan mit dem allernaivsten Ton, »ich sage Euch das, weil Jedermann hier bei Herrn Fouquet schwört. Die Ebene gehört Herrn Fouquet; die Salzteiche, die ich gekauft habe, gehören Herrn Fouquet; die Insel, auf der Porthos Topograph geworden ist, gehört Herrn Fouquet; die Garnison gehört Herrn Fouquet, die Galeeren gehören Herrn Fouquet. Ich gestehe, daß es mich nicht gewundert haben würde, wenn Ihr oder wenn vielmehr Eure Diözese zur Lehensherrlichkeit von Herrn Fouquet gehört hätte. Das ist nur ein anderer Herr als der König, aber eben so mächtig als ein König.«

»Gott sei Dank! ich bin Niemand lehenspflichtig, ich gehöre Niemand und bin ganz nur mir,« antwortete Aramis, der während dieses Gespräches mit dem Auge jede Gebärde von d'Artagnan, jeden Blick von Porthos verfolgte.

Aber d'Artagnan war unstörbar und Porthos unbeweglich; die geschickt geführten Streiche wurden von einem geschickten Gegner pariert und keiner traf.

Nichtsdestoweniger fühlte Jeder das Ermüdende eines solchen Kampfes, und die Ankündigung des Abendbrots wurde von Allen gut aufgenommen.

Das Abendbrot veränderte den Lauf des Gespräches. Überdies hatten sie begriffen, daß, wie Jeder auf seiner Hut war, weder der Eine noch der Andere mehr erfahren würde.

Porthos hatte von Allem nichts begriffen. Er hatte sich unbeweglich gehalten, weil ihm Aramis durch ein Zeichen bedeutet, er möge sich nicht rühren. Das Abendessen war also nur ein Abendessen für ihn, doch dies war genug für Porthos.

Die Mahlzeit ging vortrefflich vorüber.

D'Artagnan war von einer blendenden, Heiterkeit.

Aramis übertraf sich selbst durch sein sanft freundliches Wesen.

Porthos aß wie der selige Pelops.

Man sprach von Krieg und Finanzen, von Künsten und Liebschaften.

Aramis spielte den Erstaunten bei jedem Wort über Politik, das d'Artagnan vorzubringen wagte. Diese lange Reihenfolge von Verwunderungen vermehrte das Mißtrauen von d'Artagnan, wie die ewige Gleichgültigkeit von d'Artagnan das Mißtrauen von Aramis erregte.

Endlich ließ d'Artagnan absichtlich den Namen Colbert fallen. Er hatte diesen Streich bis zuletzt aufgespart.

»Wer ist das, Colbert?«

»Oh! den Teufel, das ist stark,« sagte d'Artagnan zu sich selbst. »Seien wir auf unserer Hut, Mordieux! seien wir auf unserer Hut.«

Und er gab über Colbert jede Auskunft, welche Aramis wünschen konnte.

Das Abendbrot oder vielmehr das Gespräch dehnte sich bis ein Uhr Morgens zwischen d'Artagnan und Aramis aus.

Auf den Punkt zehn Uhr war Porthos in seinem Lehnstuhl entschlummert; und er schnarchte wie eine Orgel.

Um Mitternacht weckte man ihn auf und schickte ihn zu Bette.

»Hm!« sagte er, »mir scheint, ich bin eingeschlafen; es war doch sehr interessant, was Ihr mit einander sprach.«

Um ein Uhr führte Aramis d'Artagnan in das für ihn bestimmte Zimmer, welches das beste des bischöflichen Palastes war.

Zwei Diener wurden zu seiner Verfügung gestellt.

»Morgen um acht Uhr machen wir, wenn Ihr wollt, einen Spazierritt mit Porthos,« sagte Aramis, als er von d'Artagnan Abschied nahm.

»Um acht Uhr!« rief d'Artagnan, »so spät?«

»Ihr wisst, daß ich sieben Stunden Schlaf brauche,« antwortete Aramis.

»Ganz richtig.«

»Gute Nacht, teurer Freund.«

Und er umarmte den Musketier voll Herzlichkeit.

D'Artagnan ließ ihn gehen.

»Gut,« sagte er, als die Türe hinter Aramis geschlossen war, »um fünf Uhr werde ich auf den Beinen sein.«

Und nachdem er diesen Beschluß gefaßt hatte, legte er sich auf sein Ohr.

IV.

Worin Porthos darüber, daß er mit d'Artagnan gekommen, ärgerlich zu werden anfängt.

Kaum hatte d'Artagnan seine Kerze ausgelöscht, als Aramis, der durch seine Vorhänge das letzte Flackern des Lichtes bei seinem Freunde beobachtete, sich durch die Hausflur auf den Fußspitzen zu Porthos schlich.

Der Riese, der sich anderthalb Stunden zuvor zu Bette begeben hatte, lag behaglich auf den Eiderdunen ausgestreckt. Er befand sich in jener glücklichen Ruhe des ersten Schlafes, welche bei Porthos dem Lärm der Glocken und der Kanonen widerstand; sein Kopf schwamm gleichsam in jenem sanften Schaukeln, das an die weiche Bewegung eines Schiffes erinnert. Eine Minute mehr und Porthos träumte.

Die Türe seines Zimmers öffnete sich sachte unter dem zarten Druck der Hand von Aramis.

Der Bischof näherte sich dem Schläfer. Ein dichter Teppich dämpfte das Geräusch seiner Tritte; überdies schnarchte Porthos dergestalt, daß er jeden andern Lärmen übertäubt hätte.

Aramis legte eine Hand auf seine Schulter und sagte:

»Auf, mein lieber Porthos, auf!«

Die Stimme von Aramis war sanft und liebevoll; aber sie enthielt mehr als eine Aufforderung, sie enthielt einen Befehl. Seine Hand war leicht, aber sie deutete eine Gefahr an.

Porthos hörte die Stimme und fühlte die Hand von Aramis in der Tiefe seines Schlafes.

Er bebte.

»Wer ist da?« fragte er mit seiner Riesenstimme.

»Stille! ich bin es,« sagte Aramis.

»Ihr, lieber Freund? und warum des Teufels weckt Ihr mich?«

»Um Euch zu sagen, daß Ihr abreisen müßt.«

»Abreisen?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Nach Paris.

Porthos sprang in seinem Bett auf, fiel wieder nieder, und schaute dann, aufrecht sitzend, Aramis mit seinen großen Augen starr an.

»Nach Paris?« rief er.

»Ja.«

»Hundert Meilen?«

»Hundert und vier,« antwortete der Bischof.

»Ah! mein Gott,« seufzte Porthos, indem er sich wieder niederlegte, jenen Kindern ähnlich, welche mit ihrer Wärterin streiten, um noch ein paar Stunden Schlaf zu gewinnen.

»Dreißig Stunden zu Pferde,« fügte Aramis entschlossen bei. »Ihr wisst, daß es gute Relais sind.«

Porthos rührte ein Bein, während ihm ein Seufzer entschlüpfte.

»Auf! auf! teurer Freund,« sprach der Prälat mit einer gewissen Ungeduld in ihn dringend.

Porthos zog das andere Bein aus dem Bett und fragte:

»Ist es durchaus notwendig, daß ich reise?«

»Höchst notwendig.«

Porthos stellte sich auf seine Beine und fing an den Boden und die Wände mit seinem Bildsäulentritt zu erschüttern.

»Stille! um Gotteswillen stille, mein lieber Porthos!« sagte Aramis; »Ihr werdet Jemand aufwecken.«

»Ah! es ist wahr,« erwiderte Porthos mit einer Donnerstimme, »ich vergaß das; doch seid unbesorgt ich werde mich in Acht nehmen.«

Und während er dies sagte, ließ er einen Gurt, beladen mit seinem Schwert, seinen Pistolen und einer Börse fallen, aus der die Taler mit einem klangreichen, lang anhaltenden Geräusch entschlüpften.

Dieses Geräusch machte das Blut von Aramis kochen, während es bei Porthos ein schallendes Gelächter hervorrief.

»Das ist seltsam!« sagte er mit derselben Stimme wie zuvor.

»Leiser, Porthos, leiser!«

»Es ist wahr.«

Und er dämpfte in der Tat seine Stimme um einen halben Ton.

»Ich sagte also,« fuhr Porthos fort, »ich sagte, es sei seltsam, daß man nie so langsam ist, als wenn man sich beeilen will, nie so geräuschvoll, als wenn man stumm zu sein wünscht.«

»Ja, das ist wahr; doch machen wir das Sprichwort lügen, Porthos, beeilen wir uns und schweigen wir.«

»Ihr seht, daß ich mein Möglichstes tue,« antwortete Porthos, während er seine Beinkleider anzog.

»Sehr gut.«

»Es scheint, das hat Eile?«

»Es hat mehr als Eile, es ist sehr ernst.«

»Hoho!«

»D'Artagnan hat Euch ausgefragt, nicht wahr?«

»Mich?«

»Ja, in Belle-Isle?«

»Nicht im Geringsten.«

»Seid Ihr dessen sicher, Porthos?«

»Bei Gott!«

»Das ist unmöglich. Erinneret Euch wohl.«

»Er fragte mich, was ich treibe, und ich antwortete: Topographie. Ich hätte ihm gern ein anderes Wort gesagt, dessen Ihr Euch neulich bedientet.«

»Castrametation.«

»Das ist es; doch ich konnte mich desselben nicht mehr erinnern.«

»Desto besser. Was fragte er Euch noch?«

»Wer Herr Gétard sei,«

»Und noch?«

»Wer Herr Jupenet sei.«

»Hat er nicht zufällig Euren Befestigungsplan gesehen?«

»Doch.«

»Ah! Teufel!«

»Aber seid unbesorgt, ich hatte Eure Schrift mit Gummi ausgewischt, und er konnte unmöglich vermuten, Ihr habet mir eine Anweisung bei dieser Arbeit geben wollen.«

»Unser Freund hat gute Augen.«

»Was befürchtet Ihr?«

»Ich befürchte, es ist Alles entdeckt, Porthos, und es handelt sich darum, einen großen Unglück zuvorkommen. Ich habe meinen Leuten Befehl gegeben, alle Tore zu schließen. Man wird vor Tagesanbruch d'Artagnan nicht hinauslassen. Euer Pferd ist gesattelt; Ihr erreicht die erste Station; um fünf Uhr am Morgen habt Ihr fünfzehn Meilen zurückgelegt. Kommt.«

Nach diesen Worten kleidete Aramis Stück für Stück Porthos mit so viel Geschwindigkeit an, als es nur der geschickteste Kammerdiener hätte tun können.

Halb verwirrt, halb betäubt, ließ Porthos mit sich machen, und er verwickelte sich ganz in Entschuldigungen.

Sobald er bereit war, nahm ihn Aramis bei der Hand und führte ihn hinaus; er ließ ihn den Fuß vorsichtig auf jeder Stufe der Treppe aufsetzen, verhinderte es, daß er sich an den Türrahmen stieß, und drehte ihn hin und her, als ob er, Aramis, der Riese und Porthos der Zwerg gewesen wäre.

Diese Seele entzündete diese Materie und brachte sie in Währung.

Es wartete wirklich ein gesatteltes Pferd im Hof.

Porthos schwang sich in Sattel.

Aramis nahm selbst das Pferd beim Zaum und führte es auf Dünger, der offenbar in der Absicht, das Geräusch zu ersticken, im Hof ausgebreitet lag. Er drückte ihm zu gleicher Zeit die Nüstern zusammen, damit es nicht wieherte.

Als sie das äußere Thor erreichten, zog er Porthos, der wegreiten wollte, ohne nur zu fragen warum, an sich und sagte ihm in's Ohr:

»Nun, Freund Porthos, in einem Zuge bis Paris; eßt zu Pferde, trinkt zu Pferde, schläft zu Pferde, aber verliert keine Minute.«

»Abgemacht; man wird nicht anhalten.«

»Diesen Brief Herrn Fouquet um jeden Preis; er muß ihn morgen vor Mittag haben.«

»Er wird ihn haben.«

»Und denkt an Eines, lieber Freund.«

»Woran?«

»Daß Ihr Eurem Patent als Herzog und Pair nachjagt.«

»Hoho!« rief Porthos, die Augen funkelnd, »dann mache ich es in vierundzwanzig Stunden.«

»Versucht es.«

»Laßt den Zügel los, und vorwärts, Goliath.«

Aramis ließ wirklich nicht den Zügel, aber die Nüstern des Pferdes los; Porthos gab ihm beide Sporen, und das wütende Tier jagte im Galopp davon.

So lange er Porthos in der Nacht sehen konnte, folgte ihm Aramis mit den Augen; dann, als er ihn aus dem Blick verlor, kehrte er in den Hof zurück.

Nichts hatte sich bei d'Artagnan gerührt.

Der Bediente, den man als Schildwache an der Türe aufgestellt, hatte kein Licht gesehen, kein Geräusch gehört.

Aramis schloß wieder sorgfältig die Türe, schickte den Lackei zu Bette und legte sich selbst nieder.

D'Artagnan vermutete in der Tat nichts; er glaubte auch Alles gewonnen zu haben, als er am Morgen gegen halb fünf Uhr erwachte.

Er lief im Hemd ans Fenster, um hinaus zu schauen. Das Fenster ging gegen den Hof.

Der Tag brach eben an.

Der Hof war öde, selbst die Hühner hatten ihre Aufsitzstange noch nicht verlassen.

Kein Diener erschien.

Alle Türen waren geschlossen.

»Gut, vollkommene Ruhe,« sagte d'Artagnan zu sich selbst. »Gleichviel, ich bin nun zuerst vom ganzen Haus erwacht. Kleiden wir uns an, und dann ist wenigstens Eines abgemacht.«

Und er kleidete sich an.

Doch diesmal war er darauf bedacht, dem Costume von Herrn Agnan nicht die bürgerliche, beinahe kirchliche Strenge zu geben, welche sein Äußeres zuvor gehabt hatte; indem er seine Kleider fester schloß, indem er seinen Rock auf eine gewisse Weise zuknöpfte und seinen Filzhut mehr schräge aufsetzte, wusste er

sogar seiner Person ein wenig von der militärischen Haltung zu geben, deren Mangel Aramis gewissermaßen zurückgeschreckt hatte.

Nachdem er dies getan, benahm er sich ohne alle Umstände gegen seinen Wirt, oder gab sich vielmehr den Anschein, als benähme er sich so, und trat unversehens in sein Zimmer ein.

Aramis schlief, oder stellte sich, als schlief er.

Ein großes Buch lag offen auf seinem Nachtpult; die Kerze brannte noch in dem Leuchter, der auf einem silbernen Brett stand. Dies war mehr, als es brauchte, um d'Artagnan die Unschuld der Nacht des Prälaten und seine guten Absichten beim Erwachen zu beweisen.

Der Musketier tat ganz genau dem Bischof, was der Bischof Porthos getan hatte.

Er klopfte ihm auf die Schulter.

Aramis stellte sich offenbar, als schlief er, denn statt plötzlich zu erwachen, ließ er, der einen so leichten Schlaf hatte, sich die Aufforderung wiederholen.

»Ah! ah!« sagte er, die Arme ausstreckend, »Ihr seid es. Welch eine schöne Überraschung! Meiner Treue, der Schlaf ließ mich vergessen, daß ich das Glück habe, Euch zu besitzen. Wie viel Uhr ist es?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete d'Artagnan ein wenig verlegen. »Noch frühe, glaube ich. Doch Ihr wisst, die verteufelte militärische Gewohnheit, mit dem Morgen aufzuwachen, beherrscht mich immer noch.«

»Wollt Ihr zufällig, daß wir uns schon in's Freie begeben?« fragte Aramis. »Mir scheint, es ist noch sehr frühzeitig.«

»Ganz wie Ihr wollt.«

»Ich glaubte, wir hätten uns verabredet, erst um acht Uhr zu Pferde zu steigen.«

»Das ist möglich; doch ich hatte ein so großes Verlangen, Euch zu sehen, daß ich mir sagte: je eher, desto besser.«

»Und meine sieben Stunden Schlaf?« versetzte Aramis; »nehmt Euch in Acht, ich zähle hierauf, und das, was mir daran fehlt, muß ich wieder einbringen,«

»Aber mir scheint, Ihr wart früher viel weniger Schläfer, lieber

Freund; Ihr hattet rasches Blut und man fand Euch nie im Bett.«

»Und gerade wegen dessen, was Ihr mir da sagt, liebe ich es ungemein, darin zu bleiben.«

»Gesteht mir nur, daß Ihr mich nicht, um zu schlafen, auf acht Uhr beschieden habt.«

»Ich fürchte immer Euren Spott, wenn ich Euch die Wahrheit sage.«

»Sagt sie dennoch.«

»Nun wohl, von sechs bis acht Uhr pflege ich meine Andacht zu verrichten.«

»Eure Andacht?«

»Ja.«

»Ich glaubte nicht, ein Bischof hätte so strenge Übungen.«

»Ein Bischof hat dem Anschein mehr einzuräumen, als ein einfacher Geistlicher.«

»Mordioux! Aramis, das ist ein Wort, das mich mit Eurer Herrlichkeit aussöhnt. Dem Anschein, — das ist ein Musketierwort! Das lasse ich mir gefallen! Es lebe der Anschein, Aramis.«

»Statt mir dazu Glück zu wünschen, verzeiht es mir vielmehr, d'Artagnan. Es ist ein sehr weltliches Wort, das mir da entschlüpfte.«

»Soll ich Euch denn verlassen?«

»Ich bedarf der Sammlung teurer Freund.«

»Gut. Ich lasse Euch allein, aber ich bitte Euch, dem Heiden zu Liebe, den man d'Artagnan nennt, kürzt Eure Übungen ab, mich dürstet nach Eurer Rede.«

»Wohl! d'Artagnan, ich verspreche Euch, daß in anderthalb Stunden . . . «

»Anderthalb Stunden Andacht? Ah! mein Freund, nennt mir das Genauste. Gebt es so wohlfeil als nur möglich.«

Lachend erwiderte Aramis:

»Immer zum Entzücken, immer jung, immer heiter. Seid Ihr in meine Diözese gekommen, um mich mit der Gnade zu entzweien?«

»Bah!«

»Und Ihr wisst wohl, daß ich nie Eurem hinreißenden Einfluß widerstanden bin; Ihr werdet mich mein Heil kosten, d'Artagnan.«

D'Artagnan preßte seine Lippen zusammen.

»Immer zu,« sagte er, »ich nehme die Sünde auf mich; macht mir geschwinde ein einfaches Christenkreuz, verrichtet mir in Eile ein Pater, und laßt uns gehen.«

»St!« erwiderte Aramis, »wir sind schon nicht mehr allein, und ich höre Fremde heraufkommen.«

»Schickt sie weg.«

»Unmöglich, ich habe sie gestern hierherbeschieden: es ist der Vorstand vom Jesuitencollegium und der Superior der Dominikaner.«

»Gut, das ist Euer Generalstab.«

»Was werdet Ihr tun?«

»Ich will Porthos aufwecken und in seiner Gesellschaft warten, bis Ihr Eure Konferenzen beendet habt.«

Aramis rührte sich nicht, verzog keine Miene, beschleunigte weder seine Gebärde noch sein Wort.

»Geht,« sagte er.

D'Artagnan schritt auf die Türe zu.

»Hört, Ihr wisst, wo Porthos wohnt?«

»Nein, aber ich will mich erkundigen.«

»Geht durch den Korridor und öffnet die zweite Türe links.«

»Ich danke! auf Wiedersehen.«

Es waren nicht zehn Minuten verlaufen, als er zurückkehrte.

Er fand Aramis zwischen dem Superior der Dominikaner und dem Vorstand des Jesuitencollegiums sitzend, ganz genau in derselben Lage, in der er ihn einst im Wirtshause von Crevecoeur gesunden hatte.

Diese Gesellschaft schreckte den Musketier nicht ab.

»Was gibt es?« fragte Aramis ruhig.«Ihr habt mir etwas zu sagen, wie mir scheint, mein lieber Freund.«

»Was es gibt?« erwiderte d'Artagnan, indem er Aramis anschaute, »Porthos ist nicht in seinem Zimmer.«

»Wie?« versetzte Aramis voll Ruhe: »seid Ihr dessen sicher?«

»Bei Gott! ich komme eben von dort her.«

»Wo mag er denn sein?«

»Das frage ich Euch.«

»Habt Ihr Euch nicht erkundigt?«

»Doch.«

»Und was hat man Euch geantwortet?«

»Porthos verlasse sehr häufig am Morgen das Haus, ohne Jemand etwas davon zu sagen, und er werde dies auch wohl getan haben.«

»Was habt Ihr sodann gemacht?«

»Ich war im Stall,« antwortete d'Artagnan mit gleichgültigem Ton.

»Zu welchem Ende?«

»Um zu sehen, ob sich Porthos zu Pferde wegbegeben habe?«

»Und? . . . « unterbrach ihn der Bischof.

»Nun! es fehlt ein Pferd an der Raufe, das No. 5. Goliath.«

Dieses ganze Gespräch war, wie man leicht begreift, nicht frei von einem gewissen gezwungenen Wesen auf Seiten des Musketiers und einer vollkommenen Freundlichkeit auf Seiten von Aramis.

»Oh! ich sehe, wie das ist,« sagte Aramis, nachdem er einen Augenblick geträumt hatte, »Porthos wird weggeritten sein, um uns eine Überraschung zu bereiten.«

»Eine Überraschung?«

»Ja. Der Canal, der von Bannes nach der See geht, ist sehr reich an Kriechenten und Becassinen; das ist die Lieblingsjagd von Porthos; er wird uns ein Dutzend für unser Frühstück zurückbringen.«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen sicher. Wohin soll er sonst gegangen sein? Ich wette, er hat eine Flinte mitgenommen.«

»Das ist möglich,« sprach d'Artagnan.

»Tut Eines, lieber Freund, steigt zu Pferde und reitet ihm nach.«

»Ihr habt Recht, ich gehe.«

»Soll man Euch begleiten?«

»Nein, ich danke, Porthos ist erkenntlich und ich werde mich zuvor erkundigen.«

»Nehmt Ihr eine Büchse mit?«

»Ich danke.«

»Laßt Euch das Pferd satteln, das Euch beliebt.«

»Das, welches ich gestern ritt, als ich von Belle-Isle kam?«

»Gut, betrachtet und benutzt das Haus, als ob es das Eurige wäre,«

Aramis läutete und gab Befehl, das Pferd zu satteln, das Herr d'Artagnan wählen würde.

D'Artagnan folgte dem mit dem Vollzug dieses Befehls beauftragten Diener.

Als er an die Türe kam, trat der Diener auf die Seite, um d'Artagnan vorübergehen zu lassen.

In diesem Moment begegnete sein Auge dem Auge seines Herrn. Ein Falten der Stirne machte dem verständigen Spion, den man d'Artagnan gab, begreiflich, was er zu tun hatte.

D'Artagnan stieg zu Pferde, und Aramis hörte das Schallen der Hufeisen, welche auf's Pflaster schlugen.

Einen Augenblick nachher kehrte der Diener zurück.

»Nun?« fragte der Bischof.

»Monseigneur, er folgt dem Canal und wendet sich nach dem Meer,« antwortete der Diener.

»Gut!« sagte Aramis.

Jeden Argwohn verjagend, ritt d'Artagnan wirklich nach dem Ozean, immer in der Hoffnung, auf der Heide oder auf dem sandigen Gestade die kolossale Silhouette seines Freundes Porthos zu erblicken.

D'Artagnan strengte sich hartnäckig an, Pferdetritte in jeder Wasserlache zu erkennen.

Zuweilen bildete er sich ein, er höre den Knall eines Feuergewehrs.

Diese Illusion dauerte drei Stunden.

Während der zwei ersten Stunden suchte er Porthos, In der dritten kehrte er nach Hause zurück.

»Wir werden uns gekreuzt haben,« sagte er, »und ich finde die zwei Freunde in Erwartung meiner Rückkehr.«

D'Artagnan täuschte sich. Er fand Porthos eben so wenig im

erzbischöflichen Palast, als er ihn am User bei Canals gesunden hatte.

Aramis erwartete ihn oben auf der Treppe mit einer verzweifelten Miene.

»Hat man Euch nicht eingeholt, mein lieber d'Artagnan?« rief er, sobald er den Musketier von fern erblickte.

»Nein. Solltet Ihr mir Jemand nachgeschickt haben?«

»Ich bin trostlos, mein lieber Freund, ich bin trostlos, daß ich Euch so habe umherreiten lassen; doch gegen sieben Uhr kam der Pfarrer von Saint-Paterne zu mir; er war du Vallon begegnet, der eben wegging, und da er Niemand im bischöflichen Palast hatte wecken wollen, ihn beauftragte, mir zu sagen, er befürchte, Herr Gétard könnte ihm während seiner Abwesenheit einen schlimmen Streich spielen, und er wolle die Morgenflut benützen, um eine Fahrt nach Belle-Isle zu machen.«

»Aber sagt mir, Goliath ist doch nicht die vier Meilen zur See gegangen, wie mir scheint?«

»Es sind sechs.«

»Dann noch weniger.«

»Lieber Freund,« erwiderte der Prälat mit einem sanften Lächeln, »Goliath befindet sich auch im Stall, und zwar, dafür stehe ich, sehr zufrieden, daß er Porthos nicht mehr auf dem Rücken hat.«

Das Pferd war wirklich durch die Fürsorge des Prälaten, dem nicht der geringste Umstand entging, von der Station zurückgebracht worden.

D'Artagnan schien im höchsten Maße befriedigt durch diese Erklärung.

Er begann eine Verstellungsrolle, welche vollkommen dem Verdacht entsprach, der sich immer schärfer in seinem Innern gestaltete.

Der Musketier frühstückte zwischen dem Jesuiten und Aramis. Er hatte den Dominikaner sich gegenüber und lächelte auch hauptsächlich dem Dominikaner zu, dessen gutes, dickes Gesicht ihm ziemlich behagte.

Das Mahl dauerte lange und war kostbar; vortrefflicher spanischer Wein, schöne Austern von Morbihan, ausgezeichnete

Fische von der Mündung der Loire, ungeheure Seekrebse von Painboeuf und zartes Wildpret von den Heiden wurden aufgetischt.

D'Artagnan aß viel und trank wenig.

Aramis trank gar nichts, oder trank wenigstens nur Wasser.

Dann nach dem Frühstück sagte d'Artagnan:

»Ihr habt mir eine Büchse angeboten?«

»Ja.«

»Leiht sie mir.«

»Wollt Ihr auf die Jagd gehen?«

»Das ist, glaube ich, das Beste, was ich in Erwartung von Porthos tun kann.«

»Nehmt die Büchse, die Euch gefällt, von der Trophée.«

»Kommt Ihr mit mir?«

»Ach! teurer Freund, das wäre ein großes Vergnügen für mich, doch die Jagd ist den Bischöfen verboten.«

»Ah!« sagte d'Artagnan, »das wusste ich nicht.«

»Überdies habe ich Geschäfte bis zum Mittag,« fuhr Aramis fort.

»Ich werde also allein gehen?«

»Leider, ja! Doch kommt gewiß zum Mittagsbrot zurück.«

»Bei Gott! man speist viel zu gut bei Euch, als daß ich nicht zurückkommen sollte.

Hiernach verließ d'Artagnan seinen Wirt, grüßte die Gäste, nahm seine Büchse, ritt aber, statt zu jagen, geraden Wegs nach dem kleinen Hafen von Vannes.

Er schaute vergebens, ob man ihm nicht folgte; er sah Nichts und Niemand.

D'Artagnan mietete eine kleine Fischerbarke um fünfundzwanzig Livres und fuhr um halb zwölf Uhr ab, überzeugt, man sei ihm nicht gefolgt.

Man war ihm allerdings nicht gefolgt. Nur hatte ein Bruder Jesuit, der oben im Glockenturme seiner Kirche aufgestellt war, vom Morgen an mit Hilfe eines vortrefflichen Augenglases nicht einen seiner Schritte verloren.

Um drei Viertel auf zwölf Uhr war Aramis benachrichtigt,

d'Artagnan schiffe gen Belle-Isle.

Die Fahrt von d'Artagnan ging rasch von Statten, ein guter Nord-Nord-Ost trieb sein Schiff auf Belle-Isle zu.

Je mehr er sich der Insel näherte, desto schärfer befragten seine Augen die Küste. Er suchte und erwartete, sei es auf dem User, sei es über den Festungswerken, das auffallende Gewand von Porthos und seine ungeheure Statur sich von einem leicht wolkigen Himmel abheben zu sehen.

D'Artagnan suchte vergebens; er landete, ohne etwas gesehen zu haben, und erfuhr vom ersten Soldaten, den er fragte, Herr du Vallon sei noch nicht von Vannes zurückgekehrt.

Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, befahl d'Artagnan, seine kleine Barke nach Sarzeau zu steuern.

Man weiß, daß sich der Wind mit den verschiedenen Stunden des Tages dreht; der Wind war von Nord-Nord-Ost zu Süd-Ost übergegangen; der Wind war also beinahe eben so günstig für die Rückkehr nach Sarzeau, als er es für die Fahrt nach Belle-Isle gewesen. In drei Stunden berührte d'Artagnan das Festland; zwei weitere Stunden genügten ihm, um Vannes zu erreichen.

Was d'Artagnan trotz der Schnelligkeit, mit der das Schiff ging, während dieser Überfahrt an Ärger und Ungeduld verschlang, vermöchte allein das Verdeck des Fahrzeugs, auf das er drei Stunden lang mit den Füßen stampfte, der Geschichte zu erzählen.

D'Artagnan machte nur einen Sprung vom Quai, wo er landete, bis zum bischöflichen Palast.

Er gedachte Aramis durch die Geschwindigkeit seiner Rückkehr zu erschrecken; er wollte ihm seine Falschheit vorwerfen, dies zwar mit Mäßigung, aber nichtsdestoweniger mit genug Geist, um ihn alle Folgen seines Benehmens fühlen zu lassen und ihm einen Teil seines Geheimnisses zu entreißen.

Er hoffte endlich mit Hilfe jener Gluth des Ausdrucks, welche bei den Geheimnissen das ist, was der Angriff mit dem Bajonett bei Schreckschanzen ist, den geheimnisvollen Aramis bis zu irgend einer Manifestation fortzureißen.

Aber er fand im Vorhaus des Palastes den Kammerdiener, der ihm den Weg versperrte, während er ihn mit einer ganz

gottseligen Miene anlächelte.

»Monseigneur?« rief d'Artagnan, indem er den Kammerdiener mit der Hand auf die Seite zu schieben suchte.

Einen Augenblick erschüttert, gewann dieser bald wieder sein Gleichgewicht und seine feste Haltung.

»Monseigneur?« versetzte er.

»Ja, allerdings, erkennst Du mich nicht, Dummkopf?«

»Doch; Ihr seid der Herr Chevalier d'Artagnan?«

»So laßt mich vorbei.«

»Unnötig.«

»Warum unnötig?«

»Weil Seine Herrlichkeit nicht zu Hause ist.«

»Wie! Seine Herrlichkeit ist nicht zu Hause! Wo ist sie denn?«

»Abgereist.«

»Abgereist?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht; aber vielleicht sagt sie es dem Herrn Chevalier.«

»Wie? wo dies? auf welche Art?«

»In diesem Brief, den sie mir für den Herrn Chevalier übergeben hat.«

Und der Kammerdiener zog einen Brief aus seiner Tasche.

»Ei! so gib doch, Lümmel!« rief d'Artagnan, und entriß den Brief seinen Händen.

»Oh! ja,« murmelte d'Artagnan bei der ersten Zeile; »ja, ich begreife.«

Und er las mit halber Stimme.

»Mein lieber Freund,

»Eine äußerst dringende Angelegenheit ruft mich nach einem der Kirchspiele meiner Diözese. Ich hoffte Euch vor meinem Abgang zu sehen; doch ich verliere diese Hoffnung, wenn ich bedenke, daß Ihr ohne Zweifel zwei bis drei Tage bei unserem Freund Porthos auf Belle-Isle bleiben werdet.

»Belustigt Euch gut, versucht es aber nicht, ihm bei Tisch Stand zu halten; das hätte ich nicht einmal Athos in seiner schönsten und besten Zeit geraten.

»Gott befohlen, lieber Freund; glaubt mir, ich bedaure es ungemein, daß ich Eure vortreffliche Gesellschaft nicht besser und länger benützen konnte.«

»Mordioux!« rief d'Artagnan, »ich bin betrogen! Ah! ich Ochse, ich Vieh, ich Dummkopf, der ich bin! Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten. Oh! überlistet, betört, betört wie ein Affe, dem man eine leere Nuß gibt.«

Und er versetzte dem Kammerdiener einen Faustschlag auf seine lachende Schnauze und stürzte aus dem bischöflichen Palaste.

Furet, ein so guter Traber er auch war, entsprach den Umständen nicht mehr.

D'Artagnan eilte nach der Post und wählte ein Pferd, das er durch gute Sporen und eine leichte Hand zu der Einsicht brachte, die Hirsche seien nicht die behendesten Läufer der Welt.

V.

Worin d'Artagnan galoppiert, Porthos schnarcht, und Aramis rät.

Dreißig bis fünfunddreißig Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen, als Fouquet seiner Gewohnheit gemäß, nachdem er den Eintritt verboten, in dem uns bekannten Kabinett seines Hauses in Saint-Mandé arbeitete, fuhr ein mit vier von Schweiß triefenden Pferden bespannter Wagen in größter Eile in den Hof.

Dieser Wagen wurde ohne Zweifel erwartet, denn drei bis vier Bedienten stürzten an den Schlag und öffneten ihn; während Herr Fouquet von seinem Schreibtisch aufstand und selber an's Fenster lies, kam mühsam aus dem Wagen ein Mann heraus und stieg mit großer Schwierigkeit, sich auf die Schultern der Lackeien stützend, die drei Stufen des Fußtritts herab.

Kaum hatte er seinen Namen genannt, als derjenige, auf dessen Schultern er sich nicht stützte, nach der Freitreppe eilte und im Vorhause verschwand.

Dieser Mensch wollte seinen Herrn benachrichtigen, doch er hatte nicht nötig an die Türe zu klopfen. Fouquet stand auf der Schwelle.

»Seine Herrlichkeit der Bischof von Vannes,« sagte der Lackei.

»Gut!« erwiderte Fouquet.

Dann sich über das Geländer der Treppe beugend, deren erste Stufen Aramis heraufzusteigen anfang, rief er:

»Ihr, lieber Freund, Ihr, so bald?«

»Ja, Ich selbst, mein Herr, doch gerädert, gelähmt, wie Ihr seht.«

»Oh! armer Freund,« sprach Fouquet, während er ihm seinen Arm bot, auf den sich Aramis stützte, indes die Diener sich ehrfurchtsvoll entfernten.

»Bah!« versetzte Aramis, »es ist nichts, da ich nun hier bin; die Hauptsache war, daß ich ankäme, und ich bin angekommen.«

»Sprecht geschwinde,« sagte Fouquet, der die Tür des Kabinetts hinter sich und Aramis schloß.

»Sind wir vollkommen allein?«

»Ja, vollkommen allein.«

»Niemand kann uns behorchen? Niemand kann uns hören.«

»Seid unbesorgt.«

»Herr du Vallon ist angekommen?«

»Ja.«

»Und Ihr habt meinen Brief erhalten?«

»Ja; die Sache ist wichtig, wie es scheint, da sie Eure Gegenwart in Paris in einem Augenblicke notwendig machte, wo Eure Anwesenheit dort so dringend war.«

»Ihr habt Recht, äußerst wichtig.«

»Dank, Dank; um was handelt es sich? Doch um Gotteswillen und vor Allem atmet, teurer Freund, Ihr seid bleich, um Schauder zu erregen.«

»Ich leide in der Tat; doch ich bitte, merkt nicht auf mich. Hat Euch Herr du Vallon nichts gesagt, als er Euch seinen Brief übergab?«

»Nein, ich hörte einen gewaltigen Lärmen, ich trat an's Fenster, ich sah am Fuße der Freitreppe eine Art von marmornem Reiter; ich ging hinab, er reichte mir den Brief und sein Pferd stürzte tot nieder.«

»Aber er?«

»Er ist mit dem Pferd gestürzt; man hat ihn aufgehoben, um ihn in die oberen Gemächer zu tragen; nachdem ich den Brief gelesen, wollte ich hinaufgehen, um weitere Nachrichten von ihm zu erhalten, doch er war so fest eingeschlafen, daß man ihn unmöglich auf, wecken konnte. Ich bekam Mitleid mit ihm und befahl, ihm die Stiefel auszuziehen und ihn in Ruhe zu lassen.«

»Gut; doch nun hört, wie sich die Sache verhält. Nicht wahr, Ihr habt Herrn d'Artagnan in Paris gesehen?«

»Gewiß . . . es ist ein Mann von Geist und sogar von Herz, obschon er mir unsere lieben Freunde Lyodot und d'Emeris hat umbringen lassen.«

»Ach! ja, ich weiß es; ich traf in Tours den Eilboten, der mir den Brief von Gourville und die Depechen von Pelisson brachte. Habt Ihr über dieses Ereignis, wohl nachgedacht, mein Herr?«

»Ja.«

»Und Ihr habt begriffen, daß es ein unmittelbarer Angriff auf Eure Souveränität war.«

»Glaubt Ihr?«

»Oh! ja, ich glaube es.«

»Nun, ich gestehe, dieser düstere Gedanke ist mir auch gekommen.«

»Seid nicht blind, in des Himmels Namen, Monseigneur; hört wohl, ich komme auf d'Artagnan zurück.«

»Ich höre.«

»Unter welchen Umständen habt Ihr ihn gesehen?«

»Er erschien bei mir, um Geld zu holen.«

»Mit welcher Anweisung?«

»Mit einer Anweisung des Königs.«

»Unmittelbar?«

»Von Seiner Majestät unterzeichnet.«

»Seht Ihr! Nun wohl, d'Artagnan ist nach Belle-Isle gekommen; er war verkleidet und gab sich für einen Verwalter aus, der von seinem Herrn beauftragt, Salzteiche zu kaufen. D'Artagnan hat aber keinen andern Herrn, als den König, er kam folglich als Abgesandter des Königs dahin. Er hat Porthos gesehen.«

»Wer ist Porthos?«

»Verzeiht, ich irre mich, er hat Herrn du Vallon in Belle-Isle gesehen und weiß, wie Ihr und ich, daß Belle-Isle befestigt ist.«

»Und Ihr glaubt, der König habe ihn abgeschickt?« fragte Fouquet ganz nachdenkend.

»Sicherlich.«

»Und d'Artagnan ist in den Händen des Königs ein gefährliches Werkzeug?«

»Das gefährlichste von allen.«

»Ich habe ihn also mit dem ersten Blick richtig beurteilt.«

»Wie so?«

»Ich wollte ihn mir verbinden.«

»Wenn Ihr urteilt, er sei der tapferste, der feinste und der gewandteste Mann Frankreichs, so habt Ihr ihn richtig beurteilt.«

»Man muß ihn um jeden Preis bekommen.«

»D'Artagnan?«

»Ist das nicht Eure Ansicht?«

»Es ist meine Ansicht; doch Ihr werdet ihn nicht bekommen.«

»Warum?«

»Weil wir die Zeit haben verstreichen lassen; er war mit dem Hof entzweit, und man hätte diese Zwistigkeit benützen müssen: seitdem ist er in England gewesen, seitdem hat er mächtig zur Restauration beigetragen, seitdem hat er ein Vermögen gewonnen, seitdem endlich ist er wieder in den Dienst des Königs getreten. Wenn er aber wieder in den Dienst des Königs getreten ist, so ist dies der Fall, weil man ihm diesen Dienst gut bezahlt hat.«

»Wir werden ihn noch besser bezahlen.«

»Oh! Monseigneur, erlaubt, d'Artagnan hat ein Wort, und hat er dieses Wort einmal verpfändet, so bleibt es, wo es ist . . . «

»Was schließt Ihr hieraus?« fragte Fouquet unruhig.

»Daß es für den Augenblick die Hauptaufgabe ist, einen furchtbaren Schlag zu parieren.«

»Und wie pariert Ihr ihn?«

»Wartet . . . d'Artagnan wird dem König Rechenschaft über seine Sendung ablegen.«

»Oh! wir haben Zeit, hieran zu denken.«

»Wie so?«

»Ich nehme an, Ihr habt einen bedeutenden Vorsprung vor ihm.«

»Zehn Stunden ungefähr.«

»Nun, in zehn Stunden . . . «

Aramis schüttelte seinen bleichen Kopf und erwiderte:

»Seht jene Wolken, die am Himmel hinlaufen, seht die Schwalben, welche die Luft durchschneiden: d'Artagnan geht schneller als die Wolke und der Vogel: d'Artagnan ist der Wind, der sie fortreißt.«

»Oh! oh!«

»Ich sage Euch, dieser Mann ist etwas Übermenschliches; er ist von meinem Alter, und ich kenne ihn seit fünfunddreißig Jahren.«

»Nun?«

»Hört meine Berechnung, Monseigneur; ich habe Herrn du Vallon um zwei Uhr in der Nacht an Euch abgeschickt; Herr du Vallon hatte acht Stunden vor mir voraus. Wann ist Herr du Vallon angekommen?«

»Ungefähr vor vier Stunden.«

»Ihr seht, ich habe den Weg um vier Stunden schneller zurückgelegt als er, Porthos aber ist ein tüchtiger Reiter und er hat auf der Straße acht Pferde getötet, deren Leichname ich gefunden. Ich bin fünfzig Meilen mit der Post geritten, doch ich habe die Gicht, Griesbeschwerden, was weiß ich! so daß mich die Strapaze tötet. Ich mußte in Tours absteigen; seitdem in einer Carosse rollend, halb tot, halb umgeworfen, häufig auf den Seiten geschleppt, zuweilen auch auf dem Rücken des Wagens, bin ich hier angekommen in vier Stunden weniger als Porthos; doch seht Ihr, d'Artagnan wiegt nicht dreihundert Pfund wie Porthos, d'Artagnan hat nicht die Gicht und die Gries wie ich; er ist kein Reiter, sondern ein Centaur; d'Artagnan, seht Ihr, der nach Belle-Isle abgereist ist, als ich nach Paris abreiste, d'Artagnan wird trotz der zehn Stunden Vorsprung, die ich vor ihm habe, zwei Stunden nach mir ankommen.«

»Aber die Unfälle?«

»Es gibt keine Unfälle für ihn.«

»Wenn es an Pferden fehlt?

»Er wird schneller laufen als die Pferde.«

»Guter Gott, Welch ein Mann!«

»Ja, es ist ein Mann, den ich liebe und bewundere; ich liebe ihn, weil er gut, groß, redlich ist; ich bewundere ihn, weil er für mich den Kulminationspunkt der menschlichen Macht darstellt; doch während ich ihn liebe, während ich ihn bewundere, fürchte ich ihn und bin gegen ihn auf der Hut. Ich fasse mich kurz: in zwei Stunden wird d'Artagnan hier sein; kommt ihm zuvor, lauft in den Louvre, seht den König, ehe er d'Artagnan sieht.«

»Was soll ich dem König sagen?«

»Nichts; gebt ihm Belle-Isle.«

»Oh! Herr d'Herblay, Herr d'Herblay!« rief Fouquet, »wie viele Pläne würden dadurch auf einmal scheitern!«

»Nach einem gescheiterten Plan gibt es immer einen andern,

den man zum guten Ziel führen kann; verzweifeln wir nicht, und geht, geht, Herr.«

»Aber die so sorgfältig ausgelesene Garnison, der König wird sie wechseln lassen?«

»Diese Garnison, Monseigneur, gehörte dem König, als sie nach Belle-Isle kam; so wird es mit allen Garnisonen nach einer vierzehntägigen Besetzung sein. Laßt das bewenden, Herr. Seht Ihr etwas Ungeeignetes darin, daß Ihr nach Verlauf eines Jahres ein Heer haben sollt, statt eines oder zweier Regimenter? Seht Ihr nicht ein, daß Eure Garnison von heute Euch Anhänger in la Rochelle, in Nantes, in Bordeaux, in Toulouse, überall, wohin man sie schicken mag, machen wird? Geht zum König, geht, die Zeit verstreicht, und während wir unsere Zeit verlieren, stieg d'Artagnan wie ein Pfeil auf der Landstraße.«

»Herr d'Herblay, Ihr wisst, daß jedes Wort von Euch ein Keim ist, der in meinem Innern zur Frucht wird. Ich gehe in den Louvre.«

»Auf der Stelle, nicht wahr?«

»Ich verlange nur so viel Zeit, als ich brauche, um die Kleider zu wechseln.«

»Erinnert Euch, daß d'Artagnan nicht nötig hat, durch Saint-Mandé zu reiten, sondern daß er sich geraden Wegs in den Louvre begeben wird: das schneidet eine Stunde von dem Vorsprung ab, der uns bleibt.«

»D'Artagnan kann Alles haben, nur nicht meine englischen Pferde; in fünfundzwanzig Minuten bin ich im Louvre.«

Und ohne eine Sekunde zu verlieren, gab Fouquet Befehl zur Abfahrt. Aramis hatte nur noch Zeit, ihm zu sagen:

»Kommt eben so schnell zurück, als Ihr hinein gefahren sein werdet, denn ich erwarte Euch voll Ungeduld.«

Fünf Minuten nachher flog der Oberintendant nach Paris.

Während dieser Zeit ließ sich Aramis das Zimmer bezeichnen, wo Porthos schlief.

Vor der Türe des Kabinetts von Fouquet wurde er von Pelisson in die Arme geschlossen, der seine Ankunft erfahren hatte und die Bureaux verließ, um ihn zu sehen.

Aramis nahm mit jener freundschaftlichen Würde, die er sich so

gut zu geben wusste, diese eben so ehrerbietigen als eifrigen Liebkosungen auf; doch plötzlich blieb er auf dem Ruheplatz stehen und fragte:

»Was höre ich da oben?«

Man hörte in der Tat ein dumpfes Knurren, dem eines hungrigen Tigers oder eines ungeduldigen Löwen ähnlich.

»Oh! das ist nichts,« erwiderte Pelisson lachend.

»Aber . . . «

»Es ist Herr du Vallon, der schnarcht.«

»In der Tat,« sagte Aramis, »nur er ist im Stande, einen solchen Lärmen zu machen. Ihr erlaubt, Pelisson, daß ich mich erkundige, ob ihm nichts fehlt?«

»Und Ihr werdet mir erlauben, daß ich Euch begleite.«

»Gewiß!«

Beide traten in das Zimmer.

Porthos lag auf einem Bett ausgestreckt, das Gesicht mehr violett, als rot, die Augen angeschwollen, den Mund aufgesperrt. Das Gebrülle, das aus den tiefen Höhlen seiner Brust hervorkam, machte die Fensterscheiben zittern.

Seinen gespannten, mächtig in seinem Gesicht vorspringenden Muskeln, seinen vom Schweiß klebenden Haaren, den Wogungen seines Kinns konnte man eine gewisse Bewunderung nicht versagen; die bis auf diesen Grad gesteigerte Stärke ist beinahe Gottheit.

Die herculischen Beine und Füße von Porthos hatten anschwellend seine ledernen Stiefel krachen gemacht; die ganze Kraft seines ungeheuren Körpers hatte sich in eine steinerne Strenge und Härte verwandelt.

Auf den Befehl von Pelisson war ein Kammerdiener bemüht, seine Stiefel aufzuschneiden, denn keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, sie ihm zu entreißen.

Wie Ankerhaspel anziehend, hatten es vier Lackeien vergebens versucht.

Es war ihnen nicht einmal gelungen, Porthos aufzuwecken.

Man nahm ihm seine Stiefel in Streifen ab, und seine Beine fielen wieder auf das Bett; man schnitt ihm seine übrigen Kleider

vom Leib, man trug ihn in ein Bad, man ließ ihn eine Stunde darin; dann hüllte man ihn wieder in weiße Leinwand und legte ihn in ein gewärmtes Bett, Alles unter Anstrengungen, welche einen Toten gestört und belästigt hätten, die aber Porthos nicht einmal ein Auge öffnen machten und nicht eine Sekunde die furchtbare Orgel seines Schnarchens unterbrachen.

Aramis, eine trockene, nervige Natur, wollte, mit einem ausgezeichneten Mut bewaffnet, der Strapaze trotzen und mit Gourville und Pelisson arbeiten, aber er fiel von dem Stuhl, auf dem er hartnäckig geblieben war, in Ohnmacht.

Man hob ihn auf, um ihn in ein anstoßendes Zimmer zu tragen, wo ihm die Ruhe des Bettes ungesäumt die Ruhe des Kopfes verließ.

VI.

Worin Herr Fouquet handelt.

Fouquet eilte indessen im gestreckten Galopp seines englischen Gespanns nach dem Louvre.

Der König arbeitete mit Colbert.

Plötzlich blieb der König nachdenkend. Die zwei Todesurteile, die er bei seiner Thronbesteigung unterzeichnet hatte, kamen ihm zuweilen ins Gedächtnis.

Das waren zwei Trauerflecken, die er mit offenen Augen sah; es waren zwei Blutflecken, die er mit geschlossenen Augen sah.

»Mein Herr.« sagte er lebhaft zum Intendanten, »es kommt mir zuweilen vor, als ob die zwei Männer, die Ihr habt verurteilen lassen, keine sehr große Verbrecher gewesen wären.«

»Sire, sie wurden aus der Herde der Steuerpächter ausgewählt, welche dezimiert werden mußte.«

»Durch wen ausgewählt?«

»Durch die Notwendigkeit, Sire,« antwortete Colbert mit kaltem Ton.

»Die Notwendigkeit! ein großes Wort!« murmelte der junge König.

»Eine große Göttin, Sire.«

»Es waren sehr ergebene Freunde des Oberintendanten, nicht wahr?«

»Ja, Sire, Freunde, die ihr Leben für Herrn Fouquet gegeben hätten.«

»Sie haben es gegeben, mein Herr,« sprach der König.

»Es ist wahr, doch zum Glück vergebens, was nicht ihre Absicht war.«

»Wie viel hatten diese Menschen Geld vergeudet?«

»Zehn Millionen vielleicht, von denen ihnen sechs confiscirt worden sind.«

»Und das Geld ist, in meinen Kassen?« fragte der König mit einem gewissen Gefühl des Widerwillens.

»Es ist darin, Sire; aber diese Confiscation, obgleich sie Herrn Fouquet bedrohte, hat ihn doch nicht getroffen.«

»Was schließt Ihr hieraus, Herr Colbert?«

»Daß Herr Fouquet, wenn er gegen Eure Majestät eine Truppe von Meuterern angeworben hat, um seine Freunde der Hinrichtung zu entreißen, ein ganzes Heer auf die Beine bringen wird, wenn es sich darum handelt, ihn selbst der Strafe zu entziehen.«

Der König schoß auf seinen Vertrauten einen von den Blicken, die dem düsteren Feuer eines Gewittersturms gleichen, einen von den Blicken, welche die Finsternis der tiefsten Gewissen beleuchten.

»Mein Herr,« sagte er, »ich wundere mich, daß Ihr, wenn Ihr dergleichen über Herrn Fouquet denkt, mir nicht einen Bericht macht.«

»Was für einen Bericht, Sire?«

»Sagt mir vor Allem klar und bestimmt, was Ihr denkt, Herr Colbert.«

»Worüber?«

»Über das Verfahren von Herrn Fouquet.«

»Ich denke, Sire, daß Herr Fouquet, nicht zufrieden, Geld an sich zu ziehen, wie es Herr von Mazarin machte, und hierdurch Eure Majestät eines Teils ihrer Macht zu berauben, auch alle Freunde des lockeren Lebens und der Vergnügungen, die Freunde von dem, was die Müßiggänger die Poesie und die Politiker die Korruption nennen, an sich ziehen will; ich denke, daß er, die Untertanen Eurer Majestät besoldend, das königliche Prärogative sich anmaßt und in kurzer Frist, wenn das so fortgeht, Eure Majestät unter die Schwachen und Dunkeln verweisen wird.«

»Wie betitelt man alle diese Anschläge, Herr Colbert?«

»Die Anschläge von Herrn Fouquet?«

»Ja.«

»Man nennt sie Verbrechen beleidigter Majestät.«

»Und was tut man den Leuten, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machen?«

»Man verhaftet sie, man fällt ein Urteil über sie, man bestraft

sie.«

»Seid Ihr sicher, daß Herr Fouquet den Gedanken des Verbrechens gefaßt hat, dessen Ihr ihn beschuldigt?«

»Ich behaupte mehr, Sire, es hat bei ihm der Anfang der Vollbringung stattgefunden.«

»Wohl, ich komme auf das zurück, was ich sagte, Colbert.«

»Und was sagtet Ihr, Sire?«

»Gebt mir einen Rat.«

»Verzeiht Sire, aber ich habe zuvor noch etwas beizufügen.«

»Sprecht.«

»Einen unverwerflichen, greifbaren, materiellen Beweis des Verrats.«

»Welchen?«

»Ich habe erfahren, daß Herr Fouquet Belle-Isle befestigen läßt.«

»Ah! wahrhaftig?«

»Ja, Sire.«

»Seid Ihr dessen sicher?«

»Vollkommen; wisst Ihr, Sire, daß in Belle-Isle Soldaten sind?«

»Meiner Treue, nein; und Ihr?«

»Ich weiß es nicht genau; ich wollte daher Eurer Majestät den Vorschlag machen, Jemand dahin zu schicken.«

»Wen?«

»Mich, zum Beispiel.«

»Was würdet Ihr in Belle-Isle tun?«

»Mich erkundigen, ob es wahr ist, daß Herr Fouquet, wie die alten Lehensherren, seine Mauern mit Zinnen und Schießscharten versehen läßt.«

»Und in welcher Absicht sollte er dies tun?«

»In der Absicht, sich eines Tags gegen seinen König zu verteidigen.«

»Aber wenn dem so ist, Herr Colbert, so muß man es sogleich machen, wie Ihr sagtet: man muß Herrn Fouquet verhaften.«

»Unmöglich.«

»Ich glaubte Euch schon bemerkt zu haben, mein Herr, daß ich

dieses Wort in meinem Dienst ausmerze.«

»Der Dienst Eurer Majestät kann Herrn Fouquet nicht verhindern, Oberintendant zu sein.«

»Nun?«

»Und daß er folglich durch dieses Amt nicht das ganze Parlament für sich hat, wie er die ganze Armee durch seine Freigebigkeit, die ganze Literatur durch seine Zuvorkommenheiten, den ganzen Adel durch seine Geschenke an sich fesselt.«

»Das heißt also, daß ich nichts gegen Herrn Fouquet vermag?«

»Durchaus nichts, wenigstens zu dieser Stunde.«

»Ihr seid ein unfruchtbarer Rat, Herr Colbert.«

»Oh! nein, Sire, denn ich werde, mich nicht darauf beschränken, daß ich Eurer Majestät die Gefahr zeige.«

»Sprecht also! Wo kann man den Koloß untergraben?« sagte der König, mit einer gewissen Bitterkeit lachend.

»Er ist durch das Geld groß geworden: tötet ihn durch das Geld, Sire.«

»Wenn ich ihm sein Amt entzöge?«

»Ein schlechtes Mittel.«

»Ein gutes also, ein gutes.«

»Richtet ihn zu Grunde, sage ich Euch, Sire.«

»Wie dies?«

»Es wird Euch nicht an Gelegenheiten fehlen, benützt alle Gelegenheiten.«

»Bezeichnet sie mir.«

»Eine vor Allem. Seine königliche Hoheit Monsieur ist im Begriff, sich zu verheirathen; die Hochzeit muß prachtvoll werden. Das ist eine schöne Gelegenheit für Eure Majestät, um eine Million von Herrn Fouquet zu verlangen; Herr Fouquet, der zwanzigtausend Livres auf ein Mal bezahlt, während er nur fünf schuldig ist, wird leicht diese Million finden, wenn sie Eure Majestät fordert.«

»Es ist gut, ich werde das tun sagte Ludwig XIV.

»Wenn Eure Majestät die Anweisung unterzeichnen will, so werde ich selbst das Geld abholen,« sprach Colbert.

Und er legte ein Papier vor den König und reichte ihm eine Feder.

In diesem Augenblick öffnete der Huissier leicht die Türe und meldete den Oberintendanten.

Ludwig erbleichte.

Colbert ließ die Feder fallen und trat vom König zurück, über dem er seine schwarzen Flügel des bösen Engels ausbreitete.

Der Oberintendant trat ein wie ein Mann von Hof, dem ein einziger Blick genügt, um die Lage der Dinge zu schätzen.

Diese Lage war nicht beruhigend für Fouquet, wie auch das Bewußtsein seiner Stärke sein mochte. Das kleine schwarze, durch den Neid erweiterte Auge von Colbert und das durchsichtige, vom Zorn entflammte Auge von Ludwig XIV. bezeichneten eine dringende Gefahr.

Die Höflinge sind, was das bedrohliche Brausen des Hofes betrifft, wie die alten Soldaten, welche durch das Rauschen des Windes und des Blätterwerks das entfernte Schallen der Tritte einer feindlichen Truppe unterscheiden; sie können, nachdem sie gehorcht haben, ungefähr sagen, wie viel Leute marschieren, wie viel Gewehre klirren, wie viel Kanonen rollen.

Fouquet brauchte also nur das Stillschweigen zu befragen, das bei seiner Erscheinung eingetreten war: er fand es beladen mit bedrohlichen Offenbarungen.

Der König ließ ihm alle Zeit, bis in die Mitte des Zimmers zu schreiten. Die jugendliche Schüchternheit gebot ihm diese augenblickliche Zurückhaltung.

Fouquet ergriff kühn die Gelegenheit.

»Sire,« sprach er, »es drängt mich, Eure Majestät zu sehen.«

»Und warum?« fragte Ludwig.

»Um ihr eine gute Kunde zu melden.«

Abgesehen von der Größe der Person, abgesehen von der Erhabenheit des Herzens, glich Colbert in vielen Punkten Fouquet. Derselbe Scharfsinn, dieselbe Menschenkenntnis?. Dabei die große Kraft des Zusammenziehens, welche den Heuchlern, die Zeit zu überlegen und sich zu sammeln, um Federkraft zu gewinnen, verleiht.

Er erriet, daß Fouquet dem Schlag entgegen kam, den er ihm

versetzen wollte. Seine Augen glänzten.

»Welche Kunde?« fragte der König.

Fouquet legte eine Papierrolle auf den Tisch und sprach:

»Eure Majestät wolle gnädigst ihre Blicke auf diese Arbeit werfen.«

Der König öffnete langsam die Rolle und sagte:

»Pläne?«

»Ja, Sire.«

»Und was für Pläne sind dies?«

»Eine neue Festung, Sire.«

»Ah! ah!« rief der König, »Ihr beschäftigt Euch mit Taktik und Strategie, Herr Fouquet?«

»Ich beschäftige mich mit Allem, was der Regierung Eurer Majestät ersprießlich sein kann,« erwiderte Fouquet.

»Schöne Bilder!« sagte der König, die Zeichnung anschauend.

»Eure Majestät begreift ohne Zweifel,« sprach Fouquet, sich auf das Papier bückend; »hier ist die Ringmauer, hier sind die Forts, hier sind die Außenwerke.«

»Und was sehe ich hier, mein Herr?«

»Das Meer.«

»Das Meer rings umher?«

»Ja, Sire.«

»Und was für ein Platz ist es, dessen Plan Ihr mir zeigt?«

»Sire, es ist Belle-Isle-en-Mer,« antwortete Fouquet ganz einfach.

Bei diesem Wort, bei diesem Namen machte Colbert eine so bezeichnende Bewegung, daß der König sich umwandte, um ihm Zurückhaltung zu gebieten.

Fouquet schien sich nicht im Geringsten um die Bewegung von Colbert und um das Zeichen des Königs zu bekümmern.

»Mein Herr,« fuhr Ludwig fort, »Ihr habt Belle-Isle befestigen lassen?«

»Ja, Sire, und ich bringe Eurer Majestät die Bauanschlüsse und die Rechnungen,« erwiderte Fouquet; »ich habe sechzehn mal hunderttausend Livres für diese Operation ausgegeben.

»Warum dies?« fragte kalt der König, der einen Anstoß in

einem gehässigen Blick des Intendanten geschöpft hatte.

»In einer leicht begreiflichen Absicht, antwortete Fouquet, »Euer Majestät stand sehr kalt mit Großbritannien.«

»Ja, aber seit der Wiedereinsetzung von Karl II. habe ich ein Bündnis mit England geschlossen.«

»Vor einem Monat hat dies Eure Majestät gesagt; aber die Befestigung von Belle-Isle hat schon vor sechs Monaten begonnen.«

»Dann ist sie unnütz geworden.«

»Sire, Festungen sind nie unnütz. Ich hatte Belle-Isle gegen die Herren Monk und Lambert, und alle die Bürgerleute von London, welche die Soldaten spielten, befestigt. Belle-Isle wird sich vollkommen befestigt gegen die Holländer finden, denen entweder England oder Eure Majestät unfehlbar den Krieg erklärt.«

Der König schwieg abermals und schielte nach Colbert.

»Belle-Isle gehört, glaube ich. Euch, Herr Fouquet?« fragte Ludwig nach einiger Zeit.

»Nein, Sire.«

»Wem denn?«

»Eurer Majestät.«

Colbert wurde von einem Schrecken ergriffen, als ob sich ein Abgrund unter seinen Füßen geöffnet hätte.

Ludwig bebte vor Bewunderung, sei es für das Genie, sei es für die Ergebenheit von Fouquet.

»Erklärt Euch, mein Herr,« sagte er.

»Nichts kann leichter sein, Sire. Belle-Isle ist ein Besitztum von mir. Ich habe es mit meinem Geld befestigt. Doch da sich nichts in der Welt dem widersetzen kann, daß ein Untertan seinem König ein demütiges Geschenk macht, so biete ich Eurer Majestät das Eigentum des Gutes an, dessen Nutznießung sie mir überlassen wird. Belle-Isle, einen Kriegsplatz, muß der König inne haben: Seine Majestät kann fortan eine sichere Garnison dort halten.«

Colbert sank beinahe ganz aus den schlüpfrigen Boden. Um nicht zu fallen, mußte er sich an den Säulen des Täfelwerks halten.

»Mein Herr,« sprach Ludwig XIV., »Ihr habt hier große

Gewandtheit eines Kriegsmanns an den Tag gelegt.

»Sire, die Initiative ist nicht von mir gekommen,« erwiderte Fouquet, »viele Offiziere haben mich für die Sache begeistert. Auch die Pläne sind von einem der ausgezeichneten Ingenieure gemacht worden.«

»Sein Name?«

»Herr du Vallon.«

»Herr du Vallon?« versetzte Ludwig; »ich kenne ihn nicht. Es ist ärgerlich,« fügte der König bei, »daß ich den Namen der Männer von Talent nicht kenne, die mein Reich ehren.«

Während Ludwig diese Worte sprach, wandte er sich gegen Colbert um.

Dieser fühlte sich niedergeschmettert, der Schweiß lief ihm von der Stirne, kein Wort bot sich seinen Lippen, und er erduldet eine unaussprechliche Folter.

»Ihr werdet diesen Namen behalten,« sagte der König.

Colbert verbeugte sich bleicher als seine Manschetten von flandrischen Spitzen. Fouquet fuhr fort:

»Die Mauerarbeiten sind von römischem Mastix; Architekten haben mir ihn nach Überlieferungen aus dem Altertum zusammengesetzt.«

»Und die Kanonen?« fragte Ludwig.

»Oh! Sire, das ist die Sache Eurer Majestät, es geziemt sich nicht für mich, Kanonen bei mir aufzustellen, ohne daß Eure Majestät mir gesagt hat, sie sei bei mir auf ihrem Eigentum.«

Ludwig fing an unentschieden zu schwanken zwischen dem Haß, den ihm dieser mächtige Mann, und dem Mitleid, das ihm der andere niedergeschlagene Mann einflößten, der ihm wie der Nachdruck des ersten vorkam.

Aber das Bewußtsein seiner Pflicht als König trug den Sieg über die Gefühle des Menschen davon.

Er streckte seinen Finger auf das Papier aus und sagte:

»Die Ausführung dieser Pläne muß Euch viel Geld gekostet haben?«

»Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, Eurer Majestät die Summe zu nennen.«

»Wiederholt sie, ich habe es vergessen.«

»Sechzehn mal hunderttausend Livres.«

»Sechzehn mal hunderttausend Livres! Ihr seid ungeheuer reich, Herr Fouquet.«

»Eure Majestät ist reich,« entgegnete der Oberintendant, »denn Belle-Isle gehört ihr.«

»Ja, ich danke; doch so reich ich auch sein mag, Herr Fouquet. Der König hielt inne.

»Nun! Sire?« fragte der Oberintendant.

»Ich sehe den Augenblick vorher, wo es mir an Geld fehlen wird . . . «

»Euch, Sire?«

»Ja, mir.«

»Und in welchem Augenblick?«

»Morgen, zum Beispiel.«

»Eure Majestät erweise mir die Ehre, sich zu erklären.«

»Mein Bruder heiratet die Schwester des Königs von England.«

»Nun! Sire?«

»Ich muß der jungen Prinzessin eine der Enkelin von Heinrich IV. würdige Aufnahme bereiten.«

»Das ist nur zu billig, Sire.«

»Ich brauche also Geld.«

»Allerdings.«

»Und ich sollte . . . «

Ludwig XIV. zögerte. Die Summe, die er zu verlangen hatte, war gerade die, welche er Karl II. zu verweigern genötigt gewesen.

Er wandte sich gegen Colbert um, damit dieser den Schlag wagte.

»Ich sollte morgen . . . « wiederholte er.

»Eine Million haben,« vervollständigte dieser mit brutalem Ton, entzückt, seine Genugtuung nehmen zu können.

Fouquet wandte dem Intendanten den Rücken zu, um auf den König zu hören. Er drehte sich nicht einmal um und wartete, bis der König wiederholte oder vielmehr flüsterte:

»Eine Million.«

»Oh! Sire,« erwiderte Fouquet mit Verachtung, »was will Eure Majestät mit einer Million machen?«

»Mir scheint aber . . . « stammelte Ludwig XIV.

»So viel gibt man bei der Hochzeit des kleinsten deutschen Prinzen aus.«

»Mein Herr . . . «

»Eure Majestät braucht wenigstens zwei Millionen. Die Pferde allein werden fünfmal hunderttausend Livres wegnehmen. Ich werde die Ehre haben. Eurer Majestät diesen Abend sechzehn mal hunderttausend Livres zu schicken.

»Wie!« rief der König, sechzehn mal hunderttausend Livres!«

»Wartet, Sire,« erwiderte Fouquet, ohne sich nur gegen den Intendanten umzudrehen, »ich weiß, daß viermal hunderttausend Livres fehlen. Doch dieser Herr von der Intendanz (und er deutete mit dem Daumen über die Schulter auf Colbert, der hinter ihm erbleichte) doch dieser Herr von der Intendanz . . . hat in seiner Kasse neunmal hunderttausend Livres, die mir gehören.«

Der König schaute Colbert an.

»Aber . . . « sagte dieser.

»Dieser Herr,« fuhr Fouquet immer mittelbar mit Colbert sprechend fort, »dieser Herr hat vor acht Tagen sechzehn mal hundert tausend Livres empfangen; er hat hundert tausend Livres an die Garden bezahlt, fünf und siebenzig tausend an die Hospitäler, fünf und zwanzig tausend an die Schweizer, hundert und dreißig tausend für Lebensmittel, tausend für Waffen, zehn tausend kleine Ausgaben . . . ich täusche mich also nicht, wenn ich rechne, daß neunmal hunderttausend übrig bleiben.«

Dann sich gegen Colbert umwendend, wie es ein hochmütiger Vorgesetzter gegen seinen Untergebenen tut, sagte er:

»Seid besorgt, mein Herr, daß diese neunmal hunderttausend Livres heute Abend Seiner Majestät in Gold übergeben werden.«

»Aber das wird zwei Millionen fünfmal hunderttausend Livres machen?« entgegnete der König.

»Sire, die fünfmal hunderttausend Livres Überschuß sind das Taschengeld für Seine Königliche Hoheit.

»Ihr hört, Herr Colbert, heute Abend vor acht Uhr,« wiederholte Fouquet.

Nach diesen Worten verbeugte sich der Oberintendant ehrfurchtsvoll vor dem König und ging rückwärts hinaus, ohne mit einem einzigen Blick den Neidischen zu beehren, dem er den Kopf halb geschoren hatte.

Colbert zerriß vor Wut seine flandrischen Spitzen und biß sich die Lippen blutig.

Fouquet war noch nicht vor der Türe des Kabinetts, als ein Huissier, an ihm vorbeigehend, rief:

»Ein Courier aus der Bretagne für Seine Majestät.«

»Herr d'Herblay hatte Recht,« murmelte Fouquet, die Uhr ziehend: »eine Stunde und fünf und fünfzig Minuten, es war Zeit!«

VII.

Worin d'Artagnan endlich seines Kapitänspatents habhaft wird.

Der Leser weiß zum Voraus, wen der Huissier meldete, als er den Boten aus der Bretagne meldete. Dieser Bote ließ sich leicht erkennen. Es war d'Artagnan, das Kleid voll Staub, das Gesicht in Flammen, die Haare von Schweiß triefend, die Beine steif; nur mit Mühe hob er die Füße bis zur Höhe jeder Stufe, auf der seine blutigen Sporen klirrten.

Er erblickte auf der Schwelle, in dem Augenblick, wo er sie überschritt, den Oberintendanten.

Fouquet begrüßte mit einem Lächeln denjenigen, welcher ihm eine Stunde früher den Untergang oder den Tod gebracht hätte.

D'Artagnan fand in seiner Seelengüte und in seiner unerschöpflichen körperlichen Stärke Geistesgegenwart genug, um sich des guten Empfangs dieses Mannes zu erinnern.

Er fühlte auf seinen Lippen das Wort, das er so oft dem Herzog von Guise wiederholt hatte, das Wort:

»Fliehet!«

Doch dieses Wort aussprechen wäre ein Verrat an einer Sache gewesen; dieses Wort im Kabinett des Königs und in Gegenwart eines Huissier aussprechen hätte sich freiwillig, ohne Jemand zu retten, in's Verderben stürzen geheißen.

D'Artagnan beschränkte sich also darauf, daß er Fouquet grüßte, ohne mit ihm zu sprechen, und eintrat.

In diesem Augenblick schwebte der König zwischen dem Erstaunen, in das ihn die letzten Worte von Fouquet versetzt hatten, und dem Vergnügen, das ihm die Rückkehr von d'Artagnan bereitete.

Ohne ein Höfling zu sein, hatte d'Artagnan einen eben so raschen und sicheren Blick, als ob er einer gewesen wäre.

Er las bei seinem Eintritt die verzehrende Demütigung, welche auf der Stirne von Colbert ausgedrückt war.

Er konnte sogar die Worte hören, die der König zu ihm sprach:

»Ah! Herr Colbert, Ihr hattet also neunmal hunderttausend Livres für die Oberintendanz?«

Halb erstickt, verbeugte sich Colbert, ohne zu antworten.

Diese ganze Szene drang also in den Geist von d'Artagnan durch die Augen und die Ohren zugleich ein.

Das erste Wort von Ludwig XIV. an seinen Musketier, als hätte er einen Gegensatz gegen das, was er sagte, machen wollen, war ein freundliches »Guten Morgen.«

Sein zweites eine Entlassung für Colbert.

Der Letztere verließ das Kabinett des Königs leichenbleich und wankend, während d'Artagnan die Haken seines Schnurrbarts in die Höhe wirbelte.

»Gern sehe ich in dieser Unordnung einen meiner Diener,« sprach der König, der den martialischen Schmutz an den Kleidern seines Abgesandten bewunderte.

»In der Tat, Sire,« erwiderte d'Artagnan, »ich hielt meine Gegenwart für so dringend im Louvre, daß ich es wagte, so vor Eurer Majestät zu erscheinen.«

»Ihr bringt mir also wichtige Neuigkeiten, mein Herr?« fragte der König lächelnd.

»Sire, hört, wie die Sache sich verhält mit zwei Worten: Belle-Isle ist befestigt, bewunderungswürdig befestigt; Belle-Isle hat eine doppelte Ringmauer, eine Zitadelle, ein vorgerücktes Fort; sein Hafen enthält drei Freibeuterschiffe und, seine Küstenbatterien erwarten nur noch die Kanonen.«

»Ich weiß dies Alles, mein Herr,« erwiderte der König.

»Ah! Eure Majestät weiß dies Alles!« versetzte der Musketier erstaunt.

»Ich habe den Plan der Festungswerke von Belle-Isle.«

»Eure Majestät hat den Plan?«

»Hier ist er.«

»In der Tat, Sire, so ist es, und ich habe dort den ähnlichen gesehen,« sprach d'Artagnan.

Die Stirne von d'Artagnan verdüsterte sich, und er fuhr mit einem vorwurfsvollen Ton fort:

»Ah! ich begreife, Eure Majestät hat mir allein nicht getraut, und

sie hat noch Jemand abgeschickt.«

»Was ist daran gelegen, auf welche Art ich erfahren habe, was ich weiß, wenn ich es nur weiß.«

»Es mag sein, Sire,« erwiderte der Musketier, ohne daß er nur seine Unzufriedenheit zu verbergen suchte; »doch ich erlaube mir, Eurer Majestät zu bemerken, daß es nicht der Mühe wert war, mich so jagen zu lassen, mich zwanzigmal der Gefahr auszusetzen, meine Knochen zu brechen, um mich bei meiner Ankunft hier mit einer solchen Nachricht zu empfangen. Sire, wenn man den Leuten mißtraut, oder wenn man sie für ungenügend hält, so verwendet man sie nicht.«

Und mit einer ganz militärischen Bewegung stampfte d'Artagnan mit dem Fuß und machte einen blutigen Staub auf den Boden fallen.

Der König schaute ihn an und ergötzte sich in seinem Innern an seinem ersten Triumph.

»Mein Herr,« sagte er nach einem Augenblick, »Belle-Isle ist mir nicht nur bekannt, sondern es gehört sogar mir.«

»Es ist gut, es ist gut, Sire, ich frage nicht mehr,« erwiderte d'Artagnan. »Meinen Abschied.«

»Wie! Euren Abschied?«

»Allerdings. Ich bin zu stolz, um das Brot des Königs zu essen, ohne es zu verdienen, oder vielmehr, um es schlecht zu verdienen. Meinen Abschied, Sire.«

»Hoho!«

»Meinen Abschied, oder ich nehme ihn.«

»Ihr ärgert Euch, mein Herr?«

»Ich habe wohl Ursache, Mordieux! Ich bleibe zweiunddreißig Stunden im Sattel, ich renne Tag und Nacht, ich verrichte Wunder der Geschwindigkeit, ich komme steif wie ein Gehenkter an, und ein Anderer ist vor mir angekommen! Oh! ich bin ein Tropf: meinen Abschied, Sire!«

»Herr d'Artagnan,« sagte Ludwig XIV., indem er seine weiße Hand auf den bestaubten Arm des Musketiers legte, »was ich Euch so eben gesagt habe, wird in keiner Hinsicht dem, was ich Euch versprochen, Eintrag tun. Ein Mann, ein Wort.«

Und der junge König ging gerade auf seinen Tisch zu, zog eine

Schublade, nahm ein viereckig zusammengelegtes Papier heraus und sprach:

»Hier ist Euer Patent als Kapitän der Musketiere, Ihr habt es verdient, Herr d'Artagnan.«

D'Artagnan öffnete rasch das Papier und schaute es wiederholt an, denn er konnte seinen Augen nicht trauen.

»Und dieses Patent,« fügte der König bei, »es wird Euch nicht nur verliehen für Eure Reise nach Belle-Isle, sondern auch für Eure tapfere Dazwischenkunft auf der Grève. Dort habt Ihr mir in der Tat sehr mutig gedient.«

»Ah! ah!« sagte d'Artagnan, ohne daß er im Stande war, es durch seine Selbstbeherrschung zu verhindern, daß ihm eine gewisse Röte gegen die Augen stieg; »Ihr wisst das auch, Sire?«

»Ja, ich weiß es.«

Der König hatte einen durchdringenden Blick und ein unfehlbares Urteil, wenn es sich darum handelte, in einem Gewissen zu lesen.

»Mein Herr,« sprach er zu dem Musketier, »Ihr habt etwas zu sagen, was Ihr nicht sagt. Auf, seid offenherzig, ich habe Euch einmal für allemal bemerkt, Ihr könnt Euch ganz offenherzig gegen mich benehmen.«

»Nun, Sire, so gestehe ich, daß ich lieber zum Kapitän der Musketiere ernannt worden wäre, weil ich an der Spitze meiner Compagnie angegriffen, eine Batterie zum Schweigen gebracht, oder eine Stadt genommen, als weil ich zwei Unglückliche habe henken lassen.«

»Ist das wirklich wahr, was Ihr mir da sagt?«

»Warum sollte mich Eure Majestät im Verdacht der Verstellung haben?«

»Weil Ihr, wenn ich Euch kenne, nicht bereuen könnt, daß Ihr den Degen für mich gezogen habt.«

»Hierin täuscht Ihr Euch, Sire, und zwar bedeutend; ja, ich bereue es, den Degen gezogen zu haben, wegen der Resultate, welche diese Handlung herbeigeführt hat; die armen Leute, die den Tod fanden, Sire, waren weder Eure Feinde, noch die meinigen, und sie verteidigten sich nicht.«

Der König schwieg einen Augenblick.

»Und Euer Gefährte, Herr d'Artagnan, teilt er Eure Reue?«

»Mein Gefährte?«

»Ja. Mir scheint, Ihr wart nicht allein?«

»Allein? Wo dies?«

»Auf der Grève.«

»Nein, Sire, nein,« sprach d'Artagnan errötend bei dem Verdacht, der König könnte denken, er, d'Artagnan, habe sich allein den Ruhm zueignen wollen, der Raoul gebührte; »nein, Mordieux! und wie Eure Majestät sagt, ich hatte einen Gefährten, und zwar einen guten Gefährten.«

»Einen jungen Mann?«

»Ja, Sire, einen jungen Mann. Doch ich mache Eurer Majestät mein Kompliment, sie ist eben so gut auswärts, als im Innern unterrichtet. Herr Colbert erstattet ohne Zweifel Eurer Majestät alle diese schönen Berichte?«

»Herr Colbert hat mir nur Gutes von Euch gesagt, Herr d'Artagnan, und er wäre schlimm angekommen, wenn er anders gesprochen hätte.«

»Ah! das ist ein Glück!«

»Doch er sagt auch viel Gutes von dem jungen Mann.«

»Das ist nur Gerechtigkeit,« sprach der Musketier.

»Kurz, es scheint dieser junge Mann ist ein Braver,« sagte Ludwig XIV., um das Gefühl, das er für Ärger hielt, zu stacheln.

»Ein Braver? Ja, Sire,« erwiderte d'Artagnan seinerseits entzückt, den König für Raoul zu begeistern.

»Wißt Ihr seinen Namen?«

»Ich denke wohl.«

»Ihr kennt ihn also?«

»Seit ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ja, Sire.«

»Er ist aber kaum fünf und zwanzig Jahre alt!« rief der König.

»Nun! Sire, ich kenne ihn seit seiner Geburt.«

»Ihr gebt mir diese Versicherung?«

»Eure Majestät fragt mich mit einem Mißtrauen, in welchem ich einen ganz andern Charakter erkenne, als den Eurigen, Sire. Hat denn Colbert, der Euch so gut unterrichtete, vergessen, Euch zu sagen, dieser junge Mann sei der Sohn meines vertrauten

Freundes?«

»Der Vicomte von Bragelonne?«

»Ei! gewiß, Sire, der Vicomte von Bragelonne hat zum Vater den Grafen de la Fère, der so mächtig die Restauration von König Karl II. unterstützte. Oh! Bragelonne stammt von einem Geschlecht von Tapferen, Sire.«

»Dann ist er der Sohn des Mannes, der bei mir, oder vielmehr bei Herrn von Mazarin im Auftrag von König Karl II. erschienen ist, um uns sein Bündnis anzubieten.«

»Ganz richtig.«

»Und dieser Graf de la Fère ist ein Braver, sagt Ihr?«

»Sire, er ist ein Mann, der öfter den Degen für den König, Euren Vater, gezogen hat, als es Tage in dem gesegneten Leben Eurer Majestät gibt.«

Nun war es Ludwig XIV., der sich auf die Lippen biß.

»Gut, Herr d'Artagnan! Und der Herr Graf de la Fère ist Euer Freund?«

»Seit bald vierzig Jahren, ja, Sire. Eure Majestät sieht, daß ich nicht von gestern spreche.«

»Würde es Euch Freude machen, diesen jungen Mann zu sehen, Herr d'Artagnan?«

»Ich wäre entzückt, Sire.«

Der König läutete. Ein Huissier erschien.

»Ruft Herrn von Bragelonne,« sagte der König.

»Ah! ah! er ist hier?« fragte d'Artagnan.

»Er hat heute die Wache im Louvre mit der Compagnie der Edelleute des Herrn Prinzen.«

Der König hatte kaum vollendet, als Raoul erschien und, d'Artagnan erblickend, diesem auf jene reizende Weise zulächelte, welche man nur auf den Lippen der Jugend findet.

»Komm, komm,« sprach d'Artagnan vertraulich zu Raoul, »der König erlaubt, daß Du mich umarmst; nur sage Seiner Majestät, Du dankst ihr.«



Raoul verbeugte sich so anmutig, daß Ludwig, dem alle Vorzüge zu gefallen vermochten, wenn man sich nur damit kein Ansehen den seinigen gegenüber geben wollte, diese Schönheit, diese Kraft und diese Bescheidenheit bewunderte.

»Mein Herr,« sprach der König, sich an Raoul wendend, ich bat den Herrn Prinzen, er möge Euch mir abtreten? ich habe seine Antwort erhalten, Ihr gehört seit diesem Morgen mir. Der Herr Prinz war ein guter Herr, doch ich hoffe, Ihr verliert nichts bei dem Tausch.«

»Ja, ja, Raoul, sei unbesorgt,« sagte d'Artagnan, der den Charakter von Ludwig erraten hatte und mit seiner Eitelkeit innerhalb gewisser Grenzen spielte, wohlverstanden übrigens, indem er stets die Schicklichkeit beobachtete und schmeichelte, selbst wenn er zu spotten schien.

»Sire,« sagte sodann Bragelonne mit einer sanften, unendlich holden Stimme und mit jener natürlichen und leichten Redeweise, die er von seinem Vater hatte, »Sire, ich gehöre Eurer Majestät nicht erst seit heute.«

»Oh! ich weiß es,« rief der König, »Ihr sprecht von der Expedition auf der Grève; an diesem Tag wart Ihr in der Tat mir zugethan, mein Herr.«

»Sire, ich spreche auch nicht von diesem Tag; es stünde mir nicht wohl an, an einen so geringfügigen Dienst in Gegenwart eines Mannes wie Herr d'Artagnan zu erinnern; ich meinte einen Umstand, der Epoche in meinem Leben macht und mich schon in einem Alter von sechzehn Jahren dem Dienste Eurer Majestät geweiht hat.«

»Ah! ah!« sagte der König, »sprecht, welcher Umstand ist dies, mein Herr?«

»Hört, Sire. Als ich zu meinem ersten Feldzug aufbrach, um mich zur Armee des Herrn Prinzen zu begeben, geleitete mich der Herr Graf de la Fère bis Saint-Denis, wo die Überreste von Ludwig XIII. auf den letzten Stufen der Gruft der Basilika auf einen Nachfolger warten, den ihm Gott, wie ich hoffe, nicht vor langen Jahren schicken wird. Da ließ er mich auf die Asche unserer Gebieter schwören, dem durch Euch vertretenen, in Tuch zu Fleisch gewordenen Königtum zu dienen in Gedanken, Worten und Werken.

»Ich schwur; Gott und die Toten haben meinen Schwur empfangen.

»Seit zehn Jahren, Sire, habe ich nicht so oft, als ich es gewünscht, Gelegenheit gehabt, meinen Eid zu halten: ich bin ein Soldat Eurer Majestät, nichts Anderes, und indem sie mich zu sich ruft, wechsle ich nicht den Herrn, sondern nur die Garnison.«

Raoul schwieg und verbeugte sich.

Er hatte geendigt, als Ludwig XIV, immer noch horchte.

»Mordioux!« rief d'Artagnan, »das ist gut gesagt, nicht wahr, Eure Majestät? Ein gutes Geschlecht, Sire, ein großes Geschlecht!«

»Ja,« murmelte der König bewegt, doch ohne daß er die Bewegung in seinem Innern offenbaren wollte, denn sie hatte

keine andere Ursache als die Berührung einer im höchsten Maße aristokratischen Natur. »Ja, mein Herr, Ihr sprecht die Wahrheit; überall, wo Ihr wart, gehörtet Ihr dem König. Doch indem Ihr die Garnison wechselt, werdet Ihr, glaubt mir, ein Eurer würdiges Avancement finden.«



Le vicomte de Bragelonne

Raoul sah, daß hierbei das, was ihm der König zu sagen hatte, endigte. Und mit dem vollkommenen Takt, der diese treffliche Natur charakterisierte, verbeugte er sich und ging hinaus.

»Habt Ihr mir noch etwas mitzuteilen?« fragte der König, als er sich mit d'Artagnan allein fand.

»Ja, Sire, und ich bewahrte diese Nachricht bis zuletzt auf, denn sie ist betrüblich und wird das europäische Königtum in Trauer kleiden.«

»Was sagt Ihr mir?«

»Sire, als ich durch Alois kam, traf ein Wort, ein trauriges Wort, das Echo des Palastes, an mein Ohr.«

»In der Tat, Ihr erschreckt mich, Herr d'Artagnan.«

»Sire, dieses Wort wurde von einem Piqueur ausgesprochen, der einen Flor am Arm trug.«

»Mein Oheim Gaston von Orleans vielleicht?«

»Sire, er hat den letzten Seufzer ausgehaucht.«

»Und ich bin nicht davon unterrichtet!« rief Ludwig XIV., dessen königliche Empfindlichkeit eine Beleidigung darin sah, daß er diese Kunde noch nicht erhalten hatte.

»Oh! ärgert Euch nicht, Sire,« sprach d'Artagnan, »die Couriere von Paris und die Couriere der ganzen Welt reiten nicht wie Euer Diener; der Courier von Blois wird nicht vor zwei Stunden hier sein, und er reitet gut, dafür stehe ich Euch, denn ich habe ihn erst diesseits Orleans eingeholt.«

»Mein Oheim Gaston,« murmelte Ludwig, indem er die Hand auf seine Stirne drückte und in diese drei Worte Alles schloß, was an entgegengesetzten Gefühlen bei diesem Namen sein Gedächtnis erweckte.

»Ja, ja, Sire, so ist es,« sprach philosophisch d'Artagnan, den königlichen Gedanken beantwortend, »die Vergangenheit entflieht.«

»Es ist wahr, mein Herr, es ist wahr; doch es bleibt uns, Gott sei Dank! die Zukunft, und wir werden bemüht sein, sie nicht zu düster zu machen.«

»Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf Eure Majestät,« sprach der Musketier sich verbeugend, »und nun . . . «

»Ja, Ihr habt Recht, mein Herr, ich vergesse die hundert Meilen, die Ihr zurückgelegt. Geht, mein Herr, und tragt Sorge für einen der besten Soldaten, und wenn Ihr ausgeruht habt, stellt Euch zu meinen Befehlen.«

»Sire, abwesend oder gegenwärtig bin ich dies immer,« antwortete d'Artagnan.

Und er verbeugte sich und ging ab.

Dann durchschritt er, als ob er nur von Fontainebleau gekommen wäre, rasch den Louvre, um Raoul einzuholen.

VIII.

Ein Verliebter und eine Geliebte.

Während die Kerzen im Schlosse Blois und um den entseelten Leib von Gaston von Orleans, diesen letzten Repräsentanten der Vergangenheit brannten, während die Bürger der Stadt seine Grabschrift machten, welche entfernt keine Lobrede war, während die verwitwete Hoheit, die sich nicht mehr erinnerte, ihn in ihren jungen Jahren so sehr geliebt zu haben, daß sie aus dem väterlichen Palast entflohen, um ihm zu folgen, zwanzig Schritte von dem Leichenzimmer ihre kleinen Berechnungen des Interesses anstellte und ihre kleinen Opfer des Stolzes überdachte, waren andere Leidenschaften des Interesses und des Stolzes in allen Teilen des Schlosses, wohin eine lebendige Seele hatte dringen können, in Bewegung.

Weder die Trauertöne der Glocken, noch die Stimmen der Kirchenfänger, noch die Vorbereitungen zur Beerdigung hatten die Macht, zwei Personen zu zerstreuen, die an einem, uns schon bekannten, Fenster des Hofes standen, durch das ein Zimmer beleuchtet wurde, welches zu dem gehörte, was man die kleinen Gemächer nannte.

Ein freudiger Sonnenstrahl, denn die Sonne schien sich sehr wenig um den Verlust, den Frankreich erlitten, in bekümmern, ein Sonnenstrahl, sagen wir, fiel auf sie, die Wohlgerüche den nahen Blumen entlockend, und selbst die Mauern belebend. Diese zwei, nicht durch den Tod, sondern durch das Gespräch, das die Folge dieses Todes, so sehr in Anspruch genommenen Personen waren ein Mädchen und ein junger Mann. Der Letztere, der ungefähr fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahre alt sein mochte, bald aufgeweckt, bald verdrießlich aussah und zu gelegener Zeit zwei von langen Wimpern bedeckte, ungeheure Augen spielen ließ, war klein und braun von Haut; er lächelte mit einem ungeheuren, aber wohl ausgerüsteten Mund, und sein spitziges Kinn, das sich einer Beweglichkeit erfreute, welche die Natur diesem Teil des Gesichts gewöhnlich nicht bewilligt, verlängerte sich zuweilen sehr verliebt gegen das Mädchen, das, leugnen wir es nicht, nicht

immer so rasch zurückwich, als dies der strenge Wohlstand zu fordern berechtigt war.

Das Mädchen, wir kennen es, denn wir haben es schon an demselben Fenster beim Scheine derselben Sonne gesehen, das Mädchen bot eine seltsame Mischung von Feinheit und Überlegung. Es war reizend, wenn es lachte, schön, wenn es ernst wurde, doch bemerken wir sogleich, es war viel öfter reizend als schön.

Diese zwei Personen schienen den Kulminationspunkt eines halb spöttischen, halb ernsten Streites erreicht zu haben.

»Sprecht, Herr Malicorne,« sagte das Mädchen, »beliebt es Euch endlich, vernünftig mit mir zu reden?«

»Ihr glaubt, das sei leicht, Fräulein Sure,« erwiderte der junge Mann. »Thun, was man will, wenn man nicht tun kann, was man kann.«

»Gut! nun verwickelt er sich in seinen Redensarten.«

»Ich?«

»Ja, Ihr; gebt diese Anwaltslogik auf, mein Lieber.«

»Abermals etwas Unmögliches. Schreiber bin ich, Fräulein von Montalais.«

»Fräulein bin ich, Herr Malicorne.«

»Ach! ich weiß es wohl, und Ihr drückt mich durch die Entfernung nieder; ich werde Euch auch nichts mehr sagen.«

»Nein, ich drücke Euch nicht nieder, sagt, was Ihr mir zu sagen habt: sprecht, ich will es.«

»Nun wohl, ich gehorche Euch.«

»Das ist wahrhaftig ein Glück!«

»Monsieur ist tot.«

»Ah! Teufel, welch' eine Neuigkeit! und woher kommt Ihr denn, daß Ihr uns das sagt.«

»Ich komme von Orleans, mein Fräulein.«

»Und das ist die einzige Neuigkeit, die Ihr uns bringt?«

»Oh! nein. Ich komme auch, um Euch zu sagen, daß Madame Henriette binnen Kurzem eintrifft, um den Bruder Seiner Majestät zu heiraten.«

»In der Tat, Malicorne, Ihr seid unerträglich mit Euren

Neuigkeiten aus dem vorigen Jahrhundert; hört, wenn Ihr auch die schlechte Gewohnheit annehmt, zu spotten, so lasse ich Euch hinauswerfen.«

»Oh!«

»Ja, denn Ihr bringt mich wahrhaftig in Verzweiflung.«

»Ruhe, Geduld, mein Fräulein.«

»Ihr wollt Euch so geltend machen, doch ich weiß wohl, warum.«

»Sprecht, und ich werde Euch offenherzig antworten, wenn die Sache wahr ist.«

»Ihr wisst, daß ich Lust nach einer Anstellung als Ehrendame habe, die ich von Euch zu verlangen so albern war, und Ihr schont Euer Ansehen.«

»Ich?«

Malicorne senkte seine Augenbrauen, faltete die Hände und nahm sein verdrießliches Gesicht an.

»Und welches Ansehen dürfte der arme Schreiber eines Anwalts haben, frage ich Euch?«

»Euer Vater hat nicht umsonst zwanzigtausend Livres Einkünfte, Herr Malicorne.«

»Ein Provinzvermögen, Fräulein von Montalais.«

»Euer Vater ist nicht umsonst in die Geheimnisse von Monsieur dem Prinzen eingeweiht.«

»Ein Vorzug, der sich darauf beschränkt, daß er Seiner Hoheit Geld leiht.«

»Mit einem Wort, Ihr seid nicht umsonst der verschmutzteste Bursche der Provinz.«

»Ihr schmeichelt mir.«

»Ich?«

»Ja, Ihr.«

»Wie dies?«

»Ich behaupte, ich habe kein Ansehen, und Ihr behauptet, ich habe Ansehen.«

»Und meine Anstellung?«

»Nun, Eure Anstellung?«

»Werde ich sie erhalten oder nicht erhalten?«

»Ihr werdet sie erhalten.«

»Aber wann?«

»Wann Ihr wollt.«

»Wo ist sie denn?«

»In meiner Tasche.«

»Wie! in Eurer Tasche?«

»Ja,« antwortete Malicorne. Und er zog wirklich mit seinem duckmäuserischen Lächeln aus seiner Tasche einen Brief, den die Montalais an sich riß und sogleich voll Begierde las.

Während sie las, klärte sich ihr Gesicht immer mehr auf.

»Malicorne!« rief sie, nachdem sie gelesen hatte, »Ihr seid ein guter Junge.«

»Warum dies, mein Fräulein?«

»Weil Ihr Euch hättet die Anstellung können bezahlen lassen, und weil Ihr dies nicht getan habt.«

Und sie brach in ein Gelächter aus und glaubte den Schreiber aus der Fassung zu bringen. Aber Malicorne hielt den Angriff mutig aus und erwiderte nur:

»Ich verstehe Euch nicht.«

Nun war die Montalais aus der Fassung gebracht.

»Ich habe Euch meine Gefühle erklärt,« fuhr Malicorne fort, »Ihr habt mir dreimal gesagt, Ihr liebtet mich nicht; Ihr habt mich einmal, ohne zu lachen, geküßt, und das ist Alles, was ich brauche.«

»Alles?« fragte die stolze und gefallsüchtige Montalais mit einem Ton, in welchem die beleidigte Eitelkeit vordrang.

»Durchaus Alles, mein Fräulein,« antwortete Malicorne.

»Ah!«

Diese Einsylbe deutete ebenso viel Zorn an, als der junge Mann Dankbarkeit hätte erwarten können.

Er schüttelte ruhig den Kopf und sprach, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Vertraulichkeit seiner Geliebten gefiel oder nicht gefiel:

»Hört, Montalais, streiten wir nicht hierüber.«

»Warum?«

»Weil Ihr mich seit dem Jahr, daß ich Euch kenne, hundertmal

vor die Türe geworfen hättet, wenn ich Euch nicht gefiele.«

»In der Tat! Und warum hätte ich Euch aus der Türe geworfen?«

»Weil ich unverschämt genug hierzu gewesen bin.«

»Oh! das ist wahr.«

»Ihr seht wohl, daß Ihr genötigt seid, es zu gestehen.«

»Herr Malicorne!«

»Ärgern wir uns nicht; wenn Ihr mich behalten habt, so ist es nicht ohne Ursache geschehen.«

»Wenigstens nicht, weil ich Euch liebe!« rief Montalais.

»Einverstanden. Ich sage Euch sogar, daß Ihr mich in diesem Augenblick verwünscht.«

»Oh! Ihr habt nie so wahr gesprochen.«

»Gut! ich, ich verabscheue Euch.«

»Ah! das nehme ich als eine urkundliche Erklärung.«

»Nehmt es so. Ihr findet mich roh und albern; ich finde, Ihr habt eine harte Stimme und ein durch den Zorn entstelltes Gesicht. In diesem Augenblick würdet Ihr Euch eher aus dem Fenster stürzen, als mich das Ende Eures Fingers küssen lassen; ich würde mich eher von der Höhe des Glockenturmes herabstürzen, als daß ich den Saum Eures Kleides berührte. Doch in fünf Minuten werdet Ihr mich lieben, und ich werde Euch anbeten. Oh! so ist es.«

»Ich zweifle daran.«

»Und ich, ich schwöre darauf.«

»Geck!«

»Und dann ist dies nicht der wahre Grund; Ihr bedürft meiner, Aure, und ich bedarf Eurer. Wenn es Euch gefällig ist, heiter zu sein, mache ich Euch lachen; wenn es mir genehm ist, verliebt zu sein, schaue ich Euch an. Ich habe Euch die Anstellung als Ehrendame gegeben, die Ihr wünschtet; Ihr werdet mir sogleich etwas geben, was ich wünschen werde.«

»Ich?«

»Ihr! doch in diesem Augenblick, meine liebe Aure, erkläre ich Euch, daß ich durchaus nichts wünsche; seid also unbesorgt.«

»Ihr seid ein abscheulicher Mensch, Malicorne; ich wollte mich

über diese Anstellung freuen, und nun benehmt Ihr mir jede Freude.«

»Gut! es ist keine Zeit dabei verloren, Ihr freut Euch, wenn Ich weggegangen bin.«

»Sprecht also . . . «

»Es sei, doch zuvor einen Rat.«

»Welchen?«

»Nehmt wieder Eure schöne Laune an; Ihr werdet häßlich, wenn Ihr schmolzt.«

»Grober!«

»Gut, sagen wir uns unsere Wahrheiten, während wir noch daran sind.«

»Oh! Malicorne! oh! schlechtes Herz!«

»Oh! Montalais! oh! Undankbare!« rief der junge Mann.

Und er stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Fensterlehne.

Montalais nahm ein Buch und öffnete es.

Malicorne richtete sich auf, bürstete seinen Filzhut mit seinem Ärmel und glättete sein schwarzes Wamms.

Montalais, während sie sich den Anschein gab, als läse sie, beobachtete ihn aus einem Augenwinkel.

»Gut!« rief sie wütend, »nun nimmt er seine ehrerbietige Miene an. Er wird acht Tage lang schmollen.«

»Vierzehn, mein Fräulein,« erwiderte Malicorne sich verbeugend.

Montalais hob ihre krampfhaft geballte Faust gegen ihn auf und rief:

»Ungeheuer! Oh! wenn ich ein Mann wäre!«

»Was würdet Ihr tun?«

»Ich würde Dich erwürgen.«

»Ah! sehr gut,« sagte Malicorne; »ich glaube, ich fange an, etwas zu wünschen.«

»Und was wünscht Ihr, Herr Dämon? Daß ich meine Seele durch den Zorn in's Verderben bringe?«

Malicorne rollte ehrfurchtsvoll seinen Hut zwischen seinen Fingern hin und her; doch plötzlich ließ er seinen Hut fallen, faßte Aure bei beiden Schultern, näherte sich ihr und drückte auf ihre

Lippen zwei Lippen, welche sehr glühend waren für einen Mann, der ganz gleichgültig zu sein behauptete.

Aure wollte einen Schrei ausstoßen, aber dieser Schrei erlosch im Kuß. Nervig und aufgereizt, stieß das Mädchen Malicorne an die Wand zurück.

»Gut,« sagte Malicorne philosophisch, »das ist für sechs Wochen; Gott befohlen, mein Fräulein, empfängt meinen unterthänigsten Gruß.«

Und er machte drei Schritte, um sich zu entfernen.

»Nein, nein, Ihr werdet nicht von hier weggehen!« rief Montalais mit dem Fuß stampfend; »bleibt, ich befehle es Euch!«

»Ihr befehlt es?«

»Ja; bin ich nicht die Herrin?«

»Meiner Seele und meines Geistes, ohne allen Zweifel.«

»Meiner Treue! ein schönes Eigentum! Die Seele ist albern und der Geist trocken.«

»Nehmt Euch in Acht, Montalais, ich kenne Euch: Ihr werdet wieder Hiebe für Euren Diener fassen.«

»Nun wohl, ja,« sagte sie, indem sie sich mehr mit einer kindischen Indolenz, als mit einer wollüstigen Hingebung an seinen Hals hing, »nun wohl, ja, denn ich muß Euch doch am Ende danken.«

»Wofür?«

»Für die Anstellung; ist das nicht meine ganze Zukunft?«

»Und die meinige.«

Montalais schaute ihn an und sagte:

»Es ist doch abscheulich, daß man nie erraten kann, ob Ihr im Ernste sprecht.«

»Man kann nicht mehr im Ernste sprechen; ich war im Begriff, nach Paris zu gehen, Ihr geht dahin, wir gehen dahin.«

»Ihr habt mir also aus diesem Beweggrund allein gedient, Selbstsüchtiger?«

»Was wollt Ihr, Aure, ich kann nicht ohne Euch leben.«

»Wahrhaftig, das ist wie bei mir; Ihr seid jedoch, man muß es gestehen, ein sehr schlimmer Bursche.«

»Aure, meine liebe Aure, nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr wieder

in die Beleidigungen verfallt, wisst Ihr wohl, welche Wirkung Ihr bei mir hervorbringt, . . . ich werde Euch anbeten.«

Und während er diese Worte sprach, zog Malicorne zum zweiten Mal das Mädchen zu sich heran.

In demselben Augenblick erscholl ein Tritt auf der Treppe.

Die jungen Leute waren so nahe beisammen, daß man sie einander in den Armen getroffen haben würde, hätte Montalais nicht mit Gewalt Malicorne zurückgestoßen, der mit dem Rücken an die Türe schlug, welche sich in diesem Augenblick öffnete.

Sogleich ertönte ein gewaltiger Schrei gefolgt von Schmähungen.

Es war Frau von Saint-Remy, die den Schrei ausstieß und die Schmähungen von sich gab. Der unglückliche Malicorne hatte sie halb zwischen der Wand und der Türe, die sie öffnete, zerquetscht.

»Abermals dieser Taugenichts!« rief die alte Dame, »immer hier.«

»Ah! gnädige Frau!« erwiderte Malicorne mit ehrfurchtsvollem Tone, »ich bin seit acht langen Tagen nicht hier gewesen.«

IX.

Worin man endlich die wahre Heldin dieser Geschichte wiedererscheinen sieht.

Hinter Frau von Saint-Remy, kam Fräulein de la Vallière herauf.

Sie hörte den Ausbruch des mütterlichen Zornes, und da sie die Ursache erriet, trat sie ganz zitternd in das Zimmer ein und erblickte den unglücklichen Malicorne, dessen verzweifelte Haltung jeden kaltblütigen Beobachter gerührt oder belustigt haben würde.

Er hatte sich in der Tat rasch hinter einen großen, Stuhl verschanzt, als wollte er die ersten Stürme von Frau von Saint-Remy vermeiden; er hoffte nicht darauf, sie durch das Wort zu erweichen, denn sie sprach lauter als er und ohne Unterbrechung, aber er zählte auf die Beredsamkeit seiner Gebärden.

Die alte Dame hörte und sah nichts; Malicorne war seit langer Zeit eine ihrer Antipathien.

Doch dieser Zorn war zu groß, um nicht von Malicorne auf seine Mitschuldige überzuströmen.

Die Reihe kam sogleich an Montalais.

»Und Ihr, Mademoiselle, und Ihr, glaubt Ihr etwa, ich werde nicht sogleich Madame von dem, was bei einem ihrer Ehrenfräulein vorgeht, in Kenntnis setzen?«

»Oh! meine Mutter,« rief Fräulein de la Vallière, »ich flehe Euch an, verschont . . . «

»Schweigt, mein Fräulein, und strengt Euch nicht vergebens an, um für unwürdige Subjekte in's Mittel zu treten; daß ein ehrbares Mädchen, wie Ihr, das schlechte Beispiel mit ansehen soll, ist sicherlich ein hin, reichend großes Unglück; daß es aber ein solches Mädchen durch seine Nachsicht begünstigt, das werde ich nicht dulden.«

»Wahrhaftig,« rief die Montalais, die sich endlich empörte, »ich weiß nicht, unter welchem Vorwand Ihr mich so behandelt. Ich tue nichts Schlimmes, denke ich?«

»Und dieser große Müßiggänger,« versetzte Frau von Saint-

Remy, auf Malicorne deutend, »ist er etwa hier, um Gutes zu tun?«

»Er ist weder des Guten, noch des Schlimmen wegen hier, gnädige Frau; er kommt ganz einfach, um mich zu besuchen.«

»Es ist gut, es ist gut,« sagte Frau von Saint-Remy, »Ihre königliche Hoheit soll unterrichtet werden, und sie wird das Urteil fällen.«

»Jedenfalls,« erwiderte Montalais, »jedenfalls sehe ich gar nicht ein, warum es Herrn Malicorne verboten sein sollte, eine Absicht auf mich zu haben, wenn seine Absicht redlich ist.«

»Eine redliche Absicht mit einem solchen Gesicht!« rief Frau von Saint-Remy.

»Ich danke Euch im Namen meines Gesichtes, gnädige Frau,« sprach Malicorne.

»Kommt, meine Tochter, kommt,« fuhr Frau von Saint-Remy fort; »wir wollen Madame melden, daß es in dem Augenblick, wo sie einen Gemahl beweint, in dem Augenblick, wo wir einen Herrn in diesem alten Schloß Blois, dem Wohnsitz des Schmerzes, beweinen, Leute gibt, die sich belustigen und freuen.«

»Oh!« machten mit einer einzigen Bewegung die zwei Angeklagten.

»Ein Ehrenfräulein! ein Ehrenfräulein!« rief die alte Dame, die Hände zum Himmel erhebend.

»Nun, darin täuscht Ihr Euch, gnädige Frau,« sprach Montalais außer sich, »ich bin wenigstens nicht mehr Ehrenfräulein von Madame.«

»Ihr nehmt Eure Entlassung, mein Fräulein? Sehr gut, ich kann einem solchen Entschluß nur meinen Beifall spenden, und ich spende ihn.«

»Ich nehme nicht meine Entlassung, gnädige Frau, ich nehme nur einen andern Dienst.«

»Bei bürgerlichen Leuten oder beim Zivilstand?« fragte Frau von Saint-Remy mit Verachtung.

»Erfahrt, gnädige Frau, daß ich nicht das Mädchen bin, das bei Bürgerfrauen oder Zivilistinnen dient, und daß ich, statt an dem elenden Hof, an dem Ihr vegetiert, an einem beinahe königlichen Hofe leben werde.«

»Ha! ha! ein königlicher Hof,« rief Frau von Saint-Remy, die sich zu lachen anstrenge; »ein königlicher Hof, was denkt Ihr davon, meine Tochter?«

Und sie wandte sich gegen Fräulein de la Vallière um, welche sie mit aller Gewalt gegen Montalais aufstacheln wollte, während jene statt dem Antrieb von Frau von Saint-Remy zu gehorchen, bald ihre Mutter, bald Montalais mit ihren schonen, versöhnenden Augen anschaute.

»Gnädige Frau,« erwiderte Montalais, »ich habe nicht gesagt, ein königlicher Hof, weil Madame Henriette von England, welche die Frau von S. K. H. Monsieur werden soll, keine Königin ist. Ich sagte beinahe königlich, und habe mich damit richtig ausgedrückt, da sie die Schwägerin des Königs werden wird.«

Wäre der Blitz vom Schlosse Blois herabgefallen, es hätte Frau von Saint-Remy nicht mehr betäubt, als es dieser letzte Satz von Montalais tat.

»Was spricht Ihr von Ihrer königlichen Hoheit Madame Henriette?« stammelte die alte Dame.

»Ich sage, daß ich bei ihr als Ehrenfräulein eintrete, das sage ich.«

»Als Ehrenfräulein!« riefen zugleich Frau von Saint-Remy in Verzweiflung und Fräulein de la Vallière voll Freude.

»Ja, gnädige Frau, als Ehrenfräulein.«

Die alte Dame neigte das Haupt, als wäre der Schlag zu stark für sie gewesen.

Doch beinahe in demselben Augenblick erhob sie sich wieder, um ihrer Gegnerin ein letztes Wurfgeschloß zuzuschleudern, und sagte:

»Oh! oh! es ist oft von dergleichen Versprechungen im Voraus die Rede, man schmeichelt sich häufig mit tollen Hoffnungen, und im letzten Augenblick, wenn es sich darum handelt, diese Versprechungen zu halten, diese Hoffnungen zu verwirklichen, ist man ganz erstaunt, den großen Kredit, auf den man gerechnet hat, in Dunst zerfließen zu sehen.«

»Oh! gnädige Frau, der Kredit meines Beschützers ist unbestreitbar und seine Versprechungen sind so viel wert als Urkunden.«

»Wäre es vielleicht unbescheiden, Euch nach dem Namen dieses so mächtigen Beschützers zu fragen?«

»Oh! mein Gott, nein: es ist dieser Herr hier,« sagte Montalais, auf Malicorne deutend, der während dieser ganzen Szene die unstörbarste Kaltblütigkeit und die komischste Würde behauptete.

»Dieser Herr,« rief Frau von Saint-Remy mit einem Ausbruch von Heiterkeit, »dieser Herr ist Euer Beschützer! Der Mann, dessen Kredit so mächtig ist, dessen Versprechungen Urkunden wert sind, ist Herr Malicorne!«

Malicorne verbeugte sich.

Montalais aber zog statt jeder Antwort das Patent aus ihrer Tasche, zeigte es der alten Dame und sprach:

»Hier ist das Patent.«

Nun war Alles vorbei. Sobald sie mit dem Blick das Pergament durchlaufen hatte, faltete die gute Dame die Hände, ein unbeschreiblicher Ausdruck von Neid und Verzweiflung zog ihr Gesicht zusammen, und sie war genötigt, sich zu setzen, um nicht in Ohnmacht zu fallen.

Montalais war nicht boshaft genug, um sich übermäßig ihres Sieges zu freuen und den besiegten Feind niederzubeugen, besonders da dieser Feind die Mutter ihrer Freundin war; sie benützte ihren Triumph, mißbrauchte ihn aber nicht.

Malicorne war minder großmüthig; er nahm eine vornehme Haltung in seinem Lehnstuhl an und streckte sich mit einer Vertraulichkeit aus, welche ihm zwei Stunden früher die Drohung mit dem Stock zugezogen hätte.

»Ehrendame der jungen Hoheit!« wiederholte Frau von Saint-Remy, noch schlecht überzeugt.

»Ja, gnädige Frau, und zwar durch die Protektion von Herrn Malicorne.«

»Das ist unglaublich!« sprach die alte Dame, »nicht wahr, Louise, das ist unglaublich?«

Doch Louise antwortete nicht; sie senkte den Kopf träumerisch, beinahe betrübt, und seufzte, eine Hand an ihrer schönen Stirn.«

»Sprecht, mein Herr,« sagte plötzlich Frau von Saint-Remy, »wie habt Ihr es gemacht, um diese Stelle zu erhalten?«

»Ich habe sie verlangt, Madame.«

»Von wem?«

»Von einem meiner Freunde.«

»Und Ihr habt Freunde, welche so gut bei Hofe stehen, daß sie Euch solche Beweise ihres Ansehens geben können?«

»Bei Gott! es scheint so.«

»Darf man den Namen dieser Freunde wissen?«

»Ich sagte nicht, ich habe mehrere Freunde, gnädige Frau, ich sprach nur von einem Freund.«

»Und dieser Freund heißt?«

»Ei! gnädige Frau, wie rasch geht Ihr zu Werke! Wenn man einen Freund hat, der so mächtig ist, wie der meinige, so stellt man ihn nicht an den hellen Tag, damit er einem gestohlen wird.«

»Ihr habt Recht, mein Herr, daß Ihr den Namen dieses Freundes verschweigt, und ich glaube, es würde Euch schwer werden, ihn zu nennen.«

»Jedenfalls,« sagte Montalais, »wenn der Freund nicht besteht, besteht doch das Patent, und das schneidet die Frage kurz ab.«

»Dann begreife ich,« sagte Frau von Saint-Remy mit dem anmutigen Lächeln der Katze, welche von ihren Klauen Gebrauch machen will, »als ich vorhin den Herrn bei Euch traf . . . «

»Nun?«

»Brachte er Euch Euer Patent.«

»Ganz richtig, gnädige Frau, Ihr habt es erraten.«

»Aber das ist dann äußerst moralisch!«

»Ich glaube es, gnädige Frau.«

»Und ich hatte, wie es scheint, Unrecht, Euch Vorwürfe zu machen, mein Fräulein.«

»Großes Unrecht; doch ich bin so sehr an Eure Vorwürfe gewöhnt, daß ich sie Euch vergebe.«

»Dann gehen wir, Louise, wir haben uns nur noch zu entfernen. Nun!«

»Meine Mutter,« versetzte La Vallière bebend. »Ihr sagt?«

»Du hörtest nicht, wie es scheint, mein Kind?«

»Nein, ich dachte.«

»Woran?«

»An tausend Dinge.«

»Du bist mir wenigstens nicht böse, Louise?« rief Montalais, ihr die Hand drückend.

»Und worüber sollte ich Dir böse sein, meine liebe Aure?« erwiderte das Mädchen mit seiner Stimme so sanft wie Musik.

»Ei!« sagte Frau von Saint-Remy, »wenn sie Euch ein wenig böse wäre, armes Kind, so hätte sie nicht ganz Unrecht.«

»Und warum sollte sie dies sein, guter Gott?«

»Mir scheint, sie ist von eben so guter Familie und eben so hübsch als Ihr.«

»Meine Mutter!« rief Louise.

»Hundertmal hübscher, gnädige Frau; von besserer Familie, nein; doch das sagt mir nicht, warum mir Louise grollen soll.«

»Glaubt Ihr denn, es sei belustigend für sie, sich in Blois zu begraben, während Ihr in Paris glänzen werdet?«

»Aber, gnädige Frau, ich halte Louise nicht ab, mir nach Paris zu folgen! ich wäre im Gegenteil sehr glücklich, wenn sie dahin käme.«

»Mir scheint, Herr Malicorne, der bei Hofe allmächtig ist . . . «

»Ah! das nützt nichts, gnädige Frau, Jeder für sich in dieser armen Welt,« erwiderte Malicorne.

»Malicorne!« rief Montalais.

Dann sich an das Ohr des jungen Mannes bückend, flüsterte sie:

»Beschäftigt Frau von Saint-Remy entweder dadurch, daß Ihr mit ihr streitet, oder daß Ihr Euch mit ihr versöhnt; ich muß mit Louise sprechen.«

Und zu gleicher Zeit belohnte ein süßer Händedruck Malicorne für seinen zukünftigen Gehorsam.

Malicorne näherte sich brummend Frau von Saint-Remy, während Montalais, einen Arm um ihren Hals schlingend, zu ihrer Freundin sprach:

»Was hast Du, laß hören? Ist es wahr, daß Du mich nicht mehr lieben solltest, weil ich glänzen würde, wie Deine Mutter sagt?«

»Oh! nein,« erwiderte das Mädchen, das kaum seine Tränen zu bemeistern vermochte, »Dein Glück, macht mich im Gegenteil sehr glücklich.«

»Glücklich! man sollte glauben, Du seist dem Weinen nahe.«

»Weint man nicht vor Wonne?«

»Ah! ja, ich begreife; ich gehe nach Paris, und das Wort Paris erinnert Dich an einen gewissen Cavalter . . . «

»Aure!«

»An einen gewissen Kavalier, der einst in Blois wohnte und heute in Paris wohnt.«

»Ich weiß in der Tat nicht, was ich habe, aber Ich ersticke.«

»Weine also, da Du mir nicht lächeln kannst.«

Louise erhob ihr so sanftes Antlitz, das Tränen, welche eine nach der andern ihren Augen entrollten, wie Diamanten beleuchteten.

»Sprich, gestehe,« sagte Montalais.

»Was soll ich gestehen?«

»Was Dich weinen macht; man weint nicht ohne Ursache. Ich bin Deine Freundin; Alles, was Du willst, daß ich tun soll, werde ich tun. Malicorne ist mächtiger, als man glaubt! Willst Du nach Paris kommen?«

»Ach!« seufzte Louise.

»Willst Du nach Paris kommen?«

Louise gab einen zweiten Seufzer von sich.

»Du antwortest nicht.«

»Was soll ich antworten?«

»Ja oder nein; das ist nicht schwierig, wie mir scheint.«

»Oh! Du bist sehr glücklich, Montalais!«

»Ah! das will besagen, Du möchtest gern an meinem Platz sein.«

Louise schwieg.

»Kleine Halsstarrige!« sagte Montalais; »hat man je Geheimnisse für eine Freundin gesehen . . . Aber gestehe doch, daß Du gern nach Paris kommen möchtest, gestehe, daß Du vor Verlangen, Raoul zu sehen, stirbst.«

»Ich kann das nicht gestehen.«

»Und Du hast Unrecht . . . «

»Warum?«

»Weil . . . siehst Du dieses Patent?«

»Allerdings sehe ich es.«
»Ich hätte Dir ein ähnliches verschafft.«
»Durch wen?«
»Durch Malicorne.«
»Aure, sprichst Du die Wahrheit, wäre das möglich?«
»Bei Gott! Malicorne ist da, und was er für mich getan hat, wird er auch für Dich tun müssen.«

Malicorne hatte zweimal seinen Namen aussprechen hören; er war entzückt, eine Gelegenheit zu haben, mit Frau von Saint-Remy zu endigen, und wandte sich um:

»Was gibt es, mein Fräulein?«
»Kommt, Malicorne,« sprach Montalais mit einer gebieterischen Gebärde.

Malicorne gehorchte.

»Ein ähnliches Patent,« sagte Montalais.
»Wie so?«
»Ein Patent diesem ähnlich, das ist klar.«
»Aber . . . «
»Ich muß es haben.«
»Oho! Ihr müßt es haben!«
»Ja.«
»Es ist unmöglich, nicht wahr, Herr Malicorne?« fragte Louise mit ihrer sanften Stimme.

»Bei Gott! wenn es für Euch ist, mein Fräulein . . . «
»Für mich, ja, Herr Malicorne, es wäre für mich.«
»Und wenn Fräulein von Montalais zugleich mit Euch darum bittet . . . «

»Fräulein von Montalais bittet nicht darum, sie fordert es.«
»Nun, man wird Euch zu gehorchen suchen, mein Fräulein.«
»Und Ihr laßt sie ernennen?«
»Man wird bemüht sein.«
»Keine ausweichende Antwort. Louise de la Vallière wird Ehrenfräulein von Madame Henriette, ehe acht Tage vergehen.«
»Wie rasch, wie rasch!«
»Ehe acht Tage vergehen, oder . . . «

»Oder?«

»Ihr nehmt Euer Patent zurück, Herr Malicorne, und ich verlasse meine Freundin nicht.«

»Liebe Montalais,« flüsterte Louise.

»Es ist gut, behaltet Euer Patent; Fräulein de la Vallière wird Ehrendame.«

»Ist das wahr?«

»Es ist wahr.«

»Ich darf also hoffen, nach Paris zu kommen?«

»Zählt darauf.«

»Oh! Herr Malicorne, welche Dankbarkeit!« rief Louise die Hände faltend und vor Freude springend.

»Kleine Heuchlerin!« sagte Montalais, »versuche es noch einmal, mich glauben zu machen, Du seist nicht in Raoul verliebt.«

Louise wurde rot wie eine Mairose; doch statt zu antworten, umarmte sie Frau von Saint-Remy.

»Mutter,« sagte sie zu ihr, »Ihr wisst, daß Herr Malicorne mich will zum Ehrenfräulein ernennen lassen.«

»Herr Malicorne ist ein verkleideter Prinz,« sprach die alte Dame, »es steht ihm jegliche Macht zu Gebot.«

»Wollt Ihr auch Ehrenfräulein werden?« fragte Malicorne Frau von Saint-Remy.

»Wenn ich einmal daran bin, ist es gleich, ob ich die ganze Welt dazu ernennen lasse.«

Und hiernach ging er weg und ließ die arme Dame ganz aus der Fassung gebracht zurück.

»Immer zu,« murmelte Malicorne, während er die Treppe hinabstieg, »das wird abermals ein Billett von tausend Livres kosten; doch man muß sich hierzu entschließen, mein Freund Manicamp tut nichts umsonst.

X.

Malicorne und Manicamp.

Die Einführung dieser zwei neuen Personen in unsere Geschichte und die geheimnisvolle Verwandtschaft der Namen und der Gefühle verdienen einige Aufmerksamkeit von Seiten des Geschichtsschreibers und des Lesers.

Wir werden daher in Einzelheiten über Herrn Malicorne und über Herrn von Manicamp eingehen.

Malicorne hatte, wie man weiß, die Reise nach Orleans gemacht, um das für Fräulein von Montalais bestimmte Patent zu holen, dessen Ankunft einen so lebhaften Eindruck im Schlosse Blois hervorbrachte.

In Orleans befand sich für den Augenblick Herr von Manicamp. Es war eine höchst seltsame Person, dieser Herr von Manicamp; ein Bursche von viel Geist, stets auf dem Trockenen, stets bedürftig, obgleich er nach Belieben aus der Börse des Herrn Grafen von Guiche, einer der bestgespickten Börsen jener Zeit, schöpfte.

Der Herr Graf von Guiche hatte nämlich zum Jugendgespielen Manicamp, einen armen Landjunker, von den Grammont abstammend, gehabt.

Herr von Manicamp aber hatte sich mit seinem Geist eine Rente in der reichen Familie des Marschalls geschaffen.

Von seiner Kindheit an lieb er nämlich mit einer Berechnung, welche weit über seinem Alter stand, seinen Namen und seine Gefälligkeit dem Grafen von Guiche für seine tollen Streiche. Hatte sein edler Gefährte eine für die Frau Marschallin bestimmte Frucht gestohlen, einen Spiegel zerbrochen, einem Hund ein Aug ausgeschlagen, so erklärte sich Manicamp als des begangenen Verbrechens schuldig und empfing die Strafe, welche, weil sie auf den Unschuldigen fiel, darum nicht milder war.

Doch dieses Verleugnungssystem wurde ihm bezahlt. Statt mittelmäßige Kleider zu tragen, wie es ihm das väterliche Vermögen zum Gesetz machte, konnte er glänzend, herrlich

erscheinen, wie ein junger adeliger Herr mit einer Rente von fünfzigtausend Livres.

Nicht als wäre er niedrig von Charakter und gering von Geist gewesen; nein, er war Philosoph, oder er hatte vielmehr die Gleichgültigkeit, die Apathie und die Träumerei, welche beim Menschen jedes Gefühl der hierarchischen Welt entfernen. Sein einziges Dichten und Trachten war, Geld auszugeben.

In dieser Hinsicht aber war der gute Herr von Manicamp ein Abgrund.

Drei bis viermal erschöpfte er regelmäßig im Jahr den Grafen von Guiche, und wenn der Graf völlig erschöpft war, wenn er seine Taschen und seine Börse vor ihm umgekehrt und erklärt hatte, die väterliche Freigebigkeit brauche wenigstens vierzehn Tage, um Börse und Taschen wieder zu füllen, so verlor Manicamp seine ganze Tatkraft; er legte sich nieder, blieb im Bett, aß nicht, und verkaufte seine schönen Kleider unter dem Vorwand, wenn er liegen bleibe, brauche er sie nicht mehr.

Während dieser Daniederlage der Kraft und des Geistes füllte sich die Börse des Grafen von Guiche wieder, und war sie einmal voll, so überströmte sie in die von Manicamp, der sich neue Anzüge kaufte, sich wieder kleidete und dasselbe Leben führte, wie zuvor.

Diese Manie, seine Kleider um den vierten Teil dessen, was sie wert waren, zu verkaufen, hatte unsern Helden in Orleans ziemlich berühmt gemacht? in dieser Stadt pflegte er nämlich seine Pönitentz tage zuzubringen, wir wären jedoch sehr verlegen, wenn wir sagen müßten, warum er sie hier zubrachte.

Die Provinzschwelger, die Stutzer mit sechshundert Livres im Jahr teilten sich in die Brocken seines Reichtums.

Unter den Bewunderern dieser glänzenden Toiletten war unser Freund Malicorne, der Sohn eines Syndikus der Stadt, von dem der Herr Prinz von Condé, stets bedürftig wie ein Condé, häufig Geld zu hohen Interessen entlehnte.

Herr Malicorne Sohn führte die väterliche Kasse.

Damit sagen wir, daß er sich in jener Zeit leichter Moral, indem er das Beispiel seines Vaters nachahmte und kleine Summen auf kurze Zeit und gegen große Interessen auslieh, ein Einkommen

von achtzehnhundert Livres machte, abgesehen von den weiteren sechshundert Livres, welche die Großmutter des Syndikus lieferte, so daß Malicorne der König von Orleans war, da er zweitausend vierhundert Livres für Torheiten aller Art zu verzetteln, zu verthun, zu vergeuden hatte.

Aber ganz im Gegensatz zu Manicamp war Malicorne furchtbar ehrgeizig.

Er liebte aus Ehrgeiz, er verschwendete aus Ehrgeiz, er hätte sich aus Ehrgeiz zu Grunde gerichtet.

Malicorne war entschlossen, um welchen Preis es auch sein mochte, emporzukommen, und deshalb hatte er sich, um welchen Preis es auch geschah, einen Freund und eine Geliebte erworben.

Die Geliebte, Fräulein von Montalais, war grausam gegen ihn hinsichtlich der letzten Gunstbezeugungen der Liebe; aber sie war von Adel, und das genügte Malicorne.

Der Freund hatte keine Freundschaft, aber er war der Günstling des Grafen von Guiche, des Freundes von Monsieur, dem Bruder des Königs, und das genügte Malicorne.

Nur, was das Kapital der Auflagen betrifft, kostete Fräulein von Montalais jährlich:

Für Bänder, Handschuhe und Zuckerwerk tausend Livres.

Manicamp kostete an dargeliehenem und nie zurückbezahltem Geld zwölf bis fünfzehnhundert Livres jährlich.

Es blieb Malicorne folglich nichts übrig. Ah! doch, wir irren uns, es blieb ihm die väterliche Kasse.

Er wandte hierbei ein Verfahren an, über das er das tiefste Stillschweigen beobachtete, und das darin bestand, daß er sich selbst aus der Kasse des Syndikus ein halbes Dutzend Jahre vorschob, wobei er, wohlverstanden, sich selbst schwur, das Defizit zu ersetzen, sobald sich die Gelegenheit bieten würde.

Die Gelegenheit sollte die Übertragung eines schönen Amtes in dem Hause von Monsieur sein, wenn Monsieur sein Haus bei Veranlassung seiner Heirat einrichten würde.

Diese Zeit war gekommen, und man sollte das Haus endlich einrichten. Eine gute Stelle bei einem Prinzen von Geblüt, wenn sie durch das Ansehen und auf die Empfehlung eines Freundes,

wie der Graf von Guiche, verliehen wird, trägt wenigstens zwölftausend Livres jährlich ein, und durch die Gewohnheit, welche Malicorne angenommen, seine Einkünfte Früchte bringen zu lassen, erhöhten sich zwölftausend Livres auf zwanzigtausend.

Im Besitze dieses Amtes, würde Malicorne sodann Fräulein von Montalais heiraten; von einer Familie, wo der Adel der Frau auf den Mann überging, würde Fräulein von Montalais nicht nur ausgestattet werden, sondern auch Malicorne adeln.

Damit aber Fräulein von Montalais, welche kein großes ererbtes Vermögen besaß, anständig ausgestattet würde, müßte sie irgend einer hohen Prinzessin angehören, welche ebenso verschwenderisch wäre, als die verwitwete Madame geizig war.

Und damit die Frau nicht auf einer Seite wäre, indes der Mann auf der andern, eine Stellung, welche bedeutende Unannehmlichkeiten bietet, besonders bei Charakteren, wie sie die zukünftigen Ehegatten hatten, machte Malicorne den Plan, den Mittelpunkt der Vereinigung im Hause von Monsieur dem Bruder des Königs festzustellen.

Fräulein von Montalais wäre Ehrenfräulein von Madame, Herr Malicorne Hausbeamter von Monsieur.

Man sieht, daß der Plan aus einem guten Kopf kam, man sieht auch, daß er mutig ausgeführt wurde.

Malicorne bat Manicamp, den Grafen von Guiche um das Patent eines Ehrenfräuleins zu bitten.

Und der Graf, bat um dieses Patent Monsieur, welcher ohne zu zögern unterzeichnete.

Der moralische Plan von Malicorne, denn man kann sich wohl denken, daß die Kombinationen eines so tätigen Geistes, wie der seinige, sich nicht auf die Gegenwart beschränken, sondern sich auf die Zukunft erstreckten, der moralische Plan von Malicorne war folgender:

Zu Madame Henriette eine ihm ergebene, geistreiche, hübsche, junge und intrigante Frau bringen; durch sie alle weiblichen Geheimnisse der jungen Ehe erfahren, während er, Malicorne, und sein Freund Manicamp alle männlichen Geheimnisse der jungen Gemeinschaft durch sich erfahren würden.

Durch diese Mittel würde man ein rasches und zugleich

glänzendes Glück erreichen.

Malicorne war ein garstiger Name, derjenige, welcher ihn führte, hatte zu viel Geist, um sich diese Wahrheit zu verbergen; doch man kaufte ein Gut, und Malicorne von So und So und sogar Malicorne kurzweg klang dann ganz adelig im Ohr.

Es war nicht unwahrscheinlich, daß sich für den Namen Malicorne ein äußerst aristokratischer Ursprung finden ließ.

Konnte er nicht von einem Gute herkommen, wo ein Stier mit tödlichen Hörnern ein großes Unglück verursacht und den Boden mit dem Blute, das er vergossen, getauft hätte? ³

Dieser Plan bot allerdings eine Anzahl von Schwierigkeiten; die größte von allen war aber Fräulein von Montalais selbst.

Launenhaft, veränderlich, tückisch, unbesonnen, ausgelassen, spröde, eine mit Klauen bewaffnete Jungfrau, warf sie zuweilen mit einem Streich ihrer weißen Finger oder mit einem Hauch ihrer lachenden Lippen das Gebäude um, zu dessen Errichtung die Geduld von Malicorne einen Monat gebraucht hatte.

Abgesehen von der Liebe, war Malicorne glücklich; aber diese Liebe, die er zu fühlen sich nicht beeilen durste, hatte er sorgfältig zu verbergen die Stärke, überzeugt, daß beim geringsten Lockern dieser Bande, mit denen er seinen weiblichen Proteus geknebelt hatte, der Dämon ihn niederwerfen und verhöhnen würde.

Er demütigte seine Geliebte durch Geringschätzung. Brennend vor Begierde, wenn sie ihm entgegenkam, um ihn zu versuchen, besaß er die Kunst, eiskalt zu scheinen, überzeugt, wenn er die Arme öffnete, würde sie seiner spottend entfliehen.

Montalais glaubte ihrerseits Malicorne nicht zu lieben, und sie liebte ihn gerade im Gegenteil. Malicorne wiederholte ihr so oft seine Gleichgültigkeitsbetheurungen, daß sie am Ende zuweilen daran glaubte, und dann glaubte sie auch Malicorne zu hassen. Wollte sie ihn durch die Coquetterie zurückbringen, so machte sich Malicorne noch mehr coquet, als sie.

Was aber dahin wirkte, daß Montalais an Malicorne auf eine unauflösliche Weise hielt, war der Umstand, daß Malicorne stets nach Blois eine Mode, ein Geheimnis, ein Parfum brachte; daß Malicorne nie ein Rendezvous verlangte und sich im Gegenteil bitten ließ, um die Gunstbezeugungen anzunehmen, welche zu

erlangen er vor Begierde brannte.

Montalais war ihrerseits nicht karg an Geschichten. Durch sie erfuhr Malicorne Alles, was bei der verwitweten Hoheit vorfiel; und er machte Manicamp Erzählungen, um sich darüber zu Tode zu lachen, die dieser, aus Trägheit ganz gemacht zu Herrn von Guiche brachte, der sie zu Monsieur trug.

So war mit zwei Worten das Gewebe von kleinen Interessen und kleinen Verschwörungen beschaffen, das Blois mit Orleans und Orleans mit Paris verband, und das nach letzterer Stadt, wo sie eine so große Revolution zu veranlassen bestimmt war, die arme kleine La Vallière bringen sollte, die, als sie sich ganz freudig in Arm ihrer Mutter umwandte, entfernt nicht vermutete, welche seltsame Zukunft ihr vorbehalten.

Was den guten Malicorne, wir meinen den Herrn Syndikus von Orleans, betrifft, so sah er nicht klarer in der Gegenwart, als die Anderen in der Zukunft, und er vermutete nicht, wenn er jeden Tag von drei bis fünf Uhr, nach seinem Mittagessen, auf der Place Sainte-Catherine mit seinem unter Ludwig XIII. geschnittenen grauen Rock und seinen Tuchschuhen, worauf dicke Quasten, spazieren ging, daß er es sei, der all dieses Gelächter, der alle diese heimlichen Küsse, all dieses heimliche Geflüster, all diesen Bänderkram und alle die hochfahrenden Pläne bezahle, welche eine Kette von fünf und vierzig Meilen vom Schloß von Blois bis zum Palais-Royal bildeten.

.

Malicorne reiste also, wie gesagt, ab und suchte seinen Freund Manicamp auf, der sich für den Augenblick in die Stadt Orleans zurückgezogen hatte.

Es war dies gerade in der Zeit, wo dieser junge Herr sich damit beschäftigte, daß er das letzte einigermaßen anständige Kleid, das ihm blieb, verkaufte.

Er hatte vierzehn Tage vorher vom Grafen von Guiche hundert Pistolen erhalten, die einzigen, die ihn in den Stand setzen konnten, in's Feld zu ziehen und der englischen Prinzessin, welche im Havre eintreffen sollte, entgegen zu reisen.

Er hatte drei Tage zuvor fünfzig Pistolen, den Preis für das für Montalais erlangte Patent, von Malicorne eingenommen. Und

Alles war wieder vergeudet.

Da er also seine Mittel erschöpft sah, so erwartete er nichts mehr, und er beabsichtigte nur noch den Verkauf seines schönen, ganz gestickten und mit Posamenten besetzten Kleides von Sammet und Tuch, das bei Hof so große Bewunderung erregt hatte.

Doch um im Stand zu sein, dieses Kleid, das letzte, das ihm blieb, wie wir dem Leser zu gestehen veranlaßt waren, zu verkaufen, war Manicamp genötigt, das Bett zu wählen.

Kein Feuer mehr, kein Taschengeld mehr, kein Geld mehr für die Promenade, nichts mehr, als den Schlaf, um die Mahle, die Gesellschaften, die Bälle zu ersetzen.

Man hat gesagt: Wer schläft, speist zu Mittag; aber man hat nicht gesagt: Wer schläft, spielt, oder: Wer schläft, tanzt.

In die äußerste Not versetzt, wenigstens acht Tage lang nicht mehr zu spielen oder nicht mehr zu tanzen, war Manicamp also sehr traurig. Er wartete auf einen Wucherer und sah Malicorne eintreten.

Ein Schrei der Herzensangst entschlüpfte ihm, als er sagte mit einem Ton, den nichts wiederzugeben vermöchte:

»Wie! Ihr seid es abermals!«

»Gut! Ihr seid sehr artig!« versetzte Malicorne.

»Ah! seht Ihr, ich erwartete Geld, und statt des Geldes kommt Ihr.«

»Und wenn ich Euch Geld brächte?«

»Oh! dann ist es etwas Anderes. Seid willkommen, lieber Freund.«

Und er reichte die Hand, nicht der Hand von Malicorne, sondern seiner Börse.

Malicorne gab sich den Anschein, als täuschte er sich hierin, und drückte ihm die Hand.

»Und das Geld?« fragte Manicamp.

»Mein teurer Freund, wenn Ihr es haben wollt, verdient es.«

»Was muß ich zu diesem Ende tun?«

»Es verdienen, bei Gott!«

»Und auf welche Art?«

»Ah! das ist mühsam, ich sage es Euch zum Voraus.«
»Teufel!«
»Ihr müßt das Bett verlassen und auf der Stelle den Herrn Grafen von Guiche aufsuchen.«
»Ich, aufstehen!« sagte Manicamp, während er sich wollüstig in seinem Bett streckte, »oh! nein.«
»Ihr habt also alle Eure Kleider verkauft?«
»Nein, es bleibt mir noch eines, das schönste sogar, doch es wartet auf einen Käufer.«
»Und Hosen?«
»Mir scheint. Ihr seht sie auf diesem Stuhl.
»Nun, da Euch Hosen und ein Wamms bleiben, zieht das Eine und das Andere an, laßt ein Pferd satteln und begeben Euch auf den Weg.«
»Ganz und gar nicht.«
»Warum nicht?«
»Alle Teufel! Ihr wisst also nicht, daß Herr von Guiche in Etampes ist?«
»Nein, ich glaubte, er wäre in Paris: Ihr habt somit nur fünfzehn Meilen zu machen, statt dreißig.«
»Ihr seid zum Entzücken! Wenn ich fünfzehn Meilen mit meinem Kleide mache, ist es nicht mehr benutzbar, und statt es um dreißig Pistolen zu verkaufen, werde ich genötigt sein, es um fünfzehn zu geben.«
»Gebt es, für was Ihr wollt, aber ich brauche ein neues Patent für ein Ehrenfräulein.«
»Gut! für wen? Ist denn die Montalais doppelt?«
»Abscheulicher Mensch! Ihr seid es! Ihr verschlingt zwei Vermögen: das meinige und das vom Grafen von Guiche.«
»Ihr könntet wohl sagen, das des Herrn Grafen von Guiche und das Eurige.
»Ganz richtig, Ehre dem Ehre gebührt; doch ich komme auf mein Patent zurück.«
»Und Ihr habt Unrecht.«
»Beweist mir das.«
»Mein Freund, es wird nur zwölf Ehrenfräulein für Madame

geben; ich habe schon für Euch erlangt, was sich zwölfhundert Frauen streitig machen, und ich mußte hierzu große Diplomatie entwickeln.«

»Ja, ich weiß, daß Ihr heldenmütig gewesen seid, teurer Freund.«

»Man ist bewandert in den Angelegenheiten.«

»Wem sagt Ihr das! Wenn ich König sein werde, verspreche ich Euch auch Eines.«

»Was? Euch Malicorne I. zu nennen.

»Nein, aber Euch zum Oberintendanten meiner Finanzen zu machen; doch hierum handelt es sich nicht.«

»Leider.«

»Es handelt sich darum, mir eine zweite Anstellung eines Ehrenfräuleins zu verschaffen.«

»Mein Freund, und wenn Ihr mir den Himmel versprächet, würde ich mich in diesem Augenblick nicht in Bewegung setzen.«

Malicorne ließ die Tasche klingen und erwiderte:

»Es sind hier zwanzig Pistolen.«

»Mein Gott! was wollt Ihr mit zwanzig Pistolen machen?«

»Ei!« sagte Malicorne ein wenig ärgerlich, »und würde ich sie nur den fünfhundert beifügen, die Ihr mir schon schuldig seid.«

»Ihr habt Recht,« sprach Manicamp, abermals die Hand ausstreckend, »unter diesem Gesichtspunkt kann ich sie annehmen. Gebt.«

»Einen Augenblick Geduld . . . was Teufels! damit ist nicht Alles abgemacht, daß man die Hand ausstreckt; bekomme ich mein Patent, wenn ich Euch die zwanzig Pistolen gebe?«

»Allerdings.«

»Bald?«

»Heute.«

»Oh! nehmt Euch in Acht, Herr von Manicamp, Ihr seid zu rasch mit Euren Versprechungen, und ich verlange nicht so viel von Euch. Dreißig Meilen an einem Tag, das ist zu viel, und Ihr würdet Euch dadurch den Tod zuziehen.«

»Um einem Freund gefällig zu sein, finde ich nichts unmöglich.«

»Ihr seid heldenmütig.«

»Wo sind die zwanzig Pistolen?«

»Hier sind sie,« erwiderte Malicorne, indem er sie zeigte.

»Gut.«

»Aber, mein lieber Manicamp, Ihr werdet sie nur in Postpferden aufzehren.«

»Nein, seid unbesorgt.«

»Verzeiht! Fünfzehn Meilen von hier nach Etampes.«

»Vierzehn.«

»Es mag sein; vierzehn Meilen machen sieben Posten; zu zwanzig Sous die Post sieben Livres; sieben Courier-Livres, vierzehn; eben so viel für die Rückkehr, acht und zwanzig; Abendbrot und Nachtlager eben so viel; das macht ungefähr sechzig Livres, die Euch diese Gefälligkeit kosten wird.«

Manicamp streckte sich wie eine Schlange in seinem Bett aus, heftete seine großen Augen auf Malicorne und sagte:

»Ihr habt Recht, ich werde vor morgen nicht zurückkommen können.«

Und er nahm die zwanzig Pistolen.

»Sprecht also.«

»Da ich erst morgen zurückkommen kann, so haben wir Zeit.«

»Zeit, was zu tun?«

»Zeit, zu spielen.«

»Um was wollt Ihr spielen?«

»Um Eure zwanzig Pistolen, bei Gott!«

»Nein, Ihr gewinnt immer,«

»So wette ich mit Euch darum.«

»Gegen was?«

»Gegen zwanzig andere.«

»Und was wird der Gegenstand der Wette sein?«

»Hört. Wir sagten vierzehn Meilen nach Etampes?«

»Ja.«

»Vierzehn zurück?«

»Ja.«

»Folglich acht und zwanzig Meilen.«

»Allerdings.«

»Für diese acht und zwanzig Meilen bewilligt Ihr mir wohl vierzehn Stunden?«

»Ich bewillige sie Euch.«

»Eine Stunde, um den Grafen von Guiche aufzusuchen.«

»Gut.«

»Und eine, um ihn den Brief von Monsieur schreiben zu lassen?«

»Vortrefflich.«

»Sechzehn im Ganzen.«

»Ihr rechnet wie Colbert.«

»Es ist Mittag.«

»Halb ein Uhr.«

»Ah! Ihr habt eine schöne Uhr.«

»Ihr sagtet,« sprach Malicorne, und steckte seine Uhr wieder in die Hosentasche.

»Ah! es ist wahr; ich bot Euch an, zwanzig Pistolen gegen die zu wetten, welche Ihr mir geliehen habt, daß Ihr den Brief vom Grafen von Guiche bekommen werdet . . . binnen . . . «

»Binnen?«

»Binnen acht Stunden.«

»Habt Ihr ein geflügeltes Pferd?«

»Das ist meine Sache. Wettet Ihr immer noch?«

»Ich soll den Brief des Grafen in acht Stunden bekommen?«

»Ja.«

»Unterzeichnet.«

»Ja.«

»In die Hand?«

»Wohl! es sei; ich wette,« sagte Malicorne, neugierig, zu erfahren, wie sein Kleiderverkäufer sich herausziehen würde.

»Ist das abgemacht?«

»Abgemacht.«

»So gebt mir Feder, Tinte und Papier.«

»Hier.«

»Ah!«

Manicamp erhob sich mit einem Seufzer, stützte sich auf seinen

linken Ellenbogen und schrieb mit seiner schönsten Handschrift folgende Zeilen:

›Gut für ein« Stelle als Ehrenfräulein von Madame, welche der Herr Graf von Guiche nach Sicht zu erlangen übernehmen wird.

›Von Manicamp.«

Nachdem diese mühsame Arbeit vollbracht war, streckte sich Manicamp seiner ganzen Länge nach wieder aus.

»Nun!« fragte Malicorne, »was soll das bedeuten?«

»Das soll bedeuten, daß, wenn Ihr Eile habt, den Brief des Grafen von Guiche für Monsieur zu erhalten, meine Wette für mich gewonnen ist.«

»Wie so?«

»Das ist ganz klar, wie mir scheint, Ihr nehmt dieses Papier.«

»Ja.«

»Ihr reist an meiner Stelle ab.«

»Ah!«

»Ihr laßt Eure Pferde gehörig lausen.«

»Gut.«

»In sechs Stunden seid Ihr in Etampes, in sieben Stunden habt Ihr den Brief des Grafen, und ich habe meine Wette gewonnen, ohne daß ich mich aus meinem Bette rühre, was mich und wohl auch Euch zufrieden stellt.«

»Manicamp, Ihr seid entschieden ein großer Mann.«

»Ich weiß es wohl.«

»Ich reise nach Etampes ab.«

»Ihr reist.«

»Ich suche den Grafen von Guiche mit dieser Anweisung auf.«

»Er gibt Euch eine ähnliche für Monsieur.«

»Ich begeben mich nach Paris.«

»Ihr sucht Monsieur mit der Anweisung des Grafen von Guiche auf.«

»Monsieur willigt ein.«

»Auf der Stelle.«

»Ich erhalte mein Patent.«
»Ihr erhaltet es.«
»Ah!«
»Ich hoffe, ich bin artig.«
»Anbetungswürdig.«
»Ich danke.«
»Ihr macht also mit dem Grafen von Guiche, was Ihr wollt, mein lieber Manicamp!«
»Alles, das Geld ausgenommen.«
»Teufel! die Ausnahme ist ärgerlich! Verlangtet Ihr aber, statt Geld von ihm zu verlangen . . . «
»Was?«
»Etwas Wichtiges!«
»Was nennt Ihr wichtig?«
»Wenn Euch zum Beispiel einer von Euren Freunden um einen Dienst bäte?«
»So würde ich ihm denselben nicht leisten.«
»Selbstsüchtiger!«
»Oder ich würde ihn wenigstens fragen, welchen Dienst er mir dagegen leisten werde.«
»Ah! das lasse ich mir gefallen. Nun! dieser Freund spricht mit Euch.«
»Ihr, Malicorne?«
»Ich.«
»Ah! Ihr seid also sehr reich?«
»Ich habe noch fünfzig Pistolen.«
»Gerade die Summe, die ich brauche. Wo sind die fünfzig Pistolen?«
»Hier,« erwiderte Malicorne, an seine Tasche klopfend.
»So sprecht, mein Lieber; was wollt Ihr haben?« Malicorne nahm wieder die Tinte, die Feder und das Papier und reichte Alles Manicamp.
»Schreibt,« sagte er.
»Diktirt.«
»Gut für eine Stelle im Hause von Monsieur.«

»Hoho!« machte Manicamp, indem er die Feder in die Höhe hob, »eine Stelle im Hause von Monsieur für fünfzig Pistolen!«

»Ihr habt schlecht gehört, mein Lieber.«

»Wie habt Ihr denn gesagt?«

»Fünfhundert.«

»Und die fünfhundert?«

Malicorne zog aus seiner Tasche eine Rolle Gold, stieß sie an einem Ende ab und erwiderte:

»Hier sind sie.«

Manicamp verschlang die Rolle mit den Augen, diesmal aber hielt sie Malicorne in der Entfernung.

»Ah! was sagt Ihr dazu? Fünfhundert Pistolen?«

»Ich sage, daß Ihr meinen Kredit abnutzen werdet,« erwiderte Manicamp, während er die Feder wieder nahm; »diktiert.«

Malicorne fuhr fort:

»Die mein Freund der Graf von Guiche von Monsieur für meinen Freund Malicorne erlangen wird.«

»Hier,« sagte Manicamp.

»Verzeiht, Ihr habt zu unterzeichnen vergessen.«

»Ah! es ist wahr. Die fünfhundert Pistolen?«

»Hier sind zweihundert und fünfzig.«

»Und die zweihundert und fünfzig weiteren?«

»Wenn ich meine Stelle habe.«

Manicamp machte eine Grimasse und erwiderte:

»Dann gebt mir die Empfehlung.«

»Wozu?«

»Um ein Wort beizufügen.«

»Ein Wort?«

»Ja, ein einziges.«

»Welches?«

Dringend.«

Malicorne gab die Empfehlung zurück; Manicamp fügte das Wort bei.

»Gut!« sagte Malicorne und nahm das Papier wieder.

Manicamp fing an die Pistolen zu zählen.

»Es fehlen zwanzig,« sagte er.

»Wie so?«

»Die zwanzig, die ich gewonnen habe.«

»Wo?«

»Indem ich mit Euch wettete, Ihr würdet den Brief des Grafen von Guiche in acht Stunden haben.«

»Ganz richtig,« sagte Malicorne.

Und er gab ihm die zwanzig Pistolen.

Manicamp nahm das Gold mit vollen Händen und ließ es in Cascaden auf sein Bett regnen.

»Nun,« murmelte Malicorne, während er sein Papier trocknen ließ, »das ist eine Stelle, die von Anfang mehr zu kosten scheint, als die erste, aber . . . «

Er hielt inne, nahm ebenfalls die Feder und schrieb an die Montalais:

»Mein Fräulein, verkündigt Eurer Freundin, ihr Anstellungspatent werde ihr ohne Verzug zukommen; ich reise ab, um es unterzeichnen zu lassen: ich werde sechs und achtzig Meilen aus Liebe für Euch gemacht haben.«

Dann mit einem teuflischen Lächeln in dem unterbrochenen Satz fortfahrend:

»Das ist eine Stelle, die mich von Anfang mehr zu kosten scheint, als die erste; aber . . . der Nutzen wird, wie ich hoffe, Im Verhältnis zur Ausgabe stehen . . . und Fräulein de la Vallière wird mir mehr eintragen, als Fräulein von Montalais, oder . . . oder ich will nicht mehr Malicorne heißen. Guten Tag, Manicamp.«

Und er entfernte sich.

XI.

Der Hof vom Hotel Grammont.

Als Malicorne nach Orleans kam, erfuhr er, der Graf von Guiche sei nach Paris abgereist.

Malicorne ruhte zwei Stunden und setzte seine Reise fort.

Er kam in der Nacht in Paris an, stieg in einem kleinen Gasthause ab, in dem er gewöhnlich bei seinen Reisen nach der Hauptstadt sein Quartier nahm, und fand sich am andern Morgen um acht Uhr im Hotel Grammont ein.

Es war Zeit, daß Malicorne ankam.

Der Graf von Guiche schickte sich an, von Monsieur Abschied zu nehmen, ehe er nach dem Havre abging, wo die Elite des französischen Adels Madame bei ihrer Ankunft von England einholte.

Malicorne nannte den Namen Manicamp und wurde eingeführt.

Der Graf von Guiche war im Hof des Hotel Grammont und besichtigte seine Equipagen, welche Bereiter und Stallmeister an ihm vorüberführen ließen.

Der Graf lobte oder tadelte vor seinen Handwerksleuten und seinen Dienern die Kleider, die Pferde und die Geschirre, die man ihm gebracht hatte, als man ihm mitten in dieser wichtigen Beschäftigung den Namen Manicamp zuwarf.

»Manicamp!« rief er, »er trete ein, er trete ein!«

Und er machte vier Schritte gegen das Hofthor.

Malicorne schlüpfte durch das halb geöffnete Thor herein und sagte, indem er den Grafen anschaute, der sehr erstaunt war, als er ein unbekanntes Gesicht statt des erwarteten erblickte:

»Verzeiht, Herr Graf, ich glaube, man hat einen Irrtum begangen: man hat Euch Manicamp selbst gemeldet und es ist nur sein Abgesandter.«

»Ah! ah!« machte Guiche, ein wenig abgekühlt, »und Ihr bringt mir?«

»Einen Brief, Herr Graf,«

Malicorne überreichte die erste Empfehlung und beobachtete das Gesicht des Grafen.

Dieser las und lachte.

»Abermals,« sagte er, »abermals ein Ehrenfräulein! Ah! dieser drollige Manicamp begünstigt also alle Ehrenfräulein von Frankreich!«

Malicorne verbeugte sich.

»Und warum kommt er nicht selbst?« fragte der Graf.

»Er liegt im Bette.«

»Ah! Teufel! Er hat also kein Geld?«

Malicorne zuckte die Achseln.

»Aber was tut er denn mit seinem Geld?«

Malicorne machte eine Bewegung, welche besagen wollte, er wisse über diesen Artikel eben so wenig, als der Graf selbst.

»So benutze er seinen Kredit,« fuhr Guiche fort.

»Ah! ich glaube Eines?«

»Was?«

»Manicamp hat nur bei Euch, Herr Graf, Kredit.«

»Er wird sich also nicht im Havre einfinden?«

Wieder eine Bewegung von Malicorne.

»Das ist unmöglich. Jedermann wird dort sein.«

»Herr Graf, ich hoffe, er wird eine so schöne Gelegenheit nicht versäumen.«

»Er müßte schon in Paris sein.«

»Manicamp wird einen kürzeren Weg einschlagen, um die verlorene Zeit wieder einzuholen,«

»Und wo ist er?«

»In Orleans.«

»Mein Herr,« sagte Guiche sich verbeugend, »Ihr scheint mir ein Mann von gutem Geschmack zu sein.«

Malicorne trug das Kleid von Manicamp.

Er verbeugte sich ebenfalls und erwiderte:

»Ihr erweist mir große Ehre, Herr Graf.«

»Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?«

»Ich heiße Malicorne, Herr Graf.«

»Herr von Malicorne, wie findet Ihr die Holfter von diesen Pistolen?«

Malicorne war ein Mann von Geist; er begriff die Lage der Dinge. Überdies stellte ihn das vor seinen Namen gesetzte *von* auf die Höhe von demjenigen, welcher mit ihm sprach.

Er betrachtete die Holfter als Kenner und antwortete, ohne zu zögern:

»Ein wenig plump, Herr Graf,«

»Ihr seht!« sprach der Graf zu dem Sattler, »dieser Herr, der ein Mann von Geschmack ist, findet Eure Holfter plump. Was sagte ich Euch vorhin?«

Der Sattler entschuldigte sich.

»Und was haltet Ihr von diesem Pferd?« fragte Guiche; »das ist auch ein Ankauf, den ich gemacht habe.«

»Dem Aussehen nach scheint es mir vortrefflich, doch ich müßte es reiten, um Euch meine Ansicht zu sagen.«

»Nun, so reitet es, Herr von Malicorne, und laßt es einige Male die Schule durchmachen.«

Der Hof des Hotel war in der Tat so beschaffen, daß er zur Not als Reitschule dienen konnte.

Ohne verlegen zu werden, nahm Malicorne Stange und Trense zusammen, faßte die Mähne mit der linken Hand, stellte seinen Fuß in den Steigbügel, schwang sich auf und setzte sich im Sattel fest.

Das erste Mal ließ er das Pferd die Runde im Hof im Schritt machen.

Das zweite Mal im Trab.

Und das dritte Mal im Galopp.

Dann hielt er vor dem Grafen an, stieg ab und warf die Zügel einem Reitknecht zu.

»Nun, was sagt Ihr dazu, Herr von Malicorne?« fragte der Graf.

»Herr Graf,« antwortete Malicorne, »dieses Pferd ist von mecklenburgischer Race. Als ich nachsah, ob das Gebiß gut auf den Stangen aufliege, bemerkte ich, daß es sieben Jahre alt ist. Das ist das geeignete Alter für ein Schlachtroß. Der Vorderteil ist leicht. Ein Pferd mit plattem Kopf, pflegt man zu sagen, ermüdet

die Hand des Reiters nie. Der Widerrist ist ein wenig nieder. Das Hängen des Kreuzes könnte mich an der Reinheit der deutschen Race zweifeln lassen. Es muß englisches Blut haben. Das Tier ist gerade auf seinem Aplomb; über es muß im Trab mit den Hintereisen an die Vorderfüße streifen, und es ist Behutsamkeit beim Beschlag notwendig. Es ist übrigens geschmeidig und leicht zu behandeln. Bei den Volten und Fußveränderungen habe ich die Hilfen sein gesunden.«

»Gut geurteilt,« rief der Graf, »Ihr seid ein Kenner, Herr von Malicorne!«

Dann den Ankömmling näher beschauend, sagte Guiche zu Malicorne:

»Ihr habt da ein reizendes Kleid. Ich denke, es kommt nicht aus der Provinz; in Tours oder Orleans arbeitet man nicht in diesem Geschmack.«

»Nein, Herr Graf, dieses Kleid kommt in der Tat von Paris.«

»Ja, das sieht man . . . Doch kehren wir zu unserer Angelegenheit zurück . . . Manicamp will also ein zweites Ehrenfräulein machen?«

»Ihr seht, was er Euch schreibt, Herr Graf.«

»Wer war die Erste?«

Malicorne fühlte, wie ihm die Röte zu Gesicht stieg und antwortete hastig:

»Eine reizende junge Dame, Fräulein von Montalais.«

»Ah! ah! Ihr kennt sie, mein Herr?«

»Ja, es ist gleichsam meine Braut.«

»Dann ist es etwas Anderes . . . Tausend Glückwünsche!« rief Guiche, auf dessen Lippen schon ein Höflingsscherz schwebte, den aber der Titel *Braut*, welchen Malicorne Fräulein von Montalais gab, an die den Frauen schuldige Achtung erinnerte.

»Und für wen ist das zweite Patent?« fragte Guiche, »Für die Braut von Manicamp? Dann beklage ich sie. Das arme Mädchen wird einen schlimmen Burschen zum Gatten haben.«

»Nein, Herr Graf. Das zweite Patent ist für Fräulein La Baume Le Blanc de la Vallière.«

»Unbekannt,« sagte Guiche.

»Unbekannt, ja, Herr Graf,« sprach Malicorne lächelnd.

»Gut! ich werde mit Monsieur sprechen. Doch sagt, ist sie von Adel?«

»Von sehr gutem Hause. Ehrenfräulein von Madame Witwe.«

»Wollt Ihr mich nun zu Monsieur begleiten?«

»Gern, wenn Ihr mir diese Ehre bewilligt.«

»Habt Ihr Euren Wagen?«

»Nein, ich bin zu Pferde gekommen.«

»In diesem Kleid?«

»Nein, Herr Graf, ich komme von Orleans mit der Post und habe mein Reisekleid mit diesem gewechselt, um bei Euch erscheinen zu können.«

»Ah! es ist wahr, Ihr sagtet mir, Ihr kämt von Orleans.«

Und er steckte den Brief, indem er ihn zerknitterte, in seine Tasche.

»Herr Graf,« sprach Malicorne schüchtern, »ich glaube, Ihr habt nicht Alles gelesen.«

»Wie, ich habe nicht Alles gelesen?«

»Nein, es waren zwei Billetts in demselben Umschlag.«

»Ah! ab! seid Ihr dessen sicher?«

»Sehr sicher.«

Und der Graf öffnete den Umschlag noch einmal und sagte:

»Ah! es ist meiner Treue wahr.« Dann entfaltete er das Papier, das er nicht gelesen hatte, und sprach:

»Ich vermutete es, eine andere Empfehlung für eine Stelle bei Monsieur: dieser Manicamp ist ein wahrer Abgrund! Ah! der Ruchlose, er treibt also Handel damit!«

»Nein, Herr Graf, er will ein Geschenk damit machen.«

»Wem?«

»Mir.«

»Warum sagtet Ihr mir das nicht sogleich, mein lieber Herr von Mauvaisecorne?«

»Malicorne.«

»Ah! verzeiht: das Lateinische verwirrt mich. Die verfluchte Gewohnheit der Etymologien! Warum des Teufels läßt man die jungen Leute von Familie Lateinisch lernen? **Mala, mauvaise.** Ihr

begreift, das ist dasselbe. Nicht wahr, Ihr verzeiht mir, Herr von Malicorne?»

»Eure Güte rührt mich, Herr Graf, doch das ist ein Grund, daß ich Euch sogleich etwas bemerke.«

»Was, mein Herr?»

»Ich bin kein Edelmann: ich habe ein gutes Herz, habe ein wenig Verstand und heiße Malicorne schlechtweg.«

»Nun wohl!« sagte der Graf, indem er das boshafte Gesicht des Andern anschaute, »Ihr macht auf mich die Wirkung eines lebenswürdigen Mannes. Ich liebe Euer Gesicht, Herr Malicorne; Ihr müßt wütend gute Eigenschaften besitzen, daß Ihr diesem selbstsüchtigen Manicamp gefallen habt. Sprecht offenherzig, Ihr seid ein Heiliger, der auf die Erde herabgestiegen.«

»Warum dies?»

»Alle Wetter! daß er Euch etwas schenkt. Habt Ihr nicht gesagt, er wolle Euch ein Geschenk mit einer Stelle bei Monsieur machen?»

»Verzeiht, Herr Graf, erhalte ich diese Stelle, so wird er sie mir nicht geschenkt haben, sondern Ihr!«

»Und dann hat er sie Euch vielleicht nicht ganz umsonst geschenkt?»

»Herr Graf!«

»Wartet doch, es gibt einen Malicorne in Orleans. Bei Gott! so ist es! er leiht dem Herrn Prinzen Geld!«

»Ich glaube, das ist mein Vater.«

»Ah! gut. Der Herr Prinz hat den Vater, und der abscheuliche Vergeuder Manicamp hat den Sohn. Nehmt Euch in Acht, mein Herr, ich kenne ihn; er wird Euch beim Teufel bis auf die Knochen abnagen.«

»Ich borge nur ohne Interesse, Herr Graf!« erwiderte Malicorne lächelnd.

»Ich sagte ja, Ihr seid ein Heiliger, oder etwas Sehnlisches, Herr Malicorne; Ihr bekommt die Stelle, oder ich will meinen Namen verlieren.«

»Ah! Herr Graf, wie dankbar bin ich Euch!« rief Malicorne entzückt.

»Zum Prinzen also, mein lieber Herr Malicorne, gehen wir zum Prinzen.«

Hiernach ging Guiche auf die Türe zu und bedeutete Malicorne durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

Doch in dem Augenblick, wo sie über die Schwelle schreiten wollten, erschien auf der andern Seite ein junger Mann.

Es war ein Kavalier von vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, mit bleichem Gesicht, dünnen Lippen, glänzenden Augen und braunen Haaren und Augenbrauen.

»Ei! guten Morgen,« sagte er, während er Guiche rasch gleichsam in das Innere des Hofes zurückschob.

»Ah! Ihr seid es, Herr von Wardes, Ihr gestiefelt und gespornt und die Reitpeitsche in der Hand.«

»So geziemt es sich für einen Mann, der nach dem Havre abreist. Morgen wird Niemand mehr in Paris sein.«

Nach diesen Worten verbeugte sich der Eintretende zeremoniös vor Malicorne, dem sein schönes Kleid ein fürstliches Aussehen verlieh.

»Herr Malicorne,« sagte Guiche zu seinem Freunde.

Von Wardes verbeugte sich abermals.

»Sprecht, Wardes,« fuhr Guiche fort, »sagt uns, Ihr, der Ihr auf solche Dinge lauert, welche Stellen sind noch bei Hofe oder vielmehr im Hause von Monsieur zu vergeben?«

»Im Hause von Monsieur,« erwiderte Wardes, indem er, um zu suchen, die Augen zum Himmel aufschlug, »wartet doch, ich glaube die des Oberststallmeisters.«

»Oh!« rief Malicorne, »sprechen wir nicht von solchen Posten, mein Ehrgeiz geht nicht bis bis zum vierten Teil dieses Rangs.«

Wardes hatte einen mißtrauischeren Blick, als Guiche, er erriet Malicorne sogleich.

»Es ist wahr,« sagte er, Malicorne messend, »um diese Stelle einzunehmen, muß man Herzog oder Pair sein.«

»Ich verlange nur eine sehr bescheidene Stelle,« erwiderte Malicorne, »ich bin wenig und überschätze mich durchaus nicht.«

»Herr Malicorne, den Ihr hier seht,« sagte Guiche zu Wardes, »ist ein reizender junger Mann, der nur das Unglück hat, kein

Edelmann zu sein. Doch, Ihr wisst, ich kümmere mich wenig darum, ob man Edelmann ist.«

»Einverstanden!« sprach Herr von Wardes, »aber ich muß Euch nur bemerken, mein lieber Graf, daß man ohne Rang vernünftiger Weise nicht auf eine Bedienstung bei Monsieur hoffen kann.«

»Es ist wahr,« erwiderte der Graf, »die Etiquette ist streng. Teufel! Teufel! daran dachten wir nicht.«

»Ah! das ist ein großes Unglück für mich,« rief Malicorne leicht erbleichend, »ein großes Unglück, Herr Graf!«

»Doch es gibt wohl ein Mittel dagegen, wie ich hoffe,« versetzte Guiche.

»Bei Gott!« rief Herr von Wardes, »das Mittel ist gefunden, man macht Euch zum Edelmann, mein lieber Herr. Seine Eminenz der Kardinal Mazarini tat nichts Anderes von Morgen bis zum Abend.«

»Friede! Friede! Wardes,« sagte der Graf, »keinen schlechten Spaß; es geziemt sich nicht, daß wir unter uns so scherzen; allerdings läßt sich der Adel erkaufen, doch dieses Unglück ist groß genug, daß Edelleute nicht darüber lachen sollten.«

»Meiner Treue! Du bist sehr Puritaner, wie die Engländer sagen.«

»Der Herr Vicomte von Bragelonne,« meldete ein Bedienter in den Hof hinein, wie er es in einen Salon getan hätte.

»Ah! lieber Raoul, komm, komm doch. Auch gestieft und gespornt! Du reisest also ebenfalls ab?«

Bragelonne näherte sich der Gruppe der jungen Männer und grüßte mit der ihm eigentümlichen ernsten, sanften Miene. Sein Gruß war besonders an Herrn von Wardes gerichtet, den er nicht kannte, und dessen Züge, als er Raoul erscheinen sah, sich mit einer besonderen Kälte bewaffnet hatten.

»Mein Freund,« sagte er zu Guiche, »ich komme, um Dich um Deine Gesellschaft zu bitten. Ich denke, wir reisen nach dem Havre?«

»Ah! das ist herrlich, das ist köstlich! Wir werden eine vortreffliche Reise machen! Herr Malicorne, Herr von Bragelonne. Ah! ich stelle Dir Herrn von Wardes vor.«

Die zwei jungen Leute tauschten eine abgemessene Begrüßung aus. Diese beiden Naturen schienen von Anfang an

geneigt, sich gegenseitig zu bekriegen. Von Wardes war geschmeidig, sein, gleißnerisch; Raoul ernst, erhaben, gewandt.

»Bringe Wardes und mich in Einklang, Raoul.«

»Worüber?«

»Über den Adel.«

»Wer soll sich darauf verstehen, wenn nicht ein Grammont?«

»Ich verlange von Dir keine Komplimente, sondern Deine Ansicht.«

»Dann muß ich wenigstens den Gegenstand des Streites kennen.«

»Wardes behauptet, man treibe Mißbrauch mit den Titeln; ich behaupte, der Titel sei für den Menschen unnötig.«

»Und Du hast Recht,« sprach Bragelonne mit ruhigem Tone.

»Aber ich auch,« versetzte Herr von Wardes mit einer gewissen Hartnäckigkeit, »ich behaupte auch, daß ich Recht habe.«

»Was sagtet Ihr, mein Herr?«

»Ich sagte, man tue in Frankreich Alles, was nur immer möglich, um die Edelleute zu demütigen.«

»Wer tut das?« fragte Raoul.

»Der König selbst; er umgibt sich mit Leuten, welche die Ahnenprobe zu machen nicht im Stande wären.«

»Geht doch,« rief Guiche, »ich weiß nicht, wo des Teufels Ihr das gesehen habt, Wardes.«

»Ein einziges Beispiel,« sagte Herr von Wardes. Und er bedeckte Bragelonne ganz mit seinem Blick.

»Sprich.«

»Weißt Du, wen man zum General Kapitän der Musketiere ernannt hat, eine Stelle, die so viel wert ist, als die Pairie, eine Stelle, die den Vortritt vor den Marschällen von Frankreich verleiht?«

Raoul fing an zu erröten, denn er sah, worauf Herr von Wardes abzielte.

»Nein; wen hat man dazu ernannt? Es kann jeden Falls noch nicht lange geschehen sein, denn vor acht Tagen war die Stelle noch erledigt, so daß sie der König Monsieur, der sie für einen von seinen Günstlingen verlangte« verweigert hat.«

»Nun wohl! mein Lieber, der König hat sie dem Günstling von Monsieur verweigert, um sie dem Chevalier d'Artagnan, einem Junker aus der Gascogne, zu geben, der den Degen dreißig Jahre in den Vorzimmern geschleppt hat.«

»Verzeiht, mein Herr, daß ich Euch unterbreche,« sagte Raoul, indem er Herrn von Wardes einen Blick voll Strenge zuwarf, »mir scheint, Ihr kennt denjenigen nicht, von welchem Ihr sprecht.«

»Ich kenne Herrn d'Artagnan nicht! Ei! mein Gott, wer kennt ihn denn nicht?«

»Mein Herr,« entgegnete Raoul mit mehr Ruhe und Kälte, »diejenigen, welche ihn kennen, sind verpflichtet, zu sagen, daß er, wenn er auch kein so guter Edelmann ist, als der König, was nicht ihm zur Last fällt, doch allen Königen der Welt an Mut und Rechtschaffenheit gleichkommt. Das ist meine Meinung, mein Herr, und ich kenne, Gott sei Dank, Herrn d'Artagnan seit meiner Geburt.«

XII.

Das Portrait von Madame.

Der Streit sollte bitter werden, das begriff der Graf von Guiche vollkommen.

In dem Blick von Bragelonne lag etwas offenbar Feindseliges.

In dem von Wardes war etwas wie die Berechnung eines Angriffs.

Ohne sich von den verschiedenen Gefühlen, welche seine beiden Freunde in Bewegung setzten, Rechenschaft zu geben, beabsichtigte Guiche den Schlag zu Parieren, der, wie er fühlte, bald von dem Einen oder dem Andern, oder vielleicht von allen Beiden geführt werden würde.

»Meine Herren,« sagte er, »wir müssen uns verlassen, ich muß mich zu Monsieur begeben. Verabreden wir uns . . . Du, Wardes, komm mit mir in den Louvre; Du, Raoul, bleibst der Herr des Hauses, und da Du der Rat von Allem bist, was hier geschieht, so wirst Du einen letzten Blick auf die Vorkehrungen zu meiner Abreise werfen.«

Als ein Mensch, der einen Streit weder sucht, noch fürchtet, machte Raoul mit dem Kopf ein Zeichen der Einwilligung und setzte sich auf eine Bank in der Sonne.

»Gut,« sprach Guiche, »bleibe hier, Raoul, und laß Dir die Pferde zeigen, die ich gekauft habe, Du wirst mir Deine Meinung sagen, denn ich habe sie nur unter der Bedingung gekauft, daß Du den Handel ratifizierst. Ah! verzeih, ich vergaß, mich nach dem Befinden des Herrn Grafen de la Fère zu erkundigen.«

Während er diese Worte sprach, beobachtete er Herrn von Wardes und suchte die Wirkung zu erforschen, die auf ihn der Name des Vaters von Raoul hervorbrächte.

»Ich danke,« erwiderte der junge Mann, »der Herr Graf befindet sich wohl.«



Monsieur frère du roi.

Ein Blick des Hasses zuckte in den Augen von Wardes.

Von Guiche schien diesen düsteren Schimmer nicht zu bemerken; er drückte Raoul die Hand und sagte zu ihm:

»Es ist abgemacht, nicht wahr, Raoul, Du kommst zu uns in den Hof des Palais-Royal?«

Dann hieß er Wardes, der sich bald auf einem Fuß, bald auf dem anderen wiegte, ihm folgen und sprach:

»Wir gehen, kommt, Herr Malicorne.«

Dieser Name machte Raoul beben; es kam ihm vor, als hätte er denselben schon einmal aussprechen hören, doch er konnte sich nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit.

Während er, halb träumerisch, halb aufgebracht durch sein Gespräch mit Wardes, sich zu entsinnen suchte, begaben sich die drei jungen Leute nach dem Palais-Royal, wo Monsieur wohnte.

Malicorne begriff zwei Dinge.

Einmal, daß die jungen Leute sich etwas zu sagen hatten.

Sodann, daß er nicht in derselben Reihe mit ihnen gehen durfte.

Er blieb hinten.

»Seid Ihr ein Narr?« sagte Guiche zu seinem Gefährten, als sie einige Schritte außerhalb des Hotel Grammont gemacht hatten, »Ihr greift d'Artagnan an, und dies in Gegenwart von Raoul?«

»Nun, und was hernach?«

»Wie, hernach?«

»Allerdings; ist es verboten, d'Artagnan anzugreifen?«

»Ihr wisst aber wohl, daß Herr d'Artagnan den vierten Teil von dem so glorreichen und so furchtbaren Ganzen getan hat, was man die Musketiere nennt.«

»Es mag sein; doch ich sehe nicht ein, warum mich das abhalten soll, Herrn d'Artagnan zu hassen.«

»Was hat er Euch getan?«

»Ah! mir nichts.«

»Warum haßt Ihr ihn dann?«

»Fragt den Schatten meines Vaters.«

»In der Tat, mein lieber von Wardes, Ihr setzt mich in Erstaunen. Herr d'Artagnan ist keiner von den Menschen, die eine Feindschaft hinter sich lassen, ohne ihre Rechnung zu bereinigen. Euer Vater war, wie man mir gesagt, stets bei der Hand. Es gibt über keine so heftige Feindschaften, die sich nicht im Blute eines guten und redlichen Degenstichs abwaschen.«

»Was wollt Ihr, lieber Freund? Dieser Haß bestand zwischen meinem Vater und Herrn d'Artagnan; er hat mir, als ich noch ein Kind war, davon erzählt, und es ist das ein besonderes Legat, das er mir unter seinem Erbe hinterließ.«

»Und dieser Haß hatte Herrn d'Artagnan allein zum Gegenstand?«

»Oh! Herr d'Artagnan ist zu gut mit seinen drei Freunden zu

einer Masse verbunden, als daß die Überfülle nicht auf sie zurückspringen sollte, und glaubt mir, dieser Haß ist so beschaffen, daß sich die Anderen ihrerseits eintretenden Falls nicht zu beklagen haben werden.«



Le chevalier de Lorraine.

Herr von Guiche hatte die Augen auf Wardes geheftet: er schauerte, als er das bleiche Lächeln des jungen Mannes sah. Etwas wie eine Ahnung machte seinen Geist beben; er sagte sich, die Zeit der gewaltigen Degenstiche unter Edelleuten sei vorüber, aber der Haß, indem er im Grunde des Herzens austrete, statt sich nach Außen zu ergießen, sei nicht minder Haß; das Lächeln sei oft so unheilswanger, als die Drohung, und, mit einem Wort,

nach den Vätern, die sich mit dem Herzen gehaßt und mit dem Arme bekämpft, kämen die Sohne, die sich auch mit dem Herzen hassen, aber nur mit der Intrige oder dem Verrat bekämpfen würden.

Da es jedoch nicht Raoul war, den er im Verdacht der Intrige oder des Verrats hatte, so bebte der Graf von Guiche für Raoul.

Während aber diese unheimlichen Gedanken die Stirne von Guiche verdüsterten, war Herr von Wardes wieder völlig Herr seiner selbst geworden.

»Übrigens,« sagte er, »übrigens grolle ich Herrn von Bragelonne nicht persönlich, ich kenne ihn nicht.«

»Jeden Falls vergeßt nicht, Herr von Wardes, daß Raoul mein bester Freund ist,« sprach Herr von Guiche mit einer gewissen Strenge.

Von Wardes verbeugte sich.

Das Gespräch endigte hierbei, obgleich Herr von Guiche alles Mögliche tat, um das Geheimnis seinem Herzen zu entlocken; Wardes war ohne Zweifel entschlossen, nicht mehr zu sagen, und blieb unerforschlich.

Der Graf von Guiche gedachte sich mehr Befriedigung bei Raoul zu verschaffen.

Mittlerweile kam man in das Palais-Royal, das von einer Menge Neugieriger umgeben war.

Der Hausstaat von Monsieur erwartete dessen Befehle, um zu Pferde zu steigen und die mit der Einholung der jungen Prinzessin beauftragten Botschafter zu geleiten.

Dieses Gepränge von Pferden, Waffen und Livreen glich in jener Zeit, durch den guten Willen der Völker und die Traditionen ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit an die Könige, die ungeheuren Ausgaben aus, welche die Steuern decken mußten.

Mazarin hatte gesagt:

»Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen.«

Ludwig XIV. sagte:

»Laßt sie sehen!«

Der Anblick hatte die Stimme ersetzt: man konnte noch schauen, aber man konnte nicht mehr singen.

Herr von Guiche ließ Wardes und Malicorne unten an der großen Treppe, er aber, der die Gunst von Monsieur mit dem Chevalier von Lorraine teilte, welcher ihm ein freundliches Gesicht machte, ihn jedoch nicht leiden konnte, ging gerade zu Monsieur hinauf.

Er fand den jungen Prinzen, der sich vor den Spiegel schmückte.

In einer Ecke des Kabinetts lag auf Polstern ausgestreckt der Herr Chevalier von Lorraine; er hatte seine langen blonden Haare frisieren lassen und spielte mit denselben, wie es eine Frau getan hätte.

Der Prinz drehte sich bei dem Geräusch der Türe um und rief, als er den Grafen erblickte:

»Ah! Du bist es, Guiche; komm hierher und sage mir die Wahrheit.«

»Ja, Monseigneur, Ihr wisst, daß dies mein Fehler ist.«

»Stelle Dir vor, Guiche, dieser abscheuliche Chevalier ärgert mich.«

Der Chevalier zuckte die Achseln.

»Wie dies?« fragte Guiche, »das ist nicht die Gewohnheit des Herrn Chevalier.«

»Er behauptet,« fuhr der Prinz fort, »Mademoiselle Henriette sei schöner als Frau, als ich dies als Mann bin.«

»Nehmt Euch in Acht,« erwiderte Guiche, die Stirne faltend, »Ihr habt Wahrheit von mir verlangt.«

»Ja,« versetzte Monsieur, beinahe zitternd.

»Nun, ich will sie Euch sagen.«

»Beeile Dich nicht,« rief der Prinz, »Du hast Zeit, schau' mich aufmerksam an und rufe Madame in Dein Gedächtnis zurück; überdies hast Du hier ihr Portrait, nimm!«

Und er reichte ihm eine Miniatur von der feinsten Arbeit.

Der Graf nahm das Portrait, betrachtete es lange und sprach sodann:

»Bei meiner Treue, ein anbetungswürdiges Gesicht.«

»Aber schau' mich doch auch an, schau' mich an,« rief der Prinz, der die, ganz von dem Portrait in Anspruch genommene,

Aufmerksamkeit des Grafen auf sich zu lenken suchte.

»Das ist in der Tat wunderbar,« murmelte Guiche.

»Sollte man nicht glauben. Du habest das kleine Mädchen nie gesehen!« fuhr Monsieur fort.

»Es ist wahr, Monseigneur, ich habe die Prinzessin gesehen, doch vor fünf Jahren, und es gehen große Veränderungen zwischen einem Kind von zwölf Jahren und einer jungen Dame von siebzehn vor.«

»Sprich doch endlich Deine Meinung aus.«

»Meine Meinung ist, daß der Maler bei dem Portrait sehr geschmeichelt haben muß.«

»Ah! ja wohl, das hat er gewiß getan,« sagte der Prinz triumphierend; »nimm aber an, es sei nicht geschmeichelt worden, und sage mir Deine Meinung.«

»Monseigneur, Eure Hoheit ist sehr glücklich, daß sie eine so reizende Braut hat.«

»Gut, das ist Deine Ansicht über sie, doch über mich?«

»Monseigneur, meine Ansicht ist, daß Ihr für einen Mann viel zu schön seid.«

Der Chevalier von Lorraine schlug ein lautes Gelächter auf.

Monsieur begriff, was Alles Strenges für ihn in der Meinung des Grafen von Guiche lag. Er faltete die Stirne und erwiderte: »Meine Freunde sind nicht sehr wohlwollend gegen mich.«

Von Guiche schaute abermals das Portrait an, nachdem er es aber einige Sekunden betrachtet hatte, gab er es mit einer gewissen Anstrengung Monsieur zurück und sagte:

»Monseigneur, ich möchte entschieden lieber Eure Hoheit zehnmal, als Madame einmal mehr anschauen.«

Der Chevalier sah wohl etwas Geheimnisvolles in diesen Worten, welche vom Prinzen unbegriffen blieben, denn er rief:

»Nun! so heiratet doch.«

Monsieur fuhr fort, sich Schminke aufzulegen; als er damit zu Ende war, schaute er abermals das Portrait an, besah sich sodann im Spiegel und lächelte.

Er war ohne Zweifel mit der Vergleichung zufrieden.

»Es ist übrigens sehr artig von Dir, daß Du gekommen bist,«

sagte er zu Guiche, »ich befürchtete, Du dürstest abreisen, ohne von mir Abschied zu nehmen.«

»Monseigneur kennt mich zu genau, um zu glauben, ich würde eine solche Unschicklichkeit begangen haben.«

»Du hast wohl etwas von mir zu erbitten, ehe Du Paris verlassest?«

»Eure Hoheit hat richtig erraten, ich habe ihr ein Gesuch vorzutragen.«

»Gut! sprich.«

Der Chevalier von Lorraine wurde ganz Auge und Ohr; es kam ihm vor, als wäre jede Gnade, die ein Anderer erhielt, ein Diebstahl, den man an ihm begangen.

Und als Guiche zögerte, fragte der Prinz: »Verlangst Du Geld? Das käme vortrefflich, ich bin sehr reich; der Herr Oberintendant der Finanzen hat mir fünfzig tausend Pistolen zustellen lassen.«

»Ich danke Eurer Hoheit, es handelt sich nicht um Geld.«

»Um was handelt es sich denn?«

»Um ein Patent für ein Ehrenfräulein.«

»Teufel, was für einen Protektor spielst Du Guiche,« sagte der Prinz mit Verachtung, »wirst Du immer nur von Weibsbildern sprechen?«

Der Chevalier von Lorraine lächelte: er wusste, daß man Monsieur mißfiel, wenn man Damen protegierte.

»Monseigneur,« erwiderte der Graf, »ich protegiere nicht unmittelbar die Person, von der ich spreche, sondern einer meiner Freunde.«

»Ah! das ist etwas Anderes; und wie heißt der Schützling Deines Freundes?«

»Fräulein La Baume le Blanc de la Vallière, schon Ehrenfräulein von Madame Witwe.«

»Pfui! eine Hinkende!« rief der Chevalier von Lorraine, indem er sich auf seinem Kissen ausstreckte.

»Eine Hinkende?« wiederholte der Prinz, »Madame sollte das unter den Augen haben? meiner Treue, das wäre zu gefährlich für ihre Schwangerschaften.«

Der Chevalier von Lorraine brach in ein schallendes Gelächter

aus.

»Herr Chevalier,« sagte Guiche, »was Ihr da tut, ist nicht edelmütig: ich suche um etwas an, und Ihr schadet mir.«

»Ah! verzeiht, Herr Graf,« erwiderte der Chevalier, den der Ton beunruhigte, mit welchem der Graf seine Worte ausgesprochen hatte, »es war das nicht meine Absicht und ich glaube, daß ich das Fräulein mit einer anderen jungen Dame verwechsele.«

»Gewiß, ich versichere Euch, daß Ihr verwechselt.«

»Sprich, Guiche, ist Dir hieran gelegen?« fragte der Prinz.

»Sehr viel, Monseigneur.«

»Bewilligt also, doch verlange kein Patent mehr, es ist keine Stelle mehr offen.«

»Ah!« rief der Chevalier, »schon Mittag, das ist die für die Abreise bestimmte Stunde.«

»Ihr jagt mich fort, mein Herr?« fragte Guiche.

»Oh! Graf, wie mißhandelt Ihr mich heute!« antwortete der Chevalier mit gleißnerischem Tone.

»Um Gottes willen! Graf, um Gottes willen, Chevalier,« rief Monsieur, »zankt Euch nicht so; seht Ihr nicht, daß mir das peinlich ist?«

»Die Unterschrift?« fragte Guiche.

»Nimm ein Patent aus dieser Schublade und gib es mir.«

Guiche nahm das bezeichnete Patent mit einer Hand und reichte mit der andern Monsieur eine in die Tinte getauchte Feder.

Der Prinz unterzeichnete.

»Hier,« sagte er, indem er ihm das Papier zurückgab, »doch das geschieht unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß Du mit dem Chevalier Frieden machst.«

»Gern,« erwiderte Guiche.

Und er reichte dem Chevalier die Hand mit einer Gleichgültigkeit, die der Verachtung gleich.

»Geht, Graf,« sagte der Chevalier, ohne daß er die Verachtung des Grafen zu bemerken schien, »geht und bringt uns eine Prinzessin, die nicht zu viel mit ihrem Portrait schwatzt.«

»Ja, reise ab und beeile Dich . . . Doch sage, wen nimmst Du

mit?«

»Bragelonne und von Wardes.«

»Zwei mutige Gefährten.«

»Zu mutig,« sagte der Chevalier; »seid bemüht, sie Beide zurückzubringen, Graf.«

»Garstiges Herz,« murmelte Guiche; »er wittert das Schlimme überall und vor Allem.«

Dann verbeugte er sich vor Monsieur und ging ab.

Als er unter das Vorhaus kam, hob er das unterzeichnete Patent in die Luft.

Malicorne stürzte darauf los und empfing es zitternd vor Freude.

Nachdem er es aber empfangen hatte, bemerkte der Graf von Guiche, daß er noch etwas erwartete.

»Geduld, mein Herr, Geduld,« sagte er zu seinem Klienten, »der Herr Chevalier war da, und ich befürchtete zu scheitern, wenn ich mir zu viel auf einmal erbitten würde. Wartet also bis zu meiner Rückkehr.«

»Gott befohlen, Herr Graf, tausend Dank,« erwiderte Malicorne.

»Und schickt mir Manicamp. Doch sagt, mein Herr, ist es wahr, daß Fräulein de la Vallière hinkt?«

In der Sekunde, wo er diese Worte sprach, hielt ein Pferd hinter ihm an.

Er wandte steh um und sah Bragelonne, der gerade in den Hof einritt, erbleichen.

Der arme Liebhaber hatte gehört.

Nicht dasselbe war bei Malicorne der Fall, der sich schon außer dem Bereiche der Stimme befand.

»Warum spricht man hier von Louise?« sagte Raoul zu sich selbst; »oh! dieser Wardes, der dort lächelt, soll es sich nie einfallen lassen, ein Wort von ihr in meiner Gegenwart zu reden.«

»Vorwärts, vorwärts, meine Herren,« rief der Graf von Guiche.

In diesem Augenblick erschien der Prinz, dessen Toilette beendet war, am Fenster.

Die ganze Eskorte begrüßte ihn durch lauten Zuruf, und zehn Minuten nachher flatterten Banner, Schärpen und Federn nach der Wellenbewegung des Galoppes der Rosse.

XIII.

Im Havre.

Der ganze, so glänzende, so muntere, von so verschiedenen Gefühlen belebte Hof kam vier Tage nach seinem Abgange von Paris im Havre an. Es fand dies gegen fünf Uhr Abends statt und man hatte noch keine Nachricht von Madame.

Man suchte Wohnungen; von da an aber entstand große Verwirrung unter den Herren, gab es große Händel unter den Lackeien. Mitten unter diesem ganzen Gewirre glaubte der Graf von Guiche Manicamp zu erkennen.

Er war in der Tat eingetroffen; doch da sich Malicorne sein schönstes Kleid beigelegt, so hatte er nur einen mit Silber gestickten Anzug von veilchenblauem Sammet wiederzukaufen finden können.

Guiche erkannte ihn sowohl an seinem Kleid, als an seinem Gesicht. Er hatte sehr oft dieses Kleid, sein letztes Mittel, an Manicamp gesehen.

Manicamp erschien vor dem Grafen unter einem Gewölbe von Fackeln, welche die unsern vom Turme von Franz I. liegende Pforte, durch die man in das Havre gelangt, mehr entzündeten, als beleuchteten.

Als der Graf das betrübte Gesicht von Manicamp sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren.

»Ei! mein armer Manicamp,« sagte er, »wie veilchenblau siehst Du aus . . . Du bist also in Trauer?«

»Ja, ich bin in Trauer,« antwortete Manicamp.

»Um wen oder um was?«

»Um mein verschwundenes blaues, mit Gold gesticktes Kleid, an dessen Stelle ich nur dieses gefunden habe, und ich mußte noch tüchtig sparen, um es wiederzukaufen.«

»Wahrhaftig?«

»Wundere Dich, bei Gott! hierüber! Du lassesst mich ohne Geld.«

»Nun bist Du hier, und das ist die Hauptsache.«

»Auf abscheulichen Straßen.«

»Wo hast Du Dich einquartiert?«

»Einquartiert?«

»Ja.«

»Ich habe mich nicht einquartiert.«

Von Guiche lachte.

»Wo wirst Du dann wohnen?«

»Wo Du wohnst.«

»Dann weiß ich es nicht.«

»Wie, Du weißt es nicht?«

»Wie soll ich wissen, wo ich wohnen werde?«

»Du hast also keine Wohnung bestellt?«

»Ich?«

»Du oder Monsieur?«

»Wir dachten weder der Eine noch der Andere daran. Das Havre ist groß, meine ich, und wenn es nur einen Stall für zwölf Pferde und ein anständiges Haus in einem guten Quartier gibt . . . «

»Es gibt sehr anständige Häuser.«

»Nun, dann . . . «

»Aber nicht für uns.«

»Wie, nicht für uns! Für wen denn?«

»Für die Engländer, bei Gott!«

»Für die Engländer?«

»Ja, sie sind alle gemietet,«

»Durch wen?«

»Durch Herrn von Buckingham.«

»Wie beliebt?« fragte Guiche, der bei diesem Wort das Ohr spitzte.

»Ja wohl, mein Lieber, durch Herrn von Buckingham. Seine Herrlichkeit hat einen Courier vorausgeschickt; dieser Courier ist vor drei Tagen angekommen und hat alle taugliche Wohnungen, die sich in der Stadt fanden, gemietet.«

»Sprich, Manicamp, verständigen wir uns.«

»Mir scheint, was ich Dir sage, ist klar.«

»Was Teufels, Herr von Buckingham nimmt doch nicht das ganze Havre ein?«

»Er nimmt es allerdings nicht ein, da er noch nicht gelandet ist, sobald er sich aber ausgeschifft hat, wird er es einnehmen.«

»Ho! ho!«

»Man sieht wohl, daß Du die Engländer nicht kennst . . . sie haben die Wut, Alles aufzukaufen.«

»Gut, aber ein Mensch, der ein ganzes Haus hat, begnügt sich damit, und nimmt nicht zwei.«

»Ja, doch zwei Menschen.«

»Es sei, zwei Häuser; vier, sechs, zehn, wenn Du willst; es gibt aber hundert Häuser im Havre.«

»Nun, dann sind alle hundert gemietet.«

»Unmöglich.«

»Wie hartnäckig Du bist . . . wenn ich Dir sage, daß Herr von Buckingham alle Häuser gemietet hat, die das umgeben, wo Ihre Majestät die Königin Witve von England und die Prinzessin ihre Tochter absteigen sollen.«

»Ah! das ist denn doch sonderbar!« rief Herr von Wardes, den Hals seines Pferdes streichelnd.

»So ist es, mein Herr.«

»Ihr seid dessen sicher, Herr von Manicamp?«

Während er so sagte, schaute Wardes heimlich Herrn von Guiche an, als wollte er ihn befragen, welches Vertrauen man den Worten seines Freundes schenken könnte.

Mittlerweile war es Nacht geworden, und die Fackeln, die Pagen, die Lackeien, die Stallmeister, die Pferde und die Wagen versperrten das Thor und den Platz; die Fackeln spiegelten sich in dem Kanal, den die steigende Flut füllte, indes man jenseits des Hafendamms tausend neugierige Gesichter von Matrosen und Bürgern erblickte, welche nichts von dem Schauspiel zu verlieren suchten.

Während aller dieser Zögerungen hielt sich Bragelonne, als wäre er der ganzen Sache fremd, ein wenig hinter Herrn von Guiche, betrachtete die Spiele des Lichtes im Wasser und atmete zugleich mit Wonne den Salzgeruch der Welle ein, welche geräuschvoll über die Dünen, die Strandsteine und das Meergras

hinrollt und der Luft seinen Schaum, dem Raum sein Tosen zuschleudert.

»Aber welchen Grund hat Herr von Buckingham, sich diesen Vorrat von Wohnungen zu verschaffen?« rief der Graf von Guiche.

»Ja,« fragte Herr von Wardes, »welchen Grund hat er?«

»Oh! einen vortrefflichen,« erwiderte Manicamp.

»Kennst Du ihn?«

»Ich glaube ihn zu kennen.«

»So sprich.«

»Neige Dich.«

»Teufel, das läßt sich nur leise sagen?«

»Du wirst es selbst beurteilen.«

»Gut.«

Herr von Guiche neigte sich.

»Die Liebe,« sagte Manicamp.

»Ich begreife nicht.«

»Sage, Du begreifst noch nicht.«

»Erkläre Dich.«

»Nun wohl! man behauptet als gewiß, Herr Graf, S.K.H. Monsieur werde der unglücklichste Ehemann sein.«

»Wie, der Herzog von Buckingham?«

»Dieser Name bringt den Prinzen des Hauses Frankreich Unglück.«

»Der Herzog ist also?«

»Wie man versichert, in die junge Madame verliebt und möchte gern, daß sich außer ihm Niemand ihr nähere.«

Guiche errötete.

»Gut, gut, ich danke,« sagte er, Manicamp die Hand drückend.

Dann richtete er sich wieder auf und sprach zu Manicamp:

»Um der Liebe Gottes willen, mache, daß dieser Plan des Herzogs von Buckingham nicht zu französischen Ohren gelangt, Manicamp, oder es werden in der Sonne dieses Landes Schwerter glänzen, welche vor dem englischen Schlag nicht bange haben.«

»Im Ganzen ist diese Liebe für mich nicht bewiesen und kann

nur ein Märchen sein,« bemerkte Manicamp.

»Nein, es muß eine Wahrheit sein,« sprach der Graf von Guiche.

Und unwillkürlich preßten sich die Zähne des jungen Mannes an einander.

»Nun! was kümmere ich mich, was kümmerst Du Dich am Ende darum, wenn Monsieur ist, was der selige König war? Buckingham Vater für die Königin, Buckingham Sohn für die junge Madame.«

»Manicamp! Manicamp!«

»Ei! was des Teufels, das ist eine Tatsache, oder wenigstens eine Sage!«

»Stille!« sprach der Graf.

»Und warum stille?« sagte Wardes, »das ist eine für die französische Nation sehr ehrenvolle Tatsache. Seid Ihr nicht meiner Ansicht, Herr von Bragelonne?«

»Welche Tatsache?« fragte Raoul zerstreut.

»Daß die Engländer so der Schönheit unserer Königinnen und Prinzessinnen huldigen.«

»Verzeiht, ich habe an dem, was man spricht, nicht Teil genommen und bitte Euch um eine Erklärung.«

»Hört: Herr von Buckingham Vater mußte nach Paris kommen, daß Seine Majestät König Ludwig XIII. bemerkte, seine Frau sei eine der schönsten Personen des französischen Hofes; nun muß Herr von Buckingham Sohn durch die Huldigung, die er ihr darbringt, abermals die Schönheit einer Prinzessin von französischem Blut einweihen. Eine überseeische Liebe eingeflößt haben wird fortan ein Schönheitspatent sein.«

»Mein Herr,« erwiderte Bragelonne, »ich höre nicht gern über solche Materien scherzen. Wir Edelleute sind die Hüter der Ehre der Königinnen und Prinzessinnen. Spotten wir über sie, was werden dann die Lackeien tun?«

»Ho! ho! mein Herr,« rief Wardes, der bis über die Ohren errötete, »wie soll ich das nehmen?«

»Nehmt es, wie es Euch beliebt,« antwortete Bragelonne mit kaltem Tone.

»Bragelonne, Bragelonne,« murmelte Guiche.

»Herr von Wardes,« rief Manicamp, als er sah, daß der junge Mann sein Pferd gegen Raoul ansprengte.

»Meine Herren,« sprach Guiche, »gebt nicht vor dem Volke auf der Straße ein solches Beispiel; Wardes, Ihr habt Unrecht.«

»Unrecht! Worin frage ich Euch?«

»Darin, daß Ihr stets Schlimmes von Etwas oder von Jemand sprecht,« antwortete Raoul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit.

»Seid nachgiebig, Raoul,« flüsterte Guiche Bragelonne zu.

»Und schlagt Euch nicht, ehe Ihr ausgeruht habt,« rief Manicamp.

»Auf! auf!« sagte Guiche, »vorwärts, meine Herren, vorwärts!«

Hiernach schob er Pferde und Pagen beiseit und bahnte sich mitten durch die Menge einen Weg auf den Platz, wohin ihm der ganze Cortége der Franzosen nachzog.

Ein großes Thor, das in einen Hof ging, stand offen; Guiche ritt in diesen Hof ein; Bragelonne, Wardes, Manicamp und drei bis vier andere Edelleute folgten ihm.

Hier wurde eine Art von Kriegs Rath gehalten; man beratschlagte über das Mittel, das man anwenden sollte, um die Würde der französischen Ambassade zu retten.

Bragelonne trug darauf an, daß man das Prioritätsrecht achte.

Wardes schlug vor, die Stadt zu stürmen.

Dieser Vorschlag kam Manicamp etwas lebhaft vor.

Er trug darauf an, daß man zuerst schlafe; das war das Vernünftigste.

Leider fehlten, um seinen Rat zu befolgen, nur zwei Dinge:

Ein Haus und Betten.

Der Graf von Guiche träumte eine Zeit lang und sprach dann mit lauter Stimme:

»Wer mich liebt, folge mir.«

»Die Leute auch?« fragte ein Page, der sich der Gruppe genähert hatte.

»Jedermann,« rief der stürmische junge Mann. »Vorwärts, Manicamp, führe uns in das Haus, das Ihre Hoheit Madame bewohnen soll.«

Ohne etwas von den Plänen des Grafen zu erraten, folgten ihm

seine Freunde, geleitet von einer Menge Volks, dessen freudiger Zuruf ein glückliches Vorzeichen für das unbekannte Vorhaben war, das diese glühende Jugend ausführte.

Der Wind blies geräuschvoll und toste in heftigen Stößen vom Hafen herein.

XIV.

Auf der See.

Der Tag brach etwas ruhiger an, obgleich der Wind immer noch wehte.

Die Sonne war indessen in einem Bett von roten Wolken aufgegangen, welche die blutigen Strahlen auf dem Kamme schwarzer Wolken abschnitten.

Gegen elf Uhr Morgens wurde ein Schiff signalisiert: dieses Schiff kam mit vollen Segeln, zwei andere folgten ihm in einer Entfernung von ungefähr einem halben Knoten.

Sie kamen wie Pfeile, abgeschossen von einem kräftigen Schützen, und die See ging doch so hoch, daß die Schnelligkeit ihres Laufes nichts den schwankenden Bewegungen benahm, welche die Schiffe bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legten.

Bald machten die Form der Schiffe und die Farbe der Wimpel die englische Flotte kenntlich; voran segelte mit der Admiralitätsflagge das Fahrzeug, auf dem sich die Prinzessin befand.

Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die Prinzessin komme an. Der ganze französische Adel eilte an den Hasen; das Volk begab sich auf die Quais und auf die Dämme.

Nach zwei Stunden hatten die nachfolgenden Schiffe das Admiralsschiff eingeholt, und alle drei gingen, da sie es ohne Zweifel nicht wagten, in die enge Einfahrt des Hafens einzulaufen, zwischen dem Havre und der Hève vor Anker.

Sobald dieses Manoeuvre beendet war, begrüßte das Admiralsschiff Frankreich mit zwölf Kanonenschüssen, welche ihm Schuß für Schuß vom Fort Franz I. erwidert wurden.

Sogleich wurden hundert Barken ausgesetzt; sie waren mit reichen Stoffen geschmückt und bestimmt, die französischen Edelleute bis zu den ankernden Schiffen zu führen.

Wenn man sie aber nun im Hafen gewaltig schaukeln sah, wenn man sah, wie sich jenseits der Dämme die Wellen bis zu

Bergen erhoben und sich am User mit einem furchtbaren Tosen brachen, so begriff man, keine von diesen Barken würde auch nur den vierten Teil der Strecke erreichen, die sie zu durchlaufen hatte, um, ohne umzuschlagen, zu den Schiffen zu gelangen.

Ein Lootschiff schickte sich jedoch trotz Wind und Meer an, aus dem Hafen auszulaufen, um sich zur Verfügung des englischen Admirals zu stellen.

Herr von Guiche suchte unter allen diesen Barken ein Fahrzeug, das, etwas stärker als die andern, ihnen Hoffnung gäbe, die englischen Schiffe zu erreichen, als er den Lootsen sich segelfertig machen sah.

»Raoul,« sagte er, »findest Du nicht, daß es für verständige und starke Leute, wie wir sind, schmähsch ist, vor dieser rohen Gewalt des Windes und des Wassers zurückzuweichen?«

»Das ist die Betrachtung, die ich gerade leise an, stellte,« antwortete Bragelonne.

»Nun? wollen wir dieses Schiff besteigen und vorwärts segeln? willst Du, Wardes?«

»Nehmt Tuch in Acht, Ihr werdet ertrinken,« sagte Manicamp.

»Und zwar um nichts und wieder nichts,« erwiderte Wardes, »in Betracht, daß Ihr mit dem widrigen Wind, wie Ihr ihn haben werdet, nie zu den Schiffen kommt.«

»Du weigerst Dich also?«

»Meiner Treue ja; gern würde ich das Leben in einem Kampf gegen Menschen verlieren,« sagte er Bragelonne schief anschauend, »aber mich mit dem Ruder gegen die Wellen zu schlagen, dazu habe ich nicht die geringste Lust.«

»Und ich,« sagte Manicamp, »käme ich auch bis zu den Schiffen, so müßte ich doch befürchten, das einzige anständige Kleid zu verlieren, das mir noch bleibt; das Salzwasser spritzt zurück und besteckt,«

»Du weigerst Dich also auch?« rief Herr von Guiche.

»Ganz und gar, das glaube mir, und zwar eher zweimal als einmal.«

»Aber seht doch,« rief Guiche, »sieh doch, Manicamp, sieh doch, Wardes: dort vom Hinterteil des Admiralsschiffes schauen die Prinzessinnen nach uns.«

»Ein Grund mehr, um nicht ein lächerliches Bad zu nehmen.«

»Ist das Dein letztes Wort, Manicamp?«

»Ja.«

»Ist das Dein letztes Wort, Wardes?«

»Ja.«

»Dann werde ich allein gehen.«

»Nein,« rief Raoul, »ich gehe mit Dir, mir scheint, das ist eine abgemachte Sache.«

Frei von jeder Leidenschaft, dieses Wagnis kaltblütig ermessend, sah Raoul wohl die dräuende Gefahr, doch er ließ sich gerne hinreißen, etwas zu tun, wovor Wardes zurückwich.

Das Schiff setzte sich in Bewegung; Guiche rief dem Lootsen.

»Holla! Barke,« sagte er, »wir brauchen zwei Plätze.«

Und er wickelte fünf bis sechs Pistolen in ein Stückchen Papier und warf sie vom Quai aus in das Fahrzeug.

»Es scheint, wir haben nicht bange vor dem Salzwasser, meine jungen Herren, «sagte der Patron.

»Wir haben vor nichts bange,« antwortete der Graf von Guiche.

»Dann kommt, meine edlen Herren!«

Der Lootse näherte sich dem Ufer, und mit gleicher Leichtigkeit sprangen die zwei jungen Leute einer nach dem andern in das Schiff.

»Auf, Mut, meine Kinder!« rief Guiche, »es sind noch zwanzig Pistolen in dieser Börse, erreichen wir das Admiralsschiff, so gehören sie Euch.«

Sogleich bückten sich die Ruderer unter ihren Rudern, und die Barke sprang auf der Höhe der Wogen.

Jedermann nahm Antheil an der so gewagten Fahrt; die Bevölkerung des Havre drängte sich auf den Hafendämmen; es gab keinen Blick, der nicht für die Barke war.

Zuweilen blieb das schwache Fahrzeug wie aufgehängt an den schäumenden Kämmen, dann glitt es plötzlich in die Tiefe eines tosenden Abgrundes und schien versunken.

Nichtsdestoweniger gelangte es nach einem Kampfe von einer Stunde in das Wasser des Admiralsschiffes, von dem sich schon zwei Boote, bestimmt, ihm zu Hilfe zu kommen, losmachten.

Auf dem Hinterkastell des Admiralsschiffes, geschützt durch ein Zelt von Sammet und Hermelin, das von mächtigen Schleifen gehalten wurde, schauten Madame Henriette Witwe und die junge Madame, die den Admiral Grafen von Norfolk bei sich hatten, nach der bald zum Himmel hinaufgehobenen, bald zur Hölle hinabgerissenen Barke, an deren düsterem Segel, wie zwei leuchtende Erscheinungen, die edlen Gestalten der zwei französischen Edelleute glänzten.

Auf die Schanzkleidung gestützt und in den Strickwänden hängend, klatschte die Mannschaft dem Mute dieser zwei Unerschrockenen, der Geschicklichkeit des Lootsen und der Kraft der Matrosen Beifall.

Bei ihrer Ankunft an Bord wurden sie mit einem Triumphgeschrei empfangen.

Der Graf von Norfolk, ein schöner Mann von sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, ging ihnen entgegen.

Der Graf von Guiche und Bragelonne stiegen leicht die Treppe des Steuerbords hinauf, und geführt von dem Grafen von Norfolk, der wieder seinen Platz bei ihnen einnahm, begrüßten sie die Prinzessinnen.

Die Ehrerbietung und besonders eine gewisse Furcht, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, hatten bis jetzt den Grafen von Guiche abgehalten, die junge Madame aufmerksam anzuschauen.

Diese hatte ihn im Gegenteil gleich Anfangs ausgezeichnet und ihre Mutter gefragt:

»Ist es nicht Monsieur, den wir auf jener Barke erblicken?«

Madame Henriette, die Monsieur besser als ihre Tochter kannte, lachte bei diesem Irrtum ihrer Eitelkeit und erwiderte:

»Nein, es ist nur Herr von Guiche, sein Liebling.«

Bei dieser Antwort war die Prinzessin genötigt, das instinktartige, durch die Kühnheit des Grafen hervorgerufene Wohlwollen zu unterdrücken.

In dem Augenblick, wo die Prinzessin diese Frage tat, war es, daß Guiche, der endlich die Augen gegen sie aufzuschlagen wagte, das Original mit dem Portrait vergleichen konnte.

Als er dieses bleiche Gesicht, diese belebten Augen, diese

bewunderungswürdigen kastanienbraunen Haare und diese so unendlich königliche Gebärde sah, die zugleich zu danken und zu ermutigen schien, wurde er von einer so heftigen Gemütsbewegung ergriffen, daß er ohne Raoul, der ihm seinen Arm bot, gewankt hätte.

Der erstaunte Blick seines Freundes, die wohlwollende Gebärde der Königin riefen Guiche zu sich selbst zurück.

Mit wenigen Worten erklärte er seine Sendung, sagte er, wie er von Monsieur abgeschickt worden, und begrüßte er je nach ihrem Rang und ihrem Entgegenkommen den Admiral und die verschiedenen englischen Herren, die sich um die Prinzessinnen gruppierten.

Raoul wurde ebenfalls vorgestellt und freundlich empfangen: Jedermann wusste, welchen Antheil der Graf de la Fère an der Restauration von König Karl I. genommen hatte, überdies war es auch der Graf gewesen, den man mit der Unterhandlung der Heirat beauftragt, welche die Enkelin von Heinrich IV. nach Frankreich führte.

Raoul sprach vollkommen Englisch; er machte sich zum Dolmetscher seines Freundes bei den jungen englischen Edelleuten, die mit der französischen Sprache nicht vertraut waren.

In diesem Augenblick erschien ein junger Mann von merkwürdiger Schönheit und von glänzendem Reichtum in Tracht und Waffen. Er näherte sich den Prinzessinnen, die mit dem Grafen von Norfolk plauderten, und sagte mit einer Stimme, die seine Ungeduld nur schlecht verbarg:

»Auf, meine Damen, wir müssen an's Land steigen.«

Bei dieser Aufforderung erhob sich die junge Madame und war im Begriff, die Hand anzunehmen, die ihr der junge Mann mit einer Lebhaftigkeit voll verschiedener Ausdrücke reichte, als der Admiral zwischen ihn und die junge Madame trat und sagte:

»Einen Augenblick Geduld, wenn's beliebt, Mylord Buckingham: das Ausschiffen ist für die Frauen zu dieser Stunde nicht möglich. Das Meer ist zu stürmisch; doch gegen vier Uhr wird der Wind wahrscheinlich fallen, man wird sich also erst am Abend ausschiffen.«

»Erlaubt, Mylord,« entgegnete Buckingham mit einer Gereiztheit, die er nicht einmal zu verhehlen suchte, »Ihr haltet die Damen zurück und habt nicht das Recht dazu. Eint von diesen Damen gehört leider Frankreich, und Ihr seht, Frankreich fordert sie durch die Stimme seiner Botschafter.«

Und er deutete mit der Hand auf Guiche und Raoul, die er zu gleicher Zeit begrüßte.

»Ich denke nicht, daß es die Absicht dieser Herren ist, das Leben der Prinzessinnen preiszugeben?« entgegnete der Admiral.

»Mylord, die Herren sind trotz des Windes gekommen, erlaubt mir, zu glauben, daß die Gefahr nicht größer für die Damen sein wird, die mit dem Winde gehen.«

»Diese Herren sind sehr beherzt,« sprach der Admiral, »Ihr habt gesehen, daß Viele am Hafen waren und es nicht wagten, ihnen zu folgen. Überdies hat sie das Verlangen, so bald als möglich Madame und ihrer erhabenen Mutter ihre Huldigung darzubringen, bewogen, der heute, selbst für Seeleute, sehr schlimmen See zu trotzen. Doch diese Herren, die ich meinem Stab als Beispiel vorstellen werde, dürfen keines für die Damen sein.«

Ein verstohlener Blick von Madame erhaschte die Röthe, welche die Wangen des Grafen bedeckte.

Dieser Blick entging Buckingham. Er hatte nur Augen, um Norfolk zu überwachen. Offenbar war er eifersüchtig auf den Admiral und schien zu brennen vor Begierde, die Prinzessinnen dem beweglichen Boden der Schiffe zu entreißen, auf denen der Admiral König war.

»Ich appelliere an Madame selbst,« sagte Buckingham.

»Und ich, Mylord,« erwiderte der Admiral, »ich appelliere an mein Gewissen und an meine Verantwortlichkeit. Ich habe versprochen, Madame gesund und wohlbehalten Frankreich zu übergeben, und werde mein Versprechen halten.«

»Aber, mein Herr . . . «

»Mylord, erlaubt mir, Euch daran zu erinnern, daß ich allein hier befehle.«

»Mylord, wisst Ihr, was Ihr sprecht?« entgegnete Buckingham

voll Stolz.

»Vollkommen, und ich wiederhole, ich befehle allein hier, Mylord, und Alles gehorcht mir: die See, der Wind, die Schiffe und die Menschen.«

Dieses Wort war groß und hochherzig ausgesprochen. Raoul beobachtete seine Wirkung auf Buckingham. Dieser bebte am ganzen Leib und hielt sich an einer von den Stützen des Zeltens, um nicht zu fallen; seine Augen waren mit Blut unterlaufen, und die Hand, mit der er sich nicht hielt, fuhr an den Griff seines Degens.

»Mylord,« sprach die Königin, »erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich in jeder Hinsicht der Meinung des Grafen von Norfolk bin; wäre das Wetter, statt sich mit Dunst zu bedecken, wie es in diesem Augenblick tut, auch vollkommen rein und günstig, so sind wir doch einige Stunden dem Offizier schuldig, der uns so glücklich und mit so eifriger Fürsorge bis ins Angesicht der Küste von Frankreich geführt hat, wo er uns verlassen soll.«

Statt zu antworten, befragte Buckingham den Blick von Madame.

Halb unter den Vorhängen von Sammet und Gold, die ihr ein Obdach gewährten, verborgen, hörte Madame nichts von diesem Streit, denn sie war einzig und allein beschäftigt, den Grafen von Guiche anzuschauen, der mit Raoul sprach.

Das war ein neuer Schlag für Buckingham, denn er glaubte im Blick von Madame Henriette ein tieferes Gefühl, als das der Neugierde zu entdecken.

Er zog sich ganz schwankend zurück und stieß an den großen Mast.

»Herr von Buckingham hat keinen Seemannsfuß.« sagte die Königin Mutter französisch, »deshalb wünscht er ohne Zweifel so sehr, auf das Festland zu kommen.«

Der junge Mann hörte diese Worte, erbleichte, ließ seine Hände entmutigt an seinen Seiten herabfallen, und entfernte sich, in einem Seufzer seine alte Liebe und seinen neuen Haß vermischend.

Ohne sich weiter um die schlechte Laune von Buckingham zu kümmern, führte der Admiral die Prinzessinnen in ein Zimmer,

wo das Mittagmahl mit einer aller Gäste würdigen Pracht serviert war.

Der Admiral nahm Platz zur Rechten von Madame und setzte den Grafen von Guiche an ihre Linke.

Dies war der Platz, den gewöhnlich Buckingham inne hatte.

Als er in den Speisesaal eintrat, war es auch ein Schmerz für ihn, sich durch die Etiquette, diese zweite Königin, der er Respekt schuldig war, auf einen Rang zurückgewiesen zu sehen, der niedriger, als der, den er bis dahin inne gehabt hatte.

Bleicher vielleicht noch durch sein Glück, als es sein Nebenbuhler durch seinen Zorn war, setzte sich der Graf von Guiche zitternd zu der Prinzessin, deren seidenes Kleid, indem es seinen Leib streifte, durch sein ganzes Wesen Schauer von einer ihm bis dahin unbekanntem Bitterkeit und Wollust lausen machte.

Nach dem Mahl eilte Buckingham herbei, um der Prinzessin die Hand zu reichen.

Doch nun, war die Reihe an Guiche, dem Herzog eine Lektion zu geben.

»Mylord,« sagte er, »habt von diesem Augenblick an die Güte, Euch nicht mehr zwischen Ihre Königliche Hoheit und mich zu stellen. Von diesem Augenblick gehört Ihre Königliche Hoheit in der Tat Frankreich, und es ist die Hand von Monsieur, dem Bruder des Königs, welche die Hand der Prinzessin berührt, wenn mir Ihre Königliche Hoheit die Ehre erweist, meine Hand zu berühren.«

Und indem er diese Worte sprach, reichte er selbst seine Hand der jungen Madame mit einer so sichtbaren Schüchternheit und zugleich mit einer so mutigen Hoheit, daß die Engländer ein Gemurmel der Bewunderung hören ließen, während Buckingham ein Schmerzensseufzer entschlüpfte.

Raoul liebte; Raoul begriff Alles.

Er heftete auf seinen Freund einen von den tiefen Blicken, die nur der Freund allein oder die Mutter als beschützend oder als bewachend über dem Kind oder über dem Freund, der sich verirrt, ausbreiten.

Gegen zwei Uhr trat endlich die Sonne hervor. Der Wind legte sich, das Meer wurde glatt wie eine große Kristallfläche, der

Nebel, der das Gestade bedeckte, zerriß wie ein Schleier, der in Fetzen entstieg.

Da erschienen die lachenden User Frankreichs mit ihren tausend Häusern, die sich von dem Grün der Bäume oder vom Blau des Himmels abhoben.

XV.

Die Zelte.

Der Admiral war, wie man gesehen, entschlossen, nicht mehr auf die drohenden Augen und auf das krampfhaftes Aufbrausen von Buckingham zu achten.

Mit dem Abgang von England mußte er sich in der Tat nach und nach daran gewöhnt haben.

Der Graf von Guiche hatte noch auf keine Weise die Gereiztheit, die der junge Lord gegen ihn zu haben schien, wahrgenommen, aber er fühlte aus Instinkt durchaus keine Sympathie für den Günstling von Karl II.

Seit einer größeren Erfahrung und einem kälteren Verstand ausgerüstet, beherrschte die Königin Mutter die ganze Lage, und weil sie das Gefährliche derselben einsah, hielt sie sich bereit, den Knoten zu durchschneiden, sobald der geeignete Augenblick gekommen wäre.

Dieser Augenblick kam.

Die Ruhe war überall hergestellt, nur nicht im Gemüt von Buckingham, und dieser wiederholte in seiner Ungeduld mit leiser Stimme der Prinzessin:

»Madame, Madame, in des Himmels Namen flehe ich Euch an, begeben wir uns uns Land. Seht Ihr nicht, daß mich dieser geckenhafte Graf von Norfolk mit seiner Fürsorge und Anbetung für Euch umbringt!«

Henriette hörte diese Worte; sie lächelte, und ohne sich umzudrehen, flüsterte sie, indem sie ihrer Stimme nur jene Biegung sanften Vorwurfs und schmachsender Impertinenz verlieh, womit die Coquetterie eine Beruhigung zu geben weiß, während es das Aussehen hat, als stellte sie eine Verteidigung entgegen, flüsterte sie, sagen wir, die Worte:

»Mein lieber Lord, ich habe Euch schon gesagt, Ihr seid ein Narr.«

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging Raoul; er hatte die Bitte von Buckingham, die Antwort der Prinzessin gehört; er

hatte Buckingham bei dieser Antwort einen Schritt rückwärts machen, einen Seufzer ausstoßen und mit der Hand über seine Stirne fahren sehen, und da weder seine Augen, noch sein Herz mit einem Schleier umhüllt waren, so begriff er Alles und bebte, indem er den Zustand der Dinge und der Geister schätzte.

Endlich gab der Admiral mit einer studierten Langsamkeit den Befehl zur Abfahrt der Boote.

Buckingham nahm diesen Befehl mit einem solchen Entzücken auf, daß ein Fremder hätte glauben können, der junge Mann leide an einer Störung des Gehirns.

Auf die Stimme des Grafen von Norfolk sank eine große Barke langsam an der Seite des Admiralsschiffes herab: sie konnte zwanzig Ruderer und fünfzehn Passagiere fassen.

Teppiche von Sammet, Decken, worauf das Wappen von England gestickt, Blumenguirlanden, denn in jener Zeit kultivierte man gern die Parabeln mitten unter den politischen Bündnissen, bildeten die Hauptverzierung dieser wahrhaft königlichen Barke.

Kaum war die Barke flott, kaum hatten die Matrosen, wie Soldaten mit geschultertem Gewehr die Einschiffung der Prinzessin erwartend, ihre Ruder erhoben, als Buckingham an die Treppe lies, um seinen Platz in dem Fahrzeug einzunehmen.

Doch die Königin hielt ihn zurück und sagte zu ihm:

»Mylord, es schickt sich nicht, daß Ihr meine Tochter und mich ans Land gehen laßt, ohne daß die Wohnungen auf eine geziemende Weise bereit gehalten werden. Ich bitte Euch daher, Mylord, uns nach dem Havre voranzufahren und darüber zu wachen, daß bei unserer Ankunft Alles in Ordnung ist.«

Das war ein neuer Schlag für den Herzog, ein um so furchtbarer Schlag, als er ganz unerwartet kam.

Er stammelte, errötete, konnte aber nichts antworten.

Er hatte geglaubt, er könnte während der Überfahrt in der Nähe von Madame weilen und so bis zum letzten die Augenblicke, die ihm vom Glücke gegeben, genießen.

Aber der Befehl war ein ausdrücklicher.

Der Admiral, der ihn gehört hatte, rief sogleich:

»Das kleine Boot in See.«

Der Befehl wurde mit einer den Manoeuvres der Kriegsschiffe

eigentümlichen Raschheit ausgeführt.

Trostlos richtete Buckingham einen Blick der Verzweiflung an die Prinzessin, einen Blick des Flehens an die Königin, einen Blick des Zorns an den Admiral.

Die Prinzessin stellte sich, als sähe sie es nicht.

Die Königin wandte den Kopf ab.

Der Admiral lachte.

Bei diesem Lachen war Buckingham im Begriff, auf Norfolk loszustürzen.

Die Königin Mutter stand auf und sprach voll Würde:

»Geht, mein Herr.«

Der junge Herzog hielt inne.

Doch er schaute umher und fragte, ganz erstickt durch so verschiedenartige Gemütsbewegungen, mit einer letzten Anstrengung:

»Und Ihr, meine Herren, Ihr Herr von Guiche, Ihr Herr von Bragelonne, begleitet Ihr mich nicht?«

Von Guiche verbeugte sich und erwiderte:

»Ich bin, wie Herr von Bragelonne, zu den Befehlen der Königin . . . was sie uns befiehlt, werden wir tun.«

Und er schaute die junge Prinzessin an, welche die Augen niederschlug.

»Verzeiht, Herr von Buckingham,« sagte die Königin, »Herr von Guiche vertritt hier Monsieur, er muß uns die Honneurs in Frankreich machen, wie Ihr uns die Honneurs von England gemacht habt; er kann also nicht umhin, uns zu begleiten; wir sind ihm überdies die kleine Gunstbezeigung dafür schuldig, daß er den Mut gehabt hat, uns bei diesem schlechten Wetter zu besuchen.«

Buckingham öffnete den Mund, als wollte er antworten, doch fand er keinen Gedanken oder keine Worte, um diesen Gedanken auszudrücken, kein Ton kam über seine Lippen, und er wandte sich wie im Fieberwahn um und sprang vom Schiff in das Boot.

Die Ruderer hatten kaum Zeit, ihn aufzuhalten und sich selbst zu halten, denn das Gewicht und der Gegenschlag hätte die Barke beinahe umschlagen gemacht.

»Mylord ist offenbar verrückt,« sagte der Admiral laut zu Raoul.

»Ich befürchte es für Mylord,« erwiderte Bragelonne.

Während der ganzen Zeit, die das Boot brauchte, um das Land zu erreichen, hörte der Herzog nicht auf, das Admiralsschiff mit seinen Blicken zu bedecken, wie es ein Geiziger machen würde, dem man seine Geldkiste entreißen wollte, eine Mutter, die man von ihrer Tochter entfernen würde, um sie zum Tode zu führen.

Doch nichts antwortete auf seine Signale, auf seine Kundgebungen, auf seine kläglichen Stellungen.

Buckingham war so betäubt, daß er auf eine Bank sank und mit seiner Hand in seine Haare griff, während die Matrosen sorglos das Boot über die Wellen hinfliegen ließen.

Bei seiner Ankunft war er dergestalt ermattet und erstarrt, daß er, würde er nicht im Hasen den Boten getroffen haben, den er als Quartiermacher vorausgeschickt, nicht nach seinem Weg zu fragen gewußt hätte.

Sobald er in dem für ihn bestimmten Haus angekommen war, schloß er sich wie Achilles in seinem Zelt ein.

Das Boot, das die Prinzessinnen führte, verließ indessen den Bord des Admiralsschiffs in dem Augenblick, wo Buckingham den Fuß auf's Land setzte.

Eine Barke folgte voll von Offizieren, Höflingen und eifrigen Freunden.

Die ganze Bevölkerung vom Havre hatte sich eiligst mit Fischerkähnen, flachen Barken, öder langen normannischen Penichen eingeschifft und fuhr dem königlichen Schiff entgegen.

Die Kanonen donnerten von den Forts: das Admiralsschiff und die zwei anderen wechselten Salven, und die Flammenwolken entflohen aus gähnenden Schlünden in weichen Rauchflocken über den Wellen hin und verdunsteten sich sodann im Azur des Himmels.

Die Prinzessin stieg von den Stufen des Quai aus. Eine freudige Musik erwartete sie am Land und begleitete jeden ihrer Schritte.

Während sie nach dem Mittelpunkt der Stadt zuschreitend auf den reichen Teppichen und den Blumen, die man gestreut, hingingen, nahmen Guiche und Raoul, die sich von den

Engländern wegstehlen, einen andern Weg durch die Stadt und liefen nach dem für die Residenz von Madame bezeichneten Ort.

»Beeilen wir uns,« sagte Raoul zu Guiche, »denn wie ich seinen Charakter kenne, wird uns Buckingham ein Unheil anrichten, wenn er das Resultat unserer gestrigen Beratung sieht.«

»Oh!« erwiderte der Graf, »wir haben da Wardes, der die Festigkeit selbst, und Manicamp, der die Freundlichkeit selbst ist.«

Herr von Guiche eilte darum nicht minder, und fünf Minuten nachher waren sie im Angesicht des Stadthauses.

Was ihnen zuerst auffiel, war eine große Menge auf dem Platze versammelter Leute.

»Gut,« sagte Guiche, »es scheint, unsere Wohnungen sind erbaut.«

Es erhoben sich in der Tat vor dem Stadthaus auf dem Platze selbst acht Zelte von der größten Eleganz, überragt von den vereinigten Flaggen von Frankreich und England.

Das Stadthaus war von Zelten wie von einem buntscheckigen Gürtel umgeben, zehn Pagen und zwölf Chevaurlagers, die man den Botschaftern als Eskorte mitgegeben hatte, standen Wache vor diesen Zelten.

Das Schauspiel war seltsam; es hatte etwas Feenartiges.

Diese improvisierten Wohnungen waren in der Nacht erbaut worden. Im Inneren, wie im Äußeren mit den reichsten Stoffen bekleidet, die der Graf von Guiche im Havre hatte finden können, umschlossen sie völlig das Stadthaus, das heißt, den Aufenthaltsort der jungen Prinzessin; sie waren mit einander durch einfache seidene Tuae verbunden, welche von Schildwachen gespannt und gehütet wurden, so daß der Plan von Buckingham völlig umgeworfen war, hatte er wirklich den Plan gehabt, für sich und seine Engländer die Zugänge zum Stadthause zu bewahren.

Die einzige Passage, welche den Zutritt zu den Stufen des Gebäudes gestattete und nicht durch diese seidene Barrikade abgeschlossen war, wurde von zwei pavillonartigen Zelten bewacht, deren Türen sich nach den zwei Seiten dieses

Einganges öffneten.

Diese zwei Zelte waren die von Guiche und Raoul und mußten in ihrer Abwesenheit beständig besetzt sein: das von Guiche durch Wardes, das von Bragelonne durch Manicamp.

Rings um diese zwei Zelte und die andern acht her strahlten hundert Offiziere, Edelleute und Pagen von Seide und Gold und summten wie die Bienen um ihren Korb.

Den Degen an der Hüfte, war dies Alles bereit, auf ein Zeichen von Guiche oder Bragelonne, diesen zwei Häuptionern der Ambassade, zu gehorchen.

In dem Augenblick, wo die zwei jungen Leute am Ende einer nach dem Platze ausmündenden Straße erschienen, erblickten sie im Galopp über diesen Platz hinsprengend einen jungen Edelmann von wunderbarer Eleganz. Er durchschnitt die Menge der Neugierigen und stieß beim Anblick der improvisierten Bauten einen Schreis des Zorns und der Verzweiflung aus.

Es war Buckingham, Buckingham, der sich aus seiner Erstarrung empor gerafft hatte, um eine blendende Kleidung anzulegen und Madame und die Königin vor dem Stadthause zu erwarten.

Doch beim Eingang der Zelte versperrte man ihm den Weg, und er war genötigt, anzuhalten.

Ganz außer sich schwang Buckingham seine Peitsche; zwei Offiziere packten ihn beim Arm.

Von den zwei Wächtern war nur ein einziger da. Herr von Wardes, der in's Innere des Stadthauses hinaufgestiegen war, überbrachte dahin einige von Herrn von Guiche erteilte Befehle.

Bei dem Lärmen, den Buckingham machte, erhob sich Manicamp, der träge auf den Kissen vor einem der Eingangszelte lag, mit seiner gewöhnlichen Nachlässigkeit und erschien, als er bemerkte, daß der Firmen fort dauerte, unter den Vorhängen.

»Was gibt es?' fragte er ganz sanft, »wer macht all diesen Lärmen?«

Durch einen Zufall war es In dem Augenblick, wo er zu sprechen anfang, wieder still geworden, und obgleich sein Ton weich und gemäßigt, hörte doch Jedermann seine Frage.

Buckingham wandte sich um und schaute diesen großen,

magern Leib und dieses indolente Gesicht an.

Die Person unseres Mannes, der übrigens, wie gesagt, sehr einfach gekleidet war, flößte wahrscheinlich Buckingham keine große Achtung ein, denn er erwiderte verächtlich:

»Wer seid Ihr, mein Herr?«

Manicamp stützte sich auf den Arm eines ungeheuren Chevaurlager, der so solid war, als der Pfeiler einer Kathedrale, und antwortete mit demselben ruhigen Tone:

»Und Ihr, mein Herr?«

»Ich bin Mylord Herzog von Buckingham. Es sind von mir alle Häuser gemietet worden, die das Stadt Haus umgeben, wo ich zu tun habe; da aber diese Häuser von mir gemietet worden sind, so gehören sie auch mir, und da ich sie gemietet, um freien Zugang zum Starthaus zu haben, so seid Ihr nicht berechtigt, mir diesen Zugang zu verschließen.«

»Aber, mein Herr, wer hindert Euch, zu passieren?« fragte Manicamp.

»Eure Schildwachen.«

»Weil Ihr zu Pferde passieren wollt, und weil der Befehl gegeben ist, nur Fußgänger durchzulassen.«

»Niemand, außer mir, hat das Recht, hier Befehle zu geben!« sagte Buckingham.

»Wie so, mein Herr?« fragte Manicamp mit seiner sanften Stimme, »habt die Güte, mir dieses Rätsel zu erklären.«

»Weil ich, wie gesagt, alle Häuser des Platzes gemietet habe,«

»Wir wissen es wohl, da uns nur der Platz selbst geblieben ist.«

»Ihr täuscht Euch, mein Herr, der Platz gehört mir, wie die Häuser.«

»Oh! verzeiht, Ihr seid in einem Irrtum begriffen, mein Herr. Man sagt bei uns, das Pflaster des Königs, folglich gehört der Platz dem König, insofern wir aber Botschafter des Königs sind, ist der Platz unser.«

»Mein Herr, ich habe Euch schon einmal gefragt, wer Ihr seid?« rief Buckingham außer sich über die Kaltblütigkeit von Manicamp.

»Man nennt mich Manicamp,« antwortete der junge Mann mit einer äolischen Stimme, so sanft und harmonisch war sie.

Buckingham zuckte die Achseln und sprach:

»Kurz, als ich die Häuser mietete, die das Stadthaus umgeben, war der Platz frei; diese Baracken versperren mir die Aussicht, nehmt sie weg.«

Ein dumpfes, bedrohliches Gemurre durchlief die Menge der Zuhörer.

Der Graf von Guiche erschien in diesem Augenblick; er schob die Menschen, die ihn von Buckingham trennten, zurück und kam, gefolgt von Raoul, auf einer Seite an, während Herr von Wardes auf der anderen eintraf.

»Verzeiht, Mylord,« sagte er, »habt Ihr eine Forderung zu machen, so seid so gefällig, sie an mich zu richten, insofern ich den Plan zu diesen Bauten gegeben habe.«

»Herr Graf,« erwiderte Buckingham in einem Tone unverkennbaren Zorns, obgleich er durch die Gegenwart eines Standesgenossen gemildert wurde, »ich sage, diese Zelte können unmöglich bleiben, wo sie sind.«

»Unmöglich,« versetzte Guiche, »und warum?«

»Weil sie mich belästigen.«

Es entschlüpfte Guiche eine Bewegung der Ungeduld, doch der kalte Blick von Raoul hielt ihn zurück.

»Sie müssen Euch weniger belästigen, mein Herr, als uns dieser Mißbrauch der Priorität, den Ihr Euch erlaubt habt.«

»Ein Mißbrauch?«

»Allerdings. Ihr schickt einen Boten hierher, der, in Eurem Namen, die ganze Stadt des Havre mietet, ohne sich um die Franzosen zu bekümmern, die Madame entgegenkommen sollen. Das ist für den Vertreter einer befreundeten Nation wenig brüderlich, mein Herr Herzog.«

»Der Boden gehört dem ersten Besitznehmer.«

»In Frankreich nicht, mein Herr.«

»Und warum nicht in Frankreich?«

»Weil dies das Land der Höflichkeit ist.«

»Was soll das heißen?« rief Buckingham auf eine so aufbrausende Art, daß die Anwesenden, einen unmittelbaren Zusammenstoß erwartend, zurückwichen.

»Das soll heißen,« antwortete der Graf von Guiche erbleichend, »daß ich diese Wohnung für mich und meine Freunde als Asyl der Botschafter Frankreichs, als einziges Obdach, das uns Eure Beschlagnahme in dieser Stadt ließ, habe erbauen lassen, und daß ich und die Meinigen in dieser Wohnung bleiben werden, wenn nicht ein mächtigerer und besonders souveränerer Wille, als der Eurige, mich daraus entfernt.«

»Das heißt, uns nicht abweist, wie man im Justizpalaste sagt,« bemerkte Manicamp mit sanftem Tone.

»Ich kenne Einen, mein Herr, der hoffentlich so sein wird, wie Ihr es wünscht,« erwiderte Buckingham und legte die Hand an den Griff seines Degens.

In diesem Augenblick und als die Göttin der Zwietracht im Begriff war, die Geister entflammend alle Schwerter gegen die Brust von Menschen zu kehren, legte Raoul sanft seine Hand auf die Schulter von Buckingham und sagte:

»Ein Wort, Mylord.«

»Mein Recht! mein Recht vor Allem!« rief der ungestüme junge Mann.

»Gerade über diesen Punkt werde ich die Ehre haben, mit Euch zu sprechen,« antwortete Raoul.

»Es sei, doch keine lange Reden!«

»Eine einzige Frage; Ihr seht, man kann nicht kürzer sein.«

»Sprecht, ich höre.«

»Heiratet Ihr oder heiratet der Herzog von Orleans die Enkelin von König Heinrich IV.?«

»Wie beliebt?« fragte Buckingham, indem er ganz bestürzt zurückwich.

»Ich bitte, antwortet mir,« fuhr Raoul ruhig fort.

»Wollt Ihr meiner spotten?« rief Buckingham.

»Das ist immerhin eine Antwort, und sie genügt mir. Ihr gesteht also, daß nicht Ihr die Prinzessin von England heiraten werdet?«

»Mir scheint, Ihr wisst das wohl, mein Herr.«

»Verzeiht, nach Eurem Benehmen war die Sache nicht klar.«

»Sprecht, was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?«

Raoul näherte sich dem Herzog und erwiderte, die Stimme

dämpfend:

»Ihr geratet wieder in eine Wut, die der Eifersucht gleicht, wisst Ihr das, Mylord? Diese Eifersucht in Beziehung auf eine Frau geziemt sich aber für Keinen, der nicht ihr Gatte oder ihr Geliebter ist; Ihr werdet das, ich bin es überzeugt, noch viel mehr begreifen, Mylord, wenn diese Frau eine Prinzessin ist.«

»Mein Herr,« rief Buckingham, »beleidigt Ihr Madame Henriette?«

»Nehmt Euch in Acht, Mylord,« erwiderte Bragelonne kalt, »Ihr beleidigt sie. So eben auf dem Admiralitätsschiff habt Ihr die Königin im höchsten Maße aufgebracht und die Geduld des Admirals ermüdet. Ich beobachtete Euch, Mylord, und hielt Euch Anfangs für verrückt, seitdem aber habe ich den wahren Charakter dieser Verrücktheit erraten.« »Mein Herr!«

»Wartet, ich werde noch ein Wort beifügen. Ich hoffe der Einzige unter den Franzosen zu sein, der es erraten hat.«

»Wißt Ihr, mein Herr,« sagte Buckingham, zugleich vor Zorn und Unruhe zitternd, »wisst Ihr, daß Ihr da eine Sprache führt, die eine Zurechtweisung heischt?«

»Wägt Eure Worte ab, Mylord,« entgegnete Raoul voll Stolz, »ich bin nicht von einem Blut, dessen Lebhaftigkeit sich zurückdrängen läßt, während Ihr im Gegenteil einer Race angehört, deren Leidenschaften guten Franzosen verdächtig sind; ich wiederhole Euch also zum zweiten Mal, Mylord, nehmt Euch in Acht.«

»Wovor, wenn's beliebt? droht Ihr mir zufällig?«

»Ich bin der Sohn des Grafen de la Fère, Herr von Buckingham, und ich drohe nie, weil ich zuerst schlage. Verständigen wir uns also, und vernehmt die Warnung, die ich an Euch richte.«

Buckingham ballte die Fäuste, Raoul aber fuhr fort, als ob er nichts bemerkte.

»Bei dem ersten den Wohlanstand verletzenden Wort, das Ihr Euch gegen Ihre Königliche Hoheit erlaubt . . . Oh! seid geduldig, Herr von Buckingham, ich bin es.«

»Ihr?«

»Gewiß . . . So lange sich Madame auf englischem Boden befand, habe ich geschwiegen; nun aber, da sie den Boden

Frankreichs berührt hat, da wir sie im Namen des Prinzen empfangen haben, werde ich bei der ersten Beleidigung, die Ihr, in Eurer seltsamen Zuneigung, gegen das königliche Haus Frankreich begeht, von zwei Entschlüssen einen fassen: entweder ich erkläre in Gegenwart Aller, von welcher Narrheit Ihr in diesem Augenblick befallen seid, und mache, daß Ihr schmähdlich nach England zurückgeschickt werdet, oder ich stoße Euch, wenn Ihr das vorzieht, in voller Versammlung einen Dolch in die Kehle. Das zweite Mittel erscheint mir übrigens als das passendere, und ich glaube, daß ich dabei bleiben werde.«

Buckingham war bleicher geworden, als die Woge englischer Spitzen, die seinen Hals umgab.

»Herr von Bragelonne,« sagte er, »ist es wirklich ein Edelmann, der mit mir spricht?«

»Nur spricht dieser Edelmann mit einem Verrückten. Genest, Mylord, und er wird eine andere Sprache gegen Euch führen.«

»Ah! Herr von Bragelonne.« murmelte der Herzog mit ersticker Stimme, während er mit der Hand nach seinem Halse griff, »Ihr seht wohl, daß ich sterbe.«

»Mylord,« erwiderte Raoul mit seiner unstörbaren Kaltblütigkeit, »würde es in diesem Augenblick geschehen, so müßte ich es in der Tat als ein großes Glück betrachten, denn dieses Ereignis käme allen Arien von schlimmen Reden in Beziehung auf Euch und auf diejenige von den erhabenen Personen zuvor, welche Eure Zuneigung auf eine so wahnsinnige Weise kompromittiert.«

»Oh! Ihr habt Recht, Ihr habt Recht,« sagte der junge Mann ganz verwirrt, »ja, ja. sterben! ja. es ist besser, zu sterben, als zu leiden, was ich in diesem Augenblick leide!«

Und er fuhr mit der Hand an einen reifenden Dolch, dessen Griff ganz mit Edelsteinen verziert war, und zog ihn halb aus seiner Brust.

Raoul stieß seine Hand zurück und sprach: »Nehmt Euch in Acht, mein Herr; wenn Ihr Euch nicht tötet, so begeht Ihr eine lächerliche Handlung; tötet Ihr Euch, so befleckt Ihr mit Eurem Blute das Hochzeitleid der Prinzessin von England.«

Buckingham blieb eine Minute keuchend. Während dieser Minute sah man seine Lippen zittern, seine Wangen beben, seine

Augen wie im Delirium umherirren.

Plötzlich sagte er:

»Herr von Bragelonne, ich kenne keinen edleren Geist, als Euch; Ihr seid der würdige Sohn des vollkommensten Edelmanns, der auf der Welt lebt: Bewohnt Eure Zelte.«

Und er schlang seine Arme um den Hals von Raoul.

Ganz erstaunt über diese Bewegung, die man bei dem zornigen Beben von einem der Gegner und der strengen Beharrlichkeit des andern kaum erwarten konnte, klatschte die ganze Versammlung in die Hände und tausend Vivats und Beifallsrufe stiegen freudig zum Himmel empor.

Guiche umarmte Buckingham ebenfalls, zwar mit etwas Widerwillen, doch er umarmte ihn.

Dies war das Signal: Engländer und Franzosen, die sich bis dahin mit Besorgnis angeschaut hatten, fraternisierten auf der Stelle.

Mittlerweile kam der Zug der Prinzessinnen, die ohne Bragelonne zwei Heere im Handgemenge und Blut auf den Blumen gesunden hätten.

Alles war beigelegt, als man die ersten Banner erblickte.

XVI.

Die Nacht.

Die Eintracht war unter den Zelten wieder hergestellt . . . Engländer und Franzosen wetteiferten in der Galanterie bei den erhabenen reisenden Damen und in der Artigkeit unter sich selbst.

Die Engländer schickten den Franzosen Blumen, welche sie aufgekauft hatten, um die Ankunft der jungen Prinzessin zu feiern; die Franzosen luden die Engländer zu einem Abendbrot ein, das sie am andern Tag geben sollten.

Madame ertete also auf ihrem Wege einstimmige Glückwünsche. Durch die Ehrerbietung Aller erschien sie wie eine Königin, durch die Anbetung Einiger wie ein Idol.

Die Königin Mutter empfing die Franzosen auf das Freundlichste. Frankreich war ihre Heimat, und sie war in England zu unglücklich gewesen, daß England sie hätte Frankreich vergessen machen können. Sie lehrte daher ihre Töchter durch ihre eigene Liebe die Liebe für ein Land, wo Beide Gastfreundschaft gesunden hatten, und wo sie das Glück einer glänzenden Zukunft finden sollten.

Als der Einzug vorbei und die Zuschauer ein wenig zerstreut waren, als man nur noch in der Ferne die Fanfaren und das Getöse der Menge vernahm, als hie Nacht, mit ihrem gestirnten Schleier das Meer, den Hasen, die Stadt und das noch von diesem großen Ereignis bewegte Land verhüllend, einbrach, kehrte der Graf von Guiche in sein Zelt zurück und setzte sich auf einen breiten Schemel mit einem so schmerzlichen Ausdruck im Gesicht, daß ihm Bragelonne mit dem Blick folgte, bis er ihn seufzen gehört hatte; dann näherte er sich seinem Freund . . . Der Graf saß zurückgelehnt, die Schulter an die Wand des Zeltes gestützt, die Stirne in seinen Händen, die Brust keuchend und die Knie unruhig.

»Du leidest, Freund?« fragte Raoul.

»Grausam.«

»Körperlich, nicht wahr?«
»Ja, körperlich.«
»Der Tag war in der Tat ermüdend,« fuhr der junge Mann die Augen auf denjenigen, welchen er befragte, geheftet fort.
»Ja, und der Schlaf ist erquickend.«
»Soll ich Dich verlassen?«
»Nein, ich habe mit Dir zu sprechen.«
»Ich werde Dich nur sprechen lassen, wenn ich Dich selbst befragt habe, Guiche,«
»Frage.«
»Sei aber offenherzig.«
»Wie immer.«
»Weißt Du, warum Buckingham so wütend war?«
»Ich vermute es.«
»Nicht wahr, er liebt Madame?«
»Man sollte wenigstens darauf schwören, wenn man ihn sieht.«
»Nein, nein, es ist nicht so.«
»Oh! diesmal täuschest Du Dich, Raoul, ich habe wohl seinen Kummer in seinen Augen, in seiner Gebärde, in seinem ganzen Wesen wahrgenommen.«
»Du bist Dichter, lieber Graf, und siehst überall Poesie.«
»Ich sehe überall die Liebe.«
»Wo sie nicht ist.«
»Wo sie ist.«
»Sage, Guiche, Du glaubst, Du täuschest Dich nicht?«
»Ja, ich bin meiner Sache sicher!« rief der Graf.
»Sprich, Graf,« fragte Raoul mit einem tiefen Blick, »was macht Dich so gefallsüchtig?«
»Die Eigenliebe,« antwortete Guiche zögernd.
»Die Eigenliebe, das ist ein sehr langes Wort, Guiche.«
»Was willst Du damit sagen?«
»Ich will damit sagen, daß Du gewöhnlich weniger traurig bist, als heute Abend.«
»Die Müdigkeit.«
»Die Müdigkeit?«

»Ja.«

»Höre, lieber Freund, wir haben Feldzüge mit einander gemacht, wir haben uns achtzehn Stunden zu Pferde gesehen, drei Pferde fielen, von der Müdigkeit gelähmt, Hungers sterbend, unter uns, und wir lachten noch. Nicht die Ermattung ist es, was Dich traurig macht, Graf.«

»Dann ist es der Ärger.«

»Welcher Ärger?«

»Der von heute Abend.«

»Die Tollheit von Lord Buckingham?«

»Allerdings; ist es für uns Franzosen, die wir unsern Herrn vertreten, nicht ärgerlich, einen Engländer unserer zukünftigen Gebieterin, der zweiten Dame des Königreichs, den Hof machen zu sehen?«

»Ja, Du hast Recht; doch ich glaube, Lord Buckingham ist nicht gefährlich.«

»Nein, aber er ist lästig. Hat er nicht bei seiner Ankunft hier die Engländer und uns beinahe mit einander verfeindet, und würden wir nicht ohne Deine so bewunderungswürdige Klugheit, ohne Deine so seltene Festigkeit mitten in der Stadt den Degen ziehen?«

»Du siehst, er hat sich geändert.«

»Gewiß; doch gerade davon rührt mein Erstaunen her. Du sprachst leise mit ihm; was hast Du zu ihm gesagt? Du glaubst, er liebe . . . oh! eine Leidenschaft weicht nicht mit dieser Leichtigkeit; er ist also nicht verliebt in sie!«

Guiche sprach diese letzten Worte mit einem so seltsamen Ton, daß Bragelonne das Haupt erhob.

Das edle Antlitz des jungen Mannes drückte eine Unzufriedenheit aus, welche leicht darin zu lesen war.

»Was ich ihm gesagt habe, Graf, will ich Dir wiederholen,« antwortete Raoul, »höre also: ›Mein Herr, Ihr schaut mit einer begehrlischen Miene, mit einer Miene beleidigender Lüsternheit die Schwester Eures Fürsten an, die nicht mit Euch verlobt, die nicht Eure Geliebte ist, nicht Eure Geliebte sein kann; Ihr fügt also denjenigen Schmach zu, welche kommen, um eine reine Jungfrau zu holen und zu dem Gatten zu führen.«

»Das hast Du ihm gesagt?«

»Mit diesen Worten, . . . ich bin sogar weiter gegangen.«

Guiche machte eine Bewegung.

»Ich habe ihm gesagt: ›Mit welchem Auge würdet Ihr es anschauen, wenn Ihr unter uns einen Mann wahrnähmet, der wahnsinnig genug, unredlich genug wäre, um andere Gefühle für eine unserem Gebieter bestimmte Prinzessin zu hegen, als die der reinsten Ehrfurcht?«

Diese Worte waren so treffend für Guiche, daß dieser erbleichte und, von einem plötzlichen Zittern ergriffen, nur maschinenmäßig Raoul eine Hand reichen konnte, während er sich mit der andern die Augen und die Stirne bedeckte.

›Aber,« fuhr Raoul fort, ohne sich bei dieser Kundgebung seines Freundes aufzuhalten, ›aber die Franzosen, die man als leichtfertig, spöttisch, unbedachtsam verschreit, wissen, Gott sei Dank! ein gesundes Urteil und eine gesunde Moral bei der Prüfung der Fragen des Wohlanstandes in Anwendung zu bringen. Erfahrt nun,« fügte ich bei, ›erfahrt, Herr von Buckingham, daß wir französischen Edelleute unseren Königen so dienen, daß wir ihnen unsere Leidenschaften eben so wohl, als unser Vermögen und unser Leben opfern, und daß wir, wenn uns der böse Dämon einen von den schlimmen Gedanken eingibt, die das Herz entzünden, diese Flamme auslöschen, und müßten wir sie mit unserem Blute besprengen. Auf diese Art erhalten wir eine dreifache Ehre: die unseres Vaterlandes, die unseres Herrn und die unsere. So handeln wir, Herr von Buckingham; so muß jeder Mann von Herz handeln.« Und so, mein lieber Guiche, habe ich zu Herrn von Buckingham gesprochen, und er hat sich auch ohne Widerstand in meine Gründe ergeben.«

Bis dahin unter dem Worte von Raoul gebeugt, erhob sich Guiche, das Auge stolz und die Hand fieberhaft; er ergriff die Hand von Raoul; seine Backenbeine, kurz zuvor kalt wie Eis, standen in Flammen.

»Und Du hast gut gesprochen,« sagte er mit ersticker Stimme, »und Du bist ein wackerer Freund, Raoul. Ich danke Dir und bitte Dich nun, mich allein zu lassen.«

»Du willst es?«

»Ja, ich bedarf der Ruhe. Viele Dinge haben heute meinen Kopf und mein Herz erschüttert; morgen, wenn Du wieder kommst, werde ich nicht mehr derselbe Mensch sein.«

»Gut, es sei! ich verlasse Dich,« rief Raoul, indem er sich zurückzog.

Der Graf machte einen Schritt gegen seinen Freund und schloß ihn herzlich in seine Arme.

Doch in dieser freundschaftlichen Umarmung konnte Raoul den Schauer einer bekämpften mächtigen Leidenschaft erkennen.



Die Nacht war kühl, bestirnt, glänzend; nach dem Sturme hatte die Wärme der Sonne überall das Leben, die Freude, die Sicherheit zurückgebracht. Es hatten

sich am Himmel einige lange, spitzig zulaufende Wolken gebildet, deren Weiße eine Reihenfolge schöner, durch einen leichten Ostwind gemäßigte Tage verkündigte. Von breiten, leuchtenden Strahlen durchschnitten, bildeten die Schatten auf dem Platze vor dem Stadthause gleichsam ein riesiges Mosaik mit schwarzen und weißen Platten.

Bald entschlummerte Alles in der Stadt; es blieb ein schwaches Licht in dem Zimmer von Madame, das auf den Platz ging, und diese sanfte Helle der gedämpften Lampe erschien als ein Bild des Schlummers eines Mädchens, dessen Leben sich kaum kundgibt, kaum empfindlich ist, dessen Flamme sich auch mäßigt,

wenn der Körper entschlummert ist.

Bragelonne trat aus seinem Zelt mit dem langsamen, abgemessenen Gang eines Menschen, der begierig ist, zu sehen, und eifersüchtig, nicht gesehen zu werden.

Geschützt durch die dichten Vorhänge, umfaßte er auch mit einem Blick den ganzen Platz und sah nach kurzer Zeit, daß sich die Vorhänge des Zeltes von Guiche leicht öffneten und bewegten.

Hinter den Vorhängen wurde Guiche sichtbar, dessen Augen, glühend auf den Salon von Madame geheftet, der sanft durch das innere Licht beleuchtet war, im Schatten, glänzten.

Dieser sanfte Schimmer, der die Scheiben färbte, war der Stern des Grafen. Man sah bis zu seinen Augen das Ausatmen seines ganzen Innern emporsteigen. Im Schatten verborgen, erriet Raoul alle die leidenschaftlichen Gedanken, welche zwischen dem Zelt des jungen Botschafters und dem Balkon der Prinzessin ein geheimes, magisches Band von Sympathien knüpften, ein Band gebildet von Gedanken von einem so festen Willen, von einer solchen Hartnäckigkeit, daß sie sicherlich zu den Liebesträumen flehten, sie mögen herabsteigen auf das duftende Lager, das der Graf mit den Augen seiner Seele verschlang.

Doch Guiche und Raoul waren nicht die Einzigen, welche wachten. Das Fenster von einem der Häuser des Platzes stand offen: es war dies das Fenster eines Hauses, das Buckingham bewohnt.

Von dem Lichte, das aus diesem Fenster hervorsprang, hob sich die Silhouette des Herzogs kräftig ab; nachlässig auf das geschnitzte und mit Sammet verzierte Gesimse gelehnt, sandte er auch nach dem Balkon seine Wünsche und die tollen Visionen seiner Liebe.

Bragelonne konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

»Das ist ein armes, betrübtes Herz,« sagte er, an Madame denkend.

Dann in einem mitleidigen Hinblick auf Monsieur fügte er bei:

»Und das ist ein armer, sehr bedrohter Gatte; wohl ihm, daß er ein großer Fürst ist und eine Armee hat, um sein Gut zu bewachen.«

Bragelonne beobachtete eine Zeit lang das Benehmen der beiden Seufzenden, horchte auf das unhöfliche Schnarchen von Manicamp, welcher mit eben so großem Stolz schnarchte, als hätte er sein blaues Kleid statt seines violetten gehabt, und wandte sich gegen den Wind, der ihm den entfernten Gesang einer Nachtigall brachte; dann nachdem er seinen Vorrat an Melancholie — auch eine Krankheit der Nacht — eingetan hatte, kehrte er in sein Zelt zurück und dachte für seine eigene Rechnung, daß vielleicht vier bis sechs Augen, so glänzend wie die von Guiche und Buckingham, nach *seinem* Idol im Schlosse von Blois schmachteten.

»Und Fräulein von Montalais ist keine ganz solide Garnison,« sagte er leise, während er zugleich laut seufzte.



XVII.

Vom Havre nach Paris.

Am andern Tage fanden die Feste mit allem Gepränge und mit allem Jubel Statt, wie dies bei den Mitteln des Harre und der Stimmung der Geister nur immer möglich war.

Während der letzten Stunden, die man hier zubrachte, hatte man Vorkehrungen zur Abreise getroffen.

Madame stieg, nachdem sie von der englischen Flotte Abschied genommen und ihre Flagge begrüßend zum letzten Mal ihr Vaterland gegrüßt hatte, inmitten einer glänzenden Eskorte in den Wagen.

Der Graf von Guiche hoffte, der Herzog von Buckingham würde mit dem Admiral nach England zurückkehren, aber es gelang Buckingham, der Königin darzutun, es wäre eine Unschicklichkeit, Madame beinahe allein in Paris ankommen zu lassen.

Sobald der Punkt, daß Buckingham Madame begleiten sollte, festgestellt war, wählte der junge Herzog einen Hof von Edelleuten und Offizieren, mit der Bestimmung, sein eigenes Gefolge zu bilden, so daß eine ganze Armee, das Gold und die glänzenden Demonstrationen in den Städten und den Dörfern, durch die sie kam, ausstreuend, nach Paris marschierte.

Das Wetter war herrlich. Frankreich ist schön anzuschauen, besonders von der Straße aus, der der Zug folgte. Der Frühling warf seine balsamischen Blüten und Blätter vor die Schritte dieser Jugend. Die ganze Normandie mit ihrer fruchtbaren Vegetation, mit ihren blauen Horizonten, mit ihren silbernen Flüssen stellte sich wie ein Paradies für die neue Schwester des Königs dar.

Es gab nur Feste und Berausungen auf dem Wege. Guiche und Buckingham vergaßen Alles; Guiche, um die neuen Versuche des Engländers zurückzudrängen, Buckingham, um in dem Herzen der Prinzessin eine lebhaftere Erinnerung an das Vaterland zu erwecken, woran sich das Andenken an glückliche Tage knüpfte.

Leider aber konnte der Herzog wahrnehmen, daß sich das Bild

seines teuren Englands von Tag zu Tag im Geiste von Madame immer mehr verwischte, je tiefer sich darin die Liebe für Frankreich einprägte.

Er konnte wahrnehmen, daß alle seine kleinen Aufmerksamkeiten keine dankbare Anerkennung hervorriefen, und er mochte immerhin voll Anmut auf einem der stolzesten, brausendsten Rosse des Yorkshire einherreiten, die Augen der Prinzessin verweilten nur zufällig und nebenbei auf ihm.

Vergebens versuchte er es, um einen von den im Raume umherirrenden oder anderswo haftenden Blicken auf sich zu lenken, die tierische Natur Alles hervorbringen zu lassen, was sie an Kraft, Stärke, Zorn und Gewandtheit zu vereinigen vermag; vergebens sprengte er, sein Roß mit den feurigen Nüstern übermäßig aufstachelnd, hin, auf die Gefahr, sich tausendmal an den Bäumen zu zerschellen, in die Gräben, über die Schranken oder jähe Bergabhänge hinabzustürzen, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte Madame einen Augenblick den Kopf um und kehrte dann leicht lächelnd zu ihren treuen Wächtern Raoul und Guiche zurück, welche ruhig an den Schlägen ihres Wagens ritten.

Da fühlte sich Buckingham von allen Qualen der Eifersucht heimgesucht; ein unbekannter, unerhörter, brennender Schmerz durchzog seine Adern und lagerte sich in seinem Herzen; um zu beweisen, daß er seine Tollheit einsehe und durch die demütigste Unterwürfigkeit das Unrecht seiner Unbesonnenheiten sühnen wolle, bezähmte er sein Pferd und nötigte es ganz tiefend von Schweiß ganz weiß von dickem Schaum, bei der Carosse unter der Menge der Höflinge an seinem Gebiß zu nagen.

Zuweilen erhielt er zum Lohn ein Wort von Madame, und dieses Wort kam ihm noch wie ein Vorwurf vor.

»Gut, Herr von Buckingham,« sagte sie, »nun seid Ihr vernünftig.«

Oder ein Wort von Raoul.

»Ihr tötet Euer Pferd, Herr von Buckingham.«

Buckingham hörte Raoul geduldig an, denn er fühlte instinctartig, ohne daß er irgend einen Beweis dafür hatte, daß Raoul Guiche in seinen Gefühlen mäßigte, und daß ohne Raoul

schon irgend ein toller Schritt, sei es von Seiten des Grafen oder von ihm, Buckingham, einen Bruch, ein Ärgernis, eine Verbannung vielleicht herbeigeführt hätte.

Seit dem bekannten Gespräch, das die zwei jungen Leute vor dem Zelte im Havre gehabt hatten, wobei dem Herzog von Raoul die Unschicklichkeit seiner Kundgebungen fühlbar gemacht worden war, wurde Buckingham unwillkürlich zu Raoul hingezogen.

Oft knüpfte er eine Unterredung mit ihm an, und beinahe immer geschah es, um mit ihm von seinem Vater oder von d'Artagnan, ihrem gemeinschaftlichen Freund, zu sprechen, für den Buckingham beinahe eben so sehr begeistert war, als Raoul.

Raoul liebte es besonders, die Unterhaltung auf diesen Gegenstand vor Herrn von Wardes zu bringen, der während der ganzen Reise von der Überlegenheit von Bragelonne und besonders von seinem Einfluß auf den Geist von Guiche verletzt war.

Herr von Wardes besaß das seine, forschende Auge, das jede schlimme Natur auszeichnet; er hatte sogleich die Traurigkeit von Guiche und sein verliebtes Aufstreben zu der Prinzessin bemerkt.

Statt diesen Gegenstand mit der Zurückhaltung von Raoul zu behandeln, statt auf eine würdige Weise, wie der letztere, die Convenienzen und die Pflichten zu beobachten, griff Wardes entschlossen die beständig tönende Saite jugendlicher Kühnheit und selbstsüchtigen Stolzes an.

So geschah es, daß eines Abends, als man in Mantes anhielt, während Guiche und Wardes auf eine Schranke gestützt mit einander plauderten, während Buckingham und Raoul auf und abgehend mit einander sprachen und Manicamp den Prinzessinnen den Hof machte, die ihn wegen seines geschmeidigen Geistes, seiner mildfreundlichen Manieren und seines versöhnlichen Charakters ganz zutraulich behandelten, Wardes zu dem Grafen sagte:

»Bekenne,« daß Du sehr krank bist und daß Dich Dein Hofmeister nicht heilt.«

»Ich verstehe Dich nicht,« erwiderte der Graf.

»Das ist doch leicht zu verstehen; Du vertrocknest vor Liebe.«

»Tollheit, Wardes, Tollheit!«

»Ja, ich gebe zu, es wäre eine Tollheit, wenn Madame für Dein Märtyrertum gleichgültig bliebe, aber sie bemerkt es, dergestalt, daß sie sich kompromittiert, und ich befürchte in der Tat, bei unserer Ankunft in Paris dürfte Dein Hofmeister, Herr von Bragelonne Euch Beide anzeigen.«

»Wardes! Wardes! abermals ein Angriff auf Bragelonne!«

»Genug der Kinderei!« versetzte mit leiser Stimme der böse Genius des Grafen, »Du weißt so gut wie ich, was ich Alles sagen will; Du siehst wohl, daß der Blick der Prinzessin milder, freundlicher wird, wenn sie mit Dir spricht; Du erkennst an dem Ton ihrer Stimme, daß sie die Deinige gern hört; Du fühlst, daß sie die Verse versteht, die Du ihr vorsprichst, und wirst nicht leugnen, daß sie Dir jeden Morgen sagt, sie habe schlecht geschlafen?«

»Das ist wahr, Wardes, es ist wahr, doch wozu sagst Du mir dies Alles?«

»Ist es nicht wichtig, die Dinge klar zu sehen?«

»Nein, wenn einen die Dinge, die man sieht, verrückt machen können,« erwiderte Guiche.

Und er wandte sich voll Unruhe gegen die Prinzessin um, als wollte er, während er die Einflüsterungen von Wardes zurückwies, die Bestätigung derselben in ihren Augen lesen.

»Ah! ah!« sagte Wardes, »sieh da, sie ruft Dir, hörst Du? Benütze die Gelegenheit, der Hofmeister ist nicht da.«

Guiche hielt es nicht mehr länger aus; eine unwiderstehliche Anziehungskraft riß ihn zu der Prinzessin hin.

Wardes schaute ihm lächelnd nach, als er sich entfernte.

»Ihr täuscht Euch, mein Herr,« sagte plötzlich Raoul, indem er sich über die Schranke schwang, an welche sich einen Augenblick vorher die zwei Sprechenden angelehnt hatten, »der Hofmeister ist da und hört Euch.«

Bei der Stimme von Raoul, den er erkannte, ohne daß er nach ihm umzuschauen brauchte, zog Wardes halb seinen Degen.

»Steckt Euren Degen ein,« sagte Raoul, »Ihr wisst wohl, daß während der Reise, die wir vollbringen, jede Demonstration dieser Art unnütz wäre. Steckt Euren Degen wieder ein, haltet aber auch Eure Zunge im Zaum. Warum gießt ihr in das Herz desjenigen,

welchen Ihr Euren Freund nennt, alle Galle, die das Eurige zernagt? Mich wollt Ihr einen rechtschaffenen Mann, einen Freund meines Vaters und der Meinigen hassen machen; den Grafen wollt Ihr zu einer Liebe für eine Frau aufstacheln, die Eurem Gebieter bestimmt ist. In der Tat, mein Herr, Ihr wäret ein schändlicher Verräter in meinen Augen, würde ich Euch nicht mit mehr Recht als einen Narren betrachten.«

»Mein Herr,« rief Wardes außer sich, »ich täuschte mich also nicht, als ich Euch einen Hofmeister nannte! Der Ton, den Ihr Euch anmaßt, die Formen, die Ihr gebraucht, sind die eines geißelsüchtigen Jesuiten und nicht eines Edelmanns. Ich bitte Euch, gebt mir gegenüber diese Formen und diesen Ton auf. Ich hasse Herrn d'Artagnan, weil er eine Schändlichkeit gegen meinen Vater begangen hat.«

»Ihr lügt, mein Herr,« erwiderte Raoul ganz kalt.

»Ah! Ihr wollt mich Lügen strafen, mein Herr!« rief Wardes.

»Warum nicht, wenn das, was Ihr sagt, falsch ist.«

»Ihr straft mich Lügen und nehmt nicht den Degen in die Hand?«

»Mein Herr, ich habe mir gelobt, Euch nicht eher zu töten, als bis wir Madame ihrem Gemahl übergeben haben.«

»Mich töten! Euer Rutenbündel tötet nicht, Herr Schulfuchs!«

»Nein,« entgegnete Raoul kalt, »doch der Degen von d'Artagnan tötet; und ich habe nicht nur diesen Degen, sondern er hat mich auch denselben handhaben gelehrt, und mit diesem Degen werde ich zu geeigneter Zeit seinen von Euch verletzten Namen rächen.«

»Mein Herr,« rief Wardes, »nehmt Euch in Acht! Wenn Ihr mir nicht auf der Stelle Genugtuung gebt, so wird mir jedes Mittel gut sein, um mich zu rächen.«

»Ho! ho!« sagte Buckingham, der plötzlich auf dem Schauplatz erschien, »das ist eine Drohung, die am Mord hinstreift und folglich für einen Edelmann von sehr schlechtem Geschmack zeugt.«

»Was sagt Ihr, Herr Herzog?« fragte Wardes, sich umwendend.

»Ich sagte, Ihr habet Worte gesprochen, die in meinen englischen Ohren schlecht klingen.«

»Nun wohl! mein Herr,« rief Wardes außer sich, »wenn das, was Ihr sprecht, wahr ist, so finde ich wenigstens in Euch einen Mann, der mir nicht durch die Finger schlüpfen wird. Nehmt also meine Worte, wie Ihr sie versteht.«

»Ich nehme sie, wie ich muß,« erwiderte Buckingham mit dem ihm eigentümlichen hochmütigen Ton, der selbst bei einem gewöhnlichen Gespräch das, was er, sagte, wie eine Herausforderung klingen ließ; »Ihr beleidigt Herrn von Bragelonne, Ihr werdet mir für diese Beleidigung Genugtuung geben.«

Wardes warf einen Blick auf Bragelonne, der, seiner Rolle getreu, selbst vor der Herausforderung des Herzogs ruhig und kalt blieb.

»Es scheint nicht,« sagte er, »es scheint nicht, daß ich Herrn von Bragelonne beleidige, da Herr von Bragelonne, der einen Degen an seiner Seite hat, sich nicht als beleidigt betrachtet,«

»Ihr beleidigt aber doch irgend Jemand?«

»Ja, ich beleidige Herrn d'Artagnan,« erwiderte Wardes, der bemerkt hatte, daß dieser Name der einzige Stachel war, mit dem er den Zorn von Raoul erregen konnte.

»Dann ist es etwas Anderes,« sagte Buckingham.

»Nicht wahr?« rief Wardes, »es geziemt sich also für die Freunde von Herrn d'Artagnan, diesen zu verteidigen.«

»Ich bin vollkommen Eurer Meinung,« erwiderte der Engländer, der sein ganzes Phlegma wiedergefunden hatte, »für den beleidigten Herrn von Bragelonne konnte ich vernünftiger Weise nicht wohl die Partei von Herrn von Bragelonne nehmen, da er da ist; sobald es aber Herrn d'Artagnan betrifft . . . «

»Überlaßt Ihr mir den Platz, nicht wahr, mein Herr?« sagte Wardes.

»Nein, im Gegenteil, ich ziehe vom Leder,« erwiderte Buckingham, während er seinen Degen aus der Scheide zog, »denn wenn Herr d'Artagnan Euren Vater beleidigt hat, so hat er meinem Vater einen großen Dienst geleistet, oder wenigstens zu leisten versucht.«

Wardes machte eine Bewegung des Erstaunens.

»Herr d'Artagnan,« fuhr Buckingham fort, »ist der galanteste

Edelmann, den ich kenne. Ich wäre also, da ich ihm persönlich verpflichtet bin, entzückt, diese Verpflichtung an Euch durch einen Degenstich zu bezahlen.«

Zu gleicher Zeit zog Buckingham anmutig seinen Degen, begrüßte Raoul und legte sich aus.

Wardes machte einen Schritt, um den Stahl zu kreuzen.

»Ruhig, ruhig, meine Herren!« sagte Raoul, indem er vortrat und seinen entblößten Degen zwischen den Kämpfenden ausstreckte, »dies Alles ist nicht der Mühe wert, Daß man sich beinahe unter den Augen der Prinzessin erwürgt; Herr von Wardes sagt Schlimmes von Herrn d'Artagnan, doch er kennt Herrn d'Artagnan nicht einmal.«

Wardes knirschte mit den Zähnen, senkte seine Degenspitze auf das Ende seines Stiefels und rief:

»Ho! ho! Ihr sagt, ich kenne Herrn d'Artagnan nicht?«

»Oh! nein, Ihr kennt ihn nicht,« erwiderte Raoul kalt, »Ihr wisst sogar nicht einmal, wo er ist.«

»Ich weiß wo, wo er ist?«

»Allerdings, es muß so sein, da Ihr in Beziehung auf ihn Streit mit einem Fremden anfangt, statt Herrn d'Artagnan da aufzusuchen, wo er ist.«

Wardes erbleichte.

»Nun, mein Herr, ich will es Euch sagen, wo er ist,« fuhr Raoul fort, »Herr d'Artagnan ist in Paris; er wohnt im Louvre, wenn er den Dienst hat, in der Rue des Lombards, wenn er ihn nicht hat; Herr d'Artagnan läßt sich ganz sicher in der einen oder der andern von diesen Wohnungen finden: bei all dem Groll, den Ihr gegen Ihn hegt, seid Ihr kein mutiger Mann, wenn Ihr ihn nicht aufsucht, damit er Euch die Genugtuung gibt, die Ihr von aller Welt, nur nicht von ihm zu fordern scheint.«

Wardes wischte seine von Schweiß triefende Stirne ab, und Raoul sprach weiter:

»Pfui! Herr von Wardes, es ist unanständig, ein solcher Raufer zu sein, während wir Edikte gegen das Duell haben. Bedenkt wohl, der König würde wegen unseres Ungehorsams gegen uns aufgebracht werden, besonders in einem solchen Augenblick, und der König hätte Recht.«

»Entschuldigungen,« murmelte Wardes, »Vorwände.«

»Geht doch!« versetzte Raoul, »Ihr sprecht da ungewaschenes Zeug, mein lieber Herr von Wardes; Ihr wisst wohl, daß der Herr Herzog von Buckingham ein tapferer Mann ist, der das Schwert zehnmal gezogen hat und sich auch wohl elfmal schlagen wird. Was Teufels, er führt einen Namen, der verpflichtet! Was mich betrifft, so wisst Ihr wohl, nicht wahr? daß ich mich auch schlage. Ich habe mich bei Sens, bei Bleneau, auf den Dünen, vor den Kanonieren, hundert Schritte vor der Linie geschlagen, während Ihr, beiläufig gesagt, hundert Schritte dahinter wart. Allerdings fanden sich dort viel zu viele Menschen, als daß man Eure Tapferkeit hätte sehen können, und deshalb verbargt Ihr sie; hier aber wäre es ein Schauspiel, ein Skandal; Ihr wollt von Euch sprechen machen, gleichviel auf welche Art . . . Rechnet nicht auf mich, Herr von Wardes, daß ich Euch bei Eurem Plan unterstütze; ich werde Euch dieses Vergnügen nicht gewähren.«

»Das ist voll Vernunft,« sagte Buckingham, seinen Degen wieder einsteckend, »und ich bitte Euch um Verzeihung, Herr von Bragelonne, daß ich mich von einer ersten Bewegung habe hinreißen lassen.«

Doch im Gegenteil wütend, machte Herr von Wardes einen Sprung vorwärts und bedrohte mit dem Degen ausfallend Raoul, der nur noch Zeit hatte, eine Quartparade zu erreichen.

»Ei! mein Herr,« sagte Bragelonne ruhig, »nehmt Euch doch in Acht, Ihr werdet mir ein Auge ausstoßen.«

»Ihr wollt Euch also nicht schlagen?« schrie Wardes.

»Für den Augenblick nicht; doch hört, was ich Euch verspreche, sobald wir in Paris angekommen sind: ich führe Euch zu Herrn d'Artagnan, dem Ihr erzählt, worüber Ihr Euch zu beschweren habt. Herr d'Artagnan wird den König um Erlaubnis bitten, Euch einen Degenstich beibringen zu dürfen. Der König wird es Euch gestatten, und wenn Ihr den Degenstich empfangen habt, nun mein lieber Herr von Wardes, so werdet Ihr mit ruhigerem Auge die Vorschriften des Evangeliums betrachten, die uns Beleidigungen vergessen heißen.«

»Ah!« rief Wardes wütend über diese Kaltblütigkeit, »man sieht wohl, daß Ihr halb Bastard seid, Herr von Bragelonne.«

Raoul wurde bleich wie sein Hemdkragen; sein Auge schleuderte einen Blitz, der Wardes zurückweichen machte.

Buckingham selbst war davon geblendet und warf sich zwischen die zwei Gegner, die er auf einander losstürzen zu sehen erwartete.

Herr von Wardes hatte diese Beleidigung zur letzten aufbewahrt; er preßte krampfhaft seinen Degen in seiner Faust und erwartete den Anfall.

»Ihr habt Recht, mein Herr,« sagte Raoul, indem er sich gewaltig gegen sich selbst anstrengte, »ich kenne nur den Namen meines Vaters, doch ich weiß zu gut, wie sehr der Herr Graf de la Fère ein Mann von redlichem, ehrenhaftem Charakter ist, um einen Augenblick zu befürchten, wie Ihr zu sagen scheint, es hafte ein Flecken auf meiner Geburt. Daß ich den Namen meiner Mutter nicht kenne, ist also nur ein Unglück für mich und keine Schmach. Ihr aber ermangelt der Biederkeit, der Höflichkeit, daß Ihr mir ein Unglück zum Vorwurf macht. Gleichviel, die Beleidigung besteht, und diesmal halte ich mich für beleidigt. Es ist also abgemacht, sobald Ihr Euren Streit mit Herrn d'Artagnan ausgefochten, sollt Ihr mit mir zu tun haben, wenn es Euch gefällig ist.«

»Ho! ho!« erwiderte Wardes mit einem bitteren Lächeln, »Ich bewundere Eure Klugheit, mein Herr, so eben verspricht Ihr mir einen Degenstich von Herrn d'Artagnan, und nach diesem schon von mir empfangenen Stich bietet Ihr mir den Eurigen an.«

»Seid unbesorgt,« entgegnete Raoul mit dumpfem Zorn, »Herr d'Artagnan ist ein, im Waffenhandwerk geschickter Mann, und ich werde ihn bitten, daß er für Euch tut, was er für Euren Herrn Vater getan hat, nämlich daß er Euch nicht ganz tötet, sondern mir das Vergnügen läßt, wenn Ihr geheilt seid, Euch im Ernste tot zu stechen, denn Ihr seid ein schlimmes Herz, Herr von Wardes, und man vermöchte in der Tat nicht vorsichtig genug gegen Euch zu sein.«

»Mein Herr, seid unbesorgt, ich werde gegen Euch selbst Vorsichtsmaßregeln nehmen,« rief Wardes.

»Mein Herr,« sprach Buckingham, »erlaubt mir, Eure Worte durch einen Rat zu übersetzen, den ich Herrn von Bragelonne geben werde: Herr von Bragelonne, trägt einen Panzer.«

Herr von Wardes ballte die Fäuste und rief:

»Ah! ich verstehe: diese Herren warten den Augenblick ab, wo sie ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen haben werden, um sich mit mir zu messen.«

»Gut, mein Herr,« sprach Raoul, »da Ihr durchaus wollt, endigen wir.«

Er tat einen Schritt gegen Wardes und streckte seinen Degen vor.

»Was macht Ihr?« fragte Buckingham.

»Seid ruhig, es wird nicht lange dauern,« antwortete Raoul.

Wardes nahm seine Stellung; die Degen kreuzten sich.

Wardes stürzte mit einer solchen Hast auf Raoul los, daß es Buckingham beim ersten Zusammenstoßen der Degen klar war, Raoul schon seinen Gegner.

Buckingham wich einen Schritt zurück und schaute dem Kampfe zu.

Raoul war ruhig, als spielte er mit einem Rappier, statt mit einem Degen zu spielen; er löste seine bis an den Griff gebundene Klinge, zog sich einen Schritt zurück, parierte mit Gegenstößen, die drei bis vier Stöße, welche Wardes gegen ihn tat, dann auf eine Drohung in Tiefquart, welche Wardes durch den Zirkel parierte, band er dessen Degen und schleuderte ihn zwanzig Schritte über die Schranke hinaus.

Hiernach, da Wardes entwaffnet und betäubt stehen blieb, steckte Raoul seinen Degen wieder in die Scheide, packte seinen Gegner am Kragen und am Gürtel und warf ihn ebenfalls bebend und brüllend über die Schranke.

»Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!« murmelte Herr von Wardes, während er aufstand und seinen Degen aufhob.

»Ei! bei Gott! seit einer Stunde wiederhole ich Euch nichts Anderes,« sagte Raoul.

Nach diesen Worten wandte er sich gegen Buckingham um und sprach:

»Herzog, ich ersuche Euch, nicht ein Wort von Allem, was hier vorgefallen ist, zu verraten! ich schäme mich, daß ich so weit gegangen bin, doch der Zorn hat mich fortgerissen . . . ich bitte Euch um Verzeihung; vergeßt.«

»Ah! lieber Vicomte,« erwiderte der Herzog, diese zugleich so derbe und so redliche Hand drückend, »Ihr werdet mir im Gegenteil erlauben, mich zu erinnern und Eures Heils zu gedenken; dieser Mensch ist gefährlich, er wird Euch töten.«

»Mein Vater hat zwanzig Jahre unter der Drohung eines noch furchtbareren Feindes gelebt und ist nicht gestorben. Ich bin von einem Blut, das Gott beschützt, Herr Herzog.«

»Euer Vater hatte gute Freunde, Vicomte.«

»Ja,« seufzte Raoul, »Freunde, wie es keine mehr gibt.

»Oh! ich bitte Tuch, sagt das nicht in dem Augenblick, wo ich Euch meine Freundschaft anbiete.«

Und Buckingham öffnete seine Arme Bragelonne, der mit Freuden den ihm angebotenen Bund annahm.

»In meiner Familie stirbt man für diejenigen, welche man liebt, Ihr wisst das, Herr von Bragelonne,« fügte Buckingham bei.

»Ja, Herzog, ich weiß es,« antwortete Raoul.

XVIII.

Was der Chevalier von Lorraine von Madame dachte.

Nichts störte mehr die Sicherheit der Reise.

Unter einem Vorwand, der kein großes Aufsehen machte, entschlüpfte Herr von Wardes, um voraus zu reisen.

Er nahm Manicamp mit, dessen gleichmäßiger, träumerischer Humor ihm als Balance diene.

Es ist zu bemerken, daß streitsüchtige, unruhige Geister stets eine Verbindung mit sanften und schüchternen Charakteren zu schließen finden, als ob die Einen in diesem Kontrast eine Rast für ihren Humor, die Andern eine Wehr für ihre eigene Schwäche suchten.

Buckingham und Bragelonne, welche Herrn von Guiche in ihre Freundschaft einweihten, bildeten den ganzen Weg entlang ein Concert von Lobeserhebungen zu Ehren der Prinzessin.

Nun hatte es Bragelonne dahin gebracht, daß dieses Concert in Terzetten gegeben wurde, statt durch Solos, wie dies bei Guiche und seinem Nebenbuhler zur gefährlichen Gewohnheit geworden zu sein schien.

Diese Harmoniemethode gefiel Madame Henriette, der Königin Mutter, ungemein; sie entsprach vielleicht nicht eben so sehr dem Geschmack der Prinzessin, welche gefallsüchtig war wie ein Dämon und, ohne Furcht für ihre Tugend, die Gelegenheiten zur Gefahr sehr liebte. Sie hatte in der Tat eines von den mutigen, verwegenen Herzen, die sich in den Extremen des Zartgefühls gefallen und das Eisen mit einem gewissen Appetit nach der Wunde suchen.

Ihr Lächeln, ihre Blicke, ihre Toiletten, unerschöpfliche Wurfgeschosse, regneten auch auf die drei jungen Leute, durchlöcherten sie, und aus diesem bodenlosen Arsenal gingen noch Blicke, Kußhände und tausend andere Wonnen hervor, welche in der Ferne die Edelleute vom Gefolge, die Bürger, die Beamten der Städte, durch die man kam, die Pagen, das Volk, die

Lackeien treffen sollten; es war eine allgemeine Verheerung, eine universelle Verwüstung.

Als Madame in Paris ankam, hatte sie unter Weges hunderttausend Verliebte gemacht, und sie brachte nach Paris ein halbes Dutzend Narren und zwei Verrückte.

Raoul allein, der alles Verführerische dieser Dame erriet und, weil er das Herz voll hatte, keinen leeren Raum bot, wo ein Pfeil eindringen konnte. Raoul kam kalt und mißtrauisch in die Hauptstadt des Reiches.

Auf dem Wege sprach er zuweilen mit der Königin von England von dem berausenden Zauber, den Madame um sich her verbreitete, und die Mutter, welche durch so viele Mißgeschicke und Täuschungen erfahren geworden war, antwortete ihm:

»Henriette mußte eine Illustre sein, war sie nun auf dem Thron oder in der Dunkelheit geboren; denn sie ist eine Frau von Einbildungskraft, von Laune und Willen.«

Als Vortrab und Couriere hatten Herr von Wardes und Manicamp die Ankunft der Prinzessin verkündigt. Der Cortége sah in Wantes eine glänzende Eskorte von Reitern und Wagen erscheinen.

Es war Monsieur, der, gefolgt vom Chevalier von Lorraine und seinen Günstlingen, welchen wiederum ein Teil der Haustruppen des Königs folgte, seine königliche Braut begrüßen wollte.

In Saint-Germain hatten die Prinzessin und ihre Mutter die etwas schwerfällige, von der Reise ein wenig angestrengte Kutsche gegen eine elegante und reiche, von sechs weißen, mit Gold geschirrten Pferden gezogene Carosse vertauscht.

In diesem Wagen erschien wie auf einem Throne unter dem seidenen, mit Fransen, von Federn geschmückten Sonnenschirme die junge und schöne Prinzessin, deren strahlendes Gesicht die rosigen, für ihre perlmutterartige Haut so zarten Reflexe empfing.

Als Monsieur zu der Carosse kam, war er von diesem Glanze so ergriffen, er bezeugte seine Bewunderung in so bestimmten Worten, daß der Chevalier von Lorraine in der Gruppe der Höflinge die Achseln zuckte und Guiche und Buckingham sich im Herzen getroffen fühlten.

Nachdem die Artigkeiten ausgetauscht und die Zeremonien erfüllt waren, schlug der ganze Cortége langsam den Weg nach Paris ein.

Die Vorstellungen hatten auf eine leichte Weise stattgefunden. Herr von Buckingham war Monsieur mit den anderen englischen Edelleuten bezeichnet worden.

Monsieur hatte Allen eine sehr oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt.

Unter Weges aber, als er den Herzog sich mit demselben Eifer wie gewöhnlich an die Schläge des Wagens drängen sah, fragte er den Chevalier von Lorraine, seinen Unzertrennlichen:

»Wer ist dieser Kavalier?«

»So eben hat man ihn Eurer Hoheit vorgestellt,« antwortete der Chevalier, »es ist der schöne Herzog von Buckingham.«

»Ah! es ist wahr.«

»Der Ritter von Madame,« fügte der Günstling mit einem Ton und mit einem Nachdruck bei, den nur die Neidischen allein den einfachsten Sätzen zu geben vermögen.

»Wie? was willst Du damit sagen?« fragte der Prinz, immer weiter reitend.

»Ich habe gesagt, der Ritter.«

»Madame hat also einen Ritter mit Titel?«

»Mir scheint, Ihr müßt das bemerken, wie ich; seht nur wie sie Beide mit einander lachen und tolln.«

»Alle Drei.«

»Wie, alle Drei?«

»Gewiß, Du siehst wohl, daß Guiche dabei ist.«

»Allerdings, ich sehe es, . . . Doch was beweist das? daß Madame statt eines Ritters zwei hat.«

»Du begiftest Alles, Schlange.«

»Ich begifte nichts . . . Ah! welch einen schlimmen Geist habt Ihr! Man macht Eurer Frau die Honneurs von Frankreich, und Ihr seid nicht damit zufrieden.«

Der Herzog von Orleans fürchtete das satyrische Übersprudeln des Chevalier, wenn er es bis zu einer gewissen Stärke gesteigert hätte, und brach kurz ab.

»Die Prinzessin ist hübsch,« sagte er nachlässig, als ob es sich um eine Fremde handelte.

»Ja,« erwiderte der Chevalier in demselben Ton.

»Du sagst dieses Ja wie ein Nein. Sie hat sehr schöne schwarze Augen, wie mir scheint.«

»Kleine.«

»Es ist wahr, aber glänzend. Sie ist vortheilhaft gewachsen.«

»Der Wuchs ist ein wenig verdorben, Monseigneur,«

»Ich leugne es nicht. Die Miene ist edel.«

»Aber das Gesicht mager.«

»Die Zähne kommen mir bewunderungswürdig vor.«

»Man sieht sie. Der Mund ist, Gott sei Dank! ziemlich groß. Ich hatte entschieden Unrecht, Monseigneur, Ihr seid viel schöner als Eure Frau.«

»Sprich, findest Du auch, daß ich schöner bin, als Buckingham?«

»Oh ja! und er fühlt es wohl, denn seht, er verdoppelt seine Bestrebungen bei Madame, damit Ihr ihn nicht in den Schatten stellt.«

Monsieur machte eine Bewegung der Ungeduld, da er aber ein Lächeln des Triumphes über die Lippen des Chevalier hinschweben sah, so setzte er sein Pferd wieder in Schritt und sagte:

»Warum sollte ich mich im Ganzen länger um meine Base kümmern? Kenne ich sie nicht? Bin ich nicht mit ihr erzogen worden? Habe ich sie nicht als Kind im Louvre gesehen?«

»Ah! verzeiht, mein Prinz, es ist eine Veränderung bei ihr vorgegangen,« erwiderte der Chevalier. »In der Periode, von der Ihr sprecht, war sie minder glänzend und hauptsächlich etwas minder stolz, — an jenem Abend besonders, erinnert Ihr Euch Monseigneur? wo der König nicht mit ihr tanzen wollte, weil er sie häßlich und schlecht gekleidet fand.«

Diese Worte ließen den Herzog von Orleans die Stirne falten. Es war in der Tat sehr wenig schmeichelhaft für ihn, eine Prinzessin zu heiraten, aus der sich der König in ihrer Jugend nicht viel gemacht hatte.

Er war vielleicht im Begriff, zu antworten, doch in diesem Augenblick verließ Guiche den Wagen, um sich dem Prinzen zu nähern.

Er hatte von ferne den Prinzen und den Chevalier gesehen, und er schien, mit besorgtem Ohr, die Worte erraten zu wollen, die zwischen Monsieur und seinem Günstling ausgetauscht worden waren.

War es Treulosigkeit, war es Unverschämtheit, der Letztere nahm sich nicht die Mühe, sich zu verstellen.

»Graf!« sagte er, »Ihr habt einen guten Geschmack.«

»Ich danke für das Kompliment,« erwiderte Guiche, »doch aus welcher Veranlassung sagt Ihr mir das?«

»Ah! ich berufe mich auf Seine Hoheit.«

»Allerdings,« sprach Monsieur, »Guiche weiß wohl, daß ich ihn für einen vollkommenen Kavalier halte.«

»Nachdem dies festgestellt ist, fahre ich fort, Graf: nicht wahr, Ihr seid seit acht Tagen bei Madame?«

»Ja,« antwortete Guiche, unwillkürlich errötend.

»Nun, so sagt uns offenherzig, was Ihr von ihrer Person denkt.«

»Von ihrer Person?« versetzte Guiche erstaunt.

»Ja, von ihrer Person, von ihrem Geist, kurz von ihr . . . «

Verblüfft durch diese Frage, zögerte Guiche, zu antworten.

»Auf, Guiche,« rief der Chevalier lachend, »sage, was Du denkst, sei offenherzig, Monsieur befiehlt es.«

»Ja, ja, sei offenherzig,« sagte der Prinz.

Guiche stammelte ein paar unverständliche Worte.

»Ich weiß wohl, daß dies eine delikate Sache ist,« fuhr der Prinz fort, »doch mir kann man am Ende Alles sagen. Wie findest Du sie?«

Um zu verbergen, was in ihm vorging, nahm Guiche seine Zuflucht zu der einzigen Verteidigung, die in der Macht eines überraschten Menschen liegt, er log und erwiderte:

»Ich finde Madame weder hübsch, noch häßlich, doch eher das Erstere.«

»Ah! lieber Graf,« rief der Chevalier, »Ihr, der Ihr bei dem Anblick des Portraits in eine so laute Extase geraten seid!«

Guiche errötete bis über die Ohren. Zum Glück half ihm sein etwas lebhaftes Pferd durch einen Seitensprung seine Rothe verbergen.

»Das Portrait,« murmelte er, während er sich wieder näherte, »welches Portrait?«

Der Chevalier hatte ihn nicht mit dem Blick verlassen.

»Ja, das Portrait. War denn die Miniatur nicht ähnlich?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe das Portrait vergessen; es hat sich in meinem Geist verwischt.«

»Es machte aber doch einen so lebhaften Eindruck auf Euch,« sagte der Chevalier.

»Das ist möglich.«

»Hat sie wenigstens Geist?« fragte der Herzog.

»Ich glaube, Monseigneur.«

»Und Herr von Buckingham, hat er Geist?« fragte der Chevalier.

»Ich weiß es nicht.«

»Ich bin der Meinung, daß er hat,« sprach der Chevalier, »denn er macht Madame lachen, und sie scheint viel Vergnügen an seiner Gesellschaft zu finden, was einer Frau von Geist nie begegnet, wenn sie in Gesellschaft eines Dummkopfs ist.«

»Dann bat er Geist,« sagte nun der Graf von Guiche, dem plötzlich Raoul zu Hilfe kam, als er ihn dem gefährlichen Chevalier preisgegeben sah, dessen er sich so bemächtigte, daß Lorraine das Gespräch zu verändern genötigt war.

Der Einzug war freudig und glänzend. Um seinen Bruder zu ehren, hatte der König Befehl gegeben, die Dinge prachtvoll zu behandeln.

Madame und ihre Mutter stiegen im Louvre ab, in dem Louvre, wo sie während der Zeit ihrer Verbannung auf eine so schmerzliche Weise die Abgeschiedenheit, die Armut, die Entbehrungen ausgestanden hatten.

Dieser für die unglückliche Tochter von Heinrich IV. ungastfreundliche Palast, diese kahlen Wände, diese eingetretenen Böden, diese mit Spinnengewebe überzogenen Decken, diese weiten marmornen Kamine, woran die Ecken abgestoßen, diese kalten Herde, die vom Almosen des

Parlaments kaum für sie erwärmt worden waren, Alles hatte ein anderes Gesicht bekommen.

Schimmernde Tapeten, dichte Teppiche, glänzende Platten, frische Malereien mit breiten goldenen Rahmen; überall Kandelaber, Spiegel, kostbare Meubles; überall Wachen mit stolzer Haltung und wogenden Federbüschen, ein Volk von Dienern und Höflingen in den Vorzimmern und auf den Treppen.

In diesen Höfen, wo kurz zuvor noch Gras wuchs, als hätte es der undankbare Mazarin für geeignet erachtet, den Parisern zu beweisen, die Verödung und die Unordnung müssen mit der Armut und der Verzweiflung das Gefolge entkräfteter Monarchien sein; in diesen ungeheuren, stummen, trostlosen Höfen tummelten sich nun Kavaliere, deren Rosse aus dem glänzenden Pflaster Tausende von Funken schlugen.

Carossen waren mit schönen und jungen Frauen bevölkert, welche, um sie im Vorbeiziehen zu begrüßen, die Tochter jener Tochter von Frankreich erwarteten, die während ihres Witwenstandes und ihrer Verbannung zuweilen nicht ein Stückchen Holz für ihren Kamin, nicht ein Stückchen Brot für ihren Tisch gesunden hatte, und von den geringsten Dienstboten des Schlosses verachtet worden war.

Madame Henriette kehrte auch in den Louvre mit einem Herz zurück, das, mehr vom Schmerz und von bitteren Erinnerungen angeschwollen, als das ihrer Tochter, einer veränderlichen, vergeßlichen Natur, von Triumph und Freude erfüllt war.

Sie wusste wohl, daß der glänzende Empfang der glücklichen Mutter eines auf den zweiten Thron Europas wiedereingesetzten Königs zu Teil wurde, während der schlechte Empfang an sie, die Tochter von Heinrich IV., die man dafür, daß sie unglücklich, bestrafte, gerichtet gewesen war.«

Nachdem die Prinzessinnen von ihren Wohnungen Besitz ergriffen und ein wenig geruht hatten, nahmen die Männer, die sich auch von ihrer Anstrengung erholt, ihre Gewohnheiten und Arbeiten wieder auf.

Bragelonne fing damit an, daß er seinen Vater aufsuchte.

Athos war wieder nach Blois abgereist.

Er wollte Herrn d'Artagnan besuchen.

Doch mit der neuen Organisierung der Haustruppen des Königs beschäftigt, war d'Artagnan unfindbar geworden.

Bragelonne schlug nun den Weg zu Guiche ein.

Aber der Graf hatte mit seinen Schneidern und mit Manicamp Beratungen, welche den ganzen Tag in Anspruch nahmen.

Beim Herzog von Buckingham war es noch schlimmer.

Dieser kaufte Pferde auf Pferde, Diamanten auf Diamanten. Alles, was Paris an Stickerinnen, Edelsteinhändlern und Schneidern enthielt, nahm er in Beschlag. Es war zwischen Guiche und ihm ein mehr oder minder höflicher Wettstreit, für dessen günstigen Erfolg der Herzog eine Million ausgeben wollte, während der Marschall von Grammont Guiche nur sechzigtausend Livres gegeben hatte.

Buckingham lachte und gab seine Million aus.

Guiche seufzte und hätte sich ohne die Ratschläge von Wardes die Haare ausgerauft.

»Eine Million!« wiederholte Guiche alle Tage, »ich werde unterliegen. Warum will mir der Herr Marschall nicht meinen Antheil an der Erbschaft herausgeben?«

»Weil Du ihn verzehren würdest,« sagte Raoul.

»Ei! was ist daran gelegen! Wenn ich sterben soll, werde ich sterben. Dann brauche ich nichts mehr!«

»Welche Notwendigkeit ist denn vorhanden, daß Du sterben sollst?«

»Ich will nicht in der Eleganz von einem Engländer beilegt sein.«

»Mein lieber Graf,« sprach nun Manicamp, »die Eleganz ist keine kostspielige, sondern eine schwierige Sache,«

»Ja, doch die schwierigen Sachen kosten sehr viel, und ich habe nur sechzigtausend Livres.«

»Bei Gott!« rief Wardes, »Du bist sehr in Verlegenheit; gib so viel aus als Buckingham, das ist nur ein Unterschied von neunmalhundert und vierzigtausend Livres.«

»Wo sie finden?«

»Mache Schulden.«

»Ich habe schon.«

»Ein Grund mehr.«

Diese Ratschläge stachelten Guiche am Ende so auf, daß er Torheiten beging, während Buckingham seine Million ausgab.

Als sich das Gerücht von diesen Verschwendungen verbreitete, heiterten sich die Gesichter von allen Kaufleuten von Paris auf, und vom Hotel von Buckingham bis zum Hotel Grammont träumte man von Wundern.

Während dieser Zeit ruhte Madame aus und Bragelonne schrieb an Fräulein de la Vallière.

Schon vier Briefe waren aus seiner Feder hervorgegangen, und nicht eine Antwort kam an, als am Morgen der Hochzeitfeier, welche im Palais-Royal statthaben sollte, Raoul, der eben im Ankleiden begriffen war, einen Diener melden hörte:

»Herr von Malicorne.«

»Was will dieser Malicorne von mir?« dachte Raoul.

»Laßt ihn warten,« sagte er zu dem Lackei, »Es ist ein Herr von Blois,« erwiderte der Diener.

»Ah! laßt ihn eintreten!« rief Raoul lebhaft.

Malicorne trat ein, schön wie ein Gestirn und einen herrlichen Degen an der Seite.

Nachdem er sich sehr anmutig verbeugt hatte, sprach er:

»Herr von Bragelonne, ich überbringe Euch tausend Artigkeiten von einer Dame.«

Raoul errötete.

»Von einer Dame,« sagte er, »von einer Dame von Blois?«

»Ja, mein Herr, von Fräulein von Montalais.«

»Ah! ich danke; ich erkenne Euch nun wieder. Und was wünscht Fräulein von Montalais von mir?«

Malicorne zog aus seiner Tasche vier Briefe und reichte sie Raoul.

»Meine Briefe! ist es möglich!« sprach dieser erbleichend, »meine Briefe noch gesiegelt!«

»Diese Briefe, mein Herr, haben die Person, für welche Ihr sie bestimmtet, nicht mehr getroffen, und man schickt sie Euch zurück.«

Fräulein de la Vallière ist von Blois abgereist!« rief Raoul.

»Vor acht Tagen.«

»Und wohin hat sie sich begeben?«

»Sie muß in Paris sein.«

»Aber woher weiß man, daß diese Briefe von mir kamen?«

»Fräulein von Montalais hat Eure Handschrift und Euer Siegel erkannt,« antwortete Malicorne.

Raoul errötete und lächelte.

»Das ist sehr liebenswürdig von Fräulein Aure,« sagte er; »sie ist immer gut und freundlich.«

»Immer.«

»Sie hätte mir sollen eine genaue Auskunft über Fräulein de la Vallière geben. Ich müßte nicht in dem ungeheuren Paris suchen.«

Malicorne zog ein anderes Papier aus seiner Tasche und erwiderte:

»Ihr werdet vielleicht in diesem Brief finden, was Ihr zu wissen wünscht.«

Raoul erbrach hastig das Siegel. Die Schrift war von Fräulein Aure und der Brief enthielt nur folgende Worte:

»Paris, Palais-Royal am Hochzeitstag.«

»Was bedeutet das?« fragte Raoul Malicorne; »Ihr wisst es, mein Herr?«

»Ja, Herr Vicomte.«

»Ich bitte, sagt es mir.«

»Unmöglich, mein Herr.«

»Warum?«

»Weil Fräulein Aure mir verboten hat, es zu sagen.«

Raoul schaute diesen seltsamen Menschen an und blieb stumm.

»Erklärt mir wenigstens,« sprach er, dann, »ob es ein Glück oder ein Unglück für mich ist.«

»Ihr werdet sehen.«

»Ihr seid streng in Eurer Verschwiegenheit.«

»Herr Vicomte, ich bitte Euch um eine Gefälligkeit.«

»Im Austausch für die, welche Ihr mir nicht erzeigt?«

»Ganz richtig.«

»Sprecht.«

»Es ist mein lebhaftester Wunsch, die Zeremonie zu sehen, und ich habe keine Eintrittskarte, trotz aller Schritte, die ich getan, um eine zu bekommen. Könnt Ihr mir Eintritt verschaffen?«

»Gewiß.«

»Tut das für mich, Herr Vicomte, ich flehe Euch an.«

»Ich werde es gern tun, mein Herr, begleitet mich.«

»Ich bin Euer unterthäniger Diener.«

»Ich glaubte, Ihr wäret, ein Freund von Herrn von Manicamp.«

»Ja, mein Herr, doch diesen Morgen, als ich ihm beim Ankleiden zuschaute, war ich Schuld, daß eine Flasche Firnis auf sein neues Gewand fiel; da ging er mit dem Degen auf mich los und ich mußte entfliehen. Deshalb habe ich ihn nicht um eine Karte gebeten. Er hätte mich umgebracht.«

»Das läßt sich begreifen,« sagte Raoul. »Ich kenne Manicamp und weiß, daß er im Stande ist, einen Menschen zu töten, der unglücklicher Weise. das Verbrechen begeht, das Ihr Euch in seinen Augen vorzuwerfen habt; doch ich werde das Übel Euch gegenüber wieder gut machen; ich häkele nur meinen Mantel ein und bin dann bereit, Euch als Führer zu dienen.«

XIX.

Die Überraschung von Fräulein von Montalais.

Die Vermählung von Madame fand im Palais-Royal, in der Kapelle, vor einer Welt streng ausgewählter Höflinge statt.

Doch trotz der hohen Gunst, welche eine Einladung bezeichnete, verschaffte Raoul, seinem Versprechen getreu, Malicorne, der unendlich begierig war, diesen Anblick zu genießen, den erwünschten Eintritt.

Als er sich dieser Verbindlichkeit entledigt hatte, näherte sich Raoul dem Grafen von Guiche; im Widerspruch mit seiner glänzenden Kleidung, zeigte der Graf ein durch den Schmerz so sehr verstörtes Gesicht, daß ihm Buckingham allein, seine übermäßige Blässe und Niedergeschlagenheit streitig machen konnte.

»Nimm Dich in Acht, Graf,« sagte Raoul, der ganz nahe zu seinem Freund trat und ihn in dem Augenblick, wo der Erzbischof die zwei Gatten einsegnete, zu unterstützen sich bereit hielt.

Man sah in der Tat den Prinzen von Condé mit neugierigen Augen diese zwei Bilder der Verzweiflung anschauen, welche starr wie Karyatiden auf beiden Seiten des Schiffes standen.

Der Graf bewachte sich sorgfältiger.

Sobald die Zeremonie vorüber war, begaben sich der König und die Königin in den großen Salon, wo sie sich Madame und ihr Gefolge vorstellen ließen.

Man bemerkte, daß der König, der beim Anblick seiner Schwägerin sehr erstaunt geschienen hatte, dieser die aufrichtigsten Komplimente machte.

Man bemerkte ferner, daß die Königin Mutter einen langen, träumerischen Blick auf Buckingham heftete, sich dann gegen Frau von Motteville neigte und zu ihr sagte:

»Findet Ihr nicht, daß er seinem Vater gleicht?«

Man bemerkte endlich, daß Monsieur Jedermann beobachtete und sehr unzufrieden zu sein schien.

Nach dem Empfang der Prinzen und Botschafter bat Monsieur

den König um Erlaubnis, ihm, sowie Madame die, Personen seines neuen Hauses vorstellen zu dürfen.

»Wißt Ihr nicht, Vicomte,« fragte der Herr Prinz leise Raoul, »wisst Ihr nicht, ob das Haus von einer Person von Geschmack gebildet worden ist, und ob wir einige anständige Gesichter haben werden?«

»Ich weiß es durchaus nicht, Monseigneur,« antwortete Raoul.

»Ah! Ihr spielt den Unwissenden.«

»Wie das, Monseigneur?«

»Ihr seid der Freund von Guiche, der zu den Freunden des Prinzen gehört.«

»Das ist wahr, Monseigneur; doch da mich die Sache nicht interessierte, so machte ich hierüber keine Frage an Guiche, und da Guiche nicht befragt wurde, so eröffnete er sich mir nicht.«

»Doch Manicamp?«

»Ich habe allerdings Herrn von Manicamp im Havre und unter Weges gesehen, ich war aber eben so wenig fragsam bei ihm, als bei Guiche. Weiß übrigens Herr von Manicamp etwas von dem Allem, er, der nur eine untergeordnete Person ist?«

»Ei! mein lieber Vicomte, was fällt Euch ein!« sagte der Herzog; »es sind die untergeordneten Personen, welche bei solchen Gelegenheiten jeglichen Einfluß ausüben, und zum Beweis hierfür dient, daß beinahe Alles durch die Präsentation von Herrn von Manicamp bei Guiche und von Guiche bei Monsieur geschehen ist.«

»Nun, Monseigneur, das war mir völlig unbekannt,« erwiderte Raoul, »und Eure Hoheit unterrichten mich damit von einer Neuigkeit.«

»Ich will Euch wohl glauben, obgleich es unglaublich ist . . . und überdies werden wir nicht mehr lange zu warten haben: die fliegende Schwadron rückt heran, wie die gute Königin Katharine sagte. Bei Gott! sehr hübsche Gesichter!«

Es erschien wirklich eine Truppe junger Mädchen unter der Anführung von Frau von Navaille im Saal, und zu Ehren von Manicamp, wenn er wirklich an dieser Wahl den Antheil, den ihm der Prinz von Condé zuschrieb, genommen hatte, müssen wir sagen, es war ein Anblick ganz geeignet, diejenigen zu

entzücken, welche, wie der Herr Prinz, Schätzer aller Arten von Schönheit waren.

Eine blonde junge Frau, welche zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt sein mochte, und deren große blaue Augen, wenn sie sich öffneten, blendende Flammen schossen, ging an der Spitze und wurde zuerst vorgestellt.

»Fräulein von Tonnay-Charente,« sagte zu Monsieur die alte Frau von Navaille.

Und Monsieur wiederholte, sich vor Madame verbeugend:

»Fräulein von Tonnay-Charente.«

»Ah! ah!« sagte der Prinz, sich zu Raoul umwendend, »diese kommt mir ziemlich angenehm vor. Das ist Eine . . . «

»In der Tat,« erwiderte Raoul, »sie ist hübsch, obgleich sie ein wenig hochmütig aussieht.«

»Bah! wir kennen diese Mienen, Vicomte; in drei Monaten wird sie gezähmt sein; doch schaut, da ist eine andere Schönheit,«

»Ah!« sagte Raoul, »und zwar eine Schönheit, die zu meinen Bekannten gehört.«

»Fräulein Aure von Montalais,« sprach Frau von Navaille.

Name und Vorname wurden gewissenhaft von Monsieur wiederholt.

»Großer Gott!« rief Raoul, indem er seine Augen ganz bestürzt auf die Eintrittstüre heftete.

»Was gibt es?« fragte der Herzog, »sollte es Fräulein Aure von Montalais sein, wegen der Ihr ein solches *großer Gott* ausstoßt?«

»Nein, Monseigneur, nein,« erwiderte Raoul ganz bleich und zitternd.

»Wenn es Fräulein Aure von Montalais nicht ist, so ist es jene reizende Blonde, die ihr folgt. Meiner Treue, hübsche Augen, ein wenig mager, aber sie besitzt viele Reize.«

»Fräulein de la Baume le Blanc de la Vallière,« sagte Frau von Navaille.

Bei diesem Namen, der tief im Herzen von Raoul wiederhallte, stieg eine Wolke aus seiner Brust zu seinen Augen empor.

Er sah nichts mehr und hörte nichts mehr, so daß der Herr Prinz, der in ihm nur noch ein stummes Echo seiner Spöttereien

fand, näher hinzutrat, um die schönen jungen Mädchen zu betrachten, die sein erster Blick schon detailliert hatte.

»Louise hier, Louise Ehrenfräulein von Madame!« murmelte Raoul.

Und seine Augen, die ihm nicht mehr genügten, um seine Vernunft zu überzeugen, schweiften von Luise auf Montalais über.

Die Letztere hatte indessen schon ihre entlehnte Schüchternheit abgelegt, eine Schüchternheit, die ihr nur im Augenblick der Vorstellung und bei den Verbeugungen dienen sollte.

Fräulein von Montalais schaute aus ihrem Winkelchen mit ziemlich viel Dreistigkeit alle Anwesende an, und als sie Raoul fand, ergötzte sie sich an dem tiefen Erstaunen, in das ihre Gegenwart und die ihrer Freundin den armen Verliebten versetzt hatte.

Dieses mutwillige, spöttische Auge, das Raoul vermeiden wollte, jedoch unablässig wieder befragte, wurde zu einer wahren Qual für ihn.

Louise aber, war es nun Schüchternheit, oder irgend ein anderer Grund, den sich Raoul nicht erklären konnte, hielt ihre Augen beständig niedergeschlagen, und furchtsam, geblendet, mit stockendem Athen»zog sie sich, selbst für die Ellenbogenstöße von Montalais unempfindlich, so weit als möglich zurück.

Dies Alles war für Raoul ein wahres Rätsel, für dessen Schlüssel der arme Vicomte viel gegeben hätte.

Aber Niemand war da, um ihm das Rätsel zu lösen, nicht einmal Malicorne; denn etwas beängstigte als er sich unter so vielen Edelleuten sah, und erschrocken über die spöttischen Blicke von Montalais, hatte Malicorne einen Kreis beschrieben und sich allmählig einige Schritte vom Herrn Prinzen, hinter der Gruppe der Ehrenfräulein, beinahe im Bereiche der Stimme von Fräulein Aure, diesem Planeten aufgestellt, um den er, ein demütiger Trabant, sich mit Gewalt zu bewegen schien.

Als Raoul wieder zu sich kam, glaubte er zu seiner Linken bekannte Stimmen zu erkennen.

Es waren in der Tat Wardes, Guiche und der Chevalier von

Lorraine, die mit einander plauderten.

Sie plauderten allerdings so leise, daß man kaum den Hauch ihrer Worte im weiten Saal vernahm.

So von seinem Platze aus, von der Höhe seiner Gestalt herab, ohne sich zu bücken oder seinen Gegenredner anzuschauen, sprechen war ein Talent, das die Neuangekommenen nicht mit einem Mal in seiner ganzen Erhabenheit erlangen konnten. Es bedurfte eines langen Studiums zu diesen Plaudereien, welche ohne Blicke, ohne Kopfbewegungen das Gespräch einer Gruppe von Bildsäulen zu sein schienen.

In der Tat, bei den großen Cercles des Königs und der Königin, während Ihre Majestäten sprachen und alle in einem religiösen Stillschweigen auf sie zu horchen schienen, fanden solche leise Plaudereien, wobei die Schmeichelei nicht die vorherrschende Note war, in großer Anzahl Statt.

Raoul aber war einer von den Gewandten in diesem ganz aus der Etiquette hervorgangenen Studium, und an der Bewegung der Lippen hatte er oft den Sinn der Worte erraten können.

»Wer ist diese Montalais?« fragte Wardes. »Wer ist diese la Vallière? Was für Provinzvolk ist das, was da zu uns kommt?«

»Die Montalais,« erwiderte der Chevalier von Lorraine, »sie kenne ich, es ist ein gutes Mädchen, das den Hof belustigen wird. La Vallière ist eine hübsche Hinkende.«

»Pfui!« versetzte Herr von Wardes.

»Macht nicht pfui, Herr von Wardes; es gibt über die hinkenden Frauen sehr geistreiche und besonders sehr charakteristische Axiome.«

»Meine Herren, meine Herren,« sprach Guiche, der Raoul besorgt anschaute, »ich bitte, etwas mehr Maß gehalten!«

Doch die Besorgnis des Grafen war, wenigstens scheinbar, unzeitig. Raoul beobachtete die festeste, gleichgültigste Haltung, obgleich er nicht ein Wort von dem, was gesprochen wurde, verlor. Er schien ein Register über die Frechheiten und Ungezogenheiten der beiden Herausforderer zu führen, um bei Gelegenheit seine Rechnung mit ihnen zu ordnen.

Wardes erriet ohne Zweifel diesen Gedanken und fuhr fort:

»Wer sind die Liebhaber von diesen Fräulein?«

»Von der Montalais?« fragte der Chevalier.

»Ja, zuerst von der Montalais.«

»Nun wohl! Ihr, ich, Guiche, bei Gott! wer nur immer will!«

»Und von der Andern?«

»Von Fräulein de la Vallière?«

»Ja.«

»Nehmt Euch in Acht, meine Herren!« sagte Guiche, um Wardes die Antwort kurz abzuschneiden, »nehmt Euch in Acht, Madame hört uns.«

Raoul preßte seine Hand bis an's Faustgelenke in seinen Rock und verwüstete seine Brust und seine Spitzen.

Doch gerade die Gierde, die er gegen arme Frauen sich erheben sah, bewog ihn, einen ernsten Entschluß zu fassen.

»Die arme Louise,« sagte er zu sich selbst, »sie ist nur in einer ehrenhaften Absicht und unter einer ehrenhaften Protektion hierher gekommen; aber ich muß diese Absicht kennen, ich muß wissen, wer sie begünstigt.«

Und das Manoeuvre von Malicorne nachahmend, wandte er sich nach der Gruppe der Ehrenfräulein.

Bald war die Vorstellung beendet. Der König, der Madame unablässig angeschaut und bewundert hatte, verließ nun den Empfangssaal mit den zwei Königinnen.

Der Chevalier von Lorraine nahm seinen Platz wieder an der Seite von Monsieur ein, und während er ihn begleitete, träufelte er ihm ein paar Tropfen von dem Gift in's Ohr, das er seit einer Stunde in der Betrachtung neuer Gesichter und in der Vermutung, es dürsten einige Herzen glücklich sein, gesammelt hatte.

Als der König wegging, zog er einen Teil der Anwesenden mit sich fort, diejenigen aber, die sich der Unabhängigkeit erfreuten und die Galanterie zu ihrem Geschäft machten, gingen an, sich den Damen zu nähern.

Der Herr Prinz begrüßte Fräulein von Tonnay-Charente; Buckingham machte Frau von Chalais und Frau von Lafayette den Hof, welche Beide Madame schon ausgezeichnet hatte und liebte. Der Graf von Guiche, der Monsieur verließ, sobald er sich Madame allein nähern konnte, unterhielt sich lebhaft mit Frau von Valentinois, seiner Schwester und den Fräulein von Crequi und

Chatillon.

Unter allen diesen politischen oder Liebesinteressen wollte sich Malicorne der Montalais bemächtigen, doch diese plauderte viel lieber mit Raoul, und geschah es nur, um sich an allen seinen Fragen und an all' seinem Erstaunen zu ergötzen.«

Raoul ging gerade auf Fräulein de la Vallière zu und verbeugte sich vor ihr mit der größten Ehrfurcht.

Als Louise dies bemerkte, errötete, stammelte sie, Montalais aber kam ihr eiligst zu Hülfe und sagte:

»Nun, Herr Vicomte, wir sind hier.«

»Ich sehe Euch wohl,« erwiderte Raoul lächelnd, »und gerade über Eure Anwesenheit will ich Euch um eine kleine Erklärung bitten.«

Malicorne näherte sich mit seinem reizendsten Lächeln.

»Entfernt Euch doch,« sagte Montalais, »Ihr seid in der Tat sehr indiskret.«

Malicorne biß sich auf die Lippen und machte zwei Schritte rückwärts, ohne ein Wort zu sagen.

Nur wechselte sein Lächeln den Ausdruck und wurde, zuvor treuherzig, nun spöttisch.

»Ihr wollt eine Erklärung, Herr Raoul?« fragte Montalais.

»Gewiß, die Sache ist wohl der Mühe wert, wie mir scheint: Fräulein de la Vallière Ehrenfräulein von Madame I«

»Warum sollte sie nicht eben so gut Ehrenfräulein sein, als ich,« sagte Montalais.

»Empfangt meine Glückwünsche, meine Fräulein.« sprach Raoul, der zu bemerken glaubte, man wolle ihm nicht unmittelbar antworten.

»Ihr sagt das mit einer nicht sehr Glück wünschenden Miene, Herr Vicomte!«

»Ich?«

»Ja, ich appelliere an Louise.«

»Herr von Bragelonne denkt vielleicht, dieser Platz sei über meinem Stand.« stammelte Louise.

»Oh! nein, mein Fräulein,« erwiderte Raoul lebhaft; »Ihr wisst sehr wohl, daß dies nicht mein Gefühl ist; ich würde mich nicht

wundern, wenn Ihr den Platz einer Königin einnehmet, um so weniger wunder« ich mich bei diesem. Ich staune nur darüber. daß ich es heute erst und zwar durch Zufall erfahre.«

»Ah! es ist wahr,« sagte die Montalais mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit, »Du verstehst nichts hiervon, und Du kannst in der Tat nichts davon verstehen. Herr von Bragelonne hat Dir vier Briefe geschrieben, doch Deine Mutter war allein in Blois geblieben; man mußte es vermeiden, daß diese Briefe in ihre Hände fielen! ich fing sie auf und schickte sie an Herrn Raoul zurück, so daß er Dich in Blois glaubte, während Du in Paris warst, und besonders nicht wusste, daß Du in Deiner Würde gestiegen bist.«

»Wie, Du hast Herrn von Bragelonne nicht benachrichtigt, wie ich Dich gebeten?« rief Louise.

»Ah! damit er mit seiner Strenge käme, daß er Grundsätze ausspräche, daß er vernichtete, was zu bewerkstelligen wir so viel Mühe gehabt haben! Nein, nein!«

»Ich bin also sehr streng?« fragte Raoul.

»Überdies sagte mir das nicht zu,« fuhr Montalais fort. »Ich wollte nach Paris abreisen. Ihr wart nicht da, Louise weinte heiße Tränen; deutet das, wie Ihr wollt! ich bat meinen Protektor, denjenigen, welcher mir mein Patent verschafft hatte, auch eines für Louise zu verlangen; das Patent kam. Louise reiste ab, um ihre Kleider zu bestellen; ich blieb zurück, weil ich die meinigen hatte; ich empfang Eure Briefe, schickte sie Euch zurück und fügte ein Wort bei, das Euch eine Überraschung verhieß. Eure Überraschung, mein lieber Herr, Ihr habt sie hier; sie scheint mir gut, verlangt nichts Anderes. Auf, Herr Malicorne, es ist Zeit, daß wir diese jungen Leute beisammen lassen, sie haben sich eine Menge von Dingen zu sagen, gebt mir Eure Hand; ich hoffe, es ist eine große Ehre, was man Euch erweist, Herr Malicorne.«

»Verzeiht, mein Fräulein,« sprach Raoul, indem er das tolle Mädchen zurückhielt und seinen Worten eine Betonung gab, deren Ernst einen seltsamen Kontrast mit denen von Montalais bildete, »verzeiht, könnte ich nicht den Namen dieses Protektors erfahren? Denn wenn man Euch begünstigt, und zwar mit allen Arten von Gründen (Raoul verbeugte sich), so sehe ich doch nicht dieselben Gründe, daß Fräulein de la Vallière begünstigt werden

sollte.«

»Mein Gott, Herr Raoul,« erwiderte Louise naiv, »die Sache ist ganz einfach, ich sehe nicht ein, warum ich es Euch nicht selbst sagen sollte . . . Mein Protektor — ist Herr Malicorne.«

Raoul blieb einen Augenblick ganz verblüfft und fragte sich, ob man seiner spotte; dann wandte er sich um, in der Absicht, Malicorne zu befragen. Doch dieser war, von Montalais fortgezogen, schon fern.

Fräulein de la Vallière machte eine Bewegung, um ihrer Freundin zu folgen, Raoul aber hielt sie mit sanfter Gewalt zurück und sprach:

»Ich bitte Euch, Louise, ein Wort.«

»Herr Raoul,« entgegnete Louise errötend, »wir sind allein. Es ist Jedermann weggegangen . . . Man wird unruhig werden, uns suchen.«

»Seid unbesorgt,« erwiderte der junge Mann lächelnd, »wir sind Beide keine so wichtige Personen, daß man unsere Abwesenheit bemerken sollte.«

»Aber mein Dienst, Herr Raoul?«

»Beruhigt Euch, mein Fräulein, ich kenne die Gebräuche des Hofes; Euer Dienst muß erst morgen beginnen; es bleiben Euch also einige Minuten, während welcher Ihr mir die Aufklärung geben könnt, die ich mir von Euch zu erbitten die Ehre haben werde.«

»Wie ernst seid Ihr, Herr Raoul!« sagte Louise besorgt.

»Weil die Sache ernst ist, mein Fräulein. Wollt Ihr mich anhören?«

»Ich höre Euch, nur muß ich Euch wiederholen, mein Herr, daß wir sehr allein sind.«

»Ihr habt Recht,« sagte Raoul.

Und er bot ihr die Hand und führte sie in die an den Empfangsaal anstoßende Galerie, von deren Fenstern aus man den Platz überschaute.

Alles drängte sich nach dem mittleren Fenster, das einen äußern Balkon hatte, von dem man die langsamen Vorbereitungen zur Abreise sehen konnte.

Raoul öffnete eines von den Seitenfenstern und sagte, hier mit

Fräulein de la Vallière allein:

»Louise, Ihr wisst, daß ich Euch seit meiner Kindheit wie eine Schwester geliebt habe, und daß Ihr die Vertraute aller meiner Trübsale, die Verwahrerin aller meiner Hoffnungen gewesen seid.«

»Ja,« erwiderte sie sehr leise, »ja, Herr Raoul, ich weiß das.«

»Ihr pflegtet mir Eurerseits dieselbe Freundschaft, dasselbe Vertrauen zu bezeigen; warum seid Ihr bei diesem Fall nicht meine Freundin gewesen, warum habt Ihr mir mißtraut?«

La Vallière antwortete nicht.

»Ich glaubte, Ihr liebtet mich,« fuhr Raoul fort, dessen Stimme immer mehr zitterte, »ich glaubte, Ihr hättet in alle Pläne eingewilligt, die wir gemeinschaftlich für unser Glück zu einer Zeit machten, wo wir noch in den Laubgängen von Cour-Chevernay und unter den Pappelbäumen der Allee, die nach Alois führt, spazieren gingen. Ihr antwortet nicht, Louise?«

Er unterbrach sich.

»Sollte das so sein, weil Ihr mich nicht mehr liebt?« fragte er kaum atmend.

»Ich sage das nicht,« erwiderte Louise ganz leise.

»Oh! ich bitte Euch, sagt es mir; ich habe jede Hoffnung meines Lebens auf Euch gesetzt, ich habe Euch auserwählt wegen Eurer milden, einfachen Sitten. Laßt Euch nicht verblenden, Louise, nun da Ihr inmitten des Hofes seid, wo Alles, was rein ist, verdorben wird, wo Alles, was jung ist, rasch altert. Louise, verschließt Eure Ohren, um die Worte nicht zu hören, schließt Eure Augen, um die Beispiele nicht zu sehen, schließt Eure Lippen, um den verderblichen Hauch nicht einzuatmen. Sprecht ohne Lüge, ohne Umschweife. Louise, soll ich den Worten von Fräulein von Montalais glauben? Seid Ihr nach Paris gekommen, Louise, weil ich nicht mehr in Alois war?«

La Vallière errötete und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Oh! nicht wahr,« rief Raoul begeistert, »ja, deshalb seid Ihr gekommen! Oh! ich liebe Euch, wie ich Euch nie geliebt habe. Dank, Luise, für diese Ergebenheit: doch ich muß einen Entschluß fassen, um Euch vor jeder Beleidigung zu beschützen, vor jedem Flecken zu bewahren; Louise, ein Ehrenfräulein am Hofe einer

jungen Prinzessin, in diesen Zeiten der leichten Sitten und der Unbeständigkeit in der Liebe, ein Ehrenfräulein ist in den Mittelpunkt der Angriffe gestellt, ohne irgend eine Schutzwehr zu haben: diese Lage kann mir nicht zusagen. Ihr müßt verheirathet sein, um geachtet zu werden.«

»Verheiratet?«

»Ja.«

»Mein Gott!«

»Hier ist meine Hand, Louise, laßt die Eurige darein fallen.«

»Aber Euer Vater?«

»Mein Vater läßt mir die Freiheit.«

»Doch . . . «

»Ich begreift dieses Bedenken, Louise, und werde meinen Vater befragen.«

»Oh! Herr Raoul, überlegt, wartet.«

»Warten, das ist unmöglich; überlegen, Louise, wenn es sich um Euch handelt? Das hieße Euch beleidigen; Eure Hand, teure Louise, ich bin Herr über meine Person, mein Vater wird ja sagen, das verspreche ich Euch; Eure Hand, laßt mich nicht so warten, erwidert rasch ein Wort, sonst werde ich glauben, um Euch auf immer zu ändern, habe ein einziger Schritt in diesen Palast, ein einziger Hauch der Gunst, ein einziges Lächeln der Königin, ein einziger Blick des Königs genügt.«

Raoul hatte nicht so bald diese letzten Worte gesprochen, als La Vallière bleich wurde wie der Tod, ohne Zweifel aus Furcht, den jungen Mann sich exaltieren zu sehen.

Mit einer Bewegung, rasch wie der Gedanke, warf sie auch ihre beiden Hände auf die von Raoul.

Dann entfloh sie, ohne eine Silbe beizufügen, und verschwand, ohne rückwärts geschaut zu haben.

Raoul fühlte seinen ganzen Leib bei der Berührung dieser Hand schauen.

Er empfing den Schauer wie einen durch die Liebe der jungfräulichen Schüchternheit entrissenen Eid.



XX.

Die Einwilligung von Athos.

Raoul ging aus dem Palais-Royal mit Ideen weg, welche keinen Verzug in der Ausführung zuließen.

Er stieg im Hof zu Pferde und schlug den Weg nach Blois ein, während mit einer großen Freudigkeit von Seiten der Höflinge und unter großer Trostlosigkeit von Guiche und Buckingham die Hochzeit von Monsieur und der Prinzessin von England stattfand.

Raoul beeilte sich und kam in zehn Stunden in Blois an.

Er hatte seine besten Argumente unter Weges vorbereitet.

Das Fieber ist auch ein Argument ohne Gegenrede, und Raoul hatte das Fieber.

Athos war in seinem Kabinett und fügte einige Zeilen seinen Denkwürdigkeiten bei, als Raoul von Grimaud geführt eintrat.

Der hellsehende Edelmann bedurfte nur eines Blickes, um etwas Außerordentliches in der Haltung seines Sohnes zu erkennen.

»Ihr scheint mir in einer wichtigen Angelegenheit Zu kommen?« sagte er.

Und er umarmte Raoul und bezeichnete ihm einen Stuhl.

»Ja, Herr,« antwortete der junge Mann, »und ich bitte Euch, mir die wohlwollende Aufmerksamkeit zu schenken, die Ihr mir stets gegönnt habt.«

»Sprecht, Raoul.«

»Hört die Sache ohne allen eines Mannes, wie Ihr seid, unwürdigen Eingang: Fräulein de la Vallière ist in Paris in der Eigenschaft eines Ehrenfräuleins von Madame; ich bin sehr mit mir zu Rat gegangen; ich liebe Fräulein de la Vallière über Alles, und es sagt mir nicht zu, sie an einem Posten zu lassen, wo ihr Ruf, ihre Tugend gefährdet sein können; ich wünsche sie also zu heiraten und komme, um Euch um Eure Einwilligung zu dieser Heirat zu bitten.«

Athos beobachtete während dieser Mitteilung ein völliges, zurückhaltendes Stillschweigen.

Raoul hatte seine Rede mit einer geheuchelten Kaltblütigkeit begonnen, ließ aber am Ende bei jedem Wort eine ganz unverkennbare Aufregung wahrnehmen.

Athos heftete auf Bragelonne einen tiefen, von einer gewissen Traurigkeit verschleierte Blick.

»Ihr habt die Sache also wohl überlegt?« fragte er.

»Ja, Herr.«

»Mir scheint, ich habe Euch mein Gefühl hinsichtlich dieser Verbindung schon einmal mitgeteilt.«

»Ich weiß es, Herr,« erwiderte Raoul ganz leise, »doch Ihr sagtet, wenn ich darauf beharre . . . «

»Und Ihr beharrt darauf?«

Raoul stammelte ein beinahe unverständliches Ja.

»Mein Herr,« fuhr Athos ruhig fort. »Eure Leidenschaft muß sehr stark sein, da Ihr diese Verbindung, trotz meines Widerwillens gegen dieselbe, fortwährend und entschieden wünscht.«

Raoul fuhr mit einer zitternden Hand über seine Stirne und wischte so den Schweiß ab, der darauf perlte.

Athos schaute ihn an, und das Mitleid trat in die Tiefe seines Herzens.

Er stand auf und sprach:

»Es ist gut, meine persönlichen Gefühle sind von keiner Bedeutung, da es sich um die Eurigen handelt; Ihr sucht mich auf, ich gehöre Euch. Was verlangt Ihr im Ganzen von mir?«

»Oh! Herr, vor Allem Eure Nachsicht!« sprach Raoul, indem er die Hände von Athos ergriff.

»Ihr täuscht Euch in meinen Gefühlen für Euch, Raoul; es ist etwas Besseres, als das in meinem Herzen,« erwiderte der Graf.



Anne d'Autriche.

Raoul küßte die Hand, die er hielt, wie es nur der leidenschaftlichste Liebhaber hätte tun können.

»Geht, geht,« sagte Athos, »sprecht, Raoul, ich bin bereit, was soll ich unterzeichnen?«

»Oh! nichts, Herr, nichts; nur wäre es gut, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wolltet, an den König zu schreiben und Seine Majestät, der ich angehöre, für mich um Erlaubnis zu bitten, Fräulein de la Vallière heiraten zu dürfen.«

»Ihr habt da einen guten Gedanken, Raoul. In der Tat, nach mir, oder vielmehr vor mir habt Ihr einen Herrn; dieser Herr ist der König; Ihr unterwerft Euch freiwillig einer doppelten Prüfung: das

ist redlich.«

»Oh! Herr!«

»Ich werde sogleich Eure Bitte erfüllen.«

Der Graf näherte sich dem Fenster, neigte sich leicht hinaus und rief:

»Grimaud!«

Grimaud streckte seinen Kopf aus einer Jasminlaube hervor, die er ausputzte.

»Meine Pferde,« fuhr der Graf fort.

»Was bedeutet dieser Befehl, Herr?«

»Daß wir in zwei Stunden abreisen.«

»Wohin?«

»Nach Paris.«

»Wohin, nach Paris? Ihr kommt nach Paris, Herr?«

»Ist der König nicht in Paris?«

»Gewiß.«

»Nun wohl! müssen wir denn nicht dahin gehen und habt Ihr den Sinn verloren?«

»Aber, Herr,« erwiderte Raoul beinahe erschrocken über diese väterliche Herablassung, »ich will Euch durchaus nicht auf diese Art stören und bemühen, und ein einfacher Brief . . . «

»Ihr täuscht Euch über meine Wichtigkeit; es schickt sich ganz und gar nicht, daß ein einfacher Edelmann, wie ich, an seinen König schreibt. Ich will und muß mit Seiner Majestät sprechen, und werde es tun. Wir reisen mit einander, Raoul.«

»Oh! welche Güte, Herr!«

»Wie ist Seine Majestät nach Eurer Ansicht gestimmt?«

»Für mich, Herr?«

»Ja.«

»Vortrefflich,«

»Hat sie Euch das gesagt?«

»Mit ihrem eigenen Mund.«

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Ich glaube, auf eine Empfehlung von Herrn d'Artagnan, bei einer Affaire auf der Grève, wo ich das Glück hatte, den Degen für

Seine Majestät zu ziehen. Ich habe also ohne Eitelkeit Grund, zu glauben, daß ich im Geiste Seiner Majestät ziemlich weit vorgerückt bin.«

»Desto besser.«

»Doch ich beschwöre Euch,« fuhr Raoul fort, »beobachtet nicht gegen mich diesen Ernst und diese Zurückhaltung; laßt es mich nicht bedauern, daß ich auf ein Gefühl gehört habe, das stärker ist, als Alles.«

»Es ist das zweite Mal, daß Ihr mir das sagt, Raoul, das war nicht nötig; Ihr verlangt von mir die Förmlichkeit einer Einwilligung: ich gebe sie Euch; das ist abgemacht, sprechen wir nicht mehr davon. Kommt und seht meine neuen Pflanzungen an, Raoul.«

Der junge Mann wusste, daß, wenn der Graf de la Fère einmal seinen Willen ausgesprochen hatte, keine Widerrede mehr statthaben konnte.

Er neigte das Haupt und folgte seinem Vater in den Garten.

Athos zeigte ihm langsam die Pfropfreiser, die Schößlinge, die neu gesetzten Bäume.

Diese Ruhe brachte Raoul immer, mehr aus der Fassung; die Liebe, die sein Herz erfüllte, schien ihm groß genug, daß sie die Welt kaum fassen konnte. Warum blieb das Herz von Athos leer und für diesen Einfluß verschlossen?

Alle seine Kräfte zusammenraffend rief auch Bragelonne plötzlich:

»Herr, Ihr müßt notwendig einen Grund haben, Fräulein de la Vallière zu verwerfen; sie ist so gut, so sanft, so rein, daß Euer Geist, voll erhabener Weisheit, sie nach ihrem Werte schätzen müßte. Besteht zwischen Euch und ihrer Familie eine geheime Feindschaft, ein ererbter Haß?«

»Seht, Raoul, das schöne Beet von Maiblümchen,« sagte Athos, »seht, wie ihnen der Schatten und die Feuchtigkeit wohlthun, besonders der Schatten der Sycomorenblätter, durch deren Öffnung die Wärme, aber nicht die Flamme der Sonne durchdringt.«

Raoul blieb stehen und biß sich auf die Lippen; er fühlte das Blut gegen seine Schläfe strömen und sagte mutig:

»Herr, eine Erklärung, ich flehe Euch an. Ihr könnt nicht

vergessen, daß Euer Sohn ein Mann ist.«

»Nun,« antwortete Athos, der sich mit einer strengen Gebärde aufrichtete, »nun, so beweist mir, daß Ihr ein Mann seid, denn Ihr beweist mir nicht, daß Ihr ein Sohn seid. Ich bat Euch, den Augenblick zu einer ruhmwürdigen Heirat abzuwarten; ich hätte für Euch eine Frau aus den ersten Reihen des reichen Adels gefunden, Ihr solltet nach meinem Willen in dem doppelten Glanze, den der Ruhm und das Vermögen verleihen, leuchten können: Ihr habt den Adel des Geschlechts.«

»Herr,« rief Raoul, unwillkürlich fortgerissen, »man hat mir eines Tages den Vorwurf gemacht, ich kenne meine Mutter nicht.«

Athos erbleichte, faltete die Stirne wie der erhabene Gott des Altertums und fragte majestätisch:

»Es verlangt mich, zu erfahren, was Ihr geantwortet habt, mein Herr?«

»Oh! verzeiht, verzeiht,« murmelte der junge Mann, aus der Höhe seiner Exaltation herabfallend.

»Was habt Ihr geantwortet?« fragte der Graf, mit den Füßen stampfend.

»Herr, ich hatte den Degen in der Hand; derjenige, welcher mich beleidigt hatte, legte aus, ich machte seinen Degen über eine Palisade springen und schickte ihn selbst seiner Waffe nach.«

»Und warum habt Ihr ihn nicht getötet?«

»Seine Majestät verbietet das Duell, und ich war in jenem Augenblick Abgesandter Seiner Majestät.«

»Gut,« sagte Athos, »doch das ist ein Grund mehr, daß ich den König spreche.«

»Was wollt Ihr von ihm verlangen?«

»Die Erlaubnis, den Degen gegen denjenigen, welcher uns diese Beleidigung angetan hat, ziehen zu dürfen.«

»Herr, ich habe nicht gehandelt, wie ich handeln sollte; verzeiht, ich bitte Euch.«

»Wer macht Euch denn einen Vorwurf?«

»Aber die Erlaubnis, die Ihr Euch vom König erbitten wollt?«

»Raoul, ich werde Seine Majestät bitten, Euren Heiratsvertrag

zu unterzeichnen.«

»Herr . . . «

»Doch unter einer Bedingung.«

»Bedürft Ihr einer Bedingung mir gegenüber? Befehlt, Herr, und ich werde gehorchen.«

»Unter der Bedingung,« fuhr Athos fort, »daß Ihr mir den Namen desjenigen sagt, der so von . . . Eurer Mutter gesprochen hat.«

»Was braucht Ihr denn diesen Namen zu wissen, Herr? Mir ist die Bekleidung angetan worden, und sobald die Erlaubnis von Seiner Majestät erteilt ist, habe ich die Rache zu vollführen.«

»Sein Name, mein Herr?«

»Ich werde nicht dulden, daß Ihr Euch der Gefahr aussetzt,«

»Ihr haltet mich für einen Don Diego! Sein Name?«

»Ihr verlangt es?«

»Ich will es.«

»Der Vicomte von Wardes.«

»Ah!« sprach Athos ruhig, »es ist gut, ich kenne ihn; doch unsere Pferde sind bereit, statt in zwei Stunden abzureisen, brechen wir auf der Stelle auf. Zu Pferde, mein Herr, zu Pferde.«

XXI.

Monsieur ist eifersüchtig auf den Herzog von Buckingham.

Während der Herr Graf de la Fère in Begleitung von Raoul nach Paris ritt, war das Palais-Royal der Schauplatz einer Szene, welche Moliere eine gute Komödie genannt hätte.

Es war dies vier Tage nach seiner Verheiratung. Nachdem Monsieur in der Eile gefrühstückt hatte, ging er, das Maul hängend und die Stirne gefaltet, durch seine Vorzimmer.

Das Mahl war nicht heiter gewesen. Madame hatte sich in ihrem Gemache servieren lassen.

Monsieur hatte also in kleinem Ausschuß gefrühstückt.

Der Chevalier von Lorraine und Manicamp wohnten allein diesem Frühstück bei, das drei Viertelstunden dauerte, ohne daß ein einziges Wort gesprochen wurde.

Weniger in der Vertraulichkeit Seiner Königlichen Hoheit vorgerückt, als der Chevalier von Lorraine, versuchte Manicamp vergebens in den Augen des Prinzen das zu lesen, was ihm eine so verdrießliche Miene gab.

Der Chevalier von Lorraine, der nichts zu erraten brauchte, in Betracht, daß er Alles wusste, aß mit jenem außerordentlichen Appetit, den ihm der Kummer von Andern verlieh, und weidete sich zugleich am Ärger von Monsieur und an der Unruhe von Manicamp.

Er fand ein Vergnügen daran, den ungeduldigen Prinzen, der vor Begierde, die Sitzung aufzuheben, brannte, indem er zu essen fortfuhr, bei Tische zurückzuhalten.

Zuweilen bereute es Monsieur, daß er den Chevalier von Lorraine eine solche Gewalt über sich hatte gewinnen lassen, eine Gewalt, die ihn von jeder Etiquette freisprach.

Monsieur hatte gerade einen solchen Augenblick, aber er fürchtete den Chevalier beinahe eben so sehr, als er ihn liebte, und beschränkte sich darauf, daß er innerlich wütete.

Von Zeit zu Zeit schlug Monsieur die Augen zum Himmel aus,

dann senkte er sie wieder auf die Pastetenschnitten, die der Chevalier verschlang, und da er nicht loszubrechen wagte, überließ er sich einer Pantomime, um die ihn Arlequin beneidet hätte.

Endlich konnte es Monsieur nicht länger aushalten, beim Dessert stand er, wie gesagt, ganz zornig auf und ließ den Chevalier von Lorraine sein Frühstück nach seinem Gutdünken vollenden.

Als Manicamp Monsieur aufstehen sah, erhob er sich ganz steif, seine Serviette in der Hand.

Monsieur lief mehr, als er ging, nach dem Vorzimmer und gab dem Huissier, den er hier traf, mit leiser Stimme einen Befehl.

Dann kehrte er zurück: ging jedoch, um nicht durch den Speisesaal zu kommen, durch seine Kabinette, in der Absicht, sich zu der Königin Mutter in ihr Betzimmer, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, zu begeben.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein.

Anna von Österreich schrieb, als Monsieur eintrat.

Die Königin Mutter liebte ungemein diesen Sohn, der schön von Antlitz und sanft von Charakter war.

Monsieur war in der Tat viel zarter und, wenn man will, viel weiblicher als der König.

Er hatte seine Mutter durch die kleinen weiblichen Empfindeleien gewonnen, die den Frauen immer gefallen. Anna von Österreich, die so sehr eine Tochter zu bekommen gewünscht hatte, fand beinahe in diesem Sohn die Aufmerksamkeiten, die kleinen Sorgen und Zartheiten eines Kindes von zwölf Jahren.

Monsieur verwandte auch die ganze Zeit, die er bei seiner Mutter zubrachte, darauf, daß er ihre schönen Arme bewunderte, daß er ihr Ratschläge über ihre Seifen und Teige und Rezepte für ihre Essenzen gab, worauf sie einen sehr großen Wert legte; dann küßte er ihr die Arme und die Augen mit einer reizenden Kindlichkeit, hatte er ihr stets ein Zuckerwerk zu bieten, einen neuen Putz zu empfehlen.

Anna von Österreich liebte den König oder vielmehr das Königtum in ihrem ältesten Sohn. Ludwig XIV. repräsentierte für sie die göttliche Legitimität. Sie war Königin Mutter beim König,

sie war nur Mutter bei Philipp.

Und der Letztere wusste, daß von allen Zufluchtsorten der Busen einer Mutter der sanfteste und sicherste ist.

Schon als Kind flüchtete er sich dahin, wenn sich Stürme zwischen ihm und seinem Bruder erhoben; oft nach den Zänkereien, die von seiner Seite ein Verbrechen beleidigter Majestät bildeten, nach den Kämpfen mit Fäusten und Nägeln, die der König und sein unbotmäßiger Untertan im Hemd auf einem streitigen Bett ausfochten, wobei der Kammerdiener Laporte der einzige Kampfrichter war, ging Philipp, der Sieger aber über seinen Sieg erschrocken, zu seiner Mutter und verlangte von ihr Verstärkung oder wenigstens die Zusicherung einer Verzeihung, welche Ludwig XIV. nur schwer und in der Entfernung bewilligte.

Durch diese Gewohnheit friedlicher Vermittlung war es Anna gelungen, alle Streitigkeiten ihrer Söhne zu schlichten und durch dieselbe Gelegenheit alle ihre Geheimnisse zu teilen.

Ein wenig eifersüchtig auf diese mütterliche Fürsorge, die sich besonders über seinen Bruder verbreitete, fühlte sich der König gegen Anna von Österreich zu mehr Unterwürfigkeit und Zuvorkommenheit geneigt, als dies in seinem Charakter lag.

Anna von Österreich hatte dieses politische System hauptsächlich bei der jungen Königin zur Anwendung gebracht.

Sie herrschte auch beinahe despotisch über die königliche Haushaltung und errichtete schon alle ihre Batterien, um mit demselben Absolutismus über die ihres jüngeren Sohnes zu herrschen.

Anna von Österreich war beinahe stolz, wenn sie ein langes Gesicht, bleiche Wangen und rote Augen bei sich erscheinen sah, denn sie begriff, daß es sich darum handelte, dem Schwächeren oder dem Widerspenstigeren eine Hilfe zu geben.

Sie schrieb, sagen wir, als Monsieur in ihr Beizimmer eintrat, nicht die Augen rot, nicht die Wangen bleich, sondern unruhig, ärgerlich, gereizt.

Er küßte zerstreut seiner Mutter die Arme und setzte sich, ehe sie ihm Erlaubnis dazu gegeben hatte.

Bei den am Hofe von Anna von Österreich gegründeten Etiquette-Gebräuchen war dieses Vergessen des Wohlanstandes

ein Zeichen der geistigen Verirrung, besonders von Seiten Philipps, der so gern die Schmeichelei des Respekts übte.

Wenn er sich aber so offenbar gegen alle diese Grundsätze verfehlte, so mußte die Ursache hiervon sehr gewichtig sein.

»Was habt Ihr Philipp?« fragte Anna von Österreich, sich gegen ihren Sohn umwendend.

»Ah! Madame, Vieles,« murmelte der Prinz mit einer kläglichen Miene.

»Ihr gleicht in der Tat einem sehr geschäftigen Menschen,« sprach die Königin, während sie ihre Feder auf das Schreibzeug legte.

Philipp faltete die Stirne, antwortete aber nicht.

»Bei allen den Dingen, die Euren Geist erfüllen, muß sich doch eines finden, das Euch mehr in Anspruch nimmt, als die andern,« fuhr Anna von Österreich fort.

»Eines nimmt mich allerdings mehr als die andern in Anspruch, ja, Madame.«

»Sprecht.«

Philipp öffnete den Mund, um alle Beschwerden herauszulassen, die sich in seinem Geiste drängten und, um zu entströmen, nur einen Ausgang zu erwarten schienen.

Doch plötzlich schwieg er, und Alles, was er auf dem Herzen hatte, faßte sich in einem Seufzer zusammen.

»Auf, Philipp, auf, seid fest,« sprach die Königin Mutter, »Eine Sache, über die man sich beklagt, ist beinahe immer eine Sache, die uns beschwerlich ist, nicht wahr?«

»Ich sage das nicht, Madame.«

»Von wem wollt Ihr sprechen? Faßt Euch.«

»Was ich zu sagen habe, Madame, ist wahrhaftig sehr diskreter Natur.«

»Ah! mein Gott!«

»Allerdings, denn eine Frau . . . «

»Ah! Ihr wollt von Madame sprechen?« fragte die Königin Mutter mit einer lebhaften Regung der Neugierde.

»Von Madame?«

»Von Eurer Frau.«

»Ja, ja, ich höre.«

»Nun denn, wenn Ihr von Madame mit mir sprechen wollt, mein Sohn, so tut Euch keinen Zwang an. Ich bin Eure Mutter, und Madame ist für mich nur eine Fremde. Da sie jedoch meine Schwiegertochter ist, so bezweifelt nicht, daß ich mit Interesse, und wäre es auch nur Euch zu Liebe, Alles anhöre, was Ihr mir von ihr sagen werdet.«

»Sprecht Ihr nur, Madame,« erwiderte Philipp, »gesteht mir, ob Ihr nicht etwas bemerkt habt.«

»Etwas, Philipp . . . Ihr habt Worte von erschreckender Unbestimmtheit . . . Etwas . . . und von welcher Art ist dieses Etwas?«

»Madame ist hübsch.«

»Ja wohl.«

»Sie ist indessen keine Schönheit.«

»Nein, doch wenn sie größer wird, kann sie sich noch sehr verschönern. Ihr habt gesehen, welche Veränderungen in einigen Jahren in ihrem Gesicht vorgegangen sind. Nun, sie wird sich immer mehr entwickeln, denn sie ist erst sechzehn Jahre alt. Mit fünfzehn Jahren war ich auch sehr mager.«

»Man kann sie folglich bemerkt haben?«

»Gewiß; man bemerkt eine gewöhnliche Frau, um so viel mehr eine Prinzessin.«

»Nicht wahr, Madame, sie ist gut erzogen worden?«

»Madame Henriette, ihre Mutter, ist eine etwas kalte, etwas anspruchsvolle Frau, aber eine Frau voll schöner Gefühle. Die Erziehung der jungen Prinzessin kann vernachlässigt worden sein, was aber die Grundsätze betrifft, so glaube ich, daß sie gut sind; das war wenigstens die Meinung über sie während ihres Aufenthalts in Frankreich; seitdem ist sie nach England zurückgekehrt, und ich weiß nicht, was sich ereignet hat.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß gewisse etwas leichte Köpfe unschwer durch das Glück verkehrt werden.«

»Wohl, Madame, Ihr habt das Wort gesprochen; ich glaube, daß die Prinzessin in der Tat einen etwas leichten Kopf hat.«

»Man muß nicht übertreiben, Philipp; sie hat Geist und eine

gewisse Dose bei einer Frau sehr natürlicher Coquetterie; aber, mein Sohn, bei den Personen von hohem Rang gereicht dieser Fehler einem Hofe zum Vorteil. Eine etwas coquette Prinzessin macht sich gewöhnlich einen glänzenden Hof; ein Lächeln von ihr ruft überall den Luxus, den Geist und den Mut sogar hervor; der Adel schlägt sich besser für einen Fürsten, dessen Frau schön ist.«

»Großen Dank, Madame,« sprach Philipp verdrießlich. »Ihr entwerft mir da in Wahrheit sehr beunruhigende Gemälde, meine Mutter.«

»In welcher Hinsicht?« fragte die Königin Mutter mit einer geheuchelten Naivität.

»Ihr wisst, Madame,« antwortete Philipp wehmüthig, »Ihr wisst, welchen Widerwillen ich hatte, mich zu verheirathen.«

»Oh! diesmal macht Ihr mir bange. Ihr habt also eine ernste Beschwerde gegen Madame?«

»Ernst? ich sage das nicht.«

»Dann legt dieses verstörte Gesicht ab. Nehmt Euch in Acht, wenn Ihr Euch in Euren Gemächern zeigt, wird man Euch für einen sehr unglücklichen Ehemann halten.«

»Ich bin im Ganzen kein sehr zufriedener Ehemann, und es ist mir lieb, wenn man es erfährt.«

»Philipp! Philipp!«

»Meiner Treue, Madame, ich erkläre Euch unumwunden, ich habe das Leben nicht so verstanden, wie man es mir macht.«

»Erklärt Euch.«

»Meine Frau gehört in der Tat nicht mir; sie entschlüpft mir bei jeder Gelegenheit. Am Morgen sind es Besuche, Korrespondenzen, Toiletten; am Abend sind es Bälle und Concerte.«

»Ihr seid eifersüchtig, Philipp!«

»Ich! Gott bewahre mich! Andern kommt die alberne Rolle eines eifersüchtigen Ehemannes zu . . . ich bin ärgerlich.«

»Philipp, was Ihr da Eurer Frau vorwerft, sind lauter unschuldige Dinge, und so lange Ihr nichts Bedeutenderes habt . . . «

»Hört doch, ohne schuldig zu sein, kann eine Frau

beunruhigen; es gibt gewisse Bevorzugungen im Umgang, welche die jungen Frauen zur Schau stellen, und diese genügen, um die am mindesten eifersüchtigen Ehemänner wütend zu machen.«

»Ah! nun sind wir endlich so weit, das hat hart gehalten; die Bevorzugungen im Umgang . . . gut! seit einer Stunde irren wir im Felde umher, und endlich erst bringt Ihr die wahre Frage zur Sprache.«

»Nun wohl, ja.«

»Das ist ernster. Sollte Madame ein gewisses Unrecht gegen Euch haben?«

»Allerdings.«

»Wie! Eure Frau sollte nach einer viertägigen Ehe irgend Einen Euch vorziehen, mit Einem Umgang pflegen? Nehmt Euch in Acht, Philipp, Ihr übertreibt ihr Unrecht: wenn man gar zu viel beweisen will, beweist man nichts.«

Erschrocken über den Ernst seiner Mutter, wollte der Prinz antworten, doch er vermochte nur ein paar unverständliche Worte zu stammeln.

»Ah! nun weicht Ihr zurück,« sagte Anna von Österreich, »mir ist das lieber; es ist eine Anerkennung Eures Unrechts.«

»Nein!« rief Philipp, »nein, ich weiche nicht zurück, und ich will es beweisen. Ich habe gesagt Bevorzugung, Umgang, nicht wahr? Nun, so hört.«

Anna von Österreich schickte sich gefällig an, mit jenem gevattherlichen Vergnügen zu hören, das die beste Frau, die beste Mutter, und wäre sie eine Königin, darin findet, daß sie sich in die kleinen Ehezwistigkeiten mischen kann.

»Nur sagt mir Eines!« sprach Philipp.

»Was?«

»Sagt mir, warum hat meine Frau einen englischen Hof behalten?«

Und Philipp kreuzte sich die Arme und schaute seine Mutter an, als wäre er überzeugt, sie würde nichts auf diesen Vorwurf zu antworten finden.

»Das ist ganz einfach,« antwortete Anna von Österreich, »weil die Engländer ihre Landsleute sind, weil sie viel Geld ausgegeben haben, um sie nach Frankreich zu begleiten, und weil es

unhöflich, unpolitisch sogar wäre, plötzlich einen Adel zu verabschieden, der sich so ergeben gezeigt und kein Opfer gescheut hat.«

»Ei! meine Mutter, in der Tat, ein schönes Opfer, ein garstiges Land zu verlassen, um nach einem schönen zu ziehen, wo man mit einem Taler mehr bewirkt, als anderswo mit vier! Eine schöne Ergebenheit, nicht wahr, hundert Meilen zurückzulegen, um eine Frau zu begleiten, in die man verliebt ist.«

»Verliebt! Philipp, bedenkt Ihr auch, was Ihr sagt?«

»Bei Gott!«

»Und wer ist in Madame verliebt?«

»Der schöne Herzog von Buckingham. Werdet Ihr mir diesen nicht auch verteidigen, meine Mutter?«

Anna von Österreich errötete und lächelte zugleich. Der Name Buckingham rief so süße und so traurige Erinnerungen bei ihr hervor.

»Der Herzog von Buckingham,« murmelte sie.

»Ja, eines von den Bettchens-Schooßkindern, wie mein Großvater Heinrich IV. sagte.«

»Die Buckingham sind redlich und brav,« erwiderte mutig Anna von Österreich.

»Ah! gut, nun nimmt meine Mutter gegen mich den Liebhaber meiner Frau in Schutz!« rief Philipp so außer sich, daß seine schwächliche Natur bis zu Tränen erschüttert wurde.

»Mein Sohn! mein Sohn!« rief Anna von Österreich, »dieser Ausdruck ist Eurer nicht würdig. Eure Frau hat keinen Liebhaber, und sollte sie einen haben, so wäre es nicht Herr von Buckingham; ich wiederhole Euch, die Leute dieses Geschlechts sind redlich und diskret; die Gastfreundschaft ist ihnen heilig.«

»Ei! Madame,« rief Philipp, »Herr von Buckingham ist ein Engländer, Und achten die Engländer so gewissenhaft das Gut der französischen Fürsten?«

Anna von Österreich errötete zum zweiten Mal unter ihrer Haube und drehte sich um, unter dem Vorwand, ihre Feder vom Schreibzeug zu nehmen, in der Tat aber, um ihre Röte vor den Augen ihres Sohnes zu verbergen.

»Wahrhaftig, Philipp,« sagte sie, »Ihr wisst Worte zu finden, die

mich verwirren, und Euer Zorn verblendet Euch, wie er mich erschreckt; überlegt doch.«

»Madame, ich brauche nicht zu Überlegen, ich sehe.«

»Und was seht Ihr?«

»Ich sehe, daß Herr von Buckingham meine Frau nicht verlässt. Er wagt es, ihr Geschenke zu machen, sie wagt es, dieselben anzunehmen. Gestern sprach sie von einem Säckchen mit Veilchengeruch; unsere französischen Parfümeurs aber, Ihr wisst das wohl, Madame, da Ihr so oft solche verlangt habt, ohne bekommen zu können, unsere französischen Parfümeurs waren nie im Stande, diesen Geruch zu finden. Nun wohl, der Herzog hatte ein Säckchen mit Veilchengeruch bei sich . . . von ihm kam also das meiner Frau.«

»In der Tat, mein Herr,« sprach Anna von Österreich, »Ihr baut Pyramiden auf Nadelspitzen; nehmt Euch in Acht. Ich frage Euch, was ist Schlimmes dabei, daß ein Landsmann seiner Landsmännin das Rezept von einer neuen Essenz gibt. Diese seltsamen Ideen, das schwöre ich Euch, erinnern mich auf eine schmerzliche Weise an Euren Vater, der mich oft ungerecht hat leiden lassen.«

»Der Vater von Herrn von Buckingham war ohne Zweifel bescheidener, ehrerbietiger, als der Sohn,« sagte Philipp unbesonnen, ohne zu sehen, daß er seiner Mutter verletzend in's Herz griff.

Die Königin erbleichte und preßte eine krampfhaft zusammengezogene Hand an ihre Brust, doch bald sich wieder fassend sagte sie:

»Nun, Ihr seid in irgend einer Absicht hierher gekommen?«

»Ja.«

»So erklärt Euch.«

»Madame, ich bin gekommen, um mich energisch zu beklagen und Euch zu erklären, daß ich nichts von Herrn von Buckingham ertragen werde.«

»Ihr werdet nichts ertragen?«

»Nein.«

»Was wollt Ihr tun?«

»Ich werde mich beim König beklagen.«

»Und was soll Euch der König antworten?«

»Nun wohl,« sprach Philipp mit einem Ausdruck ungeschlachter Festigkeit, der einen seltsamen Kontrast mit der gewöhnlichen Sanftmut seiner Physiognomie bildete, »nun wohl, ich werde mir selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Was nennt Ihr Euch selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen?« fragte Anna von Österreich mit einer gewissen Bangigkeit.

»Es ist mein Wille, daß Herr von Buckingham den Hof verlässt, es ist mein Wille, daß Herr von Buckingham Frankreich verlässt, und ich werde ihm diesen meinen Willen kundthun!«

»Ihr werdet gar nichts kundthun, Philipp, denn wenn ihr so handeln, wenn Ihr so die Gastfreundschaft verletzen würdet, so müßte ich gegen Euch die ganze Strenge des Königs anrufen.«

»Ihr droht mir, meine Mutter!« rief Philipp, ganz in Tränen, »Ihr droht mir, während ich mich beklage!«

»Nein, ich drohe Euch nicht, ich setze Eurem Aufbrausen einen Damm. Ich sage Euch, daß gegen Herrn von Buckingham oder jeden andern Engländer ein strenges Mittel ergreifen, daß sogar ein nicht sehr höfliches Verfahren anwenden äußerst schmerzliche Spaltungen zwischen Frankreich und England hervorrufen heißt, Wie! ein Prinz, der Bruder des Königs von Frankreich wüsste sich vor einer politischen Notwendigkeit nicht zu stellen, als bemerkte er eine, selbst wirkliche, Beleidigung nicht?«

Philipp machte eine Bewegung.

»Überdies ist die Beleidigung weder wahr, noch möglich,« fuhr die Königin fort, »und es handelt sich nur um eine lächerliche Eifersucht.«

»Madame, ich weiß, was ich weiß.«

»Und ich, was Ihr wissen möget, ermahne Euch zur Geduld.«

»Ich bin nicht geduldig, Madame.«

Die Königin stand voll Steifheit und eisiger Zeremonie auf und sprach:

»Dann erklärt Euren Willen.«

»Ich habe keinen Willen, Madame, aber ich spreche meine Wünsche aus. Wenn sich Herr von Buckingham nicht selbst aus meinem Hause entfernt, so werde ich es ihm verbieten.«

»Das ist eine Frage, worüber wir dem König Vortrag machen werden,« sagte die Königin, das Herz geschwollen, die Stimme bewegt.

»Aber, Madame,« rief Philipp, indem er seine Hände an einander schlug, »seid meine Mutter und nicht die Königin, da ich als Sohn mit Euch spreche; zwischen Buckingham und mir ist es die Sache einer Unterredung von vier Minuten.«

»Gerade diese Unterredung verbiete ich,« sprach die Königin, die wieder ihre ganze Autorität annahm, »das ist Eurer nicht würdig.«

»Gut, es sei, ich unterlasse es, aber ich werde meinen Willen Madame ankündigen.«

»Oh!« versetzte Anna von Österreich mit der Schwermut der Erinnerung, »tyrannisiert nie eine Frau, mein Sohn; befiehlt nie zu laut und zu gebieterisch der Eurigen. Eine besiegte Frau ist nicht immer eine überzeugte Frau.«

»Was soll ich dann tun? Ich werde mich bei meiner Umgebung Rats erholen.«

»Ja, Eure heuchlerischen Räte, Euer Chevalier von Lorraine, Euer Wardes . . . Überlaßt mir die Sorge in dieser Angelegenheit, Philipp. Nicht wahr, Ihr wünscht, daß sich der Herzog entferne?«

»So bald als möglich, Madame.«

»Nun, so schickt mir den Herzog, mein Sohn: macht ihm ein freundliches Gesicht, bezeigt Niemand etwas, nicht Eurer Frau, nicht dem König. Empfängt keine Ratschläge. Ach! ich weiß, was eine durch Räte gestörte Ehe ist.«

»Ich werde gehorchen, meine Mutter.«

»Und Ihr sollt zufrieden sein, mein Sohn. Sucht mir den Herzog.«

»Oh! das ist keine Schwierigkeit.«

»Wo glaubt Ihr, daß er sein durste?«

»Bei Gott! vor der Türe von Madame, deren Aufstehen er erwartet.«

»Gut,« sprach Anna von Österreich ganz ruhig. »Wollt dem Herzog sagen, ich bitte ihn, zu mir zu kommen.«

Philipp küßte seiner Mutter die Hand und entfernte sich, um Herrn von Buckingham aufzusuchen.

XXII.

For ever.

Der Einladung der Königin Mutter Folge leistend, fand sich Mylord Buckingham bei dieser eine halbe Stunde nach dem Abgang des Herzogs von Orleans ein.

Als sein Name vom Huissier gemeldet wurde, erhob sich die Königin, die sich, den Kopf in ihren Händen, mit den Ellenbogen auf den Tisch stützte, und empfing mit einem Lächeln den anmutigen und ehrfurchtsvollen Gruß, den der Herzog an sie richtete.

Anna von Österreich war noch schön. Man weiß, daß bei ihrem schon vorgerückten Alter ihre langen aschblonden Haare, ihre schönen Hände, ihre frischrothen Lippen noch von Allen, die sie sahen, bewundert wurden.

In diesem Augenblick ganz einer Erinnerung hingegeben, welche die Vergangenheit in ihrem Herzen wieder aufrührte, war sie so schön als in den Tagen ihrer Jugend, als in der Zeit, wo sich ihr Palast öffnete, um jung und leidenschaftlich den Vater dieses Buckingham, den Unglücklichen zu empfangen, der für sie gelebt hatte, der ihren Namen aussprechend gestorben war.

Anna von Österreich heftete auf Buckingham einen so zärtlichen Blick, daß man darin zugleich das Wohlgefallen einer mütterlichen Zuneigung und etwas Süßes wie die Coquetterie einer Geliebten entdecken konnte.

»Eure Majestät hat mich zu sprechen gewünscht?« sagte Buckingham ehrerbietig.

»Ja, Herzog,« antwortete die Königin englisch. »Wollt Euch setzen.«

Die Gunst, welche Anna von Österreich dem jungen Mann angedeihen ließ, die Schmeichelei der Sprache des Landes, der der Herzog seit seinem Aufenthalt in Frankreich entbehrt hatte, machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüt.

Er erriet auf der Stelle, die Königin habe etwas von ihm zu verlangen.

Nachdem sie die ersten Augenblicke der unüberwindlichen Beklemmung, die sie gefühlt, überlassen hatte, fuhr die Königin mit ihrer lachenden Miene in französischer Sprache fort:

»Wie findet Ihr Frankreich, mein Herr?«

»Ein schönes Land, Madame,« antwortete der Herzog.

»Hattet Ihr es schon gesehen?« »Schon einmal, ja, Madame.«

»Doch, wie jeder guter Engländer, zieht Ihr England vor?«

»Ich liebe mein Vaterland mehr, als das Vaterland eines Franzosen,« erwiderte der Herzog; »fragt mich aber Eure Majestät, welchen von beiden Aufenthaltsorten ich vorziehe, Paris oder London, so antworte ich Paris.«

Anna von Österreich bemerkte den Ton voll Wärme, mit welchem diese Worte gesprochen worden waren. »Ihr habt, wie man mir sagt, schöne Güter in Eurer Heimat, Mylord, Ihr bewohnt einen reichen und alten Palast?«

»Den Palast meines Vaters,« antwortete Buckingham, die Augen niederschlagend.

»Das sind kostbare Vorzüge und Andenken,« sagte die Königin, indem sie unwillkürlich Erinnerungen berührte, von welchen man sich nicht gern trennt.

»In der Tat,« sprach der Herzog, dem schwermütigen Einfluß dieses Eingangs erliegend, »die Leute von Gemüt träumen eben so viel durch die Vergangenheit oder durch die Zukunft, als durch die Gegenwart.«

»Das ist wahr,« sagte die Königin mit leiser Stimme. »Und daraus geht hervor, Mylord, daß Ihr, der Ihr ein Mann von Gemüt seid . . . Frankreich bald verlassen werdet, um Euch in Eure Reichtümer, in Eure Reliquien einzuschließen.«

Buckingham erhob das Haupt und sprach:

»Ich glaube nicht, Madame.«

»Wie?«

»Ich denke im Gegenteil, daß ich England lassen werde, um in Frankreich zu wohnen.«

Nun war es an Anna von Österreich, ihr Erstaunen kundzugeben.

»Wie,« sagte sie, »seid Ihr nicht in Gunst bei neuen König?«

»Im Gegenteil, Madame, Seine Majestät beehrt mich mit einem unbegrenzten Wohlwollen.«

»Euer Vermögen kann sich nicht vermindert haben; man nannte es bedeutend.«

»Mein Vermögen, Madame, ist nie blühender gewesen.«

»Ihr müßt also eine geheime Ursache haben . . . «

»Nein, Madame,« erwiderte Buckingham rasch, »bei diesem Entschluß ist nichts Geheimes. Ich liebe den Aufenthalt in Frankreich, ich liebe einen Hof voll Geschmack und Artigkeit; ich liebe endlich die ein wenig ernsten Vergnügungen, welche nicht die Vergnügungen meiner Heimat sind, während man sie in Frankreich findet.«

Fein lächelnd entgegnete Anna von Österreich: »Die ernsten Vergnügungen! Habt Ihr Euch diesen Ernst auch wohl überlegt, Herr von Buckingham?«

Der Herzog stammelte.

»Mylord,« fuhr Anna von Österreich fort, »es gibt kein ernstes Vergnügen, das einen Mann von Eurem Rang abhalten darf . . . «

»Madame,« unterbrach sie der Herzog, »Eure Majestät legt ein großes Gewicht auf diesen Punkt, wie mir scheint.«

»Findet Ihr, Herzog?«

»Es ist, möge meine Äußerung Eurer Majestät nicht mißfallen, es ist das zweite Mal, daß sie die Reize Englands auf Kosten der zauberhaften Wonne rühmt, die man fühlt, wenn man in Frankreich lebt.«

Anna von Österreich näherte sich dem jungen Mann, legte ihre schöne Hand auf seine Schulter, die bei dieser Berührung bebte, und sprach:

»Mein Herr, glaubt mir, nichts ist so viel wert, als der Aufenthalt im Heimatlande. Es ist mir sehr oft begegnet, daß ich mich nach Spanien zurücksehnte. Ich habe lange gelebt, Mylord, sehr lange für eine Frau, und ich gestehe Euch, es ist kein Jahr vergangen, in dem ich mich nicht nach Spanien sehnte.«

»Kein Jahr, Madame!« entgegnete kalt der junge Mann, »nicht eines von den Jahren, wo Ihr Königin der Schönheit wart, wie Ihr es übrigens noch seid.«

»Oh! keine Schmeichelei, Herzog; ich bin eine Frau, die Eure

Mutter wäre.«

Sie sprach diese Worte mit einem anmuthreichen, milden Ausdruck, der tief in das Herz von Buckingham eindrang.

»Ja,« sagte sie, »ich wäre Eure Mutter, und darum gebe ich Euch einen guten Rat.«

»Den Rat, nach London zurückzukehren?« rief er.

»Ja. Mylord.«

Der Herzog faltete die Hände mit einer erschrockenen Miene, die ihre Wirkung auf diese durch zärtliche Erinnerungen für zärtliche Gefühle geneigte Frau nicht verfehlen konnte.

»Es muß sein,« fügte sie bei.

»Wie!« rief er, »man sagt mir im Ernste, ich müsse abreisen, ich müsse mich verbannen, ich müsse mich flüchten?«

»Euch verbannen! habt Ihr gesagt. Ah! Mylord, man sollte glauben, Frankreich sei Euer Vaterland.«

»Madame, die Heimat der Liebenden ist die Heimat derjenigen, welche sie lieben.«

»Nicht ein Wort mehr, Mylord,« sprach die Königin, »Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet.«

Buckingham warf sich auf seine Knie und rief:

»Madame, Madame, Ihr seid eine Quelle des Geistes, der Güte, der Milde; Madame, Ihr seid nicht nur die Erste dieses Königreichs durch den Rang, Ihr seid die Erste der Welt durch die Eigenschaften, die Euch göttlich machen; ich habe nichts gesagt, Madame. Habe ich etwas gesagt, worauf Ihr mir ein so grausames Wort erwidern könntet? Habe ich mich verraten, Madame?«

»Ihr habt Euch verraten,« antwortete die Königin mit leiser Stimme.

»Ich habe nichts gesagt! Ich weiß nichts!«

»Ihr vergeßt, daß Ihr vor einer Frau gesprochen, gedacht habt, und überdies . . . «

»Und überdies weiß Niemand, daß Ihr mich hört,« unterbrach Buckingham lebhaft die Königin.

»Man weiß es im Gegenteil, Herzog, Ihr habt die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend.«

»Man hat mich verraten! man hat mich angegeben!«

»Wer dies?«

»Diejenigen, welche schon im Havre mit einer höllischen Scharfsichtigkeit in meinem Herzen wie in einem offenen Buche gelesen hatten.«

»Ich, weiß nicht, wen Ihr meint.«

»Herrn von Bragelonne zum Beispiel.«

»Das ist ein Name, den ich kenne, ohne denjenigen zu kennen, welcher ihn führt. Nein, Herr von Bragelonne hat nichts gesagt.«

»Wer denn? . . . Oh! Madame, wenn Einer die Kühnheit gehabt hätte, in mir das zu sehen, was ich selbst nicht sehen will . . . «

»Was würdet Ihr tun, Herzog?«

»Es gibt Geheimnisse, welche diejenigen töten, die sie finden.«

»Derjenige, welcher Euer Geheimnis gefunden hat, Ihr Wahnsinniger, ist noch nicht getötet; mehr noch, Ihr werdet ihn nicht töten; er ist bewaffnet mit allen Rechten, es ist ein Gatte, es ist ein Eifersüchtiger, es ist der zweite Edeldame Frankreichs, es ist mein Sohn, der Herzog von Orleans.«

Der Herzog erbleichte.

»Wie grausam seid Ihr, Madame!« sagte er.

»So seid Ihr wohl, Buckingham,« sprach schwermütig Anna von Österreich, »Ihr geht durch alle Extreme und kämpft mit den Wolken, während es Euch so leicht wäre, mit Euch selbst im Frieden zu bleiben.«

»Wenn wir Krieg führen, sterben wir auf dem Schlachtfeld,« erwiderte mit sanftem Ton der junge Mann, der sich der schmerzlichsten Niedergeschlagenheit überließ.

Anna ging rasch auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte englisch mit einem Ungestüm, dem Keiner hätte widerstehen können:

»Villiers, was verlangt Ihr? Von einer Mutter, daß sie ihren Sohn opfere, von einer Königin, daß sie in die Schande ihres Hauses einwillige! Ihr seid ein Kind, denkt nicht, daran! Wie! um Euch eine Träne zu ersparen, sollte ich zwei Verbrechen begehen, Villiers! Ihr sprecht von den Toten; die Toten waren wenigstens ehrfurchtsvoll und unterwürfig; die Toten verbeugten sich vor einem Verbannungsbefehl; sie nahmen ihre Verzweiflung wie

einen Reichtum in ihren Herzen mit, weil die Verzweiflung von der geliebten Frau kam, weil der Tod, so trügerisch, gleichsam ein Geschenk, eine Gunstbezeigung war.«

Die Züge verstört, die Hände auf dem Herzen, stand Buckingham auf und erwiderte:

»Ihr habt Recht, Madame, doch diejenigen, von welchen Ihr sprecht, hatten den Verbannungsbefehl aus einem geliebten Mund erhalten; man jagte sie nicht fort, man bat sie, zu gehen, man spottete ihrer nicht.«

»Nein, man erinnerte sich,« flüsterte Anna von Österreich. »Doch wer sagt Euch, man jage Euch fort, man verbanne Euch? wer sagt Euch, man erinnere sich Eurer Ergebenheit nicht? Ich spreche für Niemand, Villiers, ich spreche für mich, reist ab! Leistet mir diesen Dienst, habt diese Güte für mich, daß ich dies auch noch einem Manne Eures Namens zu danken habe.«

»Euch zu Liebe also, Madame.«

»Mir allein zu Liebe.«

»Es wird hinter mir kein Mann sein, der lacht, kein Fürst, der spricht: Ich habe es gewollt!«

»Herzog! hört mich.«

Hier nahm das erhabene Antlitz der alten Königin einen feierlichen Ausdruck an, und sie fuhr fort:

»Ich schwöre Euch, daß hier Niemand befiehlt, wenn nicht ich; ich schwöre Euch, daß Niemand lachen, sich rühmen wird, sondern daß sich sogar Niemand gegen die Pflicht verfehlen wird, die Euer Rang auferlegt. Zählt auf mich, Herzog, wie ich auf Euch gezählt habe.«

»Ihr erklärt Euch nicht, Madame; ich bin tief verwundet, ich bin in Verzweiflung; der Trost, so voll kommen und süß er auch sein mag, wird mir nicht genügend erscheinen.«

»Freund, habt Ihr Eure Mutter gekannt?« sagte die Königin mit einem einschmeichelnden Lächeln.

»Oh! sehr wenig, Madame! aber ich erinnere mich, daß mich diese edle Dame mit Küssen und Tränen bedeckte, wenn ich weinte.«

»Villiers!« sprach die Königin, indem sie ihren Arm um den Hals des jungen Mannes schlang, »ich bin eine Mutter für Euch, und

glaubt mir, nie wird Jemand meinen Sohn weinen machen.«

»Meinen Dank, Madame,« erwiderte der junge Mann gerührt und erschüttert; »Ich gewahre, daß in meinem Herzen noch für ein süßeres, edleres Gefühl, als für die Liebe Platz war.«

Die Königin schaute ihn an, drückte ihm die Hand und sprach:

»Geht, mein Freund.«

»Wann soll ich abreisen? Befehlt.«

»Wann es Euch geeignet erscheint, Mylord,« antwortete die Königin: »Ihr reist, doch Ihr wählt Euren Tag. Statt heute abzureisen, wie Ihr es ohne Zweifel wünschtet, morgen, wie man es erwartete, reist übermorgen Abend ab, nur verkündigt schon heute Euren Willen.«

»Meinen Willen!« murmelte der junge Mann.

»Ja, Herzog.«

»Und ich werde nie wieder nach Frankreich kommen?«

Anna von Österreich dachte einen Augenblick nach und versank in den schmerzlichen Ernst dieses Nachsinnens.

»Es wird mir süß sein,« sprach sie, »wenn Ihr an dem Tag kommt, wo ich auf ewig in Saint-Denis beim König, meinem Gemahl, schlafen gehen werde.«

»Bei ihm, der Euch so viel leiden gemacht hat!«

»Der der König von Frankreich war.«

»Madame, Ihr seid voll Güte, Ihr schreitet in der Wohlfahrt einher, Ihr schwimmt in der Freude; lange Jahre sind Euch verheißen.«

»So werdet Ihr also spät kommen,« sprach die Königin, indem sie zu lächeln suchte.

»Ich werde gar nicht kommen, ich, der ich jung bin,« entgegnete Buckingham traurig.

»Oh! Gott sei Dank . . . «

»Der Tod, Madame, zählt die Jahre nicht; er ist unparteiisch; man stirbt, obgleich jung, man lebt, obgleich Greis.«

»Herzog, keine düstere Gedanken; ich will Euch aufheitern. Kommt in zwei Jahren. Ich sehe in Eurem reizenden Antlitz, daß die Ideen, die Euch heute so traurig machen, vor sechs Monaten abgelebte Ideen sein werden; in der Frist, die ich Euch bezeichne,

werden sie also tot und vergessen sein.«

»Ich glaube, daß Ihr mich vorhin besser beurteiltet, Madame, als Ihr sagtet, über uns vom Hause Buckingham habe die Zeit keine Gewalt.«

»Stille! oh! stille!« flüsterte die Königin, indem sie den Herzog mit einer Zärtlichkeit, die sie nicht bewältigen konnte, auf die Stirne küßte; »geht, geht, macht mich nicht weich, vergeßt Euch nicht mehr, ich bin die Königin! Ihr seid ein Untertan des Königs von England: König Karl erwartet Euch; Gott befohlen, Villiers, lebt wohl, Villiers. *farewell!*«

»*For ever!*« erwiderte der junge Mann, und er entfloh, seine Tränen verschluckend.

Anna von Österreich drückte ihre Hände an ihre Stirne, schaute dann in den Spiegel und murmelte:

»Man mag sagen, wie man will, arme Königin, die Frau ist immer jung; man ist immer in irgend einem Winkel des Herzens erst zwanzig Jahre alt!«



XXIII.

Worin Keine Majestät König Ludwig XIV. Fräulein de la Vallière weder reich, noch hübsch genug für einen Edelmann vom Rang des Vicomte von Bragelonne findet.

Raoul und der Graf de la Fère kamen nach Paris am Abend des Tages, wo Buckingham die von uns mitgeteilte Unterredung mit der Königin Mutter gehabt hatte.

Kaum angelangt, ließ sich der Graf eine Audienz beim König erbitten.

Der König hatte einen Teil des Tags damit zugebracht, daß er mit Madame und den Damen des Hofes die Lyoner Stoffe betrachtete, mit denen er seiner Schwägerin ein Geschenk machte. Es war sofort Mittagstafel bei Hose gewesen, hernach Spiel, und der König hatte seiner Gewohnheit gemäß das Spiel um acht Uhr verlassen und war in sein Kabinett gegangen, um mit Herrn Colbert und Herrn Fouquet zu arbeiten.

Raoul war im Vorzimmer in dem Augenblick, wo die beiden Minister herauskamen, und der König erblickte ihn durch die halb geöffnete Türe.

»Was will Herr von Bragelonne?« fragte er.

Der junge Mann näherte sich und erwiderte:

»Sire, eine Audienz für den Herrn Grafen de la Fère, der mit dem Wunsche, Eure Majestät sprechen zu dürfen, von Blois ankommt.«

»Ich habe eine Stunde vor dem Spiel und meinem Schlafengehen,« sagte der König. »Ist Herr de la Fère bereit?«

»Der Herr Graf wartet unten auf die Befehle Eurer Majestät.«

»Er komme herauf.«

Fünf Minuten nachher trat Athos bei Ludwig XIV. ein.

Er wurde vom Herrn mit jenem anmutigen Wohlwollen empfangen, das Ludwig, mit einem Takt über seinem Alter, vorbehielt, um die Menschen für sich zu gewinnen, welche man

nicht durch gewöhnliche Gunstbezeugungen erobert.

»Graf,« sprach der König, »laßt mich hoffen, daß Ihr Euch etwas von mir erbitten wollt.«

»Ich verberge das Eurer Majestät nicht,« erwiderte der Graf, »ich komme in der Tat als Bittsteller.«

»Laßt hören,« sagte der König mit freudiger Miene.

»Es ist nicht für mich, Sire.«

»Desto schlimmer; doch ich werde für Euren Schützling tun, Graf, was Ihr ausschlagt, daß ich für Euch tun soll.«

»Eure Majestät ist allzu gnädig . . . Ich komme, um mit dem König für den Vicomte von Bragelonne zu reden.«

»Graf, das ist, als ob Ihr für Euch sprächet.«

»Nicht ganz, Sire. Was ich von Euch zu erlangen wünsche, kann ich nicht für mich erlangen. Der Vicomte gedenkt zu heiraten.«

»Er ist noch jung; doch gleichviel . . . Es ist ein ausgezeichnete Mann, und ich will eine Frau für ihn finden.«

»Er hat sie gesunden, Sire, und sucht nur die Einwilligung Eurer Majestät.«

»Ah! es handelt sich nur darum, einen Heiratsvertrag zu unterzeichnen?«

Athos verbeugte sich.

»Hat er sich eine Braut gewählt, die einem Stand angehört, der Euch genehm ist?«

Athos zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

»Die Braut ist Fräulein, doch reich ist sie nicht.«

»Das ist ein Übel, für das wir ein Mittel haben.«

»Eure Majestät erfüllt mich mit Dankbarkeit, sie wird mir jedoch erlauben, ihr eine Bemerkung zu machen.«

»Macht sie.«

»Eure Majestät scheint die Absicht zu haben, das Mädchen auszusteuern?«

»Gewiß.«

»Und mein Schritt im Louvre hätte diesen Erfolg gehabt? Das wäre mir leid, Sire.«

»Kein falsches Zartgefühl, Graf! wie heißt die Braut?«

»Es ist Fräulein de la Baume le Blau de la Vallière,«
antwortete Athos kalt.

»Ah!« machte der König, in seinem Gedächtnis, suchend, »ich
kenne diesen Namen; ein Marquis de la Vallière.«

»Ja, Sire, es ist seine Tochter.«

»Er ist tot?«

»Ja, Sire.«

»Und die Witwe hat sich wieder an Herrn von Saint-Remy, den
Oberhofmeister von Madame Witwe verheirathet?«

»Eure Majestät ist gut unterrichtet.«

»So ist es, so ist es! . . . Mehr noch: die Tochter ist unter die
Ehrenfräulein der jungen Madame ein, getreten.«

»Eure Majestät weiß die ganze Geschichte besser als ich.«

Der König dachte abermals nach und schaute verstohlen das
ziemlich sorgenvolle Gesicht von Athos an.

»Graf,« sagte er, »mir scheint, das Fräulein ist nicht sehr
hübsch.«

»Ich weiß es nicht genau,« antwortete Athos.

»Ich habe sie betrachtet sie hat mich nicht interessiert.«

»Es ist eine sanfte, bescheidene Miene, aber wenig Schönheit,
Sire.«

»Doch schöne blonde Haare?«

»Ich glaube, ja.«

»Und ziemlich schöne blaue Augen?«

»So ist es.«

»Was die Schönheit betrifft, ist die Partie als, eine gewöhnliche.
Gehen wir zum Geld über.«

»Höchstens fünfzehn bis zwanzigtausend Livres Mitgift, Sire;
aber die Verliebten sind uneigennützig; ich selbst lege wenig Wert
auf das Geld.«

»Auf den Überfluß, wollt Ihr sagen; doch das Notwendige ist
unerläßlich. Mit fünfzehntausend Livres Mitgift, ohne Apanagen,
kann eine Frau nicht bei Hofe leben. Wir werden ergänzen, ich will
das für Bragelonne tun.«

Athos verbeugte sich.

Der König bemerkte abermals seine Kälte und sprach:

»Gehen wir vom Geld auf den Stand über; Tochter des Marquis de la Vallière, das ist gut; doch wir haben den guten Saint-Remy, der das Haus ein wenig, ich weiß es wohl, durch die Frauen verdirbt, aber immerhin verdirbt, und Ihr, Graf haltet, glaube ich, viel auf Euer Haus.«

»Ich, Sire, lege auf gar nichts mehr einen Wert, als auf meine Ergebenheit für Eure Majestät.«

Der König schwieg wieder einen Augenblick und sprach dann:

»Mein Herr, Ihr setzt mich seit dem Anfang unserer Unterredung ungemein in Erstaunen. Ihr kommt, um mich um Erlaubnis zu einer Heirat zu bitten, und scheint sehr betrübt, daß Ihr diese Bitte tun sollt. Oh! ich irre mich selten, so jung ich bin, denn bei dem Einen stelle ich meine Freundschaft in den Dienst des Verstandes, bei den Andern wende Ich mein Mißtrauen an, das die Scharfsichtigkeit verdoppelt. Ich wiederhole, Ihr tut diese Bitte nicht mit freudigem Herzen.«

»Ja, Sire, das ist wahr.«

»Dann begreife ich Euch nicht . . . schlägt es ab.«

»Nein, Sire; ich bin Bragelonne mit meiner ganzen Liebe zugethan . . . er ist in Fräulein de la Vallière verliebt und schmiedet sich Paradiese für die Zukunft. Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche die Illusionen der Jugend zerstören wollen. Diese Heirat mißfällt mir, doch ich bitte Eure Majestät, auf das Schleunigste ihre Einwilligung dazu zu geben und so das Glück von Raoul zu machen.«

»Sprecht, Graf, liebt sie ihn?«

»Wenn ich Eurer Majestät die Wahrheit sagen soll, so glaube ich nicht an die Liebe von Fräulein de la Vallière; sie ist jung, sie ist ein Kind, sie ist berauscht; das Vergnügen, den Hof zu sehen, die Ehre, im Dienste von Madame zu sein, werden in ihrem Kopfe dem die Waagschale halten, was sie an Zärtlichkeit im Herzen haben könnte; es wird also eine Ehe sein, wie Eure Majestät viele am Hofe hat; doch Bragelonne will es, und so geschehe es denn.«

»Ihr gleicht indessen nicht jenen leichten Vätern, die sich zu Sklaven ihrer Kinder machen,« sagte der König.

»Sire, ich habe Willen gegen Böse, ich habe keinen gegen

Leute von Gemüt. Raoul leidet, er hat Kummer: gewöhnlich frei, ist sein Geist schwerfällig und düster geworden; ich will Eure Majestät nicht der Dienste berauben, die er zu leisten vermag.«

»Ich verstehe Euch und verstehe besonders Euer Herz.«

»Dann brauche ich Eurer Majestät nicht zu sagen, daß es meine Absicht ist, das Glück dieser Kinder oder vielmehr dieses Kindes zu machen.«

»Und ich will, wie Ihr, das Glück von Herrn von Bragelonne.«

»Sire, ich erwarte nur' noch die Unterschrift Eurer Majestät. Raoul wird die Ehre haben, vor Euch zu erscheinen, und Eure Einwilligung entgegennehmen.«

»Ihr täuscht Euch, Graf,« sprach der König mit festem Tone; »ich habe Euch gesagt, ich wolle das Glück des Vicomte, und ich widersetze mich auch in diesem Augenblick seiner Heirat.«

»Aber, Sire,« rief Athos, »Eure Majestät hat mir versprochen . . . «

»Nein, Graf, ich habe es Euch nicht versprochen; denn das widerstrebt meinen Ablichten.«

»Ich begreife, was Alles die Initiative Eurer Majestät Wohlwollendes und Edelmütiges für mich hat; doch ich nehme mir die Freiheit, Euch daran zu erinnern, daß ich als Botschafter zu kommen mich anheischig gemacht habe.«

»Ein Botschafter, Graf, verlangt oft und erhält nicht immer.«

»Ah! Sire, welch ein Schlag für Bragelonne!«

»Ich werde den Schlag geben, ich werde mit dem Vicomte sprechen.«

»Die Liebe, Sire, ist eine unwiderstehliche Kraft.«

»Man widersteht der Liebe, Graf, das kann ich Euch versichern,«

»Wenn man die Seele eines Königs, wenn man Eure Seele hat, Sire.«

»Seid über diesen Gegenstand unbesorgt. Ich habe Absichten mit Bragelonne; ich sage nicht, er werde Fräulein de la Vallière nicht heiraten, aber ich will nicht, daß er sich so jung verheirathe, ich will nicht, daß er sie heirate, ehe sie ihr Glück gemacht und er seinerseits meine Huld verdient hat, wie ich sie ihm angedeihen lassen werde. Mit einem Wort, Graf, ich will, daß man wart?.«

»Sire, ich wiederhole . . . «

»Herr Graf, Ihr seid, wie Ihr sagtet, gekommen, um mich um eine Gnade zu bitten.«

»Ja, gewiß.«

»Nun wohl! bewilligt mir eine und laßt uns nicht mehr hiervon sprechen. Es ist möglich, daß ich binnen Kurzem einen Krieg führe; ich bedarf freier Edelleute in meiner Umgebung und würde Anstand nehmen, unter die Kugeln und Kanonen einen verheiratheten Mann, einen Familienvater zu schicken; ich würde auch für Bragelonne Anstand nehmen, ohne einen höheren Grund ein unbekanntes Mädchen auszustatten, denn das dürfte Eifersucht unter meinem Adel erregen.«

Athos verbeugte sich und antwortete nichts.

»Ist das Alles, was Ihr von mir erbitten wolltet?« fügte Ludwig XIV. bei.

»Alles, Sire, und ich nehme Abschied von Eurer Majestät. Doch soll ich Raoul in Kenntniss setzen?«

»Erspart Euch diese Mühe, erspart Euch diese Widerwärtigkeit. Sagt dem Vicomte, morgen bei meinem Lever werde ich mit ihm sprechen; für heute Abend, Graf, seid Ihr bei meinem Spiel.«

»Ich bin in Reisekleidern, Sire.«

»Es wird, wie ich hoffe, ein Tag kommen, wo Ihr mich nicht verlaßt. Bald, Graf, wird die Monarchie so gestellt sein, daß sie allen Männern von Eurem Verdienst eine würdige Gastfreundschaft zu bieten vermag.«

»Sire, wenn ein König groß ist im Herzen seiner Untertanen, so liegt wenig daran, welchen Palast er bewohnt, insofern er in einem Tempel angebetet wird.«

Nachdem Athos so gesprochen, verließ er das Kabinett und suchte Raoul wieder auf, der ihn erwartete.

»Nun, Herr?« fragte der junge Mann.

»Raoul, der König ist gut gegen uns; vielleicht nicht in dem Sinn, in dem Ihr glaubt, doch er ist gut und edelmütig gegen unser Haus.«

»Herr, Ihr habt mir eine schlimme Nachricht mit, zutheilen,« rief der junge Mann erbleichend.

»Der König wird Euch morgen früh sagen, daß dies keine

schlechte Nachricht ist.«

»Der König hat also nicht unterzeichnet?«

»Raoul, der König will Euren Vertrag selbst machen, und er will ihn so groß machen, daß ihm die Zeit dazu gebracht. Haltet Euch vielmehr an Eure Ungeduld, als an den guten Willen des Königs,«

Ganz bestürzt, weil er die Offenherzigkeit des Grafen und zugleich seine Gewandtheit kannte, blieb Raoul in eine düstere Betäubung versunken.

»Ihr begleitet mich nicht nach Hause?« fragte Athos.

»Verzeiht, Herr, ich folge Euch,« stammelte Bragelonne, und er stieg hinter dem Grafen die Stufen hinab.

»Oh!« sagte plötzlich der letztere, »könnte ich nicht, während ich hier bin, Herrn d'Artagnan sehen?«

»Toll ich Euch in seine Wohnung führen?« fragte Bragelonne.

»Ja, gewiß.«

»Dann müssen wir nach der andern Treppe gehen.«

Und sie änderten ihren Weg; doch als sie auf dem Ruheplatz der großen Galerie ankamen, erblickte Raoul einen Lackei in der Livree des Grafen von Guiche, der ihm, als er seine Stimme hörte, sogleich entgegenlief.

»Was gibt es?« sagte Raoul.

»Dieses Billett, . . . der Herr Graf erfuhr, Ihr wäret zurück, und hat Euch aus der Stelle geschrieben; ich suche Euch seit einer Stunde.«

Raoul näherte sich Athos, um den Brief zu entsiegeln.

»Ihr erlaubt, Herr?« sagte er.

»Immerzu.«

»Lieber Raoul,« schrieb der Graf, »ich habe ohne Verzug eine Angelegenheit von Belang abzumachen; ich weiß, daß Ihr hier eingetroffen seid, kommt schleunigst.«

Kaum hatte er gelesen, als ein Diener in der Livree von Buckingham aus der Gallerte hervorkam und sich Raoul, sobald er ihn erkannt hatte, ehrfurchtsvoll näherte.

»Von Mylord Herzog,« sagte er.

»Ah!« rief Athos, »ich sehe, Raoul, daß Ihr schon in den Angelegenheiten steckt, wie der General einer Armee; ich

verlasse Euch und werde Herrn d'Artagnan allein finden.«

»Ich bitte, wollt mich entschuldigen,« erwiderte Raoul.

»Ja, ja, ich entschuldige Euch; Gott befohlen, Raoul. Ihr findet mich zu Hause bis morgen; im Verlaufe des Tages dürfte ich nach Blois abreisen, wenn kein Gegenbefehl kommt.«

»Ich werde Euch morgen meinen Respekt bezeigen, Herr.«

Athos entfernte sich.

Raoul öffnete den Brief von Buckingham.

»Herr von Bragelonne,« schrieb der Herzog, »Ihr seid von allen Franzosen, die ich gesehen, derjenige, welcher mir am meisten gefällt; ich bedarf Eurer Freundschaft. Es ist mir eine gewisse in gutem Französisch geschriebene Botschaft zugekommen. Ich bin Engländer und befürchte, daß ich nicht gut genug verstehe. Ich weiß nur, daß der Brief mit einem guten Namen unterzeichnet ist. Werdet Ihr die Gefälligkeit haben, mich zu besuchen, denn ich erfahre, daß Ihr von Blois angekommen seid?

»Euer ergebener

»Villiers Herzog von Buckingham.«

»Ich werde Deinen Herrn aufsuchen,« sagte Raoul zu dem Diener von Guiche, indem er diesen entließ.

»Und in einer Stunde werde ich bei Herrn von Buckingham sein,« fügte er, mit der Hand dem Voten des Herzogs ein Zeichen machend, bei.

Fünfzehntes bis Achtzehntes Bändchen.

I.

Eine Menge Degenstiche in's Wasser.

Als sich Raoul zu Herrn von Guiche begab, fand er diesen mit Wardes und Manicamp plaudernd.

Seit dem Abenteuer mit der Schranke behandelte Wardes Raoul als Fremden.

Man hätte glauben sollen, es wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, nur sahen sie aus, als kenneten sie sich nicht.

Raoul trat ein, Guiche kam ihm entgegen.

Raoul warf, während er Guiche die Hand drückte, einen raschen Blick auf die beiden jungen Leute. Er hoffte in ihrem Gesichte zu lesen, was in in ihrem Geist vorging.

Wardes war kalt und unerforschlich.

Manicamp schien in die Betrachtung einer Garnitur versunken, die ihn ganz in Anspruch nahm.

Guiche führte Raoul in ein anstoßendes Kabinett und hieß ihn niedersitzen.

»Wie gut Du ausstehst!« sagte er zu ihm.

»Das ist sonderbar, denn ich bin durchaus nicht freudig gestimmt,« erwiderte Raoul.

»Gerade wie ich, nicht wahr, Raoul? Es geht schlecht mit der Liebe.«

»Bei Dir desto besser, Graf; die schlimmste Nachricht, das heißt diejenige, welche mich am meisten betrüben könnte, wäre eine gute Nachricht.«

»Oh! dann betrübe Dich nicht, denn ich bin nicht nur sehr unglücklich, sondern ich sehe auch glückliche Leute um mich her.«

»Das verstehe ich nicht,« erwiderte Raoul; »erkläre Dich, mein

Freund, erkläre Dich.«

»Du sollst es begreifen; vergebens bekämpfte ich das Gefühl, das Du hast in mir entstehen, in mir wachsen, sich meiner bemächtigen sehen; ich habe zugleich alle Deine Ratschläge und meine ganze Stärke zu Hilfe gerufen; ich habe das Unglück, in das ich mich versenkte, wohl erwogen; ich habe es sondiert und weiß, daß es ein Abgrund ist, doch gleichviel, ich werde meinen Weg verfolgen.«

»Wahnsinniger, Du kannst nicht einen Schritt mehr tun, ohne heute Deinen Ruin, morgen Deinen Tod zu wollen.«

»Es komme, was da will!«

»Guiche!«

»Alles ist von mir überlegt worden, höre mich.«

»Oh! Du glaubst, es werde Dir gelingen, Du glaubst, Madame werde Dich lieben.«

»Raoul, ich glaube nichts, ich hoffe, weil die Hoffnung im Menschen liegt und er bis zum Grabe darin lebt.«

»Ich will annehmen. Du erlangst das Glück, auf das Du hoffst, doch Du bist dann noch sicherer verloren, als wenn Du es nicht erlangst.«

»Raoul, ich siehe Dich an, unterbrich mich nicht; Du wirst mich nicht überzeugen, denn ich sage Dir zum Voraus, ich will nicht überzeugt sein; ich bin so weit gegangen, daß ich nicht mehr zurückweichen kann; ich habe so sehr gelitten, daß mir der Tod als eine Wohltat erscheinen würde. Ich bin nicht mehr allein verliebt bis zum Wahnsinn, ich bin eifersüchtig bis zur Wut.«

Raoul schlug mit einem Gefühle, das dem Zorn glich, seine Hände aneinander.

»Gut,« sagte er.

»Gut oder schlecht, gleichviel. Höre, was ich von Dir fordere, von Dir, meinem Freund, meinem Bruder. Seit drei Tagen lebt Madame in der Trunkenheit der Feste. Am ersten Tag wagte ich es nicht, sie anzuschauen; ich haßte sie, weil sie nicht so unglücklich, als ich. Am andern Tag konnte ich sie nicht mehr aus dem Blick verlieren, und sie ihrerseits, — ja, ich glaubte es wenigstens zu bemerken, Raoul — sie schalte mich, wenn nicht mit einigem Mitleid, doch mit einiger Milde an. Aber zwischen ihre

Blicke und die meinigen hat sich ein Schatten gestellt; das Lächeln eines Andern ruft immer ihr Lächeln hervor. Neben ihrem Pferd galoppiert ewig ein Pferd, das nicht das meinige ist; an ihr Ohr klingt unablässig eine liebkosende Stimme, die nicht meine Stimme ist. Raoul, seit drei Tagen steht mein Kopf in Flammen und Feuer durchströmt meine Adern. Dieser Schatten, ich muß ihn verjagen; dieses Lächeln, ich muß es vertilgen; diese Stimme, ich muß sie ersticken.«

»Du willst Monsieur töten?« rief Raoul.

»Ei! nein. Ich bin nicht eifersüchtig auf Monsieur; ich bin nicht eifersüchtig auf den Mann; ich bin eifersüchtig aus den Liebhaber.«

»Auf den Liebhaber?«

»Hast Du ihn denn hier nicht wahrgenommen, Du, der Du dort so hellsehend warst?«

»Du bist eifersüchtig auf Herrn von Buckingham?«

»Zum Sterben.«

»Abermals.«

»Oh! diesmal wird die Sache leicht zwischen uns zu ordnen sein, ich bin ihm zuvorgekommen und habe ihm ein Bittet geschickt.«

»Ah! Du hast ihm geschrieben, Du!«

»Woher weißt Du es?«

»Ich weiß es, weil er es mir mitgeteilt hat. Sieh,« erwiderte Raoul.

Und er reichte Guiche den Brief, den er beinahe zu gleicher Zeit mit dem seinigen empfangen hatte.

Guiche las gierig.

»Das ist die Handlungsweise eines braven und besonders mutigen Mannes,« sagte er.

»Ja, gewiß der Herzog ist ein biederer und mutiger Mann; ich brauche Dich nicht zu fragen, ob Du ihm in eben so guten Ausdrücken geschrieben hast.«

»Ich werde Dir meinen Brief zeigen, wenn Du ihn in meinem Namen besuchst.«

»Das ist beinahe unmöglich.«

»Was?«

»Daß ich ihn besuche.«

»Warum?«

»Der Herzog zieht mich zu Rate, und Du tust das auch.«

»Oh! ich denke, Du wirst mir den Vorzug geben. Höre, was ich Dich Seiner Herrlichkeit zu sagen bitte . . . Es ist ganz einfach . . . An einem von diesen Tagen, heute, morgen, übermorgen, an welchem Tag es ihm angenehm ist, will ich ihn in Vincennes treffen.«

»Überlege.«

»Ich glaubte Dir schon gesagt zu haben, es sei Alles von mir überlegt worden.«

»Der Herzog ist ein Fremder; er hat eine Sendung, die ihn unverletzlich macht. Vincennes ist ganz nahe bei der Bastille.«

»Die Folgen sind meine Sache.«

»Doch der Grund dieses Zusammentreffens? Welchen Grund soll ich ihm angeben?«

»Sei unbesorgt, er wird Dich nicht nach einem Grund fragen. Der Herzog muß meiner eben so müde sein, als ich seiner überdrüssig bin, der Herzog muß mich eben so sehr hassen, als ich ihn hasse. Ich ersuche Dich also, gehe zum Herzog, und wenn ich ihn bitten muß, meinen Vorschlag anzunehmen, so werde ich ihn bitten.«

»Das ist unnötig . . . Der Herzog hat mir geschrieben, er wolle mich sprechen. Er ist zum Spiel beim König. Gehen wir Beide dahin. Ich nehme ihn in die Galerie. Du bleibst beiseit . . . Zwei Worte werden genügen.«

»Es ist gut, ich will Wardes mitnehmen, der mir zum Anhalte dienen soll.«

»Warum nicht Manicamp? Wardes wird uns immerhin wieder treffen, wenn wir ihn auch hier lassen.«

»Ja, das ist wahr.«

»Er weiß nichts?«

»Oh! durchaus nichts. Ihr steht also immer noch kalt mit einander?«

»Hat er Dir nichts erzählt?«

»Nein.«

»Ich liebe diesen Menschen nicht, und da ich ihn nie geliebt habe, so entspringt aus dieser Antipathie, daß ich heute nicht kälter gegen ihn bin, als ich es gestern war.«

»Laß uns nun gehen.«

Alle Vier gingen hinab. Der Wagen von Guiche wartete vor der Türe und führte sie nach dem Palais Royal.

Unter Weges schmiedete sich Raoul ein Thema. Da er allein in die zwei Geheimnisse eingeweiht war, so verzweifelte er nicht, eine Beilegung zwischen den beiden Parteien herbeizuführen.

Er wusste, daß er auf Buckingham Einfluß hatte, und kannte sein Ansehen bei Guiche: die Dinge kamen ihm durchaus nicht so verzweifelt vor.

Als Raoul in die von Lichtern strahlende Galerie kam, wo sich die schönsten und vornehmsten Frauen des Hofes wie Gestirne in ihrer Flammenatmosphäre bewegten, konnte er nicht umhin, einen Augenblick Guiche zu vergessen, um Louise anzuschauen, die mitten unter ihren Gefährtinnen, wie eine bezauberte Taube, mit ihren Augen den ganz von Gold und Diamanten schimmernden königlichen Kreis verschlang.

Die Männer standen, der König allein saß.

Raoul erblickte Buckingham.

Er war zehn Schritte von Monsieur in einer Gruppe von Engländern und Franzosen, welche die Vornehmheit seiner Person und die unvergleichliche Pracht seiner Kleider bewunderten.

Einige von den alten Höflingen erinnerten sich, seinen Vater gesehen zu haben, und diese Erinnerung tat dem Sohn keinen Eintrag.

Buckingham plauderte mit Fouquet. Fouquet sprach ganz laut mit ihm über Belle-Isle.

»Ich kann ihn in diesem Augenblick nicht anreden,« sagte Raoul.

»Warte und wähle Deine Gelegenheit, doch mache Alles zur Stunde ab, denn ich brenne.«

»Halt, hier ist unser Retter,« sagte Raoul, als er d'Artagnan erblickte, der, prächtig in seinem neuen Kleid als Kapitän der

Musketiere, so eben einen Eroberereinzug in die Galerie gehalten hatte.

Und er wandte sich gegen d'Artagnan.

»Der Graf de la Fère suchte Euch, Chevalier,« sagte Raoul.

»Ja,« erwiderte d'Artagnan, »ich komme gerade von ihm.«

»Ich glaubte zu begreifen, Ihr müßtet einen Teil der Nacht mit einander zubringen.«



de Wardes.

»Wir haben uns wieder zusammenbeschieden.«

Während er so Raoul antwortete, schweiften die Blicke von d'Artagnan nach rechts und links und suchten in der Menge irgend Jemand oder in den Gemächern irgend Etwas.

Plötzlich wurde sein Auge starr wie das des Adlers, der seine

Beute erschaut.

Raoul folgte der Richtung dieses Blickes. Er sah, daß Guiche und d'Artagnan sich grüßten; aber er konnte nicht unterscheiden, auf wen das so stolze und so neugierige Auge des Kapitäns geheftet war.

»Herr Chevalier,« sagte Raoul, »Ihr allein könnt mir einen Dienst leisten.«

»Welchen, mein lieber Vicomte?«

»Es handelt sich darum, Herrn von Buckingham zu belästigen, dem ich ein paar Worte zu sagen habe; und da Herr von Buckingham mit Herrn Fouquet spricht, so seht Ihr wohl ein, daß ich mich nicht mitten in das Gespräch werfen kann.«

»Ah! ah! Herr Fouquet, er ist da?« fragte d'Artagnan.

»Seht, dort ist er.«

»Meiner Treue, ja. Und Du glaubst, ich habe mehr Recht, als Du?«

»Ihr seid ein angesehenerer und bedeutenderer Mann.«

»Ah! es ist wahr, ich bin Kapitän der Musketiere; man hatte mir diesen Grad schon so lange versprochen, und ich habe ihn erst so kurz, daß ich immer meine Würde vergesse.«

»Nicht wahr, Ihr leistet mir diesen Dienst?«

»Teufel, Herr Fouquet!«

»Habt Ihr etwas gegen ihn?«

»Nein, er dürfte eher etwas gegen mich haben, doch da früher oder später . . . «

»Seht, ich glaube, er schaut Euch an; oder sollte es wohl . . . «

»Nein, nein, Du irrst Dich nicht, mir erweist er diese Ehre.«

»Dann ist der Augenblick zünftig.«

»Du glaubst?«

»Ich bitte Euch, geht.«

»Ich gehe.«

Guiche verlor Raoul nicht aus dem Blick; Raoul bedeutete ihm durch ein Zeichen, Alles sei angeordnet.

D'Artagnan ging gerade auf die Gruppe zu und grüßte Herrn Fouquet wie die Andern höflich.

»Guten Morgen, Herr d'Artagnan. Wir sprachen von Belle-Isle-

en-Mer.« sagte Fouquet mit jener Weltgewandtheit und jener Wissenschaft des Blicks, welche gut zu erlernen ein halbes Leben erfordern, und wozu gewisse Leute trotz ihres Studiums nie gelangen.

»Ah! ah! von Belle-Isle-en-Mer,« erwiderte d'Artagnan. »Ich glaube, das gehört Euch?«

»Herr Fouquet sagt mir so eben, er habe es dem König geschenkt,« sprach Buckingham. »Ihr Diener, Herr d'Artagnan.«

»Kennt Ihr Belle-Isle, Chevalier?« fragte Fouquet den Musketier.

»Ich bin ein einziges Mal dort gewesen, mein Herr,« antwortete d'Artagnan als ein Mann von Geist und Beherztheit.

»Seid Ihr lange dort geblieben?«

»Kaum einen Tag.«

»Und Ihr habt dort gesehen?«

»Alles, was man an einem Tag sehen kann.«

»Für Euren Blick, mein Herr, ist ein Tag viel.«

D'Artagnan verbeugte sich.

Während dieser Zeit machte Raoul Buckingham ein Zeichen.

»Herr Oberintendant,« sprach Buckingham, »ich lasse Euch den Kapitän, der sich besser als ich auf Basteien, Escarpen und Contre-escarpen versteht, und will zu einem Freund gehen, der mir ein Zeichen macht. Ihr begreift . . . «

Buckingham trennte sich in der Tat von der Gruppe und ging auf Raoul zu, wobei er jedoch einen Augenblick bei dem Tische stehen blieb, wo Madame, die Königin Mutter, der König und die Königin spielten.



»Auf, Raoul,« sagte Buckingham, »hier ist er, fest und geschwinde.«

Buckingham, nachdem er Madame ein Kompliment gemacht hatte, ging weiter zu Raoul.

Raoul kam ihm entgegen. Guiche blieb an seinem Platz.

Er folgte mit den Augen.

Die Bewegung war so kombiniert, daß das Zusammentreffen der zwei jungen Leute in dem leer gebliebenen Raume zwischen der Gruppe des Spiels und der Gallerte stattfand, in der einige ernste Edelleute auf und abgingen, welche von Zeit zu Zeit, um zu plaudern, stehen blieben.

In dem Augenblick aber, wo die zwei Linien sich vereinigen sollten, wurden sie durch eine dritte gebrochen.

Es war Monsieur, der auf den Herzog von Buckingham

zuschritt.

Monsieur hatte auf seinen rosenfarbigen und pommadirten Lippen sein freundlichstes Lächeln.

»Ei! mein Gott!« sagte er mit einer einnehmenden Artigkeit, »was habe ich so eben hören müssen, mein lieber Herzog?«

Buckingham wandte sich um, er hatte Monsieur nicht gesehen und nur seine Stimme gehört.

Er bebte unwillkürlich. Eine leichte Blässe überzog seine Wangen.

»Monseigneur,« fragte er, »was hat man Eurer Hoheit gesagt, was dieses große Erstaunen bei ihr zu verursachen scheint?«

»Etwas, was mich in Verzweiflung bringt,« erwiderte der Prinz, »etwas, was eine Trauer für den ganzen Hof sein wird.«

»Ah! Eure Hoheit ist zu gut, denn ich sehe, daß sie von meiner Abreise spricht.«

»Ganz richtig.«

»Ach! Monseigneur, da ich kaum seit fünf bis sechs Tagen in Paris bin, so kann meine Abreise nur für mich eine Trauer sein.«

Guiche hörte dieses Wort von dem Platze aus, wo er stehen geblieben war, und bebte ebenfalls.

»Seine Abreise!« murmelte er, »Was sagt er denn?«

Philipp fuhr mit derselben liebevollen Miene fort:

»Daß Euch der König von Großbritannien zurückberuft, begreife ich; man weiß, daß Seine Majestät, Karl II., der sich auf Edelleute versteht, Eurer nicht entbehren kann. Daß wir Euch aber ohne Bedauern verlieren würden, das ließe sich nicht begreifen; empfangt also den Ausdruck meines Bedauerns.«

»Monseigneur,« erwiderte Buckingham, »ich glaube, wenn ich den französischen Hof verlasse . . . «

»So geschieht es, weil man Euch zurückberuft, ich sehe das«n; glaubt Ihr aber, mein Wunsch habe einiges Gewicht beim König, so erbiere ich mich, Seine Majestät König Karl II. zu bitten, Euch noch einige Zeit bei uns zu lassen.«

»Ihr überhäuft mich mit Artigkeit, Monseigneur, aber ich habe strengen Befehl erhalten. Mein Aufenthalt in Frankreich war beschränkt, und ich habe ihn auf die Gefahr, meinem

allergnädigsten Souverain zu mißfallen, verlängert. Heute erst erinnere ich mich, daß ich seit vier Tagen abgereist sein sollte.«

»Ah!« machte Monsieur.

»Ja,« fügte Buckingham bei, indem er die Stimme so erhob, daß er von den Prinzessinnen gehört werden konnte, »doch ich gleiche jenem Mann im Orient, der auf mehrere Tage närrisch darüber wurde, daß er einen schönen Traum gehabt hatte, an einem schönen Morgen aber geheilt, doch heißt vernünftig erwachte. Der Hof von Frankreich hat Berausungen, welche jenem Traume gleichen mögen, Monseigneur, doch man erwacht endlich und reist ab. Ich vermöchte meinen Aufenthalt nicht zu verlängern, wie Eure Hoheit es von mir zu fordern die Gnade hat.«

»Und wann reist Ihr ab?« fragte Philipp mit einer sorglichen Miene.

»Morgen, Monseigneur. Meine Equipagen sind schon seit drei Tagen bereit.«

Der Herzog von Orleans machte eine Bewegung mit dem Kopf, welche bedeutete:

»Da es ein fester Entschluß ist, Herzog, so läßt sich nichts dagegen sagen.«

Buckingham erhob die Augen zu den Königinnen; sein Blick begegnete dem von Anna von Österreich, die ihm dankte und ihm durch eine Gebärde Beifall spendete.

Buckingham erwiderte diese Gebärde dadurch, daß er unter einem Lächeln die Beklemmung seines Herzens verbarg.

Monseigneur entfernte sich auf dem Wege, auf dem er gekommen war.

Zu gleicher Zeit aber kam Guiche von der entgegengesetzten Seite heran.

Raoul befürchtete, der ungeduldige junge Mann wolle seinen Vorschlag selbst machen, und warf sich ihm entgegen.

»Nein, nein, Raoul, nun ist Alles unnötig,« sprach Guiche, indem er dem Herzog beide Hände reichte und ihn hinter eine Säule zog.

»Oh! Herzog! Herzog!« sagte Guiche, »verzeiht mir, was ich Euch geschrieben habe; ich war ein Narr. Gebt mir meinen Brief

zurück.«

»Es ist wahr,« erwiderte der junge Herzog mit einem schwermütigen Lächeln. »Ihr könnt mir nicht mehr grollen.«

»Oh! Herzog, Herzog, entschuldigt mich! . . . Meine Freundschaft, meine ewige Freundschaft . . . «

»In der Tat, warum solltet Ihr mir böse sein, Graf, sobald ich sie verlasse, sobald ich sie nicht mehr sehen werde.«

Raoul hörte diese Worte, er begriff, seine Gegenwart wäre fortan zwischen den zwei jungen Leuten, die sich nur befreundete Worte zu sagen hatten, unnötig, und wich ein paar Schritte zurück.

Diese Bewegung brachte ihn in die Nähe von Wardes.

Wardes sprach mit dem Chevalier von Lorraine von der Abreise von Buckingham.

»Ein vernünftiger Rückzug!« sagte er.

»Warum?«

»Weil er dem lieben Herzog einen Degenstich erspart.«

Und Beide lachten.

Hierüber entrüstet wandte sich Raoul die Stirne gefaltet, das Blut in den Schläfen, die Lippen verächtlich um.

Der Chevalier von Lorraine drehte sich auf seinen Absätzen; Wardes blieb fest und wartete.

»Mein Herr,« sprach Raoul zu Wardes, »Ihr werdet es Euch also nicht abgewöhnen, die Abwesenden zu beleidigen! gestern war es Herr d'Artagnan, heute ist es Herr von Buckingham.«

»Herr,« erwiderte Wardes, »Ihr wisst wohl, daß ich auch zuweilen die Anwesenden beleidige.«

Wardes berührte Raoul; ihre Schultern stützten sich an einander, ihre Gesichter neigten sich gegen einander, als wollten sie sich gegenseitig mit dem Feuer ihres Hauches und ihres Zornes entzünden.

Man fühlte, daß der Eine auf dem Gipfel seines Hasses, der Andere am Ende seiner Geduld war.

Plötzlich hörten sie eine liebevolle, höfliche Stimme, welche hinter ihnen sagte:

»Ich glaube, man hat mich genannt«

Sie wandten sich um, es war d'Artagnan, der mit freundlichem Auge und lächelndem Mund seine Hand auf die Schulter von Wardes legte.

Raoul trat einen Schritt zurück, um dem Musketier Platz zu machen.

Wardes bebte am ganzen Leib, rührte sich aber nicht.

Immer lächelnd, nahm d'Artagnan den Platz ein, den ihm Raoul überließ.

»Ich danke, mein lieber Raoul,« sagte er.

»Herr von Wardes, ich habe mit Euch zu sprechen. Entfernt Euch nicht, Raoul; alle Welt kann hören, was ich Herrn von Wardes zu sagen habe.«

Dann verschwand sein Lächeln, und sein Blick wurde kalt und spitzig wie eine stählerne Klinge.

»Ich bin zu Euren Befehlen, mein Herr,« sagte Wardes.

»Mein Herr,« sprach d'Artagnan, »seit langer Zeit suchte ich eine Gelegenheit, mit Euch zu plaudern! heute erst habe ich sie gefunden. Was den Ort betrifft, so ist er schlecht gewählt, das gebe ich zu; doch wenn Ihr Euch zu mir bemühen wollt: meine Wohnung ist gerade an der Treppe, welche nach der Galerie ausmündet.«

»Ich folge Euch, mein Herr,« antwortete Wardes.

»Seid Ihr allein hier?«

»Nein, ich habe die Herren Manicamp und von Guiche, zwei von meinen Freunden.«

»Gut,« sprach d'Artagnan, »doch zwei Personen, das ist wenig. Ihr werdet wohl noch einige finden?«

»Gewiß!« erwiderte der junge Mann, der nicht wusste, worauf d'Artagnan abzielte.

»So viel Ihr wollt.«

»Freunde?«

»Ja, mein Herr.«

»Gute Freunde?«

»Allerdings.«

»Nun, so verseht Euch damit, ich bitte Euch darum. Und Ihr, Raoul, kommt . . . Bringt auch Herrn von Guiche; bringt Herrn von

Buckingham, wenn es Euch beliebt.«

»Oh! mein Gott, Herr, wie viel Lärmen!« sagte Wardes, der zu lächeln suchte.

Der Kapitän, machte mit der Hand ein kleines Zeichen, um ihm Geduld zu empfehlen.

»Ich bin stets ruhig,« sagte Wardes.

»Ich erwarte Euch also,« sprach d'Artagnan.

»Erwartet mich.«

»Auf Wiedersehen.«

Nach diesem Wort wandte sich der Kapitän der Musketiere nach seiner Wohnung.

II.

Fortsetzung einer Menge von Degenstichen in's Wasser.

Das Zimmer von d'Artagnan war nicht verlassen: der Graf de la Fère wartete in einer Fenstervertiefung sitzend.

»Nun?« fragte er d'Artagnan, als er ihn zurückkehren sah.

»Nun!« antwortete dieser, »Herr von Wardes will mir die Ehre erweisen, mir einen kleinen Besuch zu machen, und zwar in Gesellschaft von einigen von seinen und von unseren Freunden.«

Es erschienen wirklich hinter dem Musketier Wardes und Manicamp.

Guiche und Buckingham folgten ihnen sehr erstaunt, da sie nicht wussten, was man von ihnen wollte.

Raoul kam mit einigen Edelleuten. Sein Blick schweifte bei seinem Eintritt auf allen Teilen des Zimmers umher. Er gewahrte den Grafen und stellte sich neben ihn.

D'Artagnan empfing seine Besuche mit aller Höflichkeit, der er fähig war.

Er hatte sein ruhiges, artiges Gesicht behalten.

Alle Anwesenden waren Leute von Distinktion, die einen Posten bei Hofe einnahmen.

Dann, nachdem er sich bei Jedem, daß er ihn bemüht, entschuldigt hatte, wandte er sich gegen Wardes um, der, trotz seiner Selbstbeherrschung, es nicht verhindern konnte, daß seine Physiognomie Verwunderung gemischt mit Besorgnis ausdrückte.

»Mein Herr,« sprach er »nun, da wir außerhalb des Palasts des Königs sind, nun, da wir laut reden können, ohne den Anstand zu verletzen, will ich Euch kundgeben, warum ich mir die Freiheit genommen habe, Euch zu bitten, zu mir zu kommen und zugleich diese Herren hierher zu rufen.

»Ich habe durch den Herrn Grafen de la Fère, meinen Freund, erfahren, welche beleidigende Gerüchte über mich von Euch ausgestreut worden sind; Ihr habt mir gesagt, Ihr haltet mich für Euren Todfeind, in Betracht, daß ich der Eures Vaters gewesen

sei.«

»Das ist wahr, mein Herr, ich habe das gesagt,« erwiderte Wardes, dessen Blässe sich mit einer leichten Flamme färbte.

»Ihr beschuldigt mich also eines Verbrechens, eines Fehlers oder einer Feigheit. Ich bitte Euch, Eure Beschuldigung bestimmt auszusprechen.«

»Vor Zeugen, mein Herr!«

»Ja, gewiß, vor Zeugen, und Ihr seht, daß ich erfahrene in Dingen der Ehre gewählt habe.«

»Ihr würdigt die Zartheit meines Benehmens nicht, mein Herr. Es ist wahr, ich habe Euch beschuldigt, aber ich habe das Geheimnis der Anklage für mich behalten. Ich bin in keine Einzelheit eingegangen, ich habe mich damit begnügt, daß ich meinen Haß vor Personen aussprach, für die es beinahe eine Pflicht war. Euch damit bekannt zu machen. Ihr habt meiner Diskretion keine Rechnung getragen, obgleich mein Stille schweigen in Eurem Interesse lag. Darin erkenne ich Eure gewöhnliche Klugheit nicht, Herr d'Artagnan

D'Artagnan biß sich auf das Ende seines Schnurrbarts und erwiderte:

»Mein Herr, ich habe schon die Ehre gehabt, Euch zu bitten, Ihr möget die Beschwerden, die Ihr gegen mich habt, deutlich und unumwunden aussprechen.«

»Ganz laut?«

»Bei Gott!«

»Ich werde also sprechen.«

»Sprecht, mein Herr,« sagte d'Artagnan sich verbeugend, »wir hören Euch alle.«

»Nun wohl, mein Herr, es handelt sich nicht um ein Unrecht gegen mich, sondern um ein Unrecht gegen meinen Vater.«

»Ihr habt das schon gesagt.«

»Ja, aber es gibt gewisse Dinge, die man nur mit Zögern zur Sprache bringt.«

»Wenn dieses Zögern wirklich besteht, so bitte ich Euch, es zu überwinden.«

»Selbst, falls es eine schämliche Handlung beträfe?«

»In jedem Fall.«

Die Zeugen dieser Szene singen an sich mit einer gewissen Unruhe anzuschauen. Sie beruhigten sich indessen wieder, als sie sahen, daß das Gesicht von d'Artagnan durchaus keine Aufregung offenbarte.

Wardes schwieg.

»Sprecht, mein Herr,« sagte der Musketier. »Ihr seht wohl, daß Ihr uns warten laßt.«

»Nun! so hört. Mein Vater liebte eine Frau, eine edle Frau; diese Frau liebte meinen Vater.«

D'Artagnan wechselte einen Blick mit Athos.

Wardes fuhr fort:

»Herr d'Artagnan fing die Briefe auf, die ein Rendezvous bezeichneten, nahm unter einer Verkleidung die Stelle desjenigen ein, welchen man erwartete, und mißbrauchte die Dunkelheit.«

»Das ist wahr,« sagte d'Artagnan.

Ein leichtes Gemurmel machte sich unter den Anwesenden hörbar.

»Ja, ich habe diese schlimme Handlung begangen. Da Ihr so unparteiisch seid, mein Herr, so hättet Ihr sogar beifügen müssen, ich sei zur Zeit, wo das Ereignis, dessen Ihr mich beschuldigt, vorfiel, noch nicht ein und zwanzig Jahre alt gewesen.«

»Die Handlung ist darum nicht minder schmachvoll,« entgegnete Wardes; »und das Alter der Vernunft genügt für einen Edelmann, um keine Unzucht zu begehen.«

Es entstand abermals ein Gemurmel, doch ein Gemurmel der Verwunderung und beinahe des Zweifels.

»In der Tat, es war ein schmachvoller, hinterlistiger Streich,« sagte d'Artagnan, »und ich habe nicht gewartet, bis mir Herr von Wardes denselben vorgeworfen, um mir ihn selbst, und zwar sehr bitter zum Vorwurf zu machen. Ich bin durch das Alter redlicher und besonders vernünftiger geworden, und ich habe dieses Unrecht durch langes Bedauern gesühnt. Doch ich appelliere an Euch, meine Herren, dies geschah im Jahre 1626, und das war eine Zeit, — zum Glück für Euch wisst Ihr das nur durch die Überlieferung — und das war eine Zeit, wo man sich in der Liebe nicht skrupulös benahm, wo die Gewissen nicht wie heut zu Tage

den Honig und die Myrrhe destillierten. Wir waren junge Soldaten, stets schlagend, stets geschlagen, beständig den Degen aus der Scheide, oder wenigstens halb gezogen; immer zwischen zwei Toten; der Krieg machte uns hart, und der Kardinal machte uns eifertig. Kurz ich habe bereut, und ich bereue noch, Herr von Wardes.«

»Ja, mein Herr, ich begreife das, denn die Handlung ließ die Reue zu, doch Ihr habt darum nicht minder den Untergang einer Frau verursacht. Nieder gebeugt durch ihre Schmach, floh diejenige, von welcher Ihr sprecht, verließ Frankreich, und man hat nie mehr erfahren, was aus ihr geworden ist.«

»Oh!« entgegnete der Graf de la Fère, indem er die Arme gegen Herr von Wardes mit einem finsternen Lächeln ausstreckte, »doch, mein Herr, man hat sie gesehen, und es gibt sogar hier Personen, die sie, da sie von ihr sprechen hörten, an dem Portrait, das ich von ihr geben will, zu erkennen vermögen.

»Es war eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, mager, bleich und blond; sie hatte sich in England verheirathet.«

»Verheirathet!« rief Wardes.

»Ah! Ihr wisst nicht, daß sie verheirathet war? Ihr seht, wir sind besser unterrichtet, als Ihr, Herr von Wardes. Ist es Euch bekannt, daß man sie gewöhnlich Mylady nannte, ohne irgend einen Namen dieser Standesbezeichnung beizufügen?«

»Ja, mein Herr, ich weiß das.«

»Mein Gott!« murmelte Buckingham.

»Nun wohl! diese Frau, welche von England kam, kehrte nach England zurück, nachdem sie dreimal den Tod von Herrn d'Artagnan konspiriert hatte. Das war Gerechtigkeit, nicht wahr? Es mag sein: Herr d'Artagnan hatte sie beleidigt. Aber nicht mehr Gerechtigkeit war es, daß diese Frau in England durch ihre Verführungskünste einen jungen Mann eroberte, der im Dienste von Lord Winter stand und Felton hieß. Ihr erbleicht, Mylord von Buckingham; Eure Augen entzündeten sich zugleich vor Zorn und Schmerz. So vollendet die Erzählung, Mylord, und sagt Herrn von Wardes, wer die Frau war, die dem Mörder Eures Vaters das Messer in die Hand gab.«

Ein Schrei drang aus Aller Mund hervor. Der junge Herzog fuhr

mit einem Sacktuch über seine von Schweiß übergossene Stirne.

Es trat ein tiefes Stillschweigen unter allen Anwesenden ein.

»Ihr seht, Herr von Wardes,« sagte d'Artagnan, auf den diese Erzählung einen um so größeren Eindruck machte, als seine eigenen Erinnerungen sich mit den Worten von Athos vermischten, »Ihr seht, daß mein Verbrechen nicht die Ursache des Verlusts einer Seele gewesen ist, und daß diese Seele ganz und gar vor meiner Reue verloren war. Das ist also wohl ein Akt des Gewissens. Nun aber, da dies festgestellt, Herr von Wardes, habe ich Euch in Demut um Verzeihung wegen der schmachvollen Handlung zu bitten, wie ich gewiß Euren Vater darum gebeten haben würde, wenn er noch am Leben, und wenn ich ihn bei meiner Rückkehr nach Frankreich nach dem Tod von Karl I. getroffen hätte.«

»Aber das ist zu viel, Herr d'Artagnan!« riefen lebhaft mehrere Stimmen.

»Nein, meine Herren,« erwiderte der Kapitän. »Herr von Wardes, ich hoffe, es ist nun Alles zwischen uns beendet, und es wird Euch nicht mehr einfallen, schlecht von mir zu sprechen. Nicht wahr, es ist eine bereinigte Sache?«

Herr von Wardes verbeugte sich, einige Worte stammelnd.

»Ich hoffe auch fuhr d'Artagnan fort, indem er sich dem jungen Mann näherte, »ich hoffe auch, Ihr werdet nicht mehr schlimm von irgend Jemand sprechen, wie dies Eure ärgerliche Gewohnheit ist: denn Ihr, ein so gewissenhafter, ein so puritanischer Mann, wie Ihr seid, Ihr, der Ihr eine Jugendlapperei einem alten Soldaten nach dreißig Jahren vorwerft, Ihr, der Ihr diese Gewissensreinheit aufsteckt, übernehmt Eurerseits die stillschweigende Verpflichtung, nichts gegen das Gewissen und die Ehre zu tun. Hört nun wohl, was ich Euch noch zu sagen habe, Herr von Wardes: hütet Euch wohl, daß nicht eine Geschichte, bei der Euer Name figurirt, mir zu Ohren kommt.«

»Mein Herr,« entgegnete Wardes, »es ist unnötig, daß Ihr mir um nichts droht.«

»Oh! ich bin noch nicht zu Ende, Herr von Wardes,« sagte d'Artagnan, »und Ihr seid verurteilt, mich noch anzuhören.«

Der Kreis näherte sich neugierig.

»Ihr spracht vorhin von der Ehre einer Frau und von der Ehre Eures Vaters, Ihr gefiel uns, indem Ihr so spracht; denn es ist ein süßer Gedanke, daß dieses Gefühl der Zartheit und Redlichkeit, das, wie es scheint, nicht in unserer Seele lebte, in der Seele unserer Kinder lebt, und es ist endlich schön, einen jungen Mann in dem Alter, wo man gewöhnlich den Dieb der Ehre der Frauen macht, diese achten und verteidigen zu sehen.«

Wardes preßte die Lippen zusammen und schloß die Fäuste, offenbar sehr unruhig, zu erfahren, wie diese Rede, deren Eingang sich so schlimm ankündigte, endigen würde.

»Wie kommt es denn,« fuhr d'Artagnan fort, »wie kommt es denn, daß Ihr Euch erlaubt habt, dem Herrn Vicomte von Bragelonne zu sagen, er kenne seine Mutter nicht?«

Die Augen von Raoul funkelten.

»Oh!« rief er vorstürzend, »Herr Chevalier! Herr Chevalier! das ist eine Angelegenheit, die mich persönlich betrifft.«

Wardes lächelte boshaft.

D'Artagnan schob Raoul mit dem Arme zurück und sprach!

»Unterbrecht mich nicht, junger Mann.«

Und Wardes mit dem Blick beherrschend fuhr er fort: »Ich behandle hier eine Frage, die sich nicht durch das Schwert lösen läßt. Ich behandle sie vor Ehrenmännern, die alle mehr als einmal zum Degen gegriffen haben. Ich habe sie absichtlich ausgewählt. Diese Herren wissen aber nun, daß jedes Geheimnis, für das man sich schlägt, ein Geheimnis zu sein aufhört. Ich wiederhole also meine Frage an Herrn von Wardes. Zu welchem Ende habt Ihr diesen jungen Mann beleidigt, indem Ihr zugleich seinen Vater und seine Mutter beleidigt?«

»Mir scheint,« erwiderte Wardes, »die Worte sind frei, wenn man sich anbietet, sie durch alle Mittel zu behaupten, die zur Verfügung eines wackern Mannes stehen.«

»Oh! mein Herr, sagt mir, welche Mittel sind es, mit deren Hilfe ein wackerer Mann ein boshaftes Wort zu behaupten vermag? Durch den Degen, nicht wahr? Ihr entbehrt nicht nur der Logik, wenn Ihr das sagt, sondern auch der Religion und der Ehre; Ihr gebt das Leben mehrerer Menschen preis, von dem Eurigen nicht zu reden, das mir sehr gefährdet zu sein scheint. Jede Mode geht

aber vorüber, mein Herr, und die Mode der Duelle ist vorübergegangen, abgesehen von den Edikten Seiner Majestät, die den Zweikampf verbieten. Um also folgerecht bei Euren ritterlichen Ideen zu sein, werdet Ihr Euch bei Herrn Raoul von Bragelonne entschuldigen, Ihr werdet ihm sagen, Ihr bedauert, ein leichtsinniges Wort gesprochen zu haben; der Adel seines Geschlechts sei ihm nicht nur ins Herz, sondern auch in alle Handlungen seines Lebens geschrieben, Ihr werdet das tun, wie ich es so eben getan habe, ich, ein alter Kapitän, vor Eurem Flaumbart.«

»Und wenn ich es nicht tue?« fragte Wardes.

»Nun, so wird geschehen . . . «

»Was Ihr zu verhindern glaubt,« sagte Wardes lachend, »es wird geschehen, daß Eure Versöhnungslogik auf eine Verletzung der Verbote des Königs ausläuft.«

»Wie, mein Herr,« entgegnete d'Artagnan ruhig, »Ihr seid in einem Irrtum begriffen.«

»Was wird denn geschehen?«

»Ich werde mich zum König begeben, mit dem ich sehr gut stehe, zum König, dem ich einige Dienste, die sich von einer Zeit datieren, wo Ihr noch nicht geboren wart, zu leisten das Glück hatte, zum König, der mir auf meine Bitte ein Blankett für Herrn Baisemeaux von Montlezun, den Gouverneur den Bastille, geschickt hat, und dem König werde ich sagen:

›Sire, ein Mensch hat feiger Weise Herrn von Bragelonne in der Person seiner Mutter beleidigt. Ich habe den Namen dieses Menschen in den Geheimbrief geschrieben, den Ihr mir zu geben die Gnade hattet, so daß Herr von Wardes auf drei Jahre in der Bastille

Hierbei zog d'Artagnan aus seiner Tasche den vom König unterzeichneten Brief und reichte ihn Wardes.

Dann, als er sah, daß der junge Mann nicht überzeugt war und seine Rede für eine leere Drohung hielt, zuckte er die Achseln und wandte sich kalt nach dem Tisch, worauf ein Schreibzeug mit einer Feder, deren Länge den Topographen Porthos erschreckt hätte.

Da erkannte Wardes die Drohung als äußerst ernst. Die Bastille

war zu jener Zeit etwas Furchtbares.

Er machte einen Schritt gegen Raoul und sagte mit beinahe unverständlicher Stimme:

»Mein Herr, ich drücke gegen Euch die Entschuldigung aus, die mir so eben Herr d'Artagnan diktiert hat, und die ich auszudrücken gezwungen bin.«

»Geduld, Geduld, mein Herr,« erwiderte der Musketier mit der größten Ruhe, »Ihr täuscht Euch in den Worten. Ich habe nicht gesagt: *Und die ich auszudrücken gezwungen bin; ich habe gesagt: Und die mein Gewissen gegen Euch auszudrücken mich bewegt.* Glaubt mir, dieses Wort ist viel mehr wert, als das andere; es wird um so mehr wert sein, als es der wahre Ausspruch Eurer Gefühle ist.«

»Ich unterzeichne also,« sagte Wardes. »Doch in der Tat, meine Herren, Ihr müßt gestehen, ein Degenstich durch den Leib, wie man sie sich früher gab, war besser als eine solche Tyrannei.«

»Nein, mein Herr,« erwiderte Buckingham, »denn der Degenstich, wenn Ihr ihn empfangt, bezeichnet nicht, ob Ihr Recht oder Unrecht habt; er bezeichnet nur, daß Ihr mehr oder minder ungeschickt seid.«

»Mein Herr!« rief Wardes.

»Oh! Ihr seid im Begriffe, etwas Böses zu sagen,« unterbrach ihn d'Artagnan, Wardes das Wort abschneidend, »und ich leiste Euch einen Dienst, wenn ich Euch nicht weiter reden lasse.«

»Ist das Alles?« fragte Wardes.

»Durchaus Alles,« antwortete d'Artagnan, »und diese Herren und ich sind mit Euch zufrieden.«

»Glaubt mir, mein Herr,« sagte Wardes, »Eure Versöhnungen sind nicht glücklich.«

»Und warum nicht?«

»Weil wir uns, Herr von Bragelonne und ich, darauf wollte ich wetten, feindseliger, als je, gegen einander gesinnt, trennen.«

»Ihr täuscht Euch, mein Herr, was mich betrifft,« erwiderte Raoul, »ich behalte nicht das kleinste Atom von Galle gegen Euch im Herzen.«

Dieser letzte Streich schlug Wardes nieder. Er schaute wie ein irrsinniger Mensch umher.

D'Artagnan grüßte anmutig die Edelleute, die der Erklärung beigewohnt hatten, und Jeder entfernte sich, indem er ihm die Hand reichte.

Nicht eine Hand streckte sich gegen Wardes aus.

»Oh!« rief der junge Mann, der wieder in die Wut verfiel, die sein Herz verzehrte, »oh! werde ich denn Niemand finden, an dem ich mich rächen kann!«

»Doch, mein Herr, denn ich bin da,« sagte ihm eine ganz mit Drohungen beladene Stimme ins Ohr.

Wardes wandte sich um und sah den Herzog von Buckingham, der ohne Zweifel in dieser Absicht geblieben war und sich ihm näherte.

»Ihr, mein Herr!« rief Wardes.

»Ja, ich, ich bin kein Untertan des Königs von Frankreich, ich bleibe nicht auf diesem Gebiet, da ich nach England abreise; ich habe auch Verzweiflung und Wut angehäuft, und es ist für mich, wie für Euch, ein Bedürfnis mich an Jemand zu rächen. Ich billige sehr die Grundsätze von Herrn d'Artagnan, aber ich fühle mich nicht veranlaßt, sie auf Euch anzuwenden. Ich bin Engländer und schlage Euch vor, was Ihr vergebens Andern vorgeschlagen habt.«

»Herr Herzog!«

»Auf, Herr von Wardes, da Ihr so gewaltig zornig seid, nehmt mich zur Zielscheibe. Ich werde in vier und dreißig Stunden in Calais sein. Kommt mit mir, der Weg wird uns mit einander weniger langweilig erscheinen, als wenn wir getrennt wären. Wir ziehen dort den Degen auf dem Sand, den die Flut bedeckt, und der sechs Stunden das Gebiet Frankreich, in sechs anderen Stunden aber das Gebiet Gottes ist.«

»Gut,« erwiderte Wardes, »ich nehme es an.«

»Bei Gott! Herr von Wardes,« sprach der Herzog, »wenn Ihr mich tötet, leistet Ihr mir einen ausgezeichneten Dienst.«

»Herzog, ich werde tun, was ich kann, um Euch angenehm zu sein.«

»Es ist also abgemacht, ich nehme Euch mit.«

»Ich werde zu Euren Befehlen sein; um mich zu besänftigen, bedurfte ich einer guten Gefahr, einer Todesgefahr.«

»Nun, so glaube ich, daß Ihr Eure Sache gesunden habt. Euer Diener, Herr von Wardes; morgen früh wird Tuch mein Kammerdiener genau die Stunde meines Aufbruchs sagen; wir reisen mit einander als zwei gute Freunde. Ich fahre gewöhnlich als ein Mensch, der Eile hat.«

»Gott befohlen.«

Buckingham grüßte Wardes und kehrte zum König zurück.

Wardes verließ das Palais. Royal ganz außer sich und schlug rasch den Weg nach dem Hause ein, das er bewohnte.

III.

Baisemeaux von Montlezun.

Nach der etwas harten Sektion, die sie Herrn von Wardes gegeben, stiegen Athos und d'Artagnan mit einander die Treppe hinab, welche in den Hof des Palais-Royal führte.

»Seht Ihr,« sagte Athos zu d'Artagnan, »früher oder später kann Raoul dem Duell mit Wardes nicht entgehen. Wardes ist eben so mutig, als er boshaft ist.«

»Ich kenne diese Bursche,« erwiderte d'Artagnan; »ich habe es mit dem Vater zu tun gehabt. Ich erkläre Euch, und in jener Zeit hatte ich gute Muskeln und eine rohe Sicherheit, ich erkläre Euch, sage ich, daß der Vater schlimm mit mir verfahren ist. Man wusste indessen schon, wie ich vom Leder zog. Oh! mein Freund, heut zu Tage macht man keine solche Angriffe mehr; ich hatte eine Hand, die nicht einen Augenblick am Platz bleiben konnte, eine Hand von Quecksilber, Athos, Ihr wisst das, Ihr habt mich beim Werke gesehen. Es war nicht mehr ein einfaches Stück Stahl, es war eine Schlange, welche alle Formen und Längen annahm, damit es ihr gelänge, ihren Kopf, das heißt ihren Biß auf eine geeignete Weise anzubringen; ich gab mir sechs Fuß, dann drei, dann preßte ich meinen Gegner Leib an Leib, dann warf ich mich auf zehn Fuß hinaus. Keine menschliche Kraft war im Stande, diesem wilden Hinreißen zu widerstehen. Nun wohl! Wardes der Vater, mit seinem Racemuth, mit seinem beißigen Mut beschäftigte mich lange, und ich erinnere mich, daß meine Finger beim Ausgang des Kampfes ermüdet waren.«

»Ich sagte es Euch wohl,« versetzte Athos, »der Sohn wird Raoul fortwährend aufsuchen und ihn am Ende treffen, denn man findet Raoul leicht, wenn man ihn sucht.«

»Einverstanden, mein Freund, doch Raoul rechnet gut; er grollt Wardes nicht, wie er gesagt hat: er wird warten, bis er herausgefordert wird, dann ist seine Stellung gut. Der König kann nicht ärgerlich werden; überdies werden wir erfahren, welches Mittel anzuwenden ist, um den König zu beschwichtigen. Doch warum diese Befürchtungen, diese Besorgnisse bei Euch, der Ihr

Euch nicht so leicht beunruhigen laßt?»

»Hört: Alles beunruhigt mich. Raoul soll morgen den König sehen, der ihm seinen Willen in Beziehung auf eine gewisse Heirat aussprechen wird. Raoul wird sich erzürnen, wie ein Verliebter, was er ist, und ist er einmal in seiner üblen Laune und trifft Wardes, so wird die Bombe zerplatzen.«

»Wir werden das Zerplatzen verhindern, lieber Freund.«

»Ich nicht, denn ich will nach Blois zurückkehren. Alle diese geschminkte Hofeleganz, alle diese Intrigen ekeln mich an. Ich bin kein junger Mann mehr, um die Ärmlichkeiten von heute mitzumachen. Ich habe in dem großen Buche Gottes viele Dinge gelesen, welche zu schön und zu umfangreich sind, um mich mit Interesse mit den kleinen Phrasen beschäftigen zu können, die sich diese Menschen zuflüstern, wenn sie sich betrügen wollen. Mit einem Wort, ich langweile mich in Paris überall, wo ich Euch nicht habe, und da ich Euch nicht immer haben kann, so will ich nach Blois zurückkehren.«

»Oh! wie Unrecht habt Ihr, Athos, daß Ihr Eurem Ursprung und der Bestimmung Eurer Seele lügt. Die Leute von Eurem Schlag sind gemacht, um bis zum letzten Tag in der Fülle ihrer Fähigkeiten fortzuschreiten. Seht hier meinen alten Degen von la Rochelle, diese spanische Klinge; sie diente dreißig Jahre gleich vollkommen. An einem Wintertag fiel sie auf den Marmor des Louvre und zerbrach. Man hat mir ein Jagdmesser daraus gemacht, das noch hundert Jahre dauern wird. Ihr, Athos, mit Eurer Rechtschaffenheit, mit Eurer Offenherzigkeit, mit Eurem kalten Mut und Eurer soliden Bildung seid der Mann, den man braucht, um die Könige zu belehren und zu lenken. Bleibt hier: Herr Fouquet wird nicht so lange währen, als meine spanische Klinge.«

»Geht doch,« erwiderte Athos lächelnd, »das ist mein d'Artagnan, der, nachdem er mich zum Himmel erhoben, eine Art von Gott aus mir gemacht hat, mich aus dem Olymp herabwirft und auf der Erde abplattet. Ich habe einen höheren Ehrgeiz. Minister sein, Sklave sein, laßt das! Bin ich nicht größer? ich bin nichts. Ich erinnere mich, daß Ihr mich den großen Athos nanntet. Oh! ich fordere Euch auf, mir dieses Epitheton zu bestätigen, wenn ich Minister wäre. Nein, nein, ich gebe mich nicht so preis.«

»Dann sprechen wir nicht mehr davon; sagt Euch von Allem los, selbst von der Verbrüderung.«

»Oh! teurer Freund, was Ihr da sprecht, ist fast hart.«

D'Artagnan drückte Athos lebhaft die Hand und rief:

»Nein, nein, sagt Euch ohne Furcht los. Raoul kann Eurer entbehren, ich bin in Paris.«

»Nun wohl! dann werde ich nach Blois zurückkehren. Diesen Abend nehmt Ihr von mir Abschied; morgen bei Tagesanbruch steige ich zu Pferde.«

»Ihr könnt nicht allein nach Eurem Hotel zurückgehen; warum Habt Ihr Grimaud nicht mitgebracht?«

»Mein Freund, Grimaud schläft, er geht frühzeitig zu Bette. Mein armer Alter wird leicht müde. Er ist mit mir von Blois gekommen und ich habe ihn genötigt, das Haus zu hüten. Denn, wenn er in einem Zuge, die vierzig Meilen zurückreiten müßte, die uns von Blois, trennen, er würde darüber sterben, ohne sich zu beklagen. Aber ich halte auch große Stücke auf meinen Grimaud.«

»Ich will Euch einen Musketier geben, der Euch die Fackel tragen soll. Holla! Ihr Leute!« rief d'Artagnan. Und er neigte sich über das vergoldete Geländer.

Es erschienen sieben bis acht Musketierköpfe.

»Ein Freiwilliger, um den Herrn Grafen de la Fère zu geleiten,« sagte d'Artagnan.

»Ich danke für Euren Eifer, meine Herren,« sprach Athos; »doch ich werde keinen von diesen Edelleuten so bemühen.«

»Ich würde wohl den Herrn geleiten, wenn ich nicht mit Herrn d'Artagnan zu sprechen hätte,« sagte Einer.

»Wer ist da?« fragte d'Artagnan im Halbschatten suchend.

»Ich, mein lieber Herr d'Artagnan.«

»Gott verzeihe mir, wenn das nicht die Stimme von Baisemeaux ist.«

»Ich bin es, Herr.«

»Ei! mein lieber Baisemeaux, was macht Ihr da im Hof?«

»Ich erwarte Eure Befehle, mein lieber Herr d'Artagnan.«

»Oh! ich Unglücklicher!« dachte d'Artagnan. Dann erwiderte er:

»Es ist wahr, Ihr seid wegen einer Verhaftung benachrichtigt worden, doch daß Ihr selbst kommt, statt einen Stallmeister zu schicken!«

»Ich bin gekommen, weil ich mit Euch zu sprechen habe?«

»Und Ihr habt es mir nicht melden lassen?«

»Ich wartete,« erwiderte Herr Baisemeaux schüchtern.

»Ich verlasse Euch, Gott befohlen, d'Artagnan,« sagte Athos zu seinem Freund.

»Nicht eher, als bis ich Euch Herrn Baisemeaux von Montlezun, den Gouverneur des Schlosses der Bastille, vorgestellt habe.«

Baisemeaux verbeugte sich, Athos ebenfalls.

»Doch Ihr müßt Euch kennen,« fügte d'Artagnan bei.

»Ich entsinne mich des Herrn unbestimmt,« sagte Athos.

»Ihr wisst wohl, mein lieber Baisemeaux, jener Garde des Königs, mit dem wir einst unter dem Kardinal so gute Partien machten.«

»Ich erinnere mich vollkommen,« sprach Athos freundlich Abschied nehmend.

»Der Herr Graf de la Fère, der den Kriegsnamen Athos hatte,« sagte d'Artagnan Baisemeaux ins Ohr.

»Ja, ja, ein wackerer, beherzter Mann, einer von den vier Berühmten,« sprach Baisemeaux.

»Ganz richtig. Nun laßt uns reden, mein lieber Baisemeaux.«

»Wenn es Euch gefällig ist!«

»Vor Allem, was die Verhaftung betrifft, so ist das auf Befehl abgemacht. Der König verzichtet darauf, die fragliche Person verhaften zu lassen.«

»Ah! desto schlimmer,« bemerkte Baisemeaux mit einem Seufzer.

»Wie, desto schlimmer!« rief d'Artagnan lachend.

»Allerdings,« erwiderte der Gouverneur der Bastille, »meine Gefangenen sind meine Einkünfte.«

»Oh! es ist wahr. Ich betrachtete die Sache nicht unter diesem Licht.«

»Keine Befehle also?«

Baisemeaux seufzte abermals.

»Ihr habt eine schöne Stellung,« sagte er, »Kapitän-Lieutenant der Musketiere.

»Ja, das ist ziemlich gut. Doch ich sehe nicht ein, um was Ihr mich zu beneiden habt, Gouverneur der Bastille, was das erste Schloß von Frankreich ist.«

»Ich weiß es wohl,« sagte Baisemeaux traurig.

»Mordioux! Ihr sagt das wie ein Büßender! Ich werde mein Einkommen gegen das Eurige vertauschen, wenn Ihr wollt?«

»Sprechen wir nicht vom Einkommen, wenn Ihr mir nicht die Seele zerschneiden wollt.«

»Aber Ihr schaut rechts und links, als befürchtetet Ihr verhaftet zu werden, Ihr, der Ihr diejenigen, welche man verhaftet, bewacht.«

»Ich gewahre, daß man uns sieht und hört, und daß es klüger wäre, auf die Seite zu gehen, um zu sprechen, wenn Ihr mir diese Gunst bewilligen wolltet.«

»Baisemeaux! Baisemeaux! Ihr vergeßt, daß wir Bekannte von fünfunddreißig Jahren her sind. Nehmt also keine so zerknirschte Miene bei mir an. Tut Euch keinen Zwang an. Ich verspeise die Gouverneurs der Bastille nicht roh.«

»Gefiele es dem Himmel!«

»Kommt in den Hof; wir gehen Arm in Arm; der Mond scheint herrlich, und längs der Eichen, unter den Bäumen erzählt mir Eure traurige Geschichte. Kommt.«

Er zog den betrübten Gouverneur in den Hof, nahm ihn beim Arm, und sagte mit seiner derben Vertraulichkeit:

»Auf, zieht vom Leder, Baisemeaux, was habt Ihr mir zu sagen?«

»Das wird sehr lang sein.«

»Ihr wollt also lieber jammern und wehklagen: das wird meiner Ansicht nach noch viel länger dauern. Ich wette, daß daß Ihr Euch 50,000 Livres mit Euren Bastille-Tauben macht.«

»Wenn das wäre, lieber Herr d'Artagnan!«

»Ihr setzt mich in Erstaunen, Baisemeaux, schaut Euch doch an, mein Lieber, Ihr spielt den Zerknirschten, Mordioux! ich will Euch vor einen Spiegel führen. Ihr werdet darin sehen, daß Ihr fett, blühend, groß und rund seid wie ein Käse, daß Ihr Augen

habt wie glühende Kohlen, und daß Ihr, ohne die abscheuliche Falte, die Ihr Euch in die Stirne grabt, nicht fünfzig Jahre alt scheinen würdet. Ihr seid aber sechzig, wie?»

»Das ist Alles wahr.«

»Bei Gott! ich weiß wohl, daß es wahr ist, so wahr als die 50,000 Livres Einkommen.«

Baisemeaux stampfte mit dem Fuß.

»Gut, gut,« sagte d'Artagnan, »ich will Euch nicht Eure Rechnung machen, Ihr wart Kapitän der Leibwachen von Herrn von Mazarin, 18,000 Livres jährlich; Ihr habt sie zwölf Jahre bezogen, das tut 144,000 Livres.«

»12,000 Livres! Seid Ihr verrückt!« rief Baisemeaux. »Der alte Knauser hat nie mehr gegeben, als 6000, und die Ausgaben, die mit der Stelle verbunden waren, beliefen sich auf 6,600. Herr von Colbert, der mir die andern 6,000 Livres hatte beschneiden lassen, war so gnädig, mir 50 Pistolen als Gratifikation zu bewilligen, so daß ich ohne das kleine Lehen von Montlezun, das 1200 Livres abwirft, nicht hätte meinen Aufwand bestreiten können.«

»Wir wollen das zugeben . . . doch gehen wir zu den 50,000 Livres der Bastille über. Da habt Ihr dann doch wohl Kost und Wohnung, Ihr bezieht 6,000 Livres Besoldung.«

»Gut.«

»Ein Jahr in das andere fünfzig Gefangene müssen, die einen in die andern gerechnet, Euch 1000 Livres einbringen.«

»Ich leugne es nicht.«

»Das macht doch wohl fünfzig tausend Livres jährlich; Ihr habt diesen Posten drei Jahre inne und folglich hundert und fünfzig tausend Livres bezogen.«

»Ihr vergeßt einen Umstand, Herr d'Artagnan.«

»Welchen?«

»Daß Ihr die Kapitänstelle aus den Händen des Königs empfangen habt.«

»Ich weiß es wohl.«

»Während ich die eines Gouverneur von den Herren Tremblay und Louvière erhalten habe.«

»Ganz richtig, und Tremblay war kein Mann, der Euch seinen Platz umsonst überließ.«

»Oh! Louvière eben so wenig. Kurz ich habe Tremblay für seinen Teil fünf und siebenzig tausend Livres gegeben.«

»Hübsch!.. und Louvière?«

»Eben so viel.«

»Sogleich?«

»Nein, das war unmöglich. Der König oder vielmehr Herr von Mazarin wollte nicht den Anschein haben, als setzte er diese zwei von der Barrikade abstammenden Bursche ab; er duldet es also, daß sie, um sich zurückzuziehen, löwenhafte Bedingungen machten.«

»Was für Bedingungen?«

»Schauert!.. drei Jahre des Einkommens als Weinkauf.«

»Teufel! somit sind die hundert und fünfzig tausend Livres in ihre Hände übergegangen.«

»Ganz richtig.«

»Und außer dem?«

»Eine Summe von fünfzig tausend Talern oder fünfzehn tausend Pistolen, wie Euch beliebt, in drei Zahlungen.«

»Das ist übermäßig.«

»Es ist noch nicht Alles.«

»Was Ihr sagt!«

»Ermangele ich, eine von den Bedingungen zu erfüllen, so treten diese Herren wieder in ihre Stelle ein. Man hat das den König unterzeichnen lassen.«

»Das ist ungeheuer! das ist unglaublich!«

»Es ist so.«

»Ich beklage Euch, mein armer Baisemeaux. Aber warum, des Teufels! hat Euch denn Herr von Mazarin diese angebliche Gunst bewilligt? Es wäre viel einfacher gewesen, sie Euch zu verweigern.«

»Oh! ja! doch die Hände waren ihm gebunden durch meinen Protektor.«

»Euer Protektor! wer ist das?«

»Bei Gott! einer von Euren Freunden, Herr d'Herblay.«

»Herr d'Herblay, Aramis?«

»Aramis, ganz richtig, er wahr vortrefflich gegen mich.«

»Vortrefflich! daß er Euch auf diese Art behandelte!«

»Hört doch! ich wollte den Dienst des Kardinals verlassen. Herr d'Herblay sprach für mich mit Louvières und Tremblay; sie weigerten sich; ich hatte Lust zu dem Platz, denn ich weiß, was er eintragen kann; Ich teilte Herrn d'Herblay meinen Kummer mit; er erbot sich, für mich für jede Zahlung gut zu stehen.«

»Bah! Aramis, Ihr setzt mich in Erstaunen. Aramis bürgt für Euch?«

»Als galanter Mann erlangte er die Unterzeichnung; Tremblay und Louvières legten ihre Stelle nieder; ich habe jedes Jahr an einen von diesen zwei Herren 25.000 Livres bezahlen lassen; jedes Jahr am 31sten Mai kommt Herr d'Herblay selbst in die Bastille und bringt mir 5000 Pistolen, um sie unter meine Krokodille zu verteilen.«

»Also seid Ihr Aramis 150,000 Livre« schuldig?«

»Das ist gerade meine Verzweiflung, ich bin ihm nur 100,00« schuldig.«

»Ich verstehe Euch nicht ganz.«

»Ei! gewiß, er ist nur zwei Jahre gekommen. Heute aber haben wir den 31sten Mai, ohne daß er eingetroffen, und morgen um Mittag ist die Verfallzeit. Und wenn ich morgen nicht bezahlt habe, können diese Herren nach den Bedingungen des Vertrags den Kauf ungültig machen; ich werde meiner Stelle beraubt, habe drei Jahre gearbeitet, und 250.000 Livres um nichts gegeben, mein lieber Herr d'Artagnan, durchaus um nichts.«

»Das ist seltsam,« murmelte d'Artagnan.

»Begrift Ihr nun, daß ich eine Falte auf der Stirne haben kann?«

»Oh! ja.«

»Begrift Ihr, daß ich trotz dieser Rundung eines Käse und dieser Frische eines Franzapfels dahin gelangt bin, daß ich befürchte, ich werde weder einen Käse, noch einen Franzapfel mehr zu essen und nur noch zwei Augen zum Weinen haben.«

»Das ist trostlos.«

»Ich bin daher zu Euch gekommen, Herr d'Artagnan denn ihr

allein könnt mich aus der Klemme ziehen.«

»Wie das?«

»Ihr kennt den Abbé d'Herblay?«

»Bei Gott!«

»Ihr wisst, daß er geheimnisvoll ist?«

»Oh! ja.«

»Ihr könnt mir die Adresse seiner Pfarre geben, denn ich habe in Noisy-le-Sec gesucht und er ist nicht mehr dort.«

»Bei Gott! er ist Bischof von Vannes.«

»Vannes, in der Bretagne?«

»Ja«

Der kleine Mann rauft sich die Haare aus.

»Ach!« sagte er, »wie soll ich von jetzt bis morgen Mittag nach Vannes kommen? Ich bin ein verlorener Mann.«

»Eure Verzweiflung tut mir wehe!«

»Vannes! Vannes!« rief Baisemeaux.

»Hört doch, ein Bischof hält sich nicht immer an seinem Sitz auf; Monseigneur d'Herblay könnte nicht so fern sein, als Ihr befürchtet.«

»Oh! sagt mir seine Adresse.«

»Ich weiß sie nicht, mein Freund.«

»Ich bin entschieden verloren! . . . Ich will mich dem König zu Füßen werfen.«

»Aber, Baisemeaux, Ihr setzt mich in Erstaunen; warum habt Ihr, da die Bastille fünfzigtausend Limes tragen kann, die Schraube nicht so angetrieben, daß sie hunderttausend eintrug?«

»Weil ich ein ehrlicher Mann bin, Herr d'Artagnan, und weil ich meine Gefangenen wie Potentaten beköstigt habe.«

»Dabei habt Ihr es weit gebracht, Ihr gebt Euch eine gute Indigestion mit Eurer schönen Beköstigung und sterbt mir hier elendiglich bis morgen Mittag.«

»Grausamer! er hat das Herz, zu lachen.«

»Nein, ich bedaure Euch. Laßt hören, Baisemeaux, habt Ihr ein Ehrenwort?«

»Oh! Kapitän.«

»Nun so gebt mir Euer Ehrenwort, daß Ihr gegen Niemand über

das, was ich sagen werde, den Mund aufzutut.«

»Nie! nie!«

»Wollt Ihr des Aramis habhaft werden?«

»Um jeden Preis.«

»Nun, so sucht Herrn Fouquet auf.«

»Welche Beziehung . . . «

»Wie albern seid Ihr! . . . Wo ist Vannes?«

»Ah!«

»Bannes ist in der Diözese von Belle-Isle oder Belle-Isle ist in der Diözese von Vannes. Belle-Isle gehört Herrn Fouquet: Herr Fouquet hat Herrn d'Herblay zu diesem Bisthum ernennen lassen.«

»Ihr öffnet mir die Augen und gebt mir das Leben wieder.«

»Desto besser. Sagt also ganz einfach Herrn Fouquet, Ihr wünscht Herrn d'Herblay zu sprechen.«

»Es ist wahr! es ist wahr!« rief Baisemeaux ganz entzückt.

»Und,« sprach d'Artagnan indem er ihn mit einem strengen Blick zurückhielt, »das Ehrenwort?«

»Oh! heilig!« rief der kleine Mann, der sich zum Weglaufen anschickte.

»Wohin geht Ihr?«

»Zu Herrn Fouquet«

»Nein, Herr Fouquet ist beim Spiel des Königs. Geht morgen frühzeitig zu Herrn Fouquet, das ist Alles, was Ihr tun könnt.«

»Ich werde gehen; meinen Dank.«

»Viel Glück.«

»Ich danke.«

»Das ist eine drollige Geschichte,« murmelte d'Artagnan, der, nachdem er Baisemeaux verlassen hatte, langsam wieder seine Treppe hinaufstieg. »Was des Teufels für ein Interesse kann Aramis haben, Baisemeaux sich so zu verbinden? . . . hm! wir werden das früher oder später erfahren.«

IV.

Beim König.

Fouquet wohnte, wie d'Artagnan gesagt hatte, dem Spiel des Königs bei.

Es war als hätte die Abreise von Buckingham Balsam auf alle am Tag zuvor geschworene Herzen gegossen.

Monsieur machte strahlend seiner Mutter tausend zärtliche Zeichen.

Der Graf von Guiche konnte sich nicht von Buckingham trennen, und während er spielte, unterhielt er sich mit ihm von den Wechselfällen seiner Reise.

Träumerisch und liebevoll, wie ein Mann von Gemüt, der seinen Entschluß gefaßt hat, horchte Buckingham auf den Grafen und richtete zuweilen an Madame einen Blick des Bedauerns und trostloser Zärtlichkeit.

Im Schooße ihrer Berausung teilte die Prinzessin ihre Gedanken zwischen dem König, der mit ihr spielte, Monsieur, der sie sanft über beträchtliche Gewinne verspottete, und Guiche, der eine überströmende Freude kundgab.

Mit Buckingham beschäftigte sie sich leichthin; für sie war dieser Flüchtling, dieser Verbannte eine Erinnerung, und kein Mann mehr.

Die leichtsinnigen Herzen sind so beschaffen, ganz der Gegenwart sich hingebend, brechen sie mit Allem, was sie in ihren kleinen Berechnungen selbstsüchtiger Wohlfahrt stören kann.

Madame hätte sich zu den Artigkeiten, zu dem Lächeln, zu den Seufzern des gegenwärtigen Buckingham bequemt; aber von fern seufzen, lächeln, niederknieen, wozu sollte das nützen? Der Wind der Meerenge, der die gewichtigen Schiffe entführt, wohin fegt er die Seufzer? Weiß man das?«

Der Herzog verbarg sich diese Veränderung nicht, und sein Herz war dadurch tödlich verletzt.

Eine zarte, stolze und für diese Zuneigung empfängliche Natur,

verfluchte er den Tag, wo die Leidenschaft in sein Herz eingedrungen war.

Die Blicke, die er Madame zusandte, erkalteten allmähig unter dem eisigen Hauch seines Geistes. Er konnte noch nicht verachten, aber er war stark genug, um dem stürmischen Geschrei seines Herzens Stillschweigen aufzuerlegen.

In demselben Grade, in welchem Madame diese Veränderung erriet, verdoppelte sie ihre Tätigkeit, um das Strahlen wieder zuerlangen, das ihr entströmte; ihr Anfangs schüchterner, unentschiedener Geist trat in glänzenden Ausbrüchen an das Tageslicht; sie mußte um jeden Preis über Allem, über dem König sogar bemerkt werden.

Sie war es. Die Königinnen, trotz ihrer Würde, der König, trotz der Ehrfurcht der Etiquette, wurden verdunkelt.

Steif und gezwungen von Anfang an, vermenschlichten sich die Königinnen und lachten. Madame Henriette, die Königin Mutter, war geblendet von dem Glanz, der durch den Geist der Enkelin von Heinrich IV. auf ihr Geschlecht zurückfiel.

Der König, so eifersüchtig als junger Mann, so eifersüchtig auf alle Überlegenheiten, die ihn umgaben, konnte nicht umhin, die Waffen zu strecken vor diesem französischen Ungestüm, dessen Energie der englische Humor noch erhöhte. Er wurde wie ein Kind von dieser strahlenden Schönheit ergriffen, die der Geist erweckte.

Die Augen von Madame schleuderten Blitze. Die Heiterkeit entströmte ihren Purpurlippen, wie die Überredung den Lippen des alten Griechen Nestor.

Um die Königinnen und den König gruppiert, bemerkte der ganze Hof, diesem Zauber unterworfen, zum ersten Mal, daß man vor dem größten König der Welt lachen konnte, wie Leute, die würdig sind, die artigsten und geistreichsten der Erde genannt zu werden.

Madame hatte von diesem Abend an einen Succes, fähig, Jeden zu betäuben, der seinen Ursprung nicht in den erhabenen Regionen genommen hätte, die man einen Thron nennt, und die vor solchen Schwindeln, trotz ihrer Höhe, geschützt sind.

Von diesem Augenblick an betrachtete Ludwig XIV. Madame als

eine Person.

Buckingham betrachtete sie als eine Coquette, welche die grausamsten Martern verdiente.

Guiche betrachtete sie als eine Gottheit.

Die Höflinge als ein Gestirn, dessen Licht ein Herd für jede Gunst, für jede Macht werden müßte.

Aber Ludwig XIV. hatte sich einige Jahre früher nicht einmal herbeigelassen, diesem *häßlichen Frauenzimmer* für ein Ballett die Hand zu reichen.

Aber Buckingham hatte diese Coquette auf beiden Knien angebetet.

Aber Guiche hatte diese Gottheit als ein Weib angesehen.

Aber die Höflinge hatten es nicht gewagt, diesem Gestirn im Vorübergehen Beifall zu spenden, aus Furcht, dem König zu mißfallen, dem dieses Gestirn früher mißfallen hatte.

Das ist es, was an diesem merkwürdigen Abend beim Spiel des Königs vorging.

Die junge Königin, obgleich Spanierin und Nichte von Anna von Österreich, liebte den König und wusste sich nicht zu verstellen.

Anna von Österreich, eine Beobachterin wie jede Frau und gebieterisch wie jede Königin, fühlte die Macht von Madame und verbeugte sich sogleich vor ihr.

Was die junge Königin bestimmte, die Sitzung aufzuheben und in ihre Gemächer zurückzukehren.

Der König merkte kaum auf diesen Abgang, trotz der geheuchelten Zeichen der Unpäßlichkeit, welche denselben begleiteten.

Stark durch die Gesetze der Etiquette, die er in seinem Haus als Element jedes Verhältnisses einzuführen anfang, rührte sich Ludwig XIV. kaum; er bot Madame die Hand, ohne Monsieur, seinen Bruder, anzuschauen, und führte die junge Prinzessin bis an die Türe ihrer Wohnung.

Man bemerkte, daß S. M. auf der Türschwelle, frei von allem Zwang oder wenigstens durch die Lage gesichert, einen ungeheuren Seufzer entschlüpfen ließ.

Die Frauen, denn sie bemerken Alles, Fräulein von, Montalais zum Beispiel, verfehlten nicht, zu ihren Gefährtinnen zu sagen:

»Der König hat geseufzt . . . Madame hat geseufzt.«

Das entsprach der Wahrheit.

Madame hatte geräuschlos, aber mit einem für die Ruhe des Königs noch viel gefährlicheren Accompagnement geseufzt.

Madame hatte ihre schönen schwarzen Augen schließend geseufzt, und dann hatte sie dieselben wieder geöffnet und ganz beladen mit einer unsäglichen Traurigkeit zum König aufgeschlagen, dessen Antlitz sich in diesem Augenblick sichtbar bepurpurte.

Aus dieser Rothe, aus diesen ausgetauschten Seufzern und aus dieser ganzen königlichen Bewegung ging hervor, daß Montalais eine Indiskretion begangen hatte, und daß durch diese Indiskretion ihre Gefährtin angegriffen worden war, denn, ohne Zweifel minder scharfsichtig, als ihre Freundin, erleichte Fräulein de la Vallière, als der König errötete, und als sie ihr Dienst zu Madame rief, trat sie ganz zitternd ein, ohne daß es ihr einfiel, Handschuhe zu nehmen, wie es das Zeremoniell vorschrieb.

Allerdings konnte dieses Provinzmädchen zur Entschuldigung die Unruhe vorschützen, in die es die königliche Majestät versetzte. Ganz mit dem Schließen der Türe beschäftigt, heftete Fräulein de la Vallière in der Thai die Augen auf den König, der rückwärts ging.

Der König kehrte in den Spielsaal zurück; er wollte mit verschiedenen Personen sprechen, aber man konnte wohl sehen, daß sein Geist nicht sehr gegenwärtig war.

Er irrte sich bei mehreren Rechnungen, was verschiedene Herren benützten, welche diese Gewohnheiten seit Mazarin, schlimmen Andenkens, aber guter Arithmetik, beibehalten hatten.

So raffte Manicamp, ein äußerst zerstreuter Mensch, der Leser täusche sich nicht, Manicamp, der ehrlichste Mann der Welt, raffte so ganz einfach zwanzig tausend Livres zusammen, welche auf dem Tisch herumfuhren, und auf deren Eigentum Niemand rechtliche Ansprüche zu haben schien.

So überließ Herr von Wardes, dessen Kopf durch die Angelegenheiten des Abends etwas in Verwirrung geraten war, sechzig Doppellouisd'or, die er Herrn von Buckingham abgewonnen hatte, der wie sein Vater unfähig war, sich die Hände

mit irgend einer Münze zu beschmutzen, dem Leuchter, als ob dieser lebendig wäre.

Der König erlangte erst wieder ein wenig Aufmerksamkeit in dem Augenblick, wo Herr Colbert, der seit einiger Zeit auf ihn lauerte, sich ihm näherte, und, zwar allerdings ehrfurchtsvoll, dabei aber aus eine dringliche Weise einen von seinen Ratschlägen in das noch summende Ohr Seiner Majestät niederlegte.

Dem Rat schenkte Ludwig eine neue Aufmerksamkeit; er schaute alsbald im Saale umher und fragte:

»Ist Herr Fouquet nicht mehr da?«

»Doch, doch,« erwiderte die Stimme des Oberintendanten, der mit Buckingham beschäftigt war.

Und er kam herbei.

Der König ging ihm mit einer äußerst freundlichen und leutseligen Miene entgegen und sagte:

»Verzeiht, Herr Oberintendant, wenn ich Euch in Eurem Gespräche störe; doch ich nehme Euch überall in Anspruch, wo ich Eurer bedarf.«

»Meine Dienste gehören stets dem König,« antwortete Fouquet.

»Und besonders Eure Kasse,« sprach Ludwig mit einem falschen Lächeln..

»Meine Kasse noch mehr, als das Übrige,« erwiderte Fouquet kalt.

»Hört, wie sich die Sache verhält, mein Herr: ich will ein Fest in Fontainebleau geben. Vierzehn Tage offenes Haus. Ich brauche eine Summe von . . . «

Er schaute Colbert schief an.

Fouquet wartete, ohne unruhig zu werden.

»Von . . . « sagte er.

»Von vier Millionen,« sprach der König, das grausame Lächeln von Colbert erwidernnd.

»Vier Millionen,« wiederholte Fouquet sich tief verbeugend.

Und seine Nägel drangen in seine Brust ein und gruben eine tiefe Furche, ohne daß die Heiterkeit seines Gesichts einen Augenblick gestört war.

»Ja, mein Herr,« sagte der König.

»Wann, Sire?«

»Wählt Eure Zeit . . . Das heißt, meine . . . so bald als möglich.«

»Ich brauche Zeit.«

»Zeit!« rief Colbert triumphierend.

»Die erforderliche Zeit, um die Taler zu zählen,« erwiderte Fouquet mit einer majestätischen Verachtung. Man kann nur eine Million im Tag aus der Kasse nehmen und wägen, mein Herr.«

»Vier Tage also,« sagte Colbert.

»Oh!« sprach Fouquet, sich an den König wendend, »meine Commis tun Wunder für den Dienst Seiner Majestät. Die Summe wird in drei Tagen bereit sein.«

Colbert erbleichte.

Der König schaute ihn erstaunt an.

Fouquet zog sich ohne Großtuerei, ohne Schwäche zurück und lächelte dabei zahlreichen Freunden zu, in deren Blick er eine wahre Freundschaft, eine bis zum Mitleid gehende Teilnahme las.

Man durste Fouquet nicht nach dem Lächeln beurteilen. Fouquet hatte in Wirklichkeit den Tod im Herzen.

Einige Tropfen Blut befleckten unter seinem Rock das seine Gewebe, das seine Brust bedeckte.

Der Rock verbarg das Blut, das Lächeln die Wut.

Aus der Art, wie er in seinen Wagen stieg, entnahmen seine Leute, daß der Herr nicht heiterer Laune. Eine Folge davon, daß sie ihn so gut verstanden, war, daß die Befehle mit jener Pünktlichkeit des Manoeuvrirens vollzogen wurden, die man auf einem Kriegsschiffe trifft, das während des Sturms von einem erzürnten Kapitän befehligt wird.

Der Wagen rollte nicht, er flog.

Fouquet hatte kaum Zeit, sich während der Fahrt zu sammeln.

Bei seiner Ankunft ging er zu Aramis hinauf.

Aramis hatte sich noch nicht zu Bette gelegt.

Porthos hatte ganz behaglich eine gebratene Hammelkeule, zwei Fasanen und einen Berg von Krebsen gespeist; dann hatte er sich den Leib nach der Weise der antiken Kämpfer mit wohlriechendem Öl einsalben lassen; nachdem dies geschehen

war, hatte man ihn müssen in Flanell wickeln und ins Bett tragen.

Aramis war, wie gesagt, noch nicht zu Bette gegangen. Bequem in einen Schlafrock gehüllt, schrieb er Briefe auf Briefe mit jener so seinen und gedrängten Schrift, von der eine Seite einen Viertelsband enthält.

Die Türe wurde hastig geöffnet; der Oberintendant erschien bleich, bewegt, sorgenvoll.

Aramis erhob den Kopf und sprach:

»Guten Abend, lieber Wirt.«

Und sein beobachtender Blick erriet diese ganze Traurigkeit, diese ganze Störung des Gemüts.

»Schönes Spiel beim König?« fragte Aramis, um das Gespräch zu beginnen.

Fouquet setzte sich und wies dem Lackei, der ihm folgte, durch eine Gebärde die Türe.

Dann, als der Lackei weggegangen war, antwortete er:

»Sehr schön.«

Und Aramis, dessen Auge den Oberintendanten nicht verließ, sah ihn sich mit einer fieberhaften Ungeduld auf den Kissen ausstrecken.

»Ihr habt wie immer verloren?« fragte Aramis, mit der Feder in der Hand.

»Mehr als immer,« erwiderte Fouquet.

»Aber man weiß, daß Ihr den Verlust gut ertragt.«

»Zuweilen.«

»Oh! Herr Fouquet, ein schlechter Spieler!«

»Es gibt Spiele und Spiele, Herr d'Herblay.«

»Wie viel habt Ihr verloren, Monseigneur?« fragte Aramis mit einer gewissen Besorgnis.

Fouquet sammelte sich einen Augenblick, um seiner Stimme die gehörige Ruhe zu verleihen; dann antwortete er ohne irgend eine Bewegung:

»Dieser Abend kostet mich vier Millionen.«

Und ein bitteres Lachen verlor sich auf dem letzten Vibiren seiner Worte.

Aramis war nicht auf eine solche Zahl gefaßt; er ließ seine

Feder fallen und rief:

»Vier Millionen! Ihr habt vier Millionen verspielt! Unmöglich!«

»Herr Colbert hielt meine Karte,« antwortete der Oberintendant mit demselben finsternen Gelächter.

»Ah! ich begreife nun. Also eine neue Geldforderung?«

»Ja, mein Freund.«

»Vom König?«

»Von seinem eigenen Mund. Es ist nicht, möglich, einen Menschen mit einem schöneren Lächeln niederzuschmettern.«

»Teufel!«

»Was denkt Ihr hiervon?«

»Bei Gott! ich denke, daß man Euch zu Grunde richten will: das ist klar.«

»Das ist also Eure Ansicht?«

»Gewiß. Darüber dürft Ihr Euch indessen nicht wundern, da wir es vorhergesehen haben.«

»Es mag sein doch auf vier Millionen war ich nicht gefaßt.«

»Die Summe ist schwer; aber vier Millionen bringen am Ende einen Menschen nicht um, das darf man wohl sagen, besonders wenn dieser Mensch Herr Fouquet heißt.«

»Wenn Ihr den Vorrat der Kasse kennen würdet, mein lieber d'Herblay, so wäret Ihr weniger ruhig.«

»Und Ihr habt versprochen?«

»Was sollte ich machen?«

»Es ist wahr.«

»An dem Tag, an welchem ich verweigere, wird Colbert die Mittel finden; wo, das weiß ich nicht, doch er wird sie finden, und ich bin verloren!«

»Unzweifelhaft. Und in wie viel Tagen habt Ihr die vier Millionen versprochen?«

»In drei Tagen . . . Der König scheint große Eile zu haben.«

»In drei Tagen!«

»Oh! mein Freund, wenn man bedenkt, daß, als ich vorhin durch die Straße kam, die Leute riefen: Hier fährt der reiche Herr Fouquet! Ja, lieber d'Herblay, das ist, um den Kopf zu verlieren!«

»Oh! nein, Monseigneur, halt, halt! Die Sache ist nicht der Mühe

wert,« sagte Aramis phlegmatisch, während er Sand auf den Brief streute, den er geschrieben.

»Ein Mittel also! ein Mittel für dieses Übel, für welches es gar kein Mittel gibt.«

»Es gibt nur eines . . . Beahlt.«

»Aber ich habe kaum diese Summe. Alles muß erschöpft sein; man hat Belle-Isle bezahlt; »an hat die Pension bezahlt: das Geld ist seit der Untersuchung der Steuerpächter rar. Angenommen, man bezahle diesmal, wie wird man das andere Mal bezahlen? . . . Denn glaubt mir, wir sind noch nicht zu Ende! Wenn die Könige einmal Geld gekostet haben, so ist es wie bei den Tigern, welche Fleisch gekostet, sie verschlingen! Eines Tages werde ich wohl sagen müssen: Unmöglich, Sire! Nun, an diesem Tag bin ich verloren.«

Aramis zuckte leicht die Achseln und erwiderte:

»Ein Mann in Eurer Stellung ist nur verloren, wenn er es sein will.«

»Ein Mann, in welcher Stellung er auch sein mag, kann nicht gegen einen König kämpfen.«

»Bah! in meiner Jugend habe ich wohl gegen den Kardinal von Richelieu gekämpft, der König von Frankreich war und dabei Kardinal.«

»Habe ich Heere, Truppen, Schätze? Ich habe nicht einmal Belle-Isle!«

»Bah! die Not ist die Mutter der Erfindung, wenn Ihr Alles verloren glaubt . . . «

»Nun?«

»Wird man etwas Unerwartetes finden, das Alles rettet.«

»Und wer wird dieses wunderbare Etwas entdecken?« »Ihr.«

»Ich! Ich nehme meinen Abschied als Erfinder.«

»Ich also.«

»Gut. Dann schreitet aber ohne Verzug zum Werke.«

»Oh! wir haben wohl Zeit.«

»Ihr bringt mich um mit Eurem Phlegma, d'Herblay,« sagte der Oberintendant, indem er mit seinem Sacktuch über seine Stirne fuhr.«

»Erinnert Ihr Euch dessen nicht, was ich Euch eines Tages sagte?«

»Was sagtet Ihr mir?«

»Ihr braucht Euch nicht zu beunruhigen, wenn Ihr Mut habet. Habt Ihr?«

»ich glaube wohl.«

»Beunruhigt Euch also nicht.«

»Abgemacht, im äußersten Augenblick kommt Ihr mir zu Hilfe, d'Herblay?«

»Ich werde Euch damit nur zurückgeben, was ich Euch schuldig bin, Monseigneur.«

»Es ist das Handwerk der Finanzleute, den Bedürfnissen der Männer, wie Ihr seid, d'Herblay, entgegenzukommen.«

»Ist die Zuvorkommenheit das Handwerk der Finanzleute, so ist die Bruderliebe die Tugend der Geistlichen. Nur diesmal noch ergeht Euch, Ihr steht noch nicht niedrig genug. Im letzten Augenblick, werden wir sehen.«

»Dann werden wir binnen Kurzem sehen.«

»Es sei. Nun aber erlaubt mir, Euch zu sagen, ich bedaure es persönlich sehr, daß das Geld bei Euch so dünn ist.«

»Warum?«

»Weil ich Euch darum ersuchen wollte.«

»Für Euch?«

»Für mich oder für die Meinigen, für die Meinigen oder für die Unsrigen.«

»Welche Summe?«

»Oh! seid unbesorgt; eine runde Summe, es ist wahr, aber keine ungeheure.«

»Nennt die Zahl.«

»Fünfzig tausend Livres.«

»Eine Erbärmlichkeit!«

»Wirklich!«

»Allerdings, man hat immer fünfzig tausend Livres. Oh! warum begnügt sich dieser Schuft, den man Colbert nennt, nicht wie Ihr; ich würde mich weniger kümmern, als ich es tue? Und wann braucht Ihr diese Summe?«

»Morgen früh.«
»Gut, und . . . «
»Ah! es ist wahr; Ihr fragt nach der Bestimmung?«
»Nein, Chevalier, nein, ich bedarf keiner Erklärung.«
»Doch, es ist morgen der 1 . Juni.«
»Nun?«
»Der Verfalltag von einer unserer Verbindlichkeiten.«
»Wir haben also Verbindlichkeiten?«
»Gewiß, wir bezahlen morgen unser letztes Drittel.«
»Welches Drittel?«
»Von den hundert und fünfzig tausend Franken für Baisemeaux.«
»Baisemeaux! Wer ist das?«
»Der Gouverneur der Bastille.«
»Ah! ja, es ist wahr, Ihr laßt mich hundert und fünfzigtausend Livres für Baisemeaux bezahlen.«
»Ja wohl!«
»Doch aus welcher Veranlassung?«
»Aus Veranlassung der Stelle, die er gekauft hat, oder die wir vielmehr Louvières und Tremblay abgekauft haben.«
»Dies alles ist in meinem Geiste sehr unbestimmt.«
»Ich begreife das, Ihr habt so viele Geschäfte. Ich glaube indessen, daß Ihr keine wichtigere Angelegenheit habt, als diese.«
»Dann sagt mir, warum wir diese Stelle gekauft haben.«
»Um ihm nützlich zu sein.«
»Ah!«
»Einmal ihm, und dann uns.«
»Wie, uns! Ihr scherzt.«
»Monseigneur, es gibt Zeiten, wo ein Gouverneur der Bastille eine sehr schöne Bekanntschaft ist.«
»Ich habe das Glück, Euch nicht zu verstehen, d'Herblay.«
»Monseigneur, wir haben unsern Dichter, unsern Ingenieur, unsern Architekten, unsern Musiker, unsern Drucker, unsern Maler, wir brauchen unsern Gouverneur der Bastille.«

»Ah! Ihr glaubt?«

»Monseigneur, machen wir uns keine Illusionen; wir sind sehr der Gefahr ausgesetzt, in die Bastille wandern zu müssen . . . Lieber Herr Fouquet,« fügte der Prälat bei, indem er unter seinen bleichen Lippen Zähne zeigte, welche immer noch die schönen, dreißig Jahre früher von Marie Michon angebeteten Zähne waren.

»Und Ihr glaubt, hundert und fünfzig tausend Livres seien hierfür nicht zu viel, d'Herblay. Ich versichere Euch, daß ihr Eure Geld gewöhnlich besser anlegt.«

»Es wird ein Tag kommen, wo Ihr Euren Irrtum erkennen werdet.«

»Mein lieber d'Herblay, an dem Tag, wo man in die Bastille eintritt, wird man nicht mehr durch die Vergangenheit begünstigt.«

»Doch, wenn die unterschriebenen Obligationen ganz in Ordnung sind; und dann glaubt mir, dieser vortreffliche Baisemeaux hat kein Höflingsherz! Ich bin fest überzeugt, daß er mir eine Dankbarkeit für dieses Geld bewahren wird, abgesehen davon, daß ich, wie gesagt, die Unterschriften behalte.«

»Was für eine verteufelte Geschichte! Wucher bei einer Sache der Wohltätigkeit!«

»Monseigneur, mischt Euch nicht in diese Sache; findet Wucher statt, so treibe ich ihn allein; nur ziehen wir Beide den Nutzen daraus.«

»Welche Intrige, d'Herblay!«

»Ich leugne es nicht.«

»Und Baisemeaux dabei Genosse!«

»Warum nicht? man hat schlimmere. Ich kann also morgen auf die fünftausend Pistolen zählen?«

»Wollt Ihr sie heute Abend?«

»Das wäre noch besser, denn ich will mich frühzeitig auf den Weg begeben; der arme Baisemeaux, der nicht weiß, was aus mir geworden ist, sitzt auf glühenden Kohlen.«

»Ihr sollt die Summe in einer Stunde haben. Oh! d'Herblay, das Interesse von Euren hundert und fünfzig tausend Livres wird nie meine vier Million bezahlen,« sagte Fouquet aufstehend.

»Warum nicht, Monseigneur?«

»Gute Nacht, ich habe vor Schlafengehen mit den Commis zu tun.«

»Gute Nacht, Monseigneur.«

»D'Herblay, Ihr wünscht mir das Unmögliche.«

»Ich bekomme diesen Abend meine fünfzigtausend Livres?«

»Ja.«

»Nun, so schlaft auf beiden Ohren, das sage ich Euch. Gute Nacht, Monseigneur.«

Trotz dieser Versicherung und des Tons, mit dem sie gegeben wurde, ging Fouquet den Kopf schüttelnd und einen Seufzer ausstoßend weg.

V.

Die Kleinen Rechnungen von Herrn Baisemeaux von Montlezun.

Es schlug sieben Uhr in Saint-Paul, als Aramis in bürgerlicher Tracht, das heißt in grünes Tuch gekleidet und ohne eine andere Auszeichnung, als eine Art von Jagdmesser an der Seite, an der Rue du Petit-Mure vorbeikam und der Rue des Tournelles gegenüber, vor dem Tore des Schlosses der Bastille anhielt.



Zwei Schildwachen standen an diesem Thor.

Sie machten keine Schwierigkeiten, Aramis zuzulassen, der, wie er war, einritt, und wiesen ihn mit der Gebärde durch eine lange, auf beiden Seiten mit Gebäuden besetzte Passage.

Diese Passage führte bis zur Zugbrücke, das heißt bis zum wahren Eingang.

Die Zugbrücke war niedergelassen und der Dienst des Platzes begann.

Die Schildwache von der ersten Wachstube hielt Aramis an und fragte ihn mit ziemlich barschem Ton, welche Ursache ihn hierher führe.

Aramis erklärte mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, die Ursache, die ihn hierher führe, sei der Wunsch, Herrn Baisemeaux von Montlezun zu sprechen.

Die erste Wache rief eine zweite, welche in einem inneren Schilderhause stand.

Diese hielt den Kopf an ihre Luke und schaute Aramis sehr aufmerksam an.

Aramis wiederholte den Ausdruck seines Wunsches.

Die Schildwache rief alsbald einen Unteroffizier, der in einem geräumigen Hof auf und abging und, als er gehört hatte, um was es sich handelte, weglief, um einen Offizier vom Stab des Gouverneur zu holen.

Der letztere, als er das Verlangen von Aramis vernommen hatte, bat ihn, einige Augenblicke zu warten, machte ein paar Schritte und kehrte zurück, um ihn nach seinem Namen zu fragen.

»Ich kann ihn Euch nicht sagen, mein Herr,« antwortete Aramis; »erfahrt nur, daß ich dem Herrn Gouverneur Dinge von so großer Wichtigkeit mitzuteilen habe, daß Herr von Baisemeaux entzückt sein wird, mich zu sehen, dafür stehe ich. Mehr noch, wenn Ihr ihm gesagt habt, es sei die Person, die er am 1. Juni erwarte, so bin ich überzeugt, daß er selbst herbeilaufen wird.«

Der Offizier konnte es nicht in seinen Geist bringen, ein so wichtiger Mann, wie der Herr Gouverneur, werde sich wegen eines so unbedeutenden Menschen bemühen, wie dieser kleine Bürger zu Pferde zu sein schien.

»Das trifft sich ganz vortrefflich, mein Herr, der Herr Gouverneur schickte sich an, auszufahren, und Ihr seht seinen Wagen im Hof am Gouvernement angespannt; er hat also nicht nötig, Euch entgegenzukommen, doch er wird Euch im Vorüberfahren sehen.«

Aramis machte mit dem Kopfe ein Zeichen der Beipflichtung; er wollte keinen zu hohen Begriff von sich geben und wartete geduldig und stillschweigend, auf den Sattelbogen seines Pferdes vorgebeugt.

Es waren kaum zehn Minuten abgelaufen, als man den Wagen des Gouverneur erschüttert werden sah. Er näherte sich der Türe, der Gouverneur kam heraus und stieg in den Wagen, der sich zur Abfahrt anschickte.



Dann fand dieselbe Zeremonie bei dem Gebieter des Hauses, wie bei einem verdächtigen Fremden statt; die Wache vom Schilderhaus schritt in dem Augenblick vor, wo der Wagen unter dem Gewölbe durchfahren wollte, und der Gouverneur öffnete den Schlag, um zuerst dem Befehl zu gehorchen.

Auf diese Art konnte sich die Wache überzeugen, daß Niemand durch Betrug aus der Bastille hinauskam.

Der Wagen rollte unter das Gewölbe.

Doch in dem Augenblick, wo man das Gitter öffnete, näherte sich der Offizier der zum zweiten Mal angehaltenen Carosse und sagte dem Gouverneur ein Haar Worte.

Sogleich streckte der Gouverneur den Kopf aus dem Schlage und erblickte Aramis zu Pferde am Ende der Zugbrücke.

Er stieß einen Freudenschrei aus, stieg oder sprang vielmehr aus seinem Wagen, lies auf Aramis zu, faßte ihn bei den Händen und machte ihm tausend Entschuldigungen. Es fehlte nicht viel, daß er ihn geküßt hätte.

»Was hat man doch durchzumachen, um in die Bastille zu kommen, Herr Gouverneur! Ist es ebenso bei denjenigen, welche man wider ihren Willen dahin schickt, wie bei denjenigen, welche freiwillig kommen?«

»Verzeiht! verzeiht! Ah! Monseigneur, wie freut es mich, Eure Herrlichkeit zu sehen.«

St! Überlegt doch, mein lieber Herr, von Baisemeaux. Was sollte man denken, wenn man einen Bischof in einem solchen Aufzug sehen würde!«

»Oh! ich bitte um Entschuldigung, verzeiht, ich bedachte das nicht . . . Das Pferd dieses Herrn in den Stall!« rief Baisemeaux.

»Teufel! nein, nein,« sagte Aramis.

»Warum dies?«

»Weil fünftausend Pistolen im Mantelsack sind.«

Das Gesicht des Gouverneur wurde so strahlend, daß die Gefangenen, würden sie es gesehen haben, hätten glauben können, es komme ein Prinz von Geblüt bei ihm an.

»Ja, ja, Ihr habt Recht, das Pferd ins Gouvernement. Mein lieber Herr d'Herblay, wollen wir wieder in den Wagen steigen, um bis zu mir zu fahren?«

»In den Wagen steigen, um durch einen Hof zu gelangen? Herr Gouverneur, haltet Ihr mich für so invalide? Nein, nein, zu Fuße, Herr Gouverneur, zu Fuße.«

Baisemeaux bot seinen Arm als Stütze an, doch der Prälat machte keinen Gebrauch davon.

So kamen sie zum Gouvernement, während sich Baisemeaux die Hände rieb und aus dem Augwinkel nach dem Pferde

schielte, indes Aramis die schwarzen, kahlen Mauern betrachtete.

Ein ziemlich großartiges Vorhaus und eine gerade Treppe von weißen Steinen führten in die Gemächer von Baisemeaux.

Dieser durchschritt das Vorzimmer, den Speisesaal, wo man das Frühstück zurichtete, öffnete eine kleine Geheimtüre und schloß sich mit seinem Gast in ein großes Kabinett ein, dessen Fenster sich schräge nach den Höfen und Ställen öffneten.

Baisemeaux quartierte den Prälaten mit jener unterwürfigen Höflichkeit ein, deren Geheimnis nur gutmütige oder dankbare Menschen kennen.

Armstuhl, Kissen unter die Füße, rollender Tisch, um die Hand darauf zu stützen, Alles bereitete der Gouverneur selbst.

Er setzte auch mit einer religiösen Sorge auf den Tisch den Goldsack, den einer von seinen Soldaten mit nicht geringerer Ehrfurcht heraufgeschleppt hatte, als ein Priester das heilige Sakrament trägt.

Der Soldat ging hinaus. Baisemeaux schloß hinter ihm die Türe, zog einen Vorhang vom Fenster und schaute Aramis in die Augen, um zu sehen, ob ihm nichts fehle.

»Nun! Monseigneur,« sagte er, ohne sich zu setzen, »Ihr seid also fortwährend der getreueste der Männer von Wort?«

»In Geschäften, mein lieber Herr Baisemeaux, ist die Pünktlichkeit keine Tugend, sondern eine einfache Pflicht.«

»Ja, ja, in Geschäften, das begreife ich, aber das ist kein Geschäft, was Ihr mit mir macht, Monseigneur, es ist ein Dienst, den Ihr mir leistet«

»Stille doch, lieber Herr von Baisemeaux, gesteht, daß Ihr trotz dieser Pünktlichkeit nicht ganz ohne Besorgnis gewesen seid.«

»Über Eure Gesundheit, ja, gewiß,« stammelte Baisemeaux.

»Ich wollte gestern kommen, doch ich konnte nicht, ich war zu müde,« fuhr Aramis fort.

Baisemeaux beeilte sich, noch ein weiteres Kissen seinem Gast unter die Lenden zu schieben.

»Aber,« sagte Aramis, »ich nahm mir vor, Euch heute frühzeitig zu besuchen.«

»Ihr seid vortrefflich, Monseigneur.«

»Und es war gut, daß ich mich beeilte, wie mir scheint.«

»Wie so?«

»Ja, Ihr wolltet eben ausfahren,«

Baisemeaux errötete.

»In der Tat, ich wollte ausfahren,« sagte er.

»Dann habe ich Euch gestört?«

Die Verlegenheit von Baisemeaux wurde sichtbar.

»Ich bin Euch zur Last,« fuhr Aramis fort, indem er seinen einschneidenden Blick auf den armen Gouverneur heftete. »Wenn ich das gewußt hätte, so wäre ich nicht gekommen.«

»Oh! Monseigneur, wie könnt Ihr glauben, Ihr seid mir je zur Last?«

»Gesteht, daß Ihr Geld suchen wolltet?«

»Nein,« stammelte Baisemeaux, »nein, ich schwöre Euch; ich wollte . . . «

»Fährt der Herr Gouverneur immer noch zu Herrn Fouquet?« rief von unten die Stimme des Major.

Baisemeaux lies wie ein Verrückter ans Fenster und antwortete in Verzweiflung:

»Nein! nein! wer Teufels spricht denn von Herrn Fouquet? ist man betrunken da unten? warum stört man mich, wenn ich Geschäfte habe?«

»Ihr wolltet zu Herrn Fouquet,« sagte Aramis: »zum Abbé oder zum Oberintendanten?«

Baisemeaux hatte gute Lust, zu lügen, aber er besaß nicht den Mut dazu und erwiderte:

»Zum Oberintendanten.«

»Ihr seht also wohl, daß Ihr Geld nötig hattet, da Ihr zu demjenigen gehen wolltet, welcher solches gibt.«

»Nein, nein.«

»Ah! ah! Ihr mißtraut mir.«

»Mein lieber Herr, einzig und allein, weil ich den Ort nicht wusste, wo Ihr wohnt.«

»Oh! Ihr hättet Geld von Herrn Fouquet bekommen, mein lieber Herr von Baisemeaux, das ist ein Mann, der eine offene Hand hat.«

»Ich schwöre Tuch, daß ich es nie gewagt hätte, mir von Herrn Fouquet Geld zu erbitten. Ich wollte ihn nur um Eure Adresse bitten.

»Meine Adresse bei Fouquet!« rief Aramis unwillkürlich die Augen aufreißend.

»Ja,« sagte Baisemeaux, beunruhigt durch den Blick von Aramis, »ja, allerdings bei Herrn Fouquet.«

»Dabei ist nichts Schlimmes, lieber Herr von Baisemeaux; nur frage ich mich, warum Ihr meine Adresse bei Herrn Fouquet sucht?«

»Ah! weil Herr Fouquet Belle-Isle besitzt . . . «

»Nun?«

»Belle-Isle, was zu der Diözese von Vannes gehört, und insofern Ihr Bischof von Vannes seid . . . «

»Mein lieber Herr von Baisemeaux, da Ihr wusstet, daß ich Bischof von Vannes bin, so brauchtet Ihr meine Adresse nicht von Herrn Fouquet zu verlangen.«

»Sagt mir, mein Herr,« sprach Baisemeaux in Verzweiflung, »habe ich eine Inkonsequenz begangen? In diesem Fall bitte ich Euch um Verzeihung.«

»Geht doch! Worin könntet Ihr denn eine Inkonsequenz begangen haben?« fragte Aramis ruhig.

Und während er sein Gesicht wieder erheiterte und dem Gouverneur zulächelte, fragte Aramis sich selbst, wie es komme, daß Baisemeaux, der seine Adresse nicht kenne, doch wisse, daß Vannes seine Residenz sei.

»Ich werde mir hierüber Licht verschaffen,« sagte er zu sich.

Dann fügte Aramis laut bei:

»Sprecht, mein lieber Gouverneur, wollen wir unsere kleinen Rechnungen machen?«

»Zu Euren Befehlen, Monseigneur . . . doch sagt mir zuvor, Monseigneur . . . «

»Was?«

»Werdet Ihr mir nicht die Ehre erweisen, mit mir wie gewöhnlich zu frühstücken?«

»Sehr gern.«

»Schön!«

Baisemeaux schlug dreimal auf ein Glöckchen.

»Was bedeutet das?« fragte Aramis.

»Daß ich Jemand beim Frühstück habe, und daß man sich darnach richten soll.«

»Ah! Teufel! Und Ihr schlagt dreimal! Wißt Ihr, mein lieber Gouverneur, daß Ihr ausseht, als machtet Ihr mit mir Umstände?«

»Oh! ja wohl! Übrigens ist es das Wenigste, daß ich Euch so gut als möglich empfangen.«

»Warum denn?«

»Es gibt keinen Fürsten, der für mich getan hätte, was Ihr für mich getan habt.«

»Abermals.«

»Nein, nein.«

»Sprechen wir von etwas Anderem. Oder vielmehr, sagt mir: macht Ihr Eure kleinen Geschäfte in der Bastille?«

»Ja.«

»Der Gefangene gibt also?«

»Nicht zu viel.«

»Teufel!«

»Herr von Mazarin war nicht streng genug.«

»Ah! ja, Ihr brauchtet eine argwöhnische Regierung, unsern alten Kardinal.«

»Ja, unter ihm ging es gut. Der Bruder Seiner grauen Eminenz hat dabei sein Glück gemacht.«

»Glaubt mir,« sprach Aramis, indem er sich Baisemeaux näherte, »ein junger König ist so viel wert, als ein alter Kardinal. Die Jugend hat ihr Mißtrauen, ihren Zorn, ihre Leidenschaften, wenn das Alter seinen Haß, seine Vorsicht, seine Befürchtungen hat. Habt Ihr Eure drei Jahre Nutzen an Louvières und Tremblay bezahlt?«

»Oh! mein Gott, ja.«

»Somit brauchen wir ihnen nichts mehr zu geben, als die fünfzig tausend Livres, die ich Euch bringe?«

»Ja.«

»Keine Ersparnisse also?«

»Oh! Monseigneur, ich schwöre Euch, daß ich, indem ich diesen Herren von meiner Seite fünfzigtausend Livres gebe, Alles gebe, was ich gewinne. Das sagte ich erst gestern Abend Herrn d'Artagnan.«

»Ah!« rief Aramis, dessen Augen glänzten, aber sogleich wieder erloschen, »ah! Ihr habt Herrn d'Artagnan gestern gesehen? Und wie befindet sich dieser teure Freund?«

»Vortrefflich.«

»Und was sagtet Ihr ihm, Herr von Baisemeaux?«

»Ich sagte ihm,« antwortete der Gouverneur, ohne seine Unbesonnenheit zu bemerken, »ich sagte ihm, ich beköstige meine Gefangenen zu gut.«

»Wie viel habt Ihr?« fragte Aramis gleichgültig.

»Sechzig.«

»Ei! ei! das ist eine runde Zahl.««

Ah! Monseigneur, früher gab es Jahre von zwei hundert.«

»Nun, ein Minimum von sechzig, darüber darf man sich nicht zu sehr beklagen.«

»Allerdings nicht, denn jedem Andern, als mir, müßte jeder hundert und fünfzig Pistolen eintragen.«

»Hundert und fünfzig Pistolen!«

»Rechnet nun: für einen Prinzen von Geblüt, zum Beispiel, habe ich fünfzig Livres täglich.«

»Nur habt Ihr keinen Prinzen von Geblüt, wenigstens wie ich glaube,« entgegnete Aramis mit einem leichten Zittern in der Stimme.

»Nein, Gott sei Dank! das heißt, leider nein.«

»Wie, leider?«

»Allerdings, mein Platz wäre verbessert.«

»Das ist wahr.«

»Ich habe also für einen Prinzen von Geblüt fünfzig Franken.«

»Ja.«

»Für einen Marschall von Frankreich sechs und dreißig Livres.«

»Doch, nicht wahr, Ihr habt in diesem Augenblick eben so wenig einen Marschall von Frankreich, als einen Prinzen von Geblüt?«

»Ach! nein, es ist wahr; für die Generallieutenants und die

Brigadiers werden vier und zwanzig Livres täglich bezahlt, und ich habe zwei.«

»Ah! ah!«

»Nach diesen kommen die Räte beim Parlament, die mir fünfzehn Livres eintragen.«

»Und wie viel habt Ihr solche?«

»Vier?«

»Ich wusste nicht, daß die Räte so einträglich sind.«

»Ja, aber von fünfzehn Livres sinke ich sogleich auf zehn.«

»Auf zehn?«

»Ja, für einen gewöhnlichen Richter, für einen Geistlichen zehn. Solche habe ich sieben.«

»Und Ihr habt sieben? Ein gutes Geschäft.«

»Nein, ein schlechtes!«

»Warum?«

»Wie, soll ich nicht diese armen Teufel, welche doch am Ende etwas sind, behandeln, wie ich einen Rat beim Parlament behandle?«

»In der Tat, Ihr habt Recht, ich sehe keinen Unterschied von fünf Livres zwischen ihnen.«

»Ihr begreift, wenn ich einen schönen Fisch habe, so bezahle ich immer vier bis fünf Livres dafür; kaufe ich ein gutes Huhn, so kostet es mich anderthalb Livres. Ich mäste viele Zöglinge des Geflügelhofs, aber ich muß das Korn kaufen, und Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welches Heer von Ratten wir hier haben.«

»Nun, warum stellt Ihr ihnen nicht ein halbes Dutzend Katzen entgegen?«

»Ja wohl, Katzen, sie fressen sie; ich bin genötigt gewesen, darauf zu verzichten; urteilt, wie sie mein Korn behandelten! Ich muß Dachshunde halten, die ich aus England kommen lasse, um die Ratten zu erwürgen. Die Hunde haben einen starken Appetit; sie essen eben so viel, als ein Gefangener vom fünften Rang, abgesehen davon, daß sie mir zuweilen meine Kaninchen und meine Hühner erwürgen.«

Hörte Aramis oder hörte er nicht? Niemand hätte es sagen können: seine niedergeschlagenen Augen bezeichneten den

aufmerksamen Mann, seine unruhige Hand bezeichnete den absorbierten Menschen.

Aramis sann nach.

»Ich sagte Euch also,« fuhr Baisemeaux fort, »ein leidliches Huhn koste anderthalb Livres und ein guter Fisch vier bis fünf Livres. Man macht drei Mahlzeiten in der Bastille, die Gefangenen essen fortwährend, da sie nichts zu tun haben; ein Mann von zehn Livres kostet mich sieben Livres und zehn Sous.«

»Ihr sagtet mir, Ihr behandelt die von zehn Livres, wie die von fünfzehn?«

»Ja, gewiß.«

»Sehr gut! Ihr gewinnt also sieben Livres und zehn Sous mit denen von fünfzehn Livres?«

»Man muß wohl ausgleichen,« antwortete Baisemeaux, der sah, daß er sich hatte erwischen lassen.

»Ihr habt Recht, lieber Gouverneur; doch ist bei Euch kein Gefangener unter zehn Sous?«

»Ah! doch, wir haben den Bürgersmann und den Advokaten.«

»Gut! wie hoch taxiert?«

»Zu fünf Livres.«

»Und was essen diese?«

»Bei Gott! Ihr begreift, daß man ihnen nicht jeden Tag einen Sohlfish oder ein gemästetes Huhn gibt, und auch nicht spanischen Wein bei jeder Mahlzeit; aber sie sehen immerhin dreimal in der Woche ein gutes Gericht bei ihrem Mittagessen.«

»Das ist Philanthropie, mein lieber Gouverneur, und Ihr müßt Euch zu Grunde richten,«

»Nein. Versteht mich recht. Wenn der von fünfzehn Livres sein Huhn nicht ganz gegessen oder der von zehn einen guten Überrest gelassen hat, so schicke ich es dem von fünf Livres, und das ist ein Schmaus für den armen Teufel. Was wollt Ihr? man muß mildherzig sein.«

»Und was habt Ihr ungefähr von den fünf Livres?«

»Dreißig Sous.«

»Ah! Ihr seid, ein redlicher Mann, Baisemeaux.«

»Ich danke.«

»Nein, wahrhaftig, ich erkläre es.«

»Ich danke, Monseigneur. Doch ich glaube, Ihr habt Recht. Wißt Ihr, für wen ich leide?«

»Nein.«

»Nun wohl, für die kleinen Bürger und, für die Schreiber von Notaren, die nur zu drei Livres taxiert sind. Diese sehen nicht oft Rheinsalmen und Störe aus dem Kanal.«

»Gut! Lassen die von fünf Livres nicht zufällig etwas übrig?«

»Oh! Monseigneur, glaubt nicht, ich sei in diesem Grad ein Knauser, ich mache den kleinen Bürger und den Schreiber unendlich glücklich, indem ich ihm einen Flügel von einem Feldhuhn, Rehbraten, eine Schnitte Trüffelpastete gebe, Gerichte, die er nur im Traume gesehen hat; nun, das sind Überreste der Herren von vier und zwanzig Livres; er ißt und trinkt; beim Nachtschiff ruft er: Es lebe der König! und segnet die Bastille; mit zwei Flaschen Champagner, der mich auf fünf Sous kommt, mache ich ihn jeden Sonntag betrunken. Oh! diese Leute segnen mich, und sie beklagen es, wenn sie das Gefängnis verlassen. Wißt Ihr, was ich bemerkt habe?«

»Wahrhaftig, nein.«

»Nun wohl! ich habe bemerkt . . . Wißt Ihr, daß das eine Ehre für mein Haus ist? Nun, wohl, ich habe bemerkt, daß gewisse freigelassene Gefangene sich alsbald wieder einsperren ließen. Warum dies, wenn nicht, um meiner Küche teilhaftig zu sein? O! das ist buchstäblich wahr.«

Aramis lächelte mit einer zweifelhaften Miene.

»Ihr lächelt?«

»Ja.«

»Ich sage Euch, daß wir Namen haben, die dreimal im Verlauf von zwei Jahren in das Register eingetragen worden sind.«

»Das müßte ich sehen, um es zu glauben.«

»Oh! man kann es Euch zeigen, obgleich es verboten ist, Fremden die Register mitzuteilen. Aber Ihr, Monseigneur, wenn Euch daran gelegen ist, die Sache mit eigenen Augen zu sehen . . . «

»Ich muß gestehen, ich wäre entzückt darüber.«

»Gut, es sei.«

Baisemeaux ging auf einen Schrank zu und zog ein großes Register heraus.

»Seht, zum Beispiel,« sagte er.

»Was?«

»Martinier, Januar 1659. — Martinier, Juni 1660. — Martinier, März 1661, Pamphlete, Mazarinaden u.s.w. Ihr begreift, daß das nur ein Vorwand ist: man wurde wegen Mazarinaden nicht in die Bastille gesteckt; der Gevatter zeigte sich selbst an, daß man ihn einsteckte. Und in welcher Absicht? In der Absicht, wieder von meiner Küche um drei Livres zu speisen.«

»Um drei Livres! der Unglückliche!«

»Ja, Monseigneur, der Dichter ist im letzten Grad, Küche des Kleinbürgers und des Schreibers; aber ich sagte Euch, gerade ihnen bereite ich Überraschungen.«

Maschinenmäßig wandte Aramis die Blätter des Registers um und fuhr fort zu lesen, ohne daß er sich nur für die Namen, die er las, zu interessieren schien.

»Im Jahr 1660, seht Ihr,« sagte Baisemeaux, »achtzig Gefangene; im Jahr 1659 achtzig.«

»Ah, Seldon!« rief Aramis; »ich kenne diesen Namen, wie mir scheint. Sagtet Ihr mir nicht von einem jungen Mann . . . «

»Ja, ja! ein armer Teufel von einem Studenten Wie nennt Ihr doch zwei lateinische Verse, die zusammen gehören?«

»Ein Distichon.«

»Ja, so ist es.«

»Der Unglückliche! für ein Distichon!«

»Pest! nicht so rasch! Wißt Ihr, daß er dieses Distichon gegen die Jesuiten gemacht hat?«

»Gleichviel, die Strafe scheint mir sehr streng.«

»Beklagt ihn nicht; im vorigen Jahr schient Ihr Euch für ihn zu interessieren.«

»Allerdings.«

»Nun wohl! da Euer Interesse hier allmächtig ist, so behandle ich ihn seit jenem Tag wie einen von fünfzehn Livres.«

»Also wie diesen,« sprach Aramis, der fortwährend geblättert und nun bei einem von den Namen angehalten hatte, welche auf

den von Martinier folgten.

»Gerade wie diesen.«

»Ist dieser Marchiali ein Italiener?« fragte Aramis mit der Fingerspitze auf den Namen deutend, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

»St!« machte Baisemeaux.

»Wie, st!« sagte Aramis, während er unwillkürlich seine weiße Hand krampfhaft zusammenzog.

»Ich glaubte, ich hätte schon mit Euch von diesem Marchiali gesprochen.«

»Nein, es ist das erste Mal, daß ich seinen Namen nennen höre.«

»Das ist möglich, ich habe wohl von ihm gesprochen, ohne ihn Euch zu nennen.«

»Ist es ein alter Sünder?« fragte Aramis, indem er zu lächeln suchte.

»Nein, er ist im Gegenteil noch sehr jung:«

»Ah! ah! sein Verbrechen ist also sehr groß?«

»Unverzeihlich!«

»Er hat gemordet?«

»Bah,«

»Brand gestiftet?«

»Bah!«

»Verleumdet?«

»Ei! nein. Es ist derjenige, welcher . . . «

Und Baisemeaux näherte sich dem Ohr von Aramis und machte aus seinen beiden Händen ein Hörrohr.

»Es ist derjenige, welcher sich erlaubt, zu gleichen dem . . . «

»Ah! ja, ja,« sagte Aramis. »Ich weiß es in der Tat, Ihr habt schon im vorigen Jahr davon gesprochen; aber das Verbrechen kam mir so leicht vor!«

»Leicht!«

»Oder vielmehr so unwillkürlich.«

»Monseigneur, man bekommt eine solche Ähnlichkeit nicht unwillkürlich.«

»Nun, ich hatte ihn vergessen, das ist die Sache. Doch hört,

mein lieber Wirt,« sagte Aramis das Register schließend, »ich glaube, man ruft uns.«

Baisemeaux nahm das Register, schob es rasch wieder in den Schrank, schloß diesen und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

»Ist es Euch nun gefällig, mit mir zu frühstücken, Monseigneur?« fragte er; »denn Ihr täuscht Euch nicht, man ruft uns zum Frühstück.«

»Wie Euch beliebt, mein lieber Gouverneur.«

Und sie gingen in das Speisezimmer.

VI.

Das Frühstück von Herrn von Baisemeaux.

Aramis war gewöhnlich äußerst mäßig, doch diesmal tat er, während er indessen beim Wein sich sehr behutsam benahm, dem Frühstück von Baisemeaux, das vortrefflich war, alle Ehre an.

Dieser belebte sich seinerseits mit einer tollen Heiterkeit; der Anblick der fünftausend Pistolen, nach denen er von Zeit zu Zeit die Augen wandte, dehnte sein Herz aus.

Er schaute zuweilen Aramis mit einer sanften Rührung an.

Aramis warf sich in seinem Stuhl zurück und nippte ein paar Tropfen Wein, die er als Kenner kostete.

»Man sage mir wieder Schlimmes von der Kost in der Bastille,« sprach er mit den Augen blinzelnd; »glücklich sind die Gefangenen, die täglich nur eine halbe Flasche von diesem Burgunder bekommen.«

»Alle zu fünfzehn Franken trinken davon,« erwiderte Baisemeaux. »Das ist ein sehr alter Volnay.«

»Unser armer Schüler, unser armer Seldon bekommt also von diesem Wein?«

»Nein, nein!«

»Ich glaubte, ich hätte Euch sagen hören, er sei zu fünfzehn Livres taxiert?«

»Ei! niemals! Ein Mensch, der Distrikte macht . . . Wie nennt Ihr das?«

»Disticha.«

»Zu fünfzehn Livres! Geht doch, sein Nachbar ist zu fünfzehn Livres?«

»Sein Nachbar?«

»Ja.«

»Welcher?«

»Der Andere, der zweite Bertaudière.«

»Mein lieber Gouverneur, entschuldigt mich, Ihr sprecht eine Sprache, für die man einen gewissen Unterricht erhalten haben

muß.«

»Es ist wahr, verzeiht; zweiter Bertaudière heißt derjenige, welcher im zweiten Stock des la Bertaudière-Thurmes wohnt.«

»Bertaudière ist also der Name von einem der Türme der Bastille? Ich hörte in der Tat sagen, jeder Turm habe seinen Namen. Und wo ist dieser Turm?«

»Kommt und seht,« sagte Baisemeaux, indem er nach dem Fenster ging. »Es ist jener Turm links, der zweite.«

»Sehr gut. Ah! dort ist der Gefangene zu fünfzehn Livres?«

»Ja.«

»Und seit wie lange ist er dort?«

»Ungefähr seit sieben bis acht Jahren.«

»Wie, ungefähr, Ihr wisst also Eure Data nicht sicher?«

»Das war nicht zu meiner Zeit, mein lieber Herr d'Herblay.«

»Aber Louvière und Tremblay hätten Euch unterrichten müssen, wie mir scheint.«

»Oh! mein lieber Herr . . . Verzeiht, verzeiht, Monseigneur.«

»Laßt das, Ihr sagtet?«

»Ich sagte, die Geheimnisse der Bastille werden nicht mit den Schlüsseln des Gouvernement übergeben.«

»Ah! dieser Gefangene ist also ein Geheimnis, ein Staatsgeheimnis?«

»Oh! ein Staatsgeheimnis, nein, ich glaube nicht; es ist ein Geheimnis wie Alles, was in der Bastille vor sich geht.«

»Sehr gut; doch warum sprecht Ihr freier von, Seldon, als von . . . «

»Als vom zweiten Bertaudière.«

»Ja.«

»Weil meines Erachtens das Verbrechen eines Menschen, der ein Distichon gemacht, minder groß ist, als das eines Menschen, der Ähnlichkeit hat mit . . . «

»Ja, ja, ich begreife; doch die Gefangenenwärter . . . «

»Nun! die Gefangenenwärter?«

»Sie sprechen mit den Gefangenen?«

»Ja wohl!«

»So müssen ihnen Eure Gefangenen sagen, daß sie nicht

schuldig seien.«

»Sie sagen ihnen nichts als dieses, das ist die allgemeine Formel, es ist das universelle Lied.«

»Ja, aber wie ist es mit der Ähnlichkeit, von der Ihr so eben sprach?«

»Nun?«

»Kann sie Euren Gefangenenträgern nicht auffallen?«

»Oh! mein lieber Herr d'Herblay, man muß ein Mann von Hofe sein, wie Ihr, um sich um alle diese Einzelheiten zu bekümmern.«

»Ihr habt tausendmal Recht, mein lieber Herr von Baisemeaux. Ich bitte, noch einen Tropfen von diesem Volnay.«

»Nicht einen Tropfen, ein Glas.«

»Nein, nein. Ihr seid Musketier geblieben bis an die Nagelspitzen, während ich Bischof geworden bin. Ein Tropfen für mich, ein Glas für Euch.«

»Es sei.«

Aramis und der Gouverneur stießen mit den Gläsern an und tranken.

»Und dann,« sprach Aramis, indem er seinen glänzenden Blick auf den durch seine Hand bis zur Höhe seines Auges erhobenen flüssigen Rubin heftete, als wollte er mit allen Sinnen zugleich genießen,«und dann, was Ihr eine Ähnlichkeit nennt, würde ein Anderer vielleicht gar nicht bemerken.«

»Oh! doch, jeder Andere, der die Person kennen würde, welcher er gleicht.«

»Mein lieber Herr von Baisemeaux, ich glaube, das ist ganz einfach ein Spiel Eures Geistes.«

»Nein, bei meinem Wort!«

»Hört,« fuhr Aramis fort: »ich habe bei vielen Leuten eine Ähnlichkeit mit dem wahrgenommen, den Ihr nanntet, aber aus Ehrfurcht sprach man nicht davon.«

»Allerdings, weil es Ähnlichkeiten und Ähnlichkeiten gibt; diese ist auffallend, und wenn Ihr ihn sehen würdet . . . «

»Nun?«

»Müßtet Ihr es selbst zugestehen.«

»Wenn ich ihn sehen würde,« erwiderte Aramis mit einer ganz

ungezwungenen Miene, »aber ich werde ihn aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sehen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich mich, wenn ich nur den Fuß in eine von den verdammten Kammern setzte, auf immer begraben glauben würde.«

»Ei! die Wohnung ist gut.«

»Nein, nein.«

»Wie, nein, nein?«

»Ich glaube Euch nicht auf Euer Wort.«

»Erlaubt, erlaucht, sprecht nicht schlimm von der zweiten la Bertaudière. Teufel! das ist eine gute Stube und äußerst angenehm meublirt, denn sie hat einen Teppich.«

»Was Ihr mir sagt!«

»Ja! ja! der Junge ist nicht unglücklich gewesen, man hat ihm die beste Wohnung der Bastille eingeräumt; das nenne ich Glück.«

»Geht, doch,« erwiderte Aramis kalt, »Ihr werdet mich nie glauben machen, es gebe gute Stuben in der Bastille; und was Eure Teppiche betrifft . . . «

»Was meine Teppiche betrifft?«

»Sie bestehen nur in Eurer Phantasie; ich sehe Spinnen, Ratten, Kröten sogar.«

»Kröten!«

»In den Kerkern.«

»Ah! in den Kerkern, ich leugne das nicht.

»Seid Ihr der Mann, Euch durch Eure eigenen Augen zu überzeugen?« fragte Baisemeaux, der sich allmählig hinreißen ließ.

»Nein! oh! um Gottes willen, nein!«

»Selbst nicht, um Euch Gewißheit über die Ähnlichkeit zu verschaffen, die Ihr leugnet, wie die Teppiche?«

»Ein Gespenst, ein Schatten, ein unglücklicher Sterbender?«

»Nein, nein! Ein Bursche, dem es so wohl ist, als dem Fisch im Wasser.«

»Traurig, verdrießlich.«

»Keines Wegs, ausgelassen. Geht mit mir.«

»Unmöglich!«
»Kommt.«
»Wohin denn?«
»Wir wollen einen Gang durch die Bastille machen.«
»Warum?«
»Ihr sollt sehen. Ihr sollt durch Euch selbst, mit Euren eigenen Augen sehen.«
»Und die Vorschriften?«
»Daran ist nichts gelegen. Es ist heute der Ausgangstag von meinem Major, der Lieutenant hat die Runde auf den Basteien; wir sind Herren hier.«
»Nein, mein lieber Gouverneur, schon der Gedanke an das Geräusch der Riegel, die wir ziehen müßten, macht mich schauern.«
»Geht doch!«
»Ihr dürstet mich nur in einer dritten oder vierten Bertaudière vergessen . . . Ah! . . . «
»Ihr scherzt.«
»Nein, ich spreche im Ernst.«
»Ihr schlagt eine einzige Gelegenheit aus. Wißt Ihr, daß, um die Begünstigung zu erlangen, die ich Euch umsonst antrage, gewisse Prinzen von Geblüt bis fünfzig tausend Livres geboten haben?«
»Es ist also offenbar sehr interessant?«
»Die verbotene Frucht, Monseigneur! die verbotene Frucht, Ihr, der Ihr zur Kirche gehört, müßt das wissen.«
»Nein, hätte ich eine Neugierde, so wäre es in Betreff des Schülers mit dem Distichon.«
»Nun! so sehen wir diesen; er bewohnt gerade die dritte Bertaudière.«
»Warum sagt Ihr gerade?«
»Weil ich, wenn ich eine Neugierde hätte, in Betreff der schönen mit einem Teppich belegten Stube und ihres Bewohners neugierig wäre.«
»Bah! Meubles, das ist etwas Alltägliches; ein unbedeutendes Gesicht hat kein Interesse.«

»Einer zu fünfzehn Livres, das ist immer interessant.«

»Ei! eben hierüber vergaß ich Euch zu befragen. Warum für diesen fünfzehn Livres und für den armen Seldon nur drei?«

»Ah! seht, diese Unterscheidung ist eine herrliche Sache, mein lieber Herr, und hier offenbart sich die Güte des Königs.«

»Des Königs! des Königs!«

»Des Kardinals, will ich sagen: ›Dieser Unglückliche,‹ dachte Herr von Mazarin, ›dieser Unglückliche ist dazu bestimmt, immer im Kerker zu bleiben.‹

»Warum?«

»Verdammt! mir scheint, sein Verbrechen ist ewig, und die Strafe muß es folglich auch sein.«

»Ewig?«

»Allerdings, hat er nicht das Glück, die Pocken zu bekommen, Ihr begreift, und selbst diese Chance ist für ihn schwierig, denn man hat keine schlechte Luft in der Bastille.«

»Euer Raisonement ist äußerst geistreich, mein lieber Herr von Baisemeaux.«

»Nicht wahr?«

»Ihr wolltet also sagen, da dieser Unglückliche ohne Unterlaß und ohne Ende leiden müsse . . . «

»Leiden, das habe ich nicht gesagt, Monseigneur, Einer zu fünfzehn Livres leidet nicht.«

»Wenigstens das Gefängnis leiden.«

»Gewiß, das ist ein Mißgeschick, doch dieses Leiden mildert man ihm . . . Ihr werdet zugeben, daß der Bursche nicht auf die Welt gekommen war, um alle die guten Dinge zu essen, die Ihr eßt. Bei Gott! Ihr sollt das sehen, wir haben hier diese unberührte Pastete, diese krebse, von denen wir kaum gekostet, Krebse aus der Marne so groß wie Langusten. Nun wohl! dies Alles wird seinen Weg zur zweiten Bertaudière nehmen, mit einer Flasche von dem Volnay, den Ihr so gut findet. Wenn Ihr es gesehen, werdet Ihr hoffentlich nicht mehr zweifeln.«

»Nein, mein lieber Gouverneur, nein; bei dem Allem denkt Ihr aber nur an die glücklichen fünfzehn Livres und vergeßt den armen Seldon, meinen Schützling.«

»Gut! Euch zu Liebe soll er einen Festtag haben; er soll Zuckerbrot und Confituren mit diesem Fläschchen Porto bekommen.«

»Ihr seid ein wackerer Mann, Baisemeaux, ich habe es Euch schon gesagt und wiederhole es.«

»Gehen wir,« sprach der Gouverneur, der halb durch den Wein, halb durch die Lobeserhebungen von Aramis betäubt war.

»Erinnert Euch, daß ich das tue, um Euch gefällig zu sein,« sagte der Prälat.

»Oh! wenn wir zurückkehren, werdet Ihr mir danken.«

»Gehen wir also.«

»Wartet, daß ich den Schließer benachrichtige.«

Baisemeaux läutete zweimal, es erschien ein Mann.

»Ich gehe in die Türme!« rief der Gouverneur. »Keine Wachen, keine Trommeln, kurz kein Geräusch.«

»Ließe ich meinen Mantel nicht hier,« sagte Aramis Furcht heuchelnd, »ich würde in der Tat glauben, ich ginge für meine eigene Rechnung ins Gefängnis.«

Der Schließer schritt dem Gouverneur voran; Aramis hielt sich zur Rechten; einige im Hof zerstreute Soldaten stellten sich steif wie Pfähle auf, als der Gouverneur vorüberkam.

Baisemeaux ließ seinen Gast über mehrere Stufen schreiten, welche zu einer Art von Esplanade führten; von da an kam man zur Zugbrücke, auf der die Schildwachen den Gouverneur empfangen.

»Mein Herr,« sagte nun der Gouverneur, indem er sich gegen Aramis umwandte und so sprach, daß die Schildwachen keines von feinen Worten verloren, »mein Herr, nicht wahr, Ihr habt ein gutes Gedächtnis?«

»Warum?« fragte Aramis.

»Für Eure Pläne und Eure Maße, denn Ihr wisst, daß es selbst nicht einmal den Baumeistern erlaubt ist, zu den Personen mit Papier, Federn oder Bleistift einzutreten.«

»Gut!« sagte Aramis zu sich selbst, »es scheint, ich bin ein Baumeister. Ist das nicht abermals ein Scherz von Herrn d'Artagnan, der mich als Ingenieur in Belle-Isle gesehen hat?«

Dann sprach er laut!

»Seid unbesorgt, Herr Gouverneur; bei unserem Stand sind der Blick und das Gedächtnis hinreichend.«

Baisemeaux verzog keine Miene: die Wachen hielten Aramis für das, was er zu sein schien.

»Nun wohl! gehen wir zuerst nach der Bertaudière,« sagte Baisemeaux immer mit der Absicht, von den Wachen gehört zu werden.

»Gehen wir,« antwortete Aramis.

Dann sich an den Schließer wendend, sprach Baisemeaux:

»Du wirst das benützen, um zu Nro 2 die Leckerbissen zu tragen, die ich Dir bezeichnet habe.«

»Der Nro 3, lieber Herr von Baisemeaux, Ihr vergeßt immer den Nro 3.«

»Es ist wahr.«

Sie stiegen hinauf.

Was an Riegeln, Schlössern und Gittern für diesen einzigen Hof vorhanden war, hätte für die Sicherheit einer ganzen Stadt genügt.

Aramis war weder ein Träumer, noch ein empfindsamer Mensch: er hatte in seiner Jugend Verse gemacht, doch er war trockenen Herzens, wie jeder Mann von fünf und fünfzig Jahren, der die Weiber viel geliebt hat, oder viel von ihnen geliebt worden ist.

Als er aber den Fuß auf die ausgetretenen steinernen Stufen setzte, über welche so viele Unglückliche geschritten waren, als er sich von der Atmosphäre dieser düsteren, thränenfeuchten Gewölbe umgeben fühlte, da war er ohne Zweifel gerührt, denn seine Stirne senkte sich, denn seine Augen wurden trübe, und er folgte Baisemeaux, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen.

VII.

Der Zweite von der Bertaudière.

Im zweiten Stock, war es Müdigkeit, war es Aufregung, fehlte dem Besuche der Atem.

Er lehnte sich an die Wand an.

»Wollte Ihr bei diesem ansangen?« fragte Baisemeaux; »dann gehen wir von Einem zum Andern; gleichviel, wie mir scheint, ob wir vom zweiten zum dritten hinauf, oder vom dritten zum zweiten herabsteigen. Es sind überdies auch einige Reparaturen in diesem

Zimmer vorzunehmen,« fügte er eiligst bei, in der Absicht, vom Schließer gehört zu werden, der sich im Bereiche der Stimme befand.

»Nein! nein!« rief Aramis; »weiter hinauf, weiter hinauf, Herr Gouverneur, wenn es Euch beliebt; oben ist das Dringendere.«

Sie gingen weiter.

»Verlangt die Schlüssel vom Gefangenenwärter,« flüsterte Aramis.

»Gern.«

Baisemeaux nahm die Schlüssel und öffnete selbst die Türe der dritten Stube. Der Schließer trat zuerst ein und stellte auf einen Tisch den Proviant, den der Gouverneur seine Leckerbissen nannte.

Dann ging er hinaus.

Der Gefangene hatte sich nicht gerührt.

Da trat Baisemeaux ebenfalls ein, während Aramis auf der Schwelle stehen blieb.

Von hier sah er einen jungen Menschen, einen Knaben von achtzehn Jahren, der bei dem ungewohnten Geräusch den Kopf erhob, von seinem Bett herabsprang, als er den Gouverneur erblickte, und die Hände faltend: »Meine Mutter! meine Mutter!« zu rufen anfing.

Der Ton dieses jungen Menschen enthielt so viel Schmerz, daß Aramis unwillkürlich schauerte.

»Mein lieber Gast!« sagte Baisemeaux zu ihm, indem er zu lächeln suchte, »ich bringe Euch zugleich eine Zerstreuung und ein Extra. die Zerstreuung für den Geist, das Extra für den Körper. Dieser Herr wird Maße bei Euch nehmen, und hier sind Confituren für Euren Nachtisch.«

»Oh! Herr! Herr!« erwiderte der junge Mensch, »laßt mich ein Jahr lang allein, nährt mich ein Jahr lang mit Wasser und Brot, aber sagt mir, ich werde am Ende eines Jahres von hier wegkommen, sagt mir, ich werde am Ende eines Jahres meine Mutter wiedersehen.«

»Mein lieber Freund,« sprach Baisemeaux, »ich habe Euch selbst sagen hören, Eure Mutter sei sehr arm, Ihr habet schlecht bei ihr gewohnt, während hier, Teufel!«

»Wäre sie arm, mein Herr, so wäre das ein Grund mehr, ihr die Stütze zurückzugeben; schlecht bei ihr gewohnt! oh! mein Herr, man wohnt immer gut, wenn man frei ist.«

»Nun, Ihr sagt, Ihr habet nichts Anderes gemacht, als das unglückliche Distichon?«

»Und zwar ohne Absicht, ohne irgend eine Absicht, das schwöre ich Euch; ich las den Martial, als mir der Gedanke kam; oh! Herr, man strafe mich, man haue mir die Hand ab, mit der ich es geschrieben habe, ich werde mit der andern arbeiten, aber man gebe mich meiner Mutter zurück.«

»Mein Kind,« erwiderte der Gouverneur, »Ihr wisst, daß das nicht von mir abhängt; ich kann nur Eure Ration vermehren. Euch ein Gläschen Porto geben und ein Zuckerbrot zwischen zwei Tellern zukommen lassen.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« schrie der junge Mensch. Und er warf sich rückwärts und wälzte sich auf dem Boden.

Außer Stands, diese Szene länger zu ertragen, zog sich Aramis bis auf den Ruheplatz zurück.

»Der Unglückliche!« murmelte er leise.

»Oh! ja, mein Herr,« sagte der Schließer, »er ist sehr unglücklich, doch daran sind seine Eltern Schuld.«

»Wie so?«

»Allerdings . . . Warum ließ man ihn Lateinisch lernen? Seht Ihr, zu viel wissen ist schädlich. Ich kann weder lesen, noch

schreiben: ich bin auch nicht im Gefängnis.«

Aramis schaute diesen Menschen an, der Gefangenenwärter in der Bastille sein nicht im Gefängnis sein hieß.

Als Baisemeaux sah, wie wenig Wirkung seine Ratschläge und sein Porto machten, ging er ganz unruhig hinaus.

»Nun! und die Türe! die Türe!« sagte der Schließer. »Ihr vergeßt, die Türe wieder zuschließen.«

»Es ist wahr,« sprach Baisemeaux, »halt, halt, hier sind die Schlüssel.«

»Ich werde um die Begnadigung dieses Kindes ansuchen,« sagte Aramis.

»Und wenn Ihr sie nicht erlangt,« fügte der Gouverneur bei, »so bittet wenigstens, daß man ihn auf zehn Livres setzt; dabei werden wir Beide gewinnen.«

»Wenn der Andere auch nach seiner Mutter verlangt,« bemerkte Aramis, »so will ich lieber gar nicht zu ihm hinein . . . ich nehme mein Maß von außen.«

»Oh! oh!« rief der Gefangenenwärter, »habt nicht bange, Herr Baumeister, dieser ist sanft wie ein Lamm; um nach seiner Mutter zu rufen, müßte er sprechen, und er spricht nie.«

»So treten wir ein,« versetzte Aramis mit dumpfem Tone.

»Oh! Herr,« sagte der Schließer, »Ihr seid Baumeister der Gefängnisse?«

»Ja.«

»Und Ihr seid nicht mehr hieran gewöhnt? das ist zum Erstaunen.«

Aramis sah, daß er, um keinen Verdacht zu erregen, alle seine Kräfte zusammenraffen mußte.

Baisemeaux hatte die Schlüssel, er öffnete die Türe.

»Bleibt außen und erwartet uns unten an der Stiege,« sagte er zum Schließer.

Der Schließer gehorchte und entfernte sich.

Baisemeaux ging zuerst hinein und öffnete selbst die zweite Türe.

Da sah man in dem Lichtgevierte, das durch das vergitterte Fenster eindrang, einen schönen jungen Mann von kleinem

Wuchs mit langen Haaren und einem schon wachsenden Bart; er saß auf einem Schemel, den Ellenbogen auf einem Fauteuil, auf das er den ganzen Oberleib lehnte.

Sein auf dem Bette liegendes Kleid war von seinem schwarzen Sammet, und er atmete die frische Luft, die sich in seine Brust durch ein Hemd vom allerschönsten Batist versenkt hatte.

Als der Gouverneur eintrat, drehte der junge Mann mit einer ganz nachlässigen Bewegung den Kopf um, und da er Baisemeaux erkannte, stand er auf und grüßte höflich.

Sobald sich aber seine Augen auf Aramis richteten, der im Schatten geblieben war, schauerte dieser; er erbleichte, und sein Hut, den er in der Hand hielt, entschlüpfte ihm, als hätten sich alle seine Muskeln zugleich abgespannt.

Baisemeaux, der an die Gegenwart seines Gefangenen gewöhnt war, schien während dieser Zeit keines von den Gefühlen zu teilen, welche Aramis bewegten; er breitete auf dem Tisch seine Pastete und seine Krebse aus, wie es nur ein eifriger Diener hätte tun können. So beschäftigt, bemerkte er die Unruhe seines Gastes nicht.

Als er aber damit zu Ende war, wandte er sich an den jungen Gefangenen und sagte:

»Ihr seht gut aus, es geht gut bei Euch.«

»Sehr gut, mein Herr, ich danke,« antwortete der junge Mann.

Diese Stimme hätte Aramis beinahe zu Boden geworfen. Unwillkürlich machte er, die Augen weit aufgerissen, die Lippen zitternd, einen Schritt vorwärts.

Seine Bewegung war so sichtbar, daß sie Baisemeaux nicht entgehen konnte, so sehr er auch beschäftigt sein mochte.

»Hier ist ein Baumeister, der Euren Kamin untersuchen soll,« sagte Baisemeaux; »raucht er?«

»Nie, mein Herr.«

»Ihr sagtet, man könne im Gefängnis nicht glücklich sein,« sprach der Gouverneur, sich die Hände reibend; »hier seht Ihr aber einen Gefangenen, der es ist. Ich hoffe, Ihr beklagt Euch nicht?«

»Nie.«

»Ihr langweilt Euch nicht?« fragte Aramis.

»Nie!«

»Nun!« sagte Baisemeaux ganz leise, »hatte ich Recht?«

»Oh! mein lieber Gouverneur, man muß sich wohl in die Notwendigkeit fügen. Ist es erlaubt, Fragen an ihn zu stellen?«

»So viel Ihr wollt.«

»Nun! so macht mir das Vergnügen, ihn zu fragen, ob er wisse, warum er hier ist«

»Dieser Herr beauftragt mich, Euch zu fragen, ob Ihr die Ursache Eurer Gefangenschaft kennt?« sagte Baisemeaux.

»Nein, mein Herr, ich kenne sie nicht,« antwortete der junge Mann ganz einfach.

»Das ist unmöglich!« rief Aramis unwillkürlich fortgerissen; »wüsstet Ihr die Ursache Eurer Gefangenschaft nicht, so wäret Ihr wütend.«

»Ich war es während der ersten Tage.«

»Warum seid Ihr es nicht mehr?«

»Weil ich überlegt habe.«

»Das ist seltsam,« sagte Aramis.

»Nicht wahr, das ist erstaunlich?« sprach der Gouverneur.

»Und was habt Ihr überlegt,« fragte Aramis, »darf man es wissen, mein Herr?«

»Ich habe mir überlegt, daß mich Gott, da ich kein Verbrechen begangen habe, nicht strafen könne.«

»Aber was ist denn das Gefängnis, wenn nicht eine Strafe?« erwiderte Aramis.

»Ach! ich weiß es nicht und kann Euch nur sagen, daß es ganz das Gegenteil von dem ist, was ich vor sieben Jahren hatte.«

»Wenn man Euch hört, wenn man Eure Resignation sieht, ist man versucht, zu glauben, Ihr liebt das Gefängnis.«

»Ich ertrage es.«

»In der Gewißheit, eines Tags frei zu werden.«

»Ich habe keine Gewißheit, mein Herr, nur Hoffnung, und, ich gestehe es, diese Hoffnung verliert sich jeden Tag mehr.«

»Warum solltet Ihr aber nicht frei werden, da Ihr es schon gewesen seid?«

»Das ist gerade der Grund, der mich abhält, die Freiheit zu

erwarten,« antwortete der junge Mann; »warum würde man mich eingesperrt haben, hätte man beabsichtigt, mich, später wieder freizulassen?«

»Wie alt seid Ihr?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie heißt Ihr?«

»Ich habe den Namen, den man mir gab, vergessen.«

»Eure Eltern?«

»Ich habe sie nie gekannt.«

»Aber diejenigen, welche Euch erzogen?«

»Nannten mich nicht ihren Sohn.«

»Liebtet Ihr Jemand, ehe Ihr hierher kamt?«

»Ich liebte meine Amme und meine Blumen.«

»Ist das Alles?«

»Ich liebte auch meinen Bedienten.«

»Es tut Euch leid um Eure Amme und um diesen Bedienten?«

»Ich habe viel geweint, als sie starben.«

»Sind sie gestorben, seitdem Ihr hier seid, oder ehe Ihr hier wart?«

»Sie sind am Vorabend des Tages gestorben, an welchem man mich wegführte.«

»Beide zu gleicher Zeit?«

»Beide zu gleicher Zeit.«

»Und wie hat man Euch weggebracht?«

»Ein Mann suchte mich auf, ließ mich in einen Wagen steigen, der mit Schlössern geschlossen war, und führte mich hierher.«

»Würdet Ihr diesen Mann wiedererkennen?«

»Er hatte eine Larve.«

»Ist diese Geschichte nicht außerordentlich?« fragte Baisemeaux leise Aramis.

Aramis konnte kaum atmen.

»Ja, außerordentlich,« murmelte er.

»Doch noch außerordentlicher ist, daß er mir nie so viel gesagt hat, als er Euch sagt.«

»Vielleicht kommt dies davon her, daß Ihr ihn nie befragt habt.«

»Das ist möglich,« erwiderte Baisemeaux »ich bin nicht neugierig. Übrigens seht Ihr die Stube: ist sie nicht schön?«

»Sehr schön.«

»Ein Teppich . . . «

»Herrlich.«

»Ich wette, er hatte keinen ähnlichen, ehe er hierher kam.«

»Ich glaube es,« sprach Aramis . . .

Dann wandte er sich wieder an den jungen Mann und fragte diesen:

»Erinnert Ihr Euch nicht, je einmal einen Besuch von einem Fremden oder einer Fremden gehabt zu haben?«

»Oh! doch, dreimal von einer Frau, welche jedes Mal in einem Wagen vor dem Thor anhielt und bedeckt von einem Schleier eintrat, den sie nur aufhob, wenn wir eingeschlossen und allein waren.«

»Ihr erinnert Euch dieser Frau?«

»Ja.«

»,Was sagte sie Euch?«

Der junge Mann lächelte traurig.

»Sie fragte mich, was Ihr mich fragt, ob ich glücklich sei oder ob ich mich langweile.«

»Und wenn sie kam oder wegging?«

»Schloß sie mich in ihre Arme, drückte sie mich an ihr Herz, küßte sie mich.«

»Ihr, erinnert Euch ihrer?«

»Vortrefflich.«

»Ich frage, ob Ihr Euch ihrer Gesichtszüge erinnert?«

»Ja.«

»Ihr würdet sie also wiedererkennen, wenn sie der Zufall vor Euch oder Euch zu ihr führte?«

»Oh! gewiß!«

Ein Blitz flüchtiger Freude zuckte in dem Gesicht von Aramis.

In diesem Augenblick hörte Baisemeaux den Schließer heraufkommen.

»Wollen wir weggehen?« sagte er rasch zu Aramis.

Aramis wusste wahrscheinlich Alles, was er wissen wollte.

»Wann es Euch beliebt,« antwortete er.

Der junge Mann sah, daß sie sich anschickten, wegzugehen, und grüßte sie höflich.

Baisemeaux erwiderte dies durch ein einfaches Nicken mit dem Kopf.

Aramis, der ohne Zweifel durch das Unglück ehrfurchtsvoll geworden war, machte eine tiefe Verbeugung vor dem Gefangenen.

»Nun!« fragte Baisemeaux auf der Treppe, »was sagt Ihr zu dem Allem?«

»Ich habe das Geheimnis entdeckt, mein lieber Gouverneur.«

»Bah! Und was für ein Geheimnis ist das?«

»Es ist ein Mord in diesem Hause begangen worden.«

»Geht doch!«

»Begrift Ihr, daß der Bediente und die Amme an einem Tage gestorben sind?«

»Nun?«

»Gift.«

»Ob! oh!«

»Was sagt Ihr dazu?«

»Daß das wohl wahr sein könnte.« Wie! dieser junge Mensch wäre ein Mörder?«

»Ei! wer sagt Euch das? Wie soll das arme Kind ein Mörder sein?«

»Das behauptete ich auch.«

»Das Verbrechen ist in seinem Hause begangen worden, und das genügt: vielleicht hat er die Verbrecher gesehen, und man befürchtet, er konnte sprechen.«

»Teufel! wenn ich das wüsste . . . «

»Nun?«

»Ich würde meine Wachsamkeit verdoppeln.«

»Ob! er sieht nicht aus, als hätte er Lust, zu entweichen.«

»Oh! Ihr kennt die Gefangenen nicht.«

»Hat er Bücher?«

»Nie; es ist durchaus verboten, ihm zu geben.«
»Durchaus?«
»Eigenhändig von Herrn von Mazarin.«
»Und Ihr habt diese Note?«
»Ja, Monseigneur; wollt Ihr sie sehen, wenn Ihr zurückkommt, um Euren Mantel zu holen?«
»Sehr gern, ich habe eine große Freude an Autographen.«
»Dieses ist von einer herrlichen Schrift und hat nur einen Durchstrich.«
»Ah! ah! und warum dieser Durchstrich?«
»Wegen einer Zahl.«
»Wegen einer Zahl?«
»Ja. Anfangs stand: Kostgeld zu 50 Livres.«
»Also wie bei den Prinzen von Geblüt?«
»Aber Ihr begreift, der Kardinal wird gesehen haben, daß er sich irrte; er hat die Nulle durchstrichen und einen 1 vor den 5 beigesetzt. Doch in Betreff . . . «
»Was?«
»Ihr sprecht nicht von der Ähnlichkeit?«
»Mein lieber Herr von Baisemeaux, ich spreche aus einem einfachen Grunde nicht davon: weil sie nicht besteht.«
»Oh! oh!«
»Uno wenn sie besteht, so besteht sie nur in Eurer Einbildungskraft, und wenn sie auch anderswo bestünde, so glaube ich doch, Ihr würdet besser daran tun, nicht davon zu sprechen.«
»Wahrhaftig?«
»König Ludwig XIV., Ihr begreift, er würde einen tödlichen Haß auf Euch werfen, wenn er erführe, Ihr tragt dazu bei, das Gerücht zu verbreiten, einer seiner Untertanen habe die Frechheit, ihm zu gleichen.«
»Es ist wahr, es ist wahr,« sagte Baisemeaux ganz erschrocken, »doch ich habe von dieser Sache nur mit Euch gesprochen, und auf Eure Verschwiegenheit darf ich wohl zählen, Monseigneur.«
»Oh! seid unbesorgt.«

»Wollt Ihr die Note sehen?« fragte Baisemeaux.

»Allerdings.«

So plaudernd kamen sie zurück; Baisemeaux zog aus einem Schrank ein besonderes Register, das dem ähnlich, welches er Aramis schon gezeigt hatte, aber mit einem Schloß versehen war.

Der Schlüssel, der dieses Schloß öffnete, gehörte dem kleinen Bund, den Baisemeaux beständig bei sich trug.

Er legte das Buch auf den Tisch, öffnete es bei dem Buchstaben **M** und zeigte Aramis diese Note bei der Kolonne der Bemerkungen.

»Nie Bücher, Wäsche von der größten Feinheit, ausgesuchte Kleider; *keine Spaziergänge, keine Veränderung des Gefangenenwärters, keine Kommunikationen.*

»Musikalische Instrumente; jede Freiheit in Beziehung auf das Wohlbehagen; 15 Livres für die Kost: Herr von Baisemeaux kann fordern, wenn die 15 Livres nicht genügen.«

»Ah! jawohl,« sagte Baisemeaux, »das fällt mir ein: ich werde fordern.«

Aramis schloß das Buch wieder.

»Ja,« sagte er, »es ist die Hand von Herrn von Mazarin; ich erkenne seine Schrift. Nun, mein lieber Gouverneur,« fuhr er fort, als ob diese letzte Mitteilung sein Interesse erschöpft hätte, »nun wollen wir zu unsern kleinen Geschäften übergehen.«

»Welchen Termin soll ich nehmen? bestimmt es selbst.«

»Nehmt gar keinen Termin; stellt mir einen einfachen Schein von hundert und fünfzig tausend Livres aus.«

»Zahlbar?«

»Nach meinem Willen; doch Ihr begreift, ich werde nur wollen, wenn Ihr selbst wollt.«

»Oh! ich bin ganz ruhig,« erwiderte Baisemeaux lächelnd; »doch ich habe Euch schon zwei Scheine gegeben.«

»Ihr seht auch, daß ich sie zerreiße,« sagte Aramis.

Und er zeigte dem Gouverneur die zwei Scheine und zerriß sie in der Tat.

Durch ein solches Zeichen des Vertrauens besiegt, unterschrieb Baisemeaux ohne Zögern einen Schuldschein von hundert und

fünzigtausend Livres, rückzahlbar nach dem Willen des Prälaten.

Aramis, der der Feder über die Schulter des Gouverneur gefolgt war, steckte den Schein in die Tasche, ohne daß er das Aussehen hatte, als läse er ihn, was Baisemeaux vollkommen beruhigte.

»Ihr werdet mir nun nicht grollen, wenn ich Euch einen Gefangenen entführe?« sagte Aramis.

»Wie so?«

»Ja, indem ich seine Begnadigung erlange. Habe ich Euch nicht gesagt, der arme Seldon interessiere mich?«

»Ah! es ist wahr. Nun wohl das ist Eure Sache, handelt nach Eurem Gutdünken; ich weiß,,daß Ihr einen langen Arm und eine starke Hand habt.«

»Gott befohlen!« sprach Aramis.

Und er entfernte sich, die Segnungen des Gouverneurs mit sich nehmend.

VIII.

Die zwei Freundinnen.

Zu derselben Zeit, wo Herr von Baisemeaux Aramis die Gefangenen der Bastille zeigte, hielt ein Wagen vor der Türe von Frau von Bellière an und setzte zu dieser noch frühen Stunde auf der Freitreppe eine junge Frau ab, deren Kopf in Seide gehüllt war.

Als man Madame Vanel bei Frau von Bellière meldete, war diese in das Lesen eines Briefes versunken, den sie hastig verbarg.

Sie hatte kaum ihre Morgentoilette beendet, und ihre Zofen waren noch im anstoßenden Zimmer.

Sobald sie Marguerite Vanel herbeikommen hörte, lief ihr Frau von Bellière entgegen. Sie glaubte in den Augen ihrer Freundin einen Glanz wahrzunehmen, welcher nicht der der Gesundheit oder der Freude war.

Marguerite umarmte sie, drückte ihr die Hände und ließ ihr kaum Zeit, zu sprechen.

»Meine Liebe,« sagte sie, »Du vergisdest mich also? Du gibst Dich also ganz und gar den Vergnügungen des Hofes hin?«

»Ich habe nicht einmal die Hochzeitfestlichkeiten gesehen.«

»Was machst Du denn?«

»Ich treffe Vorkehrungen, um nach Bellière zu gehen.«

»Nach Bellière?«

»Eine Landbewohnern also? Ich sehe Dich gern in dieser Stimmung, Doch Du bis bleich.«

»Nein, ich befinde mich zum Entzücken wohl.«

»Desto besser, ich war besorgt. Du weißt nicht, was man mir sagte.«

»Man sagt so Vieles!«

»Oh! dieses ist außerordentlich.«

»Wie Du Dein Auditorium schmachten zu lassen weißt, Marguerite!«

»Höre: ich befürchte, Dich zu ärgern.«

»Oh! nie. Du bewunderst selbst meinen gleichmäßigen Humor.«

»Nun wohl! man sagt, daß . . . Ah! wahrhaftig, ich kann Dir das nie gestehen.«

»So sprechen wir nicht mehr davon,« erwiderte Frau von Bellière, welche eine Bosheit unter diesem Eingang erriet, aber sich dennoch von Neugierde verzehrt fühlte.

»Nun denn, meine liebe Marquise, man sagt, seit einiger Zeit bedaurest Du den Verlust von Herrn von Bellière, dem armen Mann, viel weniger.«

»Das ist ein böses Gerücht, Marguerite, ich beklage den Verlust meines Gatten und werde ihn immer beklagen. Doch er ist nun zwei Jahre tot, ich bin erst zwanzig Jahre alt, und der Schmerz über sein Hinscheiden darf nicht alle Handlungen, alle Gedanken meines Lebens beherrschen. Würde ich es sagen, so würdest Du, Marguerite, Du die vorzugsweise Frau, es nicht glauben.«

»Warum nicht? Du hast ein so zärtliches Herz!« entgegnete boshaft Madame Vanel.

»Du hast auch ein solches, und ich habe nicht gesehen, daß Du Dich vom Kummer niederbeugen ließest, wenn Dein Herz verwundet war.«

Diese Worte waren eine unmittelbare Anspielung auf[^] den Bruch von Marguerite mit dem Oberintendanten. Sie waren auch ein verschleierter, aber ebenfalls unmittelbarer Vorwurf für das Herz der jungen Frau.

Als hätte sie nur dieses Signal erwartet, um ihren Pfeil abzuschießen, rief Marguerite:

»Nun wohl, Elise, man sagt, Du seist verliebt.«

Und sie verschlang mit dem Blick Frau von Bellière, die sich des Errötens nicht erwehren konnte.

»Man läßt es nie daran fehlen, daß man die Frauen verleumdet,« erwiderte die Marquise, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatte.

»Oh! man verleumdet Dich nicht, Elise.«

»Wie! man sagt, ich sei verliebt, und man verleumdet mich nicht?«

»Einmal, wenn es wahr ist, ist es nicht Verleumdung, sondern

nur Nachrede. Sodann, denn Du lässest mich nicht vollenden, sodann sagt das Publikum nicht, Du gebest Dich dieser Liebe hin. Es schildert Dich im Gegenteil als eine tugendhaft Liebende, Du seist mit Zähnen und Klauen bewaffnet und schließest Dich in Deinem Hause wie in einer Festung ein, und zwar in einer Festung, welche noch viel weniger zu erobern, als die der Danae, obgleich die der Danae von Erz gemacht war.«

»Du hast Witz, Marguerite,« sagte Frau von Bellière zitternd.

»Du hast mir stets geschmeichelt, Elise. Kurz, man nennt Dich unbestechbar und unzugänglich . . . Aber wovon träumst Du, während ich mit Dir spreche?«

»Ich?«

»Ja, Du bist ganz rot und ganz stumm.«

»Ich suche,« antwortete die Marquise, ihre schönen, glänzenden Augen mit einem Anfang von Zorn aufschlagend, »ich suche, worauf Du, der Du in der Mythologie so gelehrt bist, anspielen konntest, indem Du mich mit Danae verglichst.«

»Ah! ah!« rief Marguerite lachend, »Du suchst das?«

»Ja; erinnerst Du Dich nicht, daß wir im Kloster, wenn wir arithmetische Probleme lösen sollten . . . Ah! ah! das ist auch gelehrt, was ich Dir da sagen will . . . Erinnerst Du Dich nicht, daß wenn eines von den Gliedern gegeben war, wir das andere finden mußten?«

»Suche also, suche.«

»Aber ich errate nicht, was Du meinst.«

»Es kann doch nichts einfacher sein.«

»Nicht wahr, Du behauptest, ich sei verliebt?«

»Man hat es mir gesagt.«

»Nun denn! man sagt nicht, ich sei in etwas Abstraktes verliebt. Bei diesem ganzen Gerücht ist wohl ein Name.«

»Gewiß, es ist ein Name dabei.«

»Man darf nicht staunen, daß ich diesen Namen suchen muß, da Du ihn mir nicht sagst.«

»Meine liebe Marquise, als ich Dich erröten sah, glaubte ich, Du würdest nicht lange suchen.«

»Dein Wort Danae hat mich in Verwunderung gesetzt. Nicht

wahr, wer Danae sagt, sagt Goldregen?«

»Das heißt, der Jupiter von Danae verwandelte sich für diese in einen Goldregen.«

»Mein Geliebter also . . . derjenige, welchen Du mir gibst?«

»Oh! verzeih, ich bin Deine Freundin und gebe Dir Niemand.«

»Es mag sein, aber die Feinde?«

»Soll ich Dir den Namen sagen?«

»Du lassest mich schon seit einer halben Stunde darauf warten.«

»Du sollst ihn hören. Erzürne Dich nicht, es ist ein mächtiger Mann.«

»Gut!«

Die Marquise drückte sich ihre zugespitzten Nägel in die Hände wie der Patient bei Annäherung des Eisens.

»Es ist ein sehr reicher Mann,« fuhr Marguerite fort, »der reichste vielleicht. Kurz es ist . . . «

Die Marquise schloß einen Moment die Augen.

»Es ist der Herzog von Buckingham,« sagte Marguerite und schlug ein lautes Gelächter auf.

Die Hinterlist war mit einer unglaublichen Schlaueit berechnet worden. Dieser Name, der fälschlicher Weise auf den Platz des Namens fiel, den die Marquise erwartete, machte auf die arme Frau die Wirkung jener schlecht geschliffenen Beile, welche die Herren von Chalais und von Thou auf ihren Blutgerüsten zerhackten, ohne sie zu töten.

Sie erholte sich jedoch und erwiderte:

»Ich hatte Recht, wenn ich Dich eine Frau von Witz nannte. Du hast mir einen angenehmen Augenblick bereitet. Der Spaß ist reizend. Ich habe Herrn von Buckingham nie gesehen.«

»Nie?« sagte Marguerite, ihr Gelächter bezwingend.

»Ich habe keinen Schritt aus dem Hause getan, seitdem der Herzog in Paris ist.«

»Oh!« entgegnete Madame Vanel, während sie ihren widerspenstigen Fuß nach einem Papier ausstreckte, das beim Fenster auf dem Teppich zitterte, »man kann sich nicht sehen, aber man schreibt sich.«

Die Marquise bebte.

Das Papier war der Umschlag des Briefes, den sie bei der Ankunft ihrer Freundin las. Dieser Umschlag war mit dem Wappen des Oberintendanten gesiegelt.

Indem sie, auf ihren Sofa zurückwich, ließ Frau von Bellière auf das Papier die dicken Falten ihres weiten seidenen Kleides rollen und verbarg es so.

»Höre, Marguerite,« sprach sie dann, »bist Du, um mir alle diese Tollheiten zu sagen, so frühzeitig gekommen?«

»Nein, ich bin einmal gekommen, um Dich zu sehen, und dann um Dich an unsere so süßen und so guten alten Gewohnheiten zu erinnern. Du weißt, als wir in Vincennes spazieren gingen und unter einer Eiche, in einem Gebüsch über diejenigen plauderten, welche wir liebten, und die uns liebten.«

»Du schlägst mir eine Promenade vor?«

»Ich habe meinen Wagen und drei Stunden Freiheit.«

»Ich bin nicht angekleidet, Marguerite, und . . . wenn Du willst, daß wir plaudern, ohne in das Wäldchen von Vincennes zu fahren, so finden wir im Garten dieses Hauses einen schönen Baum, buschige Hagenbuchen, einen mit Maßlieben bestreuten Rasen und alle die Veilchen, die man von hier aus riecht.«

»Meine liebe Marquise, ich bedaure, daß Du es mir abschlägst. Es war für mich ein Bedürfnis, mein Herz in das Deinige zu ergießen.«

»Ich wiederhole Dir, Marguerite, mein Herz gehört Dir eben sowohl in diesem Zimmer, eben so wohl hier in der Nähe, unter der Linde in meinem Garten, als dort unter einer Eiche im Wald.«

»Für mich ist dies nicht dasselbe . . . Indem ich mich Vincennes näherte, näherte ich meine Seufzer dem Ziele, nach dem sie seit einigen Tagen gerichtet sind.«

Die Marquise erhob plötzlich den Kopf.

»Nicht wahr, Du wunderst Dich, daß ich noch an Saint-Mandé denke?«

»An Saint-Mandé!« rief Frau von Bellière.

Und die Blicke der zwei Frauen kreuzten sich wie zwei unruhige Schwerter beim ersten Beginnen des Kampfes.

»Du, die Du so stolz bist!« sagte die Marquise mit Verachtung.

»Ich, die ich so stolz,« erwiderte Madame Vanel. »Ich bin so gemacht . . . Ich verzeihe das Vergessen nicht, ich ertrage die Untreue nicht. Wenn ich verlasse und man weint, so bin ich versucht, abermals zu lieben; aber wenn man mich verlässt und spottet, so liebe ich bis zum Wahnsinn.«

Frau von Bellière machte eine unwillkürliche Bewegung.

»Sie ist eifersüchtig,« sagte Marguerite zu sich selbst.

»So bist Du also,« fuhr die Marquise fort, »so bist Du bis zum Wahnsinn in Herrn von Buckingham verliebt . . . nein, ich täusche mich . . . in Herrn Fouquet.«

Marguerite fühlte den Streich und all ihr Blut floß nach ihrem Herzen.

»Und Du wolltest nach Vincennes fahren, nach Saint-Mandé sogar?«

»Ich weiß nicht, was ich wollte, Du hättest mir vielleicht geraten.«

»Worin?«

»Du hast es oft getan.«

»Bei dieser Gelegenheit wäre es sicherlich nicht geschehen, denn ich, ich verzeihe nicht wie Du. Ich liebe weniger vielleicht, hat man aber mein Herz verletzt, so ist es für immer vorbei.«

»Aber Herr Fouquet hat Dich nicht verletzt,« entgegnete Marguerite Vanel mit einer jungfräulichen Naivität.«

»Du begreifst vollkommen, was ich Dir sagen will . . . Herr Fouquet hat mich nicht verletzt; er ist mir weder durch Gunstbezeugungen, noch durch Beleidigungen bekannt, doch Du hast Dich über ihn zu beklagen. Du bist meine Freundin, ich würde Dir also nicht raten, wie Du es haben wolltest.«

»Ah! Du mutmaßest.«

»Die Seufzer, von denen Du sprachst, sind mehr als Anzeichen.«

»Ah! Du beugst mich nieder,« sagte plötzlich die junge Frau, welche alle ihre Kräfte zusammenraffte, wie der Streiter, der den letzten Streich zu tun sich anschickt; »Du bringst mir meine schlimmen Leidenschaften und meine Schwächen in Anschlag. Was ich an reinen und edlen Gefühlen besitze, davon sprichst Du nicht. Wenn ich mich in diesem Augenblick zu dem Herrn

Oberintendanten hingezogen fühle, wenn ich sogar einen Schritt zu ihm tue, was, ich gestehe es Dir, wahrscheinlich ist, so ist es der Fall, weil mich das Schicksal von Herrn Fouquet tief berührt, weil er meiner Ansicht nach einer der unglücklichsten Menschen ist, die man finden kann.«

»Ah!« rief die Marquise, indem sie eine Hand auf ihr Herz drückte, »es gibt also etwas Neues?«

»Du weißt es noch nicht?«

»Ich weiß nichts,« antwortete die Marquise, mit jenem Beben der Angst, das den Gedanken und das Wort, das sogar das Leben stocken macht.

»Meine Liebe, einmal ist die ganze Liebe des Königs Herrn Fouquet entzogen worden, um auf Herrn Colbert überzugehen.«

»Ja, man sagt das.«

»Das ist ganz einfach, seit der Entdeckung des Komplottes mit Belle-Isle.«

»Man hat mich versichert, die Entdeckung der Befestigung sei zu Ehren von Fouquet ausgefallen.«

Marguerite fing an auf eine so grausame Weise zu lachen, daß ihr Frau von Bellière in diesem Augenblick mit Freuden einen Dolch ins Herz gestoßen hätte.

»Meine Liebe,« fuhr Marguerite fort, »es handelt sich nicht mehr um die Ehre von Herrn Fouquet, es handelt sich um seine Rettung. Ehe drei Tage vergehen, ist der Oberintendant völlig zu Grunde gerichtet.«

»Oh!« entgegnete die Marquise, ebenfalls lachend, »das heißt ein wenig rasch gehen.«

»Ich habe gesagt, drei Tage, weil ich mich gerne mit einer Hoffnung hintergehe. Sicherlich aber wird die Katastrophe nicht vier und zwanzig Stunden ausbleiben.«



»Und warum?«

»Aus dem allereinfachsten Grund: Herr Fouquet hat kein Geld mehr.«

»Bei den Finanzen, meine liebe Marguerite, hat heute derjenige kein Geld mehr, welchem morgen Millionen zuströmen.«

»Das konnte für Herrn Fouquet so sein, als er noch zwei reiche und gewandte Freunde hatte, die das Geld für ihn anhäuften und aus allen Kassen hervorkommen machten; doch diese Freunde sind tot.«

»Die Taler sterben nicht, Marguerite; sie sind verborgen, man sucht sie und findet sie.«

»Du siehst Alles weiß und rosenfarbig, desto besser für Dich. Es ist sehr ärgerlich, daß Du nicht die Egeria von Herrn Fouquet bist, Du würdest ihm die Quelle anzeigen, aus der er die Millionen schöpfen könnte, die der König gestern von ihm verlangt hat.«

»Millionen!« rief die Marquise erschrocken.

»Vier . . . das ist eine gerade Zahl,«

»Schändlich!« murmelte Frau von Bellière, gemartert durch diese rohe Freude.

»Herr Fouquet hat wohl vier Millionen,« erwiderte sie mutig.

»Hat er diejenigen, welche der König heute von ihm verlangt, so wird er vielleicht die nicht haben, die der König in einem Monat von ihm verlangen wird.«

»Der König wird noch mehr Geld von ihm verlangen?«

»Allerdings, und darum sage ich Dir, daß der Ruin von Herrn Fouquet unausbleiblich ist. Aus Stolz wird er Geld liefern, und wenn er keines mehr hat, wird er fallen.«

»Das ist wahr,« sprach die Marquise schauernd; »der Plan ist sehr . . . Doch sage mir, haßt denn Colbert Herrn Fouquet in diesem Grade?«

»Ich glaube, daß er ihn nicht liebt . . . Dieser Herr Colbert ist aber ein mächtiger Mann; er gewinnt, wenn man ihn von Nahem sieht: riesenhafte Gedanken, Willen, Diskretion; er wird es weit bringen.«

»Er wird Oberintendant werden?«

»Das ist wahrscheinlich . . . Deshalb, meine gute Marquise, kühlte ich mich bewegt zu Gunsten dieses unglücklichen Mannes, der mich geliebt, sogar angebetet hat; deshalb, als ich ihn so unglücklich sah, verzieh ich ihm seine Untreue . . . die er bereut, wie ich zu glauben Ursache habe; deshalb wäre ich nicht abgeneigt gewesen, ihm einen Trost, einen guten Rat zu bringen; er hätte meinen Schritt begriffen und mir dafür Dank gewußt. Siehst Du, es ist süß, geliebt zu werden. Die Männer schätzen die Liebe ungemein, wenn sie nicht mehr durch die Macht geblendet sind.«

„Betäubt, niedergeschmettert durch diese furchtbaren, mit der Richtigkeit und Pünktlichkeit eines Kanonenschusses berechneten Angriffe, wusste die Marquise nicht mehr, was sie

antworten, nicht mehr, was sie denken sollte.

Die Stimme der Falschen hatte die liebevollsten Betonungen angenommen; sie sprach wie ein Weib und verbarg die Instinkte eines Panthers.

»Nun,« sagte Frau von Bellière, welche unbestimmt hoffte, Marguerite werde aufhören, den besiegten Feind niederzuschlagen, »nun, warum suchst Du den Herrn Fouquet nicht auf?«

»Marquise, Du hast mich entschieden zum Nachdenken gebracht. Nein, es wäre unschicklich, wenn ich den ersten Schritt täte. Herr Fouquet liebt mich ohne Zweifel, aber er ist zu stolz. Ich kann mich einem Schimpf nicht aussetzen. Überdies muß ich meinen Mann schonen. Du sagst mir nichts? Ah! ich werde Herrn Colbert darüber um Rat fragen.«

Sie stand lächelnd auf, als wollte sie Abschied nehmen. Die Marquise hatte nicht die Kraft, sie nachzuahmen.

Marguerite machte einige Schritte, um sich noch länger an dem demütigenden Schmerz zu weiden, in den ihre Nebenbuhlerin versunken war; dann sagte sie plötzlich:

»Du geleitest mich nicht?«

Die Marquise erhob sich bleich und kalt, ohne sich mehr um den Umschlag zu bekümmern, der sie am Anfang des Gesprächs so sehr beunruhigt hatte und den nun ihr erster Schritt entblößt ließ.

Dann öffnete sie die Türe ihres Betzimmers und schloß sich darin ein, ohne nur einmal den Kopf nach Marguerite Vanel umzudrehen.

Marguerite sprach oder stammelte vielmehr ein paar Worte, welche Frau von Bellière nicht mehr hörte.



La marquise de Bellières.

Sobald aber die Marquise verschwunden war, konnte sie dem Verlangen, sich zu versichern, ob ihr Verdacht gegründet, nicht widerstehen; sie streckte sich aus wie ein Panther und ergriff den Umschlag.

»Ah!« sagte sie mit den Zähnen knirschend, »es war ein Brief von Herrn Fouquet, was sie las, als ich kam.«

Und sie stürzte aus dem Zimmer.

Während dieser Zeit fühlte die Marquise, welche hinter den Wall ihrer Türe gelangt war, alle ihre Kräfte erschöpft; einen Augenblick blieb sie starr, bleich und unbeweglich; dann wankte sie wie eine Bildsäule, die der Sturmwind auf ihrer Basis erschüttert, und fiel

leiblos auf den Boden nieder.

Der Lärmen des Falles erscholl zu gleicher Zeit, als das Rollen des Wagens von Marguerite, der aus dem Hotel wegfuhr, ertönte.

IX.

Das Silberzeug von Frau von Bellière.

Der Schlag war nun um so schmerzlicher gewesen, als er unerwartet kam; sobald sie sich aber ein wenig erholt hatte, dachte sie über die Ereignisse nach, so wie sie sich ankündigten.

Dann nahm sie, und sollte ihr Leben abermals auf dem Wege in Stücke gehen, die Linie der Ideen wieder auf, die sie ihre unversöhnliche Feindin hatte verfolgen lassen.

Verrätereien, Fallen, schwarze Drohungen unter dem Anschein des öffentlichen Interesse verschleiert, dies in Beziehung auf Colbert.

Gehässige Freude in Beziehung auf einen nahe bevorstehenden Fall, unablässige Bemühungen, um dieses Ziel zu erreichen, Verführungen, nicht minder strafbar, als das Verbrechen selbst, dies war es, was Marguerite ins Werk setzte.

Die hakenförmigen Atome von Descartes siegten; mit dem Mann ohne Gemüt hatte sich die Frau ohne Herz verbunden.

Die Marquise sah mehr noch mit Traurigkeit, als mit Entrüstung, daß der König an einem Komplott Teil nahm, daß er die Falschheit von dem schon alten Ludwig XIII. und den Geiz von Mazarin offenbarte, als dieser noch nicht Zeit gehabt hatte, sich mit französischem Gold vollzustopfen.

Bald aber gewann der Geist dieser mutigen Frau wieder seine ganze Energie und hörte auf, bei den retrograden Betrachtungen des Mitleids zu verweilen.

Die Marquise gehörte nicht zu denjenigen, welche weinen, wenn man handeln soll, und sich damit belustigen daß sie ein Unglück beklagen, das sie zu erleichtern vermögen.

Sie stutzte ungefähr zehn Minuten lang ihre Stirne auf ihre eisigen Hände, erhob dann das Haupt und läutete ihren Kammerfrauen mit fester Hand und mit einer Gebärde voll Tatkraft.

Ihr Entschluß war gefaßt.

»Ist Alles zu meiner Abreise vorbereitet?« fragte sie eine von

ihren Frauen, welche eintraten.

»Ja, Frau Marquise, doch man dachte, die Frau Marquise würde nicht vor drei Stunden nach Bellières aufbrechen.«

»Was ich an Schmuck und Werten habe, ist eingepackt?«

»Ja, Madame, aber wir pflegen dies in Paris zu lassen. Die Frau Marquise nimmt gewöhnlich ihre Juwelen nicht auf das Land mit.«

»Und dies Alles ist geordnet, sagt Ihr?«

»Im Kabinett der Frau Marquise.«

»Und die Goldschmiedearbeiten?«, »In den Kisten.«

»Und das Silberzeug?«

»In dem großen eichenen Schrank.«

Die Marquise schwieg; dann sprach sie mit ruhiger Stimme:

»Man lasse meinen Goldschmied kommen.«

Die Kammerfrauen verschwanden, um den Befehl zu vollziehen.

Die Marquise war indessen in ihr Kabinett eingetreten und betrachtete ihre Etais mit der größten Sorgfalt.

Nie hatte sie diesen Reichtümern, die den Stolz einer Frau bilden, eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; stets hatte sie ihre Schmucksachen nur betrachtet, um sie nach ihrer Fassung oder ihrer Farbe auszuwählen. Heute bewunderte sie die Größe der Rubine und das Wasser der Diamanten; sie war trostlos über einen Fehler, einen Flecken; sie fand das Gold zu schwach und die Steine erbärmlich.

Der Goldschmied überraschte sie bei dieser Beschäftigung, als er ankam.

»Herr Fauchoux,« sagte sie, »Ihr habt mir, glaube ich, meine Goldschmiedearbeiten geliefert?«

»Ja, Frau Marquise.«

»Ich weiß nicht mehr, auf wie hoch sich die Rechnung belief.«

»Die neuen oder diejenigen, welche Euch Herr von Bellières bei der Hochzeit gab, Frau Marquise, denn ich habe beide geliefert?«

»Nun, zuerst die neuen?«

»Madame, die Wasserkannen, die Becher und die Platten mit ihrem Etais, der Tafelaufsatz, die Bassins für Confituren und die Handfässer haben die Frau Marquise sechzig tausend Livres

gekostet.«

»Mein Gott, nur so viel?«

»Madame fand meine Rechnung sehr hoch.«

»Es ist wahr! es ist wahr! ich erinnere mich, daß in der Tat die Arbeit teuer war, nicht so?«

»Ja, Madame, Gravierungen, Ciseluren, neue Formen.«

»Wie hoch beläuft sich die Arbeit bei dem Preis? Zögert nicht.«

»Ein Drittel vom Wert, Frau Marquise . . . Aber . . . «

»Wir haben noch den andern Service, den alten, dieser ist von meinem Gemahl.«

»Oh! Madame, daran ist weniger Arbeit, als bei dem, von welchem ich rede. Er hat dreißig tausend Livres inneren Wert.«

»Siebzig tausend,« murmelte die Marquise. »Aber, Herr Fauchaux, es ist noch das Silberzeug von meiner Mutter vorhanden; Ihr wisst, all das Massive, von dem ich mich des Andenkens wegen nicht trennen wollte.«

»Ah! Madame, das ist eine herrliche Hilfsquelle für Leute, denen es, wie der Frau Marquise, nicht frei stände, ihr Silbergeschirr zu behalten. Damals arbeitete man nicht so leicht, wie heut zu Tage. Man arbeitet in den Silberstangen. Doch dieses Geschirr ist nicht mehr präsentabel, es wiegt aber . . . «

»Das ist Alles, was ich wissen wollte. Wie viel wiegt es?«

»Fünfzig tausend Livres, wenigstens. Ich spreche nicht von den zwei ungeheuren Prachtgefäßen vom Schenktisch, die allein fünf tausend Livres Silber wiegen, das macht zehn tausend Franken für beide.«

»Hundert und dreißig tausend,« murmelte die Marquise. »Ihr seid hinsichtlich dieser Zahlen sicher, Herr Fauchaux?«

»Gewiß. Übrigens ist das nicht schwer abzuwägen.«

»Die Quantitäten sind in meinen Büchern eingeschrieben.«

»Oh! Ihr seid eine Dame von Ordnung, Frau Marquise.«

»Gehen wir zu etwas Anderem über,« sagte Frau von Bellières, und sie öffnete ein Etui.

»Ich erkenne diese Smaragde,« sagte der Juwelenhändler, »ich selbst habe sie fassen lassen; es sind die schönsten des Hofes; das heißt nein: die schönsten besitzt Frau von Chatillon, sie hat

sie von Herrn von Guiche bekommen; doch die Eurigen, Madame, sind die zweiten.«

»Ihr Wert?«

»Mit der Fassung?«

»Nein; denkt, man wolle sie verkaufen.«

»Ich weiß wohl, wer sie kaufen würde!« rief Herr Fauchoux.

»Das ist es gerade, was ich Euch frage. Man würde sie also kaufen?«

»Man würde Euch alle Eure Edelsteine abkaufen, Madame; man weiß, daß Ihr den schönsten Schmuck von Paris habt. Ihr gehört nicht zu den Frauen, welche wechseln; wenn Ihr kauft, so ist es etwas Schönes; wenn Ihr besitzt, so behaltet Ihr.«

»Man würde also für diese Smaragde bezahlen?«

»Hundert und dreißig tausend Livres.«

Die Marquise schrieb in ihre Tabletten die vom Goldschmied genannte Zahl.

»Dieses Halsband von Rubinen?« sagte sie.

»Balaß-Rubine?«

»Seht.«

»Sie sind schön, sie sind herrlich. Ich wusste nicht, daß Ihr diese Steine hattet, Madame.«

»Schätzt sie.«

»Zweimal hundert tausend Livres. Der in der Mitte ist allein hundert tausend wert.«

»Ja, ja, das dachte ich,« sprach die Marquise. »Die Diamanten, die Diamanten, oh! ich habe viele Ringe, Ketten, Gehänge, Spangen, Agraffen, Nestelstifte! Schätzt, Herr Fauchoux, schätzt.«

Der Goldschmied nahm seine Loupe, seine Wagen, wog, beschaute und addierte ganz leise.

»Das sind Steine, die Madame vierzig tausend Livres Einkünfte kosten,« sagte er.

»Ihr schätzt sie also auf achtmal hundert tausend Livres?«

»So ungefähr.«

»Das dachte ich. Doch die Fassungen sind besonders.«

»Wie immer, Frau Marquise. Und wenn ich berufen wäre, um zu

kaufen oder zu verkaufen, so würde ich mich für meinen Nutzen mit dem Gold dieser Fassungen allein begnügen; ich hätte noch gute fünf und zwanzig tausend Livres.«

»Das ist hübsch?«

»Ja, Madame, sehr hübsch.«

»Nehmt Ihr den Nutzen an, unter der Bedingung, die Steine zu barem Geld zu machen?«

»Aber, Madame,« rief der Goldschmied ganz erschrocken, »ich denke, Ihr verkauft Eure Steine nicht?«

»Stille, Herr Faucheux, kümmert Euch nicht um das, gebt mir nur Antwort. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Lieferant meines Hauses seit dreißig Jahren, Ihr habt meinen Vater und meine Mutter gekannt, die Euer Vater und Eure Mutter bedienten. Ich rede wie mit einem Freunde; nehmt Ihr die Fassungen gegen eine Baarsumme, die Ihr in meine Hände bezahlt?«

»Achtmal hundert tausend Livres! das ist ungeheuer!«

»Ich weiß es. Unmöglich zu finden?«

»Oh! nein.«

»Nun denn?«

»Aber, Frau Marquise, bedenkt doch, welches Aufsehen in der Welt der Verkauf Eurer Edelsteinen machen müßte.«

»Niemand würde es erfahren . . . Ihr laßt mir eben so viel falschen, dem Achten ähnlichen Schmuck machen. Keine Einwendung: ich will es. Verkauft im Einzelnen, verkauft nur die Steine.«

»Das ist leicht . . . Monsieur sucht Juwelen, ungefaßte Steine für die Toilette von Madame. Es findet Konkurrenz statt. Leicht werde ich für sechsmal hundert tausend bei Monsieur anbringen. Ich bin fest überzeugt, daß Eure Steine die schönsten sind.«

»Wann dies?«

»Binnen drei Tagen.«

»Wohl denn! den Rest verkauft Ihr an Privatleute. Für jetzt setzt mir einen Kaufvertrag auf . . . Zahlung binnen vier Tagen.«

»Frau Marquise, ich beschwöre Euch, bedenkt . . . Ihr verliert hundert tausend Livres, wenn Ihr mit solcher Eile zu Werke geht.«

»Ich werde zweimal hundert tausend verlieren, wenn es sein

muß. Ich will, daß Alles diesen Abend abgemacht ist. Nehmt Ihr den Vorschlag an?»

»Ich nehme ihn an, Frau Marquise, und verhehle nicht, daß ich fünf tausend Pistolen dabei gewinne.«

»Desto besser. Wie werde ich das Geld bekommen?»

»In Gold oder in Billetts von der Banque von Lyon, zahlbar bei Herrn Colbert.«

»Einverstanden,« sagte die Marquise lebhaft; »kehrt nach Hanse zurück und bringt mir rasch die Summen in Billetts. Hört Ihr?»

»Ja, Madame; doch ich bitte . . . «

»Kein Wort mehr, Herr Faucheux. Ah! ich vergaß das Silberzeug . . . für wie viel habe ich?»

»Für fünfzig tausend Livres.«

»Das ist eine Million,« sagte die Marquise zu sich selbst, »Herr Faucheux, Ihr werdet auch Gold- und Silbergeschirr mitnehmen. Ich schütze eine Umschmelzung nach Modellen vor, die mehr meinem Geschmack entsprechen. Schmelzt ein, sage ich, und »setzt mir . . . auf der Stelle den Wert in Gold.«

»Gut, Frau Marquise.«

»Ihr packt dieses Gold in eine Kiste; laßt es von einem Eurer Commis begleiten, ohne daß meine Leute es sehen, wird mich dieser Commis in einem Wagen erwarten.«

»In dem von Madame Faucheux?» fragte der Goldschmied.

»Wenn Ihr wollt, werde ich ihn bei Euch abholen.«

»Ja, Frau Marquise.«

»Nehmt drei von meinen Leuten, um das Silberzeug in Euer Haus zu tragen.«

»Ja, Madame.«

Die Marquise läutete.

»Den Fourgon zur Verfügung von Herrn Faucheux,« sagte sie.

Der Goldschmied verbeugte sich und trat ab; befahl dabei aber, daß man den Fourgon ihm nachschicke, und äußerte, die Marquise lasse ihr Tafelgeschirr einschmelzen, um neueres zu bekommen.

Drei Stunden nachher begab sich die Marquise zu Herrn

Faucheux und empfing von ihm achtmalshundert tausend Livres in Billetts von der Banque von Lyon und zweimalhundert und fünfzigtausend Livres in Gold, die in einer Kiste enthalten waren, welche ein Commis nur mit Mühe bis zum Wagen von Madame Faucheux trug.

Denn Madame Faucheux besaß eine Kutsche. Tochter eines Präsidenten der Rechnungskammer, hatte sie ihrem Mann, der Zunftmeister der Goldschmiede war, dreißig tausend Taler mitgebracht. Diese dreißig tausend Taler hatten in zwanzig Jahren Früchte getragen. Der Goldschmied war Millionär und bescheiden. Er hatte einen ehrwürdigen Wagen, fabriziert im Jahr 1648, zehn Jahre nach der Geburt des Königs, angekauft. Dieser Wagen oder vielmehr dieses rollende Haus bildete einen Gegenstand der Bewunderung vom ganzen Quartier; er war mit allegorischen Gemälden und mit Wolken, besät mit goldenen und silbernen Sternen, bedeckt.

In diese etwas groteske Equipage setzte sich die edle Frau, dem Commis gegenüber, der aus Furcht, das Kleid der Marquise zu streifen, seine Knie zurückzog.

Derselbe Commis sagte zu dem Kutscher, der stolz darauf war, eine Marquise zu führen:

»Straße nach Saint-Mandé.«

X.

Die Mitgift.

Die Pferde von Herrn Faucheux waren ehrliche Pferde vom Perche mit dicken Knien und etwas angeschwollenen Beinen. Wie der Wagen datierten sie aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

Sie liefen also nicht wie die englischen Pferde von Herrn Fouquet.

Sie brauchten zwei Stunden bis Saint-Mandé.

Man darf wohl sagen, daß sie majestätisch marschierten.

Die Majestät schließt die Bewegung aus.

Die Marquise hielt vor einer ihr wohlbekannten Türe an, obgleich sie dieselbe nur einmal, und zwar, wie man sich erinnert, unter Umständen, die nicht minder peinlich, als die, welche sie jetzt dahin führten, gesehen hatte.

Sie zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel, steckte ihn mit ihrer kleinen Hand in das Schloß, drückte die Türe auf, welche ohne Geräusch wich, und gab dem Commis Befehl, das Kistchen in den ersten Stock hinaufzutragen.

Aber das Kistchen war so schwer, daß der Commis sich genötigt sah, sich vom Kutscher helfen zu lassen.

Das Kistchen wurde in dem kleinen Kabinett, in dem Vorzimmer oder vielmehr Boudoir niedergestellt, das an den Salon stieß wo wir Herrn Fouquet zu den Füßen der Marquise gesehen haben.

Frau von Bellières spendete dem Kutscher einen Louisd'or, dem Commis ein reizendes Lächeln und entließ Beide.

Hinter ihnen schloß sie die Türe und wartete so allein und verschanzt.

Kein Diener erschien im Zimmer.

Doch Alles war vorbereitet, als ob ein unsichtbarer Genius die Bedürfnisse und Wünsche des Gastes oder vielmehr der Gästin, welche erwartet wurde, erraten hätte.

Das Feuer zugerichtet, die Kerzen auf den Kandelabern, die Erfrischungen auf der Etagère, die Bücher auf den Tischen, die frischen Blumen in den japanesischen Vasen.

Man hätte glauben sollen, es wäre ein bezaubertes Haus.

Die Marquise zündete die Kandelaber an, atmete den Duft der Blumen ein, setzte sich und versank bald in eine tiefe Träumerei.

Doch diese ganz schwermütige Träumerei war mit einer gewissen Süßigkeit erfüllt.

Sie sah vor sich einen Schatz in diesem Zimmer ausgebreitet. Eine Million, die sie von ihrem Vermögen abgerissen hatte, wie die Schnitterin eine Kornblume aus ihrem Kranze reißt.

Sie schmiedete sich die süßesten Träume.

Sie dachte besonders und vor Allem an ein Mittel, das Geld Herrn Fouquet zu lassen, ohne daß er wissen könnte, woher die Gabe käme. Dieses Mittel war dasjenige, welches auf eine natürliche Weise sich zuerst ihrem Geiste darbot.

Aber obgleich ihr die Sache, während sie darüber nachdachte, schwierig vorgekommen war, verzweifelte sie doch nicht, ihr Ziel zu erreichen.

Sie wollte läuten, um Herrn Fouquet herbeizurufen, und dann glücklicher entfliehen, als wenn sie, statt eine Million zu geben, selbst eine Million gesunden hätte.

Seitdem sie aber hierher gekommen war, seitdem sie dieses Boudoir gesehen, das so zierlich, als hätte eine Kammerfrau den Staub bis auf das' letzte Atom weggewischt, als sie diesen Salon gesehen, der so wohlgehalten, daß man hätte glauben können, sie habe die Feen, die ihn bewohnten, daraus vertrieben, fragte sie sich, ob nicht schon die Blicke von denjenigen, welche sie verjagt, Feen, Genien, Kobolde oder menschliche Geschöpfe, sie erkannt haben.

Dann würde Fouquet Alles erfahren; was er nicht erfahren würde, müßte er erraten; Fouquet würde sich weigern, als Geschenk das anzunehmen, was er vielleicht unter dem Titel eines Anlehens angenommen hätte, und so geleitet würde das Unternehmen den Zweck, wie das Resultat verfehlen.

Der letzte Schritt mußte also, um zu gelingen, ernstlich getan werden. Der Oberintendant mußte die ganze Schwierigkeit seiner Lage einsehen, um sich der großmüthigen Laune einer Frau zu unterwerfen; es bedurfte endlich, um ihn zu überzeugen, des ganzen Zaubers einer beredten Freundschaft und, wenn dies

nicht genügte, der ganzen Berausung einer glühenden Liebe, die nichts von ihrem unbegrenzten Verlangen, zu überzeugen, abwendig machen könnte.

War der Oberintendant nicht wirklich als ein Mann voll Zartgefühl und Würde bekannt? Würde er sich mit der Verlassenschaft eines Weibes beladen? Nein, er würde kämpfen; und wenn eine Stimme in der Welt seinen Widerstand besiegen konnte, so war es die Stimme der Frau, die er liebte.

Nur durchzog ein anderer Zweifel, ein grausamer Zweifel mit dem Schmerz und der scharfen Kälte eines Dolches das Herz der Marquise.

Liebte er?

Würde sich dieser leichte Geist, dieses flüchtige Herz entschließen, einen Augenblick stille zu halten, und wäre es auch, um einen Engel anzuschauen?

War es nicht bei Fouquet trotz seines Genies, trotz seiner Redlichkeit wie bei jenen Eroberern, welche Tränen auf dem Schlachtfeld vergießen, wenn sie den Sieg davon getragen haben?

»Nun wohl, hierüber muß ich mir Aufklärung verschaffen, hierüber muß ich urteilen,« sagte die Marquise. »Wer weiß, ob dieses so sehr begehrte Herz nicht ein gewöhnliches Herz voll Legierung ist, wer weiß, ob es sich, wenn ich den Probirstein anwende, nicht findet, daß dieser Geist ein trivialer, ein niedriger ist.

»Ah! ah!« rief sie, »das ist zu viel Zweifel, zu viel Zögern . . . der Beweis! der Beweis!«

Sie schaute nach der Pendeluhr.

»Sieben Uhr . . . er muß angekommen sein, es ist die Stunde der Unterschriften. Auf!«

Und sie erhob sich, ging auf den Spiegel zu, in dem sie sich mit dem energischen Lächeln der aufopfernden Hingebung anlächelte, ließ die Feder spielen und zog den Knopf der Glocke.

Dann wie zum Voraus erschöpft durch den Kampf, den sie beginnen wollte, kniete sie ganz verwirrt vor einem großen Lehnstuhl nieder, auf dem sich ihr Kopf in ihren zitternden Händen begrub.

Nach zehn Minuten hörte sie die Feder der Türe knirschen.

Die Türe drehte sich auf ihren unsichtbaren Angeln.

Fouquet erschien.

Er war bleich und gebeugt unter dem Gewicht eines bitteren Gedanken.

Er lies nicht herbei, er kam nur.

Was sein Inneres so sehr beschäftigte, mußte mächtig sein, daß dieser Mann des Vergnügens, für den das Vergnügen Alles war, so langsam auf einen solchen Ruf erschien.

In der Tat, fruchtbar an schmerzlichen Träumen, hatte die Nacht sein gewöhnlich so edel sorgloses Gesicht abgemagert, um seine Augen schwarzblaue Ringe gezogen.

Er war immer noch schön, immer noch edel, und der schwermütige Ausdruck seines Mundes, ein beim Mann so seltener Ausdruck, verlieh seiner Physiognomie einen neuen Charakter, der sie verjüngtes

Schwarz gekleidet, die Brust aufgeschwollen von Spitzen, die seine unruhige Hand verwüstet hatte, blieb der Oberintendant, das Auge voll Träumerei, auf der Schwelle des Zimmers stehen, wo er so oft das erwartete Glück aufgesucht.

Diese düstere Sanftheit, diese lächelnde Traurigkeit, welche die Stelle der Begeisterung der Freude einnahmen, machten auf Frau von Bellières, die ihn von fern anschaute, einen unbeschreiblichen Eindruck.

Das Auge einer Frau weiß den ganzen Stolz oder das ganze Leiden in den Zügen des Mannes zu lesen, den sie liebt; man sollte glauben, in Betracht ihrer Schwäche habe Gott den Frauen mehr bewilligen wollen, als er andern Geschöpfen bewilligt.

Sie können ihre Gefühle vor dem Mann verbergen; der Mann kann die seinigen nicht verbergen.

Die Marquise erriet mit einem Blick das ganze Unglück des Oberintendanten.

Sie erriet eine schlaflos zugebrachte Nacht.

Einen Tag in Täuschungen hingebacht.

Fortan war sie stark, sie fühlte, daß sie Fouquet über Alles liebte.

Sie stand auf, näherte sich ihm und sprach:

»Ihr habt mir diesen Morgen geschrieben, Ihr fangt an mich zu vergessen, und ich, die Ihr nicht wiedergesehen, habe wohl aufgehört, an Euch zu denken. Ich komme, um Euch Lügen zu strafen mein Herr, und dies um so sicherer, als ich in Euren Augen Eines lese.«

»Was?« fragte Fouquet erstaunt.

»Daß Ihr mich nie so sehr geliebt habt, als zu dieser Stunde, und wie Ihr aus meinem Schritte ersehen müßt, daß ich Euch nicht vergessen habe.«

»Oh! Ihr, Marquise,« erwiderte Fouquet, dessen edles Antlitz ein Blitz der Freude einen Augenblick erleuchtete, »Ihr seid ein Engel, und die Menschen sind nicht berechtigt, an Euch zu zweifeln! Sie haben also nur sich zu demütigen und um Gnade zu bitten.«

»Es sei Euch Gnade bewilligt.«

Fouquet wollte sich auf die Knie werfen.

»Nein,« sprach sie, »setzt Euch an meine Seite. Ah! nun durchzieht ein schlimmer Gedanke Euren Geist!«

»Woran seht Ihr das, Madame?«

»Au Eurem Lächeln, das Eure ganze Physiognomie verdorben hat. Sprecht, woran denkt Ihr? Sagt es offenherzig, keine Geheimnisse unter Freunden!«

»Nun wohl, Madame, so sagt mir, warum drei bis vier Monate diese Strenge?«

»Diese Strenge?«

»Ja, habt Ihr mir nicht verboten, Euch zu besuchen?«

»Ah! mein Freund,« erwiderte Frau von Bellières mit einem tiefen Seufzer, »weil Euer Besuch in meinem Hause ein großes Unglück für Euch verursacht hat, weil man mein Haus überwacht, weil dieselben Augen, die Euch gesehen haben. Euch abermals sehen könnten, weil ich es weniger gefährlich für Euch finde, wenn ich hierher komme, als wenn Ihr zu mir kommt, weil ich Euch endlich unglücklich genug finde, um nicht Euer Unglück noch vermehren zu wollen.«

Fouquet bebte.

Diese Worte mahnten ihn an die Sorgen der Oberintendanz,

ihn, der sich einige Minuten nur an die Hoffnungen des Liebenden erinnerte.

»Unglücklich, ich?« sagte er, indem er zu lächeln suchte; »in der Tat, Madame, Ihr würdet mich das mit Eurer Traurigkeit glauben machen. Werden denn die schönen Augen nur zu mir aufgeschlagen, um mich zu beklagen? oh! ich erwarte von ihnen ein anderes Gefühl.«

»Ich bin nicht traurig, mein Herr, schaut in diesen Spiegel, Ihr seid es.«

»Marquise, es ist wahr, ich bin ein wenig bleich, doch das rührt vom Übermaß der Arbeit her; der König hat gestern Geld von mir verlangt.«

»Ja, vier Millionen, ich weiß es.«

»Ihr wisst es!« rief Fouquet erstaunt. »Und woher wisst Ihr es? erst beim Spiel, nach dem Abgang der Königinnen und in Gegenwart einer einzigen Person hat der König . . . «

»Ihr seht, daß ich es weiß, das genügt, nicht wahr? Fahrt also fort, mein Freund: das Geld, das der König von Euch verlangt hat?«

»Ihr begreift, Marquise, man mußte es sich verschaffen, dann zählen, dann unregistrierten lassen, und das dauert lange. Seit dem Tode von Herrn Mazarin ist der Dienst der Finanzen ein wenig anstrengend und beschwerlich. Meine Verwaltung ist überbürdet, deshalb habe ich diese Nacht gewacht.«

»Ihr habt also die Summe?« fragte unruhig die Marquise.

»Marquise,« erwiderte Fouquet heiter, »es wäre schön anzuschauen, wenn der Oberintendant der Finanzen nicht armselige vier Millionen in seiner Kasse hätte.«

»Ja, ich glaube, daß Ihr sie habt, oder daß Ihr sie haben werdet.«

»Wie, daß ich sie haben werde?«

»Es ist wohl nicht lange her, daß man zwei von Euch verlangt hat.«

»Mir scheint es im Gegenteil ein Jahrhundert zu sein, Marquise; doch sprechen wir nicht mehr von Geld, wenn es Euch beliebt.«

»Im Gegenteil, sprechen wir davon, mein Freund.«

»Oh!«

»Hört, ich bin nun deshalb gekommen.«

»Aber was meint Ihr denn damit?« fragte der Oberintendant, dessen Augen eine unruhige Neugierde ausdrückten.

»Mein Herr, die Oberintendanz ist eine unwiderrufliche Stelle.«

»Marquise!«

»Ihr seht, daß ich Euch antworte, und zwar offenherzig.«

»Marquise, Ihr setzt mich in Erstaunen, Ihr sprecht mit mir wie ein Commanditär.«

»Das ist einfach: ich will Geld bei Euch anlegen, und wünsche natürlich zu wissen, ob Ihr sicher seid.«

»In der Tat, Madame, ich bin ganz verwirrt, und weiß nicht mehr, worauf Ihr abzielt.«

»Im Ernste gesprochen, mein lieber Herr Fouquet, ich habe einige Fonds, die mich in Verlegenheit setzen. Ich bin müde, Güter zu kaufen, und möchte gern einen Freund mit dem Umtreiben meines Geldes beauftragen.«

»Das hat aber wohl keine Eile?«

»Im Gegenteil, es hat große Eile.«

»Nun wohl, wir werden später davon sprechen.«

»Nein, nicht später, denn mein Geld ist hier.«

Die Marquise zeigte dem Oberintendanten das Kistchen, öffnete es, und ließ ihn ein Bündel Billetts und eine Masse Gold sehen.

Fouquet war zugleich mit Frau von Bellières aufgestanden. Er blieb einen Augenblick nachdenkend, dann wich er plötzlich zurück, erbleichte und sank, sein Gesicht in seinen Händen verbergend, auf einen Stuhl.

»Oh! Marquise! Marquise!« murmelte er.

»Nun!«

»Welche Meinung habt Ihr denn von mir, daß Ihr mir ein solches Anerbieten macht?«

»Von Euch?«

»Allerdings.«

»Aber was denkt Ihr denn selbst?«

»Dieses Geld, Ihr bringt es mir für mich; Ihr bringt es mir, weil Ihr wisst, daß ich in Verlegenheit bin. Oh! leugnet es nicht. Ich

errate. Kenne ich nicht Euer Herz?»

»Nun, wenn Ihr mein Herz kennt, so seht Ihr, daß es mein Herz ist, was ich Euch biete.«

»Ich habe also erraten!« rief Fouquet. »Oh! Madame, ich habe Euch wahrhaftig nicht das Recht gegeben, mich so zu beleidigen.«

»Euch beleidigen!« rief Frau von Bellières erbleichend. »Seltsames menschliches Zartgefühl! Ihr liebt mich, wie Ihr mir gesagt habt? Ihr habt im Namen dieser Liebe meinen Ruf, meine Ehre von mir verlangt? Und wenn ich Euch mein Geld anbiete, schlagt Ihr es aus?«

»Marquise, Marquise, es stand Euch frei, das zu behalten, was Ihr Euren Ruf, Eure Ehre nennt. Laßt mir die Freiheit, meine Ehre zu bewahren. Überlaßt es mir, mich zu Grunde zu richten, laßt mich unter der Bürde des Hasses, der mich umgibt, unter der Bürde der Fehler, die ich begangen habe, unter der Bürde meiner Gewissensbisse sogar erliegen; aber in des Himmels Namen, Marquise, schmettert mich nicht unter diesem letzten Schlag nieder.«

»Vorhin hat es Euch an Geist gefehlt, Herr Fouquet.«

»Es ist möglich, Madame.«

»Und nun fehlt es Euch an Herz.«

Fouquet preßte mit seiner krampfhaften Hand seine keuchende Brust zusammen und sprach:

»Überhäuft mich mit Vorwürfen, ich weiß nichts zu erwidern.«

»Ich hatte Euch meine Freundschaft angeboten, Herr Fouquet.«

»Ja, Madame, doch Ihr habt Euch hierauf beschränkt.«

»Ist das, was ich tue, das Benehmen einer Freundin?«

»Gewiß.«

»Und Ihr schlagt diesen Beweis meiner Freundschaft aus?«

»Ich schlage ihn aus.«

»Schaut mich an, Herr Fouquet.«

Die Augen der Marquise funkelten.

»Ich biete Euch meine Liebe an.«

»Oh! Madame!« rief Fouquet.

»Ich liebe Euch seit langer Zeit, hört Ihr? die Frauen haben wie

die Männer ihr falsches Zartgefühl. Seit langer Zeit liebe ich Euch, aber ich wollte es Euch nicht sagen.«

»Oh!« machte Fouquet die Hände faltend.

»Nun! ich sage es Euch. Ihr habt mich auf den Knien um diese Liebe gebeten, ich habe sie Euch verweigert; ich war blind, wie Ihr es vorhin wart. Meine Liebe, ich biete sie Euch.«

»Ja, Eure Liebe, doch nur Eure Liebe.«

»Meine Liebe, meine Person, mein Leben . . . Alles, Alles, Alles!«

»Oh! mein Gott!« rief Fouquet geblendet.

»Wollt Ihr meine Liebe?«

»Oh! Ihr beugt mich unter der Last meines Glückes nieder.«

»Sprecht, sprecht, werdet Ihr glücklich sein, wenn ich Euch gehöre, ganz Euch?«

»Das ist die höchste Glückseligkeit!«

»Dann nehmt mich. Wenn ich Euch aber ein Vorurteil opfere, so opfert mir eine Bedenklichkeit.«

»Madame, führt mich nicht in Versuchung.«

»Mein Freund, mein Freund, weiset mich nicht zurück.«

»Gebt wohl Acht, was Ihr mir anbietet.«

»Fouquet, ein Wort . . . Nein . . . und ich öffne diese Türe.«

Sie deutete auf die, welche nach der Straße führte.

»Und Ihr werdet mich nicht mehr sehen. Ein anderes Wort . . . Ja, und ich folge Euch, wohin Ihr wollt, mit geschlossenen Augen, wehrlos, ohne Weigerung, ohne Gewissensbisse.«

»Elise . . . Elise . . . Aber dieses Kistchen . . . «

»Ist meine Mitgift.«

»Ist Euer Ruin!« rief Fouquet, das Gold und die Papiere umstoßend; »hier liegt eine Million.«

»Ganz richtig . . . meine Edelsteine, die mich nichts mehr nützen werden, wenn Ihr mich liebt, wie ich. Euch liebe.«

»Oh! das ist zu viel! das ist zu viel!« rief Fouquet; »ich gebe nach, ich gebe nach, und wäre es nur, um eine solche Hingebung zu segnen. Ich nehme die Mitgift an.«

»Und hier ist das Weib,« sprach die Marquise. Und sie warf sich

in seine Arme.



XI.

Der Grund Gottes.

Während dieser Zeit reisten Buckingham und Wardes als gute Gefährten und in vollkommener Eintracht von Paris nach Calais.

Buckingham hatte seine Abschiedsbesuche beschleunigt und die Mehrzahl derselben kurz abgemacht.

Die Besuche bei Monsieur und Madame, bei der jungen Königin und der Königin Witwe waren collectiv gewesen.

Eine Vorsicht der Königin Mutter, die ihm den Schmerz ersparte, noch mit Monsieur allein zu sprechen, der ihm die Gefahr ersparte, Madame wiederzusehen.

Buckingham umarmte Guiche und Raoul; er versicherte den Ersten seiner ganzen Wertschätzung, den Zweiten einer beständigen Freundschaft, bestimmt, alle Hindernisse zu besiegen und sich weder durch die Entfernung, noch durch die Zeit erschüttern zu lassen.

Die Fourgons waren vorausgegangen; er reiste am Abend im Wagen mit seinen Leibdienern ab.

Ganz bedrückt, daß er so gleichsam im Schlepptau von diesem Engländer fortgeführt werden sollte, hatte Wardes in seinem scharfen Geist alle Mittel gesucht, um dieser Kette zu entgehen, aber keines kam ihm zu Hilfe, und er war genötigt, die Strafe für seinen schlimmen Geist und sein hämisches Wesen zu erleiden.

Diejenigen, welchen er sich als geistreichen Leuten hätte eröffnen können, würden ihn wegen der Überlegenheit des Herzogs verspottet haben.

Die Anderen, schwerfällige, aber verständige Geister, hätten ihm die Edikte des Königs, die das Duell verboten, angeführt.

Wieder Andere endlich, und diese waren die zahlreichsten, die ihm aus christlicher Nächstenliebe oder aus nationaler Eitelkeit Beistand geleistet hätten, wollten sich doch nicht einer Ungnade aussetzen und dürsten höchstens die Minister von einer Abreise benachrichtigt haben, die in eine Metzelei ausarten konnte.

Dadurch erfolgte, daß Wardes, Alles wohl erwogen, seinen

Mantelsack schnürte, zwei Pferde nahm, und gefolgt von einem einzigen Lackei nach der Barriere ritt, wo ihn Buckingham abholen sollte.

Der Herzog empfing seinen Gegner, als wäre er der liebenswürdigste Bekannte, machte Platz, um ihn sitzen zu lassen, bot ihm Zuckerwerk und breitete seinen Mantel von Zobelpelz, der auf dem Vordersitze lag, über ihm aus.

Dann plauderte man:

Vom Hof, ohne von Madame zu sprechen;

Von Monsieur, ohne von seiner Ehe zu sprechen;

Vom König, ohne von seiner Schwägerin zu sprechen;

Von der Königin Mutter, ohne von ihrer Schwiegertochter zu sprechen;

Vom König von England, ohne von seiner Schwester zu sprechen;

Von dem Herzenszustand von jedem von den Reisenden, ohne einen gefährlichen Namen zu nennen.

Die Fahrt, welche in kleinen Tagereisen gemacht wurde, war auch reizend.

Buckingham, ein wahrer Franzose dem Geist und der Erziehung nach, war entzückt, seinen Gefährten so gut gewählt zu haben.

Gute Mahle, nur mit dem Ende der Zähne berührt, Probieren von Pferden auf den Wiesen, welche die Straße durchschnitt, Hasenjagden, denn Buckingham hatte seine Windhunde bei sich, das war die Verwendung der Zeit.

Buckingham glich ein wenig dem schönen Seinefluß, der in seinen verliebten Krümmungen Frankreich tausendmal umarmt, ehe er sich entschließt, in den Ozean auszumünden.

Indem er aber Frankreich verließ, war es hauptsächlich die neue Französin, die er nach Paris gebracht, was Buckingham beklagte; er hatte nicht einen Gedanken, der nicht eine Erinnerung und folglich ein Bedauern war.

Wenn er sich zuweilen, trotz seiner Selbstbeherrschung, in seine Gedanken versenkte, überließ ihn auch Wardes ganz seinen Träumereien.

Dieses Zartgefühl würde Buckingham sicherlich gerührt und

seine Stimmung in Beziehung auf Wardes geändert haben, hätte dieser, während er schwieg, ein minder boshafte Auge und ein minder falsches Lächeln gehabt.

Aber der Haß aus Instinkt ist unbeugsam; nichts löscht ihn; ein wenig Asche bedeckt ihn zuweilen, doch unter dieser Asche brütet er sich nur wütender aus.

Nachdem man alle Zerstreungen, die der Weg bot, erschöpft hatte, kam man, wie gesagt, nach Calais.

Dies geschah gegen das Ende des sechsten Tages.

Schon am Tage vorher hatten die Leute des Herzogs eine Barke gemietet, welche sich zu der kleinen Yacht begeben sollte, die im Angesicht lavierte oder, wenn sie ihre weißen Flügel zu müde fühlte, zwei bis drei Kanonenschüsse vom Hafendamme vor Anker ging.

Diese Barke war bestimmt, hin und herfahrend alle Equipagen des Herzogs an Bord zu bringen.

Die Pferde waren eingeschifft worden, man hißte sie von der Barke auf das Verdeck des Schiffes in Körben, die man besonders hierzu gemacht und so ausgefüttert hatte, daß ihre Glieder, selbst bei den heftigsten Krisen des Schreckens oder der Ungeduld, die weiche Stütze der Wände nicht verließen, und daß ihre Haare nicht einmal aufgestrichen wurden.

Acht von diesen Körben füllten neben einander gestellt den Raum. Man weiß, daß während der kurzen Fahrten die zitternden Pferde nichts fressen und in Gegenwart des besten Futters, nach dem sie auf dem Lande sehr lüstern gewesen wären, beben.

Allmählich wurde die ganze Equipage des Herzogs an Bord der Yacht gebracht? dann kamen seine Leute zurück und meldeten, Alles sei bereit, und wenn er sich mit dem französischen Herrn einschiffen wolle, so warte man nur noch auf sie.

Denn Niemand vermutete, der französische Edelmann könnte mit Mylord Herzog etwas Anderes abzumachen haben, als Freundschaftsrechnungen.

Buckingham ließ dem Patron der Yacht antworten, er habe sich bereit zu halten, da aber das Wetter schön sei, da der Tag einen herrlichen Sonnenuntergang verspreche, so gedenke er sich erst in der Nacht einzuschiffen und den Abend zu einem Spaziergang

auf dem Gestade zu benützen.

Überdies, fügte er bei, da er sich in vortrefflicher Gesellschaft befinde, so dränge es ihn nicht im Mindesten, sich einzuschiffen.

Indem er dies sagte, zeigte er den Leuten, die ihn umgaben, das prachtvolle Schauspiel des am Horizont mit Purpur übergossenen Himmels und eines Amphitheaters von flockenartigen Wolken, die von der Sonnenscheibe zum Zenit aufstiegen und dabei die Formen einer Kette von Bergen mit aufeinander gehäuften Gipfeln annahmen.

Dieses ganze Amphitheater war an seiner Base mit einer Art von blutigem Gischt gefärbt, der in Tinten von Opal und Perlmutter verschmolz, je mehr der Blick von der Base zu der Höhe aufstieg. Das Meer färbte sich seinerseits mit demselben Reflex und auf jedem Gipfel einer blauen Welle tanzte ein leuchtender Punkt wie ein dem Widerschein einer Lampe ausgesetzter Rubin.

Ein warmer Abend, salzige Düfte, den träumerischen Phantasien so lieb, ein kräftiger, in harmonischen Stößen wehender Ostwind, dann in der Ferne die Yacht mit ihrem schwarzen Profil, mit ihrem durchbrochenen Takelwerk auf dem purpurroten Grunde des Himmels und da und dort am Horizont lateinische Segel, gebückt unter dem Azur wie der Flügel einer Meve, wenn sie niedertaucht.

Dieses Schauspiel war in der Tat wohl wert, daß man es bewunderte.

Die Menge der Neugierigen folgte den goldbetreßten Bedienten, unter denen sie, als sie den Intendanten, und den Sekretäre sah, den Herrn und seinen Freund zu sehen glaubte.

Was Buckingham betrifft, der einfach in ein Wamms von grauem Atlaß und einen Überwurf von veilchenblauem Sammet gekleidet war, den Hut auf den Augen hatte und weder Orden, noch Stickereien trug, so wurde er ebenso wenig bemerkt, als Wardes, der schwarz wie ein Anwalt angetan.

Die Leute des Herzogs hatten den Befehl, eine Barke am Hasendamm bereit zu halten und das Einschiffen ihres Herrn zu überwachen, ohne jedoch zu ihm zu kommen, ehe er oder sein Freund rufen würde.

»Was sie auch sehen möchten,« fügte er bei, indem er auf

diese Worte einen solchen Nachdruck legte, daß sie begriffen wurden.

Nachdem er ein paar Schritte auf dem Sand getan hatte, sagte Buckingham zu Wardes:

»Mein Herr, ich glaube, daß wir von einander Abschied nehmen müssen. Ihr seht, die See steigt; in zehn Minuten wird sie den Sand, auf dem wir gehen, dergestalt durchnäßt haben, daß wir außer Stand sind, den Boden zu fühlen.«

»Mylord, ich bin zu Euren Befehlen, doch . . . «

»Doch wir sind noch auf dem Grund des Königs, nicht wahr?«

»Ja.«

»Nun, so kommt; es ist dort, wie Ihr seht, eine Art von Insel, umgeben von einer kreisförmigen Lache. Die Lache nimmt zu und die Insel verschwindet von Minute zu Minute immer mehr. Diese Insel gehört wohl Gott, denn sie liegt zwischen zwei Meeren und der König hat sie nicht auf seinen Karten. Seht Ihr sie?«

»Ich sehe sie. Wir können sie jetzt kaum erreichen, ohne uns die Füße zu benetzen.«

»Ja, aber bemerkt wohl, daß sie einen ziemlich hohen Punkt bildet, und daß das Meer auf jeder Seite steigt, ohne ihren Gipfel zu erreichen. Daraus geht hervor, daß wir auf diesem kleinen Theater vortrefflich sein werden. Was haltet Ihr davon?«

»Ich werde überall gut sein, wo mein Degen die Ehre haben wird, dem Eurigen zu begegnen, Mylord.«

»Vorwärts also! Ich bin in Verzweiflung, daß ich Euch die Füße naß mache, Herr von Wardes, doch es ist, wie ich glaube, notwendig, damit Ihr dem König sagen könnt: ›Sire, ich habe mich nicht auf dem Boden Eure Majestät geschlagen,‹ Das ist zwar ein wenig spitzfindig, aber von Port Royal an schwimmt Ihr in den Spitzfindigkeiten. Oh! beklagen wir uns nicht, das gibt Euch einen reizenden Witz, der nicht Euch Anderen gehört. Wenn es Euch genehm ist, wollen wir uns beeilen, Herr von Wardes, denn seht, das Meer steigt und die Nacht kommt.«

»Wenn ich nicht rascher marschierte, so geschah es nur, um nicht vor Eurer Herrlichkeit zu gehen. Seid Ihr noch trockenen Fußes, Herr Herzog?«

»Ja, bis jetzt. Schaut doch dorthin; meine Bursche haben

bringe, uns ertrinken zu sehen, und kreuzen mit dem Nachen. Seht doch, wie sie auf der Spitze der Wellen tanzen! Das ist vortrefflich, doch ich bekäme darüber die Seekrankheit. Wollt Ihr mir wohl erlauben, ihnen den Rücken zuzuwenden?«

»Ihr werdet bemerken, daß Ihr, indem Ihr ihnen den Rücken zuwendet, die Sonne im Gesichte habt, Mylord?«

»Oh! sie ist zu dieser Stunde sehr schwach und wird bald verschwunden sein; kümmert Euch also nicht darum.«

»Wie Ihr wollt, Mylord; was ich darüber sagte, sagte ich aus Zartgefühl.«

»Ich weiß es, Herr von Wardes, und schätze Eure Bemerkung. Wollen wir unsere Wämmser ablegen?«

»Bestimmt, Mylord.«

»Es ist bequemer.«

»Dann bin ich ganz bereit.«

»Sagt mir ohne Umstände, Herr von Wardes, ob Ihr Euch auf dem durchnäßten Sande übel fühlt, oder ob Ihr Euch noch ein Wenig zu sehr auf französischem Gebiete glaubt? Wir werden uns in England oder auf meiner Yacht schlagen.«

»Wir sind hier sehr gut, Mylord; nur muß ich die Ehre haben, Euch zu bemerken, daß uns, da die See steigt, kaum noch die erforderliche Zeit bleibt.«

Buckingham machte ein Zeichen der Beipflichtung, zog sein Wamms aus und warf es auf den Sand.

Wardes tat dasselbe.

Weiß wie zwei Gespenster für diejenigen, welche sie vom Gestade aus sahen, hoben sich die zwei Körper von dem blauroten Schatten ab, der vom Himmel herabstieg.

»Meiner Treue, Herr Herzog, wir können kaum ausfallen,« sagte Wardes. »Fühlt Ihr, wie unsere Füße im Sande festhalten?«

»Ich bin bis an den Knöchel eingesunken, abgesehen davon, daß uns nun das Wasser erreicht,« erwiderte Buckingham.

»Es hat mich schon erreicht. Wann Ihr wollt, Herr Herzog.«

Wardes nahm den Degen in die Hand.

Der Herzog ahmte ihn nach.

»Herr von Wardes,« sagte nun Buckingham, »noch ein letztes

Wort, wenn es Euch beliebt . . . Ich schlage mich mit Euch, weil ich Euch nicht liebe, weil Ihr mir das Herz zerrissen habt, indem Ihr über eine gewisse Leidenschaft spottetet, die ich hege, die ich in diesem Augenblick zugestehe und für welchen sterben ich sehr glücklich sein werde. Ihr seid ein boshafter Mensch, Herr von Wardes, und ich will Allem aufbieten, um Euch zu töten, denn ich fühle es, wenn Ihr nicht heute durch meine Hand sterbt, so werdet Ihr In Zukunft meinen Freunden viel Böses zufügen. Das ist es, was ich Euch zu sagen hatte,« fügte Buckingham bei.

Und er verbeugte sich.

»Und ich, Mylord, habe Euch hierauf zu antworten:

»Ich haßte Euch nicht; doch nun, da Ihr mich erraten habt, hasse ich Euch, und ich werde Alles, was in meinen Kräften liegt, tun, um Euch zu töten.«

Und Wardes verbeugte sich vor Buckingham.

In demselben Augenblicke kreuzten sich die Eisen; zwei Blitze verbanden sich in der Nacht.

Die Degen suchten sich, errieten sich, berührten sich.

Beide waren geschickte Fechter. Die ersten Ausfälle hatten keinen Erfolg.

Die Nacht war rasch vorgerückt und so dunkel, daß man sich instinctartig angriff und verteidigte.

Plötzlich fühlte Wardes sein Eisen festgehalten; er hatte Buckingham in die Schulter gestochen.

Der Degen des Herzogs senkte sich mit seinen, Arme.

»Oh!« machte er.

»Getroffen, nicht wahr, Mylord?« fragte Wardes zurückweichend.

»Ja, mein Herr, doch leicht.«

»Ihr habt indessen das Lager verlassen.«

»Das ist die erste Wirkung der Kälte des Eisens, doch ich stehe wieder. Fangen wir wieder an, wenn es Euch beliebt, mein Herr.«

Und mit einem unheimlichen Klirren von der Klinge abweichend, zerriß der Herzog dem Marquis die Brust.

»Auch getroffen,« sagte er.

»Nein,« erwiderte Wardes, der fest auf seinem Platze blieb.

»Verzeih!, doch da ich Euer Hemd ganz rot sah . . . « sagte Buckingham.

»Also nun Euch!« rief Wardes wütend.

Und weit ausfallend durchstieß er Buckingham den Vorderarm. Der Degen ging zwischen den zwei Knochen durch.

Buckingham fühlte seinen rechten Arm gelähmt, streckte den linken Arm vor, ergriff seinen Degen, der eben seiner trägen Hand entfallen wollte, und durchstieß Wardes, ehe er sich wieder ausgelegt hatte, die Brust.

Wardes wankte, seine Knie bogen sich, er ließ seinen noch im Arm des Herzogs steckenden Degen aus der Hand und fiel in das Wasser, das sich von einem Reflex rötete, der ächter war, als derjenige, welchen ihm die Wolken zusandten.

Wardes war nicht tot, er fühlte die furchtbare Gefahr, von der er bedroht wurde: die See stieg.

Der Herzog fühlte die Gefahr auch. Mit einer gewaltigen Anstrengung und einem Schmerzensschrei riß er das in seinem Arm gebliebene Eisen heraus, wandte sich dann gegen Wardes um und fragte:

»Seid Ihr tot?«

»Nein,« erwiderte Wardes mit einer von dem Blut, das aus seiner Lunge in seine Kehle ausstieg, erstickten Stimme, »doch es fehlt wenig.«

»Nun, was ist zu tun? Sprecht, könnt Ihr gehen?«

Wardes erhob sich auf ein Knie.

»Unmöglich,« sagte er.

Dann wieder niederfallend:

»Ruft Eure Leute, oder ich ertrinke.«

»Holla! Barke, rasch herbeigefahren!«

Die Barke strengte ihre Ruder gewaltig an.

Doch das Meer stieg rascher, als die Barke ging.

Buckingham sah, daß Wardes nahe daran war, von einer Welle bedeckt zu werden; aus seinem gesunden und unverwundeten linken Arme machte er ihm einen Gürtel und hob ihn auf.

Die Welle stieg bis an seinen halben Leib, konnte ihn aber nicht erschüttern.

Der Herzog ging nach dem Lande zu.

Doch kaum hatte er zehn Schritte gemacht, als eine zweite Welle, welche viel höher, viel bedrohlicher, viel wütender als die erste, herbeilief, ihn in der Höhe der Brust traf, niederwarf, begrub.

Dann, da sie die Strömung wieder forttrug, ließ sie einen Augenblick den Herzog und Wardes entblößt auf dem Sande liegen.

Wardes war ohnmächtig.

In diesem Augenblick warfen sich vier Matrosen des Herzogs, die die Gefahr begriffen, in das Meer und waren in einer Sekunde bei Buckingham.

Ihr Schrecken war groß, als sie ihren Gebieter sich mit Blut bedecken sahen, während das Wasser, von dem er durchnäßt, gegen seine Knie und seine Füße herabließ.

Sie wollten ihn wegtragen.

»Nein! nein!« sagte er, »an's Land, den Marquis an's Land!«

»Laßt ihn sterben! Laßt den Franzosen sterben,« riefen mit dumpfem Tone die Engländer.

»Elende Bursche!« rief der Herzog, indem er sich mit einer stolzen Gebärde, die sie mit Blut besprengte, erhob, »gehört, Herrn von Wardes an's Land, Herrn von Wardes vor Allem in Sicherheit gebracht, oder ich lasse Euch henken.«

Die Barke war mittlerweile herangekommen. Der Sekretäre und der Intendant sprangen ebenfalls ins Wasser und näherten sich dem Marquis.

Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

»Ich empfehle Euch diesen Mann bei Eurem Kopf,« sagte der Herzog. »Herrn von Wardes an's Ufer.«

Man nahm ihn und trug ihn auf den trockenen Sand, wohin das Meer nie stieg.

Einige Neugierige und fünf bis sechs Fischer hatten sich, herbeigelockt durch das seltene Schauspiel von zwei Männern, die sich bis an die Knie im Wasser schlugen, auf dem Ufer aufgestellt.

Als die Fischer eine Gruppe von Menschen, die einen Verwundeten trugen, auf sich zukommen sahen, traten sie auch

bis an das halbe Bein ins Meer.

Die Engländer übergaben ihnen den Verwundeten in der Sekunde, wo dieser die Augen zu öffnen begann.

Das Salzwasser der See und der seine Sand waren in seine Wunden eingedrungen und verursachten ihm unbeschreibliche Schmerzen.

Der Sekretäre des Herzogs zog aus seiner Tasche eine volle Börse, übergab sie dem, welcher ihm der Bedeutendste von den Anwesenden zu sein schien, und sagte:

»Von meinem Herrn Mylord Herzog von Buckingham, daß man dem Herrn Marquis von Wardes alle erdenkliche Pflege angedeihen lasse.«

Und er kehrte gefolgt von den Seinigen zu dem Nachen zurück, zudem sich Buckingham nur mit Mühe geschleppt, doch erst nachdem er Wardes außer Gefahr gesehen hatte.

Die See ging schon hoch, die gestickten Kleider und die seidenen Gürtel waren durchnäßt. Viele Hüte wurden von den Wellen fortgerissen.

Die Kleider von Mylord Herzog und die von Wardes hatte die Flut nach dem User getragen.

Man hüllte Wardes in das Kleid des Herzogs, das man für das seinige hielt, und trug ihn auf den Armen in die Stadt.

XII.

Dreifache Liebe.

Seit der Abreise von Buckingham bildete sich Guiche ein, die Erde gehöre ihm ohne Teilung.

Monsieur, der nicht mehr den geringsten Grund zur Eifersucht hatte und überdies ganz unter dem Einfluß des Chevalier von Lorraine stand, bewilligte in seinem Hause so viel Freiheit, als nur die Anspruchsvollsten wünschen konnten.

Der König, der Geschmack an der Gesellschaft von Madame gesunden hatte, ersann Vergnügen auf Vergnügen, um den Aufenthalt in Paris heiter zu machen, so daß kein Tag ohne ein Fest im Palais Royal oder ohne einen Empfang bei Monsieur verging.

Der König ließ Fontainebleau einrichten, um hier den Hof zu empfangen, und Jedermann war bemüht, bei der Reise zu sein. Madame führte das geschäftigste Leben. Ihre Stimme, ihre Feder standen nie stille.

Die Gespräche mit Guiche gewannen allmählig das Interesse, in welchem man die Vorspiele von großen Leidenschaften nicht verkennen kann.

Wenn die Augen bei einer Erörterung über die Farbe von Stoffen schmachten, wenn man eine Stunde damit zubringt, daß man die Verdienste und den Wohlgeruch eines Kräutersäckchens oder einer Blume analysiert, so gibt es bei dieser Art von Konversation Worte, welche Jedermann hören kann, aber es gibt auch Gebärden und Seufzer, die nicht Jedermann sehen kann.

Wenn Madame viel mit Herrn von Guiche geplaudert hatte, so plauderte sie mit dem König, der sie regelmäßig jeden Tag besuchte. Man spielte, man machte Verse, man wählte Devisen und Embleme; dieser Frühling war nicht allein der Frühling der Natur, es war die Jugend eines ganzen Volkes, dessen Kopf dieser Hof bildete.

Der König war jung, schön, galanter als irgend Jemand. Er liebte in verliebter Weise alle Frauen, selbst die Königin, seine

Gemahlin.

Nur war der große König der Schüchternste oder der Zurückhaltendste seines Reiches, so lange er sich nicht selbst seine Gefühle gestanden hatte

Diese Schüchternheit hielt ihn in den Schranken einfacher Höflichkeit, und keine Frau konnte sich rühmen, den Vorzug vor einer andern zu haben.

Es ließ sich ahnen, der Tag, wo er sich erklären würde, wäre die Morgenröte einer neuen Souveränität, doch er erklärte sich nicht.

Herr von Guiche benützte dies, um der König des ganzen verliebten Hofes zu sein.

Man hatte gesagt, er stehe sehr gut mit Fräulein von Montalais, man hatte behauptet, er sei ein eifriger Liebhaber von Fräulein von Chatillon; nun war er nicht einmal mehr höflich gegen eine Frau des Hofes. Er hatte nur Augen und Ohren für eine Einzige.

Er nahm auch unmerklich seinen Platz bei Monsieur ein, der ihn liebte und so viel als möglich in seinem Hause hielt.

Von Natur leutescheu, entfernte er sich zu sehr vor der Ankunft von Madame; sobald aber Madame angekommen war, entfernte er sich nicht mehr genug.

Was von aller Welt, am meisten aber vom bösen Genius des Hauses, vom Chevalier von Lorraine bemerkt wurde, dem Monsieur eine lebhaftere Zuneigung bezeigte, weil er selbst bei seinen Bosheiten einen lustigen Humor hatte, und weil es ihm nie an einem Gedanken, wie die Zeit anzuwenden, fehlte.

Als der Chevalier von Lorraine sah, daß Guiche an seine Stelle zu treten drohte, nahm er seine Zuflucht zu einem großen Mittel. Er verschwand und ließ Monsieur sehr in Verlegenheit.

Am ersten Tag seines Verschwindens suchte ihn Monsieur beinahe nicht, denn Guiche war da, und mit Ausnahme seiner Unterredungen mit Madame widmete dieser mutig die Stunden des Tags und der Nacht dem Prinzen.

Als aber Monsieur am zweiten Tag Niemand bei der Hand fand, fragte er, wo der Chevalier wäre.

Man antwortete ihm, man wisse es nicht.

Guiche, nachdem er den Morgen mit der Auswahl von Stickereien und Fransen mit Madame zugebracht hatte, kam, um

den Prinzen zu trösten. Doch nach dem Mittagmahl waren noch Tulpen und Amethyste zu schätzen und Guiche kehrte in das Kabinett von Madame zurück.

Monsieur blieb allein, es war die Stunde seiner Toilette, er fühlte sich den Unglücklichsten der Menschen und fragte abermals, ob man keine Nachricht vom Chevalier habe.

»Niemand weiß, wo der Chevalier zu finden ist,« war die Antwort, die man dem Prinzen gab.

Da Monsieur nicht wusste, wohin er seine Langweile tragen sollte, so ging er im Schlafrock und frisiert zu Madame.

Es war großer Cercle von Leuten, die in allen Ecken lachten und zischelten; hier eine Gruppe von Frauen um einen Mann und unterdrücktes Gelächter; dort Manicamp und Malicorne von Montalais, Fräulein von Tonnay-Charente und zwei andern Lacherinnen angefallen.

Ferner Madame auf Polstern sitzend, und Guiche eine Handvoll Perlen und Edelsteine verstreudend, unter denen der zarte, weiße Finger der Prinzessin diejenigen bezeichnete, welche ihr am meisten gefielen.

In einer andern Ecke ein Zitherspieler, der spanische Seguidillas sang, in welche Madame verliebt war, seitdem sie solche die junge Königin mit einer gewissen Schwermut hatte singen hören; nur trällerte das, was die Spanierin mit Tränen in den Augen gesungen hatte, die Engländerin mit einem Lächeln, das ihre Perlmutterzähne sehen ließ.

So bevölkert, bot dieses Kabinett das lachendste Bild der Welt.

Monsieur war bei seinem Eintritt betroffen, als er so viele Leute ohne ihn sich vergnügen sah. Er war so eifersüchtig, daß er sich nicht erwehren konnte, wie ein Kind zu sagen:

»Wie! Ihr belustigt Euch hier, und ich langweile mich ganz allein!«

Seine Stimme war wie ein Donnerschlag, der das Gezwitscher der Vögel im Blätterwerk unterbricht, und es trat eine tiefe Stille ein.

Guiche stand einen Augenblick unbeweglich.

Malicorne machte sich hinter dem Rücken von Montalais klein.

Manicamp richtete sich auf und nahm seine große

Ceremonienmiene an.

Der Guitarrero steckte seine Zither unter einen Tisch und zog den Teppich darüber, um sie vor den Augen des Prinzen zu verbergen.

Madame allein rührte sich nicht; sie lächelte ihrem Gemahl zu und erwiderte:

»Ist das nicht die Stunde Ihrer Toilette?«

»Und sie wählte man, um sich zu belustigen!« brummelte der Prinz.

Dieses unglückliche Wort war das Signal zur Flucht, die Frauen entflohen wie eine Schar erschrockener Vögel; der Zitherspieler verschwand wie ein Schatten; stets beschützt durch Montalais, die ihren Rock ausbreitete, schlüpfte Malicorne hinter eine Tapete, Manicamp kam Guiche zu Hilfe, der natürlich bei Madame blieb, und Beide hielten mutig den Angriff mit der Prinzessin aus.

Der Graf war zu glücklich, um dem Gemahl zu grollen; aber Monsieur war böse auf Madame.

Er brauchte ein Motiv zum Streiten; er suchte es und der hastige Abgang dieser vor seiner Ankunft so lustigen und durch seine Gegenwart nun so sehr beunruhigten Menge bot ihm einen Vorwand.

»Warum ergreift man die Flucht bei meinem Anblick?« sagte er mit hochmütigem Ton.

Madame erwiderte, so oft der Herr erscheine, halte sich die Familie aus Ehrfurcht entfernt.

Und indem sie dies sagte, machte sie ein so heiteres, so drolliges Gesicht, daß Guiche und Manicamp nicht an sich halten konnten. Sie brachen in ein Gelächter aus, Madame ahmte sie nach, dieser Anfall steckte Monsieur an, der sich setzen mußte, weil er lachend zu viel von seiner Gravität verlor.

Endlich hörte er auf, aber sein Zorn hatte sich vermehrt. Er war noch wütender darüber, daß er sich dem Gelächter überlassen, als daß er die Andern hatte lachen sehen.

Er schaute Manicamp mit großen Augen an, da er es nicht wagte, dem Grafen von Guiche seinen Zorn zu zeigen.

Doch auf ein Zeichen, das er mit zu heftigem Ärger machte, gingen Manicamp und Guiche hinaus.

Madame, welche allein geblieben war, raffte traurig ihre Perlen zusammen, lachte gar nicht mehr und sprach noch viel weniger.

»Es freut mich sehr, zu sehen, daß man mich bei Euch wie einen Fremden behandelt, Madame,« sagte der Herzog.

Und er verließ den Salon ganz außer sich.

Auf seinem Wege traf er Montalais, welche im Vorzimmer wachte.

»Es ist schön, einen kommen zu sehen, doch vor der Türe,« sagte er.

»Ich begreife nicht recht, was Eure Hoheit mir zu sagen mich beehrt,« erwiderte sie.

»Ich sage, mein Fräulein, daß wenn Ihr mit einander im Gemach von Madame lacht, derjenige unwillkommen ist, der nicht außen bleibt.«

»Eure Königliche Hoheit denkt und spricht ohne Zweifel nicht so für sich?«

»Im Gegenteil, mein Fräulein, für mich spreche ich, für mich denke ich. Ich habe sicherlich keinen Grund, mir zu dem Empfang, der mir hier zu Teil wird, Glück zu wünschen. Wie! an einem Tag, wo bei Madame, bei mir Musik und Gesellschaft ist, an einem Tag, wo ich mich ebenfalls ein wenig zu belustigen gedenke, entfernt man sich! Hatte man denn Angst, mich zu sehen, daß Jedermann die Flucht ergriff, als man mich sah? . . . Man treibt also Schlimmes . . . wenn ich abwesend bin?«

»Aber, Monseigneur, man tut heute nichts Anderes, als man alle Tage tut,« entgegnete Montalais.

»Wie! man lacht alle Tage so?«

»Ja, Monseigneur.«

»Alle Tage sind Gruppen, wie die, welche ich gesehen habe?«

»Ganz dieselben, Monseigneur.«

»Und alle Tage kratzt man auf der Geige?«

»Monseigneur, heute ist es die Zither; doch wenn wir keine Zither haben, so, haben wir Geigen und Flöten; die Frauen langweilen sich ohne Musik.«

»Teufel! und die Männer?«

»Welche Männer?«

»Herr von Guiche, Herr von Manicamp und die Anderen, Herr . . . «

»Alle vom Hause Eurer königlichen Hoheit.«

»Ja, ja, Ihr habt Recht, mein Fräulein,« sprach der Prinz.

Und er kehrte in seine Gemächer zurück; er war ganz träumerisch und' stürzte sich in den tiefsten von seinen Lehnstühlen, ohne sich im Spiegel zu beschauen.

»Wo kann der Chevalier sein?« sagte er.

Es war ein Diener in der Nähe des Prinzen.

Seine Frage wurde gehört.

»Man weiß es nicht, Monseigneur.«

»Abermals diese Antwort! . . . Den Ersten, der mir wieder erwidert: ›Ich weiß es nicht,‹ jage ich fort.«

Bei diesem Wort entfloh Jedermann aus dem Gemache von Monsieur, wie man aus dem von Madame entflohen war.

Da geriet der Prinz in einen unbeschreiblichen Zorn. Er stieß mit dem Fuß an ein Chiffonnier, das in dreißig Stücken auf den Boden rollte.

Dann ging er mit der größten Kaltblütigkeit nach den Galerien und warf eine Vase von Email, ein Wasserbecken von Porphyr und einen Kandelaber von Bronze auf einander. Das Ganze machte einen furchtbaren Lärmen. Alle Welt erschien an den Türen.

»Was will Monseigneur?« wagte der Kapitän der Leibwachen schüchtern zu fragen.

»Ich mache mir Musik,« erwiderte der Prinz mit den Zähnen knirschend.

Der Kapitän der Leibwachen ließ den Arzt Seiner Königlichen Hoheit holen.

Doch vor dem Arzt kam Malicorne und meldete dem Prinzen:

»Monseigneur, der Herr Chevalier von Lorraine folgt mir.«

Der Herzog schaute Malicorne an und lächelte.

Der Chevalier trat in der Tat ein.

XIII.

Die Eifersucht von Herrn von Lorraine.

Der Herzog stieß einen Freudenschrei aus, als er den Chevalier von Lorraine erblickte.

»Oh! das ist ein Glück,« sprach er; »durch welchen Zufall sieht man Euch? Wart Ihr denn nicht verschwunden, wie die Sage ging?«

»Ja, Monseigneur.«

»Eine Laune? ich Launen haben bei Eurer Hoheit! Die Ehrfurcht . . . «

»Laß die Ehrfurcht, gegen die Du Dich alle Tage verfehlst. Ich spreche Dich davon frei. Warum bist Du weggegangen? Erkläre Dich.«

»Weil ich Monseigneur völlig unnütz war. Monseigneur hat unterhaltendere Leute bei sich. als ich es je sein werde. Ich fühle mich nicht stark genug, um zu kämpfen, und habe mich zurückgezogen.«

»Diese Zurückhaltung hat keinen Sinn. Wer sind die Leute, gegen die Du nicht kämpfen willst? Guiche?«

»Ich nenne Niemand.«

»Das ist einfältig! Guiche beengt Dich.«

»Ich sage das nicht, Monseigneur; heißt mich nicht sprechen; Ihr wisst wohl, daß Guiche zu unseren guten Freunden gehört.«

»Wer denn?«

»Ich bitte, Monseigneur, lassen wir das, ich flehe Euch an.«

Der Chevalier wusste wohl, daß man die Neugierde reizt, wie den Durst, wenn man das Getränk oder die Erklärung entfernt hält.

»Nein, ich will wissen, warum Du verschwunden bist?«

»Nun, so will ich es Euch sagen; nehmt es aber nicht übel auf.«

»Sprich.«

»Ich bemerkte, daß ich lästig war.«

»Wem?«

»Madame.«

»Wie so?« fragte der Herzog erstaunt.

»Das ist ganz einfach: Madame ist vielleicht eifersüchtig auf die Zuneigung, die Ihr mir zu gewähren die Gnade habt.«

»Sie bezeigt Dir das?«

»Monseigneur, Madame spricht nie ein Wort mit mir, besonders seit einer gewissen Zeit.«

»Seit wann?«

»Seitdem Herr von Guiche ihr mehr gefallen hat, als ich, empfängt sie ihn zu jeder Stunde.«

Der Herzog errötete.

»Zu jeder Stunde? Was für ein Wort ist das?« sprach er mit strengem Tone.

»Ihr seht wohl, Monseigneur, daß ich Euch schon mißfallen habe; ich war davon überzeugt.«

»Ihr mißfällt mir nicht, aber Ihr sagt mir die Dinge etwas lebhaft. In welcher Hinsicht zieht Madame Guiche Euch vor?«

»Ich werde nichts mehr sagen,« erwiderte der Chevalier mit einer zeremoniellen Verbeugung.

»Im Gegenteil, ich will, daß Ihr sprecht; habt ihr Euch deshalb zurückgezogen, so seid Ihr also sehr eifersüchtig?«

»Man muß eifersüchtig sein, wenn man liebt, Monseigneur: ist Eure Hoheit nicht eifersüchtig auf Madame? würde Eure Hoheit, wenn sie immer Jemand bei Madame sähe und zwar Einen, den man günstig behandelte, nicht Verdacht schöpfen? Man liebt seine Freunde wie seine Liebschaften. Eure Hoheit hat mir zuweilen die hohe Ehre erwiesen, mich ihren Freund zu nennen.«

»Ja, ja, doch da ist abermals ein zweideutiges Wort; Chevalier, Ihr habt eine unglückliche Gesprächsform.«

»Welches Wort, Monseigneur?«

»Ihr habt gesagt, *günstig behandelt*. Was versteht Ihr unter dem *günstig*?«

»Etwas ganz Einfaches, Monseigneur,« antwortete der Chevalier mit großer Treuherzigkeit. »So, zum Beispiel, wenn ein Gatte seine Frau vorzugsweise diesen oder jenen Mann zu sich rufen steht; wenn sich dieser Mann beständig oben an ihrem Bett

oder am Schlag ihres Wagens findet; wenn es immer ein Plätzchen für den Fuß dieses Mannes im Umkreis der Röcke der Frau gibt; wenn die Leute sich außer den Aufforderungen zur Konversation begegnen; wenn der Strauß von dieser die Farbe der Blumen von jenem hat; wenn die Musiken im Gemach, die Abendbrote in dem Platz hinter dem Bett statthaben; wenn bei dem Eintritt des Mannes Alles bei der Frau schweigt; wenn der Mann plötzlich zum beständigsten Gefährten, zum zärtlichsten Menschen denjenigen hat, welcher acht Tage zuvor am wenigsten ihm zu gehören schien . . . dann.«

»Vollende.«

»Dann, sage ich, ist man vielleicht eifersüchtig, doch alle diese Einzelheiten sind nicht am Platze und es handelt sich nicht um dieses bei unserem Gespräch.«

Der Herzog kämpfte offenbar in seinem Innern, endlich aber sprach er:

»Ihr sagt mir nicht, warum Ihr Euch neulich entfernt habt, Ihr sagtet nur, aus Furcht, lästig zu sein, und fügtet sogar bei, Ihr habet bei Madame eine Neigung zu häufigem Umgang mit Guiche wahrgenommen.«

»Ah! Monseigneur, das habe ich nicht gesagt.«

»Doch!«

»Wenn ich es sagte, so sah ich darin nur Unschuldiges.«

»Kurz, Ihr habt etwas gesehen?«

»Monseigneur bringt mich in Verlegenheit.«

»Was liegt daran? spricht. Wenn Ihr die Wahrheit sagt, warum dann verlegen sein?«

»Ich sage immer die Wahrheit, Hoheit, aber ich zögere auch immer, wenn ich wiederholen soll, was die Anderen sagen.«



»Ah! Ihr wiederholt! Es scheint also, daß man gesagt hat.«

»Ich gestehe, daß man mit mir davon gesprochen hat.«

»Wer?«

Der Chevalier nahm eine beinahe zornige Miene an und erwiderte:

»Monseigneur, Ihr unterwerft mich einem peinlichen Verhör, Ihr behandelt mich wie einen Angeklagten auf dem Schemelchen . . . und die Gerüchte, welche im Vorübergehen das Ohr eines Edelmanns streifen, verweilen nicht darin. Eure Hoheit will, daß ich das Gerücht zu der Höhe eines Ereignisses erhebe.«

»Nun,« rief der Herzog ärgerlich, »es ist eine entschiedene Tatsache, daß Ihr Euch wegen dieses Gerüchtes zurückgezogen habt.«

»Ich muß die Wahrheit sagen: man hat mir von den beständigen Aufwartungen und Bestrebungen von Guiche bei Madame gesprochen, nichts Anderes; ich wiederhole, ein unschuldiges und mehr noch ein erlaubtes Vergnügen. Doch, Monseigneur, seid nicht ungerecht und treibt die Dinge nicht bis zum Übermaß. Das geht Euch nichts an.«

»Es geht mich nichts an, daß man von den Bestrebungen von Guiche bei Madame spricht . . . «

»Nein, Monseigneur, nein, und was ich Euch sage, würde ich Guiche selbst sagen, in so schönem Lichte betrachte ich den Hof,

den er Madame macht; ich würde es auch ihr sagen. Nur, begreift Ihr, was ich befürchte? Ich befürchte für einen Eifersüchtigen auf die Gunst zu gelten, während ich nur ein Eifersüchtiger auf die Freundschaft bin. Ich kenne Eure Schwäche, ich weiß, daß Ihr, wenn Ihr liebt, ausschließlich seid. Ihr liebt aber Madame, und wer sollte sie auch nicht lieben! Folgt wohl dem Kreis, zu dem ich Euch führe. Madame hat unter Euren Freunden den schönsten und reizendsten vorgezogen: sie wird in Beziehung auf diesen einen solchen Einfluß auf Euch ausüben, daß Ihr die Anderen vernachlässigen werdet. Eine Verachtung von Euch wäre mein Tod . . . es ist schon genug, daß ich die von Madame ertragen muß. Monseigneur, ich habe also den Entschluß gefaßt, den Platz dem Günstling abzutreten, den ich um sein Glück beneide, während ich wahre Freundschaft und aufrichtige Bewunderung für ihn hege. Sprecht, habt Ihr etwas gegen diese Schlußkette einzuwenden? Ist es nicht die eines galanten Mannes? Ist es nicht das Benehmen eines wackeren Freundes? Antwortet mir wenigstens, Ihr, der Ihr mich mit so hartem Tone befragt habt.«

Der Herzog hatte sich niedergesetzt, er hielt seinen Kopf mit beiden Händen und zerzauste seine Frisur.

Nach einem Stillschweigen, das lange genug währte, daß der Chevalier die ganze Wirkung seiner rednerischen Kombinationen schätzen konnte, stand Monseigneur auf und sagte:

»Sprich und sei offenherzig.«

»Wie immer.«

»Gut. Du weißt, daß wir schon etwas in Betreff des extravaganten Buckingham bemerkt haben.«

»Oh! Monseigneur, schuldigt Madame nicht an, oder ich nehme Abschied von Euch. Wie! Ihr geht zu diesen Systemen über? wie! Ihr hegt Verdacht?«

»Nein, nein, Chevalier, ich habe keinen Verdacht gegen Madame . . . Aber am Ende sehe ich . . . vergleiche ich.«

»Buckingham war ein Mann.«

»Ein Mann, über den Du mir die Augen vollkommen geöffnet hast.«

»Nein, nein,« entgegnete lebhaft der Chevalier, »ich habe Euch die Augen nicht geöffnet: Guiche. Ah! wir wollen nicht

verwechseln.« Und er lachte mit jenem schrillen Gelächter, das dem Zischen der Schlange gleicht.

»Ja, in der Tat, ja . . . Du sagtest ein paar Worte, doch Guiche zeigte sich am Eifersüchtigsten.«

»Ich glaube wohl,« fuhr der Chevalier mit demselben Ton fort; »er kämpfte für den Heerd und den Altar.«

»Wie beliebt?« fragt« der Herzog empört über diesen treulosen Scherz.

»Allerdings ist Herr von Guiche nicht der erste Edelmann Eures Hauses.«



Madame Henriette d'Angleterre.

»Nun,« sagte der Herzog etwas ruhiger, »diese Leidenschaft

von Buckingham war bemerkt worden?«

»Gewiß.«

»Sagt man, die von Guiche sei ebenso sehr bemerkt worden?«

»Aber, Monseigneur, Ihr fallt wieder zurück, man sagt nicht, Herr von Guiche habe eine Leidenschaft.«

»Gut! gut!«

»Ihr seht, Monseigneur, es wäre besser, tausendmal besser gewesen, mich in meiner Zurückgezogenheit zu lassen, als Euch mit meinen Skrupeln einen Verdacht zu schmieden, den Madame als ein Verbrechen betrachten wird, und dabei hat sie Recht.«

»Was würdest Du tun?«

»Etwas Vernünftiges.«

»Was?«

»Ich würde der Gesellschaft dieser neuen Epikuräer nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr schenken, und auf diese Art würden die Gerüchte aufhören.«

»Ich werde sehen, mich beraten.«

»Oh! Ihr habt Zeit, die Gefahr ist nicht groß, und dann handelt es sich weder um Gefahr, noch um Leidenschaft; es handelt sich darum, daß ich Eure Freundschaft für mich sich schwächen zu sehen befürchtete. Sobald Ihr mir sie mit einer so liebevollen Entschiedenheit zurückgebt, habe ich keinen andern Gedanken mehr.«

Der Herzog schüttelte den Kopf, als wollte er sagen:

»Wenn Du keinen Gedanken mehr hast, so habe ich doch einen.«

Doch die Stunde zum Mittagmahl war gekommen; Monsieur ließ Madame benachrichtigen. Es kam die Antwort, Madame könne der großen Tafel nicht beiwohnen, und werde in ihrem Gemache speisen.

»Das ist nicht meine Schuld,« sagte der Herzog; »als ich diesen Morgen mitten unter ihre Musiker fiel, spielte ich den Eifersüchtigen und man schmolzt mir.«

»Wir werden allein speisen,« sagte der Chevalier mit einem Seufzer; »ich bedaure, daß Guiche nicht da ist.«

»Oh! Guiche wird nicht lange schmollen, er ist eine gutherzige

Natur.«

»Monseigneur,« sagte plötzlich der Chevalier, »es kommt mir ein guter Gedanke: ich konnte vorhin Eure Hoheit erbittern und Verdacht gegen Guiche erregen. Es geziemt sich, daß ich der Vermittler bin. Ich will den Grafen aussuchen und hierherbringen.«

»Ah! Chevalier, Du bist eine gute Seele.«

»Ihr sagt das, als ob Ihr darüber erstaunt wäret.«

»Ah! Du bist nicht alle Tage zärtlich.«

»Es mag sein, doch Ihr müßt zugestehen, ich weiß ein Unrecht, das ich begangen habe, wieder gut zu machen.«

»Ich gestehe es.«

»Eure Hoheit wird mir wohl die Gnade erweisen, einige Augenblicke hier zu warten.«

»Gern, gehe . . . Ich werde meine Kleider für Fontainebleau anprobieren.«

Sobald der Chevalier weggegangen war, rief er seine Leute mit großer Sorgfalt, als ob er ihnen verschiedene Befehle zu geben hätte.

Alle gingen in verschiedenen Richtungen ab. Doch er hielt seinen Kammerdiener zurück und sagte zu ihm:

»Erkundige Dich, und zwar sogleich, ob Herr von Guiche bei Madame ist. Sprich, wie willst Du das erfahren?«

»Das ist leicht, Herr Chevalier; ich frage Malicorne, der es von Fräulein von Montalais erfahren wird. Ich muß indessen bemerken, daß die Frage vergeblich sein wird, denn alle Leute des Herrn Grafen sind abgegangen, und der Herr mußte wohl mit ihnen abgehen.«

»Erkundige Dich nichtsdestoweniger.«

Es waren kaum zehn Minuten abgelaufen, als der Kammerdiener zurückkehrte. Er führte geheimnisvoll seinen Herrn auf eine Diensttreppe und ließ ihn in ein kleines Zimmer eintreten, dessen Fenster auf den Garten ging.

»Was gibt es?« fragte der Chevalier; »warum so große Vorsicht?«

»Schaut, Herr,« sagte der Kammerdiener.

»Was?«

»Schaut dort unter dem Kastanienbaum.«

»Gut . . . Ah! mein Gott! ich sehe Manicamp, der unten wartet: worauf wartet er?«

»Ihr werdet es finden, wenn Ihr Geduld haben wollt . . . Ah! seht Ihr nun?«

»Ich sehe einen, zwei, vier Musikanten mit ihren Instrumenten, und hinter ihnen, sie antreibend, Guiche in Person. Aber was macht er denn da?«

»Er wartet darauf, daß man ihm die kleine Türe zur Treppe der Ehrendame öffnet, auf dieser wird er zu Madame hinaufgehen, wo man während des Mittagmahls eine neue Musik hören läßt.«

»Was Du da sagst, Ist herrlich.«

»Nicht wahr?«

»Herr Malicorne hat Dir das gesagt?«

»Er selbst.«

»Er liebt Dich also?«

»Er liebt Monsieur.«

»Warum?«

»Weil er zum Hause von Monsieur gehören will.«

»Bei Gott! er wird dazu gehören. Wie viel hat er hierfür gegeben?«

»Das Geheimnis, das ich an Euch verkaufe, Herr.«

»Ich bezahle Dir hundert Pistolen dafür. Nimm.«

»Meinen Dank . . . Seht Ihr, die kleine Türe öffnet sich, eine Frau läßt die Musikanten eintreten.«

»Das ist die Montalais.«

»Ah! ruft diesen Namen nicht laut . . . wer Montalais sagt, sagt Malicorne. Wenn Ihr Euch mit dem Einen entzweit, steht Ihr schlecht mit der Andern.«

»Gut, ich habe nichts gesehen.«

»Und ich nichts empfangen,« sprach der Kammerdiener, während er die Börse forttrug.

Der Chevalier, der nun die Gewißheit hatte, daß Guiche eingetreten war, kehrte zu Monsieur zurück, den er glänzend gekleidet und strahlend vor Freude wie vor Schönheit fand.

»Monseigneur,« rief er, »man sagt, der König nehme die Sonne

zum Sinnbild »wahrhaftig, Euch würde dieses Sinnbild zukommen!«

»Und Guiche?«

»Unfindbar. Er ist entflohen, verdunstet. Euer Überfall an diesem Morgen hat ihn erschreckt. Man hat ihn nicht zu Hause gefunden.«

»Bah! dieses zersprungene Gehirn war im Stande, die Post zu nehmen, um sich auf seine Güter zu begeben. Armer Junge, ich werde ihn zurückrufen. Laßt uns speisen.«

»Monseigneur, es ist heute der Tag der Gedanken, ich habe abermals einen.«

»Sprich.«

»Monseigneur, Madame schmolzt mit Euch, und sie hat Recht. Ihr seid ihr eine Genugtuung schuldig: speist mit ihr zu Mittag.«

»Oh! das wäre das Benehmen eines schwachen Ehemanns.«

»Nein, eine« guten Ehemanns, Die Prinzessin langweilt sich; sie wird auf ihren Teller weinen, sie wird rote Augen haben. Ein Mann, der die Augen seiner Frau rötet, macht sich verhaßt. Geht, Monseigneur, geht!«

»Nein, meine Tafel ist hier bestellt.«

»Oh! Monseigneur, wir werden sehr traurig sein; der Gedanke, daß Madame allein ist, wird mein Herz bedrücken, Ihr, so grimmig Ihr auch sein wollt, werdet doch speisen. Nehmt mich mit zum Mittagmahl von Madame, das wird eine reizende Überraschung sein. Ihr hattet diesen Morgen Unrecht.«

»Vielleicht wohl.«

»Es gibt kein vielleicht . . . das ist eine Tatsache.«

»Chevalier, Chevalier! Du rätst mir schlecht.«

»Ich rate Euch gut. Ihr erscheint mit Euren Vorzügen: Euer violettbraunes, mit Gold gesticktes Kleid steht Euch göttlich. Madame wird noch mehr durch den Mann selbst als durch die äußern Vorzüge unterjocht sein. Auf, Monseigneur!«

»Du bestimmst mich, laß uns gehen.«

Der Herzog verließ mit dem Chevalier seine Wohnung und wandte sich nach der von Madame.

Der Chevalier flüsterte seinem Kammerdiener ins Ohr:

»Leute vor die kleine Türe! Daß Niemand dort entwischen kann!
Laufe.«

Und er gelangte hinter dem Herzog in die Vorzimmer von
Madame.

Die Huissiers wollten melden.

»Niemand rühre sich,« sagte der Chevalier, »Monseigneur will
eine Überraschung bereiten.«

XIV.

Monsieur ist eifersüchtig auf Guiche.

Monsieur trat ungestüm ein, wie die Leute, die eine gute Absicht haben und ein Vergnügen zu machen glauben, oder wie diejenigen, welche ein Geheimnis, den traurigen Heimfall der Eifersüchtigen, zu erhaschen glauben.

Berauscht von den ersten Takten der Musik, tanzte Madame wie eine Wahnsinnige und ließ ihr angefangenes Mittagessen stehen.

Ihr Tänzer war Herr von Guiche, die Arme in der Luft, die Augen halb geschlossen, das Knie auf der Erde, wie jene spanischen Tänzer mit dem wollüstigen Blick und der liebkosenden Gebärde.

Die Prinzessin drehte sich um ihn mit demselben Lächeln und derselben herausfordernden Verführung.

Montalais bewunderte; La Vallière, die in einer Ecke saß, schaute ganz träumerisch zu.

Es läßt sich die Wirkung nicht schildern, welche auf diese glücklichen Leute die Gegenwart von Monsieur hervorbrachte. Es wäre auch ebenso unmöglich, die Wirkung zu beschreiben, die auf Philipp der Anblick dieser glücklichen Leute hervorbrachte.

Der Graf von Guiche hatte nicht die Kraft, sich zu erheben, Madame blieb mitten in ihrem Pas und ihrer Stellung, ohne ein Wort aussprechen zu können.

Der Chevalier von Lorraine, der sich an das Türgesimse anlehnte, lächelte wie ein in die naivste Bewunderung versunkener Mensch.

Die Blicke des Prinzen, das krampfhaftes Zittern seiner Hände und Beine waren das erste Symptom, das die Anwesenden mit Schrecken ergriff. Ein tiefes Stillschweigen folgte auf das Geräusch des Tanzes.

Der Chevalier von Lorraine benützte diesen Zwischenraum, um Madame und Guiche ehrfurchtsvoll zu begrüßen, wobei er sich den Anschein gab, als vermengte er sie in seinen Verbeugungen wie die zwei Gebieter des Hauses.

Monsieur trat näher hinzu und sprach mit rauer Stimme:

»Ich bin entzückt . . . ich kam hierher im Glauben, Euch krank und traurig zu finden, und sehe, daß Ihr Euch neuen Vergnügungen hingibt; in der Tat, das ist ein Glück! Mein Haus ist das lustigste des Weltalls.«

Dann sich an Guiche wendend:

»Graf, ich wusste nicht, daß Ihr ein so wackerer Tänzer seid.«

Hiernach kehrte er abermals zu seiner Frau zurück und sprach mit einer Bitterkeit, die seinen Zorn verbarg:

»Seid besser gegen mich, ladet mich ein, so oft man sich bei Euch belustigt. Ich bin ein sehr verlassener Prinz.«

Guiche hatte seine ganze Sicherheit und den natürlichen Stolz wieder erlangt, der ihm so gut stand, und sprach:

»Monseigneur weiß wohl, daß mein ganzes Leben seinem Dienste geweiht ist; handelt es sich darum, es hinzugeben, so bin ich bereit; heute handelt es sich nur darum, bei den Tönen der Musik zu tanzen, und ich tanze.«

»Und Ihr habt Recht,« erwiderte kalt der Prinz. »Und dann, Madame,« fuhr er fort, »Ihr bemerkt nicht, daß Eure Damen mir meine Freude entführen: Herr von Guiche gehört nicht Euch, Madame, sondern mir. Wollt Ihr ohne mich zu Mittag speisen, so habt Ihr Eure Damen. Speise ich allein, so habe ich meine Kavaliere; beraubt mich nicht gänzlich.«

Madame fühlte den Vorwurf und die Lektion.

Die Rothe stieg ihr plötzlich bis zu den Augen und sie entgegnete:

»Monsieur, als ich an den Hof von Frankreich kam, wusste ich nicht, daß die Prinzessinnen von meinem Rang wie die Frauen in der Türkei betrachtet werden. Ich wusste nicht, daß es verboten war, Männer zu sehen; doch da dies Euer Wille ist, so werde ich mich danach richten; tut Euch keinen Zwang an, wenn Ihr meine Fenster vergittern lassen wollt.«

Diese Entgegnung, welche Montalais und Guiche lachen machte, brachte in das Herz des Prinzen den Zorn zurück, von dem ein guter Teil in seinen Worten verdunstet war.

»Sehr gut,« sagte er mit gedrängtem Ton, »so respektiert man mich in meinem Hause!«

»Monseigneur! Monseigneur!« flüsterte der Chevalier Monsieur so ins Ohr, daß Jedermann bemerkte, er mäßige.

»Kommt!« sagte der Herzog statt jeder Antwort, indem er ihn fortzog und mit einer ungestümen Bewegung, auf die Gefahr, Madame zu stoßen, pirouettirte.

Der Chevalier folgte seinem Gebieter bis in seine Wohnung, wo sich der Prinz nicht so bald niedergesetzt hatte, als er seiner Wut freien Lauf ließ.

Der Chevalier schlug die Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und sprach kein Wort.

»Deine Ansicht!« rief Monsieur.

»Worüber, Hoheit?«

»Über Alles, was hier vorgeht.«

»Ah! Monseigneur, das ist recht.«

»Das ist abscheulich! das Leben kann nicht so fortgehen!«

»Seht, welch«in Unglück!« sprach der Chevalier, »wir hofften Ruhe nach der Abreise von diesem verrückten Buckingham zu haben!«

»Und nun ist es noch schlimmer!«

»Das sage ich nicht, Monseigneur!«

»Ja, aber ich sage es, denn Buckingham hätte es nie gewagt, den vierten Teil von dem zu tun, was wir gesehen.«

»Was denn?«

»Sich verbergen, um zu tanzen, eine Unpäßlichkeit vorschützen, um unter vier Augen zu speisen!«

»Oh! Hoheit, nein, nein!«

»Doch! doch!« rief der Prinz, der sich, wie die eigensinnigen Kinder, selbst immer mehr aufregte, »aber ich werde es nicht länger ertragen, man soll erfahren, was vorgeht!«

»Monsieur! ein Aufsehen! . . . «

»Bei Gott! soll ich mir Zwang antun, während man sich mir gegenüber so wenig Zwang antut! Erwarte mich, Chevalier, erwarte mich!«

Der Prinz verschwand im anstoßenden Zimmer und erkundigte sich beim Huissier, ob die Königin Mutter aus der Kapelle zurückgekommen sei.

Anna von Österreich war glücklich; der an den Herd ihrer Familie zurückgekehrte Friede, ein ganzes Volk entzückt durch die Gegenwart eines jungen, für die großen Dinge gut gestimmten Fürsten, die Staatseinkünfte vermehrt, der äußere Friede gesichert, Alles weissagte ihr eine ruhige Zukunft.

Sie ertappte sich zuweilen bei der Erinnerung an den armen jungen Mann, den sie als Witwe empfangen und als Schwiegermutter vertrieben hatte.

Ein Seufzer vollendete den Gedanken. Plötzlich trat der Herzog von Orleans bei ihr ein.

»Meine Mutter!« rief er, rasch die Türvorhänge schließend, »die Dinge können nicht so fortbestehen,«

Anna von Österreich schlug ihre schönen Augen zu ihm auf und fragte mit einer unstörbaren Sanftmut: »Welche Dinge meint Ihr?«

»Ich spreche von Madame!«

»Von Eurer Frau?«

»Ja, meine Mutter.«

»Ich wette, daß ihr dieser verrückte Buckingham einen Abschiedsbrief geschrieben hat.«

»Oh! ja wohl! meine Mutter: handelt es sich um Buckingham?«

»Um was sonst? denn dieser arme Junge war wohl mit Unrecht ein Zielpunkt Eurer Eifersucht, und ich glaubte . . . «

»Meine Mutter, Madame hat Herrn von Buckingham schon ersetzt.«

»Philipp! was sagt Ihr! Ihr sprecht da leichtsinnige Worte.«

»Nein, nein, Madame hat es so sehr getan, daß ich abermals eifersüchtig bin,‘

»Und auf wen, guter Gott?«

»Wie! Ihr habt nicht bemerkt?«

»Nein.«

»Ihr habt nicht bemerkt, daß Herr von Guiche immer bei ihr, beständig um sie ist?«

Die Königin schlug ihre Hände an einander und fing an zu lachen.

»Philipp,« sagte sie, »es ist kein Fehler, was Ihr habt, sondern eine Krankheit.«

»Fehler oder Krankheit, Madame, ich leide.«

»Und Ihr verlangt, daß man ein Übel heile, das nur in Eurer Phantasie besteht! Man soll billigen, daß Ihr eifersüchtig seid, während kein Grund zu Eurer Eifersucht vorhanden ist?«

»Ah! nun fangt Ihr abermals bei Diesem an, was Ihr bei dem Andern sagtet.«

»Weil Ihr, was Ihr bei dem Andern tattet, nun bei Diesem wieder ansangt,« antwortete trocken die Königin.

Der Prinz verbeugte sich etwas gereizt und sprach:

»Werdet Ihr glauben, wenn ich Tatsachen anführe?«

»Mein Sohn, bei allem Andern, als bei der Eifersucht, würde ich Euch ohne Anführung von Tatsachen glauben, doch bei der Eifersucht verspreche ich Euch nichts.«

»Dann ist es, als ob Eure Majestät mich schweigen hieße und mir zum Voraus Unrecht geben würde.«

»Keines Wegs; Ihr seid mein Sohn, und ich bin Euch alle Nachsicht einer Mutter schuldig.«

»Oh! sprecht Euren Gedanken aus: Ihr seid mir alle Nachsicht schuldig, die ein Narr verdient.«

»Übertreibt nicht, Philipp, und hütet Euch, mir Eure Frau als einen entarteten Geist darzustellen.«

»Aber die Tatsachen . . . «

»Ich höre.«

»Diesen Morgen um zehn Uhr machte man Musik bei Madame.«

»Das ist etwas Unschuldiges.«

»Herr von Guiche sprach allein mit ihr . . . Ah! ich vergesse, Euch zu sagen, daß er sie seit acht Tagen eben so wenig verlässt, als ihr Schatten.«

»Mein Freund, wenn sie etwas Böses täten, so würden sie sich verbergen.«

»Gut!« rief der Herzog, »hier erwartete ich Euch. Behaltet wohl, was Ihr gesagt habt. Diesen Morgen, sage ich, überraschte ich sie und bezeugte lebhaft meine Unzufriedenheit.«

»Seid überzeugt, daß dies genügen wird, es ist vielleicht sogar ein wenig zu stark. Diese jungen Frauen sind mißtrauisch. Ihnen

das Böse, das sie nicht getan haben, vorwerfen, heißt zuweilen ihnen sagen, sie könnten es tun.«

»Wohl, wohl, wartet. Behaltet auch das, was Ihr nun gesagt habt, Madame. Die Lektion von diesem Morgen hätte genügen müssen, und wenn sie Böses täten, so würden sie sich verbergen.«

»Ich habe das gesagt.«

»Da ich nun vorhin die Lebhaftigkeit von diesem Morgen bereute und wusste, Guiche schmolle in seinem Haus, so ging ich zu Madame. Erratet, was ich dort fand. Andere Musiker, Tänze, und Guiche, man verbarg ihn dort.«

Anna von Österreich faltete die Stirne.

»Das ist unklug,« sprach sie.

»Was sagte Madame?«

»Nichts.«

»Und Guiche?«

»Ebenso . . . Doch, doch! er stammelte ein paar Unverschämtheiten.«

»Was schließt Ihr daraus, Philipp?«

»Daß man mich hinterging, daß Buckingham nur ein Vorwand war, und daß der wahre Schuldige Guiche ist.«

Anna zuckte die Achseln.

»Weiter?«

»Guiche soll mein Haus verlassen wie Buckingham, und ich werde das vom König verlangen, wenn nicht . . . «

»Wenn nicht?«

»Wenn Ihr, Madame, die Ihr so geistreich und gut seid, die Sache nicht selbst besorgt.«

»Ich werde das nicht tun.«

»Wie, meine Mutter!«

»Hört, Philipp, ich bin nicht alle Tage gestimmt, den Leuten schlechte Komplimente zu machen; ich habe Ansehen bei der Jugend, aber ich dürfte es nicht mißbrauchen, ohne es zu verlieren; überdies beweist mir nichts, daß Guiche schuldig ist.«

»Er hat mir mißfallen.«

»Das ist Eure Sache.«

»Gut, ich weiß, was ich tun werde,« sprach der Prinz ungestüm.
Anna schaute ihn ruhig an und fragte:

»Und was werdet Ihr tun?«

»Ich lasse ihn in meinem Bassin ertränken, sobald ich ihn wieder in meinem Hause finde.«

Nachdem er diese Grausamkeit herausgeschleudert hatte, erwartete der Prinz, sie würde die Wirkung des Schreckens hervorbringen. Die Königin blieb unempfindlich und erwiderte:

»Tut es.«

Philipp war schwach wie ein Weib und fing an zu heulen.

»Man verrät mich, Niemand liebt mich, meine Mutter geht auch zu meinen Feinden über.«

»Eure Mutter sieht weiter als Ihr, und sie hat keine Lust, Euch zu raten, da Ihr sie nicht hören wollt.«

»Ich werde zum König gehen.«

»Ich war im Begriff, Euch das vorzuschlagen. Ich erwarte Seine Majestät hier, es ist die Stunde ihres Besuches; erklärt Euch.«

Sie hatte nicht geendigt, als Philipp die Türe des Vorzimmers geräuschvoll öffnen hörte:

Die Angst erfaßte ihn. Man erkannte den Tritt des Königs, dessen Sohlen auf dem Teppich krachten.

Der Herzog entfloh durch eine kleine Türe und überließ die Königin sich selbst.

Anna von Österreich lachte, und sie lachte noch, als der König eintrat.

Er kam, um sich liebevoll nach der schon wankenden Gesundheit der Königin Mutter zu erkundigen und ihr zugleich mitzuteilen, alle Vorbereitungen zu der Reise nach Fontainebleau seien beendet.

Als er sie lachen sah, fühlte er seine Unruhe sich vermindern und befragte sie selbst lachend.

Anna von Österreich nahm seine Hand und sagte mit heiterem Tone:

»Wißt Ihr, daß ich stolz darauf bin, eine Spanierin zu sein?«

»Warum, Madame?«

»Weil die Spanierinnen wenigstens mehr wert sind, als die

Engländerinnen.«

»Erklärt Euch.«

»Seitdem Ihr verheirathet seid, habt Ihr der Königin nicht einen einzigen Vorwurf zu machen gehabt.«

»Nein, gewiß nicht.«

»Und Ihr seid schon seit einiger Zeit verheirathet. Euer Bruder dagegen ist erst seit vierzehn Tagen verheirathet.«

»Nun?«

»Und er beklagt sich zum zweiten Mal über Madame.«

»Wie! abermals Buckingham.«

»Nein, ein Anderer.«

»Wer?«

»Guiche.«

»Oh! Madame ist also eine Coquette?«

»Ich befürchte es.«

»Mein armer Bruder!« sagte der König lachend.

»Ihr entschuldigt die Coquetterie, wie es scheint?«

»Bei Madame, ja . . . Madame ist im Grunde nicht coquette.«

»Es mag sein, doch Euer Bruder wird darüber den Kopf verlieren.«

»Was verlangt er?«

»Er will Guiche ertränken lassen.«

»Das ist heftig.«

»Lacht nicht, er ist außer sich . . . Sinnt auf Mittel.«

»Um Guiche zu retten, gern.«

»Oh! wenn Euer Bruder Euch hörte, er würde gegen Euch konspirieren, wie es Euer Oheim, Monsieur, gegen den König, Euren Vater, machte.«

»Nein, Philipp liebt mich zu sehr und ich liebe ihn ebenfalls zu sehr, wir werden als gute Freunde leben. Was ist der kurze Inhalt der Forderung?«

»Daß Ihr Madame verhindert, coquette zu sein, und Guiche, liebenswürdig zu sein.«

»Nicht mehr!.. mein Bruder macht sich einen hohen Begriff von der königlichen Gewalt . . . Eine Frau bessern!.. Das mag noch

bei einem Mann gehen!«

»Wie werdet Ihr es machen?«

»Mit einem Wort zu Guiche gesprochen, der ein Junge von Geist ist, überzeuge ich ihn.«

»Aber Madame . . . «

»Das ist schwieriger; ein Wort wird nicht genügen; ich werde eine Homilie abfassen, ich werde predigen.«

»Es hat Eile.«

»Oh! ich werde alle mögliche Eile anwenden. Wir haben diesen Nachmittag Ballettprobe.«

»Werdet Ihr tanzend predigen?«

»Ja, Madame.«

»Ihr versprecht, zu bekehren.«

»Ich werde die Ketzerei durch die Überzeugung oder durch das Feuer vertilgen.«

»Gut, gut! Vermengt mich nicht mit Allem dem, Madame würde es mir in ihrem Leben nicht verzeihen. Und als Schwiegermutter muß ich mit meiner Schnur leben.«

»Madame, der König wird Alles auf sich nehmen. Doch wenn ich es mir überlege . . . «

»Was?«

»Es wäre vielleicht besser, wenn ich Madame in ihren Gemächern aufsuchen würde.«

»Das ist ein wenig feierlich.«

»Ja, doch die Feierlichkeit steht den Predigern nicht übel, und dann würde die Geige vom Ballett die Hälfte meiner Beweissätze aufzehren. Überdies handelt es sich darum, meinen Bruder von einer Gewalttat abzuhalten. Ein wenig Vorsicht dünkt mich zweckdienlicher. Ist Madame zu Hause?«

»Ich glaube.«

»Ich bitte, die Auseinandersetzung der Beschwerden?«

»Mit zwei Worten: beständig Musik . . . unablässige Huldigung von Guiche, Verdacht der Geheimtuerei und des Komplotts.«

»Beweise?«

»Keine.«

»Gut, ich begeben mich zu Madame.«

Und der König betrachtete in den Spiegeln seine Toilette, welche reich war, und sein Gesicht, das glänzte wie seine Diamanten.

»Man entfernt wohl Monsieur ein wenig,« sagte er.

»Oh! Feuer und Wasser fliehen sich nicht mit größerer Erbitterung.«

»Das genügt. Meine Mutter, ich küsse Euch die Hände, die schönsten Hände Frankreichs,«

»Macht, daß es Euch gelingt, Sire. Seid der Friedensstifter in dieser Ehe.«

»Ich bediene mich keines Botschafters,« erwiderte Ludwig.
»Damit sage ich Euch, daß es mir gelingen wird.«

Und er ging lachend hinaus und stäubte sich den ganzen Weg entlang sorgfältig ab.

XV.

Der Vermittler.

Als der König bei Madame erschien, fingen alle Höflinge, welche die Kunde von einer ehelichen Szene in den Gemächern umher zerstreut hatte, im Ernste an unruhig zu werden.

Es bildete sich auf dieser Seite ein Sturm, dessen Elemente der Chevalier von Lorraine, inmitten der Gruppen, mit Freuden analysierte, wobei er die schwächsten verstärkte und, seinen schlimmen Absichten gemäß, die stärksten so steuerte, daß sie die möglichst bösen Wirkungen hervorbringen mußten.

Die Gegenwart des Königs gab, wie Anna von Österreich vorher bemerkt hatte, dem Ereignis einen feierlichen Charakter.

Im Jahr 1662 war die Unzufriedenheit von Monsieur gegen Madame und die Vermittlung des Königs in den Privatangelegenheiten von Monsieur keine Sache von geringer Bedeutung.

Auch sah man die Kühnsten, die den Grafen von Guiche umgaben, schon im ersten Augenblick sich von ihm mit einer Art von Angst entfernen, und der Graf selbst zog sich, von dem allgemeinen panischen Schrecken angesteckt, allein in seine Wohnung zurück.

Der König trat, wie er dies immer zu tun pflegte, mit einer Verbeugung bei Madame ein . . . Die Ehrendamen waren in Reihe und Glied auf seinem Wege, in der Galerie, aufgestellt.

So beschäftigt Seine Majestät auch war, so warf sie doch einen Blick auf diese zwei Reihen reizender junger Frauen, welche bescheiden die Augen niederschlugen.

Alle erröteten, weil sie den Blick des Königs auf sich fühlten. Eine Einzige, deren Haare sich in seidnen Locken auf die schönste Haut der Welt herabrollten, eine Einzige war bleich und vermochte sich kaum zu halten, trotz der Ellenbogenstöße ihrer Gefährtin.

Dies war La Vallière, welche Montalais so unterstützte, indem sie ihr leise den Mut einzuflößen suchte, mit dem sie selbst so

reichlich versehen war.

Der König wandte sich unwillkürlich um. Alle Stirnen, die sich schon wieder erhoben hatten, senkten sich abermals; doch der blonde Kopf allein blieb unbeweglich, als hätte er Alles erschöpft, was ihm an Kraft und Verstand blieb.

Als Ludwig bei Madame eintrat, fand er seine Schwägerin halb liegend auf den Kissen und Polstern ihres Kabinetts. Sie erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung und stammelte einige Danksagungen über die Ehre, die ihr zu Teil wurde.

Dann setzte sie sich wieder, überwältigt von einer Schwäche, welche ohne Zweifel geheuchelt war, denn ein reizendes Colorit belebte ihre Wangen, und ihre noch von einigen kurz zuvor vergossenen Tränen geröteten Augen hatten nur um so mehr Feuer.

Als der König saß und mit jener Sicherheit der Beobachtung, die ihn charakterisierte, die Unordnung im Zimmer und die nicht minder große Verlegenheit im Gesichte von Madame bemerkt hatte, nahm er eine heitere Miene an.

»Meine Schwägerin,« sagte er, »zu welcher Stunde beliebt es Euch, daß wir das Ballett heute probieren?«

Madame schüttelte langsam und matt ihren reizenden Kopf und erwiderte:

»Oh! Sire, wollt mich wegen dieser Probe entschuldigen; ich war im Begriff, Eure Majestät benachrichtigen zu lassen, daß ich heute nicht im Stande wäre.«

»Wie,« versetzte der König mit einem gemäßigten Erstaunen, »wie, meine Schwägerin, solltet Ihr unpäßlich sein?«

»Ja, Sire.«

»Dann will ich Eure Ärzte rufen lassen.«

»Nein, denn, die Ärzte vermögen nichts bei meinem Leiden.«

»Ihr erschreckt mich.«

»Sire, ich will Eure Majestät um Erlaubnis bitten, nach England zurückkehren zu dürfen.«

»Nach England! nach England!«

Der König machte eine Bewegung.

»Sagt Ihr auch wohl, was Ihr sagen wollt, Madame?«

»Ich sage es ungern, Sire,« erwiderte die Enkelin von Heinrich IV. entschlossen, und sie ließ ihre schönen schwarzen Augen funkeln. »Ja, ich bedaure es, daß ich Eurer Majestät Bekenntnisse dieser Art machen muß; aber ich fühle mich zu unglücklich am Hofe Eurer Majestät und will zu meiner Familie zurückkehren.«

»Madame! Madame!«

Und der König rückte näher zu ihr.

»Hört mich, Sire!« fuhr die junge Frau fort, die allmählig über den König die Gewalt erlangte, die ihr ihre Schönheit und ihre nervöse Natur verliehen, »ich bin gewohnt, zu leiden. Noch jung wurde ich gedemütigt, verachtet . . . Oh! straft mich nicht Lügen,« sagte sie mit einem Lächeln.

Der König errötete.

»Da konnte ich glauben, Gott habe mich hierfür geboren werden lassen. Ich war die Tochter eines mächtigen Königs; doch da er das Leben in meinem Vater geschlagen hatte, konnte er wohl in mir die Hoffart schlagen. Ich habe viel gelitten, ich habe meine Mutter leiden gemacht, aber ich habe geschworen, sollte mir Gott eine unabhängige Lage verleihen, und wäre es die einer Arbeiterin aus dem Volke, die ihr Brot mit ihren Händen verdienen muß, so werde ich nicht die geringste Demütigung mehr ertragen.

»Dieser Tag ist gekommen, ich habe das meinem Rang, meiner Geburt gebührende Vermögen wieder erlangt; ich bin bis auf die Stufen des Thrones emporgestiegen; indem ich mich mit einem französischen Prinzen verband, glaubte ich in ihm einen Verwandten, einen Freund, einen Gleichen zu finden, aber ich bemerke, daß ich nur einen Gebieter gesunden habe, und empöre mich, Sire . . . Meine Mutter soll nichts erfahren . . . Ihr, den ich verehere und . . . liebe . . . «

Der König bebte; keine Stimme hatte so sein Ohr gekitzelt.

»Ihr, sage ich, der Ihr Alles wisst, Sire, da Ihr hierher kommt, Ihr werdet mich vielleicht begreifen. Wäret Ihr nicht gekommen, so würde ich zu Euch gegangen sein. Die Erlaubnis, frei wegziehen zu können, das ist es, was ich haben will. Eurem Zartgefühl, Euch dem vorzugsweisen Mann stelle ich es anheim, mich zu entlasten und zu rechtfertigen.«

»Meine Schwägerin! meine Schwägerin!« stammelte der König, unterjocht durch diesen scharfen Angriff, »habt Ihr die ungeheure Schwierigkeit Eures Vorhabens auch wohl überlegt?«

»Sire, ich überlege nicht, ich fühle. Angegriffen, weise Ich den Angriff aus Instinkt zurück; das ist das Ganze.«

»Aber sprecht, was hat man Euch denn getan?«

Die Prinzessin hatte, wie man steht, durch das den Frauen eigentümliche Manoeuvre jeden Vorwurf vermieden und einen noch viel schwereren gebildet; von der Angeklagten wurde sie Anklägerin. Das ist ein untrügliches Zeichen der Straffälligkeit; doch aus diesem offenbaren Übel wissen die Frauen, selbst die ungeschicktesten, stets Nutzen zu ziehen, um zu siegen.

Der König bemerkte nicht, daß er zu ihr gekommen war, um sie zu fragen:

»Was habt Ihr meinen, Bruder getan?«

Und daß er sich darauf beschränkte, ihr zu sagen:

»Was hat man Euch getan?«

»Was man mir getan hat?« erwiderte Madame, »o! man muß Weib sein, um das zu begreifen, Sire, man hat mich weinen gemacht.« Und mit einem Finger, der an Feinheit und perlmutterartiger Weiße nicht seines Gleichen hatte, deutete sie auf glänzende, in Flüssigkeit gebadeten Augen und fing wieder an zu weinen.

»Meine Schwägerin, ich flehe Euch an,« sprach der König, indem er noch mehr vorrückte, um eine Hand von ihr zu nehmen, die sie ihm feucht und zitternd überließ.

»Sire, man hat mich vor Allem der Gegenwart eines Freundes von meinem Bruder beraubt. Mylord Herzog von Buckingham war für mich ein angenehmer heiterer Gast, ein Landsmann, der meine Gewohnheiten kannte, ich möchte beinahe sagen ein Gefährte, so viel haben wir Tage mit unseren anderen Freunden auf meinem schönen Wasser in Saint James zugebracht.«

»Aber, meine Schwägerin, Villiers war in Euch verliebt?«

»Vorwand!« sprach sie ganz ernst, »was tut es, daß Herr von Buckingham in mich verliebt oder nicht verliebt war. Ist denn ein verliebter Mensch für mich gefährlich? Ah! Sire, es genügt nicht, daß man von einem Mann geliebt wird!«

Und sie lächelte so zärtlich, so sein, daß der König sein Herz in seiner Brust schlagen fühlte.

»Wenn aber mein Bruder eifersüchtig war?« sagte der König.

»Ich gebe es zu . . . das ist ein Grund und man hat Herrn von Buckingham fortgejagt.«

»Fortgejagt!.. oh! nein!«

»Vertrieben, verabschiedet, entlassen, wenn Ihr lieber wollt, Sire; einer der ersten Edelleute Europas hat sich genötigt gesehen, den Hof des Königs von Frankreich, den Hof von Ludwig XIV. wie ein Bauer wegen eines Blickes, wegen eines Straußes zu verlassen. Das ist des galantesten Hofes unwürdig . . . Verzeiht, Sire, ich vergaß, daß ich so sprechend mich an Eurer souverainen Gewalt vergriff.«

»Meiner Treue, nein, Schwägerin, ich habe Herrn von Buckingham nicht entlassen. Er gefiel mir ungemein.«

»Nicht Ihr?« rief Madame geschickt, »ah! desto besser!«

Und sie betonte das Wort desto besser so, als hätte sie statt dieses Wortes desto schlimmer gesagt.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein, dann fuhr sie fort:

»Herr von Buckingham ist abgereist . . . Ich weiß nun warum und durch wen vertrieben . . . Ich glaubte die Ruhe wieder erlangt zu haben . . . Durchaus nicht . . . Nun findet Monsieur einen andern Vorwand, nun . . . «

»Nun zeigt sich ein Anderer,« sagte der König heiter. »Und das ist natürlich; Ihr seid schön, Madame, man wird Euch immer lieben.«

»So werde ich die Einsamkeit um mich her bewirken!« rief die Prinzessin. »Oh! das ist es, was man will, das ist es, was man mir bereitet; doch nein, ich ziehe es vor, nach London zurückzukehren. Dort kennt man mich, dort schätzt man mich . . . Ich werde meine Freunde haben, ohne daß man es wagt, sie meine Liebhaber zu nennen . . . Pfui! das ist ein unwürdiger Verdacht! und dies von Seiten eines Edelmanns. Oh! Monsieur hat Alles in meinem Geiste verloren, seitdem er sich nur als den Tyrannen einer Frau geoffenbart.«

»La! la! Mein Bruder hat keine andere Schuld, als daß er Euch

liebt.«

»Mich lieben! Monsieur mich lieben! Ah! Sire . . . «

Und sie schlug ein lautes Gelächter auf.

»Monsieur wird nie eine Frau lieben,« sagte sie; »Monsieur liebt zu sehr sich selbst; nein, zu meinem Unglück. Monsieur gehört zu der schlimmsten Art der Eifersüchtigen: eifersüchtig ohne Liebe.«

»Gesteht jedoch,« sprach der König, der sich in dieser wechselreichen, glühenden Unterredung zu beleben anfang, »gesteht, daß Guiche Euch liebt.«

»Ah! Sire, ich weiß nichts davon.«

»Ihr müßt es wissen. Ein Mensch, der liebt, verrät sich.«

»Herr von Guiche hat sich nicht verraten.«

»Meine Schwägerin, Ihr verteidigt Herrn von Guiche.«

»Ich? ah! was denkt Ihr! Oh! Sire, es fehlte mir zu meinem Unglück nichts mehr, als ein Verdacht von Euch.«

»Nein, Madame, nein,« erwiderte lebhaft der König. »Betrübt Euch nicht. Oh! Ihr weint. Ich beschwöre Euch, beruhigt Euch.«

Sie weinte jedoch, und schwere Tränen flößen auf ihre Hände. Der König nahm eine von ihren Händen und trank eine von ihren Tränen.

Sie schaute ihn so traurig und so zärtlich an, daß er im Herz getroffen war.

»Ihr fühlt nichts für Guiche?« fragte er unruhiger, als es sich für seine Vermittlerrolle geziemte.

»Nichts, gar nichts.«

»Dann kann ich meinen Bruder beruhigen.«

»Oh! Sire, nichts wird ihn beruhigen. Glaubt also nicht, daß er eifersüchtig ist. Monsieur hat schlimme Ratschläge erhalten, und Monsieur ist von einem unruhigen Charakter.«

»Man kann das sein, wenn es sich um Euch handelt.«

Madame schlug die Augen nieder und schwieg. Der König machte es wie sie. Er hielt beständig ihre Hand in der seinigen.

Dieses Stillschweigen von einer Minute dauerte ein Jahrhundert.

Madame zog sachte ihre Hand zurück. Sie war nun ihres Sieges sicher, das Schlachtfeld gehörte ihr.

»Monsieur beklagt sich, Ihr zieht seiner Unterhaltung, seiner Gesellschaft abgesonderte Gesellschaften vor,« sagte schüchtern der König.

»Sire, Monsieur bringt sein Leben damit zu, daß er sein Gesicht in einem Spiegel beschaut und Bosheiten gegen die Frauen mit dem Chevalier von Lorraine ausheckt.«

»Oh! Ihr geht ein wenig weit.«

»Ich sage, was Ihr beobachten wollt, und Ihr werdet sehen, Sire, ob ich Recht habe.«

»Ich werde beobachten. Doch welche Genugtuung soll mittlerweile meinem Bruder zu Teil werden?«

»Meine Abreise.«

»Ihr wiederholt dieses Wort!« rief unkluger Weise der König, als wäre in zehn Minuten eine solche Veränderung bewerkstelligt worden, daß sich alle Ideen von Madame umgekehrt hätten.

»Sire, ich kann hier nicht mehr glücklich sein,« sagte sie. »Herr von Guiche ist Monsieur lästig. Wird er ihn auch abzureisen nötigen?«

»Wenn es sein muß, warum nicht?« erwiderte Ludwig XIV. lächelnd.

»Nun wohl! auch Herrn von Guiche dessen Verlust ich übrigens beklagen werde, das sage ich Euch zum Voraus, Sire.«

»Ah! Ihr beklagt ihn?«

»Allerdings; er ist liebenswürdig, er hat Freundschaft für mich, er zerstreut mich.«

»Oh! wenn Monsieur Euch hörte!« rief der König gereizt. »Wißt Ihr, daß ich es nicht übernehmen würde. Such zu versöhnen, und daß ich es nicht einmal versuchen werde.«

»Sire, könnt Ihr zur Stunde Monsieur abhalten, auf den Ersten den Besten eifersüchtig zu sein? Ich weiß wohl, daß Herr von Guiche nicht der Erste der Beste ist.«

»Ich wiederhole Euch, daß ich als guter Bruder Herrn von Guiche hassen werde.«

»Oh! Sire,« erwiderte Madame, »ich beschwöre Euch, nehmt weder die Sympathien, noch den Haß von Monsieur an. Bleibt der König, das wird für Euch und alle Welt besser sein.«

»Ihr seid eine anbetungswürdige Spötterin, Madame, und ich begreife, daß sogar diejenigen, welche Ihr verspottet, Euch anbeten.«

»Und darum verbindet Ihr, den ich für meinen Verteidiger gehalten hätte, Euch mit denjenigen, welche mich verfolgen,« sagte Madame.

»Ich, Euer Verfolger! Gott behüte mich!«

»So gewährt mir meine Bitte,« fuhr sie schmachkend fort.

»Was verlangt Ihr?«

»Nach England zurückzukehren.«

»Oh! das nie, nie!« rief Ludwig XIV.

»Ich bin also Gefangene.«

»In Frankreich, ja.«

»Was soll ich dann tun?«

»Ich will es Euch sagen, meine Schwägerin.«

»Ich höre Eure Majestät als demütige Magd.«

»Statt Euch ein wenig inkonsequenter Vertraulichkeit zu überlassen, statt uns durch Eure Absonderung zu beunruhigen, zeigt Euch uns immer, verläßt uns nicht, laßt uns in Familie leben. Herr von Guiche ist allerdings lebenswürdig; wenn wir am Ende aber auch nicht seinen Geist haben . . . «

»Oh! Sire, Ihr wisst wohl, daß Ihr den Bescheidenen spielt.«

»Nein, ich schwöre Euch. Man kann König sein und selbst fühlen, daß man weniger Chance hat, zu gefallen, als dieser oder jener Edelmann.«

»Ich schwöre, daß Ihr nicht ein Wort von dem glaubt, was Ihr da sagt, Sire.«

Der König schaute Madame zärtlich an und erwiderte:

»Wollt Ihr mir Eines versprechen?«

»Was?«

»Daß Ihr nicht mehr in Eurem Kabinett mit Fremden die Zeit verliert, die Ihr uns schuldig seid. Wollen wir gegen den gemeinschaftlichen Feind ein Trutz- und Schutzbündnis schließen?«

»Ein Bündnis mit Euch, Sire?«

»Warum nicht? Seid Ihr nicht eine Macht?«

»Aber Ihr, Sire, seid Ihr ein getreuer Verbündeter?«
»Ihr werdet es sehen, Madame.«
»Und von welchem Tage soll dieses Bündnis datieren?«
»Von heute.«
»Ich werde den Vertrag abfassen.«
»Sehr gut!«
»Und Ihr unterzeichnet ihn.«
»Blind.«
»Dann, Sire, verspreche ich Euch Wunder . . . Ihr seid das Gestirn des Hofes, wenn Ihr erscheint . . . «
»Nun?«
»Wird Alles glänzen.«
»Oh! Madame, Madame,« sagte Ludwig XIV. »Ihr wisst wohl, daß jedes Licht von Euch kommt, und daß wenn ich die Sonne zur Devise nehme, dieß nur ein Sinnbild ist.«
»Sire, Ihr schmeichelt Euren Verbündeten, die Ihr hintergehen wollt,« rief Madame, den König mit ihren eigensinnigen Fingern bedrohend.
»Wie, Ihr glaubt, ich hintergehe Euch, während ich Euch meiner Zuneigung versichere?«
»Ja.«
»Und was macht Euch zweifeln?«
»Eine Sache.«
»Eine einzige?«
»Ja.«
»Welche? Ich werde sehr unglücklich sein, wenn ich nicht eine einzige Sache besiege.«
»Diese Sache ist nicht in Eurer Macht, Sire, nicht einmal in der Macht Gottes.«
»Und was ist es?«
»Die Vergangenheit.«
»Madame, ich begreife nicht,« erwiderte der König, gerade weil er nur zu gut begriffen hatte.
Die Prinzessin faßte seine Hand und sprach:
»Sire, ich habe das Unglück gehabt, Euch so lange zu

mißfallen, daß ich beinahe berechtigt bin, mich heute zu fragen, wie Ihr mich habt zur Schwägerin annehmen können.«

»Mir mißfallen! Ihr habet mir nie mißfallen.«

»Oh! leugnet es nicht.«

»Erlaubt.«

»Nein, ich erinnere mich.«

»Unser Bündnis datiert von heute,« rief der König mit einer Wärme, welche nicht geheuchelt war; »Ihr erinnert Euch also der Vergangenheit nicht? Ich auch nicht; doch ich erinnere mich der Gegenwart. Ich habe sie vor Augen, hier ist sie, schaut.«

Und er führte die Prinzessin vor einen Spiegel, worin sie sich errötend und schön sah, daß ein Heiliger hätte unterliegen müssen.

»Gleichviel,« murmelte sie, »das wird kein sehr kräftiges Bündnis sein.«

»Soll ich schwören?« fragte der König, berauscht durch die wollüstige Wendung, die das ganze Gespräch genommen hatte.

»Oh! ich schlage einen guten Eid nicht aus,« sagte Madame. »Das ist immerhin ein Anschein von Sicherheit.«

Der König kniete auf eine Fliese nieder und nahm die Hand von Madame.

Mit einem Lächeln, das ein Maler nicht wiedergeben würde, und das ein Dichter sich nicht einzubilden vermöchte, reichte sie ihm ihre beiden Hände, in denen er seine brennende Stirne verbarg.

Weder das Eine, noch das Andere konnte ein Wort finden.

Der König fühlte, daß Madame ihre Hände zurückzog und dabei seine Wangen streifte.

Er erhob sich sogleich und verließ das Gemach.

Die Höflinge bemerkten seine Röte und schlossen daraus, die Szene sei stürmisch gewesen.

Doch der Chevalier von Lorraine sagte rasch:

»Oh! nein, meine Herren, beruhigt Euch. Wenn Se. Majestät zornig ist, sieht sie blaß aus.«

XVI.

Die Röte.

Der König verließ Madame in einem aufgeregten Zustand, den er sich kaum selbst erklären konnte.

Es ist in der Tat unmöglich, das geheime Spiel der seltsamen Sympathien zu erklären, die sich plötzlich und ohne Ursache entzündeten, nach vielen in der größten Ruhe, in der größten Gleichgültigkeit zweier sich zu lieben bestimmten Herzen zugebrachten Jahren.

Warum hatte Ludwig Madame früher verachtet, beinahe gehaßt? Warum fand er jetzt dieselbe Frau so schön, so wünschenswert, und warum beschäftigte er sich nicht nur mit ihr, sondern war von ihr eingenommen? Warum hatte Madame, deren Augen und Geist von einer andern Seite erstrebt wurden, seit acht Tagen für den König jenen Anschein von Gunst, der an die vollkommenste Vertraulichkeit glauben läßt?

Man darf nicht denken, Ludwig habe sich einen Verführungsplan erdacht. Das Band, das Madame mit seinem Bruder vereinigte, war oder schien ihm wenigstens eine unübersteigbare Schranke; er war sogar noch zu fern von dieser Schranke, um zu bemerken, daß sie bestand. Doch auf dem Abhang der Leidenschaften, an denen sich das Herz ergötzt, zu denen uns die Jugend hintreibt, kann Niemand sagen, wo er stille stehen werde, nicht einmal derjenige, welcher zum Voraus alle Chancen des Erfolges oder der Niederlage berechnet hat.

Was Madame betrifft, so wird man leicht ihre Neigung für den König erklären: sie war noch jung, coquette und leidenschaftlich darauf bedacht, Bewunderung einzuflößen.

Es war eine von jenen Naturen mit stürmischen Sprüngen, die auf einem Theater über glühende Kohlen laufen würde, um den Zuschauern ein Beifallsgeschrei zu entreißen.

Man durfte sich also nicht wundern, daß die Prinzessin, mit Beobachtung der Progression, nachdem sie von Buckingham, sodann von Guiche angebetet worden war, der den Vorzug vor

Buckingham hatte, und war es auch nur durch das große, von den Frauen so wohl geschützte Verdienst, durch die Neuheit, man durste sich nicht wundern, sagen wir, daß die Prinzessin ihren Ehrgeiz so weit steigerte, daß sie vom König bewundert sein wollte, der nicht nur der Erste des Königreichs, sondern auch einer der Schönsten und Geistreichsten war.

Was die plötzliche Leidenschaft von Ludwig für seine Schwägerin betrifft, so würde die Physiologie dieselbe durch Alltagsredensarten und die Natur durch eine von ihren geheimnisvollen Verwandtschaften erklären. Madame hatte die schönsten schwarzen Augen, Ludwig die schönsten blauen Augen der Welt. Madame war heiter und ergußreich, Ludwig schwermütig und verschwiegen; berufen, sich zum ersten Mal auf dem Gebiete eines Interesses und einer gemeinschaftlichen Neugierde zu begegnen, hatten sich diese zwei entgegengesetzten Naturen durch die Berührung ihrer gegenseitigen Rauheiten entflammt.

Als Ludwig wieder in sein Gemach zurückgekehrt war, bemerkte er, Madame sei die verführerischste Frau der Welt.

Madame, die allein geblieben, dachte, ganz freudig, sie habe auf den König einen lebhaften Eindruck hervorgebracht.

Doch dieses Gefühl mußte bei ihr passiv sein, während es bei dem König unfehlbar mit der ganzen Heftigkeit wirken mußte, die dem entflammbaren Geiste eines jungen Mannes natürlich ist, und zwar eines jungen Mannes, der nur zu wollen braucht, um seinen Willen vollzogen zu sehen.

Der König kündigte vor Allem Monsieur an, Alles sei beigelegt; Madame habe die größte Achtung, die aufrichtigste Zuneigung für ihn, es sei aber ein stolzer, sogar argwöhnischer Charakter, dessen Empfindlichkeiten man sorgfältig schonen müsse.

Monsieur erwiderte mit dem sauersüßen Ton, den er gewöhnlich gegen seinen Bruder annahm, er erkläre sich die Empfindlichkeiten einer Frau nicht, deren Betragen sie einem Tadel bloß stelle, und wenn Jemand das Recht habe, verletzt zu sein, so käme ihm, Monsieur, dieses Recht unbestreitbar zu.

Darauf antwortete der König mit ziemlich lebhaftem Ton, mit einem Ton, der das ganze Interesse bewies, das er an seiner

Schwägerin nahm:

»Madame steht, Gott sei Dank! über dem Tadel.«

»Der Andern, ja, ich gebe es zu,« sagte Monsieur, »doch ich denke, nicht über dem meinigen.«

»Nun wohl,« sprach der König, »Euch, mein Bruder, sage ich, daß Madame Euren Tadel nicht verdient. Ja, es ist allerdings eine sehr seltsame und sehr zerstreute junge Frau, aber sie ist zugleich mit den besten Gefühlen ausgestattet. Der englische Charakter wird in Frankreich nicht immer wohl begriffen, mein Bruder, und die Freiheit der englischen Sitten setzt zuweilen diejenigen in Erstaunen, welche nicht wissen, wie sehr diese Freiheit durch die Unschuld geadelt wird.«

»Ah!« sagte Monsieur immer mehr gereizt, »sobald Eure Majestät meine Frau, die ich anklage, freispricht, ist meine Frau nicht mehr schuldig und ich habe nichts mehr zu sagen.«

»Mein Bruder,« erwiderte lebhaft der König, der die Stimme des Gewissens ganz leise seinem Herzen zuflüstern fühlte, Monsieur habe nicht ganz Unrecht, »mein Bruder, das, was ich sage, und besonders, was ich tue, geschieht für Euer Glück. Es ist mir zu Ohren gekommen, Ihr habet Euch über einen Mangel an Vertrauen oder Rücksicht von Seiten von Madame beklagt, und ich wollte nicht, daß Eure Unruhe länger fortwähre. Es gehört zu meinen Pflichten, daß ich Euer Haus überwache, wie das des Geringsten von meinen Untertanen. Ich habe also mit dem größten Vergnügen gesehen, daß Eure Besorgnisse durchaus nicht begründet waren.«

»Und.« fuhr Monsieur mit fragendem Ton fort, indem er seine Augen ans seinen Bruder heftete, »und das, was Eure Majestät in Beziehung auf Madame erkannt hat, und ich neige mich vor Eurer königlichen Weisheit, habt Ihr auch in Beziehung auf diejenigen bewahrheitet, welche die Ursache des Ärgernisses, über das ich mich beklage, gewesen sind?«

»Ihr habt Recht, mein Bruder; ich werde darauf bedacht sein,« sagte der König.

Diese Worte enthielten zugleich einen Befehl und einen Trost. Der Prinz begriff das und entfernte sich.

Ludwig aber suchte seine Mutter auf: er fühlte, daß er einer

vollständigeren Absolution bedurfte, als die, welche er von seinem Bruder erhalten hatte.

Anna von Österreich hatte bei Herrn von Guiche nicht dieselben Ursachen der Nachsicht, die sie bei Buckingham gehabt hatte.

Sie sah bei den ersten Worten, daß Ludwig nicht geneigt war, streng zu sein, sie war es:

Das war eine von den gewöhnlichen Listen der guten Königin, um die Wahrheit zu erfahren.

Ludwig hatte aber in dieser Hinsicht schon seine Lehre durchgemacht: beinahe seit einem Jahr war er König. Während dieses Jahres hatte er Zeit gehabt, die Verstellung zu erlernen.

Indem er auf Anna von Österreich horchte, um sie ihren ganzen Gedanken entwickeln zu lassen, indem er nur mit dem Blick und der Gebärde billigte, überzeugte er sich aus gewissen tiefen Blicken, aus gewissen geschickten Insinuationen, daß die in Dingen der Galanterie so scharfsichtige Königin, seine Schwäche für Madame, wenn nicht erraten, doch wenigstens gemuthmaßt habe.

Von allen seinen Unterstützungen mußte Anna von Österreich die gewichtigste sein; von allen seinen Feinden wäre Anna von Österreich die gefährlichste gewesen.

Ludwig veränderte also sein Manoeuvre.

Er belastete Madame, sprach Monsieur frei und hörte das an, was seine Mutter von Guiche sagte, wie er angehört, was sie von Buckingham gesagt hatte.

Dann, als er sah, daß sie einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben glaubte, verließ er sie.

Der ganze Hof, das heißt alle Günstlinge und Vertraute, und es waren ihrer viele, kamen am Abend zur Probe vom Ballett zusammen.

Dieser Zwischenraum war für den armen Guiche durch einige Besuche ausgefüllt, die er erhalten hatte.

Unter der Zahl dieser Besuche fand sich einer, den er beinahe mit dem gleichen Gefühl erhoffte und fürchtete.

Es war der des Chevalier von Lorraine.

Gegen drei Uhr Nachmittags trat der Chevalier von Lorraine bei Guiche ein.

Sein Aussehen war äußerst beruhigend.

»Monsieur,« sagte er zu Guiche, »war von einer reizenden Laune, und man hätte nicht glauben sollen, es sei die geringste Wolke über den ehelichen Himmel hingegangen.«

»Übrigens hatte Monsieur so wenig Unwillen!«

Seit sehr langer Zeit hatte der Chevalier von Lorraine bei Hofe die Behauptung aufgestellt, von den zwei Söhnen von Ludwig XIII. sei Monsieur derjenige, welcher den väterlichen Charakter, den wankelmüthigen, den unentschlossenen Charakter angenommen, gut in plötzlichen Aufwallungen, schlimm im Grunde und sicherlich nichts für seine Freunde.

Er hatte besonders Guiche dadurch wieder belebt, daß er ihm bewies, Madame werde binnen Kurzem dahin gelangen, daß sie ihren Gemahl lenke, und dem zu Folge werde Monsieur derjenige Beherrscher, welchem es gelinge, Madame zu beherrschen.

Worauf Guiche, voll Mißtrauen und Geistesgegenwart, erwiderte:

»Ja, Chevalier? doch ich halte Madame für sehr gefährlich.«

»In welcher Hinsicht?«

»In der, daß sie gesehen hat, Monsieur sei von einem für die Frauen nicht sehr leidenschaftlichen Charakter.«

»Das ist wahr,« sagte lachend der Chevalier von Lorraine.

»Und dann . . . «

»Nun?«

»Nun! Madame wählt den Ersten, den Besten, um den Gegenstand ihrer Bevorzugung aus ihm zu machen, um ihren Gemahl durch die Eifersucht zurückzuführen.«

»Tief! tief!« rief der Chevalier.

»Wahr!« sagte Guiche.

Weder der Eine, noch der Andere sprach seine Gedanken aus.

In dem Augenblick, wo er so den Charakter von Madame angriff, bat sie Guiche aus dem Grunde seines Herzens um Verzeihung.

Während der Chevalier den Blick von Guiche bewunderte, führte er ihn mit geschlossenen Augen zu dem Abgrund.

Guiche befragte ihn nunmehr unmittelbar über die durch die

Szene am Morgen hervorgebrachte Wirkung und über die noch ernstere durch die Szene vom Mittagsmahl hervorgebrachte Wirkung.

»Ich habe Euch schon erzählt, daß man darüber, lachte, und zwar Monsieur zu allererst,« antwortete der Chevalier von Lorraine.

»Man hat mir jedoch von einem Besuche des Königs bei Madame gesagt?« bemerkte Guiche.

»Ganz richtig; Madame war die Einzige, welche nicht lachte, und der König ging zu ihr, um sie lachen zu machen.«

»Somit . . . «

»Somit hat sich nichts an der Anordnung des Tages geändert.«

»Und man probiert heute Abend das Ballett?«

»Gewiß.«

»Seid Ihr dessen sicher?«

»Ganz sicher.«

Als die zwei jungen Leute in ihrem Gespräch so weit waren, trat Raoul mit sorgenvoller Stirne ein.

Sobald er ihn erblickte, stand der Chevalier, der gegen ihn, wie gegen jeden edlen Charakter, einen geheimen Haß hegte, auf.

»Ihr ratet mir also? . . . « fragte Guiche den Chevalier.

»Ich rate Euch, ruhig zu schlafen, mein lieber Graf.«

»Und Ich, Guiche,« sagte Raoul, »ich werde Euch einen ganz entgegengesetzten Rat geben!«

»Welchen, Freund?«

»Den, zu Pferde zu sitzen und nach einem von Euren Gütern zu reisen; dort angelangt, werdet Ihr, wenn Ihr den Rat des Chevalier befolgen wollt, so lange und so ruhig schlafen, als es Euch angenehm sein dürfte.«

»Wie, abreisen!« rief der Chevalier, der den Erstaunten spielte. »Und warum sollte Guiche abreisen?«

»Weil, und Ihr müßt das wissen, Ihr besonders, weil schon Jedermann von einer Szene spricht, welche zwischen Monsieur und Guiche vorgefallen sein soll.«

Guiche erbleichte.

»Durchaus nicht,« erwiderte der Chevalier, »durchaus nicht, Ihr

seid schlecht unterrichtet, Herr von Bragelonne.«

»Ich bin im Gegentheil sehr gut unterrichtet, mein Herr,« sagte Raoul, »und der Rat, den ich Guiche gebe, ist ein Freundesrat.«

Während dieses Streites schaute Guiche, etwas verblüfft, bald den Einen, bald den Andern von seinen Ratgebern an.

Er fühlte in seinem Innern, daß sich ein für sein übriges Leben wichtiges Spiel in diesem Augenblick spielte.

»Nicht wahr,« sagte der Chevalier, den Grafen selbst anrufend, »nicht wahr, Guiche, die Szene ist nicht so stürmisch gewesen, als der Herr Vicomte von Bragelonne, der übrigens nicht dabei gewesen ist, zu glauben scheint?«

»Mein Herr,« entgegnete Raoul, »stürmisch oder nicht stürmisch, es ist nicht gerade die Szene selbst, wovon ich spreche, sondern ich meine die Folgen, die sie haben kann. Ich weiß, daß Monsieur gedroht, ich weiß, daß Madame geweint hat.«

»Madame hat geweint,« rief die Hände faltend Guiche unvorsichtiger Weise.

»Ah! ah!« sagte lachend der Chevalier, »das ist ein Umstand, von dem ich nichts wusste, Ihr seid entschieden besser unterrichtet, Herr von Bragelonne.«

»Gerade weil ich besser unterrichtet bin, als Ihr, Chevalier, dringe ich darauf, daß Guiche sich entfernt.«

»Nein, nein, ich bedaure, Euch widersprechen zu müssen, Herr Vicomte, doch diese Abreise ist unnötig.«

»Sie ist dringend.«

»Sprecht, warum sollte er sich entfernen?«

»Der König! der König!«

»Der König?« rief Guiche.

»Ja, sage ich Dir, der König nimmt sich der Sache an.«

»Bah!« sprach der Chevalier, »der König liebt Guiche und besonders seinen Vater; bedenkt, daß es, wenn der Graf verreisen würde, gestehen hieße, er habe etwas Tadelnswerthes getan.«

»Wie so?«

»Allerdings, wenn man flieht, ist man strafbar oder man hat Furcht.«

»Oder man schmolzt, wie ein mit Unrecht angeklagter Mensch,« sprach Bragelonne. »Geben wir seiner Abreise den Charakter des Schmollens, nichts kann leichter sein: wir sagen, wir haben Beide Alles getan, um ihn zurückzuhalten, und Ihr wenigstens werdet nicht lügen. Auf! auf! Guiche, Ihr seid unschuldig, und als einen Unschuldigen mußte Euch die heutige Szene verletzen. Reist, Guiche, reist!«

»Nein, Guiche, bleibt,« rief der Chevalier; »bleibt, gerade, wie Herr von Bragelonne sagte, weil Ihr unschuldig seid; verzeiht noch einmal, Vicomte, ich bin einer der Eurigen ganz entgegengesetzten Ansicht.«

»Das steht Euch frei; aber gemerkt wohl, daß die Verbannung, die sich Guiche auferlegt, eine Verbannung von kurzer Dauer sein wird. Er kann sie aufhören lassen, wann er will, und aus einer freiwilligen Verbannung zurückkehrend, wird er das Lächeln auf jedem Mund finden, während im Gegenteil eine schlechte Laune des Königs einen Sturm herbeiführen kann, dessen Ziel Niemand vorherzusehen vermöchte.«

Der Chevalier lächelte.

»Das ist es, bei Gott! gerade, was ich will,« murmelte er leise für sich selbst.

Und zu gleicher Zeit zuckte er die Achseln.

Diese Bewegung entging dem Grafen nicht; er hatte bange, wenn er den Hof verließ, würde es scheinen, als gäbe er der Furcht nach.

»Nein, nein,« rief er, »es ist entschieden, ich bleibe, Bragelonne.«

»Ich bin ein Prophet,« sagte Raoul traurig. »Wehe Dir, Guiche, wehe!«

»Ich bin auch ein Prophet, doch kein Unglücksprophet . . . im Gegenteil, Graf, und ich sage Euch, bleibt, bleibt.«

»Das Ballett wird also probiert?« fragte Guiche. »Ihr seid dessen sicher?«

»Vollkommen sicher?«

»Nun wohl, Du siehst, Raoul,« sagte Guiche, der zu lächeln sich anstrenge, »Du siehst, es ist kein sehr finsterner und zu inneren Kriegen gerüsteter Hof, ein Hof, wo man mit solcher

Beharrlichkeit tanzt . . . Das mußt Du gestehen, Raoul.«

Raoul schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich habe nichts mehr zu sagen.«

Neugierig zu erfahren, aus welcher Quelle Raoul seine Nachrichten geschöpft hatte, deren Richtigkeit er in seinem Inneren anerkennen mußte, fragte der Chevalier:

»Ihr nennt Euch gut unterrichtet, Herr Vicomte, wie solltet Ihr es besser sein, als ich, der ich zu den Vertrauten des Prinzen gehöre?«

»Mein Herr,« erwiderte Raoul, »vor einer solchen Erklärung verbeuge ich mich. Ja, ich erkenne es an, Ihr müßt vollkommen unterrichtet sein, und da ein Mann von Ehre unfähig ist, etwas Anderes zu sagen, als das, was er weiß, anders zu sprechen, als erdenkt, so schweige ich, so bekenne ich mich besiegt und überlasse Euch das Schlachtfeld.«

Und wie ein Mensch, der nichts Anderes zu wünschen scheint, als die Ruhe, versenkte sich Raoul wirklich in einen großen Lehnstuhl, während der Graf seine Leute rief, um sich ankleiden zu lassen.

Der Chevalier fühlte, daß die Stunde verlief und wünschte wegzugehen; aber er befürchtete zugleich, wenn Raoul mit Guiche allein wäre, würde er ihn zu einem andern Entschluß bewegen.

Er bediente sich deshalb seines letzten Hilfsmittels und sagte:

»Madame wird glänzend sein; sie probiert heute ihr Costume als Pomona.«

»Ah! es ist wahr!« rief der Graf.

»Ja, ja,« fuhr der Chevalier fort, »sie hat zu diesem Behuf ihre Befehle gegeben. Ihr wisst, Herr von Bragelonne, daß der König den Frühling macht.«

»Das wird herrlich sein,« sagte Guiche, »und dieser Grund ist besser, als alle, die Ihr mir für mein Bleiben angegeben habt. Da ich den Herbst mache und den Pas mit Madame tanze, so kann ich ohne einen Befehl des Königs nicht gehen, in Betracht, daß meine Abreise das Ballett in Verwirrung bringen würde.«

»Und ich,« sagte der Chevalier, »ich mache einen einfachen Egypan; ich bin allerdings ein schlechter Tänzer und habe ein

übel geformtes Bein. Meine Herren, auf Wiedersehen. Vergeßt das Fruchtkörbchen nicht, das Ihr Pomona bieten müßt, Graf.«

»Oh! seid unbesorgt, ich werde nichts vergessen,« rief Guiche entzückt.

»Oh! ich bin nun sicher, daß er nicht abreisen wird,« murmelte der Chevalier, während er hinausging.

Als der Chevalier weggegangen war, versuchte es Raoul nicht einmal, seinem Freund zu widerrathen; er fühlte, daß es verlorene Mühe gewesen wäre.

»Graf,« sagte er nun mit seiner traurigen, melodischen Stimme, »Graf, Ihr vertieft Euch in eine furchtbare Leidenschaft; ich kenne Euch; Ihr seid in Allem extrem; diejenige, welche Ihr liebt, ist es auch. Nun, ich will einen Augenblick annehmen, es komme dazu daß sie Such liebe . . . «

»Oh! nie! nie!« rief Guiche.

»Warum sagt Ihr nie?«

»Weil das ein großes Unglück für uns Beide wäre.«

»Dann, mein lieber Freund, erlaubt mir, daß ich Euch, statt Euch für einen Unklugen anzusehen, für einen Narren halte.«

»Warum?«

»Sprecht offenherzig, seid Ihr sicher, daß Ihr nichts von der begehrt, welche Ihr liebt?«

»Oh! ja, sehr sicher.«

»Dann liebt sie von fern!«

»Wie, von fern?«

»Allerdings, was liegt Euch an der Gegenwart oder Abwesenheit, da Ihr nichts von ihr begehrt? Liebt ein Portrait, liebt eine Erinnerung.«

»Raoul!«

»Liebt einen Schatten, eine Illusion, eine Chimäre, liebt die Liebe, indem Ihr auf Euer Ideal einen Namen setzt. Ah! Ihr wendet den Kopf um; Eure Diener kommen. Ich sage nichts mehr. Im Glück wie im Unglück zählt auf mich, Guiche.«

»Bei Gott! ob ich auf Euch zähle!«

»Nun wohl! das ist Alles, was ich Euch zu sagen hatte. Macht Euch schön, Guiche, macht Euch sehr schön. Gott befohlen!«

»Ihr kommt nicht zur Ballettprobe?«

»Nein, ich habe einen Besuch in der Stadt zu machen. Umarmt mich, Guiche. Guten Tag.«

Die Versammlung fand beim König statt.

Die Königinnen zuerst, dann Madame, einige auserwählte Ehrendamen, viele ebenfalls auserwählte Höflinge präludierten bei den Tanzübungen durch Gespräche, wie man sie in jener Zeit zu machen wusste.

Keine von den eingeladenen Damen hatte das Festcostume angezogen, wie es der Chevalier von Lorraine vorhergesagt; aber man plauderte viel von den Prachtvollen und sinnreichen Gewändern, welche verschiedene Maler für das Ballett der Halbgötter gezeichnet hatten. So nannte man die Könige und die Königinnen, deren Pantheon Fontainebleau sein sollte.

Monsieur erschien mit der Zeichnung in der Hand, die seine Person vorstellte; seine Stirne war noch etwas sorgenvoll; die Art, wie er die junge Königin und seine Mutter begrüßte, war äußerst höflich und freundlich. Er begrüßte Madame beinahe kavaliersmäßig und pirouettirte auf den Fersen. Diese Gebärde und diese Kälte wurden bemerkt.

Herr von Guiche entschädigte Madame durch einen Blick voll Flammen, und, Madame, es ist nicht zu leugnen, erwiderte dies die Augenlider aufschlagend mit Wucher.

Guiche war wirklich nie so schön gewesen, der Blick von Madame hatte gewissermaßen das Gesicht des Sohnes vom Marschall von Grammont erleuchtet. Die Schwägerin des Königs fühlte einen Sturm über ihrem Haupte brausen, sie fühlte auch, daß sie im Verlauf dieses an zukünftigen Ereignissen so fruchtbaren Tags, gegen den, welcher sie mit so viel Feuer und Leidenschaft liebte, eine Ungerechtigkeit, wenn nicht gar einen schweren Verrat begangen hatte.

Es schien ihr der Augenblick gekommen, dem armen Opfer dieser Ungerechtigkeit vom Morgen Genugtuung zu geben. Das Herz von Madame sprach und es sprach im Namen von Guiche. Der Graf wurde aufrichtig beklagt, der Graf trug also den Sieg über Alle davon.

Es war nicht mehr von Monsieur, vom König, vom Herzog von

Buckingham die Rede. Guiche herrschte in diesem Augenblick ohne Teilung.

Monsieur war indessen auch sehr schön; doch man konnte ihn unmöglich mit Guiche vergleichen. Man weiß es und alle Frauen sagen es, es findet immer ein ungeheurer Unterschied zwischen der Schönheit des Geliebten und der eines Gatten statt.

Nach des Prinzen höflicher und freundlicher Begrüßung der jungen Königin und seiner Mutter, nach dem oberflächlichen und kavaliersmäßigen Gruß, den er an Madame gerichtet, was von allen Höflingen bemerkt worden war, verliehen alle Motive in dieser Gesellschaft dem Liebhaber den Vorzug vor dem Gemahl.

Monsieur war ein zu sehr vornehmer Herr, um diesen Umstand zu bemerken. Es gibt nichts so Wirksames, als die festgestellte Idee der Superiorität, um die Inferiorität desjenigen zu sichern, welcher diese Meinung von sich hegt.

Der König kam. Jedermann suchte die Ereignisse in dem Blick, der die Welt in Bewegung zu setzen anfing, wie die Augenbraue Jupiters.

Ludwig hatte nichts von der Traurigkeit seines Bruders: er strahlte.

Nachdem er die Mehrzahl der Zeichnungen, die man ihm von allen Seiten zeigte, angeschaut hatte, gab er seinen Rat oder seinen Tadel und machte Glückliche oder Unglückliche mit einem einzigen Wort.

Plötzlich bemerkte sein Auge, das Madame schief zulächelte, die stumme Korrespondenz zwischen der Prinzessin und dem Grafen.

Die Lippe des Königs zog sich zusammen, und als sie sich wieder öffnete, um einige Alltagsphrasen durchzulassen, sagte er, auf die Königin zuschreitend:

»Meine Damen, ich erhalte die Nachricht, daß Alles in Fontainebleau meinen Befehlen gemäß vorbereitet ist.«

Ein Gemurmeln der Zufriedenheit kam aus den Gruppen hervor. Der König las in allen Gesichtern den glühenden Wunsch, eine Einladung zu den Festen zu erhalten.

»Ich werde schon morgen abreisen,« fügte er bei.

Tiefes Stillschweigen der Versammlung.

Das Lächeln erleuchtete alle Physiognomien. Das von Monsieur allein behauptete seinen Charakter schlechter Laune.

Da sah man nach und nach vor dem König und den Damen die Herren vorübergehen, die sich beeilten, Seiner Majestät für die große Ehre der Einladung zu danken.

Als die Reihe an Guiche war, sagte der König:

»Ah! mein Herr, ich hatte Euch nicht gesehen!

Der Graf verbeugte sich . . . Madame erbleichte.

Guiche wollte den Mund öffnen, um eine Danksagung auszusprechen.

»Gleich,« sagte der König, »es ist die Zeit der zweiten Aussaat. Ich bin überzeugt, daß Eure Pächter in der Normandie Euch mit Vergnügen sehen werden.«

Und er wandte dem Unglücklichen nach diesem ungeschlachten Überfall den Rücken zu.

Nun war es an Guiche, zu erbleichen, er machte zwei Schritte gegen den König, und stammelte, indem er vergaß, daß man nie mit Seiner Majestät spricht, ohne gefragt zu werden:

»Ich habe vielleicht schlecht verstanden.«

Der König wandte den Kopf um, schaute den Grafen mit dem kalten starren Blick an, der sich wie ein unbiegsames Schwert in das Herz der in Ungnade Gefallenen taucht, und wiederholte langsam, indem er ein Wort nach dem andern von seinen Lippen fallen ließ:

»Ich habe gesagt, Eure Güter.«



Ein kalter Schweiß stieg dem Grafen auf die Stirne, seine Hände öffneten sich und ließen den Hut fallen, den er zwischen seinen zitternden Fingern hielt.

Ludwig suchte den Blick seiner Mutter, als wollte er ihr zeigen, daß er der Herr sei. Er suchte den Blick seines Bruders, als wollte er ihn fragen, ob diese Rache seinem Geschmack entspreche.

Endlich heftete er seine Augen auf Madame.

Die Prinzessin lächelte und plauderte mit Frau von Noailles.

Sie hatte nichts gehört, oder sich vielmehr gestellt, als hörte sie nichts.

Der Chevalier von Lorraine schaute auch mit einer von jenen feindseligen Starrheiten, die dem Menschen die Macht des Hebels zu geben scheinen, wenn er das Hindernis aufhebt, ausreißt und in die Ferne springen macht.

Herr von Guiche blieb allein im Kabinett des Königs: es hatte sich Jedermann zerstreut; vor den Augen des Unglücklichen tanzten Schatten.

Plötzlich entriß er sich der starren Verzweiflung, die ihn beherrschte, und lief spornstreichs in seine Wohnung, wo ihn Raoul standhaft in seinen düstern Ahnungen erwartete.

»Nun!« murmelte dieser, als er seinen Freund barhäuptig, das Auge stier, schwankenden Gangs eintreten sah.

»Ja, es ist wahr, ja!«

Mehr konnte Guiche nicht sagen. Er fiel erschöpft auf die Polster.

»Und sie?« fragte Raoul.

»Siel« rief der Unglückliche, eine vom Zorn krampfhaft zusammengezogene Hand zum Himmel erhebend, »Sie!«

»Was sagte sie?«

»Sie sagt, ihr Kleid stehe ihr gut.«

»Was macht sie?«

»Sie lacht!«

Und ein Anfall eines furchtbaren Gelächters machte alle Nerven des unglücklichen Verbannten springen. Bald fiel er rückwärts: er war vernichtet.



XVII.

Fontainebleau.

Alle die in seinen herrlichen Gärten vereinigten Zauberwerke machten aus Fontainebleau seit vier Tagen einen Ort der Wonne.

Herr Colbert vervielfältigte sich . . . Am Morgen Berechnung der Ausgaben der Nacht; am Tage Programme, Proben, Anmerkungen, Bezahlungen.

Herr Colbert hatte vier Millionen zusammengebracht und verteilte sie mit einer weisen Ökonomie.

Er erschrak über die Kosten, welche die Mythologie veranlaßt . . . Jeder Sylvan, jede Najade kostete nicht weniger als hundert Livres täglich. Das Costume kam auf dreihundert Livres zu stehen.

Was an Pulver und Schwefel in Feuerwerk verbrannt wurde, belief sich jede Nacht auf hunderttausend Livres. Dabei fanden am User des Teiches Beleuchtungen für dreißigtausend Livres den Abend statt.

Diese Feste hatten herrlich geschienen. Colbert war außer sich vor Freude.

Er sah jeden Augenblick Madame und den König zu Jagden ausfahren, oder phantastische Personen empfangen, Feierlichkeiten, die man seit vierzehn Tagen improvisierte, und die den Geist von Madame und die Freigebigkeit des Königs glänzen ließen.

Denn Madame, die Heldin des Festes, beantwortete die Reden dieser Deputationen von unbekanntem Völkern, Gneamanthen, Scythen, Hyperboreern, Kaukasiern, Patagonen, die aus der Erde hervorzukommen schienen, um ihr Glück zu wünschen, und jedem Repräsentanten dieser Völkerschaften gab der König einen Diamant oder ein Meuble von Wert.

Dann verglichen die Abgeordneten in mehr oder minder grotesken Versen den König mit der Sonne, Madame mit Phöbe, ihrer Schwester, und man sprach von den Königinnen und von Monsieur nicht mehr anders, als wenn der König Madame

Henriette von England und nicht Maria Theresia von Österreich geheiratet hätte.

Sich an den Händen haltend, sich unmerklich die Finger drückend, trank das glückliche Paar in langen Zügen den süßen Trank der Schmeichelei, dessen Wert die Jugend, die Schönheit, die Macht und die Liebe erhöhen.

Jedermann erstaunte in Fontainebleau über den Einfluß, den Madame so rasch auf den König erlangt hatte.

Jedermann sagte sich leise, Madame sei in der Tat die Königin.

Und der König verkündigte diese seltsame Wahrheit durch jeden seiner Gedanken, durch jedes seiner Worte, durch jeden seiner Blicke.

Er schöpfte seinen Willen, er suchte seine Eingebungen in den Augen der Königin, und er berauschte sich in seiner Freude, wenn Madame zu lächeln sich herabließ.

Madame berauschte sich in ihrer Macht, da sie alle Welt zu ihren Füßen sah.

Sie konnte es selbst nicht sagen; aber sie wusste, daß sie keinen Wunsch mehr bildete, daß sie sich vollkommen glücklich fand.

Aus allen diesen Versetzungen, deren Quelle der königliche Wille, entsprang, daß Monsieur, statt die zweite Person des Reiches, die dritte geworden war.

Dies war noch viel schlimmer, als zur Zeit, wo Guiche seine Zither bei Madame klingen ließ. Damals hatte Monsieur wenigstens die Befriedigung, dem Angst zu machen, welcher ihn belästigte.

Doch seit dem Abgang des durch sein Bündnis mit dem König vertriebenen Feindes hatte Monsieur ein noch viel schwereres Joch, als zuvor auf den Schultern.

Jeden Abend kam Madame abgemattet zurück.

Das Pferd, die Bäder in der Seine, die Mittagsmahle unter dem Blätterwerk, die Schauspiele, die Bälle am großen Kanal, die Concerte, das wäre hinreichend gewesen, nicht nur, um eine schwächliche Frau, sondern auch um den stärksten Schweizer des Schlosses zu töten.

Es ist wahr, daß in Beziehung auf Bälle, Concerte, Promenaden

eine Frau viel kräftiger ist, als das stärkste Kind der dreizehn Kantone.

Aber so ausgedehnt auch die Kräfte einer Frau sein mögen, so haben sie doch ein Ziel und können nicht lange gegen eine solche Lebensweise aushalten.

Was Monsieur betrifft, so hatte er nicht einmal die Befriedigung, Madame ihr Königtum am Abend ablegen zu sehen.

Am Abend wohnte Madame im königlichen Pavillon mit der jungen Königin und der Königin Mutter.

Es versteht sich von selbst, daß der Herr Chevalier von Lorraine Monsieur nicht verließ und seinen Tropfen Galle auf jede Wunde goß, die er erhielt.

Eine Folge hiervon war, daß Monsieur, der sich Anfangs ganz heiter und ganz vergnügt seit der Abreise von Guiche gesunden hatte, vom Tage nach dem Einzug des Hofes in Fontainebleau wieder in Schwermut versank.

Eines Tages aber geschah es, daß Monsieur, der frühe aufgestanden war, und noch mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, auf seine Toilette verwendet hatte, daß Monsieur, sagen wir, der von nichts für den Tag gehört hatte, den Plan faßte, seinen Hof zu versammeln, und Madame zum Abendbrot nach Morel zu führen, wo er ein schönes Landhaus besaß.

Er ging nach dem Pavillon der Königin, trat ein und war sehr erstaunt, als er Niemand vom königlichen Dienst fand.

Eine Türe öffnete sich links nach der Wohnung von Madame, eine rechts nach der der jungen Königin.

Monsieur erfuhr bei seiner Frau von einer Ausgeberin, welche hier arbeitete, es sei Jedermann um elf Uhr weggefahren, um sich in der Seine zu baden, man habe ein großes Fest aus dieser Partie gemacht, alle Calechen seien vor den Türen des Parks aufgestellt worden, und die Abfahrt habe vor mehr als einer Stunde stattgefunden.

»Gut,« sagte Monsieur, »ein glücklicher Gedanke; es ist eine drückende Hitze, ich werde mich mit Vergnügen baden.«

Und er rief seinen Leuten . . . Niemand kam.

Er rief bei Madame. Alles hatte sich entfernt.

Er ging in die Remisen hinab.

Ein Stallknecht sagte ihm, es seien weder Calechen, noch Carossen mehr da.

Dann befahl er zwei Pferde zu satteln, eines für ihn, eines für seinen Kammerdiener.

Der Stallknecht antwortete höflich, es seien keine Pferde mehr vorhanden.

Bleich vor Zorn stieg Monsieur wieder zu den Königinnen hinauf.

Er ging bis in das Betzimmer von Maria Theresia.

Von dem Betzimmer aus erblickte er durch eine etwas geöffnete Tapetentüre seine junge Schwägerin, welche vor der Königin Mutter kniete und ganz in Tränen zu zerfließen schien.

Er war weder gesehen noch gehört worden.

Sachte näherte er sich der Öffnung und horchte; das Schauspiel dieses Schmerzes reizte seine Neugierde.

Die junge Königin weinte nicht nur, sondern sie beklagte sich.

»Ja,« sprach sie, »der König vernachlässigt mich, der König beschäftigt sich nur noch mit Vergnügungen, und zwar mit Vergnügungen, an denen ich nicht Teil nehme.«

»Geduld, Geduld, meine Tochter,« erwiderte Anna von Österreich spanisch.

Dann fügte sie, abermals spanisch, Ratschläge bei, welche Monsieur nicht verstand.

Die Königin antwortete darauf durch Anklagen, gemischt mit Seufzern und Tränen, wobei Monsieur oft das Wort **banos** unterschied, das Maria Theresia mit dem Unwillen des Zorns aussprach.

»Die Bäder,« sagte Monsieur zu sich selbst, »die Bäder! Es scheint, daß sie über die Bäder aufgebracht ist.«

Und er suchte die Teilchen von Sätzen, die er verstand, zusammenzustellen.

In jedem Fall war es ihm lieb, zu erraten, daß die Königin sich bitter beklagte, und daß Anna von Österreich, wenn sie Maria Theresia nicht wirklich tröstete, doch sie wenigstens zu trösten suchte.

Monsieur befürchtete, er könnte an der Türe horchend ertappt

werden, und entschloß sich, zu husten.

Die zwei Königinnen wandten sich bei dem Geräusch um.

Monsieur trat ein.

Als sie den Prinzen erblickte, stand die junge Königin hastig auf und wischte sich die Tränen ab.

Monsieur hatte zu viel Weltkenntniß, um zu fragen, und war zu sehr an Höflichkeit gewöhnt, um still zu bleiben. Er verbeugte sich.

Die Königin Mutter lächelte ihm freundlich zu und sprach:

»Was wollt Ihr, mein Sohn?«

»Ich . . . nichts . . . « stammelte Monsieur, »ich suchte . . . «

»Wen?«

»Meine Mutter, ich suchte Madame.«

»Madame ist in den Bädern.«

»Und der König?« sagte Monsieur mit einem Tone, der die Königin zittern machte.

»Der König auch und der ganze Hof,« erwiderte Maria Theresia.

»Außer Euch, Madame,« sagte Monsieur.

»Oh! ich,« entgegnete die junge Königin, »ich bin der Schrecken von allen denjenigen, welche sich belustigen.«

»Und ich auch, wie es scheint,« rief Monsieur.

Anna von Österreich machte ihrer Schwiegertochter ein stummes Zeichen und diese entfernte sich in Tränen zerfließend.

Monsieur faltete die Stirne und sprach:

»Das ist ein trauriges Haus . . . Was denkt Ihr davon, meine Mutter?«

»Oh! . . . nein . . . nein . . . Jedermann sucht hier sein Vergnügen.«

»Das ist es, bei Gott! gerade, was alle diejenigen traurig macht, denen dieses Vergnügen beschwerlich ist.«

»Wie Ihr das sagt, mein lieber Philipp.«

»Bei meiner Treue! meine Mutter, ich sage es, wie ich es denke.«

»Erklärt Euch, was gibt es?«

»Fragt meine Schwägerin, die Euch so eben ihren Verdruß

klagt.«

»Ihren Verdruß . . . wie . . . «

»Ja, ich habe gehorcht; aus Zufall, ich gestehe es, doch ich habe gehorcht. Nun! ich hörte meine Schwägerin nur zu deutlich sich über die vielen Bäder von Madame beklagen.«

»Ah! Tollheit! . . . «

»Nein, nein, wenn man weint, ist man nicht immer toll. Banos, sagte die Königin, heißt das nicht Bäder?«

»Ich wiederhole Euch, mein Sohn, daß Eure Schwägerin von einer kindischen Eifersucht ist.«

»In diesem Fall, Madame, klage ich mich an, daß ich denselben Fehler begangen habe, wie sie.«

»Ihr auch, mein Sohn?«

»Gewiß.«

»Ihr seid auch eifersüchtig auf diese Bäder?«

»Bei Gott!«

»Oh!«

»Wie! der König badet sich mit meiner Frau und nimmt die Königin nicht mit! Wie! Madame badet sich mit dem König, und erweist mir nicht die Ehre, mich davon in Kenntnis zu setzen. Und Ihr verlangt, daß meine Schwägerin zufrieden, Ihr verlangt, daß ich zufrieden sei?«

»Aber, mein lieber Philipp,« entgegnete Anna von Österreich. »Ihr übertreibt es, Ihr habt Herrn von Buckingham fortjagen, Ihr habt Herrn von Guiche verbannen lassen; wollt Ihr nun nicht den König von Fontainebleau wegschicken?«

»Oh! das maße Ich mir nicht an; aber ich kann mich wohl entfernen und ich werde mich entfernen.«

»Eifersüchtig auf den König! eifersüchtig auf Euren Bruder!«

»Eifersüchtig auf meinen Bruder! auf den König! ja, Madame, eifersüchtig! eifersüchtig! eifersüchtig!«

»Meiner Treue, mein Herr,« rief Anna von Österreich, Zorn und Entrüstung heuchelnd, »ich fange an zu glauben, daß Ihr ein Narr und ein geschworener Feind meiner Ruhe seid, und überlasse Euch den Platz, da ich keine Wehr gegen solche Einbildungen habe.«

Sie sagte es, hob die Sitzung auf und ließ Monsieur dem wütendsten Grimm preisgegeben.

Monsieur blieb einen Augenblick ganz betäubt; dann kam er wieder zu sich, raffte alle seine Kräfte zusammen, ging abermals in den Stall hinab, suchte den Stallknecht auf. verlangte von ihm wieder einen Wagen, ein Pferd, und auf seine doppelte Antwort, daß es weder einen Wagen, noch ein Pferd mehr gebe, entriß Monsieur den Händen eines Stalljungen eine Gabelstütze und fing an, den armen Teufel rings im Hofe umher mit gewaltigen Prügeln, trotz seines Geschreis und seinen Entschuldigungen, zu verfolgen; atemlos, von Schweiß triefend, an allen Gliedern zitternd, stieg er hiernach wieder in seine Wohnung hinauf, zerschmetterte seine schönsten Porzellane, legte sich endlich gestiefelt und gespornt in sein Bett und schrie um Hilfe!

XVIII.

Das Bad.

In Valvins unter den undurchdringlichen Gewölben von blühenden Bachweiden und von Tränenweiden, die ihre grünen Häupter neigten und die Enden ihres Blätterwerks in die blaue Woge tauchten, diente eine lange, flache Barke mit Leitern, welche durch blaue Vorhänge bedeckt waren, als Zufluchtsstätte für die badenden Dianen, auf welche bei ihrem Austritt ans dem Wasser zwanzig mit Federbüschen geschmückte Acteons lauerten, welche glühend und voll Lüsterheit auf dem moosigen, duftenden Ufer des Flusses galoppierten.

Aber Diana, selbst die schamhafte Diana, war, in die lange Chlonayde gekleidet, minder keusch, minder undurchdringlich, als Madame, jung und schön, wie die Göttin. Denn trotz der seinen, weißen Tunica der Jägerin sah man ihr rundes, weißes Knie, trotz des klirrenden Kochers erblickte man ihre braunen Schultern; während ein langer, hundertfach gerollter Schleier Madame umhüllte, wenn sie sich den Armen ihrer Frauen überließ, und sich für die unbescheidensten, wie für die durchdringendsten Blicke unzugänglich machte.

Stieg sie wieder die Treppe hinauf, so hielten die gegenwärtigen Dichter, und alle waren Dichter, wenn es sich um Madame handelte, hielten die zwanzig galoppierenden Dichter an und riefen einstimmig, es seien keine Wassertropfen, sondern Perlen, was von dem Körper von Madame falle und sich in dem glücklichen Strom verliere.

Der König, der Mittelpunkt dieser Poesien und Huldigungen, befahl den Vergrößerern, deren Begeisterung nicht versiegt wäre, Stillschweigen und wandte sein Pferd um, aus Furcht, selbst unter den seidnen Vorhängen, die Bescheidenheit der Frau und die Würde der Prinzessin zu verletzen.

Es entstand daher eine große Leere auf der Szene und ein tiefes Stillschweigen in der Barke. Aus den Bewegungen, aus dem Spiel der Falten, aus den Wogungen der Vorhänge, erriet man das Hin- und Hergehen der für ihren Dienst geschäftigen

Frauen.

Der König horchte auf die Worte seiner Kavaliere, aber wenn man ihn anschaute, konnte man sich entnehmen, daß seine Aufmerksamkeit nicht bei ihren Reden war.

In der Tat, kaum hatte das Geräusch des Gleitens der Ringe auf den Vorhangstangen verkündigt, Madame sei angekleidet und die Göttin werde bald erscheinen, als sich der König auf der Stelle umwandte, so nahe als möglich zum User sprengte und allen denjenigen, welche ihr Dienst oder ihr Vergnügen zu Madame berief, ein Signal gab.

Man sah die Pagen, ihre Handpferde führend, herbeieilen; man sah die Calechen, welche bedeckt unter den Zweigen geblieben waren, zu denselben vorrücken, dann die Wolke von Dienern, Trägern, Frauen, die, während des Bads der Gebieter abseits ihre Bemerkungen, ihre Kritiken, ihre Verhandlungen über Interessen ausgetauscht hatten, ein flüchtiges Journal jener Zeit, dessen sich Keiner erinnert, nicht einmal die Wellen, die Spiegel der Personen, die Schos der Reden; die Wellen, die Gott selbst in die Unermeßlichkeit gestürzt, wie er die Schauspieler in die Ewigkeit gestürzt hat.

Diese ganze auf den Usern des Flusses zusammengeschaarte Welt, abgesehen von einer Menge von Bauern, die durch das Verlangen, den König und die Prinzessin zu sehen, herbeigezogen wurden, diese ganze Welt war acht bis zehn Minuten lang der verworrenste, angenehmste Durcheinander, den man sich denken konnte.

Der König stieg ab, alle Höflinge ahmten ihm nach; er bot seine Hand Madame, deren prächtiges Reitkleid ihre zierliche Taille enthüllte, die sich unter ihrem Gewand von seiner, silbergestickten Wolle hervorhob.

Noch feucht und dunkler als Gagath, benetzten ihre Haare ihren so weißen und so reinen Hals. Die Freude und die Gesundheit glänzte aus ihren schönen Augen, sie war gestärkt und atmete unter dem gestickten Sonnenschirme, den ihr ein Page trug, mit langen Zügen die Luft ein.

Nichts Anmutigeres, nichts Zarteres, nichts Poetischens, als diese zwei in den rosigen Schatten des Sonnenschirms

getauchten Gesichter . . . Der König, dessen weiße Zähne in einem beständigen Lächeln glänzten; Madame, deren schwarze Augen wie zwei Karfunkel in dem glimmerartigen Reflex der schimmernden Seide strahlten.

Als Madame zu ihrem Pferde kam, einem prachtvollen andalusischen Zelter, von einem fleckenlosen Weiß, etwas schwerfällig vielleicht, aber mit dem seinen, verständigen Kopf, in welchem man die Mischung des arabischen Blutes so glücklich verbunden mit dem spanischen Blut fand, und mit dem langen die Erde segnenden Schweif, nahm sie der König, da sich die Prinzessin träge machte, um den Steigbügel zu erreichen, so in seine Arme, daß sich der Arm von Madame wie ein Feuerkreis um den Hals des Königs schlang.

Ludwig streifte, indem er sich zurückzog, unwillkürlich mit seinen Lippen diesen Arm, der sich nicht entfernte dann, nachdem die Prinzessin ihrem königlichen Stallmeister gedankt hatte, war die ganze Welt in einem Augenblick im Sattel.

Der König und Madame ritten auf der Seite, um die Calechen und die Piqueurs vorüberzulassen.

Vom Joch der Etiquette befreit, ließen viele Kavaliere ihren Pferden die Zügel schießen, und sprengten den Wagen nach, welche die Ehrenfräulein, frisch wie eben so viele Orcaden um Diana, entführten, und lachend, scherzend, brausend entflohen die Wirbel.

Der König und Madame hielten ihre Pferde im Schritt.

Hinter Seiner Majestät und der Prinzessin, seiner Schwägerin, aber in einer ehrfurchtsvollen Entfernung folgten die Höflinge ernst oder begierig, im Bereiche und unter den Blicken des Königs zu bleiben; sie bewältigten ihre ungeduldigen Pferde, regelten ihren Gang nach dem der Rosse des Königs und von Madame, und überließen sich Allem, was an Süßigkeit und Annehmlichkeit der Umgang mit Leuten von Geist bietet, die mit dem artigsten Ton tausend grausame Anschwärmungen auf Rechnung ihres Nebenmenschen preisgeben.

Bei dem kleinen erstickten Lachen, bei dem plötzlichen Zurückhalten dieser sardonischen Heiterkeit, wurde Monsieur, dieser arme Abwesende, nicht geschont.

Aber man hatte Mitleid, man seufzte über das Schicksal von Guiche, und man muß gestehen, das Mitleid war nicht übel angebracht.

Der König und Madame, welche bis jetzt ihre Pferde nicht in Atem gesetzt und hundertmal Alles wiederholt hatten, was ihnen die Höflinge in den Mund brachten, die sie sprechen machten, schlugen nun den kurzen Jagdgalopp an und man hörte unter dem Gewichte dieser Reiterei die tiefen Alleeen des Waldes erschallen.

Auf die Unterhaltungen mit leiser Stimme, auf die Gespräche in Form von vertraulichen Mitteilungen, auf die auf eine geheimnisvolle Weise ausgetauschten Worte, folgten geräuschvolle Ausbrüche; die Heiterkeit verbreitete sich von den Piqueurs an bis zu den Prinzen. Jedermann lachte und schrie. Man sah die Elstern und die Hehren mit ihrem Gekrächze unter den wogenden Gewölben der Eichen entfliehen, der Kuckuck unterbrach seine eintönige Klage in der Tiefe des Waldes, die Finken und die Meisen entflogen in Scharen, während die Hirsche und die Rehe erschrocken in den Gebüschen umhersprangen.

Dieser die Freude, den Lärmen und das Licht auf ihrem Wege verbreitenden Menge, ging gleichsam ihr eigener Widerhall nach dem Schlosse voran.

Der König und Madame ritten von allen Seiten durch den einstimmigen Zuruf des Volkes begrüßt in die Stadt ein.

Madame beeilte sich, Monsieur aufzusuchen. Sie begriff instinctartig, daß er zu lange außerhalb dieser Freude geblieben war.

Der König begab sich zu den Königinnen, er wusste, daß er ihnen, einer besonders, eine Entschädigung für seine lange Abwesenheit schuldig war.

Madame wurde jedoch nicht bei Monsieur empfangen. Man antwortete ihr, er schlafe.

Statt Maria Theresia, lächelnd wie immer zu treffen, fand der König in der Galerie Anna von Österreich, die auf seine Ankunft wartete, ihm entgegen ging, ihn bei der Hand nahm und in ihr Gemach führte.

Was sie sich sagten, oder was vielmehr die Königin Mutter zu

Ludwig XIV, sagte, Niemand hat es je erfahren, aber man hätte es gewiß aus dem ärgerlichen Gesicht des Königs nach dem Ausgang dieser Unterredung erraten können.

Wir aber, deren Geschäft es ist, auszulegen, so wie dem Leser unsere Auslegung mitzuteilen, wir würden uns gegen unsere eigene Pflicht verfehlen, wenn wir ihn über das Resultat dieser Zusammenkunft in Unwissenheit ließen.

Er wird es, wir hoffen dies wenigstens, hinreichend in dem folgenden Kapitel entwickelt finden.

XIX.

Die Schmetterlingsjagd.

Als der König in seine Gemächer zurückkehrte, um einige Befehle zu geben und seine Gedanken ruhen zu lassen, fand er auf seinem Ankleidetisch ein Billettchen, dessen Handschrift verstellt zu sein schien.

Er öffnete es und las:

»Kommt geschwinde, ich habe Tuch tausend Dinge zu sagen.«

Der König und Madame hatten sich nicht lange genug verlassen, daß diese tausend Dinge die Folge von den dreitausend sein konnten, die man sich auf dem Wege gesagt, der Valvins von Fontainebleau trennte

Das Verwirrte, Hastige des Billetts gaben dem König auch viel zu denken.

Er beschäftigte sich ein wenig mit seiner Toilette und ging dann weg, um Madame einen Besuch abzustatten.

Die Prinzessin war, da sie nicht den Anschein haben wollte, als erwartete sie ihn, mit allen ihren Damen in die Gärten hinabgegangen.

Als der König erfuhr, Madame habe ihre Gemächer verlassen, um sich auf die Promenade zu begeben, sammelte er alle Kavaliere, die er unter der Hand finden konnte, und forderte sie auf, ihm in die Gärten zu folgen.

Madame jagte Schmetterlinge auf einer großen, mit Heliotropen und Pfriemenkraut eingefassten Wiese.

Sie schaute den unerschrockensten und jüngsten von ihren Damen zu und wartete, den Rücken nach den Hagenbuchen gewendet, sehr ungeduldig auf die Ankunft des Königs, dem sie dieses Rendezvous bezeichnet hatte.

Das Krachen mehrerer Tritte auf dem Sand veranlaßte sie, sich umzudrehen. Ludwig erschien mit entblößtem Haupt; er hatte mit dem Stock ein kleines Nachtpfauenauge niedergeschlagen, das

Herr von Saint-Aignan ganz betrübt aus dem Grase aufhob.

»Ihr seht, Madame,« sagte der König, »ich jage auch für Euch.«

Und er näherte sich und sprach, indem er sich zu den Edelleuten umwandte, die sein Gefolge bildeten:

»Meine Herren, bringt jeder von Euch eben so viel diesen Damen.«

Das hieß alle Welt entlassen.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel: die alten Höflinge, die feisten Herren, liefen den Schmetterlingen nach, verloren dabei ihre Hüte und griffen mit aufgehobenem Stock Myrten und Pfriemenkraut an, wie es die Spanier getan hätten.

Der König bot Madame die Hand und wählte mit ihr als Mittelpunkt der Beobachtungen eine mit einem Dachwerk von Moos bedeckte Bank, eine Art von Hütte, angelegt von dem schüchtern Genie eines Gärtners, den das Pittoreske und die Phantasie im strengen Styl der Gärtnerei jener Zeit eingeweiht hatte. Dieses mit Kapuzinern und rankenden Rosensträuchen verzierte Dach erhob sich über einer Bank ohne Lehne, so daß die mitten auf der Wiese vereinzelt Zuschauer überallhin sehen und von allen Seiten gesehen wurden, aber nicht gehört werden konnten, ohne selbst diejenigen zu erschauen, welche sich ihnen genähert hätten, um zu hören.

Von diesem Sitze aus, auf dem die beiden Interessierten Platz nahmen, machte der König den Jüngern ein Zeichen der Ermutigung; dann, als verhandelte er mit Madame über den von einer goldenen Nadel durchstochenen und an seinen Hut befestigten Schmetterling, sprach er:

»Sind wir hier nicht gut, um zu plaudern?«

»Ja, Sire, denn ich mußte notwendig von Euch allein gehört und von Jedermann gesehen werden.«

»Und ich auch,« sagte Ludwig.

»Mein Billett hat Euch in Erstaunen gesetzt?«

»Erschreckt, Doch was ich Euch zu sagen habe, ist viel wichtiger,«

»Oh! nein. Wißt Ihr, daß Monsieur seine Türe für mich verschlossen hat?«

»Für Euch! Und warum?«

»Erratet Ihr es nicht?«
»Ah! Madame, dann haben wir uns beide dasselbe zu sagen.«
»Was ist Euch denn begegnet?«
»Wollt Ihr, daß ich anfangen.«
»Ja, denn ich habe Alles gesagt.«
»Also ist es an mir. Wißt, daß ich bei meiner Ankunft meine Mutter fand, die mich in ihre Wohnung führte.«
»Oh! die Königin Mutter!« rief Madame ängstlich . . . »Das ist ernst.«
»Ich glaube es wohl. Hört, was sie zu mir sagte . . . Vor Allem erlaubt mir eine Vorbemerkung,«
»Immer zu, Sire.
»Hat Monsieur je mit Euch von mir gesprochen?«
»Oft.«
»Hat Monsieur von seiner Eifersucht gesprochen?«
»Noch öfter.«
»In Beziehung auf mich?«
»Nein, in Beziehung auf . . . «
»Ja, ich weiß es, auf Buckingham, auf Guiche . . . «
»Ganz richtig.«
»Wohl denn! Madame, nun läßt es sich Monsieur einfallen, auf mich eifersüchtig zu sein.«
»Seht doch!« erwiderte die Prinzessin boshaft lächelnd.
»Mir scheint aber, wir haben nie Anlaß gegeben . . . «
»Nie! ich wenigstens . . . Doch wie habt Ihr die Eifersucht von Monsieur erfahren?«
»Meine Mutter hat mir mitgeteilt, Monsieur sei wie ein Wütender zu ihr gekommen und habe tausend Klagen gegen Euch ausgestoßen . . . Verzeiht mir . . . «
»Sprecht, sprecht . . . «
»Über Türe Coquetterie. Es scheint, daß sich Monsieur auch mit der Ungerechtigkeit befaßt.«
»Ihr seid sehr gut, Sire.«
»Meine Mutter beruhigte ihn, aber er behauptete, man beruhige ihn zu oft und er wolle nicht mehr beruhigt sein.«

»Hätte er nicht besser daran getan, sich gar nicht zu beunruhigen?«

»Das habe ich auch gesagt.«

»Gesteht, Sire, daß die Welt sehr böse ist. Wie, ein Schwager, eine Schwägerin können nicht mit einander plaudern, sich in der Gesellschaft einander gefallen, ohne Anlaß zu Kommentaren, zu Verdächtigungen zu geben? Denn wir tun nichts Schlimmes, Sire, wir haben durchaus keine Lust, etwas Schlimmes zu tun.«

Und sie schaute den König mit jenem stolzen, herausfordernden Auge an, das die Flamme des Verlangens bei den Kältesten und Vernünftigsten entzündet.

»Nein, das ist wahr,« sagte Ludwig.

»Wißt Ihr, daß ich, wenn das so fortginge, genötigt wäre, Lärmen zu machen. Beurteilt unser Benehmen: ist es der Ordnung gemäß, oder ist es nicht so?«

»Oft allein, denn wir finden ein Gefallen an denselben Dingen, könnten wir uns zu dem Schlimmsten verirren, — haben wir es getan? . . . Für mich seid Ihr ein Bruder, nicht mehr.«

Der König faltete die Stirne. Sie fuhr fort:

»Eure Hand, die mir oft begegnet, veranlaßt bei mir nicht jenes Beben, jene Erschütterung, welche Liebende, zum Beispiel . . . «

»Oh! genug, genug, ich beschwöre Euch,« sagte der König auf die Folter gespannt. »Ihr seid unbarmherzig und bereitet mir den Tod.«

»Wie denn?«

»Nun, Ihr sagt mir ganz klar, Ihr empfindet nichts in meiner Nähe.«

»Oh! Sire . . . das sage ich nicht . . . meine Zuneigung . . . «

»Henriette . . . genug . . . ich bitte Euch noch einmal . . . wenn Ihr glaubt, ich sei von Marmor wie Ihr, so täuscht Ihr Euch.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Es ist gut,« seufzte der König, die Augen niederschlagend. »Also unser Zusammentreffen, unser Händedrücker . . . unsere ausgetauschten Blicke . . . Verzeiht, verzeiht . . . ja, Ihr habt Recht, und ich weiß, was Ihr sagen wollt.«

Er verbarg sein Haupt in seinen Händen.

»Nehmt Tuch in Acht, Sire,« sagte Madame rasch, »Herr von Saint-Aignan schaut Euch an.«

»Es ist wahr!« rief Ludwig wütend, »nie ein Schatten von Freiheit, nie Aufrichtigkeit in den Verhältnissen und gegenseitigen Beziehungen . . . Man glaubt einen guten Freund zu finden, und hat nur einen Spion . . . eine Freundin, und hat nur eine Schwester.«

Madame schwieg und schlug die Augen nieder.

»Monsieur ist eifersüchtig!« murmelte sie mit einem Ton, dessen Süßigkeit und Zauber nichts wiederzugeben vermöchte.

»Oh! Ihr habt Recht,« rief plötzlich der König.

»Ihr seht wohl,« sagte sie, indem sie der König anschaute, um ihm das Herz zu versengen, »Ihr seid frei, Euch beargwöhnt man nicht; man vergiftet nicht jede Freude Eures Hauses.«

»Ah! Ihr wisst noch nicht, daß die Königin eifersüchtig ist.«

»Maria Theresia!«

»Bis zum Wahnsinn. Die Eifersucht von Monsieur ist aus der ihrigen entstanden; sie weinte, sie beklagte sich bei meiner Mutter, sie machte uns die Badepartien zum Vorwurf, welche für mich so süß sind.«

»Für mich,« bezeichnete das Auge der Prinzessin.

»Monsieur horchte und erlauerte plötzlich das Wort *banos*, das die Königin voll Bitterkeit aussprach; das gab ihm Aufklärung, er trat außer sich ein, mischte sich in das Gespräch und haderte mit meiner Mutter so heftig, daß sie seine Gegenwart fliehen mußte . . . Ihr habt es nun mit einem eifersüchtigen Mann zu tun, und ich sehe vor mir beständig, unerbittlich das Gespenst der Eifersucht mit aufgeschwollenen Augen, abgemagerten Wangen und finsterem Munde sich erheben.«

»Armer König,« flüsterte Madame. Und sie ließ ihre Hand über die des Königs hinstreifen.

Er hielt diese Hand zurück, und um sie zu drücken, ohne Verdacht bei den Zuschauern zu erwecken, welche nach den Schmetterlingen nicht so gut haschten, daß sie nicht auch nach Neuigkeiten gehascht hätten und ein Geheimnis in der Unterhaltung des Königs mit Madame zu ergaffen bemüht gewesen wären, näherte Ludwig seiner Schwägerin den

verscheidenden Schmetterling, und beide neigten sich, als wollten sie die tausend Augen seiner Flügel oder die Körner ihres Goldstaubes zählen.

Nun sprach weder das Eine noch das Andere; ihre Haare berührten sich, ihr Atem vermengte sich, ihre Hände brannten in einander.

So vergingen fünf Minuten.

XX.

Was man auf der Schmetterlingsjagd fängt.

Die zwei jungen Leute blieben einen Augenblick mit gesenktem Kopfe unter den doppelten Gedanken entstehender Liebe, die so viele Blüten in zwanzigjährigen Phantasien treibt.

Madame Henriette schaute Ludwig von der Seite an. Es war eine von den gut organisierten Naturen, die zugleich in sich selbst und in die Andern zu schauen wissen. Sie erblickte die Liebe im Grunde des Herzens von Ludwig, wie ein geschickter Taucher eine Perle im Grunde des Meeres erblickt.

Sie sah ein, daß Ludwig im Zögern, wenn nicht im Zweifel begriffen war, und daß man dieses träge oder schüchterne Herz vorwärts treiben müßte.

»Also . . . « sprach sie fragend, indem sie zu gleicher Zeit das Stillschweigen unterbrach.

»Was wollt Ihr sagen,« fragte Ludwig, nachdem er einen Augenblick gewartet hatte.

»Ich will sagen, daß ich auf den Entschluß zurückkommen muß, den ich gefaßt hatte.«

»Auf welchen?«

»Auf den, welchen ich Eurer Majestät unterwarf.«

»Wann dieß?«

»An dem Tag, wo wir uns über die Eifersucht von Monsieur erklärten.«

»Was sagtet Ihr mir denn an jenem Tag?« fragte Ludwig unruhig.

»Erinnert Ihr Euch nicht mehr, Sire?«

»Ach! wenn es abermals ein Unglück ist, so werde ich mich desselben immer noch früh genug erinnern!«

»Oh! es ist nur für mich ein Unglück, Sire,« antwortete Madame Henriette; »doch es ist ein notwendiges Unglück.«

»Mein Gott!«

»Und ich werde mich demselben unterziehen.«

»Sprecht doch, welches Unglück ist das?«

»Die Abwesenheit.«

»Oh! abermals dieser abscheuliche Entschluß!«

»Sire, glaubt mir, daß ich ihn nicht gefaßt habe, ohne heftig mit mir zu kämpfen . . . Sire, glaubt mir, ich muß nach England zurückkehren.«

»Oh! nie, nie, ich werde nicht gestatten, daß Ihr Frankreich verlaßt!« rief der König.

»Und dennoch,« sprach Madame, eine milde, traurige Festigkeit heuchelnd, »und dennoch, Sire, ist nichts dringender; und mehr noch, ich bin überzeugt, daß dieß der Wille Eurer Mutter ist.«

»Der Wille?« rief der König. »So! so! liebe Schwägerin, Ihr habt da ein seltsames Wort vor mir ausgesprochen!«

»Nun,« erwiderte lächelnd Madame Henriette, »seid Ihr nicht glücklich. Euch dem Willen einer guten Mutter zu unterziehen?«

»Genug, ich beschwöre Euch; Ihr zerreißt mir das Herz.«

»Ich?«

»Allerdings, Ihr sprecht von dieser Abreise mit einer Ruhe . . . «

»Ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein,« antwortete schwermütig die Prinzessin, »und ich habe ganz jung mich daran gewöhnt, meinen teuersten Gedanken Verhältnisse und Hindernisse entgentreten zu sehen.«

»Sprecht Ihr die Wahrheit? und Eure Abreise würde einem Gedanken widerstreben, der Euch teuer ist?«

»Antwortete ich Euch ja, nicht wahr, Sire, so würdet Ihr Euer Übel schon in Geduld hinnehmen?«

»Grausame!«

»Nehmt Euch in Acht, Sire, man nähert sich uns.«

Der König schaute umher.

»Nein,« sagte er.

Dann zu Madame zurückkehrend:

»Sprecht, Henriette, statt die Eifersucht von Monsieur durch eine Abreise zu bekämpfen, die mich töten würde . . . «

Henriette zuckte leicht die Achseln, wie eine Frau, welche zweifelt.

»Ja, die mich töten würde,« wiederholte Ludwig. »Statt auf dieser Abreise zu bestehen . . . sollte Eure Einbildungskraft oder Euer Herz vielmehr Euch nichts Anderes eingeben?«

»Mein Gott! was soll mir mein Herz eingeben?«

»Aber sagt doch, wie beweist man Einem, daß er Unrecht hat, eifersüchtig zu sein?«

»Vor Allem, Sire, dadurch, daß man ihm keinen Anlaß zur Eifersucht gibt, das heißt, daß man nur ihn liebt.«

»Oh! ich erwartete etwas Besseres.«

»Was erwartetet Ihr denn?«

»Ihr würdet ganz einfach antworten, man beruhige die Eifersüchtigen dadurch, daß man die Zuneigung verhehle, die man für den Gegenstand ihrer Eifersucht hegt.«

»Verhehlen ist schwierig, Sire.«

»Durch die besiegten Schwierigkeiten gelangt man jedoch zu jeglichem Glück. Ich, was mich betrifft, schwöre Euch, daß ich einen Eifersüchtigen, wenn es sein muß, Lügen strafen werde, indem ich mich stelle, als behandelte ich Euch wie alle andere Frauen.«

»Ein schlechtes Mittel, ein schwaches Mittel,« entgegnete die junge Frau, ihren reizenden Kopf schüttelnd.

»Ihr findet Alles schlecht, teure Henriette,« sprach Ludwig unzufrieden. »Ihr zerstört Alles, was ich vorschlage. Jetzt also etwas Anderes an der Stelle. Sucht . . . Ich habe großes Vertrauen zu den, Erfindungen der Frauen. Erfindet Eurerseits.«

»Gut, ich finde Folgendes. Hört Ihr wohl, Sire?«

»Ihr fragt das? Ihr sprecht über mein Leben oder über meinen Tod? und Ihr fragt mich, ob ich höre!«

»Nun wohl, ich urteile nach mir selbst. Handelt es sich darum, mich auf eine andere Fährte, hinsichtlich der Absichten meines Gemahls auf eine andere Frau zu bringen, so würde mich Eins mehr als Alles beruhigen.«

»Was denn?«

»Einmal, wenn ich sehen würde, er beschäftige sich nicht mit dieser Frau.«

»Gut. Das ist es gerade, was ich so eben sagte.«

»Es mag sein. Doch um völlig beruhigt zu sein, möchte ich noch sehen, daß er sich mit einer Anderen beschäftige.«

»Ah! ich verstehe Euch,« erwiderte Ludwig lächelnd. »Aber sagt, liebe Henriette . . . «

»Was?«

»Wenn das Mittel geistreich ist, so ist es doch nicht guttätig.«

»Warum?«

»Indem Ihr die Furcht vor der Wunde im Geiste des Eifersüchtigen heilt, bringt Ihr ihm eine andere im Herzen bei. Er hat die Furcht nicht mehr, das ist wahr, aber er hat das Übel, was mir noch viel schlimmer scheint.«

»Einverstanden, aber er überrascht, er vermutet wenigstens nicht den wahren Feind, er schadet der Liebe nicht; er concentrirt alle seine Kräfte auf der Seite, wo seine Kräfte Nichts und Niemand Eintrag tun werden. Mit einem Wort, Sire, mein System, das ich Euch zu meinem Erstaunen bekämpfen sehe, ich gestehe es, ist allerdings nachteilig für die Eifersüchtigen, aber wohlthätig für die Liebenden. Ich frage Euch aber, Sire, sind nicht, Euch vielleicht ausgenommen, der Ihr nie daran gedacht habt, Eifersüchtige zu beklagen? schwermütige Thoren immer so unglücklich ohne Gegenstand, als mit Gegenstand? nehmt den Gegenstand weg und Ihr werdet ihre Betrübniß doch nicht zerstören. Diese Krankheit liegt in der Einbildung, und ist, wie alle eingebildeten Krankheiten, unheilbar. Ah! teuerster Sire, ich erinnere mich in dieser Hinsicht eines Lehrspruchs von meinem armen Arzte Dawley, einem gelehrten und geistreichen Doktor, den ich ohne meinen Bruder, der seiner nicht entbehren kann, nun bei mir hätte. ›Leidet Ihr an zwei Beschwerden,‹ sagte er zu mir, ›so wählt diejenige, welche Euch am wenigsten belästigt, ich lasse Euch diese, denn, bei Gott! diese ist mir äußerst nützlich, daß es mir gelingt, die andere bei Euch zu vertilgen!‹

»Gut gesagt, gut geurteilt, teure Henriette,« sprach der König lächelnd.

»Oh! wir haben geschickte Leute in London, Sire.«

»Und diese geschickten Leute bilden anbetungswürdige Zöglinge; diesen Daley, Dawley, wie nennt Ihr ihn?«

»Dawley!«

»Ich setze ihm von morgen an für seinen Lehrspruch eine Pension aus; Ihr, Henriette, ich bitte Euch, fangt an, das kleinste von Euren Übeln zu wählen. Ihr antwortet nicht, Ihr lächelt, ich errate: das kleinste von Euren Übeln, nicht wahr, ist Euer

Aufenthalt in Frankreich? Ich lasse Euch dieses Übel; um mit der Kur des Andern zu beginnen, will ich heute noch einen Gegenstand der Ableitung für die Eifersüchtigen jedes Geschlechtes suchen, die uns verfolgen.«

»St! Diesmal kommt man in der Tat.«

Und sie bückte sich, um ein Sinngrün auf dem Rasen zu pflücken.

Man kam in der Tat, denn plötzlich stürzte von der Höhe des Hügels eine Menge von jungen Frauen herab, denen die Kavaliere folgten; die Ursache dieses Einbruchs war eine herrliche Sphinx mit Vorderflügeln, dem Gefieder der Nachttaube, mit Unterflügeln, den Rosenblättern ähnlich.

Diese herrliche Beute war in das Garn von Fräulein von Tonnay-Charente gefallen, welche sie mit Stolz ihren Nebenbuhlerinnen zeigte, die nicht minder gut zu suchen wussten, als sie.

Die Königin der Jagd ließ sich ungefähr zwanzig Schritte vor der Bank nieder, auf der Ludwig und Madame Henriette saßen, lehnte sich an eine herrliche von Epheu umrankte Eiche an und steckte den Schmetterling mit einer Nadel auf ihr langes Rohr.

Fräulein von Tonnay-Charente war sehr schön; die Männer ließen deshalb die anderen Frauen im Stich, um sich, unter dem Vorwand, ihr ein Kompliment über ihre Geschicklichkeit zu machen, in einen Kreis um sie zu drängen.

Der König und die Prinzessin betrachteten verdrießlich diese Szene, wie die Zuschauer von einem an, dem Alter die Spiele der kleinen Kinder betrachten.

»Man belustigt sich dort,« sagte der König.

»Ungemein, Sire; ich habe immer bemerkt, daß man sich da belustigte, wo die Jugend und die Schönheit waren.«

»Was haltet Ihr von Fräulein von Tonnay-Charente, Henriette?« fragte der König.

»Ich sage, sie ist ein wenig blond,« erwiderte Madame, mit einem Schlage den einzigen Fehler aufgreifend, den man der beinahe vollkommenen Schönheit der zukünftigen Frau von Montespan vorwerfen konnte.

»Es mag sein, ein wenig blond, aber dessen ungeachtet schön,

wie mir scheint.«

»Ist das Eure Ansicht, Sire?«

»Ja.«

»Wohl, dann ist es auch die meinige.«

»Und man huldigt ihr, wie Ihr seht.«

»Oh! ja, die Liebhaber umflattern sie. Wenn wir auf Liebhaber statt auf Schmetterlinge jagten, Welch einen schönen Fang würden wir um sie her machen!«

»Sprecht, Henriette, was würde man sagen, wenn sich der König unter alle diese Liebhaber mischen und seinen Blick nach jener Seite fallen ließe? Wäre man dort wohl immer noch eifersüchtig?«

»Oh! Sire, Fräulein von Tonnay-Charente ist ein sehr wirksames Gegenmittel,« erwiderte Madame mit einem Seufzer; »es ist wahr, sie würde den Eifersüchtigen heilen, aber eine Eifersüchtige machen.«

»Henriette! Henriette!« rief Ludwig, »Ihr erfüllt mein Herz mit Freude! Ja, ja, Ihr habt Recht, Fräulein von Tonnay-Charente ist zu schön, um als Mantel zu dienen.«

»Ein Königsmantel,« erwiderte Madame Henriette lächelnd, »ein Königsmantel muß schön sein.«

»Ratet Ihr mir das?« fragte Ludwig.

»Oh! was soll ich Euch sagen, Sire, wenn nicht, daß einen solchen Rat geben, Waffen gegen mich geben hieße? Es wäre Wahnsinn oder Stolz, Euch zu raten, Ihr sollt zur Heldin einer falschen Liebe eine Frau wählen, die schöner ist, als diejenige, für welche Ihr eine wahre Liebe zu fühlen behauptet.«

Der König suchte die Hand von Madame mit der Hand, die Augen mit den Augen, dann stammelte er ein paar so zärtliche, zugleich aber so leise gesprochene Worte, daß der Geschichtsschreiber, der Alles hören soll, dieselben nicht hörte.

Hierauf sprach er laut: »Wohl denn! sucht mir selbst diejenige, welche unsern Eifersüchtigen heilen soll; dieser werde ich alle meine Aufmerksamkeiten, alle Zeit widmen, die ich den Geschäften stehle; dieser die Blume, die ich für Euch pflücke, die zärtlichsten Gedanken, die Ihr in mir entstehen macht; dieser den Blick, den ich nicht an Euch zu richten wagen werde, und der

Euch aus Eurer Sorglosigkeit aufwecken sollte. Aber wählt sie gut, aus Furcht, daß ich mich nicht, indem ich sie anzuschauen suche, indem ich an sie denken will, indem ich ihr die von meinen Fingern abgelöste Rose biete, durch Euch besiegt fühle, und daß nicht das Auge, die Hand, die Lippen auf der Stelle zu Euch zurückkehren, und sollte das ganze Weltall mein Geheimnis erraten.«

Während diese Worte aus dem Munde des Königs wie ein Liebesfaden hervorkamen, errötete, zitterte Madame, glücklich, stolz, berauscht; sie fand keine Antwort, ihr Hochmut und ihr Durst nach Huldigungen waren befriedigt.

»Ich werde wählen,« erwiderte sie, ihre schönen Augen aufschlagend, »doch nicht so, wie Ihr mich bittet, denn all der Weihrauch, den Ihr auf dem Altare einer andern Göttin verbrennen wollt, oh! Sire, ich bin auch eifersüchtig darauf, und ich will, daß er mir zukomme, und will nicht, daß sich ein Atom davon auf dem Wege verliere. Mit Eurer königlichen Erlaubnis, Sire, werde ich also wählen, was mir am wenigsten Euch zu zerstreuen fähig scheint, und mein Bild in Eurem Herzen unberührt lassen wird.«

»Zum Glück ist Euer Hof nicht schlecht zusammengesetzt,« sagte der König, »sonst würde ich beben ob der Drohung, die Ihr mir macht; wir haben in dieser Hinsicht unsere Vorsichtsmaßregeln getroffen, und es wäre schwierig, um Euch her, wie um mich ein ärgerliches Gesicht zu finden.«

Während der König so sprach, stand Madame auf, durchlief mit den Augen die ganze Wiese, rief dann, nach einer genauen und schweigsamen Prüfung, den König zu sich und sagte:

»Sire, seht Ihr auf dem Abhange des Hügels bei dem Schneeballengebüsche jene schöne Nachzüglerin, welche, den Kopf gesenkt, die Arme hängend, allein geht, und in den Blumen sucht, die sie mit ihren Füßen zertritt, wie es diejenigen tun, welche ihre Gedanken verloren haben?«

»Fräulein de la Vallière,« antwortete der König.

»Ja.«

»Oh!«

»Sagt sie Euch nicht zu, Sire?«

»Schaut doch das arme Kind an . . . sie ist mager, beinahe fleischlos.«

»Gut! bin ich fett?«

»Aber sie ist zum Sterben traurig.«

»Das wird einen Kontrast mit mir bilden, die man zu großer Heiterkeit beschuldigt.«

»Aber sie hinkt.«

»Glaubt Ihr?«

»Gewiß. Seht, sie hat Jedermann an sich vorübergehen lassen, aus Furcht, ihr Mißgeschick könnte bemerkt werden.«

»Nun wohl! sie wird minder schnell laufen, als Daphne, und somit Apollo nicht entfliehen können.«

»Henriette! Henriette!« sagte der König verdrießlich, »Ihr habt mir gerade die mangelhafteste von Euren Ehrenfräulein ausgesucht.«

»Ja, aber merkt wohl, es ist eines von meinen Ehrenfräulein.«

»Allerdings. Was wollt Ihr damit sagen«

»Ich will damit sagen, daß Ihr, um diese neue Gottheit zu besuchen, nicht umhin könnt, zu mir zu kommen, und daß Ihr, da die Schicklichkeit Eurer Flamme verbietet, Eure Göttin unter vier Augen zu unterhalten, genötigt sein werdet, sie in meinem Kreise zu sehen, mit mir zu sprechen, indem Ihr mit ihr sprecht. Ich will endlich damit sagen, daß die Eifersüchtigen Unrecht haben werden, wenn sie glauben, Ihr kommt meinetwegen zu mir, da Ihr dem Fräulein de la Vallière zu Liebe kommt.«

»Ihr, die hinkt.«

»Unbedeutend.«

»Die nie den Mund öffnet.«

»Die aber, wenn sie ihn öffnet, herrliche Zähne zeigt.«

»Die als Modell für Osteologen dienen kann.«

»Eure Gunst wird sie fett machen.«

»Henriette!«

»Ihr habt mich gebieten lassen.«

»Ach! ja.«

»Nun denn! es ist meine Wahl; ich schreibe sie Euch vor; unterzieht Euch.«

»Oh! ich werde eine der Furien aushalten, wenn Ihr sie mir auferlegt.«

»La Vallière ist sanft wie ein Lamm; befürchtet nicht, daß sie Euch je widerspricht, wenn Ihr ihr sagt, Ihr liebt sie.«

Und Madame lachte.

»Oh! nicht wahr, Ihr habt nicht bange, daß ich ihr zu viel sage?«

»Das war in meinem Recht.«

»Es sei.«

»Es ist also ein abgeschlossener Vertrag?«

»Unterzeichnet.«

»Ihr werdet mir Eure brüderliche Freundschaft, den beständigen Umgang des Bruders, die Gebieterin eines Königs erhalten, nicht wahr?«

»Ich werde Euch ein Herz erhalten, das schon die Gewohnheit hat, nur auf Euren Befehl zu schlagen.«

»Nun, seht Ihr die Zukunft auf diese Art gesichert?«

»Ich hoffe es.«

»Wird Eure Mutter aufhören, mich als eine Feindin zu betrachten?«

»Ja.«

»Wird Maria Theresia aufhören, spanisch vor Monsieur zu sprechen, der einen Haß gegen Unterredungen in fremden Sprachen hat, weil er immer glaubt, man mißhandle ihn darin?«

»Ach! hat er Unrecht?« murmelte der König zärtlich.

»Und zum Schlusse,« sagte die Prinzessin, »wird man den König abermals beschuldigen, er denke an ungesetzliche Zuneigungen, während wir nichts für einander vermögen, wenn wir nicht von jedem Hintergedanken freie Sympathien hegen.«

»Ja, ja,« stammelte der König. »Doch man wird etwas ganz Anderes sagen.«

»Und was wird man sagen? Wir sollen also nie Ruhe bekommen?«

»Man wird sagen,« fuhr der König fort, »ich habe einen sehr schlechten Geschmack, doch welches Gewicht hat meine Eitelkeit Eurer Ruhe gegenüber?«

»Meiner Ehre und der unserer Familie, wollt Ihr sagen, Sire.«

Übrigens glaubt mir, erzürnt Euch nicht so rasch gegen La Vallière; es ist wahr, sie hinkt, doch es fehlt Ihr nicht an einem gewissen gesunden Verstand. Und dann verwandelt sich Alles in Gold, was der König berührt.«

»Nun, Madame, seid von Einem überzeugt, davon, daß ich Euch abermals dankbar bin; Ihr könntet mich Euren Aufenthalt in Frankreich teurer bezahlen lassen.«

»Sire, man kommt zu uns.«

»Nun.«

»Ein letztes Wort.«

»Sprecht.«

»Ihr seid klug und weise, Sire, hier aber müßt Ihr Eure ganze Klugheit, Eure ganze Weisheit zu Hilfe rufen.«

»Ah!« sagte Ludwig lachend, »ich fange schon heute Abend an, meine Rolle zu spielen, und Ihr werdet sehen, ob ich das Talent habe, Schäfer darzustellen. Nach dem Gouter haben wir große Promenade im Walde, dann haben wir Abendbrot und Ballett um zehn Uhr.«

»Meine Flamme aber wird diesen Abend höher lodern, als das Kunstfeuerwerk, heller glänzen, als die Lämpchen von unserem Freunde Colbert; das soll dergestalt strahlen, daß es den Königinnen und Monsieur die Augen versengt.«

»Nehmt Euch in Acht, Sire, nehmt Euch in Acht.«

»Ei! mein Gott, was habe ich denn getan?«

»Ich muß meine Komplimente von vorhin zurücknehmen . . . Ihr klug! Ihr weise! habe ich gesagt . . . Ihr sangt aber mit abscheulichen Torheiten an. Entzündet sich eine Leidenschaft so, wie eine Fackel, in einer Sekunde? fällt ein König ohne alle Vorbereitung einem Mädchen wie der La Vallière zu Füßen?«

»Oh! Henriette! Henriette! Henriette! hier fasse ich Euch! . . . Wir haben den Feldzug noch nicht einmal begonnen, und Ihr plündert mich.«

»Nein, sondern ich rufe Euch zu gesunden Ideen zurück. Zündet stufenweise Eine Flamme 'an, statt sie so plötzlich auflodern zu lassen. Jupiter donnert und läßt den Blitz leuchten, ehe er die Paläste in Brand steckt. Jedes Ding hat sein Vorspiel. Wenn Ihr Euch so erhitzt, so wird Euch Niemand für verliebt

halten, Jedermann wird glauben, Ihr seid verrückt, wenn man Euch nicht gar errät. Die Leute sind oft weniger dumm, als sie aussehen.«

Der König mußte zugestehen, daß Madame ein Engel an Wissen und ein Teufel an Geist war.

Er verbeugte sich und sprach:

»Gut, ich werde meinen Angriffsplan beendigen. Die Generale, mein Vetter Condé zum Beispiel, erbleichen auf ihren strategischen Karten, ehe sie einen einzigen von den Bauern⁴ in Bewegung setzen, die man Armeecorps nennt: ich will einen ganzen Angriffsplan entwerfen. Ihr wisst, daß *le Tendre* in alle Arten von Bezirken unterabgetheilt ist. Nun wohl! ich werde im Dorfe *Petit-Soins*, im Flecken *Billetts-Doux* anhalten, ehe ich die Straße nach *Visible-Amour* einschlage. — Ihr wisst, der Weg ist ganz vorgezeichnet, und das arme Fräulein von Scudéry würde mir nicht verzeihen, wenn ich über die Etagen wegeilte.⁵«

»So sind wir wieder im guten Geleise. Beliebt es Euch nun, daß wir uns trennen?«

»Ach! es muß sein; denn seht, man trennt uns.«

»Oh! ja,« sagte Madame Henriette; »man bringt uns in der Tat den Sphinx von Fräulein von Tonnay-Charente, mit dem bei den Oberstjägermeistern üblichen Hörnerklang.«

»Wohlverstanden, diesen Abend während der Promenade schleiche ich mich in den Wald, und wenn ich dann Fräulein de la Vallière ohne Euch finde . . . «

»Ich werde sie entfernen. Das ist meine Sorge.«

»Sehr gut! Ich rede sie mitten unter ihren Gefährtinnen an, und schieße den ersten Pfeil auf sie ab.«

»Seid geschickt,« sagte Madame lachend, »fehlt das Herz nicht.«

Und die Prinzessin nahm Abschied vom König, um der freudigen Truppe entgegen zu gehen, welche unter vielen Zeremonien und Jagdfanfaren, angestimmt von Aller Mund, herbeikam.

XXI.

Das Ballett: die Jahreszeiten.

Nach dem Imbiß, der gegen fünf Uhr statthatte, kehrte der König in sein Kabinett zurück, wo ihn die Schneider erwarteten.

Es handelte sich darum, das berühmte Kleid des Frühlings zu probieren, das die Zeichner und Ornamentisten des Hofes so viel Aufwand an Phantasie, so viel Anstrengung des Geistes gekostet hatte.

Was das Ballett selbst betrifft, so, war Jedermann mit seinem Pas vertraut und konnte siguriren. Der König hatte beschlossen, einen Gegenstand der Überraschung daraus zu machen.

Er war auch kaum mit seiner Konferenz zu Ende und wieder in seinen Gemächern, als er seine zwei Zeremonienmeister Villeroy und Saint-Aignan rufen ließ.

Beide antworteten ihm, man warte nur auf seinen Befehl, man sei bereit anzufangen, aber daß er diesen Befehl geben könne, bedürfe es des schönen Wetters und einer günstigen Nacht.

Der König öffnete sein Fenster, der Goldstaub des Abends fiel vom Horizont durch die Risse des Gehölzes herab; schon trat der Mond weiß wie der Schnee am Himmel hervor.

Nicht eine Falte auf der Oberfläche des grünen Gewässers, selbst die Schwäne schienen, auf ihren geschlossenen Flügeln, wie Schiffe am Anker ruhend, sich behaglich von den Strömen der Luft, von der Frische des Wassers und der Stille eines herrlichen Abends durchdringen zu lassen.

Als der König alle diese Dinge gesehen, dieses prachtvolle Gemälde bewundert hatte, gab er den Befehl, den die Herren von Villeroy und von Saint-Aignan verlangten.

Damit dieser Befehl königlich ausgeführt würde, war eine letzte Frage unerläßlich; Ludwig stellte sie an seine zwei Kavaliere.

Die Frage hatte drei Worte:

»Habt Ihr Geld?«

»Nein,« antwortete Saint-Aignan, »wir haben uns mit Herrn Colbert verständigt.«

»Ah! sehr gut.«

»Ja, Sire — und Herr Colbert hat gesagt, er werde bei Eurer Majestät sein, so bald sie die Absicht äußere, die Feste ausführen zu lassen, von denen sie das Programm gegeben.«

»Er käme also.«

Als hätte Colbert auf den Türen gehorcht, um sich von dem Gespräch in Kenntnis zu setzen, trat er ein, so bald der König seinen Namen vor den beiden Höflingen genannt hatte.

»Ah! sehr gut, Herr Colbert,« sagte Seine Majestät. »An Eure Posten, Ihr Herren!«

Saint-Aignan und Villeroy verbeugten sich und traten ab.

Der König setzte sich in einen Lehnstuhl beim Fenster und sagte:

»Ich tanze diesen Abend ein Ballett, Herr Colbert.«

»Dann bezahle ich morgen die Rechnungen, Sire.«

»Wie so?«

»Ich habe den Lieferanten und Handwerksleuten versprochen, am Tage nachher, nachdem das Ballett stattgefunden, ihre Rechnungen zu bezahlen.«

»Es sei, Herr Colbert, Ihr habt versprochen, bezahlt.«.

»Sehr wohl, Sire; doch um zu bezahlen, braucht man, wie Herr von Lesdiguières sagte, Geld.«

»Wie! sind die von Herrn Fouquet versprochenen vier Millionen nicht abgeliefert worden? Ich vergaß, von Euch Rechenschaft darüber zu verlangen.«

»Sire, Sie waren zur genannten Stunde bei Eurer Majestät.«

»Nun?«

»Nun, Sire, die farbigen Gläser, die Feuerwerke, die Musiken und die Küchen haben die vier Millionen in acht Tagen aufgezehrt.«

»Gänzlich?«

»Bis auf den letzten Sou. So oft Eure Majestät die User des großen Kanals zu beleuchten befahl, wurde so viel Öl verbrannt, als Wasser in den Bassins ist.«

»Gut, gut, Herr Colbert. Ihr habt also kein Geld mehr?«

»Oh! ich habe keines mehr, doch Herr Fouquet hat.«

Und es verbreitete sich über das Gesicht von Colbert ein unheilvoller Schimmer.

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Ludwig.

»Sire, wir haben Herrn Fouquet schon sechs Millionen geben lassen. Er hat sie zu freundlich geliefert, als daß er nicht, wenn es nötig wäre, noch mehr geben sollte. Nötig ist es heute. Er muß sich also herbeilassen.«

Der König faltete die Stirne und sprach, den Namen des Finanzmannes stark betonend:

»Herr Colbert, so verstehe ich es nicht; ich will nicht gegen einen meiner Diener Erpressungsmittel anwenden, die ihn beengen und belästigen und seinen Dienst hemmen.«

Colbert erbleichte.

»Vor einiger Zeit sprach aber Eure Majestät diese Sprache nicht,« sagte er, »zum Beispiel, als die Nachrichten von Belle-Isle ankamen.«

»Ihr habt Recht, Herr Colbert.«

»Seitdem hat sich jedoch nichts geändert, im Gegenteil . . . «

»In meinem Geiste hat sich Alles geändert, mein Herr.«

»Wie dies, Sire? Eure Majestät glaubt nicht mehr an die Versuche?«

»Meine Angelegenheiten gehen nur mich an, Herr Unterintendant und ich habe Euch schon gesagt, daß ich sie selbst abmache.«

»Dann sehe ich, daß ich das Unglück gehabt habe, bei Eurer Majestät in Ungnade zu fallen,« sprach Colbert zitternd vor Wut und Angst.

»Keines Wegs, Ihr seid mir im Gegenteil sehr angenehm.«

»Ei! Sire erwiderte der Minister mit jenem so geschickt geheuchelten ungeschlachten Wesen, wenn es sich darum handelte, der Eitelkeit von Ludwig zu schmeicheln, »welchen Wert hat es, Euer Majestät angenehm zu sein, wenn man ihr nicht nützlich ist?«

»Ich will Eure Dienste für eine bessere Gelegenheit aufbewahren, und glaubt mir, sie werden darum nur um so mehr wert sein.«

»Es ist also der Plan Eurer Majestät bei dieser Sache? . . . «

»Ihr braucht Geld, Herr Colbert?«

»Siebenmal hunderttausend Livres, Sire.«

»Ihr nehmt sie aus meinem Privatschatz.«

Colbert verbeugte sich.

»Und,« fügte Ludwig bei, »da es schwierig scheint, daß Ihr trotz Eurer Sparsamkeit mit einer so geringen Summe die Ausgaben bestreitet, die ich machen will, so werde ich Euch einen Schein von drei Millionen unterzeichnen.

Der König nahm eine Feder und unterzeichnete sogleich. Dann übergab er das Papier Colbert und sagte:

»Seid unbesorgt, Herr Colbert, der Plan, den ich adoptiert habe, ist ein königlicher Plan.«

Und nach diesen Worten, die er mit der ganzen Majestät sprach, die der junge Prinz unter gewissen Umständen anzunehmen wusste, entließ er Colbert, um den Schneidern Audienz zu geben.

Der vom König gegebene Befehl war in ganz Fontainebleau bekannt; man wusste schon, daß der König sein Kleid anprobierte und daß das Ballett am Abend getanzt werden sollte.

Diese Kunde lies mit der Geschwindigkeit des Blitzes umher und entzündete auf ihrem Wege alle Coquetterien, alle Wünsche, alle ehrgeizigen Bestrebungen.

Auf der Stelle wurde Alles, was eine Nadel zu halten, Alles, was, wie Molière sagt, ein Wamms von einer Hose zu unterscheiden wusste, herbeigerufen, um den Elegants und Damen als Hilfsmacht zu dienen.

Der König hatte seine Toilette um neun Uhr beendet; er erschien in seiner offenen und mit Blättern und Blumen geschmückten Carosse.

Die Königinnen hatten auf einer prächtigen am User des Teichs in einem Theater von wunderbarer Zierlichkeit errichteten Estrade Platz genommen.

Um fünf Uhr hatten die Zimmerleute alle Stücke zur eingelegten Arbeit dieses Theaters zusammengesetzt. Die Tapeziere hatten ihre Tapeten aufgespannt, ihre Sitze geordnet, und wie auf das Signal eines Zauberstabs hatten tausend Arme, sich gegenseitig

unterstützend, statt sich zu hindern und zu beengen, das Gebäude an diesem Ort beim Klang von Musiken errichtet, während schon die Feuerwerker das Theater und das Ufer des Teiches mit einer unberechenbaren Anzahl von Kerzen beleuchteten.

Da der Himmel sich bestirnte und keine Wolke hatte, da man nicht einen Hauch der Luft in den großen Bäumen hörte, als fügte sich die Nacht in die Phantasie des Prinzen, so hatte man den Hintergrund des Theaters offen gelassen. So erblickte man hinter den ersten Plänen der Dekoration als Hintergrund den von Sternen rieselnden schönen Himmel, die Wasserfläche entzündet von Feuern, die sich darin spiegelten, und die bläuliche Silhouette der großen Massen von Bäumen mit den gerundeten Gipfeln.

Als der König erschien, war der ganze Saal voll, und bot eine Gruppe funkelnd vor Gold und Edelgestein, in der der erste Blick keine Physiognomie unterscheiden konnte.

Allmählich, wenn sich der Blick an so viel Glanz gewöhnt, erschienen die seltensten Schönheiten, wie am Abendhimmel die Gestirne, einer nach dem andern, für denjenigen, welcher die Augen geschlossen hat und sie wieder öffnet.

Das Theater stellte ein Lustwäldchen vor; einige Faune hüpfen, ihre gespaltenen Füße aufhebend, da und dort umher; eine Dryade kam zum Vorschein und reizte sie zur Verfolgung an; Andere verbanden sich mit ihr, um sie zu verteidigen und man stritt sich tanzend.

Plötzlich sollten, um Ordnung und Frieden wieder herzustellen, der Frühling und sein ganzer Hof erscheinen.

Die Elemente, untergeordnete Mächte der Mythologie mit ihren Attributen, stürzten auf der Spur ihres huldreichen Gebieters nach.

Die Jahreszeiten, Verbündete des Frühlings, kamen an seiner Seite, um eine Quadrille zu bilden, die, auf mehr oder minder schmeichelhafte Worte, den Tanz in Angriff nahm. Die Musik, Hautbois, Flöten und Violen, malte die ländlichen Vergnügungen.

Jetzt trat der König unter einem Beifallsdonner ein.

Er war in eine Tunique gekleidet, die, statt sie zu beschweren, seine schlanke, wohl geformte Taille entfesselte. Sein Bein, eines

der zierlichsten des Hofes, erschien vortheilhaft, in einem Strumpf von fleischfarbiger Seide, so seiner und so durchsichtiger Seide, daß man das Fleisch selbst zu sehen glaubte.

Die reizendsten Schuhe von helllila Maß, mit Mäschen von Blumen und Blättern umschlossen seinen kleinen Fuß.

Die Büste stand im Einklang mit dieser Base; schöne wogende Haare, eine frische Miene, erhöht durch den Glanz schöner blauer Augen, welche sanft die Herzen durchbrannten, ein Mund mit Appetit erregenden Lippen, der sich huldvoll öffnete, um zu lächeln, dies war der Fürst, den man mit Recht an diesem Abend den König aller Liebesgötter genannt hätte.

Er hatte in seinem Wesen etwas von der leichten Majestät eines Gottes. Er tanzte nicht, er schwebte.

Diese Erscheinung machte also den glänzendsten Eindruck. Plötzlich erblickte man den Grafen von Saint-Aignan, der sich dem König und Madame zu nähern suchte.

Die Prinzessin, bekleidet mit einer langen Robe, durchsichtig und leicht, wie das Gewebe der geschickten Frauen von Mecheln, das Knie zuweilen unter den Falten der Tunique hervortretend, ihren kleinen Fuß mit Seide bekleidet, schritt strahlend mit ihrem Gefolge von Bacchantinnen einher, und berührte schon den Platz, der ihr zum Tanzen bezeichnet war.

Der Beifallssturm dauerte so lange, daß der Graf alle Mühe hatte, den König, der auf einer Spitze stehen geblieben war, zu erreichen.

»Was gibt es, Saint-Aignan?« fragte der König.

»Mein Gott! Sire,« erwiderte der Höfling ganz bleich, »Eure Majestät hat nicht an den Pas der Früchte gedacht.«

»Doch, er ist gestrichen.«

»Nein, Sire, Eure Majestät hat keinen Befehl hierzu gegeben und die Musik hat ihn beibehalten.«

»Das ist ärgerlich,« murmelte der König. »Dieser Pas läßt sich nicht ausführen, da Herr von Guiche abwesend ist. Er muß wegbleiben.«

»Oh! Sire, eine Viertelstunde Musik ohne Tänze, das wird kalt sein, um das Ballett zu töten.«

»Aber, Graf, dann . . . «

»Oh! Sire, darin liegt das große Unglück nicht; denn im Ganzen würde das Orchester im Notfall so gut als möglich abkürzen, aber . . . «

»Was aber?«

»Herr von Guiche ist hier.«

»Hier!« rief der König, die Stirne faltend, »hier? . . . seid Ihr dessen sicher?«

»Ganz für das Ballett gekleidet, Sire.«

Der König fühlte, daß ihm die Röte ins Gesicht stieg.

»Ihr werdet Euch getäuscht haben,« sagte er.

»So wenig, Sire, daß Eure Majestät nur rechts schauen darf, der Graf wartet.«

Ludwig wandte sich rasch nach dieser Seite, und zu seiner Rechten, strahlend vor Schönheit unter seinem Gewande des Herbstes, wartete Guiche, daß der König ihn anschaute, um das Wort an ihn zu richten.

Das Erstaunen des Königs, das von Monsieur, der sich unruhig in seiner Loge hin- und herbewegte, das Geflüster, das Schwanken der Köpfe im Saal, die seltsame Bestürzung von Madame beim Anblick ihres Partners zu schildern, ist eine Aufgabe, die wir Geschickteren überlassen.



Mademoiselle de Tonnay-Charente.

Der König schaute den Grafen mit offenem Mund an.

Dieser näherte sich ihm ehrfurchtsvoll gebückt und sprach:

»Sire, der demütigst Untertan Eurer Majestät, kommt, um ihr an diesem Tag Dienst zu tun, wie er es an Schlachttagen getan hat. Der König würde, wenn der Pas der Früchte wegbliebe, die schönste Szene seines Balletts verlieren. Ich wollte nicht, daß ein solcher Schaden von mir für die Schönheit, die Geschicklichkeit und die Anmut des Königs herrührte, und verließ meine Pächter, um meinem Fürsten zu Hilfe zu kommen.«

Jedes von diesen Worten fiel, abgemessen, harmonisch beredt in das Ohr von Ludwig XIV. Die Schmeichelei gefiel ihm eben so

sehr, als ihn der Mut in Erstaunen setzte. Er beschränkte sich darauf, daß er erwiderte:

»Ich habe Euch nicht zurückkommen heißen, Graf.«

»Allerdings, Sire, aber Sure Majestät hieß mich auch nicht bleiben.«

Der König fühlte, daß die Zeit verlief. Verlängerte sich die Szene, so konnte sie Alles in Verwirrung bringen. Ein einziger Schatten auf diesem Gemälde verdarb es ohne Rettungsmittel.

Des Königs Herz war überdies voll guter Gedanken; er hatte aus den so beredten Augen von Madame eine neue Eingebung geschöpft.

Der Blick von Henriette hatte ihm gesagt:

»Da man auf Euch eifersüchtig ist, so teilt den Argwohn; wer zwei Nebenbuhlern mißtraut, mißtraut keinem.«

Mit dieser geschickten Diversion trug Madame den Sieg davon.

Der König lächelte Guiche zu.

Guiche begriff kein Wort von der stummen Sprache von Madame. Er sah nur, daß sie sich stellte, als schaute sie ihn nicht an. Die Begnadigung, die er erlangt, schrieb er dem Herzen der Prinzessin zu. Der König wusste dafür Jedermann Dank.

Monsieur allein begriff nicht.

Das Ballett begann, es war glänzend.

Als die Violinen durch ihren Aufschwung die erhobenen Tänzer entführten, als die naive Pantomime jener Zeit, noch naiver, als das sehr mittelmäßige Spiel der hohen Histrionen seinen Kulminationspunkt des Triumphes erreicht hatte, brach der Saal beinahe unter dem Beifallssturm ein.

Guiche glänzte wie eine Sonne, aber wie eine Höflingssonne, die sich in die zweite Rolle fügt.

Den Succesß verachtend, für den ihm Madame keine Erkenntlichkeit zeigte, dachte er nur daran, mutig die sichtbare Bevorzugung der Prinzessin wieder zu erlangen.

Sie schenkte ihm nicht einen einzigen Blick.



Nach und nach verloschen seine ganze Freude, sein ganzer Glanz im Schmerz und in der Unruhe, so daß seine Beine schlaff, seine Arme träge, sein Kopf dumm wurden.

Von diesem Augenblick an war der König wirklich der erste Tänzer der Quadrille.

Er warf einen Seitenblick auf seine besiegten Nebenbuhler.

Guiche war nicht einmal mehr Höfling; er tanzte schlecht ohne Schmeichelei; bald tanzte er gar nicht mehr.

Der König und Madame triumphierten.

XXII.

Die Nymphen des Parks von Fontainebleau.

Der König verharrte einen Augenblick im Genusse seines Triumphes, der, wie gesagt, so vollständig, als möglich, war.

Dann wandte er sich gegen Madame, um sie seinerseits auch ein wenig zu bewundern.

Die jungen Leute lieben vielleicht mit mehr Lebhaftigkeit, mit mehr Gluth, mit mehr Leidenschaft, als die Menschen von einem reifen Alter; aber es sind zugleich bei ihnen alle andere Gefühle nach Maßgabe ihrer Jugend und ihrer Kraft entwickelt, so daß da in ihnen die Eitelkeit beinahe immer das Äquivalent der Liebe ist, letzteres Gefühl, bekämpft durch die Gesetze des Gleichgewichts, nie den Grad der Vollkommenheit erlangt, den es bei Männern und Frauen von dreißig bis fünfunddreißig Jahren erreicht.

Ludwig dachte gern an Madame, doch erst nachdem er sehr an sich gedacht hatte, und Madame dachte viel an sich selbst, vielleicht ohne im mindesten an den König zu denken.

Und das Opfer dieser Liebe und Eitelkeit der königlichen Personen war Guiche.

Es konnte auch Jedermann zugleich die Aufregung und die Niedergeschlagenheit des armen Kavaliers wahrnehmen, und diese Niedergeschlagenheit besonders wurde um so mehr bemerkbar, als man nicht gewohnt war, seine Arme satten, seinen Kopf schwer werden, seine Augen ihre Flamme verlieren zu sehen. Man pflegte nicht besorgt für ihn zu sein, wenn es sich um eine Frage des Geschmacks und der Eleganz handelte.

Die Niederlage von Guiche wurde auch von der Mehrzahl seiner Gewandtheit als Höfling zugeschrieben.

Doch Andere — die hellsehenden Augen finden sich bei Hofe — Andere bemerken auch seine Blässe und Abgespanntheit, eine Blässe und Abgespanntheit, die er weder heucheln noch verbergen konnte, und sie schlossen mit Recht daraus, Guiche spiele keine Komödie der Schmeichelei.

Diese Leiden, diese Siege, diese Kommentare umhüllten,

vermengten, verloren sich im Lärmen des Beifallssturms.

Als aber die Königinnen ihre Zufriedenheit, die Zuschauer ihren Enthusiasmus gezeigt hatten, als der König in seine Loge gegangen war, um sein Kostüm zu wechseln, während Monsieur, seiner Gewohnheit gemäß als Frau gekleidet, ebenfalls tanzte, näherte sich Guiche, der wieder ein wenig zu sich gekommen war, Madame, welche, im Hintergrunde des Theaters sitzend, auf den zweiten Auftritt wartete, und sich mitten unter der Menge eine Einsamkeit gemacht hatte, als dächte sie zum Voraus über ihre oregraphischen Effekte nach.

Man begreift, daß sie, ganz in dieses ernste Nachsinnen versunken, nicht sah, oder sich stellte, als sähe sie nicht, was um sie her vorging.

Zwei von ihren Ehrenfräuleins, welche als Hamadryaden gekleidet waren, wichen, als sie bemerkten, daß Guiche sich näherte, aus Achtung zurück.

Guiche schritt also mitten unter dem Kreise heran und verbeugte sich vor ihrer Königlichen Hoheit.

Aber ihre Königliche Hoheit, hatte sie nun die Begrüßung bemerkt oder nicht bemerkt, wandte nicht einmal den Kopf um.

Ein Schauer durchlief die Adern des Unglücklichen; eine solche völlige Gleichgültigkeit erwartete er nicht; er, der nichts gesehen, er, der nichts erfahren hatte und folglich nichts erraten konnte.

Als er sah, daß sein Gruß keine Erwiderung erhielt, trat er einen Schritt näher, und sprach mit einer Stimme, die er, jedoch vergebens, ruhig zu machen sich anstrebte.

»Ich habe die Ehre, Madame, meinen unterthänigsten Respekt zu bezeigen.«

Diesmal ließ sich Ihre Königliche Hoheit herab, ihre schmach tenden Augen gegen den Grafen zu wenden.

»Ah! Herr von Guiche,« sagte sie, »Ihr seid es? Guten Tag.«

Und sie drehte sich wieder um.

Die Geduld wäre dem Grafen beinahe ausgegangen. Doch er fuhr fort:

»Eure Königliche Hoheit tanzte vorhin zum Entzücken.«

»Ihr findet das,« sagte Madame mit gleichgültigem Ton.

»Ja, die Person ist ganz diejenige, welche sich für den

Charakter Ihrer Königlichen Hoheit eignet.«

Madame wandte sich ganz um und fragte, als sie Guiche mit seinem klaren, starren Auge erblickte:

»Wie so?«

»Allerdings,«

»Erklärt Euch.«

»Ihr stellt eine schöne, hochmütige und flüchtige Gottheit vor.«

»Ihr sprecht von Pomona, Herr Graf?«

»Ich spreche von der Göttin, welche Eure Königliche Hoheit vorstellt.«

Madame drückte einen Augenblick die Lippen zusammen und erwiderte dann:

»Aber Ihr, mein Herr, seid Ihr nicht auch ein vollkommener Tänzer?«

»Oh! ich, Madame, ich gehöre zu denjenigen, die man nicht auszeichnet, und die man vergißt, wenn man sie zufällig ausgezeichnet hat.«

Nach diesen Worten, die er mit einem von jenen Seufzern begleitete, welche die letzten Fiebern des Seins beben machen, verbeugte sich der Graf, das Herz voll Beklommenheit, den Kopf in Flammen, das Auge irrend, und zog sich hinter das Gebüsch von Leinwand zurück.

Madame zuckte, statt jeder Antwort, leicht die Achseln.

Und da sich ihre Ehrendamen, wie wir gesagt, aus Diskretion während des Gesprächs zurückgezogen hatten, so rief sie Madame mit dem Blick zu sich.

Es waren die Fräulein von Tonnay-Charente und Montalais.

Auf das Zeichen von Madame näherten sich Beide voll Eifer.

»Habt Ihr gehört, meine Fräulein?« fragte die Prinzessin.

»Was, Madame?«

»Was der Herr Graf von Guiche gesagt hat?«

»Es ist in der Tat merkwürdig,« fuhr die Prinzessin mit dem Ausdruck des Mitleids fort, »wie hat doch die Verbannung den Geist des armen Herrn von Guiche ermüdet?«

Und noch lauter, als befürchtete sie, der Unglückliche könnte ein Wort verlieren, fuhr sie fort:

»Zuerst hat er schlecht getanzt und hernach nur Armseligkeiten gesprochen.«

Dann stand sie auf und trällerte die Melodie, auf die sie tanzen sollte.

Guiche hatte Alles gehört, der Pfeil drang in die tiefste Tiefe seines Herzens und zerriß es.

Auf die Gefahr, die ganze Ordnung des Festes durch seinen Trotz zu stören, entfloh er, sein schönes Gewand des Herbstes in Fetzen zerreißend, und auf seinem Wege die Weinblätter, die Maulbeeren, die Mandelblätter und alle die künstlichen Attribute seiner Gottheit ausstreuend.

Eine Viertelstunde später war er auf dem Theater zurück. Doch es läßt sich leicht begreifen, nur eine mächtige Anstrengung der Vernunft gegen die Torheit, oder — das Herz ist so beschaffen, oder die Unmöglichkeit, kürzer von der entfernt zu bleiben, die ihm das Herz brach, konnte ihn zurückführen.

Madame vollendete ihren Pas.

Sie sah ihn, schaute ihn aber nicht an, und er drehte ihr, grimmig, wütend, seinerseits den Rücken zu, als sie, geleitet von ihren Nymphen und gefolgt von hundert Schmeichlern, an ihm vorüberkam.

Mittlerweile saß am andern Ende des Theaters beim Teich eine Frau, die Augen starr auf eines der Fenster des Theaters geheftet.

Aus diesem Fenster kamen Lichtwogen hervor.

Dieses Fenster war das der königlichen Loge.

Als Guiche das Theater verließ und die Luft suchte, der er so sehr bedurfte, kam er an dieser Frau vorüber und grüßte sie.

Sie, als sie den jungen Mann erblickte, stand auf, wie eine Frau, welche inmitten von Ideen überrascht wird, die sie so gern vor sich selbst verbergen möchte.

Guiche erkannte sie und blieb stehen.

»Guten Abend, mein Fräulein,« sagte er lebhaft.

»Guten Abend, Herr Graf.«

»Ah! Fräulein de la Vallière.« fuhr Guiche fort, wie glücklich bin ich, daß ich Euch treffe.«

»Und mich macht dieser Zufall auch sehr glücklich, Herr Graf,« sagte sie, während sie eine Bewegung machte, um sich zu entfernen.

»Oh! nein! nein! verlaßt mich nicht,« sagte Guiche, die Hand nach ihr ausstreckend: »denn Ihr würdet die guten Worte, die Ihr so eben gesprochen, Lügen strafen. Bleibt, ich bitte Euch; es ist der schönste Abend der Welt. Ihr flieht das Geräusch! Ihr liebt es, in Eurer Gesellschaft allein zu sein! Ja, ich begreife das; alle Frauen, welche Gemüt haben, sind so. Nie wird man eine Frau in dem Wirbel aller dieser lärmenden Belustigungen sich langweilen sehen! Oh! mein Fräulein! mein Fräulein!«

»Aber, was habt Ihr denn. Herr Graf?« fragte La Vallière mit einer gewissen Angst; »Ihr scheint so aufgereggt.«

»Ich? Nein, nein.«

»Dann erlaubt mir, Herr von Guiche, Euch hier den Dank zu sagen, denn ich bei der nächsten Gelegenheit gegen Euch auszusprechen im Sinne hatte. Ich weiß, ich habe es Eurer Protektion zu verdanken, daß ich unter die Ehrenfräulein von Madame aufgenommen worden bin.«

»Ah! ja, wahrhaftig, ich erinnere mich und wünsche mir Glück dazu, mein Fräulein. Liebt Ihr Einen

»Ich!«

»Oh! verzeiht, ich weiß nicht, was ich spreche; ich bitte tausendmal um Verzeihung; Madame hatte Recht; diese ungeschlachte Verbannung hat meinen Geist völlig in Verwirrung gebracht.«

»Aber der König hat Euch gut aufgenommen, wie mir scheint, Herr Graf.«

»Findet Ihr . . . gut aufgenommen . . . vielleicht . . . ja.«

»Allerdings, gut aufgenommen, denn Ihr kommt ohne Erlaubnis von ihm zurück,«

»Es ist wahr, und ich glaube, daß Ihr Recht habt, mein Fräulein. Doch, habt Ihr den Herrn Vicomte von Bragelonne nicht hier gesehen?«

La Vallière bebte bei diesem Namen.

»Warum diese Frage?« sagte sie.

»Oh! mein Gott, sollte ich Euch abermals verletzen?« rief

Guiche; »dann bin ich sehr unglücklich, sehr zu beklagen.«

»Ja, sehr unglücklich, sehr zu beklagen, Herr von Guiche, denn Ihr scheint entsetzlich zu leiden.«

»Oh! mein Fräulein, warum habe ich nicht eine ergebene Schwester, eine wahre Freundin!«

»Ihr habt Freunde, Herr Graf, und der Herr Vicomte von Bragelonne, von dem Ihr so eben sprach, gehört, wie mir scheint, zu Euren Freunden.«

»Ja, ja, in der Tat, er ist einer meiner Freunde. Gott befohlen, mein Fräulein, empfängt meinen ganzen Respekt,«

Und er entfloh wie ein Wahnsinniger längs dem Teich.

Sein schwarzer Schatten glitt wachsend unter den glänzenden Eibenbäumen hin.

La Vallière schaute ihm eine Zeit lang mitleidig nach.

»Oh! ja, ja,« sagte sie, »er leidet, und ich fange an, zu begreifen, warum.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ihre Gefährtinnen, die Fräulein von Montalais und von Tonnay-Charente, herbeiliefen.

Sie hatten ihren Dienst beendet, ihre Nymphenkleider abgelegt, und kehrten freudig über die schöne Nacht, über den günstigen Erfolg des Abends zurück, um ihre Freundin aufzusuchen.

»Wie, schon,« sagte sie. »Wir glaubten, zuerst an dem Ort, wo wir uns zusammenbeschieden, einzutreffen.«

»Ich bin seit einer Viertelstunde hier,« erwiderte La Vallière.

»Hat Such der Tag nicht belustigt?«

»Nein.«

»Und das ganze Schauspiel?«

»Ebensowenig, Was das Schauspiel betrifft, so liebe ich viel mehr das dieser dunklen Gehölze, in deren Hintergrund da und dort ein Licht glänzt, das wie ein rotes Auge, bald offen, bald geschlossen, vorüberzieht.«

»Sie ist eine Dichterin, diese La Vallière,« sagte Tonnay-Charente.

»Das heißt, unerträglich,« bemerkte Montalais. »So oft es sich darum handelt, zu lachen oder sich mit etwas zu belustigen, weint

sie; so oft es sich für uns andere Frauen darum handelt, über verlorene und verletzte Eitelkeit, über effektlosen Putz zu weinen, lacht La Vallière.«

»Oh! ich, was mich betrifft,« sagte Fräulein von Tonnay-Charente, »ich kann nicht von einem solchen Charakter sein. Ich bin Frau und zwar Frau, wie man es nicht ist; wer mich liebt, schmeichelt mir, wer mir schmeichelt, gefällt mir durch seine Schmeichelei, und wer mir gefällt . . . «

»Nun, Du vollendest nicht,« sagte Montalais.

»Das ist zu schwierig,« erwiderte Fräulein von Tonnay-Charente, ein schallendes Gelächter aufschlagend. »Vollende für mich, Du, die Du so viel Geist hast.«

»Und Ihr, Louise,« sagte Montalais, »gefällt man Euch?«

»Das geht Niemand etwas an,« erwiderte La Vallière, während sie von der Moosbank aufstand, auf der sie, so lange das Ballett gedauert hatte, ausgestreckt geblieben war. »Nun, meine Fräulein, wir haben den Plan gefaßt, uns diese ganze Nacht ohne Aufseher und Eskorte zu belustigen. Wir sind zu drei, wir haben Gefallen an einander, das Wetter ist herrlich, schaut dort, seht den Mond, der sachte am Himmel aufsteigt und die Gipfel der Kastanienbäume und Eichen versilbert. Ah! der schöne Spaziergang! oh! die schöne Freiheit, das zarte Gras des Waldes! Die schöne Gunst, die mir Eure Freundschaft erzeugt; nehmen wir uns am Arm und gehen wir unter die großen Bäume; sie sitzen jetzt Alle bei der Tafel und sind beschäftigt, sich für eine Prunkpromenade zu schmücken; man sattelt die Pferde, man spannt die Wagen an, die Maultiere der Königin oder die vier weißen Stuten von Madame. Wir erreichen rasch einen Ort, wo kein Auge uns errät, wo Niemand auf unserer Spur folgt. Ihr erinnert Euch, Montalais, der Gehölze von Charerny und Chambord, der Pappelbäume ohne Ende von Blois. Wir haben dort viele Hoffnungen ausgetauscht.«

»Auch viele Bekenntnisse.«

»Ja.«

»Ich,« sprach Fräulein von Tonnay-Charente, »ich danke Euch viel; doch nehmt Euch in Acht . . . «

»Sie sagt unser« bemerkte Montalais, »so daß, was Fräulein

von Tonnay-Charente denkt, Athenais allein weiß.«

»Stille!« rief Fräulein de La Vallière, »ich höre Schritte, welche von jener Seite kommen.«

»Geschwinde! geschwinde! in die Schilfrohre,« sagte Montalais, »bückt Euch, Athenais, Ihr seid so groß.«

Fräulein von Tonnay-Charente bückte sich merklich.

Beinahe in demselben Augenblick sah man zwei Kavaliers herbeikommen, welche, den Kopf gesenkt, die Arme verschlungen, auf dem feinen Sand der mit dem User parallelen Allee gingen.

Die Frauen machten sich klein, unbemerkt.

»Es ist Herr von Guiche,« sagte Montalais Fräulein von Tonnay-Charente ins Ohr.

»Es ist Herr von Bragelonne,« sagte diese der la Vallière ins Ohr.

Die zwei jungen Leute kamen mit belebter Stimme sprechend, immer näher.

»Hier war sie so eben,« sagte der Graf, »hätte ich sie nur gesehen, so würde ich sagen, es sei eine Erscheinung gewesen, aber ich habe mit ihr gesprochen.«

»Ihr seid also Eurer Sache sicher.«

»Ja, doch ich habe ihr vielleicht bange gemacht.«

»Wie so?«

»Ei! mein Gott, ich war noch verrückt über das Bewußte und so wird sie meine Reden nicht begriffen und Angst bekommen haben.«

»Ah!« sagte Bragelonne, »seid unbesorgt, mein Freund. Sie ist gut, und wird Euch entschuldigen; sie hat Geist, und wird Euch begreifen.«

»Ja. Aber wenn sie begriffen, nur zu gut begriffen hat . . . «

»Nun?«

»Und wenn sie spricht.«

»Oh! Ihr kennt Louise nicht, Graf,« sprach Raoul. »Louise hat alle Tugenden, und nicht einen einzigen Fehler.«

Und die jungen Leute gingen vorbei, und wie sie sich entfernten, verloren sich ihre Stimmen allmählich.

»Wie, la Vallière,« fragte Fräulein von Tonnay-Charente, »der Herr Vicomte von Bragelonne hat, von Euch sprechend, Louise gesagt? Wie kommt das?«

»Wir sind mit einander erzogen worden und kannten uns schon als Kinder,« antwortete Fräulein de la Vallière.

»Und dann ist Herr von Bragelonne Dein Bräutigam, das weiß Jedermann.«

»Oh! ich wusste es nicht. Ist es wahr, mein Fräulein?«

»Das heißt,« erwiderte Louise errötend, »das heißt, Herr von Bragelonne hat mir die Ehre erwiesen, mich um meine Hand zu bitten . . . Aber . . . «

»Was aber?«

»Aber es scheint, der König . . . «

»Nun?«

»Der König will seine Einwilligung zu dieser Heirat nicht geben.«

»Ei! warum der König? und was ist der König?« rief Aure mit Unwillen; »hat denn der König das Recht, sich in solche Dinge zu mischen? Die *Poulitique* ist die *Poulitique*, wie Herr von Mazarin sagte, aber die Liebe ist die Liebe. Wenn Du also Herrn von Bragelonne liebst, und er Dich liebt, heiratet Euch. Ich gebe Euch meine Einwilligung.«

Athenais lachte.

»Oh! ich spreche im Ernste,« sagte Montalais, »und ich denke, meine Meinung ist in dieser Sache so viel wert, als die des Königs. Nicht wahr, Louise?«

»Ah! die Herren sind vorübergegangen,« sagte Louise; »benützen wir die Einsamkeit, um über die Wiese zu gehen und uns in den Wald zu werfen,«

»Um so mehr,« versetzte Athenais, »als Lichter vom Schlosse und vom Theater ausgehen, die mir einer hohen Gesellschaft vorangetragen zu werden scheinen.«

»Laßt uns laufen,« sagten alle Drei.

Und anmutig die langen Falten ihrer seidenen Kleider aufhebend, durchschritten sie leicht den Raum, der sich zwischen dem Teich und dem schattigsten Teil des Parks erstreckte.

Montalais behende wie eine Hirschkuh, Athenais glühend wie eine junge Wölfin, sprangen im trockenen Gras, und ein verwegener Acteon hätte zuweilen im Halbschatten ihr reines, kühnes Bein sich unter dem dichten Umriß ihrer atlassenen Röcke hervorheben sehen.

Zarter und schamhafter ließ la Vallière ihre Röcke flattern; auch durch die Schwäche ihres Beines aufgehalten, bat sie bald um Gnade, und dadurch, daß sie zurückblieb, nötigte sie ihre Gefährtinnen, auf sie zu warten.

In diesem Augenblick stieg ein in einem Graben voll junger Weidenschößlinge verborgener junger Mann rasch aus die Böschung dieses Grabens herauf und lief in der Richtung des Schlosses weg.

Die drei Frauen erreichten ihrerseits den Saum des Parks, dessen Alleen ihnen sämtlich bekannt waren.

Große blühende Hecken erhoben sich um die Gräben; geschlossene Schranken beschützten auf dieser Seite den Spaziergänger gegen den Einbruch der Pferde und Calechen.

Man hörte in der Tat in der Ferne auf dem festen Boden der Wege die Carossen der Königinnen und von Madame rollen. Mehrere Kavaliere folgten ihnen mit dem durch die cadenzirten Verse von Virgil so gut nachgeahmten Geräusch.

Einige Musiken antworteten auf das Geräusch, und wenn die Harmonien aufhörten, sandte die Nachtigall, eine Sängerin voll Stolz, der Gesellschaft, die sie unter den Schatten versammelt fühlte, die verflochtensten, die lieblichsten und die gescheitesten Lieder zu.

In der Nähe der Sängerin glänzten im schwarzen Grund der großen Bäume die Augen einer für den Gesang empfindlichen Nachteule.

So daß dieses Fest des ganzen Hofes auch zugleich das Fest der geheimnisvollen Gäste des Waldes war; denn sicherlich lauschte die Hirschkuh in ihrem Gebüsch, der Fasan auf seinem Zweig, der Fuchs in seinem Bau.

Man erriet das Leben dieser ganzen nächtlichen und unsichtbaren Bevölkerung, aus den ungestümen Bewegungen, welche plötzlich in den Blättern vorgingen.

Dann stießen die Nymphen des Waldes einen kleinen Schrei aus; sogleich aber wieder beruhigt, lachten sie und setzten ihren Marsch fort.

Und sie kamen so zu der Königseiche, einem ehrwürdigen Überrest von einer Eiche, die in ihrer Jugend die Seufzer von Heinrich II. für die schöne Diana, von Poitiers, und später die von Heinrich IV. für die schöne Gabriele d'Estrées gehört hatte.

Unter dieser Eiche hatten die Gärtner das Moos und den Rasen so aufgehäuft, daß wie aus einem Rundsitze die müden Glieder des Königs besser auszuruhen im Stande gewesen waren.

Der Stamm des Baumes bildete eine knorrige, aber für vier Personen hinreichend breite Lehne.

Unter den Ästen, welche schräge gegen den Stamm zuliefen, verloren sich die Stimmen zum Himmel durch, sickernd.



XXIII.

Was unter der Königseiche gesprochen wurde.

Es lag in der Milde der Luft, in der Stille des Blätterwerks eine stumme Aufforderung für diese jungen Frauen, sogleich das mutwillige Gespräch in ein ernsteres zu verwandeln.

Diejenige, deren Charakter der heiterste war, Montalais, neigte sich zuerst hierzu.

Sie fing mit einem schweren Seufzer an und sprach dann:

»Welche Freude, uns hier frei, allein und berechtigt zu fühlen, offenherzig, besonders gegen uns selbst, zu sein.«

»Ja,« sagte Fräulein von Tonnay-Charente, »denn der Hof, so glänzend er ist, verbirgt immer eine Lüge unter den Falten des Sammets, oder unter dem Feuer der Diamanten.«

»Ich,« entgegnete la Vallière, »ich lüge nie; wenn ich nicht die Wahrheit sagen kann, schweige ich.«

»Ihr werdet nicht lauge in Gunst sein, meine Liebe,« versetzte Montalais; es ist hier nicht wie in Blois, wo wir der alten Madame allen unsern Ärger und alle unsere Begierden mitteilten. Madame hatte ihre Tage, wo sie sich jung gewesen zu sein erinnerte. Jeder, der an solchen Tagen mit Madame sprach, fand eine aufrichtige Freundin an ihr, Madame erzählte uns ihre Liebschaft mit Monsieur und wir erzählten ihr seine Liebschaften mit Andern, oder wenigstens die Gerüchte, die man über seine Galanterien in Umlauf gebracht hatte. Arme Frau, so unschuldig! sie lachte darüber, und wir auch; wo ist sie nun?«

»Ah! Montalais, lustige Montalais,« rief la Vallière, »nun seufzest Du abermals; das Gehölz inspiriert Dich und Du bist diesen Abend beinahe vernünftig.«

»Meine Fräulein,« sagt Athenais, »Ihr müßt den Verlust der Annehmlichkeiten des Hofes von Blois nicht so sehr bedauern, daß Ihr Euch bei uns nicht glücklich findet. Ein Hof ist der Ort, wohin die Männer und die Frauen kommen, um über Dinge zu plaudern, welche die Mütter und Vormünder, die Beichtväter besonders mit aller Strenge verbieten. Bei Hose sagt man sich

Dinge unter dem Privilegium des Königs und der Königinnen; ist das nicht angenehm?»

»Oh! Athenais,« rief Louise errötend.

»Athenais ist heute Abend offenherzig, benutzen wir es,« sprach Montalais.

»Ja, benützen wir«s, denn man würde mir heute Abend die tiefsten Geheimnisse meines Herzens entreißen.«

»Ah! wenn Herr von Montespan da wäre,« sagte Montalais.

»Ihr glaubt, ich liebe Herrn von Montespan?« flüsterte das schöne Mädchen.

»Ich denke, er ist schön.«

»Ja, und das ist kein geringer Vorzug in meinen Augen.«

»Ihr seht wohl.«

»Ich sage noch mehr, er ist von allen Männern, welche man hier steht, der schönste und der . . . «

»Was hörte man dort?« fragte la Vallière, indem sie eine hastige Bewegung auf der Moosbank machte.

»Ein Hirsch, der durch die Zweige flieht.«

»Ich fürchte mich nur vor den Männern,« sagte Athenais.

»Wenn sie nicht Herrn von Montespan gleichen.«

»Endiget diese Spötterei, Herr von Montespan hat Aufmerksamkeiten gegen mich, doch das verpflichtet zu nichts. Haben wir nicht Herrn von Guiche hier, der so aufmerksam gegen Madame ist.«

»Armer, armer Junge!« seufzte la Vallière.

»Warum arm? . . . Madame ist, denke ich, schön und vornehm genug.«

La Vallière schüttelte schmerzlich den Kopf und erwiderte:

»Wenn man liebt, so ist es weder die schöne, noch die vornehme Dame; meine teuren Freundinnen, wenn man liebt, müssen es das Herz und die Augen allein des geliebten Gegenstands sein.«

Montalais lachte laut auf.

»Herz, Augen, oh! Zuckerwerk,« sagte sie.

»Ich spreche für mich,« erwiderte la Vallière.

»Edle Gefühle!« sprach Athenais mit einer Protektorsmiene,

aber mit einer kalten Miene.

»Habt Ihr sie nicht, mein Fräulein?« fragte Louise.

»Vollkommen, mein Fräulein; doch ich fahre fort: wie kann man einen Menschen beklagen, der einer Frau wie Madame seine Huldigungen darbringt? Findet ein Missverhältnis statt, so ist es auf Seiten des Grafen.«

»Oh! nein, nein,« rief Montalais, »es ist auf Seiten von Madame.«

»Erklärt Euch.«

»Ich erkläre mich. Madame hat nicht einmal das Verlangen, zu erfahren, was Liebe ist. Sie spielt mit diesem Gefühl, wie die Kinder mit dem Feuerwerk, von dem ein Funke einen Palast in Brand stecken wurde. Das glänzt, mehr braucht es nicht. Gold, Freude, Liebe, das ist das Gewebe, aus dem ihr Leben bestehen soll. Herr von Guiche wird diese erhabene Dame lieben; sie wird ihn nicht lieben.«

Athenais brach in ein verächtliches Gelächter aus.

»Liebt man?« sagte sie; »wo sind Eure edlen Gefühle von vorhin? Liegt die Tugend einer Frau nicht in der mutigen Verweigerung jeder Liebesintrique mit Consequenz? Eine gut organisierte und mit einem edlen Herzen begabte Frau muß die Männer anschauen, sich lieben, sogar anbeten lassen und höchstens einmal in ihrem Leben sagen: halt mir scheint, ich wäre nicht gewesen, was ich bin; ich hätte diesen weniger gehaßt, als die Anderen.«

»Oh!« rief la Vallière, die Hände faltend, »das ist es, was Ihr Herrn von Montespan verspricht?«

»Ei! sicherlich, ihm, wie jedem Andern. Wie! ich habe Euch gesagt, ich erkenne an, daß er eine gewisse Superiorität besitze, und das sollte nicht genügen? Meine Liebe, man ist Weib, das heißt Königin, die ganze Zeit, die uns die Natur gibt, dieses Königreich inne zu haben, nämlich vom fünfzehnten bis zum fünfunddreißigsten Jahr; es steht einem hernach frei, Herz zu besitzen, wenn man nur noch das besitzt.«

»Ho! ho!« murmelte la Vallière.

»Vortrefflich!« rief Montalais. »Das ist ein Meisterweib. Athenais, Ihr werdet es weit bringen.«

»Billigt Ihr nicht, was ich gesagt habe?«

»Oh! mit Hand und Fuß,« erwiderte die Spötterin.

»Nicht wahr, Ihr scherzt, Montalais?« sagte Louise.

»Nein, nein, ich billige Alles, was Athenais gesagt hat; nur . . . «

»Nur, was?«

»Nun, ich kann es nicht in Tätigkeit setzen. Ich habe die vollständigsten Grundsätze; ich mache nur Entschließungen, gegen welche die Projekte des Ratsruders und die des Königs von Spanien Kinderspiele sind; kommt dann der Tag der Ausführung, nichts.«

»Ihr werdet schwach;« sprach Athenais verächtlich.

»Schändlich.«

»Unglückliche Natur!« sagte Athenais. »Doch Ihr wühlt wenigstens.«

»Meiner Treue . . . meiner Treue, nein. Das Schicksal gefällt sich darin, mir in allem entgegenzutreten, ich träume von Kaisern und finde . . . «

»Aurel Aure!« rief la Vallière, »habt Mitleid, opfert nicht dem Vergnügen, ein Wort zu sagen, diejenigen, welche Euch mit einer so treuergebenen Zuneigung lieben.«

»Oh! darum kümmere ich mich wenig; diejenigen, welche mich lieben, sind glücklich genug, daß ich sie nicht fortjage, meine Teure. Schlimm für mich, wenn ich eine Schwäche habe, doch schlimm für sie, wenn ich mich dafür an ihnen räche. Meiner Treue, ich räche mich.«

»Aure!«

»Ihr habt Recht,« sagte Athenais, »und Ihr werdet vielleicht zu demselben Ziel gelangen. Das heißt man koquette sein, seht Ihr, mein Fräulein. Die Männer, die in vielen Dingen Dummköpfe sind, sind es besonders darin, daß sie unter dem Wort Coquetterie den Stolz einer Frau und ihre Veränderlichkeit vermengen. Ich begegne den Bewerbern hart, doch ohne das geringste Bestreben, sie zurückzuhalten. Die Männer sagen, ich sei koquette, weil sie so eitel sind, zu glauben, ich begehre nach ihnen. Andere Frauen, Montalais zum Beispiel, haben sich durch Schmeicheleien zieren lassen; sie wären verloren durch die herrliche Feder des Instinkts, die sie antreibt, plötzlich zu

wechseln und denjenigen zu bestrafen, dessen Huldigung sie kurz zuvor noch annahmen.«

»Eine herrliche Abhandlung.« sagte Montalais mit dem Tone eines Weinkenners, der sich ergötzt.

»Eine abscheuliche!« murmelte Louise.

Fräulein von Tonnay-Charente fuhr aber fort:

»Durch diese Coquetterie, denn das ist die wahre Coquetterie, magert der vor einer Stunde noch vom Stolz aufgeblasene Liebhaber um die ganze Geschwulst seiner Eitelkeit ab. Er nahm schon eine Siegermiene an, nun weicht er zurück. Er wollte uns protegieren, und wirft sich nun abermals nieder. Eine Folge hiervon ist, daß wir, statt einen eifersüchtigen, lästigen, nicht von der Stelle weichenden Mann zu haben, einen beständig zitternden, beständig begehrliehen, beständig unterwürfigen Geliebten haben, und zwar aus dem einfachen Grund, weil er eine stets neue Geliebte findet. Dies, seid davon überzeugt, meine Fräulein, dieß ist die Coquetterie. Hiermit ist man Königin unter den Frauen, wenn man nicht von Gott die so kostbare Fähigkeit erhalten hat, sein Herz und seinen Geist im Zaum zu halten.«

»Oh! wie geschickt seid Ihr,« rief Montalais, »und wie gut begreift Ihr die Pflicht der Frauen!«

»Ich bereite mir ein besonderes Glück,« sagte Athenais mit Bescheidenheit, »ich verteidige mich wie alle schwache Tiere gegen die Unterdrückung der Stärkeren.«

»La Vallière sagt kein Wort. Billigt sie unsere Denkungsart nicht?«

»Ich, ich verstehe nicht,« antwortete Louise. »Ihr sprecht wie Wesen, welche nicht berufen wären, auf dieser Erde zu leben.«

»Sie ist schön, Eure Erde!« sagte Montalais.

»Eine Erde,« sprach Athenais, »wo der Mann die Frau beweihraucht, um sie betäubt fallen zu machen, wo er sie beschimpft, wenn sie gefallen ist.«

»Wer spricht von Fallen!« rief Louise.

»Ah! das ist eine neue Theorie, meine Teure; nennt mir, wenn es Euch beliebt, Euer Mittel, um nicht besiegt zu werden, wenn Ihr Euch durch die Liebe habt hinreißen lassen?«

»Oh!« rief das Mädchen, ihre schönen feuchten Augen zum

dunkeln Himmel ausschlagend, »oh! wenn Ihr wüsstet, was ein Herz ist, so würde ich Euch erklären und Euch überzeugen; ein liebendes Herz ist stärker, als Eure ganze Coquetterie und mehr als Euer ganzer Stolz. Nie wird eine Frau geliebt, ich glaube es, und Gott hört mich, nie liebt ein Mann mit Vergötterung, wenn er sich nicht geliebt fühlt. Überlaßt es den Greisen der Komödie, sich von Coquetten angebetet zu glauben. Der junge Mann versteht sich darauf, er täuscht sich nicht! hat er für die Coquette ein Verlangen, eine Begierde, eine Wut, Ihr seht, ich lasse Euch ein freies, weites Feld, kann ihn mit einem Wort die Coquetterie verrückt machen, so macht sie ihn doch nie wahrhaft verliebt.

»Die Liebe, seht Ihr, was ich darunter verstehe, ist ein unablässiges, unbeschränktes Opfer; aber es ist nicht ein Opfer von einem einzigen der beiden vereinigten Teile. Es ist die völlige Verleugnung zweier Seelen, die sich in eine verschmelzen wollen. Wenn ich je liebe, so werde ich meinen Geliebten anflehen, mich frei und rein zu lassen; ich werde ihm sagen, was er sicherlich begreift, meine Seele werde zerrissen durch die Weigerung, die ich tue, und er! er, der mich liebt, wird, die schmerzliche Größe meines Opfers fühlend, sich ergeben, wie ich, er wird mich verschonen, er wird mich nicht fallen zu machen suchen, um mich zu beleidigen, wenn ich gefallen bin, wie Ihr vorhin gegen die Liebe schmähend, wie ich sie verstehe, sagtet. So liebe ich.«

»Sagt nun, mein Geliebter werde mich verachten, ich fordere ihn dazu heraus, wenn er nicht der gemeinste Mensch ist, und mein Herz bürgt mir dafür, daß ich solche Leute nicht wählen werde. Mein Blick wird Ihm seine Opfer bezahlen und ihm Tugenden auferlegen, die er nie zu haben geglaubt hätte.«

»Aber Louise,« rief Montalais, »Ihr sagt uns das und übt es nicht aus.«

»Was meint Ihr damit?«

»Ihr werdet von Raoul von Bragelonne angebetet, auf beiden Knien geliebt. Der arme Junge ist ein Opfer Eurer Liebe, wie er eines wäre, mehr sogar, als er eines meiner Coquetterie oder des Stolzes von Athenais wäre.«

»Das ist ganz einfach eine Unterabteilung der Coquetterie, und das Fräulein übt sie, wie ich sehe, ohne es zu vermuten.«

»Oh!« machte la Vallière.

»Ja, das nennt man Instinkt, vollkommene Empfindsamkeit, Auserkorenheit der Gefühle, beständige Kundgebung leidenschaftlicher Regungen, die nie zu einem Ziele kommen. Oh! das ist auch sehr geschickt und sehr wirksam. Ich hätte nun, da Ich darüber nachdenke, diese Taktik meinem Stolz, um die Männer zu bekämpfen, vorgezogen, weil sie den Vorteil bietet, zuweilen an die Überzeugung glauben zu machen; von nun an aber erkläre ich sie, ohne meine Beurteilung gänzlich zuzugeben, für vortrefflicher, als die einfache Coquetterie von Montalais.«

Die beiden Mädchen lachten.

La Vallière allein schwieg und schüttelte den Kopf.

Dann nach einem Augenblick sprach sie:

»Saget Ihr mir den vierten Teil von dem, was Ihr mir gesagt, vor einem Mann, oder wäre ich nur überzeugt, daß Ihr es denkt, so würde ich vor Scham und Schmerz auf dieser Stelle sterben.«

»Nun! sterbt, zarte Kleine,« erwiderte Fräulein von Tonnay-Charente, »denn wenn es keine Männer hier gibt, so gibt es wenigstens zwei Euch befreundete Frauen, die Euch für überwiesen erklären, daß Ihr eine Coquette aus Instinkt, eine naive Coquette seid, und das ist die gefährlichste Gattung von Coquetten, die es auf der Welt gibt.«

»Oh! mein« Fräulein!« rief la Vallière errötend und dem Weinen nahe.

Die zwei Gefährtinnen brachen abermals auf ihre Kosten in ein Gelächter aus.

»Nun! ich werde mich bei Bragelonne erkundigen.«

»Bei Bragelonne?« fragte Athenais.

»Jawohl! bei dem großen Burschen, der so mutig ist wie Cäsar, so sein und geistreich wie Herr Fouquet, bei dem armen Jungen, der seit zwölf Jahren Dich kennt, Dich liebt, und der dennoch, wenn man Dir glauben darf, nie Deine Fingerspitzen geküßt hat.«

»Erklärt uns diese Grausamkeit, Ihr, die Frau von Gemüt,« sprach Athenais zu la Vallière.

»Ich werde sie durch ein Wort erklären: die Tugend. Solltet Ihr zufällig die Tugend leugnen?«

»Höre, Louise, lüge nicht,« rief Aure, indem sie Louise bei der

Hand nahm.

»Was soll ich Euch denn sagen?« versetzte la Vallière.

»Was Ihr wollt. Doch was Ihr auch sagen möget, ich beharre bei meiner Meinung über Euch. Coquette aus Instinkt, naive Coquette, das heißt, ich wiederhole es, die gefährlichste von allen Coquetten.«

»Oh! nein, nein, ich bitte, glaubt das nicht.«

»Wie, zwölf Jahre völliger Strenge?«

»Oh! vor zwölf Jahren war ich fünf alt. Die Hingebung eines Kindes kann dem Mädchen nicht aufgerechnet werden.«

»Nun wohl! Ihr seid siebzehn, drei Jahre statt zwölf. Seit drei Jahren seid Ihr beständig und völlig grausam gewesen, während Ihr gegen Euch die stummen Schatten von Blois hattet, die Rendezvous, wo man die Sterne zählt, die nächtlichen Sitzungen unter den Platanen, jene zwanzig Jahre, die zu Euren vierzehn Jahren sprachen, das Feuer seiner Augen, das zu Such selbst sprach?«

»Wohl! wohl! aber es ist dennoch so.«

»Unmöglich!«

»Aber, mein Gott! warum denn unmöglich?«

»Sage uns glaubliche Dinge, meine Liebe, und wir werden Dir glauben.«

»Nehmt doch Eines an.«

»Vollendet, oder wir werden mehr annehmen, als Ihr wollt.«

»Nehmen wir an, daß ich zu lieben glaubte und nicht liebe.«

»Wie! Du liebst nicht?«

»Was wollt Ihr? bin ich anders gewesen, als es die Anderen sind, wenn sie lieben, so ist dieß der Fall, weil ich nicht liebe, weil meine Stunde noch nicht gekommen ist.«

»Louise! Louise!« rief Montalais, »nimm Dich in Acht, ich will Dir Dein Wort von vorhin zurückgeben. Raoul ist nicht da, beuge ihn in seiner Abwesenheit nicht nieder; sei mitleidig, und wenn Du, die Sache von Nahem betrachtend, denkst, Du liebst ihn nicht, so sage es ihm selbst. Armer Junge!«

Und sie lachte wieder.

»Das Fräulein beklagte vorhin Herrn von Guiche,« sagte

Athenais; »könnte man nicht die Erklärung dieser Gleichgültigkeit gegen den Einen in diesem Mitleid für den Andern finden?«

»Drückt mich nieder,« erwiderte la Vallière traurig, »drückt mich nieder, meine Fräulein, da Ihr mich nicht begreift.«

»Oh! oh!« sagte Montalais, »Niedergeschlagenheit, Kummer, Tränen! Wir scherzen, Louise, und sind nicht, das versichere ich Dich, ganz und gar die Ungeheuer, für die Du uns hältst; schau Athenais, die stolze, an, wie man sie nennt, es ist wahr, sie liebt Herrn von Montespan nicht, aber sie wäre in Verzweiflung, wenn Herr von Montespan sie nicht liebte . . . Schau mich an, ich lache über Herrn von Malicorne, aber dieser arme Malicorne, über den ich lache, weiß wohl, wann er meine Hand an seine Lippen führen darf . . . und dann zählt die Älteste von uns nicht zwanzig Jahre . . . welche Zukunft!«

»Wie toll seid Ihr!« murmelte Louise.

»Es ist wahr,« sagte Montalais, »und Du allein hast Worte der Weisheit gesprochen.«

»Gewiß.«

»Zugestanden,« versetzte Athenais. »Ihr liebt also den armen Herrn von Bragelonne entschieden nicht?«

»Vielleicht!« sagte Montalais; »sie ist hierin noch nicht ganz sicher. Aber in jedem Fall höre, Athenais: wenn Herr von Bragelonne frei wird, so gebe ich Dir einen Rat als Freundin.«

»Welchen?«

»Ihn wohl anzuschauen, ehe Du Dich für Herrn von Montespan entscheidest.«

»Oh! wie Ihr es so nehmt, meine Liebe. Herr von Bragelonne ist nicht der Einzige, den man mit Vergnügen anschaut. Oh! Herr von Guiche zum Beispiel hat auch seinen Wert.«

»Er hat diesen Abend nicht geglänzt,« sagte Montalais, »und ich weiß aus guter Quelle, daß ihn Madame abscheulich gefunden hat.«

»Aber Herr von Saint-Aignan, er hat geglänzt und ich bin fest überzeugt, mehr als Eine von denjenigen, die ihn haben tanzen sehen, werden ihn nicht so bald vergessen.«

»Warum richtet Ihr diese Frage an mich; ich habe ihn nicht gesehen, ich kenne ihn nicht.«

»Ihr habt Herrn von Saint-Aignan nicht gesehen? Ihr kennt ihn nicht?«

»Nein.«

»Ah! ah! heuchelt nicht diese Tugend, die noch viel ungeschlachter ist, als unser Stolz; nicht wahr, Ihr habt Augen?«

»Vortreffliche.«

»Dann habt Ihr alle unsere Tänzer heute Abend gesehen.«

»Ja, ungefähr.«

»Das ist ein für sie etwas ungebührliches Ungefähr.«

»Ich gebe es Euch für das, was es ist.«

»Nun dann, welchem von allen den Kavalieren, die Ihr ungefähr gesehen habt, gebt Ihr den Vorzug?«

»Ja,« sagte Montalais, »ja, Herrn von Saint-Aignan, Herrn von Guiche, Herrn von . . . «

»Ich gebe Niemand den Vorzug, mein Fräulein, ich finde sie Alle gleich gut.«

»In dieser glänzenden Versammlung, unter diesem Hof, dem ersten der Welt, hat Euch Niemand gefallen?«

»Ich sage das nicht.«

»Sprecht, teilt uns Euer Ideal mit.«

»Es ist kein Ideal.«

»Es besteht also?«

»In der Tat, meine Fräulein,« rief la Vallière, aufs Äußerste getrieben, »ich begreife das nicht. Wie, Ihr habt wie ich ein Herz, Ihr habt wie ich Augen, und Ihr sprecht von Herrn von Guiche, von Herrn von Saint-Aignan, von Herrn . . . was weiß ich, während der König da war?«

Diese Worte hastig von einer unruhigen, glühenden Stimme herausgeworfen, veranlaßten auf beiden Seiten von Louise einen Ausruf, vor dem sie bange bekam.

»Der König,« riefen zugleich Montalais und Athenais.

La Vallière ließ ihren Kopf in ihre beiden Hände sinken.

»Oh! ja, der König! der König!« murmelte sie; »habt Ihr denn je etwas dem König Ähnliches gesehen?«

»Ihr hattet Recht, mein Fräulein, als Ihr Euch vorhin vortrefflicher Augen rühmtet, mein Fräulein, denn Ihr seht fern,

sehr fern. Ach! der König gehört nicht zu denjenigen, auf welche unsere arme Augen sich zu heften berechtigt sind.«

»Oh! es ist wahr, es ist wahr,« rief la Vallière, »es ist unseren Augen nicht vergönnt, der Sonne ins Antlitz zu schauen; aber ich werde schauen, und sollte ich darüber blind werden.«

In diesem Augenblick, und als würde es durch die Worte veranlaßt, die dem Munde von la Vallière entschlüpft waren, ertönte ein Geräusch von Blättern und von seidenem Anstreifen hinter dem benachbarten Gebüsch.

Die Mädchen standen erschrocken auf. Sie sahen deutlich die Blätter sich bewegen, doch ohne den Gegenstand zu erblicken, der sie in Bewegung setzte.

»Oh! ein Wolf, ein Wildschwein!« rief Montalais, »fliehen wir, meine Fräulein, fliehen wir.«

Und die Mädchen erhoben sich, von einem unbeschreiblichen Schrecken erfaßt, entflohen durch die nächste Allee, die sich ihnen bot, und hielten erst am Saume des Gehölzes an.

Außer Atem, auf einander gestützt, gegenseitig ihre Herzen schlagen fühlend, suchten sie hier sich zu erholen, doch es gelang ihnen erst nach einigen Augenblicken.

Endlich, als sie Lichter auf den Seiten des Schlosses erblickten, entschlossen sie sich, auf diese Lichter zuzugehen.

La Vallière war erschöpft vor Müdigkeit.

Aure und Athenais unterstützten sie.

»Oh! wir sind noch glücklich davongekommen,« sagte Montalais.

»Meine Fräulein! meine Fräulein!« sprach la Vallière; »ich befürchte sehr, es ist etwas Schlimmeres, als ein Wolf. Ich meines Teils sage, wie ich denke, ich wäre lieber Gefahr gelaufen, lebendig von einem wilden Tiere gefressen zu werden, als behorcht und gehört worden zu sein. Oh! ich Närrin! Wie konnte ich solche Dinge denken, sagen!«

Und hierüber senkte sich ihre Stirne, wie das Haupt eines Schilfrohrs; sie fühlte ihre Beine sich beugen, alle ihre Kräfte verließen sie, und sie glitt leblos aus den Armen ihrer Gefährtinnen auf den Rasen der Allee.

XXIV.

Die Unruhe des Königs.

Lassen wir die arme la Vallière halb ohnmächtig unter ihren beiden Gefährtinnen, und kehren wir in die Gegend der Königseiche zurück.

Die drei Mädchen hatten entfliehend nicht zwanzig Schritte gemacht, als sich das Geräusch, das sie so sehr erschreckt, im Blätterwerk verdoppelte.

Die Gestalt hob sich deutlicher hervor, sie schob die Zweige des Gebüsches auf die Seite, erschien am Saume des Waldes, und brach, als sie den Platz leer sah, in ein schallendes Gelächter aus.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese Gestalt die eines jungen und schönen Kavaliers war, der sogleich einem andern ein Zeichen machte, welcher auch erschien.

»Nun, Sire,« sprach die zweite Gestalt, schüchtern vorschreitend, »sollten Eure Majestät unseren jungen Verliebten Angst gemacht haben?«

»Ei! mein Gott,« sagte der König, »Du kannst Dich ganz frei zeigen, Saint-Aignan?«

»Aber, Sire, nehmt Euch in Acht, man wird Euch erkennen.«

»Ich sage Dir, daß sie entflohen sind.«

»Das ist ein glückliches Zusammentreffen, Sire, und wenn ich Eurer Majestät einen Rat geben dürfte, so müßten wir sie verfolgen.«

»Sie sind schon fern.«

»Bah! sie ließen sich leicht einholen, besonders, wenn sie wissen, wer diejenigen sind, welche sie verfolgen.«

»Wie dies, Herr Geck.«

»Ah! es ist Eine dabei, die mich nach ihrem Geschmack gesunden, und eine Andere, die Euch mit der Sonne verglichen hat.«

»Ein Grund mehr, daß wir verborgen bleiben, Saint-Aignan. Die Sonne zeigt sich nicht bei Nacht.«

»Bei meiner Treue, Sire, Eure Majestät ist nicht neugierig. An Ihrer Stelle möchte ich gerne wissen, wer die zwei Nymphen, die zwei Dryaden, die zwei Hamadryaden sind, die eine so gute Meinung von uns haben.«

»Oh! ich werde sie wohl erkennen, ohne ihnen nachzulaufen, dafür stehe ich Dir.«

»Und wie dies?«

»Bei Gott! an der Stimme. Sie sind von Hofe, und die, welche von mir sprach, hatte eine reizende Stimme.«

»Oh! Eure Majestät läßt die Schmeichelei einen Einfluß auf sich ausüben.«

»Man wird nicht sagen, das sei das Mittel, welches Du anwendest.«

»Oh! verzeiht, Sire, ich bin ein Einfaltspinsel.«

»Komm und laß uns suchen, wo ich Dir gesagt habe.«

»Und die Leidenschaft, die Ihr eingestanden habt, ist sie schon vergessen?«

»Oh! nein. 'Wie sollte man Augen, wie die von Fräulein de la Vallière, vergessen.«

»Oh! die Andere hat eine reizende Stimme.«

»Welche?«

»Die, welche die Sonne liebt.«

»Herr von Saint-Aignan!«

»Verzeiht, Sire.«

»Übrigens bin ich nicht ärgerlich darüber, daß Du glaubst, ich liebe ebenso sehr die sanfte Stimme, als die schönen Augen. Ich kenne Dich, Du bist ein abscheulicher Schwätzer, und morgen werde ich das Zutrauen bezahlen, das ich zu Dir gehabt habe.«

»Wie so?«

»Ich sage, morgen wird Jedermann erfahren, daß ich Ideen auf die kleine la Vallière gehabt habe; doch nimm Dich in Acht, Saint-Aignan, ich habe mein Geheimnis nur Dir anvertraut, und wenn eine einzige Person davon spricht, so weiß ich, wer mein Geheimnis verraten hat.«

»Oh! welche Hitze, Sire.«

»Nein, doch Du begreifst, ich will das arme Mädchen nicht

kompromittieren.«

»Sire, seid unbesorgt.«

»Du versprichst mir?«

»Sire, ich verpfände Euch mein Wort.«

»Gut;« dachte der König, in seinem Innern lachend, »morgen wird Jedermann erfahren, daß ich heute Nacht der la Vallière nachgelaufen bin.«

Dann, indem er sich zu orientieren suchte, sagte er;

»Oh! wir sind verloren.«

»Oh! es ist nicht so gefährlich.«

»Wohin geht dieser Abhang?«

»Zum großen Rundpunkt, Sire.«

»Wohin wir uns begaben, als wir die weiblichen Stimmen hörten?«

»Ja, Sire, und das Ende des Gesprächs, wo ich die Ehre hatte, meinen Namen neben dem Namen Eurer Majestät nennen zu hören.«

»Du kommst sehr oft hierauf zurück, Saint-Aignan.«

»Eure Majestät verzeihe mir, aber ich bin entzückt, zu erfahren, daß eine Frau sich mit mir beschäftigt, ohne daß ich es weiß, und ohne daß ich etwas hierfür getan hatte. Eure Majestät begreift diese Befriedigung nicht, sie, deren Rang und Verdienst die Aufmerksamkeit erregen und zur Liebe nötigen.«

»Nein, Saint-Aignan, Du magst mir glauben, wenn Du willst,« sprach der König, indem er sich vertraulich auf den Arm von Saint-Aignan stützte und den Weg einschlug, von dem er glaubte, er müßte nach dem Schlosse führen, »dieses naive Geständnis, diese ganz uneigennützig Bevorzugung einer Frau, die vielleicht nie meine Augen auf sich ziehen wird . . . mit einem Wort, das Geheimnis dieses Abenteuers reizt mich, und in der Tat, wenn ich nicht so sehr mit der la Vallière beschäftigt wäre . . . «

»Oh! das halte Eure Majestät nicht zurück, sie hat Zeit vor sich.«

»Wie so?«

»Man nennt la Vallière sehr streng.«

»Du reizest mich, Saint-Aignan, und es drängt mich, sie

wiederzufinden. Vorwärts, vorwärts!«

Der König log; nichts drängte ihn, im Gegenteil, weniger, doch er hatte eine Rolle zu spielen.

Und er fing an, rasch zu marschieren. Saint-Aignan folgte ihm, eine leichte Entfernung beobachtend.

Plötzlich blieb der König stehen und der Höfling ahmte ihm nach.

»Saint-Aignan,« sagte Ludwig, »hörst Du nicht Seufzer?«

»Ich?«

»Ja, horche.«

»In der Tat, und sogar Schreie, wie mir scheint.«

»Es ist auf jener Seite,« sprach der König, eine Richtung bezeichnend.

»Man sollte glauben, man vernehme das Weinen, das Schluchzen einer Frau,« sagte Herr von Saint-Aignan.

»Laufen wir.«

Und der König und der Günstling liefen auf einem kleinen Querweg nach dem Rasen.

Je Weiter sie vorschritten, desto deutlicher wurden die Schreie.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« riefen zwei Stimmen.

Die zwei jungen Leute verdoppelten ihre Geschwindigkeit.

Wie sie immer näher kamen, wurden die Seufzer zu Schreien.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« riefen zwei Stimmen.

Und diese Schreie verdoppelten abermals die Schnelligkeit des Laufes von Ludwig und seinem Günstling.

Plötzlich erblickten sie am Rande eines Grabens unter Weiden mit zerzausten Zweigen eine Frau auf den Knien, welche eine andere ohnmächtige Frau hielt.

Ein paar Schritte davon rief eine dritte mitten auf dem Weg um Hilfe.

Als sie die zwei Herren erblickte, deren Eigenschaft sie nicht kannte, verdoppelten sich die Schreie der Frau, welche um Hilfe rief.

Der König lies seinem Gefährten voran, sprang über den Graben, und befand sich bei der Gruppe in dem Augenblick, wo von dem Ende der Allee, welche nach dem Schlosse zulief, ein

Dutzend Personen erschienen, herbeigezogen durch dieselben Schreie, welche den König und Herrn von Saint-Aignan hierher führten.

»Was gibt es denn, meine Fräulein?« fragte Ludwig.

»Der König!« rief Fräulein von Montalais, die in ihrem Erstaunen den Kopf von la Vallière losließ, welche völlig auf den Rasen zurückfiel.

»Ja, der König. Doch das ist kein Grund, daß Ihr Eure Gefährtin loslaßt. Wer ist es denn?«

»Fräulein de la Vallière. Sie ist ohnmächtig.«

»Oh! mein Gott!« rief der König, »armes Kind. Geschwinde, geschwinde einen Wundarzt.«

Doch mit welchem Eifer der König auch diese Worte sprach, so hatte er sich doch nicht so gut bewacht, daß sie nicht, wie die Gebärde, die dieselben begleitete, ein wenig kalt Herrn von Saint-Aignan vorkommen mußten, der das Geständnis dieser großen Liebe, die den König ergriffen, empfangen hatte.

»Saint-Aignan,« fuhr der König fort, »ich bitte Euch, wacht über Fräulein de la Vallière. Ruft einen Wundarzt. Ich lause und benachrichtige Madame von dem Unfall, der ihrem Ehrenfräulein zugestoßen ist.«

Während Herr von Saint-Aignan sich damit beschäftigte, daß er Fräulein de la Vallière nach dem Schlosse bringen ließ, lies der König voran, selig, diese Gelegenheit zu finden, sich Madame zu nähern und mit ihr unter einem Scheinvorwand sprechen zu können.

Es kam zum Glück ein Wagen vorüber; man ließ den Kutscher halten, und als die Personen, die darin saßen, den Unfall erfuhren, beeilten sie sich, Fräulein de la Vallière den Platz abzutreten.

Der durch die rasche Fahrt veranlaßte Luftstrom rief die Kranke bald zum Dasein zurück.

Im Schlosse angelangt, konnte sie, obgleich noch sehr schwach, aus dem Wagen aussteigen, und mit Hilfe von Athenais und Montalais erreichte sie das Innere der Gemächer.

Man ließ sie in ein an die Salons des Erdgeschosses anstoßendes Zimmer sitzen.

Dann, da dieser Unfall keinen großen Eindruck auf die Spazierenden gemacht hatte, wurde die Promenade fortgesetzt.

Mittlerweile fand der König Madame unter einer rautenförmigen Baumgruppe; er setzte sich zu ihr und sein Fuß suchte sachte den der Prinzessin unter dem Stuhl von dieser.

»Nehmt Euch in Acht,« sagte Henriette leise. »Ihr erscheint nicht als ein gleichgültiger Mensch.«

»Ah!« antwortete Ludwig XIV. mit demselben Ton, »ich befürchte sehr, wir haben einen Vertrag geschlossen, der unsere Kräfte übersteigt.«

Dann sprach er laut:

»Ihr kennt den Unfall?«

»Welchen Unfall?«

»Oh! mein Gott! als ich Euch sah, vergaß ich, daß ich ausdrücklich gekommen war, um ihn Euch zu erzählen. Er berührt mich jedoch sehr schmerzlich; eine von Euren Ehrenfräulein, die arme la Vallière, ist in Ohnmacht gefallen.«

»Ah! armes Sind!« sagte ruhig die Prinzessin; »und aus welcher Veranlassung?«

Dann ganz leise:

»Aber Ihr bedenkt nicht, Sire, Ihr wollt an eine Leidenschaft für dieses Mädchen glauben machen, und Ihr bleibt hier, während es dort stirbt.«

»Ah! Madame, Madame,« erwiderte seufzend der König, »wie viel besser seid Ihr in Eurer Stelle, als ich, und wie denkt Ihr an Alles.«

Und er stand auf und sprach so laut, daß es Jedermann hörte:

»Madame, erlaubt, daß ich Euch verlasse; meine Unruhe ist groß, und ich will mich selbst versichern, ob die nötige Sorge und Pflege angewendet worden.«

Und der König ging weg, um sich abermals zur la Vallière zu begeben, während alle Anwesenden über das Wort des Königs:

»Meine Unruhe ist groß,« Kommentare machten.

XXV.

Das Geheimnis des Königs.

Unterwegs begegnete Ludwig dem Grafen von Saint-Aignan.

»Nun, Saint-Aignan,« fragte er auf eine affektierte Weise, »wie befindet sich die Kranke?«

»Sire,« stammelte Saint-Aignan, »ich gestehe zu meiner Schande, daß ich es nicht weiß.«

»Wie, Ihr wisst es nicht!« rief der König, der sich den Anschein gab, als nähme er diesen Mangel an Rücksicht für den Gegenstand seiner Vorliebe sehr ernst.

»Sire, ich bitte um Verzeihung; ich habe eine von unseren drei Schwätzerinnen getroffen und gestehe, daß mich das zerstreute.«

»Ah! Ihr habt gefunden?« fragte der König lebhaft.

»Diejenige, welche so vortheilhaft von mir zu sprechen die Gewogenheit hatte, und da ich die meinige gefunden, so suchte ich die Eurige, als ich Eurer Majestät zu begegnen so glücklich war.«

»Es ist gut, doch vor Allem Fräulein de la Vallière,« sagte der König seiner Rolle getreu.

»Oh! das ist nun eine schöne Interessante,« erwiderte Saint-Aignan, »und Welch' ein Luxus war ihre Ohnmacht, da sich Eure Majestät schon vorher mit ihr beschäftigte.«

»Und der Name *Eurer* Schönen, Saint-Aignan, ist es ein Geheimnis?«

»Sire, es sollte ein Geheimnis sein, und zwar ein großes; aber Eure Majestät weiß wohl, daß es für sie keine Geheimnisse gibt.«

»Ihr Name also?«

»Fräulein von Tonnay-Charente.«

»Sie ist schön?«

»Ausnehmend, ja, Sire, und ich habe die Stimme erkannt, welche so zärtlich meinen Namen nannte. Da redete ich sie an, befragte sie, so weit ich es unter der Menge tun konnte, und sie sagte mir, ohne etwas zu vermuten, sie sei vorhin mit zwei

Freundinnen bei der Königseiche gewesen, als sie die Erscheinung eines Wolfes oder eines Räubers zur Flucht veranlaßt habe.«

»Aber der Name dieser zwei Freundinnen?«

»Sire,« sprach Saint-Aignan, »Eure Majestät lasse mich in die Bastille bringen.«

»Warum?«

»Weil ich ein Egoist und ein Dummkopf bin. Mein Erstaunen über eine solche Eroberung und eine so glückliche Entdeckung war so groß, daß ich dabei stehen blieb. Übrigens glaubte ich nicht, daß Eure Majestät, beschäftigt, wie sie war, mit Fräulein de la Vallière, einen großen Wert auf das lege, was sie gehört; dann verließ mich auch Fräulein von Tonnay-Charente hastig, um zu Fräulein de la Vallière zurückzukehren.«

»Nun, wir wollen hoffen, daß mich der Zufall eben so begünstigt, wie Dich. Komm, Saint-Aignan.«

»Mein König hat Ehrgeiz, wie ich sehe, er will keiner Eroberung gestatten, daß sie ihm entschlüpfe. Ich verspreche Eurer Majestät, daß ich gewissenhaft suchen will, und von einer der drei Grazien wird man den Namen der andern und durch den Namen das Geheimnis erfahren.«

»Oh! ich brauche auch nicht mehr, als ihre Stimme zu hören, um sie zu erkennen. Doch lassen wir das, führe mich zu Fräulein de la Vallière,« sprach der König.

»Ah!« dachte Saint-Aignan, »das Ist in der Tat eine Leidenschaft, die ins Auge fällt; und für dieses kleine Mädchen, das ist außerordentlich . . . ich hätte es nie geglaubt.«

Und während er so dachte, zeigte er dem König den Saal, in den man la Vallière geführt hatte und Ludwig trat ein.

Saint-Aignan folgte ihm.

In einem Saale des Erdgeschosses, bei einem großen Fenster, das auf die Blumenbeete ging, atmete la Vallière, in einem weiten Fauteuil sitzend, mit langen Zügen die balsamische Nachtluft ein.

Von ihrer gelockerten Brust fielen die Spitzen zerknittert unter den Locken ihrer schönen auf ihren Schultern zerstreuten Haare.

Das Auge schmachtend, mit schlecht gelöschtem Feuer beladen, in schwere Tränen getaucht, lebte sie nur noch wie jene

schönen Visionen unserer Träume, welche ganz bleich und ganz poetisch vor den geschlossenen Augen des Schläfers vorüberziehen, indem sie ihre Flügel öffnen, ohne sie zu bewegen, ihre Lippen, ohne einen Ton hören zu lassen.

Diese perlmutterartige Blässe von la Vallière hatte einen Reiz, den nichts wiederzugeben vermöchte; das Leiden des Geistes und des Körpers hatte dieser sanften Physiognomie eine Harmonie edlen Schmerzes verliehen; die völlige Schlawheit ihrer Arme und ihrer Büste machte sie mehr einer Hingeschiedenen, als einer Lebendigen ähnlich; sie schien weder das Geflüster ihrer Gefährtinnen, noch das entfernte Geräusch, das sich aus der Umgegend erhob, zu hören. Sie unterhielt sich mit sich selbst und ihre schönen, langen, zarten Hände bebten von Zeit zu Zeit, wie bei der Berührung von unsichtbarem Druck.

Der König trat ein, ohne daß sie seine Ankunft wahrnahm, so sehr war sie in ihre Träumerei versunken.

Er sah von ferne dieses anbetungswürdige Gesicht, auf das der Mond das reine Licht seiner silbernen Lampe warf.

»Mein Gott!« rief er mit einem unwillkürlichen Schrecken, »sie ist tot!«

»Nein, nein, Sire,« erwiderte Montalais leise, »es geht im Gegenteil besser. Nicht wahr, Louise, es geht besser bei Dir?«

La Vallière antwortete nicht.

»Louise fuhr Montalais fort, »es ist der König, der die Gnade hat, über Deine Gesundheit besorgt zu sein.«

»Der König!« rief Louise, die sich plötzlich aufrichtete, als wäre eine Flammenquelle von den Extremitäten zu ihrem Herzen aufgestiegen; »der König ist über meine Gesundheit besorgt?«

»Ja,« antwortete Montalais.

»Der König ist also hier?« fragte la Vallière, ohne daß sie umherzuschauen wagte.

»Diese Stimme! diese Stimme!« sagte der König lebhaft Saint-Aignan ins Ohr.

»Ja wohl,« erwiderte Saint-Aignan, »es ist die in die Sonne Verliebte.«

»St!« machte der König.

Dann näherte er sich la Vallière und sprach:

»Ihr seid unpäßlich, mein Fräulein? Ich habe Euch sogar vorhin im Park ohnmächtig gesehen. Wie hat Euch das befallen?«

»Sire,« stammelte das arme Kind zitternd und farblos, »ich vermöchte es in der Tat nicht zuzusagen.«

»Ihr seid zu viel gegangen, und es ist vielleicht die Müdigkeit . . . «

»Nein,« sagte Montalais rasch, für ihre Freundin antwortend, »es kann nicht die Müdigkeit sein, denn wir haben einen Teil der Nacht unter der Königseiche sitzend zugebracht.«

»Unter der Königseiche?« versetzte Ludwig bebend. »Ich täuschte mich nicht, es ist so.«

Und er richtete an den Grafen einen Blick des Einverständnisses.

»Ah! ja, unter der Königseiche mit Fräulein von Tonnay-Charente,« sagte Saint-Aignan.

»Woher wisst Ihr das?« fragte Montalais.

»Ich weiß es auf eine sehr einfache Weise: Fräulein von Tonnay-Charente hat es mir gesagt.«

»Dann mußte sie Euch auch die Ursache der Ohnmacht von la Vallière mitteilen.«

»Sie sprach von einem Wolf oder von einem Räuber, ich weiß nicht mehr genau.«

La Vallière horchte, die Augen starr, die Brust keuchend, als hätte sie durch eine Verdoppelung der Erkenntnis einen Teil der Wahrheit geahnt.

Ludwig hielt diese Haltung und diese Aufregung für die Folge eines schlecht getilgten Schreckens.

»Seid unbesorgt, mein Fräulein,« sagte er mit einem Anfang von einer Gemütsbewegung, die er nicht zu verleugnen vermochte, »der Wolf, der Euch so Angst gemacht hat, war ganz einfach ein Wolf mit zwei Füßen.«

»Es war ein Mann! es war ein Mann!« rief Louise; »ein Mann behorchte uns dort!«

»Nun, mein Fräulein, welches große Unglück seht Ihr darin, daß man Euch behorcht hat? Solltet Ihr Eurer Ansicht nach Dinge gesagt haben, die nicht gehört werden durften?«

La Vallière schlug Ihre Hände aneinander und drückte sie dann an ihre Stirne, deren Röte sie so zu verbergen suchte.

»Oh!« fragte sie, »in des Himmels Namen, wer war denn verborgen, wer hat denn gehört?«

Der König näherte sich ihr, um eine von ihren Händen zu ergreifen, bückte sich mit einer sanften Ehrerbietung zu ihr herab und antwortete:

»Ich war es . . . sollte ich Euch zufällig bange machen?«

La Vallière stieß einen gewaltigen Schrei aus, zum zweiten Mal verließen sie ihre Kräfte, und kalt, seufzend, in Verzweiflung erstarrte sie in ihrem Lehnstuhl.

Der König hatte noch Zeit, den Arm auszustrecken, so daß sie halb von ihm gestützt wurde.

Zwei Schritte vom König stehend, unbeweglich und wie versteinert bei der Erinnerung an ihr Gespräch mit la Vallière, dachten die Fräulein von Tonnay-Charente und Montalais nicht einmal daran, ihrer Freundin Hilfe zu leisten; es hielt sie die Gegenwart des Königs zurück, der den Leib von la Vallière umschlungen hatte.



»Ihr habt gehört, Sire,« flüsterte Athenais.

Doch der König antwortete nicht, er hatte seine Augen auf die halbgeschlossenen Augen von la Vallière geheftet und hielt ihre hängende Hand in seiner Hand.

»Bei Gott!« sagte Saint-Aignan, der seinerseits auf eine Ohnmacht von Fräulein von Tonnay-Charente hoffte, und die Arme geöffnet auf sie zuschritt, »wir haben kein Wort verloren.«

Aber die stolze Athenais war nicht die Frau, um so ohnmächtig zu werden, sie schleuderte Saint-Aignan einen furchtbaren Blick zu und entfloh.

Mutiger als Athenais, näherte sich Montalais Louise und empfing sie aus den Händen des Königs, der schon den Kopf verlor, da er sein Gesicht von den duftenden Haaren der Sterbenden überfluthet fühlte.

»So Ist es gut,« sagte Saint-Aignan, »das ist ein Abenteuer, und

bin ich nicht der Erste, der es erzählt, so habe ich Unglück.«

Der König trat, die Stimme zitternd, die Hand wütend, nahe auf ihn zu und sprach:

»Graf, nicht ein Wort.«

Der arme König vergaß, daß er eine Stunde zuvor demselben Mann dieselbe Ermahnung gegeben hatte, doch mit einem ganz entgegengesetzten Wunsch, mit dem, daß dieser Mann indiskret sein möchte.

Diese Ermahnung war auch gerade so überflüssig, als die erste.

Eine halbe Stunde nachher wusste ganz Fontainebleau, daß Fräulein de la Vallière unter der Königreiche ein Gespräch mit Montalais und Tonnay-Charente gepflogen hatte, und daß sie bei diesem Gespräch ihre Liebe für den König gestanden.

Man wusste auch, daß der König, nachdem er die ganze Besorgnis kundgegeben, die ihm der Zustand von Fräulein de la Vallière eingeflößt, erleichtert war und gezittert hatte, als er die schöne Ohnmächtige in seinen Armen empfing, so daß es beim ganzen Hofe feststand, es habe sich das größte Ereignis der Epoche enthüllt: Seine Majestät liebe Fräulein de la Vallière und Monsieur könne folglich ruhig schlafen.

Eben so erstaunt, als die Anderen, über diesen plötzlichen Umschlag, beeilte sich auch die Königin-Mutter, dies der jungen Königin und Philipp von Orleans zu erklären.

Nur operierte sie auf eine verschiedene Weise bei Behandlung dieser beiden Interessen.

Zu ihrer Schwiegertochter sagte sie:

»Seht, Therese, ob Ihr nicht sehr Unrecht hattet, den König anzuschuldigen: man gibt ihm heute eine neue Geliebte: warum sollte diese mehr wahr sein, als die von gestern, und warum die von gestern mehr, als die von heute?«



Und zu Monsieur sprach sie, nachdem sie ihm das Abenteuer unter der Königseiche erzählt hatte:

»Seid Ihr albern in Eurer Eifersucht, mein lieber Philipp? Es ist erwiesen, daß der König den Kopf für die kleine la Vallière verliert. Sprecht nicht davon mit Eurer Frau: die Königin würde es sogleich erfahren.«

Diese letzte Ermahnung hatte ihren unmittelbaren Widerprall.

Erheitert, triumphierend, suchte der König seine Frau auf, und da es noch nicht Mitternacht war, und das Fest bis zwei Uhr Morgens dauern sollte, bot er ihr seine Hand für die Promenade.

Nach einigen Schritten aber war das Erste, was er tat, daß er seiner Mutter ungehorsam wurde.

»Sagt der Königin wenigstens nicht Alles, was man vom König erzählt,« flüsterte er geheimnisvoll.

»Und was erzählt man sich?« fragte Madame.

»Daß mein Bruder plötzlich von einer seltsamen Leidenschaft ergriffen worden ist.«

»Für wen?«

»Für die kleine la Vallière.« Es war Nacht, Madame konnte nach Belieben lachen.

»Ah!« sagte sie, »und seit wann ist dies der Fall?«

»Seit einigen Tagen, wie es scheint. Aber es war nur Rauch, und erst heute Abend hat sich die Flamme enthüllt.«

»Der König hat einen guten Geschmack,« sprach Madame, »meines Dafürhaltens ist die Kleine reizend.«

»Ihr spottet, wie es scheint, meine Teuerste.«

»Ich! Und warum?«

»In jedem Fall wird diese Leidenschaft Jemand zum Glück gereichen und wäre es nur der La Vallière.«

»Ah!« entgegnete die Prinzessin, »Ihr sprecht, als hättet Ihr im Grunde des Herzens meines Ehrenfräuleins gelesen. Wer sagt Euch, sie lasse sich herbei, die Leidenschaft des Königs zu erwidern?«

»Und wer sagt Euch, sie werde sie nicht erwidern?«

»Sie liebt den Vicomte von Bragelonne.«

»Ah! Ihr glaubt?«

»Sie ist sogar seine Braut.«

»Sie war es.«

»Wie so?«

»Als man den König um Erlaubnis bat, die Ehe schließen zu dürfen, verweigerte er die Erlaubnis.«

»Er verweigerte sie!«

»Obgleich dem Grafen de la Fère selbst, den der König, wie Ihr wisst, mit einer großen Achtung wegen der Rolle beehrt, die er bei der Wiedererhebung Eures Bruders und bei einigen vor langer Zeit vorgefallenen Ereignissen gespielt hat.«

»Nun, die armen Verliebten werden warten, bis es dem König anderer Ansicht zu werden gefällt: sie sind jung, sie haben Zeit.«

»Ah! mein Herz!« sprach Philipp ebenfalls lachend, »ich sehe, daß Ihr das Schönste von der Geschichte nicht wisst.«

»Nein.«

»Was den König am tiefsten berührt hat.«
»Der König ist tief berührt worden?«
»Im Herzen.«
»Sprecht geschwinde, von was?«
»Von einem äußerst romanhaften Abenteuer.«
»Ihr wisst, wie sehr ich solche Abenteuer liebe, und laßt mich warten!« sagte die Prinzessin ungeduldig.
»Nun also . . . «
Monsieur machte eine Pause.
»Ich höre.«
»Unter der Königseiche . . . , Ihr wisst, wo die Königseiche ist?«
»Gleichviel, unter der Königseiche, sagt Ihr?«
»Fräulein de la Vallière, die sich mit zwei Freundinnen allein glaubte, gestand diesen ihre Leidenschaft für den König.«
»Oh!« machte Madame mit einem Anfang von Unruhe . . . »ihre Leidenschaft für den König?«
»Ja.«
»Wann dieß?«
»Vor einer Stunde.«
Madame bebte.
»Und diese Leidenschaft kannte Niemand?«
»Niemand.«
»Nicht einmal Seine Majestät?«
»Nicht einmal Seine Majestät. Die kleine Person bewahrte ihr Geheimnis; in ihrem Innersten, als plötzlich dieses Geheimnis stärker wurde als sie, und ihr entschlüpfte.«
»Und woher wisst Ihr diese Albernheit?«
»Wie die ganze Welt.«
»Von wem weiß sie die ganze Welt?«
»Von la Vallière selbst, die ihre Liebe Montalais und Tonnay-Charente, ihren Gefährtinnen, gestand.«
Madame hielt inne und ließ mit einer ungestümen Bewegung die Hand ihres Gemahls los.
»Vor einer Stunde machte sie dieses Geständnis?«
»Ungefähr.«

»Und der König hat Kenntnis hiervon bekommen?«

»Darin liegt gerade das Romanhafte der Sache: der König war mit Saint-Aignan hinter der Königseiche und hörte das ganze interessante Gespräch, ohne ein einziges Wort davon zu verlieren.«

Madame fühlte sich von einem Schlag ins Herz getroffen.

»Aber ich habe den König seitdem gesehen und er hat mir nicht ein Wort von dem gesagt,« entgegnete sie unbesonnener Weise.

»Ah! ja wohl,« rief Monsieur naiv, wie ein Ehemann, der triumphiert, »er hütete sich, selbst mit Euch davon zu sprechen, da er Jedermann verbot. Euch etwas davon mitzuteilen.«

»Wie beliebt?« rief Madame gereizt.

»Ich sage, man habe Euch die Sache verheimlichen wollen.«

»Und warum sollte man sie vor mir verbergen?«

»Aus Furcht, Eure Freundschaft könnte Euch hinreißen, der jungen Königin etwas davon zu entdecken.«

Madame neigte das Haupt, sie war auf den Tod verwundet.

Dann hatte sie keine Ruhe mehr, bis sie den König getroffen.

Da ein König natürlich der Letzte des Reichs ist, der weiß, was man von ihm sagt, da ein Liebender der Einzige ist, der nicht weiß, was man von seiner Geliebten sagt, so kam der König, als er Madame erblickte, die ihn suchte, ihr ein wenig unruhig, aber immer voll Eifer und Freundlichkeit entgegen.

Madame wartete, daß er zuerst von la Vallière spreche.

Denn als man von ihr sprach, fragte sie:

»Und die Kleine?«

»Welche Kleine?« versetzte der König.

»La Vallière . . . habt Ihr mir nicht gesagt, sie sei in Ohnmacht gefallen?«

»Sie befindet sich immer noch schlecht,« erwiderte der König, die größte Gleichgültigkeit heuchelnd.

»Das wird aber dem Gerücht Eintrag tun, das Ihr verbreiten solltet, Sire?«

»Welchem Gerücht?«

»Daß Ihr Euch mit ihr beschäftigt.«

»Oh! ich hoffe, es wird sich dasselbe verbreiten,« antwortete

der König zerstreut.

Madame wartete noch; sie wollte wissen, ob der König mit ihr von dem Abenteuer bei der Königseiche sprechen würde.

Doch der, König sagte kein Wort.

Madame öffnete ihrerseits den Mund nicht über das Abenteuer, so daß der König von ihr Abschied nahm, ohne ihr das geringste Geständnis gemacht zu haben.

Kaum hatte sie den König sich entfernen sehen, als sie Saint-Aignan aufsuchte. Saint-Aignan ließ sich leicht finden, er war wie die Gefolgschiffe, die immer im Geleite mit den großen Schiffen gehen.

Saint-Aignan war der Mann, dessen Madame in der Beschaffenheit ihres Geistes bedurfte.

Er suchte nur ein Ohr, das etwas würdiger wäre, als die anderen, um in dasselbe das Ereignis mit allen seinen Einzelheiten zu erzählen.

Er verschonte Madame auch nicht mit einem Wort. Als er geendigt hatte, sagte Madame:

»Gesteht, daß dieß ein reizendes Märchen ist.«

»Ein Märchen, nein; eine Geschichte, ja.«

»Märchen oder Geschichte, gesteht, daß man es Euch gesagt hat, wie Ihr es mir sagt, und daß Ihr nicht dabei gewesen seid.«

»Madame, bei meiner Ehre, ich war dabei.«

»Und Ihr glaubt, diese Bekenntnisse haben Eindruck auf den König gemacht.«

»Wie die von Fräulein von Tonnay-Charente auf mich,« erwiderte Saint-Aignan. »Hört doch, Fräulein de la Vallière hat den König mit der Sonne verglichen, das ist schmeichelhaft.«

»Der König läßt sich durch solche Schmeicheleien nicht sängen.«

»Madame, der König ist wenigstens eben so sehr Mensch, als Sonne, und ich habe ihn vorhin wohl gesehen, als la Vallière in seine Arme fiel.«

»La Vallière ist in die Arme des Königs gefallen?«

»Oh! das war ein äußerst anmutiges Bild; stellt Euch vor, daß La Vallière zurückgesunken war und daß . . . «

»Nun! was habt Ihr gesehen, sprecht?«

»Ich habe gesehen, was zehn Personen zugleich mit mir gesehen haben, ich habe gesehen, daß der König, als la Vallière in seine Arme fiel, beinahe ohnmächtig geworden wäre.«

Madame stieß einen kurzen Schrei aus . . . dieß war das einzige Merkmal ihres dumpfen Zorns.

»Ich danke,« sagte sie krampfhaft lachend, »Ihr seid ein vortrefflicher Erzähler, Herr von Saint-Aignan.

Und sie entfloh allein und erstickend nach dem Schlosse.

Neunzehntes bis fünfundzwanzigstes Bändchen.

I.

Nachtfahrten.

Monsieur hatte die Prinzessin in der schönsten Laune der Welt verlassen, und da er am Tag sehr ermüdet worden war, so kehrte er in seine Wohnung zurück und ließ Jeden die Nacht nach seinem Belieben beschließen.

Wieder in seiner Wohnung, nahm der Prinz seine Nachttoilette mit einer Sorgfalt vor, die sich noch in seinem Paroxysmus der Freude verdoppelte.

Er sang auch, während der ganzen Arbeit seiner Kammerdiener, die Hauptmelodie des Balletts, das die Musikanten gespielt und der König getanzt hatten.

Dann rief, er seine Schneider, ließ sich seine Kleider für den andern Tag zeigen, und da er sehr mit ihnen zufrieden war, so teilte er einige Gnadengeschenke unter sie aus.

Endlich, da der Chevalier von Lorraine, der ihn hatte zurückkehren sehen, ebenfalls zurückkehrte, überhäufte er ihn mit Freundschaftsbezeugungen.

Der Chevalier, nachdem er sich vor dem Prinzen verbeugt hatte, schwieg einen Augenblick, wie ein Anführer vom Tirailleurs, der studiert, um zu wissen, auf welcher Seite das Feuer beginnen werde; dann, indem er sich zu entschließen schien, sagte er:

»Habt Ihr einen seltsamen Umstand bemerkt, Monseigneur?«

»Nein, welchen?«

»Den schlimmen Empfang, der scheinbar Herr von Guiche von Sr. Majestät zu Teil wurde.«

»Scheinbar?«

»Ja, gewiß, denn in Wirklichkeit hat er ihm seine Gunst wieder zugewendet.«

»Ich habe das nicht gesehen,« sagte der Prinz.

»Wie! Ihr habt nicht gesehen, daß er ihn, statt ihn wieder in seine Verbannung zu schicken, wie dieß natürlich war, in seinem sonderbaren Widerstand bestätigt hat, indem er ihm seinen Platz im Ballett einzunehmen gestattete.«

»Und ihr findet, der König habe Unrecht gehabt?«

»Seid Ihr nicht meiner Ansicht, Prinz?«

»Nicht ganz, mein lieber Chevalier, und ich billige es, daß der König nicht gegen einen Unglücklichen getobt hat, der mehr Narr als böswillig ist.«

»Meiner Treue,« sagte der Chevalier, »ich meinerseits gestehe, daß diese Großmut mich im höchsten Grad in Erstaunen setzt.«

»Und warum dieß?« fragte Philipp.

»Weil ich den König für eifersüchtig gehalten hätte,« erwiderte boshaft der Chevalier.

Seit einigen Augenblicken fühlte Monsieur etwas Aufreizendes sich unter den Worten seines Günstlings rühren; sein letztes Wort entzündete das Pulver.

»Eifersüchtig!« rief der Prinz, »eifersüchtig! was soll dieses Wort bedeuten? eifersüchtig, auf was, wenn's beliebt, auf wen?«

Der Chevalier bemerkte, daß er eines von den boshaften Worten, wie er sie zuweilen machte, hatte entschlüpfen lassen. Er suchte es also wieder zu erhaschen, so lange es noch im Bereiche seiner Hand war.

»Eifersüchtig auf seine Autorität,« antwortete er mit einer geheuchelten Naivität, »worauf soll denn ein König eifersüchtig sein?«

»Oh!« machte Monsieur, »sehr gut.«

»Sollte Eure Königliche Hoheit die Begnadigung des lieben Grafen von Guiche verlangt haben?« fuhr der Chevalier fort.

»Meiner Treue, nein! Guiche ist ein Junge von Geist und Mut, aber er ist leichtfertig gegen Madame gewesen, und ich will ihm weder wohl noch übel.«

Der Chevalier war im Begriff, Gift über Guiche zu ergießen, wie er über den König zu ergießen versucht hatte, aber er glaubte zu bemerken, daß das Wetter auf Nachsicht oder sogar auf Gleichgültigkeit stand, und daß er, um die Frage zu erhellen, dem

Gatten die Lampe gerade unter die Nase zu halten genötigt sei.

Mit diesem Spiel brennt man zuweilen die Andern, sehr häufig brennt man aber auch sich selbst.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte er in seinem Zimmer, »ich werde auf Wardes warten; er wird in einem Tag mehr tun, als ich in einem Monat, denn ich glaube, Gott verzeihe mir! oder vielmehr, Gott verzeihe ihm! er ist noch eifersüchtiger als ich.

»Und dann ist es nicht Wardes, was ich notwendig haben muß, sondern ein Ereignis, und in dem Allem sehe ich keines.«

»Daß Guiche zurückgekommen ist, während man ihn weggejagt hat, ist allerdings sehr ernst; doch jeder Ernst verschwindet, wenn man bedenkt, daß Guiche in dem Augenblick zurückkam, wo Madame sich nichts mehr um ihn bekümmerte.«

»Madame bekümmerte sich in der Tat um den König, das ist klar.«

»Aber abgesehen davon, daß meine Zähne nicht in den König zu beißen vermöchten, und dieß zu tun auch nicht nötig haben, wird sich Madame nicht länger mit dem König beschäftigen können, wenn sich der König, wie man sagt, nicht mehr um Madame bekümmert.«

»Aus Allem dem geht hervor, daß wir ruhig bleiben und die Ankunft einer neuen Laune abwarten müssen; diese wird über das Resultat entscheiden.«

Und hiernach streckte sich der Chevalier in dem Lehnstuhl aus, in dem ihm Monseigneur sich in seiner Gegenwart zu setzen erlaubte, und da er keine Bosheiten mehr zu sagen hatte, so fand es sich, daß der Chevalier von Lorraine keinen Geist mehr hatte.

Zum Glück hatte Monsieur, wie gesagt, Vorrat an guter Laune, und er hatte sogar für zwei bis zu dem Augenblick, wo er Kammerdiener und Hausoffizianten entließ und in sein Schlafzimmer ging.

Während er sich zurückzog, beauftragte er den Chevalier, Madame seine Komplimente zu machen und ihr zu sagen, der Mond sei frisch, Monsieur, der für seine Zähne befürchte, werde den Rest der Nacht nicht mehr in den Park hinabgehen.

Der Chevalier trat gerade in dem Augenblick bei Madame ein, wo diese in ihre Gemächer zurückkehrte.

Er entledigte sich seines Auftrags als getreuer Bote und bemerkte sogleich die Gleichgültigkeit, die Unruhe sogar, mit der Madame die Mitteilung ihres Gemahls aufnahm.

Das schien ihm eine Neuigkeit in sich zu schließen.

Wäre Madame mit dieser seltsamen Miene aus ihrer Wohnung weggegangen, so würde er ihr gefolgt sein.

Doch Madame kehrte zurück, es war also nichts zu machen. Er pirouettirte auf seinen Absätzen wie ein müßiger Reiter, befragte die Luft, die Erde, das Wasser, schüttelte den Kopf und nahm maschinenmäßig seine Richtung nach dem Blumenbeete.

Er hatte nicht hundert Schritte gemacht, als ihm zwei junge Leute begegneten, die sich am Arm hielten, den Kopf gesenkt, einhergingen, und die kleinen Kieselsteine, die sich vor ihnen fanden, fortstießen, eine unbestimmte Belustigung, mit der sie ihre Gedanken begleiteten.

Es waren die Herren von Guiche und Bragelonne.

Ihr Anblick brachte auf den Chevalier von Lorraine, wie immer, die Wirkung eines instinctartigen Widerwillens hervor.

Er machte nichtsdestoweniger eine tiefe Verbeugung vor ihnen, die ihm mit Zinsen erwidert wurde.

Dann, als er sah, daß der Park sich entvölkerte, daß die Beleuchtung allmählig erlosch, daß der Morgenwind zu wehen anfang, drehte er sich links und kehrte durch den kleinen Hof in das Schloß zurück.

Sie zielten rechts und setzten ihren Gang nach dem großen Park fort.

In dem Augenblick, wo der Chevalier die kleine Treppe hinaufstieg, die zu dem Geheimeingang führte, sah er eine Frau, gefolgt von einer andern Frau, unter der Arcade erscheinen, welche den Durchgang vom kleinen in den großen Hof gewährte.

Diese zwei Frauen beschleunigten ihren Marsch, den das Rauschen ihrer seidenen Kleider in der schon finsternen Nacht verriet.

Die Form der Mantille, die zierliche Taille, der geheimnisvolle und zugleich stolze Gang, was Alles die zwei Frauen und besonders diejenige, welche voranschritt, auszeichnete, fielen dem Chevalier auf.

»Das sind zwei Frauen, die ich sicherlich kenne,« sagte er zu sich selbst, indem er auf der letzten Stufe der kleinen Irrtreppe stehen blieb.

Dann, als er sich mit seinem Spürhundsinstinct anschickte, ihnen zu folgen, hielt ihn einer von seinen Lackeien, der ihm seit einigen Augenblicken nachlief, zurück und sagte:

»Gnädiger Herr, der Courier ist angekommen.«

»Gut, Gut,« erwiderte der Chevalier, »wir haben Zeit, morgen.«

»Es sind pressante Briefe, die der Herr Chevalier vielleicht gern lesen wird.«

»Ah!« machte der Chevalier, »und woher kommen sie?«

»Einer kommt von England, der andere von Calais, der letztere kommt mit Estafette und scheint sehr wichtig zu sein.«

»Von Calais! Ei! wer Teufels schreibt mir von Calais?«

»Ich glaubte die Handschrift Eures Freundes, des Herrn von Wardes zu erkennen.«

»Oh! dann gehe ich hinauf,« rief der Chevalier, der sogleich sein Spähreivorhaben vergaß.

Und er ging in der Tat hinauf, während die zwei unbekanntenen Damen am Ende des Hofes, dem entgegengesetzt, durch welchen sie eingetreten waren, verschwanden.

Diesen wollen wir folgen, während wir den Chevalier ganz seiner Korrespondenz überlassen.

Als sie zur Allee kamen, hielt die erste ein wenig atemlos an, schlug vorsichtig ihren Schleier zurück und fragte:

»Sind wir noch weit von dem Baum entfernt?«

»Oh! ja, Madame, wenigstens noch fünfhundert Schritte; doch Madame bleibe ein wenig stille stehen, sie könnte nicht lange so hastig gehen.«

»Ihr habt Recht,« sprach die Prinzessin, denn sie war es.

Und sie lehnte sich an einen Baum an. Nachdem sie einen Augenblick Atem geholt hatte, fuhr sie fort:

»Sprecht, mein Fräulein, verbergt mir nichts, sagt mir die volle Wahrheit.«

»Oh! Madame, nun seid Ihr schon streng,« erwiderte das Mädchen mit bewegter Stimme.

»Nein, meine liebe Athenais, beruhigt Euch, denn ich bin Euch durchaus nicht böse. Das sind im Ganzen nicht meine Angelegenheiten. Ihr seid unruhig über das, was Ihr unter dieser Eiche gesagt haben mochtet; Ihr befürchtet, den König verletzt zu haben, und ich will Euch beruhigen, indem ich mich durch mich selbst versichere, ob Ihr gehört werden konntet.«

»Oh! ja, Madame, der König war so nahe bei uns.«

»Aber Ihr spracht nicht so laut, daß sich nicht einige Worte verlieren konnten?«

»Madame, wir glaubten uns ganz allein.«

»Und Ihr wart zu drei?«

»Ja: La Vallière, Montalais und ich.«

»Somit habt Ihr, Ihr persönlich, leichtsinnig vom König gesprochen?«

»Ich befürchte es. Aber nicht wahr, Eure Hoheit würde in diesem Fall die Gnade haben, mich mit Seiner Majestät auszusöhnen?«

»Wenn es Not tut, verspreche ich es Euch. Doch es ist, wie gesagt, besser, dem Schlimmen nicht entgegen zu gehen, und sich wohl zu versichern, ob das Schlimme auch wirklich geschehen ist. Es ist dunkle Nacht und noch dunkler unter den Bäumen. Ihr werdet vom König nicht erkannt worden sein. Ihn zuerst sprechend in Kenntnis setzen, hieße Euch selbst anzeigen.«

»Oh! Madame, Madame, wenn man Fräulein de la Vallière erkannt hat, so wird man mich auch erkannt haben. Übrigens hat mir Herr von Saint-Aignan keinen Zweifel in dieser Hinsicht gelassen.«

»Ihr sagtet also für den König sehr unartige Dinge?«

»Keineswegs, Madame, Eine Andere sagte sehr artige Dinge, und da werden meine Worte einen Kontrast mit den ihrigen gebildet haben.«

»Die Montalais ist so toll,« rief Madame.

»Oh! nicht Montalais, Montalais hat nichts gesagt. Es war La Vallière.«

Madame bebte, als hätte sie es noch nicht ganz genau gewußt.

»Oh! nein, nein,« sagte sie, »der König wird nichts gehört

haben. Überdies werden wir die Probe machen, für die wir ausgegangen sind. Zeigt mir die Eiche.«

Nach diesen Worten setzte sich Madame wieder in Marsch.

»Wißt Ihr, wo sie ist?« fuhr sie fort.

»Ach! ja, Madame.«

»Und Ihr werdet sie wieder finden?«

»Ich finde sie mit geschlossenen Augen.«

»Das ist vortrefflich. Ihr setzt! Euch auf die Bank, wo Ihr wart, auf die Bank, wo La Vallière war, und Ihr sprecht in demselben Ton und in demselben Sinn; ich verberge mich im Gebüsch, und wenn man hört, so sage ich es Euch.«

»Ja, Madame.«

»Es folgt daraus, daß Ihr wirklich laut genug gesprochen habt, um vom König gehört worden zu sein, nun denn . . . «

Athenais schien voll Angst das Ende des angefangenen Satzes zu erwarten.

»Nun!« sagte Madame mit einer ohne Zweifel durch den raschen Lauf erstickten Stimme, »nun, ich werde Euch verteidigen . . . «

Und Madame verdoppelte ihre Schritte.

Plötzlich blieb sie stehen und rief:

»Es kommt mir ein Gedanke!«

»Sicherlich ein guter Gedanke,« erwiderte Fräulein von Tonnay-Charente.

»Montalais muß eben so in Verlegenheit gewesen sein, als Ihr Beide, Ihr, Athenais und La Vallière.«

»Weniger, denn sie ist weniger kompromittiert, da sie weniger gesagt hat,«

»Gleich viel, sie wird Euch wohl durch eine kleine Lüge unterstützen.«

»Oh! besonders, wann sie weiß, daß Madame sich für mich zu interessieren die Gnade hat.«

»Gut! ich habe, glaube ich, gefunden, was wir brauchen, mein Kind!«

»Welch ein Glück!«

»Ihr sagt, Ihr habet alle drei die Gegenwart des Königs hinter

diesem Baum oder hinter diesem Gebüsch, ich erinnere mich nicht mehr, so wie die von Herr von Saint-Aignan ganz gut gewußt.«

»Ja, Madame.«

»Denn verhehlt es Euch nicht, Athenais, Saint-Aignan zieht Vorteil aus ein paar sehr schmeichelhaften Worten, die Ihr gesprochen haben sollt.«

»Ei! Madame,« rief Athenais, »Ihr seht wohl, daß man hört, da Herr von Saint-Aignan gehört hat.«

Madame hatte etwas Unüberlegtes gesagt, sie biß sich auf die Lippen.

»Oh! Ihr wisst wohl, wie Saint-Aignan ist!« sprach sie, »die Gunst des Königs macht ihn verrückt und er schwatzt ungereimtes Zeug; oft erfindet er sogar. Hiervon ist indessen nicht die Rede. Hat der König gehört oder nicht gehört? das ist die Frage.«

»Nun ja, Madame, er hat gehört!« rief Athenais in Verzweiflung.

»Dann tut, was ich sagte, behauptet dreist, Ihr habet alle Drei, wohlverstanden alle Drei, denn zweifelt man bei der Einen, so wird man auch bei der Andern zweifeln, behauptet, sage ich: Ihr habet die Gegenwart des Königs und des Herrn von Saint-Aignan gewußt und habet Euch auf Kosten der Horcher belustigen wollen.«

»Oh! Madame, auf Kosten des Königs; nie werden wir es wagen, dies zu sagen.«

»Scherz, reiner Scherz, unschuldiger Spott, wohl erlaubt für Frauen, welche Männer überraschen wollen. Auf diese Art erklärt sich Alles. Was Montalais von Malicorne gesagt hat, Scherz; was Ihr von Herrn von Saint-Aignan gesagt habt, Scherz; was la Vallière sagen mochte . . . «

»Und was sie gern wieder zurückhaben möchte . . . «

,Seid Ihr dessen sicher?«

»Oh! dafür stehe ich.«

»Nun wohl, ein Grund mehr, Alles Scherz. Herr von Malicorne wird sich nicht zu ärgern haben. Herr von Saint-Aignan wird verblüfft sein oder über sich lachen, statt über Euch zu lachen. Der König endlich wird für eine seines Ranges unwürdige

Neugierde bestraft sein. Man lache ein wenig bei dieser Gelegenheit über den König, und ich glaube nicht, daß er sich darüber beklagt.«

»Ah! Madame, Ihr seid in der Tat ein Engel der Güte und des Geistes.«

»Es ist mein Interesse.«

»Wie so?«

»Ihr fragt, wie es mein Interesse sein könne, meinen Ehrenfräulein Spöttereien, Unannehmlichkeiten, Verleumdungen vielleicht zu ersparen. Ach! Ihr wisst es, mein Kind, der Hof hat keine Nachsicht für solche kleine Sünden. Aber nun gehen wir schon lange . . . sind wir denn nicht bald an Ort und Stelle?«

»Noch fünfzig bis sechzig Schritte, Wenden wir uns links, Madame, wenn es Euch beliebt?«

»Ihr seid also der Montalais sicher?« fragte Madame.

»Oh! ja.«

»Sie wird Alles tun, was Ihr wollt.«

»Alles! Sie wird entzückt sein.«

»Was La Vallière betrifft . . . « sagte die Prinzessin.

»Oh! bei ihr wird es schwieriger sein, Madame, es widerstrebt ihr zu lügen.«

»Wenn sie aber ihr Interesse dabei findet?«

»Ich befürchte, daß dies durchaus nichts in ihren Ideen ändert.«

»Ja, ja!« sprach Madame, »man hat mich schon hiervon in Kenntnis gesetzt; es ist eine sehr fromme Person, einer von den Zieraffen, die Gott voranstellen, um sich hinter ihm zu verbergen. Doch da sie nicht lügen will, so wird, insofern sie sich dem Gespötte des ganzen Hofes aussetzt, insofern sie den König durch ein eben so lächerliches als unanständiges Geständnis herausgefordert hat, so wird Fräulein Lebaume Leblanc de la Vallière es gut finden, daß ich sie in ihre Heimat zurückschicke, damit sie dort In Touraine oder im Blois, ich weiß nicht, ganz nach ihrem Belieben Sentimentalität und Schäferei treiben kann.«

Diese Worte wurden mit einer Heftigkeit und sogar mit einer Härte gesprochen, welche Fräulein von Tonnay-Charente erschreckten.

In Folge hiervon gelobte sie sich für ihre Person so viel nötig wäre, zu lügen.

In dieser Verfassung gelangten Madame und ihre Gefährtin in die Gegend der Königseiche.

»Wir sind an Ort und Stelle,« sagte Athenais.

»Wir werden wohl sehen, ob man hört,« erwiderte Madame.

»St!« machte das Mädchen, indem es Madame mit einer die Etiquette sehr wenig berücksichtigenden Schnelligkeit zurückhielt.

Madame blieb stehen.

»Seht Ihr, daß man hört?« sagte Athenais.

»Wie so?«

»Horcht.«

Madame hielt den Atem an sich und man hörte in der Tat folgende Worte, von einer sanften traurigen Stimme ausgesprochen, durch die Luft schweben:

»Oh! ich sage Dir, Vicomte, ich sage Dir, daß ich sie wahnsinnig liebe; ich sage Dir, daß ich sie zum Sterben liebe.«

Bei dieser Stimme bebte Madame und unter ihrem Schleier beleuchtete ein freudiger Strahl ihr Antlitz.

Sie hielt ihre Gefährtin ebenfalls zurück und führte sie mit leichtem Gang zwanzig Schritte rückwärts, das heißt, außer den Bereich der Stimme.

»Bleibt da, meine liebe Athenais, Niemand soll uns ertappen,« sagte sie. »Ich denke, es ist bei diesem Gespräch von Euch die Rede.«

»Von mir, Madame?«

»Ja, von Euch . . . oder vielmehr von Eurem Abenteuer. Ich will horchen; zu zwei würden wir entdeckt. Sucht Montalais auf und erwartet mich mit ihr am Saume des Gehölzes.«

Dann, als Athenais zögerte, sagte Madame mit einem Tone, der keine Einwendung zuließ:

»Geht! geht!«

Sie nahm daher ihre rauschenden Röcke zusammen und kehrte auf einem Fußpfad, der das Gehölz durchschnitt, nach dem Lustgarten zurück.

Madame aber kauerte sich in das Gebüsch und lehnte sich an

einen riesigen Kastanienbaum an, von dem einer seiner Stämme in der Höhe eines Sitzes abgehauen worden war.

Voll Furcht und Bangigkeit sprach sie zu sich selbst:

»Nun dann, da man hier hört, so wollen wir erlauschen, was zu Herrn von Bragelonne der andere verliebte Mann sagt, den man Herrn von Guiche nennt.«



II.

Worin Madame den Beweis erlangt, daß man, wenn man horcht, hören kann, was gesprochen wird.

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille, als schwiegen alle die geheimnisvollen Geräusche, um zugleich mit Madame auf dieses jugendliche Liebesgeständnis zu horchen.

Es war an Raoul, zu sprechen.

Er stützte sich träge auf den Stummel der großen Eiche und antwortete mit seiner sanften, harmonischen Stimme:

»Ach! mein lieber Guiche, das ist ein großes Unglück.«

»Oh! ja,« rief dieser, »ein sehr großes.«

»Ihr hört mich nicht, Guiche, oder vielmehr, Ihr versteht mich nicht. Ich sage, es sei ein großes Unglück für Euch, nicht, daß Ihr liebt, sondern daß Ihr Eure Liebe nicht zu verbergen wisst.«

»Wie so?« rief Guiche.

»Ja, Ihr bemerkt Eins nicht, daß ihr jetzt nicht mehr allein Eurem einzigen Freund, das heißt, einem Menschen, der sich eher töten ließe, als daß er Euer Geheimnis verraten würde, Eure Liebe gesteht, sondern dem Ersten dem Besten.«

»Dem Ersten dem Besten,« rief Guiche, »seid Ihr verrückt, Bragelonne, daß Ihr mir solche Dinge sagt!«

»Es ist so.«

»Unmöglich! Wie und auf welche Art sollte ich in diesem Grad schwatzhaft geworden sein?«

»Ich will damit sagen, mein Freund, daß Eure Augen, Eure Gebärden, Euer Seufzen wider Euren Willen sprechen: daß jede übertriebene Leidenschaft den Menschen aus sich hinausreißt. Dann gehört dieser Mensch nicht mehr sich an; er ist einer Verrücktheit preisgegeben, die ihn sein Leiden den Bäumen, den Pferden, der Lust zu erzählen veranlaßt, sobald er kein vernünftiges Wesen mehr im Bereiche seiner Stimme hat. Erinneret Euch aber, mein Freund, daß beinahe immer Einer da ist, der

ganz besonders die Dinge hört, welche nicht gehört werden sollen.«

Guiche stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Hört,« fuhr Bragelonne fort, »in diesem Augenblick tut Ihr mir leid; seit Eurer Rückkehr habt Ihr mir hundertmal und auf hundert verschiedene Weisen Eure Liebe für sie erzählt, und es wäre doch, hättet Ihr nichts erzählt, Eure Rückkehr allein schon eine furchtbare Indiskretion gewesen. Hieraus mache ich folgenden Schluß: wenn Ihr Euch nicht besser in Obacht nehmt, als Ihr es tut, so wird früher oder später ein Tag kommen, der eine Explosion herbeiführt. Wer wird Euch dann retten? spricht, antwortet mir? Wer wird sie selbst retten? Denn so unschuldig sie an Eurer Liebe sein mag, so wird sie doch in den Händen ihrer Feinde eine Anklage gegen sie sein.«

»Ach! mein Gott!« murmelte Guiche.

Und ein tiefer Seufzer begleitete seine Worte.

»Das heißt nicht antworten, Guiche.«

»Doch.«

»Nun, was antwortet Ihr?«

»Ich antworte, daß ich an jenem Tag nicht mehr tot sein werde, als ich es heute bin.«

»Ich begreife nicht.«

»Ja, so viele Umwechselungen haben mich abgenutzt. Heute bin ich kein denkendes, handelndes Wesen mehr; heute bin ich nicht mehr so viel wert, als ein Mann, so mittelmäßig er auch sein mag; siehst Du, heute sind meine letzten Kräfte erloschen, meine letzten Entschlüsse erlahmt und ich verzichte auf den Kampf. Ist man im Felde, wie wir es miteinander gewesen sind, und bricht allein auf, um zu scharmützeln, trifft man zuweilen eine Abteilung von fünf bis sechs Fouragirern, und obgleich allein, verteidigt man sich doch; dann kommen sechs Andere hinzu, man ergrimmt und hält aus; kommen aber noch sechs, acht, zehn in die Quere, so gibt man seinem Pferde die Sporen, wenn man noch ein Pferd hat, oder man läßt sich auch tobten, um nicht zu fliehen. Nun! so weit bin ich; ich habe Anfangs gegen mich selbst gekämpft; dann gegen Buckingham, nun ist der König gekommen, ich werde nicht gegen den König kämpfen, selbst nicht, Ich sage es Dir sogleich,

wenn sich der König zurückzöge, und ebenso wenig gegen den Charakter dieser Frau allein. Oh! ich täusche mich nicht, einmal in den Dienst dieser Liebe getreten, werde ich mich darin töten lassen.«

»Nicht ihr mußst Du Vorwürfe machen, sondern Dir,« erwiderte Raoul.

»Warum dies?«

»Wie, Du kennst die Prinzessin! ein wenig leichtsinnig, sehr verliebt In Neuigkeiten, sehr empfänglich für das Lob, und sollte es von einem Blinden oder einem Kinde kommen, und Du fängst dergestalt Feuer, daß Du Dich selbst verzehrst. Schau die Frau an, liebe sie, denn Keiner, dessen Herz nicht anderswo gefangen ist, kann sie ansehen, ohne sie zu lieben. Doch, während Du sie liebst, achte in ihr zuerst den Rang ihres Gemahls, sodann ihn selbst, und endlich Deine eigene Sicherheit.«

»Ich danke, Raoul.«

»Wofür?«

»Dafür, daß Du mich, weil Du mich durch diese Frau leiden siehst, tröstest, dafür, daß Du mir von ihr alles Gute sagst, was Du von ihr denkst, und vielleicht sogar, was Du nicht von ihr denkst.«

»Oh! Du täuschest Dich, Guiche, was ich denke, sage ich nicht immer, doch dann sage ich nichts; wenn ich aber spreche, weiß ich weder zu heucheln, noch zu hintergehen, und wer mich hört, kann mir glauben.«

Den Hals vorgestreckt, das Ohr gierig, das Auge erweitert und in der Dunkelheit zu sehen bemüht, atmete Madame mittlerweile den geringsten Hauch ein, der durch die Zweige strich.

»Oh! ich kenne sie besser, als Du!« rief Guiche. »Sie ist nicht leichtsinnig, sie ist frivol; sie ist nicht in Neuigkeiten verliebt, sie ist ohne Gedächtnis, und ohne Treu und Glauben; sie ist nicht ganz einfach empfänglich für das Lob, sondern sie ist auf eine abgefeimte und grausame Weise coquette. Tödlich coquette! Oh! ja, ich weiß es. Glaube mir, Bragelonne, ich leide alle Qualen der Hölle; mutig, leidenschaftlich die Gefahr liebend, finde ich eine Gefahr, welche größer ist, als meine Stärke und mein Mut. Doch siehst Du, Raoul, ich behalte mir einen Sieg vor, der sie viele Tränen kosten wird.«

Raoul schaute seinen Freund an, und als dieser, beinahe erstickt durch die Aufregung, seinen Kopf gegen die Eiche zurückwarf, fragte er:

»Einen Sieg? Und welchen?«

»Welchen?«

»Ja.«

»Eines Tages werde ich auf sie zutreten und zu ihr sprechen: ›Ich war jung, ich liebte bis zum Wahnsinn, hatte aber Achtung genug, um Euch zu Füßen zu fallen und für die Sirene im Staub zu bleiben, hätten mich Eure Blicke nicht bis zu Eurer Hand erhoben. Ich glaubte Eure Blicke zu begreifen, stand auf, und dann habt Ihr mich, ohne daß ich Euch etwas Anderes getan, als daß ich Euch, wenn es möglich, noch mehr liebte, mit heiterem Herzen durch eine Laune niedergeschmettert, Weib ohne Gemüt, Weib ohne Treue, Weib ohne Liebe. Obgleich Prinzessin von königlichem Geblüt, seid Ihr doch nicht würdig der Liebe eines redlichen Mannes; und ich verhängte die Todesstrafe über mich dafür, daß ich Euch zu sehr geliebt, und sterbe, Euch hassend.«

»Oh!« rief Raoul erschrocken über den Ausdruck tiefer Wahrheit, der die Worte des jungen Mannes durchdrang, »oh! ich sagte Dir wohl, Guiche, Du seist wahnsinnig,«

»Ja, ja,« rief Guiche, seine Gedanken verfolgend, »da wir keine Kriege mehr hier haben, so werde ich dorthin ziehen, nach dem Norden, ich werde Dienste beim Reich nehmen, und irgend ein Ungar, ein Kroate, ein Türke wird mir die Wohltat einer Kugel angedeihen lassen.«

Guiche vollendete nicht, oder vielmehr, als er eben endigte, machte ihn ein Geräusch beben, das Raoul sogleich auf die Beine brachte.

Guiche aber blieb, ganz von seinen Worten und Gedanken in Anspruch genommen, den Kopf zwischen seine Hände zusammengedrückt, sitzen.

Das Gebüsch öffnete sich, und eine Frau erschien, bleich, in Verwirrung vor den zwei jungen Leuten. Mit einer Hand schob sie die Zweige, die ihr das Gesicht gepeitscht hätten, auseinander, mit der andern schlug sie die Kapuze des kleinen Mantels, der ihre Schultern bedeckte, zurück.

An diesem feuchten und zugleich flammenden Auge, an diesem königlichen Gang, an der Höhe ihrer souverainen Gebärde, und mehr noch als an dem Allem, am Schlagen seines Herzens erkannte Guiche Madame; er stieß einen Schrei aus und zog seine Hände von seinen Schläfen vor seine Augen.

Zitternd, aus der Fassung gebracht, drehte Raoul seinen Hut hin und her, und stammelte einige unbestimmte Formeln von Ehrerbietung.

»Herr von Bragelonne,« sprach die Prinzessin, »ich bitte, habt die Güte, nachzusehen, ob meine Frauen nicht irgendwo dort in den Alleen sind; und Ihr, Herr Graf, bleibt; ich bin müde, Ihr werdet mir Euren Arm geben.«

Wäre der Blitz zu den Füßen des unglücklichen Mannes niedergefallen, es hätte ihn weniger erschreckt, als dies« kalte und strenge Wort.

Nichtsdestoweniger, da er, wie gesagt, mutig war, da er im Grunde seines Herzens alle seine Entschlüsse gefaßt hatte, erhob sich Guiche, und richtete an Bragelonne, als er sein Zögern sah, einen Blick voll Resignation und innigen Dankes.

Statt Madame sogleich zu antworten, machte er sogar einen Schritt gegen den Vicomte, reichte ihm die Hand, welche die Prinzessin von ihm verlangt hatte, und drückte die redliche Hand seines Freundes mit einem Seufzer, in welchem er der Freundschaft Alles zu geben schien, was an Leben in der Tiefe seines Herzens übrig war.

Madame wartete, sie, die Stolze, welche nicht zu warten wusste, Madame wartete, bis dieses stumme Gespräch beendet war.

Ihre Hand, ihre königliche Hand blieb in der Luft schwebend, und fiel, als Raoul weggegangen war, ohne Zorn, aber nicht ohne Erschütterung in die von Guiche.

Sie waren allein mitten in dem finsternen, schweigsamen Wald, und man hörte nur noch die Tritte von Raoul, der sich hastig auf dem beschatteten Fußpfade entfernte.

Über ihren Häuption breitere sich da« dichte duftende Gewölbe vom Blätterwerk des Waldes aus, durch dessen Risse man da und dort einen Stern glänzen sah.

Madame zog Guiche sanft hundert Schritte von dem indiskreten Baum fort, der an diesem Abend so viele Dinge gehört und hatte hören lassen, und führte ihn zu einer nahen Lichtung, die auf eine gewisse Entfernung umher zu sehen erlaubte.

»Ich führe Euch hierher,« sprach sie tief erbebend, »weil man dort, wo wir waren, jedes Wort hört.«

»Man hörte jedes Wort, sagt Ihr, Madame?« erwiderte maschinenmäßig der junge Mann. Ja.«

»Was meint Ihr damit?«

»Ich meine damit, daß ich alle Eure Worte gehört habe.«

»Oh! mein Gott! mein Gott! das fehlte mir nur noch,« stammelte Guiche.

Und er neigte das Haupt, wie es der ermüdete Schwimmer unter der Welle tut, die ihn verschlingt.

»Ihr beurteilt mich also so, wie Ihr gesagt habt,« sprach sie.

Guiche erbleichte, wandte den Kopf ab und antwortete nicht; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

»Das ist sehr gut,« fuhr die Prinzessin mit einem Stimmtone voll Milde fort, »ich liebe mehr diese Offenherzigkeit, die mich verletzen muß, als eine Schmeichelei, die mich hintergehen würde. Es sei! Eurer Ansicht nach, Herr von Guiche, bin ich also coquette und verächtlich?«

»Verächtlich,« rief der junge Mann, »verächtlich, Ihr, oh! ich habe das sicherlich nicht gesagt; ich konnte das, was es Kostbarstes für mich auf der Welt gibt, nicht etwas Verächtliches nennen; nein, nein, ich habe das nicht gesagt.«

»Eine Frau, die einen Mann, verzehrt von dem Feuer, das sie entzündet, sterben sieht, und dieses Feuer nicht löscht, ist meiner Ansicht nach eine verächtliche Frau.«

»Oh! was ist Euch an dem gelegen, was ich gesagt habe? Mein Gott! was bin ich gegen Euch! und warum solltet Ihr Euch darum bekümmern, ob ich existiere oder nicht existiere!«

»Herr von Guiche, Ihr seid ein Mann, wie ich ein Weib bin, und da ich Euch kenne, wie ich Euch kenne, so will ich Euch nicht dem Sterben preisgeben; ich wechsle mit Euch Benehmen und Charakter. Ich werde nicht offenherzig, das bin ich immer, sondern wahr sein. Ich flehe Euch also an, Herr von Guiche, liebt mich

nicht mehr und vergeßt ganz und gar, daß ich Euch je ein Wort oder einen Blick zugewendet habe.«

Guiche wandte sich um, bedeckte Madame gleichsam mit einem leidenschaftlichen Blick und erwiderte:

»Ihr, Ihr entschuldigt Euch, Ihr steht mich an?«

»Ja, allerdings, weil ich das Böse getan habe, muß ich es wieder gut machen. Also, Herr Graf, wir sind dahin übereingekommen: Ihr vergebt mir meine Leichtfertigkeit, meine Coquettereien . . . Unterbrecht mich nicht . . . Ich vergebe Euch, daß Ihr gesagt, ich sei leichtfertig, coquette, etwas Schlimmeres vielleicht noch, und Ihr verzichtet auf Eure Todesgedanken und bewahrt Eurer Familie, dem König und den Damen einen Kavalier, den Jedermann achtet und den Viele lieben.«

Madame sprach dieses letzte Wort mit einem solchen Ausdruck von Offenherzigkeit und von Zärtlichkeit sogar, daß das Herz des jungen Mannes aus seiner Brust hervorzuspringen bereit schien.

»Oh! Madame, Madame,« stammelte er.

»Hört mich an,« fuhr sie fort, »habt Ihr auf mich verzichtet, einmal durch die Notwendigkeit, sodann um meiner Bitte zu entsprechen, so werdet Ihr mich besser beurteilen, und Ihr werdet, dessen bin ich sicher, an die Stelle dieser Liebe, — verzeiht mir, dieser Tollheit — eine aufrichtige Liebe treten lassen, die Ihr mir dann anbietet und die ich, das schwöre ich Euch, herzlich annehme.«

Schweiß auf der Stirne, den Tod im Herzen, Schauer in den Adern, biß sich Guiche auf die Lippen, stampfte mit dem Fuß und verschlang mit einem Wort alle seine Schmerzen.

»Madame,« sagte er, »was Ihr mir da anbietet, ist unmöglich, und ich nehme einen solchen Handel nicht an.«

»Wie!« rief Madame, »Ihr schlagt meine Freundschaft aus?«

»Nein, nein, keine Freundschaft, Madame, ich will eher vor Liebe sterben, als aus Freundschaft leben.«

»Herr Graf.«

»Oh! Madame,« rief Guiche, »ich habe jenen äußersten Augenblick erreicht, wo es keine andere Rücksicht, keine andere Ehrerbietung mehr gibt, als die Rücksicht und die Ehrerbietung eines redlichen Mannes gegen eine angebetete Frau. Jagt mich

fort, verflucht mich, zeigt mich an, Ihr werdet gerecht sein; ich habe mich über Euch beklagt, doch ich habe mich nur so bitter beklagt, weil ich Euch liebe; ich sagte Euch, ich würde sterben, ich werde sterben; lebe ich, so werdet Ihr mich vergessen; den Toten werdet Ihr nicht vergessen, dessen bin ich sicher.«

Und sie, welche ganz träumerisch und eben so bewegt, als der junge Mann, dastand, wandte einen Moment den Kopf ab, wie er ihn einen Augenblick zuvor selbst abgewandt hatte.

Dann nach kurzem Stillschweigen fragte sie:

»Ihr liebt mich also sehr?«

»Oh! wahnsinnig. Dergestalt, daß ich darob sterbe, wie Ihr sagtet. Dergestalt, daß ich darob sterbe, sei es, daß Ihr mich fortjagt, sei es, daß Ihr mich noch anhört.«

»Dann ist es ein Übel ohne Hoffnung,« sprach sie mit einer freudigen Miene, »ein Übel, das man mit besänftigenden Mitteln behandeln muß . . . Gebt mir Eure Hand . . . Sie ist eiskalt.«

Guiche kniete nieder und drückte seinen Mund nicht auf eine, sondern auf die beiden brennenden Hände von Madame.

»Liebt mich also, da es nicht anders sein kann,« sprach die Prinzessin.

Und sie drückte ihm beinahe unmerklich die Finger und hob ihn so auf, halb wie es eine Königin, halb wie es eine Liebende getan hätte.

Guiche schauerte am ganzen Leib.

Madame fühlte diesen Schauer durch die Adern des jungen Mannes laufen und sah ein, daß dieser sie wahrhaft liebe.

»Euren Arm, Graf, wir wollen zurückkehren,« sagte sie.

»Ah! Madame,« erwiderte Guiche schwankend, geblendet, eine Flammenwolke vor den Augen. »Ah! Ihr habt ein drittes Mittel gefunden, mich zu töten.«

»Zum Glück ist es das längste, nicht wahr sprach sie.

Und sie zog ihn zu den Alleen fort.

III.

Die Korrespondenz von Aramis.

Während die Angelegenheiten von Guiche, so völlig beigelegt, ohne daß er die Ursache der Besserung erraten konnte, die unerwartete Wendung nahmen, die wir sie haben nehmen sehen, hatte sich Raoul, der die Aufforderung von Madame begriffen, entfernt, um diese Erklärung, deren Resultate er entfernt nicht ahnen konnte, nicht zu stören, und war zu den im Blumengarten zerstreuten Damen zurückgekehrt.

Während dieser Zeit las der Chevalier von Lorraine, der in sein Zimmer hinaufgegangen war, mit Erstaunen den Brief von Wardes, der ihm erzählte, oder vielmehr durch die Hand seines Kammerdieners, den Degenstich, den er in Calais bekommen, und alle Einzelheiten dieses Abenteuers erzählen ließ, mit der Aufforderung, Guiche und Monsieur das mitzuteilen, was jedem von ihnen bei diesem Ereignis besonders unangenehm sein dürfte.

Wardes legte einen besonderen Wert darauf, dem Chevalier die Heftigkeit der Liebe von Buckingham für Madame darzutun und er endigte seinen Brief damit, daß er sagte, er glaube, diese Liebe werde erwidert.

Beim Lesen des letzten Paragraphen zuckte der Chevalier die Achseln; Wardes war in der Tat noch sehr weit zurück, wie man hat sehen können.

Wardes war erst bei Buckingham.

Der Chevalier warf über seine Schulter den Brief auf einen nahen Tisch und sagte mit verächtlichem Ton:

»In der Tat, das ist unglaublich; der arme Wardes ist doch ein Bursche von Geist, aber wahrhaftig, das scheint er hier nicht zu sein, so schnell verdummt man in der Provinz. Der Teufel hole diesen Einfaltspinsel, der mir wichtige Dinge hätte schreiben sollen und mir nur Albernheiten schreibt. Statt dieses armseligen, nichts bedeutenden Briefs würde ich dort in den Alleen eine gute Intrigue gefunden haben, welche eine Frau kompromittierte, einem

Mann vielleicht einen Degenstich eingetragen und Monsieur drei Tage lang belustigt hätten.«

Er schaute auf seine Uhr und fuhr dann fort:

»Nun ist es zu spät. Ein Uhr Morgens, es muß Jedermann zum König zurückgekehrt sein, wo man die Nacht vollends zubringt; ah! das ist eine verlorene Fährte, und ohne einen besonderen Glücksfall . . . «

Und während er diese Worte sprach, näherte sich der Chevalier, als wollte er sein gutes Gestirn herbeirufen, verdrießlich dem Fenster, das auf einen ziemlich einsamen Teil des Gartens ging.

Sogleich und als wäre ein böser Genius zu seinen Diensten gewesen, erblickte er, in Gesellschaft eines Mannes nach dem Schlosse zurückkehrend, eine seidene Mantille von dunkler Farbe, und erkannte die Tournure, die ihm eine halbe Stunde zuvor aufgefallen war.

»Ei! mein Gott!« dachte er, in die Hände klatschend, »Gott verdamme mich! wie unser Freund Buckingham sagt, da ist mein Geheimnis!«

Und er sprang rasch die Stufen herab, in der Hoffnung, rechtzeitig im Hof anzukommen, um die Frau in der Mantille und ihren Gefährten zu erkennen.

Als er aber an die Türe des kleinen Hofes kam, stieß er beinahe mit Madame zusammen, deren strahlendes Gesicht voll reizender Offenbarungen unter dieser Mantille erschien, die sie beschützte, ohne sie zu verbergen.

Leider war Madame allein.

Der Chevalier begriff, daß, als er sie vor nicht fünf Minuten mit einem Kavalier gesehen, dieser Kavalier nicht sehr ferne sein mußte.

Deshalb nahm er sich kaum die Zeit, die Prinzessin zu grüßen, während er sich indessen auf die Seite stellte, um sie vorübergehen zu lassen; denn nachdem sie einige Schritte mit der Raschheit einer Frau gemacht, welche erkannt zu werden befürchtet, als ferner der Chevalier sah, daß sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um sich um ihn zu bekümmern, eilte er in den Garten, schaute nach allen Seiten und umfaßte mit seinen

Blicken so viel Horizont, als er nur immer konnte.

Er kam zu rechter Zeit an. Der Kavalier, welcher Madame begleitet hatte, war noch im Bereiche des Gesichts; nun ging er rasch auf einen Flügel des Schlosses zu, hinter welchem er zu verschwinden im Begriff war.

Es war keine Minute zu verlieren, der Chevalier eilte ihm nach, entschlossen, langsamer zu gehen, wenn er dem Unbekannten nahe wäre, aber wie schnell er auch lief, der Unbekannte hatte sich vor ihm um den Seitenweg gewendet.

Es war indessen klar, daß, da der Unbekannte nun fachte, nachdenkend und den Kopf gebeugt unter dem Gewicht des Kummers oder des Glückes ging, der Chevalier ihn, sobald er sich um die Ecke gedreht, wäre er nicht durch eine Türe eingetreten, unfehlbar einholen würde.

Dies würde gewiß geschehen sein, wäre der Chevalier nicht in dem Augenblick, wo er um die Ecke ging, auf zwei Personen gestoßen, die sich in entgegengesetzter Richtung um dieselbe drehten.

Der Chevalier war ganz bereit, diesen zwei Ärgerlichen schlimm mitzuspielen, als er aufschreiend den Herrn Oberintendanten erkannte.

Fouquet war begleitet von einer Person, die der Chevalier zum ersten Mal sah.

Diese Person war seine Seine Herrlichkeit der Bischof von Vannes.

Zurückgehalten durch die Wichtigkeit des Mannes und gezwungen durch den Wohlstand, da sich zu entschuldigen, wo er Entschuldigungen zu empfangen erwartete, machte der Chevalier einen Schritt rückwärts; Md da Fouquet, wenn nicht die Freundschaft, doch wenigstens die Achtung von aller Welt genoß, da der König selbst, obgleich er mehr sein Feind, als sein Freund war, Herrn Fouquet als einen ansehnlichen Mann behandelte, so tat der Chevalier, was der König selbst getan hätte, er grüßte Herrn Fouquet, der seinen Gruß mit einer freundlichen Höflichkeit erwiderte, da er sah, daß dieser Kavalier ihn aus Unachtsamkeit und durchaus aus keiner bösen Absicht gestoßen hatte.

Dann beinahe so gleich, als er den Chevalier von Lorraine

erschaut hatte, machte er ihm ein paar Komplimente, die dieser ebenfalls zu erwidern genötigt war.

So kurz dies Gespräch war, so sah doch der Chevalier von Lorraine zu seinem tödlichen Missvergnügen seinen Unbekannten abnehmen und allmählig im Schatten verschwinden.

Der Chevalier ergab sich darein, und kam, so bald er sich einmal ergeben hatte, gänzlich auf Fouquet zurück.

»Ah! mein Herr,« sagte er, »Ihr kommt sehr spät an. Man war hier sehr besorgt über Eure Abwesenheit, und ich habe gehört, wie sich Monsieur darüber wunderte, daß Ihr, während Ihr vom König eingeladen wart, nicht eingetroffen seid.«

»Es war mir unmöglich, mein Herr, und so bald ich mich frei machen konnte, begab ich mich hierher.«

»Paris ist ruhig?«

»Vollkommen. Paris hat seine letzte Steuer sehr gut aufgenommen.«

»Ah! ich begreife, Ihr wolltet Euch von diesem guten Willen überzeugen, ehe Ihr an unseren Festen Teil nahmt.«

»Ich komme nichts desto weniger etwas spät. Ich wende mich daher an Euch, mein Herr, und frage Euch, ob der König außerhalb oder im Schloß ist, ob ich ihn diesen Abend sehen kann, oder ob ich bis morgen warten muß.«

»Wir haben den König seit ungefähr einer halben Stunde aus dem Gesicht verloren,« antwortete der Chevalier.

»Er wird vielleicht bei Madame sein?« fragte Fouquet.

»Bei Madame, ich glaube nicht. denn ich habe so eben Madame begegnet, welche auf der kleinen Treppe nach Hause kehrte, und wenn der Kavalier, den Ihr vorhin gekreuzt habt, nicht der König in Person war . . . «

Und der Chevalier wartete, in der Hoffnung, er würde den Namen von dem, welchen er verfolgt, erfahren.

Doch Fouquet, hatte er nun Guiche erkannt oder nicht erkannt, antwortete nur:

»Nein, mein Herr, er war es nicht.«

Den Chevalier grüßte er zierlich; doch als er, während er grüßte, zum letzten Mal umhergeschaut und Herrn Colbert mitten in einer Gruppe erblickt hatte, sagte er zum Oberintendanten:

»Ah! mein Herr, dort unter den Bäumen ist Einer, der Euch besser unterrichten wird, als ich.«

»Wer?« fragte Fouquet, dessen schwaches Gesicht die Finsternis nicht durchdrang.

»Herr Colbert,« antwortete der Chevalier.

»Ah! sehr gut. Der Mann, der dort mit den Leuten, welche Fackeln tragen, spricht, ist Herr Colbert.«

»Er gibt seine Befehle für morgen, den Menschen, welche die Illuminationen zu besorgen haben.«

»Ich danke, mein Herr!« sagte Herr Fouquet.

Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf, welche bedeutete, er habe Alles erfahren, was er zu wissen wünschte.

Der Chevalier, der gerade im Gegenteil nichts erfahren hatte, entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung.

Kaum hatte er sich entfernt, als Fouquet, die Stirne faltend, in eine tiefe Träumerei versank.

Aramis schaute ihn einen Augenblick mit einer Art von Mitleid, voll Traurigkeit an.

»Nun!« sagte er, »Ihr seid schon bei dem Namen dieses Menschen allein bewegt. Vorhin triumphierend und freudig, werdet Ihr düster beim Anblick dieses geringfügigen Gespenstes. Sprecht, Herr, glaubt Ihr an Euer Glück?«

»Nein!« antwortete Fouquet traurig.

»Und warum dies?«

»Weil ich in diesem Augenblick zu glücklich bin,« erwiderte er mit zitternder Stimme.

»Ah! mein lieber d'Herblay, Ihr, der so gelehrt seid, müßt die Geschichte eines gewissen Tyrannen von Samos kennen. Was kann ich in das Meer werfen, um das zukünftige Unglück zu entwaffnen! Oh! ich wiederhole Euch, mein Freund, ich bin zu glücklich! so glücklich, daß ich mir nichts mehr über dem, was ich habe, wünsche. Ich bin so hoch gestiegen . . . Ihr kennt meinen Wahlspruch: **quo non ascendens**. Ich bin so hoch gestiegen, daß ich nur noch herabzusteigen habe. Es ist mir also nicht möglich, an den Fortgang eines Glückes zu glauben, das schon mehr, als menschlich ist.«

Aramis lächelte, indem er auf Fouquet sein so seines und

einschmeichelndes Auge heftete, und sprach:

»Kennte ich Euer Glück, so würde ich vielleicht Eure Ungunst befürchten; doch Ihr beurteilt mich als wahrer Freund, das heißt, Ihr findet mich gut für das Unglück, nicht wahr? Ich weiß, das ist schon ungeheuer; doch in der Tat, ich habe wohl das Recht, von Euch zu verlangen, daß Ihr mir von Zeit zu Zeit die glücklichen Dinge mitteilt, die Euch begegnen, und an denen ich, wie Ihr wisst, mehr als an denen, die mir selbst begegnen, Antheil nehmen würde.«

»Mein lieber Prälat,« erwiderte Fouquet lachend, »meine Geheimnisse sind zu profan, als daß ich sie einem Bischof, so weltlich er auch sein mag, anvertrauen sollte.«

»Bah! in der Beichte.«

»Oh! ich würde zu sehr erröten, wenn Ihr mein Beichtiger wäret.«

Hierbei seufzte Fouquet.

Aramis schaute ihn abermals ohne eine andere Kundgebung seines Gedankens, als sein stummes Lächeln an.

»Ah!« sagte er, »die Verschwiegenheit ist eine große Tugend.«

»Stille!« sprach Fouquet. »Das giftige Tier hat mich erkannt und nähert sich uns.«

»Colbert.«

»Ja; entfernt Euch, mein, lieber d'Herblay, dieser Knauser soll uns nicht beisammen sehen, er würde eine Abneigung gegen Euch fassen.«

Aramis drückte ihm die Hand und erwiderte:

»Wozu bedarf ich seiner Freundschaft? seid Ihr nicht da?«

»Ja, aber ich werde vielleicht nicht immer da sein,« entgegnete Fouquet schwermütig.

»An diesem Tage, wenn er je kommt,« versetzte Aramis ruhig, »werden wir der Freundschaft von Herrn Colbert zu entbehren oder seinem Widerwillen zu trotzen wissen. Doch sagt mir, lieber Herr Colbert . . . Doch sagt mir, mein lieber Herr Fouquet, statt mit diesem Knauser zu sprechen, wie Ihr ihn zu nennen ihm die Ehre erweist, ein Gespräch, dessen Nutzen ich nicht einsehe, begeben Sie Euch nicht, wenn nicht zum König, doch wenigstens zu Madame.«

»Zu Madame!« erwiderte der Oberintendant, zerstreut durch seine Erinnerungen. »Ja, allerdings, zu Madame.«

»Ihr erinnert Euch,« fuhr Aramis fort, »daß man Euch mitgeteilt hat, wie hoch Madame seit ein paar Tagen in der Gunst steht. Ich glaube, es entspricht Eurer Politik und unsern Plänen. daß Ihr beständig den Freundinnen Seiner Majestät den Hof macht. Das ist das Mittel, dem wachsenden Ansehen von Herrn Colbert das Gegengewicht zu halten. Begeht Euch also so bald als möglich zu Madame und lenkt uns diese Verbündete zu.«

»Seid Ihr denn sicher, daß der König wirklich auf sie in diesem Augenblick seine Augen geheftet hat?«

»Hätte sich der Wind gedreht, so wäre dies erst seit diesem Morgen geschehen. Ihr wisst, daß ich meine Polizei habe.«

»Gut, ich gehe auf der Stelle, und Ich habe auf jeden Fall mein Mittel, um mich einzuführen: das ist ein herrliches Paar antiker in Diamanten gefaßter Kameen.«

»Ich habe es gesehen, es gibt nichts Reicherer und Königlicheres.«

Sie wurden in diesem Augenblick durch einen Lackei, der einen Courier herbeiführte, unterbrochen.

»Für den Herrn Oberintendanten,« sagte laut der Courier, indem er Fouquet einen Brief reichte.

»Für Monseigneur den Bischof von Vannes,« sprach leise der Lackei, der Aramis einen Brief übergab.

Und da der Lackei eine Fackel trug, so stellte er sich zwischen den Oberintendanten und den Bischof, damit Beide zu gleicher Zeit lesen konnten.

Beim Anblick der seinen und gedrängten Schrift des Umschlags bebte Herr Fouquet vor Freude. Nur diejenigen, welche lieben oder geliebt haben, werden seine Unruhe von Anfang, sein Glück hernach begreifen.

Er entsiegelte rasch den Brief, der nur folgende Worte enthielt:

»Es ist eine Stunde, daß ich Dich verlassen, ein Jahrhundert, daß ich Dir gesagt habe, ich liebe Dich.«

Dies war Alles.

Frau von Vellière hatte in der Tat Fouquet vor einer Stunde

verlassen, nachdem sie zwei Tage bei ihm zugebracht, und aus Furcht, die Erinnerung an sie könnte sich zu lange von dem Herzen fern halten, nach dem sie sich sehnte, schickte sie ihm den Courier, der dieses wichtige Sendschreiben überbringen mußte.

Fouquet küßte den Brief und bezahlte ihn mit einer Hand voll Gold.

Aramis las, wie gesagt, seinerseits, doch mit mehr Ruhe und Überlegung, folgendes Billett:

»Der König ist diesen Abend von einem seltsamen Schlag berührt worden; eine Frau liebt ihn. Er hat durch einen Zufall, indem er horchte, das Gespräch derselben mit ihren Gefährtinnen erfahren. So gibt sich der König ganz dieser neuen Laune hin. Die Erwähnte ist Fräulein de la Vallière, und von einer zu mittelmäßigen Schönheit, als daß diese Laune eine zu große Leidenschaft werden sollte.



le comte de Guiche.

»Gebet Acht auf Fräulein de la Vallière.«

Nicht ein Wort von Madame.

Aramis faltete langsam das Billett zusammen und steckte es in seine Tasche.

Fouquet schlürfte immer noch die Wohlgerüche seines Briefes.

»Monseigneur,« sagte Aramis, Fouquet am Arm berührend.

»Was?« fragte dieser.

»Es kommt mir ein Gedanke. Kennt Ihr ein kleines Mädchen, das man La Vallière nennt?«

»Wahrlich nein.«

»Sucht wohl.«

»Ah! ja, ich glaube eines von den Ehrenfräulein von Madame?«

»Das muß es sein.«

»Nun? hernach?«

»Nun! Diesem kleinen Mädchen müßt Ihr heute Abend einen Besuch machen.«

»Bah! und warum?«

»Mehr noch, diesem kleinen Mädchen müßt Ihr Eure Kameen geben.«

»Geht doch!«

»Ihr wisst, daß ich ein Mann von gutem Rat bin.«

»Doch dieses unvorhergesehene . . . «

»Das ist meine Sache. Geschwinde der kleinen La Vallière einen ordnungsgemäßen Hof gemacht. Ich verbürge mich bei Frau von Vellière, daß es ein ganz politischer Hof ist.«

»Was sagt Ihr da, mein Freund?« rief Fouquet, »welchen Namen habt Ihr da ausgesprochen?«

»Einen Namen, der Euch beweisen muß, Herr Oberintendant, daß ich, sehr gut unterrichtet über Euch, auch über die Andern gut unterrichtet sein kann. Macht der kleinen La Vallière den Hof.«

»Ich mache den Hof, wem Ihr wollt,« erwiderte Fouquet, das Paradies im Herzen.

»Ah! ah! steigt wieder auf die Erde herab, Reisender im siebenten Himmel,« sagte Aramis, »seht, hier ist Herr Colbert. Oh! er hat rekrutiert, während wir lasen; er ist umringt, man spendet ihm Lob, man wünscht ihm Glück, er ist offenbar eine Macht.«

Colbert kam in der Tat, escortirt von Allem, was an Höflingen in den Gärten übrig war, heran, und Jeder machte ihm über die Anordnung des Festes Komplimente, die seinem Hochmut ungemein schmeichelten.

»Wenn la Fontaine da wäre,« sagte Fouquet lächelnd, »welche schöne Gelegenheit wäre es für ihn, die Fabel von seinem Frosch zu recitiren, der sich so dick machen will, als ein Ochs.«

Colbert kam in einen vom Licht blendenden Kreis, Fouquet erwartete ihn unempfindlich und leicht höhnisch.

Colbert lächelte ihn an, er hatte seinen Feind schon seit einer Viertelstunde gesehen und näherte sich ihm mit einer

Schlangenwindung.

Das Lächeln von Colbert weissagte eine Feindseligkeit.

»Ho! ho!« sagte Aramis leise zum Oberintendanten, »der Schuft wird abermals einige Millionen von Euch verlangen, um sein Feuerwerk und seine farbigen Gläser zu bezahlen.«

Colbert grüßte zuerst mit einer Miene, die er ehrerbietig zu machen sich anstrebte.

Fouquet rührte kaum den Kopf.



»Nun! Monseigneur,« fragte Colbert, »was sagen Eure Augen? haben wir guten Geschmack gehabt?«

»Einen vortrefflichen Geschmack,« antwortete Fouquet, ohne daß man in seinen Worten den, geringsten Spott bemerken konnte.

»Oh!« erwiderte Colbert höhnisch, »Ihr seid sehr nachsichtig. Wir sind arm, wir Leute des Königs, und Fontainebleau ist kein

Ort, der sich mit Vaux vergleichen läßt.«

»Das ist wahr,« sprach phlegmatisch Fouquet, der alle Schauspieler dieser Szene beherrschte.

»Was wollt Ihr, Monseigneur?« fuhr Colbert fort, »wir haben es nach unsern kleinen Mitteln eingerichtet.«

Fouquet machte eine Gebärde der Beistimmung.

»Aber,« sprach Colbert, »es wäre Eurer Herrlichkeit würdig, Seiner Majestät ein Fest in Euren wundervollen Gärten zu bieten . . . in diesen Gärten, die Euch sechzig Millionen gekostet haben.«

»Zwei und siebenzig,« sagte Fouquet.

»Ein Grund mehr. Das wäre wahrhaft prächtig.«

»Glaubt Ihr, mein Herr, Seine Majestät würde sich herablassen, meine Einladung anzunehmen?« fragte Fouquet.

»Oh! ich zweifle nicht daran, und ich verbürge mich sogar dafür!« rief Colbert lebhaft.

»Das ist sehr liebenswürdig von Euch,« sagte Fouquet. »Ich kann also darauf zählen?«

»Ja, ja, gewiß.«

»Dann werde ich mich beraten,« sprach Fouquet. »Nehmt es an, nehmt es an,« sagte Aramis leise und rasch.

»Ihr werdet Euch beraten,« wiederholte Colbert.

»Ja,« antwortete Fouquet, »um zu erfahren, an welchem Tag ich dem König meine Einladung machen kann.«

»Oh! schon heute Abend, Monseigneur, schon heute Abend.«

»Angenommen,« sagte der Oberintendant. »Ich möchte Euch gern einladen, meine Herren, doch Ihr wisst, daß überall, wohin der König geht, der König zu Hause ist; es ist also Eure Sache, Euch von Seiner Majestät einladen zu lassen.«

Es entstand ein freudiger Lärmen in der Menge.

Fouquet grüßte und ging ab.

»Elender Hochmutsnarr!« sagte Colbert, »Du nimmst an, und Du weißt, daß Dich das zehn Millionen kostet.«

»Ihr habt mich zu Grunde gerichtet,« flüsterte Fouquet Aramis zu.

»Ich habe Euch gerettet,« entgegnete dieser, während Fouquet

die Stufen der Freitreppe hinaufstieg und den König fragen ließ,
ob er noch sichtbar wäre.

IV.

Der Commis von Ordnung.

Der König, den es drängte, mit sich allein zu sein, um zu studieren, was in seinem eigenen Herzen vorging, hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, wo ihn Herr von Saint-Aignan nach seinem Gespräche mit Madame aufsuchte.

Wir haben dieses Gespräch mitgeteilt.

Stolz auf seine doppelte Wichtigkeit und fühlend, daß er seit zwei Stunden der Vertraute des Königs geworden war, sang der Günstling an, so ehfurchtsvoll er war, die Angelegenheiten des Hofes ein wenig laut zu behandeln, und von dem Punkte aus, auf den er sich gestellt, oder auf den ihn vielmehr der Zufall gestellt hatte, sah er nur Liebe und Blumengewinde um sich her.

Die Liebe des Königs für Madame, die von Madame für den König, die von Guiche. für Madame, die der la Vallière für den König, die von Malicorne für Montalais, die von Fräulein von Tonnay-Charente für ihn, Saint-Aignan, war das nicht mehr, als es brauchte, um einem Höfling den Kopf zu verdrehen?

Saint-Aignan war aber das Muster der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Höflinge.

Saint-Aignan zeigte sich übrigens als so guter Erzähler und so seiner Schätzer, daß der König mit allen Zeichen der Teilnahme zuhörte: besonders als er von der leidenschaftlichen Art erzählte, mit der ihn Madame im Gespräche über die Angelegenheiten von Fräulein de la Vallière befragt hatte.

Hatte der König für Madame Henriette nichts mehr von dem gefühlt, was er empfunden hatte, so lag doch in dem Eifer von Madame, sich diese Auskunft geben zu lassen, eine Befriedigung der Eitelkeit, welche dem König nicht entging. Erfüllte also diese Befriedigung, doch dies war Alles und sein Herz war nicht einen Augenblick darüber beunruhigt, was Madame über dieses Abenteuer denken oder nicht denken dürfte.

Nun fragte der König, nachdem Saint-Aignan geendigt hatte, während er sich zu seiner Nachttoilette vorbereitete:

»Nicht wahr, Saint-Aignan, Du weißt nun, was Fräulein de la Vallière ist?«

»Nicht nur, was sie ist, sondern was sie sein wird.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß sie Alles ist, was eine Frau zu sein wünschen kann; das heißt, geliebt von Eurer Majestät; ich will damit sagen, sie werde Alles sein, was Eure Majestät will, daß sie sein soll.«

»Das ist es nicht, was ich Dich frage. Ich will weder wissen, was sie heute ist, noch was sie morgen sein wird . . . das geht nur mich an . . . sondern was sie gestern war. Wiederhole mir also, was man von ihr sagt.«

»Man sagt, sie sei vernünftig.«

»Oh!« machte der König lächelnd, »das ist ein Gerücht.«

»So selten bei Hofe, Sire, daß man es glauben sollte, wenn es verbreitet wird.«

»Du hast vielleicht Recht, mein Lieber . . . und von guter Geburt?«

»Eine vortreffliche Tochter des Marquis de la Vallière und Enkelin des vortrefflichen Herrn von Saint-Remy.«

»Ah! ja, des Oberhofmeisters meiner Tante . . . ich entsinne mich dessen und ich erinnere mich nun auch, daß ich sie im Vorübergehen in Blois gesehen habe . . . Sie wurde den Königinnen vorgestellt. Ich habe mir sogar vorzuwerfen, daß ich ihr damals nicht die ganze Aufmerksamkeit schenkte, die sie verdiente.«

»Oh! Sire, ich verlasse mich auf Eure Majestät, daß sie die verlorene Zeit wieder einbringen wird.«

»Und es geht also das Gerücht, sagt Ihr, sie habe keinen Geliebten?«

»In jedem Fall glaube ich nicht, daß Eure Majestät sehr über die Nebenbuhlerschaft erschrecken wird.«

»Warte doch,« rief plötzlich der König mit einem äußerst ernstesten Ausdruck.

»Wie beliebt, Sire.«

»Ich erinnere mich.«

»Ah!«

»Wenn sie keinen Geliebten hat, so hat sie doch einen Bräutigam.«

»Einen Bräutigam?«

»Wie, Du weißt das nicht, Graf?«

»Nein!«

»Du, der Mann der Neuigkeiten.«

»Eure Majestät wird mich entschuldigen. Und der König kennt diesen Bräutigam?«

»Bei Gott! sein Vater hat mich gebeten, den Vertrag zu unterzeichnen, es ist . . . «

Der König war ohne Zweifel im Begriff, den Namen des Vicomte von Bragelonne auszusprechen, als er plötzlich die Stirne faltete und inne hielt.

»Es ist . . . « wiederholte Saint-Aignan.

»Ich erinnere mich nicht mehr,« antwortete Ludwig XIV., der eine Bewegung nur mit Mühe zu verbergen suchte.

»Darf ich Eurer Majestät auf die Spur helfen?« fragte der Graf von Saint-Aignan.

»Nein, denn ich weiß selbst nicht mehr, von wem ich sprechen wollte, nein, wahrhaftig, ich erinnere mich nur unbestimmt, daß eines von den Ehrenfräulein, heiraten sollte, doch der Name entgeht mir.«

»War es Fräulein von Tonnay-Charente, die er heiraten sollte?« fragte Saint-Aignan.

»Vielleicht.«

»Dann war der Bräutigam Herr von Montespan; doch Fräulein von Tonnay-Charente hat nicht so darüber gesprochen, daß es etwaige Bewerber abschrecken sollte.«

»Kurz,« sagte der König, »ich weiß nichts, oder beinahe nichts über Fräulein de la Vallière. Saint-Aignan, ich beauftrage Dich, Erkundigung über sie einzuziehen.«

»Ja, Sire . . . und wann werde ich die Ehre haben, Eure Majestät wiederzusehen?«

»Sobald Du Auskunft hast.«

»Ich werde sie bald haben, wenn es mit den Nachrichten so

rasch geht, als bei meinem Verlangen, den König wiederzusehen.«

»Gut gesprochen! Oh! sage mir, hat Madame etwas gegen das arme Mädchen geäußert?«

»Nichts, Sire.«

»Madame hat sich nicht geärgert?«

»Ich weiß es nicht, sie hat nur immer gelacht.«

»Sehr gut . . . doch ich höre Geräusch in den Vorzimmern, wie mir scheint, man wird mir ohne Zweifel einen Courier melden.«

»In der Tat, Sire.«

»Erkundige Dich, Saint-Aignan.«

Der Graf lief an die Türe und sprach einige Worte mit dem Huissier.

»Sire,« sagte er, als er zurückkam, »es ist Herr Fouquet, der so eben, wie er behauptet, auf einen Befehl des Königs hier erscheint. Er hat sich eingefunden, doch der vorgerückten Stunde wegen besteht er nicht einmal auf einer Audienz, und er begnügt sich damit, daß er seine Gegenwart konstatiert.«

»Herr Fouquet! Ich habe ihm um drei Uhr geschrieben und ihn eingeladen, am andern Morgen in Fontainebleau zu sein; er kommt um zwei Uhr nach Fontainebleau. Das nenne ich Eifer!« rief der König strahlend, da er sah, wie gut man ihm gehorchte. »Nun! Herr Fouquet soll im Gegenteil seine Audienz haben. Ich habe ihn berufen und werde ihn empfangen. Man führe ihn ein.«

»Du, Graf, lege Dich auf Nachforschung und komme morgen.«

Der König drückte einen Finger auf seine Lippen, und Saint-Aignan entfernte sich. Freude im Herzen, und gab dem Huissier Befehl, Herrn Fouquet einzuführen.

Fouquet trat in das Gemach des Königs ein. Ludwig XIV. stand auf, um ihn zu empfangen.

»Guten Abend, Herr Fouquet,« sagte er mit einem lebenswürdigen Lächeln. »Ich freue mich über Eure Pünktlichkeit; mein Bote mußte sehr spät zu Euch kommen?«

»Um neun Uhr, Abends, Sire.«

»Ihr habt in diesen Tagen viel gearbeitet, Herr Fouquet, denn man versichert mich, Ihr habet seit drei bis vier Tagen Euer

Kabinett in Saint-Mandé nicht verlassen.«

»Ich hielt mich in der Tat drei Tage lang eingeschlossen,« erwiderte Fouquet, sich verbeugend.

»Wißt Ihr, Herr Fouquet, daß ich Euch viel zu sagen habe?« fuhr der König mit seiner freundlichsten Miene fort.

»Eure Majestät ist allzu gnädig, und da sie so huldreich ist, erlaubt sie mir, sie an das Versprechen einer Audienz, das sie mir gegeben, zu erinnern.«

»Ah! ja, nicht wahr, Einer von der Kirche, der mir Dank abstatten zu müssen glaubt?«

»Ganz richtig, Sire, Die Stunde ist vielleicht schlecht gewählt, doch die Zeit von demjenigen, welchen ich bringe, ist kostbar, und da Fontainebleau auf dem Wege seiner Diözese liegt . . . «

»Wer ist es?«

»Der letzte Bischof von Vannes, den Eure Majestät auf meine Empfehlung vor drei Monaten zu investieren die Gnade gehabt hat.«

»Es ist möglich,« sagte der König, der ohne zu lesen, unterzeichnet hatte, »und er ist hier?«

»Ja, Sire; Vannes ist eine wichtige Diözese: die Kirchkinder dieses Geistlichen bedürfen seines göttlichen Wortes; es sind Wilde, die man durch den Unterricht beständig abschleifen muß, und Herr d'Herblay hat nicht seines Gleichen für solche Missionen.«

»Herr d'Herblay!« sagte der König, der im Grunde seiner Erinnerungen suchte, als ob dieser Name, wenn auch vor langer Zeit gehört, ihm nicht unbekannt wäre.

»Oh!« sprach Fouquet lebhaft, »Eure Majestät kennt diesen dunklen Namen von einem Ihrer getreuesten und kostbarsten Diener nicht.«

»Nein, ich gestehe es . . . Und er will wieder abreisen?«

»Er hat heute Briefe bekommen, die vielleicht seine Abreise notwendig machen, so daß er, ehe er sich auf den Weg nach dem verlorenen Land begibt, das man die Bretagne nennt. Eurer Majestät seine Ehrerbietung zu bezeigen wünscht.«

»Und er wartet?«

»Er ist hier, Sire.«

»Laßt ihn eintreten.«

Fouquet machte dem Huissier ein Zeichen.

Die Türe wurde geöffnet und Aramis trat ein.

Der König ließ ihn sein Kompliment sagen und heftete einen langen Blick auf diese Physiognomie, die Keiner vergessen konnte, wenn er sie einmal gesehen hatte.

»Vannes!« sagte er, »Ihr seid Bischof von Vannes, mein Herr?«

»Ja, Sire!«

»Vannes liegt in der Bretagne?«

Aramis verbeugte sich.

»Beim Meere.«

Aramis verbeugte sich.

»Einige Meilen von Belle-Isle.«

»Ja, Sire, sechs Meilen, glaube ich,« antwortete Aramis.

»Sechs Meilen, das ist ein Schritt,« sagte Ludwig XIV.

»Nicht für uns arme Bretagner, Sire, sechs Meilen sind im Gegenteil eine Entfernung, wenn es Landmeilen, eine Unermeßlichkeit, wenn es Seemeilen sind. Ich habe die Ehre gehabt, dem König zu sagen, man zählt sechs Seemeilen vom Ufer nach Belle-Isle.«

»Herr Fouquet soll ein sehr schönes Haus dort haben?« fragte der König.

»Ja, man sagt es,« antwortete Aramis, indem er Fouquet ruhig anschaute.

»Wie, man sagt es,« rief der König.

»Ja, Sire.«

»In der Tat, Herr Fouquet, Eines wundert mich.«

»Was, Sire.«

»Wie, Ihr habt, an der Spitze Eurer Kirchspiele, einen Mann, einen Herrn d'Herblay, und Ihr habt ihm Belle-Isle noch nicht gezeigt?«

»Oh! Sire,« erwiderte der Bischof, ohne Fouquet Zeit zu einer Antwort zu lassen, »wir armen bretagnischen Prälaten bleiben gern in unserem Wohnort.«

»Herr von Vannes!« sagte der König, »ich werde Herrn Fouquet für seine Nachlässigkeit bestrafen.«

»Und wie das, Sire?«

»Ich versetze Euch.«

Fouquet biß sich auf die Lippe, Aramis lächelte.

»Wie viel trägt Vannes ein?« fuhr der König fort.

»Sechstausend Livres, Sire,« antwortete Aramis.

»Ah, mein Gott! so wenig; doch Ihr habt Vermögen, Herr von Vannes?«

»Ich habe nichts, Sire, Herr Fouquet bezahlt mir aber zwölfhundert Livres jährlich für seinen Kirchenstuhl.«

»Ah! Herr d'Herblay,« ich verspreche Euch etwas Besseres.«

»Sire..

»Ich werde an Euch denken.«

Aramis verbeugte sich.

Der König grüßte ihn beinahe ehrfurchtsvoll, was übrigens seine Gewohnheit bei den Frauen und den Geistlichen war.

Aramis begriff, daß seine Audienz beendet war; er nahm Abschied mit einer äußerst einfachen Phrase, mit einer wahren Landpfarrerphrase, und verschwand.

»Das ist ein merkwürdiges Gesicht,« sagte der König, der ihm mit den Augen folgte, so lange er ihn sehen konnte, und sogar gewissermaßen, als er ihn nicht mehr sah.

»Sire,« antwortete Fouquet, »wenn dieser Bischof gründlich unterrichtet wäre, so würde kein Prälat mehr als er die erste Auszeichnung verdienen.«

»Er ist nicht gelehrt?«

»Er hat das Schwert mit dem Meßgewand vertauscht, und zwar ein wenig spät. Doch gleich viel, erlaubt mir, Eure Majestät, zu geeigneter Zeit wieder von Herrn von Vannes zu sprechen . . . !«

»Ich bitte Euch darum. Doch ehe Ihr von ihm sprecht, spreche ich von Euch, Herr Fouquet.«

»Von mir, Sire.«

»Ja, ich habe Euch tausend Komplimente zu machen.«

»Ich vermöchte es Eurer Majestät nicht auszudrücken, welche Freude sie mir gewährt.«

»Ja, Herr Fouquet. Ja, ich hatte Vorurteile gegen Euch.«

»Dann war ich sehr unglücklich, Sire.«

»Doch sie sind vergangen. Habt Ihr es nicht bemerkt?«

»Doch, Sire; aber ich erwartete mit Resignation den Tag der Wahrheit, und es scheint, dieser Tag ist gekommen.«

»Ah! Ihr wusstet, daß Ihr bei mir in Ungnade wart?«

»Ach! ja, Sire.«

»Und wisst Ihr auch, warum?«

»Vollkommen, der König hielt mich für einen Verschleuderer.«

»Oh! nein.

»Oder vielmehr für einen mittelmäßigen Verwalter. Kurz, Eure Majestät glaubten, da die Völker kein Geld haben, so habe der König auch keines.«

»Ja, ich glaubte das, doch ich bin enttäuscht.«

Fouquet verbeugte sich.

»Und keine Rebellionen, keine Klagen.«

»Und Geld,« sagte Fouquet.

»Es ist wahr, daß Ihr im letzten Monat für mich verschwendet habt.«

»Ich habe noch, nicht allein für alle Bedürfnisse, sondern auch für alle Launen Eurer Majestät.«

»Gott sei Dank!« sprach der König mit ernstem Tone, »ich werde Euch nicht auf die Probe stellen, mein Herr. Ich will in zwei Monaten nichts mehr von Euch verlangen.«

»Ich werde dieß benützen, um dem König fünf bis sechs Millionen anzuhäufen, die ihm für den Fall eines Krieges als erste Fonds dienen sollen.«

»Fünf bis sechs Millionen!«

»Wohl verstanden, nur für seine Haustruppen.«

»Ihr glaubt also an den Krieg, Herr Fouquet?«

»Ich glaube, daß, wenn Gott dem Adler einen Schnabel und Klauen gegeben hat, dieß geschehen ist, damit er sich derselben bediene, um seine Königswürde zu zeigen.«

Der König errötete vor Vergnügen.

»Wir haben in diesen Tagen viel ausgegeben, mein Herr . . . werdet Ihr mir nicht grollen?«

»Sire, Eure Majestät hat noch zwanzig Jahre Jugend, und eine Milliarde während dieser zwanzig Jahre auszugeben.«

»Eine Milliarde, das ist viel, Herr Fouquet,« sagte der König.

»Ich werde sparen, Sire. Überdies hat Eure Majestät an Herrn Colbert und an mir zwei kostbare Männer. Der Eine wird sie ihr Geld ausgeben machen, und das bin ich, vorausgesetzt, daß meine Dienste ihr immer genehm sind, und der andere wird ihr das Geld ersparen, und das ist Herr Colbert.«

»Herr Colbert?« versetzte der König erstaunt.

»Allerdings, Sire, Herr Colbert rechnet vortrefflich.«

Bei diesem Lob, dem Feind vom Feinde selbst gespendet, fühlte sich der König von Vertrauen und Bewunderung durchdrungen.

Es lag wirklich weder im Blick noch in der Stimme von Fouquet etwas, was einen Buchstaben von den Worten zerstörte, die er gesprochen, er spendete nicht ein Lob, um das Recht zu haben, zwei Vorwürfe anzubringen.

Der König sah dieß ein und sprach, vor so viel Großmut oder Geist die Waffen streckend:

»Ihr lobt Herrn Colbert?«

»Ja, Sire, ich lobe ihn, denn abgesehen davon, daß er ein Mann von Verdienst ist, halte ich ihn den Interessen Eurer Majestät sehr ergeben.«

»Glaubt Ihr dieß, weil er oft Euren Absichten widerstrebt hat?« fragte der König lächelnd.

»Allerdings, Sire.«

»Erklärt mir das?«

»Das ist ganz einfach. Ich bin ein Mann, den man braucht, um das Geld eingehen zu machen; er ist ein Mann, den man braucht, um es am Weggehen zu verhindern.«

»Ah! Herr Oberintendant, was Teufels! Ihr werdet mir wohl etwas sagen, was diese ganze gute Meinung berichtigt?«

»In administrativer Hinsicht, Sire?«

»Ja.«

»Nicht das Geringste, Sire.«

»Wahrhaftig.«

»Auf Ehre, ich kenne in Frankreich keinen besseren Commis, als Herrn Colbert.«

Das Wort *Commis* hatte im Jahr 1661 nicht die etwas untergeordnete Bedeutung, die man ihm heut zu Tage gibt; doch indem es durch den Mund von Herrn Fouquet ging, den der König Herr Oberintendant genannt hatte, nahm es etwas Geringfügiges, Kleines an, was Fouquet vortrefflich an seinen Platz und Colbert an den seinigen stellte.

»Nun!« sagte Ludwig XIV., »er ist es jedoch, der, so ökonomisch er auch sein mag, meine Feste in Fontainebleau angeordnet hat, und ich versichere Euch, Herr Fouquet, daß er mein Geld durchaus nicht am Weggehen verhinderte.«

Fouquet verbeugte sich, doch ohne zu antworten.

»Ist das nicht Eure Meinung?« fragte der König.

»Sire,« antwortete Fouquet, »ich finde, daß Herr Colbert die Dinge mit unendlich viel Ordnung gemacht hat, und in dieser Hinsicht alles Lob Eurer Majestät verdient.«

Das Wort *Ordnung* bildete das Seitenstück zu dem Wort *Commis*.

Keine Organisation hatte mehr als die des Königs die lebhaft empfindbarkeit, die Feinheit des Taktes, welche den Schatten der Eindrücke vor den Eindrücken selbst aufgreift und durchdringt.

Ludwig XIV. begriff, daß der *Commis* für Fouquet zu viel Ordnung gehabt hatte, das heißt, daß die so glänzenden Feste von Fontainebleau noch glänzender hätten sein können.

Der König fühlte, dem zu Folge, daß Jemand seinen Unterhaltungen etwas vorwerfen konnte; er hatte ein wenig von dem Ärger jenes Provinzbewohners, der mit den herrlichsten Kleidern seiner Garderobe geschmückt in Paris ankommt, wo ihn der Elegant zu sehr oder zu wenig anschaut.

Dieser Teil des so nüchternen, aber so seinen Gesprächs von Fouquet verlieh dem König noch mehr Achtung für den Charakter des Menschen und die Fähigkeit des Ministers.

Fouquet nahm um zwei Uhr Abschied und der König legte sich etwas unruhig, etwas verwirrt über die verschleierte Lektüre, die er bekommen, zu Bette; und zwei gute Viertelstunden wurden von ihm dazu angewandt, daß er sich der Stickereien, der Tapeten, der Gerichte bei den Imbissen, der Architekturen bei den Triumphbögen, der Einrichtung der Illuminationen und

Feuerwerke, wie dieß Alles durch die Ordnung des Commis Colbert veranstaltet worden, erinnerte.

Das Resultat hiervon war, daß der König, indem er Alles durchging, was seit acht Tagen geschehen, einige Makel an seinen Festen fand.

Fouquet aber hatte, durch seine Höflichkeit, durch seine Freundlichkeit, durch seine Großmut Colbert tiefer verletzt, als es diesem je gelungen war, Fouquet durch seine Arglist, durch seine Bosheit, durch seinen beharrlichen Haß zu verletzen.

V.

Fontainebleau um zwei Uhr Morgens.

Saint-Aignan hatte das Gemach des Königs, wie gesagt, in dem Augenblick verlassen, wo der Oberintendant eintrat.

Saint-Aignan war mit einer dringenden Sendung beauftragt.

Es war ein seltener Mann, der Mann, den wir als Freund des Königs eingeführt, einer von jenen kostbaren Höflingen, deren Wachsamkeit und Pünktlichkeit des Bestrebens von dieser Zeit an jeden vergangenen oder zukünftigen Günstling in den Schatten stellten, und der durch seine Genauigkeit die Servilität von Dangeau aufwog.

Dangeau war auch nicht der Günstling, sondern der Willfährige des Königs.

Herr von Saint-Aignan orientierte sich also.

Er dachte, die erste Auskunft, die er erhalten könnte, müßte ihm von Guiche zukommen.

Er lief also Guiche nach.

Guiche, den wir am Flügel des Schlosses haben verschwinden sehen, und der ganz den Anschein hatte, als kehrte er nach seiner Wohnung zurück, war nicht zurückgekehrt.

Saint-Aignan begann seine Nachforschungen nach Guiche.

Nachdem er sich gut gedreht, laviert und gesucht hatte, erblickte Saint-Aignan etwas wie eine menschliche Gestalt an einem Baume angelehnt.

Diese Gestalt hatte die Unbeweglichkeit einer Bildsäule und schien sehr beschäftigt, nach einem Fenster zu schauen, obgleich die Vorhänge dieses Fensters hermetisch geschlossen waren.

Da dieses Fenster das von Madame war, so dachte Saint-Aignan, die Gestalt müsse die von Guiche sein.

Er näherte sich sachte und sah, daß er sich nicht getäuscht.

Guiche hatte aus seiner Unterredung mit Madame eine solche Last von Glück mitgenommen, daß seine ganze Seelenstärke nicht genügte, um sie zu tragen.

Saint-Aignan wusste seinerseits, daß Guiche Antheil bei der Einführung der la Vallière bei Madame gehabt habe; ein Höfling weiß Alles und erinnert sich aller Umstände. Nur hatte er nie gewußt, unter welchem Titel und unter welchen Bedingungen Guiche der la Vallière seine Protektion bewilligt. Da es aber, wenn man viel fragt, selten ist, daß man nicht ein wenig erfährt, so hoffte Saint-Aignan genug zu erfahren, wenn er Guiche mit aller Zartheit, und zugleich mit aller Dringlichkeit, der er fähig war, befragen würde.

Der Plan von Saint-Aignan war folgender:

Wäre die Auskunft gut, so wollte er dem König mit vollem Erguß sagen, er habe eine Perle in die Hände bekommen, und das Privilegium fordern, diese Perle in die königliche Krone einfügen zu dürfen.

Wäre die Auskunft schlecht, was im Ganzen möglich, so gedachte er zu untersuchen, in welchem Grad der König Wert auf die La Vallière lege, und den Rechenschaftsbericht so lenken, daß das Mädchen vertrieben würde, um sich ein Verdienst aus dieser Vertreibung bei allen Frauen zu machen, welche nach dem Herzen des Königs streben dürften, bei Madame anzufangen und mit der Königin zu endigen.

Sollte sich der König hartnäckig in seinem Verlangen zeigen, so wollte er seine schlimmen Noten verhehlen, der la Vallière zu wissen tun, diese schlimmen Noten wohnen, ohne Ausnahme, in einem geheimen Schubfach seines Gedächtnisses, so Edelmut vor den Augen der Unglücklichen auskramen und sie beständig durch die Dankbarkeit und die Furcht schwebend erhalten, wodurch er sich eine Freundin bei Hofe schaffen würde, welche wie eine Genossin interessiert wäre, das Glück ihres Genossen zu machen, indes sie zugleich ihr eigenes machte.

Was den Tag betraf, an dem die Bombe der Vergangenheit platzen sollte, angenommen, sie werde überhaupt je platzen, so versprach sich Saint-Aignan, alle Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben, und beim König den Unwissenden zu spielen.

Bei der La Vallière würde er auch an diesem Tag eine herrliche Rolle des Edelmut's haben.

Mit allen diesen Ideen, welche in einer halben Stunde beim

Feuer der Begehrlichkeit auskochen, ging Saint-Aignan, der beste Sohn der Welt, wie La Fontaine gesagt hätte, fest entschlossen, Guiche sprechen zu machen, das heißt, ihn in seinem Glück zu stören.

Ein Glück, von dem Saint-Aignan übrigens nichts wusste.

Es war ein Uhr Morgens, als Saint-Aignan Guiche unbeweglich, an einen Baumstamm angelehnt, und die Augen auf das erleuchtete Fenster geheftet, erblickte.

Ein Uhr Morgens, das heißt die süßeste Stunde der Nacht, die, welche die Maler mit Myrten und Mohn bekränzen, die Stunde mit den matten Augen, mit dem zitternden Herzen, mit dem schweren Kopf, die auf den vergangenen Tag einen Blick des Bedauerns wirft, einen verliebten Blick an den neuen Tag richtet.

Für Guiche war es die Morgenröte eines unaussprechlichen Glückes: er hätte dem Bettler, der sich auf seinen Weg gestellt, einen Schatz gegeben, um es zu erlangen, daß er ihn nicht in seinen Träumen störe.

Gerade in diesem Augenblick geschah es, daß ihm Saint-Aignan, schlecht beraten, — die Selbstsucht rät immer schlecht — in dem Augenblick auf die Schulter klopfte, wo er ein Wort oder vielmehr einen Namen murmelte.

»Oh!« rief er, »ich suchte Euch.«

»Mich?« fragte Guiche bebend.

»Ja, und ich finde Euch träumend im Mondschein. Solltet Ihr zufällig von der Krankheit der Poesie befallen sein und Verse machen, mein lieber Graf?«

Der junge Mann zwang sein Gesicht, zu lächeln, während tausend und aber tausend Widersprüche gegen Saint-Aignan in der Tiefe seines Herzens murrten.

»Vielleicht,« sagte er. »Doch welcher glückliche Zufall.«

»Oh! das beweist mir, daß Ihr mich schlecht verstanden habt.«

»Wie so?«

»Ja, ich fing damit an, daß ich sagte, ich suche Euch.«

»Ihr suchtet mich?«

»Ja, und ich erwischte Euch.«

»Ich bitte, wobei?«

»Beim Besingen von Philis.«

»Es ist wahr, ich leugne es nicht erwiderte Guiche lachend; »ja ich besinge Philis.«

»Dazu habt Ihr ein Recht erlangt.«

»Ich?«

»Ja, Ihr, der unerschrockene Beschützer jeder schönen und geistreichen Frau.«

»Was Teufels erzählt Ihr mir da?«

»Anerkannte Wahrheiten, ich weiß es wohl. Doch wartet, ich bin verliebt.«

»Ihr?«

»Ja.«

»Desto besser, lieber Graf. Kommt und erzählt mir das.«

Und, vielleicht etwas zu spät befürchtend, Saint-Aignan könnte das erleuchtete Fenster bemerken, nahm Guiche den beim Arm und suchte ihn fortzuziehen.

»Oh!« sagte dieser widerstehend, »führt mich nicht zu jenem schwarzen Gehölze, es ist zu feucht dort. Bleiben wir im Monde, wenn es Euch beliebt.«

Und während er dem Druck des Armes von Guiche nachgab, blieb er unter den Blumenbeeten, welche in der Nähe des Schlosses lagen.

»Nun denn,« sprach Guiche, der sich in sein Schicksal ergab, »führt mich, wohin Ihr wollt und verlangt von mir, was Euch angenehm sein dürfte.«

»Man kann nicht artiger sein,« erwiderte Saint-Aignan.

Dann, nachdem er eine Sekunde geschwiegen, fuhr er fort:

»Lieber Graf, ich möchte gern, daß Ihr mir ein paar Worte über eine gewisse Person sagtet, die Ihr begünstigt habt.«

»Und die Ihr liebt.«

»Ich sage weder ja, noch nein, mein Liebster, Ihr begreift, daß man sein Herz nicht so mit dem Verlust des Fonds anlegt, und daß man zuvor seine Sicherheitsmaßregeln nehmen muß.«

»Ihr habt Recht,« sprach Guiche mit einem Seufzer, »es ist etwas Kostbares um ein Herz,«

»Um das meinige besonders, denn es ist sehr zart, und ich

gebe es Euch, wie es ist.«

»Oh! Ihr seid bekannt, Graf. Doch was weiter?«

»Hört, es handelt sich ganz einfach um Fräulein von Tonnay-Charente.«

»Oh! mein lieber Saint-Aignan . . . ich denke, Ihr werdet verrückt.«

»Warum denn?«

»Ich habe Fräulein von Tonnay-Charente nie begünstigt.«

»Nie!«

»Habt Ihr nicht Fräulein von Tonnay-Charente zu Madame gebracht?«

»Fräulein von Tonnay-Charente, und Ihr müßt das besser wissen, als irgend Jemand, mein lieber Graf, ist von hinreichend gutem Haus, daß man nach ihr verlangt, um so mehr, daß man sie zuläßt.«

»Ihr spottet meiner.«

»Nein, bei meiner Ehre, ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt.«

»Ihr habt also keinen Antheil an ihrer Zulassung?«

»Nein.«

»Ihr kennt sie nicht?«

»Ich habe sie zum ersten Mal am Tage der Vorstellung bei Madame gesehen. Da ich sie also nicht begünstigt habe, da ich sie nicht kenne, so vermöchte ich Euch über sie nicht die Aufklärungen zu geben, die Ihr zu haben wünscht.«

Hierbei machte Guiche eine Bewegung, um seinen Gegenredner zu verlassen.

»Oh! oh!« sagte Saint-Aignan, »einen Augenblick Geduld, mein Lieber; Ihr entkommt mir nicht so.«

»Verzeiht, doch mir schien, es sei die Stunde, um nach Hause zurückzukehren.«

»Ihr wart aber nicht auf dem Weg nach Hause, als ich Euch, nicht traf, sondern fand.«

»Mein lieber Graf, sobald Ihr mir etwas zu sagen habt, stelle ich mich zu Eurer Verfügung.«

»Oh! Ihr tut wohl daran, bei Gott! was liegt an einer halben Stunde mehr oder weniger! Eure Spitzen werden nicht mehr und

nicht weniger zertrampelt sein. Schwört mir, daß Ihr mir keine schlimmen Mitteilungen über sie zu machen hattet, und daß diese schlimmen Mitteilungen nicht die Ursache Eures Stillschweigens sind.«

»Oh! das liebe Kind, ich halte es für rein, wie einen Kristall.«

»Ihr erfüllt mich mit Freude. Doch ich will bei Euch nicht das Ansehen eines Mannes haben, der so schlecht unterrichtet ist, wie ich zu sein scheine. Es ist gewiß, daß Ihr das Haus von Madame mit Ehrenfräulein versehen habt. Man hat sogar ein vortreffliches Lied über diese Lieferung gemacht.«

»Ihr wisst, mein Lieber, daß man über Alles Lieder macht.«

»Kennt Ihr es?«

»Nein, doch singt es mir, ich werde seine Bekanntschaft machen.«

»Ich vermöchte Euch nicht zu sagen, wie es anfängt, doch ich erinnere mich, wie es endigt.«

»Gut, das ist schon etwas.«

»Der Ehrenfräulein Lieferant?

»Ist Guiche wie männiglich bekannt.«

»Der Gedanke ist schwach und der Reim armselig.«

»Oh! was wollt Ihr, mein Lieber, es ist weder von Racine, noch von Moliere, sondern von La Feuilleon, und ein vornehmer Herr kann nicht reimen, wie ein gemeiner Bürgersmann.«

»Es ist in der Tat ärgerlich, daß Ihr Euch nur des Schlusses entsinnt.«

»Wartet, wartet, es fällt mir nun auch der Anfang des zweiten Couplet ein.«

»Ich höre . . . «

»Das Vogelhaus gefüllt hat er,

»Montalais und . . . «

»Bei Gott! und La Vallière!« rief Guiche ungeduldig, besonders weil er nicht wusste, worauf Saint-Aignan abzielte.

»Ja, ja, so ist es, La Vallière . . . Ihr habt den Reim gefunden.«

»Meiner Treue! ein schöner Fund.«

»Montalais und La Vallière, so ist es. Das sind zwei kleine Mädchen, die ihr protegirt habt,« sagte Saint-Aignan.

Und er fing an zu lachen.

»Ihr findet also in dem Liede Fräulein von Tonnay-Charente nicht?« fragte Guiche.

»Ihr seid also zufrieden.«

»Allerdings, doch ich finde Montalais,« erwiderte Saint-Aignan, immer lachend.

»Oh! Ihr werdet sie überall finden. Es ist ein sehr rühriges Fräulein.«

»Ihr kennt sie?«

»Durch Vermittlung, sie wurde von einem gewissen Malicorne protegiert, von Manicamp begünstigt; Manicamp hat mich um einen Posten als Ehrenfräulein für Montalais im Hause von Madame bitten lassen, und um einen Platz für Malicorne als Officiant im Hause von Monsieur. Ich suchte darum nach, Ihr wisst, ich habe eine Schwäche für den drolligen Manicamp.«

»Und Ihr erhieltet es?«

»Für Montalais, ja; für Malicorne, ja oder nein; er ist bis jetzt nur geduldet; und das ist Alles, was Ihr wissen wollt.«

»Es ist noch der Reim übrig.«

»Welcher Reim?«

»Der Reim, den Ihr gefunden habt.«

»La Vallière.«

»Ja.«

Und Saint-Aignan fing sein Gelächter wieder an, das Guiche so sehr reizte.

»Nun wohl,« sprach der Letztere, »es ist wahr, ich habe sie in die Dienste von Madame gebracht.«

»Ha! ha! ha!« machte Saint-Aignan.

»Aber, lieber Graf,« fuhr Guiche mit seiner kältesten Miene fort, »Ihr werdet mich sehr glücklich machen, wenn Ihr nicht über diesen Namen scherzt. Fräulein Labaume de la Vallière ist eine vollkommen vernünftige Person.«

»Vollkommen vernünftig?«

»Ja.«

»Ihr kennt also das neue Gerücht nicht?« rief Saint-Aignan.

»Nein, und Ihr werdet mir sogar einen Gefallen erweisen, wenn

Ihr dieses Gerücht für Euch und für diejenigen behaltet, welche es in Umlauf bringen.«

»Ah! bah, Ihr nehmt die Sache so ernst?«

»Ja, Fräulein de la Vallière wird von einem meiner Freunde geliebt.«

Saint-Aignan bebte.

»Ha! ha!« machte er.

»Ja, Graf,« fuhr Guiche fort, »Ihr begreift folglich, Ihr, der artigste Mann von Frankreich, daß ich meinen Freund nicht eine lächerliche Stellung machen lassen kann.«

»Oh! vortrefflich!« rief Saint-Aignan.

Und er nagte sich an den Fingern, halb aus Ärger, halb wegen getäuschter Neugierde.

Guiche grüßte ihn artig.

»Ihr jagt mich fort?« sagte Saint-Aignan, der vor Begierde, den Namen des Freundes zu erfahren.

»Ich jage Euch nicht fort Teuerster: Ich vollende meine Verse an Philis.«

»Und diese Verse . . . «

»Sind ein Quatrieme. Nicht wahr, Ihr seht ein, ein Quatrieme ist etwas Heiliges.«

»Meiner Treue, ja.«

»Und da ich von vier Versen, aus denen er natürlich besteht, noch drei Verse und einen Halbvers zu machen habe, so brauche ich meinen ganzen Kopf.

»Das begreift sich. Gute Nacht, Graf.«

»Gute Nacht.«

»Ah! sagt . . . «

»Was?«

»Habt Ihr Leichtigkeit?«

»Ungeheuer.«

»Dann werdet Ihr Eure drei und einen halben Vers morgen früh beendigt haben.«

»Ich hoffe es.«

»Gut, morgen also.«

»Morgen; gute Nacht.«

Saint-Aignan war genötigt, die Entlassung anzunehmen; er nahm sie an und verschwand hinter den Hagenbuchen.

Das Gespräch hatte Guiche und Saint-Aignan ziemlich weit vom Schloß fortgezogen.

Saint-Aignan befand sich, als ihn Guiche verließ, an den Grenzen des Parks, an der Stelle, wo die Officiantenwohnungen anfangen, und wo hinter großen Gruppen von Akazien und Kastanienbäumen, die ihre Blütenbüschel unter Haufen von Rebwänden und Jungfernreben kreuzten, die Scheidemauer zwischen den Gehölzen und dem Hof der Gesindewohnung sich erhebt.

Als Saint-Aignan allein war, schlug er den Weg nach diesen Gebäuden ein; Guiche entfernte sich in umgekehrter Richtung. Der Eine kam also nach den Blumenbeeten zurück, während der Andere zu den Mauern ging.

Saint-Aignan marschierte unter einem undurchdringlichen Gewölbe von Sperberbäumen, von Flieder und riesigem Hagedorn, die Füße auf einem weichen, im Schatten verborgenen, durch das Moos gedämpften Sand.

Er sann über eine Genugtuung nach, die ihm schwer zu nehmen schien, und war ganz aus der Fassung gebracht, daß er nicht mehr über La Vallière erfahren hatte, trotz des geistreichen Umwegs, den er gemacht, um bis zu ihr zu gelangen.

Plötzlich drang ein Gezwitscher von menschlichen Stimmen an sein Ohr. Es war nur Geflüster, wie weibliche Klagen, vermischt mit Ermahnungen, dann wieder kurzes Gelächter, halb unterdrückte Ausrufungen des Erstaunens; Alles aber übertönte die weibliche Stimme.

Saint-Aignan blieb stehen, um zu lauschen; er erkannte zu seinem größten Erstaunen, daß die Stimmen nicht vom Boden, sondern vom Gipfel der Bäume kommen.

Er schaute empor, indem er unter die Allee schlüpfte, und erblickte am Kamm der Mauer eine Frau, welche auf einer Leiter saß und durch Gebärden und Worte eine lebhafte Verbindung mit einem Mann unterhielt, der auf einem Baume hockte, ohne daß man mehr als den Kopf von ihm sah, denn der Leib war im Schatten eines Kastanienbaumes verborgen.

Die Frau war diesseits der Mauer, der Mann jenseits.



VI.

Das Labyrinth.

Saint-Aignan suchte nun Erkundigungen einzuziehen, und fand ein Abenteuer. Das war Glück.

Begierig, zu erfahren, warum und besonders worüber dieser Mann und diese Frau zu einer solchen Stunde und in einer so seltsamen Lage mit einander sprachen, machte sich Saint-Aignan ganz klein und kam beinahe unter die Stangen der Leiter.

Dann nahm er seine Maßregeln, um so bequem als möglich zu sein, lehnte sich an einen Baum an und horchte.

Er hörte folgenden Dialog.

Die Frau sprach:

»In der Tat, Herr Manicamp,« sagte sie mit einer Stimme, welche mitten unter den Vorwürfen, die sie von sich gab, einen seltsamen Ausdruck von Coquetterie behielt, Ihr seid von der allergefährlichsten Indiskretion. Wir können nicht lange plaudern, ohne ertappt zu werden.«

»Das ist sehr wahrscheinlich,« unterbrach sie der Mann mit dem ruhigsten, phlegmatischsten Ton.

»Und was wird man dann sagen? Oh! wenn mich Jemand sehen würde, ich erkläre Euch, ich stürbe vor Scham.«

»Oh! das wäre eine große Kinderei, der ich Euch nicht fähig halte.«

»Ich wollte es mir noch gefallen lassen, wenn Etwas zwischen uns vorginge, aber sich umsonst Eintrag tun, in der Tat, ich bin sehr dumm. Gute Nacht, Herr Manicamp.«

»Gut, ich kenne den Mann; nun will ich die Frau sehen,« sagte Saint-Aignan, indem er an den Stangen der Leiter nach dem Ende von zwei Bäumen spähte, welche zierlich mit Schuhen von himmelblauem Atlas und fleischfarbigen Strümpfen bekleidet waren.

»Oh! halt, halt,« rief Manicamp; »ich bitte, meine liebe Montalais, entflieht nicht, ich habe Euch noch Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu sagen.«

»Montalais,« dachte Saint-Aignan, »nun also drei. Die drei Schelminnen haben also jede ihr Abenteuer; nur kam es mir vor, als hieße das Abenteuer dieser — Malicorne von und nicht Manicamp.«

Bei diesem Rufe ihres Gegenredners hielt Montalais mitten im Herabsteigen an.

Man sah nun den unglücklichen Manicamp um ein Geschloß in seinem Kastanienbaum herabklettern, sei es, um sich einen Vorteil zu verschaffen, sei es, um die Ermüdung durch seine schlimme Lage zu verhüten.

»Hört mich an,« sprach er; »ich hoffe, Ihr wisst wohl, daß ich keine schlechte Absicht habe.«

»Allerdings. Aber warum denn dieser Brief, den Ihr mir schreibt, um meine Dankbarkeit anzustacheln? Warum das Rendezvous, das Ihr zu solch einer Stunde und an einem solchen Ort von mir verlangt?«

»Ich habe Eure Dankbarkeit angespornt, indem ich Euch daran erinnerte, daß ich Euch zu Madame gebracht habe, weil ich, von dem Wunsche nach der Zusammenkunft beseelt, die Ihr mir zu bewilligen die Güte gehabt habt, um sie zu erlangen, das Mittel anwandte, das mir das sicherste zu sein schien. Warum ich nun sie zu einer solchen Stunde und an einem solchen Ort erbat? weil mir die Stunde verschwiegen und der Ort einsam vorkamen. Ich habe Euch nämlich um Dinge zu ersuchen, welche zugleich Verschwiegenheit und Einsamkeit heischen.«

»Herr Manicamp!«

»In allen Ehren, liebes Fräulein.«

»Herr Manicamp, ich glaube, es wäre schicklicher, wenn ich mich entfernte.«

»Hört mich an, oder ich springe von meinem Nest in das Eurige, denn es ist gerade hier in diesem Augenblick ein Ast des Kastanienbaums, der mich beengt und zu Exzessen herausfordert. Ahmet diesen Ast nicht nach und hört mich an.«

»Ich höre Euch an, ich willige ein, doch seid kurz, denn wenn Ihr einen Ast habt, der Euch herausfordert, so habe ich eine dreieckige Leiter, die in meine Fußsohlen eindringt. Meine Schuhe sind untergraben, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Tut mir die Freundschaft und gebt mir Eure Hand, mein Fräulein.«

»Und warum?«

»Gebt sie mir immerhin.«

»Hier ist meine Hand; doch was macht Ihr denn?«

»Ich ziehe Euch herauf.«

»In welcher Absicht? Ihr wollt hoffentlich nicht, daß ich zu Euch in Euren Baum komme?«

»Nein, doch ich wünsche, daß Ihr Euch auf die Mauer setzt; hier, gut! Der Platz ist breit und schön, und ich gäbe viel, wenn Ihr mir erlauben wölltet, daß ich mich an Eure Seite setze.«

»Nein, Ihr seid gut, da wo Ihr seid; man würde uns sehen.«

»Glaubt Ihr?« fragte Manicamp mit einschmeichelndem Ton.

»Ich bin dessen sicher.«

»Gut, ich bleibe auf meinem Kastanienbaum, obschon ich hier äußerst schlimm bin.«

»Herr Manicamp! Herr Manicamp! wir entfernen uns von der Sache.«

»Das ist wahr.«

»Ihr habt mir geschrieben?«

»Sehr gut.«

»Doch, warum habt Ihr mir geschrieben.«

»Stellt Euch vor, daß heute um zwei Uhr Guiche abgereist ist.«

»Weiter?«

»Da ich ihn wegreiten sah, folgte ich ihm, wie dies meine Gewohnheit ist.«

»Ich sehe es wohl, da Ihr hier seid.«

»Wartet doch, nicht wahr. Ihr wisst, daß dieser arme Guiche bis an den Hals in Ungnade war?«

»Ach! ja.«

»Es war also im höchsten Grad unklug von ihm, in Fontainebleau diejenigen aufzusuchen, welche ihn nach Paris verbannt hatten, und besonders diejenigen, von welchen man ihn entfernte.«

»Ihr urteilt, wie der selige Pythagoras, Herr Manicamp.«

»Guiche ist halsstarrig wie ein Verliebter; er hörte auf keine von

meinen Vorstellungen, Ich bat ihn, ich flehte ihn an, er wollte nichts hören,«

»Ah! Teufel!«

»Was habt Ihr?«

»Verzeiht, mein Fräulein, der verdammte Ast, von dem ich Euch schon zu sagen die Ehre hatte, hat mir meine Beinkleider zerrissen.«

»Es ist Nacht,« erwiderte Montalais lachend, »fahren wir fort, Herr Manicamp.«

»Guiche ritt also in aller Eile weg, und ich folgte ihm, doch im Schritt. Ihr begreift, sich mit einem so raschen Freund ins Wasser werfen, ist die Sache eines Dummkopfs oder eines Wahnsinnigen. Ich ließ also Guiche vorausgaloppieren und ritt mit einer weisen Langsamkeit nach, überzeugt, wie ich war, der Unglückliche würde nicht empfangen werden, oder wenn er es würde, so werde er bei dem ersten Anschauzen umkehren, und ich werde ihn noch schneller zurückkommen sehen, als er weggegangen, ohne daß ich weiter entfernt gewesen, als Ris oder Melun, und Ihr werdet zugeben, das war noch zu viel, elf Meilen hin und elf zurück.«

Montalais zuckte die Achseln.

»Lacht, so lange es Euch beliebt, mein Fräulein, doch wenn Ihr, statt breit auf der Platte einer Mauer zu sitzen, Euch rittlings auf diesem Ast befändet, so wäret Ihr ein Augustus, Ihr würdet dennoch trachten, hinabzusteigen.«

»Ein wenig Geduld, mein lieber Herr Manicamp, ein Augenblick ist bald vorbei. Ihr sagtet also, Ihr seid über Ris und Melun hinausgekommen?«

»Ja, ich bin über Ris und Melun hinausgekommen, und ritt immer weiter, sehr erstaunt, ihn nicht zurückkehren zu sehen, endlich bin ich in Fontainebleau, ich erkundige mich, ich forsche überall nach Guiche. Niemand hat ihn gesehen, Niemand hat ihn in der Stadt gesprochen. Er ist im gestreckten Galopp angekommen, er ist in das Schloß eingetreten und dann verschwunden. Mit acht Uhr Abends bin ich in Fontainebleau, ich frage alle Echos nach Guiche, kein Guiche. Ich sterbe vor Unruhe, ihr begreift, daß ich mich nicht, selbst in das Schloß eintretend,

wie es mein unkluger Freund getan, in den Rachen des Wolfes gestürzt habe; ich ging gerade auf die Officiantenwohnungen zu und sandte Euch einen Brief; nun, mein Fräulein, entreißt mich, um des Himmels Namen, meiner Angst,«

»Das wird nicht schwierig sein, mein lieber Herr Manicamp, Euer Freund Guiche ist vortrefflich aufgenommen worden,«

»Bah!«

»Der König hat ihm viel Ehre angetan.«

»Der König, der ihn verbannt hatte!«

»Madame hat ihm zugelächelt; Monsieur scheint ihn mehr als zuvor zu lieben.«

»Ah! ah!« rief Manicamp, »das erklärt mir, warum er und wo er geblieben ist. Er hat nicht von mir gesprochen?«

»Er hat nicht ein Wort gesagt.«

»Das ist schlimm von ihm. Was macht er in diesem Augenblick?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach schläft er, oder wenn er nicht schläft, träumt er.«

»Und was hat man den ganzen Abend gemacht?«

»Man hat getanzt.«

»Das berühmte Ballett. Wie ist Guiche gewesen?«

»Herrlich.«

»Der liebe Freund. Verzeiht, mein Fräulein, doch ich muß nun von mir zu Euch übergehen.«

»Wie so?«

»Ihr begreift, ich kann nicht fordern, daß man mir das Thor des Schlosses zu dieser Stunde öffnet, und was das Schlafen auf diesem Ast betrifft, so möchte ich dies wohl, doch ich erkläre die Sache als unmöglich für jedes andere Tier, als einen Papagei.«

»Doch ich, Herr Manicamp, ich kann nicht nur so einen Mann über eine Mauer einführen.«

»Zwei, mein Fräulein,« sagte eine Stimme, aber mit so schüchternem Tone, daß man begriff, ihr Eigentümer fühle die ganze Ungeziemlichkeit einer solchen Lage heraus.

»Großer Gott!« rief Montalais, die mit ihrem Blick bis an den Fuß des Kastanienbaums zu tauchen suchte; »wer spricht mit

mir?«

»Ich, mein Fräulein.«

»Wer denn?«

»Malicorne, Euer ergebenster Diener.«

Und während er diese Worte sprach, schwang sich Malicorne vom Boden auf die ersten Äste, und von den ersten Besten auf die Höhe der Mauer.

»Herr Malicorne! Gottes Güte! Ihr seid Beide rasend.«

»Wie befindet Ihr Euch, mein Fräulein?« fragte Malicorne mit großer Höflichkeit.

»Der fehlte noch,« rief Montalais in Verzweiflung.

»Oh! mein Fräulein,« flüsterte Malicorne, ich flehe Euch an, seid nicht so hart.«

»Oh! mein Fräulein,« sprach Manicamp, »wir sind Eure Freunde, und man kann nicht den Tod seiner Freunde wünschen. Uns aber da lassen, wo wir sind, hieß uns zum Tod verurteilen.«

»Ei!« entgegnete Montalais, »Herr Malicorne ist kräftig, und er wird nicht daran sterben, daß er eine Nacht unter freiem Himmel zugebracht hat.«

»Mein Fräulein.«

»Das wird eine gerechte Strafe für seinen unüberlegten Streich sein.«

»Gut! Malicorne vergleiche sich mit Euch, wie er will: ich gehe hinüber,« sprach Manicamp.

Und er bog den berüchtigten Zweig zurück, gegen den er so bittere Klagen ausgestoßen hatte, und es gelang ihm am Ende, mit Hilfe seiner Hände und seiner Füße, sich neben Montalais zu setzen.

Montalais wollte Manicamp zurückstoßen, Manicamp suchte sich zu halten. Dieser Streit, der einige Sekunden dauerte, hatte seine malerische Seite, eine Seite, bei der das Auge von Saint-Aignan sicherlich seine Rechnung fand.

Doch Manicamp trug den Sieg davon, Meister der Leiter, setzte er seinen Fuß darauf und bot dann seiner Feindin artig die Hand.

Mittlerweile quartierte sich Malicorne in dem Kastanienbaum auf dem Platz ein, den Manicamp inne gehabt hatte, wobei er sich in

seinem Geiste versprach, ihm aus den nachzufolgen, den er nun einnahm.

Manicamp und Montalais stiegen einige Sprossen herab, Manicamp dringend, Montalais lachend und sich verteidigend.

Man hörte nun die flehende Stimme von Malicorne.

»Mein Fräulein,« sagte Malicorne, »ich bitte Euch, verlaßt mich nicht. Meine Stellung ist falsch, und ich kann nicht ohne einen Unfall allein auf die andere Seite der Mauer kommen; Manicamp mag seine Kleider zerreißen immerhin: er hat die von Guiche, aber ich werde nicht einmal die von Manicamp haben, weil sie zerrissen sein werden.«

»Meiner Ansicht nach,« sprach Manicamp, ohne sich um die Lamentationen von Malicorne zu bekümmern, »meiner Ansicht nach ist es das Beste, wenn ich Guiche auf der Stelle aufsuche. Später vermöchte ich vielleicht nicht mehr zu ihm zu gelangen.«

»Das ist auch meine Ansicht,« erwiderte Montalais; »geht also, Herr Manicamp.«

»Tausend Dank. Auf Wiedersehen, mein Fräulein,« sagte Manicamp, während er zu Boden sprang, »man kann nicht liebenswürdiger sein, als Ihr.«

»Herr von Manicamp, Eure Dienerin, ich will mich nun des Herrn Malicorne entledigen.«

Malicorne stieß einen Seufzer aus.

»Geht, geht,« fuhr Montalais fort.

Manicamp machte ein paar Schritte, kehrte dann an den Fuß der Leiter zurück und fragte:

»Ah! mein Fräulein, wo geht man zu Herrn von Guiche?«

»Ah! es ist wahr . . . Das ist ganz einfach . . . Ihr folgt den Hagenbuchen.«

»Oh! sehr gut.«

»Ihr kommt zu dem grünen Kreuzweg.«

»Gut.«

»Ihr findet dort vier Alleen.«

»Vortrefflich.«

»Ihr wählt eine.«

»Welche?«

»Die rechts.«
»Die rechts?«
»Nein, die links.«
»Oh! Teufel.«
»Nein, nein, wartet doch.«
»Ihr scheint mir nicht recht sicher zu sein. Ich bitte, ruft Euer Gedächtnis zu Hilfe, mein Fräulein.«
»Die mittlere.«
»Es sind vier.«
»Es ist wahr. Ich weiß nur, daß von den vieren eine gerade zu Madame führt, diese kenne ich«
»Aber, nicht wahr, Herr von Guiche ist nicht bei Madame?«
»Gott sei Dank, nein.«
»Die, welche zu Madame führt, ist mir also unnütz, und ich wünschte sie gegen die zu vertauschen, welche zu Herrn von Guiche führt.«
»Ja, gewiß, diese kenne ich auch; aber mir scheint es unmöglich, sie von hier aus zu bezeichnen.«
»Nun, mein Fräulein, nehmen wir an, ich habe diese selige Allee gefunden.«
»Dann seid Ihr an Ort und Stelle.«
»Gut.«
»Ihr braucht nur noch das Labyrinth zu durchschreiten.«
»Nicht mehr als das! Teufel! Es gibt hier also ein Labyrinth.«
»Ja, ein ziemlich verwickeltes; selbst bei Tage verirrt man sich zuweilen. Das sind Wendungen und Wege ohne Ende; man muß zuerst viel Wendungen rechts machen, dann zwei links, dann eine Wendung . . . sind es eine oder zwei Wendungen, wartet doch; kommt Ihr endlich aus dem Labyrinth heraus, so findet Ihr eine Allee von Maulbeerfeigenbäumen, und diese Allee von Maulbeerfeigenbäumen führt Euch ganz gerade zu dem Pavillon, den Herr von Guiche bewohnt.«
»Mein Fräulein,« sprach Manicamp, »das ist eine bewunderungswürdige Weisung, und ich begreife nicht, daß ich mich von ihr geleitet, sogleich verirre. Dem zu Folge habe ich Euch um einen kleinen Dienst zu bitten.«

»Sprecht.«

»Wollt Ihr mir Euren Arm reichen und mich selbst leiten, wie eine zweite . . . wie eine zweite . . . Ich hatte doch meine Mythologie gut inne, mein Fräulein, die Gewichtigkeit der Ereignisse hat sie mich vergessen lassen; kommt, ich bitte Euch.«

»Und mich,« rief Malicorne, »und mich verlässt man also?«

»Ei, mein Herr, das ist unmöglich,« sprach Montalais zu Manicamp, »man könnte mich mit Euch zu einer solchen Stunde sehen, und bedenkt, was man dann sagen würde.«

»Ihr werdet Euer Gewissen für Euch haben,« entgegnete Manicamp auf eine spruchreiche Art.

»Unmöglich, mein Herr, unmöglich.«

»Dann laßt mich Malicorne herabsteigen helfen; das ist ein sehr verständiger Junge, der viel Witterung hat; er wird mich führen, und wenn wir uns verirren, so verirren wir uns zu zwei und retten einander. Begegnet man uns zu zwei, so werden wir nach etwas aussehen; während ich allein das Aussehen eines Liebhabers oder eines Diebes haben werde. Kommt, Malicorne, hier ist die Leiter.«

»Herr Malicorne,« rief Montalais, »ich verbiete Euch, Euren Baum zu verlassen, und zwar bei Strafe meines ganzen Zorns.«

Malicorne hatte schon nach dem Kamm der Mauer einen Fuß ausgestreckt, den er traurig zurückzog.

»Stille!« sagte Manicamp leise.

»Was gibt es?« fragte Montalais.

»Ich höre Tritte.«

»Oh! mein Gott I«

Die vermuteten Tritte wurden wirklich ein deutliches Geräusch; das Blätterwerk öffnete sich und Saint-Aignan erschien, das Auge lachend und die Hand vor sich hinaushaltend, wobei er Jeden in der Stellung überraschte, in der er gerade war: nämlich Malicorne auf seinem Baum und den Hals vorgestreckt, Montalais auf ihrer Sprosse und an die Leiter angelehnt, Manicamp auf der Erde und den Fuß voran, bereit, sich auf den Weg zu begeben.

»Ei! guten Abend, Manicamp,« sprach der Graf; »seid willkommen, lieber Freund, Ihr fehltet uns heute Abend, und man fragte nach Euch, Fräulein von Montalais. Euer ergebenster

Diener.«

Montalais errötete.

»Oh! mein Gott,« stammelte sie, indem sie ihren Kopf in ihren Händen verbarg.

»Mein Fräulein,« sagte Saint-Aignan, »beruhigt Euch. Ich kenne Eure ganze Unschuld und werde, mich dafür verbürgen. Manicamp, folgt mir, Hagenbuchen, Kreuzweg und Labyrinth kennen mich. Ich werde Eure Ariadne sein. Wie? Nun ist Eure Mythologie wieder gefunden.«

»Das ist meiner Treue wahr, Graf, ich danke.«

»Aber bei derselben Gelegenheit nehmt auch Herrn von Malicorne mit, Graf,« sagte Montalais.

»Nein, nein,« entgegnete Malicorne; »Herr Manicamp hat mit Euch geplaudert, so lange er wollte; nun ist die Reihe an mir, wenn es Euch beliebt, ich habe Euch meinerseits eine Menge von Dingen zu sagen, die unsere Zukunft betreffen?«

»Ihr hört,« sagte der Graf lachend, »bleibt bei ihm, mein Fräulein. Wißt Ihr auch, daß diese Nacht die Nackt der Geheimnisse ist.«

Und der Graf nahm den Arm von Manicamp und führte ihn rasch in der Richtung des Weges fort, den Montalais so gut kannte und so schlecht bezeichnete.

Montalais folgte ihnen mit den Augen, so lange sie dieselben sehen konnte.

VII.

Wie Malicorne aus dem Gasthaus zum Schönen Pfauen ausquartiert wurde.

Während Montalais mit den Augen dem und Manicamp folgte, benützte Malicorne die Zerstreung des Mädchens, um sich eine erträglichere Stellung zu machen.

Als sich Montalais umwandte, fiel ihr der Unterschied, der sich in der Stellung von Malicorne gebildet hatte, sogleich in die Augen.

Malicorne saß wie ein Affe, das Hinterteil auf der Mauer, die Füße auf der ersten Sprosse.

Wilde Reben und Jelängerjelierer verzierten seinen Kopf wie einen Faun, die gekrümmten Stauden der Jungfernrebe stellten ziemlich gut seine Bocksbeine vor.

Was Montalais betrifft, so fehlte ihr nichts, daß man sie für eine vollkommene Dryade halten konnte.

»Nun,« sagte sie, indem sie eine Sprosse hinaufstieg, »macht Ihr mich unglücklich, verfolgt Ihr mich genug, Ihr Tyrann.«

»Ich,« rief Malicorne, »ich ein Tyrann?«

»Ja, Ihr bringt mich unablässig in Verlegenheit, Herr Malicorne, Ihr seid ein Ungeheuer der Bosheit.«

»Ich?«

»Sprecht, was hattet Ihr in Fontainebleau zu tun? ist Euer Wohnort nicht in Orleans?«

»Was ich hier zu tun habe, fragt Ihr? ich habe Euch zu sehen.«

»Oh! eine schöne Notwendigkeit.«

»Nicht für Euch vielleicht, mein Fräulein, aber sicherlich für mich. Was meinen Wohnort anbelangt, mein Fräulein, so wisst Ihr wohl, daß ich ihn verlassen und daß ich in Zukunft keinen andern Wohnort mehr habe, als den, welchen Ihr selbst habt. Da nun aber Euer Wohnort für den Augenblick Fontainebleau ist, so bin ich nach Fontainebleau gekommen.«

Montalais zuckte mit den Achseln.

»Nicht wahr, Ihr wolltet mich sehen?«

»Allerdings.«

»Nun denn, Ihr habt mich gesehen, Ihr seid zufrieden, geht.«

»Oh! nein,« erwiderte Malicorne.

»Wie! oh! nein.«

»Ich bin nicht allein gekommen, um Euch zu sehen; ich bin auch gekommen, um mit Euch zu reden.«

»Wohl! wir werden später und an einem andern Ort mit einander reden.«

»Später! Gott weiß, ob ich Euch später, an einem andern Ort treffen werde! Nie werden wir einen günstigeren finden, als diesen.«

»Aber ich kann diesen Abend nicht, ich kann in diesem Augenblick nicht.«

»Warum?«

»Weil in dieser Nacht tausend Dinge vorgefallen sind.«

»Gut, meine Sache wird tausend und eine machen.«

»Nein, nein, Fräulein von Tonnay-Charente erwartet mich wegen einer Mitteilung von hoher Wichtigkeit.«

»Schon lange?«

»Wenigstens seit einer Stunde.«

»Dann wird sie noch einige Stunden mehr warten,« sagte Malicorne ruhig.

»Herr Malicorne, Ihr vergeßt Euch.«

»Das heißt, Ihr vergeßt mich, und ich werde ungeduldig über die Rolle, die Ihr mich hier spielen laßt; der Teufel! mein Fräulein, seid acht Uhr schweife ich unter Euch allen umher, ohne daß Ihr Euch ein einziges Mal herbeigelassen habt, zu bemerken, daß ich da war.«

»Ihr schweift seit acht Uhr hier umher?«

»Wie ein Wehrwolf! hier gebrannt durch das Feuerwerk, was mir zwei Perücken versengt hat, dort ertränkt unter den Bachweiden durch die Feuchtigkeit des Abends oder den Dunst der Springquellen, stets hungrig, stets lendenlahm, mit der Perspektive einer Mauer oder einer Ersteigung. Bei Gott! mein Fräulein, das ist kein Loos für ein Geschöpf, das weder ein

Eichhörnchen, noch ein Salamander, noch eine Fischotter ist; da Ihr aber die Unmenschlichkeit so weit treibt, daß Ihr mich wollt meine Stellung als Mensch vergessen machen, so pflanze ich sie gerade auf. Alle Gewitter! Mensch bin ich, und Mensch werde ich bleiben, bis auf höheren Befehl!«

»Nun denn! spricht, was wünscht Ihr, was wollt Ihr, was verlangt Ihr?« fragte Montalais unterwürfig.

»Werdet Ihr mir nicht am Ende sagen, Ihr habet nicht gewußt, daß ich in Fontainebleau war?«

»Ich . . . «

»Seid offenherzig.«

»Ich vermutete es.«

»Und seid acht Tagen konntet Ihr mich nicht wenigstens einmal täglich sehen?«

»Ich war beständig verhindert, Herr Malicorne.«

»Larifari!«

»Fragt die Fräulein, wenn Ihr mir nicht glauben wollt.«

»Ich verlange nie eine Erklärung über die Dinge, die ich besser weiß, als irgend Jemand.«

»Beruhigt Euch, Herr Malicorne, es wird sich ändern.«

»Das muß wohl geschehen.«

»Ihr wisst, daß man, ob man Euch sieht oder nicht sieht, an Euch denkt,« sagte sie, mit ihrer unschuldigen Miene.

»Ah! man denkt an mich . . . «

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Und nichts Neues?«

»Worüber?«

»Über meine Anstellung im Hause von Monsieur!«

»Oh! mein lieber Herr Malicorne, in den letzten Tagen konnte man Monsieur nicht um etwas angehen.«

»Und jetzt?«

»Jetzt ist es besser: seit gestern ist er nicht mehr eifersüchtig.«

»Bah! Und wie ist die Eifersucht vergangen?«

»Es hat eine Ablenkung stattgefunden.«

»Erzählt mir das.«

»Man hat das Gerücht verbreitet, der König habe die Augen auf eine andere Frau geworfen, und dadurch wurde Monsieur sogleich beruhigt.«

»Und wer hat dieses Gerücht verbreitet?«

Montalais dämpfte die Stimme und erwiderte:

»Unter uns gesagt, ich glaube, der König und Madame verstehen sich.«

»Ah! ah!« machte Malicorne, »das war das einzige Mittel. Aber Herr von Guiche, der arme Seufzende?«

»Oh! der ist ganz ausquartiert.«

»Hat man sich geschrieben?«

»Mein Gott, nein, ich habe seit acht Tagen weder die Einen noch die Andern eine Feder in der Hand halten sehen.«

»Wie steht Ihr mit Madame?«

»Auf das Beste.«

»Und mit dem König?«

»Der König lächelt mir zu, wenn ich vorübergehe.«

»Gut! sagt nun, welcher Frau haben die zwei Liebenden ihr Auge zugewendet, daß sie ihnen als Windschirm diene.«

»Der La Vallière.«

»Oh! oh! armes Mädchen! aber man müßte das verhindern, mein Herz.«

»Warum?«

»Weil Herr Raoul von Bragelonne sie und sich töten wird, wenn er einen Verdacht bekommt.«

»Raoul! der gute Raoul! Ihr glaubt?«

»Die Frauen haben die Anmaßung, sie verstehen sich auf die Leidenschaften,« sagte Malicorne, »und die Frauen verstehen nicht einmal selbst das zu lesen, was sie in ihren eigenen Augen und in ihrem eigenen Herzen denken. Nun denn, ich sage Euch, ich, daß Herr von Bragelonne La Vallière dergestalt liebt, daß er, wenn sie Miene macht, ihn zu hintergehen, sich oder sie töten wird.«

»Der König ist da, um sie zu beschützen.«

»Der König!« rief Malicorne.

»Allerdings.«

»Und Raoul wird den König töten wie eine Ratte.«
»Gottes Güte! Ihr werdet verrückt, Herr Malicorne.«
»Nein, was ich Euch sage, ist im Gegenteil der größte Ernst, mein Herr, und was mich betrifft, so weiß ich Eines.«
»Was?«
»Daß ich Raoul ganz sachte von dem Scherz unterrichten werde.«
»Stille, Unglücklicher!« sagte Montalais, während sie eine Sprosse weiter hinauf stieg, um sich Malicorne noch mehr zu nähern, »tut den Mund nicht auf gegen den reinen Bragelonne.«
»Warum dieß?«
»Weil Ihr noch nichts wisst.«
»Was gibt es denn?«
»Diesen Abend (es hört uns doch Niemand?)«
»Nein.«
»Diesen Abend unter der Königseiche sprach? la Vallière ganz laut und ganz naiv folgende Worte: ›Ich begreife nicht, daß man, wenn man den König gesehen hat, je einen andern Mann lieben kann.«
Malicorne fuhr von seiner Mauer auf.



Mademoiselle de Montalais.

- »Oh! mein Gott,« rief er, »die Unglückliche hat das gesagt?«
»Wort für Wort.«
»Und sie denkt es?«
»La Vallière denkt immer das, was sie sagt.«
»Oh! das schreit nach Rache! Die Weiber sind Schlangen!«
»Beruhigt Euch, mein lieber Malicorne, beruhigt Euch.«
»Nein; schneiden wir das Übel im Gegenteil an der Wurzel ab.
Benachrichtigen wir Raoul . . . es ist Zeit.«
»Ungeschickter, es ist im Gegenteil nicht mehr Zeit,« erwiderte
Montalais.
»Warum?«

»Das Wort der La Vallière.«

»Ja.«

»Dieses Wort über den König.«

»Nun?«

»Es ist an seine Adresse gelangt.«

»Der König kennt es? Es ist dem König hinterbracht worden?«

»Der König hat es gehört.«

»**Oheime!** wie der Herr Kardinal sagte.«

»Der König war gerade im Gebüsch zunächst der Königseiche verborgen.«

»Daraus geht hervor,« sagte Malicorne, »daß fortan der Plan des Königs und von Madame auf Röllchen gehen wird, wobei er über den Leib des armen Bragelonne hinfährt.«

»Ihr habt es gesagt.«

»Das ist gräßlich.«

»So ist es.«

»Meiner Treue,« sprach Malicorne, nachdem er eine Minute, die er dem Nachdenken widmete, geschwiegen hatte, »zwischen eine dicke Eiche und einen großen König stellen wir unsere Person nicht, wir würden zermalmt, mein Herz.«

»Das ist es, was ich Euch sagen wollte.«

»Denken wir an uns.«

»Das dachte ich auch.«

»Öffnet also Eure schönen Augen.«

»Und Ihr Eure großen Ohren.«

»Nähert Euren kleinen Mund zu einem guten kräftigen Kuß.«

»Hier,« erwiderte Montalais, welche sogleich in klingender Münze bezahlte.

»Nun also . . . Herr von Guiche liebt Madame; La Vallière liebt den König; der König liebt Madame und La Vallière; Monsieur liebt Niemand, als sich selbst. Unter allen diesen Liebesverhältnissen würde ein Dummkopf sein Glück machen, um so mehr Leute von Verstand, wie wir.«

»Ihr kommt abermals mit Euren Träumen.«

»Das heißt, mit meinen Wirklichkeiten . . . Laßt Euch von mir leiten, mein Liebchen, nicht wahr, Ihr habt Euch bis jetzt nicht zu

schlecht dabei befunden?«

»Nein.«

»Wohl! die Vergangenheit bürgt Euch für die Zukunft . . . nun, da hier Jeder an sich denkt, denken wir an uns.«

»Das ist nur zu richtig.«

»Doch an uns allein.«

»Gut.«

»Trutz- und Schutzbündnis.«

»Ich bin bereit, es zu beschwören.«

»Streckt die Hand aus; so ist es recht: Alles für Malicorne!«

»Alles für Malicorne!«

»Alles für Montalais!« erwiderte Malicorne, ebenfalls die Hand ausstreckend.

»Was muß ich nun tun?«

»Die Ohren und Augen unablässig offen haben, Waffen gegen die Anderen anhäufen, nie solche mit sich führen lassen, welche gegen uns selbst dienen könnten.«

»Einverstanden.«

»Beschlossen.«

»Beschworen. Und nun, da der Vertrag gemacht ist, gute Nacht.«

»Wie! gute Nacht!«



- »Allerdings, Kehrt in Euer Gasthaus zurück.«
»In mein Gasthaus?«
»Ja. Wohnt Ihr nicht im schönen Pfauen?«
»Montalais, Montalais, Ihr seht wohl, daß Euch meine Anwesenheit in Fontainebleau bekannt war.«
»Was beweist das? Daß man sich mit Euch über Eure Verdienste beschäftigt, Undankbare.«
»Hm!«
»Kehrt also in den schönen Pfauen zurück.«
»Nun, das ist gerade . . . «
»Was?«

»Das ist unmöglich geworden.«

»Habt Ihr nicht ein Zimmer?«

»Ja, aber ich habe es nicht mehr.«

»Ihr habt es nicht mehr? und wer hat es Euch genommen?«

»Wartet. Vorhin kehrte ich, nachdem ich Euch fortwährend nachgelaufen war, nach dem Gasthaus zurück . . . da erblickte ich eine Tragbahre, auf der vier Bauern einen kranken Mönch trugen.«

»Einen Mönch?«

»Ja, einen alten Franziskaner, mit grauem Bart. Während ich diesen kranken Mönch anschauete, trägt man ihn in das Gasthaus hinein. Man läßt ihn die Treppe hinaufsteigen, ich folge ihnen, und da ich oben auf die Treppe komme, bemerke ich, daß man ihn in mein Zimmer bringt.«

»In Euer Zimmer!«

»Ja, in mein eigenes Zimmer. Ich glaube, es sei ein Irrtum, ich frage den Wirt, der Wirt antwortet mir, das von mir seit acht Tagen gemietete Zimmer sei für den neunten von dem Franziskaner gemietet.«

»Ha! ha!«

»So rief ich gerade auch. Ich tat sogar noch mehr, ich ärgerte mich, ging wieder hinaus und wandte mich an den Franziskaner selbst. Ich wollte ihm die Unziemlichkeit seines Benehmens vorhalten, doch dieser Mönch, obgleich er sterbend zu sein schien, erhob sich auf seinen Ellenbogen, heftete zwei flammende Augen auf mich und rief mit einer Stimme, welche vortrefflich einen Kavallerie-Angriff kommandiert hätte:

›Werst mir diesen Burschen vor dir Türe.«

»Was auf der Stelle vom Wirt und von den vier Trägern ausgeführt wurde, welche mich etwas schneller, als es schicklich war, die Treppe hinabsteigen machten. So, mein Herz, kam es, daß ich keine Lagerstätte mehr habe.«

»Aber was ist denn dieser Franziskaner?« fragte Montalais. Es ist also ein General?«

»Ganz richtig, mir scheint, es ist dies der Titel, den ihm einer von den Trägern, der leise mit ihm sprach, gegeben hat.«

»Somit als . . . «

»Somit habe ich kein Zimmer, kein Gasthaus, kein Lager mehr, und ich bin eben so entschlossen, als es vorhin mein Freund Manicamp war, nicht im Freien zu schlafen.«

»Was ist da zu tun?« rief Montalais.

»Das frage ich Euch!« sagte Malicorne.

»Nichts kann einfacher sein,« sprach eine dritte Stimme.

Montalais und Malicorne stießen gleichzeitig einen Schrei aus.

Saint-Aignan erschien.

»Lieber Herr Malicorne,« sagte Saint-Aignan, »ein glücklicher Zufall führt mich hierher zurück, um Euch der Verlegenheit zu entziehen. Kommt, ich biete Euch ein Zimmer bei mir an, und dieses, das schwöre ich Euch, wird Euch kein Franziskaner rauben. Was Euch betrifft, mein teures Fräulein, beruhigt Euch, ich habe schon das Geheimnis von Fräulein de la Vallière, das von Fräulein von Tonnay-Charente; Ihr habt nun die Güte gehabt, mir das Eurige anzuvertrauen, meinen Dank hierfür: ich werde eben so gut drei, als eines bewahren.«

Malicorne und Montalais schauten sich an, wie zwei Schüler, die man beim Obststehlen ertappt hat; da aber Malicorne am Ende einen großen Vorteil in dem Anerbieten von Saint-Aignan erblickte, so machte Montalais ein Zeichen der Resignation, das diese ihm erwiderte.

Dann stieg Malicorne Sprosse für Sprosse die Leiter hinab, wobei er auf jeder Stufe auf ein Mittel sann, Brocken für Brocken Saint-Aignan Alles zu entreißen, was er von dem großen Geheimnis wissen dürfte.

Montalais war schon leicht wie ein Hirsch weggeeilt und weder Kreuzweg noch Labyrinth vermochte sie zu täuschen.

Saint-Aignan aber führte Malicorne wirklich nach seiner Wohnung; er sagte ihm tausend Artigkeiten, denn er war entzückt, unter seiner Hand zwei Menschen zu haben, welche, vorausgesetzt, Guiche bliebe stumm, ihn noch viel besser über die Ehrenfräulein unterrichten würden.

VIII.

Was wirklich im Gasthaus zum Schönen Pfauen vorgefallen war.

Geben wir unsern Lesern vor Allem einige Einzelheiten über den Gasthof zum schönen Pfauen, und gehen wir dann zum Signalement der Reisenden über, die denselben bewohnten.

Das Gasthaus zum Schönen Pfauen verdankte, wie jedes Gasthaus, seinen Namen seinem Schilde.

Dieses Schild stellte einen Pfauen vor, der ein Rad schlägt.

Nur hatte, nach dem Beispiel einiger Maler, die der Schlange, welche Eva verführt, das Gesicht eines hübschen Knaben gegeben haben, der Maler des Schildes dem Schönen Pfauen ein Frauengesicht gegeben.

Dieses Gasthaus, ein lebendiges Epigramm gegen jene Hälfte des Menschengeschlechts, welche den Reiz des Lebens bildet, wie Herr Legouve sagt, erhob sich in Fontainebleau, in der ersten Seitenstraße links, die, wenn man von Paris herkommt, die große Arterie durchschneidet, welche für sich allein die ganze Stadt Fontainebleau bildet.

Die Seitenstraße hieß damals Rue de Lyon, ohne Zweifel, weil sie sich geographisch, in der Richtung der zweiten Hauptstadt des Königreichs erstreckte.

Diese Straße bestand aus zwei von Bürgern bewohnten Häusern, welche durch zwei große, mit Hecken eingefassten Gärten von einander getrennt waren.

Dem Anschein nach hätte man glauben sollen, es wären drei Häuser in der Straße; erklären wir, wie es trotz dieses Anscheines nur zwei waren.

Das Gasthaus zum schönen Pfauen hatte die Hauptfacade nach der Landstraße, aber rückwärts nach der Rue de Lyon, enthielt zwei Flügel, getrennt durch Höfe, große Wohnungen, geeignet, alle Reisende aufzunehmen, kamen sie zu Fuß, zu Pferd, oder im Wagen an, und nicht nur Zimmer und Tisch zu liefern, sondern auch Promenade und Einsamkeit für die reichsten

Höflinge, wenn sie sich nach einer Niederlage bei Hofe mit sich selbst einzuschließen wünschen, um die Schmach zu verschlucken oder auf Rache zu sinnen.

Von den Fenstern dieser Hintergebäude erblickten die Reisenden einmal die Straße, mit ihrem zwischen dem Pflaster wachsenden Gras.

Sodann die schönen Hecken von Flieder und Weißdorn, welche zwischen zwei grüne blühende Arme die bürgerlichen Häuser einschloßen, von denen wir gesprochen.

Ferner, in den Zwischenräumen dieser Häuser, welche den Hintergrund des Gemäldes bildeten und sich wie ein unübersteigbarer Horizont hervorhoben, eine Linie von buschreichen, üppigen Bäumen, die ersten Schildwachen des großen Waldes, der sich vor Fontainebleau entrollt.

Man konnte also, wenn man ein Zimmer hatte, das eine Ecke bildete, durch die Landstraße nach Paris an dem Anblick und dem Geräusche der Vorübergehenden und der Feste und durch die Rue de Lyon an dem Anblick und der Ruhe des Landes Teil nehmen.

»Abgesehen davon, daß man im Notfall in dem Augenblick, wo man an das große Thor an der Pariser Straße klopfte, durch die kleine Türe der Rue de Lyon entwischen und längs den Gärten der bürgerlichen Häuser hinlaufend, die ersten Baumgruppen des Waldes erreichen konnte.

Malicorne, der zuerst, wie man sich erinnert, gegen uns des Gasthauses zum Schönen Pfauen erwähnte, um seine Vertreibung zu beklagen, Malicorne hatte, mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, Montalais entfernt nicht Alles über dieses seltsame Gasthaus mitgeteilt.

Wir wollen es versuchen, die ärgerliche Lücke zu füllen, welche Malicorne gelassen hat.

Malicorne vergaß zum Beispiel zu sagen, auf welche Art er in das Gasthaus zum Schönen Pfauen gekommen war.

Dabei hatte er, abgesehen von dem Franziskaner, von dem er ein Wort gesprochen, keine Erläuterung über die Reisenden gegeben, die das Haus bewohnten.

Die Art, wie sie hineingekommen, die Art, wie sie darin lebten,

die Schwierigkeit, die es für jede andere Person, als die privilegierten Reisenden, hatte, Eintritt in das Gasthaus ohne das Losungswort zu erhalten, und ohne gewisse vorbereitende Maßregeln darin zu wohnen, mußten doch Malicorne aufgefallen sein, und waren ihm auch, dafür wollen wir bürgen, aufgefallen.

Aber, wie gesagt, Malicorne war persönlich in Anspruch genommen, was ihn verhinderte, mancherlei Dinge zu sehen.

Alle Wohnungen des Gasthofes zum Schönen Pfauen hatten in der Tat beständig im Hause verweilende Fremde von einem sehr ruhigen Gewerbe inne — Träger einnehmender Gesichter, von denen Malicorne keiner bekannt war.

Alle diese Reisende waren im Gasthof angekommen, seitdem er selbst angekommen; Jeder war mit einer Art von Losungswort eingetreten, was Anfangs die Aufmerksamkeit von Malicorne erregte, doch er erkundigte sich mittelbar, und erfuhr, der Wirt gebe als Grund dieser Wachsamkeit an, daß die Stadt, voll von vornehmen Herren, wie sie es war, auch geschickte Spitzbuben enthalten müsse.

Es heischte also der Ruf eines ehrlichen Hauses, wie das zum Schönen Pfauen, die Reisenden nicht bestehlen zu lassen.

Malicorne fragte sich auch, wenn er in sich ging, und seine Lage im Gasthof zum Schönen Pfauen sondierte, warum man ihm Eintritt in das Haus gewährt, während er, seitdem er hereingekommen, so viele hatte von der Türe weisen sehen.

Er fragte sich besonders, warum Manicamp, der seiner Ansicht nach ein von aller Welt verehrter Herr sein mußte, warum Manicamp, der vor seiner Ankunft sein Roß hatte im Schönen Pfauen wollen fressen lassen, samt diesem Roß mit einem höchst unfreundlichen **nescio vos** abgewiesen worden war.

Das war also ein Problem für Malicorne, das er übrigens, beschäftigt mit Intrigen der Liebe und des Ehrgeizes, wie er war, zu ergründen durchaus nicht sich anstrebte.

Hätte er es gewollt, so wollen wir, trotz des Verstandes, den wir ihm zuerkennen, nicht behaupten, daß es ihm gelungen wäre.

Einige Worte werden dem Leser beweisen, daß man nicht weniger gebraucht hätte, als einen Ödipus In Person, um dieses Rätsel zu lösen.

Seit acht Tagen hatten sich in diesem Gastbaus sieben Reisende eingefunden, die alle am andern Tag, nachdem Malicorne sein Augenmerk auf den Schönen Pfauen geworfen, angekommen waren.

Diese Personen, welche sämtlich mit beträchtlichem Gefolge erschienen, waren:

Erstens, ein Brigadier vom deutschen Heer, sein Schreiber, sein Arzt, drei Lackeien und sieben Pferde.

Dieser Brigadier hieß Graf von Wostpur.

Ein spanischer Kardinal, mit zwei Neffen, zwei Geheimschreibern, einem Officianten seines Hauses und zwölf Pferden.

Dieser Kardinal hieß Monsignore Herrebin.

Ein reicher Kaufmann aus Bremen mit seinem Lackei und zwei Pferden.

Dieser Kaufmann hieß Herr Banstek.

Ein venezianischer Senator mit seiner Frau und seiner Tochter, beide von vollkommener Schönheit.

Dieser Senator hieß Signor Marini.

Ein Laird aus Schottland mit sieben Gebirgern von seinem Clac, alle zu Fuß.

Der Laird hieß Mac Cumnor.

Ein Österreicher aus Wien, ohne Titel und Wappen, der in einem Wagen ankam; er hatte viel vom Priester und wenig vom Soldaten.

Man nannte ihn Rat.

Endlich eine flämische Dame mit einem Lackei, einer Kammerfrau und einem Gesellschaftsfräulein. Vornehmes Wesen, große Pferde.

Man nannte sie die flämische Dame.

Alle diese Reisenden kamen, wie gesagt, an einem Tag an, und dennoch verursachte ihre Ankunft keine Verlegenheit im Hause, keine Versperrung auf der Straße, da ihre Wohnungen zum Voraus auf das Verlangen ihrer Couriere oder ihrer Geheimschreiber, welche am Tag zuvor oder am Morgen eintrafen, bezeichnet worden waren.

Malicorne, der einen Tag vor ihnen ankam, und auf einem magern, mit einem dünnen Mantelsack beladenen Pferd reiste, kündigte sich im Gasthof zum Schönen Pfauen als den Freund eines vornehmen Herrn an, der die Feste zu sehen wünsche, und ebenfalls bald eintreffen müsse.

Der Wirt lächelte bei diesen Worten, als kennte er ganz genau entweder Malicorne, oder den vornehmen Herrn, seinen Freund, und sagte zu ihm:

»Wählt, mein Herr, die Wohnung, die Euch genehm ist, da ihr zuerst ankommt.«

Und das mit der bei Wirten so bezeichnenden Unterwürfigkeit, welche besagen will: Seid unbesorgt, mein Herr, man weiß mit wem man es zu tun hat, und wird Euch demgemäß behandeln.

Diese Worte und die Gebärde, von der sie begleitet waren, kamen Malicorne freundlich, aber durchaus nicht klar vor. Da er aber nicht viel ausgeben wollte, und ein kleines Zimmer verlangend gerade wegen seiner geringen Bedeutung zurückgewiesen worden wäre, so beeilte er sich, die Worte des Gastgebers im Fluge aufzufassen und ihn mit seiner eigenen Feinheit zu verhören.

Lächelnd wie ein Mensch, für den man durchaus nur tut, was man tun soll, erwiderte er:

»Mein lieber Wirt, ich werde die beste und heiterste Wohnung nehmen.«

»Mit Stallungen?«

»Mit Stallungen.«

»Für welchen Tag?«

»Für sogleich, wenn es möglich ist.«

»Vortrefflich.«

»Nur,« fügte Malicorne rasch bei, »nur werde ich die große Wohnung nicht sogleich einnehmen.«

»Gut!« sagte der Wirt, mit einer Miene des Einverständnisses.

»Gewisse Gründe, die Ihr später begreifen werdet, nötigen mich, für meine Rechnung nur dieses kleine Zimmer zu wählen.«

»Ja, ja, ja.«

»Mein Freund, wenn er ankommt, wird die große Wohnung

nehmen, und natürlich, da die große Wohnung für ihn, wird er die Sache sogleich in Ordnung bringen.«

»Sehr gut, sehr gut, es war so verabredet,« versetzte der Wirt.

»Es war so verabredet?«

»Wort für Wort.«

»Das ist seltsam.« murmelte Malicorne. »Ihr versteht also?«

»Ja.«

»Weiter braucht es nicht. Nun, da Ihr versteht . . . denn Ihr versteht wohl, nicht wahr?«

»Vollkommen.«

»So werdet Ihr mich in mein Zimmer führen,«

Der Wirt zum Schönen Pfauen ging. Malicorne, seine Mütze in der Hand, voran.

Malicorne quartierte sich in seinem Zimmer ein und wohnte darin ganz erstaunt, als er den Wirt, so oft er hinauf oder hinabstieg, ihm mit den Augen auf eine Art zublinzeln sah, welche das beste Einverständnis zwischen zwei Korrespondenten bezeichnet.

»Dahinter steckt ein Missverständnis,« sagte Malicorne zu sich selbst, »doch mittlerweile, bis es sich aufklärt, will ich Nutzen daraus ziehen, und das ist das Beste, was ich tun kann.«

Und von seinem Zimmer aus warf er sich wie ein Jagdhund auf die Fährte der Neuigkeiten und Sehenswürdigkeiten des Hofes, wobei er sich hier rösten und dort ertränken ließ, wie er zu Montalais sagte.

Beim Anblick von allen diesen Menschen, von allen diesen Equipagen, von all diesem Gepränge dachte Malicorne, indem er sich die Hände rieb, einen Tag verfehlend, würde er kein Nest gefunden haben, um bei der Heimkehr von seinen Forschungen auszuruhen.

Nachdem sich alle Fremde festgesetzt hatten, trat der Wirt in sein Zimmer und sagte mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit:

»Mein lieber Herr, Ihr habt noch die große Wohnung im dritten Flügel, Ihr wisst das.«

»Allerdings weiß ich es.«

»Und es ist ein wahres Geschenk, Was ich Euch damit mache.«

»Meinen Dank.«

»Und wenn Euer Freund kommt?«
»Nun?«
»Wird er zufrieden sein, wenn er nicht sehr wunderlicher Natur ist.«
»Verzeiht! wollt Ihr mir erlauben, daß ich Euch ein paar Worte über meinen Freund sage.«
»Sprecht immerhin, Ihr seid der Herr.«
»Er sollte kommen, wie Ihr wisst.«
»Und er soll immer noch kommen.«
»Er konnte anderer Ansicht geworden sein.«
»Nein.«
»Seid Ihr dessen sicher?«
»Ich bin meiner Sache gewiß.«
»Falls Ihr einen Zweifel hättet . . . «
»Nun?«
»Ich möchte nicht dafür stehen, daß er kommt.«
»Er hat es Euch aber doch gesagt . . . «
»Wohl hat er es mir gesagt, doch Ihr wisst, der Mensch denkt, Gott lenkt, **verba volant, scripta manent**.«
»Was will das besagen?«
»Die Worte entfliegen, das Geschriebene bleibt; und da er mir nicht geschrieben, da er es mir nur gesagt hat, so bevollmächtige ich Euch, ohne Euch jedoch aufzufordern . . . Ihr fühlt, das ist eine kitzeliche Sache.«
»Wozu bevollmächtigt Ihr mich?«
»Seine Wohnung zu vermieten, wenn Ihr einen guten Preis dafür bekommen könnt.«
»Ich?«
»Ja, Ihr.«
»Nein, mein Herr, nie werde ich dergleichen tun. Er hat Euch nicht geschrieben?«
»Nein.«
»Er bat mir geschrieben.«
»Ah!«
»Ja.«

»Und in welchen Ausdrücken? Laßt sehen, ob der Brief mit seinen Worten übereinstimmt.«

»So lautet ungefähr der Text: ›An den Herrn Inhaber des Gasthauses zum Schönen Pfauen.

›Ihr müßt von der Zusammenkunft unterrichtet sein, zu der sich einige Personen von Bedeutung in Eurem Gasthof beschieden haben. Ich gehöre zu der Gesellschaft, die sich in Fontainebleau versammelt. Behaltet ein kleines Zimmer für einen Freund, der vor oder nach mir ankommen wird . . . ‹

»Nicht wahr, dieser Freund seid Ihr?« unterbrach sich der Wirt zum Schönen Pfauen.

Malicorne verbeugte sich bescheiden.

Der Wirt fuhr fort.

›Und eine große Wohnung für mich. Die große Wohnung geht mich an, doch ich wünsche, daß der Preis des Zimmers mäßig sei, da dasselbe für einen armen Teufel bestimmt ist.‹

»Nicht wahr, das seid gleichfalls Ihr?«

»Ja, gewiß,« antwortete Malicorne.

»So sind wir einverstanden; Euer Freund bezahlt den Preis für seine Wohnung, und Ihr den für die Eurige.«

»Ich will lebendig gerädert werden, wenn ich etwas von dem, was mir begegnet, verstehe!« sagte Malicorne zu sich selbst.

Dann sprach er laut:

»Und Ihr seid mit dem Namen zufrieden gewesen?«

»Mit welchem Namen?«

»Mit dem, der den Brief schließt.«

»Ich wollte ihn von Euch erfragen.«

»Wie? der Brief war nicht unterzeichnet?«

»Nein,« antwortete der Wirt, indem er seine Augen ganz geheimnisvoll und neugierig verdrehte.

»Gut,« sagte Malicorne, die geheimnisvolle Gebärde nachahmend, »wenn er nicht genannt ist . . . «

»Nun?«

»Er muß seine Gründe hierfür haben.«

»Allerdings.«

»Und ich, sein Freund, ich, sein Vertrauter, werde sein Inkognito nicht verraten.«

»Das ist richtig,« sprach der Wirt; »ich dringe auch nicht in Euch.«

»Ich weiß dieses Zartgefühl zu schätzen. Was mich betrifft, so ist mein Zimmer besonders zu berechnen. Wir müssen uns hierüber verständigen.«

»Mein Herr, das ist Alles abgemacht.«

»Ihr wisst, gute Rechnungen machen gute Freunde. Rechnen wir also.«

»Das hat keine Eile.«

»Rechnen wir immerhin. Zimmer, Kost für mich, Platz an der Krippe und Futter für mein Pferd. Wie viel für den Tag?«

»Bier Livres, mein Herr.«

»Das macht also zwölf Livres für die drei abgelaufenen Tage.«

»Zwölf Livres, ja, mein Herr.«

»Hier sind Eure zwölf Livres.«

»Ah! mein Herr, wozu sogleich bezahlen?«

»Weil,« erwiderte, die Stimme dämpfend, Malicorne, der wieder zum Geheimnisvollen seine Zuflucht nahm, da er sah, daß das Geheimnisvolle günstig wirkte, »weil, wenn man plötzlich abzureisen, sich aus dem Staub zu machen hätte, die Rechnung abgetan wäre.«

»Ihr habt Recht, mein Herr.«

»Ich bin also zu Hause.«

»Ihr seid zu Hause.«

»Wohl dann! . . . Ich wünsche Euch einen guten Tag.«

Der Wirt entfernte sich.

Als Malicorne allein war, machte er sich folgende Schlußkette:

»Nur Herr von Guiche und Manicamp sind im Stande, an meinen Wirt geschrieben zu haben: Herr von Guiche, weil er sich eine Wohnung außerhalb des Hofes für den Fall des Gelingens oder Mißlingens vorbehalten will; Manicamp, weil er mit dieser Kommission wird beauftragt worden sein.

»Herr von Guiche oder Manicamp wird also so gedacht haben:

die große Wohnung, um auf eine anständige Weise eine dicht verschleierte Dame zu empfangen, mit Vorbehalt für genannte Dame eines doppelten Ausgangs auf eine beinahe öde und nach dem Wald ausmündende Straße.

»Das Zimmer, um zeitweise entweder Manicamp, den Vertrauten von Herrn von Guiche und wachsamem Hüter der Türe, oder Herrn von Guiche selbst zu beherbergen, der zu größerer Sicherheit zugleich die Rolle des Herrn und die des Vertrauten spielt.

»Aber die Zusammenkunft, welche stattfinden soll, und wirklich im Gasthaus stattfindet.

»Das sind ohne Zweifel Leute, welche dem König vorgestellt werden sollen?

»Doch der arme Teufel, für den mein Zimmer bestimmt ist?

»Eine List, um Guiche oder Manicamp besser zu verbergen.

»Verhält es sich so, wie dies wahrscheinlich, so ist es nur ein halbes Übel. Zwischen Manicamp und Herrn von Guiche gibt es keinen Streit, und zwischen Manicamp und Malicorne machen sich die Dinge mit der Börse ab.«

Seitdem er diese Schlußkette gemacht, schlief Malicorne auf beiden Ohren, und er ließ die sieben Fremden die sieben Wohnungen des Gasthofes einnehmen und in allen Richtungen darin umherziehen.

Wenn ihn nichts bei Hofe beunruhigte, wenn er seiner Exkursionen und Inquisitionen müde war, müde, auch Billetts zu schreiben, welche er an ihre Adresse zu bringen nie Gelegenheit fand, dann kehrte er in sein Zimmerchen zurück und beschäftigte sich, auf seinen mit Capucinerblumen und Nelken verzierten Balkon gelehnt, mit den fremden Reisenden, für welche Fontainebleau weder Lichter, noch Freuden, noch Feste zu haben schien.

Das dauerte so fort bis zum siebenten Tag, welchen Tag wir des Breiteren samt seiner Nacht in den vorhergehenden Kapiteln geschildert haben.

In dieser Nacht, gegen ein Uhr Morgens, genoß Malicorne, an seinem Fenster stehend, der Kühle, als Manicamp, die Nase im Wind, mit besorgter, ärgerlicher Miene zu Pferde erschien.

»Gut!« sagte Malicorne, der ihn mit dem ersten Blick erkannte, zu sich selbst, »das ist mein Mann, der seine Wohnung, das heißt mein Zimmer in Anspruch nehmen wird.«

Und er rief Manicamp.

Manicamp schaute empor und erkannte Malicorne ebenfalls.

»Ah! bei Gott!« sagte dieser, dessen Gesicht sich sogleich aufheiterte, »seid willkommen, Malicorne. Ich schweife in Fontainebleau umher und suche drei Dinge, die ich nicht sinken kann ^ Guiche, ein Zimmer und einen Stall.«

»Was Herr von Guiche betrifft, so kann ich Euch weder gute, noch schlimme Nachrichten von ihm geben, denn ich habe ihn nicht gesehen; was aber ein Zimmer und einen Stall anbelangt, so ist dies etwas Anderes.«

»Ah!«

»Es ist Beides hier bestellt worden.«

»Bestellt, und durch wen?«

»Durch Euch, wie mir scheint.«

»Durch mich?«

»Habt Ihr denn nicht eine Wohnung bestellt?«

»Durchaus nicht.«

In diesem Augenblick erschien der Wirt auf seiner Schwelle.

»Ein Zimmer,« stotterte Manicamp.

»Habt Ihr es bestellt, mein Herr?«

»Nein.«

»Dann gibt es kein Zimmer.«

»Wenn dem so ist, so habe ich ein Zimmer bestellt.«

»Ein Zimmer oder eine Wohnung?«

»Alles, was Ihr wollt.«

»Durch einen Brief?« fragte der Wirt.

Malicorne machte Manicamp mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen.

»Ei! gewiß durch einen Brief,« erwiderte Manicamp. »Habt Ihr nicht einen Brief von mir erhalten?«

»Von welchem Tag datiert?« fragte der Wirt, bei dem das Zögern von Manicamp Verdacht erregte.

Manicamp kratzte sich hinter dem Ohr und schaute nach dem

Fenster von Malicorne; Malicorne hatte aber sein Fenster verlassen und stieg die Treppe herab, um seinem Freunde zu Hilfe zu kommen.

Gerade in diesem Augenblick erschien ein Reisender, in einen spanischen Mantel gehüllt, im Vorhof, so, daß er das Gespräch hören konnte..

»Ich frage Euch, unter welchem Datum Ihr mir den Brief geschrieben habet, um eine Wohnung bei mir zu bestellen?« wiederholte der Wirt.

»Unter dem Datum des letzten Mittwochs« sagte mit sanftem, höflichem Ton der geheimnisvolle Fremde, indem er den Wirt an der Schulter berührte.

Manicamp wich zurück, und Malicorne, der auf der Schwelle erschien, kratzte sich ebenfalls hinter dem Ohr.

Der Wirt begrüßte den Ankömmling wie ein Mensch, der seinen wahren Reisenden erkennt.

»Mein Herr,« sprach er höflich, »Eure Wohnung, wie Eure Stallungen sind für Euch bereit. Nur . . . «

Er schaute umher und fragte dann:

»Eure Pferde?«

»Meine Pferde werden kommen oder nicht kommen. Nicht wahr, das geht Euch wenig an, wenn ich Euch nur bezahle, was bestellt worden ist.«

Der Wirt verbeugte sich noch tiefer.

»Ihr habt überdies das kleine Zimmer, das ich von Euch verlangt, für mich aufbewahrt?«

»Oh! weh!« machte Malicorne, der sich zu verbergen suchte.

»Mein Herr, Euer Freund hat es seit acht Tagen inne,« erwiderte der Wirt. Und dabei deutete er auf Malicorne, der sich so klein als möglich machte.

Der Reisende zog seinen Mantel bis an seine Nase herauf, warf einen raschen Blick auf Malicorne und entgegnete:

»Dieser Herr ist nicht mein Freund.«

Der Wirt machte einen Sprung.

»Ich kenne den Herrn nicht,« fuhr der Fremde fort.

»Wie!« rief der Wirt, indem er sich an Malicorne wandte, »wie!

Ihr seid nicht der Freund dieses Herrn!«

»Was ist Euch daran gelegen, wenn man Euch nur bezahlt?« sprach Malicorne, majestätisch den Fremden parodierend.

»Es ist mir sehr viel daran gelegen,« antwortete der Wirt, der zu bemerken anfang, es habe eine Unterschlebung der Person stattgefunden, »es ist mir so viel daran gelegen, daß ich Euch bitte, mein Herr, das zum Voraus und zwar von einem Andern als Euch bestellten Zimmer zu räumen.«

»Aber dieser Herr braucht nicht zugleich ein Zimmer im ersten Stock und eine Wohnung im zweiten,« entgegnete Malicorne. »Nimmt der Herr das Zimmer, so nehme ich die Wohnung: wählt der Herr die Wohnung, so behalte ich das Zimmer.«

»Ich bin in Verzweiflung,« sagte der Reisende mit seiner sanften Stimme, »aber ich brauche zugleich das Zimmer und die Wohnung.«

»Für wen denn?«

»Die Wohnung für mich.«

»Gut, doch das Zimmer?«

»Schaut,« sagte der Reisende.

Und er streckte die Hand nach einem Häuflein Menschen aus, das herbeikam.

Malicorne folgte mit dem Blick der angegebenen Richtung und sah auf einer Tragbahre den Franziskaner, dessen Einquartierung in sein Zimmer er Montalais mit einigen von ihm beigefügten Umständen erzählt hatte.

Das Resultat der Ankunft des unbekanntenen Reisenden und des Franziskaners war die Austreibung von Malicorne, der ohne alle Rücksicht außerhalb des Gasthofs zum schönen Pfauen vom Wirt und den Bauern, die dem Franziskaner als Träger dienten, zurückgehalten wurde.

Man hat den Leser mit den Folgen dieser Austreibung, mit dem Gespräch von Manicamp mit Montalais, welche Manicamp geschickter als Malicorne aufzufinden gewußt hatte, um von Ihr Kunde über Guiche zu erhalten, ferner mit der Unterredung von Montalais und Malicorne, und endlich mit dem doppelten Einquartirungsbillet bekannt gemacht, das der Graf von Saint-Aignan Manicamp und Malicorne lieferte.

Es bleibt uns noch übrig, unsern Lesern mitzuteilen, wer der Reisende mit dem Mantel, der ursprüngliche Mietmann der doppelten Wohnung, von der Malicorne einen Teil inne gehabt, und der eben so geheimnisvolle Franziskaner waren, dessen Ankunft in Verbindung mit der des Reisenden im Mantel zum Unglück die Kombinationen der zwei Freunde störte.



IX.

Ein Jesuit vom elften Jahr.

Und um den Leser nicht schmachten zu lassen, beeilen wir uns, die erste Frage zu beantworten.

Der Reisende, der den Mantel bis zur Nase heraufgezogen hatte, war Aramis, der, nachdem er Fouquet verlassen und aus einem Mantelsack eine vollständige Kavalierskleidung genommen, aus dem Schlosse weggegangen war und sich nach dem Gasthof zum Schönen Pfauen begeben hatte, wo er, wie es der Wirt gesagt, durch einen Brief vor sieben Tagen eine Wohnung und ein Zimmer bestellt.

Sobald Malicorne und Manicamp vertrieben waren, näherte sich Aramis dem Franziskaner und fragte ihn, ob er die Wohnung oder das Zimmer vorziehe.

Der Franziskaner erkundigte sich, wo die eine und das andere liege.

Man antwortete ihm, das Zimmer liege im ersten, die Wohnung im zweiten Stock.

»Also das Zimmer,« sagte er.

Aramis drang nicht weiter in ihn und sprach mit völliger Unterwürfigkeit zum Wirt:

»Das Zimmer.«

Dann verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und ging in die Wohnung.

Der Franziskaner wurde sogleich in das Zimmer gebracht.

Mußte sie nicht Erstaunen erregen, diese Ehrfurcht eines Prälaten vor einem einfachen Mönch, und zwar vor einem Mönch von einem Bettlerorden, dem man so, ohne daß er es nur verlangte, ein Zimmer gab, um das sich so viele Reisende bewarben.

Wie war sodann die unerwartete Ankunft von Aramis im Gasthaus zum Schönen Pfauen zu erklären, von ihm, der, da er mit Fouquet ins Schloß gekommen, auch mit diesem im Schloß wohnen konnte?

Der Franziskaner ließ sich die Treppe hinauftragen, ohne eine

Klage von sich zu geben, obgleich man sah, daß sein Leiden groß war, und daß bei jedem Anstoßen der Tragbahre an die Wand oder an da« Treppengeländer, er durch seinen ganzen Körper eine furchtbare Erschütterung erlitt.

Als er endlich das Zimmer erreicht hatte, sagte er zu den Trägern:

»Helft mir in diesen Lehnstuhl.«

Die Träger stellten die Tragbahre auf den Boden, hoben den Kranken so sanft, als es ihnen möglich war, auf, und legten ihn in den von ihm bezeichneten Lehnstuhl, der oben am Bett stand.

»Nun laßt mir den Wirt heraufkommen,« fügte er mit einer großen Milde der Worte und der Gebärde bei.

Sie gehorchten.

Fünf Minuten nachher erschien der Wirt zum Schönen Pfauen auf der Türschwelle.

»Mein Freund,« sagte der Franziskaner, »ich bitte, entlaßt diese braven Menschen, es sind Lehensleute der Grafschaft Melun. Sie haben mich ohnmächtig vor Hitze auf der Landstraße gefunden und waren so gut, mich, ohne zu fragen, ob ihre Mühe bezahlt würde, hierher zu tragen. Aber ich weiß, was die Armen die Gastfreundschaft kostet, die sie einem Kranken gewähren, und ich habe das Wirtshaus vorgezogen, wo ich überdies erwartet wurde.«

Der Wirt schaute den Franziskaner ganz erstaunt an.

Der Franziskaner machte mit seinem Daumen auf eine besondere Art das Zeichen des Kreuzes über seiner Brust.

Der Wirt erwiderte dieß dadurch, daß er dasselbe Zeichen auf seiner linken Schulter machte.

»Ja, es ist wahr,« sagte er, »man erwartet Euch, mein Vater; doch wir hofften, Ihr würdet in einem besseren Zustand ankommen.«

Und als die Bauern voll Verwunderung den so stolzen Wirt anschauten, der plötzlich in Gegenwart eines armen Mönches so ehrerbietig geworden, zog der Franziskaner aus seiner langen Tasche ein paar Goldstücke und zeigte sie ihnen.

»Hier,« sagte er, »hier ist etwas für die Pflege, die man mir wird angedeihen lassen. Beruhigt Euch also und seid ohne Furcht, weil

ich hier bleibe. Meine Gesellschaft, für die ich reise, will nicht, daß ich bettle; nun, da die Mühe, die Ihr Euch mit mir gegeben, auch eine Belohnung verdient, empfängt diese zwei Louis d'or und entfernt Euch im Frieden.«

Die Bauern wollten nicht annehmen; der Wirt nahm die zwei Louis d'or aus der Hand des Mönches und legte sie in die eines Bauern.

Seine vier Träger entfernten sich, indem sie die Augen weiter als je aufrissen.

Nachdem die Türe wieder geschlossen war und während der Wirt ehrfurchtsvoll an dieser Türe flehen blieb, sammelte sich der Franziskaner einen Augenblick.

Dann fuhr er über seine gelbe, vom Fieber trockenen Stirne hin, und rieb sich mit seinen gekrümmten Fingern zitternd die gräulichen Locken seines Bartes.

Die große, durch die Krankheit und die Aufregung ausgehöhlten Augen schienen im unbestimmten Raume einen schmerzlichen, unbeugsamen Gedanken zu verfolgen.

»Was für Ärzte habt Ihr in Fontainebleau?« fragte er endlich.

»Wir haben drei, mein Vater.«

»Wie heißen sie?«

»Einmal Liguët.«

»Sodann.«

»Ein Karmeliter-Bruder, genannt Bruder Hubert.«

»Ferner?«

»Ferner ein Weltlicher, Namens Grisart.«

»Ah! Grisart,« murmelte der Mönch. »Ruft mir geschwinde Herrn Grisart.«

Der Wirt machte eine Bewegung eifrigen Gehorsams.

»Oh! sagt, was für Priester sind hier in der Nähe?«

»Was für Priester?«

»Ja, von welchem Orden?«

»Es gibt Jesuiten, Augustiner und Franziskaner; aber, mein Vater, die Jesuiten sind am nächsten von hier. Ich werde also einen Beichtiger von den Jesuiten rufen, nicht wahr?«

»Ja, geht.«

Der Wirt ging ab.

Man errät, daß an den zwischen ihnen ausgetauschten Grüßen der Wirt und der Kranke sich als Affiliirte der furchtbaren Gesellschaft Jesu erkannt haben.

Sobald der Franziskaner allein war, zog er aus seiner Tasche ein Bündel Papiere, von denen er einige mit ängstlicher Aufmerksamkeit durchging. Die Gewalt des Übels besiegte indessen seinen Mut; seine Augen verdrehten sich, ein kalter Schweiß floß von seiner Stirne, und er sank, beinahe ohnmächtig, den Kopf zurück, die Arme von beiden Seiten des Lehnstuhles herabhängend, zusammen.

Er war seit fünf Minuten ohne alle Bewegung, als der Wirt in Begleitung des Arztes erschien, dem er kaum Zeit gelassen, sich anzukleiden.

Das Geräusch ihres Eintritts, der Luftstrom, den das Öffnen der Türe verursachte, erweckten wieder die Sinne des Kranken. Er ergriff heftig seine zerstreuten Papiere und seine lange fleischlose Hand verbarg sie unter den Polstern des Lehnstuhls.

Der Wirt ging wieder hinaus und ließ den Kranken und den Arzt beisammen.

»Nun,« sprach der Franziskaner zum Doktor, »tretet näher, Herr Grisart, denn es ist keine Zeit zu verlieren; fühlt, untersucht, urteilt und laßt Euren Spruch hören.«

»Euer Wirt versichert mich, ich habe die Ehre, »einen Affiliirten zu behandeln;« erwiderte der Arzt.

»Einen Affiliirten, ja,« antwortete der Franziskaner. »Sagt mir doch die Wahrheit; ich fühle mich sehr unwohl; mir scheint, ich werde sterben.«

Der Arzt nahm die Hand des Mönche? und befühlte ihm den Puls.

»Ha! ha!« sagte er, »ein gefährliches Fieber.«

»Was nennt Ihr ein gefährliches Fieber?« fragte der Mönch mit einem gebieterischen Blick.

»Einem Affiliirten des ersten oder des zweiten Jahres würde ich sagen, heilbares Fieber,« antwortete der Arzt, indem er den Franziskaner mit den Augen befragte.

»Aber wie?« sagte der Franziskaner.

Der Arzt zögerte.

»Schaut mein graues Haar und meine gedankenschwere Stirne an,« fuhr er fort, »schaut die Runzeln an, nach denen ich meine Prüfungen zähle, ich bin ein Jesuit vom elften Jahr, Herr Grisart.«

Der Arzt bebte.

Ein Jesuit vom elften Jahr war wirklich einer von den in alle Geheimnisse des Ordens eingeweihten Männern, einer von den Männern, für welche die Wissenschaft keine Geheimnisse, die Gesellschaft kein Schwanken, der zeitliche Gehorsam keine Bande mehr hat.

»Ich befinde mich also vor einem Meister?« sprach Grisart, ehrfurchtsvoll sich verbeugend.

»Ja, handelt dem gemäß.«

»Und Ihr wollt wissen . . . «

»Meine wahre Lage.«

»Nun wohl, es ist eine Hirnentzündung, die den höchsten Grad der Intensität erreicht hat.«

»Nicht wahr, es ist also keine Hoffnung mehr?« fragte der Franziskaner mit kurzem Ton.

»Ich sage das nicht,« antwortete der Doktor; doch in Betracht der Störung des Gehirns, des kurzen Atems, der Hastigkeit des Pulses, und der Gluth des furchtbaren Fiebers, das Euch verzehrt . . . «

»Und das mich dreimal seit diesem Morgen niedergeworfen hat.«

»Ich nenne es auch furchtbar. Warum seid Ihr aber nicht auf dem Wege zurückgeblieben.«

»Ich wurde hier erwartet und mußte ankommen.«

»Und solltet Ihr sterben.«

»Und sollte ich sterben.«

»Wohl! in Betracht aller dieser Symptome, sage ich, daß die Lage beinahe eine verzweifelte ist.«

Der Franziskaner lächelte auf eine seltsame Weise.

»Was Ihr mir da sagt, ist vielleicht genug für das, was man einem Affiliirten schuldig ist, selbst einem vom elften Jahr; für das aber, was man mir schuldig ist, Herr Grisart, ist es zu wenig, und

ich habe das Recht, mehr zu verlangen. Seid noch wahrer, seid offenherzig, als handelte es sich darum, zu Gott zu sprechen. Überdies habe ich schon einen Beichtiger rufen lassen.«

Affiliirten. Oh! ich hoffe, doch . . . « stammelte der Arzt.

»Antwortet,« sprach der Kranke, indem er ihm mit einer Gebärde voll Würde einen goldenen Ring zeigte, dessen Kasten nach innen gedreht gewesen und auf dem das repräsentative Zeichen der Gesellschaft Jesu eingraviert war.

Grisart stieß einen Schrei aus.

»Der General!« rief er.

»Stille!« sprach der Franziskaner, »Ihr begreift, daß es Eure Ausgabe ist, wahr zu sein.«

»Hoher Herr, ruft den Beichtiger,« murmelte Grisart, »denn in zwei Stunden, bei der ersten Verdoppelung, wird Euch das Delirium erfassen, und Ihr geht zur Krise über.«

»Gut,« sagte der Kranke, dessen Stirne sich einen Augenblick faltete, »ich habe also zwei Stunden.«

»Ja, besonders wenn Ihr den Trank zu Euch nehmt, den ich Euch schicken will.«

»Und er wird mir zwei Stunden geben?«

»Zwei Stunden.«

»Ich werde ihn nehmen, und wäre es Gift, denn diese zwei Stunden sind notwendig nicht allein für mich, sondern für den Ruhm des Ordens.«

»Oh! welcher Verlust!« sagte der Arzt, »welch eine Katastrophe für uns!«

»Es ist der Verlust eines Menschen, nicht mehr,« erwiderte der Franziskaner, »und Gott wird dafür sorgen, daß der arme Mönch, der Euch verlässt, einen würdigen Nachfolger findet. Gott befohlen, Herr Grisart: es ist schon eine Vergünstigung des Herrn, daß ich Euch gefunden. Ein Arzt, der nicht bei unserer heiligen Congregation affiliirt gewesen wäre, hätte mich auch über meinen Zustand in Unwissenheit gelassen, und auf fernere Tage des Daseins hoffend, hätte ich nicht die notwendigen Maßregeln nehmen können. Ihr seid ein Gelehrter, Herr Grisart, das macht uns allen Ehre: es wäre mir widrig gewesen, einen von den Unsrigen in seiner Kunst mittelmäßig zu sehen. Lebet wohl,

Meister Grisart und schickt mir bald Euren herzstärkenden Trank.«

»Segnet mich wenigstens, hoher Herr.«

»Mit dem Geist, ja . . . geht . . . mit dem Geist, sage ich Euch, **Animo**, Meister Grisart, **viribus impossibile**.«

Und er sank abermals, beinahe ohnmächtig, in seinen Stuhl zurück.

Meister Grisart schwankte, ob er ihm eine augenblickliche Hilfe leisten, oder weglaufen sollte, um ihm den versprochenen Trank zu bereiten. Ohne Zweifel entschied er sich für den Trank, denn er eilte aus dem Zimmer und verschwand auf der Treppe.

X.

Das Staatsgeheimnis.

Einige Augenblicke nach dem Abgang des Doktor Grisart kam der Beichtiger.

Kaum hatte er die Türschwelle überschritten, als der Franziskaner seinen tiefen Blick auf ihn heftete.

Dann schüttelte er sein bleiches Haupt und murmelte:

»Das ist ein armseliger Geist, und ich hoffe, Gott wird mir verzeihen, wenn ich ohne den Beistand dieser lebendigen Schwachheit sterbe.«

Der Beichtiger schaute seinerseits mit Erstaunen, beinahe mit Angst den Sterbenden an. Nie hatte er so glühende Augen in der Stunde, wo sie sich schließen, so furchtbaren Blick in der Stunde, wo sie verlöschen sollten, gesehen.

Der Franziskaner machte mit der Hand ein rasches, gebieterisches Zeichen und sprach:

»Setzt Euch hierher, mein Vater, und hört mich an.«

Der Jesuit-Beichtiger, ein guter Priester, ein unschuldiger Eingeweihter, der von den Geheimnissen des Ordens nichts gesehen hatte, als gerade die Einweihung, gehorchte der höheren Würde des Bußfertigen.

»Es sind in diesem Gasthause mehrere Personen,« fuhr der Franziskaner fort.

»Aber ich glaubte einer Beichte wegen gekommen zu sein,« entgegnete der Jesuit. »Ist es eine Beichte, was Ihr mir da macht?«

»Warum diese Frage?«

»Um zu wissen, ob ich Eure Worte geheim halten soll?«

»Meine Worte sind Ausdrücke der Beichte; ich vertraue sie Eurer Pflicht als Beichtiger.«

»Sehr gut,« sagte der Priester, indem er sich in den Lehnstuhl setzte, den der Franziskaner mit großer Mühe verlassen hatte, um sich auf dem Bett auszustrecken.

Der Franziskaner fuhr fort:

»Es befinden sich, wie ich Euch sagte, mehrere Personen in diesem Gasthaus.«

»Ich habe davon gehört.«

»Diese Personen sind acht der Zahl nach.«

Der Jesuit machte ein Zeichen, daß er verstehe.

»Die erste, mit der ich sprechen will, ist ein Deutscher aus Wien und heißt Baron von Wostpur. Ihr werdet mir das Vergnügen machen, ihn aufzusuchen und ihm zu sagen, derjenige, welchen er erwartet, sei angekommen.«

Der Beichtiger schaute den Franziskaner ganz erstaunt an; die Beichte kam ihm sonderbar vor.

»Gehorcht,« sprach der Franziskaner mit dem unwiderstehlichen Ton des Befehls.

Völlig unterjocht, stand der gute Jesuit auf und verließ das Zimmer.

Sobald der Jesuit weggegangen war, nahm der Franziskaner die Papiere wieder, die eine Fieberkrise ihn schon einmal wegzulegen genötigt hatte.

»Der Baron von Wostpur! Gut!!« sagte er: »ehrgeizig, einfältig, beschränkt.«

Er faltete die Papiere wieder zusammen und legte sie unter sein Kopfkissen.

Rasche Schritte wurden am Ende der Hausflur hörbar.

Der Beichtiger kehrte zurück, gefolgt vom Baron von Wostpur, welcher den Kopf so hoch einherschritt, als handelte es sich darum, die Stubendecke mit seiner Hutfeder zu durchbohren.

Beim Anblick des Franziskaners mit dem düsteren Blick und dieser Einfachheit des Zimmers fragte der Deutsche auch:

»Wer ruft mich?«

»Ich,« antwortete der Franziskaner.

Dann wandte er sich an den Beichtiger und sprach:

»Guter Vater, laßt uns einen Augenblick allein; wenn dieser Herr weggeht, kommt zurück.«

Der Jesuit entfernte sich und benützte ohne Zweifel diese momentane Verbannung aus dem Zimmer seines Sterbenden, um

von dem Wirt einige Aufklärung über diesen seltsamen Beichtenden zu verlangen, der seinen Beichtiger behandelt, wie man seinen Kammerdiener behandelt.

Der Baron näherte sich dem Bett und wollte sprechen, aber der Franziskaner hieß ihn mit einem Zeichen der Hand schweigen.

»Die Augenblicke sind kostbar,« sagte hastig der Mönch. »Nicht wahr, Ihr seid zu Bewerbung hierher gekommen?«

»Ja, mein Vater.«

»Ihr hofft, zum General gewählt zu werden?«

»Ich hoffe es.«

»Ihr wisst, unter welchen Bedingungen allein man zu diesem hohen Grad gelangen kann, der einen Menschen zum Herrn der Könige und den Fürsten gleich macht?«

»Wer seid Ihr, daß Ihr mich diesem Verhör unterwerft?« fragte der Baron.

»Ich bin derjenige, welchen Ihr erwartet.«

»Der Generalwähler?«

»Ich bin der Erwählte.«

»Ihr seid . . . «

»Der Franziskaner ließ ihm nicht Zeit, zu vollenden; er streckte seine abgemagerte Hand aus; an dieser Hand glänzte der Ring des Generalrats.

Der Baron wich vor Erstaunen zurück; dann aber verbeugte er sich bald mit tiefer Ehrfurcht.

»Wie!« rief er, »Ihr hier, hoher Herr, Ihr in dieser dürftigen Stube, Ihr auf diesem elenden Bett, Ihr sucht und wählt den zukünftigen General, das heißt Euren Nachfolger?«

»Kümmert Euch nicht um das, mein Herr, erfüllt geschwinde die Hauptbedingung, die Bedingung, dem Orden ein Geheimnis von solcher Wichtigkeit zu liefern, daß einer der größten Höfe Europas durch Eure Vermittlung dem Orden auf immer lehenbar wird. Nun! habt Ihr dieses Geheimnis, wie Ihr es in Eurem an den großen Rat gerichteten Gesuch zu haben versprochen?«

»Hoher Herr . . . «

»Gehen wir der Ordnung nach zu Werke, Ihr seid wohl der Baron von Wostpur?«

»Ja, hoher Herr.«

»Dieser Brief ist von Euch.«

Der Jesuitengeneral zog ein Papier aus seinem Bündel und reichte es dem Baron.

Der Baron warf einen Blick darauf und antwortete mit einem bejahenden Zeichen:

»Ja, hoher Herr, dieser Brief ist von mir.«

»Und Ihr könnt mir die von dem Geheimschreiber des großen Rats gegebene Antwort zeigen.«

»Hier ist sie, hoher Herr.«

Der Baron reichte dem Franziskaner einen Brief mit der einfachen Adresse:

»An Seine Excellenz, den Baron von Wostpur.«

Und nur folgenden Satz enthaltend:

»Vom 15. bis zum 22. Mai in Fontaineblou im Gasthaus zum schönen Pfauen.«

A. M. D. G. ⁶

»Gut,« sagte der Franziskaner, »das ist in Ordnung . . . spricht nun.«

»Ich habe ein Armeecorps von fünfzig tausend Mann; alle Offiziere sind gewonnen. Ich lagere an der Donau und kann in vier Tagen den Kaiser, der, wie Ihr wisst, den Fortschritten unseres Ordens entgegen ist, vom Throne stürzen und denjenigen von den Prinzen seiner Familie an seine Stelle setzen, welchen der Orden immer bezeichnen wird.«

Der Franziskaner hörte, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

»Das ist Alles?« fragte er.

»Es liegt eine europäische Revolution in meinem Plan,« sagte der Baron.

»Es ist gut, Herr von Wostpur, Ihr werdet die Antwort erhalten; kehrt in Eure Wohnung zurück und seid in einer Viertelstunde abgereist.«

Der Baron entfernte sich rückwärts gehend und so unterwürfig, als ob er von dem Kaiser Abschied genommen, den er verraten

wollte.

»Das ist kein Geheimnis,« murmelte der Franziskaner, »das ist ein Komplott.«

»Überdies,« fügte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, bei, »überdies hängt die Zukunft Europas heute nicht mehr von dem Hause Österreich ab.«

Und mit einem Rotstift, den er in der Hand hielt, strich er den Namen des Baron von Wostpur von der Liste.

»Nun zum Kardinal,« sagte er, »von Seiten Spaniens müssen wir etwas Wichtigeres bekommen.«

Hierauf schlug er die Augen auf und erblickte den Beichtiger, der, botmäßig wie ein Schüler, auf seine Befehle wartete.

»Ah! ah!« sagte er, als er diese Botmäßigkeit wahrnahm, »Ihr habt mit dem Wirt gesprochen.«

»Ja, hoher Herr, und mit dem Arzt.«

»Mit Grisart?«

»Ja.«

»Er ist also hier.«

»Er wartet mit dem versprochenen Trank.«

»Gut! wenn ich seiner bedarf, werde ich ihn rufen; nicht wahr, Ihr begreift nun, wie wichtig meine Beichte ist?«

»Ja, hoher Herr.«

»So holt mir den spanischen Kardinal Herebia. Beeilt Euch; nun werdet Ihr diesmal, da Ihr wisst, um was es sich handelt, bei mir bleiben, denn ich fühle Schwächen.«

»Soll ich den Arzt rufen?«

»Noch nicht, noch nicht . . . nur den spanischen Kardinal . . . geht.«

Fünf Minuten nachher trat der Kardinal, bleich und unruhig, in das kleine Zimmer ein.

»Ich erfahre, hoher Herr . . . « stammelte er.

»Zur Sache,« sprach der Franziskaner mit einer matten Stimme.

Und er zeigte dem Kardinal einen Brief, den dieser an den großen Rat geschrieben.

»Ist das Eure Schrift?« fragte er.

»Ja, aber . . . «

»Und Eure Berufung.«

Der Kardinal zögerte zu antworten. Sein Purpur empörte sich gegen den ungeschlachten Ton des armen Franziskaners.

Der Sterbende streckte seine Hand aus und zeigte den Ring.

Der Ring brachte seine Wirkung hervor. »Geschwinde, geschwinde, das Geheimnis!« sagte der Franziskaner, der sich auf seinen Beichtiger stützte.

»**Coram, isti?**« fragte der Kardinal unruhig.

»Sprecht Spanisch,« erwiderte der Franziskaner, mit der größten Aufmerksamkeit horchend.

»Ihr wisst,« sagte der Kardinal, der die Unterredung in castilianischer Sprache fortsetzte: »Ihr wisst, daß die Bedingung der Heirat der Infantin mit dem König von Frankreich eine völlige Verzichtleistung auf die Rechte der genannten Infantin ist, wie auch vom König Ludwig auf jede Apanage der Krone Spanien.«

Der Franziskaner machte ein bejahendes Zeichen.

»Hieraus geht hervor,« fuhr der Kardinal fort, daß der Frieden und die Allianz zwischen den zwei Königreichen von der Beobachtung dieser Klausel des Vertrags abhängen.«

Dasselbe Zeichen des Franziskaners.

»Nicht nur Spanien und Frankreich, sondern auch ganz Europa würden durch die Treulosigkeit von einer der Parteien erschüttert,« sagte der Kardinal.

Neue Kopfbewegung des Kranken.

»Daraus folgt,« sprach der Redner, »daß derjenige, welcher die Ereignisse vorhersehen und als gewiß das geben könnte, was immer nur eine Wolke im Geist des Menschen ist, nämlich die Idee des zukünftigen Guten oder Bösen, die Welt vor einer ungeheuern Katastrophe bewahren oder zum Nutzen des Ordens das im Gehirn desjenigen, welcher es vorbereitet, erratene Geheimnis wenden würde.«

»**Pronto! pronto!**« murmelte der Franziskaner, der erbleichte und sich auf den Beichtiger neigte.

Der Kardinal näherte sich dem Ohr des Franziskaners und sprach:

»Nun denn, hoher Herr, ich weiß, daß der König von Frankreich beschlossen hat, daß beim ersten Vorwand, einem Tod, zum Beispiel, sei es der des Königs von Spanien, sei es der eines Bruders der Infantin, Frankreich, mit den Waffen in der Hand, die Erbschaft in Anspruch nehmen soll und ich habe völlig vorbereitet den für diese Gelegenheit von Ludwig XIV. festgestellten Plan.«

»Der Plan?« fragte der Franziskaner.

»Hier ist er.«

»Von welcher Hand ist er geschrieben?«

»Von der meinigen.«

»Habt Ihr mir nichts mehr zu sagen?«

»Ich glaube viel gesagt zu haben, hoher Herr,« antwortete der Kardinal.

»Es ist wahr, Ihr habt dem Orden einen großen Dienst geleistet. Doch wie habt Ihr Euch die Einzelheiten verschafft, mit deren Hilfe Ihr diesen Plan aufgebaut?«

»Ich habe in meinem Sold niedrige Diener des Königs von Frankreich, und von diesen erhalte ich alle vom Kamin verschonte Papiere, von denen man einen unangenehmen Gebrauch machen könnte.«

»Das ist geistreich;« murmelte der Franziskaner, indem er zu lächeln suchte; »Herr Kardinal, Ihr werdet in einer Viertelstunde aus diesem Gasthof abreisen; die Antwort soll Euch zukommen, geht.«

Der Kardinal entfernte sich.

»Ruft mir Grisart, und holt den Venezianer Marini,« sagte der Kranke.

Während der Beichtiger gehorchte, machte der Franziskaner, statt den Namen des Kardinals zu durchstreichen, wie er es mit dem des Barons getan hatte, ein Kreuz neben diesen Namen.

Dann fiel er, erschöpft durch die Anstrengung, auf sein Bett zurück und murmelte den Namen von Grisart.

Als er wieder zu sich kam, hatte er die Hälfte von einem Trank getrunken, dessen Rest in einem Glase blieb, und er wurde vom Arzt unterstützt, während der Venezianer und der Beichtiger an der Türe standen.

Der Venezianer hatte dieselben Förmlichkeiten

durchzumachen, wie seine beiden Mitbewerber; er zögerte wie sie beim Anblick der zwei Fremden und enthüllte, beruhigt durch den Befehl des Kardinals, daß der Papst, erschrocken, über die Macht des Ordens auf eine allgemeine Vertreibung der Jesuiten bedacht sei, und die Höfe Europas bearbeite, um ihre Hilfe zu erlangen. Er bezeichnete die Beihelfer des Papstes, seine Tätigkeitsmittel, und nannte den Ort im Archipel, wohin durch einen Handstreich zwei Kardinäle, Adepten vom elften Jahre und folglich hohe Häupter, mit zweiunddreißig von den Hauptaffiliirten von Rom deportiert werden sollten.

Der Franziskaner dankte dem Signor Marini, Die Anzeige des päpstlichen Planes war kein kleiner Dienst, der Gesellschaft geleistet.

Wonach der Venezianer den Befehl erhielt, in einer Viertelstunde abzureisen. Und er ging strahlend weg, als hätte er schon den Ring, die Insignien des Oberbefehls der Gesellschaft.

Während er sich aber entfernte, murmelte der Franziskaner auf seinem Bett:

»Alle diese Leute sind Spionen oder Sbirren, nicht einer ist General; alle haben ein Komplott entdeckt, nicht einer ein Geheimnis. Nicht mit dem Ruin, mit dem Krieg, mit der Gewalt, muß die Gesellschaft Jesu herrschen, sondern mit dem geheimnisvollen Einfluß, den eine moralische Überlegenheit verleiht. Nein, der Mann ist nicht gefunden, und zum größten Unglück schlägt mich Gott und ich sterbe. Oh! soll die Gesellschaft mit mir in Ermangelung einer Stütze fallen? soll der Tod, den ich erwarte, mit mir die Zukunft des Ordens verschlingen? Diese Zukunft, welche zehn Jahre meines Lebens verewigt hätte, denn sie öffnet sich strahlend und glänzend, diese Zukunft, mit der Regierung des neuen Königs.«

Diese Worte halb gedacht, halb ausgesprochen, hörte der gute Jesuit mit Schrecken, wie man die ausschweifenden Reden eines Fieberkranken hört, während Grisart, ein erhabener Geist, sie wie Offenbarungen einer unbekanntten Welt verschlang, zu der sein Blick sich tauchte, ohne daß sie seine Hand erreichen konnte.

Plötzlich erhob sich der Franziskaner und sprach:

»Machen wir ein Ende . . . der Tod erfaßt mich. Oh! vorhin starb

ich ruhig . . . ich hoffte . . . nun falle ich in Verzweiflung, wenn nicht in denjenigen, welche noch übrig sind . . . Grisart, Grisart, macht, daß ich noch eine Stunde lebe!«

Grisart näherte sich dem Kranken und ließ ihn einige Tropfen schlucken, nicht von dem Trank, der im Glase war, sondern vom Inhalt eines Fläschchens, das er bei sich trug.

»Ruft den Schotten!« sagte der Franziskaner; »ruft den Kaufmann aus Bremen! Ruft! ruft! Jesus! ich sterbe! Jesus! ich erstickel!«

Der Beichtiger eilte weg, um Hilfe zu holen, als hätte es eine Macht gegeben, welche die Hand des Todes, die sich auf den Sterbenden niederlegte, aufzuheben im Stande gewesen wäre; doch auf der Türschwelle traf er Aramis, der einen Finger auf den Lippen, wie die Statue von Harpokrates, dem Gott des Schweigens, ihn mit dem Blick bis in den Hintergrund des Zimmers zurückwies.

Der Arzt und der Beichtiger taten jedoch, nachdem sie sich mit den Augen beraten, einen Schritt, um Aramis zu entfernen. Doch mit zwei Kreuzeszeichen, die er jedes auf eine andere Art machte, fesselte Aramis Beide an ihren Platz.

»Ein Haupt,« murmelten Beide.

Aramis schritt langsam in dem Zimmer vor, wo der Sterbende gegen die ersten Angriffe des Todes kämpfte.

Der Franziskaner aber, brachte nun das Elixier seine Wirkung hervor, oder verlieh ihm die Erscheinung von Aramis Kräfte, machte eine Bewegung und richtete sich, das Auge glühend, den Mund halb geöffnet, die Haare feucht vom Schweiß, in seinem Bette auf.

Aramis fühlte, daß die Luft in diesem Zimmer erstickend war; alle Fenster waren geschlossen; Feuer brannte im Kamin; zwei Kerzen von gelbem Wachs verbreiteten sich schmelzend auf messigen Leuchtern und erwärmten noch mehr die Atmosphäre mit ihrem dicken Dunst.

Aramis öffnete das Fenster, heftete auf den Sterbenden einen Blick voll Verstand und Ehrfurcht, und sprach:

»Hoher Herr, ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich so komme, ohne daß Ihr mich gerufen habt, doch Euer Zustand erschreckt

mich, und ich dachte, Ihr könntet tot sein, ehe Ihr mich gesehen, denn ich komme erst als der Sechste auf Eurer Liste.«

Der Sterbende bebte und schaute seine Liste an.

»Ihr seid also derjenige, welchen man früher Aramis und sodann den Chevalier d'Herblay nannte. Ihr seid also der Bischof von Vannes?«

»Ja, hoher Herr.«

»Ich kenne Euch, ich habe Euch gesehen.«

»Beim letzten Jubiläum haben wir uns beim heiligen Vater zusammengefunden.«

»Oh! ja, es ist wahr, ich erinnere mich; und Ihr stellt Euch in die Reihe?«

»Hoher Herr, ich habe sagen hören, es sei für den Orden Bedürfnis, in den Besitz eines großen Staatsgeheimnisses zu gelangen, und da ich weiß, daß Ihr aus Bescheidenheit zum Voraus auf Eure Funktionen zu Gunsten desjenigen verzichtet habt, der dieses Geheimnis bringen würde, so schrieb ich, ich sei bereit zu concurriren, da ich allein ein Geheimnis, besitze, das ich für wichtig halte.«

»Sprecht,« erwiderte der Franziskaner, »ich bin bereit, Euch zuzuhören, und die Wichtigkeit dieses Geheimnisses zu beurteilen.«

»Hoher Herr, ein Geheimnis; von dem Wert desjenigen, welches ich Euch anzuvertrauen die Ehre haben werde, spricht sich nicht mit dem Wort aus. Jeder Gedanke, der einmal über den Rand des Geistes gegangen ist und sich durch irgend eine Kundgebung verbreitet hat, gehört nicht einmal mehr demjenigen, der ihn erzeugt. Das Wort kann von einem aufmerksamen und feindseligen Ohr aufgefaßt werden; man darf es also nicht auf den Zufall ausstreuen, denn sonst heißt das Geheimnis kein Geheimnis mehr.«

»Wie gedenkt Ihr mir denn Euer Geheimnis mitzuteilen?« fragte der Franziskaner.

Aramis hieß mit einem Zeichen einer Hand den Arzt und den Beichtiger sich entfernen, und reichte mit der andern dem Franziskaner ein Papier, das ein doppelter Umschlag bedeckte.

»Und die Schrift?« fragte der Franziskaner, »sprecht, ist sie

nicht noch gefährlicher, als das Wort?«

»Nein, hoher Herr,« antwortete Aramis, »denn Ihr findet in diesem Umschlag Charaktere, die Ihr und ich allein verstehen können.«

Der Franziskaner schaute Aramis mit immer mehr wachsendem Erstaunen an.

»Es ist die Chiffre,« fuhr Aramis fort, »die Ihr im Jahr 5665 hattet, und die Euer Schreiber allein, Juan Jujan, wenn er wieder auf die Welt käme, zu dechiffrieren vermöchte.«

»Ihr kanntet also diese Chiffre?«

»Ich hatte sie ihm gegeben.«

Und mit einer Grazie voll Ehrfurcht sich verbeugend, schritt Aramis auf die Türe zu, als ob er hinausgehen wollte.

Doch eine Gebärde des Franziskaners, begleitet von einem Ruf, hielt ihn zurück.

»Jesus!« sagte er, »*ecce homo!*«

Dann, nachdem er das Papier noch einmal gelesen, rief er:

»Kommt, geschwinde, kommt!«

Aramis näherte sich dem Franziskaner mit dem selben ruhigen Gesicht und derselben ehrfurchtsvollen Miene.

Der Franziskaner verbrannte mit ausgestrecktem Arm an einer Kerze das Papier, das ihm Aramis zugestellt hatte.

Dann nahm er Aramis bei der Hand, zog ihn zu sich und fragte:

»Wie und durch wen habt Ihr ein solches Geheimnis erfahren können?«

»Durch Frau von Chevreuse, die intime Freundin, die Vertraute der Königin.«

»Und Frau von Chevreuse . . . «

»Sie ist tot.«

»Und Andere, Andere wussten . . . «

»Nur ein Mann und eine Frau aus dem Volk.«

»Wer waren diese?«

»Diejenigen, welche ihn aufgezogen.«

»Was ist aus ihnen geworden?«

»Auch tot . . . dieses Geheimnis brennt wie das Feuer.«

»Und Ihr seid am Leben geblieben?«

»Kein Mensch weiß, daß ich es kenne . . . «
»Seit wie lange seid Ihr im Besitz dieses Geheimnisses?«
»Seit fünfzehn Jahren.«
»Und Ihr habt es bewahrt?«
»Ich wollte leben.«
»Und ihr gebt es dem Orden ohne ehrgeiziges Trachten, ohne Gegendienst.«
»Ich gebe es dem Orden in ehrgeiziger Absicht, kein Gegendienst,« sprach Aramis, »denn wenn Ihr am Leben bleibt, hoher Herr, werdet Ihr nun, da Ihr mich kennt, aus mir machen, was ich sein kann, was ich sein muß.«
»Und da ich sterbe,« rief der Franziskaner, »so mache ich aus Die meinen Nachfolger . . . Nimm . . . «



Und er riß den Ring von seiner Hand und steckte ihn an den

Finger von Aramis.

Dann wandte er sich an die zwei Zuschauer dieser Szene und sprach:

»Seid Zeugen und bezeugt bei Gelegenheit, daß ich krank am Körper, aber gesund am Geist, frei und freiwillig, diesen Ring, das Zeichen der Allmacht, Monseigneur d'Herblay, Bischof von Vannes übergeben, den ich zu meinem Nachfolger ernenne, und vor dem ich, ein demütiger Sünder, bereit vor Gott zu erscheinen, mich als der Erste verbeuge, um Allen das Beispiel zu geben.«

Und der Franziskaner verbeugte sich wirklich, während der Jesuit und der Arzt auf die Knie fielen.

Aramis, während er bleicher wurde, als der Sterbende selbst, heftete seinen Blick auf alle Mitglieder dieser Szene. Der befriedigte Ehrgeiz floß mit seinem Blut nach seinem Herzen.

»Beeilen wir uns,« sagte der Franziskaner; »was ich hier zu tun hatte, drängt mich, verzehrt mich. Ich werde es nie erreichen.«

»Ich werde es tun,« sprach Aramis.

»Es ist gut,« sagte der Franziskaner.

Dann sich an den Jesuiten und an den Arzt wendend:

»Laßt uns allein.«

Beide gehorchten.

»Mit diesem Zeichen,« sprach er, »seid Ihr der Manu, dessen es bedarf, um die Erde umzuwälzen, mit diesem Zeichen werdet Ihr niederstürzen, mit diesem Zeichen werdet Ihr aufbauen: **In hoc signo vinces.**«

»Schließt die Türe,« sagte der Franziskaner zu Aramis.

Aramis schob die Riegel vor und kehrte zu dem Franziskaner zurück.

»Der Papst hat gegen den Orden konspiriert,« sagte der Franziskaner, »der Papst muß sterben.«

»Er wird sterben,« erwiderte Aramis ruhig.

»Man ist siebenmal hunderttausend Livres einem Kaufmann in Bremen, Namens Donstett, schuldig, der hierher gekommen ist, um die Garantie meiner Unterschrift zu holen.«

»Er wird bezahlt werden,« sagte Aramis.

»Sieben Malteser Ritter, deren Namen Ihr hier findet, haben

durch die Schwatzhaftigkeit eines Affiliirten vom elften Jahr die drei Geheimnisse erfahren; man muß wissen was diese Menschen mit dem Geheimnis gemacht haben, sich desselben wieder bemächtigen und es vertilgen.«

»Es soll geschehen.«

»Drei gefährliche Affiliirte müssen nach Tibet geschickt werden, um dort zu sterben; sie sind verurteilt, hier sind ihre Namen.«

»Ich werde den Spruch vollziehen lassen.«

»Dann Ist eine Dame in Antwerpen, eine Großnichte von Ravailac; sie hat gewisse Papiere, welche den Orden in ihren Händen kompromittieren. Es wird der Familie seit einundfünfzig Jahren eine Pension von hunderttausend Livres bezahlt . . . die Pension ist drückend, der Orden ist nicht reich. Die Papiere für eine Geldsumme, einmal gegeben, abkaufen oder im Fall der Weigerung die Pension, ohne sich zu gefährden, unterdrücken.«

»Ich werde hierfür sorgen.«



»Ein Schiff, das von Lima kam, mußte in der vorigen Woche im Hasen von Lissabon einlaufen; es ist scheinbar mit Chocolate, in Wirklichkeit mit Gold befrachtet. Jede Goldstange ist unter einer Lage Chocolate verborgen. Dieses Schiff gehört dem Orden, und ist siebzehn Millionen Livres wert. Ihr werdet es reklamieren lassen. Hier sind die Ladungsbriefe.«

»In welchen Hafen soll ich es kommen lassen?«

»Nach Bayonne.«

»Treten keine widrigen Winde ein, so wird es binnen drei Wochen dort sein. Ist dies Alles?«

Der Franziskaner machte mit dem Kopf ein bejahendes Zeichen, denn er konnte nicht mehr sprechen, das Blut beströmte seine Kehle und seinen Kopf und schoß aus dem Mund, aus den Nasenlöchern, aus den Augen hervor. Der Unglückliche hatte nur noch Zeit, Aramis die Hand zu drücken, und fiel ganz krampfhaft zusammengezogen von seinem Bett auf den Boden.

Aramis legte ihm seine Hand aufs Herz; das Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Indem er sich bückte, bemerkte er, daß ein Bruchstück von dem Papiere, das er dem Franziskaner übergeben, den Flammen entgangen war.

Er hob es auf und verbrannte es bis auf das letzte Atom.

Dann sich des Arztes und des Beichtigers erinnernd, sagte er zu dem letzteren:

»Euer Beichtender ist bei Gott; es bedarf für ihn nur noch der Gebete und der Totenbestattung. Bereitet Alles für ein einfaches Begräbnis, und so, wie es sich für einen armen Mönch geziemt. Geht.«

Der Jesuit ging hinaus.

Dann sich gegen den Arzt umwendend, dessen bleiches, ängstliches Gesicht er wahrnahm, sagte er leise:

»Herr Grisart, leert dieses Glas aus und reinigt es; es ist darin noch zu viel von dem übrig, was Euch der große Rat darein zu tun befohlen hat,«

Betäubt, gelähmt, vernichtet, wäre Grisart beinahe rücklings niedergestürzt.

Aramis zuckte die Achseln als Zeichen des Mitleids, nahm das

Glas und goß den Inhalt in die Asche des Kamins.
Dann entfernte er sich mit den Papieren des Tobten.

XI.

Sendung.

Am andern Tag oder vielmehr an demselben Tag, denn die von uns erzählten Ereignisse nahmen ihr Ende erst um drei Uhr Morgens vor dem Frühstück, und da der König sich mit den zwei Königinnen nach der Messe begab, da Monsieur mit dem Chevalier von Lorraine und einigen andern Günstlingen zu Pferde stieg, um nach dem Flusse zu reiten und sich mit einem der berühmten Bäder zu erquicken, in welche die Damen so verliebt waren, da endlich nur noch diejenigen im Schloß waren, welche unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit nicht ausgehen wollten, sah man, oder sah man vielmehr nicht, Montalais, La Vallière nach sich ziehend, die sich so gut als möglich verbarg, aus dem Zimmer der Ehrenfräulein schlüpfen, und beide gelangten, durch den Garten huschend und beständig umherschauend, zu den rautenförmig gepflanzten Baumgruppen.

Das Wetter war trübe, ein glühender Wind beugte die Blumen und Gesträuche; der brennende Staub stieg, von den Wagen emporgetrieben, in Wirbeln zu den Bäumen auf.

Montalais, die auf dem ganzen Marsch die Funktionen eines geschickten Kundschafters versehen hatte, machte noch einige Schritte, wandte sich sofort um, um sich zu versichern, daß kein Mensch horchte oder kam, und sagte dann:

»Oh! Gott sei Dank, wir sind ganz allein. Seit gestern spioniert hier alle Welt, und bildet einen Kreis um uns, als ob wir pestkrank wären.«

La Vallière ließ den Kopf sinken und stieß einen Seufzer aus.

»Das ist unerhört,« fuhr Montalais fort, »von Herrn Malicorne bis auf Herrn von Saint-Aignan will Jedermann unser Geheimnis erhaschen. Sprich, Louise, erinnern wir uns ein wenig, damit ich weiß, an wen wir uns zu halten haben.«

La Vallière schlug ihre schönen Augen so rein und so tief wie das Azur eines Frühlingshimmels zu ihrer Gefährtin auf und erwiderte:

»Und ich, ich frage Dich, warum wir zu Madame berufen worden sind, warum wir bei ihr geschlafen haben, statt wie gewöhnlich in unserem Zimmer zu schlafen; warum Du spät nach Hause zurückgekehrt bist und woher die Überwachungsmaßregeln rühren, die man diesen Morgen in Beziehung auf uns getroffen hat.«

»Meine liebe Louise, Du erwidert meine Frage durch eine Frage, oder vielmehr durch zehn Fragen, was nicht antworten heißt, und da dies Dinge von geringerer Bedeutung sind, so kannst Du warten. Was ich dich frage, denn Alles wird hiervon ausgehen, ist, ob ein Geheimnis obwaltet, oder ob keines obwaltet.«

»Ich weiß nicht, ob ein Geheimnis obwaltet,« sagte La Vallière, »aber was ich meines Theils weiß, ist, daß eine Unklugheit stattgefunden hat; seit meinem albernen Wort und meiner noch viel albernen Ohnmacht von gestern, macht Jeder hier seine Kommentare über uns.«

»Sprich für Dich,« sagte Montalais lachend, »für Dich und Tonnay-Charente, die Ihr jede gestern Eure Erklärungen den Wolken gemacht habt, Erklärungen, welche leider aufgefangen worden sind.«

La Vallière neigte das Haupt.

»In der Tat, Du beugst mich nieder,« sprach sie.

»Ich?«

»Ja, diese Scherze töten mich.«

»Höre, höre, Louise. Das sind keine Scherze . . . es kann im Gegenteil nichts ernster sein. Ich habe, Dich nicht aus dem Schloß fortgezogen, ich habe nicht die Messe versäumt, ich habe nicht eine Migräne vorgeschützt, wie Madame, eine Migräne, welche Madame eben so wenig hatte, als ich; ich habe endlich nicht zehnmal mehr Diplomatie entwickelt, als Herr Colbert von Herrn von Mazarin geerbt und Herrn Fouquet gegenüber zur Anwendung gebracht hat, um Dir meine Schmerzen zu erzählen, einzig und allein zu dem Ende, daß Du, wenn wir allein sind, wenn uns Niemand hört, die Feine gegen mich spielst. Nein, nein, glaube mir, wenn ich Dich befrage, geschieht es nicht bloß aus Neugierde, sondern weil die Lage der Dinge wirklich kritisch ist.

Man weiß, was Du gestern gesagt hast, man schwatzt über diesen Gegenstand. Jeder schmückt die Sache, so gut er kann, mit den Blumen seiner Phantasie aus; Du hast diese Nacht die Ehre gehabt, und hast noch diesen Morgen die Ehre, meine Liebe, den ganzen Hof zu beschäftigen, und die Zahl der zärtlichen und geistreichen Dinge, die man Dir in den Mund legt, würden Fräulein von Scudéry und ihren Bruder vor Ärger bersten machen, wenn sie ihnen getreulich berichtet würden.

»Ei! meine gute Montalais,« erwiderte das arme Kind, »Du weißt besser, als irgend Jemand, was ich gesagt habe, da ich es in Deiner Gegenwart sagte.«

»Ja, ich weiß es. Mein Gott! das ist nicht die Frage. Ich habe nicht ein Wort von dem vergessen, was Du gesprochen; doch dachtest Du auch, was Du sagtest?«

Louise wurde unruhig.

»Abermals Fragen!« rief sie; »mein Gott! wie kommt es, daß, während ich Alles in der Welt gäbe, um zu vergessen, was ich gesagt habe, Jeder sich verschwört, um mich daran zu erinnern. Oh! es ist abscheulich!«

»Was denn?«

»Eine Freundin zu haben, die mich verschonen mußte, die mir raten, mich durch ihre Hülse retten könnte, und mich umbringt, ermordet!«

»La! la! sieh, nachdem Du zu wenig gesprochen, sprichst Du nun zu viel. Niemand denkt daran, Dich umzubringen, nicht einmal, Dir Dein Geheimnis zu stehlen; man will es freiwillig und auf keine andere Art bekommen; denn es handelt sich nicht allein um Deine Angelegenheiten, sondern auch um die unsrigen; und Tonnay-Charente würde es Dir sagen, wie ich, wenn sie da wäre: denn gestern Abend bat sie mich um eine Unterredung in unserem Zimmer, und ich begab mich dahin nach den Manicamp'schen und Malicornschen Unterredungen; da erfahre ich bei meiner allerdings etwas verspäteten Rückkehr, Madame habe die Ehrenfräulein sequestrirt, und wir schlafen bei ihr, statt in unserer Wohnung zu schlafen. Madame hat aber die Ehrenfräulein sequestrirt, damit ihnen keine Zeit bleibe, sich zu erinnern und mit einander zu bereden, und diesen Morgen hat sie

sich mit Tonnay-Charente in derselben Absicht eingeschlossen. Sage mir nun, meine liebe Freundin, wie weit wir auf Dich rechnen können, wenn wir Dir sagen werden, wie weit Du auf uns rechnen kannst.«

»Ich verstehe die Frage nicht ganz, die Du an mich richtest,« erwiderte Louise sehr aufgeregt.

»Hm! Du siehst mir im Gegenteil aus, als ob Du sie sehr gut verständest. Doch ich will meine Fragen genauer stellen, damit Dir nicht das Mittel der geringsten Ausflucht bleibt. Höre mich also:

»*Liebst Du Herrn von Bragelonne?* Ist das nicht klar?«

Bei dieser Frage, welche wie das erste Wurfgeschöß einer Belagerungsarmee in einen belagerten Platz fiel, machte Louise eine Bewegung und rief:

»Ob ich Raoul liebe! meinen Freund aus der Kindheit, meinen Bruder!«

»Nein! nein! Da entschlüpfst Du mir abermals, oder Du willst mir vielmehr entschlüpfen. Ich frage Dich nicht, ob Du Raoul, Deinen Freund aus der Kindheit, Deinen Bruder liebst, ich frage Dich, ob Du den Herrn Vicomte von Bragelonne, Deinen Bräutigam, liebst?«

»Oh! mein Gott! meine Liebe, welche Strenge im Wort!«

»Keine Gnade . . . ich bin nicht mehr, nicht welliger streng, als gewöhnlich; ich richte eine Frage an Dich, antworte auf diese Frage.«

»Gewiß,« erwiderte Louise mit erstickter Stimme, »Du sprichst nicht als Freundin mit mir, doch ich werde Dir als aufrichtige Freundin antworten.«

»Wohl! ich habe ein Herz voll Skrupel und lächerlichen Stolzes in Beziehung auf Alles das, was eine Frau geheim halten soll, und nie hat Jemand in dieser Hinsicht im Grunde meines Herzens gelesen.«

»Ich weiß es wohl, wenn ich darin gelesen hätte, so würde ich Dich nicht befragen, ich würde einfach zu Dir sagen: Meine gute Louise, Du hast das Glück, Herrn von Bragelonne zu kennen, der ein artiger Junge und eine vortheilhafte Partie für ein Mädchen ohne Vermögen ist. Herr de la Fère wird seinem Sohn so etwa

fünfzehntausend Livres Rente hinterlassen. Du wirst also als Frau dieses Sohnes dereinst fünfzehntausend Livres Einkommen haben; das ist vortrefflich. Gehe also weder rechts, noch links, gehe vielmehr gerade auf Herrn von Bragelonne, das heißt, auf den Altar zu, an den er Dich führen soll. Hernach, nun! Hernach wirst Du, je nach seinem Charakter, emanzipiert oder Sklavin sein, Du wirst nämlich das Recht haben, alle Albernheiten zu begehen, welche zu freie oder zu sehr geknechtete Leute begehen; das ist es, meine liebe Louise, was ich vor Allem sagen würde, wenn ich im Grund Deines Herzens gelesen hätte.«

»Und ich würde Dir dafür danken,« stammelte Louise, »obgleich mir der Rat nicht ganz gut scheint.«

»Warte, warte . . . Sogleich, nachdem ich ihn Dir gegeben, würde ich beifügen: Louise, es ist gefährlich ganze Tage, den Kopf auf die Bücher gesenkt, die Hände trüg, die Augen umherirrend, zuzubringen; es ist gefährlich, die düsteren Alleen zu suchen und nicht mehr zu lächeln bei den Unterhaltungen, welche alle Herzen junger Mädchen erschließen. Es ist gefährlich, Louise, mit der Fußspitze, wie Du es auf dem Sand getan, Buchstaben zu schreiben, die Du immerhin verwischen magst, sie werden dennoch unter der Ferse erscheinen, besonders wenn diese Buchstaben mehr einem **L** als einem **B** gleichen; es ist unendlich gefährlich, sich tausend bizarre Phantasien, Früchte der Einsamkeit und der Migräne, in den Kopf zu setzen; diese Phantasien höhlen die Wangen eines armen Mädchens aus, während sie zugleich sein Gehirn austrocknen: so daß man bei solchen Gelegenheiten nicht selten die angenehmste Person der Welt die verdrießlichste, die geistreichste Person die albernste werden sieht.«

»Ich danke, meine liebe Freundin, erwiderte La Vallière mit sanftem Ton, »es liegt in Deinem Charakter, daß Du so mit mir sprichst, und ich danke Dir, daß Du Deinem Charakter gemäß redest.«

»Spreche ich so für die hohlen Träume? Nimm von meinen Worten, was Du davon nehmen zu müssen glaubst. Höre, es fällt mir da ein Märchen von einem melancholischen Mädchen ein . . . Herr Dangeau hat mir das einst erklärt, Melancholie ist aus zwei griechischen Wörtern zusammengesetzt, von denen eines

schwarz und das andere Galle bedeutet. Ich träumte also von dieser jungen Person, welche an schwarzer Galle starb weil sie sich eingebildet, der Prinz, der König oder der Kaiser . . . meiner Treue, gleichviel wer, bete sie an, während der Prinz, der König oder der Kaiser, wie Du willst, sichtbar anderswo liebte, und was sonderbar ist, und was sie nicht bemerkte, indes es Jedermann um sie her bemerkte, sie nur zum Liebesdeckmantel nahm. Nicht wahr, Du. lachst, wie ich, über diese arme Närrin?«

»Ich lache,« stammelte Louise, bleich wie eine Tote, »ja, gewiß lache ich.«

»Und Du hast Recht, denn die Sache ist belustigend. Die Geschichte, oder das Märchen, wie Du willst, hat mir gefallen, deshalb habe ich es im Kopf behalten und erzähle es Dir. Du kannst Dir denken, meine liebe Louise, welche Verheerungen in Deinem Gehirne eine Melancholie dieser Art anrichten würde. Ich, was mich betrifft, habe beschlossen. Dir die Sache zu erzählen; denn wenn die Sache einer von uns begegnen würde, so müßte sie sehr von folgender Wahrheit überzeugt sein: Heute ist es ein Köder, morgen wird es ein Hohn; übermorgen wird es dir Tod sein.«

La Vallière bebte und erbleichte, wenn es möglich, noch mehr.

»Kümmert sich ein König um uns,« fuhr Montalais fort, »so läßt er es uns wohl sehen, und sind wir das Gut, nachdem er begehrt, so weiß er sich sein Gut zu verschaffen. Du siehst also, meine liebe Louise, unter solchen Umständen müssen zwei junge Mädchen, wenn sie einer solchen Gefahr preisgegeben sind, sich jegliches Vertrauen schenken, damit die nicht melancholischen Herzen die überwachen, welche es werden können.«

»Stille! stille!« rief La Vallière, »man kommt.«

»Man kommt in der Tat,« sagte Montalais, doch wer kann kommen? es ist alle Welt mit dem König in der Messe oder mit Monsieur im Bad.«

Am Ende der Allee erblickten die Mädchen alsbald unter der grünen Arcade den anmutigen Gang und die reiche Statur eines jungen Mannes, der, seinen Degen unter dem Arm, den Mantel darüber, ganz gestiefelt und gespornt, sie von fern mit einem sanften Lächeln grüßte.

»Raoul!« rief Montalais.

»Herr von Bragelonne,« murmelte Louise.

»Hier kommt ein ganz natürlicher Ritter für unsern Streit,« sagte Montalais.

»Oh! Montalais! Montalais! habe Mitleid,« rief La Vallière, »sei nicht unerbittlich, nachdem Du grausam gewesen.«

Mit der ganzen Glut eines Gebetes ausgesprochen, verwischten diese Worte, auf dem Gesicht, wenn nicht im Herzen von Montalais jede Spur von Ironie.

»Oh! nun seid Ihr schön, wie Adonis, Herr von Bragelonne, und ganz bewaffnet und gestiefelt wie er,« rief sie Raoul zu.

»Meinen tausendfachen Respekt, mein Fräulein,« erwiderte Raoul, indem er sich verbeugte.

»Doch warum diese Stiefel?« fuhr Montalais fort, indes La Vallière, während sie Raoul mit einem Erstaunen, dem ihrer Freundin ähnlich, anschaute, doch ein Stillschweigen beobachtete.

»Warum?« fragte Raoul.

»Ja, das möchte ich wissen,« erwiderte Montalais.

»Weil ich abreise,« sprach Bragelonne, Louise anschauend.

La Vallière fühlte sich von einem abergläubischen Schrecken erfaßt und wankte.

»Ihr reist ab, Raoul!« rief sie, »und wohin geht Ihr?«

»Meine liebe Louise,« antwortete der junge Mann mit der ihm natürlichen Freundlichkeit, »ich gehe nach England.«

»Und was wollt Ihr in England machen?«

»Der König schickt mich dahin.«

»Der König!« riefen gleichzeitig Louise und Aure, welche unwillkürlich einen Blick wechselten, um sich einander an dir so 'eben unterbrochene Unterredung zu erinnern.

Diesen Blick faßte Raoul auf, aber er konnte ihn nicht begreifen.

Er schrieb ihn daher ganz natürlich der Teilnahme zu, welche die zwei Mädchen für ihn hegten.

»Seine Majestät,« sagte er, »hat die Gnade gehabt, sich zu erinnern, daß der Herr Graf de la Fère von König Karl II. wohl gelitten ist. Diesen Morgen beim Abgang zur Messe machte mir

der König, als er mich auf seinem Wege sah, ein Zeichen mit dem Kopf. Ich näherte mich Ihm. »Herr von Bragelonne,« sagte er zu mir, »Ihr werdet zu Herr Fouquet gehen, der von mir Briefe für den König von Großbritannien erhalten hat; diese Briefe werdet Ihr überbringen.«'

»Ich verbeugte mich.«

»Ah!« fügte er bei, »ehe Ihr abreiset, werdet Ihr wohl die Aufträge von Madame an den König, ihren Bruder, übernehmen.«

»Mein Gott!« flüsterte Louise, zugleich ganz zitternd und ganz nachdenkend.

»So schnell! Man befiehlt Euch, so schnell abzureisen,« sagte Montalais, wie gelähmt durch dieses seltsame Ereignis.

»Um denjenigen, welche man achtet, gut zu gehorchen, muß man rasch gehorchen,« erwiderte Raoul. »Zehn Minuten, nachdem ich den Befehl erhalten, war ich bereit. Benachrichtigt, schreibt Madame den Brief, mit dem ich von ihr beauftragt zu werden die Ehre habe. Mittlerweile, da ich von Fräulein Tonnay-Charente erfahren, Ihr müsst bei diesen Baumgruppen sein, ging ich hierher, und ich finde Euch Beide.«

»Und Beide ziemlich leidend, wie Ihr seht,« sagte Montalais, um Louise zu Hilfe zu kommen, deren Gesicht sich sichtbar veränderte.

»Leidend?« wiederholte Raoul, indem er mit einer zärtlichen Neugierde Louise de la Vallière die Hand drückte. »Oh! in der Tat, Eure Hand ist eiskalt.«

»Es ist nichts.«

»Nicht wahr, Louise, diese Kälte geht nicht bis zum Herzen?« fragte der junge Mann mit einem zarten Lächeln.

Louise erhob rasch das Haupt, als wäre diese Frage durch einen Verdacht eingegeben oder durch einen Gewissensbiß hervorgerufen worden.

»Oh! Ihr wisst,« sprach sie mit einer gewissen Anstrengung, »nie werde ich kalt gegen einen Freund, wie Ihr, sein, Herr von Bragelonne.«

»Ich danke, Louise. Ich kenne Euer Herz und Eure Seele, und weiß, daß man nicht nach der Berührung der Hand eine Zärtlichkeit wie die Eurige beurteilt. Louise, es ist Euch bekannt,

wie sehr ich Euch liebe, mit welchem Vertrauen ich Euch mein Leben gegeben habe; Ihr werdet mir also verzeihen, wenn ich ein wenig als Kind mit Euch spreche.«

»Sprecht, Herr Raoul,« sagte Louise ganz bebend, »ich höre Euch.«

»Ich kann mich nicht von Euch entfernen, indem ich eine, allerdings alberne Qual, die mir aber dennoch mein Innerstes zerreißt, mit mir fortnehme.«

»Ihr entfernt Euch also auf lange Zeit?« fragte La Vallière mit gepreßter Stimme, während Montalais den Kopf abwandte.

»Nein, und ich werde wahrscheinlich nicht vierzehn Tage abwesend sein.«

La Vallière drückte eine Hand auf ihr Herz, das dem Brechen nahe war.

»Es ist seltsam,« fuhr Raoul, das Mädchen schwermütig anschauend, fort; »oft habe ich Euch verlassen, um zu gefahrvollem Zusammentreffen zu gehen. Ich entfernte mich damals heiter, das Herz frei, den Geist ganz berauscht von zukünftigen Freuden, von zukünftigen Hoffnungen, und es handelte sich damals für mich darum, den Kugeln der Spanier oder den schweren Hellebarden der Wallonen zu trotzen, heute gehe ich ohne irgend eine Gefahr, ohne irgend eine Unruhe, um auf dem leichtesten Weg der Welt eine schöne Belohnung zu holen, die mir diese Gnade des Königs verspricht . . . ich werde vielleicht Euch erobern, denn welche kostbarere Gunst, als Euch, könnte mir der König bewilligen! Nun denn! Louise, ich weiß in der Tat nicht, wie das kommt, aber diese ganze Zukunft, dieses ganze Glück entflieht vor meinen Augen, wie leerer Rauch, wie ein chimrischer Traum, und ich habe hier im Grunde meines Herzens einen großen Kummer, eine unaussprechliche Niedergeschlagenheit, etwas Düsteres, Trges, Totes, wie ein Leichnam. Oh! Ich weiß wohl, warum, Louise; weil ich Euch nie so sehr geliebt habe, als in diesem Augenblick. Oh! mein Gott! mein Gott!«

Bei diesem letzten Ausruf, der aus einem gebrochenen Herzen hervorkam, zerfloß Louise in Tränen und warf sich in die Arme von Montalais.

Diese, welche jedoch nicht zu den Weichsten gehörte, fühlte ihre Augen feucht werden und ihr Herz sich in einem eisernen Ring zusammenpressen.

Raoul sah die Tränen seiner Braut. Sein Blick drang nicht, suchte nicht über ihre Tränen hinauszudringen. Er beugte ein Knie vor ihr und küßte ihr zärtlich die Hand.

»Steht auf! steht auf!« sagte Montalais, selbst dem Weinen nahe, »Athenais kommt zu uns.«

Raoul wischte sein Knie mit der Kehrseite seines Ärmels ab, lächelte noch einmal Louise zu, die ihn nicht einmal anschaute, und wandte sich, nachdem er Montalais innig die Hand gedrückt, um, um Fräulein von Tonnay-Charente zu begrüßen, deren seidenes Kleid man über den Sand der Allee hinstreifen zu hören anfang.

»Hat Madame ihren Brief beendet?« fragte er, als das Mädchen im Bereich seiner Stimme war.

»Ja, Herr Vicomte, der Brief ist beendet, gesiegelt, und Ihre Königliche Hoheit erwartet Euch.«

Bei diesem Wort nahm sich Raoul kaum die Zeit.

Athenais zu grüßen; er warf einen letzten Blick auf Louise, machte Montalais ein letztes Zeichen, und entfernte sich in der Richtung des Schlosses.

Doch während er sich entfernte, wandte er sich noch einmal um.

Am Ende der großen Allee mochte er sich immerhin umdrehen, er sah nichts mehr.

Die drei Mädchen hatten ihn ihrerseits mit sehr verschiedenartigen Gefühlen verschwinden sehen.

»Endlich,« sagte Athenais, die zuerst das Stillschweigen brach, »endlich sind wir allein, und haben volle Freiheit, über die große gestrige Angelegenheit zu plaudern, und uns über das Benehmen zu verständigen, das wir befolgen müssen. Wenn Ihr mir aber Aufmerksamkeit schenken wollt,« fuhr sie fort, während sie nach allen Seiten schaute, »so will ich Euch so kurz als möglich unsere Pflicht erklären, was ich darunter verstehe, und wenn Ihr mich nicht mit einem Wort begreift, den Willen von Madame.«

Und Fräulein von Tonnay-Charente legte einen Nachdruck auf

diese letzten Worte, daß ihren Freundinnen kein Zweifel über den offiziellen Charakter blieb, mit dem sie bekleidet war.

»Den Willen von Madame?« riefen zu gleicher Zeit Montalais und Louise.

»Ultimatum!« erwiderte Fräulein von Tonnay-Charente diplomatisch.

»Aber, mein Gott, Fräulein,« flüsterte La Vallière, »Madame weiß also . . . «

»Madame weiß mehr, als wir gesagt haben,« artikulierte Athenais ganz scharf. »Halten wir uns also gut, meine Fräulein.«

»Oh! ja,« sagte Montalais, »Ich höre auch mit allen meinen Ohren. Sprich, Athenais.«

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Louise ganz zitternd, »werde ich diesen grausamen Abend überleben?«

»Oh! erschreckt nicht so sehr,« sagte Athenais, »wir haben das Gegenmittel.«

Und sie setzte sich mitten zwischen ihre zwei Gefährtinnen, nahm von jeder derselben eine Hand, vereinigte sie in ihren Händen und begann:

Über dem Geflüster ihrer ersten Worte hätte man den Lärm eines Pferdes hören können, das auf dem Pflaster der Landstraße, außerhalb dem Gitter des Schlosses, da hingaloppierte.

XII.

Glücklich wie ein Prinz.

In dem Augenblick, wo er ins Schloß zurückkehren wollte, begegnete Raoul Guiche.

Doch ehe er mit Raoul zusammengetroffen, war Guiche Manicamp begegnet, der Malicorne begegnet war.

Wie war Malicorne mit Manicamp zusammengetroffen? Nichts kann einfacher sein; dieser hatte ihn bei seiner Rückkehr von der Messe erwartet, in der er mit Herrn von Saint-Aignan gewesen war.

Vereinigt, hatten sie sich über diesen erfreulichen Umstand Glück gewünscht, und Manicamp hatte die Gelegenheit benützt, um seinen Freund zu fragen, ob nicht einige Taler im Grunde seiner Tasche geblieben seien.

Ohne sich über die Frage zu wundern, die er vielleicht erwartet, erwiderte dieser, jede Tasche, aus der man beständig schöpfe, ohne je etwas hineinzulegen, gleiche den Brunnen, welche auch im Winter Wasser liefern, die aber von den Gärtnern am Ende im Sommer erschöpft werden; seine Tasche habe gewiß Tiefe, und es sei ein Vergnügen, in Zeiten des Überflusses daraus zu schöpfen, nun sei aber leider durch den Mißbrauch völlige Trockenheit herbeigeführt worden.

Worauf Manicamp ganz träumerisch antwortete:

»Das ist richtig.«

»Es würde sich also darum handeln, sie wieder zu füllen,« fügte Malicorne bei.

»Allerdings, doch wie?«

»Nichts kann leichter sein, mein lieber Herr Manicamp.«

»Gut! spricht.«

»Ein Dienst bei Monsieur, und die Tasche ist voll.«

»Diesen Dienst habt Ihr.«

»Das heißt, ich habe den Titel.«

»Nun?«

»Ja, aber der Titel ohne den Dienst, ist die Börse ohne das Geld.«

»Das ist richtig,« erwiderte Manicamp zum zweiten Mal.

»Verfolgen wir also den Dienst,« fuhr der Titelmann fort.

»Teurer, Teuerster.« sprach Manicamp, »ein Dienst bei Monsieur ist eine der größten Schwierigkeiten unserer Lage.«

»Ho! ho!«

»Gewiß, wir können in diesem Augenblick nichts von Monsieur verlangen.«

»Warum denn?«

»Weil wir kalt mit ihm stehen.«

»Das ist einfältig,« sagte Malicorne gerade heraus.

»Bah! können wir, offenherzig gesprochen, Monsieur gefallen, wenn wir Madame den Hof machen?«

»Gerade, wenn wir Madame den Hof machen und uns geschickt benehmen, müssen wir Von Monsieur angebetet werden.«

»Hm!«

»Oder wir sind Dummköpfe, beeilt Euch also, Herr von Manicamp, Ihr, der Ihr ein großer Politiker seid, Herrn von Guiche mit Seiner Königlichen Hoheit zu versöhnen.«

»Sagt, was hat Euch Herr von Saint-Aignan mitgeteilt. Euch, Malicorne?«

»Mir, nichts; er hat mich nur befragt.«

»Nun, er war weniger zurückhaltend gegen mich.«

»Er hat Euch mitgeteilt?«

»Der König sei wahnsinnig in Fräulein de la Vallière verliebt.«

»Das wussten wir, bei Gott!« erwiderte Malicorne ironisch, »Jedermann schreit es laut genug, daß es Alle wissen können, doch ich bitte, macht es mittlerweile, wie ich Euch rate, spricht mit Herrn von Guiche, und sucht ihn zu bewegen, daß er einen Schritt bei Monsieur tut. Was Teufels! er ist das Seiner Königlichen Hoheit wohl schuldig.«

»Zu diesem Ende müßte mau Guiche sehen.«

»Mir scheint, das ist keine große Schwierigkeit; tut, um ihn zu sehen, was ich getan habe, um Euch zu sehen; wartet auf ihn, Ihr

wisst, daß er von Natur Spaziergänger ist.«

»Ja, aber wo geht er spazieren?«

»Eine schöne Frage, bei meiner Treue! Nicht wahr, er ist in Madame verliebt?«

»Man sagt es.«

»Nun, er geht in der Gegend der Gemächer von Madame spazieren.«

»Ah! mein lieber Herr Malicorne, Ihr täuschtet Euch nicht, da kommt er.«

»Und warum soll ich mich täuschen! Sprecht, habt Ihr bemerkt, daß dies meine Gewohnheit ist? Man muß sich immer nur verständigen. Sagt, Ihr braucht Geld?«

»Oh!« machte Manicamp mit kläglichem Ton.

»Ich, ich brauche meine Stelle, Malicorne bekomme die Stelle, und Manicamp wird Geld haben.«

»Nun, so seid ruhig. Ich will mein Bestes tun.«

»Tut es.«

Guiche kam herbei, Malicorne entfernte sich, Manicamp trat auf Guiche zu.

Der Graf war träumerisch und düster.

»Sagt mir, welchen Reim sucht Ihr, mein lieber Graf?« sprach Manicamp.

»Ich habe einen vortrefflichen als Seitenstück zu dem Eurigen.«

Der Graf schüttelte den Kopf, und nahm, da er einen Freund erkannte, seinen Arm.

»Mein lieber Manicamp,« sagte er, »ich suche etwas Anderes, als einen Reim.«

»Was sucht Ihr?«

»Und Ihr werdet mir finden helfen, was ich suche,« fuhr der Graf fort, »Ihr, der Ihr ein Träger seid, das heißt ein sinnreicher Geist.«

»Ich halte meinen sinnreichen Geist bereit, mein lieber Graf.«

»Hört, wie sich die Sache verhält. Ich will mich einem Haus nähern, wo ich zu tun habe.«

»Dann müßt Ihr nach der Seite dieses Hauses gehen.«

»Gut. Doch dieses Haus wird von einem eifersüchtigen

Ehemann bewohnt.«

»Und ist er mehr eifersüchtig, als der Hund Cerberus?«

»Nein, nicht mehr, doch eben so sehr.«

»Hat er drei Rachen, wie dieser verzweifelte Wächter der Hölle? Oh! zuckt nicht die Achseln, mein lieber Graf; ich mache diese Frage aus gutem Grund, in Betracht, daß die Dichter behaupten, um Herrn Cerberus zu besänftigen, müsse man einen Kuchen mitbringen: Ich kann, der ich die Sache von der prosaischen Seite, das heißt von der Wirklichkeit, ansehe, sagen: Ein Kuchen ist sehr wenig für drei Rachen. Hat Euer Eifersüchtiger drei Rachen, so verlangt drei Kuchen.«

»Manicamp, Ratschläge wie dieser, werde ich bei Herrn von Beautru suchen.«

»Um bessern zu bekommen, Herr Graf, werdet Ihr eine Formel wählen, die schärfer ist, als die, welche Ihr mir vorgelegt,« sagte Manicamp mit komischem Ernst.

»Ah! wenn Raoul da wäre, er würde mich verstehen.«

»Ich glaube es, besonders wenn Ihr zu ihm sagtet: ›Ich wünsche sehr, *Madame* von Nahem zu sehen, aber ich fürchte *Monsieur*, der eifersüchtig ist.«

»Manicamp!« rief der Graf zornig, indem er den Spötter unter seinem Blick niederzuschmettern suchte.

Doch der Spötter schien sich nicht im Geringsten bewegt zu fühlen.

»Was gibt es denn, mein lieber Graf?« fragte Manicamp.

»Wie? so blasphemirt Ihr die heiligsten Namen,« rief Guiche.

»Welche Namen?«

»Monsieur! Madame! die ersten Namen des Königreichs.«

»Mein lieber Graf, Ihr täuscht Euch ganz sonderbar, und ich habe Euch nicht die ersten Namen des Königreichs genannt. Ich antwortete Euch in Beziehung auf einen eifersüchtigen Ehemann, den Ihr mir nicht nanntet, der aber notwendig eine Frau haben muß. Ich antwortete Euch, sage ich:

›Um *Madame* zu nähern, nähert Euch *Monsieur*.‹

»Schlechter Spaßmacher,« versetzte lächelnd der Graf, »ist es das, was Du gesagt hast?«

»Nichts anderes.«

»Gut also.«

»Soll es sich nun,« fuhr Manicamp fort, »soll es sich nun um die Frau Herzogin . . . oder um den Herrn Herzog . . . handeln, gut, dann sage ich Euch: Nähern wir uns dem Hause, welches es auch sein mag; denn das ist eine Taktik, die in keinem Fall Eurer Liebe nachteilig sein kann.«

»Ah! Manicamp, einen Vorwand, finde mir einen guten Vorwand.«

»Einen Vorwand, bei Gott! hundert Vorwände, tausend Vorwände! Wenn Malicorne da wäre, er hätte Euch schon fünfzigtausend vortreffliche Vorwände gefunden.«

»Wer ist das, Manicamp?« fragte Guiche, mit den Augen blinzelnd, wie ein Mensch, der sucht; »mir scheint, ich kenne diesen Namen.«

»Ob Ihr ihn kennt! ich glaube wohl; Ihr seid seinem Vater dreißigtausend Taler schuldig.«

»Ah! ja, es ist der würdige Bursche von Orleans.«

»Dem Ihr eine Stelle bei Monsieur versprochen habt; ich meine nicht den eifersüchtigen Ehemann, ich meine den Andern.«

»Nun denn! da Dein Freund Malicorne so viel Geist hat, so finde er mir ein Mittel, von Monsieur angebetet zu werden, so finde er mir ein Mittel, um Frieden mit ihm zu machen.«

»Gut, ich werde mit ihm darüber sprechen.«

»Aber wer kommt denn da?«

»Es ist der Vicomte von Bragelonne.«

»Raoul! ja, in der Tat,« sagte Guiche.

Und er ging rasch dem jungen Mann entgegen.

»Ihr seid es, mein lieber Raoul!« rief er.

»Ja, ich suchte Euch, um von Euch Abschied zu nehmen, teurer Freund!« erwiderte Raoul, dem Grafen die Hand drückend,

»Guten Morgen, Herr Manicamp!«

»Wie! Du verreisest, Vicomte?«

»Ja . . . ich verreise . . . Sendung des Königs.«

»Wohin gehst Du?«

»Ich gehe nach London. Auf der Stelle begeben sich mich zu

Madame; sie muß mir einen Brief für Seine Majestät König Karl II. zustellen.«

»Du wirst sie allein finden, denn Monsieur ist weggeritten.«

»Wohin?«

»Nach dem Bade.«

»Dann, mein lieber Freund, übernimm es Du, der zu den Kavalieren von Monsieur gehört, mich bei ihm zu entschuldigen. Ich hätte auf ihn gewartet, um seine Befehle in Empfang zu nehmen, wäre mir nicht der Wunsch, daß ich schnell abreise, von Herrn Fouquet und von Seiten Seiner Majestät kund gegeben worden.«

Manicamp stieß Guiche mit dem Ellenbogen und sagte leise:

»Das ist der Vorwand.«

»Was?«

»Die Entschuldigung von Herrn von Bragelonne.«

»Ein schwacher Vorwand,« erwiderte Guiche.

»Ein vortrefflicher, wenn Monsieur Euch nicht grollt; ein schlechter, wie jeder andere, wenn er Euch grollt.«

»Ihr habt Recht, Manicamp, ein Vorwand, welcher es auch sein mag, ist Alles, was ich brauche. Also glückliche Reise, Raoul.«

Hiernach umarmten sich die beiden Freunde.

Fünf Minuten später trat Raoul, gemäß der Aufforderung von Montalais bei Madame ein.

Madame saß noch an dem Tisch, worauf sie den Brief geschrieben. Vor ihr brannte die rosenfarbige Wachskerze, die ihr zum Siegeln gedient. Nur hatte sie in ihrer Zerstretheit, denn Madame schien sehr zerstreut, das Licht auszublasen vergessen.

Raoul wurde erwartet, man meldete ihn, sobald er erschien.

Bragelonne war die Eleganz selbst: man konnte ihn unmöglich ein Mal sehen, ohne sich stets seiner zu erinnern; und Madame hatte ihn nicht bloß ein Mal gesehen, sondern er war auch, wie man sich entsinnen wird, einer der Ersten gewesen, der ihr entgegengekommen, und hatte sie von Harre nach Paris begleitet.

Madame hatte also ein vortreffliches Andenken an Bragelonne bewahrt.

»Ah!« sagte sie, »Ihr hier, mein Herr, Ihr sollt meinen Bruder sehen, der sehr glücklich sein wird, dem Sohn einen Teil der Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen, die er gegen den Vater eingegangen hat.«

»Der Graf de la Fère, Madame, ist für das, was er für den König zu tun das Glück gehabt, reichlich durch die Güte belohnt worden, die ihm der König zu Teil werden ließ und ich bin auf dem Wege, ihm die Versicherung der Ehrfurcht, der Ergebenheit und der Dankbarkeit des Vaters und des Sohnes zu überbringen.«

»Kennt Ihr meinen Bruder, Herr Vicomte?«

»Nein, Euer Hoheit; es ist das erste Mal, daß ich das Glück haben werde, Seine Majestät zu sehen.«

»Ihr habt nicht nötig, bei ihm empfohlen zu werden. Doch solltet Ihr an Eurem persönlichen Wert zweifeln, so nehmt mich keck zu Eurer Bürgin, ich werde Euch nicht Lügen strafen.«

»Oh! Eure Hoheit ist zu gut.«

»Nein, Herr von Bragelonne, ich erinnere mich, daß wir die Reise miteinander gemacht haben, und ich habe Euer äußerst vernünftiges Benehmen mitten unter den ungeheuren Tollheiten wahrgenommen, welche zu Eurer Rechten und zu Eurer Linken, die zwei größten Narren der Welt, Herr von Guiche und Herr von Wardes machten. Doch sprechen wir nicht von ihnen, sprechen wir von Euch. Geht Ihr nach England, um dort eine Anstellung zu suchen? Entschuldigt meine Frage: sie geschieht nicht aus Neugierde, sondern es ist der Wunsch, Euch zu etwas nützlich zu sein, der sie mir diktiert.«

»Nein, Madame; ich gehe nur nach England, um eine Sendung zu vollziehen, die Seine Majestät mir anzuvertrauen die Gnade gehabt hat.«

»Und Ihr gedenkt nach Frankreich zurückzukehren?«

»Sobald diese Sendung vollbracht ist, wenn mir Seine Majestät, König Karl II., nicht andere Befehle gibt.«

»Er wird wenigstens, davon bin ich überzeugt, die Bitte an Euch richten, Ihr möget so lange, als möglich, bei ihm bleiben.«

»Dann, da ich nicht im Stande sein werde, es auszuschlagen, bitte ich Eure Königliche Hoheit zum Voraus, den König von Frankreich daran erinnern zu wollen, daß er fern von sich einen

seiner ergebensten Untertanen hat.«

»Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht, wenn er Euch zurückruft, seinen Befehl als einen Mißbrauch der Gewalt betrachtet.«

»Ich verstehe nicht, Madame.«

»Ich weiß, der französische Hof ist unvergleichlich, doch wir haben auch einige hübsche Frauen am Hof von England.«

Raoul lächelte.

»Oh!« rief Madame, »das ist ein Lächeln, das nichts Gutes für meine Landsmänninnen weissagt. Das ist, als ob Ihr zu ihnen sprächet, Herr von Bragelonne: ›Ich komme zu Euch, aber ich lasse mein Herz jenseits des Kanals.‹ War es nicht das, was Euer Lächeln bedeutete?«

»Eure Hoheit hat die Gabe, in der tiefsten Tiefe der Seele zu lesen: sie wird daher begreifen, warum nun jeder verlängerte Aufenthalt am Hofe von England ein Schmerz für mich wäre.«

»Und ich brauche nicht zu fragen, ob ein so braver Kavalier sich der Erwiderung erfreut.«

»Madame, ich bin mit derjenigen, welche ich liebe, aufgezogen worden, und ich glaube, daß sie für mich dieselben Gefühle hegt, die ich für sie habe.«

»Nun! so reist geschwinde, Herr von Bragelonne, kommt schnell zurück, und bei Eurer Rückkehr werden wir zwei Glückliche sehen, denn ich hoffe, es steht Eurem Glück kein Hindernis entgegen.«

»Ein großes, Madame.«

»Bah! und welches?«

»Der Wille des Königs.«

»Der Wille des Königs . . . Der König widersetzt sich Eurer Heirat?«

»Oder er verschiebt sie wenigstens. Ich habe den König durch den Grafen de la Fère um seine Einwilligung bitten lassen, und ohne sie ganz zu verweigern, hat er entschieden erklärt, daß ich zu warten habe.«

»Ist denn die Person, die Ihr liebt, Eurer unwürdig?«

»Sie ist würdig der Liebe eines Königs, Madame.«

»Ich meine: Vielleicht ist sie nicht von einem dem Eurigen

gleichen Adel.«

»Sie ist von vortrefflicher Familie.«

»Jung, schön?«

»Siebzehn Jahre, und für mich schön zum Entzücken.«

»Ist sie in der Provinz oder in Paris?«

»Sie ist in Fontainebleau, Madame.«

»Bei Hofe?«

»Ja.«

»Ich kenne sie?«

»Sie hat die Ehre, zum Hause Eurer Königlichen Hoheit zu gehören.«

»Ihr Name?« fragte die Prinzessin ängstlich, »wenn nicht etwa,« fügte sie, rasch sich fassend, bei, »wenn nicht etwa ihr Name ein Geheimnis ist.«

»Nein, Madame, meine Liebe ist so rein, daß ich für Niemand ein Geheimnis daraus zu machen habe, am wenigsten also für Eure Hoheit, die so außerordentlich gut gegen mich ist: Fräulein Louise de la Vallière.«

Madame konnte einen Ausruf nicht unterdrücken, in dem mehr als Erstaunen lag.

»Ah! «sagte sie, »La Vallière, diejenige . . . welche gestern,« sie hielt inne, »sich, glaube ich, unwohl befunden hat,« fuhr sie fort.

»Ja, Madame; ich habe den Unfall erfahren, der ihr erst diesen Morgen begegnet ist.«

»Und Ihr habt sie gesehen, ehe Ihr hierher gekommen?«

»Ich hatte die Ehre, von ihr Abschied zu nehmen.«

»Und Ihr sagt,« fuhr Madame fort, indem sie sich gegen sich selbst anstrebte, »Ihr sagt, der König habe Eure Heirat mit diesem Kind vertagt?«

»Ja, Madame, vertagt.«

»Hat er einen Grund für diese Vertagung angegeben?«

»Keinen.«

»Ist es lange, daß ihm der Graf de la Fère diese Bitte vorgetragen?«

»Mehr als ein Monat.«

»Das ist seltsam,« murmelte die Prinzessin.

Und etwas wie eine Wolke zog über ihre Augen hin.

»Ein Monat,« wiederholte sie.

»Ungefähr.«

»Ihr habt Recht, Herr Vicomte,« sprach die Prinzessin mit einem Lächeln, in welchem Bragelonne einigen Zwang hätte wahrnehmen können, »mein Bruder darf Euch nicht zu lange dort behalten; reist also rasch ab, und in dem ersten Brief, den ich nach England schreibe, werde ich Euch im Namen des Königs zurückfordern.«

Hiernach erhob sich Madame, um Bragelonne den Brief einzuhändigen.

Bragelonne begriff, daß seine Audienz zu Ende war; er nahm den Brief, verbeugte sich vor der Prinzessin und ging ab.

»Ein Monat,« murmelte die Prinzessin, »wäre ich in diesem Grad blind gewesen, und sollte er sie seit einem Monat lieben?«

Und da Madame nichts zu tun hatte, so fing sie den Brief an ihren Bruder an, dessen Nachschrift Bragelonne zurückfordern sollte.

.

Der Graf von Guiche hatte, wie wir gesehen, den dringenden Aufforderungen von Manicamp nachgegeben und sich von ihm bis zu den Stallungen fortziehen lassen, wo sie ihre Pferde zu satteln befahlen; hiernach ritten sie durch die kleine Allee, die wir dem Leser schon beschrieben, Monsieur entgegen, der, aus dem Bade kommend, einen Frauenschleier auf dem Gesicht, damit die schon heiße Sonne seinen Teint nicht schwärzte, ganz frisch nach dem Schloß zurückkehrte.

Monsieur hatte gerade einen von jenen Momenten, guter Laune, die ihm zuweilen die Bewunderung seiner eigenen Schönheit einflößte. Er war im Stande gewesen, im Wasser die Weiße seines Körpers mit der des Körpers seiner Höflinge zu vergleichen, und bei der Sorgfalt, die seine Königliche Hoheit auf sich verwandte, hatte Niemand, selbst nicht einmal der Chevalier von Lorraine die Konkurrenz aushalten können.

Monsieur hatte dabei mit einem gewissen günstigen Erfolg geschwommen und es hielten alle Nerven, in einem vernünftigen Maß durch die heilsame Eintauchung in das frische Wasser

angespannt, seinen Körper und seinen Geist in einem glücklichen Gleichgewicht.

Beim Anblick von Guiche, der ihm im kurzen Galopp auf einem herrlichen Schimmel entgegenritt, konnte sich auch der Prinz eines freudigen Ausrufs nicht erwehren.

»Mir scheint, die Sache geht gut,« sagte Manicamp, der das Wohlwollen auf dem Gesicht Seiner königlichen Hoheit zu lesen glaubte.

»Ah! guten Morgen, Guiche, guten Morgen, armer Guiche!« rief der Prinz.

»Heil, Monseigneur!« erwiderte Guiche, ermutigt durch den Stimmtön von Philipp, »Gesundheit, Freuden, Glück und Wohlfahrt Eurer Hoheit.«

»Sei willkommen, Guiche, reite an meine Rechte, doch halte Dein Pferd im Zaum, denn ich will im Schritt unter diesen frischen Gewölben zurückkehren.«

»Zu Euren Befehlen, Monsieur,« antwortete Guiche.

Und er wandte sich nach der Rechten des Prinzen, wie er hierzu aufgefordert worden war.

»Sprich, mein lieber Guiche,« sagte der Prinz, gib mir ein wenig Kunde von dem Guiche, den ich einst gekannt, und der meiner Frau den Hof macht.«

Guiche errötete bis ins Weiße seiner Augen, während Monsieur in ein schallendes Gelächter ausbrach, als hätte er den geistreichsten Scherz der Welt gemacht.«

Die paar Bevorzugten, welche Monsieur umgaben, glaubten ihm nachahmen zu müssen, obgleich sie seine Worte nicht gehört hatten, und ein schallendes Gelächter, das beim Ersten anfang, durchzog das ganze Gefolge und hörte erst beim Letzten auf.

Obgleich errötend, beobachtete doch Guiche eine gute Haltung: Manicamp schaute ihn an.

»Ah! Monseigneur,« erwiderte Guiche, »seid mildherzig gegen einen Unglücklichen; opfert mich nicht dem Herrn Chevalier von Lorraine.«

»Wie so?«

»Wenn er hört, daß Ihr mich verspottet, so wird er Eure Hoheit überbieten, und mich auch unbarmherzig verspotten.«

»Über Deine Liebe, über die Prinzessin?«

»Oh! Monseigneur, Gnade!«

»Gestehe, Guiche, daß Du nach der Prinzessin geliebäugelt hast,«

»Nie werde ich dergleichen gestehen, Monseigneur.«

»Aus Respekt vor mir. Wohl! ich entbinde Dich des Respekts, Guiche, gestehe, ob es sich um Fräulein von Chalais oder um Fräulein de la Vallière handelte.«

Dann sich unterbrechend:

»Ah! gut, ich spiele mit einem zweischneidigen Schwert. Ich schlage auf Dich und schlage auf meinen Bruder, Chalais und La Vallière, Deine Braut und seine Zukünftige.«

»In der Thai, Monseigneur,« sagte Guiche, »Ihr seid heute von einer bewundernswürdigen Laune.«

»Meiner Treue, ja, ich fühle mich wohl, und dann macht mir Dein Anblick Vergnügen.«

»Ich danke, Königliche Hoheit.«

»Du warst mir also böse?«

»Ich, Monseigneur?«

»Ja.«

»Mein Gott, worüber denn?«

»Darüber, daß ich Deine Sarabanden und spanischen Tänze unterbrochen habe.«

»Oh! Eure Hoheit . . . «

»Leugne nicht. Du bist an jenem Tag mit wütenden Augen von der Prinzessin weggegangen, das hat Dir Unglück gebracht, mein Lieber, und Du hast gestern das Ballett auf eine klägliche Art getanzt. Schmolle nicht, Guiche, das schadet Dir, insofern Du eine Bärenmiene annimmst: hat Dich die Prinzessin gestern wohl angeschaut, so bin ich einer Sache sicher.«

»Und was ist das? Eure Hoheit erschreckt mich.«

»Sie wird Dich ganz und gar verleugnet haben.«

Und der Prinz lachte abermals aufs Schönste.

»Der Rang macht offenbar nichts, und sie sind Alle gleich,« dachte Manicamp. Der Prinz fuhr fort:

»Nun bist Du zurückgekehrt; es ist Hoffnung vorhanden, daß

der Chevalier wieder liebenswürdig wird.«

»Wie so, Monseigneur, durch welches Wunder kann ich diesen Einfluß auf Herrn von Lorraine haben!«

»Das ist ganz einfach; er ist eifersüchtig auf Dich.«

»Ah bah! wahrhaftig?«

»Wie ich Dir sage.«

»Er erweist mir zu viel Ehre.«

»Du begreifst, wenn Du da bist, schmeichelt er mir; hast Du Dich entfernt, so martert er mich. Und dann weißt Du nicht, welcher Gedanke mir gekommen ist.«

»Ich kann es nicht erraten, Monseigneur.«

»Nun denn! als Du verbannt warst, denn Du bist verbannt gewesen, mein armer Guiche . . . «

»Bei Gott, Monseigneur, an wem liegt die Schuld?« sagte Guiche, der zum Schein eine mürrische Miene annahm.

»Oh! an mir sicherlich nicht,« erwiderte Seine Königliche Hoheit. »Bei meinem Fürstenwort, ich habe vom König Deine Verbannung nicht verlangt.«

»Nicht Ihr, Monseigneur, ich weiß es wohl, aber . . . «

»Aber Madame; oh! was das betrifft, so sage ich nicht nein. Was Teufels hast Du denn Madame getan?«

»In der Tat, Monseigneur . . . «

»Die Frauen haben ihre kleinen Grollereien, das ist mir nicht unbekannt, und die meinige ist nicht frei von dieser Verkehrtheit. Doch wenn sie Dich hat verbannen lassen, so bin ich Dir nicht böse.«

»Dann, Monseigneur, bin ich nur halb unglücklich,« sprach Guiche.

Manicamp, der hinter Guiche kam, und nicht ein Wort von dem verlor, was der Prinz sagte, bog die Schultern bis auf den Hals seines Pferdes, um das Gelächter zu verbergen, das er nicht unterdrücken konnte.

»Übrigens hat Deine Verbannung ein Vorhaben in meinem Kopf entstehen gemacht.«

»Gut.«

»Als der Chevalier, da er Dich nicht mehr hier sah und allein zu

regieren sicher war, mich übel behandelte, und ich wahrnahm, daß meine Frau, im Gegensatz zu diesem, boshafte Burschen, so liebenswürdig und so gut gegen mich ist, der ich sie vernachlässigte, da hatte ich den Gedanken, aus mir einen Musterehemann, eine Rarität, eine Kuriosität des Hofes zu machen; ich hatte die Idee, meine Frau zu lieben.«

Guiche schaute den Prinzen mit einer Miene des Erstaunens an, die nichts Geheucheltes hatte.

»Oh!« stammelte Guiche ganz zitternd: »diese Idee ist Euch nicht im Ernste gekommen, Monseigneur.«

»Doch, doch! Ich habe Vermögen, das mir mein Bruder im Augenblick seiner Verheiratung gegeben; sie hat Geld, und zwar viel, da sie zugleich von ihrem Bruder und von ihrem Schwager, von England und von Frankreich bezieht. Nun! wir würden den Hof verlassen haben. Ich hätte mich nach dem Schlosse Villers Cotterets zurückgezogen, das zu meinen Apanagen gehört und mitten in einem Wald liegt, in dem wir uns den Liebeständeleien an denselben Orten hingegeben hätten, wo sie mein Großvater Heinrich IV. mit der schönen Gabriele trieb. Was sagst Du zu diesem Gedanken, Guiche?«

»Oh! das ist, um beben zu machen erwiderte Guiche, der wirklich bebte.

»Ah! ich sehe, Du würdest zum zweiten Mal verbannt zu werden nicht ertragen.«

»Ich, Monseigneur?«

»Ich würde Dich daher nicht mit mir nehmen, wie ich es Anfangs im Sinne hatte.«

»Wie, mit Euch, Monseigneur?«

»Ja, wenn mir zufällig wieder der Gedanke kommt, dem Hofe den Rücken zuzukehren.«

»Oh! Monseigneur, darauf soll es nicht ankommen, ich folge Eurer Hoheit bis ans Ende der Welt.«

»Wie ungeschickt seid Ihr!« brummelte Manicamp, indem er sein Pferd gegen Guiche antrieb, daß er ihn beinahe aus dem Sattel hob.

Dann, indem er an ihm vorbeiritt, als wäre er nicht mehr Meister seines Rosses, flüsterte er ihm zu:

»Bedenkt doch, was Ihr sprecht.«

»Abgemacht also,« sagte der Prinz, »da Du mir so ergeben bist, nehme ich Dich mit.«

»Wohin Ihr wollt,« erwiderte Guiche freudig, »wohin Ihr wollt, auf der Stelle. Seid Ihr bereit?«

Und er ließ lachend sein Pferd zwei Sprünge machen.

»Einen Augenblick Geduld,« sagte der Prinz, »reiten wir durch das Schloß.«

»Warum?«

»Um meine Frau mitzunehmen.«

»Wie?« fragte Guiche.

»Allerdings, da ich Dir sage, es sei ein eheliches Liebesprojekt, muß ich wohl meine Frau mitnehmen.«

»Dann bin ich in Verzweiflung, Monseigneur, kein Guiche für Euch.«

»Bah!«

»Ja. Warum nehmt Ihr Madame mit?«

»Höre, weil ich bemerke, daß ich sie liebe.«

Guiche erbleichte leicht, suchte sich jedoch in seiner scheinbaren Heiterkeit zu behaupten, und erwiderte:

»Wenn Ihr Madame liebt, Monseigneur, so muß Euch diese Liebe genügen, und Ihr bedürft Eurer Freunde nicht mehr.«

»Nicht übel, nicht übel,« murmelte Manicamp.

»Ah! Deine Angst vor Madame erfaßt Dich wieder,« rief der Prinz.

»Hört doch, Monseigneur, ich bin hierfür bezahlt . . . eine Frau, die mich hat verbannen lassen!«

»Ah! mein Gott, was für einen abscheulichen Charakter hast Du, Guiche! wie unversöhnlich bist Du?«

»Ich möchte Euch in einem solchen Falle sehen, Monseigneur!«

»Offenbar Hast Du aus diesem Grunde gestern so schlecht getanzt. Du wolltest Dich dadurch rächen, daß Du Madame falsche Figuren machen ließe; oh! Guiche, das ist armselig und ich werde es Madame sagen.«

»Oh! Ihr könnt Ihr Alles sagen, was Ihr wollt. Monseigneur. Ihre

Hoheit wird mich nicht mehr hassen, als sie es tut.«

»Bah! Du übertreibst, wegen der vierzehn Tage gezwungenen Landlebens, die sie Dir auferlegt hat.«

»Monseigneur, vierzehn Tage sind vierzehn Tage, und wenn man sie damit hinbringt, daß man sich langweilt, sind vierzehn Tage eine Ewigkeit.«

»Du wirst ihr also nicht verzeihen?«

»Nie!«

»Oh! Guiche, sei ein guter Junge, ich will Deinen Frieden mit ihr schließen. Du wirst erkennen, wenn Du sie häufig besuchst, daß sie ohne alle Bosheit und voll Geist ist.«

»Monseigneur . . . «

»Du wirst sehen, daß sie wie eine Prinzessin zu empfangen und wie eine Bürgersfrau zu lachen weiß; Du wirst sehen, wie sie, wenn sie will, macht, daß die Stunden wie Minuten vergehen. Guiche, mein Freund, Du mußt anderer Ansicht über meine Frau werden.«

»Ah!« sagte Manicamp zu sich selbst, »das ist entschieden ein Ehemann, dem der Name seiner Frau Unglück bringen wird, und der selige König Candaule war ein wahrer Tiger gegen Monseigneur.«

»Kurz,« fügte der Prinz bei, »Du wirst anderer Ansicht über meine Frau werden, dafür büрге ich Dir. Nur muß ich Dir den Weg zeigen. Sie ist keine alltägliche Person, und nicht Jeder, der will, gewinnt ihr Herz.«

»Monseigneur . . . «

»Keinen Widerstand, Guiche, oder wir entzweien uns,« sagte der Prinz.

»Da er es einmal will, stellt ihn doch zufrieden,« flüsterte Manicamp Guiche ins Ohr.

»Monseigneur, ich werde gehorchen,« sprach der Graf.

»Und um anzufangen,« sagte der Prinz, »man spielt diesen Abend bei Madame, Du speisest mit mir zu Mittag, und ich führe Dich dann zu ihr.«

»Oh! was das betrifft, Monseigneur, so werdet Ihr mir erlauben, zu widerstehen,« entgegnete Guiche.

»Abermals! das ist Rebellion.«

»Madame hat mich gestern vor aller Welt zu schlecht empfangen.«

»Wahrhaftig!« rief der Prinz lachend.

»Dergestalt, daß sie mir nicht einmal antwortete, als ich zu ihr sprach; es kann gut sein, wenn man keine Eitelkeit hat, aber zu wenig ist zu wenig, wie man zu sagen pflegt.«

»Graf, nach dem Mittagsmahl kleidest Du Dich in Deiner Wohnung an, und holst mich dann ab, ich erwarte Dich.«

»Da es Eure Hoheit durchaus befiehlt . . . «

»Durchaus.«

»Er wird nicht loslassen,« sagte Manicamp, »und dergleichen Dinge gehören zu denjenigen, welche am hartnäckigsten an den Köpfen der Ehemänner festhalten. Oh! warum hat Herr Mokiere diesen nicht gehört, er hätte ihn in Verse gebracht.«

So plaudernd kehrten der Prinz und sein Hof in die frischesten Gemächer des Schlosses zurück.

»Ah!« sagte Guiche auf der Türschwelle, »ich hatte einen Auftrag an Eure Königliche Hoheit.«

»Wie lautet dieser Auftrag.«

»Herr von Bragelonne ist mit einem Befehl des Königs nach London abgereist, und hat mich ersucht, Monseigneur seine ganze Achtung zu bezeigen.«

»Gut, eine glückliche Reise dem Vicomte, den ich ungemein liebe. Auf, kleide Dich an, Guiche, und komm zu uns zurück. Und wenn Du nicht zurückkommst . . . «

»Was wird dann geschehen, Monseigneur?«

»Ich lasse Dich in die Bastille werfen.«

»Ah!« sagte Guiche lachend, »Seine Königliche Hoheit, Monsieur, ist offenbar das Gegenteil von Ihrer Königlichen Hoheit. Madame läßt mich verbannen, weil sie mich nicht genug liebt, Monsieur läßt mich einsperren, weil er mich zu sehr liebt. Ich danke Monsieur, ich danke Madame.«

»Gut, gut,« sagte der Prinz, »Du bist ein reizender Junge und weißt wohl, daß ich Deiner nicht entbehren kann. Komm rasch zurück.«

»Wohl, doch es gefällt mir, meinerseits auch Coquetterie zu treiben, Monseigneur.«

»Bah.«

»Ich kehre auch nur unter einer Bedingung zu Eurer Hoheit zurück.«

»Unter welcher?«

»Ich habe den Freund von einem meiner Freunde zu verpflichten.«

»Er heißt?«

»Malicorne.«

»Ein abscheulicher Name.«

»Der aber sehr gut geführt wird.«

»Es mag sein. Nun?«

»Ich bin Herrn Malicorne einen Platz bei Euch schuldig, Monseigneur.«

»Einen Platz bei was?«

»Irgend einen Platz, eine Oberaufsicht zum Beispiel.«

»Wahrlich, das trifft sich gut . . . ich habe gestern den Oberaufseher der Gemächer entlassen.«

»Gut, Oberaufseher der Gemächer. Was ist dabei zu tun?«

»Nichts, wenn nicht etwa aufzupassen und zu berichten.«

»Innere Polizei?«

»Ganz richtig.«

»Oh! wie gut das sich für Malicorne eignet,« wagte Manicamp zu bemerken.

»Ihr kennt denjenigen, um welchen es sich handelt?« fragte der Prinz.

»Ganz genau, Monseigneur. Er ist mein Freund.«

»Und Eure Meinung ist?«

»Monseigneur wird nie einen Oberaufseher der Gemächer diesem ähnlich gehabt haben.«

»Wie viel trägt der Dienst?« fragte der Graf den Prinzen.

»Ich weiß es nicht; man hat mir nur immer gesagt, er lasse sich nicht hoch genug bezahlen, wenn er gut besetzt sei.«

»Was nennt Ihr gut besetzt?«

»Das versteht sich von selbst, wenn der Angestellte ein Mann von Geist ist.«

»Dann glaube ich, daß Monseigneur zufrieden sein wird, denn Malicorne hat Geist wie ein Teufel.«

»Gut, der Dienst wird mich in diesem Fall viel kosten,« erwiderte lachend der Prinz. »Du machst mir da ein wahres Geschenk, Graf.«

»Ich glaube es, Monseigneur.«

»Nun denn! so verkündige Deinem Herrn Melcorne . . . «

»Malicorne, Monseigneur.«

»Ich werde mich nie an diesen Namen gewöhnen.«

»Ihr sagt wohl Manicamp, Monseigneur.«

»Oh! ich würde auch wohl Malicorne sagen, Die Gewohnheit müßte mich unterstützen.«

»Ah! Monseigneur, ich verspreche Euch, daß Euer Inspector der Gemächer sich nicht ärgern wird, er bat den glücklichsten Charakter, den man finden kann.«

»Nun denn! so verkündigt ihm seine Ernennung, Guiche . . . Doch wartet . . . «

»Was, Monseigneur?«

»Ich will ihn vorher sehen. Ist er so häßlich, wie sein Freund, so nehme ich meine Zusage zurück.«

»Monseigneur kennt ihn.«

»Ich?«

»Allerdings, Monseigneur hat ihn schon im Palais-Royal gesehen . . . und ich habe ihn sogar selbst Eurer Königlichen Hoheit vorgestellt.«

»Ah! sehr gut, ich erinnere mich . . . Teufel! das ist ein reizender Junge.«

»Ich wusste wohl, daß Monseigneur ihn hatte bemerken müssen.«

»Ja, ja, ja! Siehst Du, Guiche, weder meine Frau, noch ich sollen Häßlichkeiten vor den Augen haben. Meine Frau wird zu Ehrenfräulein nur hübsche Mädchen, ich zu Kavalieren nur wohl geformte Edelleute nehmen. Auf diese Art siehst Du, Guiche, wenn ich Kinder zeuge, werden sie von einer guten Inspiration

sein, und wenn meine Frau zeugt, wird sie schöne Muster gesehen haben.«

»Das ist vortrefflich geschlossen, Monseigneur,« sagte Manicamp, der mit dem Auge und der Stimme zugleich billigte..

Was Guiche betrifft, so fand er den Schluß ohne Zweifel nicht so glücklich, denn er stimmte nur mit der Gebärde, und auch die Gebärde behielt noch einen markierten Charakter der Unentschiedenheit.

Manicamp teilte die gute Kunde, die er vernommen, Malicorne mit.

Guiche machte, scheinbar wider seinen Willen, seine Hoftoilette.

Singend, lachend und sich im Spiegel beschauend, erreichte Monsieur die Stunde des Mittagmahles in einer Verfassung, welche das Sprichwort:

»Glücklich wie ein Prinz!« gerechtfertigt hätte.

XIII.

Geschichte einer Dryade und einer Nayade.

Jedermann hatte im Schlosse den Imbiß eingenommen und war sodann zur Hoftoilette geschnitten.

Der Imbiß fand gewöhnlich um fünf Uhr statt.

Setzen wir eine Stunde für den Imbiß und zwei für die Toilette. Jedermann war also gegen acht Uhr Abends bereit.

Um acht Uhr sing man auch an, sich bei Madame einzufinden.

Denn, wie gesagt, Madame empfing an diesem Abend.

Und bei den Abendunterhaltungen von Madame hütete sich Jeder zu fehlen, denn diese Unterhaltungen fanden mit all dem Zauber statt, den die Königin, diese fromme und vortreffliche Prinzessin, ihren Gesellschaften zu verleihen nicht im Stande gewesen war. Leider ist es einer von den Nachtheilen der Güte, weniger zu belästigen, als ein boshafter Geist.

Und dennoch, beeilen wir uns, dies zu bemerken, war boshafter Geist nicht ein Epitheton, das sich auf Madame anwenden ließ.

Diese Elfen Natur enthielt zuviel Edelmut, zu viel hochherzige Regungen und erhabene Reflexionen, daß man sie eine böse Natur nennen konnte.

Aber Madame hatte die Gabe des Widerstands, eine so oft für den, welcher sie besitzt, unselige Gabe, denn er zerbricht, wo ein Anderer sich getragen hätte; eine Folge hiervon war, daß sich die Streiche und Stiche nicht auf ihr abstumpften, wie auf dem wattierten Gewissen von Marie Therese.

Ihr Herz prallte bei jedem Angriff wieder auf, und, jenen Stößen beim Ringelspiel ähnlich, gab Madame, wenn man sie nicht so traf, daß sie betäubt wurde, dem Unklugen, wer es auch sein mochte, der gegen sie zu streiten wagte, Stoß für Stoß zurück.

War dies Bösartigkeit? war es ganz einfach Schalkheit? Unseres Erachtens sind die reichen und mächtigen Naturen diejenigen, welche, dem Baum der Wissenschaft ähnlich, zugleich das Gute und Böse her»vorbringen, ein doppelter, beständig blühender, beständig fruchtbarer Zweig, dessen gute Frucht

diejenigen zu unterscheiden wissen, welche Hunger haben, bei dem, weil sie schlecht gegessen, die Unnützen und die Schmarotzer sterben, was kein Übel ist.

Madame, in deren Geist der Plan, zweite oder vielleicht sogar erste Königin zu sein, sehr feststand, machte ihr Haus angenehm durch die Konversation, durch die Begegnungen, durch die vollkommene Freiheit, sein Wort anzubringen, die sie Jedem ließ, unter der Bedingung indessen, daß das Wort nützlich oder hübsch war. Und, sollte man es glauben, gerade aus diesem Grund sprach man vielleicht weniger bei Madame, als anderswo.

Madame haßte die Schwätzer und rächte sich grausam an ihnen.

Sie ließ sie sprechen.

Sie haßte auch die Anmaßung und ließ diesen Fehler nicht einmal dem König hingehen.

Es war dies die Krankheit von Monsieur, und Madame hatte die ungeheure Aufgabe, ihn zu heilen, unternommen.

Dichter, Männer von Geist, schöne Frauen, Alles empfing sie übrigens als erhabene Gebieterin ihrer Sklaven; träumerisch genug inmitten dieses mutwilligen Treibens, um den Dichterträumer zu machen, stark genug durch ihre Reize, um selbst unter den Schönsten zu glänzen; geistreich genug, daß die Merkwürdigsten sie mit Vergnügen anhörten.

Man begreift, welche Welt Unterhaltungen, wie sie bei der Prinzessin gegeben wurden, anziehen mußten; die Jugend strömte herbei. Wenn der König jung ist, ist Alles jung.

Man sah auch die alten Damen, starke Köpfe der Regentschaft oder der vorhergehenden Regierung, schmollen; aber man antwortete auf ihr Schmollen dadurch, daß man über diese ehrwürdigen Damen lachte, welche den Geist des Regierens so weit getrieben, daß sie Abteilungen von Soldaten im Krieg der Feinde kommandierten, um, wie Madame sagte, nicht ganz die Herrschaft über die Soldaten zu verlieren.

Auf den Schlag acht Uhr trat Ihre Königliche Hoheit in den großen Salon ein und traf mehrere Höflinge, welche schon seit zehn Minuten warteten.

Unter allen diesen Vorläufern der genannten Stunde suchte sie

denjenigen, von welchem sie glaubte, er müsse zuerst von Allen gekommen sein, aber sie fand ihn nicht.



Doch beinahe in demselben Augenblick, wo sie diese Forschung endigte, meldete man Monsieur.

Monsieur war glänzend anzuschauen. Alle Edelsteine des Kardinals Mazarin, wohlverstanden diejenigen, welche der Kardinal zu hinterlassen nicht umhin konnte; alle Edelsteine der Königin Mutter, sogar einige seiner Frau trug Monsieur an diesem Tag. Monsieur strahlte auch wie eine Sonne.

Hinter ihm, mit langsamem Schritt und mit einer vortrefflich gespielten salbungreichen Miene kam Guiche in einem mit Silber gestickten und mit blauen Bändern Verzierten Kleid von perlgrauem Samt.

Guiche trug überdies Mechelner Spitzen, welche in ihrer Art so

schön waren, als die Edelsteine von Monsieur in der ihrigen.

Seine Hutfeder war rot, Madame hatte mehrere Farben.

Sie liebte das Rothe bei den Tapeten, das Graue bei den Kleidern, das Blaue bei den Blumen.

So gekleidet, war Herr von Guiche von einer Schönheit, die Jedermann bemerken konnte. Eine gewisse interessante Blässe, ein gewisses Schwächen der Augen, mattweiße Hände unter großen Spitzen, den Mund melancholisch . . . man durfte in der Tat Herrn von Guiche nur sehen, um zu verstehen, daß wenige Männer am französischen Hof ihm an Wert gleich kamen.

Eine Folge hiervon war, daß Monsieur, der die Anmaßung hatte, einen Stern zu verdunkeln, hätte sich ein Stern mit ihm in Parallele gestellt, im Gegenteil völlig in aller Phantasie, welche allerdings sehr schweigsame, aber auch auf ihr Urteil sehr stolze Richter sind, verdunkelt wurde.

Madame hatte Guiche flüchtig angeschaut, aber so flüchtig auch dieser Blick war, so brachte er doch eine reizende Röte auf ihre Stirne.

Madame hatte in der Tat Guiche so schön und elegant gefunden, daß sie beinahe die königliche Eroberung nicht mehr beklagte, von der sie fühlte, daß sie ihr zu entgehen im Begriff war.

Ihr Herz ließ also unwillkürlich all ihr Blut nach ihren Wangen zurückfließen.

Monsieur nahm nun seine störrische Miene an und näherte sich ihr. Er hatte die Röte der Prinzessin nicht bemerkt, oder wenn er sie bemerkt, war er weit entfernt, sie der wahren Ursache zuzuschreiben.

»Madame,« sprach er, seiner Frau die Hand küssend, »es ist hier ein in Ungnade Gefallener, ein unglücklicher Verbannter, den ich Euch zu empfehlen übernommen habe. Überseht nicht, daß er zu meinen besten Freunden gehört, und daß Euer Empfang mich ungemein berühren wird.«



»Wer ist der Verbannte? Wer ist der in Ungnade Gefallene?« fragte Madame, indem sie umherschaute, ohne mehr bei dem, als bei den Andern zu verweilen.

Dies war der Augenblick, um seinen Schützlings vorzuschieben. Der Prinz trat zurück und ließ Guiche vorbei, der mit einer ziemlich verdrießlichen Miene auf Madame zuschritt und sich vor ihr verbeugte.

»Wie?« sagte Madame, als ob sie vom lebhaftesten Erstaunen ergriffen würde, »Herr von Guiche ist der in Ungnade Gefallene, der Verbannte?«

»Ah! Ihr glaubt wohl!« versetzte der Prinz.

»Ei! man steht nur ihn hier,« sagte Madame.

»Ah! Madame, Ihr seid ungerecht,« sprach der Prinz.

»Ich?«

»Allerdings. Auf, verzeiht diesem armen Jungen.«

»Ihm verzeihen, was? Was habe ich denn Herrn von Guiche zu verzeihen?«

»Ja, erkläre Dich, Guiche; was soll man Dir verzeihen?«

»Ah! Ihre Königliche Hoheit weiß es wohl,« erwiderte der Graf heuchlerisch.

»Gebt ihm Eure Hand, Madame,« sagte Philipp.

»Wenn Euch das Vergnügen macht . . . «

Und mit einer unbeschreiblichen Bewegung der Augen und der Schultern reichte Madame ihre schöne, duftende Hand dem jungen Manne, der seine Lippen darauf drückte.

Es ist anzunehmen, daß er sie lange darauf drückte und daß Madame ihre Hand nicht zu rasch zurückzog; denn der Herzog fügte bei:

»Guiche ist nicht boshaft, Madame, und er wird Euch sicherlich nicht beißen.«

Dieses Wort, das nicht sehr witzig war, nahm man in der Galerie zum Vorwand, um übermäßig zu lachen.

Die Lage der Dinge war allerdings bemerkenswert, und einige gute Seelen hatten sie bemerkt.

Monsieur weidete sich noch an der Wirkung seines Wortes, als man den König meldete.

In diesem Moment war der Anblick des Salon derjenige, welchen wir zu schildern versuchen wollen.

Im Mittelpunkt, vor dem mit Blumen beladenen Kamin, befand sich Madame mit ihren Ehrenfräulein, welche zwei Flügel bildeten, an deren Linie die Schmetterlinge des Hofes flatterten.

Andere Gruppen nahmen die Fenstervertiefungen ein und faßten in ihren bezüglichen Plätzen die Worte auf, welche aus der Hauptgruppe hervorkamen.

Aus einer dieser Gruppen, welche am nächsten beim Kamin, flammte Malicorne, der auf der Stelle von Guiche und Manicamp zum Posten des Oberaufsehers der Gemächer erhoben worden war, Malicorne, dessen Officiantenkleid beinahe seit zwei Monaten bereit lag, in seiner Vergoldung, und strahlte auf Montalais, die äußerste Linke von Madame, mit allem Feuer seiner Augen und mit dem ganzen Reflex seines Sammets.

Madame plauderte mit Fräulein von Chatillon und Fräulein von

Crèqui, ihren beiden Nachbarinnen, und sandte ein paar Worte Monsieur zu, der sogleich verschwand, sobald man gemeldet:

»Der König.«

Fräulein de la Vallière war, wie Montalais, auf der Linken von Madame, das heißt die Vorletzte der Linie; auf ihrer Rechten hatte man Fräulein von Tonnay-Charente gestellt. Sie befand sich also in der Lage jener Truppcorps, deren Schwäche man mutmaßt, und die man zwischen zwei erprobte Kräfte stellt.

So gedeckt von ihren zwei Gefährtinnen, verbarg La Vallière, war sie nun betrübt über die Abreise von Raoul, oder war sie noch bewegt von den neuerdings vorgefallenen Ereignissen, welche ihren Namen in der Welt der Höflinge sehr bekannt zu machen anfangen, verbarg La Vallière, sagen wir, hinter einen Fächer ihre etwas geröteten Augen und schien eine große Aufmerksamkeit den Worten zu schenken, die ihr Montalais und Athenais abwechselnd in das eine und in das andere Ohr flüsternten.

Als der Name des Königs erscholl, entstand eine große Bewegung im Salon.

Madame, als die Herrin des Hauses, stand auf, um den königlichen Gast zu empfangen; doch während sie aufstand, so sehr sie auch in Anspruch genommen sein mußte, warf sie einen Blick auf ihre Rechte, und dieser Blick, den der anmaßende Guiche als an seine Adresse abgesandt erklärte, heftete sich, indem er im Kreise umherlief, auf la Vallière, deren lebhaftere Röte und Aufregung sie hatte bemerken können.

Der König trat mitten in die Gruppe, welche durch eine Bewegung, die sich natürlich vom Umkreise aus bewerkstelligte, eine allgemeine geworden war.

Alle Stirnen senkten sich vor Seiner Majestät. Die Frauen beugten sich, wie schwache, aber herrliche Lilien vor König Aquilo.

Seine Majestät hatte an diesem Abend nichts Heroisches, wir möchten sogar sagen, nichts Königliches, wenn nicht seine Jugend und seine Schönheit.

Ein gewisses Aussehen lebhafter Freude und gute Stimmung erweckte jedes Gehirn, und Jeder versprach sich einen reizenden Abend, schon da er das Verlangen Seiner Majestät, sich bei

Madame zu belustigen, wahrnahm.

Konnte Jemand durch seine Freude und durch seine gute Laune dem König das Gleichgewicht hatten, so war es Herr von Saint-Aignan, rosenfarbig, was seinen Anzug, sein Gesicht und seine Bänder betraf, rosenfarbig besonders hinsichtlich seiner Ideen, und Saint-Aignan hatte an diesem Abend viele Ideen.

Was allen diesen Ideen, die in seinem lachenden Geiste keimten, eine neue Blüte verliehen hatte, war der Umstand, daß er bemerkte, Fräulein von Tonnay-Charente sei, wie er, rosenfarbig gekleidet. Wir möchten indessen nicht behaupten, der verschmitzte Höfling habe nicht zum Voraus gewußt, die schöne Athenais werde so gekleidet sein. Er verstand zu gut die Kunst, einen Schneider oder eine Kammerfrau über die Pläne ihrer Gebieterin schwatzen zu machen.

Er sandte eben so viele mörderische Blicke an Fräulein Athenais ab, als er Bandknoten an den Beinkleidern und am Wamms hatte, das heißt, er schoß eine wütende Menge ab.

Nachdem der König Madame sein Kompliment gemacht und Madame sich zu setzen aufgefordert worden war, bildete sich alsbald der Kreis.

Ludwig erkundigte sich bei Monsieur nach dem Bad; er erzählte, während er die Damen anschaute. Dichter beschäftigen sich damit, die galante Belustigung der Bäder von Balvins in Verse zu bringen, und einer derselben besonders, Herr Loret, scheine Geständnisse von einer Wassernymphe erhalten zu haben, so viel Wahrheit enthalten seine Reime.

Mehr als eine Dame glaubte erröten zu müssen.

Ludwig benützte diesen Augenblick, um nach Gefallen zu betrachten; Montalais allein errötete nicht genug, um den König nicht anzuschauen und sie sah ihn mit dem Blick Fräulein de la Vallière verschlingen.

Das kühne Ehrenfräulein, das man die Montalais nannte, zwang den König, die Augen niederzuschlagen und schützte so Louise de la Vallière vor einem sympathischen Feuer, das Ihr vielleicht durch diesen Blick zugeströmt wäre.

Ludwig wurde von Madame in Anspruch genommen, die ihn mit Fragen überhäufte, und Niemand in der Welt wusste so gut zu

fragen, wie sie.

Er aber suchte die Konversation allgemein zu machen, und damit ihm das gelinge, verdoppelte er Geist und Galanterie.

Madame wollte Komplimente; sie beschloß, solche um jeden Preis zu entreißen, und sie sagte, indem sie sich an den König wandte:

»Sire, Eure Majestät, die Alles weiß, was in ihrem Reiche vorgeht, muß zum Voraus die Verse wisst, welche ihrem Loret von jener Nymphe erzählt worden sind; will uns Eure Majestät dieselben wohl mitteilen?«

»Madame,« erwiderte der König mit vollkommener Anmut, »ich wage es nicht . . . Es ist gewiß, daß es für Euch persönlich nicht ergötzlich wäre, gewisse Einzelheiten anzuhören, aber Saint-Aignan erzählt ziemlich gut und behält die Verse vortrefflich im Gedächtnis; wenn er sie nicht behält, improvisiert er sie. Ich bezeichne ihn Euch als verstärkten Dichter.«

So in die Szene gesetzt, war Saint-Aignan genötigt, sich so wenig als möglich unvortheilhaft zu produzieren. Zum Unglück für Madame dachte er nur an seine Privatangelegenheiten, nämlich statt Madame die Komplimente zu spenden, aus die sie hoffte, ließ er es sich einfallen, sich selbst ein wenig mit seinem Glück breit zu machen.

Er warf einen hundertsten Blick auf die schöne Athenais, welche fortwährend ihre Theorie vom vorhergehenden Tag in Anwendung brachte, das heißt, sich durchaus nicht herbeiließ, ihren Anbeter anzuschauen.

»Sire,« sagte er, »Eure Majestät wird mir ohne Zweifel verzeihen, daß ich die von der Nymphe Loret diktierten Verse zu wenig im Gedächtnis behalten habe; wo aber der König nichts behalten hat, was hätte ich, ein armer Gebrechlicher, tun können?«

Madame nahm diese Ausflucht des Höflings durchaus nicht gnädig auf.

»Ah! Madame,« fügte Saint-Aignan bei, »es handelt sich heut zu Tage nicht mehr darum, was die Süßwassernymphen sagen. In der Tat, man wäre versucht, zu glauben, es gehe nichts Interessantes mehr in den flüssigen Reichen vor. Auf der Erde,

Madame, begeben sich die großen Ereignisse. Ah! auf der Erde, Madame, sind es Erzählungen voll . . . «

»Gut!« versetzte Madame, »und was geht denn auf der Erde vor?«

»Das muß man die Dryaden fragen,« erwiderte der Graf; »die Dryaden bewohnen die Bäume, wie Eure Königliche Hoheit weiß.«

»Ich weiß sogar, daß sie von Natur schwatzhaft sind, Herr von Saint-Aignan.«

»Das ist wahr, Madame; aber wenn sie neue schöne Dinge berichten, so hätte man Unrecht, sie der Schwatzhaftigkeit zu beschuldigen.«

»Sie berichten also schöne Dinge?« fragte mit gleichgültigem Ton die Prinzessin. »In der Tat, Herr von Saint-Aignan, Ihr erregt meine Neugierde, und wenn ich der König wäre, so würde ich Euch auf der Stelle auffordern, uns die schönen Dinge zu erzählen, welche die Damen Dryaden sagen, weil Ihr allein hier ihre Sprache zu kennen scheint.

»Oh! was das betrifft, Madame, ich stehe Eurer Hoheit zu Befehl,« erwiderte rasch der Graf.

»Er versteht die Sprache der Dryaden?« sagte Monsieur. »Wie glücklich ist doch dieser Saint-Aignan.«

»Wie das Französische, Monseigneur.«

»Erzählt also,« rief Madame.

Der König fühlte sich verlegen; es unterlag keinem Zweifel, sein Vertrauter würde ihn in eine schwierige Sache verwickeln.

Er fühlte dies an der allgemeinen Aufmerksamkeit, die durch den Eingang von Saint-Aignan und die eigentümliche Haltung von Madame erregt wurde. Die Diskretesten schienen bereit, jedes Wort, das der Graf hervorbringen würde, zu verschlingen.

Man hustete, man näherte sich einander, man schaute aus dem Augenwinkel gewisse Ehrendamen an, welche, um anständiger oder vielmehr mit mehr Festigkeit, diesen forschenden, gewichtigen Blick zu ertragen, ihre Fächer zurecht richten, und sich die Haltung eines Duellisten gaben, der gegen das Feuer seines Feindes Stand halten soll.

In jener Zeit war man so sehr an geistreiche Konversationen

und kitzliche Erzählungen gewöhnt, daß da, wo ein ganzer Salon in unserer Zeit Skandal, Eklat, Tragödie riechen würde, die Gesellschaft im Salon von Madame es sich bequem machte, um nicht ein Wort, nicht eine Gebärde von der zu ihren Gunsten von Herrn von Saint-Aignan abgefaßten Komödie zu verlieren, deren Entwicklung, wie auch der Styl und die Intrige sein mochte, vollkommen hinsichtlich der Ruhe und Beobachtung sein mußten.

Der Graf war als ein abgeschliffener Mann und vortrefflicher Erzähler bekannt. Er begann also mutig unter einem tiefen und folglich für jeden Andern als ihn furchtbaren Stillschweigen:

»Madame, der König erlaubt, daß ich mich zuerst an Eure Königliche Hoheit wende, weil sie sich für die Neugierigste des Reiches erklärt; ich werde also die Ehre haben. Eurer Hoheit zu sagen, daß die Dryade ganz besonders in hohlen Eichen wohnt, und da die Dryaden schöne mythologische Geschöpfe sind, so bewohnen sie sehr schöne Bäume, das heißt die dicksten, die sie finden können.«

Bei diesem Eingang, der unter einem durchsichtigen Schleier an die bekannte Geschichte bei der Königseiche erinnerte, welche am letzten Abend eine so große Rolle gespielt hatte, klopfen so viele Herzen vor Freude oder Bangigkeit, daß, wenn Saint-Aignan nicht die gute, klangreiche Stimme gehabt hätte, dieses Klopfen der Herzen über seiner Stimme gehört worden wäre.

»Es muß Dryaden in Fontainebleau geben, denn ich habe in meinem Leben keine schöneren Eichen gesehen, als im königlichen Park,« sprach die Prinzessin mit ruhigem Ton.

Und indem sie dies sagte, sandte sie an die Adresse von Guiche einen Blick, über den sich dieser nicht wie über den vorhergehenden beklagen konnte, welcher, erwähnter Maßen, eine gewisse Nuance von einer für ein so liebendes Herz sehr peinlichen Unbestimmtheit behalten hatte.

»Ganz richtig, von Fontainebleau wollte ich zu Eurer Hoheit reden,« sagte Saint-Aignan, »denn die Dryade, deren Erzählung uns beschäftigt, bewohnt den Park des Schlosses Seiner Majestät.«

Die Sache war angespannen, die Handlung begann: Zuhörer und Erzähler, Niemand konnte mehr zurückweichen.

»Hören wir,« sagte Madame, »denn die Geschichte sieht mir aus, als hätte sie nicht nur den Reiz einer nationalen Erzählung, sondern auch den einer ganz gleichzeitigen Chronik.«

»Ich muß mit dem Anfang beginnen,« sprach der Graf. »Es wohnen in Fontainebleau in einer Hütte von schönem Aussehen Schäfer.«

»Der Eine ist der Schäfer Tiocis, dem durch Erbschaft von seinen Eltern die reichsten Grundstücke gehören.«

»Tiocis ist jung und schön, und seine Eigenschaften machen aus ihm den ersten Schäfer der Gegend. Man kann also kühn sagen, es sei der König.«

Ein leises Gemurmel des Beifalls ermutigte den Erzähler, und dieser fuhr also fort:

»Seine Kraft kommt seinem Mute gleich. Niemand hat mehr Gewandtheit bei der Jagd auf wilde Tiere, Niemand mehr Weisheit im Rothe. Tummelt er ein Pferd auf den schönen Ebenen feines Erbgutes, führt er bei den Spielen der Geschicklichkeit und der Stärke die Schäfer an, die ihm gehorchen, so sollte man glauben, es sei Gott Mars, der auf den Ebenen von Thracien seine Lanze schwingt, oder besser Apollo, der Gott des Tags, wenn er mit seinen entflammten Pfeilen auf die Erde strahlt.«

Jeder begreift, daß dieses allegorische Portrait des Königs nicht der schlechteste Eingang war, den der Erzähler hatte wählen können. Er verfehlte auch seine Wirkung weder auf die versammelte Gesellschaft, welche, aus Vergnügen oder aus Pflicht, auf das Geräuschvollste Beifall klatschte, noch auf den König selbst, dem das Lob sehr gefiel, wenn es delikat, und nicht immer mißfiel, sogar wenn es ein wenig übertrieben war. Saint-Aignan fuhr fort:

»Meine Damen, nicht allein bei den Spielen des Ruhmes hat sich Tiocis den Ruf erworben, der ihn zum König der Schäfer macht.«

»Der Schäfer von Fontainebleau,« sagte der König, Madame zulächelnd.

»Oh!« rief Madame, »Fontainebleau ist vom Dichter willkürlich gewählt worden; ich sage: der Schäfer der ganzen Welt.«

Der König vergaß seine Rolle als passiver Zuhörer und

verbeugte sich.

Saint-Aignan aber fuhr unter einem schmeichelhaften Gemurmel fort:

»Bei den Schönen besonders offenbart sich das Verdienst dieses Königs der Schäfer am Klarsten. Es ist ein Schäfer von seinem Geist und reinem Herzen; er weiß eine Artigkeit mit einer Anmut zu sagen, welche unwiderstehlich entzückt, er weiß mit einer Diskretion zu lieben, die seinen lebenswürdigen und glücklichen Eroberungen das beneidenswerteste Loos verheißt. Nie ein Aufsehen, nie ein Vergessen. Wer Tiocis gesehen und gehört hat, muß ihn lieben; wer ihn liebt und von ihm geliebt wird, hat das Glück gefunden.«

Saint-Aignan machte eine Pause; er weidete sich an dem Vergnügen der Komplimente, und dieses Portrait, so gar keck und schwülstig es auch war, hatte Gnade vor gewissen Ohren gefunden, besonders bei denjenigen, für welche die Verdienste des Schäfers durchaus nicht übertrieben schienen. Madame forderte den Erzähler auf, fortzufahren:

»Tiocis,« sagte der Graf, »hatte einen treuen Gefährten, oder vielmehr einen ergebenen Diener Namens . . . Amyntas.«

»Ah! gebt uns nun das Portrait von Amyntas,« rief die Prinzessin boshafter Weise: »Ihr seid ein so guter Maler, Herr von Saint-Aignan.«

»Madame . . . «

»Oh! Graf von Saint-Aignan, ich bitte Euch, opfert diesen armen Amyntas nicht auf! ich würde es Euch nie vergeben.«

»Madame, Amyntas ist von einer zu untergeordneten Stellung, besonders gegen Tiocis, als daß seiner Ehre die Ehre einer Parallele zu Teil werden könnte. Es ist mit gewissen Freunden, wie mit jenen Dienern des Altertums, welche sich lebendig zu den Füßen ihres Herrn begraben ließen. Zu den Füßen von Tiocis, da ist der Platz von Amyntas, er verlangt keinen andern; und wenn zuweilen die hochherrlichen Helden . . . «

»Der hochherrliche Schäfer, wollt Ihr sagen,« sagte Madame, die sich den Anschein gab, als wollte sie Saint-Aignan verbessern.

»Eure Hoheit hat Recht! ich täuschte mich,« erwiderte der

Höfling; »ich sage, wenn der Schäfer Tiocis sich zuweilen herablasse, Amyntas seinen Freund zu nennen und ihm sein Herz zu eröffnen, so sei dies eine unvergleichliche Huld, auf die dieser einen Wert lege, wie auf die höchste Glückseligkeit.«

»Dies Alles,« unterbrach ihn Madame, »begründet die unbeschränkte ergebenheit von Amyntas für Tiocis, gibt uns aber nicht das Portrait von Amyntas. Graf, schmeichelt ihm nicht, wenn Ihr wollt; aber malt ihn uns, ich will das Portrait von Amyntas haben.«

Nachdem er sich tief vor der Schwägerin Seiner Majestät verbeugt hatte, ergab sich Saint-Aignan und sprach:

»Amyntas ist ein wenig älter als Tiocis; er ist kein von der Natur ganz ungnädig behandelter Schäfer, man sagt sogar, die Musen haben ihm bei seiner Geburt wohlwollend zugelächelt, wie Hebe der Jugend zulächelt. Er hat nicht den Ehrgeiz, zu glänzen, er hat den, geliebt zu werden, und er wäre dessen vielleicht nicht unwürdig, wenn man ihn kennen würde.«

Verstärkt durch einen mörderischen Blick, wurde dieser letzte Paragraph ganz an Fräulein von Tonnay-Charente abgesandt, die den Anfall, ohne sich zu rühren, aushielt.

Doch die Bescheidenheit und die Gewandtheit der Anspielung hatten eine gute Wirkung hervorgebracht; Amyntas sammelte die Früchte davon in lauten Beifallsäußerungen, der Kopf von Tiocis selbst gab das Signal dazu durch eine Beipflichtung voll Wohlwollen.

Saint-Aignan fuhr fort:

»Tiocis und Amyntas gingen nun eines Abends im Wald spazieren und sprachen über ihren Liebeskummer. Bemerkt wohl, meine Damen, daß dies schon die Erzählung der Dryade ist; hätte man sonst erfahren können, was Tiocis und Amyntas, die zwei Verschwiegensten von allen Schäfern der Erde, sagten? Sie begaben sich nach der buschreichsten Stelle des Waldes, um sich abzusondern und sich freier ihre Leiden anzuvertrauen, als plötzlich ein Geräusch von Stimmen ihre Ohren traf.

»Ah! ah!« machte ein Zuhörer des Erzählers. »Das wird äußerst interessant.«

Ähnlich dem aufmerksamen General, der seine Armee inspiciert,

richtete hier Madame mit einem Blick Montalais und Tonnay-Charente auf, welche der Anstrengung beinahe erlagen.

»Diese harmonischen Stimmen,« sprach Saint-Aignan, »waren die von einigen Schäferinnen, welche auch die Kühle der Schatten hatten genießen wollen, und, da sie den verborgenen, beinahe unzugänglichen Ort kannten, sich hier versammelt hatten, um einige Ideen über die Schäferei zu besprechen.«

Ein ungeheures Gelächter, durch diesen Satz von Saint-Aignan hervorgerufen, ein unmerkliches Lächeln des Königs, der Tonnay-Charente anschaute, das waren die Resultate des Ausfalls.

»Die Dryade versichert,« fuhr Saint-Aignan fort, »die Schäferinnen seien zu drei gewesen und zwar alle drei jung und schön.«

»Ihre Namen?« fragte Madame.

»Ihre Namen!« erwiderte Saint-Aignan, der sich gegen diese Indiskretion bäumte.

»Allerdings. Ihr habt Eure Schäfer Tiocis und Amyntas genannt; nennt Eure Schäferinnen auf irgend eine Art.«

»Oh! Madame, ich bin kein Erfinder, ich erzählte unter dem Diktat der Dryade.«

»Wie nannte Eure Dryade diese Schäferinnen? Das ist in der Tat ein sehr widerspenstiges Gedächtnis! Diese Dryade war also mit der Göttin Mnemosyne entzweit.«

»Madame, diese Schäferinnen . . . Vergeßt nicht, daß Namen von Frauen offenbaren ein Verbrechen ist.«

»Von dem eine Frau Euch freispricht, Graf, unter der Bedingung, daß Ihr uns die Namen der Schäferinnen nennt.«

»Sie heißen Philis, Amaryllis und Galathe.«

»Ah! gut, sie haben durch das Wartenlassen nicht verloren.« sagte Madame, »das sind drei reizende Namen. Nun die Portraits?«

Saint-Aignan machte abermals eine Bewegung.

»Oh! ich bitte Euch, gehen wir der Ordnung nach zu Werke, Graf,« sprach Madame, »nicht wahr, Sire, wir müssen das Portrait der Schäferinnen haben?«

Der König, der dieses beharrliche Auffordern erwartete und eine unbestimmte Unruhe zu fühlen anfing, glaubte ein so gefährliches

Verhör nicht anstacheln zu müssen. Er dachte übrigens, Saint-Aignan würde bei seinen Portraits Gelegenheit finden, einige zarte Züge einschlüpfen zu lassen, welche die Ohren benützen würden, die Seine Majestät zu reizen im Interesse hatte. In dieser Hoffnung, mit dieser Furcht gestattete Ludwig Herrn von Saint-Aignan, das Portrait der Schäferinnen Philis, Amaryllis und Galathe zu entwerfen.

»Gut, es sei!« sprach Saint-Aignan, wie ein Mensch, der seinen Entschluß faßt; und er begann, indem er einen herausfordernden Blick auf Montalais warf, ungefähr, wie es bei einem Contrefechten ein Fechtmeister tut, der einen seiner würdigen Nebenbuhler sich auszulegen auffordert.

»Philis ist weder braun noch blond, weder groß noch klein, weder kalt noch überspannt; sie ist, obgleich eine Schäferin, geistreich wie eine Prinzessin, und gefallsüchtig wie ein Dämon.«

»Ihr Gesicht ist vortrefflich. Alles, was ihr Gesicht umfaßt, begehrt ihr Herz. Sie ist wie ein Vogel, der, beständig zwitschernd, bald den Rasen streift, bald einem Schmetterling nachflatternd sich emporschwingt, bald sich auf den höchsten Äst eines Baumes setzt, und von da alle Vogelfänger herausfordert, daß sie ihn entweder fangen, oder in ihre Netze fallen machen.«

Das Portrait war so ähnlich, daß Aller Blicke sich auf Montalais richteten, welche, das Auge aufgeweckt, die Nase im Wind auf Herrn von Saint-Aignan horchte, als ob von einer ihr gänzlich fremden Person die Rede wäre.

»Ist das Alles, Herr von Saint-Aignan?« fragte die Prinzessin.

»Oh! Eure Hoheit, das Portrait ist nun skizziert, und es wären viele Dinge zu sagen. Aber ich befürchte, die Geduld Eurer Hoheit zu ermüden oder die Bescheidenheit der Schäferin zu verletzen, und gehe daher auf ihre Gefährtin Amaryllis über.«

»Gut,« sprach Madame, »geht auf Amaryllis über, Herr von Saint-Aignan, wir folgen Euch.«

»Amaryllis ist die Älteste von den Dreien, und dennoch,« fügte Saint-Aignan rasch bei, »und dennoch erreicht dieses hohe Alter nicht zwanzig Jahre.«

Die Stirne von Fräulein von Tonnay-Charente, die sich beim Beginne dieser Erzählung gefaltet hatte, entfaltete sich wieder mit

einem leichten Lächeln.

»Sie ist groß und besitzt ungeheure Haare, die sie nach der Weise der Statuen Griechenlands knüpft; ihr Gang ist majestätisch und ihre Gebärde stolz: sie hat auch vielmehr das Aussehen einer Göttin, als einer einfachen Sterblichen, und unter den Göttinnen ist diejenige, welcher sie am meisten gleicht, Diana, die Jägerin, nur mit dem Unterschied, daß die grausame Schäferin, die einst Cupido, während er in einem Rosengebüsch schlief, den Liebesköcher gestohlen, statt ihre Pfeile auf die Gäste des Waldes zu richten, sie unbarmherzig auf alle die armen Schäfer absendet, welche im Bereiche ihres Bogens und ihrer Augen vorüberkommen.«

»Oh! die boshafte Schäferin,« rief Madame, »wird sie sich nicht eines Tages mit einem der Pfeile verwunden, die sie so unbarmherzig nach rechts und links absendet?«

»Das ist die Hoffnung aller Schäfer im Allgemeinen antwortete Saint-Aignan.

»Und die von Amyntas insbesondere, nicht wahr?« sagte Madame.

»Der schöne Amyntas ist so schüchtern,« erwiderte Saint-Aignan mit der bescheidensten Miene, die er anzunehmen im Stande war, »daß, wenn er diese Hoffnung hegt, nie ein Mensch etwas davon erfahren hat, denn er verbirgt sie in der tiefsten Tiefe seines Herzens.«

Ein äußerst schmeichelhaftes Gemurmel wurde diesem Glaubensbekenntnis des Erzählers in Beziehung auf den Schäfer zu Teil.

»Und Galathe,« fragte Madame, »ich bin sehr begierig, eine so geschickte Hand das Portrait, wo Virgil es gelassen hat, aufnehmen und vor unsern Augen vollenden zu sehen.«

»Madame,« erwiderte Saint-Aignan, »gegen den großen Virgilius Maro ist Euer unterthäniger Diener nur ein sehr armer Dichter. Durch Euren Befehl ermutigt, werde ich jedoch mein Möglichstes tun.«

»Wir hören,« sagte Madame.

Saint-Aignan streckte den Fuß, die Hand und die Lippen vor und sprach:

»Weiß wie die Milch, golden wie die Ähren strömt sie in die Luft die Wohlgerüche ihres blonden Haares aus. Dann fragt man sich, ob es nicht jene schöne Europa sei, welche Jupiter Liebe einflößte, als sie mit ihren Gefährtinnen auf den blüthenreichen Binsen spielte.«

»Aus ihren Augen, die so blau sind, wie das Azur des Himmels in den schönsten Sommertagen, fällt eine sanfte Flamme, die Träumerei nährt sie, die Liebe gibt sie aus. Wenn sie die Stirne faltet, oder ihr Haupt zur Erde neigt, verschleiert sich die Sonne, zum Zeichen der Trauer.«

»Wenn sie lächelt, nimmt im Gegenteil die ganze Natur ihre Freude wieder auf, und, einen Augenblick stumm, beginnen die Vögel ihre Lieder wieder im Schoße der Bäume.«

»Diese besonders,« sprach Saint-Aignan, um zu endigen, »diese besonders ist der Anbetung der Welt würdig, und wenn sie je ihr Herz verschenkt, glücklich der Sterbliche, aus dem ihre jungfräuliche Liebe einen Gott zu machen sich herbeilassen wird.«

Indem Madame, wie alle Andern, auf dieses Portrait horchte, beschränkte sie sich darauf, daß sie ihre Billigung bei den poetischsten Stellen durch ein Nicken mit dem Kopf bezeichnete, aber es ließ sich unmöglich sagen, ob diese Zeichen der Beipflichtung dem Talent des Erzählers oder der Ähnlichkeit des Portraits gespendet wurden.

Dadurch, daß Madame nicht offen Beifall zollte, kam es, daß Niemand zu klatschen sich erlaubte, nicht einmal Monsieur, der im Grunde seines Herzens fand, Saint-Aignan lege ein zu großes Gewicht auf die Portraits der Schäferinnen, nachdem er etwas rasch über die Portraits der Schäfer weggegangen.

Die Versammlung schien daher eiskalt.

Saint-Aignan, der seine Rhetorik und seinen Pinsel erschöpft hatte, um das Portrait von Galathe auszumalen, und der nach der günstigen Aufnahme, der sich die anderen Stücke zu erfreuen gehabt, für das letzte einen Beifallssturm zu hören erwartete, — Saint-Aignan war noch eiliger, als der König und die ganze Gesellschaft.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, der von Madame

mit der Frage unterbrochen wurde:

»Nun, Sire, was sagt Euer Majestät zu diesen drei Portraits?«

Der König wollte Saint-Aignan, ohne sich eine Blöße zu geben, zu Hilfe kommen, und erwiderte:

»Meiner Ansicht nach ist Amaryllis schön.«

»Ich, ich liebe Philis mehr sagte Monsieur, »es ist ein gutes Mädchen, oder vielmehr ein guter Junge von einer Nymphe.«

Jeder lachte.

Diesmal wurden die Blicke so unmittelbar, daß Montalais die Röte in veilchenblauen Flammen sich zu Gesicht steigen fühlte.

»Diese Schäferinnen sagten sich also?« fragte Madame.

Aber in seiner Eitelkeit verletzt, war Saint-Aignan nicht im Stande, einen Angriff von frischen, ausgeruhten Truppen auszuhalten.

»Madame,« sprach er, »diese Schäferinnen gestanden sich gegenseitig ihre kleinen Neigungen.«

»Auf, auf, Herr von Saint-Aignan, Ihr seid im Strom schäferlicher Poesie,« sagte Madame mit einem liebenswürdigen Lächeln, das dem Erzähler wieder etwas Stärke verlieh.

»Sie sagten sich, die Liebe sei eine Gefahr, doch die Abwesenheit der Liebe sei der Tod des Herzens.«

»Und somit schlossen sie?« fragte Madame.

»Somit schlossen sie, man müsse lieben!«

»Sehr gut! Stellten sie dabei Bedingungen?«

»Die Bedingung, zu wählen,« antwortete Saint-Aignan. »Ich muß sogar beifügen — die Dryade spricht — daß eine von den Schäferinnen, Amaryllis, glaube ich, sich förmlich dem widersetzte, daß man liebe, und dennoch verteidigte sie sich nicht zu sehr dagegen, daß sie habe bis zu ihrem Herzen das Bild eines gewissen Schäfers dringen lassen.«

»Amyntas oder Tiocis

»Amyntas, Madame,« erwiderte Saint-Aignan bescheiden. »Aber sogleich entgegnete Galathe, die sanfte Galathe mit den grünlichblauen Augen, weder Amyntas, noch Alphisibeus, noch Titycus, noch irgend einer der schönsten Schäfer der Gegend könne mit Tiocis verglichen werden, Tiocis verdunkle alle Männer,

wie die Eiche durch ihre Größe alle Bäume, die Lilie alle Blumen verdunkle. Sie entwarf sogar von Tiocis ein solches Portrait, daß sich Tiocis, der ihr zuhorchte, trotz seiner Größe wahrhaft geschmeichelt fühlen mußte. So waren Tiocis und Amyntas von Philis und Galathe ausgezeichnet worden. So wurde das Geheimnis der zwei Herzen unter dem Schatten der Nacht und im Geheim des Waldes enthüllt.«

»Dies ist es, Madame, was mir die Dryade erzählt hat, sie, die Alles weiß, was in der Höhlung der Eichen und im Buschwerk des Grases vorgeht; sie, die die Liebschaften der Vögel kennt, die da weiß, was ihre Gesänge besagen wollen; sie endlich, die die Sprache des Windes in den Zweigen und das Gesumme der Käfer von Gold oder Smaragd im Kelch der wilden Blumen versieht; sie hat es mir wieder gesagt und ich wiederhole es.«

»Und nun seid ihr zu Ende, nicht wahr, Herr von Saint-Aignan?« fragte Madame mit einem Lächeln, das den König beben machte.

»Ich bin zu Ende, ja, Madame,« antwortete Saint-Aignan, »und glücklich, wenn ich Eurer Königlichen Hoheit eine Zerstreuung von einigen Augenblicken habe bereiten können.«

»Zu kurze Augenblicke,« sagte Madame, »denn Ihr habt Alles, was Ihr wisst, vortrefflich erzählt; doch, mein lieber Herr von Saint-Aignan, Ihr habt das Unglück gehabt. Euch nur bei einer einzigen Dryade zu erkundigen, nicht wahr?«

»Ja, Madame, ich gestehe es, nur bei einer einzigen.«

»Daraus geht hervor, daß Ihr an einer kleinen, unscheinbaren Najade vorübergegangen seid, die noch ganz andere Dinge wusste, als Eure Dryade, mein lieber Graf.«

»Eine Najade,« wiederholten mehrere Stimmen, welche zu vermuten anfangen, es werde die Geschichte eine Fortsetzung haben.

»Allerdings, neben der Eiche, von der Ihr sprecht und die, wenigstens wie ich glaube, die Königseiche genannt wird, nicht wahr, Herr von Saint-Aignan?«

Saint-Aignan und der König schauten sich an.

»Ja, Madame,« antwortete Saint-Aignan.

»Nun denn! es ist dort eine hübsche kleine Quelle, welche, inmitten von Mäuseöhrchen und Maßlieben über die Kieselsteine

hin murmelt.«

»Ich glaube, Madame hat Recht,« sagte der König, der immer voll Bangigkeit an den Lippen seiner Schwägerin hing.

»Oh! ich stehe Euch dafür,« rief Madame, »und zum Beweise dient, daß die Najade, welche diese Quelle beherrscht, mich auf dem Wege angehalten hat, mich, die ich mit Euch spreche.«

»Bah!« machte Saint-Aignan.«

»Ja,« fuhr die Prinzessin fort, »und zwar, um mir eine Menge von Dingen mitzuteilen, die Herr von Saint-Aignan in seiner Erzählung nicht vorgebracht hat.«

»Oh! erzählt das selbst,« rief Monsieur, »Ihr erzählt auf eine so reizende Weise.«

Die Prinzessin verbeugte sich vor seinem ehelichen Kompliment.

»Ich werde nicht die Poesie und das Talent des haben, um alle Einzelheiten gehörig hervorzuheben.«

»Man wird Euch nicht mit geringerem Interesse zuhören,« sagte der König, der zum Voraus etwas Feindseliges in der Erzählung seiner Schwägerin fühlte.

»Ich spreche übrigens im Namen der armen kleinen Najade, welche wohl die reizendste Halbgöttin ist, die ich je gefunden,« fuhr Madame fort. »Sie lachte aber dergestalt während ihrer Erzählung, daß ich Euch kraft des medizinischen Axioms: das Lachen ist ansteckend, um Erlaubnis bitte, selbst ein wenig lachen zu dürfen, wenn ich mich ihrer Worte erinnere.«

Der König und Saint-Aignan, die auf vielen Gesichtern einen Anfang von Heiterkeit, der ähnlich, welche Madame verkündigte, sich verbreiten sahen, schauten sich am Ende einander an, und fragten sich mit dem Blick, ob hierunter nicht eine kleine Verschwörung stecke.

Madame war aber fest entschlossen, das Messer in der Wunde um und umzudrehen; sie fuhr auch mit ihrer Miene naiver Unschuld, das heißt, mit der gefährlichsten aller ihrer Mienen fort:

»Ich ging also dort durch; und da ich unter meinen Fichten viele frisch erschlossene Blumen fand, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Philis und Amaryllus und alle Eure Schäferinnen von mir auf demselben Weg gegangen waren.«

Der König biß sich auf die Lippen: die Erzählung wurde immer bedrohlicher.

»Meine kleine Najade girrte ihr Liedchen am Bette ihres Büchleins; als ich sah, daß sie sich, indem sie den unteren Teil meines Kleides berührte, mir nähern wollte, fiel es mir nicht ein, sie schlimm zu empfangen und dies um so mehr, als im Ganzen eine Göttin, mag sie auch nur zweiten Rangs sein, immer mehr wert ist als eine sterbliche Prinzessin. Ich redete die Najade an, und sie sagte mir Folgendes, indem sie in ein Gelächter ausbrach:

›Stellt Euch vor, Prinzessin.« Ihr begreift, Sire, die Najade spricht.«

Der König machte ein bejahendes Zeichen. Madame fuhr fort:

›Stellt Euch vor, Prinzessin, daß die Ufer meines Baches vorhin Zeugen eines äußerst belustigenden Schauspiels gewesen sind. Zwei neugierige Schäfer, neugierig bis zur Indiskretion, haben sich auf eine ergötzliche Weise durch drei Nymphen oder drei Schäferinnen mystificiren lassen.« Ich bitte Euch um Verzeihung, ich weiß nicht mehr, ob sie Nymphen oder Schäferinnen gesagt hat. Doch gleichviel, nicht wahr? Weiter also.«

Bei diesem Eingang errötete der König sichtbar, und Saint-Aignan, der ganz die Fassung verlor, sang an, die Augen auf das Allerängstlichste zu verdrehen.

›Die zwei Schäfer,« fuhr meine kleine Najade immer lachend fort, ›folgten der Spur der drei Fräulein,« nein, ich will sagen, der drei Nymphen, verzeiht, ich täusche mich, der drei Schäferinnen. Das ist nicht immer vernünftig, und es kann diejenigen belästigen, welchen man folgt. Ich appelliere an alle diese Damen, und nicht eine von den anwesenden wird mich Lügen strafen, dessen bin ich gewiß.«

Sehr in Angst über das, was nun kommen sollte, stimmte der König mit der Gebärde bei.

›Aber,« fuhr die Najade fort, »die Schäferinnen hatten Tiocis und Amyntas in das Gehölze schleichen sehen; und mit Hilfe des Mondes hatten sie dieselben durch die Baumgruppen erkannt.« Oh! Ihr lacht,« unterbrach sich Madame. »Wartet, wartet, Ihr seid noch nicht beim Ende.«

Der König erbleichte, Saint-Aignan wischte sich seine von

Schweiß befeuchtete Stirne ab.

Es war in den Gruppen der Frauen ein kleines unterdrücktes Gelächter, verstohlenes Geflüster bemerkbar.

»Die Schäferinnen,« sagte ich, »als sie die Indiskretion der Schäfer wahrnahmen, setzten sich an den Fuß der Königseiche, und als sie fühlten, daß ihre unbescheidenen Horcher ihre Stellung so genommen hatten, daß sie kein Wort von dem verloren, was gesagt werden würde, richteten sie an dieselben auf das Allerunschuldigste der Welt eine entflammende Erklärung, deren Ausdrücke die aller Menschen, und selbst den sentimentalsten Schäfern natürliche Eitelkeit süß wie Honigstrahlen für die zwei Zuhörer erscheinen ließ.«

Bei diesen Worten, welche die Versammlung nicht ohne zu lachen anhören konnte, ließ der König einen Blitz aus seinen Augen hervorspringen.

Saint-Aignan aber senkte seinen Kopf auf seine Brust. Und unter einem bitteren Gelächter seinen Ärger verbergend, sagte der König, indem er sich in seiner ganzen Höhe aufrichtete:

»Ah! das ist bei meinem Wort ein ganz reizender Scherz, und von Euch, Madame, auf eine nicht minder reizende Weise erzählt; aber habt Ihr denn auch wirklich die Sprache der Najaden verstanden?«

»Der Graf behauptet wohl, er habe die der Dryaden verstanden,« antwortete Madame lebhaft.

»Allerdings,« sprach der König, »doch Ihr wisst, es ist eine Schwäche des Grafen, daß er auf die Akademie abzielt; zu diesem Behufe hat er alle Arten von Dingen gelernt, die Ihr zum Glück nicht wisst, und möglicher Weise könnte die Sprache der Wassernymphe zu der Zahl der Dinge gehören, die Ihr nicht studiert habt.«

»Ihr begreift, Sire,« erwiderte Madame, »bei solchen Umständen verlässt man sich nicht auf sich allein. Das Ohr eines Weibes ist nichts Unfehlbares, sagt der heilige Augustin; ich wollte mich auch durch andere Ansichten, als die meinige, erleuchten, und da meine Najade, die in ihrer Eigenschaft als Göttin Polyglottin ist . . . sagt man nicht so, Herr von Saint-Aignan?«

»Ja, Madame,« antwortete Saint-Aignan, aus der Fassung

gebracht.

»Und da meine Najade, die in ihrer Eigenschaft als Göttin Polyglottin ist, Anfangs Englisch mit mir sprach, so befürchtete ich, wie Ihr sagt, schlecht verstanden zu haben, ließ die Fräulein von Tonnay-Charente, Montalais und La Vallière kommen, und bat meine Najade, nun in französischer Sprache die Erzählung zu wiederholen, die sie mir schon Englisch gemacht hatte.«

»Und sie tat es?« fragte der König. »Oh! es ist die gefälligste Gottheit, die existiert. Ja, Sire, sie wiederholte die Erzählung. Somit bleibt kein Zweifel mehr. Nicht wahr, meine Fräulein,« sagte die Prinzessin, indem sie sich nach der Linken ihrer Armee wandte, »nicht wahr, die Najade hat ganz so gesprochen, wie ich erzähle, und ich habe mich auf keine Art gegen die Wahrheit verfehlt. Philis? . . . Verzeiht, ich täusche mich, Fräulein Aure von Montalais, ist es so?«

»Oh! ganz und gar, Madame,« antwortete Montalais mit völlig festem Ton.

»Es ist so, Fräulein von Tonnay-Charente?«

»Die reine Wahrheit,« antwortete Athenais mit nicht minder fester, aber weniger verständlicher Stimme.

»Und Ihr, La Vallière?« fragte Madame. Die Arme fühlte den glühenden Blick des Königs auf sich gerichtet; sie wagte es nicht, zu leugnen, sie wagte es nicht, zu lügen, und senkte den Kopf zum Zeichen der Beistimmung.

Nun erhob sich ihr Kopf nicht wieder, halb vereist, wie sie war, durch eine Kälte, die noch schmerzlicher, als die des Todes.

Diese dreifache Zeugschaft schlug den König nieder. Was Saint-Aignan betrifft, so machte er nicht einmal einen Versuch, seine Verzweigung zu verbergen, und er stammelte, ohne zu wissen, was er sagte:

»Ein vortrefflicher Scherz! gut gespielt! meine Damen Schäferinnen.«

»Eine gerechte Strafe für die Neugierde,« sprach der König mit heiserer Stimme. Oh! wem würde es nach der Bestrafung von Tiocis und Amyntas einfallen, erlauschen zu wollen, was in den Herzen der Schäferinnen vorgeht? Mir sicherlich nicht . . . und Euch, meine Herren?«

»Mir auch nicht! mir auch nicht!« wiederholte im Chor die Gruppe der Höflinge.

Madame triumphierte über diesen Verdruß des Königs; sie ergötzte sich ungemein, denn sie glaubte, ihre Erzählung sei die Entwicklung von Allem gewesen, oder sie müßte dies sein.

Monsieur aber, der über diese doppelte Erzählung gelacht hatte, ohne etwas davon zu verstehen, wandte sich an Guiche und sprach:

»Nun! Graf, Du sagst nichts. Du findest also nichts zu sagen? Solltest Du zufällig die Herren Tiocis und Amyntas beklagen?«

»Ich beklage sie von ganzer Seele,« antwortete Guiche; »denn, in der Tat, die Liebe ist eine so süße Chimäre, daß sie verlieren, obgleich es eine Chimäre ist, mehr als das Leben verlieren heißt. Wenn also diese beiden Schäfer geliebt zu sein geglaubt haben, wenn sie sich glücklich gefühlt, und statt dieses Glückes nicht nur die Leere finden, die dem Tode gleichkommt, sondern auch eine Verspottung der Liebe, die so viel ist, als ein hunderttausendfacher Tod . . . Nun, ich sage, Tiocis und Amyntas sind die zwei unglücklichsten Menschen, die ich kenne.«

»Und ihr habt Recht, Herr von Guiche,« sprach der König, »denn der Tod ist am Ende sehr hart für ein wenig Neugierde.«

»Damit ist also gesagt, die Geschichte meiner Neugierde habe dem König mißfallen?« fragte Madame naiv.

»Oh! Madame, Ihr täuscht Euch,« antwortete Ludwig, indem er die Hand der Prinzessin nahm, »Eure Neugierde hat mir um so mehr gefallen, als sie wahrhafter gewesen ist, und als Ihre Erzählung durch unverwerfliche Zeugnisse unterstützt wird.«

Diese Worte fielen auf la Vallière mit einem Blick, den Keiner, von Sokrates bis auf Montaigne, vollkommen zu besinnen vermocht hätte.

Diese Worte und dieser Blick lähmten vollends da, unglückliche Mädchen, das, auf die Schultern von Montalais gestützt, das Bewußtsein verloren zu haben schien.

Der König stand auf, ohne diesen Vorfall zu bemerken, auf den übrigens Niemand Achtung gab, und gegen seine Gewohnheit, denn er blieb in der Regel bis sehr spät bei Madame, nahm' er Abschied, um in seine Gemächer zurückzukehren.

Saint-Aignan folgte ihm, ebenso verzweiflungsvoll bei seinem Abgange, als er sich freudig bei seinem Eintritt gezeigt hatte.

Weniger empfänglich für Gemütsbewegungen, als la Vallière, erschrak Fräulein Tonnay-Charente kaum und wurde durchaus nicht ohnmächtig.

Der letzte Blick von Saint-Aignan war indessen bedeutend majestätischer gewesen; als der letzte Blick des Königs.

XIV.

Königliche Psychologie.

Der König kehrte mit raschen Schritten nach seinen Gemächern zurück.

Ludwig der XIV. ging vielleicht so schnell, um nicht zu wanken. Er ließ etwas wie die Spur einer geheimnisvollen Trauer hinter sich.

Die Heiterkeit, die Jeder in seiner Haltung bei seiner Ankunft wahrgenommen, und über die sich Jeder gefreut, Niemand hatte sie vielleicht ergründet: aber diesen so stürmischen Abgang, dieses so verstörte Gesicht begriff Jeder, oder glaubte es wenigstens leicht zu begreifen.

Die Leichtfertigkeit von Madame, ihre für einen argwöhnischen Charakter etwas rohen Scherze, die allerdings zu vertrauliche Zusammenstellung dieses Königs mit einem gewöhnlichen Menschen, dies waren die Gründe, die sich die Versammlung für den heftigen und unerwarteten Abgang des Königs angab.

Sonst helllichtiger, sah Madame hierin Anfangs nichts Anderes. Es war für sie genug, eine kleine Eitelkeitsfolter demjenigen auferlegt zu haben, der, so rasch eingegangener Verbindlichkeiten vergessend, es als seine Aufgabe zu betrachten schien, die edelsten und erhabensten Sachen zu erobern und zu verachten.

In der Lage, in der sich die Dinge befanden, war es nicht ohne eine gewisse Bedeutung für Madame, dem König zu zeigen, welch ein Unterschied es sei, wenn man hohen Ortes liebe, oder wenn man Liebeshändel betreibe, wie ein Junker aus der Provinz.

Bei einer solchen großen Liebe, die ihr Königtum und ihre Allmacht fühlte und gleichsam ihre Etiquette und ihre Ostentation hat, vergab ein König nicht nur seiner Würde nichts, sondern er fand sogar Ruhe, Sicherheit, Geheimnis und allgemeine Achtung.

In der Erniedrigung zu gemeinen Liebschaften, traf er selbst bei seinen geringsten Untertanen Glossen und Spott; er verlor seinen Charakter als unfehlbar und unverletzlich. In die Region des kleinen menschlichen Elends hinabsteigend unterzog er sich den

armseligen Stürmen desselben.

Mit einem Wort aus dem Gott-König einen einfachen Sterblichen machen, indem man ihn am Herzen oder vielmehr sogar im Gesicht berührte wie den letzten seiner Untertanen, hieß einen furchtbaren Schlag dem Stolz dieses edlen Blutes beibringen: man unterwarf und fesselte Ludwig mehr noch durch die Eitelkeit, als durch die Liebe. Madame hatte ihre Rache weise berechnet; sie hatte sich auch gerächt, wie man gesehen. Man glaube jedoch nicht, Madame habe die schrecklichen Leidenschaften der Heldinnen des Mittelalters gehabt und die Dinge unter ihrem düsteren Anblick an' gesehen; jung, anmutig, geistreich, gefallsüchtig, verliebt, mehr aus Phantasie, durch die Einbildungskraft oder aus Ehrgeiz, weihte Madame im Gegenteil jene Epoche leichter vorübergehender Vergnügungen ein, welche die hundert und zwanzig Jahre bezeichnete, die zwischen der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und drei Vierteln des achtzehnten vergingen.

Madame sah nun die Dinge oder glaubte sie wenigstens unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu sehen; sie wusste, daß der König, ihr erhabener Schwager, zuerst über die demütige la Vallière gelacht hatte, und daß es nach seinen Gewohnheiten nicht wahrscheinlich war, er würde je die Person anbeten, über die er, wenn auch nur einen Augenblick, hatte spotten können.

War nicht überdies die Eitelkeit da, dieser flüsternde Dämon, der eine so große Rolle in der dramatischen Komödie spielt, die man das Leben einer Frau nennt; sagte nicht die Eitelkeit ganz laut, ganz leise, mit halber Stimme, in allen möglichen Tonarten, sie eine Prinzessin, jung, schön, reich, könne nicht mit der armen la Vallière verglichen werden, die zwar allerdings ebenso jung als sie, aber viel weniger hübsch und ganz arm? Und darüber darf man sich bei Madame nicht wundern: man weiß, die größten Charaktere sind diejenigen, die sich am meisten in der Vergleichung schmeicheln, die sie von sich mit Anderen, von Anderen mit sich anstellen.

Man wird vielleicht fragen, was Madame mit diesem so geschickt kombinierten Angriff wollte? Warum so viele Kräfte entwickelt wurden, wenn es sich nicht darum handelte, den König im Ernst aus einem ganz neuen Herzen zu vertreiben, in dem er

sich einzuquartieren gedachte? hatte Madame nötig, la Vallière eine solche Wichtigkeit zu geben, weil sie Madame nicht fürchtete?

Nein, Madame fürchtete la Vallière nicht, aus dem Gesichtspunkt eines Geschichtsschreibers, der die Dinge weiß und die Zukunft oder vielmehr die Vergangenheit sieht; Madame war auch keine Prophetin oder Sybille; Madame konnte eben so wenig, als eine Andere, in dem furchtbaren, unseligen Buch der Zukunft lesen, welches in seinen geheimen Blättern die ernstesten Ereignisse bewahrt.

Nein, Madame wollte den König ganz einfach dafür bestrafen, daß er gegen sie eine ganz weibliche Geheimniskrämerei getrieben hatte; sie wollte ihm ganz klar beweisen, daß, wenn er von dieser Art von Angriffswaffen Gebrauch mache, sie, eine Frau von Geist und Geschlecht, sicherlich im Arsenal ihrer Einbildungskraft, selbst gegen die Streiche eines Königs stichhaltige, Waffen finden würde.

Auch wollte sie ihm beweisen, daß es bei solchen Kriegen keine Könige mehr gibt, oder wenigstens, daß die Könige, für ihre eigene Rechnung kämpfend, wie gewöhnliche Menschen, ihre Krone beim ersten Schlag fallen sehen können; daß endlich, wenn er, ganz von vorne herein, bei seinem Anblick allein, von allen Frauen seines Hofes angebetet zu werden gehofft habe, dieß eine vermessene, verletzende, menschliche Anmaßung bei gewissen Frauen von höherer Stellung, als die anderen wäre, und daß die gerade auf das zu hohe und zu stolze königliche Haupt fallende Lektion wirksam sein würde.

Dies waren sicherlich die Reflexionen von Madame in Beziehung auf den König.

Das Ereignis selbst kam nicht in Betracht.

Man steht auch, daß sie auf den Geist ihrer Ehrenfräulein hingewirkt und in allen ihren Einzelheiten die Komödie vorbereitet hatte, die gespielt worden war.

Der König war ganz davon betäubt. Seit er Herrn von Mazarin entkommen, sah er sich zum ersten Mal als Mensch behandelt.

Eine solche Strenge von Seiten seiner Untertanen hätte ihm Stoff zum Widerstand geliefert. Die Kräfte wachsen im Streit.

Aber Frauen angreifen, von ihnen angegriffen werden, von kleinen Provinzmädchen, welche ausdrücklich hierzu von Blois gekommen, hintergangen worden sein, dieß war das höchste Maß der Schmach für einen jungen König, der voll von der Eitelkeit, die ihm zu»gleich seine persönliche Vorzüge und seine königliche Gewalt einflößten.

Nichts zu machen, weder Vorwürfe, noch Verbannung, noch Schmollen.

Schmollen, damit hätte man gestanden, man sei von einer spitzigen Waffe, von der Waffe der Lächerlichkeit getroffen worden.

Frauen schmollen! Welche Demütigung! besonders, wenn die Frauen den Spott zur Rache haben.

Oh! wenn statt, Frauen die ganze Verantwortlichkeit zu überlassen, ein Höfling sich in diese Intrige gemischt hätte, mit welcher Freude würde Ludwig XIV. diese Gelegenheit ergriffen haben, um die Bastille zu benützen.

Aber auch der königliche Zorn blieb, durch das Raisonement zurückgestoßen, stille stehen.

Eine Armee, Gefängnisse, eine beinahe göttliche Macht besitzen und diese ganze Allmacht in den Dienst eines elenden Grolls stellen, war nicht nur eines Königs, sondern selbst eines Menschen unwürdig.

Es handelte sich also ganz einfach darum, stillschweigend die Schmach zu verschlucken, und mit seinem Gesichte dieselbe Zahmheit, dieselbe Leutseligkeit zur Schau zu stellen.

Es handelte sich darum, Madame als Freundin zu behandeln. Als Freundin? Warum nicht.

Entweder war Madame die Anstifterin des Ereignisses, oder hatte sie das Ereignis passiv gefunden.

War sie die Anstifterin gewesen, so erschien dieß sehr keck von ihr; war dies aber nicht ihre natürliche Rolle?

Wer hatte sie in den süßesten Augenblicken des Honigmondes aufgesucht, um eine Liebessprache mit ihr zu sprechen? Wer hatte sich erdreistet, die Chancen des Ehebruchs, ja sogar der Blutschande zu berechnen? wer hatte hinter seiner königlichen Allmacht verschanzt, zu der jungen Frau gesagt: seid ohne

Furcht, liebt den König von Frankreich, er steht über Allen, und eine Gebärde seines mit dem Scepter bewaffneten Armes wird Euch gegen Mäniglich, selbst gegen Eure Gewissensbisse beschützen!

Die junge Frau hatte dem königlichen Worte gehorcht oder vielmehr dieser bestechenden Stimme nachgegeben, und nun, da sie das moralische Opfer ihrer Ehre gebracht, sah sie sich für dieses Opfer durch eine Untreue belohnt, die um so demütigender, als sie zur Ursache eine Frau hatte, die bei Weitem geringer, als diejenige, welche sich von Anfang geliebt geglaubt.

War also Madame die Anstifterin der Rache gewesen, so hatte Madame Recht gehabt.

War sie dagegen bei diesem ganzen Ereignis passiv geblieben, welchen Grund hatte der König, ihr zu grollen?

Mußte sie oder konnte sie vielmehr den Erguß einiger Provinzzungen hemmen? mußte sie durch ein Übermaß schlecht verstandenen Eifers die Impertinenz von drei kleinen Mädchen auf die Gefahr, sie giftig zu machen, zurückdrängen?

Alle diese Betrachtungen waren eben so viele empfindliche Stiche für den Stolz des Königs; nachdem er aber alle diese Beschwerden in seinem Geiste recht durchgegangen hatte, wunderte sich Ludwig, nach abgeschlossener Reflexion, das heißt, nachdem die Wunde verbunden, daß er andere dumpfe, unerträgliche, unbekannte Schmerzen fühlte.

Und was er sich selbst nicht zu gestehen wagte, war, daß die stechenden Berührungen ihren Sitz im Herzen hatten.

Der Geschichtsschreiber muß auch den Lesern gestehen, wie es der König sich selbst gestand, er hatte sich das Herz durch die naive Erklärung von la Vallière kitzeln lassen; er hatte an reine Liebe, an Liebe für den Menschen, an eine Liebe frei von jedem Interesse geglaubt; und seine Seele, jünger und besonders naiver, als sie es vermutete, war dieser anderen Seele entgegengesprungen, die sich ihm durch ihren Ausflug verraten hatte.

Die ungewöhnlichste Sache in der sehr zusammengesetzten Geschichte der Liebe ist die doppelte Einimpfung der Liebe in zwei Herzen; es gibt eben so wenig Gleichzeitigkeit, als

Gleichheit; der eine Teil liebt beinahe immer vor dem andern, wie der eine am Ende nach dem andern liebt.

Der elektrische Strom bildet sich auch nach Maßgabe der Intensität der ersten Liebe, die sich entzündet.

Je mehr Fräulein de la Vallière Liebe gezeigt, desto mehr hatte der König davon empfunden.

Und das war gerade, was den König in Erstaunen setzte.

Denn es war für ihn ganz erwiesen, daß kein sympathetischer Strom sein Herz hatte hinreißen können, da dieses Geständnis nicht Liebe, da dieses Geständnis nur eine dem König und dem Menschen angetane Beleidigung, da es endlich, und dieses Wort brannte wie ein glühendes Eisen, da es endlich eine Mystifikation war.

So hatte dieses kleine Mädchen, dem man, streng genommen, Alles absprechen konnte, Schönheit, Geburt, Geist, so hatte dieses Mädchen, von Madame selbst gerade wegen seiner Demut gewählt, nicht nur den König herausgefordert, sondern sogar den König verachtet, das heißt einen Menschen verachtet, der, wie ein Sultan Asiens, nur mit den Augen zu suchen, die Hand auszustrecken, das Schnupftuch fallen zu lassen brauchte.

Und vom Tage vorher an war er dergestalt mit dieser Kleinen beschäftigt gewesen, daß er nur noch an sie gedacht, von ihr geträumt; seit dem Tage vorher hatte sich seine Einbildungskraft daran ergötzt, daß sie ihr Bild mit allen Reizen, die sie nicht besaß, geschmückt; er, den so viele Angelegenheiten in Anspruch nahmen, den so viele Frauen riefen, hatte endlich seit dem vorhergehenden Tage alle Minuten seines Lebens, alle Schläge seines Herzens dieser einzigen Träumerei gewidmet.

Dies war in der Tat zu wenig oder zu viel.

Und die Entrüstung des Königs ließ diesen alle Dinge vergessen, unter Anderem, daß Saint-Aignan da war: die Entrüstung des Königs machte sich in den heftigsten Verwünschungen Luft.

Saint-Aignan war allerdings in eine Ecke gekauert und sah von hier aus den Sturm vorüberziehen.

Sein Verdruß kam ihm erbärmlich vor gegen den königlichen Zorn.

Er verglich mit seiner kleinen Eitelkeit diesen ungeheuren Stolz des beleidigten Königs, und da er das Herz der Könige im Allgemeinen und das der mächtigen ins Besondere kannte, so fragte er sich, ob nicht dieses noch im leeren Raum hängende Gewicht der Wut bald auf ihn herabfallen würde, gerade weil Andere schuldig und er unschuldig.

Der König hielt in der Tat plötzlich in seinem ungemäßigten Gang inne, heftete einen zornigen Blick auf Saint-Aignan und rief:

»Und Du, Saint-Aignan!«

Saint-Aignan machte eine Bewegung, welche bedeutete: »Nun, Sire.«

»Ja nicht wahr, Du bist eben so einfältig gewesen als ich.«

»Sire,« stammelte Saint-Aignan.

»Du hast Dich von diesem plumpen Scherz fangen lassen.«

»Sire,« antwortete Saint-Aignan, dessen Glieder ein Schauer zu schütteln anfang, »Eure Majestät wolle nicht in Zorn geraten: die Frauen sind, wie sie wohl weiß, unvollkommene, für das Schlimme geschaffene Geschöpfe. Das Gute von ihnen verlangen, heißt also das Unmögliche von ihnen fordern.«

Der König, der einen großen Respekt vor sich selbst hatte und über seine Leidenschaften die Herrschaft zu gewinnen anfang, die er sein ganzes Leben hindurch über sie behielt, der König fühlte, daß er sich um die Achtung Anderer brachte, wenn er eine so große Heftigkeit bei einem so geringfügigen Gegenstand offenbarte.

»Nein,« sagte er rasch, »nein, Du täuschest Dich, Saint-Aignan; ich gerate nicht in Zorn; ich bewundere nur, daß wir mit so viel Geschicklichkeit und Keckheit von diesen kleinen Mädchen betrogen worden sind. Ich bewundere besonders, daß wir, während wir uns erkundigen konnten, die Torheit begangen haben, uns auf unser eigenes Herz zu verlassen.«

»Oh! das Herz. Sire, das Herz ist ein Organ, das man notwendig auf seine physischen Funktionen beschränken, und aller seiner moralischen Funktionen entsetzen muß. Ich gestehe meines Teils, daß ich, als ich das Herz Eurer Majestät so sehr mit diesen Kleinen beschäftigt sah . . . «

»Beschäftigt? ich . . . mein Herz beschäftigt . . . mein Geist

vielleicht, was aber mein Herz betrifft, dieses war . . . «

Ludwig bemerkte abermals, daß er, um eine Leere zu bedecken, eine andere zu entblößen im Begriffe war.

»Übrigens habe ich diesem Kinde nichts vorzuwerfen,« fügte er bei. »Ich wusste wohl, daß die Kleine einen Andern liebte.«

»Den Vicomte von Bragelonne, ja. Ich hatte Eure Majestät davon in Kenntnis gesetzt.«

»Allerdings. Doch Du warst nicht der Erste. Der Graf de la Fère beehrte von mir die Hand von Fräulein de la Vallière für seinen Sohn. Nun denn, bei seiner Rückkehr aus England werde ich sie mit einander vermählen, da sie sich lieben.«

»Darin erkenne ich wahrhaftig den ganzen Edelmut des Königs.«

»Höre, Saint-Aignan, glaube mir, wir wollen uns nicht mehr um dergleichen Dinge bekümmern,« sagte Ludwig.

»Ja, verdauen wir die Schmach,« erwiderte der Höfling.

»Übrigens wird das leicht sein,« versetzte der König einen Seufzer modulierend.

»Und um anzufangen, werde ich . . . « sagte Saint-Aignan.

»Nun.«

»Ich werde ein Epigramm auf das Trio machen. Ich nenne das Najade und Dryade, und das wird Madame Vergnügen machen.«

»Tue das, Saint-Aignan, tue das,« murmelte der König. »Du liest mir Deine Verse vor, das wird mich zerstreuen. Oh! gleichviel, gleichviel, Saint-Aignan,« fügte der König wie ein Mensch bei, der mühsam atmet, »dieser Streich erfordert eine übermenschliche Kraft, um würdig ausgehalten zu werden.«

Und als der König so endigte, wobei er sich das Ansehen englischster Geduld gab, kratzte einer von den Bedienten vom Dienst an der Türe des Zimmers.

Saint-Aignan trat aus Ehrfurcht auf die Seite.

»Herein,« rief der König.

Der Diener öffnete halb die Türe.

»Was will man?« fragte der König.

Der Diener zeigte einen in Form eines Dreiecks zusammengelegten Brief und erwiderte:

»Für Seine Majestät?«

»Von wem?«

»Ich weiß es nicht, er ist mir von einem der Offiziere vom Dienst übergeben worden.«

Der König machte ein Zeichen; der Diener brachte ihm das Billett.

Der König näherte sich den Kerzen, öffnete das Billett, las die Unterschrift, und ließ einen Schrei entschlüpfen.

Saint-Aignan war ehrfurchtsvoll genug, um nicht zu schauen; aber ohne zu schauen, sah er und hörte er. Er lief herbei.

Der König entließ den Bedienten mit einer Gebärde. »Oh! mein Gott!« sagte der König, während er las.

»Befindet sich Eure Majestät unwohl?« fragte Saint-Aignan, die Arme ausstreckend.

»Nein, nein, Saint-Aignan, lies.«

Und er reichte ihm das Billett.

Die Augen von Saint-Aignan richteten sich auf die Unterschrift.

»La Vallière!« rief er. »Ah! Sire!«

»Lies! lies!«

Saint-Aignan las.

»Sire, verzeiht die Zudringlichkeit, verzeiht mir besonders den Verstoß gegen die Förmlichkeiten, der diesen Brief begleitet: ein Billett scheint mir dringender, als eine Depeche; ich erlaube mir daher, ein Billett an Eure Majestät zu schreiben.«



»Ich kehre gelähmt von der Anstrengung und dem Schmerz in mein Zimmer zurück, Sire, und ich flehe Eure Majestät um die Gnade einer Audienz an, in der ich meinem König die Wahrheit werde sagen können.«

»Louise de la Vallière.«

»Nun?« fragte der König, während er den Brief wieder aus den Händen von Saint-Aignan nahm, der von dem, was er gelesen, ganz verblüfft war.

»Nun?« wiederholte Saint-Aignan.

»Was denkst Du hiervon?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sprich doch.«

»Sire, die Kleine hat wohl den Donner rollen hören und Furcht

bekommen.«

»Furcht, wovor?« fragte der König hochherzig.

»Ah! Sire, Eure Majestät hat tausend Gründe, dem Urheber oder vielmehr den Urhebern eines so boshaften Scherzes zu grollen, und im schlimmen Sinn geöffnet, ist das Gedächtnis Eurer Majestät eine ewige Drohung für die Unvorsichtige.«

»Saint-Aignan, ich sehe nicht wie Ihr.«

»Der König muß besser sehen, als ich.«

»Wohl, ich sehe in diesen Zeilen Schmerz, Zwang, und nun, da ich mich gewisser Einzelheiten der Szene erinnere, die diesen Abend bei Madame vorgefallen ist . . . kurz . . . «

Der König vollendete nicht.

»Kurz,« sprach Saint-Aignan, »Eure Majestät wird die Audienz geben, das ist das Klarste von Allem.«

»Ich werde etwas Besseres tun, Saint-Aignan.«

»Was werdet Ihr tun, Sire.«

»Nimm Deinen Mantel.«

»Aber, Sire.«

»Du weißt, wo das Zimmer der Ehrenfräulein von Madame ist?«

»Gewiß.«

»Du weißt ein Mittel, dahin zu gelangen?«

»Oh! was das betrifft, nein.«

»Du mußt aber Jemand dort kennen?«

»Oh! Eure Majestät ist die Quelle aller guten Gedanken.«

»Du kennst Jemand?«

»Ja.«

»Sprich, wen kennst Du?«

»Ich kenne einen gewissen jungen Mann, der auf das Beste mit einem gewissen Fräulein steht.«

»Ehrenfräulein?«

»Ja, Ehrenfräulein, Sire.«

»Mit Tonnay-Charente?« fragte der König lachend.

»Leider, nein, mit Montalais.«

»Er heißt?«

»Malicorne.«

»Gut . . . Und Du kannst auf ihn zählen?«

»Ich glaube es, Sire . . . Er muß wohl einen Schlüssel haben . . . Und wenn er einen neuen hat, so wird er, da ich ihm einen Dienst geleistet habe . . . mir denselben überlassen.«

»Vortrefflich! Laßt uns gehen.«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät.«

Der König warf seinen eigenen Mantel auf die Schultern von Saint-Aignan und verlangte von diesem den seinigen. Dann gingen Beide nach dem Vorhaus.



XV.

Was weder Najade, noch Dryade vorhergesehen.

Saint-Aignan blieb am Fuße der Treppe stehen, welche in den Entresols zu den Ehrenfräulein, im ersten Stock zu Madame führte.

Von hier aus ließ er durch einen Bedienten, der vorüberkam, Malicorne, welcher sich noch bei Monsieur befand, benachrichtigen.

Nach zehn Minuten erschien Malicorne, die Nase im Wind und im Schatten witternd.

Der König wich in den dunkelsten Teil des Vorhauses zurück.

Saint-Aignan trat im Gegenteil vor.

Doch bei den ersten Worten, mit denen er seinen Wunsch aussprach, wich Malicorne auch geradezu zurück.

»Hai ha!« sagte er, »Ihr verlangt von mir, in das Zimmer der Ehrenfräulein eingeführt zu werden?«

»Ja.«

»Ihr begreift, daß ich dergleichen nicht tun kann, ohne zu wissen, in welcher Absicht Ihr es wünscht.«

»Lieber Herr Malicorne, es ist mir leider unmöglich, irgend eine Erklärung zu geben: Ihr müßt mir also vertrauen wie einem Freund, der Euch aus einer Verlegenheit gezogen hat, und Euch bittet, ihn heute aus einer zu ziehen.«

»Aber ich, mein Herr, ich sage Euch, was ich wollte, ich wollte nicht unter freiem Himmel schlafen, und jeder ehrliche Mensch kann einen solchen Wunsch gestehen, während Ihr nichts gesteht.«

»Glaubt mir, mein lieber Herr Malicorne, wenn es mir erlaubt wäre, mich zu erklären, würde ich mich erklären.«

»Dann, mein lieber Herr, ist es mir unmöglich, Euch zu erlauben, bei Fräulein von Montalais einzutreten.«

»Warum?«

»Ihr wisst es besser, als irgend Jemand, da Ihr mich auf einer

Mauer ertappt habt, als ich Fräulein von Montalais den Hof machte; es wäre aber, das müßt Ihr zugestehen, zu gefällig von mir, wenn ich der ich ihr den Hof mache, die Türe ihres Zimmers öffnen würde.«

»Ei! wer sagt Euch, daß ich Euch ihretwegen um den Schlüssel bitte?«

»Wegen wessen denn sonst?«

»Sie wohnt nicht allein, wie mir scheint.«

»Allerdings nicht, sie wohnt mit Fräulein de la Vallière zusammen.«

»Ja, doch Ihr habt in Wirklichkeit eben so wenig mit Fräulein de la Vallière zu tun, als mit Montalais, und es gibt nur zwei Menschen, denen ich den Schlüssel geben würde: Herr von Bragelonne, wenn er mich darum bäte, dem König, wenn er es mir befähle.«

»Nun denn! so gebt mir den Schlüssel, mein Herr, ich befehle es Euch,« sprach der König, indem er aus der Dunkelheit hervortrat und seinen Mantel öffnete. »Fräulein von Montalais wird zu Euch herabgehen, während wir zu Fräulein de la Vallière hinaufsteigen; wir haben in der Tat nur mit ihr allein zu tun.«

»Der König!« rief Malicorne. Und er bückte sich bis zu den Knien des Königs.

»Ja, der König,« sagte Ludwig lächelnd, »der König, der Euch eben so viel Dank für Euren Widerstand als für Eure Capitulationen weiß.«

»Sire, zu Euren Befehlen,« erwiderte Malicorne, auf die Treppe deutend.

»Laßt Fräulein von Montalais herabgehen und sagt ihr kein Wort von meinem Besuch,« sprach der König.

Malicorne verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und stieg hinauf.

Doch nach einer kurzen Überlegung folgte ihm der König, und dieß mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er, obgleich Malicorne die halbe Treppe voraus hatte, zu gleicher Zeit mit ihm vor das Zimmer kam.

Er sah nun durch die hinter Malicorne ein wenig offen gebliebene Türe La Vallière ganz in einem Lehnstuhl

zurückgebogen, und in der andern Ecke Montalais, die im Nachtgewand vor einem großen Spiegel stehend ihre Haare kämmte und mit Malicorne parlamentirte.

Der König öffnete ungestüm die Türe und trat ein.

Montalais stieß bei dem Geräusch, das die Türe machte, einen Schrei aus, und entflohe, als sie den König erkannte.

Bei diesem Anblick erhob sich La Vallière wie eine galvanisierte Tote und fiel dann wieder in ihren Lehnstuhl zurück.

Der König ging langsam auf sie zu.

»Ihr wünscht eine Audienz, mein Fräulein,« sagte er mit kaltem Tone, »ich bin bereit, Euch anzuhören, sprecht.«

Getreu seiner Rolle als Tauber, Stummer und Blinder hatte sich Saint-Aignan in einen Winkel der Türe auf einen Schemel gesetzt, den ihm der Zufall verschaffte.

Verborgen unter der Tapete, die als Türvorhang diente, hörte er so, ohne gesehen zu werden, indem er sich in die Rolle des guten Hundes fügte, welcher wartet und wacht, ohne je den Herrn zu belästigen.

Von einem tiefen Schrecken beim Anblick des aufgebrachten Königs ergriffen, erhob sich La Vallière zum zweiten Mal, blieb in einer demütigen, flehenden Stellung und stammelte:

»Sire, verzeiht mir.«

»Ei! mein Fräulein, was soll ich Euch verzeihen?« fragte Ludwig XIV.

»Sire, ich habe einen großen Fehler begangen, mehr als einen großen Fehler, ein großes Verbrechen.«

»Ihr?«

»Sire, ich habe Eure Majestät beleidigt.«

»Nicht im Geringsten,« erwiderte Ludwig XIV.

»Sire, ich flehe Euch an, behauptet mir gegenüber nicht diesen furchtbaren Ernst, der den gerechten Zorn des Königs offenbart. Ich fühle, daß ich Euch beleidigt habe, Sire; aber ich muß Eurer Majestät erklären, wie ich Euch nicht mit meinem vollen Willen beleidigt habe.«

»Sagt mir vor Allem, worin solltet Ihr mich beleidigt haben? ich sehe es nicht. Etwa durch einen Mädchenschertz, durch einen

sehr unschuldigen Scherz? Ihr habt über einen leichtgläubigen jungen Mann gespottet: das ist ganz natürlich; jede andere Frau hätte an Eurer Stelle getan, was Ihr getan habt.«

»Oh! Eure Majestät drückt mich mit diesen Worten zu Boden.«

»Warum?«

»Weil der Scherz, wenn er von mir gekommen, nicht unschuldig gewesen wäre.«

»Mein Fräulein, ist das Alles, was Ihr mir zu sagen hattet, indem Ihr mich um eine Audienz batet?« fragte der König.

Und er machte einen Schritt rückwärts.

Da machte La Vallière, deren Augen vom Feuer der Tränen vertrocknet, ihrerseits einen Schritt gegen den König und sprach mit stockender Stimme:

»Eure Majestät hat Alles gehört.«

»Alles, was?«

»Alles, was von mir bei der Königseiche gesagt worden ist.«

»Ich habe nicht ein Wort davon verloren, mein Fräulein.«

»Und Eure Majestät konnte, nachdem sie mich gehört, einen Augenblick der Ansicht sein, ich habe ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht?«

»Ja, Leichtgläubigkeit, das ist es, Ihr habt das rechte Wort gesagt.«

»Und Eure Majestät hat nicht geahnt, ein armes Mädchen wie ich könne zuweilen genötigt sein, sich dem Willen von Andern zu unterziehen?«

»Verzeiht, ich werde nie begreifen, daß diejenige, deren Willen sich so frei unter der Königseiche auszudrücken schien, den Willen eines Andern einen solchen Einfluß auf sich ausüben lassen könnte.

»Oh! doch die Drohung, Sire.«

»Die Drohung? wer bedrohte Euch? wer wagte es, Euch zu drohen?«

»Diejenigen, welche das Recht haben, es zu tun, Sire.«

»Ich erkenne Niemand das Recht der Drohung in meinem Reiche zu.«

»Verzeiht, Sire, es gibt bei Eurer Majestät selbst Personen,

welche hoch genug gestellt sind, um berechtigt zu sein, oder sich berechtigt zu glauben, eine junge Person ohne Zukunft, ohne Vermögen, die nichts hat, als ihren Ruf, zu Grunde zu richten.«

»Und wie sie zu Grunde richten?«

»Indem sie ihr den Verlust dieses Rufes durch ein schmähhliches Fortjagen zuziehen.«

»Oh! mein Fräulein,« sprach der König mit einer tiefen Bitterkeit, »ich liebe ungemein die Leute, die ihre Unschuld dartun, ohne Andere anzuschuldigen.«

»Sire!«

»Ja, und ich gestehe, es ist mir peinlich, zu sehen, daß eine leichte Rechtfertigung, wie die Eurige sein könnte, sich vor mir in ein Gewebe von Vorwürfen und Bezichtigungen verwickelt.«

»Denen Ihr also keinen Glauben schenkt?« rief La Vallière.

Der König schwieg.

»Oh! sagt es doch!« sprach La Vallière voll Heftigkeit.

»Ich bereue, es Euch gestehen zu müssen,« erwiderte der König, indem er sich mit einer kalten Gebärde verbeugte.

Das Mädchen gab einen tiefen Ausruf von sich, und schlug dabei ihre Hände an einander.

»Ihr glaubt mir also nicht?« fragte Louise.

Der König antwortete nicht.

Die Züge der La Vallière veränderten sich bei diesem Stillschweigen.

»Ihr nehmt also an,« sagte sie, »Ihr nehmt an. ich habe das lächerliche, das schändliche Komplott, so mit Eurer Majestät unverschämt Spott zu treiben, angezettelt?«

»Ei! mein Gott, das ist weder lächerlich noch schändlich entgegnete der König, »es ist sogar nicht einmal ein Komplott, sondern nur ei»mehr oder minder scherzhafter Spott.«

»Oh!« murmelte das Mädchen in Verzweiflung, »der König glaubt mir nicht, der König will mir nicht glauben.«

»Nein, ich will Euch nicht glauben.«

»Mein Gott! mein Gott!«

»Hört: was kann in der Tat natürlicher sein? Der König folgt mir, behorcht mich, belauert mich; der König will sich vielleicht auf

meine Kosten belustigen, belustigen wir uns auf seine Kosten, und da der König ein Mann von Herz ist, fassen wir ihn beim Herz.«

La Vallière unterdrückte ein Schluchzen und verbarg ihren Kopf in ihren Händen.

Der König fuhr unbarmherzig fort; er rächte sich an dem armen Opfer für Alles, was er gelitten hatte.

»Nehmen wir die Fabel an, ich liebe ihn und habe ihn ausgezeichnet. Der König ist so naiv und so stolz, daß er mir glauben wird, und dann, dann erzählen wir diese Naivität des Königs und lachen darüber.«

»Ah!« rief la Vallière, »dies zu denken ist entsetzlich.«

»Und das ist noch nicht Alles,« fuhr der König fort, »nimmt dieser stolze Fürst den Scherz im Ernst, ist er so unklug, darüber öffentlich etwas wie Freude zu bezeugen, nun! dann soll er vor dem ganzen Hof gedemütigt werden, das wird eines Tages eine reizende Erzählung sein, die ich meinem Geliebten mache; es wird ein Teil der Mitgift sein, die ich meinem Mann bringe, dieses Abenteuer eines von einem boshaften Mädchen verspotteten Königs.«

»Sire!« rief La Vallière wie im Wahnsinn, »ich flehe Euch an, nicht ein Wort mehr; Ihr seht also nicht, daß Ihr mich tötet?«

»Oh! ein Scherz, eine Spöttei,« murmelte der König, der indessen in Unruhe zu geraten anfang.

La Vallière fiel auf die Knie, und das so hart, daß ihre Knie auf dem Boden tönnten.

Dann sprach sie, die Hände faltend:

»Sire, ich ziehe die Schande dem Verrat vor.«

»Was macht Ihr?« fragte der König, ohne sich zu bewegen, um das Mädchen aufzuheben.

»Sire, wenn ich Euch meine Ehre und meine Vernunft geopfert habe, werdet Ihr vielleicht an meine Redlichkeit glauben. Was Euch bei Madame und von Madame erzählt wurde, ist eine Lüge; was ich unter der großen Eiche gesagt habe . . . «

»Nun?«

»Dies war allein die Wahrheit.«

»Mein Fräulein!« rief der König.

»Sire!« rief la Vallière, fortgerissen von der Heftigkeit ihrer Empfindungen, »Sire, müßte ich vor Scham auf diesem Platze sterben, wo meine Knie eingewurzelt sind, ich würde es Euch wiederholen, bis meine Stimme bricht: ich habe gesagt, ich liebe Euch . . . nun wohl, ich liebe Euch.«

»Ihr?«

»Ich liebe Euch seit dem Tage, wo ich Euch gesehen, seit in Blois, wo ich schmachtete, Euer königlicher Blick leuchtend und belebend auf mich gefallen ist; ich liebe Euch, Sire. Ich weiß, es ist ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung, daß ein armes Mädchen, wie ich, seinen König liebt und es ihm sagt. Bestraft mich für diese Frechheit, verachtet mich wegen dieser Unverschämtheit; sagt aber nie, glaubt aber nie, ich habe Eurer gespottet, ich habe Euch verraten. Ich bin von einem dem Königtum getreuen Blut, Sire; und ich liebe, ich liebe meinen König! . . . Oh! ich sterbe!«

Und plötzlich fiel sie erschöpft an Kraft, Stimme, Athens gleichsam geknickt, wie jene Blume, von der Virgil spricht, die im Vorübergehen die Sichel des Schnitters berührt hat.

Bei diesen Worten, bei diesem heftigen Flehen hatte der König weder Groll noch Zweifel mehr in sich; sein ganzes Herz hatte sich dem glühenden Hauch dieser Liebe geöffnet, die sich in einer so edlen und mutigen Sprache ergoß.

Als er das leidenschaftliche Geständnis dieser Liebe hörte, entschwanden ihm auch seine Kräfte und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

Als er aber die Hände von La Vallière krampfhaft an den seinen angeklammert fühlte, als der warme Druck des liebenden Mädchens sich seinen Arterien mitgeteilt hat, entzündete er sich ebenfalls, er umschlang mit dem Arm den Leib von La Vallière, hob sie auf und preßte sie an sein Herz.

Sie aber ließ sterbend ihren schwankenden Kopf auf ihre Schultern sinken . . . sie lebte nicht mehr.

Da rief der König ganz erschrocken Herrn von Saint-Aignan.

Saint-Aignan, der die Diskretion so weit getrieben hatte, daß er unbeweglich in seinem Winkel geblieben war, wobei er sich stellte, als wischte er eine Träne ab, lief bei diesem Ruf des

Königs herbei.

Er half dem König La Vallière in einen Stuhl setzen, schlug ihr in ihre Hände, besprengte sie mit Königin von Ungarn-Wasser und wiederholte:

»Mein Fräulein, auf, mein Fräulein, es ist vorbei, der König verzeiht Euch. Ruhig, ruhig, nehmt Euch in Acht, Ihr werdet den König zu heftig erschüttern; mein Fräulein, Seine Majestät ist empfindlich. Seine Majestät hat ein Herz. Ah! Teufel, gebt wohl Acht, mein Fräulein, der König ist sehr bleich.«

Der König erbleichte wirklich sichtbar.

»Mein Fräulein, mein Fräulein, kommt zu Euch,« fuhr Saint-Aignan fort; »ich bitte Euch, ich flehe Euch an, es ist Zeit; bedenkt doch Eines: wenn sich der König übel befände, wäre ich genötigt, seinen Arzt zu rufen. Ah! welche Verlegenheit, mein Gott! Fräulein, liebes Fräulein, kommt geschwinde zu Euch, strengt Euch an, geschwinde, geschwinde.«

Es war schwierig, mehr Beredsamkeit zu entwickeln, als es Saint-Aignan tat; doch etwas Energischeres und Wirksameres, als diese Beredsamkeit, weckte La Vallière auf.

Der König war vor ihr niedergekniet und drückte ihr auf die flache Hand jene glühenden Küsse, welche für die Hände das sind, was das Küssen der Lippen für das Gesicht ist.

Sie kam zu sich, öffnete schmachkend die Augen und flüsterte mit einem sterbenden Blick:

»Oh! Sire, Euer Majestät hat mir also verziehen?«

Der König antwortete nicht, er war noch zu bewegt.

Saint-Aignan glaubte sich abermals entfernen zu müssen . . . Er hatte die Flamme erraten, die aus den Augen Seiner Majestät hervorsprang.

La Vallière stand auf.

»Und nun, Sire,« sagte sie mutig, »nun da ich mich, ich hoffe es wenigstens, in den Augen Eurer Majestät gerechtfertigt habe, erlaubt mir, daß ich mich in ein Kloster zurückziehe. Ich werde meinen König mein ganzes Leben lang segnen, und dort meinen Gott liebend, der mir einen Tag des Glücks bereitet hat, sterben.«

»Nein!« erwiderte der König, »Ihr werdet hier im Gegenteil, Gott segnend, aber Ludwig liebend, leben, Ludwig, der Euch ein

ganzes Dasein der Glückseligkeit bereiten wird, Ludwig, der Euch liebt, Ludwig, der Euch das schwört.«

»Oh! Sire, Sire.«

Und auf diesen Zweifel von La Vallière wurden die Küsse des Königs so glühend, daß es Saint-Aignan für seine Pflicht hielt, auf die andere Seite der Tapete zu gehen.

Aber diese Küsse, die sie im ersten Augenblick zurückzuweisen nicht die Kraft gehabt hatte, fingen an das Mädchen zu brennen.

»Oh! Sire,« rief sie, »macht nicht, daß ich es bereue, so redlich gewesen zu sein, denn das hieße mir beweisen. Eure Majestät verachte mich noch.«

»Mein Fräulein,« sprach plötzlich der König, voll Ehrfurcht zurückweichend, »ich liebe und ehre nichts in der Welt mehr, als Euch, und nichts an meinem Hofe, das schwöre ich bei Gott, soll so geschätzt sein, als Ihr es fortan sein werdet; ich bitte Euch daher um Verzeihung wegen meiner Heftigkeit, sie rührte von einem Übermaß von Liebe her; aber ich kann Euch beweisen, daß ich noch mehr lieben werde, indem ich Euch so sehr achte, als Ihr es nur immer wünschen könnt.«

Dann verbeugte er sich vor ihr, nahm ihre Hand und fügte bei:

»Mein Fräulein, wollt Ihr mir die Ehre erweisen, mir den Kuß zu gestatten, den ich auf Eure Hand niederlege?«

Und die Lippe des Königs legte sich ehrfurchtsvoll und leicht auf die schauernde Hand des Mädchens.

»Fortan,« sprach Ludwig, indem er sich erhob und La Vallière mit seinem Blick bedeckte, »fortan seid Ihr unter meinem Schutz. Sprecht mit Niemand von dem Bösen, das ich Euch zugefügt habe, verzeiht den Andern das, was sie Euch haben tun können. In Zukunft werdet Ihr so hoch über diesen Menschen stehen, daß sie, weit entfernt, Euch Furcht einzuflößen, nicht einmal Euer Mitleid erregen werden.«

Und er verbeugte sich mit einer religiösen Gebärde, als ginge er aus einem Tempel weg.

Dann rief er Saint-Aignan, der sich ihm ganz demütig näherte, und sprach:

»Graf, ich hoffe, das Fräulein wird wohl die Gewogenheit haben, Euch ein wenig Freundschaft zu bewilligen, in Erwiderung

der Freundschaft, die ich ihr auf immer gewidmet habe.«

Saint-Aignan beugte das Knie vor La Vallière und flüsterte:

»Welch eine Freude für mich, wenn das Fräulein mir eine solche Ehre zu Teil werden ließe!«

»Ich will Euch Eure Gefährtinnen schicken,« sagte der König.
»Lebet wohl, mein Fräulein, oder vielmehr auf Wiedersehen: habt die Güte, mich nicht ganz in Eurem Gebet zu vergessen.«

»Oh! Sire,« rief La Vallière, »seid unbesorgt: Ihr seid mit Gott in meinem Herzen.«

Dieses letzte Wort berauschte den König, der, ganz freudig, Saint-Aignan mit sich die Stufen hinabzog.

Madame hatte diese Entwicklung nicht vorhergesehen: weder Najade noch Dryade hatten davon gesprochen.



XVI.

Der neue Jesuitengeneral.

Während La Vallière und der König in ihrem ersten Geständnis allen Kummer der Vergangenheit, alles Glück der Gegenwart, alle Hoffnungen auf die Zukunft vermengten, besprach sich Fouquet, der nach Hause, das heißt nach der ihm im Schlosse angewiesenen Wohnung zurückgekehrt war, mit Aramis gerade über Alles das, was der König in diesem Augenblick vernachlässigte.

»Ihr sagt mir,« sing Fouquet an, als sein Gast in einem Fauteuil Platz genommen und er selbst sich an seine Seite gesetzt hatte, »Ihr sagt mir, wie weit wir nun mit der Angelegenheit von Belle-Isle sind, und ob Ihr eine Nachricht darüber erhalten habt.«

»Herr Oberintendant,« antwortete Aramis, »Alles geht auf dieser Seite, wie wir es wünschen; die Kosten sind berichtigt und nichts ist von unseren Plänen ruchbar geworden.«

»Aber die Garnisonen, die der König dahin legen wollte?«

»Ich habe diesen Morgen die Nachricht erhalten, sie seien vor vierzehn Tagen daselbst angekommen.« Und man hat sie aufgenommen?«

»Vortrefflich.«

»Was ist aber aus der alten Garnison geworden?«

»Sie ist in Sarzeau gelandet, und man hat sie sogleich nach Quimpre geführt.«

»Und die neuen Garnisonstruppen?«

»Gehören zu dieser Stunde uns.«

»Ihr seid dessen, was Ihr sagt, sicher, Herr d'Herblay?«

»Sicher, und Ihr sollt überdies sehen, wie sich die Dinge gestaltet haben.«

»Von allen Garnisonen ist jedoch, wie Ihr wisst, Belle-Isle gerade die schlechteste.«

»Ich weiß das und handle dem gemäß; kein Raum, keine Verbindungsmittel, keine Weiber, kein Spiel; heute aber,« fügte Aramis mit jenem Lächeln bei, das nur ihm eigentümlich war,

»heute ist es ein Elend, zu sehen, wie sehr sich die jungen Leute zu belustigen suchen und wie sehr sie sich folglich dem zuneigen, der die Belustigungen bezahlt.«

»Sie belustigen sich also in Belle-Isle?«

»Belustigen sie sich durch die Gnade des Königs, so werden sie den König lieben, langweilen sie sich aber durch den König und belustigen sich mit Hülse von Herrn Fouquet, so werden sie Herrn Fouquet lieben.«

»Und Ihr habt meinen Intendanten benachrichtigt, daß sogleich bei ihrer Ankunft . . . «

»Nein, man hat sie acht Tage lang nach ihrem Gefallen sich langweilen lassen, nach acht Tagen aber haben sie sich beschwert, mit der Behauptung, die letzten Offiziere hätten sich besser unterhalten, als sie. Man antwortete ihnen hierauf, die früheren Offiziere haben sich aus Herrn Fouquet einen Freund zu machen gewußt, und Herr Fouquet, der sie als Freunde erkannt, sei ihnen so gewogen gewesen, daß er sie nicht habe auf seinen Gütern sich langweilen lassen.

»Darüber dachten sie nach.

»Sogleich aber fügte der Intendant bei, ohne den Befehlen von Herrn Fouquet vorzugreifen, kenne er seinen Freund genugsam, um zu wissen, daß er an jedem Edelmann im Dienste des Königs Antheil nehme, und daß er, obgleich er die Neuangekommenen nicht kennete, ebensoviel für sie tun würde, als er für die Anderen getan.«

»Vortrefflich, und hiernach folgte wohl die Tat auf die Versprechungen; Ihr wisst, ich wünsche, daß man nie in meinem Namen verspreche, ohne zu halten.«

»Hiernach hat man unsere zwei Korsaren und Eure Pferde zu Verfügung der Offiziere gestellt; man hat ihnen die Schlüssel zum Hauptgebäude gegeben, so daß sie Jagdpartien und Spazierfahrten mit dem machen, was sie an Damen auf Belle-Isle fanden, und was sie in der Umgegend rekrutieren konnten, ohne daß es die Seekrankheit fürchtete.«

»Nicht wahr, Eure Herrlichkeit, es findet sich eine große Anzahl in Sarzenau und in Vannes.«

»Ah! auf der ganzen Kiste,« antwortete Aramis ruhig.

»Was nun die Soldaten betrifft.«

»Alles ist relativ, wie Ihr begreift; für die Soldaten Wein, vortreffliche Lebensmittel, hoher Sold . . . «

»Sehr gut; somit?..«

»Somit können wir auf diese Garnison zählen, welche schon besser ist, als die andere.«

»Gut.«

»Hieraus geht hervor, daß, wenn es Gottes Wille ist, daß man die Garnisonstruppen nur alle zwei Monate erneuert, nach Verlauf von drei Jahren die ganze Armee dort gewesen ist, wonach wir statt ein Regiment für uns zu haben, fünfzig tausend Mann haben werden.«

»Ja, ich wusste wohl, Keiner sei so wie Ihr, ein kostbarer, unbezahlbarer Freund, aber,« fügte Fouquet lachend bei, »bei dem Allem vergessen wir unsern Freund Du Vallon; was ist aus ihm in den drei Monaten geworden, die ich in Saint-Mandé zugebracht habe? ich gestehe, ich habe Alles vergessen.«

»Oh! ich vergesse ihn nicht,« erwiderte Aramis. »Porthos ist in Saint-Mandé eingeschmiert an allen Gliedern, wohl gepflegt mit Speisen, versorgt mit Weinen; ich habe ihm die Promenade im Park gestattet, eine Promenade, die Ihr für Euch allein vorbehalten; er macht davon Gebrauch. Er fängt wieder an zu gehen, er übt seine Kraft dadurch, daß er junge Ulmen biegt und alte Eichen zersplittern macht, wie es Milon von Kroton tat, und da es keine Löwen im Parke gibt, so ist es wahrscheinlich, daß wir ihn unversehrt wieder finden werden. Unser Porthos ist ein Bennon.«

»Ja, doch mittlerweile wird er sich langweilen.«

»Oh! nie.«

»Er wird die Leute ausfragen.«

»Er sieht Niemand.«

»Aber er erwartet oder hofft doch am Ende Etwas?«

»Ich habe ihm eine Hoffnung gegeben, die wir eines Morgens verwirklichen werden? Und darauf lebt er.«

»Welche?«

»Die, dem König vorgestellt zu werden.«

»Ah! so! in welcher Eigenschaft.«

»Als Ingenieur von Belle-Isle.«

»Es ist wahr.«

»Ist es möglich?«

»Gewiß. Wäre es nun nicht nötig, daß er nach Belle-Isle zurückkehrte?«

»Unerläßlich; ich gedenke, ihn auch sobald als möglich dahin zurückzuschicken, Porthos hat viel äußeres Ansehen; es ist ein Mann, dessen Schwäche d'Artagnan, Athos und ich allein kennen. Porthos vernachlässigt sich nie. Vor den Offizieren, wird er die Wirkung eines Paladins aus der Zeit der Kreuzzüge hervorbringen. Er wird den Generalstab berauschen, ohne sich selbst zu berauschen und für Jedermann ein Gegenstand der Bewunderung und Sympathie sein; käme es dann, daß wir einen Befehl vollziehen zu lassen hätten, Porthos ist eine lebendige Ordre und man wird immer dahin gehen müssen, wohin er es haben will.«

»Schickt ihn also zurück.«

»Das ist auch meine Absicht, doch erst in einigen Tagen; denn ich muß Euch etwas sagen.«

»Was?«

»Ich mißtraue d'Artagnan. Er ist nicht in Fontainebleau, wie Ihr bemerken konntet, und d'Artagnan ist nie ungesucht abwesend oder müßig. Nun, da meine Angelegenheiten im Reinen sind, will ich auch zu erfahren suchen, welche Geschäfte d'Artagnan betreibt.«

»Eure Angelegenheiten seien im Reinen, sagt Ihr?«

»Ja.«

»Dann seid Ihr sehr glücklich, und ich möchte wohl dasselbe fügen können.«

»Ich hoffe, Ihr seid nicht mehr in Sorge.«

»Hm!«

»Der König empfängt Euch vortrefflich.«

»Ja.«

»Und Colbert läßt Euch in Ruhe!«

»Ungefähr.«

»In diesem Fall,« sprach Aramis mit jener Verkettung der Ideen, die seine Stärke war, »in diesem Fall können wir an das denken, was ich Euch gestern in Beziehung auf die Kleine sagte.«

»Welche Kleine meint Ihr?«

»Ihr habt es schon vergessen?«

»Ja.«

»La Vallière.«

»Ah! ganz richtig.«

»Widerstrebt es Euch, dieses Mädchen zu gewinnen?«

»Nur in einer Rücksicht.«

»In welcher?«

»Daß das Herz anderswo interessiert ist, und, daß ich durchaus nichts für dieses Kind fühle.«

»Oh! oh,« rief Aramis, »durch das Herz beschäftigt, habt Ihr gesagt.«

»Ja.«

»Teufel! da müßt Ihr auf Eurer Hut sein.«

»Warum?«

»Weil es furchtbar wäre, durch das Herz beschäftigt zu sein, während man so sehr, wie Ihr, des Kopfes bedarf.«

»Ihr habt Recht. Ihr seht auch, daß ich auf Euren ersten Ruf Alles verlassen habe. Doch kommen wir auf die Kleine zurück. Welchen Nutzen erseht Ihr darin, daß ich mich mit ihr beschäftige?«

»Hört. Der König soll, wenigstens wie man glaubt, alle Laune für die Kleine haben.«

»Und Ihr, der Ihr Alles wisst, wisst etwas Anderes.«

»Ich weiß nur, daß der König sehr rasch gewechselt hat; daß der König vorgestern ganz Feuer für Madame war, daß sich Monsieur schon vor einigen Tagen bei der Königin Mutter über dieses Feuer beklagt hat; daß es eheliche Zwistigkeiten und mütterliches Gezänk gegeben.«

»Woher wisst Ihr das Alles?«

»Ich weiß es einmal.«

»Nun!«

»In Folge dieser Zwistigkeiten und dieses Gezänks hat der

König kein Wort mehr an Ihre Königliche Hoheit gerichtet, ihr nicht mehr die geringste Aufmerksamkeit geschenkt.«

»Hernach.«

»Hernach hat er sich mit Fräulein de la Vallière beschäftigt. Fräulein de la Vallière ist Ehrenfräulein von Madame. Wißt Ihr was man in der Liebe einen Chaperon nennt.«

»Ja.«

»Nun denn, Fräulein de la Vallière ist der Chaperon ⁷ von Madame. Benützt diese Stellung. Ihr bedürft dessen nicht, doch die verletzte Eitelkeit wird die Eroberung erleichtern. Die Kleine wird das Geheimnis des Königs und von Madame haben. Ihr wisst nicht, was ein verständiger Mann mit einem Geheimnis macht.«

»Doch wie hierzu gelangen?«

»Ihr fragt mich das?«

»Allerdings. Ich werde keine Zeit haben, mich mit ihr zu beschäftigen.«

»Sie ist arm, sie ist demütig, Ihr schafft ihr eine Lage, und mag sie den König als Geliebte unterjochen, mag sie sich ihm nur als Vertraute nähern, Ihr werdet immerhin eine neue Anhängerin haben.«

»Es ist gut,« sprach Fouquet. »Was werden wir in Beziehung auf die Kleine tun?«

»Was tattet Ihr, wenn Ihr nach einer Frau begehrt, Herr Oberintendant?«

»Ich schrieb ihr, ich machte ihr meine Liebesbetheurungen, fügte meine Dienstanerbietungen bei und unterzeichnete Fouquet.«

»Und Keine widerstand.«

»Eine Einzige. Doch vor vier Tagen hat sie nachgegeben, wie die Anderen.«

»Wollt Ihr Euch die Mühe geben, zu schreiben?« sagte Aramis, indem er Fouquet eine Feder reichte.

Fouquet nahm sie und sprach:

»Diktirt. Mein Kopf ist so sehr anderwärts in Anspruch genommen, daß ich nicht zwei Zeilen abzufassen vermöchte.«

»Gut. Schreibt,« erwiderte Aramis. Und er diktierte.

›Mein Fräulein, ich habe Euch gesehen, und Ihr werdet Euch nicht darüber wundern, daß ich Euch schön gefunden.

›Doch Ihr könnt, in Ermangelung einer Eurer würdigen Lage bei Hofe nur vegetieren.

›Die Liebe eines ehrlichen Mannes könnte, falls Ihr einigen Ehrgeiz besäße, Eurem Geist und Euren Reizen zur Unterstützung dienen.

›Ich lege meine Liebe zu Euren Füßen; da aber eine Liebe, so demütig und diskret sie auch sein mag, den Gegenstand ihrer Verehrung gefährden kann, so ist es nicht passend, daß eine Person von Euren Vorzügen sich ohne ein Resultat für ihre Zukunft der Gefahr bloßstellt.

›Wollt Ihr meine Liebe erwidern, so wird sie Euch ihre Dankbarkeit dadurch beweisen, daß sie Euch für immer frei und unabhängig macht.«

Nach dem er geschrieben, schaute Fouquet Aramis an.

»Unterzeichnet,« sagte dieser.

»Ist das notwendig?«

»Eure Unterschrift unter diesen Zeilen ist eine Million wert; Ihr vergeßt das, mein lieber Oberintendant.«

Fouquet unterzeichnete.

»Durch wen wollt Ihr nun den Brief abschicken?« fragte Aramis.

»Durch einen vortrefflichen Diener.«

»Auf den Ihr Euch verlassen könnt?«

»Es ist mein gewöhnlicher Geheimbote.«

»Sehr gut.«

»Vielleicht spielen wir auf dieser Seite ein durchaus nicht schwerfälliges Spiel.«

»Warum?«

»Wenn das, was Ihr von den Gefälligkeiten der Kleinen gegen den König und Madame sagt, wahr ist, so wird ihr der König alles Geld geben, was sie wünschen mag.«

»Der König hat also Geld?« fragte Aramis.

»Ich muß es wohl glauben, da er keines mehr verlangt.«
»Oh! seid unbesorgt, er wird wieder verlangen.«
»Mehr noch, ich glaubte, er würde mit mir von dem Feste in Vaux sprechen.«
»Nun?«
»Er hat nicht davon gesprochen.«
»Er wird sprechen.«
»Oh! Ihr haltet den König für sehr grausam, mein lieber d'Herblay.«
»Ihn nicht.«
»Er ist jung, folglich ist er gut.«
»Er ist jung, folglich ist er schwach oder leidenschaftlich, und Herr Colbert hält seine Schwäche oder seine Leidenschaften in seiner gemeinen Hand.«
»Ihr seht wohl, daß Ihr ihn fürchtet.«
»Ich leugne es nicht.«
»Dann bin ich verloren.«
»Wie so?«
»Ich war beim König nur durch das Geld stark.«
»Hernach?«
»Und ich bin zu Grunde gerichtet.«
»Nein.«
»Wie, nein? Kennt Ihr meine Angelegenheiten besser, als ich?«
»Vielleicht.«
»Und wenn er dieses Fest verlangt?«
»So gebt Ihr es.«
»Aber das Geld?«
»Hat es Euch je daran gefehlt?«
»Oh! wenn Ihr wüsstet, um welchen Preis ich mir das letzte verschafft habe!«
»Das nächste wird Euch nichts kosten.«
»Wer wird es mir geben?«
»Ich.«
»Ihr werdet mir sechs Millionen geben?«
»Ja.«

»Ihr, sechs Millionen?«
»Zehn, wenn es sein muß.«
»In der Tat, mein lieber d'Herblay, Euer Vertrauen erschreckt mich mehr, als der Zorn des Königs.«
»Bah!«
»Wer seid Ihr denn?«
»Ihr kennt mich, wie mir scheint.«
»Ich irre mich . . . was wollt Ihr also?«
»Ich will auf dem Thron von Frankreich einen König, der Herrn Fouquet ergeben ist, und Herr Fouquet soll mir ergeben sein.«
»Oh!« rief Fouquet, »was das Euch Angehören betrifft, ich gehöre wohl Euch; aber glaubt mir, lieber d'Herblay, Ihr macht Euch eine Illusion.«
»Worin?«
»Nie wird der König mir ergeben sein.«
»Ich habe Euch, wie mir scheint, nicht gesagt, der König würde Euch ergeben sein.«
»Im Gegenteil, Ihr habt das gesagt.«
»Ich habe nicht gesagt, der König, sondern ein König.«
»Ist das nicht ganz dasselbe?«
»Im Gegenteil. es ist ein großer Unterschied.«
»Ich verstehe nicht.«
»Ihr werdet verstehen: Nehmt an, es sei ein anderer Mann König, als Ludwig XIV.«
»Ein anderer Mann?«
»Ja, der ganz von Euch abhängt.«
»Unmöglich.«
»Selbst sein Thron.«
»Oh! Ihr seid verrückt. Es gibt keinen andern Mann, der sich auf den Thron von Frankreich setzen kann, als Ludwig XIV. Ich sehe keinen, keinen einzigen.«
»Ich sehe Einen.«
»Wenn nicht etwa Monsieur,« versetzte Fouquet, indem er Aramis unruhig anschaute.
»Aber Monsieur . . . «

»Ich meine nicht Monsieur.«

»Wie soll aber ein König, der nicht von Geschlecht ist, wie soll ein Prinz, der kein Recht hat . . . «

»*Mein* König, oder vielmehr *Euer* König, seid unbesorgt, wird Euch Alles sein, was er sein soll.«

»Nehmt Euch in Acht, nehmt Euch in Acht, Herr d'Herblay; Ihr macht mich schauern, schwindeln.«

Aramis erwiderte lächelnd:

»Ihr habt den Schauer und den Schwindel um geringe Kosten.«

»Oh! ich wiederhole Euch, Ihr erschreckt mich.«

Aramis lächelte.

»Ihr lacht?« fragte Fouquet.

»Ist der Tag gekommen, so werdet Ihr lachen wie ich; nur muß ich jetzt allein lachen,«

»Erklärt Euch doch.«

»Seid unbesorgt, wenn der Tag gekommen ist, werde ich mich erklären. Ihr seid eben so wenig Petrus, als ich Jesus bin, und dennoch spreche ich zu Euch: Kleingläubiger, warum zweifelst Du?«

»Ei! mein Gott, ich zweifle, ich zweifle, weil ich nicht sehe.«

»Dann seid Ihr blind; ich behandle Euch nicht mehr als heiligen Petrus, sondern als heiligen Paulus und sage zu Euch:

»Es wird der Tag kommen, wo sich Deine Augen öffnen.«

»Oh! wie gerne möchte ich glauben,« rief Fouquet.

»Ihr glaubt nicht, Ihr, den ich zehnmal durch den Abgrund geführt habe, in dem Ihr allein versunken wäret. Ihr glaubt nicht, Ihr, der Ihr vom Generalanwalt zum Rang des Intendanten, vom Rang des Intendanten zu dem des ersten Ministers emporgestiegen seid, und von dem des ersten Ministers zu dem des Moire vom Palast übergehen werdet. Doch nein,« sagte er mit seinem vorigen Lächeln, »nein Ihr könnt nicht sehen, und folglich könnt Ihr es nicht glauben.«

Hiernach stand Aramis auf, um sich zu entfernen.

»Ein letztes Wort,« sagte Fouquet. »Ihr habt nie so mit mir gesprochen. Ihr habt Euch nie so vertrauensvoll oder vielmehr so verwegen gezeigt.«

»Weil man, um laut zu sprechen, eine freie Stimme haben muß.«

»Ihr habt sie also?«

»Ja.«

»Seit kurzer Zeit?«

»Seit gestern.«

»Oh! Herr d'Herblay, Ihr treibt die Sicherheit bis zur Keckheit.«

»Weil man keck sein kann, wenn man mächtig ist.«

»Ihr seid also mächtig?«

»Ich habe Euch zehn Millionen angeboten, ich biete sie Euch noch einmal an.«

»Hört, hört! Ihr habt vom Sturz von Königen, von ihrer Entsetzung durch andere Könige gesprochen . . . Gott verzeihe mir. Hoch das ist es, was Ihr, wenn ich nicht verrückt bin, vorhin sagtet.«

»Ihr seid nicht verrückt, ich habe das wirklich so eben gesagt.«

»Und warum habt Ihr es gesagt?«

»Weil man so von umgestürzten Thronen und von geschaffenen Königen sprechen kann, wenn man selbst über den Königen und Thronen . . . dieser Welt steht.«

»Ihr seid also allmächtig?« rief Fouquet.

»Ich habe es Euch schon gesagt und wiederhole es,« antwortete Aramis«, das Auge glänzend, die Lippe bebend.

Fouquet warf sich in seinen Lehnstuhl zurück und ließ seinen Kopf in seine Hände sinken.

Aramis schaute ihn einen Augenblick an, wie es der Engel des menschlichen Geschickes bei einem einfachen Sterblichen getan hätte.

Dann sprach er:

»Gott befohlen, schlaft ruhig und schickt Euren Brief an die La Vallière. Morgen, nicht wahr, sehen wir uns?«

»Ja, morgen,« erwiderte Fouquet, den Kopf schüttelnd, wie ein Mensch, der wieder zu sich kommt. »Doch, wo werden wir uns sehen?«

»Bei der Promenade des König«, wenn Ihr wollt.«

»Sehr gut.«

Und sie trennten sich.



XVII.

Der Sturm.

Am andern Morgen erhob sich der Tag düster und trübe; und da Jeder wusste, daß im Programm des Königs die Promenade bestimmt war, so richtete sich der Blick von Jedem, als er die Augen öffnete, nach dem Himmel.

Oben auf den Bäumen war ein dichter, heißer Dunst gelagert, der kaum die Kraft gehabt hatte, sich dreißig Fuß über die Erde unter den Strahlen der Sonne zu erheben, die man nur durch den Schleier einer schweren Wolke erschaute.

An diesem Morgen kein Tau. Die Rasen waren trocken, die Blumen welk geblieben. Die Vögel sangen mit mehr Zurückhaltung, als gewöhnlich, in dem Blätterwerk, da« so unbeweglich, als ob er tot wäre. Das seltsame, verworrene, lebensvolle Gemurmel, das durch die Sonne zu entstehen und zu bestehen scheint, dieses Atemholen der Natur, das unablässig inmitten von allem andern Geräusch spricht, ließ sich nicht hören: das Stillschweigen war nie so groß gewesen.

Diese Traurigkeit der Natur fiel dem König in die Augen, al« er, nachdem er aufgestanden, an« Fenster trat.

Da aber alle Befehle für die Promenade gegeben, da alle Vorbereitungen getroffen waren, da, was noch viel wichtiger und eine noch viel entscheidendere Ursache, Ludwig auf diese Promenade rechnete, welche den Versprechungen seiner Einbildungskraft und, wir dürfen sogar schon sagen, den Bedürfnissen seines Herzens Genüge leisten sollte, so bestimmte der König ohne Zögern, der Zustand des Himmels habe mit dem Allem nichts zu schaffen, die Promenade sei beschlossen und werde stattfinden, wie das Wetter auch sein möge.

Es gibt übrigens in gewissen, vom Himmel bevorzugten irdischen Reichen, Stunden, wo man glauben sollte, der Wille der irdischen Könige habe seinen Einfluß auf den göttlichen Willen. August hatte Virgil, um ihm zu sagen: **Nocte placet tota redeunt spectacula mane**, Ludwig XIV. hatte Boileau, der ihm etwas ganz

Anderes sagen, und Gott, der sich beinahe so gefällig gegen ihn zeigen sollte, als es Jupiter gegen August gewesen war.

Ludwig hörte wie gewöhnlich die Messe, aber man muß gestehen, etwas von der Gegenwart des Schöpfers abgezogen durch die Erinnerung an das Geschöpf. Er beschäftigte sich während des Gottesdienstes damit, daß er mehr als einmal die Zahl der Minuten, sodann die Sekunden berechnete, die ihn von dem seligen Augenblicke trennten, wo die Promenade beginnen sollte, das heißt von dem Augenblick, wo Madame mit ihren Ehrenfräulein aufbrechen würde.

Es versteht sich indessen von selbst, daß kein Mensch im Schloß etwas von der Zusammenkunft wusste, welche am Tage vorher zwischen La Vallière und dem König stattgefunden hatte. Montalais hätte es vielleicht mit ihrer gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit verbreitet; Montalais wurde aber bei dieser Sache durch Malicorne gebessert, der ihr das Vorhängschloß des gemeinschaftlichen Interesses an die Lippen gelegt hatte.

Was Ludwig XIV. betrifft, so war er so glücklich, daß er Madame ihre kleine Bosheit am vorhergehenden Tag verziehen oder beinahe verziehen hatte. Er hatte sich in der Tat mehr dazu Glück zu wünschen, als darüber zu beklagen. Ohne diese Bosheit empfing er den Brief der La Vallière nicht; ohne diesen Brief gab er keine Audienz und ohne die Audienz blieb er in der Unentschiedenheit. Sein Herz war daher von zu viel Glückseligkeit durchströmt, als daß der Groll darin Stand halten konnte, für den Augenblick wenigstens.

Statt die Stirne zu falten, wenn er seine Schwägerin erblicken würde, nahm sich Ludwig daher vor, sie noch freundschaftlicher und liebevoller als gewöhnlich zu empfangen.

Dies geschah jedoch unter einer Bedingung, unter der Bedingung, daß sie frühzeitig bereit wäre.

Das sind die Dinge, an die Ludwig in der Messe dachte, und die ihn während des heiligen Amtes diejenigen vergessen ließen, an welche er in seiner Eigenschaft als allerchristlichster König und als ältester Sohn der Kirche hätte denken müssen..

Gott ist jedoch so gut gegen die jungen Irrtümer, Alles, was Liebe ist, selbst strafbare Liebe findet so leicht Gnade in seinen

väterlichen Blicken, daß Ludwig, als er aus der Messe wegging und seine Augen zum Himmel aufschlug, eine Ecke von jenem Azurteppich sehen konnte, auf den der Fuß des Herrn tritt.

Er kehrte nach dem Schloß zurück, und da die Promenade erst auf die Mittagsstunde angesagt und es kaum zehn Uhr war, so sing er an voll Eifer mit Lyonne und Colbert zu arbeiten.

Als jedoch Ludwig während der Arbeit vom Tisch nach dem Fenster ging, in Betracht, daß dieses Fenster die Aussicht nach dem Pavillon von Madame bot, so sonnte er unten Herrn Fouquet sehen, auf den seit der Gunst, die ihm am vorhergehenden Tag zu Teil geworden, die Höflinge mehr Gewicht legten als je, und der mit einer ganz freundlichen und glücklichen Miene herbeikam, um dem König seine Huldigung darzubringen.

Instinktartig wandte sich der König, als er Fouquet sah, gegen Colbert um.

Colbert lächelte und schien selbst voll Heiterkeit und Freundlichkeit. Dieses Glück hatte ihn erfaßt, seitdem einer von seinen Schreibern eingetreten war und ihm ein Portefeuille übergeben hatte, das Colbert, ohne es zu öffnen, in die weite Tasche seiner Hose gesteckt.

Da aber immer etwas Finsteres im Grunde der Freude von Colbert lag, so entschied sich Ludwig bei der Wahl zwischen dem Lächeln von Beiden für das von Fouquet.

Er bedeutete dem Oberintendanten durch ein Zeichen, er möge heraufkommen, drehte sich dann gegen Lyonne und Colbert um und sagte:

»Vollendet diese Arbeit, legt sie auf mein Bureau, ich werde sie mit ausgeruhtem Kopf sehen.«

Dann ging er hinaus.

Auf das Zeichen des Königs stieg Fouquet eiligst herauf. Aramis, der den Oberintendanten begleitete, wandte sich ernst in der Gruppe der Höflinge um und verlor sich, ohne daß ihn der König nur bemerkt hatte.

Der König und Fouquet begegneten sich oben auf der Treppe.

»Sire,« sprach Fouquet, als er den freundlichen Empfang wahrnahm, der ihm vom König zu Teil wurde, »Sire, seit einigen Tagen überströmt mich Eure Majestät mit ihrer Huld. Es ist nicht

mehr ein junger König, es ist ein junger Gott, der über Frankreich herrscht; der Gott der Freude, des Glücks und der Liebe.«

Der König errötete. Wenn auch schmeichelhaft, so war doch das Kompliment nichts destoweniger etwas unmittelbar.

Der König führte Fouquet in einen kleinen Salon, der sein Arbeitscabinet von seinem Schlafzimmer trennte.

»Wißt Ihr wohl, warum ich Euch rufe?« fragte der König, während er sich so auf den Rand vom Fenster setzte, daß er nichts von dem verlöre, was in den Gartenbeeten vorfallen würde, auf die der zweite Eingang des Pavillon von Madame führte.

»Nein, Sire, doch es muß etwas Glückliches sein, davon bin Ich nach dem huldreichen Lächeln Eurer Majestät überzeugt.«

»Oh! Ihr mutmaßt.«

»Nein, Sire, ich schaue und sehe.«

»Dann täuscht Ihr Euch.«

»Ich? Sire.«

»Denn ich rufe Euch im Gegenteil, um Euch auszuzanken.«

»Mich, Sire?«

»Ja, und zwar in allem Ernste.«

»Eure Majestät erschreckt mich . . . und dennoch warte ich in vollem Vertrauen zu Ihrer Güte und Gerechtigkeit.«

»Was sagt man mir, Herr Fouquet, Ihr bereitet ein großes Fest in Vaux?«

Fouquet lächelte wie ein Kranker beim ersten Schauer eines vergessenen Fiebers, das gerade wiederkehrt.

»Und Ihr ladet mich nicht ein?« fuhr der König fort.

»Sire,« erwiderte Fouquet, »ich dachte nicht an dieses Fest, und erst gestern Abend hat *einer meiner Freunde* (Fouquet legte einen besonderen Nachdruck auf diese Worte) die Güte gehabt, mich daran zu erinnern.«

»Ich habe Euch aber gestern Abend gesehen, und Ihr sagtet mir nichts davon, Herr Fouquet.«

»Sire, wie konnte ich hoffen, Eure Majestät dürste aus den hohen Regionen, in denen sie lebt, so weit herabsteigen, daß sie meine Wohnung mit Ihrer königlichen Gegenwart beehren würde?«

»Eine Entschuldigung, Herr Fouquet, Ihr habt mir nichts von Eurem Feste gesagt.«

»Ich wiederhole, ich sagte dem König von diesem Feste nichts, einmal weil nichts in Beziehung auf dasselbe entschieden war, und dann, weil ich eine abschlägige Antwort befürchtete.«

»Und was ließ Euch diese abschlägige Antwort befürchten. Herr Fouquet? Nehmt Euch in Acht, ich bin entschlossen, Euch auf's Äußerste zu treiben.«

»Sire, mein inniges Verlangen, den König meine Einladung annehmen zu sehen . . . «

»Nun denn! Herr Fouquet, ich sehe, wir können uns ganz leicht verständigen. Ihr habt den Wunsch, mich zu Eurem Feste einzuladen, ich habe den Wunsch, dahin zu gehen; ladet mich ein und ich werde kommen.«

»Wie! Eure Majestät würde die Gnade haben, anzunehmen?« sagte der Oberintendant.

»In der Tat, mein Herr,« erwiderte der König lachend, »ich glaube, ich tue mehr, als annehmen, und ich glaube, ich lade mich selbst ein.«

»Eure Majestät überschüttet mich mit Ehre und Freude,« rief Fouquet; »doch ich bin genötigt, zu wiederholen, was Herr de la Vieurville zu Eurem Großvater Heinrich IV. sagte,:

»Domine non sum dignus.«

»Meine Antwort hierauf ist, daß ich, wenn Ihr ein Fest gebt, eingeladen oder nicht eingeladen kommen werde.«

»Oh! Dank, Dank, mein König!« sprach Fouquet, das Haupt unter dieser Gnade erhebend, die in seinem Geist sein Ruin war. »Wie hat es aber Eure Majestät erfahren?«

»Durch das öffentliche Gerücht, das Wunder von Euch und Wunder von Eurem Haus erzählt. Wird es Euch stolz machen, Herr Fouquet, daß der König auf Euch eifersüchtig ist?«

»Das muß mich zum glücklichsten Menschen der Welt machen, Sire, weil ich an dem Tag, wo der König auf Vaux eifersüchtig sein wird, meinem König etwas seiner Würdiges anzubieten haben werde.«

»Nun wohl, trifft Anstalten zu Eurem Fest und öffnet beide Flügel der Türen Eures Hauses.«

»Und Ihr, Sire, bestimmt den Tag.«

»Von heute in einem Monat,«

»Sire, hat Eure Majestät nichts Anderes zu wünschen?«

»Nichts, Herr Oberintendant, wenn nicht. Euch bis dahin, so viel als es Euch möglich sein wird, bei mir zu haben.«

»Sire, ich werde die Ehre haben, bei der Promenade Eurer Majestät zu sein.«

»Sehr gut; ich gehe in der Tat, Herr Fouquet, und jene Diener dort begeben sich gerade auf den Sammelplatz.«

Bei diesen Worten zog sich der König mit dem ganzen Feuer nicht eines jungen Menschen, sondern eines verliebten jungen Menschen vom Fenster zurück, um seine Handschuhe und seinen Stock zu nehmen, den ihm sein Kammerdiener reichte.

Man hörte außen das Stampfen der Pferde und das Rollen der Räder auf dem Sande des Hofes.

Der König ging hinab. In dem Augenblick, wo er auf der Freitreppe erschien, blieb Jedermann stehen. Der König schritt gerade auf die junge Königin zu. Immer an der Krankheit leidend, von der sie befallen war, wollte die Königin Mutter ihre Gemächer nicht verlassen.

Maria Theresia stieg mit Madame in den Wagen und fragte den König, in welcher Richtung die Promenade stattfinden sollte.

Der König, der La Vallière, die noch ganz bleich war von den Ereignissen des vorhergehenden Abends, mit drei von ihren Gefährtinnen in eine Caleche hatte steigen sehen, antwortete, er gebe keiner Richtung den Vorzug, und es werde überall gut sein, wo sie wären.

Die Königin ließ nun den Piqueurs Befehl geben, sich gegen Apremont zu wenden.

Die Piqueurs ritten voran.

Der König stieg zu Pferde und folgte einige Minuten dem Wagen der Königin und von Madame in der Nähe des Kutschenschlags.

Das Wetter hatte sich ziemlich aufgehellt, eine Art von staubigem Schleier, einer beschmutzten Gaze ähnlich, breitete sich indessen auf der ganzen Oberfläche des Himmels aus; die Sonne ließ glimmerartige Atome in ihrem Strahlenkreise glänzen..

Es war zum Ersticken heiß.

Da aber der König auf den Zustand des Himmels nicht zu merken schien, so schien sich Niemand darum zu bekümmern, und die Promenade nahm nach den Befehlen der Königin ihren Fortgang gegen Apremont.

Die Truppe der Höflinge war geräuschvoll und freudig, man sah, daß Jeder die bitteren Diskussionen vom vorhergehenden Tage zu vergessen und die Anderen vergessen zu machen suchte.

Madame besonders war entzückend.

Madame sah den König an ihrem Kutschenschlage, und da sie nicht annehmen konnte, er sei der Königin wegen da, so hoffte sie, ihr Prinz sei zu ihr zurückgekehrt.

Nachdem man aber ungefähr eine Viertelsmeile auf der Landstraße zurückgelegt hatte, grüßte der König mit einem anmutigen Lächeln und ließ den Wagen der Königin vorbeifahren, dann den der ersten Ehrendamen, dann alle andere, welche, als sie den König stille halten sahen, ebenfalls anhalten wollten.

Doch der König hieß sie durch ein Zeichen mit der Hand weiter fahren.

Als der Wagen von La Vallière kam, näherte sich ihm der König.

Der König grüßte die Damen und schickte sich an, dem Wagen der Ehrenfräulein von Madame zu folgen, wie er dem von Madame gefolgt war, als plötzlich die Reihe der Wagen anhielt.

Beunruhigt durch die Entfernung des Königs, hatte ohne Zweifel Madame hierzu Befehl gegeben.

Man erinnert sich, daß die Richtung der Promenade ihr überlassen worden war.

Der König ließ sie fragen, was sie damit wünsche, daß sie die Wagen anhalten lasse.

»Zu Fuß zu gehen,« antwortete sie.

Vermutlich hoffte, sie, der König, der dem Wagen der Ehrenfräulein zu Pferde folgte, würde sich scheuen, den Ehrenfräulein selbst zu folgen.

Man war mitten im Wald.

Die Promenade kündigte sich in der Tat schön an, schön besonders für Träumer oder Liebende.

Drei herrliche, lange, schattige Alleen gingen von dem Kreuzweg aus, wo man Halt gemacht hatte.

Grün von Moos, ausgezackt von Blätterwerk, hatten diese Alleen jede einen kleinen Horizont von einem Fuß Himmel, den man unter der Verschlingung der Bäume erschaute; dies war der Anblick der Örtlichkeit.

Im Hintergrunde dieser Alleen liefen mit deutlichen Zeichen der Angst erschrockene Rehe hin und her, welche, nachdem sie einen Augenblick mitten auf dem Wege stille gehalten und den Kopf emporgestreckt hatten, wie Pfeile entflohen und mit einem Sprung in das Dickicht zurückkehrten, wo sie verschwanden, während man von Zeit zu Zeit ein philosophisches Kaninchen erblickte, das auf seinem Hinterteil hockend sich mit den Vorderläusen an der Schnauze kratzte und die Luft befragte, um, zu erkennen, ob allen den Leuten, welche herbeikamen und es so in seinen Meditationen, in seinem Mahle oder in seiner Liebe störten, nicht ein Hund mit verdrehten Beinen folgte oder ob sie nicht ein Gewehr unter dem Arm trügen.

Die ganze Gesellschaft war indessen aus dem Wagen gestiegen, als sie die Königin hatte aussteigen sehen.

Maria Theresia nahm eine von ihren Ehrendamen beim Arm und ging, nachdem sie einen schiefen Blick auf den König geworfen, der gar nicht wahrzunehmen schien, daß er nur im Geringsten der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Königin sei, auf dem ersten Fußpfad, der sich vor ihr öffnete, in den Wald hinein.

Zwei Piqueurs schritten Ihrer Majestät mit Stöcken voran, deren sie sich bedienten, um die Zweige aufzuheben, oder die Brombeersträucher, die den Weg versperren konnten, auf die Seite zu schieben.

Als Madame ausstieg, fand sie an ihrer Seite Herrn von Guiche, der sich vor ihr verbeugte und sich zu ihrer Verfügung stellte.

Entzückt von seinem Bade zwei Tage vorher, hatte Monsieur erklärt, er gebe dem Flusse den Vorzug, und war, nachdem er Guiche entlassen, mit dem Chevalier von Lorraine und Manicamp im Schloß zurückgeblieben.

Es fand sich in ihm nicht mehr ein Schatten von Eifersucht.

Man hatte ihn daher vergebens im Zuge gesucht; da aber Monsieur ein sehr persönlicher Prinz war, der gewöhnlich nur wenig zum allgemeinen Vergnügen beitrug, so war seine Abwesenheit mehr ein Gegenstand der Zufriedenheit, als des Bedauerns gewesen.

Jedermann hatte das von der Königin und von Madame gegebene Beispiel befolgt und seine Bequemlichkeit nach dem Zufall oder nach seinem Geschmack gesucht.

Der König war, wie gesagt, bei La Vallière geblieben, und er hatte dieser, da er in dem Augenblick vom Pferde stieg, wo man den Wagenschlag öffnete, die Hand geboten.

Sogleich entfernten sich Montalais und Tonny-Charente, die Eine aus Berechnung, die Andere aus Diskretion.

Nur fand zwischen Beiden der Unterschied statt, daß die Eine sich mit dem Wunsch entfernte, dem König angenehm zu sein, die Andere mit dem, dem König unangenehm zu sein.

Während der letzten halben Stunde hatte auch das Wetter seine Verfügungen getroffen; wie durch einen heißen Wind angetrieben, hatte sich dieser ganze Schleier im Wasser zusammengeballt, und rückte dann wieder, durch eine entgegengesetzte Strömung zurückgeworfen, langsam, schwerfällig heran.

Man fühlte den Sturm herannahen; da ihn aber der König nicht sah, so glaubte sich Niemand berechtigt, ihn zu sehen.

Die Promenade wurde also fortgesetzt; einige ängstliche Geister schlugen indessen von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel auf.

Noch Furchtsamere gingen auf und ab, ohne sich von den Wagen zu entfernen, in denen sie für den Fall eines Sturmes Schutz zu suchen gedachten.

Aber der größte Teil der Gesellschaft folgte dem König, als man ihn mutig mit La Vallière in den Wald eindringen sah.

Sobald dies der König gewahrte, nahm er La Vallière bei der Hand und führte sie in eine Seitenallee, wohin ihm diesmal Niemand zu folgen wagte.

XVIII.

Der Regen.

In demselben Augenblick und in der Richtung, die der König und La Vallière genommen hatten, statt der Allee zu folgen, nur daß sie außer dem Wald gingen, schritten zwei Männer sehr unbesorgt um den Zustand des Himmels einher.

Sie hielten ihre Köpfe gesenkt, wie Leute, welche an ernste Interessen denken.

Sie hatten weder Guiche, noch Madame, noch den König, noch La Vallière gesehen.

Plötzlich zog etwas durch die Luft wie ein Flammenschub, gefolgt von einem dumpfen, entfernten Murren.

»Oh!« sagte der Eine, das Haupt erhebend, »der Sturm kommt. Kehren wir zu den Wagen zurück, mein lieber d'Herblay.«

Aramis schlug die Augen auf und befragte das Wetter.

»Oh!« rief er, »es hat noch keine Eile.«

Dann die Unterredung fortsetzend, wo er sie ohne Zweifel gelassen hatte, sprach er:

»Ihr sagt also, der Brief, den wir gestern Abend geschrieben, müsse zu dieser Stunde an seine Bestimmung gelangt sein.«

»Ich sage, es sei dies gewiß.«

»Durch wen habt Ihr ihn überbringen lassen?«

»Durch meinen Geheimboten, wie ich Euch zu bemerken die Ehre hatte.«

»Hat er Antwort gebracht?«

»Ich habe ihn nicht wieder gesehen; ohne Zweifel war die Kleine im Dienst bei Madame, oder sie kleidete sich in ihrem Zimmer an, sie wird ihn haben warten lassen. Es kam die Stunde der Abfahrt und wir sind weggefahren. Ich kann folglich nicht wissen, was dort vorgegangen ist.«

»Ihr habt den König vor dem Abgang gesehen?«

»Ja.«

»Wie habt Ihr ihn gefunden?«

»Vortrefflich . . . oder schändlich, je nachdem er mehr oder weniger Heuchler gewesen ist.«

»Und das Fest?«

»Wird in einem Monat stattfinden.«

»Er hat sich dazu eingeladen?«

»Mit einer Dringlichkeit, in der ich Colbert erkannte.«

»Das ist gut.«

»Hat Euch die Nacht Eure Illusionen nicht benommen?«

»Worüber?«

»Über die Unterstützung, die Ihr bei diesem Umstand gewähren könnt?«

»Nein, ich habe die Nacht mit Schreiben zugebracht, und alle Befehle sind gegeben.«

»Das Fest wird mehrere Millionen kosten, verhehlt Euch das nicht.«

»Ich werde für sechs sorgen, haltet Eurerseits für jeden Fall zwei bis drei bereit.«

»Ihr seid ein wunderbarer Mann, mein lieber d'Herblay.«

Aramis lächelte.

»Aber,« fragte Fouquet, mit einem Überrest von Besorgnis, »warum habt Ihr, da Ihr so in den Millionen wühlt, Baisemeaux vor einigen Tagen nicht aus Eurer Tasche die fünfzig tausend Franken gegeben?«

»Weil ich vor einigen Tagen arm war wie Hiob.«

»Und heute?«

»Heute bin ich reicher als der König.«

»Sehr gut,« sagte Fouquet, »ich verstehe mich auf den Menschen, und weiß, daß Ihr unfähig seid, mir Euer Wort nicht zu halten; ich will Euch Euer Geheimnis nicht entreißen: sprechen wir nicht mehr davon.«

In diesem Augenblick vernahm man ein dumpfes Rollen, das plötzlich in einem Donnerschlag losbrach.

»Ho! ho!« machte Fouquet, »ich sagte es Euch wohl.«

»Nun, so laßt uns zu den Wagen zurückkehren,« erwiderte Aramis.

»Wir werden nicht mehr Zeit haben, es fängt schon an zu

regnen.«

In der Tat, als ob der Himmel geöffnet wäre, ließ ein Guß von großen Tropfen plötzlich den Dom des Waldes ertönen.

»Oh!« entgegnete Aramis, »wir haben Zeit, die Wagen zu erreichen, ehe das Blätterwerk überströmt ist.

»Besser wäre es, wenn wir uns in irgend eine Grotte zurückziehen könnten.«

»Ja, aber wo gibt es eine Grotte?« fragte Aramis.

»Ich kenne eine zehn Schritte von hier,« erwiderte Fouquet lächelnd.

Dann, indem er sich umschaute, fügte er bei:

»Ja, so ist es.«

»Wie glücklich seid Ihr, daß Ihr ein so gutes Gedächtnis besitzt,« sagte Aramis ebenfalls lächelnd; »befürchtet Ihr aber nicht. Euer Kutscher, wenn er uns nicht wieder erscheinen sieht, könnte glauben, wir haben einen andern Rückweg genommen, und den Wagen des Hofes folgen?«

»Oh! es ist keine Gefahr,« erwiderte Fouquet, »wenn ich meinen Kutscher und meinen Wagen an einem Orte aufstelle, so kann ihn nur ein ausdrücklicher Befehl des Königs bewegen, seinen Posten zu verlassen, und überdies scheint es mir, daß wir nicht die Einzigen sind, die so weit vorgerückt. Ich höre Tritte und ein Geräusch von Stimmen.«

Während Fouquet diese Worte sprach, wandte er sich um, und öffnete mit seinem Stock eine Masse von Blättern, die ihm den Weg verbarg.

Der Blick von Aramis drang zugleich mit dem seinigen durch die Öffnung.

»Eine Frau!« sagte Aramis.

»Ein Mann!« sagte Fouquet.

»La Vallière!«

»Der König!«

»Oh! ho!« sagte Aramis, »sollte der König Eure Höhle auch kennen? Darüber würde ich mich nicht wundern; er scheint mir einen ziemlich geregelten Verkehr mit den Nymphen von Fontainebleau zu unterhalten.«

»Gleichviel,« versetzte Fouquet, »gehen wir immerhin zur Grotte; kennt er sie nicht, so werden wir sehen, was geschieht, kennt er sie, so gehen wir, da sie zwei Öffnungen hat, während er durch die eine eintritt durch die andere hinaus.«

»Ist sie fern von hier?« fragte Aramis, »der Regen sickert schon durch.«

»Wir sind an Ort und Stelle.«

Fouquet schob einige Zweige auf die Seite, und man konnte eine Felsaushöhlung erblicken, welche Heidekraut, Epheu und aufgehäuften Eicheln völlig verbargen.

Fouquet zeigte den Weg.

Aramis folgte ihm.

In dem Augenblick, wo sie in die Grotte eintreten wollten, wandte sich Aramis um.

»Ho! ho!« sagte er, »sie kommen gerade in das Gehölze herein und wenden sich nach dieser Seite.«

»Nun wohl! treten wir ihnen, den Platz ab,« sprach Fouquet lächelnd, indem er Aramis am Mantel zog: »ich glaube aber nicht, daß der König meine Grotte erkennt.«

»Sie suchen in der Tat,« erwiderte Aramis, »doch nur einen dichten belaubten Baum.«

Aramis täuschte sich nicht, der König schaute in die Luft, und nicht um sich her.

Er hielt den Arm der La Vallière unter dem seinigen, er hielt seine Hand auf der ihrigen.

La Vallière fing an, auf dem feuchten Gras, auszuglitschen.

Ludwig spähte mit noch mehr Aufmerksamkeit umher, und führte, als er eine ungeheure dick belaubte Eiche erblickte, La Vallière unter das Obdach dieser Eiche.

Die Arme schaute sich um, sie schien zugleich zu wünschen und zu befürchten, daß man ihr folge.

Der König ließ sie an den Stamm des Baumes anlehnen, dessen weiter Umkreis geschützt durch das dichte Blätterwerk so trocken war, als ob nicht in diesem Augenblick der Regen in Strömen herabfiele.

Er selbst stand mit entblößtem Haupte vor ihr.

Nach einem Augenblick sickerten einige Tropfen durch die Zweige des Baumes und fielen auf die Stirne des Königs, der nicht darauf achtete.

»Oh! Sire,« murmelte La Vallière, indem sie nach dem Hut des Königs griff.

Doch der König verbeugte sich und weigerte sich hartnäckig, sich zu bedecken.

»Jetzt oder nie habt Ihr Anlaß, Euren Platz anzubieten,« flüsterte Fouquet Aramis ins Ohr.



»Jetzt oder nie haben wir Anlaß zu horchen, und kein Wort von dem zu verlieren, was sie sprechen,« erwiderte Aramis ebenfalls leise.

Sie schwiegen wirklich Beide, und die Stimme des Königs konnte bis zu ihnen dringen.

»Oh! mein Gott, mein Fräulein,« sagte der König, »ich sehe oder ich errate vielmehr Eure Angst; glaubt mir, daß ich es aufrichtig bedaure, Euch von der übrigen Gesellschaft getrennt zu haben, und zwar, um Euch an einen Ort zu führen, wo Ihr unter dem Regen leiden werdet. Ihr seid schon durchnäßt, Ihr friert vielleicht.«

»Nein, Sire.«

»Ihr zittert aber doch.«

»Sire, es ist die Furcht, man könnte meine Abwesenheit in dem Augenblick, wo sicherlich schon Alle wieder versammelt sind, schlecht auslegen.«

»Ich würde Euch den Vorschlag machen, zu den Wagen zurückzukehren, mein Fräulein, doch schaut und horcht, und sagt mir, ob es möglich ist, in diesem Augenblick den geringsten Gang zu versuchen.«

Der Donner rollte in der Tat und der Regen fiel in Strömen herab.

»Überdies ist keine Auslegung zu Eurem Nachtheil möglich,« fuhr der König fort. »Seid Ihr nicht beim König von Frankreich, das heißt beim ersten Edelmann des Reiches?«

»Gewiß, Sire, und das ist ein großes Glück für mich,« erwiderte La Vallière; »ich fürchte auch die Deutung nicht für mich.«

»Für wen denn?«

»Für Euch, Sire.«

»Für mich, mein Fräulein!« versetzte der König lächelnd. »Ich begreife Euch nicht.«

»Hat denn Eure Majestät schon vergessen, was gestern bei Ihrer Königlichen Hoheit vorgefallen ist?«

»Oh! ich bitte, vergessen wir das, oder erlaubt mir vielmehr, mich dessen nur zu erinnern, um Euch noch einmal zu danken, und zwar sowohl für Euren Brief, als . . . «

»Sire,« sagte La Vallière, »das Wasser fällt herab, und Eure Majestät bleibt barhäuptig.«

»Ich bitte, bekümmern wir uns nur um Euch, mein Fräulein.«

»Oh! ich,« versetzte La Vallière lächelnd, »ich bin eine Bäuerin, gewohnt, auf den Wiesen an der Loire und in den Gärten von Blois umherzulaufen, wie das Wetter auch sein mag. Und was

meinen Anzug betrifft,« fügte sie, ihr einfaches Mousselinkleid anschauend, bei, »Eure Majestät sieht, daß da nicht viel gefährdet ist.«

»Wahrhaftig, mein Fräulein, ich habe schon mehr als einmal bemerkt, daß Ihr beinahe Alles Euch selbst, und nichts der Toilette zu verdanken habt. Ihr seid nicht gefallsüchtig, und das ist für mich eine große Eigenschaft.«

»Sire, macht mich nicht besser, als ich bin und sagt nur: Ihr könnt nicht gefallsüchtig sein.«

»Warum dieß?«

»Hm! weil ich nicht reich bin.«

»Damit gesteht Ihr, daß Ihr die schönen Dinge liebt!« rief der König lebhaft.

»Sire, ich finde nur die Dinge schön, die ich erlangen kann. Alles, was für mich zu hoch ist . . . «



»Ist Euch gleichgültig.«

»Nein, ist mir fremd, als ob es mir verboten wäre.«

»Und ich, mein Fräulein,« sagte der König, »ich finde, daß Ihr an meinem Hofe nicht auf dem Fuße seid, auf dem Ihr sein solltet. Man hat mir sicherlich nicht genug von den Diensten Eurer Familie gesagt. Der Wohlstand Eures Hauses ist von Eurem Oheim grausam vernachlässigt worden.«

»Oh! nein, Sire, Seine Hoheit, Monseigneur, der Herzog von Orleans, ist stets sehr gut gegen Herrn von Saint-Remy, meinen Stiefvater, gewesen. Die Dienste waren geringfügig, und man kann wohl sagen, daß wir nach unseren Werken belohnt worden sind. Es hat nicht Jedermann das Glück, Gelegenheiten zu finden,

seinem König mit Auszeichnung zu dienen. Allerdings zweifle ich nicht, daß, wenn sich solche Gelegenheiten gefunden hätten, das Herz meiner Familie eben so groß gewesen wäre, als ihr Verlangen; doch wir haben dieses Glück nicht gehabt.«

»Nun wohl! mein Fräulein, es ist die Sache des Königs, den Zufall zu verbessern, und mit Freuden übernehme ich es, auf das Schnellste in Beziehung auf Euch das Unrecht des Glücks gut zu machen.«

»Nein, Sire, nein!« rief la Vallière lebhaft. »Ihr werdet gefälligst die Dinge in dem Zustande lassen, in dem sie sind.«

»Wie, mein Fräulein, Ihr schlagt aus, was ich für Euch tun muß, tun will?«

»Man hat Alles getan, was ich wünschte, Sire, als man mir das Glück bewilligte, zu dem Hause von Madame zu gehören.«

»Wenn Ihr es für Euch ausschlagt, so nehmt es wenigstens für die Eurigen an.«

»Sire, Eure so großmüthige Intention blendet und erschreckt mich, denn wenn Ihr das tötet, was Eure Güte zu tun Euch antreibt, so würde Eure Majestät uns Mörder und sich Feinde machen. Laßt mich in meiner Mittelmäßigkeit, Sire; laßt allen Gefühlen, die mich bewegen können, die freudige Zartheit, daß kein Eigennutz obgewaltet.«

»Ah! das ist eine bewunderungswürdige Sprache!« rief der König.

»Es ist wahr, und er muß nicht daran gewöhnt sein,« flüsterte Aramis Fouquet ins Ohr.

»Wenn sie aber eine solche Antwort auf mein Billett gibt?« sagte Fouquet.

»Gut!« erwiderte Aramis, »urteilen wir nicht zum Voraus und warten wir das Ende ab.«

»Und dann, mein lieber Herr d'Herblay,« sprach der Oberintendant, nicht sehr geneigt, an alle die Gefühle zu glauben, welche La Vallière ausgedrückt hatte; »ja es ist häufig eine geschickte Berechnung, bei den Königen uneigennützig zu scheinen.«

»Das dachte ich in dieser Minute,« erwiderte Aramis. »Horchen wir.«

Der König näherte sich La Vallière, und da das Wasser immer durch das Blätterwerk der Eiche herabsickerte, hielt er seinen Hut über den Kopf des Mädchens.

La Vallière schlug ihre schönen blauen Augen zu dem königlichen Hut auf, der sie beschirmte, schüttelte den Kopf und gab einen Seufzer von sich.

»Oh! mein Gott,« sagte der König, »welcher traurige Gedanke kann bis zu Eurem Herzen gelangen, während ich ihm einen Wall aus dem meinigen mache?«

»Sire, ich will es Euch sagen. Ich hatte diese für ein Mädchen von meinem Alter so schwer zu verhandelnde Frage schon ergriffen, aber Eure Majestät hat mir Stillschweigen auferlegt. Sire, Eure Majestät gehört nicht sich. Sire, Eure Majestät ist verheirathet; jedes Gefühl, das Eure Majestät von der Königin entfernen und bewegen würde, sich mit mir zu beschäftigen, wird für die Königin eine Quelle tiefen Kummers sein.«

Der König wollte La Vallière unterbrechen, sie fuhr aber mit einer flehenden Gebärde fort:

»Die Königin liebt Eure Majestät mit einer Zärtlichkeit, die sich begreifen läßt; die Königin folgt Eurer Majestät auf jedem Schritt, der sie von ihr entfernt. Da sie das Glück gehabt hat, einen solchen Gatten zu finden, so bittet sie den Himmel mit Tränen, ihr seinen Besitz zu erhalten, und sie ist eifersüchtig auf die geringste Bewegung Eures Herzens.«

Der König wollte abermals sprechen, doch auch diesmal wagte es La Vallière, ihn zurückzuhalten.

»Wäre es nicht,« sagte sie, »wäre es nicht eine strafbare Handlung, wenn Eure Majestät, da sie eine so warme und edle Zuneigung wahrnehmen muß, der Königin Anlaß zur Eifersucht geben würde? Oh! verzeiht mir dieses Wort, Sire. Ah! mein Gott! ich weiß wohl, es ist unmöglich, oder es müßte vielmehr unmöglich sein, daß die größte Königin der Welt auf ein armes Mädchen, wie ich, eifersüchtig würde. Doch sie ist Weib, diese Königin, und wie das eines einfachen Weibes kann sich ihr Herz dem Argwohn öffnen, den die Bosheit mit Gift schwängern würde. In des Himmels Namen, Sire, beschäftigt Euch nicht mit mir, ich verdiene es nicht.«

»Oh! mein Fräulein,« rief der König, »Ihr bedenkt also nicht, daß Ihr, so sprechend, wie Ihr es tut, meine Wertschätzung in Bewunderung verwandelt!«

»Sire, Ihr nehmt meine Worte für das, was sie nicht sind; Ihr haltet mich für besser, als ich bin; Ihr macht mich größer, als mich Gott gemacht hat. Gnade für mich, Sire, denn wenn ich nicht wüsste, daß der König der edelmütigste Mann seines Reiches ist, so würde ich glauben, der König wolle meiner spotten.«

»Oh! dergleichen befürchtet Ihr nicht, dessen bin ich sicher!« rief Ludwig.

»Sire, ich wäre genötigt, es zu glauben, wenn der König eine solche Sprache mit mir zu sprechen fortführe.«

»Ich bin also ein sehr unglücklicher Fürst,« sagte der König mit einer Traurigkeit, die nichts Geheucheltes hatte, »der unglücklichste Fürst der Christenheit, da ich nicht einmal die Macht habe, meinen Worten Glauben vor der Person zu verschaffen, die ich am meisten in der Welt liebe, und die mir das Herz dadurch bricht, daß sie an meine Liebe zu glauben sich weigert.«

»Oh! Sire,« erwiderte La Vallière, indem sie den König, der sich ihr immer mehr genähert hatte, sanft zurückschob, »ich glaube, der Sturm legt sich und der Regen hört auf.«

In dem Augenblick aber, wo die Arme, um ihrem Herzen zu entfliehen, das ohne Zweifel zu sehr mit dem des Königs übereinstimmte, diese Worte sprach, übernahm es der Sturm, sie Lügen zu strafen; ein bläulicher Blitz beleuchtete den Wald mit einem phantastischen Reflex, und ein Donnerschlag, einer Artilleriesalve ähnlich, brach über dem Haupt der beiden jungen Leute los, als hätte die Höhe der Eiche, die sie beschirmte, den Donner hervorgerufen.

Das Mädchen konnte sich eines Angstschreis nicht erwehren.

Der König zog sie mit einer Hand an sein Herz und streckte die andere über ihren Kopf aus, als wollte er sie vor dem Blitz schützen.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, in dem diese Gruppe, reizend, wie Alles was jung ist, unbeweglich blieb, während Fouquet und Aramis sie nicht minder unbeweglich, als

der König und La Vallière, betrachteten.

»Oh! Sire, Sire,« murmelte la Vallière, »hört Ihr?«

Und sie ließ ihren Kopf auf Ihre Schultern fallen. »Ja,« antwortete Ludwig, »Ihr seht wohl, daß der Sturm nicht vorübergeht,«

»Sire, das ist eine Verkündigung.«

Der König lächelte.

»Sire, es ist die Stimme Gottes, welche droht.«

»Wohl,« sprach der König, »Ich nehme diesen Donnerschlag wirklich als eine Verkündigung und sogar als eine Drohung an, wenn er sich von jetzt in fünf Minuten mit derselben Gewalt und Heftigkeit wiederholt; geschieht dieß aber nicht, so erlaubt mir zu denken, der Sturm sei der Sturm und nichts Anderes.«

Und zu gleicher Zeit erhob der König das Haupt, als wollte er den Himmel befragen.

Doch als wäre der Himmel der Genosse von Ludwig gewesen, während der fünf Minuten Stille, die auf die Explosion folgte, welche die Liebende erschreckt hatte, ließ sich kein neuer Roller vernehmen, und als der Donner abermals hallte, so geschah es, indem er sich auf eine sichtbare Weise entfernte und als hätte der Sturm während dieser fünf Minuten in die Flucht geschlagen, vom Winde gepeitscht, weite Räume durchlaufen.

»Nun! Louise,« sagte der König laut, »werdet Ihr mich noch einmal mit dem Zorn des Himmels bedrohen, werdet Ihr, da Ihr aus dem Gewitter ein Vorgefühl machen wolltet, daran zweifeln, daß es wenigstens kein Vorgefühl von Unglück ist?«

Das Mädchen schaute empor; das Wasser hatte mittlerweile das Blättergewölbe durchdrungen und rieselte auf das Gesicht des Königs.

»Oh! Sire, Sire!« rief sie mit einem Ausdruck unwiderstehlicher Angst, der den König im höchsten Grad bewegte.

»Bleibt der König meinerwegen so barhäuptig und dem Regen ausgesetzt,« fügte sie bei: »aber wer bin ich denn?«

»Ihr seid, wie Ihr seht, die Gottheit, die den Sturm verjagt hat, die Göttin, die das schöne Wetter zurückbringt.«

Ein den Wald durchdringender Sonnenstrahl ließ wirklich wie eben so viele Diamanten die Regentropfen herabfallen, welche

auf den Blättern rollten.

»Sire,« sagte La Vallière, beinahe besiegt, aber eine äußerste Anstrengung versuchend, »Sire zum letzten Mal flehe ich Euch an, denkt an die Schmerzen, die Ihre Majestät meiner wegen ausstehen haben wird. Mein Gott! in diesem Augenblick sucht man Euch, ruft man Euch. Die Königin muß unruhig, besorgt sein, und Madame, oh! Madame,« rief das Mädchen mit einem Gefühl, das dem Schrecken glich.«

Dieser Name brachte eine gewisse Wirkung auf den König hervor; er bebte und ließ La Vallière los, die er bis jetzt umfassen gehalten hatte.

Dann ging er auf den Weg zu, um hinauszuschauen und kam beinahe sorglich zurück.

»Madame, habt Ihr gesagt?« sprach der König.

»Ja, Madame; Madame, die auch eifersüchtig ist,« antwortete La Vallière mit einem tiefen Ausdruck.«

Und ihre so schüchternen, so keusch flüchtigen Augen wagten es, eine Sekunde die Augen des Königs zu befragen.

»Madame,« versetzte der König, der eine innere Bewegung zu überwinden sich anstrebte, »Madame hat, wie mir scheint, keinen Grund, auf mich eifersüchtig zu sein, Madame hat kein Recht . . . !«

»Ach!« murmelte La Vallière.

»Mein Fräulein,« sprach der König beinahe im Tone des Vorwurfs, »solltet Ihr zu denjenigen gehören, welche denken, die Schwester habe ein Recht auf den Bruder, eifersüchtig zu sein?«

»Sire, es geziemt sich nicht für mich, die Geheimnisse Eurer Majestät zu ergründen.«

»Oh! Ihr glaubt das, wie die Andern,« rief der König.

»Ich glaube, daß Madame eifersüchtig ist, ja, Sire,« antwortete La Vallière mit fester Stimme.

»Mein Gott!« fragte der König besorgt, »solltet Ihr das in ihren Benehmen gegen Euch bemerkt haben? Ist Madame gegen Euch auf eine schlimme Weise verfahren, die Ihr der Eifersucht zuschreiben könnt?«

»Keines Wegs, Sire, ich bin so wenig . . . «

»Oh! wenn es so wäre,« rief Ludwig mit seltener Stärke.

»Sire,« unterbrach ihn das Mädchen, »es regnet nicht mehr; man kommt, ich glaube, man kommt.«

Und jede Etiquette vergessend, nahm sie den König beim Arm.

»Nun denn, mein Fräulein,« erwiderte der König, »lassen wir die Leute kommen; wer sollte es wagen, schlimm zu finden, daß ich Fräulein de la Vallière Gesellschaft geleistet habe.«

»Habet Mitleid, Sire; oh! man wird es seltsam finden, daß Ihr so durchnäßt seid, daß Ihr Euch für mich aufgeopfert habt!«

»Ich habe nur meine Pflicht als Edelmann getan,« sagte Ludwig, »und wehe dem der die seinige verletzen würde, indem er das Benehmen seines Königs tadelte.«

In diesem Augenblick sah man wirklich in der Allee einige eifrige und neugierige Köpfe erscheinen, welche zu suchen, und als sie den König und la Vallière erblickt, was sie suchten gefunden zu haben schienen.

Es waren die Abgesandten der Königin und von Madame; sie nahmen den Hut in die Hand, zum Zeichen, daß sie keine Majestät gesehen.

Ludwig verließ aber, so groß auch die Verwirrung der la Vallière war, seine ehrfurchtsvolle und zugleich zarte Stellung nicht.

Denn als alle Höflinge in der Allee versammelt waren, als Jedermann das Zeichen der Ehrerbietung hatte sehen können, welches er la Vallière dadurch gegeben, daß er mit entblößtem Haupt während des Sturms vor ihr stehen geblieben war, bot er ihr den Arm und führte sie zu der Gruppe zurück, die ihn erwartete, erwiderte die Verbeugung, die Jeder vor ihm machte, mit dem Kopf und geleitete sie, beständig den Hut in der Hand, bis zu ihrem Wagen.

Und da es — ein letzter Abschied des entfliehenden Sturms — fortwährend regnete, so empfingen die anderen Damen, welche die Ehrfurcht vor dem König in den Wagen zu steigen abgehalten hatte, ohne Kapuze und Mantel diesen Regen, vor dem der König mit seinem Hut, so gut, als er vermochte, die demütigst von ihnen schützte.

Die Königin und Madame mußten wie die Anderen diese übertriebene Höflichkeit des Königs sehen; Madame verlor hierüber so sehr die Fassung, daß sie die Königin mit dem

Ellbogen stieß und zu ihr sagte:

»Schaut, schaut doch!«

Die Königin schloß die Augen, als wäre sie vom Schwindel befallen worden. Sie hielt ihre Hand vor's Gesicht und stieg in den Wagen.

Madame stieg nach ihr ein.

Der König setzte sich wieder zu Pferde, und kehrte, ohne Irgend einem Kutschenschlag den Vorzug zu gönnen, die Zügel auf dem Halse seines Pferdes, träumerisch und ganz in Gedanken versunken, nach Fontainebleau zurück.

Als sich die Menge entfernt hatte, als sie das Geräusch der Pferde und der Wagen, das nach und nach erlosch, gehört hatten, als sie sicher waren, daß sie Niemand mehr sehen könnte, traten Aramis und Fouquet aus ihrer Grotte hervor.

Dann schritten Beide stillschweigend auf die Allee zu.

Aramis tauchte seinen Blick nicht nur in den ganzen ausgedehnten Raum, der sich vor ihm und hinter ihm entrollte, sondern auch in das Dickicht des Waldes.

»Herr Fouquet,« sagte er, als er sich versichert hatte, daß Alles verlassen war, »Ihr müßt um jeden Preis den Brief an La Vallière wieder bekommen.«

»Das wird leicht sein, wenn ihn der Bote nicht übergeben hat,« erwiderte Fouquet.

»Es muß in jedem Fall möglich sein, versteht Ihr?«

»Ja, nicht wahr, der König liebt dieses Mädchen?«

»Sehr, und noch schlimmer ist, daß dieses Mädchen seinerseits den König leidenschaftlich liebt.«

»Damit wollt Ihr sagen, daß wir unsere Taktik ändern, nicht wahr?«

»Allerdings, Ihr habt keine Zeit zu verlieren, Ihr müßt La Vallière aufsuchen, und ohne mehr daran zu denken, ihr Liebhaber zu sein, was unmöglich ist, Euch für ihren teuersten Freund und ergebensten Diener erklären.«

»Das werde ich tun, und zwar ohne Widerwillen,« sagte Fouquet, »dieses Kind scheint mir voll Gemüt zu sein.«

»Oder voll Gewandtheit,« erwiderte Aramis, »doch! dann ist ein

Grund mehr vorhanden.«

Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fügte er noch bei:

»Wenn mich nicht Alles täuscht, wird dieses Mädchen die große Leidenschaft des Königs sein.«

»Steigen wir wieder in den Wagen, und was die Pferde laufen können, bis zum Schloß.«

XIX.

Tobie.

Zwei Stunden, nachdem der Wagen des Oberintendanten auf Befehl von Aramis abgegangen war und Beide nach Fontainebleau mit der Schnelligkeit der Wolken geführt hatte, welche unter dem letzten Hauche des Sturmes am Himmel hinliefen, befand sich La Vallière in ihrem Zimmer, in einem einfachen Hauskleide und nahm auf einem Marmortischchen ihren Imbiß vollends zu sich.

Plötzlich öffnete sich die Türe und ein Kammerdiener meldete ihr, Herr Fouquet bitte um Erlaubnis, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen.

Sie ließ sich das zweimal wiederholen; die Arme kannte Herrn Fouquet nur dem Namen nach, und vermochte nicht zu erraten, was sie mit einem Oberintendanten der Finanzen gemein haben könnte.

Da er indessen im Auftrag des Königs kommen konnte, was nach der von uns mitgeteilten Unterredung wohl möglich war, so warf sie einen Blick auf ihren Spiegel, verlängerte noch ihre langen Haarlocken und gab Befehl, ihn einzuführen.

La Vallière vermochte sich indessen einer gewissen Unruhe nicht zu erwehren. Der Besuch des Oberintendanten war kein gewöhnliches Ereignis im Leben einer Frau von Hofe. So berühmt durch seine Großmut, durch seine Galanterie und seine Zartheit bei den Frauen hatte Fouquet mehr Einladungen erhalten, als er Audienzen verlangt.

In vielen Häusern hatte die Gegenwart des Oberintendanten Glück bedeutet. In vielen Herzen hatte sie Liebe bedeutet.

Fouquet trat ehrerbietig bei La Vallière ein, er erschien mit jener Anmut, die der unterscheidende Charakter der hervorragenden Männer dieses Jahrhunderts war, und die sich heut zu Tage nicht mehr begreift, nicht mehr in den Portraits der Epoche, wo der Maler sie ins Leben zu rufen versucht hat.

La Vallière erwiderte den zeremoniösen Gruß von Fouquet

durch eine Kostschülerin-Verneigung und bezeichnete ihm einen Stuhl.

Fouquet verbeugte sich aber und sprach:

»Mein Fräulein, ich werde mich nicht eher setzen, als bis Ihr mir verzeihen habt.«

»Ich?« fragte La Vallière.

»Ja Ihr.«

»Mein Gott, was sollte ich Euch verzeihen?«

Fouquet heftete seinen durchdringenden Blick auf das Mädchen und glaubte, auf seinem Gesichte nichts wahrzunehmen, als das naivste Erstaunen.

»Ich sehe, mein Fräulein,« sagte er, »Ihr habt ebensoviel Großmut, als Geist, und ich lese in Euren Augen die Verzeihung, um die ich nachsuchte. Doch es genügt mir die Verzeihung der Lippen nicht, das muß ich Euch bemerken, ich bedarf auch der Verzeihung des Herzens und des Geistes.«

»Bei meinem Wort, ich schwöre Euch, mein Herr, daß ich Euch nicht verstehe.«

»Das ist abermals eine Zartheit, die mich entzückt, und ich sehe, Ihr wollt nicht, daß ich vor Euch erröte.«

»Erröten! erröten vor mir! sagt doch, worüber solltet Ihr erröten?«

»Sollte ich mich täuschen, sollte ich so glücklich sein, daß Euch mein Benehmen gegen Euch nicht verletzt hätte.«

La Vallière zuckte die Achseln und erwiderte:

»Mein Herr, Ihr sprecht offenbar in Rätseln. und ich bin, wie es scheint, zu unwissend, um Euch zu begreifen.«

»Gut, ich werde nicht länger hierauf bestehen. Nur sagt mir, ich stehe Euch an, daß ich auf Eure volle Vergebung rechnen kann.«

»Mein Herr,« sprach La Vallière mit einer gewissen Ungeduld, »ich kann Euch nur eine Antwort geben, und ich hoffe, daß sie Euch befriedigen wird. Wenn ich wüsste, welches Unrecht Ihr gegen mich begangen, so würde ich es Euch vergeben. Um so mehr müßt Ihr begreifen, daß ich, da ich Euer Unrecht nicht kenne . . . «

Fouquet kniff sich die Lippen, wie es Aramis getan hätte, und

sagte:

»Somit darf ich, ungeachtet dessen, was geschehen ist, hoffen, daß wir in gutem Einvernehmen bleiben werden, und daß Ihr die Gnade für mich haben werdet, an meine ehrfurchtsvolle Freundschaft zu glauben.«

La Vallière meinte, sie fange an zu begreifen.

»Oh!« sagte sie zu sich selbst, »ich hätte nicht geglaubt, daß Fouquet so gierig wäre, sich um die Hilfsquellen einer so neuen Gunst zu bewerben.«

Dann sprach sie laut:

»Eure Freundschaft, mein Herr! Ihr bietet mir Eure Freundschaft an, doch das ist in der Tat für mich zu viel Ehre.«

»Ich weiß, mein Fräulein,« erwiderte Fouquet, die Freundschaft des Herrn kann glänzender und wünschenswerter erscheinen, als die des Dienenden, doch ich stehe Euch dafür, daß die letztere ebenso ergeben, ebenso treu und völlig uneigennützig sein wird.«

La Vallière verbeugte sich: es lag wirklich viel Überzeugung und wahre Ergebenheit im Ton des Intendanten.

Sie reichte ihm auch die Hand und sprach:

»Ich glaube Euch.«

Fouquet nahm rasch die Hand, die ihm das Mädchen bot und fügte bei:

»Nicht wahr, dann werdet Ihr keine Schwierigkeit machen, mir den unglücklichen Brief zurückzugeben?«

»Welchen Brief?« fragte La Vallière.

Fouquet befragte sie, wie er es schon getan, mit der Allmacht seines Blickes.

Dieselbe Naivität der Physionomie, dieselbe Unschuld des Gesichts.

»Ah! mein Fräulein,« sagte er nach diesem Leugnen, »ich muß gestehen, daß Euer System das zarteste der Welt ist, und ich wäre selbst kein ehrlicher Mann, wenn ich etwas von einer so edelmütigen Frau, wie Ihr, befürchtete.«

»Wahrhaftig, Herr Fouquet,« erwiderte La Vallière, »zu meinem tiefen Bedauern bin ich genötigt, zu wiederholen, daß ich durchaus nichts von Euren Worten verstehe.«

»Ihr habt also bei Eurer Ehre keinen Brief von mir erhalten, mein Fräulein.«

»Bei meiner Ehre, keinen,« antwortete La Vallière mit festem Ton.

»Es ist genug, das genügt mir, mein Fräulein, erlaubt, daß ich Euch die Versicherung meiner ganzen Wertschätzung und Hochachtung wiederhole.«

Hiernach verbeugte er sich, ging hinaus, um Aramis aufzusuchen, der ihn in seiner Wohnung erwartete, und überließ es La Vallière, sich zu fragen, ob der Oberintendant ein Narr geworden.

»Nun!« sagte Aramis, der Fouquet mit Ungeduld erwartete; »seid Ihr mit der Favoritin zufrieden?«

»Entzückt,« antwortete Fouquet, »es ist eine Frau voll Geist und Herz.«

»Sie ist nicht aufgebracht?«

»Weit entfernt, sie hat nicht einmal das Aussehen, als ob sie verstünde.«

»Was versteht sie?«

»Daß ich ihr geschrieben.«

»Sie muß aber doch wohl verstanden haben, um Euch den Brief zurückzugeben, denn ich nehme an, sie hat Euch denselben zurückgegeben?«

»Durchaus nicht.«

»Ihr habt Euch doch wenigstens versichert, daß sie ihn verbrannt?«

»Mein lieber Herr d'Herblay, schon eine Stunde, lang spiele ich mit unterbrochenen Reden, und ich fange an, dieses Spieles satt zu werden, so belustigend es auch sein mag. Begreift mich also wohl: die Kleine hat sich den Anschein gegeben, als verstünde sie nicht, was ich ihr sagte; sie leugnete, irgend einen Brief empfangen zu haben; da sie also den Empfang durchaus leugnete, so konnte sie den Brief weder zurückgeben, noch ihn verbrennen.«

»Ho! ho!« rief Aramis unruhig, »was sagt Ihr mir da?«

»Ich sage Euch, daß sie mir auf ihre großen Götter geschworen, sie habe keinen Brief erhalten.«

»Oh! das ist zu stark. Und Ihr seid nicht in sie gedrungen?«
»Im Gegenteil, ich bin in sie gedrungen, und zwar bis zur Unverschämtheit.«
»Und sie hat fortwährend geleugnet?«
»Fortwährend.«
»Sie hat sich nicht einen Augenblick Lügen gestraft?«
»Nicht einen Augenblick.«
»So habt Ihr also unsern Brief in ihren Händen gelassen, mein Lieber?«
»Ich mußte, bei Gott! wohl.«
»Oh! das ist ein großer Fehler.«
»Was des Teufels hättet Ihr an meiner Stelle getan.«
»Man konnte sie allerdings nicht nötigen; doch das ist beunruhigend, ein solcher Brief darf nicht gegen uns bleiben.«
»Oh! das Mädchen ist edelmütig.«
»Wäre sie es wirklich, so würde sie Euch Euren Brief zurückgegeben haben.«
»Ich sage Euch, sie ist edelmütig, ich habe ihre Augen gesehen, und Ich verstehe mich darauf.«
»Ihr glaubt also, man könne ihr vertrauen.«
»Oh! von ganzem Herzen.«
»Ich glaube, daß wir uns täuschen.«
»Wie so?«
»Ich glaube, daß sie wirklich, wie sie Euch gesagt, keinen Brief erhalten hat.«
»Wie, keinen Brief erhalten?«
»Nein.«
»Solltet Ihr annehmen . . . «
»Ich nehme an, daß aus irgend einem uns unbekanntem Beweggrund Euer Mann den Brief nicht übergeben hat.«
Fouquet schlug auf eine Glocke.
Ein Bedienter erschien.
»Laßt Tobie kommen,« sagte Fouquet.
Nach einem Augenblick erschien ein Mensch mit unruhigem Auge, seinem Mund, kurzen Armen und gewölbtem Rücken.

Aramis heftete sein durchdringendes Auge auf ihn.

»Wollt Ihr mir erlauben, ihn zu befragen!« sagte Aramis.

»Tut es,« erwiderte Fouquet.

Aramis machte eine Bewegung, um den Lackei anzureden, doch er hielt inne.

»Nein,« sprach er, »er würde sehen, daß wir zu viel Gewicht auf seine Antwort legen; befragt ihn selbst, ich will mich stellen, als schriebe ich.«

Aramis setzte sich wirklich an einen Tisch und wandte den Rücken dem Geheimboten zu, von dem er jeden Blick und jede Gebärde in einem parallelen Spiegel beobachtete.

»Komm hierher, Tobie,« sagte Fouquet. Der Lackei näherte sich mit ziemlich festem Schritt. »Wie hast Du meinen Auftrag besorgt?« fragte Fouquet.

»Wie gewöhnlich, Monseigneur,« antwortete der Diener.

»Nun, so sprich.«

»Ich habe mich bei Fräulein de la Vallière, die in der Messe war, eingeschlichen und das Billett auf ihre Toilette gelegt. War dies nicht Euer Geheiß?«

»Gewiß, und das ist Alles?«

»Alles, Monseigneur.«

»Niemand war da?«

»Niemand.«

»Hast Du Dich versteckt, wie ich Dir sagte?«

»Ja.«

»Und sie ist zurückgekehrt?«

»Ja, nach zehn Minuten.«

»Und es konnte Niemand den Brief nehmen?«

»Niemand, denn es ist Niemand hineingekommen.«

»Von Außen, aber von Innen?«

»Vor dem Orte aus, wo ich verborgen war, konnte ich bis in den Hintergrund des Zimmers sehen.«

»Höre,« sprach Fouquet, den Lackei fest anschauend, »wenn dieser Brief seine Bestimmung verfehlt hat, so gestehe mir; denn ist ein Irrtum begangen worden, so wirst Du ihn mit Deinem Kopf bezahlen.«

Tobie bebte, faßte sich aber sogleich wieder und antwortete:

»Monseigneur, ich habe den Brief auf die genannte Stelle gelegt, und ich verlange nur eine Viertelstunde, um Euch zu beweisen, daß er in den Händen von Fräulein de la Vallière ist, oder um Euch den Brief selbst zurückzubringen.«

Aramis beobachtete den Lackei auf das Aufmerksamste.

Fouquet war leicht in seinem Vertrauen; zwanzig Jahre hatte ihn dieser Mensch gut bedient.

»Gehe,« sagte er, »es ist gut; doch bringe mir den Beweis, von dem Du sprichst.«

Der Lackei entfernte sich.

»Nun! was denkt Ihr hiervon?« fragte Fouquet Aramis.

»Ich denke, daß Ihr Euch durch irgend ein Mittel der Wahrheit versichern müßt. Ich denke, daß der Brief zu La Vallière gelangt oder nicht gelangt ist, daß im ersten Fall La Vallière Euch den Brief zurückgeben oder die Befriedigung gewähren muß, denselben in Eurer Gegenwart zu verbrennen, daß wir im zweiten den Brief nieder bekommen müssen, und sollte er uns eine Million kosten. Sprecht, ist das nicht auch Eure Ansicht?«

»Ja, doch, mein lieber Bischof, ich glaube, daß Ihr die Lage der Dinge übertreibt.«

»Oh! Ihr Blinder, der Ihr seid!« murmelte Aramis.

»La Vallière, die wir für einen Schlaukopf von erster Stärke halten, ist ganz einfach eine Coquette, welche denkt, ich werde ihr den Hof machen, weil ich ihr ihn schon gemacht habe, und nun, da sie die Bestätigung der Liebe des Königs erhalten hat, mich mit dem Brief am Gängelband zu halten hofft. Das ist natürlich.«

Aramis schüttelte den Kopf.

»Das ist nicht Eure Ansicht!« sagte Fouquet.

»Sie ist nicht coquette,« erwiderte Aramis.

»Laßt mich Euch sagen . . . «

»Oh! ich verstehe mich auf coquette Frauen.«

»Mein Freund! mein Freund!«

»Es sei lange her, daß ich Studien gemacht habe, wollt Ihr sagen. Oh! die Weiber ändern sich nicht.«

»Ja, aber die Männer ändern sich, und Ihr seid heute

argwöhnischer als einst.«

Dann fügte Fouquet lachend bei:

»Sprecht, findet Ihr die Bedingung annehmbar, wenn La Vallière mich zu einem Drittel und der König zu zwei Drittel lieben will?«

Aramis stand ungeduldig auf und erwiderte:

»La Vallière hat nie einen Andern geliebt, und wird nie einen Andern lieben, als den König.«

»Was würdet Ihr aber tun?«

»Fragt mich eher, was ich getan hätte.«

»Nun wohl! was hättet Ihr getan?«

»Vor Allem hätte ich diesen Menschen nicht weggehen lassen.«

»Tobie?«

»Ja, Tobie, das ist ein Verräter.«

»Oh!«

»Ich bin dessen sicher; ich hätte ihn nicht weggehen lassen, ohne daß er mir die Wahrheit gestanden.«

»Es ist noch Zeit.«

»Wie so?«

»Rufen wir ihn zurück, und befragt ihn selbst.«

»Es sei.«

»Doch ich versichere Euch, daß die Sache sehr unnütz ist. Ich habe ihn seit zwanzig Jahren, er hat mir nie die geringste Verwirrung gemacht . . . und das war doch leicht,« fügte Fouquet lachend bei.

»Ruft ihn immerhin zurück. Ich habe dieses Gesicht, wie mir scheint, heute Morgen in einer tiefen Unterredung mit einem von den Leuten von Herrn Colbert begriffen gesehen.«

»Wo dies?«

»Vor den Ställen.«

»Bah! alle meine Leute nehmen eine feindselige Stellung gegen die dieses Knausers ein.«

»Ich habe ihn gesehen, sage ich Euch, und sein Gesicht, das mir unbekannt sein mußte, als er vorhin hier eintrat, ist mir unangenehm aufgefallen.«

»Warum habt Ihr nichts gesagt, während er hier war?«

»Weil ich in dieser Minute erst klar in meinen Erinnerungen

sehe.«

»Ho! ho! Ihr erschreckt mich,« rief Fouquet.

Und er schlug auf das Glöckchen.

»Wenn es nur nicht schon zu spät ist,« sagte Aramis.

Fouquet schlug zum zweiten Mal.

Der gewöhnliche Kammerdiener erschien.

»Tobie,« sagte Fouquet, »schickt Tobie!«

Der Kammerdiener machte die Türe zu.

»Ihr gebt mir Vollmacht, nicht wahr?«

»Ganz und gar,«

»Ich darf alle Mittel anwenden, um die Wahrheit zu erfahren?«

»Alle.«

»Selbst die Einschüchterung.«

»Ich mache Euch zum Staatsanwalt an meiner Stelle.«

Man wartete zehn Minuten, doch vergebens.

Fouquet wurde ungeduldig und schlug wieder auf das Glöckchen.

»Tobie!« rief er.

»Monseigneur, man sucht ihn,« antwortete der Diener.

»Er kann nicht weit sein, ich habe ihn mit keiner Sendung beauftragt.«

»Ich werde nachsehen, Monseigneur.«

Der Kammerdiener machte wieder die Türe zu.

Aramis ging mittlerweile ungeduldig, aber schweigsam im Kabinett auf und ab.

Man wartete noch zehn Minuten.

Fouquet läutete so, daß eine ganze Totenstadt darüber hätte aufwachen müssen.

Der Kammerdiener trat zitternd genug ein, um an eine schlimme Kunde glauben zu machen.

»Monseigneur täuscht sich,« sagte er, ehe ihn Fouquet befragte. »Monseigneur wird Tobie einen Befehl gegeben haben, denn er ist im Stall gewesen, um das beste Pferd von Monseigneur zu nehmen, und er hat es selbst gesattelt.«

»Nun.«

»Er ist weggeritten.«

»Weggeritten?« rief Fouquet. »Man jage ihm nach, man hole ihn ein!«

»La! la!« sagte Aramis, indem er ihn bei der Hand nahm, »nun ist das Übel geschehen.«

»Das Übel ist geschehe?«

»Allerdings: ich war davon überzeugt. Erregen wir nun kein Aufsehen; berechnen wir das Resultat des Streichs und parieren wir ihn, wenn wir können.«

»Im Ganzen ist das Übel nicht groß,« bemerkte Fouquet.

»Ihr findet das?«

»Allerdings. Es ist wohl einem Mann erlaubt, ein Liebesbillett an eine Frau zu schreiben.«

»Einem Mann, ja; einem Untertan, nein; besonders wenn diese Frau diejenige ist, welche den König liebt?«

»Ei! mein Freund, der König liebte vor acht Tagen La Vallière nicht; er liebte sie gestern nicht, und der Brief ist von gestern: ich konnte die Liebe des Königs nicht ahnen, wenn die Liebe des Königs noch nicht bestand.«

»Es mag sein,« erwiderte Aramis, »doch der Brief hat leider kein Datum; das ist es, was mich heute hauptsächlich quält. Oh! wenn er nur von gestern datiert wäre, dann hätte ich keinen Schatten von Besorgnis für Euch.«

Fouquet zuckte die Achseln.

»Bin ich denn unter Vormundschaft,« sagte er, »und ist der König von meinem Gehirn und meinem Fleisch?«

»Ihr habt Recht, geben wir den Dingen nicht mehr Gewicht, als ihnen gebührt; überdies . . . Nein! wenn man uns bedroht, so haben wir Verteidigungsmittel.«

»Oh! bedroht!« rief Fouquet, »Ihr rechnet diesen Ameisenbiß wohl nicht unter die Zahl der Drohungen, die mein Leben und mein Vermögen gefährden können.«

»Ei! bedenkt doch, Herr Fouquet, der Biß einer Ameise kann einen Riesen töten, wenn die Ameise giftig ist.«

»Doch die Allmacht, von der Ihr sprach, ist sie schon verschwunden?«

»Ich bin allmächtig, wohl, aber ich bin nicht unsterblich.«

»Hört, Tobie auffinden, wäre, wie mir scheint, das Dringendste, Seid Ihr nicht dieser Meinung?«

»Oh! was das betrifft, Ihr werdet ihn nicht auffinden, und wenn er Euch kostbar war, legt Trauer um ihn an.«

»Er muß doch irgendwo in der Welt sein,« sagte Fouquet.

»Ihr habt Recht, laßt mich machen,« erwiderte Aramis.

XX.

Die vier Chancen von Madame.

Die Königin Anna hatte die junge Königin bitten lassen, ihr einen Besuch zu machen.

Seit einiger Zeit leidend und von der Höhe ihrer Schönheit, von der Höhe ihrer Jugend mit der raschen Abnahme herabsinkend, die den Verfall der Frauen, welche viel gekämpft, bezeichnet, sah Anna von Österreich mit dem körperlichen Übel den Schmerz sich verbinden, nur als eine lebendige Erinnerung unter den jungen Schönheiten, unter den jungen Geistern und Mächten ihres Hofes zu zählen.

Die Mahnungen und Berichte ihres Arztes, die ihres Spiegels kränkten sie viel weniger schmerzlich als die unerbittlichen Verkündigungen der Gesellschaft der Höflinge, welche den Schiffsratten ähnlich den Raum verlassen, wo durch die vom Alter herrührenden Beschädigungen das Wasser eindringen wird.

Anna von Österreich fühlte sich nicht befriedigt durch die Stunden, die ihr ältester Sohn ihr schenkte.

Der König, ein guter Sohn, mehr noch des Anscheins wegen, als aus wirklicher Zuneigung, brachte bei seiner Mutter Anfangs eine Stunde Morgens und eine Abends zu; seitdem er aber Staatsgeschäfte übernommen, war der Besuch am Morgen wie der am Abend auf eine halbe Stunde beschränkt worden: dann hatte der Morgenbesuch allmählig ganz aufgehört.

Man sah sich in der Messe: sogar der Abendbesuch wurde durch eine Zusammenkunft beim König in Gesellschaft oder bei Madame ersetzt, wohin die Königin aus Rücksicht für ihre zwei Söhne kam.

Daraus ging das ungeheure Ansehen hervor, das Madame beim Hofe erlangt hatte, und das aus ihrem Haus den wahren königlichen Vereinigungspunkt machte.

Anna von Österreich entging das nicht.

Im Gefühl ihres Leidens und eben durch dieses Leiden häufig zur Zurückgezogenheit verurteilt, war sie trostlos, da sie vorher

sah, ihre meisten Tage und Abende würden einsam, unnützlich, verzweiflungsvoll vergehen.

Sie erinnerte sich zu ihrem Schrecken der Vereinzelung, in der sie einst der Kardinal von Richelieu gelassen hatte, . . . unselige, unerträgliche Abende, während welcher sie jedoch, um sich zu trösten, die Jugend, die Schönheit hatte, die stets von der Hoffnung begleitet werden.

Da entwarf sie den Plan, den Hof zu sich zu versetzen und Madame mit ihrem glänzenden Gefolge in den düsteren, schon traurigen Aufenthaltsort herüberzuziehen, wo die Witwe eines Königs von Frankreich die Mutter eines Königs von Frankreich, die beständig in Tränen zerfließende Frau eines Königs von Frankreich, über ihre frühe Witwenschaft zu trösten genötigt war.

Anna dachte nach.

Sie hatte viel in ihrem Leben intrigiert. In ihrer schönen Zeit, als ihr junger Kopf stets glückliche Pläne ersann, hatte sie bei sich, um ihren Ehrgeiz und ihre Liebe zu stacheln, eine Freundin, die noch glühender und ehrgeiziger als sie selbst, eine Freundin, die sie geliebt, was etwas Seltenes bei Hofe, und die durch niedrige Rücksichten von ihr entfernt worden war.

Wer konnte sich aber seit vielen Jahren, mit Ausnahme von Frau von Moiteville, mit Ausnahme der Molina, dieser spanischen Amme ihrer Vertrauten als Landsmännin und Weib, wer konnte sich schmeicheln, der Königin einen guten Rat gegeben zu haben?

Wer unter allen diesen jungen Köpfen konnte ihr auch die Vergangenheit, durch die sie allein lebte, ins Gedächtnis; zurückrufen?

Anna von Österreich erinnerte sich an Frau von Chevreuse, welche Anfangs mehr durch ihren eigenen Willen als durch den des Königs verbannt, später in der Verbannung als Frau eines unbekanntem Edelmanns gestorben war.

Sie fragte sich, was ihr Frau von Chevreuse einst in einem ähnlichen Fall bei ihren gemeinschaftlichen verwickelten Intrigen geraten haben würde, und nach einer ernsten Überlegung kam es ihr vor, als antwortete ihr diese verschmitzte, erfahrungsreiche, scharfsinnige Frau mit ihrem ironischen Tone:

»Alle diese kleinen jungen Leute sind arm und habsüchtig, Sie brauchen Gold und Einkünfte, um ihre Vergnügungen zu bestreiten, faßt sie alle beim Interesse.«

Anna von Österreich genehmigte diesen Plan.

Ihre Börse war gut gespickt; sie hatte über eine beträchtliche, von Mazarin für sie aufgehäufte und an sicherem Ort aufbewahrte Summe zu verfügen.

Sie besaß ferner die schönsten Edelsteine von Frankreich, von solcher Größe, daß sie den König seufzen machten, so oft er sie sah, weil die Perlen seiner Krone gegen diese nur Hirsenkörner waren.

Anna von Österreich hatte weder Schönheit noch Reize mehr zu ihrer Verfügung. Sie machte sich reich, und als Köder für diejenigen, welche zu ihr kämen, mußten ihr dienen, um ihr Ansehen zu erhalten, entweder gute Goldtaler im Spiele zu gewinnen oder Schenkungen an Tagen heiterer Laune geschickt gemacht, oder heimgefallene Renten, die sie dem König durch Nachsuchen entriß.

Vor Allem versuchte sie dieses Mittel bei Madame, deren Besitz ihr der kostbarste von allen war.

Trotz des unerschütterlichen Vertrauens zu ihrem Geist und ihrer Jugend, ging Madame blindlings in das Garn, das vor ihr geöffnet war.

Allmählig durch Geschenke und Abtretungen bereichert, fand sie Geschmack an diesen antizipierten Erbschaften.

Anna von Österreich wandte dasselbe Mittel bei Monsieur und beim König selbst an.

Sie führte bei sich die Lotterien ein.

An dem Tag, zu dem wir gelangt sind, handelte es sich um einen Mitternachtsschmaus bei der Königin Mutter, und diese Fürstin ließ in der Lotterie zwei sehr schöne Armspangen in Brillanten und von ausgezeichnete Arbeit ausspielen.

Die Medaillons waren antike Kameen vom größten Wert, als Ertrag stellten die Diamanten keine sehr bedeutende Summe dar, aber die Originalität, die Seltenheit der Arbeit waren so groß, daß man bei Hofe diese Bracelets nicht nur zu besitzen, sondern an den Armen der Königin zu sehen wünschte, und daß es an den

Tagen, wo sie dieselben trug, eine Gunst war, zu ihrer Bewunderung dadurch, daß man Anna von Österreich die Hände küssen durfte, zugelassen zu werden.

Die Höflinge hatten sogar in dieser Hinsicht nach den verschiedenartigsten Galanterien sich zu dem Satz entschieden, es hätte sich kein Preis für die Armspangen bestimmen lassen, wären sie nicht unglücklicher Weise in Berührung mit Armen, wie der der Königin, gekommen.

Dieses Kompliment hatte die Ehre gehabt, in alle mögliche Sprachen Europas übersetzt zu werden, mehrere tausend lateinische und französische Disticha waren über diesen Stoff im Umlauf.

Der Tag, an welchem sich Anna von Österreich zu der Lotterie entschloß, war ein entscheidender Moment; der König war seit zwei Tagen nicht mehr zu ihr gekommen.

Madame schmolte noch wegen der großen Szene der Najaden und Dryaden.

Der König schmolte nicht mehr, aber eine allmächtige Zerstreung erhob ihn über die Stürme und Vergnügungen des Hofes.

Anna von Österreich unternahm ihre Diversion dadurch, daß sie ihre Lotterie in ihren Gemächern für den folgenden Abend ankündigte.

Sie kam zu diesem Ende mit der jungen Königin zusammen, von der sie sich, wie gesagt, am Morgen einen Besuch erbat.

»Meine Tochter,« sprach sie, »ich teile Euch eine gute Kunde mit; der König hat mir die zärtlichsten Dinge von Euch gesagt. Der König ist jung und leicht abzulenken; doch so lange Ihr Euch in meiner Nähe haltet, wird er es nicht wagen, sich von Euch zu entfernen, der er überdies in einer sehr lebhaften Zärtlichkeit zugethan ist. Diesen Abend ist Lotterie bei mir: werdet Ihr dazu kommen?«

»Man hat mir gesagt,« erwiderte die junge Königin mit einer Art von schüchternem Vorwurf, »man hat mir gesagt. Eure Majestät lasse in der Lotterie ihre schönen Armspangen ausspielen, welche von einer solchen Seltenheit sind, daß wir sie nicht hätten sollen aus der Geschmeidekammer der Krone herauskommen

lassen, und wäre es nur, weil sie Euch gehört.«

»Meine Tochter,« entgegnete Anna von Österreich, die den ganzen Gedanken der jungen Königin erriet, und sie darüber, daß sie dieses Geschenk nicht erhalten, trösten wollte, »ich mußte Madame für immer zu mir heranziehen!«

»Madame,« stammelte die junge Königin errötend.

»Allerdings; wollt Ihr nicht lieber bei Euch eine Nebenbuhlerin haben, um sie zu überwachen und zu beherrschen, als den König, beständig geneigt, den Hof zu machen und sich machen zu lassen, bei Ihr wissen? Die Lotterie ist das Reizmittel, dessen ich mich zu diesem Behuf bediene; tadelt Ihr mich deshalb?«

»Oh! nein!« rief Maria Theresia, mit jenem kindischen Wesen der spanischen Freude in die Hände klatschend.

»Und Ihr bedauert es nicht mehr, meine Liebe, daß ich Euch diese Armspangen nicht geschenkt habe, wie es Anfangs meine Absicht war?«

»Oh! nein! oh! nein! meine gute Mutter!«

»Nun wohl! meine liebe Tochter, macht Euch sehr schön, und unser Mitternachtsschmaus soll glänzend sein; je heiterer Ihr seid, desto reizender werdet Ihr erscheinen, und Ihr verdunkelt dann alle Frauen durch Euren Glanz, so wie durch Euren Rang.«

Maria Theresia ging begeistert weg.

Eine Stunde später empfing Anna von Österreich Madame bei sich, überhäufte sie mit Liebkosungen und sprach zu ihr:

»Gute Kunde! der König ist entzückt über meine Lotterie.«

»Ich,« erwiderte Madame, »ich bin nicht so sehr entzückt; schöne Bracelets, wie diese, an den Armen von einer andern Frau, als von Euch, meiner Königin oder mir sehen, daran kann ich mich nicht gewöhnen.«

»Bah! bah!« sagte Anna von Österreich, die unter einem Lächeln einen heftigen Schmerz, den sie gerade empfunden, zu verbergen suchte, »empört Euch nicht, junge Frau, und nehmt die Dinge nicht sogleich auf das Schlimmste.«

»Ah! Madame, das Schicksal ist blind . . . und Ihr habt, wie man mir sagt, zwei hundert Billets.«

»Gerade so viele. Aber es ist Euch nicht unbekannt, daß nur ein Gewinnlos da ist?«

»Allerdings, Wem wird es zufallen? könnt Ihr es sagen?« rief Madame in Verzweiflung.

»Ihr erinnert mich daran, daß ich heute Nacht geträumt habe. Ah! meine Träume sind gut . . . ich schlafe so wenig.«

»Was träumtet Ihr? . . . Ihr leidet?«

»Nein,« erwiderte die Königin, mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit, einem neuen Stechen in ihrer Brust trotzend. »Ich träumte also, der König habe die Armspangen gewonnen.«

»Der König!«

»Ihr wollt mich fragen, was der König mit den Armspangen tun könne?«

»Es ist wahr.«

»Ihr werdet indessen beifügen, es wäre ein großes Glück, wenn der König gewänne, denn wenn er die Bracelets bekäme, wäre er genötigt, sie Jemand zu schenken.«

»Euch sie zurückzugeben, zum Beispiel.«

»Dann würde ich sie sogleich verschenken; denn Ihr könnt nicht denken, ich lege diese Bracelets in die Lotterie, weil ich in der Klemme,« sagte die Königin lachend. »Es geschieht, um sie zu schenken, ohne Eifersucht zu erregen. Doch wenn mich der Zufall nicht der Verlegenheit entziehen wollte, nun so würde ich den Zufall verbessern . . . ich weiß wohl, wem ich die Armspangen böte.«

Diese Worte wurden von einem so ausdrucksvollen Lächeln begleitet, daß es Madame mit einem Handkuß des Dankes bezahlen mußte.

»Aber,« fügte Anna von Österreich bei, »wisst Ihr nicht auch eben so gut als ich, daß der König, wenn er sie gewänne, mir die Armspangen nicht zurückgeben würde?«

»Er würde sie also der Königin schenken?«

»Nein. Aus demselben Grund, aus dem er sie mir nicht zurückgäbe, in Betracht, daß ich, hätte ich sie der Königin schenken wollen, seiner hierzu nicht bedurft hätte.

Madame warf einen Seitenblick auf die Armspangen, die auf einem nahestehenden Spiegeltischchen in ihrem Etui funkelten.

»Wie schön sind sie!« sagte sie lächelnd. »Ei! vergessen wir denn aber nicht, daß der Traum Eurer Majestät nur ein Traum

ist?«

»Es würde mich sehr wundern, wenn mein Traum mich trügte,«
entgegnete Anna von Österreich; »das begegnet mir selten.«

»Ihr könnt also Prophetin sein?«

»Ich habe Euch gesagt, meine Tochter, daß ich beinahe nie träume; aber es findet hier ein so seltsames Zusammentreffen dieses Traumes mit meinen Ideen statt! er fügt sich so gut zu meinen Kombinationen!«

»Welche Kombinationen meint Ihr?«

»Die, zum Beispiel, daß Ihr die Armspangen gewinnen werdet.«

»Dann wird es nicht der König sein?«

»Oh!« versetzte Anna von Österreich, »es ist nicht so weit von des Königs Herz bis zum Eurigen . . . bis zu Euch, der Ihr seine geliebte Schwägerin seid. Es ist nicht so weit, sage ich, daß man behaupten könnte, der Traum sei lügenhaft. Seht Ihr die schönen Chancen; zählt sie wohl.«

»Ich zähle sie.«

»Zuerst die des Traums. Gewinnt der König, so gibt er sicherlich Euch die Armspangen.«

»Das nehme ich als eine an.«

»Wenn Ihr sie gewinnt, so habt Ihr sie.«

»Natürlich, das ist abermals zulässig.«

»Wenn Monsieur sie gewänne?«

»Ah!« entgegnete Madame, geräuschvoll lachend, »er würde sie dem Chevalier von Lorraine schenken.«

Anna von Österreich lachte wie ihre Schwiegertochter, das heißt so treuherzig, daß sich ihr Schmerz wieder einstellte und sie mitten unter diesem Anfall von Heiterkeit erleichen machte.

»Was habt Ihr?« fragte Madame erschrocken.

»Nichts, nichts, Seitenstechen . . . ich habe zu sehr gelacht . . . Wir waren bei der vierten Chance.«

»Oh! diese sehe ich nicht.«

»Verzeiht, ich habe mich von den Gewinnenden nicht ausgeschlossen, und wenn ich gewinne, seid Ihr meiner sicher.«

»Meinen Dank!« rief Madame.

»Ich hoffe, Ihr seid somit begünstigt, und der Traum fängt nun

an, die soliden Umriss der Wirklichkeit anzunehmen.«

»Ihr gebt mir in der Tat Hoffnung und Vertrauen,« sagte Madame, »und so gewonnen, werden mir die Armspangen hundertmal kostbarer sein.«

»Diesen Abend also.«

»Diesen Abend.«

Hiernach trennten sich die zwei Prinzessinnen.

Anna von Österreich, nachdem sie ihre Schwiegertochter verlassen, sagte zu sich selbst, indem sie die Armspangen anschaute:

»Sie sind in der Tat sehr kostbar, da ich durch sie heute Abend zugleich mir ein Herz gewonnen und ein Geheimnis erraten haben werde.«

Dann, indem sie sich gegen ihren verödeten Alkoven umwandte, sprach sie in den leeren Raum:

»Hättest Du so gespielt, meine arme Chevreuse? . . . Nicht wahr, ja!«

Und wie ein Wohlgeruch von einst kehrten ihre ganze Jugend, ihre ganze tolle Einbildungskraft, ihr ganzes Glück mit dem Echo dieser Anrufung zu ihr zurück.

XXI.

Die Lotterie.

Am Abend um acht Uhr war alle Welt bei der Königin Mutter versammelt.

Im großen Ceremonienkleid, schön durch die Überreste ihrer Schönheit und durch alle die Hilfsmittel, welche die Coquetterie in geschickte Hände legen kann, verbarg die Königin Mutter, oder suchte sie vielmehr vor dieser Menge von Höflingen, die sie umgaben und bewunderten — in Folge der von uns im vorhergehenden Kapitel bezeichneten Kombinationen — die schon sichtbaren Verheerungen des Leidens zu verbergen, dem sie einige Jahre später unterliegen sollte.

Madame, beinahe eben so coquette als Anna von Österreich, die Königin einfach und natürlich, wie immer, saßen an ihrer Seite und machten sich ihr Wohlwollen streitig.

In einem Armeecorps vereinigt, um mit mehr Kraft und demgemäß mit mehr Erfolg den boshafte Scherzen zu widerstehen, die sich die jungen Leute über sie erlaubten, gewährten sich die Ehrendamen, wie es ein in Carré aufgestelltes Bataillon tut, die gegenseitige Unterstützung einer guten Wache und eines guten Gegenschlags.

Gewandt in diesem Plänklerkrieg, beschützte Montalais die ganze Linie durch das Lauffeuer, das sie auf den Feind richtete.

In Verzweiflung über die durch ihre Hartnäckigkeit verletzende Strenge von Fräulein von Tonnay-Charente, suchte Saint-Aignan dieser den Rücken zuzuwenden, aber besiegt durch den unwiderstehlichen Glanz der zwei großen Augen der Schönen, weihte er immer wieder seine Niederlage durch neue Unterwerfungen ein, welche Fräulein von Tonnay-Charente durch neue Ungebührlichkeiten zu erwidern nicht verfehlte.

Saint-Aignan wusste nicht mehr, welchen Heiligen er anrufen sollte.

La Vallière hatte nicht einen Hof, sondern Anfänge von Höflingen.

In der Hoffnung, die Augen von Athenais durch dieses Manoeuvre auf sich zu ziehen, grüßte Saint-Aignan la Vallière mit einer Ehrfurcht, welche einige verspätete Geister glauben machte, er wolle Athenais durch Louise im Gleichgewicht halten.

Doch dies waren Leute, welche die Regenszene weder gesehen, noch von ihr hatten erzählen hören. Nur, da die Mehrzahl schon unterrichtet, und zwar gut unterrichtet war, hatte die Gunst, der sie sich erklärter Weise erfreute, die Gewandtesten, wie die Albernsten vom Hofe zu ihr gezogen.

Die Ersten, weil sie die Einen wie Montaigne sagten: »Was weiß ich?«

Die Anderen, weil sie wie Rabelais sagten: »Vielleicht!«

Die Mehrzahl war jenen gefolgt, wie bei den Jagden nur fünf bis sechs geschickte Leithunde dem Geruch des Tieres folgen, während der Rest der Meute nur dem Geruch der Leithunde folgt.

Die Prinzessinnen und die Königin priesen die Toiletten ihrer Hoffräulein und Ehrendamen, so wie die der anderen Damen, und sie geruhten zu vergessen, daß sie Königinnen, um sich zu erinnern, daß sie Weiber waren.

Das heißt, sie zerfleischten unbarmherzig alles Frauenzimmer.

Die Blicke der beiden Prinzessinnen fielen gleichzeitig auf la Vallière, welche, wie gesagt, in diesem Moment stark umgeben war.

Madame war ohne Mitleid.

»Wahrhaftig,« sagte sie, indem sie sich an das Ohr der Königin Mutter neigte, »wenn das Schicksal gerecht wäre, müßte es die arme kleine la Vallière begünstigen.«

»Das ist nicht möglich,« erwiderte lächelnd die Königin Mutter.

»Warum nicht?«

»Es sind nur zwei hundert Billetts, so daß nicht Jedermann in der Liste aufgenommen werden konnte.«

»Sie ist also nicht dabei?«

»Nein.«

»Wie Schade! sie hätte die Armspangen gewinnen und sie verkaufen können.«

»Sie verkaufen!« rief die Königin.

»Ja, das hätte eine Mitgift für sie gegeben, und sie wäre nicht genötigt gewesen, sich ohne Ausstattung zu verheirathen, was ihr wahrscheinlich geschehen wird.«

»Ah! bah! arme Kleine!« sagte die Königin Mutter, »hat sie nicht Kleider?«

Diese Worte sprach sie wie eine Frau, welche nie hatte erfahren können, was die Mittelmäßigkeit ist.

»Oh! seht doch, ich glaube, Gott verzeihe mir, sie hat diesen Abend denselben Rock an, den sie heute Morgen bei der Promenade hatte, sie wird ihn haben anbehalten können, weil der König sie vor dem Regen zu schützen besorgt gewesen.«

In dem Augenblick, wo Madame diese Worte sprach, trat der König ein.

Die Prinzessinnen hatten vielleicht seine Ankunft nicht bemerkt, so sehr waren sie mit Lästern beschäftigt, aber Madame sah plötzlich la Vallière, welche der Gallerte gegenüber stand, unruhig werden und ein paar Worte zu den Höflingen sagen, die sie umgaben; die Höflinge traten sogleich auf die Seite. Diese Bewegung lenkte die Augen von Madame nach der Türe. In demselben Moment meldete der Kapitän der Garden den König.

Bei dieser Verkündigung schlug la Vallière ihre Augen, die sie bis jetzt auf die Galerie geheftet gehabt hatte, plötzlich nieder.

Der König trat ein.

Er war mit geschmackvoller Pracht gekleidet und plauderte mit Monsieur und dem Herzog von Roquelaure, welche, Monsieur zu seiner Rechten, der Herzog von Roquelaure zu seiner Linken gingen.

Der König schritt zuerst auf die Königinnen zu und grüßte sie mit anmutiger Ehrerbietung. Er nahm die Hand seiner Mutter, küßte sie, sagte Madame einige Artigkeiten über die Eleganz ihres Anzugs und sing an die Runde in der Gesellschaft zu machen.

La Vallière wurde begrüßt wie die Andern, nicht mehr nicht weniger, als die Andern.

Dann kam seine Majestät zu ihrer Mutter und zu ihrer Gemahlin zurück.

Als die Höflinge sahen, daß der König nur eine Alltagsphrase

an das Mädchen gerichtet, dem er am Morgen so sehr gehuldigt hatte, zogen sie auf der Stelle einen Schluß aus dieser Kälte.

Sie schlossen, der König habe eine Laune gehabt, diese Laune sei aber schon wieder verschwunden.

Man hätte jedoch Eines bemerken können: daß sich bei la Vallière unter der Zahl der Höflinge Fouquet befand, dessen ehrerbietige Artigkeit dem Mädchen unter den verschiedenen Gemütsbewegungen, von denen es sichtbar ergriffen war, als Stützpunkt diente.

Herr Fouquet schickte sich übrigens an, vertraulicher mit Fräulein de la Vallière zu reden, als sich Herr Colbert näherte, der, nachdem er sich vor Fouquet nach allen Regeln ehrfurchtsvoller Höflichkeit verbeugt hatte, sich bei la Vallière festzustellen entschlossen schien, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Fouquet verließ sogleich den Platz.

Dieses ganze Verfahren wurde mit den Augen von Montalais und Malicorne verschlungen, die sich einander ihre Beobachtungen zusandten.

Guiche, der in einer Fenstervertiefung stand, sah nur Madame. Da aber Madame ihren Blick häufig auf la Vallière heftete, so richteten sich die Augen von Guiche, geleitet von denen von Madame, auch von Zeit zu Zeit auf das Mädchen.

La Vallière fühlte instinctartig, wie sich das Gewicht aller dieser Blicke, von denen die Einen mit Interesse, die Andern mit Neid beladen, auf sie herabsenkte. Sie hatte, um dieses Leiden auszugleichen weder ein Wort der Teilnahme von Seiten ihrer Gefährtinnen, noch einen Blick der Liebe vom König.

Es vermöchte auch Niemand auszudrücken, was das arme Kind litt.

Die Königin Mutter ließ nun das Tischchen herbeibringen, worauf die Lotteriezettel, zweihundert an der Zahl waren, und ersuchte Frau von Motteville die Liste der Auserwählten zu lesen.

Es versteht sich von selbst, daß diese Liste nach den Gesetzen der Etiquette abgefaßt war: zuerst kam der König, dann die Königin Mutter, dann die Königin, dann Monsieur, dann Madame und so fort.

Die Herzen bebten bei dieser Lesung. Es waren wohl drei

hundert Eingeladene bei der Königin. Jedes fragte sich, ob sein Name unter der Zahl der bevorzugten Namen glänzen würde.

Der König horchte so aufmerksam als die Anderen.

Als der letzte Name ausgesprochen war, sah er, daß man la Vallière nicht in das Verzeichnis aufgenommen.

Jedermann konnte übrigens diese Auslassung bemerken.

Der König errötete, wie wenn er von einem Ärger ergriffen wurde.

Sanft und ergeben, offenbarte la Vallière nichts.

So lange die Verlesung dauerte, hatte der König kein Auge von ihr abgewendet; la Vallière erweiterte sich gleichsam unter diesem glücklichen Einfluß, den sie um sich her strahlen fühlte, denn sie war zu freudig und zu rein, als daß ein anderer Gedanke, als die Liebe in ihren Geist und in ihr Herz eindringen konnte.

Der König belohnte durch die Dauer seiner Aufmerksamkeit diese rührende Verleugnung und zeigte so seiner Geliebten, er verstehe die Ausdehnung und Zartheit davon.

Als die Liste geschlossen war, überließen sich alle Gesichter der vergessenen oder übergangenen Frauen dem Verdruß.

Malicorne war auch unter der Zahl der Männer vergessen, und seine Grimasse sagte Montalais, die man ebenfalls vergessen, ganz klar:

»Werden wir uns mit dem Glück nicht so benehmen, daß dieses uns nicht vergißt?«

»Oh! gewiß!« erwiderte das verständige Lächeln von Montalais.

Die Zettel wurden an Jeden nach seiner Nummer verteilt.

Der König erhielt den seinigen zuerst, dann die Königin Mutter, dann Monsieur, dann die Königin und Madame und so fort.

Hierauf öffnete Anna von Österreich einen ledernen Beutel, in welchem zwei hundert Nummern in Kugeln von Perlmutter eingraviert, enthalten waren und reichte den Beutel offen dem jüngsten von ihren Ehrenfräulein, damit es eine Kugel herausziehe.

Die Erwartung unter diesen langsamen Vorbereitungen war mehr die der Habgier, als der Neugierde.

Saint-Aignan neigte sich an das Ohr von Fräulein von Tonnay-

Charente und sagte:

»Da wir jedes eine Nummer haben mein Fräulein, so wollen wir unsere Chancen verbinden, Euch die Armspangen, wenn ich gewinne; mir, wenn Ihr gewinnt, einen einzigen Blick von Euren schönen Augen.«

»Nein,« entgegnete Athenais, »Euch die Armspangen, wenn Ihr sie gewinnt. Jeder für sich.«

»Ihr seid unbarmherzig,« erwiderte Saint-Aignan, und ich bestrafe Euch mit einem Verse:

»Allzu strenge widerstrebst Du,
»Schöne Iris, meinen Wünschen . . . «

»Stille,« sagte Athenais, »Ihr verhindert mich, die gewinnende Nummer zu hören.«

»Nummer Eins,« rief das Mädchen, das die perlmutterne Kugel aus dem ledernen Sack gezogen hatte.

»Der König!« rief die Königin-Mutter.

»Der König hat gewonnen!« wiederholte freudig die Königin.

»Oh! der König! Euer Traum!« sagte Madame ganz froh Anna von Österreich ins Ohr.

Der König allein gab keine Freude kund.

Er dankte Fortuna für das, was sie für ihn tat, nur dadurch, daß er dem Mädchen zunickte, das man zum Mandatar der raschen Göttin gewählt hatte.

Dann, als er aus den Händen von Anna von Österreich unter dem Gemurmeln der Wierde der ganzen Versammlung das Etui empfing, das die Armspangen enthielt, fragte er:

»Sie sind also wirklich schön, diese Armspangen?«

»Schaut sie an und urteilt selbst.«

Der König schaute sie an.

»Ja,« sagte er, »und das ist in der Tat ein bewunderungswürdiges Medaillon. Welche vollendete Arbeit.«

»Welche vollendete Arbeit!« wiederholte Madame, Die Königin Maria Theresia sah leicht und mit dem ersten Blick, der König würde ihr die Armspangen nicht anbieten, da es ihm aber auch entfernt nicht einzufallen schien, sie Madame anbieten zu wollen, so hielt sie sich für befriedigt, oder wenigstens beinahe für

befriedigt.

Der König setzte sich.

Die Vertrautesten unter den Höflingen kamen nach und nach herbei, um von Nahem das Wunder anzustauen, das bald mit Erlaubnis des Königs von Hand zu Hand ging.

Alle Kenner oder Nichtkenner gaben sodann Ausrufungen des Erstaunens von sich und überhäuften den König mit Glückwünschen.

Es war in der Tat für Jedermann etwas zu bewundern; die Brillanten für diese, die Gravierung für jene.

Die Damen gaben sichtbar ihre Ungeduld darüber kund, daß sie die Kavaliere sich des Schatzes bemächtigen sehen mußten.

»Meine Herren, meine Herren,« rief der König, dem nichts entging, »man sollte in der Tat glauben, Ihr tragt Armspangen wie die Sabiner; gebt sie doch ein wenig den Damen, die sich meiner Ansicht nach mit Recht rühmen können, sie verstehen sich besser darauf als Ihr.«

Diese Worte schienen Madame der Anfang einer Entscheidung zu sein, die sie erwartete.

Sie schöpfte den beseligenden Glauben auch aus den Augen der Königin Mutter.

Der Höfling, der sie eben beschaute, als der König diese Bemerkung mitten unter die allgemeine Aufregung warf, beeilte sich, die Bracelets in den Händen der Königin Maria Theresia niederzulegen, welche, da sie, die arme Frau wohl wusste, daß sie nicht für sie bestimmt waren, sie kaum anschaute und sogleich Madame reichte.

Diese, und mehr noch als sie, Monsieur, schenkte den Armspangen einen langen Blick der Überzeugung.

Dann bot sie die Juwelen den Damen, ihren Nachbarinnen, und dabei sprach sie das einzige Wort, aber mit einem Ausdruck, der einen langen Satz aufwog.

»Herrlich!«



Die Damen, welche die Armspangen aus den Händen von Madame empfangen hatten, nahmen sich die ihnen zukommende Zeit, um sie zu beschauen, und ließen sie dann gegen rechts umhergehen.

Mittlerweile unterhielt sich der König ruhig mit Guiche und Fouquet.

Er ließ mehr sprechen, als daß er hörte.

Gewohnt an gewisse Wendungen der Sätze, nahm sein Ohr, wie das aller Menschen, die über andere Menschen eine unbestreitbare Überlegenheit ausüben, von den da und dort ausgestreuten Reden nur das unerläßliche Wort auf, das eine Erwiderung verdiente.

Seine Aufmerksamkeit war anderswo.

Sie schweifte mit seinen Augen umher.

Fräulein von Tonnay-Charente war die letzte von den für die

Looszettel eingeschriebenen Damen, und als ob sie ihren Rang nach der Einzeichnung in der Liste genommen hätte, kamen nach ihr nur Montalais und La Vallière.

Als die Bracelets in die Hände der zwei letzteren gelangten, schien man sich nicht mehr darum zu bekümmern.

Die Geringfügigkeit der Hände, die für den Augenblick diese Juwelen hielten, benahm ihnen ihre ganze Bedeutung.

Was indessen Montalais nicht abhielt, vor Freude, Lust und Gierde, mehr noch beim Anblick der schönen Steine, als der herrlichen Arbeit zu beben.

Hätte man Montalais die Wahl zwischen dem Geldwert und der künstlerischen Schönheit überlassen, sie würde offenbar ohne Zögern die Diamanten den Kameen vorgezogen haben.

Es kostete sie auch viel Mühe, die Armspangen ihrer Gefährtin La Vallière zu reichen.

La Vallière heftete auf die Juwelen einen beinahe gleichgültigen Blick.

»Oh! wie reich sind diese Armspangen, oh! wie herrlich sind sie!« rief Montalais, »und Du bist nicht darüber entzückt, Louise? Bist Du denn wirklich gar nicht Weib?«

»Doch,« erwiderte das Mädchen mit einem Ausdruck anbetungswürdiger Schwermut. »Aber warum das wünschen, was uns nicht gehören kann?«

Den Kopf vorwärts geneigt, horchte der König auf das, was das Mädchen sagen würde.

Kaum hatte der Klang dieser Stimme sein Ohr berührt, als er ganz strahlend aufstand, den ganzen Kreis durchschnitt, um von seinem Platze aus zu La Vallière zu gehen, und zu dieser sagte:

»Mein Fräulein, Ihr täuscht Euch, Ihr seid Weib und jedes Weib hat ein Recht auf Frauenjuwelen.«

»Oh! Sire,« erwiderte La Vallière, »Euer Majestät will also durchaus nicht an meine Bescheidenheit glauben?«



»Ich glaube, daß Ihr alle Tugenden besitzt, die Offenherzigkeit wie die anderen; ich beschwöre Euch daher, offenherzig zu sagen, was Ihr von diesen Armspangen denkt.«

»Ich denke, sie seien so schön, daß sie nur einer Königin angeboten werden können.«

»Es entzückt mich, daß dieß Eure Meinung ist, mein Fräulein; die Armspangen gehören Euch, und der König bittet Euch, sie anzunehmen.«

Und als mit einer Bewegung, die dem Schrecken glich, La Vallière rasch das Etui gegen den König ausstreckte, schob es der König sachte mit seiner Hand in die Hand von La Vallière zurück.

Eine Stille des Erstaunens, trauriger als eine Todesstille, herrschte in der Versammlung. Und man hatte doch auf der Seite der Königinnen weder gehört, was er gesagt, noch begriffen, was er getan.

Eine barmherzige Freundin übernahm es, die Kunde zu verbreiten.

Es war Tonnay-Charente, welche Madame durch ein Zeichen zu sich gerufen hatte.

»Oh! mein Gott!« rief Tonnay-Charente, »wie glücklich ist diese La Vallière! der König hat ihr so eben die Armspangen geschenkt!«

Und man biß sich mit solcher Gewalt aus die Lippen, daß das Blut auf der Oberfläche der Haut erschien.

Die junge Königin schaute abwechselnd La Vallière und Madame an und lachte.

Anna von Österreich stützte ihr Kinn auf ihre schöne weiße Hand, und blieb lange von einem Argwohn, der ihr den Geist zermarterte, und von einem grausamen Schmerz erfaßt, der ihr das Herz zernagte.

Guiche, als er Madame erbleichen sah, erriet, was sie erbleichen machte, verließ heftig die Gesellschaft und verschwand.

Malicorne konnte sich nun bis zu Montalais schleichen, und flüsterte ihr, unterstützt von dem allgemeinen Geräusch der Gespräche, in's Ohr:

»Laure, Du hast unser Glück und unsere Zukunft in Deiner Nähe.«

»Ja,« antwortete diese.

Und sie küßte auf das Zärtlichste La Vallière, die sie innerlich zu erdrosseln versucht war.

XXII.

Malaga.

Während dieses langen, heftigen Kampfes der Hofambitionen gegen Liebesneigungen, war eine von unsern Personen, die vielleicht am wenigsten zu vernachlässigen, vergessen, sehr vergessen, sehr unglücklich.

In der Tat, d'Artagnan, d'Artagnan, denn wir müssen ihn bei seinem Namen nennen, damit man sich erinnert, daß er existiert hat, d'Artagnan hatte durchaus nichts in dieser glänzenden und leichtfertigen Welt zu tun. Nachdem er dem König zwei Tage lang in Fontainebleau gefolgt war und alle die Schäferspiele und alle die komisch heroischen Tonanstimmungen seines Fürsten angeschaut hatte, fühlte der Musketier, daß dieß nicht genügte, um sein Leben auszufüllen.

Alle Augenblicke von Leuten angeredet, die ihn fragten:

»Wie findet Ihr, daß mir dieses Kleid steht, Herr d'Artagnan?«

Antwortete er ihnen mit spöttischem Ton:

»Ich finde, daß Ihr so gut gekleidet seid, als der schönste Affe von St. Lorenz-Markt.«

Das war ein Kompliment, wie es d'Artagnan machte, wenn er kein anderes machen wollte: wohl oder übel mußte man sich also damit begnügen.

Und wenn man ihn fragte:

»Herr d'Artagnan, wie kleidet Ihr Euch heute Abend?«

So antwortete er:

»Ich werde mich entkleiden.«

Was auch die Damen lachen machte.

Nachdem der Musketier zwei Tage so hingbracht und gesehen hatte, daß nichts Ernstes hierbei vorging, daß der König Paris, St. Mandé und Belle-Isle ganz vergessen oder wenigstens vergessen zu haben schien.

Daß Herr Colbert von Lämpchen und Kunstfeuerwerk träumte.

Daß die Damen wenigstens für einen Monat Liebesblicke

einzunehmen und auszuteilen hatten.

Da bat d'Artagnan den König um einen Urlaub in Familienangelegenheiten.

In dem Augenblick, wo d'Artagnan diese Bitte an den König richtete, wollte sich Ludwig XIV. vom Tanze ermüdet, zu Bette legen.

»Ihr wollt mich verlassen, Herr d'Artagnan?« fragte der König mit erstaunter Miene.

Ludwig XIV. begriff nie, daß man sich von ihm trennte, wenn man sich der ausgezeichneten Ehre, bei ihm zu verweilen, erfreuen konnte.

»Sire!« erwiderte d'Artagnan, »ich verlasse Euch, weil ich Euch unnütz bin. Ah! wenn ich Euch die Balancierstange halten könnte, während Ihr tanzt, dann wäre es etwas Anderes.«

»Aber mein Leben, Herr d'Artagnan,« entgegnete der König mit ernstem Tone, »man tanzt ohne Balancierstange?«

»Ah!« rief der Musketier, der in seiner unempfindlichen Ironie fortfuhr, »das wusste ich nicht!«

»Ihr habt mich also nicht tanzen sehen?« fragte der König.

»Ja, aber ich dachte, das käme immer stärker und stärker. Ich habe mich getäuscht; ein Grund mehr, daß ich mich entferne. Sire, ich wiederhole, Ihr bedürft meiner nicht; überdies wüsste mich Eure Majestät zu finden, wenn sie mich nötig hätten.«

»Es ist gut,« sprach der König.

Und er bewilligte den Urlaub.

Wir werden also d'Artagnan nicht in Fontainebleau suchen, denn das wäre vergeblich, sondern wir werden ihn mit Erlaubnis in der Rue des Lombards, im goldenen Mörser bei unserem ehrwürdigen Freund Planchet wieder finden.

Es ist acht Uhr Abends, das Wetter warm; ein einziges Fenster ist offen, das eines Zimmers vom Entresol.

Der Duft von Specereien, vermischt mit dem wenigen exotischen, aber durchdringenderen Geruch des Straßenkots steigt zu der Nase des Musketiers empor.

Auf einem ungeheuren Stuhl mit flacher Lehne liegend, die Füße nicht ausgestreckt, sondern auf einem Schemel ruhend, bildet d'Artagnan den stumpfsten Winkel, den man sehen kann.

Seine Arme sind über seinem Kopf gekreuzt, sein Kopf ist auf die linke Schulter geneigt, wie der von Alexander dem Großen.

Das so seine und gewöhnlich so bewegliche Auge ist starr, beinahe verschleiert und hat zum unveränderlichen Ziel den kleinen Winkel des Himmels genommen, den man hinter dem Riß der Kamine erblickt; es ist gerade so viel Blau da, als man brauchte, um ein Stück an die Linsen- und Bohnensäcke zu setzen, welche die Hauptausstellung des Ladens im Erdgeschosse bilden.

So ausgestreckt, so in seiner transfensteralen Beleuchtung hinstarrend, ist d'Artagnan nicht mehr ein Kriegermann, nicht mehr ein Offizier des Palastes, sondern ein zwischen dem Mittagsbrot und dem Abendessen, zwischen dem Abendessen und dem Nachtlager verdampfender Bürgersmann; eines von jenen wackeren Verknöcherten Gehirnen, welche nicht mehr Platz für einen einzigen Gedanken haben, mit solcher Wildheit wacht die Materie an den Pforten der Intelligenz und beaufsichtigt die Schmutzgelei, welche durch Einführung eines Symptoms von Idee in den Schädel stattfinden könnte.

Wir haben gesagt, es sei Nacht gewesen, die Läden erleuchteten sich, während sich die Fenster der oberen Wohnungen schlossen; eine Patrouille Soldaten von der Schaarwache ließ das regelmäßige Geräusch ihrer Tritte vernehmen.

d'Artagnan fuhr fort, nichts zu hören und nichts zu sehen, als den blauen Winkel seines Himmels.

Zwei Schritte von ihm, gänzlich im Schatten, auf einem Maissack liegend, den Bauch auf dem Sack, beide Arme unter seinem Kinn, schaute Planchet d'Artagnan zu, wie er dachte, träumte oder mit offenen Augen schlief.

Die Beobachtung dauerte schon geraume Zeit.

Mancher sing damit an, daß er: »hm! hm!« machte.

d'Artagnan rührte sich nicht.

Planchet sah nun, er müsse zu einem wirksameren Mittel seine Zuflucht nehmen; nach reiflicher Erwägung fand er als Geistreichstes unter den gegebenen Umständen, daß er sich von seinem Sack auf den Boden rollen ließ, und gegen sich selbst das

Wort murmelte:

»Dummkopf!«

Aber wie groß auch das durch den Fall von Planchet veranlaßte Geräusch sein mochte, d'Artagnan, der in seinem Leben ganz andere Geräusche gehört hatte, schien nicht das geringste Gewicht darauf zu legen.

Überdies verschlang ein mit Steinen beladener Karren, der aus der Rue Saint-Médéric hervorkam, in dem Geräusch seiner Räder den Lärmen vom Fall von Planchet.

Planchet glaubte jedoch d'Artagnan, als Zeichen stillschweigender Billigung, unmerklich bei dem Worte Dummkopf lächeln zu sehen.

Was ihn zu der Frage ermutigte:

»Schlafft Ihr, Herr d'Artagnan?«

»Nein, Planchet, ich schlafe *nicht einmal*,« antwortete der Musketier.

»Ich bin in Verzweiflung, daß ich das Wort *nicht einmal* gehört habe.«

»Ist dieses Wort nicht richtig?«

»Doch! Herr d'Artagnan.«

»Nein?«

»Dieses Wort betrübt mich.«

»Enthülle mir Deinen Kummer, Planchet.«

»Wenn Ihr sagt, Ihr schlaft nicht einmal, so ist es, als ob Ihr sagtet, Ihr habet nicht einmal den Trost, zu schlafen. Oder besser, es ist vielmehr, als ob Ihr mir sagtet: Planchet, ich langweile mich zum Sterben.«

»Planchet, Du weißt, daß ich mich nie langweile.«

»Ausgenommen heute, gestern und vorgestern.«

»Bah!«

»Herr d'Artagnan, es sind nun acht Tage, daß Ihr von Fontainebleau zurückgekommen, es sind acht Tage, daß Ihr weder mehr Eure Befehle zu geben, noch Eure Compagnie manövrieren zu lassen habt. Der Lärmen der Musketen, der Trommeln und das ganze Königtum fehlt Euch . . . ich, der ich selbst die Muskete getragen, begreife das.«

»Planchet, ich versichere Dich, daß ich mich nicht im Geringsten langweile,« entgegnete d'Artagnan.

»Warum liegt Ihr denn wie ein Toter da?«

»Mein Freund Planchet, es fand sich bei der Belagerung von la Rochelle, als ich dort war, als Du dort warst, als wir dort waren, ein Araber, den man wegen seiner Art, wie er die Feldschlangen richtete, besonders rühmte. Es war ein Junge von Geist, obgleich er eine seltsame Farbe hatte, die Farbe von Deinen Oliven. Nun also! dieser Araber, wenn er gegessen oder gearbeitet hatte, legte sich nieder, wie ich in diesem Augenblick liege, und rauchte, ich weiß nicht was für Zauberkräuter aus einem großen Rohr mit einer Bernsteinspitze, und wenn ihm einer von den Führern, der gerade vorüber kam, den Vorwurf machte, er schlafe beständig, so antwortete er ruhig: Besser sitzend, als stehend, liegend, als sitzend, tot, als liegend.«

»Es war ein finsterer Araber, sowohl, was seine Farbe, als was seine Sprüche betrifft,« sagte Planchet, »ich erinnere mich seiner ganz wohl. Er zählte die Köpfe der Protestanten mit großer Zufriedenheit.«

»Ganz richtig, und er balsamierte sie ein, wenn es der Mühe wert war.«

»Ja, und wenn er an dieser Einbalsamierung mit allen seinen Kräutern und allen seinen Pflanzen arbeitete, sah er aus wie ein Korbmacher, der Körbe flicht.«

»Ja, Planchet, ja, so ist es.«

»Oh! ich habe auch Gedächtnis.«

»Ich bezweifle es nicht; doch was sagst Du zu seiner Sentenz.«

»Nun, Herr, es ist in der Tat besser zu sitzen, als zu stehen, das läßt sich nicht leugnen, besonders wenn man unter gewissen Umständen ermüdet ist (hierbei lächelte Planchet schelmisch); es ist besser zu liegen, als zu sitzen; was aber den letzten Punkt betrifft, es sei besser tot, als liegend, so erkläre ich es für einfältig; ich gebe unstreitig dem Bett den Vorzug, und wenn Ihr nicht meiner Ansicht seid, so kommt dies nur davon her, daß Ihr Euch, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe, zum Sterben langweilt.«

»Planchet, Du kennst Herrn Lafontaine?«

»Den Apotheker an der Ecke der Rue Saint-Médéric?«
»Nein, den Fabeldichter.«
»Ah! Meister Robe.«
»Ganz richtig, nun, ich bin wie sein Hase.«
»Er hat also auch einen Hasen?«
»Er hat alle Sorten von Tieren.«
»Was tut sein Hase?«
»Er träumt.«
»Ah! Ah!«
»Planchet, ich bin wie der Hase von Herrn Lafontaine, ich träume.«
»Ihr träumt?« fragte Planchet ängstlich.
»Ja, Deine Wohnung ist traurig genug, um zur Meditation anzutreiben, das wirst Du hoffentlich zugeben.«
»Ihr habt aber auf die Straße gesehen.«
»Bei Gott! das ist wohl ergötzlich.«
»Es ist nicht minder wahr, gnädiger Herr, daß Ihr Euch, wenn Ihr hinten wohnen würdet, noch mehr langweiltet, nein, ich will sagen, daß Ihr noch mehr träumtet.«
»Meiner Treue, ich weiß es nicht, Planchet.«
»Wenn Eure Träumereien nur von der Art derjenigen wären, die Euch zu der Restauration von Karl II, gebracht hat,« sagte Planchet. Und dabei ließ er ein kleines bezeichnendes Gelächter hören.
»Ah! Planchet, mein Freund, Du wirst ehrgeizig!« rief d'Artagnan.
»Gibt es nicht noch einen andern König wieder einzusetzen, einen andern Monk in eine Kiste zu sperren?«
»Nein, mein lieber Planchet, alle Könige sind auf ihren Thronen, weniger vielleicht, als ich auf diesem Stuhle bin, aber sie sind es nun einmal . . . «
Hierbei stieß d'Artagnan einen Seufzer aus.
»Herr d'Artagnan, Ihr macht mir Schmerz,« sagte Planchet.
»Du bist sehr gut, Planchet.«
»Gott verzeihe mir, ich habe einen Verdacht.«
»Welchen?«

»Herr d'Artagnan, Ihr magert ab.«

»Oh!« rief d'Artagnan, indem er auf seine Brust schlug, die wie ein leerer Panzer klang, »das ist unmöglich, Planchet.«

»Oh! seht Ihr,« versetzte Planchet mit innigem Tone, »wenn Ihr bei mir abmagertet.«

»Nun?«

»Ich würde ein Unglück anrichten.«

»Ah! gut.«

»Ja.«

»Laß hören, was würdest Du tun?«

»Ich würde denjenigen aufsuchen, der an Eurem Kummer Schuld ist.«

»Ich habe also einen Kummer?«

»Ihr habt einen.«

»Nein, Planchet, nein.«

»Ich sage Euch, ja . . . Ihr habt einen Kummer, und Ihr magert ab.«

»Ich magere ab, bist Du dessen sicher?«

»Augenscheinlich . . . Malaga! wenn Ihr noch mehr abmagert, nehme ich meinen Raufdegen, gehe geradezu zu Herrn d'Herblay und bringe ihn um.«

»Wie!« rief d'Artagnan, von seinem Stuhle aufspringend, »was sagst Du da, Planchet? und was macht der Name d'Herblay in Deiner Specerei?«

»Gut, gut! ärgert Euch, wenn Ihr wollt, schmäht mich, wenn Ihr wollt, aber bei Gott! ich weiß, was ich weiß.«

d'Artagnan hatte sich während dieses zweiten Ausfalls von Planchet so gestellt, daß er keinen von seinen Blicken verlor; das heißt, er saß, seine beiden Hände auf seine Knie gestützt, den Hals gegen den würdigen Specereihändler vorgestreckt.

»Erkläre Dich,« sprach er, »sage mir, wie Du eine Blasphemie dieser Art hast vorbringen können? Herr d'Herblay, Dein ehemaliger Chef, mein Freund, ein Mann der Kirche, ein Musketier, der Bischof geworden . . . gegen ihn würdest Du Dein Schwert erheben?«

»Ich würde mein Schwert gegen meinen Vater erheben, wenn

ich Euch in diesem Zustand sehe.«

»Herr d'Herblay, ein Edelmann.«

»Mir ist es gleichgültig, daß er ein Edelmann ist. Er macht, daß Ihr schwarz träumt, das weiß ich. Und dadurch, daß man schwarz träumt, magert man ab, Malaga! Herr d'Artagnan soll nicht magerer von hier weg gehen, als er gekommen ist.«

»Warum macht er, daß ich schwarz träume. Erkläre Dich, erkläre Dich.«

»Ihr habt schon drei Nächte das Alpdrücken.«

»Ich?«

»Ja, und bei Eurem Alpdrücken wiederholt Ihr: ›Aramis! verschlossener Aramis!«

»Ich habe das gesagt,« versetzte d'Artagnan unruhig.

»Ihr habt es gesagt, so wahr ich Planchet heiße.«

»Nun, und hernach? Du kennst das Sprichwort, mein Freund: Träume lügen.«

»Nein; denn so oft Ihr seit drei Tagen ausgegangen seid, habt Ihr bei der Rückkehr unfehlbar gefragt:

›Hast Du Herrn d'Herblay gesehen?«

»Oder wohl auch:

›Hast Du für mich Briefe von Herrn d'Herblay erhalten?«

»Mir scheint, es ist ganz natürlich, daß ich mich für diesen lieben Freund interessiere.«

»Einverstanden, doch nicht dergestalt, um darüber abzunehmen.«

»Planchet, ich werde wieder fett werden, darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort.«

»Gut, das nehme ich an, denn ich weiß, daß es heilig ist, wenn Ihr Euer Ehrenwort gebt.«

»Ich werde nicht mehr von Aramis träumen.«

»Sehr gut.«

»Ich werde Dich nicht mehr nach Briefen von Aramis fragen.«

»Vortrefflich.«

»Doch Du sollst mir Eines erklären.«

»Sprecht, gnädiger Herr.«

»Ich bin Beobachter.«

»Ich weiß es wohl.«
»Und Du hast vorhin einen seltsamen Schwur ausgesprochen.«
»Ja.«
»Der nicht Deine Gewohnheit ist.«
»Malaga! meint Ihr.«
»Ganz richtig.«
»Das ist mein Schwur, seitdem ich Specereihändler bin.«
»Richtig, es ist der Name von getrockneten Trauben.«
»Es ist mein Schwur der Wildheit . . . wenn ich einmal Malaga gesagt habe, so bin ich kein Mensch mehr.«
»Ich kannte diesen Schwur von Dir nicht.«
»Allerdings, gnädiger Herr, man hat ihn mir gegeben.«
Während Planchet diese Worte sprach, blinzelte er mit einer höchst schlaunen Miene, welche die ganze Aufmerksamkeit von d'Artagnan erregte.
»Ha! ha!« machte dieser.
Planchet wiederholte.: »ha! ha!«
»Ei! ei! Herr Planchet.«
»Ah! ich bin nicht wie Ihr, ich bringe mein Leben nicht mit Träumen zu.«
»Du hast Unrecht.«
»Ich will sagen, nicht damit, daß ich mich langweile, wir haben nur kurze Zeit zu leben, warum sie nicht benützen!«
»Du bist epikureischer Philosoph, wie es scheint, Planchet.«
»Warum nicht? Die Hand ist gut, man schreibt und wiegt Zucker und Gewürze, der Fuß ist sicher, man tanzt und geht spazieren; der Magen hat Zähne, man verschlingt und verzehrt; das Herz ist nicht zu sehr zusammen geschrumpft. Nun, gnädiger Herr?«
»Nun, was, Planchet?«
»Ah! so ist es! . . . « sagte der Specereihändler, indem er sich die Hände rieb.
D'Artagnan kreuzte ein Bein über das andere und sprach:
»Planchet, mein Freund, Du machst mich ganz verblüfft vor Erstaunen.«
»Warum?«

»Weil Du Dich mir unter einem ganz neuen Lichte zeigst.«
Im höchsten Grade geschmeichelt, rieb sich Planchet fortwährend die Hände, daß die Haut hätte abgehen sollen.

»Ah!« sagte er, »weil ich nur ein dummes Tier bin, glaubt Ihr, ich sei ein Schwachkopf!«

»Gut, Planchet, das ist ein Satz.«

»Folgt wohl meinen Gedanken, gnädiger Herr. Ich sagte mir, ohne Vergnügen gibt es kein Glück auf Erden. Oder setzen wir statt Vergnügen, denn das Vergnügen ist nichts so Gewöhnliches, wenigstens ohne Tröstungen!«

»Und Du tröstest Dich?«

»Erkläre mir Deine Art, Dich zu trösten.«

»Ich nehme einen Schild, um die Langweile zu bekämpfen. Ich regle meine Geduldszeit, und gerade am Abend vor dem Tag, an dem ich mich, wie ich fühle, langweilen soll, belustige ich mich.«

»Das ist nicht schwierig?«

»Nein.«

»Und Du hast dies ganz allein gefunden?«

»Ganz allein.«

»Das ist wunderbar.«

»Was sagt Ihr dazu?«

»Ich sage, Deine Philosophie habe nicht ihres Gleichen auf der Welt.«

»Nun, denn! so befolgt mein Beispiel.«

»Es ist lockend.«

»Macht es wie ich.«

»Das würde ich sehr gerne tun, aber es sind nicht alle Seelen von demselben Schlag, und ich würde mich vielleicht, wenn ich mich belustigen müßte, wie Du, gräßlich langweilen.«

»Bah! versucht es einmal.«

»Sprich, was machst Du?«

»Habt Ihr bemerkt, daß ich mich entferne?«

»Ja.«

»Auf eine gewisse Weise.«

»Periodisch.«

»So ist es, meiner Treue, Ihr habt es bemerkt?«

»Mein lieber Planchet, Du begreifst, wenn man sich beinahe alle Tage geht und es entfernt sich der Eine, so fehlt er dem Andern. Fehle ich Dir nicht, wenn ich im Felde bin?«

»Ungeheuer.«

»Da wir hierüber einverstanden sind, fahren wir fort.«

»Und um welche Zeit entferne ich mich?«

»Am 15. und 30. jedes Monats.«

»Und ich bleibe auswärts!«

»Bald zwei, bald drei, bald vier Tage.«

»Was glaubt Ihr, daß ich mache?«

»Einnahmen.«

»Und wenn ich zurückkam, fandet Ihr mein Gesicht?«

»Sehr zufrieden.«

»Ihr seht, Ihr sagt es selbst, stets zufrieden. Und welchem Umstand schreibt Ihr diese Zufriedenheit zu?«

»Dem, daß Deine Handelschaft gut gehe; dem, das Deine Einkünfte an Reis, gedörrten Pflaumen, gebackenen Birnen, Farinzucker und Sirup vortrefflich gehen. Du bist stets sehr pittoresken Charakters gewesen, Planchet; ich wunderte mich auch nicht einen Augenblick, daß Du Dich für den Specereihandel entschieden hast, was eines der wechselreichsten und dem Charakter nach süßesten Geschäfte ist, in so fern man in beinahe lauter natürlichen und wohlriechenden Dingen zu arbeiten hat.«

»Gut gesprochen, gnädiger Herr; aber wie sehr irrt Ihr Euch.«

»Wie, ich irre mich?«

»Wenn Ihr glaubt, ich gehe so alle vierzehn Tage auf Einnahmen oder Einkäufe aus. Oh! oh! Herr d'Artagnan. Wie Teufels habt Ihr dergleichen glauben können? Oh! oh! oh!«

Hierbei lachte Planchet auf eine Weise, daß er d'Artagnan die beleidigendsten Zweifel über seinen eigenen Verstand einflößte.

»Ich gestehe, daß ich nicht auf der Höhe der scharfen Einsicht bin.«

»Gnädiger Herr, das ist wahr.«

»Wie, das ist wahr?«

»Es muß wohl wahr sein, da Ihr es sagt; aber bemerkt auch,

daß Ihr hierdurch in meinem Geiste nicht verliert.«

»Oh! das ist ein Glück!«

»Nein, Ihr seid ein Mann von Genie; und wenn es sich um den Krieg, um Taktik, um Handstreich, um Überfälle handelt, oh! da sind die Könige sehr wenig gegen Euch! Doch was die Ruhe des Gemüts, die Pflege des Körpers, das Zuckerwerk des Lebens, betrifft, wenn man so sagen darf, da sprecht mir nicht von den Krämern von Genie, sie sind ihre eigenen Henker.«

»Guter Planchet,« sagte d'Artagnan, funkelnd von Neugierde, »Du interessierst mich im höchsten Grad.«

»Nicht wahr, Ihr langweilt Euch schon weniger als vorhin?«

»Ich langweilte mich nicht; doch seitdem Du sprichst, belustige ich mich mehr.«

»Oh! das ist ein guter Anfang! Ich werde Euch heilen, dafür stehe ich.«

»Das soll mir sehr lieb sein.«

»Soll ich es versuchen?«

»Auf der Stelle.«

»Gut! Habt Ihr Pferde hier?«

»Ja, zehn, zwanzig, dreißig.«

»Ich brauche nicht so viel: nur zwei.«

»Sie stehen zu Deiner Verfügung, Planchet,«

»Schön. Ich führe Euch fort.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Wohin?«

»Ah! Ihr fragt mich zu viel.«

»Du wirft mir aber zugestehen, daß es für mich wichtig ist, zu erfahren, wohin ich gehe.«

»Liebt Ihr das Land?«

»Mittelmäßig, Planchet.«

»Ihr liebt also die Stadt?«

»Je nachdem.«

»Nun wohl! Ich führe Euch nach einem Ort, der halb Stadt halb Land.«

»Gut.«

»An einen Ort, wo Ihr Euch belustigen werdet, davon bin ich fest überzeugt.«

»Vortrefflich!«

»Und oh! Wunder! An einen Ort, von dem Ihr zurückkommt, weil Ihr Such dort gelangweilt habt.«

»Ich?«

»Zum Sterben.«

»Du gehst also nach Fontainebleau?«

»Ganz richtig, nach Fontainebleau.«

»Du gehst nach Fontainebleau?«

»Ja.«

»Guter Gott! und was willst Du in Fontainebleau machen?«

Planchet antwortete d'Artagnan mit einem Blinzeln der Augen voll Bosheit.

»Du hast ein Gut dort, Schurke!«

»Oh! eine Erbärmlichkeit, ein Nest.«

»Ich nehme Dich beim Wort.«

»Das ist sehr schön, bei meiner Ehre!«

»Ich gehe auf das Landgut von Planchet!« rief d'Artagnan.

»Wann Ihr wollt!«

»Haben wir nicht gesagt morgen?«

»Morgen, es sei; überdies ist Morgen der vierzehnte, der Vorabend des Tages, wo ich mich zu langweilen befürchte; es ist also abgemacht?«

»Abgemacht.«

»Ihr leiht mir eines von Euren Pferden!«

»Das beste.«

»Nein, ich ziehe das sanfteste vor; ich bin, wie Ihr wisst, nie ein vortrefflicher Reiter gewesen, und beim Specereihandel bin ich noch eingerostet, und dann . . . «

»Und dann, was?«

»Und dann will ich mich nicht ermüden,« fügte Planchet mit einem neuen Blinzeln bei.

»Warum nicht?« fragte d'Artagnan.

»Weil ich mich nicht mehr belustigen würde,« erwiderte Planchet.

Hiernach stand er von seinem Maissack auf, reckte sich und ließ alle seine Knochen einen nach dem andern mit einer gewissen Harmonie krachen.

»Planchet! Planchet!« rief d'Artagnan, »ich erkläre, daß es auf der Erde keinen Sybariten gibt, der sich mit Dir vergleichen läßt. Ah, Planchet, man sieht wohl, daß wir noch keinen Scheffel Salz mit einander gegessen haben.«

»Und warum dies, gnädiger Herr?«

»Weil ich Dich noch nicht kenne, und weil ich entschieden wieder das glaube, was ich einen Augenblick von Dir an dem Tag dachte, wo Du in Boulogne Lübin, den Diener von Herrn von Wardes erwürgt, oder wenigstens beinahe erwürgt hast; Planchet, ich glaube nämlich, daß Du ein Mensch von Mitteln bist.«

Planchet lachte voll Geckenhaftigkeit, wünschte dem Musketier eine gute Nacht und ging in seine Hinterbude hinab, die ihm als Schlafzimmer diente.

D'Artagnan nahm wieder seine erste Lage in seinem Stuhl, und einen Augenblick entrunzelt, wurde seine Stirne nachdenkender als je.

Er hatte die Tollheiten und Träume von Planchet schon vergessen.

»Ja,« sagte er zu sich selbst, indem er den Faden der Gedanken wieder aufnahm, welche durch das angenehme Gespräch, das wir dem Publikum mitgeteilt haben, unterbrochen worden waren; »ja Alles faßt sich darin zusammen, daß wir erfahren:

1. Was Baisemeaux mit Aramis zu tun hatte.
2. Warum Aramis mir keine Antwort gibt.
3. Wo Porthos ist.

Unter diesen drei Punkten liegt das Geheimnis.

»Da uns aber,« fuhr d'Artagnan fort, »da uns unsere Freunde nichts gestehen, so müssen wir unsere Zuflucht zu unserem armen Verstand nehmen. Man tut das, was man kann, Mordieux! oder Malaga! wie Planchet sagt.«

XXIII.

Der Brief von Herrn von Baisemeaux.

Seinem Plane getreu, machte d'Artagnan schon am andern Morgen Herrn von Baisemeaux einen Besuch.

Es war Reinigungstag in der Bastille; die Kanonen wurden gebürstet, geputzt, die Treppen abgescharrt, Schließer schienen beschäftigt, sogar ihre Schlüssel zu polieren.

Die Soldaten der Garnison gingen aber in den Höfen auf und ab, unter dem Vorwand, sie seien reinlich genug.

Der Kommandant Baisemeaux empfing d'Artagnan auf das Artigste, beobachtete aber gegen ihn eine so geschlossene Zurückhaltung, daß alle Schlaueit von d'Artagnan nicht eine Silbe aus ihm herauszubringen vermochte.

Je mehr er sich in den Schranken hielt, desto mehr wuchs das Mißtrauen von d'Artagnan.

Der Musketier glaubte zu bemerken, der Kommandant handle kraft einer ihm neuerdings erteilten Ermahnung.

Baisemeaux war im Palais Royal gegen d'Artagnan nicht der kalte unerforschliche Mann gewesen, den dieser am Baisemeaux der Bastille fand.

Als d'Artagnan über die so dringenden Geldangelegenheiten sprechen wollte, die Baisemeaux Aramis aufzusuchen veranlaßt hatte, und ihn unerachtet aller widrigen Umstände an jenem Abend gesprächig machten, schützte Baisemeaux Befehle vor, die er im Gefängnis selbst zu geben habe und ließ d'Artagnan so lange mit Worten unnütz die Zeit verlieren, daß unser Musketier, überzeugt, er würde kein Wort mehr von ihm erhalten, die Bastille verließ, ehe Baisemeaux von seiner Inspektion zurückgekehrt war.

Aber d'Artagnan hatte einen Verdacht, und war einmal der Verdacht erregt, so schlief der Geist von d'Artagnan nicht mehr.

Er war bei den Menschen, was bei den vierfüßigen Tieren die Katze ist, das Emblem zugleich der Unruhe und Ungeduld.

Eine unruhige Katze bleibt eben so wenig am Platz, als eine

Seidenflocke, die sich bei jedem Hauche der Luft schaukelt.

Eine lauernde Katze ist tot vor ihrem Beobachtungsposten, und weder Hunger noch Durst vermögen sie ihrer Meditation zu entziehen.

D'Artagnan, der vor Ungeduld brannte, schüttelte plötzlich dieses Gefühl wie einen zu schweren Mantel ab. Er sagte sich, die Sache, die man ihm verberge, sei gerade diejenige, welche er notwendig wissen müsse.

Dem zu Folge überlegte er sich, Baisemeaux würde Aramis unfehlbar in Kenntnis setzen lassen, weil er Aramis einen Auftrag gegeben habe. Was auch geschah.

Baisemeaux hatte kaum die materielle Zeit gehabt, aus dem Gefängnis zurückzukommen, als sich d'Artagnan bei der Rue du Petit-Mure so in den Hinterhalt legte, daß er alle sehen konnte, welche aus der Bastille herauskamen.

Nach einer Stunde Aufenthalt vor der goldenen Egge unter dem Wetterdach, wo man den Schatten genoß, sah d'Artagnan einen Soldaten von der Wache herauskommen.

Das war das beste Anzeichen, das er wünschen konnte. Jeder Wächter und jeder Schließer hat seine Ausgangstage und sogar Stunden in der Bastille; da Alle gebunden sind, weder Frauen noch Wohnungen im Schloß zu haben; sie können also herausgehen, ohne Neugierde zu erregen.

Ein kasernierter Soldat aber war auf vierundzwanzig Stunden, wenn er die Wache hatte, eingeschlossen, das wusste man, und d'Artagnan wusste es besser, als irgend Jemand. Dieser Soldat konnte also zur Dienstzeit nur wegen eines ausdrücklichen und dringenden Befehls herausgehen.

Der Soldat kam, wie gesagt, aus der Bastille heraus, und zwar langsam, langsam wie ein glücklicher Sterblicher, dem statt eines Schilderns vor einer albernen Wachstube oder auf einer nicht minder langweiligen Bastei die Wonne einer Freiheit, verbunden mit einem Spaziergang — zwei Vergnügungen statt eines Dienstes — zu Teil geworden. Er wandte sich, Luft und Sonne einschlüpfend und die Frauen betrachtend, nach dem Faubourg Saint-Antoine.

D'Artagnan folgte ihm von fern. Er hatte seine Gedanken in

dieser Hinsicht noch nicht festgestellt.

»Ich muß vor Allem das Gesicht dieses Burschen sehen,« sagte er zu sich selbst. »Ein gesehener Mensch ist ein beurteilter Mensch.«

D'Artagnan verdoppelte seine Schritte, und, was nicht sehr schwierig war, überholte den Soldaten.

Er sah nicht nur sein Gesicht, das ziemlich verständig und entschlossen, sondern er sah auch seine Nase, welche ein wenig rot war.

»Der Bursche liebt den Branntwein,« dachte er.

Zu gleicher Zeit, als er die rote Nase sah, erblickte er im Gürtel des Soldaten ein weißes Papier.

»Gut! er hat einen Brief,« sagte d'Artagnan zu sich selbst.

Die einzige Schwierigkeit war, den Brief zu bekommen. Ein Soldat fühlt sich aber zu sehr erfreut, von Herrn von Baisemeaux als Estafette gewählt zu werden, und verkauft folglich die Botschaft nicht.

Während sich d'Artagnan den Kopf zerbrach, ging der Soldat immer weiter im Faubourg Saint-Antoine.

»Er geht sicherlich nach Saint-Mandé, und ich werde nicht erfahren, was der Brief enthält,« sagte der Musketier zu sich selbst.

Das war um wahnsinnig zu werden.

»Wenn ich in Uniform wäre,« fügte er bei, »würde ich den Burschen festnehmen lassen, und den Brief mit ihm. Der erste Wachtposten würde mir Hilfe leisten. Doch, ich will des Teufels sein, wenn ich meinen Namen wegen einer solchen Sache nenne. Gebe ich ihm zu trinken, so wird er mißtrauen, und dann wird er mich berauscht machen. Mordioux! ich habe keinen Geist mehr, und es ist um mich geschehen. Den Unglücklichen angreifen, ihn vom Leder ziehen machen, ihn wegen seines Briefes töten! . . . Gut, wenn es sich um einen Brief einer Königin an einen Lord oder um einen Brief eines Kardinals an eine Königin handelt. Aber mein Gott! was für unselige Intrigen müssen es sein, die Intrigen der Herren Aramis und Fouquet mit Herrn Colbert! Hierfür das Leben eines Menschen, oh! nein! nicht einmal zehn Taler!«

Als er so philosophierte und dabei seine Nägel mit seinem

Schnurrbart speiste, erblickte er eine kleine Gruppe von Bogenschützen und einen Commisair.

Diese Leute schleppten einen Mann von schönem Aussehen fort, der sich kräftig sträubte.

Die Bogenschützen hatten ihm die Kleider zerrissen und behandelten ihn mit roher Gewalt, Er verlangte, daß man ihn mit Rücksicht führe, und behauptete, er sei Edelman und Soldat.

Er sah unsern Soldaten auf der Straße gehen, und rief:

»Soldat, herbei!«

Der Soldat ging mit demselben Schritt auf denjenigen zu, welcher ihm rief, und die Menge folgte ihnen.

Da kam d'Artagnan ein Gedanke.

Das war der erste; man wird sehen, daß er nicht schlecht war.

Während der Edelman dem Soldaten erzählte, er sei in einem Haus als Dieb festgenommen worden, indes er nur als Liebhaber dort gewesen, und der Soldat ihn beklagte und ihm Tröstungen und Ratschläge mit dem Ernst erteilte, den der französische Soldat in den Dienst seiner Eitelkeit und seines Corpsgeistes stellt, schlüpfte d'Artagnan hinter den von der Menge bedrängten Soldaten, und zog ihm geradezu und rasch das Papier aus seinem Gürtel.

Da in diesem Augenblick der zerrissene Edelman an dem Soldaten zerrte, und der Kommissionär an dem Edelman zerrte, so konnte d'Artagnan den Raub ohne das geringste Ungemach vollbringen.

Er stellte sich zehn Schritte weit entfernt hinter den Pfeiler eines Hauses, und las die Adresse.

»An Herrn du Vallon, bei Herrn Fouquet, in Saint-Mandé.«

»Gut,« sagte er.

Und er entsiegelte, ohne zu zerreißen; dann zog er das viereckig zusammengelegte Papier heraus, das nur folgende Worte enthielt:

»Lieber Herr du Vallon, wollt Herrn d'Herblay sagen lassen, er sei in die Bastille gekommen und habe gefragt.

Euer ergebener

von Baisemeaux.«

»Gut! gut!« rief d'Artagnan, »das ist ganz klar und durchsichtig. Porthos ist dessen sicher, was er wissen wollte. Mordieux,« dachte der Musketier, »der arme Teufel von einem Soldaten, den dieser wütende Duckmäuser Baisemeaux meine Entwendung teuer wird bezahlen lassen. Was wird man ihm tun, wenn er ohne diesen Brief zurückkommt? Ich brauchte im Ganzen diesen Brief nicht; wenn das Ei geleert ist, wozu die Schale?«

D'Artagnan sah, daß der Kommissionär und die Bogenschützen den Soldaten überzeugt hatten und ihren Gefangenen fortführten.

Dieser blieb von der Menge umgeben und setzte seine Klaglieder fort.

D'Artagnan trat in die Mitte von Allen, ließ den Brief fallen, ohne daß es Jemand sah, und entfernte sich wieder rasch. Der Soldat ging seines Wegs weiter gegen Saint-Mandé, und dachte viel an den Edelmann, der seine Protektion angerufen hatte.

Plötzlich dachte er auch ein wenig an seinen Brief, blickte nach seinem Gürtel und sah diesen beraubt. Sein Schreckensschrei machte d'Artagnan Vergnügen.

Der arme Soldat schaute voll Angst umher, und erblickte endlich zwanzig Schritte hinter sich den seligen Umschlag. Er stürzte sich darauf wie ein Falke auf eine Beute.

Der Umschlag war zwar ein wenig staubig, ein wenig zerknittert, doch der Brief war wieder gefunden.

D'Artagnan sah, daß das zerbrochene Siegel den Soldaten ungemein beschäftigte.

Der brave Mann tröstete sich indessen am Ende und steckte das Papier wieder in seinen Gürtel.

»Fort,« sagte d'Artagnan, »ich habe nun Zeit, gehe mir voran. Es scheint, daß Aramis nicht in Paris ist, da Baisemeaux an Porthos schreibt. Der gute Porthos, welche Freude, ihn wiederzusehen . . . und mit ihm zu plaudern!« sagte der Gascogner.

Und er regelte seinen Schritt nach dem des Soldaten mit dem Vorsatz, eine Viertelstunde nach ihm bei Herrn Fouquet einzutreffen.

XXIV.

Worin der Leser mit Vergnügen sehen wird, daß Porthos nichts von seiner Stärke verloren hat.

D'Artagnan hatte seiner Gewohnheit gemäß berechnet, daß jede Stunde sechzig Minuten, und jede Minute sechzig Sekunden wert ist.

In Folge dieser vollkommen genauen Berechnung von Minuten und Sekunden kam er vor der Türe des Oberintendanten in demselben Augenblick an, wo der Soldat mit leerem Gürtel heraustrat.

D'Artagnan erschien bei der Türe, die ein reicher mit Stickereien und Galonen überzogener Hausmeister für ihn halb offen ließ.

D'Artagnan wäre gern eingetreten, ohne sich zu nennen, doch das war nicht möglich. Er nannte sich.

Trotz dieser Nachgiebigkeit, welche jede Schwierigkeit heben mußte, d'Artagnan dachte dies wenigstens, zögerte der Hausmeister; als aber der Titel: Kapitän der Garden des Königs, zum zweiten Mal wiederholt wurde, hörte der Hausmeister auf, den Weg, ohne ihn ganz zu öffnen, völlig zu Versperren.

D'Artagnan begriff, daß ein furchtbarer Befehl gegeben worden war.

Er entschloß sich also zu lügen, was ihn indessen nicht zu viel Anstrengung kostete, wenn er jenseits der Lüge das Heil des Staates oder sogar nur ganz einfach sein persönliches Interesse erblickte.

Er fügte den schon von ihm gegebenen Erklärungen bei, der Soldat, der so eben Herrn du Vallon einen Brief überbracht, sei nichts Anderes, als sein Bote gewesen, und mit diesem Brief habe er *seine* Ankunft zu verkündigen bezweckt.

Von da an widersetzte sich Niemand mehr dem Eintritt von d'Artagnan, und er trat ein.

Ein Diener wollte ihn begleiten, doch er erwiderte, man brauche sich nicht diese Mühe mit ihm zu machen, insofern er ganz genau

wisse, wo sich Herr du Vallon aufhalte.

Einem so vollkommen unterrichteten Mann war nichts zu entgegenen.

Man ließ d'Artagnan gewähren.

Freitreppen, Salons, Gärten, Alles mußte die Revue vor dem Musketier passieren. Er ging eine Viertelstunde in diesem königlichen Hause umher, das eben so viel Wunder als Meubles, eben so viel Diener als Säulen und Türen zählte.

»Dieses Haus hat offenbar keine anderen Grenzen, als die Grenzen der Erde,« sagte er zu sich selbst. »Sollte es Porthos eingefallen sein, nach Pierrefonds zurückzukehren, ohne von Herrn Fouquet wegzugehen.«

Endlich kam er in einen abgelegenen Teil des Schlosses, der von einer Mauer von Quadersteinen umgeben war, worauf sich fette Pflanzen gleichsam rieselnd von Blumen so dick und fest wie Früchte hingen.

In bestimmten Entfernungen von einander erhoben sich auf der Ringmauer Statuen in züchtigen oder geheimnisvollen Stellungen. Es waren Vestalinnen, verborgen unter dem Peplum mit großen Falten, behende Wächter in ihre marmorne Schleier eingehüllt, und mit ihren flüchtigen Blicken den Palast beobachtend.

Ein Hermes, den Finger auf dem Mund, eine Iris mit ausgebreiteten Flügeln, eine Nacht ganz mit Mohn begossen, beherrschte die Gärten und die Gebäude, die man hinter den Bäumen erblickte; alle diese Statuen stellten sich im Profil auf den hohen Zypressen dar, welche ihre schwarzen Gipfel zum Himmel aufschossen.

Um diese Zypressen hatten sich hundertjährige Rosenstöcke gerollt, welche ihre mit Blüten beladene Ringe an jede Gabel der Äste hingen und auf die unteren Zweige, so wie auf die Statuen balsamisch duftende Blumen regnen ließen.

Diese Zauberwerke erschienen dem Musketier als die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes. Er war in einer geistigen Verfassung, um Verse zu machen. Der Gedanke, daß Porthos ein solches Eden bewohne, gab ihm von Porthos einen höheren Begriff, so wahr ist es, daß die erhabensten Geister nicht von dem Einfluß der Umgebung frei sind.

D'Artagnan fand die Türe, an der Türe eine Art von Feder, die er entdeckte und spielen ließ.

Die Türe öffnete sich.

D'Artagnan trat ein, schloß die Türe wieder, und gelangte in einen in Rundung gebauten Pavillon, in dem man kein anderes Geräusch hörte, als das der Cascaden und der singenden Vögel.

An der Türe des Pavillon traf er einen Lackei.

»Nicht wahr, hier wohnt der Herr Baron du Vallon!« fragte er ohne Zögern.

»Ja, Herr,« antwortete der Lackei.

»Meldet ihm, der Herr Chevalier d'Artagnan, Kapitain der Musketiere des Königs erwarte ihn.«

D'Artagnan wurde in einen Salon eingeführt.

Er hatte nicht lange zu warten: ein ihm wohlbekannter Tritt erschütterte den Boden des anstoßenden Saals, eine Türe öffnete sich oder wurde vielmehr eingedrückt, und Porthos warf sich in die Arme seines Freundes mit einer Art von Verlegenheit, die ihm nicht schlecht stand.

»Ihr hier?« rief er.

»Und Ihr?« erwiderte d'Artagnan. »Oh! Duckmäuser.«

»Ja,« sagte Porthos auf eine verlegene Weise lächelnd, »ja, Ihr findet mich bei Herrn Fouquet, und darüber wundert Ihr Euch ein wenig, nicht wahr?«

»Nein; warum solltet Ihr nicht zu den Freunden von Herrn Fouquet gehören? Herr Fouquet hat viele Freunde, besonders unter den Männern von Geist.«

Porthos war so bescheiden, das Kompliment nicht für sich zu nehmen.

»Dann habt Ihr mich auch in Belle-Isle gesehen,« fügte er bei.

»Ein Grund mehr, daß ich glauben mußte, Ihr gehört zu den Freunden von Herrn Fouquet.«

»Ich kenne ihn allerdings,« sagte Porthos, mit einer gewissen Verlegenheit.

»Ah! mein Freund, welche Schuld tragt Ihr gegen mich!« rief d'Artagnan.

»Warum denn!«

»Wie! Ihr vollführt ein so bewunderungswürdiges Werk, wie die Befestigung von Belle-Isle und Ihr setzt mich nicht davon in Kenntnis?«

Porthos errötete.

»Mehr noch,« fuhr d'Artagnan fort; »Ihr saht mich dort; Ihr wisst, daß ich im Dienst des Königs bin, und Ihr erratet nicht, daß der König, begierig zu erfahren, wer der verdienstvolle Mann, der ein Werk vollbringt, von dem man ihm so wunderbare Dinge erzählt, Ihr erratet nicht, daß mich der König abgesandt hat, um Erkundigung einzuziehen, wer dieser Mann sei?«

»Wie! der König hat Euch abgeschickt, um in Erfahrung zu bringen . . . «

»Bei Gott! doch sprechen wir nicht mehr hiervon.«

»Alle Wetter!« rief Porthos, »sprechen wir im Gegenteil davon; der König wusste nicht, daß man Belle-Isle befestigte?«

»Ah! weiß der König nicht Alles?«

»Aber er wusste nicht, wer es befestigt?«

»Nein; nur vermutete er, nach dem, was man ihm von den Arbeiten gesagt, es müsse ein ausgezeichnete Kriegsmann sein.«

»Teufel! wenn ich das gewußt hätte,« rief Porthos.

»Nicht wahr, Ihr wäret nicht aus Vannes entflohen?«

»Nein; was habt Ihr gesagt, als Ihr mich nicht mehr fandet?«

»Mein Lieber, ich habe nachgedacht.«

»Ah! ja, Ihr denkt nach; und wozu führte es Euch, daß Ihr nachdachtet?«

»Daß ich die ganze Wahrheit erriet.«

»Ah! Ihr habt erraten?«

»Ja.«

»Und was habt Ihr erraten? sprecht,« sagte Porthos, indem er es sich in einem Lehnstuhl bequem machte, und das Aussehen eines Sphinx annahm.«

»Ich habe vor Allem erraten, daß Ihr Belle-Isle befestigtet.«

»Ah! das war nicht schwierig, Ihr habt mich bei der Arbeit gesehen.«

»Wartet doch; ich habe noch etwas Anderes erraten: daß Ihr

Belle-Isle auf Befehl von Herrn Fouquet befestigt.«

»Das ist wahr.«

»Das ist noch nicht Alles. Bin ich einmal im Zuge des Erratens, so bleibe ich nicht auf dem Wege stehen.«

»Der liebe d'Artagnan.«

»Ich habe erraten, daß Herr Fouquet diese Befestigung ganz geheim halten wollte.«

»Es war dieß in der Tat, wie ich glaube, seine Absicht.«

»Ja, aber wisst Ihr, warum er die Sache geheim halten wollte?«

»Verdammt! damit man es nicht erfahre!«

»Einmal. Aber dieser Wunsch ging von dem Gedanken einer Galanterie aus.«

»Ich habe wirklich sagen hören, Herr Fouquet sei sehr galant.«

»Von dem Gedanken einer Galanterie gegen den König.«

»Ja! so.«

»Das setzt Euch in Erstaunen?«

»Ja.«

»Ihr wusstet das nicht?«

»Nein.«

»Wohl! ich weiß es.«

»Ihr seid also ein Zauberer.«

»Durchaus nicht.«

»Woher wisst Ihr es denn?«

»Ah! durch ein ganz einfaches Mittel: ich habe es Herrn Fouquet dem König selbst sagen hören.«

»Was ihm sagen?«

»Daß er Belle-Isle für ihn habe befestigen lassen, und daß er ihm ein Geschenk damit mache.«

»Ah! Ihr habt das Herrn Fouquet dem König sagen hören?«

»Buchstäblich: Er fügte sogar bei: ›Belle-Isle ist von einem, mir befreundeten Ingenieur befestigt worden, von einem Mann von großem Verdienst, den ich dem König vorstellen zu dürfen um Erlaubnis bitten werde.«

›Sein Name!‹ fragte der König.

›Der Baron du Vallon,‹ erwiderte Herr Fouquet.

›Es ist gut,‹ sprach der König, ›Ihr werdet ihn mir vorstellen.‹

›Der König sprach das?‹ fragte Porthos.

›So wahr ich d'Artagnan heiße.‹

›Ja! so,‹ rief Porthos: ›Aber warum hat man mich denn nicht vorgestellt?‹

›Hat man Euch nichts von dieser Vorstellung gesagt?‹

›Doch. Aber ich warte immer darauf.‹

›Seid unbesorgt, sie wird kommen.‹

›Hm! hm!‹ brummte Porthos.

D'Artagnan stellte sich, als höre er dieß nicht, wechselte das Gespräch und fragte:

›Mir scheint, Ihr bewohnt einen sehr einsamen Ort, mein lieber Freund!‹

›Ich habe die Abgeschlossenheit stets geliebt. Ich bin schwermütig,‹ antwortete Porthos mit einem Seufzen.

›Ei! das ist seltsam, ich bemerkte das nicht.‹

›Es ist der Fall, seitdem ich mich den Studien hingeeben habe,‹ erwiderte Porthos mit einer sorgenvollen Miene.

›Die Arbeiten des Geistes haben aber hoffentlich der Gesundheit des Körpers nicht geschadet.‹

›Oh! keines Wegs.‹

›Es steht immer noch gut mit den Kräften.‹

›Zu gut, mein Freund, zu gut.‹

›Ich hörte aber sagen, in den ersten Tagen Eurer Ankunft . . . ‹

›Ja, nicht wahr, ich habe mich nicht mehr rühren können?‹

›Wie!‹ versetzte d'Artagnan lächelnd, ›und warum konntet Ihr Euch nicht mehr rühren?‹

Porthos begriff, daß er eine Dummheit gesagt hatte und wollte sich verbessern.

›Ja, ich kam von Belle-Isle auf schlechten Pferden hierher und das hat mich ermüdet,‹ sagte er.

›Das wundert mich nicht, mich, der ich hinter Euch kam und sieben bis acht auf der Straße zu Tode geritten fand.‹

›Seht Ihr, ich bin schwer.‹

›Ihr wart somit gerädert!‹

»Das Fett ist wie geschmolzen, und das hat mich krank gemacht.«

»Oh! armer Porthos! . . . »Und Aramis, wie hat er sich bei dem Allem gegen Euch benommen?«

»Sehr gut . . . Er hat mich durch den Leibarzt von Herrn Fouquet pflegen lassen. Doch stellt Euch vor, nach Verlauf von acht Tagen atmete ich nicht mehr.«

»Wie so?«

»Das Zimmer war zu klein, ich absorbierte zu viel Luft.«

»Wahrhaftig.«

»Wenigstens, wie man mir gesagt hat . . . Und man brachte mich in eine andere Wohnung.«

»Wo Ihr dann atmetet?«

»Freier, ja; doch keine Leibesübung, nichts zu tun. Der Arzt behauptete, ich dürfe mich nicht rühren sich fühlte mich im Gegenteil stärker, als je. Das gab zu einem ernsten Unfall Anlaß.«

»Zu einem Unfall?«

»Stellt Euch vor, lieber Freund, daß ich mich gegen die Verordnungen dieses Dummkopfs von einem Arzt empörte, und auszugehen beschloß, ob ihm das nun genehm oder nicht genehm sein mochte. Dem zu Folge befahl ich dem Lackei, der mich bediente, mir meine Kleider zu bringen.«

»Ihr wart also ganz nackt, mein armer Porthos?«

»Nein, ich hatte im Gegenteil einen herrlichen Schlafrock; der Lackei gehorchte; ich zog also meine Kleider an, die mir zu weit geworden waren; wie seltsam! meine Kleider waren zu weit geworden!«

»Ja, ich höre wohl.«

»Und meine Stiefel zu eng.«

»Eure Füße waren noch geschwollen.«

»Ah! Ihr habt es erraten.«

»Und das ist der Unfall, von dem Ihr sprechen wollt?«

»Ah! ja wohl. Ich stellte nicht dieselbe Betrachtung an, wie Ihr. Ich sagte nur: da meine Füße zehnmal In meine Stiefel hineingekommen sind, so ist kein Grund vorhanden, daß sie nicht auch das elfte mal hinein kommen sollten.«

»Mein lieber Porthos, erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß Ihr diesmal Euch gegen die Logik verfehlt habt.«

»Kurz, ich stand vor einer Scheidewand und suchte meinen rechten Stiefel anzuziehen; ich zog mit den Händen, ich stieß mit dem Kniebug, und machte unerhörte Anstrengungen, als plötzlich die zwei Ohren meines Stiefels in meinen Händen blieben und mein Fuß wie ein Katapult losfuhr.«

»Katapult! Wie stark seid Ihr doch in der Fortification, mein lieber Porthos.«

»Mein Fuß fuhr also wie ein Katapult los, und traf die Scheidewand, die er einstieß. Mein Freund, ich glaubte, ich habe wie Simson den Tempel zerstört. Was plötzlich an Gemälden, Porzellanen, Blumenvasen, Tapeten, Vorhangstangen herabfiel, ist unerhört.«

»Ho! ho!«

»Abgesehen davon, daß auf der andern Seite der Scheidewand eine mit Porzellanen beladene Etagère stand.

»Die Ihr umwarft.«

»Die ich an das andere Ende des andern Zimmers schleuderte.«

Porthos lachte.

»Das ist in der Tat, wie Ihr sagt, unerhört,«, rief d'Artagnan.

Und er lachte wie Porthos.

Sogleich lachte Porthos noch stärker, als d'Artagnan.

»Ich zerbrach,«, sagte Porthos, von dieser zunehmenden Heiterkeit im Fluß seiner Rede gehemmt, »ich zerbrach für mehr als drei tausend Franken Porzellane, oh! oh! oh!«

»Gut.«

»Ich zertrümmerte für mehr als viertausend Franken Spiegel, oh! oh! oh!«

»Vortrefflich.«

»Einen Lustre nicht zu rechnen, der mir gerade auf den Kopf fiel und in tausend Stücke zerschellte.«

»Auf den Kopf?« versetzte d'Artagnan der sich die Seite hielt.

»Voll.«

»Das hat Euch den Kopf zerbrochen.«

»Nein, ich sage Euch, im Gegenteil, der Lustre sei zerbrochen, denn er war von Glas.«

»Ah! er war von Glas.«

»Von venezianischen, Glas; eine Kuriosität, ein Stück, das nicht seines Gleichen hatte, ein Stück, das zweihundert Pfund wog.«

»Und Euch auf den Kopf fiel.«

»Auf . . . den . . . Kopf . . . Stellt Euch eine ganz vergoldete, ganz incrustirte Kristallkugel vor, unten Parfümerien, welche brannten, oben Schnäbel, welche Flammen auswarfen, wenn sie entzündet waren.«

»Wohl verstanden, sie waren das nicht.«

»Nein, ich wäre in Brand gesteckt worden.«

»Und Ihr wurdet nur platt geschlagen.«

»Nein.«

»Wie! nein?«

»Nein, der Lustre ist mir auf den Schädel gefallen. Wir haben da, wie es scheint, oben auf dem Kopf äußerst solide Kräfte.«

»Wer hat Euch das gesagt, Porthos?«

»Der Arzt. Eine Art von Dom, der Notre-Dame in Paris tragen würde.«

»Bah!«

»Ja, es scheint, unser Schädel ist so beschaffen.«

»Sprecht für Euch, lieber Freund, Euer Schädel ist so beschaffen, und nicht der der andern Leute.«

»Das ist möglich,« erwiderte Porthos mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, »gewiß aber ist, daß es, als der Lustre auf den Dom herabfiel, den wir oben auf dem Kopf haben, einen Lärmen machte, als ob eine Kanone losgefeuert würde, der Kristall war zerbrochen und ich fiel ganz überströmt nieder.«

»Bon Blut, armer Porthos!«

»Von Parfümerien, welche wie seine Liqueurs rochen, es war vortrefflich, aber es roch zu gut; ich war wie betäubt von diesem guten Geruch; nicht wahr, Ihr habt dies zuweilen erfahren, d'Artagnan?«

»Ja, wenn ich den Duft von Maiblümchen einatmete; Ihr wurdet also somit von dem Schlag niedergeworfen, und vom Geruch

betäubt?«

»Was aber ganz eigentümlich hierbei ist, und der Arzt hat mich bei seiner Ehre versichert, er habe nie etwas Ähnliches gesehen . . . «

»Ihr bekamt doch wenigstens eine Beule?« unterbrach ihn d'Artagnan.

»Ich bekam fünf.«

»Warum fünf?«

»Wartet, der Lustre hatte an seiner Innern Extremität fünf sehr spitzige vergoldete Zierraten.«

»Oh! wehe!«

»Diese fünf vergoldeten Zierraten drangen in meine Haare, die ich sehr dicht trage, wie Ihr seht.«

»Zum Glück.«

»Und drückten sich in meine Haut ein. Aber bemerkt wohl die Seltsamkeit, dergleichen Dinge begegnen nur mir; statt Höhlungen zu machen, machten sie Beulen: der Arzt konnte mir das nie auf eine befriedigende Weise erklären.«

»Nun wohl! ich will es Euch erklären.«

»Damit tut Ihr mir einen Gefallen,« erwiderte Porthos, mit den Augen blinzeln, was bei ihm das Merkmal einer bis aus den höchsten Grund gesteigerten Aufmerksamkeit war.

»Seitdem Ihr Euer Gehirn in hohen Studien, in wichtigen Berechnungen arbeiten laßt, hat der Kopf Nutzen davon gezogen, so daß Ihr jetzt einen Kopf habt, der zu voll von Wissenschaft ist.«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen sicher. Daraus geht hervor, daß, statt nichts Fremdes in das Innere des Kopfes eindringen zu lassen, Euer Knochengehäuse, das schon zu voll ist, die Öffnungen, die sich bilden, benützt, um die Überfülle entströmen zu lassen.«

»Ah!« machte Porthos, dem diese Auslegung klarer vorkam, als die des Arztes.

»Die durch die fünf Zierraten des Lustre verursachten fünf Hervorragungen waren sicherlich nur wissenschaftliche Anhäufungen, durch die Gewalt der Dinge nach außen geleitet.«

»Wahrhaftig,« sagte Porthos, »und zum Beweise dient, daß es

mir mehr wehe außen tut, als innen. Ich muß Euch sogar gestehen, wenn ich meinen Hut auf meinen Kopf setzte, und ihn mit der Faust mit jener anmutigen Energie hineindrückte, die wir adeligen Kriegersleute besitzen, fühlte ich außerordentliche Schmerzen, war mein Faustschlag nicht ganz genau abgemessen.«

»Porthos, ich glaube Euch.«

»Nun sagte der Riese, »als Herr Fouquet die geringe Solidität des Hauses sah, entschloß er sich auch, mir eine andere Wohnung zu geben. Dem zu Folge versetzte man mich hierher.«

»Nicht wahr, das ist der Park, den man sich vorbehalten?«

»Ja.«

»Der der Rendezvous? der, welcher in der geheimnisvollen Geschichte des Oberintendanten so berühmt ist.«

»Ich weiß es nicht: ich habe weder Rendezvous, noch geheimnisvolle Geschichten, aber man erlaubt mir, hier meine Muskeln zu üben, und ich benutze die Erlaubnis dadurch, daß ich die Bäume entwurzle.«

»Warum tut Ihr das.«

»Um meine Handgelenk zu erhalten, und um die Vogelnester auszunehmen, ich finde das bequemer, als hinaufzusteigen.«

»Ihr seid schäferlich, wie Tiocis, mein lieber Porthos.«

»Ja, ich liebe die kleinen Eier; ich liebe sie unendlich mehr, als die großen. Ihr habt keinen Begriff, wie delikats ein Pfannkuchen von vier bis fünfhundert Eiern von Grünlingen, Buchfinken, Staren, Amseln und Drosseln ist.«

»Bier bis fünfhundert Eier, das ist ja ungeheuer!«

»Oh! das hat in einer Salatschüssel Platz,« entgegnete Porthos. d'Artagnan bewunderte fünf Minuten lang Porthos, als sehe er ihn zum ersten Mal.

Porthos dehnte sich freudig unter dem Blicke seines Freundes aus.

So blieben sie einige Augenblicke, d'Artagnan anschauend, Porthos sich ausdehnend.

d'Artagnan suchte offenbar dem Gespräch eine neue Wendung zu geben.

»Ihr belustigt Euch ungemein hier, Porthos?« fragte er endlich, ohne Zweifel, nachdem er gefunden, was er suchte.

»Nicht immer.«

»Ich begreife das: was werdet Ihr aber tun, wenn Ihr Euch zu sehr langweilt?«

»Oh! ich bin nicht auf lange hier, Aramis wartet nur, bis meine letzte Beule verschwunden ist, um mich dem König vorzustellen, der, wie man mir gesagt hat, die Beulen nicht leiden mag.«

»Aramis ist also immer noch in Paris?«

»Nein.«

»Wo ist er denn?«

»Er ist in Fontainebleau.«

»Allein?«

»Mit Herrn Fouquet.«

»Sehr gut. Aber wisst Ihr etwas?«

»Nein, sagt es mir, und ich werde es wissen.«

»Ich glaube, Aramis vergißt Euch.«

»Ihr glaubt?«

»Seht Ihr, dort lacht man, tanzt man, schmaust man, man läßt die Weine von Herrn von Mazarin springen. Wißt Ihr, daß dort alle Abend ein Ballett stattfindet?«

»Teufel! Teufel!«

»Ich erkläre Euch also, daß Euer lieber Aramis Euch vergißt.«

»Das könnte wohl sein, und ich habe es auch zuweilen gedacht.«

»Wenn er Euch nicht gar verrät, der Duckmäuser.«

»Ah!«

»Ihr wisst, Aramis ist ein schlauer Fuchs.«

»Ja, aber mich verraten . . . «

»Hört, vor Allem sequestrirt er Euch.«

»Wie, er sequestrirt mich? ich bin sequestrirt?«

»Bei Gott!«

»Ich möchte wohl, daß Ihr mir das bewieset.«

»Nichts kann leichter sein. Geht Ihr aus?«

»Nie.«

»Reitet Ihr?«

»Nie.«

»Läßt man Eure Freunde zu Euch gelangen?«

»Nie.«

»Nun wohl! mein Lieber, nie ausgehen, nie reiten, nie seine Freunde sehen, heißt man sequestrirt sein.«

»Und warum sollte mich Aramis sequestriren?« fragte Porthos.

»Seid wahr, Porthos.«

»Wie das Gold.«

»Gesteht, daß Aramis den Plan zur Befestigung von Belle-Isle gemacht hat.«

Porthos errötete.

»Ja,« sagte er, »doch das ist Alles, was er gemacht hat.«

»Ganz richtig, und das ist meiner Ansicht nach nichts Großes.«

»Der meinigen nach auch.«

»Gut, ich bin entzückt, daß wir derselben Ansicht sind.«

»Er ist sogar nie nach Belle-Isle gekommen.«

»Nicht wahr.«

»Ich ging nach Vannes, wie Ihr sehen konntet.«

»Sagt, wie ich gesehen habe. Nun! das ist gerade die Sache, mein lieber Porthos. Aramis, der nur die Pläne gemacht, möchte gern für den Ingenieur gelten; während Ihr Stein für Stein, die Mauer, die Zitadelle, die Basteien errichtet habt, möchte er Euch gern auf den Rang des Werkmeisters verweisen.«

»Des Werkmeisters, das heißt des Maurers?«

»Des Maurers, so ist es.«

»Des Kalkeinrührers.«

»Ganz richtig.«

»Des Handlangers?«

»Ihr habt es.«

»Ho! ho! mein lieber Aramis, Ihr haltet Euch immer noch für fünfundzwanzigjährig, wie es scheint!«

»Das ist noch nicht Alles, er hält Tuch für einen Fünzfinger.«

»Ich hatte ihn wohl bei der Arbeit sehen mögen.«

»Ja.«

»Ein Bursche, der die Gicht hat.«

»Ja.«

»Den Gries.«

»Ja.«

»Dem drei Zähne fehlen.«

»Vier.«

»Während ich . . . schaut.«

Hier tat Porthos seine dicken Lippen auseinander und zeigte zwei Reihen Zähne, etwas minder weiß, als der Schnee, aber so glatt, so hart und gesund, als das Elfenbein.

»Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Porthos, welchen Wert der König auf die Zähne legt,« sagte d'Artagnan. »Die Einigen bestimmen mich; ich werde Euch dem König vorstellen.«

»Ihr?«

»Warum nicht? Glaubt Ihr, ich stehe schlechter bei Hofe, als Aramis.«

»Oh! nein.«

»Glaubt Ihr, ich habe die geringste Anmaßung, hinsichtlich der Befestigung von Belle-Isle.«

»Oh! gewiß nicht.«

»Es kann mich also Euer Interesse allein handeln machen.«

»Ich bezweifle das nicht.«

»Nun denn! ich bin der vertraute Freund des Königs, und zum Beweise mag dienen, daß, wenn ihm etwas Unangenehmes zu sagen ist, ich das übernehme.«

»Aber, mein lieber Freund, wenn Ihr mich vorstellt . . . «

»Nun?«

»Aramis wird böse werden.«

»Gegen mich?«

»Nein, gegen mich.«

»Bah! ob er Euch vorstellt, oder ich Euch vorstelle, wenn Ihr nur vorgestellt werdet, das ist das Gleiche.«

»Man müßte mir Kleider machen lassen.«

»Die Eurigen sind glänzend.«

»Oh! diejenigen, welche ich bestellt hatte, waren viel schöner.«

»Nehmt Euch in Acht, der König liebt die Einfachheit.«

»Dann werde ich einfach sein. Doch was wird Herr Fouquet sagen, wenn er erfährt, daß ich weggegangen bin?«

»Seid Ihr Gefangener auf Ehrenwort?«

»Nein, nicht ganz. Aber ich habe ihm versprochen, mich nicht zu entfernen, ohne ihn davon in Kenntnis zu setzen.«

»Wartet, wir werden hierauf zurückkommen. Habt Ihr etwas hier zu tun?«

»Ich, nichts, wenigstens nichts sehr Wichtiges.«

»Ihr seid auch nicht der Vermittler von Aramis in einer sehr bedeutenden Angelegenheit?«

»Meiner Treue, nein.«

»Was ich Euch sage, Ihr begreift das, sage ich Euch aus Teilnahme für Euch. Ich nehme zum Beispiel an, Ihr seid beauftragt, Aramis Briefe, Botschaften zu schicken.«

»Ah! Briefe! ja. Ich schicke ihm gewisse Briefe.«

»Wohin?«

»Nach Fontainebleau.«

»Und Ihr habt solche Briefe?«

»Aber . . . «

»Laßt mich sprechen. Ihr habt solche Briefe?«

»Ich habe so eben einen erhalten.«

»Einen interessanten?«

»Ich denke.«

»Ihr lest sie also nicht?«

»Ich bin nicht neugierig.«

Bei diesen Worten zog Porthos aus seiner Tasche den Brief des Soldaten, den Porthos nicht gelesen, den aber d'Artagnan gelesen halte.

»Wißt Ihr, was Ihr tun müßt?« sagte d'Artagnan.

»Bei Gott! was ich immer tue, ihn abschicken.«

»Nein.«

»Wie, ihn behalten?«

»Nein. Hat man Euch nicht gesagt, dieser Brief sei wichtig?«

»Sehr wichtig.«

»Wohl, Ihr müßt ihn selbst nach Fontainebleau bringen.«

»Zu Aramis?«

»Ja.«

»Gut.«



Und da der König dort ist . . .

»»So werdet Ihr das benützen . . . «

»Ich werde das benützen, um Euch dem König vorzustellen.«

»Ah! Teufel! d'Artagnan, Ihr allein seid im Stande, solche Auskunftsmitel zu finden.«

»Statt also unserm Freund mehr oder minder treue Boten abzusenden, bringen wir selbst ihm den Brief.«

»Daran dachte ich gar nicht, und es ist doch so einfach.«

»Deshalb ist es dringend, daß wir sogleich aufbrechen, mein lieber Porthos.«

»In der Tat, je eher wir abgehen, desto weniger wird die Depeche Verzug erleiden.«

»Porthos, Ihr urteilt stets mächtig, und es wird bei Euch die Einbildungskraft von der Logik unterstützt.«

»Ihr findet das!«

»Es ist dies das Resultat solider Studien. Doch kommt nun.«

»Aber mein Versprechen gegen Herrn Fouquet?«

»Welches?«

»Saint-Mandé nicht zu verlassen, ohne ihn davon in Kenntnis zu setzen.«

»Ah! mein lieber Porthos, wie jung seid Ihr!«

»Wie so!«

»Nicht Wahr, Ihr kommt in Fontainebleau an?«

»Ja.«

»Ihr findet dort Herrn Fouquet?«

»Ja.«

»Beim König wahrscheinlich?«

»Beim König,« wiederholte Porthos majestätisch.

»Und Ihr redet ihn an und sagt zu ihm: ›Herr Fouquet, ich gebe mir die Ehre, Euch davon in Kenntnis zu setzen, daß ich Saint-Mandé so eben verlassen habe.«

»Und wenn er mich in Fontainebleau beim König sieht, wird Herr Fouquet nicht sagen können, ich lüge,« sprach Porthos mit derselben Majestät.

»Ich öffnete eben den Mund, um dies zu sagen, doch Ihr kommt mir in Allem zuvor. Oh! Porthos, welche glückliche Natur seid Ihr; das Alter hat keinen Einfluß auf Euch gehabt.«

»Nicht zu viel.«

»Somit ist Alles abgemacht.«

»Ich glaube, ja.«

»Ihr habt keine Bedenklichkeiten mehr.«

»Ich glaube, nein.«

»Ich nehme Euch also mit.«

»Vortrefflich, ich will meine Pferde satteln lassen.«

»Ihr habt Pferde hier?«

»Fünf.«

»Die Ihr von Pierrefonds kommen ließt.«

»Die mir Herr Fouquet geschenkt hat.«

»Mein lieber Porthos, wir brauchen keine fünf Pferde zu zwei; überdies habe ich schon drei in Paris, das würde fünf machen, und das wäre zu viel.«

»Das wäre nicht zu viel, wenn ich meine Leute hier hätte; aber ich habe sie leider nicht.«

»Ihr seht Euch nach Euren Leuten!«

»Nach Mousqueton, Mousqueton fehlt mir.«

»Vortreffliches Herz; doch glaubt mir, laßt Eure Pferde hier, wie Ihr Mousqueton dort gelassen habt.«

»Warum dies?«

»Weil später . . . «

»Nun?«

»Später wird es vielleicht gut sein, wenn Euch Herr Fouquet gar nichts geschenkt hat.«

»Ich verstehe nicht.«

»Es ist nicht nötig, daß Ihr versteht.«

»Doch . . . «

»Ich werde Euch das später erklären, Porthos.«



»Ich wette, das ist Politik.«

»Von der feinsten Art.«

Porthos senkte den Kopf bei dem Worte Politik; nach einem Augenblick sprach er aber:

»Ich muß Euch gestehen, d'Artagnan, daß ich nicht Porthos bin.«

»Ich weiß es, bei Gott! wohl.«

»Oh! Niemand weiß das, Ihr sagtet es mir selbst, Ihr, der Brave der Braven.«

»Was sagte ich Euch, Porthos?«

»Man habe seine Tage. Ihr sagtet es mir und ich habe es erfahren. Man hat seine Tage, wo es einem weniger Vergnügen bereitet, als an anderen, Musketenschüsse und Degenstiche zu empfangen.«

»Das ist mein Gedanke.«

»Das ist auch der meinige, obschon ich kaum im Schusse und Stiche welche zu töten glaube.«

»Teufel! Ihr habt doch getötet.«

»Ja, aber ich bin nie getötet worden.«

»Der Grund ist gut.«

»Ich glaube also, daß ich nie durch eine Degenklinge oder durch eine Flintenkugel sterben werde.«

»Ihr fürchtet Euch vor nichts? Ah! vor dem Wasser vielleicht.«

»Nein, ich schwimme wie eine Fischotter.«

»Vor dem viertägigen Fieber vielleicht?«

»Ich habe es nie gehabt und glaube nicht, daß ich es je haben werde; doch ich muß Eines gestehen . . . «

Hierbei dämpfte Porthos die Stimme.

»Was?« fragte d'Artagnan, der sogleich auch den Ton von Porthos annahm.

»Ich gestehe, daß Ich eine furchtbare Angst vor der Politik habe.«

»Ah! bah!« rief d'Artagnan.

»Nur gemacht« sprach Porthos mit einer Stentorstimme. »Ich habe Seine Eminenz den Herrn Kardinal von Richelieu und Seine Eminenz den Herrn Kardinal von Mazarin gesehen; der Eine hatte eine rote Politik, der Andere eine schwarze. Ich war nie mit der einen viel zufriedener, als mit der andern: die erste hat Herrn, von Marillac, Herrn von Thou, Herrn von Cinq-Mars, Herrn Chalais, Herrn Bouteville, Herrn von Montmorency dem Beil überliefert; durch die andere sind eine Menge Frondeurs zersetzt worden, wobei wir waren, mein Lieber.«

»Wobei wir im Gegenteil nicht waren,« sagte d'Artagnan.

»Oh! doch! denn wenn ich für den Kardinal vom Leder zog, schlug ich für den König.«

»Teurer Porthos!«

»Ich vollende.«

»Tut das.«

»Meine Furcht vor der Politik ist also so groß, daß ich, wenn Politik hierunter steckt, lieber nach Pierrefonds zurückkehren will.«

»Ihr hättet Recht, wenn es so wäre, aber bei mir, lieber Porthos, nie Politik, das ist klar; Ihr habt an der Befestigung von Belle-Isle gearbeitet; der König wollte den Namen des geschickten Ingenieur erfahren, der diese Arbeiten vollführt hat; Ihr seid schüchtern wie alle Männer von wahrem Verdienst; Aramis will Euch vielleicht unter den Scheffel stellen; ich aber erkläre Euch, ich hebe Euch hervor; der König belohnt Euch, und das ist meine ganze Politik.«

»Das ist die meinige, bei Gott!« rief Porthos, d'Artagnan die Hand reichend.

D'Artagnan kannte aber die Hand von Porthos; er wusste, daß eine gewöhnliche Hand, einmal zwischen den fünf Fingern des Barons eingesperrt, nicht mehr ohne Quetschung herauskam.

Er reichte daher seinem Freunde nicht die Hand, sondern die Faust.

Porthos bemerkte dies nicht einmal.

Hiernach verließen Beide Saint-Mandé.

Die Wächter zischelten wohl ein wenig und brummten sich Worte ins Ohr, die d'Artagnan verstand, aber Porthos begreiflich zu machen sich wohl hütete.

»Unser Freund war nichts Anderes als Gefangener von Aramis,« sagte er. »Wir wollen sehen, was daraus entsteht, daß ich diesen Verschwörer in Freiheit setze.«

XXV.

Die Ratte und der Käse.

D'Artagnan und Porthos kamen zu Fuß zurück, wie d'Artagnan nach Saint-Mandé gegangen war.

Als d'Artagnan, der zuerst in die Bude zum Goldenen Mörser eintrat, Planchet angekündigt hatte, Herr du Vallon sei einer von den privilegierten Reisenden, als Porthos bei seinem Eintritt mit seiner Hutfeder die am Wetterdach aufgehängten hölzernen Lichter hatte klappern gemacht, da störte etwas wie eine schmerzliche Ahnung die Freude, die sich Planchet für den andern Tag versprach.

Aber unser Specereihändler war ein Goldherz, eine kostbare Reliquie aus einer guten Zeit, die für diejenigen, welche alt werden, stets ist und gewesen ist die Zeit ihrer Jugend, und für die, welche jung sind, das Alter ihrer Ahnen.

Trotz dieses eben so schnell bewältigten als gefühlten inneren Bebens, empfing Planchet daher Porthos mit einer Ehrfurcht, vermischt mit zarter Herzlichkeit.

Anfangs etwas steif in Folge der damals zwischen einem Baron und einem Gewürzkrämer bestehenden gesellschaftlichen Entfernung, wurde Porthos am Ende herablassender, freundlicher, als er bei Planchet so viel guten Willen und Zuvorkommenheit wahrnahm.

Er war besonders empfänglich für die Freiheit, die ihm gegönnt oder vielmehr angeboten war, seine großen Hände in die Kisten mit getrockneten und eingemachten Früchten, in die Säcke mit Mandeln und Haselnüssen, in die Schubladen voll Zuckerwerk zu tauchen.

Trotz der Einladung von Planchet, in das Entresol hinaufzusteigen, wählte Porthos auch zu seinem Lieblingsaufenthaltort während des Abends, den er bei Planchet zuzubringen hatte, die Bude, wo seine Finger immer fanden, was seine Nase gerochen hatte.

Die schönen Feigen aus der Provence, die Haselnüsse vom

Foret, die Pflaumen aus der Touraine, wurden für Porthos der Gegenstand einer Zerstreung, die er fünf Minuten lang ohne Unterbrechung genoß.

Unter seinen Zähnen wurden wie unter Mühlsteinen die Nüsse zermalmt, deren Überreste auf dem Boden umherlagen und unter den Sohlen der Umhergehenden krachten; Porthos beerte mit einem Druck die reichen getrockneten Muskatellertrauben mit dem violetten Dufte ab, von denen so ein halbes Pfund mit einem Zug von seinem Mund in seinen Magen überging.

In einer Ecke des Magazins hatten sich die Ladendiener voll Angst niedergekauert und schauten einander an, ohne daß sie zu sprechen wagten.

Sie kannten Porthos nicht, sie hatten ihn nie gesehen. Das Geschlecht dieser Titanen, welche die letzten Panzer von Hugo Capet, von Philipp August und von Franz I. getragen hatten, fing an zu verschwinden. Sie fragten sich im Geiste, ob dieß nicht der Wehrwolf der Fehenmärchen wäre, der in seinem Magen das ganze Magazin von Planchet untergehen lassen würden

Während er so knackte, kaute, zermalmte, knaupelte, saugte und verschlang, sagte Porthos von Zeit zu Zeit zu dem Gewürzkrämer:

»Ihr habt da ein hübsches Geschäft, Freund Planchet.«

»Er wird bald keines mehr haben, wenn es so fortgeht,« brummelte der erste Ladendiener, der nach der Zusage von Planchet dessen Nachfolger werden sollte.

Und er näherte sich in seiner Verzweiflung Porthos, der den ganzen Raum des Ganges inne hatte, der von der Hinterbude in den Laden führte. Er hoffte, Porthos würde aufstehen, und diese Bewegung würde ihn von seinen Verschlingungsideen abbringen.

»Was wünscht Ihr, mein Freund?« fragte Porthos mit leutseliger Miene.

»Ich wünschte hier durchzugehen, mein Herr, wenn es Euch nicht zu sehr belästigte.«

»Das ist nicht mehr als billig und belästigt mich durchaus nicht,« erwiderte Porthos.

Und zu gleicher Zeit nahm er den Ladendiener beim Gürtel, hob ihn vom Boden auf und stellte ihn sanft auf die andere Seite.

Alles, indem er fortwährend mit derselben leutseligen Miene lächelte.

Die Beine erlahmten dem erschrockenen Ladendiener, als ihn Porthos auf den Boden stellte, so daß er mit dem Hinterteil auf Pantoffelholz fiel.

Da er jedoch sah, wie sanftmütig dieser Riese war, so wagte er die Bemerkung:

»Ah! Herr, nehmt Euch in Acht.«

»Wovor mein Freund?« fragte Porthos.

»Ihr werdet Euch Feuer in den Leib bringen.«

»Wie so, mein guter Freund?«

»Das sind lauter erhitzende Nahrungsmittel, mein Herr.«

»Welche?«

»Die Trauben, die Haselnüsse, die Mandeln,«

»Ja, doch wenn die Mandeln, die Haselnüsse, die Trauben erhitzen . . . «

»Das ist unbestreitbar.«

»So kühlt der Honig ab,« sprach Porthos.

Und er streckte die Hand nach einem offenen Fäßchen Honig aus, in dem der Spatel lag mit welchem man die Kunden bedient, und verschlang ein halbes Pfund.

»Mein Freund,« sagte Porthos, »ich bitte Euch nun um Wasser.«

»In einem Eimer?« fragte naiver Weise der Ladendiener.

»Nein, in einer Flasche, eine Flasche wird genügen,« antwortete Porthos treuherzig.

Und er hielt die Flasche an seinen Mund, wie es ein Hornist mit seinem Horn tut, und leerte sie aus einen Zug.

Planchet bebte in allen Gefühlen, welche mit den Fibern des Eigentums und der Eitelkeit korrespondieren.

Doch ein würdiger Vertreter der antiken Gastfreundschaft, gab er sich den Anschein, als spräche er sehr aufmerksam mit d'Artagnan, und wiederholte diesem unablässig:

»Ah! Herr, welche Freude! ah! Herr, welches Glück!«

»Um welche Stunde werden wir zu Nacht speisen?« fragte Porthos.«Ich habe Appetit, Planchet.«

Der erste Ladendiener faltete die Hände.

Die zwei anderen verkrochen sich unter die Ladentische, aus Furcht, Porthos könnte frisches Fleisch riechen.

»Wir nehmen hier nur ein leichtes Vesperbrod zu uns, und speisen zu Nacht, sobald wir auf dem Landsitze von Planchet sind,« erwiderte d'Artagnan.

»Ah! wir gehen nach Eurem Landsitze Planchet? desto besser,« sagte Porthos.

»Ihr seid allzu gütig Herr Baron.«

Die Worte *Herr Baron* brachten eine große Wirkung auf die Ladendiener hervor, welche einen Mann vom höchsten Rang in einem Appetit dieser Art erblickten.

Dieser Titel beruhigte sie übrigens. Sie hatten nie sagen hören, man habe einen Wehrwolf Herr Baron genannt.

»Ich werde einige Biscuits auf den Weg mitnehmen,« sagte Porthos mit gleichgültigem Tone.

Und so sprechend leerte er einen ganzen mit Anisbiscuits gefüllten Pocal in die weite Tasche seines Wammses.

»Meine Bude ist gerettet,« rief Planchet.

»Ja, wie der Käse,« versetzte der erste Ladendiener.

»Welcher Käse?«

»Der holländische Käse, in den ein Ratte gekommen war, so daß wir nur noch die Kruste davon fanden.«

Planchet schaute seine Bude an, und fand beim Anblick dessen, was dem Zahne von Porthos entgangen war, die Vergleichung übertrieben.

Der erste Ladendiener gewahrte, was in den Augen seines Herrn vorging, und sagte zu diesem:

»Aufgeschaut bei der Rückkehr.«

»Ihr habt Früchte in Eurem Hause?« fragte Porthos, während er in das Entresol hinaufstieg, wo, wie man gemeldet, der Imbiß aufgetragen war.

»Leider!« dachte der Gewürzkrämer, indem er an d'Artagnan einen flehenden Blick richtete, den dieser halb verstand.

Nach dem Imbiß begab man sich auf den Weg.

Es war spät, als die drei Reiter, welche gegen sechs Uhr von

Paris abgegangen waren, auf dem Pflaster von Fontainebleau ankamen.

Man hatte den Weg heiter zurückgelegt. Porthos fand Geschmack an der Gesellschaft von Planchet, weil er ihm viel Ehrfurcht bezeigte und mit ihm voll Liebe von seinen Wiesen, von seinen Waldungen und seinen Kaninchengehägen sprach.

Porthos hatte den Geschmack und den Stolz des Gutsbesitzers.

Als d'Artagnan seine zwei Gefährten in ein Gespräch vertieft sah, wählte er die niedere Seite der Straße, ließ den Zügel auf dem Halse seines Pferdes hängen und trennte sich so von der ganzen Welt, wie von Porthos und Planchet.

Der Mond glitt sachte durch das bläuliche Blätterwerk des Waldes. Die Düfte der Wiesgründe stiegen balsamisch zu dem Nüstern der Rosse empor, welche unter großen Freudensprüngen schnaubten.

Porthos und Planchet unterhielten sich über Landwirtschaft.

Planchet gestand Porthos, in seinem reiferen Lebensalter habe er wirklich die Landwirtschaft über dem Handel vernachlässigt, da aber seine Kindheit in der Picardie unter den Luzernen, die ihm bis an die Knie gereicht, und unter den grünen Obstbäumen mit den roten Äpfeln vergangen, so habe er sich geschworen, sobald er sein Glück gemacht, zu der Natur zurückzukehren und seine Tage so zu beschließen, wie er sie angefangen, nämlich so nahe als möglich bei der Erde, zu der alle Menschen gehen.

»Ei! ei!« sagte Porthos, »dann ist Euer Rückzug nicht mehr fern.«

»Wie so?«

»Ihr scheint mir im Begriff, ein kleines Glück zu machen.

»Ja wohl,« erwiderte Planchet, »man rührt sich.«

»Sprecht, wie viel erzielt Ihr, und bei welcher Summe gedenkt Ihr Euch Zurückzuziehen?«

»Herr Baron,« sagte Planchet, ohne die Frage zu beantworten, so interessant sie auch war, »Eines ist mir peinlich.«

»Was?« fragte Porthos, indem er umschaute, als wollte er das Eine suchen, was Planchet beunruhigte, um ihn davon zu befreien.

»Früher nanntet Ihr mich kurzweg Planchet, und Ihr hättet zu mir gesagt: »Wie viel erzielst Du, Planchet, und bei welcher Summe gedenkst Du Dich zurückzuziehen?«

»Gewiß, gewiß, früher hätte ich das gesagt,« erwiderte der ehrliche Porthos mit einer Verlegenheit voll Zartgefühl, »doch früher . . . «

»Früher war ich der Lackei von Herrn d'Artagnan, nicht wahr, das wolltet Ihr sagen?«

»Nun denn! wenn ich nicht mehr ganz und gar sein Lackei bin, so bin ich doch noch sein Diener, und seit jener Zeit . . . «

»Nun! Planchet.«

»Seit jener Zeit habe ich die Ehre gehabt, sein Associe zu sein.«

»Ho! Ho!« rief Porthos. »Wie! d'Artagnan hat sich auf den Specereihandel gelegt?«

»Nein, nein,« sprach d'Artagnan, den diese Worte seiner Träumerei entzogen und der seinen Geist in das Gespräch mit der Gewandtheit und der Raschheit versetzte, durch die sich jede Operation seines Geistes und seines Körpers auszeichnete, »nicht d'Artagnan hat sich aus den Specereihandel gelegt, sondern Planchet hat sich der Politik ergeben.«

»Ja,« sagte Planchet zugleich mit Stolz und Befriedigung, »wir haben eine kleine Operation mit einander gemacht, die mir hunderttausend Livres und Herrn d'Artagnan zweimal hunderttausend eingetragen.«

»Ho! ho!« rief Porthos voll Bewunderung.

»Herr Baron,« fuhr der Gewürzkrämer fort, »ich bitte Euch somit, mich, wie in der Vergangenheit Planchet zu nennen und fortwährend zu duzen. Ihr könnt nicht glauben, welches Vergnügen mir das bereiten wird.«

»Ich will es, wenn dem so ist, mein lieber Planchet,« erwiderte Porthos.

Und da sich Planchet in seiner Nähe befand, so hob er die Hand auf, um ihm zum Zeichen herzlicher Freundschaft auf die Schulter zu klopfen.

Doch eine providentielle Bewegung seines Pferdes lenkte die Gebärde des Reiters so, daß seine Hand aus das Kreuz des

Rosses von Planchet fiel.

Das Tier bog die Lenden., D'Artagnan fing an zu lachen und laut zu denken.

»Nimm Dich in Acht, Planchet,« sagte er, »denn wenn Dich Porthos zu sehr liebt, streichelt er Dich, und wenn er Dich streichelt, schlägt er Dich wieder; siehst Du, Porthos ist stets sehr stark gewesen.«

»Oh!« entgegnete Planchet, »Mousqueton ist nicht tot, und der Herr Baron liebt ihn doch sehr.«

»Gewiß,« versetzte Porthos mit einem Seufzer, der gleichzeitig die drei Pferde sich bäumen machte, »ich sagte d'Artagnan noch diesen Morgen, wie sehr ich seine Abwesenheit beklage; doch sprich, Planchet . . . «

»Meinen Dank, Herr Baron, meinen Dank.«

»Braver Junge! . . . Wie viel Morgen Park Hast Du?«

»Park.«

»Ja. Wir rechnen die Wiesen nachher, dann die Waldungen.«

»Wo dies, Herr Baron?«

»Bei Deinem Schloß.«

»Herr Baron, ich habe weder Schloß, noch Park, noch Wiesen, noch Waldungen.«

»Was hast Du denn, und warum nennst Du das einen Landsitz?«

»Ich habe nicht gesagt, ein Landsitz, sondern ein einfaches Absteigequartier,« erwiderte Planchet etwas gedemütigt.

»Ah! ah! ich begreife. Du bist zurückhaltend.«

»Nein, Herr Baron, ich sage die volle Wahrheit; ich habe nur zwei Zimmer für Freunde.«

»Aber wo gehen denn Deine Freunde spazieren?«

»Einmal im Wald des Königs, der sehr schön ist.«

»Der Wald ist allerdings sehr schön, beinahe so schön wie mein Wald im Berry.«

Planchet riß die Augen weit auf und stammelte:

»Ihr habt einen Wald in der Art von dem von Fontainebleau, Herr Baron?«

»Ja, ich habe sogar zwei, doch der im Berry ist mein

Lieblingswald.«

»Warum dies?« fragte Planchet mit holdseliger Miene«.

»Weil ich das Ende davon nicht kenne, und weil er voll von Wildschützen ist.«

»Und wie kann Euch der Überfluß an Wildschützen diesen Wald so angenehm machen?«

»Weil sie mein Wildpret jagen, und weil ich sie jage, was in Friedenszeiten für mich im Kleinen ein Bild des Krieges ist.«

Man war so weit im Gespräche, als Planchet, die Nase erhebend, die ersten Häuser von Fontainebleau erblickte, die sich kräftig vom Himmel abhoben, während über der ungestalten Masse des Schlosses spitzige Dächer emporragten, deren Schieferplatten im Monde wie die Schuppen eines ungeheuren Fisches glänzten.

»Meine Herren,« sprach Planchet, »ich habe die Ehre, Euch zu melden, daß wir in Fontainebleau an«gekommen sind.« ^

XXVI.

Der Landsitz von Planchet.

Die Reiter erhoben die Köpfe und sahen, daß Planchet genau die Wahrheit sprach.

Zehn Minuten später waren sie in der Rue de Lyon jenseits des Gasthauses zum schönen Pfauen.

Eine große Hecke von blätterreichem Holunder, Weißdorn und Hopsen bildete eine undurchdringliche, schwarze Umfriedung, hinter der sich ein weißes Haus mit breitem Ziegeldach erhob.

Zwei von den Fenstern dieses Hauses gingen auf die Straße.

Alle beide waren dunkel.

Zwischen den beiden war der Eingang, über dem ein Wetterdach, das auf viereckigen Pfeilern ruhte.

Man gelangte zu dieser Türe auf einer hohen Schwelle.

Planchet stieg ab, als wollte er an diese Türe klopfen; doch er besann sich eines Andern, nahm sein Pferd beim Zügel und ging noch ungefähr dreißig Schritte.

Seine zwei Gefährten folgten ihm.

Dann kam er vor ein Gitterthor, das für die Einfahrt der Karren bestimmt sein mochte und etwa dreißig Schritte entfernter lag, hob die Klinke, den einzigen Verschuß dieser Türe, auf und stieß einen von den Flügeln zurück.

Er trat zuerst ein und zog sein Pferd in ein Höfchen, umgeben von Dünger, dessen guter Geruch einen ganz nahen Stall verriet.

»Es riecht gut,«, sprach Porthos geräuschvoll, während er ebenfalls abstieg, »und es ist mir in der Tat gerade, als wäre ich in meinen Viehställen in Pierrefonds.«

»Ich habe nur eine Kuh,« erwiderte Planchet rasch und bescheiden.

»Und ich habe dreißig,« sagte Porthos, »oder ich weiß vielmehr die Zahl meiner Kühe nicht.«

Sobald die zwei Reiter herein waren, schloß Planchet das Thor wieder hinter ihnen.

D'Artagnan, der mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit abgestiegen war, atmete mittlerweile die gute Luft ein und riß, heiter wie ein Pariser, der Grün sieht, mit einer Hand ein Zweigchen Geißblatt, mit der andern eine Hagerose ab.

Porthos hatte die Hand an Erbsen gelegt, die sich an den Stangen heraufrankten, und aß oder kaute vielmehr Hülsen und Früchte.

Planchet war sogleich bemüht, in seinem Schoppen einen alten Bauern zu wecken, der auf Moos, bedeckt mit einem Leinwandkittel, schlief.

Als dieser Bauer Planchet erkannte, nannte er ihn »Herr,« zur großen Befriedigung des Gewürzkrämers.

»Bindet die Pferde an die Raufe, und gebt ihnen eine gute Ration Futter,« sagte Planchet.

»Oh! ja wohl, die schönen Tiere!« rief der Bauer; »sie sollen zum Zerplatzen bekommen.«

»Sachte! sachte, Freund!« entgegnete d'Artagnan; »Teufel! wie rasch! Hafer und ein Bund Stroh, mehr nicht.«

»Und reines Wasser für mein Tier, denn es hat sehr warm, wie mir scheint,« sagte Porthos.

»Oh! seid unbesorgt meine Herren,« erwiderte Planchet, »der Vater Celestin ist ein alter Gendarme von Iroy; er kennt den Stall: kommt in das Haus, kommt.«

Und er führte die zwei Freunde durch einen bedeckten Gang, der einen Küchengarten und ein kleines Kleefeld durchschnitt und endlich nach einem Gärtchen ausmündete, hinter dem sich das Haus erhob, dessen Hauptfacade auf der Seite der Straße man schon gesehen hatte.«

Als man näher kam, konnte man durch zwei Fenster im Erdgeschoß, welche Zugang zu der Stube gewährten, das Innere des Landsitzes von Planchet erschauen.

Sanft erhellt durch eine auf dem Tische stehende Lampe erschien diese Stube im Hintergrund des Gartens als das Bild der Ruhe, der Behaglichkeit und des Glücks.

Überall, wo der Lichtflimmer vom brennenden Mittelpunkt aus auf ein altes Fayencegeschirr, auf ein von Sauberkeit glänzendes Geräte, auf eine an der Wand hängende Waffe fiel, fand die reine

Helle einen warmen Reflex und der Feuertropfen fiel auf einen dem Auge angenehmen Gegenstand.

Diese Lampe, welche das Zimmer erhellte, während das Blätterwerk der Jasmin und der Osterluzien von den Fensterrahmen herabfiel, beleuchtete glänzend ein schneeweißes Damasttisch Tuch.

Zwei Gedecke lagen auf diesem Tisch Tuch. In dem rautenweis geschliffenen Kristall einer langen Flasche funkelte der Wein in Rubinen und in einem großen blauen Fayencekrug mit silbernem Deckel war ein schäumender Cider enthalten.

In der Nähe des Tisches, in einem Stuhl mit breiter Lehne schlummerte eine Frau von etwa dreißig Jahren mit einem von Gesundheit und Frische strotzenden Gesicht.

Und auf dem Schooße dieses frischen Geschöpfes ließ eine große rote Katze, die ihren Körper knäuelartig auf ihren Pfoten zusammengezogen hatte, das charakteristische Schnarchen hören, das in den kätzischen Sitten bedeutet: Ich bin vollkommen glücklich.

Die zwei Freunde blieben ganz verwundert über diese Überraschung vor dem Fenster stehen.

Als Planchet ihr Erstaunen sah, ergriff ihn eine sanfte Freude.

»Oh! Planchet, Du Schelm,« rief d'Artagnan, »ich begreife Deine Abwesenheiten.«

»Ho! ho! das ist sehr weiße Leinwand!« sprach Porthos mit einer Donnerstimme.

Beim Geräusch dieser Stimme entfloh die Katze, die Haushälterin fuhr aus dem Schlafe auf, und Planchet, der eine liebevolle Miene annahm, führte die zwei Gefährten in die Stube, wo der Tisch gedeckt war.

»Meine Liebe,« sprach er, »erlaubt mir, Euch den Herrn Chevalier d'Artagnan, meinen Beschützer, vorzustellen.«

D'Artagnan nahm die Hand der Frau als ein Mann von Hofe und mit denselben ritterlichen Manieren, als hätte er die von Madame genommen.

»Der Herr Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds,« fügte Planchet bei.

Porthos machte eine Verbeugung, mit der sich Anna von

Österreich, wäre sie auch noch so anspruchsvoll gewesen, zufrieden erklärt haben würde.

Dann kam die Reihe an Planchet.

Er küßte die Frau ganz treuherzig, nachdem er jedoch zuvor ein Zeichen gemacht hatte, mit dem er d'Artagnan und Porthos um Erlaubnis zu bitten schien.

Eine Erlaubnis, die ihm natürlich erteilt wurde.

D'Artagnan machte Planchet sein Kompliment.

»Das ist ein Mann, der sein Leben einzurichten weiß,« sagte er.

»Gnädiger Herr,« erwiderte Planchet lachend, »das Leben ist ein Kapital, das der Mensch so sinnreich als möglich anlegen muß.«

»Und Du ziehst große Interessen daraus,« rief Porthos wie ein Donner lachend.

Planchet wandte sich wieder an seine Haushälterin, und sagte zu ihr:

»Meine liebe Freundin, Ihr seht da die zwei Männer, die einen Teil meines Daseins geleitet. Ich habe sie Euch Beide oft genannt.«

»Und noch zwei Andere,« sprach die Frau, mit einem scharfen, flämischen Accent.

»Madame ist Holländerin?« fragte d'Artagnan.

Porthos kräuselte seinen Schnurrbart, was d'Artagnan bemerkte, dem gar nichts entging.

»Ich bin aus Antwerpen,« erwiderte die Frau.

»Und sie heißt Frau Gechter,« sagte Planchet.

»Doch Ihr nennt Madame nicht so,« versetzte d'Artagnan.

»Warum nicht?« fragte Planchet.

»Weil das sie alt machen hieße, so oft Ihr sie so nennen würdet.«

»Nein, ich nenne sie Trüchen.«

»Ein reizender Name!« rief Porthos.

»Trüchen,« sprach Planchet, »ist aus Flandern mit ihrer Tugend und zweitausend Gulden zu mir gekommen. Sie entfloh einem widerwärtigen Mann, der sie schlug. Als Picardier habe ich stets die Frauen aus Artois geliebt. Von Artois nach Flandern ist es nur

ein Schritt, sie kam weinend zu ihrem Pathen, meinem Vorgänger in der Rue des Lombards und legte dann ihre zweitausend Taler bei mir an, die ich ihr so umgetrieben habe, daß sie ihr zweitausend tragen.«

»Bravo, Planchet.«

»Sie ist frei, sie ist reich, sie hat eine Kuh, sie befehligt eine Magd und den Vater Celestin, sie spinnt mir alle meine Hemden, sie strickt mir alle meine Winterstrümpfe, sie sieht mich nur alle vierzehn Tage, und ist so gut, sich glücklich zu fühlen.«

»Glücklich bin ich in der Tat,« sagte Trüchen mit Hingebung.

Porthos kräuselte die andere Hemisphäre seines Schnurrbarts.

»Teufel! Teufel!« dachte d'Artagnan, »sollte Porthos Absichten haben?«

Mittlerweile hatte Trüchen, die wohl begriff, von was die Rede war, ihre Köchin aufgemuntert, zwei Gedecke beigefügt und die Tafel mit jenen ausgesuchten Gerichten beladen, welche aus einem Abendbrot ein Mahl und aus einem Mahl einen Schmaus machen.

Frische Butter, gesalzenes Rindfleisch, Sardellen und Thun, der ganze Specereiladen von Planchet.

Hühner, Gemüse, Salat, Teichfische, Flußfische, Wildpret aus dem Wald, Alles, was die Provinz zu bieten vermag.

Sodann kam Planchet aus dem Keller beladen mit zehn Flaschen zurück, deren Glas unter einer dicken Lage von grauem Staub verschwand.

Dieser Anblick erquickte das Herz von Porthos.

»Ich habe Hunger,« sagte er.

Und er setzte sich mit einem mörderischen Blick neben Frau Trüchen.

D'Artagnan setzte sich auf die andere Seite.

Planchet nahm seinen Platz freudig und bescheiden ihr gegenüber.

»Wundert Euch nicht, wenn Trüchen während des Abendbrots den Tisch oft verlässt,« sagte er; »sie beaufsichtigt Euer Schlafzimmer.«

Die Haushälterin machte wirklich zahlreiche Gänge und man

hörte im ersten Stock die Bettgestelle krachen und die Röllchen ächzen.

Während dieser Zeit aßen und tranken die drei Männer, Porthos besonders.

Sie waren wunderbar anzuschauen.

Die zehn Flaschen waren zehn Schatten, als Trüchen mit dem Käse herabkam.

D'Artagnan hatte seine ganze Würde behauptet.

Porthos hatte dagegen einen Teil der seinigen verloren.

Man sang Kriegslieder und recitierte Verse.

D'Artagnan riet eine neue Reise in den Keller, und da Planchet nicht mit der ganzen Regelmäßigkeit eines geschickten Infanteristen marschierte, so machte der Kapitän der Musketiere den Vorschlag, ihn zu begleiten.

Sie gingen ab, Lieder trällernd, daß die flämischen Teufel Angst bekommen hätten.

Trüchen blieb bei Porthos am Tische sitzen.

Während die zwei Weinkenner hinter dem Knüttelholz auswählten, hörte man das sonore Geräusch, das zwei Lippen auf einer Wange hervorbringen, wenn sie eine Lücke machen.

»Porthos wird sich bei La Rochelle geglaubt haben,« dachte d'Artagnan.

Sie stiegen wieder mit Flaschen beladen herauf.

Planchet sah nicht mehr, so sehr sang er.

D'Artagnan, der stets sah, bemerkte, wie die linke Wange von Trüchen röter war als die rechte.

Porthos aber lächelte nach links Trüchen an und kräuselte mit seinen beiden Händen zugleich die zwei Seiten seines Schnurrbarts.

Trüchen lächelte auch dem stattlichen Edelmann zu.

Der perlende Anjouwein machte aus den drei Männern zuerst drei Teufel, dann drei Balken.

D'Artagnan hatte nur noch die Kraft, eine Kerze zu nehmen, und Planchet seine eigene Treppe hinaufzuleuchten.

Planchet zog Porthos nach sich, während ihn Trüchen, ebenfalls sehr lustig, schob.

D'Artagnan war es, der die Stuben fand und die Betten entdeckte.

Porthos sank, von seinem Freunde, dem Musketier, ausgekleidet, in das seinige nieder.

D'Artagnan warf sich auf das seinige und rief:

»Ich hatte doch geschworen, diesen gelben Wein, der nach Flintenstein riecht, nicht mehr zu berühren. Pfui! wenn die Musketiere ihren Kapitän in einem solchen Zustand sehen würden.«

Und er zog die Bettvorhänge zu und fügte bei:

»Zum Glück werden sie mich nicht sehen.«

Planchet wurde von Trüchen in die Arme genommen, die ihn entkleidete und Vorhänge und Türen schloß.

»Das Landleben ist ergötzlich,« sprach Porthos, indem er die Beine so ausstreckte, daß sie durch das Bettgestell drangen, was einen ungeheuern Einsturz veranlaßte, auf den Niemand Achtung gab, so sehr belustigte man sich in dem Landsitz von Planchet.

Um zwei Uhr nach Mitternacht schnarchte Jedermann.

XXVII.

Was man von dem Hause von Planchet aus sieht.

Der andere Morgen fand die drei Freunde in tiefem Schlaf.

Trüchen hatte die Läden als eine Frau geschlossen, welche für beschwerte Augen den ersten Besuch der aufgehenden Sonne befürchtet.

Es war auch finstere Nacht unter den Vorhängen von Porthos und unter dem Baldachin von Planchet, als d'Artagnan, der vor den Andern von einem durch die Fenster eindringenden unbescheidenen Sonnenstrahl aufgeweckt wurde, aus dem Bette sprang, als wollte er der Erste beim Sturme sein.

Er nahm vor Allem die Stube von Porthos, die zunächst bei der seinigen, in Angriff.

Dieser würdige Porthos schlief, wie ein Donner rollt; er breitete stolz in der Finsternis seinen riesigen Rumpf aus, und seine Faust hing angeschwollen auf den Fußsteppich herab.

D'Artagnan weckte Porthos auf, der sich ganz artig die Augen ausrieb.

Mittlerweile kleidete sich Planchet an und empfing an den Türen ihrer Stube die noch vom Tage vorher wankenden Freunde.

Obgleich es noch frühe, so war doch schon das ganze Haus auf den Beinen. Die Köchin metzelte unbarmherzig im Geflügelhof, und der Vater Celestin pflückte Kirschen im Garten.

Porthos reichte ganz munter Planchet eine Hand, und d'Artagnan bat um Erlaubnis, Frau Trüchen umarmen zu dürfen.

Diese, welche keinen Groll gegen die Besiegten hegte, näherte sich Porthos, dem dieselbe Gunst bewilligt wurde.

Porthos umarmte Frau Trüchen mit einem schweren Seufzer.

Da nahm Planchet die zwei Freunde bei der Hand und sprach:

»Ich will Euch mein Haus zeigen; gestern Abend sind wir wie in einen Backofen hier hereingekommen und konnten nichts sehen; aber bei Tag gewinnt Alles ein andern Anblick, und Ihr werdet zufrieden sein.«

»Beginnen wir mit der Aussicht!« sagte d'Artagnan, »die

Aussicht entzückt mich vor Allem; ich habe stets königliche Häuser bewohnt, und die Fürsten wissen ihre Gesichtspunkte nicht zu schlecht zu wählen.«

»Ich,« versetzte Porthos, »ich habe immer auf die Aussicht gehalten. In meinem Schlosse Pierrefonds habe ich vier Alleen durchschlagen lassen, welche nach einer wechselreichen Perspektive ausmünden.«

»Ihr sollt meine Perspektive sehen,« erwiderte Planchet.

Und er führte seine zwei Gäste vor ein Fenster. »Ah! ja, das ist die Rue de Lyon,« sagte d'Artagnan.

»Ja. Ich habe zwei Fenster hier, eine unbedeutende Aussicht; man erschaut jenes stets geräuschvolle Wirtshaus, eine unangenehme Nachbarschaft. Ich hatte vier Fenster hier, behielt aber nur zwei.«

»Gehen wir weiter,« sagte d'Artagnan.

Sie kehrten in eine Hausflur zurück, die nach den Stuben führte, und Planchet stieß die Läden auf.

»Halt! Halt!« rief Porthos, »was ist das dort?«

»Der Wald,« erwiderte Planchet, »Es ist der Horizont, beständig eine dichte Linie, im Frühjahr gelblich, im Sommer grün, im Herbst rot und im Winter weiß.«

»Sehr gut. Doch das ist ein Vorhang, der sehr fern zu sehen hindert.«

»Ja,« sagte Planchet; »doch man sieht von hier bis dort.«

»Oh! die großen Felder!« rief Porthos. »Ah! was bemerke ich . . . Kreuze, Steine!«

»Das ist der Friedhof,« sagte d'Artagnan.

»Ganz richtig,« sprach Planchet, »ich versichere Euch, daß dies sehr interessant ist; es vergeht kein Tag, ohne daß man Jemand beerdigt. Fontaineblou ist ziemlich stark. Bald sind es weiß gekleidete junge Mädchen mit Bauern, bald Schoppen oder reiche Bürger mit den Kantoren und Kirchendienern, zuweilen auch Officianten vom Hofstaat des Königs.«

»Ich liebe das nicht,« sagte Porthos. »Das ist nicht sehr belustigend,« bemerkte d'Artagnan.

»Ich versichere Euch, daß dies fromme Gedanken rege gemacht,« erwiderte Planchet.

»Ah! ich leugne das nicht.«

»Wir müssen eines Tags sterben,« fuhr Planchet fort; »es gibt irgendwo eine Maxime, die ich behalten habe; sie lautet also: der Gedanke an den Tod ist ein heilsamer Gedanke.«

»Ich behaupte nicht das Gegenteil,« sprach Porthos.

»Aber,« entgegnete d'Artagnan, »es ist auch ein heilsamer Gedanke, der Gedanke an grüne Bäume, an Blumen, an Bäche, an blaue Horizonte, an unübersehbare Ebenen . . . «

»Wenn ich sie hätte, würde ich sie nicht zurückweisen,« versetzte Planchet; »da ich aber nur diesen kleinen, ebenfalls blühenden, moosreichen, schattigen und rosigen Friedhof habe, so begnüge ich mich damit und denke an die Leute der Stadt, die zum Beispiel in der Rue des Lombards wohnen, und täglich zweitausend Karren rollen und hundert und fünfzigtausend Personen im Koth patschen hören.«

»Doch lebendige,« sagte Porthos, »lebendige.«

»Darum erquickt es mich gerade ein wenig, Tote zu sehen,« entgegnete Planchet schüchtern.

»Dieser verteufelte Planchet,« rief d'Artagnan, »er war geboren, um Dichter, wie um Gewürzkrämer zu sein.«

»Herr,« erwiderte Planchet, »ich war einer von jenen ehrlichen Menschenteigen, welche Gott gemacht hat, um sich für eine gewisse Zeit zu beleben, und um alle Dinge gut zu finden, die ihren Aufenthalt auf Erden begleiten.«

D'Artagnan setzte sich nun zum Fenster und träumte hier, denn die Philosophie von Planchet war ihm sehr solid vorgekommen.

»Bei Gott!« rief Porthos, »man gibt uns gerade das Schauspiel. Höre ich denn nicht ein wenig singen?«

»Oh! das ist eine Beerdigung letzten Rangs,« sagte Planchet mit verächtlichem Tone. »Es ist da nur der Priester, der das Amt zu halten hat, der Meßner und der Chorknabe. Ihr seht, meine Herren, der Verstorbene oder die Verstorbene war kein Fürst oder keine Fürstin.«

»Nein, Niemand folgt dem Sarge.«

»Doch,« versetzte Porthos, »ich sehe einen Mann.«

»Ja, es ist wahr, ein Mann in einen Mantel eingehüllt,« sprach d'Artagnan.

»Es lohnt sich nicht der Mühe, gesehen zu werden,« sagte Planchet.

»Das interessiert mich!« erwiderte lebhaft d'Artagnan, der sich mit dem Ellenbogen aus das Fenstergesimse stützte.

»Ah! ah! Ihr beißt an!« rief Planchet freudig; »das ist gerade wie bei mir, in den ersten Tagen war ich traurig, daß ich fortwährend Kreuzeszeichen machen sollte und die Gesänge drangen mir wie Nägel in das Gehirn ein; seitdem wiege ich mich in den Gesängen, und ich habe noch nie so schöne Vögel gesehen, als die des Friedhofs.«

»Ich belustige mich nicht dabei, und will lieber hinabgehen,« sagte Porthos.

Planchet machte nun einen Sprung und bot Porthos seine Hand, um ihn in den Garten zu führen.

»Wie! Ihr bleibt da?« fragte Porthos d'Artagnan, indem er sich umwandte.

»Ja, mein Freund, ich werde Euch nachfolgen.«

»Oh! Herr d'Artagnan hat nicht Unrecht,« sagte Planchet; »bestattet man schon?«

»Noch nicht.«

»Ah! ja, der Totengräber wartet, bis die Stricke um den Sarg geknüpft sind. Sieh da! es tritt eine Frau am andern Ende des Friedhofs ein.«

»Ja, ja, lieber Planchet;« sprach d'Artagnan rasch; »doch laß mich, laß mich, ich fange an, in heilsame Betrachtungen einzugehen, störe mich nicht.«

Planchet entfernte sich, d'Artagnan verschlang mit den Augen hinter dem halbverschlossenen Laden, was gegenüber vorging.

Die zwei Träger der Leiche hatten die Tragbänder von ihrem Sarg losgemacht und ließen ihre Bürde in die Grube sinken.

Einige Schritte davon lehnte sich der Mann im Mantel, der einzige Zuschauer der düsteren Szene, an eine Zypresse an und entzog gänzlich sein Gesicht sowohl den Totengräbern, als den Priestern; der Leichnam des Verstorbenen war in fünf Minuten begraben.

Sobald das Grab gefüllt war, wandten sich die Priester um, der Totengräber sagte ein paar Worte zu ihnen und ging hinter

denselben ab.

Der Mann im Mantel grüßte sie im Vorübergehen und legte ein Geldstück in die Hand des Totengräbers.

»Mordioux!« murmelte d'Artagnan, »dieser Mensch dort ist Aramis.«

Aramis blieb in der Tat allein, wenigstens auf dieser Seite, denn kaum hatte er den Kopf umgewendet, als der Tritt einer Frau und das Streifen eines Kleides auf dem Wege in seiner Nähe hörbar wurden.

Er drehte sich sogleich um, nahm seinen Hut mit der ganzen Ehrerbietung eines Höflings ab und führte die Dame unter ein Dach von Kastanienbäumen und Linden, die ein prunkvolles Grab beschatteten.

»Ah! ah!« sagte d'Artagnan, »der Bischof von Vannes gibt Rendezvous! das ist immer noch der buhlende Abbé in Noisy-le-Sec.«

»Ja,« fügte der Musketier lachend bei, »doch auf einem Friedhof ist es ein frommes Rendezvous.«

Die Unterredung dauerte eine volle halbe Stunde.

D'Artagnan konnte das Gesicht der Dame nicht sehen, denn sie wandte ihm den Rücken zu, doch er nahm an der Steifheit der beiden Sprechenden, an der Symmetrie ihrer Gebärden, an der abgemessenen, ungeheuerlichen Weise, mit der sie sich Blicke zum Angriff oder zur Verteidigung zusandten, vollkommen wahr, daß man nicht von Liebe sprach.

Nach dem Schlusse der Unterredung stand die Dame auf, und nun war sie es, die sich tief vor Aramis verbeugte.

»Ho! ho!« sagte d'Artagnan, »das endigt wie ein Liebesrendezvous! Der Kavalier kniet am Anfang nieder; die Dame ist hernach bezähmt, und nun fleht sie. Wer ist diese Dame? ich gäbe einen Nagel, wenn ich sie sehen könnte.«

Doch das war unmöglich: Aramis ging zuerst weg, die Dame vertiefte sich in ihre Kopfbedeckung und entfernte sich nachher.

D'Artagnan hielt es nicht mehr aus; er lief an das Fenster nach der Rue de Lyon.

Aramis war so eben in den Gasthof eingetreten.

Die Dame nahm ihren Weg in verkehrter Richtung. Sie wollte

sich wahrscheinlich zu einer Equipage mit zwei Handpferden und einem Wagen, den man am Saume des Waldes sah, begeben.

Sie ging langsam, mit vorgebeugtem Kopf und in eine tiefe Träumerei versunken.

»Mordioux! Mordioux! ich muß diese Frau kennen lernen,« sagte der Musketier.

Und ohne sich weiter zu besinnen, folgte er ihr schleunigst nach.

Unter Weges fragte er sich, durch welches Mittel er sie zwingen würde, den Schleier aufzuheben.

»Sie ist nicht jung,« sagte er; »es ist eine Frau von der vornehmen Welt. Der Teufel soll mich holen, wenn ich diese Tournure nicht kenne.«

Durch sein hastiges Laufen brachten seine Sporen und Stiefel auf dem beschlagenen Boden der Straße ein seltsames Geklirr und Geklapper hervor, und in Folge hiervon widerfuhr ihm ein Glück, auf das er nicht rechnete.

Dieses Geräusch beunruhigte die Dame, sie glaubte, man folge ihr oder verfolge sie, was der Wahrheit entsprach, und sie wandte sich um.

D'Artagnan sprang, als hätte er eine Ladung Vogeldunst in die Lenden bekommen. Dann machte er eine hakenförmige Wendung und murmelte:

»Frau von Chevreuse.«

D'Artagnan wollte nicht nach Hause zurückkehren, ohne Alles zu wissen.

Er ersuchte den Vater Celestin, sich beim Totengräber zu erkundigen, wer der Verstorbene gewesen, den man am Morgen beerdigt habe.

»Ein armer Franziskaner-Bettler, der auf dieser Welt nicht einmal einen Hund hatte, um ihn zu lieben und zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten,« antwortete der Totengräber.

»Wäre dies so, so hätte Aramis nicht seiner Bestattung beigewohnt,« dachte d'Artagnan; »der Herr Bischof von Vannes ist kein Hund, was die Ergebenheit betrifft; in Beziehung auf die seine Witterung, das ist etwas Anderes.«

XXVIII.

Wie sich Porthos, Trüchen und Planchet mit Hilfe von d'Artagnan alle als Freunde verließen.

Man speiste tüchtig im Hause von Planchet.

Porthos zerbrach eine Leiter und zwei Kirschbäume, plünderte die Himbeersträucher, konnte aber nicht zu den Erdbeeren gelangen, wegen seines Degengehenkes, wie er sagte.

Trüchen, die schon mit Porthos vertraut geworden war, meinte:

»Es ist nicht das Degengehenke, sondern der Bauch.«

Außer sich vor Freude küßte Porthos Trüchen, und diese pflückte ihre Hand voll Erdbeeren und ließ ihn aus ihrer Hand essen. D'Artagnan, der mittlerweile herbei kam, schalt Porthos wegen seiner Trägheit aus und beklagte Planchet ganz leise.

Porthos frühstückte gut; als er damit zu Ende war, sagte er, Trüchen anschauend:

»Ich würde mir hier gefallen.«

Trüchen lächelte.

Planchet tat dasselbe, doch nicht ohne ein wenig Zwang.

Da sprach d'Artagnan zu Porthos:

»Mein Freund, die Genüsse von Capua dürfen Euch den wahren Zweck unserer Reise nach Fontainebleau nicht vergessen lassen.«

»Meine Vorstellung beim König?«

»Ganz richtig. Ich will einen Gang in der Stadt machen, um Vorkehrungen hierzu zu treffen. Ich bitte, geht nicht von hier weg.«

»Oh! nein!« rief Porthos.

Planchet schaute d'Artagnan ängstlich an und fragte ihn:

»Werdet Ihr lange abwesend sein?«

»Nein, mein Freund, und schon diesen Abend befreie ich Dich von zwei für Dich ein wenig lästigen Gästen.«

»Ah! Herr Chevalier! Ihr könnt das sagen . . . «

»Siehst Du, Dein Herz ist vortrefflich, aber Dein Haus ist klein.

Wer nur zwei Morgen hat, kann einen König bei sich aufnehmen und glücklich machen. Doch Du bist nicht als vornehmer Herr geboren.«

»Herr Porthos auch nicht,« murmelte Planchet.

»Er ist es geworden, mein Lieber; er ist Grundherr von hunderttausend Livres Rente seit zwanzig Jahren und seit fünfzig Jahren ist er Gebieter von zwei Fäusten und von einem Rückgrat, die nie Nebenbuhler in dem schönen Lande Frankreich gehabt haben. Porthos ist ein sehr vornehmer Herr, im Vergleich mit Dir, und . . . und ich sage Dir nicht mehr. Ich weiß, daß Du verständig bist.«

»Nein! nein! ich bitte, erklärt Euch.«

»Schau Deinen geplünderten Obstgarten, Deine leere Speisekammer, Dein zerbrochenes Gastbett, Deinen trockengelegten Keller an, schau Frau Trüchen an.«

»Oh! mein Gott!« rief Planchet.

»Porthos, siehst Du, ist Herr von dreißig Dörfern, welche drei hundert aufgeweckte Vasallinnen enthalten, und Porthos ist ein sehr hübscher Mann!«

»Oh! mein Gott!« wiederholte Planchet.

»Frau Trüchen ist eine vortreffliche Person,« fuhr d'Artagnan fort, »bewahre sie für Dich, hörst Du!« Und er klopfte ihm auf die Schulter.

In diesem Augenblick erschaute der Gewürzkrämer Porthos und Trüchen in der Entfernung unter einer Laube.

Trüchen machte Porthos mit einer ganz flämischen Anmut Ohrgehänge aus Zwillingsskirschen und Porthos lachte verliebt wie Simson von Dalilah.

Planchet drückte d'Artagnan die Hand und lief nach der Laube. Lassen wir Porthos die Gerechtigkeit widerfahren, daß ihn das nicht störte. Ohne Zweifel glaubte er nicht schlimm zu handeln.

Trüchen ließ sich ebenfalls nicht stören, worüber Planchet mißvergnügt wurde; doch er hatte genug schöne Welt in seiner Bude gesehen, um bei einer Unannehmlichkeit gute Miene zu machen.

Planchet nahm Porthos beim Arm und machte ihm den Vorschlag, nach den Pferden zu schauen.

Porthos sagte, er sei müde.

Planchet schlug dem Baron du Vallon vor, von einem Nußliqueur zu kosten, den er selbst gemacht und der nicht seines Gleichen habe.

Der Baron nahm dieß an.

So wusste Planchet den ganzen Tag seinen Freund zu beschäftigen. Er opferte seinen Speiseschrank seiner Eigenliebe.

D'Artagnan kam nach zwei Stunden zurück.

»Alles ist angeordnet,« sagte er; »ich habe Seine Majestät einen Augenblick bei der Abfahrt zur Jagd gesehen: der König erwartet uns diesen Abend.«

»Der König erwartet mich!« rief Porthos, indem er sich hoch ausrichtete. Und man muß gestehen, denn des Menschen Herz ist eine bewegliche Welle, von diesem Augenblick schaute Porthos Frau Trüchen nicht mehr mit der rührenden Freundlichkeit an, die das Herz der Antwerpnerin erweicht hatte.

Planchet fachte nach Kräften diese ehrgeizige Stimmung an. Er erzählte abermals oder durchging vielmehr alle Herrlichkeiten der vorhergehenden Regierung: die Schlachten, die Belagerungen, die Feierlichkeiten. Er sprach vom Luxus der Engländer, von den Eroberungen, welche die drei braven Gefährten gemacht, von denen d'Artagnan am Anfang der Geringste, am Ende das Haupt geworden.

Er versetzte Porthos in Begeisterung, indem er ihm die entschwundene Jugend zeigte; er rühmte, so viel er konnte, die Keuschheit dieses vornehmen Herrn und seine religiöse Achtung für die Freundschaft; er war beredt, er war gewandt. Er entzückte Porthos, machte Trüchen zittern und d'Artagnan träumen.

Um sechs Uhr befahl der Musketier, die Pferde bereit zu halten, und hieß Porthos sich ankleiden.

Er dankte Planchet für seine Gastfreundschaft und ließ ein paar Worte über seine Anstellung bei Hofe fallen, die sich für ihn finden dürfte, was Planchet sogleich im Geiste von Trüchen erhöhte, wo der so gute, so edelmütige, so ergebene arme Gewürzkrämer seit der Erscheinung der zwei vornehmen Herren und der Vergleichung mit diesen etwas gesunken war.

Denn die Frauen sind so beschaffen: sie trachten nach dem,

was sie nicht haben, sie verachten das, wonach sie trachteten, wenn sie es haben.

Nach dem er seinen Freund Planchet diesen Dienst geleistet hatte, sagte d'Artagnan ganz leise zu Porthos:

»Mein Freund, Ihr habt einen ziemlich hübschen Ring an Eurem Finger.«

»Drei hundert Pistolen,« erwiderte Porthos.

»Frau Trüchen wird ein viel besseres Andenken an Euch bewahren, wenn Ihr ihr diesen Ring überlaßt.«

Porthos zögerte.

»Ihr findet ihn nicht schön genug?« fuhr d'Artagnan fort. »Ich verstehe Euch, ein vornehmer Herr, wie Ihr, wohnt nicht bei einem ehemaligen Diener, ohne die Gastfreundschaft reichlich zu bezahlen; doch glaubt mir, Planchet hat ein so gutes Herz, daß er nicht bemerken wird. Eure Einkünfte belaufen sich auf hundert tausend Livres.«

»Ich habe große Lust,« erwiderte Porthos, der sich bei dieser Rede aufblähte, »ich habe große Lust, Frau Trüchen meine kleine Meierei Bracieux zu schenken: dann ist auch ein Ring am Finger, zwölf Morgen . . . «

»Es ist zu viel, mein lieber Porthos, zu viel für den Augenblick . . . Behaltet das für später.«

Er zog ihm den Diamant vom Finger, näherte sich Trüchen und sprach:

»Madame, der Herr Baron weiß nicht, wie er Euch bitten soll, ihm zu Liebe diesen kleinen Ring anzunehmen. Herr du Vallon ist einer von den großmüthigsten und diskretesten Menschen, die ich kenne. Er wollte Euch eine Meierei anbieten, die er in Brocieux besitzt; doch ich habe ihm davon abgeraten.«

»Oh!« rief Trüchen, die den Diamant mit ihren Blicken verschlang.

»Herr Baron!« rief Planchet gerührt.

»Mein guter Freund!« stammelte Porthos entzückt, daß ihn d'Artagnan so gut verdolmetscht.

Alle diese sich kreuzenden Ausrufungen gaben eine pathetische Entwicklung dem Tag, der sich auf eine groteske Weise endigen konnte.

Doch d'Artagnan war da, und überall, wo d'Artagnan befehligte, hatten die Dinge nur nach seinem Geschmack und seinem Wunsche ein Ende genommen.

Man umarmte sich. Durch die Großmut des Barons sich selbst zurückgegeben, fühlte sich Trüchen an ihrem Platz und bot nun eine schüchterne, errötende Stirne dem vornehmen Herrn, mit dem sie sich am Abend vorher so vertraulich gemacht.

Planchet selbst war von Demut erfüllt.

Einmal im Flusse der Großmut, hätte Porthos gern seine Taschen in die Hände der Köchin und Celestins geleert.

Doch d'Artagnan hielt ihn zurück und sagte:

»Das ist meine Sache.«

Und er schenkte eine Pistole der Frau und zwei dem Mann.

Da kamen Segnungen, die das Herz von Harvaggon erquickt und ihn zum Verschwender gemacht hätten.

D'Artagnan ließ sich von Planchet bis zum Schloß geleiten und führte Porthos in seine Kapitänswohnung, zu der er gelangte, ohne von denjenigen, welchen er zu begegnen befürchtete, gesehen worden zu sein.

XXIX.

Die Vorstellung von Porthos.

An demselben Abend gab der König einem Botschafter der vereinigten Provinzen Audienz im großen Salon.

Die Audienz dauerte eine Viertelstunde.

Hiernach empfing er diejenigen, welche nur vorgestellt wurden, und einige Damen, die zuerst kamen«

In einer Ecke des Salon, hinter der Säule, unterhielten sich Porthos und d'Artagnan und warteten, bis die Reihe an sie kam.

»Wißt Ihr die Neuigkeit?« sagte der Musketier zu seinem Freund.

»Nein.«

»Nun, so schaut sie an.«

Porthos erhob sich auf den Fußspitzen und sah Herrn Fouquet im Ceremonienkleid, der Aramis zum König führte.

»Aramis!« sagte Porthos.

»Durch Herrn Fouquet dem König vorgestellt.«

»Ah!« machte Porthos.

»Weil er Belle-Isle befestigt,« fuhr d'Artagnan fort.

»Und ich?«

»Ihr seid, wie ich Euch zu sagen die Ehre gehabt, der gute Porthos, die Güte des guten Gottes; man bittet Euch, Saint-Mandé ein wenig zu hüten.

»Ah!« wiederholte Porthos.

»Doch zum Glück bin ich da, und sogleich wird die Reihe an mich kommen,« sagte d'Artagnan.

In diesem Augenblick wandte sich Fouquet an den König und sprach:

»Sire, ich habe eine Gnade von Eurer Majestät zu erbitten. Herr d'Herblay ist nicht ehrgeizig, doch er weiß, daß er nützlich sein kann. Euer Majestät bedarf eines Agenten in Rom und zwar eines mächtigen; wir können einen Kardinalshut für Herrn d'Herblay haben.«

Der König machte eine Bewegung.

»Ich bitte Eure Majestät nicht oft,« sagte Fouquet.

»Das ist ein Fall,« antwortete der König, der seine Zögerungen immer so übersetzte.

Bei diesem Wort war nichts zu erwidern.

Fouquet und Aramis schauten sich an.

Der König fuhr fort:

»Herr d'Herblay kann uns auch in Frankreich dienen: ein Erzbistum zum Beispiel.«

»Sire,« sagte Fouquet, mit der ihm eigentümlichen Anmut, »Eure Majestät überströmt Herrn d'Herblay mit ihrer Gnade: das Erzbistum kann in der Huld des Königs die Vervollständigung des Huts sein, das Eine schließt das Andere nicht aus.«

Der König bewunderte die Geistesgegenwart und lächelte.

»D'Artagnan hätte nicht besser geantwortet,« sagte er. Er hätte nicht sobald dieses Wort gesprochen, als d'Artagnan vortrat und fragte: »Eure Majestät ruft mich!«

Aramis und Fouquet machten einen Schritt, um sich zu entfernen.

»Erlaubt, Sire,« sagte lebhaft d'Artagnan, der Porthos demaskierte, »erlaubt, daß ich Euer Majestät den Herrn Baron du Vallon, einen der bravsten Edelleute Frankreichs, vorstelle.«

Aramis erbleichte beim Anblick von Porthos; Fouquet zog seine Hände unter seinen Manschetten Kampfhaft zusammen.

D'Artagnan lächelte Beiden zu, während sich Porthos, sichtbar bewegt, vor der königlichen Majestät verbeugte.

»Porthos hier!« flüsterte Fouquet Aramis ins Ohr.

»St! das ist ein Verrat,« erwiderte dieser.

»Sire!« sprach d'Artagnan, »ich sollte Herrn du Vallon schon vor sechs Jahren Eurer Majestät vorgestellt haben, doch gewisse Menschen gleichen den Sternen: sie gehen nicht ohne das Gefolge ihrer Freunde, das Siebengestirn trennt sich nicht, deshalb habe ich, um Euch Herrn du Vallon vorzustellen, den Augenblick gewählt, wo Ihr an seiner Seite Herrn d'Herblay sehen würdet.«

Aramis hätte beinahe die Fassung verloren. Doch er schaute

d'Artagnan mit einer stolzen Miene an, als nähme er die Herausforderung auf, die ihm dieser zuzuschleudern schien.

»Ah! diese Herren sind gute Freunde,« sagte der König.

»Vortreffliche Freunde, Sire, und der Eine sieht für den Andern. Fragt Herrn von Vannes, wie Belle-Isle befestigt worden ist.«

Fouquet entfernte sich einen Schritt.

»Belle-Isle ist von diesem Herrn befestigt worden,« erwiderte Aramis mit kaltem Tone.

Und er deutete auf Porthos, der sich zum zweiten Mal verbeugte.

Ludwig bewunderte und mißtraute.

»Ja,« sagte d'Artagnan, »doch fragt den Herrn Baron, wer ihm bei diesen Arbeiten geholfen hat.«

»Aramis,« antwortete Porthos offenherzig.

Und er bezeichnete den Bischof.

»Was Teufels soll dieß Alles bedeuten, und welche Entwicklung wird diese Komödie haben,« dachte der Bischof.

»Wie!« sagte der König, »der Herr Kardinal . . . ich will sagen der Bischof . . . heißt Aramis.«

»Kriegsname,« erwiderte d'Artagnan.

»Freundschaftsname,« sprach Aramis.

»Keine Bescheidenheit,« rief d'Artagnan: »unter diesem Priester, Sire, verbirgt der glänzendste Offizier, den unerschrockensten Edelmann, den gelehrtesten Theologen Eures Königreichs.«

Ludwig erhob das Haupt.

»Und ein Ingenieur!« sprach der König, die damals wirklich herrliche Physiognomie von Aramis bewundernd.

»Ingenieur bei Gelegenheit,« sagte dieser.

»Mein Gefährte bei den Musketiern,« sprach d'Artagnan voll Wärme, »der Mann, der mehr als hundertmal den Minister Eures Vaters mit seinen Ratschlägen unterstützt hat . . . Herr d'Herblay, mit einem Wort, der mit Herrn du Vallon, mir und dem de la Fère, den Eure Majestät kennt, die Guadrille bildete, von der Mehrere unter dem seligen König und während der Minderjährigkeit sprachen.«

»Und der Belle-Isle befestigt hat,« wiederholte der König mit einem tiefen Ausdruck.

Aramis trat vor und sprach:

»Um dem Sohne zu dienen, wie ich dem Vater gedient habe.«

D'Artagnan schaute Aramis fest an, während er diese Worte sprach. Er gewährte so viel wahre Ehrfurcht, so viel warme Ergebenheit, so viel unbestreitbare Überzeugung, daß er, d'Artagnan, der ewige Zweifler, er, der Unfehlbare, dadurch gefangen wurde.

»Man hat keinen solchen Ton, wenn man lügt,« sagte er.

Ludwig war durchdrungen und sprach zu Fouquet, der voll Angst auf das Resultat dieser Prüfung wartete:

»Wenn es sich so verhält, bewillige ich den Kardinalshut: Herr d'Herblay, Ich gebe Euch mein Wort für die erste Promotion. Dankt Herrn Fouquet.«

Diese Worte wurden von Colbert gehört, dem sie das Herz zerrissen.

Er verließ hastig den Saal.

»Ihr, Herr du Vallon, bittet . . . Ich liebe es, die Diener meines Vaters zu belohnen.«

»Sire,« erwiderte Porthos. Doch er vermochte nicht weiter zu sprechen.

»Sire,« rief d'Artagnan, »dieser würdige Kavalier ist durch die Majestät Eurer Person ganz verblüfft, er, der den Blick und das Feuer von tausend Feinden kühn ausgehalten hat; aber ich weiß, was er denkt, und ich, der ich mehr daran gewöhnt bin, die Sonne anzuschauen, will Euch seinen Gedanken sagen. Er braucht nichts, er wünscht nichts, als das Glück, Eure Majestät eine Viertelstunde lang ansehen zu dürfen.«

»Ihr speist heute Abend mit mir,« sagte der König, der Porthos mit einem anmutigen Lächeln zuwinkte.

Porthos wurde karmesinrot vor Freude und Stolz.

Der König entließ ihn und d'Artagnan schob ihn aus dem Saal, nachdem er ihn umarmt hatte.

»Setzt Euch an der Tafel neben mich,« sagte ihm Porthos ins Ohr.

»Ja, mein Freund.«

»Aramis ist mir böse, nicht wahr?«

»Aramis hat Euch nie so sehr geliebt. Bedenkt doch, daß ich ihm den Kardinalshut verschafft habe.«

»Es ist wahr. Doch sagt mir, liebt es der König, daß man viel an seiner Tafel ißt?«

»Das heißt Ihm schmeicheln, denn er besitzt einen königlichen Appetit.«

»Ihr entzückt mich!« rief Porthos.

XXX.

Erklärungen.

Aramis hatte geschickt eine Wendung gemacht, um zu d'Artagnan und Porthos zu gelangen. Er kam zu dem letzteren hinter der Säule und sagte, indem, er ihm die Hand drückte:

»Ihr seid aus meinem Gefängnis entwichen.«

»Scheltet ihn nicht,« erwiderte d'Artagnan, »ich bin es, der ihm den Schlüssel zum freien Feld gegeben hat, mein lieber Aramis.«

»Ah! mein Freund,« versetzte Aramis, Porthos anschauend, »solltet Ihr mit weniger Geduld gewartet haben?«

D'Artagnan kam Porthos, der schon keuchte, zu Hilfe und sagte:

»Oh! Ihr Leute von der Kirche, Ihr seid große Politiker. Wir Leute vom Schwert, wir gehen gerade auf das Ziel los. Hört, wie sich die Sache verhält. Ich hatte den lieben Baisemeaux besucht.«

Aramis spitzte die Ohren.

»Ah!« rief Porthos, »Ihr erinnert mich daran, daß ich einen Brief für Euch, Aramis, von Baisemeaux.

Und er reichte dem Bischof den uns bekannten Brief.

Aramis bat um Erlaubnis, ihn lesen zu dürfen, und las ihn, ohne daß d'Artagnan einen Augenblick durch diesen Umstand in Verlegenheit gesetzt zu sein schien.

Aramis beobachtete übrigens selbst eine so gute Haltung, daß ihn d'Artagnan mehr als je bewunderte.

Nachdem der Brief gelesen war, steckte ihn Aramis mit vollkommen ruhiger Miene in seine Tasche.

»Ihr sagtet also, lieber Kapitän?« fragte er.

»Ich sagte,« fuhr der Musketier fort, »ich habe Baisemeaux im Dienst besucht.«

»Im Dienst?«

»Ja. Und wir sprachen natürlich von Euch und unseren guten Freunden. Ich muß gestehen, daß mich Baisemeaux kalt empfing.

Ich nahm Abschied. Als ich zurückkam, redete mich ein Soldat an und sagte zu mir (er erkannte mich ohne Zweifel trotz meines Zivilanzugs): »Kapitän, wollt Ihr die Güte haben, mir den Namen zu lesen, der auf diesem Umschlag geschrieben ist.«



»Und ich las: An Herrn Du Vallon in Saint-Mandé bei Herrn Fouquet.«

»Ah!« sagte ich zu mir selbst, »Porthos ist nicht nach Pierrefonds oder nach Belle-Isle zurückgekehrt, wie ich dachte; Porthos ist in Saint-Mandé bei Herrn Fouquet, Herr Fouquet ist nicht in Saint-Mandé; Porthos ist also allein, oder mit Aramis; wir wollen Porthos besuchen.«

»Und ich besuchte Porthos.«

»Sehr gut,« versetzte Aramis träumerisch.

»Ihr erzählt mir das nicht,« sagte Porthos.

»Ich hatte nicht Zeit, mein Freund.«

»Und Ihr nehmt Porthos mit nach Fontainebleau?«

»Zu Planchet.«

»Planchet wohnt in Fontainebleau?« fragte Aramis.

»Ja, nahe beim Friedhof,« erwiderte Porthos unbesonnener Weise.

»Wie, beim Friedhof?« versetzte Aramis argwöhnisch.

»Ah, gut,« dachte der Musketier, »benützen wir den Wirrwarr.«

»Ja, beim Friedhof,« sagte Porthos, »Planchet ist gewiß ein vortrefflicher Bursche, der ausgezeichnetes Zuckerwerk macht, aber er hat Fenster, die auf den Friedhof gehen. Das ist betrübend. So haben wir diesen Morgen . . . «

»Diesen Morgen?« sagte Aramis immer unruhiger.

Aramis wandte den Sprechenden den Rücken zu und trommelte am Fenster die Melodie von einem Marsch.

»So haben wir diesen Morgen einen Christen beerdigen sehen.«

»Ah! ah!«

»Das macht traurig! Ich würde nicht in einem Hause leben, wo man fortwährend Tote steht. D'Artagnan scheint dies im Gegenteil zu lieben.«

»Ah! d'Artagnan hat gesehen.«

»Er hat nicht gesehen, sondern mit den Augen verschlungen.«

Aramis bebte und wandte sich um, um den Musketier anzuschauen, doch dieser war schon in ein Gespräch mit Saint-Aignan vertieft.

Aramis fuhr fort, Porthos zu befragen; als er sodann der Riesenzitrone allen Saft ausgepreßt hatte, warf er die Schale weg.

Er kehrte zu d'Artagnan zurück, klopfte ihm, nachdem Saint-Aignan weggegangen war, auf die Schulter und sagte:

»Freund.«

»Lieber Freund,« erwiderte d'Artagnan. »Wir Andern speisen nicht mit dem König zu Nacht.«

»Doch, ich speise mit ihm.«

»Könnt Ihr zehn Minuten mit mir plaudern?«

»Zwanzig! So viel Zeit vergeht, bis sich der König zu Tische setzt.«

»Wo wollen wir sprechen?«

»Hier auf diesen Bänken; wenn der König weggegangen ist, kann man sich setzen, und der Saal ist leer.«

»Setzen wir uns.«

Sie setzten sich. Aramis nahm d'Artagnan bei der Hand und sprach:



»Gestehet ein, Freund, daß Ihr Porthos aufgefordert habt, mir ein wenig zu mißtrauen.«

»Ich gestehe es, doch nicht, wie Ihr meint. Ich sah, daß sich Porthos zum Sterben langweilte, und ich wollte, indem ich ihn dem König vorstellte, für ihn und für Euch tun, was Ihr nie tun

würdet.«

»Was?«

»Ich wollte Euer Lob aussprechen.«

»Ihr habt es edelmütig getan, und ich danke Euch.«

»Und ich habe Euch dem Hut genähert, der zurückwich.«

»Ah! ich gestehe es,« sagte Aramis mit einem seltsamen Lächeln, »Ihr seid in der Tat ein einziger Mann, um das Glück Eurer Freunde zu machen.«

»Ihr seht also, daß ich nur gehandelt habe, um das von Porthos zu machen.«

»Ja! ich übernahm das, doch Euer Arm ist länger, als der von uns.«

Nun war die Reibe zu lächeln an d'Artagnan.

»Sprecht,« sagte Aramis, »wir sind uns Wahrheit schuldig: liebt Ihr mich immer noch, mein teurer d'Artagnan?«

»Immer wie einst,« antwortete d'Artagnan, ohne sich zu sehr durch diese Antwort zu kompromittieren.

»Dann meinen Dank, und volle Offenherzigkeit: Ihr kamt für den König nach Belle-Isle.«

»Bei Gott!«

»Ihr wolltet uns also das Vergnügen rauben, Belle-Isle dem König ganz befestigt anzubieten.«

»Nein, mein Freund, um Euch das Vergnügen zu rauben, hätte ich vor Allem von Eurer Absicht unterrichtet sein müssen.«

»Ihr kamt nach Belle-Isle, ohne etwas zu wissen?«

»Von Euch? oh! jawohl. Wie Teufels soll ich mir einbilden, Aramis sei dergestalt Ingenieur geworden, daß er wie Polybius oder Archimedes zu befestigen verstehe.«

»Das ist wahr . . . Doch Ihr vermutetet mich dort?«

»Oh! ja.«

»Und Porthos auch?«

»Teuerster, ich vermutete nicht, Aramis sei Ingenieur. Ich konnte nicht erraten, Porthos sei es geworden. Ein Lateiner sagt: Man bildet sich zum Redner, man wird als Dichter geboren. Niemals aber ist gesagt worden: Man wird als Porthos geboren, und bildet sich, zum Ingenieur.«

»Ihr habt immer einen reizenden Witz«, versetzte Aramis mit kaltem Tone. »Doch ich fahre fort.«

»Fahrt fort.«

»Als Ihr unser Geheimnis hattet, beeiltet Ihr Euch, es dem König mitzuteilen.«

»Ich eilte um so mehr, mein Freund, als ich Euch noch stärker eilen sah. Wenn ein zweihundertundachtundfünfzig Pfund schwerer Mann, wie Porthos, mit Postpferden rennt, wenn ein gichtischer, verzeiht, Ihr habt mir das gesagt, wenn ein gichtischer Prälat viele Meilen mit Sturmessgeschwindigkeit zurücklegt, so nehme ich an, daß diese zwei Freunde, welche mich nicht in Kenntnis setzen wollten, nur Dinge von der höchsten Wichtigkeit in ihren Folgen zu verbergen haben, und meiner Treu, ich jage, ich jage so geschwinde, als es mir meine Magerkeit und der Mangel an Gicht erlauben.«

»Teurer Freund, habt Ihr nicht bedacht, daß Ihr mir und Porthos einen traurigen Dienst leisten konntet.«

»Ich dachte das wohl, aber Ihr und Porthos ließt mich in Belle-Isle eine traurige Rolle spielen.«

»Verzeiht mir.«

»Entschuldigt mich.«

»Somit wisst Ihr nun Alles,« fuhr Aramis fort.

»Meiner Treue, nein.«

»Ihr wusstet, daß ich Herrn Fouquet in Kenntnis setzen lassen mußte, damit er Euch beim König zuvorkäme.«

»Das ist dunkel.«

»Nein. Herr Fouquet hat Feinde, das müßt Ihr anerkennen.«

»Oh! ja.«

»Einen besonders.«

»Einen gefährlichen.«

»Einen Todfeind. Nun denn, um den Einfluß dieses Feindes zu bekämpfen, mußte Herr Fouquet vor dem König einen Beweis von großer Ergebenheit und von großen Opfern ablegen. Er hat den König dadurch überrascht, daß er ihm Belle-Isle angeboten. Kamet Ihr zuerst in Paris an, so war die Überraschung zerstört . . . Wir hatten das Ansehen, als wichen wir der Furcht.«

»Ich begreife.«

»Das ist das ganze Geheimnis,« sprach Aramis zufrieden, den Musketier überzeugt zu haben.

»Nur,« erwiderte dieser, »nur wäre es einfacher gewesen, mich in Belle-Isle beiseit zu nehmen und zu sagen: ›Lieber Freund, wir befestigen Belle-Isle-en-Mer, um es dem König anzubieten . . . Erweist uns die Gefälligkeit, uns zu sagen, für wen Ihr handelt. Seid Ihr der Freund von Herrn Colbert oder der von Fouquet?‹ Ich hätte vielleicht nichts geantwortet; würdet Ihr aber beigefügt haben: ›Seid Ihr mein Freund?‹ so hätte ich gesagt, ›Ja.‹

Aramis senkte den Kopf. D'Artagnan fuhr fort.

»Auf diese Art paralyisiert Ihr mich und ich hätte dem König gesagt: ›Sire, Herr Fouquet befestigt Belle-Isle und zwar sehr gut; doch der Herr Gouverneur von Belle-Isle hat mich mit einem Worte für Eure Majestät beauftragt.‹ Oder auch: ›Das ist ein Verkauf von Herrn Fouquet zu seinem Nutzen.‹ Ich spielte nicht eine alberne Rolle: Ihr hattet Eure Überraschung, und Ihr brauchtet nicht zu schielen indem Ihr uns anschautet.«

»Während Ihr heute ganz als Freund von Herrn Colbert gehandelt habt; Ihr seid also sein Freund?«

»Meiner Treue, nein!« rief der Kapitän. »Herrn Colbert ist ein Knauser, und ich hasse ihn, wie ich Mazarin haßte, doch ohne ihn zu fürchten.«

»Nun wohl! ich,« sprach Aramis, »ich liebe Herrn Fouquet und gehöre ihm an. Ihr kennt meine Lage. Ich habe kein Vermögen . . . Herr Fouquet hat mir Pfründen, ein Bisthum verschafft; Herr Fouquet hat mich wie ein gefälliger Mann verpflichtet, und ich erinnere mich genugsam der Welt, um ein gutes Benehmen zu schätzen. Herr Fouquet hat also mein Herz gewonnen und ich habe mich in seinen Dienst gestellt.«

»Vortrefflich. Ihr habt da einen guten Herrn.«

Aramis kniff sich die Lippen.

»Ich glaube, den besten von allen, die man haben könnte.«

Hier entstand eine Pause.

D'Artagnan hütete sich wohl, sie zu unterbrechen.

»Ihr wisst ohne Zweifel von Porthos, wie er mit dem Allem

vermengt worden ist.«

»Nein,« erwiderte d'Artagnan, »ich bin allerdings neugierig, doch ich belästige meinen Freund nie mit Fragen, wenn er mir sein wahres Geheimnis verbergen will.«

»Ich will es Euch sagen.«

»Bemüht Euch nicht, wenn mich die Mitteilung zu etwas verpflichtet.«

»Oh! seid unbesorgt; Porthos ist der Mann, den ich am meisten geliebt, weil er einfach und gut; Porthos ist ein redlicher Kopf. Seitdem ich Bischof bin, suche ich die einfachen Naturen auf, die mich die Wahrheit lieben, die Intrige hassen machen.«

D'Artagnan streichelte sich den Schnurrbart.

»Ich habe Porthos gesehen und aufgesucht; er war mäßig, seine Anwesenheit erinnerte mich an die schönen Tage von einst, ohne mich aufzufordern, in der Gegenwart böse zu tun. Ich rief Porthos nach Vannes. Als Herr Fouquet, der mich liebte, erfuhr, Porthos liebe mich, versprach er ihm den Orden bei der ersten Beförderung . . . Das ist das ganze Geheimnis.«

»Ich werde es nicht mißbrauchen.«

»Ich weiß es wohl, teurer Freund; Niemand besitzt mehr wahre Ehre, als Ihr.«

»Ich schmeichle mir dessen, Aramis.«

»Nun . . . «

Und der Prälat schaute seinem Freund bis in die Tiefe der Seele.

»Nun aber sprechen wir von uns, für uns; wollt Ihr einer der Freunde von Herrn Fouquet werden . . . unterbrecht mich nicht, ehe Ihr wisst, was dies besagen will.«

»Ich höre.«

»Wollt Ihr Marschall von Frankreich, Pair, Herzog werden und ein Herzogtum von einer Million besitzen?«

»Aber, mein Freund,« erwiderte d'Artagnan, »was muß ich tun, um dies Alles zu erlangen?«

Der Mann von Herrn Fouquet sein.«

»Ich bin der Mann des Königs, mein Freund.«

»Ich denke, nicht ausschließlich.«

»Ah! d'Artagnan ist nur Einer.«

»Als ein großes Herz, wie Ihr seid, habt Ihr, denke ich, Ehrgeiz.«

»Ja wohl.«

»Nun?«

»Ich wünsche Marschall von Frankreich zu sein; doch der König wird mich zum Marschall, Pair, Herzog machen; der König wird mir dies Alles geben.«

Aramis heftete seinen klaren Blick aus d'Artagnan.

»Ist der König nicht der Herr?« sagte d'Artagnan.

»Niemand bestreitet das; doch Ludwig XIII. war auch der Herr.«

»Oh! mein lieber Freund, zwischen Richelieu und Ludwig XIII. gab es keinen d'Artagnan,« sprach ruhig der Musketier.

»Um den König gibt es viele Steine des Anstoßes,« entgegnete Aramis.

»Nicht für die Könige.«

»Gewiß, doch . . . «

»Hört, Aramis, ich sehe, daß alle Welt an sich, und Niemand an diesen kleinen Prinzen denkt; ich werde mich unterstützen, indem ich ihn unterstütze.«

»Und der Undank?«

»Die Schwachen fürchten sich davor.«

»Ihr seid Eurer sehr sicher?«

»Ich glaube, ja.«

»Aber der König kann Eurer nicht mehr bedürfen?«

»Im Gegenteil, ich glaube, daß er meiner mehr als je bedürfen wird . . . und dann, mein Freund, wenn man einen neuen Condé festnehmen müßte, wer würde ihn festnehmen . . . dieser, dieser allein,« sagte d'Artagnan.

Und er schlug an seinen Degen. »Ihr habt Recht,« erwiderte Aramis erbleichend. Und er stand auf und drückte seinem Freunde die Hand.

»Das ist der letzte Ruf zum Abendbrot,« sprach der Kapitän der Musketiere; »Ihr erlaubt.«

Aramis schlang seinen Arm um den des Musketiers und rief:

»Ein Freund wie Ihr, ist der schönste Juwel der königlichen

Krone.«

Dann trennten sie sich.

»Ich sagte es wohl, es gebe etwas,« dachte d'Artagnan.

»Man muß sich beeilen, Feuer ans Pulver zu legen, d'Artagnan hat die Lunte gerochen,« dachte Aramis.

XXXI.

Madame und Guiche.

Wir haben gesehen, wie der Graf von Guiche den Saal an dem Tag verließ, wo Ludwig XIV. mit so viel Galanterie La Vallière die in der Lotterie gewonnenen Armspangen anbot.

Der Graf, dessen Geist tausendfacher Argwohn und tausendfache Beunruhigung verzehrten, ging einige Zeit vor dem Palast auf und ab.

Dann sah man ihn auf der Terrasse auf das Herauskommen von Madame lauern.

Es verging eine starke halbe Stunde. In diesem Augenblick allein konnte der Graf keine sehr belustigenden Gedanken haben.

Er zog seine Tabletten aus der Tasche und entschloß sich nach langem Zögern Folgendes zu schreiben:

»Madame, ich flehe Euch an, mir eine kurze Unterredung zu bewilligen. Laßt Euch nicht durch diese Bitte beunruhigen, die der tiefen Achtung nicht fremd ist, mit der ich u.s.w.«

Er unterzeichnete diese seltsame Bittschrift, die er in Form eines Liebesbillets zusammenlegte, als er aus dem Schloß mehrere Frauen, sodann mehrere Männer, kurz beinahe die ganze Gesellschaft der Königin herauskommen sah.

Er sah La Vallière selbst, sodann Montalais, die mit Malicorne plauderte.

Er sah Alle, bis auf den letzten der Gäste, die kurz zuvor noch das Kabinett der Königin Mutter bevölkerten.

Madame war noch nicht vorübergekommen, sie mußte jedoch diesen Hof durchschreiten, um in ihre Wohnung zurückzukehren, und von der Terrasse aus schaute Guiche in den Hof hinab.

Endlich sah er Madame mit zwei Pagen, welche Fackeln trugen, heraustreten. Sie ging rasch und rief, als sie vor ihre Türe kam:

»Pagen, man erkundige sich nach Herrn von Guiche. Er muß mir über einen Auftrag Bericht machen. Wenn er frei ist, bitte man ihn, zu mir zu kommen.«

Guiche blieb stumm und in seinem Schatten verborgen; sobald aber Madame in ihre Wohnung eingetreten war, eilte er die Stufen der Terrasse hinab; er nahm die gleichgültigste Miene an, um sich von den Pagen treffen zu lassen, die schon nach seiner Wohnung liefen.

»Ah! Madame läßt mich suchen?« sagte er ganz bewegt zu sich selbst.

Und er drückte sein unnützes Billett zusammen.

»Graf,« sprach einer von den Pagen, als er ihn erblickte, »wir sind glücklich, Euch zu treffen.«

»Was gibt es, meine Herren?«

»Ein Befehl von Madame.«

»Ein Befehl von Madame?« rief Guiche mit erstaunter Miene.

»Ja, Graf. Ihre königliche Hoheit verlangt nach Euch; Ihr sollt ihr, wie sie uns sagt, Bericht über einen Auftrag erstatten. Seid Ihr frei?«

»Ich bin ganz zu den Befehlen Ihrer Königlichen Hoheit.«

»Wollt uns folgen.«

Als Guiche zur Prinzessin hinauf kam, fand er sie bleich und bewegt.

An der Türe stand Montalais etwas unruhig über das, was im Geiste ihrer Gebieterin vorging.

Guiche erschien.

»Ah! Ihr seid es, Herr von Guiche,« sagte Madame. »Ich bitte, tretet ein . . . Fräulein von Montalais, Euer Dienst ist zu Ende.«

Noch mehr beunruhigt, verbeugte sich Montalais und ging hinaus.

Madame und Guiche blieben allein.

Der Graf fand sich ganz im Vorteil: Madame hatte ihn zu einem Rendezvous rufen lassen. Aber wie war es dem möglich, diesen Vorteil zu benützen? Madame war eine so phantastische Person! der Charakter Ihrer Königlichen Hoheit war ein so beweglicher Charakter!

Sie ließ es wohl sehen, denn plötzlich das Gespräch beginnend, sprach sie:

»Nun! habt Ihr mir nichts zu sagen?«

Er glaubte, sie habe seinen Gedanken erraten, er glaubte, die Liebenden sind so beschaffen, sie sind leichtgläubig und blind, wie die Dichter und die Propheten — er glaubte, sie kenne seinen Wunsch, sie zu sehen, und den Grund dieses Wunsches.

»Ja wohl, Madame, und ich finde das sehr seltsam,« erwiderte er.

»Nicht wahr, die Sache mit den Armspangen!« rief sie lebhaft.

»Ja, Madame.«

»Ihr haltet den König für verliebt, sprecht.«

Guiche schaute sie lange an; sie schlug die Augen unter diesem Blick nieder, der bis ins Herz ging.

»Ich glaube, der König kann die Absicht gehabt haben, Jemand hier zu quälen,« sagte er; »der König würde sich nicht so eifrig zeigen, wie er es ist; er würde es nicht wagen, mit heiterem Herzen ein sonst unantastbares Mädchen übler Nachrede auszusetzen.

»Oh! die Unverschämte!« rief die Prinzessin.

»Ich kann Eure Königliche Hoheit versichern, daß Fräulein de la Vallière von einem Mann geliebt wird, den man achten muß, denn es ist ein wackerer Mann,« sprach Guiche mit ehrerbietiger Festigkeit.«

»Oh! Bragelonne vielleicht.«

»Mein Freund, ja, Madame.«

»Nun, wenn er Euer Freund wäre, was liegt dem König daran?«

Der König weiß, daß Bragelonne mit Fräulein de la Vallière verlobt ist, und da Bragelonne dem König brav gedient hat, so, wird der König kein unwiederbringliches Unglück verursachen.

Madame schlug ein schallendes Gelächter auf, das einen schmerzlichen Eindruck auf Guiche machte.

»Ich wiederhole Euch, Madame, ich glaube nicht, daß der König in La Vallière verliebt ist, und zum, Beweise, daß ich es nicht glauben mag, diene, daß ich Euch fragen wollte, wessen Eitelkeit der König bei diesem Umstand zu stacheln suchen könne. Ihr, die Ihr den ganzen Hof kennt, werdet mir um so leichter finden helfen, als, wie man überall sagt, Eure Königliche Hoheit auf sehr vertraulichem Fuß mit dem König steht,«

Madame biß sich auf die Lippen und lenkte das Gespräch in

Ermangelung von guten Gründen ab.

»Beweist mir,« sagte sie, indem sie auf Guiche einen von den Blicken heftete, in welche die ganze Seele überzugehen scheint, »beweist mir, daß Ihr mich zu befragen suchtet, mich, die ich Euch gerufen habe.«

Guiche nahm mit ernster Miene aus seinen Tabletten das, was er geschrieben halte, und zeigte es.

»Sympathie,« sagte sie.

»Ja,« sprach der Graf mit unüberwindlicher Zärtlichkeit, »ja, Sympathie; doch ich habe Euch erklärt, wie und warum ich Euch suchte; Ihr, Madame, habt mir noch zu sagen, warum Ihr mich zu Euch beriefet.«

»Es ist wahr.«

Und sie zögerte.

»Oh! diese Armspangen werden machen, daß ich den Kopf verliere,« rief sie plötzlich.

»Ihr erwartetet, der König werde sie Euch anbieten,« versetzte Guiche.

»Warum nicht?«

»Hatte der König nicht vor Euch, Madame, von Euch, seiner Schwägerin, die Königin?«

»Hatte er nicht vor La Vallière mich?« rief die tief verletzte Prinzessin, »hatte er nicht den ganzen Hof?«

»Madame,« erwiderte ehrfurchtsvoll der Graf, »ich versichere Euch, wenn man Euch so sprechen hörte, wenn man Eure roten Augen, und, Gott verzeihe mir, die Träne sähe, die zu Euren Wimpern aufsteigt . . . oh! ja, Jedermann würde sagen, Eure Königliche Hoheit sei eifersüchtig.«

»Eifersüchtig!« rief die Prinzessin mit stolzem Tone, »eifersüchtig auf La Vallière!«

Sie erwartete, Guiche würde sich unter ihrer hochmütigen Gebärde und unter ihrem stolzen Tone beugen.

»Eifersüchtig auf La Vallière, ja, Madame,« wiederholte er mutig.

»Ich glaube, mein Herr, Ihr erlaubt Euch, mich zu beleidigen.«

»Ich glaube es nicht,« erwiderte der Graf etwas bewegt, aber

entschlossen, diesen ungestümen Zorn zu bändigen.

»Entfernt Euch,« rief die Prinzessin, ganz außer sich, so sehr verwandelte sie die Kaltblütigkeit und die stumme Ehrerbietung von Guiche in Wut und Galle.

Guiche wich einen Schritt zurück, verbeugte sich langsam, erhob sich wieder, weiß wie seine Manschetten und sprach mit einer leichtbebenden Stimme:

»Es war nicht der Mühe wert, daß ich mich so sehr beeiferte, um mich dieser ungerechten Ungnade auszusetzen.«

Und er wandte ihr ohne Hast den Rücken zu.

Doch kaum hatte er fünf Schritte gemacht, als ihm Madame wie eine Tigerin nachstürzte, ihn beim Ärmel faßte, umdrehte, und zitternd vor Wut ausrief:

»Was Ihr da von Ehrfurcht heuchelt, ist beleidigender, als die Beleidigung. Auf, beleidigt mich, aber sprecht wenigstens.«

»Und Ihr, Madame,« sagte der Graf, indem er sachte den Degen zog, »durchbohrt mir das Herz, laßt mich aber nicht am kleinen Feuer sterben.«

Nach dem Blicke, den er auf sie heftete, einem Blick voll Liebe, Entschlossenheit, Verzweiflung sogar, begriff sie, daß ein scheinbar so ruhiger Mann sich den Degen in die Brust stoßen würde, fügte sie noch ein Wort bei.

Sie entriß das Eisen seinen Händen, preßte seinen Arm mit einem Wahnsinn, der für Zärtlichkeit gelten konnte, und sprach.

»Graf, schont mich. Ihr seht, daß ich leide, und habt kein Mitleid.«

Die Tränen, die letzte Krise dieses Anfalls, überwältigten ihre Stimme. Guiche, als er sie weinen sah, nahm sie in seine Arme und trug sie bis zu ihrem Lehnstuhl; noch einen Augenblick, und sie erstickte.

»Warum,« flüsterte er auf seinen Knien, »warum gesteht Ihr mir Euren Kummer nicht? Liebt Ihr Einen? sagt es mir. Ich werde darüber sterben, doch erst nach dem ich Euch erleichtert, getröstet, sogar gedient habe.«

»Oh! Ihr liebt mich also?« erwiderte sie besiegt. »Ich liebe Euch in diesem Grade . . . ja, Madame.«

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, und flüsterte so leise, daß

es Niemand hätte hören können:

»Ich liebe in der Tat.«

Er hörte es.

»Den König?« fragte er.

Sie schüttelte sanft den Kopf und ihr Lächeln war wie jene Lichtungen der Wolken, in denen man nach dem Sturm das Paradies sich öffnen zu sehen glaubt.

»Aber es gibt andere Leidenschaften in einem gut geborenen Herzen,« fügte sie bei. »Die Liebe ist die Poesie; doch das Leben von diesem Herz ist der Stolz. Graf, ich bin auf dem Thron geboren, ich bin stolz und eifersüchtig auf meinen Rang, Warum läßt der König Unwürdiges sich ihm nähern?«

»Abermals,« versetzte der Graf, »Ihr mißhandelt das arme Mädchen, das die Frau meines Freundes sein wird.«

»Seid Ihr einfältig genug, dieß zu glauben?«

»Wenn ich es nicht glaubte, so wäre Bragelonne morgen davon in Kenntnis gesetzt,« erwiderte Guiche ganz bleich. »Ja, wenn ich dächte, die arme La Vallière habe die Schwüre vergessen, die sie Raoul geleistet . . . Doch nein, es wäre eine Schändlichkeit, das Geheimnis einer Frau zu verraten; es wäre ein Verbrechen, die Ruhe eines Freundes zu stören.«

»Ihr glaubt, die Unwissenheit sei ein Glück,« rief die Prinzessin mit einem wilden Gelächter.

»Ich glaube es,« erwiderte er.

»Beweist! beweist doch,« rief sie lebhaft.

»Das ist leicht, Madame; man hat am ganzen Hof gesagt, der König liebe Euch und Ihr liebt den König.

»Nun!« versetzte sie mühsam atmend.

»Nehmt nun an, Raoul, mein Freund, wäre zu mir gekommen und hätte zu mir gesagt: ›Ja, der König liebt Madame; ja, der König hat das Herz von Madame gerührt;‹ ich würde Raoul vielleicht getötet haben.«

»Herr von Bragelonne müßte Beweise gehabt haben, um so zu Euch zu sprechen,« entgegnete die Prinzessin mit der Hartnäckigkeit der Frauen, die sich für unüberwindlich halten.

»Immerhin bleibt es eine Wahrheit,« erwiderte Guiche

seufzend, »daß ich, da ich nicht in Kenntnis gesetzt worden bin, auch nichts ergründet habe, und daß meine Unwissenheit mir heute das Leben gerettet hat.«

»Ihr werdet die Selbstsucht und die Kälte so weit treiben, daß Ihr diesen unglücklichen jungen Mann La Vallière fortwährend lieben laßt,«

»Ja, Madame, bis zu dem Tage, wo sich mir La Vallière als schuldig geoffenbart hat.«

»Doch die Armspangen!«

»Ei! Madame, was hätte Ich sagen können, da Ihr sie vom König zu erhalten erwartetet?«

Der Beweisgrund war kräftig; die Prinzessin wurde dadurch niedergeschmettert und von diesem Augenblick an erhob sie sich nicht mehr.

Da sie aber eine Seele voll Adel, einen von Intelligenz glühenden Geist besaß, so begriff sie die ganze Zartheit von Guiche.

Sie las klar in seinem Herzen, er hege den Verdacht gegen den König, dieser liebe La Vallière, und wolle sich des gemeinen Auskunftsmittels nicht bedienen, das darin besteht, daß man einen Nebenbuhler im Geiste einer Frau zu Grunde richtet, indem man ihr die Versicherung, die Gewißheit gibt, dieser Nebenbuhler mache einer andern Frau den Hof.

Sie erriet, er habe La Vallière im Verdacht, und um ihr Zeit zu lassen, sie zu bekehren, um sie nicht auf immer zu verderben, behalte er sich einen unmittelbaren Schritt oder einige schärfere Beobachtungen vor.

Sie las mit einem Wort so viel wahre Größe, so viel Edelmut in dem Herzen dessen, der sie liebte, daß sie das ihrige bei der Berührung einer so reinen Flamme sich entzünden fühlte.

Guiche, indem er trotz der Furcht, zu mißfallen, ein Mann des Gewissens und der Ergebenheit blieb, vergrößerte sich zum Stande eines Helden und drückte sie zum Stande eines eifersüchtigen und armseligen Weibes herab.

Sie liebte ihn so zärtlich, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm einen Beweis davon zu geben.

»Das sind viele verlorene Worte,« sagte sie, den bei der Hand

nehmend. »Verdacht, Unruhe, Mißtrauen, Schmerzen, ich glaube, wir haben alle diese Namen ausgesprochen.«

»Ach! ja, Madame.«

»Streicht sie aus Eurem Herzen, wie ich sie aus dem meinigen verjage. Graf, mag diese La Vallière den König lieben oder nicht lieben, mag der König La Vallière lieben oder nicht lieben, — machen wir von diesem Augenblick an eine Unterscheidung in unseren zwei Rollen. Ihr reißt die Augen weit auf; ich wette, daß Ihr mich nicht versteht.«

»Ihr seid so lebhaft, daß ich Immer Euch zu mißfallen zittere.«

»Seht, wie er zittert! der schöne Ängstliche!« rief sie mit einer reizenden Heiterkeit. »Ja, mein Herr, ich habe zwei Rollen zu spielen. — Ich bin die Schwägerin des Königs, der Königin, seiner Frau. Muß ich mich unter diesem Titel nicht mit den Intrigen der Ehe beschäftigen? Eure Meinung?«

»So wenig als möglich, Madame.«

»Einverstanden, doch das ist eine Frage der Würde; sodann bin ich die Frau von Monsieur.«

Guiche seufzte.

»Was Euch ermahnen muß, daß Ihr immer mit der tiefsten Ehrfurcht mit mir sprecht,« fügte sie zärtlich bei.

»Oh!« rief er, indem er zu ihren Füßen fiel, die er küßte wie die einer Gottheit.

»Wahrhaftig,« flüsterte die Prinzessin, »ich glaube, ich habe noch eine andere Rolle. Ich vergaß sie.«

»Welche? welche?«

»Ich bin Weib,« sprach sie noch leiser. »Ich liebe!«

Er erhob sich. Sie öffnete ihm ihre Arme, ihre Lippen berührten sich.

Es erscholl ein Tritt hinter der Tapete. Montalais klopfte.

»Was gibt es, mein Fräulein?« fragte Madame.

»Man sucht Herrn von Guiche,« antwortete Montalais, welche noch Zeit hatte, die ganze Unordnung der Darsteller dieser vier Rollen zu sehen, denn Guiche hatte auch beständig heldenmütig die seinige gespielt.

XXXII.

Montalais und Malicorne.

Montalais hatte Recht; überall gerufen, war Herr von Guiche durch die Vervielfältigung der Angelegenheiten sehr dem ausgesetzt, daß er Niemand antwortete.

So groß aber ist die Stärke schwacher Lagen, daß Madame trotz ihres verwundeten Stolzes, trotz ihres inneren Zorns wenigstens für den Augenblick Montalais, die das quasikönigliche Gebot, das sie entfernt, so vermessen verletzt hatte, keinen Vorwurf machen konnte.

Guiche verlor auch den Kopf, oder vielmehr, sagen wir es gerade heraus, Guiche hatte den Kopf vor der Ankunft von Montalais verloren; denn kaum hatte er die Stimme des Mädchens gehört, als er, ohne von Madame Abschied zu nehmen, wie es die einfachste Höflichkeit, selbst unter Gleichgestellten, heischte, das Herz brennend, den Kopf toll, entfloh und die Prinzessin, die ihm mit einer Gebärde Lebewohl sagte, eine Hand aufgehoben zurückließ.

Guiche konnte nämlich sagen, wie Cherubin hundert Jahre später sagt, er trage auf seinen Lippen Glück für eine Ewigkeit fort.

Montalais fand also die zwei Liebenden sehr in Unordnung. Es war Unordnung bei dem, welcher entfloh, Unordnung bei der, welche blieb.

Das Mädchen murmelte auch, indem es fragend umherschautete:
»Ich glaube, diesmal weiß ich so viel, als die neugierigste Frau zu erfahren wünschen kann.«

Madame geriet dergestalt in Verlegenheit über diesen forschenden Blick, daß sie, als hätte sie das Beiseit von Montalais gehört, nicht ein Wort zu dem Ehrenfräulein sagte und die Augen niederschlagend in ihr Zimmer zurückkehrte.

Als Montalais dieß sah, horchte sie.

Da hörte sie Madame die Riegel des Zimmers schließen.

Von diesem Augenblick begriff sie, sie habe ihre Nacht für sich;

sie machte gegen die Türe, die man geschlossen, eine ziemlich unehrerbietige Gebärde, welche sagen wollte: »Gute Nacht, Prinzessin,« und ging hinab, um Malicorne wieder aufzusuchen, der für den Moment sehr damit beschäftigt war, daß er mit dem Auge einem ganz bestaubten Courier folgte, welcher vom Grafen von Guiche herauskam.

Montalais sah ein, daß Malicorne ein Werk von Bedeutung vollbrachte; sie ließ ihn die Augen spannen, den Hals ausstrecken, und als Malicorne hiervon zu seiner natürlichen Stellung zurückgekehrt war, klopfte sie ihm nur auf die Schulter und sagte:

»Nun! was gibt es Neues?«

»Herr von Guiche liebt Madame,« antwortete Malicorne.

»Gute Kunde! Ich weiß etwas Frischeres.««

Und was wisst Ihr?«

»Daß Madame Herrn von Guiche liebt.«

»Das Eine war die Folge vom Andern.«

»Nicht immer, mein schöner Herr.«

»Wäre dieses Axiom etwa an mich gerichtet?«

»Die anwesenden Personen sind immer ausgenommen.«

»Ich danke,« sagte Malicorne. »Und auf der andern Seite?« fuhr er fragend fort.

»Der König wollte diesen Abend nach der Lotterie Fräulein de la Vallière besuchen.«

»Nun! er hat sie besucht?«

»Nein.«

»Wie! nein?«

»Die Türe war verschlossen.«

»Somit . . . «

»Somit ist der König ganz beschämt, wie ein einfacher Dieb, der seine Werkzeuge vergessen, zurückgekehrt.«

»Gut.«

»Und auf der dritten Seite?« fragte Montalais.

»Der Courier, der bei Herrn von Guiche angekommen, ist von Herrn von Bragelonne abgeschickt.

»Gut!« rief Montalais in die Hände klatschend. »Warum gut?«

»Weil das Beschäftigung gibt. Wenn wir uns jetzt langweilten, müßten wir Unglück haben.«

»Es ist von Belang, daß man sich in das Geschäft teilt, damit keine Verwirrung entsteht,« sprach Malicorne.

»Nichts kann einfacher sein,« erwiderte Montalais. »Drei ein wenig wohl im Feuer erhaltene, wohl geleitete Intrigen geben, eine in die andere gerechnet und gering angeschlagen, drei Billetts im Tag.«

»Oh!« rief Malicorne, die Achseln zuckend, »was fällt Euch ein, meine Liebe! Drei Billetts im Tag, das ist gut für bürgerliche Gefühle. Ein Musketier im Dienst, ein kleines Mädchen im Kloster, wechseln täglich ihr Billett oben von der Leiter herab oder durch das in der Mauer gemachte Loch. Ein Billett enthält die ganze Poesie dieser armen Herzchen. Aber bei uns . . . Oh! wie wenig kennt Ihr die königliche Zärtlichkeit, meine Liebe.«

»Vorwärts, macht den Schluß,« sagte Montalais ungeduldig. »Man kann kommen.«

»Den Schluß machen! Ich bin erst bei der Erzählung und habe noch drei Punkte.«

»Er wird mich wahrhaftig mit seinem flämischen Phlegma sterben machen,« rief Montalais.

»Und Ihr werdet mit Eurer italienischen Lebhaftigkeit machen, daß ich den Kopf verliere. Ich sagte Euch also, unsere Verliebte werden sich Bände schreiben. Doch worauf zielt Ihr ab?«

»Darauf, daß keine von unseren Damen die Briefe, die sie empfangen wird, aufbewahren kann.«

»Allerdings.«

»Daß es Herr von Guiche auch nicht wagen wird, die seinigen aufzubewahren.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Wohl denn! ich werde dieß Alles aufbewahren.«

»Gerade das ist unmöglich,« sagte Malicorne.

»Und warum?«

»Weil Ihr nicht zu Hause seid, weil Ihr ein Zimmer gemeinschaftlich mit La Vallière habt, weil man sehr gern Aufsuchungen in dem Zimmer eines Ehrenfräuleins vornimmt, weil ich die Königin, welche eifersüchtig wie eine Spanierin, die

Königin Mutter, welche eifersüchtig wie zwei Spanierinnen, und Madame, welche eifersüchtig wie zehn Spanierinnen, ungemein fürchte.«

»Ihr vergeßt Jemand.«

»Wen?«

»Monsieur.«

»Ich sprach nur von den Frauen. Beziffern wir also Monsieur Nro. 1.«

»Guiche.«

»Nro.2«. Der Graf von Bragelonne.«

»Nro. 3. Und der König? der König?«

»Nro. 4. Gewiß, der König, der nicht nur eifersüchtiger, sondern auch mächtiger als alle Welt sein wird. Ah! meine Liebe.«

»Nun?«

»In welches Wespennest habt Ihr Euch gesteckt!«

»Noch nicht tief genug, wenn Ihr mir folgen wollt.«

»Sicherlich werde ich Euch folgen. Doch . . . «

»Doch . . . «

»Ich glaube, es wäre gescheiter, umzukehren, so lange es noch Zeit ist.«

»Und ich glaube im Gegenteil, daß es das Klügste ist, wenn wir uns mit dem ersten Schlag an die Spitze von allen diesen Intrigen stellen,«

»Ihr werdet hierzu nicht genügen.«

»Mit Euch würde ich zehn leiten. Seht Ihr, das ist mein Element. Ich war geschaffen, um bei Hofe zu leben, wie der Salamander geschaffen ist, um in den Flammen zu leben.«

»Eure Versicherung beruhigt mich nicht im Geringsten, meine Teuerste. Ich habe sehr gelehrte Gelehrte lagen hören, einmal, es gäbe keine Salamander. Und dann, gäbe es, so wären sie vollkommen geröstet und gebraten, wenn sie aus dem Feuer herauskämen.«

»Eure Gelehrten können in salamanderischen Dingen sehr gelehrt sein, aber sie sind sicherlich sehr unwissend in dem, was die Weiber betrifft. Eure Gelehrten werden Euch auch nicht sagen, was ich Euch sage: Aure von Montalais ist berufen, ehe ein Monat

vergeht, der erste Diplomat des französischen Hofes zu sein.«

»Es sei, doch unter der Bedingung, daß ich der zweite bin.«

»Abgemacht; Trutz- und Schutzbündnis, wohl verstanden.«

»Nur mißtraut den Briefen.«

»Ich werde sie Euch zustellen, wie man sie mir zustellt.«

»Was werden wir dem König von Madame sagen?«

»Madame liebe den König immer noch.«

»Was werden wir Madame vom König sagen?«

»Sie hätte das größte Unrecht, wenn sie ihn nicht mit Schonung behandeln würde.«

»Was werden wir La Vallière von Madame sagen?«

»Alles, was wir wollen, La Vallière gehört uns.«

»Uns?«

»Doppelt,«

»Wie so?«

»Einmal durch den Vicomte von Bragelonne.«

»Erklärt Euch.«

»Ihr vergeßt hoffentlich nicht, daß der Vicomte von Bragelonne viele Briefe an La Vallière geschrieben hat?«

»Ich vergesse nichts.«

»Diese Briefe empfang ich, und ich verberge sie auch.«

»Und folglich habt Ihr sie?«

»Immer.«

»Wo? hier?«

»Oh! nein. Ich habe sie in Blois, in dem Euch bekannten Zimmerchen.«

»Teures Zimmerchen, Liebeszimmerchen, Vorzimmer des Palastes, den ich Euch eines Tages werde erbauen lassen. Doch verzeiht, Ihr sagt, alle diese Briefe seien in dem kleinen Zimmer?«

»Ja.«

»Habt Ihr sie nicht in einer Lade aufbewahrt?«

»Allerdings, in derselben Lade, in der ich die Briefe aufbewahrte, die ich von Euch empfang, und in die ich die meinigen legte, wenn Euch Eure Geschäfte oder Eure Vergnügungen abhielten, zum Rendezvous zu kommen.«

- »Ah! sehr gut!« rief Malicorne.
- »Warum diese Freude?«
- »Weil ich die Möglichkeit sehe, diesen Briefen nicht nach Blois nachzulaufen.«
- »Ich habe sie hier.«
- »Ihr habt die Lade mitgebracht?«
- »Sie war mir teuer, weil sie von Euch kam.«
- »Seid wenigstens behutsam damit, die Lade enthält Originalien, welche später einen großen Wert haben werden.«
- »Ich weiß es wohl, und darum lache ich, und zwar aus vollem Herzen.«
- »Nun ein letztes Wort.«
- »Warum denn ein letztes?«
- »Brauchen wir Hilfstruppen?«
- »Keine.«
- »Bedienten, Dienerinnen?«
- »Schlimmer, Abscheulicher! Ihr gebt die Briefe, Ihr empfangt sie. Oh! keinen Stolz, sonst müssen Herr Malicorne und Fräulein Aure, da sie ihre Geschäfte nicht selbst betreiben, sich entschließen, sie von andern betrieben zu sehen.«
- »Ihr habt Recht, doch was geht bei Herrn von Guiche vor?«
- »Nichts, er öffnet sein Fenster.«
- »Verschwinden wir.«

Beide verschwanden wirklich; die Verschwörung war abgeschlossen.

Das Fenster, das man geöffnet, war in der Tat das des von Guiche.

Doch nicht nur, wie die Unwissenden hätten glauben können, um den Schotten von Madame durch ihre Vorhänge zu erschauen, stellte er sich an das Fenster, denn seine Beklommenheit war nicht ganz verliebter Natur.

Er hatte, wie gesagt, einen Courier erhalten. Dieser Courier war ihm von Bragelonne zugeschickt worden. Bragelonne hatte ihm geschrieben.

Er hatte den Brief, der einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, gelesen, und wieder gelesen.

»Seltsam seltsam!« murmelte er. »Durch welche mächtige Mittel zieht das Geschick die Menschen zu ihrem Ziele fort?«

Und er verließ das Fenster, um sich dem Licht zu nähern, und las zum dritten Mal diesen Brief, dessen Zeilen zugleich seinen Geist und seine Augen versengten:

»Calais.

»Mein lieber Graf!

»Ich habe in Calais Herrn von Wardes gefunden, der in einem Zweikampf mit Herrn von Buckingham schwer verwundet worden war.

»Herr von Wardes ist, wie Ihr wisst, ein mutiger Mann, aber gehässig und boshaft.

»Er sprach mit mir von Euch, dem sein Herz, wie er sagt, sehr zugethan ist; von Madame, die er schön und liebenswürdig findet.

»Er hat Eure Liebe für die bewußte Person erraten.

»Er sprach auch von einer Person, die ich liebe, und bezeigte mir die lebhafteste Teilnahme, indem er mich beklagte, Alles mit Dunkelheiten, die mich Anfangs sehr erschrecken, die ich aber am Ende für das Resultat seiner geheimnisvollen Gewohnheiten hielt.

»Hört, wie sich die Sache verhält.

»Er hätte Briefe vom Hofe erhalten. Ihr begreift, daß dies nur von Herrn von Lorraine gewesen sein kann.

*»Man unterhält sich,« sagen diese Nachrichten, **»von einer Veränderung, welche in den Neigungen des Königs vorgegangen sein soll.«***

»Ihr wisst, wen das betrifft.

*»Ferner sagen diese Nachrichten, **man spreche von einem Ehrenfräulein, das zu übler Nachrede Anlaß gebe.***

»Diese unbestimmten Phrasen ließen mich nicht schlafen. Ich habe seit gestern beklagt, daß mein gerader und trotz einer gewissen Hartnäckigkeit, schwacher Charakter mich ohne Gegenantwort auf diese Insinuationen ließ.

»Mit einem Wort, Herr von Wardes reiste nach Paris ab, ich verzögerte seine Abreise nicht durch Erklärungen, und dann kam es mir, ich muß es gestehen, hart vor, einen Mann, dessen Wunden kaum geschlossen sind, in ein peinliches Verhör zu nehmen.

»Kurz, er ist in kleinen Tagereisen abgegangen, abgegangen, um, wie er sagt, dem seltsamen Schauspiel beizuwohnen, das der Hof unfehlbar in kurzer Zeit bieten müsse.

»Er fügte diesen Worten gewisse Glückwünsche, sodann gewisse Beileidsbezeugungen bei. Ich habe die einen ebensowenig, als die anderen begriffen. Ich war betäubt durch meine Gedanken und durch ein Mißtrauen gegen diesen Menschen, ein Mißtrauen, das ich, Ihr wisst es besser, als irgend Jemand, nie habe überwinden können.

»Als er aber abgereist war, öffnete sich mein Geist.

»Es ist nicht möglich, daß ein Charakter, wie der von Wardes, nicht ein wenig von seiner Bosheit in den Besprechungen, die wir mit einander pflogen, hat mit einlaufen lassen.

»Es ist nicht möglich, daß nicht in allen den geheimnisvollen Worten, die mir Herr von Wardes gesagt hat, nicht ein geheimnisvoller Sinn liegt, den ich aus mich oder die Euch bekannte Person in Anwendung bringen kann.

»Genötigt, schleunig abzureisen, um dem König zu gehorchen, hatte ich nicht die Idee, Herrn von Wardes nachzulaufen, um Erklärungen über das, was er mit Absicht verschwiegen, zu erhalten, aber ich sende meinen Eilboten an Euch ab, und schreibe Euch diesen Brief, der Euch alle meine

Zweifel auseinandersetzen wird.

»Ihr, das bin ich; ich habe gedacht, handelt Ihr.

»Herr von Wardes wird binnen Kurzem ankommen; erfahrt, was er sagen wollte, wenn Ihr es nicht schon wisst.

»Herr von Wardes behauptet übrigens, Herr von Buckingham habe Paris, von Madame mit Gunstbezeigungen überströmt, verlassen; das ist eine Sache, bei der ich sogleich nach dem Degen gegriffen hätte, glaubte ich mich nicht in der Notwendigkeit, den Dienst des Königs jedem Streit vorgehen zu lassen.

»Verbrennt diesen Brief, den Euch Olivain übergibt.

»Man sagt, Olivain sei die Sicherheit selbst.

»Wollt mich, ich bitte Euch, Herr Graf, bei Fräulein de la Vallière, der ich ehrfurchtsvoll die Hände küsse, ins Andenken zurückrufen.

»Euch umarme ich.

»Vicomte von Bragelonne.«

»N. S. Sollte sich etwas Wichtiges ereignen, — man muß für Alles vorhersehen, teurer Freund, — so schickt mir einen Eilboten mit dem einzigen Wort: ›Kommt,‹ und ich werde sechsendreißig Stunden nach Empfang Eures Briefes in Paris sein.«

Guiche seufzte, legte den Brief zum dritten Mal zusammen, und steckte ihn, statt ihn zu verbrennen, wie ihm Bragelonne empfohlen, in seine Tasche.

Es war für ihn Bedürfnis, diesen Brief zu lesen, und abermals zu lesen.

»Welche Unruhe und zugleich welches Vertrauen,« murmelte der Graf; »die ganze Seele von Raoul liegt in diesem Briefe.«

»Er vergißt den Grafen de la Fère und spricht darin von Louise.«

»Er warnt mich für mich, und steht mich für sich an.«

»Ah!« fuhr Guiche mit einer drohenden Gebärde fort, »Ihr mischt Euch in meine Angelegenheiten, Herr von Wardes, wohl! ich werde mich mit den Eurigen beschäftigen.«

»Was Dich betrifft, mein armer Raoul, Dein Herz vertraut mir ein Gut an, sei unbesorgt, ich wache darüber.«

Als dieses Versprechen geleistet war, ließ Guiche Malicorne bitten, ohne Verzug, wenn es möglich wäre, zu ihm zu kommen.

Malicorne entsprach der Einladung mit einem Eifer, der das erste Resultat seiner Unterredung mit Montalais war.

Je mehr Guiche, der sich bedeckt glaubte, Malicorne ausfragte, desto mehr erriet dieser, der im Schatten arbeitete, den Fragenden.

Daraus erfolgte, daß nach einem Gespräch von einer Viertelstunde, in welchem Guiche die ganze Wahrheit über La Vallière und den König zu entdecken glaubte, er durchaus nichts, als das erfuhr, was er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte, während Malicorne erfuhr oder erriet, wie man will, daß Raoul in der Entfernung Mißtrauen hegte, und daß Guiche den Schatz der Hesperiden bewachen würde.

Malicorne willigte ein, der Drache zu sein.

Guiche glaubte Alles für seinen Freund getan zu haben und bekümmerte sich nur noch um sich selbst.

Man kündigte auf den andern Abend die Rückkehr von Wardes und seine erste Erscheinung beim König an.

Nach seiner Aufwartung sollte sich der Wiedergenesende bei Monsieur einfinden.

Guiche ging vor der Stunde zu Monsieur.

XXXIII.

Wie Herr von Wardes, bei Hofe aufgenommen wurde.

Herr von Wardes wurde von Monsieur mit der Huld aufgenommen, welche die Erfrischung des Geistes jedem leichten Charakter für die Neuigkeit, die gerade ankommt, rät.

Herr von Wardes, den man seit einem Monat nicht gesehen, war in der Tat neue Frucht. Ihn lieblosen war einmal eine Untreue, an den Alten begangen, und Untreue hat immer ihren Reiz; es war sodann eine Genugtuung, die man ihm zu geben hatte. Monsieur behandelte ihn also äußerst gnädig.

Der Herr Chevalier von Lorraine, der diesen Nebenbuhler sehr fürchtete, aber diese zweite, in jeder Hinsicht der seinigen ähnliche Natur (abgesehen von Mut, den sie überdies besaß) achtete, der Herr Chevalier von Lorraine hatte für Wardes noch süßere Liebkosungen, als Monsieur.

Guiche war da, wie wir erwähnt, hielt sich aber ein wenig beiseit, und wartete geduldig, bis alle diese Umarmungen beendet waren.

Während er mit Anderen und sogar mit Monsieur sprach, hatte Wardes Herrn von Guiche nicht aus dem Blick verloren; sein Instinkt sagte ihm, er sei seinetwegen da.

Er ging auch auf Guiche zu, sobald er mit den Anderen zu Ende war.

Beide wechselten die artigsten Komplimente, wonach Wardes zu Monsieur und den anderen Edelleuten zurückkehrte.

Mitten unter allen diesen Glückwünschen zu einer guten Rückkehr meldete man Madame.

Madame hatte die Ankunft von Wardes erfahren. Sie wusste alle einzelnen Umstände von seiner Reise und von seinem Duell mit Buckingham. Es war ihr nicht unangenehm, bei den ersten Worten anwesend zu sein, die von demjenigen, welchen sie als ihren Feind kannte, gesprochen werden sollten..

Sie hatte zwei bis drei Damen bei sich.

Wardes verbeugte sich auf das Anmutigste vor Madame und verkündigte sogleich, um die Feindseligkeiten zu beginnen, er sei bereit, Nachrichten von Herrn von Buckingham seinen Freunden zu geben.

Dies war eine unmittelbare Antwort auf die Kälte, mit der ihn Madame empfangen hatte.

Der Angriff war lebhaft. Madame fühlte den Schlag, ohne daß es schien, als hätte sie ihn empfangen. Sie warf rasch ihre Blicke auf Monsieur und Guiche.

Monsieur errötete, Guiche erbleichte.

Bei Madame allein ging keine Veränderung in ihrem Gesicht vor; nun, da sie begriff, welche Widerwärtigkeiten dieser Feind ihr bei den zwei Personen, die ihn hörten, bereiten konnte, neigte sie sich lächelnd auf die Seite des Reisenden.

Der Reisende sprach von etwas Anderem.

Madame war mutig, unvorsichtig sogar; jeder Rückzug warf sie vorwärts. Nach der ersten Bangigkeit des Herzens kehrte sie ins Feuer zurück.

»Habt Ihr viel durch Eure Wunden gelitten, Herr von Wardes?« fragte sie; »denn es ist uns zu Ohren gekommen, Ihr habt das Unglück gehabt, verwundet zu werden.«

Nun war die Reihe an Wardes, zu beben; er biß sich auf die Lippen und erwiderte:

»Nein, beinahe nichts, Madame.«

»Aber bei dieser furchtbaren Hitze . . . «

»Die Seeluft ist frisch, und dann hatte ich einen Trost.«

»Oh! desto besser! . . . Welchen?«

»Den, zu wissen, daß mein Gegner mehr litt als ich.«

»Oh! er ist schwerer verwundet worden, als Ihr? ich wusste das nicht,« sagte die Prinzessin mit völliger Unempfindlichkeit.

»O! Madame, Ihr täuscht Euch, oder Ihr gebt Euch vielmehr den Anschein, als täuschtet Ihr Euch in meinen Worten. Ich sage nicht, sein Körper habe mehr gelitten als der meinige, sondern sein Herz war getroffen.«

Guiche begriff, worauf der Streit abzielte; er wagte es, Madame ein Zeichen zu machen: durch dieses Zeichen flehte er sie an, die

Partie aufzugeben.

Doch ohne Guiche zu antworten, ohne daß es schien, als sähe sie ihn, fragte sie, beständig lächelnd:

»Wie! Herr von Buckingham war also ins Herz getroffen worden? Ich glaubte bis jetzt, eine Wunde im Herzen ließe sich nicht heilen.«

»Ah! Madame,« erwiderte Wardes mit freundlichem Ton, »die Frauen glauben dies alle, und das gibt ihnen über uns die Überlegenheit des Vertrauens.«

»Mein Herzchen, Ihr versteht schlecht,« sprach der Prinz ungeduldig. »Herr von Wardes will sagen, der Herzog von Buckingham sei im Herzen durch etwas Anderes als einen Degen getroffen worden.«

»Ah! gut! gut!« rief Madame. »Ah! das ist ein Scherz von Herrn von Wardes, sehr gut. Nur möchte ich wissen, ob sich Herr von Buckingham an diesem Scherz ergötzen würde. Es ist in der Tat sehr Schade, daß er nicht hier ist, Herr von Wardes.«

Ein Blitz zuckte in den Augen des jungen Mannes.

»Oh!« sagte er, die Zähne an einander pressend, »es wäre mir auch lieb.«

Guiche rührte sich nicht.

Madame schien zu erwarten, daß er ihr zu Hilfe käme.

Monsieur zögerte.

Der Chevalier von Lorraine trat vor und nahm das Wort.

»Madame,« sprach er, »Herr von Wardes weiß wohl, daß für einen Buckingham im Herzen getroffen werden, nichts Neues ist, und was er gesagt, hat man schon gesehen.«

»Statt eines Verbündeten zwei Feinde,« murmelte Madame, »zwei vereinigte, erbitterte Feinde.«

Und sie wechselte das Gespräch.

Das Gespräch wechseln, ist bekanntlich ein Recht der Fürsten, das die Etiquette zu achten befiehlt.

Der Rest der Unterhaltung war also gemäßigt; die Haudtschauspieler hatten ihre Rollen beendet.

Madame zog sich frühzeitig zurück, und Monsieur, den sie befragen wollte, reichte ihr die Hand.

Der Chevalier von Lorraine befürchtete zu sehr, es könnte sich ein gutes Einvernehmen zwischen den zwei Gatten gründen, um sie ruhig beisammen zu lassen.

Er ging nach dem Gemach von Monsieur, um ihn bei seiner Rückkehr zu überfallen, und mit drei Worten alle guten Eindrücke zu zerstören, welche Madame in seinem Herzen hätte aussäen können.

Guiche machte einen Schritt gegen Wardes, den viele Leute umgaben.

Er bezeichnete ihm so den Wunsch, mit ihm zu reden. Wardes machte mit den Augen und mit dem Kopf ein Zeichen, daß er ihn verstehe.

Dieses Zeichen hatte für die Fremden nur Freundschaftliches.

Dann konnte sich Guiche umwenden und warten.

Er wartete nicht lange. Von den Sprechenden befreit, näherte sich Wardes Guiche, und nach einer neuen Verbeugung gingen beide neben einander.

»Ihr habt eine gute Rückkehr gehabt, mein lieber Wardes,« sagte der Graf.

»Eine vortreffliche, wie Ihr seht.«

»Und Ihr seid immer heiteren Geistes?«

»Mehr als je.«

»Das ist ein großes Glück.«

»Was wollt Ihr; es ist Alles so spaßhaft in der Welt, es ist Alles so grotesk um uns her.«

»Ihr habt Recht.«

»Ah! Ihr seid also meiner Meinung?«

»Ja wohl! Und Ihr bringt keine Nachrichten von dort?«

»Meiner Treue, nein! Ich suche hier . . . «

»Verzeiht. Ihr habt doch Menschen in Calais gesehen, einen unserer Freunde, und zwar vor nicht langer Zeit?«

»Leute . . . einen unserer Freunde?«

»Ihr habt ein kurzes Gedächtnis.«

»Ah! es ist wahr, Bragelonne.«

»Ganz richtig.«

»Der sich in einem Auftrag zu König Karl begab.«

»So ist es. Nun! hat er Euch nicht gesagt oder habt Ihr ihm nicht gesagt?«

»Ich muß gestehen, ich weiß nicht genau, was ich ihm gesagt habe; doch was ich ihm nicht gesagt habe, das weiß ich.«

Herr von Wardes war die Feinheit selbst. Er fühlte vollkommen an der Haltung von Guiche, einer, Haltung voll Kälte und Würde, das Gespräch würde eine schlimme Wendung nehmen. Er beschloß, sich dem Gespräch hinzugeben und auf seiner Hut zu sein.

»Was ist das, wenn es Euch beliebt, was Ihr ihm nicht gesagt habt?« fragte Guiche.

»Nun denn! das was La Vallière betrifft.«

»La Vallière . . . Was ist das, und was ist die so seltsame Sache, die *Ihr* dort wusstet, während Bragelonne, der hier war, sie nicht wusste?«

»Fragt Ihr mich das im Ernste?«

»In vollem Ernste.«

»Wie, Ihr ein Mann bei Hofe, ein Mann, der bei Madame lebt, Ihr, der Tischgenosse des Hauses, Ihr, der Freund von Monsieur, Ihr, der Günstling unserer schönen Prinzessin.«

Errötend vor Zorn, fragte Guiche:

»Von welcher Prinzessin spricht Ihr?«

»Ich kenne nur eine, mein Lieber. Ich spreche von Madame. Sagt, habt Ihr noch eine andere Prinzessin bei Hofe?«

Guiche war im Begriff, loszuschlagen, doch er sah die Finte.

Ein Streit war zwischen den zwei jungen Leuten dem Ausbruche nahe. Wardes wollte nur den Streit im Namen von Madame, während ihn Guiche nur im Namen von La Vallière annahm. Es war von diesem Augenblick an ein ganzes Fintenspiel, das so lange dauern sollte, bis der eine von ihnen getroffen war.

Guiche gewann wieder seine ganze Kaltblütigkeit und sprach:

»Mein lieber Wardes, bei dem Allem ist nicht entfernt von Madame die Rede, sondern von dem, was Ihr so eben sagtet.«

»Und was sagte ich?«

»Ihr habt Bragelonne gewisse Dinge, verborgen.«

»Die ihr ebenso gut wisst, als ich,« erwiderte Wardes.

»Auf Ehre, nein.«

»Geht doch.«

»Wenn Ihr sie mir sagt, werde ich sie wissen; sonst nicht, das schwöre ich Euch.«

»Wie! ich komme sechzig Meilen weit her; Ihr habt Euch nicht von der Stelle gerührt. Ihr habt mit Euren Augen gesehen, was mir das Gerücht dorthin brachte. Und ich höre Euch im Ernste zu mir sagen, Ihr wisst nicht. Oh! Graf, Ihr seid nicht liebevoll.«

»Das wird sein, wie es Euch beliebt: doch ich wiederhole Euch, ich weiß nichts.«

»Ihr spielt den Diskreten, das ist klug.«

»Ihr werdet mir also eben so wenig etwas sagen, als Bragelonne.«

»Ihr spielt den Tauben. Ich bin fest überzeugt, Madame wäre nicht so sehr Herrin über sich, wie Ihr.«

»Ha! doppelter Heuchler,« murmelte Guiche, »nun bist Du wieder auf Deinem Terrain.«

»Nun wohl!« fuhr Wardes fort, »da es uns so schwer ist, uns über La Vallière und Bragelonne zu verständigen, plaudern wir über Eure persönlichen Angelegenheiten.«

»Ich habe aber keine persönliche Angelegenheiten. Ich denke, Ihr habt zu Bragelonne nichts über uns gesagt, was Ihr mir nicht wiederholen könntet?«

»Nein. Doch Ihr begreift, Guiche, daß ich, so sehr ich unwissend über gewisse Dinge, eben so sehr in Beziehung auf andere beschlagen bin. Wenn es sich zum Beispiel darum handelte, Euch über die Verhältnisse und Verbindungen von Buckingham in Paris zu unterhalten, so könnte ich Euch, da ich die ganze Reise mit dem Herzog gemacht habe, die interessantesten Dinge sagen. Soll ich sie Euch sagen?«

Guiche fuhr mit der Hand über seine von Schweiß befeuchtete Stirne und erwiderte:

Nein, hundertmal nein, ich bin nicht neugierig bei den Dingen, die mich nichts angehen. Herr von Buckingham ist für mich nur ein einfacher Bekannter, während Raoul ein vertrauter Freund von mir ist. Ich bin also nicht neugierig, zu erfahren, was sich mit

Herrn von Buckingham begeben hat, während ich jedes Interesse habe, zu wissen, was Raoul begegnet ist.«

»In Paris?«

»Ja, in Paris oder in Boulogne. Ihr begreift, ich bin anwesend; tritt ein Ereignis ein, so bin ich da, um ihm die Stirne zu bieten. Doch Raoul ist abwesend und hat nur mich, um ihn zu vertreten; die Angelegenheiten von Raoul gehen also den meinigen voran.«

»Raoul wird aber zurückkommen.«

»Nach seiner Sendung, — mittlerweile, das begreift Ihr, dürfen keine schlimme Gerüchte über ihn im Umlauf sein, ohne daß ich sie untersuche.«

»Um so mehr, als er einige Zeit in London bleiben wird,« versetzte Wardes hohnlächelnd.

»Ihr glaubt?« fragte Guiche naiv.

»Bei Gott! glaubt Ihr, man schicke einen Gesandten nach London, damit er nur hin- und herreise! . . . Nein, man hat ihn nach London geschickt, damit er dort bleibt.«

»Ah! Graf,« sagte Guiche, indem er mit Gewalt die Hand von Wardes ergriff, »das ist ein für Bragelonne sehr ärgerlicher Verdacht, der vortrefflich das rechtfertigt, was er mir von Boulogne geschrieben hat.«

Wardes wurde wieder kalt, die Liebe zum Spotten hatte ihn angestachelt, und er hatte sich durch seine Unklugheit eine Blöße gegeben.

»Nun, so sagt, was hat er geschrieben?«

»Ihr habet ihm einige treulose Insinuationen gegen La Vallière zugeflüstert, und es habe geschienen, als lachtet Ihr über sein großes Vertrauen zu diesem Mädchen.«

»Ja, ja, ich habe das Alles getan, und war bereit, indem ich dieß tat, den Vicomte von Bragelonne mir sagen zu hören, was ein Mann einem andern Mann sagt, wenn dieser ihn unzufrieden gemacht hat. So, zum Beispiel, wenn ich einen Streit mit Euch suchte, würde ich Euch sagen, Madame, nachdem sie Herrn von Buckingham ausgezeichnet, gelte in diesem Augenblick dafür, daß sie den schönen Herzog nur zu Euren Gunsten weggeschickt habe.«

»Oh! das würde mich nicht im Geringsten verletzen, lieber

Wardes,« sagte Guiche lächelnd, trotz des Schauers, der seine Adern wie eine Feuereinspritzung durchlief.«Teufel! eine solche Gunst, das ist Honig.«

»Einverstanden, doch wenn ich durchaus einen Streit mit Euch haben wollte, so würde ich Euch lügen zu strafen suchen und von einem gewissen Bosquet, wo Ihr Euch mit dieser erhabenen Prinzessin zusammengefunden, von gewissen Kniebeugungen, von einem gewissen Handkuß sprechen, und Ihr, der Ihr ein verschwiegener, lebhafter und wunderlicher Mann seid . . . «

»Nein, ich schwöre Euch,« unterbrach ihn Guiche mit einem Lächeln auf den Lippen, obgleich er glaubte, er müsse sterben; »nein, ich schwöre Euch, das würde mich nicht berühren, ich würde Euch nicht lügen strafen; seht, Teuerster, ich bin nun einmal so, bei den Dingen, die mich betreffen, bin ich von Eis. Ah! das ist ganz etwas Anderes, wenn es sich um einen abwesenden Freund handelt, um einen Freund, der uns bei seiner Abreise seine Interessen anvertraut hat; oh! für diesen Freund, seht Ihr, Wardes, bin ich ganz Feuer!«

»Ich verstehe Euch, Herr von Guiche: doch Ihr möget sagen, was Ihr wollt, es kann in diesem Augenblick zwischen uns weder von Bragelonne, noch von dem bedeutungslosen Mädchen die Rede sein, das man La Vallière nennt.«

In diesem Augenblick durchschritten einige junge Leute von Hof den Salon und waren, da sie schon die Worte gehört, welche gesprochen worden, auch im Stande, diejenigen zu hören, welche noch folgen sollten.

Wardes gewahrte dieß und fuhr laut fort:

»Oh! wenn La Vallière eine Coquette wäre, wie Madame, deren, ich will es wohl glauben, unschuldige Lockungen zuerst gemacht haben, daß Herr von Buckingham nach England zurückgeschickt wurde, sodann daß man Euch verbannte, denn Ihr habt Euch am Ende von diesen Lockungen fangen lassen, nicht wahr, meine Herren?«

Die Kavaliere näherten sich, Saint-Aignan an der Spitze, Manicamp hernach.

»Ei! mein Lieber, was wollt Ihr?« versetzte Guiche lachend, »ich bin ein Geck, alle Welt weiß das. Ich habe einen Scherz im Ernste

genommen und dadurch gemacht, daß ich verbannt wurde. Doch ich habe meinen Irrtum eingesehen, ich habe meine Eitelkeit zu den Füßen des Berechtigten niedergebeugt und meine Zurückberufung erlangt, indem ich öffentliche Abbitte tat und mir selbst mich von diesem Fehler zu heilen gelobte, und Ihr seht, ich bin so gut davon geheilt, daß ich nun über das lache, was mir vor vier Tagen das Herz brach. Doch er, Raoul, liebt, er wird geliebt, er lacht nicht über Gerüchte, die sein Glück stören können, über Gerüchte, zu deren Dolmetscher Ihr Euch gemacht habt, während Ihr doch, wie ich, wie diese Herren, wie Jedermann wusstet, daß diese Gerüchte nur eine Verleumdung waren!«

»Eine Verleumdung!« rief Wardes wütend, sich durch die Kaltblütigkeit von Guiche in die Falle getrieben zu sehen.

»Ja, eine Verleumdung. Hier ist sein Brief, worin er mir schreibt, Ihr habet schlimm von Fräulein de la Vallière gesprochen, und worin er mich fragt, ob das, was Ihr von dem Mädchen gesagt, wahr sei. Soll ich diese Herren zu Richtern machen, Wardes?«

Und mit der größten Kaltblütigkeit las Guiche ganz laut den Absatz des Briefes vor, der La Vallière betraf.

»Und nun,« fuhr Guiche fort, »nun ist es für mich erwiesen, daß Ihr die Ruhe des lieben Bragelonne verletzen wolltet, und daß Eure Reden boshaft waren.«

Wardes schaute umher, um zu wissen, ob er irgendwo auf Unterstützung zu hoffen hätte; doch bei dem Gedanken, daß Wardes unmittelbar oder mittelbar diejenige beleidigt habe, welche das Idol des Tages war, schüttelte jeder den Kopf und Wardes sah nur Männer, bereit, ihm Unrecht zu geben.

»Meine Herren,« sprach Guiche, der instinktartig das allgemeine Gefühl erriet, »unsere Erörterung mit Herrn von Wardes betrifft einen Gegenstand von so zarter Natur, daß es von Gewicht ist, daß Niemand mehr davon hört, als Ihr davon gehört habt. Ich bitte Euch daher, bewacht die Türen und laßt uns unser Gespräch unter uns vollenden, wie es sich unter zwei Edelleuten geziemt, von denen der eine den andern lügen gestraft hat.«

»Meine Herren! meine Herren!« riefen die Anwesenden.

»Findet Ihr, daß ich Unrecht gehabt habe, Fräulein de la Vallière zu verteidigen?« sagte Guiche. »In diesem Fall unterziehe ich

mich der Verurteilung und nehme die verletzenden Worte zurück, die ich gegen Herrn von Wardes habe aussprechen können.«

»Teufel!« sagte Saint-Aignan. »Nein! nein! . . . Fräulein de la Vallière ist ein Engel!«

»Die Tugend, die Reinheit in Person,« rief Manicamp.

»Ihr seht, Herr von Wardes,« sprach Guiche, »ich bin nicht der Einzige, der die Verteidigung dieses armen Kindes übernimmt. Meine Herren, zum zweiten Male flehe ich Euch an, uns allein zu lassen. Ihr seht, man kann unmöglich ruhiger sein, als wir es sind.«

Die Höflinge entfernten sich gerne; die einen gingen an eine Türe, die andern an die andere.

Die zwei jungen Leute blieben allein.

»Gut gespielt,« sagte Wardes zum Grafen.

»Nicht wahr?« erwiderte dieser.

»Was wollt Ihr, ich bin in der Provinz eingerostet, mein Teurer, während mich das, was Ihr an Selbstbeherrschung gewonnen habt, verwirrt; man erlangt immer etwas in der Gesellschaft der Frauen, empfängt also alle meine Komplimente.«

»Ich empfangen sie.«

»Und ich werde sie an Madame zurückwenden.«

»Oh! nun, mein lieber Herr von Wardes, sprechen wir so laut, als es Euch beliebt.«

»Fordert mich nicht heraus.«

»Ich fordere Euch heraus. Ihr seid als ein boshafter Mensch bekannt; wenn Ihr das tut, werdet Ihr für einen Feigen gelten, und Monsieur wird Euch heute Abend an seine Fensterstange hängen lassen.«

»Ich bin geschlagen.«

»Ja, aber nicht so sehr, als es sich gebührt.«

»Ich sehe, es wäre Euch nicht leid, wenn Ihr mich ganz und gar auf das Haupt schlagen würdet.«

»Noch mehr.«

»Teufel, Graf, für den Augenblick seid Ihr übel daran; nach der, die ich gespielt, kann mir eine andere Partie nicht zusagen; ich habe zu viel Blut in Boulogne verloren; bei der geringsten

Anstrengung würden sich meine Wunden wieder öffnen, und Ihr hättet in der Tat bei mir einen zu leichten Handel.«

»Das ist wahr,« sagte Guiche, »und dennoch habt Ihr bei Eurer Ankunft Euer schönes Aussehen und Eure guten Arme zur Schau gestellt.«

»Ja, die Arme gehen allerdings noch, aber die Beine sind schwach, und dann habe ich seit dem verteufelten Duell kein Rappier mehr in der Hand gehabt, und Ihr, dafür stehe ich, Ihr fechtet alle Tage, um Euren kleinen Hinterhalt zu einem guten Ende zu führen.«

»Bei meiner Ehre,« erwiderte Guiche, »seit einem halben Jahre habe ich mich nicht mehr geübt.«

»Nein, seht, Graf, Alles wohl überlegt, werde ich mich nicht schlagen, wenigstens nicht mit Euch. Ich werde auf Bragelonne warten, da Ihr mir sagt, Bragelonne sei böse auf mich.«

»Oh! nein, Ihr werdet nicht auf Bragelonne warten,« rief Guiche außer sich, »denn Ihr habt es gesagt, Bragelonne kann lange nicht zurückkommen und mittlerweile wird Euer schlimmer Geist sein Werk vollbringen.«

»Ich werde jedoch eine Entschuldigung haben. Nehmt Euch in Acht.«



»Ich gebe Euch acht Tage zu Eurer völligen Wiederherstellung.«

»Das ist schon besser. In acht Tagen werden wir sehen.«

»Ja, ja, ich begreife, in acht Tagen kann man seinem Feinde entkommen. Nein, nein, nicht einen.«

»Ihr seid verrückt, mein Herr,« sagte Wardes, indem er einen Schritt rückwärts machte.

»Und Ihr seid ein Elender, wenn Ihr Euch nicht freiwillig schlagt.«

»Nun?«

»Ich zeige es dem König an, daß Ihr Euch geweigert. Euch zu schlagen, nachdem ihr La Vallière beschimpft.«

»Ah!« versetzte Wardes, »Ihr seid gefährlich verräterisch, mein redlicher Herr.«

»Nichts kann gefährlicher sein, als die Falschheit desjenigen,

welcher immer den Rechtschaffenen spielt.«

»Gebt mir meine Beine wieder, oder laßt Euch Alles Blut abzapfen, um die Chancen gleich zu machen.«

»Nein, ich habe etwas Besseres.«

»Sprecht.«

»Wir setzen uns beide zu Pferde und wechseln drei Pistolenschüsse. Ihr seid ein Vortrefflicher Schütze. Ich habe Euch Schwalben mit der Kugel im Galopp schießen sehen. Leugnet es nicht, ich habe es gesehen.«

»Ich glaube, Ihr habt Recht, und so ist es möglich, daß ich Euch töte.«

»Ihr würdet mir in der Tat einen Dienst leisten.«

»Ich werde mein Möglichstes tun.«

»Ist das abgemacht!«

»Eure Hand.«

»Hier habt Ihr sie . . . Unter einer Bedingung jedoch.«

»Nennt sie.«

»Ihr schwört mir, nichts dem König zu sagen oder sagen zu lassen?«

»Nichts, ich schwöre es Euch.«

»Ich will mein Pferd holen.«

»Und ich das meinige.«

»Wohin reiten wir?«

»Nach der Ebene, ich weiß einen vortrefflichen Ort.«

»Reiten wir mit einander?«

»Warum nicht?«

Und beide gingen nach den Ställen, wobei sie unter den sanft erleuchteten Fenstern von Madame vorüberkamen; ein Schatten erhob sich hinter den Spitzenvorhängen.

»Ah!« sagte Wardes lächelnd, »das ist eine Frau welche nicht vermutet, daß wir für sie in den Tod gehen.«

XXXIV.

Der Zweikampf.

Wardes wählte sein Pferd und Guiche das seinige. Dann sattelte es jeder mit einem Sattel, woran Halfter.

Wardes hatte keine Pistolen. Guiche hatte zwei Paare. Er holte sie in seiner Wohnung, und überließ Wardes die Wahl.

Wardes wählte diejenigen, deren er sich zwanzigmal bedient hatte, dieselben, mit denen ihn Guiche hatte Schwalben im Flug schießen sehen.

»Ihr werdet Euch nicht wundern, daß ich alle Vorsicht gebrauche,« sagte er. »Eure Waffen sind Euch bekannt. Ich mache folglich nur die Chancen gleich.«

»Diese Bemerkung war überflüssig, Ihr seid in Eurem Recht,« erwiderte Guiche.

»Nun bitte ich Euch mir zu Pferde steigen helfen zu wollen, denn das hat bei mir noch eine gewisse Schwierigkeit.«

»Dann hätte man es zu Fuß abmachen sollen.«

»Nein, einmal im Sattel, stelle ich meinen Mann.«

»Gut, sprechen wir nicht mehr davon.«

Hiernach half Guiche Herrn von Wardes zu Pferde steigen.

»In unserem Eifer, nur zu vertilgen, haben wir Eines nicht berücksichtigt,« fuhr der junge Mann fort.



»Was?«

»Daß es Nacht ist, und daß wir uns im Finstern tappend töten müssen.«

»Immerhin, es wird dasselbe Resultat sein.«

»Wir müssen zu doch auf einen andern Umstand Acht haben.«

»Auf welchen?«

»Auf den, daß ehrliche Leute sich nicht ohne Gefährten schlagen.«

»Oh!« rief Guiche, »Ihr wünscht eben so sehr als ich, die Dinge gut zu machen.«

»Ja, aber man soll nicht sagen können, Ihr habet mich ermordet, ebenso wenig, als ich, falls ich Euch töten würde, eines Verbrechens beschuldigt sein will.«

»Hat man dergleichen von Eurem Duell mit Buckingham gesagt,« versetzte Guiche; »es hat doch unter denselben Bedingungen stattgefunden, unter denen das unsere stattfinden soll.«

»Ah! es war noch Tag, und wir standen bis an die Schenkel im Wasser; überdies waren viele Zuschauer am User versammelt und sahen uns zu.«

Guiche dachte einen Augenblick nach; doch der Gedanke, der schon einmal in seinem Geiste aufgetaucht, befestigte sich darin, der Gedanke nämlich, Wardes wolle Zeugen haben, um das

Gespräch wieder auf Madame zu bringen, und dem Zweikampf eine neue Wendung zu geben.

Er erwiderte also nichts, und als ihn Wardes zum letzten Mal mit dem Blick befragte, antwortete er ihm durch ein Zeichen mit dem Kopf, das besagen wollte, es wäre das Beste, so wie es stünde, fortzumachen.

Die zwei Gegner begaben sich dem zu Folge auf den Weg, und ritten aus dem Schloß durch das Thor weg, das uns bekannt ist, weil wir nahe bei demselben Montalais und Malicorne gesehen.

Die Nacht hatte, als wollte sie die Hitze des Tages bekämpfen, alle ihre Wolken angehäuft und trieb sie schweigsam und schwerfällig vom Westen nach dem Osten. Dieser Dom ohne Lichtungen und scheinbare Blitzstrahle lastete mit seinem ganzen Gewicht auf der Erde und sing an, sich unter den Anstrengungen des Windes zu durchlöchern wie ein ungeheuer vom Tüfelwerk abgerissener Vorhang.

Die Wassertropfen fielen lau und breit auf die Erde, wo sie den Staub in rollende Kügelchen zusammenballten.

Hecken, die den Sturm einatmeten, durstige Blumen, zerzauste Bäume strömten zu gleicher Zeit tausend aromatische Gerüche aus, welche dem Gehirn die süßen Erinnerungen, die Ideen von Jugend, ewigem Leben, Glück und Liebe zuführte.

»Die Erde riecht gut,« sagte Wardes, »es ist eine Coquetterie von ihr, um uns zu sich herabzuziehen.«

»Ah!« erwiderte Guiche, »es sind mir mehrere Gedanken gekommen, und ich will sie Euch unterwerfen.«

»Bezüglich?«

»Bezüglich unseres Zweikampfs.«

»Es ist in der Tat, wie mir scheint, Zeit, daß wir uns damit beschäftigen.«

»Wird es ein gewöhnlicher Zweikampf und geordnet nach dem Gebrauche sein?«

»Wie ist Euer Gebrauch?«

»Wir steigen auf einer guten Ebene ab, wir binden unsere Pferde an den ersten, den besten Gegenstand an, wir treten ohne Waffen zusammen, dann entfernen wir uns jeder hundert und fünfzig Schritte, um auf einander loszugehen.«

»Gut, so tötete ich den armen Follivant.«

»Verzeiht, Ihr vergeßt einen Umstand.«

»Welchen?«

»Bei Eurem Duell mit Follivant, geht Ihr zu Fuß, den Degen in den Zähnen und die Pistole in der Faust auf einander zu.«

»Das ist wahr.«

»Diesmal, da ich nicht gehen kann, Ihr gesteht es selbst, steigen wir im Gegenteil wieder zu Pferde, sprengen gegeneinander vor und der Erste, der schießen will, schießt.«

»Das dünkt mir das Beste zu sein, doch es ist Nacht; man muß mehr verlorene Schüsse zählen, als es bei Tag gäbe.«

»Gut! Jeder hat drei Schüsse! die zwei, welche schon geladen sind und einen des Wiederladens.«

»Vortrefflich! Wo wird unser Duell stattfinden?«

»Gebt Ihr einem Ort den Vorzug?«

»Nein.«

»Ihr seht das kleine Gehölze, das sich vor uns ausdehnt?«

»Bois de Rochers? Allerdings.«

»Ihr kennt es?«

»Genau!«

»Ihr wisst also, daß es eine Lichtung in seinem Mittelpunkt hat!«

»Reiten wir nach dieser Lichtung.«

»Gut.«

»Es ist eine Art von natürlichem Kampfplatz mit allen möglichen Wegen, Abwegen, Fußpfaden, Gräben, Waldungen, Alleen; wir werden vortrefflich dort sein.«

»Sehr gut. Ich glaube, wir sind an Ort und Stelle.«

»Ja, seht den schönen Raum in der Rundung. Das Wenige von Helle, was von den Sternen herabfällt, wie Corneille sagt, drängt sich auf diesen Platz zusammen; die natürlichen Grenzen sind der Wald, der ihn mit seinen Schranken umkreist.«

»Wohl! tut, wie Ihr sagt.«

»Stellen wir die Bedingungen vollends fest.«

»Hört die meinigen: habt Ihr etwas dagegen, so sagt Ihr es.«

»Ich höre.«

»Die Tötung des Pferdes verbindet seinen Herrn, zu Fuß zu fechten?«

»Das ist nicht zu bestreiten, da wir keine Pferde zum Wechseln haben.«

»Verbindet aber den Gegner nicht, von seinem Pferde abzusteigen.«

»Es steht dem Gegner frei, zu handeln wie es ihm gut dünkt.«

»Sind die Gegner einmal vereinigt, so können sie sich nicht mehr trennen, und müssen folglich die Pistole auf der Brust auf einander schießen.«

»Angenommen.«

»Drei Schüsse ohne Wehr, nicht wahr?«

»Ich glaube, das ist genügend. Hier habt Ihr Pulver und Kugeln für Eure Pistolen; meßt drei Ladungen, nehmt drei Kugeln; ich werde dasselbe tun; dann zerstreuen wir den Rest des Pulvers und werfen die übrigen Kugeln weg.«

»Und wir schwören auf Christus, nicht wahr,« fügte Wardes bei, »daß wir weder Pulver, noch Kugeln mehr bei uns haben?«

»Abgemacht, ich schwöre.«

Guiche streckte die Hand zum Himmel empor.

Wardes ahmte ihn nach.

»Und nun, mein lieber Graf,« sprach Wardes, »erlaubt mir, Euch zu sagen, daß ich mich durch nichts betören lasse: Ihr seid der Geliebte von Madame, oder werdet es sein. Ich habe das Geheimnis ergründet, Ihr befürchtet, ich könnte es ruchbar machen; Ihr wollt mich töten, um Euch das Stillschweigen zu sichern, das ist ganz einfach, an Eurer Stelle würde ich dasselbe tun.«

Guiche neigte das Haupt.

»Nur,« fuhr Wardes triumphierend fort, »nur sagt mir, war es wohl der Gedanke, mir auch die schlimme Angelegenheit von Bragelonne auf den Nacken zu werfen; nehmt Euch in Acht, mein lieber Freund, wenn man das Wildschwein in die Enge treibt, macht man es wütend; wenn man den Fuchs hetzt, verleiht man ihm die Wildheit des Jaguars. Daraus geht hervor, daß ich mich, von Euch auf das Äußerste getrieben, bis auf den Tod verteidige.«

»Das ist Euer Recht.«

»Ja, doch nehmt Euch in Acht, ich werde viel Böses tun; so, um anzufangen, erratet Ihr wohl, nicht wahr, daß ich nicht die Dummheit begangen habe, mein Geheimnis oder vielmehr Euer Geheimnis in meinem Herzen zu verschließen. Ein Freund, ein geistreicher Freund, den Ihr kennt, ist Mitwisser meines Geheimnisses; versteht also wohl, daß, wenn Ihr mich tötet, mein Tod nicht viel genützt haben wird, während dagegen, wenn ich Euch töte, — Teufel! Ihr begreift wohl, Alles ist möglich.«

Guiche schauerte.

»Wenn ich Euch töte fuhr Wardes fort, »werdet Ihr Madame zwei Feinde angehängt haben, welcher einer immer besser als der andere auf ihren Ruin arbeiten werden.«

»Oh! mein Herr,« rief Guiche wütend, »rechnet nicht so auf meinen Tod; von diesen zwei Feinden werde ich den einen sogleich und den andern bei der ersten Gelegenheit töten.«

Wardes antwortete nun durch ein dergestalt teuflisches Gelächter, daß ein Abergläubischer darüber erschrocken wäre.

Guiche war jedoch nicht in diesem Grad für Eindrücke empfänglich.

»Ich glaube, Alles ist geordnet, Herr von Wardes,« sagte er, »nehmt also Euren Abstand, wenn Ihr nicht lieber wollt, daß ich dieß tue.«

»Nein,« erwiderte Wardes, »ich bin entzückt, Euch eine Mühe zu ersparen.«

Und er setzte sein Pferd In Galopp, durcheilte die Lichtung in ihrer ganzen Ausdehnung und nahm seinen Posten an dem Punkte vom Umkreise des Kreuzwegs, der dem gegenüber lag, wo Guiche Halt gemacht hatte.

Guiche blieb unbeweglich.

Auf eine Entfernung von ungefähr hundert Schritten waren die Gegner, verloren im dichten Schatten der Ulmen und Kastanienbäume, völlig unsichtbar für einander.

Eine Minute verging unter dem tiefsten Stillschweigen.

Nach Verlauf dieser Minute hörte jeder im Schooße des Schattens, wo er verborgen war, das doppelte Knacken des Hahns, der in der Batterie tönte.

Die gewöhnliche Taktik befolgend, setzte Guiche sein Pferd in

Galopp, überzeugt, er würde eine doppelte Garantie der Sicherheit in der Wellenbewegung und in der Geschwindigkeit des Laufes finden.

Dieser Lauf wandte sich in gerader Linie nach dem Punkt, den seiner Meinung nach sein Gegner einnehmen mußte.

Auf der Hälfte des Wegs hoffte er Wardes zu begegnen; er täuschte sich.

Er ritt weiter, in der Voraussetzung, Wardes erwarte ihn unbeweglich.

Als er aber zwei Drittel der Lichtung durchschritten hatte, sah er plötzlich den Kreuzweg sich beleuchten, und eine Kugel schnitt pfeifend die Feder ab, die sich auf seinem Hute rundete.

Beinahe zu gleicher Zeit, und als hätte das Feuer des ersten Schusses nur dazu gedient, dem zweiten zu leuchten, erscholl ein zweiter Schuß, und eine zweite Kugel durchbohrte den Kopf des Pferdes, von Guiche ein wenig unter dem Ohr.

Das Pferd stürzte nieder.

Guiche wurde von dem größten Erstaunen ergriffen, da diese zwei Schüsse in einer der, in welcher er es erwartete, ganz entgegengesetzten Richtung kamen; als ein Mann von großer Kaltblütigkeit, berechnete er seinen Fall indes nicht so gut, daß nicht das Ende seines Stiefels unter dem Pferde festgehalten wurde.

Zum Glück machte das Pferd in seinem Todeskampf eine Bewegung und Guiche konnte sein minder gepreßtes Bein frei machen.

Guiche stand auf und befühlte sich: er war nicht verwundet.

In dem Augenblick, wo er sein Pferd wanken gefühlt, hatte er die zwei Pistolen in die Halfter gesteckt, aus Furcht, der Sturz könnte einen von den zwei Schüssen und sogar beide losgehen machen, was ihn unnütz entwaffnet hätte.

Sobald er stand, nahm er seine Pistolen wieder aus den Halftern, und ging auf die Stelle zu, wo er beim Schein der Flamme Wardes hatte erscheinen sehen.

Guiche hatte sich sogleich Rechenschaft von seinem Manoeuvre gegeben, das höchst einfach war.

Statt auf Guiche zuzureiten oder an seinem Platze zu bleiben

und ihn hier zu erwarten, war Wardes ungefähr fünfzehn Schritte dem Schattenkreis gefolgt, der ihn dem Blick seines Gegners entzog, und in dem Augenblick, wo ihm dieser in seinem Laufe die Seite bot, hatte er von seinem Platze aus, bequem zielend und unterstützt, statt gehindert durch den Galopp des Pferdes, geschossen.

Man hat gesehen, daß die erste Kugel, trotz der Finsternis, auf kaum einen Zoll vom Kopf von Guiche vorübergeflogen war.

Wardes war seines Schusses so sicher, daß er Guiche fallen zu sehen geglaubt hatte. Sein Erstaunen war daher groß, als der Reiter im Gegenteil im Sattel blieb.

Er beeilte sich, zum zweiten Mal zu schießen, machte eine Wendung mit der Hand und tötete das Tier.

Dies war eine glückliche Ungeschicklichkeit, wenn Guiche unter dem Pferde festgehalten blieb. Ehe er sich losmachen konnte, lud Wardes seinen dritten Schuß, und Guiche war seiner Gnade anheimgegeben.

Guiche stand aber ganz im Gegenteil und hatte drei Schüsse abzufeuern.

Guiche begriff die Lage der Dinge . . . Es handelte sich darum, Wardes an Geschwindigkeit zuvorzukommen. Er lief, um ihn zu erreichen, ehe er seine Pistole geladen hätte.

Wardes sah ihn wie einen Sturm herbeikommen. Die Kugel war in ihrer Größe sehr genau und widerstand dem Ladestock. Schlecht laden hieß sich der Gefahr aussetzen, den letzten Schutz zu verlieren. Gut laden hieß seine Zeit verlieren oder vielmehr das Leben verlieren.

Er ließ sein Pferd einen Seitensprung machen.

Guiche drehte sich auf dem Absatz um, und in dem Augenblick, wo das Pferd niederfiel, ging der Schuß los und riß Wardes den Hut vom Kopf.

Wardes begriff, daß er einen Augenblick für sich hatte; er benützte ihn, um seine Pistole vollends zu laden.

Als Guiche sah, daß sein Gegner nicht fiel, warf er die erste Pistole, die ihm unnütz geworden, weg, und ging, die zweite erhebend, auf Wardes zu.

Doch beim dritten Schritt, den er machte, faßte ihn Wardes

unter dem Marschieren und der Schuß ging los.

Ein Brüllen des Zorns antwortete hierauf; der Arm des Grafen zog sich krampfhaft zusammen und sank dann nieder.

Die Pistole fiel.

Wardes sah den sich bücken, die Pistole mit der linken Hand aufheben und einen neuen Schritt gegen ihn machen.

Der Augenblick war entscheidend.

»Ich bin verloren,« murmelte Wardes, »er ist nicht tödlich verwundet.«

Doch in dem Moment, wo Guiche seine Pistole gegen Wardes erhob, beugten sich der Kopf, die Schultern und die Knie des zu gleicher Zeit. Er stieß einen schmerzlichen Seufzer aus und rollte zu den Füßen des Pferdes von Wardes.

»Vorwärts,« murmelte dieser.

Und raffte die Zügel zusammen und gab seinem Pferde beide Sporen.

Das Pferd setzte über den trägen Körper und trug Wardes nach dem Schlosse fort.

Hier angekommen, hielt Wardes eine Viertelstunde mit sich Rat.

In seiner Ungeduld, das Schlachtfeld zu verlassen, hatte er es versäumt, sich zu versichern, ob Guiche tot sei.

Eine doppelte Hypothese bot sich dem Geist von Wardes.

Entweder war Guiche getötet oder nur verwundet.

Sollte er, wenn Guiche getötet, so seinen Leichnam den Wölfen überlassen? eine unnütze Grausamkeit, da Guiche, wenn er getötet, sicherlich nicht mehr sprechen würde.

War Guiche nicht getötet, warum sich dadurch, daß er ihm keine Hilfe brächte, für einen der Großmut unfähigen Wilden ansehen lassen?

Diese letzte Betrachtung trug den Sieg davon.

Wardes erkundigte sich nach Manicamp.

Er erfuhr, Manicamp habe sich nach Guiche erkundigt, und sei, da er nicht gewußt, wo er ihn treffen sollte, zu Bette gegangen.

Wardes weckte den Schläfer und erzählte ihm den Vorfall, den Manicamp, ohne ein Wort zu sagen, aber mit einem Ausdruck wachsender Energie, der man seine Physiognomie hätte unfähig

glauben sollen, anhörte.

Erst als Wardes geendigt hatte, sprach Manicamp das einzige Wort: »Vorwärts.«

Unter Weges erhitzte sich die Phantasie von Manicamp, und je länger ihm Wardes von den Abenteuern erzählte, desto mehr verdüsterte er sich.

Als Wardes geendigt hatte, fragte er:

»Ihr haltet ihn also für tot?«

»Ach! ja.«

»Und Ihr halt Euch nur so ohne Zeugen geschlagen?«

»Er hat es so gewollt.«

»Das ist sonderbar.«

»Wie, das ist sonderbar?«

»Das sieht dem Charakter von Guiche sehr wenig ähnlich.«

»Ich denke, Ihr zweifelt nicht an meinem Wort?«

»Ah! ja!«

»Ihr zweifelt daran?«

»Ein wenig. Doch ich werde noch viel mehr daran zweifeln, das sage ich Euch zum Voraus, wenn ich den armen Jungen tot sehe.«

»Herr Manicamp!«

»Herr von Wardes!«

»Mir scheint, Ihr beleidigt mich.«

»Wie es Euch beliebt. Was wollt Ihr, ich bin den Leuten nie sehr hold gewesen, welche kommen und zu einem sagen: ›Ich habe den und den Herrn in einem Winkel getötet, das ist ein sehr großes Unglück. Aber ich habe ihn *redlich* getötet.‹ Es ist sehr finster für dieses Nebenwort Herr von Wardes.«

»Stille, wir sind an Ort und Stelle.«

Man fing wirklich an, die kleine Lichtung und im leeren Raum die unbewegliche Masse des toten Pferdes zu erblicken.

Rechts von dem Pferd, auf dem schwarzen Gras, lag, das Gesicht der Erde zugekehrt, der arme Graf in seinem Blute gebadet.

Er war auf der selben Stelle geblieben und schien nicht einmal eine Bewegung gemacht zu haben.

Manicamp warf sich auf die Knie, hob den auf und fand ihn kalt und von Blut benetzt.

Er ließ ihn wieder niederfallen.

Dann streckte er sich bei ihm aus und suchte, bis er die Pistole von Guiche gefunden hatte.

»Zum Henker!« sagte er sodann, während bleich wie ein Gespenst und die Pistole in der Faust aufstand, »zum Henker! Ihr täuscht Euch nicht, er ist tot!«

»Todt?« wiederholte Wardes.

»Ja, und seine Pistole ist geladen,« fügte Manicamp, mit dem Finger die Zündpfanne, untersuchend, bei.

»Sagte ich Euch nicht, ich habe ihn im Gehen gefaßt, und ich habe in dem Augenblick, wo er auf mich gezielt, geschossen?«

»Seid Ihr sicher, daß Ihr Euch mit ihm geschlagen habt, Herr von Wardes? ich, ich muß es gestehen, befürchte, Ihr habt ihn ermordet. Oh! schreit nickt! Ihr habt Eure drei Schüsse abgefeuert und seine Pistole ist geladen! Ihr habt sein Pferd getötet, und er, Guiche, einer der besten Schützen Frankreichs, hat weder Euch, noch Euer Pferd getroffen! Hört, Herr von Wardes, es ist ein Unglück für Euch, daß Ihr mich hierher geführt habt; all dieses Blut ist mir zu Kopf gestiegen; ich bin ein wenig trunken, und glaube bei meiner Ehre, ich werde Euch, da sich die Gelegenheit bietet, die Hirnschale zerschmettern. Herr von Wardes, empfiehlt Eure Seele Gott!«

»Herr Manicamp, Ihr bedenkt nicht . . . «

»Doch im Gegenteil, ich bedenke zu viel.«

»Ihr würdet mich ermorden?«

»Ohne Gewissensbisse, wenigstens für den Augenblick.«

»Seid Ihr ein Edelmann?«

»Man ist Page gewesen, und hat folglich seine Proben abgelegt.«

»Laßt mich mein Leben verteidigen.«

»Gut, damit Ihr mir tätet, was Ihr dem armen Guiche getan habt.«

Nach diesen Worten hob Manicamp seine Pistole auf und hielt sie, den Arm gespannt und die Stirne gefaltet, in der Höhe der

Brust von Wardes fest.

Da vernahm man unter diesem gräßlichen Stillschweigen eines Augenblicks, der Wardes wie ein Jahrhundert vorkam, einen Seufzer.

»Oh!« rief Wardes, »er lebt, er lebt! zu Hilfe, Herr von Guiche, man will mich ermorden!«

Manicamp wich zurück, und man sah zwischen den zwei jungen Leuten den Grafen sich mühsam auf eine Hand erheben.«

Manicamp warf die Pistole zehn Schritte von sich und lief, einen Freudenschrei ausstoßend, auf seinen Freund zu.

Wardes wischte seine von eisigem Schweiß übergossene Stirne ab und murmelte:

»Es war Zeit.«

»Was habt Ihr und auf welche Art seid Ihr verwundet?« fragte Manicamp Guiche.

Guiche zeigte seine verstümmelte Hand und seine blutige Brust.

»Graf,« rief Wardes, »man beschuldigt mich, ich habe Euch ermordet; ich beschwöre Euch, sprecht, sagt, daß ich redlich gekämpft habe.«

»Es ist wahr,« sprach der Verwundete, »Herr von Wardes hat redlich gekämpft, und Jeder, der das Gegenteil sagt, würde sich einen Feind aus mir machen.«

»Ei, mein Herr,« sagte Manicamp, »helft mir zuerst diesen armen Jungen wegschaffen, und hernach werde ich Euch jede beliebige Genugtuung geben, oder wenn Ihr zu sehr Eile habt, tun wir etwas Besseres; verbinden wir den hier mit Eurem Sacktuch und dem meinigen, und da zwei Kugeln herauszuziehen sind, ziehen wir sie heraus.«

»Ich danke,« erwiderte Wardes, »zweimal in einer Stunde habe ich den Tod zu nahe gesehen: es ist etwas sehr Häßliches um den Tod und ich ziehe Eure Entschuldigungen vor.«

Manicamp lachte, und Guiche auch, trotz seiner Schmerzen.

Die zwei jungen Leute wollten ihn tragen, doch er erklärte, er fühle sich stark genug, um allein zu gehen. Die Kugel hatte ihm den Ringfinger und den kleinen Finger zerschmettert und war dann an einer Rippe abgeglitscht, ohne in die Brust einzudringen.

Es war also mehr der Schmerz, als die schwere Verwundung, was Guiche niedergeworfen hatte.

Manicamp schlang ihm einen Arm unter einer Schulter durch, Wardes einen Arm unter der andern, und so führten sie ihn nach Fontainebleau zu dem Arzt, den wir am Sterbelager des Franziskaners, des Vorgängers von Aramis, gesehen.

Fünfundzwanzigstes bis Achtundzwanzigstes Bändchen.

I.

Das Abendbrot des Königs.

Der König hatte sich mittlerweile zu Tische gesetzt und das nicht sehr zahlreiche Gefolge der Eingeladenen des Tags hatte an seiner Seite, nach der gewöhnlichen Gebärde, welche sitzen hieß, Platz genommen.

Schon zu dieser Zeit, obgleich die Etiquette noch nicht geordnet war, wie sie es später wurde, hatte der französische Hof mit den alten Überlieferungen von Gemütlichkeit und patriarchalischer Leutseligkeit gebrochen, wie man sie noch unter Heinrich III. fand, und der argwöhnische Geist von Ludwig XIII. hatte sie allmählig ausgetilgt, um sie durch prunkhafte, großartige Gebräuche zu ersetzen, die er nicht erreichen zu können in Verzweiflung war.

Der König speiste also an einer kleinen, abgesonderten Tafel, welche, wie das Bureau eines Präsidenten, die benachbarten Tafeln beherrschte; eine kleine Tafel haben wir gesagt, wir müssen indessen sogleich bemerken, daß diese kleine Tafel die größte von allen war.

Es war überdies diejenige, auf welcher man eine reichliche Zahl von verschiedenartigen Gerichten, Fische, Wildbret, zahmes Fleisch, Früchte, Gemüse und Konserven aufhäufte.

Jung und kräftig, ein großer Jäger, allen gewaltigen Leibesübungen zugethan, hatte der König überdies jene allen Bourbonen gemeinschaftliche natürliche Wärme des Blutes, welches rasch die Verdauung bewerkstelligt, und den Appetit erneuert.

Ludwig XIV. war ein furchtbarer Tischgenosse; er liebte es, seine Köche zu kritisieren, doch wenn er ihnen Ehre widerfahren ließ, so war diese Ehre riesig.

Der König fing damit an, daß er mehrere Suppen entweder zusammen, in einer Art von Macedoin oder abgesondert aß. Er vermischte oder trennte vielmehr jede von diesen Suppen durch ein Glas alten Wein.

Er aß rasch und ziemlich gierig.

Porthos, der Anfangs aus Respekt auf einen Ellenbogenstoß von d'Artagnan gewartet hatte, wandte sich, als er den König so zugreifen sah, gegen den Musketier um und sagte mit halber Stimme:

»Mir scheint, man kann anfangen. Seine Majestät ermutigt. Seht doch.«

»Der König speist,« erwiderte d'Artagnan, »doch er spricht zu gleicher Zeit; richtet es so ein, daß er Euch, sollte er Euch zufällig anreden, nicht mit vollem Munde trifft, das wäre mißfällig.«

»Dann ist das Beste, nicht zu speisen,« sagte Porthos. »Ich habe jedoch Hunger, das muß ich gestehen, und es riecht hier Alles so köstlich, daß man immer mehr Appetit bekommt.«

»Laßt es Euch nicht einfallen, nicht zu essen, Ihr würdet den König ärgern. Seine Majestät pflegt zu sagen, derjenige arbeite gut, welcher gut speise, und er steht es nicht gern, wenn man an seiner Tafel fastet.«

»Wie soll man es aber vermelden, den Mund voll zu haben, wenn man ißt?«

»Ihr habt nur einfach die Aufgabe, zu verschlingen, wenn Euch der König die Ehre erweist, das Wort an Euch zu richten.«

»Sehr gut.«

Und von diesem Augenblick speiste Porthos mit einem artigen Enthusiasmus.

Der König schlug von Zeit zu Zeit die Augen zu der Gruppe auf, und schätzte als Kenner die Anlagen seines Gastes.

»Herr du Vallon!« sagte er.

Porthos war bei einem Salmis von Hasen und verschluckte ein halbes Rückenstück davon.

So ausgesprochen machte ihn sein Namen beben, und mit einem kräftigen Zug des Schlundes verschlang er Alles, was er im Munde hatte.

»Sire,« erwiderte Porthos mit erstickter, aber doch hinreichend

verständlicher Stimme.

»Man gebe Herr du Vallon diese Hammelfilets,« sagte der König; »liebt Ihr das junge Fleisch, Herr du Vallon?«

»Sire, ich liebe Alles,« antwortete Porthos.

d'Artagnan blies ihm aber ein: »Alles, was mir Euer Majestät schickt.«

Porthos wiederholte: »Alles, was mir Euer Majestät schickt.«

Der König machte mit dem Kopf ein Zeichen der Befriedigung.

»Man ißt gut, wenn man gut arbeitet,« sagte der König ganz entzückt, sich gegenüber von einem Esser von der Stärke von Porthos zu sehen.

Porthos empfing die Platten mit Lammfleisch und ließ einen Teil davon auf seinen Teller gleiten.

»Nun?« fragte der König.

»Vortrefflich!« erwiderte Porthos ruhig.

»Hat man eben so zarte Lämmer in Eurer Provinz, Herr du Vallon?« fuhr der König fort.

»Sire,« erwiderte Porthos, »ich glaube, daß in meiner Provinz, wie überall, das, was es Bestes gibt, dem König zukommt, sodann aber esse ich das Lammfleisch nicht, wie es Euer Majestät ißt.«

»Ah! ah! wie eßt Ihr es denn?«

»Gewöhnlich lasse ich mir ein ganzes Lamm zurichten.«

»Ein ganzes?«

»Ja, Sire.«

»Auf welche Art?«

»Mein Koch, der Bursche, ist ein Deutscher, Sire, mein Koch füllt das Lamm mit Würstchen, die er von Straßburg, mit Kalbfleischklöschen, die er von Troyes, mit Lerchen, die er von Pithiviers kommen läßt; ich weiß nicht, durch welche Mittel er das Lamm ausbeint, wie er es mit einem Stück Geflügel machen würde, wobei er ihm die Haut läßt, was eine braune Kruste um das Tier macht; wenn man es sodann in schöne Schnitten zerschneidet, wie man es bei einer ungeheuren Wurst täte, läuft ein ganz rosenfarbiger Saft heraus, der zugleich angenehm für das Auge und köstlich für den Gaumen ist.«

Hierbei ließ Porthos die Zunge schnalzen.

Der König riß die Augen vor Entzücken weit auf, und sagte, während er zugleich gedämpfte Fasanen in Angriff nahm:

»Herr du Vallon, das ist eine Speise, nach der es mich gelüsten würde. Wie, das ganze Lamm?«

»Das ganze, ja, Sire.«

»Gebt doch diese Fasanen Herrn du Vallon, ich sehe, daß er ein Liebhaber ist.«

Der Befehl wurde vollzogen.

Dann kam Ludwig XIV. wieder auf das Lamm zurück und fragte:

»Und das ist nicht zu fett?«

»Nein, Sire, das Fett fällt zu gleicher Zeit mit dem Saft und schwimmt oben auf; mein Vorschneider schöpft es sodann mit einem silbernen Löffel ab, den ich eigens dazu habe machen lassen.«

»Und Ihr wohnt?« fragte der König.

»In Pierrefonds.«

»In Pierrefonds; wo ist das, Herr du Vallon, in der Gegend von Belle-Isle?«

»Oh! nein, Sire, Pierrefonds liegt im Soissonnais.«

»Ich glaubte, Ihr sprächet mir von diesen Hammeln wegen der salzigen Wiesen.«

»Nein, Sire, meine Wiesen sind nicht salzig, aber darum nicht weniger wert.«

Der König ging zu den Zwischengerüchten über, jedoch ohne Porthos aus dem Blick zu verlieren, der nach Kräften zu arbeiten fortfuhr.

»Ihr habt einen schönen Appetit, Herr du Vallon,« sagte der König, »und Ihr seid ein guter Tischgenosse.«

»Ah! meiner Treu, Sire, wenn Euer Majestät je nach Pierrefonds käme, wir würden wohl unsern Hammel zu zwei verspeisen, denn es fehlt Euch auch nicht an Appetit.«

d'Artagnan gab Porthos unter dem Tisch einen guten Stoß mit dem Fuß.

Porthos errötete, und fuhr dann, um sich zu verbessern, fort:

»Im glücklichen Alter Eurer Majestät war ich bei den Musketieren, und Keiner konnte mich sättigen. Euer Majestät hat

einen schönen Appetit, wie ich zu sehen die Ehre hatte, aber sie wählt mit zu viel Delicatesse, um ein großer Esser genannt zu werden.«

Der König schien entzückt von der Artigkeit seines Gegners.

»Werdet Ihr von diesen Cremes kosten?« sagte er zu Porthos.

»Sire, Euer Majestät behandelt mich zu gut, als daß ich ihr nicht die volle Wahrheit sagen sollte.«

»Sprecht, Herr du Vallon, sprecht.«

»Nun wohl! was das Zuckerwerk betrifft, so kenne ich nur das Gebackene, und dieses muß noch sehr compact sein; all dieser Schaum schwillt mir den Magen auf, und nimmt einen Platz ein, der mir zu kostbar dünkt, um ihn so schlecht auszufüllen.«

»Ah! meine Herren!« sprach der König, auf Porthos deutend, »das ist ein wahres Muster der Gastronomie. So speisten unsere Väter, welche so gut zu speisen wussten, während wir picken.«

Und indem er diese Worte sprach, nahm er einen Teller mit Geflügelbrustfleisch, vermischt mit Schinken.

Porthos griff seinerseits eine Schüssel mit jungen Feldhühnern und Rallen an.

Der Mundschenk füllte freudig das Glas Seiner Majestät.

»Gebt Herrn du Vallon von meinem Wein,« sagte der König.

Dies war eine der größten Ehren der königlichen Tafel.

D'Artagnan preßte seinem Freunde das Knie und flüsterte ihm zu:

»Könnt Ihr nur die Hälfte von dem Wildschweinskopf verschlingen, den ich dort sehe, so seid Ihr meines Erachtens in einem Jahr Herzog und Pair.«

»Ich werde mich sogleich daran machen,« erwiderte Porthos phlegmatisch.

Die Reihe kam wirklich bald an den Wildschweinskopf, denn der König fand ein Vergnügen daran, diesen schönen Gast anzustacheln; er ließ Porthos kein Gericht ankommen, ohne zuvor davon gekostet zu haben, er kostete also von dem Schweinskopf. Porthos zeigte sich als ein wackerer Kämpfer: statt die Hälfte davon zu essen, wie d'Artagnan gesagt hatte, aß er drei Viertel.

Der König sagte mit halber Stimme:

»Ein Kavalier, der alle Tage so gut und mit so kräftigem Appetit ißt, muß notwendig der ehrlichste Mann meines Reiches sein.«

»Hört Ihr?« sagte d'Artagnan seinem Freund ins Ohr.

»Ja, ich glaube, ich stehe ein wenig in Gunst.« erwiderte Porthos, sich auf seinem Stuhle wiegend.

»Und Ihr habt guten Wind.«

»Ja! ja! ja!«

Der König und Porthos fuhren fort, so zu essen, zur großen Zufriedenheit der Gäste, von denen einige, aus Nacheiferung ihnen zu folgen versuchten, aber sie mußten unter Weges verzichten.

Der König errötete, und die Reaktion des Blutes in seinem Gesäß verkündigte den Anfang der Fülle.

Statt heiter zu werden, wie alle Trinker, verdüsterte sich Ludwig XIV. nun und wurde schweigsam.

Porthos wurde im Gegenteil munter und gesprächig.

Der Fuß von d'Artagnan mußte ihn wiederholt an diesen besonderen Umstand erinnern.

Das Dessert erschien.

Der König dachte nicht mehr an Porthos, er richtete seinen Blick nach der Eingangstüre, und man hörte ihn von Zeit zu Zeit fragen, warum Herr von Saint-Aignan so lange ausbleibe.

Endlich in dem Augenblick, wo Seine Majestät einen Topf mit eingemachten Pflaumen unter einem großen Seufzer vollends leerte, erschien Herr von Saint-Aignan.

Die Augen des Königs, welche allmählig erloschen waren, glänzten sogleich.

Der Graf ging auf die Tafel des Königs zu, und als er sich ihm näherte, stand Ludwig XIV. aus.

Alle Gäste erhoben sich, selbst Porthos, der einem Mandelgebäcke, das in zwei Kinnbacken eines Krokodills aneinander zu kleben im Stande gewesen wäre, den Garaus machte. Das Abendmahl war beendet.

II.

Nach dem Abendbrot.

Der König nahm Saint-Aignan beim Arm und ging in das anstoßende Zimmer.

»Warum habt Ihr gezögert, Graf?« fragte der König.

»Ich holte die Antwort,« erwiderte der Graf.

»Sie brauchte also lange, um das, was ich ihr schrieb, zu beantworten.«

»Sire, Eure Majestät hatte die Gnade, Verse zu machen, Fräulein de la Vallière wollte den König mit derselben Münze, das heißt mit Gold bezahlen.

»Verse, Saint-Aignan! rief der König, »gib, gib.«

Ludwig erbrach das Siegel eines Briefchens, das Verse enthält welche, die Geschichte hat sie uns aufbewahrt, der Absicht nach besser sind, als hinsichtlich der Abfassung.

So wie sie waren, bezauberten sie indessen den König, und er gab Freude durch unzweideutige Entzückungen kund; doch das allgemeine Stillschweigen machte den König, der in Betreff des Wohlanstandes so kitzelig, darauf aufmerksam, seine Freude könnte Stoff zu Auslegungen geben.

Er wandte sich um, steckte das Billett ein, machte dann einen Schritt, der ihn auf die Türschwelle zu seinen Gästen zurückführte und sprach:

»Herr du Vallon, ich habe Euch mit lebhaftem Vergnügen gesehen und werde Euch mit neuem Vergnügen wiedersehen.«

Porthos verbeugte sich wie es der Koloß von Rhodus getan hätte, und ging rückwärts hinaus.

»Herr d'Artagnan,« fuhr der König fort, »Ihr werdet in der Galerie auf meine Befehle warten, ich bin Euch verbunden, daß Ihr mich mit Herrn du Vallon bekannt gemacht habt.

»Meine Herren, ich kehre morgen wegen der Abreise der Botschafter von Spanien und Holland nach Paris zurück.

»Morgen also.«

Der Saal leerte sich alsbald. Der König nahm Saint-Aignan beim Arm und ließ ihn die Verse von la Vallière lesen.

»Wie findest Du sie?« fragte er.

»Sire, reizend.«

»Sie entzücken mich in der Tat, und wenn sie bekannt würden . . . «

»Ah! die Dichter müßten eifersüchtig werden, doch sie werden sie nicht kennen lernen.«

»Habt Ihr ihr die meinigen gegeben?«

»Oh! sie hat sie verschlungen!«

»Ich befürchte, sie waren schwach.«

»Fräulein de la Vallière hat das nicht gesagt.«

»Ihr glaubt, sie habe sie nach ihrem Geschmacke gefunden?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Dann müßte ich antworten.«

»Ah! Sire . . . sogleich nach dem Abendbrot . . . Eure Majestät wird das angreifen!«

»Ich glaube, Ihr habt Recht; das Studium nach dem Mahl ist schädlich.«

»Die Arbeit des Dichtens besonders; und dann wird wohl in diesem Augenblick eine Beängstigung bei Fräulein de la Vallière stattfinden.«

»Welche Beängstigung?«

»Ah! Sire, wie bei allen diesen Damen.«

»Weshalb?«

»Wegen des Unfalls, der dem armen Guiche widerfahren.«

»Ah! mein Gott! es ist Guiche ein Unglück widerfahren?«

»Ja, Sire; es ist ihm eine ganze Hand weggerissen, er hat ein Loch in der Brust, er stirbt.«

»Guter Gott! und wer hat Euch das gesagt?«

»Manicamp hat ihn so eben zu einem Arzt in Fontainebleau zurückgebracht, und das Gerücht hat hier sich verbreitet . . . «

»Zurückgebracht! armer Guiche! Und wie ist ihm dies begegnet?«

»Ah! Sire, das ist es eben, wie ist ihm das begegnet?«

»Ihr sagt mir das mit einer ganz seltsamen Miene, Saint-Aignan, nennt mir die einzelnen Umstände. Was sagt er?«

»Er sagt nichts, Sire, doch die Andern.«

»Welche Andere?«

»Diejenigen, welche ihn gebracht haben, Sire.«

»Wer sind diese?«

»Ich weiß es nicht Sire, doch Herr von Manicamp weiß es, Herr von Manicamp ist einer seiner Freunde.«

»Wie Jedermann.«

»Ah! nein, Ihr täuscht Euch, Sire, es ist nicht gerade Jedermann ein Freund von Herrn von Guiche.«

»Woher wisst Ihr das?«

»Soll ich mich erklären, Sire?«

»Allerdings.«

»Wohl! ich glaube, ich habe von einem Streit zwischen zwei Kavalieren sprechen hören.«

»Wann?«

»Heute Abend, vor den Nachtmahl Eurer Majestät.«

»Das beweist nichts. Ich habe so strenge Verordnungen in Beziehung auf das Duell erlassen, daß ich denke, es wird Keiner dagegen handeln.«

»Gott bewahre mich auch, daß ich Jemand entschuldige,« rief Saint-Aignan. »Eure Majestät hat mir zu sprechen befohlen, und ich spreche.«

»So erzählt mir, wie der Graf verwundet worden ist?«

»Sire, man sagt, auf dem Anstand.«

»Diesen Abend?«

»Diesen Abend.«

»Eine Hand weggerissen, ein Loch in der Brust! Wer war mit Herrn von Guiche auf dem Anstand?«

»Ich weiß es nicht, Sire, doch Herr von Manicamp muß Alles wissen.«

»Ihr verbergt mir etwas, Saint-Aignan.«

»Nichts, Sire, nichts.«

»So erklärt mir den Vorfall; Ist eine Muskete zersprungen?«

»Vielleicht wohl. Doch ich bedenke, nein, Sire, denn man hat bei Guiche seine noch geladene Pistole gefunden.«

»Seine Pistole! mir scheint, man geht nicht mit der Pistole auf den Anstand.«

»Sire, man fügt bei, sein Pferd sei getötet worden, und der Leichnam des Pferdes liege noch in der Lichtung.«

»Sein Pferd! Guiche geht zu Pferde auf den Anstand! Saint-Aignan, ich begreife nichts von dem, was Ihr mir da sagt. Wo ist die Sache vorgefallen?«

»Im Bois-Rochin, auf dem Rondel.«

»Gut. Ruft Herrn d'Artagnan.«

Saint-Aignan gehorchte. Der Musketier trat ein.

»Herr d'Artagnan,« sprach der König, »Ihr geht durch die kleine Türe der Privattreppe hinaus.«

»Ja, Sire.«

»Ihr steigt zu Pferde.«

»Ja, Sire.«

»Ihr reitet nach dem Rondel des Bois-Rochin.

»Kennt Ihr den Ort?«

»Sire, ich habe mich zweimal dort geschlagen.«

»Wie!« rief der König ganz bestürzt über diese Antwort.

»Sire, unter den Edikten des Herrn Kardinal von Richelieu,« erwiderte d'Artagnan mit seinem gewöhnlichen Phlegma.

»Das ist etwas Anderes, mein Herr! Ihr werdet Euch also dahin begeben und die Örtlichkeit genau untersuchen. Es ist ein Mann dort verwundet worden, und Ihr werdet ein totes Pferd finden. Ihr sagt mir sodann, was Ihr von diesem Ereignis denkt.«

»Sehr wohl, Sire.«

»Es versteht sich von selbst, daß ich Eure eigene Meinung und nicht die von Anderen haben will.«

»Ihr werdet sie in einer Stunde haben, Sire.«

»Ich verbiete Euch, mit irgend Jemand, wer es auch sein mag, zu reden.«

»Den ausgenommen, welcher mir eine Laterne geben wird,« sagte d'Artagnan.

»Ja, gewiß,« versetzte der König lachend über diese Freiheit,

die er nur bei seinem Kapitän der Musketiere duldete.

D'Artagnan entfernte sich auf der kleinen Treppe.

»Man rufe mir meinen Arzt,« sagte Ludwig.

Nach zehn Minuten kam der Arzt ganz atemlos an.

»Mein Herr,« sprach der König, »Ihr begeben Euch mit Herrn von Saint-Aignan dahin, wohin er Euch führen wird, und erstattet mir Bericht über den Zustand des Kranken, den Ihr in dem Hause, wohin ich Euch zu gehen bitte, sehen werdet.«

Der Arzt gehorchte ohne eine Bemerkung, wie man zu jener Zeit Ludwig XIV. zu gehorchen anfang, und ging, Saint-Aignan voranschreitend, weg.

»Ihr, Saint-Aignan, schickt mir Manicamp, ehe der Arzt mit ihm sprechen konnte.«

Saint-Aignan ging ebenfalls hinaus.

III.

Wie d'Artagnan die Sendung vollzog, mit der ihn der König beauftragt hatte.

Während der König diese letzten Anordnungen traf, um zur Wahrheit zu gelangen, lief d'Artagnan, ohne eine Sekunde zu verlieren, nach dem Stall, nahm die Laterne vom Haken, sattelte selbst sein Pferd und wandte sich nach dem von Seiner Majestät bezeichneten Orte.

Er hatte seinem Versprechen gemäß weder Jemand gesehen, noch getroffen; er war sogar in der Gewissenhaftigkeit so weit gegangen, daß er, was er zu tun hatte, wie gesagt, ohne die Vermittlung der Stallknechte tat.

D'Artagnan gehörte zu den Menschen, welche eine Ehre darin suchen, in schwierigen Augenblicken ihren eigenen Wert zu verdoppeln.

In einem Galopp von fünf Minuten war er im Gehölze; er band sein Pferd an den ersten, den besten Baum an und drang zu Fuß bis zur Lichtung vor.

Da begann er, seine Laterne in der Hand, die ganze Oberfläche des Rondels zu durchlaufen; er ging hin, er ging her, er maß, untersuchte, und nach einer Forschung von einer halben Stunde nahm er in der Stille wieder sein Pferd und kehrte nachdenkend und im Schritt nach Fontainebleau zurück.

Ludwig erwartete ihn in seinem Kabinett; er war allein und zeichnete mit einem Bleistift auf ein Papier Zeilen, welche d'Artagnan mit dem ersten Blick als ungleich und sehr durchstrichen erkannte.

Er schloß daraus, es müßten Verse sein.

Der König schaute empor und erblickte d'Artagnan.

»Nun, mein Herr,« sagte er, »bringt Ihr mir Nachrichten?«

»Ja, Sire.«

»Was habt Ihr gesehen?«

»Folgendes ist das Wahrscheinliche, Sire.«

»Es war eine Gewißheit, was ich von Euch verlangte.«

»Ich werde ihr so viel als möglich nahe kommen; das Wetter war bequem für Nachforschungen in der Art, wie ich sie gemacht habe; es regnete diesen Abend und die Wege waren durchnäßt.«

»Zur Sache, Herr d'Artagnan.«

»Sire, Eure Majestät sagte mir, es liege ein totes Pferd auf der Lichtung des Bois-Rochin; ich fing also damit an, daß ich die Wege untersuchte.

»Ich sage Wege, insofern man zu dem Mittelpunkt der Lichtung auf vier Wegen gelangt.

»Derjenige, welchem ich gefolgt war, zeigte allein frische Spuren. Zwei Pferde wären neben einander darauf gegangen: ihre acht Füße waren sehr deutlich in der Tonerde bezeichnet.

»Der eine von den Reitern hatte mehr Eile als der andere. Die Tritte des einen Rosses sind stets eine halbe Pferdelänge vor denen des andern.«

»Ihr seid also sicher, daß sie zu zwei gekommen sind?« fragte der König.

»Ja, Sire. Die Pferde sind zwei große Tiere von gleichem Schritt, Pferde, an das Manoeuvre gewöhnt, denn sie haben sich in einer vollkommenen schrägen Linie um die Barriere des Rondels gewendet.«

»Weiter, mein Herr.«

»Hier sind die Reiter einen Augenblick geblieben, ohne Zweifel, um die Bedingungen des Zweikampfes festzustellen; die Pferde wurden ungeduldig. Der eine von den Reitern sprach, der andere hörte und beschränkte sich auf das Antworten. Sein Pferd scharrte mit dem Fuße auf der Erde, was beweist, daß er, ganz in das Hören vertieft, ihm die Zügel überließ.«

»Dann fand ein Kampf statt?«

»Ohne Widerspruch.«

»Fahrt fort; Ihr seid ein geschickter Beobachter.«

»Der eine von den Reitern blieb am Platz, der, welcher horchte. Der andere durchritt die Lichtung und stellte sich Anfangs seinem Feinde gegenüber auf. Dann durchritt derjenige, welcher am Platz geblieben war, im Galopp das Rondel bis auf zwei Drittel seiner Länge, im Glauben, er reite auf seinen Gegner zu, doch dieser

war dem Umkreis des Waldes gefolgt.«

»Nicht wahr, Ihr wisst die Namen nicht?«

»Durchaus nicht. Nur ritt derjenige, welcher dem Umkreise des Waldes folgte, einen Rappen.«

»Woher wisst Ihr das?«

»Einige Haare vom Schweif sind an den Brombeersträucher, hängen geblieben, mit denen der Rand des Grabens besetzt ist,«

»Fahrt fort.«

»Was das andere Pferd betrifft, so hatte ich keine Mühe, sein Signalement zu entwerfen, da es tot auf der Wahlstatt geblieben ist.«

»Und woran ist dieses Pferd gestorben?«

»An einer Kugel, die ihm den Schlaf durchbohrte.«

»War es eine Pistolenkugel oder eine Flintenkugel?«

»Eine Pistolenkugel, Sire. Die Wunde des Pferdes hat mir übrigens die Taktik desjenigen, welcher es getötet, bezeichnet. Er war dem Umkreise des Waldes gefolgt, um seinen Gegner in der Flanke zu haben. Ich verfolgte seine Tritte auf dem Rasen.«

»Die Tritte des Rappen?«

»Ja, Sire.«

»Weiter, Herr d'Artagnan.«

»Nun, da Eure Majestät die Stellung der beiden Gegner sieht, muß ich den feststehenden Reiter verlassen, um zu dem galoppierenden Reiter überzugehen.«

»Tut das.«

»Das Pferd des Reiters, der chargierte, wurde plötzlich getötet.«

»Woher wisst Ihr das?«

»Der Reiter hatte nicht Zeit, abzusteigen, und stürzte mit dem Pferde. Ich sah die Spur seines Beines, das er mit großer Anstrengung unter dem Pferde vorzog. Von dem Gewichte des Tieres bedrückt, durchwühlte der Sporn die Erde.«

»Gut. Und was tat er, als er aufgestanden war?«

»Er ging gerade auf seinen Gegner los.«

»Der immer noch am Saume des Waldes stille hielt?«

»Ja, Sire. Dann, als er in ein schönes Bereich gekommen war, blieb er fest stehen, — seine Absätze sind der eine neben dem

andern eingedrückt, — er schoß und fehlte seinen Gegner.«

»Woher wisst Ihr, daß er gefehlt hat?«

»Ich fand den Hut von einer Kugel durchlöchert.«

»Ah! ein Beweis,« rief der König.

»Ein ungenügender, Sire,« antwortete d'Artagnan kalt; »es ist ein Hut ohne Buchstaben, ohne Wappen; eine rote Feder, wie an allen Hüten; selbst die Treffe hat nichts Besonderes.«

»Hat der Mann mit dem durchlöcherten Hut seinen zweiten Schuß abgefeuert?«

»Oh! Sire, seine zwei Schüsse waren schon abgefeuert.«

»Wie habt Ihr dies erfahren?«

»Ich habe die Pfröpfe der Pistole gefunden.«

»Und was ist aus der Kugel geworden, welche nicht getötet?«

»Sie hat die Hutfeder von dem durchschnitten, auf welchen sie gerichtet war, und eine kleine Birke auf der andern Seite der Lichtung zerschmettert.

»Dann war der Mann mit dem Rappen entwaffnet, während sein Gegner einen Schuß abzufeuern hatte«

»Sire, während der des Pferdes verlustige Reiter wieder aufstand, lud der Andere sein Gewehr abermals. Nur war er sehr unruhig beim Wiederladen, denn seine Hand zitterte.«

»Woher wisst Ihr das?«

»Die Hälfte der Ladung ist zu Boden gefallen, und er warf den Ladstock weg und nahm sich nicht einmal Zeit, ihn wieder an die Pistole zu stecken.«

»Herr d'Artagnan, was Ihr mir da sagt, ist wunderbar.«

»Es ist eine Beobachtung, Sire, und der geringste Rekognoscirreiter würde dasselbe tun.«

»Man sieht die Szene, wenn man Euch nur hört.«

»Ich habe sie in der Tat mit wenigen Veränderungen in meinem Geiste wiederaufgebaut.«

»Kommen wir nun zum demontierten Reiter. Ihr sagtet, er sei auf seinen Gegner zugegangen, während dieser seine Pistole wieder geladen habe.«

»Ja, doch in dem Augenblicke, wo er selbst zielte, schoß der Andere.«

»Oh!« machte der König; »und der Schuß?«

»Der Schuß war furchtbar, Sire; der demontierte Reiter fiel auf das Gesicht, nachdem er drei unsichere Schritte gemacht hatte.«

»Wo war er getroffen?«

»An zwei Stellen; einmal an der rechten Hand, sodann an der Brust.«

»Wie könnt Ihr denn das erraten?« fragte der König voll Bewunderung.

»Oh! das ist sehr einfach, der Kolben der Pistole war ganz mit Blut überzogen, und man sah daran die Spur der Kugel mit Stücken eines zerbrochenen Ringes. Dem Verwundeten sind also wahrscheinlich der Ringfinger und der kleine Finger weggerissen worden.«

»So viel, was die Hand betrifft, das gebe ich zu. Doch die Brust?«

»Sire, es fanden sich da zwei Blutlachen zwei und einen halben Fuß von einander entfernt. Bei einer von diesen Lachen war das Gras mit der zuckenden Hand ausgerauft worden; bei der andern war das Gras nur durch die Schwere des Körpers niedergedrückt.«

»Armer Guiche!« rief der König.

»Ah! es war Herr von Guiche,« sagte ruhig der Musketier; »ich vermutete es, wagte es aber nicht, Eurer Majestät etwas davon zu sagen.«

»Und wie vermutetet Ihr es?«

»Ich erkannte das Wappen von Guiche auf den Hölftern des toten Pferdes.«

»Und Ihr glaubt, daß er schwer verwundet ist?«

»Sehr schwer, denn er fiel sogleich und blieb lange auf demselben Platz. Er konnte jedoch gehen und hat sich, während er ging, auf zwei Freunde gestützt.«

»Ihr seid ihm also begegnet?«

»Nein, aber ich habe die Tritte von drei Männern erkannt. Der Mann auf der Rechten und der auf der Linken gingen leicht, doch der in der Mitte hatte einen schwerfälligen Tritt; überdies begleiteten die Blutspuren diesen Tritt.«

»Nun, mein Herr, da Ihr den Kampf so wohl gesehen habt, da Euch kein einziger Umstand entgangen ist, sagt mir ein paar Worte über den Gegner von Herrn von Guiche.«

»Sire, ich kenne ihn nicht.«

»Ihr, der Ihr doch so gut seht?«

»Ja, Sire,« sprach d'Artagnan, »ich sehe Alles, doch ich sage nicht Alles, was ich sehe, und da der arme Teufel entkommen ist, so erlaube mir Eure Majestät, ihr zu bemerken, daß ich ihn nicht anzeigen werde.«

»Derjenige, welcher sich duelliert, ist aber ein Strafbarer, mein Herr.«

»Nicht für mich, Sire,« erwiderte d'Artagnan mit kaltem Tone.

»Mein Herr, wisst Ihr wohl, was Ihr sprecht?« rief der König.

»Vollkommen, Sire; doch in meinen Augen, Sire, ist ein Mann, der sich gut schlägt, ein braver Mann. Das ist meine Ansicht; Ihr könnt eine andere haben; ganz natürlich, Ihr seid der Gebieter.«

»Herr d'Artagnan, ich habe befohlen . . . «

D'Artagnan unterbrach den König mit einer ehrerbietigen Gebärde und erwiderte:

»Ihr habt mir befohlen, Nachforschungen über einen Zweikampf anzustellen, Sire; ich habe es getan und Euch Bericht erstattet. Befehlt Ihr mir, den Gegner von Herrn von Guiche zu verhaften, so werde ich gehorchen; befiehlt mir aber nicht, ihn anzuzeigen, denn diesmal würde ich nicht gehorchen.«

»Nun! so verhaftet ihn.«

»Nennt mir denselben, Sire.«

Ludwig stampfte mit dem Fuß.

Dann, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, sprach er:

»Ihr habt zehnmal, zwanzigmal, hundertmal Recht.«

»Das ist meine Ansicht, Sire, und ich bin glücklich, daß es zugleich auch die Eurer Majestät ist.«

»Noch ein Wort . . . Wer hat Guiche Hilfe geleistet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ihr spracht aber von zwei Männern. Es war also ein Zeuge dabei?«

»Es war kein Zeuge dabei . . . Mehr noch . . . sobald Herr von

Guiche gefallen war, entflohen sein Gegner, ohne ihm nur entfernt beizustehen.«

»Der Elende!«

»Oh! Sire, das ist die Folge Eurer Edikte. Man hat sich gut geschlagen, man ist einem ersten Tod entkommen, man will auch einem zweiten entgehen. Teufel! . . . man erinnert sich des Herrn von Bauteville.«

»Und dann wird man feige.«

»Nein, man wird klug.«

»Er ist also entflohen?«

»Ja, und zwar so geschwinde, als ihn sein Pferd tragen konnte.«

»In welcher Richtung?«

»In der des Schlosses.«

»Hernach?«

»Hernach kamen, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre hatte, zwei Männer zu Fuß und nahmen Herrn von Guiche mit.«

»Welchen Beweis habt Ihr, daß diese zwei Männer nach dem Zweikampf gekommen sind?«

»Ah! einen klaren Beweis: in dem Augenblick des Zweikampfs hatte der Regen aufgehört, der Boden hatte aber nicht Zeit gehabt, ihn einzuschlucken, und war feucht geblieben. Die Tritte drückten sich ein, doch nach dem Zweikampf, während der Zeit, wo Herr von Guiche ohnmächtig war, befestigte sich die Erde wieder und die Tritte hinterließen weniger tiefe Spuren.«

Der König schlug zum Zeichen der Bewunderung seine Hände aneinander und rief:

»Herr d'Artagnan, Ihr seid in der Tat der gewandteste Mann meines Königreichs.«

»Das dachte Herr von Richelieu und sagte Herr von Mazarin.«

»Nun haben wir nur noch zu sehen, ob Euer Scharfsinn sich nicht getäuscht hat.«

»Oh, Sire, der Mensch irrt sich, **errare humanum est**,« sagte philosophisch der Musketier.«

»Ihr gehört also nicht zur Menschheit, Herr d'Artagnan, denn ich glaube, Ihr irrt Euch nie.«

»Euer Majestät sagte, wir würden sehen.«

»Ja.«

»Wie dies, wenn es Euch beliebt?«

»Ich habe nach Herrn von Manicamp geschickt, und Herr von Manicamp wird kommen.«

»Und Manicamp weiß das Geheimnis?«

»Guiche hat keine Geheimnisse für Herrn von Manicamp.«

D'Artagnan schüttelte den Kopf und erwiderte: »Ich wiederhole, es wohnte Niemand dem Zweikampf bei, und wenn Herr von Manicamp nicht einer von den zwei Männern ist, die ihn zurückgebracht haben . . . «

»Stille,« sagte der König, »er kommt eben; bleibt da und hört zu.«

»Sehr wohl, Sire,« sprach der Musketier.

In derselben Minute erschienen Manicamp und Saint-Aignan auf der Türschwelle.

IV.

Der Anstand.

Der König machte dem Musketier, der Andere Saint-Aignan ein Zeichen.

Das Zeichen war gebieterisch und bedeutete: »Bei Eurem Leben, schweigt.«

D'Artagnan zog sich wie ein Soldat in eine Ecke des Kabinetts zurück.

Saint-Aignan als ein Günstling stützte sich auf die Lehne des Fauteuil von Ludwig XIV.

Das rechte Bein vor, ein Lächeln auf den Lippen, die Hände weiß und anmutig, machte Manicamp seine Verbeugung vor dem König.

Der König nickte zur Erwidern mit dem Kopf und sprach:

»Guten Abend, Herr von Manicamp.«

»Euer Majestät hat mir die Ehre erwiesen, mich zu sich rufen zu lassen,« versetzte Manicamp.

»Ja, um von Euch alle Umstände des Unfalls zu erfahren, der Herrn von Guiche betroffen hat.«

»Oh! Sire, das ist schmerzlich.«

»Ihr wart dabei.«

»Nicht gerade, Sire.«

»Aber Ihr kamt auf den Schauplatz des Unfalls einige Augenblicke, nachdem sich dieser ereignet hatte.«

»So ist es, ja, Sire, ungefähr eine halbe Stunde nachher.«

»Und wo hat die Sache stattgefunden?«

»Ich glaube, Sire, man nennt den Ort das Rondel des Bois-Rochin.«

»Ja, es ist ein Sammelplatz für die Jagd.«

»So ist es, Sire.«

»Nun denn! so erzählt mir, was Ihr von den Umständen dieses Unglücks wisst, Herr von Manicamp, erzählt es mir.«

»Euer Majestät ist vielleicht schon unterrichtet, und ich müßte

befürchten, sie durch Wiederholungen zu ermüden.«

»Nein, befürchtet das nicht.«

Manicamp schaute ringsumher, er sah nur d'Artagnan, der am Tüfelwerk lehnte, d'Artagnan ruhig, wohlwollend, gutherzig, Und Saint-Aignan, mit dem er gekommen war, und der sich beständig mit einem gleich freundlichen Gesicht auf das Fauteuil des Königs stützte.

Er entschloß sich also, zu sprechen.

»Es ist Eurer Majestät nicht unbekannt, daß die Unfälle auf der Jagd etwas Gewöhnliches sind,« sagte er.

»Auf der Jagd?«

»Ja, Sire, ich will sagen auf dem Anstand.«

»Ah! ah!« rief der König, »auf dem Anstand hat sich der Unfall ereignet?«

»Ja, Sire.« versetzte Manicamp; »wusste das Euer Majestät nicht?«

»So ungefähr,« erwiderte rasch der König, denn es widerstrebte ihm stets, zu lügen; »Ihr sagt also, auf dem Anstand habe sich der Unfall ereignet?«

»Ah! ja, leider, Sire.«

Der König machte eine Pause und fragte dann:

»Auf dem Anstand, auf welches Tier?«

»Auf Wildschwein, Sire.«

»Was fiel denn Guiche ein, daß er nur so allein auf den Anstand auf Wildschwein ging! das ist eine Übung für einen Landmann und höchstens gut für denjenigen, welcher nicht wie der Marschall von Grammont Hunde und Piqueurs hat, um edelmännisch zu jagen.«

Manicamp beugte die Schultern und erwiderte spruchreich:

»Die Jugend ist verwegen.«

»Fahrt fort,« sagte der König.

»So viel ist gewiß,« fuhr Manicamp fort, der sich nicht in Gefahr bringen wollte, und ein Wort nach dem andern setzte, wie es mit seinen Füßen ein Arbeiter in den Salzsümpfen am Meere tut, »so viel ist gewiß, Sire, daß der arme Guiche ganz allein auf den Anstand ging.«

»Ganz allein, in der Tat! ein herrlicher Jäger! Herr von Guiche

weiß also nicht, daß das Wildschwein auf der Stelle zurückkehrt?«

»Das ist gerade geschehen, Sire.«

»Er hatte also Kenntnis von dem Tiere?«

»Ja, Sire. Bauern hatten es in ihren Kartoffeln gesehen.«

»Und was für ein Tier war es?«

»Ein zweijähriger Keiler.«

»Man hätte mich benachrichtigen müssen, Guiche habe Selbstmordgedanken; denn ich habe ihn jagen sehen, er ist ein vortrefflicher Jäger. Wenn er auf ein Tier schießt, das in die Enge getrieben ist und den Hunden Stand hält, geht er mit aller Vorsicht zu Werke und schießt mit dem Karabiner, und diesmal bietet er dem Keiler mit einfachen Pistolen Trotz.«

Manicamp bebt.

»Luxuspistolen, was Teufels! vortrefflich, um sich damit mit einem Menschen und nicht mit einem Wildschwein zu schlagen!«

»Sire, es gibt Dinge, die sich nicht gut erklären lassen.«

»Ihr habt Recht, und das Ereignis, das uns beschäftigt, ist eines von diesen Dingen. Fahrt fort.«

Während dieser Unterredung sah Saint-Aignan, der Manicamp vielleicht durch ein Zeichen ermahnt hätte, er möge sich nicht in Reden verfangen, fortwährend den beharrlichen Blick des Königs auf sich gezielt.

Es war also zwischen ihm und Manicamp jede Kommunikation unmöglich.

Auf dem Weg angetrieben, den er eingeschlagen, fuhr daher Manicamp fort, sich immer tiefer in das Garn zu versenken.

»Sire,« sagte er, »die Sache hat sich wahrscheinlich auf folgende Weise ereignet: Guiche wartete auf den Keiler.«

»Zu Pferd oder zu Fuß?« fragte der König.

»Zu Pferd. Er schoß auf das Tier, fehlte es.«

»Der Ungeschickte!«

»Das Tier brach auf ihn los.«

»Und das Pferd wurde getötet.«

»Ah! Eure Majestät weiß das.«

»Man hat mir gesagt, es sei ein totes Pferd auf dem Kreuzweg des Bois-Rochin gefunden worden, und ich nahm an, es sei das

Pferd von Guiche gewesen.«

»Es war dieses in der Tat.«

»So viel, was das Pferd betrifft; doch wie ging es mit Guiche?«

»Sobald Guiche auf dem Boden lag, fiel ihn der Keiler an, und er wurde an der Hand und an der Brust verwundet.«

»Das ist ein furchtbares Unglück, doch ich muß sagen, Guiche ist selbst daran Schuld. Wie kann man auf ein solches Tier mit Pistolen auf den Anstand gehen? er hatte also die Fabel von Adonis vergessen!«

Manicamp kratzte sich hinter dem Ohr.

»Es ist wahr,« sagte er, »eine große Unvorsichtigkeit.«

»Wie erklärt Ihr Euch das, Herr von Manicamp?«

»Sire, was geschrieben steht, steht geschrieben.«

»Ah! Ihr seid Fatalist!«

Manicamp fühlte sich sehr unbehaglich.

»Ich bin über Euch aufgebracht, Herr von Manicamp,« fuhr der König fort.

»Über mich, Sire?«

»Ja. Wie! Ihr seid der Freund von Guiche, Ihr wisst, daß er zu solchen Tollheiten geneigt ist, und Ihr haltet ihn nicht davon ab!«

Manicamp wusste nicht, was er denken und tun sollte; der Ton des Königs war nicht gerade der eines gläubigen Menschen.

Andererseits hatte dieser Ton weder die Strenge des Drama, noch die Dringlichkeit des Verhörs.

Es lag mehr Spott, als Drohung darin.

»Und Ihr sagt also,« fuhr der König fort, »es sei allerdings das Pferd von Guiche, was man tot aufgefunden?«

»Oh! mein Gott, ja.«

»Wundert Euch das nicht?«

»Nein, Sire. Bei der letzten Jagd wurde Herrn von Saint-Maure, Eure Majestät erinnert sich dessen, ein Pferd unter dem Leib auf dieselbe Art getötet.«

»Ja, doch es war ihm der Bauch aufgeschlitzt.«

»Allerdings, Sire.«

»Wäre dem Pferde von Guiche der Bauch aufgeschlitzt worden, wie dem von Herrn von Saint-Maure, so würde ich mich, bei Gott!

nicht darüber wundern.«

Manicamp riß die Augen weit auf.

»Was mich aber in Erstaunen setzt,« sagte der König, »ist der Umstand, daß dem Pferde von Guiche nicht der Bauch aufgeschlitzt, sondern der Kopf zerschmettert worden ist.«

Manicamp wurde sehr unruhig.

»Täusche ich mich.« fragte der König, »wurde das Pferd von Guiche nicht an den Schlaf getroffen? Gesteht, Herr von Manicamp, daß dies eine seltsame Erscheinung ist.«

»Sire, Ihr wisst, das Pferd ist ein sehr verständiges Tier, es wird sich zu verteidigen gesucht haben.«

»Ein Pferd verteidigt sich aber mit den Hinterfüßen, und nicht mit dem Kopf.«

»Dann wird das erschrockene Pferd niedergestürzt sein, und der Keiler, Ihr begreift, Sire, der Keiler . . . «

»Ja, ich begreife, was das Pferd betrifft; doch wie ist es mit dem Reiter?«

»Nun, das ist ganz einfach: der Keiler ist vom Pferd zum Reiter zurückgekehrt und hat, wie ich Eurer Majestät zu bemerken mich beehrte, Guiche die Hand in dem Augenblick zerschmettert, wo er seinen zweiten Schuß auf ihn abfeuern wollte; sodann durchlöcherte er ihm mit einem Rüsselschlag die Brust.«

»Das ist in der Tat äußerst wahrscheinlich, Herr von Manicamp; Ihr habt Unrecht, Eurer Beredsamkeit zu mißtrauen, denn Ihr erzählt vortrefflich.«

»Der König ist sehr gut,« sagte Manicamp, indem er sich äußerst verlegen verbeugte.

»Nur werde ich von heute an meinen Edelleuten verbieten, auf den Anstand zu gehen. Teufel! es wäre eben so gut, wenn man ihnen das Duell erlauben würde.«

Manicamp bebte und machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen.

»Der König ist befriedigt?« sagte er.

»Entzückt: doch entfernt Euch noch nicht, Herr von Manicamp, ich habe noch mit Euch zu tun.«

»Ah! ah!« dachte d'Artagnan, »abermals Einer, der nicht von

unserer Stärke ist.«

Und er gab einen Seufzer von sich, welcher bedeuten mochte:

»Oh! die Männer von unserer Stärke, wo sind sie nun?«

In diesem Augenblick hob ein Huissier den Türvorhang auf und meldete den Arzt des Königs.

»Ah!« rief Ludwig, »hier kommt gerade Herr Valot, der Herrn von Guiche besucht hat. Wir werden Nachricht von dem Verwundeten erhalten.«

Manicamp fühlte sich unbehaglicher als je.

»Auf diese Art werden wir wenigstens klar in der Sache sehen,« fügte der König bei.

Und er schaute d'Artagnan an, der keine Miene verzog.

V.

Der Arzt.

Herr Valot trat ein.

Die Scenirung war dieselbe: der König saß, Saint-Aignan stützte sich auf sein Fauteuil, d'Artagnan war an die Wand angelehnt, Manicamp stand.

»Nun, Herr Valot, habt Ihr mir gehorcht?« fragte der König.



»Mit allem Eifer, Sire.«

»Ihr habt Euch zu Eurem Collegen in Fontainebleau begeben?«

»Ja, Sire.«

»Und Ihr fandet dort Herrn von Guiche?«

»Ja, Sire.«

»In welchem Zustand? sagt es frei heraus.«

»In einem sehr kläglichen Zustand, Sire.«

»Der Keiler hat ihn aber nicht verschlungen?«

»Wen verschlungen?«

»Herrn von Guiche.«

»Welcher Keiler?«

»Der Keiler, der ihn verwundet,«

»Herr von Guiche ist von einem Keiler verwundet worden?«

»Man sagt es wenigstens.«

»Eher von einem Wildschützen . . . «

»Wie, von einem Wildschützen?«

»Ein eifersüchtiger Ehemann, ein mißhandelter Liebhaber wird, um sich zu rächen, auf ihn geschossen haben.«

»Was spricht Ihr denn da, Herr Valot! die Wunden vom Herrn von Guiche rühren nicht vom Gewerfe eines Wildschweines her?«

»Die Wunden von Herrn von Guiche rühren von einer Pistolenkugel her, die ihm den Ringfinger und den kleinen Finger der rechten Hand zerschmettert hat, wonach sie in die Intercostalmuskeln der Brust gegangen ist.«

»Eine Kugel! Ihr wisst gewiß, daß Herr von Guiche durch eine Kugel verwundet worden ist?«

»Bei meiner Treue, so gewiß als ich da bin,« erwiderte Valot.

Und er reichte dem König eine halb abgeplattete Kugel.

Der König schaute sie an, ohne sie zu berühren.

»Er hatte das in der Brust, der arme Junge?' fragte er.

»Nicht ganz. Die Kugel drang nicht ein, sie plattete sich ab, wie Ihr seht, entweder am Bügel der Pistole, oder auf der rechten Seite des Brustbeins.«

»Guter Gott!« sprach der König mit ernstem Ton, »Ihr sagtet mir nichts von dem Allem, Herr von Manicamp.«

»Sire . . . «

»Was soll diese ganze Erfindung von Wildschwein, nächtlicher Jagd, Anstand bedeuten? Sprecht, sprecht.«

»Oh! Sire . . . «

»Mir scheint, Ihr habt Recht,« sagte der König sich gegen seinen Kapitän der Musketiere umwendend, »es hat ein Zweikampf stattgefunden.«

Der König besaß mehr als jeder Andere die den Großen gegebene Fähigkeit, die Untergeordneten bloßzustellen und zu trennen.

Manicamp warf dem Musketier einen Blick voll von Vorwürfen zu.

D'Artagnan begriff diesen Blick und wollte nicht unter der Last der Anschuldigung verharren. Er machte einen Schritt und sprach: »Sire, Eure Majestät hat mir befohlen, den Kreuzweg des Bois-Rochin zu untersuchen und ihr nach meinem Dafürhalten zuzusagen, was dort vorgefallen. Ich habe ihr meine Beobachtungen mitgeteilt, doch ohne Jemand anzuzeigen. Seine Majestät hat selbst zuerst den Herrn Grafen von Guiche genannt.«

»Gut! gut! mein Herr,« sagte der König hochmütig; »Ihr habt Eure Pflicht getan, und ich bin mit Euch zufrieden, das muß Euch genügen. Aber Ihr, Herr von Manicamp, Ihr habt die Eurige nicht getan, denn Ihr habt mich belogen.«



M. de Manicamp

»Belogen, Sire! Das Wort ist hart.«

»Findet ein anderes.«

»Sire, ich werde nicht suchen. Ich habe schon das Unglück gehabt, Seiner Majestät zu mißfallen, und ich halte es für das Beste, in Demut die Vorwürfe hinzunehmen, die sie mir zu machen für geeignet erachten wird.«

»Ihr habt Recht, mein Herr, man mißfällt mir immer, wenn man mir die Wahrheit verbirgt.«

»Man ist zuweilen unwissend, Sire.«

»Lügt nicht mehr, oder ich verdopple die Strafe.«

Manicamp erbleichte und verbeugte sich.

D'Artagnan machte noch einen Schritt vorwärts, entschlossen, ins Mittel zu treten, wenn der immer mehr zunehmende Zorn des

Königs gewisse Grenzen erreichen würde.

»Mein Herr,« fuhr der König fort, »Ihr seht, daß es vergeblich ist, die Sache länger zu leugnen. Herr von Guiche hat sich geschlagen.«

»Ich sage nicht nein, Sire, und Eure Majestät wäre großmüthig gewesen, wenn sie einen Edelmann nicht zur Lüge gezwungen hätte.«

»Gezwungen! Wer zwang Euch?«

»Sire, Herr von Guiche ist mein Freund. Eure Majestät hat die Duelle bei Todesstrafe verboten. Eine Lüge rettet meinen Freund. Ich lüge.«

»Gut,« murmelte d'Artagnan, »Mordioux! das ist ein hübscher Junge!«

»Mein Herr,« versetzte der König, »statt zu lügen, hättet Ihr ihn sich zu schlagen abhalten sollen.«

»Oh! Sire, Eure Majestät, der vollendetste Edelmann Frankreichs weiß wohl, daß wir Leute vom Schwert Herrn von Bouteville nie für entehrt gehalten haben, weil er auf der Grève gestorben ist. Seinen Feind vermeiden ist es, was entehrt, und nicht den Henker treffen.«

»Wohl!« sprach Ludwig XIV., »ich will Euch ein Mittel öffnen, Alles wieder gut zu machen.«

»Wenn es zu denjenigen gehört, welche sich für einen Edelmann geziemen, so werde ich es mit Eifer ergreifen, Sire.«

»Nennt mir den Namen des Gegners von Herr von Guiche.«

»Ho! hol« murmelte d'Artagnan, »wollen wir Ludwig XIII. fortsetzen?«

»Sire!« rief Manicamp in einem Ton des Vorwurfs.

»Ihr wollt ihn nicht nennen, wie es scheint?« sagte der König.

»Sire, ich kenne ihn nicht.«

»Bravo!« murmelte d'Artagnan.

»Herr von Manicamp, übergebt Euren Degen dem Kapitän.«

Manicamp verbeugte sich anmutig, machte lächelnd seinen Degen los und reichte ihn dem Musketier.

Doch Saint-Aignan trat rasch zwischen d'Artagnan und Manicamp und sprach:

»Sire, mit der Erlaubnis Eurer Majestät.«

»Tut es,« sagte der König, vielleicht erfreut, daß sich Jemand zwischen ihn und den Zorn stellte, von dem er sich hatte hinreißen lassen.

»Manicamp, Ihr seid ein Braver, und der König wird Euer Benehmen zu schätzen wissen; aber seinen Freunden zu gut dienen wollen, heißt ihnen schaden. Manicamp, Ihr wisst den Namen, den Seine Majestät von Euch verlangt.«

»Es ist wahr, ich weiß ihn.«

»Dann werdet Ihr ihn sagen?«

»Wenn ich ihn hätte sagen sollen, so wäre es schon geschehen.«

»So werde ich ihn sagen, ich, der ich nicht bei dieser Biederkeit interessiert bin.«

»Ihr, Ihr seid frei. Doch mir scheint . . . «

»Oh! genug des Edelmutts; ich lasse Euch nicht so in die Bastille gehen. Sprecht, oder ich werde sprechen.«

Manicamp war ein Mann von Geist, und begriff, daß er genug getan hatte, um eine gute Meinung von sich zu geben; es handelte sich nur noch darum, auszuharren und sich zugleich die Gnade des Königs wieder zu erlangen.

»Sprecht, mein Herr,« sagte er zu Saint-Aignan.

»Ich habe für meine Rechnung Alles getan, was mir mein Gewissen zu tun vorschrieb, und mein Gewissen mußte sehr laut gebieten, da es die Befehle Seiner Majestät überwogen hat,« fügte er sich gegen den König wendend bei; »doch ich hoffe, Seine Majestät wird mir verzeihen, wenn sie erfährt, daß ich die Ehre einer Dame zu wahren hatte.«

»Einer Dame?« fragte der König unruhig.

»Ja, Sire.«

»Eine Dame war die Ursache dieses Zweikampfs?«

Manicamp verbeugte sich.

Der König stand auf, näherte sich Manicamp und sprach:

»Ist die Person von Bedeutung, so werde ich mich nicht beklagen, daß Ihr zurückhaltend gewesen seid, im Gegenteil.«

»Sire, Alles, was das Haus des Königs oder das seines Bruders

berührt, ist in meinen Augen von Bedeutung.«

»Das Haus meines Bruders?« wiederholte der König mit einem gewissen Zögern. »Die Ursache dieses Zweikampfes ist eine Dame vom Hause meines Bruders?«

»Ja, von Madame.«

»Ah! von Madame.«

»Ja, Sire.«

»Diese Dame also?«

»Ist eines von den Ehrenfräulein vom Hause Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Orleans.«

»Für das sich Herr von Guiche geschlagen hat, sagt Ihr?«

»Ja, und diesmal lüge ich nicht.«

Ludwig machte eine Bewegung voll Unruhe und sprach, indem er sich zu den Zuschauern dieser Szene umwandte:

»Meine Herren, wollt Euch einen Augenblick entfernen, ich muß notwendig mit Herrn von Manicamp allein bleiben. Ich weiß, daß er mir kostbare Dinge zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat und daß er dies nicht vor Zeugen tun will. Hängt Euren Degen wieder an, Herr von Manicamp.«

Manicamp hing seinen Degen wieder ans Wehrgehenk.

»Der Bursche ist offenbar voll Geistesgegenwart,« murmelte der Musketier, indem er Saint-Aignan beim Arm nahm und sich mit ihm entfernte.

»Er wird sich herausziehen,« flüsterte der letztere d'Artagnan in's Ohr.

»Und zwar mit Ehren, Graf.«

Manicamp richtete an Saint-Aignan und an den Kapitän einen Blick des Dankes, der vom König unbemerkt vorüberging.

»Ah! ah!« sagte d'Artagnan, während er über die Türschwelle schritt, »ich hatte eine schlechte Meinung von der neuen Generation. Nun, ich täuschte mich, und diese jungen Leute haben etwas Gutes.«

Valot ging dem Günstling und dem Kapitän voran.

Der König und Manicamp blieben allein im Kabinett.

VI.

Worin d'Artagnan erkennt, daß er sich getäuscht, und daß Manicamp es war, der Recht hatte.

Der König versicherte sich durch sich selbst, indem er bis zur Türe ging, daß Niemand horchte, kam dann zurück, stellte sich hastig vor Manicamp und sprach:

»Nun, da wir allein sind, erklärt Euch, mein Herr.«

»Mit der größten Offenherzigkeit,« erwiderte der junge Mann.

»Und vor Allem wisst, daß mir nichts so sehr am Herzen liegt, als die Ehre der Damen.«

»Gerade deshalb schonte ich Euer Zartgefühl, Sire.«

»Ja, ich begreife nun Alles. Ihr sagt also, es handle sich um ein Ehrenfräulein meiner Schwägerin, und die fragliche Person, der Gegner von Guiche, der Mann, den Ihr nicht nennen wollt . . . «

»Den Euch aber Herr von Saint-Aignan nennen wird, Sire.«

»Ihr sagt, dieser Mann habe Jemand vom Hause von Madame beleidigt?«

»Fräulein de la Vallière, ja, Sire.«

»Ah!« machte der König, als ob er dieses erwartet hätte und als hätte ihm dennoch dieser Schlag das Herz zermalmt; »ah! Fräulein de la Vallière hat man beleidigt?«

»Ich sage nicht gerade, man habe sie beleidigt.«

»Was denn?«

»Ich sage, man habe in unziemlichen Ausdrücken von ihr gesprochen.«

»In unziemlichen Ausdrücken von Fräulein de la Vallière, und Ihr weigert Euch, mir zu sagen, wer der Freche war?«

»Sire, Ich glaubte, es sei dies eine abgetane Sache, und Eure Majestät habe darauf verzichtet, aus mir einen Denunzianten zu machen.«

»Es ist richtig, Ihr habt Recht,« sagte der König sich mäßigend; »ich werde immerhin noch frühe genug den Namen desjenigen erfahren, welchen ich bestrafen muß.«

Manicamp sah wohl, daß die Frage umgekehrt war. Der König aber gewährte, daß er sich ein wenig weit hatte fortziehen lassen.

Er verbesserte sich auch und fuhr fort:

»Und ich werde nicht allein strafen, weil es Fräulein de la Vallière betrifft, obgleich ich sie besonders schätze, sondern weil der Gegenstand des Streites eine Frau ist. Ich verlange, daß man an meinem Hofe die Frauen ehre und nicht sich streite.«

Manicamp verbeugte sich.

»Sprecht nun, Herr vom Manicamp, was sagte man von Fräulein de la Vallière?«

»Errät Eure Majestät nicht?«

»Ich?«

»Eure Majestät weiß wohl, welche Art von Scherzen junge Leute sich erlauben können.«

»Man sagte vermutlich, sie liebe irgend Einen,« versetzte der König.

»Das ist es gerade, was Guiche behauptete.«

»Und deshalb hat er sich geschlagen?«

»Ja, Sire, aus dieser einzigen Ursache.«

Der König errötete.

»Und Ihr wisst nicht mehr?« fragte er.

»Über welches Kapitel?«

»Über das sehr interessante Kapitel, das Ihr gerade erzählt.«

»Und was soll ich wissen, Sire?«

»Ei! zum Beispiel den Namen des Mannes, den la Vallière liebt, und den zu lieben der Gegner von Guiche das Recht streitig machte.«

»Sire, ich weiß nichts, ich habe nichts gehört, nichts erlauert; aber ich halte Guiche für ein großes Herz, und wenn er sich für den Augenblick zum Stellvertreter des Beschützers von la Vallière aufgeworfen hat, so geschah es, weil dieser Beschützer zu hoch gestellt war, um selbst ihre Verteidigung zu übernehmen.«

Diese Worte waren mehr als durchsichtig; sie machten auch den König erröten, doch diesmal vor Freude. Er klopfte Manicamp auf die Schulter und sprach: »Ihr seid nicht nur ein geistreicher Junge, Herr von Manicamp, sondern auch ein wackerer

Edelmann, und in Herrn von Guiche finde ich einen Paladin ganz nach meinem Geschmack; Ihr werdet es ihm bezeigen, nicht wahr?«

»Sire, Eure Majestät verzeiht mir also?«

»Ganz und gar.«

»Und ich bin frei?«

Der König lächelte und reichte Manicamp die Hand. Manicamp ergriff diese Hand und küßte sie.

»Und dann erzählt Ihr vortrefflich,« fügte der König bei.

»Ich, Sire?«

»Ihr habt mir eine vortreffliche Erzählung über den Unfall gemacht, der Herrn von Guiche begegnet ist. Ich sehe den Keiler aus dem Gehölz hervorkommen, ich sehe das Pferd stürzen, ich sehe das Tier vom Pferd auf den Reiter zugehen. Ihr erzählt nicht, mein Herr, Ihr malt.«

»Sire, ich glaube, Eure Majestät hat die Gnade, meiner zu spotten.«

»Im Gegenteil,« sprach Ludwig XIV. ernsthaft, »ich spotte so wenig, Herr von Manicamp, daß es mein Wille ist, daß Ihr Jedermann dieses Abenteuer erzählt.«

»Das Abenteuer vom Anstand's«

»Ja, so, wie Ihr es mir erzählt habt, ohne ein einziges Wort daran zu ändern. Ihr versteht?«

»Vollkommen, Sire.«

»Und Ihr werdet es erzählen?«

»Ohne eine Minute zu verlieren.«

»Wohl denn! ruft nun selbst Herrn d'Artagnan zurück; ich hoffe, daß Ihr nicht mehr bange habt.«

»Oh! Sire, so bald ich der Gnade meines Königs sicher bin, fürchte ich nichts mehr.«

»Ruft also,« sprach der König.

Manicamp öffnete die Türe.

»Meine Herren,« sagte er, »der König ruft Euch.«

D'Artagnan, Saint-Aignan und Valot kamen wieder herein.

»Meine Herren,« sprach der König, »ich lasse Euch zurückrufen, um Euch zu sagen, daß mich die Erklärung von

Herrn von Manicamp vollkommen befriedigt hat.«

D'Artagnan warf Valot einerseits und Saint-Aignan andererseits einen Blick zu, welcher bedeutete:

»Nun, was sagte ich Euch?«

Der König zog Manicamp gegen die Türe und sagte leise zu ihm:

»Herr von Guiche pflege sich, und er genese besonders rasch, ich will mich beeilen, ihm im Namen aller Damen zu danken, hauptsächlich aber fange er nie wieder an.«

»Und müßte er hundertmal sterben, er wird hundertmal wiederaufleben, wenn es sich um die Ehre Eurer Majestät handelt.«

Dies war unmittelbar. Doch wie gesagt, König Ludwig XIV. liebte den Weihrauch und war, wenn man ihn nur streute, nicht sehr anspruchsvoll in Beziehung auf die Qualität.

»Es ist gut, es ist gut,« sagte er, Manicamp entlassend, »ich werde Guiche selbst besuchen und ihn zur Vernunft bringen.«

Manicamp ging rückwärts schreitend hinaus.

Da wandte sich der König gegen die drei Zuschauer dieser Szene um und sprach:

»Herr d'Artagnan?«

»Sire.«

»Sagt mir doch, wie es kommt, daß Ihr so trübe gesehen, Ihr, der Ihr sonst so gute Augen habt?«

»Ich sehe trübe, Sire?«

»Allerdings.«

»Das muß sicherlich so sein, da es Eure Majestät sagt. Dock worin trübe, wenn es Euch beliebt?«

»In Beziehung auf das Ereignis in Bois-Rochin.«

»Ah! ah!«

»Gewiß: Ihr habt die Spuren von zwei, Pferden gesehen, Ihr habt die Tritte von zwei Menschen erkannt, Ihr habt die einzelnen Umstände eines Zweikampfes entdeckt. Nichts von dem Allem hat bestanden; reine Täuschung!«

»Ah! ah!« machte d'Artagnan abermals.

»So mit den Fußtritten des Pferdes, so mit den Anzeichen des

Kampfes. Ein Kampf von Guiche gegen einen Keiler, nichts Anderes, nur währte der Kampf lange und war furchtbar, wie es scheint.«

»Ah! ah!« fuhr d'Artagnan fort.

»Und wenn ich bedenke, daß ich einem solchen Irrtum einen Augenblick Glauben geschenkt habe! Ihr spracht aber mit so großer Sicherheit.«

»In der Tat, ich muß eine Blendung gehabt haben,« sagte d'Artagnan mit einer heiteren Laune, die den König entzückte.

»Ihr gebt es also zu?«

»Bei Gott! Sire, ob ich es zugebe!«

»So, daß Ihr die Sache nun anseht? . . . «

»Ich sehe sie nun ganz anders an, als vor einer halben Stunde.«

»Und Ihr schreibt diese Verschiedenheit in Eurer Ansicht welchem Umstande zu?«

»Einem ganz einfachen: vor einer halben Stunde kam ich vom Bois-Rochin zurück, wo ich, um mir zu leuchten, nur eine abscheuliche Stalllaterne hatte.«

»Während zu dieser Stunde?«

»Während ich zu dieser Stunde alle Lichter Eures Kabinetts habe und überdies die zwei Augen des Königs, welche leuchten wie Sonnen.«

Der König lachte und Saint-Aignan ebenfalls.

»Es ist wie bei Herrn Valot,« sagte d'Artagnan, das Wort dem König vom Munde nehmend; »er hat sich eingebildet, daß nicht nur Herr von Guiche von einer Kugel verwundet worden, sondern daß er ihm auch eine Kugel aus der Brust gezogen . . . «

»Meiner Treue, ich gestehe . . . « stammelte Valot.

»Nicht wahr, Ihr habt das geglaubt?« versetzte d'Artagnan.

»Das heißt,« erwiderte Valot, »ich habe es nicht nur geglaubt, sondern ich würde sogar noch zu dieser Stunde darauf schwören.«

»Nun wohl, mein lieber Doktor, Ihr habt das geträumt.«

»Ich habe geträumt?«

»Die Wunde von Herrn von Guiche, Traum! die Kugel, Traum!

Glaubt mir auch, sprecht nicht mehr davon.«

»Gut gesagt,« rief der König. »Der Rat, den Euch d'Artagnan gibt, ist gut. Sprecht mit Niemand mehr von Eurem Traume, Herr Valot, und Ihr werdet es nicht bereuen, so wahr ich ein Edelmann bin. Guten Abend, meine Herren. Oh! es ist eine traurige Sache um einen Anstand auf Wildschwein!«

»Eine traurige Sache um einen Anstand auf Wildschwein!« wiederholte d'Artagnan mit voller Stimme.

Und er wiederholte dieses Wort durch alle Zimmer, durch die er kam, und verließ dann das Schloß mit Valot.

»Nun, da wir allein sind,« sagte der König zu Saint-Aignan, »wie heißt der Gegner von Guiche?«

Saint-Aignan schaute den König an.

»Oh! zögere nicht,« sprach Ludwig, »Du weißt wohl, daß ich verzeihen muß.«

»Wardes,« antwortete Saint-Aignan.

»Gut,« sagte der König.

Während er dann rasch in das anstoßende Zimmer ging, fügte er bei:

»Verzeihen ist nicht vergessen.«

VII.

Wie es ersprießlich ist, zwei Saiten an seinem Bogen zu haben.

Manicamp verließ die königlichen Gemächer ganz glücklich, daß ihm sein Verfahren so wohl gelungen, als er sich, da er unten an die Treppe kam und an einem Türvorhang vorüberging, plötzlich an einem Ärmel ziehen fühlte.

Er wandte sich um und erkannte Montalais, die ihn so auf dem Wege erwartete und geheimnisvoll, den Körper vorgebeugt und die Stimme gedämpft, zu ihm sagte:

»Mein Herr, ich bitte Euch, kommt geschwinde.«

»Wohin, mein Fräulein?« fragte Manicamp.

»Ein wahrer Kavalier hätte nicht diese Frage an mich gerichtet, er wäre mir gefolgt, ohne irgend einer Erklärung zu bedürfen.«

»Wohl, mein Fräulein, ich bin bereit, mich als wahrer Kavalier zu benehmen.«

»Nein, es ist zu spät, und es gebührt Euch nicht das Verdienst davon. Wir gehen zu Madame, kommt.«

»Ah! ah!« versetzte Manicamp. »Gehen wir zu Madame.«

Und er folgte Montalais, welche leicht wie Galathe vor ihm herlief.

»Diesmal,« sagte Manicamp, während er seiner Führerin folgte, zu sich selbst, »diesmal glaube ich nicht, daß die Jagdgeschichten gut angebracht wären. Wir werden es indessen versuchen, und im Falle der Not, meiner Treu, im Falle der Not finden wir etwas Anderes.«

Montalais lief fortwährend.

»Wie ermüdend ist es doch, zugleich seinen Geist und seine Beine nötig zu haben,« dachte Manicamp.

Endlich kam man an Ort und Stelle. Madame hatte ihre Nachttoilette beendet; sie war in einem zierlichen Nachtkleid, doch man begriff, daß sie diese Toilette gemacht hatte, ehe sie die Gemütsbewegungen erleiden mußte, von denen sie

heimgesucht worden.

Sie wartete mit sichtbarer Ungeduld.

Montalais und Manicamp fanden sie auch an der Türe stehend.

Beim Geräusch ihrer Tritte kam ihnen Madame entgegen.

»Ah! ah!« sagte sie, »endlich.«

»Hier ist Herr Manicamp,« erwiderte Montalais.

Manicamp verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

Madame hieß Montalais durch ein Zeichen sich entfernen. Das Mädchen gehorchte.

Madame folgte Montalais stillschweigend, bis sich die Türe hinter ihr geschlossen hatte, dann wandte sie sich gegen Manicamp um und fragte:

»Was gibt es denn und was sagt man mir, Herr von Manicamp, es ist Jemand im Schloß verwundet?«

»Ja, Madame, leider Herr von Guiche.«

»Ja, Herr von Guiche,« wiederholte die Prinzessin, »Ich hatte es in der Tat sagen hören, doch es wurde mir nicht bestätigt. Herrn von Guiche ist also wirklich dieses Unglück widerfahren?«

»Ihm selbst, Madame.«

»Wißt Ihr wohl, Herr von Manicamp, daß die Duelle dem König verhaßt sind?« fragte rasch die Prinzessin.

»Allerdings, doch ein Zweikampf mit einem wilden Tier ist dem Gerichtszwange Seiner Majestät nicht unterworfen.«

»Ah! Ihr wollt mir wohl nicht die Beleidigung antun, zu wännen, ich werde dieser, ich weiß nicht aus welcher Ursache, verbreiteten Fabel, welche behauptet, Herr von Guiche sei durch ein Wildschwein verwundet worden, Glauben schenken! Nein, nein, mein Herr, die Wahrheit ist bekannt, und abgesehen von den Unannehmlichkeiten seiner Wunden läuft Herr von Guiche in diesem Augenblick Gefahr, seiner Freiheit verlustig zu werden.«

»Ah! Madame, ich weiß es wohl, doch was ist hierbei zu tun?«

»Habt Ihr Seine Majestät gesehen?«

»Ja, Madame.«

»Was habt Ihr dem König gesagt?«

»Ich habe ihm erzählt, wie Herr von Guiche auf dem Anstand gewesen, wie ein Keiler aus dem Bois-Rochin hervorgekommen,

wie Herr von Guiche auf ihn geschossen, und wie endlich das Tier wütend gegen den Schützen zurückgekehrt sei, sein Pferd getötet und ihn selbst schwer verwundet habe.«

»Und der König hat dies Alles geglaubt?«

»Vollkommen.«

»Ah! Ihr setzt mich in Erstaunen, Herr von Manicamp, Ihr setzt mich ungemein in Erstaunen!«

Dann ging Madame im Zimmer auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf Manicamp, der unempfindlich und ohne sich zu rühren an dem Platze blieb, den er sich bei seinem Eintritt gewählt hatte.

Endlich stand sie stille und fragte:

»Man gibt doch hier allgemein und einstimmig dieser Verwundung eine andere Ursache?«

»Und welche Ursache, wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, diese Frage an Eure Königliche Hoheit richten darf?«

»Ihr fragt mich das, Ihr, der innige Freund, der Vertraute von Herrn von Guiche?«

»Ah! Madame, der innige Freund, ja, der Vertraute, nein; Guiche ist einer von den Menschen, welche Geheimnisse haben können, die sogar sicherlich haben, die es aber nicht sagen. Guiche ist verschwiegen, Madame.«

»Nun denn,« sagte die Prinzessin ärgerlich, »so werde ich das Vergnügen haben, Euch die Geheimnisse mitzuteilen, welche Guiche in sich verschließt, denn der König könnte Euch zum zweiten Mal befragen, und wenn Ihr ihm bei diesem zweiten Mal dasselbe Märchen machtet, wie das erste Mal, so dürfte er sich nicht damit begnügen.«

»Madame, ich glaube, Eure Hoheit ist in einem Irrtum in Beziehung auf den König begriffen. Seine Majestät war sehr zufrieden mit mir, das schwöre ich Euch.«

»So erlaubt mir. Euch zu sagen, Herr von Manicamp, daß dies Eines beweist, nämlich, daß Seine Majestät sehr leicht zu befriedigen ist.«

»Ich glaube, Eure Hoheit hat Unrecht, bei dieser Meinung zu beharren. Seine Majestät ist dafür bekannt, daß sie sich nur mit guten Gründen bezahlen läßt.«

»Und Ihr wähnt, sie wisse Euch Dank für Eure dienstfertige Lüge, wenn sie morgen erfährt, Herr von Guiche habe für Herrn von Bragelonne, seinen Freund, einen Streit gehabt, der in ein Duell ausgeartet sei?«

»Einen Streit für Herrn von Bragelonne?« versetzte Manicamp mit der naivsten Miene der Welt, »was beehrt mich denn da Eure Hoheit, mir zu sagen?«

»Soll man sich darüber wundern? Herr von Guiche, ist empfindlich, reizbar, er erzürnt sich leicht.«

»Ich halte im Gegenteil Herrn von Guiche für sehr geduldig, Madame, und bin der Überzeugung, daß er nie anders, als bei den gerechtesten Motiven empfindlich und reizbar gewesen ist.«

»Ist die Freundschaft kein gerechtes Motiv?«

»Ah! gewiß, Madame, und besonders für ein Herz wie das seinige.«

»Nun, Herr von Guiche ist ein Freund von Herrn von Bragelonne, Ihr werdet das nicht leugnen.«

»Ein sehr großer Freund.«

»Wohl, Herr von Guiche hat die Partie von Herrn von Bragelonne genommen, und da Herr von Bragelonne abwesend war und sich nicht schlagen konnte, so hat er sich für ihn geschlagen.«

Manicamp lächelte und machte zwei bis drei Bewegungen mit dem Kopf und mit den Schultern, welche bedeuteten:

»Ei! wenn Ihr es durchaus wollt . . . «

»Aber sprecht doch!« rief die Prinzessin ungeduldig.

»Ich?«

»Allerdings; Ihr seid offenbar nicht meiner Meinung, und Ihr habt etwas zu sagen.«

»Ich habe nur Eines zu sagen.«

»Sagt es.«

»Daß ich nicht ein Wort von dem verstehe, was Ihr mir zu erzählen die Gnade habt.«

»Wie! Ihr versteht nicht ein Wort von dem Streit von Herrn von Guiche mit Herrn von Wardes?« rief die Prinzessin beinahe zornig.

Manicamp schwieg.

»Ein Streit, entstanden aus einem mehr oder minder boshaften und mehr oder minder gegründeten Wort über die Tugend einer gewissen Dame,« fuhr die Prinzessin fort.

»Ah! einer gewissen Dame, das ist etwas Anderes,« erwiderte Manicamp.

»Ihr fangt an zu begreifen, nicht wahr?«

»Eure Hoheit wird mich entschuldigen, aber ich wage es nicht . . . «

»Ihr wagt es nicht,« sagte Madame außer sich, »nun so wartet, ich werde es wagen.«

»Madame! Madame!« rief Manicamp, als ob er erschrocken wäre, »gebt wohl Acht auf das, was Ihr sprechen werdet.«

»Ah! es scheint, wenn ich ein Mann wäre, würdet Ihr Euch mit mir schlagen, trotz der Edikte Seiner Majestät, wie sich Herr von Guiche mit Herrn von Wardes geschlagen hat, und zwar für die Tugend von Fräulein de la Vallière.«

»Von Fräulein de la Vallière!« rief Manicamp, der plötzlich einen Sprung machte, als hätte er nicht auf hundert Meilen erwartet, er werde diesen Namen aussprechen hören.

»Was habt Ihr denn, daß Ihr so springt, Herr von Manicamp?« sagte Madame mit Ironie; »solltet Ihr so unverschämt sein, an dieser Tugend zu zweifeln?«

»Es handelt sich bei dem Allem nicht im Mindesten um die Tugend von Fräulein de la Vallière, Madame.«

»Wie! während sich zwei Männer auf Leben und Tod geschossen haben, sagt Ihr, sie habe nichts mit dem Allem zu tun und es sei nicht von ihr die Rede? Ah! ich hielt Euch nicht für einen so guten Höfling, Herr von Manicamp.«

»Verzeiht, verzeiht, Madame, wir sind sehr weit von einander entfernt. Ihr erweist mir die Ehre, eine Sprache mit mir zu sprechen, und ich spreche eine andere, wie es scheint.«

»Wie beliebt?«

»Verzeiht, ich glaubte zu verstehen, Eure Hoheit wolle nur sagen, Herr von Guiche und Herr von Wardes haben sich für Fräulein de la Vallière geschlagen?«

»Ja, wohl.«

»Für Fräulein de la Vallière, nicht wahr?« wiederholte Manicamp.

»Ei! mein Gott, ich sage nicht, Herr von Guiche bekümmere sich persönlich um Fräulein de la Vallière, ich sage nur, er bekümmere sich durch Procuracy um sie.«

»Durch Procuracy?«

»Oh! spielt doch nicht immer den Erschrockenen!

Weiß man nicht hier, daß Herr von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière verlobt ist, und daß er, als er in der Sendung, mit der ihn der König nach London betraut, abreiste, seinen Freund, Herrn von Guiche beauftragt hat, über dieser interessanten Person zu wachen?«

»Ah! ich sage nichts mehr, Eure Hoheit ist unterrichtet.«

»Durchaus nicht, das muß ich Euch bemerken.«

Manicamp lachte, eine Handlung, welche die Prinzessin, die, wie man weiß, nicht von einer sehr ausdauernden Laune war, beinahe außer sich gebracht hätte.

»Madame,« sprach der diskrete Manicamp, indem er sich vor der Prinzessin verbeugte, »begraben wir diese ganze Geschichte, welche nie sehr aufgeklärt sein wird.«

»Oh! was das betrifft, da ist nichts mehr zu tun, und die Aufklärungen sind vollständig. Der König wird erfahren, daß Herr von Guiche für die kleine Abenteurerin, die sich das Ansehen einer vornehmen Dame gibt, Partei genommen hat; er wird erfahren, daß Herr von Guiche, von Herrn von Bragelonne zu seinem gewöhnlichen Hüter des Gartens der Hesperiden bestellt, Herrn von Wardes, der sich an dem goldenen Apfel vergreifen wollte, die erforderliche Zurechtweisung gegeben hat. Es ist Euch aber nicht unbekannt, Herr von Manicamp, Euch, der Ihr alle Dinge so gut wisst, daß es der König nach dem herrlichen Schatz gelüstet, und er wird Herrn von Guiche vielleicht schlechten Dank dafür wissen, daß er sich zum Verteidiger dieses Schatzes aufgeworfen. Seid Ihr nun hinlänglich unterrichtet, oder braucht Ihr noch ein anderes Dafürhalten, sprecht, verlangt?«

»Nein, Madame, nein, ich will nichts mehr wissen.«

»Erfahrt jedoch, denn Ihr müßt das wissen, Herr von Manicamp, erfahrt, daß die Entrüstung des Königs furchtbare Folgen haben

wird. Bei Fürsten von einem Charakter wie der des Königs ist der Liebeszorn ein Orkan.«

»Den Ihr beschwichtigen werdet.«

»Ich!« rief die Prinzessin mit einer Gebärde scharfer Ironie, »ich, und warum?«

»Weil Ihr die Ungerechtigkeiten nicht liebt, Madame.«

»Und es wäre Eurer Ansicht nach eine Ungerechtigkeit, den König abzuhalten, seine Liebesangelegenheiten zu betreiben?«

»Ihr werdet für Herrn von Guiche vermitteln.«

»Oh! diesmal seid Ihr wahnwitzig,« sagte die Prinzessin mit einer Miene voll Hochmut.

»Im Gegenteil, Madame, ich bin vollkommen bei Verstand, und ich wiederhole, Ihr werdet Herrn von Guiche beim König verteidigen.«

»Ich!«

»Ja, Ihr.«

»Und warum dies?«

»Weil die Sache von Herrn von Guiche die Eurige ist, Madame,« erwiderte leise, aber voll Feuer Manicamp, dessen Augen sich entzündet hatten.

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich sage, Madame, ich wundere mich, daß Eure Hoheit nicht in dem Namen von la Vallière in Betreff der von Herrn von Guiche für den abwesenden Herrn, von Bragelonne übernommenen Verteidigung einen Vorwand erraten hat.«

»Einen Vorwand?«

»Ja.«

»Einen Vorwand wofür?« stammelte die Prinzessin, welche die Blicke von Manicamp unterrichtet hatten.

»Madame,« erwiderte der junge Mann, »ich denke, ich habe nun genug gesagt, um Eure Hoheit dahin zu vermögen, daß sie nicht vor dem König den armen Guiche anschuldige, auf den alle von einer gewissen der Eurigen sehr entgegengesetzten Partei ausgespiene Feindseligkeiten fallen werden.«

»Ihr wollt, wie mir scheint, im Gegenteil sagen, daß alle diejenigen, welche Fräulein de la Vallière nicht lieben, und sogar

einige von denjenigen, welche sie lieben, dem Grafen grollen werden,«

»Oh! Madame, treibt Ihr die Hartnäckigkeit so weit, und werdet Ihr den Worten eines ergebenen Freundes kein Gehör schenken? Muß ich mich der Gefahr aussetzen, Euch zu mißfallen, muß ich Euch gegen meinen Willen die Person nennen, welche die wahre Ursache des Streites war?«

»Die Person,« sagte Madame errötend.

»Muß ich Euch,« fuhr Manicamp fort, »muß ich Euch den armen Guiche ausgebracht, wütend, außer sich über alle die Gerüchte zeigen, welche über diese Person im Umlauf sind; muß ich Euch, wenn Ihr sie hartnäckig nicht erkennt, und wenn mich der Respekt fortwährend abhält, sie zu nennen, an die Szenen von Monsieur mit Mylord von Buckingham, an die Insinuationen erinnern, die man sich hinsichtlich der Verbannung des Herzogs erlaubt; muß ich sie Euch schildern, die Bemühungen des Grafen, dieser Person, für die er allein lebt, für die er allein atmet, zu gefallen, sie zu beobachten, zu beschützen! Nun denn! ich werde es tun, und wenn ich Euch an dies Alles erinnert habe, so begreift Ihr vielleicht, daß der Graf, dessen Geduld zu Ende, seit langer Zeit von Wardes geneckt, beim ersten anstößigen Wort, das dieser über die fragliche Person ausgesprochen haben mag, Feuer gefangen und Rache geschraubt hat.«

Die Prinzessin verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und rief:

»Mein Herr! mein Herr! wisst Ihr wohl, was Ihr da sagt und wem Ihr es sagt?«

»Dann, Madame,« fuhr Manicamp fort, als hätte er die Ausrufungen der Prinzessin nicht gehört, »dann werdet Ihr Euch über nichts mehr wundern, weder über den Eifer des Grafen, diesen Streit zu suchen, noch über die wunderbare Geschicklichkeit, mit der er denselben auf ein Euren Interessen fremdes Terrain übertragen hat. Hierbei zeichnet sich die Sache besonders durch die Gewandtheit und die Kaltblütigkeit aus, womit man zu Werke gegangen, und wenn die Person, für die der Graf sich geschlagen und sein Blut vergossen hat, wirklich dem armen Verwundeten einigen Dank schuldig ist, so ist sie es nicht für das Blut, das er verloren, oder für den Schmerz, den er ausgestanden, sondern für sein Benehmen in Beziehung auf eine

Ehre, die ihm kostbarer als die seinige.«

»Oh!« rief Madame, als wäre sie allein, »oh! sollte es wirklich meinetwegen geschehen sein?«

Manicamp konnte atmen; er hatte mutig die Zeit der Ruhe errungen: er atmete.

Madame blieb ihrerseits eine Zeit lang in eine schmerzliche Träumerei versunken. Man erriet ihre Aufregung am hastigen Wogen ihres Busens, am Schmachten ihrer Augen und daran, daß sie häufig ihre Hand an ihr Herz preßte.

Doch bei ihr war die Gefallsucht keine leere Leidenschaft, es war in, Gegenteil ein Feuer, das Nahrung suchte und sie fand.

»Somit wird Herr von Guiche zwei Personen zugleich verbunden haben,« sagte die Prinzessin, »denn Herr von Bragelonne ist dem Grafen auch einen großen Dank schuldig, einen um so größeren, als Fräulein de la Vallière überall und immer dafür angesehen werden wird, daß sie von diesem edelmütigen Ritter verteidigt worden sei.«

Manicamp begriff, daß ein Überrest von Zweifel im Herzen der Prinzessin blieb, und sein Geist erhitzte sich durch den Widerstand.

»Ein schöner Dienst, in der Tat, den er Fräulein de la Vallière geleistet!« sagte er, »ein schöner Dienst, den er Herrn von Bragelonne geleistet hat! Das Duell hat ein Aufsehen erregt, das la Vallière halb entehrt, ein Aufsehen, das sie notwendig mit dem Vicomte entzweit. Daraus geht hervor, daß der Pistolenschuß von Herrn von Wardes drei Resultate statt eines hat: er tötet die Ehre einer Frau, die Ehre eines Mannes und hat vielleicht zu gleicher Zeit einen der besten Edelleute Frankreichs auf den Tod verwundet! Oh! Madame, Eure Logik ist sehr kalt; sie verdammt stets und spricht nie frei.«

Die letzten Worte schossen den letzten Zweifel Bresche, der nicht im Herzen, sondern im Geiste von Madame geblieben. Es war weder mehr eine Prinzessin mit ihren Bedenklichkeiten, noch eine Frau mit ihren argwöhnischen Rückzügen; es war ein Herz, das die schmerzliche Kälte einer Wunde gefühlt hatte.

»Auf den Tod verwundet,« murmelte sie mit einer keuchenden Stimme, »oh! Herr von Manicamp, habt Ihr nicht gesagt, auf den

Tod verwundet?«

Manicamp antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

»Ihr sagt also, der Graf sei gefährlich verwundet?« fuhr die Prinzessin fort.

»Ei, Madame, es ist ihm eine Hand zerschmettert worden und er hat eine Kugel in der Brust.«

»Mein Gott! mein Gott!« rief die Prinzessin mit der Aufregung des Fiebers, »das ist gräßlich, Herr von Manicamp, eine Hand zerschmettert, sagt Ihr, eine Kugel in der Brust, mein Gott! und es ist dieser Feige! es ist dieser Elende! es ist dieser Mörder Wardes, der es getan hat! Der Himmel ist offenbar nicht gerecht!«

Manicamp schien einer heftigen Gemütsbewegung zu unterliegen. Er hatte in der Tat viel Energie bei dem letzten Teil seiner Verteidigungsrede entwickelt.

Madame aber war nicht mehr im Stande, die Convenienzen zu berechnen; sprach bei ihr etwas Zorn oder Sympathie, so hielt nichts mehr den Erguß zurück.

Madame näherte sich Manicamp, der auf einen Stuhl gesunken war, als wäre der Schmerz eine mächtige Entschuldigung für die Verletzung der Gesetze der Etiquette.

»Mein Herr,« sprach sie, indem sie seine Hand ergriff, »seid offenherzig.«

Manicamp erhob das Haupt.

»Schwebt Herr von Guiche in Todesgefahr?«

»Doppelt, Madame,« erwiderte er, »einmal wegen des Blutflusses, der sich erklärt hat, da eine Arterie der Hand verletzt worden ist, sodann wegen der Wunde an der Brust, welche, der Arzt befürchtet es wenigstens, ein wesentliches Organ verletzt haben dürfte.«

»Er kann also sterben!«

»Sterben, ja, Madame, und zwar ohne den Trost, zu wissen, Ihr habet seine aufopfernde Ergebenheit kennen gelernt.«

»Ihr werdet es ihm sagen.«

»Ich!«

»Ja, seid Ihr nicht sein Freund?«

»Ich? oh! nein, Madame, ich werde Herrn von Guiche, wenn der

Unglückliche noch im Stande ist, mich zu hören, nur sagen, was ich gesehen habe, nämlich Eure Grausamkeit gegen ihn.«

»Oh! mein Herr, Ihr begeht diese Barbarei nicht!«

»Doch, Madame, ich werde die Wahrheit sagen, denn die Natur ist am Ende mächtig bei einem jungen Mann von seinem Alter. Die Ärzte sind geschickt, und wenn zufällig der arme Graf seine Wunde überleben würde, so möchte ich nicht, daß er der Gefahr ausgesetzt bliebe, an der Wunde des Herzens zu sterben, nachdem er denen des Leibes entgangen.«

Nach diesen Worten erhob sich Manicamp und schien mit tiefer Ehrerbietung Abschied nehmen zu wollen.

»Mein Herr,« sprach Madame, indem sie ihn mit einer beinahe stehenden Miene zurückhielt, »Ihr werdet wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, in welchem Zustand sich der Kranke befindet, wer der Arzt ist, der ihn behandelt.«

»Sein Zustand ist sehr schlimm, Madame, der Arzt, der ihn pflegt, ist der Leibarzt Seiner Majestät, Herr Valot. Dieser wird von dem Collegen unterstützt, zu dem man Herrn von Guiche gebracht hat.«

»Wie! er ist nicht im Schloß?« rief Madame.

»Ach! Madame, es stand so schlecht mit dem armen Jungen, daß er nicht bis hierher geführt werden konnte.«

»Gebt mir die Adresse, mein Herr,« sagte lebhaft die Prinzessin, »ich werde mich nach ihm erkundigen lassen.«

»Rue du Feurre, ein Haus von Backstein mit weißen Läden. Der Name des Arztes ist auf der Türe angeschrieben.«

»Ihr kehret zu dem Verwundeten zurück, Herr von Manicamp?«

»Ja, Madame.«

»Dann müßt Ihr mir wohl einen Gefallen tun.«

»Ich stehe Eurer Hoheit zu Befehl.«

»Tut, was Ihr tun wolltet, kehret zu Herrn von Guiche zurück, entfernt alle Anwesenden, wollt Euch selbst entfernen.«

»Madame . . . «

»Verlieren wir keine Zeit in unnützen Erklärungen. Seht hierin nichts Anderes, als was sich darin findet, fragt nichts Anderes, als was ich Euch sage. Ich werde eine von meinen Frauen, zwei

vielleicht, der vorgerückten Stunde wegen, abschicken; ich möchte nicht, daß sie Euch sähen, oder offener gesprochen, ich möchte nicht, daß Ihr sie sähet: das sind Bedenklichkeiten, die Ihr begreifen müßt, Ihr besonders, Herr von Manicamp, der Ihr Alles erratet.«

»Oh! Madame, vollkommen, ich kann sogar etwas Besseres tun; ich werde vor Euren Bötinnen hergehen; das wird zugleich ein Mittel sein, ihnen sicher den Weg zu bezeichnen und sie zu beschützen, sollten sie zufällig und gegen alle Wahrscheinlichkeit eines Schutzes bedürfen.«

»Und dann werden sie durch dieses Mittel hauptsächlich ohne alle Schwierigkeit hineinkommen, nicht wahr?«

»Gewiß, Madame, denn vorangehend werde ich diese Schwierigkeiten beseitigen, wollte der Zufall, daß sie beständen.«

»Nun, so geht, geht, Herr von Manicamp, und wartet unten an der Treppe.«

»Ich gehe, Madame.«

»Wartet.«

Manicamp blieb stehen.

»Hört Ihr den Tritt von Frauen die Treppe hinab, so geht hinaus und folgt, ohne Euch umzuwenden, dem Weg, der zu dem armen Grafen führt.«

»Wenn aber zufällig zwei andere Personen herabgingen und ich täuschte mich?«

»Man wird dreimal leise in die Hände klatschen.«

»Wohl, Madame.«

»Geht, geht.«

Manicamp wandte sich um, verbeugte sich zum letzten Mal und ging, Freude im Herzen, hinaus. Er wusste wohl, daß die Gegenwart von Madame der beste Balsam war, der sich bei den Wunden des Kranken anwenden ließ.

Es war keine Viertelstunde abgelaufen, als das Geräusch einer Türe, die man öffnete und vorsichtig wieder schloß, an sein Ohr drang; dann hörte er die leichten, am Geländer hinabgleitenden Tritte, dann das dreimalige Klatschen mit den Händen, das heißt das verabredete Zeichen.

Er ging sogleich hinaus und wanderte, seinem Worte getreu

ohne den Kopf umzudrehen, durch die Straßen von Fontainebleau nach der Wohnung des Arztes.



VIII.

Herr Malicorne, Archivar des Königreichs Frankreich.

Zwei Frauen, in ihre Mäntel gehüllt und das Gesicht bedeckt mit einer Halbmaske von schwarzem Sammet, folgten schüchtern den Schritten von Manicamp.

Im ersten Stock, hinter den roten Damastvorhängen, glänzte der sanfte Schimmer einer Lampe, welche auf einem Tische stand.

Am andern Ende desselben Zimmers, in einem Bette mit gedrehten Säulen, geschlossen mit Vorhängen denen ähnlich, welche das Feuer der Lampe dämpften, ruhte Guiche, den Kopf erhöht durch ein doppeltes Kissen, die Augen in einen dichten Nebel getaucht; lange, schwarze, gelockte, auf dem Bett umher zerstreute Haare schmückten in ihrer Unordnung die trockenen, bleichen Schläfe des jungen Mannes.

Man fühlte, daß das Fieber der Hauptgast dieses Zimmers war.

Guiche träumte. Sein Geist verfolgte durch die Finsternis; einen von jenen Träumen des Deliriums, wie sie Gott auf dem Wege des Todes denjenigen schickt, welche in das fremde Weltall der Ewigkeit fallen sollen.

Zwei bis drei Flecken noch flüssigen Blutes waren auf dem Boden sichtbar.

Manicamp stieg hastig die Stufen hinauf, hielt erst auf, der Schwelle an, öffnete sachte die Türe, streckte den Kopf in das Zimmer, näherte sich, als er sah, daß Alles ruhig war, dem großen ledernen Lehnstuhl, einem Mustermeuble aus der Zeit der Regierung von Heinrich IV., in dem die Krankenwärterin natürlich eingeschlafen war, weckte sie und bat sie, in die an stoßende Stube zu gehen.

Hierauf blieb er eine Zeit lang vor dem Bette stehen und fragte sich, ob er Guiche aufwecken sollte, um ihm die gute Kunde mitzuteilen.

Als er sodann hinter dem Türvorhang das Rauschen der

seidenen Kleider und den keuchenden Atem seiner Reisegefährtinnen zu hören anfang, als er schon diesen ungeduldigen Vorhang sich erheben sah, verschwand er längs dem Bett und folgte der Krankenwärterin in die anstoßende Stube.

In demselben Augenblick, wo er verschwand, wurde die Draperie vollends aufgehoben, und die beiden Frauen traten in das Zimmer ein, das er gerade verlassen hatte.

Diejenige, welche zuerst eingetreten war, machte ihrer Gefährtin eine gebieterische Gebärde, die sie an einen Schemel bei der Türe fesselte.

Dann ging sie entschlossen auf das Bett zu, ließ die Vorhänge auf der eisernen Stange gleiten und warf die flatternden Falten hinter das Kopfkissen zurück.

Sie sah nun das bleiche Antlitz des Grafen: sie sah seine rechte Hand umhüllt mit einer Leinwand von blendender Weise auf der gesteppten Bettdecke mit dunklem Laubwerk, mit welchen dieses Schmerzenslager überdeckt war, sich hervorheben.

Sie erbleichte, als sie einen Blutstropfen erschaute, der sich auf der Leinwand ausbreitete.

Die weiße Brust des jungen Mannes war entblößt, als hätte ihn die Kühle der Nacht beim Atmen unterstützen müssen. Ein kleiner Streifen hielt den Verband der Wunde fest, die ein bläulicher Kreis ausgetretenen Blutes umzog.

Ein tiefer Seufzer entströmte dem Munde der jungen Frau, Sie lehnte sich an die Bettsäule an und betrachtete durch die Löcher ihrer Maske dieses schmerzliche Schauspiel.

Rauer, scharfer Atem drang wie das Röcheln des Todes durch die geschlossenen Zähne des Grafen hervor.

Die verlarvte Dame nahm die linke Hand des Verwundeten.

Diese Hand brannte wie eine glühende Kohle.

Doch in den, Augenblick, wo sich die eisige Hand der Dame darauf legte, war die Wirkung dieser Kälte so groß, daß Guiche die Augen öffnete und scharf schauend in das Leben zurückzukehren suchte.

Das Erste, was er erblickte, war das Gespenst, das sich bei der Säule seines Bettes erhob.

Bei diesem Anblick erweiterten sich seine Augen, doch ohne

daß der Verstand darin seinen reinen Funken entzündete.

Da machte die Dame ihrer Gefährtin, welche bei der Türe geblieben war, ein Zeichen? ohne Zweifel hatte diese ihre Lektion gelernt, denn mit klarer Betonung und ohne irgend ein Zögern sprach sie die Worte:

»Herr Graf, Ihre Königliche Hoheit Madame wollte wissen, wie Ihr die Schmerzen Eurer Wunde ertrüget, und Euch zugleich durch meinen Mund bezeigen, wie sehr sie es bedaure, Euch leiden sehen zu müssen.«

Bei dem Worte: Madame, machte Guiche eine Bewegung; er hatte die Person noch nicht bemerkt, der diese Stimme gehörte.

Er wandte sich natürlich gegen den Punkt, von dem diese Stimme kam.

Da ihn aber die eisige Hand nicht verlassen hatte, so schaute er wieder das unbewegliche Gespenst an.

»Sprecht *Ihr* zu mir, Madame,« sagte er mit geschwächter Stimme, »oder ist noch eine andere Person bei Euch im Zimmer?«

»Ja,« antwortete, den Kopf senkend, mit beinahe unverständlicher Stimme das Gespenst.

»Wohl,« versetzte der Verwundete mit großer Anstrengung, »meinen Dank. Sagt Madame, ich beklage es nicht mehr, sterben zu müssen, da sie sich meiner erinnere.«

Bei dem Worte: sterben, von einem Sterbenden ausgesprochen, konnte sich die verlarvte Dame der Tränen nicht mehr erwehren, die unter ihrer Maske herabliefen und auf ihren Wangen an der Stelle erschienen, wo die Maske sie zu bedecken aufhörte.

Wäre Guiche Herr seiner Sinne gewesen, so hätte er sie in glänzenden Perlen rollen und auf sein Bett herabfallen sehen.

Die Dame, welche vergaß, daß sie eine Larve hatte, fuhr mit der Hand an ihre Augen, um sie zu trocknen, und riß, als sie unter der Hand den kalten Sammet fand, zornig die Maske ab und warf sie auf den Boden.

Bei dieser unerwarteten Erscheinung, die für ihn aus einer Wolke hervorzukommen schien, gab Guiche einen Schrei von sich und streckte die Arme aus.

Doch jedes Wort erstarb auf seinen Lippen, wie jede Kraft in seinen Adern.

Seine rechte Hand, die dem Impuls des Willens gefolgt war, ohne den Grad der Mächtigkeit zu berechnen, seine rechte Hand fiel auf das Bett zurück, und alsbald wurde die so weiße Leinwand von einem breiteren Flecken gerötet.

Und während dieser Zeit bedeckten sich die Augen des jungen Mannes und schlossen sich, als hätte er so eben mit dem unbesiegbaren Engel des Todes in den Kampf zu treten angefangen.

Dann nach einigen unwillkürlichen Zuckungen lag der Kopf wieder unbeweglich auf dem Kissen.

Er war nur von bleich bleifarbig geworden.

Die Dame bekam bange; doch diesmal wurde gegen die Gewohnheit die Angst anziehend.

Sie neigte sich zu dem jungen Mann herab, verzehrte mit ihrem Hauch dieses kalte, entfärbte Antlitz, das sie beinahe berührte, drückte dann einen raschen Kuß auf die linke Hand von Guiche, der, wie von einem elektrischen Schlag geschüttelt, auf eine Sekunde erwachte, die Augen weit, aber ohne Geist, aufriß und dann wieder in eine tiefe Ohnmacht zurückfiel.

»Fort,« sagte sie zu ihrer Gefährtin, »wir können nicht länger hier verweilen, ich würde eine Torheit begehen.«

»Madame! Madame! Eure Hoheit vergißt ihre Larve,« versetzte die wachsame Gefährtin.

»Hebet sie auf,« erwiderte ihre Gebieterin und schlüpfte ganz verwirrt die Treppe hinab.

Und da die Haustüre offen geblieben war, so eilten die zwei leichten Vögel durch diese Öffnung hinaus und erreichten raschen Laufes den Palast.

Die eine von den beiden Damen stieg bis in die Gemächer von Madame hinaus, wo sie verschwand.

Die andere ging in die Wohnung der Ehrenfräulein, das heißt in das Entresol.

In ihrem Zimmer angelangt, setzte sie sich an einen Tisch und schrieb, ohne daß sie sich Zeit ließ, zu atmen, folgendes Billett:

»Diesen Abend hat Madame Herrn von Guiche besucht.

»Alles geht gut auf dieser Seite.

»Arbeitet Eurerseits und verbrennt besonders dieses Papier.«

Dann legte sie den Brief in einer langen Form zusammen, verließ vorsichtig ihr Zimmer und durchschritt einen Korridor, der zur Wohnung der Edelleute von Monsieur führte.

Hier blieb sie vor einer Türe stehen, unter der sie, nachdem sie zweimal geklopft hatte, das Papier durchsteckte, wonach sie entfloh.

Sobald sie wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, machte sie jede Spur ihres Ausgangs und des Billettschreibens verschwinden.

Mitten unter den Forschungen, die sie in dem von uns genannten Zweck anstellte, erblickte sie auf dem Tisch die Maske von Madame, die sie mitgenommen, aber Madame zuzustellen vergessen hatte.

»Ho! ho! vergessen wir nicht, morgen zu tun, was wir heute zu tun vergessen haben.«

Und sie nahm die Maske an ihren Sammetwange und schaute, da sie ihren Daumen feucht werden fühlte, diesen Daumen an.

Er war nicht nur feucht, sondern gerötet.

Die Maske war auf einen von der von uns erwähnten Blutflecken auf dem Boden gefallen, und von dem schwarzen Äußeren, das zufällig mit ihm in Berührung gekommen, war das Blut in das Innere übergegangen und hatte den weißen Batist gefärbt.

»Ho! ho!« sagte Montalais, denn unsere Leser haben sie ohne Zweifel schon an allen Manoeuvres erkannt, die wir beschrieben, »ho! hol ich werde ihr diese Maske nicht zurückgeben, sie ist nun zu kostbar.«

Und sie stand auf und lief an ein Kistchen von Ahorn, das mehrere Toilette- und Parfümerie-Gegenstände enthielt.

»Nein,« sagte sie, »nicht hier, ein solches Depot gehört nicht zu denjenigen, welche man dem Ungefähr überläßt.«

Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, fügte sie mit einem Lächeln, das nur ihr eigentümlich, bei:

»Schöne Larve, mit dem Blute dieses braven Ritters befleckt, du sollst im Magazin der Wunder mit den Briefen von la Vallière,

mit denen von Raoul, mit der ganzen verliebten Sammlung endlich vereinigt werden, welche dereinst die Geschichte von Frankreich und die Geschichte des Königtums bilden wird.

»Du wirst zu Herrn Malicorne gehen,« fuhr die Tolle lachend fort, während sie sich zu entkleiden anfang, »zu dem würdigen Herrn Malicorne,« sprach sie, ihr Licht auslöschend, »der nur Aufseher der Zimmer von Monsieur zu sein glaubt, und den ich zum Archivar und Historiographen des Hauses Bourbon und der besten Häuser Frankreichs mache.

»Er beklage sich nur noch, dieser wunderliche Malicorne!«

Und sie zog die Vorhänge zu und entschlief.

IX.

Die Reise.

Am andern Morgen. an dem für die Abreise bestimmten Tag, kam der König auf den Schlag elf Uhr mit den Königinnen und Madame die große Treppe herab, um in den mit sechs ungeduldigen Rossen bespannten Wagen zu steigen.

Der ganze Hof wartete in Reisekleidern im Hufeisen, und sie bot ein glänzendes Schauspiel, diese Menge von gesattelten Pferden, von bespannten Carossen, von Männern und Frauen, umgeben von ihren Officianten, Bedienten und Pagen.

Der König stieg mit den beiden Königinnen in den Wagen.

Madame tat dasselbe mit Monsieur.

Die Ehrenfräulein ahmten dieses Beispiel nach und nahmen zu zwei und zwei in den für sie bestimmten Wagen Platz.

Der Wagen des Königs fuhr an der Spitze, hierauf kam der von Madame, dann folgten die anderen nach der Etiquette.

Das Wetter war warm; ein leichter Luftzug, den man am Morgen für stark genug halten konnte, um die Atmosphäre zu erfrischen, war bald von der unter den Wolken verborgenen Sonne durchglüht und drang nur noch durch den heißen, vom Boden sich erhebenden Dampf als ein brennender Wind, der einen seinen Staub auflegte und die Reisenden, die es an Ort und Stelle zu kommen drängte, ins Gesicht schlug.

Madame war die Erste, die sich über die Hitze beklagte.

Monsieur antwortete ihr dadurch, daß er sich in den Wagen zurückwarf wie ein Mensch, der ohnmächtig werden soll, und begoß sich mit Salzen und Riechwassern, während er tiefe Seufzer ausstieß.

Da sagte Madame mit ihrer lebenswürdigsten Miene zu ihm:

»In der Tat, mein Herr, ich glaubte, Ihr wäret artig genug, mir bei dieser Hitze meinen Wagen allein zu überlassen und den Weg zu Pferde zurückzulegen.«

»Zu Pferde!« rief der Prinz mit einem Ausdruck des Schreckens, aus dem zu ersehen, wie er entfernt nicht diesem

Ansinnen beizustimmen gedachte; »zu Pferde! Das fällt Euch nicht ein. Madame, meine ganze Haut würde bei der Berührung dieses Feuerwindes in Stücke gehen.«

Lachend erwiderte Madame:

»Ihr könnt meinen Sonnenschirm nehmen.«

»Welche Mühe würde es mir machen, ihn zu halten!« sagte Monsieur mit der größten Kaltblütigkeit.

»Überdies habe ich kein Pferd.«

»Wie! kein Pferd?« entgegnete die Prinzessin, welche, wenn sie nicht das Alleinsein gewann, doch wenigstens im Eigensinn siegte; »kein Pferd! Ihr irrt Euch, denn ich sehe dort Euren Lieblingsbraunen.«

»Meinen Braunen!« rief der Prinz, indem er gegen den Kutschenschlag eine Bewegung auszuführen suchte, die ihm aber so beschwerlich wurde, daß er sie nur zur Hälfte ausführte und eiligst wieder seine Unbeweglichkeit annahm.

»Ja,« sagte Madame, »Euer Pferd von Herrn von Malicorne an der Hand geführt.«

»Armes Tier! versetzte der Prinz, »wie warm muß es haben!«

Bei diesen Worten schloß er die Augen einem Verscheidenden Ähnlich.

Madame streckte sich ihrerseits träge in der andern Ecke der Kutsche aus und schloß auch die Augen, nicht um zu schlafen, sondern um ganz nach ihrem Wohlgefallen zu träumen.

Der König, der auf dem Vordersitz des Wagens saß, dessen Rücksitz er den zwei Königinnen eingeräumt hatte, wurde von jenem lebhaften Verdruß unruhiger Liebender ergriffen, welche beständig, ohne je diesen glühenden Durst zu stillen, nach dem Anblick des geliebten Gegenstandes verlangen und sich dann halb zufrieden entfernen, ohne zu bemerken, daß sie einen noch viel glühenderen Durst angehäuft haben.

Aber der König, der, wie gesagt, an der Spitze fuhr, konnte von seinem Platze aus die Wagen der Damen und Ehrenfräulein, die zuletzt kamen, nicht erschauen.

Dabei mußte er alle Fragestellungen der jungen Königin beantworten, welche, ganz glücklich, ihren *teuren Gatten* zu besitzen, wie sie, die königliche Etiquette vergessend, sagte, ihn

mit ihrer ganzen Liebe umschloss und mit allen ihren Aufmerksamkeiten gleichsam knebelte, aus Furcht, man könnte ihr ihn nehmen, oder es könnte ihm die Lust kommen, sie zu verlassen.

Anna von Österreich, welche nichts beschäftigte, als die Stiche, die sie von Zeit zu Zeit im Busen fühlte, behauptete eine heitere Miene und verlängerte, obgleich sie die Ungeduld erriet, boshafter Weise seine Folter dadurch, daß sie das Gespräch unerwartet immer in dem Augenblick wieder aufnahm, wo der König, in sein Inneres zurückgefallen, hier seiner geheimen Liebe nachzuhängen anfing.

Dies Alles, kleine Bemühungen und Aufmerksamkeiten von Seiten der Königin. Hartnäckigkeit von Anna von Österreich, erschien am Ende dem König so unerträglich, daß er den Bewegungen seines Herzens nicht mehr zu gebieten wusste.

Er beklagte sich zuerst über die Hitze, und dies war eine gute Einleitung zu anderen Klagen.

Doch es geschah mit Geschicklichkeit, damit Maria Theresia seine Absicht nicht errate.

Sie nahm das, was der König sagte, buchstäblich und fächelte den König mit ihren Straußenfedern.

Als aber die Hitze vorüber war, beklagte sich der König über Krämpfe und Ungeduld in den Beinen, und da der Wagen eben anhielt, um die Pferde zu wechseln, fragte die Königin:

»Wollt Ihr, daß ich mit Euch aussteige? ich habe auch unruhige Beine, Wir machen einige Schritte zu Fuß, dann holen uns die Wagen ein und wir nehmen wieder unsere Plätze.«

Der König faltete die Stirne; es ist eine harte Prüfung, der ihren Ungetreuen die eifersüchtige Frau unterwirft, welche, obgleich von der Eifersucht verfolgt, Macht genug über sich hat, um keinen Vorwand zum Zorn zu geben.

Nichtsdestoweniger konnte es der König nicht ausschlagen: er willigte also ein, stieg aus, gab der Königin den Arm und machte mit ihr mehrere Schritte, indes man die Pferde wechselte.

Während er ging, warf er einen neidischen Blick auf die Höflinge, die das Glück hatten, die Reise zu Pferde zu machen.

Die Königin bemerkte bald, daß der Spaziergang dem König

eben so wenig gefiel, als die Reise im Wagen.

Der König führte sie bis zum Fußtritt, stieg aber nicht wieder mit ihr ein. Er machte drei Schritte rückwärts und suchte in der Reihe der Wagen den zu erkennen, welcher ihn so lebhaft interessierte.

Am Schlag des sechsten erschien das weiße Gesicht von la Vallière.

Als der König, unbeweglich an seinem Platze, sich in Träumereien verlor, ohne zu sehen, daß Alles bereit war und daß man nur noch auf ihn wartete, hörte er drei Schritte vor sich eine Stimme, welche ehrfurchtsvoll eine Frage an ihn richtete. Es war Herr von Malicorne, ganz im Costume eines Stallmeisters, unter seinem linken Arm den Zaum von zwei Pferden haltend.

»Verlangt Eure Majestät ein Pferd?« sagte er.

»Ein Pferd? hättet Ihr eines von meinen Pferden?« fragte der König, der Malicorne mit dessen Gesicht er noch nicht bekannt war, zu erkennen suchte.

»Sire,« erwiderte Malicorne, »ich habe wenigstens ein Pferd, das Eurer Majestät zu Gebot steht.«

Bei diesen Worten deutete Malicorne auf den Braunen von Monsieur, auf den Madame aufmerksam gemacht hatte.

Das Tier war herrlich und königlich geschirrt.

»Das ist aber keines von meinen Pferden!« sagte der König.

»Es ist ein Pferd aus den Ställen Seiner Königlichen Hoheit. Doch S. K. H. reitet nicht, wenn es so warm ist.«

Der König antwortete nicht, näherte sich aber rasch dem Pferde, das die Erde mit dem Fuß aufscharrte.

Malicorne machte eine Bewegung, um ihm den Steigbügel zu halten: er war schon im Sattel.

Durch diesen glücklichen Zufall wieder heiter geworden, ritt der König ganz lächelnd an den Wagen der Königinnen, die auf ihn warteten, und sagte trotz der erschrockenen Miene von Maria Theresia:

»Ah! meiner Treue, ich habe dieses Pferd gefunden, und benütze es. Auf Wiedersehen, meine Damen!«

Hierauf verbeugte er sich anmutig auf den gerundeten Hals seines Pferdes und verschwand in einer Sekunde.

Anna von Österreich neigte sich heraus, um ihm mit den Augen zu folgen. Er ritt nicht sehr weit, denn als er zum sechsten Wagen gelangte, hielt er sein Pferd an und nahm seinen Hut ab.

Er grüßte la Vallière, die bei seinem Anblick einen kleinen Schrei des Erstaunens ausstieß, während sie zugleich vor Freude errötete.

Montalais, die die andere Ecke des Wagens einnahm verneigte sich tief vor dem König.

Dann gab sie sich, als eine Frau von Geist, den Anschein, als wäre sie sehr mit der Landschaft beschäftigt und zog sich in die Ecke links zurück.

Das Gespräch von Ludwig XIV. und la Vallière sing wie alle Gespräche von Liebenden mit beredten Blicken und einigen des Sinnes entbehrenden Worten an.

Der König erklärte, wie er in seinem Wagen so warm gehabt habe, daß ihm ein Pferd als eine Wohltat erschienen sei.

»Und,« fügte er bei, »der Wohltäter ist ein ganz verständiger Mann, denn er hat mich erraten. Nun bleibt mir ein Wunsch, der, zu wissen, wer der Kavalier ist, der seinem König so geschickt gedient und ihn seinem grausamen Verdruß entzogen hat,«

Bei diesem Gespräch, von dem sie schon bei den ersten Worten erweckt worden war, hatte sich Montalais genähert und es so eingerichtet, daß ihr der Blick des Königs bei den letzten Worten seines Satzes begegnete.

So kam es, daß sie, da der König fragend eben so sehr sie, als la Vallière anschaute, glauben durste, die Frage sei an sie gerichtet, und sie konnte folglich antworten.

Sie antwortete auch:

»Sire, das Pferd, das Euer Majestät reitet, ist eines von den Pferden von Monsieur, das ein Kavalier Seiner Königlichen Hoheit an der Hand führte.«

»Und wie heißt dieser Kavalier, wenn's beliebt, mein Fräulein?«

»Herr von Malicorne, Sire.«

Der Name brachte seine gewöhnliche Wirkung hervor.

»Malicorne,« wiederholte der König lächelnd.

Und sie bezeichnete in der Tat unsern Malicorne, der mit einer glückseligen Miene am Wagen links galoppierte und wohl wusste,

daß in diesem Augenblick von ihm die Rede war, aber sich nicht mehr auf dem Sattel rührte, als ein Taubstummer.

»Ja, es ist dieser Reiter,« sagte der König, »ich erinnere mich des Gesichtes und werde mich des Namens erinnern.«

Und er schaute la Vallière zärtlich an.

Aure hatte nichts mehr zu tun; sie hatte den Namen von Malicorne fallen lassen: der Boden war gut; man brauchte nur noch den Namen zu treiben und das Ereignis seine Früchte tragen zu lassen.

Dem zu Folge warf sie sich in ihre Ecke zurück, mit dem Recht, Herrn von Malicorne so viel angenehme Zeichen zu machen, als sie wollte; da Herr von Malicorne das Glück gehabt hatte, dem König zu gefallen.



Montalais ließ es, wie man wohl begreift, nicht daran fehlen. Und Malicorne sackte mit seinem seinen Ohr und mit seinem duckmäuserischen Auge die Worte ein:

»Alles geht gut.«

Das Ganze begleitet von einer Pantomime, die den Anschein eines Kusses hatte.

»Ah! mein Fräulein,« sagte endlich der König zu la Vallière, »die Freiheit des Landlebens wird nun aufhören. Euer Dienst bei Madame wird strenger sein, und wir werden uns nicht mehr sehen.«

Louise erwiderte:

»Eure Majestät liebt Madame zu sehr, um nicht häufig zu ihr zu kommen, und wenn Eure Majestät durch das Zimmer geht . . . «

»Ah!« entgegnete der König, mit einer zärtlichen Stimme, die er stufenweise dämpfte, »sich erblicken heißt nicht sich sehen, und dennoch scheint es, dies sei genug für Euch.«

Louise antwortete nichts, ein Seufzer schwoll ihr Herz an, aber sie unterdrückte diesen Seufzer.

»Ihr habt eine große Macht über Euch sagte der König.

La Vallière lächelte schwermütig.

»Wendet diese Stärke zum Lieben an, und ich werde Gott danken, daß er sie Euch verliehen hat.«

La Vallière beobachtete dasselbe Stillschweigen, schlug aber ein mit Liebe beladenes Auge zum König auf.

Dann, als wäre er durch diesen glühenden Blick verzehrt worden, fuhr Ludwig mit der Hand über seine Stirne, preßte sein Pferd mit den Knien und ließ es ein paar Schritte vorwärts machen.

Rückwärts gelehnt, das Auge halb geschlossen, bedeckte sie mit ihrem Blick den schönen Reiter, dessen Federn im Winde wogten; sie liebte seine anmutig gerundeten Arme, sein seines, nerviges, an die Flanken des Pferdes angeschlossenes Bein, diesen gerundeten Schnitt des Profils, das schöne gelockte Haare hervorhoben. die zuweilen zurückflogen, um ein rosiges, reizendes Ohr zu entblößen.

Kurz, es liebte, das arme Kind, und berauschte sich in seiner Liebe.

Nach einem Augenblick kam der König zu ihr zurück und sagte:

»Oh! Ihr seht also nicht, daß mir Euer Stillschweigen das Herz durchbohrt; oh! mein Fräulein, wie unbarmherzig müßt Ihr sein, wenn Ihr zu einem Bruch entschlossen . . . alsdann halte ich Euch für veränderlich . . . und, und . . . ich fürchte die tiefe Liebe, die mich für Euch erfaßt.«

»Oh! Sire, Ihr täuscht Euch,« erwiderte la Vallière, »wenn ich lieben werde, so wird es für mein ganzes Leben sein.«

»Wenn Ihr lieben werdet!« rief der König mit schmerzlichem Tone: »wie, Ihr liebt also nicht?«

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Seht Ihr, seht Ihr, ich habe Recht, Euch anzuklagen,« sagte der König; »seht Ihr, daß Ihr veränderlich, launenhaft, coquette vielleicht seid! Oh! mein Gott! mein Gott!«

»Oh! nein,« entgegnete sie, »beruhigt Euch, Sire, nein! nein! nein!«

»So versprecht mir also, daß Ihr stets dieselbe für mich sein werdet!«

»Oh! stets, Sire.«

»Daß Ihr keine von den Härten haben werdet, die das Herz brechen, keine von den plötzlichen Veränderungen, die mir den Tod geben würden,«

»Nein, oh! nein.«



»Nun wohl! so hört: ich liebe die Versprechungen, ich liebe es, unter die Garantie des Eides, das heißt, unter den Schutz Gottes Alles zu stellen, was mein Herz und mein Liebe interessiert. Versprecht mir, oder vielmehr schwört mir, daß wenn in diesem Leben das wir zu beginnen im Begriff sind, einem Leben voller Opfer, Geheimnisse, Schmerzen, einem Leben voll widriger Zufälle und Missverständnisse schwört, daß wenn wir uns getäuscht, wenn wir uns falsch verstanden, wenn wir uns ein Unrecht angetan haben, und das ist ein Verbrechen in der Liebe, Louise! . . . «

Sie bebte bis in die Tiefe ihrer Seele; es war das erste Mal, daß

sie ihren Namen so von ihrem königlichen Geliebten ausgesprochen hörte.

Ludwig aber zog den Handschuh ab, streckte die Hand bis in den Wagen aus und fuhr fort:

»Schwört, daß wir bei allen unsern Streitigkeiten nie, wenn einmal das eine von dem andern fern, nie die Nacht über einem Zwist vorübergehen lassen, ohne daß ein Besuch oder wenigstens eine Botschaft des Einen von uns dem Andern Trost und Ruhe bringt.«

La Vallière nahm in ihre beiden kalten Hände die glühende Hand ihres Geliebten und drückte sie sanft, bis eine Bewegung des über die Umdrehung und die Nähe des Rades erschrockenen Pferdes sie diesem Glück entriß.

Sie hatte geschworen.

»Kehrt zurück, Sire,« sagte sie, »kehret zu den Königinnen zurück, ich fühle dort einen Sturm, einen Sturm, der mein Herz bedroht.«

Ludwig gehorchte, grüßte Montalais und galoppierte weg, um den Wagen der Königinnen wiedereinzuholen.

Im Vorrüberreiten sah er den Wagen von Monsieur, welcher schlief.

Madame schlief nicht.

Sie sagte zum König, als er an ihr vorbeikam: »Welch ein schönes Pferd, Sire! Ist es nicht ein Pferd von Monsieur?«

Die Königin aber sprach nur die Worte:

»Ist Euch besser, teurer Sire?«

X.

Triumfeminat.

Sobald der König in Paris war, begab er sich in den Rat und arbeitete einen Teil des Tags. Die junge Königin blieb in ihren Gemächern mit der Königin Mutter und zerfloß in Tränen, nachdem sie vom König Abschied genommen.

»Ah! meine Mutter,« sagte sie, »der König liebt mich nicht mehr. Mein Gott! was soll aus mir werden!«

»Ein Gatte liebt stets eine Frau, wie Ihr seid,« erwiderte Anna von Österreich.

»Der Augenblick kann kommen, meine Mutter, wo er eine andere lieben wird.«

»Was nennt Ihr lieben?«

»Oh! immer an Jemand denken, immer diese Person aufsuchen.«

»Habt Ihr bemerkt daß der König dergleichen Dinge tut?« fragte Anna von Österreich.

»Nein, Madame,« erwiderte zögernd die junge Königin.

»Ihr seht wohl, Maria.«

»Und dennoch müßt Ihr gestehen, meine Mutter, daß der König mich vernachlässigt,«

»Der König, meine Tochter, gehört seinem ganzen Reich.«

»Und gerade darum gehört er mir nicht. Darum werde ich mich, wie dies bei so vielen Königinnen der Fall gewesen ist, verlassen, vergessen sehen, während die Liebe, der Ruhm und die Ehre den Anderen zufallen. Oh! meine Mutter, der König ist so schön, wie Viele werden ihm sagen, daß sie ihn lieben, wie Viele werden ihn lieben müssen!«

»Es ist selten, daß die Frauen einen Menschen im König lieben. Sollte dies aber geschehen, — was ich bezweifle, — so wünscht eher, Maria, daß diese Frauen Euren Gemahl wirklich lieben. Einmal ist die ergebene Liebe der Geliebten ein Element rascher Auflösung für die Liebe des Liebhabers; sodann verliert die Geliebte dadurch, daß sie innig liebt, jede Herrschaft über den

Liebhaber, von dem sie weder Macht, noch Reichtum, sondern nur Liebe begehrt. Wünscht also, daß der König nur kärglich, und daß seine Geliebte viel liebe.«

»Oh! meine Mutter, welche Macht hat eine tiefe Liebe!«

»Und Ihr sagt, Ihr seid verlassen?«

»Es ist wahr, es ist wahr, ich rede unvernünftig . . . Es gibt jedoch eine Marter, meine Mutter, der ich nicht zu widerstehen vermöchte.«

»Welche?«

»Die einer glücklichen Wahl des Königs, die einer Haushaltung, die er sich neben der unsrigen machen würde, die einer Familie, welche er bei einer anderen Frau fände. Ah! wenn ich je Kinder vom König sähe, ich würde sterben!«

»Maria! Maria!« erwiderte die Königin-Mutter mit einem Lächeln und sie nahm die junge Königin bei der Hand, »erinnert Euch dessen, was ich Euch sagen werde, und es gereiche Euch beständig zum Trost: der König kann keinen Dauphin ohne Euch haben, und Ihr könnt einen haben ohne ihn.«

Bei diesen Worten, die sie mit einem ausdrucksvollen Gelächter begleitete, verließ die Königin-Mutter ihre Schwiegertochter, um Madame entgegen zu gehen, deren Ankunft im großen Kabinett ein Page gemeldet hatte.

Madame hatte sich keine Zeit genommen, sich auszukleiden; sie erschien mit einer von den bewegten Physiognomien, die einen Plan enthüllen, dessen Ausführung beschäftigt und dessen Resultat beunruhigt.

»Ich wollte sehen, ob Eure Majestäten von unserer kleinen Reise etwas angegriffen seien,« sagte sie.

»Durchaus nicht,« erwiderte die Königin-Mutter.

»Ein wenig,« antwortete Maria Theresia.

»Ich, meine Damen, habe besonders unter einer Befürchtung gelitten.«

»Unter welcher Befürchtung?« fragte Anna von Österreich.

»Daß es den König angreifen müsse, so zu reiten.«

»Ah! das tut dem König wohl!«

»Und ich habe es ihm selbst geraten,« sagte Anna von

Österreich erbleichend.

Madame erwiderte nichts hierauf; doch es stand jenes Lächeln, das nur ihr eigentümlich war, auf ihren Lippen, ohne auf die übrigen Teile des Gesichts überzugehen; dann aber wechselte sie bald die Richtung des Gesprächs und sagte:

»Wir finden Paris wieder ganz dem Paris ähnlich, das wir verlassen haben; immer Intrigen, immer Komplotte, immer Coquetterien.«

»Intrigen . . . was für Intrigen?« fragte die Königin-Mutter.

»Man spricht viel von Herrn Fouquet und von Madame Plessis-Bellière.«

»Die sich so bei Numero zehntausend einschreibt?« versetzte die Königin-Mutter. »Doch die Komplotte, wenn's beliebt?«

»Wir haben, wie es scheint, Zwistigkeiten mit Holland.«

»Monsieur erzählte mir die Geschichte von den Münzen.«

»Ah!« rief Madame, »Münzen in Holland geschlagen, worauf man eine Wolke über die Sonne des Königs hinziehen sieht . . . Ihr habt Unrecht, dies Komplott zu nennen . . . «

»Oh! es ist so verächtlich, daß es der König sicherlich verachten wird,« erwiderte die Königin-Mutter. »Doch was sagtet Ihr von Coquetterien? Meinet Ihr Frau von Olonne?«

»Nein, nein, ich werde näher bei uns suchen.«

»*Casa de Usted*,« raunte die Königin-Mutter, ohne die Lippen zu bewegen, ihrer Schwiegertochter in's Ohr.

Madame hörte nicht und fuhr fort:

»Die entsetzliche Neuigkeit ist Euch bekannt?«

»Oh! ja, die Verwundung von Herrn von Guiche.«

»Und Ihr schreibt sie, wie alle Welt, einem Unfall auf der Jagd zu?«

»Ja,« erwiderten die beiden Königinnen, diesmal interessiert.

Madame trat näher zu ihnen und sagte leise:

»Ein Duell!«

»Ah!« rief mit strengem Tone Anna von Österreich, in deren Ohren das, seitdem sie regierte, in Frankreich geächtete Wort Duell schlecht klang.

»Ein beklagenswerthes Duell, das Monsieur beinahe zwei von

seinen besten Freunden, den König zwei seiner besten Diener gekostet hätte.«

»Warum dieses Duell?« fragte die junge Königin, von einem geheimen Instinkt belebt.

»Coquetterien,« wiederholte Madame triumphierend, »diese Herren haben sich über die Tugend einer Dame gestritten. Der Eine fand, Pallas sei wenig im Vergleich mit ihr. Der Andere behauptet, diese Dame ahme Venus nach, wie sie Mars anlockt; und so schlugen sich die Herrn, meiner Treue, wie Hektor und Achilles.«

»Venus, wie sie Mars anlockt,« sagte die junge Königin, ohne daß sie die Allegorie zu ergründen wagte, leise zu sich selbst.

»Wer ist diese Dame?« fragte Anna von Österreich grade heraus. »Ich glaube, Ihr habt gesagt eine Ehrendame?«

»Habe Ich das gesagt?« versetzte Madame.

»Ja. Ich glaubte sogar, Euch sie nennen zu hören.«

»Wißt Ihr, daß eine Frau dieser Art ein Unglück für ein königliches Haus ist?«

»Es ist Fräulein de la Vallière,« sagte die Königin-Mutter.

»Mein Gott, ja, die kleine Häßliche!«

»Ich glaubte, sie wäre mit einem Edelmann verlobt, der wohl weder Herr von Guiche, noch Herr von Wardes ist.«

»Es ist möglich, Madame.«

Die junge Königin nahm eine Stickerei und machte sie mit einer geheuchelten Ruhe, die das Zittern ihrer Finger Lügen strafte, auseinander.

»Was spracht Ihr von Venus und von Mars,« fuhr die Königin-Mutter fort, »gibt es einen Mars?«

»Sie rühmt sich dessen.«

»Ihr habt gesagt, sie rühme sich dessen?«

»Das war die Ursache des Zweikampfes.«

»Und Herr von Guiche hat die Sache von Mars verteidigt?«

»Gewiß, als guter Diener.«

»Als guter Diener!« rief die junge Königin, die jede Zurückhaltung vergaß, um ihrer Eifersucht den Lauf zu lassen; »Diener von wem?«

»Da Mars,« erwiderte Madame, »nur auf Kosten dieser Venus verteidigt werden konnte, so behauptete Herr von Guiche die vollkommene Unschuld von Mars und bestätigte ohne Zweifel, daß Venus prahle.«

»Und Herr von Wardes?« sagte Anna von Österreich, »er verbreitete wohl das Gerücht, Venus habe Recht?«

»Ah! Herr von Wardes!« dachte Madame, »Ihr sollt mir die Wunde teuer bezahlen, die Ihr dem edelsten der Männer beigebracht habt.«

Und sie fing an Herrn von Wardes mit aller möglichen Erbitterung anzuklagen, und bezahlte so die Schuld des Verwundeten und die ihrige mit der Gewißheit, daß sie ihrem Feind den Ruin für die Zukunft bereite.

Sie sagte so viel, daß Manicamp, wäre er anwesend gewesen, es bedauert hätte, seinem Freund so gut gedient zu haben, weil der Untergang des unglücklichen Feindes daraus entsprang.

»In dem Allem sehe ich nur eine Pest, die in dieser la Vallière zu finden ist,« sprach Anna von Österreich.

Die junge Königin nahm ihre Arbeit mit völliger Ruhe wieder auf, Madame horchte.

»Ist das nicht Eure Ansicht?« sagte Anna von Österreich. »Sucht Ihr die Ursache dieses Streites und des Duells nicht in ihr?«

Madame antwortete mit einer Gebärde, welche weder eine Bejahung, noch eine Verneinung war.

»Ich begreife dann nicht ganz, was Ihr mir in Beziehung auf die Gefahr der Coquetterie gesagt habt?«

»Es ist wahr,« erwiderte Madame rasch, »wäre die junge Person nicht coquette gewesen, so hätte sich Mars nichts um sie bekümmert.«

Das Wort Mars führte eine flüchtige Röte auf die Wangen der jungen Königin zurück, sie setzte aber nichtsdestoweniger ihre angefangene Arbeit fort.

»Man soll nicht so an meinem Hofe die Männer gegen einander bewaffnen,« sprach phlegmatisch Anna von Österreich. »Diese Sitten waren vielleicht nützlich in einer Zeit, wo der geteilte Adel keinen anderen Vereinigungspunkt besaß, als die Galanterie. Da

hatten die Frauen, welche allein regierten, das Privilegium, den Mut der Edelleute durch häufige Versuche zu unterhalten. Doch heute gibt es in Frankreich, Gott sei Dank! nur einen Gebieter. Diesem Gebieter ist man die Zusammenwirkung jeder Stärke und jedes Geistes schuldig. Ich werde es nicht dulden, daß man meinem Sohn einen seiner Diener raubt.«

Sie wandte sich an die junge Königin und fragte:

»Was wollen wir dieser la Vallière tun?«

»La Vallière?« versetzte die Königin, Erstaunen heuchelnd, »ich kenne den Namen nicht.«

Und diese Antwort wurde mit jenem eisigen Lächeln begleitet, das nur einem königlichen Mund gut ansteht.

Madame war selbst eine große Fürstin, groß durch den Geist, die Geburt und den Stolz. Das Gewicht dieser Antwort drückte sie aber nieder und sie mußte einen Augenblick warten, um sich zu erholen.

»Es ist eines von meinen Ehrenfräulein,« erwiderte sie mit einer Verbeugung.

»Dann ist es Eure Sache, meine Schwägerin, und nicht die unsere,« sagte Maria Theresia mit demselben Ton.

»Verzeiht,« sprach Anna von Österreich, »es ist auch die meinige. Und Ich begreife,« fuhr sie fort, indem sie sich mit einem Blick des Einverständnisses an Madame wandte, »ich begreife, warum mir Madame gesagt hat, was sie so eben gesagt.«

»Alles was Euch entfließt, Madame, kommt aus dem Munde der Weisheit.

»Man schickt das Mädchen in seine Heimat zurück und weist ihm eine Pension an,« sagte Maria Theresia mit sanftem Ton.

»Auf meine Cassette!« rief Madame lebhaft.

»Nein, nein, meine Damen,« unterbrach sie Anna von Österreich, »ich bitte, kein Aufsehen, der König liebt es nicht, daß man schlecht von Damen sprechen macht. Dies Alles soll, mit Ihrem Gutheißen, in der Familie abgemacht werden.

»Madame, Ihr werdet die Gefälligkeit haben, das Mädchen hierher rufen zu lassen.

»Ihr, meine Tochter, werdet so gut sein, einen Augenblick in Eure Zimmer zu gehen.«

Die Bitten der alten Königin waren Befehle. Maria Theresia stand auf, um in ihr Gemach zurückzukehren, und Madame, um la Vallière durch einen Pagen rufen zu lassen.

XI.

Ein erster Streit.

La Vallière trat bei der Königin-Mutter ein, ohne entfernt zu vermuten, daß ein gefährliches Komplott gegen sie angezettelt worden war.

Sie glaubte, es handle sich um den Dienst, und nie war die Königin schlimm gegen sie bei einem solchen Verhältnis gewesen. Da sie überdies nicht unmittelbar dem Gebot von Anna von Österreich unterworfen war, so konnte sie nur dienstliche Beziehungen zu ihr haben, denen sich mit aller Willfährigkeit hinzugeben sie sich aus eigener Gefälligkeit und aus Achtung vor dem Rang der erhabenen Fürstin zur Pflicht machte.

Sie ging daher auf die Königin-Mutter mit dem freundlichen, sanften Lächeln zu, das ihre Hauptschönheit bildete.

Da sie nicht nahe genug hinzutrat, so bedeutete ihr Anna von Österreich, durch ein Zeichen, sie möge bis zu ihrem Stuhl kommen.

Da trat Madame wieder ein, setzte sich mit einer vollkommen ruhigen Miene zu ihrer Schwiegermutter und nahm die von Maria Theresia angefangene Arbeit auf.

La Vallière bemerkte, statt auf der Stelle den Befehl zu erhalten, den sie erwartete, diese Vorgänge und befragte neugierig, wenn nicht mit Besorgnis, das Gesicht der zwei Fürstinnen.

Anna dachte nach.

Madame behauptete eine geheuchelte Gleichgültigkeit, welche die am mindesten Furchtsamen beunruhigt hätte.

»Mein Fräulein,« sagte plötzlich die Königin-Mutter, ohne daß es ihr einfiel, ihren spanischen Accent zu mildern (was sie zu tun nie verfehlte, wenn sie nicht zornig war), »kommt ein wenig, daß wir über Euch sprechen, da alle Welt von Euch spricht.«

»Von mir?« rief la Vallière erbleichend.

»Stellt Euch, als wäre Euch dies unbekannt, meine Schöne! Wißt Ihr das Duell von Herrn von Guiche und Herrn von Wardes?«

»Mein Gott! Madame, das Gerücht ist gestern zu mir gelangt,«

erwiderte la Vallière die Hände faltend.

»Und Ihr habt dieses Gerücht nicht zuvor schon gehänt?«

»Warum sollte ich es gehänt haben?«

»Weil sich zwei Männer nie ohne Grund schlagen, und weil Ihr die Gründe der Erbitterung der beiden Gegner kennen müßt.«

»Ich weiß durchaus nichts.«

»Das beharrliche Leugnen ist ein etwas alltägliches Verteidigungssystem, und Ihr, die Ihr ein Schöngest seid, mein Fräulein, müßt die Alltäglichkeiten fliehen. Etwas Anderes!«

»Mein Gott! Eure Majestät erschrickt mich mit dieser eisigen Miene. Sollte ich das Unglück gehabt haben, bei ihr in Ungnade zu fallen?«

Madame lachte. La Vallière schaute sie mit erstaunter Miene an.

Anna erwiderte:

»Bei mir in Ungnade! . . . Bei mir in Ungnade fallen! Das kann Euch nicht in den Kopf kommen; ich muß an die Leute denken, wenn sie bei mir in Ungnade fallen sollen. Ich denke nur an Euch, weil man ein wenig zu viel von Euch spricht, und ich liebe es nicht, daß man von den Fräulein meines Hofes spricht.«

»Eure Majestät erweist mir die Ehre, es mir zu sagen,« versetzte la Vallière erschrocken; »doch ich begreife nicht, in welcher Hinsicht man sich mit mir beschäftigen kann.«

»Ich werde es Euch also eröffnen: Herr von Guiche soll Euch zu verteidigen gehabt haben.«

»Mich!«

»Euch selbst. Er ist ein Ritter, und die Abenteuerinnen lieben es, daß die Ritter Lanzen für sie brechen.« »Ich, ich hasse die Kampfplätze, dann hasse ich besonders die Abenteuerer und . . . zieht Euren Nutzen daraus.«

La Vallière beugte sich zu den Füßen der Königin, die ihr den Rücken zuwandte. Sie streckte die Hände gegen Madame aus, und diese lachte ihr ins Gesicht.

Ein Gefühl des Stolzes erhob sie wieder.

»Meine Damen,« sagte sie, »ich habe gefragt, was mein Verbrechen sei; Eure Majestät muß es mir sagen, und ich habe

bemerkt, daß Eure Majestät mich verurteilt, ohne mich zur Rechtfertigung zugelassen zu haben.«

»Ei!« rief Anna von Österreich, »seht doch die schönen Phrasen, Madame, seht doch die schönen Gefühle; es ist eine Infantin, dieses Mädchen, es ist eine der Aspirantinnen des großen Cyrus . . . es ist ein Brunnen der Zärtlichkeiten und heldenmäßiger Phrasen. Man sieht wohl, meine Schönste, daß wir unsern Geist im Umgang mit gekrönten Häuption unterhalten.«

La Vallière fühlte sich im Herzen verwundet; sie wurde nicht mehr bleich, sondern weiß wie eine Lilie, und ihre ganze Stärke verließ sie.

»Ich wollte Euch sagen,« sprach die Königin verächtlich, »wenn Ihr fortfahrt, solche Gefühle zu nähren, werdet Ihr uns Frauen dergestalt demütigen, daß wir uns schämen müssen, bei Euch zu siguriren. Werdet einfach, mein Fräulein . . . Ah! was sagte man mir doch? ah! ich glaube, Ihr seid verlobt.«

La Vallière preßte ihr Herz zusammen, das ein neuer Schmerz zerrissen hatte.

»Antwortet doch, wenn man mit Euch spricht!«

»Ja, Madame.«

»Mit einem Edelmann?«

»Ja, Madame.«

»Sein Name?«

»Der Herr Vicomte von Bragelonne.«

»Wißt Ihr, daß dies ein sehr glückliches Loos für Euch ist, mein Fräulein, und daß Ihr, ohne Vermögen, ohne Stellung . . . ohne große persönliche Vorzüge, den Himmel, der Euch eine solche Zukunft gewährt, preisen müßtet?«

La Vallière erwiderte nichts.

»Wo ist er, dieser Vicomte von Bragelonne?« fuhr die Königin fort.

»In England, wo ihm das Gerücht von den glücklichen Abenteuern des Fräuleins unfehlbar zukommen wird,« sagte Madame.

»O Himmel!« murmelte la Vallière ganz verwirrt.

»Wohl, mein Fräulein,« sagte Anna von Österreich, »man wird diesen jungen Mann zurückkommen lassen und Euch mit ihm irgendwohin expedieren. Seid Ihr anderer Ansicht, — die Mädchen haben oft bizarre Pläne, — so vertraut Euch mir an, ich werde Euch auf den guten Weg bringen, ich habe dies für Mädchen getan, welche nicht soviel wert waren, als Ihr.«

La Vallière hörte nicht mehr. Die unbarmherzige Königin fuhr fort:

»Ich schicke Euch allein irgendwohin, wo Ihr reiflich überlegen werdet. Die Überzeugung besänftigt die Hitze des Bluts, sie verzehrt alle Täuschungen der Jugend. Ich denke, Ihr habt mich verstanden.«

»Madame, Madame!«

»Nicht ein Wort!«

»Madame, ich bin unschuldig an Allem dem, was Eure Majestät mir unterstellen kann. Madame, seht meine Verzweiflung. Ich liebe, ich achte Eure Majestät so sehr.«

»Es wäre besser, Ihr würdet mich nicht achten,« erwiderte die Königin mit einer kalten Ironie. »Es wäre besser, Ihr wäret' nicht unschuldig. Bildet Ihr Euch zufällig ein, ich würde mich hiermit begnügen, wenn Ihr den Fehler begangen hättet?«

»Oh! Madame, Ihr tötet mich!«

»Keine Komödie, wenn's beliebt, oder ich übernehme die Entwicklung. Geht in Euer Zimmer zurück, meine Lektion möge Euch von Nutzen sein.«

»Madame,« sagte la Vallière zur Herzogin von Orleans, deren Hände sie ergriff, »bittet für mich, Ihr, die Ihr so gut seid.«

»Ich,« erwiderte diese mit einer verletzenden Freude, »ich, gut? . . . Ah! mein Fräulein, das fällt Euch entfernt nicht ein.«

Und sie stieß ungestüm die Hand des Mädchens zurück.

Statt zu unterliegen, wie es die zwei Fürstinnen nach ihrer Blässe und ihren Tränen erwarten konnten, gewann aber la Vallière plötzlich ihre Ruhe und ihre Würde wieder; sie machte eine tiefe Verbeugung und ging hinaus.

»Nun!« sagte Anna von Österreich zu Madame, »glaubt Ihr, daß sie wieder anfangen wird?«

»Ich mißtraue sanften, geduldigen Charakteren,« erwiderte

Madame. »Nichts ist mutiger, als ein geduldiges Herz; nichts ist seiner selbst sicherer, als ein sanfter Geist.«

»Ich stehe Euch dafür, daß sie sich mehr als einmal bedenken wird, ehe sie den Gott Mars anschaut.«

»Wenn sie sich nicht etwa seines Schildes bedient,« entgegnete Madame.

Ein stolzer Blick der Königin-Mutter erwiderte diesen Einwurf, dem es nicht an Feinheit gebrach, und, ihres Sieges fast sicher, suchten die zwei Damen Maria Theresia wieder auf, die sie, ihre Ungeduld verbergend, erwartete.

Es war halb sieben Uhr Abends und der König hatte so eben sein Vesperbrod eingenommen; er verlor keine Zeit, sobald das Mah! beendet und die Geschäfte abgetan waren, ergriff er Saint-Aignan beim Arm und befahl ihm, ihn nach der Wohnung von la Vallière zu führen.

Der Höfling gab einen gewaltigen Ausruf von sich.

»Nun! was denn?« versetzte der König, »das ist eine Gewohnheit, welche angenommen werden soll, und um eine Gewohnheit anzunehmen, muß man mit irgend einer Handlung den Anfang machen.«

»Aber, Sire, die Wohnung der Fräulein hier ist eine Laterne: Jedermann sieht die Hineingehenden und die Herauskommenden. Mir scheint, daß ein Vorwand . . . der, zum Beispiel . . . «

»Sprecht.«

»Wenn Eure Majestät warten wollte, bis Madame in ihren Gemächern wäre.«

»Keine Vorwände, kein Warten mehr! . . . Genug der Widerwärtigkeiten, genug der Geheimnisse! Ich sehe nicht ein, in welcher Hinsicht der König von Frankreich sich entehrt, wenn er sich mit einem Mädchen von Geist unterhält. Trotz dem, der Arges davon denkt!«

»Sire, Sire, Eure Majestät wird mir ein Übermaß von Eifer verzeihen?«

»Sprich.«

»Und die Königin?«

»Es ist wahr! es ist wahr! die Königin soll stets respektiert

bleiben. Nun wohl! heute Abend werde ich noch zu Fräulein de la Vallière gehen, und ist dieser Tag vorüber, so nehme ich alle Vorwände, die Du willst. Morgen wollen wir suchen, heute Abend habe ich keine Zeit mehr.«

Saint-Aignan erwiderte nichts mehr; erging dem König voran die Treppe hinab und durchschritt die Höfe mit einer Scheu, welche die ausgezeichnete Ehre, dem König als Stütze zu dienen, nicht zu überwinden vermochte.

Saint-Aignan wollte sich nämlich im Geiste der zwei Königinnen und in dem von Madame vollkommen rein erhalten; er wollte auch nicht Fräulein de la Vallière mißfallen, und um so viele schöne Dinge zu tun, mußte man sich beinahe an einer Schwierigkeit stoßen.

Die Fenster der jungen Königin, die der Königin-Mutter, selbst die von Madame gingen aber auf den Hof der Fräulein. Den König führend gesehen werden hieß mit drei hohen Fürstinnen, mit drei Frauen von einem Ansehen brechen, das nicht zu beseitigen durch den schwachen Köder des Kredits einer Geliebten.

Der unglückliche Saint-Aignan, der so viel Mut besaß, um la Vallière unter den Baumgruppen und im Park von Fontainebleau zu beschützen, fühlte sich nicht so mutig beim hellen Licht; er fand tausend Mängel an dem Mädchen und brannte vor Begierde, sie dem König mitzuteilen.

Doch seine Marter fand ein Ende. Die Höfe wurden durchschritten. Nicht ein Vorhang erhob sich, nicht ein Fenster öffnete sich. Der König ging rasch, einmal wegen seiner Ungeduld, sodann wegen der langen Beine von Saint-Aignan, der ihm voranschritt.

An der Türe wollte sich Saint-Aignan aus dem Staube machen. Der König hielt ihn zurück.

Es war dies eine Zartheit, der der Höfling gern nicht teilhaftig geworden wäre.

Er mußte Ludwig zu la Vallière folgen.

Bei der Ankunft des Monarchen trocknete diese vollends ihre Augen. Sie tat es so hastig, daß es der König bemerkte.

Er befragte sie wie ein teilnehmender Liebhaber; er drang in sie.

»Ich habe nichts, Sire,« erwiderte sie.

»Ihr weinet aber?«

»Oh! nein, Sire.«

»Schaut, Saint-Aignan, täusche ich mich?«

Saint-Aignan mußte antworten, er war jedoch sehr in Verlegenheit.

»Ihr habt rote Augen, mein Fräulein,« sagte der König.

»Der Staub vom Wege, Sire.«

»Nein! nein! Ihr habt die Miene der Zufriedenheit nicht, die Euch so schön und so anziehend macht. Ihr schaut mich nicht an.«

»Sire!«

»Was sage ich! Ihr vermeidet meine Blicke.«

Sie wandte sich in der Tat ab.

»Aber, in der Himmels Namen, was ist es denn?« fragte Ludwig, dessen Blut kochte.

»Nichts, abermals nichts, und ich bin bereit, Eurer Majestät zu zeigen, daß mein Geist so frei ist, als sie es wünschen mag.«

»Euer Geist frei, während ich Euch in Allem, selbst in Eurer Gebärde verlegen sein! Sollte man Euch geärgert, verletzt haben?«

»Nein, nein, Sire.«

»Oh! das müßtet Ihr mir erklären,« versetzte der junge Fürst mit funkelnden Augen.

»Niemand, Sire, Niemand hat mich beleidigt.«

»So nehmt die träumerische Heiterkeit oder die freundliche Melancholie wieder an, die ich diesen Morgen an Euch liebte; oh! ich bitte, ich bitte.«

»Ja, Sire, ja.«

Der König stampfte mit dem Fuß und rief:

»Eine solche Veränderung ist doch unerklärlich.«

Und er schaute Saint-Aignan an, der sowohl das düstere Brüten von la Vallière, als die Ungeduld des Königs bemerkte.

Ludwig mochte immerhin bitten, er mochte immerhin auf Mittel sinnen, diese unselige Stimmung zu bekämpfen, das Mädchen war gelähmt, selbst der Anblick des Todes hätte es nicht aus seiner Erstarrung erweckt.

Der König sah in dem verneinenden Benehmen von la Vallière ein unerfreuliches Geheimnis und blickte mit einer argwöhnischen Miene umher.

Es war gerade in dem Zimmer von la Vallière ein Portrait in Miniature von Athos.

Der König sah dieses Portrait, das Bragelonne ungemein glich, denn es war in der Jugend des Grafen gemacht worden.

Er heftete drohende Blicke auf das Gemälde.

In dem Zustand der Beklommenheit, in dem sie sich befand, und überdies auf hundert Meilen von dem Gedanken an das Portrait entfernt, konnte la Vallière nicht erraten, was den König auf eine so bedrohliche Weise in Anspruch nahm.

Und dennoch hatte sich Ludwig in eine furchtbare Erinnerung versetzt die seinen Geist mehr als einmal beschäftigt, Welche aber immer wieder daraus von ihm entfernt worden war.

Er erinnerte sich des innigen Verhältnisses der zwei jungen Leute seit ihrer Geburt.

Er erinnerte sich des Verlöbnisses, das eine Folge davon gewesen war.

Er erinnerte sich, daß ihn Athos um die Hand von la Vallière für Raoul gebeten hatte.

Er bildete sich ein, bei ihrer Rückkehr nach Paris habe la Vallière gewisse Nachrichten von London gefunden, und diese Nachrichten seien ein Gegengewicht gegen den Einfluß gewesen, den er auf sie zu gewinnen vermocht.

Sogleich fühlte er sich von der wilden Bremse, die man die Eifersucht nennt, in die Schläfe gestochen.

Er befragte abermals mit Bitterkeit.

La Vallière konnte nicht antworten; sie mußte Alles sagen, sie mußte die Königin anklagen, sie mußte Madame anklagen.

Sie hatte einen offenen Kampf mit zwei großen und mächtigen Fürstinnen zu bestehen.

Es dünkte ihr Anfangs, wenn sie nichts täte, um dem König das, was in ihr vorging, zu verbergen, so müßte der König in ihrem Herzen durch ihr Stillschweigen lesen.

Wenn er wirklich liebte, müßte er Alles begreifen. Alles erraten.

Was wäre denn die Sympathie, wenn nicht die göttliche Flamme, welche das Herz aufklären und die wahrhaft Liebenden des Wortes überheben müßte.

Sie schwieg also und beschränkte sich darauf, daß sie seufzte weinte und ihr Gesicht in ihren Händen verbarg.

Diese Seufzer, diese Tränen, welche Ludwig XIV. Anfangs gerührt, dann erschreckt hatten, erzürnten ihn nun.

Er konnte die Widersetzung nicht ertragen, eben so wenig die der Seufzer und Tränen, als irgend eine andere.

Alle seine Worte wurden scharf, bitter, dringend, angreifend.

Es war dies ein neuer Schmerz den Schmerzen des Mädchens beigefügt.

Sie schöpfte aus dem, was sie als eine Ungerechtigkeit von Seiten ihres Geliebten betrachtete, die Kraft, nicht nur den andern Schmerzen, sondern auch diesem zu widerstehen.

Der König sing an, unmittelbar anzuschuldigen.

La Vallière machte nicht einmal einen Versuch, sich zu verteidigen: sie ertrug alle diese Anschuldigungen, ohne anders, als durch ein Schütteln des Kopfes zu antworten, ohne etwas Anderes von sich zu geben, als die zwei Worte, welche tief betrübten Herzen entströmen:

»Mein Gott! mein Gott!«

Doch statt die Gereiztheit des Königs zu beschwichtigen, vermehrte sie dieser Schmerzensschrei, es war ein Anruf an eine höhere Macht, als die seinige, an ein Wesen, das la Vallière gegen ihn beschützen konnte.

Übrigens fühlte er sich von Saint-Aignan unterstützt. Saint-Aignan sah, wie gesagt, den Sturm anschwellen, er wusste nicht, in welchem Grad Ludwig XIV. Liebe empfinden konnte, er sah alle die Streiche der drei Fürstinnen, den Untergang der armen la Vallière kommen und war nicht ritterlich genug, um nicht zu befürchten, in diesen Untergang hinein gezogen zu werden.

Saint-Aignan antwortete daher auf die Anrufungen des Königs nur durch Worte mit halber Stimme ausgesprochen oder durch kurze, gleichsam gestoßene Gebärden, durch die er die Dinge zu verschlimmern und einen Zwist herbeizuführen beabsichtigte, dessen Resultat ihn von der Sorge befreien sollte, am hellen Tage

die Höfe zu durchschreiten, um seinem erhabenen Gefährten zu la Vallière zu folgen.

Während dieser Zeit erhitzte sich der König immer mehr.

Er machte drei Schritte, um wegzugehen, und kam wieder zurück.

La Vallière hatte nicht einmal emporgeschaut, obgleich das Geräusch der Schritte sie hätte darauf aufmerksam machen müssen, daß ihr Geliebter sich entferne.

Er blieb einen Augenblick mit gekreuzten Armen von ihr stehen und sagte:

»Ich frage Euch zum letzten Mal, mein Fräulein, wollt Ihr sprechen? Wollt Ihr dieser Veränderung, diesem Wankelmuth, dieser Laune eine Ursache geben?«

»Mein Gott! was soll ich Euch sagen, Sire?« erwiderte la Vallière, »Ihr seht wohl, Sire, daß ich in diesem Augenblick niedergebeugt bin: Ihr seht wohl, daß ich weder den Willen, noch den Gedanken, noch das Wort habe.«

»Ist es denn so schwer, die Wahrheit zu sagen? In weniger Worten, als Ihr gesprochen, hättet Ihr sie gesagt.«

»Die Wahrheit, worüber?«

»Über Alles.«

Die Wahrheit stieg in der Tat vom Herzen auf die Lippen von la Vallière. Ihre Arme machten eine Bewegung, um sich zu öffnen, doch ihr Mund blieb stumm, ihre Arme sanken wieder hinab. Das arme Kind war noch nicht unglücklich genug gewesen, um eine solche Offenbarung zu wagen.

»Ich weiß nichts,« stammelte sie.

»Oh! das ist mehr als Coquetterie!« rief der König; »es ist mehr als Laune, es ist Verrat!«

Und diesmal stürzte er, ohne daß ihn etwas aufhielt, ohne daß ihn das Zerren seines Herzens zum Um»kehren bewegen konnte, mit einer verzweifelten Gebärde aus dem Zimmer.

Saint-Aignan, dem nichts lieber war, als weggehen zu können, folgte ihm.

Ludwig XIV. blieb erst auf der Treppe stehen und klammerte sich am Geländer an.

»Siehst Du?« sagte er, »bin ich nicht schändlich hintergangen worden?«

»Wie so, Sire?« fragte der Günstling.

»Guiche hat sich für den Vicomte von Bragelonne geschlagen. Und dieser Bragelonne . . . !«

»Nun?«

»Sie liebt ihn immer noch. Und wahrhaftig, Saint-Aignan, ich würde vor Scham sterben, wenn mir in drei Tagen noch ein Atom von dieser Liebe im Herzen bliebe.«

Nach diesen Worten setzte Ludwig seinen Lauf zu seinen Gemächern fort.

»Ah! ich sagte es wohl Eurer Majestät,« versetzte Saint-Aignan, der dem König fortwährend folgte und dabei schüchtern nach allen Fenstern spähte.

Leider war es beim Abgang nicht wie bei der Ankunft.

Ein Vorhang wurde aufgehoben; hinter diesem Vorhang saß Madame.

Madame hatte den König aus der Wohnung der Ehrenfräulein herauskommen sehen.

Sie stand auf, sobald der König vorüber war, verließ hastig ihr Gemach und stieg zu zwei und zwei die Stufen der Treppe hinauf, die zu dem Zimmer führten, aus dem der König herausgekommen war.

XII.

Verzweiflung.

Nach dem Abgang des Königs hatte sich la Vallière mit ausgestreckten Armen erhoben, als wollte sie ihm folgen, ihn zurückhalten; dann als die Türen hinter ihm geschlossen waren, als sich das Geräusch seiner Tritte in der Ferne verloren hatte, besaß sie nur noch Kraft genug, um zu den Füßen ihres Kruzifixes niederzufallen.

Hier blieb sie niedergeschmettert, gelähmt, von ihrem Schmerz erstickt, von einem Schmerz, den sie übrigens nur instinkartig und durch die Empfindung begriff.

Mitten unter diesem Aufruhr ihrer Gedanken, hörte la Vallière die Türe wieder öffnen. Sie wandte sich um, im Glauben, der König kehre zurück.

Sie täuschte sich, es war Madame.

Was war ihr an Madame gelegen! Sie fiel wieder, den Kopf auf ihr Betpult, nieder. Es war Madame, aufgeregt, gereizt, drohend. Doch welche Bedeutung hatte dies für sie!

»Mein Fräulein,« sprach die Prinzessin, indem sie vor la Vallière stehen blieb, »ich gebe zu, es ist sehr schön, niederzuknieen, zu beten, Religion zuspielden; aber so unterwürfig Ihr auch gegen den König des Himmels seid, so geziemt es sich doch auch, daß Ihr ein wenig den Willen der Fürsten der Erde tut.«

La Vallière hob zum Zeichen der Ehrerbietung den Kopf empor.

»Es ist Euch so eben etwas empfohlen worden, wie mir scheint!« fuhr Madame fort.

Das zugleich starre und irre Auge von la Vallière zeigte ihre Unwissenheit und daß sie vergessen.

»Die Königin hat Euch eingeschärft, Ihr sollt Euch genugsam in Acht nehmen, daß Niemand schlimme Gerüchte über Euch verbreiten könne.«

Der Blick von la Vallière wurde fragend.

»Nun,« sagte Madame, »es ist Einer, dessen Gegenwart eine Anschuldigung ist, von Euch weggegangen.«

La Vallière blieb stumm.

»Mein Haus, welches das der ersten Prinzessin von Geblüt ist, darf kein schlechtes Beispiel geben; Ihr wäret die Ursache dieses schlechten Beispieles. Ich erkläre Euch also, mein Fräulein, in Abwesenheit von jedem Zeugen, denn ich will Euch nicht demütigen, ich erkläre Euch, daß es Euch von diesem Augenblick an frei steht, abzureisen, und daß Ihr zu Eurer Frau Mutter in Blois zurückkehren könnt.«

La Vallière konnte nicht tiefer fallen; la Vallière konnte nicht mehr leiden, als sie gelitten hatte.

Ihre Haltung änderte sich nicht; ihre Hände blieben auf ihrem Schooße gefaltet, wie die der göttlichen Magdalena.

»Ihr habt mich gehört?« sagte Madame«

Ein einfacher Schauer, der den ganzen Leib von la Vallière durchlief, antwortete für sie.

Als das Opfer kein anderes Zeichen des Daseins von sich gab, entfernte sich Madame.

Auf ihr schwebendes Herz, auf ihr gewissermaßen in ihren Adern stockendes Blut, fühlte la Vallière allmählig raschere Pulsirungen an den Handgelenken, am Hals und an den Schläfen folgen. Sich stufenweise vermehrend, verwandelten sich diese Pulsirungen bald in ein Schwindel erregendes Fieber, in ein Delirium, in welchem sie alle Gestalten ihrer Freunde im Kampfe gegen ihre Feinde wirbeln sah.

Sie hörte in ihren betäubten Ohren zugleich drohende Worte und Liebesworte an einander stoßen; sie erinnerte sich nicht mehr, sie selbst zu sein; sie war au, Z ihrem ersten Dasein wie durch die Flügel eines mächtigen Sturmes emporgehoben, und am Horizont des Weges, auf dem sie der Schwindel forttrieb, erschaute sie den Grabstein, dessen furchtbares, dunkles Inneres ihr die ewige Nacht zeigte.

Doch diese schmerzliche Bedrückung der Träume legte sich allmählig, um der gewöhnlichen Resignation ihres Charakters Platz zu machen.

Ein Strahl der Hoffnung glitt in ihr Herz, wie ein Strahl des Tages in den Kerker eines armen Gefangenen.

Sie versetzte sich wieder auf die Straße von Fontainebleau, sie

sah den König zu Pferde am Schlage ihres Wagens; er sagte ihr, daß er sie liebe, er forderte Liebe von ihr, er ließ sie schwören und schwur, es sollte nie ein Abend über einem Zwist vorübergehen, ohne daß ein Besuch, ein Brief die Ruhe der Nacht an die Stelle der Unruhe des Abends setze. Der König hatte dies eronnen, er hatte es schwören lassen, er hatte es geschworen. Der König konnte also unmöglich dem Versprechen, das er selbst gefordert, untreu werden, war der König nicht ein Despot, der die Liebe befahl, wie er den Gehorsam befahl, war der König nicht ein Gleichgültiger, für den das erste Hindernis genügte, um ihn auf dem Wege aufzuhalten.

Der König, dieser sanfte Beschützer, der mit einem Wort, mit einem einzigen Wort allen ihren Leiden ein Ende machen konnte, der König verband sich also mit ihren Verfolgern.

Ah! sein Zorn konnte nicht fortwähren; nun, da er allein, mußte er Alles das leiden, was sie selbst litt. Aber er! er war nicht gekettet wie sie; er konnte handeln, sich bewegen, kommen; sie, sie konnte nichts tun, als warten.

Und sie wartete, die Arme, mit ihrer ganzen Seele, denn der König mußte notwendig kommen.

Es war kaum halb elf Uhr.

Er mußte kommen, oder schreiben, oder ihr ein freundliches Wort durch Saint-Aignan sagen lassen.

Kam er, oh! wie wollte sie ihm entgegenstürzen, wie wollte sie die Zartheit zurückstoßen, die sie nun übel angebracht fand! wie wollte sie ihm sagen: »Nicht ich bin es, die Euch nicht liebt; sie sind es, die nicht wollen, daß ich Euch liebe.«

Und dann, indem sie darüber nachdachte und je mehr sie darüber nachdachte, fand sie Ludwig minder schuldig. Er wusste in der Tat nichts von Allem. Was hatte er über die Hartnäckigkeit, mit der sie das Stillschweigen beobachtet, denken müssen? Ungeduldig, reizbar, wie man den König kannte, war es außerordentlich, daß er nur so lange seine Kaltblütigkeit bewahrt hatte. Oh! sie hätte ohne Zweifel nicht so gehandelt; sie hätte Alles begriffen. Alles erraten. Doch sie war ein armes Mädchen und nicht eine große Königin.

Oh! wenn er käme, wenn er käme! . . . wie würde sie ihm Alles,

was er sie hatte leiden lassen, verzeihen; wie würde sie ihn mehr lieben, weil sie gelitten!

Und ihr gegen die Türe vorgestreckter Kopf, ihre halb geöffneten Lippen, Gott verzeihe ihr diese profane Idee, warteten auf den Kuß, den der König am Morgen, als er das Wort Liebe aussprach, so wonniglich destilliert hatte.

Kam der König nicht, so würde er wenigstens schreiben; dies war die zweite Chance, minder süß, minder beglückend, als die andere, die aber eben so viel Liebe, nur eine furchtsamere Liebe beweisen würde. Oh! wie würde sie den Brief verschlingen, wie würde sie sich beeilen, darauf zu antworten; wie würde sie, wenn der Bote abgegangen, das beseligende Papier, das ihr Ruhe, Freudigkeit und Glück bringen mußte, küssen, wiederlesen, an ihr Herz drücken.

Kam der König nicht, schrieb er nicht, so war es wenigstens unmöglich, daß er nicht Saint-Aignan schickte, daß nicht Saint-Aignan von selbst kam. Einem Dritten würde sie Alles sagen; die königliche Majestät wäre nicht da, um ihr das Wort auf den Lippen in Eis zu verwandeln, und dann könnte kein Zweifel im Herzen des Königs übrig bleiben.

Herz und Blick, Materie und Geist, Alles war also bei la Vallière im Warten begriffen.

Sie sagte sich, sie habe noch eine Stunde Hoffnung, der König könne bis um Mitternacht kommen, schreiben oder schicken, erst um Mitternacht wäre alles Warten vergeblich, jede Hoffnung verloren.

So lange noch einiges Geräusch im Palaste hörbar war, glaubte die Arme, sie sei die Ursache dieses Geräusches; so lange Leute im Hofe gingen, wähnte sie, diese Leute seien Boten des Königs, die zu ihr kämen.

Es schlug elf Uhr, dann ein Viertel auf zwölf Uhr, dann halb zwölf Uhr.

Die Minuten verliefen langsam in dieser Bangigkeit und dennoch flohen sie noch zu schnell.

Es schlug drei Viertel.

Mitternacht! Mitternacht! die letzte, die äußerste Hoffnung folgte sodann.

Mit dem letzten Glockenschlage erlosch das letzte Licht, mit dem letzten Lichte die letzte Hoffnung.

So hatte sie der König selbst getäuscht; er log dem Schwure, den er an demselben Tag geleistet; zwölf Stunden zwischen dem Schwur und dem Meineid! dies hieß die Illusion nicht lange bewahrt haben!

Der König liebte also nicht nur nicht, sondern er verachtete sogar diejenige, welche alle Welt niedertrat; er verachtete sie dergestalt, daß er sie der Schande einer Austreibung preisgab, die einer schimpflichen Verurteilung gleichkam, und doch war er es, er, der König, war die erste Ursache dieser Schmach.

Ein bitteres Lächeln, das einzige Symptom des Zorns, das während dieses langen Kampfes über das engelische Gesicht des Opfers zog, erschien auf ihren Lippen.

Was blieb in der Tat für sie auf der Erde nach dem König? Nichts.

Nur Gott blieb im Himmel.

Sie dachte an Gott.

»Mein Gott,« sprach sie, »schreibe mir selbst vor, was ich zu tun habe. Von Dir erwarte ich Alles, von Dir muß ich Alles erwarten.«

Und sie schaute ihr Kruzifix, dessen Füße sie küßte, voll Liebe an.

»Das ist ein Herr,« sagte sie, »der nie diejenigen verlässt und vergißt, die ihn nicht verlassen und vergessen; diesem allein muß man sich opfern.«

Dann, wenn Jemand seinen Blick in ihr Zimmer hätte tauchen können, wäre sichtbar gewesen, daß die arme Verzweifelte einen Entschluß faßte, einen äußersten Plan in ihrem Geiste feststellte, die große Jacobsleiter emporstieg, welche die Seele von der Erde zum Himmel führt.

Und als ihre Knie nicht mehr die Kraft hatten, sie zu tragen, sank sie allmähig auf die Stufen ihres Betpultes nieder, und den Kopf an das Holz des Kreuzes angelehnt, das Auge starr, den Atem keuchend, spähte sie an den Scheiben nach dem ersten Schimmer des Tages.

Zwei Uhr Morgens fand sie in dieser Irrung des Geistes oder

vielmehr in dieser Extase. Sie gehörte schon nicht mehr sich.

Als sie die violette Färbung des Morgens auf die Dächer des Palastes herabsteigen und die Umrisse des elfenbeinernen Christus, den sie umfassen hielt, unbestimmt hervorheben sah, stand sie mit einer gewissen Stärke auf, küßte die Füße des göttlichen Märtyrers, ging die Treppe ihres Zimmers hinab und hüllte sich, während sie hinabging, in eine Mantille.

Sie kam an die Pforte gerade in dem Augenblick, wo eine Runde von Musketieren die Flügel öffnete, um den ersten Posten der Schweizer einzulassen.

Dann schlüpfte sie hinter die Leute von der Wache und erreichte die Straße, ehe es dem Führer der Patrouille nur einfiel, sich zu fragen, wer wohl die junge Frau sei, die so am Morgen aus dem Palaste wegschleiche.

XIII.

Die Flucht.

La Vallière ging hinter der Patrouille hinaus.

Die Patrouille wandte sich rechts durch die Rue Saint-Honoré, maschinenmäßig schlug La Vallière den Weg links ein.

Ihr Entschluß war gefaßt. ihr Plan festgestellt, sie wollte sich zu den Karmeliterinnen von Chaillot begeben, deren Superiorin hinsichtlich der Strenge in einem Rufe stand, der die Weltlichen des Hofes beben machte.

La Vallière hatte Paris nie gesehen, sie war nie zu Fuße ausgegangen, sie hätte den Weg selbst nicht in einer ruhigeren Verfassung des Geistes gefunden. Dies erklärt, warum sie die Rue Saint-Honoré hinaufging, statt hinabzugehen.

Sie war nur darauf bedacht, sich eiligst vom Palais Royal zu entfernen, und sie entfernte sich auch.

Sie hatte sagen hören, Chaillot sehe nach der Seine, und sie wandte sich daher gegen die Seine.

Sie wählte die Rue du Coq, und da sie den Louvre nicht durchschreiten konnte, zog sie sich gegen die Kirche Saint-Germain l'Auxerois, wobei sie längs dem Platze hinging, auf dem Perrault seitdem seine Kolonnade erbaut hat.

Bald erreichte sie die Quais.

Ihr Gang war rasch und unruhig. Kaum fühlte sie die Schwäche, welche von Zeit zu Zeit, indem sie sie zu hinken zwang, an die Verrenkung erinnerte, die ihr in ihrer Kindheit zugestoßen war.

Zu einer andern Stunde des Tages würde ihre Haltung bei den am Mindesten hellsehenden Leuten Argwohn erregt, die Blicke der am Mindesten Neugierigen angezogen haben.

Doch um halb drei Uhr Morgens sind die Straßen von Paris ganz oder beinahe verödet, und es finden sich hier höchstens arbeitsame Handwerksleute, welche ihr tägliches Brot verdienen wollen, oder gefährliche Müßiggänger, die nach einer Nacht der Aufregung und der Schwelgerei nach ihrer Wohnung zurückkehren.

Für die Ersteren fängt der Tag an, für die Anderen geht der Tag zu Ende.

La Vallière hatte bange vor allen diesen Gesichtern, auf denen sie ihre Unbekanntschaft mit den Pariser Geprägten das Gepräge der Redlichkeit nicht von dem des Zynismus unterscheiden ließ. Für sie war das Elend ein Schreckbild, und alle die Leute, denen sie begegnete, schienen Elende zu sein.

Ihr Anzug, noch der des vorhergehenden Tages, war ausgezeichnet, selbst in seiner Vernachlässigung; denn es war derselbe, in dem sie sich zur Königin-Mutter begeben hatte; unter ihrer Mantille, die sie etwas zurückgeschlagen, daß sie den Weg besser sehen konnte, sprachen überdies ihre Blässe und ihre schönen Augen eine diesen Menschen aus dem Volk unbekannt Sprache, und ohne es zu wissen, flehte die arme Flüchtlinge die Brutalität der Einen, das Mitleid der Andern an.

La Vallière ging so in einem Zuge, keuchend, hastig, bis zur Höhe der Place de Grève.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, drückte die Hand an ihr Herz, lehnte sich an ein Haus an, schöpfte wieder Atem und setzte dann ihren Lauf rascher als zuvor fort.

Auf der Place de Grève angelangt, sah sich la Vallière von einer Gruppe von drei schlecht gekleideten, schwankenden, weinschweren Männern, die aus einem im Hafen angebundenen Schiff herauskamen, angehalten.

Dieses Schiff war mit Weinen beladen, und man konnte bemerken, daß sie der Maare Ehre angetan hatten.

Sie besangen ihre bacchischen Taten aus drei verschiedenen Tonarten, als sie am Ende der Treppe, die nach dem Quai führte, plötzlich dem Fortschreiten des Mädchens ein Hindernis entgegenstellten.

La Vallière blieb stehen.

Sie machten ihrerseits beim Anblick dieser Frau in Hofkleidern ebenfalls einen Halt, faßten sich gleichzeitig in Übereinstimmig bei den Händen, umgaben la Vallière und sangen:

»Du, die Du Dich langweilst alleine,
»Komm, komm und lache mit uns.«

La Vallière begriff, daß diese Menschen sie meinten und sie am

Vorübergehen verhindern wollten; sie machte mehrere Versuche, zu entfliehen, doch vergebens.

Ihre Beine wichen, sie sah ein, daß sie fallen würde, und stieß einen Angstschrei ans.

Doch in demselben Augenblick öffnete sich der Kreis, der sie umgab, unter der Wirkung eines mächtigen Druckes.

Der Eine von den rohen Burschen wurde links niedergeworfen, der Andere rollte rechts bis an den Rand des Wassers, der Dritte schwankte auf seinen Beinen.

Ein Offizier von den Musketieren stand, die Stirne gefaltet, die Drohung auf dem Mund, die Hand erhoben, um der Drohung eine weitere Folge zu geben, vor dem Mädchen.

Die Trunkenen machten sich aus dem Staube beim Anblick der Uniform und besonders vor dem Beweise von Stärke, den ihnen derjenige, welcher sie trug, geliefert hatte.

»Mordioux!« rief der Offizier, »das ist ja Fräulein de la Vallière!«

Betäubt von dem, was vorgefallen, erstaunt, ihren Namen aussprechen zu hören, schlug la Vallière die Augen auf und erkannte d'Artagnan.

»Ja, mein Herr, ich bin es, ich bin es,« sagte sie, und zu gleicher Zeit hielt sie sich an seinem Arm.

»Nicht wahr, Ihr werdet mich beschützen, Herr d'Artagnan?« fügte sie mit flehender Stimme bei.

»Gewiß werde ich Euch beschützen: doch mein Gott, wohin geht Ihr zu dieser Stunde?«

»Ich gehe nach Chaillot.«

»Ihr geht nach Chaillot durch die Rapée? Ihr wendet ihm wahrhaftig den Rücken zu, mein Fräulein.«

»Dann seid so gut, mein Herr, mich auf den rechten Weg zu bringen und mich einige Schritte zu geleiten.«

»Ah! gerne.«

»Doch wie kommt es, daß ich Euch hier finde? Durch welche Gnade des Himmels seid Ihr nahe genug, um mir Beistand zu gewähren? Mir scheint in der Tat, daß ich träume, mir scheint, daß ich verrückt geworden!«

»Ich war da, weil ich auf der Place de Grève ein Haus habe,

zum Bilde Unserer Lieben Frau beschildet; ich zog gestern den Mietzins ein und brachte daselbst die Nacht zu. Ich wünschte auch frühzeitig im Palaste zu sein, um dort meine Posten zu inspizieren.«

»Ich danke,« sagte la Vallière.

»Ja, das ist es, was ich machte,« sprach d'Artagnan. »Doch sie,« dachte er, »was machte sie, und warum geht sie zu einer solchen Stunde nach Chaillot?«

Und er bot ihr seinen Arm.

La Vallière nahm ihn und fing an hastig zu gehen.

Diese Hast verbarg eine große Schwäche, d'Artagnan fühlte es, er sagte la Vallière, sie möge ausruhen; sie schlug es aus.

»Ihr wisst ohne Zweifel nicht, wo Chaillot liegt?« fragte d'Artagnan.

»Ich weiß es nicht.«

»Es ist weit entfernt.«

»Gleichviel.«

»Wenigstens eine Meile.«

»Ich werde diese Meile zurücklegen.«

D'Artagnan machte keine Einwendung mehr; er kannte schon am Ton die wirklichen Entschlüsse.

Der Musketier trug la Vallière mehr, als daß er sie begleitete.

Endlich erblickten sie die Höhen.

»In welches Haus begeben Ihr Euch, mein Fräulein?« fragte d'Artagnan.

»Zu den Karmeliterinnen.«

»Zu den Karmeliterinnen?« wiederholte d'Artagnan erstaunt.

»Ja, und da Gott Euch zu mir gesandt hat, um mich auf meinem Wege zu unterstützen, empfangt meinen Dank und mein Lebewohl.«

»Zu den Karmeliterinnen? Euer Lebewohl? Ihr tretet also in den Orden ein?« rief d'Artagnan.

»Ja, mein Herr.«

»Ihr!!!«

Es lag in diesem Ihr, das wir mit drei Ausrufungszeichen begleitet haben, um es so gewichtig als möglich zu machen, ein

ganzes Gedicht; es rief in la Vallière ihre alten Erinnerungen an Blois und zugleich ihre neuen Erinnerungen an Fontainebleau zurück . . . Er sagte: »Ihr, die Ihr so glücklich mit Raoul sein konntet, *Ihr*, die Ihr so mächtig mit Ludwig sein könntet, *Ihr* wollt in den Orden eintreten!«

»Ja, mein Herr,« antwortete sie, »ich werde die Magd des Herrn, ich verzichte auf diese ganze Welt.«

»Täuscht Ihr Euch nicht in Eurem Beruf, täuscht Ihr Euch nicht im Willen Gottes?«

»Nein, denn Gott hat es gestattet, daß ich Euch traf. Ohne Euch unterlag ich sicherlich der Anstrengung, und da Gott Euch auf meinen Weg sandte, so war es sein Wille, daß ich das Ziel erreiche.«

»Ah!« versetzte d'Artagnan zweifelnd, »das kommt mir ein wenig spitzfindig vor.«

»Wie dem sein mag,« sprach das Mädchen, »Ihr seid nun über meinen Schritt und meinen Entschluß unterrichtet. Ich habe Euch nur noch um eine letzte Gunst zu bitten, während ich Euch zugleich meinen herzlichen Dank sage.«

»Sprecht, mein Fräulein.«

»Der König weiß nichts von meiner Flucht aus dem Palais-Royal.«

D'Artagnan machte eine Bewegung.

»Der König weiß nichts von dem, was ich zu tun beabsichtige,« fuhr la Vallière fort.

»Der König weiß nichts davon!« rief d'Artagnan. »Aber, mein Fräulein, nehmt Euch in Acht; Ihr berechnet das Gewicht Eurer Handlung nicht. Niemand darf etwas tun, was der König nicht weiß, besonders nicht die Personen des Hofes.«

»Ich bin nicht mehr am Hofe, mein Herr.«

D'Artagnan schaute das Mädchen mit wachsendem Erstaunen an.

»Ah! seid unbesorgt.« fuhr la Vallière fort. »Alles ist erwogen, und wäre das auch nicht der Fall, so würde es doch nun für mich zu spät sein, von meinem Entschluß abzugehen.«

»Nun denn, mein Fräulein, sagt, was wünscht Ihr?«

»Mein Herr, bei dem Mitleid, da« man dem Unglück schuldig ist,

bei der Großmut Eurer Seele, bei Eurem adeligen Wort flehe ich Euch an, mir einen Schwur zu leisten!«

»Einen Schwur?«

»Ja!«

»Welchen?«

»Schwört mir, daß Ihr dem König nicht sagen werdet, Ihr habet mich gesehen, und ich sei bei den Karmeliterinnen.«

D'Artagnan schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich werde das nicht schwören.«

»Warum nicht?«

»Weil ich den König kenne, weil ich Euch kenne, weil ich mich selbst kenne, weil ich das ganze Menschengeschlecht kenne . . . Nein, ich werde das nicht schwören!«

»Nun!« rief la Vallière mit einer Energie, der man sie nicht hätte fähig halten sollen, »nun denn, statt der Segnungen, mit denen ich Euch bis an das Ende meiner Tage überströmt hätte, seid verflucht! denn Ihr macht mich zum elendesten von allen Geschöpfen!«

Wir haben gesagt, d'Artagnan sei mit den Tönen, die aus dem Herzen kommen, vertraut gewesen, er konnte diesen nicht widerstehen.

Er sah die Entstellung ihrer Züge; er sah das Zittern ihrer Glieder; er sah diesen zarten, schwächlichen Körper, durch den heftigen Anfall erschüttert, schwanken; er begriff, daß ein Widerstand sie töten würde.

»Es soll also geschehen, wie Ihr wollt.« sprach er. »Seid ruhig, mein Fräulein, ich werde dem König nichts sagen.«

»Oh! Dank! Dank!« rief la Vallière, »Ihr seid der edelmütigste der Menschen!«

Und in ihrem freudigen Entzücken ergriff sie die Hände von d'Artagnan und drückte sie in den ihrigen.

Dieser fühlte sich gerührt und sagte zu sich selbst:

»Mordioux! das ist Eine, welche da anfängt, wo die Anderen endigen; das ist rührend.«

La Vallière, die im Augenblick des Paroxysmus ihres Schmerzes auf einen Stein niedergesunken war, stand nun auf

und ging auf das Kloster der Karmeliterinnen zu, das man im zunehmenden Licht sich erheben sah.

D'Artagnan folgte ihr von fern.

Die Türe des Sprachzimmers war halb offen; sie schlüpfte hinein wie ein blasser Schatten, dankte d'Artagnan mit einem einzigen Zeichen mit der Hand und verschwand aus seinen Augen.

Als d'Artagnan ganz allein war, versank er in ein tiefes Nachdenken über das, was vorgefallen war.

»Bei meiner Treue!« sagte er, »das ist, was man eine falsche Stellung nennt. Ein solches Geheimnis bewahren heißt in seiner Tasche eine glühende Kohle aufbewahren und hoffen, sie werde den Stoff nicht verbrennen. Das Geheimnis nicht zu bewahren, wenn man es zu bewahren geschworen hat, ist die Sache eines ehrlosen Menschen . . . Gewöhnlich kommen mir die guten Gedanken im Lausen; doch diesmal muß ich, wenn mich nicht Alles täuscht, stark lausen, um die Lösung dieser Geschichte zu finden.

»Wohin laufen?

»Meiner Treue, am Ende nach der Seite von Paris. Das ist die gute Seite.

»Nun, lausen wir geschwinde!

»Doch, um geschwinde zu laufen, sind vier Beine besser als zwei. Leider habe ich für den Augenblick nur meine zwei Beine.

»Ein Pferd, wie ich im Theater in London sagen hörte, meine Krone für ein Pferd.

»Wenn ich bedenke, das wird mich nicht gerade so viel kosten.

»Ich habe einen Posten von Musketieren an der Barrière de la Conference, und statt eines Pferdes, das ich brauche, werde ich zehn finden.«

Kraft dieses mit seiner gewöhnlichen Raschheit gefaßten Entschlusses stieg d'Artagnan eilig die Höhen hinab, erreichte den Posten, nahm hier den besten Renner, den er finden konnte, und war in zehn Minuten im Palast.

Es schlug fünf Uhr im Glockenturm des Palais-Royal.

D'Artagnan erkundigte sich nach dem König.

Der König hatte sich, nachdem er mit Herrn Colbert gearbeitet,

zu seiner gewöhnlichen Stunde zu Bette gelegt und schlief noch aller Wahrscheinlichkeit nach.

»Ah!« sagte d'Artagnan, »sie sprach wahr; der König weiß nichts von Allem; wenn er nur die Hälfte von dem, was vorgefallen, wüsste, so ginge zu dieser Stunde im Palais-Royal Alles drunter und drüber.«

XIV.

Wie Ludwig seinerseits die Zeit von halb elf Uhr bis um Mitternacht zugebracht hatte.

Als Ludwig das Gemach der Ehrenfräulein verließ, fand er in seinem Kabinett Colbert, der auf ihn wartete, um seine Befehle für die Zeremonie am andern Tag einzuholen.

Es handelte sich, wie wir erwähnt, um den Empfang von holländischen und spanischen Gesandten.

Ludwig XIV. hatte gewichtige Gründe der Unzufriedenheit gegen Holland. Die Generalstaaten hatten schon wiederholt in ihren Beziehungen zu Frankreich krumme Wege genommen', und ohne sich um einen Bruch zu bekümmern, vernachlässigten sie abermals das Bündnis mit dem allerchristlichsten König, um allerlei Intrigen mit Spanien anzuspinnen.

Ludwig XIV. fand bei seiner Thronbesteigung, das heißt bei dem Tod von Mazarin diese politische Frage gleichsam angelegt.

Sie war schwierig zu lösen für einen jungen Mann, doch da damals die ganze Nation im König bestand, so fand sich der Körper bereit, Alles auszuführen, was der Kopf beschloß.

Ein wenig Zorn, die Reaktion eines jungen und lebhaften Blutes im Gehirn genügte, um eine alte politische Linie zu verändern und ein neues System zu schaffen.

Die Rolle der Diplomaten in jener Zeit beschränkte sich darauf, daß sie unter sich die Staatsstreiche anordneten, deren ihre Souverains bedürfen konnten.

Ludwig XIV. war nicht in einer Verfassung des Geistes, die ihm eine gescheite Politik zu diktieren vermochte.

Noch aufgeregert von dem Streite, den er mit la Vallière gehabt hatte, irrte er in seinem Kabinett umher, ganz von dem Wunsche erfüllt, Gelegenheit zu finden, einen Lärm zu machen, nachdem er so lange an sich gehalten.

Als Colbert den König eintreten sah, beurteilte er mit einem Blick die Lage der Dinge und begriff die Absichten des Monarchen. Er lavierte.

Sobald der Gebieter fragte, was am andern Tag zu tun sei, sang Colbert mit der Äußerung an, er finde es sonderbar, daß Seine Majestät nicht von Herrn Fouquet auf das Laufende gesetzt worden sei.

»Herr Fouquet kennt die ganze Angelegenheit von Holland,« sagte er; »er empfängt die Korrespondenzen unmittelbar.«

Gewohnt, Colbert Herrn Fouquet anfallen zu hören, ließ der König diesen Hieb vorübergehen, ohne etwas zu erwidern; er hörte nur.

Colbert sah, welche Wirkung er hervorbrachte, beeilte sich, umzudrehen und sagte nur, Fouquet sei indessen nicht so schuldig, als es von vorn herein scheine, in Betracht, daß er in diesem Augenblick sehr in Anspruch genommen werde.

Der König erhob den Kopf und fragte:

»Wie ist er denn in Anspruch genommen?«

»Sire, die Menschen sind nur Menschen, und Herr Fouquet hat seine Fehler bei seinen guten Eigenschaften.«

»Ah! Fehler, wer hat nicht Fehler, Herr Colbert? . . . «

»Eure Majestät hat wohl auch,« erwiderte kühner Weise Colbert, der eine schwere Batterie in einen leichten Tadel zu schleudern wusste, wie der Pfeil, der die Luft trotz seines Gewichtes mit Hilfe von schwachen Federn, die ihn halten, durchschneidet.

Der König lächelte.

»Welchen Fehler hat denn Herr Fouquet?« sagte er.

»Immer denselben, er soll verliebt sein.«

»Verliebt! in wen?«

»Ich weiß nicht genau, ich mische mich wenig in Dinge der Galanterie.«

»Ihr müßt es doch wissen, da Ihr der Sache erwähnt.«

»Ich habe aussprechen hören . . . «

»Was?«

»Einen Namen.«

»Welchen?«

»Ich erinnere mich nicht mehr.«

»Sagt es immerhin.«

»Ich glaube, es ist der von einem der Ehrenfräulein von Madame.«



Der König bebte.

»Ihr wisst mehr, als Ihr sagen wollt, Herr Colbert,« murmelte er.

»Ah! Sire, ich versichere Euch, daß dies nicht der Fall ist.«

»Man kennt sie doch, die Ehrenfräulein von Madame, und wenn man Euch ihre Namen sagt, werdet Ihr vielleicht den finden, welchen Ihr sucht.«

»Nein, Sire.«

»Versucht es.«

»Es wäre vergeblich, Sire. Handelt es sich um den Namen von kompromittierten Damen, so ist mein

Gedächtnis eine eiserne Kiste, deren Schlüssel ich verloren

habe.«

Eine Wolke zog durch den Geist und über die Stirne des Königs hin; dann, da er Herr seiner selbst scheinen wollte, sagte er, den Kopf schüttelnd:

»Gut; wir wollen von der holländischen Sache sprechen.«

»Vor Allem, um welche Stunde will Eure Majestät die Gesandten empfangen?«

»Frühzeitig.«

»Um elf Uhr?«

»Das ist zu spät . . . Um neun Uhr.«

»Das ist zu früh.«

»Bei Freunden ist dies von keiner Bedeutung; bei Feinden aber kann nichts besser sein, als wenn sie sich verletzt fühlen. Ich muß gestehen, es wäre mir nicht unangenehm, mit allen diesen Sumpfvögeln, die mich mit ihrem Geschrei ermüden, ein Ende zu machen.«

»Sire, es soll geschehen, wie Eure Majestät will . . . Um neun Uhr also . . . Ich werde Befehle dem gemäß geben. Ist die Audienz feierlich?«

»Nein. Ich will mich mit ihnen erklären, und nicht die Dinge begiften, wie es in Gegenwart von vielen Leuten immer geschieht; zu gleicher Zeit aber will ich sie in's Klare setzen, daß ich nicht wieder anzufangen habe.«

»Eure Majestät wird die Personen bezeichnen, welche dem Empfang beiwohnen sollen.«

»Ich werde die Liste machen . . . Sprechen wir von diesen Gesandten: was wollen sie?«

»Mit Spanien verbündet, gewinnen sie nichts; mit Frankreich verbündet, verlieren sie viel.«

»Wie so?«

»Mit Spanien verbunden, sehen sie sich von den Besitzungen ihres Bundesgenossen begrenzt und beschützt; sie können dort nicht anbeißen, obgleich sie Lust dazu haben. Von Antwerpen nach Rotterdam ist es auf der Maaß und der Scheide nur ein Schritt. Wollen sie in den spanischen Kuchen beißen, so könnt Ihr, der Schwiegersohn des Königs von Spanien, in zwei Tagen mit der Reiterei nach Brüssel kommen. Es handelt sich also darum,

sich mit Euch zu entzweien und Spanien bei Euch verdächtig genug zu machen, daß Ihr Euch nicht in seine Angelegenheiten mischt.«

»Demnach,« sagte der König, »demnach ist es viel einfacher, ein solides Bündnis mit mir zu schließen, bei dem ich etwas gewinnen würde, während sie Alles dabei gewinnen.«

»Nicht, wenn sie zufällig Euch zum Angrenzer bekämen, denn Eure Majestät ist kein bequemer Nachbar; jung, glühend, kriegerisch, kann der König von Frankreich Holland harte Streiche beibringen, besonders wenn er ihm näher kommt.«



»Ich verstehe vollkommen, Herr Colbert, und das ist gut

erläutert; doch der Schluß, wenn's beliebt?«

»Den Entscheidungen Eurer Majestät gebriecht es nie an Weisheit.«

»Was werden mir die Gesandten sagen'?«

»Sie werden Eurer Majestät sagen, sie wünschen ungemein das Bündnis mit ihr, und das wird eine Lüge sein; sie werden den Spaniern sagen, die drei Mächte müssen sich gegen die Wohlfahrt von England verbinden, und das wird auch eine Lüge sein, denn der natürliche Verbündete Eurer Majestät ist heute England, das Schiffe hat, wenn Ihr keine habt; es ist England, das die Macht der Holländer in Indien aufwiegen kann; es ist endlich England, ein monarchisches Land, wo Eure Majestät verwandtschaftliche Verbindungen hat!«

»Gut, aber was würdet Ihr antworten?«

»Ich würde mit einer Mäßigung sonder Gleichen antworten, Holland sei nicht vollkommen gestimmt für den König von Frankreich. Die Symptome des öffentlichen Geistes seien beunruhigend für Eure Majestät; es seien gewisse Münzen mit beleidigenden Devisen geschlagen worden.«

»Beleidigend für mich!« rief der exaltierte junge König.

»Oh! nein. Sire, nein; ich habe mich geirrt, beleidigend ist nicht das richtige Wort. Ich wollte sagen, über die Maßen schmeichelhaft für die Holländer.«

»Oh! wenn dem so ist, was liegt mir an der Hoffart der Holländer!« sagte der König seufzend.

»Eure Majestät hat tausendmal Recht. Doch es ist, der König weiß dies besser als ich, nie ein Übel in der Politik, ungerecht zu sein, um eine Einräumung zu erlangen. Beklagt sich Eure Majestät empfindlich über die Holländer, so wird sie ihnen nur um so ansehnlicher erscheinen.«

»Was ist das mit den Münzen?« fragte Ludwig; »denn wenn ich davon spreche, so muß ich doch wissen, was ich zu sagen habe.«

»Meiner Treue! Sire, ich weiß es nicht genau . . . irgend eine übertriebene Devise . . . Das ist der Sinn . . . Die Worte tun nichts zur Sache.«

»Gut, ich spreche das Wort Münze aus, und sie werden es verstehen, wenn sie wollen.«

»Oh! sie werden verstehen. Eure Majestät kann auch ein paar Worte von gewissen Pamphleten, die im Umlauf sind, einschlüpfen lassen.«

»Nie. Die Pamphlete beschmutzen diejenigen, welche sie schreiben, viel mehr, als die, gegen welche man sie schreibt. Herr Colbert, ich danke Euch. Ihr könnt Euch entfernen.«

»Sire . . . «

»Gott befohlen. Vergeßt nicht die Stunde, und seid da.«

»Sire! ich erwarte die Liste von Eurer Majestät.«

»Es ist wahr.«

Der König fing an zu träumen; er dachte gar nicht mehr an diese Liste. Es schlug halb zwölf Uhr.

Man sah im Antlitz des Fürsten den furchtbaren Kampf des Stolzes.

Die politische Unterredung hatte viel Zorn bei Ludwig getilgt, und das bleiche entstellte Gesicht von la Vallière sprach zu seiner Einbildungskraft eine ganz andere Sprache, als die holländischen Münzen und die batavischen Pamphlete.

Er verweilte zehn Minuten bei der Frage an sich selbst, ob er zu la Vallière zurückkehren oder nicht zurückkehren sollte; als aber Colbert ehrerbietig an die Liste mahnte, errötete der König, daß er an die Liebe dachte, während die Staatsangelegenheiten geboten.

Er diktierte also:

»Die Königin Mutter.

»Die Königin.

»Madame.

»Frau von Motteville.

»Fräulein von Chatillon.

»Frau von Navailles.«

Und von Männern:

»Monsieur.

»Der Herr Prinz.

»Herr von Grammont.

»Herr von Manicamp.

»Herr von Saint-Aignan.

»Und die Officianten vom Dienst.«

»Die Minister?« fragte Colbert.

»Das versteht sich von selbst, und die Sekretäre.«

»Sire, ich werde Alles anordnen: die Befehle sollen morgen vollzogen sein.«

»Sagt heute,« erwiderte Ludwig mit traurigem Tone.

Es schlug Mitternacht.

Dies war die Stunde, wo die arme la Vallière vor Kummer und Schmerzen verging.

Die Bedienung des Königs trat zu seinem Schlafengehen ein. Die Königin wartete seit einer Stunde.

Der König begab sich mit einem Seufzer zu ihr, doch während er seufzte, wünschte er sich Glück zu seinem Mut. Er spendete sich Beifall, daß er fest sei in der Liebe, wie in der Politik.

XV.

Die Gesandten.

D'Artagnan hatte beinahe Alles erfahren, was wir mitgeteilt, denn er zählte zu seinen Freunden alle nützliche Leute des Hauses, willfährige Diener, welche stolz darauf waren, vom Capitän der Musketiere begrüßt zu werden, denn der Kapitän war eine Macht; dann, abgesehen vom Ehrgeiz, stolz darauf, daß sie bei einem so tapferen Mann, wie d'Artagnan, etwas galten.

D'Artagnan ließ sich so jeden Morgen von Allem unterrichten, was er am Tage vorher nicht selbst hatte sehen oder in Erfahrung bringen können, da er kein Ubiquist war, dergestalt, daß er aus dem, was er jeden Tag selbst gesehen, und aus dem, was er durch Andere erfahren, ein Bündel machte, das er, wenn das Bedürfnis eintrat, aufknüpfte, um die Waffe daraus zu nehmen, die er gerade für notwendig erachtete.

So leisteten d'Artagnan seine zwei Augen denselben Dienst, wie Argus seine hundert.

Politische Geheimnisse, Gassengeheimnisse, Worte, die den Höflingen beim Ausgang aus dem Vorzimmer entschlüpft, Alles wusste d'Artagnan, und Alles schloß er in das weite und undurchdringliche Grab seines Gedächtnisses neben so teuer erkaufte und so treu bewahrte königliche Geheimnisse.

Er wusste also die Zusammenkunft mit Colbert; er wusste den Empfang, der am Morgen den Gesandten gewährt werden, daß dabei von den Münzen die Rede sein sollte; und während er das Gespräch ans den paar Worten, die zu ihm gelangt, wieder aufbaute, begab er sich an seinen Posten in den Gemächern, um in dem Augenblick, wo der König erwachen würde, anwesend zu sein. ^

Der König erwachte sehr frühzeitig, was bewies, daß er seinerseits auch schlecht geschlafen hatte. Gegen sieben Uhr öffnete er sachte seine Türe.

D'Artagnan war auf seinem Posten.

Seine Majestät sah bleich aus und schien angegriffen; überdies

war seine Toilette nicht vollendet.

»Laßt Herrn von Saint-Aignan rufen,« sagte der König.

Saint-Aignan erwartete ohne Zweifel, man würde ihn rufen, denn als man zu ihm kam, war er ganz angekleidet.

Saint-Aignan beeilte sich, zu gehorchen, und begab sich zum König.

Einen Augenblick nachher entfernte sich der König mit Saint-Aignan; der König ging voraus.

D'Artagnan stand an einem Fenster, das nach den Höfen ging er brauchte sich also nicht von der Stelle zu bewegen, um dem König mit den Augen zu folgen. Es war, als hätte er zum Voraus erraten, wohin der König gehen würde.

Der König ging zu den Ehrenfräulein.

Darüber wunderte sich d'Artagnan nicht. Er vermutete, obgleich la Vallière ihm nichts gesagt hatte, der König habe ein Unrecht wieder gut zu machen.

Saint-Aignan folgte ihm wie am Tage vorher, jedoch etwas weniger unruhig, etwas weniger ängstlich, denn er hoffte, um sieben Uhr Morgens werden nur er und der König unter den erhabenen Gästen des Schlosses wach sein.

D'Artagnan stand sorglos und ruhig am Fenster. Man hätte geschworen, er sähe nichts und er wüsste durchaus nicht, wer die Abenteurer, die, in ihre Mäntel gehüllt, den Hof durchschritten.

Während aber d'Artagnan dieses Aussehen hatte, verlor er sie nicht aus dem Blick, und während er leise den alten Marsch der Musketiere piff, dessen er sich nur bei großen Veranlassungen erinnerte, erriet und berechnete er zum Voraus den ganzen Sturm von Geschrei und Zornausbrüchen, der sich bei der Rückkehr erheben sollte.

Der König, als er bei la Vallière eintrat und das Zimmer leer, das Bett unberührt fand, fing wirklich an zu erschrecken und rief Montalais.

Montalais lief herbei, doch ihr Erstaunen war dem des Königs gleich.

Alles, was sie dem König sagen konnte, war, daß sie la Vallière einen Teil der Nacht habe weinen hören, doch da sie gewußt, daß der König da gewesen, so habe sie es nicht gewagt, sich nach der

Ursache zu erkundigen.

»Aber wohin glaubt Ihr denn, daß sie gegangen?« fragte der König.

»Sire,« erwiderte Montalais, »Louise ist eine sehr empfindsame Person, und oft habe ich sie bei Tagesanbruch aufstehen und in den Garten gehen sehen; vielleicht ist sie diesen Morgen dort.

Die Sache kam dem König wahrscheinlich vor, und er ging sogleich hinab, um nach dem Flüchtling zu forschen.

D'Artagnan sah ihn bleich und in lebhaftem Gespräch mit seinem Begleiter erscheinen. Er wandte sich nach den Gärten. Saint-Aignan folgte ihm ganz atemlos. D'Artagnan rührte sich nicht von seinem Fenster; er piff beständig und hatte den Anschein, als sähe er nichts, während er Alles sah.

»Ah! ah!« sagte er, als der König verschwunden war, »die Leidenschaft Seiner Majestät ist stärker, als ich glaubte; er tut da, wie mir scheint, Dinge, die er für Fräulein von Mancini nicht getan hätte.«

Der König kam nach einer Viertelstunde zurück; er hatte überall gesucht und war außer Atem.

Es versteht sich von selbst, daß er nichts gefunden.

Saint-Aignan folgte ihm; er fächelte sich mit seinem Hut und erkundigte sich bei den ersten den besten Dienern, bei Allen, denen er begegnete.

Manicamp fand sich auf seinem Wege. Manicamp kam in kleinen Märschen von Fontainebleau; wozu Andere sechs Stunden gebraucht, dazu hatte er vier- und zwanzig gebraucht.

»Habt Ihr Fräulein de la Vallière gesehen?« fragte Saint-Aignan.

Worauf Manicamp, stets träumerisch und zerstreut, im Glauben, man spreche von Guiche, erwiderte:

»Ich danke, es geht dem Grafen besser.«

Und er ging weiter bis zum Vorzimmer, wo er d'Artagnan traf, den er um Erläuterung über die bestürzte Miene bat, die er am König wahrzunehmen geglaubt hatte.

D'Artagnan antwortete ihm, er habe sich getäuscht, der König sei im Gegenteil von einer tollen Heiterkeit.

Mittlerweile schlug es acht Uhr.

Der König nahm gewöhnlich um diese Zeit sein Frühstück.

Es war im Codex der Etiquette festgestellt, der König habe immer um acht Uhr Hunger.

Er ließ auf einem Tischchen in seinem Schlafzimmer auftragen und aß hurtig.

Saint-Aignan, von dem er sich nicht trennen wollte, hielt ihm die Serviette.

Dann fertigte er einige militärische Audienzen ab.

Während dieser Audienzen schickte er Saint-Aignan auf Entdeckungen aus.

Immer besorgt, immer ängstlich, immer auf die Rückkehr von Saint-Aignan lauernd, der alle seine Leute hatte ins Feld rücken lassen und selbst darein gerückt war, erreichte der König neun Uhr.

Auf den Schlag neun Uhr begab er sich in sein großes Kabinett.

Die Gesandten traten auch auf den ersten Schlag von neun Uhr ein.

Auf den letzten Schlag erschienen die Königinnen und Madame.

Die Gesandten waren drei für Holland, zwei für Spanien.

Der König warf einen Blick auf sie und grüßte.

In diesem Augenblick trat auch Saint-Aignan ein.

Es war dies für den König ein viel wichtigerer Eintritt, als der der Gesandten, wie groß auch ihre Zahl und von welchem Lande sie kommen mochten.

Der König machte auch vor Allem Saint-Aignan ein fragendes Zeichen, worauf dieser durch eine entschiedene Verneinung antwortete.

Der König hätte beinahe allen Mut verloren, da aber die Königinnen, die Großen des Reiches und die Gesandten die Augen auf ihn richteten, so strengte er sich gewaltig an und lud die letzteren ein, zu sprechen.

Hierauf hielt einer von den spanischen Abgeordneten eine lange Rede, in der er die Vorteile des spanischen Bündnisses anpries.

Der König unterbrach ihn mit den Worten:

»Mein Herr, ich hoffe, daß das, was für Frankreich gut ist, für Spanien sehr gut sein muß.«

Dieses Wort und besonders die peremptorische Weise, in der es ausgesprochen wurde, machten die Gesandten erbleichen und die zwei Königinnen erröten, die sich, beide Spanierinnen, in ihrem Verwandtschafts- und Nationalitätsstolz durch die Antwort verletzt fühlten.

Der holländische Gesandte nahm ebenfalls das Wort und beklagte sich über vorgefaßte Ansichten, die der König gegen die Regierung seines Landes offenbare.

Der König unterbrach ihn:

»Mein Herr, es ist sonderbar, daß Ihr Euch beklagt, während ich Grund habe, mich zu beklagen, und es, wie Ihr seht, doch nicht tue.«

»Euch beklagen, Sire?« fragte der Holländer, »über welche Verletzung?«

Der König lächelte voll Bitterkeit und sprach:

»Werdet Ihr mich zufällig tadeln, daß ich einen Unwillen gegen eine Regierung hege, welche öffentliche Beleidiger autorisiert und beschützt?«

»Sire!«

»Ich sage Euch,« fuhr der König fort, der sich viel mehr durch seinen eigenen Ärger, als durch die politische Frage aufreizte, »ich sage Euch, daß Holland ein Land der Zuflucht für Jeden ist, der mich haßt, und besonders für Jeden, der mich beleidigt!«

»Ah! Sire! . . . «

»Ah! Beweise, nicht wahr? Nun wohl! man wird leicht Beweise haben. Woher entstehen die unverschämten Pamphlete, die mich als einen Monarchen ohne Würde und Ansehen darstellen? Eure Pressen seufzen darunter. Wenn ich meine Sekretäre da hätte, würde ich Euch die Titel der Werke mit den Namen der Drucker nennen.«

»Sire,« erwiderte der Gesandte, »ein Pamphlet kann nicht das Werk einer Nation sein. Entspricht es der Billigkeit, daß ein großer König, wie Euer Majestät, ein großes Volk für das Verbrechen einiger Wahnsinnigen, welche Hungers sterben, verantwortlich macht?«

»Gut; ich gebe Euch das zu, mein Herr. Aber wenn die Münze von Amsterdam Medaillen zu meiner Schmach schlägt, ist das auch das Verbrechen einiger Wahnsinnigen?«

»Medaillen!« stammelte der Gesandte.

»Medaillen!« wiederholte der König, Colbert anschauend.

»Eure Majestät mußte sehr sicher sein . . . « stammelte der Holländer.

Der König schaute beständig Colbert an; doch Colbert sah aus, als begriffe er nicht, und schwieg trotz der Aufforderung des Königs.

Da näherte sich d'Artagnan, zog aus seiner Tasche eine Münze, reichte sie dem König und sprach:

»Das ist die Münze, die Eure Majestät sucht.«

Der König nahm sie.

Da konnte er mit dem Auge, das, seitdem er wirklich Gebieter, nur geschweht hatte, da konnte er, sagen wir, ein freches Bild Holland darstellend, das wie Josua die Sonne stille stehen machte, mit dem Spruche sehen:

In conspectu meo stetit sol.

»Bei meinem Anblick stand die Sonne still!« rief der wütende König. »Ah! Ihr werdet hoffentlich nicht mehr leugnen!«

»Und die Sonne ist diese,« sagte d'Artagnan.

Und er bezeichnete auf allen Feldern des Kabinetts die Sonne, das vielfältige und glänzende Emblem, das überall seine stolze Devise:

Nec pluribus impar.

ausbreitete.

Genährt durch die Stiche seines inneren Schmerzes, bedurfte der Zorn des Königs nicht diese Aufregung, um Alles zu verschlingen. Man sah in seinen Augen die Gluth eines heftigen Kampfes, der dem Ausbruche nahe war.

Ein Blick von Colbert fesselte den Sturm.

Der Gesandte wagte Entschuldigungen.

Er sagte, aus der Eitelkeit der Völker lasse sich keine Folgerung ableiten. Holland sei stolz darauf, daß es mit so geringen Mitteln seinen Rang als große Nation selbst gegen große Könige

behauptet, und wenn ein wenig Rauch seine Landsleute berauscht habe, so werde der König gebeten, diese Trunkenheit zu entschuldigen.«

Der König schien zu suchen. Er schaute Colbert an, der unempfindlich blieb. Dann d'Artagnan.

D'Artagnan zuckte die Achseln.

Diese Bewegung war eine aufgezugene Schleuse, durch die sich der so lange zurückgehaltene Zorn des Königs entfesselte.

Jeder beobachtete ein düsteres Stillschweigen, da Keiner wusste, wie weit dieser Zorn Ludwig fortreißen würde.

Der zweite Gesandte benützte das Stillschweigen, um seine Entschuldigungen zu beginnen.

Während er sprach und der König, allmählig wieder in seine persönliche Träumerei versunken, auf diese Stimme voll Bangigkeit horchte, wie ein zerstreuter Mensch auf das Gemurmel eines Wasserfalls horcht, näherte sich d'Artagnan, der zu seiner Linken Saint-Aignan hatte, diesem und sprach mit einer Stimme, die er vollkommen berechnete, daß sie das Ohr des Königs treffen mußte:

»Habt Ihr die Kunde vernommen, Graf?«

»Welche Kunde?«

»Die Kunde von la Vallière?«

Der König bebte und machte unwillkürlich einen Schritt gegen die zwei Redenden.

»Was ist denn la Vallière geschehen?« fragte Saint-Aignan mit einem Tone, den man sich leicht einbilden kann.

»Ah! die Arme!« erwiderte d'Artagnan, »sie ist in ein Kloster getreten.

»In ein Kloster!« rief Saint-Aignan.

»In ein Kloster!« rief der König mitten unter der Rede des Gesandten.

Dann faßte er sich wieder unter der Herrschaft der Etiquette, horchte aber fortwährend.

»In welches Kloster?«

»In das Kloster der Karmeliterinnen in Chaillot.«

»Woher des Teufels wisst Ihr das?«

»Von ihr selbst.«

»Ihr habt sie gesehen?«

»Ich habe sie zu den Karmeliterinnen geführt.«

Dem König entging nicht ein Wort.

»Aber warum diese Flucht?« fragte Saint-Aignan.

»Weil das arme Mädchen gestern vom Hofe weggejagt worden ist,« erwiderte d'Artagnan.

Er hatte nicht sobald dieses Wort von sich gegeben, als der König eine Gebärde voll Hoheit machte und zu dem Gesandten sprach:

»Genug, mein Herr, genug.«

Dann trat er auf Saint-Aignan zu und rief:

»Wer sagt, la Vallière sei in das Kloster gegangen?«

»Herr d'Artagnan,« antwortete der Günstling.

»Ist das, was Ihr sagt, wahr?« fragte der König den Musketier.

»Wahr wie die Wahrheit.«

Der König ballte die Fäuste und erbleichte.

»Ihr habt noch etwas beigefügt, Herr d'Artagnan?« sagte er.

»Ich weiß es nicht mehr, Sire.«

»Ihr habt beigefügt, la Vallière sei vom Hofe weggejagt worden.«

»Ja, Sire.«

»Ist dies abermals wahr?«

»Erkundigt Euch, Sire.«

»Durch wen?«

»Ah!« machte d'Artagnan, wie ein Mensch, der sich verwirft.

Der König sprang auf und ließ Gesandte, Minister, Höflinge und Politik bei Seite.

Die Königin-Mutter erhob sich ebenfalls; sie hatte Alles gehört, oder das, was sie nicht gehört, erraten.

Ohnmächtig vor Zorn und Angst, versuchte es Madame wie die Königin-Mutter aufzustehen, aber sie fiel wieder auf ihr Fauteuil nieder, das sie durch eine instinctartige Bewegung rückwärts rollen machte.

»Meine Herren,« sprach der König, »die Audienz ist zu Ende;

ich werde meine Antwort oder vielmehr meinen Willen Spanien und Holland zu wissen tun.«

Und mit einer gebieterischen Gebärde entließ er die Gesandten.

»Nehmt Euch in Acht, mein Sohn,« sagte die Königin-Mutter voll Entrüstung, »nehmt Euch in Acht, Ihr seid nicht recht Herr über Euch.«

»Ah! Madame,« brüllte der junge Löwe mit einer furchtbaren Gebärde, »wenn ich nicht Herr über mich bin, so werde ich es doch, dafür stehe ich Euch, über diejenigen sein, welche mich verletzen; kommt mit mir, Herr d'Artagnan, kommt.«

Und er verließ den Saal unter dem Erstaunen und Schrecken Aller . . .

Der König stieg die Treppe hinab und schickte sich an, den Hof zu durchschreiten.

»Sire,« sagte d'Artagnan, »Eure Majestät irrt sich im Wege.«

»Nein, ich gehe nach den Ställen.«

»Unnötig, Sire, ich habe Pferde für Eure Majestät bereit.«

Der König antwortete seinem Diener nur durch einen Blick, doch dieser Blick versprach mehr, als der Ehrgeiz von drei d'Artagnan zu hoffen gewagt hätte.

XVI.

Chaillot.

Obgleich man sie nicht gerufen, folgten doch Manicamp und Malicorne dem König und d'Artagnan.

Das waren zwei sehr verständige Menschen; nur kam Malicorne oft zu frühe aus Ehrgeiz; Manicamp kam oft zu spät aus Trägheit.

Diesmal kamen sie zu rechter Zeit.

Fünf Pferde standen bereit. Zwei benützten der König und d'Artagnan; zwei Manicamp und Malicorne; das fünfte ritt ein Page vom Stall.

Die ganze Cavalcade entfernte sich im Galopp.

D'Artagnan hatte wirklich die Pferde selbst ausgewählt, wahre Pferde für ängstlich besorgte Liebende, Pferde, welche nicht liefen, sondern flogen.

Zehn Minuten nach dem Abgang kam die Cavalcade unter der Form eines Staubwirbels in Chaillot an.

Der König warf sich buchstäblich von seinem Pferde. Aber so rasch er dieses Manoeuvre vollführt hatte, stand doch d'Artagnan am Zügel seines Rosses.

Der König machte dem Musketier ein Zeichen des Dankes und schleuderte dem Pagen die Zügel an den Arm.

Er stürzte in das Vorhaus, stieß heftig die Türe auf und trat in das Sprachzimmer ein.

Manicamp, Malicorne und der Page blieben außen; d'Artagnan folgte ihm.

Als der König in das Sprachzimmer eintrat, war der erste Gegenstand, der ihm in's Auge fiel, Louise, nicht auf den Knien, sondern liegend am Fuße eines großen steinernen Kruzifixes.

La Vallière war auf den feuchten Platten ausgestreckt und kaum sichtbar in der Dunkelheit dieses Saales, der das Tageslicht nur durch ein schmales, vergittertes und ganz von Schlingpflanzen bedecktes Gitter empfing

Sie war allein, leblos, kalt wie der Stein, auf dem ihr Körper

ruhte.

Als er sie erblickte, glaubte der König, sie wäre tot, und stieß einen furchtbaren Schrei aus, der d'Artagnan herbeilaufen machte.

Der König hatte schon einen Arm um ihren Leib geschlungen. D'Artagnan half dem König die arme Frau aufheben, welche schon die Erstarrung des Todes ergriffen hatte.

Der König nahm sie ganz in seine Arme, erwärmte mit seinen Küssen ihre Hände und ihre eiskalten Schläft

D'Artagnan hing sich an die Glocke des Turmes.

Da liefen die Schwestern Karmeliterinnen herbei.

Die frommen Jungfrauen stießen Schreie des Ärgernisses beim Anblick dieser Männer aus, welche ein weibliches Wesen in ihren Armen hielt.

Die Superiorin lief auch herbei.

Doch eine weltlichere Frau, als die übrigen Frauen des Klosters, trotz ihrer Strenge, erkannte sie mit dem ersten Blick den König an der Ehrfurcht, die ihm die Anwesenden bezeigten, so wie an der gebieterischen Miene, mit der er die ganze Gemeinde niederschmettete.

Beim Anblick des Königs zog sie sich in ihr Zimmer zurück, was ein Mittel war, ihre Würde nicht zu gefährden.

Aber sie schickte durch die Nonnen alle Arten von herzstärkenden Tränken, Königin von Ungarn-Wasser, Melisengeist u.s.w. und befahl überdies, die Türe zu schließen.

Es war die höchste Zeit: der Schmerz des Königs wurde geräuschvoll und verzweifelt.

Der König schien entschlossen, seinen Arzt rufen zu lassen, als la Vallière ins Leben zurückkehrte.

Das Erste, was sie erblickte, sobald sie die Augen wieder eröffnete, war der König zu ihren Füßen. Ohne Zweifel erkannte sie ihn nicht; denn sie gab einen schmerzlichen Seufzer von sich.

Ludwig bedeckte sie mit einem gierigen Blick.

Endlich hefteten sich ihre umherirrenden Augen auf den König.

Sie erkannte ihn und machte einen schwachen Versuch, sich seinen Armen zu entreißen.

»Wie!« murmelte sie, »das Opfer ist also noch nicht vollbracht?«

»Oh! nein, nein,« rief der König, »es wird nicht vollbracht werden, das schwöre ich Euch!«

Sie erhob sich schwach und ganz gelähmt, wie sie war.

»Es muß sein,« sprach sie, »es muß sein, haltet mich nicht zurück.«

»Ich soll es gestatten, daß Ihr Euch opfert, ich!« rief Ludwig.
»Nie! nie!«

»Da ist es gut, wegzugehen,« murmelte d'Artagnan. »Sobald sie zu sprechen anfangen, wollen wir ihnen die Ohren ersparen.«

D'Artagnan entfernte sich, die zwei Liebenden blieben allein.

»Sire,« fuhr la Vallière fort, »ich flehe Euch an, kein Wort mehr; zertrümmert nicht die einzige Zukunft, auf die ich hoffe, das heißt mein Seelenheil, nicht Eure ganze Zukunft, das heißt Euren Ruhm, einer Laune wegen.«

»Eine Laune!« rief der König.

»Oh! Sire, nun sehe ich klar in Eurem Herzen.«

»Ihr, Louise?«

»Oh! ja, ich.«

»Erklärt Euch.«

»Eine unbegreifliche, unvernünftige Hinreißung kann Euch für den Augenblick als eine genügende Entschuldigung erscheinen, aber Ihr habt Pflichten, die mit Eurer Liebe für ein armes Mädchen unverträglich sind. Vergeßt mich!«

»Ich Euch vergessen!«

»Es ist schon geschehen!«

»Eher sterben.«

»Sire, Ihr könnt diejenige nicht lieben, welche Ihr so grausam, wie Ihr es getan, heute Nacht zu töten eingewilligt habt.«

»Was sagt Ihr mir da? Erklärt Euch.«

»Sprecht, was habt Ihr gestern von mir verlangt? daß ich Euch liebe. Was habt Ihr mir im Austausch versprochen? nie eine Nacht vorübergehen zu lassen, ohne mir eine Versöhnung anzubieten, wenn Ihr erzürnt gegen mich gewesen.«

»Oh! verzeiht, verzeiht, Louise! ich war wahnsinnig vor

Eifersucht.«

»Sire, die Eifersucht ist ein schlechter Gedanke, der wieder entsteht, wie der Lolch, wenn man ihn abgeschnitten hat; Ihr werdet abermals eifersüchtig sein und mich vollends töten. Seid so mitleidig, mich sterben zu lassen.«

»Noch ein Wort wie dieses, mein Fräulein, und Ihr seht mich zu Euren Füßen verscheiden.«

»Nein, nein, Sire, ich weiß besser als Ihr, was ich wert bin. Glaubt mir, und Ihr werdet Euch nicht um einer Unglücklichen willen, welche alle Welt verachtet, verderben.«

»Oh! nennt mir diejenigen, welche Ihr anschuldigt, nennt mir sie.«

»Ich habe mich über Niemand zu beklagen, Sire, ich schulde nur mich an. Gott befohlen, Sire, Ihr gefährdet Eure Würde, wenn Ihr so mit mir sprecht.«

»Nehmt Euch in Acht, indem Ihr so zu mir sprecht, gebt Ihr mich der Verzweiflung preis, nehmt Euch in Acht!«

»Oh! Sire, Sire, laßt mich mit Gott, Ich flehe Euch an.«

»Ich werde Euch selbst Gott entreißen,« »Zuvor aber,« rief das arme Kind, »zuvor entreißt mich den unbändigen Feinden, die sich an meinem Leben und an meiner Ehre vergreifen wollen. Habt Ihr Kraft genug, um mich zu lieben, so habet auch Macht genug, um mich zu beschützen; doch nein, diejenige, welche Ihr liebt, beleidigt man, verhöhnt man, jagt man fort.«

Und durch ihren Schmerz gezwungen, anzuklagen, rang das harmlose Kind unter heftigem Schluchzen die Hände.

»Man hat Euch fortgejagt!« rief der König; »das ist das zweite Mal, daß ich dieses Wort höre.«

»Schmachvoll, Sire. Ihr seht wohl, ich habe keinen andern Beschützer mehr, als Gott, keinen andern Trost mehr, als das Gebet, keine andere Zufluchtsstätte, als das Kloster.«

»Ihr werdet meinen Palast, Ihr werdet meinen Hof haben. Oh! befürchtet nichts mehr; diejenigen, welche Euch gestern fortgejagt haben, werden morgen vor Euch zittern; was sage ich, morgen? vor einer Stunde schon habe ich gescholten, gedroht. Ich kann den Blitz losbrechen lassen, den ich noch zurückhalte. Louise! Louise! Ihr sollt grausam gerächt werden. Blutige Tränen sollen

Eure Zähren bezahlen. Nennt mir nur Eure Feinde.«

»Nie! nie!«

»Wie soll ich sie dann schlagen?«

»Sire, diejenigen, welche Ihr schlagen müßtet, würden Eure Hand zurückweichen machen.«

»Oh! Ihr kennt mich nicht!« rief Ludwig außer sich. »Eher, als ich zurückwiche, würde ich mein Königreich verbrennen und meine Familie verfluchen. Ja, ich würde sogar diesen Arm schlagen, wäre dieser Arm feig genug, nicht Alles zu vernichten, was sich zum Feind des sanftesten der Geschöpfe gemacht hat.«

Indem er diese Worte sprach, schlug Ludwig wirklich heftig mit der Faust an den eisernen Verschlag, der ein dumpfes Gemurmel von sich gab.

La Vallière erschrak. Der Zorn dieses allmächtigen jungen Mannes hatte etwas Eindrucksvolles, Unheilschwangeres, weil er wie der des Sturmes tödlich sein konnte.

Sie, deren Schmerz nicht seines Gleichen zu haben glaubte, wurde besiegt durch diesen Schmerz, der in Drohung und Heftigkeit ausbrach.

»Sire,« sprach sie, »zum letzten Mal flehe ich Euch an, entfernt Euch; schon hat mich die Stille dieses einsamen Ortes gestärkt, ich fühle mich ruhiger unter der Hand Gottes; Gott ist ein Beschützer, vor dem alle kleine menschliche Bosheiten fallen. Sire, noch einmal, laßt mich mit Gott.«

»Nun denn!« rief Ludwig, »sagt offenherzig, daß Ihr mich nie geliebt habt, sagt, daß meine Demut, daß meine Reue Eurem Stolze schmeicheln, daß Ihr Euch aber nicht über meinen Schmerz betrübt. Sagt, der König von Frankreich sei für Euch nicht mehr ein Geliebter, dessen Zärtlichkeit Euer Glück machen konnte, sondern ein Despot, dessen Laune auch die letzte Fiber der Empfindlichkeit in Euren Herzen zerrissen habe. Sagt nicht, Ihr sucht Gott, sagt, Ihr flieht den König. Nein, Gott ist nicht mitschuldig an unbeugsamen Entschlüssen; Gott läßt die Buße und die Reue zu; er verzeiht, er will, daß man liebe.«

Louise krümmte sich vor Schmerz, als sie diese Worte hörte, welche die Flamme bis in die Tiefe ihrer Adern strömen machten.

»Ihr habt also nicht gehört?« sagte sie.

»Was?«

»Ihr habt nicht gehört, daß ich fortgejagt, verachtet, verächtlich bin?«

»Ich werde Euch zur Geachtetsten, zur Angebetetsten, zur Beneidetsten meines Hofes machen.«

»Beweist mir, daß Ihr nicht aufgehört habt, mich zu lieben.«

»Wie?«

»Flieht mich.«

»Ich werde es Euch dadurch beweisen, daß ich Euch nicht mehr verlasse.«

»Glaubt Ihr denn, ich werde das dulden, Sire? glaubt Ihr, ich werde Euch Eurer ganzen Familie den Krieg erklären lassen? glaubt Ihr, ich werde Euch meinetwegen Mutter, Frau und Schwägerin zurückstoßen lassen?«

»Ah! endlich habt Ihr sie genannt, sie sind es, die das Böse getan! Beim allmächtigen Gott, ich werde sie bestrafen!«

»Und darum erschreckt mich die Zukunft, darum weise ich Alles zurück, darum will ich nicht, daß Ihr mich rächt. Mein Gott, genug der Tränen, genug der Schmerzen, genug der Klagen! Oh! nie werde ich irgend Jemand Klagen, Tränen oder Schmerzen kosten. Ich habe zu viel geseufzt, geweint und gelitten.«

»Und *meine* Tränen, *meine* Schmerzen, *meine* Klagen, zählt Ihr sie für nichts?«

»Sprecht nicht so mit mir, Sire, in des Himmels Namen! in des Himmels Namen, sprecht nicht so mit mir. Ich bedarf meines ganzen Mutes, um das Opfer zu vollbringen.«

»Louise! Louise! ich flehe Dich an! gebiete, befiehl, räche Dich oder verzeih', aber verlasse mich nicht.«

»Ach! wir müssen uns trennen, Sire.«

»Du liebst mich also nicht?«

»Oh! Gott weiß es.«

»Lüge! Lüge!«

»Oh! wenn ich Euch nicht liebte, Sire, ließe ich Euch gewähren, ließe ich mich hinreißen; ich nähme im Austausch für die Beleidigung, die man mir zugefügt, den süßen Triumph des Stolzes an, den Ihr mir bietet, während ich, Ihr seht es wohl, nicht

einmal die süße Entschädigung Eurer Liebe will, Eurer Liebe, die doch mein Leben ist, da ich sterben wollte, weil ich glaubte, Ihr liebt mich nicht mehr.«

»Nun wohl! ja, ja, ich weiß es jetzt, ich erkenne es zu dieser Stunde, Ihr seid die frommste, die verehrungswürdigste der Frauen, Niemand ist so wie Ihr nicht nur meiner Liebe und meiner Achtung, sondern auch der Achtung und Liebe Aller würdig. Keine wird auch so geliebt sein, wie Ihr, Louise! Keine wird die Herrschaft über mich haben, wie Ihr sie habt. Ja, ich schwöre es Euch, ich würde in diesem Augenblick die Welt wie Glas zerbrechen, wäre mir die Welt hinderlich. Ihr befiehlt mir, mich zu beruhigen, zu verzeihen; es sei, ich werde mich beruhigen. Ihr wollt durch die Sanftmut, durch die Milde regieren, ich werde sanft und milde sein. Schreibt mir nur mein Benehmen vor, ich werde gehorchen.«

»Mein Gott, was bin ich denn, ich armes Mädchen, um einem König wie Ihr eine Silbe zu diktieren!«

»Ihr seid mein Leben und meine Seele. Regiert die Seele nicht den Körper?«

»Oh! Ihr liebt mich also, mein teurer Sire?«

»Auf den Knien, mit gefalteten Händen, mit allen Kräften, die Gott in mich gelegt hat. Ich liebe Euch genug, um Euch mein Leben zu geben, wenn Ihr ein Wort sagt.«

»Ihr liebt mich?«

»Oh! ja.«

»Dann habe ich nichts mehr auf der Welt zu wünschen. Eure Hand, Sire, und sagen wir uns Lebewohl. Ich habe in diesem Leben alles Glück gehabt, das mir beschieden.«

»Oh! nein. Dein Glück ist nicht gestern, es ist heute, es ist morgen, es ist immer. Dir die Zukunft, Dir Alles, was mir gehört. Nicht mehr diese Trennungsgedanken, nicht mehr diese finstere Verzweiflung; die Liebe ist unser Gott, sie ist das Bedürfnis unserer Seelen. Du wirst für mich leben, wie ich für Dich leben werde.«

Nachdem der König so gesprochen, warf er sich vor ihr nieder und küßte ihre Knie mit unaussprechlichen Entzückungen der Freude und der Dankbarkeit.

»Oh! Sire, Sire, dies Alles ist ein Traum!«

»Warum ein Traum?«

»Weil ich nicht an den Hof zurückkehren kann. Verbannt, wie Euch wiedersehen? Ist es nicht besser, in das Kloster zu gehen? um hier im Balsam Eurer Liebe die letzten Ergüsse Eures Herzens und Euer letztes Geständnis zu begraben?«

»Verbannt, Ihr?« rief Ludwig XIV.; »und wer verbannt denn, wenn ich zurückrufe?«

»Oh! Sire, Etwas, was über den Königen regiert: die Welt und die Meinung; bedenkt wohl, Ihr könnt eine fortgejagte Frau nicht lieben; diejenige, welche Eure Mutter mit einem Verdacht befleckt, diejenige, welche Eure Schwägerin mit einer Strafe gebrandmarkt hat, ist Eurer unwürdig.«

»Unwürdig, diejenige, welche mir gehört?«

»Ja, gerade das ist es, Sire: von dem Augenblick, wo sie Euch gehört, ist Eure Geliebte unwürdig.«

»Ah! Ihr habt Recht, Louise, und alle diese Zartheiten sind in Euch. Wohl! Ihr werdet nicht verbannt sein.«

»Oh! man sieht, Ihr habt Madame nicht gehört.«

»Ich werde an meine Mutter appellieren.«

»Oh! Ihr habt Eure Mutter nicht gesehen.«

»Sie auch? arme Louise! die ganze Welt ist also gegen Euch?«

»Ja, ja, arme Louise, die sich schon unter dem Sturme beugte, als Ihr kamt, als Ihr sie vollends brachtet.«

»Oh! verzeiht.«

»Ihr werdet also weder die Eine, noch die Andere erweichen, das Übel ist ohne Gegenmittel, denn nie gestatte ich Euch die Heftigkeit oder die Gewaltanwendung.«

»Wohl! Louise, um Euch zu beweisen, wie sehr ich Euch liebe, werde ich Eines tun, ich werde Madame aufsuchen.«

»Ihr?«

»Ich werde sie bewegen, Ihren Spruch zurückzunehmen, ich werde sie zwingen.«

»Zwingen! oh! nein, nein!«

»Es ist wahr, ich werde sie erweichen.«

Louise schüttelte den Kopf.

»Ich werde bitten, wenn es sein muß,« sagte Ludwig. »Werdet Ihr hiernach an meine Liebe glauben?«

Louise schaute empor.

»Oh! nie für mich; demütigt Euch, nie; laßt mich vielmehr sterben.«

Louise dachte nach, ihre Züge nahmen eine düstere Färbung an.

»Ich werde eben so viel leiden, als Ihr gelitten habt,« sprach der König; »das wird meine Sühnung in Euren Augen sein. Auf, mein Fräulein, lassen wir diese kleinlichen Erwägungen; seien wir groß wie unser Schmerz, seien wir stark wie unsere Liebe.«

Und indem er diese Worte sprach, nahm er sie in seine Arme und bildete ihr einen Gürtel mit seinen Händen.

»Mein einziges Gut, mein Leben, folge mir!« rief er.

Sie machte einen letzten Versuch, in dem sie nicht mehr ihren ganzen Willen, ihr Wille war schon besiegt, sondern alle ihre Kräfte zusammendrängte.

»Nein!« erwiderte sie schwach, »nein! nein! ich würde vor Scham sterben.«

»Nein, Ihr werdet als Königin zurückkehren! Niemand weiß, daß Ihr Euch entfernt habt . . . d'Artagnan allein.«

»Er hat mich also verraten; er auch?«

»Wie so?«

»Er schwur mir . . . «

»Ich schwur, nichts dem König zu sagen,« erwiderte d'Artagnan, der seinen schlaunen Kopf durch die etwas geöffnete Türe streckte; »ich habe meinen Schwur gehalten, denn ich sprach nur mit Herrn von Saint-Aignan, und es ist nicht mein Fehler, wenn der König gehört hat, nicht wahr, Sire?«

»Es ist wahr, verzeiht ihm,« sagte der König.

La Vallière lächelte und reichte dem Musketier ihre zarte, weiße Hand.

»Herr d'Artagnan,« sprach der König entzückt, »laßt einen Wagen für das Fräulein holen.«

»Sire,« antwortete der Kapitän, »der Wagen wartet.«

»Oh! ich habe da das Muster von allen Dienern,« rief der König.

»Du hast Dir Zeit genommen, dies zu bemerken,« murmelte d'Artagnan, obgleich ihm das Lob schmeichelte.

La Vallière war besiegt; nach einigem Zögern ließ sie sich machtlos von ihrem königlichen Geliebten fortführen.

Doch an der Türe des Sprachzimmers, in dem Augenblick, wo sie es verlassen sollte, entriß sie sich den Armen des Königs, kehrte zu dem steinernen Kruzifix zurück, küßte es und sprach:

»Mein Gott! Du hast mich zu Dir gezogen, mein Gott! Du hast mich zurückgestoßen, doch Deine Gnade ist ohne Grenzen. Nur vergiß, wenn ich zurückkomme, daß ich mich entfernt habe, denn wenn ich zu Dir zurückkomme, so geschieht es, um Dich nicht mehr zu verlassen.«

Der König schluchzte.

D'Artagnan wischte eine Träne ab.

Ludwig führte die junge Frau weg, hob sie in den Wagen und ließ d'Artagnan neben sie sitzen.

Er selbst aber schwang sich zu Pferde, sprengte nach dem Palais-Royal und ließ Madame sogleich bei seiner Ankunft wissen, daß sie ihm eine kurze Audienz zu bewilligen habe.

XVII.

Bei Madame.

Aus der Art und Weise, wie der König die Gesandten entlassen hatte, errieten auch die am mindesten Hellsehenden einen Krieg.

Wenig vertraut mit der geheimen Chronik, verdolmetschten die Gesandten selbst gegen sich das berühmte Wort: »Wenn ich nicht Herr über mich bin, so werde ich es doch über diejenigen sein, welche mich beleidigen.«

Zum Glück für das Geschick Frankreichs und Hollands folgte Colbert den Gesandten, um ihnen einige Erläuterungen zu geben; die Königin aber und Madame, die von dem, was in ihren Häusern vorging, genau unterrichtet waren, verließen, als sie dieses Wort voller Drohungen gehört, mit viel Angst und Ärger das Kabinett.

Madame besonders fühlte, der königliche Zorn würde auf sie fallen, und da sie beherzt und über die Maßen hochmütig war, begab sie sich, statt Beistand bei der Königin Mutter zu suchen, in ihre Gemächer, wenn nicht ohne Besorgnis, doch wenigstens ohne die Absicht, den Kampf zu vermeiden.

Von Zeit zu Zeit schickte Anna von Österreich Boten ab, um sich erkundigen zu lassen, ob der König zurückgekehrt.

Das Stillschweigen, das man im Schloß über diese Angelegenheit beobachtete, und das Verschwinden von Louise waren die Weissagungen einer Anzahl von unglücklichen Ereignissen für jeden, der den stolzen und reizbaren Charakter des Königs kannte.

In dem Augenblick, wo die beredte Montalais mit aller möglichen oratorischen Behutsamkeit Schlüsse machte und Madame die Duldsamkeit unter der Wohltat der Gegenseitigkeit empfahl, erschien Herr Malicorne bei Madame, um im Namen des Königs von dieser Prinzessin eine Audienz zu verlangen.

Der würdige Freund von Montalais trug auf seinem Gesicht alle Zeichen der lebhaftesten Aufregung. Man konnte sich unmöglich hierin täuschen; die vom König verlangte Zusammenkunft mußte eines von den interessantesten Kapiteln der Geschichte des

Herzens der Könige und der Menschen sein.

Madame wurde beunruhigt durch die Erscheinung des Königs; sie erwartete ihn nicht so bald; sie war besonders nicht auf einen unmittelbaren Schritt von Ludwig gefaßt.

Die Frauen, die den Krieg so gut mittelbar führen, sind immer weniger stark und weniger gewandt, wenn es sich darum handelt, eine Schlacht von Angesicht zu Angesicht anzunehmen.

Madame, haben wir gesagt, gehörte nicht zu denjenigen, welche zurückweichen, sie hatte den Fehler oder die entgegengesetzte Eigenschaft.

Sie übertrieb die Beherztheit; die durch Malicorne überbrachte Depeche machte auf sie die Wirkung der Trompete, welche zum Beginn der Feindseligkeiten bläst. Stolz hob sie den Handschuh auf.

Nach fünf Minuten stieg der König die Treppe herauf.

Er war rot vom raschen Reiten. Seine bestaubten, in Unordnung gebrachten Kleider kontrastierten dergestalt mit der so frischen und so pünktlichen Toilette von Madame, daß sie unter ihrer Schminke erbleichte.

Ludwig machte keinen Eingang; er setzte sich. Montalais verschwand.

Madame setzte sich dem König gegenüber.

»Meine Schwester,« sagte Ludwig, »Ihr wisst, daß Fräulein de la Vallière diesen Morgen aus ihrer Wohnung entflohen ist, und daß sie ihren Schmerz, ihre Verzweiflung in ein Kloster getragen hat.«

Die Stimme des Königs war seltsam bewegt, als er diese Worte sprach.

»Eure Majestät unterrichtet mich hiervon,« erwiderte Madame.

»Ich glaubte, Ihr hättet es diesen Morgen beim Empfang der Gesandten erfahren.«

»Durch Eure Aufregung; ja, Sire, ich habe erraten, es gehe etwas Außerordentliches vor, doch ohne es mir genau erklären zu können.«

Der, König der offenherzig war, schoß gerade nach dem Ziele ab.

»Meine Schwägerin,« sagte er, »warum habt Ihr Fräulein de la

Vallière weggeschickt?«

»Weil mir ihr Dienst mißfiel,« erwiderte Madame mit trockenem Ton.

Der König wurde purpurrot und seine Augen häuften ein Feuer an, das Madame bei all ihrem Mut kaum auszuhalten vermochte.

Ludwig bewältigte sich jedoch und sprach:

»Meine Schwester, eine gute Frau, wie Ihr, braucht einen stärkeren Grund, um nicht nur ein junges Mädchen wegzujagen, sondern auch nebst dieser die ganze Familie des Mädchens zu entehren. Ihr wisst, daß die Stadt die Augen auf das Benehmen der Frauen des Hofes offen hält. Ein Ehrenfräulein wegschicken heißt diesem ein Verbrechen, einen Fehler wenigstens zuschreiben. Was ist aber das Verbrechen, was ist der Fehler Von Fräulein de la Vallière?«

»Da Ihr Euch zum Beschützer von Fräulein de la Vallière macht,« antwortete Madame kalt, »so will ich Euch Erklärungen geben, die ich Niemand zu geben berechtigt wäre.«

»Nicht einmal dem König!« rief Ludwig mit einer Gebärde des Zorns.

»Ihr habt mich Eure Schwester genannt und ich bin in meinem Hause.«

»Gleich viel,« versetzte der junge Monarch, der sich schämte, daß er sich hatte hinreißen lassen, »Ihr könnt sagen, Madame, und Niemand in meinem Reiche kann sagen, er sei berechtigt, sich nicht vor mir zu erklären.«

»Da Ihr es so nehmt,« sprach Madame mit einem finsternen Zorn, »so habe ich mich nur vor Eurer Majestät zu verbeugen und zu schweigen.«

»Nein, keine Zweideutigkeiten!«

»Durch die Protektion, die Sure Majestät Fräulein de la Vallière angedeihen läßt, wird mir Achtung auferlegt.«

»Keine Zweideutigkeiten, sage ich Euch: Ihr wisst wohl, daß ich als Haupt des französischen Adels Allen Rechenschaft über die Ehre der Familien schuldig bin, möget Ihr nun la Vallière oder irgend eine Andere wegzujagen.«

Ein Achselzucken von Madame.

»Oder irgend eine Andere, ich wiederhole es,« fuhr der König

fort, »und da Ihr diese Person, indem Ihr so handelt, entehrt, so fordere ich von Euch eine Erklärung, um den Spruch zu bestätigen oder zu bekämpfen.«

»Meinen Spruch bekämpfen!« rief Madame voll Hochmut, »wie! wenn ich aus meinem Hause eine von meinen Dienerinnen weggejagt habe, verlangt Ihr, daß ich sie wieder nehme?«

Der König schwieg.

»Das wäre nicht mehr Übermaß von Gewalt, das wäre Ungebührlichkeit.«

»Madame!«

»Oh! ich würde mich in meiner Eigenschaft als Frau gegen einen würdelosen Mißbrauch empören, ich wäre nicht mehr eine Prinzessin Eures Geblüts, eine Königstochter, ich wäre das letzte der Geschöpfe, ich wäre geringer, als die weggeschickte Magd.«

Der König sprang auf vor Wut.

»Es ist kein Herz, was in Eurer Brust schlägt; wenn Ihr so gegen mich handelt, laßt mich mit derselben Strenge handeln.«

Eine verirrte Kugel trifft zuweilen in der Schlacht. Dieses Wort, das der König nicht mit Absicht sagte, traf Madame und erschütterte sie einen Augenblick; sie konnte früher oder später Repressalien befürchten.«

»Nun, Sire, so erklärt Euch,« sagte sie.

»Ich frage Euch, Madame, was Fräulein de la Vallière gegen Euch getan hat?«

»Sie ist die gewandteste Intrigenmacherin, die ich kenne; sie hat gemacht, daß sich zwei Freunde geschlagen; sie hat in so schmähhlichen Ausdrücken von sich sprechen gemacht, daß der ganze Hof nur beim Nennen ihres Namens die Stirne faltet.«

»Sie! sie!« rief der König.

»Unter dieser so sanften und so heuchlerischen Hülle verbirgt sie einen Geist voll Schlauheit und Schwärze.«

»Sie!«

»Ihr könnt Euch in ihr täuschen, Sire, doch ich, ich kenne sie, sie ist im Stande, die besten Verwandten und die vertrautesten Freunde zum Kriege aufzureizen. Seht, was sie schon an Zwistigkeiten unter uns ausgestreut hat!«

»Ich beteure Euch . . . !

»Sire, prüft wohl, was ich Euch sage: wir lebten im besten Einvernehmen und durch ihre Berichte, durch ihre künstlichen Klagen hat sie Sure Majestät gegen mich mißstimmt.«

»Ich schwöre, daß nie ein bitteres Wort über ihre Lippen gekommen ist; ich schwöre, daß sie mich, selbst bei meinen Aufwallungen, Niemand bedrohen ließ: ich schwöre, daß Ihr keine ergebeneren, ehrfurchtsvollere Freundin habt!«

»Freundin!« versetzte Madame mit einem Ausdruck tiefer Verachtung.

»Nehmt Euch in Acht, Madame, Ihr vergeßt, daß Ihr mich begriffen habt, und daß sich von diesem Augenblick Alles gleich stellt. Fräulein de la Vallière wird sein, was ich will, daß sie sein soll, und morgen, wenn es mir genehm ist, wird sie bereit sein, sich auf einen Thron zu setzen.«

»Sie wird wenigstens nicht darauf geboren sein, und Ihr könnt nur etwas für die Zukunft und nichts für die Vergangenheit tun.«

»Madame, ich war gegen Euch voll Gefälligkeit und Artigkeit; macht nicht, daß ich mich erinnere, daß ich der Gebieter bin.«

»Sire, Ihr habt mir das schon zweimal gesagt, und ich hatte die Ehre, Euch zu bemerken, daß ich mich verbeuge.«

»Wollt Ihr mir also bewilligen, daß Fräulein de la Vallière zu Euch zurückkehrt?«

»Wozu, Sire, da Ihr dem Fräulein einen Thron zu schenken habt? Ich bin zu wenig, um eine solch? Macht zu begünstigen.«

»Laßt diesen verächtlichen, boshafte Geist; bewilligt mir ihre Begnadigung.«

»Nie!«

»Ihr stachelt mich zum Kriege in meiner Familie an.«

»Ich habe auch meine Familie, zu der ich mich flüchten werde.«

»Ist das eine Drohung, und vergeßt Ihr Euch in diesem Grade? Glaubt Ihr, daß, wenn Ihr es bis zur Beleidigung triebt, Eure Verwandten Euch unterstützen würden?«

»Ich hoffe, daß Ihr mich zu nichts zwingen werdet, was meines Ranges unwürdig wäre.«

»Ich hoffte, Ihr würdet Euch unserer Freundschaft erinnern, Ihr

würdet mich als Bruder behandeln.«

Madame schwieg einen Augenblick.

»Eurer Majestät eine Ungerechtigkeit verweigern heißt nicht Euch nicht mehr als Bruder erkennen.«

»Eine Ungerechtigkeit!«

»Oh! Sire, wenn ich der ganzen Welt das Benehmen von la Vallière offenbarte, wenn die Königinnen wüssten . . . «

»Oh! Henriette, laßt Euer Herz sprechen; erinnert Euch, daß Ihr mich geliebt habt, erinnert Euch, daß das Herz der menschlichen Wesen ebenso barmherzig sein soll, als das Herz des höchsten Gebieters. Seid nicht unbeugsam gegen die Anderen, verzeiht la Vallière.«

»Ich kann nicht; sie hat mich beleidigt.«

»Aber ich, ich!«

»Sire, für Euch würde ich Alles tun, dies ausgenommen.«

»Ihr ratet mir also die Verzweiflung, Ihr verweist mich auf das letzte Mittel der schwachen Leute; Ihr ratet mir den Zorn und den Lärmen.«

»Sire, ich rate Euch die Vernunft.«

»Die Vernunft . . . Meine Schwester, ich habe keine Vernunft mehr.«

»Sire, seid huldreich!«

»Meine Schwester, seid mitleidig, es ist das erste Mal, daß ich Euch anflehe; meine Schwester, ich hoffe nur noch aus Euch.«

»Oh! Sire, Ihr weint!«

»Vor Wut, ja, vor Demütigung. Ich! der König soll genötigt sein, sich bis zu Bitten zu erniedrigen! Mein ganzes Leben werde ich diesen Augenblick verabscheuen! Meine Schwester, Ihr habt mich in einer Sekunde mehr Schlimmes erdulden lassen, als ich in den härtesten Bedrängnissen dieses Lebens vorhergesehen.«

Hiernach stand der König auf und ließ seinen Tränen, welche wirklich Tränen der Wut und der Scham waren, freien Lauf.

Madame war nicht gerührt, denn die besten Frauen haben kein Mitleid im Stolz, aber sie befürchtete, diese Tränen könnten Alles mit sich fortreißen, was Menschliches im Herzen des Königs war.

»Befehlt, Sire,« sagte sie, »und da Ihr meine Demütigung der

Eurigen vorzieht, obgleich die meinige öffentlich ist und die Eurige nur mich zum Zeugen hat, so sprecht, ich werde dem König gehorchen.«

»Nein, nein, Henriette!« rief Ludwig ganz entzückt vor Dankbarkeit, »Ihr werdet dem Bruder nachgegeben haben.«

»Ich habe keinen Bruder mehr, da ich gehorche.«

»Wollt Ihr mein ganzes Königreich zum Dank?«

»Wie liebt Ihr!.. wenn Ihr liebt!«

Ludwig antwortete nicht. Er hatte die Hand von Madame ergriffen und bedeckte sie mit Küssen.

»Ihr werdet also die Arme wieder aufnehmen,« sagte er, »Ihr werdet ihr verzeihen, Ihr werdet die Sanftheit, die Redlichkeit ihres Herzens anerkennen!«

»Ich werde sie in meinem Hause behalten.«

»Nein, Ihr werdet Ihr Eure Freundschaft wieder schenken, liebe Henriette.«

»Ich habe sie nie geliebt.«

»Nun wohl, nicht wahr Henriette, aus Liebe für mich werdet Ihr sie gut behandeln?«

»Ich werde sie wie ein Euch angehöriges Mädchen behandeln!«

Der König erhob sich. Durch dieses ihr unseliger Weise entschlüpfte Wort hatte sie das ganze Verdienst ihres Opfers zerstört. Der König war ihr nichts mehr schuldig.

Geschworen, auf den Tod getroffen, erwiderte er:

»Ich danke, Madame, ich werde mich ewig des Dienstes erinnern, den Ihr mir geleistet.«

Und er verbeugte sich mit geheuchelter Zeremonie und nahm Abschied.

Als er vor einem Spiegel vorüberging, sah er seine roten Augen und stampfte mit dem Fuß.

Doch es war zu spät. Malicorne und d'Artagnan, die an der Türe standen, hatten seine Augen gesehen.

»Der König hat geweint,« dachte Malicorne.

D'Artagnan näherte sich ihm ehrfurchtsvoll und sagte leise:

»Sire, Ihr müßt die kleine Treppe wählen, um in Eure Gemächer zurückzukehren.«

»Warum?«

»Weil der Staub von der Straße Spuren auf Eurem Gesicht zurückgelassen hat. Geht, Sire, geht.«

»Mordioux!« dachte er, als der König wie ein Kind nachgegeben hatte, »es mögen sich die Leute hüten, die diejenige weinen machen werden, welche den König weinen gemacht hat.«

XVIII.

Das Taschentuch von Fräulein de la Vallière.

Madame war nicht boshaft: sie war nur aufbrausend.

Der König war nicht unklug: er war nur verliebt.

Kaum hatten Beide den Vertrag abgeschlossen, der auf die Zurückberufung von la Vallière auslief, als auch Beide bei dem Handel zu gewinnen suchten.

Der König wollte la Vallière jeden Augenblick des Tags sehen.

Madame, die den Ärger des Königs seit der Szene der Bitten fühlte, wollte la Vallière nicht ohne zu kämpfen freigeben.

Sie streute also Schwierigkeiten unter die Schritte des Königs.

Um die Gegenwart seiner Geliebten zu erlangen, war der König in der Tat genötigt, seiner Schwägerin den Hof zu machen.

Von diesem Plan ging die ganze Politik von Madame aus.

Da sie Jemand zu ihrer Unterstützung gewählt hatte, und da dieser Jemand Montalais war, so sah sich der König immer eingeschlossen, so oft er zu Madame kam. Man umgab ihn, man verließ ihn nicht. Madame entwickelte in ihren Unterhaltungen so viel Anmut, so viel Geist, daß Alles dadurch verdunkelt wurde.

Montalais folgte ihr nach. Bald wurde sie auch dem König unerträglich.

Das War es, was sie erwartete.

Da trieb sie Malicorne ins Gefecht: dieser fand Gelegenheit, dem König zu sagen, es sei bei Hofe eine sehr unglückliche Person.

Der König fragte, wer diese Person sei.

Malicorne nannte Fräulein von Montalais.

Hierauf erklärte der König, es sei wohl getan, wenn eine Person, die Anderen Gleiches antue, vom Unglück heimgesucht werde.

Malicorne erwiderte, Fräulein von Montalais habe ihre Befehle.

Der König öffnete die Augen; er bemerkte, daß Madame, sobald der König erschien, ebenfalls erschien; daß sie bis nach

dem Abgang des Königs in den Korridors war; daß sie ihn zurückgeleitete, aus Furcht, er könnte in den Vorzimmern mit einem von den Ehrenfräulein sprechen.

Eines Abends ging sie sogar weiter.

Der König saß mitten unter den Damen und hielt in seiner Hand, unter seinen Manschetten, ein Billett, das er in die Hände von la Vallière wollte gleiten lassen.

Madame erriet diese Absicht und dieses Billett. Es hielt sehr schwer, den König zu verhindern, dahin zu gehen, wohin es ihm zu gehen gut dünkte.

Man mußte ihn jedoch verhindern, zu la Vallière zu gehen, ihr guten Morgen zu sagen und das Billett auf ihren Schooß, hinter ihren Fächer und in ihr Taschentuch fallen zu lassen.

Der König, der auch beobachtete, vermutete, man stelle ihm eine Falle.

Er stand auf und setzte seinen Stuhl, ohne daß es einen Anschein einer besonderen Absichtlichkeit hatte, neben Fräulein von Chatillon, mit der er schäkerte.

Man machte Reime über Fräulein von Chatillon; er ging zu Montalais, dann zu Fräulein von Tonnay-Charente.

Durch dieses Manoeuvre kam er vor la Vallière zu sitzen, die er völlig maskierte.

Madame stellte sich ungemein beschäftigt; sie verbesserte eine Blumenzeichnung auf einer Stickereileinwand.

Der König zeigte la Vallière das Ende des weißen Billetts, und diese streckte ihr Taschentuch mit einem Blick aus, welcher besagen wollte: Legt das Billett hinein.

Dann, da der König sein Taschentuch auf seinen Stuhl gelegt hatte, war er geschickt genug, es auf den Boden zu werfen.

Da ließ la Vallière ihr eigenes Sacktuch auf den Stuhl gleiten.

Der König nahm es, ohne daß es den Anschein hatte, als täte er etwas, steckte das Billett hinein und legte das Taschentuch wieder auf den Stuhl.

Es blieb la Vallière gerade Zeit genug, die Hand auszustrecken, um das Taschentuch mit seinem kostbaren Inhalt zu ergreifen.

Madame hatte aber Alles gesehen.

Sie sagte zu Chatillon:

»Chatillon, hebt doch gefälligst das Taschentuch des Königs vom Boden auf.«

Das Mädchen gehorchte hastig, der König wandte sich auf die Seite, la Vallière wurde unruhig, man sah das andere Taschentuch auf dem Stuhl.

»Ah! verzeiht, Eure Majestät hat zwei Taschentücher,« sagte sie.

Und der König war genötigt, das Taschentuch von la Vallière mit dem seinigen einzustecken. Er gewann dadurch dieses Andenken an die Geliebte. La Vallière aber verlor dadurch eine Strophe, die den König zehn Stunden gekostet hatte, und die vielleicht so viel als ein langes Gedicht wert war.

Daher der Zorn des Königs und die Verzweiflung von la Vallière.

Es ließ sich dies unmöglich beschreiben. Da geschah aber ein unglaubliches Ereignis. Als der König wegging, um in seine Gemächer zurückzukehren, fand sich Malicorne, man weiß wie benachrichtigt, im Vorzimmer.

Die Vorzimmer des Palais-Royal sind natürlich dunkel und am Abend — man ging nicht sehr zeremoniös bei Madame zu Werke, — waren sie schlecht beleuchtet.

Der König liebte dieses geringe Licht. Es ist eine allgemeine Regel, daß der Liebende, bei dem Herz und Geist beständig blitzen, das Licht nicht anderswo, als in seinem Geist und in seinem Herzen liebt.

Das Vorzimmer war also dunkel: ein einziger Page trug den Leuchter vor Seiner Majestät.

Der König ging langsamen Schrittes und verschlang seinen Zorn.

Malicorne ging sehr nahe am König vorbei, stieß ihn beinahe und bat dann auf das Demütigste um Verzeihung; aber sehr übler, Laune, behandelte der König Malicorne äußerst schlecht, und dieser machte sich geräuschlos aus dem Staube.

Ludwig legte sich nieder; er hatte an diesem Tag einen kleinen Streit mit der Königin gehabt, und am andern Morgen, in dem Augenblick, wo er in sein Kabinett ging, regte sich in ihm der Wunsch, das Taschentuch von la Vallière zu küssen.

Er rief seinen Kammerdiener und sagte zu ihm: »Bringt mir das Kleid, das ich gestern getragen habe, hütet Euch aber wohl, etwas von dem, was es enthalten dürfte, anzurühren.«

Der Befehl wurde vollzogen, der König suchte selbst in der Tasche seines Kleides.

Er fand nur ein Sacktuch darin, das seinige; das von la Vallière war verschwunden.

Während er sich in Vermutungen verlor, wurde ihm ein Brief von la Vallière gebracht. Er war in folgenden Worten abgefaßt:

»Wie liebenswürdig ist es von Euch, teurer Herr, daß Ihr mir diese schönen Verse geschickt habt; wie geistreich und beharrlich ist Eure Liebe! wie solltet Ihr nicht geliebt werden!«

»Was bedeutet das?« dachte der König, »es waltet ein Irrtum ob.«

Zum Kammerdiener aber sagte er:

»Sucht wohl ein Sacktuch, das in meiner Tasche sein mußte; und wenn Ihr es nicht findet, und wenn Ihr es berührt habt . . . «

Er besann sich eines Besseren. Eine Staatsangelegenheit aus dem Verlust eines Taschentuches machen hieß eine ganze Chronik eröffnen, deshalb fügte er bei:

»Ich hatte in diesem Taschentuch eine wichtige Note, welche in die Falten geschlüpft ist.«

»Aber, Sire,« entgegnete der Kammerdiener, »Eure Majestät hatte *nur ein* Taschentuch und hier ist es.«

»Es ist wahr,« erwiderte der König, die Zähne fletschend, »es ist wahr. Oh! Armut, wie beneide ich dich! glücklich der, welcher die Sacktücher und die Billetts selbst aus seiner Tasche herausnimmt.«

Er las den Brief von la Vallière noch einmal und suchte in seinem Geist, durch welches Mittel das kleine Gedicht an seine Adresse gelangt sein könnte. Es war eine Nachschrift bei dem Brief.

»Ich schicke Euch durch Euren Boten die Antwort zurück, die der Sendung so wenig würdig ist.«

»Ah! gut, ich werde etwas erfahren,« sagte der König voll

Freude.

»Wer hat mir dieses Billett gebracht?« fragte er.

»Herr Malicorne,« erwiderte schüchtern der Kammerdiener.

»Er trete ein.«

Malicorne trat ein.

»Ihr kommt von Fräulein de la Vallière?« fragte der König mit einem Seufzer.

»Ja, Sire.«

»Und Ihr habt Fräulein de la Vallière etwas von mir gebracht?«

»Ich, Sire?«

»Ja, Ihr.«

»Nein, Sire, nein.«

»Fräulein de la Vallière sagt es ganz bestimmt.«

»Oh! Sire, Fräulein de la Vallière täuscht sich.«

Der König faltete die Stirne und sprach:

»Was für ein Spiel ist das? erklärt Euch; warum nennt Euch Fräulein de la Vallière meinen Boten? was habt Ihr dieser Dame gebracht? sprecht geschwinde, mein Herr . . . «

»Sire, ich habe Fräulein de la Vallière ein Taschentuch gebracht, und nicht mehr.«

»Ein Taschentuch . . . Was für ein Taschentuch?«

»Sire, in dem Augenblick, wo ich zu meinem Schmerz an die geheiligte Person Eurer Majestät stieß . . . ein Unglück, das ich mein ganzes Leben beklagen werde, besonders nach der Unzufriedenheit, die Ihr mir bezeigtet . . . blieb ich unbeweglich vor Verzweiflung. Sire . . . Eure Majestät war zu fern, um meine Entschuldigungen zu hören, und ich sah auf dem Boden etwas Weißes.«

»Ah!« machte der König.



M. Malicorne.

»Ich bückte mich, es war ein Taschentuch. Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, dadurch, daß ich an Eure Majestät gestoßen, habe ich dazu geholfen, daß dieses Sacktuch aus ihrer Tasche gefallen; indem ich es aber ehrerbietig befühlte, bemerkte ich einen Schriftzug, den ich anschaute: es war der Schriftzug von Fräulein de la Vallière; ich nahm an, dieses Fräulein habe sein Taschentuch fallen lassen; ich beeilte mich, es ihm bei seinem Abgang einzuhändigen, und dies ist Alles, was ich Fräulein de la Vallière übergeben habe . . . ich flehe Eure Majestät an, es mir zu glauben.«

Malicorne war so naiv, so trostlos, so demütig, daß ihn der König mit außerordentlicher Freude anhörte.

Er wusste ihm Dank für diesen Zufall, als hätte er ihm den größten Dienst geleistet, und sprach:

»Es ist dies schon das zweite Mal, daß ich auf eine so glückliche Weise mit Euch zusammentreffe; Ihr könnt auf mich rechnen.«

»Wahrheit aber ist, daß Malicorne ganz einfach das Sacktuch aus der Tasche des Königs so artig gestohlen hatte, als es nur einer der Straßendiebe der guten Stadt Paris zu tun im Stande gewesen wäre.

XIX.

Worin von Gärtnern, von Leitern und von Ehrenfräulein die Rede ist.

Leider konnten die Wunder nicht immer fort dauern, während die schlechte Laune von Madame unverändert blieb.

Nach acht Tagen war es beim König so weit gekommen, daß er la Vallière nicht mehr anzuschauen vermochte, ohne daß ein argwöhnischer Blick dem seinigen begegnete.

War eine Promenade vorgeschlagen, so fand sich Madame, um es zu vermeiden, daß sich die Szene mit der Königseiche oder mit dem Regen erneuerte, mit Unpäßlichkeiten bei der Hand: in Folge dieser Unpäßlichkeiten verließ sie ihre Gemächer nicht, und ihre Ehrenfräulein blieben zu Hause.

An einen nächtlichen Besuch durfte man nicht denken, das war unmöglich.

Schon in den ersten Tagen hatte der König in dieser Hinsicht eine schmerzliche Niederlage erlitten.

Wie in Fontainebleau nahm er nämlich Saint-Aignan mit sich und wollte sich zu la Vallière begeben. Aber er fand nur Fräulein von Tonnay-Charente, welche dergestalt: Feuer! und Diebe! schrie, daß eine ganze Legion von Kammerfrauen und Aufsehern herbeilief, und daß Saint-Aignan, der allein blieb, um die Ehre seines entflohenen Gebieters zu retten, sich einer scharfen Strafpredigt von Seiten der Königin Mutter und von Madame aussetzte.



Am andern Tag erhielt er überdies zwei Aufforderungen von der Familie Mortemart.

Der König mußte hierbei vermitteln.

Dieses Versehen rührte davon her, daß Madame plötzlich eine Veränderung der Wohnungen ihrer Ehrenfräulein befohlen hatte, und daß la Vallière und Montalais im Zimmer ihrer Gebieterin selbst zu schlafen berufen worden waren.

Nichts war also mehr möglich, nicht einmal Briefe: unter den Augen eines so grimmigen Argus, wie Madame, schreiben hieß sich den größten Gefahren preisgeben.

Man kann sich denken, in welchen Zustand beständiger Gereiztheit und wachsenden Zornes alle diese Nadelstiche den Löwen versetzten.

Der König löste sich das Blut dadurch auf, daß er auf Mittel sann, und da er sich weder Malicorne, noch d'Artagnan eröffnete,

so fanden sich die Mittel nicht.

Malicorne schleuderte noch da und dort einige beherzte Blitze, um den König zu einem vollen Vertrauen zu ermutigen.

War es aber Scham, war es Mißtrauen, der König biß zuerst an, ließ aber bald die Angel wieder fahren.

So zum Beispiel, als der König eines Abends durch den Garten schritt und traurig nach den Fenstern von Madame schaute, stieß Malicorne an eine Leiter unter einer Einfassung von Buchsbaum und sagte zu Manicamp, der mit ihm hinter dem König ging und weder an etwas gestoßen, noch etwas gesehen hatte:

»Habt Ihr nicht gesehen, daß ich mich an eine Leiter gestoßen und beinahe gefallen wäre?«

»Nein,« erwiderte Malicorne, zerstreut wie gewöhnlich, »Doch Ihr seid nicht gefallen, wie es scheint.«

»Gleichviel! es ist darum nicht minder gefährlich, die Leiter so herum stehen zu lassen.«

»Ja, man kann sich beschädigen, besonders, wenn man zerstreut ist.«

»Das ist es nicht; ich will damit sagen, es sei gefährlich, die Leitern beim Fenster der Ehrendamen stehen zu lassen.«

Ludwig bebte unmerklich.

»Wie so?« fragte Manicamp.

»Sprecht lauter,« flüsterte ihm Malicorne zu, indem er ihn an den Arm stieß.

»Wie so?« wiederholte Manicamp lauter.

Der König horchte.

»Seht,« sagte Malicorne, »das ist zum Beispiel eine Leiter, welche neunzehn Fuß hat, gerade die Höhe vom Karnieß der Fenster.«

Manicamp versank in Träume, statt zu antworten.

»Fragt mich doch, von welchen Fenstern,« flüsterte ihm Malicorne zu.

»Welche Fenster meint Ihr denn?« fragte ihn Manicamp laut.

»Die von Madame.«

»Ah!«

»Oh! ich sage nicht, man sei je bei Madame eingestiegen, aber

im Kabinett von Madame, nur durch einen einfachen Verschlag getrennt, schlafen die Fräulein la Vallière und Montalais, zwei hübsche Personen.«

»Durch einen einfachen Verschlag?« fragte Manicamp.

»Seht Ihr dort das ziemlich scharfe Licht aus den Gemächern von Madame? seht Ihr jene zwei Fenster?«

»Ja.«

»Und das Fenster, neben den andern, das minder scharf erleuchtet ist, seht Ihr es?«

»Sehr gut.«

»Es ist das der Ehrenfräulein. Ah! es ist warm, Fräulein de la Vallière öffnet gerade ihr Fenster; ah! ein kühner Liebhaber könnte ihr allerlei Dinge sagen, wenn er eine Ahnung von dieser neunzehn Fuß hohen Leiter hätte, die gerade bis zum Karnieß reicht.«

»Aber sie ist nicht allein, wie Ihr gesagt habt, sie ist mit Fräulein von Montalais zusammen!«

»Fräulein von Montalais zählt nicht, es ist eine Freundin von ihr aus der Kinderzeit, ihr ganz ergeben, ein wahrer Brunnen, in den man alle Geheimnisse werfen kann, die man verlieren will.«

Nicht ein Wort von dieser Unterredung entging dem König.

Malicorne bemerkte sogar, daß der König langsamer ging, um ihm Zeit zu lassen, zu endigen.

Als man an die Türe kam, entließ er auch Jedermann, Malicorne ausgenommen.

Darüber wunderte sich Niemand, man wusste, daß der König verliebt war, und hatte ihn im Verdacht, er mache Verse im Mondschein.

Obgleich es an diesem Abend keinen Mondschein gab, so konnte der König doch nichtsdestoweniger Verse zu machen haben.

Alle entfernten sich.

Dann wandte sich der König gegen Malicorne um, der ehrerbietig darauf wartete, daß Ludwig ihn anrede.

»Was spricht Ihr denn vorhin von Leitern, Herr Malicorne?« sagte er.

»Ich, Sire, ich sprach von Leitern . . . «

Hierbei schlug Malicorne die Augen zum Himmel auf, als wollte er seine entflohenen Worte wieder erhaschen.

»Ja, von einer neunzehn Fuß hohen Leiter.«

»Ah! ja, Sire, es ist wahr; doch ich sprach mit Herrn von Manicamp und würde geschwiegen haben, hätte ich gewußt, Eure Majestät könnte mich hören,«

»Und warum hättet Ihr geschwiegen?«

»Weil ich nicht hätte wollen Anlaß geben, daß der Gärtner, der arme Teufel, der sie stehen ließ, gescholten würde.«

»Seid unbesorgt . . . Sagt, was ist es mit dieser Leiter?«

»Will sie Eure Majestät sehen?«

»Ja!«

»Nichts kann leichter sein: dort ist sie.«

»Bei dem Buchsgehäge?«

»Ganz richtig.«

»Zeigt sie mir.«

Malicorne kehrte um und führte den König zu der Leiter.

»Hier ist sie, Sire,« sagte er.

»Zieht sie ein wenig herbei.«

Malicorne legte die Leiter in die Allee.

Der König ging der Länge nach in der Richtung der Leiter.

»Hm!« sagte er . . . »Ihr meint, sie sei neunzehn Fuß lang?«

»Ja, Sire.«

»Neunzehn Fuß, das ist viel; ich halte sie nicht für so lang.«

»Man sieht so schlecht, Sire. Wenn die Leiter aufrecht an einem Baum oder einer Mauer stünde, würde man besser sehen, insofern die Vergleichung viel helfen müßte.«

»Oh! gleichviel, Herr Malicorne, ich kann kaum glauben, daß die Leiter neunzehn Fuß hat.«

»Ich weiß, wie sicher der Blick Eurer Majestät ist, und dennoch würde ich wetten.«

Der König schüttelte den Kopf.

»Es gibt ein untrügliches Mittel, die Wahrheit zu ergründen,« sagte Malicorne.

»Welches?«

»Jedermann weiß, Sire, daß das Erdgeschoß des Palastes achtzehn Fuß hoch ist!«

»Richtig, man kann es wissen.«

»Wohl, Sire, stellte man die Leiter an die Mauer so könnte man den Schluß ziehen.«

»Es ist wahr.«

Malicorne hob die Leiter wie eine Feder auf und stellte sie an die Mauer.

Er wählte, oder vielmehr der Zufall wählte das Fenster vom Kabinett von la Vallière, um den Versuch zu machen.

Die Leiter kam gerade bis zur Kante des Karnießes, so daß ein auf der vorletzten Sprosse stehender Mann, ein Mann von mittlerem Wuchse, wie der König, zum Beispiel, sich leicht mit den Bewohnern oder vielmehr mit den Bewohnerinnen des Zimmers in Verbindung setzen konnte.

Kaum stand die Leiter, da gab der König die Komödie, die er spielte, rasch auf und sing an die Sprossen hinaufzuklettern, während Malicorne die Leiter hielt. Kaum hatte er aber die Hälfte seiner Luftreise zurückgelegt, als eine Patrouille von Schweizern im Garten erschien und gerade auf die Leiter zuging.

Der König stieg hastig herab und verbarg sich in einem Gebüsche.

Malicorne begriff, daß er sich opfern mußte. Verbarg er sich ebenfalls, so würde man suchen, bis man ihn oder den König, oder vielleicht gar Beide fände.

Besser, er würde allein gefunden.

Dem zu Folge verbarg sich Malicorne so ungeschickt, daß er allein festgenommen wurde.

Sobald er verhaftet war, wurde Malicorne nach dem Posten geführt; sobald er auf dem Posten war, nannte er sich; sobald er sich genannt hatte, erkannte man ihn.

Mittlerweile erreichte der König von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, sehr gedemütigt und besonders sehr ärgerlich, die kleine Türe seiner Wohnung.

Der König war um so ärgerlicher, als der Lärm der Verhaftung la Vallière und Montalais an ihr Fenster gezogen hatte und Madame

selbst an dem ihrigen zwischen zwei Kerzen mit der Frage, was es gebe, erschienen war.

Während dieser Zeit berief sich Malicorne auf d'Artagnan. D'Artagnan eilte auf den Ruf von Malicorne herbei.

Doch vergebens versuchte er es, ihm seine Gründe begreiflich zu machen, vergebens begriff sie d'Artagnan, vergebens verliehen diese zwei so seinen und erfindungsreichen Geister dem Abenteurer eine Wendung; es gab für Malicorne kein anderes Mittel, als dafür angesehen zu werden, daß er bei Fräulein von Montalais habe einsteigen wollen, wie Herr von Saint-Aignan dafür galt, daß er die Türe von Fräulein von Tonnay-Charente habe sprengen wollen.

Madame war unbeugsam aus dem doppelten Grund, daß, wenn Herr Malicorne wirklich nächtlicher Weile bei ihr durch das Fenster und mit Hilfe einer Leiter habe einsteigen wollen, dies von Seiten von Malicorne ein strafbarer Versuch sei, und daß man ihn bestrafen müsse.

Und aus dem weiteren Grund, daß, wenn Malicorne, statt in seinem Namen zu handeln, als Vermittler zwischen la Vallière und einer andern Person gehandelt habe, die sie nicht nennen wollte, sein Verbrechen nur größer sei, da die Leidenschaft, welche Alles entschuldige, nicht vorhanden, um ihn zu entschuldigen.

Madame erhob daher ein gewaltiges Geschrei und ließ Malicorne aus dem Hause von Monsieur wegjagen, ohne zu bedenken — die arme Blinde — daß Malicorne und Montalais sie durch den Besuch von Herrn von Guiche und durch viele andere ebenso delikate Stellen in ihren Klauen hielten.

Montalais war wütend und wollte sich sogleich rächen. Malicorne bewies ihr, die Unterstützung des Königs wiege alle Ungnade auf, und es sei schön, für den König zu leiden.

Malicorne hatte Recht. Obgleich sie Weib war, und zwar eher zehnmal, als einmal, brachte er Montalais zu seiner Ansicht herüber.

Dann trug der König, was wir sogleich zu bemerken haben, zu den Tröstungen bei.

Zuerst ließ er Malicorne fünfzig tausend Livres als Entschädigung für seine verlorene Stelle ausbezahlen.

Dann stellte er ihn, glücklich sich so an Madame für Alles zu rächen, was sie ihn und la Vallière hatte ausstehen lassen, in seinem eigenen Hause an.

Da er aber Malicorne nicht mehr hatte, um ihm seine Sacktücher zu stehlen und um ihm seine Leitern zu messen, so sah sich der arme Verliebte entblößt.

Keine Hoffnung mehr, sich la Vallière je zu nähern, so lange sie im Palais Royal bliebe.

Alle Würden und alle Summen der Welt konnten hierbei nicht vermitteln.

Zum Glück wachte Malicorne.

Er richtete es so gut ein, daß er Montalais begegnete. Allerdings arbeitete Montalais mit ihren besten Kräften dahin, daß sie Malicorne begegnete.

»Was macht Ihr bei Nacht bei Madame?« fragte er das Mädchen.

»Bei Nacht schlafe ich.«

»Wie, Ihr schlaft?«

»Allerdings.«

»Es ist aber sehr schlimm, zu schlafen; es geziemt sich nicht, daß ein Mädchen mit einem Schmerz, wie Ihr ihn empfindet, schläft.«

»Welchen Schmerz empfinde ich denn?«

»Seid Ihr nicht in Verzweiflung über meine Abwesenheit?«

»Nein, da Ihr fünfzigtausend Livres und eine Stelle beim König erhalten habt.«

»Gleichviel, Ihr seid sehr betrübt, weil Ihr mich nicht mehr seht, wie Ihr mich früher gesehen habt; Ihr seid in Verzweiflung darüber, daß ich das Vertrauen von Madame verloren; sprecht, ist dies wahr?«

»Oh! sehr wahr.«

»Nun wohl! dieser Kummer hindert Euch, bei Nacht zu schlafen, und dann schluchzt Ihr, dann seufzt Ihr, und dann schnäuzt Ihr Euch geräuschvoll, und zwar zehnmal in einer Minute.«

»Mein lieber Malicorne, Madame duldet nicht das geringste Geräusch bei sich.«

»Ich weiß, bei Gott! wohl, daß sie nichts ertragen kann; sie wird sich auch beeilen, wenn sie einen so tiefen Schmerz wahrnimmt, Euch vor ihre Türe zu setzen.«

»Ich verstehe.«

»Das ist ein Glück.«

»Was wird aber dann geschehen?«

»Es wird geschehen, daß la Vallière, wenn sie sich von Euch getrennt sieht, in der Nacht solche Seufzer und Klagen ausstößt, daß sie für zwei zur Verzweiflung gereichen wird.«

»Dann bringt man sie in ein anderes Zimmer.«

»Ganz richtig.«

»Ja, aber in welches?«

»In welches?«

»Nun, seid Ihr in Verlegenheit, mein Herr von den Erfindungen.«

»Keines Wegs; welches Zimmer es auch sein mag, es wird immerhin besser sein, als das von Madame.«

»Das ist wahr.«

»Nun denn! so fangt mir ein wenig heute Nacht Eure Jeremiaden an,«

»Ich werde nicht verfehlen, dies zu tun.«

»Und unterrichtet mir la Vallière.«

»Seid unbesorgt, sie weint genug leise.«

»Wohl! sie weine laut,« sprach Malicorne.

Und sie trennten sich.

XX.

Worin von Zimmerarbeit die Rede ist, und einige Mitteilungen über die Art, wie man die Treppen durchhöhlt, gegeben werden.

Der Montalais erteilte Rat wurde la Vallière mitgeteilt, die ihn als weise erkannte und nach einigem, mehr von ihrer Schüchternheit als von ihrer Kälte herrührendem, Widerstand ihn in Ausführung zu bringen beschloß.

Die Geschichte der zwei weinenden und mit ihrem Klagegeschrei das Schlafzimmer von Madame erfüllenden Frauen war das Meisterwerk von Malicorne.

Da nichts so wahr ist, als das Unwahrscheinliche, nichts so natürlich, als das Romanhafte, so gelang dieses Märchen aus Tausend und eine Nacht vollkommen bei Madame.

Sie entfernte zuerst Montalais.

Drei Tage oder vielmehr drei Nächte, nachdem sie Montalais entfernt hatte, entfernte sie sodann la Vallière.

Man gab der letzteren ein Zimmer in den kleinen Mansarden, welche über den Gemächern von Madame lagen.

Ein Stockwerk, das heißt ein Boden trennte die Ehrenfräulein von den Officianten und Kavalieren.

Eine unter die Aufsicht von Frau von Noailles gestellte besondere Treppe führte zu den Ehrenfräulein.

Zu größerer Sicherheit ließ Frau von Noailles, welche von den früheren Versuchen Seiner Majestät hatte sprechen hören, die Fenster der Zimmer und die Decken der Kamine vergittern.

Es war also in jeder Hinsicht die Ehre von Fräulein de la Vallière gesichert, deren Zimmer mehr einem Käfig, als irgend etwas Anderem glich.

Fräulein de la Vallière, wenn sie zu Hause war, und sie war dies oft, denn Madame benutzte ihre Dienste nur selten, seitdem sie sie unter dem Blicke von Frau von Noailles wusste, Fräulein de la Vallière hatte also keine andere Zerstreung, als durch die Gitter

ihres Fensters zu schauen.

Eines Morgens aber, als sie wie gewöhnlich hinausschaute, erblickte sie Malicorne an einem dem ihrigen parallelen Fenster.

Er hielt in der Hand ein Zimmermannssenkblei, Iorgnirte die Gebäude und addierte algebraische Formen auf Papier.

Auf diese Art glich er einem von den Ingenieuren, die von der Ecke eines Laufgrabens aus die Winkel einer Bastei oder die Höhe der Mauern einer Festung aufnehmen.

La Vallière erkannte Malicorne und grüßte ihn.

Malicorne erwiderte dies mit einer tiefen Verbeugung und verschwand vom Fenster.

Sie wunderte sich über diese, dem stets gleichmäßigen Charakter von Malicorne durchaus nicht eigentümliche, Kälte, aber sie erinnerte sich, daß der arme Junge seine Stelle ihretwegen verloren hatte und daß er nicht vortrefflich gegen sie gestimmt sein müßte, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie in der Lage sein würde, ihm zu ersetzen, was er verloren.

Sie wusste Beleidigungen zu verzeihen, um so viel mehr das Unglück zu bemitleiden.

La Vallière hätte Montalais um Rat gefragt, wäre Montalais da gewesen; Montalais war aber abwesend.

Zu dieser Stunde pflegte Montalais ihren Briefwechsel zu besorgen.

Plötzlich sah La Vallière einen aus dem Fenster, an dem Malicorne erschienen, geschleuderten Gegenstand den Raum durchfliegen, durch ihr Gitter eindringen und auf ihren Boden fallen.

Sie ging neugierig auf den Gegenstand zu und hob ihn auf. Es war eine von den Spulen, auf die man die Seide aufwickelt.

Nur war statt der Seide ein Papierchen um die Spule gerollt.

La Vallière entrollte es und las:

»Mein Fräulein,

»Ich bin sehr begierig, zwei Dinge zu erfahren.

»Erstens, ob der Boden Eures Zimmers von Holz oder von Backstein ist.

»Zweitens, in welcher Entfernung Euer Bett vom Fenster steht.

»Entschuldigt, daß ich Euch belästige, und wollt mir auf demselben Wege antworten, der Euch meinen Brief gebracht hat, das heißt auf dem Wege der Spule.

»Nur, statt sie in Mein Zimmer zu werfen, wie ich die Spule in das Eurige geworfen habe, was für Euch schwieriger wäre als für mich, seid einfach so gefällig, sie fallen zu lassen.

»Glaubt besonders, mein Fräulein, daß ich bin Euer ganz ergebenster und ehrfurchtsvoller Diener

»Malicorne.«

»Schreibt die Antwort gütigst auf denselben Brief.«

»Oh! der arme Junge,« rief la Vallière, »er muß ein Narr geworden sein!«

Und sie richtete auf ihren Korrespondenten, den man im Halbschatten des Zimmers wahrte, einen Blick voll innigen Mitleids.

Malicorne begriff und schüttelte den Kopf, als wollte er entgegen:

»Nein, nein, seid unbesorgt, ich bin kein Narr.«

Sie lächelte mit einer Miene des Zweifels.

»Nein, nein,« erwiderte er mit der Gebärde, »der Kopf ist gut.«

Und er deutete auf seinen Kopf.

Dann bewegte er die Hand wie ein Mensch, der rasch schreibt, und bezeichnete mit einer Art von Bitte:

»Auf, schreibt!«

La Vallière sah nichts Unziemliches darin, wenn sie tun würde, was Malicorne von ihr forderte, und sollte er auch ein Narr sein; sie nahm einen Bleistift und schrieb:

»Holz.«

Dann zählte sie zehn Schritte vom Fenster bis zu ihrem Bett und schrieb abermals:

»Zehn Schritte.«

Nachdem sie dies getan, schaute sie nach Malicorne, der sie grüßte und ihr durch ein Zeichen bedeutete, er gehe hinab.

La Vallière begriff, daß es geschah, um die Spule in Empfang zu nehmen.

Sie näherte sich dem Fenster und ließ sie nach der Unterweisung von Malicorne fallen.

Die Rolle lies noch auf den Platten fort, als Malicorne herauseilte, sie erreichte, aufhob, sie schälte, wie es ein Affe mit einer Nuß tut, und sodann nach der Wohnung von Saint-Aignan lief.

Saint-Aignan hatte sich seine Wohnung so nahe als möglich beim König gewählt oder vielmehr ausgebeten, jenen Pflanzen ähnlich, welche die Strahlen der Sonne suchen, um sich fruchtbarer zu entwickeln.

Seine Wohnung bestand in zwei Zimmern in dem Corps de logis, das Ludwig XIV, inne hatte.

Saint-Aignan war stolz auf diese Nachbarschaft, die ihm einen leichten Zugang zum König und dabei die Gunst einiger unerwarteten Begegnungen gewährte.

Er beschäftigte sich in dem Augenblick, von dem wir sprechen, damit, daß er diese zwei Zimmer prachtvoll tapezieren ließ, denn er rechnete auf die Ehre einiger Besuche von Seiten des Königs, da Seine Majestät, seitdem sie die Leidenschaft für la Vallière gefaßt, Saint-Aignan zum Vertrauten gewählt hatte und seiner weder bei Tag, noch bei Nacht mehr entbehren konnte.

Malicorne ließ sich beim Grafen einführen und stieß auf keine Schwierigkeit, weil er beim König wohl gelitten war und der Kredit des Einen immer eine Lockspeise für den Andern ist.

Saint-Aignan fragte seinen Besuch, ob er mit einer Neuigkeit bereichert sei.

»Mit einer großen,« erwiderte dieser.

»Ah! ah!« versetzte Saint-Aignan neugierig wie ein Günstling, »laßt sie hören.«

»Fräulein de la Vallière ist ausgezogen.«

»Wie so?« rief Saint-Aignan die Augen weit aufreißend.

»Ja.«

»Sie wohnte bei Madame?«

»Ganz richtig. Doch Madame hat sich über die Nachbarschaft geärgert und sie in einem Zimmer einquartiert, das gerade über Eurer zukünftigen Wohnung liegt.«

»Wie, *dort oben?*« rief Saint-Aignan voll Erstaunen, indem er mit dem Finger das obere Stockwerk bezeichnete.

»Nein,« erwiderte Malicorne, »*dort unten.*«

Und er deutete auf das gegenüberliegende Hauptgebäude.

»Warum sagt Ihr denn, ihr Zimmer sei über meiner Wohnung?«

»Weil ich überzeugt bin, daß Eure Wohnung ganz natürlich unter dem Zimmer von la Vallière sein muß.«

Saint-Aignan sandte bei diesen Worten an die Adresse des armen Malicorne einen von den Blicken ab, wie diesem la Vallière eine Stunde zuvor schon einen zugeschickt hatte.

Er glaubte nämlich, Malicorne sei ein Narr.

»Mein Herr,« sprach Malicorne, »ich werde Euren Gedanken beantworten.«

»Wie, meinen Gedanken . . . «

»Allerdings, Ihr habt, wie mir scheint, nicht vollkommen begriffen, was ich Euch sagen wollte.«

»Ich gestehe es.«

»Wohl, es ist Euch nicht unbekannt, daß unter den Ehrenfräulein von Madame die Kavaliers des Königs und von Monsieur wohnen.

»Ja, denn Manicamp, Wardes und Andere wohnen dort.«

»Ganz richtig. Nun wohl! mein Herr, bewundert die Seltsamkeit des Zusammentreffens: die zwei für Herrn von Guiche bestimmten Zimmer sind gerade die zwei Zimmer, die unter denen liegen, welche Fräulein von Montalais und Fräulein de la Vallière inne haben.«

»Weiter!«

»Weiter?.. Diese beiden Zimmer sind gerade frei, da Herr von Guiche verwundet in Fontainebleau krank liegt.«

»Ich schwöre Euch, mein lieber Herr, daß ich nicht errate,«

»Ah! wenn ich das Glück hätte, mich Saint-Aignan zu nennen, würde ich sogleich erraten.«

»Und was würdet Ihr tun?«

»Ich würde auf der Stelle die Zimmer, die ich hier einnehme, gegen die vertauschen, welche Herr von Guiche bewohnt.«

»Was denkt Ihr!« rief Saint-Aignan mit Verachtung, »den ersten Ehrenposten aufgeben, die Nachbarschaft des Königs, ein nur den Prinzen von Geblüt, den Herzogen und den Pairs eingeräumtes Vorrecht! . . . Mein lieber Herr von Malicorne, erlaubt mir, Euch zu sagen, daß Ihr ein Narr seid.«

»Mein Herr,« erwiderte der junge Mann mit ernstem Ton, »Ihr begeht zwei Irrtümer . . . Ich heiße einfach Malicorne und bin kein Narr.«

Dann zog er ein Papier aus der Tasche und sprach:

»Hört Folgendes, wonach ich Euch dieses zeigen werde.«

»Ich höre.«

»Ihr wisst, daß Madame la Vallière bewacht, wie Argus die Nymphe Jo.«

»Ich weiß es.«

»Ihr wisst, daß der König die Gefangene sprechen wollte, aber vergebens, und daß es weder Euch, noch mir gelungen ist, ihm dieses Glück zu verschaffen.«

»Ihr wisst besonders etwas, mein armer Malicorne.«

»Was denkt Ihr, daß demjenigen zufallen würde, dessen Einbildungskraft die zwei Liebenden einander zu nähern wüsste?«

»Oh! der König würde seine Dankbarkeit nicht auf etwas Geringes beschränken.«

»Herr von Saint-Aignan?«

»Weiter!«

»Wäret Ihr nicht begierig, die königliche Dankbarkeit ein wenig zu befühlen?«

»Gewiß,« erwiderte Saint-Aignan, »eine Gunst von meinem Herrn, wenn ich meine Pflicht getan hätte, müßte mir kostbar sein.«

»Dann schaut dieses Papier an, Herr Graf.«

»Was für ein Papier ist das? Ein Plan.«

»Der von den zwei Zimmern von Herrn von Guiche, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Eurigen werden.«

»Oh! nein, was auch geschehen mag,«

»Warum nicht?«

»Weil nach meinen Zimmern zu viele Kavaliere, denen ich sie ganz gewiß nicht abtreten werde, ein Gelüste hegen; so Herr von Roquelaure, Herr de la Fertè, Herr Dangeau.«

»Dann verlasse ich Euch, Herr Graf, und biete einem von diesen Herren den Plan, den ich Euch vorlegte, nebst den damit verbundenen Vorteilen an.«

»Aber warum behaltet Ihr diese nicht für Euch?« fragte Saint-Aignan mißtrauisch.

»Weil mir der König nie die Ehre erweisen wird, sichtbar zu mir zu kommen, während er gewiß ganz vortrefflich zu einem von diesen Herren geht.«

»Wie! der König würde zu einem von diesen Herren gehen?«

»Bei Gott! ob er gehen wird! zehnmal für einmal. Wie! Ihr fragt mich, ob der König in eine Wohnung gehen werde, die ihn Fräulein de la Vallière näher bringt?«

»Eine schöne Annäherung . . . mit einem ganzen Stockwerk dazwischen.«

Malicorne wickelte das kleine Papier von der Spule ab und sprach:

»Herr Graf, ich bitte Euch, bemerkt wohl, daß der Boden des Zimmers von Fräulein de la Vallière ein einfacher Holzboden ist.«

»Nun?«

»Nun! Ihr nehmt einen Zimmermann, der bei Euch eingeschlossen, ohne zu wissen, wohin man ihn geführt, Eure Decke und folglich zugleich den Boden von Fräulein de la Vallière öffnet.«

»Ah! mein Gott!« rief Saint-Aignan wie geblendet.

»Wie beliebt?« versetzte Malicorne.

»Ich sage, das sei eine sehr verwegene Idee, mein Herr.«

»Sie wird dem König weniger armselig vorkommen, das versichere ich Euch.«

»Die Verliebten denken nicht an die Gefahr.«

»Welche Gefahr befürchtet Ihr, Herr Graf?«

»Ein solches Durchhöhlen macht einen furchtbaren Lärmen: das ganze Schloß wird davon ertönen.«

»Oh! Herr Graf, ich bin fest überzeugt, daß der Arbeiter, den ich Euch bezeichnen werde, nicht den geringsten Lärmen macht. Er wird ein Viereck von sechs Fuß mit einer mit Werg umwickelten Säge heraus arbeiten, und Keiner, selbst von den nächsten Nachbarn, wird bemerken, daß er arbeitet.«

»Ah! mein lieber Malicorne, Ihr betäubt mich, Ihr macht mich ganz verwirrt.«

»Ich fahre fort,« erwiderte Malicorne ruhig; »in dem Zimmer, dessen Decke Ihr durchhöhlt habt . . . Ihr hört wohl, nicht wahr?«

»Ja.«

»Errichtet Ihr eine Treppe, welche entweder Fräulein de la Vallière zu Euch hinabzusteigen, oder dem König zu Fräulein hinaufzusteigen gestattet.«

»Aber man wird diese Treppe sehen?«

»Nein, sie wird von Euch durch eine Scheidewand verborgen, auf der Ihr eine Tapete der ähnlich ausbreitet, mit welcher die übrige Wohnung ausgeschlagen ist: bei Fräulein de la Vallière verschwindet sie unter einer Falltüre, die der Boden selbst sein und sich unter ihrem Bett öffnen wird.«

»Wahrhaftig!« rief Saint-Aignan, dessen Augen zu funkeln anfangen.

»Herr Graf, ich brauche Euch nun nicht zugestehen zu lassen, der König werde häufig in das Zimmer kommen, indem eine solche Treppe eingerichtet ist. Ich glaube, daß Herr Dangeau besonders von meiner Idee betroffen sein wird, und ich will sie ihm auseinandersetzen.«

»Ah! lieber Herr Malicorne,« rief Saint-Aignan, »Ihr vergeßt, daß Ihr mit mir zuerst gesprochen habt, und daß mir folglich die Prioritätsrechte zukommen.«

»Ihr wollt also den Vorzug haben?«

»Ob ich ihn haben will? ich glaube wohl!«

»Herr von Saint-Aignan, was ich Euch da gebe, ist allerdings ein Ordensband bei der nächsten Beförderung, und vielleicht sogar ein gutes Herzogtum.«

»Wenigstens,« erwiderte Saint-Aignan rot vor Freude, »wenigstens ist es eine Gelegenheit, dem König zu zeigen, daß er nicht Unrecht hat, wenn er mich zuweilen seinen Freund nennt,

eine Gelegenheit, die ich Euch zu verdanken haben werde.«

»Ihr werdet es nicht ein wenig vergessen?« sagte Malicorne lächelnd.

»Ich werde dessen rühmlich gedenken, mein Herr.«

»Ich, mein Herr, bin nicht der Freund des Königs, aber sein Diener.«

»Ja, und wenn Ihr denkt, in dieser Treppe stecke für mich ein blaues Ordensband, so denke ich, daß für Euch ein Adelsdiplom darin sein wird.«

Malicorne verbeugte sich.

»Es handelt sich also nur noch darum, auszuziehen,« sagte Saint-Aignan.

»Ich sehe nicht ein, daß sich der König widersetzen sollte: bittet ihn um Erlaubnis.«

»Ich laufe auf der Stelle zu ihm.«

»Und ich will mir den Arbeiter verschaffen, dessen Ihr bedürft.«

»Wann werde ich ihn haben?«

»Diesen Abend.«

»Vergeßt die Vorsichtsmaßregeln nicht.«

»Ich bringe ihn mit verbundenen Augen.«

»Und ich, ich schicke Euch einen von meinen Wagen.«

»Ohne Wappen.«

»Mit einem von meinen Lackeien ohne Livree, das ist abgemacht.«

»Sehr gut, Herr Graf!«

»Aber la Vallière?«

»Nun?«

»Was wird sie sagen, wenn sie diese Operation sieht?«

»Ich versichere Euch, daß sie das ungemein interessieren wird.«

»Ich glaube es wohl.«

»Ich bin sogar überzeugt, daß, wenn der König nicht so kühn ist, zu ihr hinaufzusteigen, sie so neugierig sein wird, zu ihm herabzusteigen.«

»Hoffen wir,« sagte Saint-Aignan.

»Ja, hoffen wir,« wiederholte Malicorne.
»So gehe ich zum König.«
»Daran tut Ihr sehr wohl.«
»Um welche Stunde bekomme ich heute Abend meinen Arbeiter?«
»Um acht Uhr.«
»Und wie viel Zeit meint Ihr, daß er brauche, um sein Viereck auszusägen?«
»Ungefähr zwei Stunden; nur wird er nachher Zeit brauchen, um das zu vollenden, was man die Verbindungen nennt. Eine Nacht und einen Teil des morgigen Tages; mit der Treppe muß man zwei Tage rechnen.«
»Zwei Tage, das ist sehr lange.«
»Oh! wenn man es übernimmt, eine Türe am Paradies zu öffnen, so muß diese Türe wenigstens anständig sein.«
»Ihr habt Recht; auf baldiges Wiedersehen, lieber Herr Malicorne. Übermorgen Abend wird bei mir Alles zum Auszug bereit sein.«

XXI.

Die Spazierfahrt bei Fackeln.

Entzückt über das, was er gehört, entzückt über das, was er in der Ferne erschaute, lief Saint-Aignan nach den Zimmern von Guiche.

Er, der eine Viertelstunde vorher seine beiden Zimmer nicht um eine Million abgetreten hätte, war nun, würde man es von ihm verlangt haben, bereit, mit einer Million die zwei seligen Zimmer zu bezahlen, nach denen er jetzt beehrte.

Doch man machte keine solche Forderungen an ihn, Herr von Guiche wusste noch nicht, wo er wohnen sollte, und war überdies noch immer zu leidend, um sich um seine Wohnung zu kümmern.

Saint-Aignan hatte also die zwei Zimmer von Guiche.

Herr Dangeau bekam die zwei Zimmer von Saint-Aignan gegen ein Geschenk von sechstausend Livres an den Intendanten des Grafen und glaubte ein goldenes Geschäft gemacht zu haben.

Die beiden Zimmer von Dangeau bestimmte man zur zukünftigen Wohnung von Guiche.

Alles, ohne daß wir mit Sicherheit behaupten können, bei dem allgemeinen Auszug werden es diese zwei Zimmer sein, welche Guiche dereinst bewohne.

Eine Stunde, nachdem er diesen Beschluß gefaßt hatte, war Saint-Aignan im Besitz der erwähnten zwei Zimmer. Zehn Minuten, nachdem Saint-Aignan von diesen zwei Zimmern Besitz ergriffen hatte, trat Malicorne bei Saint-Aignan in Begleitung von Tapezierern ein.

Mittlerweile verlangte der König nach Saint-Aignan; man lief zu Saint-Aignan und fand Dangeau. Dangeau schickte zu Guiche, und man fand endlich Saint-Aignan.

Doch dadurch entstand ein Verzug, so daß der König schon zwei bis drei Bewegungen der Ungeduld gemacht hatte, als Saint-Aignan ganz atemlos bei seinem Herrn erschien.

»Du verlassest mich also auch, Du!« sagte der König mit jenem kläglichen Ton, mit dem wohl Cäsar achtzehn hundert Jahre

früher sein **tu quoque** gesprochen hatte.

»Sire,« erwiderte Saint-Aignan, »ich verlasse den König nicht, ganz im Gegenteil, ich beschäftige mich nur mit meinem Auszug.«

»Mit welchem Auszug? Ich glaubte Dein Auszug wäre schon seit drei Tagen beendet?«

»Ja, Sire. Doch ich fühle mich unbehaglich da, wo ich bin, und ziehe in das untere Gebäude gegenüber.«

»Sagte ich Dir nicht, Du verlassest mich auch!« rief der König. »Ob! das überschreitet alle Grenzen. Ich hatte nur eine Frau, um die sich mein Herz bekümmerte, und meine ganze Familie verbindet sich, um sie mir zu entreißen. Ich hatte einen Freund, dem ich meine Sorgen und Leiden anvertraute und der mir die Last derselben tragen half.. dieser Freund ist meiner Klagen müde und verlässt mich, ohne mich nur um Erlaubnis zu fragen.«

Saint-Aignan lachte.

Der König erriet, es stecke ein Geheimnis unter diesem Mangel an Ehrerbietung.

»Was gibt es?« rief der König voll Hoffnung.

»Sire, der Freund, den der König verleumdet, will es versuchen, dem König das Glück zurückzugeben, das er verloren hat.«

»Du willst machen, daß ich la Vallière sehe?«

»Sire, ich stehe noch nicht dafür, aber . . . «

»Aber?«

»Aber ich hoffe es.«

»Oh! wie? wie? sage mir das, Saint-Aignan. Ich will Deinen Plan kennen, ich will Dich dabei mit meiner ganzen Macht unterstützen.«

»Sire,« erwiderte Saint-Aignan, »ich weiß selbst noch nicht, welches Verfahren ich einschlagen werde, um zu diesem Ziele zu gelangen, ich habe aber alle Ursache, zu glauben, daß schon morgen . . . «

»Morgen, sagst Du?«

»Ja, Sire.«

»Oh! welches Glück! Doch, warum ziehst Du aus?«

»Um Euch besser zu dienen.«

»Und in welcher Hinsicht kannst Du mir besser dienen, wenn

Du ausgezogen bist?«

»Wißt Ihr, wo die beiden Zimmer liegen, die mau für den Grafen von Guiche bestimmte?«

»Ja.«

»Dann wisst Ihr, wohin ich ziehe.«

»Allerdings; doch dadurch erfahre ich nicht mehr.«

»Wie! Ihr begreift nicht, Sire, daß über dieser Wohnung zwei Zimmer sind?«

»Welche?«

»Das eine ist das von Fräulein von Montalais, das andere . . . «

»Das andere ist das von la Vallière, Saint-Aignan.«

»Wohl, Sire.«

»Oh! Saint-Aignan, es ist wahr, ja, es ist wahr! Saint-Aignan, das ist ein glücklicher Gedanke, ein Freundesgedanke, ein poetischer Gedanke; indem mich ihr näherst, während das Weltall mich von ihr trennt, hast Du für mich einen höheren Wert, als Pylades für Orestes, als Patroklos für Achilles.«

»Sire,« erwiderte Saint-Aignan lächelnd, »ich bezweifle, ob Eure Majestät, wenn sie meine Pläne in ihrer ganzen Ausdehnung kennete, fortführe, mir so pomphafte Betitelungen zu geben. Ah! Sire, ich kenne trivialere, die gewisse Puritaner des Hofes unfehlbar auf mich anwenden werden, wenn sie erfahren, was ich für Eure Majestät zu tun gedenke.«

»Saint-Aignan, ich sterbe vor Ungeduld; Saint-Aignan, ich verschmache; Saint-Aignan, ich werde nie bis morgen warten . . . Morgen! . . . morgen, das ist eine Ewigkeit.«

»Sire, Ihr werdet Euch, wenn es Euch beliebt, sogleich von hier wegbegeben und diese Ungeduld durch eine gute Spazierfahrt zerstreuen.«

»Mit Dir, gut; wir plaudern von Deinen Plänen, wir sprechen von ihr.«

»Nein, Sire, ich bleibe.«

»Mit wem soll ich denn ausfahren?«

»Mit den Damen.«

»Ah! meiner Treue, nein, Saint-Aignan.«

»Es muß sein, Sire.«

»Nein! nein! tausendmal nein, Nein, ich werde mich nicht mehr der furchtbaren Marter aussetzen, zwei Schritte von ihr zu sein, sie zu sehen, ihr Kleid im Vorübergehen zu streifen und nichts zu ihr zu sagen. Nein, ich verzichte auf diese Qual, die Du für ein Glück hältst, während es nur eine Marter ist, die meine Augen versengt, meine Hände verzehrt, mein Herz zermalmt; sie sehen in Gegenwart von allen diesen Fremden und ihr nicht sagen, ich liebe sie, indes mein ganzes Leben ihr diese Liebe offenbart und mich vor Allen verrät, nein, ich habe mir selbst geschworen, ich werde dies nicht mehr tun, und ich halte meinen Schwur.«

»Sire, hört mich doch!«

»Ich höre nichts, Saint-Aignan.«

»Dann fahre ich fort: es ist dringend notwendig, Sire, begreift wohl, dringend, äußerst dringend, daß Madame und ihre Ehrenfräulein zwei Stunden aus Eurem Hause abwesend sind.«

»Du bringst mich ganz in Verwirrung, Saint-Aignan.«

»Es ist hart für mich, meinem König zu befehlen, doch unter den obwaltenden Umständen befehle ich, Sire: ich brauche eine Jagd, oder eine Spazierfahrt.«

»Aber diese Spazierfahrt, diese Jagd wäre eine Laune, eine Bizarrerie. Indem ich eine solche Ungeduld an den Tag lege, enthülle ich vor einem ganzen Hof ein Herz, das nicht mehr sich selbst gehört. Sagt man nicht schon zu sehr, es träume mir von der Eroberung der Welt, zuvor müsse ich aber damit anfangen, daß ich die Eroberung von mir selbst mache.«

»Diejenige, welche dies sagen, sind Freche und Meuterer; doch wer sie auch sein mögen, wenn es Eure Majestät vorzieht, sich anzuhören, so habe ich nichts mehr zu bemerken. Dann wird der morgige Tag auf unabsehbare Epochen hinausgeschoben.«

»Saint-Aignan, ich fahre diesen Abend mit Fackeln nach Saint-Germain, ich bleibe dort über Nacht, frühstücke und werde gegen drei Uhr wieder in Paris sein. Ist es so gut?«

»Vortrefflich.«

»Gegen acht Uhr gehe ich ab.«

»Eure Majestät hat die Minute erraten.«

»Und Du willst mir nichts sagen?«

»Ich kann Euch nichts sagen, die Industrie ist von einiger

Bedeutung auf dieser Welt, der Zufall spielt aber dabei eine so große Rolle, daß ich ihm stets den schmalsten Teil einzuräumen pflege, fest überzeugt, er werde es so einzurichten wissen, daß er den breitesten einnehme.«

»Nun denn, ich überlasse mich ganz Dir.«

»Und Ihr habt Recht.«

So getröstet, begab sich der König geraden Wegs zu Madame, wo er die beabsichtigte Spazierfahrt ankündigte.

Madame glaubte sogleich in dieser improvisierten Partie ein Komplott des Königs zusehen, um sich mit la Vallière entweder unter Weges, begünstigt von der Dunkelheit, oder auf eine andere Weise zu unterhalten, aber sie hütete sich wohl, ihrem Schwager etwas kundzugeben, und nahm die Einladung mit einem Lächeln auf den Lippen an.

Sie gab ganz laut Befehle, daß ihre Ehrenfräulein ihr folgen sollen, wobei sie sich vorbehielt, am Abend zu tun, was ihr am Geeignetsten schiene, um der Liebe des Königs in den Weg zu treten.

Dann aber, als sie allein war und als der arme Verliebte glauben konnte, Fräulein de la Vallière würde an der Spazierfahrt Teil nehmen, in dem Augenblick vielleicht, wo er sich in Gedanken an dem traurigen Glück verfolgter Liebhaber weidete, das darin besteht, daß man durch den Anblick allein alle Freuden des versagten Besitzes verwirklicht, in diesem Augenblick sagte Madame, welche mitten unter ihren Ehrenfräulein stand:

»Ich werde heute an zwei Fräulein genug haben, Fräulein von Tonnay-Charente und Fräulein von Montalais.«

La Vallière hatte den Streich vorhergesehen und war folglich darauf gefaßt: die Verfolgung hatte sie stark gemacht; sie gewährte Madame nicht die Freude, auf ihrem Gesicht den Eindruck des Schlages zu sehen, den sie in ihrem Herzen empfing.

Sie lächelte im Gegenteil mit jener unbeschreiblichen Sanftheit, die ihrem Antlitz einen engelischen Charakter verlieh, und fragte:

»Ich bin also heute Abend frei, Madame?«

»Ja, allerdings.«

»Ich werde dies benutzen, um diese Stickerei zu

beschleunigen, die Ihre Hoheit zu bemerken die Güte gehabt hat, und die ich ihr zum Voraus anzubieten mich beehrte.«

Und sie verneigte sich ehrerbietig und begab sich in ihr Zimmer.

Die Fräulein von Montalais und Tonnay-Charente taten dasselbe.

Das Gerücht von der Spazierfahrt ging mit ihnen aus dem Zimmer von Madame und verbreitete sich durch das ganze Schloß. Zehn Minuten nachher kannte Malicorne den Beschluß von Madame und schob unter der Türe von Montalais ein in folgenden Worten abgefaßtes Billett durch.

»La Vallière muß die Nacht bei Madame zubringen.«

Montalais fing der Verabredung gemäß damit an, daß sie das Billett verbrannte, dann überlegte sie.

Montalais war ein Mädchen von Mitteln und hatte bald ihren Plan festgestellt.

Zur Zeit, wo sie sich zu Madame begeben sollte, das heißt gegen fünf Uhr, lief sie heftig über den Grasplatz des Hofes, stieß, als sie bis auf zehn Schritte zu einer Gruppe von Offizieren gelangt war, einen Schrei aus, fiel anmutig auf ein Knie, erhob sich wieder und ging weiter, jedoch hinkend.

Die Kavaliere liefen herbei, um sie zu unterstützen. Montalais hatte sich verrenkt.

Ihrer Pflicht getreu wollte sie nichtsdestoweniger ohne Aufenthalt zu Madame hinaufsteigen.

»Was gibt es und warum hinkt Ihr?« fragte diese. »Ich hielt Euch für la Vallière.«

Montalais erzählte, wie sie lausend, um schneller zu kommen, den Fuß verdreht habe.

Madame schien sie zu beklagen und wollte auf der Stelle einen Wundarzt rufen lassen.

Montalais aber versicherte, der Unfall sei von keiner Bedeutung, und sagte:

»Madame, ich bedaure nur, meinen Dienst nicht versehen zu können, und ich hätte Fräulein de la Vallière gebeten, mich bei Eurer Hoheit zu ersetzen . . . «

Madame faltete die Stirne.

»Doch ich habe nichts getan,« fuhr Montalais fort.

»Und warum habt Ihr nichts getan?« fragte Madame.

»Weil die arme la Vallière so glücklich zu sein schien, daß sie einen Abend und eine Nacht ihre Freiheit habe, daß ich nicht in mir den Mut fühlte, sie an meiner Stelle den Dienst versehen zu lassen.«

»Wie! sie ist in diesem Grade freudig?« sagte Madame von diesen Worten betroffen.

»Sie ist ganz toll: sie sang, während sie sonst so schwermütig ist. Übrigens weiß Eure Hoheit, daß sie die Welt haßt und daß ihr Charakter ein Körnchen Menschenscheu enthält.«

»Ho! ho!« dachte Madame, »diese große Heiterkeit kommt mir nicht natürlich vor.«

»Sie hat schon ihre Vorbereitungen getroffen, um unter vier Augen mit einem von ihren geliebten Büchern in ihrem Zimmer zu speisen,« fuhr Montalais fort. »Und dann hat Eure Hoheit noch sechs andere Fräulein, die sich sehr glücklich schätzen werden, sie begleiten zu dürfen; ich habe auch Fräulein de la Vallière nicht einmal einen Vorschlag gemacht.«

Madame schwieg.

»Habe ich wohl daran getan?« sagte Montalais mit einer leichten Bangigkeit des Herzens, als sie sah, daß es ihr mit dieser Kriegslist, auf die sie so völlig gerechnet hatte, daß sie nicht einmal auf eine andere zu sinnen für nötig erachtet, so schlecht gelang.

»Billigt Madame mein Benehmen?« fuhr sie fort.

Madame dachte, der König könnte wohl in der Nacht Saint-Germain verlassen und, da man nur sechs Stunden von Paris nach Saint-Germain rechnet, in einer Stunde in Paris sein.

»Sagt mir,« sprach sie, »la Vallière wird Euch wohl, da sie Euch verwundet wusste, ihre Gesellschaft angeboten haben?«

»Oh! sie weiß noch nichts von meinem Unfall; aber wenn er ihr auch bekannt wäre, so würde ich sie doch um nichts bitten, was sie in ihren Plänen stören könnte. Ich glaube, sie will heute Abend allein die Lustpartie des verstorbenen Königs verwirklichen, wenn er zu Herrn von Saint-Mars sagte: ›Langweilen wir uns, Herr von Saint-Mars, langweilen wir uns gut.«

Madame war überzeugt, es sei ein Liebesgeheimnis unter diesem Durst nach Einsamkeit verborgen. Dieses Geheimnis müsse die nächtliche Rückkehr von Ludwig sein. Es ließ sich nicht mehr bezweifeln: la Vallière war von dieser Rückkehr unterrichtet, daher die Freude, im Palais Royal bleiben zu dürfen.

Das war ein ganzer, zum Voraus entworfener Plan.

»Ich werde mich nicht von ihnen betören lassen,« sagte Madame.

Und sie faßte einen entscheidenden Entschluß und sprach:

»Fräulein von Montalais, wollt Eure Freundin Fräulein de la Vallière in Kenntnis setzen, ich sei in Verzweiflung, ihre Einsamkeitspläne stören zu müssen, doch statt sich allein zu langweilen, wie sie es wünschen dürfte, wird sie sich mit uns in Saint-Germain langweilen.«

»Oh! arme la Vallière,« sagte Montalais mit einer wehmüthigen Miene, aber voll Freudigkeit im Herzen. »Oh! Madame, gäbe es kein Mittel, daß Eure Hoheit? . . . «

»Genug,« rief Madame, »ich ziehe die Gesellschaft von Fräulein Lebeaume Leblanc allen anderen Gesellschaften vor. Geht, schickt sie mir, und pflegt Euer Bein.«

Montalais ließ sich den Befehl nicht wiederholen, sie kehrte in ihr Zimmer zurück, schrieb ihre Antwort an Malicorne und steckte sie unter den Teppich.

»*Man wird gehen*,« sagte die Antwort.

Eine Spartanerin hätte nicht lakonischer geschrieben.

»Auf diese Art bewache ich sie unter Wege,« dachte Madame; »in der Nacht schläft sie bei mir, und Seine Majestät müßte sehr geschickt sein, wenn sie ein einziges Wort mit Fräulein de la Vallière wechselte.«

La Vallière empfing den Befehl, abzugehen, mit derselben gleichgültigen Sanftmut, mit der sie den Befehl, zu bleiben aufgenommen hatte.

Nur empfand sie in ihrem Innern eine lebhaftere Freude, und sie betrachtete diese Änderung des Entschlusses der Prinzessin als einen Trost, den ihr die Vorsehung sende.

Weniger scharfsichtig, als Madame, setzte sie Alles auf Rechnung des Zufalls.

Während sich Alle, mit Ausnahme der in Ungnade Befindlichen, der Kranken und der Leute, welche Verrenkungen hatten, nach Saint-Germain wandten, ließ Malicorne seinen Arbeiter in einen Wagen von Herrn von Saint-Aignan steigen und führte ihn in das mit der Wohnung von la Vallière korrespondierende Zimmer.

Angelockt durch die glänzende Belohnung, die man ihm versprochen, ging der Arbeiter sogleich ans Werk.

Da man von den Ingenieurs des königlichen Hauses die vortrefflichsten Werkzeuge hatte holen lassen, unter Anderem eine von den Sägen mit dem unbesiegbaren Biß, welche im Wasser die eisenharten eichenen Bohlen durchschneiden, so ging die Arbeit rasch von Statten, und ein viereckiges Stück vom Plafond, das man zwischen zwei Balken gewählt, fiel in die Arme von Saint-Aignan, von Malicorne, vom Arbeiter und von einem vertrauten Diener, einer Person, welche auf die Welt gekommen war, um Alles zu sehen. Alles zu hören, und nichts zu wiederholen.

Nur wurde in Folge eines neuen von Malicorne angegebenen Planes die Öffnung in der Ecke angebracht.

Man höre warum.

Da kein Ankleidecabinet bei dem Zimmer von la Vallière war, so bat sie am Morgen um einen großen Windschirm, der einen Verschlag ersetzen sollte, was ihr auch gewährt wurde.

Dieser Windschirm war genügend, die Öffnung zu verdecken, welche übrigens auch durch alle mögliche Kunstwerke der Tischlerei verborgen worden wäre.

Sobald das Loch gemacht war, schlüpfte der Arbeiter zwischen den Balken durch und befand sich im Zimmer von la Vallière.

Hier angelangt, durchsägte er den Boden viereckig und verfertigte mit eben den Brettern des Bodens eine Falltüre, die sich so vollkommen in die Öffnung einpaßte, daß das geübteste Auge hier nicht mehr, als die notwendigen Zwischenräume einer Bodenlötung sehen konnte.

Malicorne hatte für Alles vorhergesehen. Ein Handgriff und zwei Scharniere, die man zum Voraus gekauft, wurden an dem Holzblatt angebracht.

Eine von den kleinen Wendeltreppen, wie man in den

Halbgeschoßen zu benützen anfing, wurde von dem erfinderischen Malicorne angekauft und mit zwei tausend Livres bezahlt.

Sie war höher, als es nötig, doch der Zimmermann nahm einige Stufen weg, und sie entsprach ganz genau dem gegebenen Maß.

Bestimmt, eine so erhabene Last zu tragen, wurde diese Treppe mittelst zweier Klammern an der Wand angehakt.

Die Base befestigte man im Boden des Grafen durch zwei angeschraubte Pflöcke, und nun hätten der König und sein ganzer Hof diese Treppe ohne irgend eine Furcht hinauf und herabsteigen können.

Jeder Hammer schlug auf ein mit Werg gefülltes Polsterchen, jede Säge griff den Stiel mit Wolle umwickelt, die Klinge mit Öl eingeschmiert an.

Überdies machte man die lärmendere Arbeit in der Nacht und am Morgen, das heißt während der Abwesenheit von la Vallière und Madame.

Als der Hof gegen zwei Uhr nach dem Palais-Royal zurückkehrte, ging la Vallière in ihr Zimmer hinauf. Alles war an seinem Platze und nicht das geringste Teilchen Sägemehl, nicht der kleinste Hobelspan zeugte von der Verletzung des Domizils.

Nur hatte Saint-Aignan, der mit allen seinen Kräften bei der Arbeit mitzuhelfen bemüht gewesen war, seine Finger aufgeritzt und sein Hemd zerrissen und viel Schweiß im Dienste des Königs vergossen.

Das Innere seiner Hände war besonders ganz mit Blasen überzogen.

Diese Blasen kamen davon her, daß er Malicorne die Leiter gehalten hatte.

Er hatte ferner eines nach dem andern die fünf Stücke von der Treppe herbeigebracht, von denen jedes aus zwei Stufen bestand.

Kurz, wir können wohl sagen, wenn ihn der König so eifrig bei der Arbeit gesehen hätte, er würde ihm ewige Dankbarkeit geschworen haben.

Der Arbeiter hatte, wie es Malicorne, der Mann der genauen Messungen vorhergesehen, seine Operationen gerade in vier und

zwanzig Stunden beendet.

Er erhielt vier und zwanzig Louis d'or und entfernte sich von Freude erfüllt, es war dies so viel, als er gewöhnlich in sechs Monaten verdiente.

Niemand hatte auch nur den geringsten Verdacht in Beziehung auf das, was unter der Wohnung von Fräulein de la Vallière vorgegangen war.

Doch am Abend des zweiten Tages, in der Minute, wo la Vallière den Cercle von Madame verließ und in ihre Wohnung zurückkehrt, erscholl ein leichtes Krachen im Hintergrunde des Zimmers.

Erstaunt schaute sie nach der Stelle, woher der Lärm kam, das Krachen wiederholte sich.

»Wer ist da?« fragte sie mit ängstlichem Ton.

»Ich,« antwortete die so wohl bekannte Stimme des Königs.

»Ihr?.. Ihr?« rief das Mädchen, das sich einen Augenblick von einem Traume beherrscht glaubte . . . »Aber wo denn? . . . Ihr, Sire, Ihr?«

»Hier,« antwortete der König, indem er eines von den Blättern des Windschirms auftrat und wie ein Schatten im Hintergrunde des Zimmers erschien.

La Vallière stieß einen Schrei aus und sank ganz bebend in einen Lehnstuhl.

Der König ging ehrerbietig auf sie zu.

XXII.

Die Erscheinung.

La Vallière erholte sich rasch von ihrem Erstaunen; indem er sich so ehrerbietig benahm, flößte ihr der König durch seine Gegenwart mehr Vertrauen ein, als er ihr durch seine Erscheinung geraubt hatte.

Da er aber sah, daß das, was la Vallière hauptsächlich beunruhigte, die Art und Weise war, wie er bei ihr eingedrungen, so erklärte er ihr das System der durch den Windschirm verborgenen Treppe und wehrte besonders von sich ab, daß er eine übernatürliche Erscheinung sei.

»Oh! Sire,« sagte la Vallière, ihren blonden Kopf mit einem reizenden Lächeln schüttelnd, »gegenwärtig oder abwesend, erscheint Ihr meinem Geiste nicht weniger in einem Augenblick, als in dem andern.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Louise?«

»Oh! Ihr wisst das wohl, Sire: daß es keinen Augenblick gebe, wo das arme Mädchen, dessen Geheimnis Ihr in Fontainebleau erlauscht, und das Ihr vom Fuße des Kreuzes zurückgeholt, nicht an Euch denke.«

»Louise, Ihr erfüllt mich mit Freude und Glück.«

La Vallière lächelte traurig und fuhr fort:

»Aber, Sire, habt Ihr auch bedacht, daß Eure sinnreiche Erfindung von keinem Nutzen für uns sein dürfte?«

»Und warum dies? spricht, ich warte.«

»Weil dieses Zimmer, das ich bewohne, nicht vor Nachspürungen geschützt ist; Madame kann zufällig hierher kommen; jede Minute des Tags kommen meine Gefährtinnen; meine Türe von innen verschließen heißt mich eben so klar anzeigen, als wenn ich daraufschriebe: Tretet nicht ein, der König ist hier! Und sogar in diesem Augenblick, Sire, steht kein Hindernis dem entgegen, daß sich die Türe öffnet und Eure Majestät bei mir überrascht wird.«

»Dann würde man mich wirklich für ein Gespenst halten,«

erwiderte der König lachend, »denn Niemand kann sagen, wie ich hier hereingekommen bin. Nur die Gespenster dringen durch die Mauern und die Stubendecken.«

»Oh! Sire, welch ein Abenteuer! bedenkt es wohl, welch ein Ärgernis! nie würde etwas Ähnliches über die Ehrenfräulein, diese armen Geschöpfe, welche die Bosheit doch selten verschont, gesagt worden sein.«

»Und Ihr schließt aus dem Allem, meine liebe Louise? spricht, erklärt Euch.«

»Daß Ihr, ach! verzeiht mir, es ist ein hartes Wort.«

Ludwig rief lächelnd:

»Frei heraus.«

»Daß Eure Majestät auf Treppen, listige Unternehmungen und Überraschungen verzichten muß, denn bedenkt, wohl, Sire, das Übel, ertappt zu werden, wär größer, als das Glück, sich hier zu sehen.«

»Nun wohl, Louise,« sprach der König voll Liebe, »statt diese Treppe, auf der ich heraufsteige, wegzunehmen, gibt es ein anderes Mittel, an das Ihr nicht gedacht habt.«

»Abermals . . . ein Mittel . . . «

»Oh! Ihr liebt mich nicht, wie ich Euch liebe, Louise, da ich erfinderischer bin, als Ihr.«

Sie schaute ihn an, Ludwig reichte ihr die Hand, die sie sanft drückte.

»Ihr sagt,« fuhr der König fort, »ich werde, wenn ich hierher komme, wo Jedermann nach Belieben eintreten könne, überrascht werden.«

»Sire, selbst in dem Augenblick, wo Ihr spricht, zittere ich.«.

»Wohl; aber Ihr würdet nicht überrascht, wenn Ihr die Treppe hinabstieget, um in die unteren Zimmer zu kommen.«

»Sire, Sire, was sagt Ihr da?« rief la Vallière ganz erschrocken.

»Ihr versteht mich schlecht, Louise, da Ihr Euch bei meinem ersten Wort so sehr erzürnt; wisst Ihr vor Allem, wem diese Zimmer gehören.«

»Dem Herrn Grafen von Guiche.«

»Nein, Herrn von Saint-Aignan.«

»Wahrhaftig!« rief la Vallière.

Und dieses Wort, das dem freudigen Gemüt des Mädchens entschlüpfte, machte einen Blitz süßer Weissagung im entzückten Herzen des Königs glänzen.

»Ja, Saint-Aignan, unserem Freund,« sagte er.

»Aber, Sire, ich kann eben so wenig zu Herrn von Saint-Aignan, als zum Herrn Grafen von Guiche gehen,« entgegnete der wieder Weib gewordene Engel.«

»Warum könnt Ihr das nicht, Louise?«

»Unmöglich! unmöglich!«

»Mir scheint, daß man unter der Obhut des Königs Alles kann.«

»Unter der Obhut des Königs?« versetzte sie mit einem von Liebe beladenen Blick.

»Oh! nicht wahr, Ihr glaubt an mein Wort?«

»Ich glaube daran, wenn Ihr nicht anwesend seid; doch wenn Ihr anwesend seid, wenn ich Euch sehe, wenn Ihr mit mir sprecht, glaube ich an nichts mehr.«

»Mein Gott! was braucht es, um Euch zu beruhigen?«

»Ich weiß, es ist wenig ehrerbietig, so am König zu zweifeln; doch Ihr seid für mich nicht der König,«

»Oh! Gott sei es gedankt, ich hoffe es wohl; Ihr seht, wie ich suche. Hört: wird Euch die Gegenwart eines Dritten beruhigen?«

»Die Gegenwart von Saint-Aignan, ja.«

»In der Tat, Louise, Ihr durchbohrt mir das Herz mit solchem Argwohn.«

La Vallière antwortete nicht, sie schaute nur Ludwig mit jenem klaren Blick an, der bis in den Grund der Herzen drang, und sagte leise zu sich selbst:

»Ach! ach! nicht Euch mißtraue ich, nicht gegen Euch ist mein Argwohn gerichtet.«

»Ich willige also ein,« sagte der König seufzend, »und Herr von Saint-Aignan, der das glückliche Vorrecht hat, Euch zu beruhigen, wird stets bei unseren Unterredungen gegenwärtig sein, das verspreche ich Euch.«

»Wahrhaftig, Sire?«

»Bei meinem Ehrenwort als Edelmann, und Ihr Eurerseits . . . «

»Wartet, oh! das ist noch nicht Alles.«

»Noch etwas, Louise?«

»Oh! gewiß, werdet nicht so schnell müde, denn wir sind noch nicht am Ende, Sire.«

»Nun, so durchbohrt mir vollends das Herz.«

»Ihr begreift, daß diese Unterredungen selbst bei Herrn von Saint-Aignan ein vernünftiges Motiv haben müssen.«

»Ein vernünftiges Motiv?« versetzte der König im Tone sanften Vorwurfs.

»Allerdings . . . Bedenkt doch, Sire.«

»Oh! Ihr habt alle Zartheiten, und, glaubt mir, es ist mein einziges Verlangen, Euch in diesem Punkte gleich zu kommen. Wohl! Louise, es soll geschehen, wie Ihr es wünscht. Unsere Unterredungen sollen einen vernünftigen Gegenstand haben, und dieser Gegenstand ist schon von mir gefunden.«

»Somit, Sire,« sagte la Vallière lächelnd.

»Schon morgen, wenn Ihr wollt . . . «

»Morgen?«

»Wollt Ihr damit sagen, das sei zu spät?« rief der König, indem er die glühende Hand von la Vallière zwischen seinen Händen drückte.

In diesem Augenblick vernahm man Tritte in der Flur.

»Sire, Sire,« rief la Vallière, »es naht Jemand, es kommt Jemand, hört Ihr? Sire, Sire, ich bitte Euch inständig, flieht.«

Der König machte nur einen Sprung von seinem Stuhl hinter den Windschirm.

Es war Zeit; als der König eines von den Blättern an sich zog, wurde der Knopf der Türe gedreht, und Montalais erschien auf der Schwelle.

Es versteht sich von selbst, daß sie ganz natürlich und ohne alle Umstände eintrat.

Die Schlaue wusste wohl, daß leise an diese Türe klopfen, statt sie aufzustoßen, la Vallière ein unhöfliches Mißtrauen kundgeben hieß.

Sie trat also ein und wandte nach einem raschen Blick, der ihr zwei Stühle sehr nahe an einander zeigte, so viel Zeit an, um die

Türe, welche, Gott weiß warum, widerspänstig war, wieder zu schließen, daß der König alle Muße hatte, um die Falle aufzuheben und zu Saint-Aignan hinabzusteigen.

Ein für jedes Ohr, das minder sein, als das ihrige, unmerkliches Geräusch benachrichtigte Montalais vom Verschwinden des Fürsten; dann gelang es ihr, die widerspänstige Türe zu schließen, und sie trat auf la Vallière zu.

»Laßt uns mit einander reden, und zwar ernsthaft, wenn es Euch genehm ist, Louise,« sagte Montalais.

Ganz von ihrer inneren Aufregung in Anspruch genommen, hörte la Vallière nicht ohne einen gewissen Schrecken dieses ernsthaft, auf das Montalais absichtlich einen Nachdruck gelegt hatte.

»Mein Gott! meine liebe Aure, was gibt es denn wieder?« murmelte sie.

»Meine teure Freundin, Madame mutmaßt Alles.«

»Was, Alles?«

»Haben wir nötig, uns zu erklären, und begreifst Du nicht, was ich sagen will? Du mußtest das Schwanken von Madame seit einigen Tagen wahrnehmen; Du mußtest sehen, wie sie Dich zu sich genommen und dann entlassen, und dann wieder zu sich genommen hat.«

»Das ist in der Tat seltsam; doch ich bin an solche Sonderbarkeiten gewöhnt.«

»Warte doch. Du hast sodann bemerkt, daß Dir Madame, nachdem sie Dich zuvor von der Spazierfahrt ausgeschlossen, gestern Befehl gegeben hat, dieser Fahrt beizuwohnen.«

»Ich habe es allerdings bemerkt.«

»Nun wohl, es scheint, daß Madame jetzt hinreichend unterrichtet ist, denn sie ging gerade auf das Ziel zu, da sie in Frankreich nichts mehr dem Strome entgegensetzen hatte, der alle Hindernisse bricht; Du weißt, wen ich mit dem Strome meine?«

La Vallière verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Ich meine damit,« fuhr Montalais unbarmherzig fort, »ich meine damit den Strom, der die Türen der Karmeliterinnen von Chaillot gesprengt und alle Vorurteile des Hofes sowohl in

Fontainebleau, als in Paris niedergeworfen hat.«

»Ach! ach!« seufzte la Vallière, stets verschleiert durch ihre Finger, zwischen denen die Tränen herabrollten.

»Oh! betrübe Dich nicht so, während Du noch nicht bei der Hälfte Deiner Leiden angelangt bist.«

»Mein Gott!« rief das Mädchen voll Angst, was gibt es denn noch?«

»Höre, wie sich die Sache verhält: aller Unterstützung in Frankreich bar, denn sie hat nach und nach die zwei Königinnen, Monsieur und den ganzen Hof abgenutzt, erinnerte sich Madame einer gewissen Person, welche angeblich Rechte auf Dich hat.«

La Vallière wurde weiß wie ein Wachsbild.

»Diese Person,« fuhr Montalais fort, »ist in diesem Augenblick nicht in Paris.«

»Oh! mein Gott!« murmelte Louise.

»Diese Person ist, wenn ich mich nicht täusche, in England.«

»Ja, ja,« seufzte la Vallière halb ohnmächtig.

»Nicht wahr, am Hofe von Karl II. befindet sich diese Person?«

»Ja.«

»Nun wohl! diesen Abend ist ein Brief aus dem Kabinett von Madame für Saint James mit dem Befehl für den Courier abgegangen, ohne Aufenthalt bis Hampton-Court zu eilen, was, wie es scheint, ein königliches Haus zwölf Meilen von London ist.«

»Ja, weiter.«

»Da nun Madame regelmäßig alle vierzehn Tage nach London schreibt und der gewöhnliche Courier erst vor drei Tagen abgefertigt worden ist, so dachte ich, nur ein gewichtiger Umstand könne ihr die Feder in die Hand drücken. Madame ist faul im Schreiben, wie Du weißt.«

»Oh! ja.«

»Es sagt mir etwas, dieser Brief sei also Deinetwegen geschrieben worden.«

»Meinetwegen,« wiederholte das unglückliche Mädchen mit der Gelehrigkeit eines Automaten.

»Und ich, die ich den Brief, bevor er versiegelt war, auf dem

Schreibtisch von Madame gesehen habe, glaubte darin zu lesen . . . «

»Was glaubtest Du zu lesen?«

»Vielleicht habe ich mich getäuscht.«

»Sage es doch.«

»Den Namen Bragelonne.«



M. de Saint-Arnau.

La Vallière erhob sich von der schmerzlichsten Aufregung ergriffen und sprach unter heftigem Schluchzen:

»Montalais, schon sind alle die lachenden Träume der Jugend und Unschuld entflohen. Ich habe weder Dir, noch irgend Jemand

mehr etwas zu verbergen. Mein Leben ist entblößt und öffnet sich wie ein Buch, in dem alle Welt, vom König an bis zu dem nächsten besten Vorübergehenden, lesen kann. Aure, meine teure Aure, was ist zu tun, was soll aus mir werden?«

Montalais trat näher zu ihr und sagte:

»Gehe mit Dir selbst zu Rate.«

»Nun wohl! ich liebe Herrn von Bragelonne nicht; wenn ich sage, ich liebe ihn nicht, verstehe mich wohl, ich liebe ihn wie die zärtlichste Schwester einen guten Bruder lieben kann, das ist es aber nicht, was er von mir fordert, das ist es nicht, was ich ihm versprochen habe.«

»Du liebst den König, und das ist eine hinreichend gute Entschuldigung.«

»Ja, ich liebe den König,« murmelte das Mädchen mit dumpfem Tone, »und ich habe das Recht, diese Worte auszusprechen, teuer genug bezahlt. Doch sage, Montalais, was vermagst Du für mich in der Lage, in der ich mich befinde?«

»Drücke Dich klarer aus.«

»Was soll ich Dir sagen?«

»Also nichts Besonderes, nichts Genaueres?«

.Nein,« erwiderte la Vallière erstaunt.

»Gut, Du verlangst also nur einen einfachen Rat von mir?«

»Ja.«

»In Beziehung auf Herrn Raoul?«

»Nichts Anderes.«

»Das ist eine delikate Sache.«

»Nein, das ist keine delikate Sache. Soll ich ihn heiraten, um ihm das Versprechen zu halten, das ich ihm geleistet? Soll ich fortwährend auf den König hören?«

»Weißt Du wohl, daß Du mich in eine schwierige Lage vsetzest?« sagte Montalais lächelnd; »Du fragst mich, ob Du Raoul heiraten sollst, Raoul, dessen Freundin ich bin, und dem ich eine tödliche Widerwärtigkeit bereite, wenn ich mich gegen ihn erkläre. Du sprichst dann davon, ob Du den König nicht mehr anhören sollst, den König, dessen Untertanin ich bin, und den ich beleidigen würde, riete ich Dir auf eine gewisse Weise; oh!

Louise, Louise, Du behandelst eine große Schwierigkeit als eine gewichtlose Sache.«

»Du hast mich nicht verstanden, Aure,« erwiderte la Vallière, verletzt durch den leicht spöttischen Ton, den Montalais angenommen hatte; »spreche ich von einer Verheiratung mit Bragelonne, so geschieht es, weil ich ihn heiraten kann, ohne ihm ein Missvergnügen zu bereiten; aus demselben Grunde aber, wenn ich den König anhöre, muß ich ihn zum Usurpator eines allerdings sehr mittelmäßigen Gutes machen, dem aber die Liebe einen gewissen Anschein von Wert verleiht. Was ich also von Dir verlange, ist, daß Du mir ein Mittel angeben mögest, mich auf eine ehrenhafte Weise auf der einen oder auf der andern Seite loszumachen, oder ich frage Dich vielmehr, auf welcher Seite ich mich am Ehrenhaftesten losmachen kann.«



»Meine liebe Louise,« erwiderte Montalais, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen, »ich bin nicht einer von den sieben Weisen Griechenlands, und ich habe keine völlig unveränderliche Regeln des Benehmens; dagegen besitze ich einige Erfahrung, und ich kann wohl sagen, daß nie eine Frau einen Rat von der Art, wie Du ihn forderst, von mir verlangt hat, ohne sehr in Verlegenheit zu sein. Du hast aber ein feierliches Versprechen geleistet, Du hast Ehre; wenn Du also in Verlegenheit bist, weil Du eine Verbindlichkeit übernommen hast, so ist es nicht der Rat einer Fremden, — Alles ist fremd für ein Herz voll Liebe, — es ist nicht mein Rat, was Dich der Verlegenheit entziehen wird. Ich werde Dir also keinen geben, um so mehr, als ich an Deiner Stelle

nach dem Rat noch mehr in Verlegenheit wäre, als vorher. Ich kann nicht mehr tun, als Dir wiederholen, was ich Dir schon gesagt habe: soll ich Dir beistehen?«

»Oh! ja,«

»Wohl! das ist Alles. Sage mir, worin ich Dir beistehen soll? sage mir, für wen und gegen wen? auf diese Art werden wir keine Unbesonnenheit begehen«

»Vor Allem sage Du mir,« sprach la Vallière, ihrer Gefährtin die Hand drückend, »für wen oder gegen wen erklärst Du Dich?«

»Für Dich, wenn Du wahrhaft meine Freundin bist.«

»Bist Du nicht die Vertraute von Madame?«

»Ein Grund mehr, um Dir nützlich zu sein; wüsste ich nichts von dieser Seite, so könnte ich Dir nicht beistehen, und Du würdest folglich aus meiner Bekanntschaft keinen Nutzen ziehen. Die Freundschaften leben von solchen gegenseitigen Benefizien.«

»Daraus geht hervor, daß Du zu gleicher Zeit die Freundin von Madame bleiben wirst.«

»Gewiß. Beklagst Du Dich hierüber?«

»Nein!« erwiderte la Vallière träumerisch, denn diese derbe Offenherzigkeit kam ihr vor wie eine Beleidigung der Frau, wie ein Unrecht der Freundin angetan.

»Gut,« sagte Montalais, »denn sonst wärest Du sehr albern.«

»Du wirst mir also dienen?«

»Mit ganzer Ergebenheit, besonders, wenn Du mir ebenfalls dienst.«

»Man sollte glauben, Du kennest mein Herz nicht,« versetzte la Vallière, indem sie Montalais mit großen, erstaunten Augen anschaute.

»Ah! meine liebe Louise, das kommt davon her, daß wir uns, seitdem wir bei Hofe sind, sehr verändert haben.«

»Wie so?«

»Das ist ganz einfach, warst Du die zweite Königin von Frankreich dort in Blois?«

La Vallière neigte das Haupt und sang an zu weinen.

Montalais schaute sie auf eine unbeschreibliche Weise an und man hörte sie die Worte murmeln:

»Armes Mädchen!«

Dann sich besinnend, sprach sie:

»Armer König!«

Sie küßte Louise auf die Stirne und kehrte in ihre Wohnung zurück, wo sie Malicorne erwartete.

XXIII.

Das Portrait.

Bei der Krankheit, die man die *Liebe* nennt, folgen sich die Anfälle in Immer kürzeren Fristen, sobald das Übel seinen Ansang genommen hat.

Später entfernen sich die Anfälle in demselben Maße von einander, in dem die Heilung eintritt.

Nachdem dies als Axiom im Allgemeinen und als Kopf des Kapitels insbesondere festgestellt ist, fahren wir in unserer Erzählung fort.

Am folgenden Tag, den der König für die erste Unterredung bei Saint-Aignan bestimmt hatte, fand la Vallière, als sie ihren Windschirm öffnete, ein von der Hand des Königs geschriebenes Billett.

Dieses Billett war vom unteren Stock in den oberen durch den Spalt des Bodens gelangt. Keine indiskrete Hand, kein neugieriger Blick konnte dahin dringen, wohin dieses Papier drang.

Es war dies einer von den Gedanken von Malicorne. Da er sah, wie sehr Saint-Aignan durch seine Wohnung dem König nützlich werden sollte, so wollte er nicht, daß der Höfling auch noch als Bote unentbehrlich werde, und so glaubte er sich diesen Posten aus eigener Machtvollkommenheit vorbehalten zu müssen.

La Vallière las voll Gierde dieses Billett, das ihr zwei Uhr Nachmittags als den Augenblick des Rendezvous bestimmte und das Mittel, die Bodenplatte aufzuheben, angab.

»Macht Euch schön,« fügte die Nachschrift des Briefchens bei.

Diese letzten Worte setzten la Vallière in Erstaunen, beruhigten sie aber auch zugleich.

Die Stunde kam langsam heran, trat aber doch am Ende ein.

So pünktlich als die Priesterin Hero, hob la Vallière die Falltüre beim letzten Schlage von zwei Uhr auf, und sie fand auf den ersten Stufen den König, der achtungsvoll auf sie wartete, um ihr die Hand zu geben.

Diese zarte Ehrerbietung rührte sie merklich.

Unten an der Treppe fanden die zwei Liebenden den Grafen, der mit einem Lächeln und einer Verbeugung vom besten Geschmack la Vallière für die Ehre dankte, die ihm von ihr zu Teil werde.

Dann wandte er sich an den König und sprach:

»Sire, unser Mann ist eingetroffen.«

La Vallière schaute den König besorgt an.

»Mein Fräulein,« sagte Ludwig, »wenn ich Euch gebeten habe, mir die Ehre zu erweisen, hier herabzukommen, so ist dies aus Interesse geschehen. Ich habe einen vortrefflichen Maler berufen, der die Ähnlichkeiten vollkommen auffaßt, und ich wünsche, Ihr möget ihm erlauben. Euch zu malen. Das Portrait wird übrigens, wenn Ihr es durchaus verlangt, bei Euch bleiben.«

La Vallière errötete.

»Ihr seht,« fuhr der König fort, »wir werden nicht mehr nur zu drei sein, wir sind nun zu vier. Ei! mein Gott! sobald wir nicht allein sind, mögen wir zu so Vielen sein, als Ihr wollt.«

La Vallière drückte sanft mit ihren Fingerspitzen die Hand ihres königlichen Geliebten.

»Gehen wir in das nächste Zimmer, wenn es Euer Majestät beliebt,« sagte Saint-Aignan.

Er öffnete die Türe und ließ seine Gäste eintreten.

Der König ging hinter la Vallière und verschlang mit den Augen ihren perlmutterweißen Hals, auf dem sich die gedrängten krausen Ringeln ihrer silbernen Haare entrollten.

La Vallière trug ein Kleid von schwerem Seidenstoff von perlgrauer Farbe mit rosa Glanz, ein Geschmeide von Gagath hob die Weiße ihrer Haut noch mehr hervor; ihre seinen durchsichtigen Hände zerknitterten einen Strauß von Stiefmütterchen, bengalischen Rosen und Rebwinden mit dem zart ausgeschnittenen Blätterwerk, worüber sich wie ein Becher, um Wohlgerüche auszugießen, eine Harlemer Tulpe mit grauen und veilchenblauen Tönen erhob, eine seltene Gattung, die den Gärtner fünf Jahre Kombinationen und den König fünftausend Livres gekostet hatte.

Diesen Strauß hatte der König la Vallière bei der Begrüßung in

die Hand gegeben.

In dem Zimmer, dessen Türe Saint-Aignan geöffnet hatte, stand ein junger Mann in einem leichten Sammetrock, mit schönen schwarzen Augen und langen braunen Haaren.

Es war der Maler. Seine Leinwand war zubereitet, seine Palette gemacht.

Er verbeugte sich vor Fräulein de la Vallière mit jener ernstesten Neugierde des Künstlers, der sein Modell studiert, grüßte den König auf eine diskrete Weise, als erkannte er ihn nicht, und folglich, als ob er einen andern Kavalier grüßte.

Dann führte er la Vallière bis zu dem für sie bestimmten Stuhl und lud sie ein, sich niederzusetzen.

La Vallière nahm eine anmutige Haltung an; ihre Hände spielten mit dem Strauß, ihre Beine waren auf Polstern ausgestreckt, und damit ihre Blicke nichts Unbestimmtes oder Gezwungenes hätten, bat sie der Maler, sich eine Beschäftigung zu wählen.

Da setzte sich Ludwig lächelnd auf die Polster zu den Füßen seiner Geliebten.

So daß sie, rückwärts geneigt, an das Fauteuil angelehnt, ihre Blumen in der Hand, und er, die Augen zu ihr aufgeschlagen und sie mit dem Blicke verschlingend, eine reizende Gruppe bildeten, die der Maler einige Minuten lang mit großer Befriedigung betrachtete.

Der Maler skizzierte rasch, dann sah man vom grauen Grund das weiche, poetische Gesicht mit den sanften Augen, mit den rosigen Wangen umrahmt von Haaren von reinem Silber hervortreten.

Die beiden Liebenden sprachen indessen wenig und schauten sich nur viel an; ihre Augen wurden zuweilen so schmachtend, daß sich der Maler genötigt sah, seine Arbeit zu unterbrechen, um nicht eine Erycine statt einer La Vallière darzustellen.

Da trat Saint-Aignan ins Mittel; er recitirte Verse oder er gab eines von den Geschichtchen zum Besten, wie Patru sie erzählte, wie Tallemant des Reaux sie so gut schrieb.

Dann war la Vallière auch wohl müde, und man ruhte aus.

Sogleich dienten eine Platte von chinesischem Porzellan, beladen mit den schönsten Früchten, die man hatte finden

können, und der Xeres, der seine Topase im ziselierten Silber destillierte, als Beigaben zu dem Gemälde, dessen ephemeres Bild der Maler nur zeichnen sollte.

Ludwig berauschte sich in der Liebe, la Vallière im Glück, Saint-Aignan im Ehrgeiz.

Der Maler komponierte sich Erinnerungen für sein Alter.

So vergingen zwei Stunden; als es vier Uhr schlug, erhob sich la Vallière und machte dem König ein Zeichen.

Ludwig stand auf, trat näher zu dem Gemälde und sagte dem Künstler einige schmeichelhafte Komplimente.

Saint-Aignan rühmte die, wie er behauptete, schon gesicherte Ähnlichkeit.

La Vallière dankte errötend dem Maler und ging in das anstoßende Zimmer, wohin ihr der König folgte, nachdem er Saint-Aignan gerufen hatte.

»Morgen, nicht wahr?« sagte er zu la Vallière.

»Aber, Sire, bedenkt Ihr auch, daß man sicherlich zu mir kommen und mich nicht finden wird?«

»Nun?«

»Wie wird es mir dann ergehen?«

»Ihr seid sehr furchtsam, Louise.«

»Wenn Madame nach mir verlangen würde?«

»Oh! soll denn nicht endlich ein Tag kommen, wo Ihr mir selbst sagen werdet, ich möge Allem trotzen, um Euch nicht mehr zu verlassen!«

»An diesem Tage, Sire, wäre ich eine Wahnsinnige und Ihr müßtet mir nicht glauben . . . «

»Morgen, Louise.«

La Vallière stieß einen Seufzer aus und erwiderte ohne Kraft gegen das königliche Verlangen:

»Da Ihr es wollt, Sire, morgen.«

Nach diesen Worten stieg sie leicht die Stufen hinauf und verschwand aus den Augen ihres Geliebten.

»Nun, Sire?« fragte Saint-Aignan, als sie weggegangen war.

»Saint-Aignan, gestern hielt ich mich für den glücklichsten Menschen.«

»Sollte sich Eure Majestät zufällig heute für den unglücklichsten halten?« versetzte Saint-Aignan lächelnd.

»Nein, doch diese Liebe ist ein unauslöschlicher Durst, vergebens trinke ich, vergebens verschlucke ich die Wassertropfen, die Dein Erfindungsgeist mir verschafft; je mehr ich trinke, desto mehr habe ich Durst.«

»Sire, das ist ein wenig Euer Fehler, und Eure Majestät hat sich die Lage der Dinge gemacht, wie sie ist.«

»Du hast Recht.«

»In diesem Fall, Sire, besteht das einzige Mittel, glücklich zu sein, darin, daß man sich für befriedigt hält und wartet.«

»Warten! kennst Du dieses Wort: warten?«

»Ruhe, Sire, verzweifelt nicht. Ich habe schon gesucht und werde fortwährend suchen.«

Der König schüttelte mit einer trostlosen Miene den Kopf.

»Wie, Sire, Ihr seid schon nicht mehr zufrieden?«

»Oh! doch, mein lieber Saint-Aignan, aber finde, mein Gott! finde.«

»Sire, ich mache mich nur verbindlich, zu suchen, das ist Alles, was ich tun kann.«

Der König wollte das Portrait noch einmal sehen, da er das Original nicht mehr sehen konnte. Er bezeichnete dem Maler einige Änderungen und ging weg

Hinter ihm entließ Saint-Aignan den Künstler.

Staffelei, Farben und Maler waren nicht sobald verschwunden, als Malicorne seinen Kopf zwischen den Türvorhängen zeigte.

Saint-Aignan empfing ihn mit offenen Armen, jedoch mit einer gewissen Traurigkeit.

Die Wolke, die über die königliche Sonne gezogen war, verschleierte nun den getreuen Satelliten.

Malicorne sah mit dem ersten Blick den über dem Gesichte von Saint-Aignan ausgebreiteten Flor.

»Ah! Herr Graf, wie schwarz seid Ihr!« rief er.

»Bei meiner Treue, ich habe auch Ursache dazu, mein lieber Herr Malicorne; solltet Ihr wohl glauben, daß der König nicht zufrieden ist?«

»Nicht zufrieden mit seiner Treppe?«

»Oh! nein, im Gegenteil, die Treppe hat ihm sehr gefallen.«

»Also hat die Ausschmückung der Zimmer seinem Geschmack nicht entsprochen?«

»Oh! was das betrifft, daran hat er nicht einmal gedacht. Nein, was dem König mißfiel . . . «

»Ich will es Euch sagen, Herr Graf: daß er zu vier bei einem Liebesrendezvous gewesen ist. Wie, Ihr habt das nicht erraten?«

»Wie hätte ich es erraten sollen, mein lieber Herr Malicorne, da ich nur buchstäblich die Instruktionen des Königs befolgte?«

»Seine Majestät wollte Euch in der Tat mit aller Gewalt bei sich haben?«

»Entschieden.«

»Und Seine Majestät wollte auch den Maler haben, dem ich unten begegnete?«

»Ausdrücklich verlangt, Herr Malicorne.«

»Dann begreife ich bei Gott wohl, daß Seine Majestät unzufrieden gewesen ist.«

»Unzufrieden darüber, daß man seinen Befehlen pünktlich gehorcht hat? Ich verstehe Euch nicht.«

Malicorne kratzte sich hinter dem Ohr und fragte dann:

»In welcher Stunde sagte Euch der König, daß er zu Euch kommen werde?«

»Um zwei Uhr.«

»Und Ihr erwartet ihn in Eurer Wohnung?«

»Von halb zwei Uhr an.«

»Ah! wahrhaftig?«

»Teufel! das wäre schön gewesen, wenn ich mich unpünktlich vor dem König gezeigt hätte.«

Malicorne konnte sich trotz der Achtung, die er für Saint-Aignan hegte, nicht enthalten, die Achseln zu zucken.

»Und der Maler,« sagte er, »verlangte ihn der König auch auf zwei Uhr?«

»Nein, doch ich hatte ihn seit Mittag hier bei mir, Ihr begreift, es ist besser, wenn ein Maler zwei Stunden wartet, als wenn ein König eine Minute wartet.«

Malicorne lachte stille.

»Mein lieber Herr Malicorne,« sagte Saint-Aignan, »lacht weniger über mich und sprecht mehr.«

»Ihr begehrt es?«

»Ich bitte Euch inständig darum.«

»Nun denn, Herr Graf, wollt Ihr, daß der König ein wenig zufriedener sein möge, sobald er wieder kommt . . . «

»Er kommt morgen.«

»Wollt Ihr, daß der König morgen ein wenig zufriedener sein möge?«

»Ventre-saint-gris! wie sein Ahnherr sagte, ob ich es will! ich glaube wohl.«

»Gut, morgen in dem Augenblick, wo der König kommt, habt auswärts zu tun, doch in einer Sache, die sich nicht verschieben läßt, in einer unerläßlichen Sache.«

»Ho! ho!«

»Zwanzig Minuten lang.«

»Den König zwanzig Minuten lang allein lassen!« rief Saint-Aignan erschrocken.

»Oh! so nehmt an, ich habe nichts gesagt,« sprach Malicorne, während er sich nach der Türe zurückzog.

»Im Gegenteil, mein lieber Herr Malicorne, vollendet, ich fange an zu begreifen . . . Und der Maler, der Maler?«

»Der Maler soll eine halbe Stunde im Verzug sein.«

»Eine halbe Stunde, Ihr glaubt?«

»Ja, ich glaube.«

»Mein lieber Herr, ich werde es machen, wie Ihr sagt.«

»Und ich denke, Ihr werdet Euch gut dabei befinden; erlaubt Ihr mir, morgen zu Euch zu kommen und mich ein wenig zu erkundigen?«

»Gewiß.«

»Ich habe die Ehre, Euer achtungsvollster Diener zu sein, Herr von Saint-Aignan.«

Hiernach ging Malicorne rückwärts hinaus.

»Dieser Junge hat offenbar mehr Geist als ich,« sagte Saint-Aignan durch seine Überzeugung fortgerissen zu sich selbst.

XXIV.

Hampton Court.

Die Eröffnung, die wir Montalais am Ende unseres vorletzten Kapitels la Vallière machen sahen, führt uns ganz natürlich zum Haupthelden dieser Geschichte, einem armen, unter dem Hauche der Laune eines Königs umherirrenden Ritter zurück.

Will der Leser die Gewogenheit haben, uns zu folgen, so ziehen wir mit ihm über die Meerenge, die stürmischer, als der Euripus, über die Meerenge, welche Calais von Dover trennt, wir durchwandern die grüne pflanzenreiche Landschaft mit den tausend Bächen, die Charing, Maidstone und zehn andere Städte, von denen die eine immer malerischer, als die andere, umgürtet, und kommen endlich nach London.

Bon da lausen wir, wie Leithunde, die eine Fährte verfolgen, wenn wir erkannt haben, daß Raoul einen ersten Aufenthalt in White-Hall, einen zweiten in Saint James gemacht, wenn wir erfahren, daß er von Monk empfangen und in die besten Gesellschaften des Hofes von Karl II. eingeführt worden ist, lausen wir ihm bis zu einem der Sommerhäuser von Karl II., in der Nähe der Stadt Kingston, bis Hampton Court nach, das die Themse bespült.

Der Fluß ist hier noch nicht die stolze Bahn, welche jeden Tag eine halbe Million Reisende führt und ihre Wasser so schwarz wie die des Cocytus mit den Worten: »Auch ich bin das Meer,« peinigt.

Nein, es ist nur ein sanfter grüner Fluß mit moosigem Gestein, in dem sich Weiden und Buchen spiegeln, Während de und dort eine Barke von dürrem Holz unter seinen Rohren in einer Bucht umgeben von Erlen, unter denen Mäuseöhrchen blühen, schlummert.

Die Landschaft dehnt sich ruhig und reich in der Umgebung aus; das Backsteingebäude durchdringt mit seinen Kaminen mit dem blauen Rauch einen dichten Panzer von grünen Stechpalmen.

Die fetten weißen Schafe widerkauen mit geschlossenen Augen im Schatten der kleinen unteretzten Espen, und da und dort läuft der Taucherkönig mit den Seiten von Gold und Smaragd wie eine magische Kugel auf der Oberfläche des Wassers hin und streift vermessener Weise die Leine des Fischers, der, auf seinem Kahne sitzend, auf die Schleihe und die Alse lauert.

Über diesem aus dunklem Schatten und sanftem Licht zusammengesetzten Paradies erhebt sich das Herrenhaus Hampton Court, von Volsey, gebaut, ein Wohnort, den der stolze Kardinal selbst für einen König wünschenswert geschaffen hatte, und den er als ängstlicher Höfling seinem Herrn zu schenken genötigt war, denn Heinrich VIII. hatte schon beim Anblick des neuen Schlosses allein vor Neid und Gierde die Stirne gefaltet.

Hampton Court mit den Backsteinmauern, mit den großen Fenstern, mit den schönen eisernen Gittern, Hampton Court mit seinen tausend Türmchen, seinen bizarren Glocken, seinen stillen Spazierplätzen und seinen Brunnen im Inneren, die denen der Alhambra ähnlich, Hampton Court ist die Wiege der Rosen, des Jasmin und der Rebwinden. Es ist die Freude der Augen und des Geruches; es ist die reizendste Einfassung jenes Liebesbildes, das Karl II. unter den wollüstigen Gemälden von Tizian, von Perdonone, von Van Dyck entrollte, er, der in seiner Galerie das Portrait von Karl I., dem Märtyrer-König, und auf seinem Tafelwerk die Löcher der puritanischen Kugeln hatte, die von den Soldaten von Cromwell am 24. August 1646, am Tage, da sie Karl I. als Gefangenen nach Hampton Court führten, abgefeuert worden waren.

Hier war es, wo dieser beständig vom Vergnügen trunkene König seinen Hof hielt, dieser König, ein Dichter durch das Verlangen, dieser Unglückliche von einst, der sich durch einen Tag der Wollust jede früher in Kummer und Elend abgelaufene Minute bezahlte.

Es war nicht der weiche Rasen von Hampton Court, so weich, daß man auf Sammet zu treten glaubte, es war nicht das Gevierte von blätterreichen Blumen, das den Fuß jedes Baumes umgibt und den zwanzig Fuß hohen Rosenstöcken, die unter dem freien Himmel wie Feuergarben blühen, ein Bett macht; es waren nicht die großen Linden, deren Zweige wie die der Weiden bis zum

Boden fallen und jede Liebe und jede Träumerei unter ihrem Schatten oder vielmehr unter ihrem Haupthaar verschleiern, es war dies Alles nicht, was Karl II. an seinem schönen Palaste Hampton Court liebte.

Vielleicht war es das reizende Gewässer mit seiner roten, dem kaspischen Meere ähnlichen Färbung, das ungeheure von einem frischen Winde gerunzelte Gewässer, dieses Gewässer tapeziert mit Kresse, weißen Wasserlilien und kräftigen Gewächszwiebeln, die sich erschließen, um wie im Ei den Keim von rötlichem Golde im Grunde der milchfarbigen Hülle sehen zu lassen, dieses geheimnisvolle Gewässer voll Gemurmel, aus dem die schwarzen Schwäne schwimmen, und die gierigen Entchen, schwächliche Tiere mit dem seidnen Flaum, welche die grüne Mücke auf den Schwerte!n und den Frosch in seinen Mooswinkeln verfolgen.

Es waren vielleicht die ungeheuren Stechpalmen mit dem zweifarbigen Blätterwerk, die lachenden über die Kanäle gesprengten Brücken, die Hirschkühe, die in den endlosen Alleen schreien, und die Bachstelzen, die in den Einfassungen von Buchs und Klee trippeln und flattern.

Denn dies Alles findet sich in Hampton Court, dabei noch die Spaliere von weißen Rosen, die sich am hohen Gitterwerk hinaufranken, um ihren wohlriechenden Schnee auf den Boden herabfallen zu lassen; es finden sich ferner im ersten Park die alten Maulbeerfeigenbäume, die ihre Füße in einer poetischen, üppigen Vermoosung baden.

Nein, was Karl II. bei Hampton Court liebte, waren die reizenden Schatten, die des Nachmittags über seine Terrassen hinliefen, wenn er ihre Schönheiten, wie Ludwig XIV. in seinem Kabinett, durch einen der geistreichen Pinsel seiner Zeit hatte malen lassen, Pinsel, welche auf der Leinwand einen so viel Liebe schleudernd Augen entsprungenen Strahl zu befestigen wussten.

An dem Tag, wo wir nach Hampton Court kommen, ist der Himmel beinahe so klar und mild, als ein Tag in Frankreich; die Luft ist von einer feuchten Lauheit; die Geranien, die ungeheuren wohlriechenden Erbsen, die milden Jasmine und die Heliotrope strömen, zu Tausenden in das Blumenbeet geworfen, ihre berausenden Arome aus.

Es ist ein Uhr. Von der Jagd zurückgekehrt, hat der König zu

Mittag gespeist, der Herzogin von Castlemaine, der erklärten Geliebten, einen Besuch gemacht, und nach diesem Beweise von Treue kann er sich nach Belieben Untreuen bis zum Abend erlauben.

Der ganze Hof tollt und liebt. Es ist dies die Zeit, wo die Damen von den Kavalieren ihr Gefühl auf diesem oder jenem, mehr oder minder reizendem Fuß, je nachdem er mit einem Strumpf von rosenfarbiger Seide oder mit einem Strumpf von grüner Seide bekleidet ist, verlangen.

Es ist die Zeit, wo Karl II. erklärt, es gebe kein Heil für eine Frau ohne den grünen seidenen Strumpf, weil ihn Miß Lucy Stewart von dieser Farbe trägt.

Während der König seine Bevorzugungen zu offenbaren sucht, werden wir in der Buchenallee der Terrasse gegenüber eine junge Dame in einem Kleide von ernster Farbe mit einer andern in einem Kleide von lila und dunkelblauer Farbe gehen sehen.

Sie wandelten über den Rasen hin, in dessen Mitte sich ein schöner Brunnen mit Sirenen von Bronze erhob, und schritten plaudernd auf die Terrasse zu, an der von der backsteinernen Umfriedung mehrere Kabinette in den Park vortraten; da diese Kabinette meistens besetzt waren, so gingen die jungen Frauen vorüber: die eine errötete, die andere träumte.

Endlich kamen sie an das Ende dieser Terrasse, welche die ganze Themse beherrschte, und setzten sich, als sie ein kühles Obdach fanden, neben einander.

»Wohin gehen wir, Stewart?« sagte die jüngere von den beiden Frauen zu ihrer Gefährtin.

»Meine liebe Graffton, wir gehen, wie Du wohl siehst, wohin Du uns führst.«

»Ich!«

»Allerdings Du: an das Ende des Palastes nach der Bank, wo der junge Franzose wartet und seufzt.«

»Nein! nein!« rief Miß Mary Graffton, »ich gehe nicht dorthin.«

»Warum nicht?«

»Kehren wir um, Stewart.«

»Gehen wir im Gegenteil weiter und erklären wir uns.«

»Worüber?«

»Darüber, daß der Vicomte von Bragelonne bei allen Promenaden ist, die Du machst, wie Du bei allen Promenaden bist, die er macht.«

»Und daraus schließt Du, er liebe mich, oder ich liebe ihn?«

»Warum nicht, er ist ein reizender Kavalier; ich hoffe, es hört uns Niemand,« sagte Miß Lucy Steward, die sich mit einem Lächeln umwandte, das andeutete, ihre Besorgnis sei nicht gerade groß.

»Nein! nein!« erwiderte Mary, »der König ist mit Herrn von Buckingham in seinem eirunden Kabinette.«

»Ah! was Herrn von Buckingham betrifft. Mary.«

»Nun?«

»Mir scheint, er hat sich seit seiner Rückkehr von Frankreich zu Deinem Ritter erklärt; wie sieht es in dieser Hinsicht um Dein Herz?«

Miß Graffton zuckte die Achseln.

»Gut! gut! ich werde das den schönen Bragelonne fragen,« sagte Steward lachend, »suchen wir ihn geschwinde auf.«

»Warum das?«

»Ich habe mit ihm zu sprechen.«

»Noch nicht; zuvor ein Wort: sage mir, Du, Stewart, die Du die kleinen Geheimnisse des Königs kennst?«

»Du glaubst das?«

»Ah! Du mußt sie wohl kennen, oder es wird sie Niemand kennen; sage mir, warum Herr von Bragelonne in England ist, und was er hier macht?«

»Was jeder von seinem König an einen andern König abgesandter Edelmann macht.«

»Gut; doch im Ernste gesprochen, obgleich die Politik nicht unsere Stärke ist, so wissen wir doch genug davon, um einzusehen, daß Herr von Bragelonne keine wirkliche Sendung hier hat.«

»Höre,« sprach Steward mit einem erkünstelten Ernst, »Dir zu Liebe will ich wohl ein Staatsgeheimnis verraten. Soll ich Dir das von König Ludwig XIV. Herrn von Bragelonne eingehändigte und an Seine Majestät König Karl II. gerichtete

Beglaubigungsschreiben vorsagen?«

»Ja, gewiß.«

»So vernimm: »Mein Bruder, ich schicke Euch einen Edelmann meines Hofes, den Sohn von Einem, den Ihr liebt. Ich bitte Euch, behandelt ihn gut und macht, daß er England lieb gewinnt.«

»Das stand darin?«

»Genau . . . oder wenigstens das Gleichbedeutende. Ich stehe nicht für die Form, wohl aber für den Inhalt.«

»Nun! was hast Du daraus entnommen, oder was entnimmt vielmehr der König daraus?«

»Daß Seine französische Majestät ihre Gründe hatte, Herrn von Bragelonne zu entfernen und ihn . . . anderswo als in Frankreich zu verheirathen.«

»So, daß kraft dieses Briefes?«

»König Karl II., wie Du weißt, Herrn von Bragelonne glänzend und freundschaftlich aufgenommen, ihm das schönste Zimmer von White-Hall gegeben hat, und da Du die kostbarste Person seines Hofes bist, in Betracht, daß Du sein Herz ausgeschlagen . . . Ah! erröte nicht. Er wollte Dir Geschmack für die Franzosen beibringen und ihm dieses schöne Geschenk machen. Darum hat er Dich, die Erbin von dreimal hundert tausend Pfund, Dich, die zukünftige Herzogin, Dich, die Schöne, die Gute, allen Promenaden beigezelt, an denen Herr von Bragelonne Antheil nahm. Kurz, es war ein Komplott, eine Art von Verschwörung. Sieh', ob Du Feuer daran legen willst, ich übergebe Dir die Lunte.«

Miß Mary lächelte mit dem ihr eigentümlichen Ausdruck, nahm ihre Gefährtin beim Arm und sagte:

»Danke dem König.«

»Ja, ja, doch nimm Dich in Acht, Herr von Buckingham ist eifersüchtig,« versetzte sie.

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als Herr von Buckingham aus einem von den Pavillons der Terrasse heraus kam und sich lächelnd den beiden Frauen näherte.

»Ihr täuscht Euch, Miß Lucy,« sagte er, »nein, ich bin nicht eifersüchtig, und zum Beweise mag dienen, Miß Mary, daß dort derjenige sitzt, welcher die Ursache meiner Eifersucht sein müßte,

der Vicomte von Bragelonne. Er träumt dort ganz allein, der arme Junge. Erlaubt, daß ich ihm Eure holde Gesellschaft auf einige Minuten überlasse, in Betracht, daß ich notwendig einige Minuten mit Miß Lucy Stewart sprechen muß.

Hierbei verbeugte er sich gegen Lucy und fügte bei:

»Werdet Ihr mir die Ehre erweisen, meine Hand zu nehmen, um den König zu begrüßen, der uns erwartet?«

Nach diesen Worten nahm Buckingham, beständig lachend, die Hand von Miß Lucy Stewart und führte sie weg.

Marie Graffton, die nun allein, blieb, den Kopf mit jener anmutigen, den jungen Engländerinnen eigentümlichen Weichheit auf die Schulter geneigt, einen Augenblick unbeweglich; sie heftete ihre Augen auf Raoul, schien aber unentschlossen, was sie tun sollte. Endlich, nachdem ihre Wangen, abwechselnd errötend und erbleichend, den Kampf der in ihrem Herzen stattfand, geoffenbart hatten, faßte sie einen Entschluß und ging ziemlich festen Schrittes auf die Bank zu, auf der Raoul saß und, wie man gesagt hatte, träumte.

Das Geräusch der Tritte von Miß Mary, so leicht es auch auf dem grünen Rasen war, erweckte Raoul, er wandte den Kopf um, erblickte das Mädchen und ging der Gefährtin entgegen, die sein glückliches Geschick zu ihm führte.

»Man schickt mich zu Euch,« sagte Mary Graffton, »nehmt Ihr mich an?«

»Und wem bin ich für ein solches Glück zu Dank verpflichtet, mein Fräulein?« fragte Raoul.

»Herrn von Buckingham,« erwiderte Mary, Heiterkeit heuchelnd.

»Herrn von Buckingham, der sich so leidenschaftlich um Eure kostbare Gesellschaft bewirbt? Darf ich Euch glauben, mein Fräulein?«

»Ihr seht, mein Herr, es konspiriert Alles in der Tat dahin, daß wir den besten oder vielmehr den längsten Teil unseres Tages mit einander zubringen. Gestern war es der König, der den Befehl gab, daß man Euch an der Tafel neben mich setze. Heute ist es Herr von Buckingham, der mich bittet, mich zu Euch auf diese Bank zu setzen.«

»Und er entfernt sich, um mir den Platz frei zu lassen?« fragte

Raoul verlegen.

»Schaut, dort bei der Biegung der Allee verschwindet er eben mit Miß Stewart, Hat man solche Gefälligkeiten in Frankreich, Herr Vicomte?«

»Mein Fräulein, ich kann Euch nicht genau sagen, was man in Frankreich tut, denn Ich bin kaum Franzose. Ich habe in verschiedenen Ländern und beinahe immer als Soldat gelebt; ich brachte viel Zeit im Felde zu und bin ein Wilder.«

»Nicht wahr, Ihr gefällt Euch nicht in England?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Raoul zerstreut, indem er einen Seufzer ausstieß.

»Wie! Ihr wisst es nicht?«

»Verzeiht,« erwiderte Raoul den Kopf schüttelnd und seine Gedanken sammelnd.

»Verzeiht, ich hörte nicht.«

»Oh!« versetzte das Mädchen ebenfalls seufzend, »wie Unrecht hat der Herzog von Buckingham gehabt, mich hierher zu schicken!«

»Unrecht!« rief Raoul. »Ihr habt Recht, meine Gesellschaft ist verdrießlich, und Ihr langweilt Euch mit mir. Herr von Buckingham hat Unrecht gehabt, Euch zu mir zu schicken.«

»Gerade,« sprach das Mädchen mit ernstem, vibrierendem Ton, »gerade, weil ich mich nicht mit Euch langweile, hat Herr von Buckingham Unrecht gehabt, mich zu Euch zu schicken.«

Raoul errötete ebenfalls.

»Aber,« sagte er, »warum schickt Euch Herr von Buckingham zu mir und warum kommt Ihr selbst? Herr von Buckingham liebt Euch, und Ihr laßt . . . «

»Nein,« erwiderte Mary, »Herr von Buckingham liebt mich nicht, da er die Frau Herzogin von Orleans liebt, und ich, was mich betrifft, ich hege keine Liebe für den Herzog.«

Raoul schaute die junge Frau mit Erstaunen an.

Sie aber fragte ihn:

»Seid Ihr der Freund von Herrn von Buckingham?«

»Der Herr Herzog erweist mir die Ehre, mich seinen Freund zu nennen, seitdem wir uns in Frankreich gesehen.«

»Ihr seid also einfache Bekannte?«

»Nein, denn Herr von Buckingham ist der innige Freund eines Edelmanns, den ich wie meinen Bruder liebe.«

»Des Herrn Grafen von Guiche?«

»Ja, mein Fräulein.«

»Der die Frau Herzogin von Orleans liebt,«

»Oh! was sagt Ihr da!«

»Und der von ihr geliebt wird,« fuhr die junge Frau ruhig fort.

Raoul neigte das Haupt; seufzend sprach Miß Graffton.

»Sie sind sehr glücklich . . . Hört, verlaßt mich, Herr von Bragelonne; denn Herr von Buckingham hat Euch einen ärgerlichen Auftrag gegeben, indem er mich Euch als Gesellschafterin auf dem Spaziergang anbot. Euer Herz ist anderswo, und Ihr gönnt mir kaum das Almosen Eures Geistes. Gesteht es, gesteht es . . . Es wäre schlimm von Euch, Vicomte, wenn Ihr es nicht gestehen würdet.«

»Mein Fräulein, ich gestehe es.«

Sie schaute ihn an.

Er war so einfach und so schön, sein Auge hatte so viel Durchsichtigkeit, so viel sanfte Freimütigkeit und Entschlossenheit, daß es einer so ausgezeichneten Frau, wie es Mary war, nicht einfallen konnte, der junge Mann sei ein Unhöflicher oder ein Alberner.

Sie sah nur, er liebe eine andere Frau als sie in der ganzen Aufrichtigkeit seines Herzens.

»Ja, ich begreife,« sagte sie, »Ihr liebt in Frankreich,«

Raoul verbeugte sich.

»Kennt der Herzog diese Liebe?«

»Niemand kennt sie,« antwortete Raoul.

»Und warum sagt Ihr es mir?«

»Mein Fräulein . . . «

»Auf, sprecht!«

»Ich kann nicht.«

»So muß ich denn der Erklärung entgegenkommen; Ihr wollt *mir* nichts sagen, weil Ihr nun überzeugt seid, ich liebe den Herzog nicht, weil Ihr seht, daß ich Euch vielleicht geliebt hätte, weil Ihr

ein Edelmann voll Gemüt und Zartgefühl, und weil Ihr statt, und wäre es auch nur um Euch einen Augenblick zu zerstreuen, statt eine Hand zu nehmen, die man der Eurigen näherte, statt meinem Mund zuzulächeln, der Euch lächelte, es vorzuzog, Ihr, der Ihr jung seid, mir, die ich schön bin, zu sagen:

›Ich liebe in Frankreich.«

›Wohl, ich danke Euch, Herr von Bragelonne, Ihr seid ein edler Mann und ich liebe Euch um so mehr . . . in Freundschaft. Sprechen wir nun nicht mehr von mir, sprechen wir von Euch. Vergeßt, daß Miß Graffton mit Euch von sich gesprochen hat; sagt mir, warum Ihr traurig seid, warum Ihr es seit einigen Tagen noch mehr seid.«

Raoul war bis in die Tiefe seines Herzens bewegt bei dem sanften, traurigen Ton dieser Stimme und konnte kein Wort der Erwiderung finden; das Mädchen kam ihm abermals zu Hülfe und sprach:

›Beklagt mich. Meine Mutter war Französin. Ich kann also sagen, daß ich dem Blute und dem Gemüte nach Französin bin. Doch über dieser Gluth schweben beständig die Nebel und die Traurigkeit Englands. Zuweilen mache ich goldene Träume von zauberhaften Glückseligkeiten, plötzlich aber kommt der Nebel, dehnt sich über meinem Traum aus und vertilgt ihn. Auch diesmal ist es so gewesen. Verzeiht, genug hierüber; gebt mir Eure Hand und teilt Euren Kummer einer Freundin mit.«

›Ihr seid Französin, sagt Ihr, dem Blute und dem Gemüte nach?«

›Ja, ich wiederhole es, nicht nur war meine Mutter eine Französin, sondern ich wurde auch in Paris erzogen, da mein Vater, als Freund von Karl I., während des Prozesses des Fürsten und so lange der Protektor lebte, sich als Verbannter in Frankreich aufhielt; bei der Thronbesteigung von Karl II. kehrte mein Vater nach England zurück, um sogleich darauf zu sterben, der arme Vater! Da machte mich König Karl zur Herzogin und vervollständigte mein Erbgut.«

›Habt Ihr noch einen Verwandten in Frankreich?« fragte Raoul mit tiefer Teilnahme.

›Ich habe eine Schwester, welche sieben oder acht Jahre älter

als ich; sie hat sich in Frankreich verheirathet und ist schon Witwe, sie heißt Frau von Bellière.«

Raoul machte eine Bewegung.

»Kennt Ihr sie?«

»Ich habe diesen Namen nennen hören.«

»Sie liebt auch, und ihre letzten Briefe sagen mir, sie sei glücklich, folglich wird sie geliebt. Ich, Herr von Bragelonne, habe die Hälfte ihrer Seele, aber ich habe nicht die Hälfte ihres Glückes. Doch sprechen wir von Euch. Wen liebt Ihr in Frankreich?«

»Ein Mädchen sanft und weiß wie eine Lilie.«

»Warum seid Ihr aber traurig, wenn sie Euch liebt?«

»Man hat mir gesagt, sie liebe mich nicht mehr.«

»Ihr glaubt es hoffentlich nicht?«

»Derjenige, welcher mir schrieb, hat seinen Brief nicht unterzeichnet.«

»Eine anonyme Angeberei. Oh! das ist ein Verrat!« rief Miß Graffton.

»Nehmt,« sagte Raoul, indem er dem Mädchen ein Billett reichte, das er hundertmal gelesen hatte.

Mary Graffton nahm das Billett und las:

›Vicomte, Ihr habt Recht, Euch dort mit den schönen Damen von Karl II.. zu belustigen; denn am Hofe von Ludwig XIV, belagert man Euch im Schlosse Eurer Liebe. Bleibt also für immer in London, armer Vicomte, oder kommt rasch nach Paris zurück.<

»Keine Unterschrift,« sagte Miß Mary.

»Ihr glaubt also nicht?«

»Ja, doch hier ist ein zweiter Brief.«

»Von wem?«

»Von Herrn von Guiche.«

»Oh! das ist etwas Anderes. Und dieser Brief sagt Euch?«

»Lest.«

›Mein Freund, ich bin verwundet, krank. Kommt zurück, Raoul, kommt zurück.<

»Guiche,«

»Und was gedenkt Ihr zuthun?« fragte das Mädchen mit beklommenem Herzen.

»Als ich diesen Brief empfing, war es meine Absicht, sogleich vom König Abschied zu nehmen.«

»Wann habt Ihr den Brief erhalten?«

»Vorgestern.«

»Er ist von Fontainebleau datiert.«

»Nicht wahr, das ist seltsam? der Hof befindet sich in Paris. Nun, ich wäre abgereist. Als ich aber mit dem König hiervon sprach, lachte er und sagte zu mir: ›Mein Herr Botschafter, wie kommt es, daß Ihr abreisen wollt? Ruft Euch Euer Herr zurück?‹ Ich errötete und verlor die Fassung, denn der König hat mich wirklich hierher geschickt und ich habe keinen Befehl zur Rückkehr erhalten.«

Mary faltete nachdenkend die Stirne«

»Und Ihr bleibt?« fragte sie.

»Ich muß, mein Fräulein.«

»Und diejenige, welche Ihr liebt?«

»Nun?«

»Schreibt sie Euch?«

»Nie.«

»Nie! Ah! sie liebt Euch also nicht?«

»Sie hat mir wenigstens seit meiner Abreise nicht geschrieben.«

»Schrieb sie Euch früher?«

»Zuweilen. Oh! ich hoffe, sie wird ein Hindernis gehabt haben.«

»Stille, da kommt der Herzog.«

Buckingham erschien wirklich, allein und lächelnd, am Ende der Allee; er kam langsam und reichte den zwei Sprechenden die Hände.

»Habt Ihr Euch verständigt?« fragte er.

»Worüber?« sagte Miß Mary.

»Über das, was Euch, teure Mary, glücklich und Raoul minder unglücklich machen kann.«

»Ich verstehe Euch nicht, Mylord,« sagte Raoul.

»Soll ich Euch mein Gefühl vor diesem Herrn aussprechen?« fragte Buckingham lächelnd.

»Wollt Ihr damit sagen,« erwiderte das Mädchen voll Stolz, »wollt Ihr damit sagen, ich sei geneigt gewesen, Herrn von Bragelonne zu lieben, so ist dies unnötig, denn ich habe es ihm selbst gesagt.«

Buckingham dachte nach und sprach, ohne aus der Fassung zu kommen, wie sie es erwartete:

»Weil ich Euch als einen zarten Geist und besonders als ein redliches Gemüt kenne, ließ ich Euch bei Herrn von Bragelonne, dessen krankes Herz unter den Händen eines Arztes, wie Ihr seid, genesen kann.«

»Aber Mylord, ehe Ihr mir vom Herzen von Herrn von Bragelonne spracht, spracht Ihr mir von dem Eurigen. Soll ich zwei Herzen zugleich heilen?«

»Es ist wahr, Miß Mary, Ihr laßt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich bald eine unnütze Verfolgung aufgegeben habe, da ich erkannte, daß *meine* Wunden unheilbar.«

Mary sammelte sich einen Augenblick und sprach dann:

»Mylord, Herr von Bragelonne ist glücklich. Er liebt, man liebt ihn; er bedarf also keines Arztes meiner Art.«

»Herr von Bragelonne steht am Vorabend einer schweren Krankheit,« entgegnete Buckingham, »und es ist mehr als je Bedürfnis für ihn, daß man sein Herz pflege.«

»Erklärt Euch, Mylord!« sagte Raoul lebhaft.

»Nein, nein, allmählig will ich mich erklären, doch wenn Ihr es wünscht, werde ich Miß Mary sagen, was Ihr nicht hören könnt.«

»Mylord, Ihr spannt mich auf die Folter, Mylord, Ihr wisst etwas.«

»Ich weiß, daß Miß Mary Graffton der reizendste Gegenstand ist, den ein krankes Herz auf seinem Wege finden kann.«

»Mylord, ich habe Euch schon einmal gesagt, der Vicomte von Bragelonne liebe anderswo,« versetzte das Mädchen.

»Er hat Unrecht.«

»Ihr wisst es also, Herr Herzog, Ihr wisst, daß ich Unrecht

habe?«

»Ja.«

»Aber wen liebt er denn?« rief Miß Mary.

»Er liebt eine seiner unwürdige Frau,« erwiderte Buckingham mit dem Phlegma, das ein Engländer allein in seinem Herzen und in seinem Kopfe schöpft.

Miß Mary Graffton stieß einen Schrei aus, der nicht minder, als die von Buckingham ausgesprochenen Worte, die Wangen von Bragelonne vor Bestürzung erbleichen und seinen Körper vor Schrecken beben machte.

»Herzog,«rief er, »Ihr habt Worte gesprochen, deren Erklärung ich ohne eine Sekunde Verzug in Paris suchen will.«

»Ihr werdet bleiben,« sagte Buckingham.

»Ich!«

»Ja, Ihr.«

»Und warum dies?«

»Weil Ihr nicht das Recht habt, abzureisen und man nicht den Dienst eines Königs für den einer Frau verlässt, und wäre sie auch würdig, geliebt zu werden, wie es Mary Graffton ist.«

»Unterrichtet mich also.«

»Das will ich wohl. Doch werdet Ihr bleiben?«

»Ja, wenn Ihr offenherzig mit mir sprecht?«

Buckingham war ohne Zweifel im Begriff, zu sagen, nicht wie sich Alles verhielt, sondern was er Alles wusste, als ein Lackei des Königs am Ende der Terrasse erschien und auf das Kabinett zuging, wo der König mit Miß Lucy Stewart war.

Dieser Mensch schritt einem bestaubten Courier voran, der erst vor einigen Augenblicken abgestiegen zu sein schien.

»Der Courier von Frankreich! der Courier von Madame!« rief Raoul, als er die Livree der Herzogin erkannte.

Der Diener und der Courier ließen dem König Meldung machen, während der Herzog und Miß Graffton einen Blick des Einverständnisses wechselten.

XXV.

Der Courier von Madame.

Karl II. war eben im Zuge, Miß Stewart zu beweisen, daß er sich nur mit ihr beschäftige; er versprach ihr dem zu Folge eine Liebe der ähnlich, wie sie sein Ahnherr Heinrich IV. für Gabriele gehabt hatte.

Zu seinem Unglück benützte Karl II, hierzu einen schlimmen Tag, einen Tag, an dem es sich Miß Stewart in den Kopf gesetzt hatte, ihn eifersüchtig zu machen.

Statt sich durch sein Versprechen erweichen zu lassen, wie er es erwartet hatte, brach sie auch in ein Gelächter aus.

»Oh! Sire, Sire,« rief sie unter dem Gelächter, »hätte ich das Unglück, von Euch einen Beweis dieser Liebe zu verlangen, wie leicht wäre es, zu sehen, daß Ihr lügt.«

»Hört,« erwiderte Karl, »Ihr kennt meine Cartons von Raphael; Ihr wisst, welchen Wert ich darauf lege; die Welt beneidet mich darum, das wisst Ihr auch. Mein Vater ließ sie durch Van Dyck ankaufen. Soll ich sie noch heute in Eure Wohnung tragen lassen?«

»Oh! nein,« rief das Mädchen, »hütet Euch wohl, Sire, ich wohne zu enge, um solche Gäste zu beherbergen.«

»Dann schenke ich Euch Hampton Court, um die Cartons unterzubringen.«

»Seid minder freigebig, Sire, und liebt länger, das ist Alles, was ich von Euch fordere.«

»Ich werde Euch immer lieben; ist das nicht genug?«

»Ihr lacht, Sire.«

»Soll ich denn weinen?«

»Nein, aber ich möchte Euch gern ein wenig schwermütiger sehen.«

»Gott bewahre mich, meine Schöne, ich bin es lange genug gewesen, vierzehn Jahre der Verbannung, der Armut, des Elends; mir schien das eine abbezahlte Schuld zu sein, und dann macht die Traurigkeit häßlich.«

»Nicht doch, seht den jungen Franzosen an.«

»Oh! der Vicomte von Bragelonne! Ihr also auch! Gott verdamme mich! sie werden sich alle hintereinander wahnsinnig in ihn verlieben! Er hat übrigens Ursache, schwermütig zu sein!«

»Warum dies?«

»Oh! ja wohl, ich muß Euch am Ende die Staatsgeheimnisse offenbaren.«

»Ihr müßt, wenn ich will, da Ihr Euch bereit erklärt habt, Alles zu tun, was mir beliebt.«

»Wohl denn! er ist verdrießlich über seine Heimat. Seid Ihr zufrieden?«

»Er ist verdrießlich?«

»Ja, ein Beweis, daß er ein Einfaltspinsel ist.«

»Wie! ein Einfaltspinsel?«

»Allerdings! Begreift Ihr das? Ich erlaube ihm, Miß Mary Graffton zu lieben, und er ist verdrießlich.«

»Gut! es scheint, wäret Ihr nicht von Miß Lucy Stewart geliebt, so würdet Ihr Euch dadurch trösten, daß Ihr Miß Mary Graffton liebtet.«

»Ich sage das nicht; vor Allem wisst Ihr wohl, daß Mary Graffton mich nicht liebt; man tröstet sich aber über eine verlorene Liebe nur durch eine gefundene Liebe, Doch ich wiederhole, es handelt sich nicht um mich, sondern um diesen jungen Mann, Sollte man nicht glauben, diejenige, welche er verlässt, sei eine Helena, wohl verstanden, eine Helena von Paris?«

»Er verlässt also Jemand?«

»Das heißt, man verlässt ihn.«

»Armer Junge! im Ganzen, schlimm von ihm.«

»Warum schlimm?«

»Ja; warum geht er?«

»Glaubt Ihr, er gehe freiwillig?«

»Er ist also gezwungen?«

»Meine liebe Stewart, er hat Paris auf Befehl verlassen.«

»Auf wessen Befehl?«

»Ratet.«

»Auf Befehl des Königs?«

»Ganz richtig.«

»Ah! Ihr öffnet mir die Augen.«

»Sagt wenigstens nichts.«

»Ihr wisst wohl, daß ich hinsichtlich der Verschwiegenheit den Wert eines Mannes habe. Der König schickt ihn also weg?«

»Ja.«

»Und während seiner Abwesenheit nimmt er ihm seine Geliebte?«

»Ja. Und begreift, statt dem König zu danken, jammert das arme Kind!«

»Dem König dafür danken, daß er ihm seine Geliebte stiehlt! Oh! Sire, was Ihr da sagt, ist nicht galant gegen die Frauen im Allgemeinen und gegen die Geliebten insbesondere.«

»Ei! seht Ihr das denn nicht ein! Wäre diejenige, welche ihm der König raubt, eine Miß Graffton oder eine Miß Stewart, so würde ich seine Ansicht teilen und ihn nicht einmal verzweiflungsvoll genug finden, aber es ist ein kleines, mageres, hinkendes Mädchen . . . Zum Teufel mit der Treue! wie man in Frankreich sagt, die Reiche um der Armen willen, die Liebende um der Betrügenden willen ausschlagen, hat man das je gesehen?«

»Glaubt Ihr, Mary hege im Ernste das Verlangen, dem Vicomte zu gefallen, Sire?«

»Ja, ich glaube es.«

»Wohl! der Vicomte wird sich an England gewöhnen. Mary hat einen guten Kopf, und wenn sie will, will sie fest.«

»Meine liebe Miß Stewart, wenn sich der Vicomte in unserem Lande akklimatisiert, so ist dies noch nicht lange her; erst vorgestern hat er mich um die Erlaubnis gebeten, es verlassen zu dürfen.«

»Und Ihr habt sie ihm verweigert?«

»Ich glaube wohl, dem König, meinem Schwager, ist zu viel an seiner Abwesenheit gelegen, und ich setze meine Eitelkeit darein, daß er hier bleibt; man soll nicht sagen, ich habe diesem jungen Mann vergebens die edelste und süßeste Lockspeise Englands vorgesetzt.«

»Ihr seid zu artig, Sire,« erwiderte Miß Stewart mit einer reizenden Mundverziehung.

»Ich zähle Miß Stewart nicht,« entgegnete der König, »das ist ein königlicher Köder, und da ich meine Hand nach ihm ausgestreckt habe, so wird hoffentlich kein Anderer darnach trachten; ich sage also, ich werde nicht vergebens mit diesem jungen Mann geliebäugelt haben: er wird hier bleiben und sich bei uns verheirathen, oder Gott soll mich verdammen!«

»Und ich hoffe, daß er, ist er einmal verheirathet, statt Eurer Majestät zu grollen, dankbar sein wird, denn alle Welt beeifert sich, ihm zu gefallen, selbst Herr von Buckingham, der, was ins Unglaubliche geht, vor, ihm zurücktritt.«

»Und selbst Miß Stewart, die ihn einen reizenden Kavalier nennt.«

»Hört, Sire, Ihr habt mir Miß Graffton genug gepriesen, laßt mir Herrn von Bragelonne ein wenig hingehen. Doch sagt, Sire, Ihr seid seit einiger Zeit von einer Güte, die mich in Erstaunen setzt, Ihr denkt an die Anwesenden, Ihr verzeiht Beleidigungen, Ihr seid beinahe vollkommen. Welchem Umstand habe ich dies zuzuschreiben?«

Lachend erwiderte Karl II.:

»Dem, daß Ihr Euch lieben laßt.«

»Oh! das muß eine andere Ursache haben.«

»Ich verbinde meinen Schwager Ludwig XIV.«

»Gebt mir noch eine andere an.«

»Wohl denn! der wahre Beweggrund ist, daß Herr von Buckingham mir diesen jungen Mann empfohlen und zu mir gesagt hat:

›Sire, ich fange an zu Gunsten von Herrn von Bragelonne auf Miß Graffton zu verzichten, macht es wie ich.‹

»Oh! der Herzog ist in der Tat ein würdiger Edelmann.«

»Ah! ja wohl, erhitzt Euch nun den Kopf für Buckingham. Es scheint, Ihr wollt mir heute die Verdammnis bringen?«

In diesem Augenblick kratzte man an der Türe.

»Wer erlaubt sich, uns zu stören?« rief Karl voll Ungeduld.

»In der Tat, Sire,« sagte Stewart, »das ist Einer, *der sich* die größte Abgeschmacktheit *erlaubt*, und um Euch dafür zu bestrafen . . . «

Sie ging an die Türe und öffnete sie.

»Ah! es ist ein Bote von Frankreich,« rief Miß Stewart.

»Ein Bote von Frankreich, von meiner Schwester vielleicht,« versetzte Karl.

»Ja, Sire, ein außerordentlicher Bote,« antwortete der Huissier.

»Tretet ein, tretet ein,« sprach Karl.

Der Courier trat ein.

»Ihr habt einen Brief von der Frau Herzogin von Orleans?« fragte der König.

»Ja Sire,« antwortete der Courier, »und zwar einen so dringenden, daß ich nur sechs und zwanzig Stunden gebraucht habe, um ihn Eurer Majestät zu überbringen, und dabei habe ich noch drei Viertelstunden in Calais verloren.«

»Man wird für Euren Eifer erkenntlich sein,« sagte der König.

Und er öffnete den Brief.

Dann schlug er ein schallendes Gelächter auf und rief:

»In der Tat, nun ist mir die Sache ganz unbegreiflich.«

Und er las den Brief zum zweiten Mal.

Miß Stewart nahm zum Schein eine Haltung voll Bescheidenheit an und bezwang ihre glühende Neugierde.

»Francis, sagte der König zu seinem Diener, »man reiche diesem braven Burschen Erfrischungen und lasse ihn schlafen gehen, und morgen beim Erwachen finde er an seinem Bette ein Säckchen mit fünfzig Pfund.«

»Sire . . . «

»Gehe, mein Freund, gehe: meine Schwester hatte Recht, Dir Eile zu empfehlen, die Sache ist dringend.«

Und er lachte stärker als je.

Der Bote, der Kammerdiener und selbst Miß Stewart wussten nicht, welche Haltung sie beobachten sollten.

»Oh!« rief der König, indem er sich in seinem Lehnstuhl zurückwarf, »und wenn ich bedenke, daß Du., wie viel Pferde zu Tode geritten hast?«

»Zwei.«

»Zwei Pferde, um diese Nachricht zu überbringen! Es ist gut gehe, mein Freund, gehe.«

Der Courier ging mit dem Kammerdiener ab.

König Karl II. trat an das Fenster, öffnete es, neigte sich hinaus und rief: »Herzog, Herzog Buckingham, mein lieber Buckingham, kommt.«

Der Herzog lief eiligst herbei; als er aber die Türschwelle erreicht hatte und Miß Stewart erblickte, zögerte er, einzutreten.

»Komm doch und mache die Türe zu, Herzog.«

Der Herzog gehorchte und näherte sich lächelnd dem König, als er diesen in so heiterer Laune sah.

»Nun, mein lieber Herzog, wie weit bist Du mit Deinem Franzosen?«

»Ah! ich bin in Beziehung auf ihn in der reinsten Verzweiflung, Sire.«

»Und warum?«

»Weil die anbetungswürdige Miß Graffton ihn heiraten will und er nicht will.«

»Dieser Franzose ist also ein Bötier!« rief Miß Stewart: »er sage *ja* oder *nein*, und damit sei es zu Ende.«

»Miß Stewart,« erwiderte Buckingham mit ernstem Tone, »Ihr wisst oder Ihr müßt wissen, daß Herr von Bragelonne anderswo liebt.«

»Dann kann nichts einfacher sein,« sprach der König Miß Stewart zu Hilfe kommend: »er sage nein.«

»Oh! ich bewies ihm, er habe Unrecht, nicht ja zu sagen.«

»Du hast ihm also gestanden, seine la Vallière betrüge ihn?«

»Meiner Treue, ja, geradezu.«

»Und was hat er getan?«

»Er hat einen Sprung gemacht, als wollte er über den Kanal setzen.«

»Ah!« sagte Miß Stewart, »er hat doch etwas getan; das ist ein Glück.«

»Aber ich habe ihn zurückgehalten,« fuhr Buckingham fort: »ich habe ihn mit Miß Mary in den Kampf gestellt, und ich hoffe nun, daß er nicht abreisen wird, wie es seinen Äußerungen nach seine Absicht war.«

»Er gab die Absicht zu reisen kund!« rief der König.

»Einen Augenblick zweifelte ich, ob irgend eine menschliche Macht im Stande wäre, ihn zurückzuhalten, doch die Augen von Miß Mary sind auf ihn gerichtet, und er wird bleiben.«

»Hierin täuschest Du Dich, Buckingham,« sagte der König abermals geräuschvoll lachend, »dieser Unglückliche ist prädestiniert.«

»Prädestiniert, wozu?«

»Betrogen zu werden, was im Ganzen nichts ist, wenn man aber ihn sieht, viel ist.«

»In der Entfernung und mit Hilfe von Miß Graffton wird der Schlag pariert werden.«

»Keines Wegs, hier werden weder die Entfernung, noch Miß Graffton ins Mittel treten. Bragelonne reist in einer Stunde nach Paris ab.«

Buckingham bebte. Miß Stewart riß die Augen weit auf.

»Aber, Sire, Eure Majestät weiß wohl, daß dies unmöglich ist,« sagte der Herzog.«

»Das heißt, mein lieber Herzog, es ist nur unmöglich, daß das Gegenteil geschieht.«

»Sire, denkt Euch, daß dieser junge Mann ein Löwe ist.«

»Ich glaube es nicht, Villiers.«

»Daß sein Zorn furchtbar.«

»Ich ziehe das nicht in Abrede, mein Freund.«

»Wenn er sein Unglück von Nahem sieht, wehe dem Urheber dieses Unglücks!«

»Es mag sein; doch was soll ich tun?«

»Und wäre es der König, ich stünde nicht für ihn!« rief Buckingham.

»Oh! der König hat Musketiere, um ihn zu bewachen,« entgegnete Karl mit ruhigem Tone: »ich weiß das, ich, der ich in Blois antichambriert habe. Er hat Herrn d'Artagnan, Teufel! das ist ein Wächter! Siehst Du, ich würde mir zwanzig Zörne, wie die von Deinem Bragelonne, gefallen lassen, hätte ich vier Wächter wie Herrn d'Artagnan.«

»Oh! Eure Majestät, die so gut ist, überlege doch,« sagte Buckingham.

»Hier,« sagte Karl II., indem er dem Herzog den Brief reichte, »lies und antworte Du selbst. Was würdest Du an meiner Stelle tun?«

Buckingham nahm langsam den Brief von Madame und las vor Aufregung zitternd folgende Worte:

»Euch zu Liebe, mir zu Liebe, für die Ehre und das Heil Aller schickt Herr von Bragelonne sogleich nach Frankreich zurück.

»Eure ergebene Schwester

»Henriette.«

»Was sagst Du dazu, Villiers?«

»Meiner Treue, ich sage nichts,« erwiderte der Herzog ganz erstaunt.

»Würdest Du mir etwa raten, meiner Schwester nicht zu gehorchen, während sie mit solcher Dringlichkeit zu mir spricht?«

»Oh! nein Sire, doch . . . «

»Du hast die Nachschrift nicht gelesen, Villiers, sie steht unter dem Bug und ist mir Anfangs selbst entgangen, lies.«

Der Herzog hob wirklich einen Bug auf, der diese Zeile verbarg.

»Tausend freundliche Grüße an diejenigen, welche mich lieben.«

Die erbleichende Stirne des Herzogs beugte sich auf den Brief; das Blatt zitterte in seinen Fingern, als ob sich das Papier in dickes Blei verwandelt hätte.

Der König wartete einen Augenblick und sprach dann, als er sah, daß Buckingham stumm blieb:

»Er verfolge also sein Geschick, wie wir das unsrige verfolgen; jeder erduldet seine Leidenschaft auf dieser Welt, ich habe die meinige gehabt, ich habe die der Meinigen gehabt und ein doppeltes Kreuz getragen! Zum Teufel nun mit den Sorgen! Villiers, hole mir diesen Kavalier!«

Der Herzog öffnete die Gittertüre des Kabinetts, zeigte dem König Raoul und Mary, die neben einander gingen, und sprach:

»Oh! Sire, welche Grausamkeit gegen die arme Miß Graffton!«

»Vorwärts, rufe,« sagte Karl II., indem er seine schwarzen

Brauen zusammenzog, »es ist also alle Welt hier sentimental? Ah! gut, nun trocknet sich Miß Stewart die Augen. Verdammter Franzose!«

Der Herzog rief Raoul, nahm die Hand von Miß Graffton und führte sie vor das Kabinett des Königs.

»Herr von Bragelonne,« sagte Karl II., »batet Ihr mich nicht vorgestern um Erlaubnis, nach Paris zurückkehren zu dürfen?«

»Ja, Sire,« antwortete Raoul, den dieser Eingang sogleich ganz betäubte.

»Wohl, mein lieber Vicomte, ich habe es Euch, glaube ich, abgeschlagen?«

»Ja, Sire.«

»Und Ihr seid mir darum böse gewesen?«

»Nein, Sire, denn Eure Majestät schlug es mir gewiß aus trefflichen Gründen ab; Eure Majestät ist zu weise und zu gut, um nicht Alles, was sie tut, wohl zu tun.«

»Ich gab Euch, glaube ich, als Grund an, der König von Frankreich habe Euch nicht zurückgerufen.«

»Ja, Sire, Ihr antwortetet mir das in der Tat.«

»Wohl! ich habe nachgedacht, Herr von Bragelonne; hat Euch der König wirklich die Rückkehr nicht fest bestimmt, so hat er mir doch empfohlen, Euch den Aufenthalt in England angenehm zu machen; wenn Ihr mich nun abreisen zu dürfen batet, so geschah dies, weil Euch der Aufenthalt in England nicht angenehm war.«

»Ich habe das nicht gesagt, Sire.«

»Nein, doch Euer Gesuch bezeichnete wenigstens, ein anderer Aufenthalt wäre Euch angenehmer, als dieser.«

In diesem Augenblick wandte sich Raoul nach der Türe um, an deren Einfassung Miß Graffton bleich und entstellt sich anlehnte.

Ihr Arm ruhte auf dem Arm von Buckingham.

»Ihr antwortet nicht,« fuhr Karl fort, »das französische Sprichwort ist bestimmt: Wer nichts sagt, gibt zu. Wohl denn, Herr von Bragelonne, ich sehe mich im Stande, Euch zufrieden zu stellen; Ihr könnt, wenn Ihr wollt, nach Frankreich abreisen, ich bevollmächtige Euch hierzu.«

»Sire!« rief Raoul.

»Oh!« seufzte Mary, den Arm von Buckingham pressend.

»Ihr könnt diesen Abend in Dover sein,« fuhr der König fort, »die Flut steigt Morgens um zwei Uhr.«

Raoul stammelte ganz erstaunt ein paar Worte, welche die Mitte zwischen dem Dank und der Entschuldigung hielten.

»Ich sage Euch also Lebewohl, Herr von Bragelonne, und wünsche Euch jegliche Wohlfahrt,« sprach der König aufstehend: »Ihr werdet mir das Vergnügen bereiten, zum Andenken an mich diesen Diamant zu behalten, den ich zu einem Brautschmuck bestimmte.«

Miß Graffton schien einer Ohnmacht nahe.

Raoul empfing den Diamant; indem er ihn in Empfang nahm, fühlte er seine Knie zittern.

Er richtete einige Danksagungen an den König, ein paar Worte an Miß Stewart und suchte Buckingham, um sich von ihm zu verabschieden.

Der König benutzte diesen Augenblick, um zu verschwinden.

Raoul fand den Herzog damit beschäftigt, daß er den Mut von Miß Graffton zu heben suchte.

»Mein Fräulein, ich flehe Euch an, heißt ihn bleiben,« flüsterte Buckingham.

»Ich sage ihm, er möge abreisen,« erwiderte Miß Graffton, sich wiederbelebend; »ich gehöre nicht zu den Frauen, die mehr Stolz, als Herz haben; liebt man ihn in Frankreich, so kehre er nach Frankreich zurück und segne mich, mich, die ich ihm sein Glück zu suchen geraten haben werde. Liebt man ihn dagegen nicht mehr, so komme er wieder zu uns, ich werde ihn noch lieben, und sein Unglück wird ihn in meinen Augen nicht erniedrigt haben. Im Wappen meines Hauses steht, was Gott in mein Herz gegraben hat: **Habenti parum, egent omnia.**

»Den Reichen wenig, den Armen Alles.«

»Mein Freund,« sagte Buckingham, »ich bezweifle, ob Ihr dort den Ersatz für das findet, was Ihr hier zurücklaßt.«

»Ich glaube oder ich hoffe wenigstens, daß das, was ich liebe, meiner würdig ist,« erwiderte Raoul mit düsterer Miene; »ist es aber wahr, daß ich eine unwürdige Liebe hege, wie Ihr mir zu verstehen zu geben versuchtet, Herr Herzog, so werde ich sie aus

meinem Herzen reißen, und müßte ich mein Herz mit der Liebe ausreißen.«

Mary Graffton schlug die Augen mit einem Ausdruck unaussprechlichen Mitleids zu ihm auf.

Raoul lächelte traurig und sprach:

»Mein Fräulein, der Diamant, den mir der König schenkt, war für Euch bestimmt, laßt mir ihn Euch anbieten: heirate ich in Frankreich, so schickt mir denselben zurück, heirate ich nicht, so behaltet ihn.«

Und er verbeugte sich und ging weg.

»Was will er damit sagen?« dachte Buckingham, während Raoul Miß Mary ehrfurchtsvoll die eisige Hand drückte.

Miß Mary begriff den Blick, den Buckingham auf sie heftete.

»Wenn es ein Brautring wäre, würde ich ihn annehmen?« sagte sie.

»Ihr stellt es ihm aber doch frei, zu Euch zurückzukehren?«

»Oh! Herzog,« rief Mary schluchzend, »eine Frau wie ich wird nie zum Troste für einen Mann wie er genommen.«

»Ihr denkt also, er werde nicht zurückkommen?«

»Niemals,« antwortete Miß Graffton mit erstickter Stimme.

»Nun wohl! ich sage Euch, daß er dort sein Glück zerstört, seine Braut verloren . . . seine Ehre sogar angetastet finden wird. Was wird ihm bleiben, was Eure Liebe aufwiegt? Oh! sprecht, Mary, Ihr, die Ihr Euch selbst kennt?«

Miß Graffton legte ihre weiße Hand auf den Arm von Buckingham, und während Raoul durch die Lindenallee mit einer schwindelartigen Schnelligkeit entfloh, sprach sie mit sterbender Stimme den Vers aus Romeo und Julie:

»Nur Eile rettet mich,
Verzug ist sicherer Tod.«

Als sie das letzte Wort gesprochen, war Raoul entflohen.

Miß Graffton kehrte bleicher und schweigsamer als ein Schatten nach Hause zurück.

Buckingham benützte den Courier, der den Brief an den König gebracht hatte, um an Madame und an den Grafen von Guiche zu schreiben.

Der König hatte die Wahrheit gesagt. Um zwei Uhr war die Flut hoch und Raoul schiffte sich nach Frankreich ein.



XXVI.

Saint-Aignan befolgt den Rat von Malicorne.

Der König überwachte das Portrait von la Vallière mit einem Eifer, der eben so wohl vom Verlangen, es ähnlich zu sehen, als von der Absicht, dieses Portrait lange dauern zu machen, herrührte.

Man mußte ihn sehen, wie er dem Pinsel folgte, auf die Vollendung eines Entwurfes oder das Resultat einer Färbung wartete und den, Maler verschiedene Abänderungen anriet, zu denen derselbe mit ehrfurchtsvoller Gelehrigkeit einwilligte.

Hatte der Maler nach dem Rate von Malicorne ein wenig gezögert, hatte sich Saint-Aignan eine kleine Abwesenheit gemacht, dann mußte man es sehen, was aber Niemand sah, dieses ausdrucksvolle Stillschweigen, das in einem Seufzer zwei Seelen einigte, welche sehr geneigt, sich zu verstehen, und sehr sehnsüchtig nach Ruhe und Meditation.

Dann vergingen die Minuten wie durch Zauber; der König näherte sich seiner Geliebten und versengte sie durch das Feuer seines Blickes, durch die Berührung seines Atems.

Wurde ein Geräusch im Vorzimmer hörbar, kam der Maler, kehrte Saint-Aignan unter Entschuldigungen zurück, so sang der König an zu sprechen, la Vallière antwortete ihm hastig, und ihre Augen sagten Saint-Aignan, sie haben während seiner Abwesenheit ein Jahrhundert gelebt.

Mit einem Wort, Malicorne, dieser Philosoph, ohne es zu wollen, hatte dem König den Hunger im Überfluß und das Verlangen nach der Gewißheit des Besitzes zu geben gewußt.

Was la Vallière befürchtete, geschah nicht.

Niemand erriet, daß sie am Tage zwei bis drei Stunden ihr Zimmer verließ. Sie gab eine unregelmäßige Gesundheit vor. Diejenigen, welche sich bei ihr einfanden, klopfen an, ehe sie eintraten. Malicorne, der Mann der geistreichen Erfindungen, hatte einen akustischen Mechanismus ersonnen, durch welchen la Vallière in der Wohnung von Saint-Aignan von den Besuchen benachrichtigt wurde, die man ihr in dem Zimmer, das sie

bewohnte, machen wollte.

Ohne auszugehen, ohne Vertraute zu haben, kehrte sie in ihre Wohnung zurück und führte die Leute durch eine Erscheinung irre, welche vielleicht etwas verspätet, aber nichtsdestoweniger siegreich jeden Argwohn der eingefleischtesten Skeptiker bekämpfte.

Malicorne erkundigte sich am folgenden Tag bei Saint-Aignan, und Saint-Aignan war genötigt, zuzugestehen, die Viertelstunde Freiheit habe den König in die heiterste Laune versetzt.

»Man wird die Dosis verdoppeln müssen, doch unmerklich,« sagte Malicorne, »wartet, bis man es wünscht.«



Man wünschte es so sehr, daß eines Abends, am vierten Tag, in dem Augenblick, wo sich der Maler heimlich aus dem Staube machte, ohne daß Saint-Aignan zurückgekehrt war, dieser, als er endlich kam, auf dem Gesichte von la Vallière einen Schatten von Ärger erblickte, den sie nicht hatte verbergen können. Der König war weniger geheimnisvoll, er offenbarte seinen Verdruß durch eine sehr bezeichnende Bewegung der Schultern.

La Vallière errötete dann.

»Gut!« rief Saint-Aignan in seinem Innern, »Herr Malicorne wird heute Abend entzückt sein.«

Malicorne war in der Tat am Abend entzückt.

»Fräulein de la Vallière hoffte offenbar, Ihr würdet wenigstens noch zehn Minuten länger ausbleiben,« sagte er zum Grafen.

»Und der König hoffte eine halbe Stunde.«

»Ihr wäret ein schlechter Diener des Königs, wenn Ihr Seiner Majestät diese halbe Stunde Befriedigung verweigertet.«

»Aber der Maler!« entgegnete Saint-Aignan.

»Das übernehme ich, nur laßt mich mit den Gesichtern und den Umständen zu Rate gehen, das sind meine magischen Operationen, und wenn die Zauberer mit dem Astrolabium die Höhe der Sonne, des Mondes und ihrer Konstellationen aufnehmen, so beschränke ich mich darauf, daß ich beobachte, ob die Augen schwarz umkreist sind, oder ob der Mund den concaven Bogen oder den concaven beschreibt.«

»Beobachtet also.«

»Seid unbesorgt.«

Der verschmitzte Malicorne hatte wirklich alle Muße, zu beobachten.

Denn an demselben Abend ging der König mit den Königinnen zu Madame, machte ein so verdrießliches Gesicht, stieß so schwere Seufzer aus, schaute la Vallière mit so sterbenden Augen an, daß Malicorne zu Montalais sagte:

»Morgen.«

Und er suchte den Maler in seinem Hause in der Rue des Jardins-Saint-Paul auf und bat ihn, die Sitzung um zwei Tage zu verschieben.

Saint-Aignan war nicht zu Hause, als la Vallière, schon mit dem

unteren Stock vertraut, den Boden aufhob und hinabstieg.

Der König erwartete sie wie gewöhnlich aus der Treppe und hielt einen Strauß in seiner Hand. Als er sie sah, schloß er sie in seine Arme.

La Vallière schaute ganz bewegt umher und beklagte sich, als sie Niemand erblickte als den König.

Sie setzten sich.

Bei den Polstern liegend, auf denen sie ruhte, den Kopf auf den Schooß seiner Geliebten geneigt, so gleichsam in ein Asyl versetzt, aus dem man ihn nicht vertreiben konnte, schaute Ludwig la Vallière an, und als wäre der Augenblick gekommen, wo nichts sich mehr zwischen diese zwei Seelen zu stellen vermöchte, verschlang sie ihn nun mit den Blicken.

Da löste sich aus ihren so sanften, so reinen Augen eine beständig sprühende Flamme, deren Strahlen das Herz ihres königlichen Geliebten suchten, um es einmal zu erwärmen und dann zu verzehren.

Entzückt durch die Berührung der zitternden Knie, bebend vor Glück, wenn sich die Hand von Louise auf seine Haare senkte, erstarrte der König in dieser Seligkeit und erwartete immer, den Maler eintreten zu sehen.

In dieser schmerzlichen Voraussicht strengte er sich zuweilen an, der Verführung zu entfliehen, die in feine Adern eindrang; er rief den Schlaf des Herzens und der Sinne an, er stieß die bereite Wirklichkeit zurück, um dem Schatten nachzulaufen.

Doch die Türe öffnete sich weder für Saint-Aignan, noch für den Maler, die Vorhänge knisterten nicht einmal. Ein dumpfes, geheimnisvolles Stillschweigen der Wollust betäubte selbst die Vögel in ihrem vergoldeten Bauer.

Besiegt wandte der König den Kopf um und drückte seinen glühenden Mund in die vereinigten Hände von la Vallière, sie verlor die Vernunft und preßte auf die Lippen ihres Geliebten ihre beiden krampfhaften Hände.

Ludwig sank schwankend auf die Knie, und da la Vallière ihren Kopf nicht verrückt hatte, so fand sich die Stirne des Königs auf dem Niveau der Lippen der jungen Frau, die in ihrer Entzückung mit einem flüchtigen, sterbenden Kuß die duftenden Haare

streifte, die ihre Wangen liebkosten.

Der König nahm sie in seine Arme, und ohne daß sie widerstand, tauschten sie jenen ersten Kuß, den glühenden Kuß, der die Liebe zum Wahnsinn steigert.

Weder der Maler, noch Saint-Aignan kamen an diesem Tage.

Eine Art von schwerer und zugleich süßer Trunkenheit, die die Sinne erfrischt und wie ein langsames Gift den Schlaf in den Adern kreisen läßt, den ungreifbaren wie das glückliche Leben hinziehenden Schlaf, fiel einer Wolke ähnlich zwischen das vergangene Leben und das zukünftige Leben der beiden Lebenden.

Im Schooße dieses traumvollen Schlafes beunruhigte ein anhaltendes Geräusch zuerst la Vallière, doch ohne sie ganz zu erwecken.

Da dieses Geräusch aber fortwährte, da es sich begreiflich machte, da es die arme, von der Täuschung trunkene junge Frau an die Wirklichkeit erinnerte, so erhob sie sich ganz erschrocken, schön in ihrer Verwirrung, und sagte:

»Es erwartet mich Jemand da oben! Ludwig! Ludwig, hört Ihr nicht?«

»Ei! seht Ihr nicht diejenige, auf welche ich nun warte?« versetzte der König voll Zärtlichkeit, »nun mögen die Anderen auch auf Euch warten.«

Doch sie schüttelte sanft den Kopf und sprach, während zwei schwere Tränen ihren Augen entstürzten:

»Verborgenes Glück, verborgene Macht . . . mein Stolz muß schweigen wie mein Herz.«

Der Lärmen fing wieder an.

»Ich höre die Stimme von Montalais,« sagte sie.

Und sie stieg hastig die Treppe hinauf.

Der König ging mit ihr hinauf, denn er konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen, und bedeckte ihre Hände und den Saum ihres Kleides mit Küssen.

»Ja, ja,« wiederholte la Vallière, als ihr halber Leib schon durch die Falltüre durchgegangen war, »ja, die Stimme von Montalais ruft, es muß etwas Wichtiges vorgefallen sein.«

»Weht, teure Geliebte, und kommt rasch zurück,« sagte der

König.

»Oh! heute nicht, Gott befohlen, Sire.«

Und sie bückte sich noch einmal, um ihren Geliebten zu küssen, dann entfloh sie.

Montalais wartete wirklich ganz aufgeregt, ganz bleich.

»Geschwinde, geschwinde,« sagte sie, »er kommt herauf.«

»Wer, wer kommt herauf?«

»Er. Ich sah es vorher.«

»Aber wer denn? Du machst mich sterben!«

»Raoul!« murmelte Montalais.«

»Ja, ja,« rief eine freudige Stimme auf den letzten Stufen der großen Treppe.

La Vallière stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte rückwärts.

»Hier bin ich, hier bin ich!« rief Raoul herbeiläufend. »Oh! ich wusste wohl, daß Ihr mich noch liebt!«

La Vallière machte eine Gebärde des Schreckens, dann eine Gebärde der Verwünschung: sie strengte sich an, zu sprechen, und konnte nur ein Wort artikulieren.

»*Nein! nein!*« sagte sie. Und sie fiel in die Arme von Montalais und murmelte:

»Kommt mir nicht nahe.«

Montalais winkte Raoul, der, wie versteinert auf der Schwelle, nicht einmal einen Schritt mehr in das Zimmer zu machen suchte.

Dann warf sie ihre Blicke nach der Seite des Windschirms und sagte:

»Oh! die Unvorsichtige, die Falltüre ist noch nicht geschlossen!«

Und sie ging in die Ecke des Zimmers, um zuerst den Windschirm und dann hinter dem Windschirm die Falltüre zuzumachen.

Doch aus dieser Falltüre stürzte der König hervor, der den Schrei von la Vallière gehört hatte und ihr zu Hilfe eilte.

Er kniete vor ihr nieder und bestürmte Montalais, die den Kopf zu verlieren anfing, mit Fragen.

Doch in dem Augenblick, wo der König auf die Knie fiel, hörte

man einen Schmerzensschrei und Tritte in der Flur. Der König wollte weglaufen, um zu sehen, wer den Schrei ausgestoßen, von wem das Geräusch der Tritte herrühre.

Montalais suchte ihn abzuhalten, doch vergebens.

Der König verließ la Vallière und ging auf die Türe zu; aber Raoul war schon fern, so daß der König nur eine Art von Schatten sah, der sich um die Ecke des Korridor wandte.

XXVII.

Zwei alte Freunde.

Während Jeder bei Hose an seine Angelegenheiten dachte, begab sich ein Mann geheimnisvoll hinter der Grève-Platz in ein Haus, das wir schon kennen, weil wir es an einem Tag des Aufbruchs von d'Artagnan belagert gesehen haben.

Dieses Haus hatte seinen Haupteingang auf der Place-Baudoyer.

Ziemlich groß, von Gärten umgeben, in der Rue Saint-Jean von den Buden der Kleinschmiede umgürtet, die es mit ernsten Blicken hüteten, war es in diesen dreifachen Wall von Steinen, von Lärmen und von Grün, wie eine einbalsamierte Mumie in ihrem dreifachen Kasten, eingeschlossen.

Der Mann, von dem wir sprechen, ging mit sicherem Schritt, obgleich er nicht mehr von der ersten Jugend war. Sah man seinen mauerfarbigen Mantel und seinen langen Degen, der diesen Mantel aufhob, so konnte Niemand den Abenteuersucher mißkennen, und beobachtete man den aufwärts gebogenen Schnurrbart, die seine, glatte Haut, die unter dem Sombrero erschien, so konnte man nicht umhin, zu glauben, die Abenteuer müssen galanter Natur sein.

Der Kavalier war kaum in das Haus eingetreten, als es acht Uhr auf Saint-Gervais schlug.

Und zehn Minuten nachher klopfte eine Dame, begleitet von einem bewaffneten Lackei, an derselben Türe, die ihr alsbald eine alte Zofe öffnete.

Diese Dame hob, als sie eintrat, ihren Schleier auf. Es war keine Schönheit mehr, aber es war noch eine Frau; sie war nicht mehr jung, aber sie war noch behende und rüstig. Sie verbarg unter einer reichen, geschmackvollen Toilette ein Alter, dem Ninon de l'Enclos allein lächelnd Trotz geboten hätte.

Kaum war sie im Vorhaus, als der Kavalier, dessen Züge wir skizziert haben, auf sie zuging und ihr die Hand reichte.

»Teure Herzogin, guten Morgen,« sagte er.

»Guten Morgen, mein lieber Aramis,« erwiderte die Herzogin.

Er führte sie in einen zierlichen, hübsch ausgestatteten Salon, dessen hohe Fenster die durch die schwarzen Gipfel einiger Tannen etwas gemilderten letzten Strahlen des Tages mit Purpur übergossen.

Beide setzten sich neben einander.

Weder das Eine, noch das Andere, hatte den Gedanken, Licht zu verlangen, und so begruben sie sich in den Schatten, als hätten sie sich gegenseitig in die Vergessenheit begraben wollen.

»Chevalier,« sagte die Herzogin, »Ihr habt seit unserer Zusammenkunft in Fontainebleau kein Lebenszeichen mehr von Euch gegeben, und ich gestehe, daß Eure Anwesenheit am Tage, da der Franziskaner starb, ich gestehe, daß Eure Einweihung in gewisse Geheimnisse mich im höchsten Maße in Erstaunen gesetzt haben.«

»Ich kann Euch meine Gegenwart erklären, ich kann Euch meine Einweihung erklären,« erwiderte Aramis.

»Vor Allem sprechen wir ein wenig von uns,« sagte lebhaft die Herzogin. »Wir sind nun seit langer Zeit gute Freunde.«

»Ja, Madame, und wenn es Gott gefällt, werden wir es, wenn nicht lange, doch wenigstens immer sein.«

»Das ist gewiß, Chevalier, und mein Besuch zeugt hierfür.«

»Wir haben jetzt, Frau Herzogin, nicht mehr dieselben Interessen wie früher,« sprach Aramis lächelnd ohne Furcht in diesem Halbschatten, denn man konnte hier nicht erraten, sein Lächeln sei minder angenehm und minder frisch, als einst.

»Heute, Chevalier, haben wir andere Interessen . . . Jedes Alter bringt die seinigen; und da wir uns heute, wenn wir plaudern, eben so gut begreifen, wie wir es einst taten, ohne zu sprechen, so plaudern wir, wenn Ihr wollt.«

»Herzogin, ich bin zu Euren Befehlen. Ah! verzeiht, wie habt Ihr denn meine Adresse gefunden? Und warum habt Ihr sie aufgesucht?«

»Warum? Ich habe es Euch gesagt: die Neugierde. Ich wollte wissen, was Euer Verhältnis zu dem Franziskaner gewesen, mit dem ich zu tun hatte, und der auf eine so seltsame Weise gestorben ist. Ihr wisst, daß wir bei unserer Zusammenkunft in

Fontainebleau, am Fuße des kurz zuvor erst geschlossenen Grabes, beide so bewegt waren, daß wir einander nichts anvertrauen konnten.«

»Ja, Madame.«

»Wohl, ich hatte Euch nicht sobald verlassen, als ich es bereute. Ich war stets wißbegierig; nicht wahr, es ist Euch bekannt, daß Frau von Longneville ein wenig ist wie ich?«

»Ich weiß das nicht,« erwiderte Aramis diskreter Weise.

»Ich erinnerte mich also, daß wir auf jenem Friedhof nichts gesagt hatten, weder Ihr etwas von Eurem Verhältnis zu dem Franziskaner, dessen Beerdigung Ihr überwachtet, noch ich etwas von dem, was ich für ihn war. Dies Alles schien mir unwürdig zweier Freunde wie wir, und ich suchte die Gelegenheit, mich Euch zu nähern, um Euch einen Beweis zu geben, daß ich Euer Eigentum bin, und daß Marie Michon, die arme Tote, auf Erden einen Schatten voll Gedächtnis zurückgelassen hat.«

Aramis neigte sich auf die Hand der Herzogin und hauchte einen galanten Kuß darauf.

»Es muß Euch Mühe gemacht haben, mich aufzufinden?« sagte er.

»Ja,« erwiderte sie, ärgerlich, zu dem zurückgeführt zu werden, was Aramis erfahren wollte; »aber ich wusste, daß Ihr ein Freund von Herrn Fouquet und suchte bei diesem.

»Freund!« rief der Chevalier. »Ah! Ihr sagt zu viel, Madame. Ein armer Priester begünstigt durch den großmüthigen Protektor, ein Herz voll Dankbarkeit und Treue, das ist Alles, was ich für Herrn Fouquet bin.«

»Er hat Euch zum Bischof gemacht.«

»Ja, Herzogin.«

»Schöner Musketier, das ist Euer Rückzug.«

»Wie für Dich die politische Intrige,« dachte Aramis. Laut fügte er bei: »Ihr erkundigtet Euch also bei Herrn Fouquet?«

»Das ging leicht. Ihr wart in Fontainebleau bei ihm gewesen, Ihr hattet, glaube ich, eine kleine Reise nach Eurer Diözese Belle-Isle-en-Mer gemacht.«

»Nein, Madame, nein, meine Diözese ist Vannes.«

»Das wollte ich sagen. Ich glaubte nur, Belle-Isle-en-Mer . . . «

»Ist nur ein Haus von Herrn Fouquet.«

»Ah! man sagte mir, Belle-Isle sei befestigt; ich weiß aber, daß Ihr ein Krieger seid, mein Freund.«

»Ich habe Alles verlernt, seitdem ich der Kirche angehöre,« entgegnete Aramis gereizt.

»Genug . . . Ich erfuhr also, Ihr seid von Vannes zurückgekehrt, und schickte zu einem unserer Freunde, dem Herrn Grafen de la Fère.«

»Ah!« machte Aramis.

»Er ist verschwiegen und ließ mir antworten, er wisse Eure Adresse nicht.«

»Stets Athos,« dachte der Bischof: »was gut ist, ist immer gut.«

»Ihr wisst nun, daß ich mich hier nicht zeigen kann, und daß die Königin immer etwas gegen mich hat.«

»Ja wohl, und ich wundere mich darüber.«

»Ah! das rührt von allerlei Gründen her . . . Doch gehen wir darüber weg . . . Ich bin genötigt, mich zu verbergen; zum Glück begegnete ich d'Artagnan, einem von Euren ehemaligen Freunden, nicht wahr?«

»Einer von meinen gegenwärtigen Freunden.«

»Er gab mir Auskunft, er schickte mich zu Herrn von Baisemeaux, dem Gouverneur der Bastille.«

Aramis bebte, und seinen Augen entströmte in der Dunkelheit eine Flamme, die er vor seiner hellsehenden Freundin nicht verbergen konnte.

»Herr von Baisemeaux,« sagte er, »und warum schickte Euch d'Artagnan zu Herrn von Baisemeaux?«

»Ah! ich weiß es nicht.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte der Bischof, alle seine geistigen Kräfte zusammenraffend, um den Kampf würdig auszuhalten.

»Herr von Baisemeaux war Euch verbunden, wie mir Herr d'Artagnan sagte.«

»Das ist wahr.«

»Und man weiß immer die Adresse eines Gläubigers wie die eines Schuldners.«

»Das ist abermals wahr. Und Baisemeaux nannte Euch?«

»Saint-Mandé, wohin ich Euch einen Brief sandte.«

»Ich habe ihn hier, und er ist mir kostbar, denn ich verdanke ihm das Vergnügen, Euch zu sehen.«

Zufrieden, auf diese Art ohne Unglück über alle Schwierigkeiten dieser zarten Auseinandersetzung hinweggestreift zu sein, atmete die Herzogin.

Aramis atmete nicht.

»Wir waren bei Eurem Besuche bei Baisemeaux,« sagte er.

»Nein,« entgegnete sie lachend, »weiter.«

»Also bei Eurem Groll gegen die Königin-Mutter?«

»Noch weiter, noch weiter: wir sind bei den Beziehungen . . . «

»Die Ihr zu dem Franziskaner hattet,« schnitt Aramis rasch ab; »nun wohl, ich höre Euch voll Aufmerksamkeit.«

»Das ist einfach,« erwiderte die Herzogin, ihren Entschluß fassend. Ihr wisst, daß ich mit Herrn von Laicques lebe?«

»Ja, Madame.«

»Ein Quasigatte?«

»Man sagt es.«

»In Brüssel.«

»Ja.«

»Ihr wisst, daß meine Kinder zu Grunde gerichtet und geplündert worden sind?«

»Ah! welch ein Jammer, Herzogin!«

»Es ist schändlich; ich mußte auf Mittel sinnen, zu leben, und besonders, nicht zu vegetieren.«

»Das begreift sich.«

»Ich hatte Gehässigkeiten auszubeuten, Freundschaften zu dienen; ich hatte kein Ansehen, keine Beschützer mehr.«

»Ihr, die Ihr so viele Leute begünstigt habt!« sagte Aramis mit mildem Tone.

»Das ist immer so, Chevalier. Ich sah in dieser Zeit den König von Spanien.«

»Ah!«

»Der einen Jesuiten-General ernannt hatte, wie es der Brauch ist.«

»Ah! das ist der Brauch?«

»Wißt Ihr es nicht?«

»Verzeiht, ich war zerstreut.«

»Ihr müßt das in der Tat wissen, Ihr, der Ihr in einem so vertraulichen Verhältnis, zu dem Franziskaner standet.«

»Zu dem Jesuiten-General, wollt Ihr sagen.«

»Ganz richtig. Ich sah also den König von Spanien. Er war wohlwollend gegen mich, konnte aber nicht viel für mich tun. Er empfahl mich indessen, mich und Laicques in Flandern und ließ mir eine Pension auf die Fonds des Ordens aussetzen.«

»Des Ordens der Jesuiten?«

»Ja. Der General, das heißt der Franziskaner wurde zu mir geschickt.«

»Sehr gut.«

»Und da ich, damit die Sache in Ordnung gebracht werden konnte, nach den Statuten des Ordens dafür angesehen werden mußte, daß ich Dienste leiste . . . Ihr wisst, daß dies die Regel ist.«

»Ich wusste das nicht.«

Frau von Chevreuse hielt inne, um Aramis anzuschauen, aber es war finstere Nacht.

»Nun! das ist die Regel,« fuhr sie fort. »Ich mußte also das Ansehen haben, als wäre ich von einigem Nutzen. Ich erklärte mich bereit, für den Orden zu reisen, und man reihte mich unter die reisenden Affiliirten ein. Ihr begreift, daß dies ein Schein und eine Förmlichkeit war.«

»Vortrefflich.«

»So bezog ich meine ganz anständige Pension.«

»Mein Gott, Herzogin, was Ihr mir da sagt, ist ein Dolchstich für mich. Ihr genötigt, eine Pension von den Jesuiten zu empfangen?«

»Nein, Chevalier, von Spanien.«

»Oh! abgesehen vom Gewissensfall, Herzogin, müßt Ihr mir zugestehen, daß dies dasselbe ist.«

»Nein, nein, nicht ganz.«

»Aber von dem schönen Vermögen bleibt doch wohl . . . «

»Es bleibt mir Dampierre, das ist Alles.«

»Das ist immer noch sehr schön.«

»Ja, aber Dampierre mit Schulden, mit Hypotheken belastet, Dampierre ein wenig ruiniert wie die Eigentümerin.«

»Und die Königin-Mutter sieht dies Alles mit trockenem Auge an?« versetzte Aramis mit einem neugierigen Blick, der jedoch nur der Finsternis begegnete.

»Ja, sie hat Alles vergessen.«

»Ihr habt es, wie mir scheint, versucht, wieder in Gnade zu kommen?«

»Ja, aber durch eine namenlose Seltsamkeit erbt der kleine König die Antipathie, die sein teurer Vater gegen meine Person hatte. Ah! Ihr werdet mir sagen, ich sei wohl eine von den Frauen, die man hasse, leider gehöre ich nicht mehr zu denen, die man liebt.«

»Teure Herzogin, ich bitte, kommen wir geschwinde auf das, was Euch hierher führt, denn ich glaube, daß wir einander nützlich sein können.«

»Ich dachte das auch. Ich kam also in einer doppelten Absicht nach Fontainebleau. Einmal wurde ich von dem Euch bekannten Franziskaner dahin berufen Ah! sagt mir, woher kanntet Ihr ihn? denn ich habe Euch meine Geschichte erzählt, und Ihr habt mir die Einige nicht erzählt.«

»Ich war auf eine sehr natürliche Weise mit ihm bekannt. Ich habe mit ihm Theologie in Parma studiert; wir waren Freunde geworden, doch bald hatten uns die Angelegenheiten, bald die Reisen, bald der Krieg von einander getrennt.«

»Ihr wusstet, daß er Jesuiten-General war?«

»Ich vermutete es.«

»Doch durch welchen sonderbaren Zufall kamt Ihr auch in den Gasthof, wo sich die reisenden Affiliirten versammelten?«

»Oh!« erwiderte Aramis mit ruhigem Tone, »das ist allerdings ein reiner Zufall. Ich begab mich zu Herrn Fouquet nach Fontainebleau, um eine Audienz beim König zu erhalten. Ich kam vorüber, ich war unbekannt; ich sah am Wege den armen Sterbenden, ich erkannte ihn. Das Übrige wisst Ihr, er verschied in meinen Armen.«

»Ja, doch indem er Euch im Himmel und auf Erden eine so große Macht hinterließ, daß Ihr in seinem Namen unumschränkte Befehle gabt.«

»Er erteilte mir wirklich einige Aufträge.«

»Und für mich?«

»Ich habe es Euch gesagt. Die Ausbezahlung einer Summe von 12,000 Livres. Ich glaube Euch die nötige Unterschrift, um sie zu beziehen, gegeben zu haben. Habt Ihr sie nicht in Empfang genommen?«

»Doch, doch! Ah! mein lieber Prälat, Ihr erteilt Befehle mit einem so geheimnisvollen Wesen und mit einer so erhabenen Majestät, wie man mir gesagt hat, daß man Euch allgemein für den Nachfolger des verstorbenen Hauptes hielt.«

Aramis errötete vor Ungeduld. Die Herzogin fuhr fort:

»Ich habe mich hierüber beim König von Spanien erkundigt und er gab mir Aufklärung über meinen Zweifel in dieser Hinsicht. Jeder Jesuiten-General ist nach den Statuten des Ordens bei seiner Ernennung Spanier und muß dies sein. Ihr seid nicht Spanier und der König von Spanien hat Euch nicht ernannt.«

Aramis erwiderte nur die Worte:

»Ihr seht wohl, daß Ihr Euch irrtet, Herzogin, da Euch der König von Spanien dies gesagt hat.«

»Ja, lieber Aramis, doch ich dachte noch etwas Anderes.«

»Was denn?«

»Ihr wisst, daß ich ein wenig an Alles denke.«

»Oh! ja, Herzogin.«

»Ihr könnt Spanisch?«

»Jeder Franzose, der seine Fronde gemacht hat, kann Spanisch.«

»Ihr habt in Flandern gelebt?«

»Drei Jahre.«

»Ihr seid in Madrid gewesen?«

»Fünfzehn Monate.«

»Ihr seid also im Stande, in Spanien naturalisiert zu werden, wann Ihr wollt.«

»Glaubt Ihr?« versetzte Aramis mit einer Treuherzigkeit, durch

die sich die Herzogin täuschen ließ.

»Allerdings. Zwei Jahre Aufenthalt und Kenntnis der Sprache sind unerläßliche Vorschrift. Ihr habt drei und ein halbes Jahr . . . fünfzehn Monate zu viel.«

»Worauf zielt Ihr damit ab, liebe Freundin?«

»Hierauf: ich stehe gut mit dem König von Spanien.«

»Ich stehe nicht schlecht mit ihm,« dachte Aramis.

»Soll ich von ihm für Euch die Verlassenschaft des Franziskaners verlangen?«

»Oh! Herzogin!«

»Ihr habt sie vielleicht?«

»Nein, bei meinem Wort.«

»Wohl! ich kann Euch einen Dienst leisten.«

»Warum habt Ihr ihn nicht Herrn von Laicques geleistet, Herzogin. Das ist ein Mann voll Talent, den Ihr liebt.«

»Ja, gewiß; aber es hat sich nicht geschickt. Antwortet mir jedoch, Laicques oder nicht Laicques, wollt Ihr?«

»Herzogin, nein, ich danke.«

Sie schwieg.

»Er ist ernannt,« dachte sie.

»Wenn Ihr mich so zurückweist, ermutigt Ihr mich nicht, etwas von Euch für mich zu fordern,« sprach Frau von Chevreuse.

»Oh! fordert immerhin.«

»Fordern! . . . Ich kann es nicht, wenn Ihr nicht die Macht habt, zu bewilligen.«

»Fordert, so wenig ich auch vermag.«

»Oh! eine runde Summe.«

»Das ist schlimm . . . Ihr wisst, daß ich nicht reich bin.«

»Ihr, nein, aber der Orden. Wäret Ihr General gewesen . . . «

»Ihr wisst, daß ich nicht General bin.«

»Dann habt Ihr einen Freund, der reich sein muß: Herr Fouquet?«

»Herr Fouquet! Madame, er ist mehr als zur Hälfte zu Grunde gerichtet.«

»Man sagte es und ich wollte es nicht glauben.«

»Warum nicht, Herzogin?«

»Weil ich vom Kardinal Mazarin einige Briefe habe, nämlich Laicques hat sie, welche seltsame Rechnungen begründen.«

»Was für Rechnungen?«

»Über verkaufte Renten, gemachte Anlehen, ich erinnere mich nicht mehr genau. Immerhin stellte sich heraus, daß der Unterintendant nach den von Mazarin unterzeichneten Briefen etliche und dreißig Millionen aus den Staatskassen bezogen hätte. Der Fall ist wichtig.«

Aramis drückte sich die Nägel in seine Hand.

»Wie!« sagte er, »Ihr besitzt solche Briefe und Ihr habt sie Herrn Fouquet nicht mitgeteilt?«

»Ah!« erwiderte die Herzogin, »dergleichen Dinge behält man sich in Reserve. Kommt der Tag des Bedürfnisses, so zieht man sie aus dem Schrank.«

»Und der Tag des Bedürfnisses ist gekommen?« fragte Aramis«.

»Ja, mein Teurer.«

»Und Ihr wollt die Briefe Herrn Fouquet zeigen?«

»Ich will lieber mit Euch davon sprechen.«

»Ihr müßt sehr notwendig Geld brauchen, arme Freundin, daß Ihr an dergleichen Dinge denkt, Ihr, die Ihr die Prosa von Herrn von Mazarin so gering schätztet.«

»Ich brauche in der Tat Geld.«

»Und dann,« fuhr Aramis mit kaltem Tone fort, »und dann muß es Euch selbst schmerzlich gewesen sein, zu diesem Mittel greifen zu sollen. Es ist grausam.«

»Oh! wenn ich das Schlimme und nicht das Gute hätte tun wollen,« entgegnete Frau von Chevreuse, »so würde ich statt von dem Ordens-General, oder von Herrn Fouquet die fünfmal hunderttausend Livres zu verlangen, die ich brauche . . . «

»Fünfmal hunderttausend Livres?«

»Nicht mehr. Findet Ihr das viel? Es ist wenigstens so viel erforderlich, um Dampierre wiederherzustellen.«

»Ja, Madame.«

»Ich sage also, statt diese Summe auf die genannte Art zu

verlangen, würde ich meine alte Freundin die Königin-Mutter aufgesucht haben; die Briefe ihres Gatten, des Signor Mazarini hätten mir zur Einführung gedient; ich hätte die Bagatelle von ihr gefordert und zu ihr gesagt: »Madame, ich wünschte die Ehre zu haben, Euch in Dampierre zu empfangen; erlaubt mir, Dampierre in Stand zu setzen.«

Aramis erwiderte nicht ein Wort.

»Nun,« sagte die Herzogin, »woran denkt Ihr?«

»Ich mache Additionen.«

»Und Herr Fouquet Subtraktionen. Ich versuche es, zu multiplizieren. Was für schöne Rechner sind wir, wie könnten wir uns verständigen!«

»Wollt Ihr mir erlauben, zu überlegen?«

»Nein, bei einer solchen Eröffnung unter Leuten, wie wir sind, muß man ja oder nein antworten, und zwar auf der Stelle.«

»Das ist eine Falle,« dachte der Bischof, »eine solche Frau kann unmöglich bei Anna von Österreich Gehör finden.«

»Nun?« fragte die Herzogin.

»Madame, es würde mich sehr wundern, wenn Herr Fouquet zu dieser Stunde über fünfmal hunderttausend Livres zu verfügen vermöchte.«

»Sprechen wir also nicht mehr davon, Dampierre wird restauriert werden, wie es eben geht.«

»Oh! ich denke, Ihr seid nicht in diesem Grade in Verlegenheit.«

»Nein, ich bin nie in Verlegenheit.«

»Und die Königin wird gewiß für Euch das tun, was der Herr Oberintendant nicht tun kann,« fuhr Aramis fort.

»Oh! ja wohl . . . Sagt mir, Ihr wollt vielleicht nicht, daß ich selbst mit Herrn Fouquet von diesen Briefen spreche?«

»Ihr werdet in dieser Hinsicht tun, was Euch beliebt, Herzogin; doch Herr Fouquet fühlt sich schuldig oder er fühlt sich nicht schuldig; ist er es, so kenne ich ihn als stolz genug, um es nicht zuzugestehen; ist er es nicht, so wird er diese Drohung sehr übel aufnehmen.«

»Ihr urteilt immer wie ein Engel,« sprach die Herzogin

Und sie erhob sich.

»Ihr wollt also Herrn Fouquet der Königin anzeigen,« sagte Aramis.

»Anzeigen! . . . oh! das abscheuliche Wort! Ich werde nicht anzeigen, mein teurer Freund; Ihr kennt die Politik zu gut, um nicht zu wissen, wie man die Dinge vollführt, ich werde nur einfach gegen Herrn Fouquet Partei ergreifen.«

»Wie billig!«

»Und in einem Parteikrieg ist eine Waffe eine Waffe.«

»Allerdings.«

»Bin ich einmal mit der Königin wieder versöhnt, so kann ich gefährlich sein.«

»Das ist richtig, Herzogin.«

»Ich werde davon Gebrauch machen, mein teurer Freund.«

»Es ist Euch nicht unbekannt, daß Herr Fouquet auf das Beste mit dem König von Spanien steht, Herzogin?«

»Oh! ich vermute es.«

»Führt Ihr einen Parteikrieg, wie Ihr sagt, so wird Herr Fouquet einen andern gegen Euch führen.«

»Ah! was wollt Ihr?«

»Nicht wahr, das wird auch sein Recht sein?«

»Gewiß.«

»Und da er gut mit Spanien steht, so wird er sich eine Waffe aus dieser Freundschaft machen.«

»Damit wollt Ihr sagen, er werde auch gut mit dem Jesuiten-General stehen, mein lieber Aramis?«

»Das kann so kommen, Herzogin.«

»Und man werde mir dann die Pension entziehen, die ich von dorthin genieße?«

»Ich befürchte es.«

»Mann wird sich trösten. Ei! mein Lieber, nach Richelieu, nach der Fronde, nach der Verbannung, was hat Frau von Chevreuse da noch zu befürchten?«

»Die Pension beträgt, wie Ihr wisst, acht und vierzigtausend Livres.«

»Ach! ich weiß es wohl!«

»Mehr noch, wenn man Parteikrieg führt, schlägt man, wie Euch

nicht unbekannt ist, auf die Freunde, des Feindes.«

»Ah! Ihr meint, man werde über den armen Laicques herfallen.«

»Das ist beinahe unvermeidlich. Herzogin.«

»Oh! er bezieht nur zwölftausend Livres Pension.«

»Ja, aber der König von Spanien hat Gewicht, von Herrn Fouquet beraten, kann er Herrn Laicques in irgend eine Festung einsperren lassen.«

»Ich befürchte das nicht sehr, mein guter Freund, weil ich es nach einer Aussöhnung mit Anna von Österreich dahin bringen werde, daß Frankreich die Freilassung von Laicques verlangt.«

»Das ist wahr. Dann werdet Ihr etwas Anderes zu befürchten haben.«

»Was denn?« fragte die Herzogin Erstaunen und Schrecken heuchelnd.

»Ihr werdet wissen und wisst, daß man, einmal beim Orden affiliirt, nicht mehr ohne Schwierigkeiten herauskommt. Die Geheimnisse, die man ergründen konnte, sind ungesund, sie tragen den Keim des Unglücks für Jeden, der sie offenbart, in sich.«

Die Herzogin dachte einen Augenblick nach.

»Das ist ernster,« sagte sie, »ich werde hierauf bedacht sein,«

Und trotz der tiefen Dunkelheit fühlte Aramis einen Blick so brennend wie glühendes Eisen aus den Augen seiner Freunde hervorzucken, um in sein Herz einzudringen.

»Rekapitulieren wir,« sagte Aramis, der nun auf seiner Hut war und seine Hand unter sein Wamms steckte, wo er ein Stilett verborgen hatte.

»Wohl, rekapitulieren wir: gute Rechnungen machen gute Freunde.«

»Die Entziehung Eurer Pension . . . «

»Acht und vierzigtausend Livres, und die von Laicques zwölf, tut sechzigtausend Livres, nicht wahr, das ist es, was Ihr wollt?«

»Ganz richtig, und ich suche das Gegengewicht, das Ihr hierfür findet.«

»Fünfmal hundert tausend Livres, die ich von der Königin bekommen werde.«

»Oder die Ihr nicht bekommen werdet.«

»Ich kenne das Mittel, sie zu bekommen,« entgegnete unbesonnener Weise die Herzogin.

Diese Worte machten den Chevalier die Ohren spitzen. Von diesem Fehler seiner Gegnerin an war sein Geist so sehr auf der Hut, daß er immer Nutzen zog und sie folglich den Vorteil verlor.

»Ich nehme an, Ihr bekommt das Geld,« sagte er, »Ihr werdet dabei das Doppelte verlieren, indem Ihr hundert tausend Franken Pension zu beziehen habt statt sechzigtausend, und dies zehn Jahre lang.«

»Nein, denn ich werde diese Verminderung meines Einkommens nur während der Dauer des Ministeriums von Herrn Fouquet zu erdulden haben: diese Dauer schlage ich aber auf zwei Monate an.«

»Ah!« machte Aramis.

»Ich bin offenherzig, wie Ihr seht.«

»Ich danke Euch, Herzogin, doch Ihr hättet Unrecht, wolltet Ihr annehmen, wenn Herr Fouquet in Ungnade gefallen, werde der Befehl, Euch Eure Pension zu bezahlen, erneuert werden.«

»Ich kenne das Mittel, den Befehl auszuwirken, wie ich das Mittel kenne, die Königin Mutter contribuieren zu machen.«

»Dann sind wir Alle gezwungen, die Flagge vor Euch zu streichen. Euch der Sieg! Euch der Triumph! Ich bitte Euch, seid milde! Blast, Trompeter!«

»Wie ist es möglich,« erwiderte die Herzogin, ohne auf die Ironie Achtung zu geben, »wie ist es möglich, daß Ihr vor fünfmal hundert tausend Livres zurückweicht, während es sich darum handelt, Euch, ich will sagen. Eurem Freunde, verzeiht. Eurem Beschützer eine Unannehmlichkeit zu ersparen, wie die, welche einen Parteikrieg veranlaßt?«

»Herzogin, ich will Euch erklären, warum: weil nach den fünfmal hundert tausend Livres Herr Laicques seinen Teil verlangen wird, der sich dann auch wohl auf fünfmal hundert tausend Livres belaufen muß, nicht wahr? weil nach dem Teil von Herrn Laicques und dem Eurigen der Teil von Euren Kindern, von Euren Armen, von aller Welt kommen wird, und weil Briefe, so sehr sie auch kompromittieren mögen, nicht drei bis vier Millionen wert sind.

Wahrhaftiger Gott, Herzogin, die Nestelstifte der Königin von Frankreich waren mehr wert, als die von Mazarin unterzeichneten Fetzen, und dennoch kosteten sie, um sie zu erobern, nicht den vierten Teil von dem, was Ihr für Euch verlangt.«'

»Das ist wahr, das ist wahr, doch der Kaufmann schlägt seine Ware nach seinem Belieben an. Es ist die Sache des Käufers, sie zu erwerben oder sie zurückzuweisen.«

»Hört, Herzogin, soll ich Euch sagen, warum ich Eure Briefe nicht kaufen werde?«

»Sprecht.«

»Eure Briefe von Mazarin sind falsch.«

»Geht doch.«

»Allerdings, denn es wäre zum Mindesten seltsam, daß Ihr, die Ihr mit der Königin durch Mazarin entzweit, mit dem letzteren einen vertrauten Verkehr unterhalten hättet; das röche nach Leidenschaft, nach Späherei, nach . . . genug, ich will das Wort nicht sagen.«

»Sagt es immerhin.«

»Nach Gefälligkeit.«

»Dies Alles ist wahr; doch nicht minder wahr ist das, was sich in dem Briefe findet.«

»Herzogin, ich schwöre Euch, daß Ihr das nicht bei der Königin benützen könnt.«

»Oh! doch, ich kann Alles bei der Königin benützen.«

»Gut,« dachte Aramis; »singe doch, Specht, zische doch, Schlange.«

Die Herzogin hatte aber genug gesprochen; sie machte zwei Schritte gegen die Türe.

Aramis bewahrte ihr noch eine Unannehmlichkeit . . . die Verwünschung, die der Sklave hinter dem Wagen des Triumphators hören läßt.

Er läutete.

Es erschienen Kerzen im Salon.

Da stand der Bischof in einem Kreise von Lichtern, die auf das entstellte Gesicht der Herzogin glänzten.

Aramis heftete einen langen ironischen Blick auf diese bleichen,

vertrockneten Wangen, auf diese Augen, aus denen der Funke unter kahlen Lidern hervorsprang, auf diesen Mund, dessen Lippen geschwärzte, spärliche Zähne sorgfältig verschlossen.

Er gab sich Mühe, seinem reinen, nervigen Bein, seinem leuchtenden, stolzen Kopf eine anmutige Haltung zu geben; er lächelte, um Zähne erscheinen zu lassen, die im Lichte noch einen gewissen Glanz hatten. Die gealterte Coquette begriff den galanten Spötter; sie stand gerade vor einem großen Spiegel, wo ihre ganze, so ängstlich verborgene Hinfälligkeit klar und deutlich durch den Kontrast hervortrat.

Ohne Aramis, der sich geschmeidig und liebenswürdig wie der Musketier von einst verbeugte, nur zu grüßen, ging sie dann mit schwankendem und durch die Hast ungelenkem Schritt weg.

Aramis glitt wie ein Zephir über den Boden hin, um sie bis zur Türe zu führen.

Frau von Chevreuse machte ihrem großen Lackei, der den Mousqueton wieder aufnahm, ein Zeichen, und sie verließ dieses Haus, wo zwei so zärtliche Freunde sich nicht verständigt hatten, weil sie sich zu gut begriffen.

XXVIII.

Worin man sieht, daß ein Handel, der sich nicht mit dem Einen abschließen läßt, mit dem Andern abgeschlossen werden kann.

Aramis hatte richtig erraten, kaum aus dem Hause der Place Baudoyer weggegangen, ließ sich die Frau Herzogin von Chevreuse in ihre Wohnung führen.

Sie befürchtete ohne Zweifel, man würde ihr folgen, und suchte so ihrem Gange ein unschuldiges Ansehen zu geben; doch sie war nicht sobald in ihrem Hotel und sicher, daß ihr Niemand folgte, um sie zu beunruhigen, als sie die Gartentüre öffnen ließ, die auf eine andere Straße führte, und sich nach der Rue Croix-des-Petits-Champs begab, wo Herr Colbert wohnte.

Wir haben gesagt, es sei Abend geworden, wir hätten sagen müssen, es sei Nacht, finstere Nacht geworden; zu seiner Ruhe zurückgekehrt, verbarg Paris in seinem nachsichtigen Schatten die edle Herzogin, die ihre Intrige spielte, und die einfache Bürgersfrau, die sich bei einem Abendbrot in der Stadt verspätet hatte und am Arm eines Liebhabers den längsten Weg nahm, um in die eheliche Wohnung zurückzukehren.

Frau von Chevreuse war zu sehr an die nächtliche Politik gewöhnt, um nicht zu wissen, daß ein Minister sich nie in seinem Hause vor den jungen und schönen Damen, die den Staub der Bureaux fürchten, und vor den alten sehr unterrichteten Damen, die vor dem indiskreten Echo der Ministerien bange haben, verbirgt.

Ein Bedienter empfing die Herzogin unter dem Säulengang, und, verschweigen wir es nicht, er empfing sie ziemlich schlecht. Dieser Mensch erklärte ihr sogar, nachdem er ihr Gesicht gesehen, zu einer solchen Stunde und bei einem solchen Alter störe man Herrn Colbert 'nicht bei seiner letzten Arbeit.

Doch ohne ärgerlich zu werden, schrieb Frau von Chevreuse auf ein Blatt ihres Taschenbuchs ihren Namen, einen lärmenden Namen, der so oft unangenehm in den Ohren von Ludwig XIII.

und dem alten Kardinal geklungen hatte.

Sie schrieb diesen Namen mit der großen plumpen Schrift der vornehmen Herren jener Zeit, legte das Papier auf eine ihr eigentümliche Weise zusammen und übergab es dem Bedienten, ohne ein Wort beizufügen, doch mit einer so gebieterischen Miene, daß dieser Bursche, gewohnt, seine Leute zu wittern, die Prinzessin roch, den Kopf beugte und zu Herrn Colbert lief.

Es versteht sich von selbst, daß der Minister einen kleinen Schrei ausstieß, als er das Papier öffnete, und daß der Diener, den dieser Schrei hinreichend unterrichtete, welche Rücksicht er auf den geheimnisvollen Besuch zu nehmen habe, eiligst zu der Herzogin zurückkehrte.

Sie stieg ziemlich schwerfällig den ersten Stock des schönen neuen Hauses hinauf, rastete einen Augenblick auf dem Ruheplatz, um nicht atemlos einzutreten, und erschien vor Herrn Colbert, der selbst die Flügel seiner Türe offen hielt.

Die Herzogin blieb auf der Schwelle stehen, um den, mit welchem sie es zu tun hatte, wohl anzuschauen.

Der runde, schwere, dicke Kopf, die großen Augenbrauen, die widerwärtige Miene dieses durch eine Plattmütze, wie sie die Priester tragen, niedergedrückten Gesichtes, kurz das Gesamtwesen von Herrn Colbert versprach der Herzogin von Anfang wenig Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen, aber auch wenig Interesse bei Erörterung der Artikel.

Denn es hatte nicht den Anschein, als wäre diese plumpe Natur empfindlich für die Reize einer raffinierten Rache oder eines verletzten Ehrgeizes.

Als aber die Herzogin mehr von Nahem die kleinen, durchdringenden schwarzen Augen, die der Länge nach gehende Falte der gewölbten ernsten Stirne, das unmerkliche Zusammenziehen dieser Lippen sah, auf denen der große Hause Gutmütigkeit erblickte, da veränderte Frau von Chevreuse ihre Ansicht und konnte sich sagen: Ich habe meinen Mann gefunden.

»Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches, Madame?« fragte der Intendant der Finanzen.

»Der Umstand, daß ich Eurer bedarf, mein Herr, und daß Ihr meiner bedürft.« antwortete die Herzogin.

»Ich schätze mich glücklich, den ersten Teil Eures Satzes vernommen zu haben, Madame, was aber den zweiten betrifft . . . «

Frau von Chevreuse setzte sich in das Fauteuil, das ihr Colbert vorschob.

»Herr Colbert, Ihr seid Intendant der Finanzen?«

»Ja, Madame.«

»Und Ihr trachtet darnach, Oberintendant zu werden?«

»Madame I«

»Leugnet es nicht; es würde unsere Unterredung in die Länge ziehen, und das ist unnötig.«

»Madame, so sehr ich auch voll guten Willens, sogar voll Artigkeit gegen eine Dame von Eurem Verdienste bin, so wird mich doch nichts gestehen machen, ich suche meinen Oberen von seiner Stelle zu vertreiben.«

»Ich habe nicht von Vertreiben gesprochen, Herr Colbert. Sollte ich zufällig dieses Wort gesagt haben? Das Wort ersetzen ist weniger angreifend und grammatisch schicklicher, wie Herr von Voiture sagte. Ich behaupte also, Ihr strebt darnach, Herrn Fouquet zu, ersetzen.«

»Madame, das Glück von Herrn Fouquet gehört zu denjenigen, welche widerstehen; der Herr Oberintendant spielt in diesem Jahrhundert die Rolle des Kolossen von Rhodus: die Schiffe fahren unter ihm hin und stürzen ihn nicht nieder.«

»Ich hätte mich genau dieser Vergleichung bedient. Ja, Herr Fouquet spielt die Rolle des Kolossen von Rhodus; doch ich erinnere mich, Herrn Conrart — ein Akademiker, glaube ich — erzählen gehört zu haben, als der Koloß gefallen, habe ein Kaufmann, der ihn niederwerfen ließ — ein einfacher Kaufmann, Herr Colbert, — vier hundert Kamele mit den Trümmern beladen. Ein Kaufmann! das ist doch bedeutend weniger stark, als ein Intendant der Finanzen.«

»Madame, ich kann Euch versichern, daß ich Herrn Fouquet nie niederwerfen werde.«

»Wohl, mein Herr Colbert, da Ihr hartnäckig Empfindsamkeit gegen mich spielt, als ob Ihr nicht wüsstet, daß ich Frau von Chevreuse heiße, und daß ich alt bin, das heißt, daß Ihr es mit

einer Frau zu tun habt, die mit Herrn von Richelieu Politik getrieben und keine Zeit zu verlieren hat; da Ihr, sage ich, diese Unklugheit begeht, so will ich verständigere Leute aufsuchen, die es mehr drängt, Glück zu machen.«

»Worin, Madame, worin?«

»Ihr gebt mir einen armseligen Begriff von den Unterhandlungen, wie sie heutigen Tages betrieben werden, mein Herr. Ich schwöre Euch, daß, wenn zu meiner Zeit eine Frau Herrn von Cinq-Mars aufgesucht hätte, der doch kein großer Geist war, ich schwöre Euch, daß, wenn sie ihm über den Kardinal gesagt hätte, was ich Euch über Herrn Fouquet gesagt habe, Herr von Cinq-Mars zu dieser Stunde das Eisen schon in's Feuer gesteckt haben würde.«

»Oh! Madame, habt ein wenig Nachsicht.«

»Ihr willigt also ein, Herrn Fouquet zu ersetzen?«

»Wenn der König Herrn Fouquet entläßt, ja, gewiß.«

»Abermals ein Wort zu viel; es ist klar, daß Ihr, wenn Ihr Herrn Fouquet noch nicht fortjagen gemacht habt, das nicht habt machen können. Ich wäre auch nur ein albernes Tier, wenn ich zu Euch käme, ohne Euch zu bringen, was Euch fehlt.«

»Ich bin trostlos, hierbei beharren zu müssen, Madame,« erwiderte Colbert nach einem Stillschweigen, das der Herzogin die ganze Tiefe seiner Verstellung zu sondieren gestattete, »aber ich muß Euch bemerken, daß sich seit sechs Jahren Anzeigen auf Anzeigen gegen, Herrn Fouquet folgen, ohne daß je die Lage von Herrn Fouquet verrückt worden ist.«

»Alles hat seine Zeit, Herr Colbert; diejenigen, welche diese Anzeigen machten, hießen nicht Frau von Chevreuse, und sie hatten keine Beweise von gleichem Werte, wie sechs Briefe von Herrn von Mazarin, die das Vergehen, um das es sich handelt, begründen.«

»Das Vergehen!«

»Das Verbrechen, wenn Ihr lieber wollt.«

»Ein Verbrechen! von Herrn Fouquet begangen?«

»Nichts Anderes! Ah! es ist seltsam, ich sehe Euch, der Ihr ein so kaltes und nichts besagendes Gesicht habt, ganz erleuchtet.«

»Ein Verbrechen!«

»Ich bin entzückt, daß dies einige Wirkung auf Euch hervorbringt.«

»Oh! dieses Wort schließt so viel Dinge in sich, Madame.«

»Es schließt das Patent eines Oberintendanten der Finanzen für Euch, und die Verbannung oder die Bastille für Herrn Fouquet in sich.«

»Verzeiht, Frau Herzogin, es ist beinahe unmöglich, daß Herr Fouquet verbannt, eingekerkert wird, in Ungnade fällt!«

»Oh! ich weiß, was ich sage,« erwiderte Frau von Chevreuse mit kaltem Tone. »Ich lebe nicht so weit von Paris entfernt, daß ich nicht wüsste, was vorgeht. Der König liebt Herrn Fouquet nicht, und er wird Herrn Fouquet gern zu Grunde richten, wenn man ihm die Gelegenheit dazu gibt,«

»Die Gelegenheit muß gut sein.«

»Ziemlich gut. Es ist auch eine Gelegenheit, die ich zu fünfmal hunderttausend Livres anschlage.«

»Wie so?«

»Ich will damit sagen: da ich diese Gelegenheit in meinen Händen habe, so werde ich sie in die Eitrigen nur für eine Gegenleistung von fünfmal hunderttausend Livres übergehen lassen.«

»Sehr gut, Madame, ich begreife. Da Ihr aber einen Preis für den Verkauf feststellt, so laßt den zu verkaufenden Wert sehen.«

»Oh! eine Kleinigkeit. Sechs Briefe, wie ich Euch gesagt, von Herrn von Mazarin; eigenhändige Briefe, welche sicherlich nicht zu teuer wären, wenn sie auf eine unverwerfliche Weise herausstellten, Herr Fouquet habe bedeutende Summen vom königlichen Schatz unterschlagen, um sie sich zuzueignen.«

»Auf eine unverwerfliche Weise, Madame?« sagte Colbert, dessen Augen vor Freude glänzten.

»Unverwerflich; wollt Ihr die Briefe lesen?«

»Von Herzen gern! die Abschriften, wohlverstanden.«

»Wohlverstanden, ja.«

Die Frau Herzogin zog aus ihrem Busen ein kleines, durch den samteneu Schnürleib geplattetes Bündel und sprach:

»Lest.«

Colbert warf sich gierig auf diese Papiere und las sie.

»Vortrefflich!« rief er.

»Nicht wahr, das ist ziemlich klar?«

»Ja, Madame, ja, Herr Mazarin hätte Herrn Fouquet Geld übergeben, und dieser hätte es behalten, aber was für Geld?«

»Ah! was für Geld! wenn wir mit einander unterhandeln, füge ich diesen sechs Briefen einen siebenten bei, der Euch die letzte Auskunft geben wird.«

Colbert dachte nach.

»Und die Originalien der Briefe?«

»Eine unnötige Frage. Das ist, als fragte ich Euch, Herr Colbert, ob die Geldsäcke, die Ihr mir geben werdet, leer oder voll seien.«

»Sehr gut, Madame.«

»Ist dies abgeschlossen?«

»Nein.«

»Wie!«

»Es gibt ein Ding, an das wir beide nicht gedacht haben.«

»Nennt es mir.«

»Herr Fouquet kann bei dieser Gelegenheit nur durch einen Prozeß zu Grunde gerichtet werden.«

»Ja.«

»Durch ein öffentliches Ärgernis.«

»Ja. Nun?«

»Man kann ihm weder den Prozeß anhängen, noch das Ärgernis bereiten.«

»Warum nicht?«

»Weil er Generalanwalt beim Parlament ist; weil Alles in Frankreich, Administration, Armee, Justiz, Handel durch eine Kette von Wohlwollen, die man Corpsgeist nennt, mit einander in Verbindung steht. So wird es das Parlament nie dulden, daß sein Chef vor ein Tribunal geschleppt wird. Nie wird man ihn verurteilen, sollte er durch einen königlichen Machtspruch vor das Gericht gestellt werden.«

»Ah! meiner Treue, Herr Colbert, das geht mich nichts an.«

»Ich weiß es, doch das geht mich an, und dies vermindert den Wert dessen, was Ihr mir bringt. Wozu kann mir der Beweis eines

Verbrechens ohne die Möglichkeit einer Verurteilung nützen?«

»Nur verdächtigt, wird Herr Fouquet seine Stelle als Oberintendant verlieren.«

»Das ist etwas Großes.« rief Colbert, dessen düstere Züge plötzlich in einem leuchtenden Ausdruck von Haß und Rache erglänzten.

»Ah! ah! Herr Colbert,« sagte die Herzogin, »ich wusste nicht, daß Ihr so empfänglich für Eindrücke seid. Gut, sehr gut. Da Ihr mehr braucht, als ich habe, so wollen wir nichts mehr sprechen.«

»Im Gegenteil, Madame, sprechen wir immerhin. Nun, da Eure Werte gesunken sind, vermindert auch Eure Ansprüche.«

»Ihr handelt?«

»Das ist eine Notwendigkeit für Jeden, der redlich bezahlen will.«

»Wie viel bietet Ihr?«

»Zweimal hunderttausend Livres.«

Die Herzogin lachte ihm in's Gesicht. Dann sagte sie plötzlich:

»Wartet.«

»Ihr willigt ein«

»Noch nicht. Ich habe eine andere Kombination.«

»Sprecht.«

»Ihr gebt mir dreimal hunderttausend Livres.«

»Nein! nein!«

»Oh! Ihr könnt es tun oder bleiben lassen . . . und dann ist das nicht Alles.«

»Noch mehr? Ihr werdet unmöglich, Frau Herzogin«

»Weniger, als Ihr glaubt, es ist nicht Geld, was ich von Euch verlange.«

»Was denn?«

»Ein Dienst; Ihr wisst, daß ich die Königin stets zärtlich geliebt habe.«

»Nun!«

»Ich will eine Zusammenkunft mit Ihrer Majestät haben!«

»Mit der Königin?«

»Ja, Herr Colbert, mit der Königin, die allerdings nicht mehr meine Freundin ist, und zwar seit geraumer Zeit, die es aber

wieder werden kann, wenn man Gelegenheit dazu bietet.«

»Ihre Majestät empfängt Niemand mehr, Madame. Sie leidet sehr. Ihr wisst nicht, daß die Anfälle ihres Übels sich häufiger wiederholen.«

»Gerade darum wünsche ich eine Zusammenkunft mit Ihrer Majestät zu erhalten. Stellt Euch vor, daß wir in Flandern viele dergleichen Krankheiten haben.«

»Krebse! eine gräßliche, unheilbare Krankheit!«

»Glaubt das nicht, Herr Colbert. Der flämische Bauer ist ein wenig Naturmensch. Er hat nicht gerade eine Frau, er hat ein Weibchen.«

»Nun, Madame?«

»Nun, Herr Colbert, während er seine Pfeife raucht, arbeitet die Frau; sie schöpft Wasser aus dem Brunnen, sie belastet das Maultier oder den Esel, sie beladet sich selbst. Da sie sich wenig schont, so stößt sie da und dort an, häufig wird sie sogar geschlagen. Ein Krebs kommt von einer Quetschung.«

»Das ist wahr.«

»Die Flamänderinnen sterben deshalb nicht. Leiden sie sehr, so suchen sie das Heilmittel auf. Und die Beguinen von Brügge sind bewunderungswürdige Ärzte für alle Krankheiten. Sie haben kostbare Wasser, örtliche und spezifische Heilmittel, sie geben den Kranken ein Fläschchen und eine Kerze, ziehen Vorteil aus der Geistlichkeit, und dienen Gott durch die Ausbeutung ihres doppelten Handels. Ich werde also der Königin das Wasser des Beguinenklosters von Brügge bringen. Ihre Majestät wird genesen und so viele Kerzen verbrennen, als es ihr gut dünkt. Ihr seht, Herr Colbert, daß mich verhindern, die Königin zu sehen, beinahe das Verbrechen des Königsmords ist.«

»Frau Herzogin, Ihr seid eine Dame von zu viel Geist. Ihr bringt mich ganz in Verwirrung; ich sehe indessen, daß dieser großen Liebe für die Königin noch ein kleines persönliches Interesse zu Grunde liegt.«

»Gebe ich mir Mühe, es zu verbergen, Herr Colbert? Ihr habt, glaube ich, gesagt, ein kleines persönliches Interesse? Erfahrt, daß es ein großes ist, und ich werde es Euch beweisen, indem ich mich zusammenfasse. Verschafft Ihr mir Eintritt bei Ihrer Majestät,

so begnüge ich mich mit den beanspruchten dreimal hundert tausend Livres: wenn nicht, so behalte ich meine Briefe, gebt Ihr mir nicht auf der Stelle fünfmal hundert tausend Livres.«

Nach diesem entscheidenden Worte stand die alte Herzogin auf und ließ Herrn Colbert in einer unangenehmen Verlegenheit.

Noch einmal handeln war unmöglich geworden, nicht mehr handeln hieß zu viel verlieren.

»Madame,« sprach er, »ich werde das Vergnügen haben. Euch dreimal hundert tausend Livres zu bezahlen.«

»Oh!« machte die Herzogin.

»Doch wie werde ich die ächten Briefe bekommen?«

»Auf die einfachste Weise, mein lieber Herr Colbert . . . wem vertraut Ihr?«

Der ernste Finanzmann lachte in der Stille, so daß seine dicken, schwarzen Brauen wie zwei Fledermausflügel auf den tiefen Linien seiner gelben Stirne hinauf und herab stiegen.

»Niemand,« sagte er.

»Oh! Ihr werdet wohl eine Ausnahme für Euch machen, Herr Colbert.«

»Wie so, Frau Herzogin?«

»Ich will damit sagen, wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wolltet, mit mir an den Ort zu kommen, wo die Briefe sind, so würden sie Euch selbst übergeben, und Ihr könntet ihre Echtheit untersuchen und bewahrheiten.«

»Das ist richtig.«

»Ihr würdet Euch mit den dreimal hunderttausend Livres versehen, weil ich auch Niemand vertraue.«

Der Herr Intendant Colbert errötete bis an die Augenbrauen. Er war, wie alle in der Rechenkunst ausgezeichnete Menschen, von einer unverschämten und mathematischen Redlichkeit.

»Ich werde die versprochene Summe in zwei Anweisungen auf meine Kasse mitnehmen, Madame,« sagte er. »Genügt Euch das?«

»Warum sind es nicht zwei Millionen, Eure Kassenanweisungen, Herr Colbert? Ich werde also die Ehre haben, Euch den Weg zu zeigen.«

»Erlaubt Ihr, daß ich meine Pferde anspannen lasse?«

»Ich habe einen Wagen unten, mein Herr.«

Colbert hustete wie ein unentschlossener Mensch. Er dachte einen Augenblick, der Vorschlag der Herzogin sei eine Falle, man warte vielleicht vor der Türe, die Dame, deren Geheimnis so eben an Colbert um dreimal hundert tausend Livres verkauft worden, müsse dieses Geheimnis Fouquet um dieselbe Summe angetragen haben!

Als er lange zögerte, schaute ihm die Herzogin in die Augen und fragte:

»Ihr zieht Euren Wagen vor?«

»Ich gestehe es.«

»Ihr bildet Euch ein, ich führe Euch in eine Falle.«

»Frau Herzogin, Ihr habt einen mutwilligen Charakter, und ich, der ich mit einem ziemlich ernsten Charakter bekleidet bin, kann durch einen Scherz kompromittiert werden.«

»Ja, Ihr habt Angst; nun so nehmt Euren Wagen und so viele Bediente, als Ihr wollt; nur bedenkt, was wir Beide tun, wissen wir allein; was ein Dritter gesehen hat, teilen wir dem ganzen Weltall mit Mir ist im Ganzen nichts daran gelegen; mein Wagen wird dem Eurigen folgen, und ich halte mich dadurch befriedigt, daß ich in Euren Wagen steige, um mich zu der Königin zu begeben.«

»Zu der Königin?«

»Habt Ihr es schon vergessen? Wie! eine Klausel von solcher Wichtigkeit für mich ist Euch entgangen? Mein Gott! wie wenig war das für Euch! Wenn ich das gewußt hätte, ich würde das Doppelte verlangt haben.«

»Ich habe es mir überlegt, Frau Herzogin, ich werde Euch nicht begleiten.«

»Wahrhaftig!.. Warum nicht?«

»Weil ich ein grenzenloses Zutrauen zu Euch habe.«

»Ihr seid zu gütig! Aber wie nehme ich die dreimal hundert tausend Livres in Empfang?«

»Hier sind sie.«

Der Intendant kritzelte ein paar Worte auf ein Papier, da« er der Herzogin übergab.

»Ihr seid bezahlt,« sagte er.

»Der Zug ist schön, Herr Colbert, und ich werde Euch dafür belohnen.«

Bei diesen Worten lachte Frau von Chevreuse.

Da« Gelächter der Herzogin war ein finsteres Gemurmel; jeder Mensch, der die Jugend, den Glauben, die Liebe, das Leben in seinem Herzen schlagen fühlt, zieht Tränen diesem kläglichen Gelächter vor.

Die Herzogin öffnete den Leib ihres Rockes und zog aus ihrem geröteten Busen ein kleines Bündel mit einem feuerfarbigen Band umwickelter Papiere. Die Häkchen hatten unter dem plumpen Druck ihrer nervigen Hände nachgegeben. Durch das Herauszerren und die Reibung der Papiere verschoben, erschien die Haut schamlos vor den Augen des Intendanten, den diese seltsamen Präliminarien sehr in Verlegenheit brachten.

Die Herzogin lachte fortwährend.

»Hier,« sagte sie, »hier sind die ächten Briefe von Herrn Mazarin. Ihr habt sie, und überdies hat sich die Herzogin von Chevreuse vor Euch entkleidet, als wäret Ihr gewesen . . . ich will Euch keine Namen sagen, die Euch stolz machen oder zur Eifersucht reizen würden. Nun, Herr Colbert,« fügte sie bei, während sie rasch den Leib ihres Kleides zuhäckelte, »Euer Glück ist vollendet, führt mich zur Königin.«

»Nein, Madame. Wenn Ihr abermals bei Eurer Majestät in Ungnade fallen würdet, und es würde im Palais-Royal ruchbar, ich habe Euch eingeführt, die Königin verziehe es mir in ihrem Leben nicht mehr. Nein. Ich habe im Palast mir ergebene Leute, diese werden Euch einführen, ohne daß ich mich gefährde.«

»Wie e« Euch beliebt, wenn ich nur Eintritt erhalte.«

»Wie nennt Ihr die Nonnen von Brügge, die die Krankheiten heilen?«

»Beginnen.«

»Ihr seid eine Beguine.«

»Gut; aber ich werde wieder aufhören müssen, es zu sein.«

»Da« ist Eure Sache.«

»Verzeiht! verzeiht! ich will nicht der Gefahr ausgesetzt sein, daß man mir den Eintritt verweigert.«

»Das ist abermals Eure Sache, Madame. Ich werde dem ersten Kammerdiener des Kavaliers vom Dienste bei Ihrer Majestät befehlen, eine Beguine einzulassen, welche ein wirksames Mittel bringe, um die Schmerzen Ihrer Majestät zu lindern. Ihr habt meinen Brief bei Euch. Ihr übernehmt das Mittel und die Erklärungen. Ich gestehe die Beguine zu, ich Frau von Chevreuse ab.«

»Es mag so sein.«

»Hier ist der Einführungsbrief, Madame.«

Neunundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

I.

Die Haut des Bären.

Colbert gab den Einführungsbrief der Herzogin und zog sachte den Stuhl weg, hinter dem sie stand.

Frau von Chevreuse grüßte sehr leicht und entfernte sich.

Colbert, der die Handschrift von Mazarin erkannt und die Briefe gezählt hatte, läutete seinem Sekretäre und befahl diesem, Herrn Vanel, den Rat beim Parlament, zu ihm zu holen. Der Sekretäre erwiderte, seiner Gewohnheit getreu sei der Herr Rat so eben in das Haus eingetreten, um dem Herrn Intendanten über die Hauptumstände der an demselben Tag in der Sitzung des Parlaments vollbrachten Arbeit Bericht zu erstatten.

Herr Colbert trat näher an die Lampe, las die Briefe des verstorbenen Kardinals noch einmal und lachte wiederholt, indem er den ganzen Wert der ihm von Frau von Chevreuse überlieferten Papiere erkannte; dann stützte er seinen dicken Kopf mehrere Minuten auf seine Hände und dachte nach.

Während dieser Minuten war ein feister, großer Mann mit knochigem Gesicht, starren Augen, und gebogener Nase in das Kabinett von Colbert mit einer bescheidenen Dreistigkeit eingetreten, die einen zugleich geschmeidigen und entschiedenen Charakter offenbarte, geschmeidig gegen den Herrn, der die Beute hinwerfen konnte, keck gegen die Hunde, die ihm diese Beute hätten streitig machen können.

Herr Vanel hatte unter seinem Arm einen umfangreichen Pack Akten, er legte ihn auf den Schreibtisch, aus dem die beiden Ellenbogen von Colbert dessen Kopf stützten.

»Guten Tag, Herr Vanel,« sagte dieser, aus seinem Nachsinnen erwachend.

»Guten Tag, Monseigneur,« erwiderte Vanel, mit ganz natürlichem Tone.

»Mein Herr, müßt Ihr sagen,« entgegnete Colbert sanft.

»Mann nennt Monseigneur die Minister,« sprach Vanel mit unstörbarer Kaltblütigkeit, »Ihr seid Minister.«

»Noch nicht.«

»Faktisch, und so nenne ich Euch Monseigneur; überdies seid Ihr mein Gebieter, und das genügt mir: mißfällt es Euch, daß ich Euch vor der Welt so nenne, so erlaubt mir, Euch diesen Titel unter vier Augen zu geben.«

Colbert erhob den Kopf bis zur Höhe der Lampen und las oder suchte in dem Gesichte von Vanel zu lesen, wie viel Antheil an dieser Ergebenheitsbetheuerung die Aufrichtigkeit habe.

Aber der Rat wusste das Gewicht eines Blickes auszuhalten, und war dieser Blick auch der von Monseigneur.

Colbert stutzte. Er hatte nichts aus dem Gesicht von Vanel gelesen. Vanel konnte ehrlich sein. Colbert bedachte, daß dieser Untergeordnete dadurch höher stand, als er, daß er eine ungetreue Frau hatte.

In dem Augenblick, wo er von Mitleid über das Schicksal dieses Mannes ergriffen wurde, zog Vanel aus seiner Tasche kalt ein mit spanisch Wachs gesiegeltes wohlriechendes Billett und reichte es Monseigneur.

»Was ist das, Vanel?«

»Ein Brief von meiner Frau, Monseigneur.«

Colbert hustete. Er nahm den Brief, öffnete, las ihn und steckte ihn in seine Tasche, während Vanel unempfindlich in seinen Prozeßakten blätterte.

»Vanel,« sagte plötzlich der Beschützer zu seinem Schützling, »Ihr seid ein Mann der Arbeit?«

»Ja, Monseigneur.«

»Zwölf Stunden studieren würde Euch nicht bange machen?«

»Ich studiere fünfzehn täglich.«

»Unmöglich. Ein Rat braucht nicht mehr als drei für das Parlament zu arbeiten.«

»Oh! ich mache Etwas für einen Freund, der beim

Rechnungswesen angestellt ist, und da mir noch Zeit übrig bleibt, so studiere ich das Hebräische.«

»Ihr steht in großem Ansehen beim Parlament, Vanel.«

»Ich glaube, ja, Monseigneur.«

»Ihr müßtet nicht aus dem Ratssitze verdumpfen.«

»Was hätte ich zu diesem Behufe zu tun?«

»Eine Stelle zu kaufen.«

»Welche?«

»Etwas Großes. Die kleinen Ambitionen sind am Unbequemsten zu befriedigen.«

»Die kleinen Börsen, Monseigneur, sind am schwersten zu füllen.«

»Welche Stelle habt Ihr im Auge?« fragte Colbert.

»Ich habe keine im Auge.«

»Es gibt eine, doch man muß der König sein, um sie zu kaufen, ohne sich in Verlegenheit zu setzen; dem König wird es aber nicht einfallen, eine Generalanwalts-Stelle zu kaufen.«

Als Vanel diese Worte hörte, heftete er auf Colbert einen zugleich demütigen und trüben Blick.

Colbert fragte sich, ob er erraten worden, oder ob ihm der Gedanke dieses Menschen nur begegnet sei.

»Was spricht Ihr mir von der Stelle eines Generalanwalts beim Parlament? ich kenne keine andere, als die von Herrn Fouquet,« sagte Vanel.

»Ganz richtig, mein lieber Rat.«

»Ihr seid nicht ekel, Monseigneur; doch ehe die Ware gekauft ist, muß sie verkauft werden.«

»Herr Vanel, ich glaube, diese Stelle wird binnen Kurzem zum verkaufen sein.«

»Zu, verkaufen! die Anwaltsstelle von Herrn Fouquet?«

»Man sagt es.«

»Die Stelle, die ihn unverletzlich macht, zu verkaufen! Ho! ho!«
Hierbei lachte Vanel.

»Hattet Ihr bange vor dieser Stelle?« fragte Colbert mit ernster Miene.

»Bange! nein . . . «

»Solltet Ihr keine Lust dazu haben?«

»Monseigneur spottet meiner: wie sollte ein Rat vom Parlament nicht Lust haben, Generalanwalt zu werden!«

»Da ich Euch also sage, die Stelle werde zum Verkauf aufgeboten . . . «

»Monseigneur sagt es.«

»Es geht das Gerücht.«

»Ich wiederhole, das ist unmöglich; nie wirst ein Mensch den Schild weg, hinter dem er seine Ehre, sein Vermögen und sein Leben geschützt hat.«

»Es gibt zuweilen Narren, welche glauben, sie stehen über allen schlimmen Wechselfällen, Herr Vanel.«

»Ja, Monseigneur, doch diese Narren begehen ihre Tollheiten nicht zum Vorteil der armen Vanel, die es in der Welt gibt.«



»Warum nicht?«

»Weil diese Vanel arm sind.«

»Die Stelle von Herrn Fouquet kann allerdings viel kosten. Was würdet Ihr daran setzen, Herr Vanel?«

»Meine ganze Habe.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Drei bis viermal hunderttausend Livres.«

»Und die Stelle ist wert?«

»Anderthalb Millionen auf das Geringste angeschlagen. Ich kenne Leute, welche eine Million und siebenmal hunderttausend Livres dafür geboten haben, ohne Herrn Fouquet zum Verkauf zu bestimmen. Wenn nun Herrn Fouquet zufällig verkaufen wollte, was ich nicht glaube, trotz dessen, was man mir sagt . . . «

»Ah! man sagt Euch etwas; wer dies?«

»Herr von Gourville, . . . Herr Pelisson und Andere.«

»Nun, wenn Herr Fouquet verkaufen wollte?«

»Ich wäre nicht im Stande, zukaufen, in Betracht, daß Herr Fouquet nur verkaufen würde, um frisches Geld zu bekommen, und Niemand hat anderthalb Millionen aus ein Brett zu werfen.«

Colbert unterbrach den Rat bei dieser Stelle durch eine gebieterische Pantomime. Er hatte wieder angefangen, nachzudenken.

Als er die ernste Haltung des Gebieters sah, als er wahrnahm, mit welcher Beharrlichkeit er das Gespräch sich nur um diesen Gegenstand drehen ließ, wartete Herr Vanel auf die Lösung, ohne sie herauszufordern.

»Erklärt mir doch die Vorrechte der Stelle des Generalanwalts,« sagte Colbert.

»Das Recht, jeden französischen Untertanen, der nicht Prinz von Geblüt ist, in Anklagestand zu setzen; das Recht der Nichtigkeitserklärung jeder Anklage, die gegen irgend einen Franzosen, der nicht König oder Prinz von Geblüt, gerichtet ist. Ein Generalanwalt ist der rechte Arm des Königs, um einen Schuldigen zu schlagen! es ist auch sein Arm, um die Fackel der Gerechtigkeit auszulöschen. Herr Fouquet wird sich auch gegen den König selbst halten, indem er die Parlamente aufwiegelt; so wird der König Herrn Fouquet Allen zum Trotz schonen, um seine Edlere ohne Widerspruch unregistrierten zu lassen. Der

Generalanwalt kann ein sehr nützliches oder sehr gefährliches Werkzeug sein.«

»Wollt Ihr Generalanwalt werden, Vanel?« fragte plötzlich Colbert, seinen Blick und seine Stimme mildernd.

»Ich!« rief Vanel. »Ich habe die Ehre gehabt, Euch vorzustellen, daß meiner Kasse hierzu wenigstens elfmal hunderttausend Limes fehlen.«

»Ihr entlehnt diese Summe von Euren Freunden.«

»Ich habe keine Freunde, welche reicher sind als ich.«

»Ein ehrlicher Mann!«

»Wenn alle Welt dächte wie Ihr, Monseigneur!«

»Ich denke so, das genügt, im Notfall werde ich mich für Euch verbürgen.«

»Beachtet das Sprichwort Monseigneur!«

»Welches?«

»Wer bürgt, bezahlt.«

»Daran ist nichts gelegen.«

Vanel erhob sich ganz bewegt bei diesem Anerbieten, das ihm so plötzlich, so unvermuthet von einem Manne gemacht wurde, den auch die Frivolsten mit ernsten Augen anschauten.



La Fontaine.

»Spottet meiner nicht, Monseigneur,« sagte er.

»Machen wir die Sache rasch ab, Herr Vanel. Ihr sagt, Herr Gourville habe mit Euch von der Stelle von Herrn Fouquet gesprochen.«

»Herr Pelisson auch.«

»Offiziell, oder aus freien Stücken?«

»Folgendes sind ihre Worte: Diese Leute vom Parlament sind ehrgeizig und reich; sie sollten zusammenstehen, um Herrn Fouquet, ihrem Beschützer, ihrem Licht zwei bis drei Millionen zu geben.«

»Und was habt Ihr gesagt?«

»Ich habe gesagt, ich würde für meinen Teil zehntausend Livres beisteuern, wenn es sein müßte.«

»Oh! Ihr liebt also Herrn Fouquet!« rief Colbert 'einem Blicke voll Haß.

»Nein; aber Herr Fouquet ist unser Generalanwalt; er beladet sich mit Schulden, er sinkt unter; wir müssen die Ehre der Körperschaft retten.«

»Das erklärt mir, warum Herr Fouquet stets unversehrt bleiben wird, so lange er seine Stelle einnimmt,« versetzte Herr Colbert.

»Herr Gourville,« fuhr Vanel fort, »Herr Gourville fügte bei:«

»Herrn Fouquet ein Almosen spenden ist immer ein demütigendes Verfahren, dem er eine Weigerung entgegenstellen wird; das Parlament verbinde sich, um ihm aus eine würdige Weise die Stelle eines Generalanwalts abzukaufen, dann geht Alles gut, die Ehre der Körperschaft ist gerettet und der Stolz von Herrn Fouquet bleibt unverletzt.«

»Das ist eine Eröffnung.«

»Ich habe es so angesehen, Monseigneur.«

»Nun wohl, Herr Vanel, Ihr sucht aus der Stelle Herrn Gourville, oder Herrn Pelisson aus; kennt Ihr noch einen andern Freund von Herrn Fouquet?«

»Ich kenne Herrn Lafontaine sehr genau.«

»Lafontaine, den Reimer?«

»Ganz richtig; er machte meiner Frau Verse, als Herr Fouquet zu unseren Freunden gehörte.«

»Wendet Euch also an ihn, um eine Zusammenkunft von Herrn Fouquet zu erlangen.«

»Gern, doch die Summe?«

»Zur bestimmten Stunde werdet Ihr mit der Summe versehen werden, kümmert Euch darum nicht, Herr Vanel.«

»Monseigneur! eine solche Freigebigkeit! Ihr stellt die Könige in Schatten, Ihr übertrefft Herrn Fouquet.«

»Einen Augenblick Geduld . . . geben wir den Worten keine falsche Deutung. Ich schenke Euch die vierzehnmahl hunderttausend Livres nicht: ich habe Kinder.«

»Ei! Ihr borgt sie mir, das genügt.«

»Ich borge sie Euch: ja.«

»Verlangt jedes Interesse, jede Bürgschaft, die Ihr wollt,

Monseigneur, ich bin bereit, und wenn Eure Wünsche befriedigt sind, werde ich wiederholen: Ihr übertrefft an Freigebigkeit die Könige und Herrn Fouquet. Eure Bedingungen?«

»Die Zurückzahlung in acht Jahren.«

»Oh! sehr gut.«

»Hypothek auf die Stelle selbst.«

»Vortrefflich; ist das Alles?«

»Wartet. Ich behalte mir das Recht bevor. Euch die Stelle mit hundert und fünfzigtausend Livres Nutzen wieder abzukaufen, wenn Ihr bei Führung dieses Amtes nicht eine den Interessen des Königs und meinen Absichten entsprechende Linie verfolgt.«

»Ah! ah!« sagte Vanel etwas bewegt.

»Enthält dies etwas, was Anstoß bei Euch findet, Herr Vanel?« fragte Colbert mit kaltem Tone.

»Nein, nein,« erwiderte Vanel lebhaft.

»Nun wohl, wir unterzeichnen die Urkunde, wann es Euch beliebt; lauft zu den Freunden von Herrn Fouquet.«

»Ich fliege.«

»Und erlangt von Herrn Fouquet eine Zusammenkunft.«

»Ja, Monseigneur.«

»Seid nachgiebig bei den Concessionen.«

»Ja.«

»Und sind die Bedingungen festgestellt . . . «

»So beeile ich mich, sie unterzeichnen zulassen.«

»Hütet Euch wohl hiervor! . . . spricht mit Herrn Fouquet nichts von Unterschrift, nichts von Neukauf, nicht einmal etwas vom Wortgeben, versteht Ihr, Ihr würdet Alles verlieren.«

»Ei! Monseigneur, was soll ich denn tun? das ist zu schwierig . . . «

»Bringt es nur dahin, daß Euch Herr Fouquet die Hand daraus gibt . . . Geht!«

II.

Sei der Königin Mutter.

Die Königin Mutter war in ihrem Schlafzimmer im Palais Royal mit Frau von Motteville und der Senora Molina. Bis zum Abend erwartet, war der König nicht erschienen; die Königin hatte oft ganz ungeduldig zu ihm geschickt, um sich nach ihm erkundigen zu lassen.

Das Wetter schien aus Sturm zu stehen. Die Höflinge und die Damen vermieden sich in den Vorzimmern und in den Gängen, um nicht von gefährdenden Gegenständen mit einander zu sprechen.

Monsieur hatte sich schon am Morgen zum König zu einer Jagdpartie begeben.

Madame blieb, mit aller Welt schmollend, zu Hause. Die Königin plauderte, nachdem sie ihr Gebet in lateinischer Sprache verrichtet hatte, mit ihren zwei Freundinnen im reinsten Castilianisch über häusliche Angelegenheiten.

Frau von Motteville, die das Spanische vollkommen verstand, antwortete französisch.

Als die drei Damen alle Formeln der Verstellung und der Höflichkeit erschöpft hatten, um zu der Bemerkung zu kommen, das Benehmen des Königs mache die Königin, die Königin Mutter und seine ganze Verwandtschaft vor Kummer sterben; als man in gewählten Ausdrücken alle mögliche Verwünschungen gegen Fräulein de la Vallière geschleudert hatte, beendigte die Königin Mutter ihre Anschuldigungen mit den von ihrem Geiste und ihrem Charakter erfüllten Worten, die sie zu Molina sagte:

»Estos Hijos.«

Das heißt: Diese Kinder! Ein tiefes Wort im Munde einer Mutter, ein furchtbares Wort im Munde einer Königin, welche, wie Anna von Österreich, so sonderbare Geheimnisse in ihrer verdüsterten Seele verbarg.

»Ja,« sprach Molina, »diese Kinder, denen jede Mutter sich opfert!«

»Denen eine Mutter Alles geopfert hat,« versetzte die Königin. Sie vollendete jedoch nicht. Sie schlug die Augen zu dem lebensgroßen Portrait des bleichen Ludwig XIII. aus, und es kam ihr vor, als ließe ihr Gemahl noch einmal das Licht in seinen trüben Augen aussteigen, den Zorn seine gemalte Nase anschwellen. Das Portrait belebte sich: es sprach nicht, es drohte. Ein tiefes Stillschweigen folgte aus die letzten Worte der Königin. Die Molina durchwühlte die Bänder und Spitzen eines großen Korbes. Erstaunt über den Blitz, der gleichzeitig und mit Einverständnis den Blick der Vertrauten und den der Gebieterin erleuchtet hatte, schlug Frau von Motteville als eine diskrete Person die Augen nieder, suchte nicht mehr zu sehen, horchte aber mit allen ihren Ohren. Sie erlauschte nur ein bezeichnendes: »Hm!« der spanischen Duena, eines Musterbildes der Vorsichtigkeit. Sie ergatterte auch einen Seufzer, der wie ein Hauch aus dem Busen der Königin herauszog.

Sogleich erhob sie den Kopf und fragte:

»Ihr leidet?«

»Nein, Motteville, nein; warum sagst Du das?«

»Eure Majestät seufzte.«

»Du hast in der Tat Recht; ja, ich leide ein wenig.«

»Herr Vallot ist in der Nähe, bei Madame, glaube ich.«

»Bei Madame, warum?«

»Madame leidet an den Nerven.«

»Eine schöne Krankheit!«

»Herr Vallot hat Unrecht, bei Madame zu sein, während ein anderer Arzt Madame heilen würde . . . «

Frau von Motteville schlug die Augen abermals erstaunt aus.

»Ein anderer Arzt, als Herr Vallot! wer denn?« sagte sie.

»Die Arbeit, Motteville, die Arbeit: ah! wenn Jemand krank ist, so ist es meine arme Tochter.«

»Auch Eure Majestät.«

»Diesen Abend weniger.«

»Traut nicht, Madame.«

Und als sollte diese Drohung von Frau von Motteville gerechtfertigt werden, erfaßte ein scharfer Schmerz das Herz der

Königin, machte sie erbleichen und warf sie mit allen Symptomen einer plötzlichen Ohnmacht in einen Lehnstuhl zurück.

»Meine Tropfen,« murmelte sie.

»Sogleich! sogleich!« erwiderte die Molina, die, ohne ihren Gang zu beschleunigen, aus einem Schranke von Schildpatt mit Gold eingelegt ein großes Flacon von Bergkristall hervorzog, das sie geöffnet der Königin reichte.

Diese atmete wiederholt mit großer Heftigkeit und murmelte:

»Hierdurch wird mich der Herr töten. Sein heiliger Wille geschehe.«

»Man stirbt nicht daran, daß einem übel ist,« sagte die Molina, während sie das Flacon wieder in den Schrank stellte.

»Es geht Eurer Majestät nun gut?« fragte Frau von Motteville.

»Besser,« antwortete die Königin.

Und sie legte ihren Finger aus ihre Lippen, um ihren Günstlingen Diskretion zu empfehlen.

»Es ist seltsam,« sagte Frau von Motteville nach einem Stillschweigen.

»Was ist seltsam?« fragte die Königin.

»Erinnert sich Eure Majestät des Tages, wo dieser Schmerz zum ersten Mal fühlbar wurde?«

»Ich erinnere mich, daß es ein sehr trauriger Tag war, Motteville.«

»Dieser Tag war nicht immer für Eure Majestät traurig gewesen.«

»Warum?«

»Weil drei und zwanzig Jahre vorher Seine Majestät der regierende König, Euer glorreicher Sohn, Madame, zu derselben Stunde geboren worden war.«

Die Königin stieß einen Schrei aus, neigte ihre Stirne aus ihre Hände und versank in Gedanken.

War dies Nachdenken oder Erinnerung? war es abermals Schmerz?

Die Molina warf aus Frau von Motteville einen beinahe wütenden Blick, der ganz einem Vorwurf glich, und die würdige Frau, die das nicht begriff, wollte eben zur Befreiung ihres

Gewissens die Königin befragen, als sich Anna von Österreich plötzlich erhob und zu ihr sprach:

»Am 5. September! ja, am 5. September ist mein Schmerz erwacht. Große Freude an einem Tag, großer Schmerz an einem andern! Großer Schmerz, Sühnung einer zu großen Freude!«

Und von diesem Augenblick blieb Anna von Österreich, die ihr ganzes Gedächtnis und ihre ganze Vernunft erschöpft zu haben schien, undurchdringlich, das Auge düster, den Geist umherschweifend, die Hände hängend.

»Wir müssen zu Bette gehen,« sagte die Molina.

»Sogleich, Molina.«

»Lassen wir die Königin,« fügte die zähe Spanierin bei.

Frau von Motteville stand auf; Tränen groß und glänzend, wie Kindertränen, liefen langsam über die weißen Wangen der Königin herab.

Als die Molina dies wahrnahm, heftete sie ihr schwarzes, wachsames Auge aus Anna von Österreich.

»Ja, ja,« sprach plötzlich die Königin. »Laßt uns Motteville, geht.«

Das Wort »uns« klang unangenehm im Ohr der französischen Günstlingin. Es bedeutete, daß ein Austausch von Geheimnissen oder Erinnerungen stattfinden sollte. Es bedeutete, daß eine Person zu viel bei der Unterredung in ihrer interessantesten Phase war.

»Madame, wird Molina für den Dienst Eurer Majestät genügen?« fragte die Französin.

»Ja,« erwiderte die Spanierin, und Frau von Motteville verneigte sich. Plötzlich öffnete eine alte Kammerfrau, gekleidet wie sie 1620 vom spanischen Hofe gekommen war, die Türvorhänge und rief, als sie die Königin in Tränen, Frau von Motteville bei ihrem geschickten Rückzug, die Molina bei ihrer Diplomatie überraschte, der Königin zu, indem sie sich ohne Umstände der Gruppe näherte:

»Das Mittel! das Mittel!«

»Welches Mittel, Chica?« sagte Anna von Österreich.

»Für das Übel Eurer Majestät,« antwortete die Kammerfrau.

»Wer bringt es?« fragte rasch Frau von Motteville, »Herr Vallot?«

»Nein, eine Dame aus Flandern.«

»Eine Dame aus Flandern, eine Spanierin?« sagte die Königin.

»Ich weiß es nicht.«

»Wer schickt sie?«

»Herr Colbert.«

»Ihr Name?«

»Sie hat ihn nicht gesagt.«

»Ihr Stand?«

»Sie wird ihn nennen.«

»Ihr Gesicht?«

»Sie ist verlarvt.«

»Sieh noch, Molina!« rief die Königin.

»Es ist unnötig,« antwortete plötzlich eine feste und zugleich sanfte Stimme, die von jenseits der Türvorhänge kam, eine Stimme, welche die anderen Damen beben und die Königin schauern machte.

Zu gleicher Zeit erschien eine verlarvte Frau zwischen den Vorhängen.

Ehe die Königin gesprochen hatte, sagte die unbekannte Frau:

»Ich bin eine Dame vom Beguinen-Kloster in Brügge und bringe in der Tat das Mittel, das Eure Majestät heilen muß.«

Jedermann schwieg. Die Beguine machte keinen Schritt.

»Sprecht,« sagte die Königin.

»Wenn wir allein sein werden,« erwiderte die Beguine.

Anna von Österreich richtete einen Blick an ihre Gefährtinnen, und diese zogen sich zurück.

Nun machte die Beguine drei Schritte gegen die Königin und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Die Königin schaute mißtrauisch diese Frau an, die sie auch mit glänzenden Augen durch die Löcher ihrer Larve anschaute.

»Die Königin von Frankreich ist also sehr krank, daß man im Beguinen-Kloster in Brügge weiß, sie bedürfe der Heilung?« sagte Anna von Österreich.

»Eure Majestät ist, Gott sei Dank, nicht so krank, daß es kein

Mittel für ihre Leiden gäbe.«

»Woher wisst Ihr denn, daß ich leide?«

»Eure Majestät hat Freunde in Flandern.«

»Und die Freunde haben Euch geschickt?«

»Ja, Madame.«

»Nennt sie mir.«

»Unmöglich, Madame, und unnütz, da das Gedächtnis Eurer Majestät nicht schon durch ihr Herz erweckt worden ist.«

Anna von Österreich erhob das Haupt und suchte unter dem Schatten der Larve und unter dem Geheimnis der Rede den Namen derjenigen zu entdecken, welche sich mit so vertraulicher Freiheit ausdrückte.

Dann der Neugierde müde die ihren ganzen gewöhnlichen Stolz verletzte, sprach sie plötzlich:

»Madame, Ihr wisst nicht, daß man mit königlichen Personen nicht mit einer Maske aus dem Gesicht spricht.«

»Wollt mich gnädigst entschuldigen,« erwiderte demütig die Beguine.

»Ich kann Euch nicht entschuldigen, aber ich kann Euch vergeben, wenn Ihr die Larve ablegt.«

»Madame, ich habe ein Gelübde getan, den bekümmerten oder leidenden Personen Hülse zu leisten, ohne sie je mein Gesicht sehen zu lassen. Ich hätte Eurem Leib und Eurer Seele Linderung verschaffen können, da es mir aber Eure Majestät verbietet so ziehe ich mich zurück. Gott befohlen, Madame, Gott besohlen.«

Diese Worte wurden mit einem Reize der Harmonie und der Ehrerbietung gesprochen, der den Zorn und das Mißtrauen der Königin fallen machte, ohne ihre Neugierde zu vermindern.

»Ihr habt Recht,« sprach sie, »es geziemt sich nicht für leidende Menschen, die Tröstungen zu verachten, die Gott ihnen sendet. Sprecht, Madame, und möchtet Ihr, wie Ihr gesagt habt, meinem Körper Erleichterung zu bringen im Stande sein. Ah! ich glaube, Gott schickt sich an, ihn grausam zu prüfen.«

»Sprechen wir ein wenig von der Seele, wenn es Euch beliebt,« sagte die Beguine, »von der Seele, welche, dessen bin ich sicher, auch leiden muß.«

»Meine Seele?«

»Es gibt fressende Krebse, deren Pulsirung unsichtbar ist. Diese, Königin, lassen der Haut ihre elfenbeinartige Weiße, sie besprengeln das Fleisch nicht mit ihren bläulichen Dünsten; der Arzt, der sich aus die Brust des Kranken neigt, hört nicht in den Muskeln, unter der Wogung des Blutes den unersättlichen Zahn dieser Ungeheuer knirschen; nie hat das Feuer, nie hat das Eisen die Wut dieser tödlichen Geißeln vertilgt oder entwaффnet; sie wohnen im Geiste und verderben ihn; sie wohnen im Herzen und machen es bersten; das sind andere, für Königinnen unselige Krebse; leidet Ihr nicht an diesen Übeln?«

Die Königin hob langsam ihren Arm auf, der von Weiße so glänzend und von Form so rein war, als in ihrer Jugend, und sprach:

»Die Übel, von denen Ihr redet, sind die Bedingung des Lebens von uns Großen der Erde, denen Gott die Seelenbürde gibt. Diese Übel, sind sie zu schwer, erleichtert uns der Herr vor dem Tribunal der Buße. Hier legen wir die Bürde und die Geheimnisse nieder. Vergeßt aber nicht, daß derselbe höchste Herrscher die Prüfungen nach den Kräften seiner Geschöpfe ermißt, und meine Kräfte sind nicht zu schwach, um die Bürde zu tragen; was die Geheimnisse Anderer betrifft, so habe ich genug an der Diskretion Gottes; was meine Geheimnisse betrifft, so habe ich zu wenig an der meines Beichtigers.«

»Ich sehe Euch mutig wie immer gegen Eure Feinde, Madame; ich finde Euch nicht vertrauend gegen Eure Freunde.«

»Die Königinnen haben keine Freunde. Habt Ihr mir nichts Anderes zu sagen, fühlt Ihr Euch nicht von Gott inspiriert, wie eine Prophetin, so entfernt Euch, denn ich fürchte die Zukunft.«

»Ich hätte geglaubt, Ihr fürchtet vielmehr die Vergangenheit,« entgegnete entschlossen die Beguine.

Sie hatte nicht sobald dieses Wort gesprochen, als sich die Königin hoch ausrichtete und ihr mit kurzem, gebieterischem Tone zurief:

»Sprecht! spricht! erklärt Euch deutlich, unumwunden, lebhaft, vollständig, oder . . . «

»Droht nicht, Königin,« erwiderte sanft die Beguine: »ich bin voll

Ehrfurcht und Mitleid zu Euch gekommen, ich bin im Austrage einer Freundin gekommen.«

»Beweist es! Erleichtert, statt aufzureizen!«

»Das ist nicht schwer, und Eure Majestät wird sehen, ob man ihre Freundin ist.«

»Redet.«

»Welches Unglück ist Eurer Majestät seit drei und zwanzig Jahren widerfahren?«

»Großes Unglück . . . habe ich nicht den König verloren?«

»Ich spreche nicht von solchen Unglücksfällen. Ich frage, ob seit . . . der Geburt des Königs . . . die Indiskretion einer Freundin Eurer Majestät einen Schmerz verursacht habe?«

»Ich verstehe Euch nicht,« erwiderte die Königin, die Zähne zusammenpressend, um ihre Aufregung zu verbergen.

»Ich werde mich verständlich machen. Eure Majestät erinnert sich, daß der König am 5. September 1638 um elf ein Viertel Uhr geboren ist?«

»Ja,« stammelte die Königin.

»Um halb ein Uhr war der Dauphin, der schon unter den Augen des Königs, unter Euren Augen, vom Bischof von Meaux die Nottaufe erhalten hatte, als Erbe der Krone Frankreichs anerkannt. Der König begab sich in die Kapelle des alten Schlosses von Saint-Germain, um das Te Deum anzuhören.«

»Dies Alles ist richtig,« murmelte die Königin.

»Die Niederkunft Eurer Majestät hatte in Gegenwart des seligen Monsieur, der Prinzen, der Damen des Hofes stattgefunden. Der Arzt des Königs Bauvard und der Wundarzt Honoré waren im Vorzimmer; Eure Majestät entschlief gegen drei Uhr und wachte um sieben Uhr wieder auf, nicht wahr?«

»Allerdings; doch Ihr erzählt mir da, was all« Welt so gut weiß, als Ihr und ich.«

»Ich komme zu dem, Madame, was wenige Personen wissen. Wenige Personen, sagte ich. Ach! ich könnte sagen, zwei Personen, denn es waren einst fünf, doch seit einigen Jahren ist das Geheimnis durch den Tod der Hauptteilnehmer gesichert worden. Der König, unser Herr, schläft bei seinen Vätern; die Hebamme Peronne ist ihm bald gefolgt, Laporte ist schon

vergessen.«

Die Königin öffnete den Mund, um zu sprechen; sie fand unter ihrer eiskalten Hand, mit der sie über ihr Gesicht strich, brennende Schweißtropfen.

»Es war acht Uhr,« fuhr die Beguine fort, »der König speiste freudigen Herzens zu Nacht; rings um ihn her war nur Heiterkeit, Geschrei, Gläsergeklirre, das Volk brüllte unter den Balkons, die Schweizer, die Musketiere und die Garden schweiften, von den trunkenen Studenten getragen, in der Stadt umher.

»Dieses furchtbare Getöse der öffentlichen Freudigkeit machte in den Armen von Frau von Faussac, seiner Gouvernante, sanft den Dauphin, den zukünftigen König von Frankreich, wimmern, dessen Augen, wenn sie sich öffneten, im Hintergrunde seiner Wiege zwei Kronen erblicken mußten. Plötzlich stieß Eure Majestät einen durchdringenden Schrei aus, und Frau Peronne erschien an ihrem Bett.

»Die Ärzte speisten in einem entfernten Saal. Der Palast war, gerade weil man ihn so sehr bestürmte, verödet und ohne Wachen. Frau Peronne schrie, sobald sie den Zustand Eurer Majestät untersucht hatte, vor Erstaunen laut auf, schloß Euch, die Ihr wahnsinnig vor Schmerz in Tränen zerflosset, in ihre Arme und schickte Laporte ab, um den König zu benachrichtigen, Ihre Majestät die Königin wolle ihn in ihrem Zimmer sehen.

»Laporte war, wie Ihr wisst, Madame, ein Mann von Kaltblütigkeit und Geist. Er näherte sich dem König nicht wie ein erschrockener Diener, der seine Wichtigkeit fühlt und ebenfalls erschrecken will; auch war die Nachricht, die den König erwartete, keine beängstigende Nachricht. Kurz, Laporte erschien, ein Lächeln aus den Lippen, am Stuhl des Königs und sagte zu ihm:

›Sire, die Königin ist sehr glücklich, und wäre es noch mehr, wenn sie Eure Majestät sehen würde.«

»An diesem Tag hätte Ludwig XIII. seine Krone einem Armen um ein Gott vergelt's gegeben. Heiter, leichten Sinnes, lebhaft, verließ der König die Tafel und sagte mit dem Ton, den Heinrich IV. hätte annehmen können: ›Meine Herren, ich will meine Frau besuchen.«

»Sobald er bei Euch eintrat, Madame, reichte ihm Frau Peronne

einen zweiten Prinzen, schön und stark wie der erste, und sprach:

›Sire, es ist nicht Gottes Wille, daß das Königreich Frankreich aus die Kunkelseite falle.«

»In einer ersten Bewegung stürzte der König auf dieses Kind los und rief: ›Mein Gott, ich danke Dir!«

Die Beguine hielt bei dieser Stelle inne, da sie bemerkte, wie sehr die Königin litt. In ihren Lehnstuhl zurückgeworfen, den Kopf gesenkt, die Augen starr, horchte Anna von Österreich, ohne zu hören, und ihre Lippen bewegten sich krampfhaft für ein Gebet zu Gott oder für eine Verwünschung gegen diese Frau.

»Oh!« rief die Beguine, »glaubt nicht, daß die Königin, wenn es nur einen Dauphin in Frankreich gibt, glaubt nicht, daß wenn sie dieses Kind fern vom Thron vegetieren ließ, eine schlechte Frau war. Oh! nein. Es gibt Leute, welche wissen, wie viel Tränen sie vergossen hat; es gibt Leute, die die glühenden Küsse zählen konnten, die sie dem armen Kind als Ersatz für das Leben des Elends und der Dunkelheit gab, zu dem die Staatsraison den Zwillingsbruder von Ludwig XIV. verurteilte.

»Mein Gott, mein Gott,« murmelte die Königin mit schwacher Stimme.

»Man weiß,« fuhr die Beguine lebhaft fort, »man weiß, daß der König, als er sah, daß er zwei Söhne hatte, die sich beide gleich an Alter, an Ansprüchen, für das Heil Frankreichs, für die Ruhe seines Staates zitterte. Man weiß, daß der Herr Kardinal von Richelieu, zu diesem Ende von Ludwig XIII. berufen, mehr als eine Stunde im Kabinett Seiner Majestät nachdachte . . . und dann folgenden Spruch vernehmen ließ:

›Es gibt einen König, der geboren ist, um S. M. aus dem Throne nachzufolgen. Gott hat einen andern geboren werden lassen, um diesem ersten König nachzufolgen; jetzt aber bedürfen wir nur des erstgeborenen; verbergen wir den zweiten Frankreich, wie ihn Gott seinen Eltern selbst verborgen hatte.

›Ein Prinz ist für den Staat der Friede und die Sicherheit; zwei Thronbewerber sind der Bürgerkrieg und die Anarchie.«

Die Königin erhob sich ungestüm mit krampfhaft zusammengezogenen Fäusten und sprach mit dumpfem Tone:

»Ihr wisst zu viel, da Ihr die Staatsgeheimnisse berührt. Die

Freunde, von denen Ihr diese Geheimnisse habt, sind Schändliche und falsche Freunde. Ihr seid Genossin bei dem Verbrechen, das heute vollbracht wird. Nun die Larve herab, oder ich lasse Euch von meinem Kapitän der Garden verhaften. Oh! dieses Geheimnis macht mir nicht bange. Ihr habt es eingezogen, Ihr werdet es mir wiedergeben! Es wird in Eurem Busen vereisen; von diesem Augenblick an gehört Euch weder mehr dieses Geheimnis, noch Euer Leben.«

Die Gebärde mit der Drohung verbindend, machte Anna von Österreich zwei Schritte gegen die Beguine.

»Lernt die Treue, die Ehre, die Verschwiegenheit Eurer von Euch verlassenen Freunde kennen,« sprach die Bequine und riß plötzlich ihre Larve ab.

»Frau von Chevreuse!« rief die Königin.

»Mit Eurer Majestät die Einzige, die mit dem Geheimnis vertraut ist.«

»Ah!« murmelte Anna von Österreich, »kommt und umarmt mich. Herzogin.«

»Ach! es heißt seine Freunde töten, so mit ihrem schmerzlichsten Kummer spielen.«

Und ihren Kopf aus die Schultern der alten Herzogin stützend, ließ die Königin ihren Augen eine Quelle bitterer Tränen entströmen.

»Wie jung seid Ihr noch!« sagte die Herzogin mit dumpfem Tone, »Ihr weint!«

III.

Zwei Freundinnen.

Die Königin schaute Frau von Chevreuse stolz an und sagte:

»Ich glaube, Ihr habt, von mir redend, das Wort stolz ausgesprochen. Bis jetzt, Herzogin, hielt ich es für unmöglich, es könnte sich ein menschliches Geschöpf minder glücklich finden, als die Königin von Frankreich.«

»Madame, Ihr seid in der Tat eine Schmerzensmutter gewesen, aber neben dem erhabenen Unglück, von dem wir so eben gesprochen, wir durch die Bosheit der Menschen getrennte alte Freundinnen, neben diesem königlichen Mißgeschick habt Ihr, allerdings wenig fühlbare, aber von dieser Welt sehr beneidete Freuden gehabt.«

»Welche?« fragte Anna von Österreich bitter. »Wie könnt Ihr das Wort Freude aussprechen, Herzogin, Ihr, die Ihr so eben anerkanntet, es bedürfe der Heilmittel für meinen Leib und meinen Geist?«

Frau von Chevreuse sammelte sich einen Augenblick und murmelte dann:

»Wie fern sind doch die Könige von den andern Menschen!«

»Was wollt Ihr hiermit sagen?«

»Ich will hiermit sagen, sie seien so weit vom großen Haufen entfernt, daß sie für die Anderen alle Notwendigkeiten des Lebens vergessen, wie der Bewohner des afrikanischen Gebirges, der im Schooße seiner grünen, durch die Schneebäche erfrischten Plateaux nicht begreift, daß der Bewohner der Ebene vor Durst und Hunger inmitten durch die Sonne verbrannter Ländereien stirbt.«

Die Königin errötete leicht, sie hatte begriffen.

»Wißt Ihr, daß es schlimm ist, daß man Euch hilflos gelassen hat?« sprach sie.

»O! Madame, der König hat, wie man sagt, den Haß geerbt, den sein Vater gegen mich hegte. Der König würde mich wegweisen, wenn er mich im Palais-Royal wüsste.«

»Ich sage nicht, der König sei gut für Euch gestimmt,« erwiderte die Königin; »doch ich, ich konnte . . . insgeheim . . . «

Die Herzogin ließ in ihrem Gesicht ein verächtliches Lächeln hervortreten, das Anna von Österreich beunruhigte.

»Übrigens habt Ihr wohl daran getan, zu kommen,« fügte sie rasch bei.

»Ich danke, Madame.«

»Und wäre es nur, um uns die Freude zu bereiten das Gerücht von Eurem Tod Lügen zu strafen.«

»Man hat in der Tat gesagt, ich sei tot?«

»Überall.«

»Meine Kinder trugen doch keine Trauer.«

»Oh! Ihr wisst, Herzogin, der Hof reist häufig. Wir sehen sehr wenig die Herrn d'Albert de Luynes, und viele Dinge entgehen uns in der Unruhe, in der wir beständig leben.«

»Eure Majestät hätte nicht an das Gerücht von meinem Tod glauben sollen.«

»Warum nicht? ach! wir sind sterblich, seht Ihr nicht, daß ich, die jüngere Schwester, wie wir einst sagten, mich schon dem Grabe zuneige?«

»Hatte Eure Majestät geglaubt, ich sei tot, so mußte sie sich wundern, daß sie keine Kunde von mir erhalten.«

»Der Tod überrascht zuweilen sehr schnell, Herzogin.«

»Oh! Eure Majestät, die mit Geheimnissen wie das, von dem wir vorhin sprachen, beladenen Seelen haben immer das Bedürfnis des Ergusses, das zuvor befriedigt werden muß. Unter die Zahl der Stationen für die Reise in die Ewigkeit rechnet man die, aus welcher man seine Papiere in Ordnung bringt.«

Die Königin bebte.

»Eure Majestät wird auf eine sichere Weise den Tag meines Todes erfahren,« sagte die Herzogin.

»Wie dies?«

»Eure Majestät wird am andern Tag unter vierfachem Umschlag Alles erhalten, was von unsern so geheimnisvollen kleinen Korrespondenzen von einst entkommen ist.«

»Ihr habt das nicht verbrannt!« rief die Königin voll Angst.

»Oh! teure Majestät,« erwiderte die Herzogin, »die Verräter allein verbrennen eine königliche Korrespondenz. Ja, allerdings, oder vielmehr sie geben sich den Anschein, als verbrennten sie dieselbe, behalten oder verkaufen sie aber.«

»Mein Gott!«

»Die Getreuen vergraben im Gegenteil dergleichen Schätze sorgfältig, dann suchen sie eines Tags die Königin auf und sagen zu ihr: ›Madame, ich werde alt, ich fühle mich krank; es ist Todesgefahr für mich, Gefahr der Enthüllung für das Geheimnis Eurer Majestät vorhanden; nehmt also dieses gefährliche Papier und verbrennt es selbst.«

»Ein gefährliches Papier! Welches?«

»Ich, was mich betrifft, habe allerdings nur eines, doch es ist sehr gefährlich.«

»Oh! Herzogin, sprecht, sprecht!«

»Es ist das Billett, datiert Dienstag d. 2. August 1844, worin Ihr mich nach Noisy-le-Sec gehen hießet, um das teure unglückliche Kind zu sehen. Es steht dies von Eurer Hand geschrieben: ›An das teure unglückliche Kind.«

In diesem Augenblick trat ein tiefes Stillschweigen ein; die Königin sondierte den Abgrund, Frau von Chevreuse stellte ihre Falle.

»Ja, unglücklich, sehr unglücklich,« murmelte Anna von Österreich, »welch ein trauriges Leben hat es geführt, das arme Kind, um zu einem so grausamen Ende zu gelangen!«

»Es ist gestorben!« rief rasch die Herzogin mit einer Neugierde, deren aufrichtigen Ausdruck die Königin gierig auffaßte.

»Gestorben an der Abzehrung, vergessen gestorben, verwelkt gestorben, wie jene Blumen von einem Geliebten geschenkt, die die Geliebte in einer Schublade verscheiden läßt, um sie vor aller Welt zu verbergen.«

»Gestorben!« wiederholte die Herzogin mit einer Miene der Entmutigung, die die Königin erfreut hätte, dar sie nicht durch eine Beimischung von Zweifel gemäßigt worden . . . »Gestorben in Noisy-le-Sec?«

»Ja, in den Armen seines Erziehers, eines guten, ehrlichen Dieners, der das Kind nicht lange überlebte.«

»Das läßt sich begreifen: es ist so schwer, eine solche Trauer und ein solches Geheimnis zu tragen!«

Die Königin gab sich nicht die Mühe, die Ironie dieser Bemerkung aufzugreifen. Frau von Chevreuse fuhr fort:

»Nun wohl! Madame, ich erkundigte mich vor einigen Jahren in Noisy-le-Sec selbst nach dem Schicksal des so unglücklichen Kindes. Man sagte mir, man halte es nicht für tot; deshalb hatte ich mich nicht sogleich mit Eurer Majestät betrübt. Oh! wenn ich das gewußt hätte, nie würde eine Anspielung aus dieses beklagenswerthe Ereignis die so gerechten Schmerzen Eurer Majestät wiedererweckt haben.«

»Ihr sagt, man habe das Kind in Noisy nicht für tot angenommen?«

»Nein, Madame.«

»Was sagte man denn?«

»Man sagte . . . ohne Zweifel täuschte man sich.«

»Sprecht es immerhin aus.«

»Man sagte, eines Abends im Jahre 1645 sei eine schöne und majestätische Dame, was man trotz der Larve und des Mantels, die sie verbargen, wahrnahm, eine Dame von Stand, von sehr hohem Stand ohne Zweifel, in einem Wagen an die Verzweigung der Straße gekommen, Ihr wisst dahin, wo ich aus Nachrichten vom jungen Prinzen wartete, als Eure Majestät mich dorthin zu schicken die Gnade hatte.«

»Nun?«

»Der Erzieher habe das Kind zu der Dame geführt.«

»Weiter?«

»Am andern Tag haben Erzieher und Kind die Gegend verlassen.«

»Ihr seht wohl! es ist Wahres hieran, da das Kind wirklich an einem von den Donnerschlägen starb, denen zu Folge, nach der Aussage der Ärzte, das Leben der Kinder bis zum siebenten Jahr an einem Faden hängt.«

»Oh! was Eure Majestät sagt, ist ganz richtig. Niemand weiß dies besser, als Ihr, Madame. Niemand glaubt es mehr, als ich. Doch bewundert die Seltsamkeit . . . «

»Was gibt es noch weiter?« dachte die Königin.

»Die Person, die diese Umstände mitgeteilt, die sich nach der Gesundheit des Kindes erkundigt hatte, diese Person . . . «

»Ihr vertrautet eine solche Sorge Jemand? Oh, Herzogin!«

»Jemand, der stumm wie Eure Majestät, wie ich selbst; nehmt an, ich sei es gewesen; dieser Jemand, sage ich, kam einige Monate nachher in die Touraine . . . «

»In die Touraine?«

»Erkannte den Erzieher und das Kind, verzeiht, glaubte sie zu erkennen. Beide lebten heiter und glücklich, der eine in seinem grauen Alter, das andere in seiner blühenden Jugend. Urteilt hiernach, wie es mit den Gerüchten ist, die im Umlauf sind; glaubt an irgend Etwas von dem, was in der Welt vorgeht. Doch ich ermüde Eure Majestät. Oh! das ist nicht meine Absicht, und ich werde von ihr Abschied nehmen, nachdem ich sie wiederholt meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit versichert habe.«

»Haltet, Herzogin; sprechen wir ein wenig von Euch.«

»Von mir, oh! Madame, senkt Eure Blicke nicht so tief.«

»Warum denn? Seid Ihr nicht meine älteste Freundin? Grollt Ihr mir, Herzogin?«

»Ich! mein Gott, aus welchem Grunde? Wäre ich zu Eurer Majestät gekommen, wenn ich Ursache hätte, ihr zu grollen?«

»Herzogin, das Alter erfaßt uns, wir müssen uns gegen den Tod, der uns droht, anschließen.«

»Sure Majestät beglückt mich mit süßen Worten.«

»Nie hat mich Jemand so geliebt, mir so gedient, wie Ihr, Herzogin.«

»Erinnert sich Eure Majestät dessen?«

»Stets. Herzogin, einen Beweis der Freundschaft.«

»Ah! meine Seele, mein ganzes Wesen gehört Eurer Majestät.«

»Gebt mir den Beweis.«

»Welchen?«

»Verlangt etwas von mir.«

»Verlangen?«

»Ah! ich weiß, daß Ihr die uneigennützigste, die größte, die königlichste Seele seid.«

»Lobt mich nicht zu sehr, Madame erwiderte die Herzogin

unruhig.

»Ich werde Euch nie so sehr loben, als Ihr es verdient.«

»Mit dem Alter, mit dem Unglück ändert man sich ungemein, Madame.«

»Gott höre Euch, Herzogin.«

»Wie soll ich dies verstehen?«

»Ja, die Herzogin von einst, die schöne, die stolze, die angebetete Chevreuse hätte mir undankbar geantwortet: ›Ich will nichts von Euch.‹ Segnet also das Unglück, wenn es Euch getroffen, da Ihr Euch geändert haben werdet, und mir vielleicht antwortet: ›Ich nehme an.‹

Die Herzogin milderte ihren Blick und ihr Lächeln, sie stand unter dem Zauber und hörte aus, zurückhaltend zu sein.

»Sprecht, meine Liebe, was wollt Ihr?« sagte die Königin.

»Ich soll mich also erklären?«

»Ohne zu zögern.«

»Nun wohl! Eure Majestät kann mir eine unbeschreibliche, eine unvergleichliche Freude machen.«

»Sprecht,« sagte die Königin, durch die Besorgnis etwas kalt geworden. »Vor Allem aber, meine gute Chevreuse, erinnert Euch, daß ich unter der Gewalt des Sohnes bin, wie ich einst unter der des Gatten war.«

»Ich werde Euch schonen, teure Königin.«

»Nennt mich Anna, wie einst; es wird dies ein süßes Echo der schönen Jugend sein.«

»Wohl! meine verehrte Gebieterin, meine geliebte Anna . . . «

»Kannst Du noch Spanisch?«

»Gewiß.«

»Verlange also in spanischer Sprache von mir.«

»Erweist mir die Ehre, einige Tage in Dampierre zuzubringen.«

»Das ist Alles?« rief die Königin ganz erstaunt.

»Ja.«

»Nichts, als dieses?«

»Guter Gott! solltet Ihr den Gedanken haben, ich erbitte mir von Euch nicht die unermesslichste Wohltat? Wenn dem so ist, so kennt Ihr mich nicht mehr! Willigt Ihr ein?«

»Von ganzem Herzen!«

»Oh! meinen Dank!«

»Und ich werde mich glücklich fühlen, wenn meine Gegenwart Euch zu etwas nützlich ist,« fuhr die Königin mißtrauisch fort.

»Nützlich!« rief die Herzogin lachend, »oh! nein, angenehm, süß, kostbar, ja, tausendmal ja; das ist also versprochen?«

»Beschworen.«

Die Herzogin warf sich aus die so schöne Hand der Königin und bedeckte sie mit Küssen.

»Sie ist im Grund eine gute Frau und großmüthigen Geistes,« dachte die Königin.

»Wird Eure Majestät die Gnade haben, mir vierzehn Tage zu bewilligen?« fragte die Herzogin.

»Gewiß; warum?«

»Weil mir, da man mich in Ungnade wusste, Niemand die hundert tausend Taler borgen wollte, deren ich bedarf, um Dampierre wiederherstellen zu lassen. Wenn man aber erfährt, daß ich sie brauche, um Eure Majestät zu empfangen, so werden mir alle Gelder von Paris zufließen.«

»Ah!« versetzte die Königin, sanft den Kopf bewegend; »hundert tausend Taler! Ihr braucht hundert tausend Taler, um Dampierre wiederherstellen zu lassen?«

»Gerade so viel.«

»Und Niemand will sie Euch borgen?«

»Niemand.«

»Ich werde es tun, Herzogin, wenn Ihr wollt.«

»Oh! ich würde es nicht wagen . . . «

»Ihr hättet Unrecht.«

»Wahrhaftig?«

»Bei meinem königlichen Wort . . . Hundert tausend Taler, das ist wirklich nicht viel.«

»Nicht wahr?«

»Nein! Oh! ich weiß, daß Ihr Euch Eure Verschwiegenheit nie zu ihrem ganzen Wert habt bezahlen lassen. Herzogin, rückt mir diesen Tisch vor, daß ich Euch die Anweisung auf Herrn Colbert schreibe; nein, auf Herrn Fouquet, der ein viel galanterer Mann

ist.«

»Bezahlt er?«

»Wenn er nicht bezahlt, so werde ich bezahlen, doch es wäre das erste Mal, daß er es mir abschläge.«

Die Königin schrieb, gab die Anweisung der Herzogin und entließ sie, nachdem sie die alte Freundin heiter geküßt hatte.

IV.

Jean la Fontaine macht seine erste Erzählung.

Alle diese Intrigen sind erschöpft; so vielfach in seinen Darstellungen konnte sich der menschliche Geist nach Wohlgefallen in den drei Rahmen, die ihm unsere Erzählung geliefert hat, entwickeln.

Es handelt sich vielleicht in dem Tableau, das wir vorbereiten, abermals um Politik und Intrigen, doch die Federn werden so verborgen sein, daß man nur die Blumen und die Malereien sieht, gerade wie in jenen Theatern, wo auf der Szene ein Koloß erscheint, der unterstützt durch die kleinen Beine und die mageren Arme eines Kindes, das in seinem Gerippe verborgen ist, einherschreitet.

Wir kehren nach Saint-Mandé zurück, wo der Oberintendant, seiner Gewohnheit gemäß, seine auserlesene Gesellschaft von Epikuräern empfängt.

Der Gebieter ist seit einiger Zeit aus harte Proben gestellt worden. Jeder fühlt die Folgen der Beklemmung des Ministers. Keine große, tolle Gesellschaften mehr. Die Finanzen waren für Fouquet ein Vorwand gewesen; doch nie hat es, wie Gourville so geistreich sagte, einen betrüglicheren Vorwand gegeben: von Finanzen kein Schatten.

Herr Vatel sinnt auf Mittel, um den Ruf des Hauses aufrecht zu erhalten. Die Gärtner, welche ihre Beiträge zu den Küchen liefern, beklagen sich über eine zu Grunde richtende Verzögerung. Die Lieferanten der spanischen Weine schicken häufig Anweisungen, die Niemand bezahlt. Die Fischer, die der Oberintendant in der Normandie besoldet, berechnen, wenn sie bezahlt würden, könnte das Eingehen der betreffenden Summen ihnen gestatten, sich ans Land zurückzuziehen. Die Flut, welche später den Tod von Vatel veranlassen sollte, kommt gar nicht.

Am gewöhnlichen Empfangstag finden sich indessen die Freunde von Herrn Fouquet zahlreicher, als sonst ein. Gourville und der Abbé Fouquet plaudern von den Finanzen, der Abbé

Fouquet entlehnt nämlich einige Pistolen von Gourville. Pelisson, der mit gekreuzten Beinen aus einem Stuhl sitzt, endigt die Deklamation einer Rede, mit der Fouquet das Parlament wieder eröffnen soll.

Und diese Rede ist ein Meisterwerk, weil sie Pelisson für seinen Freund macht, das heißt, weil er Alles darein legt, was er sicherlich für sich selbst nicht sagen würde. Über die leichten Reime streitend, kommen bald vom Hintergrunde des Gartens Loret und la Fontaine herbei.

Die Maler und die Musiker nehmen ihre Richtung nach dem Speisesaal. Wenn es acht Uhr schlägt, wird man zu Nacht speisen.

Der Oberintendant läßt nie auf sich warten.

Es ist halb acht Uhr; der Appetit kündigt sich ziemlich artig an.

Sobald alle Gäste versammelt sind, geht Gourville gerade aus Pelisson zu, weckt ihn aus seinen-Träumereien aus, und führt ihn mitten in den Salon, dessen Türen er geschlossen hat.

»Nun,« sagte er, »was gibt es Neues?«

Pelisson hob seinen verständigen, sanften Kopf in die Höhe und erwiderte:

»Ich habe fünf und zwanzig tausend Livres von meiner Tante entlehnt, hier sind sie in Kassenanweisungen.«

»Gut,« sagte Gourville, »es fehlen mir nur noch hundert und fünf und zwanzig tausend Livres für die erste Zahlung.«

»Die Bezahlung, von was?« fragte la Fontaine in dem Ton, in dem er etwa gefragt hätte: »habt Ihr Baru gelesen?«

»Da« ist abermals mein Zerstreuter,« versetzte Gourville. »Wie! Ihr habt uns mitgeteilt, das kleine Gut Corbeil sollte von einem Gläubiger von Herrn Fouquet verkauft werden, Ihr habt uns die Bereinigung aller Freunde Epikurs vorgeschlagen, Ihr habt gesagt, Ihr würdet einen Winkel Eures Gutes in Chateau-Thierry verkaufen, um Euren Beitrag zu liefern, und heute kommt Ihr und fragt: »Die Bezahlung von was?«

Dieser Ausfall wurde mit einem allgemeinen Gelächter ausgenommen und machte la Fontaine erröten.

»Verzeiht, verzeiht,« sagte er, »es ist wahr, ich hatte es nicht vergessen; oh! nein, nur . . . «

»Nur erinnerst Du Dich dessen nicht mehr,« versetzte Loret.

»Das ist die Wahrheit. Der hat in der Tat Recht. Zwischen vergessen und sich nicht mehr erinnern ist ein großer Unterschied.«

»Ihr bringt also den Obol, den Preis des verkauften Winkels von Eurem Gute?« fragte Pelisson.

»Verkauft! nein.«

»Ihr habt also das Stückchen Land nicht verkauft?« rief Gourville erstaunt, denn er kannte die Uneigennützigkeit des Dichters.

»Meine Frau wollte nicht,« erwiderte der letztere.

Neues Gelächter.

»Ihr habt Euch aber doch zu diesem Behuf nach Chateau-Thierry begeben?« entgegnete man ihm.

»Gewiß, und zwar zu Pferde.«

»Armer Jean!«

»Acht verschiedene Pferde! ich war gerädert.«

»Vortrefflicher Freund! . . . Und dort habt Ihr ausgeruht?«

»Ausgeruht! Ach! ja wohl. Ich hatte dort viele Geschäfte.«

»Wie so?«

»Meine Frau hatte Coquetterien mit Herrn gemacht, an welchen ich das Gut verkaufen wollte; er nahm sein Wort zurück und ich forderte ihn zum Duell.«

»Sehr gut, und Ihr habt Euch geschlagen?«

»Es scheint, nein.«

»Ihr wisst also nicht« davon?«

»Nein, meine Frau und ihre Eltern mischten sich darein. Ich hatte eine Viertelstunde lang den Degen in der Hand, wurde aber nicht verwundet.«

»Und der Gegner?«

»Der Gegner auch nicht; er war nicht aus den Kampfplatz gekommen.«

»Das ist bewunderungswürdig!« rief man von allen Seiten; »Ihr mußtet zornig werden?«

»Bedeutend; ich bekam den Schnupfen; ich kehrte nach Hause zurück und meine Frau schalt mich aus.«

»Ganz einfach?«

»Ganz einfach! Sie warf mir einen Brotlaib an den Kopf, einen großen Brotlaib!«

»Und Ihr?«

»Ich stürzte ihr den ganzen Tisch auf ihren Leib und auf den ihrer Gäste, dann stieg ich wieder zu Pferde und hier bin ich.«

Niemand wäre im Stande gewesen, seinen Ernst bei Auseinandersetzung dieser komischen Herolde zu behaupten. Als sich der Orkan des Gelächters gelegt hatte, sagte man zu la Fontaine:

»Das ist Alls«, was Ihr zurückgebracht habt?«

»Oh! nein, ich hatte einen vortrefflichen Gedanken.«

»Sprecht.«

»Habt Ihr bemerkt, daß in Frankreich viele scherzhafte Poesien gemacht werden?«

»Ja,« antwortete die Versammlung.

»Und daß man sehr wenige davon druckt?« fuhr la Fontaine fort.

»Die Gesetze sind allerdings hart.«

»Die seltene Ware ist eine teure Ware, dachte ich. Aus diesem Grund komponierte ich ein kleines äußerst freies Gedicht.«

»Ho! ho! lieber Dichter!«

»Ungemein munter.«

»Ho! ho!«

»Außerordentlich zynisch.«

»Teufel! Teufel!«

»Ich habe Alles angebracht, was ich an galanten Worten finden konnte,« fuhr der Dichter kalt fort.

Jeder krümmte sich vor Lachen, während der ängstliche Poet das Schild für seine Ware ausstellte.

»Und,« sprach er, »ich bemühte mich, Alles zu übertreffen, was Boccaccio, Aretino und andere Meister in diesem Genre gemacht hatten.«

»Guter Gott!« rief Pelisson, »er wird verurteilt werden!«

»Ihr glaubt?« fragte la Fontaine naiv; »ich schwöre Euch, daß ich das nicht für mich, sondern einzig und allein für Herrn Fouquet

gemacht habe.«

Dieser überraschende Schluß befriedigte die Anwesenden im höchsten Maße.

»Und ich habe das Werkchen um achthundert Livres für die erste Auflage verkauft,« rief la Fontaine sich die Hände reibend. »Die Andachtsbücher kosten um die Hälfte weniger.«

»Es wäre mehr wert gewesen, wenn Ihr zwei Andachtsbücher gemacht hättet,« entgegnete Gourville lachend.

»Das dauert zu lange und ist nicht belustigend genug,« erwiderte la Fontaine ruhig; »meine achthundert Livres sind in diesen Säckchen, ich biete sie an.«

Und er legte in der Tat seine Opfergabe in die Hände des Säckelmeisters der Epikuräer.

Dann kam die Reihe an Loret, der hundert und fünfzig Livres gab; die Anderen erschöpften sich auf dieselbe Weise. Es waren, als man rechnete, vierzig tausend Livres in der Bügeltasche beisammen.

Nie klangen großmüthigere Pfennige in den göttlichen Waagschalen, worin die Liebe die guten Werke und die guten Absichten gegen die falschen Münzen der bigotten Heuchler abwägt.

Die Taler klangen noch, als der Oberintendant in den Saal eintrat oder vielmehr schlüpfte. Er hatte Alles gehört.

Man sah diesen Mann, der in so vielen Millionen gewühlt, diesen Reichen, der alle Freuden und alle Ehren erschöpft hatte, dieses unermeßliche Herz, dieses fruchtbare Gehirn, welches wie zwei gierige Schmelztiegel die moralische und die materielle Substanz des ersten Königreichs der Welt ausgezehrt hatte, man sah Fouquet mit Augen voll Tränen über die Schwelle schreiten, und seine weißen, zarten Finger in das Gold und in das Silber tauchen.

»Armes Almosen,« sprach er mit innigem, bewegtem Ton, »du wirst in der kleinsten von den Falten meiner leeren Börse verschwinden, aber Du hast bis an den Rand das gefüllt, was nie ein Mensch erschöpfen wird, mein Herz; ich danke Euch, meine Freunde, ich danke Euch.«

Und da er nicht Alle umarmen konnte, die ihn umgaben und

wohl auch ein wenig weinten, so sehr sie Philosophen waren, so umarmte er la Fontaine und sagte zu ihm:

»Armer Junge, der sich für mich von seiner Frau hat schlagen und von seinem Beichtvater hat verdammen lassen!«

»Das ist nichts,« erwiderte der Dichter, »Eure Gläubiger mögen zwei Jahre warten, und ich habe hundert andere Erzählungen gemacht, die, jede zu zwei Auflagen, die Schuld bezahlen werden.«

V.

La Fontaine als Unterhändler.

Fouquet drückte la Fontaine mit reizendem Erguß die Hand.

»Mein lieber Dichter,« sagte er, »macht uns hundert andere Erzählungen, doch nicht allein wegen der achtzig Pistolen, die jede eintragen wird, sondern auch, um unsere Sprache mit hundert Meisterwerken zu bereichern.«

»Ho! ho!« versetzte la Fontaine sich aufblühend, »Ihr müßt nicht glauben, ich habe nur diesen Gedanken und diese achtzig Pistolen dem Herrn Oberintendanten mitgebracht.«

»Oh! Herr la Fontaine ist heute bei Mitteln,« rief man von allen Seiten.

»Gesegnet sei die Idee, wenn sie mir eine oder zwei Millionen bringt,« sagte Fouquet heiter.

»So ist es,« sprach la Fontaine.

»Geschwinde, geschwinde!« rief die Versammlung.

»Nehmt Euch in Acht,« sagte Pelisson la Fontaine in's Ohr, »Ihr habt Euch bis jetzt eines sehr glücklichen Erfolges erfreut, schleudert den Pfeil nicht über das Ziel hinaus.«

»Keines Wegs, Herr Pelisson, und Ihr, der Ihr ein Mann von Geschmack seid, werdet mich zuerst beloben.«

»Es handelt sich um Millionen,« bemerkte Gourville.

»Ich habe hier fünfzehnmal hunderttausend Livres,« erwiderte la Fontaine. Und er schlug an seine Brust.

»Zum Teufel mit dem Gascogner von Chateau Thierry!« rief Loret.

»Nicht die Tasche, sondern das Gehirn hättet Ihr berühren müssen!« sagte Fouquet.

»Herr Oberintendant,« sprach la Fontaine, »Ihr seid kein Generalanwalt, Ihr seid ein Dichter.«

»Das ist wahr,« riefen Loret, Conrart und Alles, was von Literaten anwesend.

»Ihr seid, sage ich, ein Dichter und ein Maler; doch gesteht

selbst, Ihr seid kein Rechtsgelehrter.«

»Ich gestehe es,« erwiderte Fouquet lächelnd.

»Wollte man Euch in die Akademie ausnehmen, nicht wahr, Ihr würdet es ausschlagen?«

»Ich glaube ja, was mir die Akademiker nicht verargen mögen.«

»Nun wohl, wenn Ihr nicht zur Akademie gehören wollt, warum laßt Ihr Euch herbei, zum Parlament zu gehören?«

»Ho! ho!« rief Pelisson, »wir sprechen über Politik!«

»Ich frage, ob Herrn Fouquet die Robe gut oder nicht gut steht?« fuhr la Fontaine fort.

»Es handelt sich nicht um die Robe,« sagte Pelisson ärgerlich über das Gelächter der Versammlung.

»Im Gegenteil, es handelt sich um die Robe,« erwiderte Loret.

»Zieht dem Herrn Generalanwalt die Robe aus, und wir haben Herrn Fouquet, worüber wir uns nicht beklagen werden,« sprach Loret; »da es aber keinen Generalanwalt ohne Robe gibt, so erklären wir mit Herrn la Fontaine, die Robe sei sicherlich eine Vogelscheuche.«

»**Fugiant risus leporesque**,« rief Loret.

»Die Scherze und die Grazien,« bemerkte ein Gelehrter.

»Ich,« fuhr Pelisson mit ernstem Tone fort, »ich übersetze lepores nicht so.«

»Und wie übersetzt Ihr es?« fragte la Fontaine.

»Ich übersetze es:

›Die Hasen flüchten sich, wenn sie Herrn Fouquet sehen.«

Schallendes Gelächter, an dem der Oberintendant Teil nimmt.

»Warum die Hasen?« fragte Conrart gereizt.

»Weil derjenige ein Hase sein wird, der sich nicht freut, Herrn Fouquet in den Attributen seiner parlamentarischen Gewalt zu sehen.«

»Ho! ho!« murmelten die Dichter.«

»**Quo non ascendant**,« sagte Conrart, »scheint mir unmöglich mit einer Anwaltsrobe.«

»Und mir ohne diese Robe,« entgegnete der hartnäckige Pelisson. »Was denkt Ihr davon, Gourville?«

»Ich denke, die Robe sei gut,« antwortete dieser, »aber ich

denke zugleich, anderthalb Millionen wären mehr wert, als die Robe.«

»Und ich bin der Ansicht von Gourville,« sprach Fouquet, die Diskussion durch seine Meinung, welche notwendig alle andere überwiegen mußte, kurz abschneidend.«

»Anderthalb Millionen,« brummte Pelisson. »Bei Gott! ich kenne eine indische Fabel . . . «

»Ihr? erzählt sie mir, ich muß sie auch wissen,« sagte la Fontaine.

»Erzählt! erzählt!«

»Die Schildkröte hatte ein Rückenschild,« sprach Pelisson, »sie flüchtete sich darein, wenn ihre Feinde sie verfolgten. Eines Tags sagte Jemand zu ihr: ›Ihr habt des Sommers sehr warm in diesem Hause, und es hindert euch ungemein, eure Anmut zu zeigen, hier ist die Natter, die euch anderthalb Millionen für eure Schale gibt.«

»Gut!« rief lachend der Oberintendant.

»Weiter?« sagte la Fontaine, viel mehr durch die Gleichnisrede, als durch die Moral interessiert.

»Die Schildkröte verkaufte ihre Schale und blieb nackt. Ein Geier sah sie, er hatte Hunger, er zerriß ihr mit dem Schnabel die Lenden und fraß sie auf.«

»Ο μυνθος δελοι!« sagte Conrart.

»Herr Fouquet wird wohl daran tun, seine Robe zu behalten.«

La Fontaine nahm die Moral im Ernste und sagte zu seinem Gegner:

»Ihr vergeßt Aischylos.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Aischylos, den Kahlkopf.«

»Nun?«

»Aischylos, dessen Schädel ein Geier, Euer Geier wahrscheinlich, ein großer Liebhaber von Schildkröten, von oben für einen Stein hielt und auf diesen Schädel eine in ihre Schale gekauerte Schildkröte warf.«

»Ei! mein Gott, la Fontaine hat Recht,« sagte Fouquet, der nachdenkend geworden war; »jeder Geier, wenn er Hunger nach

Schildkröten hat, weiß ihnen ganz wohl gratis die Schale zu zerschmettern; zu glücklich sind die Schildkröten, denen eine Natter die Hülle mit anderthalb Millionen bezahlt. Man bringe mir eine freigebige Natter, wie die Eurer Fabel, Pelisson, und ich gebe ihr mein Rückenschild.«

»**Rara avis in terris!**« rief Conrart.

»Und einem schwarzen Schwan ähnlich, nicht wahr?« fügte la Fontaine bei; »nun wohl, ja, ganz richtig, ein ganz schwarzer und sehr seltener Vogel, ich habe ihn gefunden.«

»Ihr habt einen Käufer für meine Anwaltsstelle gesunden?« rief Fouquet.

»Ja, mein Herr.«

»Der Herr Oberintendant hat aber nie gesagt, er müsse verkaufen!« entgegnete Pelisson.

»Verzeiht, Ihr selbst habt davon gesprochen,« sagte Conrart.

»Dessen bin ich Zeuge,« sprach Gourville.

»Er hält an den schönen Reden fest, die er mir macht,« rief Fouquet lachend. »Wer ist der Käufer, la Fontaine?«

»Ein ganz schwarzer Vogel, ein Rat beim Parlament, ein braver Mann.«

»Er heißt?«

»Vanel.«

»Vanel!« rief Fouquet, »der Mann von . . . «

»Ganz richtig, ihr Mann: ja, mein Herr.«

»Der liebe Mensch!« sprach Fouquet teilnehmend, »er will Generalanwalt werden!«

»Er will Alles sein, was Ihr seid,« versetzte Gourville, »und durchaus Alles tun, was Ihr getan habt.«

»Oh! das ist sehr ergötzlich: erzählt uns das, la Fontaine.«

»Es ist ganz einfach. Ich sehe ihn von Zeit zu Zeit. Vorhin begegnete ich ihm, er lungerte aus dem Bastille-Platze herum . . . gerade in dem Augenblick, wo ich den kleinen Wagen nach Saint-Mandé nehmen wollte.«

»Er lauerte gewiß auf seine Frau,« bemerkte Loret.

»Oh! mein Gott,« entgegnete Fouquet einfach, »er ist nicht eifersüchtig.«

»Er redet mich an, umarmt mich, führt mich in die Schenke zum heiligen Fiacre, und spricht mit mir über seinen Kummer.«

»Er hat Kummer?«

»Ja, seine Frau flößt ihm Ehrgeiz ein.«

»Und er sagt Euch?«

»Man habe ihm von einer Stelle beim Parlament gesprochen, der Name von Herrn Fouquet sei genannt worden, seit dieser Zeit träume Madame Vanel nur davon, Frau Generalanwältin zu heißen, und sie sterbe jede Nacht, wenn sie nicht davon träume.«

»Teufel!«

»Arme Frau!« rief Fouquet.

»Wartet. Conrart sagt mir immer, ich wisse die Angelegenheiten nicht zu behandeln. Ihr sollt sehen, wie ich diese geleitet habe.«

»Laßt hören.«

›Wißt Ihr.« sagte ich zu Vanel. ›wisst Ihr, daß eine Stelle wie die von Herrn Fouquet teuer ist?‹

›Wie hoch mag sie etwa zustehen kommen?‹ fragte er.

›Herr Fouquet hat siebzehnhunderttausend Livres ausgeschlagen.‹

›Meine Frau berechnete das zu etwa vierzehnhunderttausend Livres,« erwiderte Vanel.

›Baar Geld?‹ versetzte ich.

›Ja, sie hat ein schönes Gut in Guienne verkauft, sie hat realisiert . . . ‹

»Das ist ein schönes Stück Geld mit einem Schlage zu verdienen,« sagte leise der Abbé Fouquet, der noch nicht gesprochen hatte.

»Die arme Dame Vanel,« murmelte Fouquet.

Pelisson zuckte die Achseln und flüsterte Fouquet zu:

»Ein Dämon!«

»Ganz richtig. Es wäre reizend, das Geld dieses Dämons dazu anzuwenden, einen Schaden wieder gut zu machen, den sich mir zu Liebe ein Engel zugefügt hat.«

Pelisson schaute mit erstaunter Miene Fouquet an, dessen Gedanken sich von diesem Augenblick aus ein neues Ziel hefteten.

»Nun,« fragte la Fontaine, »wie ist meine Unterhandlung?«

»Bewunderungswürdig, lieber Dichter!«

»Ja,« sagte Gourville, »es rühmt sich Einer, Lust zu dem Pferde zu haben, und besitzt nicht einmal die Mittel, um den Zaum zu bezahlen.«

»Vanel würde zurücktreten, wenn man ihn beim Wort nähme,« bemerkte der Abbé Fouquet.

»Ich glaube das nicht,« sagte la Fontaine.

»Woher wisst Ihr das?«

»Ihr kennt die Entwicklung meiner Geschichte nicht.«

»Ah! wenn es eine Entwicklung gibt, warum faullentz Ihr unter Weges?« sagte Gourville.

»**Semper ad eventum**, nicht so?“ sagte Fouquet mit dem Ton eines vornehmen Herrn, der sich in Barbarismen verirrt.

Die Latinisten klatschten in die Hände.

»Meine Entwicklung!« rief la Fontaine, »sie besieht darin, daß Vanel, dieser zähe, schwarze Vogel, da er wusste, ich begeben mich nach Saint-Mandé, mich bat, ihn mitzunehmen.«

»Ho! ho!«

»Und ihn, wenn es möglich wäre, Monseigneur vorzustellen.«

»Somit . . . «

»Somit ist er da auf dem Rasen des Bel-Aix.«

»Wie ein Käfer!«

»Gourville, Ihr sagt das wegen der Füllhörner, Ihr schlechter Spaßmacher.«

»Nun, Herr Fouquet?«

»Es geziemt sich nicht, daß der Mann von Madame Vanel vor meinem Hause den Schnupfen bekommt; laßt ihn holen, la Fontaine, da Ihr wisst, wo er ist.«

»Ich laufe selbst zu ihm.«

»Ich begleite Euch,« rief der Abbé Fouquet, »ich trage die Säcke.«

»Keine schlechte Späße,« sprach Fouquet mit strengem Ton . . . »Die Angelegenheit werde, wenn eine solche vorhanden ist, ernst behandelt. Vor Allem seien wir gastfreundlich. Entschuldigt mich, la Fontaine, bei dem artigen Mann, ich sei in

Verzweiflung, daß ich ihn habe warten lassen, doch seine Anwesenheit sei mir nicht bekannt gewesen.«

La Fontaine war schon weggegangen. Zum Glück begleitete ihn Gourville, denn ganz mit seinem Zahlen beschäftigt, irrte sich der Dichter im Wege und lief gegen Sainte-Maux.

Nach einer Viertelstunde wurde Herr Vanel in das Kabinett von Fouquet eingeführt, in dasselbe Kabinett, dessen Beschreibung wir mit allen Umständen am Anfang dieser Geschichte gegeben haben.

Als ihn Fouquet eintreten sah, rief er Pelisson und sprach ein paar Minuten leise mit ihm.

»Behaltet wohl, was ich Euch sage,« sprach er, »alles Silberzeug, alles Tafelgeschirr, alle Juwelen werden in den Wagen eingepackt. Ihr nehmt die Rappen; der Goldschmied begleitet Euch. Ihr verschiebt das Abendbrot bis zur Ankunft von Frau von Bellière.«

»Frau von Bellière muß benachrichtigt werden,« sagte Pelisson.

»Unnötig, ich übernehme das.«

»Gut!«

»Geht, mein Freund.«

Pelisson entfernte sich, schlecht erratend, aber voll Vertrauen, wie dies alle wahren Freunde sind, zu dem Willen, in den er sich fügte. Darin liegt die Stärke der auserkorenen Seelen. Das Mißtrauen ist nur für die untergeordneten Naturen gemacht.

Vanel verbeugte sich vor dem Oberintendanten und wollte eine Rede beginnen. Fouquet sagte aber artig zu ihm:

»Gerade heraus, mein Herr, es scheint mir, Ihr wollt meine Stelle erwerben.«

»Monseigneur . . . «

»Wie viel könnt Ihr dafür geben?«

»Es ist Eure Sache, Monseigneur, die Summe zu bestimmen. Ich weiß, daß man Euch Angebote gemacht hat.«

»Madame Vanel schätzt sie, wie ich höre, zu vierzehnmal hundert tausend Livres.«

»Das ist unsere ganze Habe.«

»Könnt Ihr die Summe sogleich geben?«

»Ich habe sie nicht bei mir,« erwiderte naiv Herr Vanel, denn er erschrak über diese Einfachheit, über diese Größe, da er Kämpfe, Schlauheiten Querzüge erwartet hatte.

»Wann werdet Ihr sie haben?«

»Wann es Monseigneur beliebt,« antwortete Vanel, Und er zitterte, Fouquet spottete seiner.

»Wenn es nicht Mühe machte, nach Paris zurückzukehren, so würde ich sagen: sogleich . . . «

»Ah! Monseigneur . . . «

»Aber wir wollen Bezahlung und Unterzeichnung aus morgen verschieben,« sagte der Oberintendant.

»Es sei,« erwiderte Vanel ganz betäubt.

»Um sechs Uhr,« fügte Fouquet bei.

»Um sechs Uhr,« wiederholte Vanel.

»Guten Abend. Herr Vanel, sagt Madame Vanel, ich küsse ihr die Hände.«

Nach diesen Worten stand Fouquet aus. Da sprach Vanel, dem das Blut in die Augen stieg, und der den Kopf zu verlieren anfang:

»Monseigneur, Monseigneur, gebt Ihr mir im Ernste das Wort?«

Fouquet wandte den Kopf um und erwiderte:

»Bei Gott! und Ihr?«

Vanel zauderte, bebte und streckte am Ende schüchtern die Hand aus.

Fouquet öffnete und streckte mit einer edlen Gebärde die seinige aus. Diese redliche Hand drückte sich eine Sekunde lang in die Feuchtigkeit einer gleißnerischen Hand ein. Vanel drückte die Finger von Fouquet, um sich besser zu überzeugen.

Der Oberintendant machte sachte seine Hand los und sprach:

»Gott befohlen!«

Vanel lief rückwärts nach der Türe, stürzte durch die Hausfluren und entflo.

VI.

Das Tafelgeschirr und die Diamanten von Frau von Bellière.

Kaum hatte Fouquet Herrn Vanel entlassen, als er einen Augenblick nachdachte.

»Man vermöchte nicht zu viel für die Frau zu tun, die man geliebt hat,« sagte er. »Marguerite wünscht Generalanwältin zu werden, warum sollte man ihr nicht dieses Vergnügen machen? Nun, da mir das ängstlichste Gewissen nichts mehr vorwerfen könnte, wollen wir einzig und allein an die Frau denken, die mich liebt. Frau von Bellière muß bald dort sein.«

Er deutete mit dem Finger aus die geheime Türe.

Nachdem er sich eingeschlossen, öffnete er den unterirdischen Gang und wandte sich rasch nach dem, zwischen dem Hause in Vincennes und seinem Hause bestehenden Verbindungswege.

Er hatte es unterlassen, seine Freundin mit dem Glöckchen zu benachrichtigen, da er sicher war, daß sie nie bei den Rendezvous fehlte.

Die Marquise war in der Tat eingetroffen. Sie wartete. Das Geräusch, das der Oberintendant veranlaßte, machte sie aufmerksam; sie lief hinzu, um unter der Türe das Billett in Empfang zu nehmen, das er ihr zuschob.

»Kommt, Marquise, man erwartet Euch beim Abendbrot.«

Glücklich und behende stieg Frau von Bellière in der Allee von Vincennes in ihren Wagen, und sie reichte bald aus der Freitreppe ihre Hand Gourville, der, um dem Gebieter zu gefallen, im Hof aus ihre Ankunft lauerte.

Sie hatte nicht rauchend und weiß von Schaum die Rappen von Fouquet zurückkommen sehen, welche nach Saint-Mandé Pelisson und den Goldschmied brachten, an den Frau von Bellière ihr Tafelgeschirr und ihre Juwelen verkauft hatte.

Pelisson führte diesen Mann in das Kabinett, das Fouquet noch nicht verlassen.

Fouquet dankte dem Goldschmied, daß er die Güte gehabt, ihm

wie ein hinterlegtes Gut diese Reichtümer aufzubewahren, die er zu verkaufen berechtigt gewesen. Er warf einen Blick auf die Gesamtsumme der Rechnungen, die sich aus dreizehnmal hundert tausend Livres belief.

Dann setzte er sich an sein Bureau und schrieb eine Anweisung von vierzehnhundert tausend Livres auf seine Kasse zahlbar nach Sicht vor Mittag des andern Tags.

»Hundert tausend Livres Gewinn!« rief der Goldschmied. »Oh! Monseigneur, welche Großmut!«

»Nein, nein, mein Herr,« erwiderte Fouquet, indem er die Schulter des Goldschmieds berührte, »es gibt Artigkeiten, die sich nie bezahlen lassen. Der Gewinn ist ungefähr der, den Ihr gemacht hättet; doch es bleibt das Interesse aus Eurem Geld.«

So sprechend machte er aus seiner Manschette einen Diamantknopf los, den derselbe Goldschmied oft zu dreitausend Pistolen geschätzt hatte, und sprach:

»Nehmt das zum Andenken an mich und lebt wohl; Ihr seid ein ehrlicher Mann.«

»Und Ihr,« rief der Goldschmied, tief gerührt, »Ihr, Monseigneur, seid ein wackerer Herr.«



Fouquet.

Fouquet ließ den Goldschmied durch eine Geheimtüre weggehen; dann empfing er Frau von Bellière, die schon alle Gäste umgaben.

Die Marquise war immer schön, doch an diesem Tag strahlte sie.

»Meine Herren,« sprach Fouquet, »findet Ihr nicht, daß Madame heute Abend von einer unvergleichlichen Schönheit ist? Wißt Ihr, warum?«

»Weil Madame die schönste der Frauen ist,« sagte Einer.

»Nein, sondern weil Madame die beste derselben ist. Doch . . . «

»Doch?« fragte die Marquise lächelnd.

»Doch alle Juwelen, welche Madame heute Abend trägt, bestehen aus falschen Steinen.«

Sie errötete.

»Ho! ho!« riefen alle Gäste, »man kann dies ohne Furcht von einer Dame sagen, welche die schönsten Diamanten von Paris besitzt.«

»Nun!« sagte Fouquet leise zu Pelisson.

»Ich habe endlich begriffen, und Ihr habt wohlgethan,« erwiderte Pelisson.

»Das ist ein Glück,« versetzte lachend der Oberintendant.

»Monseigneur, es ist ausgetragen,« rief Vatel majestätisch.

Die Woge der Gäste stürzte minder langsam, als es bei ministeriellen Feten gebräuchlich ist, in den Speisesaal, wo ein prachtvolles Schauspiel ihrer harrte.

Auf dem Schenktisch, auf dem Anrichttisch, auf der Tafel, unter Blumen und Lichtern glänzte zum Blenden das reichste Geschirr von Silber und Gold, das man sehen konnte; es war ein Überrest von den alten Herrlichkeiten, welche die von den Medicis mitgebrachten florentinischen Künstler für die prunkenden Tafeln, als es in Frankreich noch Gold gab, geschnitten, ziseliert, gegossen hatten; diese verborgenen Wunder, die man während der Bürgerkriege begraben, waren schüchtern in den Zwischenräumen des Krieges von gutem Geschmack, den man die Fronde nannte, wieder erschienen; die vornehmen Herren schlugen sich gegen die vornehmen Herren, töteten sich, beraubten sich aber nicht. All dieses Geschirr war mit dem Wappen von Frau von Bellière gezeichnet.

»Seht,« rief la Fontaine, »ein **P** und ein **B**.«

Das Seltsamste von Allem aber war das Gedecke der Marquise an dem Platz, den ihr Fouquet angewiesen hatte; hier erhob sich eine Pyramide von Diamanten, von Saphiren, von Smaragden, von antiken Kameen; der Sardonyr, graviert von den alten Griechen von Kleinasien mit seiner Fassung von mystischem Gold, die herrlichen Mosaike des alten Alexandrien in Silber gefaßt, die massiven Armspangen Ägyptens aus der Zeit von Cleopatra lagen aus einer großen Platte von Palissy umher,

welche aus einen Dreifuß von vergoldetem Bronze von Benvenuto's Meisterhand ruhte.



Die Marquise erbleichte, als sie sah, was sie nimmer wiederzusehen glaubte, Ein tiefes Stillschweigen, der Vorläufer einer lebhaften Aufregung, herrschte unter den betäubten Gästen des Saales.

Fouquet machte nicht einmal ein Zeichen, um alle die buntscheckigen Diener wegzujagen, welche sich wie geschäftige Bienen bei den Schenktischen umhertrieben.

»Meine Herren,« sagte er, »das Tafelgeschirr, das Ihr hier seht, gehörte Frau von Bellière, die eines Tags, als sie einen ihrer Freunde in Verlegenheit sah, all dieses Gold und all dieses Silber nebst der Masse von Juwelen, die sich vor ihr erheben, zum Goldschmied schickte. Diese schöne Handlung einer Freundin mußte von Freunden, wie Ihr seid, begriffen werden. Glücklicher der

Mann, der sich so geliebt sieht. Trinken wir aus die Gesundheit von Frau von Bellière.«

Ein ungeheures Beifallsgeschrei übertönte seine Worte und machte stumm, ohnmächtig aus ihren Sitz die arme Frau fallen, die ihre Sinne verloren, den Vögeln Griechenlands ähnlich, die über der Arena von Olympia den Himmel durchschnitten.

»Und dann,« fügte Pelisson bei, den jede Tugend rührte, jede Schönheit bezauberte,«trinken wir auch ein wenig aus die Gesundheit desjenigen, welcher zu der schönen Handlung inspiriert hat, denn ein solcher Mann muß geliebt zu werden würdig sein.«

Es war die Reihe an der Marquise. Sie erhob sich bleich und lächelnd und streckte mit einer schwachen Hand, deren zitternde Finger die Finger von Fouquet streiften, ihr Glas aus, während ihre sterbenden Augen noch alle Liebe hervorriefen, die dieses edle Herz durchglühten.

Aus diese heroische Weise begonnen, wurde das Abendbrot bald zu einem Feste; Keiner beschäftigte sich damit, Geist zu haben. Niemand fehlte es daran.

La Fontaine vergaß seinen Gorgny-Wein, und erlaubte Vatel, ihn mit den Rhone Weinen und den spanischen zu versöhnen.

Der Abbé Fouquet wurde so gutmütig, daß Gourville zu ihm sagte: »Nehmt Euch in Acht, Herr Abbé, wenn Ihr so zart seid, wird man Euch aufspeisen.«

Die Stunden vergingen so freudig und Rosen aus die Gäste austreuend. Der Oberintendant verließ die Tafel gegen seine Gewohnheit erst mit den letzten Spenden des Dessert.

Er lächelte den meisten von seinen Freunden zu, welche trunken waren, wie man es ist, wenn man das Herz vor dem Kopf berauscht hat, und zum ersten Mal schaute er nach der Uhr.

Plötzlich rollte ein Wagen in den Hof, und man hörte ihn seltsamer Weise mitten unter dem Lärmen und den Gesängen.

Fouquet horchte aufmerksam und wandte dann seine Blicke nach dem Vorzimmer. Es kam ihm vor, als ertönte ein Tritt, uns als lastete dieser Tritt aus seinem Herzen, statt aus den Boden zu drücken.

Instinkartig verließ sein Fuß den Fuß, den Frau von Bellière

seit zwei Stunden aus den seinigen stützte.

»Herr d'Herblay, Bischof von Vannes,« rief der Huissier.

Und das düstere, nachdenkende Gesicht von Aramis erschien über der Schwelle zwischen den Überresten von zwei Girlanden, deren Fäden eine Lampenflamme zerrissen hatte.

VII.

Die Quittung von Herrn von Mazarin.

Fouquet würde einen Freudenschrei beim Anblick eines neuen Freundes ausgestoßen haben, hätten ihm nicht die eisige Miene und der zerstreute Blick von Aramis seine ganze Zurückhaltung verliehen.

»Wollt Ihr uns das Dessert verzehren helfen?« fragte er jedoch. »Habt Ihr nicht ein wenig bange vor all dem Lärmen, den unsere Tollheiten machen?«

»Monseigneur,« erwiderte Aramis ehrerbietig, »ich habe mich vor Allem bei Euch zu entschuldigen, daß ich Eure freudige Gesellschaft störe, dann bitte ich Euch, nach den Vergnügungen, um einen Augenblick Gehör in Geschäften.«

Da das Wort Geschäfte einige Epikuräer die Ohren spitzen machte, so stand Fouquet aus und sprach:

»Den Geschäften gehört jeder Zeit, Herr d'Herblay, und wir sind zu glücklich, wenn sie erst nach dem Mahle kommen.«

So sprechend nahm er Frau von Bellière, die ihn mit einer Art von Unruhe anschaute, bei der Hand und führte sie in den anstoßenden Salon, wo er sie den Vernünftigsten der Gesellschaft anvertraute.

Hiernach wandte er sich mit Aramis nach seinem Kabinett.

Sobald Aramis hier war, vergaß er die Achtung und die Etiquette; er setzte sich.

»Erratet, was ich diesen Abend gesehen habe,« sagte er.

»Mein lieber Chevalier, so oft Ihr anfangt, bin ich sicher, Euch etwas Unangenehmes verkündigen zu hören.«

»Auch diesmal habt Ihr Euch nicht getäuscht.«

»Laßt mich nicht schmachten,« sagte Fouquet phlegmatisch.

»Nun wohl! ich habe Frau von Chevreuse gesehen.«

»Die alte Herzogin?«

»Ja.«

»Oder ihren Schatten?«

»Nein. Eine alte Wölfin.«

»Ohne Zähne?«

»Es ist möglich, doch nicht ohne Krallen.«

»Wohl! warum sollte sie mir böse sein? Ich bin nicht geizig gegen die Frauen, die nicht spröde sind. Das ist eine Eigenschaft, welche stets geschätzt wird, selbst von dem Weibe, das nicht mehr Liebe hervorzurufen wagt.«

»Frau von Chevreuse weiß wohl, daß Ihr nicht geizig seid, da sie Euch Geld entreißen will.«

»Gut. Unter welchem Vorwand?«

»Oh! an Vorwänden fehlt es ihr nicht. Vernehmt also.«

»Ich höre.«

»Es scheint, die Herzogin besitzt mehrere Briefe von Herrn von Mazarin.«

»Das wundert mich nicht, der Prälat war galant.«

»Ja, doch diese Briefe haben keine Beziehung zu den Liebschaften des Prälaten. Sie sollen von Finanzangelegenheiten handeln.«

»Das ist minder interessant.«

»Ihr ahnt nicht ein wenig, was ich sagen will?«

»Durchaus nicht.«

»Solltet Ihr nie von einer Anklage der Entwendung von Fonds haben reden hören?«

»Hundertmal! tausendmal! seitdem ich im Amte bin, habe ich nur hiervon reden hören. Gerade wie man Euch, dem Bischof, Eure Gottlosigkeit, Euch, dem Musketier, die Feigheit vorwirft, so wirft man dem Minister der Finanzen beständig vor, er bestehle die Finanzen.«

»Gut, doch nehmen wir es genauer, denn Herr von Mazarin gibt genau an, wie die Frau Herzogin sagt.«

»Was gibt er genau an?«

»Etwas wie eine Summe von dreizehn Millionen, deren Verwendung bestimmt aufzuführen Ihr Euch enthalten hättet.«

»Dreizehn Millionen!« sagte der Oberintendant, während er sich in seinem Lehnstuhl ausstreckte, um den Kopf besser zum Plafond zu erheben. »Dreizehn Millionen! Oh! bei Gott! seht, ich

suche sie unter allen denen, welche gestohlen zu haben man mich beschuldigt.«

»Lacht nicht, mein lieber Herr, die Sache ist ernst. Es ist gewiß, daß die Herzogin diese Briefe besitzt, und daß die Briefe gut sein müssen, in Betracht, daß sie dieselben um fünfmal hunderttausend Livres verkaufen wollte.«

»Man kann eine hübsche Verleumdung um diesen Preis haben,« erwiderte Fouquet. »Doch ja, ich weiß, was Ihr sagen wollt.«

Fouquet lachte herzlich.

»Desto besser,« versetzte Aramis ein wenig beruhigt.

»Ich erinnere mich der Geschichte mit den dreizehn Millionen wieder. Ja, so ist es, ich habe sie.«

»Ihr macht mir ein großes Vergnügen, laßt ein wenig hören.«

»Stellt Euch vor, mein Lieber, daß der Signor Mazarini, Gott habe seine Seele, eines Tags diesen Gewinn von dreizehn Millionen an einer Concession von Gütern im Veltlin, die im Streit begriffen, machte: er durchstrich sie im Register der Einnahmen, ließ sie mich abschicken und dieselben sich für Kriegskosten geben.«

»Gut, dann ist die Bestimmung gerechtfertigt.«

»Nein, der Kardinal ließ sie unter seinem Namen anlegen und schickte mir eine Quittung.«

»Ihr habt diese Quittung?«

»Gewiß,« erwiderte Fouquet, indem er ruhig aufstand, um zu den Schubladen seines großen ebenholzernen, mit Perlmutter und Gold eingelegten Schreibtisches zu gehen.

»Was ich an Euch bewundere,« sagte Aramis entzückt, »ist vor Allem Euer Gedächtnis, sodann Eure Kaltblütigkeit und endlich die vollkommene Ordnung, welche in der Verwaltung von Euch, der Ihr vorzugsweise Dichter, herrscht.«

»Ja,« erwiderte Fouquet, »ich habe Ordnung aus Trägheitsgeist, um mir die Mühe des Suchens zu ersparen. So weiß ich, daß der Schein von Mazarin in der dritten Schublade, Buchstabe M, liegt; ich öffne diese Schublade und lege die Hand unmittelbar auf das Papier, das ich brauche. Ich würde es bei Nacht ohne Licht finden.«

Und er griff mit sicherer Hand nach dem Bündel in der offenen Schublade aufgehäufter Papiere.

»Mehr noch,« fuhr er fort, »ich erinnere mich des Papiers, als ob ich es vor mir sähe; es ist stark, runzelig und am Schnitt vergoldet: Mazarin hatte einen Tintenklecks auf die Zahl des Datum gemacht. Nun! hier ist das Papier, es fühlt, daß man sich mit ihm beschäftigt und seiner bedarf: es verbirgt sich und sträubt sich.

Hierbei schaute der Intendant in die Schublade.

Aramis war ausgestanden.

»Das ist sonderbar!« sagte Fouquet.

»Euer Gedächtnis täuscht Euch, mein lieber Herr, sucht in einem andern Bündel.«

Fouquet nahm den Pack Papier und durchlief ihn noch einmal; dann erbleichte er.

»Bleibt nicht hartnäckig bei diesem,« sagte Aramis, »sucht anderswo.«

»Vergebens, vergebens, ich begehe nie einen Irrtum; Niemand außer mir ordnet dergleichen Papiere; Niemand öffnet diese Schublade, an der ich, wie Ihr seht, einen Mechanismus habe anbringen lassen, dessen Geheimnis nur ich allein kenne.«

»Was schließt Ihr hieraus?« fragte Aramis bewegt.

»Daß mir der Schein von Mazarin gestohlen worden ist. Frau von Chevreuse hat Recht, Chevalier; ich habe die öffentlichen Gelder veruntreut; ich habe dreizehn Millionen aus der Staatskasse gestohlen, ich bin ein Dieb, Herr d'Herblay.«

»Herr! Herr! erzürnt Euch nicht, exaltiert Euch nicht!«

»Warum sollte ich mich nicht exaltieren, Chevalier? die Sache ist schon der Mühe wert! Ein guter Prozeß, eine gute Verurteilung, und Euer Freund, der Herr Oberintendant, kann nach Montsaucon seinem Collegen Enguerrand von Marigny, seinem Vorgänger Semblancay folgen!«

»Oh! nicht so rasch!« versetzte Aramis lächelnd.

»Wie, nicht so rasch! Was denkt Ihr denn, daß Frau von Chevreuse mit diesen Briefen gemacht haben werde, denn nicht wahr, Ihr habt sie zurückgewiesen?«

»Oh! ja, geradezu zurückgewiesen. Ich denke, sie wird zu Herrn

Colbert gegangen sein, um sie an diesen zu verkaufen.«

»Seht Ihr!«

»Ich habe gesagt, ich denke, ich könnte sagen, ich sei dessen sicher, denn ich habe ihr nachgeschickt; als sie mich verließ., kehrte sie zuerst nach Hause zurück, dann ging sie durch eine Hintertüre hinaus und begab sich nach der Wohnung des Intendanten in der Rue Croix-des-Petits-Champs.«

»Somit also Prozeß, Skandal und Schande, Alles niederfallend wie der Blitz, blind, roh, unbarmherzig!«

Aramis näherte sich Fouquet, der in seinem Lehnstuhl bei der offenen Schublade bebt; er legte die Hand auf seine Schulter und sprach mit liebevollem Ton:

»Vergeßt nie, daß die Stellung von Herrn Fouquet sich nicht mit der von Semblancay oder Marigny vergleichen läßt.«

»Mein Gott! warum nicht?«

»Weil man diesen Ministern den Prozeß gemacht, sie abgeurteilt und den Spruch vollzogen hat, während in Beziehung auf Euch nicht dasselbe geschehen kann.«

»Ich frage Euch noch einmal, warum nicht? In allen Zeiten sind die Menschen, welche Gelder unterschlagen, Verbrecher.«

»Die Verbrecher, welche ein Asyl zu finden wissen, sind nie in Gefahr!«

»Mich flüchten, entfliehen!«

»Ich spreche nicht hiervon, und Ihr vergeßt, daß dergleichen Prozesse vom Parlament hervorgerufen und vom Generalanwalt instruiert werden, und daß Ihr Generalanwalt seid. Ihr seht wohl, daß, wenn Ihr Euch nicht etwa selbst verurteilen wollt . . . «

»Oh!« rief Fouquet plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlagend.

»Nun! was? was gibt es?«

»Ich bin nicht mehr Generalanwalt.«

Nun erbleichte Aramis dergestalt, daß er leichenfarbig aussah; er preßte seine Finger zusammen, daß sie an einander krachten, schaute mit einem verstörten Auge den Oberintendanten an und sprach, jede Silbe abstoßend:

»Ihr seid nicht mehr Generalanwalt?«

»Nein!«

»Seit wann?«

»Seit vier bis fünf Stunden.«

»Nehmt Euch in Acht!« rief Aramis, »ich glaube, Ihr seid nicht im Besitz Eures gesunden Verstandes; mein Freund, erholt Euch.«

»Ich sage Euch, daß vor Kurzem Jemand im Auftrage meiner Freunde hier gewesen ist, um mir vierzehnmal hundert tausend Livres für meine Stelle anzubieten, und daß ich meine Stelle verkauft habe.«

Aramis blieb ganz verblüfft; sein verständiges, spöttisches Gesicht nahm einen Ausdruck düsterer Bangigkeit an, der eine tiefere Wirkung aus den Oberintendanten hervorbrachte, als alle Schreie und alle Reden der Welt.

»Ihr hattet also Geld nötig?« fragte er endlich.

»Ja, um eine Ehrenschild abzutragen.«

Und er erzählte Aramis mit wenigen Worten die, Großmut von Frau von Bellière und die Art, wie er diese Großmut bezahlen zu müssen geglaubt hatte.

»Das ist ein schöner Zug,« sagte Aramis; »und das kostet Euch?«

»Gerade die vierzehnmal hundert tausend Livres meiner Stelle.«

»Die Ihr ganz einfach, ohne nachzudenken, in Empfang genommen habt, o unkluger Freund!«

»Ich habe sie nicht in Empfang genommen, aber ich werde sie morgen erhalten.«

»Es ist also noch nicht abgemacht?«

»Es muß abgemacht sein, da ich dem Goldschmied für Mittag eine Anweisung aus meine Kasse gegeben habe, in die das Geld des Käufers zwischen sechs und sieben Uhr kommen wird.«

»Gott sei gelobt!« rief Aramis in die Hände klatschend, »nichts ist völlig abgetan, da Ihr noch nicht bezahlt seid.«

»Aber der Goldschmied?«

»Ihr erhaltet von mir die vierzehnmal hundert tausend Livres um ein Viertel vor zwölf Uhr.«

»Einen Augenblick Geduld, diesen Morgen um sechs Uhr unterzeichne ich.«

»Oh! ich stehe Euch dafür, daß Ihr nicht unterzeichnet.«

»Ich habe mein Wort gegeben, Chevalier!«

»Wenn Ihr es gegeben habt, so werdet Ihr es zurücknehmen.«

»Oh! was sagt Ihr mir da!« rief Fouquet mit einem Ausdruck tiefer Rechtschaffenheit »ein Wort zurücknehmen, wenn man Fouquet ist!«

Aramis erwiderte den beinahe strengen Blick des Ministers mit einem zornigen Blick und sprach:

»Ich glaube, ich habe es verdient, ein ehrlicher Mann genannt zu werden, nicht wahr? Unter der Kasake des Soldaten habe ich fünf hundertmal mein Leben in Gefahr gesetzt; unter dem Kleide des Priesters habe ich Gott, dem Staate oder meinen Freunden noch viel größere Dienste geleistet. Ein Wort ist so viel wert, als der Mensch, der es gibt. Es ist, wenn er es hält, reines Gold; es ist ein schneidendes Eisen, wenn er es nicht halten will. Er verteidigt sich dann mit diesem Worte wie mit einer Ehrenwaffe, in Betracht, daß, wenn er dieses Wort nicht hält, der Ehrenmann, dies geschieht, weil er in Todesgefahr ist, weil die Gefahr, die er läuft, größer ist, als der Nutzen, den sein Gegner zu ziehen hat. Dann, mein Herr, appelliert man an Gott und an sein Recht.«

Fouquet neigte das Haupt und erwiderte:

»Ich bin ein armer hartnäckiger, gewöhnlicher Bretagner; mein Geist bewundert und fürchtet den Eurigen. Ich sage nicht, ich halte mein Wort aus Tugend; ich halte es, wenn Ihr wollt, aus Routine; aber die Menschen vom großen Haufen sind einfältig genug, sie zu bewundern, diese Routine, das ist meine einzige Tugend, laßt mir die Ehre davon.«

»Ihr werdet also morgen den, Verkauf der Stelle, die Euch gegen alle Eure Feinde beschützte, unterzeichnen?«

»Ich werde unterzeichnen.«

»Ihr werdet Euch an Händen und Füßen gebunden einem falschen Anschein von Ehre zu Liebe, den der ängstlichste Casuist verachten würde, ausliefern?«

»Ich werde unterzeichnen.«

Aramis stieß einen tiefen Seufzer aus und schaute mit der

Ungeduld eines Menschen, der gern etwas zerbrechen möchte, rings umher.

»Wir haben noch ein Mittel,« sagte er, »und ich hoffe, daß Ihr Euch nicht weigern werdet, dieses anzuwenden.«

»Sicherlich nicht, wenn es ehrenhaft ist, wie Alles, was Ihr ersinnt, teurer Freund.«

»Ich kenne nichts Ehrenhafteres, als eine Verzichtleistung von Seiten Eures Käufers. Ist er ein Freund von Euch?«

»Gewiß! . . . aber . . . «

»Aber! . . . Wenn Ihr mir erlaubt, die Sache zu behandeln, so verzweifle ich nicht.«

»Oh! ich überlasse es ganz Euch.«

»Mit wem habt Ihr unterhandelt? Was für ein Mensch ist es?«

»Ich weiß nicht, ob Ihr das Parlament kennt?«

»Zum großen Teil. Ist es ein Präsident?«

»Nein, ein einfacher Rat.«

»Ah! ah!«

»Er heißt Vanel.«

Aramis wurde purpurrot.

»Vanel!« rief er, sich erhebend; »Vanel, der Mann von Marguerite! Vanel!«

»Ganz richtig,«

»Der Mann Eurer ehemaligen Geliebten?«

»Ja, mein Teurer, sie hat Frau Generalanwältin in werden gewünscht. Ich war ihm dies wohl schuldig, dem armen Vanel, und ich gewinne dabei, da ich auch noch seiner Frau ein Vergnügen mache.«

Aramis ging gerade auf Fouquet zu, nahm ihn bei der Hand und sprach kaltblütig:

»Ihr wisst den Namen des neuen Liebhabers von Madame Vanel?«

»Ah! sie hat einen neuen Liebhaber? Das war mir nicht bekannt; meiner Treue, nein, ich weiß seinen Namen nicht.«

»Er heißt Herr Jean Baptist Colbert; er ist Intendant der Finanzen; er wohnt in der Rue Croix-des-Petits-Champs, da, wohin Frau von Chevreuse heute Abend die Briefe von Mazarin,

die sie verkaufen will, getragen hat.«

»Mein Gott!« rief Fouquet, seine von Schweiß triefende Stirne abwischend. »Mein Gott!«

»Nicht wahr, Ihr fangt an zu begreifen?«

»Daß ich verloren bin, ja.«

»Glaubt Ihr, es sei dies der Mühe wert, um auf ein Wort etwas weniger als Regulus zu halten?«

»Nein.«

»Die hartnäckigen Menschen richten es immer so ein, daß man sie bewundert,« sagte Aramis.

Fouquet reichte ihm die Hand.

In diesem Augenblick schlug eine reiche Uhr von Schildpatt mit goldenen Figuren, die aus einer Console dem Kamin gegenüber stand, die sechste Morgenstunde.

Eine Türe ächzte in der Hausflur. Gourville erschien aus der Schwelle des Kabinetts und sagte:

»Herr Vanel fragt, ob ihn Monseigneur empfangen könne.«

Fouquet wandte seine Augen von den Augen von Aramis ab und antwortete:

»Laßt Herrn Vanel eintreten.«

VIII.

Das Concept von Herrn Colbert.

Vanel, der in diesem Augenblick des Gesprächs eintrat, war für Aramis und Fouquet nichts Anderes, als der Punkt, mit dem der Satz endigt.

Aber für den ankommenden Vanel mußte die Gegenwart von Aramis im Kabinett von Fouquet eine ganz andere Bedeutung haben.

Der Käufer heftete auch bei seinem ersten Schritt im Zimmer aus die zugleich so seine und so feste Physiognomie des Bischofs von Bannes einen erstaunten Blick, der bald forschend wurde.

Fouquet aber, ein wahrer Politiker, das heißt, Herr seiner selbst, hatte schon durch die Kraft seines Willens von seinem Gesichte die Spuren der durch die Mitteilung von Aramis verursachten Aufregung verschwinden gemacht.

Es war also kein durch das Unglück niedergeschlagener und aus Auswege angewiesener Mensch mehr, er hatte den Kopf erhoben und die Hand ausgestreckt, um Vanel eintreten zu lassen.

Er war erster Minister, er war zu Hause.

Aramis kannte den Oberintendanten. Alle Zartheit seines Herzens, alle Mächtigkeit seines Geistes hatte nichts, was ihn in Erstaunen setzen konnte. Er beschränkte sich daher, entschlossen, später einen tätigen Antheil an dem Gespräch zu nehmen, aus die schwierige Rolle des Mannes, der schaut und horcht, um zu erfahren und zu verstehen.

Vanel war sichtbar bewegt. Er trat bis in die Mitte des Zimmers und begrüßte Alles und Alle.

»Ich komme . . . « sagte er.

Fouquet machte ein Zeichen mit dem Kopf und erwiderte:

»Ihr seid pünktlich, Herr Vanel.«

»In Geschäften, Monseigneur, ist die Pünktlichkeit meiner Ansicht nach eine Tugend,« sprach Vanel.

»Gewiß, mein Herr.«

»Verzeiht,« unterbrach Aramis, der mit dem Finger Vanel bezeichnete und sich an Fouquet wandte, »nicht wahr, der Herr hier kommt, um Eure Stelle zu kaufen?«

»Ja,« antwortete Vanel ganz verwundert über den stolzen Ton, mit dem Aramis diese Frage machte. »Doch wie muß ich denjenigen nennen, der mir die Ehre erweist?«

»Nennt mich Monseigneur,« erwiderte Aramis trocken.

»Ah! meine Herren,« rief Fouquet, »genug der Zeremonien, kommen wir zur Sache.«

»Monseigneur steht, ich warte aus sein Belieben,« sagte Vanel.

»Ich bin es im Gegenteil, der wartete,« versetzte Fouquet.

»Worauf wartete Monseigneur?«

»Ich dachte, Ihr hättet mir etwas zu sagen.«

»Ho! ho!« murmelte Vanel in seinem Innern, »er hat überlegt, ich bin verloren.«

Doch er faßte wieder Mut und sprach:

»Nein, Monseigneur, nichts, durchaus nichts, als was ich Euch gestern gesagt habe und Euch zu wiederholen bereit bin.«

»Sprecht offenherzig, Herr Vanel, ist der Kauf nicht ein wenig schwer für Euch?«

»Allerdings, Monseigneur, fünfzehnmal hunderttausend Livres sind eine bedeutende Summe.«

»So bedeutend, daß ich mir überlegt hatte.«

»Ihr hattet überlegt, Monseigneur?« rief Vanel lebhaft.

»Ja, Ihr wäret vielleicht noch nicht im Stande, zu kaufen.«

»Oh! Monseigneur . . . «

»Beruhigt Euch, ich werde Euch nicht wegen eines Wortbruchs tadeln, der offenbar nur von Eurem Unvermögen herrühren kann.«

»Doch wohl, Ihr würdet mich tadeln, und Ihr hättet Recht, denn es ist das Benehmen eines Unklugen oder eines Narren, Verbindlichkeiten einzugehen, die er nicht halten kann, und ich habe stets eine verabredete Sache als eine abgemachte Sache betrachtet.«

Fouquet errötete. Aramis machte ein hm! der Ungeduld.

»Man müßte es indessen bei solchen Ideen nicht übertreiben, mein Herr,« entgegnete der Oberintendant; »denn der Geist des Menschen ist veränderlich und voll kleiner, sehr entschuldbarer, zuweilen sogar sehr achtbarer Launen, und was Einer gestern gewünscht hat, bereut er heute.«

Vanel fühlte einen kalten Schweiß von seiner Stirne über seine Wangen herabfließen und stammelte:

»Monseigneur! . . . «

Glücklich, den Oberintendanten eine so unbefangene Stellung in der Debatte nehmen zu sehen, stützte sich Aramis mit dem Ellenbogen aus den Marmor eines Wandtisches und sang an mit einem kleinen goldenen Messer, dessen Griff von Malachit, zu spielen.

Fouquet sah seine Zeit ab; dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte er:

»Hört, mein lieber Herr Vanel, ich will Euch die Lage der Dinge auseinandersetzen.«

Vanel bebte.

»Ihr seid ein galanter Mann, und als ein solcher werdet Ihr begreifen,« fuhr Fouquet fort.

Vanel wankte.

»Ich wollte gestern verkaufen . . . «

»Monseigneur *wollte* nicht nur gestern verkaufen, Monseigneur hat verkauft,« unterbrach Vanel den Oberintendanten.

»Gut! es mag sein. Doch heute erbitte ich mir von Euch als eine Gunst, daß Ihr mir das Wort zurückgebt, das Ihr gestern von mir empfangen habt.«

»Dieses Wort, ich habe es empfangen,« sagte Vanel wie ein unbeugsames Echo.

»Ich weiß es, deshalb stehe ich Euch an, Herr Vanel, hört Ihr wohl? ich flehe Such an, es mir zurückzugeben.«

Fouquet hielt inne. Das Wort: ich flehe Euch an, dessen unmittelbare Wirkung er nicht sah, hatte ihm beim Durchgang die Kehle zerrissen.

Aramis, der beständig mit seinem Messer spielte, heftete auf Vanel Blicke, die bis in den Grund seiner Seele dringen zu wollen schienen.

Vanel verbeugte sich und erwiderte:

»Monseigneur, ich bin sehr gerührt von der Ehre, daß Ihr mich über eine vollendete Tatsache zu Rate zieht; aber . . . «

»Sprecht keine *aber*, lieber Herr Vanel.«

»Ach! Monseigneur, bedenkt doch, daß ich das Geld, ich will sagen, die Summe mitgebracht habe«

Vanel öffnete hier ein dickes Portefeuille und fuhr dann fort:

»Monseigneur, hier ist der Vertrag über den Verkauf, den ich mit einem Gute meiner Frau gemacht habe. Die Anweisung ist autorisiert, mit den nötigen Unterschriften versehen, zahlbar nach Sicht: es ist bares Geld, mit einem Wort, das Geschäft ist abgetan.«

»Mein lieber Herr Vanel, es gibt kein Geschäft in der Welt, so bedeutend es auch sein mag, das man nicht rückgängig macht, um zu verbinden . . . «

»Gewiß,« murmelte Vanel ungeschickter Weise.

»Um einen Mann zu verbinden, aus dem man sich so einen Freund schaffen wird,« fuhr Fouquet fort.

»Gewiß, Monseigneur.«

»Mit um so viel mehr Recht einen Freund, Herr Vanel, je bedeutender der geleistete Dienst sein wird. Nun, mein Herr, laßt hören, wozu entscheidet Ihr Euch?«

Vanel schwieg.

Mittlerweile hatte Aramis seine Beobachtungen zusammengefaßt.

Das schmale Gesicht von Vanel, seine tiefen Augenhöhlen, seine bogenartig runden Augenbrauen hatten dem Bischof von Vannes den Typus eines Geizigen und eines Ehrsuchtigen geoffenbart. Eine Leidenschaft durch eine andere Bresche schießen, dies war die Methode von Aramis. Er sah Fouquet besiegt, entmutigt, und warf sich mit neuen Waffen in den Kampf.

»Verzeiht, Monseigneur,« sagte er, »Ihr vergeßt, Herrn Vanel begreiflich zu machen, daß seine Interessen diesem Verzicht aus den Verkauf geradezu entgegengesetzt sind.«

Vanel schaute den Bischof ganz erstaunt an; aus dieser Seite eine Hilfsmacht zu finden, hatte er nicht erwartet. Fouquet hielt auch inne, um aus den Bischof zu hören.

»Herr Vanel,« fuhr Aramis fort, »Herr Vanel hat, um Eure Stelle zu kaufen, Monseigneur, ein Gut von seiner Frau Gemahlin verkauft; nun wohl! das ist ein Geschäft; man deplatziert nicht, wie er es getan hat, fünfzehnmal hunderttausend Livres ohne beträchtliche Verluste, ohne schwere Verlegenheiten.«

»Das ist wahr,« sagte Vanel, dem Aramis mit seinen leuchtenden Blicken die Wahrheit aus dem Grunde des Herzens riß.

»Verlegenheiten,« fuhr Aramis fort, »lösen sich in Ausgaben aus, und wenn man ein Geldgeschäft macht, kommen die Geldausgaben unter Nro. 1 bei den Beschwerden.«

»Ja, ja,« sagte Fouquet, der die Absicht von Aramis zu erraten anfang.

Vanel blieb stumm: er hatte begriffen.

Aramis bemerkte diese Kälte und diese Zurückhaltung.

»Gut!« sagte er zu sich selbst, »häßliches Gesicht, du spielst den Diskreten, bis du die Summe kennst; doch sei unbesorgt, ich will dir einen solchen Hagel von Talern zuschicken, daß du kapitulieren wirst.«

»Wir müssen sogleich Herrn Vanel hunderttausend Taler anbieten,« sprach Fouquet von seiner Großmut hingerissen.

Die Summe war schön. Ein Fürst hätte sich, mit einem solchen Reukauf begnügt. Hunderttausend Taler waren in jener Zeit die Mitgift einer Königstochter.

Vanel rührte sich nicht.

»Das ist ein Schelm,« dachte der Bischof, »er braucht die runde Summe von fünfmal hunderttausend Livres.«

Und er machte Fouquet ein Zeichen.

»Ihr scheint mehr als dieses ausgegeben zu haben, mein lieber Herr Vanel,« sagte der Oberintendant. »Oh! das Geld ist sehr teuer. Ja, Ihr werdet bei dem Verkauf dieses Gutes ein Opfer gebracht haben. Ei! wo hatte ich den Kopf! Ich will Euch eine Anweisung von fünfmal hunderttausend Livres unterzeichnen, und dabei bin ich Euch noch mit ganzem Herzen verbunden.«

Es kam bei Vanel weder Freude, noch Verlangen zum Ausbruch. Seine Physiognomie blieb unempfindlich und keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich.

Aramis sandte Fouquet einen verzweifelten Blick zu. Dann näherte er sich Vanel, nahm ihn mit der den Menschen von großem Gewicht eigentümlichen Gebärde oben an seinem Wamms und sagte:

»Herr Vanel, es ist nicht die Klemme, nicht das Ausbringen des Geldes, nicht der Verkauf Eures Gutes, was Euch in Anspruch nimmt; es ist ein höherer Gedanke; ich begreife ihn: Merkt wohl aus meine Worte.«

»Ja, Monseigneur,« antwortete Vanel.

Und der Unglückliche fing an zu zittern; das Feuer der Augen des Prälaten verzehrte ihn.

»Ich biete Euch also, ich, im Namen des Oberintendanten, nicht dreimal hunderttausend Livres, sondern eine Million. Eine Million, hört Ihr?«

Und er schüttelte ihn mit nervigem Arme.

»Eine Million!« wiederholte Vanel ganz bleich.

»Eine Million, das heißt in gegenwärtiger Zeit siebzigtausend Livres Einkünfte.«

»Ah! mein Herr,« sagte Fouquet, »das schlägt man nicht aus. Antwortet also: nehmt Ihr an?«

»Unmöglich,« murmelte Vanel.

Aramis biß sich aus die Lippen, und etwas wie eine weiße Wolke zog über sein Gesicht hin.

Man erriet den Blitz hinter dieser Wolke. Er ließ Vanel nicht los.

»Nicht wahr, Ihr habt die Stelle um fünfzehnmal hunderttausend Livres gekauft? Wohl! man wird Euch diese fünfzehnmal hunderttausend Livres geben. Ihr habt anderthalb Millionen damit gewonnen, daß Ihr Herrn Fouquet besucht und seine Hand berührt. Ehre und Gewinn zugleich, Herr Vanel.«

»Ich kann nicht,« sagte Vanel mit dumpfem Ton.

»Gut,« sprach Aramis, der das Wamms dergestalt zusammengepreßt hatte, daß Vanel in dem Augenblick, wo er es losließ, durch die Erschütterung zurückgeschleudert wurde; »gut! man sieht klar genug, was Ihr hier gewollt.«

»Ja, man sieht es,« rief Fouquet.

»Aber . . . « versetzte Vanel, der sich von der Schwäche dieser

zwei Ehrenmänner emporzurichten suchte.

»Der Schurke erhebt die Stimme, denke ich!« sprach Aramis mit dem Tone eines Kaisers.

»Schurke!« wiederholte Vanel.

»Das ist erbärmlich, wollte ich sagen,« fügte Aramis wieder kalt geworden bei. »Zieht rasch Euren Verkaufsvertrag hervor; Ihr müßt ihn ganz fertig in einer von Euren Taschen haben, wie der Räuber seine Pistole oder seinen Dolch unter seinem Mantel verborgen hält.«

Vanel brummelte.

»Genug!« rief Fouquet, »reicht mir den Vertrag.«

Vanel störte zitternd in seiner Tasche; er zog sein Portefeuille hervor, und aus dem Portefeuille fiel ein Papier, während Vanel Fouquet das andere reichte.

Aramis schoß aus das Papier zu, dessen Schrift er erkannte.

»Verzeiht, das ist das Concept der Urkunde,« sagte Vanel.

»Ich sehe es wohl,« erwiderte Aramis mit einem Lächeln, das grausamer, als ein Peitschenhieb gewesen wäre, »und dabei bewundere ich, daß dieses Concept von der Hand von Herrn Colbert ist. Seht, Monseigneur, schaut.«

Er reichte das Concept Fouquet und dieser erkannte die Wahrheit der Tatsache. Mit Durchstrichen, mit beigefügten Worten überladen und am Rande ganz geschwärzt, enthüllte diese Urkunde, ein lebendiges Zeugnis vom Anschlag Colberts, dem Opfer Alles.

»Nun?« murmelte Fouquet.

Ganz niedergeschmettert, schien Vanel ein tiefes Loch zu suchen, um sich darin zu versenken.

»Nun!« sprach Aramis, »wenn Ihr nicht Fouquet hießet, und Euer Feind nicht Colbert, wenn Ihr nur diesen feigen Dieb hier vor Euch hättet, so würde ich Euch sagen: Leugnet, ein solcher Beweis hebt jedes Wort aus; doch diese Leute würden glauben, Ihr habet Angst; sie würden Euch weniger fürchten; nehmt, Monseigneur.«

Er reichte ihm die Feder und fügte bei:

»Unterzeichnet.«

Fouquet drückte Aramis die Hand, doch statt der Urkunde, die man ihm reichte, nahm er das Concept.

»Nein, nicht dieses Papier! sondern jenes,« sagte Aramis lebhaft - »Das andere ist zu kostbar, als daß Ihr es nicht behalten solltet.«

»Oh! nein,« entgegnete Fouquet; »ich werde auf der Schrift von Herrn Colbert selbst unterzeichnen, und ich schreibe: ›Die Schrift gut geheißen.«

Er unterzeichnete und sprach dann:

»Nehmt, Herr Vanel.«

Vanel ergriff das Papier, gab sein Geld und wollte entfliehen.

»Einen Augenblick Geduld!« rief Aramis. »Seid Ihr sicher, daß das Geld richtig ist? Dergleichen zählt man, Herr Vanel, besonders wenn es Geld ist, das Herr Colbert den Weibern schenkt. Ah! dieser würdige Herr Colbert ist nicht so freigebig, wie Herr Fouquet.«

Und jedes Wort, jeden Buchstaben der Anweisung einzeln aussprechend, destillierte Aramis seinen ganzen Zorn und seine ganze Verachtung Tropfen für Tropfen aus dem Elenden, der eine halbe Viertelstunde lang diese Marter erduldet; dann schickte man ihn weg, nicht mehr mit der Stimme, sondern mit der Gebärde, wie man einen albernen Bauernburschen wegschickt, einen Bedienten wegjagt.

Als Vanel sich entfernt hatte, schwiegen der Minister und der Prälat, einander anschauend, einen Augenblick.

»Nun?« sagte Aramis, der das Stillschweigen zuerst brach, »womit vergleicht Ihr einen Menschen, der, während er einen gepanzerten, bewaffneten, wütenden Feind bekämpfen sollte, seine Waffen wegwirft und seinem Gegner freundliche Küsse zusendet? Treue und Glauben sind eine Waffe, der sich die Schurken häufig gegen die redlichen Leute mit Glück bedienen. Die redlichen Leute müßten daher auch Falschheit gegen die Schufte anwenden, Ihr würdet sehen, wie stark sie wären, ohne aufzuhören, ehrlich zu sein.«

»Man würde ihre Handlungen schuftige Handlungen nennen,« erwiderte Fouquet.

»Keines Wegs; man würde das die Coquetterie der Ehrlichkeit

nennen. Da Ihr nun mit diesem Vanel abgeschlossen, da Ihr Euch des Glückes beraubt habt, ihn Euer Wort ableugnend niederzuschmettern, da Ihr ihm gegen Euch die einzige Waffe gegeben habt, die Euch zu Grunde richten kann . . . «

»Oh! mein Freund,« sprach Fouquet traurig, »Ihr seid nun wie der philosophische Lehrer, von dem eines Tages la Fontaine sprach. Er sieht, daß das Kind ertrinkt, und hält ihm eine Rede in drei Teilen,«

»Philosoph, ja; Lehrer, ja; Kind, das ertrinkt, ja; doch ein Kind, das man rettet, wie Ihr sehen werdet. Sprechen wir vor Allem von den Geschäften.«

Fouquet schaute ihn mit erstaunter Miene an.

»Habt Ihr mir nicht kürzlich einen gewissen Plan von einem Feste in Vaux mitgeteilt?«

»Ah! das war die gute Zeit.«

»Ein Fest, zu dem sich der König, glaube ich, selbst eingeladen hatte?«

»Nein, mein lieber Prälat, ein Fest, zu dem sich einzuladen Herr Colbert dem König geraten hatte.«

»Ah! ja, als zu einem Feste, das zu kostspielig wäre, daß Ihr Euch nicht dabei zu Grunde richten solltet.«

»So ist es. In der guten Zeit hatte ich, wie ich Euch vorhin sagte, den Stolz, meinen Feinden die Fruchtbarkeit meiner Mittel zu zeigen; ich setzte meine Ehre darein, sie mit Schrecken zu erfüllen, indem ich Millionen da schuf, wo sie nur mögliche Bankerotte gesehen hatten; heute aber rechne ich mit dem Staat, mit dem König, mit mir selbst; heute bin ich im Begriff, der Mann der Knickerei zu werden; ich werde der Welt zu beweisen wissen, daß ich mit Pfennigen zu Werke gehe, wie mit Pistolenstücken, und von morgen an, wenn meine Equipagen verkauft, wenn meine Häuser verpfändet sind, wenn mein Aufwand eingestellt ist . . . «

»Von morgen an,« unterbrach ihn Aramis ruhig, »von morgen an, mein lieber Freund, werdet Ihr Euch unablässig mit dem Feste in Vaux beschäftigen, das eines Tages unter den heroischen Herrlichkeiten Eurer schönen Zeit angeführt werden soll.«

»Ihr seid verrückt, Chevalier d'Herblay.«

»Ich? Das fällt Euch nicht ein,«

»Wie? wisst Ihr denn, was ein Fest, das einfachste der Welt, in Vaux kosten kann? Vier bis fünf Millionen.«

»Ich spreche nicht vom einfachsten der Welt, mein lieber Oberintendant.«

»Da das Fest dem König gegeben wird, so kann es aber nicht einfach sein,« entgegnete Fouquet, der sich in dem Gedanken von Aramis täuschte.

»Ganz richtig, es muß von der größten Pracht sein.«

»Dann werde ich zehn bis zwölf Millionen ausgeben.«

»Ihr werdet zwanzig ausgeben, wenn es sein muß,« erwiderte Aramis ohne alle Aufregung.

»Woher würde ich sie nehmen?« rief Fouquet.

»Das ist meine Sache, Herr Oberintendant, seid deshalb nicht einen Augenblick unruhig. Das Geld wird schneller zu Eurer Verfügung bereit liegen, als Ihr mit dem Plan für Euer Fest mit Euch im Reinen seid.«

»Chevalier! Chevalier!« rief Fouquet vom Schwindel ergriffen, »wohin reißt Ihr mich?«

»Aus die andere Seite des Abgrundes, in den Ihr zu fallen im Begriffe wart,« antwortete der Bischof von Vannes. »Hängt Euch an meinen Mantel an und habt nicht bange.«

»Warum habt Ihr mir das nicht früher gesagt, Aramis! Es ist ein Tag erschienen, wo Ihr mich mit einer Million gerettet hättet; während heute . . . «

»Während ich heute zwanzig ausgeben werde?« sagte der Prälat. »Gut, es mag sein. Doch der Grund ist einfach, mein Freund: an dem Tag, von dem Ihr sprecht, hatte ich die nötige Million nicht zu meiner Verfügung. Heute habe ich leicht die zwanzig Millionen, die ich brauchen werde.«

»Gott höre Euch und rette mich!«

Aramis lächelte wieder aus eine seltsame Weise wie gewöhnlich und sprach:

»Gott hört mich immer, dies hängt vielleicht davon ab, daß ich ihn sehr laut bitte.«

»Ich überlasse mich Euch ohne Rückhalt.«

»Oh! so verstehe ich es nicht. Ich gehöre Euch ohne Rückhalt. Auch werdet Ihr, der Ihr der feinste, zarteste und erfindungsreichste Geist seid, das ganze Fest bis auf die geringste Einzelheit anordnen. Nur . . . «

»Nun?« fragte Fouquet, wie ein Mensch, der gewohnt ist, den Wert der Parenthesen zu fühlen.

»Nun wohl! wenn ich Euch die Erfindung der Einzelheiten überlasse, so behalte ich mir die Überwachung der Ausführung vor.«

»Wie so?«

»Damit will ich sagen, Ihr werdet aus mir, für diesen Tag, einen Haushofmeister, einen Oberaufseher, eine Art von Factotum machen; ich werde als Kapitän der Garden und als Verwalter funktionieren, die Leute gehen machen und die Schlüssel der Türen haben; Ihr erteilt dann allerdings Sure Befehle, doch Ihr erteilt sie mir, sie gehen durch meinen Mund, um an ihre Bestimmung zu gelangen, begreift Ihr?«

»Nein, ich begreife nicht.«

»Doch Ihr willigt ein?«

»Bei Gott! ja, mein Freund.«

Mehr brauche ich nicht. Meinen Dank also, und macht die Liste der Einladungen.«

»Und wen werde ich einladen?«

»Alle Welt.«

IX.

Worin es dem Autor scheint, es sei Zeit, zum Vicomte von Bragelonne zurückzukehren.

Unsere Leser haben in dieser Geschichte parallel die Abenteuer der neuen Generation und die der vergangenen sich entrollen sehen.

Den Einen der Reflex des Ruhmes von Einst, die Erfahrung der schmerzlichen Dinge dieser Welt. Daher auch der Friede, der sich des Herzens bemächtigt und dem Blute um die Narben, welche grausame Wunden machten, zu entschlummern gestattet.

Den Anderen die Kämpfe der Eitelkeit und der Liebe, der bittere Kummer und die unaussprechlichen Freuden: das Leben statt der Erinnerung.

Ist eine Abwechslung vor den Augen des Lesers bei den Episoden dieser Erzählung aufgetaucht, so liegt die Ursache in den fruchtbaren Nuancen, welche aus dieser doppelten Palette hervorspringen. Zwei Gemälde gehen Seite an Seite, vermengen sich und setzen ihren strengen Ton und ihren freudigen gegenseitig in Einklang.

Die Ruhe der Bewegungen des einen findet sich im Schooße der Bewegungen des anderen. Nachdem man mit den Greisen vernünftig abgehandelt, tollt man gern mit den jungen Leuten.

Würden die Fäden dieser Geschichte nicht hinreichend das Kapitel, das wir schreiben, mit dem verknüpfen, welches wir geschrieben haben, so würde uns das nicht mehr Sorge machen, als es Ruysdael machte, einen Herbsthimmel zu malen, nachdem er einen Frühling vollendet hatte.

Wir fordern den Leser ans, ebenso zu tun und Raoul von Bragelonne an der Stelle wieder auszunehmen, wo ihn unsere letzte Skizze gelassen hatte.

Trunken, erschrocken, trostlos oder vielmehr ohne Vernunft, ohne Willen, ohne einen Entschluß, entfloh er nach der Szene, deren Ende er bei la Vallière gesehen hatte. Der König, Montalais, Louise, dieses Zimmer, diese seltsame Ausschließung, dieser

Schmerz von Louise, dieser Schrecken von Montalais, dieser Zorn des Königs, Alles weissagte ihm ein Unglück! Doch welches?

Von London angekommen, weil man ihm eine Gefahr verkündigte, fand er mit dem ersten Blick den Schein dieser Gefahr. War dies nicht genug für eine Liebe? Ja, gewiß, aber es war nicht genug für ein edles Herz, das stolz daraus, sich bei einer der seinigen gleichen Redlichkeit der Gefahr auszusetzen.

Raoul suchte indessen die Erklärungen nicht da, wo sie sogleich eifersüchtige Liebhaber oder schüchterne Ehemänner suchen. Er sprach nicht zu seiner Geliebten: »Louise, liebt Ihr mich nicht mehr? Louise, liebt Ihr einen Anderen?« Ein Mann voll Mut, voll Freundschaft wie er voll Liebe war, gewissenhaft, seinem Worte getreu, wie er an das Wort Anderer glaubte, sagte Raoul zu sich selbst: »Guiche hat mir geschrieben, um mich zu warnen; Guiche weiß etwas, ich will Guiche fragen, was er wisse, und ihm sagen, was ich gesehen habe.«

Der Weg zu diesem war nicht weit. Vor zwei Tagen von Fontainebleau nach Paris zurückgebracht, fing Guiche an, sich von seiner Wunde zu erholen, und machte ein paar Schritte in seinem Zimmer.

Er stieß einen Freudenschrei aus, als er Raoul mit seiner Freundschaftswut eintreten sah.

Raoul stieß einen Schmerzensschrei aus als er Guiche so bleich, so abgemagert erblickte. Zwei Worte und die Gebärde, die der Verwundete machte, um den Arm von Raoul zu entfernen, genügten, um den letzteren von der Wahrheit zu unterrichten.

»Ah! so ist es,« sagte Raoul, während er sich an die Seite seines Freundes setzte, »man liebt und man stirbt.«

»Nein, nein, man stirbt nicht, denn ich stehe und schließe Euch in meine Arme,« erwiderte Guiche lächelnd.

»Ah! ich verstehe.«

»Und ich verstehe Euch auch, Ihr lebt der Überzeugung, ich sei unglücklich, Raoul?«

»Leider.«

»Nein. Ich bin der glücklichste der Menschen, ich leide mit meinem Leib, aber nicht mit meinem Herzen, nicht mit meiner

Seele, Wenn Ihr wüsstet . . . Oh! ich bin der glücklichste der Menschen!«

»Oh! desto besser, desto besser, wenn es nur fortdauert.«

»Ah! ich habe genug bis zu meinem Tode, Raoul.«

»Ihr, das bezweifle ich nicht, doch sie . . . «

»Hört, Freund, ich liebe sie . . . weil . . . Aber Ihr hört mich nicht.«

»Verzeiht.«

»Ihr seid zerstreut.«

»Ja . . . Doch vor Allem, wie steht es mit Eurer Gesundheit?«

»Das ist es nicht.«

»Mein Lieber, ich glaube Ihr hättet Unrecht, mich zu befragen.«

Und er betonte dieses *Ihr* so, daß er seinen Freund völlig über die Natur des Übels und die Schwierigkeiten des Heilmittels aufklärte.

»Ihr sagt mir das, Raoul, wegen dessen, was ich Euch geschrieben habe.«

»Ja . . . Doch wollen wir nicht hiervon sprechen, wenn Ihr mir Eure Freuden und Eure Leiden bis zum Ende erzählt haben werdet?«

»Teurer Freund, ich gehöre Euch, ganz und aus der Stelle Euch.«

»Meinen Dank, ich habe Eile . . . ich brenne, ich bin von London hierher in der Hälfte der Zeit gekommen, welche die StaatsCouriere gewöhnlich brauchen. Nun! was wolltet Ihr?«

»Nichts Anderes, als Euch zur Rückkehr veranlassen.«

»Wohl, hier bin ich.«

»Dann ist es gut.«

»Ah! ich denke, es gibt noch etwas Anderes.«

»Meiner Treue, nein!«

»Guiche!«

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Ihr habt mich nicht mit Gewalt Hoffnungen entrissen, Ihr habt mich nicht einer Ungnade des Königs durch diese Rückkehr ausgesetzt, die eine Verletzung seiner Befehle ist, Ihr habt mir nicht die Eifersucht, diese Schlange, ins Herz gebunden, um mir

zu sagen: Es ist gut, schlaft ruhig!«

»Ich sage Euch nicht, schlaft ruhige Raoul, aber begreift mich wohl. Ich will und kann Euch nichts Anderes sagen.«

»Oh! mein Freund, für wen haltet Ihr mich?«

»Wie so?«

»Wenn Ihr wisst, warum verbergt Ihr mir? wenn Ihr nicht wisst, warum warntet Ihr mich?«

»Es ist wahr. Ich habe Unrecht gehabt. Ah! seht Ihr, ich bereue es, Raoul. Es ist nichts einem Freunde zu schreiben: Kommt! aber diesen Freund vor dem Antlitz haben, ihn schauern, unter der Erwartung eines Wortes, was man ihm nicht zu sagen wagt, keuchen fühlen!«

»Wagt es, ich habe Mut, wenn Ihr keinen habt!« rief Raoul in Verzweiflung.

»Oh! Ihr seid ungerecht und vergeßt, daß Ihr es mit einem armen Verwundeten, der Hälfte Eures Herzens, zu tun habt . . . Beruhigt Euch! Ich habe Euch geschrieben: Kommt! Ihr seid gekommen, verlangt nicht mehr von diesem unglücklichen Guiche.«

»Ihr habt mich kommen heißen, nicht wahr, in der Hoffnung, ich würde sehen?«

»Aber . . . «

»Kein Zögern! Ich habe gesehen.«

»Ah!« machte Guiche.

»Oder ich glaubte wenigstens . . . «

»Ihr seht, Ihr zweifelt. Doch wenn Ihr zweifelt, mein armer Freund, was bleibt mir zu tun übrig?«

»Ich habe la Vallière in Verwirrung, Montalais erschrocken gesehen . . . den König . . . «

»Den König?«

»Ja, Ihr wendet den Kopf ab; hier ist die Gefahr, hier ist das Übel, nicht wahr, es ist der König?«

»Ich sage nichts.«

»Oh! Ihr sagt tausend und aber tausendmal mehr. Oh! ich stehe Euch an, habt Mitleid, nennt mir Tatsachen! mein Freund, mein einziger Freund, sprecht. Mein Herz ist tief verwundet, es blutet,

ich sterbe vor Verzweiflung!«

»Wenn dem so ist, mein lieber Raoul, so erleichtert Ihr es mir und ich will sprechen, überzeugt, daß ich nur tröstliche Dinge sage, im Vergleich zu der Verzweiflung, in der ich Euch sehe.«

»Ich höre . . . ich höre! . . . «

»Wohl!« sprach der Graf Guiche, »ich kann Euch das sagen, was Ihr aus dem Munde des Ersten, des Besten erfahren würdet.«

»Des Ersten, des Besten? Man spricht also davon?« rief Raoul.

»Ehe Ihr sagt: Man spricht davon, erfährt zuerst, wovon man sprechen kann. Ich schwöre Euch, es handelt sich um nichts, was im Grunde nicht sehr unschuldig ist; vielleicht ein Spaziergang.«

»Ah! ein Spaziergang mit dem König?«

»Ja, mit dem König, doch mir scheint, der König ist schon sehr oft mit Damen spazieren gegangen, ohne daß deshalb . . . «

»Ich muß Euch wiederholen, Ihr hättet mir nicht geschrieben, wäre dieser Spaziergang sehr natürlich gewesen.«

»Ich weiß, daß der König während dieses Sturmes besser daran getan hätte, ein Obdach zu suchen, als mit entblößtem Haupte vor la Vallière stehen zu bleiben, doch . . . «

»Doch?«

»Der König ist so artig.«

»Ah! Guiche! Guiche! Ihr macht mich sterben.«

»Schweigen wir also.«

»Nein, fahrt fort. Auf diesen Spaziergang folgten andere?«

»Nein . . . das heißt, ja; es ist das Abenteuer bei der Eiche vorgefallen. Ist es das? Ich weiß es nicht.«

Raoul stand auf. Guiche suchte ihn, trotz seiner Schwäche, nachzuahmen.

»Seht Ihr,« sagte er, »ich werde kein Wort mehr beifügen; ich habe zu viel oder zu wenig gesagt. Andere werden Euch unterrichten, wenn sie wollen oder wenn sie können; meine Pflicht war. Euch zu warnen; ich habe es getan. Überwacht Eure Angelegenheiten nun selbst.«

»Ausfragen! ach! Ihr seid nicht mein Freund, Ihr, der Ihr so mit mir sprecht,« sagte trostlos der junge Mann. »Der Erste, den ich

ausfrage, wird ein Boshafter oder ein Dummkopf sein; ist er boshaft, so wird er mich belügen, um mich zu martern; ist er ein Dummkopf, so wird er noch Schlimmeres tun. Ah! Guiche, Guiche, ehe zwei Stunden vergehen, werde ich zehn Lügen und zehn Duelle gefunden haben. Rettet mich! ist es nicht das Beste, sein Unglück zu kennen?«

»Aber ich weiß nichts, sage ich Euch. Ich war verwundet, lag im Fieber; ich hatte den Geist verloren, und habe hiervon nur eine oberflächliche, verwischte Kenntnis. Doch, bei Gott! wir suchen sehr fern, während wir unsern Mann unter der Hand haben. Ist nicht Herr d'Artagnan Euer Freund?«

»Oh! das ist wahr! das ist wahr!«

»Geht also zu ihm. Er wird das Licht machen und Eure Augen nicht zu verletzen suchen.«

Ein Lackei trat ein.

»Was gibt es?« fragte Guiche.

»Man erwartet den Herrn Grafen im Porzellancabinet.«

»Gut. Ihr erlaubt, lieber Raoul. Seitdem ich gehe, bin ich stolz,«

»Ich würde Euch meinen Arm anbieten, Guiche, erriete ich nicht, daß die Person, die nach Euch schickt, eine Frau ist.«

»Ich glaube, ja,« erwiderte Guiche lächelnd; und er verließ Raoul.

Dieser blieb unbeweglich, in Gedanken versunken, niedergeschmettert wie der Bergmann, aus dem ein Gewölbe eingestürzt ist; er ist verwundet, sein Blut stieß, sein Geist unterbricht sich, er sucht sich aufzuraffen und sein Leben mit seiner Vernunft zu retten. Einige Minuten genügten Raoul, um die Blendungen dieser zwei Offenbarungen zu zerstreuen. Er hatte schon den Faden seiner Ideen wieder ausgegriffen, als er plötzlich durch die Türe die Stimme von Montalais im Porzellancabinet zu erkennen glaubte.

»Sie!« rief er. »Ja, es ist ihre Stimme. O! das ist eine Frau, die mir die Wahrheit sagen könnte; doch werde ich sie hier befragen? Sie verbirgt sich selbst vor mir. Sie kommt ohne Zweifel im Austrage von Madame. Ich werde sie in ihrer Wohnung sehen. Sie wird mir ihren Schrecken, ihre Flucht, die Ungeschicklichkeit, mit der man mich vertrieben hat, erklären; sie wird mir Alles

sagen, hat mir Herr d'Artagnan, der Alles weiß, das Herz wieder gestärkt. Madame . . . eine Coquette. Nun wohl! ja, eine Coquette, die aber in ihren guten Augenblicken liebt, eine Coquette, die wie der Tod oder das Leben ihre Laune hat, die aber Guiche sagen gemacht, er sei der glücklichste der Menschen. Dieser ist wenigstens der Rosen sicher. Vorwärts!«

Er entfloh aus dem Zimmer des Grafen und kam, während er sich zum Vorwurf machte, daß er mit Guiche nur von sich selbst gesprochen, zu d'Artagnan.

X.

Bragelonne setzt seine Fragen fort.

Der Kapitän hatte den Dienst, er saß im ledernen Lehnstuhl, den Sporn in den Boden eingedrückt, den Degen zwischen den Beinen und las, seinen Schnurrbart drehend, viele Briefe.

D'Artagnan gab ein Gebrumme der Freude von sich, als er den Sohn seines Freundes erblickte.

»Raoul, mein Junge,« sagte er, »durch welchen Zufall hat Dich der König zurückgerufen?«

Diese Worte klangen schlecht im Ohr des jungen Mannes, er setzte sich und erwiderte:

»Meiner Treue, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich zurückgekommen bin.«

»Hm!« machte d'Artagnan, indem er die Briefe, mit einem Blick voll Absicht aus Raoul gerichtet, wieder zusammenlegte

»Was sagst Du da, Junge? der König hat Dich nicht gerufen und Du bist zurückgekommen? Ich begreife das nicht recht.«

Raoul war schon bleich, er rollte schon seinen Hut mit einer trostlosen Miene zusammen.

»Was für eine Teufelsmiene machst Du, und was für ein Leichengesicht ist dies?« rief der Kapitän. »Nimmt man in England dergleichen Manieren an? Mordioux! ich war auch in England und bin munter zurückgekommen wie ein Fink. Wirst Du wohl sprechen?«

»Ich habe zu viel zu sagen.«

»Ah! ah! wie geht es Deinem Vater?«

»Teurer Freund, verzeiht mir, das wollte ich Euch fragen.«

D'Artagnan verdoppelte die Schärfe des Blickes, dem kein Geheimnis widerstand.

»Du hast Kummer,« sagte er.

»Bei Gott! Ihr wisst es wohl, Herr d'Artagnan.«

»Ich?«

»Allerdings. Oh! spielt nicht den Erstaunten.«

»Ich spiele nicht den Erstaunten, mein Freund.«

»Mein lieber Kapitän, ich weiß wohl, daß ich im Spiele der Schlaueit, wie in dem der Stärke von Euch geschlagen würde. In diesem Augenblick bin ich ein Dummkopf, ein winziges Wesen. Ich habe weder Gehirn, noch Arm, verachtet mich nicht, helft mir. Mit einem Worte, ich bin der elendste der lebenden Menschen.«

»Ho! ho! warum das?« fragte d'Artagnan, indem er seinen Gürtel aufschnallte und sein Lächeln milderte.

»Weil Fräulein de la Vallière mich betrügt.«

D'Artagnan veränderte das Gesicht nicht.

»Sie betrügt Dich! sie betrügt Dich! das sind große Worte, Wer hat sie Dir gesagt?«

»Alle Welt.«

»Ah! wenn es alle Welt gesagt hat, muß etwas Wahres daran sein. Ich meinerseits glaube an das Feuer, wenn ich den Rauch sehe. Das ist lächerlich, aber es ist so.«

»Ihr glaubt also?« rief Bragelonne lebhaft.

»Ah! wenn Du Dich an mich hältst . . . «

»Allerdings.«

»Ich mische mich nicht in dergleichen Angelegenheiten, Du weißt das wohl.«

»Wie! für einen Freund, für einen Sohn!«

»Ganz richtig. Wenn Du ein Fremder wärst, würde ich Dir sagen . . . ich würde Dir gar nichts sagen. Wie geht es Porthos, weißt Du es?«

»Herr,« rief Raoul, d'Artagnan die Hand drückend, »im Namen der Freundschaft, die Ihr meinem Vater gewidmet habt.«

»Ah! Teufel, Teufel! Du bist sehr krank . . . an Neugierde.«

»Nicht an Neugierde, an Liebe.«

»Gut. Abermals ein großes Wort. Wärest Du wirklich verliebt, mein teurer Raoul, so würde das ein großer Unterschied sein.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich sage, wenn Du von einer so ernsten Liebe erfüllt wärest, daß ich mich immerhin an Dein Herz zu wenden glauben könnte . . . Doch das ist unmöglich.«

»Ich sage Euch, daß ich Louise wahnsinnig liebe.«

D'Artagnan las mit seinen Augen im Grunde des Herzens von Raoul.

»Unmöglich, sage ich Dir. Du bist wie alle jungen Leute; Du bist nicht verliebt, Du bist verrückt.«

»Wohl! wenn es nur dieses wäre!«

»Nie hat ein vernünftiger Mensch in einem Schädel ein Gehirn, das sich dreht, in Ordnung gebracht. Ich habe mein Latein hundertmal in meinem Leben verloren. Du würdest mir zuhören und mich nicht hören; hörtest Du mich, so würdest Du mich nicht verstehen; verständest Du mich, so würdest Du mir nicht gehorchen.«

»Oh! versucht es, versucht es.«

»Ich sage mehr: wäre ich unglücklich genug, etwas zu wissen, und dumm genug, Dir etwas mitzuteilen . . . Du bist mein Freund, sagst Du?«

»Oh! ja.«

»Wohl! ich würde mich mit Dir entzweien, Du würdest mir nie verzeihen, daß ich Deine Illusion zerstört habe, wie man in der Liebe sagt.«

»Herr d'Artagnan! Ihr wisst Alles. Ihr laßt mich in der Verwirrung, in der Verzweiflung, im Tod! Das ist gräßlich!«

»La! la!«

»Ihr wisst, ich schreie nie. Da es mir Gott und mein Vater nie verzeihen würden, wenn ich mir mit einem Pistolenschuß den Kopf zerschmetterte, nun! so will ich mir das, was Ihr mir verweigert, von dem Ersten dem Besten erzählen lassen; ich werde ihn Lügen strafen . . . «

»Und ihn töten! Eine schöne Geschichte! Desto besser! Was tut das mir? Töte, mein Junge, töte, wenn es Dir Vergnügen macht. Das ist wie bei den Leuten, welche Zahnweh haben; sie sagen: ›Oh! wie leide ich! ich würde in Eisen beißen.‹ Ich antworte ihnen: ›Beißt, meine Freunde, beißt, der Zahn wird darin bleiben.‹

»Ich werde nicht töten, mein Herr,« sprach Raoul mit bitterer Miene.

»Ja, oh! ja, das ist so das Wesen von Euch Leuten heut zu Tage, nicht wahr, Ihr werdet Euch töten lassen? Ah! wie hübsch ist das und wie werde ich Euch bedauern! Wie werde ich den ganzen

Tag sagen: Er war ein tüchtiger Dummkopf, der kleine Bragelonne! ein doppelter Einfaltspinsel! Ich hatte mein Leben damit zugebracht, daß ich ihn einen Degen gehörig halten lehrte, und der Bursche hat sich nun speißen lassen, wie ein Vogel. Auf, Raoul! auf, laßt Euch töten, mein Freund. Ich weiß nicht, wer Euch in der Logik unterrichtet hat; aber, Gott verdamme mich! wie die Engländer sagen, der hat Eurem Vater das Geld gestohlen.«

Schweigend drückte Raoul seinen Kopf in seine Hände und murmelte:

»Man hat keine Freunde, nein!«

»Ah! bah!« rief d'Artagnan.

»Man hat nur Spötter oder Gleichgültige.«

»Possen! Ich bin, obgleich Gascogner, doch kein Spötter. Und gleichgültig! Wenn ich es wäre, so hätte ich Euch schon vor einer Viertelstunde zu allen Teufeln geschickt, denn Ihr würdet einen freudetollen Menschen traurig und einen traurigen Menschen tot machen. Wie, junger Mann, Ihr wollt, daß ich Euch einen Widerwillen gegen Euer Geliebte beibringe und Euch die Frauen verfluchen lehre, die die Ehre und die Seligkeit des menschlichen Lebens sind?«

»Sprecht, sprecht, und ich werde Euch segnen.«

»Ei! mein Lieber, glaubt Ihr, ich habe mir das Gehirn mit allen den Geschichten vom Schreiner und vom Portraitmaler und mit tausend andern Erzählungen, um stehend zu schlafen, vollgepfropft?

»Ein Schreiner? was bedeutet dieser Schreiner?«

»Meiner Treue, ich weiß es nicht; man hat mir gesagt, es sei ein Schreiner gewesen, der einen Boden durchbrochen.«

»Bei la Vallière?«

»Ah! ich weiß nicht, wo.«

»Beim König?«

»Gut! wenn es beim König wäre, würde ich es Dir wohl sagen, nicht wahr?«

»Bei wem denn?«

»Seit einer Stunde bringe ich mich damit um, daß ich Dir wiederhole, ich wisse es nicht.«

»Aber der Maler also? Das Portrait?«

»Es scheint, der König hat das Portrait einer Dame vom Hofe malen lassen.«

»Von la Vallière?«

»Ei! Du hast nur diesen Namen im Mund. Wer spricht von la Vallière?«

»Wen soll es auch denn berühren, wenn nicht von ihr die Rede ist?«

»Es soll Dich nicht berühren. Aber Du befragst mich und ich antworte Dir. Du willst die Chronik der Skandale kennen, ich gebe sie Dir. Ziehe Deinen Nutzen daraus.«

Raoul schlug sich voll Verzweiflung vor die Stirne und rief:

»Das ist zum Sterben!«

»Du hast es schon gesagt!«

»Ja, Ihr habt Recht.«

Und er machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

»Wohin gehst Du?« fragte d'Artagnan.

»Ich will Jemand aussuchen, der mir die Wahrheit sagen wird.«

»Wen?«

»Eine Frau.«

»Fräulein de la Vallière selbst, nicht wahr?« versetzte d'Artagnan mit einem Lächeln.

»Ah! Du hast da einen herrlichen Gedanken; Du suchtest getröstet zu werden, Du wirst es sogleich sein. Sie wird Dir nichts Schlimmes von sich selbst sagen.«

»Ihr täuscht Euch, mein Herr,« entgegnete Raoul, »die Frau, an die ich mich wende, wird mir viel Schlimmes sagen.«

»Ich wette, Montalais.«

»Ja, Montalais.«

»Ah! ihre Freundin. Eine Frau, die, in ihrer Eigenschaft, das Gute oder das Böse stark übertreiben wird! Sprich nicht mit Montalais, mein guter Raoul.«

»Das ist nicht der Grund, der Euch antreibt, mich von Montalais fern zu halten.«

»Wohl, ich gestehe es. Warum sollte ich übrigens im Ganzen mit Dir spielen, wie die Katze mit einer armen Maus. Es tut mir

leid um Dich. Und wenn ich wünsche, daß Du in diesem Augenblick nicht mit Montalais sprechen mögest, so geschieht es, weil Du Dein Geheimnis preisgeben wirst, und weil man es mißbrauchen wird. Warte, wenn Du kannst.«

»Ich kann nicht.«

»Desto schlimmer. Siehst Du, Raoul, wenn ich einen Gedanken hätte, aber ich habe keinen.«

»Versprecht mir, mein Freund, mich zu beklagen, das wird mir genügen, und laßt mich diese Sache allein abmachen.«

»Ah! ja wohl! daß Du im Koth stecken bleibst! das wäre nicht übel. Setze Dich hierher an diesen Tisch und nimm die Feder.«

»Warum dies?«

»Um an Montalais zu schreiben und sie um eine Zusammenkunft zu bitten.«

»Ah!« rief Raoul, während er aus die Feder zustürzte, die ihm der Kapitän bot.

Plötzlich öffnete sich die Türe, ein Musketier näherte sich d'Artagnan und sprach:

»Mein Kapitän, Fräulein von Montalais möchte Euch gern sprechen.«

»Mich?« murmelte d'Artagnan. »Sie trete ein, und ich werde wohl sehen, ob ich es bin, den sie sprechen wollte.«

Der schlaue Kapitän hatte richtig gerochen. Montalais sah bei ihrem Eintritt Raoul und rief:

»Mein Herr! mein Herr! verzeiht, Herr d'Artagnan.«

»Ich verzeihe Euch, mein Fräulein,« erwiderte d'Artagnan, »ich weiß, daß in meinem Alter diejenigen, welche mich suchen, meiner sehr bedürfen.«

»Ich suchte Herrn von Bragelonne,« sagte Montalais.

»Wie sich das gut trifft! er suchte Euch ebenfalls. Raoul, wollt Ihr nicht mit dem Fräulein gehen?«

»Von Herzen gern.«

»Geht also.«

»Und er schob Raoul sanft aus dem Kabinett; dann nahm er Montalais bei der Hand und sagte leise zu ihr:

»Seid ein gutes Mädchen, schont ihn und schont sie.«

»Ah!« erwiderte sie in demselben Ton, »nicht ich werde mit ihm sprechen.«

»Wie so?«

»Es ist Madame, die ihn holen läßt.«

»Ah! gut!« rief d'Artagnan, »es ist Madame. Ehe eine Stunde vergeht, wird der arme Junge geheilt sein!«

»Oder tot,« versetzte Montalais mitleidig. »Gehabt Euch wohl, Herr d'Artagnan.«

Und sie lief Raoul nach, der unsern von der Türe sehr besorgt, sehr unruhig über diesen Zwiesprache, welcher nichts Gutes weissagte, aus sie wartete.

XI.

Eifersucht auf zwei Seiten.

Die Liebenden sind zärtlich gegen Alles, was mit ihrer Geliebten in Berührung sieht. Raoul sah sich nicht so bald mit Montalais allein, als er ihr voll Inbrunst die Hand küßte.

»Laßt das,« sprach traurig das Mädchen. »Ihr legt die Küsse mit Verlust des Kapitals an. Mein lieber Raoul, ich garantiere Euch sogar dafür, daß sie Euch nicht einmal Interesse tragen werden.«

»Wie! was? . . . Erklärt Euch, Aure.«

»Madame wird Euch Alles erklären. Zu ihr führe ich Euch.«

»Wie! . . . «

»Stille! und keine solche erschrockene Blicke! Die Fenster haben hier Augen, die Wände weite Ohren. Habt die Güte, mich nicht mehr anzuschauen, macht mir das Vergnügen, laut über den Regen, über das schöne Wetter, über die Annehmlichkeiten Englands mit mir zu sprechen.«

»Oh!«

»Ah! ich sage Euch zum Voraus, daß Madame irgendwo, ich weiß nicht wo, aber irgendwo ein offenes Auge und ein gespanntes Ohr haben muß. Ihr begreift, ich bekümmere mich nichts darum, ob man mich wegjagt oder in die Bastille schickt. Sprechen wir, sage ich Euch, oder sprechen wir vielmehr nicht?«

Raoul preßte die Fäuste zusammen, hob den Fuß auf und machte die Miene eines Mannes von Herz, es ist nicht zu leugnen, aber eines Mannes von Herz, der zur Folterbank geht.

Das Auge in Verwunderung, den Gang leicht, den Kopf im Wind, schritt ihm Montalais voran.

Raoul wurde sogleich in das Kabinett von Madame eingeführt.

»Gut!« dachte er, »dieser Tag wird vorübergehen, ohne daß ich etwas erfahre. Guiche hat zu viel Mitleid mit mir gehabt, er hat sich mit Madame verständigt und durch ein freundschaftliches Komplott verschoben Beide die Lösung des Rätsels. Warum habe ich nicht hier einen guten Feind . . . die Schlange Wardes zum Beispiel; er würde allerdings beißen, aber ich würde nicht mehr

zögern. Zögern . . . zweifeln . . . lieber sterben.«

Raoul war vor Madame.

Reizender als je saß Henriette halb zurückgelehnt, ihre niedlichen Füße aus einem gestickten Sammetkissen, in einem Fauteuil; sie spielte mit einer kleinen Katze mit buschigen Haaren, die ihr zart in die Finger biß und sich an die Spitzen an ihrem Kragen anhing.

Madame dachte nach; sie dachte tief und bedurfte der Stimme von Montalais, der von Raoul, um sie aus dieser Träumerei aufzuwecken.

»Eure Hoheit hat mich rufen lassen?« wiederholte Raoul.

Madame schüttelte den Kopf, als ob sie erwachte.

»Guten Morgen, Herr von Bragelonne,« sagte sie, »ja, ich habe nach Euch verlangt: Ihr seid also von England zurückgekehrt?«

»Im Dienste Eurer königlichen Hoheit.«

»Ich danke. Laßt uns allein, Montalais.«

Montalais ging hinaus.

»Ihr könnt mir wohl einige Minuten schenken, nicht wahr, Herr von Bragelonne?«

»Mein ganzes Leben gehört Eurer Königlichen Hoheit,« erwiderte ehrfurchtsvoll Raoul, der etwas Düsteres unter allen diesen Höflichkeiten von Madame erriet, und dem dieses Düstere nicht mißfiel, denn er war überzeugt, daß dabei eine gewisse Verwandtschaft der Gefühle von Madame mit den seinigen obwalte.

Alle gescheite Leute des Hofes kannten in der Tat den launenhaften Willen und den phantastischen Despotismus des seltsamen Charakters von Madame.

Es war Madame durch die Huldigungen des Königs über die Maßen geschmeichelt worden, Madame hatte von sich sprechen gemacht und der Königin die tödliche Eifersucht eingeflößt, die der nagende Wurm jeder weiblichen Glückseligkeit ist. Madame hatte sich, um einen verwundeten Stolz zu heilen, ein verliebtes Herz gemacht.

Wir wissen, was Madame getan, um den durch Ludwig XIV. entfernten Raoul zurückzurufen. Ihren Brief an Karl II. kannte Raoul nicht, aber d'Artagnan hatte ihn wohl erraten.

Diese unerklärliche Mischung von Liebe und Eitelkeit, diese unerhörten Zärtlichkeiten, diese ungeheuren Treulosigkeiten, wer wird sie erklären? Niemand, nicht einmal der böse Engel, der die Gefallsucht im Herzen der Frauen entzündet.

»Herr von Bragelonne sagte die Prinzessin, »seid Ihr zufrieden zurückgekommen?«

»Zufrieden!« erwiderte Raoul, »womit soll ich zufrieden oder unzufrieden sein, Madame?«

»Womit kann ein Mann von Eurem Alter und von Eurem Aussehen zufrieden oder unzufrieden sein?«

»Wie rasch sie zu Werke geht,« dachte Raoul erschrocken: »was will sie meinem Herzen einblasen?«

Ängstlich über das, was er erfahren sollte, und daraus bedacht, den so ersehnten, aber so furchtbaren Augenblick, wo er Alles erfahren würde, zu verschieben, antwortete Raoul:

»Madame, ich ließ einen zärtlichen Freund in guter Gesundheit zurück und fand ihn krank wieder.«

»Sprecht Ihr von Herrn von Guiche?« versetzte Madame Henriette mit einer unstörbaren Ruhe, »er ist, wie ich höre, ein sehr teurer Freund von Euch.«

»Ja, Madame.«

»Nun wohl! es isst wahr, er ist verwundet worden, doch es geht besser bei ihm; oh! Herr von Guiche ist nicht zu beklagen,« sagte sie rasch; dann sich wieder fassend, fügte sie bei;

»Ist er zu beklagen? hat er sich beklagt? hat er irgend einen Kummer, den wir nicht kennen würden?«

»Ich spreche nur von seiner Wunde, Madame,«

»Ah! gut, denn im Übrigen scheint Herr von Guiche sehr glücklich zu sein, man sieht ihn in heiterer Laune. Ah! Herr von Bragelonne, ich bin überzeugt, es würde Eurer Wahl entsprechen, wie er, am Leibe verwundet zu sein. Was ist eine Wunde am Leibe!«

Raoul bebte.

»Sie kommt daraus zurück,« sagte er zu sich selbst.

»Ach!«

Er antwortete nichts.

»Wie beliebt?« fragte sie.

»Ich habe nichts gesagt, Madame.«

»Ihr habt nichts gesagt, Ihr mißbilligt meine Ansicht, Ihr seid also zufrieden?«

Raoul näherte sich der Prinzessin und sprach:

»Madame, Eure Königliche Hoheit will mir etwas sagen, und ihr natürlicher Edelmut treibt sie an, behutsam mit ihren Worten zu sein. Eure Hoheit wolle ohne Schonung zu Werke gehen: ich bin stark und ich höre.«

»Ah!« erwiderte Henriette, »was begreift Ihr nun?«

»Was mir Eure Hoheit begreiflich machen will«, sagte Raoul.

Und er zitterte unwillkürlich, während er diese Worte sprach.

»In der Tat,« erwiderte die Prinzessin, »es ist grausam, doch da ich einmal angefangen habe . . . «

»Ja, Madame, da Eure Hoheit anzufangen die Gnade gehabt hat, wolle sie auch vollenden.«

Henriette stand hastig aus, machte ein paar Schritte im Zimmer und fragte dann plötzlich:

»Was hat Euch Herr von Guiche gesagt?«

»Nichts, Madame.«

»Nichts! er hat Euch nichts gesagt? Oh! wie erkenne ich ihn hieran.«

»Er wollte mich ohne Zweifel schonen.«

»Und das nennen die Freunde Freundschaft. Aber Herr d'Artagnan, den Ihr so eben verlassen, er hat mit Euch gesprochen?«

»Nicht mehr, als Guiche, Madame.«

Henriette machte eine Bewegung der Ungeduld.

»Ihr wisst wenigstens Alles, was der Hof erfahren hat?« sagte sie.

»Ich weiß gar nichts, Madame.«

»Nicht die Szene vom Sturm?«

»Nicht die Szene vom Sturm.«

»Nicht das Zusammensein unter vier Augen im Walde?«

»Nicht das Zusammensein im Walde.«

»Nicht die Flucht nach Chaillot?«

Raoul, der sich neigte wie die von der Sichel abgeschnittene Blume, strengte sich übermenschlich an, um zu lächeln, und antwortete mit unendlicher Milde:

»Ich habe die Ehre gehabt. Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, daß ich durchaus nichts weiß, ich bin ein armer Vergessener, der von England ankommt.« Zwischen den Leuten hier und mir waren so, viele rauschende Wellen, daß der Lärmen von allen den Dingen, von denen Eure Hoheit spricht, nichts zu meinen Ohren gelangen konnte.«

Henriette war gerührt von diesem Blicke, von dieser Zahmheit, von diesem Mut.

Das vorherrschende Gefühl ihres Herzens in diesem Augenblick war ein lebhaftes Verlangen, das Andenken an diejenige, welche ihn so leiden machte, bei dem armen Liebenden zu tilgen.

»Herr von Bragelonne,« sagte sie, »was Euer Freund nicht tun wollte, will ich für Euch tun, den ich schätze und liebe. Ich werde Eure Freundin sein. Ihr tragt hier den Kopf wie ein ehrlicher Mann, und ich will nicht, daß Ihr ihn unter der Lächerlichkeit beuget. In acht Tagen würde man sagen unter der Verachtung.«

»Ah!« machte Raoul leichenbleich, »ist es schon so weit?«

»Wenn Ihr nichts wisst, so sehe ich doch, daß Ihr errötet; nicht wahr, Ihr wart mit Fräulein de la Vallière verlobt?«

»Ja, Madame.«

»Unter diesem Titel bin ich Euch eine Kunde schuldig; da ich Fräulein de la Vallière binnen Kurzem aus meinem Hause wegjagen werde.

»La Vallière wegjagen!« rief Bragelonne.

»Allerdings. Glaubt Ihr, ich werde stets Rücksicht aus Tränen und Jeremiaden des Königs nehmen? Nein, nein, mein Haus wird nicht länger für dergleichen Gebräuche bequem sein; doch Ihr wankt . . . «

»Nein, Madame, verzeiht!« erwiderte Bragelonne, der sich zusammenzuraffen suchte; »ich glaubte nur, ich würde sterben. Eure Königliche Hoheit erwies mir die Ehre, mir zu sagen, der König habe geweint, gefleht . . . «

»Ja, doch vergebens.«

Und sie erzählte Raoul die Szene von Chaillot und die Verzweiflung, des Königs bei der Rückkehr; sie erzählte von seiner Nachsicht gegen sie selbst und von dem furchtbaren Wort, mit dem die verletzte Prinzessin, die gedemütigte Coquette den königlichen Zorn niedergeschmettert hatte.

Raoul neigte das Haupt.

»Was denkt Ihr davon?« sagte sie.

»Der König liebt sie,« erwiderte er.

»Ihr seht aber aus, als ob Ihr sagen wolltet, sie liebe ihn nicht.«

»Ach! ich gedenke noch der Zeit, wo sie mich geliebt hat, Madame.«

Henriette hatte einen Augenblick der Bewunderung für diese hochherzige Ungläubigkeit, dann aber zuckte sie die Achseln und sprach:

»Ihr glaubt mir nicht. Oh! wie liebt Ihr sie und Ihr bezweifelt, daß sie den König liebe.«

»Bis zum völligen Beweise. Verzeiht, ich habe ihr Wort, und sie ist ein edles Mädchen.«-

»Bis zum Beweise? . . . Wohl! es sei, kommt.«



XII.

Haussuchung.

Die Prinzessin schritt Raoul voran, führte ihn durch den Hof nach dem Mittelgebäude, das la Vallière bewohnte, stieg die Treppe hinaus, welche Raoul am Morgen hinausgestiegen war, und blieb vor der Türe des Zimmers stehen, wo dem jungen Mann ein so seltsamer Empfang von Montalais zu Teil geworden

Der Augenblick war gut gewählt, um den von Madame Henriette gefaßten Plan auszuführen, das Schloß war leer. Der König, die Höflinge, die Damen hatten sich nach Saint-Germain begeben; Madame allein hatte, da sie die Rückkehr von Bragelonne wusste und einen Vorteil aus dieser Rückkehr zu ziehen gedachte, eine Unpäßlichkeit vorgeschützt und war zu Hause geblieben.

Madame war also sicher, sie werde das Zimmer von la Vallière und die Wohnung von Saint-Aignan leer finden. Sie zog einen Hauptschlüssel aus ihrer Tasche und öffnete die Türe ihres Ehrenfräuleins.

Das Auge von Bragelonne tauchte in dieses Zimmer, das er erkannte, und der Eindruck, den der Anblick desselben aus ihm machte, war eine der ersten Martern, die seiner harrten.

Die Prinzessin schaute ihn an, und ihr geübtes Auge konnte wahrnehmen, was in dem Herzen des jungen Mannes vorging.

»Ihr habt Beweise von mir verlangt,« sagte sie, »seid also nicht erstaunt, wenn ich sie Euch gebe; haltet Ihr Euch aber nicht mutig genug, um sie zu ertragen, so ist es noch Zeit, ziehen wir uns zurück.«

»Ich danke, Madame, doch ich bin gekommen, um überzeugt zu werden,« erwiderte Bragelonne, »Ihr habt versprochen, mich zu überzeugen, überzeugt mich.«

»Tretet ein und schließt die Türe hinter uns.«

Bragelonne gehorchte und wandte sich gegen die Prinzessin um, die ihn mit dem Blick befragte:

»Ihr wisst, wo Ihr seid?« fragte Madame Henriette.

»Alles läßt mich glauben, Madame, daß ich im Zimmer von

Fräulein de la Vallière bin!«

»So ist es.«

»Aber ich erlaube mir. Eurer Hoheit zu bemerken, daß dieses Zimmer ein Zimmer und kein Beweis ist.«

»Wartet.«

Die Prinzessin ging aus den Fuß des Bettes zu, rückte den Windschirm zurück, bückte sich nach dem Boden und sagte zu Raoul:

»Bückt Euch selbst und hebt diese Falltüre aus.«

»Diese Falltüre!« rief Raoul ganz erstaunt, denn die Worte von d'Artagnan tauchten allmählich wieder in seinem Gedächtnis aus, und er erinnerte sich, daß der Musketier unbestimmt dieses Wort ausgesprochen hatte.

Raoul suchte mit den Augen, doch vergebens, eine Spalte, die eine Öffnung bezeichnen, oder einen Ring, der irgend einen Teil des Bodens aufzuheben helfen würde.

»Ah! es ist wahr,« sagte lachend Madame Henriette, »ich vergaß die verborgene Feder: am vierten Blatt des Bodens auf die Stelle drücken, wo das Holz einen Knorren hat, das ist die Instruktion; drückt selbst darauf, Vicomte, drückt, es ist hier.«

Bleich wie ein Toter drückte Raoul den Daumen aus die bezeichnete Stelle, die Feder spielte in der Tat sogleich und die Falltüre hob sich von selbst.

»Das ist sehr sinnreich,« sagte die Prinzessin, »und man bemerkt, daß der Architekt vorhergesehen, es wäre eine kleine Hand, die diese Feder benutzen sollte: seht, wie sich die Falltüre ganz von selbst öffnet.«

»Eine Treppe!« rief Raoul.

»Ja, und zwar eine sehr zierliche,« sagte die Prinzessin. »Seht, Vicomte, die Treppe hat ein Geländer, das dazu bestimmt ist, den Sturz delikater Personen zu verhindern, welche hinabzusteigen wagen würden; ich kann es darum auch wohl wagen. Folgt mir Vicomte, folgt mir.«

»Ehe ich Euch folge, sagt mir, Madame, wohin diese Treppe führt?«

»Ah! es ist wahr, ich vergaß das,«

»Ich höre, Madame,« sprach Raoul, der kaum noch atmete.

»Ihr wisst vielleicht, daß Herr von Saint-Aignan früher Türe an Türe beim König wohnte?«

»Ja, Madame, ich weiß das, es war so vor meiner Abreise, und mehr als einmal hatte ich die Ehre, ihn in seiner alten Wohnung zu besuchen.«

»Nun wohl! es ward ihm vom König gestattet, diese bequeme und schöne Wohnung, die Ihr kennt, gegen die zwei kleinen Zimmer zu vertauschen, zu denen diese Treppe führt, und die eine Wohnung bilden, welche zweimal kleiner und zehnmal entfernter von der des Königs ist, deren Nähe die Herren vom Hofe in der Regel doch nicht verachten.«

»Sehr gut, Madame, doch fahrt fort, ich bitte Euch, denn ich verstehe Euch noch nicht ganz.«

»Nun wohl!« fuhr die Prinzessin fort, »es hat sich zufällig gefunden, daß die Wohnung von Saint-Aignan unter denen von meinen Fräulein liegt und besonders unter der von la Vallière!«

»Doch zu welchem Ende diese Falltüre und diese Treppe?«

»Ah! ich weiß es nicht! Wollen wir zu Herrn von Saint-Aignan hinuntersteigen? Vielleicht werden wir dort die Erklärung des Rätsels finden.«

Und Madame gab das Beispiel und stieg selbst hinab.

Raoul folgte ihr seufzend.

Jede Stufe, die unter den Füßen von Bragelonne krachte, ließ ihn um einen Schritt in das geheimnisvolle Gemach dringen, das noch die Seufzer von la Vallière und die süßesten Düfte ihres Körpers enthielt.

Durch keuchendes Atemholen die Luft einziehend, erkannte Raoul, das Mädchen müsse hier gewesen sein.

Dann nach diesen Duftungen, unsichtbaren, aber sicheren Beweisen, kamen die Blumen, die sie liebte, die Bücher, die sie gewählt hatte. Wäre Raoul ein einziger Zweifel geblieben, er hätte ihn verloren bei dieser geheimen Harmonie des Geschmacks und der Bündnisse des Geistes mit dem Gebrauch der Gegenstände, die das Leben begleiten. La Vallière war für Bragelonne in lebendiger Gegenwart im Zimmergeräthe, in der Wahl der Stoffe, sogar in der Reflexion des Bodens.

Stumm und niedergeschmettert, hatte er nichts mehr zu

erfassen, und er folgte seiner Führerin nur noch, wie der arme Sünder seinem Henker folgt.

Grausam wie eine zarte und nervöse Frau, erließ ihm Madame nicht die geringste Einzelheit.

Doch es ist nicht zu leugnen, trotz der Apathie, in die er verfallen, würde keine von diesen Einzelheiten, wäre er auch allein gewesen, Raoul entgangen sein. Das Glück der Frau, die er liebt, kommt ihr dieses Glück von einem Nebenbuhler zu, ist eine Marter für einen Eifersüchtigen. Aber für einen Eifersüchtigen, wie es Raoul war, für dieses Herz, das sich zum ersten Mal mit Galle schwängerte, war das Glück von Louise ein schmachlicher Tod, der Tod des Leibes und der Seele.

Er erriet Alles, die Hände, die sich gedrückt, die Gesichter, die sich genähert und vor dem Spiegel vermählt, eine Art von Schwur, der so süß für die Liebenden, die sich zweimal sehen, um das Gemälde besser in ihre Erinnerung einzugraben.

Er erriet den unsichtbaren Kuß unter den dichten, frei herabfallenden Türvorhängen. Er übertrug in fieberhafte Wonne die Beredsamkeit der in ihren Schatten verborgenen Ruhebetten.

Dieser Luxus, diese Bequemlichkeit voll Berausung, diese ängstliche Sorge, dem geliebten Gegenstand jedes Mißbehagen zu ersparen oder ihm eine anmuthreiche

Überraschung zu bereiten, diese Macht der durch die königliche Gewalt vermehrten Liebe brachten Raoul einen tödlichen Schlag bei. Oh! wenn es eine Milderung für die sterbenden Schmerzen der Eifersucht gibt, so ist es die niedrigere Lebensstellung des Mannes, den man uns vorzieht; während im Gegentheil, wenn es eine Hölle in der Hölle, eine in der Sprache namenlose Qual gibt, dies die mit der Jugend, der Schönheit, dem Liebreiz zur Verfügung eines Nebenbuhlers gestellte Allmacht ist. In solchen Augenblicken scheint Gott selbst gegen den verschmähten Liebhaber Partei ergriffen zu haben.

Dem armen Raoul war ein letzter Schmerz vorbehalten. Madame Henriette hob einen seidenen Vorhang auf, und hinter diesem Vorhang erblickte er das Portrait von la Vallière. Nicht nur von la Vallière, sondern von la Vallière jung, schön, freudig, das Leben durch alle Poren einatmend, weil mit achtzehn Jahren das

Leben die Liebe ist.

»Louise,« murmelte Bragelonne, »Louise, es ist also wahr! Oh! Du hast mich nie geliebt, denn nie hast Du mich so angeschaut!«

Und es war ihm, als würde sein Herz in seiner Brust zusammengedreht.

Madame blickte ihn fast neidisch über diesen Schmerz an, obgleich sie wusste, daß sie nichts zu beneiden hatte, und daß sie von Guiche geliebt war, wie la Vallière von Bragelonne.

Raoul gewahrte diesen Blick von Madame Henriette und rief:

»Ah! verzeiht, verzeiht, ich weiß, ich müßte, da ich vor Euch bin, mehr Herr über mich sein. Aber möchte der Gott des Himmels und der Erde Euch nie mit dem Schlage berühren, der mich in diesem Augenblicke trifft: denn Ihr seid eine Frau und könntet, ohne Zweifel, einen solchen Schmerz nicht ertragen. Verzeiht, ich bin nur ein armer Edelmann, während Ihr von dem Geschlechte der Glücklichen, der Allmächtigen, der Auserwählten seid.«

»Herr von Bragelonne,« erwiderte Henriette, »ein Herz wie das Eurige verdient die teilnehmende Sorge und die Rücksichten des Herzens einer Königin. Ich bin Eure Freundin, mein Herr, ich wollte auch nicht, daß Euer ganzes Leben durch die Treulosigkeit vergiftet oder durch die Lächerlichkeit befleckt werden sollte. Ich bin es, die Euch, mutiger, als alle angebliche Freunde, — ich nehme Herrn von Guiche aus — von London zurückkommen ließ; ich bin es, die Euch die schmerzlichen, aber notwendigen Beweise liefert, welche Euch zur Heilung gereichen werden, wenn Ihr ein mutiger Liebender und nicht ein träumerischer Amadis seid. Dankt mir nicht, beklagt mich vielmehr und dient nichtsdestoweniger dem König gut.«

Raoul lächelte voll Bitterkeit und sprach:

»Ah! ich vergaß das, der König ist mein Herr.«

»Es handelt sich um Eure Freiheit, um Euer Leben,« rief Madame.

Ein klarer, durchdringender Blick von Raoul belehrte Madame Henriette, sie täusche sich und ihr letztes Beweismittel gehöre nicht zu denjenigen, welche diesen jungen Mann zu berühren vermöchten.

»Nehmt Euch in Acht, Herr von Bragelonne,« sagte sie, »legtet

Ihr Eure Handlungen nicht aus die Waagschale, so würdet Ihr einen Fürsten in Zorn versetzen, der geneigt ist, sich über alle Schranken der Vernunft hinaus zu erbofen. Ihr würdet Euren Freunden und Eurer Familie unsäglichen Schmerz bereiten: beugt Euch nieder, unterwerft Euch, heilt Euch.«

»Ich danke, Madame, ich weiß den Rat zu schätzen, den mir Euer Hoheit gibt, und werde ihn zu befolgen bemüht sein. Doch ich bitte, noch ein letztes Wort.«

»Sprecht.«

»Ist es eine Indiskretion, wenn ich Euch ersuche, mir die Bewandnis dieser Treppe, dieser Falltüre, dieses Portraits — ein Geheimnis, das Ihr entdeckt habt — zu erklären?«

»Oh! nichts kann einfacher sein; ich habe, der Beaufsichtigung wegen, Hauptschlüssel für die Zimmer meiner Fräulein. Es kam mir nun seltsam vor, daß la Vallière sich so oft einschloß, es kam mir seltsam vor, daß der König so täglich Herrn von Saint-Aignan besuchte; es kam mir endlich seltsam vor, daß so viele Dinge sich seit Eurer Abwesenheit ereigneten, daß die Gewohnheiten des Hofes sich verändert hatten. Ich will nicht vom König getäuscht werden, ich will ihm nicht als Deckmantel für seine Liebschaften dienen, denn nach la Vallière, die weint, wird er Montalais haben, die lacht, Tonnay-Charente, die singt; das ist keine meiner würdige Rolle. Ich beseitigte daher die Bedenklichkeiten meiner Freundschaft und entdeckte das Geheimnis; ich verwunde Euch, entschuldigt mich, doch ich hatte eine Pflicht zu erfüllen; ich bin zu Ende, Ihr seid in Kenntnis gesetzt; der Sturm naht heran, schützt Euch.«

»Ihr schließt jedoch etwas, Madame,« entgegnete Raoul mit Festigkeit, »denn Ihr könnt nicht glauben, ich werde, ohne etwas zu sagen, die Schande, die man mir auferlegt, und den Verrat, den man an mir begeht, hinnehmen?«

»Ihr werdet in dieser Hinsicht den Entschluß fassen, der Euch gutdünkt, Herr Raoul, nur nennt die Quelle nicht, aus der Ihr die Wahrheit habt. Das ist Alles, was ich von Euch verlange, es ist der einzige Lohn, welchen ich für den Dienst fordere, den ich Euch geleistet!«

»Seid unbesorgt, Madame,« erwiderte Bragelonne mit einem

bitteren Lächeln.

»Ich habe den Schlosser bestochen, den die Liebenden in ihr Interesse gezogen, Ihr könnt es sehr wohl gemacht haben, wie ich, nicht wahr?«

»Ja, Madame. Eure Hoheit gibt mir also keinen Rat, sie schreibt mir keine andere Zurückhaltung vor, als die, nicht aufzuschwatzen?«

»Keine andere.«

»Dann bitte ich Eure Hoheit, mir eine Minute Aufenthalt hier zu gestatten.«

»Ohne mich?«

»Oh! nein. Was ich tue, kann ich vor Euch tun. Ich bitte Euch um eine Minute, um ein Wort an Jemand zu schreiben.«

»Das ist verwegen, Herr von Bragelonne, nehmt Euch in Acht.«

»Niemand kann wissen, daß Eure Königliche Hoheit mir die Ehre erwiesen hat, mich hierher zu führen. Überdies unterzeichne ich den Brief, den ich schreibe.«

»Wohl denn, mein Herr.«

Raoul hatte schon seine Briefftasche herausgezogen und rasch folgende Worte auf ein weißes Blatt Papier geschrieben:

»Herr Graf,

»Wundert Euch nicht, daß Ihr hier dieses von mir unterzeichnete Papier findet, ehe einer von meinen Freunden, den ich bald zu Euch schicken werde, die Ehre gehabt hat, Euch die Veranlassung meines Besuches zu erklären.

»Vicomte Raoul von Bragelonne.«

Er rollte dieses Blatt zusammen, schob es in das Schloß der Türe, die mit dem Zimmer der zwei Liebenden in Verbindung stand, und überzeugt, das Papier sei so sichtbar, daß es Saint-Aignan bei seiner Rückkehr sehen müsse, folgte er der Prinzessin nach, welche schon bis oben an die Treppe gekommen war.

Aus dem Ruheplatz trennten sie sich, Raoul dem Aussehen nach, als dankte er Ihrer Königlichen Hoheit, Henriette scheinbar oder wirklich von ganzem Herzen den jungen Mann beklagend, den sie zu einer so gräßlichen Qual verurteilt hatte . . .

»Oh!« sagte sie, als sie ihn bleich und das Auge mit Blut unterlaufen weggehen sah, »oh! wenn ich das gewußt hätte, würde ich dem armen jungen Mann die Wahrheit verborgen haben.«

XIII.

Die Methode van Porthos.

Die große Anzahl der Personen, die wir in diese lange Geschichte eingeführt, macht, daß jede nur ihrer Reihe nach und nach den Bedürfnissen der Erzählung erscheinen darf. So kommt es, daß unsere Leser nicht Gelegenheit gehabt haben, sich wieder mit unserem Freunde Porthos seit seiner Rückkehr von Fontainebleau zusammenzufinden.

Die Ehrenbezeugungen, die ihm vom König zu Teil geworden waren, hatten den freundlichen und liebevollen Charakter des achtbaren Herrn nicht geändert; nur trug er den Kopf höher als gewöhnlich, und etwas Majestätisches offenbarte sich in seiner Haltung, seitdem er an der Tafel des Königs zu speisen so glücklich gewesen. Der Speisesaal Seiner Majestät, hatte eine gewisse Wirkung aus Porthos hervorgebracht. Der

Grundherr von Bracieux und Pierrefonds liebte es, sich zu erinnern, daß, während dieses merkwürdigen Mahles, viele Diener und eine große Anzahl von Officianten, die sich hinter den Gästen befanden, dem Schmause ein gutes Aussehen verliehen und das Gemach meublirten.

Porthos gelobte sich, Mousqueton mit irgend einer Würde zu bekleiden, eine Hierarchie bei seinen übrigen Leuten zu gründen und sich eine Haustruppe zu schassen, was nichts Ungewöhnliches unter den großen Kapitänen war, insofern man diesen Luxus im vorhergehenden Jahrhundert bei den Herren von Treville, von Schomberg, von Vieurville bemerkte, von den Herren von Richelieu, von Condé und von Bouillon-Turenne nicht zu sprechen.

Warum sollte er, Porthos, ein Freund des Königs und von Herrn Fouquet, Baron, Ingenieur u.s.w. nicht alle mit großen Gütern und großen Verdiensten verbundenen Annehmlichkeiten genießen?

Ein wenig verlassen von Aramis, der sich, wie wir wissen, Siel mit Herrn Fouquet beschäftigte, ein wenig vernachlässigt, des Dienstes wegen, von d'Artagnan, übersättigt in Beziehung aus

Trüchen und Planchet, überraschte sich Porthos dabei, daß er träumte, ohne genau zu wissen warum. Doch Jedem, der ihn gefragt haben würde: »Fehlt Euch etwas, Porthos?« hätte er sicherlich geantwortet: »Ja.«

Während eines von den Mahlen, bei denen sich Porthos aller einzelner Umstände des königlicher Mahles zu erinnern suchte, überließ sich Porthos halb heiter durch den guten, Wein, halb traurig in Folge von ehrgeizigen Gedanken einem Anfang von Sieste, als ihm sein Kammerdiener meldete, Herr von Bragelonne wolle ihn sprechen.

Porthos ging in den anstoßenden Saal, wo er seinen jungen Freund in der uns bekannten Verfassung fand.

Raoul drückte Porthos die Hand und erstaunt über seinen Ernst, bot ihm dieser, einen Stuhl an.

»Lieber Herr du Vallon,« sagte Raoul, »ich habe Euch um einen Dienst zu bitten.«

»Das kommt vortrefflich, mein junger Freund,« erwiderte Porthos. »Man hat mir diesen Morgen acht tausend Livres von Pierrefonds geschickt, und wenn es Geld ist, was Ihr braucht . . . «

»Nein, es ist nicht Geld, ich danke, mein vortrefflicher Freund.«

»Desto schlimmer! Ich habe immer sagen hören, es sei dies der seltsamste der Dienste, aber derjenige, welcher sich am leichtesten leisten lasse. Dieses Wort ist mir aufgefallen, ich führe gern die Worte an, die mir auffallen.«

»Euer Herz ist eben so gut, als Euer Geist gesund.«

»Ihr seid zu artig. Speist Ihr vielleicht bei mir zu Mittag?«

»Oh! nein, ich habe keinen Hunger.«

»Sagt, was für ein abscheuliches Land ist England!«

»Nicht zu sehr . . . aber . . . «

»Seht Ihr, fände man dort nicht die vortrefflichen Fische und das schöne Fleisch, es »wäre unerträglich,«

»Ah! ich bin gekommen . . . «

»Ich höre Euch. Erlaubt mir nur, daß ich mich ein wenig erfrische. Man speist gesalzen in Paris. Puh!«

Porthos ließ eine Flasche Champagner bringen, füllte vor seinem Glas das von Raoul, tat einen bedeutenden Zug, und

sagte dann befriedigt:

»Es war dies ein Bedürfnis! für mich, um Euch ohne Zerstreuung anzuhören. Nun bin ich ganz zu Euren Diensten. Was verlangt Ihr von mir, mein lieber Raoul? Was wünscht Ihr?«

»Sagt mir Eure Meinung über die Zwiste, mein teurer Freund.«

»Meine Meinung? . . . Entwickelt mir ein wenig Eure Gedanken,« erwiderte Porthos, indem er sich an der Stirne kratzte.

»Ich will sagen: Habt Ihr ein gutes Naturell, wenn ein Streit zwischen Euren Freunden und Fremden stattfindet?«

»Oh! ein vortreffliches Naturell, wie immer.«

»Sehr gut, aber was macht Ihr dann?«

»Entspinnen sich Streitigkeiten zwischen meinen Freunden, so habe ich einen Grundsatz.«

»Welchen?«

»Den, daß die verlorene Zeit unwiederbringlich ist, und daß man eine Sache nie so gut abmacht, als wenn man noch die Erhitzung des Streites hat.«

»Ah! wahrhaftig, das ist Euer Grundsatz?«

»Durchaus. Sobald sich ein Streit entsponnen hat, stelle ich auch die Parteien einander gegenüber.«

»Ah!«

»Ihr begreift, aus diese Art ist es unmöglich, daß eine Sache nicht abgemacht wird.«

»Ich hätte geglaubt,« sagte Raoul mit Erstaunen, »so genommen müßte eine Sache im Gegenteil . . . «

»Ganz und gar nicht. Bedenkt, daß ich in meinem Leben so etwas wie hundert und achtzig bis hundert und neunzig Duelle gehabt habe; die Vorkommnisse, bei denen ich sonst noch nach dem Degen gegriffen und die zufälligen Begegnungen nicht zu rechnen.«

»Das ist eine schöne Zahl,« versetzte Raoul, unwillkürlich lächelnd.

»Oh! das ist nichts; ich bin so sanft. D'Artagnan zählt seine Duelle nach Hunderten. Es ist wahr, er ist hart und stechend, ich habe es ihm oft wiederholt.«

»Ihr macht also gewöhnlich die Angelegenheiten ab, die Euch Eure Freunde anvertrauen?«

»Es gibt kein Beispiel, daß ich eine nicht abgemacht habe erwiderte Porthos mit einer Zahmheit und einem Vertrauen, wodurch Raoul sehr freudig angesprochen wurde.

»Aber,« sagte er, »Eure Anordnungen sind wenigstens ehrenvoll?«

»Oh! dafür stehe ich Euch, und ich will Euch in dieser Hinsicht meinen andern Grundsatz erklären. Hat mir einmal mein Freund seinen Streit übertragen, so verfare ich auf folgende Art. Ich suche seinen Gegner aus der Stelle aus, ich bewaffne mich mit einer Höflichkeit und einer Kaltblütigkeit, wie sie unter solchen Umständen streng notwendig sind.«

»Darum müßt Ihr die Sachen so gut und so sicher abmachen,« sagte Raoul mit Bitterkeit.

»Ich glaube es. Ich suche also den Gegner aus und sage zu ihm: ›Mein Herr, Ihr müßt notwendig begreifen, in welchem Grad Ihr meinen Freund beleidigt habt.‹

Raoul faltete die Stirne.

»Zuweilen, oft sogar ist mein Freund durchaus nicht beleidigt worden,« fuhr Porthos fort; »ja, er hat zuerst beleidigt: Ihr möget beurteilen, ob meine Rede geschickt ist.«

Hier brach Porthos in ein Gelächter aus.

»Ich habe entschieden Unglück,« sagte Raoul zu sich selbst, während der furchtbare Donner dieser Heiterkeit erscholl. »Guiche nimmt mich kalt aus, d'Artagnan verspottet mich, Porthos ist fühllos; Niemand will diese Sache nach meiner Art anordnen. Und ich wandte mich an Porthos, um einen Degen statt eines Raisonement zu finden! Oh! welch ein Mißgeschick!«

Porthos faßte sich wieder und fuhr fort:

»Ich habe also durch ein einziges Wort den Gegner in sein Unrecht versetzt.«

»Je nachdem,« bemerkte Raoul zerstreut.

»Nein, das ist sicher. Ich habe ihn in sein Unrecht versetzt; in diesem Augenblick entwickle ich meine ganze Höflichkeit, um zum glücklichen Ausgang meines Planes zu gelangen. Ich gehe mit freundlicher Miene aus den Gegner zu, nehme ihn bei der

Hand . . . «

»Oh!« machte Raoul ungeduldig.

»Mein Herr,« sage ich zu ihm, »nun, da Ihr von der Beleidigung überzeugt seid, sind wir der Genugtuung versichert. Zwischen meinem Freunde und Euch findet fortan ein Austausch artigen Benehmens statt. Dem zu Folge bin ich beauftragt, Euch die Länge des Degens von meinem Freunde zu geben.«

»Ah!«

»Wartet doch! . . . »die Länge des Degens von meinem Freunde. Ich habe ein Pferd unten; mein Freund wartet da und da auf Eure liebenswürdige Gegenwart; ich nehme Euch mit; wir holen im Vorübergehen Euren Zeugen ab; die Sache ist abgemacht.«

»Und Ihr versöhnt die zwei Gegner aus dem Platze der Zusammenkunft?« fragte Raoul bleich vor Ärger.

»Wie beliebt?« unterbrach ihn Porthos, »versöhnen? warum denn?«

»Ihr sagt, die Sache sei abgemacht?«

»Allerdings, da mein Freund wartet.«

»Nun! was? wenn er wartet?«

»Wenn er wartet, so geschieht es, um sich die Beine geschmeidig zu machen. Der Feind ist im Gegenteil noch ganz steif vom Pferde. Man stellt sich aus, und mein Freund tötet den Gegner. Damit hat es ein Ende,«

»Oh! er tötet ihn!« rief Raoul.

»Bei Gott!.. nehme ich je Leute zu Freunden, die sich töten lassen? Ich habe hundert und einen Freund, an deren Spitze Euer Herr Vater, Aramis und d'Artagnan — ich glaube, lauter lebhaftere Leute — stehen.«

»Oh! mein teurer Baron!« rief Raoul im Übermaß seiner Freude. Und er umarmte Porthos.

»Ihr billigt also meine Methode?« sagte der Riese.

»Ich billige sie so sehr, daß ich heute, aus der Stelle meine Zuflucht dazu nehmen werde. Ihr seid der Mann, den ich suche.«

»Gut! hier bin ich; wollt Ihr Euch schlagen?«

»Gewiß!«

»Das ist sehr natürlich. Mit wem?«

»Mit Herrn von Saint-Aignan.«

»Ich kenne ihn . . . ein reizender Junge; er ist an dem Tage, als ich die Ehre hatte, mit dem König zu speisen, sehr artig gegen mich gewesen. Ich werde seine Höflichkeit erwidern, wenn dies auch nicht meine Gewohnheit wäre. Ah! er hat Euch also beleidigt?«

»Tödlich!«

»Teufel! Ich werde sagen können tödlich?«

»Noch mehr, wenn Ihr wollt.«

»Das ist sehr bequem.«

»Nicht wahr, das ist eine ganz abgemachte Sache?« sagte Raoul lächelnd.

»Das geht von selbst. Wo erwartet Ihr ihn?«

»Ah! verzeiht, das ist delikater Natur. Herr von Saint-Aignan ist sehr befreundet mit dem König.«

»Ich habe es sagen hören . . . «

»Und wenn ich ihn töte . . . «

»Ihr werdet ihn sicherlich töten. Es ist Eure Sache, Euch vorzusehen. Gegenwärtig erdulden dergleichen Dinge keine Schwierigkeiten mehr. Ah! ja, wenn Ihr zu unserer Zeit gelebt hättet!«

»Teurer Freund, Ihr habt mich nicht verstanden. Ich will damit sagen, da Herr von Saint-Aignan ein Freund des Königs sei, so lasse sich die Sache schwieriger anordnen, insofern der König es vorher erfahren kann.«

»Ei! nein! meine Methode, Ihr wisst wohl: ›Mein Herr, Ihr habt meinen Freund beleidigt, und . . . «

»Ja, ich weiß es.«

»Und dann: ›Mein Herr, das Pferd ist unten.« Ich führe ihn also fort, ehe er mit Jemand gesprochen hat.«

»Wird er sich nur so fortführen lassen?«

»Bei Gott! das wollte ich wohl sehen. Er wäre der Erste. Es ist wahr, die jungen Leute von heute . . . Doch bah! ich führe ihn, wenn es Not tut, mit Gewalt fort.«

Und die Gebärde mit dem Worte verbindend, hob er Raoul und

seinen Stuhl in die Höhe.

»Sehr gut!« sagte der junge Mann lachend. »Nun haben wir noch die Frage für Herrn von Saint-Aignan zu stellen.«

»Welche Frage?«

»Die der Beleidigung.«

»Das ist abgetan, wie mir scheint.«

»Nein, mein lieber Herr du Vallon, bei uns jungen Leuten von heute, wie Ihr sagt, heischt die Gewohnheit, daß man sich die Ursachen der Beleidigung erklärt.«

»Bei Eurer neuen Methode, ja. Nun! so erzählt mir Eure Sache.«

»Es war . . . «

»Oh! bei Gott, das ist langweilig. Bei uns war es früher nie nötig, etwas zu erzählen. Man schlug sich, weil man sich schlug. Ich kenne keinen besseren Grund.«

»Ihr habt Recht, mein Freund.«

»Laßt indessen Eure Beweggründe hören.«

»Ich habe zu viele zu nennen. Nur da genau anzugeben ist . . . «

»Ja, ja, Teufel! bei der neuen Methode!«

»Da, sage ich, genau anzugeben ist, da andererseits die Sache eine Menge von Schwierigkeit hat und völlige Geheimhaltung erfordert . . . «

»Ho! ho!«

»So werdet Ihr so gefällig sein, Herrn von Saint-Aignan nur zu sagen, und er wird das begreifen, er habe mich beleidigt, einmal dadurch, daß er ausgezogen.«

»Daß er ausgezogen? Gut!« versetzte Porthos, indem er an den Fingern rekapitulierte, »hernach?«

»Dann dadurch, daß er eine Falltüre in seiner Wohnung habe machen lassen.«

»Ich begreife, eine Falltüre. Teufel! das ist ernst! Ich glaube wohl, daß Ihr hierüber wütend sein müßt. Und warum dürfte dieser Bursche Falltüren machen lassen, ohne Euch zuvor um Rat zu fragen? Falltüren! . . . alle Gewitter! Ich . . . habe keine, wenn nicht etwa meine Oubliette in Bracieux!«

»Ihr fügt bei, der letzte Grund, aus dem ich mich beleidigt glaube, sei das Herrn von Saint-Aignan wohl bekannte Portrait.«

»Oh! auch noch ein Portrait? . . . Wie! sein Auszug, eine Falltüre und ein Portrait! Aber, mein Freund, nur bei einer von diesen Beschwerden wäre für den ganzen Adel von Frankreich und Spanien, was nicht wenig besagen will, Grund vorhanden, sich gegenseitig zu erwürgen.«

»Mein Teurer, Ihr seid also hinreichend ausgerüstet?«

»Ich nehme ein zweites Pferd mit. Wählt den Ort der Zusammenkunft, und während Ihr wartet, macht Biegungen und fallt weit aus, das gibt eine seltene Elastizität.«

»Meinen Dank! ich werde im Walde von Vincennes, bei den Minimes, warten.«

»So ist es gut! Wo findet man Herrn von Saint-Aignan?«

»Im Palais-Royal.«

Porthos ergriff eine große Glocke und läutete. Sein Diener erschien.

»Mein Galakleid,« sagte er, »mein Pferd und ein Handpferd.«

Der Diener verbeugte sich und trat ab.

»Weiß Euer Vater etwas hiervon?« fragte Porthos.

»Nein; ich will ihm schreiben.«

»Und d'Artagnan?«

»D'Artagnan eben sowenig. Er ist klug und hätte mich abwendig gemacht.«

»D'Artagnan ist ein Mann von gutem Rat,« entgegnete Porthos, in seiner redlichen Bescheidenheit darüber erstaunt, daß man an ihn gedacht, während es einen d'Artagnan auf der Welt gab.«

»Lieber Herr du Vallon,« sprach Raoul, »ich beschwöre Euch, befragt mich nicht mehr.. Ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Es ist ein Handeln, was ich erwarte, und zwar tüchtig und entschieden, wie Ihr das vorzubereiten wisst. Darum habe ich Euch gewählt.«

»Ihr werdet mit mir zufrieden sein.«

»Und bedenkt, teurer Freund, daß außer uns dieses Duell Jedermann unbekannt bleiben muß.«

»Man bemerkt dergleichen Dinge immer, wenn man einen

Leichnam in einem Walde findet. Ah! lieber Freund, ich verspreche Euch Alles, nur nicht, den Leichnam zu verbergen. Er ist da, man sieht ihn, das ist unvermeidlich. Ich habe den Grundsatz, nicht zu begraben, das riecht nach dem Mörder. Auf die Gefahr der Gefahr, wie die Normannen sagen.«

»Bravo, teurer Freund, zum Werke!«

»Verlaßt Euch auf mich,« sprach der Riese, seine Flasche vollends leerend, während sein Lackei aus einem Tische das kostbare Gewand und die Spitzen ausbreitete.

Als Raoul wegging, sagte er mit einer geheimen Freude zu sich selbst:

»Oh! falscher König! oh! verräterischer König! ich kann dich nicht erreichen; ich will es nicht! die Könige sind geheiligte Personen; aber dein Freund, dein Schuldgenosse, der Kuppler, der dich vertritt, dieser Schändliche soll dein Verbrechen bezahlen. Ich werde ihn in deinem Namen töten; und dann wollen wir an Louise denken.«

XIV.

Der Auszug, die Falltüre und das Portrait.

Zu seiner großen Freude mit dieser Sendung beauftragt, die ihn verjüngte, sparte Porthos eine halbe Stunde an der Zeit, die er gewöhnlich aus seine Staatstoilette verwandte.

Als ein Mann, der sich in der großen Welt bewegt hatte, sing er damit an, daß er seinen Lackei abschickte, um sich erkundigen zu lassen, ob Herr von Saint-Aignan zu Hause sei.

Man antwortete ihm, der Herr Graf von Saint-Aignan habe die Ehre gehabt, den König nach Saint-Germain zu begleiten, wie der ganze Hof; der Herr Graf sei aber so eben zurückgekehrt.

Aus diese Antwort beeilte sich Porthos, und er kam nach der Wohnung von Saint-Aignan, als dieser gerade seine Stiefel ausgezogen hatte.

Die Promenade war herrlich gewesen. Immer verliebter und immer glücklicher, zeigte sich der König von der besten Laune gegen Jedermann; er entwickelte eine unvergleichliche Güte.

Herr von Saint-Aignan war, wie man sich erinnert. Dichter und glaubte es unter genug merkwürdigen Umständen bewiesen zu haben, daß man ihm diesen Titel nicht streitig machen könne.

Als ein unermüdlicher Reimeschmied hatte er aus dem ganzen Weg zuerst den König und dann la Vallière mit Strophen von vier, von sechs Versen und mit Madrigalen bestreut.

Der König war seinerseits in Begeisterung gewesen und hatte ein Distichon gemacht.

La Vallière aber hatte, wie die liebenden Frauen, zwei Sonette gemacht.

Der Tag war, wie man sieht, nicht unfruchtbar für Apollo vergangen.

Saint-Aignan, der zum Voraus wusste, seine Verse würden in alle Gemächer der Damen Eingang finden, war auch etwas ängstlicher, als er es aus der ganzen Promenade gewesen, mit der Abfassung und der Idee beschäftigt.

Einem zärtlichen Vater ähnlich, der im Begriff ist, seine Kinder in

die Welt einzuführen, fragte er sich, ob das Publikum diesen Sohn seiner Einbildungskraft richtig, correct und anmutig finden würde. Um mit sich hierüber ins Reine zu kommen, recitirte er sich selbst folgendes Madrigal, das er dem König aus dem Gedächtnis vorgesagt und ihm geschrieben zu geben versprochen hatte:

Iris, von yeux malins ne disent pus toujours
Ce que votre pensée à votre coeur confie;
Iris, pourquoi faut-il que je passe vie
A plus aimer vos yeux qui m'ont joué ces tours.⁸

Dieses Madrigal, so anmutig es war, schien Saint-Aignan nicht vollkommen, sobald er von der mündlichen Überlieferung zur handschriftlichen Poesie überging. Viele hatten es reizend gefunden, der Verfasser zuerst; aber beim zweiten Anblick war er nicht mehr so sehr dafür eingenommen. Vor seinem Tische sitzend, ein Bein über das andere gekreuzt und sich am Schläfe kratzend, wiederholte sich auch Saint-Aignan:

Irin, vos yeux malins ne disent pas toujours . . .

»Oh! was diesen betrifft,« murmelte Saint-Aignan, »dieser ist tadellos. Ich darf sogar beifügen, er hat so etwas von Ronsard oder Malherbe, folglich bin ich zufrieden. Leider ist nicht dasselbe beim zweiten der Fall, Man hat Recht, wenn man sagt, der erste Vers sei am leichtesten zu machen.« Und er fuhr fort:

Ce que votre pensée à votre coeur confie . . .

»Ah! der Geist anvertraut dem Herzen! Warum sollte nicht auch eben so gut das Herz dem Geiste anvertrauen? Meiner Treue! ich, was mich betrifft, finde kein Hindernis hierbei. Warum des Teufels habe ich diese zwei Halbverse mit einander verbunden. Ah! der dritte ist gut:

Iris, pourquoi faut-il que je passe ma vie . . .

»Der Reim ist zwar nicht reich — vie und confie. Meiner Treue! der Abbé Boyer, der ein großer Dichter ist, macht in seinem Trauerspiel: der falsche Tonareres, Reime, wie vie und confie, abgesehen von Herrn Corneille, der sich in seiner Tragödie: Sophonisbe, in dieser Hinsicht auch keinen Zwang antut. Vie und confie mag also stehen bleiben. Jedoch der Vers ist unverschämt . . . Ich erinnere mich, daß sich der König in diesem Augenblick auf den Nagel gebissen hat. Es sieht in der Tat gerade

aus, als wollte er zu la Vallière sagen: ›Woher des Teufels kommt es, daß ich von Euch bezaubert bin?‹ Ich hätte mich, glaube ich, besser so ausgedrückt:

»Que bénis soient les dieux qui condamnent ma vie.⁹«

»Abermals eine Artigkeit! Verurteilen! Der König zu la Vallière verurteilt! . . . Nein!« Dann wiederholte er:

»Mais bénis soient les dieux qui . . . destinent ma vie . . .¹⁰«

»Nicht schlecht, obgleich destinent ma vie schwach ist; doch es kann nicht Alles stark bei einem Quatrain sein, A plus aimer vos yeuz. Mehr lieben wen? was? Dunkelheit . . . Die Dunkelheit ist nichts, da la Vallière und der König mich begriffen haben. Jedermann wird mich begreifen. Ja, aber nun kommt das Traurige! . . . der letzte Halbvers! Qui m'ont joué ees tours. Der gezwungene Plural des Reimes wegen! Und dann die Schamhaftigkeit von la Vallière einen Streich nennen! Das ist nicht glücklich! Ich werde mich dem Tadel aller Papierverschmierer, meiner Collegen, aussetzen. Man wird meine Poesien Verse eines vornehmen Mannes nennen. Und hört der König mich einen schlechten Dichter schelten, so wird ihm der Gedanke kommen, es zu glauben.«

Und während er diese Worte seinem Herzen anvertraute, und sein Herz seinen Gedanken, entkleidete sich der vollends. Er war eben im Begriff, seinen Schlafrock anzuziehen, als man ihm den Besuch des Herrn Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds meldete.

»Ei! . . . was ist das für ein Klumpen von Namen?« sagte Saint-Aignan, »Ich kenne das nicht.«

»Es ist ein Edelmann,« erwiderte der Lackei, »den die Ehre gehabt hat, mit dem Herrn Grafen an der Tafel des Königs während des Aufenthalts Seiner Majestät in Fontainebleau, zu speisen.«

»Beim König in Fontainebleau!« rief Saint-Aignan. »Ei! führe den Herrn geschwinde ein!«

Der Lackei beeilte sich, zu gehorchen.

Porthos trat ein.

Saint-Aignan hatte das Gedächtnis der Höflinge: mit dem ersten Blick erkannte er den Gutsherrn aus der Provinz mit dem

seltsamen Ruf, den der König, trotz einiges Lächelns der gegenwärtigen Offiziere, in Fontainebleau so gut ausgenommen hatte. Er ging daher mit allen Zeichen eines ganz natürlichen Wohlwollens aus Porthos zu, der, wie wir wissen, wenn er bei einem Gegner eintrat, die Fahne der raffiniertesten Höflichkeit auspflanzte.

Saint-Aignan ließ durch den Lackei, der Porthos gemeldet, einen Stuhl vorrücken. Der Letztere sah nichts Übertriebenes in diesen Artigkeiten, setzte sich und hustete. Es wurden die üblichen Höflichkeiten zwischen den zwei Herren ausgetauscht, dann, da es der war, der den Besuch empfing, sagte Saint-Aignan:

»Herr Baron, welchem glücklichen Zufall verdanke ich die Gunst Eures Besuches?«

»Das ist es gerade, was ich Euch zu erklären die Ehre haben werde,« erwiderte Porthos; »aber verzeiht . . . «

»Was gibt es, mein Herr?«

»Ich sehe, daß ich Euren Stuhl zerbreche.«

»Keines Wegs, mein Herr, keines Wegs.«

»Doch, Herr, doch, ich zerbreche ihn, und zwar dergestalt, daß ich, wenn ich zögere, niederfallen werde, — eine ganz und gar unpassende Position bei der ernstesten Rolle, die ich bei Buch zu spielen habe.«

Porthos stand aus. Es war Zeit; der Stuhl war schon um ein paar Zoll zusammengesunken. Saint-Aignan suchte mit den Augen ein solideres Geräte für seinen Gast.

»Die modernen Meubles,« sprach Porthos, während der Graf sich dieser Forschung hingab, »die modernen Meubles sind von einer lächerlichen Leichtigkeit geworden. In meiner Jugend, einer Zeit, wo ich mich mit noch viel mehr Energie setzte, als heute, erinnere ich mich nicht, je einen Stuhl zerbrochen zu haben, wenn nicht in den Wirtshäusern mit meinen Armen.«

Saint-Aignan lächelte angenehm über diesen Scherz.

»Doch,« fuhr Porthos fort, während er sich aus einem Ruhebett einquartierte, das zwar seufzte, aber widerstand, »doch leider handelt es sich nicht um dieses.«

»Wie, leider! Solltet Ihr der Überbringer einer Botschaft von

schlimmer Vorbedeutung sein, Herr Baron?«

»Von schlimmer Vorbedeutung . . . für einen Kavalier? Oh! nein, Herr Graf,« antwortete Porthos voll Adel. »Ich komme nur, um Euch anzuzeigen, daß Ihr einen meiner Freunde grausam beleidigt habt.«

»Ich mein Herr?« rief Saint-Aignan, »ich habe einen von Euren Freunden beleidigt? Und welchen, wenn ich bitten darf?«

»Herrn Raoul von Bragelonne.«

»Ich habe Herrn von Bragelonne beleidigt, ich?« rief Saint-Aignan, »Ah! in der Tat, mein Herr, das ist unmöglich, denn Herr von Bragelonne, den ich nur wenig kenne, ich möchte sagen, gar nicht kenne, ist in England, und da ich ihn seit langer Zeit nicht gesehen, kann ich ihn nicht beleidigt haben.«

»Herr von Bragelonne ist in Paris, Herr Graf,« erwiderte Porthos unempfindlich, »und was die Beleidigung betrifft, so siehe ich dafür, denn er hat es mir selbst gesagt! Ja, Herr Graf. Ihr habt ihn beleidigt, ich wiederhole das Wort, tödlich beleidigt.«

»Unmöglich, Herr Baron, ich schwöre Euch, unmöglich!«

»Übrigens kann Euch dieser Umstand nicht unbekannt sein, da mir Herr von Bragelonne erklärt hat, Ihr seid von ihm durch ein Billett in Kenntnis gesetzt worden.«

»Ich habe kein Billett erhalten, mein Herr, darauf gebe ich mein Wort.«

»Das ist höchst seltsam! . . . und was Raoul sagt . . . «

»Ich will Euch überzeugen, daß ich nichts empfangen habe,« sagte Saint-Aignan. Und er läutete.

»Basque,« sprach er, »wie viel Briefe oder Billetts sind in meiner Abwesenheit gekommen?«

»Drei, Herr Graf.«

»Und zwar?«

»Das Billett von Herrn von Fiesque, das von Frau von Laferté und der Brief von Herrn de la Fuentès.«

»Das ist Alles?«

»Alles, Herr Graf.«

»Sprich die Wahrheit vor diesem Herrn . . . Die Wahrheit, hörst Du wohl? Ich verbürge mich für Dich.«

»Gnädiger Herr, es war noch ein Billett von . . . «

»Von . . . sage geschwinde.«

»Von Fräulein de la Val . . . «

»Genug,« unterbrach ihn Porthos diskreter Weise. »Sehr gut, ich glaube Euch, Herr.«

Saint-Aignan entließ den Bedienten und schloß selbst die Türe; als er zufällig vor sich hinschauend zurückkam, sah er aus dem Schloß des anstoßenden Zimmers das bekannte Papier hervorstehen, das Bragelonne vor seinem Abgang hineingeschoben hatte.

»Was ist das?« sagte er.

Porthos, der diesem Zimmer den Rücken zukehrte, wandte sich um.

»Ho! ho!« machte Porthos.

»Ein Billett im Schloß!« rief Saint-Aignan.

»Das konnte wohl das unsere sein, Herr Graf,« sagte Porthos, »seht nach.«

Saint-Aignan nahm das Papier und rief:

»Ein Billett vom Herrn von Bragelonne!«

»Ihr seht, ich hatte Recht. Oh! wenn ich etwas sage . . . «

»Von Herrn von Bragelonne selbst hierher gebracht,« murmelte der erbleichend. »Das ist unwürdig! Wer ist hier eingedrungen?«

Saint-Aignan läutete abermals, Basque erschien wieder.

»Wer ist hier gewesen, so lange ich mit dem König aus der Promenade war?«

»Niemand, gnädiger Herr.«

»Das ist unmöglich. Es muß Jemand hier gewesen sein.«

»Es konnte Niemand herein, Herr Graf, da ich die Schlüssel in meiner Tasche hatte.«

»Aber das Billett, das hier im Schlosse stak . . . Jemand muß es hinein gesteckt haben, es kann nicht von selbst gekommen sein.«

Basque öffnete die Arme, um damit völlige Unwissenheit zu bezeichnen.

»Wahrscheinlich wird es Herr von Bragelonne hinein gesteckt haben,« sagte Porthos.

»Dann wäre er hier gewesen?«

»Ohne Zweifel.«

»Aber da ich den Schlüssel in der Tasche hatte,« versetzte Basque hartnäckig.

Saint-Aignan zerknitterte das Billett, nachdem er es gelesen.

»Darunter ist etwas verborgen,« murmelte er in Gedanken versunken.

Porthos überließ ihn einen Augenblick seinen Betrachtungen, Dann nahm er seine Botschaft wieder aus.

»Wäre es Euch gefällig, daß wir aus unsere Angelegenheit zurückkommen würden?« fragte er Saint-Aignan, als der Lackei weggegangen war.

»Ich glaube sie durch das so seltsam hierher gekommene Billett zu begreifen. Herr von Bragelonne kündigt mir einen Freund an . . . «

»Ich bin sein Freund, folglich bin ich derjenige, welchen er ankündigt.«

»Um eine Aufforderung an mich zu richten.«

»So ist es.«

»Und er beklagt sich, ich habe ihn beleidigt?«

»Grausam, tödlich!«

»Aus welche Art, wenn's beliebt, denn sein Schritt ist zu geheimnisvoll, als daß ich nicht wenigstens einen Sinn davon suchen sollte?«

»Mein Herr,« antwortete Porthos, »mein Freund muß Recht haben, und was seinen Schritt betrifft, wenn er geheimnisvoll ist, so klagt nur Euch an.«

Porthos sprach diese letzten Worte mit einem Vertrauen aus, das für einen an seine Manieren wenig gewöhnten Mann einen tausendfältigen Sinn offenbaren mußte.

»Ein Geheimnis! Erklärt das Geheimnis.«

Porthos aber verbeugte sich und erwiderte:

»Ihr werdet erlauben, daß ich nicht in dasselbe eingehe, und zwar aus vortrefflichen Gründen.«

»Die ich ganz gut begreife. Ja, mein Herr, gehen wir also darüber weg. Zur Sache, laßt hören.«

»Vor Allem nenne ich Euch den Umstand, daß Ihr ausgezogen

seid.«

»Es ist wahr, ich bin ausgezogen,« sagte Saint-Aignan.

»Ihr gesteht es?« rief Porthos mit einer Miene sichtbarer Befriedigung.

»Ob ich es gestehe? Ja, ich gestehe es. Warum sollte ich es denn nicht gestehen?«

»Ihr habt gestanden. Gut,« notierte Porthos, indem er nur einen Finger in die Höhe hob.

»Ah! mein Herr, wie kann mein Auszug Herrn von Bragelonne Schaden zugefügt haben? Antwortet, denn ich verstehe durchaus nichts von dem, was Ihr sagt.«

Porthos unterbrach ihn.

»Mein Herr,« sprach er ernst, »diese Beschwerde ist die erste von denjenigen, welche Herr von Bragelonne gegen Euch vorbringt. Bringt er sie vor, so geschieht es, weil er sich verletzt gefühlt hat.«

Saint-Aignan stieß vor Ungeduld mit dem Fuß aus den Boden und rief:

»Das gleicht einem bösen Streit!«

»Man kann keinen bösen Streit mit einem so galanten Mann, wie der Vicomte von Bragelonne, haben,« entgegnete Porthos, »doch nicht wahr, Ihr habt nichts mehr in Beziehung aus den Auszug beizufügen?«

»Nein. Sprecht weiter.«

»Ah! weiter! Bemerket wohl, mein Herr, daß dies schon eine abscheuliche Beschwerde ist, aus die Ihr nicht antwortet oder vielmehr schlecht antwortet. Wie! mein Herr, Ihr zieht aus; das beleidigt Herrn von Bragelonne, und Ihr entschuldigt Euch nicht! Sehr gut!«

»Wie!« rief Saint-Aignan, der sich über das Phlegma dieses Menschen erzürnte, »wie! habe ich nötig, Herrn von Bragelonne um Rat zu fragen, ob ich ausziehen soll oder nicht? Geht doch, mein Herr!«

»Verpflichtet, mein Herr, verpflichtet! Jedenfalls werdet Ihr mir zugestehen, daß dies nichts im Vergleich zu der zweiten Beschwerde ist.«

»Laßt die zweite Beschwerde hören.«

Porthos nahm eine strenge Miene an und sprach:

»Und die Falltüre, mein Herr, die Falltüre.«

Saint-Aignan wurde übermäßig bleich. Er rückte seinen Stuhl so ungestüm zurück, daß Porthos, so naiv er war, bemerkte, der Schlag habe getroffen.

»Die Falltüre?« murmelte Saint-Aignan.

»Ja, mein Herr, erklärt Euch, wenn Ihr könnt,« sagte Porthos den Kopf schüttelnd.

Saint-Aignan neigte die Stirne und murmelte:

»Oh! ich bin verraten, man weiß Alles.«

»Man weiß stets Alles,« erwiderte Porthos, der nichts wusste.

»Mein Herr,« fuhr Saint-Aignan fort, »Ihr seht mich zu Boden gedrückt, und zwar dergestalt zu Boden gedrückt, daß ich den Kopf darüber verliere.«

»Ein schuldiges Gewissen, mein Herr! Oh! Eure Sache ist nicht gut.«

»Mein Herr!«

»Und wenn das Publikum davon unterrichtet sein und sich zum Richter machen wird . . . «

»Oh! mein Herr,« rief lebhaft der, »ein solches Geheimnis muß unbekannt bleiben, selbst für den Beichtiger.«

»Wir werden daraus bedacht sein, und das Geheimnis wird in der Tat nicht weit gehen.«

»Aber spricht, gibt sich Herr von Bragelonne, indem er dieses Geheimnis ergründet, Rechenschaft von der Gefahr, die er läuft und der er Andere bloßstellt?«

»Herr von Bragelonne läuft keine Gefahr, mein Herr, fürchtet keine, und mit Gottes Hülse werdet Ihr das bald erproben.«

»Dieser Mensch ist ein Wütender,« dachte Saint-Aignan. »Was will er von mir?« Dann sprach er laut: »Auf, mein Herr, laßt uns unsere Angelegenheit vollends in's Reine bringen.«

»Ihr vergeßt das Portrait, mein Herr!« sprach Porthos mit einer Donnerstimme, die das Blut des Grafen in Eis verwandelte.

Da das Portrait das von la Vallière war und hierin keine Täuschung stattfinden konnte, so fühlte Saint-Aignan seine Augen sich ganz und gar öffnen.

»Ah! mein Herr,« rief er, »ah! ich erinnere mich, Herr von Bragelonne war ihr Bräutigam.«

Porthos nahm eine imposante Miene, die Majestät der Unwissenheit, an und sprach:

»Es kann mir nicht daran gelegen sein, und Euch auch nicht, ob mein Freund Bräutigam von der, die Ihr sagt, ist oder nicht ist. Ich wundere mich sogar, daß Ihr dieses indiskrete Wort ausgesprochen habt; es dürfte Eurer Sache Eintrag tun.«

»Mein Herr, Ihr seid der Geist, das Zartgefühl und die Biederkeit in einer Person. Ich sehe, um was Alles es sich handelt.«

»Desto besser.«

»Und,« fuhr Saint-Aignan fort, »Ihr habt es mir auf die geistreichste und zarteste Weise zu verstehen gegeben. Empfangt meinen Dank, mein Herr.«

Porthos warf sich in die Brust.

»Nur, da ich nun Alles weiß, gestattet, daß ich Euch erkläre . . . «

Porthos schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der nicht verstehen will. Saint-Aignan fuhr jedoch fort:

»Seht Ihr, ich bin in Verzweiflung über Alles, was geschieht, für diesen armen Herrn von Bragelonne; aber was hättet Ihr an meiner Stelle getan? unter uns gesprochen, was hättet Ihr getan?«

Porthos erhob das Haupt und erwiderte:

»Es handelt sich nicht um das, was ich getan hätte; nicht wahr, Ihr habt nun Kenntnis von den drei Beschwerden?«

»Was die erste betrifft, den Auszug, mein Herr — ich wende mich hier an den Mann von Geist und Ehre — wenn ein erhabener Wille mich aufforderte, auszuziehen, durfte ich, konnte ich ungehorsam sein?«

Porthos machte eine Bewegung, welche zu vollenden Saint-Aignan ihm nicht Zeit ließ.

»Ah! meine Offenherzigkeit ergreift Euch,« sagte er, die Bewegung aus seine Weise auslegend, »Ihr fühlt, daß ich Recht habe.«

Porthos erwiderte nichts.

»Ich gehe zu der unglückseligen Falltüre über,« fuhr Saint-Aignan fort, indem er seine Hand aus den Arm von Porthos legte; »diese Falltüre, die Ursache des Übels, das Mittel des Übels, diese Falltüre, erbaut für das, was Euch bekannt . . . Sprecht offenherzig, glaubt Ihr, ich sei es gewesen, der ganz nach dem eigenen Willen, ganz aus freien Stücken habe eine Falltüre öffnen lassen, deren Bestimmung . . . Oh! nein, das glaubt Ihr nicht, und auch hier fühlt Ihr, erratet Ihr, begreift Ihr einen Willen, der über dem meinigen. Ihr würdigt die Hinreißung . . . ich spreche nicht von der Liebe, dieser unwiderstehlichen Tollheit . . . Mein Gott! . . . Zum Glück spreche ich mit einem Mann voll Herz, voll Gefühl; sonst wie viel Unglück, wie viel Skandal über sie, das arme Kind! und über denjenigen, welchen ich nicht nennen will!«

Ganz verwirrt, betäubt durch die Beredsamkeit und die Gebärden von Saint-Aignan, strengte sich Porthos tausendfältig an, um diesen Platzregen von Redensarten zu empfangen, von denen er nicht das geringste Wörtchen verstand. Gerade und unbeweglich aus seinem Sitze gelangte er hierzu.

In seine Vergleichung hineingeworfen, fuhr Saint-Aignan, indem er seiner Stimme eine neue Tätigkeit, seiner Gebärde eine wachsende Höflichkeit verlieh, fort:

»Was das Portrait betrifft, denn ich begreife, daß das Portrait die Hauptbeschwerde ist; was das Portrait betrifft, sagt, bin ich schuldig? Wer hat ihr Portrait zu haben gewünscht? Ich etwa? Wer liebt sie? Ich etwa? Wer will sie? Ich etwa? Wer hat sie genommen? Ich etwa? Nein, tausendmal nein! Ich weiß, daß Herr von Bragelonne in Verzweiflung sein muß; ich weiß, daß ein solches Unglück grausam ist. Hört, auch ich leide; doch es ist kein Widerstand möglich. Wird er kämpfen? Man würde darüber lachen. Wenn er nur seinen Kopf aussetzt, richtet er sich zu Grunde. Ihr werdet mir sagen, die Verzweiflung sei eine Tollheit, doch Ihr seid vernünftig. Ihr habt mich begriffen. Ich sehe an Eurer ernsten, nachdenklichen, sogar verlegenen Miene, daß Euch die Bedeutsamkeit der Lage eingeleuchtet hat. Kehrt also zu Herrn von Bragelonne zurück, dankt ihm, wie ich ihm selbst danke, daß er zur Vermittlung einen Mann von Eurem Verdienst gewählt. Glaubt mir, daß ich eine ewige Dankbarkeit für denjenigen bewahren werde, der unsere Uneinigkeit aus eine so edelmütige,

so anständige Weise zum Frieden gelenkt hat. Und da es das Unglück gefügt, daß dieses Geheimnis Vieren statt Dreien gehören sollte, dieses Geheimnis, das das Glück des Ehrgeizigsten machen kann, so freue ich mich, es mit Euch zu teilen, mein Herr, ich freue mich aus dem Grunde meiner Seele. Von diesem Augenblick an verfügt über mich; ich stelle mich ganz Eurem Willen zu Gebot. Was soll ich für Euch tun? Was soll ich erbitten fordern sogar? spricht, mein Herr spricht.«

Und nach der vertraulich freundschaftlichen Gewohnheit der Höflinge jener Zeit schloß Saint-Aignan Porthos in seine Arme und drückte ihn an seine Brust.

Porthos ließ ihn mit unerhörtem Phlegma gewähren.

»Sprecht,« wiederholte Saint-Aignan, »was verlangt Ihr?«

»Mein Herr,« antwortete Porthos, »ich habe unten ein Pferd, macht mir das Vergnügen, es zu besteigen; es ist vortrefflich und wird Euch keine schlimmen Streiche spielen.«

»Zu Pferde steigen! warum dies?« fragte Saint-Aignan neugierig

»Um mit mir dahin zu kommen, wo uns Herr von Bragelonne erwartet.«

»Ah! er möchte mich gern sprechen? Ich begreife das, die näheren Umstände erfahren, ach!. das ist sehr delikate! Doch in diesem Augenblick kann ich nicht, der König erwartet mich.«

»Der König wird warten«

»Wie! der König wird warten!« rief mit einem Lächeln des Erstaunens dieser vollkommene Höfling, der nicht begriff, daß der König warten könnte.

»Mein Herr, es ist die Sache einer kleinen Stunde,« sprach Porthos.

»Aber wo erwartet mich denn Herr von Bragelonne?«

»Bei den Minimes in Vincennes.«

»Ah! ah! spaßen wir etwa?«

»Ich glaube nicht, ich wenigstens nicht.«

»Aber die Minimes, das ist ja ein Rendezvous für Duellen.«

»Nun?«

»Nun! was habe ich denn bei den Minimes zu tun?«

Porthos zog langsam seinen Degen und sprach: »Hier ist das Maaß des Degens von meinem Freund.«

»Alle Wetter! dieser Mensch ist verrückt!«rief Saint-Aignan.

Die Röte stieg Porthos zu den Ohren.

»Mein Herr,« sagte er, »wenn ich nicht die Ehre hätte, in Eurer Wohnung zu sein und den Interessen von Herrn von Bragelonne zu dienen, so würde ich Euch zu Eurem Fenster hinauswerfen. Doch das ist nur aufgeschoben, und Ihr sollt beim Warten nicht verlieren. Kommt Ihr zu den Minimes, mein Herr?«

»Ei . . . «

»Kommt Ihr gutwillig?«

»Aber . . . «

»Ich trage Euch dahin, wenn Ihr nicht kommt! nehmt Euch in Acht.«

»Basque!« rief Herr von Saint-Aignan.

Basque trat ein.

»Der König läßt den Herrn Grafen rufen,« sagte Basque.

»Das ist etwas Anderes,« sagte Porthos; »der Dienst des Königs vor Allem. Wir warten dort bis heute Abend, mein Herr.«

Und nachdem er Saint-Aignan mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit begrüßt, ging Porthos, entzückt, abermals eine Sache abgetan zu haben, hinaus.

Saint-Aignan schaute ihm nach, zog dann hastig seine Kleider wieder an, lief, unter Weges die Unordnung seiner Toilette verbessernd, weg und sagte zu sich selbst:

»Zu den Minimes! zu den Minimes! . . . Wir werden sehen, wie der König diese Aufforderung ausnimmt. Sie ist bei Gott! für ihn.«

XV.

Politische Nebenbuhler.

Nach der für Apollo so fruchtbaren Promenade, wobei Jeder, wie die Dichter jener Zeit sagten, den Musen seinen Tribut bezahlte, fand der König in seinen Gemächern Herrn Fouquet, der aus ihn wartete.

Hinter dem König kam Herr Colbert. Herr Colbert mit seinem viereckigen Kopf, mit seinem plumpen Luxus formloser, nachlässig getragener Kleider; er hatte den König, als wäre er aus dem Anstand gewesen, in einer Hausflur gleichsam gefangen genommen und folgte ihm wie ein Schatten.

Fouquet blieb beim Anblick seines Feindes ruhig und war während der ganzen Szene, die sich ereignen sollte, bemüht, das schwierige Benehmen des erhabenen Mannes zu beobachten, dessen Herz von Verachtung überfüllt ist, der aber seine Verachtung nicht einmal kundgeben will, aus Furcht, er könnte seinem Gegner noch zu viel Ehre erweisen.

Colbert verbarg eine verletzende Freude nicht. Für ihn war es von Seiten von Herrn Fouquet eine schlecht gespielte und rettungslos verlorene Partie, obgleich sie noch nicht beendet. Colbert gehörte zu jener Schule von Politikern, welche nur die Geschicklichkeit bewundern, nur den günstigen Ausgang schätzen.

Mehr noch, Colbert, der nicht nur ein neidischer und eifersüchtiger Mensch war, sondern sich alle Interessen des Königs sehr angelegen sein ließ, weil er im Grunde mit der größten Redlichkeit im Zahlenwesen begabt, Colbert konnte sich selbst den, wenn man haßt, so glücklichen Vorwand geben, er handle, indem er Herrn Fouquet hasse und zu Grunde richte, im Hinblick auf das Wohl des Staates und der königlichen Würde.

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging Fouquet. Zwischen den dicken Augenbrauen seines Feindes durch, und trotz des unablässigen Spieles der Augenlider, las er durch die Augen bis in die Tiefe des Herzens von Colbert, er las also Alles,

was in diesem Herzen war: Haß und Triumph.

Nur, da er, während er durchdrang, undurchdringlich bleiben wollte, erheiterte er sein Gesicht, lächelte er aus jene sympathische Weise, die nur ihm eigentümlich war und seinem Gruß die edelste und zugleich geschmeidigste Elastizität verlieh.

»Sire,« sprach er, »ich gewahre an der freudigen Miene Eurer Majestät, daß sie eine gute Promenade gemacht hat.«

»Eine reizende in der Tat, Herr Oberintendant, eine reizende. Ihr habt sehr Unrecht gehabt, nicht mit uns zu kommen, während ich Euch doch eingeladen.«

»Sire, ich arbeitete,« sagte Fouquet.

Fouquet hatte nicht einmal nötig, den Kopf abzuwenden; er schaute Herrn Colbert nicht von der Seite an.

»Oh! das Land! Herr Fouquet,« rief der König, »Mein Gott, wie gern möchte ich stets aus dem Lande, in freier Lust, unter den Bäumen leben können!«

»Ah! Eure Majestät ist hoffentlich des Thrones noch nicht müde,« entgegnete Fouquet.

»Nein, aber die grünen Throne sind sehr sanft.«

»Eure Majestät erfüllt wahrhaftig alle meine Wünsche, indem sie so spricht. Ich hatte ihr gerade ein Gesuch vorzutragen.«

»Von wem, Herr Oberintendant?«

»Von Seiten der Nymphen von Vaux.«

»Ah! ah!« machte Ludwig XIV.

»Der König hat die Gnade gehabt, mir ein Versprechen zu geben.«

»Ja, ich erinnere mich desselben,«

»Das Fest in Vaux, das berühmte Fest, nicht wahr, Sire?« sagte Colbert, der dadurch, daß er sich in das Gespräch mischte, einen Beweis von seinem Ansehen zu geben suchte.

Mit einer tiefen Verachtung nahm Fouquet nicht einmal das Wort auf. Es war für ihn, als hätte Colbert weder gedacht, noch gesprochen.

»Eure Majestät weiß,« sagte er, »daß ich mein Landgut Vaux zur Ausnahme des liebenswürdigsten der Fürsten, das mächtigsten der Könige bestimme.«

»Ich habe versprochen, und ein König hat nur sein Wort,«
erwiderte Ludwig XIV.

»Und ich, Sire, ich komme, um Eurer Majestät zu, sagen, daß
ich ganz zu ihren Befehlen bin.«

»Versprecht Ihr mir viele Wunder, Herr Oberintendant?«

Hierbei schaute Ludwig XIV. Colbert an.

»Wunder? oh! nein, Sire. Ich mache mich nicht hierzu
anheischig; ich hoffe dem König ein wenig Vergnügen, vielleicht
sogar ein wenig Vergessen versprechen zu können.«

»Nein, nein, Herr Fouquet. Ich bestehe aus dem Wort Wunder.
Oh! Ihr seid ein Zauberer, wir kennen Eure Macht, wir wissen, daß
Ihr Gold findet, und gäbe es auch keines mehr in der Welt. Das
Volk sagt auch, Ihr macht Geld.«

Fouquet fühlte, daß der Schuß aus einem doppelten Köcher
kam, und daß der König zugleich einen Pfeil von seinem Bogen
und einen von dem von Colbert auf ihn abdrückte. Er lachte.

»Oh!« sagte er, »das Volk weiß ganz genau, aus welchem
Schacht ich dieses Gold nehme. Es weiß das vielleicht zu gut,
und überdies fügte er stolz bei, »überdies kann ich Eure Majestät
versichern, daß das zu Bezahlung des Festes in Vaux bestimmte
Gold weder Blut, noch Tränen fließen machen wird. Schweiß
vielleicht. Man wird ihn bezahlen.«

Ludwig blieb verblüfft. Er wollte Colbert anschauen, Colbert
wollte etwas entgegen; ein Adlerblick, ein königlicher Blick, von
Fouquet geschleudert, hielt das Wort aus seinen Lippen zurück.

Der König faßte sich mittlerweile. Er wandte sich gegen
Fouquet um und sagte zu diesem:

»Ihr macht also Eure Einladung?«

»Ja, Sire, wenn es Eurer Majestät gefällt.«

»Aus welchem Tag?«

»Aus den Tag, der Eurer Majestät genehm sein wird.«

»Ihr sprecht wie ein Zauberer, der improvisiert. *Ich* würde nicht
so viel sagen.«

»Eure Majestät wird, wann sie will, Alles machen, was ein König
machen kann und soll. Der König von Frankreich hat Diener,
welche zu Allem für seinen Dienst und für seine Vergnügungen
fähig sind.

Colbert suchte den Oberintendanten anzuschauen, um zu sehen, ob dieses Wort eine Rückkehr zu minder feindlichen Gefühlen sei, Fouquet hatte seinen Feind nicht einmal angeschaut . . . Colbert war nicht für ihn vorhanden.

»Nun denn! in acht Tagen, wollt Ihr?« sagte der König.

»In acht Tagen, Sire.«

»Heute ist Dienstag, wollt Ihr bis zum folgenden Sonntag?«

»Die Frist, die Seine Majestät zu bewilligen die Gnade hat, wird die Arbeiten, welche meine Architekten unternehmen, um zu der Unterhaltung des Königs und seiner Freunde beizutragen, mächtig unterstützen.«

»Wenn Ihr von meinen Freunden spricht, wie gedenkt Ihr es mit ihnen zu halten?« fragte Ludwig XIV.

»Der König ist überall Herr; der König macht seine Liste und gibt seine Befehle. Alle, die er einzuladen geruht, sind von mir sehr geachtete Gäste.«

»Ich danke Euch!« sagte der König gerührt von dem edlen mit einem edlen Ton ausgesprochenen Gedanken.

Nach wenigen Worten über Details gewisser Angelegenheiten nahm Fouquet nun von Ludwig XIV. Abschied.

Er fühlte, Colbert würde beim König bleiben, man würde von ihm sprechen, und weder der Eine, noch der Andere würde ihn schonen. Die Befriedigung, seinem Feinde einen letzten, einen furchtbaren Schlag zu geben, kam ihm wie ein Ersatz für Alles vor, was man ihn leiden ließe.

Er kehrte also rasch um, nachdem er schon die Türe berührt hatte, wandte sich an den König und sprach:

»Verzeiht, Sire, verzeiht.«

»Was verzeihen, mein Herr?« fragte der König mit liebevoller Stimme.

»Ein schweres Versehen, das ich beging, ohne es wahrzunehmen.«

»Ein Versehen, Ihr! Ah! Herr Fouquet, ich werde Euch wohl verzeihen müssen. Gegen was habt Ihr gesündigt oder gegen wen?«



»Gegen jede Schicklichkeit, Sire. Ich vergaß. Eurer Majestät einen ziemlich wichtigen Umstand mitzuteilen.«

»Welchen?«

Colbert bebte; er glaubte, es würde eine Anzeige gemacht werden, sein Benehmen sei entlarvt worden. Ein Wort von Fouquet, ein ausgesprochener Beweis, und vor der jugendlichen Rechtschaffenheit Ludwigs XIV. verschwand die ganze Gunst, in der Colbert stand. Dieser zitterte daher, ein so kühner Streich könnte sein ganzes Gerüste umstürzen, und der Streich war wirklich so schön zu spielen, daß Aramis, der schöne Spieler, ihn nicht verfehlt hätte.

»Sire,« sprach Fouquet mit ganz ungezwungener Miene, »da Ihr mir zu verzeihen die Güte gehabt habt, so wird mir mein Geständnis ganz leicht: diesen Morgen habe ich eine von meinen Stellen verkauft.«

»Eine von Euren Stellen!« rief der König, »welche denn?«

Colbert wurde leichenbleich.

»Diejenige, welche mir eine große Robe und eine strenge Miene gab: die Stelle des Generalanwalts.«

Der König stieß unwillkürlich einen Schrei aus und schaute Colbert an.

Schweiß auf der Stirne, fühlte sich dieser einer Ohnmacht nahe.

»An wen habt Ihr diese Stelle verkauft, Herr Fouquet?« fragte der König.

Colbert hielt sich am Simswerk des Kamins an.

»An einen Rat vom Parlament, Sire, Namens Vanel.«

»Vanel?«

»Es ist ein Freund des Herrn Intendanten Colbert,« fügte Fouquet bei, der diese Worte mit einer unnachahmlichen Gleichgültigkeit, mit einem Ausdruck von Vergessenheit und Unwissenheit fallen ließ, den der Maler, der Schauspieler und der Dichter mit dem Pinsel, der Gebärde oder der Feder wiederzugeben verzichten müssen.



Dann, nachdem er geendigt, nachdem er Colbert unter dem Gewicht dieser Überlegenheit niedergeschmettert hatte, verbeugte sich der Oberintendant abermals vor dem König und ging, halb gerächt durch das Erstaunen des Fürsten und durch die Demütigung des Günstlings, hinaus.

»Ist es denn möglich, sagte der König zu sich selbst, als Fouquet verschwunden war. »Er hat seine Stelle verkauft?«

»Ja, Sire!« erwiderte Colbert mit Absicht.

»Er ist verrückt!« rief der König.

Colbert sagte diesmal nichts; er hatte den Gedanken des Gebieters halb durchschaut. Dieser Gedanke rächte ihn auch. Mit seinem Haß hatte sich eine Eifersucht verbunden; zu seinem Plan, Verderben zu bereiten, hatte sich eine Drohung von Ungnade gesellt.

Fortan, das fühlte Colbert, würden zwischen Ludwig XIV. und

ihm die feindseligen Ideen keine Hindernisse mehr finden, und der erste Fehler von Fouquet, der zum Vorwand dienen könnte, würde der Bestrafung von Nahem vorangehen.

Fouquet hatte seine Waffe fallen lassen. Haß und Eifersucht hatten sie aufgehoben.

Colbert wurde vom König zum Feste in Vaux eingeladen; er verbeugte sich wie ein Mensch, der seiner sicher, er nahm an wie ein Mensch, der verbindet.

Der König war bei dem Namen Saint-Aignan aus der Liste, als der Huissier den Grafen von Saint-Aignan meldete.

Colbert zog sich bescheiden bei der Ankunft des königlichen Kupplers zurück.

XVI.

Liebesnebenbuhler.

Saint-Aignan hatte Ludwig XIV. kaum zwei Stunden vorher verlassen. Wenn aber Ludwig XIV. in dieser ersten Inbrunst seiner Liebe la Vallière nicht sah, so mußte er von ihr sprechen. Die einzige Person nun, mit der er von ihr sprechen konnte, war Saint-Aignan. Saint-Aignan war ihm folglich unentbehrlich.

»Ah! Ihr seid es, Graf,« rief er, doppelt erfreut, weil er Saint-Aignan sah und Colbert nicht mehr sah, denn das verdrießliche Gesicht des letzteren machte ihn stets traurig. »Desto besser, es freut mich, Euch zu sehen; Ihr werdet die Fahrt mitmachen.«

»Die Fahrt, Sire?« fragte Saint-Aignan. »Welche Fahrt?«

»Diejenige, welche wir machen werden, um das Fest zu genießen, das uns der Herr Oberintendant in Vaux gibt. Ah! Saint-Aignan, Du wirst endlich ein Fest sehen, ein königliches Fest, gegen das unsere Unterhaltungen in Fontainebleau Puppenspiele sind.«

»In Vaux! der Oberintendant gibt Eurer Majestät ein Fest? und zwar in Vaux, nicht wahr?«

»Mehr nicht! ich finde es reizend, daß Du den Hochmütigen spielst! Weißt Du, daß man, wenn man erfährt, Herr Fouquet empfangen mich Sonntag über, acht Tage in Vaux, sich erwürgen wird, um zu diesem Fest eingeladen zu werden? Ich wiederhole Dir also, Saint-Aignan, Du wirst die Fahrt mitmachen.«

»Ja, wenn ich bis dahin nicht eine längere und minder angenehme mache.«

»Welche?«

»Die nach dem Styx, Sire,«

»Bah!« rief Ludwig XIV. lachend.

»Nein, im Ernste, Sire. Ich bin dahin eingeladen, und zwar aus eine Art, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich mich benehmen soll, um es auszuschlagen.«

»Ich verstehe Dich nicht, mein Lieber. Ich weiß, daß Du in poetischer Begeisterung bist, sei aber bemüht, nicht schwülstig zu

werden.«

»Wohl also, wenn Eure Majestät mich anzuhören die Gnade hat, so werde ich den Geist meines Königs nicht länger aus die Folter spannen.«

»Sprich.«

»Kennt der König den Herrn Baron du Vallon?«

»Bei Gott! ja, ein guter Diener vom König, meinem Vater, und meiner Treue! ein schöner Tischgenosse, denn Du meinst den, welcher mit uns in Fontainebleau gespeist hat?«

»Ganz richtig. Doch Eure Majestät hat vergessen, seinen Eigenschaften beizufügen: ein liebenswürdiger Umbringer.«

»Wie! Herr du Vallon will Dich umbringen?«

»Oder mich umbringen lassen, was ganz dasselbe ist.«

»Ho! ho!«

»Lacht nicht, Lire, ich sage nichts, was unter der Wahrheit wäre.«

»Und Du sagst, er wolle Dich umbringen lassen?«

»Das ist für den Augenblick der Gedanke dieses würdigen Herrn.«

»Sei unbesorgt, ich verteidige Dich, wenn er Unrecht hat.«

»Ah! es gibt ein *wenn*?«

»Allerdings. Sprich, antworte, als ob es sich um einen Andern handelte, mein lieber Saint-Aignan; hat er Recht oder hat er Unrecht?«

»Euer Majestät soll darüber urteilen.«

»Was Hast Du ihm getan?«

»Oh! ihm nichts; doch es scheint, ich habe einem von seinen Freunden etwas getan.«

»Das ist das Gleiche; und sein Freund, ist es einer von den vier Berühmten?«

»Nein, es ist nur der Sohn von einem von den vier Berühmten.«

»Sage, was hast Du diesem Sohn getan?«

»Ich habe Einem ihm seine Geliebte wegnehmen geholfen.«

»Und Du gestehst das?«

»Ich muß es wohl gestehen, da es wahr ist.«

»Dann hast Du Unrecht.«

»Ah! ich habe Unrecht?«

»Und bei meiner Treue! wenn er Dich tötet . . . «

»Nun?«

»Wird er Recht haben.«

»Ah! so urteilt Ihr, Sire?«

»Findest Du die Methode schlecht?«

»Ich finde sie rasch.«

»Eine gute und rasche Justiz,« sagte mein Ahnherr Heinrich IV.«

»Dann unterzeichne der König geschwinde die Begnadigung meines Gegners, der mich bei den Minimes erwartet.«

»Sage mir seinen Namen und gib mir ein Pergament.«

»Sire, es liegt ein Pergament aus dem Tisch Eurer Majestät, und was seinen Namen betrifft . . . «

»Was seinen Namen betrifft?«

»Es ist der Vicomte von Bragelonne, Sire.«

»Der Vicomte von Bragelonne!« rief der König, vom Lachen zu einem tiefen Erstaunen übergehend.

Dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen und den Schweiß, der von seiner Stirne lies, abgewischt hatte, murmelte er:

»Bragelonne! Bragelonne!«

»Nicht mehr, Sire?« sagte Saint-Aignan.

»Bragelonne, der Bräutigam von . . . «

»Oh! mein Gott! ja, Bragelonne, der Bräutigam von . . . «

»Er war doch in London!«

»Ja, aber ich kann Euch dafür stehen, daß er nicht mehr dort ist, Sire.«

»Er ist in Paris?«

»Das heißt er ist bei den Minimes, wo er mich erwartet, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe.«

»Und er weiß Alles?«

»Und noch viele andere Dinge! Wenn der König das Billett sehen will, das er mir hat zukommen lassen?«

Hier zog Saint-Aignan das uns bekannte Billett aus der Tasche.

»Sobald Eure Majestät gelesen hat, werde ich ihr sagen, wie es mir zugekommen ist.«

Der König las mit großer Aufregung und fragte alsbald:

»Nun?«

»Nun! Eure Majestät kennt ein gewisses ziselirtes Schloß, das eine gewisse Türe von Ebenholz schließt, die ein gewisses Zimmer von einem blau und weißen Heiligtum trennt.«

»Gewiß, das Boudoir von Louise.«

»Ja, Sire. Nun denn! in diesem Schloß habe ich das Billett gesunden. Wer hat es hinein gesteckt? Bragelonne oder der Teufel. Da aber das Billett nach Ambra und nicht nach Schwefel riecht, so schließe ich, daß es nicht der Teufel, sondern Herr von Bragelonne sein müsse.

Ludwig neigte das Haupt und schien in traurige Gedanken versunken. Vielleicht durchdrang in diesem Augenblick etwas wie ein Gewissensbiß sein Herz.

»Oh!« sagte er, »das Geheimnis ist entdeckt.«

»Sire, ich will mein Möglichstes tun, daß dieses Geheimnis in der Brust stirbt, die es in sich schließt,« sagte Saint-Aignan ganz mit spanischer Herzhaftigkeit.

Und er machte eine Bewegung, um auf die Türe zuzugehen, doch der König hielt ihn zurück.«

»Wohin geht Ihr?« fragte er.

»Dahin, wo man mich erwartet.«

»Wozu?«

»Vermutlich, um mich zu schlagen.«

»Euch schlagen!« rief der König. »Einen Augenblick Geduld, wenn's beliebt, Herr Graf.«

Saint-Aignan schüttelte den Kopf wie ein Kind, das widerspenstig wird, wenn man es abhalten will, sich in einen Brunnen zu werfen, oder mit einem Messer zu spielen.

»Aber, Sire . . . « sagte er.

»Vor Allem bin ich nicht aufgeklärt.«

»Oh! was diesen Punkt betrifft, so frage Eure Majestät, und ich werde das Licht machen.«

»Wer sagt Dir, Herr von Bragelonne sei in das fragliche Zimmer

eingedrungen?«

»Das Billett, das ich im Schloß gefunden, wie ich Eurer Majestät zu bemerken die Ehre gehabt habe.«

»Wer sagt Dir, er habe es hineingesteckt?«

»Welcher Andere, als er, hätte es gewagt, einen solchen Auftrag zu übernehmen?«

»Wie ist er hineingekommen?«

»Oh! das ist sehr ernst, in Betracht, daß alle Türen geschlossen waren, und mein Lackei Basque die Schlüssel in seiner Tasche hatte.«

»Man wird Deinen Lackei bestochen haben.«

»Unmöglich, Sire.«

»Warum unmöglich?«

»Weil, wenn man ihn bestochen hätte, man den armen Jungen, dessen man noch später bedürfen könnte, nicht dadurch, daß man so klar gezeigt, man habe sich seiner bedient, zu Grunde gerichtet haben würde.«

»Das ist richtig. Nun bliebe nur noch eine Vermutung.«

»Laßt hören, Eire, ob diese Vermutung dieselbe ist, wie die, welche sich meinem Geiste dargeboten hat.«

»Er wird auf der Treppe hereingekommen sein.«

»Ach! Sire, das kommt mir mehr als wahrscheinlich vor.«

»Dazu braucht es aber, daß Jemand das Geheimnis verkauft hat.«

»Verkauft oder geschenkt.«

»Warum diese Unterscheidung?«

»Weil gewisse Personen, insofern sie über dem Preise eines Verrats stehen, schenken und nicht verkaufen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Oh! Sire, Eure Majestät hat einen zu scharfen Geist, um mir nicht durch Erraten die Verlegenheit des Nennens zu ersparen.«

»Du hast Recht: Madame.«

»Ah!« machte Saint-Aignan.

»Madame, die sich über den Auszug beunruhigt hat.«

»Madame, die die Schlüssel zu den Zimmern ihrer Fräulein besitzt und mächtig genug ist, um zu entdecken, was Niemand

außer Euch, Sire, und ihr entdecken würde.«

»Und Du glaubst, meine Schwägerin habe einen Bund mit Bragelonne gemacht?«

»Ah! Sire . . . «

»Und sie habe ihn von allen diesen Umständen unterrichtet?«

»Noch mehr vielleicht.«

»Noch mehr?«

»Vielleicht ihn sogar begleitet.«

»Wohin? Hinab zu Dir?«

»Haltet Ihr das für unmöglich, Sire?«

»Oh!«

»Hört! Der König weiß, ob Madame die Wohlgerüche liebt.«

»Ja, das ist eine Gewohnheit, die sie von meiner Mutter angenommen hat.«

»Eisenkraut besonders . . . «

»Ist ihr Lieblingsgeruch.«

»Wohl! meine Wohnung ist von Eisenkraut durchduftet.«

Der König wurde nachdenkend.

»Aber,« sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, »warum sollte Madame die Partei von Bragelonne gegen mich ergreifen?«

Während er diese Worte sprach, worauf Saint-Aignan leicht hätte erwidern können: Weibereifersucht, sondierte der König seinen Freund bis im Grunde seines Herzens, um zu sehen, ob er das Geheimnis seines Liebeshandels mit seiner Schwägerin durchdrungen habe. Saint-Aignan war aber kein mittelmäßiger Höfling; er setzte sich nicht leichtsinnig bei Entdeckung von Familiengeheimnissen Gefahren aus; er war zu sehr Freund der Musen, um nicht oft an den armen Ovidius Naso zu denken, dessen Augen so viel Tränen vergossen, um das Verbrechen zu büßen, man weiß nicht was im Hause von Augustus gesehen zu haben. Er ging daher geschickt an dem Geheimnis von Madame hin. Da er aber einen Beweis von Scharfsinn dadurch gegeben hatte, daß er geäußert, Madame sei mit Bragelonne in seine Wohnung gekommen, so mußte er den Wucher dieser Eitelkeit bezahlen und aus die Frage: »Warum ist Madame mit Bragelonne

gegen mich?« geradezu antworten.

»Warum?« erwiderte Saint-Aignan. »Eure Majestät vergißt also, daß der Graf von Guiche der innige Freund des Vicomte von Bragelonne ist?«

»Ich sehe den Zusammenhang nicht,« versetzte der König.

»Ah! verzeiht, Sire; ich glaubte der Graf von Guiche wäre ein großer Freund von Madame.«

»Das ist richtig; es ist nicht mehr nötig, zu suchen; der Streich ist von dorthier gekommen.«

»Und ist der König nicht der Ansicht, daß man, um ihn zu parieren, einen andern führen muß?«

»Ja, aber nicht von der Art, wie man sie im Walde von Vincennes führt.«

»Eure Majestät vergißt, daß ich Edelmann bin und daß man mich herausgefordert hat.«

»Das geht Dich nichts an.«

»Aber mich erwartet man bei den Minimes seit einer Stunde, Sire, mich, der ich im Streite begriffen und entehrt bin, gehe ich nicht dahin, wo man mich erwartet.«

»Die erste Ehre eines Edelmanns ist der Gehorsam gegen seinen König.«

»Sire . . . «

»Ich befehle, daß Du bleibst.«

»Sire . . . «

»Gehorche.«

»Wie es Eurer Majestät beliebt.«

»Überdies will ich mir Licht in dieser ganzen Angelegenheit verschaffen, ich will wissen, wie man meiner gespottet hat und frech genug gewesen ist, in das Heiligtum meiner Zuneigungen einzudringen. Nicht Du bist es, Saint-Aignan, der diejenigen, welche dies getan, bestrafen muß, denn es ist nicht Deine Ehre, was sie angegriffen, sondern die meinige.«

»Ich flehe Eure Majestät an, mit ihrem Zorn nicht Herrn von Bragelonne niederzuschmettern, der bei dieser ganzen Sache der Klugheit ermangelt haben mag, sich aber nicht gegen die Loyalität verfehlt hat.«

»Genug! ich werde selbst im heftigsten Zorn den Teil des Gerechten und den des Ungerechten zu machen wissen. Nicht ein Wort hiervon, zu Madame besonders.«

»Was soll ich aber Herrn von Bragelonne gegenüber tun? er wird mich suchen, und . . . «

»Vor heute Abend habe ich mit ihm gesprochen oder mit ihm sprechen lassen.«

»Sire, ich flehe Euch noch einmal an, habt Nachsicht.«

»Ich bin lange genug nachsichtig gewesen, Graf,« erwiderte Ludwig XIV. die Stirne faltend; »es ist Zeit, daß ich gewissen Personen zeige, daß ich der Herr in meinem Hause bin.«

Der König hatte kaum diese Worte gesprochen, welche andeuteten, daß sich mit dem neuen Groll die Erinnerung an einen alten vermischte, als der Huissier aus der Schwelle des Kabinetts erschien.

»Was gibt es?« fragte der König, »warum kommt man, wenn ich nicht gerufen habe?«

»Sire,« antwortete der Huissier, »Eure Majestät hat mir einmal für allemal befohlen, den Herrn Grafen de la Fère durchzulassen, so oft er mit Eurer Majestät zu sprechen hätte.«

»Nun?«

»Der Herr Graf de la Fère wartet im Vorgemach.«

Der König und Saint-Aignan wechselten bei diesen Worten einen Blick, in dem mehr Unruhe, als Erstaunen lag. Der König zögerte einen Augenblick, doch alsbald faßte er einen Entschluß und sagte zu Saint-Aignan:

»Gehe, suche Louise auf, unterrichte sie von dem, was gegen uns angezettelt wird; lasse sie nicht in Unwissenheit darüber, daß Madame ihre Verfolgungen wieder anfängt, und daß sie Leute ins Feld gestellt hat, welche besser neutral geblieben wären.

»Erschrickt Louise,« fuhr der König fort, »so beruhige sie, sage ihr, die Liebe des Königs sei ein undurchdringlicher Schild. Wenn sie, was ich gern bezweifle, schon Alles wüsste, oder wenn sie ihrerseits einen Angriff erlitten hätte, so sage ihr, Saint-Aignan, fügte der König ganz bebend vor Zorn und Fieber bei, »sage ihr, daß ich sie diesmal, statt sie zu verteidigen, rächen werde, und zwar mit einer Strenge, daß fortan Niemand die Augen bis zu ihr

zu erheben wagen soll.«

»Ist das Alles, Sire?«

»Das ist Alles. Gehe geschwinde und bleibe getreu, Du, der Du inmitten dieser Hölle lebst, ohne, wie ich, die Hoffnung aus das Paradies zu haben.«

Saint-Aignan erschöpfte sich in Ergebenheitsbetheurungen, nahm die Hand des Königs, küßte sie und ging strahlend weg.

Der König faßte sich rasch, um dem Grafen de la Fère ein gutes Gesicht zu machen.

XVII.

König und Adel.

Ludwig faßte sich bald, um Herrn de la Fère ein gutes Gesicht zu machen. Er sah vorher, der Graf komme nicht aus Zufall. Er fühlte unbestimmt die Wichtigkeit dieses Besuches, aber einem Mann von dem Verdienste von Athos, einem so ausgezeichneten Geist sollte der erste Anblick nichts Unangenehmes, nichts Ungeordnetes bieten.

Als sich der junge König versichert, daß er dem Anschein nach ruhig, gab er den Huissiers Befehl, den Grafen einzuführen.

Nach einigen Minuten trat Athos, im Galakleid, mit den Orden geschmückt, die er allein am französischen Hofe zu tragen das Recht hatte, mit so ernster, so feierlicher Miene ein, daß der König mit dem ersten Blick beurteilen konnte, ob er sich in seinen Ahnungen getäuscht oder nicht getäuscht.

Ludwig ging dem Grafen einen Schritt entgegen, und er reichte ihm lächelnd eine Hand, aus die sich Athos voll Ehrfurcht neigte.

»Herr de la Fère.« sprach rasch der König, »Ihr seid so selten bei mir, daß es ein großes Glück ist. Euch hier zu sehen.«

Athos verbeugte sich und erwiderte:

»Gern möchte ich das Glück haben, stets bei Eurer Majestät zu sein.«

Diese Antwort, in diesem Ton gegeben, bedeutete offenbar:

»Ich möchte gerne einer von den Räten des Königs sein, um ihm Fehler zu ersparen.«

Der König fühlte das und sprach, entschlossen, vor diesem Mann den Vorteil der Ruhe mit dem Vorteil des Rangs zu bewahren:

»Ich sehe, Ihr habt mir etwas zu sagen.«

»Ich hätte mir sonst nicht erlaubt, vor Eurer Majestät zu erscheinen.«

»Sprecht geschwinde, mein Herr, es drängt mich, Euch zu befriedigen.«

Der König setzte sich.

»Ich bin überzeugt, daß mir Eure Majestät jede Befriedigung gewähren wird,« erwiderte Athos mit leicht bewegtem Ton.

»Ah!« sagte der König mit einem gewissen Hochmut, »es ist eine Klage, was Ihr hier vorbringen wollt.«

»Es wäre nur eine Klage, wenn Eure Majestät . . . doch wollt mich entschuldigen, Sire, ich werde die Angelegenheit bei ihrem Anfang aufnehmen.«

»Ich warte.«

»Der König erinnert sich, daß ich zur Zeit der Abreise von Herrn von Buckingham die Ehre gehabt habe, mit ihm zu sprechen.«

»Ja, ungefähr um diese Zeit . . . Ja, ich erinnere mich . . . Nur habe ich den Gegenstand der Unterredung . . . vergessen.«

Athos bebte.

»Ich werde die Ehre haben, diesen Gegenstand Eurer Majestät ins Gedächtnis, zurückzurufen. Es handelte sich um eine Bitte, die ich Eurer Majestät in Betreff der Heirat vortrug, die Herr von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière eingehen wollte.«

»Hier sind wir,« dachte der König. »Ich erinnere mich,« sagte er laut.

»Damals,« fuhr Athos fort, »damals war der König so gut und so großmüthig gegen mich und Herrn von Bragelonne, daß mir keines von den Worten, die Seine Majestät gesprochen, aus dem Gedächtnis gekommen ist.«

»Und . . . versetzte der König.

»Und der König, den ich um Fräulein de la Vallière für Herrn von Bragelonne bat, schlug es mir ab.«

»Das ist wahr,« sprach Ludwig trocken.

»Wobei er anführte, die Braut habe keinen Stand in der Welt,« fügte Athos rasch bei.

Ludwig bezwang sich, um ruhig zu hören.

»Sie habe wenig Vermögen.« sagte Athos.

Der König versenkte sich in seinen Lehnstuhl.

»Wenig Geburt.«

Neue Ungeduld des Königs.

»Und wenig Schönheit,« sprach Athos unbarmherzig.

Dieser letzte Pfeil ins Herz des Liebenden gedrückt machte

diesen maßlos aufwallen.

»Mein Herr, Ihr habt ein sehr gutes Gedächtnis,« sagte er.

»Das ist immer bei mir der Fall, wenn mir die so große Ehre einer Unterredung mit dem König zu Teil geworden,« erwiderte der Graf, ohne unruhig zu werden.

»Gut, ich habe dies Alles gesagt.«

»Und ich war Eurer Majestät sehr dankbar, Sire, weil diese Worte eine für Herrn von Bragelonne äußerst ehrenvolle Teilnahme bekundeten.«

»Ihr erinnert Euch auch, daß Ihr eine große Abneigung gegen diese Heirat hattet,« sprach der König, indem er einen besonderen Nachdruck auf seine Worte legte.

»Das ist wahr, Sire.«

»Und daß Ihr die Bitte wider Willen stelltet.«

»Ja, Eure Majestät.«

»Ich erinnere mich auch, denn ich habe ein Gedächtnis, das beinahe eben so gut ist, als das Eurige, ich erinnere mich, sage ich, daß Ihr die Worte gesprochen habt: ›Ich glaube nicht an die Liebe von Fräulein de la Vallière für Herrn von Bragelonne.‹ Ist dies wahr?«

Athos fühlte den Streich. Er wich nicht zurück und erwiderte:

»Sire, ich habe Eure Majestät schon um Verzeihung gebeten, aber es gibt gewisse Dinge bei dieser Unterredung, die nur bei der Entwicklung verständlich sein werden.«

»Die Entwicklung also.«

»Eure Majestät sagte damals, sie verschiebe die Heirat zum Besten von Herrn von Bragelonne.«

Der König schwieg.

»Heute ist Herr von Bragelonne so unglücklich, daß er es nicht länger verschieben kann, sich eine Lösung von Eurer Majestät zu erbitten.«

Der König erbleichte. Athos schaute ihn fest an.

»Und was . . . erbittet sich . . . Herr von Bragelonne?« fragte zögernd der König.

»Durchaus das, was ich mir vom König bei der letzten Unterredung erbat, die Einwilligung Eurer Majestät zu seiner

Heirat.«

Der König schwieg.

»Die aus die Hindernisse bezüglichlichen Fragen sind für uns beseitigt,« fuhr Athos fort. »Ohne Vermögen, ohne Geburt, ohne Schönheit, ist Fräulein de la Vallière nichtsdestoweniger die einzige schöne Partie der Welt für Herrn von Bragelonne, da er dieses Mädchen liebt.«

Der König preßte seine Hände aneinander.

»Der König zögert?« fragte der Graf, ohne etwas von seiner Festigkeit oder von seiner Höflichkeit zu verlieren.

»Ich zögere nicht . . . ich schlage es ab,« erwiderte Ludwig.

Athos sammelte sich einen Augenblick, dann sprach er mit sanftem Ton:

»Ich habe die Ehre gehabt, dem König zu bemerken, kein Hindernis wersetze sich der Neigung von Herrn von Bragelonne, und sein Entschluß schein unabänderlich.«

»Mein Wille ist dagegen, und das ist, glaube ich, ein Hindernis.«

»Das bedeutendste von allen,« sprach Athos.

»Ah!«

»Es sei uns nur erlaubt, Eure Majestät in Demut um den Grund dieser Versagung zu bitten.«

»Der Grund!.. Eine Frage?« rief der König.

»Eine Bitte, Sire.«

Der König stützte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch und sprach mit gedrängter Stimme:

»Ihr habt die Gewohnheit des Hofes verloren, Herr Graf de la Fère. Bei Hofe befragt man den König nicht.«

»Das ist wahr, Sire; doch wenn man nicht befragt, so nimmt man an.«

»Man nimmt an? Was will dies besagen?«

»Sire, die Annahme des Untertanen schließt beinahe immer den Mangel an Offenherzigkeit des Königs in sich . . . «

»Mein Herr!«

»Und den Mangel an Vertrauen des Untertanen,« fuhr Athos unerschrocken fort.

»Ich glaube, daß Ihr Euch verseht,« entgegnete der König,

unwillkürlich zum Zorn hingerissen.

»Sire, ich bin genötigt, anderswo das zu suchen, was ich in Eurer Majestät zu finden glaubte. Statt eine Antwort von Euch zu bekommen, bin ich genötigt, mir selbst eine zu machen.«

Der König stand auf und sprach:

»Ich habe Euch die Zeit gegeben, die ich frei hatte.«

Das war ein Abschied.

»Sire,« erwiderte der, »ich hatte nicht die Zeit, dem König zu sagen, was ich ihm sagen wollte, und ich sehe den König so selten, daß ich die Gelegenheit ergreifen muß.«

»Ihr wart bei der Annahme; Ihr werdet zu den Beleidigungen übergehen.«

»Oh! Sire, den König beleidigen! . . . Ich? . . . Nie! . . . Ich habe mein ganzes Leben behauptet, die Könige stehen über den anderen Menschen, nicht nur durch den Rang und die Macht, sondern durch den Adel des Herzens und den Wert des Geistes. Ich werde mir nie den Glauben beibringen, mein König, derjenige, welcher mir ein Wort gesagt, verberge mit diesem Worte einen Hintergedanken.«

»Was wollt Ihr damit sagen? Welchen Hintergedanken?«

»Ich erkläre mich,« erwiderte Athos mit kaltem Tone. »Hatte Eure Majestät, wenn sie Fräulein de la Vallière Herrn von Bragelonne verweigerte, etwas Anderes im Auge, als das Glück und das Vermögen des Vicomte . . . «

»Ihr seht wohl, mein Herr, daß Ihr mich beleidigt.«

»Wollte Eure Majestät, indem sie einen Aufschub vom Vicomte forderte, nur den Bräutigam von Fräulein de la Vallière entfernen . . . «

»Mein Herr! mein Herr!«

»Das habe ich überall sagen hören, Sire. Überall spricht man von der Liebe des Königs für Fräulein de la Vallière.«

Der König zerriß seine Handschuhe, in die er, um Fassung zu behaupten, seit einigen Minuten biß.

»Wehe!« rief er, »wehe denen, die sich in meine Angelegenheiten mischen! Ich habe einen Entschluß gefaßt! ich werde alle diese Hindernisse brechen.«

»Welche Hindernisse?« fragte Athos.

Der König hielt kurz inne, wie ein fortstürmendes Pferd, dem das Gebiß, sich in seinem Maule umdrehend, den Gaumen zerreißt.

»Ich liebe Fräulein de la Vallière!« sagte er plötzlich, mit eben so viel Adel, als Heftigkeit.

»Aber das hindert Eure Majestät nicht, Herrn von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière zu verheirathen,« sagte Athos. »Das Opfer ist eines Königs würdig; es ist verdient von Herrn von Bragelonne, der schon Dienste geleistet hat und für einen wackeren Mann gelten kann. Auf seine Liebe verzichtend, gibt daher der König einen Beweis zugleich von seiner Großmut, von seiner Dankbarkeit und von seiner guten Politik.«

»Fräulein de la Vallière liebt Herrn von Bragelonne nicht,« sprach der König mit dumpfem Tone.

»Der König weiß es?« fragte Athos mit einem tiefen Blick.

»Ich weiß es.«

»Seit Kurzem also; denn hätte es der König bei meiner ersten Bitte gewußt, so würde er sich die Mühe genommen haben, es mir zu sagen.«

»Seit Kurzem.«

Athos schwieg einen Augenblick.

»Dann begreife ich nicht, daß der König Herrn von Bragelonne nach London geschickt hat,« sagte er. »Diese Verbannung setzt mit Recht alle diejenigen, welche die Ehre des Königs lieben, in Erstaunen.«

»Wer spricht von der Ehre des Königs, Herr de la Fère?«

»Die Ehre des Königs, Sire, besteht aus der Ehre seines ganzen Adels. Wenn der König einen von seinen Edelleuten beleidigt, das heißt, wenn er ihm ein Stück von seiner Ehre nimmt, so wird ihm selbst, dem König, dieser Teil der Ehre geraubt.«

»Herr de la Fère!«

»Sire, Ihr habt Herrn von Bragelonne nach London geschickt, ehe Ihr der Liebhaber von Fräulein de la Vallière wart, oder seitdem Ihr ihr Liebhaber seid.«

Ausgebracht, besonders weil er sich beherrscht fühlte, wollte es der König versuchen, Athos durch eine Gebärde zu entlassen.

»Sire, ich werde Euch Alles sagen,« sprach Athos, »ich werde nur befriedigt durch Eure Majestät oder durch mich selbst von hinnen gehen: befriedigt, wenn Ihr mir bewiesen, daß Ihr Recht habt, befriedigt, wenn ich Euch bewiesen, daß Ihr Unrecht habt. Oh! Ihr werdet mich anhören, Sire. Ich bin alt und halte an Allem dem, was es wahrhaft Großes und wahrhaft Starkes in Eurem Königreiche gibt. Ich bin ein Edelmann, der sein Blut für Euch und Euren Vater vergossen hat, ohne je etwas von Euch oder Eurem Vater zu verlangen. Ich habe Niemand in dieser Welt Unrecht zugefügt, und ich habe Könige verpflichtet! Ihr werdet mich anhören. Ich komme, um von Euch Rechenschaft über die Ehre von einem von Euren Dienern zu fordern, den Ihr durch eine Lüge hintergangen oder durch eine Schwäche verraten habt. Ich weiß, daß diese Worte Eure Majestät erzürnen, aber die Tatsachen töten uns Andere. Ich weiß, daß Ihr Euch besinnt, welche Strafe Ihr über meine Offenherzigkeit verhängen sollt, aber ich weiß auch, welche Strafe über Euch zu verhängen ich Gott bitten werde, wenn ich ihm Euren Meineid und das Unglück meines Sohnes erzähle.«

Der König ging, die Hand in der Brust, den Kopf steif, das Auge flammend, mit großen Schritten auf und ab.

»Mein Herr!« rief er plötzlich, »wäre ich für Euch der König, so wäret Ihr schon bestraft; aber ich bin nur ein Mensch, und ich habe das Recht, aus Erden diejenigen zu lieben, welche mich lieben, — ein so seltenes Glück!«

»Ihr habt dieses Glück nicht mehr als König, denn als Mensch, Sire, oder wenn Ihr es redlich nehmen wolltet, mußtet Ihr Herrn von Bragelonne in Kenntnis setzen, statt ihn zu verbannen.«

»Ich glaube wahrhaftig, ich streite!« sprach Ludwig mit jener Majestät, die nur er allein in einem so merkwürdigen Grade im Blick und in der Stimme zu finden wusste.

»Ich hoffte, Ihr würdet mir antworten,« sagte der Graf.

»Ihr werdet meine Antwort bald erfahren, mein Herr!«

»Ihr kennt meinen Gedanken,« erwiderte der Graf.

»Ihr habt vergessen, daß Ihr mit dem König sprach, mein Herr! Das ist ein Verbrechen!«

»Ihr habt vergessen, daß Ihr das Leben von zwei Menschen

brachtet. Das ist eine Todsünde, Sire!«

»Entfernt Euch nun!«

»Nicht ehe ich Euch gesagt habe: Sohn von Ludwig XIII., Ihr beginnt Eure Regierung schlecht, denn Ihr beginnt sie mit der Entführung und der Unredlichkeit! Mein Geschlecht und ich, wir sind gegen Euch aller der Zuneigung und aller der Ehrfurcht entbunden, die ich meinen Sohn in der Gruft von Saint-Denis in Gegenwart der Überreste Eurer edlen Ahnen habe schwören lassen. Ihr seid unser Feind geworden. Sire, und wir haben es fortan nur noch mit Gott als unserem einzigen Herrn zu tun. Gebt hierauf Obacht.«

»Ihr droht?«

»Oh! nein,« sprach Athos traurig, »ich habe eben so wenig Prahlerei, als Furcht im Herzen. Gott, von dem ich Euch sage, Sire, hört mich reden; er weiß, daß ich für die Unversehrtheit, für die Ehre Eurer Krone noch gegenwärtig Alles vergießen würde, was mir an Blut zwanzig Jahre des Bürgerkriegs und des auswärtigen Kriegs gelassen haben. Ich kann Euch also versichern, daß ich den König eben so wenig bedrohe, als ich den Menschen bedrohe; aber ich sage Euch: Ihr verliert zwei Diener, weil Ihr den Glauben im Herzen des Vaters und die Liebe im Herzen des Sohnes getötet habt. Der Eine glaubt nicht mehr an das königliche Wort, der Andere glaubt nicht mehr an die Redlichkeit der Männer, an die Reinheit der Frauen. Der Eine ist tot für die Ehrfurcht und der Andere für den Gehorsam! Gott befohlen!«

Nachdem er so gesprochen, zerbrach Athos seinen Degen auf seinem Knie, legte langsam die zwei Stücke davon auf den Boden, verbeugte sich vor dem König, der vor Wut und Scham erstickte, und verließ das Kabinett.

Auf seinen Tisch niedergesunken, brauchte Ludwig einige Minuten, um Fassung zu erringen, dann erhob er sich plötzlich, läutete heftig und rief den erschrockenen Dienern zu:

»Man hole Herrn d'Artagnan.«

XVIII.

Folge des Sturmes.

Ohne Zweifel haben unsere Leser sich schon gefragt, wie sich Athos so zur rechten Zeit beim König eingefunden, er von dem sie seit langer Zeit nicht hatten sprechen hören. Da wir uns als Romandichter hauptsächlich die Ausgabe stellten, die Ereignisse mit einer beinahe unseligen Logik mit einander zu verketteten, so hielten wir uns bereit, zu antworten, und wir antworten auf diese Frage.

Getreu seiner Pflicht als Streitordner, war Porthos, nachdem er das Palais-Royal verlassen, Raoul zu den Minimes des Waldes von Vincennes gefolgt und hatte ihm in ihren geringsten Einzelheiten seine Unterredung mit Saint-Aignan erzählt. Er endigte mit der Behauptung, die Sendung des Königs an seinen Günstling würde wahrscheinlich nur eine augenblickliche Verzögerung herbeiführen, und Saint-Aignan würde sich, wenn er vom König wegginge, beeilen, dem Ruf zu folgen, der von Raoul an ihn ergangen.

Aber minder gläubig als sein alter Freund, schloß Raoul aus der Erzählung von Porthos, wenn Saint-Aignan zum König ginge, würde er diesem Alles erzählen, und wenn Saint-Aignan dem König Alles erzählte, würde der König Saint-Aignan verbieten, sich aus den Kampfplatz zu begeben. In Folge dieser Betrachtung ließ er Porthos den Ort in dem sehr unwahrscheinlichen Fall bewachen, daß Saint-Aignan käme; er forderte sogar Porthos aus, nicht mehr, als eine oder anderthalb Stunden aus der Wiese zu bleiben. Dem widersetzte sich Porthos förmlich, er stellte sich im Gegenteil bei den Minimes fest, als wollte er hier Wurzel fassen, ließ Raoul versprechen, von seinem Vater aus in seine, Raouls, Wohnung zurückzukommen, damit der Lackei. von Porthos wüsste, wo er ihn finden könnte, wenn Saint-Aignan beim Rendezvous erscheinen würde.

Bragelonne verließ Vincennes und begab sich geraden Weges zu Athos, der sich seit zwei Tagen in Paris befand.

Der Graf war schon durch einen Brief von d'Artagnan

benachrichtigt.

Raoul kam also im Überfluß zu seinem Vater, der ihm, nachdem er ihm die Hand gereicht und, ihn umarmt hatte, durch ein Zeichen bedeutete, er möge sich setzen.

»Ich weiß, daß Ihr zu mir kommt, wie man zu einem Freunde kommt, Vicomte, wenn man weint oder wenn man leidet; sagt mir, welche Ursache Euch hierher führt.«

Der junge Mann, verbeugte sich und begann seine Erzählung. Mehr als einmal im Laufe dieser Erzählung hemmten die Tränen seine Stimme und ein in seiner Kehle zusammengepreßtes Schluchzen unterbrach seine Rede. Er vollendete indessen.

Athos wusste ohne Zweifel schon, woran er sich zu halten hatte, da ihm, wie gesagt, d'Artagnan geschrieben, weil ihm aber daran lag, bis zum Ende die Ruhe und die Heiterkeit zu bewahren, welche die beinahe übermenschliche Seite seines Charakters bildeten, so erwiderte er:

»Raoul, ich glaube nichts von dem, was man sagt; ich glaube nichts von dem, was Ihr fürchtet, nicht als ob nicht schon glaubwürdige Personen von diesem Abenteuer mit mir gesprochen hätten, sondern weil ich es in meiner Seele und in meinem Gewissen für unmöglich halte, daß der König einen Edelmann beschimpft hat. Ich verbürge mich also für den König und will Euch den Beweis von dem bringen, was ich sage.«

Wie ein Trunkener zwischen dem, was er mit seinen eigenen Augen gesehen und seinem unstörbaren Glauben an den Mann, der nie gelogen, schwankend, verbeugte sich Raoul und antwortete nur:

»Geht also, Herr Graf, ich werde warten.«

Und er setzte sich und verbarg den Kopf in seinen beiden Händen. Athos kleidete sich an und ging weg. Beim König tat er, was wir unseren Lesern erzählt, die ihn haben bei Seiner Majestät eintreten und von dort sich wieder entfernen sehen.

Als er wieder nach Hause kam, hatte Raoul, bleich und düster, seine verzweifelte Stellung noch nicht verlassen. Doch bei dem Geräusch der Türen, die sich öffneten, bei dem Geräusch der Tritte seines Vaters, die sich ihm näherten, erhob der junge Mann das Haupt.

Athos war bleich, ernst; er übergab seinen Hut und seinen Mantel dem Lackei, schickte ihn mit einer Gebärde weg und setzte sich zu Raoul.

»Nun! mein Herr,« fragte der junge Mann, traurig von oben nach unten den Kopf schüttelnd, »seid Ihr nun wohl überzeugt?«

»Ich bin es, Raoul: der König liebt Fräulein de la Vallière.«

»Er gesteht es also?« rief Raoul.

»Ganz und gar.«

»Und sie?«

»Ich habe sie nicht gesehen.«

»Nein, aber der König hat von ihr mit Euch gesprochen, was sagt er von ihr?«

»Er sagt, sie liebe ihn.«

»Oh! Ihr seht! Ihr seht!« rief der junge Mann. Und er machte eine Gebärde der Verzweiflung.

»Raoul,« sprach der Graf, »glaubt mir, ich habe dem König Alles gesagt, was Ihr selbst ihm hättet sagen können, und ich meine, ich habe es ihm in anständigen, aber festen Ausdrücken gesagt.«

»Und was habt Ihr ihm gesagt, mein Herr?«

»Ich habe ihm gesagt, Raoul, Alles sei zwischen ihm und uns zu Ende; Ihr würdet nichts mehr für seinen Dienst sein; ich habe gesagt, ich selbst würde entfernt bleiben. Nun brauche ich nur noch Eines zu wissen.«

»Was, mein Herr?«

»Ob Ihr Euren Entschluß gefaßt habt.«

»Meinen Entschluß? In welcher Hinsicht?«

»In Beziehung auf die Liebe und . . . «

»Vollendet, mein Herr.«

»Und die Rache, denn ich befürchte, Ihr gedenkt Euch zu rächen.«

»Oh! mein Herr, die Liebe . . . eines Tages vielleicht, später wird es mir gelingen, sie aus meinem Herzen zu reißen. Ich rechne hieraus mit der Hilfe Gottes und Eurer weisen Ermahnungen. Die Rache, sie war mir nur unter der Herrschaft eines schlimmen Gedanken eingefallen, denn an dem wahren Schuldigen konnte

ich mich nicht rächen; ich verzichtete daher auf die Rache.«

»Ihr gedenkt also nicht mehr Streit mit Herrn von Saint-Aignan zu suchen?«

»Nein, mein Herr. Eine Aufforderung ist geschehen: nimmt sie Herr von Saint-Aignan an, so werde ich sie behaupten. Nimmt er sie nicht an, so stehe ich davon ab.«

»Und la Vallière?«

»Der Herr Graf konnte nicht im Ernste denken, ich würde mich an einem Weibe rächen,« erwiderte Raoul mit einem so traurigen Lächeln, daß es eine Träne an den Rand der Augenlider dieses Mannes zog, der sich so oft zu seinen Schmerzen und zu denen der Andern herabgeneigt hatte.

Er reichte Raoul die Hand. Raoul ergriff sie rasch und fragte:

»Herr Graf, Ihr seid also fest überzeugt, daß das Übel unheilbar ist?«

Athos schüttelte den Kopf und murmelte:

»Armes Kind!«

»Ihr denkt, ich hoffe noch, und Ihr beklagt mich,« sagte Raoul. »Oh! seht Ihr, es kostet mich eine unsägliche Anstrengung, diejenige, welche ich so sehr geliebt, zu verachten, wie ich dies soll. Oh! warum habe ich nicht auch irgend ein Unrecht gegen sie, ich, wäre glücklich und würde ihr verzeihen.«

Athos schaute seinen Sohn traurig an. Die paar Worte, welche Raoul gesprochen, schienen aus seinem eigenen Herzen hervorgegangen zu sein.

In diesem Augenblick meldete der Lackei Herrn d'Artagnan.

Dieser Name klang auf eine ganz verschiedene Weise in den Ohren von Athos und in denen von Raoul.

Der Musketier erschien mit einem unbestimmten Lächeln aus den Lippen. Athos trat auf seinen Freund mit einem Gesichtsausdruck zu, der Bragelonne nicht entging. D'Artagnan antwortete Athos durch ein einfaches Blinzeln mit dem Auge, dann näherte er sich Raoul, nahm ihn bei der Hand und sprach, indem er sich zugleich an den Vater und an den Sohn wandte:

»Nun! wir trösten das Kind, wie es scheint.«

»Und, stets gut, kommt Ihr, um mich bei dieser schwierigen Ausgabe zu unterstützen,« sagte Athos.

Und er drückte zwischen seinen beiden Händen die Hand von d'Artagnan. Raoul glaubte zu bemerken, dieser Druck habe einen besonderen Sinn abgesehen von dem der Worte.

»Ja,« erwiderte der Musketier, indem er sich mit den Hand, die ihm Athos frei ließ, am Schnurrbart kratzte, »ja, ich komme auch.«

»Seid willkommen, Herr Chevalier, nicht wegen des Trostes, den Ihr bringt, sondern um Eurer selbst willen. Ich bin getröstet,« sagte Raoul.

Und er suchte zu lächeln, doch sein Lächeln war trauriger, als irgend eine von den Tränen, welche d'Artagnan je hatte vergießen sehen.

»Dann ist es gut,« versetzte d'Artagnan.

»Nur,« sprach Raoul, »nur seid Ihr gekommen, als mir der Herr Graf die Einzelheiten seiner Unterredung mit dem König mitteilen wollte. Nicht wahr, Ihr erlaubt, daß der Herr Graf fortfährt?«

Und die Augen des jungen Mannes schienen bis im Grunde des Herzens von d'Artagnan lesen zu wollen.

»Seiner Unterredung mit dem König?« versetzte der Musketier mit einem so natürlichen Ton, daß man unmöglich sein Erstaunen bezweifeln konnte.

»Ihr habt also den König gesehen, Athos?«

Lächelnd erwiderte Athos:

»Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Ah! wahrhaftig, Ihr wusstet nicht, daß der Graf Seine Majestät gesehen?« fragte Raoul halb beruhigt.

»Meiner Treue, durchaus nicht.«

»Dann bin ich ruhiger,« sagte Raoul.

»Ruhiger, worüber?« fragte Athos.

»Mein Herr,« sprach Raoul, »verzeiht mir, doch da ich die Freundschaft, die Ihr für mich zu hegen mir die Ehre erweist, kenne, so befürchtete ich, Ihr hättet ein wenig lebhaft Seiner Majestät meinen Schmerz und Eure Entrüstung ausgedrückt, und der König . . . «

»Und der König?« wiederholte d'Artagnan; »vollendet, Raoul.«

»Entschuldigt mich, Herr d'Artagnan. Einen Augenblick, ich muß es gestehen, hatte ich bange, Ihr kämt hierher nicht als Herr

d'Artagnan, sondern als Kapitän der Musketiere.«

»Ihr seid verrückt, mein armer Raoul.« rief d'Artagnan, in ein Gelächter ausbrechend, bei dem ein scharfer Beobachter vielleicht mehr Offenherzigkeit gewünscht hätte.

»Desto besser,« sagte Raoul.

»Ja, verrückt, und wisst Ihr, was ich Euch rate?«

»Sprecht, mein Herr, da der Rat von Euch kommt, so muß er gut sein.«

»Nun wohl, ich rate Euch, nach Eurer Reise, nach Eurem Besuche bei Herrn von Guiche, nach Eurem Besuche bei Madame, nach Eurem Besuche bei Porthos, nach Eurem Ritt nach Vincennes, ich rate Euch, ein wenig auszuruhen; legt Euch nieder, schlaft zwölf Stunden, und bei Eurem Erwachen reitet mir ein gutes Pferd müde.«

Und er zog ihn zu sich und umarmte ihn, wie er es mit seinem eigenen Kinde getan hätte. Athos tat dasselbe, nur war der Kuß sichtbar zärtlicher und der Druck noch stärker bei dem Vater, als bei dem Freunde.

Der junge Mann schaute noch einmal diese zwei Männer an und suchte sie mit allen Kräften seines Verstandes zu durchdringen. Aber sein Blick stumpfte sich an der lachenden Physiognomie des Musketiers und an dem ruhigen und sanften Gesichte des Grafen de la Fère ab.

»Und wohin geht Ihr?« fragte der Letztere, als er sah, daß sich Raoul wegzugehen anschickte.

»Nach Hause,« antwortete dieser mit seinem milden, traurigen Ton.

»Dort wird man Euch also finden, Vicomte, wenn man Euch etwas zu sagen hat?«

»Ja, mein Herr. Seht Ihr vorher, daß Ihr mir etwas zu sagen habt?«

»Was weiß ich!« erwiderte Athos.

»Ja, tröstliche Nachrichten mitzuteilen,« sprach d'Artagnan, während er Raoul sanft nach der Türe schob.

Als Raoul diese Heiterkeit in jeder Gebärde der beiden Freunde bemerkte, ging er aus der Wohnung des Grafen weg und nahm nichts mit sich, als das einzige Gefühl seines eigenen Schmerzes.

»Gott sei gelobt!« sagte er; »ich darf also nur noch an mich denken.«

Und er hüllte sich so in seinen Mantel, daß er vor den Vorübergehenden sein betrübtetes Gesicht verbarg, und trat aus dem Hause, um sich nach seiner eigenen Wohnung zu begeben, wie er es Porthos versprochen hatte.

Die zwei Freunde hatten den jungen Mann mit einem gleichen Gefühle des Mitleids sich entfernen sehen.

Nur drückte es jeder aus eine andere Weise aus.

»Armer Raoul!« sagte Athos, indem er einen Seufzer entströmen ließ.

»Armer Raoul!« sagte d'Artagnan die Achseln juckend.



XIX.

Was Raoul erraten hatte.

Als Raoul unter den zwei Ausrufungen, die ihm folgten, weggegangen war, befanden sich Athos und d'Artagnan einander gegenüber allein.

Athos nahm sogleich die eifrige Miene wieder an, die er bei der Ankunft von d'Artagnan hatte.

»Nun, mein Freund, was habt Ihr mir zu verkündigen?« fragte er.

»Ich?« erwiderte d'Artagnan.

»Allerdings Ihr. Man sieht Euch nicht so ohne Ursache.«

Athos lächelte.

»Ho! ho!« rief d'Artagnan.

»Ich will es Euch leicht machen, lieber Freund. Nicht wahr, der König ist wütend?«

»Ich muß Euch gestehen, daß er nicht zufrieden ist.«

»Und Ihr kommt . . . «

»In seinem Auftrag, ja.«

»Um mich zu verhaften?«

»Ihr habt es getroffen, teurer Freund.«

»Ich erwartete es. Vorwärts!«

»Ho! ho! was Teufels! wie hastig seid Ihr!«

»Ich befürchte, Euch in Verzug zu bringen,« versetzte Athos lächelnd.

»Ich habe Zeit. Seit Ihr nicht begierig, zu erfahren, wie sich die Dinge zwischen dem König und mir ereignet haben?«

»Wenn es Euch gefällig ist, mir das zu erzählen, so werde ich mit Vergnügen hören,« sprach Athos.

Und er wies d'Artagnan einen großen Lehnstuhl, in dem sich dieser bequem ausstreckte.

»Seht Ihr,« sagte d'Artagnan, »ich muß es mir behaglich machen, weil die Erzählung ziemlich interessant ist.«

»Ich höre.«

»Wohl! vor Allem ließ mich der König rufen.«

»Nach meinem Abgang?«

»Ihr stiegt die letzten Stufen der Treppe hinab, wie mir die Musketiere gesagt haben. Ich kam. Mein Freund, er war nicht rot, sondern veilchenblau. Ich wusste noch nicht, was vorgefallen war. Nur sah ich aus dem Boden einen in zwei Stücke zerbrochenen Degen.«

›Kapitän d'Artagnan!‹ rief der König, als er mich erblickte.

›«Sire!‹ erwiderte ich.

›So eben geht Herr de la Fère von mir, der ein Unverschämter ist.‹

›Ein Unverschämter!‹ rief ich mit einer solchen Betonung, daß der König rasch inne hielt.

›Kapitän d'Artagnan,‹ fuhr dann der König, die Zähne an einander pressend, fort, ›Ihr werdet mich anhören und mir gehorchen!‹

›Das ist meine Pflicht, Sire.‹

›Ich wollte diesem Herrn, für den ich einige gute Erinnerungen bewahre, die Schmach, ihn bei mit verhaften Zu lassen, ersparen.‹

›Ah!, ah!‹ sagte ich ruhig.

›Aber,‹ sprach er, ›Ihr werdet einen Wagen nehmen!‹

›Ich machte eine Bewegung.

›Wenn es Euch widerstrebt, ihn selbst zu verhaften, schickt mir meinen Käpitän der Garden.‹

›Sire,‹ erwiderte ich, ›es bedarf nicht des Kapitäne der Garden, da ich den Dienst habe.‹

›Ich wollte Euch nicht mißfällig sein, denn Ihr habt mir immer gut gedient, Herr d'Artagnan,‹ sprach der König voll Güte.



›Ihr seid mir nicht mißfällig, Sire,‹ antwortete ich. ›Ich habe den Dienst, das ist das Ganze.‹

›Aber mir scheint, der Graf ist Euer Freund,‹ sagte der König erstaunt.

›Wäre er mein Vater, Sire, so hätte ich nichtsdestoweniger den Dienst.‹

›Der König schaute mich an, er sah, daß mein Gesicht unempfindlich, und schien zufrieden.

›Ihr werdet also den Herrn Grafen de la Fère verhaften?‹ fragte er.

›Allerdings, Sire, wenn Ihr den Befehl gebt.‹

›Wohl! ich gebe Euch den Befehl.‹

›Ich verbeugte mich.

›Wo ist der Graf, Sire?‹

›Ihr werdet ihn suchen.«

›Und ihn verhaften, wo er auch sein mag!«

›Ja. Trachtet indessen danach, daß er sich zu Hause befindet. Sollte er aus seine Güter zurückkehren, so verlaßt Paris und nehmt ihn unter Weges.«

›Ich verbeugte mich, und da ich aus meinem Platze blieb, fragte der König:

›Nun!«

›Ich warte, Sire.«

›Worauf?«

›Auf den unterzeichneten Befehl.«

›Das schien den König zu ärgern.«

›Es war in der Tat ein neuer Autoritätsstreich zu tun; er sollte den Willkürakt wiederholen, wenn hierbei überhaupt von einer Willkür die Rede sein kann.

›Er nahm langsam und in übler Laune die Feder und schrieb: ›Befehl für den Herrn Chevalier d'Artagnan, Kapitän Lieutenant meiner Musketiere, den Herrn Grafen de la Fère, wo er ihn finden mag, zu verhaften.« Dann wandte er sich gegen mich um.

›Ich wartete, ohne eine Miene zu verziehen. Ohne Zweifel glaubte er eine verhöhnende Prahlerei in meiner Ruhe zu sehen, denn er unterzeichnete rasch; übergab mir den Befehl und rief: ›Geht!«

›Ich gehorchte, und hier bin ich.«

Athos drückte seinem Freunde die Hand und sagte:

›Laßt uns gehen.«

›Oh!« entgegnete d'Artagnan. ›Ihr habt wohl einige kleine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe Ihr Eure Wohnung nur so verlaßt.«

›Ich? keines Wegs.«

›Wie?«

›Mein Gott! nein. Ihr wisst, d'Artagnan. ich war immer ein einfacher Wanderer auf Erden, bereit, auf den Befehl meines Königs an das Ende der Welt zu gehen, bereit, diese Welt mit der andern auf Befehl meines Königs zu vertauschen. Was braucht ein Mensch, der benachrichtigt ist? einen Mantelsack oder einen

Sarg. Ich bin heute wie immer bereit, teurer Freund. Führt mich also weg.«

»Aber Bragelonne?«

»Ich habe ihn in den Grundsätzen, die ich mir selbst gemacht, erzogen, und Ihr seht, daß er als er Euch erblickte, auf der Stelle die Ursache erriet, die Euch hierher führte. Wir haben ihn einen Augenblick von der Fährte abgebracht, doch seid unbesorgt, er ist hinreichend daraus gefaßt, daß ich mir die Ungnade zugezogen, um nicht zu sehr darüber zu erschrecken. Gehen wir.«

»Gehen wir,« sprach d'Artagnan ruhig.

»Mein Freund,« sagte der Graf, »da ich meinen Degen beim König zerbrochen und ihm die Stücke vor die Füße geworfen habe, so überhebt mich dies, glaube ich, der Mühe, ihn Euch zu übergeben.«

»Ihr habt Recht, und was Teufels soll ich überdies mit Eurem Degen machen?«

»Geht man vor Euch oder hinter Euch?« fragte Athos lachend.

»Man geht an meinem Arme,« erwiderte d'Artagnan.

Er nahm den Arm des Grafen de la Fère, um mit ihm die Treppe hinabzugehen.

So kamen sie aus den Ruheplatz.

Grimaud, den sie im Vorzimmer getroffen, schaute diese Szene mit unruhiger Miene an. Er kannte das Leben zu genau, um nicht zu vermuten, es stecke etwas Verborgenes hierunter.

»Ah! Du bist es, mein lieber Grimaud?« fragte Athos. Wir wollen . . . «

»Eine Spazierfahrt in meinem Wagen machen,« unterbrach d'Artagnan mit einer freundschaftlichen Kopfbewegung.

Grimaud dankte d'Artagnan durch eine Grimasse, die offenbar ein Lächeln zu sein beabsichtigte, und begleitete die zwei Freunde bis an den Kutschenschlag. Athos stieg zuerst ein: d'Artagnan folgte ihm, ohne etwas zum Kutscher gesagt zu haben. Ganz einfach und ohne eine andere Demonstration, erregte diese Abfahrt kein Aussehen in der Nachbarschaft. Als der Wagen die Ouais erreicht hatte, sagte Athos:

»Ihr führt mich nach der Bastille, wie ich sehe?«

»Ich?« versetzte d'Artagnan: »ich führe Euch, wohin Ihr wollt,

und nicht anderswohin.«

»Wie so?« sagte der Graf erstaunt.

»Ihr begreift bei Gott! wohl, mein lieber Graf, daß ich den Auftrag nur übernommen habe, damit Ihr es nach Eurer Phantasie einrichten könnt. Ihr erwartet nicht, daß ich Euch nur so brutal, ohne alle Überlegung einsperren lasse. Hätte ich dies nicht vorhergesehen, so würde ich den Herrn Kapitän der Gardes haben machen lassen.«

»Somit . . . « fragte Athos.

»Somit, ich wiederhole es Euch, gehen wir, wohin Ihr wollt.«

»Teurer Freund, daran erkenne ich Euch,« sprach Athos.

»Ei! mir scheint, das ist ganz einfach. Der Kutscher wird Euch an die Barrière du Cours-la-Reine führen; dort findet Ihr ein Pferd, das ich bereit zu halten befohlen habe; mit diesem Pferde macht Ihr drei Posten in einem Zuge, und ich werde bemüht sein, nicht eher zum König zurückzukehren, um ihm zu sagen, daß Ihr abgereist, als in dem Augenblick, wo es unmöglich ist, Euch einzuholen. Während dieser Zeit erreicht ihr das Havre, vom Havre England, wo Ihr das schöne Haus findet, das mir mein Freund Herr Monk geschenkt hat, abgesehen von der Gastfreundschaft, die Euch König Karl unfehlbar bieten wird. Nun! was sagt Ihr zu diesem Plane?«

Athos schüttelte den Kopf und erwiderte lächelnd:

»Führt mich in die Bastille.«

»Schlimmer Kopf! bedenkt doch.«

»Was?«

»Daß Ihr nicht mehr zwanzig Jahre alt seid. Glaubt mir, mein Freund, ich spreche nach meiner innigen Überzeugung. Ein Gefängnis! ist tödlich für Leute von unserem Alter. Nein, nein, ich werde es nicht dulden, daß Ihr im Gefängnisse schmachtet. Es schwindelt mir, wenn ich nur daran denke.«

»Freund,« entgegnete Athos, »Gott hat mich zum Glück so stark von Körper, als von Geist gemacht. Glaubt mir, ich werde stark sein bis zu meinem letzten Seufzer.«

»Das ist keine Stärke, mein Freund, das ist Wahnsinn.«

»Nein, d'Artagnan, es ist hohe Vernunft. Glaubt nicht, daß ich entfernt mit Euch über die Frage streite, ob Ihr Euch zu Grunde

richten würdet, wenn Ihr mich rettetet. Ich hätte getan, was Ihr tut, hätte ich die Flucht zu meiner Verfügung gehabt. Ich würde also von Euch das angenommen haben, was Ihr unzweifelhaft unter ähnlichen Umständen von mir angenommen hättet. Nein, ich kenne Euch zu genau, um diesen Gegenstand nur obenhin zu berühren.«

»Oh! wenn Ihr mich gewähren ließt, wie würde ich den König Euch nachlaufen machen!«

»Er ist der König, teurer Freund.«

»Oh! das ist mir gleich, und obschon er der König ist, würde ich ihm doch geradezu antworten: ›Sire, kerkert Alles ein, verbannt, tötet Alles in Frankreich und in Europa; befehlt mir, zu verhaften und zu erdolchen, wen Ihr wollt, und wäre es Euer Herr Bruder; rührt aber nie einen von den vier Musketieren an, oder Mordieux!«

»Lieber Freund,« erwiderte Athos ruhig, »ich möchte Euch gern von Einem überzeugen, nämlich davon, daß ich verhaftet zu werden wünsche; es ist mir über Alles an einer Verhaftung gelegen.«

D'Artagnan machte eine Bewegung mit den Schultern.

»Was wollt Ihr?« fuhr Athos fort, »es ist so; ließt Ihr mich gehen, so käme ich von selbst zurück und stellte mich als Gefangener. Ich will diesem jungen Mann, den der Glanz seiner Krone schwindelig macht, beweisen, er sei der erste der Menschen nur unter der Bedingung, daß er zugleich der großmüthigste und weiseste derselben. Er bestraft mich, er kerkert mich ein, er martert mich, gut! Er treibt Mißbrauch mit seiner Gewalt, und ich will ihn erfahren lassen, was ein Gewissensbiß ist, bis Gott ihn lehrt, was eine Züchtigung ist.«

»Mein Freund,« sprach d'Artagnan, »ich weiß zu sehr, daß es, wenn Ihr nein gesagt habt, nein ist. Ich dringe nicht länger in Euch. Wollt Ihr in die Bastille gehen?«

»Ich will es.«

»Gehen wir dahin! . . . Nach der Bastille!« rief d'Artagnan dem Kutscher zu.

Und er warf sich in den Wagen zurück und kaute an seinem Schnurrbart mit einer Heftigkeit, welche für Athos einen gefaßten oder in der Geburt begriffenen Entschluß bezeichnete.

Es herrschte ein Stillschweigen in dem Wagen, der fortwährend rollte, jedoch nicht schneller, nicht langsamer. Athos nahm den Musketier bei der Hand und fragte:

»Ihr seid nicht ärgerlich über mich, d'Artagnan?«

»Ich? ei! bei Gott, nein! Was Ihr aus Heldenmut tut, hätte ich aus Halsstarrigkeit getan.«

»Doch nicht wahr, Ihr seid wohl der Ansicht, Gott werde mich rächen, d'Artagnan?«

»Und ich kenne aus Erden Leute, die Gott unterstützen werden.«

XX.

Drei Tischgenossen, die sich wundern, daß sie mit einander zu Nacht speisen.

Der Wagen kam vor das erste Thor der Bastille. Eine Schildwache hielt ihn an, doch d'Artagnan hatte nur ein Wort zu sagen, um Einlaß zu erlangen.

Während man dem bedeckten Wege folgte, Her nach dem Hose des Gouvernement führte, rief d'Artagnan, dessen Luchsauge Alles, selbst durch die Wände, sah, plötzlich:

»Ei! was sehe ich?«

»Gut!« sagte Athos ruhig, »was seht Ihr, mein Freund?«

»Schaut doch dorthin.«

»In den Hof?«

„Ja, geschwinde, beeilt Euch.«

»Nun! ein Wagen.«

»Wohl!«

»Ein armer Gefangener, wie ich, den man bringt.«

»Das wäre zu spaßhaft!«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Schaut eiligst, wer derjenige ist, welcher aus dem Wagen steigt.«

In diesem Augenblick hielt eine zweite Schildwache d'Artagnan an. Die Förmlichkeiten wurden abgetan. Athos konnte aus hundert Schritte den Mann sehen, den ihm sein Freund bezeichnet hatte.

Dieser Mann stieg wirklich gerade vor der Türe des Gouvernement aus dem Wagen.

»Nun! fragte d'Artagnan, »Ihr seht ihn?«

»Ja, es ist ein Mann in grauem Kleide.«

»Was sagt Ihr dazu?«

»Ich weiß es nicht, es ist, wie ich Euch sage, ein Mann in grauem Kleide, der aus dem Wagen steigt.«

»Athos, ich würde wetten, daß er es ist.«

»Wer, er?«

»Aramis.«

»Aramis, verhaftet? unmöglich!«

»Ich sage nicht, er sei verhaftet, da wir ihn allein in seinem Wagen sehen.«

»Was macht er denn hier?«

»Oh! er kennt Baisemeaux, den Gouverneur,« erwiderte der Musketier mit hinterhältischem Tone. »Meiner Treue! wir kommen zu rechter Zeit.«

»Wozu?«

»Um zu sehen.«

»Dieses Zusammentreffen ist mir unangenehm; Aramis, wenn er mich sieht, wird er sich ärgern, einmal, daß er mich sieht, und dann, daß er gesehen wird.«

»Gut geurteilt.«

»Leider gibt es kein Mittel dagegen: trifft man Einen in der Bastille, so ist es unmöglich, ihn zu vermeiden, wollte man auch zurückweichen.«

»Ich habe meinen Gedanken, Athos; wir müssen Aramis den Ärger von dem Ihr sprecht, ersparen.«

»Wie dies?«

»Wie ich Euch sagen werde, oder, um mich besser zu erklären, laßt mich die Sache aus meine Weise erzählen, ich empfehle Euch nicht, zu lügen, denn das wäre Euch unmöglich.«

»Nun also?«

»Ich werde für zwei lügen; bei der Natur und der Gewohnheit des Gascogners ist dies so leicht!«

Athos lächelte. Der Wagen hielt an, wo der, den wir bezeichnet, angehalten hatte, nämlich vor der Schwelle des Gouvernement.

»Das ist abgemacht,« sagte d'Artagnan leise zu seinem Freunde.

Athos willigte durch eine Gebärde ein. Sie stiegen die Treppe hinaus. Wundert man sich über die Leichtigkeit, mit der sie in die Bastille hereingekommen waren, so wird man sich erinnern, daß beim ersten Eingang, das heißt bei der schwierigsten Stelle, d'Artagnan gesagt hatte, er bringe einen Staatsgefangenen.

Bei der dritten Türe im Gegenteil, als er einmal völlig herein

war, sagte er nur zu der Schildwache:

»Zu Herrn von Baisemeaux.«

Und Beide gingen vorbei. Bald waren sie im Speisesaal des Gouverneur, wo das erste Gesicht, das d'Artagnan in die Augen fiel, das von Aramis war, der neben Baisemeaux saß und auf die Ankunft eines guten Mahles wartete, dessen Geruch die ganze Wohnung durchdampfte.

Spielte d'Artagnan den Erstaunten, so spielte ihn Aramis nicht; er bebte, als er seine zwei Freunde sah, und die Erschütterung war bei ihm sichtbar.

Athos und d'Artagnan machten indessen ihre Komplimente, und erstaunt, bestürzt, über die Gegenwart dieser drei Gäste, begann Baisemeaux tausend Schwenkungen um sie.

»Ah!« sagte Aramis, »durch welchen Zufall . . . «

»Das fragen wir Euch . . . « erwiderte d'Artagnan.

»Stellen wir uns Alle als Gefangene?« rief Aramis Heiterkeit heuchelnd.

»Ei! ei!« versetzte d'Artagnan, »die Wände riechen allerdings teufelsmäßig nach dem Gefängnis. Herr Baisemeaux, Ihr wisst, daß Ihr mich vor einiger Zeit zum Mittagessen eingeladen habt.«

»Ich?« rief Baisemeaux.

»Ah! man sollte wahrhaftig glauben, Ihr fallt aus den Wolken. Ihr erinnert Euch nicht?«

Baisemeaux erbleichte, errötete, schaute Aramis an, der ihn anschaute, und stammelte am Ende:

»Gewiß . . . ich bin entzückt . . . aber auf Ehre . . . ich kann mich nicht . . . Ah! mein elendes Gedächtnis!«

»Ei! ich habe Unrecht,« sagte d'Artagnan, wie ein Mensch, der sich ärgert. »Unrecht! worin?«

»Darin, daß ich mich erinnere, wie es scheint.«

Baisemeaux stürzte aus ihn zu und rief:

»Seid nicht ungehalten, lieber Kapitän! ich bin der ärmste Kopf des Königreichs. Führt mich von meinen Tauben und aus meinem Taubenschlag weg, und ich bin nicht so viel wert, als ein Soldat von sechs Wochen.«

»Doch Ihr erinnert Euch nun?« fragte d'Artagnan mit

Nachdruck.

»Ja, ja,« erwiderte zögernd der Gouverneur, »ich erinnere mich.«

»Es war beim König, Ihr erzählet mir, ich weiß nicht was für, Geschichten über Eure Rechnungen mit den Herren Louvières und Tremblay.«

»Ah! ja, ja.«

»Und über die Güte von Herrn d'Herblay für Euch.«

»Ah!« rief Aramis, dem Gouverneur ins Weiße der Augen schauend, »Ihr sagtet, Ihr hättet kein Gedächtnis, Herr von Baisemeaux!«

Dieser unterbrach den Musketier.

»Wie denn! es ist so; Ihr habt Recht. Es ist mir, als wäre ich noch dort. Ich bitte tausend Millionenmal um Verzeihung. Doch merkt Euch wohl, lieber Herr d'Artagnan, zu dieser Stunde wie in anderen, gebeten oder nicht gebeten, seid Ihr der Herr in meinem Hause, Ihr und Herr d'Herblay, Euer Freund,« sagte er sich gegen Aramis wendend, »und dieser Herr,« fügte er, Athos grüßend, bei.

»Ich dachte mir dies Alles, und darum kam ich,« erwiderte d'Artagnan. »Da ich diesen Abend im Palais-Royal nichts zu tun habe, so wollte ich Eure Hausmannskost versuchen, als ich unter Weges den Herrn Grafen traf.«

Athos verbeugte sich.

»Der Herr Graf, der eben von Seiner Majestät kam, übergab mir einen Befehl, der schleunigen Vollzug heischt. Ich war in der Nähe von hier und wollte meinen Gang fortsetzen, und wäre es nur, um Euch die Hand zu drücken und Euch diesen Herrn vorzustellen, von dem Ihr so vortheilhaft beim König spracht, . . . an demselben Abend, wo . . . «

»Sehr gut! sehr gut! nicht wahr, der Herr Graf de la Fère?«

»Ganz richtig.«

»Der Herr Graf ist willkommen.«

»Und er wird mit Euch Beiden speisen, nicht wahr? indes ich, ein armer Leithund, meinem Dienst nachlaufe. Ihr seid glückliche Sterbliche!« fügte er mit einem Seufzer bei, wie ihn nur Porthos hätte ausstoßen können.

»Ihr geht also weg?« fragten Aramis und Baisemeaux in einem

und demselben freudigen Gefühl des Erstaunens.

D'Artagnan faßte diese Nuance auf und antwortete:

»Ich lasse Euch statt meiner einen edlen und guten Gast.«

Und er klopfte sanft Athos auf die Schulter, der auch erstaunte und sich nicht enthalten konnte, ihm dies, ein wenig kundzugeben, eine Nuance, die nur von Aramis allein aufgefaßt wurde, denn Baisemeaux war nicht von der Stärke der drei Freunde.

»Wie! wir verlieren Euch?« sprach der gute Gouverneur.

»Ich bitte Euch um eine oder um anderthalb Stunden. Zum Nachtschiff komme ich zurück.«

»Oh! wir werden warten,« sagte Baisemeaux.

»Ihr würdet mir damit keinen Gefallen tun.«

»Ihr kommt zurück?« fragte Athos mit einer Miene des Zweifels.

»Sicherlich,« erwiderte d'Artagnan, indem er ihm vertraulich die Hand drückte; und er fügte leise bei: »Wartet auf mich, Athos, seid heiter, und sprecht um Gotteswillen nicht von den Angelegenheiten.«

Ein neuer Druck der Hand bestärkte Athos in der Verbindlichkeit, verschwiegen und undurchdringlich zu sein.

Baisemeaux geleitete d'Artagnan bis zur Türe zurück.

Aramis bemächtigte sich unter vielen Liebkosungen der Person von Athos, entschlossen, diesen sprechen zu machen; Athos besaß aber alle Tugenden in ihrem höchsten Grad. Erforderte es die Notwendigkeit, so wäre er der erste Redner der Welt gewesen, unter andern Umständen wäre er eher gestorben, als daß er eine Silbe gesprochen hätte.

Diese drei Herren setzten sich also zehn Minuten nach dem Abgang von d'Artagnan an einen guten, breiten, mit dem wesenhaftesten gastronomischen Luxus versehenen Tisch. Die schweren Tafelstücke, die Konserven, die wechselreichsten Weine erschienen nach und nach aus diesem aus des Königs Kosten bestellten Tisch, an dessen Ausgabenrechnung Herr Colbert leicht zwei Drittel zu ersparen gewußt hätte, ohne irgend Jemand in der Bastille abmagern zu lassen.

Baisemeaux war der Einzige, der entschlossen aß und trank. Aramis schlug nichts aus und nippte von Allem; Athos berührte

nach der Suppe und den drei Zwischengerichten nichts mehr.

Das Gespräch war das, was es bei drei in Laune und Plänen einander so entgegengesetzte Männern sein mußte.

Aramis fragte sich unablässig, in Folge von welchen seltsamen Umständen Athos sich bei Baisemeaux fände, während d'Artagnan nicht mehr da wäre, und warum d'Artagnan sich nicht mehr hier befände, indes Athos geblieben. Athos durchhölte die ganze Tiefe des Geistes von Aramis, der von Listen und Intrigen lebte; er schaute seinen Mann wohl an und witterte, daß er mit einem wichtigen Plan beschäftigt war. Dann concentrirte er sich auch in seine eigenen Interessen, und fragte sich, warum d'Artagnan aus der Bastille so sonderbar schnell weggegangen sei und hier einen so schlecht eingeführten und ebenso schlecht eingesperrten Gefangenen zurückgelassen habe.

Doch wir werden nicht bei diesen Personen mit unserer Prüfung verweilen. Wir überlassen sie sich selbst vor den Trümmern von Kapaunen Feldhühnern und durch das freigebige Messer von Baisemeaux verstümmelten Fischen.

Derjenige, welchen wir verfolgen werden, ist d'Artagnan, der wieder in den Wagen stieg, welcher ihn gebracht hatte, und dem Kutscher zurief:

»Zum König, was die Pferde laufen können!«

XXI.

Was im Louvre während des Mahles in der Bastille vorfiel.

Herr von Saint-Aignan hatte seinen Auftrag bei la Vallière besorgt, wie man in den vorhergehenden Kapiteln gesehen, aber wie groß auch seine Beredsamkeit war, er überzeugte sie nicht, sie habe im König einen hinreichend gewichtigen Beschützer, und sie brauche Niemand in der Welt, wenn der König für sie sei.

Bei dem ersten Wort, das der Vertraute über die Entdeckung des vielerwähnten Geheimnisses sprach, stieß Louise, in Tränen zerfließend, laute Schreie aus, und überließ sich ganz ihrem Schmerz, den der König nicht verbindlich gefunden haben würde, hätte er aus einer Ecke des Zimmers Zeuge davon sein können. Saint-Aignan, der Botschafter, wurde ausgebracht, als wäre er der Gebieter gewesen, und kehrte zum König zurück, um ihm zu melden, was er gesehen und gehört. Hier finden wir ihn in Gegenwart von Ludwig, der noch viel mehr aufgeregt.

»Aber,« sagte der König zu seinem Höfling, nachdem dieser seine Erzählung beendet, »was hat sie beschlossen? werde ich sie wenigstens vor dem Abendbrot sehen? wird sie kommen oder muß ich zu ihr gehen?«

»Sire, ich glaube, daß Eure Majestät, wenn sie das Fräulein zu sehen wünscht, nicht nur die erste Schritte tun, sondern den ganzen Weg machen muß.«

»Nichts von mir? Dieser Bragelonne liegt ihr also sehr am Herzen!« murmelte Ludwig XIV. durch die Zähne.

»Oh! Sire, das ist nicht möglich, denn Euch liebt Fräulein de la Vallière, und zwar aus das Innigste. Doch Ihr wisst, Herr von Bragelonne gehört zu jener ernsten Race, welche die römischen Helden spielt.«

Der König lächelte schwach; er wusste, woran er sich zu halten hatte, Athos ging eben von ihm weg.

»Was Fräulein de la Vallière betrifft,« fuhr Saint-Aignan fort, »so ist sie bei Madame Witwe, das heißt, in der Steifheit und Strenge

aufgezogen worden. Die zwei Verlobten haben sich dort kalt Schwüre vor dem Mond und den Sternen getan, und seht Ihr, Sire, heute, um das zu brechen, das ist der Teufel!«

Saint-Aignan glaubte den König abermals lachen zu machen; doch der König ging im Gegenteil vom einfachen Lächeln zum völligen Ernst über. Er fühlte schon das, was der Graf ihm zu bereiten d'Artagnan versprochen hatte — Gewissensbisse. Er bedachte, diese jungen Leute haben sich wirklich geliebt und Bündnis geschworen, eines von ihnen habe Wort gehalten, und das andere sei zu redlich, um nicht darüber, daß es meineidig geworden, zu seufzen.

Und mit dem Gewissensbiß stachelte die Eifersucht gewaltig das Herz des Königs. Er sprach kein Wort mehr, und statt zu seiner Mutter, oder zur Königin, oder zu Madame zu gehen, um sich ein wenig zu erheitern und die Damen lachen zu machen, wie er selbst sagte, versenkte er sich in den großen Lehnstuhl, worin Ludwig XIII., sein erhabener Vater, sich so oft mit Baradas und Cinq-Mars so viele Tage und Jahre hindurch gelangweilt hatte.

Saint-Aignan begriff, der König sei in diesem Augenblick nicht leicht zu unterhalten. Er wagte das letzte Mittel und sprach den Namen Louise aus; der König schaute empor.

»Was wird Eure Majestät heute Abend machen? soll ich Fräulein de la Vallière benachrichtigen?«

»Ei! mir scheint, sie ist benachrichtigt,« erwiderte der König.

»Wird man spazieren fahren?«

»Man ist schon gefahren.«

»Nun! Sire?«

»Nun! Saint-Aignan, träumen wir, träumen wir jeder seinerseits; hat Fräulein de la Vallière das gehörig beklagt, was sie beklagt (der Gewissensbiß wirkte), so wird sie wohl so gut sein, uns Nachricht von sich zu geben.«

»Oh! Sire, könnt Ihr so dieses treu ergebene Herz verkennen?«

Der König stand rot vor Ärger auf; die Eifersucht biß auch an.

Saint-Aignan fand die Lage allmählig schwierig, als der Türvorhang ausgehoben wurde. Der König machte eine ungestüme Bewegung! sein erster Gedanke war, er werde ein Billett von la Vallière erhalten, doch statt eines Liebesboten sah er

nur seinen Kapitän der Musketiere aufrecht und stumm im Türrahmen.

»Herr d'Artagnan?« rief er, »ah! . . . Nun?«

D'Artagnan schaute Saint-Aignan an. Die Augen des Königs nahmen dieselbe Richtung, wie die seines Kapitäns. Diese Blicke wären klar für Jedermann gewesen, um so viel mehr waren sie es für Saint-Aignan. Der Höfling verbeugte sich und ging hinaus. Der König und d'Artagnan waren allein.

»Ist es geschehen?« fragte der König.

»Ja, Sire,« antwortete der Kapitän der Musketiere mit ernstem Ton, »es ist geschehen!«

Der König fand kein Wort zu sagen. Der Stolz gebot ihm jedoch, nicht hierbei zu bleiben. Wenn ein König eine EntschlieÙung gefaÙt hat, selbst eine ungerechte, so muÙ er allen denjenigen, welche sie ihn haben fassen sehen, und besonders sich selbst beweisen, daÙ er Recht gehabt hat, dieselbe zu fassen. Es gibt hierfür ein gutes Mittel, ein beinahe unfehlbares Mittel, das, dem Opfer Unrecht aufzubürden.

Von Mazarin und Anna von Österreich erzogen, kannte Ludwig sein Königshandwerk besser, als es je ein Fürst gekannt hat. Er suchte es auch bei dieser Gelegenheit zu beweisen. Nachdem er einen Augenblick geschwiegen und ganz leise die Betrachtungen angestellt hatte, die wir laut angestellt, fragte er nachlässig:

»Was hat der gesagt?«

»Nichts, Sire.«

»Er hat sich doch wohl nicht verhaften lassen, ohne etwas zu sagen?«

»Er sagte, er habe erwartet, man werde ihn verhaften, Sire.«

Der König erhob stolz das Haupt und sprach:

»Ich denke, der Herr Graf de la Fère hat seine Rebellenrolle nicht fortgesetzt.«

»Vor Allem, Sire, was nennt Ihr einen Rebellen?« fragte ruhig der Musketier. »Ein Rebell ist in den Augen des Königs der Mann, der sich nicht nur in die Bastille stecken läÙt, sondern auch denjenigen widersteht, welche ihn nicht dahin führen wollen.«

»Die ihn nicht dahin führen wollen!« rief der König. »Was höre ich da, Kapitän? seid Ihr verrückt?«

»Ich glaube nicht, Sire.«

»Ihr sprecht von Leuten, die Herrn de la Fère nicht verhaften wollten?«

»Ja, Sire.«

»Und wer sind diese Leute?«

»Offenbar diejenigen, welche Eure Majestät damit beauftragt hatte.«

»Ich hatte ja Euch damit beauftragt,« rief der König.

»Ja, Sire, mich.«

»Und Ihr sagt, trotz meines Befehles habet Ihr die Absicht gehabt, den Mann, der mich beleidigt, nicht zu verhaften?«

»Ja, Sire, das war ganz und gar meine Absicht.«

»Ho! ho!«

»Ich machte ihm sogar den Vorschlag, ein Pferd zu besteigen, das ich bei der Barrière de la Conference bereit halten ließ.«

»Und in welcher Absicht ließt Ihr dieses Pferd bereit halten?«

»Sire, damit der Graf de la Fère das Havre und von da England erreichen könnte.«

»Ihr verrietet mich also, mein Herr?« rief der König funkelnd vor unbändigem Stolz.

»Allerdings.«

Auf ein Wort, in diesem Ton ausgesprochen, war nichts zu erwidern. Der König fühlte einen so heftigen Widerstand, daß er ganz erstaunte.

»Ihr hattet wenigstens einen Grund, Herr d'Artagnan, als Ihr so handeltet?« fragte der König mit Majestät.

»Ich habe immer einen Grund, Sire.«

»Es ist wenigstens der Grund der Freundschaft nicht der einzige, den Ihr geltend machen könntet, der einzige, der Euch zu entschuldigen vermöchte, denn ich habe es Euch in diesem Kapitel sehr bequem gemacht.«

»Mir, Sire?«

»Habe ich es Euch nicht freigestellt, den Grafen zu verhaften oder nicht zu verhaften?«

»Ja, Sire, aber . . . «

»Was aber?« unterbrach der König ungeduldig.

»Aber indem Ihr mir sagtet, wenn ich ihn nicht verhaftete, so würde ihn Euer Kapitän der Garden verhaften.«

»Machte ich Euch die Sache nicht leicht, sobald ich Euch keinen Zwang antat?«

»Mir, ja, Sire. Doch meinem Freunde, nein.«

»Nein?«

»Gewiß, da mein Freund durch mich oder den Kapitän der Garden immerhin verhaftet wurde.«

»Und das ist Eure Ergebenheit, mein Herr! eine Ergebenheit, die ein Urteil fällt, die wählt! Ihr seid kein Soldat, mein Herr!«

»Ich erwarte, daß mir Eure Majestät sagt, was ich bin.«

»Ihr seid ein Frondeur.«

»Also seitdem es keine Fronde mehr gibt, Sire . . . «

»Doch wenn das, was Ihr sagt, wahr ist..«

»Was ich sage, ist immer wahr.«

»Sprecht, was wollt Ihr hier?«

»Dem König melden, Sire, daß Herr de la Fère in der Bastille ist.«

»Das ist nicht Euer Fehler, wie es scheint.«

»Allerdings, Sire, aber er ist doch dort, und da er dort ist, so muß es Eure Majestät notwendig wissen.«

»Ah! Herr d'Artagnan, Ihr trotzt Eurem König!«

»Sire . . . «

»Herr d'Artagnan, ich sage Euch, daß Ihr meine Geduld mißbraucht.«

»Im Gegenteil, Sire.«

»Wie, im Gegenteil?«

»Ich will mich auch verhaften lassen.«

»Euch verhaften lassen!«

»Gewiß. Mein Freund wird sich dort langweilen, und ich mache Eurer Majestät den Vorschlag, mir zu gestatten, daß ich ihm Gesellschaft leiste. Eure Majestät spreche ein Wort, und ich verhafte mich selbst, ich bedarf hierzu des Kapitäns der Garden nicht, dafür stehe ich Euch.«

Der König stürzte aus einen Tisch zu und ergriff eine Feder, um den Befehl zur Einsperrung von d'Artagnan zu erlassen.

»Gebt wohl Acht, daß dies für immer ist, mein Herr,« rief er mit drohendem Ton.

»Ich rechne darauf,« erwiderte der Musketier, »denn wenn Ihr diesen schönen Streich einmal gemacht habt, so werdet Ihr es nicht mehr wagen, mir ins Gesicht zu schauen.«

Der König warf seine Feder voll Heftigkeit weg und rief:

»Geht! geht.«

»Oh! nein, Sire, wenn es Eurer Majestät beliebt.«

»Wie, nein?«

»Sire, ich kam, um sanft mit dem König zu sprechen; der König ist hitzig geworden, das ist ein Unglück; darum werde ich aber nicht minder dem König sagen, was ich ihm zu sagen habe.«

»Eure Entlassung, mein Herr!« rief der König, »Eure Entlassung!«

»Sire, Ihr wisst, daß mir an meiner Entlassung nichts gelegen ist, denn an dem Tage, wo Eure Majestät König Karl die Millionen verweigerte, die ihm mein Freund Athos gegeben hat, bat ich den König um meine Entlassung.«

»Nun! so macht geschwinde.«

»Nein, Sire, denn es handelt sich hier nicht um meine Entlassung. Eure Majestät nahm die Feder, um mich nach der Bastille zu schicken; warum geht sie von ihrem Beschluß ab?«

»D'Artagnan! Gascognerkopf! Wer ist, hier der König? Ihr oder ich?«

»Leider Ihr, Sire.«

»Wie, leider?«

»Ja, Sire, denn wenn ich es wäre . . . «. Wenn Ihr es wäret, nicht wahr, so würdet Ihr die Rebellion von Herrn d'Artagnan billigen?«

»Ja, gewiß.«

»Wahrhaftig!« rief der König, die Achseln zuckend.

»Und ich würde zu meinem Kapitän der Musketiere sagen,« fuhr d'Artagnan fort, »ich würde ihm sagen, indem ich ihn mit menschlichen Augen und nicht mit entflammten Kohlen anschaute, ich würde ihm sagen: ›Herr d'Artagnan, ich habe vergessen, daß ich König bin. Ich bin von meinem Throne herabgestiegen, um einen Edelmann verletzen.«

»Mein Herr!« rief der König, »glaubt Ihr, seine Unverschämtheit überbieten heiße Euren Freund entschuldigen!«

»Oh! Sire, ich werde noch viel weiter gehen, als er,« sprach d'Artagnan, »und dies ist dann Euer Fehler. Ich sage Euch das, was er, der Mann jeglichen Zartgefühls, Euch nicht gesagt hat; ich sage Euch: Sire, Ihr habt seinen Sohn geopfert, und er verteidigte seinen Sohn; Ihr habt ihn selbst geopfert; er sprach zu Euch im Namen der Ehre, der Tugend und der Religion. Ihr habt ihn zurückgestoßen, fortgejagt, eingekerkert. Ich werde härter sein als er, Sire, und sage Euch: Sire, wählt! wollt Ihr Freunde oder Knechte? Soldaten oder Bücklingschneider? große Männer oder Hanswurst? wollt Ihr, daß man Euch diene oder daß man vor Euch kriechen? wollt Ihr, daß man Euch liebe oder daß man Furcht vor Euch habe? Zieht Ihr die Niedrigkeit, die Intrige, die Feigheit vor, oh! so sagt es, Sire; wir werden abgehen, wir, die wir allein geblieben sind; ich sage mehr, wir, die einzigen Muster der Tapferkeit von einst, wir, die wir schon in der Nachwelt großen Männern gedient, und diese vielleicht an Mut und Verdienst übertroffen haben. Wählt, Sire, und beeilt Euch. Was Euch an vornehmen Herren übrig bleibt, behaltet es; Ihr werdet immerhin noch Höflinge genug haben. Beeilt Euch und schickt mich mit meinem Freunde in die Bastille, denn wenn Ihr den Grafen de la Fère, das heißt, die sanfteste und edelste Stimme der Ehre nicht zu hören vermocht habt, wenn Ihr d'Artagnan, das heißt, die offenherzigste und raueste Stimme der Aufrichtigkeit, nicht zu hören wisst, so seid Ihr ein schlechter König, und werdet morgen ein armer König sein. Die schlechten Könige aber verabscheut man; die armen Könige jagt man weg. Das hatte ich Euch zu sagen; Sire, Ihr hattet Unrecht, mich so weit zu treiben.«

Der König warf sich kalt und leichenbleich aus seinem Stuhl zurück; hätte der Blitz zu seinen Füßen eingeschlagen, er wäre offenbar nicht so sehr erstaunt gewesen, und man hätte glauben sollen, der Atem sei ihm ausgegangen, und er werde verscheiden. Diese raue Stimme der Aufrichtigkeit, wie es d'Artagnan nannte, hatte wie eine Klinge sein Herz durchdrungen.

D'Artagnan hatte Alles gesagt, was er zu sagen hatte. Er begriff den Zorn des Königs, zog seinen Degen, näherte sich ehrfurchtsvoll Ludwig XIV. und legte ihn aus dem Tisch.

Doch mit einer wütenden Gebärde stieß der König den Degen so zurück, daß er aus den Boden fiel und vor die Füße von d'Artagnan rollte.

So sehr der Musketier auch Herr über sich war. so erleichte er doch und sprach bebend vor Entrüstung:

»Ein König kann seine Ungnade auf seinen Soldaten werfen: er kann ihn verbannen, er kann ihn zum Tod verurteilen; aber wäre er auch hundertmal König, so hat er doch nie das Recht, ihn, seinen Degen entehrend, zu beschimpfen. Sire, ein König von Frankreich hat nie mit Verachtung den Degen eines Mannes wie ich zurückgestoßen. Dieser besteckte Degen, bedenkt das wohl, Sire, hat fortan keine andere Scheide, als mein Herz oder das Eurige. Ich wähle das meine, Sire, dankt hierfür Gott und meiner Geduld.«

Nach diesen Worten stürzte er sich aus seinen Degen und rief:

»Mein Blut falle aus Euer Haupt, Sire.«

Doch mit einer Bewegung, noch schneller als die des Musketiers, eilte der König aus diesen zu, schlang den rechten Arm um den Hals von d'Artagnan, faßte mit der linken Hand den Degen mitten an der Klinge und steckte ihn stillschweigend in die Scheide.

Starr, bleich und noch bebend, ließ ihn d'Artagnan, ohne ihm zu helfen, bis zum Ende machen.

Dann kehrte Ludwig gerührt zum Tische zurück, nahm die Feder, schrieb ein paar Zeilen, unterzeichnete und streckte die Hand gegen d'Artagnan aus.

»Was bedeutet dieses Papier, Sire?« fragte der Kapitän.

»Es ist der Befehl für Herrn d'Artagnan, den Herrn Grafen de la Fère aus der Stelle in Freiheit zu setzen.«

D'Artagnan ergriff die königliche Hand und küßte sie; dann legte er das Papier zusammen, steckte es in sein Koller und ging ab.

Weder der König, noch der Kapitän hatten eine Silbe mehr gesprochen.

»O menschliches Herz, Compaß der Könige,« murmelte Ludwig, als er allein war, »wann werde ich in deinen Falten wie in den Blättern eines Buches zu lesen verstehen? Nein, ich bin kein schlechter König, nein, ich bin kein armer König; doch ich bin

noch ein Kind.«



XXII.

Der ehrliche Grimaud.

D'Artagnan hatte Herrn von Baisemeaux beim Nachtsch zurückzusein versprochen; d'Artagnan hielt Wort. Man war bei den seinen Weinen und den Liqueurs, mit welchen bewunderungswürdig ausgestattet zu sein der Keller des Gouverneur der Bastille im Rufe stand, als die Sporen des Kapitäns der Musketiere im Gange erkirrten und er selbst auf der Schwelle erschien.

Athos und Aramis hatten sich mit der größten Vorsichtigkeit benommen, und so war es keinem von Beiden gelungen, den Andern zu durchdringen. Man hatte zu Nacht gespeist, viel von der Bastille, von der letzten Reise nach Fontainebleau und von dem Feste gesprochen, das Herr Fouquet in Vaux geben sollte. Man war mit den Allgemeinheiten verschwenderisch gewesen, und Niemand, außer Baisemeaux, hatte die besonderen Dinge berührt.

D'Artagnan fiel, noch bleich und aufgeregte von seiner Unterredung mit dem König, mitten in das Gespräch. Baisemeaux beeilte sich, einen Stuhl herbeizurücken. D'Artagnan nahm ein volles Glas an und leerte es. Athos und Aramis bemerkten Beide die Aufregung von d'Artagnan. Baisemeaux aber sah nichts, als den Kapitän der Musketiere Seiner Majestät, dem er alle Ehre anzutun sich bemühte. Beim König Zutritt haben hieß aus die rücksichtsvollste Zuvorkommenheit des Gouverneur Anspruch machen können. Nur konnte Aramis, obgleich er diese Aufregung wahrgenommen hatte, die Ursache davon nicht erraten. Athos allein glaubte sie ergründet zu haben. Für ihn bedeuteten die Rückkehr von d'Artagnan und besonders die Verstörtheit des unempfindlichen Mannes: ›Ich habe den König um etwas gebeten, was er mir abgeschlagen.‹ Überzeugt, er habe die Wahrheit getroffen, lächelte Athos, stand vom Tische auf und machte d'Artagnan ein Zeichen, als wollte er ihn daran erinnern, sie hätten etwas Anderes zu tun, als zusammen zu Nacht zu speisen.

D'Artagnan begriff und antwortete durch ein anderes Zeichen.

Als Aramis und Baisemeaux diesen stummen Dialog sahen, befragten sie sich mit dem Blick. Athos glaubte, es sei an ihm, die Erklärung von dem, was vorgehe, zu geben, und sprach mit einem Lächeln:

»Die Wahrheit, meine Freunde, ist, daß Ihr, Aramis, mit einem Staatsverbrecher, und Ihr, Herr von Baisemeaux, mit Eurem Gefangenen zu Nacht gespeist habt.«

Baisemeaux gab einen Ausruf des Erstaunens und beinahe der Freude von sich. Dieser liebe Herr von Baisemeaux war eitel aus seine Festung. Je mehr er Gefangene hatte, desto glücklicher fühlte er sich, abgesehen vom Nutzen; je höher seine Gefangenen standen, desto stolzer war er auch.

Aramis nahm ein den Umständen angemessenes Gesicht an und erwiderte:

»Ah! mein teurer Athos, verzeiht mir, aber ich vermutete beinahe das, was geschieht. Nicht wahr, eine Beschimpfung Eures Raoul und der la Vallière?«

»Ach!« machte Baisemeaux.

»Und,« fuhr Aramis fort, »Ihr als vornehmer Mann habt, vergessend, daß es nur noch Höflinge gibt, den König ausgesucht und ihm seine Handlung vorgehalten!«

»Ihr habt erraten, mein Freund.«

»Somit,« sagte Baisemeaux zitternd, daß er so vertraulich mit einem Mann zu Nacht gespeist, der beim König in Ungnade gefallen, »somit, Herr Graf . . . «

»Somit, mein lieber Gouverneur,« sprach Athos, »wird mein Freund, Herr d'Artagnan, Euch das Papier mitteilen, das aus der Öffnung seines Kollers hervorsteht und sicherlich kein anderes ist, als mein Einsperrungsbefehl.«

Baisemeaux streckte die Hand mit dem geschmeidigen Wesen der Gewohnheit aus.

D'Artagnan zog wirklich zwei Papiere aus seiner Brust und reichte eines dem Gouverneur. Baisemeaux entfaltete das Papier und las halblaut und sich unterbrechend, während er Athos über das Papier anschaute:

›Befehl in meinem Schlosse Bastille.‹ Sehr gut! ›In meinem Schlosse Bastille den . . . Herrn Grafen de la Fère gefangen zu

halten.« Oh! mein Herr, welch eine schmerzliche Ehre ist es für mich, Euch zu besitzen!«

»Ihr werdet einen geduldigen Gefangenen an mir haben,« erwiderte Athos mit seiner milden, ruhigen Stimme:

»Und einen Gefangenen, der nicht einen Monat bei Euch bleiben wird,« sagte Aramis, während Baisemeaux, den Befehl in der Hand, in sein Gefangenenregister den königlichen Willen eintrug.

»Nicht einen Tag, oder vielmehr nicht eine Nacht,« sprach d'Artagnan, indem er den zweiten Befehl des Königs vorwies; »denn, mein lieber Herr von Baisemeaux, Ihr müßt nun auch diesen Befehl, den Grafen sogleich in Freiheit zu setzen, einschreiben.«

»Ah!« rief Aramis, »Ihr erspart mir ein Geschäft, d'Artagnan.« Und er drückte aus eine bezeichnende Weise zugleich dem Musketier und Athos die Hand.

»Wie!« rief der Letztere, »der König gibt mir die Freiheit?«

»Lest, lieber Freund,« sagte d'Artagnan.

Athos nahm den Befehl und las.

»Es ist wahr,« sprach er.

»Solltet Ihr ärgerlich darüber sein?« fragte d'Artagnan.

»Oh! nein, im Gegenteil. Ich grolle dem König nicht, und das größte Übel, das man den Königen wünschen kann, ist, daß sie eine Ungerechtigkeit begehen. Doch nicht wahr, Ihr habt eine Unannehmlichkeit gehabt? Gesteht es, teurer Freund.«

»Ich? durchaus nicht,« erwiderte lachend der Musketier. »Der König tut Alles, was ich will.«

Aramis schaute d'Artagnan an und sah wohl, daß er log. Baisemeaux aber schaute nichts an, als d'Artagnan, so sehr war er von tiefer Bewunderung für diesen Mann ergriffen, der den König tun machte, was er wollte.

»Und der König verbannt Athos?« fragte Aramis.

»Nein, nicht gerade; der König hat sich nicht einmal hierüber erklärt,« antwortete d'Artagnan, »doch ich glaube, daß der Graf nichts Besseres zu tun hat, wenn er nicht etwa einen besonderen Wert darauf legt, dem König zu danken . . . «

»Wahrhaftig, nein,« sagte Athos lächelnd.

»Nun wohl! ich glaube, daß der Graf nichts Besseres zu tun hat, als sich nach seinem Schlosse zurückzuziehen. Sprecht übrigens, mein lieber Athos, fordert: ist die eine Residenz Euch angenehmer, als die andere, so mache ich mich anheischig, das für Euch zu verlangen.«

»Nein, ich danke,« erwiderte Athos; »nichts kann mir angenehmer sein, mein Freund, als in meine Einsamkeit, unter meine großen Bäume, an das Ufer der Loire zurückzukehren. Ist Gott der höchste Arzt der Seelenleiden, so ist die Natur das souveraine Heilmittel . . . Ich bin nun also frei, mein Herr?« fuhr Athos, sich an Baisemeaux wendend, fort.

»Ja, Herr Graf, ich glaube es, ich hoffe es wenigstens,« sprach der Gouverneur, indem er die Papiere um und um drehte, »wenn nicht etwa Herr d'Artagnan einen dritten Befehl hat.«

»Nein, lieber Herr von Baisemeaux, nein,« sagte der Musketier. »Ihr müßt Euch an den zweiten halten und dabei stehen bleiben.«

»Ah! Herr,« sprach Baisemeaux, sich an Athos wendend. »Ihr wisst nicht, was Ihr verliert! Ich hätte Euch aus dreißig Livres gesetzt, wie die Generale, was sage ich, aus fünfzig Livres wie die Prinzen, und Ihr hättet alle Abende gespeist, wie heute Abend.«

»Erlaubt mir, mein Herr, daß ich meine Mittelmäßigkeit vorziehe,« erwiderte Athos; dann wandte er sich gegen d'Artagnan um und sprach:

»Laßt uns gehen, mein Freund.«

»Laßt uns gehen,« wiederholte d'Artagnan.

»Wird mir die Freude zu Teil werden, Euch als Gefährten zu besitzen?« fragte Athos.

»Nur bis zum Tore, Teuerster,« antwortete d'Artagnan: »sodann sage ich Euch, was ich zum König gesagt: Ich habe den Dienst.«

»Und Ihr, mein lieber Aramis,« sagte Athos lächelnd, »begleitet Ihr mich? La Fère liegt aus dem Wege nach Vannes.«

»Ich, mein lieber Freund,« antwortete der Prälat, »ich habe diesen Abend eine Zusammenkunft in Paris und vermöchte mich nicht zu entfernen, ohne daß gewichtige Interessen darunter leiden würden.«

»Dann erlaubt, mein teurer Freund, daß ich Euch umarme und scheide,« sprach Athos. »Mein lieber Herr von Baisemeaux,

großen Dank für Euren guten Willen, und besonders für die Probe, die Ihr mir von der Hausmannskost der Bastille gegeben habt.«

Und nachdem er Aramis umarmt, und Herrn von Baisemeaux die Hand gedrückt hatte, nachdem ihm Beide eine glückliche Reise gewünscht, entfernte sich Athos mit d'Artagnan.

Während die Szene im Palais Royal ihre Entwicklung in der Bastille fand, sagen wir, was im Hause von Athos und bei Bragelonne vorging.

Grimaud hatte, wie wir gesehen, seinen Herrn nach Paris begleitet. Er war, wie wir erwähnt, beim Abgang von Athos zugegen gewesen; er hatte d'Artagnan auf seinen Schnurrbart beißen, seinen Herrn in den Wagen steigen sehen, und die eine und die andere Physiognomie befragt, und er kannte Beide seit hinreichend langer Zeit, um durch die Maske der Unempfindlichkeit begriffen zu haben, daß große Ereignisse vorgingen.

Sobald Athos sich entfernt hatte, dachte er nach. Da erinnerte er sich der seltsamen Art, wie Athos von ihm Abschied genommen, und der für jeden Andern als ihn unmerklichen Verlegenheit dieses Herrn mit den so klaren Ideen, mit dem so geraden Willen. Er wusste, daß Athos nichts mit sich genommen, als was er aus dem Leibe trug, und dennoch glaubte er zu sehen, Athos gehe nicht nur aus eine Stunde, nicht einmal nur aus einen Tag weg. Es lag eine lange Abwesenheit in der Art und Weise, wie Athos, Grimaud verlassend, das Wort Lebewohl ausgesprochen hatte.

Dies Alles kehrte in seinen Geist zurück mit allen seinen Gefühlen tiefer Zuneigung für Athos, mit allem jenem Widerwillen gegen die Leere und die Einsamkeit, der stets die Einbildungskraft der Leute, welche lieben, beschäftigt; dies Alles, sagen wir, machte den ehrlichen Grimaud sehr traurig und besonders sehr unruhig. Ohne sich von dem, was er seit dem Abgang seines Gebieters tat, Rechenschaft zu geben, irrte er in der ganzen Wohnung umher, so zu sagen, die Spuren seines Herrn suchend, ähnlich in dieser Hinsicht, — Alles, was gut ist, gleicht sich, — ähnlich dem Hunde, der wegen der Abwesenheit seines Herrn nicht besorgt, aber verdrießlich ist. Nur, da Grimaud mit dem

Instinkte des Tieres die Vernunft des Menschen verband, war Grimaud zugleich verdrießlich und besorgt.

Als er kein Anzeichen fand, das ihn zu leiten vermochte, als er nichts sah, nichts entdeckte, was seinen Zweifeln ein Ziel steckte, fing Grimaud an auszusinnen, was geschehen sein könnte. Die Einbildungskraft ist aber die Hilfsquelle oder vielmehr die Marter guter Herzen. Es kommt in der Tat nie vor, daß ein gutes Herz sich seinen Freund glücklich oder froh vorstellt. Nie flößt die Taube, welche wandert, der Taube, die zu Hause geblieben, etwas Anderes ein, als Angst.

Grimaud ging daher von der Unruhe zu der Angst über. Er wiederholte sich in Gedanken noch einmal Alles, was vorgefallen war: den Brief von d'Artagnan an Athos, einen Brief, in dessen Folge Athos so betrübt geschienen hatte; dann den Besuch von Raoul bei Athos, einen Besuch, in dessen Folge Athos seinen Orden und sein Galakleid verlangt; sodann die Erklärung zwischen dem Vater und Sohn, eine Erklärung, in deren Folge Athos Raoul so traurig umarmt, wonach Raoul so traurig nach Hause gegangen war; endlich die Ankunft von d'Artagnan, der aus seinen Schnurrbart gebissen, eine Ankunft, in deren Folge der Herr de la Fère mit d'Artagnan in den Wagen gestiegen. Dies Alles bildete ein Drama in fünf Akten, das sehr teilbar, besonders für einen Analytisten von der Stärke von Grimaud.

Grimaud nahm vor Allem seine Zuflucht zu den großen Mitteln; er suchte in dem von seinem Herrn zurückgelassenen Rock den Brief von Herrn d'Artagnan. Dieser Brief fand sich noch darin und enthielt Folgendes:

»Raoul ist bei mir gewesen und hat mich um Auskunft über das Benehmen von Fräulein de la Vallière während des Aufenthalts unseres jungen Freundes in London gebeten. Ich bin ein armer Musketier-Kapitän, dem die Ohren alle Tage von Kasernen- und Gassenwitzen wehe tun. Hätte ich Raoul gesagt, was ich zu wissen glaubte, so wäre der arme Junge darüber gestorben: doch ich, der ich im Dienste des Königs bin, kann die Angelegenheiten des Königs nicht erzählen. Sagt es Euch das Herz, so schreitet zu! Die Sache geht Euch mehr an als mich und beinahe eben so viel als Raoul.«

Grimaud riß sich ein halbes Pfötchen Haare aus. Er hätte mehr getan, wäre reichlicher Haar bei ihm vorhanden gewesen.

»Das ist der Knoten des Rätsels,« sagte er. »Das Mädchen hat dumme Streiche gemacht. Was man von ihr und dem König sagt, ist wahr. Unser junger Herr ist betrogen. Er muß es wissen. Der Herr de la Fère ist zum König gegangen und hat ihm sein Benehmen vorgehalten. Und dann hat der König Herrn d'Artagnan abgeschickt, um die Sache in Ordnung zu bringen. Ah! mein Gott!« fuhr Grimaud fort, »der Herr ist ohne seinen Degen zurückgekehrt.«

Diese Entdeckung machte den Schweiß aus die Stirne des braven Mannes steigen. Er hielt sich nicht länger bei Vermutungen aus, drückte seinen Hut aus den Kopf und lief nach der Wohnung von Raoul.

Nach dem Abgang von Louise, aus deren Erscheinung wir später zurückkommen werden, bezähmte Raoul seinen Schmerz, wenn nicht seine Liebe; und genötigt vorwärts zu schauen aus den gefahrvollen Weg, aus dem ihn die Tollheit und die Rebellion fortzogen, sah er mit dem ersten Blick seinen Vater im Kampf mit dem königlichen Widerstand, da sich Athos zuerst zu diesem Widerstand dargeboten.

In diesem Augenblick ganz sympathischer Hellsichtigkeit, erinnerte sich der unglückliche junge Mann der geheimnisvollen Zeichen von Athos, des unerwarteten Besuchs von d'Artagnan, und die Folge dieses ganzen Streites zwischen einem Fürsten und einem Untertanen erschien vor seinen erschrockenen Augen.

Im Dienst, das heißt an seinen Posten gefesselt, kam d'Artagnan sicherlich nicht zu Athos, nur um sich das Vergnügen zu machen, Athos zu sehen. Er kam, um ihm etwas zu sagen. Dieses Etwas war unter so mißlichen Konjunkturen ein Unglück oder eine Gefahr. Raoul bebte, daß er selbstsüchtig gewesen, daß er seinen Vater um seiner Liebe willen vergessen, daß er die Träumerei oder den Genuß der Verzweiflung gesucht, während es sich vielleicht darum handelte, den dräuenden, gegen Athos gerichteten Angriff zurückzuschlagen.

Dieses Gefühl machte, daß er aufsprang. Er gürtete seinen Degen um und lief zuerst nach der Wohnung seines Vaters. Unter Weges stieß er aus Grimaud, der, vom entgegengesetzten Pol

ausgegangen, mit gleichem Eifer seine Nachforschungen verfolgte. Diese zwei Männer umschlossen sich; sie waren Beide aus demselben Punkte der von ihrer Einbildungskraft beschriebenen Parabel.

»Grimaud!« rief Raoul.

»Herr Raoul!« rief Grimaud.

»Der Herr befindet sich wohl.«

»Du hast ihn gesehen?«

»Nein; wo ist er?«

»Ich suche ihn.«

»Und Herr d'Artagnan?«

»Hat sich mit ihm entfernt.«

»Wann?«

»Zehn Minuten nach Eurem Abgang.«

»Wie haben sie sich entfernt?«

»Im Wagen.«

»Wohin gehen sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat mein Vater Geld mitgenommen?«

»Nein.«

»Einen Degen?«

»Nein.«

»Grimaud!«

»Herr Raoul.«

»Meiner Ansicht nach ist Herr d'Artagnan gekommen, um . . . «

»Nicht wahr, um den Herrn Grafen zu verhaften?«

»Ja, Grimaud.«

»Ich hätte daraus geschworen.«

»Welchen Weg haben sie genommen?«

»Den über die Quais.«

»Nach der Bastille?«

»Oh! mein Gott, ja.«

»Geschwinde, laufen wir.«

»Ja, laufen wir.«

»Aber wohin?« sagte plötzlich Raoul ganz niedergeschlagen.

»Gehen wir zu Herrn d'Artagnan, wir werden vielleicht etwas erfahren.«

»Nein; hat man sich bei meinem Vater vor mir verborgen, so wird man sich überall verbergen. Gehen wir zu . . . O mein Gott! ich bin heute ganz toll, mein guter Grimaud.«

»Was denn?«

»Ich habe Herrn du Vallon vergessen.«

»Herrn Porthos?«

»Ja, der immer noch aus mich wartet! Ah! ich sagte es Dir, ich bin toll!«

»Der aus Euch wartet, wo dies?«

»Bei den Minimes in Vincennes.«

»Abi mein Gott! das ist zum Glück in der Richtung der Bastille.«

»Gehen wir geschwinde.«

»Herr, ich will die Pferde satteln lassen.«

»Ja, mein Freund, gehe.«

XXIII.

Worin Porthos überzeugt ist, ohne begriffen zu haben.

Getreu allen Gesetzen des alten Rittertums, hatte sich der würdige Porthos vorgenommen, bis Sonnenuntergang auf Herrn von Saint-Aignan zu warten. Und da Saint-Aignan nicht kommen sollte, da Raoul vergaß, seinen Sekundanten zu benachrichtigen, da die Schildwache sehr lang und peinlich zu werden anfang, so ließ sich Porthos durch einen Torwächter ein paar Flaschen guten Wein und ein Viertel Fleisch holen, um wenigstens die Zerstreung zu haben, von Zeit zu Zeit einen Pfropf zu ziehen und einen Bissen zu essen. Er war bei den letzten Extremitäten, das heißt bei den letzten Krümchen angelangt, da sprengte Raoul, in Begleitung von Grimaud, Beide mit verhängten Zügeln, herbei.

Als Porthos aus dem Wege diese zwei so hastigen Reiter sah, bezweifelte er nicht mehr, es wären seine Leute; er erhob sich sogleich von dem Grasboden, auf den er sich niedergelassen hatte, fing an seinen Knien und seinen Faustgelenken die Steife zu benehmen und sprach:

»Das ist es, wenn man schöne Gewohnheiten hat. Der Bursche ist am Ende doch noch gekommen. Hätte ich mich entfernt, so fand er Niemand und wäre im Vorteil.«

Dann stützte er sich mit einer martialischen Haltung auf eine Hüfte und ließ durch eine mächtige Wendung der Lenden seine gewölbte, riesige Gestalt sich hervorheben. Doch statt Saint-Aignan, sah er nur Raoul, der ihm unter verzweifelten Gebärden zurief:

»Ah! lieber Freund! ah! verzeiht! ah! wie unglücklich bin ich!«

»Raoul!« erwiderte Porthos ganz erstaunt. »Ihr seid mir böse!« rief Raoul, während er Porthos umarmte.

»Ich! und worüber?«

»Daß ich Euch so vergessen. Doch seht Ihr, ich habe den Kopf verloren!«

»Ah! bah!«

»Wenn Ihr wüsstet, mein Freund! . . . «

»Ihr habt ihn getötet?«

»Wen?«

»Saint-Aignan.«

»Ah! es handelt sich wohl um Saint-Aignan.«

»Was gibt es denn?«

»Der Herr de Graf la Fère muß zu dieser Stunde verhaftet sein.«

Porthos machte eine Bewegung, die eine Mauer umgeworfen hätte.

»Verhaftet . . . Durch wen?«

»Durch Herrn d'Artagnan.«

»Das ist unmöglich,« entgegnete Porthos.

Porthos wandte sich gegen Grimaud wie ein Mensch um, der einer zweiten Bestätigung bedarf. Grimaud machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Und wohin hat man ihn geführt?« fragte Porthos.

»Wahrscheinlich in die Bastille.«

»Was bringt Euch auf diesen Glauben?«

»Unter Weges befragten wir Leute, die den Wagen haben vorüberfahren sehen, und noch andere, die ihn sogar in die Bastille hineinfahren sahen.«

»Ho! ho!« murmelte Porthos.

Und er machte zwei Schritte.

»Was habt Ihr im Sinne?« fragte Raoul.

»Ich? nichts. Nur darf Athos nicht in der Bastille bleiben.«

Raoul näherte sich dem würdigen Porthos.«

»Wißt Ihr, daß die Verhaftung aus Befehl des Königs geschehen ist?«

Porthos schaute den jungen Mann an, als wollte er zu ihm sagen: »Was kümmere ich mich darum?« Diese stumme Sprache erschien Raoul so beredt, daß er nicht mehr forderte. Er stieg zu Pferde. Unterstützt von Grimaud hatte Porthos schon dasselbe getan.

»Entwerfen wir unsern Plan,« sagte Raoul.

»Ja,« sprach Porthos, »unsern Plan, das ist es, entwerfen wir

ihn.«

Raoul stieß einen tiefen Seufzer aus und hielt plötzlich inne.

»Was habt Ihr?« fragte Porthos. »Eine Schwäche?«

»Nein, die Ohnmacht! Bilden wir uns ein, zu Drei die Bastille nehmen zu können?«

»Ah! wenn d'Artagnan da wäre, dann sagte ich nicht nein,« erwiderte Porthos.

Raoul wurde von Bewunderung ergriffen beim Anblick dieses, gerade durch seine ungeheure Naivität, heldenmütigen Vertrauens. Es waren hier die berühmten Männer, die, zu drei bis vier, Heere angriffen und Schlösser stürmten! Diese Männer, die den Tod erschreckt hatten und die, ein ganzes in Trümmern liegendes Jahrhundert überlebend, noch stärker waren, als die Kräftigsten unter den jungen.

»Mein Herr,« sagte er zu Porthos, »Ihr habt einen Gedanken in mir rege gemacht: wir müssen schlechterdings Herrn d'Artagnan sehen.«

»Ganz gewiß.«

»Er muß nach Hause zurückgekehrt sein, nachdem er meinen Vater in die Bastille geführt hat; gehen wir zu ihm.«

»Erkundigen wir uns zuvor in der Bastille,« sagte Grimaud, der wenig, aber gut sprach.

Sie beeilten sich in der Tat, vor die Bastille zu kommen. Einer von den Zufällen, wie sie Gott den Leuten von großem Willen gibt, machte, daß Grimaud plötzlich den Wagen erblickte, der sich um das Thor der Zugbrücke wandte. Es war dies in dem Augenblick, wo d'Artagnan, wie man gesehen, vom König zurückkam.

Vergebens spornte Raoul sein Pferd, um den Wagen zu erreichen und zu sehen, was für Personen darin wären. Die Pferde hatten schon jenseits des großen Tores, das sich wieder schloß, angehalten, während ein Schildwache stehender Garde dem Pferde von Raoul mit der Muskete aus die Nase stieß.

Raoul drehte um, glücklich, daß er wusste, was er von der Anwesenheit dieser Carosse, in der sein Vater gesessen, zu halten hatte.

»Wir haben ihn,« sagte Grimaud.

»Wenn wir ein wenig warten, können wir überzeugt sein, daß er

herauskommt, nicht wahr, mein Freund?«

»Wenn d'Artagnan nicht auch Gefangener ist,« bemerkte Porthos, »in diesem Fall wäre Alles verloren.«

Raoul antwortete nichts. Alles war zulässig. Er gab Grimaud den Rat, die Pferde in die kleine Rue Jean-Beausire zu führen, um weniger Verdacht zu erregen, und er selbst lauerte mit seinem durchdringenden Blick aus das Herauskommen von d'Artagnan oder das des Wagens.

Das war das Beste, was er tun konnte. Es waren in der Tat nicht zwanzig Minuten abgelaufen, als sich die Türe wieder öffnete und der Wagen erschien. Eine Blendung verhinderte Raoul, zu erkennen, was für Personen den Wagen einnahmen. Grimaud schwur, er habe zwei Personen gesehen, und sein Herr sei eine von beiden gewesen. Porthos schaute abwechselnd Raoul und Grimaud an, in der Hoffnung, ihre Gedanken zu begreifen.

»Es ist unleugbar,« sprach Grimaud, »daß, wenn der Herr in diesem Wagen fährt, man ihn in Freiheit setzt oder in ein anderes Gefängnis bringt.«

»Wir werden es uns dem Wege ersehen, den er nimmt,« sagte Porthos.

»Setzt man ihn in Freiheit, so wird man ihn nach Hause führen,« sprach Grimaud.

»Das ist wahr,« bemerkte Porthos.

»Der Wagen nimmt nicht diesen Weg,« sagte Raoul.

Die Pferde waren wirklich im Faubourg Saint-Antoine verschwunden.

»Eilen wir,« sprach Porthos, »wir greifen den Wagen aus der Straße an und sagen Athos, er möge fliehen.«

»Rebellion!« murmelte Raoul.

Porthos warf Raoul einen zweiten Blick, ein würdiges Seitenstück des ersten, zu. Raoul erwiderte ihn nur dadurch, daß er seinem Pferde die Seiten preßte.

Wenige Augenblicke nachher hatten die drei Reiter den Wagen wieder eingeholt, und sie folgten ihm so nahe, daß der Atem der Pferde den Kutschenkasten befeuchtete.

D'Artagnan, dessen Sinne beständig wachten, hörte den Trab der Pferde. Es war dies in dem Augenblick, wo Raoul zu Porthos

sagte, er möge am Wagen vorbeireiten, um zu sehen, wer die Person, welche Athos begleitete. Porthos gehorchte, er konnte jedoch nichts sehen; die Schirmleder waren niedergelassen.

Raoul wurde von Zorn und Ungeduld ergriffen. Er hatte das geheimnisvolle Wesen der Gefährten von Athos wahrgenommen und entschloß sich zum Äußersten.

Aus der andern Seite hatte d'Artagnan Porthos vollkommen erkannt; er hatte unter den Schirmledern durch auch Raoul erkannt und den Erfolg seiner Beobachtung Athos mitgeteilt. Sie wollten sehen, ob Porthos und Raoul die Dinge bis zum letzten Grade treiben würden.

Dies fehlte nicht; die Pistolen in der Faust stürzte Raoul auf das erste Pferd der Carosse zu und befahl dem Kutscher, zu halten.

Porthos packte den Kutscher und hob ihn von seinem Bock herab.

Grimaud hielt schon den Kutschenschlag fest.

Raoul öffnete seine Arme und rief:

»Herr! Herr!«

»Ah! Ihr seid es, Raoul?« sagte Athos freudetrunken.

»Nicht übel!« fügte d'Artagnan mit einem Gelächter bei.

Und Beide umarmten den jungen Mann und Porthos, die sich ihrer bemächtigt hatten.

»Mein braver Porthos, vortrefflicher Freund!« rief Athos; »immer Ihr!«

»Er hat noch seine zwanzig Jahre,« sagte d'Artagnan. »Bravo, Porthos!«

»Teufel!« erwiderte Porthos, etwas verwirrt, »wir glaubten, man verhafte Euch!«

»Während es sich nur um eine Spazierfahrt im Wagen von Herrn d'Artagnan handelte,« sagte Athos.

»Wir folgten Euch von der Bastille an,« sprach Raoul mit einem Tone des Vorwurfs und des Argwohns.

»Wo wir mit dem guten Herrn Baisemeaux zu Nacht speisten. Ihr erinnert Euch des Herrn Baisemeaux, Porthos?«

»Bei Gott! sehr gut!«

»Und wir haben dort Aramis gesehen.«

»In der Bastille?«

»Beim Abendbrot.«

»Ah!« rief Porthos atmend.

»Er hat uns tausend schöne Dinge für Euch gesagt.«

»Ich danke.«

»Wohin fährt der Herr?« fragte Grimaud, den sein Herr schon durch ein Lächeln belohnt hatte.

»Wir wollen nach Blois, nach Hause.«

»Wie so? geraden Weges?« sagte Raoul.

»Ganz geraden Weges.«

»Ohne Gepäck?«

»Oh! mein Gott! Raoul wäre von d'Artagnan beauftragt worden, mir das meinige zu schicken oder es mir zu bringen, wenn er zu mir kommt, falls er wirklich kommt.«

»Wenn ihn nichts mehr in Paris zurückhält,« sprach d'Artagnan mit einem Blick fest und einschneidend wie der Stahl, schmerzlich wie er, denn er öffnete wieder die Wunden des jungen Mannes, »wenn ihn nichts mehr zurückhält, wird er wohl daran tun, Euch zu folgen, Athos.«

»Es hält mich nichts mehr in Paris zurück,« erwiderte Raoul.

»Dann brechen wir aus,« sagte Athos rasch.

»Und Herr d'Artagnan?«

»Ah! ich begleite nur Athos bis an die Barrière und kehre mit Porthos zurück.«

»Sehr gut!«rief dieser.

»Kommt mein, Sohn,« fügte der bei. Und er schlang sanft den Arm um den Hals von Raoul, um ihn in den Wagen zu ziehen, und küßte ihn abermals.

»Grimaud!« fuhr der fort. »Du kehrst sachte nach Paris mit Deinem Pferd und dem von Herrn du Vallon zurück, denn Raoul und ich, wir steigen hier zu Pferde und lassen den Wagen diesen beiden Herren, um nach Paris zurückzufahren; in meiner Wohnung nimmst Du meine Kleider und meine Briefe und expedierst das Ganze zu uns.«

»Aber,« bemerkte Raoul, der den Grafen sprechen zu machen suchte, »wenn Ihr nach Paris zurückkommt, findet Ihr weder

Wäsche, noch Effekten mehr; das wird unbequem sein.«

»Ich denke, ich werde sehr lange nicht mehr nach Paris zurückkehren. Raoul, unser letzter Aufenthalt dort hat mich nicht ermutigt, ferner daselbst zu verweilen.«

Raoul neigte das Haupt und sprach kein Wort mehr.

Athos stieg aus dem Wagen und schwang sich auf das Pferd, das Porthos gebracht hatte, und das über den Tausch sehr glücklich zu sein schien.

Man hatte sich umarmt, die Hände gedrückt und tausendfach ewige Freundschaft bezeugt. Porthos versprach, einen Monat bei Athos bei seiner ersten Muße zuzubringen. D'Artagnan versprach, seinen ersten Urlaub zu benützen, dann umarmte er Raoul zum letzten Mal und sagte nur noch:

»Mein Kind, ich werde Dir schreiben.«

Es lag Alles in diesen Worten von d'Artagnan, der nie schrieb. Raoul war bis zu Tränen gerührt. Er entriß sich den Händen des Musketiers und ritt weg.

D'Artagnan stieg zu Porthos in den Wagen.

»Nun! mein lieber Freund,« sagte er, »das ist ein Tag!«

»Ja, ja,« erwiderte Porthos.

»Ihr müßt kreuzlahm sein.«

»Nicht zu sehr. Ich werde mich indessen frühzeitig zu Bette legen, um morgen bereit zu sein.«

»Warum dies?«

»Bei Gott! um zu beenden, was ich angefangen habe.«

»Ihr macht mich beben, mein Freund; ich sehe Euch ganz unwirsch. Was Teufels habt Ihr angefangen, das nicht beendet ist?«

»Hört: Raoul hat sich nicht geschlagen. Also muß ich mich schlagen.«

»Mit wem? . . . mit dem König?«

»Wie! mit dem König?« sagte Porthos verwundert.

»Ja wohl, großes Kind, mit dem König!«

»Ich versichere Euch, mit Herrn von Saint-Aignan.«

»Das wollte ich sagen. Schlagt Ihr Euch mit diesem Kavalier, so zieht Ihr den Degen gegen den König.«

»Ah!« versetzte Porthos, die Augen weit ausreißend, »seid Ihr dessen sicher?«

»Bei Gott!«

»Nun? wie läßt sich dann das abmachen?«

»Wir wollen bemüht sein, gut zu Nacht zu speisen, Porthos. Der Tisch des Kapitäns der Musketiere ist angenehm. Ihr werdet den braven Saint-Aignan sehen und auf seine Gesundheit trinken.«

»Ich!« rief Porthos mit einer Gebärde des Abscheus.

»Wie!« versetzte d'Artagnan, »Ihr weigert Euch, auf die Gesundheit des Königs zu trinken?«

»Aber ich spreche nicht vom König, ich spreche von Herrn von Saint-Aignan.«

»Wenn ich Euch wiederhole, daß dies dasselbe ist.«

»Ah! dann ist es gut,« sprach Porthos besiegt.

»Ihr begreift, nicht wahr?«

»Nein, doch gleichviel,« rief Porthos.

»Ja, gleichviel,« erwiderte d'Artagnan. »Laßt uns zu Nacht speisen, Porthos.«

XXIV.

Die Gesellschaft von Herrn von Baisemeaux.

Man hat nicht vergessen, daß d'Artagnan und der Graf de la Fère, als sie sich aus der Bastille entfernten, Aramis unter vier Augen mit Baisemeaux zurückließen.

Baisemeaux bemerkte entfernt nicht, als seine zwei Tischgenossen weggegangen waren, daß das Gespräch durch ihre Abwesenheit litt. Er glaubte, der Wein vom Dessert und der der Bastille seien vortrefflich: er glaubte, sagen wir, der Wein vom Dessert sei ein hinreichendes Reizmittel, um einen rechtschaffenen Mann zum Sprechen zu bringen. Er kannte Seine Herrlichkeit schlecht, denn sie war nie undurchdringlicher, als gerade beim Nachtsch. Aber Seine Herrlichkeit kannte vortrefflich Herrn von Baisemeaux, und sie rechnete, um ihn sprechen zu machen, aus das Mittel, das dieser als wirksam betrachtete.

Ohne scheinbar zu erlahmen, erlahmte die Konversation doch in Wirklichkeit; denn Baisemeaux sprach nicht nur beinahe allein, sondern er sprach sogar nur von dem seltsamen Ereignis der Einkerkung von Athos, worauf der so rasche Befehl, ihn in Freiheit zu setzen, gefolgt war.

Baisemeaux hatte indessen nicht übersehen, daß die beiden Befehle, der Einkerkungsbefehl und der Freilassungsbefehl, von der Hand des Königs waren. Der König ließ sich aber nur unter bedeutenden Umständen herbei, solche Befehle zu schreiben. Dies Alles war sehr interessant und besonders sehr dunkel für Baisemeaux; da dies Alles aber sehr klar für Aramis war, so legte der letztere diesem Ereignis nicht dasselbe Gewicht bei, das ihm der gute Gouverneur beilegte.

Überdies bemühte sich Aramis nicht um nichts, und er hatte Herrn von Baisemeaux noch nicht gesagt, aus welcher Ursache er sich bemüht.

In dem Augenblick, wo Baisemeaux in seiner stärksten Dissertation begriffen war, unterbrach ihn Aramis plötzlich mit der Frage:

»Sagt mir, mein lieber Herr von Baisemeaux, habt Ihr in der Bastille nie andere Zerstreungen, als die, welchen ich während der paar Besuche beigewohnt, die ich Euch zu, machen die Ehre hatte?«

Die Anrede war so unerwartet, daß der Gouverneur wie eine Wettersahne, welche plötzlich einen dem des Windes entgegengesetzten Impuls erhält, ganz betäubt davon blieb.

»Zerstreungen?« erwiderte er, »ich habe beständig, Monseigneur.«

»Ah! schön. Und diese Zerstreungen?«

»Sind von jeder Art.«

»Besuche ohne Zweifel?«

»Besuche, nein. Die Besuche sind nicht gewöhnlich in der Bastille.«

»Wie! die Besuche sind selten?«

»Sehr selten.«

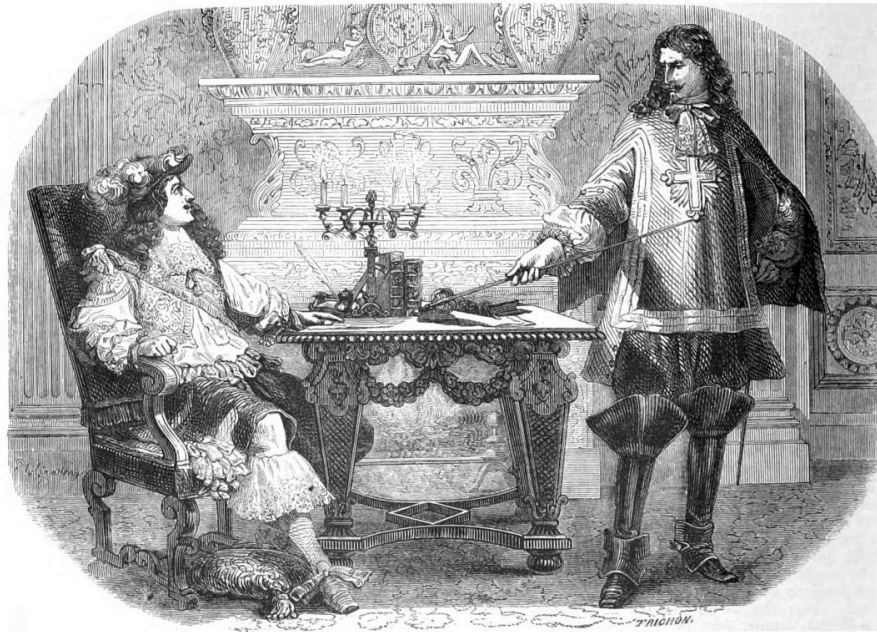
»Selbst von Seiten Eurer Gesellschaft?«

»Was nennt Ihr meine Gesellschaft? . . . Meine Gefangenen?«

»Oh! nein. Eure Gefangenen! . . . Ich weiß, daß Ihr ihnen Besuch macht, und daß sie nicht Euch machen. Unter Eurer Gesellschaft, mein lieber Herr von Baisemeaux, verstehe ich die Gesellschaft, zu der Ihr gehört.«

Baisemeaux schaute Aramis starr an; denn da das, was er einen Augenblick vermutet hatte, unmöglich war, sprach er:

»Oh! ich habe gegenwärtig sehr wenig Gesellschaft. Im Allgemeinen, wenn ich es Euch gestehen soll, mein lieber Herr d'Herblay, kommt der Aufenthalt in der Bastille den Weltmännern zurückstoßend und verdrießlich vor. Was die Damen betrifft, so gelangen sie nie ohne eine gewisse Angst, die ich nur mit der größten Mühe zu beschwichtigen vermag, bis zu mir. Warum sollten sie nicht auch wirklich ein wenig zittern, die armen Frauen, wenn sie diese traurigen Türme sehen und denken, sie seien von Gefangenen bewohnt, die . . . «



Und je mehr sich die Augen von Baisemeaux aus das Gesicht von Aramis hefteten, desto mehr verwickelte sich die Zunge des guten Gouverneur so daß sie am völlig erlahmte.

»Nein, Ihr versteht mich nicht, mein lieber Herr von Baisemeaux,« sagte Aramis, »Ihr versteht mich nicht. Ich meine nicht die Gesellschaft im Allgemeinen, ich spreche von einer besonderen Gesellschaft, bei der Ihr affiliirt seid.

Baisemeaux ließ beinahe das Glas voll Muscat fallen, das er an seine Lippen setzen wollte.

»Affiliirt!« rief er, »affiliirt!«

»Allerdings affiliirt,« wiederholte Aramis mit der größten Kaltblütigkeit.«Seid Ihr denn nicht Mitglied einer geheimen Gesellschaft, mein lieber Herr von Baisemeaux?«

»Geheim?«

»Geheim oder mysteriös.«

»Oh! Herr d'Herblay.«

»Verteidigt Euch nicht.«

»Glaubt mir doch . . . «

»Ich glaube, was ich weiß.«

»Ich schwöre Euch.«

»Hört mich, mein lieber Herr von Baisemeaux; ich sage ja; Ihr sagt nein; der Eine von uns Beiden behauptet notwendig das Wahre, der Andere unvermeidlich das Falsche.«

»Nun?«

»Nun! wir werden sogleich zur Erkenntnis kommen.«

»Sprecht,« sagte Baisemeaux, »sprecht.« »Leert doch Euer Glas Muscat, lieber Herr von Baisemeaux. Was Teufel! Ihr seht ganz bestürzt aus.«

»Nein, nein, nicht im Geringsten.«

»Trinkt doch.«

Baisemeaux trank, aber er schluckte schief.

»Nun,« sprach Aramis, »gehört Ihr, sagte ich, nicht zu einer geheimen Gesellschaft, zu einer mysteriösen, wenn Ihr wollt, das Beiwort tut nichts zur Sache, gehört Ihr, sage ich, nicht zu einer Gesellschaft, wie die, welche ich bezeichnen will, wohl! so werdet Ihr nicht ein Wort von dem begreifen, was ich Euch zu sagen im Begriff bin; das ist das Ganze.«

»Oh! seid zum Voraus überzeugt, daß ich nichts begreifen werde.«

»Vortrefflich.«

»Versucht es, laßt hören.«

»Das werde ich tun. Seid Ihr dagegen eines von den Mitgliedern dieser Gesellschaft, so werdet Ihr mir sogleich ja oder nein antworten.«

»Stellt die Frage,« fuhr Baisemeaux zitternd fort.

»Denn Ihr werdet zugeben, mein lieber Herr von Baisemeaux,« sprach Aramis mit derselben Unempfindlichkeit, »es ist unleugbar, daß man nicht zu einer Gesellschaft gehören kann, es ist unleugbar, daß man nicht die Vorteile genießen kann, welche die Gesellschaft den Affiliirten bringt, ohne selbst zu einigen Dienstleistungen verbunden zu sein.«

»In der Tat,« stammelte Baisemeaux, »das ließe sich begreifen, wenn . . . «

»Wohl denn!« fuhr Aramis fort, »es gibt beider Gesellschaft, von der ich sprach, und zu der Ihr, wie es scheint, nicht gehört . . . «

»Erlaubt, ich wollte übrigens nicht schlechterdings sagen . . . «

»Es gibt eine Verpflichtung, welche von allen dem Orden affiliirten Gouverneurs und Kapitänen von Festungen übernommen worden ist.«

Baisemeaux erbleichte.

»Diese Verpflichtung fuhr Aramis mit fester Stimme fort, »vernehmt sie.«

Baisemeaux stand, von einer unsäglichen Bangigkeit ergriffen, auf.

»Laßt hören, lieber Herr d'Herblay, laßt hören,« sagte er.

Aramis sprach nun oder recitirte vielmehr folgenden Paragraphen mit demselben Ton, als ob er aus einem Buche gelesen hätte:

»Genannter Festungs-Kapitän oder Gouverneur wird, wenn es nötig ist und aus das Verlangen des Gefangenen, einen dem Orden affiliirten Beichtvater einlassen.«

Er hielt inne. Baisemeaux war peinlich anzuschauen, so bleich sah er aus, so gewaltig zitterte er.

»Ist dies der Text der Verpflichtung?« fragte Aramis ruhig.

»Monseigneur,« stammelte Baisemeaux.

»Ah! gut, ich glaube, Ihr fangt an zu begreifen.«



»Monseigneur,« rief Baisemeaux, »treibt nicht so Euer Spiel mit meinem armen Geist; ich fühle mich sehr gering gegen Euch, habt Ihr das boshafte Verlangen, mir die kleinen Geheimnisse meiner Verwaltung zu entlocken.«

»Oh! nein, Ihr täuscht Euch, lieber Herr von Baisemeaux, ich will nichts von den kleinen Geheimnissen Eurer Verwaltung, wohl aber von denen Eures Gewissens.«

»Gut, es sei! meines Gewissens, lieber d'Herblay. Doch nehmt ein wenig Rücksicht auf meine Lage, die keine gewöhnliche ist.«

»Sie ist keine gewöhnliche,« fuhr der unbeugsame Aramis fort, »wenn Ihr nämlich in dieser Gesellschaft ausgenommen seid; aber sie ist eine ganz natürliche, seid Ihr, frei von jeder Verbindlichkeit, nur dem Könige verantwortlich.«

»Wohl, mein Herr, nein, ich gehorche nur dem König. Guter Gott! wem soll denn ein französischer Edelmann gehorchen,

wenn nicht dem König?«

Aramis rührte sich nicht; aber mit seiner so weichen Stimme sprach er:

»Es ist sehr süß für einen französischen Edelmann, für einen Prälaten Frankreichs einen Mann von Eurem Verdienst, mein lieber Herr von Baisemeaux, sich so gut ausdrücken zu hören und, nachdem er Euch gehört, nur Euch zu glauben.«

»Habt Ihr gezweifelt, mein Herr?«

»Ich? oh! nein.«

»Ihr zweifelt also nicht mehr?«

»Mein Herr,« antwortete Aramis mit ernstem Ton, »ich zweifle nicht, daß ein Mann, wie Ihr, den Gebietern, die er sich selbst gegeben, treu dient.«

»Den Gebietern!« rief Baisemeaux.

»Ich habe gesagt, den Gebietern.«

»Herr d'Herblay, nicht wahr, Ihr scherzt abermals?«

»Ja, ich begreife, die Lage ist schwieriger, wenn man mehrere Herren, als wenn man nur einen einzigen hat; doch diese Schwierigkeit kommt von Euch, lieber Herr von Baisemeaux, und ich bin nicht die Ursache davon.«

»Nein, gewiß nicht,« erwiderte der arme Gouverneur, verlegener als je, »doch was macht Ihr? . . . Ihr steht auf?«

»Allerdings.«

»Ihr geht?«

»Ich gehe, ja.«

»Aber wie fremd seid Ihr doch gegen mich, Monseigneur!«

»Ich, fremd, woraus seht Ihr das?«

»Sagt, habt Ihr denn geschworen, mich aus die Folter zu spannen?«

»Nein, ich wäre darüber in Verzweiflung.«

»So bleibt.«

»Ich kann nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich nichts mehr hier zu tun und im Gegenteil anderswo Pflichten habe.«

»Pflichten, so spät?«

»Ja, begreift doch, mein lieber Herr von Baisemeaux, man hat mir da, woher ich komme, gesagt: ›Genannter Gouverneur oder Kapitän wird, wenn es nötig ist, auf das Verlangen des Gefangenen, einen dem Orden affiliirten Beichtvater einlassen.« Ich bin gekommen, Ihr wisst nicht, was ich meine; ich kehre zurück und sage den Leuten, sie werden sich getäuscht haben und sollen mich anderswohin schicken.«

»Wie! Ihr seid?« rief Baisemeaux, indem er Aramis beinahe mit Schrecken anschaute.

»Der dem Orden affiliirte Beichtvater,« antwortete Aramis, ohne den Ton zu verändern.

Doch so weich auch diese Worte gesprochen wurden, sie machten aus den armen Gouverneur die Wirkung eines Donnerschlags. Baisemeaux wurde leichenbleich, und es kam ihm vor, als wären die schönen Augen von Aramis zwei feurige Klingen die sich bis in die Tiefe seines Herzens tauchten.

»Der Beichtvater?« murmelte er, »Ihr, Monseigneur, der Beichtvater des Ordens!«

»Ja, ich; doch wir haben nichts mit einander zu verhandeln, da Ihr nicht affiliirt seid.«

»Monseigneur . . . «

»Und ich begreife, daß Ihr, da Ihr nicht affiliirt seid, Euch weigert, die Befehle zu befolgen.«

»Monseigneur, ich flehe Euch an, habt die Gnade, mich zu hören.«

»Warum?«

»Monseigneur, ich sage nicht, ich gehöre nicht zum Orden.«

»Ah! ah!«

»Ich sage nicht, ich weigere mich, zu gehorchen.«

»Was indessen vorgegangen, gleicht ungemein dem Widerstand, Herr von Baisemeaux.«

»Oh! nein, Monseigneur, nein; ich wollte mich nur versichern . . . «

»Worüber versichern?« fragte Aramis mit einer Miene erhabener Verachtung.

»Über nichts, Monseigneur.«

Baisemeaux dämpfte die Stimme, verbeugte sich vor dem Prälaten und sprach:

»Ich bin jeder Zeit und überall zur Verfügung meiner Gebieter, aber . . . «

»Sehr gut, so liebe ich Euch mehr, mein Herr.«

Aramis nahm wieder seinen Stuhl und reichte sein Glas Baisemeaux, der es nicht zu füllen vermochte, so sehr zitterte seine Hand.

»Ihr sagtet: aber,« fuhr Aramis fort.

»Aber,« sprach der arme Mann, »da ich nicht zuvor unterrichtet war, so erwartete ich entfernt nicht . . . «

»Sagt nicht das Evangelium: ›Wacht, denn der Augenblick ist nur Gott bekannt?‹ Sagen die Vorschriften des Ordens nicht: ›Wacht, denn was ich will, das müßt Ihr immer wollen!‹ Und aus welchem Grunde erwartetet Ihr den Beichtvater nicht, Herr von Baisemeaux?«

»Weil es in diesem Augenblick keine kranke Gefangene in der Bastille gibt, Monseigneur.«

Aramis zuckte die Achseln.

»Was wisst Ihr davon?«

»Mir scheint . . . «

»Herr von Baisemeaux,« sprach Aramis, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückwarf, »hier ist Euer Bedienter, der mit Euch sprechen will.«

In diesem Augenblick erschien wirklich der Bediente von Baisemeaux auf der Türschwelle.

»Was gibt es?« fragte Baisemeaux lebhaft.

»Herr Gouverneur, man bringt Euch den Bericht des Arztes.«

Aramis schaute Herrn von Baisemeaux mit seinem klaren, sicheren Auge an.

»Nun, so laßt den Boten eintreten,« sagte er.

Der Bote trat ein, verbeugte sich und übergab den Bericht.

Baisemeaux warf einen Blick darauf, erhob dann den Kopf und sprach voll Erstaunen:

»Der zweite Bertaudière ist krank.«

»Was sagtet Ihr denn, mein lieber Herr von Baisemeaux? alle

Welt befinde sich wohl in Eurem Hause?» versetzte Aramis mit nachlässigem Tone.

Und er trank einen Schluck Muscat, ohne mit dem Auge von Baisemeaux zu lassen. Dann, nachdem er dem Boten ein Zeichen gemacht und dieser weggegangen war, sprach der Gouverneur beständig zitternd:

»Ich glaube, es heißt in dem Paragraph: ›Aus das Verlangen des Gefangenen.«

»Ja, so heißt es,« antwortete Aramis; »aber seht doch, was man will, lieber Herr von Baisemeaux.«

Es streckte in der Tat ein Sergent seinen Kopf durch die etwas geöffnete Türe.

»Was gibt es wieder?« rief Baisemeaux. »Kann man mir denn nicht zehn Minuten Ruhe lassen!«

»Herr Gouverneur,« erwiderte der Sergent, »der Kranke der zweiten Bertaudière hat seinen Schließer beauftragt, einen Beichtvater zu verlangen.«

Baisemeaux wäre beinahe rückwärts gefallen.

Aramis verschmähte es, ihn auszuheben, wie er es verschmäht hatte, ihn zu erschrecken.

»Was soll ich antworten?« fragte Baisemeaux.

»Was Ihr wollt,« erwiderte Aramis, der sich die Lippen knipp; »das ist Eure Sache; ich bin nicht Gouverneur der Bastille.

»Sagt,« rief Baisemeaux rasch, »sagt dem Gefangenen, er werde bekommen, was er verlangt.«

Der Sergent trat ab.

»Oh! Monseigneur, Monseigneur,« murmelte Baisemeaux, »wie hätte ich vermutet! . . . wie hätte ich vorhergesehen!«

»Wer sagte Euch, Ihr sollt vermuten? wer bat Euch, vorherzusehen?« erwiderte Aramis verächtlich. »Der Orden vermutet, der Orden weiß, der Orden sieht vorher. Genügt das nicht?«

»Was befiehlt Ihr?« fügte Baisemeaux bei.

»Ich? nichts. Ich bin nur ein armer Priester, ein einfacher Beichtvater. Befiehlt Ihr mir, den Kranken zu besuchen?«

»Oh! Monseigneur, ich befehle Euch nicht, ich bitte Euch.«

»Es ist gut. So führt mich.«

Seit der seltsamen Verwandlung von Aramis in einen Beichtvater des Ordens war Baisemeaux nicht mehr derselbe Mensch.

Bis dahin war Aramis für den würdigen Gouverneur ein Prälat gewesen, dem er Achtung, ein Freund, dem er Dankbarkeit schuldig; aber von der Offenbarung an, die alle seine Ideen niedergestürzt, war er ein Untergeordneter und Aramis ein Haupt.

Er zündete selbst eine Laterne an, rief einen Schließer, wandte sich dann gegen Aramis um und sagte:

»Ich bin zu den Befehlen von Monseigneur.«

Aramis begnügte sich, ein Zeichen mit dem Kopf zu machen, das besagen wollte: »Es ist gut!« und ein Zeichen mit der Hand, das besagen wollte: »Geht voran!« Baisemeaux setzte sich in Marsch. Aramis folgte ihm.

Es war eine schöne sternhelle Nacht; die Tritte der drei Männer erschollen aus den geplatteten Terrassen, und das Gekirre der am Gürtel des Schießers hängenden Schlüssel stieg bis zu den Stockwerken der Türme empor, als wollte es die Gefangenen daran erinnern, die Freiheit sei außer ihrem Bereiche.

Man hätte glauben sollen, die Veränderung, die bei Baisemeaux vorgegangen, habe sich auch auf den Schließer erstreckt. Dieser Mensch, derselbe, der sich beim ersten Besuch von Aramis so neugierig und fragsüchtig gezeigt, war nicht nur stumm, sondern auch unempfindlich geworden. Er senkte den Kopf und schien bange zu haben, er könnte die Ohren öffnen.

So kam man zum Fuß der Bertaudière, deren zwei Stockwerke stillschweigend und mit einer gewissen Langsamkeit erstiegen wurden, denn Baisemeaux war, obgleich er gehorchte, doch weit entfernt, hierbei mit großem Eifer zu Werke zu gehen.

Endlich gelangte man zu der Türe; der Schließer hatte nicht nötig, den Schlüssel zu suchen, denn er hielt ihn schon bereit. Die Türe öffnete sich.

Baisemeaux schickte sich an, zu dem Gefangenen hinein zu gehen, doch er blieb auf der Schwelle stehen, »Es steht nicht geschrieben, der Gouverneur werde die Beichte des Gefangenen hören,« sprach Aramis.

Baisemeaux verbeugte sich und ließ Aramis vorbeigehen; dieser nahm die Laterne aus den Händen des Schließers und trat ein; dann machte er mit einer Gebärde ein Zeichen, daß man die Türe hinter ihm schließe.

Einen Augenblick stand er stille und horchte mit gespanntem Ohr, ob Baisemeaux und der Schließer sich entfernten; dann, als er sich durch das Abnehmen des Geräusches überzeugt hatte, daß sie den Turm verlassen, stellte er die Laterne auf den Tisch und schaute umher.

Aus einem Bett von grüner Sarsche, das im Ganzen den andern Betten der Bastille ähnlich, nur daß es neuer war, ruhte unter werten, halbgeschlossenen Vorhängen der junge Mann, bei dem wir schon einmal Aramis eingeführt haben.

Nach dem Gebrauche des Gefängnisses war der Gefangene ohne Licht. Zur Stunde der Feierglocke hatte er seine Kerze auslöschten müssen. Man sieht, wie sehr der Gefangene begünstigt war, da er sich des seltenen Vorrechtes, bis zum Augenblick der Feierglocke Licht zu behalten, erfreute.

Bei diesem Bett lagen auf einem ledernen Lehnstuhl mit gedrehten Füßen Kleider von merkwürdiger Frische. Ein kleiner Tisch, ohne Federn, ohne Tinte, ohne Papier, ohne Bücher, stand traurig und verlassen am Fenster. Mehrere noch volle Teller bezeugten, daß der Gesungene sein letztes Mahl kaum berührt hatte.

Aramis sah den jungen Mann, das Gesicht halb verborgen unter seinen beiden Armen, aus dem Bett ausgestreckt.

Die Ankunft des Besuches bewog ihn nicht, seine Lage zu verändern; er wartete oder schlief.

Aramis zündete die Kerze mit Hülse der Laterne an, schob sachte den Lehnstuhl zurück und näherte sich dem Bett mit einer sichtbaren Mischung von Teilnahme und Ehrfurcht.

Der junge Mensch erhob den Kopf.

»Was will man von mir?« fragte er.

»Habt Ihr nicht einen Beichtvater gewünscht?« antwortete Aramis.

»Ja.«

»Weil Ihr krank seid?«

»Ja.«

»Sehr krank.«

Der junge Mann heftete durchdringende Augen aus Aramis und sprach:

»Ich danke Euch.«

Dann, nachdem er einige Sekunden geschwiegen, fuhr er fort:

»Ich habe Euch schon gesehen.«

Aramis verbeugte sich. Ohne Zweifel war die Forschung, die der Gefangene angestellt, — diese Offenbarung eines kalten, listigen und beherrschenden Charakters, der sich als entschiedenes Gepräge in der Physiognomie des Bischofs von Vannes herausstellte, — wenig beruhigend in der Lage des jungen Mannes, denn er fügte bei:

»Es geht besser bei mir.«

»Somit?« fragte Aramis.

»Somit, da es besser geht, habe ich nicht mehr dasselbe Bedürfnis eines Beichtvaters, wie mir scheint.«

»Nicht einmal des Bußkleides, das Euch der Zettel verkündigte, den Ihr in Eurem Brote gefunden habt?«

Der junge Mann bebte, doch ehe er geantwortet oder geleugnet hatte, fuhr Aramis fort:

»Nicht einmal des Geistlichen, aus dessen Munde Ihr eine wichtige Offenbarung zu erwarten habt?«

»Wenn dem so ist,« sprach der junge Mann, aus sein Kopfkissen zurücksinkend, »dann ist es etwas Anderes . . . ich höre.«

Aramis schaute ihn nun noch aufmerksamer an und war erstaunt über diese Miene einfacher, ungezwungener Majestät, die man nie erlangt, hat sie Gott nicht in das Blut oder in das Herz gelegt.

»Setzt Euch, mein Herr,« sagte der Gefangene.

Aramis verbeugte sich und gehorchte.

»Wie befindet Ihr Euch in der Bastille,« fragte der Bischof.

»Sehr wohl.«

»Ihr leidet nicht?«

»Nein.«

»Ihr bedauert nichts?«

»Nein.«

»Nicht einmal den Mangel an Freiheit?«

»Was nennt Ihr Freiheit, mein Herr?« fragte der Gefangene mit dem Ausdrucke eines Menschen, der sich zu einem Kampfe anschickt.

»Ich nenne die Freiheit die Blumen, die Luft, das Licht, die Sterne, das Glück, dahin zu lausen, wohin Euch Eure nervigen zwanzigjährigen Beine tragen.«

Der junge Mann lächelte; es wäre schwer zu sagen gewesen, ob dies Folge von Resignation oder von Verachtung.

»Schaut,« sagte er, »ich habe hier in dieser japanesischen Vase zwei Rosen, zwei schöne Rosen, welche gestern Abend als Knospen im Garten des Gouverneurs gepflückt worden sind; sie haben diesen Morgen unter meinen Augen ihren roten Kelch erschlossen; mit jeder Falte ihrer Blätter öffneten sie den Schatz ihres Wohlgeruches; mein ganzes Zimmer ist davon balsamisch durchduftet. Diese zwei Rosen, seht sie: sie sind schön unter den Rosen und die Rosen sind die schönsten Blumen. Warum soll ich mir also andere Blumen wünschen, da ich die schönsten von allen habe?«

Aramis schaute den jungen Mann mit Erstaunen an.

»Sind die Blumen die Freiheit,« fuhr der junge Mann schwermütig fort, »so habe ich die Freiheit, da ich Blumen besitze.«

»Oh! doch die Luft?« rief Aramis; »die für das Leben so notwendige Luft?«

»Wohl! mein Herr, tretet näher zum Fenster, es ist offen,« sprach der Gefangene. »Zwischen dem Himmel und der Erde rollt der Wind seine Wirbel von Eis, von Feuer, von lauen Dünsten oder sanften Lüften. Umspielt von dort die Luft mein Gesicht, wenn ich aus diesem Stuhl steige, mich aus die Lehne setze und den Arm um die Gitterstange schlinge, die mich hält, so ist mir, als schwämme ich im leeren Raume.«

Die Stirne von Aramis verdüsterte sich immer mehr, während der junge Mann so sprach.

»Das Licht?« fuhr dieser fort: »ich habe etwas Besseres, als

das Licht, ich habe die Sonne, einen Freund, der mich jeden Tag ohne die Erlaubnis des Gouverneur, ohne die Begleitung des Kerkermeisters besucht. Sie kommt durch das Fenster herein, sie zeichnet in meinem Zimmer ein großes langes Viereck, das von diesem Fenster ausgeht und am Vorhang meines Bettes bis zu den Fransen fortläuft. Dieses lichtvolle Viereck wächst von zehn Uhr bis Mittag und nimmt von ein Uhr bis drei Uhr ab, langsam ab, als bedauerte es, mich zu verlassen, während es sich beeilt, zu mir zu kommen. Verschwindet der letzte Strahl der Sonne, so habe ich ihre Gegenwart fünf Stunden genossen. Ist das nicht genügend? Man hat mir gesagt, es gebe Unglückliche, welche Steinbrüche ausgraben, Leute, die in Bergwerken arbeiten und die die Sonne nie sehen.«

Aramis wischte sich die Stirne ab.

»Was die Sterne betrifft, die so milde anzuschauen sind,« fuhr der junge Mann fort, »sie gleichen sich alle, abgesehen vom Glanz und der Größe. Ich bin begünstigt, denn wäre diese Kerze nicht von Euch angezündet worden, so hättet Ihr den schönen Stern sehen können, den ich von meinem Bette aus vor Eurem Eintritt sah, und dessen Strahlen meine Augen liebkosten.«

Aramis neigte das Haupt: er fühlte sich untergesunken unter die bittere Woge der unseligen Philosophie, welche die Religion der Gefangenschaft ist.

»Dies, was die Blumen, die Luft, das Licht und die Sterne betrifft, sprach der junge Mann mit derselben Ruhe. »Es bleibt der Spaziergang. Gehe ich nicht den ganzen Tag spazieren, im Garten des Gouverneur, wenn es schön Wetter ist, hier, wenn es regnet, in der Kühle, wenn es heiß, in der Wärme wenn es kalt ist, mit Hülse dieses Kamins im Winter?

Ah! glaubt mir, mein Herr.« fügte der Gefangene mit einem Ausdruck bei, der nicht ganz von einer gewissen Bitterkeit frei war, »die Menschen haben für mich Alles getan, was ein Mensch hoffen, was ein Mensch wünschen kann.«

»Die Menschen? es mag sein,« sprach Aramis das Haupt erhebend; »doch mir scheint, Ihr vergeßt Gott.«

»Ich habe in der Tat Gott vergessen,« erwiderte der Gefangene, ohne bewegt zu werden; »aber warum sagt Ihr mir das? wozu

nützt es, mit den Gefangenen von Gott zu reden?«

Aramis schaute dem seltsamen jungen Mann, der die Resignation eines Märtyrers mit dem Lächeln eines Atheisten hatte, ins Gesicht und murmelte dann:

»Ist Gott nicht in jedem Ding?«

»Sagt am Ende jedes Dings,« antwortete der Gefangene mit festem Ton.

»Gut,« sprach Aramis, »doch kehren wir zu dem Punkt zurück, von dem wir ausgegangen sind.«

»Das ist mir ganz lieb.«

»Ich bin Euer Beichtiger.«

»Ja.«

»Wohl, als mein Beichtkind seid Ihr mir die Wahrheit schuldig.«

»Ich verlange nichts Anderes, als sie Euch zu sagen.«

»Jeder Gefangene hat das Verbrechen begangen, das ihn ins Gefängnis gebracht. Welches Verbrechen habt Ihr begangen?«

»Ihr habt mich das schon gefragt, als Ihr mich das erste Mal besuchtet.«

»Und Ihr habt die Antwort zu vermeiden gesucht, wie heute.«

»Warum denkt Ihr, ich werde heute antworten?«

»Weil ich heute Euer Beichtvater bin.«

»Wollt Ihr, daß ich Euch das Verbrechen sage, das ich begangen, so sagt mir, was ein Verbrechen ist. Denn da ich nichts in mir weiß, das mir Vorwürfe macht, so sage ich, ich sei kein Verbrecher.«

»Man ist zuweilen Verbrecher in den Augen der Großen, nicht allein, weil man Verbrechen begangen, sondern auch, weil man weiß, daß Verbrechen begangen worden sind.«

Der Gefangene horchte mit der größten Aufmerksamkeit.

»Ja,« sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen; »ja, ich begreife; ja, Ihr habt Recht, mein Herr; es könnte wohl sein, daß ich aus diese Art ein Verbrecher in den Augen der Großen wäre.«

»Ah! Ihr wisst also etwas?« sagte Aramis, im Glauben, er habe nicht die Blöße, sondern die Fügung des Panzers erschaut.

»Nein, ich weiß nichts,« antwortete der junge Mann, »aber ich

denke zuweilen und sage mir in solchen Augenblicken . . . «

»Was sagt Ihr Euch?«

»Wenn ich mehr denken wollte, so würde ich entweder ein Narr, oder ich erriete sehr viele Dinge.«

»Nun! und dann?« fragte Aramis ungeduldig.

»Dann halte ich inne.«

»Ihr haltet inne?«

»Ja, mein Kopf ist schwer, meine Gedanken werden traurig; ich fühle den Verdruß, der mich erfaßt; ich wünsche . . . «

»Was?«

»Ich weiß es nicht; denn ich will mich nicht beim Verlangen nach Dingen ertappen lassen, die ich nicht habe, ich, der ich so zufrieden mit Dem bin, was ich habe.«

»Ihr fürchtet den Tod?« fragte Aramis mit einer leichten Bangigkeit.

»Ja,« antwortete lächelnd der junge Mann.

Aramis fühlte die Kälte dieses Lächelns und bebte.

»Oh! da Ihr vor dem Tod Angst habt, so wisst Ihr mehr, als Ihr sagt,« rief er.

»Doch Ihr, der Ihr mich nach Euch verlangen heißt, der Ihr, da ich nach Euch verlangt habe, hier eintretet und mir eine Welt von Offenbarungen verspricht, wie kommt es, daß Ihr nun schweigt, und daß ich spreche? Da wir jeder eine Masse tragen, so behalten wir sie entweder Beide, oder legen wir sie mit einander ab.«

Aramis fühlte zugleich die Stärke und die Richtigkeit dieses Einwurfs.

»Ich habe nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu tun,« dachte er. »Wir wollen sehen.«

»Habt Ihr Ehrgeiz?« sagte er laut, ohne den Gefangenen aus diesen Übergang vorbereitet zu haben.

»Was ist das, Ehrgeiz?« fragte der junge Mann.

»Das ist ein Gefühl, das den Menschen antreibt, mehr zu wünschen, als er hat,« antwortete Aramis.

»Ich habe gesagt, ich sei zufrieden, mein Herr; doch es ist möglich, daß ich mich täusche. Ich weiß nicht, was Ehrgeiz ist,

doch es ist möglich, daß ich habe. Öffnet mir den Geist, das ist mir ganz lieb.«

»Ein Ehrgeiziger ist der, welcher über seinen Stand hinaus begehrt.«

»Ich begehre nichts über meinen Stand hinaus,« sprach der junge Mann mit einer Sicherheit, die den Bischof von Vannes abermals beben machte.

Er schwieg. Sah man aber die glühenden Augen, die gefaltete Stirne, die nachdenkende Haltung des Gefangenen, so fühlte man wohl, daß er etwas Anderes, als Stillschweigen erwartete. Dieses Stillschweigen brach Aramis.

»Ihr habt mich belogen, als ich Euch das erste Mal besuchte,« sagte er.

»Belogen?« rief der junge Mann, sich aus seinem Bette ausrichtend, mit einem solchen Ausdruck in der Stimme, mit einem solchen Blitz in den Augen, daß Aramis unwillkürlich zurückwich.

»Ich will sagen,« versetzte Aramis, indem er sich verbeugte, »Ihr habt mir verborgen, was Ihr von Eurer Kindheit wisst.«

»Die Geheimnisse eines Menschen gehören ihm, mein Herr, und nicht dem Ersten dem Besten.«

»Es ist wahr,« sprach Aramis, der sich tiefer, als das erste Mal verbeugte, »es ist wahr, verzeiht, doch heute bin ich für Euch noch der Erste der Beste. Ich flehe Euch an, antwortet, *Monseigneur*.«

Dieser Titel versetzte den Gefangenen in eine kleine Unruhe; er schien indessen nicht erstaunt, daß man ihm denselben gab.

»Ich kenne Euch nicht, mein Herr,« sagte er.

»Oh! wenn ich es wagte, würde ich Eure Hand nehmen und sie küssen.«

Der junge Mann machte eine Bewegung, als wollte er Aramis die Hand geben, aber der Blitz, der aus seinem Auge hervorgesprungen, erlosch am Rande seines Lides, und seine Hand zog sich kalt und mißtrauisch zurück.

»Einem Gefangenen die Hand küssen!« sprach er; »wozu soll das nützen?«

»Warum sagtet Ihr mir, Ihr befändet Euch hier wohl?« fragte

Aramis. »Warum sagtet Ihr mir, Ihr liebtet nichts? Warum endlich verhindert Ihr mich, indem Ihr so sprecht, meinerseits offenherzig zu sein?«

Derselbe Blitz erschien zum dritten Mal in den Augen des jungen Mannes, aber wie die zwei ersten Male erlosch er, ohne etwas herbeizuführen.

»Ihr mißtraut mir,« sagte Aramis.

»Warum, mein Herr?«

»Oh! aus einem ganz einfachen Grunde: wisst Ihr, was Ihr wissen müßt, so müßt Ihr Jedermann mißtrauen.«

»Dann wundert Euch nicht, daß ich mißtraue, da Ihr mich im Verdacht habt, ich wisse, was ich nicht weiß.«

Aramis war von Bewunderung erfüllt für diesen energischen Widerstand.

»Oh! Ihr bringt mich in Verzweiflung, Monseigneur,« rief er, indem er mit der Faust aus den Lehnstuhl schlug.

»Und ich, ich verstehe Euch nicht, mein Herr.«

»Wohl! so sucht mich zu verstehen.«

Der Gefangene schaute Aramis fest an.

»Zuweilen,« fuhr dieser fort, »zuweilen scheint mir, ich habe den Mann vor den Augen, den ich suche . . . und dann . . . «

»Und dann . . . verschwindet dieser Mann, nicht wahr?« sagte lächelnd der Gefangene. »Desto besser.«

Aramis stand aus und sprach:

»Ich habe entschieden einem Menschen nichts zu sagen, der mir in dem Grade mißtraut, wie Ihr es tut.«

»Und ich,« erwiderte der Gefangene in demselben Ton, »und ich habe dem Manne nichts zu sagen, der nicht begreifen will, daß ein Gefangener Allem mißtrauen muß.«

»Selbst seinen alten Freunden? Oh! das ist zu viel Klugheit, Monseigneur.«

»Meinen alten Freunden? *Ihr* gehört zu meinen alten Freunden, mein Herr?«

»Sprecht, erinnert Ihr Euch nicht mehr, einst in dem Dorfe, wo Eure erste Kindheit verlief . . . «

»Wißt Ihr den Namen dieses Dorfes?« fragte der Gefangene.

»Noisy-le-Sec,« antwortete Aramis mit festem Tone.

»Fahrt fort,« sagte der junge Mann, ohne daß sein Gesicht zugestand oder leugnete.

»Hört, Monseigneur, wollt Ihr dieses Spiel durchaus fortsetzen, so bleiben wir hierbei stehen. Es ist wahr, ich komme, um Euch viele Dinge zu sagen; doch Ihr müßt mir zeigen, daß Ihr Eurerseits diese Dinge kennen zu lernen wünscht. Gesteht zu, daß ich, bevor ich gesprochen, bevor ich die so wichtigen Dinge erklärt, ein wenig Beistand, wenn nicht Offenherzigkeit, ein wenig Sympathie, wenn nicht Vertrauen nötig gehabt hätte. Ihr aber haltet Euch verschlossen in einer vorgeblichen Unwissenheit, die mich lahmt. Oh! nicht wegen dessen, was Ihr glaubt, denn so unwissend Ihr auch sein möget, so gleichgültig Ihr auch zu sein Euch stellt, Ihr seid darum nicht minder, was Ihr seid, Monseigneur, und nichts, nichts, hört Ihr wohl, wird machen, daß Ihr es nicht seid.«

»Ich verspreche, Euch ohne Ungeduld anzuhören.« antwortete der Gefangene. »Nur scheint mir, ich sei berechtigt, Euch die Frage zu wiederholen, die ich schon einmal an Euch gemacht habe: Wer seid Ihr?«

»Erinnert Ihr Euch, vor fünfzehn bis achtzehn Jahren in Noisy-le-Sec einen Reiter gesehen zu haben, der mit einer Dame kam, welche gewöhnlich in schwarze Seide, mit feuerfarbenen Bändern in den Haaren, gekleidet war?«

»Ja, ich fragte einmal nach dem Namen dieses Reiters, und man sagte mir, er heiße Chevalire d'Herblay. Ich wunderte mich, daß dieser Abbé so kriegerisch aussah, und man antwortete mir, man dürfe sich nicht hierüber wundern, in Betracht, daß es ein Musketier von König Ludwig XIII. sei.«

»Wohl,« sprach Aramis, dieser ehemalige Musketier, dann Abbé, ferner Bischof von Vannes, heute Euer Beichtvater, das bin ich.«

»Ich weiß es. Ich erkannte Euch.«

»Nun! Monseigneur, wenn Ihr das wisst, so muß ich etwas beifügen, was Ihr nicht wisst: würde die Anwesenheit hier dieses Musketiers, dieses Abbé, dieses Bischofs, dieses Beichtvaters dem König heute Abend bekannt, so sähe morgen derjenige,

welcher Alles gewagt hat, um zu Euch zu kommen, das Beides Henkers in der Tiefe eines Kerkers glänzen, der finsterer und verborgener, als es der Eurige ist.«

Während der junge Mann diese fest betonten Worte hörte, erhob er sich aus seinem Bett und tauchte mehr und mehr gierige Blicke in die Augen von Aramis.

Der Erfolg dieser Forschung war, daß der Gefangene einiges Vertrauen zu fassen schien.

»Ja,« murmelte er, »ja, ich erinnere mich vollkommen. Die Frau, von der Ihr sprecht, kam einmal mit Euch, und zwei andere Male mit der Frau . . . «

Er hielt inne.

»Mit der Frau, die Euch alle Monate besuchte, nicht wahr, Monseigneur?«

»Ja.«

»Wißt Ihr, wer diese Dame war?«

Ein Blitz schien im Begriff, aus dem Auge des Gefangenen hervorzuspringen.

»Ich weiß, daß es eine Dame von Hofe war,« sagte er.

»Erinnert Ihr Euch dieser Dame genau?«

»Oh! meine Erinnerungen können in dieser Hinsicht nicht sehr verworren sein,« sprach der junge Gefangene; »ich habe einmal diese Dame mit einem Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren gesehen; ich habe einmal diese Dame mit Euch und mit der Dame im schwarzen Kleid und mit den feuerfarbenen Bändern gesehen. Ich habe sie zweimal seitdem mit derselben Person gesehen. Diese vier Personen mit meinem Erzieher und der alten Perronnette, mein Schließer und der Gouverneur sind die einzigen Personen, mit denen ich je gesprochen, und in der Tat beinahe die einzigen, die ich je gesehen.«

»Ihr wart also im Gefängnis?«

»Bin ich hier im Gefängnis, so war ich dort beziehungsweise frei, obgleich meine Freiheit sehr beschränkt: ein Haus, aus dem ich nicht herauskam, ein großer Garten, umgeben von Mauern, die ich nicht übersteigen konnte: das war meine Wohnstätte. Ihr kennt sie, da Ihr dort gewesen seid. Gewohnt, innerhalb der Grenzen dieser Mauern und dieses Hauses zu wohnen, verlangte

ich übrigens nie danach, hinaus zu kommen. Ihr begreift daher, mein Herr, da ich nichts von dieser Welt gesehen, so kann ich auch nichts wünschen, und wenn Ihr mir etwas erzählt, so werdet Ihr genötigt sein, mir Alles zu erklären.«

»Das werde ich tun, Monseigneur, denn es ist meine Pflicht,« sprach Aramis sich verbeugend.

»Wohl! so sangt damit an, daß Ihr mir sagt, wer mein Erzieher war.«

»Ein guter Edelmann, Monseigneur, ein redlicher Edelmann besonders, ein Lehrer zugleich für Euren Leib und Eure Seele. Habt Ihr Euch je über ihn zu beklagen gehabt?«

»Oh! nein, mein Herr, ganz im Gegenteil; doch dieser Edelmann sagte mir oft, mein Vater und meine Mutter seien tot; log er oder sprach er die Wahrheit?«

»Er war genötigt, die Befehle zu befolgen, die man ihm gegeben.«

»Also log er?«

»In einem Punkt. Euer Vater ist tot.«

»Und meine Mutter?«

»Sie ist tot für Euch.«

»Aber für die Anderen lebt sie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und ich (der junge Mann schaute Aramis an) ich bin verdammt, in der Dunkelheit eines Gefängnisses zu leben?«

»Ach! ich glaube.«

»Und dies, weil meine Gegenwart in der Welt ein großes Geheimnis enthüllen würde?«

»Ein großes Geheimnis, ja.«

»Um ein Kind, wie ich es war, in die Bastille einzusperren, muß mein Feind sehr mächtig sein?«

»Er ist es.«

»Mächtiger, als meine Mutter also?«

»Warum?«

»Weil meine Mutter mich beschützt hätte.«

Aramis zögerte.

»Mächtiger, als Euer Vater, ja, Monseigneur.«

»Daß meine Amme und der Edelmann entführt worden sind und daß man mich von ihnen getrennt hat, war ich also oder waren sie eine sehr große Gefahr für meinen Feind?«

»Ja, eine Gefahr, von der sich Euer Feind dadurch befreit hat, daß er den Edelmann und die Amme verschwinden ließ,« antwortete Aramis ruhig.

»Verschwinden?« fragte der Gefangene, »Auf welche Art sind sie verschwunden?«

»Aus die sicherste Art erwiderte Aramis; »sie sind gestorben.«

Der junge Mann erbleichte leicht und strich mit einer zitternden Hand über sein Gesicht.

»An Gift?« fragte er.

»An Gift«

Der Gefangene dachte einen Augenblick nach.

»Mein Feind muß sehr grausam oder sehr durch die Notwendigkeit gezwungen gewesen sein, daß diese zwei unschuldigen Geschöpfe, meine einzigen Stützen, an demselben Tag ermordet worden sind, denn dieser würdige Edelmann und diese brave Frau haben nie Jemand etwas zu Leide getan.«

»Die Notwendigkeit ist hart in Eurer Zusammenstellung. Es ist auch eine Notwendigkeit, was mich, zu meinem großen Bedauern, veranlaßt, Euch zusagen, daß sie ermordet worden sind.«

»Oh! Ihr teilt mir nichts Neues mit,« sagte der Gefangene, die Stirne faltend.

»Wieso?«

»Ich vermutete es.«

»Warum?«

»Ich will es Euch sagen.«

In diesem Augenblick näherte sich der junge Mann, der sich aus seine beiden Ellenbogen stützte, dem Gesichte von Aramis mit einem solchen Ausdruck von Würde, Verleugnung und Herausforderung sogar, daß der Bischof die Elektrizität der Begeisterung aus seinem verwelkten Herzen in verzehrenden Funken zu seinem stahlharten Schädel aussteigen fühlte.

»Sprecht, Monseigneur. Ich habe schon gesagt, daß ich mein

Leben aussetze, indem ich mit Euch rede. So wenig mein Leben sein mag, ich flehe Euch an, es als Lösegeld des Eurigen anzunehmen.«

»Wohl!« sagte der junge Mann, »hört, warum ich ahnte, man habe meine Amme und meinen Erzieher getötet . . . «

»Euren Erzieher, den Ihr Euren Vater nanntet?«

»Ja, den ich meinen Vater nannte, während ich aber wohl wusste, daß ich nicht sein Sohn.«

»Was ließ Euch dies annehmen?«

»Ebenso wie Ihr zu ehrerbietig für einen Freund seid, war er zu ehrerbietig für einen Vater.«

»Ich,« sagte Aramis, »ich habe nicht die Absicht, mich zu verstellen.«

Der junge Mann machte ein Zeichen mit den Kopf und fuhr fort:

»Ohne Zweifel war ich nicht bestimmt, ewig eingesperrt zu bleiben, und was mich dies, jetzt besonders, glauben macht, ist die Sorgfalt, mit der man mich zu einem möglichst vollkommenen Kavalier heranzubilden bemüht war. Der erwähnte Edelmann lehrte mich Alles, was er selbst wusste: Mathematik, ein wenig Geometrie, Astronomie, Fechten, Reiten. Jeden Morgen übte ich mich in den Waffen in einem Saale im Erdgeschoß, jeden Morgen ritt ich auch im Garten. Wohl! eines Morgens, es war im Sommer, denn es herrschte eine drückende Hitze, war ich in dem genannten Saal entschlafen. Abgesehen von dem ehrerbietigen Benehmen meines Hofmeisters, hatte mich nichts bis dahin belehrt oder Verdacht bei mir erregt. Ich lebte wie die Kinder, wie die Vögel, wie die Pflanzen von der Luft und der Sonne: ich zählte fünfzehn Jahre.«

»Das ist also acht Jahre her?«

»Ja, ungefähr; ich habe das Maaß der Zeit verloren.«

»Verzeiht . . . was sagte Euch Euer Lehrer, um Euch zur Arbeit anzuspornen?«

»Er sagte, ein Mensch müsse sich aus Erden ein Glück zu gründen suchen, das Gott ihm bei seiner Geburt verweigert habe; er fügte bei, eine arme Waise, könne ich nur aus mich zählen, und Niemand außer ihm würde sich je für mich interessieren . . . Ich war also in dem unteren Saal, ermüdet durch meine Lektion im

Fechten, entschlafen. Mein Erzieher befand sich in seinem Zimmer im ersten Stock, gerade über mir. Plötzlich höre ich etwas wie einen kurzen Schrei von meinem Erzieher ausstoßen. Dann rief er: ›Perronnette! Perronnette!‹ Es war meine Amme, der er rief.«

»Ja, ich weiß,« sagte Aramis, »fahrt fort, fahrt fort, Monseigneur.«

»Ohne Zweifel war sie im Garten, denn mein Erzieher stieg hastig die Treppe hinab. Ich stand aus, besorgt, ihn zu sehen. Er öffnete die Türe, die vom Vorhaus in den Garten führte, und rief beständig: ›Perronnette! Perronnette!‹ Die Fenster des unteren Saales gingen aus den Hof; die Läden dieser Fenster waren geschlossen; aber durch einen Spalt des Laden sah ich meinen Hofmeister sich einem weiten Brunnen nähern, der beinahe unter den Fenstern seines Arbeitscabinets lag. Er neigte sich über das steinerne Geländer, schaute in den Brunnen und stieß unter gewaltigen Gebärden des Schreckens einen neuen Schrei aus. Von der Stelle, wo ich war, konnte ich nicht nur sehen, sondern auch hören. Ich sah also; ich hörte also.«

»Ich bitte Euch, fahrt fort, Monseigneur,« sagte Aramis.

»Frau Perronnette lief aus das Geschrei meines Hofmeisters rasch herbei. Er ging ihr entgegen, nahm sie beim Arm und zog sie ungestüm an das Geländer, neigte sich dann mit ihr in den Brunnen und sagte: ›Schaut, schaut, welch ein Unglück!‹ ›Beruhigt Euch doch,‹ erwiderte Frau Perronnette, ›was gibt es denn?‹ ›Dieser Brief,‹ rief mein Hofmeister, ›seht Ihr diesen Brief?‹ und er streckte die Hand gegen die Tiefe des Brunnen aus. ›Welcher Brief?‹ fragte die Amme. ›Der Brief, den Ihr da unten seht: es ist der letzte Brief der Königin!‹

»Bei diesem Worte bebte ich. Mein Erzieher, derjenige, welcher für meinen Vater galt, derjenige, welcher mir unablässig Bescheidenheit und Demut anempfahl, stand im Briefwechsel mit der Königin!

›Der letzte Brief der Königin!‹ rief Perronnette, ohne daß sie über etwas Anderes erstaunt zu sein schien, als darüber, daß sie den Brief im Grunde des Brunnen sah: ›ei! wie ist er denn dahin gekommen?‹ ›Durch einen Zufall, Frau Perronnette, durch einen seltsamen Zufall. Ich gehe in mein Zimmer zurück, öffne die Türe,

das Fenster steht auch offen, es entsteht ein Lustzug, ich sehe ein Papier entfliegen, ich erkenne, daß dieses Papier der Brief der Königin ist, ich laufe ans Fenster, stoße einen Schrei aus, das Papier schwebt einen Augenblick in der Luft und fällt dann in den Brunnen.« »Nun!« versetzte Frau Perronnette, »wenn der Brief in den Brunnen gefallen ist, so ist es, als wäre er verbrannt, und da die Königin selbst alle ihre Briefe verbrennt, so oft sie kommt . . .«

»So oft sie kommt! die Frau, welche alle Monate kam, war also die Königin,« unterbrach sich der Gefangene.

»Ja,« machte Aramis mit dem Kopf.

»Allerdings, allerdings,« fuhr der alte Edelmann fort, »doch dieser Brief enthielt Instruktionen. Wie soll ich es machen, um sie zu befolgen?« »Schreibt geschwinde an die Königin, erzählt ihr die Sache, wie sie vorgefallen ist, und die Königin wird Euch einen zweiten Brief für den letzten schreiben.« »Oh! die Königin wird nicht an diesen Zufall glauben,« sagte der gute Mann den Kopf schüttelnd, »sie wird denken, ich habe den Brief, statt ihr denselben wie die anderen zurückzugeben, behalten wollen, um mir eine Waffe daraus zu machen. Sie ist so mißtrauisch und Herr von Mazarin so . . . Dieser Teufel von einem Italiener ist im Stande, uns beim ersten Verdacht vergiften zu lassen!«

Aramis lächelte und machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopf.

»Ihr wisst, Frau Perronnette, Beide sind so argwöhnisch in Beziehung auf Philipp.«

»Philipp ist der Name, den man mir gab,« unterbrach sich der Gefangene.

»Dann darf man nicht zögern,« sprach Frau Perronnette, »man muß Jemand in den Brunnen hinabsteigen lassen.« »Ja, daß der, welcher das Papier zurückbringt, es beim Heraussteigen liest.« »Nehmen wir aus dem Dorf eine Person, die nicht lesen kann; so werdet Ihr ruhig sein.« »Gut! wird aber derjenige, welcher hinabsteigt, nicht die Wichtigkeit eines Papiere erraten, für das man das Leben eines Menschen wagt? Doch Ihr habt mir einen Gedanken eingegeben, Frau Perronnette, ja, es wird Jemand in den Brunnen hinabsteigen, und dieser Jemand werde ich sein.«

»Über dieses Vorhaben fing jedoch Frau Perronnette dergestalt

an zu schreien, weinend flehte sie den alten Edelmann so inständig an, daß er ihr versprach, er wolle eine Leiter aussuchen, welche groß genug, daß man in den Brunnen hinabsteigen könne, während sie nach dem Pachthofe laufe, um einen entschlossenen Burschen auszusuchen, dem man glauben mache, es sei ein Juwel in den Brunnen gefallen, dieses Juwel sei in Papier eingewickelt, und da das Papier, bemerkte mein Erzieher, im Wasser auseinander gehe, so werde er sich nicht darüber wundern, daß man nichts, als den offenen Brief finde.«

»Der Brief hat vielleicht schon Zeit gehabt, sich zu verwischen,« sagte Frau Perronnette. »Gleichviel, wenn wir ihn nur bekommen. Geben wir den Brief der Königin zurück, so wird sie sehen, daß wir sie nicht verraten, und folglich werden wir, da wir kein Mißtrauen bei Herrn von Mazarin erregen, nichts von diesem zu befürchten haben.«

»Als dieser Entschluß gefaßt war, trennten sie sich. Ich zog den Laden zu, und da ich sah, daß mein Erzieher in das Haus zurückzukehren sich anschickte, warf ich mich aus meine Polster mit einem Gesumme im Kopf, das durch Alles, was ich gehört, verursacht worden war.

»Mein Erzieher öffnete ein wenig die Türe einige Sekunden, nachdem ich mich aus meine Polster geworfen hatte, und da er glaubte, ich sei eingeschlafen, so machte er sie sachte wieder zu.

»Kaum war dies geschehen, als ich ausstand; ich horchte und vernahm das Geräusch von Tritten, die sich entfernten. Da kehrte ich zu meinem Laden zurück und sah meinen Erzieher und Frau Perronnette ausgehen.

»Ich war allein im Hause.

»Sie hatten nicht sobald die Türe geschlossen, als ich, ohne mir die Mühe zu machen, durch das Vorhaus zu gehen, aus dem Fenster sprang und aus den Brunnen zulief.

»Dann neigte ich mich ebenfalls, wie sich mein Erzieher geneigt hatte.

»Etwas Weißliches, Leuchtendes zitterte in den schwankenden Kreisen des grünlichen Wassers. Dieser glänzende Gegenstand blendete mich und lockte mich an; meine Augen waren starr, ich keuchte; der Brunnen zog mich ein mit seinem weiten Mund und

seinem eisigen Atem; es kam mir vor, als läse ich im Grunde des Wassers feurige Buchstaben, aus das Papier geschrieben, das die Königin berührt hatte.

»Ohne zu wissen, was ich tat, und belebt von einer von jenen instinktartigen Bewegungen, die den Menschen aus unheilvolle Abhänge fortstoßen, rollte ich das Ende des Ziehseils vom Balken ab und ließ den Eimer bis ungefähr aus drei Fuß Tiefe in das Wasser hängen, wobei ich mir sehr wehe tat, um das kostbare Papier nicht zu verrücken, das seine, weißliche Farbe gegen eine grünliche Tinte zu vertauschen anfang, ein Beweis, daß es untersank; dann glitt ich, ein Stück befeuchtete Leinwand in der Hand, in den Abgrund hinab.

»Als ich mich über dieser dunklen Wasserlache hängen sah, als ich den Himmel über meinem Kopf abnehmen sah, da bemächtigte sich meiner die Kälte, der Schwindel ergriff mich und machte meine Haare sich sträuben; aber mein Wille beherrschte Alles, Angst und Unbehagen. Ich erreichte das Wasser und tauchte rasch nieder, wobei ich mich mit einer Hand zurückhielt, während ich die andere ausstreckte und das kostbare Papier ergriff, das zwischen meinen Fingern entzwei riß.

»Ich verbarg die zwei Stücke in meinem Rock und kletterte, indem ich mir mit den Füßen an der Wand des Brunnen half und mich mit meinen Händen anhing, behende und in Eile zum Geländer hinaus, das ich, als ich es berührte, mit dem Wasser benetzte, welches vom ganzen unteren Teil meines Leibes herabrieselte.

»Sobald ich mit meiner Beute außerhalb des Brunnen war, lies ich in die Sonne, und ich erreichte den Hintergrund des Gartens, wo eine Art von Wäldchen war. Dahin wollte ich mich flüchten.

»Als ich den Fuß in mein Versteck setzte, klang die Glocke, welche ertönte, wenn die große Türe geöffnet wurde. Mein Erzieher kam nach Hause. Es war Zeit.

»Ich berechnete, daß mir zehn Minuten blieben, ehe er mich erreichte, wenn er erriet, wo ich war und geraden Weges zu mir kam; zwanzig Minuten, wenn er mich zu suchen sich bemühte.

»Das war genug, um den kostbaren Brief zu lesen, dessen zwei Bruchstücke ich rasch an einander hielt. Die Buchstaben fingen

an sich zu verwischen; dessen ungeachtet gelang es mir, den Brief zu entziffern.«

»Und was habt Ihr gelesen, Monseigneur?« fragte Aramis lebhaft interessiert.

»Genug Dinge, mein Herr, um zu glauben, der Diener sei ein Edelmann, und Perronnette, ohne gerade eine vornehme Dame zu sein, doch mehr als eine Magd, endlich daß ich einiger Maßen von hoher Geburt, da mich die Königin Anna von Österreich und der erste Minister Mazarin so angelegentlich empfahlen.

»Und was geschah?« fragte Aramis.

»Es geschah,« antwortete der junge Mann, »daß der von meinem Erzieher herbeigerufene Arbeiter nichts in dem Brunnen fand, nachdem er ihn in allen Richtungen durchwühlt hatte; mein Erzieher bemerkte, daß das steinerne Geländer ganz naß war; ich hatte mich nicht so gut getrocknet, daß Frau Perronnette nicht wahrnahm, meine Kleider seien ganz feucht; mich selbst endlich ergriff ein heftiges Fieber, verursacht durch die Kälte des Wassers und die Aufregung in Folge meiner Entdeckung, und mit diesem Fieber verband sich ein Delirium, in welchem ich Alles erzählte, so daß mein Hofmeister, durch meine eigenen Geständnisse geleitet, unter meinem Kopfkissen die zwei Bruchstücke des von der Königin geschriebenen Briefes fand.«

»Ah!« rief Aramis, »nun verstehe ich.«

»Von da an ist Alles Vermutung. Der arme Edelmann und die arme Frau wagten es ohne Zweifel nicht, das, was vorgefallen, geheim zu halten, schrieben Alles der Königin und schickten ihr den zerrissenen Brief zurück.«

»Wonach Ihr festgenommen und in die Bastille geführt wurdet,« sagte Aramis.

»Ihr seht es.«

»Dann verschwanden Eure zwei Diener?«

»Ach!«

»Beschäftigen wir uns nicht mit den Toten und sehen wir, was man mit dem Lebenden tun kann. Ihr habt mir gesagt. Ihr seid ergeben?«

»Und ich wiederhole es Euch.«

»Ihr kümmert Euch nichts um die Freiheit?«

»Ich habe das gesagt.«

»Ohne Ehrgeiz, ohne Bedauern, ohne Gedanken?«

Der junge Mann antwortete nicht.

»Nun!« fragte Aramis, »Ihr schweigt?«

»Ich glaube, daß ich schon genug gesprochen, und daß die Reihe nun an Euch ist,« antwortete der Gefangene. »Ich bin müde.«

»Ich werde Euch gehorchen,« sprach Aramis.

Aramis sammelte sich und eine Färbung tiefer Feierlichkeit verbreitete sich über seinem ganzen Antlitz. Man fühlte, daß er zu dem wichtigen Teile der Rolle gekommen war, die er in dem Gefängnis zu spielen beabsichtigt hatte.

»Eine erste Frage,« sagte er.

»Welche? spricht.«

»Nicht wahr, in dem Hause, das Ihr bewohntet, gab es keine Spiegel?«

»Was für ein Wort ist das und was bedeutet es? Ich kenne es nicht.«

»Man versteht unter Spiegel ein Geräte, das die Gegenstände zurückstrahlt, das zum Beispiel erlaubt, daß man die Züge seines eigenen Gesichts in einem bereiteten Glase sieht, wie Ihr die meinigen mit bloßem Auge seht.«

»Nein, es gab in dem Hause keinen Spiegel,« antwortete der junge Mann.

Aramis schaute umher und sprach dann:

»Es ist auch keiner hier: man hat hier dieselben Vorsichtsmaßregeln genommen wie dort.

»In welcher Absicht?«

»Ihr werdet es sogleich erfahren. Verzeiht nun, Ihr sagtet mir, man habe Euch Mathematik, Astronomie, Fechten, Reiten gelehrt, Ihr sprach aber nicht von der Geschichte?«

»Zuweilen erzählte mir mein Erzieher die Großtaten vom heiligen Ludwig, von König Franz I., von König Heinrich IV.«

»War dies Alles?«

»Ungefähr Alles.«

»Wohl, ich sehe, das ist abermals Berechnung: wie man Euch

die Spiegel entzogen hatte, die das Gegenwärtige widerspiegeln, so hat man Euch in Unwissenheit in der Geschichte gelassen, welche die Vergangenheit widerspiegelt. Seit Eurer Einkerkelung sind Euch die Bücher versagt gewesen, so daß Ihr viele Tatsachen nicht kennt, mit deren Hilfe Ihr das eingestürzte Gebäude Eurer Erinnerungen oder Interessen wiedererrichten könntet.«

»Das ist wahr,« sprach der junge Mann.

»Hört; ich will Euch mit wenigen Worten sagen, was in Frankreich seit drei und zwanzig oder vier und zwanzig Jahren, das heißt seit dem wahrscheinlichen Datum Eurer Geburt, seit dem Augenblicke, der Euch interessiert, vorgefallen ist.«

»Sprecht,« sagte der junge Mann.

Und er nahm wieder seine ernste, gesammelte Haltung an.

»Wißt Ihr, wer der Sohn von Heinrich IV. war?«

»Ich weiß wenigstens, wer sein Nachfolger war.«

»Woher wisst Ihr dies?«

»Durch ein Geldstück mit dem Jahre 1610, das Heinrich IV. vorstellte; durch ein Geldstück mit dem Jahre 1612 mit dem Bildnisse von Ludwig XIII. Da nur zwei Jahre zwischen diesen zwei Geldstücken lagen, so nahm ich an, Ludwig XIII. müßte der Nachfolger von Heinrich IV. sein.«

»Ihr wisst also:, daß der letzte regierende König Ludwig XIII. war?«

»Ich weiß es,«antwortete der junge Mann leicht errötend.

»Nun wohl! das war ein Fürst voll guter Gedanken, voll großartiger Entwürfe, deren Ausführung immer wieder durch das Unglück der Zeiten und durch die Kämpfe verschoben wurden, die sein Minister Richelieu gegen den hohen Adel Frankreichs zu bestehen hatte. Er persönlich (ich spreche von Ludwig XIII.) war schwachen Charakters. Er starb noch jung und traurig.«

»Ich weiß das.«

»Lange war er von der Sorge um seine Nachkommenschaft in Anspruch genommen. Das ist eine schmerzliche Sorge für die Fürsten, für die es ein Bedürfnis, aus der Erde mehr als ein Andenken zurückzulassen, aus daß ihr Geist fortlebe, aus daß ihr Werk fortgehe.«

»Ist König Ludwig XIII. ohne Kinder gestorben?« fragte lächelnd der Gefangene.

»Nein, aber er entbehrte lange des Glückes, zu haben; nein, aber lange glaubte er, er würde ganz sterben, und dieser Gedanke versenkte ihn in eine tiefe Verzweiflung, als plötzlich seine Frau, Anna von Österreich . . . «

Der Gefangene bebte.

»Wußtet Ihr, daß die Frau von Ludwig XIII. Anna von Österreich hieß?« sagte Aramis.

»Fahrt fort,« sprach der Gefangene, ohne zu antworten.

»Als plötzlich,« fuhr Aramis fort, »die Königin Anna von Österreich verkündigte, sie sei in andern Umständen. Die Freude war groß bei dieser Nachricht, und alle Wünsche waren auf eine glückliche Entbindung gerichtet. Endlich am 5. September 1638 gebar sie einen Sohn.«

Hier schaute Aramis den Gefangenen an und glaubte zu bemerken, er erleiche.

»Ihr werdet,« sprach Aramis, »Ihr werdet eine Erzählung hören, die wenige Leute zu dieser Stunde zu geben im Stande sind, denn diese Erzählung ist ein Geheimnis, das man mit den Toten gestorben oder im Abgrund der Beichte begraben wähnt.«

»Und Ihr werdet mir dieses Geheimnis sagen?« versetzte der junge Mann.

»Oh!« erwiderte Aramis mit einem Ausdruck, in dem man sich nicht täuschen konnte, »ich glaube nichts zu wagen, wenn ich dieses Geheimnis einem Gefangenen anvertraue, der kein Verlangen hat, aus der Bastille herauszukommen.«

»Ich höre, mein Herr.«

»Die Königin gebar also einen Sohn. Als aber der ganze Hof bei dieser Kunde Freudenschreie von sich gegeben hatte, als der König den Neugeborenen seinem Volk und seinem Adel gezeigt und sich, um dieses glückliche Ereignis zu feiern, heiter an die Tafel gesetzt hatte, da wurde die Königin, die allein in ihrem Zimmer geblieben war, zum zweiten Male von Geburtsschmerzen ergriffen und gebar einen zweiten Sohn.«

»Oh!« versetzte der Gefangene, eine größere Belehrtheit verratend, als die, welche er scheinbar hatte, »ich glaubte,

Monsieur sei erst . . . «

Aramis hob den Finger aus und sprach:

»Wartet und laßt mich fortfahren.«

Der Gefangene gab einen Seufzer der Ungeduld von sich und wartete.

»Ja,« sprach Aramis, »die Königin hatte einen zweiten Sohn, den Frau Perronnette, die Hebamme, in ihren Armen empfing.«

»Frau Perronnette!« murmelte der junge Mann.

»Man lies sogleich in den Saal, wo der König speiste, und unterrichtete ihn leise von dem, was vorging; er stand von der Tafel aus und eilte herbei. Diesmal war es aber nicht mehr Heiterkeit, was sein Gesicht ausdrückte, es war ein Gefühl, das dem Schrecken glich. Die Zwillingssöhne verwandelten in Bitterkeit die Freude, die ihm die Geburt eines einzigen Sohnes bereitet hatte, in Betracht, daß (was ich Euch nun sagen werde, wisst Ihr ohne Zweifel nicht), in Betracht, daß in Frankreich der Älteste von den Söhnen nach dem Vater regiert.«

»Ich weiß das.«

»Und daß die Ärzte und die Rechtsgelehrten behaupten, man habe Grund, zu zweifeln, ob der Sohn, der zuerst aus dem Schooße seiner Mutter hervorgehe, der ältere durch das Gesetz Gottes und der Natur sei.«

Der Gefangene gab einen unterdrückten Seufzer von sich und wurde weißer, als das Leintuch, unter dem er sich verbarg.

»Ihr begreift nun, daß der König, der sich mit so großer Freude in einem Erben hatte fortleben sehen, in Verzweiflung bei dem Gedanken sein mußte, er habe nun zwei, und derjenige, welcher so eben geboren worden, und der unbekannt war, werde vielleicht dem Andern, der zwei Stunden zuvor geboren und zwei Stunden zuvor anerkannt worden, dieses Altersvorrecht streitig machen. Dieser zweite Sohn konnte eines Tags, indem er sich mit den Launen oder den Interessen einer Partei waffnete, Uneinigkeit und Krieg im Königreich ausstreuen, und eben dadurch die Dynastie zerstören, die er hätte befestigen müssen.«

»Oh! ich begreife, ich begreife,« murmelte der junge Mann.

»Wohl!« fuhr Aramis fort, »das ist es, was man berichtet, das ist es, was man versichert; das ist es, warum einer von den beiden

Söhnen von Anna von Österreich unwürdig getrennt von seinem Bruder, unwürdig auf die Seite gebracht und zur tiefsten Dunkelheit verurteilt, das ist es, warum dieser zweite Sohn verschwunden ist, und zwar so gut verschwunden ist, daß Niemand heute in Frankreich weiß, daß er gelebt hat, seine Mutter ausgenommen.«

»Ja, seine Mutter, die ihn verlassen,« rief der Gefangene mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

»Ausgenommen,« fuhr Aramis fort, »die Dame im schwarzen Kleide und mit den feuerfarbenen Bändern, und endlich ausgenommen . . . «

»Euch ausgenommen!, nicht wahr? Euch, der Ihr mir dies Alles erzählt, der Ihr in meiner Seele die Neugierde, den Haß, den Ehrgeiz und, wer weiß, vielleicht den Durst nach Rache erregt habt; Euch ausgenommen, mein Herr, der Ihr, wenn Ihr der Mann seid, den ich erwarte, der Mann, den mir das Billett verspricht bei Euch haben müßt . . . «

»Was?« fragte Aramis.

»Ein Portrait von König Ludwig XIV., der in diesem Augenblick auf dem Throne von Frankreich regiert.«

»Hier ist das Portrait,« erwiderte der Bischof. Und er reichte dem Gefangenen ein ausgezeichnetes Email, worauf Ludwig XIV. stolz, schön und so zu sagen lebendig erschien.

Der Gefangene ergriff mit Begierde das Portrait und heftete seine Augen auf dasselbe, als hätte er es verschlingen wollen.

»Und nun, Monseigneur,« sagte Aramis, »hier ist ein Spiegel.«

Aramis ließ dem Gefangenen Zeit, seine Ideen wieder zu verknüpfen.

»So hoch! so hoch!« murmelte der junge Mann, das Portrait von Ludwig XIV. und sein eigenes im Spiegel erscheinendes Bild mit dem Blicke verschlingend.

»Was denkt Ihr davon?« fragte Aramis.

»Ich denke, daß ich verloren bin, daß mir der König nie verzeihen wird,« antwortete der Gefangene.

»Und ich frage mich,« fügte der Bischof, indem er aus den Gefangenen einen von Bedeutung glänzenden Blick heftete, bei, »ich frage mich, welcher von Beiden der König sei, derjenige,

welchen dieses Portrait darstellt, oder der, welchen der Spiegel wiederstrahlt.«

»Der König, mein Herr, ist derjenige, welcher aus dem Throne sitzt,« erwiderte traurig der junge Mann, »es ist derjenige, welcher sich nicht im Gefängnis befindet und im Gegenteil die Andern hineinbringen läßt. Das Königtum ist die Macht, und Ihr seht wohl, daß ich ohnmächtig bin.«

»Monseigneur,« sprach Aramis mit einer Ehrfurcht, die er bis jetzt noch nicht bezeigt hatte, »der König, gebt wohl hieraus Acht, wird, sobald Ihr wollt, derjenige sein, der, wenn er das Gefängnis verläßt, sich aus dem Throne zu halten weiß, aus den ihn Freunde setzen werden.«

»Mein Herr, führt mich nicht in Versuchung,« entgegnete der Gefangene mit Bitterkeit.

»Monseigneur, werdet nicht schwach,« sprach Aramis mit beharrlicher Kraft. »Ich habe alle Beweise Eurer Geburt gebracht; zieht sie zu Rothe, beweist Euch selbst, daß Ihr ein Königssohn seid, und dann lasset uns handeln.«

»Nein, nein, es ist unmöglich.«

»Wofern es nicht,« versetzte Aramis ironisch, »wofern es nicht im Geschicke Eures Geschlechtes liegt, daß die vom Throne ausgeschlossenen Prinzen lauter Prinzen ohne Wert und ohne Ehre sind, wie Herr Gaston von Orleans, Euer Oheim, der zehnmal gegen König Ludwig XIII., seinen Bruder, konspirierte.«

»Mein Oheim Gaston von Orleans konspirierte gegen seinen Bruder!« rief der Prinz erschrocken; »er konspirierte, um ihn zu entthronen?«

»Ja, Monseigneur, aus keinem andern Grunde.«

»Was sagt Ihr mir da, mein Herr?«

»Die Wahrheit.«

»Und er hatte Freunde, die ihm . . . ergeben?«

»Wie ich Euch.«

»Nun! was tat er? er scheiterte.«

»Er scheiterte, doch immer durch seine Schuld, und nicht, um sein Leben, denn das Leben des Bruders des Königs ist heilig, unverletzlich, sondern um seine Freiheit zu erkaufen, opferte Euer Oheim das Leben aller seiner Freunde hinter einander. Er ist auch

heute die Schmach der Geschichte und die Verwünschung von hundert edlen Familien dieses Königreichs.«

»Ich begreife, mein Herr, und durch Schwäche oder durch Verrat tötete mein Oheim seine Freunde?«

»Durch Schwäche, was bei den Fürsten immer ein Verrat ist.«

»Kann man nicht auch durch Unwissenheit, durch Unfähigkeit scheitern? Glaubt Ihr denn, es sei einem armen Gefangenen, wie mir, der ich nicht nur entfernt vom Hosen, sondern entfernt von der Welt erzogen worden bin, möglich, diejenigen von seinen Freunden zu unterstützen, die ihm zu dienen versuchen würden?«

Und als Aramis antworten wollte, rief der junge Mann plötzlich mit einer Heftigkeit, welche die Stärke des Blutes verriet:

»Wir sprechen hier von Freunden! aber durch welchen Zufall sollte ich Freunde haben, ich, den Niemand kennt, und der ich, um mir zu machen, weder Freiheit, noch Geld, noch Macht habe!«

»Mir scheint, ich habe die Ehre gehabt, mich Eurer Königlichen Hoheit anzubieten.«

»Oh! nennt mich nicht so, mein Herr, mir scheint, das ist ein Hohn oder eine Barbarei. Laßt mich nicht an etwas Anderes denken, als an die Mauern des Gefängnisses, das mich einschließt; laßt mich meine Sklaverei und meine Dunkelheit lieben oder wenigstens ertragen.«

»Monseigneur! Monseigneur! wenn Ihr mir noch einmal diese mutlosen Worte wiederholt, wenn Ihr, nachdem Ihr den Beweis Eurer Geburt gehabt, arm an Geist, Atem und Willen bleibt, so nehme ich Euren Wunsch an, ich verschwinde, ich verzichte daraus, dem Herrn zu dienen, dem ich so eifrig und glühend mein Leben und meine Unterstützung zu widmen beabsichtigte,«

»Mein Herr!« rief der Prinz, »wäre es nicht, ehe Ihr mir Alles sagtet, was Ihr gesagt, besser gewesen, wenn Ihr überlegt hättet, daß Ihr mir das Herz aus immer gebrochen?«

»So wollte ich es machen, Monseigneur.«

»Mein Herr, müßtet Ihr, um mir von Größe, von Macht, von Königtum sogar zu sprechen, ein Gefängnis wählen? Ihr wollt mich an den Glanz glauben machen, und wir verbergen uns in der Nacht; Ihr preist mir den Ruhm, und wir ersticken unsere Worte unter den Vorhängen dieses elenden Bettes; Ihr laßt mich in der

Ferne eine Allmacht erschauen, und ich höre den Tritt des Kerkermeisters in der Flur, diesen Tritt, der Euch mehr als mich zittern macht. Soll ich etwas weniger ungläubig sein, so bringt mich aus der Bastille heraus; gebt meiner Lunge Lust, meinen Füßen Sporen, meinem Arm ein Schwert, und wir werden ansangen, uns zu verständigen.«

»Es ist meine Absicht, Euch dies Alles und mehr noch zu geben. Doch es fragt sich: wollt Ihr es, Monseigneur?«

»Hört mich weiter, mein Herr,« unterbrach der Prinz, »Ich weiß, daß Wachen in jeder Galerie, Riegel an jeder Türe, Kanonen und Soldaten bei jeder Barrière sind. Womit werdet Ihr die Wachen besiegen, die Kanonen vernageln? Womit werdet Ihr die Riegel und die Barrièren zerbrechen?«

»Monseigneur, wie ist Euch das Billett zugekommen, das Ihr gelesen und das Euch meine Erscheinung verkündigte?«

»Man besticht einen Schließer für ein Billett.«

»Besticht man einen Schließer, so kann man auch zehn bestechen.«

»Wohl! ich gebe zu, daß es möglich ist, einen armen Teufel von einem Gefangenen aus der Bastille herauszubringen, gut zu verbergen, daß ihn die Leute des Königs nicht wieder erwischen, möglich auch, diesen Unglücklichen aus entsprechende Weise in einem unbekanntem Asyl zu nähren . . . «

»Monseigneur!« versetzte Aramis lächelnd.

»Ich gebe zu, daß der, welcher dies für mich täte, schon mehr als ein Mensch wäre; da Ihr aber sagt, ich sei ein Prinz, ein Bruder des Königs, wie werdet Ihr mir den Rang und die Stärke geben, die mir meine Mutter und mein Bruder entzogen haben? Wie werdet Ihr mich, da ich ein Leben der Kämpfe und der Gehässigkeiten hinbringen soll, zum Sieger in diesen Kämpfen und unverwundbar für meine Feinde machen? Ah! mein Herr, bedenkt doch, werft mich morgen in eine finstere Höhle, in die Tiefe eines Gebirges; bereitet mir die Freude, daß ich in Freiheit das Geräusch des Flusses und der Ebene hören, in Freiheit die Sonne am Azurhimmel oder die vom Sturm gepeitschten Wolken sehen kann, das ist genug. Versprecht mir nicht mehr, denn Ihr könnt mir in der Tat nicht mehr geben, und es wäre ein

Verbrechen, mich zu täuschen, da Ihr Euch meinen Freund nennt.«

Aramis hörte beständig stillschweigend zu.

»Monseigneur,« sagte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, »ich bewundere den so richtigen und festen Sinn, der Euch diese Worte diktiert; ich bin glücklich, meinen König erraten zu haben.«

»Abermals! ah! habt Mitleid!« rief der Prinz, indem er seine eiligen Hände an seine mit glühendem Schweiß bedeckte Stirne preßte, »gönnt mir meine Ruhe, ich habe nicht nötig, König zu sein, um der glücklichste der Menschen zu sein.«

»Und ich, Monseigneur, ich habe nötig, daß Ihr ein König für das Glück der Menschheit seid.«

»Ah!« versetzte der Prinz mit einem neuen durch dieses Wort erregten Mißtrauen; »ah! was hat denn die Menschheit meinem Bruder vorzuwerfen?«

»Ich vergaß, zu sagen, Monseigneur, daß Ihr, wenn Ihr Euch durch' mich leiten zu lassen die Gnade haben wollt und der mächtigste Fürst der Erde zu werden einwilligt, den Interessen aller Freunde gedient haben werdet, die ich dem Erfolge unserer Sache widme, und diese Freunde sind zahlreich.«

»Zahlreich?«

»Noch weniger, als mächtig.«

»Erklärt Euch.«

»Unmöglich; ich werde mich, das schwöre ich vor Gott, der mich hört, an dem Tage erklären, wo ich Euch aus dem Throne von Frankreich sitzen sehe.«

»Aber mein Bruder?«

»Ihr werdet über sein Schicksal gebieten. Beklagt Ihr ihn?«

»Ihn, der mich in einem Kerker sterben läßt?«

»Nein, ich beklage ihn nicht.«

»Gut! gut!«

»Er konnte selbst in dieses Gefängnis kommen, mich bei der Hand nehmen und zu mir sagen: ›Gott hat uns geschaffen, daß wir uns lieben, nicht daß wir uns bekämpfen. Ich komme zu Euch. Ein rohes Vorurteil verdammte Euch, in der Dunkelheit, fern von

allen Menschen, aller Freuden beraubt zu sterben. Ich will Euch neben mir sitzen lassen; ich will Euch das Schwert unseres Vaters an die Seite hängen. Werdet Ihr diese Nähe benützen, um mich zu ersticken oder mir Gewalt anzutun? Werdet Ihr dieses Schwert gebrauchen, um mein Blut zu vergießen?« »Oh! nein,« hätte ich ihm geantwortet; »ich betrachte Euch als meinen Reiter und werde Euch als meinen Herrn ehren. Ihr gebt mir viel mehr, als mir Gott gegeben. Durch Euch habe ich die Freiheit, durch Euch habe ich das Recht, zu lieben und aus dieser Welt geliebt zu sein.«

»Und Ihr hättet Wort gehalten, Monseigneur?«

»Oh! bei meinem Leben!«

»Während nun . . . «

»Während nun, da ich Schuldige zu bestrafen habe . . . «

»Aus welche Art, Monseigneur?«

»Was sagtet Ihr von der Ähnlichkeit, die mir Gott mit meinem Bruder gegeben?«

»Ich sage, in dieser Ähnlichkeit liege ein Fingerzeig der Vorsehung, den der König nicht hätte müssen aus der Acht lassen; ich sage, Eure Mutter habe ein Verbrechen dadurch begangen, daß sie verschieden dem Glücke und dem Vermögen nach diejenigen gemacht, welche die Natur so ähnlich in ihrem Schooße geschaffen, und ich schließe, daß die Strafe nichts Anderes sein muß, als die Wiederherstellung des Gleichgewichts.«

»Dies bedeutet . . . «

»Daß, wenn ich Euch je Euren Platz aus dem Throne Eures Bruders gebe, Euer Bruder den Eurigen in Eurem Gefängnis einnehmen wird.«

»Ach! man leidet sehr im Gefängnis! besonders wenn man so lange aus dem Becher des Lebens getrunken hat.«

»Es wird Eurer Königlichen Hoheit stets frei stehen, zu tun, was sie will, sie wird, wenn es ihr gut dünkt, verzeihen, nachdem sie bestraft hat.«

»Gut. Und wisst Ihr nun Eines, mein Herr?«

»Sprecht, mein Prinz.«

»Daß ich nur noch etwas von Euch außer der Bastille anhören werde.«

»Ich war im Begriff, Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, ich werde nur noch einmal die Ehre haben, sie zu sehen.«

»Wann dies?«

»An dem Tage, wo mein Fürst aus diesen schwarzen Mauern hervorgehen wird.«

»Gott höre Euch! Wie werdet Ihr mich benachrichtigen?«

»Dadurch, daß ich Euch hier abhole.«

»Ihr selbst?«

»Mein Prinz, verlasset diese Stube nur mit mir, oder wenn man Euch in meiner Abwesenheit Zwang antut, so erinnert Euch, daß dies nicht von mir herrührt.«

»Also kein Wort mit irgend Jemand, wenn nicht mit Euch?«

»Wenn nicht mit mir.«

Aramis verbeugte sich tief; der Prinz reichte ihm die Hand und sprach mit einem Ton, der aus dem Herzen hervorkam:

»Mein Herr, ich habe Euch ein letztes Wort zu sagen. Habt Ihr Euch an mich gewendet, um mich ins Verderben zu bringen, seid Ihr nur ein Werkzeug in den Händen meiner Feinde gewesen, entspringt aus unserer Unterredung, in der Ihr mein Herz erforscht habt, für mich etwas Schlimmeres, als die Gefangenschaft, das heißt der Tod, nun! so seid gesegnet, denn Ihr habt meine Leiden geendigt, und aus die fieberhaften Qualen, von denen ich seit acht Tagen verzehrt werde, die Ruhe folgen gemacht.«

»Monseigneur, wartet, um mich zu beurteilen.«

»Ich habe gesagt, ich segne Euch und verzeihe Euch. Seid Ihr im Gegenteil gekommen, um mir den Platz zu geben, den mir Gott in der Sonne des Glückes und des Ruhmes bestimmt hatte, kann ich durch Eure Hilfe im Andenken der Menschen leben und meinem Geschlechte durch einige Großtaten oder durch einige meinen Völkern geleistete Dienste Ehre machen, erhebe ich mich vom untersten Rang, wo ich hinschmachte, zum Gipfel der Ehre, unterstützt durch Eure edle Hand, dann Euch, den ich segne und dem ich danke, die Hälfte meiner Macht und meines Ruhmes! Ihr werdet noch zu wenig belohnt sein. Euer Teil wird unvollständig sein, denn nie wird es mir gelingen, mit Euch all das Glück zu teilen, das Ihr mir gegeben.«

»Monseigneur!« sagte Aramis, bewegt von der Blässe und dem

Erguß des jungen Mannes, »der Adel Eures Herzens erfüllt mich mit Freude und Bewunderung. Es ist nicht an Euch, mir zu danken, es ist an den Völkern, die Ihr glücklich machen, es ist an Euren Nachkommen sein, die Ihr verherrlichen werdet. Ja, ich werde Euch mehr als das Leben gegeben haben, ich werde Euch die Unsterblichkeit geben.«

Der junge Mann reichte Aramis die Hand, dieser kniete nieder und küßte sie.

»Ah!« rief der Prinz mit einer reizenden Bescheidenheit.

»Es ist das die erste Huldigung, unserem zukünftigen König dargebracht,« sprach Aramis. »Sehe ich Euch wieder, so sage ich: Guten Morgen, Sire!«

»Bis dahin,« rief der Prinz, indem er seine weißen, abgemagerten Finger an sein Herz drückte, »bis dahin keine Träume, keine Stöße meinem Leben mehr, es würde zerbrechen! Oh! mein Herr, wie klein ist mein Gefängnis und wie niedrig sind diese Fenster! wie eng sind diese Türen! Wie konnten so viel Stolz, so viel Glanz, so viel Glückseligkeit hier hereinkommen und hier aushalten!«

»Eure Königliche Hoheit macht mich stolz, da sie behauptet, ich habe ihr dies Alles gebracht,« sagte Aramis.

Er klopfte sogleich an die Türe.

Der Schließer öffnete mit Baisemeaux, der, von Unruhe und Furcht verzehrt, unwillkürlich an der Stubentür zu horchen anfing.

Zum Glück hatte weder der eine, noch der andere von den Redenden die Stimme, selbst bei den Ergüssen der Leidenschaft, zu dämpfen zu vergessen.

»Welch eine Beichte!« sagte der Gouverneur, indem er zu lachen versuchte; »sollte man je glauben, ein Eingesperrter, ein beinahe toter Mensch habe so zahlreiche und so lange Sünden begangen!«

Aramis schwieg. Es drängte ihn, aus der Bastille hinaus zu kommen, wo das Geheimnis, das aus ihm lastete, das Gewicht der Mauern verdoppelte.

Als sie wieder bei Baisemeaux waren, sagte Aramis:

»Sprechen wir von Geschäften, mein lieber Gouverneur.«

»Ach!« seufzte Baisemeaux.

»Ihr habt von mir einen Schein für hundert und fünfzig tausend Livres zu verlangen,« sprach Aramis.

»Und das erste Drittel der Summe zu bezahlen,« fügte abermals seufzend der Gouverneur bei.

»Hier ist Eure Quittung,« sprach Aramis.

»Und hier das Geld,« erwiderte Baisemeaux mit einem dreifachen Seufzer.

»Der Orden hat mir nur gesagt, ich soll eine Quittung für fünfzig tausend Livres geben, er hat mich nicht beauftragt, Geld in Empfang zu nehmen. Gott befohlen, Herr Gouverneur,« sprach Aramis.

Und er entfernte sich und ließ Baisemeaux gleichsam erstickt durch das Erstaunen und die Freude über dieses so großartig durch den außerordentlichen Beichtvater der Bastille gemachte königliche Geschenk zurück.

Dreiunddreißigstes bis sechsenddreißigstes Bändchen.

I.

Heu! miser!

Der Leser erinnert sich vielleicht, oder erinnert sich nicht, daß wir in einem früheren Kapitel die Worte geschrieben¹¹. Nach dem Abgang von Louise, auf deren Erscheinung wir später zurückkommen werden, bezähmte Raoul seinen Schmerz u.s.w. Er gürtete sein Schwert um, traf mit Grimaud zusammen und eilte mit diesem zu den Minimes von Vincennes, wo Porthos auf ihn wartete.

Kehren wir also wirklich zu der Erscheinung von Louise de la Vallière zurück.

Armer Raoul! hatte Athos mit einem Seufzer gesagt. Armer Raoul! hatte d'Artagnan gesagt¹². Als Raoul weggegangen war, nachdem ihm d'Artagnan den Rat erteilt, sich nach allen den Strapazen, die er durchgemacht, nach allen Gemütsbewegungen, denen er unterworfen gewesen, sich einem Schlafe von zwölf Stunden hinzugeben.

Von diesen zwei so starken Männern beklagt, mußte Raoul wirklich ein sehr unglücklicher Mensch sein.

Als er sich allein nur sich gegenüber fand, als er den unerschrockenen Freund und den zärtlichen Vater hinter sich gelassen hatte, als er sich des Geständnisses erinnerte, das der König von der Zärtlichkeit gemacht, die ihm seine Geliebte, Louise de la Vallière, raubte, da fühlte er sein Herz brechen, wie es Jeder von uns bei der ersten zerstörten Illusion, bei der ersten getäuschten Liebe brechen gefühlt hat.

»Oh!« murmelte er, »es ist also vorbei! Nichts mehr im Leben! Nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu hoffen! Guiche hat es mir gesagt, mein Vater hat es mir gesagt, Herr d'Artagnan hat es mir gesagt. Es ist also Alles ein Traum aus dieser Welt! Sie war ein

Traum, diese seit zehn Jahren verfolgte Zukunft! Diese Verbindung unserer Herzen war ein Traum! Dieses Leben voll Liebe und Glück war ein Traum!

»Ich armer Narr, der ich so ganz laut und öffentlich in Gegenwart meiner Freunde und Feinde träumte, damit sich meine Freunde über meine Leiden betrüben und meine Feinde über meine Schmerzen lachen.

»Also wird mein Unglück eine Geschrei machende Ungnade, ein öffentlicher Skandal sein! Morgen wird man schmähsch mit dem Finger aus mich deuten!«

Und trotz der Ruhe, die er seinem Vater und d'Artagnan gelobt, ließ Raoul einige Worte dumpfer Drohung vernehmen.

»Und dennoch,« fuhr er fort, »wenn ich Wardes hieße, wenn ich zugleich die Geschmeidigkeit und die Stärke von d'Artagnan besäße, lachte ich mit den Lippen und würde die Frauen überzeugen, diese Treulose, die ich mit meiner Liebe beehrt, lasse nur ein Bedauern bei mir zurück: das, daß ich durch ihren Anschein von Redlichkeit hintergangen worden sei; einige Spötter würden dem König auf meine Kosten fuchsschwänzen; ich würde am Wege aus die Spötter lauern und einige davon züchtigen. Die Männer würden mich fürchten, und bei dem Dritten, den ich zu meinen Füßen niedergestreckt hätte, wäre ich von den Frauen angebetet.

»Ja, das ist ein Entschluß, den ich zu fassen habe, und dem Graf de la Fère selbst wird nicht widerstreben. Ist er nicht in der Mitte seiner Jugend geprüft worden, wie ich geprüft worden bin? Hat er nicht die Liebe durch die Trunkenheit ersetzt? Er hat es mir oft gesagt. Warum sollte ich nicht die Liebe durch das Vergnügen ersetzen?

»Er hatte so viel gelitten, als ich leide, mehr vielleicht noch! Die Geschichte eines Menschen ist also die Geschichte aller Menschen: eine mehr oder minder lange, mehr oder minder schmerzliche Prüfung! Die Geschichte der ganzen Menschheit ist also nur ein langer Schrei!

»Was liegt aber dem, der leidet, an den Schmerzen anderer Menschen? Mildert die offene Wunde in einer andern Brust die gähnende Wunde in der unsrigen? Stillt das Blut, das an unserer

Seite fließt, unser Blut? Vermindert die allgemeine Herzensangst die Bangigkeit der Einzelnen? Nein, Jeder leidet für sich, Jeder kämpft mit seinem Schmerz, Jeder weint seine eigenen Tränen.

»Und überdies, was ist bis jetzt das Leben für mich gewesen? Eine kalte, unfruchtbare Arena, aus der ich immer für die Anderen und nie für mich gekämpft habe.

»Bald für einen König, bald für ein Weib.

»Der König hat mich verraten, das Weib hat mich verachtet.

»Oh! Unglücklicher! . . . Die Weiber! Könnte ich nicht alle das Verbrechen von einem derselben büßen lassen?

»Was ist hierzu erforderlich? Kein Herz mehr haben, oder vergessen, daß man eines gehabt hat; stark sein selbst gegen die Schwäche; immer daraufdrücken, selbst wenn man es brechen fühlt.

»Was ist erforderlich, um hierzu zu gelangen? Jung, schön, stark, mutig, reich sein. Ich bin oder werde dies Alles sein.

»Aber die Ehre? . . . Was ist die Ehre? Eine Theorie, die Jeder aus seine Weise versteht. Mein Vater würde mir sagen: ›Die Ehre ist die Achtung vor dem, was man den Anderen, und besonders vor dem, was man sich selbst schuldig ist.‹ Guiche jedoch, Manicamp, Saint-Aignan besonders würden mir sagen: ›Die Ehre? die Ehre besteht darin, daß man den Leidenschaften und Vergnügungen seines Königs dient.‹ Diese Ehre ist leicht und fruchtbar. Mit dieser Ehre kann ich mir meinen Posten bei Hofe erhalten, Kammerherr, werden, ein schönes und gutes Regiment für mich haben. Mit dieser Ehre kann ich Herzog und Pair werden.

»Der Flecken, den mir diese Frau ausgedrückt, der Schmerz, durch den sie mein, Raouls, ihres Freundes aus der Kindheit, Herz gebrochen hat, berührt in keiner Beziehung Herrn von Bragelonne, einen guten Offizier, einen braven Kapitän, der sich beim ersten Treffen mit Ruhm bedecken und hundertmal mehr werden wird, als heute de la Vallière, die Geliebte des Königs ist, denn der König wird Fräulein de la Vallière nicht heiraten, und je mehr er sie öffentlich für seine Geliebte erklärt, desto mehr wird er das Band der Schmach verdicken, das er ihr in der Gestalt einer Krone um die Stirne wirft, und in demselben Maße, in dem man sie verachten wird, wie ich sie verachte, werde ich mich verklären.

»Ach! wir gingen mit einander während des ersten, während des schönsten Drittels unseres Lebens; wir hielten uns an der Hand den reizenden, blumenreichen Pfad der Jugend entlang, und nun kommen wir zu dem Scheideweg, wo sie sich von mir trennt, wo wir eine verschiedene Straße verfolgen werden, die uns immer mehr von einander entfernt, und um das Ende dieses Weges zu erreichen, o Herr! bin ich allein, bin ich verzweiflungsvoll, bin ich vernichtet!

»Oh! Unglücklicher! . . . «

Raoul war so weit in seinen düsteren Betrachtungen, als sich sein Fuß maschinenmäßig auf die Schwelle seines Hauses setzte. Er war hierher gekommen, ohne die Straßen zu sehen, durch die er ging, ohne zu wissen, wie er gekommen; er stieß die Türe aus, schritt weiter und stieg die Treppe hinauf.

Wie bei den meisten Häusern jener Zeit, war die Treppe finster, waren die Ruheplätze dunkel. Raoul wohnte im ersten Stock; er blieb stehen, um zu läuten. Olivain erschien und nahm ihm Degen und Mantel ab. Raoul öffnete selbst die Türe, welche von einem Vorzimmer in einen für einen jungen Mann ziemlich reich meublirten Salon führte; dieser Salon war von Olivain ganz mit Blumen ausgeschmückt: der Diener kannte den Geschmack seines Herrn und hatte sich beeifert, ihn zu befriedigen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er diese Aufmerksamkeit wahrnehme oder nicht wahrnehme.

Es war in dem Salon ein Portrait von la Vallière, das la Vallière selbst gezeichnet und Raoul geschenkt hatte. Dieses Portrait, das über einer großen mit dunkelfarbigem Damast überzogenen Chaiselongue hing, war der erste Punkt, gegen den sich Raoul wandte, der erste Gegenstand, aus den er die Augen heftete. Raoul gab übrigens seiner Gewohnheit nach; es war bei ihm dieses Portrait, was vor Allem seine Augen aus sich zog. Diesmal, wie immer, ging er gerade aus das Portrait zu, stützte seine Knie aus die Chaiselongue und schaute es traurig an.

Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf sachte emporgehoben, das Auge ruhig und verschleiert und den Mund durch ein bitteres Lächeln zusammengezogen.

Er betrachtete das angebetete Bild; dann durchzog Alles, was er gesagt, seinen Geist, dann bestürmte Alles, was er gelitten,

sein Herz; und nach einem langen Stillschweigen sprach er zum dritten Mal:

»Oh! Unglücklicher!«

Kaum hatte er diese zwei Worte gesprochen, als sich ein Seufzer und eine Klage hinter ihm hörbar machten.

Er drehte sich rasch um und sah in der Ecke des Zimmers, stehend, gebückt, verschleiert, eine Frau, die er bei seinem Eintritt durch die Ausbreitung der Türe bedeckt und seitdem, weil er sich nicht umgedreht, nicht gesehen hatte.

Er ging aus die Frau zu, deren Gegenwart ihm Niemand gemeldet hatte, grüßte und erkundigte sich zugleich, als sich plötzlich der gesenkte Kopf erhob, der aus die Seite geschobene Schleier das Gesicht sehen ließ und eine weiße, traurige Gestalt vor ihm erschien.

Raoul wich zurück, als hätte er ein Gespenst vor sich.

»Louise!« rief er mit einem so verzweifelten Ausdruck, daß man nicht hätte glauben sollen, die menschliche Stimme könnte einen solchen Schrei ausstoßen, ohne daß alle Fibern des Herzens zerreißen würden.

II.

Wunden auf Wunden.

Fräulein de la Vallière, denn sie war es, machte einen Schritt vorwärts.

»Ja, Louise,« murmelte sie.

Doch in diesem Zwischenraum, so kurz er war, hatte Raoul Zeit gehabt, sich zu erholen.

»Ihr, mein Fräulein,« sagte er. Dann fügte er mit einem unbeschreiblichen Tone bei: »Ihr hier?«

»Ja, Raoul,« erwiderte das Mädchen, »ich, die ich aus Euch wartete.«

»Verzeiht, als ich nach Hause kam, erfuhr ich nicht . . . «

»Ja, ich hatte Olivain empfohlen, Euch in Unwissenheit zu lassen . . . «

Sie zögerte; und da sich Raoul nicht beeilte, ihr zu antworten, so trat einen Augenblick Stillschweigen ein, ein Stillschweigen, bei dem man das Geräusch von zwei Herzen, welche, nicht mehr im Einklang, sondern eines so heftig als das andere schlugen, hören konnte.

Es war an Louise, zu sprechen. Sie strengte sich an und sagte:

»Ich hatte mit Euch zu reden; ich mußte Euch notwendig sehen . . . ich selbst . . . allein. Ich bin nicht vor einem Schritte zurückgewichen, der geheim bleiben muß, denn Niemand außer Euch, Herr von Bragelonne, würde ihn begreifen.«

»In der Tat, mein Fräulein,« stammelte Raoul bestürzt, keuchend, »und ich selbst, trotz der guten Meinung, die Ihr von mir habt, muß gestehen . . . «

»Wollt die Güte haben, Euch zu setzen und mich anzuhören,« unterbrach ihn Louise mit ihrem weichsten Tone.

Bragelonne schaute sie einen Augenblick an, schüttelte dann traurig den Kopf, setzte sich oder sank vielmehr aus einen Stuhl, und sagte:

»Sprecht.«

Sie warf einen verstohlenen Blick umher: dieser Blick war eine Bitte und forderte viel besser Geheimhaltung, als es eine Minute früher ihre Worte getan hatten. Raoul stand aus, ging nach der Türe, öffnete sie und rief:

»Olivain, ich bin für Niemand zu Hause.«

Dann sich gegen la Vallière umwendend, fragte er:

»Ist es das, was Ihr wünschtet?«

Nichts kann den Eindruck schildern, den auf Louise dieses Wort hervorbrachte, welches bezeichnete: Ihr seht, ich verstelle Euch noch.

Sie fuhr mit ihrem Sacktuch über ihre Augen, um eine widerspänstige Träne zu trocknen; dann, nachdem sie sich ein wenig gesammelt hatte, sprach sie:

»Raoul, wendet Euren so guten und treuherzigen Blick nicht von mir ab; Ihr seid keiner von den Männern, die eine Frau verachten, weil sie ihr Herz verschenkt hat, und sollte ihnen diese Liebe auch zum Unglück gereichen oder ihren Stolz verletzen.«

Raoul antwortete nicht.

»Ach!« fuhr la Vallière fort, »es ist nur zu wahr, meine Sache ist schlimm, und ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Hört, ich glaube, ich werde am Besten daran tun, wenn ich Euch ganz einfach erzähle, was mir begegnet. Da ich die Wahrheit sagen werde, so werde ich immer meinen rechten Weg in der Finsternis, in der Stockung, in den Hindernissen finden, die ich zu überwinden habe, um mein Herz zu erleichtern, das überströmt und sich zu Euren Füßen ergießen will.«

Raoul schwieg fortwährend.

La Vallière schaute ihn mit einer Miene an, welche besagen wollte:

»Ermutigt mich! habt Mitleid! nur ein Wort!«

Aber Raoul schwieg und das Mädchen mußte fortfahren:

»So eben ist Herr von Saint-Aignan im Auftrage des Königs bei mir gewesen,« sagte, sie.

Und sie schlug die Augen nieder.

Raoul wandte die seinigen ab, um nichts zu sehen.

»Herr von Saint-Aignan ist im Auftrage des Königs bei mir

gewesen,« wiederholte sie, »und hat mir gesagt, Ihr wüsstet Alles.«

Und sie suchte demjenigen, welcher diese Wunde nach so vielen Wunden empfing, ins Gesicht zu schauen; aber es war ihr unmöglich, den Augen von Raoul zu begegnen.

»Er sagt mir, Ihr habet einen gerechten Zorn gegen mich gefaßt.«

Diesmal schaute Raoul das Mädchen an, und ein verächtliches Lächeln hob seine Lippen in die Höhe.

»Ob!« fuhr sie fort, »ich flehe Euch an, behauptet nicht, Ihr habet gegen mich etwas Anderes, als Zorn empfunden. Raoul wartet, bis ich Euch Alles gesagt, bis ich ausgesprochen habe.«

Die Stirne von Raoul klärte sich durch die Macht seines Willens aus; die Falte seines Mundes verschwand.

»Und vor Allem,« sagte la Vallière, die Hände gefaltet, die Stirne gesenkt, »vor Allem bitte ich Euch, als den großmüthigsten, als den edelherzigsten Menschen, um Verzeihung. Wenn ich Euch unbekannt mit dem ließ, was in meinem Innern vorging, so hätte ich doch nie eingewilligt. Euch zu hintergehen! Ah! ich flehe Euch an, Raoul, ich bitte Euch kniefällig, antwortet mir, und wäre es auch mit einer Beleidigung. Eine Beleidigung Eurer Lippen ist mir lieber, als ein Verdacht Eures Herzens.«

»Ich bewundere Eure Feinheit, mein Fräulein,« sprach Raoul, der sich anstrebte, um ruhig zu bleiben, »nicht wissen lassen, daß man hintergeht, ist redlich; aber hintergehen, es scheint, das wäre schlimm, und Ihr würdet das nicht tun.«

»Mein Herr, lange glaubte ich, ich liebe Euch mehr, als Alles, und so lange ich an meine Liebe für Euch glaubte, sagte ich Euch, daß ich Euch liebte. In Blois liebte ich Euch. Der König kam nach Blois. Ich glaubte Euch noch zu lieben. Ich hätte es auf einen Altar geschworen; doch es kam ein Tag, der mich enttäuschte.«

»Wohl! an diesem Tag, mein Fräulein, da Ihr saht, ich liebe Euch fortwährend, mußte Euch die Redlichkeit gebieten, mir zu sagen, Ihr liebt mich nicht mehr.«

»An diesem Tage, Raoul, an dem Tag, wo ich bis im Grunde meines Herzens las, wo ich mir selbst gestand, Ihr erfüllt nicht meinen ganzen Geist, an diesem Tag, wo ich eine andere Zukunft

erblickte, als die, Eure Freundin, Eure Geliebte, Eure Gattin zu sein, an diesem Tag, Raoul, wart Ihr leider nicht bei mir.«

»Ihr wusstet, wo ich war, mein Fräulein, Ihr mußtet mir schreiben.«

»Raoul, ich habe das nicht gewagt, Raoul, ich bin feige gewesen! Was wollt Ihr, Raoul, ich kannte Euch so gut, ich wusste so wohl, daß Ihr mich liebtet, daß ich schon bei dem Gedanken an den Schmerz, den ich Euch machen sollte, zitterte; und das ist so wahr, Raoul, daß in diesem Augenblick, wo ich, vor Euch gebeugt, das Herz gepreßt, die Stimme voll Seufzer, die Augen voll Tränen, mit Euch spreche, so wahr, daß ich wie ich keine andere Verteidigung habe, als meine Offenherzigkeit, auch keinen andern Schmerz habe, als den, welchen ich in Euren Augen lese.«

Raoul suchte zu lächeln.

»Nein,« sagte das Mädchen mit einer tiefen Überzeugung, »nein, Ihr werdet mir die Beleidigung nicht antun, daß Ihr Euch vor mir verstellt. Ihr liebtet mich, Ihr wart sicher, daß Ihr mich liebtet, Ihr täuschtet Euch nicht über Euch selbst, Ihr belogt nicht Euer eigenes Herz, während ich . . . «

Und ganz bleich, die Arme über ihrem Kopfe ausgestreckt, sank sie aus ihre Knie.

»Während Ihr mir sagtet, Ihr liebt mich, und einen Andern liebtet,« sprach Raoul.

»Ach! ja,« rief das arme Kind; »ach! ja, ich liebe einen Andern, und dieser Andere . . . mein Gott! laßt es mich Euch sagen, denn das ist meine einzige Entschuldigung, Raoul . . . Diesen Andern liebe ich mehr, als ich mein Leben liebe, mehr, als ich Gott liebe! Verzeiht mir meinen Fehler, oder straft meinen Verrat, Raoul. Ich bin hierher gekommen, nicht, um mich zu verteidigen, sondern um Euch zu sagen: Ihr wisst, was lieben heißt? wohl! ich liebe! ich liebe, um mein Leben, um meine Seele demjenigen zu geben, welchen ich liebe! Hört er je aus, mich zu lieben, so werde ich vor Schmerz sterben, wenn Gott mich nicht unterstützt, wenn sich der Herr nicht meiner erbarmt! Raoul, ich bin hier, um mich Eurem Willen zu unterwerfen, welcher es auch sein mag, um zu sterben, wenn Ihr wollt, daß ich sterbe! Tötet mich also, Raoul, wenn Ihr glaubt, ich verdiene den Tod!«

»Nehmt Euch in Acht, mein Fräulein,« erwiderte Raoul, »die Frau, welche den Tod verlangt, ist diejenige, welche dem verratenen Liebhaber nur noch ihr Blut geben kann.«

»Ihr habt Recht,« sagte sie. Raoul stieß einen tiefen Seufzer aus. »Und Ihr liebt, ohne vergessen zu können!« rief Raoul.

»Ich liebe, ohne vergessen zu wollen, ohne den Wunsch, je anderswo zu lieben,« antwortete la Vallière.

»Gut,« sprach Raoul, »Ihr habt mir in der Tat Alles gesagt, was Ihr mir zu sagen hattet, Alles, was ich zu wissen wünschen konnte. Und nun, mein Fräulein, bin ich es, der Euch um Verzeihung bittet, ich, der ein Hindernis in Eurem Leben gewesen, ich, der Unrecht gehabt hat, ich, der ich, indem ich mich täuschte, Euch Euch selbst täuschen half.«

»Oh!« rief la Vallière, »ich verlange nicht so viel von Euch, Raoul.«

»Dies Alles ist mein Fehler, mein Fräulein,« fuhr Raoul fort.. »In den Schwierigkeiten des Lebens mehr unterrichtet, als Ihr, hatte ich die Aufgabe, Euch aufzuklären. Ich mußte mich nicht aus das Ungewisse verlassen, ich mußte Euer Herz sprechen machen, während ich kaum Euren Mund sprechen gemacht habe. Ich wiederhole Euch, mein Fräulein, ich bitte um Verzeihung.«

»Das ist unmöglich! das ist unmöglich! Ihr spottet meiner!« rief sie.

»Wie, unmöglich?«

»Ja, es ist unmöglich, in diesem Grade gut, vortrefflich, vollkommen zu sein!«

»Nehmt Euch in Acht,« entgegnete Raoul mit einem bitteren Lächeln, »denn Ihr werdet vielleicht sogleich sagen, ich liebe Euch nicht.«

»Oh! Ihr liebt mich wie ein zärtlicher Bruder, laßt mich das hoffen, Raoul.«

»Wie ein zärtlicher Bruder? Ihr täuscht Euch, Louise. Ich liebte Euch wie ein Liebhaber, wie ein Gatte, wie der Zärtlichste der Menschen, welche lieben.«

»Raoul! Raoul!«

»Wie ein Bruder! Oh! Louise, ich liebte Euch, um für Euch all mein Blut Tropfen für Tropfen, all mein Fleisch Fetzen um Fetzen,

meine ganze Ewigkeit Stunde für Stunde hinzugeben!«

»Raoul, Raoul, habet Mitleid!«

»Ich liebte Euch so sehr, Louise, daß Mein Herz tot ist, daß mein Glaube wankt, daß meine Augen erlöschen; ich liebte Euch so sehr, daß ich weder aus Erden, noch im Himmel mehr etwas sehe.«

»Raoul, Raoul, mein Freund, ich beschwöre Euch, schont meiner!« rief la Vallière. »Oh! wenn ich gewußt hätte . . . «

»Es ist zu spät, Louise, Ihr liebt, Ihr seid glücklich; ich lese diese Freude durch Eure Tränen; hinter den Tränen, welche Eure Redlichkeit vergießt, fühle ich die Seufzer, die Eure Liebe aushaucht. Louise, Louise, Ihr habt aus mir den Letzten der Menschen gemacht. Geht, ich beschwöre Euch. Gott befohlen!«

»Verzeiht mir, Raoul, verzeiht mir, ich flehe Euch an.«

»Ei! habe ich nicht mehr getan? Habe ich Euch nicht gesagt, ich liebe Euch immer noch?«

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

»Und Euch dies sagen, begreift Ihr, Louise? Euch es sagen in einem solchen Augenblick, Euch es sagen, wie ich es sage, heißt Euch mein Todesurteil aussprechen. Gott befohlen!«

La Vallière wollte ihre beiden Hände gegen ihn ausstrecken.

»Wir dürfen uns in dieser Welt nie mehr sehen,« sprach er.

Sie wollte aufschreien: er verschloss ihr den Mund mit der Hand. Sie küßte diese Hand und wurde ohnmächtig.

»Olivain,« sagte Raoul, »nehmt diese junge Dame und tragt sie in ihre Sänfte, die vor der Türe ihrer harrt.«

Olivain hob sie auf, Raoul machte eine Bewegung, um sich auf la Vallière zu stürzen, um ihr den ersten und den letzten Kuß zu geben; doch er hielt plötzlich inne und sprach:

»Nein, dieses Gut gehört nicht mir. Ich bin nicht der König von Frankreich, um zu stehlen.«

Und er kehrte in sein Zimmer zurück, während der Lackei la Vallière, welche immer noch ohnmächtig, forttrug.

.

Was nach dieser Szene mit Raoul geschah, wie er seinen Vater suchte und fand, und mit diesem nach Blois zurückkehrte, weiß

der Leser. Er weiß auch, was in der Bastille zwischen dem Gefangenen und Aramis vorfiel. Und so fahren wir fort.

III.

Wie Mouston fett geworden, ohne daß er Porthos zuvor davon in Kenntnis gesetzt hatte, und von den Unannehmlichkeiten, welche hieraus entsprungen waren.

Seit der Abreise von Athos nach Blois, hatten sich Porthos und d'Artagnan selten zusammengefunden. Der Eine hatte einen anstrengenden Dienst beim König gehabt, der Andere hatte viele Meubles eingekauft, die er aus seine Güter mitzunehmen beabsichtigte, und mit deren Hilfe er in seinen Residenzen ein wenig von jenem Hofluxus zu gründen hoffte, dessen glänzende Helle er in der Gesellschaft Seiner Majestät erschaut.

Immer getreu, dachte d'Artagnan eines Morgens, als ihm sein Dienst einige Freiheit ließ, an Porthos, und besorgt, weil er seit mehr als vierzehn Tagen nicht mehr von ihm hatte sprechen hören, wanderte er nach seinem Hotel, wo er ihn traf, als er eben vom Bette ausstand.

Der würdige Baron sah nachdenkend aus, mehr als nachdenkend, schwermütig. Er saß aus seinem Bett, halb nackt, die Beine hängend, und betrachtete eine Menge von Kleidern, die mit ihren Fransen, mit Ihren Galonen, mit ihren Stickereien und mit ihrem Klingklang unharmonischer Farben zerstreut aus dem Boden umherlagen.

Traurig und träumerisch, wie der Hase von La Fontaine, sah Porthos d'Artagnan nicht eintreten, den ihm überdies auch im Augenblick Mouston verbarg, dessen persönliche Beileibtheit, in jedem Fall sehr genügend, um einen Menschen vor einem andern zu verbergen, momentan dadurch verdoppelt wurde, daß er vor seinem Herrn an den Ärmeln einen scharlachrothen Rock ausgebreitet hielt, um ihn von allen Seiten anschaulicher zu machen.

D'Artagnan blieb aus der Schwelle stehen und betrachtete den nachdenkenden Porthos; dann, da der Anblick dieser zahllosen, zerstreut aus dem Boden umherliegenden Kleider der Brust des

würdigen Edelmanns tiefe Seufzer entwand, dachte d'Artagnan, es sei Zeit, ihn dieser schmerzlichen Beschauung zu entreißen, und hustete, um sich anzukündigen.

»Ah!« rief Porthos, dessen Gesicht sich vor Freude erleuchtete, »ah! ah! hier kommt d'Artagnan! Endlich werde ich einen Gedanken haben.«

Bei diesen Worten vermutete Mouston, was hinter ihm vorging; er trat aus die Seite und lächelte dabei dem Freunde seines Herrn zu, der nun von dem materiellen Hindernis befreit war, das ihn bis zu d'Artagnan zu gelangen abhielt.

Porthos ließ, indem er sich ausrichtete, seine mächtigen Knie krachen, durchmaß mit zwei Schritten das Zimmer, stand vor d'Artagnan und preßte diesen mit einer Zärtlichkeit ans Herz, die von Tag zu Tag eine neue Stärke zu gewinnen schien.

»Ah!« wiederholte er, »Ihr seid stets willkommen, teurer Freund, doch heute seid Ihr es mehr, als je.«

»Oho! man ist traurig bei Euch?« sagte d'Artagnan.

Porthos antwortete durch einen Blick, der Niedergeschlagenheit ausdrückte.

»Nun! erzählt mir das, Porthos, mein Freund, wenn es nicht etwa ein Geheimnis ist.«

»Vor Allem, mein Freund,« sprach Porthos, »Ihr wisst, daß ich kein Geheimnis für Euch habe. Hört also, was mich betrübt.«

»Wartet, Porthos, laßt mich zuerst meine Füße aus dieser Streu von Atlas- und Sammetstoffen loswickeln.«

»Oh! geht immer zu,« erwiderte Porthos mit kläglichem Ton, »dies Alles ist nur Brack.«

»Teufel! Brack, Porthos! Tuch zu zwanzig Livres die Elle! herrlicher Atlas! königlicher Sammet!«

»Ihr findet also diese Kleider . . . «

»Glänzend, Porthos, glänzend! Ich wette, Ihr allein habt so viel in Frankreich, und angenommen, Ihr lasset nicht mehr ein einziges machen, und Ihr werdet hundert Jahre leben, worüber ich mich nicht wundern würde, könntet Ihr noch neue Kleider an Eurem Todestag tragen, ohne daß Ihr von heute bis zu diesem Tag die Nase eines einzigen Schneiders zu sehen nötig hättet.«

Porthos schüttelte den Kopf.

»Hört, mein Freund,« fuhr d'Artagnan fort, »diese Schwermut, die nicht in Eurem Charakter liegt, erschreckt mich. Mein lieber Porthos, machen wir uns je eher, desto besser, davon frei.«

»Ja, mein Freund, tun wir das,« erwiderte Porthos, »wenn es überhaupt möglich ist,«

»Habt Ihr schlimme Nachrichten von Bracieux erhalten, mein Freund?«

»Nein, man bat Holz geschlagen, und es hat ein Drittel über die Schätzung ertragen.«

»Hat eine Flucht in den Teichen von Pierrefonds stattgefunden?«

»Nein, mein Freund, man hat sie ausgefischt, und aus dem Überfluß vom Verkauf hätte man alle Teiche mit jungen Fischen besetzen können.«

»Sollte das Vallon in Folge eines Erdbebens eingestürzt sein?«

»Nein, mein Freund, im Gegenteil, der Blitz hat hundert Schritte vom Schloß eingeschlagen und eine Quelle an einem Orte springen gemacht, wo es völlig an Wasser mangelte.«

»Nun! was gibt es denn?«

»Ich habe eine Einladung zu dem Feste in Vaux erhalten.«

»Ei! beklagt Euch doch ein wenig! Der König hat in den Haushaltungen des Hofes mehr als hundert Zwistigkeiten aus Leben und Tod dadurch veranlaßt, daß er Einladungen verweigert. Ah! wahrhaftig, teurer Freund, Ihr seid bei der Fahrt nach Vaux? Ah! ah! ah!«

»Mein Gott, ja.«

»Ihr werdet einen herrlichen Anblick genießen, mein Freund.«

»Ach! ich vermute es.«

»Alles, was es in Frankreich Großes gibt, wird dort versammelt sein.«

»Ah!« machte Porthos. Und er raufte sich aus Verzweiflung ein Pfötchen voll Haare aus.

»Guter Gott!« rief d'Artagnan, »seid Ihr krank, mein Freund?«

»Alle Wetter! ich befinde mich wie der Pont-Neuf. Das ist es nicht.«

»Aber was ist es denn?«

»Ich habe keine Kleider.«

D'Artagnan blieb versteinert.

»Keine Kleider! Porthos!« rief er, »keine Kleider! während ich mehr als fünfzig auf dem Boden sehe!«

»Fünfzig, ja, und nicht eines, das mir taugt.«

»Wie! nicht eines, das Euch taugt? Man nimmt also kein Maß von Euch, wenn man Euch kleidet?«

»Doch, doch,« erwiderte Mouston, »aber leider bin ich stärker geworden.«

»Wie, Ihr seid stärker geworden?«

»So, daß ich nun dicker, viel, viel dicker bin, als der Herr Baron. Solltet Ihr das glauben, gnädiger Herr?«

»Bei Gott! das sieht man wohl.«

»Siehst Du, Dummkopf, man sieht das!« rief Porthos.

»Aber, mein lieber Porthos,« sagte d'Artagnan mit einer leichten Ungeduld, »ich weiß nicht, warum Eure Kleider für Euch nicht passend sind, weil Mouston dicker geworden ist.«

»Ich will Euch das erklären, mein Freund, Ihr erinnert Euch, mir die Geschichte von einem römischen General, Antonius, erzählt zu haben, der immer sieben Wildschweine, zu verschiedenen Punkten gekocht, am Spieß hatte, um sein Mittagmahl, zu welcher Stunde des Tages es ihm beliebte, verlangen zu können. Wohl! ich beschloß, da ich jeden Augenblick zu Hofe berufen werden und dort acht Tage verweilen könnte, für diese Veranlassung immer sieben Kleider bereit zu halten.«

»Vortrefflich geurteilt, Porthos! Nur muß man Euer Vermögen haben, um sich solche Phantasien zu erlauben, abgesehen von der Zeit, die man dadurch verliert, daß man sich anmessen läßt. Die Moden wechseln so oft!«

»Gerade hierin schmeichelte ich mir, etwas sehr Geistreiches gesunden zu haben.«

»Sprecht, laßt hören. Ich zweifle, bei Gott! nicht an Eurem Genie.«

»Ihr erinnert Euch, daß Mouston mager war?«

»Ja, zur Zeit, wo er Mousqueton hieß.«

»Ihr erinnert Euch auch der Zeit, wo er fett zu werden anfang?«

»Nein, nicht genau. Ich bitte Euch um Verzeihung, mein lieber Mouston.«

»Oh! der gnädige Herr ist nicht mangelhaft,« erwiderte Mouston mit einer lebenswürdigen Miene, »der gnädige Herr war in Paris, und wir waren in Pierrefonds.«

»Nun, Porthos, es gab also eine Zeit, wo Mouston stark zu werden anfang? Nicht wahr, das wollt Ihr sagen?«

»Ja, mein Freund, und darüber freute ich mich zu jener Zeit ungemein.«

»Pest, das glaube ich wohl,« rief d'Artagnan.

»Ihr begreift, daß das mir Mühe ersparte,« fuhr Porthos fort.

»Nein, mein Freund, ich begreife noch nicht; doch wenn Ihr mir genau erklärt . . . «

»Ich komme zur Sache, mein Freund. Vor Allem ist es, wie Ihr sagt, ein Zeitverlust, daß man sich soll anmessen lassen, und wäre es nur einmal alle vierzehn Tage. Und dann kann man aus der Reise sein, und wenn man immer sieben Anzüge im Gange haben will . . . Kurz, mein Freund, ich Hasse es, irgend Jemand mein Maß zu geben. Was Teufels, man ist Edelmann oder ist es nicht! Sich von einem solchen Burschen, der einen nach Fuß, Zoll und Linie analysiert, messen und untersuchen zu lassen, ist demütigend. Dergleichen Leute finden uns hier zu hohl, dort zu hervorragend; sie kennen unsere Stärke und unsere Schwäche. Geht man aus den Händen eines solchen Anmessers hervor, so gleicht man jenen Festungen, deren Winkel und Dicken ein Spion ausgekundschaftet hat.«

»In der Tat, mein lieber Porthos, Ihr habt Ideen, die nur Euch eigentümlich sind.«

»Ah! Ihr begreift, wenn man Ingenieur ist . . . «

»Und Belle-Isle befestigt hat, ganz richtig, mein Freund.«

»Ich hatte also einen Gedanken, und ohne Zweifel wäre er ohne die Nachlässigkeit von Herrn Mouston gut gewesen.«

D'Artagnan warf einen Blick aus Mouston, der diesen Blick mit einer Bewegung des Körpers erwiderte, welche besagen wollte: »Ihr werdet sehen, ob ich an dem Allem Schuld bin.«

»Ich wünschte mir also Glück, da ich Mouston fett werden sah,« fuhr Porthos fort, »und ich half selbst mit allen meinen Kräften

dazu, ihm Beileibtheit mittelst einer wesenhaften Nahrung zu verschaffen, beständig in der Hoffnung, es würde ihm gelingen, mir an Umfang gleich zu kommen, und er könnte sich dann statt meiner anmessen lassen.«

»Ah! beim Gewitter, ich begreife,« rief d'Artagnan, »das ersparte Euch die Mühe und die Demütigung.«

»Denkt Euch als meine Freude, als ich nach anderthalb Jahren einer gut ausgedachten Nahrung, denn ich gab mir die Mühe, diesen Burschen selbst zu speisen . . . «

»Ah! und ich habe treulich dabei geholfen, gnädiger Herr,« versetzte Mouston bescheiden.

»Das ist wahr. Denkt Euch also meine Freude, als ich eines Morgens bemerkte, daß Mouston genötigt war, sich zusammenzuziehen, wie ich mich selbst zusammenzog, um durch die kleine Geheimtüre zu gehen, welche diese Teufel von Baumeistern in dem Zimmer von Madame du Vallon in Pierrefonds angebracht haben. Bei Gelegenheit dieser Türe frage ich Euch, mein Freund, der Ihr Alles wisst, wie es diesen Eseln von Architekten, welche von ihrem Handwerke aus den Compaß im Kopf haben müssen, einfallen kann, Türen zu machen, durch welche nur magere Leute zu gehen im Stande sind.«

»Solche Türen,« erwiderte d'Artagnan, »sind für die Liebhaber bestimmt; ein Liebhaber aber ist in der Regel von schlankem, hageren Wuchse.«

»Madame du Vallon hatte keinen Liebhaber,« entgegnete Porthos mit Majestät.

»Ganz richtig, mein Freund,« sagte d'Artagnan; »doch die Baumeister haben an den Fall gedacht, daß Ihr vielleicht wieder heiraten würdet.«

»Ah! das ist möglich,« sprach Porthos. »Und nun, da mir die Erklärung der zu engen Türen gegeben, ist, kommen wir aus das Fettwerden von Mouston zurück. Doch bemerkt, daß sich diese beiden Dinge berühren, mein Freund. Ich habe immer wahrgenommen, daß die Ideen sich paarten. So bewundert folgendes Phänomen, d'Artagnan: ich sprach mit Euch von Mouston, der dick wurde, und wir sind dadurch aus Madame du Vallon gekommen.«

»Welche mager war.«

»Hin! ist das nicht wunderbar!«

»Mein lieber, ein mir befreundeter Gelehrter, Herr Costar, hat dieselbe Bemerkung gemacht, wie Ihr, und er benennt das mit einem griechischen Namen, dessen ich mich nicht mehr erinnere.«

»Ah! meine Bemerkung ist also nicht neu?« rief Porthos erstaunt; »ich glaubte sie erfunden zu haben.«

»Mein Freund, das war eine vor Aristoteles, das heißt, vor etwa zweitausend Jahren bekannte Tatsache.«

»Wohl! darum ist es nicht minder richtig,« sagte Porthos, entzückt, mit den Gelehrten des Altertums zusammengetroffen zu sein.

»Vortrefflich! Doch wenn wir aus Mouston zurückkämen . . . mich dünkt, wir haben ihn augenscheinlich stärker werdend verlassen.«

»Ja, gnädiger Herr,« sagte Mouston.

»Gut, ich bin dabei,« sprach Porthos. »Mouston nahm also dergestalt zu, daß er alle meine Hoffnungen erfüllte, denn er erreichte mein Maß; hiervon konnte ich mich eines Tags« überzeugen, als ich aus dem Leibe dieses Burschen ein Kamisol von mir erblickte, aus dem er sich einen Rock gemacht hatte, das, nur was die Stickerei betrifft, hundert Pistolen wert war.«

»Das geschah, um es zu probieren, gnädiger Herr,« sagte Mouston.

»Von diesem Augenblick an, fuhr Porthos fort, »beschloß ich, daß Mouston mit meinem Schneider in Verbindung treten und sich an meiner Stelle anmessen lassen sollte.«

»Herrlich ersonnen, Porthos; doch Mouston ist anderthalb Fuß kleiner, als Ihr.«

»Ganz richtig, man nahm das Maß bis aus den Boden, und das Ende des Kleides ging mir gerade bis über das Knie.«

»Welches Glück habt Ihr doch, Porthos! Dergleichen Dinge widerfahren nur Euch.«

»Ah! ja, macht mir Euer Kompliment, es ist Ursache dazu vorhanden. Gerade um diese Zeit, nämlich vor ungefähr dreieinhalb Jahren reiste ich nach Belle-Isle ab; ich beauftragte

Mouston, um immer und im Fall der Not ein, Muster von allen Moden zu haben, sich jeden Monat ein Kleid machen zu lassen.«

»Sollte es Mouston versäumt haben, Euren Auftrag zu befolgen? Oh! das wäre schlimm, Mouston.«

»Im Gegenteil, gnädiger Herr, im Gegenteil.«

»Nein, er hat nicht vergessen, sich die Kleider machen zu lassen, aber er hat vergessen, mich zu benachrichtigen, daß er noch dicker wurde,«

»Ah! das ist nicht mein Fehler, gnädiger Herr, Euer Schneider hat es mir nicht gesagt.«

»So,« sprach Porthos, »so, daß der Bursche seit zwei Jahren um achtzehn Zoll Umfang zugenommen hat, und daß meine zwölf letzten Röcke alle stufenweise um einen bis anderthalb Fuß zu weit sind.«

»Doch die anderen, diejenigen, welche sich der Zeit nähern, wo Eure Taille dieselbe war?«

»Sie sind nicht mehr in der Mode, mein lieber Freund, Zöge ich sie an, so würde ich aussehen, als käme ich von Siam, und als wäre ich zwei Jahre von Hofe entfernt gewesen.

»Ich begreife Eure Verlegenheit. Wie viel neue Kleider habt Ihr? nicht wahr, sechs und dreißig? und Ihr habt kein einziges. Wohl! Ihr müßt Euch ein sieben und dreißigstes machen lassen; die sechs und dreißig anderen sind für Mouston.«

»Ah! gnädiger Herr!« rief Mouston mit zufriedener Miene. »Doch der gnädige Herr ist allerdings immer gütig gegen mich gewesen.«

»Bei Gott! glaubt Ihr, dieser Gedanke sei mir nicht auch gekommen, oder ich habe die Ausgabe gescheut? Aber es sind nur noch zwei Tage von jetzt bis zu dem Feste in Vaux; ich habe die Einladung gestern erhalten, ich habe Mouston mit Post mit meiner Garderobe kommen lassen, ich habe das Unglück, das mir begegnete, erst diesen Morgen wahrgenommen, und es gibt keinen Schneider, der nur ein wenig in der Mode wäre und es übernähme, mir bis übermorgen ein Kleid zu verfertigen.«

»Nämlich ein mit Gold bedecktes Kleid, nicht wahr?«

»Ich will überall Gold haben.«

»Wir werden das in Ordnung bringen. Ihr geht erst in drei Tagen

ab. Die Einladungen sind für Mittwoch gemacht, und wir sind am Sonntag Morgen.«

»Das ist wahr, doch Aramis hat mir eingeschärft, vier und zwanzig Stunden vorher in Vaux zu sein.«

»Wie, Aramis?«

»Ja, Aramis hat mir die Einladung gebracht.«

»Ah! sehr gut, ich begreife. Ihr seid von Herrn Fouquet eingeladen?«

»Nein, von Seiten des Königs, lieber Freund. Auf dem Zettel stand mit allen Buchstaben geschrieben: ›Der Herr Baron du Vallon wird benachrichtigt, daß der König die Gnade gehabt hat, ihn aus die Liste seiner Einladungen zu setzen.«

»Sehr gut; doch Ihr werdet mit Herrn Fouquet abgehen?«

»Und wenn ich bedenke,« rief Porthos, mit einem Fußtritt den Boden einstoßend, »wenn ich bedenke, daß ich keine Kleider haben werde, so berste ich vor Zorn. Ich möchte gern Einen erwürgen oder Etwas zerreißen!«

»Erwürgt Niemand und zerreißt Nichts, Porthos; ich werde Alles in Ordnung bringen. Zieht eines von Euren sechs und dreißig Kleidern an und kommt mit mir zu einem Schneider.«

»Bah! mein Kammerdiener ist seit dem Morgen bei allen gewesen.«

»Auch bei Herrn Percerin?«

»Wer ist Herr Percerin?«

»Er ist der Schneider des Königs, bei Gott!«

»Ah! ja, ja,« rief Porthos, der sich das Ansehen geben wollte, als kennete er den Schneider des Königs, während er seinen Namen zum ersten Mal hörte; »bei Herrn Percerin, dem Schneider des Königs, bei Gott! Ich dachte, er wäre zu sehr beschäftigt.«

»Ohne Zweifel wird er zu sehr beschäftigt sein; doch seid unbesorgt, Porthos, er wird für mich tun, was er für einen Andern nicht tun würde. Nur müssen wir ihn das Maß nehmen lassen, mein Freund.«

»Oh!« versetzte Porthos mit einem Seufzer, »das ist ärgerlich, doch was kann man am Ende tun!«

»Ihr werdet es machen, wie die Anderen, Ihr werdet es machen, wie der König,«

»Wie, man mißt auch dem König an? Und er duldet es.«

»Der König ist eitel, mein Lieber, und Ihr, Ihr seid es auch, was Ihr auch sagen wöget.«

Porthos lächelte mit einer siegreichen Miene und sprach:

»Gehen wir zum Schneider des Königs; und da er dem König anmißt, so kann ich mir, bei Gott! wohl auch anmessen lassen.«

IV.

Wer das war, der Herr Jean Percerin.

Der Schneider des Königs, Messire Jean Percerin, bewohnte ein ziemlich großes Haus in der Rue Saint-Honoré, bei der Rue de l'Arbre-Sec. Er war ein Mann, der Geschmack für schöne Stoffe, für schöne Stickereien, für Sammete hatte; die Kundschaft des Königs hatte sich vom Vater aus den Sohn vererbt. Diese Erbfolge beschränkte sich indessen nicht hieraus, sie ging bis zu Karl IX. zurück, bei dem, wie man weiß, häufig *Bravourlaunen* vorkamen, welche sehr schwer zu befriedigen waren.

Der Percerin jener Zeit war ein Hugenotte, wie Ambroise Paré; die Königin von Navarra, die schöne Margot, hatte ihn verschont, weil er der Einzige gewesen, dem es gelungen war, ihr die herrlichen Reitkleider zu verfertigen, die sie so gern trug, weil sie geeignet waren, gewisse anatomische Mängel zu verbergen, welche die Königin von Navarra so sorgfältig verbarg.

Der gerettete Percerin machte aus Dankbarkeit schöne, schwarze, sehr ökonomische Leibchen für die Königin Catharina, welche am Ende dem Hugenotten, dem sie lange ein böses Gesicht gemacht hatte, für seine Erhaltung sehr gewogen war. Doch Percerin war ein kluger Mann; er hatte sagen hören, nichts sei für einen Hugenotten gefährlicher, als das Lächeln der Königin Catharina, und da er bemerkte, daß sie ihm öfter, als gewöhnlich, zulächelte, so beeilte er sich, katholisch mit seiner ganzen Familie zu werden, und durch diese Bekehrung tadellos geworden, gelangte er zu der hohen Stellung des Schneidermeisters der Krone von Frankreich.

Unter Heinrich III., der ein äußerst eitler König war, erlangte diese Stellung die Höhe von einer der erhabensten Bergspitzen der Kordilleren. Percerin war sein ganzes Leben ein geschickter Mann gewesen, und um diesen Ruf auch über sein Grab hinaus zu bewahren, hütete er sich wohl, seinen Tod zu verfehlen: er starb also sehr geschickt, und gerade zur Stunde, wo seine Einbildungskraft nachzulassen anfang.

Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter, Beide würdig des

Namens, den sie zu führen berufen waren: der Sohn ein unerschrockener Schneider und pünktlich wie ein Winkelmaß: die Tochter eine Stickerin und Ornamentenzeichnerin.

Die Hochzeit von Heinrich IV. und Maria von Medicis, die schöne Trauer der genannten Königin machten, nebst einigen Herrn von Bassompierre, dem König der Elegants jener Zeit, entschlüpften Worten, das Glück der zweiten Generation der Percerin.

Herr Concino Concini und seine Frau Galigai, welche hernach am französischen Hofe glänzten, wollten die Kleider italienisieren und ließen Schneider von Florenz kommen; aber in seiner Vaterlandsliebe und in seiner Eitelkeit gestachelt, vernichtete Percerin diese Fremdlinge durch die Anwendung seiner Dessins von Brocatell und seiner unnachahmlichen Plumetis¹³, dergestalt, daß Concino zuerst aus seine Landsleute verzichtete und eine solche Zuneigung zu dem Schneider faßte, daß er nur noch von ihm gekleidet sein wollte; er trug auch ein Wamms von ihm an dem Tag, wo ihm Vitry mit einem Pistolenschuß auf der kleinen Brücke des Louvre die Hirnschale zerschmetterte.

Dieses Wamms, das aus der Werkstätte von Meister Percerin kam, hatten die Pariser das Vergnügen, mit dem darin enthaltenen Menschenfleisch, in so viele Stücke zu zerreißen.

Trotz der Gunst, der sich Percerin bei Concino Concini erfreut hatte, war König Ludwig XIII. edelmütig genug, keinen Groll gegen seinen Schneider zu hegen und ihn in seinem Dienste zu behalten. In dem Augenblick, wo Ludwig der Gerechte dieses große Beispiel von Billigkeit gab, hatte Percerin zwei Söhne erzogen, von denen der Eine sein Probestück bei der Hochzeit von Anna von Österreich machte, für den Kardinal von Richelieu das schöne spanische Kleid erfand, mit dem er Sarabande tanzte, die Costumes des Trauerspiels Mirame verfertigte und aus den Mantel von Buckingham die bekannten Perlen nähte, die aus den Böden des Louvre ausgestreut zu werden bestimmt waren.

Man wird bald berühmt, wenn man Herrn von Buckingham, Herrn von Cinq-Mars, Mademoiselle Ninon, Herrn von Beaufort und Marion de Lorme gekleidet hat. Percerin III. hatte den Kulminationspunkt seines Ruhmes erreicht, als sein Vater starb.

Alt, mit Ruhm bekränzt und reich, kleidete noch derselbe

Percerin Ludwig XIV., und da er keinen Sohn besaß, was für ihn ein großer Kummer war, insofern mit ihm seine Dynastie erlosch, so hatte er mehrere Zöglinge von schönen Hoffnungen herangebildet. Er hatte einen Wagen, ein Landgut, Lackeien, die größten in Paris, und durch besondere Erlaubnis von Ludwig XIV. eine Meute. Er kleidete die Herren von Lyonne und Letellier mit einer Art von Protektion, aber ihm, dem Politiker, genährt von den Staatsgeheimnissen, war es nie gelungen, ein Kleid für Herrn Colbert zu verfertigen. Das läßt sich nicht erklären, es errät sich. Die großen Geister jeder Art leben von unfasßbaren, unsichtbaren Vorstellungen; sie handeln, ohne selbst zu wissen, warum. Der große Percerin, denn gegen die Gewohnheit der Dynastien, war es besonders der letzte der Percerin, der den Beinamen der Große verdient hatte, der große Percerin, sagen wir, schnitt in Folge einer Eingebung einen Rock für die Königin oder eine enge Hofe für den König; er ersann einen Mantel für Monsieur, einen Strumpfwickel für Madame; doch trotz seines erhabenen Genies konnte er das Maß von Herrn Colbert nicht festhalten: »Dieser Mann,« sagte er oft, »liegt außer meinem Talent, und ich wäre nicht im Stande, ihn im Dessin meiner Nadeln zu sehen!«

Es versteht sich von selbst, daß Percerin der Schneider von Herrn Fouquet war, und daß ihn der Herr Oberintendant hochschätzte.

Herr Percerin zählte gegen achtzig Jahre, und dennoch war er so frisch und zu gleicher Zeit so dürr, wie die Hofleute sagten, als er spröde war. Sein Rus und sein Vermögen waren groß genug, daß der Herr Prinz, dieser König der Zierlinge, ihm, während er sich über Costumes mit ihm unterhielt, den Arm gab, und daß die im Bezahlen am wenigsten eifrigen Hofleute es nie wagten, die Rechnungen bei ihm zu lange anstehen zu lassen; denn Percerin machte einmal Kleider aus Kredit, doch nie zum zweiten Mal, wenn er nicht für das erste Mal bezahlt war.

Man begreift, daß ein solcher Schneider, statt Kunden nachzulaufen, nur mit Schwierigkeiten neue annahm. Percerin weigerte sich auch, die Bürger und die zu neu Geadelten zu kleiden. Es ging sogar das Gerücht, Herr von Mazarin habe ihm gegen die uneigennützigte Lieferung eines großen, vollständigen Ceremonienkleides für einen Kardinal an einem schönen Tag ein

Adelsdiplom in die Tasche gesteckt.

Percerin hatte Witz und Bosheit. Man sagte, er sei sehr aufgeweckt. Mit seinem achtzigsten Jahre nahm er noch mit fester Hand das Maß vom Leibe einer Frau.

In das Haus dieser künstlerischen Vornehmheit führte d'Artagnan den trostlosen Porthos.

Dieser sagte unter Weges zu seinem Freunde:

»Mein lieber d'Artagnan, nehmt Euch in Acht, daß es keinen Zusammenstoß der Würde eines Mannes, wie ich bin, mit der Unverschämtheit dieses Percerin gibt, der sehr unhöflich sein muß, denn ich sage Euch zum Voraus, daß ich ihn, wenn er sich gegen mich verfehlte, bestrafen würde.«

»Durch mich vorgestellt,« erwiderte d'Artagnan, »habt Ihr nichts zu befürchten, und wäret Ihr auch, was Ihr nicht seid.«

»Oh! es ist . . . «

»Was denn? Solltet Ihr etwas gegen Percerin haben. Porthos?«

»Ich glaube, ich habe seiner Zeit . . . «

»Nun, was denn: seiner Zeit?«

»Ich habe Mouston zu einem Burschen dieses Namens geschickt.«

»Weiter?«

»Und dieser Bursche hat sich geweigert, mich zu kleiden.«

»Oh! ein Missverständnis, das notwendig ausgeglichen werden muß. Mouston wird es verwechselt haben.«

»Vielleicht.«

»Er hat wohl einen Namen für den andern genommen.«

»Es ist möglich. Dieser Schelm von einem Mouston hat nie ein Namensgedächtnis gehabt.«

»Ich übernehme Alles.«

»Sehr gut.«

»Laßt den Wagen halten, Porthos; es ist hier.«

»Hier!«

»Ja, hier.«

»Wie, hier! Wir sind hier in den Hallen und Ihr habt mir gesagt, das Haus sei an der Ecke der Rue de l'Arbre-Sec.«

»Es ist wahr, doch schaut.«

»Wohl! ich schaue und ich sehe . . . «
»Was?«
»Daß wir in den Hallen sind, bei Gott!«
»Ihr wollt ohne Zweifel nicht, daß unsere Pferde auf den Wagen desjenigen, welcher uns voranfährt, hinaufsteigt?«
»Nein.«
»Auch nicht, daß der Wagen, der vor uns kommt, auf den vor ihm hinauffährt?«
»Eben so wenig.«
»Noch daß der zweite Wagen den zwanzig bis dreißig anderen Wagen, welche vor uns gekommen sind, über den Bauch fährt?«
»Oh! bei meiner Treue, Ihr habt Recht. Ah! wie viel Leute, mein Lieber, wie viel Leute!«
»Nicht wahr?«
»Und was machen alle diese Leute hier?«
»Das ist ganz einfach. Sie warten, bis die Reihe an sie kommt.«
»Bah! sollten die Schauspieler des Hotel de Bourgogne ausgezogen sein?«
»Nein, bis die Reihe des Eintritts bei Herrn Percerin an sie kommt.«
»Wir werden also auch warten?«
»Wir, wir werden gescheiter und weniger stolz sein, als sie.«
»Was tun wir dann?«
»Wir steigen aus, wir schreiten mitten durch die Pagen und Lackeien und treten bei dem Schneider ein, dafür stehe ich Euch, besonders, wenn Ihr vorangeht.«
»Vorwärts,« sagte Porthos.

Beide stiegen aus und gingen zu Fuß nach dem Hause.

Was diese Zusammenscharung veranlagte, war der Umstand, daß die Türe von Herrn Percerin geschlossen war, und daß ein Lackei, der vor dieser Türe stand, den vornehmen Kunden des vornehmen Schneiders erklärte, für den Augenblick empfangen Herr Percerin Niemand. Man wiederholte sich außen immer nach dem, was vertraulich der große Lackei zu einem vornehmen Mann, gegen den er sich freundlich benahm, gesagt hatte, man wiederholte sich, Percerin sei mit fünf Anzügen für den König

beschäftigt, und in Betracht der Dringlichkeit der Lage, sinne er in seinem Kabinett über die Verzierungen, die Farbe und den Schnitt dieser fünf Anzüge nach.

Mehrere kehrten, befriedigt durch den Grund und glücklich, ihn Andern sagen zu können, um, aber Andere, von zäherer Natur, bestanden daraus, daß ihnen die Türe geöffnet werden sollte, und unter den letzten drei Heiligengeistritter, die für ein Ballett bezeichnet waren, das unfehlbar scheitern würde, hätten die drei Heiligengeistritter nicht eigenhändig vom großen Percerin geschnittene Kleider.

Porthos vor sich her schiebend, der die Gruppen durchbrach, gelangte d'Artagnan bis zu den Arbeitstischen, hinter denen sich die Schneidergesellen gewaltig anstrebten, um auf's Beste zu antworten.

Wir vergessen, zu bemerken, daß man vor der Türe, Porthos, wie die Anderen, hatte zurückweisen wollen, doch es hatte sich d'Artagnan gezeigt, und nur die Worte: »Befehl des Königs,« gesprochen, und war sogleich mit seinem Freunde eingeführt worden.

Diese armen Teufel hatten viel zu tun und rafften alle ihre Kräfte zusammen, um den Anforderungen der Kunden, in Abwesenheit des Herrn, zu entsprechen; sie unterbrachen sich zuweilen, indem sie einen Stich machten, um eine Phrase zu dreheln, und wenn der verwundete Stolz oder die getäuschte Erwartung sie zu heftig ausschalt, so tauchte der Angegriffene nieder und verschwand unter dem Arbeitstisch.

Die Prozession der unzufriedenen vornehmen Herren bildete ein Gemälde voll interessanter Einzelheiten.

Unser Kapitän der Musketiere, der Mann mit dem raschen, sichern Auge, umfaßte es mit einem Blick. Nachdem er jedoch die Gruppen durchlaufen hatte, heftete sich dieser Blick auf einen Mann, welcher gegenüber aus einem Schemel saß und kaum mit dem Kopfe den Arbeitstisch überragte, der ihm Schutz verlieh. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit schwermütiger Physiognomie, bleichem Gesichte und sanften, leuchtenden Augen. Er schaute d'Artagnan und die Anderen, eine Hand unter dem Kinn, wie ein neugieriger, ruhiger Liebhaber an. Nur als er unsern Kapitän erblickte und ohne Zweifel erkannte, schlug er

seinen Hut aus seine Augen nieder.

Es war vielleicht diese Gebärde, was den Blick von d'Artagnan anzog. War dem so, so folgte hieraus, daß der Mann mit dem niedergeschlagenen Hut einen von dem, welchen er sich vorgesetzt, sehr verschiedenen Zweck erreicht hatte.

Die Tracht dieses Mannes war übrigens sehr einfach, und seine Haare waren stach genug frisiert, daß ihn minder scharf beobachtende Kunden für einen gewöhnlichen Schneidergesellen halten konnten, der, hinter den eichenen Tisch gekauert, mit Pünktlichkeit am Sammet oder an der Seide nähte.

Jedenfalls hatte dieser Mensch den Kopf zu oft in der Luft, um nützlich mit seinen Fingern zu arbeiten.

D'Artagnan ließ sich nicht betören; er sah wohl, daß wenn dieser Mensch arbeitete, es sicherlich nicht an Stoffen geschah.

»He!« sagte er, indem er sich an diesen Mann wandte, »Ihr seid also Schneidergesell geworden, Herr Molière?«

»St! Herr d'Artagnan,« erwiderte leise der Mann mit dem niedergeschlagenen Hut, »stille, in des Himmels Namen, Ihr werdet machen, daß man mich erkennt.«

»Nun, was ist daran Schlimmes?«

»Es ist allerdings nichts Schlimmes daran; doch . . . «

»Ihr wollt sagen, es sei auch nicht gut, nicht wahr?«

»Ach! nein, denn ich versichere Euch, ich war beschäftigt, sehr gute Gesichter zu betrachten.«

»Tut das, tut das. Ich begreife, welches Interesse die Sache für Euch hat, Herr Molière; und . . . ich werde Euch in Euren Studien nicht stören.«

»Ich danke Euch.«

»Doch unter einer Bedingung: daß Ihr mir sagt, wo Herr Percerin in der Tat ist.«

»Oh! sehr gern: in seinem Kabinett. Nur . . . «

»Nur, darf man nicht hinein?«

»Unzugänglich.«

»Für Jedermann?«

»Für Jedermann. Er hat mich hier hereingelassen, damit ich nach meinen Bequemlichkeiten meine Beobachtungen machen

könnte, dann ist er weggegangen.«

»Wohl! mein lieber Molière, nicht wahr, Ihr benachrichtet ihn, daß ich da bin?«

»Ich!« rief Molière mit dem Tone eines mutigen Hundes, dem man den Knochen nimmt, welchen er rechtlicher Weise erworben hat; »ich soll meinen Platz verlassen? Ah! Herr d'Artagnan, wie schlecht behandelt Ihr mich!«

»Wenn Ihr nicht aus der Stelle Herrn Percerin meldet, ich sei da, mein lieber Herr Molière,« sagte d'Artagnan leise, »so erkläre ich Euch Eines: ich lasse Euch den Freund nicht sehen, den ich mitgebracht habe.«

Molière bezeichnete mit einer unmerklichen Gebärde Porthos.

»Diesen, nicht wahr?« sagte er.

»Ja.«

Molière heftete auf Porthos einen von den Blicken, welche die Gehirne und die Herzen durchwühlen. Die Prüfung kam ihm ohne Zweifel vielversprechend vor, denn er stand sogleich aus und ging in das anstoßende Zimmer.

V.

Die Muster.

Mittlerweile verlief sich die Menge langsam, wobei sie indessen an jeder Ecke des Arbeitstisches ein Gemurre oder eine Drohung zurückließ, wie an den Sandbänken des Meeres die Wellen ein wenig Schaum oder zermalmtes Meergras hinterlassen, wenn sie sich bei Eintritt der Ebbe zurückziehen.

Nach zehn Minuten erschien Molière wieder und machte d'Artagnan unter dem Türvorhang ein anderes Zeichen. Dieser eilte, Porthos mit sich ziehend, fort, und führte ihn durch verschiedene ziemlich verworrene Gänge in das Kabinett von Percerin. Die Ärmel zurückgeschlagen, untersuchte der Greis ein Stück Brocat mit großen goldenen Blumen, um schöne Reflexe darauf hervorzubringen. Als er d'Artagnan erblickte, ließ er seinen Stoff liegen und ging ihm entgegen, nicht strahlend, nicht höflich, doch im Ganzen ziemlich artig.

»Herr Kapitän der Garden,« sagte er, »nicht wahr, Ihr werdet mich entschuldigen? doch ich habe zu tun.«

»Ah! ja, Ihr seid mit den Kleidern des Königs beschäftigt; ich weiß das, mein lieber Herr Percerin, Ihr macht drei, wie man mir gesagt hat?«

»Fünf, mein lieber Herr, fünf.«

»Drei oder fünf, das kümmert mich nichts, Meister Percerin, und ich weiß, daß Ihr die schönsten der Welt machen werdet.«

»Man weiß es, ja, einmal gemacht, werden sie die schönsten der Welt sein, damit es aber die schönsten der Welt sind, müssen sie zuvor gemacht werden, und hierzu, mein lieber Herr Kapitän, brauche ich Zeit.«

»Ah bah! noch zwei Tage! das ist mehr, als Ihr braucht, mein lieber Herr Percerin,« sagte d'Artagnan mit dem größten Phlegma.

Percerin schaute empor, wie ein Mensch, der wenig an den Widerspruch gewöhnt ist, selbst nicht einmal in seinen Launen; d'Artagnan merkte aber nicht aus die Miene, welche der erhabene

Brocatschneider allmählich annahm.

»Mein lieber Herr Percerin,« fuhr er fort, »ich bringe Euch einen Kunden.«

»Ah! ah!« machte Percerin mit einem verdrießlichen Tone.

»Den Herrn Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds,« sagte d'Artagnan.

Percerin versuchte eine Begrüßung, welche nichts Sympathisches bei dem furchtbaren Porthos fand, der seit seinem Eintritt in das Kabinett den Schneider scheinbar anschaute.

»Einen von meinen Freunden,« vollendete d'Artagnan.

»Ich werde den Herrn bedienen, aber später,« erwiderte Percerin.

»Später! und wann dies?«

»Wann . . . wann ich Zeit haben werde.«

»Ihr habt das schon meinem Bedienten gesagt!« rief Porthos unzufrieden.

»Das ist möglich, ich bin beinahe immer mit dringenden Geschäften überhäuft.«

»Mein Freund,« entgegnete Porthos pathetisch, »man hat immer Zeit, wenn man will.«

Percerin wurde karmesinrot; was bei den durch das Alter weiß gewordenen Greisen ein ärgerliches Merkmal ist.

»Es steht dem Herrn, meiner Treue! frei, sich anderswo bedienen zu lassen,« sagte er.

»Ah! ah! Percerin,« flüsterte d'Artagnan, »Ihr seid heute nicht lebenswürdig. Wohl denn! ich will Euch ein letztes Wort sagen, wonach Ihr aus die Knie fallen werdet: dieser Herr ist nicht nur ein Freund von mir, sondern auch ein Freund von Herrn Fouquet.«

»Ah! ah!« versetzte der Schneider, »das ist etwas Anderes.« Dann sich gegen Porthos wendend, fragte er: »Der Herr Baron gehört dem Herrn Oberintendanten?«

»Ich gehöre mir,« brach Porthos gerade in dem Augenblick los, wo der Türvorhang ausgehoben wurde, um eine neue Person durchzulassen.

Molière beobachtete. D'Artagnan lachte. Porthos fluchte.

»Mein lieber Herr Percerin,« sagte d'Artagnan, »Ihr werdet dem

Herrn Baron ein Kleid machen, ich bitte Euch darum.«

»Bei Euch sage ich nicht nein, Herr Kapitän.«

»Doch das ist nicht Alles, Ihr werdet ihm das Kleid sogleich machen.«

»Unmöglich vor acht Tagen.«

»Dann ist es, als ob Ihr es abschlüget, ihm eines zu machen, da das Kleid bei dem Feste in Vaux zu erscheinen bestimmt ist.«

»Ich wiederhole, daß es unmöglich ist,« entgegnete der hartnäckige Greis.

»Nein, lieber Herr Percerin, besonders, wenn ich Euch darum bitte,« sagte an der Türe eine sanfte Stimme, eine metallische Stimme, welche d'Artagnan das Ohr spitzen machte. Es war die Stimme von Aramis.

»Herr d'Herblay,« rief der Schneider.

»Aramis!« murmelte d'Artagnan.

»Ah! unser Bischof!« sagte Porthos.

»Guten Morgen, d'Artagnan, guten Morgen, teure Freunde,« sprach Aramis. »Auf, Herr Percerin, macht das Kleid für diesen Herrn, und ich stehe Euch dafür, daß Ihr, indem Ihr es macht, Herrn Fouquet etwas Angenehmes erweist.«

Und er begleitete diese Worte mit einem Zeichen, welches besagen wollte: Bewilligt und entläßt. Es scheint, Aramis hatte aus Percerin einen höheren Einfluß, als selbst d'Artagnan, denn der Schneider verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung, wandte sich gegen Porthos um und sprach ungeschlacht:

»Laßt Euch das Maß auf der andern Seite nehmen.«

Porthos errötete aus eine furchtbare Art.

D'Artagnan sah den Sturm kommen und sagte mit halber Stimme zu Molière:

»Mein lieber Herr, der Mann, den Ihr seht, hält sich für entehrt, wenn man das Fleisch und die Knochen mißt, die ihm Gott zugetheilt hat; studiert mir diesen Typus, Meister Aristophanes, und benützt es.«

Molière bedurfte der Ermutigung nicht; er umfaßte mit den Augen die ganze Person von Porthos und sagte dann zu ihm:

»Mein Herr, wenn es Euch gefällig ist, mit mir zu kommen, so

werde ich Euch das Maß von einem Kleid nehmen lassen, ohne daß Euch der Messer berührt.«

»Ah! was sagt Ihr da, mein Freund?« rief Porthos.

»Ich sage, man werde weder die Elle, noch den Fuß aus Eure Nähte anwenden. Das ist ein neues Verfahren, das wir ersonnen haben, um das Maß von Leuten von Stand zu nehmen, deren Empfindlichkeit es widerstrebt, sich von gemeinen Burschen berühren zu lassen. Wir haben empfindliche Leute, die es nicht ertragen können, gemessen zu werden, eine Zeremonie, die, meines Erachtens, die natürliche Majestät des Menschen verletzt, und solltet Ihr zufällig zu diesen Leuten gehören . . . ?«

»Alle Hagel! ich glaube wohl, daß ich dazu gehöre.«

»Wohl! das kommt vortrefflich, Herr Baron, und bei Euch soll von unserer Erfindung zuerst Gebrauch gemacht werden.«

»Wie, des Teufels, benimmt man sich aber hierbei?« fragte Porthos entzückt.

»Mein Herr.« antwortete Molière, sich verbeugend, »wollt Ihr die Gnade haben, mir zu folgen, so werdet Ihr es sehen.«

Aramis schaute diese Szene mit allen seinen Augen an. Vielleicht glaubte er an der Belebtheit von d'Artagnan zu erkennen, dieser würde mit Porthos weggehen, um das Ende von einer so gut begonnenen Szene nicht zu verlieren; doch so scharfsichtig Aramis auch war, er täuschte sich. Porthos und Molière gingen allein weg, D'Artagnan blieb bei Percerin. Warum? aus Neugierde, das ist das Ganze; wahrscheinlich um noch einige Augenblicke länger die Gegenwart seines guten Freundes Aramis zu genießen. Sobald Molière und Porthos verschwunden waren, näherte sich d'Artagnan dem Bischof von Bannes, was diesem besonders ärgerlich zu sein schien, und sagte:

»Nicht wahr, auch ein Kleid für Euch, lieber Freund?«

»Nein,« erwiderte Aramis lächelnd.

»Ihr geht doch nach Vaux?«

»Ich gehe dahin, doch ohne ein neues Kleid. Ihr vergeßt, mein lieber d'Artagnan, daß ein armer Bischof von Vannes nicht reich genug ist, um sich für alle Feste neue Kleider machen zu lassen.«

»Bah!« versetzte lachend der Musketier, »und die Gedichte, machen wir keine mehr?«

»Oh! d'Artagnan,« erwiderte Aramis, »es ist lange her, daß ich nicht mehr an alle diese Nichtswürdigkeiten denke.«

»Gut,« sagte d'Artagnan, schlecht überzeugt.

Percerin hatte sich wieder in seine Brocatbetrachtungen versenkt.

»Bemerkt Ihr nicht, daß wir diesem braven Mann sehr zur Last sind, mein lieber d'Artagnan,« sagte Aramis lächelnd.

»Ah! ah!« murmelte mit halber Stimme der Musketier, »das heißt, ich bin Dir zur Last, mein lieber Freund.« Dann sprach er laut: »Wohl! so gehen wir. Ich habe nichts mehr hier zu tun, und wenn Ihr so frei seid, als ich, lieber Aramis . . . «

»Nein, ich wollte . . . «

»Ah! Ihr wolltet Herrn Percerin etwas insgeheim sagen?«

»Insgeheim,« wiederholte Aramis, »ja, gewiß, doch nicht für Euch. Nie, das bitte ich Euch, mir zu glauben, nie werde ich etwas Geheimes haben, das ein Freund, wie Ihr, nicht hören darf.

»Oh! nein, nein, ich entferne mich,« erwiderte d'Artagnan, wobei jedoch seine Stimme einen merklichen Ausdruck von Neugierde hatte, denn die Bewegung von Aramis, so gut sie auch verkleidet war, entging ihm nicht, und er wusste, daß in dieser unerforschlichen Seele Alles, selbst die scheinbar geringfügigsten Dinge, gewöhnlich aus ein Ziel losging, ein unbekanntes Ziel, das aber, wie der Musketier bei seiner genauen Kenntnis des Charakters seines Freundes wohl begriff, wichtig sein mußte.

Aramis aber sah seinerseits, daß d'Artagnan nicht ohne Verdacht war, und entgegnete beharrlich:

»Ich bitte, bleibt und hört, wie sich die Sache verhält.« Dann sich an den Schneider wendend: »Mein lieber Herr Percerin . . . Ich freue mich sogar sehr, daß Ihr da seid.«

»Ah! wahrhaftig!« sagte zum dritten Mal der Gascogner, diesmal so wenig betört, als die anderen Male.

Percerin rührte sich nicht. Aramis weckte ihn gewaltsam dadurch aus, daß er ihm den Stoff, den Gegenstand seines Nachsinnens, aus den Händen zog.

»Mein lieber Herr Percerin,« sagte er, »ich habe hier nebenan Herrn Lebrun, einen der Maler von Herrn Fouquet.«

»Ah! sehr gut,« dachte d'Artagnan, »doch warum Herr

Lebrun?«

Aramis schaute d'Artagnan an, der sich die Miene gab, als betrachtete er Kupferstiche.

»Und Ihr wollt ihm ein Kleid, dem der Epicuräer ähnlich, machen lassen?« fragte Percerin.

Und indem er dies aus eine ganz zerstreute Art sagte, suchte der gute Schneider sein Stück Brocat wieder zu erwischen.

»Ein Epicuräer-Kleid?« fragte d'Artagnan mit ausforschendem Tone.

»Ah!« sagte Aramis mit seinem reizenden Lächeln, »es steht geschrieben, daß dieser liebe d'Artagnan heute Abend alle unsere Geheimnisse erfahren soll; ja, mein Freund; nicht wahr, Ihr habt wohl von den Epicuräern von Herrn Fouquet reden hören?«

»Gewiß. Ist es nicht eine Art von Gesellschaft von Dichtern, bei der die Herren La Fontaine, Loret, Pelisson, Molière sind, was weiß ich? und die ihre Akademie in Saint-Mandé hält?«

»Ganz richtig. Wohl! wir geben unseren Dichtern eine Uniform und reihen sie in den Dienst des Königs ein.«

»Oh! sehr gut, ich errate, eine Überraschung, die Herr Fouquet dem König bereitet. Oh! seid unbesorgt, wenn hierin das Geheimnis von Herrn Fouquet liegt, ich werde es nicht sagen.«

»Immer zum Entzücken, mein Freund. Nein, Herr Lebrun hat nichts aus dieser Seite zu tun; das Geheimnis, das ihn betrifft, ist noch viel wichtiger, als das andere.«

»Wenn es so wichtig ist, will ich es lieber nicht wissen,« erwiderte d'Artagnan, indem er sich einen falschen Abgang machte.

»Tretet ein, Herr Lebrun, tretet ein,« rief Aramis.

Und er öffnete mit der rechten Hand eine Seitentüre, während er mit der linken d'Artagnan zurückhielt.

»Meiner Treue, ich begreife nicht mehr,« sagte Percerin.

Aramis nahm ein Tempo, wie man in Theatersachen sagt.

»Mein lieber Herr Percerin,« sprach er., »nicht wahr. Ihr macht fünf Kleider für den König? eines von Brocat, eines von Jagdtuch, eines von Sammet, eines von Atlas und eines von Florentiner Stoff?«

»Ja. Doch woher wisst Ihr dies Alles, Monseigneur?« fragte Percerin erstaunt.

»Das ist ganz einfach, mein lieber Freund; es wird Jagd, Festmahl, Concert, Spazierfahrt und Empfang stattfinden, diese fünf Stoffe sind nach der Etiquette.«

»Ihr wisst Alles, Monseigneur.«

»Und noch viele andere Dinge,« murmelte d'Artagnan.

»Aber was Ihr nicht wisst,« rief der Schneider triumphierend. »obgleich Ihr Kirchenfürst seid, Monseigneur, was Niemand erfahren wird, was der König allein, Fräulein de la Vallière und ich wissen, das ist die Farbe der Stoffe und die Art der Verzierungen, es ist der Schnitt, es ist die Tournüre von dem Allem.«

»Wohl!« sagte Aramis, »das ist es gerade, womit ich Euch mich bekannt zu machen bitte, lieber Herr Percerin.«

»Ah bah!« rief der Schneider erschrocken, obgleich Aramis diese Worte mit seinem weichsten, honigreichsten Tone gesprochen hatte. Das Verlangen erschien Percerin, wenn er darüber nachdachte, so übertrieben lächerlich, so ungeheuer, daß er Anfangs ganz leise, dann laut lachte und endlich in ein schallendes Gelächter ausbrach. D'Artagnan ahmte ihn nach, nicht als hätte er die Sache so tief lächerlich gefunden, sondern um Aramis nicht erkalten zu lassen. Dieser ließ Beide gewähren, dann, als sie wieder ruhig waren, sagte er:

»Beim ersten Anblick, nicht wahr, sehe ich aus, als ließe ich mir eine Albernheit zu Schulden kommen? doch d'Artagnan, der die eingefleischte Weisheit ist, wird Euch wohl sagen, daß ich nicht umhin kann, Euch dies zu fragen.«

»Laßt hören,« rief der aufmerksame Musketier, der mit seinem wunderbaren Geruchssinn witterte, man habe bis jetzt nur scharmutzirt, und der Augenblick der Schlacht nahe heran.

»Laßt hören,« sagte Percerin ungläubig.

»Warum gibt Herr Fouquet dem König ein Fest?« fuhr Aramis fort. »Nicht wahr, um ihm zugefallen?«

»Sicherlich,« erwiderte Percerin.

D'Artagnan nickte billigend mit dem Kopf.

»Durch eine Galanterie, durch eine gute Erfindung, durch eine Reihe von Überraschungen, ähnlich der, von welcher wir vorhin in

Beziehung aus die Einreihung der Epicuräer sprachen?«

»Vortrefflich.«

»Nun also die Überraschung, mein guter Freund. Herr Lebrun hier ist ein Mann, der sehr pünktlich zeichnet.«

»Ja,« sagte Percerin, »ich habe Gemälde von dem Herrn gesehen und bemerkt, daß die Kleider sehr sorgfältig behandelt waren. Darum habe ich sogleich eingewilligt, ihm eine Kleidung zu machen, sei es eine mit denen der Herren Epicuräer übereinstimmende, sei es eine besondere.«

»Lieber Herr, wir nehmen Euer Wort an und werden später davon Gebrauch machen; für den Augenblick aber bedarf Herr Lebrun nicht der Kleider, die Ihr für ihn machen werdet, sondern derjenigen, welche Ihr für den König gemacht habt.«

Percerin machte einen Sprung rückwärts, den d'Artagnan, der ruhige Mann und der vorzugsweise Schätzer, nicht zu übertrieben fand, so viel seltsame und Schauer erregende Seiten enthielt das Verlangen, das Aramis gestellt hatte.

»Die Kleider des Königs! irgend Jemand in der Welt die Kleider des Königs geben! Oh! oh! Herr Bischof, Eure Herrlichkeit ist toll!« rief der arme Schneider außer sich.

»Helft mir doch, d'Artagnan,« sagte Aramis immer lächelnder und ruhiger; »helft mir doch den Herrn überreden, denn nicht wahr, Ihr begreift?«

»Ei! ich gestehe, nicht ganz.«

»Wie! Ihr begreift nicht, daß, Herr Fouquet dem König die Überraschung, bei seiner Ankunft in Vaux sein Portrait zu finden, bereiten will, und daß das Portrait, dessen Ähnlichkeit treffend sein wird, gekleidet sein muß, gerade wie der König an dem Tage, wo das Portrait erscheinen soll, gekleidet sein wird.

»Ah! ja, ja,« rief der Musketier, beinahe überzeugt, so wahrscheinlich war der Grund; »ja, mein lieber Aramis, Ihr habt Recht; ja, der Gedanke ist glücklich. Wetten wir, daß er von Euch kommt, Aramis?«

»Ich weiß nicht,« erwiderte der Bischof mit nachlässigem Tone, »von mir oder von Herrn Fouquet.«

Dann das Gesicht von Percerin befragend, nachdem er die Unentschiedenheit von d'Artagnan wahrgenommen hatte, sprach

er:

»Nun! Herr Percerin, was sagt Ihr?«

»Ich sage, daß . . . «

»Ich weiß wohl, es steht Euch frei, es abzuschlagen, und ich gedenke Euch durchaus nicht zu zwingen, lieber Herr; ich sage mehr, ich begreife sogar, mit welchem Zartgefühl Ihr zu Werke geht, daß Ihr dem Gedanken von Herrn Fouquet nicht entgegenkommt. Ihr befürchtet, es habe den Anschein, als wolltet Ihr dem Könige schmeicheln. Adel des Herzens, Herr Percerin, Adel des Herzens!«

Der Schneider stammelte ein unverständliches Wort.

»Es wäre allerdings eine sehr schöne Schmeichelei, die man dem jungen Fürsten machen könnte,« fuhr Aramis fort; »doch, sagte der Herr Oberindendant zu mir, schlägt es Herr Percerin ab, so erklärt ihm, es tue ihm dies in meinem Geiste keinen Eintrag, und ich schätze ihn immerhin. Nur . . . «

»Nur . . . « wiederholte der Schneider unruhig.

»Nur,« fuhr Aramis fort, »werde ich genötigt sein, dem König zu sagen: ›Sire, ich beabsichtigte Eurer Majestät ihr Bild anzubieten, doch in einem vielleicht übertriebenen, obgleich achtungswerthen Zartgefühl hat sich Herr Percerin widersetzt.«

»Widersetzt!« rief der Schneider, erschrocken über die Verantwortlichkeit, die aus ihm lasten sollte; »ich mich dem widersetzen, was Herr Fouquet will, wenn es sich darum handelt, dem König ein Vergnügen zu machen! Oh! was für ein abscheuliches Wort habt Ihr da gesagt, Herr Bischof! ich mich widersetzen! Oh! Gott sei Dank! ich habe es nicht ausgesprochen! Ich nehme den Herrn Kapitän der Musketiere zum Zeugen. Nicht wahr, Herr d'Artagnan, ich widersetze mich nicht?«

D'Artagnan machte ein Zeichen der Zurückweisung, welches bedeutete, er wünsche neutral zu bleiben; er fühlte, daß hierunter eine Intrige, ein Lustspiel oder ein Trauerspiel stak; er wusste es durchaus noch nicht zu erraten, vor der Hand wollte er sich aber jeder Einmischung enthalten.

Doch von dem Gedanken verfolgt, man könnte dem König sagen, er habe sich dem, daß man ihm eine Überraschung bereite, widersetzt, hatte Percerin schon einen Stuhl zu Lebrun

gerückt; geschäftig zog er sodann aus einem Schranke vier glänzende Kleidungen — die fünfte war noch in den Händen der Arbeiter — und legte die genannten Meisterwerke aus eben so viele Gliedermänner von Bergamo, die, zur Zeit von Concini nach Frankreich gekommen, Percerin vom Marschall d'Ancre nach der Niederlage der in ihrer Konkurrenz zu Grunde gerichteten italienischen Schneider geschenkt worden waren.

Der Maler fing an die Kleider zu zeichnen und dann zu malen.

Doch Aramis, der mit den Augen alle Phasen seiner Arbeit verfolgte, von Nahem überwachte, unterbrach ihn plötzlich und sagte;

»Ich glaube, Ihr seid nicht im rechten Ton, Herr Lebrun; Eure Farben werden Euch täuschen, und aus der Leinwand wird sich diese vollkommene Ähnlichkeit verlieren, die für uns durchaus notwendig ist, Ihr müßtet mehr Zeit haben, um die Nuancen aufmerksam zu betrachten.«

»Es ist wahr,« erwiderte Lebrun; »doch es gebricht uns an Zeit, und hierbei, Ihr werdet das zugeben, Herr Bischof, vermag ich nichts.«

»Dann wird die Sache verfehlt sein, und zwar!n Ermangelung der Wahrheit der Farben,« sprach Aramis ruhig.

Lebrun copirte indessen Stoffe und Zierraten mit der größten Treue, was Aramis mit einer schlecht verhehlten Ungeduld anschaute.

»Ei! welch ein verteufeltes Imbroglia spielt man hier?« fragte sich der Musketier.

»Das wird offenbar nicht gehen,« sagte Aramis; »Herr Lebrun, schließt Eure Schachteln und rollt Eure Leinwand zusammen.«

»Das Licht ist aber auch abscheulich hier!« rief der Maler ärgerlich.

»Ein Gedanke, Herr Lebrun, ein Gedanke! . . . « Wenn man, zum Beispiel, ein Muster von den Stoffen hätte, und mit der Zeit und bei besserem Licht! . . . «

»Oh! dann würde ich für Alles stehen,« rief Lebrun.

»Gut!« sagte d'Artagnan, »das muß der Knoten der Handlung sein; man bedarf eines Musters von jedem Stoff. Mordieux! wird er es geben, dieser Percerin?«

In seinen letzten Verschanzungen geschlagen, überdies betört durch die geheuchelte Treuherzigkeit von Aramis, schnitt Percerin fünf Muster ab und übergab sie dem Bischof von Bannes.

»Das ist mir lieber. Nicht wahr, es ist auch Eure Ansicht?« sagte Aramis zu d'Artagnan.

»Meine Ansicht ist, daß Ihr immer derselbe seid,« antwortete d'Artagnan.

»Und folglich immer Euer Freund,« sprach Aramis mit seinem reizendsten Stimmtone.

»Ja, ja,« sagte d'Artagnan laut. Dann fügte er leise bei: »Wenn ich mich von Dir betören lasse, so will ich wenigstens nicht Dein Genosse sein, und damit ich nicht Dein Genosse bin, ist es Zeit, daß ich von hier weggehe. Gott befohlen, Aramis,« sprach er laut, »Gott besohlen, ich will zu Porthos zurückkehren.«

»So wartet auf mich,« versetzte Aramis, die Muster einsackend, »denn ich bin fertig, und es wäre mir nicht unangenehm, unserem Freunde ein letztes Wort zu sagen.«

Lebrun packte zusammen, Percerin legte seine Kleider wieder in den Schrank, Aramis drückte mit seiner Hand an seine Tasche, um sich zu versichern, daß die Muster wohl eingeschlossen waren, und Alle verließen das Kabinett.

VI.

Worin Molière vielleicht den ersten Gedanken zu seinem Bürger-Edelmann faßte.

D'Artagnan fand Porthos im anstoßenden Zimmer, aber nicht mehr den zornigen, ausgebrachten Porthos, sondern Porthos aufgeheitert, strahlend, reizend und mit Molière plaudernd, der ihn mit einer Art von Vergötterung und wie ein Mensch anschaute, welcher noch nie etwas Besseres, aber auch noch nie etwas Ähnliches gesehen hat.

Aramis ging gerade aus Porthos zu, reichte ihm seine zarte, weiße Hand, welche von der Riesenhand seines alten Freundes verschlungen werden sollte — eine Operation, welche Aramis nie ohne eine Art von Angst wagte. Doch als der freundschaftliche Druck ohne zu großen Schmerz vor sich gegangen war, so wandte sich der Bischof von Bannes gegen Molière um und sagte zu ihm:

»Nun, mein Herr, werdet Ihr mit mir nach Saint-Mandé kommen?«

»Ich werde überallhin gehen, wohin Ihr wollt, Monseigneur,« antwortete Molière.

»Nach Saint-Mandé!« rief Porthos erstaunt, daß er den stolzen Bischof von Vannes so vertraulich mit einem Schneidergesellen sah. »Wie! Aramis, Ihr nehmt den Herrn nach Saint-Mandé mit?«

»Ja,« antwortete Aramis lächelnd, »die Arbeit hat Eile.«

»Und dann, mein lieber Porthos,« fuhr d'Artagnan fort, »Herr Molière ist nicht gerade das, was er zu sein scheint.«

»Wie?« fragte Porthos.

»Ja, der Herr ist einer der ersten Gehilfen von Herrn Percerin, und man erwartet ihn in Saint-Mandé, um den Epicuräern die Festkleider anzuprobieren, welche von Herrn Fouquet bestellt worden sind.«

»Ganz richtig,« sagte Molière. »Ja, mein Herr.«

»Kommt also, mein lieber Herr Molière, wenn Ihr mit Herrn du Vallon fertig seid,« sagte Aramis.

»Wir sind fertig,« sprach Porthos.

»Und Ihr seid zufrieden?« fragte d'Artagnan.

»Vollkommen zufrieden,« antwortete Porthos.

Molière nahm unter vielen Verbeugungen von Porthos Abschied, und drückte die Hand, die ihm verstohlen der Kapitän der Musketiere reichte.

»Mein Herr,« sagte Porthos zum Schluß, »seid besonders pünktlich.«

»Herr Baron, Ihr werdet Euer Kleid morgen haben,« erwiderte Molière.

Und er ging mit Aramis weg.

Da nahm d'Artagnan Porthos beim Arm und fragte ihn:

»Was bat denn dieser Schneider mit Euch gemacht, daß Ihr so zufrieden mit ihm seid?«

»Was er mit mir gemacht hat, mein Freund! was er gemacht hat!« rief Porthos voll Begeisterung.

»Ja, ich frage, was er mit Euch gemacht bat.«

»Er hat zu tun gewußt, was noch nie ein Schneider getan hat; er hat mir das Maß genommen, ohne mich zu berühren.«

»Ab! bah! erzählt mir das, mein Freund.«

»Vor Allem, mein Freund, hat man, ich weiß nicht, wo, eine Reihenfolge von Gliedermännern von jeder Größe geholt, in der Hoffnung, es würde sich darunter einer von der meinigen finden; aber der größte, der vom Tambour-Major der Schweizer, war zwei Zoll, zu kurz und einen Fuß zu mager.«

»Ah! wahrhaftig!«

»Wie ich Euch zu sagen die Ehre habe, mein lieber d'Artagnan; doch er ist ein großer Mann, oder wenigstens ein großer Schneider, dieser Herr Molière. Er war deshalb nicht im Geringsten verlegen.«

»Und was hat er getan?«

»Oh! etwas ganz Einfaches. Es ist meiner Treue unerhört, daß man so plump gewesen, dieses Mittel nicht sogleich zu finden. Welche Mühe, welche Demütigungen hätte man mir erspart!«

»Abgesehen von den Kleidern, mein lieber Porthos.«

»Ja, dreißig Kleider,«

»Wohl! sagt mir die Methode von Herrn Molière.«

»Molière? Nicht wahr, so nennt Ihr ihn? Es liegt mir daran, seinen Namen zu behalten.«

»Ja, oder Poquelin, wenn Ihr lieber wollt.«

»Nein, Molière ist mir lieber. Will ich mich seines Namens erinnern, so werde ich an Voliere denken, und da ich eine in Pierrefonds habe . . . «

»Vortrefflich, mein Freund. Und die Methode von Herrn Molière?«

»Hört, statt mich zu zergliedern, wie es alle diese Lumpenkerle machen, statt mich die Lenden biegen und die Knochenfügungen recken zu lassen, lauter entehrende, gemeine Praktiken . . . «

D'Artagnan nickte billigend mit dem Kopf.

»Sagte er zu mir: ›Mein Herr, ein galanter Mann muß sich selbst messen. Habt die Güte, vor den Spiegel zu treten.‹ Da näherte ich mich dem Spiegel. Ich muß gestehen, daß ich nicht vollkommen begriff, was dieser brave Herr Volière von mir wollte.«

»Molière.«

»Ah! ja. Molière, Molière. Und da mich die Furcht, gemessen zu werden, immer noch gefangen hielt, so sagte ich zu ihm: ›Gebt wohl Acht auf das, was Ihr mit mir machen wollt. Ich bin sehr kitzelig, das sage ich Euch zum Voraus.‹ Er aber mit seiner sanften Stimme (mein Freund, man muß gestehen, es ist ein artiger Junge), er aber mit seiner sanften Stimme erwiderte: ›Soll das Kleid gut stehen, so muß es nach Eurem Bilde gemacht sein. Euer Bild wird von diesem Spiegel genau zurückgestrahlt. Wir nehmen das Maß von Eurem Bilde.‹

»In der Tat, Ihr saht Euch in dem Spiegel,« sprach d'Artagnan; »doch wie hat man einen Spiegel gesunden, in dem Ihr Euch ganz sehen konntet?«

»Mein Freund, es ist derselbe Spiegel, in dem sich der König beschaut.«

»Ja, doch der König ist anderthalb Fuß kleiner als Ihr.«

»Wohl! ich weiß nicht, wie das kommt, es war ohne Zweifel eine Art, dem König zu schmeicheln, aber der Spiegel war zu groß für mich. Allerdings war seine Höhe aus drei über einander gesetzten Venezianer Gläsern und seine Breite aus ähnlichen angesetzten

Gläsern gemacht.«

»Oh! mein Freund, was für bewunderungswürdige Worte besitzt Ihr da! Wo des Teufels habt Ihr sie gesammelt?«

»In Belle-Isle; Aramis erklärte sie dem Baumeister.«

»Ah! sehr gut. Kommen wir aus dem Spiegel zurück, lieber Freund.«

»Der brave Herr Volière . . . «

»Molière.«

»Ja, Molière, ganz richtig, Ihr werdet sehen, mein Freund, daß ich mich nun seines Namens ganz genau erinnere. Der brave Herr Molière fing nun an mit einem Stückchen weißer Kreide Linien aus dem Spiegel zu ziehen, wobei er der Zeichnung meiner Arme und meiner Schultern folgte und dabei den Grundsatz aussprach, welchen ich vortrefflich fand: ›Ein Rock darf denjenigen, welcher ihn trägt, nicht beengen.‹

»In der Tat, das ist eine schöne Maxime, welche leider nicht immer in Anwendung gebracht wird.«

»Darum fand ich sie um so wunderbarer, besonders, als er sie entwickelte.«

»Ah! er entwickelte diese Maxime?«

»Bei Gott!«

»Laßt diese Entwicklung hören.«

›In Betracht,‹ fuhr er fort, ›daß man unter einem schwierigen Umstände oder in einer beschwerlichen Lage seinen Rock auf der Schulter haben und ihn nicht auszuziehen wünschen kann!‹

»Das ist wahr,« bemerkte d'Artagnan.

›So,‹ fuhr Herr Volière fort.

»Molière.«

»Molière, ja. ›So,‹ fuhr Herr Molière fort, ›müßt Ihr notwendig den Degen ziehen, mein Herr, und Ihr habt Euren Rock aus dem Rücken. Wie macht Ihr es?‹

»Ich lege ihn ab,« antwortete ich.

›Nein,‹ erwiderte er.

›Wie! nein?‹

›Ich sage, das Kleid muß so gemacht sein, daß es Euch in keiner Hinsicht beengt, nicht einmal, um den Degen zu ziehen.‹

›Ah! ah!‹

›Legt Euch aus,‹ fuhr er fort. Ich legte mich mit einer so wunderbaren Festigkeit aus, daß davon zwei Fensterscheiben sprangen.

›Es ist nichts, es ist nichts,‹ sagte er, »bleibt so.‹

›Ich hob den linken Arm, den Vorderarm anmutig gebogen, die Manschette zurückgeschlagen und das Faustgelenke circumflex in die Luft, während der rechte Arm, halb ausgestreckt, den Gürtel mit dem Ellenbogen und die Brust mit dem Faustgelenke schützte.«

›Ja,‹ rief d'Artagnan, »die wahre Auslage, die akademische Auslage.«

›Ihr habt das rechte Wort gesagt, mein teurer Freund. Während dieser Zeit skizzierte Volière . . . «

›Molière.‹

›Mein Freund, ich nenne ihn entschieden lieber . . . wie habt Ihr seinen andern Namen genannt?«

›Poquelin.«

›Ich will ihn lieber Poquelin nennen.«

›Und wie werdet Ihr Euch besser dieses Namens, als des andern erinnern?«

›Ihr begreift, er heißt Poquelin . . . nicht wahr?«

›Ja.«

›Ich werde an Madame Coquenard denken.«

›Gut.«

›Ich verwandle Coc in Poc, nard in lin, und statt Coquenard habe ich Poquelin.«

›Vortrefflich!‹ rief d'Artagnan. »Oh! mein Freund, ich höre Euch mit Bewunderung.«

›Dieser Coquelin skizzierte also meinen Arm aus dem Spiegel.«

›Verzeiht, Poquelin.«

›Wie habe ich denn gesagt?«

›Ihr habt gesagt Coquelin.«

›Ah! richtig. Dieser Poquelin skizzierte also meinen Arm aus dem Spiegel; aber er brauchte Zeit dazu, er schaute mich viel

an . . . ich war allerdings schön. ›Das strengt Euch sehr an?‹ fragte er. ›Ein wenig,‹ erwiderte ich, indem ich die Knie etwas bog, ›doch ich will es noch eine Stunde aushalten.‹ ›Nein, nein, das werde ich nicht dulden! Wir haben hier gefällige Bursche, die es sich zur Pflicht machen werden, Euch die Arme zu halten, wie man einst die der Propheten hielt, wenn sie den Herrn anriefen.‹ ›Sehr gut,‹ erwiderte ich. ›Wird Euch das demütigen?‹ ›Nein, Freund,‹ sagte ich, ›ich glaube, es ist ein großer Unterschied zwischen unterstützt werden und gemessen werden.‹

»Der Unterschied ist sehr sinnreich,« sagte d'Artagnan.

»Da machte er ein Zeichen,« fuhr Porthos fort; »zwei Gesellen kamen herbei; der eine unterstützte meinen linken Arm, während der andere mit unendlicher Geschicklichkeit den rechten unterstützte.

›Ein dritter Geselle!‹ rief er.

›Ein dritter Geselle näherte sich.

›Unterstützt die Lenden des Herrn,‹ sagte er.

›Der Geselle hielt meine Lenden.

›Somit standet Ihr Modell?‹ fragte d'Artagnan.

›Ganz und gar, und Herr Pocquenard zeichnete mich auf den Spiegel.‹

›Poquelin, mein Freund.‹

›Poquelin, Ihr habt Recht. Oh! ich will ihn offenbar lieber Volière nennen.‹

›Ja, und damit sei es abgetan, nicht wahr?‹

›Mittlerweile zeichnete mich Volière auf den Spiegel.‹

›Das war artig.‹

›Ich liebe diese Methode ungemein; sie ist ehrerbietig und stellt Jeden an seinen Platz.‹

›Und das endigte?‹

›Ohne daß mich Jemand berührt hatte.‹

›Die drei Gesellen ausgenommen, die Euch unterstützten.‹

›Allerdings, doch ich habe Euch, wie ich glaube, schon auseinandergesetzt, welcher Unterschied zwischen unterstützen und messen stattfindet.‹

›Es ist wahr,‹ erwiderte d'Artagnan. Und er sagte dann zu sich

selbst: »Meiner Treue! wenn mich nicht Alles täuscht, habe ich diesem Schelm Molière einen schönen Hasen in die Küche gejagt, und wir werden sicherlich die Szene, nach der Natur gezeichnet, in irgend einem Lustspiele sehen.«

Porthos lächelte.

»Was macht Euch lachen?« fragte d'Artagnan.

»Toll ich es Euch gestehen? Wohl! ich lache darüber, daß ich so viel Glück gehabt habe.«

»Oh! das ist wahr; ich keime keinen glücklicheren Menschen, als Euch.«

»So wünscht mir Glück, mein Freund.«

»Von Herzen.«

»Es scheint ich bin der Erste, dem man das Maß aus diese Art genommen hat.«

»Wißt Ihr das gewiß?«

»So ungefähr! Gewisse zwischen Volière und den andern Gesellen ausgetauschte Zeichen des Verständnisses haben mir das klar gemacht.«

»Nun wohl! mein lieber Freund, das wundert mich bei Molière nicht.«

»Volière, mein Freund.«

»Oh! nein, nein! Ich will Euch wohl Volière sagen lassen, doch ich werde fortfahren, Molière zu sagen. Nun! ich sagte also, das wundere mich bei Molière nicht, der ein geistreicher Junge ist, und dem Ihr diese schöne Idee eingegeben habt.«

»Ich bin überzeugt, sie wird ihm später dienlich sein.«

»Wie! ob sie ihm dienlich sein wird! Ich glaube wohl, daß sie ihm dienlich sein wird, und zwar sehr; denn seht Ihr, mein Freund, Molière ist von allen unseren bekannten Schneidern derjenige, der am Besten unsere Barone, unsere Grafen und unsere Marquis . . . nach ihrem Maße kleidet.«

Nach diesem Worte, dessen Richtigkeit und Tiefe wir nicht bestreiten werden, gingen d'Artagnan und Porthos von Meister Percerin weg und kehrten zu ihrem Wagen zurück. Wir lassen sie dort, wenn es dem Leser gefällt, um Molière und Aramis nach Saint-Mandé zu folgen.

VII.

Der Bienenkorb, die Bienen und der König.

Sehr ärgerlich, daß er d'Artagnan bei Meister Percerin getroffen hatte, kehrte der Bischof von Vannes, ziemlich übler Laune, nach Saint-Mandé zurück.

Molière dagegen, der entzückt war, daß er eine so gute Skizze zu machen Gelegenheit gehabt, von derer das Original wiederzufinden wusste, kehrte in der freudigsten Laune dahin zurück.

Den ganzen ersten Stock der linken Seite hatten die berühmtesten Epicuräre in Paris und die vertrautesten im Hause inne; Jeder war in seiner Abteilung, wie die Bienen in ihren Zellen, beschäftigt, einen Honig bestimmt für den königlichen Kuchen zu erzeugen, den Herr Fouquet Seiner Majestät König Ludwig XIV. bei dem Feste in Vaux bieten wollte.

Den Kopf in der Hand, sann Pelisson über die Grundlagen für den Prolog zu den Facheux (Ärgerlichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche Poquelin von Molière, wie d'Artagnan sagte, und Coquelin von Volière, wie Porthos sagte, aufführen lassen sollte.

In der ganzen Naivität seines Standes als Zeitungsschreiber — die Zeitungsschreiber sind in allen Zeiten naiv gewesen — verfaßte Loret die Erzählung von den Festen in Vaux, ehe diese Feste stattgefunden hatten.

La Fontaine schwamm zwischen den Einen und den Anderen, ein irrender, zerstreuter, beschwerlicher, unerträglicher Schatten, der an der Schulter von Jedem tausend poetische Ungereimtheiten summt und surrt. Er fiel Pelisson so oft beschwerlich, daß dieser den Kopf erhob und dem Lästigen zurief:

»La Fontaine, pflückt mir wenigstens einen Reim, da Ihr sagt, Ihr geht in den Garten des Parnaß spazieren.«

»Was für einen Reim wollt Ihr haben,« fragte das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigne nannte.«

»Ich will einen Reim auf **lumière**?« (Licht.)

»**Ornière** (Geleise),« antwortete La Fontaine.

»Ei! mein lieber Freund, man kann unmöglich von **Ornière** sprechen, wenn man die Reize von Vaux rühmt,« sagte Loret.

»Überdies reimt sich das nicht,« bemerkte Pelisson,«

»Wie! das reimt sich nicht!« rief La Fontaine erstaunt.

»Ja, Ihr habt eine abscheuliche Gewohnheit, mein Teurer; eine Gewohnheit, die Euch stets hindern wird, ein Dichter ersten Rangs zu sein. Ihr reimt feige.«

»Ho! ho! Ihr findet das, Pelisson?«

»Ja, mein Lieber, ich finde. erinnert Euch, daß ein Reim nie gut ist, so lange sich ein besserer finden läßt.«

»Dann werde ich immer nur in Prosa schreiben,« sagte La Fontaine, der den Vorwurf von Pelisson im Ernste genommen hatte. »Oh! ich vermutete oft, ich sei ein Lumpenkerl von einem Dichter! Ja, das ist die reine Wahrheit.«

»Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu ausschließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln.«

»Und um anzufangen,« fuhr La Fontaine seinen Gedanken verfolgend fort, »werde ich ein hundert Verse, die ich so eben gemacht habe, verbrennen.«

»Wo sind sie, Eure Verse?«

»In meinem Kopf.«

»Nun! wenn sie in Eurem Kopfe sind, könnt Ihr sie nicht verbrennen . . . «

»Das ist wahr sagte La Fontaine, »Wenn ich sie jedoch nicht verbrenne . . . «

»Was wird geschehen, wenn Ihr sie nicht verbrennt?«

»Es wird geschehen, daß sie mir im Kopf bleiben, und daß ich sie nie vergesse.«

»Teufel!« rief Loret, »das ist gefährlich, man wird ein Narr darüber.«

»Teufel! Teufel! Teufel!« wiederholte La Fontaine, »was ist da zu machen?«

»Ich habe ein Mittel gesunden,« sagte Molière, der bei den letzten Worten eingetreten war.

»Welches?«

»Schreibt sie zuerst und verbrennt sie hernach,«

»Wie einfach das ist! Ich hätte das nie ersonnen. Wie viel Geist hat er, dieser Teufel von einem Molière!« sprach La Fontaine. Dann schlug er sich vor die Stirne und fügte bei: »Ah! Jean de La Fontaine, Du wirst stets nur ein Esel sein.«

»Was sagt Ihr da, mein Freund?« unterbrach ihn Molière, der sein Beiseit gehört hatte.

»Ich sage, ich werde stets nur ein Esel sein, mein lieber College,« antwortete La Fontaine mit einem schweren Seufzer und die Augen ganz angeschwollen von Traurigkeit. »Ja, mein Freund,« fuhr er mit wachsender Betrübniß fort, »es scheint, ich reime schlecht.«

»Das ist ein Unrecht.«

»Ihr seht wohl, ich bin ein verächtlicher Bursche!«

»Wer hat das gesagt?«

»Wahrhaftig! Pelisson. Nicht wahr, Pelisson?«

Wieder in seine Komposition versunken, hütete sich Pelisson wohl, zu antworten.

»Aber wenn Pelisson gesagt hat, Ihr seid ein verächtlicher Bursche, so hat er Euch schwer beleidigt,« rief Molière.

»Ihr glaubt?«

»Ah! mein Lieber, ich rate Euch, da Ihr Edelmann seid, eine solche Beleidigung nicht unbestraft hingehen zu lassen.«

»Ei!« machte La Fontaine.

»Habt Ihr Euch nie geschlagen?«

»Einmal, mein Freund, mit einem Lieutenant von den Chevaurliegern.«

»Was hatte er Euch getan?«

»Es scheint, er hatte meine Frau verführt.«

»Ah! ah!« rief Molière leicht erbleichend.

Da sich aber bei dem Geständnis von La Fontaine die Anderen umgewandt hatten, so behielt er aus seinen Lippen das spöttische Lächeln, das beinahe verschwunden wäre, und fuhr fort, mit La Fontaine zu sprechen:

»Und was ist aus diesem Duell erfolgt?«

»Es ist daraus erfolgt, daß mich mein Gegner aus dem Kampfplatz entwaffnete, sich dann entschuldigte und mir versprach, nie mehr einen Fuß in mein Haus zu setzen.«

»Und Ihr hieltet Euch für befriedigt?« fragte Molière.

»Nein! im Gegenteil. Ich hob meinen Degen auf und sprach: ›Verzeiht, mein Herr, ich habe mich nicht mit Euch geschlagen, weil Ihr der Liebhaber meiner Frau wart, sondern weil man mir gesagt hat, ich müßte mich schlagen. Da ich aber nun seit dieser Zeit glücklich gewesen bin, so macht mir das Vergnügen, mein Haus zu besuchen wie früher, oder, alle Teufel! sangen wir wieder an!‹ So daß fuhr La Fontaine fort, »so daß er genötigt gewesen ist, der Liebhaber meiner Frau zu bleiben, und daß ich fortwährend der glücklichste Ehemann der Erde bin.«

Alle brachen in ein Gelächter aus. Molière allein fuhr mit seiner Hand über seine Augen. Warum? Vielleicht, um eine Träne abzuwischen, vielleicht, um einen Seufzer zu ersticken. Ah! es ist bekannt, Molière war Moralist, aber Molière war kein Philosoph.

»Gleichviel,« sagte er, aus den Ausgangspunkt des Streites zurückkommend, »Pelisson hat Euch beleidigt.«

»Ah! es ist wahr, ich hatte es schon vergessen.«

»Und ich will ihn in Eurem Auftrag herausfordern.«

»Das mag sein, wenn Ihr es für unerläßlich erachtet.«

»Ich halte es für unerläßlich, und ich gehe.«

»Wartet,« sagte La Fontaine. »Ich will Euren Rat hören.«

»Worüber? über diese Beleidigung?«

»Nein, sagt mir, ob ornière sich wirklich nicht aus lumière reimt?«

»Ich ließe diese zwei Wörter reimen.«

»Bei Gott! ich wusste es wohl.«

»Und ich habe hundert tausend ähnliche Verse in meinem Leben gemacht.«

»Hundert tausend,« rief La Fontaine. »Viermal die Pucelle¹⁴, welche Herr Chapelain dichtet! habt Ihr etwa auch über diesen Gegenstand hundert tausend Verse gemacht, mein lieber Freund.«

»Hört mich doch an, ewig Zerstreuter!« rief Molière.

»Es ist gewiß,« fuhr La Fontaine fort, »daß sich zum Beispiel **légume** (Gemüse) auf **posthume** (nachgeboren) reimt.«

»Im Plural besonders.«

»Ja, besonders im Plural, in Betracht, daß es dann nicht mehr mit drei Buchstaben, sondern mit vier reimt; das ist wie **ornière** mit **lumière**. Setzt **ornières** und **lumières** im Plural, mein lieber Pelisson,« sagte La Fontaine, seinem Collegen, dessen Beleidigung er schon völlig vergessen hatte, auf die Schulter klopfend, »und es wird sich reimen.«

»Wie?« machte Pelisson.

»Gewiß! Molière sagt es, und Molière versteht sich darauf; er bekennt selbst, hundert tausend Verse gemacht zu haben.«

»Ah!« sagte Molière lachend, »nun ist er abgefahren!«

»Es ist wie **rivage** (Ufer), das sich vortrefflich auf **herbage** (Gras) reimt; ich wollte meinen Kopf daraus verwetten.«

»Aber . . . « machte Molière.

»Ich sage Euch dies Alles, weil Ihr ein Lustspiel für Vaux macht, nicht wahr?«

»Ja, »Les Facheux!«

»Ah! les Facheux, so ist es; ja, ich erinnere mich. Es ist mir eingefallen, daß ein Prolog sehr gut für Euer Lustspiel wäre.«

»Gewiß, das ginge vortrefflich.«

»Ah! Ihr seid auch meiner Ansicht?«

»Ich bin es so sehr, daß ich Euch gebeten hatte, ihn mir zu machen, diesen Prolog.«

»Ihr hattet mich gebeten, ihn zu machen?«

»Ja, Euch, und aus Eure Weigerung habe ich Euch sogar gebeten, Pelisson darum zu ersuchen, der ihn in diesem Augenblick macht.«

»Ah! das ist es, was Pelisson macht? Meiner Treue, mein lieber Molière, Ihr könntet wohl zuweilen Recht haben.«

»Wenn dies?«

»Wenn Ihr sagt, ich sei zerstreut. Das ist ein abscheulicher Fehler; ich werde mich in dieser Hinsicht bessern, und ich will Euch Euren Prolog machen.«

»Pelisson macht ihn ja!«

»Ah! richtig! ah! ich doppelter Dummkopf! Loret hatte Recht, wenn er sagte, ich sei ein verächtlicher Bursche.«

»Nicht Loret hat es gesagt, mein Freund.«

»Wohl also, derjenige, welcher es gesagt hat, gleichviel wer! Euer Lustspiel heißt also: **Les Facheux**? Nun werdet Ihr nicht heureux (glücklich) aus facheux reimen lassen?«

»Ja, das kann ich wohl tun.«

»Und auch **capricieux** (eigensinnig)?«

»Oh! nein, diesmal, nein.«

»Nicht wahr, das wäre gewagt? Doch warum sollte es am Ende gewagt sein?«

»Weil die Endung zu verschieden ist.«

»Ich dachte,« sagte La Fontaine, der Molière verließ, um Loret auszusuchen, »ich dachte . . . «

»Was dachtet Ihr?« fragte Loret mitten in einer Phrase: »Sprecht geschwinde.«

»Nicht wahr, Ihr macht den Prolog der Facheux?«

»Ei! nein, alle Teufel! Pelisson!«

»Ab! Pelisson?« rief La Fontaine. Und er ging zu Pelisson, »Ich dachte,« fuhr er fort, »die Nymphe von Vaux . . . «

»Ah! schön!« rief Loret. »Die Nymphe von Vaux! ich denke, La Fontaine, Ihr habt mir die zwei letzten Verse meiner Zeitung gegeben:

»Et l'on vit la nymphe de Vaux
Donner le prix à leurs travaux¹⁵.«

»Gut, gut! das ist gereimt!« rief Pelisson, »wenn Ihr so reimtet, La Fontaine, das wäre schön.«

»Mir scheint, ich reime so, da Loret sagt, ich habe ihm die zwei Verse gegeben, die er so eben gesprochen.«



»Nun, »wenn Ihr so reimt, so sagt mir, wie Ihr meinen Prolog anfangen würdet?«

»Ich würde zum Beispiel sagen: ›O nymphe . . . qui . . . ‹ (O Nympe . . . die . . .) Nach **qui**, würde ich ein Verbum in der zweiten Person des Plurals vom Präsens des Indicativs setzen, und dann fortfahren: **cette grotte profonde** (diese tiefe Grotte).«

»Aber das Verbum, das Verbum?« fragte Pelisson.

»**Pour venir admirer le plus grand roi du monde.**

(um den größten König der Welt zu bewundern).«

»Aber das Verbum, das Verbum? rief Pelisson beharrlich. »Die zweite Person des Plurals vom Präsens des Indicativs?«

»Woh! denn, **quittez** (verläßt).«

O nymphe qui quittez cette grotte profonde

Pour venir admirer le plus grand roi du monde.¹⁶

»Ihr würdet: **qui quittez**, setzen?«

»Warum nicht?«

»Qui . . . qui?«

»Oh! mein Lieber,« sagte La Fontaine, »Ihr seid furchtbar pedantisch.«

»Abgesehen davon,« sprach Molière, »daß der zweite Vers: **Venir admirer** schwach Ist, mein lieber La Fontaine.«

»Ihr seht also wohl, da? ich ein Tölpel, ein verächtlicher Kerl bin, wie Ihr sagtet.«

»Ich habe das nie gesagt«

»Also wie Loret sagte.«

»«Auch nicht Loret: Pelisson.«

»Wohl! Pelisson hatte hundertmal Recht. Was mich aber besonders ärgert, mein lieber Molière, ist, daß wir, glaube ich, keine Epicuräer-Kleider bekommen werden.«

»Ihr rechnetet aus das Eurige für das Fest?«

»Ja, für das Fest und auch, um es nach dem Feste zu tragen. Meine Haushälterin hat mir eröffnet, das meinige sei ein wenig mürbe.«

»Teufel: Eure Haushälterin hat Recht, es ist mehr als mürbe.«

»Ah! seht Ihr,« rief La Fontaine, »ich habe es aus dem Boden liegen lassen, in meinem Kabinett, und meine Katze . . . «

»Nun! Eure Katze?«

»Meine Katze hat ihre Jungen darauf geworfen und dadurch ist es etwas beschädigt worden.«

Molière schlug ein Gelächter auf. Pelisson und Loret folgten ihm.

In diesem Augenblick erschien der Bischof von Vannes mit einer Rolle Pläne und Pergamente unter dem Arm.

Als ob der Tod alle diese tollen, lachenden Phantasten in Eis verwandelt, als ob dieses bleiche Gesicht, die Grazien verscheucht hätte, denen Xenokrates opferte, trat sogleich das Stillschweigen in der Werkstätte ein, und Jeder nahm wieder seine Kaltblütigkeit an, griff wieder zu seiner Feder.

Aramis teilte Einladungskarten den Anwesenden aus und richtete Danksagungen im Austrage von Herrn Fouquet an sie. In seinem Kabinett durch Arbeiten zurückgehalten, sagte er, könne sie der Oberintendant nicht besuchen, aber er bitte sie, ihm ein wenig von ihrer Tagesarbeit zu schicken, um ihn die Anstrengung seiner Nachtarbeit vergessen zu machen.

Bei diesen Worten sah man alle Stirnen sich senken. La Fontaine setzte sich selbst an den Tisch und ließ eine rasche Feder über das Papier laufen; Pelisson brachte seinen Prolog ins Reine; Molière lieferte fünfzig neu entworfene Verse, die ihm sein Besuch bei Percerin eingegeben hatte; Loret seinen Artikel über die wunderbaren Feste, die er prophezeite, und Aramis kehrte, mit

der Beute beladen, wie die Bienenkönigin, die große Drohne mit den Zierraten von Gold und Purpur, schweigsam und geschäftig in sein Zimmer zurück. Ehe er aber zurückkehrte, sagte er:

»Bedenkt, liebe Herren, daß wir alle morgen Abend abreisen.«

»In diesem Fall muß ich zu Hause Nachricht geben,« sagte Molière.

»Ah! ja, armer Molière,« versetzte Loret lächelnd, »*er liebt* zu Hause.«

»*Er liebt*, ja,« erwiderte Molière mit seinem sanften, traurigen Lächeln, »*er liebt*, was nicht besagen will, *man liebe ihn*.«

»Mich,« sagte La Fontaine, »mich liebt man in Chateau-Thierry, dessen bin ich sicher.«

In dieser Sekunde trat Aramis, nachdem er einen Augenblick verschwunden war, wieder ein.

»Geht Jemand mit mir?« fragte er. »Ich fahre durch Paris, nachdem ich eine Viertelstunde mit Herrn Fouquet gesprochen habe, und biete meinen Wagen an.«

»Gut für mich!« sagte Molière; »ich nehme es an, denn ich habe Eile.«

»Ich, ich werde hier zu Mittag speisen.« sagte Loret, »Herr von Gourville hat mir Krebse versprochen.«

»Il m'a promis des écrevisses.«

»Suche den Reim, La Fontaine.«

Aramis ging lachend weg, wie er zu lachen verstand. Molière folgte ihm. Sie waren unten an der Treppe, als La Fontaine die Türe halb öffnete und ihnen nachrief:

**Moyennant que tu l'écrevisses,
Il t'a promis des écrevisses.**

(Unter der Bedingung, daß Du es schreibst,
hat er die Krebse versprochen.)

Das Gelächter der Epicuräer verdoppelte sich und drang bis zu den Ohren von Fouquet in dem Augenblick, wo Aramis die Türe seines Kabinetts öffnete.

Molière hatte es übernommen, die Pferde zu bestellen, während Aramis mit dem Oberintendanten die paar Worte austauschte, die er ihm zu sagen hatte.

»Oh! wie sie da oben lachen,« sagte Fouquet mit einem Seufzer.

»Ihr lacht nicht, Monseigneur?«

»Ich lache nicht mehr, Herr d'Herblay,«

»Das Fest kommt herbei.«

»Das Geld entfernt sich.«

»Habe ich Euch nicht gesagt, das sei meine Sache?«

»Ja, Ihr habt mir Millionen versprochen.«

»Ihr werdet sie am andern Tag nach der Ankunft des Königs in Vaux erhalten.«

Fouquet schaute Aramis tief an und fuhr mit seiner eiskalten Hand über seine feuchte Stirne. Aramis begriff, daß der Oberintendant an ihm zweifelte, oder seine Ohnmacht, Geld zu bekommen, fühlte. Wie konnte Fouquet vermuten, ein armer Bischof, ein Exabbé, ein Exmusketier würde Geld finden?«

»Warum zweifeln?« sagte Aramis.

Fouquet lächelte und schüttelte den Kopf.

»Mann vom kleinen Glauben!« fügte der Bischof bei.

»Mein lieber Herr d'Herblay,« sagte Fouquet, »wenn ich falle . . . «

»Nun, wenn Ihr fallt?«

»So falle ich wenigstens so hoch herab, daß ich fallend mich zerschmettere.«

Dann schüttelte er sich, als wollte er sich selbst entschlüpfen, und sagte:

»Woher kommt Ihr, lieber Freund?«

»Von Paris,«

»Von Paris? ah!«

»Ja, von Percerin.«

»Und was habt Ihr selbst bei Percerin gemacht? denn ich nehme nicht an, daß Ihr einen so großen Wert aus die Kleider unserer Dichter legtet.«

»Nein; ich habe eine Überraschung bestellt,«

»Eine Überraschung?«

»Ja, die Ihr dem König bereiten werdet.«

»Wird sie viel kosten?«

»Oh! hundert Pistolen, welche Ihr Lebrun gebt.«

»Ein Gemälde? Ah! desto besser. Und was soll dieses Gemälde vorstellen?«

»Ich werde Euch das erzählen; dann habe ich zugleich, was Ihr auch sagtet, die Kleider unserer Dichter in Augenschein genommen.«

»Bah! und sie werden glänzend, reich sein?«

»Herrlich! es werden wenige vornehme Herren ähnliche haben. Man wird sehen, welcher Unterschied unter den Höflingen des Reichtums und denen der Freundschaft stattfindet.«

»Immer geistreich und edelmütig, lieber Prälat.«

»Aus Eurer Schule.«

Fouquet drückte Aramis die Hand.

»Und wohin geht Ihr?« sagte er.

»Ich gehe nach Paris, wenn Ihr mir einen Brief gegeben habt.«

»Einen Brief, an wen?«

»An Herrn von Lyonne.«

»Und was wollt Ihr von Lyonne?«

»Ich will ihn einen Geheimbefehl unterzeichnen lassen.«

»Einen Geheimbefehl? Ihr wollt Jemand in die Bastille sperren lassen?«

»Nein, im Gegenteil, ich will Jemand herausbringen.«

»Oh! und wen denn?«

»Einen armen Teufel, einen jungen Menschen, der bald zehn Jahre wegen zweier lateinischen Verse, die er gegen die Jesuiten gemacht hat, in der Bastille eingesperrt ist.«

»Er hat kein anderes Verbrechen begangen?«

»Abgesehen von diesen zwei Versen ist er unschuldig, wie Ihr und ich.«

»Und er heißt?«

»Seldon.«

»Ah! das ist doch zu stark! Und Ihr wusstet das und habt es mir nicht gesagt?«

»Gestern erst hat sich seine Mutter an mich gewandt, Monseigneur.«

»Und diese Frau ist arm?«

»Im tiefsten Elend.«

»Mein Gott! Du gestattest oft solche Ungerechtigkeiten, daß ich begreife, wenn es Unglückliche gibt, die an Dir zweifeln! Wartet, Herr d'Herblay.«

Fouquet nahm eine Feder und schrieb rasch ein paar Zeilen an seinen Collegen Lyonne.

Aramis nahm den Brief und schickte sich an, wegzugehen.

»Einen Augenblick,« sagte Fouquet.

Er öffnete seine Schublade und nahm zehn Kassenbillets, die darin lagen, jedes zu tausend Franken.

»Nehmt,« sprach er, »bringt den Sohn aus dem Gefängnis, und gebt das der Mutter, aber sagt ihr ja nicht . . . «

»Was, Monseigneur?«

»Daß sie um zehn tausend Livres reicher ist, als ich. Sie würde sagen, ich sei ein trauriger Oberintendant! Geht, und ich hoffe, Gott wird diejenigen segnen, welche seiner Armen gedenken.«

»Das hoffe ich auch,« erwiderte Aramis, Fouquet die Hand küssend.

Und er entfernte sich rasch mit sein Briefe an Lyonne und den Kassenbillets für die Mutter von Seldon, und nahm Molière mit, der ungeduldig zu werden anfang.

VIII.

Noch ein Abendbrot in der Bastille.

Es schlug sieben aus der großen Uhr der Bastille, welche, wie alle Beigaben des Staatsgefängnisses, deren Gebrauch eine Qual ist, die Gefangenen an die Bestimmung von jeder der Stunden ihrer Marterzeit erinnerte. Mit Figuren geschmückt, wie die meisten Uhren jener Zeit, stellte die Uhr der Bastille den heiligen Petrus in Fesseln vor.

Es war die Stunde des Abendbrots für die armen Gefangenen. Aus ihren ungeheuren Angeln ächzend, öffneten sich die Türen und ließen Platten und Körbe beladen mit Gerichten ein, deren Wohlgeschmack, wie uns Herr von Baisemeaux selbst belehrt hat, sich nach dem Stande des Eingekerkerten richtete.

Wir kennen hierüber die Theorien von Herrn von Baisemeaux, dem souverainen Spender der gastronomischen Genüsse, dem Oberküchenmeister der königlichen Festung, dessen volle Körbe die steilen Treppen hinausstiegen und den Gefangenen einigen Trost im Grunde ehrlich gefüllter Flaschen brachten.

Es war auch die Stunde, zu der der Herr Gouverneur selbst zu Nacht speiste. Er hatte an diesem Abend einen Gast, und der Spieß drehte sich schwerer als gewöhnlich.

Die gebratenen jungen Feldhühner, mit Wachteln umgeben und einem gespickten jungen Hahn an die Seite gestellt, die Hühner in Bouillon, der gebackene und mit weißem Wein besprengte Schinken, die Artischocken vom Guipuzcoa und die Krebsuppe, dies war nebst den Zwischengerichten der Küchenezettel des Herrn Gouverneur.

Am Tische sitzend, rieb sich Herr von Baisemeaux die Hände und schaute dabei den Herrn Bischof von Vannes an, der, gestiefelt wie ein Reiter, den Degen an der Seite und in einem grauen Kleide, fortwährend von seinem Hunger sprach und die lebhafteste Ungeduld äußerte.

Herr Baisemeaux von Montlezun war nicht gewöhnt an die Vertraulichkeit von Monseigneur dem Herrn Bischof von Vannes,

und an diesem Abend machte Aramis, munter gestimmt, Geständnis aus Geständnis. Der Prälat war wieder einiger Maßen Musketier geworden. Herr von Baisemeaux aber gab sich, mit der Leichtigkeit gewöhnlicher Menschen, ganz dem teilweisen Sichgehenlassen seines Gastes hin.

»Mein Herr,« sagte er, »denn wahrhaftig, heute Abend will ich Euch nicht Monseigneur nennen.«

»Nein,« erwiderte Aramis, »nennt mich Herr; ich habe Stiefel.«

»Wohl, mein Herr, wisst Ihr, an wen Ihr mich heute Abend erinnert?«

»Meiner Treue, nein,« sprach Aramis, während er sich Wein einschenkte, »doch hoffentlich erinnere ich Euch an einen guten Gast.«

»Ihr erinnert mich an zwei. François, mein Freund, schließt jenes Fenster; der Wind könnte Seine Herrlichkeit belästigen.«

»Und er entferne sich,« fügte Aramis bei, »das Abendbrot ist völlig ausgetragen, wir werden es wohl ohne Lackei verzehren. Ich liebe es ungemein, wenn ich in kleinem Comité bin, wenn ich mit einem Freunde bin . . . «

Baisemeaux verbeugte sich ehrerbietig.

»Ich liebe es ungemein, mich selbst zu bedienen,« fuhr Aramis fort.

»François, entfernt Euch!« rief Baisemeaux. »Ich sagte also, Ihr erinnert mich an zwei Personen; die eine ist eine sehr erhabene Person, es ist der selige Herr Kardinal, der große Kardinal, der von la Rochelle, der, welcher Stiefel hatte, wie Ihr. Ist das wahr?«

»Meiner Treue, ja,« erwiderte Aramis. »Und die andere Person?«

»Die andere ist ein gewisser Musketier, sehr hübsch, sehr beherzt, sehr kühn, sehr glücklich, der vom Abbé Musketier und vom Musketier Abbé wurde.«

Aramis lächelte wohlwollend.

»Vom Abbé,« fuhr Baisemeaux, durch das Lächeln von Aramis ermutigt, fort, »vom Abbé Bischof und vom Bischof . . . «

»Ah! ich bitte, bleiben wir hierbei stehen.«

»Ich sage Euch, daß Ihr den Eindruck eines Kardinals auf mich macht.«

»Hören wir aus, mein lieber Herr von Baisemeaux. Ich trage, wie Ihr gesagt habt, Stiefel, doch ich will mich nicht einmal diesen Abend mit der Kirche entzweien.«

»Aber Ihr habt doch schlimme Absichten. Monseigneur.«

»Oh! ich gestehe, schlimm, wie Alles, was weltlich ist.«

»Ihr laust in der Maske in der Stadt, in den Gäßchen umher.«

»Wie Ihr sagt, in der Maske.«

»Und Ihr handhabt immer noch den Degen?«

»Ich glaube, ja; doch nur, wenn man mich dazu zwingt, Tut mir den Gefallen und ruft François.«

»Ihr habt Wein da?«

»Es ist nicht wegen des Weines, sondern weil es hier sehr heiß und das Fenster geschlossen ist.«

»Ich schließe die Fenster, wenn ich zu Nacht speise, um die Runden oder die Ankunft der Couriere nicht zu hören,«

»Ah! ja, man hört sie, wenn das Fenster offen ist?«

»Nur zu gut, und das stört. Ihr begreift.«

»Man erstickt jedoch hier, François!«

François trat ein.

»Ich bitte, öffnet das Fenster, Meister François. Ihr erlaubt, lieber Herr von Baisemeaux?«

»Monseigneur ist hier zu Hause,« erwiderte der Gouverneur.

Das Fenster wurde geöffnet.

»Wißt Ihr,« sagte Herr von Baisemeaux, »wisst Ihr, daß Ihr Euch sehr verlassen fühlen werdet, nun da Herr de la Fère zu seinen Penaten in Alois zurückgekehrt ist? Nicht wahr, das ist ein sehr alter Freund von Euch?«

»Ihr wisst das so gut, als ich, Baisemeaux, da Ihr mit und bei den Musketieren gewesen seid.«

»Bah! bei meinen Freunden zähle ich weder die Flaschen, noch die Jahre.«

»Und Ihr habt Recht. Doch ich liebe Herrn de la Fère nicht nur, mein guter Baisemeaux: ich verehere ihn.«

»Wohl! ich, es ist sonderbar, ich ziehe ihm Herrn d'Artagnan vor. Das ist ein Mann, der gut und lang trinkt! Solche Leute lassen doch wenigstens ihren Gedanken sehen.«

»Baisemeaux, berauscht mich heute Abend, schwelgen wir wie einst, und wenn ich einen Schmerz im Grunde meines Herzens habe, so sollt Ihr ihn sehen, das verspreche ich Euch, wie Ihr einen Diamant aus dem Boden Eures Glases sehen würdet.«

»Bravo!« rief Baisemeaux. Und er schenkte sich ein großes Glas Wein ein und leerte es, bebend vor Freude, daß er von einiger Bedeutung bei einer erzbischöflichen Todsünde sein sollte.

Während er trank, sah er nicht, mit welcher Aufmerksamkeit Aramis das Geräusch im großen Hofe beobachtete.

Ein Courier traf um acht Uhr ein, gerade als François die fünfte Flasche auf den Tisch stellte, und obgleich dieser Courier einen gewaltigen Lärm machte, hörte Baisemeaux doch nichts.

»Der Teufel soll es holen!« rief Aramis.

»Was denn? wen denn?« fragte Baisemeaux. »Ich hoffe weder den Wein, den Ihr trinkt, noch denjenigen, welcher Euch denselben zu trinken veranlaßt.«

»Nein, ein Pferd, das für sich allein im Hofe einen so gewaltigen Lärm macht, als nur eine ganze Schwadron machen könnte.«

»Bah! ein Courier,« erwiderte der Gouverneur, abermals ein paar volle Gläser leerend. »Ja, der Teufel soll ihn holen, und zwar so schnell, daß wir nicht mehr davon sprechen hören. Hurrah! hurrah!«

»Ihr vergeßt mich, Baisemeaux. Mein Glas ist leer,« sagte Aramis, indem er ein glänzendes Kristallglas in die Höhe hob.

»Bei meiner Ehre, Ihr entzückt mich. François, Wein!«

François trat ein.

»Wein, Schurke, und zwar vom besten!«

»Ja, gnädiger Herr . . . doch es ist ein Courier . . . «

»Zum Teufel! habe ich gesagt.«

»Gnädiger Herr, aber . . . «

»Er lasse seine Depeche in der Kanzlei, wir werden morgen sehen. Morgen wird es Tag sein, morgen ist es Zeit,« sagte Baisemeaux, diese zwei letzten Sätze trällernd.

»Oh! gnädiger Herr,« brummelte unwillkürlich der Soldat François, »gnädiger Herr . . . «

»Gebt wohl Acht,« sagte Aramis, »gebts wohl acht.«

»Worauf, lieber Herr d'Herblay?« fragte Baisemeaux halb trunken.

»Der Brief, der durch Couriere den Gouverneurs von Zitadellen zukommt, ist zuweilen ein Befehl.«

»Beinahe immer.«

»Kommen die Befehle nicht von den Ministern?«

»Ja, allerdings, doch . . . «

»Und die Minister, kontrasignieren sie nicht nur die Unterschrift des Königs?«

»Ihr habt vielleicht Recht. Doch es ist sehr ärgerlich, wenn man an einer guten Tafel unter vier Augen mit einem Freunde sitzt. Ah! verzeiht, mein Herr, ich vergesse, daß ich Euch Abendbrot gebe und daß ich mit einem zukünftigen Kardinal spreche.«

»Lassen wir Alles das, lieber Baisemeaux, und kommen wir aus unsern Soldaten, auf François zurück,«

»Nun, was hat François getan?«

»Er hat gemurmelt.«

»Er hat Unrecht gehabt.«

»Er hat jedoch gemurmelt. Ihr begreift, dies geschah am Ende, weil etwas Außerordentliches vorgeht. Es könnte wohl sein, daß François nicht Unrecht gehabt hätte, zu murmeln, daß aber Ihr Unrecht hättet, ihn nicht anzuhören.«

»Unrecht! ich soll Unrecht haben vor François? Das kommt mir hart vor.«

»Ein Unrecht der Unregelmäßigkeit! Verzeiht, doch ich glaubte Euch eine Bemerkung machen zu müssen, die ich für wichtig erachte.«

»Ah! Ihr habt vielleicht Recht,« stammelte Baisemeaux. »Befehl des Königs, das ist heilig; doch die Befehle, welche kommen, während man zu Nacht speist, ich Wiederhole, der Teufel . . . «

»Wenn Ihr das dem großen Kardinal getan hättet, wie! mein lieber Baisemeaux, und dieser Befehl hätte einige Wichtigkeit gehabt . . . «

»Ich tue es, um einen Bischof nicht zu stören; alle Gewitter! bin ich nicht entschuldbar?«

»Vergeßt nicht, Baisemeaux, daß ich die Kasake getragen

habe, und daß es mir zur Gewohnheit geworden ist, überall Befehle zu sehen,«

»Ihr wollt also . . . «

»Ihr sollt Eure Pflicht tun, mein Freund. Ja, ich bitte Euch darum, wenigstens vor diesem Soldaten.«

»Das ist mathematisch.«

François wartete immer noch.

»Man bringe mir den Befehl des Königs herauf,« sprach Baisemeaux, indem er sich erhob. Und er fügte leise bei: »Wißt Ihr, was das ist? Ich will es Euch sagen: etwas Interessantes wie: ›Gebt auf das Feuer in der Umgegend der Pulverkammer Acht;‹ oder auch: ›Wacht über dem und dem, der im Entweichen sehr gewandt ist.‹ Oh! wenn Ihr wüsstet, wie oft ich plötzlich im süßesten, im tiefsten Schlaf aufgeweckt worden bin durch Ordonnanzen, welche im Galopp ankamen, um mir zu sagen, oder vielmehr um mir ein Schreiben folgenden Inhalts zu überbringen: ›Herr von Baisemeaux, was gibt es Neues?‹ Man sieht wohl, daß diejenigen, welche ihre Zeit damit verlieren, daß sie solche Briefe schreiben, nie eine Nacht in der Bastille zugebracht haben. Sie würden sonst die Dicke meiner Mauern, die Wachsamkeit meiner Offiziere, die Vielfältigkeit meiner Runden kennen. Was wollt Ihr, Monseigneur, es ist ihr Handwerk, zu schreiben, um mich zu stören, wenn ich ruhig bin, mich zu beunruhigen, wenn ich glücklich bin,« fügte Baisemeaux, sich vor Aramis verbeugend, bei: »Lassen wir sie also ihr Handwerk treiben.«

»Und treibt das Eurige,« sagte lächelnd der Bischof, dessen fester Blick trotz dieser Freundlichkeit befahl.

François kam zurück. Der Gouverneur nahm aus seiner Hand den vom Ministerium überschickten Befehl. Er entsiegelte langsam und las ebenso. Aramis stellte sich, als tränke er, um seinen Wirt durch den Kristall zu beobachten. Dann, als Baisemeaux gelesen hatte, rief dieser:

»Was sagte ich so eben?«

»Was denn?« fragte Aramis.

»Ein Loslassungsbefehl. Ich frage Euch doch, ist dies eine Nachricht, um uns zu stören!«

»Eine schöne Nachricht für denjenigen, welchen sie betrifft, das werdet Ihr wenigstens zugestehen, mein lieber Gouverneur.«

»Und um acht Uhr Abends.«

»Das ist Mildherzigkeit.«

»Mildherzigkeit, ich glaube es wohl, doch nur gegen diesen Burschen, der sich langweilt, und nicht gegen mich, der ich mich belustige!« rief Baisemeaux außer sich.

»Erleidet Ihr einen Verlust hierdurch? Gehörte der Gefangene, der Euch genommen wird, zu den großen Ansitzen?«

»Ah! ja wohl! Ein Lumpenkerl, eine Ratte zu fünf Franken!«

»Laßt sehen,« sagte d'Herblay. »Ist es unbescheiden?«

»Nein, lest.«

»Es sieht *pressant* auf dem Blatt. Nicht wahr, Ihr habt das gesehen?«

»Das ist bewunderungswürdig! *Pressant* . . . ein Mensch, der seit zehn Jahren hier ist. Man hat Eile, ihn hinauszubringen, heute, diesen Abend noch, um acht Uhr!«

Und mit einer Miene erhabener Verachtung die Achseln zuckend, warf Baisemeaux das Papier aus den Tisch und sang wieder an zu essen.

»Sie haben solche Bewegungen,« sagte er mit vollem Mund; »sie nehmen einen Menschen an einem schönen Tag fest, füttern ihn zehn Jahre und schreiben uns: ›*Wacht wohl über diesem Burschen!*‹ oder: ›*Haltet ihn streng!*‹ Und dann, wenn man sich daran gewöhnt hat, den Gefangenen als einen gefährlichen Menschen zu betrachten, schreiben sie uns plötzlich, ohne Vorgang, ohne Ursache: ›*Setzt ihn in Freiheit!*‹ Und sie fügen ihrem Sendschreiben bei: ›*Pressant!*‹ Ihr müßt gestehen, Monseigneur, daß man hierüber nur die Achseln zucken kann.«

»Was wollt Ihr, man schreit so und vollzieht den Befehl!« sagte Aramis.

»Gut! gut! man vollzieht ihn . . . oh! nur Geduld! . . . Ihr müßt Euch nicht einbilden, ich sei ein Sklave.«

»Mein Gott! mein lieber Herr von Baisemeaux, wer sagt Euch das? Man kennt Eure Unabhängigkeit.«

»Gott sei Dank!«

»Man kennt aber auch Euer gutes Herz.«

»Oh! ich glaube wohl.«

»Und Euren Gehorsam gegen Eure Vorgesetzten. Seht Ihr, Baisemeaux, wenn man Soldat gewesen ist, so ist das für das Leben.«

»Ich werde auch streng gehorchen, und morgen bei Tagesanbruch ist der Gefangene freigelassen.«

»Morgen?«

»Bei Tagesanbruch.«

»Warum nicht heute Abend, da bei der Aufschrift und innen im Briefe steht: *Pressant?*«

»Weil wir heute zu Nacht speisen und auch Eile haben.«

»Lieber Baisemeaux, obgleich gestiefelt, fühle ich mich doch Priester, und die Menschenliebe ist für mich eine gebieterischere Pflicht, als Hunger und Durst. Dieser Unglückliche hat lange genug gelitten, da Ihr mir sagt, er sei seit zehn Jahren Euer Kostgänger. Kürzt sein Leiden ab. Es erwartet ihn eine gute Minute, gebt sie ihm geschwinde, Gott wird sie Euch im Paradies in Jahren der Glückseligkeit wiedererstaten.«

»Ihr wollt es?«

»Ich bitte Euch darum.«

»Nur so, mitten im Mahle.«

»Ich flehe Euch an; diese Handlung wird zehn Benedicite wert sein.«

»Es geschehe nach Eurem Wunsche. Nur werden wir kalt essen.«

»Oh! daran ist nichts gelegen.«

Baisemeaux neigte sich rückwärts, um François zu läuten, und wandte sich mit einer ganz natürlichen Bewegung gegen die Türe um.

Der Befehl war auf dem Tische liegen geblieben. Aramis benützte den Augenblick, wo Baisemeaux nicht schaute, um dieses Papier gegen ein anderes, aus dieselbe Art zusammengelegtes, zu vertauschen, das er aus seiner Tasche zog.

»François,« sagte der Gouverneur, »man lasse den Herrn Major

mit den Schließern der Bertaudière heraufkommen.«

François verbeugte sich und trat ab, und die zwei Gäste waren wieder allein.

IX.

Der Ordensgeneral.

Es trat nun ein Augenblick des Stillschweigens ein, wobei Aramis den Gouverneur nicht eine Sekunde aus dem Blicke verlor. Dieser schien nur halb entschlossen, sich mitten in seinem Abendbrote stören zu lassen, und es war offenbar, daß er irgendeinen Grund, einen guten oder einen schlechten, suchte, um die Sache wenigstens bis nach dem Dessert zu verschieben. Diesen Grund schien er plötzlich gefunden zu haben.

»Ei! es ist unmöglich!« rief er.

»Wie, unmöglich?« sagte Aramis. »Laßt ein wenig hören, lieber Freund, was unmöglich ist.«

»Es ist unmöglich, den Gefangenen zu einer solchen Stunde in Freiheit zu setzen. Wohin wird er gehen, er, der Paris nicht kennt?«

»Er wird gehen, wohin er kann.«

»Ihr seht wohl! es wäre ebenso gut, als wenn man einen Blinden freilassen würde.«

»Ich habe einen Wagen und werde ihn führen, wohin er geführt sein will.«

»Ihr habt eine Antwort für Alles. François! man sage dem Herrn Major, er möge das Gefängnis von Herrn Seldon, Nro. 3, Bertaudière, öffnen.«

»Seldon?« fragte Aramis einfach. »Ich glaube, Ihr habt gesagt, Seldon?«

»Ich habe gesagt, Seldon. Das ist der Name desjenigen, welchen man freiläßt.«

»Ah! Ihr wollt sagen, Marchiali.«

»Marchiali? oh! ja wohl! Nein, nein, Seldon.«

»Ich denke, Ihr irrt Euch, Herr von Baisemeaux.«

»Ich habe den Befehl gelesen.«

»Ich auch.«

»Und ich habe Seldon in so dicken Buchstaben gesehen.«

Herr von Baisemeaux zeigte hierbei seinen Finger.

»Und ich habe Marchiali in so dicken Buchstaben gelesen.«

Aramis zeigte zwei Finger.

»Wir wollen die Sache aufklären,« sagte Baisemeaux, seiner sicher. »Das Papier ist da, und es wird genügen, es zu lesen.«

»Ich lese: Marchiali,« sagte Aramis das Papier entfaltend. »Seht!«

Baisemeaux schaute und seine Arme erschlafften.

»Ja, ja,« sagte er niedergeschmettert, »ja, Marchiali. Es ist wahr, es steht geschrieben: Marchiali.«

»Ah!«

»Wie! der Mensch, von dem wir so viel sprechen? der Mensch, den man mir jeden Tag so sehr empfiehlt?«

»Es steht: Marchiali,« wiederholte der unbeugsame Aramis.

»Ich muß es zugestehen, Monseigneur; doch ich begreife es durchaus nicht.«

»Man glaubt doch seinen Augen.«

»Meiner Treue, wer sollte glauben, es heiße Marchiali!«

»Und zwar mit einer guten Handschrift.«

»Das ist wunderbar. Ich sehe noch den Befehl und den Namen von Seldon, einem Irländer . . . ich sehe ihn. Ah! und ich erinnere mich sogar, unter diesem Namen war ein Tintenkleck!«

»Nein, es ist hier keine Tinte, nein, es ist hier kein Klecks.«

»Oh! doch, doch, dergestalt, daß ich den Streusand abgerieben habe, der auf dem Kleckse lag.«

»Wie dem sein mag, mein lieber Herr von Baisemeaux, und was Ihr auch gelesen habet möget, es ist der Befehl, Marchiali freizulassen, mit oder ohne Klecks unterzeichnet.«

»Der Befehl, Marchiali freizulassen, ist unterzeichnet,« wiederholte maschinenmäßig Baisemeaux, der wieder von seinen Geistern Besitz zu ergreifen suchte.

»Und Ihr werdet diesen Gefangenen freilassen. Heißt Euch Euer Herz auch Seldon freigeben, so erkläre ich Euch, daß ich mich nicht im Geringsten widersetzen werde.«

Aramis punktierte diese Worte mit einem Lächeln, das Baisemeaux vollends wieder nüchtern machte und ihm Mut

verlieh.

»Monseigneur,« sagte er, »dieser Marchiali ist derselbe Gefangene, den einst ein Priester, der Beichtiger unseres Ordens, so gebieterisch und so geheimnisvoll besucht hat.«

»Ich weiß das nicht, mein Herr,« erwiderte der Bischof.

»Es ist doch noch nicht so lange her, mein lieber Herr d'Herblay.«

»Allerdings, doch bei uns, mein Herr, ist es gut, wenn der Mensch von heute nicht mehr weiß, was der Mensch von gestern getan hat.«

»Jeden Falls wird der Besuch des Beichtvaters der Jesuiten diesem Mann Glück gebracht haben,« sagte Baisemeaux.

Aramis erwiderte nichts und fing wieder an zu essen und zu trinken.

Baisemeaux nahm, ohne mehr etwas von dem, was aus dem Tische stand, zu berühren, den Befehl in die Hand und untersuchte ihn in allen Richtungen.

Dieses Forschen hätte, unter gewöhnlichen Umständen, den Purpur zu den Ohren des ungeduldigen Aramis steigen gemacht, doch der Bischof von Vannes geriet wegen einer solchen Kleinigkeit nicht in Zorn, besonders wenn er sich leise gesagt hatte, es wäre gefährlich, zornig zu werden.

»Werdet Ihr Marchiali freilassen?« sagte er. »Oh! wie duftet dieser Xeres!«

»Monseigneur,« erwiderte der Gouverneur, »ich werde den Gefangenen Marchiali freilassen, wenn ich den Courier, der den Brief brachte, zurückgerufen und besonders, wenn ich mich ihn befragend versichert habe.«

»Die Befehle sind gesiegelt, und der Inhalt ist dem Courier unbekannt. Ich bitte also, worüber werdet Ihr Euch versichern?«

»Wohl, Monseigneur, doch ich werde in das Ministerium schicken, und dort wird Herr von Lyonne entweder den Befehl zurücknehmen, oder gutheißen.«

»Wozu soll dies Alles nützen?« fragte Aramis kalt.

»Wozu?«

»Ja, ich frage, wozu dies diene.«

»Das dient dazu, daß man sich nie täuscht, Monseigneur, daß man sich nie gegen die Achtung verfehlt, die jeder Untergeordnete seinen Vorgesetzten schuldig ist, daß man nie die Pflichten des Dienstes verletzt, den man übernommen hat.«

»Sehr gut, Ihr habt so beredt gesprochen, daß ich Euch bewundere. Es ist wahr, ein Untergeordneter ist seinen Vorgesetzten Achtung schuldig, er ist strafbar, wenn er sich täuscht, und er wird bestraft werden, sollte er die Pflichten oder die Gesetze seines Dienstes verletzen.«

Baisemeaux schaute den Bischof mit Erstaunen an.

»Daraus geht hervor,« fuhr Aramis fort, »daß Ihr um Rat fragen werdet, um Euch mit Eurem Gewissen in Ruhe zu setzen.«

»Ja, Monseigneur.«

»Und daß, wenn ein Vorgesetzter Euch befiehlt, Ihr gehorchen werdet?«

»Ihr zweifelt nicht daran, Monseigneur?«

»Ihr kennt die Unterschrift des Königs, Herr von Baisemeaux?«

»Ja, Monseigneur.«

»Steht sie nicht aus diesem Freilassungsbefehl?«

»Ja, doch sie kann . . . «

»Falsch sein, nicht wahr?«

»Das ist vorgekommen, Monseigneur.«

»Ihr habt Recht. Und die von Herrn von Lyonne?«

»Ich sehe sie wohl auf dem Befehl, doch wie man die Unterschrift des Königs hat fälschen können, so kann man noch viel mehr die von Herrn von Lyonne fälschen.«

»Ihr geht mit Riesenschritten in der Logik einher, mein lieber Herr von Baisemeaux, und Eure Beweisführung ist unwiderlegbar. Doch aus welche Gründe stützt Ihr Euch hauptsächlich, um diese Unterschriften falsch zu finden?«

»Auf diesen: die Abwesenheit der Unterzeichner, Nichts controlirt die Unterschrift Seiner Majestät, und Herr von Lyonne ist nicht da, um mir zu sagen, er habe unterzeichnet.«

»Wohl, Herr von Baisemeaux,« sprach Aramis seinen Adlerblick auf den Gouverneur heftend, »ich nehme so geradezu Eure Zweifel und Eure Weise, sie zu beleuchten, an, daß ich eine

Feder ergreifen werde, wenn Ihr mir sie geben wollt.«

Baisemeaux gab eine Feder.

»Ein weißes Blatt,« fügte Aramis bei.

Baisemeaux gab das Papier.

»Und daß ich, ich, der ich gegenwärtig, der ich unbestreitbar bin, nicht wahr? auch einen Befehl schreiben werde, dem Ihr, ich bin es fest überzeugt, Glauben schenken werdet, so ungläubig Ihr seid.«

Baisemeaux erleichte vor dieser eisernen Sicherheit. Es kam ihm vor, als wäre die kurz zuvor noch so heitere, so freundliche Stimme von Aramis unheimlich, unheilschwanger geworden, als verwandelte sich das Wachs der Lichter in Kerzen einer Begräbniskapelle und der Wein der Gläser würde zu Blut im Kelche.

Aramis nahm die Feder und schrieb. Baisemeaux las ganz bestürzt hinter seiner Schulter:

»A. M. D. K.« schrieb der Bischof, und er zeichnete ein Kreuz unter diese vier Buchstaben, welche bedeuten: **ad majorem Dei gloriam**. Dann fuhr er fort:

»Es beliebt uns, daß der Herr von Baisemeaux von Montlezun, dem Gouverneur für den König des Schlosses der Bastille, überbrachte Befehl von ihm für gut und gültig erachtet und sogleich vollzogen werde.

»Unterzeichnet: d'Herblay, General des Ordens, von Gottes Gnaden.«

Baisemeaux war so tief erschüttert, daß sein Gesicht zusammengezogen, seine Lippen gähnend, seine Augen starr blieben.

Man hörte in dem großen Saale nur das Summen einer kleinen Fliege, welche um die Lichter flatterte.

Ohne den Mann, den er in einen so elenden Zustand versetzte, nur eines Blickes zu würdigen, zog Aramis aus seiner Tasche ein kleines Etui, das schwarzes Wachs, enthielt; er siegelte, drückte ein an seiner Brust hängendes Petschaft darauf und reichte, als diese Operation beendet war, beständig schweigend, das

Schreiben Herrn von Baisemeaux.

Dieser, dessen Hände zitterten, daß man hätte Mitleid mit ihm bekommen müssen, warf einen trüben, irren Blick aus das Siegel. Ein letzter Schimmer der Bewegung offenbarte sich in seinen Zügen, und er sank wie vom Blitze getroffen aus einen Stuhl.

»Auf, auf,« sagte Aramis nach einem langen Stillschweigen, während dessen der Gouverneur der Bastille allmählig wieder zum Bewußtsein gekommen war, »laßt mich nicht glauben, lieber Baisemeaux, die Gegenwart des Ordensgenerals sei furchtbar, wie die Gottes, und man sterbe, wenn man ihn gesehen habe. Mut! steht auf, gebt mir Eure Hand und gehorcht.«

Beruhigt, wenn nicht befriedigt, gehorchte Baisemeaux, küßte Aramis die Hand und stand auf.

»Sogleich,« murmelte er.

»Ah! keine Übertreibung, mein Wirt; nehmt wieder Euren Platz ein und laßt uns diesem schönen Dessert Ehre antun.«

»Monseigneur, ich werde mich von einem solchen Schlage nicht wiedererheben, ich, der ich mit Euch gelacht, gescherzt habe! ich, der ich es gewagt habe, Euch aus dem Fuße der Gleichheit zu behandeln!«

»Schweige, mein alter Kamerad,« erwiderte der Bischof, wohl fühlend, wie sehr die Saite gespannt, und wie gefährlich es gewesen wäre, sie zu zerreißen; »schweige. Leben wir jeder unser Leben: Dir meine Protektion und meine Freundschaft, mir Dein Gehorsam. Werden diese zwei Tribute pünktlich bezahlt, so bleiben wir in Freude.«

Baisemeaux dachte einen Augenblick nach; er erschaute mit einem Blick die Folgen dieser Freimachung eines Gefangenen mittelst eines falschen Befehls, und indem er die Garantie, welche ihm der offizielle Befehl des Generals bot, in Parallele setzte, fand er sie nicht gewichtig.

Aramis erriet ihn und sagte:

»Mein lieber Baisemeaux, Ihr seid ein Dummkopf. Verliert doch die Gewohnheit, zu überlegen, wenn ich mir die Mühe gebe, für Euch zu denken.«

Und aus eine neue Gebärde, die er machte, verbeugte sich Baisemeaux abermals.

»Wie habe ich mich zu benehmen?« fragte er.

»Wie macht Ihr es, wenn Ihr einen Gefangenen freilaßt?«

»Ich habe das Reglement.«

»Wohl! so befolgt das Reglement, mein Teurer.«

»Ich gehe mit meinem Major in die Stube des Gefangenen, und führe ihn heraus, wenn es eine Person von Bedeutung ist.«

»Aber dieser Marchiali ist keine Person von Bedeutung entgegnete Aramis mit gleichgültigem Tone.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte der Gouverneur, als hätte er gesagt: »Es ist an Euch, mich hierüber zu belehren.«

»Wenn Ihr es nicht wisst, so habe ich Recht, verfährt also bei diesem Marchiali, wie Ihr bei den Kleinen verfährt.«

»Gut. Das Reglement gibt es an.«

»Ah!«

»Das Reglement sagt, der Kerkermeister oder einer von den niederen Offizieren habe den Gefangenen zum Gouverneur in die Kanzlei zu bringen.«

»Oh! das ist sehr vernünftig. Und dann?«

»Dann übergibt man dem Gefangenen die Gegenstände von Wert, die er bei seiner Einkerkung bei sich hatte, die Kleider, die Papiere, wenn der Befehl des Ministers nicht anders verfügt hat.«

»Was sagt der Befehl des Ministers in Betreff dieses Marchiali?«

»Nichts, denn der Unglückliche ist ohne Juwelen, ohne Papiere, beinahe ohne Kleider hierher gekommen.«

»Seht, wie einfach dies Alles ist! Wahrhaftig, Baisemeaux, Ihr macht Euch Ungeheuer aus jeder Sache. Bleibt also hier und laßt den Gefangenen in das Gouvernement bringen.«

Baisemeaux gehorchte. Er rief seinen Lieutenant und gab ihm einen Befehl, den dieser, ohne sich zu rühren, demjenigen, für welchen er bestimmt war, überbrachte.

Nach einer halben Stunde hörte man eine Türe im Hofe sich wieder schließen: es war die Türe des Turmes, der seine Beute der freien Luft zurückgegeben hatte.

Aramis blies alle Kerzen aus, welche das Zimmer erleuchteten. Er ließ nur eine hinter der Türe brennen. Dieser zitternde Schein

erlaubte den Blicken nicht, sich auf Gegenstände zu heften. Er verzehnfachte die Ansichten und die Nuancen durch seine Unsicherheit und seine Beweglichkeit.

Die Tritte näherten sich.

»Geht Euren Leuten entgegen,« sagte Aramis.

Der Gouverneur gehorchte.

Der Sergent und die Schließer verschwanden.

Baisemeaux kam, gefolgt von einem Gefangenen, wieder herein.

Aramis hatte sich in den Schatten gestellt; er sah, ohne gesehen zu werden.

Baisemeaux eröffnete mit bewegter Stimme diesem jungen Mann den Befehl, der ihn befreite.

Der Gefangene hörte, ohne eine Gebärde zu machen oder ein Wort zu sprechen.

»Ihr werdet schwören, das Reglement fordert dies,« fügte der Gouverneur bei, »nie etwas von dem zu offenbaren, was Ihr in der Bastille gesehen oder gehört habt.«

Der Gefangene erblickte einen Christus; er streckte die Hand aus und schwur mit den Lippen.

»Nun seid Ihr frei, mein Herr; wohin gedenkt Ihr zu gehen?«

Der Gefangene wandte den Kopf um, als wollte er hinter sich einen Beschützer suchen, aus den er hätte zählen müssen.

Da trat Aramis aus dem Schatten hervor und sprach:

»Hier bin ich, um dem Herrn den Dienst zu leisten, den es ihm von mir zu verlangen beliebt wird.«

Der Gefangene errötete leicht und schob ohne Zögern seinen Arm unter den von Aramis.

»Gott gewähre Euch seinen heiligen Schutz,« sprach er mit einer Stimme, die durch ihre Festigkeit den Gouverneur eben so sehr beben machte, als ihn die Worte in Erstaunen gesetzt hatten.

Aramis drückte Baisemeaux die Hände und sagte: »Ist Euch mein Befehl lästig? Befürchtet Ihr, man könnte ihn finden, wenn man hierher käme und aussuchen würde?«

»Ich wünsche, ihn zu behalten,« erwiderte Baisemeaux. »Fände man ihn, so könnte man mit Sicherheit annehmen, daß

ich verloren wäre, und in diesem Fall wäret Ihr für mich ein mächtiger und letzter Beistand.«

»Als Euer Mitschuldiger, wollt Ihr sagen?« erwiderte Aramis, die Achseln zuckend.

»Gott besohlen, Baisemeaux!«

Die Pferde warteten, den Wagen in ihrer Ungeduld erschütternd.

Baisemeaux geleitete den Bischof bis unten an die Freitreppe.

Aramis ließ seinen Gefährten zuerst in den Wagen steigen, stieg dann auch ein und rief dem Kutscher nur: »Vorwärts!« zu.

Der Wagen rollte geräuschvoll auf dem Pflaster der Höfe. Ein Offizier, der eine Fackel trug, ging vor den Pferden her und gab bei jedem Wachposten den Befehl, durchzulassen.

Während der Zeit, die man brauchte, um alle Schranken zu öffnen, atmete Aramis nicht, und man hätte können sein Herz an die Wände seiner Brust schlagen hören.

In eine Ecke des Wagens gedrückt, gab der Gefangene kein Lebenszeichen von sich.

Ein Stoß, der stärker, als die anderen, verkündigte endlich, daß man über die letzte Gosse weggefahren war. Hinter dem Wagen wurde das letzte Thor geschlossen, das an der Rue Saint-Antoine. Keine Mauern rechts, keine links mehr, überall der Himmel, überall die Freiheit, überall das Leben.

Durch eine kräftige Faust im Zügel gehalten, gingen die Pferde sachte bis mitten in die Vorstadt. Hier schlugen sie einen Trab an.

Allmähig, mochten sie nun warm werden, oder trieb man sie an, nahmen sie an Geschwindigkeit zu, und so bald man in Bercy war, schien der Wagen zu fliegen, so groß war der Eifer der Renner. Diese Pferde liefen so bis Villeneuve-Saint-Georges, wo das Relais bereit stand. Dann zogen vier Pferde, statt zwei, den Wagen in der Richtung von Melun fort und hielten einen Augenblick mitten im Walde von Senort an. Ohne Zweifel war dem Postillion der Befehl hierzu schon vorher gegeben worden, denn Aramis brauchte nicht einmal ein Zeichen zu machen.

»Was gibt es?« fragte der Gefangene, als ob er aus einem langen Traume erwachte.

»Monseigneur,« antwortete Aramis, »ehe wir weiter fahren,

haben wir, Eure Königliche Hoheit und ich, mit einander zu sprechen.«

»Ich werde die Gelegenheit abwarten, mein Herr,« sagte der junge Prinz.

»Sie könnte nicht besser sein, Monseigneur, wir sind hier mitten im Walde, und Niemand vermag uns zu hören.«

»Und der Postillion?«

»Der Postillion von dieser Station ist taubstumm, Monseigneur.«

»Ich gehöre Euch, Herr d'Herblay.«

»Beliebt es Euch, in diesem Wagen zu bleiben?«

»Ja, wir sitzen hier gut, und ich liebe diesen Wagen, es ist derjenige, welcher mich der Freiheit wiedergegeben hat.«

»Wartet, Monseigneur. Es ist noch eine Vorsichtsmaßregel zu nehmen.«

»Welche?«

»Wir sind hier aus der Landstraße; es können Reiter und Wagen vorüberkommen, die uns, wenn sie uns stille halten sähen, in Verlegenheit glauben würden. Vermeiden wir lästige Dienstanerbietungen.«

»Befehlt dem Kutscher, den Wagen in einer Seitenallee zu verbergen.«

»Das wollte ich gerade tun, Monseigneur.«

Aramis berührte den Stummen und machte ihm ein Zeichen. Er stieg ab, nahm die zwei Vorderpferde am Zügel und führte sie durch das weiche Heidekraut aus das moosige Gras einer gekrümmten Allee, in deren Hintergrund in dieser mondlosen Nacht die Wolken einen Vorhang bildeten, der schwärzer war, als Tintenflecken.

Nachdem dies geschehen war, legte sich der Mann auf eine Böschung in der Nähe seiner Pferde, welche rechts und links die jungen Eichenschößlinge abrissen.

»Ich höre Euch,« sagte der junge Prinz zu Aramis, »doch was macht Ihr da?«

»Ich ziehe die Kugeln aus den Pistolen, deren wir nicht mehr bedürfen.«

X.

Der Versucher.

»Mein Prinz,« sagte Aramis, indem er sich im Wagen gegen seinen Gefährten wandte, »ein so schwaches Geschöpf, so mittelmäßig an Geist, so untergeordnet in der Klasse der denkenden Wesen ich auch bin, so ist es mir doch nie begegnet, daß ich mit einem Menschen gesprochen habe, ohne seine Gedanken durch die lebendige Maske zu ergründen, welche über unsern Verstand geworfen ist, um die Offenbarung darin zurückzuhalten. Aber heute Abend, in der Dunkelheit, in der wir uns befinden, bei der Zurückhaltung, die ich an Euch wahrnehme, vermag ich nicht in Euren Zügen zu lesen, und es sagt mir etwas, ich werde Mühe haben. Euch ein aufrichtiges Wort zu entreißen. Ich flehe Euch also an, nicht aus Liebe zu mir, denn die Untertanen dürfen kein Gewicht in der Wage haben, welche die Fürsten halten, sondern, aus Liebe zu Euch, jede von meinen Silben, jede von meinen Wendungen wohl zu behalten, denn jede wird einen Sinn und einen Wert von einer so hohen Bedeutung haben, als dies je in der Welt vorgekommen ist.«

»Ich höre, ohne etwas von dem, was Ihr mir sagen werdet, zu erstreben, zu befürchten,« sprach der junge Prinz mit Entschiedenheit.

Und er drückte sich noch tiefer in die dicken Kissen der Carosse und suchte seinem Gefährten nicht nur seinen Anblick, sondern sogar die Voraussetzung seiner Person zu entziehen.

Der Schatten war schwarz und fiel breit und undurchsichtig vom Gipfel der verschlungenen Bäume herab. Dieser mittelst eines großen Verdeckes geschlossene Wagen hätte auch nicht das geringste Lichttheilchen empfangen, selbst wenn ein leuchtendes Atom zwischen den Nebelsäulen, die sich aus dem Waldwege ausdehnten, durchgedrungen wäre.

»Monseigneur,« sprach Aramis, »Ihr kennt die Geschichte der Regierung, welche heute Frankreich leitet. Der König ist aus einer Kindheit hervorgegangen, welche die eines Gefangenen, wie die Einige, dunkel, wie die Eurige, beengt, wie die Eurige, gewesen

war. Nur statt, wie Ihr, die Sklaverei des Gefängnisses, das Dunkel der Einsamkeit, die Beengung des verborgenen Lebens zu haben, mußte er alle Erbärmlichkeiten, alle Demütigungen, alle Qualen beim hellen Tageslichte, bei der unbarmherzigen Sonne des Königtums ertragen; ein in Licht getauchter Platz, wo jeder Fleck wie ein abscheulicher Koth erscheint. Der König hat gelitten, er grollt, er wird sich rächen. Es wird ein schlechter König sein. Ich sage nicht, er werde Blut vergießen, wie Ludwig XI. oder Karl IX., denn er hat keine tödliche Beleidigungen zu rächen, aber er wird das Geld und den Lebensunterhalt seiner Untertanen verzehren, weil er Beleidigungen des Interesses und des Geldes erlitten hat. Ich schütze mich daher vor Allem vor meinem Gewissen, wenn ich den Verdiensten und den Fehlern dieses Fürsten ins Gesicht schaue, und wenn ich ihn verdamme, spricht mich mein Gewissen frei.«

Aramis machte eine Pause, Dies geschah nicht, um zu horchen, ob die Stille des Waldes immer noch dieselbe wäre, sondern um seinen Gedanken im Grunde seines Geistes zusammenzufassen, um diesem Gedanken Zeit zu lassen, sich tief in den Geist seines Gefährten einzugraben.

»Gott tut Alles gut, was er tut,« fuhr der Bischof von Vannes fort, »und hiervon bin ich so sehr überzeugt, daß ich mir seit langer Zeit Glück gewünscht habe, von ihm zum Bewahrer des Geheimnisses, das ich Euch entdecken geholfen habe, erwählt worden zu sein. Der Gott der Gerechtigkeit und der Voraussicht bedurfte eines scharfen, ausdauernden, überzeugten Werkzeugs, um ein großes Werk zu vollbringen. Dieses Werkzeug bin ich, ich habe die Schärfe, ich habe die Ausdauer, ich habe die Überzeugung; ich regiere ein geheimnisvolles Volk, das zum Wahlspruch den Wahlspruch Gottes: **Patiens quia aeternus!** genommen hat.«

Der Prinz machte eine Bewegung.

»Monseigneur,« sagte Aramis, »ich errate, daß Ihr das Haupt erhebt, und daß Euch das Volk, dem ich befehle, in Erstaunen setzt. Ihr wusstet nicht, daß Ihr mit einem König unterhandelt. Oh! Monseigneur, der König eines sehr kleinen Volkes, der König eines sehr demütigen Volkes, der König eines sehr enterbten Volkes: demütig, weil es nur kriechend Stärke hat, enterbt, weil

nie, beinahe nie aus dieser Welt mein Volk einerntet, was es ausgesät hat, nie die Frucht von dem verzehrt, was es anbaut. Es arbeitet für eine Abstraktion, es ballt alle die bis ins Unsichtbare kleinen Klümpchen seiner Macht zusammen, um einen Menschen daraus zu bilden, und diesem Menschen verleiht es mit dem Ertrag seiner Schweißtropfen eine Wolke, aus der das Genie dieses Menschen eine Glorie, vergoldet in den Strahlen aller Kronen der Christenheit, machen muß. Das ist der Mensch, den Ihr an Eurer Seite habt, Monseigneur. Und damit sage ich Euch, daß er Euch aus einem Abgrund in einer großen Absicht herausgezogen hat, und daß er Euch in dieser herrlichen Absicht über alle Mächte der Erde, auch über ihn selbst, erheben will.«

Der Prinz berührte leicht den Arm von Aramis und sagte:

»Ihr sprecht von dem religiösen Orden, dessen Haupt Ihr seid. Es geht für mich aus Euren Worten hervor, daß an dem Tage, wo Ihr denjenigen, welchen Ihr erhoben, stürzen wollt, dies sich machen wird, und daß Ihr Euer Geschöpf vom vorhergehenden Tage in der Hand haben werdet.«

»Ihr täuscht Euch, mein Prinz, ich würde mir nicht die Mühe geben, dieses furchtbare Spiel mit Eurer Königlichen Hoheit zu spielen, hätte ich nicht ein doppeltes Interesse, die Partie zu gewinnen. An dem Tage, wo Ihr erhoben werdet, seid Ihr für immer erhoben; Ihr werft, wenn Ihr hinaussteigt, den Fußtritt um, Ihr schleudert ihn so weit fort, daß Euch nie mehr auch nur sein Anblick an seinen Anspruch aus Dankbarkeit erinnern wird.«

»Oh! mein Herr!«

»Eure Bewegung, Monseigneur, zeugt von einer vortrefflichen Gemütsbeschaffenheit. Ich danke Euch. Glaubt mir, daß ich nach mehr als Dankbarkeit trachte; ich bin überzeugt, daß Ihr, aus dem Gipfel angelangt, mich noch mehr Euer Freund zu sein würdig erachten werdet, und dann wollen wir zwei, Monseigneur, so große Dinge vollführen, daß man noch in fernen Jahrhunderten davon sprechen soll.«

»Sagt mir, mein Herr, sagt es mir unverschleiert, was ich heute bin und was ich nach Eurem Willen morgen sein soll.«

»Ihr seid der Sohn von König Ludwig XIII., Ihr seid der Bruder von König Ludwig XIV., Ihr seid der natürliche und gesetzliche

Thronerbe von Frankreich. Indem er Euch bei sich behielt, wie man Monseigneur, Euren jüngeren Bruder, behalten hat, reservierte sich der König das Recht, legitimer Fürst zu sein. Nur die Ärzte und Gott allein konnten ihm die Legitimität streitig machen. Die Ärzte lieben stets mehr den König, der es ist, als den, welcher es nicht ist. Gott würde ein Unrecht begehen, wenn er einen Fürsten, der ein ehrlicher Mensch, benachteiligte. Es war aber Gottes Wille, daß man Euch verfolgte, und diese Verfolgung salbt Euch heute zum König von Frankreich; Ihr hattet also das Recht, zu regieren, da man es Euch streitig macht; Ihr hattet also das Recht, erklärt zu werden, da man Euch heimlich aus die Seite brachte. Ihr seid also von göttlichem Blut, da man es nicht gewagt hat, Euer Blut zu vergießen, wie das Eurer Diener. Seht nur, was er für Euch getan hat, dieser Gott, den Ihr so oft beschuldigtet, er habe Alles gegen Euch getan. Er hat Euch die Züge, die Gestalt, das Alter und die Stimme Eures Bruders gegeben, und aus allen Ursachen Eurer Verfolgung werden Ursachen Eurer siegreichen Auferstehung werden. Morgen, übermorgen, im ersten Augenblick, werdet Ihr, das königliche Gespenst, der lebendige Schatten von Ludwig XIV., Euch aus seinen Thron setzen, von dem ihn der Wille Gottes, einen mächtigen Arme zur Vollziehung anvertraut, unwiederbringlich gestoßen haben wird.«

»Ich begreife,« sagte der Prinz, »man wird das Blut meines Bruders nicht vergießen.«

»Ihr seid allein der unumschränkte Herr seines Geschicks.«

»Das Geheimnis, das er gegen mich gemißbraucht hat . . . «

»Werdet Ihr gegen ihn gebrauchen. Was tat er, um es zu verbergen? Er verbarg Euch. Ein lebendiges Ebenbild von ihm selbst, würdet Ihr das Komplott von Mazarin und Anna von Österreich verraten. Ihr, mein Prinz, Ihr werdet dasselbe Interesse haben, denjenigen zu verbergen, welcher Euch als Gefangener gleichen wird, wie Ihr ihm als König gleichen werdet.«

»Ich komme aus das zurück, was ich Euch sagte. Wer wird ihn verwahren?«

»Wer verwahrte Euch?«

»Ihr kennt dieses Geheimnis, Ihr habt für mich davon Gebrauch gemacht. Wer kennt es noch mehr?«

»Die Königin Mutter und Frau von Chevreuse.«

»Was werden sie tun?«

»Nichts, wenn Ihr es wollt.«

»Wie so?«

»Wie werden sie Euch erkennen, wenn Ihr so handelt, daß man Euch nicht erkennt?«

»Das ist wahr. Es gibt noch ernstere Schwierigkeiten.«

»Sprecht, mein Prinz.«

»Mein Bruder ist verheirathet; ich kann nicht die Frau meines Bruders nehmen.«

»Ich werde machen, daß eine Auflösung der Ehe von Spanien bewilligt wird; das ist das Interesse Eurer neuen Politik, das ist die menschliche Moral. Alles, was es wahrhaft Edles und wahrhaft Nützlichendes in der Welt gibt, wird dabei seine Rechnung finden.«

»Der eingesperrte König wird sprechen?«

»Mit wem soll er sprechen? mit den Wänden?«

»Ihr nennt Wände die Menschen, zu denen Ihr Vertrauen habt.«

»Im Notfall, ja, Eure Hoheit kann übrigens . . . «

»Übrigens . . . «

»Ich wollte sagen, Gott bleibe bei seinen Absichten nicht auf so schönem Wege stehen. Jeder Plan von dieser Bedeutung wird vervollständigt durch die Resultate, wie eine geometrische Berechnung. Der ein, gesperrte König wird für Euch nicht die Verlegenheit sein, die Ihr für den regierenden König gewesen seid. Gott hat diese Seele stolz und ungeduldig von Natur gemacht. Er hat sie überdies verweichlicht, entwaffnet durch den Gebrauch der Ehren und die Gewohnheit der unumschränkten Gewalt. Gott, dessen Wille es war, daß das Ende der geometrischen Berechnung, von der ich mit Euch zu sprechen die Ehre hatte, Eure Thronbesteigung und die Zerstörung dessen, was Euch schädlich ist, sein sollten, hat beschlossen, daß der Besiegte bald seine Leiden mit den Eurigen endigen werde. Er hat also diese Seele und diesen Leib für die Kürze des Todeskampfes vorbereitet. In das Gefängnis gebracht, ein einfacher Privatmann mit Euren Zweifeln eingesperrt, von Allem beraubt, an ein einsames Leben gewöhnt, habt Ihr widerstanden. Doch ein vergessener, eingeschränkter Gefangener, wird Euer Bruder sein

Ungemach nicht ertragen, und Gott wird seine Seele zur bestimmten Zeit, das heißt bald, zu sich nehmen.«

In diesem Augenblick der finsternen Analyse von Aramis stieß ein Nachtvogel aus dem Grunde des Gehölzes jenes lange, gedehnte Klagegeschrei aus, das jedes Geschöpf beben macht.

»Ich würde den entthronten König verbannen, das wäre menschlicher.« sagte Philipp bebend.

»Das Belieben des Königs wird diese Frage entscheiden,« erwiderte Aramis. »Habe ich das Problem nun gut gestellt? habe ich die Lösung wohl nach den Wünschen oder den Vorhersehungen Eurer Königlichen Hoheit herbeigeführt?«

»Ja, mein Herr, ja. Ihr habt nichts vergessen, wenn nicht etwa zwei Dinge.«

»Das erste?«

»Sprechen wir sogleich hiervon mit derselben Offenherzigkeit, mit der wir bei unserer Unterredung zu Werke gegangen sind; sprechen wir von den Gründen, welche die Auflösung der Hoffnungen, die wir gefaßt haben, herbeiführen können; sprechen wir von den Gefahren, die wir laufen.«

»Sie wären ungeheuer, unermeßlich, furchtbar, unübersteiglich, wenn nicht, wie gesagt, Alles dazu beitrüge, sie nichtig zu machen. Es gibt weder für Euch, noch für mich Gefahren, wenn die Beharrlichkeit und die Unerschrockenheit Eurer Königlichen Hoheit der vollkommenen Ähnlichkeit gleichkommen, die Euch die Natur mit dem König verliehen hat. Ich wiederhole Euch, es gibt keine Gefahren, es gibt nur Hindernisse. Dieses Wort, das ich in allen Sprachen finde, habe ich immer schlecht verstanden, und wenn ich König wäre, ließe ich es als albern und unnütz ausstreichen.«

»Doch, mein Herr, es gibt ein sehr ernstes Hindernis, es gibt eine Gefahr, die Ihr vergeßt.«

»Ah!« machte Aramis.

»Es gibt das Gewissen, welches schreit, es gibt den Gewissensbiß, welcher zerreißt.«

»Ja, es ist wahr,« sagte der Bischof; »Ihr erinnert mich daran, es gibt die Schwäche des Herzens. Oh! Ihr habt Recht, das ist ein ungeheures Hindernis. Das Pferd, das vor dem Graben Angst hat,

springt mitten hinein und tötet sich! Der Mensch, der zitternd den Degen kreuzt, läßt der Klinge des Feindes Blößen, durch die der Tod eindringt! Es ist wahr! es ist wahr!«

»Habt Ihr einen Bruder?« fragte der junge Mann.

»Ich bin allein aus der Welt,« erwiderte Aramis mit einer Stimme so trocken und nervig, wie der Drücker der Pistole.

»Aber Ihr liebt Jemand aus dieser Erde?« fügte Philipp bei.

»Niemand! Doch, ich liebe Euch.«

Der junge Mann versank in ein so tiefes Stillschweigen, daß das Geräusch seines eigenen Atems ein Tumult für Aramis wurde.

»Monseigneur,« sprach er, »ich habe nicht Alles gesagt, was ich Eurer Königlichen Hoheit zu sagen hatte: ich hatte meinem Fürsten nicht Alles angeboten, was ich für ihn an heilsamen Ratschlägen und nützlichen Mitteln besitze. Es handelt sich nicht darum, einen Blitz in den Augen desjenigen glänzen zu machen, der den Schatten liebt; es handelt sich nicht darum, die Herrlichkeit der Kanonen in den Ohren des sanften Menschen donnern zu lassen, der die Ruhe und die Stille des Landes liebt. Monseigneur, ich habe Euer Glück ganz bereit in meinem Geiste; ich will es von meinen Lippen fallen lassen: hebt es sorgfältig für Euch aus, der Ihr den Himmel, die grünen Wiesen und die reine Luft so sehr geliebt habt. Ich kenne ein Land der Wonne, ein unbekanntes Paradies, einen Winkel der Erde, wo Ihr allein, frei, fremd, in den Blumen, im Walde, im lebendigen Wasser, Alles vergessen werdet, was Euch die menschliche Torheit, die Versucherin Gottes, so eben an Erbärmlichkeiten vorgeschwatzt hat. Oh! hört mich an, mein Prinz, ich spotte nicht! Seht Ihr, ich habe eine Seele, und ich errate den Abgrund der Eurigen. Ich werde Euch nicht unvollständig nehmen, um Euch in den Schmelztiegel meines Willens, meiner Laune oder meines Ehrgeizes zu werfen. Alles oder nichts. Ihr seid wund gerieben, krank, beinahe ausgelöscht durch den Zuwachs an Atem, den Ihr seit einer Stunde der Freiheit geben mußtet. Das ist für mich ein sicheres Zeichen, daß Ihr nicht werdet fortwährend weit, lang atmen wollen. Halten wir uns daher an ein geringfügigeres, mehr unseren Kräften angemessenes Leben. Gott ist mein Zeuge, ich rufe seine Allmacht zur Zeugin an, daß ich Euer Glück aus der Prüfung will hervorgehen lassen, in die ich Euch versetzt habe.«

»Sprecht, sprecht,« sagte der Prinz mit einer Lebhaftigkeit, welche Aramis, nachdenken machte.

»Ich kenne,« fuhr Aramis fort, »in Nieder-Poitou einen Kanton, von dessen Dasein in Frankreich Niemand eine Ahnung hat. Zwanzig Meilen Landes, nicht wahr, das ist ungeheuer? Zwanzig Meilen, Monseigneur, und alle bedeckt mit Wasser, mit Gras und Binsen, Alles vermischt mit waldbewachsenen Inseln. Diese großen Teiche, bekleidet mit buschigem Schilfrohr, schlummern stille und tief unter dem Lächeln der Sonne. Einige Fischerfamilien durchmessen sie träge mit ihren großen Flößen von Pappeln und Weiden, deren Boden von einem Schilfbette, deren Dach von kräftigen Binsen gemacht ist. Diese Barken, diese schwimmenden Häuser gehen aus gut Glück unter dem Hauche des Windes. Berühren sie zufällig ein User, so geschieht es so sanft, daß der schlafende Fischer nicht durch den Stoß erweckt wird. Hat er landen wollen, so geschah dies, weil er lange Schwärme von Rallen oder von Kibitzen, von Enten oder von Brachvögeln, von Kriechenten oder von Becassinen gesehen hat, worauf er seine Beute mit der Falle oder mit dem Blei der Muskete macht.

»Die silbernen Elsen, die ungeheuren Aale die nervigen Hechte, die grau- und rosenfarbenen Barse fallen in Massen in seine Netze. Er braucht nur die größten Stücke zu wählen und das Übrige zurückzulassen. Nie ist ein Mensch der Städte, nie ist ein Soldat, nie ist Jemand in diese Gegend gedrungen. Die Sonne ist hier mild. Gewisse Erdstrecken sind der Weinrebe günstig und nähren mit einem edlen Saft ihre schönen schwarzen und weißen Trauben. Einmal in der Woche holt eine Barke aus dem gemeinschaftlichen Ofen das warme gelbe Brot, dessen Duft von fern anlockt und reizt. Dort werdet Ihr leben wie ein Mensch der alten Zeiten. Ein mächtiger Gebieter Eurer Pudelhunde, Eurer Leinen, Eurer Flinten und Eures schönen Hauses von Schilfrohr, lebt Ihr dort im Reichtum der Jagd, in der Fülle der Sicherheit: Ihr bringt so Jahre hin, an deren Ende Ihr, unkenntlich, verwandelt, Gott genötigt haben werdet, Euch abermals ein Schicksal zu machen. Es sind tausend Pistolen in diesem Sack, Monseigneur, das ist mehr, als Ihr braucht, um das ganze Moor zu kaufen, von dem ich gesprochen habe; es ist mehr, als Ihr braucht, um so viele Jahre zu leben, als Ihr Tage zu leben haben werdet; es ist

mehr, als Ihr braucht, um der Reichste, der Freiste, der Glücklichste der Gegend zu sein. Nehmt es an, wie ich es Euch biete, aufrichtig, freundlich. Sogleich spannen wir vor den Wagen hier zwei Pferde; dieser Stumme, mein Diener, wird Euch, in der Nacht marschierend, bei Tage ruhend, bis in die Gegend führen, von der ich spreche, und es wird mir wenigstens die Befriedigung zu Teil werden, daß ich mir sagen kann, ich habe meinem Prinzen den Dienst geleistet, den er gewählt. Ich werde einen Menschen glücklich gemacht haben. Gott wird mir mehr Dank dafür wissen, als wenn ich einen Menschen, mächtig gemacht hätte. Das ist viel schwieriger. Nun, was antwortet Ihr mir, Monseigneur? Hier ist das Geld. Oh! zögert nicht. Im Poitou wagt Ihr nichts, außer etwa, das Fieber zu bekommen. Dabei werden Euch die Zauberer des Landes für Eure Pistolen heilen können. Spielt Ihr die andere Partie, die bewußte, so setzt Ihr Euch der Gefahr aus, auf einem Throne erdolcht oder in einem Gefängnis erdrosselt zu werden. Bei meiner Seele, ich sage es, nun, da ich beide abgewogen habe, bei meinem Leben, ich würde nicht zögern.«

»Mein Herr,« erwiderte der junge Prinz, »ehe ich mich entschieße, laßt mich aus diesem Wagen steigen, aus der Erde gehen und die Stimme um Rat fragen, welche Gott in der freien Natur sprechen macht. Zehn Minuten, und ich werde antworten.«

»Tut es, Monseigneur sagte Aramis, indem er sich voll Ehrerbietung verbeugte, so feierlich und erhaben war die Stimme gewesen, die sich so ausgedrückt hatte.

XI.

Krone und Tiare.

Aramis war vor dem jungen Mann ausgestiegen und hielt ihm den Kutschenschlag offen. Er sah ihn den Fuß aus das Moos mit einem Zittern seines ganzen Körpers setzen und einige zaghafte, beinahe wankende Schritte um den Wagen machen. Es hatte das Aussehen, als wäre der junge Gefangene nicht daran gewöhnt, aus der Erde der Menschen zu gehen.

Es ereignete sich dies am 15. August gegen elf Uhr Abends; große Wolken, die einen Sturm weissagten, hatten den Himmel überzogen und raubten unter ihren Falten alles Licht und alle Perspektive. Kaum hoben sich die Enden der Alleen vom Baumwerk durch einen Halbschatten von einem undurchsichtigen Grau ab, das, nachdem man eine Zeit lang geprüft hatte, mitten in dieser völligen Dunkelheit fühlbar wurde. Aber die Düfte, welche vom Grase aufstiegen, der noch viel schärfere und frischere Geruch, den die Eichen ausströmen, die laue Atmosphäre, die ihn zum ersten Mal ganz nach so vielen Jahren umgab, der unbeschreibliche Genuß der Freiheit in Gottes Natur sprachen eine für den Prinzen so verführerische Sprache, daß er, so groß auch die Zurückhaltung, wir möchten sagen, die Verstellung war., von der wir einen Begriff zu geben versucht haben, sich bei seiner Gemütsbewegung ertappen ließ und einen Seufzer der Freude von sich gab.

Allmählig erhob er seinen beschwerten Kopf und atmete die verschiedenen Lustschichten ein, wie sie sich, mit Aromen beladen, seinem aufblühenden Gesichte boten. Seine Arme über seiner Brust kreuzend, als wollte er diese verhindern, beim Einbruch dieser neuen Glückseligkeit zu zerspringen, zog er voll Wonne die unbekannt Luft ein, welche bei Nacht unter dem Dome der Hochwäldungen hinströmt. Der Himmel, den er betrachtete, das Wasser, das er rauschen hörte, die Geschöpfe, die er sich bewegen sah, war das nicht die Wirklichkeit? War Aramis nicht verrückt, daß er glaubte, es gebe in dieser Welt etwas Anderes zu träumen?

Diese Gemälde des von Sorgen, Befürchtungen und Belästigungen freien Landlebens, dieser Ozean glücklicher Tage, der beständig vor jeder jungen Einbildungskraft spiegelt, das war der wahre Köder, an dem man einen unglücklichen, durch die Kerkermauern abgenutzten, in der so spärlichen Luft der Bastille welk gewordenen Gefangenen wird festnehmen können. Es war der, welchen ihm Aramis dargereicht hatte, wie man sich erinnert, als er ihm die im Wagen enthaltenen tausend, Pistolen und das zauberhafte Eden bot, welches vor den Augen der Welt die Einöden von Nieder-Poitou verbargen.

Dies waren die Betrachtungen von Aramis, während er mit einer nicht zu beschreibenden Angst den schweigsamen Gang der Freud, von Philipp verfolgte, den er sich stufenweise in die Tiefen seines Nachsinnens sich versenken sah.

Ganz seinen Gedanken hingeeben, berührte der junge Prinz in der Tat die Erde nur noch mit den Füßen, und zum Throne Gottes entfliegen, flehte ihn seine Seele an, einen Lichtstrahl diesem Zögern zu schicken, aus dem sein Leben oder sein Tod hervorgehen mußte.

Dieser Augenblick war furchtbar für den Bischof von Vannes. Er hatte sich noch nie einem so großen Unglück gegenüber befunden. Gewohnt, im Leben unter Hindernissen ohne Haltbarkeit zu spielen, sollte diese stählerne Seele, die sich nie untergeordnet oder besiegt gesunden, bei einem so weit umfassenden Plane scheitern, weil sie den Einfluß nicht vorhergesehen hatte, den aus einem menschlichen Körper einige Baumblätter, besprengt mit ein paar Litres Wasser übten.



Marie Thérèse

An dieselbe Stelle durch die Bangigkeit seines Zweifels gefesselt, betrachtete Aramis also die schmerzliche Agonie von Philipp, der den Kampf gegen die zwei geheimnisvollen Engel aushielt. Diese Folter dauerte die zehn Minuten, die der junge Mann verlangt hatte. Während dieser Ewigkeit schaute Philipp unablässig den Himmel mit einem flehenden, traurigen, feuchten Auge an. Aramis schaute unablässig Philipp mit einem gierigen, entflammten, verzehrenden Auge an.

Plötzlich neigte sich der Kopf des jungen Mannes. Sein Gedanke stieg wieder zur Erde herab. Man sah seinen Blick sich verhärten, seine Stirne sich falten, seinen Mund sich zu einer wilden Zuckung waffnen; dann wurde sein Blick abermals starr, doch diesmal war es ein Widerschein der Flamme der weltlichen Herrlichkeiten; diesmal glich er einem Blicke von Satan auf dem Berge, als er die Königreiche und Mächte der Erde als

Verführungsmittel für Jesus vorüberziehen ließ.

Das Auge von Aramis wurde wieder so mild, als es düster gewesen war. Da faßte ihn Philipp mit einer raschen nervigen Bewegung bei der Hand und rief:

»Auf, gehen wir dahin, wo man die Krone von Frankreich findet.«

»Ist das Eure Entscheidung, mein König?«

»Es ist meine Entscheidung?«

»Unwiderruflich!«

Philipp antwortete nicht einmal. Er schaute den Bischof fest an, als wollte er ihn fragen, ob es möglich sei, daß ein Mensch von einem gefaßten Entschluß abgehe.

»Diese Blicke sind Feuerzüge, welche die Charaktere malen,« sagte Aramis, indem er sich aus die Hand von Philipp neigte, »Ihr werdet groß sein, dafür flehe ich Euch.«

»Nehmen wir, wenn es Euch beliebt, das Gespräch da wieder aus, wo wir es gelassen haben. Ich sagte Euch, glaube ich, ich wolle mich mit Euch über zwei Punkte verständigen: die Gefahren oder die Hindernisse. Dieser Punkt ist entschieden, die andern sind die Bedingungen, die, Ihr mir stellen würdet. Die Reihe, zu sprechen, ist an Euch, Herr d'Herblay.«

»Die Bedingungen, mein Prinz?«

»Allerdings. Ihr werdet mich wegen einer solchen Bagatelle nicht unter Weges aushalten, und Ihr werdet mir auch nicht die Beleidigung antun, anzunehmen, ich glaube, Ihr seid ohne Interesse bei dieser Sache. Ohne Umschweife und ohne Furcht also, öffnet mir den Grund Eures Gedankens.«

»Ich tue es, Monseigneur, seid Ihr einmal König . . . «

»Wann wird das der Fall sein?«

»Morgen am Abend. Ich will sagen in der Nacht.«

»Erklärt mir, wie?«

»Wenn ich eine Frage an Eure Königliche Hoheit gemacht haben werde.«

»Tut es.«

»Ich habe an Eure Hoheit einen mir ergebenen Mann geschickt, der beauftragt war, ihr ein Heft fein geschriebener, mit Sicherheit

abgefaßter Noten zu übergeben, welche Eure Hoheit gründlich alle Personen, die ihren Hof bilden, kennen zu lernen gestatten.«

»Ich habe alle diese Noten gelesen.«

»Aufmerksam?«

»Ich weiß sie auswendig.«

»Und begriffen? Verzeiht, ich darf das den armen Verlassenen der Bastille fragen. Es versteht sich von selbst, daß ich in acht Tagen einen Geist, wie der Eurige, der seine Freiheit in seiner Allmacht genießt, nichts mehr zu fragen haben werde.«



Marie-Thérèse.

»Befragt mich; ich will der Schüler sein, den der gelehrte Meister die verabredete Lektion wiederholen läßt.«

»Zuerst von Eurer Familie.«

»Meine Mutter Anna von Österreich? All ihren Kummer, ihre traurige Krankheit! Oh! ich kenne sie, ich kenne sie, ich kenne sie.«

»Euer zweiter Bruder?« sagte Aramis, sich verbeugend.

»Ihr habt diesen Noten so wunderbar entworfene, gezeichnete und gemalte Portraits beigefügt, daß ich durch diese Portraits die Leute erkannte, deren Charaktere, Sitten und Geschichte Eure Noten bezeichneten. Monsieur, mein Bruder, ist ein schöner Mann mit braunen Haaren und bleichem Gesicht; er liebt seine Frau Henriette nicht, die ich, ich Ludwig XIV.. ein wenig geliebt, die ich noch aus eine coquette Weise liebe, obgleich sie mich so viel an dem Tage weinen machte, wo sie Fräulein de la Vallière wegjagen wollte.«

»Ihr werdet Euch vor den Augen von dieser in Acht nehmen,« sagte Aramis. »Sie liebt den gegenwärtigen König aufrichtig, und man täuscht schwer die Augen einer Frau, welche liebt.«

»Sie ist blond, sie hat blaue Augen, deren Zärtlichkeit mir ihre Identität offenbaren wird. Sie hinkt ein wenig, sie schreibt jeden Tag einen Brief, den ich durch Herrn von Saint-Aignan beantworten lasse.«

»Kennt Ihr diesen?«

»Als sähe ich ihn vor mir, und ich weiß die letzten Verse, die er mir gemacht hat, wie die, welche ich in Erwiderung der seinigen gedichtet habe.«

»Sehr gut. Kennt Ihr Eure Minister?«

»Colbert, ein häßliches, düsteres, aber verständiges Gesicht: Habe, die seine Stirne bedecken, großer, voller, plumper Kopf; Todfeind von Herrn Fouquet.«

»Um diesen bekümmert Euch nicht.«

»Nein, weil Ihr notwendig von mir verlangen werdet, daß ich ihn verbanne, nicht wahr?«

Von Bewunderung durchdrungen, erwiderte Aramis nur:

»Monseigneur, Ihr werdet sehr groß sein.«

»Ihr seht,« fügte der Prinz bei, »ich weiß meine Lektion vortrefflich, und mit Gottes Hilfe und mit der Eurigen werde ich mich nie täuschen.«

»Ihr habt noch ein paar sehr lästige Augen, Monseigneur.«

»Ja, der Kapitän der Musketiere, Herr d'Artagnan, Euer Freund.«

»Mein Freund, ich muß es sagen.«

»Derjenige, welcher la Vallière nach Chaillot begleitet, derjenige, welcher Monk in einer Kiste Karl II. überliefert, derjenige, welcher meiner Mutter so gut gedient hat, derjenige, welchem die Krone Frankreichs so viel, welchem sie Alles schuldig ist. Werdet Ihr auch von mir verlangen, daß ich diesen verbanne?«

»Nie, Sire. D'Artagnan ist ein Mann, dem ich im gegebenen Augenblick Alles zu sagen gedenke; doch mißtraut ihm; denn wenn er uns vor dieser Offenbarung auf die Fährte kommt, werdet Ihr oder ich festgenommen oder getötet werden. Es ist ein handfester Mann.«

»Ich werde aus der Hut sein. Doch sprecht von Herrn Fouquet. Was wollt Ihr mit ihm machen?«

»Ich bitte, noch einen Augenblick Geduld, Monseigneur. Verzeiht, wenn ich dadurch, daß ich Euch fortwährend befrage, mich gegen die Achtung zu verfehlen scheine.«

»Es ist Eure Pflicht, dies zu tun, und es ist auch noch Euer Recht.«

»Ehe wir zu Herrn Fouquet übergehen, würde ich Bedenken tragen, einen andern Freund von mir zu vergessen.«

»Herrn du Vallon, den Hercules von Frankreich. Was diesen betrifft, so ist sein Glück gesichert.«

»Nein, ich wollte nicht von ihm sprechen.«

»Vom Grafen de la Fère also?«

»Und von seinem Sohne, dem Sohne von uns Vieren.«

»Dieser Junge, der aus Liebe für la Vallière stirbt, dem sie mein Bruder aus eine so unredliche Art genommen hat? Seid unbesorgt, ich werde sie ihm wieder verschaffen. Sagt mir Eines, Herr d'Herblay: vergißt man die Beleidigungen, wenn man liebt? Verzeiht man der Frau, welche verraten hat? Ist dies einer der Gebräuche des französischen Geistes? Ist es eines der Gesetze des menschlichen Herzens?«

»Ein Mann, welcher tief liebt, wie Raoul von Bragelonne vergißt

am Ende das Verbrechen seiner Geliebten; aber ich weiß nicht, ob Raoul vergessen wird.«

»Ich werde darauf bedacht sein. Ist das Alles, was Ihr mir über Euren Freund sagen wolltet?«

»Es ist Alles.«

»Nun zu Herrn Fouquet. Was soll ich Mit ihm machen?«

»Ich bitte, laßt ihn als Oberintendanten wie früher.«

»Es sei; doch er ist heute erster Minister.«

»Nicht ganz und gar.«

»Ein unwissender und verlegener König, wie ich, wird wohl einen ersten Minister brauchen.«

»Eure Majestät wird einen Freund brauchen.«

»Ich habe nur einen, der seid Ihr.«

»Ihr werdet später andere haben, doch keinen, der Euch so ergeben, keinen, der so eifrig für Euren Ruhm.«'

»Ihr werdet mein erster Minister sein.«

»Nicht sogleich, Monseigneur. Das würde zu viel Argwohn und Erstaunen erregen.«

»Herr von Richelieu, der erste Minister meiner Großmutter, Maria von Medicis, war nur Bischof von Luyon, wie Ihr Bischof von Vannes seid.«

»Ich sehe, daß Eure königliche Hoheit meine Noten gut benützt hat. Dieser wunderbare Scharfsinn erfüllt mich mit Freude.«

»Ich weiß wohl, daß Herr von Richelieu durch die Protektion der Königin bald Kardinal geworden ist.«

»Es wird besser sein,« erwiderte Aramis sich verbeugend, »wenn ich nicht eher erster Minister bin, als bis mich Eure königliche Hoheit zum Kardinal hat ernennen lassen.«

»Ihr werdet es vor zwei Monaten sein, Herr d'Herblay. Doch das ist sehr wenig. Ihr würdet mich nicht dadurch beleidigen, daß Ihr mehr von mir verlangtet, und Ihr würdet mich betrüben, wenn Ihr Euch hieran hieltet.«

»Ich habe auch etwas mehr zu hoffen, Monseigneur.«

»Sprecht, sprecht.«

»Herr Fouquet wird nicht immer den Angelegenheiten vorstehen, er wird rasch alt werden. Er liebt das Vergnügen, das

heute mit dem Überreste von Jugend, dessen er sich erfreut, verträglich ist; doch diese Jugend ist vom ersten Kummer, oder von der ersten Krankheit, die ihm zustößt, abhängig. Wir werden ihm den Kummer ersparen, weil er ein galanter Mann und ein edles Herz ist. Vor der Krankheit werden wir ihn nicht schützen können. Das ist also abgetan. Habt Ihr alle Schulden von Herrn Fouquet bezahlt, die Finanzen wieder in Ordnung gebracht, so kann Herr Fouquet König an seinem Hofe von Dichtern und Malern bleiben; wir werden ihn reich gemacht haben. Wenn ich dann erster Minister Eurer königlichen Hoheit geworden bin, werde ich an meine Interessen und an die Eurigen denken können.«

Der junge Mann schaute den Bischof an.

»Herr von Richelieu,« fuhr Aramis fort, »Herr von Richelieu hat großes Unrecht gehabt, daß er hartnäckig Frankreich allein regieren wollte. Er hat zwei Könige, Ludwig XIII. und sich, aus demselben Throne sitzen lassen, während er sie bequemer auf zwei Thronen festsetzen konnte.«

»Auf zwei Thronen?« fragte träumerisch der junge Mann.

»In der Tat,« fuhr Aramis fort, »ein Kardinal, erster Minister von Frankreich, unterstützt durch die Gunst und den Beistand des allerchristlichsten Königs, ein Kardinal, dem der König, sein Herr, seine Schätze, sein Heer, seinen Rat leiht, dieser Mann würde einen doppelt ärgerlichen Gebrauch davon machen, verwendete er seine Mittel aus Frankreich allein. Ihr,« fügte Aramis bis aus den Grund der Augen von Philipp tauchend bei, »Ihr würdet übrigens kein König sein, wie Euer Vater: weichlich, langsam und aller Dinge überdrüssig; Ihr werdet ein König des Kopfes und des Schwertes sein; Ihr werdet an Euren Staaten nicht genug haben, ich würde Euch darin beengen. Nie aber soll unsere Freundschaft, ich sage nicht geschwächt, sondern nur durch einen geheimen Gedanken gestreift werden. Ich werde Euch den Thron von Frankreich gegeben haben, Ihr gebt mir den Thron des heiligen Petrus. Hat Eure redliche, feste und bewaffnete Hand zur Zwillingshand die eines Papstes, wie ich es sein werde, dann werden weder Karl V., der zwei Drittel der Welt besessen hat, noch Karl der Große, der sie ganz besaß, bis zur Höhe Eures Gürtels reichen. Ich habe kein Bündnis, ich habe keine Vorurteile,

ich werde Euch nicht zu Ketzerverfolgungen, nicht zu Familienkriegen antreiben; ich werde sagen: Uns Beiden das Weltall, mir, was die Seelen, Euch was die Leiber betrifft. Und da ich zuerst sterben werde, so beerbt Ihr mich. Was sagt Ihr zu meinem Plane, Monseigneur?«

»Ich sage, daß Ihr mich schon dadurch, daß ich Euch begriffen habe, glücklich und stolz macht. Herr d'Herblay, Ihr werdet Kardinal sein, einmal Kardinal, werdet Ihr mein erster Minister sein. Und dann werdet Ihr mir angeben, was ich zu tun habe, daß man Euch zum Papst erwählt, und ich werde es tun. Verlangt Garantien von mir.«

»Das ist unnötig. Ich werde nie handeln, ohne daß ich Euch etwas dabei gewinnen lasse; ich werde nie steigen, ohne Euch aus die höhere Stufe emporgehoben zu haben; ich werde mich immer fern genug von Euch halten, um Eurer Eifersucht zu entgehen, nahe genug, um Euren Vorteil zu wahren und Eure Freundschaft zu überwachen. Alle Verträge der Welt werden gebrochen, weil das Interesse, das sie enthalten, sich nach einer Seite hinneigt. Nie wird es zwischen uns ebenso sein; ich bedarf der Garantien nicht.«

»Mein Bruder wird also verschwinden . . . «

»Ganz einfach. Wir nehmen ihn aus seinem Bette mittelst eines Brettes weg, das dem Drucke des Fingers nachgibt. Unter der Krone entschlummert, wird er in der Gefangenschaft erwachen. Von diesem Augenblick an werdet Ihr allein befehlen, und Ihr werdet kein teureres Interesse haben, als das, mich bei Euch zu erhalten.«

»Das ist wahr. Hier meine Hand, Herr d'Herblay.«

»Erlaubt mir, Sire, daß ich ehrfurchtsvoll vor Euch niederkniee. Wir umarmen uns an dem Tage, wo wir Beide aus der Stirne, Ihr die Krone, ich die Tiare haben werden.«

»Umarmt mich auch heute, und seid mehr als groß, mehr als gewandt, mehr als erhabenes Genie: seid gut gegen mich, seid mein Vater.«

Aramis hätte sich beinahe rühren lassen, als er ihn so sprechen hörte. Er glaubte in seinem Herzen eine bis dahin unbekannte Bewegung zu fühlen, doch dieser Eindruck verschwand alsbald.

»Sein Vater!« dachte er. »Ja, der heilige Vater.«

Und sie setzten sich wieder in den Wagen, der rasch aus der Straße nach Vaux-le-Vicomte fortfuhr.

XII.

Das Schloß Vaux-le-Vicomte.

Das Schloß Vaux-le-Vicomte, eine Meile von Melun entfernt, war von Herrn Fouquet im Jahre 1653 erbaut worden. Es gab damals wenig Geld in Frankreich. Mazarin hatte Alles genommen und Fouquet wandte den Rest auf. Nur, da gewisse Menschen fruchtbare Fehler und nützliche Laster haben, hatte Fouquet, indem er Millionen in diesem Palaste aussäte, Gelegenheit gefunden, drei ausgezeichnete Männer zu ernten: Levau, den Baumeister des Schlosses, Lenotre, den Zeichner der Gärten, und Lebrun, den Dekorateur der Zimmer.

Hatte das Schloß Vaux einen Fehler, den man ihm vorwerfen konnte, so war es sein großartiger Charakter und seine anmuthreiche Pracht. Es ist noch heute sprichwörtlich, die Morgen seines Daches aufzuzählen, dessen Wiederherstellung in unseren Tagen der Ruin von Vermögen ist, welche beengt, wie die ganze Epoche.

Vaux-le-Vicomte, wenn man durch das prächtige, von Karyatiden gehaltene Gitterthor eingetreten ist, entwickelt zuerst sein Hauptgebäude in dem großen Ehrenhof; dieser Ehrenhof ist von tiefen, mit einem prachtvollen steinernen Geländer eingefassten Gräben umgeben. Man kann sich nichts Edleres denken, als den Vorbau in der Mitte, aus seine Freitreppe gesetzt, wie ein König aus seinem Throne, um sich her vier die Ecken bildende Pavillons, deren ungeheure jonische Säulen sich majestätisch zur ganzen Höhe des Gebäudes erheben. Die mit Arabesken verzierten Friese, die Frontons, welche die Pilaster bekränzen, geben überall den Reichtum und die Anmut. Die Kuppeln, welche Alles überragen, geben die Großartigkeit und die Majestät.

Von einem Untertanen erbaut, gleicht dieses Haus viel mehr einem königlichen Hause, als jene königlichen Häuser, mit denen Wolsey aus Furcht, er könnte die Eifersucht seines Herrn erregen, diesem ein Geschenk machen zu müssen glaubte.

Wenn aber die Pracht und der Geschmack an einem speziellen

Orte dieses Palastes zu Tage ausgehen, wenn etwas der glänzenden Anordnung des Innern, dem Luxus der Vergoldungen, der Verschwendung an Gemälden und Statuen vorgezogen werden kann, so ist es der Park, so sind es die Gärten von Vaux. Wunderbar im Jahr 1653, sind die Wasserstrahlen noch heut zu Tage Wunder; die Cascaden wurden von allen Königen und allen Fürsten angestaunt; und was die berühmte Grotte betrifft, das Thema von so vielen vortrefflichen Versen, der Aufenthalt der herrlichen Nymphe von Vaux, welche Pelisson zu seinem Gespräche mit La Fontaine veranlaßt hatte, so wird man uns wohl von der Ausgabe entbinden, alle ihre Schönheiten zu beschreiben.

Wir werden es machen wie Despréaux, wir werden unmittelbar in diesen erst achtzehn Jahre alten Park eintreten, dessen schon prächtige Gipfel, sich unter den ersten Sonnenstrahlen rötend, emporragen. Lenotre hatte das Vergnügen des Mäcens beschleunigt: alle Pflanzschulen hatten durch die Kultur und die tätigen Düngungsmittel verdoppelte Bäume gegeben. Jeder Baum der Nachbarschaft, der eine schöne Hoffnung bot, war mit seinen Wurzeln ausgehoben und ganz lebendig in den Park gepflanzt worden. Fouquet konnte wohl Bäume kaufen, um seinen Park zu schmücken, da er drei Dörfer und ihr Zubehör gekauft hatte, um ihn zu vergrößern.

Herr von Scudéry sagt von diesem Parke, um ihn zu wässern, habe Herr Fouquet einen Fluß in tausend Brunnen geteilt, und tausend Brunnen in Bäche zusammengefaßt. Dieser Herr von Scudéry hat noch ganz andere Dinge in seiner Clélte über diesen Palast vom Valterre gesagt, dessen Annehmlichkeiten er aus das Ängstlichste beschreibt. Wir werden vernünftiger sein, wenn wir die neugierigen Leser nach Vaux schicken, als wenn wir sie zur Clélte schicken.

Dieses glänzende Haus war bereit, um *den größten König der Welt* zu empfangen. Die Freunde von Herrn Fouquet hatten dahin geführt: die Einen ihre Schauspieler und ihre Dekorationen, die Anderen ihre Equipagen mit Bildhauern und Malern, wieder Andere ihre sein gespitzten Federn. Es handelte sich darum, viele Impromptus zu wagen.

Wenig gelehrig, obgleich Nymphen, strotzten die Cascaden von

einem Wasser, das glänzender, als der Kristall; sie ergossen aus die bronzenen Tritone und Nereiden schäumende Wogen, die unter dem Feuer der Sonne in den Farben des Regenbogens spielten.

Ein Heer von Dienern lief in Abteilungen durch die Höfe und die weiten Korridors, während Fouquet, der erst am Morgen angekommen, ruhig und hellsehend umher ging, um seine letzten Befehle zu geben, nachdem seine Intendanten die Revue passiert hatten.

Man war, wie gesagt, am fünfzehnten August. Die Sonne fiel senkrecht aus die Schultern der Götter von Marmor und Bronze; sie erwärmte das Wasser der Muscheln und reifte in den Obstgärten die herrlichen Pfirsiche, welche der König fünfzig Jahre später beklagen sollte, als in Marly, da es an schonen Gattungen in, seinen Gärten gebrach, welche Frankreich das Doppelte von dem kosteten, was Fouquet Vaux gekostet hatte, der *große König* zu Jemand sagte:

»Sie sind zu jung, um Pfirsiche von Herrn Fouquet gegessen zu haben.«

O Erinnerung! o Trompeten des Rufes! o Ruhm dieser Welt! Derjenige, welcher sich gut auf das Verdienst verstand, der die Erbschaft von Nicolas Fouquet eingethan, der ihm Lenotre und Lebrun genommen, der ihn für sein ganzes Leben in ein Staatsgefängnis geschickt hatte, erinnerte sich nur noch der Pfirsiche dieses besiegt, erstickten, vergessenen Feindes! Fouquet mochte immerhin dreißig Millionen in die Bassins, in die Schmelztiegel seiner Bildhauer, in die Schreibzeuge seiner Dichter, in die Mappen seiner Maler geworfen haben; vergebens hatte er an sich denken zu machen geglaubt. Eine frische, fleischige Pfirsich, gereist zwischen den Rauten eines Gitters, unter den grünen Zungen ihrer spitzigen Blätter, dieses Bisschen vegetabilischer Stoffe, das ein Murmeltier verzehrte, ohne daran zu denken, genügte für den großen König, um in seinem Gedächtnis den beklagenswerthen Schatten von Frankreichs letztem Oberintendanten wiederzuerwecken!

Sicher, daß Aramis die großen Waffen verteilt, daß er für die Bewachung der Türen und Tore, so wie für die Einrichtung der Wohnungen besorgt gewesen war, bekümmerte sich Fouquet nur

noch um das Ensemble. Hier zeigte ihm Gourville die Anordnung des Feuerwerks; dort führte ihn Molière auf das Theater, und endlich, nachdem er die Kapelle, die Salons, die Gallerten besucht hatte, ging Fouquet erschöpft hinab, als er aus der Treppe Aramis erblickte. Der Prälat machte ihm ein Zeichen.

Der Oberintendant schloß sich an seinen Freund an, der ihn vor einem kaum vollendeten Gemälde zurückhielt. Sich auf dieser Leinwand zerarbeitend, mit Schweiß bedeckt, von Farben befleckt, bleich von Anstrengung und Inspiration, machte der Maler Lebrun eben die letzten Striche mit seinem raschen Pinsel. Es war dies das Portrait des Königs in dem Galakleide, das Percerin den Bischof von Vannes zum Voraus sehen zu lassen so wohlwollend gewesen war.

Fouquet stellte sich vor dieses Gemälde, das, so zu sagen, in seinem frischen Fleisch und in seiner feuchten Farbe lebte. Er schaute das Gesicht an, berechnete die Arbeit, bewunderte, und da er keine Belohnung fand, welche dieser herkulischen Arbeit würdig gewesen wäre, so schlang er seine Arme um den Hals des Malers und küßte ihn. Der Oberintendant hatte ein Kleid von tausend Pistolen verdorben, aber er hatte Lebrun beruhigt.

Es war dies ein schöner Augenblick für den Künstler, es war aber zugleich ein schmerzlicher für Herrn Percerin, der auch hinter Fouquet ging und an dem Gemälde von Lebrun das Kleid bewunderte, das er für den König gemacht hatte, einen Kunstgegenstand, wie er sagte, der nicht seines Gleichen in der Garderobe des Herrn Oberintendanten hatte.

Sein Schmerz und sein Geschrei wurden unterbrochen durch ein Signal, das man von der Spitze des Hauses gab. Jenseits Melun, aus der schon kahlen Ebene, hatten die Schildwachen von Vaux den Zug des Königs und der Königinnen erblickt. Seine Majestät kam in Melun mit ihrer langen Reihe von Wagen und Reitern an.

»In einer Stunde,« sagte Aramis zu Fouquet.

»In einer Stunde,« wiederholte dieser seufzend.

»Und dieses Volk fragt sich, wozu die königlichen Feste dienen!« fuhr der Bischof von Bannes, aus seine falsche Weise lachend, fort.

»Ach! ich, der ich nicht das Volk bin, frage es mich auch!«

»Ich werde Euch in vierundzwanzig Stunden antworten. Nehmt Euer gutes Gesicht an, denn es ist ein Freudentag.«

»Nun! glaubt mir, wenn Ihr wollt, d'Herblay,« sagte Fouquet mit froherem Gesichte, indem er mit dem Finger aus den Zug von Ludwig am Horizont deutete, »er liebt mich nicht sonderlich, ich liebe ihn nicht sehr, aber ich weiß nicht, wie es kommt, seitdem er sich meinem Hause nähert . . . «

»Nun! was?«

»Seitdem er sich meinem Hause nähert, ist er mir heiliger, ist er mir König, ist er mir beinahe teuer.«

»Teuer! ja,« versetzte Aramis, mit dem Worte spielend, wie später der Abbé Terray bei Ludwig XV.

»Scherzt nicht, Herr d'Herblay, ich fühle, daß ich, wenn er es wollte, diesen jungen Mann lieben würde.«

»Nicht mir müßt Ihr das sagen, sondern Herrn Colbert,« entgegnete Aramis.

»Herrn Colbert!« rief Fouquet. »Warum?«

»Weil er Euch eine Pension auf die Casette des Königs bewilligen wird, wenn er Oberintendant ist.«

Nachdem dieser Pfeil abgeschossen war, verbeugte sich Aramis.

»Wohin geht Ihr denn?« fragte Fouquet, der wieder düster geworden war.

»In mein Zimmer, um die Kleider zu wechseln, Monseigneur.«

»Wo seid Ihr einquartiert, d'Herblay?«

»In dem blauen Zimmer des zweiten Stockes.«

»In dem über dem Zimmer des Königs?«

»Ganz richtig.«

»Wie habt Ihr Euch da abhängig gemacht! Wie kann man sich verurteilen, sich nicht rühren zu dürfen!«

»Monseigneur, die ganze Nacht schlafe oder lese ich in meinem Bette.«

»Und Eure Leute?«

»Oh! ich habe nur eine Person bei mir.«

»So wenig!«

»Mein Vorleser genügt mir. Gott befohlen, Monseigneur. Strengt, Euch nicht zu sehr an. Erhaltet Euch frisch für die Ankunft des Königs.«

»Man wird Euch sehen? man wird unsern Freund du Vallon sehen?«

»Ich habe ihn bei mir einquartiert. Er kleidet sich an.«

Fouquet grüßte mit dem Kopfe und mit einem Lächeln und ging weiter, wie ein Obergeneral, der die Vorposten visitiert, wenn man ihm den Feind signalisiert hat.

XIII.

Der Wein von Melun.

Der König war wirklich in Melun angekommen, doch nur in der Absicht, durch die Stadt zu fahren. Es dürstete den jungen Monarchen nach Vergnügungen. Während der ganzen Reise hatte er nur zweimal la Vallière erblickt, und da er vermutete, er würde sie erst am Abend, nach der Zeremonie, in den Gärten sprechen können, so hatte er Eile, seine Wohnung in Vaux einzunehmen. Doch er rechnete ohne seinen Kapitän der Musketiere und auch ohne Herrn Colbert.

Calypso ähnlich, die sich nicht über die Abreise von Ulysses trösten konnte, konnte sich unser Gascogner nicht darüber trösten, daß er nicht erraten, warum Aramis von Percerin die Vorlegung der neuen Kleider des Königs verlangt hatte.

»So viel ist immerhin gewiß sagte zu sich selbst dieser in seiner Logik unbeugsame Geist, »es ist gewiß, daß der Bischof von Vannes, mein Freund, dies zu einem bestimmten Zwecke tut.«

Und vergebens zermarterte er sich das Gehirn.

D'Artagnan, der so geschmeidig bei allen Intrigen des Hofes, d'Artagnan, der die Lage von Fouquet besser kannte, als Fouquet selbst, hatte den seltsamsten Verdacht bei der Ankündigung dieses Festes geschöpft, das einen reichen Mann zu Grunde gerichtet haben würde, während es ein unausführbares, wahnsinniges Werk für einen ruinierten Mann wurde. Und dann die Gegenwart von Aramis, der von Belle-Isle zurückgekommen und von Herrn Fouquet zum Oberfestordner ernannt worden war, seine beharrliche Einmischung in alle Angelegenheiten des Oberintendanten, die Besuche des Bischofs von Vannes bei Herrn von Baisemeaux, dieses ganze zweideutige Wesen war seit ein paar Wochen zu einer tiefen Qual für d'Artagnan geworden.

»Bei Leuten vom Schlage von Aramis ist man nur der Stärkere mit dem Degen in der Hand,« sagte er. »So lange Aramis den Kriegermann spielte, hatte man Hoffnung, ihn zu überwinden. Seitdem er seinen Panzer mit einer Stole gefüttert hat, sind wir

verloren. Doch was will Aramis?«

D'Artagnan träumte.

»Was ist im Ganzen mir daran gelegen, wenn er nur Herrn Colbert stürzen will . . . Was kann er Anderes wollen?«

D'Artagnan kratzte sich an der Stirne, dieser fruchtbaren Erde, aus der die Pflugschar seines Nagels so viele schöne und gute Ideen herausgewühlt hatte.

Er hatte den Gedanken, sich mit Colbert zu besprechen, doch sein Schwur von einst, seine Freundschaft banden ihn zu sehr an Aramis. Er blieb. Überdies haßte er diesen Finanzmann.

Er wollte sich dem König eröffnen, doch der König würde durchaus nicht seinen Verdacht begreifen, der Nicht einmal die Wirklichkeit eines Schattens hatte.

Er beschloß, sich unmittelbar an Aramis zu wenden, sobald er ihn wieder sehen würde.

»Ich werde ihn zwischen zwei Lichtern nehmen, unmittelbar, ungestüm,« sagte der Musketier zu sich selbst; »ich werde ihm die Hand aufs Herz legen, und er wird mir sagen . . . Was wird er mir sagen? ja, er wird mir etwas sagen, Mordieux! denn dahinter steckt etwas!«

Nun ruhiger, traf d'Artagnan seine Anstalten zur Reise und war dafür besorgt, daß die königlichen Haustruppen, damals noch sehr unbedeutend, gut befehligt und in ihren mittelmäßigen Verhältnissen gut angeordnet würden. Eine Folge der Verkehren des Kapitäns war, daß sich der König an der Spitze der Musketiere, der Schweizer und eines Piquets von französischen Garden befand, als er vor Melun ankam. Man hätte glauben sollen, es wäre ein kleines Heer. Colbert schaute diese Militäre mit großem Vergnügen an. Er wollte noch ein Drittel dazu haben.

»Warum?« fragte der König.

»Um Herrn Fouquet mehr Ehre zu machen,« erwiderte Colbert.

»Um ihn geschwinder zu Grunde zu richten,« dachte d'Artagnan.

Das Heer erschien vor Melun, dessen Notablen dem König die Schlüssel überbrachten und ihn einluden, ins Rathaus zu kommen, um den Ehrenwein zu trinken.

Der König, der weiter zu fahren und sogleich Vaux zu erreichen gedachte, wurde rot vor Ärger.

»Wer ist der Dummkopf, der mir diese Zögerung verursacht hat?« brummte er zwischen den Zähnen, während der Oberschöffe seine Rede hielt.

»Ich nicht, aber ich glaube, Herr Colbert,« erwiderte d'Artagnan. Colbert hörte seinen Namen.

»Was beliebt, Herr d'Artagnan?« fragte er.

»Es beliebt mir, wissen zu wollen, ob Ihr es seid, der den König hierher gebracht hat?«

»Ja, mein Herr.«

»Dann hat Euch der König einen Namen gegeben.«

»Welchen, mein Herr?«

»Ich weiß nicht genau . . . wartet . . . Einfaltspinsel . . . nein, nein . . . Dummkopf . . . oder albern hat Seine Majestät denjenigen genannt, welcher ihn zum Ehrenwein von Melun gebracht hat.«

Nach dieser Ladung streichelte d'Artagnan ruhig sein Pferd. Der dicke Kopf von Colbert schwoll an wie ein Scheffel.

Als ihn d'Artagnan so häßlich durch den Zorn sah, blieb er nicht auf dem Wege stehen. Der Redner fuhr immer fort, der König wurde sichtbar immer röter.

»Mordioux,« sagte phlegmatisch der Musketier, »es wird den König ein Blutschlag treffen. Wie Teufels ist Euch dieser Gedanke gekommen, Herr Colbert? Ihr habt kein Glück.«

»Mein Herr,« erwiderte der Finanzmann, indem er sich ausrichtete, »dieser Gedanke ist mir durch meinen Eifer für den Dienst des Königs eingegeben worden.«

»Bah!«

»Mein Herr, Melun ist eine Stadt, eine gute Stadt, welche gut bezahlt und nicht unzufrieden gemacht werden darf.«

»Seht Ihr es so an! Ich, der ich kein Finanzmann bin, sah nur einen Gedanken in Euren Gedanken.«

»Welchen, mein Herr?«

»Den, ein wenig Galle Herrn Fouquet zu machen, der sich dort auf seinen Türmen abmartert, uns zu erwarten.«

Der Schlag traf richtig und gewaltig. Colbert war bügellos. Er zog sich mit gesenkten Ohren zurück. Zum Glück war die Rede zu Ende. Der König trank, dann zog alle Welt durch die Stadt weiter.

Der König nagte an seinen Lippen, denn es wurde Nacht, und jede Hoffnung aus einen Spaziergang mit la Vallière verschwand.

Um das ganze königliche Haus in Vaux einziehen zu lassen, brauchte man wenigstens vier Stunden. Der König kochte auch vor Ungeduld; er trieb die Königin an, damit man vor Nacht ankäme. Doch, in dem Augenblick, wo man wieder ausbrach, erhoben sich die Schwierigkeiten.

»Wird der König nicht in Melun übernachten?« sagte Colbert leise zu d'Artagnan.

Herr Colbert war an diesem Tage schlecht inspiriert, daß er sich so an den Anführer der Musketiere wandte. Dieser hatte erraten, der König würde es nicht am Platze aushalten. D'Artagnan wollte ihn nur unter guter Begleitung in Vaux einziehen lassen. Seine Majestät sollte also nach seinem Wunsche nur mit der ganzen Eskorte ankommen. Andererseits fühlte er, die Aufenthalte würden diesen ungeduldigen Charakter erzürnen. Wie waren diese zwei Schwierigkeiten auszugleichen? D'Artagnan nahm Colbert bei seinem Wort und schleuderte es dem König zu.

»Nun,« sagte er, »Herr Colbert fragt, ob Eure Majestät nicht in Melun übernachten werde?«

»In Melun übernachten? Und warum?« rief Ludwig XIV. »In Melun übernachten? Wer Teufels hat daran denken können, während uns Herr Fouquet heute Abend erwartet!«

»Sire,« erwiderte Colbert lebhaft, »es war die Furcht, Eure Majestät könnte zu spät ankommen, Eure Majestät, die nach der Etiquette nirgends anders, als in ihrem Hause eintreten kann, ehe die Wohnungen durch ihren Fourier bezeichnet sind und die Garnison verteilt ist.«

D'Artagnan horchte mit seinen Ohren, während er sich aus den Schnurrbart biß.

Die Königinnen hörten auch. Sie waren müde; sie hätten gern geschlafen und besonders auch gern den König verhindert, am Abend mit Herrn von Saint-Aignan und den Damen spazieren zu gehen. Denn wenn die Etiquette die Prinzessinnen in ihre Zimmer

einschloß, so hatten doch die Damen, sobald ihr Dienst getan war, jede Freiheit, spazieren zu gehen.

Man sieht, daß alle diese Interessen, indem sie sich in Dünsten anhäuften, Wolken hervorbringen mußten, und die Wolken einen Sturm. Der König hatte keinen Schnurrbart, um daraus zu beißen: er nagte gierig am Stiele seiner Peitsche. Wie war da herauszukommen?

»Man wird die Königin hierüber befragen,« sagte Ludwig, indem er sich vor den Damen verbeugte.

Diese Freundlichkeit durchdrang das Herz von Maria Theresia, welche gut und edelmütig war und, ihrer Willkür anheimgegeben, ehrfurchtsvoll erwiderte:

»Ich werde stets mit Vergnügen dem Willen des Königs entsprechen.«

»Wie viel braucht man Zeit? um nach Vaux zu kommen?« fragte Anna von Österreich, jede Silbe schleppend, indem sie ihre Hand an ihre von Schmerzen heimgesuchte Brust drückte.

»Eine Stunde für die Wagen Eurer Majestäten, aus ziemlich schönen Wegen,« antwortete d'Artagnan.

Der König schaute ihn an.

»Eine Viertelstunde für den König,« fügte er eiligst bei.

»Man würde bei Tage ankommen,« sagte der König.

»Aber die Wohnungen der Haustruppen,« wand Colbert sachte ein, »sie werden den König alle Eile der Reise, so geschwinde er auch sein mag, verlieren machen.«

»Doppelter Dummkopf!« dachte d'Artagnan, »wenn ich ein Interesse dabei hätte, Dein Ansehen zu zerstören, so würde ich es in zehn Minuten tun. An der Stelle des Königs,« fügte er laut bei, »ließe ich, indem ich mich zu Herrn Fouquet begeben würde, der ein wackerer Mann ist, meine Haustruppen zurück; ich ginge als Freund; ich würde allein mit meinem Kapitän der Gardes ankommen; ich wäre dadurch größer und heiliger.«

Die Freude glänzte in den Augen des Königs.

»Das ist ein guter Rat, meine Damen,« sagte er; »gehen wir als Freund zu einem Freunde. Fahrt sachte, meine Herren von den Equipagen, und wir, meine Herren, vorwärts!«

Und er zog alle Reiter hinter sich fort.

Colbert verbarg seinen dicken verdrießlichen Kopf hinter dem Halse seines Pferdes.

»Ich habe dadurch den Vorteil, daß ich schon heute Abend mit Aramis reden kann.« sprach d'Artagnan, während er galoppierte, zu sich selbst. »Und dann ist Herr Fouquet ein wackerer Mann. Mordioux! ich habe es gesagt, und man muß es glauben.«

So erschien gegen sieben Uhr Abends, ohne Trompeter, Vorhut und Musketiere, der König vor dem Gittertore von Vaux, wo Fouquet, von seiner baldigen Ankunft benachrichtigt, ihn seit einer halben Stunde inmitten seines Hauses und seiner Freunde mit entblößtem Haupte erwartete.

XIV.

Neckar und Ambrosia.

Herr Fouquet hielt dem König den Steigbügel; sobald dieser den Fuß aus die Erde gesetzt hatte, erhob er sich anmutig und reichte noch viel anmutiger Fouquet eine Hand, welche der Oberintendant, trotz eines leichten Sträubens Seiner Majestät, an seine Lippen zog.

Der König wollte in der ersten Umfriedung die Wagen erwarten. Er wartete nicht lange. Die Wege waren aus Befehl des Oberintendanten geschlagen worden. Man hätte von Melun bis Vaux nicht einen Kieselstein so groß wie ein Ei gefunden. Wie aus einem Teppich hinrollend, brachten auch die Wagen ohne Stöße und Anstrengung gegen acht Uhr die Damen. Sie wurden von der Frau Oberintendantin empfangen, und in dem Augenblick, wo sie erschienen, sprang ein Licht, so scharf wie das des Tages, aus allen Bäumen, aus allen Vasen, aus allen Marmornen hervor. Dieser Zauber dauerte fort, bis Ihre Majestäten im Innern des Palastes verschwunden waren.

Alle diese Wunder, welche der Chronikschreiber, auf die Gefahr, mit dem Romandichter zu rivalisieren, aufgehäuft oder vielmehr aufbewahrt hat, diese Herrlichkeiten der besiegten Nacht, der verbesserten Natur, aller Vergnügungen, jedes für die Befriedigung der Sinne und des Geistes kombinierten Luxus bot wirklich Fouquet seinem König an diesem Zauberorte, dem kein Besitztum irgend eines Fürsten in Europa damals an Wert gleichkam.

Wir werden weder von dem großen Festmahle, das Ihre Majestäten vereinigte, noch von den Concerten, noch von den feenhaften Verwandlungen sprechen; wir beschränken uns daraus, daß wir das Gesicht des Königs schildern, das von heiter, offen, glücklich, wie es Anfangs war, ein düsteres, gezwungenes, gereiztes Aussehen bekam. Er erinnerte sich seines eigenen Hauses und des armseligen Luxus, der nur das Gerät des Königtums war, ohne das Eigentum des Königs-Menschen zu sein. Die großen Vasen des Louvre, die alten Meubles und das

Silbergeschirr von Heinrich II., Franz I. und Ludwig XI. waren nur geschichtliche Monumente. Es waren nur Kunstgegenstände, die Verlassenschaft des Königshandwerks. Bei Fouquet dagegen lag der Wert in der Arbeit, wie im Stoffe. Fouquet aß aus goldenen Gefäßen, welche ihm gehörige Künstler gegossen und ziseliert hatten. Fouquet trank Weine, die der König von Frankreich nicht einmal dem Namen nach kannte; er trank sie aus Bechern, von denen jeder kostbarer war, als der königliche Keller.

Was sollen wir von den Sälen sagen, von den Tapeten, von den Gemälden, von den Dienern, von den Officianten aller Art? Was von der Bedienung,' wobei die Ordnung die Etiquette, das Wohlbehagen die Befehle ersetzte, so daß das Vergnügen und die Befriedigung des Gastes das oberste Gesetz von Allem dem wurden, was dem Wirte gehorchte.

Dieser Schwarm geräuschlos geschäftiger Leute, diese Menge von Gästen, welche minder zahlreich, als die Diener, diese Myriaden von Gerichten, von goldenen und silbernen Gefäßen, diese Lichtwogen, dieser Hausen unbekannter Blumen, deren sich die Treibhäuser wie einer Überlast entledigt hatten, während sie noch von Schönheit strotzten, dieses harmonische Ganze, das nur das Vorspiel des versprochenen Festes war, entzückte alle Anwesenden, und sie bezeigten auch ihre Verwunderung zu wiederholten Malen, nicht durch die Stimme oder die Gebärde, sondern durch das Stillschweigen und die Aufmerksamkeit, diese zwei Sprachen des Höflings, der den Zügel des Herrn nicht mehr kennt.

Was den König betrifft, so schwollen seine Augen an; er wagte es nicht mehr, die Königin anzuschauen. Stets erhaben an Stolz über jedes Geschöpf, beugte Anna von Österreich ihren Wirt durch die Verachtung nieder, die sie gegen Alles kundgab, was man ihr vorsetzte.

Gut und lebensfroh, lobte die junge Königin Herrn Fouquet, aß mit kräftigem Appetit und fragte nach dem Namen von mehreren Früchten, welche aus der Tafel erschienen. Fouquet erwiderte, er wisse die Namen nicht. Diese Früchte kamen von seinen Pflanzungen, er hatte sie oft selbst kultiviert, denn er war ein Gelehrter im Punkte des erotischen Obstbaues. Der König fühlte die Zartheit, war aber dadurch nur noch mehr gedemütigt. Er fand

die Königin ein wenig volksmäßig und Anna von Österreich ein wenig junonisch. Er war einzig und allein daraus bedacht, sich kalt aus der äußersten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergesehen: er war ein« von den Menschen, die Alles vorhersehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, so lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünsche er seine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu speisen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgesondert, wenn man sich so ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel serviert. Wunderbar durch seine Zusammensetzung, umfaßte dieses Mahl Alles, was der König liebte. Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erste Appetit seines Reiches, hatte keine Entschuldigungen, er konnte nicht sagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet tat etwas noch viel Besseres: er hatte sich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel gesetzt; sobald aber die Suppen ausgetragen waren, stand er auf und schickte sich an, den König selbst zu bedienen, während die Frau Oberintendantin sich hinter den Lehnstuhl der Königin Mutter stellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten, nicht Stand gegen dieses Übermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und sagte zu Herrn Fouquet:

»Herr Oberintendant, es ist unmöglich, besser zu speisen.«

Wonach der ganze Hof mit einer solchen Begeisterung zu schlingen anfing, daß man hätte glauben sollen, es seien Wolken ägyptischer Heuschrecken aus das grüne Korn herabgefallen.

Dessen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger gestillt war, wieder traurig; traurig im Verhältnis zu der schönen Laune, die er kundgeben zu müssen geglaubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die Höflinge Fouquet gemacht hatten.

D'Artagnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne daß es den Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen und ohne eine Silbe zu sprechen, an dem Mahle fort, machte aber zugleich Bemerkungen in großer Anzahl, die ihm von Nutzen waren.

Nachdem das Mahl beendet war, wollte der König den Spaziergang nicht verlieren. Der Park war beleuchtet. Überdies, als hätte er sich zu den Befehlen des Grundherrn von Vaux gestellt, überströmte der Mond die Gebüsche und die See mit seinen Diamanten und seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte Kühle. Die Alleen waren schattig und so weich mit Sand bestreut, daß sich die Füße darin gefielen. Das Fest war vollkommen, denn der König, der la Vallière an der Biegung eines Gehölzes traf, konnte ihr die Hand drücken und zu ihr sagen: »Ich liebe Euch,« ohne daß es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der folgte, und Herr Fouquet, der vorausging.

Diese Zaubernacht rückte vor. Der König verlangte sein Zimmer. Sogleich war Alles in Bewegung. Die Königinnen gingen beim Klange der Theorben und der Flöten in ihre Wohnungen. Der König fand, als er die große Freitreppe hinausstieg, seine Musketiere, welche Herr Fouquet von Melun herbeigerufen und zum Abendbrot eingeladen hatte.

D'Artagnan verlor alles Mißtrauen. Er war müde, er hatte gut gespeist, und wollte, einmal in seinem Leben, ein Fest bei einem wahren König genießen.

Man führte den König in großer Zeremonie in das Morpheus-Zimmer, von dem wir dem Leser eine leichte Erwähnung schuldig sind. Es war das schönste und geräumigste des Palastes. Lebrun hatte in die Kuppel die glücklichen Träume, und die, traurigen Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Neckar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Komposition so freundlich und mild in einer Abteilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmutigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

»Ich habe Schlaf,« erwiderte der König, der ziemlich bleich aussah.

»Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?«

»Nein,« erwiderte der König, »ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert.«

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag nicht in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach Aramis erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er ihn gefunden. Aramis hatte sich, sobald der König in Vaux eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er ohne Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum Vergnügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten Stock in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete das blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesellschaft von Porthos und mehreren modernen Epicuräern.

Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten Sitz an, und da man allgemein sah, daß sich der Musketier zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insgeheim mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich die Epicuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings viel gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Unterredung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auferlegt. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und man konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken Gesangsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Gespräch zu eröffnen. Die Ausgabe, die er sich gestellt hatte, war schwierig; er griff auch den Gegenstand geradezu an.

»Nun! wir sind also in Vaux,« sagte er.

»Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?«

»Ungemein, und ich liebe auch Herrn Fouquet.«

»Nicht wahr, er ist reizend?«

»Man könnte nicht besser sein.«

»Man hat gesagt, der König sei ihm sehr kalt begegnet, aber er habe sich besänftigt.«

»Ihr habt es also nicht gesehen, da Ihr Euch des Ausdruckes: man sagt, bedient?«

»Nein, ich beschäftigte mich mit diesen Herren, welche so eben

weggegangen sind, mit der Vorstellung und dem Carrousel von morgen.«

»Ah! Ihr seid Festordner hier?«

»Ich bin, wie Ihr wisst, ein Freund der Vergnügungen der Phantasie; ich war immer stellenweise Dichter.«

»Ich erinnere mich Eurer Verse, sie waren entzückend.«

»Ich, ich habe sie vergessen, aber ich freue mich, die der Anderen kennen zu lernen, wenn diese Anderen Molière, Pelisson, La Fontaine u. s. w. heißen.«

»Wißt Ihr, welcher Gedanke mir heute Abend beim Mahle gekommen ist?«

»Nein. Sagt ihn mir, denn ich würde ihn nicht erraten; Ihr habt so viele.«

»Wohl! es ist mir der Gedanke gekommen, der wahre König von Frankreich sei nicht Ludwig XIV.«

»Wie!« machte Aramis, indem er unwillkürlich seine Augen aus die Augen des Musketiers zurücklenkte.

»Nein, es ist Herr Fouquet.«

Aramis atmete und lächelte.

»Nun seid Ihr wie die Anderen: eifersüchtig.« sprach er. »Ich wollte wetten, daß Euch Herr Colbert diese Worte da eingegeben hat?«

Um Aramis geschmeidig zu machen, erzählte ihm d'Artagnan das Mißgeschick von Herrn Colbert hinsichtlich des Weins von Melun.

»Eine gemeine Rare, dieser Colbert!« sagte Aramis.

»Meiner Treue, ja.«

»Wenn man bedenkt,« fügte der Bischof von Vannes bei, »wenn man bedenkt, daß dieser Bursche in vier Monaten Euer Minister sein wird!«

»Bah!«

»Und daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu, wie Mazarin.«

»Wie Ihr Fouquet dient,« erwiderte d'Artagnan.

»Nur mit dem Unterschied, lieber Freund, daß Herr Fouquet nicht Herr Colbert ist.«

»Das ist wahr,« sprach d'Artagnan.

Und er stellte sich, als würde er traurig.

»Aber,« fügte er nach einem Augenblick bei, »warum sagtet Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier Monaten Minister sein?«

»Weil es Herr Fouquet nicht mehr sein wird,« erwiderte Aramis.

»Nicht wahr, er wird zu Grunde gerichtet sein.«

»Ganz und gar.«

»Warum gibt er dann Feste?« sagte der Musketier mit einem so natürlichen Ton des Wohlwollens, daß sich der Bischof einen Augenblick dadurch betören ließ. »Warum habt Ihr es ihm nicht abgeraten?«

Dieser letzte Teil der Phrase war ein Übermaß. Aramis kehrte zum Mißtrauen zurück.

»Man muß sich den König gewogen erhalten.«

»Indem man sich für ihn zu Grunde richtet.«

»Ja, indem man sich für ihn zu Grunde richtet.«

»Eine sonderbare Berechnung.«

»Die Notwendigkeit.«

»Ich sehe sie nicht, lieber Aramis.«

»Doch! Ihr bemerkt wohl, das entstehende Entgegenstreben von Herrn Colbert.«

»Oh! ja.«

»Und daß Herr Colbert den König antreibt, sich des Oberintendanten zu entledigen?«

»Das springt in die Augen.«

»Und daß Kabale gegen Herrn Fouquet obwaltet?«

»Man weiß es.«

»Wie es scheint, daß der König der Partie gegen einen Mann beitrifft, der Alles für ihn aufgegeben haben wird?«

»Es ist wahr,« erwiderte langsam d'Artagnan, wenig überzeugt und begierig, eine andere Seite des Gegenstandes der Unterredung in Angriff zu nehmen.

»Es gibt Torheiten und Torheiten,« fuhr er fort. »Ich liebe diejenigen nicht, welche Ihr macht.«

»Welche?«

»Das Abendbrot, der Ball, das Concert, die Komödie, die Carrousel, die Wasserfälle, die Freudenfeuer, das

Kunstfeuerwerk, die Beleuchtungen und die Geschenke, gut, das gebe ich Euch zu; aber genügten diese aus den Umständen hervorgehenden Ausgaben nicht? Mußte man . . . «

»Was?«

»Mußte man zum Beispiel ein ganzes Haus neu kleiden?«

»Oh! es ist wahr, ich habe das Herrn Fouquet gesagt; er erwiderte mir, wenn er reich genug wäre, würde er dem König ein von den Wetterfahnen bis in die Keller neues Haus anbieten; neu mit Allem, was darin enthalten ist, und wenn der König abgereist wäre, würde er Alles verbrennen, daß nichts mehr Anderen diene.«

»Das ist reines Spanisch.«

»Ich habe es ihm gesagt. Er fügte bei: ›Jeder, der mir zu sparen rät, wird mein Feind sein.«

»Das ist Wahnsinn, sage ich Euch, ebenso das Portrait.«

»Welches Portrait?«

»Das des Königs. Die Überraschung,«

»Welche Überraschung?«

»Ja, für die Ihr Muster bei Percerin genommen habt.«

D'Artagnan hielt inne; er hatte den Pfeil abgedrückt. Es handelte sich nur noch darum, die Schußweite zu berechnen.

»Das ist eine Freundlichkeit,«erwiderte Aramis.

D'Artagnan ging gerade aus seinen Freund zu, nahm ihn bei beiden Händen, schaute ihm in die Augen und sprach:

»Aramis, liebt Ihr mich noch ein wenig?«

»Ob ich Euch liebe!«

»Gut! Einen Dienst also. Warum habt Ihr die Muster vom Kleide des Königs bei Percerin genommen?«

»Kommt mit mir und fragt den armen Lebrun, der hieran zwei Tage und zwei Nächte gearbeitet hat.«

»Aramis, das ist die Wahrheit für alle Welt, aber für mich . . . «

»In der Tat, d'Artagnan, Ihr setzt mich in Erstaunen.«

»Seid gut gegen mich. Sagt mir die Wahrheit: nicht wahr, Ihr möchtet nicht gern, daß mir eine Unannehmlichkeit widerführe?«

»Teurer Freund, Ihr werdet unbegreiflich. Was für einen Teufelsverdacht habt Ihr da?«

»Glaubt Ihr an meine Instinkte? Ihr glaubtet einst daran. Wohl! ein Instinkt sagt mir, Ihr habet einen verborgenen Plan.«

»Ich, einen Plan?«

»Ich bin meiner Sache nicht sicher.«

»Bei Gott!«

»Ich bin meiner Sache nicht sicher, aber ich würde daraus schwören.«

»D'Artagnan, Ihr bereitet mir einen lebhaften Schmerz. In der Tat, wenn ich einen Plan habe, den ich Euch verschweigen muß, so werde ich ihn verschweigen, nicht wahr? Habe ich einen, den ich Euch enthüllen soll, so hätte ich ihn Euch schon gesagt.«

»Nein, Aramis, nein, es gibt Pläne, die man nur in günstigen Augenblicken offenbart.«

»Dann, mein lieber Freund,« erwiderte lachend der Bischof von Vannes, »dann ist der günstige Augenblick noch nicht gekommen.«

D'Artagnan schüttelte den Kopf.

»Freundschaft! Freundschaft!« sagte er, »leerer Name! Hier ist ein Mann, der sich, wenn ich es von ihm verlangte, in Stücke für mich zerhauen ließe.«

»Das ist wahr,« sprach Aramis mit edlem Tone.

»Und dieser Freund, der mir alles Blut seiner Adern geben würde, wird mir nicht einmal einen kleinen Winkel seines Herzens öffnen. Freundschaft, ich wiederhole es, du bist nur ein Schatten und ein Köder, wie Alles, was in der Welt glänzt.«

»Redet nicht so von unserer Freundschaft,« erwiderte der Bischof von Vannes mit festem, überzeugtem Tone. »Sie ist nicht von der Art derjenigen, von welcher Ihr sprecht.«

»Schaut uns an, Aramis. Wir sind nun Drei von Vieren. Ich habe Euch im Verdacht, daß Ihr mich täuscht, und Porthos schläft. Ein schönes Trio von Freunden, nicht wahr? ein schöner Rest!«

»Ich kann Euch nur Eines sagen, d'Artagnan, und ich versichere es Euch aus das Evangelium. Ich liebe Euch wie einst. Wenn ich Euch je mißtraue, so geschieht es wegen der Anderen, nicht Euretwegen, nicht wegen meiner. Bei Allem, was ich machen werde und worin ich obsiege. werdet Ihr Euer Viertel finden. Versprecht mir dieselbe Gunst!«

»Wenn ich mich nicht täusche, sind diese Worte, in dem Augenblick, wo Ihr sie aussprecht, voll Edelmut.«

»Das ist möglich!«

»Ihr konspiriert gegen Herrn Colbert. Wenn es nur das ist, Mordieux! sagt es mir. Ich habe das Werkzeug, ich werde den Zahn ausreißen.«

Aramis konnte ein Lächeln der Verachtung. das über sein edles Gesicht hinglitt, nicht unterdrücken.

»Und wenn ich gegen Colbert konspirierte, worin läge das Übel?«

»Das ist zu wenig für Euch, und nicht um Herrn Colbert zu stürzen, habt Ihr die Muster von Percerin verlangt. Oh! Aramis, wir sind keine Feinde, wir sind Brüder. Sagt mir, was Ihr unternehmen wollt, und so wahr ich d'Artagnan heiße, wenn ich Euch nicht unterstützen kann, so schwöre ich doch, neutral zu bleiben.«

»Ich unternehme nichts.«

»Aramis, eine Stimme spricht mit mir, sie erleuchtet mich; diese Stimme hat mich nie getäuscht. Ihr habt es auf den König abgesehen.«

»Aus den König!« rief der Bischof, Unzufriedenheit heuchelnd.

»Eure Physiognomie wird mich nicht überzeugen. Auf den König, ich wiederhole es.«

»Ihr werdet mir helfen?« sagte Aramis immer mit der Ironie seines Lächelns.

»Aramis, ich werde mehr tun, als neutral bleiben, ich werde Euch retten.«

»Ihr seid verrückt, d'Artagnan.«

»Ich bin der Vernünftigere von uns Beiden.«

»Ihr habt mich im Verdacht, ich wolle den König ermorden?«

»Wer spricht hiervon?«.

»Dann verständigen wir uns; ich begreife nicht, was man einem legitimen König, wie dem unsrigen, tun kann, wenn man ihn nicht ermordet.«

D'Artagnan erwiderte nichts.

»Überdies habt Ihr Eure Garden und Eure Musketiere hier,« sagte der Bischof.

»Das ist wahr.«

»Ihr seid nicht bei Herrn Fouquet, Ihr seid zu Hause.«

»Das ist wahr.«

»Ihr habt zu dieser Stunde Herrn Colbert, der dem König gegen Herrn Fouquet Alles rät, was Ihr vielleicht gern raten möchtet, wäre ich nicht von der Partie.«

»Aramis! Aramis! ich bitte, ein Freundeswort.«

»Das Wort der Freunde ist die Wahrheit. Wenn ich den Sohn von Anna von Österreich, den wahren König des Landes Frankreich mit dem Finger anzurühren gedenke; wenn es nicht meine feste Absicht ist, mich vor seinem Throne niederzuwerfen: wenn in meinen Ideen der morgige Tag, hier in Vaux, nicht der glorreichste der Tage meines Königs sein soll, so erschlage mich der Blitz, ich willige dazu ein.«

Aramis sprach diese Worte das Gesicht dem Alkoven seines Zimmers zugewendet, wo d'Artagnan, der sich überdies mit dem Rücken an diesen Alkoven anlehnte, nicht vermuten konnte, daß sich Jemand darin verbarg. Die Salbung seiner Worte, die studierte Langsamkeit, die Feierlichkeit des Schwures gaben dem Musketier die vollständigste Befriedigung. Er nahm beide Hände von Aramis und drückte sie herzlich.

Aramis hatte die Vorwürfe, ohne zu erbleichen, ertragen, er errötete, als er die Lobeserhebungen hörte. D'Artagnan getäuscht, machte ihm Ehre, d'Artagnan vertrauend, tat ihm Schaden.

»Geht Ihr?« sagte er, indem er ihn umarmte, um seine Röte zu verbergen.

»Ja, mein Dienst ruft mich. Ich habe die Nachtparole zu nehmen.«

»Wo werdet Ihr schlafen?«

»Im Vorzimmer des Königs, wie es scheint. Aber Porthos?«

»Nehmt ihn doch mit, denn er schnarcht wie eine Kanone.«

»Ah! er wohnt nicht bei Euch?«

»Durchaus nicht, er hat seine Wohnung irgend anderswo.«

»Sehr gut,« sagte der Musketier, dem diese Trennung der zwei Verbündeten den letzten Verdacht benahm.

Und er berührte ungeschlacht die Schulter von Porthos. Dieser antwortete durch ein Gebrülle.

»Kommt!« sagte d'Artagnan.

»Ah! d'Artagnan, der liebe Freund! Durch welchen Zufall? Ah! es ist wahr, ich bin beim Feste in Vaux!«

»Mit Eurem schönen Kleide!«

»Nicht wahr, das ist artig von Herrn Coquelin von Volière?«

»St!« machte Aramis, »Ihr geht, um den Boden einzutreten.«

»Es ist wahr,« sagte der Musketier. »Dieses Zimmer liegt über der Kuppel.«

»Und ich habe es nicht zum Fechtsaale genommen,« fügte Aramis bei. »Das Zimmer des Königs hat zum Plafond die Süßigkeiten des Schlafes. Vergeßt nicht, daß mein Boden das Futter dieses Plafond ist. Gute Nacht, meine Freunde, in zehn Minuten werde ich schlafen.«

Aramis geleitete sie leise lachend. Dann, als sie außen waren, schob er rasch die Riegel vor, verstopfte die Fenster und rief:

»Monseigneur, Monseigneur.«

Philipp stieß eine vor dem Bette stehende Tapetentüre zurück und trat aus dem Alkoven.

»Bei Herrn d'Artagnan ist viel Verdacht,« sagte er.

»Ah! nicht wahr, Ihr habt d'Artagnan erkannt?«

»Ehe Ihr ihn genannt hattet.«

»Es ist Euer Kapitän der Musketiere.«

»Er ist *mir* sehr ergeben,« erwiderte Philipp, indem er einen besonderen Nachdruck auf das persönliche Fürwort legte.

»Getreu wie ein Hund, beißt zuweilen. Erkennt Euch d'Artagnan nicht, ehe der Andere verschwunden ist, so rechnet auf d'Artagnan bis in alle Ewigkeit; denn dann, wenn er nichts gesehen hat, wird er seine Treue bewahren. Hat er zu viel gesehen, so ist er Gascogner und er wird nie gestehen, daß er sich getäuscht hat.«

»Ich dachte es. Was machen wir nun?«

»Ihr geht aus den Beobachtungsposten und schaut, beim Schlafengehen des Königs, wie Ihr Euch in kleiner Zeremonie zu Bette legt.«

»Gut. Wo soll ich meinen Platz nehmen?«

»Setzt Euch aus diesen Feldstuhl. Ich will den Boden rücken, Ihr schaut durch diese Öffnung, welche den falschen Fenstern entspricht, die in der Kuppel des Gemachs des Königs angebracht sind. Seht Ihr?«

»Ich sehe den König.«

Philipp bebte wie beim Anblick eines Feindes.

»Was macht er?«

»Er will einen Mann zu sich sitzen machen.«

»Herrn Fouquet?«

»Nein, nein, wartet . . . «

»Die Noten, mein Prinz, die Portraits.«

»Der Mensch, den der König sich gegenüber sitzen heißt, ist Herr Colbert.«

»Herr Colbert, dem König gegenüber!« rief Aramis;
»unmöglich!«

»Schaut.«

Aramis tauchte seine Blicke durch die Fuge des Bodens.

»Ja,« sagte er. »Colbert selbst. Oh! Monseigneur, was werden wir hören, und was wird aus dieser Vertraulichkeit entspringen!«

»Ohne allen Zweifel nichts Gutes für Herrn Fouquet.«

Der Prinz täuschte sich nicht. Wir haben gesehen, daß der König Colbert rufen ließ, und daß Colbert kam. Das Gespräch begann mit einer der höchsten Gunstbezeugungen, welche der König je bewilligt hatte. Allerdings war der König allein mit seinem Untertan.

»Colbert, setzt Euch.«

Der Intendant, der entlassen zu werden befürchtet hatte, schlug diese unschätzbare Ehre aus.

»Nimmt er an?« fragte Aramis.

»Nein, er bleibt stehen.«

»Horchen wir, mein Prinz.«

Und der zukünftige König und der zukünftige Papst horchten gierig auf diese einfachen Sterblichen, die sie unter ihren Füßen hielten, bereit, sie zu zertreten, wenn sie gewollt hätten.

»Colbert,« sagte der König, »Ihr habt mich heute sehr

geärgert.«

»Sire, ich wusste es.«

»Sehr gut. Ich liebe diese Antwort. Ja, Ihr wusstet es. Es gehörte Mut dazu, es zu tun.«

»Ich setzte mich der Gefahr aus, Eure Majestät unzufrieden zu machen, zugleich aber auch der Gefahr, ihr ein wahres Interesse zu verbergen.«

»Wie! Ihr befürchtet etwas für mich?«

»Und wäre es nur eine Unverdaulichkeit, Sire, denn man gibt seinem König nur solche Schmäuse, um ihn unter der Last des guten Mahles zu ersticken.«

Nachdem er diesen plumpen Scherz vorgebracht hatte, wartete Colbert wonniglich auf die Wirkung. Ludwig XIV., der eitelste und der zarteste Mann seines Reiches, verzieh Colbert auch diesen Spaß.

»Es ist wahr,« sagte er, »Herr Fouquet hat mir ein zu gutes Mahl gegeben. Sagt mir, Colbert, woher nimmt er all das Geld, was erforderlich ist, um die ungeheuren Kosten zu bestreiten? Wißt Ihr es?«

»Ja, ich weiß es, Sire.

»Ihr werdet es mir ein wenig vorrechnen.«

»Leicht, bis aus einen Pfennig.«

»Es ist mir bekannt, Ihr rechnet richtig.«

»Das ist die erste Eigenschaft, die man von einem Intendanten der Finanzen fordern kann.«

»Nicht Alle haben sie.«

»Ich danke Eurer Majestät für ein aus ihrem Munde so schmeichelhaftes Lob,«

»Herr Fouquet ist also reich, sehr reich, und das weiß alle Welt, mein Herr.«

»Alle Welt, die Lebendigen wie die Toten.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr Colbert?«

»Die Lebendigen sehen den Reichtum von Herrn Fouquet; sie bewundern ein Resultat und klatschen Beifall; aber die Toten, welche mehr wissen als wir, kennen die Ursachen und klagen an.«

»Nun! welchen Ursachen verdankt Herr Fouquet seinen Reichtum?«

»Das Gewerbe eines Intendanten begünstigt oft diejenigen, welche es treiben.«

»Ihr habt vertraulicher mit mir zu reden; fürchtet Euch nicht, wir sind ganz allein.«

»Ich bin stets ohne alle Furcht unter der Ägide meines Gewissens und unter dem Schutze meines Königs, Sire,« sprach Colbert.

Und er verbeugte sich.

»Wenn also die Toten sprächen . . . «

»Sie sprechen zuweilen, Sire. Lest.«

»Ah!« flüsterte Aramis dem Prinzen zu, der an seiner Seite horchte, ohne eine Silbe zu verlieren, »da Ihr Euch hier befindet, um Euer Königshandwerk zu lernen, hört eine ganz königliche Schändlichkeit. Ihr werdet einer von den Szenen beiwohnen, wie Gott allein oder wie sie vielmehr der Teufel allein ersinnt und ausführt. Hört wohl, Ihr werdet Nutzen daraus schöpfen.«

Der Prinz verdoppelte seine Aufmerksamkeit und sah Ludwig XIV. aus den Händen von Colbert einen Brief nehmen, den dieser ihm reichte.

»Die Handschrift des seligen Kardinals,« sagte der König.

»Eure Majestät hat ein gutes Gedächtnis,« erwiderte Colbert, sich verbeugend, »und es ist eine seltene Fähigkeit eines für die Arbeit bestimmten Königs, so die Handschriften mit dem ersten Blick zu erkennen.«

Der König las einen Brief von Mazarin, der, dem Leser schon seit der Zwistigkeit zwischen Frau von Chevreuse und Aramis bekannt, nichts Neues lehren würde, wenn wir ihn hier mitteilten.

»Ich verstehe nicht ganz,« sagte der König, lebhaft interessiert.

»Eure Majestät ist noch nicht mit Intendanz-Rechnungen vertraut.«

»Ich sehe, daß es sich um Geld handelt, das man Herrn Fouquet gegeben hat.«

»Dreizehn Millionen. Eine hübsche Summe!«

»Ja wohl . . . Nun! diese dreizehn Millionen fehlen bei der

Gesamtsumme der Rechnungen?«

»Das ist es gerade, was ich nicht recht verstehe, sage ich Euch. Warum und wie wäre dieses Defizit möglich?«

»Möglich, sage ich nicht; wirklich, sage ich.«

»Ihr sagt, dreizehn Millionen fehlen in den Rechnungen?«

»Nicht ich sage es, dieses Register.«

»Und dieser Brief von Herrn von Mazarin bezeichnet die Verwendung der Summe und denjenigen, bei welchem sie hinterlegt worden ist?«

»Wie sich Eure Majestät überzeugen kann.«

»Ja, in der Tat. Hieraus geht hervor, daß Herr Fouquet die dreizehn Millionen noch nicht zurückgegeben hätte.«

»Das geht aus den Rechnungen hervor, ja, Sire.«

»Nun, und dann?«

»Dann, Sire, da Herr Fouquet die dreizehn Millionen noch nicht zurückgegeben hat, so hat er sie in der Kasse, und mit dreizehn Millionen macht man viermal mehr, als Eure Majestät mit einem Bruche davon mit ihrer Freigebigkeit in Fontainebleau hat aufwenden können, denn wir haben dort im Ganzen nur drei Millionen ausgegeben, wenn Ihr Euch erinnert.«

Das war für einen Ungeschickten eine sehr geschickte Anschwärzung, diese heraufbeschworene Erinnerung an das Fest, bei welchem der König, in Folge eines Wortes von Fouquet, zum ersten Mal seinen niedrigeren Stand wahrgenommen hatte. Colbert erhielt in Vaux, was ihm Fouquet in Fontainebleau getan hatte, und als guter Finanzmann gab er es mit allen Interessen zurück. Nachdem er den König so gestimmt, hatte Colbert nicht mehr viel zu tun. Er fühlte es, der König war düster geworden. Colbert wartete auf das erste Wort des Königs mit eben so großer Ungeduld, als Philipp und Aramis von ihrem Beobachtungsposten herab.

»Wißt Ihr, was aus dem Allem hervorgeht?« sagte der König, nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte.

»Nein, Sire.«

»Daß die Tatsache der Aneignung der dreizehn Millionen, würde sie bewahrheitet . . . «

»Sie ist es.«

»Ich will sagen, würde sie erklärt, Herr Colbert.«

»Ich denke, sie wäre es schon morgen, wenn Eure Majestät . . . «

»Nicht bei Herrn Fouquet wäre,« erwiderte der König ziemlich würdig.

»Der König ist überall bei sich, Sire, und besonders in den Häusern, die sein Geld bezahlt hat.«

»Mir scheint,« sagte Philipp leise zu Aramis, »der Baumeister, der diese Kuppel gemacht, hätte in der Voraussicht, wie man sie benützen würde, dieselbe beweglich machen müssen, damit man sie hätte können Schuften von so schwarzem Charakter, wie der des Herrn Colbert, aus den Kopf fallen lassen.«

»Ich dachte auch daran,« erwiderte Aramis, »doch Colbert ist in diesem Augenblick so nahe beim König.«

»Das ist wahr, das würde eine Erbfolge eröffnen.«

»Euer nachgeborener Herr Bruder würde also die ganze Frucht ernten, Monseigneur. Bleiben wir ruhig und hören wir weiter.«

»Wir werden nicht mehr lange hören,« entgegnete Philipp.

»Warum nicht, Monseigneur?«

»Weil ich, wenn ich der König wäre, nicht mehr antworten würde.«

»Und was würdet Ihr tun?«

»Ich würde den nächsten Morgen abwarten, um zu überlegen.«

Ludwig schlug endlich die Augen auf und sagte, als er Colbert aufmerksam seinem ersten Worte entgegenharren sah, indem er plötzlich das Gespräch änderte:

»Herr Colbert, ich sehe, daß es spät ist, ich werde schlafen gehen.«

»Ah!« machte Colbert, »ich werde . . . «

»Morgen früh werde ich einen Entschluß gefaßt haben.«.

»Sehr wohl, Sire,« erwiderte Colbert außer sich, obgleich er sich in Gegenwart des Königs bewältigte.

Der König machte eine Gebärde, und der Intendant wandte sich rückwärts nach der Türe.

»Meine Bedienung!« rief der König.

Die Bedienung des Königs trat in das Gemach ein.

Philipp verließ seinen Beobachtungsposten.

»Einen Augenblick,« sagte Aramis mit seiner gewöhnlichen Milde, »was so eben vorgefallen, ist nur eine Einzelheit, und wir werden uns morgen nichts mehr darum bekümmern; aber die Nachtbedienung, die Etiquette beim kleinen Schlafengehen, ah! Monseigneur, das ist wichtig! Erfahrt, lernt, wie Ihr zu Bette geht, Sire. Schaut, schaut.«

XVI.

Colbert.

Die Geschichte wird uns erzählen, oder sie hat uns vielmehr die Ereignisse des nächsten Tages und die glänzenden Feste erzählt, die der Oberintendant dem König gab. Zwei bedeutende Schriftsteller haben den großen Streit bestätigt, der zwischen der *Cascade* und der *Wassergarbe*, zwischen der *Kronsontaine* und den *Tieren* stattfand, um zu erfahren, was mehr gefiele. Es war also am andern Tag Belustigung und Freude; es fanden Promenade, Mahl und Komödie statt, eine Komödie, bei der Porthos zu seinem großen Erstaunen Herrn Coquelin von Volière erkannte, welcher in der Posse: *die Ärgerlichen*, spielte. So nannte dieses Lustspiel Herr Bracieux de Pierrefonds.

La Fontaine urteilte ohne Zweifel nicht ebenso, denn er schrieb an seinen Freund Maucrou:

C'est un ouvrage de Molière.
Cst écrivain par sa maniere
Charme à present toute la cour.
De la facon que son nom court,
Il doit déjà être par dela Rome.
J'en suis ravi, car c'est un homme.¹⁷

Man sieht, daß La Fontaine den Rat von Pelisson benützt und den Reim sorgfältig behandelt hatte.

Übrigens war Porthos der Ansicht von La Fontaine, und er hätte wie dieser gesagt: »Bei Gott! dieser Molière ist mein Mann!« Doch nur was die Kleider betrifft. Hinsichtlich des Theaters war, wie gesagt, Molière für Herrn de Bracieux de Pierrefonds nur ein *Possenreißer*.

Doch in seinen Gedanken mit der Szene vom vorhergehender Tage beschäftigt, doch das Gift ausbrütend, das Colbert eingeträufelt hatte, zeigte sich der König während dieses ganzen, so glänzenden, so wechselreichen, so unvorhergesehenen Tages, wo alle Wunder aus Tausend und eine Nacht unter seinen Füßen zu erstehen schienen, zeigte sich der König kalt, zurückhaltend, schweigsam. Nichts konnte seine Stirne entrunzeln; man fühlte,

daß ein tiefer, von fern kommender Verdruß, allmählig angewachsen, wie die Quelle, die zum Flusse wird durch die tausend Bächlein, die sie speisen, in der tiefsten Tiefe seiner Seele zitterte. Erst gegen Mittag fing er an ein wenig Heiterkeit zu erlangen. Ohne Zweifel war sein Entschluß gefaßt.

Aramis, der ihm Schritt für Schritt, in seinem Geiste, wie in seinem Gange, folgte, schloß, das Ereignis, dem er entgegensah, würde nicht lange aus sich warten lassen.

Diesmal schien Colbert im Einklang mit dem Bischof von Vannes zu gehen, und würde er für jede Nadel, mit der er in das Herz des Königs stach, das Losungswort bekommen haben, er hätte es nicht besser machen können.

Der König, für den es ohne Zweifel Bedürfnis war, einen düstern Gedanken zu verbannen, schien den ganzen Tag ebenso tätig die Gesellschaft von la Vallière zu suchen, als er die von Herrn Colbert oder die von Herrn Fouquet zu fliehen eifrigst bemüht war.

Es kam der Abend. Der König hatte erst nach dem Spiel spazieren zu gehen gewünscht. Zwischen dem Abendbrot und dem Spaziergang spielte man also. Der König gewann tausend Pistolen, und nachdem er sie gewonnen hatte, steckte er sie in die Tasche, stand aus und sagte:

»Vorwärts, meine Herren, gehen wir in den Park.«

Er fand hier die Damen. Der König hatte, wie gesagt, tausend Pistolen gewonnen und eingesteckt. Herr Fouquet hatte zehn tausend zu verlieren gewußt, so, daß den Höflingen noch ein Vorteil von hundert und neunzig tausend Livres zugefallen war, was aus den Gesichtern der Höflinge und den Offizieren der Haustruppen die freudigsten Gesichter der Erde machte.

Nicht dasselbe war beim Gesichte des Königs der Fall, aus dem trotz des Gewinns, für den er nicht unempfindlich war, immer noch ein Stück von einer Wolke blieb. An der Ecke einer Allee erwartete ihn Colbert. Ohne Zweifel befand sich Herr Colbert hier kraft eines gegebenen Rendezvous, denn Ludwig XIV., der ihn vermieden oder sich den Anschein gegeben hatte, als vermeide er ihn, machte ihm ein Zeichen und vertiefte sich mit ihm in den Park.

La Vallière hatte diese düstere Stirne und diesen flammenden Blick des Königs auch gesehen; sie hatte ihn gesehen, und da

nichts von dem, was in dieser Seele brütete, für ihre Liebe unerforschlich war, so hatte sie begriffen, daß dieser unterdrückte Zorn Jemand bedrohte. Sie stellte sich aus dem Wege der Rache wie der Engel der Barmherzigkeit aus.

Ganz traurig, ganz verwirrt, halb wahnsinnig darüber, daß sie von ihrem Geliebten so lange getrennt gewesen war, unruhig über die innere Bewegung, die sie erraten hatte, zeigte sie sich Anfangs dem König mit einem verlegenen Aussehen, das Ludwig in der schlimmen Verfassung seines Geistes ungünstig auslegte.

Nun, da sie allein oder beinahe allein waren, insofern Colbert, als er das Mädchen erblickte, ehrerbietig stehen blieb und sich zehn Schritte entfernt hielt, näherte sich der König la Vallière, nahm sie bei der Hand und sagte zu ihr:

»Mein Fräulein, darf ich Euch, ohne unbescheiden zu sein, fragen, was Ihr habt? Eure Brust scheint angeschwollen, Eure Augen sind feucht.«

»Oh! Sire, wenn meine Brust angeschwollen ist, wenn meine Augen feucht sind, wenn ich traurig bin, so ist dies die Traurigkeit Eurer Majestät.«

»Meine Traurigkeit? oh! Ihr seht schlecht, mein Fräulein. Nein, es ist nicht Traurigkeit, was ich empfinde.«

»Und was empfindet Ihr denn, Sire?«

»Demütigung.«

»Demütigung? Oh! was sagt Ihr da?«

»Ich sage, mein Fräulein, daß da, wo ich bin, kein Anderer der Herr sein müßte. Nun! so schaut, ob ich, der König von Frankreich, nicht vor dem König dieses Besitztums unsichtbar werde. Oh!« fuhr er dann mit den Zähnen knirschend und die Faust ballend fort, »oh! . . . Und wenn ich bedenke, daß dieser König . . . «

»Nun?« fragte la Vallière erschrocken.

»Daß dieser König ein ungetreuer Diener ist, der sich mit dem Gute, das er mir gestohlen, brüstet! Ich werde ihm auch, diesem unverschämten Minister, sein Fest in eine Trauer verwandeln, der sich die Nymphe von Vaux wie diese Dichter sagen, lange erinnern wird.«

»Oh! Eure Majestät.«

»Ah! mein Fräulein, wollt Ihr die Partie von Herrn Fouquet nehmen!« rief der König voll Ungeduld.

»Nein, Sire, ich erlaube mir nur, Euch zu fragen, ob Ihr gut unterrichtet seid. Eure Majestät hat mehr als einmal den Wert von Hofanschuldigungen kennen gelernt.«

Ludwig XIV. winkte Colbert durch ein Zeichen herbei.

»Sprecht, Herr Colbert,« sagte der junge Fürst, »denn in der Tat, mir scheint, Fräulein de la Vallière hier braucht Euer Wort, um an das Wort des Königs zu glauben. Sagt dem Fräulein, was Herr Fouquet getan hat. Und Ihr, mein Fräulein, oh! es wird nicht lange dauern, ich bitte Euch, habt die Güte, zu hören.«

Warum drängte Ludwig XIV. so? Das ist ganz einfach: sein Herz war nicht ruhig, sein Geist war nicht ganz überzeugt; er erriet einen düsteren, lichtscheuen, krummen Schleichweg unter dieser Geschichte der dreizehn Millionen, und es wäre ihm lieb gewesen, wenn das Herz von la Vallière, empört bei dem Gedanken an einen Diebstahl, mit einem einzigen Wort den Entschluß, den er gefaßt und den er nichtsdestoweniger auszuführen zögerte, gebilligt hätte.

»Sprecht, mein Herr,« sagte la Vallière zu Colbert, der herbeigekommen war; »sprecht, da es der Wille des Königs ist, daß ich Euch höre. Sagt, was ist das Verbrechen von Herrn Fouquet?«

»Oh! es ist nicht sehr bedeutend, mein Fräulein,« erwiderte der schwarze Mensch, »ein einfacher Vertrauensmißbrauch . . . «

»Sprecht, sprecht, Colbert, und wenn Ihr gesprochen habt, verlaßt uns und benachrichtigt Herrn d'Artagnan, daß ich ihm Befehle zu geben habe.«

»Herrn d'Artagnan!« rief la Vallière, »und warum Herrn d'Artagnan benachrichtigen, Sire? sagt es mir, ich flehe Euch an.«

»Bei Gott! um diesen stolzen Titanen zu verhaften, der, seinem Wahlspruche getreu, meinen Himmel zu erstürmen droht.«

»Herrn Fouquet verhaften, sagt Ihr?«

»Ah! Ihr wundert Euch darüber?«

»In seinem Hause?«

»Warum nicht, wenn er schuldig ist? er ist schuldig in seinem Hause, wie anderswo.«

»Herrn Fouquet, der sich in diesem Augenblick zu Grunde richtet, um seinem König Ehre zu erweisen?«

»Ich glaube wahrhaftig, Ihr verteidigt diesen Verräter, mein Fräulein?«

Colbert lachte ganz leise. Der König wandte sich bei dem Zischen dieses Gelächters um.

»Sire,« sprach la Vallière, »nicht Herrn Fouquet verteidige ich, sondern Euch selbst.«

»Mich selbst! . . . Ihr verteidigt mich?«

»Sire, Ihr entehrt Euch, indem Ihr einen solchen Befehl gebt.«

»Mich entehren!« murmelte, der König, vor Zorn erbleichend. »Wahrhaftig, Ihr setzt bei dem, was Ihr sagt, eine seltsame Leidenschaft ein.«

»Ich bin leidenschaftlich, nicht bei dem, was ich sage, sondern um Eurer Majestät zu dienen,« entgegnete das edle Mädchen. »Ich würde, wenn es sein müßte, hierbei mein Leben einsetzen, und dies mit derselben Leidenschaft, Sire.«

Colbert wollte murren. Da erhob sich la Vallière, das sanfte Lamm, gegen ihn und sprach, indem sie ihm mit entflammtem Auge Stillschweigen auferlegte:

»Mein Herr, handelt der König gut, und es geschieht dadurch auch mir oder den Meinigen Eintrag, so schweige ich; begünstigt jedoch der König mich oder diejenigen, welche ich liebe, und er handelt schlimm, so sage ich es ihm.«

»Aber mir scheint, ich liebe den König auch, mein Fräulein,« wagte Colbert zu bemerken.

»Ja, mein Herr, wir lieben ihn Beide, jedes aus seine Art,« entgegnete la Vallière mit einem Ausdruck, von dem das Herz des Königs tief durchdrungen war. »Nur liebe ich ihn so stark, daß alle Welt es weiß, daß der König selbst nicht an meiner Liebe zweifelt. Er ist mein König und mein Herr, ich bin seine unterthänige Magd; aber wer seine Ehre anrührt, rührt mein Leben an. Ich wiederhole nun, daß diejenigen den König entehren, welche ihm raten, Herrn Fouquet in seinem Hause verhaften zu lassen.«

Colbert neigte das Haupt, denn er fühlte sich vom König verlassen. Während er aber das Haupt neigte, murmelte er:

»Mein Fräulein, ich hätte nur noch ein Wort zu sagen.«

»Sagt es mir nicht, dieses Wort, denn ich würde es nicht hören, mein Herr. Was würdet Ihr mir übrigens sagen? Daß Herr Fouquet Verbrechen begangen hat? Ich weiß es, weil es der König gesagt; und sobald der König gesagt hat: ›Ich glaube,‹ braucht mir nicht ein anderer Mund zu sagen: ›Ich bestätige.‹ Doch Herr Fouquet, und wäre er der letzte der Menschen, ich sage es laut, Herr Fouquet ist dem König heilig, weil der König sein Gast ist. Sein Haus, und wäre es ein Aufenthalt wilder Tiere, Vaux, und wäre es eine Höhle von Falschmünzern und Banditen, sein Haus ist heilig, sein Schloß ist unverletzlich, weil hier seine Frau wohnt, und das ist ein Asyl, welches selbst Henker nicht verletzen würden.«

La Vallière schwieg. Unwillkürlich bewunderte sie der König; er war besiegt durch die Wärme dieser Stimme, durch den Adel dieser Schutzrede. Colbert beugte sich, der Ungleichheit des Kampfes erliegend. Der König atmete, schüttelte den Kopf, reichte la Vallière die Hand und sprach mit sanfter Stimme:

»Mein Fräulein, warum redet Ihr gegen mich? Wißt Ihr, was der Elende tun wird, wenn ich ihn atmen lasse?«

»Ei! mein Gott, ist das nicht eine Beute, die Euch immer gehören wird?«

»Und wenn er entweicht, wenn er flieht?« rief Colbert.

»Ah! mein Herr, es wird dem König zum ewigen Ruhm gereichen, daß er ihn hat entfliehen lassen; und je mehr Herr Fouquet schuldig gewesen ist, desto größer wird der Ruhm des Königs im Vergleich mit dieser Erbärmlichkeit, mit dieser Schmach sein.«

Ludwig sank auf seine Knie und küßte la Vallière die Hand.

»Ich bin verloren,« dachte Colbert. Dann klärte sich plötzlich sein Gesicht auf. »Oh! nein, nein, noch nicht,« sagte er zu sich selbst.

Und während der König, geschützt durch die Dicke einer ungeheuren Linde, la Vallière mit aller Gluth einer unaussprechlichen Liebe umfassen hielt, suchte Colbert ruhig in seinem Notizenbuch und zog aus diesem ein in Form eines Briefes zusammengelegtes Papier, ein etwas vergilbtes Papier, das jedoch kostbar sein mußte, da Colbert lächelte, während er es anschaute. Dann lenkte er seinen gehässigen Blick wieder aus

die reizende Gruppe zurück, die im Schatten der König und das Mädchen bildeten, eine Gruppe, die nur durch den Schimmer von Fackeln, welche sich näherten, beleuchtet wurde.

Ludwig sah den Widerschein dieser Fackeln aus dem weißen Kleide von Louise.

»Gehe, Louise, denn man kommt,« sagte er.

»Mein Fräulein, mein Fräulein, man kommt,« fügte Colbert bei, um den Abgang des Mädchens zu beschleunigen.

Louise verschwand rasch zwischen den Bäumen.

Dann, als der König, der vor dem Mädchen niedergekniet war, sich erhob, sagte Colbert:

»Ah! Fräulein de la Vallière hat etwas fallen lassen.«

»Was denn?« fragte der König.«Ein Papier, einen Brief, etwas Weißes; seht, dort, Sire.«

Der König bückte sich schnell und hob, ihn zerknitternd, den Brief aus.

In diesem Augenblick kamen die Fackeln und übergossen diese dunkle Szene mit Licht.

XVII.

Eifersucht.

Dieses wahre Licht, dieser Eifer Aller, diese neue Huldigung, von Fouquet dem König dargebracht, hoben die Wirkung eines Beschlusses aus, den la Vallière schon sehr im Herzen von Ludwig XIV. erschüttert hatte.

Er schaute Fouquet mit einer Art von Dankbarkeit dafür an, daß er la Vallière Gelegenheit verschafft hatte, so edelmütig, so mächtig über sein Herz zu sein.

Es war dies der Augenblick der letzten Wunden. Kaum hatte Fouquet den König nach dem Schlosse zurückgeführt, als eine Feuermasse, mit einem majestätischen Rollen aus der Kuppel von Vaux hervorbrechend, eine blendende Morgenröte, Alles, bis aus die kleinsten Einzelheiten der Blumenbeete, erleuchtete.

Das Feuerwerk begann. Zwanzig Schritte vom König entfernt, den die Gebieter von Vaux huldigend umgaben, suchte Colbert durch die Hartnäckigkeit seines Geistes die Aufmerksamkeit von Ludwig auf Ideen zurückzuführen, welche die Pracht des Schauspiels schon zu sehr entfernte.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo er sie Fouquet reichen wollte, fühlte der König in seiner Hand das Papier, das allem Anschein nach la Vallière im Entfliehen zu seinen Füßen hatte fallen lassen.

Der stärkere Magnet des Liebesgedankens führte den jungen Fürsten zur Erinnerung an seine Geliebte zurück.

Beim Schimmer des immer mehr an Schönheit zunehmenden Feuers, das Schreie der Bewunderung in den umliegenden Dörfern ausstoßen machte, las der König das Billett, von dem er glaubte, es sei ein von la Vallière für ihn bestimmter Liebesbrief.

Während er las, erbleichte sein Antlitz, und der dumpfe Zorn, beleuchtet von diesen tausendfarbigen Feuern, bildete ein schreckliches Schauspiel, worüber Jedermann gebebt hätte, hätte Jeder in diesem von den finstersten Leidenschaften durchwühlten Herz lesen können. Für ihn gab es keinen Waffenstillstand in der Eifersucht und in der Wut mehr. Von dem Augenblick an, wo er

die düstere Wahrheit entdeckt hatte, verschwand Alles: Mitleid, Sanftmut, Religion und Gastfreundschaft.

Wenig fehlte, daß er nicht bei dem scharfen Schmerz, der sein Herz zusammendrehte, welches noch zu schwach war, um sein Leiden zu verbergen, wenig fehlte, daß er einen Schreckensschrei ausgestoßen und seine Garden um sich gerufen hätte.

Dieser, wie man schon erraten hat, von Colbert auf den Weg des Königs geworfene Brief war der, welcher mit dem Portier Tobie in Fontainebleau nach dem von Fouquet aus das Herz von la Vallière gemachten Versuche verschwand.

Fouquet sah die Blässe, erriet aber die Ursache nicht; Colbert sah den Zorn und freute sich aus das Herannahen des Sturmes.

Die Stimme von Fouquet entzog den jungen Fürsten seiner wilden Träumerei.

»Was habt Ihr, Sire?« fragte liebeich der Oberintendant.

Ludwig machte eine Anstrengung, eine ganz gewaltige Anstrengung gegen sich selbst und erwiderte:

»Nichts!«

»Ich befürchte, Eure Majestät leidet.«

»Ich leide in der Tat, ich habe es schon gesagt, mein Herr, doch es ist nichts.«

Und ohne das Ende des Feuerwerks abzuwarten, wandte sich der König nach dem Schlosse.

Fouquet begleitete den König. Alle Welt folgte hinter ihnen.

Die letzten Raketen verbrannten traurig für sich selbst.

Der Oberintendant versuchte es, den König abermals zu befragen, erhielt jedoch keine Antwort. Er mutmaßte, es habe ein Streit zwischen Ludwig und la Vallière stattgefunden, ein Zerwürfnis sei dadurch entstanden, und der König, seiner Natur nach wenig zänkisch, aber ganz seiner Liebeswut hingegeben, habe einen Haß gegen die ganze Welt gefaßt, seitdem seine Geliebte mit ihm schmollte. Dieser Gedanke genügte, um ihn zu trösten; er hatte sogar ein freundschaftliches und tröstendes Lächeln für den König, als ihm dieser gute Nacht wünschte.

Das war nicht Alles für den König. Er mußte die Bedienung durchmachen. Diese Abendbedienung sollte in großer Etiquette stattfinden. Der andere Tag war für die Abreise bestimmt. Die

Gäste mußten dem Wirte danken und ihm eine Artigkeit für seine zwölf Millionen geben.

Das Einzige, was der König Liebenswertes für Fouquet fand, waren, als er ihn entließ, die Worte:

»Herr Fouquet, Ihr sollt Nachricht von mir erhalten; ich bitte, laßt Herrn d'Artagnan hierher kommen.«

Und das Blut von Ludwig XIII., das sich so sehr verstellt hatte, kochte nun in seinen Adern, und er war nahe daran, Fouquet erwürgen zu lassen, wie sein Vorgänger den Marschall d'Ancre hatte erwürgen lassen. Er verbarg auch den abscheulichen Entschluß unter einer von jenen lächelnden Mienen, welche die Blitze der Staatsstreiche sind.

Fouquet nahm die rechte Hand des Königs und küßte sie. Ludwig schauerte am ganzen Leib, ließ aber seine Hand von den Lippen von Fouquet berühren.

Nach fünf Minuten trat d'Artagnan, dem man den königlichen Befehl überbracht hatte, in das Zimmer von Ludwig XIV.

Aramis und Philipp waren in dem ihrigen, stets aufmerksam, stets horchend.

Der König ließ dem Kapitän der Musketiere nicht Zeit, bis zu seinem Lehnstuhl zu kommen.

Er lies ihm entgegen.

»Seid besorgt, daß Niemand hier herein kommt,« rief er.

»Gut, Sire,« erwiderte der Soldat, dessen Blick schon lange die Verheerungen in diesem Gesichte analysiert hatte.

Und er gab bei der Türe Befehl; dann kehrte er zum König zurück und sagte:

»Gibt es Neues bei Eurer Majestät?«

»Wie viel habt Ihr Leute hier?« fragte der König, ohne anders aus die Frage, die man an ihn gerichtet, zu antworten.

»Wozu, Sire?«

»Wie viel habt Ihr Leute?« wiederholte der König, mit dem Fuße stampfend.

»Ich habe die Musketiere.«

»Ferner?«

»Ich habe zwanzig Garden und dreizehn Schweizer.«

»Wie viel braucht man Leute, um . . . «

»Um . . . « wiederholte der Musketier mit seinen großen, ruhigen Augen.

»Um Herrn Fouquet zu verhaften?«

D'Artagnan machte einen Schritt rückwärts.

»Herrn Fouquet verhaften!« rief er.

»Werdet Ihr mir auch sagen, das sei unmöglich!« schrie der König mit einer kalten, gehässigen Wut.

»Ich sage nie, es sei etwas unmöglich,« erwiderte d'Artagnan, tief verwundet.

»Nun! so tut es.«

D'Artagnan drehte sich aus seinen Absätzen und ging auf die Türe zu.

Der Raum, den er zu durchlaufen hatte, war kurz; er legte ihn mit sechs Schritten zurück. Da blieb er stehen und sagte:

»Verzeiht, Sire.«

»Was?« fragte der König.

»Um diese Verhaftung vorzunehmen, möchte ich gern einen geschriebenen Befehl haben,«

»Warum und seit wann genügt Euch das Wort des Königs nicht?«

»Weil ein Königswort, aus dem Gefühle des Zornes hervorgegangen, sich ändern kann, wenn sich das Gefühl ändert.«

»Keine Phrasen, mein Herr! Ihr habt einen andern Gedanken.«

»Oh! ich habe immer Gedanken, und zwar Gedanken, welche leider die Andern nicht haben,« erwiderte frecher Weise d'Artagnan.

Im Ungestüm seines Zornes beugte sich der König vor diesem Mann, wie das Pferd die Häcksen unter der mächtigen Hand des Bändigers beugt.

»Euer Gedanke?« rief er.

»Hört, Sire,« erwiderte d'Artagnan. »Ihr laßt einen Mann verhaften, während Ihr noch bei ihm seid. Das ist der Zorn. Wenn Ihr nicht mehr zornig seid, werdet Ihr es bereuen. Dann will ich Euch Eure Unterschrift zeigen können. Wenn das nichts wieder

gut macht, so wird es uns doch zeigen, daß der König Unrecht hat, in Zorn zu geraten.«

»Unrecht hat, in Zorn zu geraten!« brüllte der König in seiner Wut. »Beim Leibe Christi! geriet der König, mein Vater, geriet mein Großvater nicht auch in Zorn?«

»Der König Euer Vater, der König Euer Großvater gerieten immer nur in ihrem Hause in Zorn.«

»Der König ist überall Herr, wie in seinem Hause.«

»Das ist eine Schmeichlerphrase, die von Herrn Colbert herkommen muß, aber es ist keine Wahrheit. Der König ist in jedem Hause bei sich, wenn er den Eigentümer daraus vertrieben hat.«

Ludwig biß sich aus die Lippen.

»Wie!« sagte d'Artagnan, »das ist ein Mann, der sich für Euch zu Grunde richtet, und Ihr wollt ihn verhaften lassen! Mordioux! Sire, wenn ich Fouquet hieße und man mir das täte, ich würde Raketen verschlingen und Feuer daran legen, um mich, mich und alles Übrige, in die Luft zu sprengen! Gleichviel, Ihr wollt es und ich gehe.«

»Geht,« sagte der König. »Ihr habt Leute genug?«

»Glaubt Ihr, Sire, ich werde einen Gefreiten mit mir nehmen? Herrn Fouquet verhaften, das ist so leicht, daß es ein Kind täte. Herrn Fouquet verhaften? das ist, als ob man ein Gläschen Absinthe tränke. Man macht ein saures Gesicht, und das ist Alles.«

»Wenn er sich verteidigt?«

»Er! ah! sich verteidigen, während ihn eine Strenge, wie diese, zum König und Märtyrer macht! Hört, wenn ihm eine Million bleibt, was ich bezweifle, ich wette, er würde sie geben, um dieses Ende zu haben. Sire, ich gehe.«

»Wartet,« sprach der König.

»Ah! was gibt es?«

»Macht seine Verhaftung nicht öffentlich.«

»Das ist schwieriger.«

»Warum?«

»Weil nichts einfacher sein kann, als inmitten von tausend

begeisterten Personen, die ihn umgeben, aus Herrn Fouquet zuzugehen und zu ihm zu sagen: »Im Namen des Königs, mein Herr, ich verhafte Euch!« Aber auf ihn zugehen, ihn drehen und umdrehen, ihn in irgend einem Winkel des Schachbretts festhalten, ihn allen seinen Gästen stehlen und gefangen halten, ohne daß man eines von seinen Ach! gehört hätte, das ist eine wirkliche, wahre, große Schwierigkeit, welche zu überwinden dem Geschicktesten kaum möglich sein wird.«



»Sagt doch geradezu: Es ist unmöglich, und Ihr werdet geschwinder fertig sein. Oh! mein Gott! mein Gott! wäre ich nur von Leuten umgeben, die mich hindern, zu tun, was ich will?«

»Ich, ich hindere Euch nicht, irgend etwas zu tun. Ist das abgemacht?«

»Bewacht mir Herrn Fouquet, bis ich morgen einen Entschluß gefaßt habe.«

»Das soll geschehen, Sire.«

»Und kommt zu meinem Aufstehen, um neue Befehle bei mir einzuholen.«

»Ich werde kommen.«

»Nun lasse man mich allein.«

»Ihr braucht nicht einmal Herrn Colbert?« sagte der Musketier, im Augenblick des Abgangs seinen letzten Pfeil absendend.

Der König bebte. Ganz mit seiner Reise beschäftigt, hatte er den Gegenstand des Verbrechens vergessen.

»Nein, Niemand,« sagte er, »Niemand hier! Laßt mich.«

D'Artagnan entfernte sich. Der König schloß selbst seine Türe und fing an wütend im Zimmer umher zu rennen, wie der verwundete Stier, der die Schlingen und die eisernen Haken, die man nach ihm geschleudert, fortschleppt. Endlich erleichterte er sich durch Schreie.

»Ah! der Elende! nicht nur stiehlt er mir meine Finanzen, sondern mit diesem Geld besticht er mir Geheimschreiber, Freunde, Generale, Künstler, und er nimmt mir sogar meine Geliebte weg! Ah! darum hat ihn diese Treulose so mutig verteidigt! . . . Das war Dankbarkeit! . . . Wer weiß, vielleicht sogar Liebe! . . . «

Er versank einen Augenblick in seine schmerzlichen Betrachtungen.

»Ein Satyr!« dachte er, mit jenem tiefen Haß, den die große Jugend gegen reife Männer hegt, welche noch an die Liebe denken, »ein Faun, der den Galanten spielt und nie Widerspenstige gesunden hat, ein Weiberknecht, der Blümchen von Gold und Diamanten verschenkt und Maler hält, um die Portraits seiner Geliebten im Costume von Göttinnen machen, zu lassen!«

Der König bebte vor Verzweiflung.

»Er beschmutzt mir Alles!« fuhr er fort. »Er richtet mir Alles zu Grunde! Er wird mich umbringen! Dieser Mensch ist zu viel für

mich! Er ist mein Todfeind! Dieser Mensch wird fallen! Ich hasse ihn! . . . ich hasse ihn! . . . ich hasse ihn! . . . «

Und indem er diese Worte sprach, klopfte er mit verdoppelten Schlägen aus die Arme des Lehnstuhls, in welchen er sich setzte, und aus dem er wie ein Epileptischer aufstand.

»Morgen! morgen! . . . « murmelte er. »Oh! ein schöner Tag, wenn die Sonne ausgeht und ich nur noch mich zum Nebenbuhler haben werde. Dieser Mensch wird so tief fallen, daß man, wenn man die Trümmer sieht, die mein Zorn gemacht hat, endlich zugestehen wird, ich sei größer, als er.«

Unfähig, sich länger zu bemeistern, warf der König mit einem Faustschlag einen Tisch um, der bei seinem Bette stand, und weinend, beinahe erstickend in dem Schmerz, den er empfand, stürzte er sich ganz angekleidet, wie er war, aus seine Betttücher, um darein zu beißen und um hier die Ruhe des Körpers zu finden.

Das Bett ächzte unter diesem Gewicht, und abgesehen von einigen Seufzern, die der keuchenden Brust des Königs entschlüpfen, hörte man nichts mehr im Morpheus-Zimmer.

Die exaltierte Wut, die sich des Königs beim Anblick und beim Lesen des Briefes von Fouquet an la Vallière bemächtigt hatte, zerschmolz allmählig in eine schmerzliche Müdigkeit.

Voll Gesundheit und Leben, ist es für die Jugend Bedürfnis, sogleich wiederherzustellen, was sie verloren hat; sie kennt die Schlaflosigkeiten ohne Ende nicht, welche für den Unglücklichen die Fabel von der immer wieder wachsenden Leber des Prometheus verwirklicht. Da, wo der reifere Mann in seiner Kraft, wo der Greis in seiner Erschöpfung eine beständige Nahrung für den Schmerz finden, entkräftet sich der durch die Offenbarung des Übels überraschte junge Mann in Schreien, in unmittelbaren Kämpfen, und läßt sich schneller durch den unbeugsamen Feind, den er bekämpft, niederschmettern. Ist er einmal niedergeschmettert, so leidet er nicht mehr.

Ludwig war in einer Viertelstunde bezähmt; dann hörte er aus, seine Fäuste krampfhaft zu ballen und mit seinen Blicken die unsichtbaren Gegenstände seines Hasses zu versengen: er hörte aus, durch heftige Worte Herrn Fouquet und la Vallière anzuklagen; er verfiel von der Wut in die Verzweiflung und von der

Verzweiflung in die Niedergeschlagenheit.

Nachdem er sich einige Augenblicke aus seinem Bette abwechselnd angestraft und gekrümmt hatte, fielen seine Arme wieder träge an seiner Seite herab. Sein Kopf sank auf das Spitzenkissen, seine erschöpften Glieder bebten, von leichten Zusammenziehungen der Muskeln bewegt, und seine Brust ließ nur seltene Seufzer durchsickern.

Der Gott Morpheus, der als unumschränkter Gebieter in diesem Zimmer herrschte, welchem er seinen Namen gegeben hatte, und gegen den Ludwig seine durch den Zorn erschwerten und durch die Tränen geröteten Augen richtete, der Gott Morpheus ergoß aus ihm den Mohn, von dem seine Hände voll waren, so daß der König sachte die Augen schloß und entschlummerte.

Da kam es ihm vor, wie es oft in diesem ersten so sanften und so leichten Schlafe geschieht, der den Körper über das Lager, die Seele über die Erde erhebt, es kam ihm vor, als ob ihn der an den Plafond gemalte Gott Morpheus mit ganz menschlichen Augen anschaute; als ob in der Kuppel etwas glänzte und sich bewegte, als ob die Schwärme finsterner Träume, einen Augenblick auf die Seite gerückt, das Gesicht eines Menschen, die Hand auf seinen Mund gelegt und in der Haltung eines beschaulichen Nachsinnens, entblößt ließen. Und . . . seltsame Erscheinung . . . dieser Mensch glich dergestalt dem König, daß Ludwig sein eigenes Bild in einem Spiegel zurückgeworfen zu sehen glaubte. Nur war dieses Gesicht durch ein Gefühl tiefen Mitleids verdüstert.

Dann kam es ihm allmähig vor, als ob die Kuppel flöhe und seinem Blick entschwände, und als ob die von Lebrun gemalten Figuren und Attribute sich in einer stufenweisen Entfernung verdunkelten. Eine sanfte, gleichmäßige, abgemessene Bewegung, wie die eines Schiffes, das unter die Welle taucht, war aus die Unbeweglichkeit des Bettes gefolgt.

Der König machte ohne Zweifel einen Traum, und in diesem Traum entfernte sich die goldene Krone, welche die Vorhänge festhielt, wie die Kuppel, an der sie hing, so daß der geflügelte Genius, der mit seinen beiden Händen diese Krone stützte, vergebens den König, der fern von ihr verschwand, zu rufen schien.

Das Bett sank immer. Die Augen offen, ließ sich Ludwig durch diese furchtbare Sinnenblendung täuschen. Endlich verdunkelte sich das Licht des königlichen Gemachs, und etwas Düsteres, Kaltes, Unerklärliches erfüllte die Luft. Keine Gemälde, kein Gold, keine Sammetvorhänge mehr, sondern Mauern von einem trüben Grau, dessen Schatten immer dichter wurde. Und dennoch sank das Bett immer mehr, und nach einer Minute, die dem König ein Jahrhundert dünkte, erreichte es eine schwarze, eisige Luftschichte. Hier blieb es stehen.

Der König sah das Licht seines Zimmers nicht mehr, als man aus der Tiefe eines Brunnen das Licht des Tages sieht.

»Ich habe einen abscheulichen Traum!« dachte er. »Es ist Zeit, daß ich erwache. Auf, erwachen wir!«

Alle Welt hat empfunden, was wir hier sagen; es gibt keinen Menschen, der sich nicht, erstickenden Alp, mit Hilfe jener Lampe, welche im Grunde des Gehirnes wacht, wenn alles menschliche Licht erloschen ist, gesagt hat: Es ist nichts, es ist ein Traum!

Das hatte sich der König auch gesagt, doch bei dem Worte: Erwachen wir! bemerkte er, daß er nicht nur wach war, sondern daß er auch die Augen offen hatte. Da schaute er umher.

Zu seiner Rechten und zu seiner Linken standen zwei bewaffnete Männer, jeder in einen weiten Mantel gehüllt und das Gesicht mit einer Larve bedeckt.

Einer von diesen zwei Männern hielt in der Hand eine kleine Lampe, deren roter Schein das traurigste Gemälde beleuchtete, das ein König erschauen konnte.

Ludwig sagte sich, sein Traum wahrhaftig fort, und um ihn aufhören zu machen, genüge es, die Arme zu bewegen oder seine Stimme hören zu lassen. Er wandte sich nun an denjenigen von den zwei Männern, welcher die Lampe hielt, und sprach:

»Was ist das, mein Herr, und woher rührt dieser Scherz?«

»Es ist kein Scherz,« antwortete mit dumpfer Stimme derjenige von den zwei Männern, welcher die Lampe hielt.

»Seid Ihr im Dienste von Herrn Fouquet?« fragte der König, ein wenig verblüfft.

»Gleichviel, in wessen Dienste wir sind!« erwiderte das Gespenst. »Wir sind nun Eure Gebieter.«

Mehr ungeduldig, als eingeschüchtert, wandte sich der König an die zweite Larve und sprach:

»Ist das eine Komödie, so sagt Herr Fouquet, ich finde sie unschicklich, und ich befehle, daß sie aufhöre.«

Die zweite Larve, an die sich der König wandte, war ein Mann von hohem Wuchse und von großem Umfang. hielt sich aufrecht und unbeweglich, wie ein Marmorblock.

»Nun!« fügte der König, mit dem Fuße stampfend, bei: »Ihr antwortet mir nicht!«

»Wir antworten Euch nicht, mein kleiner Herr,« erwiderte der Riese mit einer Stentorstimme, »weil Euch nichts zu antworten ist, wenn nicht, daß Ihr der erste *Ärgerliche* seid, und daß Herr Coquelin von Volière Euch in der Zahl der Seinigen vergessen hat.«

»Aber was will man denn von mir?« rief Ludwig, voll Zorn die Arme kreuzend.

»Ihr werdet es später erfahren,« erwiderte der Lampenträger.

»Sagt mir einstweilen, wo ich bin?«

»Schaut!«

Ludwig schaute wirklich; doch beim Scheine der Lampe, die der Verlarvte aushob, erblickte er nur feuchte Wände, an denen da und dort der silberne Sog von Erdschnecken glänzte.

»Ho! ho! ein Kerker!« machte Ludwig.

»Nein, ein unterirdisches Gewölbe.«

»Welches führt? . . . «

»Wollt uns folgen.«

»Ich rühre mich nicht von der Stelle!« rief der König.

»Macht Ihr den Widerspenstigen, mein junger Freund,« erwiderte der Stärkere von den beiden Männern, »so hebe ich Euch aus und wickle Euch in meinen Mantel, und wenn Ihr darin erstickt, meiner Treue! desto schlimmer für Euch.«

Indem er diese Worte sagte, zog der Sprechende unter dem Mantel, mit dem er den König bedrohte, eine Hand hervor, die Milon von Kroton gern an dem Tage besessen hätte, wo ihm der unglückliche Gedanke kam, seine letzte Eiche auseinander zu reißen.

Es schauderte dem König vor einer Gewalttat, denn er begriff, daß diese zwei Männer, in deren Gewalt er sich befand, nicht so weit vorgerückt waren, um zurückzuweichen, und daß sie folglich die Äußerste treiben würden. Er schüttelte den und sagte:

»Es scheint, ich bin in die Hände von zwei Mördern gefallen. Vorwärts!«

Keiner von den zwei Männern erwiderte etwas auf dieses Wort. Derjenige, welcher die Lampe trug, ging voran; der König folgte ihm; dann kam die zweite Larve. Man durchschritt eine lange, gekrümmte Galerie, mit so vielen Treppen, als man in dem geheimnisvollen, düsteren Palaste von Anna Radcliff findet. Alle diese Krümmungen, in denen der König wiederholt das Rauschen von Wasser über seinem Kopfe hörte, mündeten am Ende in einen langen, mittelst einer eisernen Türe verschlossenen Gang aus. Der Mann der Lampe öffnete diese Türe mit Schlüsseln, die er an seinem Gürtel trug, wo sie der König aus dem ganzen Wege hatte klirren hören.

Als sich diese Türe öffnete und Luft einströmen ließ, erkannte der König die balsamischen Düste, welche die Bäume nach heißen Sommertagen ausströmen. Einen Augenblick blieb er stehen, aber der kräftige Wächter, der ihm folgte, schob ihn aus dem unterirdischen Gang hinaus.

»Ich frage Euch noch einmal,« sagte Ludwig, indem er sich gegen denjenigen umwandte, der sich die verwegene Handlung, seinen Souverain zu berühren, erlaubt hatte, »was wollt Ihr mit dem König von Frankreich machen?«

»Sucht diesen Namen zu vergessen,« erwiderte der Lampenmann mit einem Ton, der ebensowenig eine Einwendung zuließ, als die berühmten Sprüche von Minos.

»Ihr müßtet für dieses Wort gerädert werden,« fügte der Riese bei, der nun das Licht auslöschte, das ihm sein Gefährte reichte; »doch der König ist zu leutselig.«

Bei dieser Drohung machte Ludwig eine so ungestüme Bewegung, daß man glauben konnte, er wolle entfliehen! doch die Hand des Riesen legte sich auf seine Schulter und hielt ihn an seinem Platze fest.

»Aber wohin gehen wir denn?« fragte der König.

»Kommt,« erwiderte der Erste von den zwei Männern mit einer Art von Ehrfurcht.

Und er führte seinen Gefangenen zu einem Wagen, der zu warten schien.

Dieser Wagen war ganz im Blätterwerk verborgen. Zwei Pferde, welche Fesseln an den Beinen hatten, waren mittelst eines Halfters an die niedrigen Zweige einer großen Eiche gebunden.

»Steigt ein,« sagte derselbe Mann, indem er den Kutschenschlag öffnete und den Fußtritt niederließ.

Der König gehorchte und setzte sich aus den Rücksitz des Wagens, dessen gepolsterter und mit einem Schlosse versehener Schlag sogleich hinter ihm und seinem Führer zugemacht wurde. Der Riese durchschnitt die Fesseln und Halfter der Pferde, spannte selbst an und stieg aus den Bock, der nicht besetzt war. Sogleich fuhr der Wagen in scharfem Trabe ab, erreichte die Straße nach Paris und fand im Walde von Senort ein wie die ersten Pferde an die Bäume gebundenes Relais ohne Postillion. Der Mann vom Bock wechselte das Gespann und setzte rasch die Fahrt nach Paris fort, wo er gegen drei Uhr Morgens ankam. Der Wagen folgte dem Faubourg Saint-Antoine, und nachdem er der Schildwache: »Befehl des Königs!« zugerufen hatte, lenkte der Kutscher die Pferde in die kreisförmige, auf den Hof des Gouvernement zulaufenden Ringmauer der Bastille. Hier hielten die Pferde rauchend bei den Stufen der Freitreppe an. Ein Sergent von der Wache lief herbei.

»Man wecke den Herrn Gouverneur!« rief der Kutscher mit einer Donnerstimme.

Abgesehen von dieser Stimme, welche man vom Eingange des Faubourg Saint-Antoine aus hätte hören können, blieb Alles ruhig im Wagen, wie im Schloß. Nach zehn Minuten erschien Herr von Baisemeaux im Schlafrock auf seiner Türschwelle.

»Was gibt e« wieder?« fragte er. »Und wen bringt Ihr mir da?«

Der Mann mit der Laterne öffnete den Wagenschlag und sagte zwei Worte zum Kutscher. Sogleich stieg dieser von seinem Bock ab, nahm die Muskete, die er unter seinen Füßen hielt, und setzte den Laus des Gewehres dem Gefangenen aus die Brust.

»Und gebt Feuer, wenn er spricht!« fügte laut der Mann, der

aus dem Wagen stieg, bei.

»Gut,« erwiderte der Andere ohne eine weitere Bemerkung.

Nachdem er diesen Auftrag erteilt hatte, stieg der Führer des Königs die Stufen hinauf, auf deren oberster der Gouverneur wartete.

»Herr d'Herblay!« rief dieser.

»St!« sagte Aramis, »treten wir bei Euch ein.«

»Ach! mein Gott! Und was führt Euch denn zu dieser Stunde hierher?«

»Ein Irrtum, mein lieber Herr von Baisemeaux,« antwortete Aramis ruhig. »Es scheint, Ihr hattet neulich Recht.«

»In welcher Hinsicht?«

»In Beziehung auf den Freilassungsbefehl, teurer Freund.«

»Erklärt mir das, mein Herr, nein, Monseigneur,« sagte Baisemeaux ganz beklommen zugleich von Verwunderung und von Schrecken.

»Das ist ganz einfach. Ihr erinnert Euch, lieber Herr von Baisemeaux, daß man Euch einen Freilassungsbefehl überschickt hat?«

»Ja, für Marchiali.«

»Nicht wahr, wir haben Alle geglaubt, er wäre für Marchiali?«

»Gewiß. Entsinnt Euch jedoch, daß ich zweifelte, daß ich nicht wollte, daß Ihr mich gezwungen habt.«

»Oh! welches Wort gebraucht Ihr da, lieber Baisemeaux! aufgefordert, nicht mehr.«

»Aufgefordert, ja. Euch den Gefangenen zu übergeben, und Ihr habt ihn in Eurem Wagen mitgenommen.«

»Wohl! mein lieber Herr von Baisemeaux, das war ein Irrtum. Man hat ihn im Ministerium erkannt, so daß ich Euch einen Befehl des Königs bringe, einen Anderen in Freiheit zu setzen . . . Seldon, den armen Teufel von einem Schotten, Ihr wisst?«

»Seldon! seid Ihr diesmal Eurer Sache sicher?«

»Ei! lest selbst,« rief Aramis.

Und er reichte ihm den Befehl.

»Aber dieser Befehl ist mir schon einmal durch die Hände

gegangen,« sagte Baisemeaux.«

»Wahrhaftig!«

»Es ist der, von welchem ich Euch beteuerte, ich habe ihn an jenem Abend gesehen. Bei Gott! ich erkenne ihn an dem Tintenkleck.«

»Ich weiß nicht, ob es derselbe ist, soviel bleibt aber wahr, daß ich ihn Euch überbringe.«

»Doch der Andere?«

»Welcher Andere?«

»Marchiali.«

»Ich führe ihn Euch zurück.«

»Das genügt mir nicht. Um ihn wieder aufzunehmen, brauche ich einen neuen Befehl.«

»Sagt doch nicht solche Dinge, mein lieber Baisemeaux! Ihr sprecht wie ein Kind! Wo ist der Befehl, den Ihr in Beziehung aus Marchiali erhalten habt?«

Baisemeaux lief an seinen Schrank und zog den Befehl daraus hervor. Aramis nahm ihn, zerriß ihn kalt in vier Stücke, hielt die Stücke an die Lampe und verbrannte sie.

»Was macht Ihr denn?« rief Baisemeaux, im höchsten Grade erschrocken.

»Betrachtet ein wenig die Lage der Dinge, mein lieber Gouverneur,« erwiderte Aramis mit seiner unstörbaren Ruhe, »und Ihr werdet sehen, wie einfach sie ist. Ihr habt keinen Befehl mehr, der den Abgang von Marchiali rechtfertigt.«

»Ei! mein Gott, nein, ich bin ein verlorener Mann,«

»Keines Wegs, da ich Euch Marchiali zurückbringe. Sobald ich ihn Euch bringe, ist es, als ob er gar nicht weggegangen wäre.«

»Ah!« machte der Gouverneur verblüfft.

»Allerdings. Ihr sperrt ihn auf der Stelle wieder ein.«

»Das glaube ich wohl!«

»Und Ihr gebt mir diesen Seldon, den der neue Befehl freimacht. Aus dieser Art ist Eure Verantwortlichkeit in Ordnung. Begreift Ihr?«

»Ich . . . ich . . . «

»Ihr begreift,« sagte Aramis. »Sehr gut!«

Baisemeaux faltete die Hände.

»Aber warum bringt Ihr mir denn Marchiali zurück, nachdem Ihr mir ihn genommen habt?« rief der unglückliche Gouverneur in einem Paroxysmus des Schmerzes und der Bestürzung.

»Für einen Freund, wie Ihr,« sagte Aramis, »für einen Diener, wie Ihr, habe ich keine Geheimnisse.«

Und er näherte seinen Mund dem Ohre von Baisemeaux und flüsterte:

»Ihr wisst, welche Ähnlichkeit zwischen diesem Unglücklichen und . . . «

»Dem König stattfindet, ja.«

»Wohl! der erste Gebrauch, den Marchiali von seiner Freiheit machte, war, daß er behauptete, erratet, was?«

»Wie soll ich das erraten?«

»Daß er behauptete, er sei der König von Frankreich.«

»Oh! der Unglückliche!« rief Baisemeaux.

»Dies geschah, um Kleider denen des Königs ähnelte anzutun und sich als Usurpator aufzuwerfen.«

»Gütiger Himmel!«

»Deswegen bringe ich ihn Euch zurück, lieber Freund. Er ist ein Narr und sagt seine Narrheit aller Welt.«

»Was ist nun zu tun?«

»Das ist ganz einfach: Ihr dürft ihn mit Niemand reden lassen. Ihr begreift, daß, als die Sache dem König zu Ohren kam, der mit seinem Unglück Mitleid gehabt hatte und nun seine Güte mit dem schwärzesten Undank belohnt sah, der König wütend war. So daß nun, behaltet das wohl, mein lieber Herr von Baisemeaux, denn das geht Euch an, daß nun die Todesstrafe für diejenigen daraus gesetzt ist, welche ihn mit andern Personen, als mit mir oder mit dem König selbst, sich unterreden ließen. Ihr versteht, Baisemeaux, Todesstrafe.«

»Ob ich verstehe, alle Teufel!«

»Und nun geht hinab, und führt den armen Teufel wieder in seinen Kerker, wenn Ihr ihn nicht lieber hier heraus kommen lassen wollt.«

»Wozu dies?«

»Ja, nicht wahr, es ist besser, ihn sogleich einzusperren.«

»Bei Gott!«

»Gehen wir also.«

Baisemeaux ließ die Trommel rühren und die Glocke läuten, was verkündigte, daß Jeder in seine Wohnung zurückzukehren hatte, um das Begegnen eines geheimnisvollen Gefangenen zu vermeiden. Dann, als die Wege frei waren, nahm er aus dem Wagen den Gefangenen, den Porthos, dem Befehl getreu, die Muskete auf die Brust gesetzt bewachte.

»Ah! Ihr seid der Unglückliche!« rief Baisemeaux, als er den König erblickte. »Es ist gut! es ist gut!«

Und er ließ sogleich den König aus dem Wagen steigen, führte ihn, stets begleitet von Porthos, der seine Larve nicht abgelegt, und von Aramis, der die seinige wieder aufgenommen hatte, in die zweite Bertaudière und öffnete ihm die Türe der Stube, in der Philipp sechs Jahre lang geseufzt hatte.

Der König trat in den Kerker ein, ohne ein Wort zu sprechen. Er war bleich und verstört.

Baisemeaux machte die Türe wieder hinter ihm zu, drehte den Schlüssel selbst zweimal im Schlosse um, kehrte dann zu Aramis zurück und sagte leise zu diesem:

»Es ist, bei meiner Treue! wahr, er gleicht dem König; doch weniger, als Ihr sagt.«

»So daß Ihr Euch durch die-Unterschiebung nicht hättet täuschen lassen.«

»Ah! was denkt Ihr!«

»Ihr seid ein kostbarer Mann, mein lieber Baisemeaux,« sagte Aramis. »Setzt nun Seldon in Freiheit.«

»Es ist richtig; ich vergaß . . . Ich will den Befehl geben . . . «

»Bah! Ihr habt morgen Zeit.«

»Morgen! nein, nein, aus der Stelle. Gott behüte mich, daß ich eine Sekunde warte.«

»Dann geht an Eure Geschäfte, ich gehe an die meinigen. Doch nicht wahr, das ist abgemacht?«

»Was ist abgemacht?«

»Das Niemand der Eintritt zu dem Gefangenen gestattet wird,

außer mit einem Befehl des Königs, welchen Befehl ich selbst überbringen werde.«

»Abgemacht. Gott befohlen, Monseigneur.« Aramis kehrte zu seinem Gefährten zurück.

»Vorwärts, Freund Porthos, nach Vaux! Und geschwinde!«

»Man ist leicht, wenn man seinem König treu gedient und, indem man ihm gedient, sein Vaterland gerettet hat,« sagte Porthos. »Die Pferde werden nichts zu ziehen haben. Marsch!«

Und von einem Gefangenen befreit, der Aramis in der Tat sehr schwer scheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Bastille, welche hinter ihm wieder ausgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Bastille.

Das Leiden steht in diesem Leben im Verhältnis, zu den Kräften des Menschen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemesse bei den Kräften des Menschen immer die Marter, die er ihn ausstehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod gestattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen ist. Das Leiden steht im Verhältnis zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Übel, als der Starke. Aus welchen Elementen besteht nun die menschliche Stärke? nicht wahr, besonders aus der Übung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweisen bemüht sein, denn es ist dies ein Axiom in der Moral, wie in der Physik.

Als der junge König, verduzt, gelähmt, sah, daß man ihn in ein Zimmer der Bastille führte, stellte er sich Anfangs vor, der Tod sei wie ein Schlaf, er habe seine Träume, das Bett sei in den Boden von Vaux eingesunken, der Tod sei darauf erfolgt, und seinen Traum als König fortsetzend, träume Ludwig eines von den im Leben unmöglichen Gräueln, welche man die Entthronung, die Einkerkierung und die Verletzung eines kurz zuvor noch allmächtigen Königs nennt.

Ein greifbares Gespenst seinem schmerzlichen Leiden beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimnis zwischen der Ähnlichkeit und der Wirklichkeit schwimmen; Alles hören, Alles sehen, ohne einen von den einzelnen Umständen der Agonie zu vermengen, war das nicht, sagte sich der König, eine um so gräßlichere Marter, als sie ewig sein konnte?

»Ist hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle nennt?« murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick, wo die Türe von Baisemeaux selbst hinter ihm geschlossen wurde.

Er schaute nicht einmal umher, und in dieser Stube, an irgend eine Wand angelehnt, ließ er sich durch die furchtbare Voraussetzung seines Todes fortziehen, indem er die Augen schloß, um es zu vermeiden, noch etwas Schlimmeres zu sehen.

»Wie bin ich gestorben?« sagte er halb wahnsinnig zu sich selbst. »Hat man nicht dieses Bett durch ein Kunstwerk hinabsinken lassen? Nein, keine Erinnerung an irgend einen Stoß, an irgend eine Quetschung. Sollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe der Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmutter Johanna d'Albret!«

Plötzlich fiel die Kälte dieser Stube wie ein Mantel auf die Schultern von Ludwig.

»Ich habe.« sprach er, »ich habe meinen Vater in seinem königlichen Gewande auf seinem Bett ausgesetzt gesehen. Dieses bleiche, so ruhige und so eingefallene Gesicht, diese geschickten, nun unempfindlich gewordenen Hände, diese starren Beine, dies Alles verriet keinen mit Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie viel Träume mußte nicht Gott diesem Toten schicken! diesem Toten, dem so viele Andere, von ihm in den ewigen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein, dieser König war noch der König; er thronte noch aus diesem Totenbette, wie in dem samtenen Thronsessel, Er hatte nichts von seiner Majestät abgelegt. Gott, der ihn nicht bestraft hatte, kann mich nicht bestrafen, mich, der ich nichts getan habe.«

Ein seltsames Geräusch erregte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes. Er schaute und erblickte aus dem Kamin, unter einem ungeheuren plump al fresco gemalten Christus, eine Ratte von monstruöser Gestalt, welche, während sie einen verständigen und neugierigen Blick aus den neuen Gast der Wohnung heftete, einen Rest harten Brotes zu zerkaupeln beschäftigt war.

Der König hatte Angst; er fühlte einen Ekel und wich, einen gewaltigen Schrei ausstoßend, gegen die Türe zurück. Und als hätte es dieses seiner Brust entschlüpften Schreis bedurft, damit er sich selbst er, kannte, begriff Ludwig, daß er lebte, daß er vernünftig und mit seinem natürlichen Bewußtsein versehen war.

»Gefangener!« rief er, »ich, Gefangener!« Er suchte mit den Augen eine Glocke, um zu rufen.

»Es gibt keine Glocken in der Bastille,« sagte er, »und in der Bastille bin ich eingeschlossen. Wie bin ich nun zum Gefangenen gemacht worden? Das ist notwendig eine Verschwörung von Herrn Fouquet. Ich bin in Vaux in eine Falle gelockt worden. Herr Fouquet kann nicht allein bei dieser Sache sein . . . Sein

Agent . . . diese Stimme . . . Es war Herr d'Herblay! ich habe ihn erkannt. Colbert hatte Recht. Aber was will Fouquet mit mir? wird er an meiner Stelle regieren? Unmöglich! Wer weiß! . . . « dachte der König düster geworden. »Mein Bruder, der Herzog von Orleans, tut vielleicht gegen mich, was sein ganzes Leben lang mein Oheim gegen meinen Vater tun wollte. Aber die Königin? aber meine Mutter? aber la Vallière? oh! la Vallière! sie würde Madame preisgeben. Teures Kind! ja, so ist es, man wird sie eingesperrt haben, wie ich selbst eingesperrt bin, Wir sind aus ewig getrennt!«

Und schon bei diesem Gedanken an Trennung brach der Liebende in Seufzer, in Schluchzen, in Schreie aus.

»Es ist ein Gouverneur hier,« fuhr der König wütend fort. »Ich werde mit ihm sprechen. Rufen wir.«

Er rief. Keine Stimme antwortete aus die seinige.

Er nahm seinen Stuhl und bediente sich desselben, um an die massige eichene Türe zu klopfen. Das Holz dröhnte aus dem Holz und ließ mehrere unheimliche Echos in den Tiefen der Treppe sprechen; aber kein lebendes Geschöpf antwortete.

Das war für den König ein neuer Beweis von der geringen Achtung, die man ihm in der Bastille zollte. Dann, nach dem ersten Zorn, als er ein vergittertes Fenster bemerkte, durch das eine goldene Raute drang, was die leuchtende Morgenröte sein mußte, fing Ludwig an zu rufen, Anfangs sanft, dann stark. Es wurde ihm nicht geantwortet.

Zwanzig weiteren Versuchen, die er nach und nach machte, wurde kein besserer Erfolg zu Teil.

Das Blut sang an sich zu empören und stieg dem Fürsten zu Kopf. An das Befehlen gewöhnt, bebte diese Natur vor einem Ungehorsam. Allmähig nahm der Zorn zu. Der Gefangene zerbrach den für seine Hände zu schweren Stuhl und bediente sich desselben wie eines Sturmbockes, um an die Türe zu stoßen. Er stieß so gewaltig und so oft, daß nach und nach der Schweiß von seiner Stirne floß. Da und dort antworteten hieraus einige unterdrückte Schreie.

Dieses Geräusch brachte aus den König eine seltsame Wirkung hervor. Er hielt inne, um zu horchen. Es waren die Stimmen der

Gefangenen, die, einst seine Opfer, heute seine Gefährten. Die Stimmen stiegen wie Dünste durch dicke Plafonds und undurchsichtige Mauern empor. Sie klagten den Urheber dieses Lärms an, wie ohne Zweifel die Seufzer und die Thronen ganz leise den Urheber ihrer Gefangenschaft anklagten. Nachdem er so vielen Leuten die Freiheit geraubt hatte, kam der König zu ihnen, um ihnen auch den Schlaf zu rauben.

Dieser Gedanke hätte ihn beinahe wahnsinnig gemacht. Er verdoppelte seine Kräfte oder vielmehr seinen Willen, der gierig darnach trachtete, eine Aufklärung oder einen Schluß zu erhalten. Der Stuhl begann wieder seinen Dienst. Nach einer Stunde hörte Ludwig etwas im Gange vor seiner Türe, und ein heftiger Schlag der Erwidern an diese Türe selbst machte seine Stöße aufhören.

»Ah! seid Ihr verrückt?« rief eine raue, plumpe Stimme. »Was kommt Euch diesen Morgen an?«

Diesen Morgen, dachte der König erstaunt.

Dann fragte er höflich:

»Mein Herr, seid Ihr der Gouverneur der Bastille?«

»Mein Braver, es spukt heute in Eurem Gehirn,« antwortete die Stimme, »doch das ist kein Grund, einen solchen Lärm zu machen. Alle Wetter! schweigt.«

»Seid Ihr der Gouverneur?« fragte der König abermals.

Eine Türe schloß sich wieder. Der Kerkermeister war weggegangen, ohne nur ein Wort mehr zu erwidern.

Als der König die Gewißheit hatte, daß er weggegangen, da kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Behende wie ein Tiger sprang er vom Tisch an das Fenster und rüttelte am Gitter. Er stieß eine Scheibe hinaus, deren Scherben mit tausendfachem harmonischem Gekirre in die Höfe fielen. Er schrie, daß er heiser wurde: »Der Gouverneur! der Gouverneur!« Dieser Anfall dauerte eine Stunde, was eine Periode des hitzigen Fiebers war.

Die Haare verwirrt und an seine Stirne geklebt, seine Kleider zerrissen und weiß gemacht, seine Wäsche in Fetzen, hörte der König nicht eher aus, als bis seine Kräfte erschöpft waren, und dann erst begriff er die unbarmherzige Dicke dieser Mauern, die Undurchdringlichkeit dieses Mörtels, der für jeden andern

Versuch, als den der Zeit, welche die Verzweiflung zum Werkzeug hat, unbesiegbar war.

Er drückte seine Stirne an die Türe und ließ sein Herz allmählig sich beruhigen. Ein Schlag mehr hätte es zerspringen gemacht.

»Es wird ein Augenblick kommen,« sagte er, »wo man mir die Nahrung bringt, die man allen Gefangenen gibt. Ich werde dann Jemand sehen, ich werde sprechen, man wird mir antworten.«

Und der König suchte in seinem Gedächtnis, zu welcher Stunde das erste Mahl der Gefangenen in der Bastille stattfand. Er wusste selbst diesen Umstand nicht. Es war ein dumpfer, grausamer Dolchstich, dieser Gewissensbiß, fünf und zwanzig Jahre gelebt zu haben, als König und glücklich gelebt zu haben, ohne an Alles das zu denken, was ein Unglücklicher leidet, den man ungerechter Weise seiner Freiheit beraubt. Der König errötete vor Scham. Er fühlte, daß Gott, indem er diese schreckliche Demütigung gestattete, nur einem Menschen die Marter zurückgab, die dieser Mensch so vielen Anderen auferlegt hatte.

Nichts konnte wirksamer sein, um diese durch das Gefühl der Schmerzen niedergeschmettete Seele zur Religion zurückzuführen. Aber Ludwig wagte es nicht einmal, niederzuknieen, um zu Gott zu beten und ihn um das Ende dieser Prüfung anzuflehen.

»Gott tut wohl,« sagte er, »Gott hat Recht. Es wäre feig von mir, von Gott zu verlangen, was ich so oft meines Gleichen verweigert habe.«

Er war so weit in seinen Betrachtungen, das heißt in seinem Seelenkampfe, als dasselbe Geräusch vor seiner Türe hörbar wurde. Diesmal aber gefolgt vom Knirschen der Schlüssel und dem Klirren der in den Schließkappen spielenden Riegel. Der König machte einen Sprung vorwärts, um sich demjenigen zu nähern, welcher eintreten würde: sogleich aber bedenkend, es wäre dies eine eines Königs unwürdige Bewegung, blieb er stehen, nahm eine edle und ruhige Haltung an, was ihm leicht war, und wartete, den Rücken dem Fenster zugekehrt, um seine Aufregung ein wenig vor den Blicken des Ankommenden zu verbergen.

Es war nur ein Schließer mit einem Korbe voll Lebensmittel.

Der König schaute diesen Menschen mit einer gewissen Unruhe an: er erwartete, daß er reden würde.

»Ah!« sprach der Schließer, »Ihr habt Euren Stuhl zerbrochen. Ich sagte es wohl. Doch Ihr müßt rasend geworden sein.«

»Mein Herr,« erwiderte der König, »gebt wohl Acht auf Alles, was Ihr sagen werdet; es ist für Euch von einem sehr ernstem Interesse.«

Der Schließer stellte seinen Korb aus den Tisch und schaute Ludwig an.

»Was meint Ihr?« fragte er erstaunt.

»Laßt mir den Gouverneur herauskommen,« fügte der König mit einem edlen Wesen bei.

»Ei! mein Kind,« versetzte der Schließer, »Ihr seid immer vernünftig gewesen, doch die Narrheit macht boshaft, und wir wollen Euch warnen: Ihr habt Euren Stuhl zerbrochen und Lärm gemacht, das ist ein Vergehen, das mit dem finstren Loch bestraft wird. Versprecht mir, nicht wieder anzufangen, und ich werde dem Gouverneur nichts sagen.«

»Ich will den Gouverneur sehen,« erwiderte der König, ohne eine Miene zu verziehen.

»Nehmt Euch in Acht, er läßt Euch ins schwarze Loch stecken.«

»Ich will! versteht Ihr mich?«

»Ah! Euer Auge wird wieder stier. Gut! ich nehme Euch Euer Messer.«

Der Schließer tat, was er sagte, schloß die Türe, ging weg und ließ den König mehr erstaunt, mehr unglücklich, mehr allein, als je, zurück.

Vergebens begann er wieder das Spiel mit dem Stuhlfuß; vergebens schleuderte er Platten und Teller durch die Fenster: nichts antwortete ihm mehr.

Zwei Stunden nachher war es nicht mehr ein König, ein Edelmann, ein Mensch, ein Gehirn, es war ein Wahnsinniger, der sich die Nägel an den Türen zerschund, den Boden auszureißen versuchte und so furchtbare Schreie ausstieß, daß die alte Bastille bis in ihren Grundfesten zu erbeben schien, weil sie es

gewagt, sich gegen ihren Herrn zu empören.

Der Gouverneur ließ sich nicht im Geringsten stören. Die Schließer und die Schildwachen machten ihre Meldung, doch wozu nützte es? Waren die Narren nicht etwas Gewöhnliches in der Festung, und waren die Mauern nicht stärker, als die Narren?

Durchdrungen von Allem dem, was ihm Aramis gesagt hatte, und vollkommen in der Ordnung mit seinem königlichen Befehl, wünschte Herr von Baisemeaux nur Eines: der Narr Marchiali möchte Narr genug sein, um sich ein wenig an seinem Betthimmel oder an einer von den Stangen seines Gitters auszuhängen.

Dieser Gefangene trug in der Tat nicht viel ein und wurde lästiger, als in früherer Zeit. Die Verwickelungen mit Seldon und Marchiali, mit der Befreiung und der Wiedereinsperrung, mit dieser Ähnlichkeit, hätten eine sehr bequeme Lösung gefunden. Baisemeaux glaubte sogar bemerkt zu haben, dies würde Herrn d'Herblay nicht zu sehr mißfallen.

»Und dann, in der Tat,« sagte Baisemeaux zu seinem Major, »ein gewöhnlicher Gefangener ist schon unglücklich genug, daß er Gefangener ist; er leidet genug, daß man ihm mildherziger Weise den Tod wünschen kann. Um so viel mehr, wenn dieser Gefangene verrückt geworden ist und beißen und Lärm machen kann; dann ist es wahrhaft Menschenfreundlich, wenn man ihm den Tod wünscht; es wäre ein gutes Werk, ihn nach und nach aufhören zu machen.«

Hiernach nahm der gute Gouverneur sein zweites Frühstück ein.

XIX.

Der Schatten von Herrn Fouquet.

Noch ganz beschwert von der Unterredung, die er mit dem König gehabt hatte, fragte sich d'Artagnan, ob er wohl bei seinem gesunden Verstande sei; ob die Szene wirklich in Vaux sich ereigne, ob er, d'Artagnan, wirklich der Kapitän der Musketiere, und Herr Fouquet der Eigentümer des Schlosses, in welchem Ludwig XIV. Gastfreundschaft empfangen habe. Diese Betrachtungen waren nicht die eines trunkenen Mannes. Man hatte indessen in Vaux tüchtig geschmaust. Die Weine des Herrn Oberintendanten hatten mit Ehre bei dem Feste figurirt. Doch der Gascogner war ein Mann von kaltem Blute; er wusste, wenn er seinen Degen von Stahl berührte, die Kälte dieses Stahls bei der moralischen Seite für die großen Veranlassungen zu nehmen.

»Ah!« sagte er, als er das königliche Gemach verließ, »ich bin nun ganz historisch in die Geschicke des Königs und die des Ministers hineingeworfen; es wird geschrieben stehen: Herr d'Artagnan, ein Junker aus der Gascogne, hat die Hand an den Kragen von Herrn Nicolas Fouquet, dem Oberintendanten der Finanzen, gelegt. Meine Abkömmlinge, wenn ich habe, werden sich mit dieser Verhaftung einen Ruf machen, wie sich die Herren von Luynes einen mit der Verlassenschaft des armen Marschalls d'Ancre gemacht haben. Es handelt sich darum, den Willen des Königs auf eine geeignete Weise zu vollziehen. Jeder Mann wird zu Herrn Fouquet zu sagen wissen: ›Euren Degen, mein Herr!‹ aber nicht Jeder wird Herrn Fouquet zu bewachen wissen, ohne eine Seele schreien zu machen. Wie ist es also zu bewerkstelligen, daß der Herr Oberintendant von der höchsten Gnade zur äußersten Ungnade übergeht, daß er Vaux sich in einen Kerker verwandeln sieht, daß er, nachdem er den Weihrauch von Assuerus gekostet hat, den Galgen von Aman, das heißt von Enguerrand von Macigny, berührt?«

Hier verdüsterte sich die Stirne von d'Artagnan, daß man hätte Mitleid bekommen sollen. Der Musketier hatte Bedenklichkeiten. So dem Tode (denn Ludwig XIV. haßte Herrn Fouquet sicherlich),

so dem Tode, sagen wir, denjenigen überliefern, den man so eben noch als wackern Mann privilegiert hatte, das war ein wahrer Gewissensfall.

»Mir scheint,« sagte d'Artagnan zu sich selbst, »wenn ich kein verächtlicher Kerl bin, so tue ich Herrn Fouquet den Gedanken des Königs in Beziehung auf seine Person zu wissen. Aber wenn ich das Geheimnis meines Gebieters verrate, so bin ich ein Treuloser und ein Verräter, ein Verbrechen, für das ganz in den militärischen Gesetzen vorhergesehen ist, so daß ich zwanzigmal in den Kriegen Unglückliche habe an den Bäumen hängen sehen, welche im Kleinen getan hatten, was mir meine Bedenklichkeit im Großen zu tun rät. Nein, mich dünkt, ein Mann von Geist muß sich aus dieser Klemme mit viel mehr Gewandtheit herausziehen. Und nehmen wir nun an, ich habe Geist? Das ist zweifelhaft, denn ich habe in vierzig Jahren so viel aufgebraucht, daß es ein Glück sein wird, wenn mir noch für eine Pistole übrig bleibt!«

D'Artagnan nahm seinen Kopf in seine Hände, riß sich, wohl oder übel, ein paar Haare aus dem Schnurrbart und fügte bei:

»Aus welcher Ursache dürfte Herr Fouquet in Ungnade gefallen sein? Aus drei Ursachen. Einmal, weil er von Herrn Colbert nicht geliebt wird; zweitens, weil er Fräulein de la Vallière lieben wollte; drittens, weil der König Herrn Colbert und Fräulein de la Vallière liebt. Das ist ein verlorener Mann! Aber werde ich ihm den Fuß aus den Kopf setzen, wenn er den Intrigen von Weibern und Schreibern erliegt? Pfui doch! Ist er gefährlich, so werde ich ihn niederschlagen; ist er nur ein Verfolgter, so werde ich sehen! Ich bin bei dem Punkte angelangt, daß weder König, noch Mensch bei meiner Meinung überwiegend sein werden. Wäre Athos hier, er würde es machen wie ich. Statt also roher Weise zu Herrn Fouquet zu gehen, ihn in Verhaft zu nehmen und einzusperren, will ich es versuchen, mich als Mann von guten Manieren zu betragen. Man wird allerdings davon sprechen, aber man wird gut sprechen.«

Und mit einer eigentümlichen Gebärde sein Degengehenk auf die Schulter hinausschiebend, ging d'Artagnan geraden Wegs zu Fouquet, der, nachdem er von den Damen Abschied genommen, ruhig aus seinen Triumphen des Tags zu schlafen sich anschickte.

Die Luft war noch vom Wohlgeruch oder vom Gestank, wie man

will, des Feuerwerks erfüllt. Die Kerzen gaben ihren sterbenden Schein von sich, die Blumen fielen gelöst von den Girlanden, die Klumpen der Tänzer und der Höflinge zerbröckelten sich in den Salons.

Mitten unter seinen Freunden, die ihm ihre Glückwünsche abstatteten und seine Komplimente empfangen, schloß der Intendant halb seine müden Augen. Er sehnte sich nach Ruhe; er fiel aus die Streu seit so vielen Tagen angehäufter Lorbeeren. Es war, als beugte er sein Haupt unter dem Gewicht neuer Schulden, die er gemacht, um dem Feste Ehre anzutun.

Fouquet hatte sich lächelnd und mehr als halb tobt in sein Zimmer zurückgezogen. Er hörte nicht mehr, er sah nicht mehr; sein Bett zog ihn an und bezauberte ihn. Der Gott Morpheus, der Beherrscher der von Lebrun gemalten Kuppel, hatte seine Macht über die benachbarten Zimmer ausgedehnt und seinen wirksamsten Mohn auf den Gebieter des Hauses geworfen.

Beinahe allein, war Fouquet schon in den Händen seines Kammerdieners, als d'Artagnan aus der Schwelle seines Gemaches erschien.

Es war d'Artagnan nie gelungen, sich am Hose gemein zu machen; vergebens sah man ihn überall und immer, er brachte immer und überall seine Wirkung hervor. Das ist das Privilegium gewisser Naturen, die in dieser Hinsicht den Blitzen oder dem Donner gleichen. Jedermann kennt sie, doch ihre Erscheinung setzt in Erstaunen, und wenn man sie fühlt, ist der letzte Eindruck immer derjenige, von welchem man glaubt, er sei der stärkste gewesen.

»Ah! Herr d'Artagnan?« sagte Fouquet, dessen rechter Ärmel schon vom Körper getrennt war.

»Euch zu dienen,« erwiderte der Musketier.

»Tretet doch ein, mein lieber Herr d'Artagnan.«

»Ich danke.«

»Kommt Ihr, um mir eine Kritik über das Fest zu machen? Ihr sein ein geistreicher Kopf.«

»Oh! nein.«

»Ist man Euch lästig bei Eurem Dienste?«

»Keines Wegs.«

»Ihr wohnt vielleicht schlecht?«

»Vortrefflich.«

»Wohl! so danke ich Euch, daß Ihr so liebenswürdig seid, und ich erkläre mich Euch für verbunden für Alles, was Ihr mir Schmeichelhaftes sagt.«

Diese Worte bedeuteten ohne Widerspruch: Mein lieber d'Artagnan, legt Euch zu Bette, da Ihr ein Bett habt, und laßt mich dasselbe tun.

D'Artagnan schien nicht begriffen zu haben. »Ihr legt Euch schon nieder?« sagte er zum Oberintendanten.

»Ja. Habt Ihr mir etwas mitzuteilen?«

»Nichts, mein Herr, nichts, Ihr schlaft also hier?«

»Wie Ihr seht.«

»Ihr habt dem König ein sehr schönes Fest gegeben, mein Herr.«

»Findet Ihr?«

»Oh! herrlich.«

»Der König ist zufrieden?«

»Entzückt.«

»Sollte er Euch gebeten haben, mich davon in Kenntnis zu setzen?«

»Er würde nicht einen so unwürdigen Boten wählen.«

»Ihr tut Euch Unrecht, mein Herr.«

»Ist das hier Euer Bett?«

»Ja. Warum diese Frage? Seid Ihr mit dem Eurigen nicht zufrieden?«

»Soll ich offenherzig mit Euch sprechen?«

»Sicherlich.«

»Wohl denn! nein.«

Fouquet bebte.

»Herr d'Artagnan,« sagte er, »nehmt das meinige.«

»Ich soll Euch berauben, Monseigneur? Nie!«

»Was ist dann zu tun?«

»Erlaubt mir, daß ich es mit Euch teile.«

Fouquet schaute den Musketier fest an.

»Ah! ah!« sagte er, »Ihr kommt vom König her?«
»Ja, Monseigneur.«
»Und der König möchte Euch gern in meinem Zimmer schlafen sehen?«
»Monseigneur . . . «
»Sehr gut, Herr d'Artagnan, sehr gut. Ihr seid hier der Herr.«
»Ich versichere Euch, Monseigneur, ich will keinen Mißbrauch machen . . . «
Sich an seinen Kammerdiener wendend, sagte Fouquet:
»Laßt uns allein.« Der Kammerdiener ging hinaus. »Ihr habt mit mir zusprechen, mein Herr?« fragte er Oberintendant.
»Ich?«
»Ein Mann von Eurem Geiste kommt zu einem Mann von dem meinigen zu dieser Stunde, um mit ihm zu plaudern, nicht ohne gewichtige Beweggründe.«
»Befragt mich nicht.«
»Im Gegenteil. Was wollt Ihr von mir?«
»Nichts, als Eure Gesellschaft.«
»Gehen wir in den Garten, in den Park,« rief plötzlich der Oberintendant.
»Nein,« erwiderte lebhaft der Musketier, »nein.«
»Warum nicht?«
»Die Kühle . . . «
»Gesteht doch, daß Ihr mich verhaftet,« sagte der Oberintendant zu dem Musketier.
»Nie!« rief dieser.
»Ihr bewacht mich also?«
»Ehren halber, ja, Monseigneur.«
»Ehren halber? . . . das ist etwas Anderes! ah! man verhaftet mich also in meinem Hause.«
»Sagt das nicht!«
»Ich werde es im Gegenteil laut schreien.«
»Schreit Ihr, so bin ich genötigt, Euch zum Stillschweigen aufzufordern.«
»Gut! Gewalttat in meinem Hause? ah! sehr gut!«

»Wir verstehen uns durchaus nicht. Seht, hier ist ein Schachbrett, spielen wir, wenn es Euch beliebt, Monseigneur.«

»Herr d'Artagnan ich bin also in Ungnade?«

»Keines Wegs, aber . . . «

»Aber es ist mir verboten, mich Euren Blicke zu entziehen.«

»Ich verstehe nicht ein Wort von dem, was Ihr mir da sagt, Monseigneur, und wenn Ihr wollt, daß ich mich entferne, so sprecht es aus.«

»Lieber Herr d'Artagnan, Eure Manieren werden mich verrückt machen. Ich bin vor Schlaf umgefallen, Ihr habt mich aufgeweckt.«

»Ich werde es mir nie verzeihen, und wenn Ihr mich mit mir selbst versöhnen wollt . . . «

»Nun?«

»Nun! so schlaft dort, vor mir; ich werde darüber entzückt sein.«

»Bewachung?«

»Dann gehe ich.«

»Ich verstehe Euch nicht mehr.«

»Gute Nacht, Monseigneur.«

D'Artagnan stellte sich, als wollte er weggehen.

Da lief ihm Fouquet nach.

»Ich werde mich nicht schlafen legen,« sagte er. »Im Ernste, da Ihr Euch weigert, mich als Mann zu behandeln, da Ihr den Listigen gegen mich spielt, so werde ich Euch forcieren, wie man es dem Keiler tut.«

»Bah!« rief d'Artagnan, indem er ein Lächeln heuchelte.

»Ich bestelle meine Pferde und fahre nach Paris,« sagte Fouquet, dem Kapitän der Musketiere bis ins Herz greifend.

»Ah! wenn dem so ist, Monseigneur . . . das ist etwas Anderes.«

»Ihr verhaftet mich?«

»Nein, aber ich fahre mit Euch ab.«

»Genug hiermit, Herr d'Artagnan,« sprach Fouquet mit kaltem Tone. »Nicht umsonst habt Ihr den Ruf eines Mannes von Geist und eines Mannes von Mitteln. Doch bei mir ist dies Alles überflüssig. Gerade auf das Ziel zu! Erweist mir einen Gefallen.«

Warum verhaftet Ihr mich? was habe ich getan?«

»Oh! ich weiß durchaus nicht, was Ihr getan habt; aber ich verhafte Euch nicht . . . diesen Abend . . . «.

»Diesen Abend,« rief Fouquet erbleichend, »doch morgen!«

»Oh! wir sind noch nicht bei morgen, Monseigneur. Wer kann je für den nächsten Tag stehen?«

»Geschwinde! geschwinde! Kapitän, laßt mich mit Herrn d'Herblay reden.«

»Ah! das wird gerade unmöglich, Monseigneur. Ich habe Befehl, darüber zu wachen, daß Ihr mit Niemand redet.«

»Mit Herrn d'Herblay, Kapitän, mit Eurem Freund.«

»Monseigneur, sollte Herr d'Herblay, mein Freund, nicht zufällig der Einzige sein, mit dem eine Unterredung zu pflegen ich Euch verhindern müßte?«

Fouquet errötete, nahm jedoch eine Miene der Resignation an und erwiderte:

»Ihr habt Recht, mein Herr, ich empfangen eine Lektion, die ich nicht hätte hervorrufen müssen. Der gefallene Mensch hat aus nichts Anspruch zu machen, nicht einmal aus etwas bei denjenigen, deren Glück er gegründet hat, geschweige denn bei Leuten, denen er nie einen Dienst zu leisten im Stande gewesen ist.«

»Monseigneur.«

»Es ist wahr, Herr d'Artagnan, Ihr habt stets mir gegenüber eine gute Stellung behauptet, die Stellung, die sich für den Mann geziemt, der mich zu verhaften bestimmt ist. *Ihr* habt nie etwas von mir verlangt.«

»Monseigneur,« erwiderte der Gascogner, gerührt von diesem beredten und edlen Schmerz, »ich bitte, wollt Ihr mir Euer Wort als redlicher Mann verpfänden, daß Ihr dieses Zimmer nicht verlassen werdet?«

»Wozu, lieber Herr d'Artagnan, da Ihr mich hier bewacht? Befürchtet Ihr, ich werde gegen den mutigsten Degen des Königreichs kämpfen?«

»Das ist es nicht; ich will Euch Herrn d'Herblay holen, und folglich allein lassen.«

Fouquet stieß einen Schrei der Freude und des Erstaunens

aus.

»Herrn d'Herblay holen, mich allein lassen!« rief er die Hände faltend.

»Wo wohnt Herr d'Herblay? im blauen Zimmer?«

»Ja, mein Freund, ja,«

»Euer Freund! ich danke für das Wort, Monseigneur, Ihr gebt mir heute, wenn Ihr mir früher nicht gegeben habt.«

»Oh! Ihr rettet mich!«

»Man braucht wohl zehn Minuten Zeit von hier zum blauen Zimmer, um hin- und herzugehen?« sagte d'Artagnan.

»Ungefähr,«

»Und um Aramis aufzuwecken, der gut schläft, wenn er schläft, um ihn in Kenntnis zu setzen, nehme ich fünf Minuten an: im Ganzen eine Viertelstunde Abwesenheit. Gebt mir nur Euer Wort, Monseigneur, daß Ihr aus keine Weise zu entfliehen suchen werdet, und daß ich, wenn ich hierher zurückkomme, Euch wieder treffen werde.«

»Ich gebe es Euch, mein Herr,« antwortete Fouquet, in dem er dem Musketier mit liebevoller Dankbarkeit die Hand drückte.

D'Artagnan verschwand.

Fouquet sah ihn weggehen, er wartete mit einer sichtbaren Ungeduld, bis die Türe sich hinter ihm geschlossen, und als sie sich geschlossen hatte, stürzte er sich aus seine Schlüssel, öffnete ein paar in Schränken verborgene Schubladen, und suchte vergebens einige, ohne Zweifel in Saint-Mandé zurückgebliebene Papiere, welche nicht zu finden er sehr zu bedauern schien; dann nahm er voll Eifer Briefe, Verträge, Schriften, machte einen Haufen daraus und verbrannte diesen hastig auf der Marmorplatte des Kamins, ohne daß er sich Zeit nahm, aus dem Innern die Blumentöpfe herauszuziehen, die den Herd füllten.

Als dieses Werk vollbracht war, sank er wie ein Mensch, der einer ungeheuren Gefahr entgangen ist. und den die Kraft verlässt, sobald er diese Gefahr nicht mehr zu fürchten hat, vernichtet in einen Lehnstuhl.

D'Artagnan kam zurück und fand Fouquet in dieser Lage. Der würdige Musketier halte nicht bezweifelt, Fouquet, da er sein Wort

gegeben, würde nicht einmal daran denken, es zu brechen; aber er dachte wohl, er würde seine Abwesenheit benutzen und sich aller Papiere, aller Noten, aller Verträge entledigen, welche die schon ernste Stellung, in der er sich befand, noch gefährlicher machen könnten. Den Kopf erhebend, wie der Hund, der die Witterung saßt, zog er auch den Brandgeruch ein, den er in der Atmosphäre zu entdecken erwartete, und als er ihn darin gefunden, machte er eine Zufriedenheit bezeichnende Bewegung mit dem Kopf.

Beim Eintritt von d'Artagnan hatte Fouquet seinerseits auch das Haupt erhoben, und keine von den Bewegungen des Musketiers war ihm entgangen.

Dann trafen sich die Blicke der beiden Männer; Beide sahen, daß sie sich verstanden, ohne ein Wort gewechselt zu haben.

»Nun!« fragte Fouquet zuerst, »wo ist Herr d'Herblay?«

»Bei meiner Treue!« erwiderte d'Artagnan, »Herr d'Herblay muß die nächtlichen Promenaden lieben und im Mondschein im Parke von Vaux Verse mit einigen von unsern Dichtern machen; er war nicht zu Hause.«

»Wie! nicht zu Hause?« rief Fouquet, dem seine letzte Hoffnung entschwand, denn ohne daß er sich Rechenschaft davon gab, aus welche Weise ihm der Bischof von Vannes beistehen könnte, begriff er, daß er nur von ihm Hilfe erwarten durfte.

»Oder wenn er zu Hause gewesen ist, hat er Gründe gehabt, nicht zu antworten,« fügte d'Artagnan bei.

»Ihr habt wohl nicht so gerufen, daß er es gehört, mein Herr?«

»Ihr nehmt nicht an, daß ich, der ich schon meine Befehle überschritten, die mir Euch auch nur einen Augenblick zu verlassen verboten, toll genug gewesen sei, das ganze Haus zu wecken und mich in der Hausflur des Bischofs von Bannes sehen zu lassen, daß Herr Colbert nachweisen könnte, ich habe Euch Zeit gegeben, um Eure Papiere zu verbrennen.«

»Meine Papiere?«

»Allerdings. Das hätte ich wenigstens an Eurer Stelle getan. Öffnet man mir eine Türe, so benütze ich es.«

»Wohl denn! ja, ich danke Euch; ich habe es benützt.«

»Und Ihr habt wohl daran getan, alle Teufel! Jeder hat seine

kleinen Geheimnisse, welche die anderen Leute nichts angehen. Doch kommen wir aus Aramis zurück, Monseigneur.«

»Ich sage Euch, Ihr habt zu leise gerufen, und er wird nicht gehört haben.«

»So leise man Aramis ruft, Monseigneur, Aramis hört immer, wenn er ein Interesse hat, zu hören. Ich wiederhole also meinen Satz: Aramis war nicht zu Hause, Monseigneur, oder Aramis hat, um meine Stimme nicht zu erkennen, Gründe gehabt, die ich nicht weiß und die Ihr vielleicht auch nicht wisst, so sehr auch Seine Herrlichkeit Monseigneur der Bischof von Vannes Euer Lehenmann ist.«

Fouquet gab einen Seufzer von sich, stand aus, machte ein paar Schritte im Zimmer und setzte sich am Ende wieder mit einem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit auf sein prächtiges, ganz mit blendenden Spitzen verziertes Bett von Sammet.

D'Artagnan schaute Fouquet mit einem Gefühle tiefen Mitleids an.

»Ich habe viele Leute in meinem Leben verhaften sehen,« sagte schwermütig der Musketier; »ich habe Herrn von Cinq-Mars, ich habe Herrn von Chalais verhaften sehen. Ich war noch sehr jung. Ich habe Herrn von Condé mit den Prinzen, ich habe Herrn von Netz, ich habe Herrn Broussel verhaften sehen. Hört, Monseigneur, es ist ärgerlich zu sagen, aber derjenige von allen diesen Leuten, welchem Ihr in diesem Augenblick am meisten gleicht, ist der gute Broussel. Es fehlt nicht viel, daß Ihr, wie er, Eure Serviette in das Portefeuille stecktet und Euch den Mund mit Euren Papieren abwischtet. Mordieux! Herr Fouquet, ein Mann, wie Ihr, darf sich nicht so niederschlagen lassen. Wenn Eure Freunde Euch sehen würden! . . . «

»Herr d'Artagnan erwiderte der Oberintendant mit einem Lächeln voll Traurigkeit, »Ihr versteht mich nicht: gerade weil mich meine Freunde nicht sehen, bin ich so, wie Ihr mich seht. Ich lebe nicht ganz allein; ich bin nichts ganz allein. Bemerket wohl, daß ich meine Existenz dazu angewendet habe, um mir Freunde zu machen, auf denen ich mir Stützen zu bilden hoffte. In der Wohlfahrt machten mir alle diese für mich glücklichen Stimmen ein Concert von Lobeserhebungen und Danksagungen. Bei der geringsten Mißgunst begleiteten diese demütigeren Stimmen

harmonisch das Murren meiner Seele. Die Vereinzelung habe ich nie gekannt. Die Armut, das Phantom, das ich zuweilen mit den Augen am Ende meiner Straße erblickte, war das Gespenst, mit dem mehrere von meinen Freunden seit so vielen Jahren spielen, das sie poetisieren, das sie mich lieben machen! Die Armut! ich nehme sie an, ich erkenne sie, ich empfangen sie wie eine enterbte Schwester, denn die Armut, das ist nicht die Einsamkeit, das ist nicht die Verbannung, das ist nicht das Gefängnis! Werde ich je arm sein mit Freunden wie Pelisson, wie La Fontaine, wie Molière? mit einer Geliebten wie . . . Oh! aber die Einsamkeit, mir, dem Mann des Geräusches, mir, dem Mann des Vergnügens, mir, der ich nur bin, weil die Anderen sind! Oh! wenn Ihr wüsstet, wie allein ich mich in diesem Augenblick fühle, und wie Ihr mir, Ihr, der Ihr mich von Allem, was ich liebte, trennt, das Bild der Einsamkeit, des Nichts und des Todes zu sein scheint!«

»Ich habe Euch schon gesagt,« erwiderte d'Artagnan, bis in die Tiefe seiner Seele gerührt, »ich habe Euch schon gesagt, Ihr übertreibt die Dinge. Der König liebt Euch.«

»Nein,« sagte Fouquet, den Kopf schüttelnd, »nein.«

»Herr Colbert haßt Euch.«

»Herr Colbert? Was ist mir daran gelegen!«

»Er wird Euch zu Grunde richten.«

»Oh! was das betrifft, ich fordere ihn dazu auf: ich bin schon zu Grunde gerichtet.«

Bei diesem seltsamen Geständnis des Oberintendanten ließ d'Artagnan einen ausdrucksvollen Blick umherlaufen. Obgleich er den Mund nicht öffnete, verstand ihn Herr Fouquet doch so gut, daß er beifügte:

»Was ist mit diesen Herrlichkeiten zu machen, wenn man selbst nicht mehr herrlich ist? Wißt Ihr, wozu uns reichen Leuten unsere meisten Besitzungen dienen? Daß sie uns gerade durch ihren Glanz Alles verleiden, was diesem Glanze nicht gleichkommt. Vaux! werdet Ihr mir sagen, die Wunder von Vaux, nicht wahr? Nun! was denn? Was ist mit diesen Wundern zu machen? Womit werde ich, wenn ich zu Grunde gerichtet bin, das Wasser in die Urnen meiner Najaden, das Feuer in die Eingeweide meiner Salamander, die Luft in die Brust meiner Tritone gießen? Um reich

genug zu sein, Herr d'Artagnan, muß man zu reich sein.«

D'Artagnan schüttelte den Kopf.

»Oh! ich weiß wohl, was Ihr denkt,« sprach Fouquet lebhaft. »Wenn Ihr Vaux hättet, würdet Ihr es verkaufen und Euch ein Gut in der Provinz kaufen. Dieses Gut hätte Waldungen, Obstgärten, Felder; dieses Gut würde seinen Herrn ernähren. Auf vierzig Millionen würdet Ihr wohl . . . «

»Zehn machen,« unterbrach ihn d'Artagnan.

»Nicht eine Million, mein lieber d'Artagnan. Niemand in Frankreich ist reich genug, um Vaux für zwei Millionen zu kaufen und zu unterhalten, wie es ist; Niemand könnte es, Niemand vermöchte es.«

»Ei!« rief d'Artagnan, »in jedem Fall eine Million.«

»Nun?«

»Das ist nicht die Armut.«

»Beinahe, mein lieber Herr.«

»Wie?«

»Oh! Ihr begreift nicht. Nein, ich will mein Haus in Vaux nicht verkaufen. Ich schenke es Euch, wenn Ihr wollt.«

Fouquet begleitete diese Worte mit einer unbeschreibbaren Bewegung der Schultern.

»Schenkt es dem König, Ihr werdet einen besseren Handel machen.«

»Der König hat nicht nötig, daß ich es ihm schenke; er wird es mir ganz gut nehmen, wenn es ihm beliebt; darum ist es mir lieber, wenn es untergeht. Seht, Herr d'Artagnan, wäre der König nicht unter meinem Dach, so nähme ich diese Kerze, ginge unter die Kuppel, steckte zwei Kisten mit Raketen und anderem Feuerwerk, das man aufbewahrt, in Brand und würde meinen Palast in Asche verwandeln.«

»Bah!« versetzte d'Artagnan mit nachlässigem Tone. »In jedem Fall werdet Ihr die Gärten nicht verbrennen, und das ist das Beste, was es bei Euch gibt.«

»Und dann,« fuhr Fouquet mit finsterner Miene fort, »mein Gott! was habe ich da gesagt! Vaux verbrennen! meinen Palast zerstören! Vaux gehört nicht mir, diese Reichtümer, diese Wunder gehören zum Genuß demjenigen, welcher sie bezahlt hat, das ist

wahr, aber auf die Dauer denjenigen, welche sie geschaffen haben. Vaux gehört Lebrun, Vaux gehört Lenotre, Vaux gehört Pelisson, Levau, La Fontaine; Vaux gehört Molière, der die *Ärgerlichen* hat spielen lassen; Vaux gehört der Nachwelt. Ihr seht wohl, Herr d'Artagnan, daß ich nicht einmal mehr mein eigenes Haus habe.«

»Ah! gut,« sagte d'Artagnan, »das ist ein Gedanke, den ich liebe, und daran erkenne ich Herrn Fouquet. Dieser Gedanke entfernt mich von dem guten Broussel, und ich sehe darin nicht mehr die Weinerlichkeiten des alten Frondeur. Seid Ihr zu Grunde gerichtet, Monseigneur, so nehmt die Sache gut hin; Mordioux! Ihr gehört auch der Nachwelt an, und Ihr habt nicht das Recht, Euch zu verringern. Seht, schaut mich an, mich, der ich aussehe, als übe ich eine Obergewalt über Euch, weil ich Euch verhafte: das Schicksal, das ihre Rolle den Schauspielern dieser Welt zuteilt, hat mir eine minder schöne, minder angenehme, als die Eurige war, zu spielen gegeben; ich gehöre zu denjenigen, welche glauben, die Rollen der Könige oder der Mächtigen seien mehr wert, als die Rollen der Bettler oder der Bedienten. Es ist mehr wert, in der Szene aus einem andern Theater, als das Theater der Welt, das schöne Kleid zu tragen und schöne Redensarten zu gebrauchen, als den Boden mit einer Schlarre zu wischen oder sich den Rückgrat mit Stöcken, die mit Werg umwickelt, kitzeln zu lassen. Mit einem Wort, Ihr habt Gold vergeudet, Ihr habt befohlen, Ihr habt genossen. Ich, ich habe meine Leine geschleppt; ich, ich habe gehorcht; ich, ich habe gelitten. Wohl denn! so wenig ich im Vergleiche mit Euch Wert besitze, Monseigneur, erkläre ich Euch doch, die Erinnerung an das, was ich getan habe, dient mir als ein Stachel, der mich verhindert, meinen alten Kopf zu früh zu beugen. Ich werde bis ans Ende ein gutes Schwadronpferd sein, und ich werde ganz stets, ganz mit einem Mal, ganz lebendig fallen, nachdem ich meinen Platz gut gewählt habe. Macht es wie ich, Herr Fouquet, Ihr werdet Euch nicht schlimmer dabei befinden. Das begegnet nur einmal den Menschen, wie Ihr seid. Das Ganze ist, daß man gut handelt, wenn dies geschieht. Es gibt ein lateinisches Sprichwort, dessen Worte ich vergessen habe, doch ich erinnere mich des Sinnes, denn oft habe ich darüber nachgedacht; es sagt: Das Ende krönt

das Werk.«

Fouquet stand aus, schlang seinen Arm um den Hals von d'Artagnan und preßte ihn an seine Brust, während er mit seiner andern Hand dem Musketier die Hand drückte.

»Das ist eine gute Predigt,« sagte er nach einer Pause.

»Predigt eines Musketiers, Monseigneur.«

»Ihr liebt mich, Ihr, der Ihr mir das sagt?«

»Vielleicht.«

Fouquet wurde wieder nachdenkend; dann nach einem Augenblick fragte er:

»Aber Herr d'Herblay, wo kann er sein?«

»Ah! ja.«

»Ich wage es nicht, Euch zu bitten, ihn holen zu lassen.«

»Bätet Ihr mich, so würde ich es doch nicht mehr tun, Herr Fouquet. Es wäre unklug. Man würde es erfahren, und Aramis, der an dem Allem keinen Teil hat, könnte kompromittiert und in Eure Ungnade mit hineingezogen werden.«

»Ich werde den Tag abwarten,« sagte Fouquet.

»Ja, das ist das Beste.«

»Was werden wir am Tage tun?«

»Ich weiß es nicht, Monseigneur.«

»Tut mir einen Gefallen, Herr d'Artagnan.«

»Sehr gern.«

»Ihr bewacht mich, ich bleibe; nicht wahr, Ihr vollzieht ganz und gar Eure Befehle?«

»Ja.«

»Wohl denn! bleibt mein Schatten! Ich liebe diesen mehr, als einen andern.«

D'Artagnan verbeugte sich.

»Aber vergeßt, daß Ihr, Herr d'Artagnan, Kapitän der Musketiere seid; vergeßt, daß ich, Herr Fouquet, Oberintendant der Finanzen bin, und laßt uns von meinen Angelegenheiten reden.«

»Teufel! das ist kitzelig.«

»Wahrhaftig?«

»Ja, doch für Euch, Herr Fouquet, werde ich das Unmögliche

tun.«

»Ich danke. Was hat Euch der König gesagt?«

»Nichts.«

»Ah! so redet Ihr!«

»Bei Gott!«

»Was denkt Ihr von meiner Lage?«

»Nichts.«

»Aber wenn nicht böser Wille . . . «

»Eure Lage ist schwierig.«

»In welcher Hinsicht?«

»In der, daß Ihr in Eurem Hause seid.«

»So schwierig sie auch sein mag, ich begreife sie doch.«

»Bei Gott! bildet Ihr Euch ein, gegen einen Andern, als Euch, wäre ich mit dieser Offenherzigkeit zu Werke gegangen!«

»Wie! so viel Offenherzigkeit! Ihr seid offenherzig gegen mich gewesen? Ihr, der Ihr Euch weigert, mir auch nur das Geringste zu sagen?«

»Mit vielen Umständen also.«

»Ah! gut.«

»Hört, wie ich mich gegen einen Andern, als Euch, benommen hätte. Ich kam an Eure Türe, die Leute waren weggegangen, oder weil sie nicht weggegangen, wartete ich auf sie bei ihrem Austritt und erwischte einen nach dem andern, wie Kaninchen vor dem Lager; ich steckte sie geräuschlos ein und streckte mich aus dem Teppich Eurer Hausflur aus, und eine Hand auf Euch, ohne daß Ihr es vermutetet, bewachte ich Euch zum Frühstück des Herrn. Aus diese Art kein Aufsehen, keine Verteidigung, kein Lärm; aber auch keine Warnung für Herrn Fouquet, keine Zurückhaltung, keine von den zarten Einräumungen, die man sich unter artigen Leuten im entscheidenden Augenblick gewährt. Seid Ihr zufrieden mit diesem Plan?«

»Er macht mich beben.«

»Nicht wahr? es wäre traurig gewesen, morgen ohne Vorbereitung zu erscheinen und Euren Degen von Euch zu fordern?«

»Oh! mein Herr, ich wäre vor Scham und Zorn gestorben!«

»Eure Dankbarkeit drückt sich zu beredt aus, glaubt mir, ich habe nicht genug getan.«



Baisemeaux.

»Das werdet Ihr mich gewiß nie zugestehen machen.«

»Nun, Monseigneur, wenn Ihr mit mir zufrieden seid, wenn Ihr Euch von dem Stoß, den ich so viel, als ich konnte, milderte, erholt habt, lassen wir die Zeit ihre Flügel schlagen; Ihr seid müde, Ihr habt Betrachtungen anzustellen; ich beschwöre Euch, schlaft, oder stellt Euch, als schließt Ihr, auf Eurem Bett oder in Eurem Bett. Ich, ich schlafe in diesem Lehnstuhl, und wenn ich schlafe, ist mein Schlaf so hart, daß mich eine Kanone nicht aufwecken würde.«

Fouquet lächelte.

»Ich nehme jedoch aus,« fuhr der Musketier fort, »ich nehme den Fall aus, daß man eine Türe öffnen würde, eine geheime oder eine sichtbare, eine Ausgangs- oder eine Eingangstüre. Oh! hierfür ist mein Ohr im höchsten Grade verwundbar. Ein Krachen macht, daß ich bebe. Das ist eine Sache natürlicher Antipathie. Geht also im Zimmer auf und ab, schreibt, löscht aus, zerreißt, verbrennt; dies Alles wird mich nicht zu schlafen und sogar zu schnarchen verhindern: aber rührt den Schlüssel des Schlosses nicht an, rührt die Türschnalle nicht an, denn Ihr würdet mich plötzlich aufwecken, und das würde meine Nerven furchtbar reizen.«

»Herr d'Artagnan,« sprach Fouquet, »Ihr seid entschieden der geistreichste und artigste Mann, den ich kenne, und ich bedaure nur Eines: daß ich so spät Eure Bekanntschaft gemacht habe.«

D'Artagnan stieß einen Seufzer aus, welcher besagen wollte: Ach! Ihr habt sie vielleicht zu früh gemacht! Dann versenkte er sich in seinen Lehnstuhl, während Fouquet, halb aus seinem Bette liegend und aus seinen Ellenbogen gestützt, von seinem Abenteuer träumte.

Und Beide ließen die Kerzen brennen und warteten auf das erste Erwachen des Tages, und wenn Fouquet zu laut seufzte, schnarchte d'Artagnan zu stark.

Kein Besuch, nicht einmal der von Aramis, störte ihre Ruhe; kein Geräusch machte sich in dem weiten Hause hörbar.

Außen ließen die Ehrenrunden und die Patrouillen der Musketiere den Sand unter ihren Tritten krachen; das war eine Ruhe mehr für die Schläfer. Man füge dann das Rauschen des Windes und der Brunnen bei, welche ihre ewige Funktion versehen, ohne sich um die kleinen Dinge zu bekümmern, aus denen das Leben und der Tod des Menschen bestehen.



XX.

Der Morgen.

Im Vergleich mit dem finsternen Geschick des in der Bastille eingesperrten und vor Verzweiflung an den Riegeln und den Gitterstangen nagenden Königs, würde die Rhetorik der alten Chronikschreiber nicht verfehlen, den Gegensatz des unter dem königlichen Betthimmel schlafenden Philipp auszustellen. Die Rhetorik ist nicht immer schlecht, sie sät nicht immer falsch die Blumen aus, mit denen sie die Geschichte überschmelzen will: aber wir werden uns der Ausgabe überheben, die Antithese hier sorgfältig glänzend zu machen und mit Interesse das andere Gemälde zu zeichnen, das dem ersten als Seitenstück zu dienen bestimmt ist.

Der junge Prinz stieg aus der Wohnung von Aramis herab, wie der König aus dem Zimmer von Morpheus herabgestiegen war. Die Kuppel senkte sich langsam unter dem Drucke von Herrn d'Herblay, und Philipp befand sich vor dem königlichen Bette, das wieder emporgegangen war, nachdem es seinen Gefangenen in den Tiefen des unterirdischen Gewölbes abgesetzt hatte.

Allein in Gegenwart dieses Luxus, allein vor all dieser Macht, allein vor der Rolle, die er zu spielen genötigt sein sollte, fühlte Philipp zum ersten Mal seine Seele den tausend Bewegungen sich öffnen, welche die Lebensschläge eines königlichen Herzens sind.

Aber die Kälte erfaßte ihn, indem er dieses leere und noch von dem Leibe seines Bruders zerknitterte Bett betrachtete.

Der stumme Mitschuldige war zurückgekehrt, nachdem er zu Vollbringung des Werkes gedient hatte. Er kam mit der Spur des Verbrechers zurück, er sprach zu dem Schuldigen die offenherzige und ungeschlachte Sprache, die der Mitschuldige gegen den Mitschuldigen zu gebrauchen nie sich scheut. Er sagte die Wahrheit.

Philipp, indem er sich bückte, um besser zu sehen, erblickte das von dem kalten Schweiß, der von der Stirne von Ludwig XIV.

gerieselt war, noch feuchte Sacktuch. Dieser Schweiß erschreckte Philipp, wie das Blut von Abel Kain erschreckt hatte.

»Ich stehe nun von Angesicht zu Angesicht meinem Geschicke gegenüber,« sprach Philipp, das Auge in Flammen, das Gesicht leichenbleich. »Wird es furchtbarer sein, als meine Gefangenschaft schmerzlich war? Werde ich genötigt, jeden Augenblick den Usurpationen des Geistes zu folgen, stets daran denken, auf die Skrupel meines Herzens zu hören? Nun wohl! ja, der König hat auf diesem Bette geruht! ja, es ist sein Kopf, der diese Vertiefung in das Kissen gegraben hat; es ist die Bitterkeit seiner Tränen, was dieses Sacktuch erweicht hat, und ich zögere, mich aus dieses Bett zu legen, mit meiner Hand dieses Sacktuch zu berühren, aus welches das Wappen des Königs geflickt ist! Auf, ahmen wir Herrn d'Herblay nach, nach dessen Willen die Handlung immer einen Grad über dem Gedanken stehen soll; ahmen wir Herrn d'Herblay nach, der immer an sich denkt, und der sich einen ehrlichen Mann nennt, wenn er nur seine Feinde unzufrieden gemacht oder verraten hat. Dieses Bett, ich würde es eingenommen haben, hätte mich mein Bruder nicht durch das Verbrechen unserer Mutter um mein Erbe gebracht. Dieses Sacktuch, worauf das Wappen von Frankreich gestickt ist, mir allein käme es zu, mich desselben zu bedienen, hätte man mich, wie Herr d'Herblay bemerkte, an meinem Platze in der königlichen Wiege gelassen. Philipp, Sohn von Frankreich, steige wieder aus Dein Bett! Philipp, einziger König von Frankreich, nimm Dein Wappen wieder, an!! Philipp, einziger mutmaßlicher Erbe von Ludwig XIII., Deinem Vater, sei ohne Mitleid gegen den Usurpator, der in diesem Augenblick nicht einmal den Gewissensbiß über Alles das hat, was Du gelitten!!!«

Nachdem er so gesprochen, legte sich Philipp, trotz des instinctartigen Widerstrebens seines Körpers, trotz des Schauers, trotz des Schreckens, den sein Wille bändigte, aus das königliche Bett und zwang seine Muskeln, das noch laue Lager von Ludwig XIV. zu pressen, während er aus seine Stirne das von Schweiß feuchte Sacktuch drückte.

Als sich sein Kopf rückwärts warf und das weiche Kissen aushöhlte, erblickte Philipp über seiner Stirne die Krone von Frankreich, erwähnter Maßen, gehalten von den Engeln mit den

großen goldenen Flügeln.

Man stelle sich nun diesen königlichen Eindringling, das Auge düster und den Leib bebend, vor, Er gleicht dem in einer stürmischen Nacht verirrtten Tiger, der durch das Schilfrohr, durch die unbekannte Schlucht, herbeigekommen ist und sich in der Höhle des abwesenden Löwen niedergelegt hat. Der bösertige Geruch, der laue Dunst der gewöhnlichen Wohnung haben ihn angezogen. Er hat ein Bett von trockenen Kräutern und zerbrochenen, markartig teigichten Knochen gefunden; er kommt und läßt in der Dunkelheit seinen Blick umherlaufen, welcher stammt und sieht; er schüttelt seine tiefenden Glieder, sein von Schlamm beschmutztes Fell, kauert sich langsam nieder und streckt seine Schnauze aus seine ungeheuren Pfoten aus, bereit zum Schlafe, aber auch bereit zum Kampfe. Der Blitz, der in den Spalten der Höhle glänzt und spiegelt, das Rauschen der an einander stoßenden Zweige, die Steine, welche niederstürzend krachen, die unbestimmte Furcht vor der Gefahr, entziehen ihn oft dieser durch die Müdigkeit verursachten Lethargie.

Man kann seinen Ehrgeiz darein setzen, im Bette des Löwen zu schlafen, aber man darf nicht hoffen, ruhig darin zu schlafen.

Philipp horchte aus jedes Geräusch. Er ließ sein Herz bei dem Hauche aller Schrecken schwanken. Doch aus seine, durch das Übermaß seines äußersten Entschlusses verdoppelte Kraft vertrauend, wartete er ohne Schwäche, daß ihm ein entscheidender Umstand sich selbst zu beurteilen gestattete. Er hoffte, eine große Gefahr würde für ihn leuchten, wie jene Phosphore des Sturmes, die den Schiffen die Höhe der Wellen zeigen, gegen die sie kämpfen.

Doch nichts kam. Die Stille, dieser Todfeind unruhiger Herzen, dieser Todfeind der Ehrgeizigen, umhüllte die ganze Nacht hindurch mit ihrem dichten Dunst den unter seiner gestohlenen Krone liegenden zukünftigen König von Frankreich.

Gegen Morgen schlüpfte mehr ein Schatten, als ein Körper, in das königliche Gemach. Philipp erwartete ihn und wunderte sich nicht darüber.

»Nun! Herr d'Herblay?' sagte er.

»Sire, Alles ist beendet«

»Wie?«
»Alles, was wir erwarteten.«
»Widerstand?«
»Heftiger. Tränen, Schreie.
»Dann?«
»Dann die Bestürzung.«
»Endlich?«
»Vollkommener Sieg und gänzlich Stillschweigen.«
»Vermutet der Gouverneur der Bastille?«
»Nichts.«
»Diese Ähnlichkeit?«
»Ist die Ursache des glücklichen Erfolgs.«
»Aber der Gefangene muß sich unfehlbar erklären. Bedenkt das wohl.«

»Ich habe schon für Alles vorhergesehen. In einigen Tagen, früher vielleicht, wenn es nötig ist, nehmen wir den Gefangenen aus seinem Kerker und schaffen ihn durch die Verbannung nach einem so fernen Ort auf dem Lande . . . «

»Man kommt aus der Verbannung zurück, Herr d'Herblay?«

»Nach einem so fernen Ort, habe ich gesagt, daß die materiellen Kräfte des Menschen und die Dauer seines Lebens nicht zur Rückkehr zureichen würden.«

Abermals kreuzten sich der Blick des jungen Königs und der von Aramis mit einem kalten Einverständnis.

»Und Herr du Vallon?« fragte Philipp, um das Gespräch zu wechseln.

»Er wird Euch heute vorgestellt werden und Euch vertraulicher Weise zu der Gefahr Glück wünschen, die Euch dieser Usurpator hat laufen lassen.«

»Was wird man aus ihm machen?«

»Aus Herrn du Vallon?«

»Einen Herzog mit Diplom, nicht wahr?«

»Ja, einen Herzog mit Diplom,« erwiderte Aramis, seltsam lächelnd.

»Warum lacht Ihr, Herr d'Herblay?«

»Ich lache über den vorsichtigen Gedanken Eurer Majestät.«

»Vorsichtig, was versteht Ihr hierunter?«

»Eure Majestät befürchtet ohne Zweifel, dieser arme Porthos werde ein lästiger Zeuge, und sie will sich seiner entledigen.«

»Indem ich ihn zum Herzog mache?«

»Gewiß, Ihr tötet ihn; er wird vor Freude darüber sterben, und das Geheimnis wird mit ihm sterben.«

»Oh! mein Gott!«

»Ich,« sagte Aramis phlegmatisch, »ich werde in ihm einen sehr guten Freund verlieren.«

In diesem Augenblick und mitten unter diesen unbedeutenden Gesprächen, unter denen die zwei Verschwörer die Freude und den Stolz über den glücklichen Erfolg verbargen, hörte Aramis etwas, was ihn die Ohren spitzen machte.

»Was gibt es?« fragte Philipp.

»Der Tag, Sire!«

»Nun?«

»Ehe Ihr Euch gestern in dieses Bett gelegt, habt Ihr wahrscheinlich bestimmt, diesen Morgen bei Tagesanbruch etwas zu tun?«

»Ich habe meinem Kapitän der Musketiere gesagt, ich erwarte ihn,« erwiderte lebhaft der junge Mann.

»Wenn Ihr ihm das gesagt habt, so kommt er sicherlich, denn es ist ein pünktlicher Mann.«

»Ich höre einen Tritt im Vorsaal.«

»Er ist es.«

»Auf, beginnen wir den Angriff,« sprach der junge Mann entschlossen.

»Nehmt Euch in Acht!« rief Aramis, »den Angriff beginnen, und zwar bei d'Artagnan, das wäre Tollheit. D'Artagnan hat nichts gesehen, d'Artagnan ist hundert Meilen davon entfernt, unser Geheimnis zu ahnen; aber er komme zuerst diesen Morgen hier herein, und er wird wittern, daß etwas vorgefallen ist, womit er sich beschäftigen muß. Hört, Sire, ehe wir d'Artagnan hier eindringen lassen, müssen wir dem Zimmer viel Luft geben, oder so viele Leute hier einführen, daß der feinste Leithund des Königreichs durch zwanzig verschiedene Spuren von der Fährte

abgebracht würde.«

»Aber wie ihn wegschicken, da ich ihn hierher beschieden habe?« bemerkte der Prinz, ungeduldig, sich mit einem so furchtbaren Gegner zu messen.

»Ich übernehme das,« erwiderte der Bischof, »und um anzufangen, will ich einen Schlag tun, der unsern Mann betäuben wird.«

»Er tut auch einen Schlag,« fügte der Prinz lebhaft bei.

Man hörte in der Tat außen klopfen.

Aramis hatte sich nicht getäuscht: es war d'Artagnan, der sich aus diese Art ankündigte.

Wir haben ihn die Nacht mit Philosophieren bei Herrn Fouquet hinbringen sehen. Doch der Musketier war sehr müde, sogar nur den Schlaf zu heucheln, und sobald die Morgendämmerung mit ihrem bläulichen Scheine die kostbaren Karmiese im Gemache des Oberintendanten beleuchtete, erhob sich d'Artagnan aus seinem Lehnstuhle, richtete seinen Degen zurecht, bügelte seinen Rock mit seinem Ärmel und bürstete seinen Filzhut wie ein Soldat aus der Wache, der bereit ist, die Inspektion seines Gefreiten durchzumachen.

»Ihr geht weg?« fragte Fouquet.

»Ja, Monseigneur; und Ihr?«

»Ich bleibe.«

»Auf Euer Wort?«

»Auf mein Wort.«

»Gut. Ich gehe übrigens nur von hier weg, um Euch die bewußte Antwort zu holen.«

»Den Spruch wollt Ihr sagen.«

»Seht, ich habe ein wenig vom alten Römer. Diesen Morgen, als ich mich erhob, bemerkte ich, daß sich mein Degen an keinem Nestel fing und daß das Wehrgehenk gut lief. Das ist ein untrügliches Zeichen.«

»Von Glück?«

»So oft sich dieses verteufelte Büffelleder an meinen Rücken anhing, war es eine Strafe von Herrn von Treville oder eine Geldverweigerung von Herrn von Mazarin. So oft der Degen sich

am Wehrgehenk selbst anhakte, war es ein schlimmer Auftrag, wie es mir solche mein ganzes Leben lang gerechnet hat. So oft der Degen selbst in der Scheide tanzte, war es ein glückliches Duell. Sobald er sich in meine Waden einquartierte, war es eine leichte Wunde. So oft er ganz aus der Scheide herauskam, war ich entschieden, ich sollte auf dem Schlachtfeld bleiben, mit zwei bis drei Monat Wundarzt und Kompressen.«

»Ah! ich wusste nicht, daß Ihr von Eurem Degen so gut unterrichtet werdet,« sagte Fouquet mit einem bleichen Lächeln, das der Kampf gegen seine eigenen Schwächen war. »Ist Eure Klinge eine Fee oder eine Zauberin?«

»Mein Degen, seht Ihr, ist ein Glied, das einen Teil meines Körpers bildet. Ich habe sagen hören, gewisse Menschen werden durch ihr Bein, oder durch ein Schlagen ihrer Schläfe benachrichtigt. Ich werde durch meinen Degen unterrichtet. Nun! er hat mir heute Morgen nichts gesagt. Ah! doch . . . nun fällt er ganz allein in den letzten Winkel des Wehrgehenks. Wißt Ihr, was mir das weissagt?«

»Nein.«

»Das weissagt mir eine Verhaftung für heute.«

»Ah!« rief der Oberintendant, mehr erstaunt als ärgerlich über diese Offenherzigkeit, »wenn Euch von Eurem Degen nichts Trauriges geweissagt wird, so ist es also nicht traurig für Euch, mich zu verhaften.«

»Euch verhaften! Euch?«

»Allerdings . . . die Weissagung . . . «

»Geht Euch nichts an, da Ihr seit gestern verhaftet seid, Ihr seid es also nicht, den ich verhaften werde. Darum freue ich mich, darum sage ich, mein Tag werde glücklich sein.«

Nach diesen, mit einer ganz liebevollen Freundlichkeit ausgesprochenen, Worten nahm der Kapitän von Fouquet Abschied, um sich zum König zu begeben.

Er war im Begriff über die Schwelle des Zimmers zu schreiten, als Fouquet zu ihm sagte:

»Ein letztes Zeichen Eures Wohlwollens.«

»Gut, Monseigneur.«

»Herr d'Herblay, laßt mich Herrn d'Herblay sehen.«

»Ich will es so einrichten, daß ich ihn Euch zurückbringe.«

D'Artagnan glaubte nicht, so wahr zu sprechen. Es stand geschrieben, es sollten sich für ihn am Tage die Weissagungen verwirklichen, die ihm der Morgen gemacht hatte.

Er hatte, wie gesagt, an die Türe des Königs geklopft. Diese Türe öffnete sich. Der Kapitän konnte glauben, der König habe selbst geöffnet. Diese Annahme war nicht unzulässig nach dem aufgeregten Zustand, in dem der Musketier den König am Abend vorher verlassen hatte. Doch statt des königlichen Gesichtes, das er ehrfurchtsvoll zu begrüßen sich anschickte, erblickte er das lange, unempfindliche Gesicht von Aramis. Es fehlte wenig, daß er einen Schrei ausgestoßen hätte, so gewaltig war sein Erstaunen.

»Aramis?« sagte er.

»Guten Morgen, lieber d'Artagnan,« erwiderte kalt der Prälat.

»Hier!« stammelte der Musketier.

»Seine Majestät bittet Euch, zu verkündigen, sie ruhe, nachdem sie sich die ganze Nacht ermüdet habe.«

»Ah!« machte d'Artagnan, der nicht begreifen konnte, wie der Bischof von Vannes, am Abend zuvor ein so dünner Günstling, in sechs Stunden der größte Glückspilz geworden war, der je im Gange hinter einem königlichen Bett gewachsen.

In der Tat, um aus der Schwelle des Gemaches des Monarchen die Willensbestimmungen des Königs zu übertragen, um Ludwig XIV. als Mittelsperson zu dienen, um in seinem Namen zwei Schritte von ihm zu befehlen, mußte man mehr sein, als je Richelieu bei Ludwig XIII. gewesen war.

Das ausdrucksvolle Auge von d'Artagnan, sein erweiterter Mund, sein emporgesträubter Schnurrbart sagten dies Alles in der klarsten Sprache dem stolzen Günstling, der nicht dadurch in Bewegung geriet.

»Mehr noch,« fuhr der Bischof fort, »Ihr werdet die Güte haben, mein Herr Kapitän der Musketiere, diesen Morgen nur die größten Entrées zuzulassen. Seine Majestät will noch schlafen.«

»Aber,« wandte d'Artagnan ein, der im Begriffe war, sich zu empören und besonders den Verdacht ausbrechen zu lassen, den ihm das Stillschweigen des Königs einflößte, »aber, Herr Bischof,

Seine Majestät hat mich auf diesen Morgen beschieden.«

»Verschieben wir das,« rief aus dem Hintergrunde des Alkoven die Stimme des Königs, eine Stimme, die einen Schauer die Adern des Musketiers durchlaufen machte.

Er verbeugte sich, verblüfft, verdutzt durch das Lächeln, mit dem ihn Aramis niederschmetterte, sobald diese Worte gesprochen waren.

»Und dann,« fuhr Aramis fort, »um auf das zu antworten, was Ihr den König fragen wolltet, mein lieber. d'Artagnan, hier ist ein Befehl, von dem Ihr aus der Stelle Kenntnis nehmen werdet. Dieser Befehl betrifft Herrn Fouquet.«

D'Artagnan nahm einen Befehl, den man ihm reichte.

»Freilassungsbefehl?« murmelte er. »Ah!«

Und er gab ein zweites ah! von sich, das noch verständiger war, als das erste.

Dieser Befehl erklärte ihm nämlich die Anwesenheit von Aramis beim König; um die Begnadigung von Fouquet erlangt zu haben, mußte Aramis sehr hoch in der Gunst des Königs stehen: diese Gunst erklärte ebenfalls die unglaubliche Dreistigkeit, mit der Herr d'Herblay die Befehle im Namen Seiner Majestät gab.

Es genügte für d'Artagnan, etwas begriffen zu haben, um Alles zu begreifen.

Er grüßte und machte zwei Schritte, um wegzugehen.

»Ich begleite Euch,« sagte der Bischof.

»Wohin?«

»Zu Herrn Fouquet, ich will mich an seiner Freude weiden.«

»Ah! Aramis, wie habt Ihr mich so eben intrigiert,« sprach d'Artagnan.

»Doch nun begreift Ihr?«

»Bei Gott! ob ich begreife,« sagte er ganz laut. Dann hauchte er ganz leise zwischen den Zähnen: »Nein, nein, ich begreife nicht. Doch gleichviel . . . der Befehl ist da.« und er fügte bei: »Geht voran, Monseigneur.«

D'Artagnan führte Aramis zu Fouquet.

XXI.

Der Freund den Königs.

Fouquet wartete voll Angst, er hatte schon mehrere von seinen Dienern und seinen Freunden weggeschickt, welche, seiner gewöhnlichen Empfangsstunde zuvorkommend, an seiner Türe erschienen waren. Jeden derselben fragte er nur, indem er die über seinem Haupte schwebende Gefahr verschwieg, wo man Aramis finden könnte.

Als er d'Artagnan zurückkommen sah, als er hinter ihm den Bischof von Vannes erblickte, erreichte seine Freude den höchsten Grad; sie kam seiner ganzen vorhergehenden Bangigkeit gleich, Aramis sehen, war für den Oberintendanten eine Entschädigung für das Unglück, verhaftet zu werden.

Der Prälat war schweigsam und ernst; d'Artagnan war verstört durch all die Zusammenhäufung unglaublicher Ereignisse.

»Nun! Kapitän, Ihr bringt mir Herrn d'Herblay?«

»Und noch etwas Besseres, Monseigneur.«

»Was denn?«

»Die Freiheit.«

»Ich bin frei?«

»Ihr seid es. Befehl des Königs.«

Fouquet nahm wieder seine ganze Heiterkeit an, um Aramis mit dem Blicke zu befragen.

»Oh! ja, Ihr könnt dem Herrn Bischof von Vannes danken,« fuhr d'Artagnan fort, »denn ihm habt Ihr die Veränderung des Königs zuzuschreiben.«

»Oh!« machte Fouquet, mehr gedemütigt durch den Dienst, als dankbar für den Erfolg.

»Aber Ihr,« sagte d'Artagnan sich an Aramis wendend, »Ihr, der Ihr Herrn Fouquet beschützt, werdet Ihr nicht etwas für mich tun?«

»Alles, was Ihr wollt, mein Freund,« erwiderte der Bischof mit seinem ruhigen Ton.

»Nur Eines, und ich erkläre mich für zufrieden. Wie seid Ihr der

Günstling des Königs geworden, Ihr, der Ihr ihn nur zweimal in Eurem Leben gesprochen habt?«

»Vor einem Freunde, wie Ihr seid, verbirgt man nichts,« erwiderte Aramis seiner Weise.

»Ah! gut, so sprecht.«

»Wohl denn! Ihr glaubt, ich habe den König nur zweimal gesehen. während ich ihn mehr als hundertmal gesehen habe. Nur verbargen wir uns, das ist das Ganze.«

Und ohne daß er die neue Röte zu vertilgen suchte, welche bei dieser Offenbarung d'Artagnan zur Stirne stieg, drehte sich Aramis zu Herrn Fouquet um, der eben so sehr erstaunt war, als der Musketier.

»Monseigneur,« sprach er, »der König beauftragt mich, Euch zu sagen, er sei mehr als je Euer Freund, und Euer so schönes, so edelmütig gebotenes Fest habe sein Herz gerührt.«

Hiernach verbeugte er sich wiederholt so ehrerbietig vor Fouquet, daß dieser, unfähig, eine Diplomatie von dieser Stärke zu begreifen, ohne Stimme, ohne Gedanken und ohne Bewegung blieb.

D'Artagnan glaubte zu bemerken, daß diese zwei Männer sich etwas zu sagen hatten, und er gedachte diesem Instinkte der Höflichkeit zu gehorchen, der in einem solchen Falle denjenigen nach der Türe treibt, dessen Gegenwart eine Beengung für die Anderen ist, aber durch so viele Geheimnisse gestachelt, riet ihm seine glühende Neugierde, zu bleiben.

Da wandte sich Aramis mit freundlicher Miene an ihn und sagte:

»Mein Freund, nicht wahr, Ihr erinnert Euch wohl des Befehls Seiner Majestät hinsichtlich ihres kleinen Lever?«

Diese Worte waren klar genug. Der Musketier verstand sie; er grüßte Fouquet, dann Aramis mit einer Färbung ironischer Ehrfurcht, und verschwand.

Dann stürzte Fouquet, der in seiner Ungeduld Mühe gehabt hatte, diesen Augenblick abzuwarten, nach der Türe, um sie zu schließen, kehrte sogleich wieder zum Bischof zurück und sagte:

»Mein lieber d'Herblay, ich glaube, es ist Zeit für Euch, daß Ihr mir erklärt, was vorgeht. In der Tat, ich verstehe nichts mehr.«

»Wir werden Euch das Alles erklären,« erwiderte Aramis, indem

er sich setzte und Fouquet ebenfalls sitzen hieß, »Wo soll ich ansagen?«

»Sagt mir vor Allem, warum mich der König in Freiheit setzen läßt?«

»Ihr hättet mich fragen sollen, warum er Euch habe verhaften lassen.«

»Seit meiner Verhaftung hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, und ich glaube, daß ein wenig Eifersucht im Spiele ist. Mein Fest hat Herrn Colbert geärgert, und Herr Colbert hat irgend einen Plan gegen mich gefunden, den Plan von Belle-Isle zum Beispiel.«

»Nein, es handelt sich noch nicht um Belle-Isle.«

»Um was denn?«

»Ihr erinnert Euch der Quittungen über dreizehn Millionen, die Herr von Mazarin Euch hat stehlen lassen?«

»Oh! ja. Nun?«

»Nun! man hat Euch schon zum Diebe erklärt.«

»Mein Gott!«

»Das ist noch nicht Alles. Ihr erinnert Euch des von Euch an la Vallière geschriebenen Briefes?«

»Ach! es ist wahr.«

»Dieses Briefes wegen seid Ihr als Verräter und Verführer erklärt worden.«

»Warum hat man mir aber dann verziehen?«

»Wir sind noch nicht so weit in unserer Beweisführung. Ich wünsche Euch gehörig über die Tatsache ins Klare gesetzt zu haben. Bemerkt wohl: der König weiß Euch schuldig der Entwendung von Geldern. Oh! bei Gott! es ist mir genau bekannt, daß Ihr durchaus nichts entwendet habt: aber der König hat am Ende die Quittungen nicht gesehen, und er kann nicht umhin. Euch für strafbar zu halten.«

»Verzeiht, ich sehe nicht ein . . . «

»Ihr werdet einsehen.«

»Mehr noch, der König, der Euer Liebesbillett und die Anträge, die Ihr la Vallière gemacht, gelesen hat, kann keinen Zweifel über Eure Absichten in Beziehung auf diese Schöne hegen, nicht wahr?«

»Gewiß. Doch schließt.«

»Ich komme dazu.«

»Der König ist also für Euch ein Todfeind, ein unversöhnlicher Feind, ein ewiger Feind?«

»Einverstanden. Aber bin ich denn so mächtig, daß er es, trotz dieses Hasses, nicht gewagt hätte, mich mit allen den Mitteln, die ihm meine Schwäche oder mein Unglück als Gewalt über mich verleihen, zu Grunde zu richten?«

»Es ist entschieden,« fuhr Aramis kalt fort, »der König ist unversöhnlich mit Euch entzweit.«

»Aber er spricht mich frei . . . «

»Glaubt Ihr?« sagte der Bischof mit einem forschenden Blick.

»Ohne an die Aufrichtigkeit des Herzens zu glauben, glaube ich an die Wahrheit der Tatsache.«

Aramis zuckte leicht die Achseln.

»Warum hätte Euch denn Ludwig XIV. beauftragt, mir zu sagen, was Ihr mir gemeldet habt?«

»Der König hat mich mit nichts für Euch beauftragt.«

»Mit nichts!« rief der Oberintendant erstaunt. »Nun! aber der Befehl?«

»Ah! ja, es ist ein Befehl vorhanden; ganz richtig.«

Diese Worte wurden von Aramis mit einem so seltsamen Ausdruck gesprochen, daß sich Fouquet eines Schauers nicht erwehren konnte.

»Hört,« sagte er, »ich sehe, Ihr verbergt mir etwas.«

Aramis streichelte sein Kinn mit seinen so weißen Fingern

»Der König verbannt mich?«

»Macht es nicht wie in jenem Spiel, bei welchen die Kinder die Gegenwart eines verborgenen Gegenstands aus der Weise erraten, wie ein Glöckchen ertönt, je nachdem sie sich dem Gegenstand nähern oder von demselben entfernen.«

»Sprecht doch.«

»Erratet.«

»Ihr macht mir bange.«

»Bah! so habt Ihr also nicht erraten?«

»Was hat Euch der König gesagt? Im Namen Eurer

Freundschaft, verbergt es mir nicht.«

»Der König hat mir nichts gesagt.«

»Ihr macht, daß ich vor Ungeduld sterbe, d'Herblay. Bin ich immer noch Oberintendant?«

»So lange Ihr wollt.«

»Aber welche sonderbare Herrschaft habt Ihr plötzlich über den Geist des Königs gewonnen?«

»Ah! ja.«

»Ihr laßt ihn nach Eurem Willen handeln.«

»Ich glaube es.«

»Das ist unwahrscheinlich.«

»Man wird es sagen.«

»Herr d'Herblay, bei unserem Bunde, bei unserer Freundschaft, bei Allem, was Ihr Teuerstes auf der Welt habt, sprecht, ich flehe Euch an. Welchem Umstande habt Ihr es zu verdanken, daß Ihr so bei Ludwig XIV. vorgedrungen seid? Ich weiß, er liebte Euch nicht.«

»Der König wird mich *nun* lieben,« erwiderte Aramis mit einem Nachdruck auf das Wort »nun.«

»Ihr habt etwas Besonderes mit ihm gehabt?«

»Ja.«

»Ein Geheimnis vielleicht?«

»Ja, ein Geheimnis.«

»Ein Geheimnis der Art, daß es die Interessen des Königs verändern mußte?«

»Ihr seid ein wahrhaft erhabener Mann, Monseigneur. Ihr habt gut erraten. Ich habe wirklich ein Geheimnis entdeckt, dessen Natur die Interessen des Königs von Frankreich verändern mußte.«

»Ah!« machte Fouquet, mit der Zurückhaltung eines galanten Mannes, der nicht ausforschen will.

»Und Ihr werdet darüber urteilen,« fuhr Aramis fort, »Ihr sollt mir sagen, ob ich mich über die Wichtigkeit dieses Geheimnisses täusche.«

»Ich höre, da Ihr so gut seid. Euch mir zu eröffnen. Nur bemerkt, mein Freund, daß ich nichts Indiskretes nachgesucht

habe.«

Aramis sammelte sich einen Augenblick.

»Sprecht nicht,« rief Fouquet. »Es ist noch Zeit.«

»Erinnert Ihr Euch,« sprach Aramis mit niedergeschlagenen Augen, »erinnert Ihr Euch der Geburt von Ludwig XIV.?«

»Wie heute.«

»Habt Ihr etwas Besonderes über diese Geburt sagen hören?«

»Nichts, wenn nicht, der König sei nicht wirklich der Sohn von Ludwig XIII.«

»Daran ist weder bei unserem Interesse, noch bei dem des Königreichs gelegen. Es ist der Sohn seines Vaters derjenige, welcher einen durch das Gesetz zugestandenen Vater hat, sagt das französische Gesetz.«

»Das ist wahr; doch es ist von Bedeutung, wenn es sich um die Eigenschaft der Race handelt.«

»Eine sekundäre Frage. Ihr habt also nichts Besonderes erfahren?«

»Nichts.«

»Hier beginnt mein Geheimnis.«

»Ah!«

»Die Königin, statt einen Sohn zu gebären, gebar zwei Kinder.«

Fouquet erhob das Haupt.

»Uno das zweite ist gestorben?« sagte er.

»Ihr werdet sehen. Diese Zwillinge mußten der Stolz ihrer Mutter und die Hoffnung Frankreichs sein; aber die Schwäche des Königs, sein Aberglaube ließen ihn Conflict zwischen zwei ihren Rechten nach gleichen Kindern befürchten; er unterdrückte eines von den Zwillingsgeschwistern.«

»Unterdrückte, sagt Ihr?«

»Wartet. Diese zwei Kinder wuchsen heran: das eine auf dem Thron, Ihr seid sein Minister, das andere im Schatten und in der Einsamkeit.«

»Und dieses?«

»Ist mein Freund.«

»Mein Gott! was sagt Ihr mir da, Herr d'Herblay? Und was macht dieser arme Prinz?«

»Fragt mich zuerst, was er gemacht hat.«

»Ja, ja.«

»Er ist aus dem Lande ausgezogen und dann in eine Festung eingesperrt worden, welche man die Bastille nennt.«

»Ist das möglich!« rief der Oberintendant, die Hände faltend.

»Der Eine war der Beglückteste der Menschen, der Andere der Unglücklichste der Elenden.«

»Und seine Mutter weiß nichts davon?«

»Anna von Österreich weiß Alles.«

»Und der König?«

»Ah! der König weiß nichts.«

»Desto besser!« rief Fouquet.

Dieser Ausruf schien einen lebhaften Eindruck aus Aramis zu machen. Er schaute den Oberintendanten mit einer besorgten Miene an.

»Verzeiht, ich habe Euch unterbrochen,« sprach Fouquet.

»Ich sagte also,« fuhr Aramis fort: »der arme Prinz war der Unglücklichste der Menschen, als Gott, der an alle seine Geschöpfe denkt, ihm zu Hilfe zu kommen beschloß.«

»Oh! wie dies?«

»Ihr sollt es sehen. Der regierende König . . . (Ich sage der regierende König. Ihr erratet wohl, warum?)«

»Nein. Warum?«

»Weil Beide, legitim der Wohltat ihrer Geburt teilhaftig, hätten müssen König sein. Ist das Eure Ansicht?«

»Das ist meine Ansicht.«

»Entschieden?«

»Entschieden. Die Zwillinge sind Eines in zwei Körpern.«

»Es ist mir lieb, daß mir ein Gesetzkundiger von Eurer Stärke und Eurem Ansehen dieses Gutachten gibt. Für uns ist es also dargetan, nicht wahr, daß Beide die gleichen Rechte hatten?«

»Es ist festgestellt. Aber, mein Gott! welch ein Abenteuer!«

»Ihr seid noch nicht beim Ende. Geduld!«

»Oh! ich werde haben.«

»Gott wollte dem Unterdrückten einen Rächer, eine Stütze, wenn Ihr es vorzieht, erwecken. Es geschah, daß der regierende

König, der Usurpator . . . (Ihr seid wohl meiner Ansicht, nicht wahr? es ist Usurpation, der ruhige, selbstsüchtige Genuß einer Erbschaft, an die man höchstens zur Hälfte ein Recht hat?)«

»Usurpation ist das richtige Wort.«

»Ich fahre also fort. Es war Gottes Wille, daß der Usurpator zum Minister einen Mann von Talent und von großem Herzen, überdies einen großen Geist hatte.«

»Es ist gut, es ist gut,« rief Fouquet. »Ich begreife, Ihr habt darauf gerechnet, daß ich Euch das Unrecht, welches dem armen Bruder von Ludwig XIV. widerfahren, wieder gut machen helfen werde? Ihr habt wohl gedacht, ich werde Euch helfen. Meinen Dank, Herr d'Herblay, meinen Dank.«

»Das ist es durchaus nicht. Ihr laßt mich nicht endigen,« erwiderte Aramis unempfindlich.

»Ich schweige.«

»Der regierende König faßte gegen Herrn Fouquet, der sein erster Minister war, eine Abneigung, er wurde sehr in seinem Vermögen, in seiner Freiheit, in seinem Leben vielleicht, durch die Intrige und den Haß bedroht, denen der König nur zu leicht Gehör schenkte. Aber Gott gestattete, stets für das Heil des geopferten Prinzen, daß Herr Fouquet seinerseits einen ergebenen Freund hatte, der das Staatsgeheimnis kannte und die Kraft in sich fühlte, dieses Geheimnis ans Tageslicht zu bringen, nachdem er die Kraft gehabt hatte, dasselbe zwanzig Jahre in seinem Herzen zu tragen.«

»Geht nicht weiter,« rief Fouquet, glühend vor edelmütigen Ideen; »ich verstehe Euch und errate Alles. Ihr habt Euch zum König begeben, als die Nachricht von meiner Verhaftung zu Euch gelangt; Ihr habt ihn angefleht, er hat sich geweigert, Euch zu hören! da habt Ihr ihm mit der Offenbarung des Geheimnisses gedroht, und Ludwig XIV. mußte erschrecken, der Beängstigung durch Eure Indiskretion das bewilligen, was er Eurer edelmütigen Vermittlung verweigerte. Ich begreife, ich begreife: Ihr habt den König in den Händen; ich begreife.«

»Ihr begreift durchaus nicht,« erwiderte Aramis, »und Ihr habt mich nun abermals unterbrochen, mein Freund. Und dann, erlaubt mir, es Euch zu sagen, Ihr vernachlässigt zu sehr die Logik und

benützt nicht genug das Gedächtnis.«

»Wie so?«

»Ihr wisst, worauf ich beim Anfang unseres Gesprächs Nachdruck gelegt habe?«

»Ja, aus den Haß Seiner Majestät gegen mich, einen unbesiegbaren Haß. Doch welcher Haß würde der Drohung mit einer solchen Offenbarung widerstehen?«

»Eine solche Offenbarung? Ei! gerade hier verfehlt Ihr Euch gegen die Logik. Wie, Ihr nehmt an, wenn ich dem König eine solche Offenbarung gemacht hätte, könnte ich noch zu dieser Stunde leben?«

»Es sind keine zehn Minuten, daß Ihr beim König wart.«

»Gut! Er hätte nicht die Zeit gehabt, mich umbringen zu lassen, wohl aber, mich knebeln und in eine Dublierte werfen zu lassen. Auf, habt mehr Festigkeit in Euren Schlüssen, Bei Gott!«

Und aus diesem ganz musketierartigen Wort, — Vergessenheit eines Mannes, der sich nie vergaß, — mußte Fouquet ersehen, welchen Grad der Exaltation der ruhige, der unerforschliche Bischof von Vannes erreicht hatte. Er bebte darob.

»Und dann,« fuhr der letztere fort, nachdem er sich bewältigt, »wäre ich der Mann, der ich bin, wäre ich ein wahrer Freund, wenn ich Euch, den der König schon haßt, einem noch furchtbareren Gefühle des jungen Königs aussetzte? Ihn bestohlen zu haben, ist nichts; seiner Geliebten den Hof gemacht zu haben, ist wenig; aber in Eurer Gewalt seine Krone und seine Ehre halten, oh! er würde Euch eher das Herz mit seinen eigenen Händen ausreißen!«

»Ihr habt ihn nichts von Eurem Geheimnis sehen lassen?«

»Lieber hätte ich alle Gifte verschluckt, die Mithridates in zwanzig Jahren getrunken hat, um es zu versuchen, nicht zu sterben.«

»Was habt Ihr dann getan?«

»Oh! nun sind wir so weit, Monseigneur. Ich glaube, ich bin im Begriff, einiges Interesse bei Euch zu erregen. Nicht wahr, Ihr hört mich immer noch?«

»Ob ich Euch höre! Sprecht.«

Aramis machte einen Gang durch das Zimmer, versicherte sich

der Einsamkeit, der Stille, und nahm seinen Platz wieder bei dem Lehnstuhl, in welchem Fouquet seine Mitteilungen mit tiefem Bangen erwartete.

»Ich vergaß, Euch zu sagen,« fuhr Aramis fort, indem er sich an Fouquet wandte, der ihm mit außerordentlicher Aufmerksamkeit zuhörte, »ich vergaß einen merkwürdigen Umstand in Beziehung auf diese Zwillinge hervorzuheben! Gott hat sie nämlich dergestalt einander ähnlich gemacht, daß er allein, wenn er sie vor sein Tribunal berufen würde, den einen von dem andern zu unterscheiden vermöchte. Die Mutter könnte es nicht.«

»Ist es möglich!« rief Fouquet.

»Derselbe Adel in den Zügen, derselbe Gang, derselbe Wuchs, dieselbe Stimme.«

»Doch der Geist? doch der Verstand? doch die Wissenschaft des Lebens?«

»Oh! in dieser Hinsicht Ungleichheit, Monseigneur. Ja, denn der Gefangene der Bastille ist seinem Bruder unbestreitbar überlegen, und wenn dieses arme Opfer vom Gefängnis auf den Thron Übergänge, so hätte Frankreich, vielleicht von seinem Ursprung an, keinen Herrn getroffen, der mächtiger durch das Genie und den Adel des Herzens.«

Fouquet ließ einen Augenblick seine durch dieses ungeheure Geheimnis beschwerte Stirne in seine Hände fallen. Aramis näherte sich ihm und sprach, sein Werk der Versuchung fortsetzend:

»Und dann waltet noch eine andere Ungleichheit zwischen den Zwillingenbrüdern, den Söhnen von Ludwig XIII., ob, eine Ungleichheit für Euch, Monseigneur: die, daß der Zuletzt gekommene Herr Colbert nicht kennt.«

Fouquet richtete sich alsbald mit bleichem, verstörtem Antlitz aus. Der Streich hatte getroffen, nicht in das volle Herz, aber in den vollen Geist.

»Ich verstehe Euch,« sagte er zu Aramis, »Ihr schlagt mir eine Verschwörung vor.«

»So ungefähr.«

»Einer von den Versuchen, welche, wie Ihr von Anfang dieser Unterredung sagtet, das Geschick der Reiche verändern.«

»Und des Oberintendanten, ja, Monseigneur.«

»Mit einem Wort, Ihr schlagt mir vor, den Sohn von Ludwig XIII., der heute Gefangener in der Bastille ist, an die Stelle des Sohnes von Ludwig XIII. zusetzen, der in diesem Augenblick im Morpheus-Zimmer schläft.«

Aramis lächelte mit dem düsteren Glanze seines düstern Gedankens.

»Es mag sein!« sagte er.

»Aber,« sprach Fouquet nach einem peinlichen Stillschweigen, »Ihr habt nicht bedacht, daß dieses politische Werk im Stande ist, das ganze Königreich umzukehren, und daß, um diesen Baum mit den endlosen Wurzeln, den man einen König nennt, auszureißen, um ihn durch einen andern zu ersetzen, die Erde nie in dem Grade befestigt sein wird, daß der König gegen den Wind, der vom alten Sturme übrig bleibt, und gegen die Schwankungen seiner eigenen Masse gesichert ist.«

Aramis lächelte fortwährend.

»Bedenkt doch!« sprach Fouquet mit jener Stärke des Talentes, welche einen Plan in einigen Sekunden ergründet und zur Reife bringt, und mit jener Breite des Blicks, welche alle Folgen vorhersieht und alle Resultate umfaßt, »bedenkt doch, daß wir den Adel, die Geistlichkeit, den Bürgerstand versammeln, den regierenden Fürsten absetzen, durch ein abscheuliches Ärgernis das Grab von Ludwig XIII. beunruhigen, das Leben und den Frieden einer andern Frau, Maria Theresia, zu Grunde richten müssen, und wenn dies Alles beendigt ist . . . «

»Ich begreife Euch nicht,« erwiderte Aramis; »es ist kein nützliches Wort in Allem dem, was Ihr da gesagt habt.«

»Wie!« rief der Oberintendant erstaunt, »Ihr erörtert die Vollführung nicht . . . ein Mann, wie Ihr seid! Ihr beschränkt Euch auf die kindischen Freuden einer politischen Illusion und vernachlässigt die Wechselfälle der Ausführung; ist das möglich?«

»Mein Freund,« erwiderte Aramis, indem er aus dieses Wort einen Nachdruck mit einer gewissen gering schätzenden Vertraulichkeit legte, »wie macht es Gott, um einen König an die Stelle eines andern zu setzen?«

»Gott!« rief Fouquet, »Gott gibt einen Befehl seinem Agenten,

dieser packt den Verurteilten, schleppt ihn fort und setzt den Sieger aus den leer gewordenen Thron. Aber Ihr vergeßt, daß dieser Agent der Tod heißt. Oh! mein Gott, Herr d'Herblay, hattet Ihr den Gedanken . . . «

»Es handelt sich nicht hierum, Monseigneur. Wahrhaftig, Ihr geht über das Ziel hinaus. Wer spricht denn davon, daß dem König der Tod geschickt werden soll? Wer spricht von einer Befolgung des Beispiels Gottes in der strengen Vollführung seiner Werke? Nein, ich wollte Euch sagen, Gott mache die Dinge ohne Umsturz, ohne Ärgernis, ohne Anstrengungen, und die von Gott inspirierten Menschen siegen, wie er, in dem, was sie unternehmen, in dem, was sie versuchen, in dem, was sie tun.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich wollte Euch sagen, mein Freund,« erwiderte Aramis mit derselben Betonung, die er dem Worte Freund, als er es zum ersten Mal ausgesprochen, gegeben hatte, »ich wollte Euch sagen, wenn es Umsturz, Ärgernis, Anstrengung sogar, als man den Gefangenen der Bastille an die Stelle des Königs gesetzt, gegeben habe, so fordere ich Euch heraus, dies zu beweisen.«

»Wie beliebt!« rief Fouquet, weißer als das Sacktuch, mit dem er sich die Schläfe abwischte. »Ihr sagt?«

»Geht doch in das Zimmer des Königs, Ihr, der Ihr das Geheimnis wisst,« fuhr Aramis ruhig fort, »ich fordere Euch heraus, wahrzunehmen, daß der Gefangene der Bastille in dem Bette seines Bruders liegt.«

»Aber der König?« stammelte Fouquet, von einem Schauer bei dieser Kunde ergriffen.

»Welcher König?« versetzte Aramis mit seinem mildesten Tone; »der, welcher Euch haßt, oder der, welcher Euch liebt?«

»Der König . . . von gestern? . . . «

»Der König von gestern? beruhigt Euch, er hat in der Bastille den Platz eingenommen, den sein Opfer seit zu lange einnahm.«

»Gerechter Himmel! Und wer hat ihn dahin geführt?«

»Ich!«

»Ihr?«

»Ja, und zwar aus die einfachste Weise. Ich habe ihn in dieser Nacht weggebracht, und während er in die Dunkelheit hinabstieg,

stieg der Andere zum Lichte hinaus. Ich glaube nicht, daß das Lärm gemacht hat. Ein Blitz ohne Donner, das weckt Niemand auf.«

Fouquet stieß einen dumpfen Schrei aus, als wäre er von einem unsichtbaren Schlage getroffen worden; er nahm seinen Kopf in seine zwei krampfhaft zusammengezogenen Hände und murmelte:

»Ihr habt das getan!«

»Ziemlich geschickt. Was denkt Ihr davon?«

»Ihr habt den König entthront? Ihr habt ihn eingekerkert?«

»Das ist geschehen.«

»Und die Handlung ist hier in Vaux vorgefallen?«

»Hier in Vaux, im Morpheus-Zimmer. Scheint es nicht in der Voraussicht eines solchen Aktes gebaut worden zu sein?«

»Diese Nacht!«

»In dieser Nacht! Zwischen zwölf und ein Uhr.«

Fouquet machte eine Bewegung, als wollte er sich aus Aramis werfen; er bewältigte sich.

»In Vaux! bei mir!« sagte er mit ersticker Stimme.

»Ich glaube, ja. Es ist besonders Euer Haus, seitdem es Herr Colbert Euch nicht mehr kann stehlen lassen.«

»Bei mir ist also dieses Verbrechen begangen worden?«

»Dieses Verbrechen!« rief Aramis erstaunt.

»Dieses abscheuliche Verbrechen!« fuhr Fouquet, sich immer mehr exaltierend, fort; »dieses Verbrechen, das fluchwürdiger als ein Mord! Dieses Verbrechen, das meinen Namen auf immer schändet und mich dem Abscheu der Nachwelt preisgibt.«

»Ihr sprecht im Fieberwahnwitz, mein Herr,« entgegnete Aramis mit unsicherer Stimme; »Ihr sprecht zu laut: nehmt Euch in Acht.«

»Ich werde so laut schreien, daß es das Weltall hört.«

»Herr Fouquet, nehmt Euch in Acht.«

Fouquet wandte sich gegen den Prälaten um, schaute ihm in's Gesicht und sprach:

»Ja, Ihr habt mich entehrt, indem Ihr diesen Verrat, diese Frevelthat an meinem Gast, an demjenigen begangen, der friedlich unter meinem Dache ruhte!« Oh! wehe mir!«

»Wehe über dem, welcher unter Eurem Dach aus den Ruin Eures Vermögens, Eures Lebens sann. Vergeht Ihr das?«

»Es war mein Gast, es war Mein König!«

Aramis erhob sich, die Augen von Blut unterlaufen, den Mund in krampfhaften Zuckungen.

»Habe ich es mit einem Wahnsinnigen zu tun?« sagte er.

»Ihr habt es mit einem ehrlichen Mann zu tun.«

»Verrückter!«

»Mit einem Mann, der Euch verhindern wird, Euer Verbrechen zu vollenden.«

»Wahnwitziger!«

»Mit einem Mann, der lieber sterben, lieber Euch töten, als seine Entehrung von Euch vollführen lassen will,« rief Fouquet.

Und er stürzte nach seinem Degen, den d'Artagnan wieder oben an sein Bett gelegt hatte, und schwang entschlossen das funkelnde stählerne Werkzeug.

Aramis faltete die Stirne und fuhr mit einer Hand in seine Brust, als suchte er darin eine Waffe. Diese Bewegung entging Fouquet nicht. Edel und herrlich in seiner Großmut, warf er auch weit von sich seinen Degen, der in den Bettgang rollte, näherte sich Aramis so, daß er mit seiner entwaffneten Hand die Schulter des Prälaten berührte, und sprach:

»Mein Herr, es wäre mir süß, hier zu sterben, um meine Schande nicht zu überleben, und wenn Ihr noch einige Freundschaft für mich habt, so flehe ich Euch an, gebt mir den Tod.«

Aramis blieb schweigsam und unbeweglich.

»Ihr antwortet nichts?«

Aramis erhob das Haupt, und man sah noch einmal den Blitz der Hoffnung sich in seinen Augen entzünden.

»Bedenkt wohl Alles, was uns erwartet, Monseigneur!« sagte er. »Nachdem diese Gerechtigkeit geübt worden ist, lebt der König noch, und seine Einkerkung rettet Euch das Leben.«

»Ja,« erwiderte Fouquet, »Ihr konntet in meinem Interesse handeln, »doch ich nehme Euren Dienst nicht an. Jedenfalls will ich Euch nicht ins Verderben stürzen, Ihr werdet dieses Haus

verlassen.«

Aramis erstickte den Blitz, der aus seinem gebrochenen Herzen hervorsprang.

»Ich bin gastfreundlich gegen Alle,« fuhr Fouquet mit einer unaussprechlichen Majestät fort; »Ihr werdet nicht mehr geopfert werden, als der, dessen Untergang Ihr bewerkstelligt habt.«

»Ihr werdet geopfert werden, Ihr, das sage ich Euch!« rief Aramis mit einer dumpf prophetischen Stimme.

»Ich nehme die Wahrsagung an, Herr d'Herblay, doch nichts wird mich zurückhalten. Ihr verlaßt Vaux, Ihr verlaßt Frankreich, Ich gebe Euch vier Stunden, um Euch außer den Bereich des Königs zu setzen.«

»Vier Stunden!« erwiderte Aramis ungläubig und spöttisch.

»Bei meinem Wort! Niemand wird Euch vor dieser Frist folgen. Ihr habt also vier Stunden vor denjenigen voraus, die Euch der König nachsenden dürfte.«

»Vier Stunden!« wiederholte Aramis, gleichsam knurrend.

»Das ist mehr, als Ihr braucht, um Euch einzuschiffen und Belle-Isle zu erreichen, welches ich Euch zur Zuflucht gebe.«

»Ah!« murmelte Aramis.

»Belle-Isle ist mir für Euch, wie mir Vaux für den König ist. Geht, d'Herblay, geht; so lange ich lebe, wird kein Haar von Eurem Haupte fallen.«

»Ich danke,« erwiderte Aramis mit einer düstern Ironie.

»Geht also, und gebt mir die Hand, damit wir Beide, Ihr zur Rettung Eures Lebens, ich zur Rettung meiner Ehre eilen.«

Aramis zog aus seinem Busen die Hand, die er darin verborgen hatte. Sie war rot von seinem Blut; sie hatte seine Brust mit seinen Nägeln bearbeitet, als wollte er das Fleisch bestrafen, daß es so viele Pläne erzeugt, welche eitler, wahnsinniger, vergänglicher, als das Leben des Menschen. Fouquet wurde von Schauer, von Mitleid ergriffen; er öffnete Aramis die Arme.

»Ich hatte keine Waffen,« murmelte dieser, wild und furchtbar wie der Schatten von Dido.

Dann wandte er, ohne die Hand von Fouquet zu berühren, seinen Blick ab und machte zwei Schritte rückwärts. Sein letztes Wort war eine Verwünschung, seine letzte Gebärde war der

Bannfluch, den diese gerötete Hand, Fouquet im Gesichte mit einigen Tröpfchen Blutes befleckend, zeichnete.

Und Beide eilten aus dem Zimmer und liefen die Geheimentreppe hinab, welche gegen die inneren Höfe ausmündete.

Fouquet bestellte seine besten Pferde, und Aramis blieb unten an der Treppe stehen, die nach dem Zimmer von Porthos führte.

Er dachte lange nach, während der Wagen von Fouquet, im stärksten Galopp fortgezogen, das Pflaster des Haupthofes verließ.

»Allein abreisen?« . . . sagte Aramis zu sich selbst, »den Prinzen benachrichtigen? . . . Oh! Wut! . . . Den Prinzen benachrichtigen, und was dann tun! . . . Mit ihm abreisen? . . . Dieses anklagende Zeugnis überallhin schleppen? . . . Der Krieg? . . . Der Bürgerkrieg, unversöhnlich! . . . Ohne Mittel, ach! . . . Unmöglich! . . . Was wird er ohne mich tun? . . . Oh! ohne mich wird er einstürzen wie ich . . . Wer weiß!, . . . Das Schicksal gehe in Erfüllung! . . . Er war verdammt: er bleibe verdammt! . . . Gott! . . . Teufel! Düstere, höhnische Macht, die man den Genius des Menschen nennt, du bist nur ein Hauch, der unsicherer, der unnützer als der Wind im Gebirge; du heißest Zufall, du bist nichts; du umfassest Alles mit deinem Atem, du hebst Felsblöcke, den Berg selbst aus, und plötzlich zerbrichst du vor dem Kreuze von dürrem Holz, hinter dem eine andere unsichtbare Macht lebt, die du vielleicht leugnest, und die sich an dir rächt, und die' dich niederschmettert, ohne dir vielleicht nur die Ehre zu erweisen, dir ihren Namen zu sagen! . . . Verloren! . . . Ich bin verloren! . . . Was ist zu tun? . . . Nach Belle-Isle gehen? . . . Ja, und Porthos, der hier bleiben und sprechen, und Allen Alles erzählen wird! Porthos, der vielleicht leiden wird! . . . Ich will nicht, daß Porthos leidet! Das ist eines von meinen Gliedern; sein Schmerz ist der meinige. Porthos wird mit mir abreisen; Porthos wird meinem Geschicke folgen. Es muß sein!«

Und ganz von der Furcht erfüllt, er könnte Jemand begegnen, dem diese Hast verdächtig scheinen dürfte, stieg Aramis die Treppe hinauf, ohne von einer Seele bemerkt zu werden.

Porthos, der kaum erst von Paris zurückgekommen war, schlief schon den Schlaf des Gerechten. Sein ungeheurer Leib vergaß

die Strapazen, wie sein Geist den Gedanken vergaß.

Aramis trat leicht wie ein Schatten ein, legte seine nervige Hand aus die Schulter des Riesen und rief:

»Auf, auf, Porthos, auf!«

Porthos gehorchte, stand aus und öffnete die Augen, ehe er den Verstand öffnete.

»Wir reisen,« sagte Aramis.

»Ah!« machte Porthos.

»Wir reisen zu Pferde, schneller als wir je geritten sind.«

»Ah!« wiederholte Porthos.

»Kleidet Euch an, Freund.«

Und er half dem Riesen sich ankleiden und steckte ihm sein Gold und seine Diamanten in die Taschen.

Während er sich dieser Operation hingab, erregte ein leichtes Geräusch seine Aufmerksamkeit.

D'Artagnan schaute von der Öffnung der Türe herein.

Aramis bebte.

»Was Teufels macht Ihr da so eifrig?« fragte der Musketier.

»Stille!« flüsterte Porthos.

»Wir reisen in einer Sendung,« fügte der Bischof bei.

»Ihr seid sehr glücklich!« flüsterte der Musketier.

»Bah!« machte Porthos, »ich bin ungemein müde und hätte lieber geschlafen. Doch der Dienst des Königs . . . «

»Habt Ihr Herrn Fouquet gesehen?« fragte Aramis d'Artagnan.

»Ja, so eben im Wagen.«

»Und was hat er Euch gesagt?«

»Er hat mir Lebewohl gesagt.«

»Ist das Alles?«

»Was hätte er mir Anderes sagen sollen? Zähle ich nicht als Nichts, seitdem Ihr Alle in Gunst seid?«

»Hört,« sprach Aramis, den Musketier umarmend, »Eure gute Zeit ist wiedergekehrt. Ihr braucht aus Niemand mehr eifersüchtig zu sein.«

»Ah bah!«

»Ich weissage Euch für diesen Tag ein Abenteuer, das Eure

Stellung verdoppeln wird.«

»Wahrhaftig?«

»Ihr wisst, daß mir die Neuigkeiten bekannt sind.«

»Oh! ja!«

»Auf, Porthos, Ihr seid bereit?«

»Gehen wir.«

»Und umarmen wir d'Artagnan.«

»Bei Gott!«

»Die Pferde?«

»Es fehlt hier nicht daran. Wollt Ihr das meinige?«

»Nein, Porthos hat seinen Stall. Gott befohlen!«

Die zwei Flüchtlinge stiegen zu Pferde unter den Augen des Kapitäns der Musketiere, der Porthos den Steigbügel hielt und seine Freunde mit dem Blicke begleitete, bis er sie hatte verschwinden sehen.

»Bei jeder andern Gelegenheit würde ich sagen, diese Leute flüchten sich,« dachte der Gascogner; »aber heut zu Tage hat sich die Politik so sehr verändert, daß man dies in einer Sendung reisen nennt. Ich will es wohl glauben. Gehen wir an unsere Geschäfte.«

Und er kehrte philosophisch in seine Wohnung zurück.

XXII.

Wie der Befehl in der Bastille geachtet wurde.

Fouquet fuhr mit der größten Geschwindigkeit, Unter Weges schüttelte er sich vor Schauer bei dem Gedanken an das, was er erfahren hatte.

»Was war denn,« dachte er, »was war die Jugend dieser wunderbaren Menschen, welche, in dem schon schwachen Alter, noch solche Pläne zu bilden und dieselben auszuführen wissen, ohne eine Miene zu verziehen?«

Zuweilen fragte er sich, ob Alles das, was ihm Aramis erzählt hatte, nicht ein Traum, ob die Fabel nicht die Falle selbst sei, und ob er, Fouquet, wenn er in die Bastille käme, nicht einen Verhaftsbefehl finden würde, der ihn dem entthronten König beigesellte.

In dieser Idee gab er aus dem Wege einige versiegelte Befehle, während man die Pferde anspannte. Diese Befehle waren an Herrn d'Artagnan und an alle Corpsanführer gerichtet, deren Treue nicht verdächtig sein konnte.

»Aus diese Art,« sagte Fouquet zu sich selbst, »werde ich, Gefangener oder nicht, den Dienst geleistet haben, den ich der Sache der Ehre schuldig bin. Die Befehle werden erst nach mir ankommen, wenn ich frei zurückkehre, und man wird sie folglich nicht entsiegelt haben. Ich werde sie zurücknehmen. Bleibe ich aus, so ist mir Unglück widerfahren. Dann werde ich Beistand für mich und den König haben.«

So vorbereitet kam er vor der Bastille an. Der Oberintendant hatte fünf und eine halbe Meile in einer Stunde zurückgelegt.

Alles, was Aramis nie widerfahren war, widerfuhr Herrn Fouquet in der Bastille. Fouquet mochte immerhin sich nennen, er mochte sich immerhin zu erkennen geben, es gelang ihm nicht, eingeführt zu werden.

Durch Bitten, durch Drohen, durch Befehlen bestimmte er endlich eine Schildwache, einen Unteroffizier in Kenntnis zu setzen, den Major zu benachrichtigen. Was den Gouverneur

betrifft, so hatte man nicht einmal gewagt, ihn zu diesem Ende zu stören.

In seinem Wagen, vor dem Tore der Festung, nagte Fouquet an seinem Gebiß und wartete auf die Rückkehr des Unteroffiziers, der endlich mit einer ziemlich verdrießlichen Miene erschien.

»Nun!« rief Fouquet ungeduldig, »was hat der Major gesagt?«

»Mein *Herr*,« erwiderte der Soldat, »der Herr Major hat mir ins Gesicht gelacht. Er hat mir gesagt, Herr Fouquet sei in Vaux, und wäre er auch in Paris, so würde er doch nicht zu dieser Stunde aufstehen.«

»Tod und Teufel! Ihr seid eine Herde von Schuften!« rief der Minister aus dem Wagen springend.

Und ehe der Unteroffizier Zeit gehabt hatte, das Thor zu schließen, schlüpfte Monseigneur durch die Spalte hinein und lies vorwärts trotz des Geschreis des Soldaten, der um Hilfe rief.

Unbesorgt um den Lärm dieses Menschen, legte Fouquet eine Strecke zurück, doch der Unteroffizier holte ihn wieder ein und rief der Schildwache des zweiten Tores zu:

»Aufgepaßt, Schildwache I!«

Der Soldat hielt dem Minister die Pike quer vor, aber stark und behende und überdies vom Zorn angestachelt, riß ihm Fouquet die Pike aus den Händen und bearbeitete ihm damit tüchtig die Schultern. Der Unteroffizier der zu nahe kam, erhielt auch seinen Teil an den Prügeln; Beide stießen wütende Schreie aus, bei deren Schall die ganze Wachmannschaft vom Vorposten heraustrat.

Unter diesen Soldaten war einer, der den Oberintendanten erkannte; er rief:

»Monseigneur! . . . ah! Monseigneur! . . . haltet ein, Ihr Leute!«

Und er hielt wirklich die Wachen zurück, welche ihren Gefährten zu rächen sich anschickten.

Fouquet befahl, daß man ihm das Gitter öffne; aber man entgegnete ihm, es sei dies verboten.

Er befahl, den Gouverneur zu benachrichtigen; doch dieser war schon durch all den Lärm am Tore benachrichtigt; er lief an der Spitze eines Piquets von zwanzig Mann und gefolgt von seinem Major in der Überzeugung herbei, es finde ein Angriff gegen die

Bastille statt.

Baisemeaux erkannte auch Fouquet.

»Ah! Monseigneur!« stammelte er, »ich bitte tausendmal um Entschuldigung!«

»Mein Herr,« erwiderte der Oberintendant rot vor Hitze und ganz schwitzend, »ich mache Euch mein Kompliment. Der Dienst wird vortrefflich bei Euch versehen.«

Baisemeaux erleichte, denn er glaubte, diese Worte seien nur Ironie, das Vorzeichen eines wütenden Zorns. Doch Fouquet hatte wieder Atem geholt, er rief mit einer Gebärde die Schildwache und den Unteroffizier herbei, die sich die Schultern rieben, und sagte:

»Zwanzig Pistolen für die Schildwache, fünfzig für den Unteroffizier. Ich mache Euch mein Kompliment, meine Herren, und werde mit dem König darüber sprechen. Nun wir Beide, Herr von Baisemeaux.«

Und nach einem Gemurmel allgemeiner Zufriedenheit, folgte er dem Gouverneur in das Gouvernement.

Baisemeaux zitterte schon vor Scham und Bangigkeit. Der Morgenbesuch schien ihm Folgen zu haben, vor denen ein Beamter wohl mit Recht erschrecken konnte.

Es war dies noch ganz anders, als Fouquet mit kurzem Tone und mit einem gebieterischen Blick zu ihm sagte:

»Mein Herr. Ihr habt Herrn d'Herblay diesen Morgen gesehen

»Ja, Monseigneur.«

»Wohl! Ihr schaudert nicht vor dem Verbrechen, dessen Ihr Euch mitschuldig gemacht habt?«

»Ah! gut!« dachte Baisemeaux. Und er fügte laut bei: »Welches Verbrechen meint Ihr, Monseigneur?«

»Bedenkt Ihr wohl, das ist ein Grund, Euch viertheilen zu lassen! Doch es ist jetzt nicht der Augenblick, sich zu erzürnen. Führt mich aus der Stelle zu dem Gefangenen.«

»Zu welchem Gefangenen?« fragte Baisemeaux bebend.

»Ihr spielt den Unwissenden? wohl! das ist das Beste, was Ihr tun könnt. In der Tat, wenn Ihr ein solche Mitschuld zugestündet, wäre es um Euch geschehen. Ich will mir also wohl den Anschein geben, als glaubte ich an Eure Unwissenheit.«

»Ich bitte Euch, Monseigneur . . . «

»Es ist gut. Führt mich zu dem Gefangenen.«

»Zu Marchiali?«

»Was ist das, Marchiali?«

»Es ist der Gefangene, den Herr d'Herblay diesen Morgen gebracht hat.«

»Man nennt ihn Marchiali?« fragte der Oberintendant, in seiner Überzeugung gestört durch die naive Sicherheit von Baisemeaux.

»Ja, Monseigneur, unter diesem Namen hat man ihn hier eingeschrieben.«

Fouquet blickte bis in die Tiefe des Herzens von Baisemeaux. Er las darin mit jener Gewohnheit der Menschen, welche diesen die Ausübung der Macht verleiht, eine völlige Aufrichtigkeit. Wie konnte man überdies, wenn man eine Minute lang diese Physiognomie betrachtete, glauben, Aramis habe einen solchen Mann zum Vertrauten genommen?

»Das ist der Gefangene, den Herr d'Herblay vorgestern weggeführt hatte?« sagte er dann zum Gouverneur.«

»Ja, Monseigneur.«

»Und den er diesen Morgen zurückgebracht hat?« fügte lebhaft Fouquet bei, der alsbald den Mechanismus des Planes von Aramis begriff.

»So ist es; ja, Monseigneur.«

»Und er heißt Marchiali?«

»Marchiali. Kommt Monseigneur hierher, um ihn von mir wegzuführen, desto besser, denn ich war im Begriff, in Beziehung auf ihn schriftliche Meldung zu machen.«

»Was tut er denn?«

»Seit diesem Morgen bin ich außerordentlich ungehalten über ihn; er hat Wutanfälle, daß man glauben sollte, die Bastille müßte durch sein Treiben einfallen.«

»Ich will Euch in der Tat von ihm befreien,« sagte Fouquet.

»Ah! desto besser.«

»Führt mich in sein Gefängnis.«

»Monseigneur wird mir wohl den Befehl geben.«

»Welchen Befehl?«

»Einen Befehl des Königs.«

»Wartet, ich unterzeichne Euch einen.«

»Das würde nicht genügen; ich muß einen Befehl vom König haben.«

Fouquet nahm seine gereizte Miene an und sprach:

»Ihr, der Ihr so gewissenhaft seid, die Gefangenen weggehen zu lassen, zeigt mir doch den Befehl, mit dem man diesen befreit hatte.«

Baisemeaux zeigte den Befehl, Seldon freizulassen.

»Nun!« sagte Fouquet, »Seldon ist nicht Marchiali!«

»Aber Marchiali ist nicht freigelassen, Monseigneur, er ist hier.«

»Ihr sagt doch, Herr d'Herblay habe ihn weggeführt und wieder zurückgebracht.«

»Ich habe das nicht gesagt.«

»Ihr habt das so gut gesagt, daß ich es noch zu hören glaube.«

»Ich versprach mich nur.«

»Herr von Baisemeaux, nehmt Euch in Acht.«

»Ich habe nichts zu befürchten, Monseigneur; meine Handlungsweise entspricht der Vorschrift.«

»Wagt Ihr es, das zu sagen!«

»Ich würde das vor einem Apostel sagen. Herr d'Herblay hat mir einen Befehl, Seldon freizulassen, überbracht, Seldon ist befreit.«

»Ich sage Euch, daß Marchiali aus der Bastille gekommen ist.«

»Ihr müßt mir das beweisen, Monseigneur«

»Laßt mich ihn sehen.«

»Monseigneur, wer in diesem Königreich regiert, weiß nur zu gut, daß Niemand zu den Gefangenen ohne einen ausdrücklichen Befehl des Königs eingelassen wird.«

»Herr d'Herblay ist wohl hinein gekommen.«

»Das müßte man beweisen, Monseigneur.«

»Herr von Baisemeaux, ich wiederhole, gebt wohl Acht aus Eure Worte.«

»Die Akten sind da.«

»Herr d'Herblay ist gestürzt.«

»Gestürzt, Herr d'Herblay? Unmöglich!«

»Ihr seht, daß er einen Einfluß aus Euch geübt hat.«

»Was Einfluß auf mich übt, ist der Dienst des Königs: ich tue meine Pflicht; gebt mir einen Befehl von ihm, und Ihr werdet eintreten.«

»Herr Gouverneur, ich verpfände Euch mein Wort, daß ich Euch, wenn Ihr mich zu dem Gefangenen einlaßt, sogleich einen Befehl vom König gebe.«

»Gebt ihn mir aus der Stelle, Monseigneur.«

»Und daß ich, wenn Ihr mich zurückweist, Euch stehenden Fußes mit allen Euren Offizieren verhaften lasse.«

»Ehe Ihr diese Gewalttat begeht, werdet Ihr wohl bedenken, Monseigneur,« sagte Baisemeaux erbleichend, »daß wir nur einem Befehle des Königs gehorchen, und daß es für Euch ebenso bald getan sein wird, einen zu bekommen, um Marchiali zu sehen, als einen zu erlangen, um mir, dem Unschuldigen, so viel Böses zuzufügen.«

»Das ist wahr,« rief Fouquet wütend, »das ist wahr. Nun wohl! Herr von Baisemeaux,« fügte er mit schallender Stimme bei, indem er den Unglücklichen zu sich heranzog, »wisst Ihr, warum ich so eifrig mit dem Gefangenen zu sprechen verlange?«

»Nein, Monseigneur; wollt die Gnade haben, zu bemerken, welche Angst Ihr mir einjagt: ich zittere darob und bin nahe daran, in Ohnmacht zu fallen.«

»Ihr werdet sogleich noch viel besser in Ohnmacht fallen, Herr Baisemeaux, wenn ich mit zehntausend Mann und dreißig Kanonen hierher zurückkomme.«

»Mein Gott! Monseigneur wird verrückt.«

»Wenn ich gegen Euch und Eure verfluchten Türme alles Volk von Paris aufwiegle, wenn ich Eure Tore sprengte und Euch an den Zinnen des Eckturmes aufhängen lasse.«

»Monseigneur, Monseigneur, ich flehe Euch an«

»Ich gebe Euch zehn Minuten, um Euren Entschluß zu fassen,« fügte Fouquet mit ruhigem Tone bei; »ich setze mich hier in diesen Lehnstuhl und warte auf Euch. Beharrt Ihr in zehn Minuten auf Eurer Weigerung, wohl! so gehe ich weg, und haltet mich für verrückt, so lange es Euch beliebt, doch Ihr werdet sehen.«

Baisemeaux stampfte mit dem Fuß wie ein Mensch, der in Verzweiflung ist, aber er antwortete nicht.

Als Fouquet dies sah, nahm er eine Feder, tauchte sie in die Tinte und schrieb:

»Befehl an den Herrn Stadtvogt, die Bürgergarde zusammenzuberufen und für den Dienst des Königs gegen die Bastille zu marschieren.«

Baisemeaux zuckte die Achseln. Fouquet schrieb:

»Befehl an den Herrn Herzog von Bouillon und an den Herrn Prinzen von Condé, das Kommando über die Schweizer und die Garden zu übernehmen und für den Dienst Seiner Majestät gegen die Bastille zu marschieren.«

Baisemeaux überlegte. Fouquet schrieb:

»Befehl an jeden Soldaten, Bürger oder Edelmann, zu ergreifen und in Haft zu bringen, überall, wo sie sich finden werden, den Chevalier d'Herblay, Bischof von Vannes, und seine Mitschuldigen, welche sind 1) Herr von Baisemeaux, Gouverneur der Bastille, verdächtig der Verbrechen des Verrats, des Aufruhrs und der Majestätsbeleidigung . . . «

»Haltet ein, Monseigneur!« rief Baisemeaux; »ich begreife durchaus nichts von dem Allem; doch so viele Übel, und würden sie von der Tollheit selbst entfesselt, können innerhalb zwei Stunden geschehen, daß der König, der mich richten soll, sehen wird, ob ich Unrecht gehabt habe, das Gebot vor solchen dräuenden Katastrophen übertreten zu lassen. Gehen wir in den Turm, Monseigneur. Ihr sollt Marchiali sehen.«

Fouquet stürzte aus dem Zimmer, und Baisemeaux folgte ihm den kalten Schweiß abwischend, der ihm von der Stirne rieselte.

»Welch ein gräulicher Morgen!« sagte er, »welch ein Unglück!«

»Geht geschwinde!« rief Fouquet.

Baisemeaux hieß durch ein Zeichen den Schließer vorangehen. Er hatte Angst vor seinem Gefährten. Dieser bemerkte es und sagte mit strengem Tone:

»Genug der Kindereien! Laßt diesen Menschen da, nehmt die Schlüssel selbst und zeigt mir den Weg. Niemand, versteht Ihr wohl? Niemand darf hören, was hier vorgehen wird.«

»Ah!« machte Baisemeaux unentschlossen.

»Abermals!« rief Fouquet. »Ah! sagt sogleich: Nein, und ich verlasse die Bastille, um selbst meine Depechen zu überbringen.«

»Baisemeaux neigte das Haupt, nahm die Schlüssel und stieg allein mit dem Minister die Treppe des Turmes hinauf.

Während sie so die Stufen der Schnecke immer weiter hinausstiegen, wurden aus einem gewissen gedämpften Gemurmel deutliche Schreie und gräßliche Verwünschungen.

»Was ist das?« fragte Fouquet.

»Das ist Euer Marchiali,« erwiderte der Gouverneur; »so brüllen die Narren!«

Er begleitete diese Antwort mit einem mehr von verletzenden Anspielungen, als von Artigkeit gegen Fouquet erfüllten Blick.

Dieser bebte. Er hatte in einem Schrei, der furchtbarer, als die andern, die Stimme des Königs erkannt.

Er blieb aus dem Ruheplatz stehen und nahm den Schlüsselbund aus den Händen von Baisemeaux. Dieser glaubte, der neue Narr wolle ihm den Schädel mit einem von den Schlüsseln zerschmettern.

»Oh!« rief er, »Herr d'Herblay hatte mir nichts hiervon gesagt!«

»Gebt doch die Schlüssel!« sprach Fouquet, indem er ihm dieselben entriß.

»Wo ist der, zu der Türe, die ich öffnen will?«

»Dieser ist es.«

Ein schrecklicher Schrei, worauf ein furchtbarer Schlag an die Tür erscholl, machte Echo aus der Treppe.

»Zieht Euch zurück!« sprach Fouquet mit drohender Stimme zu Baisemeaux.

»Das ist mir ganz lieb,« murmelte dieser. »Da werden zwei Wütende einander gegenüberstehen. Der Eine wird den Andern fressen, davon bin ich fest überzeugt.«

»Geht,« wiederholte Fouquet. »Setzt Ihr den Fuß aus diese Treppe, ehe ich Euch rufe, so erinnert Euch, daß Ihr den Platz des Elendsten der Gefangenen der Bastille einnehmen werdet.«

»Das ist mein Tod, soviel ist gewiß,« brummelte Baisemeaux, während er sich mit wankenden Schritten entfernte. Fouquet versicherte sich, daß Baisemeaux unten an die Stufen kam. Dann

steckte er den Schlüssel in das erste Schloß.

Da hörte er klar die erstickte Stimme des Königs, welcher wütend schrie:

»Zu Hilfe! ich bin der König! zu Hilfe!«

Der Schlüssel zur zweiten Türe war nicht derselbe wie der zur ersten. Fouquet war genötigt, in dem Bund zu suchen.

Indessen schrie der König trunken, verrückt, wahnsinnig aus vollem Halse:

»Herr Fouquet hat mich hierher führen lassen! Zu Hilfe gegen Herrn Fouquet! ich bin der König! zu Hilfe für den König gegen Herrn Fouquet!«

Diese Schreie zerrißen dem Minister das Herz. Es folgten daraus furchtbare Schläge an die Türe mit dem zerbrochenen Stuhl, dessen sich der König als eines Sturmbocks bediente. Es gelang Fouquet, den Schlüssel zu finden. Die Kräfte des Königs waren erschöpft: er artikulierte nicht mehr, er brüllte.

»Fouquet den Tod!« heulte er; »Tod dem ruchlosen Fouquet!«
Die Türe öffnete sich.

XXIII.

Die Dankbarkeit den Königs.

Die zwei Männer, welche einander entgegenstürzten, blieben plötzlich stehen, als sie sich erblickten, und stießen jeder einen Schrei des Schreckens aus.

»Kommt Ihr, um mich zu ermorden?« sagte der König, Fouquet erkennend.

»Der König in diesem Zustand!« murmelte der Minister.

Nichts konnte in der Tat schrecklicher sein, als das Aussehen des jungen Fürsten in dem Augenblick, wo ihn Fouquet überraschte. Seine Kleider waren in Fetzen; offen und zerrissen, trank sein Hemd zugleich den Schweiß und das Blut, die seiner Brust und seinen verwundeten Armen entflossen.

Verstört, bleich, schäumend, die Haare emporgesträubt, bot Ludwig XIV. das wahrhafte Bild der Verzweiflung, des Hungers und der Angst, in einer einzigen Bildsäule vereinigt. Fouquet war so gerührt, so ergriffen, daß er mit offenen Armen und Tränen in den Augen aus den König zulief.

Ludwig hob gegen Fouquet den hölzernen Stumpf auf, von dem er einen so wütenden Gebrauch gemacht hatte.

»Nun!« sagte Fouquet mit zitternder Stimme, »erkennt Ihr nicht den treuesten Eurer Freunde?«

»Ein Freund, Ihr!« wiederholte Ludwig mit einem Knirschen der Zähne, worin der Haß und der Durst. nach einer schnellen Rache erklangen.

»Ein ehrfurchtsvoller Diener,« sprach Fouquet aus die Knie stürzend.

Der König ließ seine Waffe fallen. Fouquet näherte sich ihm, küßte seine Knie und nahm ihn zärtlich in seine Arme.

»Mein König, mein Kind!« sagte er. »Wie mußtet Ihr leiden!«

Durch die Veränderung der Lage zu sich selbst zurückgerufen, wich Ludwig, der Unordnung in seinem Äußern, seiner Tollheit, des Schutzes, der ihm zu Teil wurde, sich schämend, ein paar Schritte zurück.

Fouquet begriff diese Bewegung nicht. Er fühlte nicht, der Stolz des Königs würde ihm nie verzeihen, daß er der Zeuge einer so großen Schwäche gewesen.

»Kommt, Sire, Ihr seid frei,« sagte er.

»Frei?« wiederholte der König. »Ah! Ihr macht mich frei, nachdem Ihr die Hand an mich zu legen gewagt habt!«

»Ihr glaubt das nicht!« rief Fouquet entrüstet. »Ihr glaubt nicht, daß ich bei dieser Sache schuldig bin?«

Und rasch, hitzig sogar, erzählte er ihm die Intrige, deren einzelne Umstände man kennt.

So lange die Erzählung dauerte, erduldet Ludwig die furchtbarsten Bangigkeiten, und als die Erzählung beendet, war er noch viel mehr ergriffen von der Größe der Gefahr, der er preisgegeben gewesen, als von der Wichtigkeit des Geheimnisses in Beziehung aus seinen Zwillingsbruder.

»Mein Herr,« sagte er plötzlich zu Fouquet, »diese doppelte Geburt ist eine Lüge; es ist nicht möglich, daß Ihr Euch habt dadurch betören lassen.«

»Sire.«

»Es ist nicht möglich, daß man die Ehre, die Tugend meiner Mutter beargwohnt. Und mein erster Minister hat den Verbrechern nicht schon Gerechtigkeit widerfahren lassen?«

»Überlegt wohl, Sire, ehe Ihr Euch erhitzt,« erwiderte Fouquet, »Die Geburt Eures Bruders . . . «

»Ich habe nur einen Bruder: das ist Monsieur. Ihr kennt ihn wie ich. Es ist ein Komplott, sage ich Euch, mit dem Gouverneur der Bastille anzufangen.«

»Habt wohl Acht, Sire: dieser Mann ist, wie alle Welt, durch die Ähnlichkeit des Prinzen getäuscht worden.«

»Die Ähnlichkeit! Geht doch!«

»Marchiali muß Eurer Majestät sehr ähnlich sein, daß Aller Augen sich dadurch täuschen lassen,« entgegnete Fouquet.

»Tollheit!«

»Sagt das nicht, Sire; die Leute, die sich bereit halten, dem Blicke Eurer Minister, Eurer Mutter, Eurer Offiziere, Eurer Familie zu trotzen, diese Leute müssen der Ähnlichkeit sehr sicher sein.«

»In der Tat,« murmelte der König; »diese Leute, wo sind sie?«

»In Vaux.«

»In Vaux! Ihr duldet, daß sie dort bleiben?«

»Das Dringendste, wie mir scheint, war, Eure Majestät zu befreien. Ich habe diese Pflicht erfüllt. Thun wir nun, was der König befehlen wird. Ich warte.«

Ludwig dachte einen Augenblick nach.

»Versammeln wir die Truppen in Paris,« sagte er sodann.

»Alle Befehle sind zu diesem Behufe gegeben,« erwiderte Fouquet.

»Ihr habt Befehle gegeben!« rief der König.

»Zu diesem Behufe, ja, Sire. Eure Majestät wird in einer Stunde an der Spitze von zehntausend Mann stehen.«

Statt jeder Antwort, ergriff der König die Hand von Fouquet mit einer solchen Wärme, daß man leicht sehen konnte, welches Mißtrauen er bis zu diesem Worte gegen seinen Minister, trotz seiner Dazwischenkunft, gehegt hatte.

»Und mit diesen Truppen fuhr der König fort, »werden wir in Eurem Hause die Rebellen belagern, die sich schon dort festgestellt und verschanzt haben müssen.«

»Das würde mich wundern.«

»Warum?«

»Weil, nachdem ihr Haupt, die Seele der Unternehmung, durch mich entlarvt worden ist, mir der ganze Plan gescheitert zu sein scheint.«

»Ihr habt den falschen Prinzen entlarvt?«

»Nein, ich Habe ihn nicht gesehen.«

»Wen denn?«

»Das Haupt der Unternehmung ist nicht dieser Unglückliche. Dieser ist nur ein Werkzeug, für sein ganzes Leben zum Unglück bestimmt, wie ich wohl sehe.«

»Entschieden!«

»Es ist der Herr Abbé d'Herblay, der Bischof von Vannes.«

»Euer Freund!«

»Er war mein Freund,« erwiderte Fouquet edelmütig.

»Das ist ein Unglück für Euch,« rief der König mit minder

edelmütigem Tone.

»Solche Freundschaften hatten nichts Entehrendes, so lange ich das Verbrechen nicht kannte.«

»Ihr mußtet es vorhersehen.«

»Bin ich strafbar, so übergebe ich mich den Händen Eurer Majestät.«

»Oh! Herr Fouquet, das ist es nicht, was ich sagen will,« erwiderte der König, ärgerlich, daß er so die Bitterkeit seines Gedankens gezeigt hatte. »Nun! ich erkläre Euch, trotz der Larve, mit der dieser Elende sein Gesicht bedeckt hatte, regte sich in uns ein unbestimmter Verdacht, er könnte sein. Doch bei diesem Haupte der Unternehmung war ein handfester Mann. Derjenige, welcher mich mit seiner herculischen Kraft bedrohte, wer ist es?«

»Das mukösem Freund der Baron du Vallon, der ehemalige Musketier sein.«

»Der Freund von d'Artagnan? der Freund des Grafen de la Fère? Ah!« rief der König bei dem letzten Namen, »übersehen wir diesen Zusammenhang zwischen den Verschwörern und Herrn von Bragelonne nicht.«

»Sire, Sire, geht nicht zu weit. Herr de la Fère ist der redlichste Mann Frankreichs. Begnügt Euch mit dem, was ich Euch überliefere.

»Mit dem, was Ihr mir überliefert? Die Schuldigen, nicht wahr?«

»Wie meint Eure Majestät das?«

»Ich meine, daß wir mit Streitkräften nach Vaux kommen, daß wir uns dieses Schlangennestes bemächtigen werden, und daß nichts entkommen wird; nicht wahr, nichts?«

»Eure Majestät wird diese Menschen töten lassen?« rief Fouquet.

»Bis aus den letzten.«

»Oh! Sire.«

»Verstehen wir uns wohl,« sprach der König hochmütig. »Ich lebe nicht mehr in einer Zeit, wo der Mord die einzige, die letzte Raison der Könige ist. Nein, Gott sei Dank! Ich habe Parlamente, die in meinem Namen richten, und ich habe Schafotte, worauf man meinen höchsten Willen vollstreckt.«

Fouquet erbleichte.

»Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Majestät zu bemerken,« sagte er, »daß jeder Prozeß über solche Materien ein tödliches Ärgernis für die Würde des Thrones ist. Der erhabene Name von Anna von Österreich darf nicht über die zu einem Lächeln halb geöffneten Lippen des Volkes gehen.«

»Es muß Gerechtigkeit geschehen, mein Herr.«

»Gut, Sire, aber das königliche Blut kann nicht auf dem Schafott fließen.«

»Das königliche Blut! Ihr glaubt das!« rief der König voll Wut mit dem Fuß aus den Boden stampfend. »Diese doppelte Geburt ist eine Erfindung, Hier, hauptsächlich in dieser Erfindung sehe ich das Verbrechen von Herrn d'Herblay. Dieses Verbrechen will ich mehr bestrafen, als ihre Gewalttat, ihre Beleidigung.«

»Und mit dem Tode bestrafen?«

»Mit dem Tode, ja, mein Herr.«

»Sire,« sprach mit Festigkeit der Oberintendant, dessen lange Zeit gebeugte Stirne sich stolz erhob, »Eure Majestät wird, wenn sie es will, Philipp von Frankreich, ihrem Bruder, den Kopf abschlagen lassen; das ist ihre Sache, und sie wird sich darüber mit Anna von Österreich, ihrer Mutter, beraten. Was Eure Majestät befiehlt, wird befohlen sein. Ich will mich also nicht mehr darein mischen, nicht einmal für die Ehre Eurer Krone; aber ich habe mir eine Gnade von Euch zu erbitten, und ich erbitte sie mir.«

»Sprecht,« sagte der König sehr beunruhigt durch die letzten Worte des Ministers. »Was verlangt Ihr?«

»Die Begnadigung von Herrn d'Herblay und die von Herrn du Vallon.«

»Meine Mörder!«

»Zwei Rebellen, Sire, nicht mehr.«

»Oh! ich begreife, daß Ihr Begnadigung für Eure Freunde verlangt.«

»Meine Freunde!« rief Fouquet tief verletzt.

»Eure Freunde, ja; doch die Sicherheit meines Staates heischt eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen.«

»Ich bemerke Eurer Majestät nicht, daß ich sie so eben in Freiheit gesetzt, ihr das Leben gerettet habe.«

»Mein Herr!«

»Ich bemerke ihr nicht, daß Herr d'Herblay, wenn er hätte seine Mörderrolle spielen wollen. Eure Majestät ganz einfach diesen Morgen im Walde von Stuart ermorden konnte, und Alles war vorbei.«

Der König bebte.

»Ein Pistolenschuß vor den Kopf,« fuhr Fouquet fort, »und das unkenntlich gewordene Gesicht von Ludwig XIV. war auf immer die Freisprechung von Herrn d'Herblay.«

Der König erlebte beim Anblick der Gefahr, der er entgangen.«

»Herr d'Herblay,« sprach Fouquet, »wäre er ein Mörder gewesen, brauchte mir seinen Plan nicht zu erzählen. Des wahren Königs entledigt, machte er es unmöglich, den falschen zu erraten. Hätte Anna von Österreich den Usurpator erkannt, so war es doch immer ein Sohn für sie. Der Usurpator war für das Gewissen von Herrn d'Herblay immer ein Sohn vom Blute Ludwigs XIII. Mehr noch, der Verschwörer hatte die Sicherheit, das Geheimnis, die Straflosigkeit. Ein Pistolenschuß gab ihm dies Alles. Gnade für ihn im Namen Eurer Rettung, Sire!«

Statt von diesem so wahren Gemälde des Edelmutts von Aramis gerührt zu sein, fühlte sich der König grausam gedemütigt. Sein unbezähmbarer Stolz konnte sich nicht an dem Gedanken gewöhnen, ein Mensch habe an dem Ende seines Fingers den Faden, eines königlichen Lebens hängen gehabt. Jedes von den Worten, welche Fouquet für wirksam hielt, um die Begnadigung seiner Freunde zu erlangen, brachte einen neuen Tropfen Gift in das schon geschworene Herz von Ludwig XIV. Nichts vermochte ihn daher zu beugen, und ungestüm sich an Fouquet wendend, sprach er:

»Mein Herr, ich weiß wahrhaftig nicht, warum Ihr die Begnadigung dieser Leute verlangt! Wozu soll es nützen, das zu verlangen, was man ohne Gesuch haben kann?«

»Ich verstehe Euch nicht, Sire.«

»Das ist doch leicht. Wo bin ich hier?«

»In der Bastille, Sire.«

»In einem Kerker. Nicht wahr, ich gelte für einen Narren?«

»Das ist wahr.«

»Und Niemand kennt hier einen Andern, als Marchiali?«

»Sicherlich.«

»Wohl denn! ändert nichts an der Lage der Dinge. Laßt den Narren in einem Kerker der Bastille verfaulen, und die Herren d'Herblay und du Vallon bedürfen meiner Begnadigung nicht. Ihr neuer König wird sie freisprechen.«

»Eure Majestät beleidigt mich, und sie hat Unrecht,« erwiderte Fouquet trocken. »Ich bin nicht genug Kind, Herr d'Herblay ist nicht albern genug, um nicht alle diese Betrachtungen angestellt zu haben, und wenn ich hätte einen neuen König machen wollen, wie Ihr sagt, so hatte ich kein Bedürfnis, die Türen der Bastille zu sprengen, um Euch daraus zu befreien. Das entbehrt des Sinnes. Der Geist Eurer Majestät ist durch den Zorn gestört; sonst würde sie nicht ohne Grund denjenigen von ihren Dienern beleidigen, der ihr den wichtigsten Dienst geleistet hat.«

Ludwig bemerkte, daß er zu weit gegangen, daß die Tore der Bastille noch vor ihm geschlossen waren, während allmählig die Schleusen sich öffneten, hinter denen der edelmütige Fouquet seinen Zorn gedämmt hielt.

»Ich habe dies nicht gesagt, um Euch zu demütigen. Gott behüte mich, mein Herr,« erwiderte er. »Nur wendet Ihr, Euch an mich, um eine Begnadigung zu erhalten, und ich antworte Euch nach meinem Gewissen. Nach meinem Gewissen sind nun die Schuldigen, von denen wir sprechen, weder der Begnadigung, noch der Verzeihung würdig.«

Fouquet entgegnete nichts.

»Was ich da tue,« fügte der König bei, »ist hochherzig, wie das, was Ihr getan habt, denn ich bin in Eurer Gewalt. Ich sage sogar, es ist hochherziger in Betracht, daß Ihr mich Bedingungen gegenüberstellt, wovon meine Freiheit, mein Leben abhängen können, und als eine Weigerung diese beiden Güter opfern heißt.«

»Ich habe in der Tat Unrecht,« sagte Fouquet. »Ja, ich hatte das Ansehen, als wollte ich Euch eine Begnadigung abnötigen; ich bereue es und bitte Eure Majestät um Verzeihung.«

»Und es ist Euch verziehen, mein lieber Herr Fouquet,« sprach der König mit einem Lächeln, das vollends die Heiterkeit aus sein

Gesicht zurückbrachte, welches so viele Ereignisse seit dem vorhergehenden Tag verstört hatte.

»Ich habe meine Begnadigung,« sagte hartnäckig der Minister! »doch die Herren d'Herblay und du Vallon?«

»Werden die ihrige nie erhalten, so lange ich lebe,« erwiderte der unbeugsame König. »Tut mir den Gefallen, sprach nicht mehr davon.«

»Es soll Eurer Majestät gehorcht werden.«

»Und Ihr werdet keinen Groll gegen mich hegen?«

»Oh! nein, Sire, denn ich hatte den Fall vorhergesehen.«

»Ihr hattet vorhergesehen, ich würde die Begnadigung dieser Herren abschlagen?«

»Gewiß, und alle meine Maßregeln waren hiernach getroffen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« rief der König erstaunt.



»Herr d'Herblay überlieferte sich gleichsam meinen Händen. Herr d'Herblay ließ mir das Glück, meinen König und mein Vaterland zu retten. Ich konnte Herrn d'Herblay nicht zum Tode verurteilen. Ich konnte ihn eben so wenig dem sehr gerechten Zorn Eurer Majestät aussetzen. Das wäre dasselbe gewesen, als wenn ich ihn selbst getötet hätte.«

»Nun! was habt Ihr getan?«

»Sire, ich habe Herrn d'Herblay meine besten Pferde und vier Stunden voraus vor allen denjenigen gegeben, welche ihm Eure

Majestät wird nachschicken können.«

»Gut,« murmelte der König; »doch die Welt ist groß genug, daß meine Renner Euren Pferden die vier Stunden Vorsprung abgewinnen, die Ihr Herrn d'Herblay gegeben habt.«

»Indem ich ihm diese vier Stunden gab, wusste ich, daß ich ihm das Leben gab. Er wird das Leben haben.«

»Wie so?«

»Nachdem er, immer Euren Musketieren voran, gut gerannt ist, wird er in meinem Schlosse Belle-Isle ankommen, wo ich ihm Zuflucht gewährt habe.«

»Es mag sein; doch Ihr vergeßt, daß Ihr mir Belle-Isle geschenkt habt.«

»Nicht, um meine Freunde verhaften zu lassen.«

»Ihr nehmt es mir also wieder?«

»Zu diesem Behufe, ja, Sire.«

»Meine Musketiere werden es nehmen, und Alles wird abgemacht sein.«

»Weder Eure Musketiere, noch Eure Armee,« entgegnete Fouquet mit kaltem Tone.

»Belle-Isle ist uneinnehmbar!«

Der König wurde leichenbleich. Ein Blitz zuckte aus seinen Augen. Fouquet fühlte sich verloren; aber er gehörte nicht zu denjenigen, welche von der Stimme der Ehre zurückweichen. Er hielt den giftigen Blick des Königs aus. Dieser verschlang seine Wut und sagte nach einem Stillschweigen:

»Gehen wir nach Vaux?«

»Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät,« erwiderte Fouquet sich tief verbeugend; »doch ich glaube. Eure Majestät kann nicht umhin, die Kleider zu wechseln, ehe sie vor ihrem Hofe erscheint.«

»Wir fahren durch den Louvre. Gehen wir,« sprach der König.

Und sie gingen vor dem erschrockenen Baisemeaux hinaus, der abermals Marchiali sich entfernen sah und sich die wenigen Haare, die ihm noch blieben, ausriß.

Allerdings gab ihm Fouquet eine Lossprechung des Gefangenen und der König schrieb darunter: *Gesehen und*

gebilligt, Ludwig; eine Tollheit, welche Baisemeaux, unfähig, zwei Gedanken zusammenzufassen, mit einem heldenmütigen Faustschlag aufnahm, den er sich an die Kinnbacken versetzte.

XXIV.

Der falsche König.

Das usurpierte Königtum setzte indessen in Vaux mutig seine Rolle fort.

Philipp gab Befehl, zu seinem kleinen Lever die großen Entrées einzuführen, welche schon vor dem König zu erscheinen bereit waren. Er entschloß sich, diesen Befehl zu geben, trotz der Abwesenheit von Herrn d'Herblay, der nicht zurückkam, und unsere Leser wissen, aus welchem Grunde. Aber der Prinz, der nicht glaubte, diese Abwesenheit könnte sich verlängern, wollte, wie alle schüchternen Geister, seinen Wert und sein Glück, fern von allem Schutze, von allem Rate, versuchen.

Ein anderer Grund trieb ihn hierzu an. Anna von Österreich sollte erscheinen; die so strafbare Mutter sollte sich in Gegenwart ihres geopfertem Sohnes befinden. Philipp wollte, wenn er eine Schwäche hatte, den Mann nicht zum Zeugen davon machen, gegen den er fortan so viel Stärke zu entwickeln gehalten« war.

Philipp öffnete beide Flügel der Türe, und mehrere Personen traten stillschweigend ein. Philipp rührte sich nicht, während ihn seine Kammerdiener ankleideten. Er hatte am Tage vorher die Gewohnheiten seines Bruders gesehen. Er spielte den König auf eine Weise, um keinen Verdacht zu erregen.

Er empfing also ganz angekleidet, in einem Jagdgewand, die Besuche. Sein Gedächtnis und die Noten von Aramis verkündigten ihm vor Allem Anna von Österreich, der Monseigneur die Hand gab, dann Madame mit Herrn von Saint-Aignan.

Er lächelte, als er diese Gesichter sah, und schauerte, als er seine Mutter erkannte.

Dieses edle und eindrucksvolle, vom Schmerz verheerte Gesicht verteidigte in seinem Herzen die Sache der berüchtigten Königin, die ein Kind der Staatsraison geopfert hatte. Er fand, seine Mutter sei schön. Er wusste, daß Ludwig XIV. sie liebte, er gelobte sich, sie auch zu lieben, und für ihr Alter keine grausame

Strafe zu sein.

Er schaute seinen Bruder mit einer leicht begreiflichen Rührung an. Dieser hatte nichts usurpiert, nichts in seinem Leben verdorben. War der Zweig beseitigt, so ließ er den Stamm emporwachsen, ohne sich um die Erhabenheit und die Majestät seines Lebens zu bekümmern. Philipp gelobte sich, ein guter Bruder gegen diesen Prinzen zu sein, dem das Gold genügte, das die Vergnügungen gewährt.

Er begrüßte mit einer liebevollen Miene Saint-Aignan, der sich im Lächeln und in Bücklingen erschöpfte, und reichte die Hand zitternd Henriette, seiner Schwägerin, deren Schönheit ihm auffiel. Aber er sah in den Augen dieser Prinzessin einen Rest von Kälte, was ihm für die Leichtigkeit ihrer zukünftigen gegenseitigen Beziehungen gefiel.

»Wie viel leichter wird es mir werden,« dachte er, »der Bruder dieser Frau, als ihr Liebhaber zu sein, wenn sie mir eine Kälte bezeigt, die mein Bruder nicht gegen sie haben konnte, und die mir als eine Pflicht auferlegt ist.«

Der einzige Besuch, den er in diesem Augenblick fürchtete, war der der Königin; ihr Herz, ihr Geist waren durch eine so heftige Prüfung erschüttert worden, daß sie vielleicht, trotz ihres soliden Schlags, einen neuen Stoß nicht aushalten würden.

Zum Glück kam die Königin nicht.

Da begann von Seiten von Anna von Österreich eine politische Abhandlung über den Empfang, den Herr Fouquet dem Hause Frankreich bereitet hatte. Sie vermischte ihre Feindseligkeit mit Komplimenten an den König adressiert, mit Fragen nach seiner Gesundheit, mit kleinen mütterlichen Schmeicheleien und diplomatischen Ränken.

»Nun! mein Sohn,« sagte sie, »seid Ihr anderer Ansicht über Herrn Fouquet geworden?«

»Saint-Aignan, wollt Euch nach der Königin erkundigen,« sagte Philipp.

Bei diesen Worten, den ersten, welche Philipp laut sprach, wurde der leichte Unterschied, welcher zwischen seiner Stimme und der von Ludwig XIV. stattfand, für die mütterlichen Ohren fühlbar, und Anna von Österreich schaute ihren Sohn scharf an.

Saint-Aignan ging hinaus. Philipp fuhr fort:

»Madame, Ihr wisst, ich liebe es nicht, daß man schlecht von Herrn Fouquet spricht, und Ihr habt mir selbst Gutes von ihm gesagt.«

»Das ist wahr; ich frage Euch auch nur nachdem Zustand Eurer Gefühle gegen ihn.«

»Sire, ich habe Herrn Fouquet immer geliebt,« sprach Henriette. »Es ist ein Mann von gutem Geschmack, ein wackerer Mann.«

»Ein Oberintendant, der nie knausert,« fügte Monsieur bei, »und der alle Anweisungen, die ich auf ihn habe, in Gold bezahlt.«

»Es rechnet hier Jeder zu sehr für sich,« entgegnete die alte Königin. »Niemand rechnet für den Staat. Herr Fouquet, das ist eine Tatsache, richtet den Staat zu Grunde.«

»Ah! Madame,« sagte Philipp mit leiserem Tone, »werft Ihr Euch auch zum Schilde von Herrn Colbert auf?«

»Wie so?« fragte erstaunt die alte Königin.

»Ich höre Euch in der Tat hier sprechen,« erwiderte Philipp, »wie Eure alte Freundin Frau von Chevreuse sprechen würde.«

Bei diesem Namen erbleichte Anna von Österreich und biß sich aus die Lippen.

»Was sagt Ihr mir da von Frau von Chevreuse!« rief sie, »und welche Laune habt Ihr heute gegen, mich?«

Philipp fuhr fort:

»Hat Frau von Chevreuse nicht immer ein Bündnis gegen Jemand zu schließen? Hat Euch Frau von Chevreuse nicht einen Besuch gemacht, meine Mutter?«

»Mein Herr,« erwiderte die alte Königin, »Ihr sprecht hier mit mir aus eine Art, daß ich den König, Euren Vater, zu hören glaube.«

»Mein Vater liebte Frau von Chevreuse nicht, und er hatte Recht. Ich, ich liebe sie ebenfalls nicht, und wenn es ihr einfällt, hierher zu kommen, wie sie einst kam, unter dem Vorwand, Geld zu betteln, in der Tat aber, um Haß und Zwietracht auszustreuen, nun! . . . «

»Nun?« versetzte stolz Anna von Österreich, selbst den Sturm hervorrufend.

»Nun!« erwiderte mit Entschlossenheit der junge Mann, »so werde ich Frau von Chevreuse aus dem Königreich jagen, und mit ihr alle die Künstler in Geheimnissen und Mysterien.«

Er hatte die Schußweite dieses furchtbaren Wortes nicht berechnet oder er hatte vielleicht die Wirkung davon beurteilen wollen, wie diejenigen, welche an einem chronischen Schmerz leiden und die Eintönigkeit dieses Leidens brechen wollen, aus die Wunde drücken, um sich zur Abwechslung einen scharfen Schmerz zu verschaffen.

Anna von Österreich war einer Ohnmacht nahe; ihre offenen, aber blicklosen Augen hörten einen Moment aus zu sehen; sie streckte ihre Arme gegen ihren andern Sohn aus, der sie sogleich ohne Zögern und ohne Furcht, den König zu ärgern, umfing

»Sire,« murmelte sie, »Ihr behandelt Eure Mutter grausam.«

»In welcher Hinsicht, Madame? Ich spreche nur von Frau von Chevreuse! zieht meine Mutter etwa Frau von Chevreuse der Sicherheit meines Staates und der Sicherheit meiner Person vor? Ich sage Euch, Frau von Chevreuse ist nach Frankreich gekommen, um Geld zu entlehnen, sie hat keines gefunden, sie hat sich an Herrn Fouquet gewendet, um ein gewisses Geheimnis an ihn zu verkaufen.«

»Ein gewisses Geheimnis!« rief Anna von Österreich.

»Die vorgeblichen Diebstähle betreffend, welche der Herr Oberintendant begangen haben soll; was falsch ist,« fügte Philipp bei. »Herr Fouquet hat sie mit Entrüstung fortjagen lassen, denn er zog die Achtung des Königs jeder Genossenschaft mit Intrigantinnen vor. Dann hat Frau von Chevreuse das Geheimnis an Colbert verkauft, und da sie unersättlich ist, und es ihr nicht genügte, hunderttausend Taler diesem Schreiber ausgepreßt zu haben, so suchte sie höher, ob sie nicht tiefere Quellen finden könnte . . . Ist das wahr, Madame?«

»Ihr wisst Alles, Sire,« antwortete die Königin mehr unruhig, als gereizt.

»Ich habe nun,« fuhr Philipp fort, »ich habe wohl das Recht, auf diese Furie böse zu sein, welche an meinen Hof kommt, um die Schande der Einen und den Untergang der Andern anzuzetteln. Hat Gott geduldet, daß gewisse Verbrechen begangen wurden,

und er hat sie im Schatten seiner Milde verborgen, so gebe ich nicht zu, daß Frau von Chevreuse die Macht haben soll, den Absichten Gottes entgegenzutreten.«

- Dieser letzte Teil der Rede von Philipp hatte die Königin Mutter dergestalt erschüttert, daß ihr Sohn Mitleid mit ihr bekam. Er nahm ihre Hand und küßte sie zärtlich; sie fühlte nicht, daß in diesem Kuß, trotz des Grolls und der Empörung des Herzens, eine ganze Verzeihung von acht Jahren furchtbarer Leiden lag.

Philipp ließ einen Augenblick des Stillschweigens die Gemütsbewegungen verschlingen, die er hervorgebracht hatte. Dann sagte er mit einer Art von Heiterkeit:

»Wir werden heute nicht abreisen; ich habe einen Plan.«

Und er wandte sich nach der Türe, wo er Aramis zu sehen hoffte, dessen Abwesenheit ihm unangenehm zu sein anfing.

Die Königin Mutter wollte Abschied nehmen.

»Bleibt, meine Mutter,« sagte er, »ich will Euch Frieden mit Herrn Fouquet schließen lassen.«

»Ich bin Herrn Fouquet nicht böse, ich fürchtete nur seine Verschwendungen.«

»Wir werden Ordnung in die Sache bringen und vom Herrn Oberintendanten nur die guten Eigenschaften nehmen.«

»Was sucht denn Eure Majestät?« fragte Henriette, welche sah, daß der König abermals nach der Türe schaute, und ihm einen Pfeil nach dem Herzen abzudrücken wünschte, denn sie vermutete, er warte aus la Vallière oder aus einen Brief von ihr.

»Meine Schwester,« erwiderte der junge Mann, der sie erraten hatte, mit dem wunderbaren Scharfsinn, dessen Übung das Glück ihm fortan gestatten sollte, »meine Schwester, ich erwarte einen sehr ausgezeichneten Mann, einen äußerst geschickten Ruth, den ich Euch Allen vorstellen und Eurem freundlichen Wohlwollen empfehlen will. Ah! tretet doch ein, d'Artagnan.«

»Was will Seine Majestät?«

»Sagt doch, wo der Herr Bischof von Vannes, Euer Freund, ist?«

»Sire . . . «

»Ich erwarte ihn und sehe ihn nicht kommen. Man hole ihn mir.«
D'Artagnan blieb einen Augenblick ganz erstaunt; bald aber

bedachte er, Aramis habe Vaux insgeheim mit einer Sendung des Königs verlassen, und er schloß hieraus, der König wolle das Geheimnis bewahren.

»Sire,« erwiderte er, »will Eure Majestät durchaus, daß man ihr Herrn d'Herblay bringe?«

»Durchaus ist nicht das Wort,« entgegnete Philipp. »Ich habe kein solches Bedürfnis; doch wenn man mir ihn fände . . . «

»Ich habe erraten,« . . . sagte d'Artagnan zu sich selbst.

»Dieser Herr d'Herblay ist der Bischof von Bannes?« fragte Anna von Österreich.

»Ja, Madame.«

»Ein Freund von Herrn Fouquet?«

»Ja, Madame, ein ehemaliger Musketier.«

Anna von Österreich errötete.

»Einer von den vier Braven, welche einst so viele Wunder vollbrachten.«

Die alte Königin bereute, daß sie hatte angreifen wollen; sie brach das Gespräch ab, um den Rest in den Zähnen zu behalten.

»Was auch Eure Wahl sein mag,« sprach sie, »ich halte sie für vortrefflich.«

Alle verbeugten sich.

»Ihr werdet sehen,« fuhr Philipp fort: »die Tiefe von Herrn von Richelieu, ohne den Geiz von Mazarin.«

»Ein erster Minister?« fragte Monsieur erschrecken.

»Ich werde Euch das erzählen, mein Bruder; aber es ist seltsam, daß Herr d'Herblay nicht erscheint.«

Er rief.

»Man benachrichtige Herrn Fouquet,« sagte er, »ich habe mit ihm zu sprechen oh! in Eurer Gegenwart, entfernt Euch nicht.«

Herr von Saint-Aignan kam zurück und brachte befriedigende Kunde von der Königin; sie hütete das Bett nur aus Vorsicht, und um die Kraft zu haben, jeden Willen des Königs zu befolgen.

Während man Herrn Fouquet und Aramis überall suchte, setzte der neue König ruhig seine Prüfungen fort, und alle Leute, Familie, Offiziere, Bediente, erkannten den König an seiner

Miene, an seiner Stimme, an seinen Gewohnheiten.

Philipp, indem er aus alle Gesichter die ihm von seinem Genossen gelieferten treuen Noten und Zeichnungen anwandte, benahm sich seinerseits so, daß sich nicht der geringste Verdacht im Geiste derjenigen, welche ihn umgaben, erhob.

Nichts konnte fortan den Usurpator beunruhigen. Mit welcher seltsamer Leichtigkeit hatte nicht die Vorsehung das höchste Glück der Erde umgestürzt, um das demütigst an seine Stelle zu setzen!

Philipp bewunderte diese Güte Gottes gegen ihn und unterstützte sie mit allen Mitteln seiner wunderbaren Natur. Aber er fühlte zuweilen etwas wie einen Schatten aus die Strahlen seiner neuen Glorie gleiten. Aramis kam nicht.

Das Gespräch war erlahmt in der königlichen Familie. Innerlich in Anspruch genommen, vergaß Philipp, seinen Bruder und Madame Henriette zu entlassen. Diese wunderten sich und verloren allmählig die Geduld. Anna von Österreich neigte sich gegen ihren Sohn und sagte ein paar Worte in spanischer Sprache zu ihm.

Philipp war völlig unbekannt mit dieser Sprache: er erlebte vor diesem unerwarteten Hindernis. Doch als hätte ihn der Geist des unsterblichen Aramis mit seiner Unfehlbarkeit bedeckt, erhob sich Philipp, statt sich aus der Fassung bringen zu lassen.

»Nun, wie? antwortet,« sagte Anna von Österreich.

»Was für ein Geräusch ist das?« fragte Philipp, indem er sich nach der Türe der Geheimentreppe wandte. Und man hörte eine Stimme rufen:

»Hierher! hierher! noch ein paar Stufen, Sire!«

»Die Stimme von Herrn Fouquet,« sagte d'Artagnan, der bei der Königin-Mutter stand.

»Herr d'Herblay dürfte nicht fern sein,« fügte Philipp bei. Doch er sah nun, was er so nahe bei sich zu sehen entfernt nicht erwartete.

Aller Augen waren der Türe zugewendet, durch welche Herr Fouquet eintreten sollte; aber er war es nicht, der eintrat.

Ein furchtbarer Schrei drang aus allen Ecken des Gemaches hervor, ein schmerzlicher Schrei, ausgestoßen vom König und

den Anwesenden.

Es ist den Menschen nicht gegeben, selbst denen nicht, deren Geschick am meisten seltsame Elemente und wunderbare Vorkommnisse enthält, ein Schauspiel zu betrachten, wie das, welches das königliche Gemach in diesem Augenblick bot.

Die halb geschlossenen Läden ließen nur ein Ungewisses, durch große, mit einer dichten Seide gefütterte Sammetvorhänge gedämpftes Licht eindringen.

In diesem weichen Halbschatten hatten sich allmählig die Augen erweitert, und Jeder von den Anwesenden sah die Anderen mehr mit dem Vertrauen, als mit dem Blick. Man gelangt indessen unter solchen Umständen dazu, daß man sich keine von den Einzelheiten der Umgebung entgehen läßt, und der Gegenstand, der sich darbietet, erscheint leuchtend, als ob die Sonnenstrahlen darauf fielen.

Dies geschah Ludwig, als er sich, bleich und die Stirne gefaltet, unter dem Türvorhange der Geheimentreppe zeigte.

Fouquet ließ hinter ihm sein Gesicht mit dem Gepräge der Strenge und der Traurigkeit sehen.

Die Königin-Mutter, welche Ludwig XIV. erblickte und Philipp bei der Hand hielt, stieß einen Schrei aus, wie sie es, ein Gespenst erschauend, getan hätte

Monsieur hatte eine Art von Blendung und wandte den Kopf von demjenigen der zwei Könige, den er von Gesicht sah, zu demjenigen, an dessen Seite er stand.

Madame machte einen Schritt vorwärts, sie glaubte in einem Spiegel den Widerschein ihres Schwagers zu sehen.

Die Täuschung war wirklich möglich.

Die zwei Prinzen, Beide entsetzt, denn wir verzichten daraus, den furchtbaren Schrecken von Philipp zu schildern, Beide zitternd. Beide krampfhaft die Faust ballend, maßen sich mit dem Blicke und tauchten ihre Augen wie Dolche einander in die Seele. Stumm, keuchend, gebückt, schienen sie bereit, aus einen Feind loszustürzen.

Diese unerhörte Ähnlichkeit des Gesichtes, der Gebärde, des Wuchses, Alles bis aus die vom Zufall entschiedene Ähnlichkeit der Kleidung, denn Ludwig hatte im Louvre ein Kleid von

veilchenblauem Sammet genommen, diese vollkommene Analogie der zwei Prinzen zertrümmerte vollends das Herz von Anna von Österreich.

Dennoch erriet sie die Wahrheit noch nicht. Es gibt Unglücksfälle, die Niemand im Leben annehmen will. Man glaubt lieber an das Übernatürliche, an das Unmögliche.

Ludwig hatte nicht auf diese Hindernisse gerechnet. Er erwartete, allein eintretend erkannt zu werden. Eine lebende Sonne, duldet er nicht den Verdacht einer Gleichheit mit was es auch sein mochte. Er gab nicht zu, daß jede Fackel nicht in dem Augenblick zur Finsternis würde, wo er seinen königlichen Strahl glänzen ließe.

Bei dem Anblick von Philipp war er auch vielleicht mehr erschrocken, als jeder Andere um ihn her, und sein Stillschweigen, seine Unbeweglichkeit waren die Zeit der Sammlung und der Ruhe, welche heftigen Zornausbrüchen vorhergeht.

Aber Fouquet! wer vermöchte seine Erschütterung und sein Erstaunen in Gegenwart dieses lebendigen Ebenbildes seines Herrn zu schildern! Fouquet dachte, Aramis habe Recht, dieser neue König sei ein König, der eben so rein in seiner Race als der andere, und um jede Teilnahme an dem von dem Jesuitengeneral so geschickt ausgeführten Staatsstreich zurückgewiesen zu haben, müsse man enthusiastischer Thor und unwürdig sein, seine Hände je in ein politisches Werk zu tauchen.

Um, dann war es das Blut von Ludwig XIII., was Fouquet dem Blute von Ludwig XIII. opferte; einem selbstsüchtigen Ehrgeiz opferte er einen edlen Ehrgeiz; dem Rechte, zu erhalten, opferte er das Recht, zu haben.

Die ganze Ausdehnung seines Fehlers ward ihm durch den Anblick des Prätendenten allein enthüllt.

Alles was in dem Geiste von Fouquet vorging, war für die Anwesenden verloren. Er hatte fünf Minuten, um seine Betrachtungen über diesen Punkt des Gewissensfalls zu concentriren; fünf Minuten, das heißt fünf Jahrhunderte, während welcher die zwei Könige und ihre Familie kaum Zeit fanden, von einem so furchtbaren Schlag aufzuatmen.

An die Wand angelehnt, Fouquet gegenüber, die Faust vor seiner Stirne, fragte sich d'Artagnan nach der Ursache eines so seltsamen Wunders. Er hätte nicht aus der Stelle sagen können, warum er zweifelte, aber er wusste sicherlich, daß er Recht gehabt, zu zweifeln, und daß in diesem Zusammentreffen der zwei Ludwig XIV. die ganze Schwierigkeit lag, welche während der letzten Tage das Benehmen von Aramis dem Musketier so verdächtig gemacht hatte.

Indessen waren diese Ideen mit dichten Schleiern umhüllt. Die Schauspieler dieser Szene schienen in den Dünsten eines schwerfälligen Erwachens zu schwimmen.

Ungeduldiger und mehr an das Befehlen gewöhnt, lies Ludwig XIV. plötzlich an einen der Läden und öffnete ihn, die Vorhänge zerreißend. Eine Woge lebhaften Lichtes drang in das Zimmer und machte Philipp bis zum Alkoven zurückweichen.

Diese Bewegung ergriff Ludwig mit Eifer, und er rief, sich an die Königin wendend:

»Meine Mutter, erkennt Ihr Euren Sohn nicht, da Jeder hier seinen König verkannt hat!«

Anna von Österreich bebte und hob ihre Arme zum Himmel empor, ohne ein Wort aussprechen zu können.

»Meine Mutter,« sagte Philipp mit ruhiger Stimme, »erkennt Ihr Euren Sohn nicht?«

Und diesmal wich Ludwig seinerseits zurück.

Durch den Gewissensbiß im Kopfe und im Herzen getroffen, verlor Anna von Österreich das Gleichgewicht. Da sie Niemand unterstützte, denn Alle waren versteinert, sank sie, einen schwachen Seufzer ausstoßend, in ihren Lehnstuhl.

Ludwig konnte dieses Schauspiel und diese Schmach nicht aushalten. Er sprang auf d'Artagnan zu, der, vom Schwindel erfaßt, an der Türe, seinem Stützpunkte, hinstreifend wankte.

»Herbei, Musketier!« rief er: »Schaut uns ins Gesicht und seht, welcher von uns bleicher ist.«

Dieser Ruf erweckte d'Artagnan und rührte in seinem Herzen die Fiber des Gehorsams. Er schüttelte seine Stirne, ging, ohne ferner zu zögern, auf Philipp zu, legte ihm die Hand auf seine Schulter und sprach:

»Mein Herr, Ihr seid mein Gefangener.«

Philipp schlug die Augen nicht zum Himmel auf, er rührte sich nicht von der Stelle, wo er, den Blick tief aus seinen Bruder, den König, geheftet, wie an den Boden angeklammert stand. Er warf ihm in einem erhabenen Stillschweigen all sein vergangenes Unglück, alle seine Qualen in der Zukunft vor. Gegen diese Sprache der Seele fühlte der König keine Kraft mehr in sich; er schlug die Augen nieder, zog hastig seinen Bruder und seine Schwägerin fort, und vergaß dabei seine Mutter, welche bewegungslos drei Schritte von dem Sohn ausgestreckt lag, den sie abermals zum Tode verurteilen ließ.

Philipp näherte sich Anna von Österreich und sprach zu ihr mit sanfter, aber bewegter Stimme:

»Wäre ich nicht Euer Sohn, so würde ich Euch verfluchen, daß Ihr mich so unglücklich gemacht.«

D'Artagnan fühlte einen Schauer das Mark seiner Knochen durchziehen. Er grüßte ehrfurchtsvoll den Prinzen und sprach halb gebückt zu ihm:

»Entschuldigt mich, Monseigneur, ich bin nur ein Soldat, und meine Schwüre gehören demjenigen, welcher soeben dieses Zimmer verlässt.«

»Ich danke, Herr d'Artagnan. Doch was ist aus Herrn d'Herblay geworden?«

»Herr d'Herblay ist in Sicherheit, Monseigneur,« sprach eine Stimme hinter ihnen, »und Niemand, so lange ich lebe oder frei bin, wird ein Haar von seinem Haupte fallen machen.«

»Herr Fouquet,« sagte der Prinz traurig lächelnd.

»Verzeiht mir, Monseigneur,« sprach Fouquet niederknieend, »derjenige, welcher so eben von hier weggegangen ist, war mein Gast.«

»Das sind brave Freunde und gute Herzen,« murmelte Philipp. »Sie machen, daß ich es bedaure, aus dieser Welt scheiden zu müssen. Geht, Herr d'Artagnan, ich folge Euch.«

In dem Augenblick, wo der Kapitän der Musketiere weggehen wollte, erschien Colbert, übergab d'Artagnan einen Befehl des Königs und entfernte sich wieder.

D'Artagnan las ihn und zerknitterte das Papier voll Wut.

»Was gibt es?« fragte der Prinz.

»Lest, Monseigneur,« erwiderte der Musketier.

Philipp las folgende in Hast von der Hand von Ludwig XIV. geschriebene Worte:

»Herr d'Artagnan wird den Gefangenen nach der Insel Sainte-Marguerite führen. Er wird ihm das Gesicht mit einem eisernen Visir bedecken, das der Gefangene nur bei Verlust seines Lebens aufheben kann.«

»Ganz richtig,« sprach Philipp mit Resignation, »ich bin bereit.«

»Aramis hatte Recht,« flüsterte Fouquet dem Musketier zu: »dieser ist König so sehr, als der Andere.«

»Mehr!« erwiderte d'Artagnan. »Es fehlten ihm nur ich und Ihr.«

XXV.

Worin Porthos einem Herzogtum nachzulaufen glaubt.

Die ihnen von Fouquet bewilligte Zeit benützend, machten Aramis und Porthos der französischen Kavallerie durch ihre Schnelligkeit Ehre.

Porthos begriff nicht, für welche Art von Sendung man ihn eine solche Geschwindigkeit zu entwickeln nötigte; da er aber Aramis mit aller Hitze spornen sah, so spornte er mit Wut.

Sie hatten so bald zwölf Meilen zwischen sich und Vaux; dann mußte man die Pferde wechseln und eine Art von Postdienst organisieren. Während eines Relais wagte es Porthos, Aramis bescheiden zu fragen:

»St!« erwiderte dieser, »erfahrt nur, daß unser Glück von unserer Schnelligkeit abhängt.«

Porthos jagte vorwärts, als wäre er noch der Musketier ohne Heller und Gepäck von 1626 gewesen. Das magische Wort Glück bedeutet immer etwas für das menschliche Ohr. Es besagt Genug für diejenigen, welche Nichts haben; es bedeutet Zuviel für diejenigen, welche Genug haben.

»Man wird mich zum Herzog machen,« sagte Porthos ganz laut. Er sprach mit sich selbst.

»Das ist möglich,« erwiderte aus seine Weise lächelnd Aramis, dem das Pferd von Porthos voranlief.

Der Kopf von Aramis stand indessen in Flammen; der Tätigkeit des Körpers war es noch nicht gelungen, die des Geistes zu überwältigen. Alles, was er an brausendem Zorn, an Schmerz mit den scharfen Zähnen, an tödlichen Drohungen gibt, krümmte sich, und biß und brüllte im Kopfe des besiegten Prälaten.

Seine Physiognomie bot die sichtbaren Spuren dieses heftigen Kampfes. Frei, aus der Landstraße sich wenigstens den Eindrücken des Augenblickes zu überlassen, enthielt sich Aramis nicht, bei jedem Seitensprunge des Pferdes, bei jeder Ungleichheit des Weges zu fluchen. Bleich, bald von siedendem

Schweiß übergossen, bald trocken und eiskalt, schlug er die Pferde und stachelte ihnen die Selten blutig.

Porthos seufzte darob, er, dessen Hauptfehler nicht die Empfindsamkeit war.

So rannten sie acht volle Stunden und gelangten nach Orleans.

Es war vier Uhr Nachmittags. Aramis, indem er seine Erinnerungen befragte, dachte, nichts beweise die mögliche Verfolgung.

Es wäre ohne Beispiel gewesen, daß man eine Truppe, welche fähig, Porthos und ihn festzunehmen, mit hinreichenden Relais versehen hätte, um vierzig Meilen in acht Stunden zurückzulegen. Die Verfolgung zugegeben, was nicht entschieden war, hatten somit die Flüchtlinge fünf gute Stunden vor den Verfolgern voraus.

Aramis dachte, ausruhen wäre keine Unklugheit, aber weiter reiten wäre ein glücklicherer Entschluß. In der Tat, zwanzig Meilen mehr mit dieser Geschwindigkeit geliefert, zwanzig Meilen verschlungen, und Niemand, nicht einmal d'Artagnan, könnte die Feinde des Königs einholen.

Aramis machte also Porthos den Kummer, wieder zu Pferde zu steigen. Man ritt bis um sieben Uhr Abends und hatte nur noch eine Post, um Blois zu erreichen.

Hier aber beunruhigte ein teuflischer Unstern Aramis. Es fehlte auf der Post an Pferden.

Der Prälat fragte sich, durch welche höllische Machination es seinen Feinden gelungen sei, ihn der Mittel, weiter zu gehen, zu berauben, ihn, der den Zufall nicht für einen Gott anerkannte, ihn, der für jedes Resultat seine Ursache fand; er wollte lieber glauben, die Weigerung des Postmeisters, zu einer solchen Stunde, in einer solchen Gegend, sei die Folge eines von oben ausgegangenen Befehls, eines Befehles, gegeben, um den Majestätmacher auf seiner Flucht aufzuhalten.

Doch in dem Augenblick, wo er auffahren wollte, entweder um eine Erklärung oder um ein Pferd zu erhalten, kam ihm ein Gedanke. Er erinnerte sich, daß der Graf de la Fère in der Gegend wohnte.

»Ich reise nicht,« sagte er, »ich mache keine ganze Post. Gebt mir zwei Pferde, um einen mir befreundeten Edelmann zu

besuchen, der in der Nähe von hier wohnt.«

»Welchen Edelmann?« fragte der Postmeister.

»Den Herrn Grafen de la Fère.«

»Oh!« antwortete dieser Mann, indem er sich ehrfurchtsvoll entblößte, »ein würdiger Herr. Aber wie sehr ich auch ihm gefällig zu sein wünsche, so kann ich Euch doch keine zwei Pferde geben, da alle von meiner Post vom Herrn Herzog von Beaufort genommen sind.«

»Ah!« machte Aramis ärgerlich.

»Indessen,« fuhr der Postmeister fort, »wenn es Euch gefiele, in ein Wägelchen zu steigen, das ich besitze, so würde ich ein altes blindes Pferd anspannen, das nur noch seine Beine hat, aber Euch zu dem Herrn Grafen de la Fère führen könnte.«

»Das ist einen Louis d'or wert,« sagte Aramis.

»Nein, mein Herr, es ist nur einen Taler wert, das ist der Preis, den mir Herr Grimaud, der Intendant des Herrn Grafen, bezahlt, so oft er sich meines Wägelchens bedient, und der Herr Graf soll mir nicht vorwerfen können, ich habe einen von seinen Freunden zu viel bezahlen lassen.«

»Nach Eurem Belieben,« sagte Aramis, »und besonders nach dem des Herrn Grafen de la Fère, welchem mißfällig zu sein ich mich wohl hüten werde. Ihr sollt Euren Taler bekommen, nur habe ich das Recht, Euch einen Louis d'or für Euren Gedanken zu geben.«

»Allerdings,« erwiderte der Postmeister ganz freudig.

Und er spannte selbst sein altes Pferd an sein knarrendes Wägelchen.

Während dieser Zeit schaute Porthos neugierig. Er bildete sich ein, das Geheimnis entdeckt zu haben; er war vor Freude außer sich, einmal weil ihm der Besuch bei Athos besonders angenehm, und dann weil er der Hoffnung lebte, er würde zugleich ein gutes Abendbrot und ein gutes Bett bekommen.

Als der Postmeister vollends angespannt hatte, schlug er einen von seinen Knechten vor, um die Fremden nach Fère zu führen.

Porthos setzte sich mit Aramis aus den Rücksitz und sagte ihm ins Ohr:

»Ich begreife.«

»Ah! ah!« erwiderte Aramis, »was begreift Ihr denn, mein lieber Freund?«

»Wir gehen zu Athos, um ihm im Namen des Königs einen großen Antrag zu machen,«

»Bah!« rief Aramis.

»Sagt mir nichts,« fügte der gute Porthos bei, indem er fest genug Gleichgewicht zu halten suchte, um die Stöße zu vermeiden; »sagt mir nichts, ich werde erraten.«

»Gut! mein Freund, erratet, erratet!«

Man kam gegen neun Uhr Abends bei einem herrlichen Mondschein zu Athos.

Diese wunderbare Helle erfreute Porthos über allen Ausdruck. Aramis aber fühlte sich in einem beinahe gleichen Grade dadurch belästigt. Er bezeugte hiervon etwas Porthos, der ihm erwiderte:

»Gut! ich errate abermals! die Sendung ist geheim.«

Das waren seine letzten Worte im Wagen. Der Kutscher unterbrach sie durch die Bemerkung:

»Meine Herren, Ihr seid an Ort und Stelle.«

Porthos und sein Gefährte stiegen vor dem Tore des kleinen Schlosses aus.

Hier finden wir Athos und Bragelonne wieder, welche Beide seit der Entdeckung der Untreue von la Vallière verschwunden waren.

Gibt es ein Wort voll Wahrheit, so ist es dieses: Die großen Schmerzen enthalten in sich selbst den Keim ihres Trostes.

Die schmerzliche, Raoul beigebrachte Wunde hatte diesen seinem Vater näher gebracht, und Gott weiß, ob sie süß waren, die Tröstungen, welche von dem beredten Mund und dem edlen Herzen von Athos flossen.

Die Wunde hatte sich nicht vernarbt; aber dadurch, daß er viel mit seinem Sohne sprach, daß er ein wenig von seinem Leben in das des jungen Mannes mischte, hatte ihm Athos am Ende begreiflich gemacht, daß dieser Schmerz über die erste Untreue für jedes menschliche Dasein notwendig sei, und daß Niemand geliebt habe, ohne ihn kennen zu lernen. Raoul horchte oft, er hörte nicht. Nichts ersetzt in dem lebhaft verliebten Herzen die Erinnerung und den Gedanken an den geliebten Gegenstand.

Raoul antwortete dann seinem Vater:

»Mein Herr! Alles, was Ihr mir sagt, ist wahr; ich glaube, daß Niemand so viel, wie Ihr, durch das Herz gelitten hat, aber Ihr seid ein Mann, der zu groß durch den Verstand, zu sehr geprüft durch das Unglück, um nicht die Schwäche dem Soldaten zu gestatten, der zum ersten Male leidet. Ich bezahle einen Tribut, den ich nicht zweimal bezahlen werde; erlaubt mir, mich so tief in meinen Schmerz zu versenken, daß ich mich selbst vergesse, daß ich darin bis zu meiner Vernunft ertrinke.«

»Raoul! Raoul!«

»Hört, mein Herr, nie werde ich mich an den Gedanken gewöhnen, daß Louise, die keuscheste und unschuldigste der Frauen, schändlicher Weise einen so redlichen und so innig liebenden Mann, wie ich bin, hat betrügen können; nie werde ich mich entschließen, diese so sanfte und so gute Maske in ein heuchlerisches und leichtfertiges Gesicht sich verwandeln zu sehen. Louise verloren! Louise ehrlos! Ah! mein Herr, das ist viel grausamer für mich, als Raoul verlassen, Raoul unglücklich!«

Athos wandte dann das heroische Mittel an. Er verteidigte Louise gegen Raoul und rechtfertigte ihre Treulosigkeit durch ihre Liebe.

»Eine Frau, welche dem König nachgegeben hätte, weil er der König ist,« sagte er, »würde den Namen einer Schändlichen verdienen; aber Louise liebt Ludwig. Beide jung, haben sie vergessen, er seinen Rang, sie, ihre Schwüre. Die Liebe spricht Alles frei, Raoul. Die zwei jungen Leute lieben sich mit Offenherzigkeit.«

Und wenn er diesen Dolchstich gegeben hatte, sah Athos seufzend Raoul unter der grausamen Wunde aufspringen und in den dicksten Wald entfliehen oder sich in sein Zimmer flüchten, von wo er nach einer Stunde bleich, zitternd, aber gebändigt zurückkam. Da trat er aus Athos mit einem Lächeln zu und küßte ihm die Hand, wie der Hund, der geschlagen worden, einen guten Herrn liebkost, um seinen Fehler zu sühnen. Raoul verbarg nur seine Schwäche und gestand nur seinen Schmerz.

So vergingen die Tage, welche aus die Szene folgten, in der Athos so heftig an dem unbändigen Stolz des Königs gerüttelt

hatte. Nie, wenn er mit seinem Sohne sprach, spielte er aus diese Szene an; nie erzählte er ihm die einzelnen Umstände von diesem kräftigen Ausfall, der vielleicht den jungen Mann, indem er ihm die Erniedrigung seines Nebenbuhlers gezeigt, getröstet hätte. Der beleidigte Liebhaber sollte nach dem Willen von Athos nicht die Achtung vor dem König verlieren.

Und wenn Bragelonne, glühend, wütend, düster, mit Verachtung von den königlichen Worten sprach und von dem zweideutigen Glauben, den gewisse Narren aus dem vom Thron gefallenen Versprechen schöpfen; wenn, zwei Jahrhunderte mit der Schnelligkeit eines Vogels durcheilend, der über eine Meerenge hinfliegt, um von einer Welt zu einer andern zu gelangen, Raoul dazu kam, die Zeit zu weissagen, wo die Könige kleiner erscheinen würden, als die Menschen, da sprach Athos mit seiner klaren, überzeugenden Stimme:

»Ihr habt Recht, Raoul, Alles, was Ihr sagt, wird geschehen: die Könige werden ihren Zauber verlieren, wie ihre Helle die Sterne verlieren, die ihre Zeit durchgemacht haben. Aber wenn dieser Augenblick kommt, Raoul, werden wir tot sein; und erinnert ich stets wohl dessen, was ich sage: In dieser Welt müssen wir für Alle, Männer, Frauen und Könige, in der Gegenwart leben, wir müssen nur der Zukunft gemäß für Gott leben.«

Hiervon unterhielten sich wie immer Athos und Bragelonne, während sie die lange Lindenallee im Parke durchschritten, als plötzlich das Glöckchen ertönte, das dazu diente, dem Grafen entweder die Stunde des Mahle« oder einen Besuch zu verkündigen. Maschinenmäßig und ohne ein Gewicht daraus zu legen, kehrte er mit seinem Sohne zurück, und Beide fanden sich am Ende der Allee in Gegenwart von Porthos und Aramis.

Siebenunddreißigstes bis Einundvierzigstes Bändchen.

I.

Der letzte Abschied.

Raoul stieß einen Freudenschrei aus und schloß Porthos zärtlich in seine Arme. Aramis und Athos umarmten sich als Greise. Diese Umarmung sogar war eine Frage für Aramis, und alsbald sagte dieser:

»Freund, wir verweilen nicht lange bei Euch.«

»Ah!« machte der Graf.

»Nur so lauge, als wir brauchen, um Euch mein Glück zu erzählen,« fügte Porthos bei.

»Ah!« wiederholte Raoul.

Athos schaute Aramis an, dessen düstere Miene ihm schon sehr wenig im Einklang mit der guten Kunde geschienen hatte, von der Porthos sprach.

»Welches Glück begegnet Euch?« fragte lächelnd Raoul.

»Der König macht mich zum Herzog,« erwiderte der gute Porthos, sich an das Ohr des jungen Mannes neigend; »zum Herzog mit Diplom.«

Aber die Beiseit des guten Porthos waren immer kräftig genug, um von aller Welt gehört zu werden; sein Gemurmel hatte den Klang von einem gewöhnlichen Gebrülle.

Athos hörte und gab einen Ausruf von sich, der Aramis beben machte

Dieser nahm Athos beim Arm, bat Porthos um Erlaubnis, einige Minuten unter vier Augen sprechen zu dürfen, und sagte dann zum Grafen:

»Mein lieber Athos, Ihr seht mich vom Schmerz verzehrt.«

»Vom Schmerz!«rief der Graf, »ah! lieber Freund!«

»Vernehmt mit zwei Worten: Ich habe gegen den König eine

Verschwörung gemacht; diese Verschwörung ist gescheitert, und zur Stunde sucht man mich ohne Zweifel.«

»Man sucht Euch! . . . eine Verschwörung . . . Ei! mein Freund, was sagt Ihr mir da!«

»Eine traurige Wahrheit, ich bin ganz einfach verloren.«

»Aber Porthos . . . dieser Herzogstitel, was bedeutet dies Alles?«

»Das ist der Gegenstand meines tiefsten Leidens; das ist meine schmerzlichste Wunde. Ich habe, im Glauben an einen unfehlbaren, günstigen Ausgang, Porthos in meine Verschwörung mit hineingezogen. Er ist in die Sache, wie er dies bekanntlich tut, mit allen seinen Kräften eingegangen, ohne etwas zu wissen, und heute ist er so gut mit mir gefährdet, als er wie ich verloren ist.«

»Mein Gott!« rief Athos.

Und er wandte sich gegen Porthos um, der ihnen freundlich zulächelte.

»Ich muß Euch Alles verständlich machen. Hört mich an,« fuhr Aramis fort.

Und er erzählte die uns bekannte Geschichte.

Athos fühlte wiederholt, während der Erzählung, seine Stirne sich mit Schweiß befeuchten.

»Das ist eine große Idee,« sagte er, »aber es war auch ein großer Fehler.«

»Für den ich bestraft bin, Athos.«

»Ich würde auch nicht meinen ganzen Gedanken sagen.«

»Sagt ihn.«

»Das ist ein Verbrechen.«

»Ein Hauptverbrechen, ich weiß es, ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung.«

»Porthos! armer Porthos!«

»Was soll ich machen? das Gelingen war, wie ich Euch gesagt habe, gewiß.«

»Herr Fouquet ist ein redlicher Mann.«

»Und ich bin ein Dummkopf, daß ich ihn so schlecht beurteilt habe,« sagte Aramis. »Oh! Weisheit der Menschen, ungeheurer Mühlstein, der eine Welt zermalmt, und eines Tags durch das

Sandkorn ausgehalten wird, das, man weiß nicht wie, in sein Räderwerk fällt!«

»Sagt durch einen Diamant, Aramis. Doch das Übel ist geschehen. Was gedenkt Ihr zu tun?«

»Ich nehme Porthos mit mir. Nie wird der König glauben wollen, der würdige Mann habe unschuldig gehandelt; nie wird er glauben wollen, Porthos sei handelnd, wie er dies getan, der Meinung gewesen, er diene dem König. Sein Kopf würde für meinen Fehler bezahlen, und das will ich nicht.«

»Wohin nehmt Ihr ihn mit?«

»Vorerst nach Belle-Isle. Das ist ein uneinnehmbarer Zufluchtsort. Dann habe ich das Meer und ein Schiff zur Überfahrt, entweder nach England, wo ich viele Verbindungen habe . . . «

»Ihr in England?«

»Ja, oder nach Spanien, wo ich noch mehr habe.«

»Wenn Ihr Porthos in die Verbannung führt, richtet Ihr ihn zu Grunde, denn der König wird seine Güter confisciren.«

»Es ist für Alles vorhergesehen. Einmal in Spanien, vermag ich mich mit Ludwig XIV. auszusöhnen und Porthos wieder in Gnade zu bringen.«

»Ihr habt Kredit, wie ich sehe, Aramis,« sagte Athos mit einer diskreten Miene.

»Viel, und er steht meinen Freunden zu Dienst, Freund Athos.«

Diese Worte wurden von einem aufrichtigen Händedruck begleitet.

»Ich danke Euch,« sprach der Graf.

»Weil wir einmal hierbei sind . . . Ihr seid auch ein Unzufriedener,« sagte Aramis, »Ihr auch, Raoul auch, Ihr habt Beschwerden gegen den König. Ahmt unser Beispiel nach. Kommt nach Belle-Isle, dann werden wir sehen. Ich garantiere Euch bei meiner Ehre, daß in einem Monat der Krieg zwischen Frankreich und Spanien in Beziehung auf diesen Sohn von Ludwig XIII. ausgebrochen ist, der, auch ein Infant, unmenschlich von Frankreich gefangen gehalten wird. Und da Ludwig XIV. nicht einen Krieg aus diesem Grunde wollen wird, so verbürge ich Euch einen Vergleich, dessen Resultat Porthos und mir die Grandenwürde und Euch, der Ihr schon Grand von Spanien seid,

ein Herzogtum in Frankreich geben soll. Wollt Ihr?»

»Nein; ich will lieber dem König etwas vorzuwerfen haben; es ist ein meinem Geschlechte natürlicher Stolz, daß es nach einem Vorzug vor den königlichen Geschlechtern trachtet. Täte ich, was Ihr mir vorschlägt, so würde ich dem König zu Dank verpflichtet; ich würde dabei sicherlich aus dieser Welt gewinnen, aber ich verlöre in meinem Gewissen. Und so danke ich Euch.«

»So gebt mir zwei Dinge Athos: Eure Absolution.«

»Oh! ich gebe sie Euch, wenn Ihr wirklich den Schwachen und den Unterdrückten an dem Unterdrücker rächen wolltet.«

»Das genügt mir,« erwiderte Aramis mit einer Röte, die sich in der Nacht verlor. »Und nun gebt mir Eure zwei besten Pferde, daß ich die zweite Post erreichen kann, da man mir solche unter dem Vorwand einer Reise verweigerte, welche Herr von Beaufort in dieser Gegend machen soll.«

»Ihr sollt meine besten Pferde bekommen, Aramis, und ich empfehle Euch Porthos.«

»Oh! seid unbesorgt. Noch ein Wort: Findet Ihr, daß ich für ihn zu Werke gehe, wie es sich geziemt?»

»Da das Übel einmal geschehen ist, ja, denn der König würde ihm nicht vergeben, und dann habt Ihr immer, was er auch sagen mag, eine Stütze in Herrn Fouquet, welcher Euch nicht verlassen wird, da er trotz seines heldenmütigen Zuges sehr kompromittiert ist.«

»Ihr habt Recht. Darum bleibe ich, statt sogleich aus die See zu gehen, wodurch ich meine Furcht erklären und mich als schuldig bekennen würde, auf dem französischen Boden. Doch Belle-Isle wird für mich der Boden sein, wie ich ihn gerade haben will, der englische, der spanische oder der römische; das Ganze besteht für mich in der Flagge, die ich aufstecken werde.«

»Wieso?»

»Ich habe Belle-Isle befestigt, und Niemand wird Belle-Isle nehmen, wenn ich es verteidige. Und dann ist, wie Ihr so eben gesagt habt, Herr Fouquet da. Man wird Belle-Isle nicht ohne die Unterschrift von Herr Fouquet angreifen.«

»Das ist richtig, nichtsdestoweniger seid vorsichtig. Der König ist schlau und er ist stark.«

Aramis lächelte.

»Ich empfehle Euch Porthos,« wiederholte der Graf mit einer Art von kalten Dringlichkeit.

»Graf,« erwiderte Aramis mit demselben Tone, »was aus mir werden wird, das wird auch aus unserem Bruder Porthos werden.«

Athos verbeugte sich, drückte Aramis die Hand, und umarmte dann Porthos voll Innigkeit.

»Nicht wahr, ich bin glücklich geboren?« sagte dieser entzückt, während er sich in seinen Mantel hüllte.

»Kommt, mein Liebster,« rief Aramis.

Raoul war vorangegangen, um Befehle zu geben und die Pferde satteln zu lassen.

Schon hatte sich die Gruppe geteilt. Athos sah seine zwei Freunde auf dem Punkte, wegzureiten-; etwas wie ein Nebel zog vor seinen Augen vorüber und lastete aus seinem Herzen.

»Es ist seltsam,« dachte er. »Woher kommt es, daß ich so große Lust habe, Porthos noch einmal zu umarmen?«

Porthos hatte sich gerade umgedreht, und er kam mit offenen Armen auf seinen alten Freund zu.

Dieses letzte Umfängen war zärtlich, wie in der Jugend, wie in den Zeiten, wo das Herz warm und das Leben glücklich.

Porthos stieg zu Pferde. Aramis kam auch zurück, um seine Arme noch einmal um den Hals von Athos zu schlingen.

Dieser Letztere sah sie aus der Landstraße sich im Schalten mit ihren weißen Mänteln verlängern. Zwei Gespenstern ähnlich wuchsen sie sich von der Erde entfernend, und sie verloren sich nicht im Nebel, nicht aus dem Abhänge des Bodens. Am Ende der Perspektive schienen sie sich Beide mit dem Fuße einen Schwung gegeben zu haben, der sie verdunstet in den Wolken verschwinden machte.

Da kehrte Athos mit gepreßtem Herzen nach seinem Hause zurück, und sprach zu Bragelonne:

»Raoul, irgend Etwas sagt mir, ich habe diese zwei Männer zum letzten Male gesehen.«

»Es wundert mich nicht, daß Ihr das denkt, mein Herr,« erwiderte der junge Mann, »denn ich habe in diesem Augenblick

auch den Gedanken, daß ich die Herren du Vallon und d'Herblay nie mehr sehen werde.«

»Oh! Ihr,« versetzte der Graf, »Ihr sprecht wie ein aus einer andern Ursache betrübter Mensch; Ihr seht Alles schwarz; doch Ihr seid jung, und wenn es Euch begegnet, daß Ihr diese zwei alten Freunde nicht mehr seht, so werden sie nicht mehr aus der Welt sein, aus der Ihr noch viele Jahre zuzubringen habt. Aber ich..«

Raoul schüttelte sanft den Kopf und lehnte sich aus die Schulter des Grafen, ohne daß der eine oder der andere von ihnen mehr ein Wort in ihrem, zum Überströmen vollen Herzen fand.

Plötzlich erregte ein Lärm von Pferden und Stimmen, am Ende der Straße nach Blois, ihre Aufmerksamkeit auf dieser Seite.

Fackelträger zu Pferde stießen heiter ihre Flammen an den Bäumen der Straße ab und wandten sich von Zeit zu Zeit um, um sich nicht zu weit von den Reitern, die ihnen folgten, zu entfernen.

Diese Fackeln, dieses Geräusch, dieser Staub von einem Dutzend reichgeschirrter Pferde bildeten einen seltsamen Kontrast mitten in der Nacht mit dem dumpfen, unheimlichen Verschwinden der zwei Schatten von Porthos und Aramis.

Athos kehrte nach seinem Hause zurück, doch er hatte seine Schwelle noch nicht erreicht, als sich das Eingangsgitter zu entflammen schien; alle diese Fackeln hielten an und überströmten die Straße mit ihrem Feuer. Ein Ruf erscholl:

»Der Herr Herzog von Beaufort!«

Und Athos stürzte nach der Türe.

Schon war der Herzog vom Pferde gestiegen und suchte mit seinen Augen um sich her.

»Hier bin ich, Monseigneur,« sprach Athos.

»Ei! guten Abend, lieber Graf,« erwiderte der Prinz mit jener offenen Innigkeit, die ihm alle Herzen gewann. »Ist es zu spät für einen Freund?«

»Ach! mein Prinz, tretet ein,« sagte der Graf.

Herr von Beaufort stützte sich aus den Arm von Athos, und sie traten in das Haus, gefolgt von Raoul, der ehrerbietig und bescheiden unter den Offizieren des Prinzen ging, unter denen er mehrere Freunde zählte.

II.

Herr von Beaufort.

Der Prinz wandte sich in dem Augenblick um, wo Raoul, um ihn mit Athos allein zu lassen, die Türe schloß und sich anschickte, mit den Offizieren in ein anstoßendes Zimmer zu gehen.

»Das ist der junge Mann, den ich vom Herrn Prinzen habe so sehr rühmen hören?« fragte Herr von Beaufort.

»Er ist es, ja, Monseigneur.«

»Er ist Soldat und nicht zu viel, behaltet ihn hier, Graf.«

»Bleibt, Raoul, da Monseigneur es erlaubt,« sagte Athos.

»Er ist nun groß und schön, bei meiner Treue!« fuhr der Herzog fort. »Werdet Ihr ihn mir geben, wenn ich ihn von Euch verlange?«

»Wie versteht Ihr das, Monseigneur?« fragte Athos.

»Ja, ich komme hierher, um von Euch Abschied zu nehmen.«

»Abschied, Monseigneur?«

»Ja, wahrhaftig. Habt Ihr keine Idee, was aus mir werden soll.«

»Was Ihr immer gewesen seid, Monseigneur, ein tapferer Prinz, ein vortrefflicher Edelmann.«

»Ich werde ein afrikanischer Fürst, ein beduinischer Edelmann werden. Der König schickt mich ab, um Eroberungen unter den Arabern zu machen.«

»Was sagt Ihr da, Monseigneur?«

»Nicht wahr, das ist seltsam? Ich, der wesentliche Pariser, ich, der ich über die Vorstädte regiert habe, und den man den König der Hallen nannte, gehe von der Place Maubert zu den Minarets von Gigelli; ich werde vom Frondeur Abenteuerer.«

»Oh! Monseigneur, wenn Ihr mir nicht das sagt . . . «

»So wäre es nicht glaublich, nicht wahr? Glaubt mir jedoch und sagen wir einander Lebewohl. Das heißt wieder in Gunst kommen.«

»In Gunst?«

»Ja, Ihr lächelt? Oh! mein teurer Graf, wisst Ihr, warum ich

angenommen habe. Wißt Ihr es wohl?«

»Weil Eure Hoheit den Ruhm vor Allem liebt.«

»Oh! seht Ihr, es ist nichts Rühmliches, mit der Muskete auf die Wilden zu feuern. Den Ruhm hole ich mir nicht dort, es ist wahrscheinlicher, daß ich etwas Anderes daselbst finden werde . . . Aber versteht Ihr wohl, es war und ist mein Wille, daß mein Leben diese letzte Facette nach den tausend Spiegelungen bekommen sollte, die ich mir habe seit fünfzig Jahren machen sehen. Denn Ihr werdet zugestehen, es ist ziemlich seltsam, als Königssohn geboren zu sein, mit Königen Krieg geführt, unter die Mächte des Jahrhunderts gezählt, seinen Rang gut behauptet zu haben, die Merkmale seiner Abstammung von Heinrich IV. an sich zu tragen, Großadmiral von Frankreich zu sein und sich in Gigelli, unter allen diesen Türken, Sarazenen und Mauren töten zu lassen.«

»Monseigneur, Ihr verharret seltsam bei diesem Gegenstand,« erwiderte Athos beunruhigt.«Wie kommt Ihr auf die Vermutung, ein so glänzendes Geschick werde sich unter diesem elenden Löschhorn verlieren?«

»Glaubt Ihr als ein gerechter und schlichter Mann, wenn ich aus diesem lächerlichen Grunde nach Afrika gehe, werde ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, daraus hervortreten suchen? Ich werde nicht von mir sprechen machen? Habe ich, um von mir heute sprechen zu machen, heute, da es den Herrn Prinzen, Herrn von Turenne und mehrere Andere von meinen Zeitgenossen gibt, habe ich, der Admiral von Frankreich, etwas Anderes zu tun, als mich töten zu lassen? Bei Gott! man wird davon sprechen, sage ich Euch, ich werde gegen und wider Alles getötet werden. Geschieht es nicht dort, so wird es anderswo sein.«

»Ah! Monseigneur,« erwiderte Athos, »das ist Übertreibung, und diese habt Ihr nur in der Tapferkeit an den Tag gelegt.«

»Teufel! lieber Freund, es ist Tapferkeit, zum Scharbock, zur roten Ruhr, zu den Heuschrecken, zu den vergifteten Pfeilen zu gehen, wie mein Ahnherr, der heilige Ludwig. Wißt Ihr, daß diese Bursche noch vergiftete Pfeile haben? Und dann, Ihr kennt mich, ich denke seit geraumer Zeit daran, und Ihr wisst, wenn ich eine Sache will, so will ich sie ganz und gar.«

»Ihr habt aus Vincennes heraus wollen, Monseigneur.«

»Oh! hierbei seid Ihr mir beigestanden, Meister; doch bei dieser Gelegenheit, ich wende mich um und um, ohne meinen alten Freund, Herrn Vaugrimaud, zu erblicken. Wie geht es ihm?«

»Herr Vaugrimaud ist immer noch der unterthänige Diener Eurer Hoheit,« erwiderte Athos lächelnd.

»Ich habe hier hundert Pistolen für ihn, die ich als Legat mitbringe. Mein Testament ist gemacht, Graf.«

»Ah! Hoheit! Hoheit!«

»Und Ihr begreift, wenn man Grimaud in meinem Testament fände . . . «

Der Herzog lachte; dann wandte er sich an Raoul, der seit dem Anfange des Gespräches in eine tiefe Träumerei versunken war, und sagte:

»Junger Mann, ich kenne hier einen gewissen Wein von Vouvray, glaube ich . . . «

Raoul ging hastig hinaus, um den Herzog bedienen zu lassen; während dieser Zeit nahm Herr von Beaufort Athos bei der Hand und fragte:

»Was wollt Ihr aus ihm machen?«

»Nichts für den Augenblick, Monseigneur.«

»Ah! ja ich weiß; seit der Leidenschaft des Königs für . . . la Vallière.«

»Ja, Monseigneur.«

»Es ist also dies Alles wahr? . . . Ich glaube, ich habe sie gekannt, diese kleine la Vallière. Sie ist nicht schön, wie mir scheint . . . «

»Nein, Monseigneur.«

»Wißt Ihr, an wen sie mich erinnert?«

»Sie erinnert Eure Hoheit an Jemand?«

»Sie erinnert mich an ein ziemlich angenehmes Mädchen, dessen Mutter in den Hallen wohnte.«

»Ah! ah!« machte Athos lächelnd.

»Die gute Zeit!« fügte Herr von Beaufort bei. »Ja, la Vallière erinnert mich an dieses Mädchen.«

»Das einen Sohn hatte, nicht wahr?«

»Ich glaube, ja,« erwiderte der Herzog mit einer sorglosen Naivität, mit einem freundlichen Vergessen, dessen Ton und vocalen Wert nichts zu übersetzen vermöchte. »Nun, der arme Raoul da, er ist wohl Euer Sohn, wie?«

»Er ist mein Sohn, ja, Hoheit.«

»Der arme Junge wird vom König ausgestochen, und man schmollt ihm?«

»Noch etwas Besseres als das, Monseigneur, man enthält sich.«

»Ihr werdet diesen Jungen versauern lassen, das ist ein Unrecht. Hört, gebt ihn mir.«

»Ich will ihn behalten, Monseigneur. Ich habe nur noch ihn auf der Welt, und so lange er bleiben will . . . «

»Gut! gut!« rief der Herzog. »Ich hätte ihn Euch jedoch bald wiederhergestellt und zurecht gerichtet. Ich versichere Euch, er ist aus einem Teige gemacht, aus dem man die Marschälle von Frankreich macht, und ich habe mehr als einen aus einem ähnlichen Stoffe hervorgehen sehen.«

»Das ist möglich, Monseigneur, doch der König macht die Marschälle von Frankreich, und nie wird Raoul etwas vom König annehmen.«

Raoul unterbrach dieses Gespräch durch seine Rückkehr. Er ging Grimaud voran, dessen noch sichere Hände eine Platte mit einem Becher und einer Flasche vom Lieblingsweine des Herrn Herzogs trugen.

Als er seinen alten Günstling sah, gab der Herzog einen Ausruf der Freude von sich und sagte:

»Grimaud! Guten Abend, Grimaud, wie geht es?«

Nicht minder glücklich, als sein edler Gönner, machte der Diener eine tiefe Verbeugung.

»Zwei Freunde!« sagte der Herzog, kräftig den ehrlichen Grimaud bei der Schulter schüttelnd.

Eine zweite noch tiefere und noch freudigere Verbeugung von Grimaud.

»Was sehe ich da, Graf, ein einziger Becher!«

»Ich trinke nur mit Eurer Hoheit, wenn Monseigneur mich einladet,« erwiderte Athos mit einer edlen Bescheidenheit.

»Bei Gott! Ihr habt Recht, daß Ihr nur einen Becher bringen ließt, wir werden Beide daraus trinken, wie zwei Waffenbrüder. Ihr zuerst, Graf.«

»Habt die Gnade,« erwiderte Athos, indem er den Becher sanft zurückschob.

»Ihr seid ein reizender Freund,« sprach der Herzog. Und er trank und reichte dann den goldenen Becher seinem Gefährten. »Doch das ist nicht Alles,« fuhr er fort, »ich habe noch Durst, und will dem hübschen Jungen, der dort steht, Ehre erweisen. Ich bringe Glück, Vicomte,« sagte er zu Raoul, »wünscht Euch etwas, während Ihr aus meinem Glase trinkt, und die Pest soll mich ersticken, wenn das, was Ihr wünscht, nicht in Erfüllung geht.«

Er reichte den Becher Raoul, hastig befeuchtete dieser seine Lippen und sagte dann mit derselben Hast:

»Ich habe mir etwas gewünscht, Monseigneur.«

Seine Augen glänzten von einem düstern Feuer. Das Blut war ihm zu den Wangen gestiegen; er erschreckte Athos nur durch sein Lächeln.

»Und was habt Ihr Euch gewünscht?« fragte der Herzog, während er sich sachte in einen Lehnstuhl setzte, mit einer Hand Grimaud die Flasche und eine Börse darbot.

»Monseigneur, wollt Ihr mir versprechen, daß Ihr mir das bewilligt, was ich mir gewünscht habe?«

»Bei Gott! ich habe es gesagt.«

»Herr Herzog, ich habe mir gewünscht, mit Euch nach Gigelli ziehen zu dürfen.«

Athos erbleichte, und es gelang ihm nicht, seine Bangigkeit zu verbergen.

Der Herzog schaute seinen Freund an, als wollte er ihm diesen unvorhergesehenen Schlag parieren helfen.

»Das ist schwierig, mein lieber Vicomte . . . sehr schwierig,« fügte er ein wenig leise bei.

»Verzeiht, Monseigneur, ich bin unbescheiden gewesen,« sagte Raoul mit fester Stimme, »doch da Ihr mich selbst auffordertet, zu wünschen . . . «

»Zu wünschen, mich zu verlassen . . . « fiel Athos ein.

»Ah! mein Herr . . . könnt Ihr das glauben!«

»Ei! beim Gewitter!« rief der Herzog, »er hat Recht, der kleine Vicomte! was soll er hier machen? Er wird vor Kummer verfaulen!«

Raoul errötete; der Prinz fuhr voll Leidenschaft fort:

»Der Krieg ist eine Zerstörung; man gewinnt dabei Alles, man verliert dabei nur Eines: das Leben, das ist dann schlimm.«

»Das heißt das Gedächtnis,« entgegnete lebhaft Raoul, »das ist dann gut.«

Er bereute, so rasch gesprochen zu haben, als er Athos aufstehen und das Fenster öffnen sah.

Diese Gebärde verbarg ohne Zweifel eine Gemütserschütterung. Raoul stürzte auf den Grafen zu. Doch Athos hatte sein Leid schon verschlungen, denn er erschien wieder bei den Lichtern mit einem heitern und unempfindlichen Gesicht.

»Nun!« sprach der Herzog, »laßt hören, geht er, oder geht er nicht? Geht er, Graf, so soll er mein Adjutant, mein Sohn sein.«

»Monseigneur!« rief Raoul das Knie beugend.

»Hoheit,« rief der Graf, indem er die Hand des Herzogs ergriff, »Raoul wird tun, was er will.«

»Oh! nein, mein Herr, was Ihr wollt,« unterbrach ihn der junge Mann.

»Beim blauen Gewitter!« rief der Prinz, »weder der Graf, noch der Vicomte wird nach seinem Willen tun; ich werde nach dem meinigen handeln und nehme ihn mit. Die Marine ist eine herrliche Zukunft, mein Freund.«

Raoul lächelte abermals so traurig, daß diesmal das Herz von Athos blutete, und daß ihn dieser mit einem strengen Blick anschaute.

Raoul begriff Alles; er gewann wieder seine Ruhe und war so vorsichtig, daß ihm kein Wort mehr entschlüpfte.

Der Herzog, als er sah, daß die Stunde vorgerückt war, stand aus und sagte rasch:

»Ich habe Eile, doch wollte man mir vorwerfen, daß ich die Zeit durch Plaudern mit einem Freunde verloren, so würde ich antworten, ich habe einen guten Rekruten gemacht.«

»Verzeiht, Herr Herzog,« entgegnete Raoul, »sagt das nicht

dem König, denn dem König werde ich nicht dienen.«

»Ei! mein Freund, wem wirst Du denn dienen? Es ist nicht mehr die Zeit, wo Du hättest sagen können: Ich gehöre Herrn von Beaufort. Nein, heute gehören wir Alle, Klein und Groß, dem König; darum, wenn Du auf meinem Schiffe dienst, keine Zweideutigkeit, mein lieber Vicomte, Du wirst wohl dem König dienen.«

Athos erwartete mit einer Art von Ungeduld die Antwort, welche aus diese peinliche Frage Raoul, der unlenksame Feind, der Nebenbuhler des Königs, geben würde. Der Vater hoffte, das Hindernis würde den Wunsch zu Nichte machen. Er dankte beinahe Herrn von Beaufort, dessen Leichtsinn oder dessen edelmütiges Überlegen die Abreise seines Sohnes, seiner einzigen Freude, in Zweifel gestellt hatte.

Doch immer fest und ruhig, erwiderte Raoul:

»Herr Herzog, die Einwendung, die Ihr mir gemacht, habe ich schon in meinem Geiste gelöst. Ich werde auf Euren Schiffen dienen, da Ihr mich gnädigst mitnehmen wollt, doch ich werde einem Herrn, der mächtiger ist, als der König, ich werde Gott dienen.«

»Gott! wie so?« fragten gleichzeitig Athos und der Prinz.

»Es ist meine Absicht, das Gelübde abzulegen und Malteser Ritter zu werden,« antwortete Bragelonne, der eines um das andere dieser Worte fallen ließ, welche eisiger, als die Tropfen, die von den schwarzen Bäumen nach den Winterstürmen herabträufen.

Unter diesem letzten Schlage wankte Athos, und der Prinz selbst war davon erschüttert.

Grimaud stieß einen dumpfen Seufzer aus und ließ die Flasche fallen, doch diese zerbrach aus dem Teppich, ohne daß Jemand darauf merkte.

Herr von Beaufort schaute dem jungen Mann ins Gesicht und las in seinen Zügen, obschon er die Augen niedergeschlagen hatte, das Feuer eines Entschlusses, vor dem Alles weichen mußte.

Athos kannte diese zarte und zugleich unbeugsame Seele; es war nicht seine Absicht, sie von dem verhängnißvollen Wege

abzulenken, den sie sich gewählt hatte. Er drückte die Hand, die ihm der Herzog reichte.

»Graf, ich reise in zwei Tagen nach Toulon ab,« sagte Herr von Beaufort. »Werdet Ihr mich in Paris aufsuchen, damit ich Euren Entschluß erfahre?«

»Ich werde die Ehre haben, Euch dort für alle Eure Güte zu danken, mein Prinz,« erwiderte der Graf.

»Und bringt mir immerhin den Vicomte mit, mag er mir folgen oder nicht folgen,« fügte der Herzog bei, »er hat mein Wort, und ich verlange von ihm nur das Eurige.«

Nachdem er so ein wenig Balsam aus die Wunde dieses väterlichen Herzens geworfen, zupfte der Herzog Grimaud, der mehr, als es natürlich ist, mit den Augen blinzelte, beim Ohr, und kehrte dann zu seinem Gefolge zurück, das ihn vor dem Hause beim Blumenbeet erwartete.

Ausgeruht und erfrischt durch diese schöne Nacht, legten die Pferde bald den Raum zwischen dem Schlosse und ihrem Herrn zurück. Athos und Bragelonne befanden sich wieder allein beisammen.

Es schlug elf Uhr.

Der Vater und der Sohn behaupteten einander gegenüber ein Stillschweigen, zu welchem jeder verständige Beobachter Schreie und Schluchzen erraten hätte.

Aber diese zwei Männer waren von einem so fest geschmiedeten Charakter, daß jede Gemütsbewegung in ihnen aus immer verloren versank, wenn sie dieselbe in ihrem Herzen niederzudrücken beschlossen hatten.

Sie brachten also schweigsam und beinahe keuchend die Stunde zu, welche Mitternacht vorhergeht. Der Schlag der Uhr bezeichnete ihnen erst, wie viele Minuten diese schmerzliche Reise gedauert, die ihre Seelen in der Unermeßlichkeit der Erinnerungen an vergangene Zeiten und der Befürchtungen für die Zukunft gemacht hatten.

Athos stand zuerst auf und sagte: »Es ist spät, Raoul . . . Morgen.«

Raoul stand ebenfalls auf und umarmte seinen Vater.

Dieser hielt ihn an seiner Brust zurück und sprach mit bebender

Stimme:

»In zwei Tagen werdet Ihr mich also für immer verlassen haben, Raoul!«

»Mein Herr,« erwiderte der junge Mann, »ich hatte einen Plan gefaßt, den, mir das Herz mit meinem Degen zu durchbohren, doch Ihr würdet mich feige gesunden haben; ich habe aus diesen Plan verzichtet, und dann mußten wir uns verlassen.«

»Ihr verlaßt mich, indem Ihr geht, Raoul!«

»Hört mich an, Herr, ich bitte Euch. Wenn ich nicht reise, so werde ich hier vor Schmerz und Liebe sterben. Ich weiß, wie viel Zeit ich noch so zu leben habe. Schickt mich rasch von hinnen, mein Herr, oder Ihr werdet mich feige unter Euren Augen, in Eurem Hause verscheiden sehen; das ist stärker, als mein Wille, das ist stärker, als meine Kräfte; Ihr seht wohl, daß ich seit einem Monat dreißig Jahre gelebt habe, und daß ich am Ende meines Lebens bin.«

»So geht Ihr,« sprach Athos kalt, »so geht Ihr mit der Absicht, Euch in Afrika töten zu lassen. Oh! sagt es . . . lügt nicht.«

Raoul erbleichte und schwieg zwei Sekunden, welche für seinen Vater zwei Stunden des Todeskampfes waren; dann sprach er plötzlich:

»Mein Herr, ich habe gelobt, mich Gott zu weihen. Im Austausch für das Opfer, das ich ihm mit meiner Jugend und mit meiner Freiheit bringe, verlange ich nur Eines von ihm: er möge mich für Euch erhalten, da Ihr das einzige Band seid, welches mich noch an die Welt fesselt. Gott allein kann mir die Kraft geben, daß ich nicht vergesse, ich sei Euch Alles schuldig, und Nichts dürfe mir Euch vorgehen.«

Athos umarmte zärtlich seinen Sohn und sprach dann:

»Eure Erwidernng ist das Wort eines redlichen Mannes: in zwei Tagen sind wir bei Herrn von Beaufort in Paris, und Ihr werdet dann tun, was Euch zu tun zusagen mag. Ihr seid frei, Raoul! Gott befohlen!«

Raoul ging allein in den Garten hinab, wo er die Nacht in der Lindenallee zubrachte.

III.

Der letzte Abschied.

Athos verlor die Zeit nicht mehr mit Bekämpfung dieses unerschütterlichen Entschlusses, er verwandte seine ganze Sorge darauf, daß er während der zwei Tage, die ihm der Herzog bewilligt hatte, die Equipage von Raoul zurüsten ließ. Diese Arbeit war Sache des guten Grimaud, der sogleich mit seinem ganzen uns wohlbekannten Herzen und Verstande daran ging. Athos erteilte diesem würdigen Diener den Befehl, sich auf den Weg nach Paris zu begeben, sobald die Equipagen bereit wären, und um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, den Herzog warten zu lassen oder wenigstens Raoul in Verzug zu bringen, sollte der Herzog seine Abwesenheit bemerken, brach er schon am andern Tage nach dem Besuche von Herrn von Beaufort selbst mit seinem Sohne nach Paris auf.

Es war, wie sich leicht begreifen läßt, für den jungen Mann eine heftige Gemütserschütterung, diese Rückkehr nach Paris, mitten unter alle die Leute, die ihn gekannt und geliebt hatten.

Jedes Gesicht erinnerte denjenigen, welcher so viel gelitten, an ein Leiden, den, welcher so sehr geliebt, an einen Umstand seiner Liebe.

Raoul, indem er sich Paris näherte, fühlte sich sterben. Sobald er in Paris war, existierte er wirklich nicht mehr. Als er zu Guiche kam, erklärte man ihm, Herr von Guiche sei bei Monsieur.

Raoul schlug den Weg nach dem Luxembourg ein, und nachdem er hier angelangt, ohne daß er vermutet hatte, er begeben sich an einen Ort, wo la Vallière gelebt, hörte er so viele Musiken, atmete er so viele Wohlgerüche ein, vernahm er so viel heiteres Gelächter, sah er so viele tanzende Schatten, daß er ohne eine mildherzige Frau, die ihn düster und bleich unter einem Türvorhange gewahrte, einige Augenblicke hier geblieben und dann weggegangen wäre, ohne je wiederzukommen.

Doch wie gesagt, in den ersten Vorzimmern war er stehen geblieben, einzig und allein, um sich nicht unter alle diese

glücklichen Existenzen zu mischen, die er in den anstoßenden Zimmern sich bewegen fühlte.

Und als ihn ein Kammerdiener von Monsieur erkannte und fragte, ob er Monsieur und Madame zu sehen wünsche, da antwortete ihm Raoul kaum, sank auf eine Bank bei dem samtene Türvorhang, und schaute nach einer Uhr, welche seit einer Stunde stehen geblieben war.

Der Kammerdiener war weggegangen, und es kam ein Anderer, der, besser unterrichtet, Raoul fragte, ob er wünsche, daß man Herrn von Guiche benachrichtige.

Dieser Name erregte die Aufmerksamkeit des armen Raoul, und der Diener, der bei ihm verweilte, erzählte, Herr von Guiche habe ein neues Lotteriespiel erfunden und lehre dasselbe die Damen.

Raoul riß die Augen weit aus, wie der Zerstreute von Theophrast, und antwortete eben so wenig, doch seine Traurigkeit vermehrte sich noch durch neue Nuancen.

Den Kopf zurückgeworfen, die Beine schlaff, den Mund ein wenig geöffnet, um die Seufzer durchzulassen, blieb Raoul in diesem Vorzimmer vergessen, als plötzlich ein Kleid an den Türen eines Seitengewaches, das auf diese Gallerte führte, hinrauschte.

Eine heitere, hübsche junge Frau, die einen Hofbeamten vom Dienste ausschalt, kam von dieser Seite und drückte sich mit großer Lebhaftigkeit aus.

Der Hofbeamte antwortete mit ruhigen, aber festen Phrasen; es war mehr ein Streit von Liebenden, als ein Hader von Hofleuten, der mit einem Kuß auf die Finger der Dame endigte.

Plötzlich, als sie Raoul erblickte, schwieg die Dame, dann schob sie den Hofbeamten zurück und sagte zu ihm:

»Entflieht, Malicorne, ich dachte nicht, es wäre Jemand hier. Ich verfluche Euch, wenn man uns gehört oder gesehen hat!«

Malicorne entfloh in der Tat; die junge Dame trat nahe hinter Raoul, verzog den Mund mit einem heiteren Wesen und sagte:

»Der Herr ist ein galanter Mann, und ohne Zweifel . . . «

Doch errötend unterbrach sie sich mit dem Ausruf:

»Raoul!«

»Fräulein von Montalais,« sagte Raoul, bleicher als der Tod. Er

stand auf und wollte über das schlüpfrige Mosaik hinlaufen, aber sie hatte diesen wilden, grausamen Schmerz begriffen, sie fühlte, daß in der Flucht von Raoul eine Anklage oder wenigstens ein Verdacht gegen sie lag. Eine immer wachsame Frau, glaubte sie die Gelegenheit zu einer Rechtfertigung nicht vorübergehen lassen zu dürfen; doch mitten in der Galerie durch sie zurückgehalten, schien sich Raoul nicht ohne Kampf ergeben zu wollen.

Er begegnete ihr mit einem so kalten und verlegenen Ton, daß wenn die Eine oder der Andere so ertappt worden wäre, der ganze Hof keinen Zweifel mehr über den Schritt von Fräulein Montalais gehabt hätte.

»Ah! mein Herr,« sagte sie mit Verachtung, »was Ihr tut, ist eines Edelmanns nicht würdig. Mein Herz zieht mich hin, mit Euch zu sprechen, Ihr verletzt mich durch einen beinahe unhöflichen Empfang. Ihr habt Unrecht, und Ihr vermengt Eure Feinde mit Euren Freunden. Gott befohlen!«

Raoul hatte sich geschworen, nie von Louise zu sprechen, nie diejenigen anzuschauen, welche Louise hätten sehen können; er ging in eine andere Welt, um dort nichts zu treffen, was Louise gesehen, nichts, was sie berührt. Aber nach dem ersten Anfall seines Stolzes, nachdem er Montalais, diese Gefährtin von Louise, erblickt, die ihn an das Türmchen von Blois und die Freuden seiner Jugend erinnerte, da verschwand seine ganze Vernunft und er erwiderte:

»Verzeiht, mein Fräulein, es kann mir nicht einfallen, unhöflich zu sein.«

»Ihr wollt mit mir sprechen?« versetzte sie mit dem Lächeln von einst. »Wohl! so kommt anderswohin, hier könnten wir überrascht werden.«

»Wohin?« fragte er.

Sie schaute unentschlossen aus die Uhr und antwortete nach einiger Überlegung:

»Zu mir; wir haben eine Stunde für uns.«

Und sie lies leichter als ein Fee weg und stieg die Treppe zu ihrem Zimmer hinaus, wohin ihr Raoul folgte.

Hier schloß sie ihre Türe, übergab ihrer Kammerfrau die Mantel,

welche sie bis jetzt unter dem Arm gehalten hatte, und sagte zu Raoul:

»Ihr sucht Herrn von Guiche?«

»Ja, mein Fräulein.«

»Sobald ich mit Euch gesprochen habe, werde ich ihn bitten, heraus zu kommen.«

»Tut das, mein Fräulein.«

»Grollt Ihr mir?«

Raoul schaute sie einen Moment an, schlug dann die Augen nieder und antwortete:

»Ja, mein Fräulein.«

»Ihr glaubt, ich habe bei dem Komplott Eures Bruches Teil gehabt.«

»Bruch!« entgegnete er voll Bitterkeit. »Oh! mein Fräulein, es gibt keinen Bruch da, wo nie eine Liebe bestanden hat.«

»Irrtum,« erwiderte Montalais, »Louise liebte Euch.«

Raoul bebte.

»Nicht mit Liebe, ich weiß es, doch sie liebte Euch, und Ihr hättet sie heiraten sollen, ehe Ihr nach London gereist seid.«

Raoul schlug ein unheimliches Gelächter auf, das Montalais schauern machte.

»Ihr sagt mir das sehr nach Eurem Gefallen, mein Fräulein! Heiratet man die, welche man will? Ihr vergeßt, daß der König schon für sich seine Geliebte behielt, von der wir sprechen.«

»Hört,« erwiderte die junge Frau, die kalten Hände von Raoul in den ihrigen drückend, »Ihr habt alles Unrecht gehabt; ein Mann von Eurem Alter muß eine Frau von dem ihrigen nicht allein lassen.«

»Dann ist keine Treue mehr aus der Welt.«

»Nein, Vicomte,« erwiderte Montalais ruhig. »Doch ich muß Euch sagen, daß, wenn Ihr, statt Louise kalt und philosophisch zu lieben, sie zur Liebe erweckt hättet . . . «

»Genug, ich bitte Euch, mein Fräulein; ich fühle daß Ihr Alle aus einem andern Jahrhundert seid, als ich. Ihr wisst zu lachen und spottet und scherzt angenehm. Ich, ich liebte, Fräulein . . . « Raoul konnte ihren Namen nicht aussprechen. »Ich liebte

sie . . . ich glaubte an sie, heute ist es mit meiner Liebt vorbei.«

»Oh! Vicomte!« rief Montalais auf einen Spiegel deutend.

»Ich weiß, was Ihr sagen wollt; ich habe mich sehr verändert, nicht wahr? wohl denn, wisst Ihr, aus welchem Grunde? Mein Gesicht ist der Spiegel meines Herzens: das Innere hat sich verändert, wie das Äußere.

»Ihr seid getröstet?« versetzte Montalais mit scharfem Tone.

»Nein, ich werde mich nie trösten.«

»Man wird Euch nicht begreifen, Herr von Bragelonne.«

»Darum kümmere ich mich wenig; ich begreife mich nur zu wohl.«

»Ihr habt es nicht einmal versucht, mit Louise zu sprechen?«

»Ich!« rief der junge Mann mit funkelnden Augen, »warum ratet Ihr mir nicht gar, sie zu heiraten? Der König würde heute vielleicht seine Einwilligung dazu geben.«

Und er erhob sich voll Zorn.

»Ich sehe,« sagte Montalais, »Ihr seid nicht geheilt, und Louise hat einen Feind mehr.«

»Einen Feind mehr?«

»Ja, die Günstlinginnen sind beim französischen Hofe nicht beliebt.«

»Oh! so lange ihr ihr Liebhaber bleibt . . . ist das nicht genug? Sie hat ihn von einem Range gewählt, daß die Feinde ihm nicht überlegen sein werden. Und dann fügte er plötzlich mit einer Ironie bei, welche nicht am Panzer abglitt, »und dann hat sie Euch zur Freundin, mein Fräulein.«

»Mich? oh! nein, ich gehöre nicht mehr zu denjenigen, welche Fräulein de la Vallière anzuschauen die Gewogenheit hat; aber . . . «

Dieses *aber* so voll von Drohungen und Stürmen; dieses *aber*, welches das Herz von Raoul schlagen machte, so viele Schmerzen weissagte es derjenigen, welche er kurz zuvor noch geliebt; dieses furchtbare, bei einer Frau wie Montalais so bezeichnende *aber* wurde durch ein Geräusch unterbrochen, das die Sprechenden im Alkoven hinter dem Tüfelwerk hörten.

Montalais horchte aufmerksam, als eine Frau ganz ruhig durch

die Geheimtüre eintrat, die sie hinter sich schloß.

»Madame!« rief Raoul, die Schwägerin des Königs erkennend.

»Oh! ich Unglückliche!« murmelte Montalais, indem sie sich, jedoch zu spät, der Prinzessin entgegenwarf. »Ich habe mich um eine Stunde geirrt.«

Sie hatte jedoch noch Zeit, Madame, welche aus Raoul zuging, in Kenntnis zu setzen.

»Herr von Bragelonne, Madame.«

Bei diesen Worten stieß die Prinzessin einen Schrei aus und wich zurück.

»Eure Königliche Hoheit,« sagte Montalais zungenschnell, »hat also die Güte, an die Lotterie zu denken, und . . . «

Die Prinzessin fing an die Haltung zu verlieren.

Raoul beschleunigte seinen Abgang, ohne noch Alles zu erraten, doch er fühlte, daß er lästig war.

Madame bereitete ein Wort des Übergangs, um sich zu erholen, als sich ein Schrank dem Alkoven gegenüber öffnete und Guiche ganz strahlend aus diesem Schranke heraustrat. Der Bleichste von allen Vieren war, es ist nicht zu leugnen, abermals Raoul. Die Prinzessin wäre jedoch beinahe in Ohnmacht gefallen und stützte sich aus den Fuß des Bettes.

Niemand wagte es, sie zu halten. Diese Szene nahm ein paar Minuten in einem erschrecklichen Stillschweigen ein.

Raoul unterbrach es; er ging aus den Grafen, dessen Knie die unbeschreibliche Gemütsbewegung zittern machte, zu, ergriff seine Hand und sprach:

»Lieber Graf, sagt Madame, ich sei zu unglücklich, um nicht meine Begnadigung zu verdienen; sagt ihr auch, ich habe in meinem Leben geliebt, und der Greuel des Verrats, den man gegen mich begangen, mache mich unerbittlich für jeden andern Verrat, der um mich her begangen werde.

»Darum, mein Fräulein,« sagte er lächelnd zu Montalais, »darum werde ich nie das Geheimnis der Besuche meines Freundes bei Euch unter die Leute bringen. Erlangt von Madame, von Madame, die so mild und so edelmütig ist, daß sie Euch dieselben auch verzeiht, sie, die Euch so eben überrascht hat. Ihr seid Beide frei, liebt Euch, seid glücklich.«

Die Prinzessin hatte einen Augenblick der Verzweiflung, der sich nicht schildern läßt; trotz der außerordentlichen Zartheit, von der Raoul eine Probe abgelegt, widerstrebte es ihr, sich der Willkür einer Indiskretion anheimgegeben zu fühlen.

Es widerstrebte ihr eben so sehr, den ihr durch diesen zarten Betrug gebotenen Ausweg anzunehmen. Lebhaft, nervig, sträubte sie sich gegen die doppelte Last dieses doppelten Verdrusses.

Raoul begriff sie und kam ihr noch einmal zu Hilfe. Er beugte ein Knie vor ihr und sprach ganz leise:

»Madame, in zwei Tagen bin ich fern von Paris, in vierzehn Tagen bin ich fern von Frankreich, und nie wird man mich wiedersehen.«

»Ihr reist?« fragte sie freudig.

»Mit Herr von Beaufort.«

»Nach Afrika!« rief Guiche. »Ihr, Raoul, oh! mein Freund, nach Afrika, wo man stirbt!«

Und Alles vergessend, vergessend, da? sein Bergessen selbst Madame noch beredter bloßstellte, als seine Gegenwart, sagte er:

»Undankbarer, Ihr habt mich nicht einmal um Rat gefragt!«

Und er umarmte ihn.

Während dieser Zeit hatte Montalais Madame verschwinden lassen, und war selbst verschwunden.

Raoul fuhr mit einer Hand über seine Stirne und rief lächelnd:

»Ich habe geträumt!«

Dann sprach er lebhaft zu Guiche:

»Freund, ich verberge mich nicht vor Euch, der Ihr der Auserwählte meines Herzens seid: ich werde dort sterben, und Euer Geheimnis wird das Jahr nicht überleben.«

»Oh! Raoul seid ein Mann.«

»Wißt Ihr meinen Gedanken; Guiche? Hört ihn: ich werde mehr leben, wenn ich unter der Erde liege, als ich seit einem Monate lebe. Man ist Christ, mein Freund, und wenn ein solches Leiden fort dauerte, würde ich nicht mehr für meine Seele stehen.«

Guiche wollte Einwendung machen.

»Kein Wort mehr, über mich,« sprach Raoul: »laßt mich Euch einen Rat geben, teurer Freund; das, was ich Euch sagen werde,

ist viel wichtiger.«

»Wie so?«

»Allerdings, Ihr lauft viel mehr Gefahr als ich, da man Euch liebt.«

»Oh! . . . «

»Es ist eine süße Freude für mich, so zu Euch sprechen zu können! Wohl denn, Guiche, mißtraut Montalais.«

»Es ist eine Freundin . . . «

»Sie war Freundin . . . von der Bewußten. Sie hat sie durch die Hoffart ins Verderben gebracht.«

»Ihr täuscht Euch.«

»Und heute, nachdem sie sie ins Verderben gebracht, will sie ihr das Einzige rauben, was diese Frau in meinen Augen entschuldbar macht.«

»Was?«

»Ihre Liebe.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß sich ein Komplott im Hause von Madame selbst gebildet hat.«

»Könnt Ihr das glauben?«

»Ich bin meiner Sache sicher.«

»Durch Montalais?«

»Haltet diese für die am Mindesten Gefährliche unter den Feindinnen, die ich für . . . die Andere fürchte!«

»Erklärt Euch, mein Freund, und wenn ich Euch begreifen kann . . . «

»Mit zwei Worten, Madame ist eifersüchtig über den König gewesen.«

»Ich weiß das.«

»Oh! seid unbesorgt, man liebt Euch, Guiche; fühlt Ihr den ganzen Wert dieser paar Worte? sie bezeichnen, daß Ihr die Stirne erheben, daß Ihr ruhig schlafen, daß Ihr Gott jede Minute für Euer Leben danken könnt; man liebt Euch: das bedeutet, daß Ihr Alles hören könnt, selbst den Rat eines Freundes, der Euch Euer Glück wahren will. Man liebt Euch, Guiche, man liebt Euch! Ihr werdet nicht diese grausamen Nächte hinbringen, diese

endlosen Nächten, welche, das Auge trocken und das Herz verzehrt, andere Leute die zum Sterben bestimmt, durchmachen. Ihr werdet lange leben, wenn Ihr es macht wie der Geizige, der Körnchen um Körnchen, Krümchen um Krümchen, Diamanten und Gold zusammenscharrt und aufhäuft. Man liebt Euch! erlaubt mir, Euch zu sagen, was Ihr zu tun habt, damit man Euch immer liebt.«

Guiche schaute einige Zeit den unglücklichen, vor Verzweiflung halb wahnsinnigen jungen Mann an, und er trat in seine Seele etwas wie ein Gewissensbiß seines Glückes.

Raoul erholte sich von seiner fieberhaften Exaltation, um die Stimme und das Gesicht eines unempfindlichen Menschen anzunehmen.

»Man wird derjenigen, deren Namen ich so gern noch möchte sagen können, Leiden bereiten. Schwört mir, daß Ihr nicht nur nicht dazu helfen werdet, sondern daß Ihr sie, wenn es sein kann, verteidigen wollt, wie ich es selbst getan hätte.«

»Ich schwöre es Euch,« erwiderte Guiche.

»Und eines Tages, wenn Ihr derselben einen großen Dienst geleistet habt, eines Tages, wenn sie Euch danken wird, versprecht mir, ihr die Worte zu sagen: ›Madame, ich habe Euch dieses Gute auf die Empfehlung von Herrn von Bragelonne getan, dem Ihr so viel Böses zugefügt!«

»Ich schwöre es Euch!« erwiderte Guiche gerührt.

»Das ist Alles. Gott besohlen. Ich reise morgen nach Toulon ab. Habt Ihr einige Stunden, so schenkt sie mir.«

»Alles! Alles!« rief der junge Mann.

»Ich danke.«

»Was werdet Ihr jetzt tun?«

»Ich will den Herrn Grafen bei Planchet aufsuchen, wo wir Herrn d'Artagnan zu finden hoffen.«

»Herrn d'Artagnan?«

»Ich will ihn vor meiner Abreise umarmen. Er ist ein braver Mann, der mich liebte. Geht, lieber Freund, man erwartet Euch ohne Zweifel. Ihr werdet mich, wann es Euch beliebt, in der Wohnung des Grafen finden. Gehabt Euch wohl.«

Die zwei jungen Leute umarmten sich; diejenigen, welche den

Einen und den Andern gesehen hätten, würden unfehlbar, aus Raoul deutend, gesagt haben:

»Dieser hier ist der glückliche Mann.«

IV.

Das Inventar von Planchet.

Während Raoul seinen Besuch im Luxembourg machte, war Athos wirklich zu Planchet gegangen, um sich nach d'Artagnan zu erkundigen.

Als der Graf in die Rue des Lombards kam, fand er den Laden des Specereihändlers sehr angefüllt. Doch es war dies nicht eine Anfüllung in Folge eines glücklichen Verkaufs oder des Eintreffens von Waren.

Planchet thronte nicht wie gewöhnlich aus Säcken und Tonnen. Nein; ein Ladendiener die Feder hinter dem Ohr, ein anderer, das Register in der Hand, zeichnete viele Ziffern aus, während ein dritter zählte und wog.

Es handelte sich um ein Inventar. Athos, der kein Handelsmann war, fühlte sich ein wenig gehemmt, durch die materiellen Hindernisse und die Majestät derjenigen, welche so instrumentierten.

Er sah mehrere Kunden wegschicken und fragte sich, ob er, der nichts kaufte, nicht noch viel lästiger wäre.

Er fragte auch sehr höflich die Ladendiener, wie man Herrn Planchet sprechen könnte.

Man erwiderte ihm ziemlich nachlässig, Herr Planchet bringe sein Gepäck vollends in Ordnung. Diese Worte machten Athos das Ohr spitzen.

»Wie! sein Gepäck?« sagte er, »verreist Herr Planchet?«

»Ja, mein Herr, zu dieser Stunde.«

»Dann, meine Herren, wollt die Güte haben, ihn zu benachrichtigen, der Herr Graf de la Fère wünsche ihn einen Augenblick zu sprechen.«

Bei dem Namen Graf de la Fère eilte einer von den Ladendienern, der ohne Zweifel gewohnt war, diesen Namen nur mit Ehrfurcht auszusprechen zu hören, sogleich weg, um Herrn Planchet zu benachrichtigen.

Dies war der Augenblick, wo Raoul, endlich frei nach seiner

grausamen Szene mit Montalais. beim Specereihändler eintraf. Auf die Meldung seines Ladendieners, verließ Planchet sein Geschäft und lief herbei.



»Ah! Herr Graf,« rief er, »welche Freude! welcher gute Stern führt Euch hierher?«

»Mein lieber Planchet,« sprach Athos, während er seinem Sohn, dessen tief betübte Miene er verstohlen betrachtete, die Hände drückte, »wir kommen, um von Euch zu erfahren . . . aber sagt, wie seht Ihr denn aus? Ihr seid weiß wie ein Müller, wo habt Ihr denn gesteckt?«

»Ah! Teufel! nehmt Euch in Acht, Herr, und kommt nicht in meine Nähe, bis ich mich gehörig geschüttelt habe.«

»Warum denn? Mehl oder Pulver machen nur weiß.«

»Nein! nein! was Ihr da an meinen Armen seht, ist Arsenik.«

»Arsenik!«

»Ja, ich bereite mir meine Vorräte für die Ratten.«

»Oh! in einem Etablissement, wie dieses, spielen die Ratten eine große Rolle.«

»Nicht um dieses Etablissement kümmere ich mich, Herr Graf, die Ratten haben mir hier mehr gefressen, als sie mir noch fressen werden.«

»Was wollt Ihr hiermit sagen?«

»Ihr konntet sehen, Herr Graf, daß man mein Inventar macht.«

»Ihr gebt den Handel auf?«

»Ei! mein Gott, ja; ich trete meinen Handel einem von meinen Ladendienern ab.«

»Bah! Ihr seid also reich genug?«

»Herr, ich habe einen Widerwillen gegen die Stadt gefaßt; ich weiß nicht, ob dies der Fall ist, weil ich alt werde, und weil man, wenn man alt wird, häufiger an die Dinge der Jugend denkt, aber seit einiger Zeit fühle ich mich zum Landleben und zur Gärtnerei hingezogen; ich war einst Bauer.«

Planchet punktierte dieses Geständnis mit einem Gelächter, das ein wenig anmaßend für einen Menschen gewesen wäre, der aus der Demut ein Gewerbe gemacht hätte.

Athos billigte mit der Gebärde.

»Ihr kauft Güter?« fragte er sodann.

»Ich habe gekauft, mein Herr.«

»Ah! desto besser.«

»Ein kleines Haus in Fontainebleau und etliche zwanzig Morgen in der Umgebung.«

».Sehr gut, Planchet, ich mache Euch mein Kompliment.«

»Aber, Herr Graf, wir sind sehr schlecht hier; mein verdammter Staub macht Euch husten. Alle Wetter! der würdigste Edelmann des Reiches soll nicht vergiftet werden.«

Athos lächelte nicht bei diesem Scherz, den Planchet auf ihn abschoß, um sich in den weltlichen Possen zu üben.

»Ja,« sagte er, »sprechen wir allein; in Eurem Zimmer, zum Beispiel. Ihr habt doch ein eigenes Zimmer, nicht wahr?«

»Gewiß, Herr Graf.«

»Da oben vielleicht?«

Und Athos, als er Planchet gehemmt sah, wollte ihn dadurch frei machen, daß er voran ging.

»Ich habe . . . sagte Planchet zögernd.

Athos täuschte sich im Sinne dieses Zögerns und schrieb es dem zu, daß der Specereihändler eine mittelmäßige Gastfreundschaft zu bieten bange habe.

»Gleichviel, gleichviel,« sagte er, weiter gehend, »die Wohnung eines Kaufmanns in diesem Quartier ist berechtigt, kein Palast zu sein. Immer vorwärts!«



Raoul schritt behend voran und trat ein.

Zwei Ausrufungen, man könnte sagen drei, wurden gleichzeitig hörbar.

Eine von diesen Ausrufungen, welche die andern beherrschte, rührte von einer Frau her.

Die andere kam aus dem Munde von Raoul, diese war eine Ausrufung des Erstaunens. Er hatte sie nicht sobald von sich gegeben, als er rasch wieder die Türe zumachte.

Die dritte war ein Schreckensschrei. Planchet hatte ihn ausgestoßen.

»Verzeiht,« sagte er, »Madame kleidet sich an.«

Raoul hatte ohne Zweifel gesehen, daß Planchet die Wahrheit sprach, denn er machte einen Schritt, um wieder hinabzugehen.

»Madame . . . « sagte Athos. »Ah! verzeiht, mein Lieber, ich wusste nicht, daß Ihr da oben . . . «

»Es ist Trüchen,« fügte Planchet ein wenig rot bei.

»Es ist, was Euch beliebt, mein lieber Planchet, verzeiht unsere Indiskretion.«

»Nein, nein, steigt nun hinauf, meine Herren.«

»Wir werden das nicht tun,« erwiderte Athos.

»Oh! nun, da Madame benachrichtigt ist, wird sie wohl Zeit gehabt haben . . . «

»Nein, Planchet. Lebt wohl.«

»Ei! meine Herren, Ihr werdet es mir nicht zu Leide tun, daß Ihr hier auf der Treppe bleibt, oder aus meinem Hause weggeht, ohne Euch gesetzt zu haben.«

»Wäre es uns bekannt gewesen, daß Ihr eine Dame da oben habt, so hätten wir um Erlaubnis gebeten, sie begrüßen zu dürfen,« sprach Athos mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit.

Planchet war dergestalt durch diese ausgesuchte Erwiderung aus der Fassung gebracht, daß er sich Bahn brach und selbst die Türe für den Grafen und seinen Sohn öffnete.

Trüchen war ganz angekleidet: Tracht einer reichen und gefallsüchtigen Handelsfrau; Auge einer Deutschen im Kampfe mit französischen Augen. Nach zwei Knixen räumte sie den Platz und ging in den Laden hinab.

Doch nicht ohne an der Türe gehorcht zu haben, um zu

vernehmen, was die zwei Edelleute, die Besuche ihres Hauses, zu Planchet von ihr sagen würden.

Athos vermutete es wohl und brachte das Gespräch nicht aus dieses Kapitel.

Planchet brannte vor Begierde, Erklärungen zu geben, vor denen Athos floh.

Da gewisse Zähigkeiten stärker sind, als alle andern, so war Athos auch genötigt, Planchet seine Glückseligkeitsidyllen, übersetzt in eine keuschere Sprache, als die von Longus, erzählen zu hören.

So erzählte Planchet, Trüchen habe sein reiferes Alter bezaubert und seinen Geschäften Glück gebracht, wie Ruth Boas.

»Es fehlen Euch nur noch Erben für Euren Wohlstand,« sagte Athos.

»Wenn ich einen hätte, so bekäme dieser dreimal hundert tausend Livres,« erwiderte Planchet.

»Ihr müßt haben, und wäre es nur, um Euer kleines Vermögen nicht verloren gehen zu lassen,« sprach Athos phlegmatisch.

Die Worte: kleines Vermögen, versetzten Planchet in seinen Rang, wie einst die Stimme des Sergenten, als Planchet nur Piqueur im Regiment Piemont war, zu dem ihn Rochefort gebracht halte.

Athos begriff, der Specereihändler würde, wohl oder übel, Trüchen heiraten und Stammvater werden.

Dies dünkte ihm um so sicherer, als er hörte, der Ladendiener, an den Planchet sein Geschäft verkaufte, sei ein Vetter von Trüchen.

Athos erinnerte sich, daß dieser Bursche eine Gesichtshaut so rot wie eine Mauernelke, krause Haare und viereckige Schultern hatte.

Er wusste Alles, was man über das Schicksal eines Specereihändlers wissen kann und soll. Die schönen Röcke von Trüchen bezahlten nicht allein die Langeweile, die sie bei der Beschäftigung mit der ländlichen Natur und der Gärtnerei in Gesellschaft eines ergrauenden Mannes fühlen würde.

Athos begriff also und fragte ohne Übergang:

»Was macht Herr d'Artagnan, man hat ihn nicht im Louvre

gefunden?«

»Ah! Herr Graf, Herr d'Artagnan ist verschwunden.«

»Verschwunden?« rief Athos erstaunt.

»Oh! Herr, wir wissen, was das besagen will.«

»Aber ich weiß es nicht.«

»Wenn Herr d'Artagnan verschwindet, so geschieht es immer in einer Sendung, oder in einer wichtigen Angelegenheit.«

»Sollte er mit Euch davon gesprochen haben?«

»Nie.«

»Ihr habt doch einst seine Abreise nach England gewußt?«

»Wegen der Spekulation,« erwiderte Planchet unbesonnener Weise.

»Die Spekulation!«

»Ich will sagen . . . « stammelte Planchet verwirrt.

»Gut! gut! Eure Angelegenheiten sind eben so wenig, als die unseres Freundes, im Spiele; nur das Interesse, das er uns einflößt, hat mich angetrieben, Euch zu befragen. Da der Kapitän der Musketiere nicht hier ist, da man von Euch keine Auskunft über den Ort erlangen will, wo man Herrn d'Artagnan treffen dürfte, so nehmen wir Abschied von Euch. Aus Wiedersehen, Planchet, aus Wiedersehen. Gehen wir, Raoul.«

»Herr Graf, ich möchte Euch gern sagen können . . . «

»Nein! nein; ich bin es nicht, der einem Diener Verschwiegenheit zum Vorwurf macht.«

Das Wort: *Diener!* traf hart den halben Millionär Planchet; doch die Ehrfurcht und die natürliche Gutmütigkeit gewannen die Oberhand über den Stolz.

»Es ist nichts Indiskretes, Herr Graf, wenn ich Euch sage, daß Herr d'Artagnan kürzlich hier gewesen ist.«

»Ah! ah!«

»Und daß er mehrere Stunden hier zugebracht, um sich mit einer Landkarte zu beraten.«

»Ihr habt Recht, mein Freund, sagt nicht mehr.«

»Und diese Karte hier, sie dient zum Beweise,« fügte Planchet bei.

Und er nahm von der nahen Wand, an der er hing, den Plan,

den der Kapitän bei seinem Besuche bei Planchet um Rat gefragt hatte.

Er brachte in der Tat dem Grafen de la Fère eine Karte von Frankreich, auf der das geübte Auge des Grafen eine durch kleine Nadeln punktierte Marschrouten sehen konnte; da, wo die Nadel fehlte, zeugte das Loch von dem Absteckzeichen.

Athos, indem er mit dem Blicke den Nadeln und Löchern folgte, sah, daß d'Artagnan die Richtung nach Süden hatte nehmen und bis an das Mittelländische Meer, in der Gegend von Toulon, hatte gehen müssen. Bei Cannes hörten die Zeichen und punktierten Orte auf.

Der Graf de la Fère zermarterte sich einen Augenblick das Gehirn, um zu erraten, was der Musketier in Cannes zu tun beabsichtigte, und welchen Beweggrund, die Ufer des Var zu beobachten, er haben könnte.

Die Betrachtungen von Athos gaben diesem nichts ein, sein gewöhnlicher Scharfsinn blieb erfolglos. Raoul erriet eben so wenig, als sein Vater.

»Gleichviel,« sagte der junge Mann zum Grafen, der ihm stillschweigend mit dem Finger den Marsch von d'Artagnan begreiflich gemacht hatte, »man muß gestehen, daß eine Vorsehung immer damit beschäftigt ist, unser Geschick dem von Herrn d'Artagnan nahe zu bringen. Er ist nur in der Gegend von Cannes, und Ihr, Herr Graf, Ihr werdet mich wenigstens bis Toulon begleiten. Seid überzeugt, daß wir ihn bequemer aus unserem Wege, als aus dieser Karte finden.«

Hiernach nahmen die zwei Edelleute von Planchet, der seine Ladendiener, selbst den Vetter von Trüchen, seinen Nachfolger, ausschalt, Abschied und gingen weg, um dem Herrn Herzog von Beaufort einen Besuch zu machen.

Als sie aus dem Laden des Specereihändlers heraustraten, erblickten sie eine Landkutsche, die künftige Verwahrerin der Reize von Mademoiselle Trüchen und der Geldsäcke von Herrn Planchet.

»Jeder wandert zum Glück auf der Straße, die er sich wählt,« sprach traurig Raoul.

»Straße nach Fontainebleau,« rief Planchet seinem Kutscher

zu.

Von d'Artagnan mit Planchet gesprochen, Planchet Paris, um sich in der Zurückgezogenheit zu begraben, verlassen gesehen zu haben, das war für Athos und seinen Sohn wie ein letzter Abschied von all dem Geräusch der Hauptstadt, von ihrem Leben von Einst.

Was ließen sie in der Tat hinter sich, diese Leute, von denen der Eine das ganze letzte Jahrhundert mit dem Ruhm, der Andere das neue Zeitalter mit dem Unglück erschöpft hatte? Offenbar hatte weder der Eine, noch der Andere von diesen zwei Männern etwas von seinen Zeitgenossen zu fordern.

Sie hatten nur noch Herrn von Beaufort einen Besuch zu machen und mit ihm die Bedingungen der Abreise zu ordnen.

Der Herzog wohnte prachtvoll in Paris. Er hatte das herrliche, prunkvolle Hauswesen der großen Vermögen, welches gewisse Greise zur Zeit der Freigiebigkeiten von Heinrich IV. blühen gesehen zu haben sich erinnerten.

Damals waren wirklich gewisse vornehme Herren reicher, als der König. Sie wussten es, machten Gebrauch davon und beraubten sich nicht des Vergnügens, Seine Königliche Majestät ein wenig zu demütigen. Es war dies die selbstsüchtige Aristokratie, welche Richelieu gezwungen hatte, von ihrem Blute, von ihrer Börse und von ihren Verbeugungen zu dem beizutragen, was man von da an den Dienst des Königs nannte.

Wie viele Familien hatten seit Ludwig XI., dem furchtbaren Mäher der Großen, bis aus Richelieu das Haupt erhoben? wie viele hatten es seit Richelieu bis auf Ludwig XIV. gebeugt, um es nicht mehr zu erheben? Doch Herr von Beaufort war als Prinz geboren, und zwar von einem Blute, das man nicht aus den Schafotten vergießt, wenn nicht durch den Spruch des Volkes.

Dieser Prinz hatte also die Gewohnheit einer großartigen Lebensweise beibehalten. Wie bezahlte er seine Leute, seine Pferde und seine Tafel? Niemand wusste es, er weniger als die Andern. Nur bestand damals das Vorrecht, für die Söhne von Frankreich, daß Niemand sich weigerte, ihr Gläubiger zu werden, sei es aus Ehrfurcht, sei es aus Ergebenheit, sei es in der Überzeugung, man würde eines Tages bezahlt werden.

Athos und Raoul fanden also das Haus des Prinzen auf die Art von dem von Planchet angefüllt.

Der Herzog machte auch sein Inventar, das heißt, er verteilte unter seine Freunde, welche lauter Gläubiger von ihm waren, jeden einiger Maßen beträchtlichen Wert seines Hauses.

Mit einer Schuld von ungefähr zwei Millionen belastet, was damals ungeheuer, hatte Herr von Beaufort berechnet, er könnte nach Afrika nicht ohne eine schöne Summe abreisen, und um diese Summe zu finden, verteilte er unter seine vergangenen Gläubiger Silbergeschirre, Waffen, Juwelen und Meubles, was herrlicher war, als zu verkaufen, und ihm das Doppelte eintrug.

In der Tat, wie sollte sich ein Mann, dem man zehn tausend Livres schuldig ist, weigern, ein Geschenk von sechs tausend, erhöht durch das Verdienst, einem Abkömmlinge von Heinrich IV. gehört zu haben, mitzunehmen, und wie sollte er, nachdem er dieses Geschenk mitgenommen, sich weigern, einem so freigebigen Herrn weitere zehn tausend zu leihen?

Dies war also geschehen. Der Prinz hatte kein Haus mehr, was einem Admiral, dessen Wohnung ein Schiff ist, unnütz wird. Er hatte keine überflüssigen Waffen mehr, seitdem er sich mitten unter seine Kanonen stellte, keine Juwelen mehr, die das Meer hätte verschlingen können; doch er hatte drei bis viermal hundert tausend frische Taler in seinen Kisten.

Und überall im Hause fand eine freudige Bewegung von Leuten statt, welche Seine Hoheit zu plündern glaubten.

Der Prinz besaß im höchsten Grade die Kunst, die beklagenswerthesten Gläubiger glücklich zu machen. Jeder geschäftige Mensch, jede leere Börse gewinne bei ihm Geduld und Einsicht von seiner Lage. Zu den Einen sagte er:

»Ich möchte wohl haben, was Ihr habt; ich würde es Euch geben,«

Und zu den Andern:

»Ich habe nichts, als diese silberne Wasserkanne; sie ist wohl fünf hundert Livres wert, nehmt sie.«

Und eine freundliche Miene ist dergestalt bare Bezahlung, daß der Prinz unablässig seine Gläubiger zu erneuern fand.

Diesmal ging Alles ohne Zeremonie ab, und man hätte glauben

sollen, es fände eine Plünderung statt.

Das orientalische Märchen von dem armen Araber, der von der Plünderung einen Fleischtopf mitnimmt, in dessen Grunde er einen Sack mit Geld verborgen hat, und den alle Welt frei passieren läßt, ohne ihn zu beneiden, dieses Märchen wurde beim Prinzen eine Wahrheit . . . Viele Gläubiger machten sich an den Speise- und Tischgeräthekammern des Herzogs bezahlt.

Während die Küchenoffizianten die Kleiderkammern und die Sattelkammern plünderten, bemächtigten sich die Sattler und die Schneider der Küchengerätschaften.

Eifersüchtig daraus bedacht, Zuckerwerk nach Hause zu bringen, das Monseigneur geschenkt hatte, sah man sie freudig unter der Last von Terrinen und Flaschen springen, welche stolz mit dem Wappen des Prinzen gestempelt waren.

Herr von Beaufort verschenkte am Ende seine Pferde und den Hafer von seinen Speichern. Er machte mehr als dreißig Glückliche mit seinen Küchenbatterien, und drei hundert mit seinem Keller.

Dabei gingen alle diese Leute mit der Überzeugung weg, Herr von Beaufort handle nur so in der Voraussicht eines neuen unter den arabischen Zelten verborgenen Vermögens.

Während man sein Hotel verheerte, wiederholte man sich, er werde vom König nach Gigelli geschickt, um seinen verlorenen Reichtum wiederherzustellen; die Schätze Afrikas würden zur Hälfte zwischen dem Admiral und dem König von Frankreich geteilt; diese Schätze bestünden in Bergwerken von Diamanten und anderen fabelhaften Steinen. Den Silber- oder Goldbergwerken des Atlas wurde nicht einmal die Ehre einer Erwähnung zu Teil. Außer den Bergwerken, welche auszubeuten, was nach dem Feldzuge geschehen würde, wäre noch Beute, welche die Armee gemacht hätte.

Herr von Beaufort würde die Hand aus Alles legen, was die reichen Seeräuber der Christenheit seit der Schlacht von Levante gestohlen hatten. Die Zahl der Millionen berechnete man nicht mehr.

Warum sollte er nun die armseligen Gerätschaften seines vergangenen Lebens geschont haben, er, der die seltensten

Schätze aufzusuchen im Begriffe war?

Und wechselseitig, warum hätte man das Gut von demjenigen schonen sollen, welcher sich selbst so wenig schonte?

So war die Lage der Dinge. Athos mit seinem forschenden Blick war auf der Stelle darüber im Klaren.

Er fand den Admiral von Frankreich ein wenig betäubt, denn er stand eben von der Tafel auf, von einer Tafel von fünfzig Gedecken, wo man lange auf die Wohlfahrt der Expedition getrunken, wo man beim Nachtschisch die Überreste den Bedienten und die leeren Platten den Neugierigen überlassen hatte.

Der Prinz hatte sich zugleich in seinem Ruin und in seiner Popularität berauscht. Er hatte seinen alten Wein aus die Gesundheit seines zukünftigen Weins getrunken.

Als er Athos mit Raoul sah, rief er:

»Da bringt man mir meinen Adjutanten. Kommt hierher, Graf, kommt hierher, Vicomte.«

Athos suchte einen Weg durch die Streu von Tafelgeschirr und Tischzeug.

»Ah! ja, steigt darüber weg,« sagte der Herzog.

Und er bot Athos ein volles Glas.

Dieser nahm es an; Raoul befeuchtete kaum seine Lippen.

»Hier ist Euer Auftrag,« sagte der Prinz zu Raoul. »Auf Euch zählend, habe ich ihn zum Voraus ausgefertigt. Ihr reist mir bis Antibes voran.«

»Gut, Monseigneur.«

»Hier ist der Befehl.«

Herr von Beaufort gab Bragelonne den Befehl.

»Kennt Ihr das Meer?« fragte er.

»ja, ich bin mit dem Herrn Prinzen gereist.«

»Gut. Alle die Barken und Lichter werden mich erwarten, um mir ein Geleite zu bilden und meine Vorräte zu führen. Die Armee muß sich spätestens in vierzehn Tagen einschiffen können.«

»Das soll geschehen, Monseigneur.«

»Gegenwärtiger Befehl gibt Euch das Recht der Durchsuchung und Fahndung aus allen Inseln die Kiste entlang; Ihr werdet dort nach Eurem Belieben die Werbungen und Aushebungen für mich

vornehmen.«

»Ja, Herr Herzog.«

»Und da Ihr ein tätiger Mann seid, da Ihr viel arbeiten werdet, so werdet Ihr auch viel Gold ausgeben.«

»Ich hoffe nein, Monseigneur.«

»Doch! doch! Mein Intendant hat Anweisungen von tausend Livres, zahlbar aus die Städte im Süden, ausgefertigt. Man wird Euch hundert davon geben. Geht, lieber Vicomte.«

Athos unterbrach den Prinzen:

»Behaltet Euer Geld, Monseigneur, der Krieg wird bei den Arabern ebenso mit Gold, wie mit Blei geführt.«

»Ich will das Gegenteil versuchen,« erwiderte der Prinz; »und dann kennt Ihr meinen Gedanken über die Expedition, viel Lärm, viel Feuer, und im Notfall werde ich im Rauche verschwinden.«

Nachdem er so gesprochen, wollte Herr von Beaufort wieder zum Lachen zurückkehren; aber er fand bei Athos und Raoul keinen Anklang, das bemerkte er bald.

»Ah!« sagte er mit dem höflichen Egoismus seines Alters und seines Rangs, »Ihr seid Leute, die man nicht nach dem Mittagmahl sehen muß, kalt, steif und trocken, während ich ganz Feuer, ganz Geschmeidigkeit und ganz Wein bin. Nein, der Teufel soll mich holen, ich werde Euch immer nüchtern sehen, Vicomte; und Ihr, Graf, wenn Ihr mir ein solches Gesicht macht, werdet Ihr mich gar nicht mehr sehen.«

Hierbei drückte er Athos die Hand, und dieser antwortete lächelnd:

»Monseigneur, macht nicht diesen Lärm, weil Ihr so viel Geld habt. Ich prophezeie Euch, daß Ihr, ehe der Monat vergeht, trocken, steif und kalt vor Eurer Kasse sein werdet, und dann, wenn Ihr an Eurer Seite Raoul habt, werdet Ihr erstaunt sein, ihn heiter, feurig und freigebig zu sehen, weil er Euch neue Taler zu bieten im Stande sein wird.«

»Gott höre Euch!« rief der Herzog entzückt. »Ich behalte Euch bei mir, Graf.«

»Nein, ich reise mit Raoul, die Sendung, mit der Ihr ihn beauftragt habt, ist mühselig, schwierig. Allein hätte er zu große Mühe, sie zu erfüllen. Ihr merkt nicht daraus, daß Ihr ihm ein

Kommando ersten Rangs übertragen habt.«

»Bah!«

»Und zwar bei der Marine.«

»Es ist wahr. Doch tut man nicht Alles, was man will, wenn man ihm gleicht?«

»Monseigneur, Ihr findet nirgends so viel Eifer und Verstand, so viel wahren Mut, als bei Raoul: doch wenn Ihr Eure Ausschiffung verfehlet, so hättet Ihr das, was Ihr verdient.«

»Nun schilt er mich!«

»Monseigneur, um eine Flotte zu verproviantieren, um eine Flottille zusammen zu bringen, um Euren Marinedienst anzuwerben, würde ein Admiral ein Jahr brauchen. Raoul ist Reiter-Kapitän, und Ihr gebt ihm vierzehn Tage.«

»Ich sage Euch, daß er die Schwierigkeiten überwinden wird.«

»Ich glaube es wohl! Doch ich werde ihn dabei unterstützen.«

»Ich habe auf Euch gerechnet, und ich rechne auch darauf, daß Ihr, einmal in Toulon, ihn nicht allein abreisen lassen werdet.«

»Oh!« machte Athos, den Kopf schüttelnd.

»Geduld! Geduld!«

»Monseigneur, laßt mich Abschied, nehmen.«

»Geht also, und mein Glück stehe Euch bei.«

»Gott besohlen, Monseigneur, und Euer Glück stehe Euch auch bei.«

»Das ist eine gut begonnene Expedition,« sagte Athos zu seinem Sohn. »Keine Lebensmittel! keine Reserven! keine Ladungsflottille! Was wird man so machen!«

»Gut!« versetzte Raoul, »wenn Alle tun werden, was ich tue, so wird es nicht an Lebensmitteln fehlen.«

»Mein Herr,« sprach Athos mit strengem Tone, »seid nicht ungerecht und wahnsinnig in Eurer Selbstsucht oder in Eurem Schmerz, wie es Euch beliebt. Wenn Ihr in diesen Krieg zieht mit der Absicht, dabei zu sterben, so braucht Ihr Niemand und es lohnte sich nicht der Mühe, Euch Herrn von Beaufort empfehlen zu lassen. Sobald Ihr Euch dem kommandierenden Prinzen nähert, sobald Ihr die Verantwortlichkeit einer Stelle beim Heere übernehmt, handelt es sich nicht mehr um Euch, sondern um alle

die armen Soldaten, die, wie Ihr, ein Herz und einen Leib haben, die das Vaterland beweinen und alle Roth der menschlichen Lage erdulden werden.

»Erfahrt, Raoul, daß ein Offizier ein eben so nützlicher Diener Gottes ist, als ein Priester, und daß er mehr Menschenfreundlichkeit haben muß, als ein Priester.«

»Mein Herr, ich weiß das, und ich habe es ausgeübt; ich hätte es abermals getan, doch . . . «

»Ihr vergeßt auch, daß Ihr einem auf seinen militärischen Ruhm stolzen Lande angehört; sterbt, wenn Ihr wollt, aber sterbt nicht ohne Ehre und ohne Nutzen für Frankreich. Oh! Raoul, betrübt Euch nicht über meine Worte, ich liebe Euch und möchte gern, daß Ihr vollkommen würdet.«

»Ich liebe Eure Vorwürfe!« erwiderte sanft der junge Mann, »sie heilen mich, sie beweisen mir, daß mich noch Jemand liebt.«

»Und nun laßt uns ausbrechen, Raoul; das Wetter ist so schön, der Himmel ist so rein! dieser Himmel, den wir immer über unsern Häuptern finden werden, den Ihr noch reiner in Gigelli findet werdet, und der Euch dort von mir sprechen wird, wie er mir hier von Sott spricht.«

Nachdem die zwei Edelleute sich hierüber in Einklang gesetzt hatten, unterhielten sie sich von den tollen Manieren des Herzogs, sie waren gemeinschaftlich der Ansicht, Frankreich würde unvollständig im Geiste und in der Ausführung der Expedition bedient werden, und nachdem sie diese Politik durch das Wort Eitelkeit zusammengefaßt, begaben sie sich aus den Marsch, mehr um ihren Willen, als um dem Geschick zu gehorchen.

Das Opfer war vollbracht.

V.

Die Silberplatte.

Die Reise war angenehm. Athos und sein Sohn durchzogen ganz Frankreich; sie legten fünfzehn Meilen im Tage zurück, zuweilen auch mehr, je nachdem der Kummer von Raoul eine doppelte Tiefe erreichte.

Sie brauchten vierzehn Tage, um nach Toulon zu kommen, und verloren ganz und gar die Spuren von d'Artagnan in Antibes.

Es ist anzunehmen, daß der Kapitän der Musketiere das Inkognito in diesen Gegenden hatte behaupten wollen, denn Athos erlangte aus seinen Erkundigungen die Sicherheit, daß man den Kavalier, den er schilderte, seine Pferde gegen einen wohlverschlossenen Wagen, von Avignon an, hatte vertauschen sehen.

Raoul verzweifelte, daß er d'Artagnan nicht traf. Es fehlte diesem zärtlichen Herzen der Abschied und der Trost dieses stählernen Herzens.

Athos wusste aus Erfahrung, daß d'Artagnan unerforschlich wurde, sobald er sich mit einer ernstesten Angelegenheit für seine eigene Rechnung oder im Dienste des Königs beschäftigte.

Er befürchtete sogar, seinen Freund zu beleidigen, oder ihm zu schaden, wenn er zu viel Erkundigungen einzöge. Als aber Raoul seine Abteilungsarbeit für die Flottille begann und die Barken und Lichter versammelte, um sie nach Toulon zu schicken, sagte dem Grafen einer von den Fischern, sein Schiff sei in Ausbesserung begriffen, seit einer Reise, die er für Rechnung eines Kavaliere gemacht, welcher sich einzuschiffen große Eile gehabt habe.

Im Glauben, dieser Mensch lüge, um frei zu bleiben und mehr Geld mit dem Fischfang zu verdienen, wenn alle seine Gefährten weggegangen wären, forderte Athos denselben aus, ihm nähere Auskunft zu geben.

Der Fischer sagte ihm, vor ungefähr sechs Tagen sei ein Mann gekommen und habe sein Schiff in der Nacht gemietet, um einen Besuch aus der Insel Saint-Honorat zu machen. Man sei über den

Preis einig geworden, aber der Kavalier sei mit einem großen Reisewagen erschienen, die er trotz allerlei Schwierigkeiten, welche diese Operation bot, durchaus habe einschiffen wollen. Der Fischer habe sein Wort zurücknehmen wollen. Er habe gedroht, und seine Drohung habe ihm nur eine große Anzahl von Stockprügeln eingetragen, die ihm der Fremde mit aller Heftigkeit aufgemessen. Fluchend habe der Fischer sich an den Syndikus seiner Collegen in Antibes gewendet, welche unter sich Gerechtigkeit üben und sich beschützen; der Kavalier aber habe ein Papier vorgewiesen, bei dessen Anblick der Syndikus, sich bis aus den Boden verbeugend, dem Fischer Gehorsam eingeschärft und ihn wegen seiner Widerspenstigkeit ausgescholten; dann sei man mit der Ladung abgefahren.

»Aber dies Alles sagt uns nicht, wie Ihr gescheitert seid.«

»So hört. Ich steuerte gegen Saint-Honorat, wie es mich der Unbekannte geheißen hatte, doch er änderte seine Ansicht und behauptete, ich könne nicht im Süden der Abtei passieren.«

»Warum nicht?«

»Herr, es ist dem viereckigen Turm der Benediktiner gegenüber, bei der Südspitze, die Bank der *Mönche*.«

»Eine Klippe?«

»Wasserpaß und unter dem Wasser, eine gefährliche Passage, die ich aber tausendmal durchschiffte habe: der Kavalier verlangte von mir, ich sollte ihn in Sainte-Marguerite absetzen.«

»Nun?«

»Mein Herr,« rief der Fischer mit seinem provencalischen Accent, »man ist Seemann, oder ist es nicht, man kennt sein Fahrwasser, oder man ist nur ein Süßwasserfisch. Ich wollte hartnäckig durchfahren. Der Kavalier packte mich beim Hals und kündigte mir ganz ruhig an, er werde mich erwürgen. Mein Gehilfe bewaffnete sich mit einer Art, und ich tat dasselbe, wir hatten die Schande der Nacht zu rächen. Aber der Unbekannte nahm den Degen in die Hand und machte so lebhaftige Bewegungen, daß keiner von uns Beiden sich ihm nähern konnte. Ich wollte ihm meine Art an seinen Kopf schleudern, und ich war in meinem Rechte, nicht wahr, mein Herr? denn ein Seemann ist an seinem Bord Herr, wie ein Bürger in seiner Stube. Ich wollte also, um mich

zu verteidigen, den Kavalier entzwei hauen, als plötzlich, Ihr möget mir glauben, mein Herr, wenn Ihr wollt, der Reisewagen sich, ich weiß nicht wie, öffnete und eine Art von Gespenst, einen schwarzen Helm aus dem Kopf, eine schwarze Larve aus dem Gesicht, daraus hervorkam . . . ich sage Euch, ein Ding, das gräßlich anzuschauen war und uns mit der Faust bedrohte.«

»Und das war?«

»Es war der Teufel, Herr, denn ganz freudig rief der Kavalier, als er ihn sah: ›Ah! ich danke Euch, Hoheit.‹

»Das ist seltsam!« sagte der Graf, Raoul anschauend.

»Was tatet Ihr?« fragte dieser den Fischer.

»Ihr begreift, Herr, daß zwei arme Leute, wie wir, schon zu wenig gegen zwei Edelleute gewesen wären, aber vollends gegen den Teufel, ach! ja wohl! wir berieten uns nicht miteinander, mein Kamerad und ich, sondern wir machten nur einen Sprung ins Meer, wir waren sieben- bis achthundert Fuß von der Küste entfernt.«

»Und dann?«

»Dann, Herr, da ein kleiner Südwestwind wehte, ging die Barke immer weiter und lief auf die Dünen von Sainte-Marguerite.«

»Oh! . . . aber die zwei Reisenden?«

»Seid unbesorgt! Das dient gerade zum Beweise, daß der Eine der Teufel war und den Andern beschützte, denn als wir schwimmend das Schiff wieder erreichten, fanden wir, statt diese zwei Geschöpfe zerschellt zu finden, gar nichts mehr, nicht einmal mehr den Wagen.«

»Seltsam! seltsam!« wiederholte der Graf. »Doch was habt Ihr seitdem getan?«

»Ich habe mich bei dem Gouverneur von Sainte-Marguerite beklagt, doch dieser legte den Finger unter die Nase und kündigte mir an, wenn ich ihm solche alberne Possen zu erzählen suchte, so würde er sie mit der Peitsche bezahlen.

»Der Gouverneur?«

»Ja, Herr, und mein Schiff hat doch Schaden, sehr großen Schaden erlitten, denn das Vorderteil ist auf der Spitze von Sainte-Marguerite geblieben, und der Zimmermann verlangt von mir hundert und zwanzig Livres für die Wiederherstellung.«

„Es ist gut, Ihr sollt vom Dienste frei sein,“ sagte Raoul. »Geht.«
»Wir werden uns nach Sainte-Marguerite begeben, wollt Ihr?«
sprach Athos zu Bragelonne.

»Ja, Herr Graf, denn es ist dort etwas aufzuklären, und dieser Mensch kommt mir vor, als hätte er nicht die Wahrheit gesprochen.«

»Mir auch, Raoul. Die Geschichte mit dem verlarvten Kavalier und dem verschwundenen Wagen sieht gerade so aus, als sollte dadurch die Gewalttat verborgen werden, die vielleicht dieser grobe Bursche aus offener See an seinem Passagier begangen hat, um ihn für die Heftigkeit zu bestrafen, mit der er sich einzuschiffen verlangt.«

»Ich habe auch diesen Verdacht geschöpft, und der Wagen dürfte eher Werte, als einen Menschen enthalten haben.«

»Wir werden das sehen, Raoul. Der Kavalier gleicht ganz und gar d'Artagnan, ich erkenne ihn an seinen Manieren. Ach! wir sind nicht mehr die jungen Unbesiegbaren von Einst. Wer weiß, ob nicht der Art dieses schlechten Küstenfahrers das zu tun gelungen ist, was die feinsten Degen Europas, die Kanonenkugeln und die Musketenkugeln seit vierzig Jahren nicht zu tun im Stande gewesen sind.«

An demselben Tage gingen sie an Bord einer Chasse-marie, die aus Befehl von Toulon eingetroffen war, nach Sainte-Marguerite ab.

Der Eindruck, den sie beim Landen empfanden, war ein sehr seltsamer. Die Insel war voll von Blumen und Früchten, sie diente in ihrem angebauten Teile dem Gouverneur als Garten. Die Orangenbäume, die Granatbäume, die Feigenbäume bogen sich unter der Last ihrer Früchte von Gold und Azor. Rings um diesen Garten, in seinem unangebauten Teile, liefen in Banden die Rothühner in den Wacholdersträuchen umher, und bei jedem Schritt, den Raoul und der Graf machten, verließ erschrocken ein Kaninchen den Majoran und das Heidekraut, um in seinen Bau zurückzukehren.

Diese herrliche Insel war in der Tat unbewohnt. Platt, nur eine Bucht für die Ankunft der Fahrzeuge bietend, und unter den Schutz des Gouverneur gestellt, der mit ihnen teilte, bedienten

sich die Schmuggler derselben als einer einstweiligen Niederlage, unter der Bedingung, daß sie das Wildpret nicht töteten und den Garten nicht verwüsteten. Bei dieser Übereinkunft begnügte sich der Gouverneur, mit einer Garnison von acht Mann, um seine Festung zu bewachen, in der zwölf Kanonen verschimmelten. Dieser Gouverneur war also ein glücklicher Meier, der Weine, Feigen, Öl und Orangen erntete, und seine Zitronen und seine Cedrate in der Sonne seiner Casematten einmachen ließ.

Mit einem tiefen Graben, ihrer einzigen Schutzwehr, umgeben, erhob die Festung, wie drei Köpfe, seine drei durch moosbedeckte Terrassen mit einander verbundenen Türme.

Athos und Raoul gingen eine Zeit lang an der Umfriedung des Gartens hin, ohne daß sie Jemand fanden, der sie beim Gouverneur eingeführt hätte. Endlich traten sie in den Garten selbst ein. Es war der heißeste Augenblick des Tages.

Dann verbirgt sich Alles unter dem Grase und unter dem Stein. Der Himmel breitet seinen Feuerschleier aus, als wollte er alles Geräusch ersticken, alle Existenzen umhüllen. Die Feldhühner unter dem Ginster, die Mücke unter dem Blatt entschlummern, wie die Welle unter dem Himmel.

Athos erblickte nur auf der Terrasse, zwischen dem zweiten und dritten Turm, einen Soldaten, der etwas wie einen Speisekorb auf dem Kopfe trug. Dieser Mensch kehrte beinahe augenblicklich wieder ohne Korb zurück und verschwand im Schatten des Schilderhauses.

Athos begriff, daß dieser Mann Jemand zu essen brachte, und daß er, nachdem er seinen Dienst verrichtet, zurückkam, um selbst zu speisen.

Plötzlich hörte er sich rufen, und als er ausschaute, erblickte er im Rahmen des Gitters von einem Fenster etwas Weißes wie eine Hand, die sich bewegte, etwas Blendendes, wie eine Waffe, auf welche die Sonnenstrahlen fielen.

Und ehe er sich klar gemacht hatte, was er gesehen, lenkte ein leuchtender Strich, begleitet von einem Zischen in der Lust, seine Aufmerksamkeit von dem Turme nach der Erde.

Man vernahm ein zweites mattes Geräusch, und Raoul lief weg und hob eine silberne Platte auf, welche bis auf den

ausgetrockneten Sand gerollt, war.

Die Hand, die diese Platte geschleudert hatte, machte dem Grafen und seinem Sohne ein Zeichen und verschwand dann.

Athos und Raoul näherten sich nun einander, betrachteten aufmerksam die vom Staube befleckte Platte, und sie entdeckten auf dem Grunde mit einer Messerspitze geschriebene Charaktere.

»Ich bin,« sagte die Inschrift, *»der Bruder des Königs von Frankreich, heute Gefangener, morgen wahnsinnig. Französische Edelleute und Christen, betet zu Gott für die Seele und die Vernunft des Sohnes Eurer Gebieter!«*

Die Platte entfiel den Händen von Athos, während Raoul den geheimnisvollen Sinn dieser finsternen Worte zu ergründen suchte.

In demselben Augenblick ertönte ein Schrei oben vom Turme herab. Rasch wie der Blitz, bückte Raoul den Kopf und nötigte seinen Vater, sich auch zu bücken. Ein Musketenlauf hatte auf dem Kamme der Mauer ge glänzt. Ein weißer Rauch drang wie ein Federbusch bei der Mündung der Muskete hervor, und eine Kugel plattete sich auf einem Steine, sechs Zoll von den beiden Edelleuten, ab. Eine andere Muskete erschien und senkte sich.

»Alle Teufel!« rief Athos, *»ermordet man die Leute hier? Kommt herab, Ihr feigen Bursche.«*

»Ja, kommt herab!« rief Raoul wütend, indem er die Faust gegen das Schloß ausstreckte.

Einer von den Angreifenden, derjenige, welcher gerade mit seiner Muskete zu schießen im Begriff war, antwortete auf diese Schreie durch einen Ausruf des Erstaunens, und als sein Gefährte seinen Angriff fortsetzen wollte und die Muskete wieder geladen und gespannt anlegte, so hob der, welcher gerufen hatte, das Gewehr in die Höhe, und der Schuß ging in die Luft.

Athos und Raoul, als sie sahen, daß man verschwand, dachten, man würde zu ihnen kommen, und warteten festen Fußes.

Es waren noch nicht fünf Minuten vergangen, als das Rasseln des Schlägels auf der Trommel die acht Soldaten der Garnison zusammenrief und diese am andern Rande des Grabens mit ihren Musketen erschienen.

An der Spitze dieser Leute stand ein Offizier, welchen der Vicomte von Bragelonne als denjenigen erkannte, der zuerst

geschossen hatte. Dieser Mann befahl den Soldaten, sich fertig zu machen.

»Wir werden erschossen werden,« rief Raoul. »Den Degen wenigstens in die Hand, und springen wir über den Graben! Wir werden wohl jeder einen von diesen Schuftten töten, wenn ihre Musketen leer sind.«

Und schon stürzte Raoul, die Bewegung mit dem Rate verbindend, gefolgt von Athos, vorwärts, als eine wohlbekannte Stimme hinter ihnen erscholl.

»Athos! Raoul!« rief diese Stimme.

»D'Artagnan!« erwiderten die zwei Edelleute.

»Schultert das Gewehr, Mordieux!« rief der Kapitän den Soldaten zu. »Ich war dessen, was ich sagte, sicher!«

Die Soldaten schulterten ihre Musketen.

»Was geschieht uns denn?« fragte Athos.«Wie! man erschießt uns nur so gerade zu, ohne uns zu warnen!«

»Ich war im Begriff, Euch niederzuschießen erwiderte d'Artagnan, »und wenn Euch der Gouverneur gefehlt hat, ich hätte Euch nicht gefehlt, meine lieben Freunde. Welch ein Glück, daß ich die Gewohnheit habe, lange zu zielen, statt instinctartig zu schießen! Ich glaubte Euch zu erkennen. Ah! meine teuren Freunde, welch ein Glück!« wiederholte d'Artagnan.

Und er wischte sich die Stirne ab, denn er war rasch gelaufen, und die Aufregung war bei ihm nicht geheuchelt.

»Wie!« sagte der Graf, »der Herr, der auf uns geschossen hat, ist der Gouverneur der Festung?«

»In Person.«

»Und warum schoß er auf uns? was haben wir ihm getan?«

»Bei Gott! Ihr habt das aufgenommen, was Euch der Gefangene zugeworfen.«

»Das ist wahr!«

»Die Platte . . . nicht wahr, der Gefangene hatte etwas darauf geschrieben?«

»Ja.«

»Ich vermutete es. Ah! mein Gott!«

Mit allen Zeichen einer tätlichen Bangigkeit ergriff d'Artagnan

die Platte, um zu lesen, was darauf geschrieben war. Als er gelesen hatte, überzog die Blässe sein ganzes Gesicht.

»Oh! mein Gott!« wiederholte er.

»Es ist also wahr?« fragte Athos halblaut, »es ist also wahr?«

»Stille! der Gouverneur kommt.«

»Und was wird er uns tun? Ist das unsere Schuld?«

»Stille! sage ich Euch! Glaubt man, Ihr könnt lesen, denkt man, Ihr habet begriffen . . . ich liebe Euch sehr, teure Freunde, ich würde mich für Euch töten lassen . . . aber . . . «

»Aber . . . « sagten Athos und Raoul.

»Aber ich würde Euch nicht von einem ewigen Gefängnis retten, wenn ich Euch vom Tode rettete. Stille also!«

Der Gouverneur kam, er war auf einem Brückchen von Brettern über den Graben gegangen.

»Nun!« rief er d'Artagnan zu, »was hält uns auf?«

»Ihr seid Spanier, Ihr versteht nicht ein Wort Französisch,« sagte rasch der Kapitän zu seinen Freunden.

»Nun!« erwiderte er, sich an den Gouverneur wendend, »diese Herren sind zwei spanische Kapitäne, welche ich im vorigen Jahre in Ypres habe kennen lernen. Sie verstehen kein Wort Französisch.«

»Ah!« machte aufmerksam der Gouverneur, und er suchte, die Inschrift der Platte zu lesen.

D'Artagnan nahm sie ihm aus den Händen und vertilgte die Charaktere mit der Spitze seines Degens.

»Wie!« rief der Gouverneur, »was macht Ihr? Ich soll also nicht lesen?«

»Das ist das Staatsgeheimnis,« erwiderte d'Artagnan gerade heraus, »und da Ihr wisst, daß nach dem Befehle des Königs Todesstrafe gegen Jeden darauf gesetzt ist, der es ergründen wird, so will ich gestatten, daß Ihr lest, und Euch sogleich hernach erschießen lassen.«

Während dieser halb ernsten, halb ironischen Rede beobachteten Athos und Raoul ein Stillschweigen voll Kaltblütigkeit.

»Aber es ist nicht möglich, daß diese Herren nicht wenigstens

ein paar Worte verstehen.«

»Laßt das doch! selbst wenn sie verstünden, was man spricht, würden sie nicht lesen, was man schreibt; sie würden es nicht einmal in spanischer Sprache lesen. Ein edler Spanier, erinnert Euch dessen wohl, darf nie lesen können.«

Der Gouverneur mußte sich mit diesen Erklärungen begnügen; aber er war zäh.

»Ladet diese Herren ein, in das Fort zu kommen,« sagte er.

»Das will ich gern, denn ich war im Begriff, es Euch vorzuschlagen,« erwiderte d'Artagnan.

Der Kapitän hatte in Wahrheit einen ganz andern Gedanken, und er würde gern seine Freunde hundert Meilen entfernt gesehen haben. Aber er war genötigt, festzuhalten,, und richtete in spanischer Sprache an die beiden Edelleute eine Einladung, welche diese annahmen.

Man wandte sich nach dem Eingang des Fort, und da der Vorfall abgetan war, so kehrten die acht Soldaten zu ihrer, einen Augenblick durch dieses unerhörte Abenteuer gestörten, süßen Muße zurück.

VI.

Gefangener und Kerkermeister.

Sobald sie in das Fort eingetreten waren, und während der Gouverneur einige Anstalten traf, um seine Gäste zu empfangen, sagte Athos:

»Ein Wort der Erklärung, so lange wir allein sind.«

»Die Sache ist ganz einfach,« antwortete der Musketier, »ich habe auf die Insel einen Gefangenen geführt, welchen zu sehen der König verbietet; Ihr seid angekommen, er hat Euch etwas aus seinem Fenster zugeworfen. Ich aß beim Gouverneur zu Mittag, sah diesen Gegenstand herauswerfen und Raoul denselben ausheben; ich brauche nicht viel Zeit, um zu begreifen, ich begriff und glaubte, Ihr wäret im Einverständnis mit meinem Gefangenen. Dann . . . «

»Dann befahlet Ihr, uns niederzuschießen.«

»Meiner Treue . . . ich gestehe es; doch wenn ich der Erste war, der nach einer Muskete sprang, so war ich auch glücklicher Weise der Letzte, der auf Euch anlegte.«

»Hättet Ihr mich getötet, d'Artagnan, so widerfuhr mir das Glück, für das königliche Haus Frankreich zu sterben, und die unschätzbare Ehre, durch die Hand von Euch, seinem edelsten und wackersten Verteidiger, zu sterben.«

»Gut! Athos, was erzählt Ihr mir da von dem Hause Frankreich!« stammelte d'Artagnan. »Wie, Ihr, Graf, ein weiser und wohlunterrichteter Mann, glaubt an diese von einem Hirnlosen geschriebenen Tollheiten!«

»Ich glaube daran.«

»Mit um so mehr Grund, mein lieber Chevalier, als Ihr Befehl habt, diejenigen, welche daran glauben würden, zu töten,« fügte Raoul bei.

»Weil,« entgegnete der Kapitän der Musketiere, »weil jede Verleumdung, wenn sie auch sehr albern ist, die beinahe sichere Chance hat, volksthümlich zu werden.«

»Nein, d'Artagnan,« erwiderte Athos leise, »weil der König nicht

will, daß das Geheimnis seiner Familie im Volke ruchbar werden und mit Schande die Henker des Sohnes von Ludwig XIII. bedecken soll.«

»Geht! geht! spricht keine solche Kindereien, Athos! oder ich verleugne Euch als einen vernünftigen Mann. Erklärt mir überdies, wie Ludwig XIII. einen Sohn auf der Insel Sainte-Marguerite haben sollte?«

»Einen Sohn, den Ihr verlarvt in dem Boote eines Fischers hierher geführt hättet,« sagte Athos, »warum nicht?«

D'Artagnan blieb stehen.

»Ah! ah!« sprach er, »woher wisst Ihr, daß ein Fischerboot . . . «

»Euch nach Sainte-Marguerite mit dem Wagen gebracht hat, der den Gefangenen enthielt, welchen Ihr Hoheit nennt. Oh! ich weiß es,« erwiderte der Graf.

D'Artagnan biß sich auf seinen Schnurrbart.

»Wäre es auch wahr,« sagte er, »daß ich hierher in einem Boote und mit einem Wagen einen verlarvten Gefangenen gebracht hätte, so beweist doch nichts, daß dieser Gefangene ein Prinz ist . . . ein Prinz vom Hause Frankreich.«

»Oh! fragt das Aramis,« sagte Athos kalt. »Aramis!« rief der Musketier verblüfft, »Ihr habt Aramis gesehen?«

»Nach seinem Unfall in Vaux; ja, ich habe Aramis flüchtig, verfolgt gesehen, und Aramis hat mir genug davon gesagt, daß ich an die Klagen glauben kann, die dieser Unglückliche auf die silberne Platte gegraben hat.«

D'Artagnan senkte niedergeschlagen seinen Kopf.

»Seht,« sprach er, »wie Gott mit dem spielt, was die Menschen ihre Weisheit nennen! Ein schönes Geheimnis, von dem zwölf bis fünfzehn Personen in diesem Augenblick die Fetzen haben. Athos, verflucht sei der Zufall, der Euch bei dieser Sache mir gegenüber gestellt hat, denn nun . . . «

»Sagt doch,« sprach Athos mit seiner strengen Sanftmut, »ist Euer Geheimnis verloren, weil ich es weiß? Habe ich nicht schon eben so schwere in meinem Leben getragen? Ruft doch Euer Gedächtnis zu Hilfe, mein Lieber.«

»Ihr habt nie ein so gefährliches getragen,« entgegnete d'Artagnan voll Traurigkeit. »Ich habe etwas wie einen finstren

Gedanken, daß alle diejenigen, welche dieses Geheimnis berührt haben, sterben, und zwar schlimm sterben werden.«

»Der Wille Gottes geschehe, d'Artagnan, doch hier kommt der Gouverneur.«

D'Artagnan und seine Freunde nahmen sogleich wieder ihre Rollen auf.

Dieser harte und argwöhnische Gouverneur war gegen d'Artagnan von einer Höflichkeit, welche bis zur Unterwürfigkeit ging. Er begnügte sich scheinbar, den Reisenden ein gutes Mahl zu geben und sie wohl anzuschauen. Athos und Raoul bemerkten, daß er sie oft durch plötzliche Angriffe in Verlegenheit zu setzen oder unversehens bei einer Aufmerksamkeit zu erwischen suchte; doch weder der Eine noch der Andere ließ sich aus der Fassung bringen. Was d'Artagnan gesagt hatte, konnte das Aussehen der Wahrscheinlichkeit haben, wenn es der Gouverneur nicht für wahr hielt.

Man erhob sich von der Tafel, um auszuruhen.

»Wie heißt dieser Mensch? er hat ein schlimmes Gesicht,« sagte Athos spanisch zu d'Artagnan.

»Saint-Mars,« erwiderte der Kapitän.

»Das wird also der Kerkermeister des jungen Prinzen sein?«

»Ei! weiß ich es? ich bin vielleicht lebenslänglich hier.«

»Geht doch! Ihr?«

»Mein Freund, ich bin in der Lage eines Menschen, der einen Schatz mitten in einer Wüste findet. Er möchte ihn gern haben, er kann nicht; er möchte ihn liegen lassen, er wagt es nicht. Der König wird mich nicht zurückkommen lassen, weil er befürchtet, ein Anderer könnte nicht so gut bewachen; er bedauert es, mich nicht mehr zu haben, denn er fühlt wohl, daß Niemand ihn in seiner Nähe bedienen wird wie ich. Übrigens wird geschehen, was Gottes Wille ist.«

»Aber gerade, weil Ihr nichts Gewisses habt, ist Euer Zustand hier provisorisch, und Ihr werdet nach Paris zurückkehren,« sagte Raoul.

»Fragt doch diese Herren, was sie auf Sainte-Marguerite haben tun wollen?« unterbrach sie Saint-Mars.

»Sie wussten, daß in Sainte-Hevorat ein sehenswertes Kloster

und auf Sainte-Marguerite eine schöne Jagd ist.«

»Sie steht zu ihrer Verfügung, wie zu der Eurigen,« sprach Saint-Mars.

D'Artagnan dankte.

»Wann reisen sie wieder ab?« fragte der Gouverneur.

»Morgen,« antwortete d'Artagnan.

Herr von Saint-Mars machte seine Runde und ließ d'Artagnan allein mit den vorgeblichen Spaniern.

»Oh!« rief der Musketier, »das ist ein Leben und eine Gesellschaft, die mir wenig zusagen. Ich befehle diesem Menschen, und er ist mir lästig, Mordieux! Sprecht, wollen wir einen Schuß auf die Kaninchen tun? der Spaziergang wird schön und durchaus nicht ermüdend sein. Die Insel ist nur anderthalb Stunden lang und eine halbe Stunde breit; ein wahrer Park. Belustigen wir uns.«

»Gehen wir, wohin es Euch beliebt, d'Artagnan, nicht um uns zu belustigen, sondern um frei zu reden.«

D'Artagnan machte einem Soldaten ein Zeichen, dieser begriff, brachte den Herren Jagdgewehre und kehrte ins Fort zurück.«

»Und nun,« sagte der Musketier, »antwortet ein wenig auf die Frage, die dieser schwarze Saint-Mars machte: Was wolltet Ihr auf dieser Insel?«

»Von Euch Abschied nehmen.«

»Von mir Abschied nehmen? wie so? Raoul reist?«

»Ich wette, mit Herrn von Beaufort?«

»Mit Herrn von Beausort. Oh! Ihr erratet immer, lieber Freund.«

»Die Gewohnheit . . . «

Während die zwei Freunde ihr Gespräch begannen, hatte sich Raoul, den Kopf schwer, das Herz beladen, auf moosbewachsene Felsen gesetzt, und, seine Muskete auf dem Schooß, schaute er auf das Meer hinaus, schaute er zum Himmel empor, horchte auf die Stimme seiner Seele und ließ die Jäger allmählig sich von ihm entfernen.

D'Artagnan bemerkte seine Abwesenheit und sagte zu Athos:

»Nicht wahr, er ist immer noch verwundet?«

»Auf den Tod.«

»Oh! ich denke, Ihr übertreibt. Raoul ist von einem festen Schläge. Auf allen so edlen Herzen ist eine zweite Umhüllung, die den Panzer bildet. Die erste blutet, die zweite widersteht.«

»Nein,« erwiderte Athos, »Raoul wird daran sterben.«

»Mordieux!« rief düster der Musketier.

Und er fügte kein Wort mehr diesem Ausrufe bei. Dann, nach einem Augenblick, fragte er:

»Warum laßt Ihr ihn ziehen?«

»Weil er es will.«

»Und warum geht Ihr nicht mit ihm?«

»Weil ich ihn nicht will sterben sehen.«

D'Artagnan schaute seinem Freunde ins Gesicht.

»Ihr wisst,« fuhr der Graf, sich auf den Arm des Kapitäns stützend, fort, »Ihr wisst, ich habe in meinem Leben nicht vor vielen Dingen Angst gehabt. Nun denn! ich habe eine unablässige, nagende, unüberwindliche Angst; ich habe Angst, zu dem Tage zu gelangen, wo ich die Leiche dieses Kindes in meinen Armen sehen würde.«

»Oh!« rief d'Artagnan, »oh!«

»Er wird sterben, ich weiß es, ich habe die Überzeugung; ich will ihn nicht sterben sehen.«

»Wie, Athos, Ihr stellt Euch vor den mutigsten Mann, den Ihr, wie Ihr sagt, gekannt habt, vor Euren d'Artagnan, vor diesen Mann ohne Gleichen, wie Ihr ihn einst nanntet, und Ihr sagt ihm, die Arme kreuzend, Ihr habet Angst, Euren Sohn tot zu sehen, Ihr, der Ihr Alles gesehen, was man auf dieser Welt sehen kann! Sprecht, warum habt Ihr Angst hiervor. Athos? Der Mensch muß auf dieser Erde auf Alles gefaßt sein, Allem trotzen.«

»Hört mich, mein Freund, nachdem ich mich auf dieser Erde, von der Ihr spricht, abgenutzt, habe ich nur noch zwei Religionen bewahrt: die des Lebens, meine Freundschaften, meine Vaterpflicht; die der Ewigkeit, die Liebe und die Ehrfurcht für Gott. Ich habe nun in mir die Offenbarung, daß, wenn es Gott duldet, daß in meiner Gegenwart mein Freund oder mein Sohn den letzten Seufzer aushauchte . . . oh! nein, ich will es Euch nicht einmal sagen, d'Artagnan.«

»Sprecht! sprecht!«

»Ich bin stark gegen Alles, außer gegen den Tod derjenigen, welche ich liebe. Nur hierbei gibt es kein Mittel. Wer stirbt, gewinnt, wer sterben sieht, verliert. Nein. Wissen, daß ich nie, nie mehr auf der Erde denjenigen träfe, den ich mit Freuden sah; wissen, daß nirgends mehr d'Artagnan, nirgends mehr Raoul sein wird, oh! . . . Ich bin alt, seht Ihr, ich habe keinen Mut mehr; ich bitte Gott, mich in meiner Schwäche zu schonen; doch wenn er mich ins Gesicht, und auf diese Art schläge, ich würde ihn verfluchen. Ein christlicher Edelmann soll seinen Gott nicht verfluchen; es ist genug, wenn er seinen König verflucht hat.«

»Hm!« machte d'Artagnan, erschüttert durch diesen heftigen Sturm von Schmerzen.

»D'Artagnan, mein Freund, Ihr, der Ihr Raoul liebt, seht ihn an.« fügte er, auf seinen Sohne deutend, bei; »seht diese Traurigkeit, die ihn nie verlässt. Kennt Ihr etwas Gräßlicheres, als Minute für Minute dem unablässigen Todeskampfe dieses armen Herzens beizuwohnen

»Laßt mich mit ihm sprechen. Wer weiß?«

»Versucht es; doch ich habe die Überzeugung, es wird Euch nicht gelingen.«

»Ich werde ihm keine Tröstungen geben, ich werde ihm dienen.«

»Ihr?«

»Allerdings. Ist es das erste Mal, daß eine Frau von ihrer Untreue zurückgekehrt wäre. Ich gehe zu ihm, sage ich Euch.«

Athos schüttelte den Kopf und setzte seinen Spaziergang allein fort. D'Artagnan ging gerade durch das Gesträuche zu Raoul zurück und reichte ihm die Hand.

»Nun?« sagte d'Artagnan zu Raoul, »Ihr habt also mit mir zu sprechen?«

»Ich habe Euch um einen Dienst zu bitten erwiderte Bragelonne.

»Sprecht.«

»Ihr werdet eines Tags nach Frankreich zurückkehren.«

»Ich hoffe es.«

»Soll ich Fräulein de la Vallière schreiben?«

»Nein, das sollt Ihr nicht.«

»Ich habe ihr so viele Dinge zu sagen.«

»So sagt sie Ihr mündlich.«

»Nie.«

»Welche Kraft schreibt Ihr einem Briefe zu, die Euer Wort nicht hätte?«

»Ihr habt Recht.«

»Sie liebt den König,« sagte d'Artagnan derb heraus, »es ist ein ehrliches Mädchen.«

Raoul bebte.

»Und Euch, Euch, den sie verlässt, liebt sie vielleicht mehr als den König, doch auf eine andere Art.«

»D'Artagnan, glaubt Ihr, daß sie den König liebt?«

»Sie liebt ihn bis zur Vergötterung. Es ist ein für jedes andere Gefühl unzugängliches Herz, Würdet Ihr in ihrer Nähe zu leben fortfahren, so wäret Ihr ihr bester Freund.«

»Ah!« rief Raoul mit einem leidenschaftlichen Aufschwung gegen diese schmerzliche Hoffnung.

»Wollt Ihr?«

»Das wäre feig.«

»Das ist ein albernes Wort, welches mich zur Verachtung Eures Geistes bringen könnte. Raoul es ist nie feig, versteht Ihr mich, zu tun, was uns durch höhere Gewalt auferlegt wird. Sagt Euch Euer Herz: ›Gehe dahin oder stirb,‹ so geht doch, Raoul. Ist sie feig oder mutig gewesen, indem sie Euch den König vorzog, den ihr Herz Euch vorzuziehen ihr gebieterisch befahl? Nein, sie ist die Mutigste von allen Frauen gewesen. Macht es also wie sie, gehorcht Euch selbst. Wißt Ihr Eines, dessen ich sicher bin?«

»Nennt es.«

»Wenn Ihr sie von Nahem seht, mit den Augen eines Eifersüchtigen . . . «

»Nun?«

»So werdet Ihr aufhören, sie zu lieben.«

»Ihr bestimmt mich, mein lieber d'Artagnan . . . «

»Abzureisen, um sie wiederzusehen?«

»Nein, abzureisen, um sie nie wiederzusehen. Ich will sie immer lieben.«

»Offenherzig gestanden, das ist ein Schluß, den ich entfernt nicht erwartete.«

»Hört, mein Freund, Ihr seht sie wieder und gebt ihr, wenn ihr, wenn es für geeignet erachtet, diesen Brief, der ihr, wie Euch, erklären wird, was in meinem Herzen vorgeht. Lest ihn, ich habe diese Zeilen in der vergangenen Nacht geschrieben. Es sagte mir etwas, ich würde Euch heute sehen.«

Er reichte den Brief d'Artagnan und dieser las:

»Mein Fräulein, Ihr habt in meinen Augen nicht Unrecht, daß Ihr mich nicht liebt. Ihr seid nur eines Unrechts schuldig: daß Ihr mich glauben ließt, Ihr liebtet mich. Dieser Irrtum wird mich das Leben kosten. Ich verzeihe Euch denselben, aber ich verzeihe ihn mir nicht. Man sagt, die glücklich Liebenden seien taub gegen die Klagen der verachtet Liebenden. Es wird nicht so bei Euch sein, die Ihr mich nicht liebtet, wenn nicht mit Angst. Ich bin überzeugt, wenn ich bei Euch dringlich gewesen wäre, um diese Freundschaft in Liebe zu verwandeln, Ihr hättet nachgegeben, aus Furcht, mich sterben zu machen oder die Achtung, die ich für Euch hegte, zu vermindern. Es ist sehr süß für mich, mit dem Bewußtsein zu sterben, daß Ihr frei und zufrieden seid.

»Wie werdet Ihr mich auch lieben, wenn Ihr meinen Blick oder meinen Vorwurf nicht mehr fürchtet! Ihr werdet mich lieben, weil so reizend Euch auch eine neue Liebe scheinen mag, Gott mich in keiner Hinsicht niedriger, als den geschaffen hat, welchen Ihr gewählt, und weil meine Hingebung, meine Aufopferung, mein schmerzliches Ende mir in Euren Augen einen gewissen Vorzug vor ihm sichern. In der reinen Leichtgläubigkeit meines Herzens habe ich den Schatz, den ich in meinen Händen hielt, mir entschlüpfen lassen. Viele Leute lagen: Ihr habet mich genug geliebt, um dazu zu kommen, mich sehr zu lieben. Dieser Gedanke benimmt mir jede Bitterkeit und führt mich dazu, daß ich nur mich allein als Feind betrachte.

»Ihr werdet dieses letzte Lebewohl annehmen und mich dafür segnen, daß ich mich in das unverletzliche Asyl

geflüchtet habe, wo jeder Haß erlischt, wo jede Liebe fort dauert.

»Gott besohlen, mein Fräulein. Müßte ich mit all meinem Blute Euer Glück erkaufen, ich würde all mein Blut hingeben. Ich bringe es wohl meinem Elend zum Opfer!

»Raoul, Vicomte von Bragelonne.«

»Der Brief ist gut,« sagte der Kapitän, »ich habe nur Eines dagegen einzuwenden.«

»Sprecht!« rief Raoul.

»Daß er Alles sagt, nur das nicht, was, wie ein tödliches Gift, Euren Augen, Eurem Herzen entströmt, nur die wahnsinnige Liebe nicht, die Euch noch verzehrt und versengt.«

Raoul erbleichte und schwieg.

»Warum habt Ihr nicht nur die Worte geschrieben:

›Mein Fräulein,

›Statt Euch zu verfluchen, liebe ich Euch und sterbe.«

»Es ist wahr,« sprach Raoul mit einer finsternen Freude.

Und er zerriß den Brief, den er wieder zurückgenommen hatte, und schrieb folgende Worte auf ein Blatt in seiner Tablette:

»Um das Glück zu haben, Euch noch zu sagen, daß ich Euch liebe, begehe ich die Feigheit, Euch zu schreiben, und um mich für diese Feigheit zu bestrafen, sterbe ich.«

Und er unterzeichnete.

»Ihr werdet ihr diese Tablette zustellen, nicht wahr, Kapitän?« sagte er zu d'Artagnan.

»Wann?« fragte dieser.

»An dem Tag,« sprach Bragelonne, auf die letzten Worte deutend, »an dem Tag, wo Ihr das Datum unter diese Worte schreiben werdet.«

Und er enteilte und lief Athos entgegen, der mit langsamen Schritten zurückkam.

Als sie nach dem Fort zurückkehrten, ging die See hoch, und mit dem raschen Ungestüm der Windstöße des Mittelländischen

Meeres wurde die üble Laune des Elements zu einem Sturme.

Etwas Ungestaltetes, Wirbelndes erschien vor ihren Blicken unfern vom Gestade.

»Was ist das?« fragte Athos. »Eine zertrümmerte Barke?«

»Das ist keine Barke,« erwiderte d'Artagnan.

»Verzeiht,« entgegnete Raoul, »es ist eine Barke, welche rasch nach dem Hafen zuläuft.«

»Es ist in der Tat eine Barke auf den Wellen, eine Barke, die wohl daran tut, sich hier in Sicherheit zu bringen; doch was Athos auf dem Sande bezeichnet, ist gestrandet.«

»Ja, ja, ich sehe es.«

»Es ist der Wagen, den ich ins Meer warf, als ich mit dem Gefangenen landete.«

»Wohl!« sprach Athos, »wenn Ihr mir glauben wollt, werdet Ihr diesen Wagen verbrennen, damit keine Spur davon übrig bleibt, sonst werden die Fischer von Antibes, welche glauben, sie haben es mit dem Teufel zu tun gehabt, zu beweisen suchen. Euer Gefangener sei nur ein Mensch gewesen.«

»Ich lobe Euren Rat, Athos, und will ihn heute Nacht befolgen lassen, oder vielmehr selbst befolgen; doch kehren wir zurück, denn es fängt an zu regnen, und die Blitze sind furchtbar.«

Als sie über den Wall hin nach einer Galerie gingen, von der d'Artagnan die Schlüssel hatte, sahen sie Herrn von Saint-Mars sich nach der von dem Gefangenen bewohnten Stube wenden.

Auf ein Zeichen von d'Artagnan verbargen sie sich in einem Winkel der Treppe.

»Was gibt es?« fragte Athos.

»Ihr werdet sehen. Schaut Der Gefangene kommt von der Kapelle zurück.«

Und man sah, beim Scheine der roten Blitze, in dem violetten Dunste, mit dem der Wind den Grund des Himmels überzog, erst sechs Schritte hinter dem Gouverneur einen schwarz gekleideten Mann vorübergehen, der vor dem Gesichte ein Visir von geglättetem Stahl, gelötet an einem Helm von derselben Art, trug, so daß sein ganzer Kopf umhüllt war. Das Feuer des Himmels warf fahle Reflexe auf die geglättete Oberfläche, und launenhaft springend schienen diese Reflexe die zornigen Blicke zu sein,

welche dieser Unglückliche, in Ermangelung von Verwünschungen, schleuderte.

Mitten in der Galerie blieb der Gefangene einen Augenblick stehen, um den endlosen Horizont zu betrachten, um den Schwefelgeruch des Sturmes einzuatmen und gierig den warmen Regen zu trinken, dann stieß er einen Seufzer gleich einem Gebrülle aus.

»Kommt, mein Herr,« sagte Saint-Mars ungestüm zu dem Gefangenen, denn es beunruhigte ihn, daß er den Armen lange über die Mauern schauen sah. »Kommt doch, mein Herr.«

»Sagt Monseigneur!« rief Athos aus seinem Winkel mit einer so feierlichen und furchtbaren Stimme Saint-Mars zu, daß der Gouverneur vom Scheitel bis zu den Zehen schauerte.

Athos wollte immerhin die Ehrfurcht für die gefallene Majestät haben.

Der Gefangene wandte sich um.

»Wer hat gesprochen?« fragte Saint-Mars.

»Ich,« erwiderte d'Artagnan, der sogleich vortrat. »Ihr wisst wohl, daß dies der Befehl ist.«

»Nennt mich weder mein Herr, noch Monseigneur sagte der Gefangene mit einem Tone, der Raoul bis in die Tiefe seiner Eingeweide erschütterte, »nennt mich Verfluchter!¹⁸«

Und er ging weiter.

Die eichene Türe ächzte hinter ihm.

»Das ist ein unglücklicher Mann!« murmelte dumpf der Musketier, indem er Raoul die vom Prinzen bewohnte Stube bezeichnete.

VII.

Die Versprechungen.

Kaum war d'Artagnan mit seinen Freunden in sein Zimmer zurückgekehrt, als einer von den Soldaten des Fort kam und ihm meldete, der Gouverneur suche ihn.

Die von Raoul auf dem Meer erschaute Barke, welche so eilig nach dem Hafen zu steuern schien, kam nach Sainte-Marguerite mit einer wichtigen Depeche für den Kapitän der Musketiere.

Als d'Artagnan den Umschlag öffnete, erkannte er die Handschrift des Königs.

»Ich denke,« sagte Ludwig XIV., »Ihr habt meine Befehle vollzogen, Herr d'Artagnan; kommt auf der Stelle nach Paris zurück und sucht mich in meinem Louvre auf.«

»Somit ist meine Verbannung zu Ende!« rief freudig der Musketier, »Gott sei gelobt, ich höre auf, Kerkermeister zu sein.«

Und er zeigte den Brief Athos.

»Ihr verlaßt uns also?« sprach dieser voll Traurigkeit.

»Um uns wiederzusehen, teurer Freund, insofern Raoul ein großer Junge ist, der wohl allein mit Herrn von Beaufort reisen und seinen Vater lieber in Gesellschaft von Herrn d'Artagnan zurückkehren lassen, als ihn nötigen wird, zwei hundert Meilen allein zu reisen, um wieder nach la Fère zu kommen, nicht wahr, Raoul?«

»Gewiß,« stammelte dieser mit dem Ausdruck eines zärtlichen Bedauerns.

»Nein, mein Freund,« entgegnete Athos, »ich verlasse Raoul, nicht eher, als an dem Tage, wo sein Schiff am Horizont verschwunden sein wird. So lange er in Frankreich, ist er nicht getrennt von mir.«

»Nach Eurem Belieben, lieber Freund, doch wir werden wenigstens Sainte-Marguerite mit einander verlassen: benutzt die Barke, die mich nach Antibes zurückführt.«

»Von Herzen gern; wir werden nie früh genug von diesem Fort

und von dem Gespenste entfernt sein, das uns vorhin so sehr betrübt hat,«

Die drei Freunde verließen die kleine Insel, nachdem sie vom Gouverneur Abschied genommen hatten, und beim letzten Schimmer des sich entfernenden Sturmes sahen sie zum letzten Mal die Mauer des Fort weiß werden.

D'Artagnan sagte seinen Freunden noch in derselben Nacht Lebewohl, nachdem er auf dem Ufer von Sainte-Marguerite das Feuer des Wagens gesehen hatte, den Herr von Saint-Mars, dem Austrage des Kapitäns gemäß, hatte anzünden lassen.

Ehe er zu Pferde stieg, und als er auf dem Arme von Athos hervorging, sagte er:

»Freunde, Ihr gleicht zu sehr zwei Soldaten, die ihren Posten verlassen. Es offenbart mir etwas, Raoul hätte nötig, von Euch in seiner Reihe gehalten zu werden. Soll ich mir die Erlaubnis! erbitten, hundert gute Musketen nach Afrika führen zu dürfen? Der König wird es nicht abschlagen, und ich nehme Euch mit mir.«

»Herr d'Artagnan,« erwiderte Raoul, indem er ihm voll Innigkeit die Hand drückte, »ich danke Euch für dieses Anerbieten, das uns mehr geben würde, als der Herr Graf und ich wollen. Ich, der ich jung bin, bedarf einer Arbeit des Geistes und einer Anstrengung des Körpers; der Herr Graf bedarf der tiefsten Ruhe. Ihr seid sein bester Freund: ich empfehle ihn Euch. Indem Ihr über ihm wacht, werdet Ihr unsere beide Seelen in Eurer Hand halten.«

»Ich muß aufbrechen; mein Pferd wird ungeduldig,« sprach d'Artagnan, bei dem das untrüglichste Zeichen einer lebhaften Aufregung der Wechsel der Ideen in einem Gespräche war. »Sagt, Graf, wie viel Tage hat Raoul noch hier zu verweilen?«

»Höchstens drei Tage.«

»Und wie viel Zeit werdet Ihr brauchen, um nach Hause zurückzukehren?«

»Oh! viel Zeit,« antwortete Athos. »Ich will mich nicht zu schnell von Raoul trennen, und werde nur halbe Tagemärsche machen.«

»Warum dies, mein Freund? Man wird traurig, wenn man langsam marschiert, und das Wirtshausleben steht einem Mann, wie Ihr, nicht mehr gut an.«

»Mein Freund, ich bin mit Pferden von der Post hierhergekommen, aber ich will ein Paar seine Pferde kaufen. Um diese nun frisch zurückzubringen, wäre es unklug, mehr als sieben bis acht Meilen im Tage zu machen.«

»Wo ist Grimaud?«

»Er ist gestern Morgen mit den Equipagen von Raoul angekommen, und ich habe ihn schlafen lassen.«

»Das ist, um nicht wieder darauf zu kommen,« entschlüpfte d'Artagnan. »Auf Wiedersehen also, lieber Athos, und je mehr Ihr Euch beeilt, desto früher werde ich Euch sehen.«

Nach diesen Worten setzte er seinen Fuß auf den Steigbügel, den ihm Raoul hielt.

»Gott befohlen,« sprach der junge Mann, indem er ihn umarmte.

»Gehabt Euch wohl,« erwiderte d'Artagnan, während er sich in Sattel schwang.

Sein Pferd machte eine Bewegung, welche den Reiter von seinen Freunden entfernte.

Diese Szene fand vor dem von Athos vor den Toren von Antibes gewählten Hause statt, wohin d'Artagnan nach dem Abendbrote seine Pferde zu bringen befohlen hatte.

Die Straße fing hier an und dehnte sich weiß und wellenförmig in den Dünsten der Nacht aus, das Pferd atmete kräftig den scharfen Salzgeruch ein, der den Mooren entströmt.

D'Artagnan ließ sein Pferd traben, und Athos schlug traurig mit Raoul den Rückweg ein.

Plötzlich hörten sie das Geräusch von Pferdetritten, und Anfangs glaubten sie, es sei jenes seltsame Zurückprallen, welches das Ohr bei jeder Biegung der Wege täuscht. Aber es war wirklich die Rückkehr des Chevalier. D'Artagnan sprengte im Galopp zu seinen Freunden heran. Diese gaben einen Schrei freudigen Erstaunens von sich, der Kapitän sprang wie ein junger Mann von seinem Pferde und nahm in seine beiden Arme die zwei geliebten Köpfe von Athos und Raoul.

Er hielt sie lange umschlungen, ohne ein Wort zu sagen, ohne den Seufzer entschlüpfen zu lassen, der seine Brust zerriß. Dann schwang er sich wieder auf sein Roß, drückte dem wütenden

Tiere beide Sporen in die Flanken und ritt so schnell weg, als er gekommen war.

»Ach!« sagte der Graf ganz leise, »ach!«

»Ein schlimmes Vorzeichen,« sprach zu sich selbst d'Artagnan, während er die verlorene Zeit wieder einholte. »Ich konnte ihnen nicht zulächeln. Ein schlimmes Vorzeichen!«

Am andern Morgen war Grimaud wiederhergestellt. Der von Herrn von Beaufort befohlene Dienst ging glücklich von Statten. Die durch die Sorge von Raoul gegen Toulon gelenkte Flottille war, in kleinen, beinahe unsichtbaren Nachen, die Frauen und Freunde der für den Dienst der Flotte requirierten Schiffer und Schmuggler nachschleppend, abgegangen.

Die so kurze Zeit, welche dem Vater und dem Sohn noch zum Zusammensein blieb, schien ihre Geschwindigkeit verdoppelt zu haben, wie die Geschwindigkeit von Allem wächst, was sich zum Fallen in den Schlund der Ewigkeit neigt.

Athos und Raoul kamen nach Toulon zurück, das sich mit dem Geräusch der Wagen, mit dem Geräusch der Rüstungen, mit dem Geräusch der wiehernden Pferde füllte. Die Trompete stimmten ihre stolzen Märsche an, die Trommler bewiesen ihre Stärke, die Straßen waren vollgepfropft von Soldaten, Knechten und Händlern.

Der Herzog von Beaufort war überall, er betrieb die Einschiffung mit dem Eifer und dem Interesse eines guten Kapitäns. Er schmeichelte seinen Gefährten, selbst den Niedrigsten, er schalt seine Lieutenants, selbst die Bedeutendsten.

Geschütz, Proviant, Gepäcke, Alles wollte er selbst sehen; er untersuchte die Equipirung jedes Soldaten und versicherte sich der Gesundheit jedes Pferdes. Man fühlte, daß, in seinem Hotel leichtsinnig, prahlerisch, selbstsüchtig, der von ihm übernommenen Verantwortlichkeit gegenüber der Edelmänn wieder Soldat, der vornehme Herr wieder Kapitän wurde.

Doch ist es nicht zu leugnen, wie groß auch der Eifer war, der bei den Anstalten zum Ausbruch vorwaltete, man erkannte darin die sorglose Hast und den Mangel an jeder Vorsicht, die aus dem Franzosen den ersten Soldaten der Welt machen, weil er der am meisten seinen eigenen physischen und moralischen Mitteln

anheimgegebene ist.

Als alle Dinge den Admiral wirklich oder scheinbar befriedigt hatten, machte er Raoul seine Komplimente und gab die letzten Befehle für die Abfahrt, welche auf den andern Morgen mit Tagesanbruch bestimmt war.

Er lud den Grafen und seinen Sohn zum Mittagessen bei sich ein. Diese schützten einige Notwendigkeiten des Dienstes vor und entfernten sich. Als sie ihr Gasthaus erreicht hatten, das unter den Bäumen des großen Platzes lag, nahmen sie in Eile ihr Mahl ein, und Athos führte Raoul auf die Felsen, welche die Stadt beherrschen, weite graue Berge, von wo die Aussicht unbegrenzt ist und einen flüssigen Horizont umfaßt, der, so fern ist er, von einem Niveau mit den Felsen selbst zu sein scheint.

Die Nacht war schön wie immer in diesen Klimaten. Der hinter den Felsen ausgehende Mond entrollte gleichsam ein silbernes Tuch auf dem blauen Teppich des Meeres. In der Rhede manövrierten schweigsam die Fahrzeuge, welche ihre Reihe eingenommen hatten, um die Einschiffung zu erleichtern.

Mit Phosphor beladen, öffnete sich das Meer unter den Kielen der Barken, welche das Gepäck und die Munition überschifften; jeder Stoß des Vorderteils durchwühlte diesen Schlund weißer Flammen, und von jedem Ruder trüffelten flüssige Diamanten.

Man hörte die Seeleute, freudig über die Freigebigkeit des Admirals, ihre langsamen, naiven Gesänge murmeln. Zuweilen vermengte sich das Rasseln der Ketten mit dem dumpfen Geräusch der in die Räume fallenden Kugeln. Dieses Schauspiel und diese Harmonien schnürten das Herz zusammen wie die Furcht, und erweiterten es wie die Hoffnung. Dieses ganze Leben roch nach dem Tod.

Athos setzte sich mit seinem Sohn auf das Moos und das Heidekraut des Vorgebirges. Um ihre Häupter flatterten die großen Fledermäuse, fortgerissen im furchtbaren Wirbel ihrer blinden Jagd. Die Füße von Raoul ragten über den Rand des senkrechten Abhangs hinaus und badeten sich in dem leeren Raume, den der Schwindel bevölkert und der zur Vernichtung herausfordert.

Als der Mond in seiner ganzen Fülle ausgegangen war und mit

seinem Lichte die benachbarten Felsspitzen umspielte, als der Spiegel des Wassers in seiner ganzen Ausdehnung beleuchtet war und die kleinen roten Feuer ihre Öffnung in den schwarzen Massen jedes Schiffes gemacht hatten, da sammelte Athos alle seine Gedanken, seinen ganzen Mut, Und sprach:

»Gott hat Alles gemacht, was wir hier sehen, Raoul; er hat auch uns gemacht, arme mit diesem großen Weltall vermengte Atome; wir glänzen wie diese Wellen, wir leiden wie diese großen Schiffe, die sich, die Woge durchfurchend, dem Winde gehorchend, der sie nach einem Hasen treibt, abnutzen. Alles liebt, zu leben, Raoul, und Alles ist schön in den lebenden Dingen.«

»Wir haben da in der Tat ein schönes Schauspiel,« erwiderte der junge Mann.

»Wie gut d'Artagnan ist,« unterbrach plötzlich Athos, »und welch ein seltenes Glück ist es, sich ein ganzes Leben hindurch auf einen Freund, wie dieser ist, gestützt zu haben! Das hat Euch gefehlt, Raoul.«

»Ein Freund!« rief der junge Mann; »es hat mir an einem Freunde gefehlt!«

»Herr von Guiche ist ein reizender Kamerad,« entgegnete kalt der Graf, »aber ich glaube, in der Zeit, in der Ihr lebt, bekümmern sich die Menschen mehr um ihre Angelegenheiten, und um ihre Vergnügungen, als es zu unserer Zeit der Fall war. Ihr habt das einsame Leben gesucht; das ist ein Glück, doch Ihr habt dabei die Stärke verloren. Ein wenig der abstrakten Feinheiten entwöhnt, die Eure Freude bilden, fanden wir viel mehr Widerstand, als das Unglück erschien.«

»Ich unterbrach Euch nicht, mein Herr, um Euch zu sagen, ich habe einen Freund gehabt, und dieser Freund sei Herr von Guiche gewesen. Er ist jedoch gut und edelmütig, und er liebt mich . . . Ich habe unter Bevormundung einer andern Freundschaft gelebt, einer Freundschaft, welche so stark, so kostbar, als die, von der Ihr sprecht, denn es ist die Eurige.«

»Ich war kein Freund für Euch, Raoul,« entgegnete Athos.

»Ei! mein Herr, warum nicht?«

»Weil ich Euch Anlaß gegeben, zu glauben, das Leben habe nur eine Seite, weil ich, leider traurig und streng, stets für Euch

die freudigen Knospen abgeschnitten habe, welche unablässig aus dem Baume der Jugend hervorspringen; mit einem Wort, weil ich es in diesem Augenblick bereue, daß ich nicht aus Euch einen sehr für das heitere Leben geöffneten, munteren, geräuschvollen Mann gemacht habe.«

»Ich weiß, warum Ihr mir das sagt. Nein, Ihr habt Unrecht, nicht Ihr habt aus mir gemacht, was ich jetzt bin; es ist diese Liebe, welche mich in dem Augenblick erfaßte, wo die Kinder nur Neigungen haben; es ist die meinem Charakter natürliche Beständigkeit, welche bei den andern Geschöpfen nur Gewohnheit. Ich glaubte, ich wäre immer, wie ich war, ich glaubte, Gott habe mich auf eine ganz frisch angelegte, ganz gerade, ganz mit Früchten und Blumen eingefaßte Straße geworfen. Ich hatte über mir Eure Wachsamkeit, Eure Stärke, und hielt mich für wachsam und stark. Nichts hatte mich vorbereitet, ich bin einmal gefallen, und dieses eine Mal hat mir den Mut für mein ganzes Leben geraubt. Allerdings bin ich dabei gebrochen. Oh! mein Herr, Ihr habt an meiner Vergangenheit nur für mein Glück Antheil; Ihr seid in meiner Zukunft nur wie eine Hoffnung. Nein, ich habe dem Leben nichts vorzuwerfen, so wie Ihr es mir gemacht. Ich segne Euch, und ich liebe Euch voll Inbrunst.«

»Mein teurer Raoul, Eure Worte tun mir wohl. Sie beweisen mir, daß Ihr ein wenig für mich in der kommenden Zeit handeln werdet.«

»Ich werde nur für Euch handeln.«

»Raoul, was ich nie in Beziehung auf Euch getan habe, werde ich fortan tun. Ich werde Euer Freund sein, und nicht mehr Euer Vater. Wir werden leben, indem wir uns ausbreiten, statt zu leben, indem wir uns gefangen halten, wenn Ihr zurückkehrt. Das wird bald geschehen, nicht wahr?«

»Gewiß, mein Herr, denn eine solche Expedition kann nicht lange dauern.«

»Bald also, Raoul, bald werde ich Euch, statt mäßig von meinen Einkünften zu leben, das Capital meiner Güter geben. Es wird Euch genügen, um Euch in der Welt bis zu meinem Tode zu bewegen, und Ihr werdet mir, wie ich hoffe, vor dieser Zeit den Trost schenken, mein Geschlecht nicht erlöschen zu lassen.«

»Ich werde Alles tun, was Ihr mir befiehlt,« erwiderte Raoul sehr bewegt.

»Raoul, Euer Adjutantendienst sollte Euch nicht zu allzu gewagten Unternehmungen veranlassen. Ihr habt Eure Proben abgelegt, man weiß, daß Ihr gut im Feuer seid. Erinnert Euch, daß der Krieg mit den Arabern ein Krieg der Hinterhalte und Ermordungen ist.«

»Man sagt es, ja, mein Herr.«

»Man erntet immer wenig Ruhm dabei, wenn man in einen Hinterhalt fällt. Das ist ein Tod, der ein wenig der Verwegenheit oder Unvorsichtigkeit beschuldigt. Häufig beklagt man nicht einmal denjenigen, welcher unterlegen ist. Diejenigen, welche man nicht beklagt, Raoul, sind unnütz gestorben. Mehr noch, der Sieger spottet, und wir dürfen es nicht dulden, daß diese albernen Ungläubigen über unsere Fehler triumphieren. Ihr begreift wohl, was ich hiermit sagen will, Raoul, Gott behüte mich, daß ich Euch ermahne, fern von den Treffen zu bleiben!«

»Ich bin von Natur vorsichtig, und ich habe viel Glück,« erwiderte Raoul mit einem Lächeln, welches das Herz des armen Vaters zu Eis erstarren machte; »denn,« fügte rasch der junge Mann bei, »in zwanzig Schlachten, die ich mitgemacht, habe ich noch nicht eine Schramme bekommen.«

»Auch ist das Klima zu fürchten, der Fiebertod ist ein häßliches Ende. Der heilige König Ludwig bat Gott, er möchte ihm einen Pfeil oder die Pest vor dem Fieber schicken.«

»Oh! mein Herr, mit Mäßigkeit, mit einer vernünftigen Leibesübung . . . «

»Ich habe es bei Herrn von Beausort dahin gebracht,« unterbrach Athos, »daß seine Depechen alle vierzehn Tage nach Frankreich abgehen, Ihr, sein Adjutant, werdet beauftragt sein, sie zu expedieren; ohne Zweifel werdet Ihr mich nicht vergessen.«

»Nein, Herr,« erwiderte Raoul mit einer erstickten Stimme.

»Raoul, da Ihr ein guter Christ seid und ich auch, so müssen wir auf einen besonderen Schirm Gottes oder seiner Schutzengel zählen. Versprecht mir, daß Ihr, wenn Euch bei irgend einer Veranlassung Unglück begegnete, vor Allem an mich denken werdet.«

»Oh! ja, vor Allem.«

»Und daß Ihr mich anrufen werdet.«

»Oh! auf der Stelle.«

»Ihr träumt zuweilen von mir, Raoul?«

»Alle Nächte, mein Herr. Während meiner ersten Jugend sah ich Euch im Traume ruhig und sanft, eine Hand über meinem Haupte ausgestreckt, und darum schlief ich . . . *einst* immer so gut!«

»Wir lieben uns zu sehr, als daß nicht von dem Augenblick an, wo wir uns trennen, ein Teil von unseren beiden Seelen mit dem Einen und dem Andern von uns reisen und da wohnen sollte, wo wir wohnen werden. Raoul ich fühle, daß, wenn Ihr traurig seid, mein Herz sich in Traurigkeit versenken wird, und wenn Ihr in Gedanken an mich lächeln wollt, so bedenkt, daß Ihr mir von dort einen Strahl Eurer Freude schickt.«

»Ich verspreche Euch nicht, freudig zu sein,« antwortete der junge Mann, »doch seid überzeugt, daß ich nicht eine Stunde hinbringen werde, ohne an Euch zu denken; nicht eine Stunde, das schwöre ich Euch, wenn ich nicht tot bin.«

Athos konnte sich nicht länger bewältigen, er umschlang mit dem Arm den Hals seines Sohnes und hielt ihn mit allen Kräften seines Herzens umfassen.

Der Mond hatte der Morgendämmerung Platz gemacht; ein goldener Streif stieg am Horizont empor und verkündigte das Herannahen des Tages.

Athos warf seinen Mantel auf die Schultern von Raoul und führte ihn in die Stadt, wo schon Lastträger und Karren, wie ein großer Ameisenhaufen, untereinander wimmelten.

Am Ende des Plateau, das Athos und Bragelonne verließen, sahen sie einen schwarzen Schatten unentschlossen und als schämte er sich, gesehen zu werden, sich wiegen. Es war Grimaud, der unruhig seinem Herrn auf der Ferse gefolgt war und auf den Grafen und seinen Sohn wartete.

»Oh! guter Grimaud,« rief Raoul, »was willst Du? Du kommst, um uns zu melden, wir müssen ausbrechen?«

»Allein?« sagte Grimaud, indem er Athos Raoul mit einem Tone des Vorwurfs bezeichnete, der zum Beweise diente, in welchem

Grad der Greis erschüttert war.

»Oh! Du hast Recht!« rief der Graf, »nein, Raoul wird nicht allein reisen; nein, er wird nicht auf einer fremden Erde bleiben, ohne ein befreundetes Wesen, das ihn tröstet und an Alles erinnert, was er liebte.«

»Ich!« versetzte Grimaud.

»Du? Ja, ja!« rief Raoul, bis in die Tiefe seines Herzens gerührt.

»Ah! Du bist sehr alt, mein guter Grimaud,« sprach Athos.

»Desto besser,« erwiderte dieser, mit einer unaussprechlichen Tiefe des Gefühls und des Verstands.

»Aber die Einschiffung findet schon statt, und Du bist nicht vorbereitet,« entgegnete Raoul.

»Doch!« sagte Grimaud, auf die Schlüssel seiner Koffer deutend, die mit denen seines jungen Herrn vermischt waren.

»Aber,« entgegnete Raoul, »Du kannst nicht so den Herrn Grafen allein lassen, den Herrn Grafen, den Du nie verlassen hast.«

Grimaud wandte seinen verdüsterten Blick gegen Athos, als wollte er die Stärke des Einen oder Andere messen.

Der Graf antwortete nicht.

»Dem Herrn Grafen wird das lieber sein,« sagte Grimaud.

»Ja,« machte Athos mit seinem Kopf.

In diesem Augenblick rasselten alle Trommeln gleichzeitig und die Klarinen füllten die Luft mit ihren heiteren Melodien.

Man sah die Regimenter, welche an der Expedition Teil nehmen sollten, aus der Stadt hervorkommen.

Sie rückten fünf an der Zahl, jedes bestehend aus vierzig Compagnien, aus. Royal marschierte voran, erkennbar an seiner weißen Uniform mit blauen Aufschlägen. Die Ordonnanzfahnen. kreuzförmig in vier Felder geteilt, veilchenblau und braungelb mit goldenen Lilien besät, ließen die weiße Obristenfahne mit dem ebenfalls mit Lilien verzierten Kreuze herrschen.

Musketiery auf den Flügeln mit ihren gabelförmigen Stäben in der Faust und die Muskete auf der Schulter, Pikenirer im Zentrum mit ihren vierzehn Fuß langen Spießern, marschierten munter nach den Transportparken, die sie im Einzelnen nach den

Schiffen brachten.

Die Regimenter Picardie, Navarra, Normandie und Royal-Vaisseau kamen sodann. Herr von Beaufort hatte zu wählen verstanden.

Man sah ihn selbst von fern den Zug mit seinem Generalstabe schließend. Ehe er das Meer erreichen konnte, mußte eine gute Stunde vergehen.

Raoul wandte sich langsam mit Athos nach dem Ufer, um seinen Platz in dem Augenblick, wo der Prinz vorüberziehen würde, einzunehmen.

Brausend vor jugendlichem Eifer, ließ Grimaud das Gepäck von Raoul nach dem Admiralsschiffe bringen.

Athos hatte seinen Arm um den Hals seines Sohnes geschlungen, den er verlieren sollte, er zehrte sich im schmerzlichsten Nachsinnen auf und betäubte sich durch das Geräusch und die Bewegung.

Plötzlich kam ein Offizier von Herrn von Beaufort zu ihnen, um ihnen zu melden, der Herzog gebe den Wunsch kund, Raoul an seiner Seite zu sehen.

»Mein Herr,« rief der junge Mann, »wollt dem Prinzen sagen, ich bitte ihn noch um diese Stunde, um die Gegenwart des Herrn Grafen zu genießen.«

»Nein, nein,« unterbrach ihn Athos, »ein Adjutant kann nicht so seinen General verlassen. Wollt dem Prinzen sagen, mein Herr, der Vicomte werde sich sogleich zu ihm begeben.«

Der Offizier sprengte im Galopp weg.

»Ob wir uns hier verlassen, ob wir uns dort verlassen, es ist immer eine Trennung,« sprach Athos.

Er stäubte sorgfältig den Rock seines Sohnes ab und strich ihm, während sie gingen, über die Haare.

»Hört,« sprach er, »Raoul, Ihr braucht Geld; Herr von Beaufort lebt auf einem großen Fuß, und ich bin überzeugt, daß Ihr Euch dort darin gefallen werdet, Pferde und Waffen zu kaufen, was in jenem Lande kostbare Dinge sind. Da Ihr nun weder dem König, noch Herrn von Beaufort dient und nur von Eurem freien Willen abhängt, so dürft Ihr weder auf Sold, noch auf Schenkungen rechnen. Es soll Euch in Gigelli an nichts fehlen. Hier sind zwei

hundert Pistolen; gebt sie aus, Raoul, wenn Ihr mir Vergnügen machen wollt.«

Raoul drückte seinem Vater die Hand, und bei der Biegung einer Straße sahen sie Herrn von Beaufort, auf einem herrlichen weißen Rosse reitend, das durch anmutige Courbetten den Beifallsjubel der Frauen der Stadt erwiderte.

Der Herzog rief Raoul und reichte dem Grafen die Hand. Er sprach lange zu ihm mit so sanften Ausdrücken, daß sich das Herz des armen Vaters ein wenig dadurch gestärkt fand.

Es kam jedoch Beiden, dem Vater und dem Sohne, vor, als laufe ihr Marsch auf den Richtplatz aus. Ein furchtbarer Augenblick trat ein, der, wo, um das Gestade zu verlassen, die Soldaten und die Seeleute mit ihren Familien und ihren Freunden die letzten Küsse wechselten: ein erhabener Augenblick, in dem, trotz der Reinheit des Himmels, trotz der Wärme der Sonne, trotz der Wohlgerüche der Lust, trotz des milden Lebens, das durch die Adern kreist, Altes schwarz, Alles bitter erscheint, Alles an Gott, durch den Mund Gottes selbst, sprechend, zweifeln macht.

Es war gebräuchlich, daß sich der Admiral zuletzt mit seinem Gefolge einschiffte; die Kanonen warteten, um ihre furchtbare Stimme ertönen zu lassen, bis der Anführer einen Fuß auf das Brett seines Schiffes gesetzt hatte.

Den Admiral, die Flotte, die eigene Eitelkeit des starken Mannes vergessend, öffnete Athos seinem Sohne die Arme und preßte ihn krampfhaft an seine Brust.

»Begleitet uns an Bord,« sagte der Herzog gerührt, »Ihr werdet dabei eine gute halbe Stunde gewinnen.«

»Nein,« erwiderte Athos, »nein, mein Lebewohl ist gesagt. Ich will nicht ein zweites sagen.«

»Dann schifft Euch rasch ein, Vicomte!« fügte der Prinz bei, der die Tränen diesen beiden Männern, deren Herz anschwell, ersparen wollte.

Und väterlich, zärtlich, stark, wie es Porthos gewesen wäre, nahm er Raoul in seine Arme und setzte ihn auf die Schaluppe, deren Ruder sogleich aus ein Zeichen zu arbeiten anfangen.

Das Zeremoniell vergessend, sprang er selbst auf das Dahlbord des Bootes und stieß es mit kräftigem Fuße ins Meer.

»Gott befohlen!« rief Raoul.

Athos antwortete nur durch ein Zeichen, aber er fühlte etwas Brennendes auf seiner Hand: das war der ehrfurchtsvolle Kuß von Grimaud, der letzte Abschied des treuen Hundes.

Nach diesem Kusse sprang Grimaud von der Stufe des Hafendamms auf das Vorderteil einer Dole mit zwei Rudern, die sich von einem Chaland, bedient von acht Galeerenrudern, hatte bugsieren lassen.

Athos setzte sich verwirrt, trübe, verlassen auf den Hasendamm.

Jede Sekunde entführte ihm einen von den Zügen, eine von den Nuancen des bleichen Gesichtes von Raoul, Die Arme hängend, das Auge starr, den Mund offen, blieb er mit seinem Sohne in einem und demselben Blick, in einem und demselben Gedanken, in einer und derselben Betäubung vermengt.

Das Meer trug nach und nach die Schaluppen und die Gestalten bis zu einer Entfernung fort, wo die Menschen nur noch Punkte sind, wo die gegenseitige Liebe nur noch in Erinnerungen besteht.

Athos sah seinen Sohn die Leiter des Admiralsschiffes hinaussteigen, er sah ihn sich mit den Ellenbogen auf die Verschanzung stützen und eine solche Stellung nehmen, daß er immer ein Gesichtspunkt für das Auge seines Vaters blieb. Vergebens donnerte die Kanone, vergebens drang aus den Fahrzeugen ein lange anhaltender Lärm hervor, am Lande verbreitet durch ein ungeheures Zujauchzen, vergebens wollte das Geräusch, das Ohr des Vaters betäuben. Raoul erschien ihm bis zum letzten Augenblick, und das unmerkliche Atom, das vom Schwarzen zum Blassen, vom Blassen zum Weißen und vom Weißen zum Nichts überging, verschwand für Athos lange, nachdem für die Augen aller Anwesenden mächtige Schiffe und angeschwollene Segel verschwunden waren.

Gegen Mittag, als schon die Sonne den Raum zehrte und kaum das oberste Ende der Masten die weißglühende Linie des Meeres überragte, sah Athos einen weichen, lustigen Schatten sich erheben, der eben so bald verschwunden, als gesehen: das war der Rauch von einem Kanonenschuß, den Herr von Beaufort

hatte feuern lassen, um zum letzten Male die Küste Frankreichs zu grüßen.

Der Punkt versank am Horizont, und Athos kehrte schmerzerfüllt nach seinem Gasthofe zurück.

VIII.

Zwischen Frauen.

D'Artagnan hatte sich vor seinen Freunden nicht so gut verbergen können, als er es gewünscht.

Der stoische Soldat, der unempfindliche Kriegermann hatte sich, von der Angst und den Ahnungen besiegt, einige Minuten der menschlichen Schwäche hingegeben.



Mademoiselle de la Vallière.

Als er sein Herz zum Schweigen gebracht und das Beben

seiner Muskeln besänftigt hatte, wandte er sich gegen seinen Lackei um, einen schweigsamen Diener, der beständig lauschte, um schneller zu gehorchen, und sagte zu ihm:

»Rabaud, Du wirst wissen, daß ich dreißig Meilen im Tage machen muß.«

»Gut, mein Kapitän,« erwiderte Rabaud.

Und dem Gange des Pferdes angeschlossen, wie ein wahrer Centaure, kümmerte sich d'Artagnan von diesem Augenblick um nichts mehr, das heißt, er kümmerte sich um Alles.

Er fragte sich, warum ihn der König zurückrufe, warum die eiserne Marke eine silberne Platte zu den Füßen von Raoul geworfen habe.

Was den ersten Gegenstand betrifft, so war die Antwort verneinend; er wusste zu gut, daß, wenn ihn der König zurückrief, dies aus Notwendigkeit geschah! er wusste auch, daß Ludwig XIV. das gebieterische Bedürfnis einer geheimen Unterredung mit demjenigen fühlen mußte, welchen ein so großes Geheimnis auf das Niveau der höchsten Mächte des Reiches stellte. Aber d'Artagnan fand sich nicht fähig, das Verlangen des Königs genau zu bestimmen.

Der Musketier hatte keine Zweifel mehr über den Grund, der den unglücklichen Philipp angetrieben, seinen Charakter und seine Geburt zu enthüllen. Für immer unter seiner eisernen Maske begraben, verbannt in ein Land, wo die Menschen den Elementen zu dienen schienen, selbst der Gesellschaft von d'Artagnan beraubt, von dem er mit Ehrenbezeugungen und Zartheiten überhäuft worden war, hatte Philipp nur noch Gespenster und Schmerzen in der Welt zu sehen, und da ihn die Verzweiflung zu ergreifen anfang, so ergoß er sich in Klagen, im Glauben, die Offenbarungen würden ihm einen Rächer erwecken.

Die Art, wie der Musketier beinahe seine besten Freunde getötet hätte, das Geschick, das Athos so seltsam in das Staatsgeheimnis eingeweiht, der Abschied von Raoul, die Dunkelheit dieser Zukunft, die mit einem traurigen Tod endigen sollte, dies Alles führte d'Artagnan unablässig zu kläglichen Vorhersehungen zurück, welche die Geschwindigkeit des Marsches nicht, wie einst, zerstreute.

D'Artagnan ging von diesen Betrachtungen zu den Erinnerungen an seine geächteten Freunde Porthos und Aramis über. Er sah sie als Flüchtlinge, umstellt, Beide zu Grunde gerichtet und arbeitsam im Wiederausbau eines Glückes begriffen, und da der König seinen Mann der Ausführung in einem Augenblick der Rache und des Grolls zu sich rief, so zitterte d'Artagnan, er würde einen Auftrag erhalten, bei dem sein Herz geblutet hätte.

Zuweilen, wenn er die Bergabhänge hinabritt, wenn das atemlose Pferd seine Nüstern ausblies und seine Flanken blähte, erinnerte sich der Kapitän, der nun freier denken konnte, an das wunderbare Genie von Aramis, an dieses Genie der Schlaueit und der Intrige, wie die Fronde und der Bürgerkrieg zwei hervorgebracht hatten. Soldat, Priester und Diplomat, galant, gierig und verschmitzt, hatte Aramis die guten Dinge des Lebens immer nur als Fußtritt genommen, um sich über die schlechten zu erheben. Ein edler Geist, wenn nicht ein auserwähltes Herz, hatte er das Böse immer nur getan, um ein wenig zu glänzen. Gegen das Ende seiner Laufbahn, in dem Augenblick, wo er das Ziel anfassen sollte, hatte er, wie der Patrizier Fiesco, einen falschen Tritt auf einem Brette getan und war ins Meer gefallen.

Aber Porthos, dieser gute und naive Porthos! Porthos ausgehungert, Mousqueton ohne goldene Tressen, eingekerkert vielleicht schon; Pierrefonds, Bracieux der Erde gleich gemacht, was die Steine betrifft, geschändet, was die Hochwälder betrifft, sehen, das waren ebenso viele brennende Schmerzen für d'Artagnan, und so oft ihn einer dieser Schmerzen traf, sprang er aus, wie sein Pferd beim Stiche der Bremse, unter den Gewölben des Blätterwerks.

Nie hat sich der Mann von Geist gelangweilt, wenn sein Körper durch die Strapazen beschäftigt gewesen ist; nie hat ein körperlich gesunder Mann verfehlt, das Leben leicht zu finden, wenn etwas seinen Geist gefangen genommen. Immer rennend, immer träumend, kam d'Artagnan nach Paris hinab, frisch und mit geschmeidigen Muskeln, wie der Athlet, der sich für das Gymnasium vorbereitet hat.

Der König erwartete ihn nicht so bald und war zu einer Jagd in die Gegend von Meudon weggefahren. Statt dem König

nachzueilen, wie er es in früheren Zeiten getan hatte, zog sich d'Artagnan die Stiefel aus, setzte sich in ein Bad und wartete, bis Seine Majestät sehr bestaubt und sehr müde zurückgekehrt war, Er benützte die fünf Stunden Zwischenraum, um, wie man zu sagen pflegt, die Witterung des Hauses zu nehmen und sich gegen alle schlimmen Wechselfälle zu Panzern.

Er erfuhr, daß der König seit vierzehn Tagen düster, daß die Königin Mutter krank und sehr niedergeschlagen war, daß Monsieur, des Königs Bruder, sich der Frömmigkeit zuwandte, daß Madame Vapeurs hatte, und daß Guiche nach einem seiner Güter abgereist.

Er erfuhr ferner, daß Herr Colbert strahlte, daß Herr Fouquet alle Tage einen neuen Arzt zu, Rate zog, daß er nicht genas, und daß seine Hauptkrankheit nicht zu denjenigen gehörte, welche die Ärzte heilen, wenn nicht etwa die politischen Ärzte.

Der König, sagte man d'Artagnan, mache Herrn Fouquet das freundlichste Gesicht und verlasse ihn nicht einen Augenblick, aber, im Herzen getroffen, wie jene schönen Bäume, die ein Wurm angenagt hat, nehme Fouquet immer mehr ab, trotz des königlichen Lächelns, dieser Sonne des Hofes.

D'Artagnan erfuhr, Fräulein de la Vallière sei dem König unentbehrlich geworden; der Fürst, wenn er sie bei seinen Jagden nicht mitnehme, schreibe ihr mehrere Male, nicht mehr Verse, sondern, was schlimmer ist, Prosa, und zwar ganze Seiten.

Auch sehe man *den ersten König der Welt*, wie das poetische Siebengestirn von damals sagte, den König mit *einem Eifer ohne Gleichen* vom Pferde steigen und auf seinem Hute schwülstige Phrasen kritzeln, welche Herr von Saint-Aignan, der beständige Adjutant, la Vallière auf die Gefahr, sein Pferd zu Tode zu reiten, überbrachte. Während dieser Zeit ergötzen sich die Hirsche und die Fasanen, denn die Jagd wurde bei ihnen so kraftlos betrieben, daß man sagte, die Kunst der Jägerei entarte am französischen Hofe.

D'Artagnan dachte nun an die Empfehlungen des armen Raoul, an den verzweiflungsvollen Brief, bestimmt für eine Frau, die ihr Leben im Hoffen hinbrachte, und da d'Artagnan zu philosophieren liebte, so beschloß er, die Abwesenheit des Königs zu benützen, um einen Augenblick Fräulein de la Vallière zu sprechen.

Das war etwas Leichtes; Louise ging während der königlichen Jagd mit einigen Damen in einer Galerie des Palais-Royal spazieren, wo gerade der Kapitän der Musketiere einige Wachen zu inspizieren hatte.

D'Artagnan zweifelte nicht daran, wenn er das Gespräch auf Raoul bringen könnte, so würde ihm Louise Anlaß zu einem guten Briefe an den armen Verbannten geben; die Hoffnung aber, oder wenigstens der Trost für Raoul, in einer Verfassung des Herzens, wie die, in welcher wir ihn gesehen, das war die Sonne, das war das Leben zweier Menschen, welche unserem Kapitän unendlich teuer.

Er ging also nach dem Orte, wo er Fräulein de la Vallière zu finden wusste.

D'Artagnan fand la Vallière sehr umgeben. In ihrer scheinbaren Einsamkeit empfing die Favoritin des Königs wie eine Königin, mehr vielleicht als die Königin, eine Huldigung, auf welche Madame so stolz gewesen war, zur Zeit, da alle Blicke des Königs ihr gehörten und alle Blicke der Höflinge gebieterisch ihr zuwandten.

D'Artagnan, der kein Frauenknecht war, empfing doch nur Artigkeiten und Liebkosungen von den Damen; er war höflich wie ein Braver, und sein furchtbarer Ruf hatte ihm eben so viel Freundschaft bei den Männern, als Bewunderung bei den Frauen verschafft.

Als sie ihn eintreten sahen, redeten ihn die Ehrenfräulein auch sogleich an. Sie begannen mit Fragen.

»Wo war er gewesen? was war ans ihm geworden? Warum hatte man ihn nicht mit seinen herrlichen Pferden alle die schönen Volten machen sehen, welche auf dem Balkon des Königs die Neugierigen in Erstaunen setzten?

Er antwortete ihnen, er komme aus dem Lande der Orangen.

Die Ehrenfräulein lachten. Man lebte in der Zeit, wo Jedermann reiste, und wo dennoch eine Reise von hundert Meilen ein Problem war, das durch den Tod seine Lösung fand.

»Aus dem Lande der Orangen?« rief Fräulein von Tonnay-Charente. »Aus Spanien?«

»He! he!« machte der Musketier.

»Von Malta?« sagte Montalais.

»Meiner Treue, Ihr seid nahe daran, mein Fräulein.«

»Von einer Insel?« sprach la Vallière.

»Mein Fräulein,« sagte d'Artagnan! »ich will Euch nicht suchen lassen: ich komme aus der Gegend, wo sich Herr von Beaufort zu dieser Stunde einschiff, um nach Algier zu segeln.«

»Habt Ihr die Armee gesehen?« riefen mehrere kriegerische Damen.

»Wie ich Euch sehe,« erwiderte d'Artagnan.

»Und die Flotte?«

»Ich habe Alles gesehen.«

»Haben wir Freunde dort?« sagte Fräulein von Tonnay-Charente kalt, aber auf eine Weise, um die Aufmerksamkeit auf dieses Wort von einer berechneten Tragweite zu lenken.

»Gewiß.«antwortete d'Artagnan. »wir haben dort Herrn de la Guillotière, Herrn von Mouchy, Herrn von Bragelonne.«

La Vallière erbleichte.

»Herrn von Bragelonne?« rief die falsche Athenais, »Wie! er ist in den Krieg gezogen? . . . er!«

Montalais trat ihr auf den Fuß, aber vergebens.

»Wißt Ihr, was ich denke?« fuhr sie mitleidslos, gegen d'Artagnan gewendet, fort.

»Nein, mein Fräulein, doch ich möchte es wohl wissen.«

»Ich denke, alle Männer, die diesen Krieg mitmachen, sind Verzweifelte, welche die Liebe mißhandelt hat, und die nun Schwarze suchen, welche minder grausam, als es die Weißen gewesen waren.«

Einige Damen lachten; la Vallière verlor ihre Haltung; Montalais hustete, um einen Toten zu erwecken.

»Mein Fräulein,« entgegnete d'Artagnan, »Ihr irrt Euch, wenn Ihr von schwarzen Frauen in Gigelli sprecht; die Frauen sind dort nicht schwarz: sie sind allerdings nicht weiß, aber gelb.«

»Gelb!«

»Ei! urteilt nicht schlimm hierüber; ich habe nie eine schönere Farbe sich mit schwarzen Augen und einem Korallenmund vermählen sehen.«

»Desto besser für Herrn Bragelonne,« sagte hartnäckig Fräulein Tonnay-Charente. »Der arme Junge wird sich entschädigen!«

Nach diesen Worten trat ein tiefes Stillschweigen ein. D'Artagnan hatte Zeit, zu überlegen, daß sich die Frauen, diese sanften Tauben, unter sich viel grausamer behandeln, als die Tiger und die Bären.

Es war nicht genug für Athenais, daß sie la Vallière erbleichen gemacht hatte, sie wollte sie auch erröten machen.

Plötzlich nahm sie das Gespräch wieder ans und sagte:

»Wißt Ihr, Louise, daß Ihr da eine schwere Sünde auf dem Gewissen habt!«

»Welche Sünde, mein Fräulein?« stammelte die Unglückliche, indem sie um sich her einen Beistand suchte, ohne ihn zu finden.

»Gewiß,« fuhr Athenais fort, »der junge Mann war mit Euch verlobt. Er liebte Euch, und Ihr habt ihn zurückgestoßen.«

»Das ist ein Recht, welches man hat, wenn man eine redliche Frau ist,« entgegnete Montalais mit einer gezierten Miene. »Weiß man, daß man nicht das Glück eines Mannes machen kann, so ist es besser, ihn zurückzuweisen.«

Louise begriff nicht, ob sie derjenigen, welche sie so verteidigte, einen Tadel oder einen Dank schuldig war.

»Zurückweisen! zurückweisen! das ist sehr gut,« sagte Athenais, »doch hierin liegt nicht die Sünde, die sich Fräulein de la Vallière vorzuwerfen hat. Die wahre Sünde ist, daß sie den armen Bragelonne in den Krieg schickt, wo man den Tod findet.«

Louise streifte mit einer Hand über ihre kalte Stirne.

»Und wenn er stirbt,« fuhr die Unbarmherzige fort, »habt Ihr ihn getötet; das ist die Sünde.«

Selbst halbtodt, nahm Louise den Arm des Kapitäns der Musketiere, dessen Gesicht eine ungewöhnliche Aufregung verriet.

»Ihr hattet mit mir zu reden, Herr d'Artagnan?« sprach sie mit einer vor Zorn und Schmerz bebenden Stimme. »Was hattet Ihr mir zu sagen?«

D'Artagnan machte, Louise an seinem Arm führend, mehrere Schritte in der Galerie; dann, als sie fern genug von den Andern

waren, erwiderte er:

»Was ich Euch zu sagen hatte, mein Fräulein, hat Euch Fräulein von Tonnay-Charente ungeschlacht, aber ganz und gar ausgedrückt.«

Sie gab einen kleinen Schrei von sich und lief weg, wie jene armen Vögel, die auf den Tod getroffen den Schatten des Gebüsches suchen, um zu sterben.

Louise verschwand durch eine Türe in dem Augenblick, wo der König durch eine andere eintrat.

Der erste Blick des Fürsten war auf den leeren Sitz seiner Geliebten gerichtet; als er la Vallière nicht gewahrte, faltete er die Stirne; bald aber sah er d'Artagnan, der sich vor ihm verbeugte.

»Ah! mein Herr,« rief er, »Ihr habt Euch gewaltig beeilt, ich bin sehr mit Euch zufrieden.«

Dies war der superlative Ausdruck der Zufriedenheit des Königs, Viele Menschen mußten sich töten lassen, um dieses Wort von dem König zu erlangen.

Die Ehrenfräulein und die Höflinge hatten einen ehrerbietigen Kreis um den König bei seinem Eintritte gebildet; als sie jedoch sahen, daß er insgeheim mit dem Kapitän der Musketiere zu sprechen trachtete, wollten sie auf die Seite treten.

Der König kam ihnen zuvor und führte d'Artagnan aus dem Saale, nachdem er noch einmal mit den Augen la Vallière gesucht, deren Abwesenheit er nicht begreifen konnte.

Sobald sie aus dem Bereiche neugieriger Ohren waren, sagte der König:

»Nun! der Gefangene?«

»In seinem Gefängnis, Sire.«

»Was hat er unter Weges gesagt?«

»Nichts.«

»Was hat er getan?«

»Es kam ein Augenblick, wo der Fischer, in dessen Schiff ich nach Sainte-Marguerite fuhr, sich empörte und mich umbringen wollte. Der . . . der Gefangene hat mich verteidigt, statt eine Flucht zu versuchen.«

Der König erbleichte.

»Genug,« sagte er.

D'Artagnan verbeugte sich.

Ludwig ging in seinem Kabinett auf und ab.

»Ihr wart in Antibes, als Herr von Beaufort dorthin kam?« fragte er.

»Nein Sire, ich reiste ab, als der Herr Herzog ankam.«

»Ah!«

Ein neues Stillschweigen.

»Was habt Ihr dort gesehen?«

»Viele Leute,« antwortete d'Artagnan mit kaltem Tone.

Der König bemerkte, daß d'Artagnan nicht sprechen wollte.

»Ich habe Euch kommen lassen, Herr Kapitän, um Euch zu beauftragen, meine Wohnungen in Nantes in Bereitschaft zu setzen.«

»In Nantes!« rief d'Artagnan.

»In der Bretagne.«

»Ja, Sire, in der Bretagne. Eure Majestät macht die lange Reise nach Nantes?«

»Die Stände versammeln sich dort,« erwiderte der König, »Ich habe zwei Forderungen an sie zu stellen, und will dabei sein.«

»Wann soll ich abreisen?« fragte der Kapitän.

»Heute Abend . . . morgen . . . morgen Abend . . . denn Ihr werdet der Ruhe bedürfen?«

»Ich bin ausgeruht, Sire.«

»Vortrefflich, also zwischen heute Abend und morgen, nach Eurem Belieben.«

D'Artagnan verbeugte sich, als wollte er sich wieder entfernen; dann, da er den König sehr verlegen sah, machte er wieder zwei Schritte vorwärts und fragte:

»Gedenkt Eure Majestät den Hof mitzunehmen?«

»Ja.«

»Somit wird der König ohne Zweifel der Musketiere bedürfen?«

Und das durchdringende Auge des Kapitäns machte den Blick des Königs sich senken.

»Nehmt eine Brigade davon mit,« erwiderte Ludwig.

»Ist das Alles? Hat mir der König keine andere Befehle mehr zu geben.«

»Nein . . . Ah! . . . doch!«

»Ich höre.«

»Im Schlosse von Nantes, das sehr schlecht eingeteilt sein soll, werdet Ihr regelmäßig Musketiere vor die Türe von jedem der bedeutendsten Würdenträger stellen, die ich mitnehme.«

»Der bedeutendsten?«

»Ja.«

»Wie zum Beispiel vor die Türe des Herrn von Lyonne?«

»Ja.«

»Von Herrn Letellier?«

»Ja.«

»Von Herrn von Brienne?«

»Ja.«

»Und vom Herrn Oberintendanten?«

»Allerdings.«

»Sehr wohl, Sire. Ich werde morgen abreisen.«

»Oh! noch ein Wort, Herr d'Artagnan. Ihr trefft in Nantes den Herrn Herzog von Gesvres, den Kapitän der Garden. Seid dafür besorgt, daß Eure Musketiere ihre Posten einnehmen, ehe seine Garden ankommen. Der Vortritt gebührt denjenigen, welche zuerst kommen.«

»Ja, Sire.«

»Und wenn Euch Herr von Gesvres befragte?«

»Ah! Sire! wird Herr von Gesvres mich befragen?« rief der Musketier.

Und er drehte sich stolz auf seinen Absätzen um und verschwand

»Nach Nantes!« sprach er zu sich selbst, während er die Stufen hinabstieg, »warum hat er es nicht gewagt, sogleich nach Belle-Isle zu sagen.«

Als er nahe beim großen Tore war, lief ihm ein Schreiber von Herrn von Brienne nach und rief:

»Herr d'Artagnan! verzeiht.«

»Was gibt es, Herr Ariste?«

»Es ist hier eine Anweisung, die mir der König Euch zu übergeben beauftragt hat.«

»Auf Eure Casse?« fragte der Musketier.

»Nein, mein Herr, auf die Casse von Herrn Fouquet.«

D'Artagnan las erstaunt die Anweisung, welche von der Hand des Königs und für zweihundert Pistolen ausgestellt war.

»Wie!« dachte er, nachdem er freundlich dem Schreiber von Herrn von Brienne gedankt hatte, »von Herrn Fouquet läßt man diese Reise bezahlen! Mordieux! das ist reiner Ludwig XI. Warum ist die Anweisung nicht auf die Casse von Herrn Colbert ausgestellt worden! Er hätte mit so viel Freude bezahlt!«

Und seinem Grundsatzes getreu, eine Anweisung nach Sicht nie kalt werden zu lassen, begab sich d'Artagnan zu Herrn Fouquet, um seine zweihundert Pistolen einzukassieren.

IX.

Das Abendmahl.

Der Oberintendant hatte ohne Zweifel Kenntnis von der nahe bevorstehenden Abreise nach Nantes erhalten.

Von unten im Hause bis oben zeugten der Eifer der Bedienten, welche Platten trugen, und die Tätigkeit der Commis, welche Register schlossen, von einer nahen Umwälzung in der Casse und in der Küche.

Seine Anweisung in der Hand, erschien d'Artagnan in dem Bureau, wo ihm die Antwort zu Teil wurde, es sei zu spät, um Geld zu erheben, die Casse sei geschlossen.

Er erwiderte nur das Wort:

»Dienst des Königs.«

Der Commis, ein wenig beunruhigt, so ernst war die Miene des Kapitäns, entgegnete, das sei ein sehr achtenswerter Grund, aber die Gewohnheiten des Hauses seien auch achtenswert, und dem zu Folge bitte er den Inhaber der Anweisung am andern Tage wieder zu kommen.

D'Artagnan verlangte zu Herrn Fouquet geführt zu werden.

Der Commis erwiderte, der Herr Oberintendant befasse sich nicht mit dergleichen Einzelheiten, und schloß ungestüm seine letzte Türe vor der Nase von d'Artagnan.

Dieser hatte den Schlag vorhergesehen und setzte seinen Stiefel zwischen die Türe und die Einfassung, so daß das Schloß nicht spielte und der Commis sich abermals Nase an Nase mit dem Musketier zusammenfand. Er wechselte auch das Thema und sagte mit ängstlicher Höflichkeit:

»Wenn der Herr mit dem Herrn Oberintendanten sprechen will, so gehe er in die Vorzimmer; hier sind die Bureaux, wohin Monseigneur nie kommt.«

»Ah gut! wo sind die Vorzimmer?«

»Auf der andern Seite des Hofes,« erwiderte der Commis, entzückt, frei zu sein.

D'Artagnan durchschritt den Hof und fiel mitten unter die

Bedienten.

»Monseigneur empfängt zu dieser Stunde nicht,« antwortete ihm ein Bursche, der auf einer Platte von Vermeil drei Fasanen und zwölf Wachteln trug.

»Sagt ihm,« sprach der Kapitän, indem er den Bedienten am Ende seiner Platte festhielt, »sagt ihm, ich sei Herr d'Artagnan, Kapitän-Lieutenant der Musketiere Seiner Majestät.«

Der Bediente stieß einen Schrei des Erstaunens aus und verschwand.

D'Artagnan folgte ihm mit langsamen Schritten und kam gerade zu rechter Zeit, um im Vorzimmer Herrn Pelisson zu finden, der ein wenig bleich aus dem Speisesaal herbeilief, um Erkundigungen einzuziehen.

D'Artagnan lächelte.

»Es ist nichts Ärgerliches, Herr Pelisson, nur eine kleine Anweisung, deren Betrag ich zu erheben habe.«

»Ah!« machte der Freund von Fouquet, tief atmend, und er nahm den Kapitän bei der Hand, zog ihn nach sich und ließ ihn in den Saal eintreten, wo viele vertraute Freunde den Oberintendanten umgaben, welcher im Mittelpunkte in einem Lehnstuhl mit Polstern saß.

Es fanden sich hier alle Epicuräer versammelt, welche kurz zuvor in Vaux die Honneurs des Hauses, des Geistes und des Geldes von Herrn Fouquet gemacht hatten.

Heitere, der Mehrzahl nach zärtliche Freunde, hatten sie ihren Gönner beim Herannahen des Sturmes nicht geflohen, und trotz der Drohungen des Himmels, trotz des Zitterns der Erde, befanden sie sich hier, lächelnd, zuvorkommend, ergeben im Unglück, wie sie es im Wohlstand gewesen waren.

Zur Linken des Oberintendanten Frau von Bellière, zu seiner Rechten Madame Fouquet, als ob, dem Gesetze der Welt trotzend und jeden Grund gewöhnlichen Wohlanstandes zum Schweigen bringend, die zwei Schutzengel dieses Mannes sich vereinigten, um ihm im Augenblick der Krise den Beistand ihrer verschlungenen Arme zu leisten.

Frau von Bellière war bleich, zitternd und voll ehrerbietiger Aufmerksamkeiten gegen die Frau Oberintendantin, welche, eine

Hand auf der Hand ihres Gatten, ängstlich nach der Türe schaute.

Der Kapitän trat voll Höflichkeit zuerst und voll Bewunderung sodann ein, als sein untrüglicher Blick die Bedeutung aller dieser Gesichter zugleich erraten und umfaßt hatte.

Fouquet erhob sich in seinem Lehnstuhl und sprach:

»Verzeiht, Herr d'Artagnan, wenn ich Euch nicht als im Namen des Königs erschienen empfangen habe.«

Und er betonte diese letzten Worte mit einer Art von trauriger Festigkeit, welche das Herz seiner Freunde mit Schrecken erfüllte.

»Monseigneur.« erwiderte d'Artagnan, »ich komme nicht zu Euch im Namen des Königs, wenn nicht etwa um die Bezahlung einer Anweisung von zwei hundert Pistolen zu verlangen.«

Alle Stirnen entrunzelten sich; die von Fouquet allein blieb düster.

»Ah! mein Herr,« sagte er, »Ihr reist vielleicht auch nach Nantes?«

»Ich weiß nicht, wohin ich reise, Monseigneur.«

»Aber,« sagte Madame Fouquet wieder erheitert, »Ihr reist nicht so schnell, Herr Kapitän, daß Ihr uns nicht die Ehre erweisen solltet, bei uns Platz zu nehmen?«

»Madame, es wäre eine sehr große Ehre für mich; doch ich habe solche Eile, wie Ihr seht, daß ich mir die Freiheit nehmen mußte, Euer Mahl zu unterbrechen, um eine Anweisung bezahlen zu lassen.«

»Welche Euch in Gold ausbezahlt werden soll,« sprach Fouquet.

Und er machte seinem Haushofmeister ein Zeichen, und dieser entfernte sich sogleich mit der Anweisung, die ihm d'Artagnan reichte.

»Oh! ich hatte nicht bange wegen der Bezahlung,« sagte der Musketier, »das Haus ist gut.«

Ein schmerzliches Lächeln trat in dem bleichen Gesichte von Fouquet hervor.

»Ihr leidet?« fragte Frau von Bellière.

»Euer Anfall?« sprach Madame Fouquet.

»Nichts, ich danke,« erwiderte der Oberintendant.

»Euer Anfall?« sagte d'Artagnan. »Seid Ihr krank, Monseigneur?«

»Ich habe ein dreitägiges Fieber, das mich nach dem Feste in Vaux gepackt hat.«

»Eine Erkältung in den Grotten bei Nacht?«

»Nein! nein! nur eine Aufregung.«

»Die zu große Herzlichkeit, mit der Ihr den König empfangen habt,« bemerkte La Fontaine ruhig, ohne zu vermuten, daß er eine Ruchlosigkeit aussprach.

»Man vermag einen König nicht zu herzlich zu empfangen,« entgegnete Fouquet dem Dichter.

»Der Herr wollte sagen, der zu große Eifer.« unterbrach d'Artagnan treuherzig und liebevoll. »Es ist wahr, Monseigneur, nie ist die Gastfreundschaft geübt worden, wie in Vaux.«

Madame Fouquet ließ ihr Gesicht klar ausdrücken, wenn sich Fouquet gut gegen den König benommen, so würde der König dem Minister nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Doch d'Artagnan wusste das furchtbare Geheimnis, er wusste es allein mit Fouquet; diese zwei Männer hatten der Eine nicht den Mut, den Andern zu beklagen, der Andere nicht das Recht, anzuschuldigen.

Der Kapitän, dem man die zwei hundert Pistolen brachte, wollte Abschied nehmen, doch Fouquet stand aus, nahm ein Glas, ließ ein anderes d'Artagnan geben und sprach:

»Mein Herr, auf die Gesundheit des Königs, *was auch geschehen mag.*«

»Und auf die Eure, Monseigneur, *was auch geschehen mag,*« erwiderte d'Artagnan trinkend.

Nach diesen Worten von schlimmer Vorbedeutung grüßte er die ganze Gesellschaft; diese stand aus, sobald er begrüßt hatte, und man hörte seine Sporen und seine Stiefel bis in die Tiefe der Treppe.

»Ich glaubte einen Augenblick, es sei auf mich und nicht auf mein Geld abgesehen,« sagte Fouquet, der zu lachen suchte.

»Auf Euch?« riefen seine Freunde, »mein Gott, warum?«

»Ah!« erwiderte der Oberintendant, »täuschen wir uns nicht, meine lieben Freunde in Epicur, ich will keine Vergleichung zwischen dem niedrigsten Sünder der Erde und dem Gott machen, den wir anbeten, aber seht Ihr, er gab eines Tages seinen Freunden ein Mahl, welches man das Abendmahl nennt, und das nichts Anderes war, als ein Abschiedsessen, wie das, welches wir in diesem Augenblick machen.«

Ein Schrei schmerzlichen Leugnens erhob sich von allen Ecken des Tisches.

»Schließt die Türen,« sagte Fouquet.

Die Bedienten verschwanden.

»Meine Freunde,« fuhr Fouquet, die Stimme dämpfend, fort, »wer war ich einst? was bin ich heute? Befragt Euch und antwortet. Ein Mann, wie ich, sinkt gerade dadurch, daß er sich nicht erhebt; was wird man sagen, wenn er wirklich sinkt? Ich habe kein Geld mehr; ich habe keinen Kredit mehr; ich habe nur noch mächtige Feinde und ohnmächtige Freunde.«

»Geschwinde,« rief Pelisson, indem er sich erhob, »da Ihr Euch so offenherzig erklärt, so ist es an uns, auch offenherzig zu sein. Ja, Ihr seid verloren, ja, Ihr lauft Eurem Ruin entgegen, haltet ein. Sagt vor Allem, wie viel bleibt Euch an Geld?«

»Siebenmal hundert tausend Livres,« antwortete der Intendant.

»Brot,« murmelte Madame Fouquet.

»Postpferde!« rief Pelisson, »Postpferde, und flieht.«

»Wohin?«

»In die Schweiz, nach Savoyen, aber flieht.«

»Wenn Monseigneur flieht,« entgegnete Frau von Bellière, »so wird man sagen, er sei schuldig gewesen, und er habe Angst gehabt.«

»Man wird mehr sagen, man wird sagen, ich habe zwanzig Millionen mitgenommen.«

»Wir machen Denkschriften, um Euch zu rechtfertigen,« rief La Fontaine; »flieht.«

»Ich werde bleiben,« sprach Fouquet, »und ist mir nicht überdies Alles dienlich?«

»Ihr habt Belle-Isle!« rief der Abbé Fouquet.

»Dahin gehe ich natürlich, wenn ich nach Nantes gehe,« erwiderte der Oberintendant; »Geduld also, Geduld!'

»Welch ein langer Weg vor Nantes!« sagte Madame Fouquet.

»Ja, ich weiß es wohl,« sprach Fouquet; »doch was ist hierbei zu tun? der König beruft mich zu den Ständen. Ich weiß, daß dies geschieht, um mich zu Grunde zu richten, weigerte ich mich zu gehen, so hieße dies Angst zeigen.«

»Ich habe das Mittel gefunden. Alles auszugleichen,« rief Pelisson; »Ihr begeben Euch nach Nantes.«

Fouquet schaute ihn mit erstaunter Miene an.

»Doch mit Freunden, doch in Eurem Wagen bis Orleans, in Eurer Cabane bis Nantes, stets bereit, Euch zu verteidigen, wenn man Euch angreift, zu entweichen, wenn man Euch bedroht; mit einem Wort, Ihr nehmt für jeden Fall Euer Geld mit, und während Ihr flieht, habt Ihr nur dem Willen des Königs gehorcht; Ihr seid am Meer, wann Ihr wollt, Ihr schifft Euch nach Belle-Isle ein und von Belle-Isle begeben Ihr Euch, wohin Ihr wollt, dem Adler ähnlich, der, wenn man ihn aus seinem Horst vertrieben hat, die Flügel schwingt und den Raum durchmißt.«

Eine allgemeine Beipflichtung wurde den Worten, von Pelisson zu Teil.

»Ja, tut das,« sprach Madame Fouquet zu ihrem Gatten.

»Tut das,« sagte Frau von Bellière.

»Tut das,« riefen alle Freunde.

»Ich werde es tun,« erwiderte Herr Fouquet.

»Schon heute Abend?«

»In einer Stunde.«

»Auf der Stelle.«

»Mit siebenmal hundert tausend Livres fangt Ihr an, Euch ein neues Vermögen zu gründen,« sagte der Abbé Fouquet. »Was hindert uns, in Belle-Isle Freibeuter zu bemannen?«

»Und wenn es sein muß, entdecken wir eine neue Welt,« fügte La Fontaine ganz trunken von Projekten und Begeisterung bei.

Ein Klopfen an der Türe unterbrach diesen Zusammenklang von Freude und Hoffnung.

»Ein Courier des Königs!« rief der Zeremonienmeister.

Da trat ein tiefes Stillschweigen ein, als ob die Botschaft, die der Courier brachte, nur eine Antwort auf diese einen Augenblick zuvor ersonnenen Pläne gewesen wäre.

Jeder wartete, was der Gebieter des Hauses tun würde, dessen Stirne von Schweiß troff, und der nun wirklich an seinem Fieber litt.

Fouquet ging in sein Kabinett, um die Botschaft Seiner Majestät zu empfangen.

Es herrschte, wie gesagt, ein solches Stillschweigen, daß man vom Speisesaal aus die Stimme von Fouquet antworten hörte:

»Es ist gut, mein Herr.«

Diese Stimme war jedoch durch die Anstrengung gebrochen, durch die Aufregung gelähmt.

Einen Augenblick nachher rief Fouquet Gourville, der mitten unter dem allgemeinen Erwarten die Galerie durchschritt.

Endlich erschien er selbst wieder unter seinen Gästen, doch es war nicht mehr dasselbe bleiche und abgezehrte Gesicht, das man bei seinem Abgang gesehen hatte, von bleich war es leichenfarbig und von abgezehrt war es entstellt geworden. Ein lebendiges Gespenst, schritt er herein, die Arme vorgestreckt, der Mund vertrocknet, wie der Schatten, der herbeikommt, um seine Freunde von einst zu begrüßen.

Bei diesem Anblick erhob sich Jeder, lief Jeder auf Fouquet zu.

Dieser schaute Pelisson an, stürzte sich auf die Oberintendantin und drückte die eiskalte Hand der Marquise von Bellière.

»Nun?« fragte er mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte.

»Mein Gott, was geht denn vor?« rief man ihm zu.

Fouquet öffnete seine rechte Hand, welche feucht und krampfhaft zusammengepreßt war, und man sah darin ein Papier, auf das sich Pelisson erschrocken warf.

Er las folgende Zeilen von der Hand des Königs:

»Teurer und geliebter Herr Fouquet, gebt uns von dem, was Ihr noch von uns übrig habt, eine Summe von siebenmal hundert tausend Livres, der wir heute für unsere Abreise

bedürfen.

»Und da wir wissen, daß Eure Gesundheit nicht gut ist, so bitten wir Gott, er möge Euch wiederherstellen und Euch in seine heilige Obhut nehmen.

»Gegenwärtiger Brief gilt als Empfangsschein.

«Ludwig.»

Ein Gemurmel des Schreckens durchkreiste den Saal.

»Nun?« rief Pelisson, »Ihr habt diesen Brief?«

»Ich habe ihn empfangen, ja.«

»Was werdet Ihr tun?«

»Nichts, da ich ihn empfangen habe.«

»Aber . . . «

»Wenn ich ihn empfangen habe, Pelisson, so habe ich auch bezahlt,« sprach der Oberintendant mit einer Einfachheit, die allen Anwesenden das Herz aufriß.

»Ihr habt bezahlt!« rief Madame Fouquet in Verzweiflung; »dann sind wir verloren.«

»Auf! auf! keine unnützen Worte mehr,« unterbrach Pelisson, »nach dem Gelde das Leben, Monseigneur, zu Pferde! zu Pferde!«

»Uns verlassen!« riefen gleichzeitig die zwei Frauen trunken vor Schmerz.

»Ei! Monseigneur, indem Ihr Euch rettet, rettet Ihr uns Alle. Zu Pferde!«

»Aber seht, er kann sich nicht halten . . . «

»Oh! wenn man bedenkt!« sagte der unerschrockene Pelisson.

»Er hat Recht,« murmelte Fouquet.

»Monseigneur, Monseigneur,« rief Gourville, zu vier und vier die Stufen heraufspringend; »Monseigneur!«

»Nun! was?«

»Ich geleitete, wie Ihr wisst, den Courier des Königs mit dem Geld.«

»Ja.«

»Als ich ins Palais-Royal kam, sah ich . . . «

»Atme, mein armer Freund, atme, Du erstickst.«

»Was habt Ihr gesehen?« riefen die ungeduldigen Freunde.

»Ich sah die Musketiere aufsitzen,« antwortete Gourville.

»Ah! ah!« rief man, »ist da ein Augenblick zu verlieren?«

Madame Fouquet stürzte nach der Stiege, um ihre Pferde zu verlangen.

Frau von Bellière eilte ihr nach, nahm sie in ihre Arme und sagte:

»Madame, im Namen seiner Rettung, äußert nichts, offenbart keine Unruhe.«

Pelisson lief weg, um die Wagen anspannen zu lassen.

Und während dieser Zeit sammelte Gourville in seinem Hute, was die weinenden, erschrockenen Freunde an Gold und Silber hineinwerfen konnten, eine letzte Opfergabe, ein frommes Almosen dem Unglück von der Armut dargebracht.

Von den Einen fortgezogen, von den Andern getragen, wurde der Oberintendant in seinem Wagen eingeschlossen. Gourville stieg auf den Bock und ergriff die Zügel. Pelisson hielt die ohnmächtige Gattin von Fouquet.

Frau von Bellière hatte mehr Stärke, sie war dafür belohnt, denn sie empfing den letzten Kuß von Fouquet.

Pelisson erklärte leicht diese heftige Abreise durch einen Befehl des Königs, der die Minister nach Nantes berief.

X.

Im Wagen von Herrn Colbert.

Die Musketiere stiegen, wie es Gourville gesehen, zu Pferde und folgten ihrem Kapitän.

Dieser, welcher in seinen Schritten nicht beengt sein wollte, überließ seine Brigade den Befehlen eines Lieutenants und reiste selbst auf Postpferden ab, nachdem er seiner Mannschaft die größte Eile anempfohlen hatte.

So rasch sie aber marschierte, so konnte sie doch nicht vor ihm ankommen.

Er hatte Zeit, als er an der Rue Croix-des-Petits-Champs vorüberkam, etwas zu sehen, was ihm viel zu denken gab. Er sah Herrn Colbert aus seinem Hause herauskommen, um in einen Wagen zu steigen, der vor der Türe hielt.

In diesem Wagen erblickte d'Artagnan Weiberhauben, und da er neugierig war, so wollte er wissen, was unter diesen Hauben verborgen sein dürfte.

Damit es ihm gelänge, sie zu sehen, denn sie gingen sehr behutsam zu Werke, sprengte er sein Pferd so nahe an den Wagen, daß sein Trichterstiefel die Mantille streifte und Alles samt und sonders erschütterte.

Erschrocken stieß die eine von den Damen einen kleinen Schrei aus, an dem d'Artagnan eine junge Frau erkannte, ließ die andere eine Verwünschung hören, an der er die Stärke und Festigkeit erkannte, welche ein halbes Jahrhundert gibt.

Die Hauben verschoben sich: die eine von den Frauen war Madame Vanel, die andere die Herzogin von Chevreuse.

D'Artagnan hatte schneller gesehen, als die Damen. Er erkannte sie, sie erkannten ihn nicht, und als sie über ihren Schrecken lachten und sich ganz zärtlich die Hände drückten, sagte d'Artagnan zu sich selbst:

»Gut! die alte Herzogin ist in ihren Freundschaften nicht mehr so häkelig, wie einst; sie macht der Geliebten von Herrn Colbert den Hof. Armer Herr Fouquet, das weissagt ihm nichts Gutes.«

Er ritt weiter. Herr Colbert nahm Platz im Wagen, und dieses edle Trio begann eine ziemlich langsame Pilgerfahrt nach dem Walde von Vincennes.

Unter Weges setzte Frau von Chevreuse Madame Vanel bei ihrem Herrn Gemahl ab und, nunmehr allein mit Herrn Colbert, verfolgte sie ihre Promenade von Angelegenheiten aller Art plaudernd. Sie hatte einen unerschöpflichen Gesprächsvorrat, diese gute Herzogin, und da sie immer für ihr Bestes sprach, so belustigte ihre Konversation ihren Zuhörer, der unablässig mit ihr in gutem Einverständnis blieb.

Sie teilte Colbert, der dies nicht wusste, mit, wie er ein guter Minister sei, und wie Fouquet sehr gering zu werden im Begriffe stehe.

Sie versprach ihm, wenn er Oberintendant wäre, den ganzen alten Adel des Königreichs mit ihm in Verbindung zu setzen und ihm geneigt zu machen, und fragte ihn um Rat über das Übergewicht, das man la Vallière gewinnen lassen müßte.

Sie lobte ihn, sie tadelte ihn, sie betäubte ihn, sie zeigte ihm das Geheimnis, von so vielen Geheimnissen, daß Colbert einen Augenblick befürchtete, er habe es mit dem Teufel zu tun.

Sie, bewies ihm, daß sie in ihrer Hand den Colbert von heute halte, wie sie den Fouquet von gestern gehalten habe.

Und als er sie naiv nach dem Grunde des Hasses fragte, den sie gegen den Oberintendanten hegte, da erwiderte sie:

»Warum haßt Ihr ihn?«

»Madame,« sagte er, »in der Politik können die Verschiedenheiten hinsichtlich des Systems Uneinigkeiten unter den Menschen herbeiführen. Herr Fouquet schien mir ein den Interessen des Königs entgegengesetztes System zu verfolgen.«

»Ich spreche nicht mehr von Herrn Fouquet. Die Reise des Königs nach Nantes wird uns Rechenschaft hierüber geben. Herr Fouquet ist für mich ein vergangener Mann. Für Euch auch.«

Colbert erwiderte nichts.

»Bei der Rückkehr von Nantes,« fuhr die Herzogin fort, »wird der König, der nur einen Vorwand sucht, finden, die Stände haben sich schlecht benommen, sie haben zu wenig Opfer gebracht. Die Stände werden sagen, die Steuern seien zu drückend, und der

Oberintendant habe sie zu Grunde gerichtet. Der König wird Herrn Fouquet die Schuld beimessen, und dann . . . «

»Und dann?«

»Oh! man wird ihn in Ungnade fallen lassen. Ist das nicht Eure Ansicht?«

Colbert warf auf die Herzogin einen Blick, welcher besagen wollte: Wenn man Herrn Fouquet nur in Ungnade fallen läßt, so ist das nicht Eure Schuld.

»Herr Colbert,« fügte Frau von Chevreuse hastig zu, Euer Platz muß völlig bezeichnet sein. Seht Ihr Grund zwischen dem König und Euch nach dem Sturze von Herrn Fouquet?«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Ihr werdet mich verstehen. Wonach trachtet Euer Ehrgeiz?«

»Ich habe keinen.«

»Dann ist es unnütz, den Oberintendanten zu stürzen Herr Colbert.«

»Ich habe die Ehre gehabt, Euch zu bemerken, Madame . . . «

»Oh! ja, das Interesse des Königs, ich weiß es; sprechen wir von dem Eurigen.«

»Das meinige ist, die Angelegenheiten Seiner Majestät zu betreiben.«

Kurz, richtet Ihr Herrn Fouquet zu Grunde, oder tut Ihr es nicht? Antwortet ohne Umschweife.«

»Madame, ich richte Niemand zu Grunde.«

»Dann begreife ich nicht, warum Ihr mir die Briefe von Herrn von Mazarin in Beziehung auf Herrn Fouquet so teuer abgekauft habt. Ich begreife ebensowenig, warum Ihr diese Briefe dem König vorgelegt habt?«

Colbert schaute die Herzogin erstaunt an und sagte mit einer gezwungenen Miene:

»Madame, ich begreife noch viel weniger, wie Ihr, wo Ihr das Geld eingestrichen, mir das, vorwerfen könnt?«

»Weil man,« erwiderte die alte Herzogin, »weil man es wirklich wollen muß, was man will, wenn man es etwa nicht kann, was man will.«

»Ah!« rief Colbert, durch diese brutale Logik aus den Sattel

gehoben.

»Ihr könnt nicht, wie? spricht.«

Ich muß gestehen, ich kann beim König gewisse Hemmnisse nicht zerstören.«

»Welche für Herrn Fouquet kämpfen? Nennt sie. Wartet, laßt mich Euch helfen.«

»Tut das, Madame.«

»La Vallière?«

»Oh! wenig Einfluß, keine Kenntnis in den öffentlichen Angelegenheiten und keine Wirksamkeit. Herr Fouquet hat ihr den Hof gemacht.«

»Würde sie ihn verteidigen, so klagte sie sich dadurch selbst an, nicht wahr?«

»Ich glaube, ja.«

»Es waltet noch ein anderer Einfluß ob, was sagt Ihr?«

»Ein bedeutender!«

»Die Königin Mutter vielleicht?«

»Die Königin Mutter hat für Herrn Fouquet eine ihrem Sohn sehr nachteilige Schwäche.«

»Glaubt das nicht,« entgegnete lächelnd die Alte.

»Oh!« erwiderte ungläubig Herr Colbert, »ich habe es so oft erprobt.«

»Früher?«

»Kürzlich erst in Vaux. Sie hat den König abgehalten, Herrn Fouquet verhaften zu lassen.«

»Man ist nicht alle Tage derselben Ansicht, mein lieber Herr. Was die Königin kürzlich wollen konnte, würde sie vielleicht heute nicht mehr wollen.«

»Warum?« fragte Colbert erstaunt.

»Es ist an der Ursache nicht viel gelegen.«

»Es ist im Gegenteil sehr viel daran gelegen, denn wenn ich sicher wüsste, daß ich Ihrer Majestät der Königin Mutter nicht mißfiele, so wären alle meine Bedenklichkeiten gehoben.«

»Nun, Ihr habt ohne Zweifel von einem gewissen Geheimnis sprechen hören?«

»Ein Geheimnis?«

»Nehmt das, wie Ihr wollt. Kurz, die Königin Mutter hat einen Haß gegen Alle diejenigen gefaßt, welche, auf die eine oder die andere Weise, bei der Entdeckung dieses Geheimnisses beteiligt gewesen sind, und Herr Fouquet ist, so viel ich weiß, eine von diesen Personen.«

»Dann könnte man also der Beistimmung gewiß sein?«

»Ich komme so eben von Ihrer Majestät, die mich dessen versichert hat.«

»Gut, Madame.«

»Mehr noch: Ihr kennt vielleicht einen Mann, der der vertraute Freund von Herrn Fouquet war, ich meine Herrn d'Herblay, er ist, glaube ich, Bischof von Vannes.«

»Bischof von Bannes?«

»Nun wohl! diesen Herrn d'Herblay, der das Geheimnis auch kannte, läßt die Königin Mutter mit Erbitterung verfolgen.«

»Wahrhaftig!«

»Dergestalt verfolgen, daß man, wenn er tot wäre, seinen Kopf haben möchte, um versichert zu sein, er werde nicht sprechen.«

»Das ist der Wunsch der Königin Mutter?«

»Ein Befehl.«

»Man wird diesen Herrn d'Herblay suchen, Madame!«

»Oh! wir wissen wohl, wo er ist!«

Colbert schaute die Herzogin an.

»Sprecht Madame.«

»Er ist in Belle-Isle-en-Mer.

»Bei Herrn Fouquet?«

»Bei Herrn Fouquet.«

»Man wird ihn bekommen!«

Nun war die Reihe zu lächeln an der Herzogin.

»Haltet das nicht für so leicht,« sagte sie, »versprecht das nicht so leichtsinnig.«

»Warum denn, Madame?«

»Weil Herr d'Herblay nicht zu den Leuten gehört, die man packt, wann man will.«

»Ein Rebell also!«

»Oh! Herr Colbert, wir Leute haben unser Leben damit

hingebacht, daß wir die Rebellen spielten, und dennoch, seht Ihr wohl, weit entfernt, festgenommen zu werden, sind wir es, welche die Andern festnehmen.«

Herr Colbert heftete auf die Herzogin einen von den wildstrengen Blicken, deren Ausdruck nichts zu übersetzen vermöchte, und sprach mit einer Heftigkeit, welcher es durchaus nicht an Größe gebrach:

»Die Zeit ist nicht mehr, wo die Untertanen Herzogtümer dadurch gewinnen, daß sie Krieg gegen den König von Frankreich führen. Konspiriert Herr d'Herblay, so stirbt er auf einem Schafott. Das wird seinen Feinden Vergnügen bereiten, oder nicht bereiten, uns ist wenig daran gelegen.«

Dieses im Munde von Colbert seltsame uns machte die Herzogin einen Augenblick träumen. Sie ertappte sich dabei, daß sie innerlich mit diesem Mann rechnete.

Colbert hatte in diesem Gespräch das Übergewicht wiedererlangt, er wollte es behalten.

»Madame,« sagte er, »Ihr verlangt von mir, daß ich Herrn d'Herblay verhaften lasse.«

»Ich! ich verlange nichts von Euch.«

»Ich glaubte es, Madame, doch da ich mich getäuscht habe, lassen wir das. Der König hat noch nichts hierüber gesagt.«

Die Herzogin biß sich auf die Nägel.

»Überdies, welch ein armseliger Fang, der dieses Bischofs! Königswild, ein Bischof! oh! nein, nein, ich werde mich nicht hiermit beschäftigen.«

Der Haß der Herzogin offenbarte sich.

»Frauenwild, und die Königin ist eine Frau,« sagte sie. »Will sie, daß Herr d'Herblay verhaftet werde, so hat sie ihre Gründe. Und ist nicht überdies Herr d'Herblay der Freund von demjenigen, welcher in Ungnade fallen soll?«

»Oh! das ist gleichgültig.« rief Colbert. »Man wird diesen Mann schonen, ist er nicht der Feind des Königs. Das mißfällt Euch?«

»Ich sage nichts.«

»Ja, Ihr wollt ihn im Gefängnis, in der Bastille, zum Beispiel, sehen.«

»Ich glaube, daß ein Geheimnis besser hinter den Mauern der

Bastille, als hinter denen von Belle-Isle verborgen ist.«

»Ich werde mit dem König darüber sprechen, er soll diesen Punkt in's Klare setzen.«

»In Erwartung der Aufklärung wird der Herr Bischof entflohen sein. Ich würde dasselbe tun.«

»Entflohen! er! wohin sollte er entfliehen? Europa gehört uns, dem Willen, wenn nicht der Tat nach.

»Er wird immerhin ein Asyl finden, mein Herr. Man sieht wohl, daß Ihr nicht wisst, mit wem Ihr es zu tun habt. Ihr kennt Herrn d'Herblay nicht, Ihr habt Aramis nicht gekannt. Er war einer von den vier Musketieren, welche unter dem seligen König den Kardinal von Richelieu zittern machten und unter der Regentschaft Monseigneur von Mazarin so viel Sorge bereiteten.«

»Aber, Madame, wie wird er es denn ansagen, wenn er nicht etwa ein eigenes Königreich hat?«

»Er hat es!«

»Ein eigenes Königreich! Herr d'Herblay?«

»Ich wiederhole, mein Herr, wenn er ein Königreich braucht, so hat er es, oder wird er es haben.«

»Madame, sobald Ihr ein so großes Gewicht darauf legt, daß dieser Rebell nicht entschlüpfe, wird er nicht entschlüpfen, das versichere ich Euch.«

»Belle-Isle ist befestigt, Herr Colbert, und zwar von ihm befestigt.«

»Belle-Isle, und würde es auch von ihm verteidigt, ist nicht uneinnehmbar, und ist der Herr Bischof von Bannes in Belle-Isle eingeschlossen, so wird man den Platz belagern und nehmen.«

»Ihr könnt überzeugt sein, mein Herr, daß der Eifer, den Ihr für die Interessen der Königin Mutter entwickelt, Ihre Majestät tief rühren wird, und daß Ihr eine herrliche Belohnung dafür erhalten werdet: aber was soll ich ihr über Euer Vorhaben in Betreff dieses Mannes sagen?«

»Sobald man seiner habhaft geworden, werde man ihn in einer Festung begraben, aus dem sein Geheimnis nie herauskommen soll.«

»Sehr gut, und wir können sagen, daß von diesem Augenblick an wir Beide ein festes Bündnis geschlossen haben, und daß ich

ganz und gar zu Euren Diensten bin.

»Ich stelle mich zu Eurer Verfügung, Madame. Dieser Chevalier d'Herblay ist ein Spion von Spanien, nicht wahr?«

»Mehr.«

»Ein geheimer Gesandter.«

»Steigt höher hinauf.«

»Wartet . . . König Philipp III. ist fromm . . . Es ist . . . der Beichtvater von Philipp III.«

»Noch höher.«

»Gottes Tool« rief Colbert, der sich dergestalt vergaß, daß er in Gegenwart dieser vornehmen Dame, dieser alten Freundin der Königin Mutter, der Herzogin von Chevreuse fluchte, »es ist also der Jesuiten-General!«

»Ich glaube, Ihr habt es erraten.«

»Ah! Madame, dann wird dieser Mann uns Alle zu Grunde richten, wenn wir ihn nicht zu Grunde richten, und wir müssen uns beeilen.«

»Das war meine Ansicht, Herr Colbert, aber ich wagte nicht mehr, es Euch zu sagen.«

»Und wir haben Glück gehabt, daß er den Thron angegriffen, statt uns anzugreifen.«

»Aber bemerkt wohl, Herr Colbert: Herr d'Herblay verliert den Mut nie, und wenn er einmal seinen Streich verfehlt hat, so wird er wieder anfangen. Hat er die Gelegenheit entschlüpfen lassen, einen König für sich zu machen, so wird er sich früher oder später einen andern machen, dessen erster Minister Ihr sicherlich nicht sein werdet.«

Colbert faltete die Stirne mit einem drohenden Ausdruck und sprach:

»Ich zähle daraus, daß das Gefängnis diese Angelegenheit auf eine für uns Beide befriedigende Weise regeln wird, Madame.«

Die Herzogin lächelte.

»Wenn Ihr wüsstet, wie oft Aramis aus dem Gefängnis entkommen ist!« sagte sie.

»Oh! wir werden darauf bedacht sein, daß er diesmal nicht entkommt.«

»Ihr habt also nicht gehört, was ich so eben sagte? Ihr erinnert Euch also nicht, daß Aramis einer von den vier Unbesiegbaren war, welche Richelieu fürchtete? und zu jener Zeit hatten die vier Musketiere nicht, was sie jetzt haben: das Geld und die Erfahrung.«

Colbert biß sich auf die Lippen. »Wir werden auf das Gefängnis verzichten und einen Zufluchtsort finden, aus dem der Unbesiegbare nicht entkommen kann.«

»So ist es gut, mein Bundesgenosse!« sprach die Herzogin. »Doch es ist spät; kehren wir nicht zurück?«

»Um so lieber, Madame, als ich Anstalten zu treffen habe, um mit dem König abzureisen.«

»Nach Paris!« rief die Herzogin dem Kutscher zu. Und der Wagen kehrte nach der Faubourg Saint-Antoine zurück, nach dem Abschluß dieses Vertrags, der den letzten Freund von Fouquet, den letzten Verteidiger von Belle-Isle, den alten Freund von Marie Michon, den neuen Feind der Herzogin dem Tode überlieferte.

XI.

Die zwei Cabanen.

D'Artagnan war abgereist, Fouquet war auch abgereist, und dieser mit einer Geschwindigkeit, welche die zarte Teilnahme seiner Freunde verdoppelte.

Die ersten Augenblicke dieser Reise, oder vielmehr dieser Flucht wurden durch die unablässige Furcht vor allen den Pferden, vor allen den Wagen, die man hinter den Flüchtlingen erblickte, beunruhigt.

Es war in der Tat nicht natürlich, daß Ludwig XIV., wenn er diese Leute fassen wollte, sie entschlüpfen lassen sollte; der junge Löwe verstand sich schon auf die Jagd, und er hatte Jagdhunde, welche eifrig genug, daß er auf sie bauen konnte.

Aber allmählig verschwanden alle Befürchtungen; durch die Eile des Führers legte der Oberintendant eine solche Entfernung zwischen sich und die Verfolger, daß keiner ihn erreichen konnte. Was die Haltung betrifft, so hatten sie ihm seine Freunde vortrefflich gemacht. Reiste er nicht, um in Nantes mit dem König zusammen zu treffen und, zeugte nicht gerade die Eile selbst von seinem Eifer?

Er kam ermüdet, aber beruhigt in Orleans an, wo er durch die Bemühung eines Couriers, den er vorausgeschickt hatte, eine schöne achtruderige Cabane fand.

Diese ein wenig schwerfälligen, ein wenig breiten Cabanen hatten ungefähr die Form von Gondeln; sie enthielten ein kleines, in Form eines Oberlaufs bedecktes Zimmer und ein durch ein Zelt gebildetes Zimmer im Hinterteil, verrichteten den Dienst von Orleans nach Nantes auf der Loire, und diese, in unsern Tagen lange, Fahrt schien damals sanfter und bequemer, als die Landstraße mit ihren Postkleppern oder ihren schlechten, kaum hängenden Wagen. Fouquet stieg in diese Cabane, welche sogleich abfuhr. Die Ruderer, da sie wussten, daß sie die Ehre hatten, den Oberintendanten der Finanzen zu führen, arbeiteten mit ihren besten Kräften, denn das magische Wort *Finanzen*

verhieß ihnen einen guten Lohn, dessen sie sich würdig machen wollten.

Die Cabane flog auf den Wellen der Loire. Ein herrliches Wetter, eine von den ausgehenden Sonnen, welche die Landschaften mit Purpur übergießen, ließ dem Fluß hier seine ganze durchsichtige Heiterkeit. Der Strom und die Ruderer trugen Fouquet, wie die Flügel den Vogel tragen; er kam nach Beaugency, ohne daß ein Unfall die Reise bezeichnet hatte.

Fouquet hoffte vor allen Andern nach Nantes zu kommen; dort würde er die Notablen sehen und sich eine Unterstützung unter den bedeutendsten Mitgliedern der Stände verschaffen: er würde sich notwendig machen, was ein Leichtes für einen Mann von seinem Verdienst, und die Katastrophe verzögern, wenn es ihm nicht gelänge, sie ganz zu vermeiden.

»Überdies!« sagte Gourville zu ihm, »überdies werdet Ihr oder werden wir in Nantes die Absichten Eurer Feinde erraten; wir werden Pferde bereit halten, um das unentwirrbare Poitou, eine Barke, um das Meer zu erreichen, und sind wir einmal auf dem Meere, so ist Belle-Isle ein unverletzlicher Hafen. Auch seht Ihr, daß Euch Niemand bspäht, und daß uns Niemand folgt.«

Kaum hatte er gesprochen, als man in der Ferne, hinter einer Biegung, die der Fluß bildete, den Mastbaum einer bedeutenden herabfahrenden Gabare erblickte.

Die Ruderer des Schiffes von Fouquet gaben einen Schrei des Erstaunens von sich, als sie diese Gabare sahen.

»Was gibt es?« fragte Fouquet.

»Gnädigster Herr,« erwiderte der Patron der Barke, »es ist in der Tat außerordentlich, diese Gabare läuft wie ein Orkan.«

Gourville bebte und stieg auf den Oberlaus, um besser zu sehen.

Fouquet stieg nicht hinaus, aber er sagte zu Gourville mit einem bewältigten Mißtrauen:

»Seht doch nach, was es ist, mein Lieber.«

Die Gabare war durch die Biegung gefahren. Sie schwamm so rasch, daß man hinter ihr den weißen Streifen ihres Soges, beleuchtet von den Feuern des Tages, zittern sah.

»Wie sie laufen!« wiederholte der Patron, »wie sie laufen! es

scheint, die Bezahlung ist gut. Ich glaubte nicht, hölzerne Ruder könnten besser arbeiten, als die unseren. Aber dort beweist man mir das Gegenteil.«

»Ich glaube wohl!« rief einer von den Ruderern: »sie sind zu zwölf und wir nur zu acht.«

»Zwölf!« sagte Gourville, »zwölf Ruderer! unmöglich!«

Die Zahl von acht Ruderern war nie überschritten worden, nicht einmal für den König.

Man hatte diese Ehre dem Oberintendanten mehr aus Eile, als aus Achtung erwiesen.

»Was bedeutet das?« fragte Gourville, der unter dem Zelte, das man schon erblickte, die Reisenden zu unterscheiden suchte, welche das schärfste Auge noch nicht zu erkennen vermocht hätte.

»Sie müssen große Eile haben,« sagte der Patron, »denn es ist nicht der König.«

Fouquet bebte.

»Woran seht Ihr, daß es nicht der König ist?« fragte Gourville.

»Einmal, weil die weiße Flagge mit den Lilien, welche die königliche Gabare immer führt, nicht vorhanden ist.«

»Und dann,« sagte Fouquet, »weil es der König unmöglich sein kann, insofern er gestern noch in Paris war.«

Gourville entgegnete dem Oberintendanten mit einem Blick: Ihr wart ja selbst dort.

»Und woran steht man, daß sie Eile haben?« fügte er, um Zeit zu gewinnen, bei.

»Mein Herr,« antwortete der Patron, »diese Leute müssen lange nach uns abgefahren sein und haben uns beinahe eingeholt.«

»Bah!« rief Gourville, »wer sagt Euch, daß sie nicht von Beaugency oder gar von Niort abgefahren sind?«

»Wir haben keine Gabare von dieser Stärke gesehen, wenn nicht in Orleans. Sie kommt von Orleans, mein Herr, und sputet sich.«

Fouquet und Gourville wechselten einen Blick.

Der Patron bemerkte diese Unruhe. Gourville sagte sogleich,

um ihn von der Fährte abzubringen:

»Es wird ein Freund sein, der gewettet hat, er werde uns einholen; wir wollen die Wette gewinnen und uns nicht erreichen lassen.«

Der Patron öffnete den Mund, um zu entgegnen, das wäre unmöglich; da sprach Fouquet mit stolzem Tone:

»Wenn Jemand uns einholen will, so laßt ihn kommen.«

»Man kann es versuchen,« sagte schüchtern der Patron. »Auf, Ihr Leute, kräftig! rudert!«

»Nein!« rief Fouquet, »haltet im Gegenteil an.«

»Monseigneur, welche Tollheit!« unterbrach ihn Gourville, der sich an sein Ohr neigte.

»Sogleich angehalten!« wiederholte Fouquet.

Die acht Ruderer hielten an und gaben, dem Wasser widerstehend, der Gabare eine rückgängige Bewegung. Sie stand stille.

Die zwölf Ruderer des andern Schiffes unterschieden Anfangs dieses Manoeuvre nicht, denn sie trieben fortwährend das Fahrzeug so kräftig an, daß es bald nur noch auf einen Musketenschuß entfernt war.

Fouquet hatte ein schlechtes Gesicht; Gourville war durch die Sonne gehindert, die gerade auf seine Augen fiel; der Patron erblickte allein, mit der Gewohnheit und der Schärfe, die der Kampf mit den Elementen verleiht, deutlich die Reisenden der benachbarten Gabare.

»Ich sehe sie,« rief er, »sie sind zu zwei.«

»Ich sehe nichts,« erwiderte Gourville.

»Ihr werdet sie alsbald unterscheiden; mit zwanzig Ruderschlägen sind sie nur noch zwanzig Schritte von uns entfernt.«

Aber was der Patron ankündigte, verwirklichte sich nicht; die Gabare ahmte die von Fouquet befohlene Bewegung nach, und statt ihre vorgeblichen Freunde einzuholen, hielt sie mitten im Flusse an.

»Das ist mir unbegreiflich,« sagte der Patron.

»Mir auch,« fügte Gourville bei.

»Ihr, der Ihr so gut die Leute seht, welche die Gabare führt,« sagte Fouquet, »sucht sie uns zu schildern, Patron, ehe wir zu fern von ihnen sind.

»Ich glaubte zwei zu sehen,« antwortete der Patron, »ich sehe nur noch einen unter dem Zelt.«

»Wie sieht er aus?«

»Es ist ein Mann von braunem Gesichte, mit breiten Schultern und kurzem Hals.«

Eine kleine Wolke zog in diesem Augenblick über den blauen Himmel hin und maskierte die Sonne.

Gourville, der beständig, eine Hand über den Augen, schaute, konnte sehen, was er suchte; er sprang vom Oberlauf in das Zimmer, wo ihn Fouquet erwartete, und sagte mit einer von der Aufregung bebenden Stimme:

»Colbert!«

»Colbert!« wiederholte Fouquet, »oh! das ist seltsam; nein, es ist unmöglich!«

»Ich erkenne ihn, sage ich Euch, und er selbst hat mich so gut erkannt, daß er so eben in das Zimmer im Hinterteil gegangen ist. Vielleicht schickt ihn der König, um uns zurückkommen zu lassen.«

»Ich liebe die Ungewißheiten nicht,« rief Fouquet, »fahren wir gerade auf ihn zu.«

»Oh! Monseigneur, tut das nicht, die Gabare ist voll von bewaffneten Leuten.«

»Er würde mich also verhaften? warum kommt er dann nicht?«

»Monseigneur, es ist nicht Eurer Würde angemessen, daß Ihr Eurem Verderben selbst entgegengeht.«

»Soll ich es aber dulden, daß man mich bewacht wie einen Missethäter?«

»Nichts sagt, man bewache Euch, Monseigneur, habt Geduld.«

»Was ist zu tun?«

»Haltet nicht an; Ihr fahrt nur so schnell, um den Anschein zu haben, als gehorchtet Ihr voll Eifer den Befehlen des Königs. Verdoppelt Eure Schnelligkeit, man wird dann sehen.«

»Das ist richtig! Vorwärts!« rief Fouquet, »da man dort stille hält,

so wollen wir weiter fahren.«

Der Patron gab das Zeichen, und die Ruderer von Fouquet arbeiteten wieder mit allem Erfolg, den man von ausgeruhten Leuten erwarten konnte.

Kaum hatte die Gabare hundert Klafter gemacht, als die andere, die mit den zwölf Ruderern, ihre Fahrt auch wieder fortsetzte.

Dies ging so den ganzen Tag fort, ohne daß sich die Entfernung zwischen den zwei Fahrzeugen vermehrte oder verminderte.

Gegen Abend wollte Fouquet die Absichten seines Verfolgers ergründen. Er befahl den Ruderern, sich gegen das Land zu ziehen, als beabsichtigte man, auszusteigen.

Die Gabare von Colbert ahmte dieses Manoeuvre nach und segelte in einer schrägen Linie nach dem Lande.

Durch einen großen Zufall folgte an der Stelle, wo Fouquet zu landen Miene machte, ein Stallknecht vom Schlosse Langenals, mit drei Pferden an der Leine, dem blumichten Ufer. Ohne Zweifel glaubten die Leute der zwölfruderigen Gabare, Fouquet wende sich nach den Pferden, welche zu seiner Flucht bereit gehalten werden, denn man sah vier bis fünf mit Musketen bewaffnete Männer auf dieser Gabare ans Land springen und auf dem Ufer fortschreiten, als wollten sie den Pferden und dem Reiter zuvorkommen.

Zufrieden, den Feind zu einer Demonstration genötigt zu haben, glaubte Fouquet im Klaren zu sein und ließ sein Schiff weiter fahren.

Die Leute von Colbert stiegen sogleich wieder in das ihrige, und der Lauf der zwei Fahrzeuge wurde mit derselben Beharrlichkeit fortgesetzt.

Als Fouquet dies sah, fühlte er sich von Nahem bedroht, und er sprach mit einer prophetischen Stimme sehr leise:

»Nun! Gourville, was sagte ich bei unserem letzten Mahle in meinem Hause? Gehe ich oder gehe ich nicht zu meinem Ruin?«

»Oh! Monseigneur!«

»Diese zwei Fahrzeuge, die sich mit einem Wetteifer folgen, als ob wir, Herr Colbert und ich uns um einen Preis der Geschwindigkeit streiten würden, stellen sie nicht das Glück von

jedem von uns Beiden vor, Gourville, und glaubst Du nicht, daß der Eine von Beiden in Nantes Schiffbruch leiden wird?«

»Es ist wenigstens noch Ungewißheit in dieser Sache,« entgegnete Gourville; »Ihr werdet in den Ständen erscheinen, Ihr werdet zeigen, was für ein Mann Ihr seid. Eure Beredsamkeit und Euer Genie in den öffentlichen Angelegenheiten sind der Schild und das Schwert, die Euch zu Eurer Verteidigung, wenn nicht zum Siege, dienen werden. Die Britannier kennen Euch nicht, und wenn sie Euch kennen werden, ist Eure Sache gewonnen. Oh! Herr Colbert mag sich gut halten, denn seine Gabare ist der Gefahr des Scheiterns eben so sehr ausgesetzt, als die Eurige. Beide gehen schnell, die seinige schneller, als die Eurige, das ist wahr; man wird sehen, welche zuerst zum Schiffbruch gelangt.«

Fouquet nahm die Hand von Gourville und sprach:

»Freund, das ist Alles abgemacht, erinnere Dich des Sprichworts: *die Ersten gehen voran*. Colbert ist durchaus nicht Willens, mir voran zu fahren! Colbert ist ein Vorsichtiger.«

Er hatte Recht: die zwei Gabaren fuhren, einander überwachend, bis Nantes; als der Oberintendant landete, hoffte Gourville, er könnte sogleich seinen Zufluchtsort suchen und die Relais in Bereitschaft halten.

Doch beim Ausschiffen holte die zweite Gabare die erste ein, und Colbert näherte sich Fouquet auf dem Kai und grüßte ihn mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht.

Mit so sichtbaren, so geräuschvollen Zeichen, daß in Folge derselben eine ganze Bevölkerung nach der Fosse lief.

Fouquet war völlig Herr seiner Person; er fühlte, daß er in dem letzten Augenblicke seiner Größe Verbindlichkeiten gegen sich selbst hatte.

Er wollte von so hoch fallen, daß sein Sturz einen seiner Feinde zerschmettern würde.

Colbert war da, schlimm für Colbert.

Der Oberintendant näherte sich ihm auch, erwiderte seinen Gruß mit dem ihm eigentümlichen, hochmütigen Blinzeln der Augen und sagte:

»Wie! Ihr seid es, Herr Colbert?«

»Um Euch meine Huldigung darzubringen, Monseigneur,«

erwiderte dieser.

»Ihr wart auf dieser Gabare?«

Er bezeichnete die oft erwähnte Barke mit den zwölf Ruderern.

»Ja, Monseigneur.«

»Mit zwölf Ruderern!« rief Fouquet, »welch ein Luxus, Herr Colbert! Ich glaubte einen Augenblick, es wäre die Königin Mutter oder der König.«

»Monseigneur . . . « stammelte Colbert errötend.

»Das ist eine Reise, welche diejenigen, die sie bezahlen, viel kosten wird, Herr Intendant,« sprach Fouquet. »Doch Ihr seid angekommen. Ihr seht wohl,« fügte er einen Augenblick nachher bei, »ich, der ich nicht mehr als acht Ruderer hatte, bin vor Euch angekommen.«

Und er wandte sich um und verließ Colbert, ohne daß dieser entschieden wusste, ob alle die Ränke oder Manoeuvres der zweiten Gabare der ersten entgangen waren.

Er gewährte ihm wenigstens nicht die Befriedigung, zu zeigen, daß er Furcht gehabt hatte.

Obgleich auf eine so ärgerliche Weise geschüttelt, ließ sich Colbert doch nicht zurückschrecken; er erwiderte:

»Ich bin nicht rasch gewesen, Monseigneur, weil ich nicht weiter fuhr, so oft Ihr anhieltet.«

»Und warum dies, Herr Colbert?« rief Fouquet aufgebracht über diese niedrige Frechheit; »warum, da Ihr eine der meinigen überlegene Gabare hattet, holtet Ihr mich nicht ein oder fuhrt Ihr nicht an mir vorbei?«

»Aus Respekt,« sagte der Intendant, indem er sich bis aus die Erde verbeugte.

Fouquet stieg in einen Wagen, den ihm die Stadt, man weiß weder warum, noch wie schickte, und fuhr nach dem Hause von Nantes, geleitet von einer großen Menge, welche seit mehreren Tagen in Erwartung einer Zusammenberufung der Stände in Bewegung war.

Kaum hatte er sich einquartiert, als Gourville weglief, um die Pferde auf der Straße nach Poitiers und Bannes und ein Boot in Painboeuf bereit halten zu lassen.

Er ging bei allen diesen verschiedenen Operationen auf eine so

geheimnisvolle, so tätige und edelmütige Weise zu Werk, daß Fouquet, der gerade von seinem Fieberanfall bearbeitet wurde, der Rettung, abgesehen von der Mitwirkung des ungeheuren Agitators der menschlichen Entwürfe, des Zufalls, nie näher stand.

Es verbreitete sich in der Stadt in dieser Nacht das Gerücht, der König komme in großer Eile auf Postpferden, und er werde in zehn bis zwölf Stunden eintreffen.

In Erwartung des Königs ergötzte sich das Volk sehr am Anblick der Musketiere, welche frisch mit Herrn d'Artagnan, ihrem Kapitän, erschienen und schon im Schloß eincasernirt waren, wo sie alle Posten, in der Eigenschaft von Ehrenwachen, besetzten.

D'Artagnan, der sehr artig war, fand sich gegen zehn Uhr beim Oberintendanten ein, um ihm seine ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen, und obgleich der Minister das Fieber hatte, obgleich er leidend und in Schweiß gebadet war, wollte er doch Herrn d'Artagnan empfangen, den diese Ehre entzückte, wie man aus der Unterredung, die sie mit einander hatten, ersehen wird.

XII.

Freundesratschläge.

Fouquet hatte sich niedergelegt wie ein Mensch, der dem Leben Wert beimißt und so sparsam als möglich mit dem dünnen Gewebe des Daseins umgeht, dessen unersetzliche Zartheit die Stöße und Ecken dieser Welt so rasch abnutzen.

D'Artagnan erschien auf der Schwelle des Zimmers und wurde von dem Oberintendanten mit einem äußerst freundlichen guten Morgen begrüßt.

»Guten Morgen, Monseigneur,« erwiderte der Musketier, »wie befindet Ihr Euch nach dieser Reise?«

»Ich danke, ziemlich gut.«

»Und wie steht es mit dem Fieber?«

»Ziemlich schlecht. Ich trinke, wie Ihr seht. Kaum angelangt, habe ich Nantes mit einer Tisanesteuer belegt.«

»Ihr müßt vor Allem schlafen, Monseigneur.«

»Ei! alle Teufel! lieber Herr d'Artagnan, ich würde sehr gern schlafen . . . «

»Wer hindert Euch daran?«

»Ihr, vor Allem.«

»Ich! ah! Monseigneur!«

»Allerdings. Kommt Ihr nicht in Nantes, wie in Paris, im Auftrage des Königs?«

»Um Gotteswillen, Monseigneur,« erwiderte der Kapitän, »laßt doch den König in Ruhe! an dem Tag, an dem ich im Austrage des Königs in Betreff dessen, was Ihr sagen wollt, kommen werde, lasse ich Euch nicht schmachten, das verspreche ich. Ihr werdet mich, dem befehle gemäß, die Hand an den Degen legen sehen und auf der Stelle mit meiner Ceremonienstimme sagen hören: ›Monseigneur, ich verhafte Euch im Namen des Königs!«

Fouquet bebte unwillkürlich, so natürlich und kräftig war der Ausdruck des geistreichen Gascogners gewesen. Die Vorstellung der Sache war beinahe so furchtbar, als die Sache selbst.

»Ihr versprecht mir diese Offenherzigkeit?« sagte der Oberintendant.

»Bei meiner Ehre! doch glaubt mir, wir sind nicht so weit.«

»Was läßt Euch das denken, Herr d'Artagnan? Ich glaube gerade das Gegenteil.«

»Ich habe durchaus nichts sagen hören.«

»He! he!«

»Nein, Ihr seid ein angenehmer Mann, trotz Eures Fiebers. Der König kann nicht umhin. Euch im Grunde seines Herzens zu lieben.«

Fouquet machte eine Grimasse.

»Aber Herr Colbert?« sprach er. »Sollte mich Herr Colbert auch so sehr lieben, als Ihr sagt?«

»Ich spreche nicht von Herrn Colbert,« erwiderte d'Artagnan. »Dieser ist ein ausnahmsweiser Mann! Es ist möglich, er liebt Euch nicht, aber Mordieux! das Eichhörnchen kann sich vor der Natter hüten, wenn es nur immer will.«

»Wißt Ihr, daß Ihr als Freund mit mir sprecht, und daß ich, bei meinem Leben, nie einen Mann von Eurem Geist und von Eurem Herzen getroffen habe?«

»Es beliebt Euch, das zu sagen,« erwiderte d'Artagnan, »Ihr habt bis heute gewartet, um mir ein solches Kompliment zu machen.«

'»Oh! wie blind sind wir,« murmelte Fouquet.

»Eure Stimme wird heiser,« sagte d'Artagnan. »Trinkt, Monseigneur, trinkt.«

Und er bot ihm mit der herzlichsten Freundschaft eine Tasse Tisane; Fouquet nahm sie und dankte durch ein gutes Lächeln.

»Solche Dinge begegnen nur mir,« sprach der Musketier. »Ich habe zehn Jahre unter Eurem Barte zugebracht, als Ihr noch in Tonnen Goldes wühlte; Ihr setztet vier Millionen Pension jährlich aus; mich habt Ihr nie bemerkt, und nun gewahrt Ihr, daß ich auf der Welt bin, gerade in dem Augenblick . . . «

»Wo ich fallen soll,« unterbrach ihn Fouquet. »Das ist wahr, lieber Herr d'Artagnan.«

»Ich sage das nicht.«

»Ihr denkt es, und das ist dasselbe. Wohl denn! wenn ich falle, haltet mein Wort für wahr, werde ich nicht einen Tag hinbringen, ohne mir, indem ich mir vor den Kopf schlage, zu sagen: ›Narr! Narr! törichter Sterblicher! du hattest Herrn d'Artagnan unter der Hand, und du hast dich seiner nicht bedient! du hast ihn nicht bereichert!«

»Ihr überhäuft mich mit Güte,« sprach der Kapitän. »Ich schwärme für Euch.«

»Noch ein Mann, der nicht denkt, wie Herr Colbert,« sagte der Oberintendant.

»Wie dieser Colbert Euch an den Hüften hält! das ist schlimmer, als Euer Fieber!«

»Oh! ich habe meine Gründe; beurteilt sie,« sagte Fouquet.

Und er erzählte ihm die einzelnen Umstände von der Fahrt der Gabaren und die heuchlerische Verfolgung von Colbert.

»Nicht wahr, das ist das beste Merkmal meines Ruins?«

D'Artagnan wurde ernst.

»Es ist richtig,« sprach er. »Ja, das riecht schlecht, wie Herr von Treville sagte.«

Und er heftete auf Fouquet seinen festen und bedeutungsvollen Blick.

»Nicht wahr, Kapitän, ich bin sehr bezeichnet? Nicht wahr, der König führt mich nach Nantes, um mich von Paris zu trennen, wo ich viele Anhänger habe, um sich des befestigten Belle-Isle zu bemächtigen?«

»Wo Herr d'Herblay ist,« fügte d'Artagnan bei.

Fouquet schaute empor.

»Monseigneur,« fuhr d'Artagnan fort, »ich, was mich betrifft, kann Euch versichern, daß mir der König nichts gegen Euch gesagt hat.«

»Wahrhaftig?«

»Der König hat mir nach Nantes abzureisen befohlen, das ist wahr; er hat mir befohlen, nichts davon Herrn von Gesvres zu sagen.«

»Meinem Freund!«

»Herrn von Gesvres, Eurem Freunde, ja, Monseigneur,« fuhr

der Musketier fort, dessen Augen nicht aufhörten, eine der Sprache seiner Lippen, entgegengesetzte Sprache zu sprechen. »Der König hat mir auch befohlen, eine Brigade Musketiere mitzunehmen, was überflüssig zu sein scheint, da das Land ruhig ist.«

»Eine Brigade?« fragte Fouquet, indem er sich auf seinen Ellenbogen erhob.

»Sechs und neunzig Reiter, ja, Monseigneur, dieselbe Zahl, die man genommen hatte, um die Herren von Chalais, von Cinq-Mars und Montmorency zu verhaften.«

Fouquet horchte bei diesen ohne ein scheinbares Gewicht ausgesprochenen Worten.

»Und dann?« sagte er.

»Und dann noch einige andere unbedeutende Befehle, als da sind: das Schloß mit meinen Musketieren besetzen, jede einzelne Wohnung besetzen, keinen von den Garden von Herrn von Gesvres Schildwache stehen zu lassen . . . von Herrn von Gesvres, Eurem Freund.«

»Und in Beziehung auf mich,« rief Fouquet, »welche Befehle?«

»In Beziehung auf Euch nicht das kleinste Wörtchen.«

»Herr d'Artagnan, es handelt sich darum, mir die Ehre und vielleicht das Leben zu retten. Ihr würdet mich nicht täuschen?«

»Ich! . . . in welcher Absicht? Seid Ihr bedroht? Nur ist in Beziehung auf die Wagen und Schiffe ein Befehl gegeben . . . «

»Ein Befehl?«

»Ja, doch er dürfte nicht Euch betreffen. Eine einfache Polizeimaßregel . . . «

»Nennt sie, Kapitän, nennt sie!«

»Es sollen alle Pferde oder Schiffe verhindert werden, Nantes ohne einen vom König unterzeichneten Geleitbrief zu verlassen.«

»Großer Gott! . . . aber . . . «

D'Artagnan lachte.

»Es wird dies erst nach der Ankunft des Königs in Nantes ausgeführt werden; Ihr seht auch wohl, Monseigneur, daß der Befehl Euch in keiner Hinsicht trifft.«

Fouquet wurde träumerisch, und d'Artagnan stellte sich, als

bemerkte er nicht, welche Gedanken den Oberintendanten in Anspruch nahmen.

»Daß ich Euch so den Inhalt der Befehle, die mir gegeben worden sind, anvertraue, muß ich Euch lieben, und es muß mir daran gelegen sein. Euch zu beweisen, daß keiner gegen Euch gerichtet ist.«

»Allerdings,« erwiderte Fouquet zerstreut.

»Rekapitulieren wir,« sprach der Kapitän mit seinem ganz dringlichen Blicke: »Spezielle und strenge Bewachung des Schlosses, in welchem Ihr Eure Wohnung haben werdet, nicht wahr? . . . Kennt Ihr dieses Schloß? . . . Ah! Monseigneur, ein wahres Gefängnis! Gänzlich fernhalten von Herrn von Gesvres, der die Ehre hat, einer Eurer Freunde zu sein. Schließung der Tore der Stadt und des Flusses, doch erst wenn der König angekommen sein wird. Wißt Ihr wohl, Herr Fouquet, daß ich, wenn ich, statt mit einem Manne zu sprechen wie Ihr, der Ihr zu den ersten des Reiches gehört, mit einem beunruhigten, beängstigten Gewissen spräche, mich für immer gefährden würde? Welch eine schöne Gelegenheit, wenn Jemand das Weite suchen wollte! Keine Polizei, keine Wachen, keine Befehle; das Wasser frei, die Landstraße offen, Herr d'Artagnan genötigt, seine Pferde zu leihen, wenn man sie von ihm forderte! Dies Alles muß Euch beruhigen, Herr Fouquet, denn der König würde mich nicht so unabhängig gelassen haben, hätte er schlimme Absichten gehabt. In der Tat, Herr Fouquet, verlangt von mir Alles, was Euch angenehm sein dürfte: Ich bin zu Eurer Verfügung; nur wenn Ihr die Güte haben wollt, leistet mir einen Dienst: den, Aramis und Porthos einen guten Tag von mir zu wünschen, falls Ihr Euch nach Belle-Isle einschiffen solltet, wie Ihr dies zu tun berechtigt seid, und zwar gerade wie Ihr geht und steht, im Schlafrock.«

Nach diesen Worten und nachdem er sich tief verbeugt, ging der Musketier, dessen Blicke nichts von ihrem verständigen Wohlwollen verloren hatten, aus dem Zimmer und verschwand.

Er war noch nicht auf den Stufen des Vorhauses, als sich Fouquet an die Glocke hing und, außer sich, rief:

»Meine Pferde! meine Gabare!«

Niemand antwortete.

Der Oberintendant kleidete sich selbst mit Allem an, was er unter seiner Hand fand.

»Gourville! . . . Gourville!.. rief er, während er seine Uhr in seine Tasche steckte.

Und die Klingel spielte abermals, indes Fouquet wiederholte.

»Gourville! . . . Gourville! . . . «

Gourville erschien keuchend, bleich.

»Laßt uns ausbrechen,« rief der Oberintendant, sobald er ihn sah.

»Es ist zu spät!« erwiderte der Freund des armen Fouquet.

»Zu spät? warum?«

»Horcht.«

Man hörte Trompeten und ein Geräusch von Trommeln vor dem Schloß.

»Was gibt es denn, Gourville?«

»Der König kommt so eben an, Monseigneur.«

»Der König!«

»Der König, der Station für Station mit der größten Eile zurückgelegt, der König, der Pferde zu Tode geritten hat, und der Eurer Berechnung acht Stunden zuvorkommt.«

»Wir sind verloren!« murmelte Fouquet. »Braver d'Artagnan, Du hast zu spät zu mir gesprochen!«

Der König traf in der Tat in der Stadt ein, man hörte schon die Kanonen vom Walle und die eines Schiffes, welche unten vom Flusse antworteten.

Fouquet faltete die Stirne, rief seine Kammerdiener und ließ sich in Gala ankleiden.

Von seinem Fenster aus, hinter den Vorhängen, sah er das eifrige Gedränge des Volkes und die Bewegung einer großen Truppe, die dem Fürsten gefolgt war, ohne daß man erraten konnte, wie.

Der König wurde mit großem Gepränge nach dem Schlosse geführt, und Fouquet sah ihn beim Fallgatter absteigen und leise d'Artagnan, der ihm den Steigbügel hielt, ins Ohr sprechen.

Als der König unter das Gewölbe gegangen war, wandte sich d'Artagnan nach dem Hause von Fouquet, doch so langsam, so

langsam und indem er so oft stehen blieb, um mit seinen als Spalier ausgestellten Musketieren zu sprechen, daß man hätte glauben sollen, er zähle die Sekunden oder die Schritte, ehe er seinen Auftrag vollzog.

Fouquet öffnete das Fenster, um mit ihm in den Hof hinab zu sprechen.

»Ah!« rief d'Artagnan, als er ihn erblickte, »Ihr seid noch zu Hause, Monseigneur?«

Und dieses *noch* bewies Fouquet vollends, wie viele Unterweisungen und nützliche Ratschläge der erste Besuch des Musketiers enthielt.

Der Oberintendant seufzte nur.

»Mein Gott, ja, mein Herr,« antwortete er, »die Ankunft des Königs hat mich in meinem Vorhaben unterbrochen.«

»Ah! Ihr wisst, daß der König angekommen ist?«

»Ja, mein Herr, ich habe ihn gesehen, und diesmal kommt Ihr in seinem Auftrag . . . «

»Ich soll mich nach Euch erkundigen und Euch, wenn Eure Gesundheit nicht zu schlecht ist, bitten, Ihr wöget Euch nach dem Schlosse begeben.«

»Auf der Stelle, Herr d'Artagnan, auf der Stelle.«

»Ah! verdammt!« sagte der Kapitän, »nun da der König da ist, gibt es für Niemand mehr Promenaden, für Niemand mehr einen freien Willen, der Befehl beherrscht nun Euch wie mich, mich wie Euch.«

Fouquet seufzte zum letzten Mal, stieg in einen Wagen, so groß war seine Schwäche, und begab sich, geleitet von d'Artagnan, dessen Höflichkeit diesmal nicht minder schrecklich war, als sie kurz zuvor heiter und tröstlich gewesen, nach dem Schlosse.

XIII.

Wie König Ludwig XIV. sein Röllchen spielte.

Als Fouquet aus dem Wagen stieg, um in das Schloß von Nantes einzutreten, näherte sich ihm ein Mann mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht und überreichte ihm einen Brief.

D'Artagnan wollte diesen Mann verhindern, mit Fouquet zu sprechen, aber die Botschaft war dem Oberintendanten übergeben worden. Fouquet entsiegelte den Brief und las ihn; in diesem Augenblick trat ein unbestimmter Schrecken, den d'Artagnan leicht durchdrang, auf dem Gesichte des ersten Ministers hervor.

Fouquet steckte das Papier in das Portefeuille, das er unter seinem Arm hatte, und ging weiter gegen die Gemächer des Königs.

Durch die kleinen, in jedem Stockwerk des Turmes angebrachten, Fenster sah d'Artagnan, während er die Stufen hinter Fouquet hinausstieg, den Mann mit dem Briefe auf dem Platze umherschauen und mehreren Personen Zeichen machen, welche bald in den anliegenden Straßen verschwanden, nachdem sie selbst diese Zeichen, die ihnen der erwähnte Mann gemacht, wiederholt hatten.

Man ließ Fouquet einen Augenblick auf der Terrasse warten, welche nach der kleinen Flur auslief, hinter der man das Kabinett des Königs eingerichtet hatte.

D'Artagnan ging nun am Oberintendanten, den er bis dahin ehrerbietig begleitet hatte, vorbei und trat in das königliche Kabinett.

»Nun?« fragte ihn Ludwig XIV, welcher, als er ihn erblickte, auf einen mit Papieren bedeckten Tisch ein großes grünes Tuch warf.

»Der Befehl ist vollzogen, Sire.«

»Und Fouquet?«

»Der Herr Oberintendant folgt mir,« erwiderte d'Artagnan.

»In zehn Minuten wird man ihn bei mir einführen,« sprach der König, d'Artagnan mit einer Gebärde entlassend.

Dieser ging hinaus, doch kaum in die Flur gelangt, an deren Ende ihn Fouquet erwartete, wurde er durch das Glöckchen des Königs zurückgerufen.

»Er hat nicht erstaunt geschienen?« fragte der König.

»Wer, Sire?«

»Fouquet,« wiederholte der König, ohne Herr zu sagen, eine Eigentümlichkeit, welche den Kapitän der Musketiere in seinem Verdacht bestärkte.

»Nein, Sire,« erwiderte er.

»Gut.«

Und zum zweiten Male schickte Ludwig d'Artagnan weg.

Fouquet hatte die Terrasse nicht verlassen, wo sein Führer von ihm weggegangen war. Er las noch einmal sein so abgefaßtes Billett:

»Es spinnt sich etwas gegen Euch an. Man wird vielleicht nichts im Schlosse wagen, wohl aber bei Eurer Rückkehr nach Hause. Die Wohnung ist schon von den Musketieren cernirt. Kehrt nicht dahin zurück, ein weißes Pferd erwartet Euch hinter der Esplanade.«

Fouquet hatte die Handschrift und den Eifer von Gourville erkannt. Da er nicht wollte, daß Ihm Unglück widerführe, da dieses Papier einen treuen Freund gefährden konnte, so war der Oberintendant bemüht, das Billett in Tausende von Stücken zu zerreißen, die er über das Geländer der Terrasse in den Wind streute.

D'Artagnan überraschte ihn, als er zuschaute, wie die letzten Fetzen im Raum flatterten.

»Der König erwartet Euch,« sprach er. Fouquet ging mit ungezwungenem Schritte in den kleinen Korridor, wo die Herren von Brienne und Rose arbeiteten, während der Herzog von Saint-Aignan, ebenfalls im Korridor auf einem kleinen Stuhle sitzend, auf Befehle zu warten schien und, seinen Degen zwischen seinen Beinen, vor fieberhafter Ungeduld gähnte.

Es kam Fouquet seltsam vor, daß die Herren von Brienne, Rose und Saint-Aignan, welche sonst so aufmerksam, so unterwürfig, sich wenig stören ließen, als er, der Oberintendant, vorüberging. Aber wie hätte er etwas Anderes bei Höflingen finden sollen, er,

den der König nur noch Fouquet nannte?

Er erhob das Haupt und trat, fest entschlossen Allem ins Gesicht zu trotzen, beim König ein, nachdem ihn ein Glöckchen, das man kennt, bei Seiner Majestät gemeldet hatte.

Der König machte ihm, ohne auszusteigen, ein Zeichen mit dem Kopf und fragte mit Teilnahme:

»Ei! wie geht es Euch, Herr Fouquet?«

»Ich habe meinen Fieberanfall, bin aber ganz Eurer Majestät zu Diensten erwiderte der Oberintendant.

»Gut. Die Stände versammeln sich morgen: habt Ihr eine Rede bereit?«

Fouquet schaute den König mit Erstaunen an.

»Ich habe keine, Sire,« antwortete er, »doch ich werde eine improvisieren. Ich kenne die Angelegenheiten gründlich genug, um nicht in Verlegenheit zu bleiben, und habe nur eine Frage zu tun: wird mir sie Eure Majestät erlauben?«

»Sprecht.«

»Warum hat Eure Majestät ihrem ersten Minister nicht die Ehre erwiesen, ihn in Paris zu benachrichtigen?«

»Ihr wart krank; ich will Euch nicht ermüden.«

»Nie ermüdet mich eine Arbeit, nie ermüdet mich eine Erklärung, und dann ist für mich der Augenblick gekommen, eine Erklärung von meinem König zu fordern.«

»Oho! Herr Fouquet, und worüber eine Erklärung?« »Über die Absichten Seiner Majestät in Beziehung auf mich.«

Der König errötete.

»Ich bin verleumdet worden,« fuhr Fouquet lebhaft fort, »und ich muß die Gerechtigkeit des Königs zu Untersuchungen herausfordern.«

»Ihr sagt mir das sehr unnötig, Herr Fouquet: ich weiß, was ich weiß.«

»Seine Majestät kann die Dinge nur wissen, wenn man sie ihr gesagt hat, und ich habe ihr nichts gesagt, während Andere so oft gesprochen . . . «

»Was meint Ihr damit?« fragte der König ungeduldig, dieses peinliche Gespräch zu endigen.

»Ich gehe gerade auf die Sache los, Sire, und klage einen Mann an, daß er mir beim König schadet.«

»Es schadet Euch, Niemand, Herr Fouquet.«

»Diese Antwort beweist mir, daß ich Recht hatte, Sire.«

»Mein Herr, ich liebe es nicht, daß man anklagt.«

»Wenn man angeklagt ist? . . . «

»Wir haben schon zu viel von dieser Sache gesprochen.«

»Eure Majestät will nicht, daß ich mich rechtfertige.«

»Ich wiederhole Euch, daß ich Euch nicht anklage.«

Fouquet machte unter einer Halbverbeugung einen Schritt rückwärts.

»Es ist gewiß,« dachte er, »er hat einen Entschluß gefaßt. Derjenige, welcher nicht zurückweichen kann, hat allein eine solche Hartnäckigkeit. Die Gefahr in diesem Augenblick nicht sehen hieße blind sein; sie nicht vermeiden hieße albern sein.«

Dann sprach er laut:

»Eure Majestät hat mich wegen einer Arbeit berufen?«

»Nein, Herr Fouquet, wegen eines Rates, den ich Euch geben will.«

»Ich warte ehrerbietigst, Sire.«

»Ruht aus, Herr Fouquet, verschwendet nicht mehr Eure Kräfte; die Sitzung der Stände wird kurz sein, und wenn meine Geheimschreiber sie geschlossen haben, soll man in Frankreich vierzehn Tage lang nicht mehr von den Angelegenheiten sprechen.«

»Der König hat mir nichts im Betreff dieser Versammlung der Stände zu sagen?«

»Nein, Herr Fouquet.«

»Mir, dem Oberintendanten der Finanzen?«

»Ich bitte, ruht aus; das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe.«

Fouquet biß sich auf die Lippen und neigte das Haupt. Er brütete offenbar über einem bangen Gedanken.

Diese Bangigkeit steckte den König an und er fragte:

»Seid Ihr ärgerlich, daß Ihr ausruhen sollt, Herr Fouquet?«

»Ja, Sire, ich bin nicht an die Ruhe gewöhnt.«

»Aber Ihr seid krank, Ihr müßt Euch pflegen.«

»Eure Majestät sprach vorhin von einer Rede, die ich morgen halten sollte?«

Der König antwortete nicht; diese ungestüme Frage setzte ihn in Verlegenheit.

Fouquet fühlte das Gewicht dieses Zögerns, er glaubte in den Augen des jungen Fürsten eine Gefahr zu lesen, welche sein Mißtrauen beschleunigen würde.

»Wenn ich mit Furcht erscheine, so bin ich verloren,« dachte er.

Der König seinerseits war nun über dieses Mißtrauen von Fouquet unruhig.

»Hat er etwas gewittert?« murmelte er.

»Ist sein erstes Wort hart,« dachte Fouquet, »gerät er in Zorn oder stellt er sich, als geriete er in Zorn, um einen Vorwand zu ergreifen, wie werde ich mich dann herausziehen? Mildern wir den Abhang. Gourville hatte Recht.«

»Sire,« sagte er plötzlich, »da die Güte Eurer Majestät in einem solchen Grade über meiner Gesundheit wacht, daß sie mich von aller Arbeit freispricht, werde ich dann nicht auch für morgen vom Rate frei sein? Ich würde diesen Tag dazu anwenden, um das Bett zu hüten, ich würde den König bitten, mir seinen Arzt abzutreten, damit ich ein Mittel gegen diese verdammten Fieber anwenden könnte.»

»Es geschehe, wie Ihr wünscht, Herr Fouquet, Ihr sollt den Urlaub für morgen, Ihr sollt den Arzt, Ihr sollt Eure Gesundheit haben.«

»Ich danke,« erwiderte Fouquet sich verbeugend. Dann faßte er seinen Entschluß und fügte bei:

»Werde ich nicht das Glück haben, den König nach Belle-Isle zu mir zu führen?«

Und er schaute Ludwig ins Gesicht, um die Wirkung eines solchen Vorschlags zu beurteilen.

»Ihr wisst,« erwiderte er, indem er zu lächeln suchte, »Ihr habt gesagt: *Nach Belle-Isle zu mir.*«

»Das ist wahr.«

»Nun! erinnert Ihr Euch nicht mehr, daß Ihr mir Belle-Isle geschenkt habt?« fuhr der König mit demselben heitern Ton fort.

»Das ist abermals wahr. Nur, da Ihr es damals nicht

genommen, werdet Ihr nun davon Besitz ergreifen.«

»Ich will das wohl tun.«

»Übrigens war dies die Absicht Eurer Majestät, wie die meinige, und ich vermöchte Eurer Majestät nicht zu sagen, wie stolz und glücklich es mich gemacht hat, als ich alle Haustruppen des Königs zu dieser Besitznahme von Paris kommen sah.«

Der König stammelte, er habe seine Musketiere nicht zu diesem Behufe allein mitgebracht.

»Oh! das kann ich mir denken,« erwiderte lebhaft Fouquet. »Eure Majestät weiß zu wohl, daß es für sie genügt, allein, mit einem Stöckchen in der Hand, zu kommen, um alle Festungswerke von Belle-Isle fallen zu machen.«

»Teufel!« rief der König, »sie sollen nicht fallen, diese schönen Festungswerke, deren Bau so viel gekostet hat. Nein! sie sollen bleiben gegen die Holländer und die Engländer. Was ich in Belle-Isle sehen will, würdet Ihr nicht erraten, Herr Fouquet: es sind die schönen Bäuerinnen, Mädchen und Frauen von den Feldern und den Dünen, die so gut tanzen und mit ihren scharlachrothen Röcken so verführerisch werden! Man hat mir Eure Vasallen gerühmt, Herr Oberintendant, laßt sie mich sehen.«

»Wann Eure Majestät will.«

»Habt Ihr ein Transportmittel? Morgen, wenn Ihr wolltet.«

Der Oberintendant fühlte den Schlag, der nicht in gerader Linie getan war, und erwiderte:

»Nein, Sire, ich wusste nichts von dem Wunsche Eurer Majestät, ich wusste besonders nicht, daß es sie so sehr drängte, Belle-Isle zu beschauen, und habe mich in keiner Hinsicht vorgesehen.«

»Ihr habt aber doch ein eigenes Schiff?«

»Ich habe fünf, aber sie sind alle entweder im Port oder in Painboeuf, und um sie zu erreichen oder kommen zu lassen, braucht man wenigstens vier und zwanzig Stunden. Ist es nötig, daß ich einen Eilboten abschicke? Soll ich es tun?«

»Wartet noch, laßt das Fieber endigen, wartet bis morgen.«

»Das ist wahr. Wer weiß, ob wir morgen nicht tausend andere Gedanken haben werden?« erwiderte Fouquet sehr bleich, denn es blieb ihm fortan kein Zweifel mehr.

Der König bebte und streckte die Hand nach seinem Glöckchen aus, aber Fouquet kam ihm zuvor.

»Sire,« sagte er, »ich habe das Fieber, ich zittere vor Kälte. Bleibe ich einen Augenblick länger, so bin ich im Stande, ohnmächtig zu werden. Ich bitte Eure Majestät um Erlaubnis, mich unter Decken verbergen zu dürfen.«

»Ihr zittert in der Tat; das ist betrüblich anzuschauen. Geht, Herr Fouquet, geht. Ich werde mich nach Euch erkundigen lassen.«

»Eure Majestät ist allzu gut. In einer Stunde werde ich mich viel besser befinden.«

»Es soll Euch Jemand zurückführen.«

»Wie es Euch beliebt, Sire, gern werde ich den Arm von irgend Jemand annehmen.«

»Herr d'Artagnan!« rief der König, während er zugleich klingelte.

»Oh! Sire,« sagte Fouquet, lachend mit einer Miene, die den König schauern machte, »Ihr gebt mir einen Kapitän der Musketiere, um mich nach meiner Wohnung führen zu lassen? Eine sehr zweideutige Ehre! Ich bitte Euch um einen einfachen Bedienten.«

»Und warum, Herr Fouquet? Herr d'Artagnan führt wohl mich zurück . . . «

»Ja, doch wenn er Euch zurückführt, Sire, so geschieht es, um Euch zu gehorchen, während man, wenn . . . «

»Nun?«

»Während man, wenn ich mit Eurem Kapitän der Musketiere zurückkehren muß, überall sagen wird, Ihr lasset mich verhaften.«

»Verhaften!« wiederholte der König, der noch mehr erbleichte, als Fouquet selbst, »verhaften! oh! . . . «

»Ei! was sagt man nicht Alles!« fuhr Fouquet beständig lachend fort, »und ich wette, es würden sich Leute finden, die boshaft genug wären, darüber zu spotten.«

Dieser witzige Einfall brachte den König aus der Fassung. Fouquet war gewandt oder glücklich genug, daß Ludwig XIV. vor dem Anscheine der Handlung, auf die er sann, zurückwich.

Herr d'Artagnan, als er eintrat, erhielt den Befehl, einen Musketier zur Begleitung des Oberintendanten zu bezeichnen.

»Das ist unnötig,« erwiderte dieser; »ein Degen für einen andern, Gourville, der unten auf mich wartet, ist mir ebenso lieb. Das soll mich jedoch nicht abhalten, die Gesellschaft von Herrn d'Artagnan zu genießen. Es wird mich sehr freuen, wenn er Belle-Isle anschaut, er, der sich so gut auf den Festungsbau versteht.«

D'Artagnan verbeugte sich; er begriff die Szene durchaus nicht mehr.

Fouquet verbeugte sich ebenfalls und verließ das Kabinett, die ganze Langsamkeit eines Menschen heuchelnd, der spazieren geht.

Sobald er außerhalb des Schlosses war, sagte er:

»Ich bin gerettet. Oh! ja. Du sollst Belle-Isle sehen, unredlicher König, aber wenn ich nicht mehr dort sein werde.«

Und er verschwand.

D'Artagnan war beim König geblieben. »Kapitän,« sagte Ludwig XIV. zu ihm, »Ihr werdet Herrn Fouquet auf hundert Schritte folgen.«

»Ja, Sire.«

»Er kehrt in seine Wohnung zurück, Ihr geht auch dahin.«

»Ja, Sire.«

»Ihr verhaftet ihn in meinem Namen und schließt ihn in einen Wagen ein.«

»In einen Wagen. Gut.«

»So daß er unter Weges weder mit Jemand sprechen, noch den Leuten, die er trifft, Billetts zuwerfen kann.«

»Oh! das ist schwierig, Sire.«

»Nein.«

»Verzeiht, Sire, ich kann Herrn Fouquet nicht ersticken, und wenn er zu atmen verlangt, so kann ich ihn nicht dadurch verhindern, daß ich die Glasfenster und Schirmleder schließe. Er wird zu den Kutschenschlägen alle mögliche Schreie und Billetts hinauswerfen.«

»Es ist für diesen Fall vorhergesehen, Herr d'Artagnan; ein Wagen mit einem Gitter würde zwei von Euch bezeichneten Widerwärtigkeiten begegnen.«

»Ein Wagen mit eisernem Gitter!« rief d'Artagnan; »aber man

macht Gitter für einen Wagen nicht in einer halben Stunde, und Eure Majestät befiehlt mir, sogleich zu Herrn Fouquet zu gehen.«

»Der fragliche Wagen ist auch schon gemacht.«

»Ah! das ist etwas Anderes. Wenn der Wagen gemacht ist, so braucht man nur zu gehen.«

»Er ist auch angespannt.«

»Ah!«

»Und der Kutscher mit den Piqueurs wartet im Hofe des Schlosses.«

D'Artagnan verbeugte sich und sprach:

»Ich habe Eure Majestät nur noch zu fragen, an welchen Ort man Herrn Fouquet führen wird.«

»Nach dem Schlosse von Angers zuerst.«

»Sehr wohl.«

»Wir werden nachher sehen.«

»Ja, Sire.«

»Herr d'Artagnan, ein letztes Wort: Ihr habt bemerkt, daß ich, um Fouquet festzunehmen, nicht meine Garden verwende, worüber Herr von Gesvres wütend sein wird.«

»Eure Majestät verwendet ihre Garden nicht,« erwiderte der Kapitän ein wenig gedemütigt, »weil ihr Herrn von Gesvres mißtraut, das ist die Sache.«

»Damit sage ich Euch, daß ich Vertrauen zu Euch habe.«

»Ich will es wohl glauben, Sire, und es ist unnötig, es bei mir geltend zu machen.«

»Ich bemerke das nur, um dazu zu gelangen, mein Herr, daß von diesem Augenblick an, wenn es aus Zufall, aus irgend einem Zufall geschähe, daß Herr Fouquet entweichen würde . . . man hat dergleichen Zufälle gesehen, mein Herr . . . «

»Oh! Sire, sehr oft; doch bei den Andern, bei mir nicht.«

»Warum bei Euch nicht?«

»Weil ich einen Augenblick Herrn Fouquet retten wollte.«

Der König bebte.

»Wozu ich berechtigt war, da ich den Plan Eurer Majestät erraten hatte, ohne daß sie mir etwas davon gesagt, und weil ich Herrn Fouquet der Teilnahme würdig fand. Es stand mir frei,

diesem Manne meine Teilnahme zu bezeigen.«

»Wahrhaftig, mein Herr, Ihr beruhigt mich sehr wenig über Eure Dienste.«

»Hätte ich ihn damals gerettet, so wäre ich vollkommen unschuldig gewesen, ich sage mehr, ich hätte recht daran getan, denn Herr Fouquet ist kein böser Mensch. Doch er wollte nicht; sein Geschick hat ihn fortgerissen; er hat die Stunde der Freiheit entfliehen lassen. Desto schlimmer! Nun habe ich Befehle, ich werde diesen Befehlen gehorchen, und Ihr könnt Herrn Fouquet als einen verhafteten Mann betrachten. Er ist im Schlosse von Angers.«

»Oh! Ihr habt ihn noch nicht, Kapitän.«

»Das ist meine Sache. Jedem sein Handwerk, Sire; nur wiederhole ich, überlegt. Gebt Ihr im Ernste den Befehl, Herrn Fouquet zu verhaften, Sire?«

»Ja, tausendmal ja.«

»So schreibt!«

»Hier ist der Brief.«

D'Artagnan las ihn, verbeugte sich und ging weg.

Von der Terrasse herab sah er Gourville, der mit einer freudigen Miene vorüberging und sich noch dem Hause von Fouquet wandte.

XIV.

Das weiße Roß und das schwarze Roß.

»Das ist sonderbar,« sagte der Kapitän, »Gourville läuft ganz heiter in den Straßen umher, während er überzeugt sein muß, daß Herr Fouquet in Gefahr schwebt, während es beinahe gewiß ist, daß Gourville Herrn Fouquet durch das Billett vorhin gewarnt hat, dieses Billett, das vom Herrn Oberintendanten auf der Terrasse in tausend Stücke zerrissen und den Winden preisgegeben worden ist.

»Gourville reibt sich die Hände, er hat folglich etwas Gescheites getan. Woher kommt Gourville?

»Gourville kommt aus der Rue Aux Herbes. Wohin führt die Rue aux Herbes?«

Und d'Artagnan folgte am Firste der vom Schlosse überragten Häuser von Nantes der Linie der Straßen, wie er es auf einem topographischen Plane getan hätte, nur statt des toten und flachen, leeren und öden Papiers erhob sich die lebendige Karte im Relief mit den Bewegungen, den Schreien und den Schatten der Menschen und der Dinge.

Jenseits der Ringmauer der Stadt dehnten sich die großen grünen Ebenen an der Loire hin aus und schienen nach dem purpurroten Horizont zu laufen den das Azur der Wasser und das Schwarzgrün der Moore durchfurchte.

Unmittelbar vor den Toren der Stadt gingen zwei weiße Wege an, welche auseinander liefen wie die getrennten Finger einer riesigen Hand.

D'Artagnan der, über die Terrasse schreitend, das ganze Panorama mit einem Blicke umfaßt hatte, wurde der Linie der Rue aux Herbes folgend zur Mündung von einem dieser Wege geführt, der seinen Anfang unter dem Tore von Nantes nahm.

Noch einen Schritt und er sollte die Treppe der Terrasse hinabsteigen, um aus dem Turme seinen vergitterten Wagen zu nehmen und nach dem Hause von Fouquet zu fahren.



Aber der Zufall wollte, daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die oberste Stufe setzte, durch einen beweglichen Punkt angezogen wurde, der auf diesem Wege forteilte.

»Was ist das?« fragte sich der Musketier;,,ein Pferd, das läuft, ohne Zweifel ein entsprungenes Pferd: wie es auszieht!«

Der bewegliche Punkt ging von der Straße ab und sprang auf die Luzernenäcker über.

»Ein Schimmel,« fuhr der Kapitän fort, der die Farbe leuchtend von dem dunkleren Grunde hatte sich abheben sehen, »und er wird geritten; das ist ein Kind, dessen Pferd Durst hat und es in schräger Linie nach der Tränke entführt.«

Diese Betrachtung, rasch wie ein Blitz, gleichzeitig mit der gesichtlichen Wahrnehmung, hatte d'Artagnan schon angestellt, als er die ersten Stufen der Treppe hinabstieg.

Einige Papiertheilchen lagen zerstreut auf den Stufen und

glänzten auf dem geschwärzten Stein der Stiege.

»Ei! ei!« sagte der Kapitän zu sich selbst, »hier sind einige Bruchstücke von dem von Herrn Fouquet zerrissenen Billett. Armer Mann! er hatte sein Geheimnis; den Winden übergeben; der Wind will nichts davon und trägt sie dem König zurück. Du spielst entschieden unglücklich! Die Partie ist nicht gleich; das Glück ist gegen Dich. Der Stern von Ludwig XIV. verdunkelt den Deinigen; die Natter ist stärker oder gewandter als das Eichhörnchen.«

D'Artagnan hob, während er hinabstieg, eines von den Papierstückchen auf.

»Die kleine Handschrift von Gourville,« sagte er, nachdem er das Bruchstück vom Billett prüfend betrachtet hatte, »ich täuschte mich nicht.«

Und er las das Wort *Pferd*.

»Halt!« sagte er, und er betrachtete ein anderes, auf dem er keinen Buchstaben geschrieben fand.

Auf dem dritten las er das Wort weißes.

»*Weißes Pferd*,« wiederholte er, wie das Kind, das buchstabiert. »Ah! mein Gott,« rief der mißtrauische Geist, »weißes Pferd!« Und dem Pulverkorn ähnlich, das sich brennend in einen hundertfachen Umfang erweitert, stieg d'Artagnan, von argwöhnischen Gedanken angeschwollen, wieder rasch zur Terrasse hinauf.

Der Schimmel lief, lies immer in der Richtung Loire, an deren Ende, in den Dünsten des Wassers schmolzen, ein kleines Segel wie ein Atom geschaukelt schien.

»Ho! ho!« rief der Musketier, »nur ein Mensch, flieht, rennt so auf dem angebauten Boden auf einem weißen Roß.

»Nur der Gebieter von Belle-Isle flüchtet sich so auf der Seite des Meeres, während es auf dem Lande dichte Wälder gibt.

»Und es findet sich nur ein d'Artagnan auf der Welt, Herrn Fouquet einholt, welcher einen Vorsprung einer halben Stunde hat und sein Schiff vor einer halben Stunde erreicht haben wird.«

Nachdem er so gesprochen, gab er Befehl, den Wagen mit dem eisernen Gitter in aller Eile in ein Wäldchen zu führen, das außerhalb der Stadt lag.

Er wählte sein bestes Pferd, sprang ihm auf den Rücken und jagte durch die Rue Aux Herbes, wobei er nicht den Weg wählte, den Fouquet selbst genommen hatte, sondern das Ufer selbst, fest überzeugt, er würde zehn Minuten an der Gesamtsumme des zu durchlaufenden Raumes gewinnen und beim Durchschnittspunkt der beiden Linien den Flüchtling einholen, der nicht ahnte, er werde von dieser Seite verfolgt werden.

In der Geschwindigkeit des Laufes und mit der Ungeduld des Verfolgers, wie bei der Jagd, wie im Kriege, sich belebend, ertappte sich d'Artagnan, der so sanft, so gut gegen Fouquet, daß er wild und beinahe blutgierig wurde.

Lange Zeit rannte er, ohne daß er das weiße Roß erblickte; sein Grimm nahm die Farbe der Wut an; er zweifelte an sich, er vermutete, Fouquet habe sich in einen unterirdischen Weg gestürzt, oder er habe den Schimmel mit einem von den vortrefflichen Rappen vertauscht, deren kraftvolle Leichtigkeit er, d'Artagnan, in Saint-Mandé so oft bewundert, beneidet hatte.

In diesem Augenblick, wenn ihm der Wind in die Augen schnitt und die Tränen daraus hervorspringen machte, wenn der Sattel brannte, wenn das in seinem rohen Fleisch verletzte Pferd wieherte und mit seinen Hinterfüßen einen Regen von seinem Sand und Kieselsteinen in die Luft stiegen machte, suchte d'Artagnan, da er, sich aus seinem Steigbügel erhebend, nichts auf dem Wasser, nichts unter den Bäumen erblickte, wie ein Wahnsinniger in der Luft. Im Paroxysmus seiner Wut träumte er von Lustwegen, einer Entdeckung des folgenden Jahrhunderts, erinnerte er sich des Dädalos und seiner breiten Flügel, die ihn aus den Gefängnissen von Kreta errettet hatten.

Ein heiserer Seufzer strömte aus seinen Lippen hervor. Verzehrt von der Angst vor der Lächerlichkeit, wiederholte er:

»Ich! ich! betört durch einen Gourville, ich! . . . «

Man wird sagen, ich altere, man wird sagen, ich habe eine Million erhalten, um Fouquet fliehen zu lassen.«

Und er drückte beide Sporen seinem Rosse in den Bauch; er mußte eine Meile in zehn Minuten machen. Plötzlich sah er, am Ende einer Viehwaide hinter Hecken eine weiße Form, die sich zeigte, verschwand und endlich auf einem höheren Terrain

sichtbar blieb.



D'Artagnan bebte vor Freude; sein Geist erheiterte sich alsbald. Er wischte sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne troff, machte seine Knie los, von denen befreit sein Pferd weiter atmete, zog den Zügel an und mäßigte den Gang des kräftigen Tieres, seines Genossen bei dieser Menschenjagd. Er konnte nun die Form des Weges und seine Stellung in Beziehung auf Fouquet studieren.

Der Oberintendant hatte sein Pferd, über den weiten Boden hinreitend, außer Atem gebracht. Er fühlte das Bedürfnis, einen härteren Boden zu erreichen und strebte nach der Straße auf der kürzesten Linie.

D'Artagnan hatte nur gerade aus auf dem Absatz des steilen Users zu reiten, das ihn den Augen seines Feindes entzog, so daß er ihn bei seiner Ankunft auf der Straße abschneiden würde. Dort würde der wirkliche Lauf beginnen, dort würde der Kampf sich entflammen.

D'Artagnan ließ sein Pferd mit voller Lunge atmen. Er bemerkte, daß der Oberintendant in einen Galopp überging, das heißt, daß er sein Roß auch schnaufen ließ.

Aber man hatte auf beiden Seiten zu große Eile, um lange bei diesem Gang zu bleiben. Das weiße Roß schoß wie ein Pfeil fort, als es einen Boden berührte, der mehr Widerstand leistete.

D'Artagnan ließ die Zügel schießen, und sein Rappe setzte sich in Galopp. Beide folgten derselben Richtung, die vierfachen Echos des Laufes vermengten sich; Fouquet hatte d'Artagnan noch nicht bemerkt.

Aber beim Ausgang des Absatzes durchdrang ein einziges Echo die Luft: es war das der Tritte von d'Artagnan, welche wie ein, Donner rollten.

Fouquet wandte sich um, er sah auf hundert Schritte hinter sich seinen Feind, der sich auf den Hals seines Renners neigte. Kein Zweifel mehr, das glänzende Wehrgehenk, die rote Kasake, es war der Musketier; Fouquet ließ auch die Zügel schießen und sein Schimmel legte zwanzig Schritte mehr zwischen seinen Gegner und ihn.

»Ah!« dachte d'Artagnan beunruhigt, »es ist kein gewöhnliches Pferd, was Fouquet da reitet, aufgepaßt!«

Und er prüfte aufmerksam mit seinem unfehlbaren Auge den Gang und die Mittel dieses Renners.

Kreuz rund, Schweif mager und ausgestreckt, Beine mager und dünn wie Stahlfäden, Huf härter als Marmor.

Er gab seinem Pferde die Sporen, aber die Entfernung zwischen Beiden blieb dieselbe.

D'Artagnan horchte angestrengt, nicht ein Atemzug des Pferdes drang zu ihm, und es durchschnitt doch die Lust.

Der Rappe fing im Gegenteil an zu röcheln, wie bei einem Hustenanfall.

»Ich muß mein Pferd zu Tode reiten, aber an Ort und Stelle kommen,« dachte der Musketier.

Und er fing an das Maul des armen Tieres zu sägen, während er mit den Sporen in seiner blutigen Haut wühlte.

Das Pferd legte in Verzweiflung zwanzig Klaster zurück und kam bis auf Pistolenschußweite zu Fouquet.

»Mut,« sagte sich der Musketier, »Mut! Der Schimmel wird vielleicht schwach werden, und wenn das Pferd nicht fällt, wird der Herr am Ende fallen.«

Aber Pferd und Reiter blieben aufrecht, vereinigt, und gewannen allmähig wieder einen Vorsprung.

D'Artagnan stieß einen wilden Schrei aus, bei dem sich

Fouquet umwandte, während sein Pferd sich noch mehr belebte.

»Herrliches Roß! wütender Reiter!« brummte der Kapitän
»Holla! Mordioux! Herr Fouquet! holla! auf Befehl des Königs!«

Fouquet antwortete nicht.

»Hört Ihr mich?« brüllte d'Artagnan, dessen Pferd einen falschen Tritt gemacht hatte.

»Bei Gott!« erwiderte Fouquet lakonisch.

Und er rannte weiter.

D'Artagnan wäre bald wahnsinnig geworden; das Blut floß brausend nach seinen Schläfen, nach seinen Augen.

»Auf Befehl des Königs!« rief er abermals: haltet an, oder ich schmettere Euch mit einem Pistolenschuß nieder.«

»Tut es,« antwortete Fouquet, immer fliegend.

D'Artagnan ergriff eine von seinen Pistolen und spannte, in der Hoffnung, das Geräusch des Schlosses würde seinen Feind aufhalten.

»Ihr habt auch Pistolen,« rief er, »verteidigt Euch.«

Fouquet wandte sich wirklich bei dem Geräusch um, schaute d'Artagnan in's Gesicht, öffnete den Rock, der ihm den Leib umschloss, rührte aber seine Holfter nicht an.

Sie waren zwanzig Schritte von einander entfernt. »Mordioux!« rief d'Artagnan, »ich werde Euch nicht ermorden; wenn Ihr nicht auf mich schießen wollt, ergebt Euch! was ist das Gefängnis!«

Ich will lieber sterben,« erwiderte Fouquet; »ich will weniger leiden.«

Trunken vor Verzweiflung warf d'Artagnan seine Pistole auf die Straße.

Ich werde Euch lebendig fassen,« sagte er, und nur durch ein Wunder, dessen nur dieser unvergleichliche Reiter fähig war, brachte er sein Pferd auf zehn Schritt zu dem weißen Rosse.

»Auf, tötet mich! das ist menschlicher,« rief Fouquet.

»Nein! lebendig! lebendig!« murmelte der Kapitän.

Sein Pferd machte zum zweiten Mal einen falschen Tritt, das von Fouquet gewann Vorsprung.

Es war ein unerhörtes Schauspiel, dieses Rennen zwischen zwei Pferden, die nur noch durch den Willen ihrer Reiter lebten.

Man hätte glauben sollen, d'Artagnan renne sein Pferd zwischen seinen Knien tragend.

Auf den wütenden Galopp war der scharfe Trab gefolgt, dann kam der einfache Trab.

Und der Lauf schien den zwei ermatteten Athleten ebenso rasch. D'Artagnan ergriff, auf's Äußerste gebracht, die zweite Pistole und zielte auf den Schimmel.

»Auf Euer Pferd! nicht auf Euch!« rief er Fouquet zu.

Und er schoß. Das Tier war ins Kreuz getroffen; es machte einen wütenden Sprung und bäumte sich.

Das Pferd von d'Artagnan fiel tot nieder.

»Ich bin entehrt,« dachte der Musketier, »ich bin ein Elender. Herr Fouquet!« rief er, »habt Mitleid und werft mir eine Pistole zu, daß ich mir die Hirnschale zerschmettere.«

Fouquet setzte seinen Lauf fort.

»Seid barmherzig!« rief d'Artagnan, »was Ihr in diesem Augenblicke nicht wollt, tue ich in einer Stunde doch, hier, auf der Straße sterbe ich mutig, sterbe ich geschätzt . . . Erweist mir den Gefallen, Herr Fouquet.«

Fouquet erwiderte nichts und trabte weiter.

D'Artagnan fing an seinem Feinde nachzulaufen.

Nach und nach warf er seinen Hut, seinen Rock, der ihm hinderlich war, und seine Degenscheide, die ihm zwischen die Beine kam, auf den Boden.

Der Schimmel röchelte; d'Artagnan kam ihm nahe.

Vom Trab ging das Tier in kurzen Schritt über, mit Schwindeln, die seinen Kopf schüttelten; das Blut kam mit dem Schaum in sein Maul.

D'Artagnan machte eine verzweifelte Anstrengung, sprang auf Fouquet los, packte ihn bei einem Bein und sagte mit einer keuchenden, stockenden Stimme:

»Ich verhafte Euch im Namen des Königs; schlagt mir den Schädel ein, wir werden Beide unsere Pflicht getan haben.«

Fouquet schleuderte weit von sich in den Fluß die beiden Pistolen, deren d'Artagnan sich hätte bemächtigen können, stieg ab und sprach:

»Ich bin Euer Gefangener, mein Herr, wollt meinen Arm nehmen, denn Ihr seid einer Ohnmacht nahe.«

»Ich danke,« murmelte d'Artagnan, der wirklich die Erde unter sich schwinden und den Himmel über seinem Haupte zerschmelzen fühlte. Er rollte auf den Sand, sein Atem, seine Kräfte waren erschöpft.

Fouquet stieg die Böschung des Flusses hinab, schöpfte Wasser in seinem Hute, erfrischte die Schläfe des Musketiers und flößte ihm ein paar kühle Tropfen zwischen die Lippen.

D'Artagnan erhob sich und suchte mit irrem Auge umher.

Er sah Fouquet niedergekniet, seinen nassen Hut in der Hand, und lächelte mit einer unausprechlichen Milde.

»Ihr seid nicht entflohen!« rief er. »Oh! mein Herr, der wahre König durch die Redlichkeit, durch das Herz, durch die Seele, ist nicht Ludwig vom Louvre, nicht Philipp von Sainte-Marguerite, Ihr seid es, der Geächtete, der Verurteilte!«

»Ich, der ich heute nur durch einen einzigen Fehler verloren bin, Herr d'Artagnan.«

»Mein Gott! durch welchen?«

»Ich hätte Euch zum Freunde haben müssen. Doch wie machen wir es, um nach Nantes zurückzukehren! Wir sind sehr weit davon entfernt.«

»Das ist wahr,« erwiderte d'Artagnan nachdenkend und düster.

»Der Schimmel wird sich vielleicht erholen; es ist ein so gutes Pferd. Besteigt es, Herr d'Artagnan; ich werde zu Fuß gehen, bis Ihr ausgeruht habt.«

»Armes Tier! verwundet!« sagte der Musketier.

»Es wird noch gehen, sage ich Euch; ich kenne es; tun wir etwas Besseres, besteigen wir es Beide.«

»Versuchen wir es.«

Doch sie hatten nicht sobald dem Tier die doppelte Last aufgeladen, als es wankte, dann sich wieder zusammenraffte und einige Minuten ging, dann abermals wankte und neben dem Rappen, den es erreicht, niederstürzte.

»Wir werden zu Fuß gehen, das Schicksal will es, der Spaziergang wird herrlich sein,« sagte Fouquet, während er seinen Arm unter dem von d'Artagnan durchschlang.

»Mordioux!« rief dieser, das Auge stier, die Stirne gefaltet, das Herz angeschwollen. »ein abscheulicher Tag!«

Sie machten langsam die vier Meilen, welche sie von dem Gehölze trennten, hinter dem sie der Wagen mit einem Geleite erwartete.

Als Fouquet diese unheimliche Maschine erblickte, sagte er zu d'Artagnan, der die Augen niederschlug, als schämte er sich für Ludwig XIV.:

»Das ist ein Gedanke, der nicht von einem braven Mann herrührt, Kapitän d'Artagnan, er ist nicht von Euch. Warum diese Gitter?«

»Um Euch zu verhindern, Billetts hinauszuerwerfen.«

»Sinnreich!«

»Doch Ihr könnt sprechen, wenn Ihr nicht schreiben könnt.«

»Mit Euch sprechen?«

»Wenn Ihr wollt . . . «

Fouquet träumte einen Augenblick, schaute dann dem Kapitän ins Gesicht und fragte:

»Ein einiges Wort . . . werdet Ihr es behalten?«

»Ich werde es behalten.«

»Werdet Ihr es sagen, wem ich will?«

»Ich werde es sagen.«

»Saint-Mandé«

»Gut! Für wen?«

»Für Frau von Bellière oder Pelisson.«

»Abgemacht!«

Der Wagen fuhr durch Nantes und schlug den Weg nach Angers ein.

XV.

Worin das Eichhörnchen fällt, worin die Natter flieht.

Es war zwei Uhr Nachmittags. Der König ging voll Ungeduld von seinem Kabinett auf die Terrasse und öffnete zuweilen die Türe der Flur, um zu sehen, was seine Geheimschreiber machten.

Herr Colbert saß an demselben Platz, wo Herr von Saint-Aignan am Morgen so lange geblieben war, und sprach leise mit Herrn von Brienne.

Der König öffnete ungestüm die Türe und fragte Beide:

»Was sagt Ihr?«

»Wir reden von der ersten Sitzung der Stände.«

»Sehr gut,« sprach der König und kehrte in sein Kabinett zurück.

Fünf Minuten nachher rief der Ton des Glöckchens Rose, dessen Stunde es war.

»Habt Ihr Eure Abschriften beendigt?« fragte der König.

»Noch nicht, Sire.«

»Seht, ob Herr d'Artagnan zurückgekehrt ist.«

»Noch nicht, Sire.«

»Seht doch, ob Herr d'Artagnan zurückgekehrt ist!!«

»Nein, Sire.«

»Das ist seltsam,« murmelte der König, »ruft Herrn Colbert.«

Colbert trat ein; er wartete auf diesen Augenblick vom Morgen an.

»Herr Colbert,« sagte der König lebhaft, »man müßte doch wissen, was aus Herrn d'Artagnan geworden ist.«

Colbert erwiderte mit seinem ruhigen Ton:

»Wo soll ich ihn suchen lassen?«

»Ei! mein Herr, wisst Ihr nicht, wohin ich ihn geschickt hatte?« erwiderte Ludwig verdrießlich.

»Eure Majestät hat es mir nicht gesagt.«

»Mein Herr, es gibt Dinge die man errät, und Ihr besonders

errätet sie.«

»Ich konnte vermuten, doch ich hätte mir nicht erlaubt, gänzlich zu erraten.«

Colbert hatte kaum diese Worte gesprochen, als eine Stimme, welche viel rauer als die des Königs, die zwischen dem Monarchen und dem Beamten begonnene Unterredung unterbrach.

»D'Artagnan!« rief der König ganz freudig.

D'Artagnan trat bleich und in einer wütenden Laune ein und sagte zum König:

»Sire, hat Eure Majestät meinen Musketieren Befehl gegeben?«

»Welchen Befehl?«

»In Betreff des Hause« von Herrn Fouquet?«

»Nein,« erwiderte der König.

»Ah! ah!« rief d'Artagnan, indem er sich auf seinen Schnurrbart biß. »Ich täuschte mich nicht, dieser Herr hat es getan.«

Und er bezeichnete Colbert.

»Von welchem Befehl spricht Ihr?« fragte der König.

»Bon dem Befehl, ein ganzes Haus umzukehren, die Bedienten und Officianten von Herrn Fouquet zu prügeln, die Schubladen zu sprengen, eine friedliche Wohnung zu plündern; Mordieux! Befehl eines Wilden.«

»Mein Herr!« rief Colbert sehr bleich.

»Mein Herr,« unterbrach ihn d'Artagnan, »der König allein, versteht Ihr wohl, der König allein hat das Recht, meinen Musketieren Befehle zu erteilen; Euch aber verbiete ich es, und das sage ich vor Seiner Majestät, Edelleute, welche das Schwert führen, sind keine Lumpenkerle, die die Feder hinter dem Ohre haben.«

»D'Artagnan, d'Artagnan!« murmelte der König.

»Das ist erniedrigend,« fuhr der Musketier fort; »meine Soldaten sind entehrt; ich befehle nicht Reitersknechte oder Intendanzschreiber, Mordieux!«

»Aber was gibt es denn? laßt hören!« sprach der König mit Hoheit.

»Sire, dieser Herr, der die Befehle Eurer Majestät nicht erraten konnte und folglich nicht wusste, daß ich Herrn Fouquet verhaften würde, dieser Herr, der den eisernen Käfig für seinen Patron von gestern machen ließ, hat Herrn Roncherat in die Wohnung von Herrn Fouquet geschickt, und um die Papiere des Oberintendanten in Beschlag zu nehmen, hat man alle Meubles weggenommen. Meine Musketiere waren vom Morgen an um das Haus ausgestellt. So lauteten meine Befehle. Warum hat man sich erlaubt, sie in das Innere eintreten zu lassen, warum hat man sie dadurch, daß man sie dieser Plünderung beizuwohnen genötigt, zu Mitschuldigen gemacht? Mordieux! wir dienen dem König, ober nicht Herrn Colbert.«

»Herr d'Artagnan.« sprach der König streng, »nehmt Euch in Acht! solche Erklärungen, in einem solchen Tone gemacht, dürfen nicht in meiner Gegenwart stattfinden.«

»Ich habe für da« Wohl des Königs gehandelt,« sagte Colbert mit bebender Stimme; »es ist hart für mich, so von einem Offizier Seiner Majestät behandelt zu werden, und dies ohne Rache, wegen der Achtung, die ich dem König schuldig bin.«

»Die Achtung, die Ihr dem Könige schuldig seid!« rief d'Artagnan, dessen Augen flammten; »sie besteht vor Allem darin, daß Ihr sein Ansehen achten, seine Person lieben macht. Jeder Agent einer Macht, ohne Oberaufsicht, vertritt diese Macht; und wenn die Völker die Hand verfluchen, welche sie schlägt, so ist es die königliche Hand, der Gott den Vorwurf macht, versteht Ihr? Muß Euch ein seit vierzig Jahren im Regen und im Blute verhärteter Soldat diese Lektion geben? Muß die Barmherzigkeit auf meiner Seite, die Rohheit auf der Eurigen sein? Ihr habt Unschuldige verhaften, binden, einkerkern lassen!«

»Die Mitschuldigen vielleicht von Herrn Fouquet,« entgegnete Colbert.

»Wer sagt Euch, daß Herr Fouquet Mitschuldige hat, und sogar daß er schuldig ist? Der König allein weiß es, seine Gerechtigkeit ist nicht blind. Spricht er: Verhaftet, kerkert diese oder jene Leute ein, so wird man gehorchen. Redet also nicht mehr von der Achtung, die Ihr für den König hegt, und gebt wohl Acht auf Eure Worte, wenn sie zufällig einige Drohungen zu enthalten scheinen, denn der König läßt diejenigen, welche ihm gut dienen, nicht

durch die Leute bedrohen, die ihm schlechte Dienste erweisen, und falls ich, was Gott verhüte, einen so undankbaren Herrn hätte, so würde ich mir selbst Achtung verschaffen.«

Nach diesen Worten richtete sich d'Artagnan, das Auge entflammt, die Hand am Degen, die Lippe bebend und mehr Zorn heuchelnd, als er wirklich hatte, im Kabinett des Königs hoch auf.

Gedemütigt, vor Wut verzehrt, verbeugte sich Colbert vor dem König, als wollte er ihn um Erlaubnis bitten, sich zurückziehen zu dürfen.

In seinem Stolz verletzt und in seiner Neugierde behindert, wusste der König nicht, wozu er sich entschließen sollte. D'Artagnan sah ihn zögern. Länger bleiben, wäre ein Fehler gewesen; man mußte einen Sieg über Herrn Colbert erringen, und das einzige Mittel war, den König so lebhaft und so gut zu reizen, daß Seiner Majestät kein anderer Ausweg mehr blieb, als zwischen dem einen und dem andern Gegner zu wählen.

D'Artagnan verbeugte sich also wie Colbert; doch der König, dem vor allem daran lag, sehr genaue sehr umständliche Nachrichten von der Verhaftung des Oberintendanten der Finanzen, des Mannes, der ihn einen Augenblick zittern gemacht hatte, zu erhalten, der König, welcher begriff, das Schmollen von d'Artagnan würde ihn nötigen, die Einzelheiten, die er kennen zu lernen brannte, um eine Viertelstunde zu verschieben, Ludwig, sagen wir, vergaß Colbert, der nichts sehr Neues mitzuteilen hatte, und rief seinen Kapitän der Musketiere zurück.

»Sprecht, mein Herr,« sagte er, »vollzieht zuerst Euren Auftrag, Ihr werdet nachher ausruhen.«

D'Artagnan, der eben über die Schwelle schreiten wollte, blieb, als er die Stimme des Königs hörte stehen, kehrte zurück, und Colbert war genötigt, wegzugehen. Sein Gesicht nahm eine Purpurfärbung an; seine boshafte schwarzen Augen glänzten von einem düstern Feuer unter ihren dichten Braunen: er verlängerte den Schritt, verbeugte sich vor dem König, richtete sich halb auf, als er an d'Artagnan vorüberkam, und ging, den Tod im Herzen, weg.

D'Artagnan, als er mit dem König allein war, besänftigte sich sogleich, komponierte sich sein Gesicht und sprach:

»Sire, Ihr seid ein junger König. An der Morgenröte errät der Mensch, ob der Tag schön oder traurig sein wird. Wie! Sire, was werden die Völker, welche die Hand Gottes unter Euer Gesetz gestellt hat, von Eurer Regierung weissagen, wenn Ihr zwischen Euch und ihnen Minister aus Zorn und aus Gewalttätigkeit handeln laßt? Doch sprechen wir von mir, Sire; lassen wir einen Streit, der Euch müßig, ungeziemend vielleicht erscheint. Sprechen wir von mir.

»Ich habe Herrn Fouquet verhaftet.«

»Ihr habt Euch Zeit dazu gelassen,« sprach der König ärgerlich. D'Artagnan schaute den König an.

»Ich sehe, daß ich mich schlecht ausgedrückt habe,« sagte er. »Ich habe Eurer Majestät gemeldet, daß ich Herrn Fouquet verhaftet.«

»Ja; nun?«

»Nun, ich hätte Eure Majestät sagen müssen, Herr Fouquet habe mich festgenommen, das wäre richtiger gewesen. Ich stelle also die Wahrheit wieder her und sage, ich bin von Herrn Fouquet verhaftet worden.«

Die Reihe des Erstaunens war nun an Ludwig XIV. Seine Majestät erstaunte ebenfalls. D'Artagnan ergründete mit seinem so raschen Blick, was im Herzen des Königs vorging. Er ließ ihm nicht Zeit, zu fragen. Er erzählte ihm mit jener Poesie, mit jener Malerkunst, welche er vielleicht allein in dieser Epoche besaß, die Entweichung von Fouquet, die Verfolgung, das wütende Rennen, die unnachahmliche Großmut des Oberintendanten endlich, der zehnmal fliehen, zwanzigmal den an seiner Verfolgung gefesselten Gegner töten konnte, und der das Gefängnis und vielleicht etwas noch Schlimmeres der Demütigung desjenigen, welcher ihm seine Freiheit rauben wollte, vorgezogen hatte.

Je länger der Kapitän der Musketiere sprach, desto mehr war der König bewegt; er verschlang gleichsam seine Worte, und ließ das Ende seiner Nägel aneinander krachen.

»Sire, daraus geht, in meinen Augen wenigstens, hervor, daß ein Mann, der sich so benimmt, ein wackerer Mann ist und nicht ein Feind der Königs sein kann. Das ist meine Meinung, und ich wiederhole es Eurer Majestät. Ich weiß, was der König mir sagen

wird und verbeuge mich davor: Staatsraison. Gut! das ist in meinen Augen sehr achtenswert. Doch ich bin Soldat, ich habe meinen Befehl erhalten; der Befehl ist vollzogen worden, sehr wider meinen Willen, ich muß es sagen, aber er ist vollzogen worden. Ich schweige.«

»Wo ist Fouquet?« fragte der König, nachdem er einen Augenblick geschwiegen halte.

»Herr Fouquet, Sire,« antwortete d'Artagnan, »ist in dem eisernen Käfig, den Herr Colbert für ihn hat bereiten lassen, und fährt im Galopp von vier kräftigen Pferden auf der Straße nach Anger.«

»Warum habt Ihr ihn unter Weges verlassen?«

»Weil Seine Majestät mich nicht nach Angers gehen hieß. Der Beweis, der beste Beweis für das, was ich behaupte, liegt darin, daß mich der König vorhin suchte . . . und dann hatte ich noch einen andern Grund.«

»Welchen?«

»War ich da, so hätte der arme Herr Fouquet nie zu entweichen versucht.«

»Nun?« rief der König voll Erstaunen.

»Eure Majestät muß begreifen, und begreift sicherlich, daß es mein lebhaftes Verlangen ist, Herrn Fouquet in Freiheit zu wissen. Ich habe ihn einem meiner Brigadiers übergeben, dem Ungeschicktesten, den ich unter meinen Musketieren finden konnte, damit der Gefangene entflieht.«

»Seid Ihr verrückt, Herr d'Artagnan!« rief der König, seine Arme über seiner Brust kreuzend. »Sagt man solche Ungeheuerlichkeiten, selbst wenn man das Unglück hat, sie zu denken?«

»Ah! Sire, Ihr erwartet ohne Zweifel nicht von mir, daß ich der Feind von Herrn Fouquet sein soll, nach dem, was er für mich getan hat. Nein, gebt ihn mir nie zu bewachen, wenn Euch daran gelegen ist, daß er unter Schloß und Riegel bleibt. So gut der Käfig vergittert sein mag, der Vogel würde am Ende entfliehen.«

»Ich wundere mich,« sprach der König mit düsterem Tone, »ich wundere mich, daß Ihr nicht sogleich dem Glücksstern von demjenigen gefolgt seid, welchen Herr Fouquet auf meinen Thron

sehen wollte. Ihr hattet da Alles was Ihr braucht: Zuneigung und Dankbarkeit. In meinem Dienst, Herr d'Artagnan, findet man nur einen Gebieter.«

»Sire,« erwiderte d'Artagnan mit scharfer Stimme, »wenn Euch Herr Fouquet nicht aus der Bastille geholt hätte, so wäre ein einziger Mensch dahin gegangen, und dieser Mensch bin ich, das wisst Ihr wohl.«

Der König hielt inne; vor diesem so freimütigen, so wahren Wort seines Kapitäns der Musketiere hatte er nichts zu erwidern. Der König, indem er d'Artagnan hörte, erinnerte sich des d'Artagnan von einst, desjenigen, welcher sich im Palais-Royal hinter seinen Bettvorhängen verborgen hielt, als das Volk von Paris, vom Kardinal von Retz angeführt, sich der Gegenwart des Königs versicherte wollte; des d'Artagnan, den er mit der Hand von seinem Wagenschlage aus grüßte, als er bei seiner Rückkehr nach Paris sich in Notre-Dame begab; des Soldaten, der ihn in Blois verlassen hatte; des Lieutenants, den er zu sich zurückberufen, als der Tod von Mazarin die Gewalt in seine Hände gab; des Mannes, den er stets redlich, mutig und ergeben gefunden.

Ludwig ging auf die Türe zu und rief Colbert.

Colbert hatte die Flur nicht verlassen, in der die Schreiber arbeiteten. Colbert erschien.

»Colbert, Ihr habt eine Haussuchung bei Herrn Fouquet vornehmen lassen?«

»Ja, Sire.«

»Was war der Erfolg davon?«

»Herr von Roncherat, der mit den Musketieren Eurer Majestät abgeschickt wurde, hat mir Papiere zugestellt,« erwiderte Colbert.

»Ich werde sie sehen . . . Gebt mir Eure Hand.«

»Meine Hand, Sire?«

»Ja, daß ich sie in die von Herrn d'Artagnan lege,« fügte er bei, indem er sich gegen den Soldaten wandte, der beim Anblick des Finanzbeamten wieder seine hochmütige Stellung angenommen hatte, »Ihr kennt den Mann da nicht, macht Bekanntschaft.«

Und er deutete auf Colbert.

»Das ist ein mittelmäßiger Diener in untergeordneten

Stellungen, doch er wird ein großer Mann sein, wenn ich ihn zum ersten Rang erhebe.«

»Sire,« stammelte Colbert verwirrt vor Freude und Angst.

»Ich habe begriffen, warum,« flüsterte d'Artagnan dem König in's Ohr: »er war eifersüchtig.«

»Ganz richtig, und seine Eifersucht band ihm die Flügel.«

»Das wird fortan eine geflügelte Schlange sein,« brummte der Musketier, mit einem Reste von Haß gegen seinen Widersacher von kurz zuvor.

Doch Colbert näherte sich ihm und bot seinen Augen eine Physiognomie, welche unendlich verschieden von der, die er bei ihm zu sehen gewohnt war; er erschien so gut, so sanft, so leicht zugänglich; seine Augen nahmen den Ausdruck einer so edlen Verständigkeit an, daß d'Artagnan, ein Kenner in Physiognomien, sich bewegt, in seinen Überzeugungen beinahe verändert fühlte.

Colbert drückte ihm die Hand.

»Was Euch der König gesagt hat, mein Herr, beweist, wie sehr Seine Majestät die Menschen kennt. Die hartnäckige Opposition, die ich bis auf diesen Tag gegen Mißbräuche, nicht gegen Menschen entwickelt habe, beweist, das, ich darauf bedacht war, meinem König eine große Regierung, meinem Lande eine große Wohlfahrt vorzubereiten. Ich habe viele Ideen, Herr d'Artagnan, Ihr werdet sie in der Sonne des öffentlichen Friedens sich erschließen sehen, und habe ich nicht die Gewißheit und das Glück, mir die Freundschaft der redlichen Leute zu erwerben, so bin ich doch sicher, daß ich ihre Achtung erlangen werde. Für ihre Bewunderung, mein Herr, gäbe ich mein Leben.«

Diese Veränderung, diese plötzliche Erhebung, die stumme Billigung des Königs gaben dem Musketier viel zu denken. Er verbeugte sich sehr höflich vor Colbert, der ihn nicht aus dem Gesichte verlor.

Als sie der König ausgesöhnt sah, entließ er sie; sie gingen miteinander weg.

Sobald sie vor dem Kabinett waren, hielt der neue Minister den Kapitän zurück und sprach:

»Ist es möglich, Herr d'Artagnan, daß Ihr mit einem Auge, wie das Eurige, nicht mit dem ersten Blick, mit der ersten Beschauung

erkannt habt, wer ich bin?«

»Herr Colbert,« erwiderte der Musketier, »der Sonnenstrahl, den man im Auge hat, hindert, die glühendsten Brände zu sehen. Der Mann mit der Gewalt strahlt, wie Ihr wisst, und da Ihr so weit seid, warum solltet Ihr fortfahren, denjenigen zu verfolgen, der in Ungnade gefallen und zwar von so hoch herab gefallen ist?«

»Oh! mein Herr, ich werde ihn nie verfolgen. Ich wollte allein verwalten, weil ich ehrgeizig bin, und besonders, weil ich das vollste Vertrauen zu meinem Verdienste habe; weil ich weiß, daß alles Gold dieses Landes unter meinen Blick fallen wird, und weil ich das Gold des Königs gern sehe: weil, wenn ich dreißig Jahre lebe, in dreißig Jahren nicht ein Pfennig in meinen Händen bleiben wird; weil ich mit diesem Gold Speicher, Gebäude, Städte errichten, Häfen graben werde; weil ich eine Marine schaffen und Schisse bemannen werde, die den Namen Frankreich zu den entferntesten Völkern tragen sollen; weil ich Bibliotheken und Akademien gründen werde; weil ich aus Frankreich das erste und reichste Volk machen werde. Das ist der Grund meines Unwillens gegen Herrn Fouquet, der mich zu handeln verhinderte. Und wenn ich groß und stark sein werde, wenn Frankreich groß und stark sein wird, dann werde ich ebenfalls rufen: Gnade!«

»Gnade! habt Ihr gesagt; so verlangen wir vom König seine Freiheit. Der König verfolgt ihn heute nur Euretwegen.«

Colbert erhob noch einmal das Haupt.

»Mein Herr,« sprach er, »Ihr wisst wohl, daß dem nicht so ist, und daß der König eine persönliche Feindschaft gegen Herrn Fouquet hat; es kommt nicht mir zu, Euch das mitzuteilen.«

»Der König wird müde werden, er wird vergessen.«

»Der König vergißt nie, Herr d'Artagnan . . . Hört, der König ruft und ist im Begriff, einen Befehl zu geben; ich habe keinen Einfluß auf ihn geübt, nicht wahr? Horcht!«

Der König rief in der Tat seine Geheimschreiber.

»Herr d'Artagnan?« sagte er.

»Hier bin ich, Sire.«

»Gebt Herrn von Saint-Aignan zwanzig von Euren Musketieren zur Bewachung von Herrn Fouquet.«

D'Artagnan und Colbert wechselten einen Blick.

»Und von Angers,« fuhr der König fort, »wird man den Gefangenen nach der Bastille in Paris bringen.«

»Ihr hattet Recht,« sagte der Kapitän zum Minister.

»Saint-Aignan,« sprach der König, »Ihr laßt Jeden, der unter Weges leise mit Herrn Fouquet spricht, über die Klinge springen.«

»Aber ich, Sire?« fragte der Herzog.

»Ihr, mein Herr, sprecht nur in Gegenwart der Musketiere mit ihm.«

Der Herzog verbeugte sich und ging weg, um den Befehl zu vollziehen.

D'Artagnan war im Begriff, ebenfalls wegzugehen; der König hielt ihn zurück.

»Mein Herr,« sagte er, »Ihr werdet auf der Stelle von der Insel und dem Lehn Belle-Isle Besitz ergreifen.«

»Ja, Sire. Ich allein?«

»Ihr nehmt so viel Truppen, als Ihr braucht, um nicht im Nachtheil zu bleiben, sollte sich der Platz halten.«

Ein Gemurmel schmeichlerischer Ungläubigkeit ließ sich in der Gruppe der Höflinge hören.

»Das hat man wohl gesehen,« sprach d'Artagnan.

»Ich habe es in meiner Jugend gesehen, und will es nicht mehr sehen,« sagte der König. »Ihr habt mich verstanden? Geht, mein Herr, und kommt nur mit den Schlüsseln des Platzes hierher zurück.«

Colbert näherte sich d'Artagnan und sagte leise zu ihm:

»Ein Auftrag, der Euch, wenn Ihr ihn gut vollzieht, den Marschallstab erwirbt.«

»Warum sagt Ihr: *Wenn Ihr ihn gut vollzieht?* «

»Weil es schwierig ist.«

»Ah! in welcher Hinsicht?«

»Ihr habt Freunde in Belle-Isle, Herr d'Artagnan, und es ist kein Leichtes für Leute wie Ihr, auf dem Leibe eines Freundes zu marschieren, um zum Ziele zu gelangen.«

Eine Viertelstunde nachher erhielt d'Artagnan den geschriebenen Befehl, Belle-Isle im Falle des Widerstandes in die Luft zu sprengen, und die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über

alle Bewohner oder *Flüchtlinge*, mit der Einschärfung, nicht einen Einzigen entweichen zu lassen.

»Colbert hatte Recht,« dachte d'Artagnan, »mein Marschallstab würde meinen zwei Freunden das Leben kosten. Nur vergißt man, daß meine zwei Freunde nicht dummer sind, als die Vögel, und daß sie nicht auf die Hand des Vogelfängers warten, um ihre Flügel zu entfalten. Diese Hand werde ich ihnen so gut zeigen, daß sie Zeit haben sollen, sie zu sehen. Armer Porthos! armer Aramis! Nein, mein Glück soll Euch nicht eine Feder Eurer Flügel kosten!«

Nachdem er so geschlossen, versammelte d'Artagnan das königliche Heer, ließ es in Painboeuf einschiffen und ging, ohne einen Augenblick zu verlieren, unter Segel.

XVI.

Belle-Isle-en-Mer.

Am Ende des Hasendamm, auf der Promenade, welche das wütende Meer mit der Flut am Abend peitscht, sprachen zwei Männer mit belebtem Tone mit einander, ohne daß ein menschliches Wesen ihre Worte hätte hören können, denn sie wurden eines nach dem anderen von den Windstößen mit dem weißen, den Kämmen der Wellen entrissenen Schaume entführt.

Die Sonne war so eben in dem, wie ein riesiger Tiegel geröteten Ozean untergegangen.

Zuweilen wandte sich einer von diesen beiden Männern noch Osten und befragte das Meer mit einer düsteren Unruhe.

Der Andere befragte die Züge seines Gefährten und schien bemüht, aus seinen Blicken zu erraten, Dann setzten Beide stumm. Beide in finstere Gedanken versenkt. ihren Spaziergang wieder fort.

Diese zwei Männer, Jedermann hat sie schon erkannt, waren unsere Geächteten, Porthos und Aramis, die sich seit dem Untergang ihrer Hoffnungen seit dem Scheitern des großartigen Planes von Herrn d'Herblay nach Belle-Isle geflüchtet hatten.

»Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, mein lieber Aramis,« wiederholte Porthos, kräftig die salzige Luft einatmend, mit der er seine mächtige Brust anschwellte; »Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Aramis: es ist nichts Gewöhnliches, daß seit zwei Tagen alle die Fischerboote, welche abgegangen waren, verschwunden sind. Es hat sich kein Sturm auf dem Meere erhoben, das Wetter ist beständig ruhig geblieben, nicht das geringste Brausen, und hätten wir auch einen Sturm gehabt, so wären doch nicht alle unsere Schiffe untergesunken. Ich wiederhole Euch, das ist seltsam, und dieses Verschwinden setzt mich im höchsten Grad in Erstaunen, sage ich Euch.«

»Es ist wahr,« murmelte Aramis. »Ihr habt Recht, Freund Porthos. Es ist wahr, es steckt etwas Seltsames dahinter.«

»Und dann,« sagte Porthos, dessen Ideen die Beistimmung des

Bischofs von Vannes zu erweitern schien, »habt Ihr bemerkt, daß, wenn die Barken untergegangen sind, doch kein Wrack an's User gekommen ist?«

»Ich habe es bemerkt wie Ihr.«

»Bemerkte überdies, daß die zwei einzigen Barken, die auf der ganzen Insel blieben, und die ich zur Aufsuchung der andern abgeschickt habe . . . «

Aramis unterbrach hier seinen Gefährten durch einen Schrei und durch eine so ungestüme Bewegung, daß Porthos verwundert inne hielt.

»Was sagt Ihr da, Porthos! wie! Ihr habt die zwei Barken weggeschickt . . . «

»Zur Aufsuchung der andern,« antwortete ganz einfach Porthos.

»Unglücklicher! was habt Ihr getan? dann sind wir verloren!« rief der Bischof.

»Verloren! . . . Wie beliebt?« fragte Porthos erschrocken, »warum verloren, Aramis? Warum sind wir verloren?«

Aramis biß sich auf die Lippen.

»Nichts! nichts! verzeiht, ich meinte nur . . . «

»Was?«

»Daß, wenn wir wollten, wenn uns eine Laune ankäme, eine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen wir nicht könnten.«

»Gut! das plagt Euch! ein schönes Vergnügen meiner Treu': ich, was mich betrifft, ich beklage das nicht. Was ich beklage, ist das Mehr oder Weniger von Annehmlichkeiten, die man sich in Belle-Isle verschaffen kann. Was ich beklage, Aramis, ist Pierrefonds, ist Bracieux, ist du Vallon, ist mein schönes Frankreich! Hier ist man nicht in Frankreich, mein lieber Freund; man ist, ich weiß nicht wo. Oh! ich darf es Euch

wohl in der ganzen Aufrichtigkeit meiner Seele sagen, und Eure Zuneigung wird meine Offenherzigkeit entschuldigen, doch ich erkläre Euch, daß ich in Belle-Isle nicht glücklich bin. Nein, wahrhaftig, ich bin hier nicht glücklich!«

Aramis seufzte ganz leise.

»Teurer Freund,« erwiderte er, »darum ist es so traurig, daß Ihr die zwei einzigen Barken, die uns blieben, zu Aufsuchung der seit

zwei Tagen verschwundenen Schiffe weggeschickt habt. Hättet Ihr sie nicht auf Entdeckung abgesandt, so wären wir abgefahren.«

»Abgefahren! und der Befehl, Aramis!«

»Welcher Befehl?«

»Bei Gott! der Befehl, den Ihr immer und bei jedem Anlaß wiederholtet, daß wir Belle-Isle gegen den Ursupator zu behaupten haben! Ihr wisst wohl!«

»Es ist wahr,« murmelte Aramis abermals.

»Ihr seht also, daß wir uns nicht von hier entfernen können, und daß die Absendung der Barken, um die Schiffe aufzusuchen, uns in keiner Hinsicht Eintrag tut.«

Aramis schwieg, und sein unbestimmter, wie der einer Seemöve leuchtender Blick schwebte lange über dem Meer, befragte den Raum und suchte bis jenseits des Horizonts zu dringen.

»Bei Allem dem, Aramis,« fuhr Porthos fort, der an seiner Idee hielt, und zwar um so fester daran hielt, als sie der Bischof richtig gefunden hatte, »bei Allem dem gebt Ihr mir keine Antwort darüber, was den unglücklichen Schiffen begegnet sein könnte. Ich werde überall, wo ich gehe, mit Schreien und Klagen angefallen; die Kinder weinen, indem sie die Mütter verzweifeln sehen, als ob ich ihnen ihre abwesenden Gatten und Väter zurückgeben könnte. Was vermutet Ihr, mein Freund, und was soll ich ihnen antworten?«

»Vermuten wir, mein guter Porthos, und sagen wir nichts.«

Diese Antwort befriedigte Porthos nicht. Er drehte sich, ein paar Worte über Laune brummend, um.

Aramis hielt den tapferen Soldaten zurück und sprach schwermütig, indem er mit liebevoller Herzlichkeit die Hände des Riesen in den seinigen drückte:

»Erinnert Ihr Euch, Freund, daß in den schönen Tagen unserer Jugend, erinnert Ihr Euch, Porthos, als wir stark und mutig waren, die zwei Anderen und wir, wenn wir Lust gehabt hätten, nach Frankreich zurückzukehren, diese Salzwasserfläche uns nicht aufgehalten haben würde?«

»Oh! sechs Meilen!«

»Wäret Ihr, wenn Ihr mich hättet auf ein Brett steigen sehen, am

Lande geblieben, Porthos?«

»Nein, bei Gott nicht! Doch welches Brett brauchten wir heute, teurer Freund! ich besonders!«

Und der Grundherr von Bracieux warf lachend vor Stolz einen Blick auf seine kolossale Rundung.

»Langweilt Ihr Euch nicht auch ein wenig in Belle-Isle, und würdet Ihr nicht die Süßigkeiten Eures Aufenthalts, Eures bischöflichen Palastes in Vannes vorziehen? Ah! gesteht es!«

»Nein,« antwortete Aramis, ohne daß er Porthos anzuschauen wagte.

»So bleiben wir,« sprach sein Freund mit einem Seufzer, der, so sehr er sich auch ihn zu unterdrücken anstrebte, geräuschvoll seiner Brust entströmte. »Bleiben wir! bleiben wir! Und dennoch,« fügte er bei. »und dennoch, wenn man wollte, wenn man sehr bestimmt wollte, wenn man den ganz entschiedenen Gedanken hätte, nach Frankreich zurückzukehren, und man hätte keine Schiffe . . . «

»Habt Ihr etwas Anderes bemerkt? Hat seit den zwei Tagen, daß unsere Schiffer nicht zurückgekommen sind, auch nur ein einziger Nachen an den Ufern dieser Insel gelandet?«

»Ja, gewiß! Ihr habt Recht. Ich habe es auch bemerkt, und die Beobachtung war leicht zu machen, denn vor diesen zwei unseligen Tagen sahen wir hier Barken und Schaluppen zu Dutzenden ankommen.«

»Man muß sich erkundigen,« rief plötzlich Aramis sehr aufgeregt. »Wenn ich eine Rhede erbauen müßte . . . «

»Aber es sind Nachen da; soll ich einen besteigen, lieber Freund?«

»Einen Nachen . . . einen Nachen! . . . Was denkt Ihr, Porthos? Einen Nachen, um umzuschlagen! Nein, nein,« erwiderte der Bischof von Vannes. »Es ist nicht unser Handwerk, auf den Wellen zu fahren. Warten wir! warten wir!«

Aramis ging weiter mit allen Zeichen einer immer mehr zunehmenden Aufregung.

Porthos, den es ermüdete, jeder von den fieberhaften Bewegungen seines Freundes zu folgen, Porthos, der in seiner Ruhe und in seinem Glauben diese Heftigkeit nicht begriff, die

sich durch fortwährende, ungestüme Sprünge verriet, Porthos hielt ihn zurück und sprach:

»Setzen wir uns auf diesen Felsen, nehmt hier neben mir Platz, Aramis, und erklärt mir, ich beschwöre Euch zum letzten Mal, so daß ich es begreife, erklärt mir, was wir hier machen.«

»Porthos . . . « sagte Aramis verlegen.

»Ich weiß, daß der falsche König den ächten König entronen wollte, das ist abgemacht, das ist begriffen. Nun?«

»Ja,« machte Aramis.

»Ich weiß, daß der falsche König Belle-Isle an die Engländer verkaufen wollte. Das ist abermals begriffen.«

»Ja.«

»Ich weiß, daß wir Ingenieure und Kapitäne uns auf Belle-Isle geworfen haben, um die Leitung der Arbeiten und das Kommando der zehn von Herrn Fouquet angeworbenen, besoldeten und diesem gehorchenden Compagnien zu übernehmen; Das ist abermals begriffen.«

Aramis stand ungeduldig auf. Man hätte glauben sollen, es wurde ein Löwe von einer Schnake belästigt.

Porthos hielt ihn am Arm zurück und fuhr fort:

»Aber was ich nicht begreife, was ich trotz aller Anstrengungen meines Geistes, trotz allen Nachsinnens nicht begreifen kann, und was ich nie begreifen werde, ist, daß man uns, statt uns Truppen zu schicken, statt uns Verstärkung an Mannschaft, Munition und Proviant zu schicken, ohne Schiffe läßt, Belle-Isle ohne Zufuhr, ohne Entsatz läßt; statt mit uns eine Korrespondenz, uns durch Signale, sei es durch geschriebene oder mündliche Mitteilung zu gründen, alle Verbindungen mit uns abschneidet. Sprecht, Aramis, antwortet mir, oder vielmehr, ehe Ihr mir antwortet, soll ich Euch sagen, was ich gedacht habe? wollt Ihr wissen, was meine Ansicht gewesen ist, welche Einbildung mir gekommen ist?«

Der Bischof schaute empor.

»Nun wohl,« fuhr Porthos fort, »ich habe gedacht, ich habe mir eingebildet, es sei in Frankreich ein Ereignis vorgefallen . . . Ich habe die ganze Nacht von Herrn Fouquet geträumt, ich habe von toten Fischen, von zerbrochenen Eiern, von schlecht eingerichteten, armselig ausgestatteten Stuben geträumt.

Schlimme Träume, mein lieber d'Herblay, sie bedeuten Unglück!«

»Porthos, was ist dort?« unterbrach ihn Aramis, indem er ungestüm ausstand und seinem Freund einen schwarzen Punkt auf der purpurnen Linie des Wassers zeigte.

»Eine Barke,« sagte Porthos, »ja, es ist eine Barke. Ah! wir werden endlich Nachricht erhalten!«

»Zwei!« rief der Bischof, einen andern Mast entdeckend, »zwei! drei! vier!«

»Fünf!« sagte Porthos, »sechs! sieben! ah! mein Gott, es ist eine ganze Flotte! Mein Gott! mein Gott!«

»Unsere Schiffe kehren wahrscheinlich zurück,« sprach Aramis unruhig, trotz der Sicherheit, die er heuchelte.

»Sie sind sehr groß für Schifferboote,« entgegnete Porthos, »und dann bemerkt Ihr nicht, daß sie von der Loire kommen?«

»Sie kommen von der Loire . . . ja . . . «

»Und alle Welt hat sie gesehen, wie wir; die Frauen und die Kinder fangen an auf die Dämme zu steigen.«

Ein alter Fischer kam vorüber«

»Sind das unsere Barken?« fragte ihn Aramis.

Der Greis schaute nach den Tiefen des Horizonts hinaus und erwiderte dann:

»Nein, gnädiger Herr, das sind Chalands vom königlichen Dienste.«

»Schiffe vom königlichen Dienst!« versetzte Aramis bebend. »Woran erkennt Ihr sie?«

»An der Flagge.«

»Aber das Schiss ist kaum sichtbar,« entgegnete Porthos, »wie Teufel«, mein Lieber, könnt Ihr die Flagge unterscheiden?«

»Ich sehe, daß eine da ist,« sprach der Greis; »unsere Fahrzeuge und die Handelsbarken haben keine. Dergleichen Kriegsboote, wie sie dort kommen, dienen gewöhnlich zum Transport der Truppen.«

»Ah!« machte Aramis.«

»Vivat!« rief Porthos, »man schickt uns Verstärkung, nicht wahr, Aramis.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Wenn nicht etwa die Engländer kommen.«

»Auf der Loire? das hieße Unglück haben, Porthos, sie wären also durch Paris gezogen?«

»Ihr habt Recht, es ist entschieden Verstärkung oder Proviant.«

Aramis stützte seinen Kopf auf seine Hände und antwortete nicht.

Plötzlich rief er:

»Porthos, laßt Alarm blasen.«

»Alarm? . . . was denkt Ihr?«

»Ja, und die Kanoniere sollen ihre Batterien auf die Laffetten bringen, die Knechte sollen bei ihren Stücken sein; man wache besonders bei den Küstenbatterien.«

Porthos riß die Augen weit auf. Er schaute seinen Freund aufmerksam an, als wollte er sich überzeugen, daß er bei gesundem Verstand sei.

»Ich werde selbst gehen, mein guter Porthos,« fuhr Aramis mit seinem sanftesten Tone fort, »ich will diese Befehle selbst vollziehen, wenn Ihr nicht geht, mein lieber Freund.«

»Ich gehe auf der Stelle,« rief Porthos.

Und er entfernte sich, um die Befehle zu vollziehen, warf aber Blicke zurück, um zu sehen, ob sich der Bischof von Vannes nicht täuschte, und ob er ihn nicht, auf gesündere Gedanken kommend, wieder rufen würde.

Es wurde Alarm geblasen, die Clarine, die Trommeln ertönten, die große Sturmglocke erscholl.

Sogleich füllten sich die Dämme mit Neugierigen und Soldaten; die Luntten glänzten in den Händen der hinter den großen Kanonen, welche auf ihren steinernen Laffetten lagen, aufgestellten Artilleristen. Als Jeder sich an seinem Posten befand, als alle Anstalten zur Verteidigung getroffen waren, flüsterte Porthos dem Bischof schüchtern ins Ohr:

»Erlaubt, Aramis, daß ich zu begreifen suche.«

»Ah! mein Freund, Ihr werdet nur zu bald begreifen,« murmelte d'Herblay auf die Frage seines Lieutenants.

»Die Flotte, die dort kommt, die Flotte, die, mit beigetzten Segeln, den Schnabel nach dem Hafen von Belle-Isle gerichtet

hat, ist eine königliche Flotte, nicht wahr?«

»Aber da es zwei Könige in Frankreich gibt, Porthos, welchem von den zwei Königen gehört diese Flotte?«

»Oh! Ihr öffnet mir die Augen,« erwiderte der Riese, niedergeschmettert durch dieses Argument.

Und Porthos, dem diese Antwort seines Freundes die Augen geöffnet, oder vielmehr sie die Binde, die ihm das Gesicht bedeckte, verdichtet hatte, begab sich aufs Schnellste in die Batterien, um seine Leute zu überwachen und Jeden zu pünktlicher Pflichterfüllung zu ermahnen.

Das Auge immer starr auf den Horizont gerichtet, sah Aramis indessen die Schiffe herbeikommen. Die Menge und die Soldaten, welche auf alle Spitzen und Vorsprünge der Felsen gestiegen waren, konnten das Mastwerk, dann die unteren Segel, endlich den Körper der Chalands unterscheiden, welche die königliche Flagge von Frankreich führten.

Es war finstere Nacht, als eines von den Kriegsbooten, deren Gegenwart die ganze Bevölkerung von Belle-Isle so sehr in Bewegung gesetzt hatte, auf Kanonenschußweite vom Platz anlangte.

Man sah bald, trotz der Dunkelheit, eine Art von Aufregung an Bord dieser Schiffes herrschen, von dessen Seite man einen Nachen losmachte, mit welchem drei Schiffer, auf ihre Ruder gebückt, die Richtung nach dem Hafen nahmen und in einigen Augenblicken am Fuße des Fort landeten.

Der Patron dieser Dole sprang auf den Hasendamm. Er hielt einen Brief in der Hand, schüttelte ihn in der Luft und schien eine Unterredung mit Jemand zu verlangen.

Dieser Mann wurde bald von mehreren Soldaten als ein Lotse der Insel erkannt. Es war der Patron von einer der zwei Barken, welche Aramis zurückbehalten, Porthos aber in seiner Unruhe über das Schicksal der seit zwei Tagen verschwundenen Fischer auf Entdeckung der verlorenen Fahrzeuge ausgeschickt hatte.

Er verlangte zu Herrn d'Herblay geführt zu werden.

Zwei Soldaten nahmen ihn auf ein Zeichen eines Sergenten zwischen sich und geleiteten ihn.

Aramis war auf dem Kai. Der Abgesandte erschien vor dem

Bischof von Vannes. Es herrschte beinahe völlige Finsternis trotz der Fackeln, die in einer gewissen Entfernung die Soldaten trugen, welche Aramis bei seiner Runde folgten.

»Wie! Jonathas, in wessen Auftrag kommst Du?«

»Monseigneur, im Austrage derjenigen, welche mich genommen haben.«

»Wer hat Dich genommen?«

»Ihr wisst, Monseigneur, daß wir zur Aufsuchung unserer Kameraden abgegangen waren.«

»Ja, weiter.«

»Wohl! in einer Entfernung von ungefähr einer Meile wurden wir von einem Fahrzeug des Königs gekapert.«

»Ah!« versetzte Aramis.

»Von welchem König?« fragte Porthos.

Jonathas riß die Augen weit auf.

»Sprich!« sagte der Bischof.

»Wir wurden also gekapert, Monseigneur, und mit denjenigen vereinigt, welche man am Morgen genommen hatte.«

»Was soll diese Manie, Euch alle zu nehmen?« unterbrach ihn Porthos.

»Herr, um uns zu verhindern, es Euch zu sagen,« erwiderte Jonathas.

Porthos begriff nicht.

»Und heute läßt man Euch frei?« fragte er.

»Damit ich Euch sage, daß man uns genommen hat.«

»Immer mehr Verwirrung,« dachte der ehrliche Porthos.

Aramis überlegte während dieser Zeit.

»Laßt hören!« sagte er, »eine königliche Flotte blockiert also die Küste?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wer befehligt sie?«

»Der Kapitän der Musketiere des Königs.«

D'Artagnan?«

»D'Artagnan!« rief Porthos.

»Ich glaube, es ist dieser Name.«

»Und er hat Dir den Brief übergeben?«

»Ja, Monseigneur.«

»Bringt die Fackeln herbei.«

»Es ist seine Handschrift,« sagte Porthos.

Aramis las rasch folgende Zeilen:

»Befehl des Königs, Belle-Isle zu nehmen;

»Befehl, die Garnison über die Klinge springen zu lassen, wenn sie Widerstand leistet;

»Befehl, alle Leute der Garnison zu Gefangenen zu machen.

»Unterzeichnet, d'Artagnan, der vorgestern Herrn Fouquet verhaftet hat, um ihn in die Bastille zu schicken.«

Aramis erbleichte und zerknitterte das Papier in seinen Händen.

»Was denn?« fragte Porthos.

»Nichts! mein Freund, nichts! Sage mir, Jonathas?«

»Monseigneur?«

»Hast Du Herrn d'Artagnan gesprochen?«

»Ja, Monseigneur!«

»Was hat er Dir gesagt?«

„Weitere Eröffnungen werde er Monseigneur selbst machen.«

»Wo dies?«

»An seinem Bord!«

»An seinem Bord!«

Porthos wiederholte: »An seinem Bord!«

»Der Herr Musketier,« fuhr Jonathas fort, »hieß mich Euch Beide, Euch und den Herrn Ingenieur, in meinen Nachen nehmen und zu ihm zu bringen.«

»Gehen wir,« sprach Porthos. »Der liebe d'Artagnan!«

Aramis hielt ihn zurück und rief ihm zu:

»Seid Ihr verrückt! wer sagt Euch, daß dies keine Falle ist?«

»Vom andern König?« erwiderte Porthos geheimnisvoll.

»Kurz, eine Falle! damit ist Alles gesagt.«

»Es ist möglich; was läßt sich da tun? Wenn uns aber d'Artagnan ruft . . . «

»Wer sagt Euch, daß es d'Artagnan ist?«

»Ah! — seine Handschrift . . . «

»Man macht eine Handschrift nach. Diese ist gefälscht.«

»Ihr habt immer recht; doch mittlerweile wissen wir nichts.«

Aramis schwieg.

»Es ist wahr,« sagte der gute Porthos, »wir haben nicht nötig, etwas zu wissen.«

»Was soll ich tun?« fragte Jonathas.

»Du wirst an Bord dieses Kapitäns zurückkehren.«

»Ja, Monseigneur.«

»Und Du wirst ihm sagen, wir bitten ihn, selbst auf die Insel zu kommen.«

»Ich begreife,« rief Porthos.

»Wohl, Monseigneur,« sprach Jonathas, »doch wenn der Kapitän sich weigert, nach Belle-Isle zu kommen?«

»Wenn er sich weigert, so werden wir, da wir Kanonen haben, von diesen Gebrauch machen.«

»Gegen d'Artagnan?«

»Wenn es d'Artagnan ist, Porthos, so wird er kommen. Gehe, Jonathas, gehe.«

»Meiner Treue, ich begreife gar nichts mehr,« murmelte Porthos.

»Ich werde Euch Alles begreiflich machen, teurer Freund, der Augenblick hierzu ist gekommen, setzt Euch auf diese Laffete, öffnet Eure Ohren und hört mich

wohl an.«

»Oh! ich höre, bei Gott! bezweifelt es nicht.«

»Kann ich abgehen?« rief Jonathas.

»Gebe und komm' mit einer Antwort zurück. Last den Nachen vorbei, Ihr Leute!«

Der Nachen ging ab, um zu dem Schiff zurückzukehren.

Aramis nahm Porthos bei der Hand und begann seine Erklärungen.

XVII.

Die Erklärungen von Aramis.

»Was ich Euch zu sagen im Begriffe bin, Porthos, wird Euch ohne Zweifel in Erstaunen setzen, aber auch belehren.«

»Ich liebe es, in Erstaunen gesetzt zu werden,« erwiderte Porthos wohlwollend; »ich bitte Euch, schont mich nicht. Ich bin hart für die Gemütsbewegungen; seid also unbesorgt und sprecht.«

»Es ist schwierig, Porthos, es ist . . . schwierig, denn, in der Tat, ich mache Euch zum zweiten Mal darauf aufmerksam, ich habe Euch sehr seltsame, sehr außerordentliche Dinge zu sagen.«

»Oh! Ihr sprecht so gut, lieber Freund, daß ich Euch ganze Tage zuhören würde. Sprecht also, ich bitte Euch, und . . . ah! es kommt mir ein Gedanke: ich will Euch befragen um Euch in der Mitteilung dieser seltsamen Dinge zu unterstützen.«

»Das ist mir lieb.«

»Warum werden wir demnächst streiten, mein lieber Aramis?«

»Wenn Ihr mir viele Fragen macht, wie diese, wenn Ihr mir so mein Geschäft, mein Bedürfnis der Mitteilung erleichtern wollt, Porthos, so werdet Ihr mich in keiner Hinsicht unterstützen. Ganz im Gegenteil, denn hier ist gerade der gordische Knoten. Hört, Freund, bei einem guten, edelmütigen, ergebenen Mann, wie Ihr es seid, muß man für ihn und für sich selbst die Beichte mit Herzhaftigkeit beginnen. Ich habe Euch getäuscht, mein würdiger Freund.«

»Ihr habt mich getäuscht?«

»Mein Gott! ja.«

»Geschah es zu meinem Besten, Aramis?«

»Ich glaubte es, Porthos; ich glaubte es aufrichtig.«

»Dann,« erwiderte der redliche Herr von Bracieux, »dann habt Ihr mir einen Dienst geleistet, und ich danke Euch dafür, denn würdet Ihr mich nicht getäuscht haben, so hätte ich mich selbst täuschen können. Worin habt Ihr mich getäuscht? sagt es mir.«

»Ich diene dem Usurpator, gegen den in diesem Augenblick

Ludwig XIV. alle seine Anstrengungen richtet.«

»Dem Usurpator . . . « sagte Porthos, indem er sich an der Stirne kratzte. »Das ist . . . Ich begreife nicht recht . . . «

»Das ist einer von den zwei Königen, die sich um die Krone Frankreichs streiten.«

»Sehr gut! Ihr dientet also dem, der nicht Ludwig XIV. ist?«

»Ihr habt mit dem ersten Schlag das wahre Wort gesagt.«

»Daraus geht hervor . . . «

»Daraus geht hervor, daß wir Rebellen sind, mein Freund.«

»Teufel! . . . Teufel!« rief Porthos verblüfft.

»Oh! mein lieber Porthos, seid ruhig, glaubt mir, wir werden noch Mittel finden, uns zu retten.«

»Das ist es nicht, was mich beunruhigt,« entgegnete Porthos; »ich fühle mich nur widrig von dem abscheulichen Wort Rebellen berührt.«

»Ah! ja . . . «

»Auf diese Art wird das Herzogtum, das man mir versprochen hat . . . «

»Der Usurpator gab es . . . «

»Das ist nicht dasselbe,« sprach Porthos majestätisch.

»Freund, hätte es nur von mir abgehängt, so wäret Ihr Prinz geworden.«

Porthos biß sich schwermütig auf seine Nägel.

»Daß Ihr mich hierin getäuscht, habt Ihr Unrecht gehabt,« sagte er; »denn auf dieses versprochene Herzogtum rechnete ich. Oh! ich rechnete im Ernste darauf, da ich Euch als einen Mann von Wort kannte.«

»Armer Porthos! verzeiht mir, ich flehe Euch an.«

»Ich bin also mit Ludwig XIV. entzweit?« fuhr Porthos fort, ohne auf die Bitte des Bischofs von Bannes zu hören.

»Ich werde das in Ordnung bringen, mein Freund. Ich nehme Alles auf mich.«

»Aramis! . . . «

»Nein, nein, Porthos, ich beschwöre Euch, laßt mich machen. Keine falsche Großmut! . . . Keine unzeitige Aufopferung. Ihr wisst nichts von meinen Plänen. Ihr habt nichts für Euch selbst getan.

Bei mir, da ist es etwas Anderes. Ich bin allein der Urheber des Komplotts. Ich bedurfte eines unzertrennlichen Gefährten, rief Euch, und Ihr kamt zu mir, in Erinnerung an unsern alten Wahlspruch: »Alle für Einen, Einer für Alle.« Mein Verbrechen, lieber Porthos, besteht darin, daß ich selbstüchtig gewesen bin.«

»Das ist ein Wort, das ich liebe, und sobald Ihr einzig und allein für Euch gehandelt habt, wäre es mir unmöglich, Euch zu grollen. Das ist so natürlich!«

Nach diesen erhabenen Worten drückte Porthos seinem Freunde herzlich die Hand.

Dieser naiven Seelengröße gegenüber fühlte sich Aramis klein. Es war das zweite Mal, daß er sich gezwungen sah, die Stirne vor der wahren Erhabenheit des Herzens zu beugen, welche viel mächtiger, als der Glanz des Geistes.

Er erwiderte durch einen stummen kräftigen Druck die edle Liebkosung seines Freundes.

»Nun,« sagte Porthos, »nun, da wir uns völlig erklärt haben, nun, da ich vollkommen von unserer Lage König Philipp gegenüber Rechenschaft gegeben, glaube ich, daß es Zeit ist, mir die politische Intrige begreiflich zu machen, deren d'Artagnan Opfer wir sind, denn ich sehe wohl, daß eine politische Intrige darunter steckt.«

»D'Artagnan, mein guter Porthos, wird kommen und sie Euch mit allen ihren Umständen auseinandersetzen; doch entschuldigt mich, ich bin auf das Peinlichste ergriffen, ich werde vom Schmerz verzehrt und bedarf meiner ganzen Geistesgegenwart, meiner ganzen Überlegung, um Euch aus der schlimmen Lage herauszubringen, in die ich Euch so unkluger Weise versetzt habe; doch nichts kann fortan klarer, nichts entschiedener sein, als die Stellung. König Ludwig XIV. hat jetzt nur noch einen einzigen Feind; dieser Feind bin ich, ich allein. Ich habe Euch zum Gefangenen gemacht, Ihr seid mir gefolgt, ich gebe Euch heute frei, Ihr eilt zu Eurem Fürsten zurück. Ihr seht, Porthos, es ist in dem Allem nur eine Schwierigkeit.«

»Glaubt Ihr?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Warum,« entgegnete Porthos mit seinem

bewundernswürdigen gesunden Verstand, »warum, wenn wir uns in seiner so leichten Stellung befinden, halten wir Kanonen, Musketen und Kriegsmaschinen aller Art bereit? mir scheint, es wäre einfacher, zum Kapitän d'Artagnan zu sagen: ›Teurer Freund, wir haben uns getäuscht, das ist wieder gut zu machen; öffnet das Thor, laßt uns durch, und guten Morgen!«

»Ah! ja wohl!« sagte Aramis, den Kopf schüttelnd.

»Wie! ja wohl? Billigt Ihr diesen Plan nicht, mein Freund?«

»Ich sehe hier eine Schwierigkeit.«

»Welche?«

»Nehmt an, d'Artagnan käme mit solchen Befehlen, daß wir genötigt wären, uns zu verteidigen.«

»Geht doch! uns verteidigen gegen d'Artagnan? Tollheit! Der gute d'Artagnan . . . «

Aramis schüttelte abermals den Kopf und erwiderte:

»Porthos, wenn ich habe die Luntten anzünden, die Kanonen richten, die Lärmsignale ertönen lassen, wenn ich alle Leute an ihren Posten auf den Wällen gerufen habe, auf diesen guten Wällen, die Ihr so trefflich befestigt, so hat dies seine Ursache. Wartet, um zu urteilen, oder vielmehr nein, wartet nicht..

»Was ist zu tun?«

»Wenn ich es wüsste, Freund, hätte ich es gesagt.«

»Doch es gibt Eines, was einfacher ist, als sich zu verteidigen: ein Schiff, und vorwärts nach Frankreich, wo . . . «

»Teurer Freund,« erwiderte Aramis mit einer gewissen Traurigkeit lächelnd, »urteilen wir nicht wie Kinder, seien wir Männer für den Rat und für die Ausführung . . . Ah! hört, man ruft vom Hasen irgend ein Schiff an. Aufgepaßt, Porthos, scharf aufgepaßt!«

»Es ist ohne Zweifel d'Artagnan,« sprach Porthos mit einer Donnerstimme, indem er an die Brüstung vortrat.

»Ja, ich bin es,« erwiderte der Kapitän der Musketiere, leicht auf die Stufen des Hafendamms springend.

Und er stieg rasch bis zur kleinen Esplanade hinauf, wo ihn seine beiden Freunde erwarteten.

Unter Weges bemerkten Aramis und Porthos einen Offizier, der

d'Artagnan folgte und seine Schritte ganz genau nach denen des Kapitäns richtete.

Der Kapitän blieb auf den Stufen des Hasendamms, auf halbem Wege, stehen. Sein Gefährte ahmte ihn nach.

»Laßt Eure Leute sich zurückziehen,« rief d'Artagnan Porthos und Aramis zu, »laßt sie aus dem Bereiche der Stimme sich entfernen.«

Der von Porthos gegebene Befehl wurde auf der Stelle vollzogen.

Dann wandte sich d'Artagnan gegen denjenigen um, welcher ihm folgte, und sagte:

»Mein Herr, wir sind nicht mehr auf der Flotte des Königs, wo Ihr vorhin, kraft Eurer Befehle, so anmaßend mit mir sprach.«

»Mein Herr,« erwiderte der Offizier, »ich sprach nicht anmaßend; ich gehorchte einfach, aber streng dem, was mir befohlen worden war. Man hat mich Euch folgen heißen, ich folge Euch. Man hat mich beauftragt, Euch mit Niemand verkehren zu lassen, ohne Kenntnis von dem zu nehmen, was Ihr tun würdet, ich mische mich in Euren Verkehr.«

D'Artagnan bebte vor Zorn, und Porthos und Aramis, welche dieses Gespräch abwarteten, bebten auch, doch von Furcht und Bangigkeit.

D'Artagnan kaute seinen Schnurrbart mit jener Lebhaftigkeit, welche bei ihm den Zustand der Erbitterung verriet, welcher ein furchtbarer Ausbruch sehr nahe stand.

»Mein Herr,« sagte er mit einer leiseren, aber um so nachdrücklicheren Stimme, als sie eine tiefe Ruhe heuchelte und sich vom Sturme anschwellte, »mein Herr, als ich einen Nachen hierher schickte, wolltet Ihr wissen, was ich den Verteidigern von Belle-Isle schrieb. Ihr habt mir einen Befehl gezeigt; auf der Stelle zeigte ich Euch das Billett, das ich schrieb. Als der Patron der von mir abgeschickten Barke zurückkam, als ich die Antwort von diesen zwei Herren erhielt, (und er bezeichnete mit der Hand dem Offizier Porthos und Aramis), habt Ihr die Rede des Boten bis an's Ende gehört. Dies Alles lag in Euren Befehlen, dies Alles wurde wohl vollzogen, wohl befolgt, dies Alles geschah ganz pünktlich, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr stammelte der Offizier; »ja allerdings, mein Herr . . . aber . . . «

»Mein Herr,« fuhr d'Artagnan sich erhitzend fort, »als ich mit lauter Stimme meine Absicht, mein Schiff zu verlassen, um mich nach Belle-Isle zu begeben, verkündigte, verlangtet Ihr, mich zu begleiten; ich zögerte nicht und nahm Euch mit. Ihr seid nun wohl in Belle-Isle, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr, aber . . . «

»Aber . . . Es handelt sich nicht mehr um Herrn Colbert, der Euch diesen Befehl hat zukommen lassen oder um irgend Jemand in der Welt, dessen Instruktionen Ihr befolgt: Es handelt sich hier um einen Mann, der Herrn d'Artagnan beengt, der sich mit Herrn d'Artagnan allein auf den Stufen einer Treppe befindet, welche dreißig Fuß Meerwasser bespülen; eine schlimme Stellung für diesen Mann, eine schlimme Stellung, mein Herr! darauf mache ich Euch aufmerksam.«

»Aber, mein Herr, wenn ich Euch beenge,« entgegnet, zaghaft und bleich der Offizier, »es ist mein Dienst . . . «

»Ihr habt das Unglück gehabt, Ihr oder diejenigen, welche Euch schicken, mir eine Beleidigung anzutun; sie ist mir widerfahren. Ich kann mich nicht an diejenigen halten, welche für Euch bürgen, sie sind mir unbekannt oder zu fern von mir. Aber Ihr findet Euch unter meiner Hand, und ich schwöre bei Gott, macht Ihr einen Schritt hinter mir, wenn ich den Fuß aushebe, um zu diesen Herrn hinauszusteigen, ich schwöre Euch bei meinem Namen, daß ich Euch den Schädel mit einem Schwertstreich spalte und Euch in's Meer werfe. Oh! es wird geschehen, was geschehen wird. Ich bin nur sechsmal in meinem Leben in Zorn geraten, und die fünf Male, die diesem vorangegangen, habe ich meinen Mann getötet.«

Der Offizier rührte sich nicht; er erleichte unter dieser furchtbaren Drohung und erwiderte einfach:

»Mein Herr, Ihr habt Unrecht, meinem Befehl entgegenzutreten.«

Bis jetzt stumm und schauernd oben bei der Brüstung, riefen Porthos und Aramis dem Musketier zu:

»Lieber d'Artagnan, nehmt Euch in Acht!«

D'Artagnan hieß sie durch eine Gebärde schweigen, hob mit einer erschrecklichen Ruhe den Fuß auf, um eine Stufe hinaufzusteigen, und drehte sich, den Degen in der Hand, um zu sehen, ob ihm der Offizier folgte.

Der Offizier bekreuzte sich und schritt weiter.

Porthos und Aramis, die ihren d'Artagnan kannten, stießen einen Schrei aus und stürzten vor, um den Streich auszuhalten, den sie schon zu hören glaubten.

Doch d'Artagnan nahm den Degen in die andere Hand und sagte mit bewegter Stimme zu dem Offizier:

»Mein Herr, Ihr seid ein wackerer Mann. Ihr müßt das, was ich Euch nun sagen werde, besser verstehen, als das, was ich so eben gesagt habe.«

»Sprecht, Herr d'Artagnan, sprecht,« erwiderte der brave Offizier.

»Diese Herren, die wir besuchen wollen und gegen die Ihr Befehle habt, sind meine Freunde.«

»Ich weiß es.«

»Ihr begreift, ob ich gegen sie handeln kann, wie Eure Instruktionen es vorschreiben.«

»Ich begreife Euer ausnahmsweises Benehmen.«

»Nun wohl, so erlaubt mir, ohne Zeugen mit ihnen zu reden.«

»Herr d'Artagnan, wenn ich Eurem Verlangen nachgeben würde, wenn ich täte, was Ihr von mir erbittet, so würde ich mein Wort brechen; wenn ich es aber nicht tue, so handle ich unfreundlich gegen Euch: das Eine ist mir lieber, als das Andere; redet mit Euren Freunden und verachtet mich nicht, mein Herr, daß ich aus Liebe für Euch, für Euch allein, den ich schätze und ehre, eine schändliche Handlung begehe.«

Tief bewegt, schlang d'Artagnan rasch seinen Arm um den Hals des jungen Mannes und ging dann zu seinen Freunden hinaus.

In seinen Mantel gehüllt, setzte sich der Offizier auf die mit feuchtem Seegras bedeckten Stufen.

»Nun!« sagte d'Artagnan zu seinen Freunden, »das ist die Lage der Dinge; urteilt.«

Sie umarmten sich alle drei. Alle drei hielten sich umschlungen wie in den schönen Tagen der Jugend

»Was bedeuten alle diese strengen Maßregeln?« fragte Porthos.

»Ihr müßt etwas mutmaßen, teurer Freund,« erwiderte d'Artagnan.

»Nicht genau, das versichere ich Euch, mein lieber Kapitän, denn ich habe nichts getan, und Aramis auch nicht,« fügte der vortreffliche Mann rasch bei.

D'Artagnan schleuderte dem Prälaten einen Blick des Vorwurfs zu, der dieses verhärtete Herz durchdrang.

»Teurer Porthos!« rief der Bischof von Vannes.

»Ihr seht, was man getan hat,« sagte d'Artagnan. »Auffangung von Allem, was von Belle-Isle kommt, von Allem, was sich dahin begibt. Alle Eure Schiffe sind mit Beschlag belegt worden. Hättet Ihr es versucht, zu entfliehen, so wäret Ihr in die Hände der Kreuzer gefallen, die das Meer durchfurchen und auf Euch lauern; der König ist über Euch ausgebracht und wird Euch festnehmen,« fügte der Kapitän der Musketiere bei.

Und er riß sich wütend einige Haare aus seinem grauen Schnurrbart.

Aramis wurde düster und Porthos zornig.

»Vernehmt nun, was mein Gedanke war,« fuhr d'Artagnan fort. »Ich wollte Euch Beide an Bord meines Schiffes kommen lassen, bei mir behalten und dann frei geben. Aber wer sagt mir jetzt, ob ich, wenn ich auf mein Schiff zurückkehre, nicht einen Höheren treffe, ob ich nicht geheime Befehle finde, die mir mein Kommando entziehen, um es einem Andern zu geben, und über mich und über Euch ohne irgend eine Hoffnung auf Hilfe verfügen?«

»Wir müssen in Belle-Isle bleiben,« sprach Aramis entschlossen, »und ich stehe Euch dafür, daß ich mich nur mit gutem Vorbedacht ergebe.«

Porthos sagte nichts, d'Artagnan bemerkte das Stillschweigen seines Freunde?.

»Ich muß es noch einmal mit diesem Offizier, mit diesem Braven versuchen, dessen redlicher und mutiger Widerstand mich sehr glücklich macht, denn er offenbart einen wackern Mann, der, wiewohl unser Feind, tausendmal mehr wert ist, als ein feiger

Gefälliger. Versuchen wir es mit ihm und erfahren wir, was er zu tun befugt ist, was sein Befehl ihm erlaubt oder verbietet.«

»Versuchen wir es,« sagte Aramis.

D'Artagnan trat an die Brüstung, neigte sich über die Stufen des Hasendamms und rief dem Offizier, der sogleich herausstieg.

»Mein Herr,« sagte d'Artagnan zu ihm, nach dem Austausch der herzlichsten Höflichkeiten, wie sie natürlich sind unter Edelleuten, die sich kennen und würdig schätzen, »mein Herr, wenn ich diese Herren von hier mitnehmen wollte, was würdet Ihr tun?«

»Ich würde mich nicht widersetzen; doch da ich einen unmittelbaren, förmlichen Befehl habe, sie unter meine Bewachung zu nehmen, so würde ich sie bewachen.«

»Ah!« machte d'Artagnan.

»Es ist vorbei,« sprach Aramis mit dumpfem Tone.

Porthos rührte sich nicht.

»Nehmt immerhin Porthos mit!« sagte der Bischof von Vannes; »er wird im Stande sein, und ich werde ihn dabei unterstützen, und Ihr auch, Herr d'Artagnan, dem König zu beweisen, daß er bei dieser Angelegenheit schuldlos ist.«

»Hm!« versetzte d'Artagnan, »wollt Ihr mitkommen? wollt Ihr mir folgen, Porthos? Der König ist gnädig.«

»Ich wünsche zu überlegen,« sprach Porthos hochherzig.

»Ihr bleibt also hier?«

»Bis auf neuen Befehl!« rief Aramis lebhaft.

»Bis wir einen Gedanken gehabt haben,« sagte d'Artagnan, »und ich glaube, das wird nicht lange dauern, denn ich habe schon einen.«

»So wollen wir uns Lebewohl sagen!« sprach Aramis. »Doch wahrhaftig, lieber Porthos, Ihr müßtet weggehen.«

»Nein,« erwiderte dieser lakonisch.

»Wie es Euch beliebt,« sagte Aramis, ein wenig verletzt in seiner nervösen Empfindlichkeit durch den grämlichen Ton seines Gefährten. »Ich fühle mich durch das Versprechen einer Idee von d'Artagnan beruhigt, die ich, glaube ich, erraten habe.«

»Laßt hören,« sagte der Musketier, indem er sein Ohr an den

Mund von Aramis hielt.

Dieser sagte dem Kapitän rasch mehrere Worte, auf welche d'Artagnan erwiderte:

»Ganz richtig.«

»Unfehlbar also!« rief Aramis.

»Während der ersten Aufregung, die dieser Entschluß verursachen wird, trefft Eure Anordnungen, Aramis.«

»Oh! seid unbesorgt.«

»Mein Herr,« sprach d'Artagnan zu dem Offizier, »tausendmal Dank. Ihr habt Euch drei Freunde auf Leben und Tod gemacht.«

»Ja,« fügte Aramis bei.

Porthos allein sagte nichts und billigte nur mit dem Kopf.

D'Artagnan, nachdem er seine zwei alten Freunde zärtlich umarmt hatte, verließ Belle-Isle mit dem unzertrennlichen Gefährten, den ihm Herr Colbert gegeben.

Abgesehen von einer Art von Erklärung, mit der der würdige Porthos sich zu begnügen so gut gewesen war, hatte sich scheinbar nichts an dem Schicksal der Einen oder der Andern geändert.

»Nur ist die Idee von d'Artagnan da,« sagte Aramis.

D'Artagnan kehrte nicht nach seinem Schiffe zurück, ohne die Idee, die er entdeckt, tief auszugraben.

Man weiß aber, wenn d'Artagnan grub, so brach er bis zum Lichte durch.

Der Offizier war wieder stumm geworden und ließ ihm ehrerbietig Muße, nachzudenken.

Als d'Artagnan den Fuß auf sein einen Kanonenschuß weit von Belle-Isle liegendes Schiff setzte, hatte er auch schon alle seine Angriffs- und Verteidigungsmittel vereinigt.

Er versammelte sogleich seinen Rat.

Dieser Rat bestand aus den Offizieren, die unter seinen Befehlen dienten.

Es waren ihrer acht:

Ein Chef der Seemacht,
Ein Major, der die Artillerie leitete,
Ein Ingenieur,

Der uns bekannte Offizier,
Und vier Lieutenants.

Als sie d'Artagnan im Zimmer des Hinterteils versammelt hatte, stand er auf, nahm seinen Hut ab und begann mit folgenden Worten:

»Meine Herren, ich habe Belle-Isle-en-Mer rekognosziert und dort eine gute und solide Garnison, so wie auch Anstalten zu einer Verteidigung gefunden, welche beschwerlich werden kann. Es ist daher meine Absicht, zwei von den bedeutendsten Offizieren des Platzes kommen zu lassen, daß wir mit ihnen sprechen. Haben wir sie von ihren Kanonen und ihren Truppen getrennt, so werden wir leichter mit ihnen übereinkommen, besonders wenn wir ihnen gute Beweisgründe geben. Ist das Eure Ansicht?«

Der Major der Artillerie erhob sich und sprach ehrerbietig, aber mit Festigkeit;

»Herr Kapitän, ich habe Euch sagen hören, der Platz schicke sich zu einer beschwerlichen Verteidigung an. Der Platz ist also, so viel Ihr wisst, zur Rebellion entschlossen?«

D'Artagnan war sichtbar ärgerlich über diese Antwort, aber er war nicht der Mann, der sich durch so wenig niederschlagen ließ, und fuhr fort:

»Mein Herr, Eure Antwort ist richtig. Doch es ist Euch nicht unbekannt, daß Belle-Isle-en-Mer ein Lehn von Herrn Fouquet ist, und die früheren Könige haben den Herren von Belle-Isle das Recht gegeben, sich auf ihrem Boden zu rüsten und die Waffen zu ergreifen.«

Der Major machte eine Bewegung.

»Oh! unterbrecht mich nicht,« sprach d'Artagnan. »Ihr wollt mir sagen, das Recht, sich gegen die Engländer zu waffnen, sei nicht das Recht, sich gegen den König zu waffnen. Doch ich denke, es ist in diesem Augenblick nicht Herr Fouquet, der Belle-Isle inne hat, da ich Herrn Fouquet vorgestern verhaftet habe. Die Bewohner und Verteidiger von Belle-Isle wissen nur nichts von dieser Verhaftung. Ihr würdet ihnen dieselbe vergebens verkündigen. Es ist eine so unerhörte, so außerordentliche, so unerwartete Sache, daß sie Euch nicht glauben würden. Ein

Bretannier dient seinem Herrn, und nicht seinen Herren, bis er ihn tot gesehen hat. Die Bretannier haben aber, so viel ich weiß, den Leichnam von Herrn Fouquet nicht gesehen. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß sie sich Allem entgegenstemmen, was nicht Herr Fouquet oder seine Unterschrift ist.«

Der Major verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

»Darum,« fuhr d'Artagnan fort, »darum ist es mein Vorsatz, zwei von den obersten Offizieren der Garnison auf mein Schiff kommen zu lassen. Sie werden Euch sehen, meine Herren, sie werden die Streitkräfte sehen, über die wir verfügen, sie werden folglich erfahren, woran sie sich in Beziehung auf das Schicksal, das ihrer im Falle der Rebellion harrt, zu halten haben. Wir werden ihnen bei unserer Ehre die Versicherung geben, daß Herr Fouquet Gefangener ist, und daß jeder Widerstand ihm nur nachteilig sein würde. Wir werden ihnen sagen, daß sie, wenn sie auch nur eine Kanone abgefeuert, keine Gnade vom König mehr zu erwarten haben. Dann, ich hoffe es wenigstens, werden sie keinen Widerstand leisten. Sie werden sich ohne Kampf ergeben, und wir werden auf gütlichem Wege einen Platz bekommen, dessen Eroberung uns viel kosten könnte.«

Der Offizier, der d'Artagnan nach Belle-Isle begleitet hatte, schickte sich an, zu sprechen, aber d'Artagnan unterbrach ihn:

»Ja, ich weiß, was Ihr mir sagen wollt, mein Herr; ja, ich weiß, daß ein Befehl vom König vorhanden ist, der jeden geheimen Verkehr mit den Verteidigern von Belle-Isle verbietet, und darum mache ich mich anheischig, mit ihnen nur in Gegenwart meines ganzen Generalstabs zu verkehren,« sprach d'Artagnan.

Und er machte seinen Offizieren ein Zeichen mit dem Kopf, mit dem er dieser Herablassung Ansehen zu geben bezweckte.

Die Offiziere schauten sich gegenseitig an, als wollten sie einander ihre Meinung in den Augen lesen, mit der Absicht offenbar, wenn sie sich in Einklang gesetzt hätten, dem Wunsche von d'Artagnan gemäß zu handeln. Und schon sah dieser zu seiner Freude, der Erfolg ihrer Beistimmung würde die Absenkung einer Barke an Porthos und Aramis sein, als der Offizier des Königs aus seiner Brust ein versiegeltes Schreiben zog, das er d'Artagnan übergab.

Dieses Schreiben hatte als Aufschrift die Nummer 2.

»Was ist das wieder?« murmelte der Kapitän erstaunt.

»Lest, mein Herr!« sprach der Offizier, indem er sich mit einer Höflichkeit verbeugte, welche nicht ganz frei von Traurigkeit war.

D'Artagnan entfaltete das Papier mit Mißtrauen und las folgende Worte:

»Verbot für Herrn d'Artagnan, irgend einen Rat zu versammeln oder auf irgend eine Art zu deliberiren, ehe Belle-Isle übergeben ist und die Gefangenen über die Klinge gesprungen sind.

»Unterz. Ludwig.«

D'Artagnan unterdrückte die Bewegung der Ungeduld, die seinen ganzen Körper durchlief, und sagte mit einem freundlichen Lächeln:

»Es ist gut, mein Herr, man wird sich nach den Befehlen des Königs richten.«

XVIII.

Fortsetzung der Ideen der Königs und der Ideen von d'Artagnan.

Der Schlag war unmittelbar, er war hart, tödlich. Wütend, daß ihm eine Idee des Königs zuvorgekommen, verzweifelte d'Artagnan jedoch nicht, und an die Idee denkend, die er auch von Belle-Isle mitgebracht, prophezeite er ein neues Mittel der Rettung für seine Freunde.

»Meine Herren,« sprach er plötzlich, »da der König einen Andern, als mich, mit seinen geheimen Befehlen beauftragt hat, so besitze ich sein Vertrauen nicht mehr, und ich wäre in der Tat unwürdig, wenn ich den Mut hätte, ein Kommando zu behalten, das so vielem beleidigenden Verdacht unterworfen ist. Ich werde also sogleich dem König meine Entlassung einreichen. Ich nehme sie vor Euch Allen und fordere Euch auf, mit mir nach der Küste von Frankreich zurückzukehren, um in keiner Hinsicht die Streitkräfte zu gefährden, die mir der König anvertraut hat. Begeht Euch daher Alle wieder auf Euren Posten und befiehlt die Umkehr; in einer Stunde haben wir Flut. An Eure Posten, meine Herren! Ich denke,« fügte er bei, da er sah, daß Alle gehorchten, den überwachenden Offizier ausgenommen, »ich denke, Ihr werdet diesmal keinen Befehl entgegenzuhalten haben.«

Als er diese Worte sprach, triumphierte d'Artagnan beinahe. Dieser Plan war die Rettung seiner Freunde. War die Blockierung ausgehoben, so konnten sie sich sogleich einschiffen und ohne Furcht, beunruhigt zu werden, nach England oder nach Spanien unter Segel gehen. Während sie flohen, kam d'Artagnan zum König, rechtfertigte seine Rückkehr durch die Entrüstung, welche das Mißtrauen von Colbert bei ihm erregt hatte, und er nahm Belle-Isle, das heißt, den Käsig, ohne die entflohenen Vögel zu nehmen.

Doch diesem Plan setzte der Offizier einen andern Befehl des Königs entgegen; er war also abgefaßt:

»Sobald Herr d'Artagnan den Wunsch kundgibt, seine

Entlassung zu nehmen, wird er nicht mehr als Anführer der Expedition zählen, und jeder unter seine Befehle gestellte Offizier ist gehalten, ihm nicht mehr zu gehorchen. Mehr noch, hat Herr d'Artagnan seine Eigenschaft als Chef des gegen Belle-Isle abgesandten Heeres verloren, so muß er unmittelbar nach Frankreich abreisen, in Begleitung des Offiziers, der ihm diese Botschaft übergeben haben und ihn als einen Gefangenen, für den er haftet, betrachten wird.«

D'Artagnan erleichte, er, der so mutig und so sorglos. Alles war mit einer Tiefe berechnet worden, die ihn zum ersten Mal seit dreißig Jahren an die solide Vorsicht und an die unbeugsame Logik des großen Kardinals erinnerte.

Er stützte seinen Kopf träumerisch, kaum atmend auf seine Hände.

»Wenn ich diesen Befehl in meine Tasche steckte, dachte er, »wer wüsste es oder wer würde mich daran verhindern? Ehe der König unterrichtet wäre, hätte ich die armen Leute dort gerettet. Keckheit also! Mein Kopf ist keiner von denjenigen, welche ein Henker wegen Ungehorsams fallen macht! Wir wollen daher ungehorsam sein.«

Doch in dem Augenblick, wo er diesen Entschluß faßte, sah er die Offiziere um ihn her ähnliche Befehle lesen, welche der höllische Agent des Geistes von Colbert unter ihnen ausgeteilt hatte.

Es war der Fall des Ungehorsams vorhergesehen, wie die andern Fälle.

»Mein Herr,« sagte der Offizier zu ihm, »ich erwarte Euer Belieben, um abzugehen.«

»Ich bin bereit, mein Herr,« erwiderte der Kapitän, mit den Zähnen knirschend.

Der Offizier ließ sogleich ein Boot herbeischaffen, das d'Artagnan aufnehmen sollte.

Er wäre vor Wut beinahe wahnsinnig geworden bei diesem Anblick.

»Wie wird man es machen, um die verschiedenen Corps zu leiten?« stammelte er.

»Nach Eurem Abgang, mein Herr, bin ich es, dem der König seine Flotte anvertraut,« antwortete der Kommandant der Schiffe.

»Mein Herr,« sagte der Mann von Colbert, »dann ist für Euch dieser letzte Befehl, der mir übergeben worden ist. Laßt Eure Vollmachten sehen.«

»Hier sind sie,« erwiderte der Seemann, eine königliche Unterschrift vorweisend.

»Hier habt Ihr Eure Instruktionen,« sagte der Offizier, indem er ihm das Schreiben übergab. Dann wandte er sich an d'Artagnan und sprach mit bewegter Stimme, so viel Verzweiflung sah er bei diesem Eisenmann:

»Brechen wir auf, mein Herr, habt die Güte, mit mir abzugehen.«

»Sogleich,« artikulierte schwach der Kapitän, besiegt, niedergeschmettert durch die unbeugsame Unmöglichkeit.

Und er ließ sich in das kleine Fahrzeug hinabgleiten, das mit einem günstigen Wind und geführt von der steigenden Flut nach Frankreich segelte. Die Garden des Königs hatten sich mit ihm eingeschifft.

Der Musketier hegte indessen immer noch die Hoffnung, rasch genug nach Nantes zu kommen und beredt genug die Sache seiner Freunde zu verteidigen, um den König zu erweichen.

Die Barke flog wie eine Schwalbe. D'Artagnan sah deutlich den Boden Frankreichs schwarz sich von den weißen Wolken der Nacht abheben.

»Ah! mein Herr,« sagte er leise zu dem Offizier, mit dem er seit einer Stunde nichts sprach, »wie viel gäbe ich, wenn ich die Instruktionen des neuen Kommandanten kennete. Nicht wahr, sie sind ganz friedlich? und . . . «

Er vollendete nicht; ein ferner Kanonenschuß donnerte auf der Oberfläche der Wellen, dann ein anderer, und zwei bis drei stärkere. D'Artagnan schauerte.

»Das Feuer gegen Belle-Isle ist eröffnet.« antwortete der Offizier.

Die Barke berührte die Erde Frankreichs.



XIX.

Die Ahnen von Porthos.

Als d'Artagnan Aramis und Porthos verlassen hatte, kehrten diese in das Hauptfort zurück, um sich mit mehr Freiheit zu besprechen.

Immer besorgt, beengte Porthos den Bischof von Vannes, dessen Geist nie freier gewesen war.

»Lieber Porthos,« sagte dieser plötzlich, »ich will Euch die Idee von d'Artagnan erklären.«

»Welche Idee?«

»Eine Idee, der wir, ehe zwölf Stunden vergehen, unsere Freiheit zu verdanken haben werden.«

»Ah! wahrhaftig!« rief Porthos erstaunt. »Laßt hören.«

»Ihr habt aus der Szene, die unser Freund mit dem Offizier gehabt, entnommen, daß ihn gewisse Befehle in Beziehung auf uns behindern.«

»Ich habe es bemerkt.«

»Nun wohl, d'Artagnan wird seine Entlassung beim König nehmen, und während der Verwirrung, die aus seiner Abwesenheit entspringen muß, ergreifen wir die Flucht, oder vielmehr ergreift Ihr die Flucht, Ihr, Porthos, wenn die Möglichkeit hierzu nur Einem gegeben ist.«

Porthos schüttelte hier den Kopf und erwiderte: »Wir fliehen mit einander oder wir bleiben mit einander.«

»Ihr seid ein edles Herz,« sprach Aramis, »nur betrübt mich Eure düstere Unruhe.«

»Ich bin nicht unruhig.«

»Dann seid Ihr mir böse?«

»Ich bin Euch nicht böse.«

»Warum dann diese finstere Miene, mein Freund?«

»Ich will es Euch sagen: ich mache mein Testament.«

So sprechend schaute der gute Porthos Aramis traurig an.

»Euer Testament!« rief der Bischof; »geht doch! Ihr haltet Euch für verloren?«

»Ich fühle mich ermüdet. Das ist das erste Mal . . . und dann gibt es in meiner Familie eine Gewohnheit.«

»Welche, mein Freund?«

»Mein Großvater war ein Mann, der zweimal so stark als ich.«

»Ho! hol Euer Großvater war also ein Simson?«

»Nein, er hieß Antoine. Nun denn! er war in meinem Alter, als er eines Tages, da er auf die Jagd abgehen wollte, seine Beine schwach fühlte, er, der dieses Übel nie gekannt hatte.«

»Was bedeutete diese Schwäche, mein Freund?«

»Nichts Gutes, wie Ihr sehen werdet; denn als er, beständig über seine matten Beine klagend, abgegangen war, traf er einen Keiler, der ihm Stand hielt, er schoß mit seiner Büchse, fehlte das Tier, wurde aufgeschlitzt und starb auf der Stelle.«

»Das ist kein Grund der Beunruhigung für Euch, Porthos.«

»Oh! Ihr werdet sehen. Mein Vater war noch einmal so stark, als ich. Er war ein rauer Soldat von Heinrich III. und Heinrich IV., er hieß nicht Antoine, sondern Gaspard, wie Herr von Coligny. Immer zu Pferde, hatte er nie gewußt, was Müdigkeit ist. Eines Tags, als er vom Tische ausstand, versagten ihm seine Beine den Dienst.«

»Er hatte vielleicht gut zu Nacht gespeist, und darum wankte er.«

»Bah! ein Freund von Herrn Bassompierre, geht doch! Nein, sage ich Euch; er wunderte sich über diese Müdigkeit und sagte zu meiner Mutter, die ihn verspottete: ›Sollte man nicht glauben, ich werde einen Keiler sehen, wie der selige Herr du Vallon, mein Vater?«

»Nun?«

»Nun! dieser Schwäche trotzend, wollte mein Vater in den Garten hinabgehen, statt zu Bette zu gehen; sein Fuß bog sich schon auf der ersten Stufe; die Treppe war steil, mein Vater fiel an eine steinerne Ecke, in der eine Angel befestigt war. Die Angel öffnete ihm den Schlaf, und er blieb tot auf dem Platz.«

Aramis schlug die Augen zu seinem Freunde auf und sprach:

»Das sind zwei außerordentliche Vorkommenheiten; schließen wir daraus nicht, es könnte sich ein dritter Fall dieser Art ereignen. Für einen Mann von Eurer Stärke, mein braver Porthos, geziemt es sich nicht, abergläubisch zu sein . . . überdies, wo sieht man

Eure Beine sich biegen? Nie seid Ihr so stark und herrlich gewesen; Ihr würdet ein Haus auf Euren Schultern tragen.«

»In diesem Augenblick fühle ich mich sehr wohl; doch vorhin erst wankte ich, sank ich zusammen, und diese Erscheinung, wie Ihr es nennt, hat sich seit Kurzem viermal gezeigt. Ich sage Euch nicht, daß mir das bange machte, aber es ärgerte mich; das Leben ist eine angenehme Sache. Ich habe Geld; ich habe schöne Güter; ich habe Pferde; ich habe auch Freunde, die ich liebe: d'Artagnan, Athos, Raoul und Euch.«

Der bewunderungswürdige Porthos nahm sich nicht einmal die Mühe, Aramis den Rang zu verbergen, den er ihm in seinen Freundschaften gab.

Aramis drückte ihm die Hand und erwiderte:

»Wir werden noch viele Jahre leben, um der Welt Muster von seltenen Menschen zu bewahren. Traut mir, teurer Freund, wir haben keine Antwort von d'Artagnan, das ist ein gutes Zeichen; er muß Befehle gegeben haben, die Flotte zusammenzuziehen und das Meer zu entblößen. Ich habe befohlen, eine Barke auf Walzen bis zu dem Ausgang des großen unterirdischen Gewölbes am Locmaria zu rollen, Ihr wisst, wo wir so oft auf Füchse auf dem Anstand gewesen sind.«

»Ja, das Gewölbe, das nach einer kleinen Bucht durch einen schmalen Gang ausmündet, den wir an dem Tage entdeckten, wo der herrliche Fuchs dort herauskam.«

»Ganz richtig. Für den Fall eines Unglücks wird man uns eine Barke in diesem Gewölbe verbergen; sie muß schon dort sein. Wir warten den günstigen Augenblick ab, und bei Nacht in See!«

»Das ist ein guter Gedanke! Was gewinnen wir dabei?«

»Wir gewinnen dabei, daß Niemand diese Grotte, oder vielmehr ihren Ausgang kennt, außer uns Beiden und ein paar Jägern der Insel; wir gewinnen dabei, daß, wenn die Insel besetzt ist, die Streifer, da sie keine Barke am Ufer sehen, nicht vermuten werden, man könnte entkommen, und dann werden sie zu bewachen aufhören.«

»Ich begreife.«

»Nun! die Beine?«

»Oh! vortrefflich in diesem Augenblick.«

»Ihr seht wohl, Alles wirkt zusammen, um uns Ruhe und Hoffnung zu geben. D'Artagnan räumt das Meer und macht uns frei. Weder eine königliche Flotte, noch eine Landung mehr zu befürchten. Gott sei gelobt! Porthos, wir haben noch ein halbes Jahrhundert an guten Abenteuern, und wenn ich den Boden Spaniens berühre, so schwöre ich Euch,« fügte der Bischof mit einer furchtbaren Energie bei, »ich schwöre Euch, daß Euer Herzogsdiplom nicht so sehr gefährdet ist, als man behaupten wollte.«

»Hoffen wir,« sprach Porthos, wieder ein wenig erheitert durch diese neue Wärme seines Gefährten.

Plötzlich vernahm man den Rus:

»Zu den Waffen!«

Von hundert Stimmen wiederholt, drang dieser Rus in die Stube, in der sich die beiden Freunde aushielten, und erregte Staunen bei dem Einen, Unruhe bei dem Andern.

Aramis öffnete das Fenster; er sah eine Menge von Leuten mit Fackeln lausen. Die Frauen flüchteten sich; die Bewaffneten nahmen ihre Posten ein.

»Die Flotte! die Flotte!« rief ein Soldat, der Aramis erkannte.

»Die Flotte!« wiederholte dieser.

»Auf einen halben Kanonenschuß,« fügte der Soldat bei.

»Zu den Waffen!« rief Aramis.

»Zu den Waffen!« wiederholte Porthos mit furchtbarer Stimme.

Und Beide eilten nach dem Hafendamm, um sich hinter den Batterien in Schutz zu stellen.

Man sah mit Soldaten beladene Schaluppen herbeikommen; sie nahmen drei Richtungen, um an drei Punkten zu gleicher Zeit zu landen.

»Was ist zu tun?« fragte ein Offizier von der Wache.

»Haltet sie auf, und wenn sie vordringen, Feuer!« antwortete Aramis.

Fünf Minuten nachher begann das Kanonenfeuer.

Das waren die Schüsse, welche d'Artagnan, als er in Frankreich landete, gehört hatte.

Doch die Schaluppen waren zu nahe beim Hafendamm, als daß

die Kanonen hätten richtig schießen können; sie landeten; der Kampf begann beinahe Leib an Leib.

»Was habt Ihr, Porthos?« sagte Aramis zu seinem Freund.

»Nichts . . . die Beine . . . es ist wahrhaftig unbegreiflich . . . sie erholen sich beim Angriff.«

Porthos und Aramis griffen in der Tat so kräftig an, sie belebten ihre Leute so gut, daß die Königlichen sich hastig wieder einschifften, ohne etwas Anderes gehabt zu haben, als Verwundete, die sie mit sich fortschleppten.

»Ei! Porthos,« rief Aramis, »wir müssen einen Gefangenen haben; geschwinde, geschwinde.«

Porthos beugte sich auf der Treppe des Hafendamms hinab und packte beim Genick einen von den Offizieren des königlichen Heeres, welcher, um sich einzuschiffen, wartete, bis alle seine Leute in der Schaluppe wären. Der Arm des Riesen hob diese Beute auf, die ihm als Schild diente, um wieder hinaufzusteigen, ohne daß auf ihn gefeuert wurde.

»Da ist ein Gefangener,« sagte Porthos zu Aramis.

»Ah! gut!« rief dieser lachend, »verleumdet doch Eure Beine.«

»Ich habe ihn nicht mit meinen Beinen festgenommen, sondern mit meinem Arm,« erwiderte traurig der Riese.

XX.

Der Sohn von Biscarrat.

Die Bretannier der Insel waren sehr stolz auf diesen Sieg; Aramis ermutigte sie nicht.

Als Jedermann zurückgekehrt war, sagte er zu Porthos:

»Der Zorn des Königs wird sicherlich bei der Erzählung von dem Widerstand auf's Neue erwachen, und man wird die braven Leute dezimieren oder verbannen, wenn die Insel eingenommen ist, was unfehlbar geschehen muß.«

»Daraus geht hervor, daß wir nichts Nützliches getan haben,« sagte Porthos.

»Für den Augenblick doch,« erwiderte der Bischof, »denn wir haben einen Gefangenen, von dem wir erfahren werden, was unsere Feinde im Schilde führen.«

»Ja, befragen wir den Gefangenen, und das Mittel, ihn zum Sprechen zu bringen, ist einfach. Wir speisen zu Nacht; wir laden ihn ein; beim Trinken wird er sprechen.«

Dies geschah. Anfangs ein wenig ängstlich, beruhigte sich der Offizier, als er sah, mit welchen Leuten er es zu tun hatte.

Er gab, da er nicht zu befürchten hatte, er könnte sich gefährden, alle erdenkliche Umstände über die Entlassung und die Abfahrt von d'Artagnan an.

Er erklärte, wie, nach dieser Abfahrt, der neue Anführer der Expedition einen Überfall auf Belle-Isle befohlen. Hier hörten seine Erklärungen auf.

Aramis und Porthos wechselten einen Blick, der von ihrer Verzweiflung zeugte.

Man konnte sich nicht mehr auf die mutige Einbildungskraft von d'Artagnan verlassen; es gab plötzlich kein Rettungsmittel mehr im Falle einer Niederlage.

Sein Verhör fortsetzend, fragte Aramis den Gefangenen, was die Königlichen mit den Chef von Belle-Isle zu machen gedächten.

»Befehl, während des Kampfes zu töten und nach demselben

zu henken,« erwiderte der Offizier.

Aramis und Porthos schauten sich abermals an.

Die Röte stieg Beiden zu Gesicht.

»Ich bin sehr leicht für den Galgen,« sagte Aramis; »Leute wie ich henken sich nicht.«

»Und ich bin sehr schwer,« sagte Porthos; »Leute wie ich reißen den Strick ab.«

»Ich bin fest überzeugt,« erwiderte artig der Gefangene, »wir hätten Euch die Gnade eines Todes nach Eurer Wahl verschafft.«

»Tausend Dank!« sprach Aramis ernst.

Porthos verbeugte sich.

»Noch diesen Schluck Wein auf Eure Gesundheit,« sagte er, indem er selbst trank.

Ein Wort gab das andere, und so verlängerte sich das Abendbrot; der Offizier, ein verständiger junger Mann, überließ sich allmählig den Freuden des Geistes von Aramis und der gutmütigen Herzlichkeit von Porthos.

»Verzeiht mir, wenn ich eine Frage an Euch tue,« sagte er, »aber Leute, die bei ihrer sechsten Flasche sind, haben wohl das Recht, sich ein wenig zu vergessen.«

»Fragt immerhin,« sagte Porthos.

»Sprecht,« fügte Aramis bei.

»Meine Herren, wart Ihr Beide nicht bei den Musketieren des seligen Königs?«

»Ja, mein Herr, und wir gehörten zu den besten, wenn's beliebt.«

»Das ist wahr; ich möchte sogar sagen, die besten von allen Soldaten, befürchtete ich nicht, das Andenken meines Vaters zu verletzen.«

»Eures Vaters?« rief Aramis.

»Wißt Ihr, wie ich heiße?«

»Meiner Treue, nein; aber Ihr werdet es mir sagen, und . . . «

»Ich heiße George von Biscarrat.«

»Ah!« rief Porthos, »Biscarrat! Ihr erinnert Euch dieses Namens, Aramis?

»Biscarrat . . . « träumte der Bischof . . . »Mir scheint . . . «

»Sucht wohl, mein Herr,« sagte der Offizier.

»Bei Gott! das wird nicht lange währen«, erwiderte Porthos.
»Biscarrat, genannt Kardinal . . . einer von den Vieren, die uns an dem Tag unterbrachen, wo wir, den Degen in der Hand, mit d'Artagnan Freundschaft machten . . . «

»Ganz richtig, meine Herren.«

»Der Einzige, den wir nicht verwundeten,« fügte Aramis lebhaft bei.

»Folglich eine tüchtige Klinge,« sagte der Gefangene.

»Es ist wahr, oh! sehr wahr!« sprachen gleichzeitig die beiden Freunde. »Herr von Biscarrat, wir sind in der Tat entzückt, die Bekanntschaft eines so wackeren Mannes zu machen.«

Biscarrat drückte die beiden Hände, die ihm die zwei alten Musketiere reichten.

Aramis schaute Porthos an, als wollte er zu ihm sagen: »Das ist ein Mann, der uns helfen wird.« Und sogleich sprach er:

»Gesteht, mein Herr, daß es wohl tut, ein rechtschaffener Mann gewesen zu sein.«

»Mein Vater hat es mir immer gesagt.«

»Gesteht auch, daß es traurig für Euch ist, mit Leuten zusammenzutreffen, welche erschossen oder gehenkt werden sollen, und zu bemerken, daß diese Leute alte Bekannte, ererbte alte Bekannte sind.«

»Oh! es ist Euch dieses gräßliche Schicksal nicht vorbehalten, meine Herren und Freunde,« sprach lebhaft der junge Mann.

»Doch! Ihr habt es gesagt.«

»Ich habe es vorhin gesagt, als ich Euch nicht kannte; doch nun, da ich Euch kenne, sage ich Euch, Ihr werdet dieses unselige Loos vermeiden, wenn Ihr wollt.«

»Wie! wenn wir wollen!« rief Aramis, dessen Augen von Verständigkeit glänzten, während er abwechselnd seinen Gefangenen und Porthos anschaute.

»Vorausgesetzt, daß man keine Feigheiten von uns fordert,« sprach Porthos, der seinerseits mit einer edlen Unerschrockenheit Herrn von Biscarrat und den Bischof anschaute.

»Man wird gar nichts von Euch fordern, meine Herren,«

erwiderte der Offizier des königlichen Heeres. »Was soll man von Euch fordern? Wenn man Euch findet, tötet man Euch, das ist fest beschlossen; trachtet also darnach, daß man Euch nicht findet, meine Herren.«

»Ich glaube mich nicht zu täuschen,« versetzte Porthos mit Würde, »doch mir scheint, um uns zu finden, muß man uns wohl hier holen.«

»Hierin habt Ihr vollkommen Recht, mein würdiger Freund,« sprach Aramis, beständig mit dem Blick die Physiognomie des schweigsamen und zurückhaltenden Biscarrat befragend. »Ihr wollt uns etwas sagen, Herr von Biscarrat, Ihr wollt uns eine Eröffnung machen, und Ihr wagt es nicht, nicht wahr?«

»Oh! meine Herren und Freunde, wenn ich spreche, verrate ich den Befehl; doch ich höre eine Stimme, welche die meinige, sie beherrschend, löst.«

»Kanonen!« sagte Porthos.

»Kanonendonner und Musketenfeuer.«

Man hörte in der Ferne den unheilschwangeren Lärmen eines Kampfes, der nicht lange dauerte.

»Was ist das?« fragte Porthos.

»Ei! bei Gott! es ist das, was ich vermutete.«

»Was denn?«

»Der von Euch gemachte Angriff war nur eine Finte, nicht wahr, mein Herr? und während Eure Compagnien sich zurückschlagen ließen, hattet Ihr die Gewißheit, eine Landung auf einer andern Seite der Insel zu bewerkstelligen.«

»Oh! mehrere.«

»So sind wir verloren,« sprach gelassen der Bischof von Vannes.

»Verloren, das ist möglich,« entgegnete der Edelherr von Pierrefonds, »doch wir sind weder festgenommen, noch gehenkt.«

So sprechend stand er vom Tische aus, trat an die Wand und nahm kalt seinen Degen und seine Pistolen herab, welche er mit der Sorgfalt des alten Soldaten untersuchte, der sich zum Kampfe anschickt und fühlt, sein Leben beruhe zum großen Teil auf der Vortrefflichkeit seiner Waffen.

Beim Lärm der Kanonen, bei der Kunde von dem Überfall, der

die Insel in die Gewalt der königlichen Truppen bringen konnte, stürzte die Menge ganz verwirrt in das Fort. Sie verlangt Beistand und Rat von ihren Führern.

Bleich und besiegt, zeigte sich Aramis zwischen zwei Kerzen an dem Fenster, das nach dem Hof ging; dieser Hof war voll von Soldaten, welche auf Befehle warteten, und von bestürzten Bürgern, die um Hilfe flehten.

»Meine Freunde,« sprach Aramis mit ernster, klangvoller Stimme, »Herr Fouquet, Euer Beschützer, Euer Freund, Euer Vater, ist verhaftet und in die Bastille geworfen worden.«

Ein langer Schrei der Wut und der Drohung stieg bis zu dem Fenster hinaus, an dem Aramis stand, und umhüllte ihn mit einem vibrierenden Strom.

»Rächen wir Herrn Fouquet, schrien die Exaltiertesten. »Tod den Königlichen!«

»Nein, meine Freunde,« entgegnete Aramis feierlich, »nein, meine Freunde, keinen Widerstand! Der König ist Herr seines Reiches. Der König ist der Bevollmächtigte Gottes. Der König und Gott haben Herrn Fouquet geschlagen. Demütigt Euch vor der Hand Gottes. Liebt Gott und den König, welche Herrn Fouquet geschlagen haben. Aber rächt nicht Euren Herrn, sucht ihn nicht zu rächen. Ihr würdet Euch vergebens aufopfern, Euch, Eure Frauen und Eure Kinder, Eure Habe und Eure Freiheit. Legt die Waffen nieder, meine Freunde, legt die Waffen nieder, wie es Euch der König befiehlt, und zieht Euch friedlich in Eure Wohnungen zurück. Ich verlange es von Euch, ich bitte Euch darum, ich werde es Euch im Notfall im Namen von Herrn Fouquet befehlen.«

Die unter dem Fenster zusammengescharrte Menge ließ ein Geschrei des Zornes und des Schreckens hören.

»Die Soldaten von König Ludwig XIV. sind auf der Insel eingedrungen,« fuhr Aramis fort. »Es wäre nunmehr zwischen ihnen und Euch kein Kampf mehr, sondern eine Metzelei. Geht, geht und vergeßt, diesmal befehle ich es Euch im Namen des Herrn.«

Die Widerspenstigen zogen, sich nach diesen Worten langsam, aber unterwürfig und stumm zurück.

»Oh! was habt Ihr da gesagt, mein Freund?« rief Porthos.

»Mein Herr,« sprach Biscarrat, »Ihr rettet alle diese Einwohner, doch Ihr rettet weder Euren Freund, noch Euch.«

»Herr von Biscarrat,« erwiderte mit einem seltsam edlen und zugleich höflichen Ausdruck der Bischof von Vannes. »Herr von Biscarrat, habet die Güte, Eure Freiheit wieder zu nehmen.«

»Das will ich wohl, mein Herr, aber . . . «

»Aber das wird uns dienlich sein, denn indem Ihr dem Lieutenant des Königs die Unterwerfung der Inselbewohner ankündigt, erlangt Ihr vielleicht eine Gnade für uns, wenn Ihr ihn unterrichtet, auf welche Art diese Unterwerfung stattgefunden hat.«

»Gnade!« entgegnete Porthos mit flammenden Augen, »Gnade! was für ein Wort ist das?«

Aramis stieß seinen Freund mit dem Ellenbogen, wie er es in den schönen Tagen ihrer Jugend tat, wenn er Porthos darauf aufmerksam machen wollte, er habe einen Fehler begangen, oder sei im Begriff, einen zu begehen.

Porthos verstand und schwieg sogleich.

»Ich werde gehen, meine Herren,« erwiderte Biscarrat, auch ein wenig erstaunt über das Wort Gnade, ausgesprochen von dem stolzen Musketier, dessen Heldentaten, von denen ihm sein Vater mitgeteilt, er einige Augenblicke zuvor erzählt und mit so großer Begeisterung gerühmt hatte.

»Geht also, Herr von Biscarrat,« sprach Aramis den Offizier grüßend, »und indem Ihr geht empfangt den Ausdruck unserer vollen Dankbarkeit.«

»Doch Ihr, meine Herren, Ihr, die ich meine Freunde zu nennen mir die Ehre gebe, die Ihr diesen Titel anzunehmen die Güte gehabt habt, was wird aus Euch mittlerweile werden?« sagte der Offizier ganz bewegt, als er von den zwei ehemaligen Gegnern seines Vaters Abschied nahm.

»Wir, wir werden hier warten.«

»Mein Gott! der Befehl ist förmlich und bestimmt.«

»Ich bin Bischof von Vannes, Herr von Biscarrat, und man läßt eben so wenig einen Bischof über die Klinge springen, als man einen Edelmann henkt.«

»Oh! ja, Monseigneur,« sagte Biscarrat; »ja, es ist wahr, diese Chance ist noch für Euch vorhanden. Ich gehe also und begeben mich zu dem Kommandanten der Expedition, dem Lieutenant des Königs. Gehabt Euch wohl, meine Herren, oder vielmehr auf Wiedersehen.«

Der würdige Offizier schwang sich in der Tat auf ein Pferd, das ihm Aramis geben ließ und sprengte weg in der Richtung der Schüsse, die man gehört, und welche, die Menge in das Fort führend, das Gespräch der zwei Freunde mit ihrem Gefangenen unterbrochen hatten.

Aramis sah ihn wegeilen und sagte, als er mit Porthos allein war:«

»Nun! begreift Ihr?«

»Meiner Treue! nein.«

»War uns Biscarrat nicht hier lästig?«

»Nein, es ist ein wackerer Junge.«

»Ja, doch die Grotte von Locmaria, ist es nötig, daß sie Jedermann kennt?«

»Oh! es ist wahr, es ist wahr, ich begreife. Wir entfliehen durch den unterirdischen Gang.«

»Wenn es Euch beliebt,« erwiderte freudig Aramis. »Vorwärts, Freund Porthos, unser Schiff erwartet uns und der König hat uns noch nicht in seiner Gewalt.«

XXI.

Die Grotte von Locmaria.

Die Grotte von Locmaria war weit genug vom Hafendamm entfernt, daß die zwei Freunde ihre Kräfte schonen mußten, um dahin zu gelangen.

Überdies rückte die Nacht vor; es hatte zwölf Uhr im Fort geschlagen; Porthos und Aramis waren mit Waffen beladen.

Sie wanderten auf der Heide, welche den Hafendamm von der Grotte trennt, horchten auf jedes Geräusch und suchten alle Hinterhalte zu vermeiden.

Von Zeit zu Zeit erschienen auf der Straße, die sie sorgfältig zu ihrer Linken gelassen hatten, Flüchtlinge, welche durch die Nachricht vom Landen der königlichen Truppen aus ihren Häusern vertrieben worden waren.

Hinter Felsvorsprüngen verborgen, fingen Porthos und Aramis die Worte dieser armen Leute aus, die ganz zitternd und ihre kostbarsten Habseligkeiten mit sich schleppend flohen, und suchten, indem sie ihre Klagen anhörten, etwas für ihr Interesse daraus zu schließen.

Endlich, nach einem raschen, aber häufig durch kluge Stationen unterbrochenen Marsch, erreichten sie die tiefe Grotte, in welche der vorsichtige Bischof von Vannes auf Zylindern eine gute Barke, fähig, in dieser schönen Jahreszeit die See zu halten, rollen zu lassen bemüht gewesen war.

»Mein Freund,« sprach Porthos, nachdem er geräuschvoll geatmet hatte, »wir sind, wie mir scheint, an Ort und Stelle; doch ich glaube, Ihr habt von drei Männern, von drei Dienern gesprochen, die uns begleiten sollten. Ich sehe sie nicht; wo sind sie denn?«

»Warum solltet Ihr sie sehen, lieber Porthos?« erwiderte Aramis.«Sie erwarten uns sicherlich in der Höhle, und ruhen ohne allen Zweifel einen Augenblick aus, nachdem sie diese harte und schwierige Arbeit vollbracht haben.«

Aramis hielt Porthos zurück, der in die Grotte einzutreten sich

anschickte.

»Wollt Ihr mir erlauben, vorauszugehen, mein Freund?« sagte er zum Riesen. »Ich kenne das Signal, das ich unseren Leuten gegeben habe, und diese wären, wenn sie es nicht hörten, im Stande, auf uns zu feuern oder uns ihr Messer in der Finsternis zuzuschleudern.«

»Geht, lieber Aramis, geht voran, Ihr seid die Weisheit und Klugheit, geht. Die Müdigkeit, von der ich Euch gesagt habe, bemächtigt sich meiner auch abermals.«

Aramis ließ Porthos am Eingang der Grotte niedersitzen, bückte sich und trat den Schrei des Käuzchens nachahmend in das Innere der Höhle.

Ein kurzes klagendes Ruchsen, ein kaum vernehmbarer Ruf antwortete in der Tiefe des Gewölbes.

Aramis schritt vorsichtig weiter, und bald wurde er durch denselben Rus, den er zuerst hatte vernehmen lassen, aufgehalten, und dieser Rus ertönte zehn Schritte von ihm.

»Seid Ihr da, Yves?« fragte der Bischof.

»Ja, Monseigneur, und Goennec ist auch da. Sein Sohn begleitet uns.«

»Gut. Sind alle Sachen bereit?«

»Ja, Monseigneur.«

»Geht ein wenig an den Eingang der Grotte, mein guter Yves, Ihr werdet dort den Edelherrn von Pierrefonds finden, der, müde vom Marsche, ausruht. Und kann er zufällig nicht gehen, so hebt ihn auf und tragt ihn hierher.«

Die drei Bretannier gehorchten. Doch der Auftrag von Aramis an seinen Diener war unnötig. Wiedergestärkt, hatte Porthos schon hinabzusteigen begonnen, und sein gewichtiger Tritt erscholl unter den von Flintenstein - und Granitsäulen gebildeten und getragenen Höhlen.

Sobald der Gebieter von Bracieux den Bischof erreicht hatte, zündeten die Bretannier eine Laterne am, mit der sie sich versehen hatten, und Porthos versicherte seinen Freund, er fühle sich nunmehr stark wie gewöhnlich.

»Besichtigen wir die Barke und untersuchen wir vor Allem ihren Inhalt,« sagte Aramis.

»Kommt nicht mit dem Licht zu nahe daran« sagte der Patron Yves, »denn Eurem Austrage gemäß, Monseigneur, habe ich unter die Bank des Hinterteils, Ihr wisst, in den Koffer das Fäßchen Pulver und die Musketenpatronen gelegt, die Ihr mir vom Fort geschickt.«

»Gut,« erwiderte Aramis. Und er nahm selbst die Laterne und untersuchte ängstlich alle Teile der Barke mit der ganzen Vorsicht eines Mannes, der im Angesicht einer Gefahr weder furchtsam, noch unwissend ist.

Die Barke war lang, leicht, hatte einen geringen Tiefgang, einen schmalen Kiel, kurz sie gehörte zu denjenigen, welche man immer so gut in Belle-Isle gebaut hat, ein wenig hoch von Bord, solid auf dem Wasser, leicht zu handhaben, mit Brettern versehen, die in unsicheren Zeiten eine Art von Verdeck bilden, über dem die Wellen hingleiten, während es zugleich die Ruderer schützt.

In den zwei wohl verschlossenen Koffern, welche unter dem Vorderteil und unter dem Hinterteil standen, fand Aramis Brot, Zwieback, getrocknete Früchte, ein Viertel Speck, einen guten Vorrat an Wasser in Schläuchen, Alles hinreichende Rationen für Leute bildend, die sich, wenn es das Bedürfnis heische, sollten selbst verproviantieren können.

Die Waffen, acht Musketen und eben so viele Reiterpistolen, waren in gutem Zustand und sämtlich geladen. Es fanden sich Ruder im Vorrat, sollte ein Unfall sich ereignen, und jenes kleine Segel genannt Trinquette, das den Gang des Fahrzeugs unterstützt, während die Ruder arbeiten, das so nützlich ist, wenn der Wind sich fühlbar macht, und das Schiff nie belastet.

Als Aramis alle diese Dinge in Augenschein genommen und sich mit dem Erfolg seiner Inspektion zufrieden gezeigt hatte, sagte er zu Porthos:

»Beraten wir uns, ob wir es versuchen müssen, die Barke durch das unbekannte Ende der Grotte, dem Abhange und dem Schatten der Höhle folgend, hinauszubringen, oder ob es besser ist, unter freiem Himmel sie auf Rollen durch das Heidekraut gleiten zu lassen, den Weg des kleinen steilen Users ebnend, das nur eine Höhe von zwanzig Fuß hat und an seinem Fuße drei bis vier Klaster gutes Wasser auf einem guten Grunde gibt.«

»Monseigneur,« erwiderte der Patron Yves ehrerbietig, »unmaßgeblich glaube ich nicht, daß auf dem Abhang der Höhle und in der Dunkelheit, in der wir unsere Barke zu manövrieren genötigt sein werden, der Weg so bequem ist, als in freier Luft. Ich kenne das Gestade und kann Euch versichern, daß es glatt ist, wie der Rasen in einem Garten; das Innere der Grotte ist im Gegenteil holperig, abgesehen davon, Monseigneur, daß wir am Ende den nach dem Meere führenden schmalen Gang finden werden, wo vielleicht das Fahrzeug nicht durchpassiren kann.«

»Ich habe meine Berechnungen gemacht, und ich habe die Gewißheit, daß es durchkäme,« entgegnete Aramis.

»Gut, ich will es wohl glauben, Monseigneur,« versetzte der Patron; »doch Eure Herrlichkeit weiß wohl, daß man, um die Barke bis zum Ende des Ganges zu bringen, einen ungeheuren Stein ausheben muß, unter welchem der Fuchs immer durchschlüpft, und der den Gang wie eine Türe schließt.«

»Man wird ihn ausheben,« sagte Porthos, »das ist nichts.«

»Oh! ich weiß, daß der gnädige Herr die Stärke von zehn Männern hat,« erwiderte der Patron; »nur ist das sehr unangenehm für den gnädigen Herrn.«

»Ich glaube, der Patron könnte Recht haben. Versuchen wir den offenen Himmel,« sagte Aramis.

»Um so mehr, Monseigneur,« fuhr der Fischer fort, »als wir uns nicht vor Tag einzuschiffen vermöchten, so viel Arbeit gibt es, und als, sobald der Tag anbricht, eine gute Schildwacht auf den oberen Teil der Grotte gestellt für uns notwendig, unerlässlich sogar sein wird, um die Manoeuvres der Chalands und der Kreuzer zu beobachten, die auf uns lauern dürften.

»Ja, Yves, ja, Euer Grund ist gut, man wird den Weg über das Gestade einschlagen.«

Die drei kräftigen Bretonner legten die Walzen unter die Barke und waren im Begriff, sie in Bewegung zu setzen, als man fernes Bellen von Hunden auf dem Felde vernahm.

Aramis eilte aus der Grotte: Porthos folgte ihm.

Die Morgendämmerung färbte mit Purpur und Perlmutter die Wellen und die Ebene. In dem Halblight sah man die kleinen schwermütigen Tannen sich auf dem Gestein krümmen, und lange

Scharen von Raben streiften mit ihren schwarzen Flügeln die mageren Buchweizenfelder.

Noch eine Viertelstunde, und es wäre voller Tag, die erwachten Vögel verkündigten ihn freudig durch ihre Gesänge der ganzen Natur.

Das erwähnte Gebelle, das die drei Fischer in der Fortschaffung der Barke aufgehalten und Aramis und Porthos hinauszueilen veranlaßt hatte, verlängerte sich in einer tiefen Schlucht ungefähr eine Meile von der Grotte.

»Das ist eine Meute,« sagte Porthos; »die Hunde haben eine Spur zu verfolgen.«

»Was bedeutet das? Wer jagt in einem solchen Augenblick?« fragte Aramis.

»Und hier besonders,« fuhr Porthos fort, »hier, wo man die Ankunft der Königlichen befürchtet

»Der Lärmen kommt näher. Ja, Ihr habt Recht, Porthos, die Hunde sind auf einer Spur. He!« rief plötzlich Aramis, »Yves, Yves, kommt doch.«

Yves ließ den Zylinder, den er in der Hand hielt, um ihn unter die Barke zu legen, als der Ruf des Bischofs sein Geschäft unterbrach, fallen und lief herbei.

»Was für eine Jagd ist das, Patron?« fragte Porthos.

»Ei! gnädiger Herr,« erwiderte der Bretonier, »ich begreife es nicht. In einem solchen Augenblick würde der Edelherr von Locmaria nicht jagen. Nein, aber die Hunde . . . «

»Sind sie nicht etwa aus dem Hundestall ent schlüpft . . . «

»Nein,« sagte Goennec, »das sind nicht die Hunde des Herrn von Locmaria.«

»Zur Vorsicht kehren wir in die Grotte zurück,« sprach Aramis; »die Stimmen kommen offenbar näher, und sogleich werden wir erfahren, woran wir uns zu halten haben.«

Sie kehrten zurück. Doch sie hatten nicht hundert Schritte in der Dunkelheit gemacht, als ein Geräusch ähnlich dem heiseren Seufzen eines erschrockenen Geschöpfes in der Höhle ertönte und, keuchend, behende, ein Fuchs wie ein Blitz an den Flüchtlingen vorüberschoß, über die Barke sprang und verschwand, seinen scharfen Geruch hinterlassend, der sich

einige Sekunden unter dem niedrigen Gewölbe der Höhle erhielt.

»Der Fuchs!« riefen die Bretannier mit dem freudigen Erstaunen des Jägers.

»Verdammt!« rief der Bischof, »unser Zufluchtsort ist entdeckt.«

»Wie so?« fragte Porthos; »fürchten wir uns vor einem Fuchs?«

»Ei! mein Freund, was sagt Ihr denn, und was kümmert Ihr Euch um den Fuchs? Es handelt sich, bei Gott! nicht hierum. Aber wisst Ihr denn nicht, Porthos, daß nach dem Fuchs die Hunde, und nach den Hunden die Menschen kommen?«

Porthos neigte das Haupt.

Man hörte, wie zur Bestätigung der Worte von Aramis, die knurrende Meute mit einer furchtbaren Geschwindigkeit auf der Fährte des Fuchses herbeikommen.

Sechs Windhunde brachen gleichzeitig auf die kleine Haide herein, mit einem Geschrei, das der Fanfare eines Triumphes glich.

»Hier sind die Hunde,« sagte Aramis, der hinter einer zwischen zwei Felsen angebrachten Luke lauerte; »wer sind nun die Jäger?«

»Ist es der Herr von Locmaria,« erwiderte der Patron, »so wird er die Hunde die Grotte durchsuchen lassen, denn er kennt sie, und er wird nicht selbst eindringen; sicher, daß der Fuchs auf der andern Seite herauskommt, wird er ihn dort erwarten.«

»Es ist nicht der Herr von Locmaria, der hier jagt,« sagte der Bischof unwillkürlich erbleichend.

»Wer ist es denn?« fragte Porthos.

»Schaut.«

Porthos hielt sein Auge an die Luke und sah auf dem Gipfel des Hügels ein Dutzend Reiter, welche mit dem Rufe: Taiout! auf der Spur der Hunde galoppierten.

»Die Garden!« sprach er.

»Ja, mein Freund, die Garden des Königs.«

»Die Garden des Königs, Monseigneur, sagt Ihr?« riefen die Bretannier erbleichend.

»Und Biscarrat an ihrer Spitze auf einem Grauschimmel,« fügte Aramis bei.

In diesem Augenblick stürzten die Hunde wie eine Lawine in die Grotte, und die Tiefen der Höhle füllten sich mit einem betäubenden Geschrei.

»Ah! Teufel!« sagte Aramis, der beim Anblick dieser sichern, unvermeidlichen Gefahr seine ganze Kaltblütigkeit wieder erlangte; »ich weiß wohl, daß wir verloren sind, doch es bleibt uns wenigstens eine Chance: bemerken die Gardien, die den Hunden folgen, daß die Grotte einen Ausweg hat, so ist keine Hoffnung mehr, denn wenn sie hier hereinkommen, so entdecken sie die Barke und uns selbst. Die Hunde dürfen nicht aus der Höhle hinaus. Die Herren dürfen nicht herein.«

»Das ist richtig,« sprach Porthos

»Ihr begreift,« fügte der Bischof mit der raschen Pünktlichkeit eines Kommandanten bei: »es sind da sechs Hunde, welche genötigt sein werden, vor dem großen Stein anzuhalten, unter dem der Fuchs durchgeschlüpft ist, an dessen zu enger Öffnung sie aber umgebracht werden.«

Die Bretannier eilten mit dem Messer in der Faust weg.

Nach einigen Minuten ein klägliches Concert von Gestöhne, von Todesschreien, dann nichts mehr.

»Gut,« sagte Aramis kalt. »Nun zu den Herren.«

»Was ist zu tun?« fragte Porthos.

»Ihre Ankunft abwarten, sich verbergen und töten.«

»Töten!« wiederholte Porthos.

»Sie sind zu sechzehn, wenigstens für den Augenblick.«

»Und wohlbewaffnet,« fügte Porthos mit einem Lächeln des Trostes bei.

»Das wird zehn Minuten dauern,« sagte Aramis. »Vorwärts!«

Und mit einer entschlossenen Miene ergriff er eine Muskete und schob sein Jagdmesser zwischen seine Zähne.

»Yves, Goennec, und sein Sohn werden uns die Waffen reichen,« fuhr Aramis fort. »Ihr, Porthos, gebt Feuer, sobald Einer in Eure Nähe kommt. Wir werden acht niedergestreckt haben, ehe es die Anderen vermuten, das ist sicher; dann befördern wir alle miteinander, wir sind zu fünf, die acht Letzten mit dem Messer in der Hand.«

»Und der arme Biseerrat?« fragte Porthos.

Aramis überlegte einen Augenblick.

»Biscarrat zuerst,« erwiderte er kalt. »Er kennt uns.«

XXII.

Die Grotte.

Trotz einer gewissen Wahrsagergabe, welche die merkwürdige Seite vom Charakter von Aramis war, ging das Ereignis, die Chancen der dem Zufall unterworfenen Dinge erdulnd, nicht ganz in Erfüllung, wie es der Bischof von Vannes vorhergesehen hatte.

Besser beritten als seine Gefährten, kam Biscarrat zuerst an die Öffnung der Grotte und begriff, daß Alles, Fuchs und Hunde, sich hier hinein gestürzt hatte. Doch erfaßt von dem abergläubischen Schrecken, den natürlich dem Geiste des Menschen jeder unterirdische finstere Weg einflößt, hielt er außerhalb der Grotte an und wartete, bis seine Gefährten um ihn her versammelt waren.

»Nun,« fragten ihn ganz atemlos die jungen Leute, die seine Untätigkeit nicht begreifen konnten.

»Man hört keine Hunde mehr; Fuchs und Meute müssen in dieser Grotte verschwunden sein.«

»Sie führten zu gut, als daß sie die Spur ganz verloren haben sollten,« bemerkte einer von den Garden. »Überdies würde man sie auf der einen oder der andern Seite suchen hören. Sie müssen, wie Biscarrat sagt, in dieser Grotte sein.«

»Aber warum Heben sie denn keinen Laut mehr?« fragte einer von den jüngeren Leuten.

»Das ist seltsam,« sprach ein Anderer.

»Nun, so treten wir in diese Grotte ein,« rief ein Vierter. »Ist der Eintritt zufällig verboten?«

»Nein,« erwiderte Biscarrat, »nur kann man sich, da es darin schwarz ist wie in einem Ofen, den Hals brechen.«

»Davon zeugen unsere Hunde, die ihn ohne Zweifel gebrochen haben,« sagte ein Garde.

»Was Teufel ist aus ihnen geworden?« fragten sich im Chor die jungen Leute.

Und jeder Herr rief seinen Hund bei seinem Namen, piff ihm mit

seiner Lieblingsfanfare, ohne daß ein einziger auf den Ruf oder auf den Pfiff antwortete.

»Das ist vielleicht! eine Zaubergrotte,« sagte Biscarrat. »Wir wollen sehen.«

Und er stieg ab und machte einen Schritt in die Grotte.

»Warte, warte, ich begleite Dich,« rief einer von den Garden, als Biscarrat nahe daran war, im Halbschatten zu verschwinden.

»Nein,« entgegnete Biscarrat, »da muß etwas Außerordentliches sein. Setzen wir uns nicht Alle zugleich der Gefahr ans. Habt Ihr in zehn Minuten keine Kunde von mir, so tretet Ihr ein, aber dann Alle miteinander.«

»Gut,« sprachen die jungen Leute, welche übrigens für Biscarrat keine große Gefahr bei diesem Unternehmen sahen; »wir werden Dich erwarten.«

Und sie bildeten, ohne abzusteigen, einen Kreis um die Grotte.

Biscarrat trat also allein ein und rückte in der Finsternis bis unter die Muskete von Porthos vor.

Der Widerstand, der seine Brust traf, setzte ihn in Erstaunen; er streckte die Hand ans und faßte den eiskalten Lauf.

In demselben Augenblick erhob Yves gegen den jungen Mann ein Messer, das mit der ganzen Kraft eines bretagnischen Armes auf ihn niederzufallen im Begriff war, als ihn die eiserne Faust von Porthos auf halbem Wege zurückhielt.

Dann ließ sich, wie ein dumpfes Knurren, seine Stimme in der Finsternis vernehmen:

»Ich will nicht, daß man ihn tötet.«

Biscarrat fand sich zwischen eine Beschützung und eine Drohung gestellt, von denen die eine beinahe so furchtbar war, als die andere.

So mutig auch der junge Mann, es entschlüpfte ihm doch ein Schrei, den Aramis sogleich dadurch unterdrückte, daß er ihm ein Schnupftuch vor den Mund hielt.

»Herr von Biscarrat,« sagte er mit leiser Stimme, »wir führen nichts Böses gegen Euch im Schilde, und Ihr müßt das wissen, wenn ihr uns erkannt habt; doch beim ersten Wort, beim ersten Seufzer, beim ersten Hauch sind wir genötigt, Euch zu töten, wie wir Eure Hunde getötet haben.«

»Ja, ich erkenne Euch, meine Herren,« erwiderte leise der junge Mann. »Doch warum seid Ihr hier? was macht ihr hier? Unglückliche! Ich glaubte, Ihr wäret im Fort.«

»Und Ihr, mein Herr, mich dünkt, Ihr solltet Bedingungen für uns erlangen?«

»Ich habe getan, was ich konnte, aber . . . «

»Aber?«

»Aber es sind förmliche Befehle da.«

»Uns zu töten?«

Biscarrat antwortete nicht. Es kostete ihn zu große Überwindung, vom Strange mit Edelleuten zu sprechen.

Aramis begriff das Schweigen seines Gefangenen.

»Herr Biscarrat,« sagte er, »Ihr wäret schon tot, wenn wir nicht Rücksicht auf Eure Jugend und unsere ehemalige Verbindung mit Eurem Vater genommen hätten; doch Ihr könnt von hier entkommen, wenn Ihr uns schwört, daß Ihr nicht von dem, was Ihr gesehen, mit Euren Kameraden sprechen werdet.«

»Ich schwöre nicht nur, daß ich nicht davon sprechen, sondern ich schwöre auch, daß ich Alles in der Welt tun werde, um meine Kameraden abzuhalten, den Fuß in diese Grotte zu setzen.«

»Biscarrat! Biscarrat!« riefen von Außen mehrere Stimmen, welche wie ein Wirbel in die Höhle eindrangen.

»Antwortet,« sagte Aramis.

»Hier bin ich,« rief Biscarrat.

»Geht, wir verlassen uns auf Eure Redlichkeit.«

Und er ließ den jungen Mann los.

Biscarrat stieg zum Lichte aus.

»Biscarrat! Biscarrat!« riefen näher die Stimmen.

Und man sah in das Innere der Grotte die Schatten von mehreren menschlichen Gestalten fallen.

Biscarrat eilte seinen Freunden entgegen, um sie zurückzuhalten, und traf mit ihnen zusammen, als sie eben sachte!n die Höhle eintraten.

Aramis und Porthos horchten mit der Aufmerksamkeit von Leuten, welche um ihr Leben auf einen Hauch der Luft spielen.

Biscarrat hatte den Eingang der Höhle, gefolgt von seinen

Freunden, wieder erreicht.

»Hoh! ho!« sagte Einer von ihnen, als er an das Licht trat, »wie bleich bist Du!«

»Bleich!« rief ein Anderer, »Du willst sagen leichenfarbig.«

»Ich!« erwiderte der junge Mann, der seine ganze Selbstbeherrschung zurückzurufen suchte.

»In des Himmels Namen, was ist Dir denn begegnet?« fragten alle Stimmen.

»Du hast nicht einen Blutstropfen in den Adern, mein armer Freund,« rief Einer lachend.

»Meine Herren,« sprach ein Anderer, »die Sache ist ernst; es wird ihm übel; habt Ihr Salze?«

Und Alle brachen in ein Gelächter aus.

Alle diese Anrufungen, alle diese Spöttereien kreuzten sich um Biscarrat, wie sich mitten im Feuer die Kugeln bei einem Gefechte kreuzen.

Er sammelte wieder Kräfte unter dieser Sündfluth von Fragen.

»Was soll ich denn gesehen haben?« sagte er; »es war mir sehr heiß, als ich in diese Grotte eintrat, die Kälte erfaßte mich, das ist das Ganze.«

»Aber die Hunde, die Hunde, hast Du sie wiedergesehen? Hast Du etwas von ihnen gehört? bringst Du Kunde über sie?«

»Ich muß glauben, daß sie einen andern Weg eingeschlagen haben,« erwiderte Biscarrat.

»Meine Herren,« sprach Einer von den jungen Leuten, »es liegt in dem was vorgeht, in der Blässe und in dem Stillschweigen unseres Freundes ein Geheimnis, das Biscarrat nicht enthüllen will oder nicht enthüllen kann. Nur hat Biscarrat, und das ist sicher, etwas in der Grotte gesehen. Wohl! ich bin neugierig, zu sehen, was er gesehen, und wäre es der Teufel! In die Grotte, meine Herrn! in die Grotte!«

»In die Grotte!« wiederholten alle Stimmen.

Und das Echo der Höhle trug wie eine Drohung zu Porthos und Aramis die Worte: »In die Grotte! in die Grotte!«

Biscarrat warf sich seinen Freunden entgegen und rief:

»Meine Herren! meine Herren! im Namen des Himmels, geht

nicht hinein!«

»Aber was ist denn so Schreckliches in dieser Höhle?« fragten mehrere Stimmen.

»Es ist entschieden der Teufel, was er gesehen,« wiederholte derjenige, welcher diese Hypothese schon ausgestellt hatte.

»Wohl,« rief ein Anderer, »wenn er den Teufel gesehen hat, so sei er nicht selbstsüchtig und lasse ihn uns ebenfalls sehen.«

»Meine Herren! meine Herren! ich bitte Euch inständig!« sprach Biscarrat.

»Laß uns vorbei.«

»Meine Herren, ich stehe Euch an, geht nicht hinein.«

»Du bist wohl hineingegangen!«

Da trat einer von den Offizieren vor, der, von einem reiferen Alter, als die Andern, bis dahin zurückgeblieben war und nichts gesagt hatte, und sprach mit einer Ruhe, welche einen seltsamen Kontrast mit der Heftigkeit der jungen Leute bildete:

»Meine Herren, es ist hierin Jemand oder Etwas, was nicht der Teufel, aber wer und was es auch sein mag, es hat Gewalt genug gehabt, um unsere Hunde zum Schweigen zu bringen. Wir müssen erfahren, wer dieser Jemand oder was dieses Etwas ist.«

Biscarrat machte einen letzten Versuch, um seine Freunde zurückzuhalten, doch dieser Versuch war unnütz. Vergebens warf er sich den Verwegensten entgegen, vergebens klammerte er sich an den Felsen an, um den Weg zu versperren, die Menge der jungen Leute brach in die Höhle hinter dem Offizier ein, der zuletzt gesprochen, aber zuerst den Degen in der Faust, um der unbekanntem Gefahr zu trotzen, eingedrungen war.

Von seinen Freunden zurückgestoßen, lehnte sich Biscarrat, welcher sie nicht begleiten konnte, wenn er nicht in den Augen von Porthos und Aramis für einen Verräter und einen Meineidigen gelten wollte, Biscarrat, sagen wir, lehnte sich, das Ohr gespannt und die Hände ausgestreckt, an die rauen Wände eines Felsen an, von dem er glaubte, er müßte dem Feuer der Musketiere ausgesetzt sein.

Die Gardien drangen immer mehr vor, mit Schreien, welche schwächer wurden, je mehr sie sich in dem unterirdischen Gewölbe vertieften.

Plötzlich erscholl, wie der Donner rollend, ein furchtbares Musketenfeuer.

Zwei bis drei Kugeln platteten sich an dem Felsen ab, an den sich Biscarrat anlehnte.

In demselben Augenblicke vernahm man Seufzen, Stöhnen, Gebrülle, Verwünschungen in der Höhle, und die kleine Truppe der Edelleute erschien wieder, Einige bleich. Andere blutig, Alle in eine Staubwolke gehüllt, welche die äußere Luft aus der Tiefe der Grotte an sich zu ziehen schien.

»Biscarrat! Biscarrat!« riefen die Flüchtlinge, »Du wusstest, daß ein Hinterhalt in dieser Höhle war, und hast uns nicht davor gewarnt.«

»Biscarrat, Du bist die Ursache, daß vier von uns getötet worden sind, wehe Dir, Biscarrat!«

»Du bist die Ursache, daß ich auf den Tod verwundet bin,« sprach einer von den jungen Leuten, indem er sein Blut in seiner Hand auffaßte und Biscarrat ins Gesicht schleuderte, »mein Blut falle auf Dich!«

Und er rollte, mit dem Tode ringend, zu den Füßen des jungen Mannes.

»Aber sage uns wenigstens, wer da innen ist!« riefen mehrere wütende Stimmen.

Biscarrat schwieg.

»Sage es oder stirb!« rief der Verwundete, der sich wieder auf ein Knie ausrichtete und gegen seinen Kameraden einen mit einem unnützen Eisen bewaffneten Arm erhob.

Biscarrat stürzte ihm entgegen und öffnete dem Streich seine Brust, doch der Verwundete stieß einen Seufzer aus, den letzten, und fiel nieder, um sich nicht mehr zu erheben.

Die Haare emporgesträubt, die Augen stier, schritt Biscarrat nach dem Innern der Höhle und sprach:

»Ihr habt Recht, den Tod mir, der ich Euch habe ermorden lassen, ich bin ein Feiger!«

Und er warf weit von sich seinen Degen, denn er wollte sterben, ohne sich zu verteidigen, und stürzte mit gesenktem Kopf in die Grotte.

Die Andern ahmten ihn nach.

Elf, welche von sechzehn übrig waren, tauchten in den Schlund.

Doch sie kamen nicht weiter, als die Andern; eine zweite Ladung streckte fünf von ihnen auf den kalten Sand nieder, und da man unmöglich sehen konnte, woher dieser tödliche Donnerschlag kam, so wichen die Übrigen mit einem Schrecken zurück, der sich besser malen, als ausdrücken läßt.

Doch weit entfernt, wie die Andern zu fliehen, blieb Biscarrat unversehrt, setzte sich auf einen Felsblock und wartete.

Es waren nur noch sechs Edelleute übrig.

»Ist es im Ernste der Teufel?« fragte einer von den Überlebenden.

»Meiner Treue, es ist etwas Schlimmeres,« sprach ein Anderer.

»Fragen wir Biscarrat, er weiß es.«

»Wo ist Biscarrat?«

Die jungen Leute schauten umher und sahen, daß Biscarrat beim Aufruf fehlte.

»Er ist tot!« sagten ein paar Stimmen.

»Nein,« entgegnete ein Anderer, »ich habe ihn mitten im Pulverdampf sich ruhig auf einen Felsen setzen sehen; er ist in der Höhle und erwartet uns.«

»Er muß diejenigen, welche innen sind, kennen.«

»Wie sollte er sie kennen?«

»Er ist Gefangener der Rebellen gewesen.«

»Das ist wahr. Rufen wir ihn und erfahren wir von ihm, mit wem wir es zu tun haben.«

Und alle Stimmen riefen: »Biscarrat! Biscarrat!«

Aber Biscarrat antwortete nicht.

»Gut!« sagte der Offizier, der so viel Kaltblütigkeit bei dieser Sache gezeigt hatte. »Wir bedürfen seiner nicht mehr, hier kommt Verstärkung.«

Es kam in der Tat eine aus fünf und siebenzig bis achtzig Mann bestehende Compagnie Garden, die von ihren durch die Hitze der Jagd fortgerissenen Offizieren zurückgelassen worden war, in schöner Ordnung, geführt vom Kapitän und vom Oberlieutenant.

Die fünf Offiziere liefen ihren Soldaten entgegen, erklärten in einer Sprache, deren Beredsamkeit sich leicht begreifen läßt, das

Abenteuer und verlangten Hülse.

Der Kapitän unterbrach sie.

»Wo sind Eure Gefährten?« fragte er.

»Todt!«

»Aber Ihr wart zu sechzehn?«

»Zehn sind tot, Biscarrat ist in der Höhle, und wir sind hier zu fünf.«

»Biscarrat ist also Gefangener?«

»Wahrscheinlich.«

»Nein, denn seht, er kommt hier.«

Biscarrat erschien wirklich am Eingang der Höhle.

»Er heißt uns durch ein Zeichen kommen,« sagten die Offiziere.
»Gehen wir!«

»Gehen wir!« wiederholte die ganze Truppe.

Und man schritt auf Biscarrat zu.

»Mein Herr,« sprach der Kapitän, sich an Biscarrat wendend,
»man versichert mich, Ihr wisst, wer die Männer sind, die sich in dieser Höhle so verzweifelt zur Wehr setzen. Im Namen des Königs fordere ich auf, zu erklären, was Ihr wisst.«

»Mein Kapitän,« erwiderte Biscarrat, »Ihr habt nicht nötig, mich aufzufordern; es ist mir so eben mein Wort zurückgegeben worden, und ich komme im Namen dieser Männer.«

»Um mir zu sagen, daß sie sich ergeben?«

»Um Euch zu sagen, sie seien entschlossen, sich bis auf den Tod zu verteidigen, wenn man ihnen nicht einen guten Vergleich bewillige.«

»Wie viel sind es?«

»Es sind zwei.«

»Sie sind zu zwei und wollen uns Bedingungen auferlegen?«

»Sie sind zu zwei und haben schon zehn von uns getötet.«

»Was für Leute sind denn das, Riesen?«

»Etwas Besseres, Erinnert Ihr Euch der Geschichte der Bastei Saint-Gervais, mein Kapitän?«

»Ja, wobei vier Musketiere des Königs gegen ein ganzes Heer Stand gehalten haben.«

»Wohl denn, die zwei Männer in der Höhle waren von diesen

Musketieren.«

»Sie heißen?«

»Damals nannte man sie Porthos und Aramis, heute nennt man sie Herr d'Herblay und Herr du Vallon.«

»Und welches Interesse haben sie bei dem Allem?«

»Es sind diejenigen, welche Belle-Isle für Herrn Fouquet behaupteten.«

Ein Gemurmel lies unter den Soldaten bei den Worten: Porthos und Aramis, umher.

»Die Musketiere! die Musketiere!« wiederholten sie.

Und bei allen diesen mutigen jungen Leuten erregte der Gedanke, daß sie gegen zwei der ältesten Verherrlichungen des Heeres kämpfen sollten, einen Schauer halb der Begeisterung, halb des Schreckens.

Die vier Namen d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis waren in der Tat bei Allem verehrt, was ein Schwert trug, wie man im Altertum die Namen Hercules, Theseus, Castor und Pollux verehrte.

»Zwei Männer!« rief der Kapitän, »und sie haben uns zehn Offiziere in zwei Ladungen getötet. Das ist unmöglich, Herr Biscarrat.«

»Ei! mein Kapitän,« entgegnete dieser, »ich sage Euch nicht, sie haben nicht ein paar Leute bei sich, wie die Musketiere der Bastei Saint-Gervais drei bis vier Diener bei sich hatten; doch glaubt mir, Kapitän, ich habe diese Männer gesehen, ich bin von ihnen gefangen genommen worden, ich kenne sie; ganz allein würden sie genügen, um ein Armeecorps zu vernichten.«

»Das wollen wir sehen, und zwar im Augenblick,« sagte der Kapitän. »Achtung, meine Herren.«

Bei dieser Erwiderung rührte sich Niemand mehr, und Jeder schickte sich an, zu gehorchen.

Biscarrat allein wagte einen letzten Versuch.

»Mein Kapitän,« sagte er leise, »glaubt mir und laßt uns unseres Weges ziehen. Diese zwei Männer, diese zwei Löwen, die man angreifen will, werden sich bis auf den Tod verteidigen. Sie haben uns schon zehn Mann getötet; sie werden noch die doppelte Zahl niederstrecken, und am Ende eher sich selbst

töten, als sich ergeben. Was gewinnen wir dabei, daß wir sie bekämpfen?«

»Wir gewinnen dabei das Bewußtsein, daß wir nicht achtzig Garden des Königs vor zwei Rebellen haben zurückweichen lassen. Hörte ich auf Euch, so wäre ich ein entehrter Mann, und indem ich mich entehrte, würde ich das Heer entehren.

»Vorwärts, Ihr Leute!«

Und er marschierte voran bis an die Öffnung der Höhle.

Hier ließ er Halt machen.

Dieser Halt hatte zum Zweck, Biscarrat und seinen Gefährten Zeit zu geben, ihm das Innere der Grotte zu schildern. Dann, als er eine genügende Kenntnis von der Örtlichkeit zu haben glaubte, teilte er die Compagnie in drei Corps ab, welche nach und nach, ein in allen Richtungen wohl genährtes Feuer gebend, eindringen sollten. Ohne Zweifel würde man bei diesem Angriff fünf Mann, vielleicht zehn verlieren, sicherlich würde man aber am Ende die Rebellen festnehmen, da kein Ausgang da wäre und im Ganzen zwei Männer nicht achtzig töten könnten.

»Mein Kapitän,« sagte Biscarrat, »ich bitte, an der Spitze der ersten Abteilung marschieren zu dürfen.«

»Es sei!« erwiderte der Kapitän. »Ihr habt alle Ehre davon. Es ist ein Geschenk, das ich Euch mache.«

»Ich danke!« sprach der junge Mann mit der ganzen Festigkeit seines Geschlechtes.

»So nehmt Euren Degen.«

»Ich werde so gehen, wie ich bin,« antwortete Biscarrat, »denn ich gehe nicht, um zu töten, sondern um getötet zu werden.«

Und er stellte sich, die Stirne entblößt und die Arme gekreuzt, an die Spitze der ersten Abteilung und rief:

»Vorwärts, meine Herren!«

XXIII.

Ein Gesang von Homer.

Es ist Zeit, in das andere Lager überzugehen und zugleich die Streiter und das Schlachtfeld zu schildern.

Aramis und Porthos hatten sich in die Grotte von Locmaria begeben, um dort die ganz ausgerüstete Barke, sowie die drei Bretannier, ihre Gehilfen, zu finden, und sie hofften vor Allem das Fahrzeug durch den kleinen Ausgang der Höhle hinauszuschaffen und auf diese Art ihre Arbeiten und ihre Flucht zu verbergen.

Die Ankunft des Fuchses und der Hunde nötigte, sie innen zu bleiben.

Die Grotte erstreckte sich auf einen Raum von ungefähr hundert Klastern, bis an eine kleine Böschung, welche eine Kreek beherrschte. Einst ein Tempel keltischer Gottheiten, als Belle-Isle noch Calonese hieß, hatte diese Grotte mehr als ein Menschenopfer in seinen geheimnisvollen Tiefen vollbringen sehen.

Man drang in den ersten Trichter dieser Höhle aus einem ziemlich sanften Abhang ein, über dem aufgehäufte Felsen eine niedrige Arcade bildeten; schlecht geebnet in Beziehung auf den Boden, gefährlich durch die felsigen Ungleichheiten des Gewölbes, hatte das Innere mehrere Unterabteilungen, die über einander lagen und sich durch ein paar holperige, zerbrochene Stufen beherrschten, welche rechts und links an ungeheure natürliche Pfeiler angefügt waren.

In der dritten Abteilung war das Gewölbe so niedrig, daß die Barke, die beiden Mauern berührend, kaum hätte durchkommen können; doch in einem Augenblicke der Verzweiflung geschmeidet sich das Holz, wird der Stein unter dem Hauche des menschlichen Willens gefällig.

Das war der Gedanke von Aramis, als er sich, nachdem er den Kampf eingegangen, zur Flucht entschloß, zu einer gewiß gefährlichen Flucht, da noch nicht alle Angreifende tot waren, und da man, die Möglichkeit, das Fahrzeug ins Meer zu setzen,

angenommen, beim lichten Tag vor den Besiegten geflohen wäre, welche, ihre kleine Zahl erkennend, so sehr dabei interessiert gewesen sein müßten, ihre Sieger verfolgen zu lassen.

Als die zwei Ladungen zehn Mann getötet hatten, untersuchte Aramis, der an die Krümmungen der Höhle gewöhnt war, einen um den andern, zählte sie und befahl, auf der Stelle die Barke bis zu dem großen Stein, dem Schlusse des befreienden Ausgangs, zu wälzen.

Porthos sammelte seine Kräfte, nahm die Barke in seine beiden Arme und hob sie auf, während die Bretannier rasch die Walzen laufen ließen.

Man war in die dritte Abteilung hinabgestiegen, man war bis zu dem Stein gelangt, der den Ausgang vermauerte.

Porthos faßte diesen riesigen Stein an seiner Base an, drückte mit seiner mächtigen Schulter darauf und gab ihm einen Stoß, der diese Mauer krachen machte.

Eine Staubwolke fiel vom Gewölbe herab mit der Asche von tausend Generationen von Seevögeln, deren Nester sich wie ein Cement am Felsgestein anhängen.

Beim dritten Stoß gab der Stein nach und wankte eine Minute. Porthos lehnte sich an den nächsten Felsen an und machte aus seinem Fuß einen Strebepfeiler, der den Block aus den kalkartigen Anhäufungen hinausschob, die ihm als Angeln und Verkittungen dienten.

Als der Stein gefallen war, erblickte man das Tageslicht; glänzend, strahlend stürzte es sich durch den Rahmen des Ausgangs in die Höhle, und das blaue Meer erschien vor den bezauberten Bretanniern.

Man fing nun an, die Barke aus diese Barrikade hinauszuhoben. Noch zwanzig Klafter, und sie konnte in den Ozean gleiten.

Während dieser Zeit kam die Compagnie an, wurde vom Kapitän aufgestellt und zur Ersteigung oder zum Sturme geordnet.

Aramis überwachte Alles, um die Arbeiten seiner Freunde zu fördern. Er sah diese Verstärkung, er zählte die Mannschaft und überzeugte sich mit einem Blick von der unüberwindlichen Gefahr, der sie sich in neuem Kampfe preisgeben würden.

Aus der See in dem Augenblick entfliehen, wo die Höhle überfallen würde, wäre unmöglich.

Das Tageslicht, das nun die zwei letzten Abteilungen erhellte, hätte in der Tat den Soldaten der Barke gezeigt, wie sie die zwei Rebellen auf Flintenschußweite nach dem Meere rollten, und eine von ihren Ladungen durchlöcherte das Fahrzeug, wenn sie nicht die fünf Schiffer töteten.

Entkam, den letzten Fall angenommen, die Barke mit den fünf Männern, die darauf fuhr, wie sollte nicht Lärm geschlagen werden? Wie sollte nicht den königlichen Chaland eine Nachricht zugeschickt werden? Wie sollte nicht der arme Nachen, zur See umstellt und am Lande bewacht, vor dem Ende des Tags unterliegen?

Aramis wühlte wütend in seinen ergrauenden Haaren und rief den Beistand Gottes und den Beistand des Teufels an.

Er winkte Porthos zu sich, der allein mehr arbeitete, als Walzen und Wälzer, und sagte leise zu ihm:

»Freund, unsere Gegner haben Verstärkung erhalten.«

»Ah!« machte Porthos ruhig, »was ist zu tun?«

»Den Kampf wiederbeginnen ist eine gewagte, in Betreff des Ausgangs unsichere Sache.«

»Ja,« sagte Porthos, »denn es ist schwerlich der Fall, daß man nicht den Einen von uns tötet, und wäre der Eine von uns getötet, so würde sich der Andere auch töten lassen.«

Porthos sprach diese Worte mit jener heldenmütigen Natur, welche bei ihm mit allen Kräften der Materie wuchs.

Aramis fühlte es in seinem Herzen wie einen Spornstich.

»Wir werden weder der Eine, noch der Andere getötet werden, wenn Ihr tut, was ich Euch sage, Freund Porthos.«

»Sprecht.«

»Diese Leute werden in die Grotte herabsteigen.«

»Ja.«

»Wir können fünfzehn töten, aber nicht mehr.«

»Wie viel sind es im Ganzen?« fragte Porthos.

»Sie haben eine Verstärkung von fünf und sieben Mann erhalten.«

»Fünf und siebenzig und fünf macht achtzig. Ah! ah!«

»Geben sie mit einander Feuer, so werden sie uns mit Kugeln durchlöchern.«

»Sicherlich.«

»Abgesehen davon,« sagte Aramis, »daß das Krachen der Schüsse Einstürze in der Grotte veranlassen kann.«

»Ja, so eben hat mir ein Felssplitter die Schulter ein wenig zerrissen.« »Seht Ihr!« »Doch, das ist nichts.«

»Fassen wir rasch einen Entschluß. Die Bretannier werden fortfahren, die Barke nach der See zu wälzen.«

»Sehr gut.«

»Wir Beide bewachen hier das Pulver, die Kugeln und die Musketen.«

»Aber zu zwei, mein lieber Aramis, werden wir nie drei Schüsse mit einander abfeuern,« entgegnete Porthos naiv; »das Mittel des Musketenfeuers ist schlecht.«

»Findet ein anderes.«

»Ich habe es gefunden,« rief plötzlich der Riese. »Ich will mich hinter den Pfeiler mit dieser eisernen Stange in Hinterhalt legen, und unsichtbar, unangreifbar, wenn sie in Wogen hereingekommen sind, lasse ich meine Stange dreißig mal in der Minute auf die Schädel fallen; heh! was sagt Ihr zu diesem Plan? er lächelt Euch an?«

»Vortrefflich, teurer Freund, vortrefflich; ich billige ihn sehr; nur werdet Ihr sie erschrecken, und die Hälfte wird außen bleiben, um uns durch den Hunger zu überwältigen. Was wir bedürfen, mein Freund, ist die gänzliche Vernichtung der Truppe; ein einziger Mann, der aufrecht bleibt, bewirkt unser Verderben.«

»Ihr habt Recht, mein Freund; doch ich bitte, wie, sie herbeiziehen?«

»Indem wir uns nicht rühren, mein guter Porthos.«

»Rühren wir uns nicht; doch wenn sie Alle beisammen sind . . . «

»Dann laßt mich machen; ich habe einen Gedanken.«

»Wenn es sich so verhält, und Euer Gedanke gut ist, und er muß gut sein, Euer Gedanke, bin ich ruhig.«

»In den Hinterhalt, Porthos, und zählt alle diejenigen, welche hereinkommen.«

»Aber was werdet Ihr tun?«

»Kümmert Euch nicht um mich, ich habe mein Geschäft.«

»Mir scheint, ich höre Stimmen.«

»Sie sind es . . . An Euren Posten . . . Haltet Euch im Bereich meiner Stimme und meiner Hand.«

Porthos flüchtete sich in die zweite Abteilung, welche durchaus schwarz war.

Aramis schlüpfte in die dritte; der Riese hielt in der Hand eine fünfzig Pfund schwere eiserne Stange. Porthos handhabte mit einer wunderbaren Leichtigkeit diesen Hebebaum, der zum Wälzen der Barke gedient hatte.

Während dieser Zeit schoben die Bretannier das Fahrzeug bis zum abschüssigen Gestade.

In der erleuchteten Abteilung beschäftigte sich Aramis, gebückt, mit einem geheimnisvollen Manoeuvre.

Man hörte mit lauter Stimme kommandieren. Das war der letzte Befehl des Kapitäns. Fünf und zwanzig Mann sprangen von den oberen Felsen in die erste Abteilung der Grotte und gaben Feuer, als sie Fuß gefaßt hatten.

Die Echos donnerten, zischende Kugeln durchfurchten die Gewölbe, ein undurchsichtiger Rauch füllte den Raum.

»Links! links!« rief Biscarrat, der bei seinem ersten Angriff den Gang nach der zweiten Abteilung gesehen hatte und, belebt durch den Pulvergeruch, seine Soldaten nach dieser Seite führen wollte.

Die Truppe eilte in der Tat nach links. Der Gang verengte sich allmählig; die Hände ausgestreckt, dem Tode geweiht, marschierte Biscarrat vor den Musketen.

»Kommt! kommt!« rief er, »ich sehe Licht.« »Schlaget, Porthos rief die Grabesstimme von Aramis.

Porthos gab einen Seufzer von sich, aber er gehorchte.

Die eiserne Stange fiel bleirecht auf den Kopf von Biscarrat, und dieser war tot, ehe er einen Schrei vollendet hatte. Dann erhob und senkte sich die furchtbare Stange zehnmal in zehn Sekunden und machte zehn Leichen.

Die Soldaten sahen nichts; sie hörten die Schreie, das Stöhnen; sie traten auf Körper, begriffen aber noch nicht und stiegen stolpernd über einander weg.

Beständig fallend, vernichtete die unversöhnliche Stange das erste Peloton, ohne daß ein einziges Geräusch das zweite, welches immer mehr vorrückte, benachrichtigte.

Nur hatte dieses zweite Peloton, das der Kapitän befehligte, eine magere Tanne, die auf dem Gestade wuchs, abgebrochen, und aus ihren harzigen, zusammengewundenen Zweigen hatte sich der Kapitän eine Fackel gemacht.

Als es an die Abteilung kam, wo Porthos, dem Würgengel ähnlich, Alles, was er berührt, vernichtet hatte, wich das erste Glied vor Schrecken zurück.

Kein Gewehrfeuer hatte das Feuern der Garden erwidert, und dennoch stieß man auf einen Haufen von Leichnamen, watete man buchstäblich im Blute.

Porthos stand immer noch hinter seinem Pfeiler.

Als der Kapitän mit dem zitternden Lichte der entflammten Fichte diese gräßliche Schlächterei beleuchtete, deren Ursache er vergebens suchte, wich er bis zu dem Pfeiler zurück, hinter dem Porthos verborgen war.

Da kam eine riesige Hand aus dem Schatten hervor und klammerte sich an der Gurgel des Kapitäns an; er gab ein dumpfes Röcheln von sich; seine Arme streckten sich die Luft peitschend aus, die Fackel fiel und erlosch im Blute.

Eine Sekunde nachher fiel der Körper des Kapitäns bei der ausgelöschten Fackel nieder und fügte einen Leichnam mehr dem Haufen der Leichname bei, der den Weg versperrte.

Dies Alles war wie etwas Zauberhaftes vor sich gegangen. Bei dem Röcheln des Kapitäns hatten sich die Leute, die ihn begleiteten, umgedreht; sie hatten seine Arme sich öffnen, seine Augen aus ihrer Höhle heraustreten sehen; dann, als die Fackel gefallen, waren sie in der Finsternis geblieben.

Durch eine unüberlegte, instinctartige, maschinenmäßige Bewegung rief der Lieutenant:

»Feuer!«

Sogleich prasselte, donnerte, brüllte eine Salve

Musketenschüsse in der Höhle und riß ungeheure Stücke von den Gewölben ab.

Die Höhle erleuchtete sich einen Augenblick bei diesem Feuer, versank aber alsbald wieder in eine durch den Rauch sich noch mehr verdichtende Finsternis.

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein, nur gestört durch die Schritte der dritten Brigade, welche nun auch in der Grotte erschien.

XXIV.

Der Tod eines Titanen.

In dem Augenblick, wo Porthos, mehr an die Dunkelheit gewöhnt, als alle diese aus der Helle kommenden Leute, umherschaut, um zusehen, ob ihm nicht in dieser Nacht Aramis irgend ein Zeichen machen würde, fühlte er sich sanft beim Arm berührt, und eine Stimme so schwach wie ein Hauch flüsterte ihm in's Ohr:

»Kommt!«

»Oh!« machte Porthos.

»Stille!« sagte Aramis noch leiser.

Und mitten unter dem Geräusch der immer mehr vorrückenden dritten Brigade, mitten unter den Verwünschungen der aufrecht gebliebenen Gardes, der ihren letzten Seufzer röchelnden Sterbenden schlüpfen Aramis und Porthos an den Granitwänden der Höhle hin.



Aramis führte Porthos in die vorletzte Abteilung und zeigte ihm in einer Vertiefung der Mauer ein Fäßchen Pulver von sechzig bis achtzig Pfund, woran er eine Lunte befestigt hatte.

»Freund,« sprach er zu Porthos, »Ihr nehmt dieses Fäßchen, dessen Lunte ich anzünden werde, und werft es mitten unter unsere Feinde; könnt Ihr es?«

»Bei Gott!« erwiderte Porthos, und er hob die kleine Tonne mit einer Hand aus. »Zündet an.«

»Wartet, bis sie Alle in einer Masse beisammen sind, und dann mein Jupiter, schleudert Euren Blitz in ihre Mitte.«

»Zündet an,« wiederholte Porthos.

»Ich,« fuhr Aramis fort, »ich will unsern Bretanniern folgen und

ihnen die Barke ins Meer schaffen helfen. Ich erwarte Euch am Ufer. Schleudert fest und lauft dann zu uns.«

»Zündet an,« sprach Porthos zum letzten Mal.

»Ihr habt begriffen?« fragte Aramis.

»Bei Gott!« erwiderte Porthos in ein Gelächter ausbrechend, das er nicht einmal zu ersticken suchte, »wenn man mir erklärt, begreife ich; geht, und gebt mir das Feuer.«

Aramis gab den brennenden Zunder Porthos, und dieser reichte ihm, in Ermangelung der Hand, den Arm zum Drücken.

Aramis drückte mit seinen beiden Händen den Arm von Porthos, und kehrte bis zum Ausgang der Höhle zurück, wo ihn die drei Ruderer erwarteten.

Als Porthos allein war, hielt er mutig den Zündschwamm an die Lunte.

Der Schwamm, ein schwacher Funke, der Uransaug eines ungeheuren Brandes, glänzte in der Dunkelheit wie ein fliegender Glühkäfer, hing sich dann an die Lunte an und entzündete diese, wobei Porthos die Flamme mit seinem Hauche belebte.

Der Rauch hatte sich ein wenig zerstreut, und beim Schimmer der knisternden Lunte konnte man ein paar Sekunden die Gegenstände unterscheiden.

Er bot ein kurzes, aber glänzendes Schauspiel, dieser bleiche, blutige Riese, dessen Gesicht das Feuer der in der Finsternis brennenden Lunte erleuchtete.

Die Soldaten sahen ihn. Sie sahen die Tonne, die er in seiner Hand hielt. Sie begriffen, was vorgehen sollte.

Schon voll Schrecken beim Anblick dessen, was vorgefallen war, voll Schrecken in Gedanken an das, was sich ereignen sollte, stießen nun diese Leute alle gleichzeitig ein Gebrülle der Todesangst aus.

Die Einen versuchten es, zu entfliehen, aber sie trafen auf die dritte Brigade, die ihnen den Weg versperrte; die Andern schlugen maschinenmäßig an und schossen mit ihren entladenen Musketen, wieder Andere fielen auf ihre Knie.

Ein paar Offiziere riefen Porthos zu, um ihm die Freiheit zu versprechen, wenn er ihnen das Leben schenken würde.

Der Lieutenant der dritten Brigade befahl, zu feuern, aber die

Garden hatten ihre erschrockenen Kameraden vor sich, welche Porthos als lebendiger Wall dienten.

Das durch das Blasen von Porthos auf den Zündschwamm und auf die Lunte hervorgebrachte Licht dauerte, wie gesagt, nur zwei Sekunden. Doch während dieser zwei Sekunden erhellte es, einmal den in der Finsternis sich vergrößernden Riesen, dann zwei Schritte von ihm einen Haufen blutiger, zerschmetterter, zermalmter Körper, unter denen noch ein letztes Schauern des Todeskampfes lebte, das die Masse aufhob, wie ein letztes Atmen die Seiten eines in der Nacht verscheidenden ungestalten Ungeheuers aushebt.

Die Lunte wiederbelebend, sandte jeder Hauch von Porthos auf diesen Haufen von Leichnamen einen schwefeligen Ton, durchschnitten von purpurnen Streifen.

Außer dieser Hauptgruppe schienen, in der Grotte zerstreut, je nachdem sie der Zufall des Todes oder die Überraschung des Schlages niedergestreckt hatte, einige vereinzelte Leichname mit ihren gähnenden Wunden zu drohen.

Über diesem aus einem Blutschlamm gekneteten Boden erhoben sich unheimlich und schimmernd die unteretzten Pfeiler der Höhle, deren kräftig bezeichnete Nuancen die leuchtenden Teile hervorhoben.



Und dies Alles wurde gesehen bei dem zitternden Feuer einer Lunte, welche mit einer Pulvertonne in Verbindung stand, das heißt bei einer Fackel, die, den vergangenen Tod beleuchtend, den zukünftigen Tod zeigte.

Dieses Schauspiel dauerte, wie gesagt, nur ein paar Sekunden. Während dieses kurzen Zeitraums versammelte ein Offizier der dritten Brigade acht Soldaten und befahl ihnen, durch eine Öffnung auf Porthos zu feuern.

Doch diejenigen, welche Befehl erhielten, zu schießen, zitterten dergestalt, daß auf ihr Feuern drei Garden fielen und die fünf anderen Kugeln zischend das Gewölbe streiften, die Erde durchfurchten oder die Wände der Grotte aushöhlten.

Ein schallendes Gelächter antwortete auf diesen Donner, dann wiegte sich der Arm des Riesen, dann sah man, einem glänzenden Stern ähnlich, den Feuerstreifen durch die Luft hinzucken.

Aus dreißig Schritte geschleudert, flog das Fäßchen über die Barrikade der Leichname und fiel in eine heulende Gruppe von Soldaten, die sich auf den platten Bauch warfen.

Der Offizier war in der Luft dem glänzenden Streifen gefolgt; er wollte sich auf das Fäßchen werfen, um die Lunte abzureißen, ehe sie das Pulver erreichte, welches darin enthalten war.

Eine vergebliche Aufopferung: die Luft hatte die am Leiter befestigte Flamme angefacht; die Lunte, welche in Ruhe zehn Minuten gebrannt hätte, war in dreißig Sekunden verzehrt, und das höllische Werk kam zum Ausbruch.

Wütende Wirbel, Zischen und Prasseln des Schwefels und des Salpeters, gräßliche Verwüstungen des Alles verschlingenden Feuers, erschrecklicher Donner der Explosion, das war es, was die Sekunde, welche auf die zwei von uns beschriebenen Sekunden folgte, in dieser Höhle, die an Gräueln einer Höhle von Teufeln ähnlich, sich erzeugen sah.

Die Felsen spalteten sich wie tannene Bretter unter der Art. Ein Strahl von Feuer, Rauch und Trümmern warf sich mitten in der Grotte empor und breitete sich immer mehr aus, je mehr er ausstieg. Die großen Feuersteinwände neigten sich, um sich auf dem Sande niederzulegen, und der Sand selbst, ein Werkzeug des Schmerzes, durchsiebte, aus seinen verhärteten Lagern geschleudert, das Gesicht mit seinen Myriaden verwundender Atome.

Das Geschrei, das Geheul, die Flüche, die Verwünschungen, die Existenzen, Alles erlosch in einem ungeheuren Gekrache. Die drei ersten Abteilungen wurden ein Schlund, in den einer nach dem andern, je nach ihrer Schwere, alle vegetabilische, animalische und menschliche Trümmer versanken.

Dann fielen, leichter, der Sand und die Asche auch und breiteten sich wie ein gräuliches, rauchendes Bahrtuch über diesem schauerhaften Leichenschlund aus.

Und nun sucht in dieser brennenden Grube, in diesem

unterirdischen Vulkan die Garden des Königs mit ihren blauen, silberbetreßten Röcken.

Sucht die von Gold glänzenden Offiziere, sucht die Waffen, auf die sie zu ihrer Verteidigung gezählt hatten, sucht die Steine, die sie getötet, sucht den Boden, der sie trug.

Ein einziger Mensch hat aus dem Allem ein Chaos gemacht, das verworrener, ungestalter, gräßlicher, als das Chaos, welches eine Stunde, ehe Gott den Gedanken hatte, die Welt zu schassen, bestand.

Es blieb nichts von den drei ersten Abteilungen übrig, nichts, was Gott selbst als sein Werk zu erkennen im Stande gewesen wäre.

Porthos aber, nachdem er das Pulverfäßchen mitten unter die Feinde geschleudert, war, nach dem Rate von Aramis, geflohen und hatte die letzte Abteilung der Grotte erreicht, in welche die Luft, das Licht und die Sonne eindringen.

Kaum hatte er sich um die Ecke gewandt, welche die dritte Abteilung von der vierten trennte, als er hundert Schritte vor sich die auf den Wellen schaukelnde Barke erblickte; dort waren seine Freunde; dort war die Freiheit; dort war das Leben nach dem Sieg.

Noch sechs von seinen ungeheuren Schritten, und er war außerhalb des Gewölbes; zwei bis drei kräftige Sprünge, und er berührte die Barke.

Plötzlich fühlte er seine Knie, als wären sie hohl, unter seinem Leibe erschlaffen; seine Beine erweichten sich.

»Ho! ho!« murmelte er erstaunt, »meine Müdigkeit erfaßt mich wieder, ich kann nicht mehr gehen. Was soll das bedeuten?«

Aramis erblickte ihn durch die Öffnung und rief ihm zu, da er nicht begriff, warum er so stehen blieb:

»Kommt, Porthos! Kommt, kommt geschwinde.«

»Oh!« erwiderte der Riese, während er eine Anstrengung machte, welche vergebens alle Muskeln seines Körpers spannte, »ich kann nicht.«

Nach diesen Worten fiel er auf seine Knie; doch mit seinen mächtigen Händen klammerte er sich an den Felsen an und erhob sich wieder.

»Geschwinde! geschwinde!« wiederholte Aramis, sich gegen das Ufer bückend, als wollte er mit seinen Armen Porthos an sich ziehen.

»Hier bin ich,« stammelte Porthos, alle seine Kräfte zusammenraffend, um einen Schritt mehr zu machen.

»In des Himmels Namen, Porthos, kommt! kommt! die Tonne wird springen!«

»Kommt, gnädiger Herr,« riefen die Bretannier Porthos zu, der sich zerarbeitete wie in einem Traum.

Doch es war nicht mehr Zeit; die Explosion fand statt, die Erde barst, der Rauch qualmte durch die breiten Spalten heraus und verdunkelte den Himmel, das Meer floß zurück wie fortgetrieben durch den Hauch des Feuers, das aus der Grotte hervorzuckte wie der Rachen einer riesigen Chimäre; die Ebbe riß die Barke auf zwanzig Klafter vom Ufer weg; alle Felsen krachten auf ihrer Grundfeste und trennten sich wie Holzklötze unter der Gewalt der Keile; man sah einen Teil des Gewölbes zum Himmel emporpringen; das rosenfarbene und grüne Feuer des Schwefels, die schwarze Lava der thonigen Schmelzungen bekämpften sich einen Augenblick unter einem majestätischen Dom von Rauch; dann sah man sie zuerst schwanken, dann sich neigen, dann allmähig fallen, die Felskämme, welche die Gewalt der Explosion nicht hatte von ihren Jahrhunderte alten Sockeln entwurzeln können; sie grüßten einander wie ernste, langsame Greise, und endlich stürzten sie nieder, um aux ewig in ihrem staubigen Grabe zu liegen.

Dieser furchtbare Schlag schien Porthos die Kräfte wiederzugeben, die er verloren hatte; er erhob sich, selbst ein Riese unter diesen Riesen. Doch in dem Augenblick, wo er zwischen der doppelten Reihe von Granitgespenstern durch floh, begannen die letzteren, welche nicht mehr durch die mit einander verbundenen Ketten gehalten wurden, krachend um diesen Titanen zu rollen, der vom Himmel herab mitten unter die Felsen, die er gegen ihn geschleudert, gestürzt schien.

Porthos fühlte den' durch das lange Zerreißen erschütterten Boden unter seinen Füßen zittern. Er streckte rechts und links seine gewaltigen Hände aus, um die einstürzenden Felsen zurückzustoßen. Ein riesiger Block lehnte sich an jede von seinen

ausgestreckten flachen Händen an; er neigte das Haupt, und eine dritte Granitmasse senkte sich zwischen seine beiden Schultern herab.

Einen Augenblick hatten die Arme von Porthos nachgegeben, doch der Hercules raffte alle seine Kräfte zusammen, und man sah die zwei Wände dieses Gefängnisses, in welchem er begraben war, sich langsam entfernen und ihm Platz machen. Einen Augenblick erschien er in dem Granitrahmen wie der antike Engel des Chaos, aber indem er die Seitenfelsen zurückschob, benahm er seinen Stützpunkt dem Block, der auf seinen starken Schultern lastete, und mit seinem ganzen Gewichte auf ihn drückend, stürzte der Steinblock den Riesen auf seine Knie nieder.

Die einen Moment entfernten Seitenfelsen näherten sich und fügten ihr Gewicht dem Urgewichte bei, das genügt hätte, um zehn Menschen zu zermalmen.

Der Riese fiel, ohne um Hülfe zu rufen, er fiel, indem er Aramis mit Worten der Ermutigung und der Hoffnung antwortete, denn er konnte einen Augenblick glauben, er würde wie der Riese Enkelados durch den mächtigen Strebepfeiler seiner Hände das dreifache Gewicht abschütteln. Doch allmählig sah Aramis den Block niedersinken; die kurze Zeit krampfhaft gespannten Hände, die durch eine letzte Anstrengung starr ausgestreckten Arme erschlafften, und der Fels senkte sich stufenweise.

»Porthos! Porthos!« rief Aramis, sich die Haare ausraufend, »Porthos, wo bist Du? Sprich!«

»Hier! hier!« murmelte Porthos mit erlöschender Stimme, »Geduld! Geduld!«

Er vollendete kaum das letzte Wort; der Impuls des Falles vermehrte das Gewicht, der ungeheure Fels stürzte nieder gepreßt durch die zwei anderen, die auf ihn stürzten, und verschlang Porthos in einem Grabe Erbrochener Steine.

Als Aramis die verscheidende Stimme seines Freundes hörte, sprang er ans Land. Zwei von den Bretanniern folgten ihm, einen Hebebaum in der Hand, da ein einziger genügte, um die Barke zu bewachen. Das letzte Röcheln des mutigen Streiters leitete sie im Schutt.

Funkelnd, herrlich, jung wie mit zwanzig Jahren, stürzte Aramis nach der dreifachen Masse, und mit seinen Händen, die so zart wie Frauenhände, hob er durch ein Wunder der Kraft eine Ecke von dem ungeheuren Granitgrabe auf. Da erblickte er in der Finsternis dieses Grabes das noch glänzende Auge seines Freundes, dem die einen Moment aufgehobene Masse den Atem wieder gegeben hatte. Sogleich klammerten sich die zwei Männer an die eiserne Hebestange an und vereinigten ihre angestregten Kräfte mit denen von Aramis, nicht um sie auszudrücken, sondern um sie zu halten. Alles war vergeblich; die drei Männer gaben langsam unter Schmerzensschreien nach, und die raue Stimme von Porthos, als er sah, wie sie sich in einem unnützen Kampfe erschöpften, murmelte mit spöttischem Tone die letzten Worte, welche mit seinem letzten Atem bis auf die Lippen kamen:

»Zu schwer!«

Wonach das Auge sich verdunkelte und schloß, das Gesicht erbleichte, die Hand weiß wurde und der Titane einen letzten Seufzer ausstoßend sich niederlegte.

Mit ihm sank der Fels nieder, den er selbst noch in seinem Toteskampfe gehalten hattete

Die drei Männer ließen die Hebestange los, und diese rollte auf den Grabstein.

Keuchend, bleich, den Schweiß auf der Stirne, die Brust zusammengepreßt, das Herz dem Zerspringen nahe, horchte Aramis.

Nichts mehr! Der Riese schlief den ewigen Schlaf in dem Grabe, das ihm Gott für seine Gestalt gemacht hatte.

XXV.

Die Grabschrift von Porthos.

Schweigsam, in Eis verwandelt, zitternd wie ein furchtsames Kind erhob, sich Aramis über diesem Stein.

Ein Christ geht nicht auf Gräbern.

Im Stande, sich aufrecht zu erhalten, war er unfähig, zu gehen. Man hätte glauben sollen, etwas vom toten Porthos wäre in ihm gestorben.

Seine Bretannier umgaben ihn. Aramis überließ sich ihren Händen; die drei Seeleute hoben ihn auf und trugen ihn in die Barke. Nachdem sie ihn auf die Bank beim Steuerruder gelegt hatten, ruderten sie aus allen Kräften, denn sie wollten lieber rudern sich entfernen, als das Segel hissen, das sie verraten konnte.

Auf der ganzen geebneten Oberfläche der ehemaligen Grotte von Locmaria, auf diesem abgeflachten Strand, zog ein einziger Hügel den Blick an. Aramis konnte seine Augen nicht davon losmachen und von fern, auf der See, schien der drohende, stolze Fels emporzuragen, wie einst Porthos emporragte, um zum Himmel ein lächelndes, unbesiegbares Haupt zu erheben, wie das des redlichen, mutigen Freundes, des Stärksten von den Vieren, der jedoch zuerst gestorben.

Ein seltsames Geschick, das Geschick dieser ehernen Männer! Der Einfachste dem Gemüte nach mit dem Schlausten verbunden; die Kraft des Körpers geleitet durch die Feinheit des Geistes; und im entscheidenden Augenblick, da die Stärke allein Geist und Körper retten konnte, triumphierte ein Stein, ein Fels, ein gemeines, materielles Gewicht über die Stärke, stürzte auf den Körper ein und vertrieb den Geist.

Würdiger Porthos! geboren, um den anderen Menschen zu helfen, immer bereit, sich der Rettung, dem Heile der Schwachen zu opfern, als hätte ihm Gott die Kraft nur zu diesem Gebrauche gegeben, hatte er bloß die Bedingungen seines Vertrags mit Aramis zu erfüllen geglaubt, eines Vertrags, den jedoch Aramis

allein abgfaßt, und den Porthos nur kennen gelernt, um die furchtbare gemeinschaftliche Verbindlichkeit davon zu fordern!

Edler Porthos! Wozu nützen die von herrlichem Geräte strotzenden Schlösser, die von Wildbret strotzenden Wälder, die von Fischen strotzenden Teiche, die von Reichtümern strotzenden Keller! Wozu nützen die Lackeien mit den glänzenden Livreen, und mitten unter ihnen Mousqueton, stolz auf die ihm von Dir übertragene Gewalt! O edler Porthos! sorgsamer Anhäuer von Schätzen, mußtest Du so viel arbeiten, Dein Leben zu vergolden und zu versüßen, um Dich am Ende aus einem öden Gestade, bei dem Geschrei der Vögel des Ozeans, mit zerschellten Knochen unter einem kalten Stein auszustrecken! Mußtest Du edler, Porthos, so viel Gold ansammeln, um nicht einmal das Distichon eines armen Poeten auf Deinem Grabmale zu haben!

Mutiger Porthos! Er schläft ohne Zweifel noch, vergessen, verloren unter dem Felsen, welchen die Hirten der Heide für das riesige Dach eines Dolmen halten.

Und so viel kräftiges Heidekraut, so viele vom bitteren Wind des Ozeans bestrichene Moose, so viele ausdauernde Flechten haben das Grab mit der Erde verlöthet, daß nie ein Vorübergehender sich einzubilden vermöchte, ein solcher Granitblock habe von der Schulter eines Sterblichen ausgehoben werden können.

Immer kalt, immer zu Eis erstarrt, das Herz an den Lippen, schaute Aramis bis zum letzten Strahl des Tages nach dem am Horizont verschwindenden Gestade.

Nicht ein Wort hauchte sich seinem Munde aus, nicht ein Seufzer hob seine tiefe Brust.

Die abergläubischen Bretannier schauten ihn zitternd an. Dieses Stillschweigen war nicht das eines Menschen, sondern das einer Bildsäule.

Bei den ersten grauen Linien, welche vom Himmel herabstiegen, hatte indessen die Barke ihr kleines Segel gehißt, das sich beim Kusse des Windes rundete; rasch entfernte sich das Fahrzeug von der Küste, und den Schnabel gegen Spanien gerichtet, schwamm es mutig durch den schrecklichen, an Stürmen so fruchtbaren Golf von Gascogne.

Doch kaum eine halbe Stunde, nachdem das Segel gehißt war, beugten sich die Ruderer, untätig geworden, über ihre Bänke, machten sich einen Lichtschirm auf ihrer Hand und zeigten sich einander einen weißen Punkt, der am Horizont erschien, ebenso unbeweglich, als es scheinbar eine durch das unerklärliche Atemholen der Wellen gewiegte Möwe ist.

Was aber gewöhnlichen Augen unbeweglich geschienen, ging mit raschem Schritte für das geübte Auge des Seemanns; was auf der See festzustehen schien, streifte behende über die Wellen hin.

Eine Zeit lang, da sie die tiefe Erstarrung sahen, in welche der Gebieter versunken war, wagten sie es nicht, ihn zu erwecken, und sie begnügten sich damit, daß sie ihre Mutmaßungen mit leiser, ängstlicher Stimme austauschten. Aramis, der sonst so tätig, so wachsam, Aramis, dessen Auge wie das des Luchses unablässig lauerte und bei Nacht besser sah, als bei Tag, Aramis entschlummerte in der Verzweiflung seiner Seele.

So verging eine Stunde, während welcher der Tag allmählig abnahm, während welcher aber auch das Schiff, das man sah, es so sehr der Barke an rascher Fahrt zuvorthat, daß Goennec, einer von den drei Seeleuten, endlich laut zu sagen wagte:

»Monseigneur, man macht Jagd auf uns!« Aramis antwortete nichts. Das Schiff kam immer mehr heran.

Auf den Befehl des Patrons Yves zogen nun die zwei Matrosen das Segel ein, damit dieser einzige Punkt, der auf der Oberfläche der Wellen erschien, das feindliche Auge, das sie verfolgte, zu leiten aufhörte.

Von Seiten des Schiffes beschleunigte sich im Gegenteil die Verfolgung durch zwei neue Segel, die man am Ende der Masten aussteigen sah.

Zum Unglück war man in den schönsten und längsten Tagen des Jahres, und der Mond folgte in seiner ganzen Klarheit auf den unseligen Abend. Den Wind hinter sich, hatte das Schiff, das die kleine Barke verfolgte, also noch eine halbe Stunde Dämmerung und eine ganze Nacht Halbhelle.

»Monseigneur! wir sind verloren!« sagte der Patron; »schaut! Sie sehen uns, obgleich wir unser Segel eingezogen haben.«

»Darüber braucht man sich nicht zu wundern,« murmelte einer von den Matrosen; »man sagt, mit Hilfe des Teufels haben die Leute von den Städten Instrumente erfunden, mit denen sie so gut von fern, als von nahe, so gut bei Nacht, als bei Tag sehen.«

Aramis nahm aus der Barke ein Fernrohr, richtete es stillschweigend, gab es dem Matrosen und sagte:

»Nehmt und schaut.«

Der Matrose zögerte.

»Seid unbesorgt,« sprach der Bischof, »es ist keine Sünde, und wenn es eine Sünde ist, so nehme ich sie auf mich.«

Der Matrose hielt das Fernrohr an sein Auge und stieß einen Schrei aus.

Es war ihm vorgekommen, als hätte das Schiff, das ihm kaum einen Kanonenschuß weit entfernt erschien, den Raum plötzlich und mit einem Sprung zurückgelegt.

Als er aber das Instrument von seinem Auge zurückzog, bemerkte er, daß das Schiff, abgesehen von dem Weg, den es während dieses kurzen Moments hatte machen können, noch in der gleichen Entfernung war.

»Sie sehen uns also, wie wir sie sehen,« murmelte der Matrose.

»Sie sehen uns,« wiederholte Aramis, und er versank abermals in seine Unempfindlichkeit.

»Wie! sie sehen uns!« sagte der Patron Yves; »unmöglich!«

»Schaut, Patron!« rief der Matrose.

Und er reichte ihm das Fernrohr.

»Monseigneur versichert mich, der Teufel habe nichts mit dem Allem zu schassen?« fragte der Patron.

Aramis zuckte die Achseln.

Der Patron hielt das Fernrohr an sein Auge.

»Oh! Monseigneur, das ist ein Wunder,« rief er, »sie sind da; mir scheint, ich kann sie berühren. Wenigstens fünf und zwanzig Mann! Ah! ich sehe den Kapitän auf dem Vorderteil! Er hält ein Fernglas wie dieses und schaut nach uns. Ah! er wendet sich um; er gibt einen Befehl; sie rollen eine Kanone auf das Vorderteil; sie laden sie; sie richten sie . . . Barmherzigkeit! sie schießen auf uns!«

Und mit einer maschinenmäßigen Bewegung legte der Patron sein Fernrohr rasch nieder, und, an den Horizont zurückgeschoben, erschienen ihm die Gegenstände wieder unter ihrem wahren Anblick.

Das Schiff war ungefähr noch eine Lieue entfernt, aber das vom Patron verkündigte Manoeuvre wurde darum nichtsdestoweniger wirklich ausgeführt.

Eine leichte Rauchwolke erschien unter den Segeln, weißer als sie, und dehnte sich aus wie eine Blume, die sich erschließt; dann sah man ungefähr auf eine Meile von der kleinen Barke die Kugel ein paar Wellen entkrönen, eine weiße Furche im Meere graben und am Ende dieser Furche so harmlos verschwinden, als der Stein, mit dem ein spielender Schüler Prollungen macht.

Das war zugleich eine Drohung und eine Ankündigung.

»Was ist zu tun?« fragte der Patron.

»Sie werden uns in den Grund bohren,« sagte Goennec; »gebt uns die Absolution, Monseigneur!«

Und die Seeleute knieten vor dem Bischof nieder.

»Ihr vergeßt, daß sie uns sehen,« sprach dieser.

»Es ist wahr,« sagten die Matrosen, ihrer Schwäche sich schämend. »Befehlt, Monseigneur, wir sind bereit, für Euch zu sterben.«

»Warten wir,« sprach Aramis.

»Wie! warten?«

»Ja, seht Ihr nicht, daß sie uns, wenn wir zu fliehen versuchen, wie Ihr so eben sagtet, in den Grund bohren werden?«

»Aber vielleicht,« wagte der Patron zu bemerken, »aber vielleicht können wir ihnen, begünstigt durch die Nacht, entweichen.«

»Oh!« entgegnete Aramis, »sie haben wohl ein wenig griechisches Feuer, um ihren Weg und den unseren zu erleuchten.«

Und zu gleicher Zeit, als hätte das Schiff auf die Bemerkung von Aramis antworten wollen, stieg eine zweite Rauchwolke langsam zum Himmel aus, und aus dem Schooße dieser Wolke sprang ein entzündeter Pfeil hervor, der, einem Regenbogen ähnlich, seine Parabel beschrieb und in das Meer fiel, wo er zu

brennen fortfuhr und den Raum auf eine Viertelmeile im Durchmesser erleuchtete.

Die Bretannier schauten sich erschrocken um.

»Ihr seht wohl,« sagte Aramis, »es ist besser, sie zu erwarten.«

Die Ruder entschlüpfen den Händen der Matrosen, und die Barke wiegte sich unmerklich auf dem Ende der Wogen.

Es wurde Nacht, aber das Schiff segelte immer weiter.

Es war, als verdoppelte es seine Geschwindigkeit mit der Finsternis. Dann und wann, wie ein Geier mit dem blutigen Hals seinen Kopf aus seinem Neste herausstreckt, sprang das griechische Feuer aus seinen Flanken hervor und warf mitten in den Ozean seine Flamme wie einen weiß glühenden Schnee.

Endlich kam es auf Flintenschußweite.

Die ganze Mannschaft war, das Gewehr im Arm, auf dem Verdeck.

Man hätte glauben sollen, es handle sich darum, eine Fregatte zu entern und eine der Zahl nach überlegene Equipage zu bekämpfen, und nicht, eine von vier Personen besetzte Barke zu nehmen.

»Ergebt Euch!« rief der Kommandant des Schiffes mit Hilfe seines Sprachrohrs.

Die Matrosen schauten Aramis an.

Aramis machte ein Zeichen mit dem Kopf.

Der Patron Yves ließ einen weißen Fetzen am Ende eines Bootshaken flattern.

Das war eine Manier, die Flagge zu streichen.

Das Schiff rückte weiter wie ein Renner.

Es schleuderte eine neue griechische Rakete, sie fiel zwanzig Schritte von der Barke nieder und setzte sie besser in's Licht, als es ein Strahl von der glänzendsten Sonne getan hätte.

»Beim ersten Zeichen des Widerstandes Feuer!« rief der Kommandant des Schiffes.

Die Soldaten senkten ihre Musketen.

»Man sagt Euch doch, man ergebe sich,« rief der Patron Yves.

»Lebendig! lebendig!« schrien einige exaltierte Soldaten; »wir müssen sie lebendig nehmen.«

»Nun wohl! ja, lebendig,« erwiderte der Kapitän.

Dann wandte er sich gegen die Bretannier und rief:

»Es soll Euch Allen nichts am Leben geschehen, meine Freunde, Herrn d'Herblay ausgenommen.«

Aramis bebte unmerklich.

Einen Moment heftete sich sein Auge auf die Tiefen des Ozeans, der an seiner Oberfläche durch den letzten Schein des griechischen Feuers beleuchtet war, durch einen Schein, welcher an den Flanken der Wellen hinlief, an deren Gipfel wie ein Federschmuck spielte, und noch düsterer, noch geheimnisvoller die Abgründe machte, die sie bedeckten.

»Ihr hört, Monseigneur?« sagten die Matrosen.

»Ja.«

»Was befiehlt Ihr?«

»Willigt ein.«

»Doch Ihr, Monseigneur?«

Aramis neigte sich weiter vor und spielte mit der Spitze seiner weißen, zarten Finger mit dem grünlichen Wasser der See, der er wie einer Freundin zulächelte.

»Willigt ein,« wiederholte er.

»Wir willigen ein,« riefen die Matrosen, »doch welches Unterpfand werden wir haben?«

»Das Wort eines Edelmanns,« erwiderte der Offizier. »Bei meinem Grade und bei meinem Namen schwöre ich Euch, daß Allem, was nicht Herr d'Herblay ist, das Leben unversehrt bleiben soll. Ich bin Lieutenant der Fregatte des Königs *Pomane* und heiße Louis Constant von Pressigny.«

Schon halb über die Barke hinaus nach dem Meere hinab geneigt, erhob Aramis mit einer raschen Gebärde das Haupt, richtete sich hoch auf und rief, das Auge entflammt, ein Lächeln auf den Lippen, als ob ihm das Kommando zugekommen wäre:

»Werft die Leiter, meine Herren.«

Man gehorchte.

Aramis ergriff das Seil und stieg zuerst hinaus, aber statt der Angst, die man aus seinem Gesichte hervortreten zu sehen erwartete, sahen ihn die Matrosen des Schiffes zu ihrer großen

Verwunderung mit sicherem Schritte auf den Kommandanten zugehen, diesen fest anschauen und ihm mit der Hand ein geheimnisvolles, unbekanntes Zeichen machen, bei dessen Anblick der Offizier erbleichte, zitterte, und die Stirne senkte.

Ohne ein Wort zu sagen, hob Aramis nun die Hand bis unter die Augen des Kommandanten empor und zeigte ihm einen Ring, den er am Goldfinger der linken Hand trug.

Und indem er dieses Zeichen machte, hätte Aramis, in eine kalte, schweigsame, stolze Majestät gehüllt, das Aussehen eines Kaisers, der seine Hand zum Kusse reicht.

Der Kommandant, der einen Augenblick das Haupt erhoben hatte, neigte es zum zweiten Mal mit dem Zeichen der tiefsten Ehrfurcht.

Dann streckte er die Hand gegen das Hinterteil, das heißt gegen sein Zimmer aus und trat auf die Seite, um Aramis vorangehen zu lassen.

Die drei Bretannier, welche hinter ihrem Bischof hinausgestiegen waren, schauten sich erstaunt an.

Die ganze Mannschaft schwieg.

Fünf Minuten nachher rief der Kommandant den Secondlieutenant; sogleich kam dieser wieder heraus und befahl, nach der Corogne zu steuern.

Während man den gegebenen Befehl vollzog, erschien Aramis wieder auf dem Verdeck und setzte sich an die Verschanzung.

Es war völlig Nacht geworden, der Mond zeigte sich noch nicht, und dennoch schaute Aramis hartnäckig gegen Belle-Isle. Yves näherte sich dem Kommandanten, der wieder seinen Platz auf dem Hinterteil eingenommen hatte, und fragte ihn sehr leise, sehr demütig:

»Welchen Weg verfolgen wir, Kapitän?«

»Wir verfolgen den Weg, der Monseigneur beliebt,« antwortete der Offizier.

Aramis brachte die Nacht an die Verschanzung angelehnt zu.

Yves bemerkte am andern Morgen, als er in seine Nähe kam, diese Nacht müsse sehr feucht gewesen sein, denn das Holz, auf das der Bischof seinen Kopf gestützt hatte, war benetzt wie von einem Tau.

Wer weiß, dieser Tau waren vielleicht die ersten Tränen, die den Augen von Aramis entfallen!

Welche Grabschrift wäre so viel wert gewesen, als diese! Guter Porthos!

XVI.

Die Runde von Herrn von Gèvres.

D'Artagnan war nicht an Widerstände, wie der, welchen er erfahren hatte, gewöhnt. Er kam tief gereizt nach Nantes zurück.

Die Gereiztheit übersetzte sich bei diesem kräftigen Mann durch einen stürmischen Angriff, gegen den bis dahin wenige Menschen, und waren sie auch Könige, waren sie Riesen, Stand zu halten vermocht hatten.

Ganz bebend, ging d'Artagnan gerade nach dem Schlosse und verlangte mit dem König zu sprechen. Es mochte ungefähr sieben Uhr Morgens sein, und seit seiner Ankunft in Nantes war der König früh aus dem Bette.

Als aber d'Artagnan in die uns bekannten Hausflur kam, fand er Herrn von Gèvres, der ihn sehr artig aushielt und ihn ermahnte, nicht laut zu sprechen und den König ruhen zu lassen.

»Der König schläft?« sagte d'Artagnan; »ich werde ihn also schlafen lassen. Um welche Stunde denkt Ihr, daß er aufstehen werde?«

»Oh! ungefähr in zwei Stunden, der König hat die ganze Nacht durch gewacht.«

D'Artagnan nahm wieder seinen Hut, grüßte Herrn von Gèvres und kehrte in seine Wohnung zurück.

Er kam um halb zehn Uhr abermals. Man sagte ihm, der König frühstücke.

»Das ist gut,« erwiderte d'Artagnan, »ich werde den König sprechen, während er speist.«

Herr von Brienne bemerkte d'Artagnan, der König wolle während seines Mahles Niemand empfangen.

D'Artagnan schaute Herrn von Brienne von der Seite an und entgegnete:

»Ihr wisst vielleicht nicht, Herr Sekretäre, daß ich meinen Eintritt überall und zu jeder Stunde habe.«

Brienne nahm den Kapitän sachte bei der Hand und sagte zu ihm:

»Nicht in Nantes, lieber Herr d'Artagnan; der König hat auf dieser Reise seine ganze Hausordnung verändert.«

Besänftigt, fragte d'Artagnan, um welche Stunde der König sein Frühstück beendet hätte.

»Man weiß es nicht,« antwortete Brienne.

»Wie! man weiß es nicht? Was soll das bedeuten? Man weiß nicht, wie viel Zeit der König zum Essen braucht? Gewöhnlich eine Stunde, und nehme ich an, daß die Luft der Loire den Appetit schärft, so setzen wir anderthalb Stunden; das ist, denke ich, genug; ich werde also hier warten.«

»Oh! mein lieber Herr d'Artagnan, es ist der Befehl gegeben worden. Niemand mehr in diese Flur einzulassen; ich habe zu diesem Ende hier die Wache.«

D'Artagnan fühlte den Zorn eine Sekunde lang in sein Gehirn emporsteigen. Er ging sehr rasch weg, aus Furcht, die Sache durch einen Streich übler Laune zu verwickeln.

Als er außen war, dachte er nach.

»Der König will mich nicht empfangen,« sagte er, »das ist augenscheinlich; er ist ärgerlich, der junge Mann; er fürchtet die Worte, die ich ihm sagen kann. Ja, doch mittlerweile belagert man Belle-Isle und man nimmt gefangen oder tötet vielleicht meine zwei Freunde. Armer Porthos! Was Meister Aramis betrifft, das ist ein Mann voll von Mitteln, und ich bin ruhig in Beziehung auf ihn. Aber nein, nein, Porthos ist noch nicht invalide und Aramis ist kein einfältiger Greis, Der Eine mit seinen Armen, der Andere mit seiner Einbildungskraft werden den Soldaten Seiner Majestät Arbeit geben. Wer weiß! wenn diese zwei Braven zur Erbauung Seiner Allerchristlichsten Majestät eine kleine Bastei Saint-Gervais wiederholen würden! Ich verzweifle nicht. Sie haben Kanonen und eine Garnison . . . Indessen,« fuhr d'Artagnan den Kopf schüttelnd fort, »ich glaube, es wäre besser, den Kampf zu hemmen. Für mich allein würde ich weder hoffärtigen Trotz, noch Treulosigkeit von Seiten des Königs ertragen, aber für meine Freunde muß ich das Anschauzen, muß ich Beleidigungen, muß ich Alles dulden. Wenn ich zu Herrn Colbert ginge? Das ist Einer, dem ich Angst zu machen die Gewohnheit werde annehmen müssen. Gehen wir zu Herrn Colbert.«

D'Artagnan begab sich mutig auf den Weg. Er erfuhr hier, daß Herr Colbert mit dem König im Schloß von Nantes arbeitete.

»Gut!« rief er, »nun bin ich zu der Zeit zurückgekehrt, wo ich beständig auf dem Wege von Treville in die Wohnung des Kardinals, von der Wohnung des Kardinals zur Königin, von der Königin zu König Ludwig XIII war. Man hat Recht, wenn man sagt, mit dem Alter werden die Menschen wieder Kinder. In's Schloß!«

Er kehrte dahin zurück. Herr von Lyonne kam heraus. Er reichte seine beiden Hände d'Artagnan und teilte ihm mit, der König werde den ganzen Abend die ganze Nacht sogar arbeiten, und es sei der Befehl gegeben. Niemand einzulassen.

»Nicht einmal den Kapitän, der den Befehl einholt?« rief d'Artagnan. »Das ist zu stark,«

»Nicht einmal,« erwiderte Herr von Lyonne.

»Wenn dem so ist,« sprach d'Artagnan, bis ins Herz verwundet, »wenn der Kapitän der Musketiere, der immer in das Schlafzimmer des Königs eingetreten ist, nicht mehr in das Kabinett oder in den Speisesaal eintreten darf, so ist der König tot, oder er hat seine Ungnade auf seinen Kapitän geworfen. In dem einen wie in dem andern Fall bedarf er desselben nicht mehr. Habt die Güte zurückzukehren, Herr von Lyonne, Ihr, der Ihr in Gnade seid, und sagt ganz unumwunden dem König, ich bitte ihn um meine Entlassung.«

»D'Artagnan, nehmt Euch in Acht,« rief Lyonne.

»Geht aus Freundschaft für mich.«

Und er schob ihn sachte nach dem Kabinett.

»Ich gehe,« sagte Herr von Lyonne.

D'Artagnan wartete in der Flur auf- und abschreitend.

Lyonne kam zurück.

»Nun! was hat der König gesagt?« fragte d'Artagnan.

»Der König hat gesagt, es sei gut,« erwiderte Lyonne.

»Was sei gut?« rief der Kapitän ausbrechend; »das heißt, er nehme an? Wohl! nun bin ich frei! Ich bin Bürger, Herr von Lyonne. Auf das Vergnügen, Euch bald wieder zu sehen. Gott befohlen Schloß, Korridor, Vorzimmer, ein Bürger, der endlich frei atmen wird, grüßt euch.«

Und ohne länger zu warten, sprang der Kapitän auf der

Terrasse auf die Treppe, wo er die Stücke vom Brief von Gourville gefunden. Fünf Minuten nachher trat er in den Gasthof ein, in welchem er nach dem Gebrauch aller hohen Offeriere, denen eine Wohnung im Schlosse angewiesen war, das genommen hatte, was man sein Städtzimmer nannte.

Doch statt seinen Mantel und seinen Degen abzulegen, nahm er hier Pistolen, steckte sein Geld in einen großen ledernen Beutel, ließ seine Pferde aus dem Schloßstall holen, und gab Befehle, um Vannes noch in der Nacht zu erreichen.

Alles erfolgte nach seinen Wünschen. Um acht Uhr Abends setzte er seinen Fuß in den Steigbügel, als Herr von Gèvres an der Spitze von zwölf Garden vor dem Gasthause erschien.

D'Artagnan sah Alles aus dem Augenwinkel; er sah notwendig diese dreizehn Mann und diese dreizehn Pferde. Aber er stellte sich, als bemerkte er nichts, und schwang sich vollends auf sein Pferd.

Gèvres trat zu ihm heran und sagte laut:

»Herr d'Artagnan!«

»Ah! Herr von Gèvres, guten Abend!«

»Man sollte glauben, Ihr steigt zu Pferde?«

»Mehr, ich bin aufgestiegen, wie Ihr seht.«

»Es findet sich gut, daß ich Euch treffe.«

»Ihr suchtet mich?«

»Mein Gott! ja.«

»Ich wette, im Auftrage des Königs?«

»Ja.«

»Wie ich vor ein paar Tagen Herrn Fouquet suchte?«

»Oh!«

»Wollt Ihr mir etwa Niedlichkeiten machen, mir! Verlorene Mühe, geht! Sagt mir geschwinde, daß Ihr kommt, um mich zu verhaften.«

»Euch verhaften, guter Gott! nein.«

»Nun! warum geht Ihr mich denn mit zwölf Mann zu Pferde an?«

»Ich mache eine Runde.«

»Nicht übel! Und Ihr hebt mich bei dieser Runde auf?«

»Ich hebe Euch nicht aus, ich finde Euch und bitte Euch, mit mir zu kommen.«

»Wohin?«

»Zum König.«

»Gut!« sagte d'Artagnan mit spöttischem Tone, »der König hat also nichts mehr zu tun?«

»Ich bitte, Kapitän,« sprach Herr von Gèvres leise zum Musketier, »gefährdet Euch nicht, diese Leute hören Euch.«

D'Artagnan lachte und erwiderte dann:

»Vorwärts. Die Leute, die man verhaftet, haben ihren Platz zwischen den sechs ersten und den sechs letzten Garden.«

»Da ich Euch aber nicht verhafte,« entgegnete Herr von Gèvres, »so werdet Ihr, wenn es Euch beliebt, mit mir hinten reiten.«

»Ah!« sagte d'Artagnan, »das ist ein gutes Verfahren, Herzog, und Ihr habt Recht, denn wenn ich je Runden bei Eurem Städtzimmer zu machen gehabt hätte, wäre ich höflich gegen Euch gewesen, das versichere ich Euch bei meinem Ehrenwort. Nun noch eine Gefälligkeit . . . Was will der König von mir.«

»Oh! der König ist wütend.«

»Nun wohl! der König, der sich die Mühe genommen, sich wütend zu machen, wird sich auch die Mühe nehmen, sich zu beruhigen, das ist einfach. Ich werde nicht darüber sterben, das schwöre ich Euch.«

»Nein, aber . . . «

»Aber man wird mich dem armen Herrn Fouquet Gesellschaft leisten lassen, Mordieux! Das ist ein artiger Mann . . . wir werde, ganz angenehm mit einander leben, das schwöre ich Euch.«

»Wir sind an Ort und Stelle,« sagte der Herzog. »Kapitän, ich bitte Euch, seid ruhig gegen den König.«

»Oh! wie wacker seid Ihr gegen mich, Herzog!« sprach d'Artagnan, Herrn von Gèvres anschauend. »Man sagte mir, Ihr strebt darnach. Eure Garden mit meinen Musketieren zu verbinden; ich glaube, das ist eine herrliche Gelegenheit!«

»Ich werde sie nicht ergreifen, Gott behüte mich, Kapitän!«

»Warum nicht?«

»Aus vielen Gründen einmal, und dann aus dem, daß, wenn ich Euch bei den Musketieren nachfolgte, nachdem ich Euch verhaftet hätte . . . «

»Ab! Ihr gesteht, daß Ihr mich verhaftet?«

»Nein, nein!«

»So sagt getroffen. Wenn Ihr mir nachfolgtet, nachdem Ihr mich getroffen hättet?«

»Eure Musketiere würden beim ersten Exerzieren im Feuer aus Unachtsamkeit nach meiner Seite schießen.«

»Ah! was das betrifft, Ich leugne es nicht. Diese Bursche lieben mich sehr.«

Gèvres ließ d'Artagnan voran gehen, führte ihn unmittelbar nach dem Kabinett, wo der König seinen Kapitän der Musketiere erwartete, und stellte sich hinter seinen Kollegen im Vorzimmer.

Man hörte sehr deutlich den König laut mit Colbert sprechen, in demselben Kabinett, wo einige Tage vorher Colbert den König hatte laut mit Herrn d'Artagnan sprechen hören können.

Die Garden blieben in Piquet zu Pferde vor dem Haupttore, und es verbreitete sich allmählig in der Stadt das Gerücht, der Herr Kapitän der Musketiere sei auf Befehl des Königs verhaftet worden.

Da sah man alle diese Leute in Bewegung geraten, wie in der guten Zeit von Ludwig XIII. und Herrn von Treville; es bildeten sich Gruppen, die Treppen füllten sich, ein unbestimmtes Gemurmel drang unten von den Höfen rollend bis in die oberen Stockwerke empor, den heiseren Lamentationen der Wellen bei der Flut ähnlich.

Herr von Gèvres war unruhig. Er schaute seine Garden an, welche, Anfangs von den Musketieren, die sich in ihre Reihen mischten, befragt, sich von diesen auch einige Unruhe offenbarend zu entfernen angingen.

D'Artagnan war sicherlich minder unruhig, als Herr von Gèvres, der Kapitän der Garden. Unmittelbar nach seinem Eintritt hatte er sich auf den Rand eines Fensters gesetzt; er sah alle Dinge mit seinem Adlerblick und verzog keine Miene.

Keiner von den Fortschritten der Währung, die sich bei dem Gerüchte von seiner Verhaftung kundgegeben, war ihm

entgangen. Er sah den Augenblick vorher, wo der Ausbruch stattfinden würde, und man weiß, daß seine Vorhersehungen sicher waren.

»Es wäre seltsam,« dachte er, »wenn mich meine Prätorianer heute Abend zum König von Frankreich machten. Wie würde ich darüber lachen!«

Doch im schönsten Augenblick stockte Alles. Gardien, Musketiere, Offiziere, Soldaten, Gemurmel, Unruhe, Alles zerstreute sich, verschwand; kein Sturm mehr, keine Drohungen mehr, kein Aufruhr mehr.

Ein Wort hatte die Wellen beruhigt.

Der König hatte durch Brienne ausrufen lassen:

»Stille, meine Herren, Ihr seid dem König beschwerlich!«

D'Artagnan seufzte.

»Es ist vorbei,« sagte er, »die Musketiere von heute sind nicht mehr die von Seiner Majestät Ludwig XIII. Es ist vorbei.«

»Herr d'Artagnan, zum König!« rief ein Huissier.

XVII.

König Ludwig XIV.

Der König saß in seinem Kabinett, den Rücken der Eingangstüre zugewendet. Ihm gegenüber war ein Spiegel, in welchen er, während er in seinen Papieren stöberte, nur einen Blick zu werfen brauchte, um diejenigen, welche zu ihm kamen, zu sehen.

Er wandte sich bei dem Eintritt von d'Artagnan nicht um und breitete nur über seinen Briefen und Plänen das große Stück grüner Seide aus, das ihm dazu diente, seine Geheimnisse vor Lästigen zu verbergen.

D'Artagnan begriff das Spiel und blieb hinten, so daß nach einer Minute der König, der nichts hörte und nur aus dem Augenwinkel sah, zu rufen genötigt war:

»Ist Herr d'Artagnan nicht da?«

»Hier bin ich,« erwiderte der Musketier vortretend.

»Nun, mein Herr,« sprach der König, sein klares Auge auf d'Artagnan heftend, »was habt Ihr mir zu sagen?«

»Ich?« erwiderte dieser, der auf den ersten Stoß des Feindes wartete, um einen guten Gegenstoß zu tun, »ich, ich habe Eurer Majestät nichts zu sagen, wenn nicht, daß sie mich hat verhaften lassen und daß ich hier bin.«

Der König war im Begriff, zu antworten, er habe d'Artagnan nicht verhaften lassen, doch das kam ihm wie eine Entschuldigung vor und er schwieg.

D'Artagnan beobachtete ein hartnäckiges Stillschweigen.

»Mein Herr,« sprach der König, »was hatte ich Euch in Belle-Isle zu tun beauftragt? ich bitte, sagt es mir.«

Bei diesen Worten schaute der König seinen Kapitän fest an.

Hier war d'Artagnan zu glücklich; der König machte ihm die Partie so schön.

»Ich glaube,« erwiderte er, »Eure Majestät hat die Gnade gehabt, mich zu fragen, was ich in Belle-Isle habe tun sollen?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich weiß es durchaus nicht, Sire; mich muß man das nicht fragen, sondern die zahllosen Offiziere aller Art, denen man zahllose Befehle aller Art gegeben, während man mir, dem Anführer der Expedition, nichts Bestimmtes befohlen hatte.«

Der König war verletzt; er zeigte es durch seine Antwort.

»Mein Herr.« erwiderte er, »man hat nur Leuten Befehle gegeben, die man für treu erachtet.«

»Ich wundere mich auch, Sire,« fuhr der Musketier fort, »daß ein Kapitän, wie ich bin, der ich die Geltung eines Marschalls von Frankreich habe, sich unter die Befehle von fünf bis sechs Lieutenants und Majors gestellt sehen mußte, welche zu Spionen taugen mögen, aber keines Wegs zur Anführung von Kriegsexpeditionen. Hierüber wollte ich Eure Majestät um Aufklärung bitten, als mir der Eintritt verweigert wurde, was als die letzte einem braven Mann angetane Beschimpfung mich veranlaßt hat, den Dienst Eurer Majestät zu verlassen.«

»Mein Herr, Ihr glaubt Immer in einem Jahrhundert zu leben, wo die Könige, wie Ihr es gewesen zu sein Euch beklagt, unter den Befehlen und unter der Willkür ihrer Untergeordneten standen. Ihr scheint mir zu sehr zu vergessen, daß ein König nur Gott über seine Handlungen Rechenschaft schuldig ist.«

»Ich vergesse gar nichts, Sire erwiderte der Musketier, bei dieser Sektion ebenfalls verletzt. »Übrigens sehe ich nicht ein, wodurch ein ehrlicher Mann den König beleidigt, wenn er ihn fragt, in welcher Hinsicht er ihm schlecht gedient habe.«

»Ihr habt mir dadurch schlecht gedient, daß Ihr die Partei meiner Feinde gegen mich ergriff.«

»Wer sind Eure Feinde, Sire?«

»Diejenigen, zu deren Bekämpfung ich Euch absandte.«

»Zwei Männer! Feinde des Heeres Eurer Majestät! das ist nicht glaublich, Sire.«

»Ihr habt meinen Willen nicht zu beurteilen.«

»Ich hatte meine Freundschaften zu beurteilen, Sire.«

»Wer seinen Freunden dient, dient seinem Herrn nicht.«

»Das habe ich so gut begriffen, Sire, daß ich Eurer Majestät ehrfurchtsvoll meine Entlassung anbot.«

»Und ich habe sie angenommen, mein Herr. Ehe ich mich von

Euch trennte, wollte ich Euch beweisen, daß ich mein Wort zu halten wisse.«

»Eure Majestät hat mehr als ihr Wort gehalten, denn Eure Majestät hat mich verhaften lassen,« sprach d'Artagnan mit seiner kalt spöttischen Miene, »das hatte sie mir nicht versprochen.«

Der König ging über diesen Scherz mit Geringschätzung weg und sprach ernsthaft:

»Seht, mein Herr, wozu mich Euer Ungehorsam gezwungen hat.«

»Mein Ungehorsam!« rief d'Artagnan rot vor Zorn.

»Das ist der mildeste Name, den ich gefunden habe,« fuhr der König fort. »*Meine* Idee war, die Rebellen festzunehmen und zu bestrafen; hatte ich mich darum zu bekümmern, daß die Rebellen Eure Freunde waren?«

»Aber ich hatte mich darum zu bekümmern,« entgegnete d'Artagnan. »Es war eine Grausamkeit von Eurer Majestät, mich zu beauftragen, meine Freunde gefangen zu nehmen, um sie zum Galgen zu führen.«

»Das ist eine Probe, die ich bei vorgeblichen Dienern zu machen hatte, welche mein Brot essen und meine Person verteidigen sollen. Die Probe ist schlecht ausgefallen, Herr d'Artagnan.«

»Für einen schlechten Diener, den Eure Majestät verliert,« erwiderte der Musketier mit Bitterkeit, »sind zehn da, die an demselben Tag ihre Proben abgelegt haben. Hört mich an, Sire; ich bin an diesen Dienst nicht gewöhnt. Ich bin ein widerspänstiges Schwert, wenn es sich darum handelt, das Schlimme zu tun. Es war schlimm von mir, bis zum Tode zwei Menschen zu verfolgen, um deren Leben Herr Fouquet, der Retter Eurer Majestät, Euch gebeten hatte. Dabei waren diese zwei Menschen meine Freunde. Sie griffen Eure Majestät nicht an; sie unterlagen unter dem Gewichte eines blinden Zorns. Warum sollte man sie übrigens nicht fliehen lassen? Welches Verbrechen hatten sie begangen? Ich will es gelten lassen, daß Ihr mir das Recht streitig macht, ihr Verbrechen zu beurteilen. Doch warum beargwohnt Ihr mich vor der Tat? Warum umgibt Ihr mich mit Spionen? Warum entehrt Ihr mich vor der Armee? Warum nötigt

Ihr mich . . . mich, zu dem Ihr bis jetzt das vollste Vertrauen gezeigt habt, mich, der ich seit dreißig Jahren Eurer Person zur Seite gestanden bin und Euch tausend Beweise treuer Ergebenheit geliefert habe, denn heute, da man mich anschuldigt, muß ich es wohl sagen, warum nötigt Ihr mich drei tausend Soldaten des Königs in Schlachtordnung gegen zwei Menschen marschieren zu sehen?«

»Man sollte glauben, Ihr vergäßet, was diese Menschen mir getan, und daß es nicht von ihnen abgehängt, wenn ich nicht verloren gewesen bin,« sprach der König mit dumpfem Ton.

»Sire, man sollte glauben, Ihr vergäßet, daß ich da war.«

»Genug, Herr d'Artagnan, genug der beherrschenden Interessen, die meinen Interessen die Sonne benommen haben. Ich gründe einen Staat, in dem es nur einen Herrn geben wird; ich habe Euch das einst versprochen; der Augenblick, mein Wort zu halten, ist gekommen. Ihr wollt, daß es Euch nach Eurem Geschmack und nach Euren Freundschaften frei stehe, meine Pläne zu hemmen und meine Feinde zu retten? Ich breche mit Euch ab oder ich lasse Euch ziehen. Ich weiß wohl, daß ein anderer König sich nicht benehmen würde, wie ich es tue, und daß er sich von Euch beherrschen ließe, auf die Gefahr, Euch eines Tags in die Gesellschaft von Herrn Fouquet und Anderen zu schicken; aber ich habe ein gutes Gedächtnis, und für mich sind die Dienste heilige Ansprüche auf die Dankbarkeit, auf die Straflosigkeit. Ihr sollt nur diese Lektion zu Bestrafung Eurer Unbotmäßigkeit haben, Herr d'Artagnan, und ich werde meine Vorgänger in ihrem Zorn nicht nachahmen, da ich sie in ihrer Gunst nicht nachgeahmt habe. Und dann lassen mich andere Gründe mild gegen Euch verfahren: einmal seid Ihr ein Mann von Verstand, von großem Verstand, ein Mann von Herz, und Ihr werdet ein guter Diener für Jeden sein, der Euch gebändigt haben wird; sodann werdet Ihr aufhören, Motive der Insubordination zu haben. Eure Freunde sind durch mich vernichtet oder zu Grunde gerichtet. Diese Stützpunkte, auf denen instinctartig Euer launenhafter Geist ruhte, habe ich verschwinden gemacht. Zu dieser Stunde haben meine Soldaten die Rebellen von Belle-Isle festgenommen oder getötet.«

D'Artagnan erbleichte.

»Festgenommen oder getötet!« rief er. »Oh! Sire, wenn Ihr dächtet, was Ihr mir da sagt, und wenn Ihr sicher wäret, mir die Wahrheit zu sagen, so vergäße ich Alles, was Gerechtes, Alles, was Großmütiges in Euren Worten ist, um Euch einen barbarischen König und einen entarteten Menschen zu nennen. Aber ich verzeihe sie Euch, diese Worte,« sprach er stolz lächelnd, »ich verzeihe sie dem jungen Fürsten, der nicht weiß, der nicht begreifen kann, was Männer sind, wie Herr d'Herblay, wie Herr du Vallon, wie ich. Festgenommen oder getötet! Ah! ah! Sire, sagt mir, wenn die Kunde wahr ist, wie viel sie Euch Menschen und Geld gekostet hat? Wir werden nachher berechnen, ob der Gewinn den Einsatz wert gewesen ist.«

Während er noch sprach, näherte sich ihm der König voll Zorn und sagte zu ihm:

»Herr d'Artagnan, das sind Antworten eines Rebellen. Wollt mir doch, wenn es Euch beliebt, sagen, wer der König von Frankreich ist? wisst Ihr einen Anderen?«

»Sire,« erwiderte kalt der Kapitän der Musketiere, »Sire, ich erinnere mich, daß Ihr eines Morgens in Vaux diese Frage an viele Personen richtetet, welche nicht darauf zu antworten wussten, während ich darauf geantwortet habe. Habe ich den König an jenem Tag, da die Sache nicht leicht war, erkannt, so glaube ich, daß es unnütz wäre, mich dies heute zu fragen, da Eure Majestät allein bei mir ist.«

Bei diesen Worten schlug Ludwig XIV. die Augen nieder. Es kam ihm vor, als wäre der Schatten des unglücklichen Philipp zwischen ihm und d'Artagnan durchgezogen, um die Erinnerung an dieses furchtbare Abenteuer heraufzubeschwören.

Beinahe in demselben Augenblick trat ein Offizier ein und übergab dem König eine Depeche; er las sie und wechselte die Farbe.

D'Artagnan bemerkte es. Der König blieb unbeweglich und schweigsam, nachdem er zum zweiten Male gelesen hatte. Dann faßte er plötzlich einen Entschluß und sprach:

»Mein Herr, was man mir mitteilt, würdet, Ihr später erfahren; es ist besser, daß ich es Euch sage, und daß Ihr es durch meinen Mund erfahrt. Es hat ein Kampf auf Belle-Isle stattgefunden.«

»Oh! oh!« machte d'Artagnan mit ruhiger Miene, während sein Herz klopfte, um seine Brust zu zersprengen. »Nun! Sire?«

»Nun! mein Herr, ich habe hundert und sechs Mann verloren.«

Ein Blitz der Freude und des Stolzes glänzte in den Augen von d'Artagnan.

»Und die Rebellen?« sagte er.

»Die Rebellen haben sich geflüchtet,« antwortete der König.

D'Artagnan stieß ein Triumphgeschrei aus.

»Nur habe ich eine Flotte, welche Belle-Isle eng blockiert, und ich habe die Gewißheit, daß keine Barke entkommen wird.«

»So daß,« sprach der Musketier, zu seinen düstern Gedanken zurückkehrend, »so daß, wenn man diese Herren bekommt . . . !«

»Man sie henken wird,« antwortete der König ruhig.

»Und sie wissen es?« fragte d'Artagnan, einen Schauer unterdrückend.

»Sie wissen es, da Ihr es ihnen sagen mußtet, und da es das ganze Land weiß.«

»Dann, Sire, wird man sie nicht lebendig bekommen, dafür stehe ich Euch.«

»Ah!« sagte der König mit nachlässigem Tone, indem er seinen Brief wieder aufnahm. »Nun! so wird man sie tot bekommen, und das läuft auf Eines aus, da ich sie nur festnahm, um sie henken zu lassen.«

D'Artagnan wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß.

»Ich habe Euch gesagt,« fuhr Ludwig XIV. fort, »ich würde einst ein wohlgewogener, freigebiger und beständiger Herr für Euch sein. Ihr seid heute der einzige Mann von Einst, der meines Zornes oder meiner Freundschaft würdig ist. Ich werde Euch, je nach Eurem Benehmen, weder mit dem einen verschonen, noch die andere vorenthalten. Würdet Ihr es begreifen, wenn Ihr einem König dientet, der hundert andere Könige seines Gleichen im Reiche hätte? Sagt mir, könnte ich bei dieser Schwäche die großen Dinge tun, auf die ich sinne? Habt Ihr je einen Künstler solide Werke mit einem rebellischen Instrument ausführen sehen? Fern von uns seien die alten Sauerteige feudaler Mißbrauche! Die Fronde, welche die Monarchie zu Grunde richten sollte, hat sie emanzipiert. Ich bin hier in meinem Hause, Kapitän d'Artagnan,

und ich werde Diener haben, die, wenn es ihnen auch vielleicht an Eurem Genie gebricht, die Ergebenheit und den Gehorsam bis zum Heldenmut treiben werden. Ich frage Euch, was ist daran gelegen, daß Gott den Armen und den Beinen nicht Genie gegeben hat? er gibt es dem Kopf, und dem Kopf, wie Ihr wisst, gehorcht das Übrige. Ich bin der Kopf!«

D'Artagnan bebt.

Ludwig fuhr fort, als ob er nichts gesehen hätte, obgleich ihm dieses Beben nicht entgangen war:

»Schließen wir nun unter uns Beiden den Handel ab, den ich Euch eines Tages, als Ihr mich noch sehr klein in Blois fandet, zu machen versprochen habe. Wißt mir Dank, mein Herr, daß ich Niemand die Tränen der Scham, die ich damals vergossen, bezahlen lasse. Schaut umher, die großen Häupter sind gebeugt. Beugt Euch, wie sie, oder wählt die Verbannung, die Euch zugesagt wird. Wenn Ihr darüber nachdenkt, werdet Ihr vielleicht finden, dieser König sei ein großmüthiges Herz, das genug auf Eure Redlichkeit rechne, daß er Euch entlasse, während er Euch unzufrieden wisse, während Ihr das Staatsgeheimnis besitzt. Ich weiß, Ihr seid ein wackerer Mann. Warum habt Ihr mich vor der Zeit beurteilt? Beurteilt mich von heute an, d'Artagnan, und seid streng, so lange es Euch beliebt.«

D'Artagnan blieb betäubt, stumm, zum ersten Male in seinem Leben unentschieden, schwankend. Er hatte einen seiner würdigen Gegner gefunden. Das war nicht mehr Schlauheit, das war Berechnung; das war nicht mehr Gewalttätigkeit, es war Stärke; das war nicht mehr Zorn, es war Willen; das war nicht mehr Prahlerei, es war Ratschluss. Dieser junge Mann, der Fouquet niedergeschmettert hatte und d'Artagnan's entbehren konnte, brachte alle ein wenig halsstarrige Berechnungen des Musketiers in Verwirrung.

»Nun, was hält Euch auf?« fragte der König sanftmütig. »Ihr habt Eure Entlassung verlangt, soll ich sie Euch verweigern? Ich gestehe zu, daß es für einen alten Kapitän hart sein wird, von seiner schlimmen Laune abzugehen.«

»Oh!« erwiderte d'Artagnan schwermütig, »das ist nicht meine ernsteste Sorge. Ich zögere, mein Entlassungsgesuch zurückzunehmen, weil ich Euch gegenüber alt bin und weil ich

Gewohnheiten habe, die sich schwer verlieren. Ihr braucht fortan Höflinge, die Euch zu belustigen verstehen. Narren, die sich für das töten lassen müssen, was Ihr Eure großen Werke nennt. Gewiß, sie werden es sein, ich fühle es; wenn ich sie aber zufällig nicht so fände! Ich habe den Krieg gesehen, Sire, ich habe den Frieden gesehen; ich habe Richelieu und Mazarin gedient; ich bin mit Eurem Vater am Feuer von la Rochelle gerötet, von Schüssen durchlöchert worden wie ein Sieb, und habe mich mehr als zehnmal gehäutet wie eine Schlange. Nach den Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten habe ich ein Kommando bekommen, das einst etwas war, weil es das Recht gab, wie man wollte, zum König zu sprechen. Aber Euer Kapitän der Musketiere wird fortan ein Offizier sein, der die Hoflore bewacht. Wahrhaftig, Sire, wenn das fortan sein Geschäft sein soll, so benützt den Umstand, daß wir gut mit einander sind, um es mir zu nehmen. Glaubt nicht, ich hege einen Groll; nein, Ihr habt mich gebändigt, wie Ihr sagt; doch ich muß gestehen, indem Ihr mich beherrschtet, habt Ihr mich verringert; indem Ihr mich beugtet, habt Ihr mich der Schwäche überwiesen. Wenn Ihr wüsstet, wie gut es mir steht, den Kopf hoch zu tragen, und wie kläglich ich aussehen würde, wenn ich den Staub Eurer Teppiche beröche! Oh! Sire, ich bedaure es aufrichtig, und Ihr werdet es mit mir bedauern, daß die Zeit nicht mehr ist, wo der König von Frankreich in seinen Vorgemächern alle die unverschämten, mageren, beständig fluchenden, närrischen, knurrenden Edelleute sah, die in den Schlachten bis auf den Tod bissen. Diese Leute sind die besten Höflinge für die Hand, die sie nährt; sie lecken sie; aber für die Hand, die sie schlägt, oh! der schöne Biß! Ein wenig Gold an den Galonen dieser Mäntel, ein wenig Bauch in die Beinkleider, ein wenig Grau in diese vertrocknete Haare, und Ihr werdet die schönen Herzoge und Pairs, die stolzen Marschälle von Frankreich sehen!

»Doch wozu dies Alles sagen? Der König ist mein Herr, er will, daß ich Verse mache, er will, daß ich mit Atlasschuhen die Mosaike seiner Vorzimmer poliere; Mordieux! das ist schwierig, doch ich habe Schwereres, als dieses getan. Ich werde es tun. Warum werde ich es tun? Weil ich das Geld liebe. Ich habe. Weil ich ehrgeizig bin? Meine Laufbahn ist begrenzt. Weil ich den Hof liebe? Nein. Ich werde bleiben, weil ich seit dreißig Jahren

gewohnt bin, die Parole beim König zu holen und zu mir sagen zu hören: Guten Abend, d'Artagnan, mit einem Lächeln, um das ich nicht bettelte. Um dieses Lächeln werde ich betteln, Sire. Seid Ihr zufrieden?«

Nach diesen Worten beugte d'Artagnan langsam seinen silbergrauen Kopf; der König legte mit Stolz seine weiße Hand darauf und sprach:

»Ich danke, mein alter Diener, mein treuer Diener. Da ich von heute an keine Feinde mehr in Frankreich habe, so muß ich Dich auf ein fremdes Feld schicken, um Deinen Marschallsstab zu holen. Zähle auf mich, daß ich Dir die Gelegenheit finden werde. Mittlerweile iß mein bestes Brot und schlafe ruhig.«

»So lasse ich es mir gefallen!« sagte d'Artagnan bewegt . . . »doch die armen Leute von Belle-Isle? Der Eine besonders, der so gut und so brav?«

»Bittet Ihr mich um ihre Begnadigung?«

»Auf den Knien, Sire.«

»Wohl! so bringt sie ihnen, wenn es noch Zeit ist. Doch Ihr verbürgt Euch für sie?«

»Ich verbürge mich mit meinem Leben.«

»Geht. Morgen reise ich nach Paris ab. Kehrt bis dahin zurück, denn Ihr sollt mich nicht verlassen.«

»Seid unbesorgt, Sire!« rief d'Artagnan, dem König die Hand küssend.

Und er stürzte, das Herz von Freude angeschwollen, aus dem Schlosse nach der Straße von Belle-Isle.

XXIII.

Die Freunde von Herrn Fouquet.

Der König war nach Paris zurückgekehrt und mit ihm d'Artagnan; dieser hatte in vier und zwanzig Stunden aus Belle-Isle alle Erkundigungen eingezogen, ohne das Geheimnis zu ergründen, das so gut der Felsen von Locmaria, das Heldengrab von Porthos, bewahrte.

Der Kapitän der Musketiere wusste nur das, was diese mutigen Männer, diese zwei Freunde, deren Verteidigung er so edel übernommen, denen er das Leben zu retten versucht, unterstützt von drei getreuen Bretanniern gegen eine ganze Armee vollführt hatten. Er hatte, auf die benachbarte Einöde hinausgeschleudert, die menschlichen Überreste sehen können, welche mit Blut die im Heidekraut zerstreuten Kiesel befleckt.

Er wusste auch, daß man fern im Meere eine Barke erblickt, und daß einem Raubvogel ähnlich ein königliches Schiff dieses arme Vögelchen, das mit der größten Eile flog, verfolgt, eingeholt und verschlungen hatte.

Hier aber hörten die Gewißheiten für d'Artagnan aus. Das Feld der Mutmaßungen öffnete sich bei dieser Grenze. Was sollte man nun denken? Das Schiff war nicht zurückgekehrt. Allerdings herrschte seit drei Tagen ein heftiger Wind, doch die Corvette war zugleich eine gute Seglerin und solid in ihrem Bau; sie hatte nicht bange vor den Windstößen, und diejenige, welche Aramis trug, hätte, nach der Schätzung von d'Artagnan, nach Brest zurückgekehrt oder in die Mündung der Loire eingelaufen sein müssen.

Dies waren die schwankenden, aber für ihn persönlich etwas beruhigenden Nachrichten, welche d'Artagnan Ludwig XIV. brachte, als der König, gefolgt von seinem ganzen Hofe, nach Paris zurückkehrte.

Zufrieden mit dem Erfolg seines Verfahrens, hatte Ludwig, sanfter und leutseliger, seitdem er sich mächtiger fühlte, nicht aufgehört, am Kutschenschlage von Fräulein de la Vallière zu

reiten.

Jedermann hatte sich beeifert, die zwei Königinnen zu zerstreuen, um sie diese Vernachlässigung des Sohnes und des Gemahls vergessen zu lassen. Alles lebte in der Zukunft; die Vergangenheit war für Niemand mehr etwas. Nur traf diese Vergangenheit wie eine schmerzliche, blutende Wunde die Herzen einiger zärtlichen, ergebenen Seelen. Der König war nicht sobald wieder bei sich eingezogen, als er einen rührenden Beweis hiervon erhielt.

Ludwig war so eben ausgestanden und hatte sein erstes Mahl eingenommen, als sein Kapitän der Musketiere vor ihm erschien. D'Artagnan war ein wenig bleich und schien angegriffen.

Der König gewahrte mit dem ersten Blick die Veränderung dieses gewöhnlich so gleichmäßigen Gesichtes.

»Was habt Ihr, d'Artagnan?« fragte er.

»Sire, es ist mir ein großes Unglück widerfahren.«

»Mein Gott, was denn?«

»Sire, ich habe einen meiner Freunde, Herrn du Vallon, bei dem Kampfe auf Belle-Isle verloren.«

So sprechend heftete d'Artagnan sein Falkenauge auf Ludwig XIV., um in ihm das erste Gefühl zu erraten, das durchbrechen würde.

»Ich wusste es,« erwiderte der König.

»Ihr wusstet es und habt mir nichts davon gesagt!« rief der Musketier.

»Wozu? Euer Schmerz, mein Freund, ist so ehrwürdig! Ich mußte ihn schonen. Ja, ich wusste, daß Herr du Vallon sich unter den Felsen von Locmaria begraben hatte; ich wusste, daß mir Herr d'Herblay ein Schiff mit seiner Mannschaft genommen hat, um sich nach Bayonne führen zu lassen. Aber ich wollte, daß Ihr diese Ereignisse auf unmittelbarem Wege erföhret, damit Ihr überzeugt würdet, meine Freunde seien achtenswert und heilig für mich, der Mensch in mir werde sich immer den Menschen opfern, da der König so oft genötigt ist, die Menschen seiner Majestät, seiner Macht zu opfern.«

»Aber, Sire, woher wisst Ihr . . . ?«

»Woher wisst Ihr selbst, d'Artagnan?«

»Durch diesen Brief, Sire, den mir von Bayonne Aramis schreibt, welcher frei und außer Gefahr ist.«

»Seht,« sagte der König, indem er auf seiner Cassette, welche auf einem Meuble in der Nähe des Stuhles stand, auf den sich d'Artagnan stützte, einen Brief zog, welcher genau nach dem von d'Artagnan copirt war. »Hier ist derselbe Brief, den mir Colbert acht Stunden, bevor Ihr den Eurigen erhalten, zugeschickt hat. Ich bin, wie ich hoffe, gut bedient.«

»Ja, Sire,« sprach der Musketier, »Ihr seid der einzige Mensch, dessen Glück im Stande war, das Glück und die Stärke meiner zwei Freunde zu überwältigen. Ihr habt Eure Macht gebraucht, Sire, aber nicht wahr, Ihr werdet sie nicht mißbrauchen?«

»D'Artagnan,« erwiderte der König mit einem Lächeln voll Wohlwollen, »ich könnte Herrn d'Herblay auf dem Gebiete des Königs von Spanien ausheben und ihn lebendig hierher bringen lassen, um Gerechtigkeit an ihm zu üben. D'Artagnan, glaubt mir, ich werde dieser ersten, sehr natürlichen Bewegung nicht nachgeben. Er ist frei, er fahre fort, frei zu sein.«

»Oh! Sire, Ihr werdet nicht immer so mild, so edel, so großmüthig bleiben, als Ihr in Beziehung auf mich und Herrn d'Herblay gewesen seid; Ihr findet in Eurer Nähe Räte, die Euch von dieser Schwäche heilen werden.«

»Nein, d'Artagnan, Ihr täuscht Euch, wenn Ihr meinen Rat beschuldigt, er wolle mich zur Strenge antreiben. Der Rat, Herrn d'Herblay zu schonen, kommt von Colbert selbst.«

»Ah! Sire,« rief d'Artagnan erstaunt.

»Was Euch betrifft,« fuhr der König mit einer ungewöhnlichen Güte fort, »ich habe Euch mehrere angenehme Nachrichten mitzuteilen; Ihr sollt sie erfahren, sobald ich meine Rechnungen beendigt. Ich sagte Euch, ich wolle und werde Euer Glück machen. Dieses Wort soll zu einer Wirklichkeit werden.«

»Ich danke tausendmal, Sire; ich kann warten. Ich bitte Eure Majestät, während ich gehe und mich in Geduld fasse, sich mit den armen Leuten zu beschäftigen, die seit langer Zeit Euer Vorzimmer belagern und in Demut eine Supplik zu den Füßen des Königs niederlegen wollen.«

»Wer dies?«

»Feinde Eurer Majestät.«

Der König erhob das Haupt.

»Freunde von Herrn Fouquet,« fügte d'Artagnan bei.

»Ihre Namen?«

»Herr Gourville, Herr Pelisson und ein Dichter, Herr Jean La Fontaine.«

Der König hielt einen Augenblick inne, um nachzudenken.

»Was wollen sie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie sind sie?«

»In Trauer.«

»Was sagen sie?«

»Nichts.«

»Was tun sie?«

»Sie weinen.«

»Sie mögen eintreten,« sprach der König, die Stirne faltend.

D'Artagnan drehte sich rasch um, hob den Türvorhang auf, der den Eingang des königlichen Zimmers schloß, und rief in den anstoßenden Saal:

»Führt sie ein.«

Bald erschienen an der Türe des Kabinetts, in dem sich der König und sein Kapitän befanden, die drei von d'Artagnan genannten Männer.

An ihrem Wege herrschte ein tiefes Stillschweigen. Bei Annäherung der Freunde des unglücklichen Oberintendanten der Finanzen wichen die Höflinge zurück, als befürchteten sie, durch die Ansteckung der Ungnade und des Unglücks verdorben zu werden.

D'Artagnan ging ihnen mit raschem Schritte entgegen und nahm diese Unglücklichen bei der Hand, welche an der Türe des königlichen Kabinetts zögerten und zitterten; er führte sie vor den Lehnstuhl des Königs, der sich in eine Fenstervertiefung geflüchtet hatte und, auf den Augenblick der Vorstellung wartend, sich anschickte, den Flehenden einen streng diplomatischen Empfang zu bereiten.

Der erste von den Freunden von Fouquet, welcher vortrat, war

Pelisson. Er weinte nicht mehr, doch seine Tränen waren nur vertrocknet, daß der König seine Stimme und sein Flehen besser hören konnte.

Gourville biß sich auf die Lippen, um seine Tränen aus Achtung vor dem König zurückzuhalten. La Fontaine begrub sein Gesicht in seine Hände, und ohne die krampfhafte Bewegung seiner Schultern, welche durch das Schluchzen emporgehoben wurden, hätte man glauben sollen, er lebe nicht.

Der König behauptete seine ganze Würde. Sein Gesicht war unempfindlich. Es behielt sogar das Runzeln der Stirne, das erschienen war, als ihm d'Artagnan seine Feinde angekündigt hatte. Er machte eine Gebärde, welche bedeutete: Sprecht, und blieb mit einem tiefen Blick diese drei verzweifelten Menschen beobachtend stehen.

Pelisson verbeugte sich bis zur Erde, und La Fontaine kniete nieder, wie man es in den Kirchen tut.

Dieses hartnäckige Stillschweigen, nur unterbrochen durch schmerzliche Seufzer, fing an, nicht das Mitleid, sondern die Ungeduld des Königs zu erregen.

»Herr Pelisson,« sagte er mit kurzem, trockenem Ton, »Herr Gourville und Sie, mein Herr . . . «

Und er nannte La Fontaine nicht.

»Ich würde es mit fühlbarem Missvergnügen sehen, wenn Ihr kämt, um eine Bitte für einen der größten Verbrecher einzulegen, den meine Justiz bestrafen muß. Ein König läßt sich nur durch die Tränen und die Reue rühren: durch die Tränen der Unschuld, durch die Reue der Strafbaren. Ich werde weder an die Reue von Herrn Fouquet, noch an die Tränen seiner Freunde glauben, weil der Eine bis in das Herz verdorben ist, und weil die Anderen mich in meinem Hause zu beleidigen befürchten müssen. Deshalb, Herr Pelisson, Herr Gourville und Ihr, mein Herr . . . , deshalb bitte ich Euch, nichts zu sagen, was nicht laut von der Achtung zeugt, die Ihr für meinen Willen habt.«

»Sire,« erwiderte Pelisson, zitternd bei diesen schrecklichen Worten, »wir sind nicht gekommen, um Eurer Majestät irgend Etwas zu sagen, was nicht der Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht und der aufrichtigsten Liebe ist, die dem König alle seine

Untertanen schuldig sind. Die Justiz Eurer Majestät ist furchtbar; Jeder muß sich unter den Sprüchen beugen, die sie fällt. Wir verneigen uns ehrerbietigst vor ihr. Fern von uns sei der Gedanke, denjenigen zu verteidigen, der das Unglück gehabt hat, Eure Majestät zu beleidigen. Derjenige, welcher sich Eure Ungnade zugezogen, kann ein Freund für uns sein, aber er ist ein Feind des Staates. Wir überlassen ihn weinend der Strenge des Königs . . . «

»Übrigens,« unterbrach ihn der König, beruhigt durch diesen flehenden Ton und diese überzeugenden Worte, »übrigens wird ihn mein Parlament richten. Ich schlage nicht, ohne erwogen zu haben. Meine Gerechtigkeit hat nicht das Schwert, ohne die Waagschale gehabt zu haben.«

»Wir hegen auch alles Vertrauen zu dieser Unparteilichkeit des Königs, und wir können hoffen, unsere schwachen Stimmen mit der Beipflichtung Eurer Majestät ertönen zu lassen, wenn die Stunde, einen angeklagten Freund zu verteidigen, für uns geschlagen hat.«

»Was verlangt Ihr also, meine Herren?« sagte der König mit seiner eindrucksvollen Miene.

»Sire,« erwiderte Pelisson, »der Angeklagte verlässt eine Frau und eine Familie. Das geringe Vermögen, das er hatte, genügt kaum, um seine Schulden zu bezahlen, und Madame Fouquet wird seit der Gefangenschaft ihres Mannes von aller Welt gemieden. Die Hand Eurer Majestät schlägt zugleich mit der Hand Gottes. Schickt der Herr die Wunde des Aussatzes oder der Pest einer Familie, so flieht Jeder und entfernt sich von der Wohnung des Pestkranken oder des Aussätzigen. Zuweilen, aber selten, wagt es ein edelmütiger Arzt, sich der verfluchten Schwelle zu nähern, überschreitet sie beherzt und setzt sein Leben aus, um den Tod zu bekämpfen. Er ist die letzte Hilfsquelle des Sterbenden, er ist das Werkzeug der himmlischen Barmherzigkeit. Sire, mit gefalteten Händen, auf beiden Knien flehen wir Euch an, wie man die Gottheit anfleht; Madame Fouquet hat keine Freunde, keine Stützen mehr; sie weint in ihrem armen, verödeten Hause, das von denen verlassen ist, die im Augenblicke der Gunst die Türe belagerten; sie hat keinen Kredit, sie hat keine Hoffnung mehr. Der Unglückliche, auf dem Euer Zorn lastet,

empfängt wenigstens, so strafbar er ist, von Euch das Brot, das jeden Tag seine Tränen befeuchten. Ebenso betrübt, mehr entblößt als ihr Gatte, hat Madame Fouquet, diejenige, welcher die Ehre zu Teil geworden ist, Eure Majestät an ihrem Tische zu empfangen, hat Madame Fouquet, die Frau des ehemaligen Oberintendanten der Finanzen, kein Brot mehr.«

Hier wurde die Todesstille, die den Hauch der zwei Freunde von Pelisson fesselte, durch den Ausbruch des Schluchzens unterbrochen, und d'Artagnan, dem die Brust beim Anhören dieser demütigen Bitte zersprang, drehte sich gegen die Ecke des Kabinetts, um in Freiheit auf seinen Schnurrbart zu beißen und seine Seufzer zu unterdrücken.

Der König hatte sein trockenes Auge, sein strenges Gesicht beibehalten; doch die Nöte war zu seinen Wangen emporgestiegen, und die Dreistigkeit seiner Blicke nahm sichtbar ab.

»Was wünscht Ihr?« fragte er mit bewegter Stimme.

»Sire,« erwiderte Pelisson, den die Rührung allmähig übermannte, »wir wollten Eure Majestät in Demut bitten, sie möge uns, ohne daß wir uns ihre Ungnade zuziehen, erlauben, Madame Fouquet unter allen ehemaligen Freunden ihres Mannes gesammelte zwei tausend Pistolen zu leihen, damit es der Witwe nicht an den für das Leben notwendigsten Dingen mangle.«

Bei dem Wort *Witwe*, von Pelisson ausgesprochen, während Fouquet noch lebte, erleichte der König im höchsten Grade; sein Stolz sank; das Mitleid kam aus seinem Herzen auf seine Lippen. Er ließ einen gerührten Blick auf alle diese Leute fallen, welche zu seinen Füßen schluchzten.

»Gott verhüte,« sprach er, »daß ich den Unschuldigen mit dem Schuldigen vermenge. Diejenigen kennen mich schlecht, welche an meiner Barmherzigkeit gegen die Schwachen zweifeln. Ich werde immer nur die Frechen schlagen. Tut Alles, meine Herren, was Euch Euer Herz zur Erleichterung des Schmerzes von Madame Fouquet zu tun rät. Geht, meine Herren, geht.«

Die drei Männer erhoben sich stillschweigend und mit trockenem Auge. Die Tränen waren bei der brennenden Berührung ihres Augenlides und ihrer Wange vertrocknet. Sie

hatten nicht die Kraft, einen Dank an den König zu richten; dieser schnitt übrigens ihre feierlichen Verbeugungen dadurch kurz ab, daß er sich hinter seinem Lehnstuhl verschanzte.

D'Artagnan blieb allein beim König.

»Gut!« sagte er, indem er sich dem jungen Fürsten näherte, »gut, mein Gebieter! hättet Ihr nicht den Wahlspruch, der Eure Sonne schmückt, so würde ich Euch einen raten, welchen in das Lateinische zu übersetzen ich Herrn Conrart überließe: Sanft gegen den Kleinen, hart gegen den Starken.«

Der König lächelte und ging in das anstoßende Zimmer, nachdem er zu d'Artagnan gesagt:

»Ich gebe Euch den Urlaub, den Ihr nötig haben müßt, um die Angelegenheiten des seligen Herrn du Vallon, Eures Freundes, in Ordnung zu bringen.«

XXIV.

Das Testament von Porthos.

In Pierrefonds war Alles in Trauer. Die Höfe waren verödet, die Ställe geschlossen, die Blumenbeete vernachlässigt.

In dem Bassin hörten die Wasserstrahle, die kaum zuvor noch so geräuschvoll und glänzend, von selbst zu springen aus.

Auf den Wegen um das Schloß her kamen einige ernste Personen auf Mauleseln oder auf Pachthofkleppern herbei. Das waren die Nachbarn vom Lande, die Beamten und die Pfarrer der angrenzenden Güter.

Alle diese Leute zogen schweigsam in das Schloß ein, übergaben ihre Tiere einem verdrießlichen Stallknecht und wandten sich, geführt von einem schwarz gekleideten Jäger, nach einem großen Saal, wo sie auf der Schwelle Mousqueton empfing.

Mousqueton war seit zwei Tagen dergestalt abgemagert, daß seine Kleider sich auf ihm bewegten, wie jene zu weiten Scheiden, in denen die Degenklingen tanzen.

Weiß und rot gefleckt, wie das der Madonna von Van Dyck, war sein Gesicht von zwei silbernen Bächen durchfurcht, die ihr Bett in seinen Wangen gruben, welche einst so voll, als sie seit seiner Trauer schlaff waren.

Bei jedem neuen Besuch fand Mousqueton neue Tränen, und man bekam Mitleid, wenn man sah, wie er seine Kehle mit seiner schweren Hand zusammenpreßte, um das Schluchzen nicht ausbrechen zu lassen.

Alle diese Besuche hatten die für diesen Tag angekündigte Lesung des Testaments zum Zweck, dem alle Lüsternheiten und alle Freundschaften des Toten, der keinen Verwandten hinterließ, beiwohnen wollten.

Die Besuche nahmen Platz, wie sie ankamen, und der Saal wurde geschlossen, als die Mittagsstunde, auf welche die Lesung anberaumt war, geschlagen hatte.

Der Anwalt von Porthos, dies war natürlich der Nachfolger von

Meister Coquenard, fing damit an, daß er langsam das umfangreiche Pergament entwickelte, auf das die mächtige Hand von Porthos seinen letzten Willen geschrieben hatte.

Als das Siegel erbrochen, als die Brille aufgesteckt war, als das vorläufige Husten ertönt hatte, spitzte Jeder das Ohr: Mousqueton hatte sich in eine Ecke gekauert, um besser zu weinen, um weniger zu hören.

Plötzlich öffneten sich die zwei Flügel der Türe, die man geschlossen hatte, wie durch ein Wunder, und eine männliche Gestalt erschien im lebhaftesten Lichte der Sonne auf der Schwelle.

Es war d'Artagnan; allein bis an die Türe gekommen, hatte er, da er Niemand gefunden, um ihm den Steigbügel zu halten, sein Pferd an dem Klopfer angebunden und kündigte sich selbst an.

Die Helle des Tages überströmte den Saal, das Gemurmel der Anwesenden und, mehr als dies Alles, der Instinkt des treuen Hundes entrissen Mousqueton seinen Träumereien. Er schaute empor, erkannte den alten Freund seines Herrn und umfing, heulend vor Schmerz und die Platten mit seinen Tränen benetzend, die Knie des Musketiers.

D'Artagnan hob den armen Intendanten aus, umarmte ihn wie einen Freund, und nachdem er die Versammlung, die sich seinen Namen flüsternd verbeugte, mit edlem Anstand begrüßt hatte, setzte er sich an das Ende des großen Saales von geschnitztem Eichenholz, wobei er Mousqueton, der vor Schluchzen beinahe erstickte und sich auf den Fußtritt setzte, beständig bei der Hand hielt.

Bewegt wie die Anderen, begann nun der Anwalt die Lesung.

Nach einem äußerst christlichen Glaubensbekenntnis, bat Porthos seine Feinde um Verzeihung wegen des Unrechts, das er ihnen möglicher Weise zugefügt.

Bei diesem Paragraph entzündete sich ein Strahl unaussprechlichen Stolzes in den Augen von d'Artagnan. Er erinnerte sich des alten Soldaten. Er berechnete die Zahl aller Feinde von Porthos, die er mit seiner mächtigen Hand niedergeschmettert, und sagte sich, Porthos habe weise daran getan, daß er diese Feinde und das Unrecht, das er ihnen

zugefügt, nicht einzeln aufgeführt, die Arbeit wäre sonst für den Leser zu beschwerlich gewesen.

Dann kam folgende Auszählung:

»Ich besitze zu dieser Stunde durch die Gnade Gottes:

»1. Das Gut Pierrefonds, Felder, Gehölze, Wiesen, Wasser, Forste, umgeben von guten Mauern.

»2. Das Gut Bracieux, Schloß, Waldungen, Ackerland, drei Pachthöfe bildend;

»3. Das Gütchen du Vallon, so genannt, weil es im Vallon liegt.«

Braver Porthos!

»4. Fünf Meiereien in der Touraine, fünf hundert Morgen umfassend;

»5. Drei Mühlen am Char, mit einem Ertrag von sechshundert Livres jede;

»6. Drei Teiche im Berry, mit einem Ertrag von zweihundert Livres jeder;

»Was die *bewegliche* Habe betrifft, so genannt, weil man sie bewegen kann, wie es so gut mein gelehrter Freund, der Bischof von Vannes, erklärt . . . «

D'Artagnan schauerte bei der traurigen Erinnerung an diesen Namen.

Der Anwalt fuhr unsterblich fort:

»Sie besteht:

»1. In Meubles, die ich aus Mangel an Raum hier nicht einzeln auführen kann: sie finden sich in allen meinen Schlössern und Häusern, und der Intendant hat ein Verzeichnis davon abgefaßt.«

Jeder wandte die Augen gegen Mousqueton, der sich in seinen Schmerz versenkte.

»2. In zwanzig Reit- und Wagenpferden, die ich besonders in meinem Schlosse Pierrefonds habe; sie heißen: Bayard, Roland, Charlemagne, Pipin, Dunois, La Hire, Ogier, Simson, Milon, Nimrod, Urgande, Armide, Falstrade, Dalila, Rebecca, Yolande, Finette, Grisette, Lisette und Musette;

»3. In sechzig Hunden sechs Equipagen bildend, welche abgeteilt sind, wie folgt: Die erste für den Hirsch, die zweite für den Wolf, die dritte für das Wildschwein, die vierte für den Hasen,

und die zwei anderen für das Stehen oder für den Schutz.

»4. In Waffen und Gewehren für den Krieg und die Jagd, in der Waffengalerie enthalten;

»5. Meine Anjou-Weine, für Athos gewählt, der sie einst liebte, meine Weine von Burgund, Champagne, Bordeaux und Spanien in acht Speisegewölben und zwölf Kellern, in meinen verschiedenen Häusern liegend;

»6. Meine Gemälde und Statuen, welche, wie man behauptet, einen großen Wert haben und zahlreich genug sind, um das Auge zu ermüden;

»7. Meine Bibliothek, bestehend aus sechs tausend ganz neuen Bänden, die man nie geöffnet;

»8. Mein Silbergeschirr, das vielleicht ein wenig abgenutzt ist, aber tausend bis zwölf hundert Pfund wägen muß, denn ich konnte nur mit großer Mühe die Kiste, die dasselbe enthielt, aufheben, und machte, indem ich sie trug, nur sechsmal die Runde in meinem Zimmer;

»9. Alle diese Gegenstände sind nebst Tafelzeug und Service in den Häusern, die ich am meisten liebte, verteilt.«

Hier hielt der Leser inne, um Atem zu schöpfen. Jeder seufzte, hustete und verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Der Anwalt fuhr fort:

»Ich habe ohne Kinder gelebt und werde wahrscheinlich keine bekommen, was ein brennender Schmerz für mich ist. Doch ich täusche mich, denn ich habe einen Sohn in Gemeinschaft mit meinem andern Freunde; das ist Herr Raoul Auguste Jules von Bragelonne, der wahre Sohn des Herrn Grafen de la Fère.

»Dieser junge Herr hat mir würdig geschienen, den drei tapferen Edelleuten nachzufolgen, deren Freund und ergebenster Diener ich bin.«

Hier vernahm man ein scharfes Geräusch. Es rührte vom Degen von d'Artagnan her, der aus dem Gehenk schlüpfend auf den schallenden Boden gefallen war. Alle Anwesenden wandten die Blicke nach dieser Seite, und man sah, daß eine große Träne von den dicken Augenwimpern von d'Artagnan auf seine Adlernase gerollt war, deren leuchtende Anhöhe wie ein in der Sonne entflammter Halbmond glänzte.

»Deshalb habe ich,« fuhr der Anwalt fort, »meine ganze bewegliche und unbewegliche, in obiger Auszählung begriffene Habe dem Herrn Vicomte Raoul Auguste Jules von Bragelonne, dem Sohne des Herrn Grafen de la Fère, vermacht, um ihn in dem Kummer zu trösten, den er zu haben scheint, und um ihn in den Stand zu setzen, glorreich seinen Namen zu führen.«

Ein langes Gemurmel durchlief die Versammlung.

Unterstützt durch das flammende Auge von d'Artagnan, welches die Versammlung durchlaufend das Stillschweigen wiederherstellte, fuhr der Anwalt fort:

»Unter der Bedingung für den Herrn Vicomte von Bragelonne, daß er dem Herrn Chevalier d'Artagnan, dem Kapitän der Musketiere, gibt, was genannter Herr Chevalier d'Artagnan von meiner Habe verlangen wird.

»Unter der Bedingung für den Herrn Vicomte von Bragelonne, daß er eine gute Pension dem Herrn Chevalier d'Herblay, meinem Freunde, zufließen läßt, sollte dieser in der Verbannung zu leben genötigt sein.

»Unter der Bedingung für den Herrn Vicomte von Bragelonne, daß er diejenigen von meinen Dienern unterhält, welche zehn Jahre bei mir im Dienste gewesen sind, und den Anderen jedem fünf hundert Livres gibt.

»Ich vermache meinem Intendanten Mousqueton alle meine Stadt-, Kriegs- und Jagdzüge, sieben und vierzig an der Zahl, in der sichern Voraussetzung, er werde sie aus Liebe für mich und zum Andenken an mich tragen, bis sie abgenutzt sind.

»Ferner vermache ich dem Herrn Vicomte von Bragelonne meinen alten Diener und treuen Freund, den erwähnten Mousqueton, mit dem Austrage für den genannten Vicomte von Bragelonne, so zu handeln, daß Mousqueton sterbend erkläre, er habe nie aufgehört, glücklich zu sein.«

Als Mousqueton diese Worte hörte, verbeugte er sich bleich und zitternd; seine breiten Schultern bebten krampfhaft; sein Gesicht, welches das Gepräge eines furchtbaren Schmerzes an sich trug, kam aus seinen eisigen Händen hervor, und die Anwesenden sahen ihn straucheln, zögern, als ob er in der Absicht, das Zimmer zu verlassen, eine Richtung suchte.

»Mousqueton, mein Freund,« sprach d'Artagnan, »trefft Eure Anstalten, ich nehme Euch mit zu Athos, zu dem ich mich von Pierrefonds aus begeben.«

Mousqueton erwiderte nichts. Er atmete kaum, als müßte ihm fortan Alles in diesem Saale fremd sein. Er öffnete die Türe und verschwand langsam.

Der Anwalt vollendete die Lesung, worauf getäuscht, aber voll Achtung, die Mehrzahl von den Leuten wegging, welche um den letzten Willen von Porthos anzuhören gekommen waren.

Als d'Artagnan, nachdem er die zeremoniöse Verbeugung des Anwalts empfangen hatte, allein war, bewunderte er die tiefe Weisheit des Testirers, welcher so richtig sein Gut dem Würdigsten, den Dürftigsten mit Zartheiten zugetheilt hatte, welche Niemand unter den feinsten Höflingen, unter den edelsten Herzen so vollkommen hätte finden können.

Porthos beauftragte in der That Raoul von Bragelonne, d'Artagnan Alles zu geben, was dieser verlangen würde. Er wusste es wohl, der würdige Porthos, d'Artagnan würde nichts verlangen, und im Falle er etwas verlangt hätte, machte ihm Niemand, außer ihm selbst, seinen Teil.

Porthos hinterließ eine Pension Aramis, der, wenn er Lust gehabt hätte, zu viel zu verlangen, durch das Beispiel von d'Artagnan zurückgehalten worden wäre; und das Wort *Verbannung*, vom Testirer ohne eine scheinbare Absicht hingeworfen, war es nicht die mildeste, die ausgesuchteste Kritik des Benehmens von Aramis, der den Tod von Porthos verursacht hatte?

Endlich war Athos im Testament des Toten nicht erwähnt. Konnte dieser in der That vermuten, der Sohn würde nicht den besten Teil dem Vater anbieten? Der plumpe Verstand von Porthos hatte alle diese Ursachen beurteilt, alle diese Nuancen erfaßt, besser als das Gesetz, besser als der Gebrauch, besser als der Geschmack.

»Porthos war ein Herz,« sagte d'Artagnan mit einem Seufzer zu sich selbst.

Und es kam ihm vor, als hörte er ein Stöhnen am Plafond. Er dachte sogleich an den armen Mousqueton, den man von seinen

Schmerzen zerstreuen mußte.

Zu diesem Ende verließ d'Artagnan hastig den Saal, um den würdigen Intendanten aufzusuchen, da dieser nicht zurückkam.

Er ging die Treppe hinaus, welche in den ersten Stock führte, und erblickte im Zimmer von Porthos einen Haufen Kleider von allen Farben und allen Stoffen. Man sah die Hand von Mousqueton sich über diesen Reliquien ausstrecken, die er mit allen seinen Lippen, mit seinem ganzen Gesichte küßte, mit seinem ganzen Leibe bedeckte.

D'Artagnan näherte sich dem armen Burschen, um ihn zu trösten.

»Mein Gott!« sagte er, »er rührt sich nicht;«ist ohnmächtig!«

D'Artagnan täuschte sich; Mousqueton war tot.

Todt, wie der getreue Hund, der, nachdem er seinen Herrn verloren, zurückkehrt, um auf seinem Rock zu sterben.

XXX.

Das Alter von Athos.

Während alle diese Ereignisse die einst auf eine unlösbar scheinende Weise verbundenen vier Musketiere auf immer trennten, fing Athos, der nach dem Abgang von Raoul allein geblieben, an, seinen Tribut dem vorzeitigen Tod zu bezahlen, den man die Abwesenheit geliebter Leute nennt.

Als er in sein Haus bei Blois zurückgekehrt war, wo er nicht einmal mehr Grimaud hatte, um ein armseliges Lächeln zu ernten, wenn er unter den Blumenbeeten umherging, fühlte Athos von Tag zu Tag die Stärke einer Natur abnehmen, welche so lang untrüglich schien.

Von ihm durch die Anwesenheit des geliebten Gegenstandes zurückgeschoben, kam das Alter mit dem ganzen Gefolge von Schmerzen und Beschwerden, das in demselben Maße zunimmt, in welchem es auf sich warten läßt. Athos hatte seinen Sohn nicht mehr, um beständig darauf bedacht zu sein, aufrecht zu gehen, den Kopf zu erheben, ein gutes Beispiel zu geben; er hatte nicht mehr die glänzenden Augen des jungen Mannes, einen immer brennenden Herd, an dem sich die Flamme seiner Blicke wiederentzündete.

Und dann, müssen wir es sagen, dann überließ sich die durch ihre Zartheit und durch ihre Zurückhaltung ausgezeichnete Natur, da sie nichts mehr fand, was sie in ihren Ergießungen dämmte, dem Kummer mit dem ganzen Ungestüm gewöhnlicher Naturen, wenn diese sich der Freude hingeben.

Der Graf de la Fère, der bis zu seinem zwei und sechzigsten Jahre jung geblieben, war ein Kriegermann, welcher seine Stärke trotz der vielen Strapazen, seine Geistesfrische trotz aller Unglücksfälle, seine sanfte Heiterkeit der Seele und des Leibes trotz Mylady, trotz Mazarin, trotz la Vallière erhalten hatte, Athos war in acht Tagen ein Greis geworden, sobald er die Stütze seiner Nachjugend verloren.

Immer schön, aber gebückt, edel, aber traurig, sanft, aber

wankend unter seinen weiß gewordenen Haaren, suchte er vorzugsweise die Lichtungen, wo die Sonne durch das Blätterwerk der Alleen drang.

Die harte Leibesübung seines ganzen Lebens verlernte er, als Raoul nicht mehr da war. Gewohnt, ihn zu jeder Jahreszeit mit der Morgendämmerung ausgestanden zu sehen, wunderten sich die Bedienten, wenn sie im Sommer sieben Uhr schlagen hörten, ohne daß ihr Herr das Bett verlassen hatte.

Athos blieb, ein Buch unter seinem Kopfkissen, liegen, und er schlief nicht, und er las nicht. Er blieb liegen, daß er seinen Leib nicht zu tragen hatte, und ließ die Seele und den Geist aus der Hülle entfliegen, um zu seinem Sohn oder zu Gott zurückzukehren.

Man war sehr erschrocken, wenn man ihn zuweilen zwei Stunden lang in eine stumme, unempfindliche Träumerei versunken sah; er hörte nicht mehr den Tritt des von Furcht erfüllten Dieners, der auf die Schwelle des Zimmers kam, um den Schlaf oder das Erwachen des Herrn zu belauern. Er vergaß manchmal, daß der Tag halb abgelaufen, daß die Stunde der zwei ersten Mahle vorüber war. Dann weckte man ihn. Er stand aus, ging unter seine düstere Allee hinab und kam ein wenig in die Sonne zurück, als wollte er eine Minute die Wärme des abwesenden Kindes teilen. Und dann begann wieder der traurige, eintönige Spaziergang, bis er erschöpft zu Zimmer und Bett, seinem bevorzugten Domizil, zurückkehrte.

Mehrere Tage hindurch sprach der Graf kein Wort, Er weigerte sich, die Besuche anzunehmen, die zu ihm kamen, und in der Nacht sah man ihn seine Lampe anzünden und lange Stunden mit Schreiben oder mit Durchblättern von Pergamenten hinbringen.

Athos schrieb einen von seinen Briefen nach Vannes, einen anderen nach Fontainebleau; sie blieben ohne Antwort. Man weiß, warum Aramis Frankreich verlassen hatte; d'Artagnan reiste von Nantes nach Paris, von Paris nach Pierrefonds. Sein Kammerdiener bemerkte, daß er seinen Spaziergang jeden Tag um eine Strecke verkürzte. Die große Lindenallee wurde bald zu lang für die Füße, die sie einst tausendmal an einem Tag durchliefen. Man sah den Grafen mühsam zu den Bäumen in der

Mitte gehen, sich auf eine Moosbank setzen, welche eine Seitenallee bogenförmig ausschnitt, und hier die Rückkehr der Kräfte oder vielmehr die Rückkehr der Nacht abzuwarten.

Bald entkräfteten ihn hundert Schritte. Endlich wollte Athos nicht mehr aufstehen, er wies jede Nahrung zurück, und erschrocken, obgleich er sich nicht beklagte, obgleich er stets das Lächeln auf den Lippen hatte, obgleich er fortwährend mit seinem sanften Ton sprach, holten seine Leute von Blois den alten Arzt des seligen Monsieur und führten ihn zu dem Grafen so, daß er diesen sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Sie stellten ihn zu diesem Ende in ein an das Zimmer des Kranken stoßendes Kabinett und baten ihn inständig, sich nicht zu zeigen, aus Furcht, dem Gebieter zu mißfallen, der keinen Arzt verlangt hatte.

Der Doktor gehorchte; Athos war eine Art von Muster für die Edelleute des Landes; Blois brüstete sich damit, diese heilige Reliquie des alten französischen Ruhmes zu besitzen; Athos war ein sehr vornehmer Mann im Vergleich mit den Adelligen, wie sie der König improvisierte, indem er mit seinem jungen und fruchtbaren Scepter die vertrockneten Stammbäume der Provinz berührte.

Man schätzte, man ehrte Athos, sagen wir, und man liebte ihn. Der Arzt konnte es nicht ertragen, seine Leute weinen und die Armen des Cantons, denen Athos das Leben und den Trost durch seine guten Worte und durch die Almosen gab, sich zusammenschaaren zu sehen. Er prüfte von seinem Verstecke auf den Gang des geheimnisvollen Übels, das von Tag zu Tag tödlicher einen Mann angriff, der kurz zuvor noch so voll Leben und Lebenslust.

Er bemerkte aus den Wangen von Athos den Purpur des Fiebers, das sich entzündet und nährt, ein langsames, unbarmherziges Fieber, geboren in einer Falte des Herzens, sich schützend hinter diesem Wall, zunehmend mit den Leiden, die es erzeugt, zugleich Ursache und Wirkung einer gefährlichen Lage.

Der Graf sprach mit Niemand, sagen wir, er sprach nicht einmal allein. Sein Geist fürchtete das Geräusch. Er berührte jenen Grad der Überreizung, die zunächst an die Extase grenzt. So absorbiert, gehört der Mensch, wenn er noch nicht Gott gehört,

schon nicht mehr der Erde.

Der Doktor verweilte mehrere Stunden beim Studium dieses schmerzlichen Kampfes des Willens gegen eine höhere Macht; er erschrak, als er diese beständig starren, beständig auf das unbestimmte Ziel gehefteten Augen sah; er erschrak, als er mit derselben Bewegung dieses Herz klopfen sah, dessen Gewohnheit nie ein Seufzer veränderte; die Schärfe des Schmerzes bildet zuweilen die Hoffnung des Arztes.

So verging ein halber Tag. Der Doktor faßte seinen Entschluß als ein beherzter Mann und ein starker Geist; er verließ ungestüm seinen Winkel und ging gerade auf Athos zu; dieser sah ihn, ohne mehr Verwunderung zu bezeigen, als wenn er diese Erscheinung gar nicht begriffen hätte.

»Verzeiht, Herr Graf,« sagte der Doktor, indem er mit offenen Armen auf ihn zuging, »ich habe Euch einen Vorwurf zu machen. Ihr werdet mich verstehen.«

Und er setzte sich an das Bett von Athos, der nur mit großer Mühe aus seiner Versunkenheit heraustrat.

»Was gibt es, Doktor?« fragte der Graf nach einem Stillschweigen.

»Ihr seid krank, mein Herr, und Ihr laßt Euch nicht behandeln.«

»Ich, krank?« versetzte Athos lächelnd.

»Fieber, Abzehrung, Entkräftung, Herr Graf.«

»Entkräftung?« erwiderte Athos; »ist das möglich? ich stehe nicht auf.«

»Ah! ah! Herr Graf, keine Ausflüchte, ich bin ein guter Christ.«

»Ich glaube es.«

»Würdet Ihr Euch den Tod geben?«

»Nein, Doktor.«

»Wohl, mein Herr. Ihr seid sterbend; so bleiben ist ein Selbstmord; genest, Herr Graf, genest!«

»Von was? findet zuerst das Übel, Ich habe mich nie besser befunden; nie hat mir der Himmel schöner geschienen, nie habe ich meine Blumen mehr geliebt.«

»Ihr habt einen verborgenen Kummer.«

»Verborgen! . . . nein, ich leide an der Abwesenheit meines

Sohnes, Doktor, das ist mein ganzes Übel, und ich verberge es nicht.«

»Herr Graf, Euer Sohn lebt, er ist stark, er hat die ganze Zukunft der Leute seines Verdienstes und seines Geschlechts; lebt für ihn.«

»Ich lebe ja, Doktor; oh! seid unbesorgt,« fügte er schwermütig lächelnd bei, »so lange Raoul lebt, wird man es wissen, denn so lange er lebt, werde ich leben.«

»Was sagt Ihr?«

»Etwas ganz Einfaches. In diesem Augenblick lasse ich das Leben in mir schweben. Es wäre eine Aufgabe, die meine Kräfte übersteigen würde, das vergeßliche, das zerstreute, das gleichgültige Leben, wenn ich Raoul nicht da habe. Ihr verlangt von der Lampe nicht, daß sie brenne, wenn der Funke nicht die Flamme daran gehängt hat; verlangt nicht von mir, daß ich im Geräusch und in der Helle lebe. Ich vegetiere, ich setze mich in Bereitschaft, ich warte. Doktor, erinnert Euch der Soldaten, die wir so oft mit einander in den Häfen sahen, wo sie auf die Einschiffung warteten; liegend, gleichgültig, halb aus einem Element, halb aus dem andern, waren sie weder an dem Ort, wohin das Meer sie bringen sollte, noch an dem, wo das Land sie verlieren sollte; das Gepäck in Bereitschaft, den Geist gespannt, die Augen starr, warteten sie. Ich wiederhole es, dieses Wort ist dasjenige, welches mein gegenwärtiges Leben schildert. Liegend wie diese Soldaten, das Ohr gespannt gegen die Geräusche, die zu dir kommen,, will ich zum Ausbruch bereit sein beim ersten Ruf. Wer wird ihn an mich ergehen lassen? Gott oder Raoul? Mein Gepäck ist gerüstet, meine Seele ist in Bereitschaft, ich erwarte das Signal . . . Ich warte, Doktor, ich warte!«

Der Doktor kannte die Gediegenheit dieses Geistes, er würdigte die Festigkeit dieses Körpers; er dachte einen Augenblick nach, sagte sich, Worte wären unnütz, Mittel albern, und ging weg, nachdem er die Diener von Athos ermahnt, ihren Herrn nicht einen Augenblick zu verlassen.

Als der Doktor weggegangen war, bezeigte Athos weder Zorn, noch Ärger darüber, daß man ihn gestört; er befahl nicht einmal, ihm die Briefe, welche eintreffen würden, schleunig zu übergeben; er wusste wohl, daß jede Zerstreung, die ihm zukam, eine

Freude, eine Hoffnung war, welche, um sie ihm zu verschaffen, seine Diener mit ihrem Blute bezahlt hätten.

Der Schlaf war selten geworden. In Folge anhaltenden Denkens vergaß sich Athos höchstens ein paar Stunden in einer tieferen, dunkleren Träumerei, welche Andere einen Traum genannt hätten. Diese augenblickliche Ruhe, die das Bergessen dem Körper gab, ermüdete die Seele, denn Athos lebte doppelt während dieser Wanderungen seines Geistes. In einer Nacht träumte er, Raoul kleide sich in einem Zelte an, um zu einer von Herrn von Beaufort in Person befehligten Expedition zu gehen. Der junge Mann war traurig, langsam schnallte er seinen Panzer an, langsam gürtete er sein Schwert um.

»Was habt Ihr denn?« fragte ihn zärtlich sein Vater.

»Was mich betrübt, ist der Tod von Porthos, von unserem so guten Freund,« erwiderte Raoul: »ich leide hier unter dem Schmerz, den Ihr dort empfinden werdet.«

Und die Vision verschwand mit dem Schlafe von Athos.

Bei Tagesanbruch trat einer von den Dienern bei seinem Herrn ein und übergab ihm einen von Spanien kommenden Brief.

»Die Handschrift von Aramis,« dachte der Graf.

Und er las.

»Porthos ist tot!« rief er nach den ersten Zeilen. »O Raoul, Raoul, ich danke Dir! Du hältst Dein Versprechen, Du benachrichtigst mich.«

Und von einem tödlichen Schweiß ergriffen, wurde Athos in seinem Bette ohnmächtig, ohne eine andere Ursache, als seine Schwäche.

XXXI.

Vision von Athos.

Als diese Ohnmacht von Athos aufgehört hatte, kleidete sich der Graf, der sich beinahe schämte, vor diesem übernatürlichen Ereignis schwach geworden zu sein, an und verlangte ein Pferd, entschlossen, sich nach Blois zu begeben, um sicherere Korrespondenzen, entweder mit Afrika, oder mit d'Artagnan oder mit Aramis anzuknüpfen.

Der Brief von Aramis belehrte den Grafen de la Fère vom schlechten Ausgang der Expedition von Belle-Isle, Er gab ihm über den Tod von Porthos genug Einzelheiten, daß das so zarte und so ergebene Herz von Athos bis in seinen letzten Fibern dadurch bewegt war.

Athos wollte also zu seinem Freunde Porthos. Um seinem alten Waffengefährten diese Ehre zu erweisen, gedachte er d'Artagnan zu benachrichtigen und diesen zu bewegen, die beschwerliche Reise nach Belle-Isle noch einmal zu machen und in seiner Gesellschaft die traurige Pilgerfahrt zum Grabe des Riesen, den er so sehr geliebt, zu vollbringen; dann wollte er in sein Haus zurückkehren, um dem verborgenen Einfluß zu gehorchen, der ihn auf geheimnisvollen Wegen zur Ewigkeit führte.

Doch kaum hatten die freudigen Diener ihren Herrn angekleidet, den sie mit Vergnügen sich zu einer Reise anschicken sahen, welche seine Schwermut zerstreuen mußte, kaum war das sanfteste Pferd vom Stalle des Grafen gesattelt und vor die Freitreppe geführt, als der Vater von Raoul seinen Kopf in Verwirrung geraten, seine Beine brechen fühlte und begriff, daß es ihm unmöglich war, einen Schritt mehr zu machen.

Er verlangte, in die Sonne getragen zu werden; man legte ihn auf seine Moosbank, wo er eine starke Stunde zubrachte, ehe er seine Lebensgeister wieder gesammelt hatte.

Nichts war natürlicher, als diese Erschlaffung nach der trägen Ruhe der letzten Tage. Athos nahm Fleischbrühe, um sich Kräfte zu geben, und benetzte seine trockenen Lippen mit einem Glase

von dem Wein, den er am meisten liebte, wir meinen den Anjou-Wein, dessen der gute Porthos in seinem bewunderungswürdigen Testament erwähnt.

Wiedergestärkt, freien Geistes, ließ er sich nun sein Pferd vorführen; doch er bedurfte des Beistandes der Diener, um mühsam auf den Sattel zu gelangen.

Er machte keine hundert Schritte: der Schauer bemächtigte sich seiner an der Biegung des Weges.

»Das ist seltsam,« sagte er zu seinem Kammerdiener, der ihn begleitete.

»Halten wir an, Herr Graf, ich beschwöre Euch,« rief der getreue Diener. »Ihr erbleicht!«

»Das wird mich nicht abhalten, meine Straße zu verfolgen, da ich einmal auf dem Wege bin,« erwiderte der Graf.

Und er ließ dem Pferde wieder die Zügel.

Doch statt dem Gedanken seines Herrn zu gehorchen, blieb das Tier plötzlich stehen. Eine Bewegung, von der sich Athos keine Rechenschaft geben konnte, hatte das Gebiß angezogen.

»Es will Etwas, daß ich nicht weiter gehe,« sagte Athos. »Unterstützt mich,« fügte er, die Arme ausstreckend, bei; »geschwinde, kommt herbei! ich fühle alle meine Muskeln sich abspannen und werde vom Pferde fallen.«

Der Diener hatte die Bewegung, die sein Herr gemacht, zu gleicher Zeit gesehen, da er den Befehl erhalten. Er näherte sich rasch, empfing den Grafen in seinen Armen, und da man noch nicht fern genug vom Hause war, daß nicht die Knechte, welche auf der Schwelle stehen geblieben waren, um Herrn de la Fère wegreiten zu sehen, die Unordnung in dem sonst so regelmäßigen Marsche ihres Gebieters wahrgenommen hätten, so rief der Kammerdiener seine Kameraden mit der Stimme und Gebärde, und Alle liefen voll Eifer herbei.

Kaum hatte Athos ein paar Schritte gemacht, um nach dem Hause zurückzukehren, als er sich wohler fühlte. Seine Stärke schien sich wieder zu beleben, und es kam ihm abermals der Wille, nach Blois zu reiten. Er ließ sein Pferd eine Volte machen. Doch bei dem ersten Schritte von diesem verfiel er wieder in den Zustand der Erschlaffung und der Bangigkeit.

»Ah!« murmelte er, »*man will* entschieden, daß ich zu Hause bleibe.«

Seine Leute näherten sich ihm; man hob ihn vom Pferde, und sie trugen ihn eiligst nach seinem Hause. Bald war Alles in seinem Zimmer bereitet; sie legten ihn in sein Bett.

»Ihr werdet wohl darauf Acht geben, daß ich noch heute Briefe von Afrika erwarte,« sagte er, während er sich zum Schlafen anschickte.

»Der gnädige Herr wird ohne Zweifel mit Vergnügen erfahren, daß der Sohn von Blaisois zu Pferde gestiegen ist, um dem Courier von Blois eine Stunde voranzureiten,« erwiderte der Kammerdiener.

»Ich danke,« sprach Athos mit einem freundlichen Lächeln.

Der Graf entschlummerte; sein peinlicher Schlaf glich einem Leiden. Derjenige, welcher ihn aufweckte, sah in seinen Zügen zu wiederholten Malen den Ausdruck einer inneren Qual hervortreten. Vielleicht träumte Athos.

Der Tag verging. Der Sohn von Blaisois kam zurück. Der Courier hatte keine Neuigkeiten gebracht. Der Graf berechnete voll Verzweiflung die Minuten, er schauerte, wenn diese Minuten eine Stunde gebildet hatten. Es kam ihm einmal der Gedanke, man habe ihn dort vergessen, und das war ein grausamer Schmerz für das Herz des Vaters.

Niemand im Hause hoffte mehr, der Courier würde eintreffen, seine Stunde war schon lange vorüber. Viermal hatte der nach Blois abgeschickte eigene Bote seinen Ritt wiederholt, und nichts war an die Adresse des Grafen gekommen.

Athos wusste, daß dieser Courier nur einmal in der Woche kam. Es war also ein Verzug von acht tödlichen Tagen zu erdulden.

Es begann die Nacht mit dieser schmerzlichen Überzeugung.

Alles, was ein kranker und durch das Leiden gereizter Mann an düsteren Mutmaßungen schon traurigen Wahrscheinlichkeiten beifügen kann, häufte Athos während der ersten Stunden dieser tödlichen Nacht auf.

Das Fieber stieg; es ergriff die Brust, wo das Feuer bald fing, nach dem Ausdruck des Arztes, den man bei dem letzten Ritte des Sohnes von Blaisois von Blois zurückgebracht hatte.

Bald erreichte es auch den Kopf. Der Arzt nahm nach und nach zwei Aderlässe vor, die den Kopf frei machten, aber den Kranken schwächten und nur seinem Gehirn Tätigkeitskraft ließen.

Dieses furchtbare Fieber hatte indessen nachgelassen. Es belagerte mit seinen letzten Schlägen die erstarrten Extremitäten und hörte am Ende gänzlich aus, als es Mitternacht schlug.

Diese unbestreitbare Besserung gewahrend, kehrte der Arzt nach Blois zurück, nachdem er Einiges verschrieben und erklärt hatte, der Graf sei gerettet.

Da begann für Athos eine seltsame, unerklärliche Lage. Frei, zu denken, richtete sich sein Geist auf Raoul, auf seinen vielgeliebten Sohn. Seine Einbildungskraft zeigte ihm die Felder Afrikas in der Gegend von Gigelli, wo Herr von Beaufort mit seinem Heere hatte landen müssen.

Es waren graue Felsen, an gewissen Stellen Grün überzogen durch das Wasser des Meeres, wenn dieses die Küste während der Stürme peitscht.

Jenseits des Ufers, auf dem die Felsen wie Grabhügel zerstreut waren, erhob sich im Amphitheater, unter den Cactus und Mastirbäumen, eine Art von Flecken voll Rauch, voll dunklem Geräusche und ängstlichen Bewegungen.

Plötzlich löste sich aus dem Schooße dieses Rauches eine Flamme, welche, obgleich kriechend, stufenweise die ganze Oberfläche dieses Fleckens bedeckte, allmählig wuchs und in ihren roten Wirbeln Alles, Geheule, Geschrei, zum Himmel emporgestreckte Arme, mit einander vermengte. Es war eine Zeit lang ein gräßlicher Durcheinander von einstürzenden Balken, zusammengedrehten Platten, verkalkten Steinen, gerösteten und verschwindenden Steinen.

In diesem Chaos, in dem Athos aufgehobene Arme erblickte, Schreie, Schluchzen, Stöhnen hörte, sah er seltsamer Weise nie eine menschliche Gestalt.

Die Kanonen donnerten in der Ferne, das Musketenfeuer prasselte, das Meer brüllte, die Herden entsprangen über die grünen Abhänge hinab. Doch kein Soldat, um die Lunte an die Batterien der Kanonen zu halten, kein Matrose, um dieser Flotte beim Manoeuvriren zu helfen, kein Hirte für diese Herden.

Nach der Einäscherung des Dorfes und der Zerstörung der Forts, die es beherrschten, Einäscherung und Zerstörung auf eine magische Weise ohne die Mitwirkung eines menschlichen Wesens vollbracht, erlosch die Flamme; der Rauch begann wieder auszusteigen, verlor dann seine Dichtigkeit, erbleichte und verdunstete sich völlig.

Nun wurde es Nacht in dieser Landschaft; eine undurchsichtige Nacht auf der Erde, eine glänzende am Firmament; die großen flammenden Sterne, welche am afrikanischen Himmel funkelten, glänzten, ohne etwas Anderes zu erhellen, als sich selbst um sich her.

Es trat eine lange Stille ein; sie diente dazu, einen Augenblick die erhitzte Einbildungskraft von Athos ausruhen zu lassen, und da er fühlte, daß das, was er zu sehen hatte, nicht beendet war, so richtete er aufmerksamer die Blicke seines Verstandes auf das seltsame Schauspiel, das ihm seine Einbildungskraft vorbehielt.

Bald nahm dieses Schauspiel für ihn seinen Fortgang.



Ein sanfter, bleicher Mond erhob sich hinter den Bergabhängen der Küste, und Anfangs die wogenden Falten des Meeres beschimmernd, das nach dem Brüllen, welches es während der Vision von Athos hatte vernehmen lassen, sich beruhigt zu haben schien, heftete dieser Mond seine Diamanten und seine Opale an die Gesträuche und Baumgruppen des Berges.

Wie eben so viele stillschweigende und aufmerksame

Gespenster, schienen die grauen Felsen ihre grünlichen Häupter zu erheben, um auch das Schlachtfeld beim Mondschein zu betrachten, und Athos bemerkte, daß dieses während des Kampfes völlig leere Feld nun mit erschlagenen Leibern bestreut war.

Ein unaussprechlicher Schauer der Angst und des Schreckens ergriff seine Seele, als er die weiß und blaue Uniform der Soldaten von Picardie, ihre langen Piken mit dem blauen Schaft und ihre am Kolben mit der Lilie bezeichneten Musketen erkannte;

Als er alle diese klaffenden, kalten Wunden zum azurnen Himmel hinausschauen sah, als wollten sie von ihm die Seelen verlangen, denen sie Durchgang gewährt hatten!

Als er die Pferde mit aufgeschlitztem Bauch, die Zunge über die Lippen heraushängend, in dem um sie her verbreiteten, zu Eis erstarrten Blut liegen sah, das ihre Schabracken und ihre Mähnen beschmutzte;

Als er den Schimmel von Herrn von Beaufort mit zerschmettertem Kopf in der ersten Reihe auf dem Felde der Toten ausgestreckt sah.

Athos fuhr mit einer kalten Hand über seine Stirne und wunderte sich, daß er sie nicht glühend fand. Er überzeugte sich durch diese Berührung, daß er als ein fieberloser Zuschauer dem Tage nach einer Schlacht beiwohnte, welche auf der Küste von Gigelli das Expeditionsheer geliefert, das er Frankreichs Gestade verlassen und am Horizont hatte verschwinden sehen, von dem er mit dem Geiste und mit der Gebärde bei dem letzten Schimmer des Kanonenschusses Abschied genommen, welchen der Herzog als Lebewohl dem Vaterlande zugesandt.

Wer vermöchte zu schildern, mit welcher tödlichen Zerrissenheit seine Seele, wie ein wachsames Auge der Spur dieser Leichname folgend, sie alle einen nach dem andern betrachtete, um zu ergründen, ob unter ihnen nicht Raoul schlief. Wer vermöchte die berauschte, göttliche Freude auszudrücken, mit der sich Athos vor Gott verbeugte und ihm dankte, daß er denjenigen nicht erschaut, welchen er mit so großer Angst unter den Toten gesucht.

In ihrer Reihe niedergefallen, starr, eiskalt, schienen in der Tat

alle diese wohl erkennbaren Toten gefällig und ehrerbietig sich gegen den Grafen de la Fère zu wenden, um besser von ihm während seiner Leicheninspection gesehen zu werden.

Aber er wunderte sich, indem er alle diese Leichname sah, daß er die Überlebenden nicht erblickte.

Er war zu dem Grade der Illusion gelangt, daß diese Vision für ihn eine wirkliche Reise war, eine Reise gemacht vom Vater in Afrika, um genauere Auskunft über den Sohn zu erhalten.

Müde, so viele Meere und Kontinente durchlaufen zu haben, suchte er unter einem von den, hinter dem Obdach eines Felsen verborgenen, Zelten auszuruhen, auf deren Gipfel die weiße Rittersahne mit den Lilien flatterte.

Er suchte einen Soldaten, um zum Zelte von Herrn von Beaufort geführt zu werden.

Während nun sein Blick in der Ebene umherschweifte und sich nach allen Seiten wandte, sah er eine weiße Gestalt hinter den harzigen Myrrhen erscheinen.

Die Gestalt hatte die Tracht eines Offiziers und hielt in ihrer Hand einen zerbrochenen Degen; sie schritt langsam auf Athos zu; dieser blieb plötzlich stehen, heftete seinen Blick auf die Gestalt, sprach nicht, rührte sich nicht und wollte nur seine Arme öffnen, weil er in dem schweigsamen, bleichen Offizier Raoul erkannt hatte.

Der Graf versuchte einen Schrei, doch er blieb erstickt in seiner Kehle. Raoul bedeutete durch eine Gebärde, indem er einen Finger auf seinen Mund legte, er möge schweigen, und wich allmählig zurück, ohne daß Athos seine Beine sich bewegen sah.

Bleicher, zitternder, als Raoul, folgte der Graf seinem Sohn mühsam durch Heidekraut und Gebüsche, über Steine und durch Gräben schreitend. Der zärtliche Vater, dessen Kräfte die Liebe verdoppelte, versuchte eine letzte Bewegung und erstieg den Berg hinter dem Sohn, der ihn durch seine Gebärde und durch sein Lächeln nachzog.

Endlich erreichte er den Kamm des Berges und sah schwarz von dem durch den Mond geweißten Horizont die lustigen, poetischen Formen von Raoul sich abheben. Athos streckte seine Hand aus, um auf dem Plateau zu seinem geliebten Sohne zu

gelangen, und dieser streckte auch die Hand aus; doch plötzlich, als würde der junge Mann unwillkürlich fortgezogen, verließ er, beständig zurückweichend, die Erde, und Athos sah den klaren Himmel zwischen den Füßen seines Kindes und dem Boden des Hügels glänzen.

Raoul erhob sich unmerklich, immer lächelnd, immer mit der Gebärde rufend, in den leeren Raum; er entfernte sich zum Himmel.

Athos stieß einen Schrei erschrockener Zärtlichkeit aus; er schaute nach unten. Man sah ein zerstörtes Lager und, wie unbewegliche Atome, alle die weißen Leichname vom königlichen Heere.

Und dann sah er, das Haupt erhebend, immer, immer seinen Sohn, der ihn einlud, mit ihm auszusteigen.

XXXII.

Der Engel des Todes.

Athos war so weit in seiner wunderbaren Vision, als plötzlich der Zauber durch ein gewaltiges Geräusch, das von den äußeren Türen des Hauses herkam, unterbrochen wurde.

Man hörte ein Pferd auf dem verhärteten Sande der großen Allee galoppieren und der Lärm von sehr belebten Gesprächen stieg bis zu dem Zimmer auf, in dem der Graf träumte.

Ein schwerer Tritt wurde auf der Freitreppe hörbar; das Pferd, das kurz zuvor noch so rasch galoppierte, ging langsam in der Richtung des Stalles ab. Der Tritt näherte sich allmähig dem Zimmer von Athos.

Eine Türe wurde geöffnet, Athos wandte sich ein wenig nach der Seite, woher das Geräusch kam, und rief mit schwacher Stimme:

»Nicht wahr, es ist ein Courier von Afrika?«

»Nein, Herr Graf,« antwortete eine Stimme, welche Athos auf seinem Bette beben machte.

»Grimaud!« murmelte er.

Und der Schweiß fing an, an seinen mageren Wangen herabzugleiten.

Grimaud erschien auf der Schwelle. Es war nicht mehr Grimaud, den wir noch jung durch den Mut und die Ergebenheit gesehen haben, als er der Erste in die Barke sprang, welche bestimmt war, Raoul zu den Schiffen der königlichen Flotte zu führen.

Es war ein ernster und bleicher Greis, mit staubbedeckten Kleidern, mit spärlichen, durch die Jahre weiß gewordenen Haaren. Er zitterte, indem er sich an die Einfassung der Türe anlehnte, und wäre beinahe niedergefallen, als er von fern beim Scheine der Lampen das Gesicht seines Herrn sah.

Diese zwei Männer, welche so lange mit einander in Gemeinschaft des Einverständnisses gelebt hatten, und deren Augen, gewohnt, mit den Ausdrücken sparsam umzugehen, sich

stillschweigend so viele Dinge zu sagen wussten, diese zwei alten Freunde, der eine so edel durch das Herz als der andere, wenn sie auch durch die Geburt und das Vermögen ungleich waren, blieben bestürzt, als, sie sich ansahen. Sie hatten mit einem Blick gegenseitig in der tiefsten Tiefe des Herzens gelesen.

Grimaud trug in seinem Gesicht das Gepräge eines schon durch die traurige Gewohnheit gealterten Schmerzes. Er schien zu seinem Gebrauche nur noch eine einzige Übersetzung seiner Gedanken zu haben.

Wie er sich einst daran gewöhnt, nicht mehr zu sprechen, gewöhnte er sich daran, nicht mehr zu lächeln, Athos las mit einem Blick allen diesen Kummer seines treuen Dieners, und sagte mit demselben Tone, dessen er sich bedient hatte, um mit Raoul in seinem Traume zu sprechen:

»Grimaud, nicht wahr, Raoul ist tot?«

Hinter Grimaud horchten die andern Diener bebend, die Augen auf das Bett des Gebieters geheftet.

Sie hörten die furchtbare Frage, und ein erschreckliches Stillschweigen erfolgte darauf.

»Ja,« antwortete der Greis, der diese Einsilbe mit einem heiseren Seufzer aus seiner Brust riß.

Da erhoben sich jammernde Stimmen, seufzten und stöhnten maßlos und erfüllten mit Wehklagen und Gebeten das Zimmer, worin der mit dem Tode ringende Vater mit den Augen das Portrait seines Sohnes suchte.

Das war für Athos wie ein Übergang, der ihn zu seinem Traum zurückführte.

Ohne einen Schrei auszustoßen, ohne eine Träne zu vergießen, geduldig, sanft und ergeben, wie die Märtyrer, schlug er seine Augen zum Himmel auf, um hier, sich über dem Gebirge von Gigelli erhebend, den teuren Schatten wiederzusehen, der sich von ihm in dem Augenblick entfernte, wo Grimaud angekommen war.

Indem er zum Himmel emporschaute und seinen wunderbaren Traum wieder ausnahm, kehrte er ohne Zweifel auf denselben Wegen zurück, auf denen ihn kurz zuvor die zugleich so sanfte und so schreckliche Vision geführt hatte; denn nachdem er die

Augen halb geschlossen, öffnete er sie wieder und lächelte: er hatte Raoul gesehen, der ihm ebenfalls zulächelte.

Die Hände auf seiner Brust gefaltet, das Gesicht dem Fenster zugewendet, gebadet von der frischen Nachtlust, welche an sein Lager die Arome der Blumen und der Bäume brachte, trat Athos, um nicht mehr daraus hervorzugehen, in die Beschauung des Paradieses ein, das die Lebenden nie sehen.

Ohne Zweifel wollte Gott diesem Auserwählten die Schätze der ewigen Glückseligkeit öffnen, zur Stunde, wo die andern Menschen zittern, streng vom Herrn empfangen zu werden, und sich an dieses Leben, das sie kennen, anklammern, in der Angst vor dem andern Leben, das sie nur bei den düsteren, ernsten Fackeln des Todes erschauen.

Athos wurde geführt durch die reine, klare Seele seines Sohnes, der die väterliche Seele an sich zog. Alles wurde für diesen Gerechten Melodie und Wohlgeruch auf dem rauen Weg, den die Seelen einschlagen, um in das himmlische Vaterland zurückzukehren.

Nach einer Stunde dieser Entzückung erhob Athos sachte seine Hände, die so weiß wie Wachs, das Lächeln verließ seine Lippen nicht mehr, und er flüsterte so leise, daß man es kaum hörte, die an Gott oder an Raoul gerichteten drei Worte:

»Hier bin ich.«

Und seine Hände fielen langsam, als legte er sie selbst nieder, auf das Bett.

Der Tod war bequem und liebkosend für dieses edle Geschöpf gewesen. Er hatte ihm die schmerzlichen Zuckungen des Todeskampfes, die Konvulsionen der letzten Abreise erspart; er hatte mit einem gnädigen Finger dieser großen, seiner ganzen Achtung würdigen Seele die Tore der Ewigkeit geöffnet.

Gott hatte es ohne Zweifel so befohlen, daß die fromme Erinnerung an diesen so sanften Tod im Herzen der Anwesenden und im Gedächtnis der andern Menschen bleibe, die Erinnerung an ein Hinscheiden, das den Übergang aus diesem Leben in das andere diejenigen lieben läßt, deren Dasein auf dieser Erde das letzte Gericht nicht furchtbar machen kann.

Athos behielt im letzten Schlaf das freundliche, aufrichtige

Lächeln, eine Zierde, die ihn in's Grab begleiten sollte; die Ruhe seiner Züge ließ lange seine Diener bezweifeln, daß er das Leben verlassen.

Die Leute des Grafen wollten Grimaud wegführen, der von fern dieses erbleichende Gesicht verzehrte und sich nicht näherte, in der Furcht, ihm den Hauch des Todes zu bringen. Aber Grimaud, so ermüdet er auch war, weigerte sich, wegzugehen. Er setzte sich auf die Schwelle und hütete seinen Herrn mit der Aufmerksamkeit einer Schildwache, eifersüchtig, seinen ersten Blick beim Erwachen, seinen letzten Seufzer beim Tod zu empfangen.

Die Geräusche erloschen im ganzen Hause, und Jeder ehrte den Schlaf des Herrn. Aber horchend bemerkte Grimaud, daß der Graf nicht mehr atmete.

Er erhob sich, seine Hände auf den Boden gestützt, und schaute von seinem Platze aus, ob nicht ein Beben im Leibe seines Herrn erwachen würde.

Nichts! die Angst erfaßte ihn, er stand ganz auf, und in demselben Augenblick hörte er auf der Treppe gehen; ein Geräusch von Sporen, an die ein Degen stieß, ein kriegerischer, seinen Ohren vertrauter Ton, hielt ihn zurück, als er auf das Bett von Athos zugehen wollte.

Eine Stimme, welche noch stärker vibrierte, als das Kupfer und der Stahl, ertönte drei Schritte von ihm.

»Athos! Athos! mein Freund!« rief diese bis zu Tränen bewegte Stimme.

»Der Herr Chevalier d'Artagnan!« stammelte Grimaud.

»Wo ist er?« fragte der Musketier.

Grimaud faßte ihn mit seinen knöchigen Fingern beim Arm und deutete auf das Bett, auf dessen Tüchern die Bleifarbe des Leichnams sich hervorhob.

Ein keuchender Atem, das Gegenteil eines schrillen Schreis, schwellte die Kehle von d'Artagnan an.

Er näherte sich auf den Fußspitzen, bebend, erschrocken über das Geräusch, das seine Tritte auf dem Boden machten, und das Herz zerrissen durch eine namenlose Bangigkeit. Er hielt sein Ohr an die Brust des Grafen, sein Gesicht an den Mund von Athos,

Kein Hauch mehr. D'Artagnan wich zurück.

Für Grimaud, der ihm mit den Augen gefolgt, war jede seiner Bewegungen eine Offenbarung gewesen; schüchtern setzte er sich unten an das Bett und drückte seine Lippen auf das Tuch, das die erstarrten Füße seines Herrn aufhoben.

Da sah man schwere Tränen seinen Augen entströmen.

Dieser Greis in Verzweiflung, der niedergebeugt so bitterlich weinte, ohne ein Wort vorbringen zu können, war das ergreifendste Schauspiel, das d'Artagnan in seinem an Gemütsbewegungen so reichen Leben getroffen.

Der Musketier blieb in Betrachtung vor dem lächelnden Toten stehen, der seinen letzten Gedanken behalten zu haben schien, um seinem besten Freund, dem Mann, den er nach Raoul am meisten geliebt, einen freundlichen Empfang selbst jenseits des Lebens zu Teil werden zu lassen, und als wollte er diese erhabene Schmeichelei der Gastfreundschaft erwidern, küßte der Musketier Athos auf die Stirne und schloß ihm mit seinen zitternden Fingern die Augen.

Dann setzte er sich oben an das Bett, ohne Furcht vor diesem Toten, der fünf und dreißig Jahre so sanft und so wohlwollend gegen ihn gewesen war; er nährte sich gierig mit den Erinnerungen, die das edle Gesicht des Grafen in Menge in seinem Geiste wiederbelebte, die einen blühend und reizend wie dieses Lächeln, die andern düster und eisig wie dieses Gesicht mit den von der Ewigkeit geschlossenen Augen.

Die bittere Woge, welche von Minute zu Minute stieg, überströmte plötzlich sein Herz und zerbrach seine Brust. Unfähig, die Bewegung in seinem Innern zu bewältigen, stand er auf, entriß sich ungestüm diesem Zimmer, wo er tot denjenigen gefunden, welchem er die Kunde vom Tode von Porthos überbringen sollte, und brach in so herzerreißendes Schluchzen aus, daß die Diener, welche nur auf einen solchen Ausbruch des Schmerzes zu warten schienen, darauf durch ihr Jammergeschrei und die Hunde des Herrn durch ihr klägliches Geheul antworteten.

Grimaud war der Einzige, der die Stimme nicht erhob. Selbst im Paroxysmus des Schmerzes hätte er es nicht gewagt, den Tod zu entweihen oder zum ersten Male seinen Herrn im Schläfe zu

stören. Athos hatte ihn überdies daran gewöhnt, nie zu sprechen.

D'Artagnan, der im unteren Saale, sich auf die Fäuste beißend, um seine Seufzer zu unterdrücken, umhergeirrt war, stieg bei Tagesanbruch abermals die Treppe hinaus, lauerte auf den Augenblick, wo Grimaud den Kopf gegen ihm umdrehen würde und winkte ihn zu sich; der treue Diener gehorchte ohne mehr Geräusch zu machen, als ein Schatten.

D'Artagnan ging, von Grimaud gefolgt, wieder hinab.

Als sie im Vorhause waren, ergriff er die Hände des Greises und sprach zu ihm:

»Ich habe gesehen, wie der Vater gestorben ist, erzähle mir nun den Tod des Sohnes.«

Grimaud zog aus seinem Busen einen großen Brief, auf dessen Umschlag die Adresse von Athos stand. D'Artagnan erkannte die Handschrift von Herrn von Beaufort, erbrach das Siegel und las bei den ersten Strahlen des Tages, in der düsteren Allee alter Kastanienbäume auf- und abschreitend, auf deren Boden noch die Spuren von den Tritten des in der Nacht gestorbenen Grafen sichtbar waren.

XXXIII.

Bulletin.

Der Herzog von Beaufort schrieb an Athos. Der für den Mann bestimmte Brief gelangte nur an den Toten. Gott veränderte die Adresse:

»Mein lieber Graf,« schrieb der Prinz mit seiner großen Handschrift eines ungeschickten Schülers, »ein schweres Unglück trifft uns mitten in einem großen Triumph. Der König verliert einen seiner bravsten Soldaten. Ich verliere einen Freund. Ihr verliert Herrn von Bragelonne.

»Er ist glorreich gestorben, so glorreich, daß ich nicht die Kraft habe, zu weinen, wie ich gern möchte.

»Empfangt meine traurigen Komplimente, lieber Graf. Der Himmel verteilt unter uns die Prüfungen je nach der Größe des Herzens. Diese ist ungeheuer, nicht über Eurem Mut.

»Euer Freund,

»Der Herzog von Beaufort.«

Der Brief enthielt einen von einem der Sekretäre des Herzogs geschriebenen Bericht. Es war die rührendste und wahrste Erzählung von dieser traurigen Episode, welche zwei Existenzen auflöste.

An die Bewegungen der Schlacht gewöhnt, das Herz gepanzert gegen die Rührungen, konnte sich d'Artagnan des Bebens nicht erwehren, als er den Namen von Raoul, den Namen dieses teuren Kindes las, das, wie sein Vater, ein Schatten geworden.

»Am Morgen,« sagte der Sekretär des Prinzen, »gab Monseigneur der Herzog Befehl zum Angriff. Normandie und Picardie hatten ihre Stellung in den grauen Felsen genommen, welche von dem Berge beherrscht werden, auf dessen Abhang sich die Basteien von Gigelli erbeben.

»Die Kanonen fingen an zu donnern; das Treffen entspann sich;

die Regimenter marschierten voll Entschlossenheit; die Pikeniere hatten die Pike hoch; die Musketiere hatten das Gewehr im Arm. Der Prinz folgte aufmerksam dem Marsche und der Bewegung der Truppen, die er mit einer starken Reserve zu unterstützen bereit war.

In der Umgebung von Monseigneur waren seine ältesten Kapitäne und seine Adjutanten. Der Herr Vicomte von Bragelonne hatte den Befehl erhalten, Seine Hoheit nicht zu verlassen.

»Das Geschütz des Feindes, das Anfangs gleichgültig gegen die Massen gedonnert, hatte indessen sein Feuer geregelt und besser gelenkt, töteten die Kugeln einige Leute um den Prinzen. Die Regimenter, welche in Kolonnen gegen die Wälle vorrückten, wurden ein wenig mißhandelt. Es trat ein Zaudern auf Seiten unserer Truppen ein, die sich von unserer Artillerie schlecht unterstützt sahen. Die Batterien, welche man am Tage vorher errichtet halte, schossen in der Tat nur schwach und unsicher, in Folge ihrer Stellung, Die Richtung von unten nach oben schadete der Richtigkeit der Schüsse und der Tragweite.

»Die schlechte Wirkung dieser Stellung des Belagerungsgeschützes begreifend, befahl Monseigneur den in der kleinen Rhede vor Anker liegenden Fregatten, ein regelmäßiges Feuer gegen den Platz zu eröffnen.

»Um diesen Befehl zu überbringen, bot sich zuerst Herr von Bragelonne an, Monseigneur weigerte sich aber, die Bitte des Vicomte zu bewilligen.

»Monseigneur hatte Recht, weil er diesen jungen Mann liebte und schonen wollte; er hatte Recht, und das Ereignis übernahm es, seine Vorhersehung und seine Weigerung zu rechtfertigen, denn kaum war der Sergent, welchen der Herzog mit der von Herrn von Bragelonne erbetenen Botschaft beauftragt hatte, an den Rand des Meeres gekommen, als ihn zwei Stutzbüchenschüsse aus den Reihen der Feinde niederschmetterten.

»Der Sergent fiel auf den nassen Sand, der sein Blut trank.

»Als Herr von Bragelonne dies sah, lächelte er gegen Monseigneur, und dieser sagte zu ihm:

›Ihr seht, Vicomte, ich rette Euch das Leben. Teilt das später

dem Herrn Grafen de la Fère mit, daß er, wenn er es von Euch erfährt, mir Dank wisse.«

»Der junge Herr lächelte traurig und erwiderte: »Es ist wahr, Monseigneur, ohne Euer Wohlwollen wäre ich dort getötet worden, wo der arme Sergent gefallen ist und nun in großer Ruhe liegt.«

»Herr von Bragelonne gab diese Antwort mit einer solchen Miene, daß Monseigneur rasch ausrief:

»Wahrhaftiger Gott! junger Mann, man sollte glauben, das Wasser laufe Euch im Munde zusammen; aber bei der Seele Heinrich IV., ich habe Eurem Vater versprochen, Euch lebendig zurückzubringen, und werde, wenn es Gott gefällt, mein Wort halten!«

»Herr von Bragelonne errötete und sagte mit leiser Stimme:

»Monseigneur, ich bitte, verzeiht mir; ich habe immer den Wunsch gehabt, Gelegenheit und Vorfälle aufzusuchen, und es ist süß, sich vor seinem General auszuzeichnen, besonders wenn dieser General der Herzog von Beaufort ist.«

»Monseigneur besänftigte sich ein wenig und gab, indem er sich an seine Offiziere wandte, die sich um ihn her drängten, verschiedene Befehle.

»Die Grenadiere der zwei Regimenter kamen nahe genug an die Gräben und Verschanzungen, um hier ihre Granaten zu schleudern, doch diese brachten eine geringe Wirkung hervor.

»Herr d'Estrées, der die Flotte kommandierte, hatte indessen den Versuch des Sergenten, in die Nähe der Schiffe zu kommen, gesehen und begriff, daß er ohne Befehl schießen und das Feuer eröffnen mußte.

»Als sich die Araber nun durch die Kugeln der Flotte und durch die Trümmer ihrer schlechten Mauern getroffen und niedergeschmettert sahen, stießen sie furchtbare Schreie aus.

»Ihre Reiter sprengten, auf ihre Sättel gebückt, im Galopp den Berg herab und warfen sich mit aller Gewalt auf die Infanteriecolonnen, doch diese kreuzten ihre Piken und hielten den ungestümen Anlauf aus. Zurückgetrieben durch die feste Haltung des Bataillon, warfen sich die Araber mit der größten Wut auf den Generalstab, der in diesem Augenblick nicht bewacht war.

»Die Gefahr war groß: Monseigneur zog den Degen, seine Sekretäre und seine Leute ahmten ihn nach; die Offiziere von seiner Suite ließen sich in einen Kampf mit diesen Wütenden ein.

»Nun konnte Herr von Bragelonne die Lust, die er seit dem Anfang des Treffens kundgab, befriedigen. Er kämpfte in der Nähe des Prinzen mit der Tapferkeit eines Römers und tötete drei Araber mit seinem kleinen Degen.

»Doch seine Tapferkeit rührte sichtbar nicht von einem allen Kämpfenden natürlichen Gefühle des Stolzes her. Sie war stürmisch, absichtlich, sogar erzwungen: er suchte sich mit dem Lärmen und der Metzelei zu berauschen.

»Er erhitzte sich dergestalt, daß ihm Monseigneur zurief, er sollte inne halten.

»Er mußte die Stimme Seiner Hoheit hören, da wir sie hörten, wir, die wir an seiner Seite waren. Er hielt aber nicht inne und sprengte immer weiter gegen die Verschanzungen.

»Da Herr von Bragelonne ein sehr botmäßiger Offizier war, so setzte dieser Ungehorsam gegen die Befehle von Monseigneur alle Welt in Erstaunen, und Herr von Beaufort rief ihm dringlich zu:

›Haltet, Bragelonne! Wohin geht Ihr? Haltet ein, ich befehle es Euch!‹

»Die Gebärde des Herrn Herzogs nachahmend, hatten wir Alle die Hand ausgehoben. Wir erwarteten, daß der Reiter sein Pferd umwenden würde, doch Herr von Bragelonne rannte unaufhaltsam gegen die Palisaden fort.

›Haltet ein!‹ wiederholte der Prinz mit sehr starker Stimme, ›haltet ein, Bragelonne, im Namen Eures Vaters!‹»«

»Bei diesen Worten wandte sich Herr von Bragelonne um; sein Gesicht drückte einen lebhaften Schmerz aus, aber er hielt nicht an; wir dachten nun, sein Pferd reiße ihn fort.

»Als dem Herzog auch der Gedanke gekommen war, der Vicomte sei nicht mehr Herr seines Rosses, und er ihn an den ersten Grenadiereu hatte vorbeijagen sehen, rief Seine Hoheit:

›Musketiere, tötet sein Pferd! Hundert Pistolen dem, der sein Pferd niederstreckt!‹»«

»Aber auf das Pferd zu schießen, ohne den Reiter zu treffen, wer hätte das hoffen können? Keiner wagte es. Endlich trat Einer

auf: es war ein vortrefflicher Schütze vom Regiment Picardie, genannt die *Luzerne*; er legte auf das Tier an, schoß und traf es in das Kreuz, denn man sah das Blut die weißen Haare des Pferdes röten. Nur, statt zu fallen, jagte das verdammte Roß noch wütender fort.

»Ganz Picardie, das den unglücklichen Mann dem Tod entgegenlaufen sah, rief aus vollem Halse: ›Werft Euch hinab, Vicomte, hinab, hinab, werft Euch hinab!«

»Herr von Bragelonne war ein beim ganzen Heere sehr beliebter Mann.

»Schon war der Vicomte auf einen Pistolenschuß zum Wall gekommen; eine Salve ging los und umhüllte ihn mit Rauch und Feuer. Wir verloren ihn aus dem Blick; als sich der Rauch zerstreut hatte, sah man ihn zu Fuß, aufrecht stehend; sein Pferd war getötet worden.

»Der Vicomte wurde von den Arabern aufgefordert, sich zu ergeben; aber er machte ihnen mit dem Kopfe ein verneinendes Zeichen und schritt auf die Palisaden zu.

»Das war eine tödliche Unklugheit. Doch die ganze Armee wusste ihm Dank, daß er nicht zurückwich, da ihn das Unglück so nahe hinzu geführt hatte. Er ging noch einige Schritte, und die zwei Regimenter klatschten in die Hände.

»In diesem Augenblick erschütterte die zweite Salve abermals die Mauern, und der Vicomte verschwand zum zweiten Male im Wirbel; aber diesmal mochte sich der Rauch immerhin zerstreuen, wir sahen ihn nicht mehr stehen: er lag, den Kopf niedriger als die Beine, auf dem Heidekraut, und die Araber waren im Begriff, aus ihren Verschanzungen herausgeben zu wollen, um ihm den Kopf abzuschneiden oder, seinen Leib zu nehmen, wie es der Gebrauch bei den Ungläubigen ist.

»Doch Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Beaufort hatte dies Alles mit dem Blicke verfolgt, und dieses große Schauspiel hatte ihm schwere, schmerzliche Seufzer entrissen. Er rief daher, als er die Araber wie weiße Gespenster unter den Mastirbäumen umherlaufen sah:

›Grenadiere, Pikeniere, wollt Ihr sie diesen edlen Leib fortschleppen lassen?«

»Bei diesen Worten schwang er sein Schwert und sprengte selbst auf den Feind zu. Die Regimenter eilten seiner Spur nach und stießen dabei Schreie aus, welche so furchtbar, als die der Araber wild waren.

»Der Kampf begann gleichsam auf dem Körper des Vicomte und war so erbittert, daß hundert und sechzig Araber neben wenigstens fünfzig von unseren Leuten tot auf dem Platze blieben.

»Ein Lieutenant von Normandie focht, den Körper des Vicomte auf seinen Schultern, und brachte ihn in unsere Reihen zurück.

»Man verfolgte indessen den Vorteil; die Regimenter nahmen die Reserve mit sich, und die feindlichen Palisaden wurden niedergerissen.

»Um drei Uhr verstummte das Feuer der Araber; der Kampf mit blanken Waffen dauerte zwei Stunden; das war eine Schlächterei.

»Um fünf Uhr waren wir Sieger auf allen Punkten; der Feind hatte seine Stellungen verlassen, und der Herr Herzog hatte die weiße Fahne auf dem höchsten Punkte des Berges auspflanzen lassen.

»Nun konnte man an Herrn von Bragelonne denken, der acht schwere Wunden auf dem Leib und beinahe alles Blut verloren hatte.

»Er atmete indessen noch, was eine unaussprechliche Freude Monseigneur gewährte, welcher dem ersten Verbands des Vicomte und der Beratung der Wundärzte beiwohnen wollte.

»Zwei von ihnen erklärten, Herr von Bragelonne würde leben. Monseigneur fiel ihnen um den Hals und versprach Jedem tausend Louisd'or, wenn sie ihn retteten.

»Der Vicomte hörte diesen Ausbruch freudigen Entzückens, und, verzweifelte er nun, oder schmerzten ihn seine Wunden, seine Physiognomie drückte einen lebhaften Verdruß aus, was viel zu denken gab, besonders einem von den Sekretären, als er gehört hatte, was folgen wird.

»Der dritte Wundarzt, der kam, war der Bruder Sylvain von Saint-Cosme, der Gelehrteste von den Unseren. Er untersuchte die Wunden ebenfalls und sagte nichts.

»Herr von Bragelonne öffnete seine starren Augen und schien

jede Bewegung, jeden Gedanken des gelehrten Arztes zu erforschen.

»Von Monseigneur befragt, antwortete dieser, er sehe wohl drei tödliche Wunden unter den acht, aber die Konstitution des Verwundeten sei so kräftig, die Jugend so fruchtbar, die Barmherzigkeit des gütigen Gottes so groß, daß Herr von Bragelonne vielleicht davon kommen würde, unter der Bedingung indessen, daß er keine Bewegung machte.

»Bruder Sylvain wandte sich an seine Gehilfen und fügte bei:

»Rührt ihn besonders nicht mit dem Finger an, sonst werdet Ihr ihn töten.«

»Und wir verließen das Zelt insgesamt mit ein wenig Hoffnung.

»Dieser Sekretär, als er wegging, glaubte ein bleiches, trauriges Lächeln über die Lippen des Vicomte gleiten zu sehen, als der Herzog mit liebkosendem Ton zu ihm sagte:

»Oh! Vicomte, wir werden Dich retten!«

»Am Abend, da man glaubte, der Kranke müßte ausgeruht haben, trat einer der Gehilfen in das Zelt des Vicomte und kam sogleich unter heftigen Schreien wieder heraus.

»Wir liefen Alle in Verwirrung herbei, der Herr Herzog mit uns, und der Gehilfe zeigte uns den Leib des Herrn von Bragelonne, der unten vor dem Bette auf dem Boden, im Reste seines Blutes gebadet, ausgestreckt lag.

»Es scheint, er hatte Konvulsionen, fieberhafte Bewegungen gehabt, und war herausgefallen; der Sturz, den er getan, hatte, nach der Vorhersagung des Bruder Sylvain, sein Ende beschleunigt.

»Man hob den Vicomte auf; er war kalt und tot. Er hielt eine blonde Haarlocke in der rechten Hand, und diese Hand war krampfhaft an sein Herz gepreßt.«

Hier folgten die einzelnen Umstände der Expedition und des über die Araber davon getragenen Sieges.

D'Artagnan hielt bei der Erzählung vom Tode des armen Raoul inne.

»Oh!« murmelte er, »unglückliches Kind! ein Selbstmord!«

Und er wandte die Augen nach dem Zimmer des Schlosses, wo der Graf den ewigen Schlaf schlief, und sprach leise:

»Sie haben sich Wort gehalten. Nun finde ich sie glücklich: sie müssen wiedervereinigt sein.«

Und mit langsamen Schritten ging er nach dem Blumengarten.

Die ganze Straße, die ganze Gegend füllten sich schon mit Nachbarn; in Tränen zerfließend, erzählten sie einander die doppelte Katastrophe und trafen dann Anstalten zum Leichenbegängniß.

XXXIV.

Der letzte Gesang.

Schon am andern Tage sah man den ganzen Adel der Umgegend, der Provinz, von überall herbeikommen, wohin die Boten die Kunde zu bringen Zeit gehabt hatten.

D'Artagnan war eingeschlossen geblieben, ohne mit Jemand sprechen zu wollen. Zwei so schwere Todesfälle, welche nach dem Tode von Porthos über den Kapitän hereinbrachen, hatten auf lange Zeit diesen bis dahin unermüdlichen Geist niedergebeugt.

Außer Grimaud, der einmal in sein Zimmer kam, erblickte der Musketier weder Bedienten, noch Hausgenossen.

Er glaubte aus dem Geräusche des Hauses, auf dem Hin- und Hergehen zu erraten, daß man Vorbereitungen zum Leichenbegängniß des Grafen traf. Er schrieb an den König, um sich einen weiteren Urlaub zu erbitten.

Grimaud war, wie gesagt, bei d'Artagnan eingetreten, und hatte sich bei der Türe auf einen Schemel gesetzt, wie ein Mensch, der tief nachsinnt; dann war er wieder ausgestanden und hatte d'Artagnan durch ein Zeichen bedeutet, er möge ihm folgen.

Dieser gehorchte stillschweigend. Grimaud ging bis in das Schlafzimmer des Grafen hinab, deutete mit dem Finger auf den Platz des leeren Bettes und schlug die Augen beredt zum Himmel aus.

»Ja,« erwiderte d'Artagnan, »ja, guter Grimaud, beim Sohne, den er so sehr liebte.«

Grimaud verließ das Zimmer und begab sich in den Saal, wo man nach dem Gebrauche der Provinz den Leichnam, ehe man ihn für immer bestattete, in Parade hatte ausstellen müssen.

D'Artagnan war betroffen, als er zwei offene Särge in diesem Saale sah; auf die stumme Einladung von Grimaud trat er hinzu und sah in einem derselben Athos, schön bis in den Tod, und im andern Raoul, die Augen geschlossen, die Wangen geperlmuttert wie die der Pallas von Virgil, und das Lächeln auf seinen violetten

Lippen.

Er schauerte, als er den Vater und den Sohn sah. Diese zwei entflohenen Seelen, auf der Erde vertreten durch zwei düstere Leichname, welche unfähig, sich einander zu nähern, so klein der Raum war, der sie trennte.

»Raoul hier!« murmelte er. »Oh! Grimaud, das sagtest Du mir nicht!«

Grimaud schüttelte den Kopf und antwortete nichts, aber er nahm d'Artagnan bei der Hand, führte ihn zu dem Sarg und zeigte ihm unter dem zarten Schweißstuch die schwarzen Wunden, durch welche das Leben entflohen sein mußte.

Der Kapitän wandte den Blick ab, und indem er es für unnütz hielt, Grimaud zu befragen, der nicht antworten würde, erinnerte er sich, daß der Sekretär von Herrn von Beaufort mehr geschrieben, als er, d'Artagnan, zu lesen den Mut gehabt hatte.

Er nahm den Bericht über das Treffen, welches Raoul das Leben gekostet hatte, wieder auf und fand folgende Worte, die den letzten Paragraph des Briefes bildeten:

»Der Herr Herzog hat befohlen, den Leichnam des Herrn Vicomte einzubalsamieren, wie dies bei den Arabern gebräuchlich ist, wenn sie wollen, daß ihre Leiber in ihr Geburtsland gebracht werden, und der Herr Herzog hat Relais bestimmt, daß ein vertrauter Diener, der den jungen Mann aufgezogen, seinen Sarg zum Herrn Grafen de la Fère zurückführen könnte.«

»Ich werde also Deinem Leichenbegängniß folgen, mein armes Kind,« dachte d'Artagnan, »ich, der ich schon alt, der ich nichts mehr auf der Erde wert bin, und ich werde den Staub auf die Stirne streuen, die ich vor zwei Monaten küßte. Gott hat es gewollt. Du hast es selbst gewollt. Ich habe nicht einmal mehr das Recht, zu weinen: Du hast den Tod gewollt; er schien Dir den Vorzug vor dem Leben zu verdienen.«

Endlich kam der Augenblick, wo die kalten Hüllen dieser zwei Edelleute der Erde zurückgegeben werden sollten.

Es strömten Kriegersleute und Volk in solcher Menge herbei, daß bis zur Grabstätte, einer Kapelle auf der Ebene, der Weg von der Stadt voll von Reitern und Fußgängern in Trauerkleidern war.

Athos hatte zu seinem letzten Wohnort die kleine Umfriedung

dieser Kapelle gewählt, die er an der Grenze seiner Güter erbaut. Er hatte hierzu die im Jahre 1550 vom Bildner bearbeiteten Steine von einem alten gotischen, im Berry liegenden, Herrnhause, das seine erste Jugend geschützt, kommen lassen.

So wiederaufgebaut, ruhte die Kapelle unter einer Gruppe von Pappelbäumen und Sycomoren. Jeden Sonntag verrichtete darin den Gottesdienst der Pfarrer vom benachbarten Flecken, dem Athos hierfür ein Einkommen von zweihundert Livres ausgesetzt hatte, und alle Lehnsleute seiner Herrschaft, ungefähr vierzig an der Zahl, die Feldarbeiter und die Pächter mit ihren Familien kamen hierher, um die Messe zu hören, ohne daß sie nötig hatten, sich nach der Stadt zu begeben.

Hinter der Kapelle dehnte sich, in zwei dicke Hecken von Haselstauden, Weißdorn und Flieder eingeschlossen und umgeben von einem tiefen Graben, die kleine Befriedung aus, welche zwar unangebaut, aber heiteren Aussehens in ihrer Unfruchtbarkeit, weil die Moose hoch waren, weil die wilden Heliotrope und die Viole ihre Wohlgerüche vermengten, weil unter den Kastanienbäumen eine kräftige Quelle in einer marmornen Zisterne gefangen sprudelte, und weil auf dem Thymian rings umher Tausende von Bienen summten, welche von den benachbarten Ebenen kamen, während die Finken und die Rotkehlchen munter auf den Blüten der Hecke sangen.

Dahin brachte man die zwei Särge inmitten einer stillen, gesammelten Menge.

Als das Totenamt gefeiert war, als man den letzten Abschied von den edlen Hingeschiedenen genommen hatte, zerstreute sich die ganze Versammlung, auf den Wegen von den Tugenden und dem sanften Tode des Vaters, von den Hoffnungen, welche der Sohn gegeben, und von seinem traurigen Ende auf der Küste von Afrika sprechend.

Allmählig erloschen die Gespräche, wie die in dem bescheidenen Schiff der Capelle angezündeten Lampen. Der Geistliche verbeugte sich zum letzten Mal vor dem Altar und den noch frischen Gräbern, und kehrte dann gefolgt von seinem Meßner, der ein heiseres Glöckchen läutete, langsam nach seinem Pfarrhause zurück.

D'Artagnan, welcher allein geblieben, bemerkte, daß es Nacht

wurde.

An die Toten denkend, hatte er die Stunde vergessen.

Er stand von der eichenen Bank aus, auf die er sich in der Kapelle gesetzt hatte, und wollte, wie der Priester, einen letzten Abschied von dem doppelten Grabe nehmen, das seine verlorenen Freunde enthielt.

Eine Frau betete auf dieser feuchten Erde kniend.

D'Artagnan blieb auf der Schwelle der Kapelle stehen, um diese Frau nicht zu stören, und auch, um zu sehen, wer die fromme Freundin sei, welche die heilige Pflicht mit so viel Eifer und Beharrlichkeit übte.

Die Unbekannte verbarg ihr Gesicht unter ihren alabasterweißen Händen. An der edlen Einfachheit ihres Anzugs erriet man die Frau von Stand. Außen warteten mehrere berittene Diener und ein Reisewagen auf diese Dame. D'Artagnan suchte vergebens zu erraten, was sie aufhielt.

Sie betete immer und wischte oft mit ihrem Sacktuch über ihr Gesicht. D'Artagnan begriff, daß sie weinte.

Er sah sie mit der unbarmherzigen Zerknirschung christlicher Frauen an ihre Brust schlagen. Er hörte sie zu wiederholten Malen den aus einem geschworenen Herzen hervorkommenden Schrei: »Verzeihung! Verzeihung!« von sich geben.

Und als sie sich ganz ihrem Schmerz hinzugeben schien, als sie sich mitten unter ihren Klagen und Gebeten halb ohnmächtig zurückwarf, machte d'Artagnan gerührt aus Liebe für seine so sehr bejammerten Freunde einige Schritte gegen das Grab, um das finstere Gespräch der Büsserin mit den Toten zu unterbrechen.

Doch sein Fuß hatte nicht sobald auf dem Sande gekracht, als die Unbekannte das Haupt erhob und d'Artagnan ein von Tränen überfluthetes, ein befreundetes Gesicht sehen ließ.

Es war Fräulein de la Vallière.

»Herr d'Artagnan!« flüsterte sie.

»Ihr?« erwiderte der Kapitän mit düsterem Tone, »Ihr hier? Oh! Madame, ich hätte Euch lieber mit Blumen geschmückt im Herrenhause des Grafen de la Fère gesehen. Ihr hättet weniger geweint, sie auch, ich auch!«

»Mein Herr!« stammelte sie schluchzend.

»Denn Ihr,« fügte der unbarmherzige Freund der Toten bei, »Ihr habt diese zwei Männer in's Grab gelegt.«

»Oh! schont mich.«

»Mein Fräulein, Gott verhüte, daß ich eine Frau beleidige oder sie umsonst weinen mache; aber ich muß Euch sagen, daß der Platz des Mörders nicht auf dem Grabe der Opfer ist.«

Sie wollte antworten.

»Was ich Euch da sage, sagte ich dem König,« setzte er kalt hinzu.

Sie faltete die Hände.

»Ich weiß, daß ich den Tod des Vicomte von Bragelonne verursacht habe,« sprach sie.

»Ah! Ihr wisst es?«

»Die Nachricht ist gestern bei Hof eingetroffen. Ich habe seit heute Nacht um zwei Uhr vierzig Meilen gemacht, um den Grafen, den ich noch lebend glaubte, um Verzeihung zu bitten und hier auf dem Grabe von Raoul Gott anzuflehen, er möge mir alles Unglück schicken, das ich verdiene, ein einziges ausgenommen. Ich weiß nun, mein Herr, daß der Tod des Sohnes den Vater getötet, und habe zwei Strafen zu erwarten.«

»Ich wiederhole Euch, mein Fräulein, was mir von Euch in Antibes Herr von Bragelonne gesagt hat, als er schon auf seinen Tod sann: ›Haben sie die Hoffart und die Gefallsucht fortgerissen, so verzeiht ich ihr, indem ich sie verachte. Ist sie der Liebe unterlegen, so verzeihe ich ihr und schwöre ihr zugleich, daß sie Niemand so geliebt hat, wie ich.«

»Ihr wisst,« erwiderte Louise, »daß ich für meine Liebe mich selbst zu opfern im Begriff war; Ihr wisst, ob ich gelitten, als Ihr mich verloren, sterbend, verlassen tragt! Nun denn! nie habe ich so viel gelitten, wie heute, weil ich damals hoffte, wünschte, während ich heute nichts mehr zu wünschen habe; weil dieser Tote alle meine Freude in sein Grab hinabzieht; weil ich nicht mehr ohne Gewissensbisse zu lieben wage, und ich fühle es, derjenige, welchen ich liebe . . . oh! das ist das Gesetz . . . wird mir alle Qualen zurückgeben, die ich Andere habe ausstehen lassen.«

D'Artagnan antwortete nichts; er fühlte zu sehr, daß sie sich

nicht täuschte.

»Mein lieber Herr d'Artagnan,« fügte sie bei, »beugt mich heute nicht zu tief nieder, ich beschwöre Euch abermals. Ich bin wie der vom Stamm gelöste Zweig, ich halte an nichts mehr in dieser Welt, und ein Strom reißt mich fort, ich weiß nicht wohin. Ich liebe wahnsinnig, ich liebe in einem Grade, daß ich es, gottlos, wie ich bin, auf der Asche dieses Toten sage, und ich erröte nicht darüber, und es macht mir keine Gewissensbisse. Diese Liebe ist eine Religion. Nur, da Ihr mich später allein, vergessen, verachtet sehen werdet; nur, da Ihr mich verachtet für das sehen werdet, was Ihr zu bestrafen bestimmt seid, schont mich in meinem ephemeren Glück, laßt es mir ein paar Tage, laßt es mir einige Minuten. Zur Stunde, wo ich mit Euch spreche, besteht es vielleicht nicht mehr. Mein Gott! dieser doppelte Mord ist vielleicht schon gesühnt!«

Sie sprach noch; ein Geräusch von Stimmen und von Pferdetritten machte den Kapitän aufhorchen.

Ein Offizier des Königs, Herr von Saint-Aignan, kam, um la Vallière im Auftrag von Ludwig XIV. aufzusuchen, den Eifersucht und Unruhe zernagten.

Saint-Aignan sah d'Artagnan nicht, da dieser halb durch einen dicken Kastanienbaum verborgen war, der seinen Schatten auf die zwei Gräber fallen ließ.

Louise dankte Saint-Aignan und entließ ihn mit einer Gebärde. Er entfernte sich aus dem Gehege.

»Ihr seht,« sprach bitter der Kapitän zu der jungen Frau, »Ihr seht, Madame, daß Euer Glück noch fortwährt.«

Die junge Frau erhob sich und erwiderte mit einer feierlichen Stimme:

»Ihr werdet eines Tags bereuen, daß Ihr mich so schlecht beurteilt. An diesem Tage, mein Herr, will ich Gott bitten, er möge vergessen, daß Ihr ungerecht gegen mich gewesen. Überdies werde ich so sehr leiden, daß Ihr zuerst mein Leiden beklagen werdet. Dieses Glück, Herr d'Artagnan, werft es mir nicht vor: es kommt mich teuer zu stehen, und ich habe nicht meine ganze Schuld bezahlt.«

Nach diesen Worten kniete sie abermals sanft und liebevoll

nieder und sprach:

»Zum letzten Mal bitte ich Dich um Verzeihung, mein Bräutigam Raoul. Ich habe unsere Kette gebrochen; wir sind Beide bestimmt, aus Schmerz zu sterben. Du gehst zuerst von hinnen; sei unbesorgt, ich werde Dir folgen. Sieh nur, daß ich nicht feig gewesen und daß ich gekommen bin, um Dir dieses letzte Gehab' dich wohl zu sagen. Der Herr ist mein Zeuge, Raoul, hätte es mein Leben gekostet, das Deinige zu erkaufen, ich würde mein Leben ohne Zögern hingegeben haben. Ich konnte meine Liebe nicht geben. Noch einmal, verzeih!«

Sie pflückte einen Zweig und steckte ihn in die Erde; dann trocknete sie ihre von Tränen befeuchteten Augen, grüßte d'Artagnan und verschwand.

Der Kapitän sah Pferde, Reiter und Wagen abgehen; dann kreuzte er die Arme über seiner angeschwollenen Brust und sprach:

»Wann wird die Reihe, abzugehen, an mir sein? Was bleibt dem Menschen nach der Jugend, nach der Liebe, nach dem Ruhm, nach der Freundschaft, nach der Stärke, nach dem Reichtum? . . . Der Fels, unter dem Porthos ruht, der Alles gehabt hat, was ich genannt; dieses Moos, unter dem Athos und Raoul ruhen, welche noch viel mehr besaßen!«

Er zögerte eine Minute, das Auge ohne Blick; dann erhob er sich und fügte bei:

»Vorwärts! Wenn es Zeit ist, wird es mir Gott sagen, wie er es den Andern gesagt hat.«

Hiernach berührte er mit dem Finger die vom Abendtau befeuchtete Erde, bekreuzte sich, als wäre er beim Weihkessel einer Kirche gewesen, und schlug allein, für immer allein, den Weg nach Paris ein.

XXXV.

Epilog.

Vier Jahre nach der so eben von uns geschilderten Szene ritten zwei Kavaliere auf stattlichen Rossen bei Tagesanbruch durch Blois und ordneten Alles zu einer Vogeljagd an, die der König auf der schönen Ebene machen wollte, welche die Loire entzwei schneidet, auf der Ebene, die auf einer Seite an Meung, auf der andern an Amboise grenzt.

Es war der Kapitän der Windhündinnen des Königs und der Gouverneur der Falken, zur Zeit Ludwigs XIII, sehr geachtete, aber von seinem Nachfolger ein wenig vernachlässigte Personen.

Nachdem diese beiden Reiter das Terrain rekognosziert und ihre Beobachtungen gemacht hatten, kehrten sie zurück; da erblickten sie kleine Gruppen zerstreuter Soldaten, welche Sergenten in gewissen Entfernungen von einander an den Mündungen der Ringmauer ausstellten. Das waren die Musketiere des Königs.

Hinter ihnen kam auf einem guten Pferde, erkennbar an seinen goldenen Stickereien, der Kapitän. Er hatte graue Haare, einen mit Grau vermischten Bart, Er schien ein wenig gebückt, obgleich er sein Pferd mit Leichtigkeit führte und Alles umher beschaute und überwachte.

»Herr d'Artagnan wird nicht alt,« sagte der Kapitän der Windhündinnen zu seinem Collegen, dem Falkner, »obgleich zehn Jahre älter, als wir, scheint er ein Junker zu Pferde.«

»Es ist wahr,« erwiderte der Kapitän der Falken, »seit zwanzig Jahren bleibt er immer derselbe.«

Dieser Offizier täuschte sich; seit vier Jahren war d'Artagnan um zwölf Jahre älter geworden.

Das Alter drückte seine unbarmherzigen Klauen an jedem Winkel seiner Augen ein, seine Stirne hatte sich entblößt, seine einst braunen und nervigen Hände wurden weiß, als ob das Blut darin zu erkalten anfinge.

D'Artagnan redete die zwei Offiziere mit jener Nuance von

Leutseligkeit an, welche erhabene Menschen auszeichnet. Er empfing im Austausch gegen seine Artigkeit zwei Grüße voll Ehrfurcht.

»Ah! Welch ein Glück ist es, daß wir Euch hier sehen, Herr d'Artagnan,« rief der Falkner.

»Es ist vielmehr an mir, Euch das zu sagen, meine Herren.« erwiderte d'Artagnan, »denn in unseren Tagen bedient sich der König viel öfter seiner Musketiere, als seiner Vögel.«

»Das ist nicht wie in der guten Zeit,« seufzte der Falkner. »Erinnert Ihr Euch, Herr d'Artagnan, als der selige König in den Weinbergen jenseits Beaugency beizte? Ah! Ihr wart damals nicht Kapitän der Musketiere, Herr d'Artagnan.«

»Und Ihr wart nur Gefreiter der kleinen Raubvögel,« sagte d'Artagnan heiter. »Gleichviel, das war die gute Zeit, insofern es immer die gute Zeit ist, wenn man jung ist. Gott befohlen, Herr Kapitän der Windhündinnen.«

»Ich danke, Herr Graf,« erwiderte dieser.

D'Artagnan entgegnete nichts. Der Titel Graf fiel ihm nicht aus. D'Artagnan war vier Jahre vorher Graf geworden.

»Seid Ihr nicht sehr müde von der langen Reise, die Ihr gemacht, Herr Kapitän?« fuhr der Falkner fort. »Es sind, glaube ich, zwei hundert Meilen von hier nach Pignerol?«

»Zwei hundert und sechzig bis Pignerol und eben so viel zurück,« sprach d'Artagnan ruhig.

»Und,« fragte der Vogelsteller ganz leise, »und er ist wohl?«

»Wer?« versetzt d'Artagnan.

»Der arme Herr Fouquet?« fuhr leise der Falkner fort.

Der Kapitän der Windhündinnen war aus Klugheit auf die Seite geritten.

»Nein,« antwortete d'Artagnan; »der arme Mann härt sich im Ernste ab: er begreift nicht, daß das Gefängnis eine Gnade ist; er sagt, das Parlament habe ihn, indem es ihn verbannt, freigesprochen, und die Verbannung sei die Freiheit, Er stellt sich nicht vor, daß man seinen Tod geschworen, und daß sein Leben aus den Klauen des Parlaments retten zu viel Verbindlichkeit gegen Gott haben heißt.«

»Ah! ja, der arme Mann ist am Schafott vorbeigestreift,« sagte

der Falkner! »Herr Colbert soll Befehle dem Gouverneur der Bastille gegeben haben und die Hinrichtung schon angeordnet gewesen sein.«

»Nun!« machte d'Artagnan mit einer nachdenkenden Miene, und als wollte er das Gespräch kurz abschneiden.

»Nun!« wiederholte der Kapitän der Windhunde, der sich wieder näherte, »Herr Fouquet ist in Pignerol, und er hat es wohl verdient. Es ist ihm das Glück zu Teil geworden, von Euch dahin geführt zu werden . . . er hatte den König genug bestohlen.«

D'Artagnan schleuderte dem Hundemeister einen von seinen schlimmen Blicken zu und entgegnete:

»Mein Herr, wenn man mir sagte, Ihr habet das Brot von Euren Windhunden gegessen, so würde ich es nicht nur nicht glauben, sondern ich würde auch, wenn man Euch deshalb zum Staupbesen oder zum Kerker verurteilte, Euch beklagen und nicht dulden, daß man schlecht von Euch spräche. Ein so redlicher Mann Ihr auch seid, mein Herr, versichere ich Euch doch, daß Ihr es nicht mehr seid, als es der arme Herr Fouquet gewesen ist.«

Nachdem er diesen scharfen Verweis, mit dem ihn der Musketier begossen, wieder abgewischt hatte, senkte der Kapitän der Hunde Seiner Majestät die Nasenspitze und ließ den Falkner ein paar Schritte voraus neben d'Artagnan reiten.

»Er kann zufrieden sein,« sagte leise der Falkner zum Musketier, »man sieht wohl, daß die Windhunde gegenwärtig in der Mode sind; wäre er Falkner, so würde er nicht ebenso sprechen.«

D'Artagnan lächelte schwermütig, als er diese große politische Frage durch die Unzufriedenheit von einem so geringfügigen Interesse gelöst sah; er dachte abermals an jene schöne Existenz des Oberintendanten, an den Verfall seines Vermögens, an den Einsturz seines Glückes, an den traurigen Tod, der seiner harrte, und um zu schließen, fragte er:

»Liebte Herr Fouquet die Vogelhäuser?«

»Oh! leidenschaftlich, Herr Kapitän,« antwortete der Falkner mit einem Ausdruck bitteren Bedauerns und mit einem Seufzer, der die Leichenrede von Herrn Fouquet war.

D'Artagnan ließ die üble Laune des Einen und die Traurigkeit

des Andern vorübergehen und ritt auf der Ebene weiter.

Man sah schon in der Ferne die Züge aus den Ausgängen des Waldes hervorbrechen, die Federbüsche der Reiterinnen wie Sternschnuppen durch die Lichtungen fliegen und die weißen Rosse durch ihre leuchtenden Erscheinungen das buschreiche, düstere Gehölze durchschneiden.

»Werdet Ihr uns eine lange Jagd machen?« fragte d'Artagnan. »Ich bitte, gebt uns rasch den Vogel; ich bin sehr müde. Ist es ein Reiher, ist es ein Schwan?«

»Beides, Herr d'Artagnan,« erwiderte der Falkner; »aber seid unbesorgt, der König ist kein Kenner; er jagt nicht um seinetwillen, er will nur den Damen eine Belustigung geben.«

Das Wort den *Damen* wurde so betont, daß d'Artagnan die Ohren spitzte.

»Ah!« machte er, den Falken mit erstaunter Miene anschauend.

Der Kapitän der Windhunde lächelte, ohne Zweifel, um sich mit dem Musketier zu versöhnen.

»Oh! lacht immerhin,« sagte d'Artagnan; »ich weiß nichts von den Neuigkeiten, denn ich bin gestern erst wieder nach einer Abwesenheit von einem Monat angekommen. Als ich den Hof verließ, betrauerte man noch den Tod der Königin-Mutter. Der König wollte sich nicht mehr belustigen, seitdem er den letzten Seufzer von Marie Antoinette empfangen halte; aber Alles nimmt ein Ende in dieser Welt. Nun! er ist also nicht mehr traurig? desto besser!«

»Und Alles hat auch einen Anfang,« sprach der Kapitän der Windhunde mit einem schallenden Gelächter.

»Ah!« machte zum zweiten Mal d'Artagnan, der vor Begierde, das Neue zu erfahren, brannte, während ihm seine Würde verbot, Leute, welche unter ihm standen, zu befragen; »es nimmt etwas seinen Anfang, wie es scheint?«

Der Kapitän blinzelte auf eine bezeichnende Weise mit den Augen. Aber d'Artagnan wollte nichts von diesem Menschen erfahren.

»Wird man den König frühzeitig sehen?« fragte er den Falkner.

»Um sieben Uhr, mein Herr, werde ich die Vögel lancieren.«

»Wer kommt mit dem König? Wie geht es Madame? Wie geht

es der Königin?«

»Besser, Herr Kapitän.«

»Sie ist also krank gewesen?«

»Mein Herr, seit dem letzten Kummer, den sie gehabt, ihr Ihre Majestät leidend geblieben.«

»Welchen Kummer? Unterrichtet mich ohne Furcht, mein lieber Herr; ich komme so eben an.«

»Ein wenig vernachlässigt seit dem Tode ihrer Schwiegermutter, scheint sich die Königin beim König beklagt zu haben, und dieser antwortete ihr, wie man sagt:

›Schlafe ich nicht jede Nacht bei Euch? Was braucht Ihr mehr?‹

»Ah!« rief d'Artagnan, »die arme Frau! Sie muß Fräulein de la Vallière sehr hassen!«

»Oh! nein, nicht Fräulein de la Vallière,« entgegnete der Falkner.

»Wen denn?«

Der Klang der Hörner unterbrach das Gespräch. Er rief die Hunde und die Vögel. Der Falkner und sein Gefährte gaben den Pferden die Sporen, ohne daß die Anspielungen einen Sinn erhalten hatten.

Der König erschien in der Ferne, umgeben von Damen und Kavalieren. Diese ganze Truppe kam im Schritt, in schöner Ordnung, herbei; die Hörner und die Trompeten belebten die Hunde und die Pferde.

Das war eine Bewegung, ein Geräusch, eine Spiegelung von Licht, wovon jetzt nichts mehr einen Begriff zu geben vermöchte, wenn nicht der lügenhafte Reichtum und die falsche Majestät der Theaterspiele.

Mit einem etwas geschwächten Auge erschaute d'Artagnan hinter der Gruppe drei Wagen; der erste war der für die Königin bestimmte.

Er war leer.

D'Artagnan, der Fräulein de la Vallière nicht an der Seite des Königs erblickte, suchte sie und sah sie im zweiten Wagen.

Sie war allein mit zwei Frauen, die sich wie ihre Gebieterin zu langweilen schienen.

Zur Linken des Königs, auf einem ungestümen Rosse, das von ihrer geschickten Hand gebändigt wurde, strahlte eine Frau in der glänzendsten Schönheit. Der König lächelte ihr zu, sie lächelte dem König zu.

Alle Welt lachte geräuschvoll, wenn sie gesprochen hatte.

»Ich kenne diese Frau,« dachte der Musketier; »wer ist es denn?«

Und er neigte sich gegen seinen Freund, den Falkner, an den er diese Frage richtete.

Der Falkner wollte eben antworten, als der König d'Artagnan erblickte und ihm zurief:

»Ah! Graf, Ihr seid also zurückgekehrt. Warum habe ich Euch noch nicht gesehen?«

»Sire,« antwortete der Kapitän, »weil Eure Majestät schlief, als ich ankam, und weil sie nicht erwacht war, als ich diesen Morgen meinen Dienst übernahm.«

»Immer derselbe,« sprach mit lauter Stimme der König, zufrieden, »Ruht aus, Graf, ich befehle es Euch. Ihr werdet heute mit mir zu Mittag speisen.«

Ein Gemurmel des Bewunderns umhüllte d'Artagnan wie eine ungeheure Liebkosung. Jeder beeiferte sich um ihn. Mit dem König zu Mittag speisen, das war eine Ehre, welche Seine Majestät nicht verschwendete wie Heinrich IV.

Der König machte einige Schritte vorwärts, und d'Artagnan sah sich durch eine neue Gruppe ausgehalten, unter der Colbert glänzte.

»Guten Morgen, Herr d'Artagnan,« sagte der Minister zu ihm mit einer leutseligen Höflichkeit, »habt Ihr eine gute Reise gehabt?«

»Ja, mein Herr,« erwiderte d'Artagnan, sich auf den Hals seines Pferdes verbeugend.

»Ich habe den König Euch zu seiner Mittagstafel einladen hören,« fuhr der Minister fort, »Ihr werdet dort einen alten Freund von Euch finden.«

»Einen alten Freund von mir?« fragte d'Artagnan, mit Schmerz in die düsteren Wellen der Vergangenheit niedertauchend, welche für ihn so viele Freundschaften und so viele Feindseligkeiten verschlungen hatten.

»Den Herrn Herzog von Alameda, der diesen Morgen von Spanien angekommen ist,« erwiderte der Minister.

»Den Herzog von Alameda!« rief d'Artagnan suchend.

»Mich!« rief ein Greis weiß wie Schnee und gebückt in seinem Wagen, den er öffnen ließ, um dem Musketier entgegenzugehen.

»Aramis!« rief d'Artagnan, von Staunen ergriffen.

Und er ließ träge, wie er war, den abgemagerten Arm des alten Herrn zitternd sich an seinen Hals hängen.

Colbert, nachdem er einen Augenblick beobachtet hatte, ritt weiter und ließ die zwei alten Freunde allein.

»Ihr seid also hier?« sagte der Musketier, während er Aramis beim Arm nahm, »Ihr, der Verbannte, der Rebell in Frankreich?«

»Und ich speise mit Euch beim König,« erwiderte lächelnd der Bischof von Vannes. »Ja, nicht wahr, Ihr fragt Euch, wozu die Treue auf der Welt diene? Laßt den Wagen der armen la Vallière vorüberfahren.

Seht, wie unruhig sie ist! seht, wie ihr durch die Tränen ermattetes Auge dem König folgt, der dort reitet!«

»Mit wem?«

»Mit Fräulein von Tonnay-Charente, welche Frau von Montespan geworden ist.«

»Sie ist eifersüchtig, sie ist also betrogen?«

»Noch nicht, d'Artagnan, doch das wird nicht lange ausbleiben.«

Sie plauderten mit einander, während sie der Jagd folgten, und der Kutscher von Aramis führte sie so geschickt, daß sie in dem Augenblick ankamen, wo der Falke seine Beute zwang, sich niederzusenken, und über sie herfiel.

Der König stieg ab, Frau von Montespan ahmte ihn nach. Man war vor eine einsame, durch Bäume, welche schon die ersten Herbstwinde entblättert hatten, verborgene Kapelle gelangt. Hinter dieser Kapelle war ein durch ein Gitterthor geschlossenes Gehege.

Der Falke hatte die Beute genötigt, in das an die Kapelle anstoßende Gehege zu fallen, und der König wollte hier eindringen, um nach dem Gebrauche die erste Feder zu nehmen.

Man bildete einen Kreis um das Gebäude und die Hecken, welche zu klein waren, um die ganze Gesellschaft zu empfangen.

Aramis wollte aus dem Wagen steigen wie die Anderen. Doch d'Artagnan hielt ihn zurück und sagte mit kurzem Tone:

»Wißt Ihr, Aramis, wohin uns der Zufall geführt hat?«

»Nein,« erwiderte der Herzog.

»Hier ruhen die Leute, die ich gekannt habe,« sprach d'Artagnan, tief bewegt durch eine traurige Erinnerung.

Ohne etwas zu erraten und mit zitterndem Schritte trat Aramis in die Kapelle durch eine kleine Türe ein, die ihm d'Artagnan öffnete.

»Wo sind sie begraben?« fragte er.

»Dort in dem Gehege. Ihr seht, es ist ein Kreuz unter jener kleinen Zypresse. Geht nicht dorthin, der König begibt sich dahin, der Reiher ist dort gefallen.«

Aramis blieb stehen und verbarg sich im Schatten. Sie sahen nun, ohne gesehen zu werden, das Gesicht von la Vallière; in ihrem Wagen vergessen, hatte diese Anfangs schwermütig über ihren Schlag hinausgeschaut; dann war sie, von der Eifersucht fortgerissen, in die Kapelle gegangen, wo sie, an einen Pfeiler angelehnt, den lächelnden König betrachtete, der Frau von Montespan durch ein Zeichen bedeutete, sie möge näher kommen und nicht bange haben.

Frau von Montespan näherte sich; sie nahm die Hand, die ihr der König bot; dieser riß die erste Feder dem Reiher aus, den der Falke erwürgt hatte, und befestigte sie am Hut seiner schönen Gefährtin.

Ebenfalls lächelnd, küßte sie nun zärtlich die Hand, die ihr dieses Geschenk machte.

Der König errötete vor Vergnügen; er schaute Frau von Montespan mit dem Feuer des Verlangens und der Liebe an.

»Was werdet Ihr mir dagegen geben?« fragte er.

Sie riß einen Zweig von der Zypresse ab und reichte ihn dem von Hoffnung berauschten König.

»Das ist ein trauriges Geschenk,« sagte Aramis leise zu d'Artagnan. »Die Zypresse beschattet ein Grab.«

»Ja, und dieses Grab ist das von Raoul von Bragelonne,«

erwiderte d'Artagnan ganz laut, »von Raoul, der unter jenem Kreuze neben Athos, seinem Vater, schläft.«

Ein Seufzer wurde hinter ihnen hörbar. Sie sahen eine Frau ohnmächtig niederfallen. La Vallière hatte Alles gesehen und Alles gehört.

»Arme Frau!« murmelte d'Artagnan, der ihren Dienerinnen sie in ihren Wagen bringen half, »nun ist es an ihr, zu leiden.«

Am Abend setzte sich d'Artagnan wirklich an die Tafel des Königs, neben Herrn Colbert und den Herrn Herzog von Alameda.

Der König war heiter. Er sagte tausend Artigkeiten der Königin, tausend Zärtlichkeiten Madame, welche an seiner Linken saß und sehr traurig aussah. Man hätte glauben sollen, Man befinde sich in der Zeit der Ruhe, da der König in den Augen seiner Mutter auf die Billigung oder die Mißbilligung dessen, was er gesagt, lauerte.

Von Geliebten war bei diesem Mahle nicht die Rede. Der König richtete wiederholt das Wort an Aramis, den er Herr Botschafter nannte, was das Erstaunen vermehrte, das d'Artagnan schon darüber fühlte, daß er seinen Freund, den Rebellen, so vortrefflich am Hofe ausgenommen, so wohl gelitten sah.

Als der König ausstand, machte er Colbert, dessen Auge das des Herrn bespähte, ein Zeichen.

Colbert nahm d'Artagnan und Aramis beiseit. Der König plauderte mit seiner Schwägerin, während sich Monsieur unruhig und mit einer ängstlichen Miene, ohne seine Frau und seinen Bruder mit dem Augenwinkel zu verlassen, mit der Königin unterhielt.

Das Gespräch zwischen Aramis, d'Artagnan und Colbert drehte sich um verschiedene Gegenstände. Es war von den vorhergehenden Ministern die Rede. Colbert erzählte von Mazarin und ließ sich von Richelieu erzählen.

D'Artagnan mußte unablässig staunend diesen Mann mit den dicken Augenbrauen und der niedrigen Stirne anschauen, der so großes Wissen und eine so heitere Laune entwickelte. Aramis wunderte sich über diese Leichtigkeit des Geistes, die es einem ernstesten Mann gestattete, den Augenblick einer tieferen Unterredung zu verzögern, auf die Niemand anspielte, obgleich

die drei Redenden fühlten, daß sie nahe bevorstand.

Man sah an der verlegenen Miene von Monsieur, wie peinlich ihm das Gespräch des Königs mit seiner Gemahlin war. Die Augen von Madame waren beinahe rot; wollte sie sich beklagen, wollte sie einen kleinen Skandal bei vollem Hofe machen?

Der König nahm sie auf die Seite und sagte mit einem so sanften Tone, daß er die Prinzessin an die Tage erinnern mußte, wo man sie um ihrer selbst willen geliebt hatte:

»Meine Schwester, warum haben diese schönen Augen geweint?«

»Sire . . . « stammelte sie.

»Monsieur ist eifersüchtig, nicht wahr?«

Sie schaute nach der Seite von Monsieur, ein untrügliches Zeichen, das den Prinzen benachrichtigte, man beschäftige sich mit ihm.

»Ja,« antwortete sie.

»Hört mich an,« fuhr der König fort, »wenn Eure Freunde Euch bloßstellten, so ist es nicht der Fehler von Monsieur.«

Er sprach diese Worte mit einer solchen Milde, daß Madame, welche seit langer Zeit so viel Kummer hatte, beinahe in Tränen ausgebrochen wäre.

»Ruhig, liebes Schwesterchen,« sagte der König, »erzählt mir diese Schmerzen; bei meinem Bruderwort, sie erregen mein Mitleid; bei meinem Königswort, ich werde ihnen ein Ziel setzen.«

Sie schlug ihre schönen Augen auf und erwiderte schwermütig:

»Nicht meine Freunde sind es, die mich kompromittieren; sie sind abwesend oder verborgen; man hat sie, die so ergeben, so gut, so rechtschaffen, bei Eurer Majestät in Ungnade gebracht.«

»Ihr sagt das wegen Guiche, den ich auf die Bitte von Monsieur verbannt habe?«

»Und der sich seit dieser ungerechten Verbannung einmal des Tags töten zu lassen sucht!«

»Ungerecht! sagt Ihr, meine Schwester?«

»So ungerecht, daß, wenn ich nicht für Eure Majestät die mit Freundschaft gemischte Achtung gehabt hätte, die ich immer habe . . . «

»Nun?«

»Daß ich meinen Bruder Karl, über den ich Alles vermag, gebeten hätte . . . «

Der König bebte.

»Was denn?«

»Ich hätte ihn gebeten, Euch vorstellen zu lassen, daß Monsieur und sein Günstling, der Herr Chevalier von Lorraine, sich nicht ungestraft zu Henkern meines Glückes und meiner Ehre machen dürfen.«

»Der Chevalier von Lorraine, dieses finstere Gesicht?«

»Ist mein Todfeind. So lange dieser Mensch in meinem Hause lebt, wo ihn Monsieur zurückhält und ihm jede Gewalt gibt, werde ich die letzte Frau dieses Reiches sein.«

»Somit,« sprach der König langsam, »somit nennt Ihr Euren Bruder von England einen besseren Freund, als mich?«

»Die Handlungen sind da, Sire.«

»Und Ihr wollt lieber Hilfe verlangen von . . . «

»Von meinem Vaterland,« erwiderte sie mit Stolz; »ja, Sire.«

»Meine Freundin,« sagte der König, »Ihr seid die Enkelin von Heinrich IV. wie ich. Vetter und Schwager, hat das am Ende nicht den Wert des Titels leiblicher Bruder?«

»So handelt.«

»Schließen wir ein Bündnis?«

»Fangt an.«

»Ich habe, sagt Ihr, Guiche ungerecht verbannt?«

»Oh! ja,« antwortete sie errötend.

»Guiche wird zurückkommen.«

»Gut.«

»Und dann sagt Ihr, ich habe Unrecht, den Chevalier von Lorraine, der Monsieur schlechte Ratschläge gegen Euch gebe, in Eurem Hause zu lassen?«

»Behaltet wohl, was ich Euch sage, Sire . . . der Chevalier von Lorraine, wenn ich eines Tages schlecht endige, erinnert Euch, daß ich zum Voraus den Chevalier von Lorraine anklage; das ist eine zu allen Verbrechen fähige Seele!«

»Der Chevalier von Lorraine wird Euch nicht mehr belästigen,

das verspreche ich Euch.«

»Dies wird ein wahres Präliminar des Bündnisses sein, Sire, ich unterzeichne es . . . Doch da Ihr Euren Teil gemacht habt, sagt mir, was der meinige sein soll.«

»Statt mich mit Eurem Bruder Karl zu entzweien, müßt Ihr mich zu einem innigern Freund von ihm machen, als ich je war.«

»Das ist leicht.«

»Ah! nicht so sehr, als Ihr glaubt; denn bei einer gewöhnlichen Freundschaft umarmt man sich, ist man zuvorkommend, gibt man sich Feste. Das kostet einen Kuß, einen Empfang; leichte Kosten, aber bei der politischen Freundschaft . . . «

»Ah! es ist eine politische Freundschaft?«

»Ja, meine Schwester, und statt der Umhalsungen und der Feste sind es Soldaten, mit denen man seinen Freund ganz lebend und ganz equipirt bedienen, sind es Schiffe, die man ihm ganz bemannt, mit Waffen und Munition ausgerüstet bieten muß. Daraus geht hervor, daß man nicht immer Kassen und Kisten hat, welche geneigt und beschaffen sind, solche Freundschaften zu machen.«

»Ihr habt Recht, Sire . . . die Kassen und Kisten des Königs von England sind seit einiger Zeit ein wenig sonor.«

»Doch Ihr, meine Schwester, Ihr, die Ihr so viel Einfluß auf Euren Bruder habt, werdet vielleicht erlangen, was ein Gesandter nie erlangen würde.«

»Ich müßte zu diesem Behufe nach England gehen, mein lieber Bruder.«

»Ich dachte wohl hieran,« erwiderte lebhaft der König, »und ich sagte mir, eine solche Reise würde Euch ein wenig Zerstreuung geben . . . «

»Nur ist es möglich, daß ich scheitere,« unterbrach ihn Madame: »der König von England hat gefährliche Räte.«

»Rätinnen, wollt Ihr sagen!«

»Ganz richtig. Wenn zufällig Eure Majestät die Absicht hätte, ich nehme nur an, von Karl II. ein Bündnis für einen Krieg zu verlangen . . . «

»Für einen Krieg?«

»Ja. Nun! so werden die Rätinnen des Königs, welche der Zahl

nach sieben sind, Fräulein Stewart, Fräulein Wells, Fräulein Gwyn, Miß Orchay, Fräulein Zunga, Miß Daws und die Gräfin von Castelmaine, dem König vorstellen, der Krieg koste viel Geld, es sei besser, Gesetze und Abendbrote in Hampton-Court zu geben, als Linienschiffe in Portsmouth und in Greenwich zu equipiren.«

»Und dann wird Eure Unterhandlung scheitern?«

»Oh! diese Damen bewirken, daß alle Unterhandlungen scheitern, die sie nicht selbst machen.«

»Wißt Ihr, welchen Gedanken ich gehabt habe, meine Schwester?«

»Nein, sprecht.«

»Wohl um Euch her suchend, würdet Ihr vielleicht, um sie zum König mitzunehmen, eine Rätin gefunden haben, deren Beredsamkeit den bösen Willen der Anderen gelähmt hätte.«

»Das ist in der Tat ein Gedanke, Sire, und ich suche.«

»Ihr werdet finden.«

»Ich hoffe es.«

»Es müßte eine hübsche Person sein; ein angenehmes Gesicht ist besser, als ein häßliches, nicht wahr?«

»Sicherlich.«

»Ein lebhafter, heiterer, verwegener Geist!«

»Gewiß. Adel . . . so viel, als man braucht, um sich dem König ohne ein linkisches Wesen zu nähern; wenig genug, um nicht durch die Geschlechtswürde verlegen und beengt zu sein.«

»Ganz richtig.«

»Und die ein wenig Englisch könnte . . . «

»Mein Gott!« rief Madame lebhaft, »wie Fräulein von Kéroualle, zum Beispiel.

»Ja wohl, Ihr habt gefunden, Ihr habt gefunden, meine Schwester.«

»Ich nehme sie mit. Ich denke, sie wird sich nicht über mich zu beklagen haben.«

»Nein . . . ich ernenne sie zur bevollmächtigten Verführerin, und füge dann den Gehalt dem Titel bei.«

»Gut.«

»Ich sehe Euch schon auf der Reise, liebes Schwesterchen,

und getröstet über all' Euren Kummer.«

»Ich werde unter zwei Bedingungen gehen. Einmal muß ich wissen, worüber ich zu unterhandeln habe,«

»Hört. Die Holländer beleidigen mich jeden Tag in ihren Zeitungen durch ihre republikanische Haltung. Ich liebe die Republiken nicht.«

»Das begreift sich, Sire«

»Ich sehe zu meiner Betrübniß, daß diese Könige des Meeres, so nennen sie sich, den Handel Frankreichs in Indien hemmen, und daß ihre Schiffe bald alle Häfen Europas besetzt halten werden. Eine solche Macht ist mir zu nahe, meine Schwester.«

»Sie sind jedoch Eure Nachbarn.«

»Darum haben sie Unrecht gehabt, die Euch bekannte Münze schlagen zu lassen, welche Holland darstellt, das wie Josua die Sonne stille stehen macht, mit dem Spruch! *Die Sonne ist vor mir ausgegangen*. Nicht wahr, das ist wenig brüderlich?«

»Ich glaubte, Ihr hättet diese Erbärmlichkeit vergessen.«

»Ich vergesse nie etwas, meine Schwester. Und wenn meine wahren Freunde, wie Euer Bruder Karl, mir beistehen wollen . . . «

Die Prinzessin wurde nachdenkend.

»Hört, die Herrschaft der Meere ist zu teilen,« fuhr Ludwig XIV. fort. »Werde ich bei dieser Teilung, welche England erlitt, nicht den zweiten Teil eben so gut vertreten, als die Holländer?«

»Wir haben Fräulein von Kéroualle, um diese Frage zu verhandeln,« erwiderte Madame.

»Ich bitte, was ist Eure zweite Bedingung, unter der Ihr die Reise machen wollt, meine Schwester?«

»Die Einwilligung von Monsieur, meinem Gemahl.«

»Ihr sollt sie bekommen.«

»Dann bin ich abgereist, mein Bruder.«

Nachdem er diese Worte gehört, wandte sich Ludwig XIV. nach der Ecke des Saales um, wo sich Colbert und Aramis mit d'Artagnan befanden, und machte seinem Minister ein bejahendes Zeichen.

Colbert brach das Gespräch bei dem Punkte ab, den es gerade erreicht hatte, und sagte zu Aramis:

»Herr Botschafter, wollen wir nun von den Angelegenheiten reden?«

D'Artagnan entfernte sich sogleich aus Diskretion.

Er wandte sich nach dem Kamin und nahm eine Stellung, daß er hören konnte, was der König zu Monsieur sagen würde, der ihm voll Unruhe entgegen kam.

Das Gesicht des Königs war belebt. Auf seiner Stirne las man einen Willen, dessen furchtbarer Ausdruck schon keinen Widerspruch mehr in Frankreich traf und bald keinen mehr in Europa finden sollte.

»Mein Herr,« sprach der König zu seinem Bruder, »ich bin mit dem Herrn Chevalier von Lorraine unzufrieden. Ihr, der Ihr ihm die Ehre erweist, ihn zu begünstigen, ratet ihm, einige Monate zu reisen.«

Diese Worte fielen mit dem Donner einer Lawine auf Monsieur, denn er betete den Günstling an und drängte in ihm alle seine Zärtlichkeiten zusammen.

Er rief auch:

»In welcher Hinsicht hat der Chevalier Eurer Majestät mißfallen können?«

Er schleuderte Madame einen wütenden Blick zu.

»Ich werde Euch das sagen, wenn er abgereist ist,« erwiderte der König unempfindlich. »Und auch wenn Madame in England angekommen sein wird.«

»Madame! in England!« murmelte Monsieur verwunderungsvoll.

»In acht Tagen, mein Bruder,« erwiderte Ludwig XIV., »während wir Beide dahin gehen, wohin ich Euch sagen werde.«

Und der König wandte seinem Bruder den Rücken zu, nachdem er ihn angelächelt, um die Bitterkeit dieser zwei Nachrichten zu versüßen.

Während dieser Zeit sprach Colbert beständig mit dem Herzog von Alameda.

»Mein Herr,« sagte Colbert zu Aramis, »der Augenblick, uns zu verständigen, ist gekommen. Ich habe Euch mit dem König ausgesöhnt, und ich war das wohl, einem Mann von Euren Verdiensten schuldig; aber es bietet sich, da Ihr mir zuweilen Freundschaft bezeigt habt, die Gelegenheit, mir einen Beweis

davon zu geben. Ihr seid überdies mehr Franzose, als Spanier. Antwortet mir offenherzig, werden wir die Neutralität Spaniens haben, wenn wir etwas gegen die Vereinigten Provinzen unternehmen?«

»Mein Herr,« erwiderte Aramis, »das Interesse Spaniens ist sehr klar. Mit Europa die Vereinigten Provinzen entzweien, gegen welche der alte Groll wegen ihrer errungenen Freiheit obwaltet, das ist unsere Politik; doch der König von Frankreich ist der Verbündete der Vereinigten Provinzen. Es ist Euch sodann nicht unbekannt, daß dies ein Seekrieg wäre, und daß Frankreich, wie ich glaube, nicht im Stande ist, einen solchen mit Vorteil zu führen.«

Colbert wandte sich in diesem Augenblick um und sah d'Artagnan, der Jemand suchte, mit dem er sich während des abgesonderten Gesprächs von Ludwig XIV. mit Monsieur unterhalten könnte.

Er rief ihn und sagte dann leise zu Aramis:

»Wir können mit d'Artagnan sprechen.«

»Oh! gewiß!« erwiderte der Botschafter.

»Wir sagten so eben, Herr von Alameda und ich,« sprach Colbert, »der Krieg mit den Vereinigten Provinzen sei ein Seekrieg.«

»Das ist unleugbar,« erwiderte der Musketier.

»Und was haltet Ihr davon, Herr d'Artagnan?«

»Ich denke, um diesen Seekrieg zu führen, müßten wir eine sehr starke Landarmee haben.«

»Wie beliebt?« fragte Colbert, der schlecht gehört zu haben glaubte.

»Warum eine Landarmee?« sagte Aramis.

»Weil der König auf der See geschlagen werden wird, wenn er nicht die Engländer bei sich hat, und weil er, ist er auf dem Meere geschlagen, schnell entweder von den Holländern in den Häfen, oder von den Spaniern auf dem Lande überfallen werden wird.«

»Wenn der Spanier neutral ist?« sagte Aramis.

»Neutral, so lange der König der Stärkere sein wird,« entgegnete d'Artagnan.

Colbert bewunderte diesen Scharfsinn, der nie eine Frage

berührte, ohne sie gründlich aufzuklären.

Aramis lächelte. Er wusste wohl, daß d'Artagnan in Betreff der Diplomatie keinen Meister anerkannte.

Colbert, der wie alle Männer von Stolz seiner Phantasie mit einer Gewißheit des Erfolgs schmeichelte, nahm wieder das Wort und sprach:

»Herr d'Artagnan, wer sagt Euch, der König habe keine Marine?«

»Oh! ich habe mich nicht mit diesen Einzelheiten beschäftigt,« erwiderte der Kapitän, »Ich bin ein mittelmäßiger Seemann. Wie alle nervigen Leute, hasse ich das Meer; doch ich denke, daß man mit Schiffen, da Frankreich ein zweihundertköpfiger Hafen ist, Seeleute hätte.«

Colbert zog aus seiner Tasche eine kleine längliche Schreibtafel in zwei Kolonnen. Auf der ersten waren die Namen der Schiffe, auf der zweiten die Ziffern, welche die Zahl der Kanonen und der Mannschaft zusammenfaßten, die diese Schiffe equipirten.

»Ich habe denselben Gedanken gehabt wie Ihr,« sagte er zu d'Artagnan, »und ich ließ mir ein Verzeichnis der Kriegsschiffe machen, die wir addiert haben. Fünf und dreißig Schiffe.«

»Fünf und dreißig Schiffe! Das ist unmöglich!« rief d'Artagnan.

»Ungefähr zwei tausend Kanonen fuhr Colbert fort. »Das ist es, was der König in diesem Augenblick besitzt. Mit fünf und dreißig Schiffen macht man drei Geschwader; aber ich will fünf haben.«

»Fünf!« rief Aramis.

»Sie werden vor dem Ende des Jahres flott sein, meine Herren; der König wird fünfzig Linienschiffe haben. Damit streitet man, nicht wahr?«

»Kriegsschiffe machen ist schwierig, doch es ist möglich,« sagte d'Artagnan. »Aber wie sie ausrüsten? In Frankreich gibt es weder Gießereien, noch militärische Werften.«

»Bah!« erwiderte Colbert mit freudiger Miene, »seit anderthalb Jahren habe ich dies Alles eingerichtet. Ihr wisst das also nicht? . . . Kennt Ihr Herrn d'Infreville?«

»D'Infreville?« antwortete d'Artagnan; »nein.«

»Das ist ein Mann, den ich entdeckt habe. Er besitzt ein spezielles Talent: er versteht es, die Handwerksleute arbeiten zu

machen. Er hat in Toulon Kanonen gießen und Burgunder Stämme zimmern lassen. Und dann werdet Ihr vielleicht nicht glauben, was ich Euch zu sagen im Begriffe bin, Herr Botschafter: ich habe noch eine Idee.«

»Oh! mein, Herr,« erwiderte Aramis höflich, »ich glaube Euch immer.«

»Stellt Euch vor, daß ich, auf den Charakter der Holländer rechnend, mir gesagt habe: Sie sind Kaufleute, sie sind befreundet mit dem König, sie werden glücklich sein, wenn sie an den König verkaufen, was sie für sich selbst fabrizieren. Je mehr man also kauft . . . Ah! ich muß beifügen: Ich habe Forant . . . Kennt Ihr Forant, d'Artagnan?«

Colbert vergaß sich. Er nannte den Kapitän d'Artagnan kurzweg wie der König. Doch der Kapitän lächelte.

»Nein,« erwiderte er, »ich kenne ihn nicht.«

»Das ist abermals ein Mann, den ich entdeckt habe, ein spezielles Talent für den Ankauf. Dieser Forant hat mir für 250,000 Livres Eisen in Kugeln, für 200,000 Livres Pulver, zwölf Ladungen Holz vom Norden, Luntten, Granaten, Schiffsteer, was weiß ich, gekauft, mit einer Ersparnis von sieben Prozent auf dem, was mich diese Dinge in Frankreich fabriziert kosten würden.«

»Es ist eine Idee, holländische Kugeln gießen zu lassen, welche zu den Holländern zurückkehren werden,« sagte d'Artagnan.

»Nicht wahr, mit Verlust?«

Hier brach Colbert in ein schallendes Gelächter aus. Er war entzückt über seinen Scherz.

»Mehr noch,« fügte er bei, »dieselben Holländer machen dem König in diesem Augenblick sechs Kriegsschiffe nach dem Muster der besten ihrer Marine. Destouches . . . Ah! Ihr kennt Destouches vielleicht nicht?«

»Nein, mein Herr.«

»Es ist ein Mann, dessen Auge seltsam sicher genug ist, daß er, wenn ein Schiff ausläuft, sagen kann, was seine Mängel und seine guten Eigenschaften sind. Das ist kostbar, wisst Ihr! Die Natur ist wahrhaft bizarr! Nun wohl! dieser Destouches schien mir

ein nützlicher Mann in einem Hafen sein zu müssen, und er überwacht die Construction von sechs Schiffen von 78, welche die Provinzen für Seine Majestät bauen lassen. Aus dem Allem geht hervor, mein lieber d'Artagnan, daß der König, wenn er sich mit den Provinzen entzweien wollte, eine sehr hübsche Flotte hätte. Ihr wisst aber besser als irgend Jemand, ob die Landarmee gut ist,«

D'Artagnan und Aramis schauten sich an; sie bewunderten die geheimnisvolle Arbeit, welche dieser Mann in wenigen Jahren durchgeführt hatte.

Colbert begriff sie und war gerührt von dieser Schmeichelei, der besten von allen.

»Wenn wir in Frankreich es nicht wussten,« sprach d'Artagnan, »außerhalb Frankreich weiß man es noch viel weniger.«

»Darum sagte ich zu dem Herrn Botschafter,« fuhr Colbert fort, »wenn Spanien seine Neutralität verspreche, wenn England uns unterstütze . . . «

»Wenn England Euch unterstützt,« erwiderte Aramis, »so verbürge ich mich für die Neutralität Spaniens.«

»Eure Hand daraus,« rief Colbert mit seiner ungeschlachten Treuherzigkeit. »Und was Spanien betrifft, Ihr habt das goldene Vließ nicht, Herr von Alameda. Ich habe den König kürzlich sagen hören, er würde Euch gern das große Band vom heiligen Michael tragen sehen.«

Aramis verbeugte sich.

»Oh!« dachte d'Artagnan, »und Porthos ist nicht mehr da! Wie viel Ellen Band würden ihm bei dieser Freigebigkeit zufallen! Guter Porthos!«

»Herr d'Artagnan,« sagte Colbert, »nun ist die Reihe an uns Beiden. Ich wette, Ihr werdet Geschmack daran finden, Eure Musketiere nach Holland zu führen. Könnt Ihr schwimmen?«

Und er lachte wie ein Mensch, der von der besten Laune ergriffen ist.

»Wie ein Aal,« erwiderte d'Artagnan.

»Oh! man hat dort eine harte Arbeit mit Kanälen und Sümpfen, Herr d'Artagnan, und die besten Schwimmer ertrinken.«

»Es ist mein Handwerk, für den König zu sterben,« antwortete

der Musketier. »Nur, da es selten ist, daß man im Krieg viel Wasser ohne ein wenig Feuer findet, erkläre ich Euch, daß ich mein Möglichstes tun werde, um das Feuer zu wählen. Ich werde alt, das Wasser macht mich erstarren, das Feuer erwärmt wieder, Herr Colbert.«

Und d'Artagnan, indem er diese Worte sprach, war so schön von Stärke und jugendlichem Stolz, daß Colbert seinerseits nicht umhin konnte, ihn zu bewundern.

D'Artagnan gewährte die Wirkung, die er hervorgebracht hatte. Er erinnerte sich, daß derjenige ein guter Handelsmann ist, welcher seine Ware ganz laut schätzen läßt, wenn sie Wert hat. Er machte daher seinen Preis zum Voraus.

»Wir gehen also nach Holland,« sagte Colbert.

»Ja,« erwiderte d'Artagnan; »nur . . . «

»Nur?«

»Nur,« wiederholte d'Artagnan, »nur ist bei Allem die Frage des Interesse und die Frage der Eitelkeit. Der Gehalt eines Kapitäns der Musketiere ist allerdings schön, aber bemerkt wohl, wir haben jetzt die Garden des Königs und die Haustruppen des Königs. Ein Kapitän der Musketiere muß entweder dies Alles kommandieren, und dann wurde er wenigstens hundert tausend Livres für Repräsentation und Tafel verbrauchen . . . «

»Denkt Ihr etwa, der König handle mit Euch?« entgegnete Colbert.

»Ei! mein Herr, Ihr habt mich nicht verstanden,« erwiderte d'Artagnan, der nun sicher, daß er die Frage des Interesse durchgesetzt; »ich sagte, ich, ein alter Kapitän, einst Chef der Garde des Königs, ich, der ich den Vortritt vor den Marschällen von Frankreich habe, könnte mich eines Tages gleich gestellt zu drei mit dem Kapitän der Garden und dem Obersten Kommandanten der Schweizer sehen. Das würde ich aber um keinen Preis dulden. Ich habe meine alten Gewohnheiten und halte darauf.«

Colbert fühlte den Streich. Er war vorbereitet.

»Ich habe an das, was Ihr mir so eben gesagt, gedacht,« erwiderte er.

»An was?«

»Wir sprachen vorhin von Kanälen und Sümpfen, in denen man ertrinke.«

»Nun?«

»Nun! wenn man ertrinkt, so geschieht es in Ermangelung eines Stabes, eines Brettes, eines Stockes.«

»Eines Stabes, so kurz er sein mag,« sagte d'Artagnan.

»Ganz richtig,« sprach Colbert, »ich kenne auch kein Beispiel, daß ein Marschall von Frankreich ertrunken ist.«

D'Artagnan erlebte vor Freude; mit unsicherer Stimme sagte er:

»Man wäre sehr stolz auf mich in meiner Heimat, wenn ich Marschall von Frankreich würde; aber um den Stab zu erlangen, muß man das Oberkommando bei einer Expedition gehabt haben.«

»Mein Herr,« sprach Colbert, »in diesem Schreibbuch, das Ihr studieren werdet, ist ein Feldzugsplan; Ihr habt ihn das Truppcorps beobachten zu lassen, das der König für den Feldzug im nächsten Frühjahr unter Eure Befehle stellt.«

D'Artagnan nahm zitternd das Buch, und seine Finger begegneten denen von Colbert. Der Minister drückte herzlich die Hand des Musketiers.

»Mein Herr,« sprach er, »wir hatten Beide eine Genugtuung von einander zu nehmen. Ich habe angefangen, die Reihe ist an Euch.«

»Ich gebe Euch eine Erklärung, mein Herr,« antwortete d'Artagnan, »und ich bitte Euch dringend, dem König zu sagen, die erste Gelegenheit, die sich mir biete, werde für einen Sieg zählen oder meinen Tod sehen.«

»Ich lasse sogleich die goldenen Lilien Eures Marschallstabes stecken,« fügte Colbert bei.

Am andern Tag kam Aramis, der nach Madrid abreiste, um die Neutralität Spaniens zu unterhandeln, zum Abschied in das Hotel von d'Artagnan. Die zwei Freunde hielten sich lange Herz an Herz umschlungen.

»Lieben wir uns für Vier,« sagte d'Artagnan, »wir sind nur noch zu Zwei.«

»Und Du wirst mich vielleicht nicht mehr sehen, mein teurer

d'Artagnan,« sprach Aramis; »wenn Du Wüßtest, wie ich Dich geliebt habe! Ich bin alt, ich bin erloschen, ich bin tot.«

»Mein Freund, Du wirst länger leben, als ich, die Diplomatie befiehlt Dir, zu leben; mich aber verurteilt die Ehre zum Tod.«

»Bah! die Menschen wie wir, Herr Marschall, sterben nur von Freude und Ruhm gesättigt,« rief Aramis.

»Oh!« erwiderte d'Artagnan mit einem traurigen Lächeln, »ich fühle jetzt keinen Appetit mehr, Herr Herzog.«

Sie umarmten sich noch einmal, und zwei Stunden später waren sie getrennt.

XXXVI.

Der Tod von Herrn d'Artagnan.

Im Widerspruch mit dem, was immer geschieht, sei es in der Politik, sei es in der Moral, hielt Jeder seine Versprechungen, erfüllte Jeder seine Verbindlichkeiten.

Der König rief Herrn von Guiche zurück und jagte den Chevalier von Lorraine weg, so daß Monsieur darüber krank wurde.

Madame reiste nach London ab, wo durch ihre Bemühungen Karl II., ihr Bruder, einen solchen Geschmack an den Ratschlägen von Fräulein von Kéroualle fand, daß das Bündnis zwischen Frankreich und England unterzeichnet wurde, und daß die englischen Schiffe, mit einigen Millionen französischen Goldes befrachtet, einen furchtbaren Krieg gegen die Vereinigten Provinzen  r ffneten.

Karl II. hatte Fräulein von Kéroualle ein wenig Dankbarkeit für ihre guten Ratschläge versprochen: er machte sie zur Herzogin von Portsmouth.

Colbert hatte dem König Schiffe, Munitionen, Siege versprochen. Colbert hielt bekanntlich Wort.

Aramis endlich, von Allen derjenige, auf dessen Versprechen man am wenigsten zählen konnte, schrieb an Colbert folgenden Brief in Betreff der Unterhandlungen, die er in Madrid übernommen hatte:

»Herr Colbert,

»Ich habe die Ehre, Euch den Ehrwürdigen Vater d'Oliva, den Interimsgeneral der Gesellschaft Jesu, meinen provisorischen Nachfolger, zuzusenden.

»Der Ehrw. Vater wird Euch erklären, Herr Colbert, daß ich die Leitung aller Angelegenheiten des Ordens behalte, welche Frankreich und Spanien betreffen, daß ich aber nicht den Titel eines Generals beibehalten will, da er zu viel Licht auf den Gang der Unterhandlungen werfen würde, mit denen Seine Katholische Majestät mich zu beauftragen die Gnade hat. Ich

werde diesen Titel auf Befehl Seiner Majestät wieder führen, wenn die Arbeiten, die ich im Einklang mit Euch unternommen habe, zur Verherrlichung Gottes und seiner Kirche zu einem guten Ziele gelangt sind.

»Der E. V. d'Oliva wird Euch von der Einwilligung unterrichten, die S. K. M. zur Unterzeichnung eines Vertrages gibt, der die Neutralität Spaniens im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und den Vereinigten Provinzen sichert.

»Diese Einwilligung wäre gültig, selbst wenn England, statt sich tätig zu benehmen, sich nur darauf beschränkte, daß es neutral bliebe.

»Was Portugal betrifft, von dem wir mit einander gesprochen haben, so kann ich Euch versichern, daß es mit allen seinen Mitteln dazu beitragen wird, den Allerchristlichsten König in seinem Krieg zu unterstützen.

»Ich bitte Euch, Herr Colbert, mir Eure Freundschaft bewahren zu wollen, so wie auch an meine tiefe Zuneigung zu glauben und meinen Respekt Seiner Allerchristlichsten Majestät zu Füßen zu legen.

»Unterz.: Der Herzog von Alameda.«

Aramis hatte also mehr gehalten, als er versprochen; man hatte nur noch zu erfahren, wie der König, Herr Colbert und Herr d'Artagnan einander getreu wären.

Im Frühling, wie es Herr Colbert vorhergesagt, zog die Landarmee ins Feld.

Sie marschierte in herrlicher Ordnung dem Hofe von Ludwig XIV. voran; dieser brach zu Pferde auf und führte, umgeben von Wagen voll von Damen und Höflingen, zu diesem blutigen Feste die Elite seines Königreichs.

Die Offiziere des Heeres hatten allerdings keine andere Musik, als das Geschütz der holländischen Forts; doch dies war genug für eine große Anzahl, welche in diesem Kriege Ehrenstellen, Anvancement, das Glück oder den Tod fand.

Herr d'Artagnan ging ab, ein Corps von zwölf tausend Mann Reiterei und Fußvolk kommandierend, mit denen er die verschiedenen Plätze nehmen sollte, welche die Knoten des strategischen Netzes bilden, das man Friesland nennt.

Nie wurde ein Heer glänzender zu einer Expedition geführt, die Offiziere wussten, daß der Gebieter, eben so klug, eben so schlaue, als er mutig war, nicht einen Menschen, nicht einen Zoll breit Erde ohne Not opfern würde.

Er hatte die alten Kriegsgewohnheiten: vom Lande leben, den Soldaten singend, den Feind weinend halten.

Der Kapitän der Musketiere setzte seine Eitelkeit darein, zu zeigen, daß er sein Handwerk verstehe. Man sah nie die Gelegenheiten besser gewählt, die Handstreichs besser unterstützt, die Fehler des Belagerten besser benützt. Die Armee von d'Artagnan nahm zwölf kleine Plätze in einem Monat.

Er war beim dreizehnten, und dieser hielt sich seit fünf Tagen. D'Artagnan ließ den Laufgraben eröffnen, ohne daß er zu vermuten schien, diese Leute müßten sich je ergeben.

Die Pioniere und die Arbeiter waren im Heere dieses Mannes ein Corps voll Wetteifer und Ideen, weil er sie als Soldaten behandelte, weil er ihr Geschäft glorreich zu machen wusste, und sie nur töten ließ, wenn er es nicht anders tun konnte.

Man mußte auch sehen, mit welchem gewaltigen Eifer die Arbeiten in dem sumpfigen Erdboden Hollands von Statten gingen. Die Torfmoore und die Lettenklumpen schmolzen, wie die Soldaten sagten, gleich der Butter in den großen Öfen der friesischen Hausfrauen.

Herr d'Artagnan schickte einen Courier an den König ab, um ihm seine letzten Siege melden zu lassen, was seine treffliche Laune und seine Geneigtheit, den Damen gehörig zu huldigen, verdoppelte.

Diese Siege von Herrn d'Artagnan gaben dem Fürsten so viel Majestät, daß ihn Frau von Montespan nur noch Ludwig den Unbesiegbaren nannte.

Fräulein de la Vallière, welche den König nur Ludwig den Siegreichen nannte, verlor auch viel in der Gunst Seiner Majestät. Übrigens hatte sie oft rote Augen, und für einen Unbesiegbaren ist

nichts so widerwärtig, als eine Geliebte, welche weint, während Alles um ihn her lächelt. Das Gestirn von Fräulein de la Vallière neigte sich am Horizont in den Wolken und in den Tränen.

Doch die Heiterkeit von Frau von Montespan verdoppelte sich mit dem Glück des Königs und tröstete ihn über jede andere Ungunst.

Seine Majestät wollte diese Verdienste anerkennen; er schrieb an Herrn Colbert:

»Herr Colbert, wir haben ein Versprechen gegen Herrn d'Artagnan zu erfüllen, der die seinigen hält. Ich tue Euch zu wissen, daß es Zeit ist, sich der Zusage zu entledigen. Die Bestallungsbriefe sollen Euch zugeschickt werden.

»Ludwig.«

Herr Colbert, der den Abgesandten von d'Artagnan bei sich behalten hatte, gab diesem Offizier dem zu Folge einen Brief von sich für d'Artagnan und ein mit Gold incrustirtes Kästchen von Ebenholz, das scheinbar nur einen geringen Umfang hatte, aber ohne Zweifel sehr schwer war, da man dem Boten eine Wache von fünf Mann beigesellte, um es ihm tragen zu Helfen.

Diese Leute kamen gegen Tagesanbruch vor den Platz, welchen d'Artagnan belagerte, und erschienen in der Wohnung des Generals.

Man antwortete ihnen, ärgerlich über einen Ausfall, den am Tage vorher der Gouverneur, ein hinterhältischer Mensch, gemacht, wobei man die Werke aufgefüllt, sieben und siebenzig Mann getötet und eine Bresche wiederherzustellen angefangen, sei Herr d'Artagnan mit zehn Compagnien Grenadiere ausgezogen, um die Arbeiten wieder aufnehmen zu lassen.

Der Abgesandte von Herrn Colbert hatte Befehl, Herrn d'Artagnan überall, wo er wäre und zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht es sein möchte, aufzusuchen. Er begab sich also nach den Laufgräben, gefolgt von seiner Eskorte, Alle zu Pferde.

Man sah auf der kahlen Ebene Herrn d'Artagnan mit seinem goldbetreßten Hut, seinem langen Rock und seinen goldenen Ausschlügen. Er kaute an seinem weißen Schnurrbart und war nur damit beschäftigt, daß er mit seiner linken Hand den Staub

abschüttelte, welchen auf ihn die den Boden aufreißenden Stückkugeln warfen.

In diesem furchtbaren Feuer, das die Luft mit Pfeifen erfüllte, sah man die Offiziere die Schaufel handhaben, Soldaten Schiebkarren führen und die großen Faschinen, welche sich getragen oder geschleppt von zehn bis zwanzig Mann erhoben, die Vorderseite der bis ins Herz durch die wütende Anstrengung des seine Soldaten anfeuernden Generals wiedereröffneten Tranchén bedecken.

In drei Stunden war Alles wiederhergestellt. D'Artagnan fing an sanfter zu sprechen. Er war ganz beruhigt, sobald ihm der Kapitän der Pioniere meldete, der Laufgraben sei wieder wohnbar.

Dieser Mann hatte kaum zu sprechen aufgehört, als ihm eine Kanonenkugel ein Bein wegriß und er in die Arme von d'Artagnan sank.

Dieser hob seinen Soldaten auf und trug ihn ruhig, mit allen Arten von Schmeicheleien, unter dem begeisterten Beifallsgeschrei der Regimenter, in den Laufgraben hinab.

Von da an war es kein Eifer mehr, sondern ein Wahnwitz. Zwei Compagnien liefen bis zu den Vorposten, die sie in einer Sekunde umgestürzt hatten. Als ihre Kameraden, welche d'Artagnan nur mit großer Mühe zurückhielt, jene auf den Basteien aufgepflanzt sahen, brachen sie auch vor, und bald begann ein wütender Sturm bei der Contrescarpe, von der das Heil des Platzes abhing.

D'Artagnan sah, daß es nur ein Mittel gab, seine Armee aufzuhalten, das, sie im Platze einzuquartieren; er trieb alle Welt gegen die zwei Breschen, welche die Belagerten auszubessern trachteten; der Anstoß war furchtbar. Achtzehn-Compagnien nahmen daran Teil, und d'Artagnan begab sich mit dem Reste auf einen halben Kanonenschuß vom Platz, um den Sturm durch eine staffelförmige Ausstellung zu unterstützen.

Man hörte deutlich die Schreie der Holländer, welche auf ihren Stücken von den Grenadieren von d'Artagnan niedergestochen wurden; der Kampf nahm zu mit der Verzweiflung des Gouverneur, der seine Stellung Fuß für Fuß verteidigte.

Um ein Ende zu machen und das Feuer zum Schweigen zu bringen, das nicht nachließ, sandte d'Artagnan eine neue Kolonne

ab; wie ein Bohrer durchlöcherte diese die noch soliden Posten, und man erblickte bald auf den Wällen, im Feuer, in erschrockenem Lauf die von den Belagerern verfolgten Belagerten.

In diesem Augenblick hörte der General, atmend und voll Jubel, an seiner Seite eine Stimme sagen:

»Mein Herr, wenn es Euch gefällig wäre, von Herrn Colbert.«

Er erbrach das Siegel eines Briefes, welcher folgende Worte enthielt:

»Herr d'Artagnan, der König beauftragt mich, Euch kundzuthun, daß er Euch zum Marschall von Frankreich ernannt hat, zur Belohnung Eurer guten Dienste und der Ehre, die Ihr den Waffen Seiner Majestät macht.

»Der König ist entzückt über Eure Eroberungen; er befiehlt Euch besonders, die Belagerung, die Ihr begonnen habt, mit Glück für Euch und mit günstigem Erfolg für ihn zum Ende zu führen.«

D'Artagnan stand aufrecht, das Gesicht erhitzt, den Blick funkelnd. Er schlug die Augen auf, um die Fortschritte seiner Truppen aus den ganz in rote und schwarze Wolken gehüllten Mauern zu sehen.

»Ich habe beendet,« erwiderte er dem Boten, »die Stadt wird in einer Viertelstunde übergeben sein.«

Dann las er weiter:

»Das Kistchen, Herr d'Artagnan, ist mein Geschenk. Ihr werdet nicht ärgerlich sein, wenn Ihr seht, daß, während Ihr Krieger das Schwert zieht, um den König zu verteidigen, ich die Künste des Friedens belebe, um Euch mit Belohnungen zu schmücken, die Eurer würdig.

»Ich empfehle mich Eurer Freundschaft, Herr Marschall, und bitte Euch, an meine volle Ergebenheit zu glauben,

»Colbert.«

Trunken vor Freude, machte d'Artagnan dem Boten ein

Zeichen, und dieser näherte sich mit dem Kästchen in der Hand. Doch in dem Augenblick, wo es der Marschall genauer anschauen wollte, erscholl eine mächtige Explosion auf den Wällen und zog seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite der Stadt.

»Es ist sonderbar,« sagte d'Artagnan, »ich sehe die Fahne des Königs noch nicht auf den Mauern, und man hört noch nicht Chamade schlagen.«

Er schickte frische drei hundert Mann unter der Führung eines Offiziers voll Eifer ab und befahl, eine andere Bresche zu schießen.

Dann wandte er sich ruhiger gegen das Kästchen um, das ihm der Abgesandte von Colbert darreichte. Das war sein Gut; er hatte es gewonnen.

D'Artagnan streckte den Arm aus, um das Kästchen zu öffnen, als eine Kanonenkugel, welche von der Stadt kam, die Lade zwischen den Händen des Offiziers zermalmte, d'Artagnan auf die volle Brust traf und ihn auf eine Böschung niederwarf, während der mit Lilien geschmückte Stab aus den zertrümmerten Seiten des Kästchens fiel und unter die ohnmächtige Hand des Marschalls rollte.

D'Artagnan versuchte es, sich zu erheben. Man hatte geglaubt, er sei ohne Wunde niedergeworfen worden. Ein furchtbarer Schrei brach aus der Gruppe seiner erschrockenen Offiziere hervor. Der Marschall war mit Blut bedeckt; die Blässe des Todes stieg langsam zu seinem edlen Antlitz empor.

Auf die Arme gestützt, die sich von allen Seiten ausstreckten, um ihn auszunehmen, konnte er noch einmal seine Blicke nach dem Platze wenden und die weiße Fahne auf dem Kamm der Hauptbastei unterscheiden; schon taub für die Geräusche des Lebens, vernahm er schwach das Rasseln der Trommeln, die den Sieg verkündigten.

Nun faßte er krampfhaft mit seiner Hand den Stab, auf dessen Sammet goldene Lilien gestickt waren, senkte auf ihn seine Augen, welche nicht mehr die Kraft hatten, zum Himmel emporzuschauen, und fiel nieder, die seltsamen Worte murmelnd, Worte, die den erstaunten Soldaten kabbalistische zu sein schienen, Worte, welche einst so viele Dinge auf Erden

vorstellten, und die Niemand, den Sterbenden ausgenommen, mehr verstand:

»Athos, Porthos, auf Wiedersehen Aramis,
auf immer Lebewohl!«

Von den vier tapferen Männern, deren Geschichte wir erzählt, war nur noch ein einziger Leib übrig. Gott hatte die Seelen zu sich genommen.

Ende der dritten und letzten Abteilung
der
drei Musketiere.

Anmerkungen

- [1] Diese Frage des Königs erklärt sich nur dadurch, daß die Franzosen für Urlaub und Abschied dasselbe Wort haben: congé.
- [2] Natter.
- [3] Malicorne: Unglückshorn.
- [4] In der Bedeutung des Schachbretts genommen. Im Französischen heißt es **plons**, was Bauern auf dem Schachbrett und Steine im Damenspiel bedeutet.
- [5] Wir glaubten die französischen Ausdrücke beibehalten zu müssen, weil dieses Wortspiel, ins Deutsche übertragen, schleppend wird. **Le Tendre**, Provinz-Zärtlichkeit. **Petit-Soins**, Kleine Aufmerksamkeiten **Billets-Doux**, Liebesbillets, **Visible-Amour** Sichtbare Liebe. D. Übers.
- [6] Ad majorem Gei gloriam.
- [7] Chaperon nennt man eine Person, welche ein junges Frauenzimmer des Anstandes wegen begleitet. Nach dem Sinne von Aramis aber wäre Deckmantel wohl der passendste Ausdruck.
- [8] Iris, Deine schlaun Augen sagen nicht immer, was Dein Geist Deinem Herzen anvertraut; Iris, warum muß ich mein Leben damit hinbringen, daß ich Deine Augen, die mir diese Streiche gespielt, mehr liebe.
- [9] Gesegnet seien die Götter, die mein Leben verurteilen.
- [10] Gesegnet seien die Götter, die mein Leben bestimmen.
- [11] Kap. XXII. S. 190.
- [12] In der Übersetzung: Schluß XVII. im vorhergehenden Band VIII. S. 159.
- [13] Eine Art von Stickerei aus Baumwolle.
- [14] La Puccele, die Jungfrau von Orleans, ein klägliches Heldengedicht auf Chapelain.
- [15] Und man sah die Nympe von Vaux den Preis ihren Arbeiten geben.
- [16] O Nympe, die Ihr diese tiefe Grotte verlaßt, um den größten König der Welt zu bewundern.
[O Nympe die Du die tiefe Grotte verlassen 2c. 2c. würde der Deutsche sagen, der, minder höflich als die Franzosen, sich gegen die Nymphen nur des Singulars bedient. Anm. d. Üb.]
- [17] Das ist ein Werk von Molière. Dieser Schriftsteller bezaubert durch seine Manier gegenwärtig den ganzen Hof. So, wie sein Name sich rasch verbreitet, muß er schon jenseits Rom sein. Ich bin entzückt darüber, denn das ist ein Mann.

Wir müssen dem Leser die Worte des Originals geben, die sich dem Klange
[18]nach nicht übersetzen lassen: Ne m'apples ni monsieur ni monseigneur,
applees-moi MAUDIT.